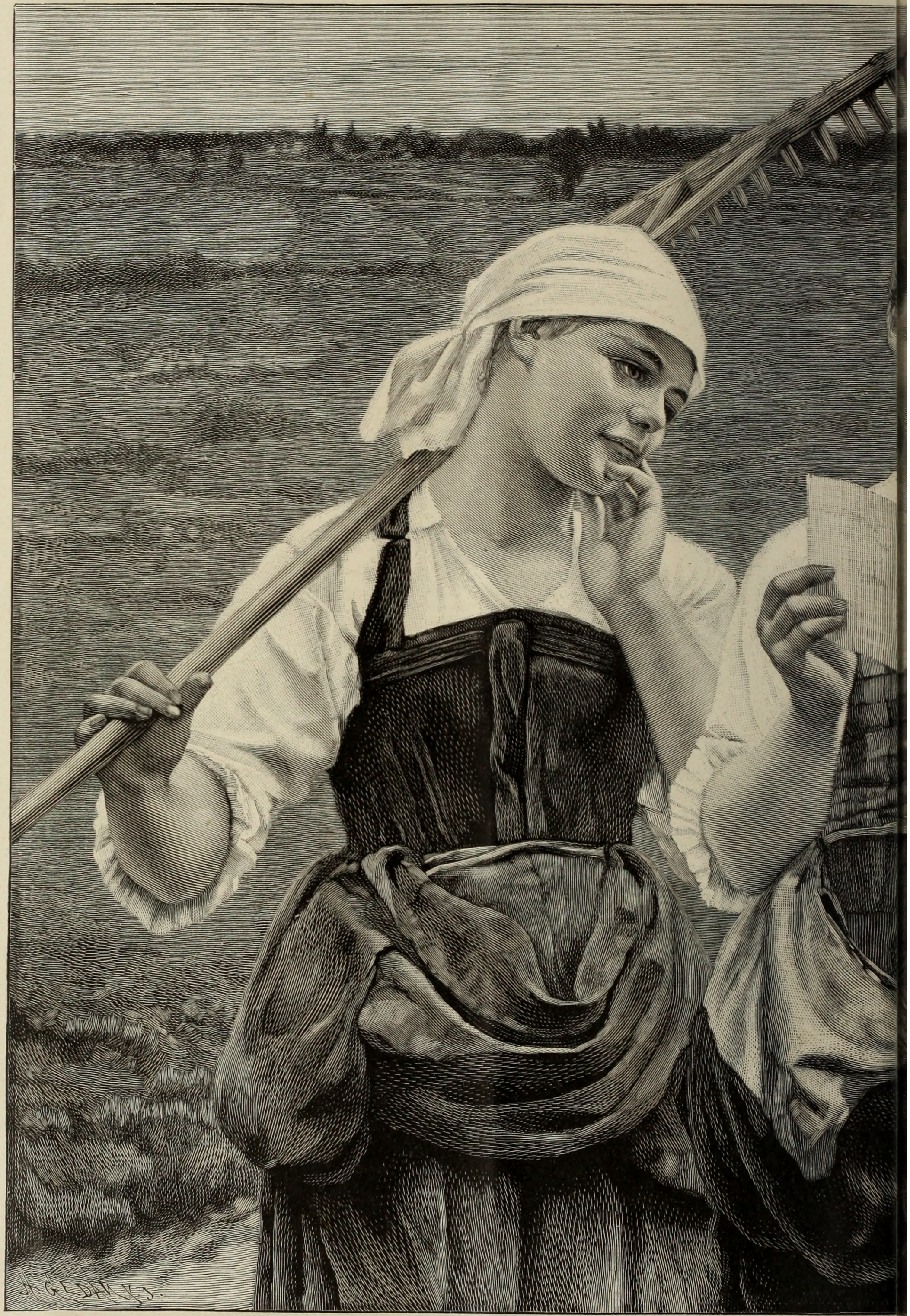
FRED LOCKLEY
RARE WESTERN BOOKS
4227 S. E. Stark St.
PORTLAND, ORE.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
053
DAH
v. 28

University of Portland
Compliments of
Fred Lockley

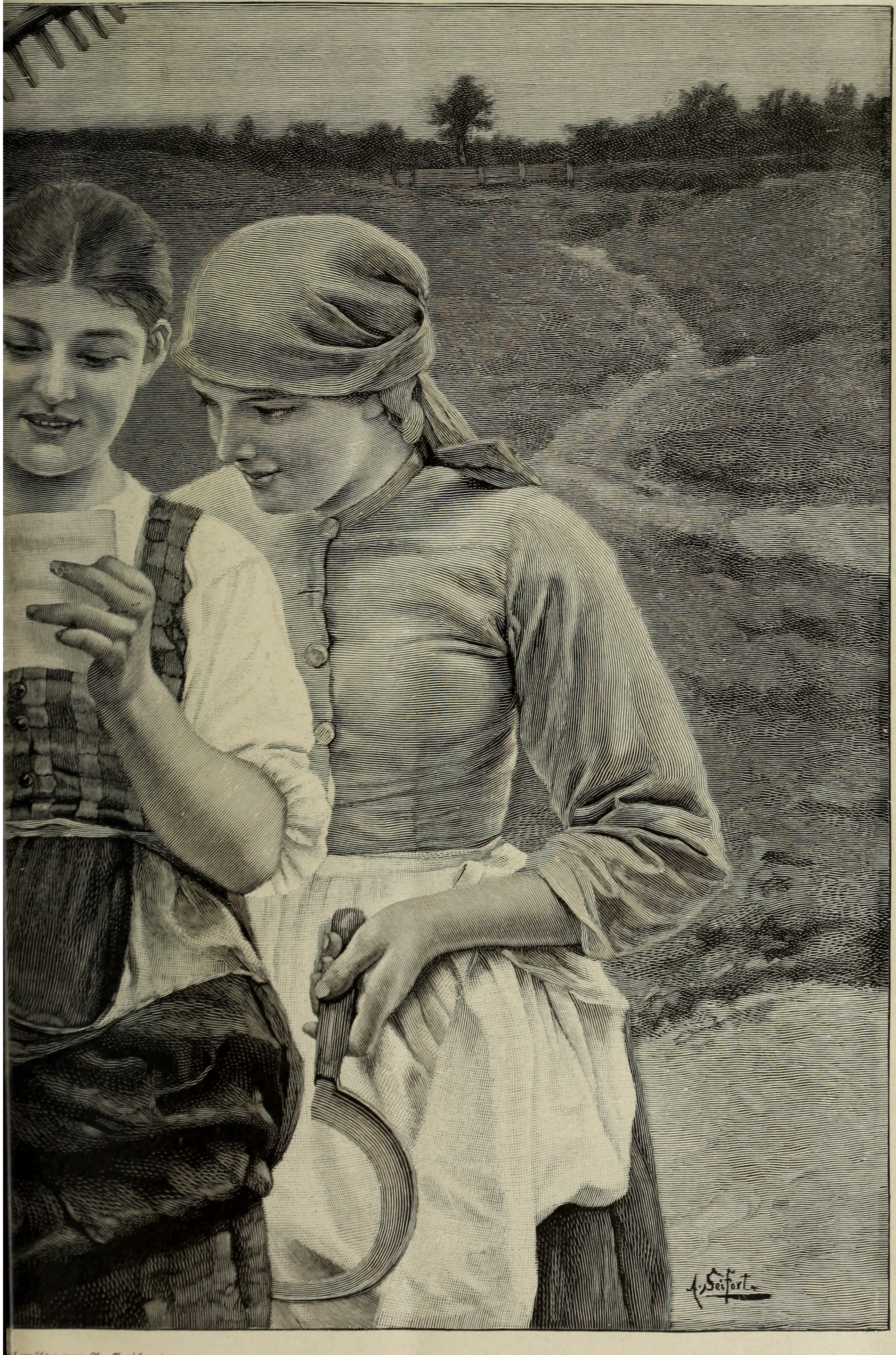
Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/daheimeindeutsch2818unse



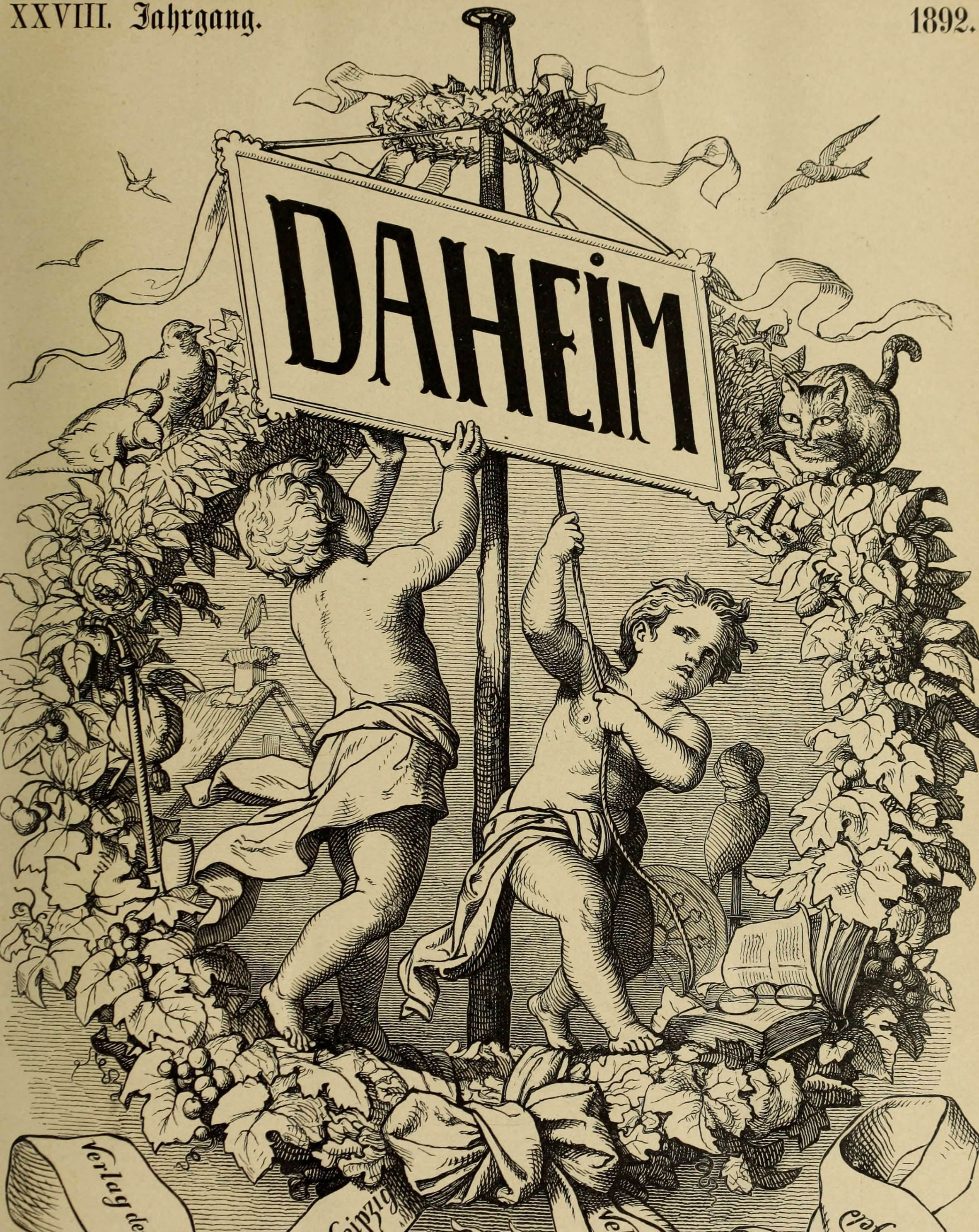
Auf dem Heimwege. Nach

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII, Heft 1.



emälde von A. Seifert.

XXVIII. Jahrgang. 1892.


DAHEIM
Verlag der Daheim-
Expedition in Leipzig
Velhagen u. Klasing
in Bielefeld
S.
XA.v.R.Brend'amour.

053
DAH
v.28

# Inhalt.

Seite

### Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken.

Auerhahnpfalz, Auf dem. Von Anton v. Perfall . . . . . . . . . 486
Banden, In fremden. Erzählung von H. v. Krauſe (C. v. Hellen) . . 774
„Chriſtkindle“ bei der „Schnider-Mutter.“ Von Hermine Villinger . . 178
Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling . . . . . . . . . 418
Familie von Stieglitz, Die. Von Hermann Heiberg . . . . . . . . . 209
Hammelgeſchichte von anno Sechsundſechzig, Eine. Von G. v. Rohrſcheidt 438
Meiſter Kern und Herr Wiesling. Von Hanns v. Zobeltitz . . . . . . . 87
Michel Aubertin. Eine Erzählung aus dem lothringer Lande. Von E. Plaſtein 550
Mine, Seine. Eine Berliner Geſchichte von Adolf Schultze . . . . . . . 201
Moor und Marſch, In. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt . . . . . 1
Nebel, Im. Novelle von Hans Nagell von Brawe . . . . . . . . . . 9
Pfarrtochter, Eine. Eine Erzählung aus dem Leben von L. Thiele . . . . 760
Schatz, Der. Von Heinrich Seidel . . 706
Schlachtſchwert, Das, Mi-Moun's. Von Fedor v. Zobeltitz . . . . . . . 470
Uhrenonkel, Der. Von Olga Wohlbrück 392
Was ſich am Morgen meines fünfzigſten Geburtstages ereignete. Von Heinrich Seidel . . . . . . . . 714
Zur rechten Zeit. Erzählung aus dem Seeleben. Von Reinhold Werner . 634

### Gedichte.

Armut, Die. Von J. Trojan . . . 280
Auf dem Eigenen. Von J. Trojan . 411
Auf einſamen Wegen. Von E. Lenbach 587
Bekehrung. Von Hans Hoffmann . . 248
Blumen, Gefüllte. Von J. Trojan . 603
Buchfink, Der. Von H. Seidel . . . 364
Drei Roſengärten. Von J. Trojan . 683
Eiche, Die. Von Hermann Lingg . . 201
Epheublüte. Von J. Trojan . . . 91
Erinnerung. Von Fr. v. Bodenſtedt . 537
Glück. Von Guſtav Falke . . . . 78
Großmutter, Die. Von H. Hoffmann 792
Hauszauber. Von J. Trojan . . . 168
Heimatzauber. Von Ernſt Scherenberg 711
Hurra Paris! Von Guſtav Falke . . 270
Improviſator am Molo, Der. Von Frida Schanz . . . . . . . . . 660
Kadi, ſprich Recht! Von Bernhardine Schulze-Smidt . . . . . . . . . 519
Kaiſer-Trinkſpruch. Von G. v. Rohrſcheidt 257
Karfreitagszauber. Von Karl Hunnius 449
Kinderfreund, Der. Von Frida Schanz 116
Kölner, Der, und der Ulmer. Von Rich. Weitbrecht . . . . . . . . . . 360
Kronprinz Wilhelm, Dem, zu ſeinem zehnten Geburtstag. Von Rud. Kögel 504
Kuckuck, Der. Von H. Seidel . . . 696
Lerche, Die. Von H. Seidel . . . . 436
Liebeszauber. Von Ernſt Lenbach . . 487
Malerin, Die, und ihr Modell. Von Frida Schanz . . . . . . . . . 326
Märchen des Morgenlandes. Von Frida Schanz . . . . . . . . . . . 636
Morgenlied. Von Guſtav Falke . . . 395

Seite

Möwe, Die. Von Heinr. Seidel . . 76
Nachtigall, Die. Von H. Seidel . . 535
Neſſel, Wilde. Von Frida Schanz . . 25
Ohreule, Die. Von H. Seidel . . . 252
Pfingſten. Von Frida Schanz . . . 561
Rauchſchwalbe. Von H. Seidel . . . 46
Reiſepauſe. Von Dr. Theodor Förſter 808
Rhein, Am. Von Auguſte v. Reichenau 56
Rotkehlchen, Das. Von H. Seidel . . 136
Seefahrt. Von Hans Hoffmann . . 728
„Sie meinen, ſie können es nimmer erwarten.“ Von Harriot Wolff . . 158
Sparren-Glocken. Von Ernſt Behrend 309
Sperling, Der. Von H. Seidel . . . 327
Spruch. Von Ernſt Lenbach . . . . 110
Stille. Von J. Trojan . . . . . 478
Totentanz, Ein. Von Franz Jahn . 299
Turteltaube, Die. Von H. Seidel . . 616
Unter den Roſen. Von J. Trojan . 554
Wächterruf. Von Frida Schanz . . . 193
Waldenſer, Der. Von Alice Freiin v. Gaudy . . . . . . . . . . . 782
Wegweiſer ohne Schrift, Der. Von J. Trojan . . . . . . . . . . . 347
Weihnachten. Von Ernſt Lenbach . . 177
Wir ziehn. Von Sophie Trojan . . 44
Wrangel, Papa, als Taufpate. Von Fedor v. Köppen . . . . . . . 743
Zaunkönig, Der. Von Heinrich Seidel 766
Zug des Todes, Der. Von Franz Jahn 299
Zwiſchen Nacht und Tag. Von J. Trojan 827

### Zeitgeſchichtliches.

Bewegungsſpiele, Akademiſche, in Schönholz bei Berlin. Von J. Hermann 300
Bismarck, Des Fürſten, Reiſe nach Kiſſingen . . . . . . . 1. Beil. Nr. 42
Börſe, An der. Von G. S. . . . . . 229
Braſilien als Republik. Von A. W. Sellin 252
„Eider“, Der geſtrandete Dampfer. I. Beil. Nr. 21
Eliſabeth-Kinder-Hoſpital in Berlin, Vor dem . . . . . . . . 1. Beil. Nr. 36
Feier, Zur, des 175jährigen Beſtehens des preußiſchen Kadettenkorps: Feſt in der Hauptkadettenanſtalt zu Groß-Lichterfelde . . . . . 1. Beil. Nr. 52
Feſte Plätze in den Grenzmarken des Oſtens. Von M. W. . . . . . . 264
Getreidekorner, Der neueſte, an der Berliner Börſe. Von G. Sch . . . . . 118
Gladſtone, Edward William. 1. Beil. Nr. 50
Heim, Das. Von Heinrich Seidel . . 86
Heimſtättengeſetz, Ein Zuſatzentwurf zum 654
Helgoländer, Die, bei der Herbſtparade auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. 1. Beil. Nr. 51
Hochzeit, Die, des Grafen Herbert Bismarck . . . . . . . . . 1. Beil. Nr. 38
Jagdhaus, Das kaiſerliche, in Rominten. 1. Beil. Nr. 3
Jagdſchloß Gensburg, Das kaiſerliche, im Elſaß . . . . . . 1. Beil. Nr. 14
Kaiſer Wilhelm-Denkmal, Die zweite Preisbewerbung um das. Von Paul von Szczepański . . 1. u. 2. Beil. Nr. 1
Kataſtrophe, Die, von St. Gervais. 1. Beil. Nr. 47
Kneipp, Bei Pfarrer, in Wörishofen. Von Fritz v. Oſtini . . . . . . . 92
Mendelsſohndenkmal, Das, zu Leipzig. 1. Beil. Nr. 49

Seite

Moltke, Eine Begegnung mit. Von Max Reichard . . . . . . . . . . . 39
Oſtereinquartierung aus Annaburg. 1. Beil. Nr. 28
Reichstagsgebäudes, Vom Bau des. Von Hans Schliepmann . . . . . . . 60
Rock, Beim heiligen, in Trier. Von R. Bode . . . . . . . . . . . 6
Seen-Expedition, Die. Von G. Meinecke 668
Strike, Der, der Buchdruckerei-Gehilfen. 1. Beil. Nr. 6
Thronwechſel, Der, in Heſſen. 1. Beil. Nr. 27
Volksſpeiſehallen in Berlin. Von Otto Preuß . . . . . . . . . . . 372
Wechſel, Der, im preußiſchen Miniſterium . . . . . . . 1. Beil. Nr. 30
Wochenſchluß, Ein böſer . 1. Beil. Nr. 15
Zeitungsausträger, Jugendliche, in Berlin. 1. Beil. Nr. 25

### Geſchichtliches.

Erinnerungsblatt, Ein, an den 18. Oktober 1861, Krönungstag Kaiſer Wilhelms I, in Königsberg . . . . . 38
Friedrich der Große und die Prozeſſe des Müllers Arnold. Von Haſſo Harden 270
Gold für Eiſen. Von E. Schubert . . 294
Holzſchuh, Dietrich. Ein mittelalterlicher Kaiſerprätendent. Von Haſſo Harden 708
Kamarilla Friedrich Wilhelms IV, Die. Von Th. H. Pantenius . . . . . 198
Orgères im Dezember 1870. Von K. Tanera . . . . . . . . . . . 132

### Biographieen und biographiſche Notizen.

Albert Victor, Herzog von Clarence und Avondale † . . . . . . 1. Beil. Nr. 18
Albrecht von Württemberg, Die Verlobung des Herzogs . . 1. Beil. Nr 48
Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, Großherzogin-Mutter † . 1. Beil. Nr. 33
Bauernoriginal, Ein ſchwäbiſches. Von R. Weitbrecht . . . . . . . . . 684
Bülow, Albrecht von † . . . . . . 772
Comenius, Johann Amos. Von Lic. Dr. v. Criegern-Leipzig . . . . . 406
Forckenbeck, Dr. Max von, Oberbürgermeiſter † . . . . . . 1. Beil. Nr. 39
Freyſchlag von Freyenſtein †, General Freiherr . . . . . . . 1. Beil. Nr. 11
Georg, Prinz von Wales . 1. Beil. Nr. 24
Gerber, Staatsminiſter Dr. v. 1. Beil. Nr. 19
Gravenreuth, Karl Frhr. v. † 1. Beil. Nr. 11
Hegel, Dr., Zur Erinnerung an den Präſidenten † . . . . 1. Beil. Nr. 16
Hiddemann, Friedrich † . . . . . . 308
Hofmann, A. W. v., Prof. † 1. Beil. Nr. 35
Kleiſt-Retzow, Hans Hugo von. †. Von H. Andrae (Roman) . . . . . . . 632
Launay, Graf de, Der italieniſche Botſchafter † . . . . . . 1. Beil. Nr. 22
Leutnant, Der jüngſte . . 1. Beil. Nr. 32
Luiſe, Großherzogin von Baden. Von L. v. Petzold . . . . . . . . 12
Margarethe von Preußen, Die Verlobung der Prinzeſſin . . 1. Beil. Nr. 45
Mozarts letzte Tage. Von Ferd. Pfohl 150
Parnell, Charles Stewart †. 1. Beil. Nr. 6
Riedl, Jakob, der Führer der Tiroler im Lützowſchen Freikorps . . . . 262
Rohr, Mathilde von. Von Theodor Fontane . . . . . . . . . 374, 390

Seite
Schwabs, Guſtav, Zum Gedächtnis. Von Oskar Jäger . . . . . . . . 598
Schweſter Kaiſer Wilhelms I, Bei der letzten . . . . . . . . . . . 553
Spangenberg, Guſtav †. Von Dr. O. Doering . . . . . . . . . . 234
Strauß und Torney, Viktor von. Von R. Koenig . . . . . . . . . . 587
Velhagen, Auguſt. †. Von Rob. Koenig 41
Wales, Prinz Georg von. . 1. Beil. Nr. 24
Werth, Johann von. Von R. Wille . 428
Wilhelm, König, und Königin Charlotte von Württemberg . . . . . . . 69
Zarncke, Prof. Dr. Friedrich †. 1. Beil. Nr. 8

### Litteratur-, Kultur-, Kunſtgeſchichtliches.

Adam, Die Künſtlerfamilie. Von Ad. Roſenberg . . . . . . . . . . 532
Bibelüberſetzung des Mittelalters, Die deutſche. Von Leopold Witte . . 726
Denkmal Friedrichs des Großen, Wie es entſtand. Von Dr. Oskar Doering 221
Dom, Der Berliner. I. II. Von Dr. G. 326, 348
Eckermann, Johann Peter. Von Adelheid Weber . . . . . . . . . 812
Friedensarbeit, Eine journaliſtiſche. Von Robert Koenig . . . . . . . . 820
Hoffmann von Fallersleben. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß . 756
Kunſt in der Dorfkirche. Von Hans Schliepmann . . . . . . . . . 422
Menſchenräuberei im vorigen Jahrhundert. Von v. Rieben . . . . . 804
Mirza Schaffy, Zur Erinnerung an den Sänger des. Von Rob. Koenig . . 536
Napoleon I als Novelliſt. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß . . . 748
Ordensverbindungen, Die ſtudentiſchen. Von Ed. Große . . . . . . . . 779
Paramentenausſtellung, Die, im Berliner Kunſtgewerbemuſeum. Von Hans Schliepmann . . . . . . . . . 459
Puppenſpiele, Deutſche. Von Dr. K. Kinzel . . . . . . . . . . . . 691
Weihnachtslied, Das deutſche. Von Adolf Schmitthenner . . . . . . . . 180

### Beſprechungen der neueren Litteratur.

Auſtralien, Ein neues Werk über. Von Haſſo Harden . . . . . . . . . 476
Bechſteins Märchen, Aus . 5. Beil. Nr. 11
Briefe, Die, Helmut von Moltkes. Von Haſſo Harden . . . . . . . . . 102
Buch, Ein, für die deutſche Jugend.
Bücher, Neue. Von Th. H. Pantenius 278
Von Grabow . . . . . . . . . . 170
Denkwürdigkeiten des Feldmarſchalls Roon. Von H. v. Zobeltitz . . . 787
Drummonds, Henry, Hauptwerk in neuer Überſetzung. Von Rob. Koenig . . 206
Duncker, Max. Von Hanns v. Zobeltitz 310
Dürer-Biographie, Eine neue. Von Th. H. Pantenius . . . . . . . 359
Erlebtes und Erdachtes von Harriot Wolff. Von Wilh. Grabow . . . 158
Entdeckungsreiſe, Eine ſoziale. Von Th. H. Pantenius . . . . . . . 22
Erzählungen, Neue. Von Th. H. Pantenius . . . . . . . . . . . . 166
Frau Rat. Von Dr. J. Wychgram . 137
Friedrich der Große als Kronprinz in Ruppin. Von H. v. Zobeltitz . . 567
Frühlingsfahrt, Eine, nach Deutſch-Oſtafrika . . . . . . . . . . . . 619
Geroks Palmblätter . . . 4. Beil. Nr. 11
Heidentum, Das, in der römiſchen Kirche. Von Leop. Witte . . . . . . . 70
Homers Odyſſee in neuer Überſetzung. Von W. Grabow . . . . . . . . 170
Körner-Erinnerungen. Von Th. H. Pantenius . . . . . . . . . . 158
Lebensbilder deutſcher Männer. Von Otto Preuß . . . . . . . . . . 174
Miſſion und Litteratur. Von Carl Meinhof . . . . . . . . . . . . 776
Moltkeſche Dichtungen . . . . . . 446
Moltkes Lebensgeſchichte, Zu. Von Hanns v. Zobeltitz . . . . . . . . . 492
Muſäus, J. K. A., Volksmärchen. 5. Beil. Nr. 11
Pfannſchmidts „Vaterunſer“. Von Otto Preuß . . . . . . . . . . . 440
Programm des Chriſtentums, Das. Von Rob. Koenig . . . . . . . . . 462
Stubeithal, Im. Von H. H. . . . . 139
Vorkämpfer, Ein, chriſtlicher Kultur in Afrika. Von Hanns v. Zobeltitz . . 702
Vorzeit der neuen Welt, Aus der. Von Paul Schellhas . . . . . . . . 171

### Skizzen aus Heimat und Fremde.

Bebenhauſen, Kloſter. Von R. Julius Hartmann . . . . . . . . . . 153
Bilder, Friedliche, aus Kriegeszeit. Von H. Dalton I. II. . . . . . 646, 746
Bismarck-Muſeum in Schönhauſen. Von H. v. Zobeltitz . . . . . . . . 411
Hamburg, Das luſtige, alte. Von Otto Preuß . . . . . . . . . . . . 651
Heim, Ein chriſtliches, für Rheinreiſende 638
Holtenau, Von, nach Brunsbüttel. Bilder vom Bau des Nord-Oſtſeekanals. Von H. v. Spielberg . . . . . . 121
Kamerun, Die deutſche Kolonie . . . 59
Kairos Araberſtadt, Aus. Von J. Stinde 44
Keetmannshoop. Von Dr. R. Ludloff-Coburg . . . . . . . . . . . 582
Kinderſpiele am Kongo. Von Karl Meinhof . . . . . . . . . . . . 204
Langenbeckhaus, Das. Von Dr. E. Adler 567
Lotſenweſen, Hamburger. Von Hans Bohrdt . . . . . . . . . . . 763
Matroſenſtation in Potsdam zur Pfaueninſel, Von der. Von Bernh. Rogge 555
Mandala-Blantyre. Eine Stätte chriſtlicher Kultur im Innern Afrikas. Von A. Merensky . . . . . . . 214
Mlalo. Von C. Holſt . . . . . . 795
Muſentempel, Ein, für die Kleinen. Von F. v. Oſtini . . . . . . . . . 186
Oſtern, Griechiſche, am Goldnen Horn. Von Bernhardine Schulze-Smidt . 454
Oxford, In und bei. Von Georg Horn 53
Pflanzen, Heilige, des Südens. Von Th. Trede . . . . . . . . . . 190
Ratten, Die weißen. Von H. Seidel . 524
Reiſe, Eine, von 400 Meilen die Stunde. Von L. Haſchert . . . . . . . 309
Rock, Im roten. Von H. v. Spielberg 27
Rovigno, In, in der Fangſtation des Berliner Aquariums. Von F. Violet 75
Sankt Jürgen, der Schauplatz von „In Moor und Marſch.“ Von L. Pariſius 572
Sonntage, Zwei, auf der evangeliſchen Miſſionsſtation in Dar-es-Salaam. Von F. Frhr. v. Nettelbladt . . . 316
Sibirien, Nach. Von R. S. . . . 108
Stadt, Von der größten zur kleinſten, in Deutſchland. Von Hans Bohrdt 697
Thee, Der, und die Entwickelung ſeiner Kultur . . . . . . . . . . . 299
Volksfeſt im Kaukaſus. Von A. Gundaccar v. Suttner . . . . . . 342
Walfiſchfängern, Bei den, von Skaarö. Von Rud. Stratz . . . . . . . 742
Waljagden. Von Pechuel-Löſche . . 662
Wallfahrtsort, Ein ehemaliger märkiſcher. Von Fr. Kempff-Sandau . 827

### Naturwiſſenſchaftliches und Mediziniſches.

Augen unſerer Kinder, Die. Von Dr. S. 364
Cholera, Bekommen wir die, ins Land? Von Dr. M. Dyrenfurth . . . . 732
Diamanten, Die Heimat der. Von Julius Stinde . . . . . . . . . 382
Erkältung, Die. Von Dr. M. Dyrenfurth 169
Geheimſprache des Weltalls, Die. Von Dr. H. Sachſe . . . . . . . . 667
Irdiſche Stoffe auf der Sonne. Von Dr. Klein . . . . . . . . . . 174
Kampfesweiſe, Eine neue, gegen zerſtörende Inſekten. Von L. Haſchert . 583
Korreſpondenz von der Erde aus mit anderen Welten. Von H. J. Klein 358
Lerchen, Die. Von Chr. Schwarzkopf 395
Milchkühe, Die, der Ameiſen. Von Julius Stinde . . . . . . . . . 294
Säugetier, Ein neues. Von J. Stinde 366
Schlafmittel, Unſchädliche. Von Julius Stinde . . . . . . . . . . . 795
Springbock, Südafrikaniſcher. Von Dr. L. Staby . . . . . . . . . . 809
Springhaſe, Der afrikaniſche. Von Dr. L. Staby . . . . . . . . . . 551
Sturmwirbel der Tropen, Die. Von Dr. Klein . . . . . . . . . . 630
Trepang, Der, eine Delikateſſe im himmliſchen Reiche. Von W. Marſhall . 612
Unter dem roten Kreuz. Von Dr. Otto Dornblüth . . . . . . . . . . 518
Vögel im Dienſte der Pflanzen, Die. Von Dr. L. Staby . . . . . . 729
Zoologiſchen Garten, Aus dem, zu Berlin 105

### Militäriſches.

Ablöſung vor! . . . . . 1. Beil. Nr. 44
Civil in der Kaſerne. Von Hanns v. Spielberg . . . . . . . . . 284
Eiſerne Zeit, Die . . . . . . . . 125
Remontierung, Die, des Heeres. Von H. v. Zobeltitz . . . . . . . . . 603

### Pädagogiſches.

Welche Handſchrift ſollen wir unſeren Kindern lehren? Von Dr. E. v. Sallwürk 502

### Techniſches.

Bienenſtock, Vom, zum Tannenbaum. Von Wilh. Grabow . . 1. Beil. Nr. 12
Rathenower Induſtrie, Die. Von Hanns v. Zobeltitz . . . . . . . . . . 331
Walfiſchboot, Das amerikaniſche. 1. Beil. Nr. 9

### Muſik.

Hausmuſik. 3. Beil. Nr. 1, 1. Beil. Nr. 4, 7; 4. Beil. Nr. 12; 2. Beil. Nr. 14; 1. Beil. Nr. 17, 20, 23, 26, 29, 31, 34, 37, 40, 43, 46, 49

### Vermiſchtes.

Atlas, Ein neuer. . . . . . . . . 424
Ausſtellung, Eine merkwürdige. Von H. S. . . . . . . . . . . . . 246
Eislauf, Der . . . . . . . . . . 246
Hamburger Brand, Der große, vom 5. bis 8. Mai 1842. Von Otto Weinrich 507
Engliſche Millionenerbſchaften. Von Dr. Inhülſen . . . . . . . . . 686
Lektüre, Die, unſerer Kinder . . . . 151
Luthers Totenmaske. Von L. Witte . 249
Truhe, Meines Großvaters. Von Hanns v. Zobeltitz . . . . . . . . . . 678
Volksſpeiſehallen in Berlin, Zu dem Aufſatz von Otto Preuß. Von Lina Morgenſtern . . . . . . . . . 510
Zwiſchen Küche und Korridor. Plauderei eines Meergreiſes . . . . . 90

### Illuſtrationen.

Abgeblitzt. Von Emanuel Spitzer . . 793
Ablöſung der letzten Wache in ſchwarzer Uniform . . . . . . 1. Beil. Nr. 44
Abzug der Goten mit der Leiche des Königs Teja nach der Schlacht am Veſuv. Von R. Böhm . . . . 215
Adam, Die Künſtlerfamilie. Mit 2 Abb. 533—34
Änderung, Schwierige. Von Al. Erdtelt 165
Alexandrine, Großherzogin-Mutter, von Mecklenburg-Schwerin auf dem Totenbette. Von P. Brockmüller . . . 553
Algieriſcher Pferdehändler. Kon F. A. Bridgman . . . . . . . . . . 733
Amalietta. Von L. Paſſini . . . . 393
Am Krug zum Grünen Kranze. Von Rob. Aßmus . . . . . . . . . . 549
Anbetung der Hirten. Von Ernſt Zimmermann . . . . . . . . . . . 181

Seite
Andenken an die Jugend Friedrichs des Großen 192
Auſtralien, Ein neues Buch über. Mit 5 Abb. 476—478
Aſia, Die 784
Auszug des Scheiks. Von Ad. Schreyer 469
Auf dem Markt 5. Beil. Nr. 10
Balancierturm, Der, für die Weltausſtellung in Chicago geplante 31
Bebenhauſen, Kloſter 5 Abb. 153—157
Bechſteins Märchen, Aus 5. Beil. Nr. 11
Beerenſuchen, Beim. Von A. Lüben 813
Begegnung, Unangenehme. Von W. Gräbhein 317
Bergpredigt, Die. Von F. v. Uhde 565
Berliner Stadt-Fernſprechamts, Kuppel des 16
Bewegungsſpiele, Akademiſche, in Schönholz bei Berlin. Mit 6 Abb. Von R. Knötel 300—302
Bianca. Von Tito Conti 265
Bienenſtock, Vom, zum Tannenbaum. Mit 2 Abb. 1. Beil. Nr. 12
Bismarck, Fürſt, auf dem Lehrter Bahnhof bei ſeiner Durchreiſe durch Berlin am 14. November 1. Beil. Nr. 10
Bismarck-Muſeum inSchönhauſen. 6Abb. 411—414
Blantyre, Kirche in 216
Brandung, In der. Von W. Bombach 329
Brautwerber, Der. Von B. Vautier 757
Brunnen, Am. Von R. Epp 569
Buchfink, Der 364
Bücherzeichen, Ein von Goethe gezeichnetes 368
Canoſſa. Von Otto Friedrich 693
Cenſur, Die ſchlechte. Von J. G. Meyer von Bremen 77
Chriſtabend im fernen Weſten. Von Albert Richter 185
Civil in der Kaſerne. 4 Abb. 284—286
Collie, Schottiſcher, in der Ausrüſtung als Sanitätshund 576
Couvert des Teſtamentes der Königin Luiſe 272
Dachbodenidylle. Von W. Schütze 585
Dampferexpeditionen, Die, ins afrikaniſche Seengebiet. Karte 640
Ditmarſcher Hängeſchrein im Thaulow-Muſeum in Kiel 320
Denkmal Friedrichs des Großen, Wie es entſtand. 5 Abb. 220—222
Doppelte Kreide. Von Hugo Kauffmann 473
Dürerbiographie, Eine neue. 3 Abb. 359—360 u. 364
Ehrenſchild für Kaiſer Wilhelm I 400
Einzug Kaiſer Wilhelms und König Humberts von Italien in Potsdam am 21. Juni 1. Beil. Nr. 41
Empfang des Fürſten Bismarck, Der, in Dresden am 18. Juni. 1. Beil. Nr. 42
Eiſenbahnweſen. Darſtellung der Länge und Zuſammenſtellung der Züge 336
Eliſabeth-Kinder-Hoſpital, Vor dem, in Berlin 1. Beil. Nr. 36
Epheublüte 91
„Erlebtes und Erdachtes,“ Aus. Von Harriot Wolff 158
Erſte Liebe. Von Karl Hoff 101
Erſte Liebe, Bleiſtiftſkizze zu ſeinem Bilde. Von Karl Hoff 100
Etruskiſcher Sarkophag 288
„Falſch bedient.“ Von C. W. Allers 253
Feier, Zur, des 175jährigen Beſtehens des preußiſchen Kadettenkorps: Feſt in der Hauptkadettenanſtalt zu Groß-Lichterfelde 1. Beil. Nr. 52
Femlinde, Die, zu Dortmund 80
Feſtungen, Die, der deutſch-öſterreich-ruſſiſchen Grenzländer. Kartenſkizze. 264
Frau Rat, Silhouette der 137
Freier, Der. Von Karl Herpfer 501
Friedrich der Große als Kind 464
Frühjahr. Von Aug. Fink 589
Frühling, Im. Von Hans Höſch 521
Frühling, Im. Von G. v. Maſſai 504
Frühlingsfahrt, Eine, nach Deutſch-Oſtafrika. 7 Abb. 619—622

Seite
Frühſtück. Von W. A. Trood 829
Fuchsjagd, Auf der. Von J. v. Chelminski 789
Gänſellieſel. Von A. R. Böhm 457
Gäſte, Ungebetene. Von Peske Geza 613
Geflügelhändlerin. Von P. Meyerheim 437
Gensburg, Das Kaiſerliche Jagdſchloß, im Elſaß 1. Beil. Nr. 14
Geroks Palmblätter 4. Beil. Nr. 11
Gervais, Die Kataſtrophe, von St.. 2 Abb. 1. Beil. Nr. 47
Geſchenk für den Geliebten. Von Paul Heydel 489
Goethes Zeichnung von ſeinem Zimmer 137
Großvater erzählt. Von A. Cecchi 749
Haartrachten vor hundert Jahren Mit 4 Abb. 800
Hamburg, Das luſtige alte. 4 Abb. 652—653
Hamburger Brand, Der große. 4 Abb. 508—510
Handſchreiben Kaiſer Wilhelms I an Herrn Oberhofprediger Dr. R. Kögel aus Anlaß der Geburt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm 505
Hauswappenpfeiler der Haida- und Kaigani-Indianer 480
Heimkehr beim Sturm. Von E. Meißner 277
Heimkehr vom Felde. Von O. Schulz 725
Heimwärts. Von C. v. Bergen 677
Helgoländer, Die, bei der Herbſtparade auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. 1. Beil. Nr. 51
Herbſtſtimmung. Von F. Simm 21
Herr vom Berge, Der alte. Von R. Frieſe 581
Hoffnung. Von Gabriel Max 729
Holtenau, Von, nach Brunsbüttel. 6 Abb. 121—125
Hurra Paris! Von F. Birkmeyer 269
Jagdhaus, Das Kaiſerliche, in Rominten 1. Beil. Nr. 3
Im friſchen Wind. Von Hans Dahl 541
Improviſator am Molo, Der. Von Konr. Grob 661
Iphigenie. Von G. v. Hoeſſlin 805
Irrlicht. Von Guſtav Spangenberg 233
Kaffee, Beim. Von F. Andreotti 365
Kairo, Markt in. Von A. J. Franke 45
Kaiſerin, Die, in der Boukettbinderei von J. C. Schmidt in Erfurt. 1. Beil. Nr. 2
Kaiſerkanone, Die, im Kreml in Moskau 48
Kaiſerpokal, Der 528
Kaiſer Wilhelm-Denkmal, Die zweite Preisbewerbung um das. 3 Abb. 1. u. 2. Beil. Nr. 1
Kaiſer Wilhelm I Helm, Degen und Schärpe 32
Kapelle, Die, des alten Schloſſes zu Stuttgart, die letzte Ruheſtätte des Königs Karl von Württemberg. Von Karl Stieler 133
Kartoffelernte. Von Caſ. Geibel 61
Kinderbegräbnis in Holland. Von Werner Zehme 117
Kartenlegerin. Von C. Laſch 389
King Charles. Von Edwin Landſeer 525
Kingsmill-Indianer in Kriegsrüſtung 624
Kirche, In der. Nach einem Momentbilde von Dr. A. Vianna de Lima 745
Kneipp, Bei Pfarrer, in Wörishofen. 3 Abb. 92—93
Körner-Eiche, Die 224
Kongoſtaat, Der. (Karte) 816
Kopfjägers, Figur eines, aus Borneo in voller Kriegsrüſtung 832
Koſak auf Vorpoſten, Ein. Von J. M. Ryszkiewicz 445
Kuckuck, Der 696
Kunſtſchrank, Der pommerſche, im Kunſtgewerbemuſeum in Berlin 496
Küraſſiere auf der Verfolgung. Von Th. Rocholl 669
Kurfürſten, Die ſieben, des heiligen deutſchen Reiches 752
Lampenſchein, Beim. Von J. Wodzinski 213
Lerche, Die 436
Lerchen, Die. 4 Abb. 396—398
Liebling, Unſer. Von Otto Knille 169

Seite
Lhotna-Nagâ aus Aſſam in Kriegstracht 544
Loſoten, In den. Von Ad. Schweitzer 741
Lotſenweſen, Hamburger. 9 Abb. von Hans Bohrdt 761, 763—766
Luthers Totenmaske 249
Madonna. Von L. Löfftz 453
Maikätzchen. Von Hugo König 517
Malerin, Die, und ihr Modell. Von L. Knaus 325
Manhattan-Gebäude in Chicago, Das 432
Mannſchaftsball an Kaiſers Geburtstag. Von C. W. Allers 261
Märchen, Ein. Von F. W. Bredt 637
Markt, Auf dem. Von J. Kleinmichel. 6. Beil. Nr. 10
Matroſenſtation in Potsdam, Von der, zur Pfaueninſel. 6 Abb. 555—558
Mendelsſohn-Bartholdys Standbild in Leipzig 1. Beil. Nr. 49
Miniaturdampfmaſchine, Eine 527
Mlalo. Mit 7 Abb. 795—798
Moltke, Adolf von, als Student. Von Helmuth v. Moltke 104
Moltkes Lebensgeſchichte, Zu. 5 Abb. 492—493
Möwe, Die 76
Mozarts letzte Tage. Von H. Kaulbach 148
Muſentempel, Ein, für die Kleinen. 10 Abb. von Paul Hey 186—190
Nachtigall, Die 535
Napoleons Flucht nach der Schlacht bei Belle-Alliance. Von A. E. Gow 9
Ohreule, Die 252
Ordenskleinod der Fruchtbringenden Geſellſchaft für den Fürſten Auguſt von Anhalt-Köthen 560
Ordens-Verbindungen, Die ſtudentiſchen. 7 Abb. 780—782
Oſtſee, An der. Von J. Wodzinski 597
Oſtereinquartierung aus Annaburg. 1. Beil. Nr. 28
Pallah-Antilope, Die. Von W. Kuhnert 105
Patſchit-Spiel aus Birma 448
Pfannſchmidts Vaterunſer. 4 Abb. 440—441
Polen, Verbannte, nach Sibirien. Von J. Malcewsky 109
Pope, Griechiſcher 454
Prunkharniſch 128
Raſt auf dem Heimweg. Von R. Böhm 825
Rathenower Induſtrie, Die. 6 Abb. 331—334
Rauchſchwalbe, Die 46
Regenmaſchine, Eine 416
Reichstagsgebäudes, Bekrönung der Kuppel des 60
Reiherbeize. Von G. Eggena 717
Remontierung, Die, des Heeres. 4 Abb. 604—606
Renntag in Charlottenburg. Von R. Schrader 85
Rettungsarbeiten nach der Brandung des Norddeutſchen Lloyd-Schnelldampfers „Eider“ an der engliſchen Küſte am Abend des 31. Jan. 1. Beil. Nr. 21
Rieſenbrücken, Moderne 512
Rock, Im roten. 7 Abb. von Georg Koch 27—30
Rotkehlchen, Das 136
Ruderer-Regatta auf der Außenalſter. Von Ferd. Vezin 629
Sanct Jürgen — der Schauplatz von „In Moor und Marſch.“ 3 Abb. 572—573
Scene in einem Berner Patrizierhauſe beim Auszuge der Eidgenoſſen. Von G. Schachinger 313
Schale, Die, mit den Arbeiten des Herkules 592
Schein trügt, Der. Von M. Lebling 392
Schelm, Der kleine. Von R. Krichelsdorf 356
Schlitten, Der, des Großen Kurfürſten 208
Schloßbrunnen, Der, zu Berlin 144
Schuhplattl'n. Von H. Bever 421
Schuldverſchreibung, Eine. Von Ferd. Brütt 205
Schüſſel, Getriebene, aus vergoldetem Silber 240
Schwab, Guſtav 599
Schwarzwälderin. Von Karl Hoff 281
Schweſtern. Von Paul Thumann 53

Seite
Sibiriſche Eiſenbahn, Die. (Karte) . . 64
Sommerabend. Von B. Wolfrum . 681
Sonnenſchein, Im. Von E. Meiſel . 345
Sparren-Glocken. Von C. Röchling . 309
Sperling, Der . . . . . . . . . 327
Spielkameraden, Die beiden. Von E. Blume . . . . . . . . . . . 781
Spottmünze auf John Law . . . . 768
Springbock, Südafrikaniſcher . . . . 809
Springhaſe, Der afrikaniſche. Von G. Mützel . . . . . . . . . . 550
Stadt, Von der größten zur kleinſten, in Deutſchland. 9 Abb. von G. Koch und E. Hochhaus . . . . . . 697—701
Strauchritter. Von G. Eggena . . . 821
Stubeithal, Im. 10 Abb. . . 139—142
Sylveſterpunſch, Beim. Von Werner Zehme . . . . . . . 1. Beil. Nr. 13
Türkiſche Krieger . . . . . . . . 352
Turteltaube, Die . . . . . . . . . 616
Tantalusqualen. Von R. Strebel . . 377
Thomas, Der ungläubige. Von Ed. v. Gebhardt . . . . . . . . . 461
Tiſchplatte, von König Friedrich Wilhelm IV während ſeiner Schulzeit mit Federzeichnungen bedeckt . . . 713
Turnſtunde, Die. Von F. Flinzer. 6. Beil. Nr. 10
Unſchuld. Von Gabriel Max . . . 89
Unter Blumen. Von F. Vinea . . 601
Unterm Apfelbaum. Von H. König . 485
Uraniaſäule in Berlin . . . . . . 656
Vaterlandsliebe im Jahre 1813. Von G. Graef . . . . . . . . . . 293
Verfolgung. Von F. v. Ende . . . 645
Volksfeſt im Kaukaſus. Von R. von Ottenfeld . . . . . . . . . . 341
Volksſpeiſehalle, Eine neu eröffnete, in Berlin. Von Werner Zehme . . . 373
Vorzeit, Aus der, der Neuen Welt. 8 Abb. 172—173
Wächterruf. Silhouette . . . . . 193
Waldbach. Von Peter Paul Müller . 425
Waldbahn, Eine amerikaniſche . . . 256
Waldwieſe, Auf der. Von Otto Strützel 649
Walfiſchkanone . . . . . . . . . 742
Wanderung, Auf der. Von H. Hartwich 773
Wappen, Das, der Reichslande . . . 736
Waſſerſtraße, Eine holländiſche. Von C. v. Malchus . . . . . . . . 37
Weil's mi freut. Von E. Rau . . . 665
Weinkrug aus dem XVI. Jahrhundert im Germ. Muſeum in Nürnberg . 384
Seite
Wetterbauern, Die. Von H. S. Beham 704
Weihnachten. Von J. R. Wehle . . 189
Wettfahren. Von A. Wierusz-Kowalski 73
Wildfütterung im Winter . . . . 229
Wintermorgen. Von Hans Täger . . 297
Wirtshauszeichen, Früheres, von der Schlächterherberge zu Alt-Koeln . . 160
Wochenſchluß, Ein böſer. Von C. Koch 1. Beil. Nr. 15
Zaunkönig, Der . . . . . . . . . 766
Zeitungsträger, Jugendliche, in Berlin. Von C. Koch . . . . 1. Beil. Nr. 25
Zelewski, Der Zug des Herrn v., gegen die Wehehes . . . . . . . . . 112
Zierbuchſtabe F. aus dem XI.—XII. Jahrhundert . . . . . . . . . 672
Zigeunerkind, Ein. Von Guſt. Richter 405
Zug des Todes, Der. Von G. Spangenberg . . . . . . . . . 236—237
Zu ſpät. Von Henry Mosler . . . 57
Zwillinge . . . . . . . . . . . 304

---

## Porträts.

Albert Viktor, Herzog von Clarence und Avondale † . . . . . 1. Beil. Nr. 18
Albrecht, Herzog von Württemberg. 1. Beil. Nr. 48
Alexandrine, Großherzogin-Mutter, von Mecklenburg-Schwerin †. 1. Beil. Nr. 33
Bismarck, Graf Herbert . 1. Beil. Nr. 38
Bodenſtedt, Friedrich von † . . . . . 537
Boſſe, Dr. Rob., preuß. Kultusminiſter. 1. Beil. Nr. 30
Bruch, Max . . . . . . 1. Beil. Nr. 17
Brüll, Ignaz . . . . . . 3. Beil. Nr. 1
Bülow, Albrecht von † . . . . . . 772
Charlotte, Königin von Württemberg . 68
Comenius, Joh. A. . . . . . . . . 409
Danton . . . . . . . . . . . . 688
Dorn, Heinrich . . . . 4. Beil. Nr. 12
Duncker, Max . . . . . . . . . . 310
Ernſt II, Herzog zu Sachſen-Koburg-Gotha . . . . . . 1. Beil. Nr. 37
Ernſt Ludwig, Großherzog von Heſſen und bei Rhein . . . . 1. Beil. Nr. 27
Eulenburg, Botho Graf zu, preußiſcher Miniſterpräſident . . . 1. Beil. Nr. 30
Forckenbeck, M. v. † . . 1. Beil. Nr. 39
Freyſchlag von Freyenſtein, General Freiherr † . . . . . . 1. Beil. Nr. 11
Friedrich Karl, Prinz von Heſſen. 1. B. Nr. 45
Gerber, Dr. v., ſächſ. Staatsminiſter †. 1. Beil. Nr. 19
Seite
Gladſtone, Edward William. 1. Beil. Nr. 50
Gravenreuth, Karl Frhr. v. † 1. Beil. Nr. 11
Hegel, Konſiſtorialpräſident. † 1. Beil. Nr. 16
Hegner, Otto . . . . . . 2. Beil. Nr. 10
Hochberg, Graf . . . . 1. Beil. Nr. 31
Hoffmann von Fallersleben . . . . 759
Hofmann, Prof. A. W. v. † 1. Beil. Nr. 35
Hoyos, Gräfin Margarete Malwine. 1. Beil. Nr. 38
Joachim, Amalie . . . . 2. Beil. Nr. 14
Karl, König von Württemberg auf dem Totenbette . . . . . . . 1. Beil. Nr. 5
Kleiſt-Retzow, Hans Hugo v. † . . . 633
Kretzſchmar, Hermann . . 1. Beil. Nr. 20
Launay, Graf de † . . . 1. Beil. Nr. 22
Leiſinger, Eliſabeth . . . 1. Beil. Nr. 23
Ludwig IV, Großherzog von Heſſen und bei Rhein † . . . . . 1. Beil. Nr. 27
Luiſe, Großherzogin von Baden . . . 13
Margaretha Sophia, Erzherzogin von Öſterreich . . . . . . 1. Beil. Nr. 48
Margarethe, Prinzeſſin von Preußen. 1. Beil. Nr. 45
Maszkowski, R. . . . . . 1. Beil. Nr. 40
Paderewski, Ignaz . . . 1. Beil. Nr. 43
Parnell, Charles Stewart † 1. Beil. Nr. 6
Reinecke, Karl . . . . . 1. Beil. Nr. 46
Rheinberger, Joſef . . . 1. Beil. Nr. 26
Robespierre . . . . . . . . . . 688
Roland de la Platière, J. M. . . . . 608
Roland, Madame . . . . . . . . 608
Schreck, Guſtav . . . . 1. Beil. Nr. 29
Schumann, Clara . . . 1. Beil. Nr. 4
Spangenberg, Guſtav † . . . . . . 235
Strauß und Torney, Viktor v. . . . . 588
Svendſen, Johann . . . . . 1. Beil. Nr. 7
Velhagen, Auguſt † . . . . . . . . 41
Victoria Margarethe, Prinzeſſin . . 720
Victoria Mary von Teck, Braut des † Herzogs von Clarence . . . . . 312
Wales, Prinz Georg von. 1. Beil. Nr. 24
Wagner, Chriſtian . . . . . . . . 685
Werny, Zacharias, Der hundertjährige Veteran. Von H. Seeger . . . . . 96
Werth, Johann von . . . . . . . . 429
Wilhelm II, König von Württemberg . 69
Wilhelm, Kronprinz, als Seconde-Leutnant im erſten Garde-Reg. zu Fuß. 1. Beil. Nr. 32
Wilhelm, Kronpr., zu Pferde. 1. Beil. Nr. 32
Wilhelmine, Königin der Niederlande . 617
Zarncke, Prof. Dr. Friedr. †. 1. Beil. Nr. 8
Zöllner, Heinrich . . . . 1. Beil. Nr. 34

* * *

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Oktober 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 1.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

## Zum Eingang.

Das war die Zeit der allerſchwerſten Not:
Hohläugig ſchlich von Thür zu Thür der Jammer,
Genetzt mit Thränen ward das karge Brot,
Ohnmächt'ge Fauſt geballt in leerer Kammer.
Der Glaube ſiech, der Mut, das Glück in Särgen,
Die Hoffnung längſt ins öde Nichts verbannt, —
Nicht Wehr, nicht Waffen wider Druck und Schergen,
Der Fuß gebunden und gelähmt die Hand.

Das war die Zeit der allertiefſten Schmach,
Der blinden Augen und der tauben Ohren,
Da deutſcher Sinn an welſcher Kette lag,
Da deutſches Wort den reinen Klang verloren.
Zur falſchen Katze ward der Leu, zum Schranzen
Der edle Mann, und ob er aufrecht ging:
Nach welſcher Pfeife lernt' er ſchwänzelnd tanzen,
Leichtfertig gaukeln, wie der Schmetterling.

Das war die Zeit, da Gottes Hand gepocht
An Herzen, die im kalten Buſen ſchliefen,
Da ſie zum Brand entflammt den toten Docht
Und aufgewühlt der Trägheit dumpfe Tiefen —
Da ſie mit glutgefärbten Nordlichtslettern
Am Himmel ſchrieb: „Ihr Deutſchen, auf! — Erwacht!"
Da ſie mit Rußlands grimmen Winterwettern
Furchtbar gedroht: „Du deutſches Volk, hab' Acht!

„Dich, Volk im Joch der Schande, rott' ich aus,
Kriechſt hündiſch du in deiner Frohne weiter!
Noch brennt mein Licht: — erleuchte deinen Graus,
In deinem Abgrund ſuche Stab und Leiter!
Emporgeklommen! Sind auch ſchwank die Stufen,
Zum Tage führen ſie hinauf, zum Recht;
Und an des Abgrunds Rande ſollſt du rufen:
Genug der Tyrannei! — Ihr Ketten, brecht!

Zu lange ſchleppteſt du dein Sklavenleid!
Der dich hineingepeitſcht, war Gottes Geißel
Für dich und deine frevle Läſſigkeit —
Der dich zerſchmetternd traf, war Gottes Meißel!

Dich, Block von Stein, mit harten Funkenſchlägen
Hat er behau'n, bis aus dem Blocke ward
Ein mächtig Bild, ein Bild zu Trutz und Segen:
Der deutſche Löwe von der alten Art!

„Schon reckt er bebend ſich und brüllt voll Wut,
Die Krallen wirft er vor und ſchwingt die Pranke —
Die Zunge lechzt ihm nach des Feindes Blut — —
Spring an, du Leu, und fall' ihm in die Flanke!
Dann treib' ihn aus in fluchtgejagten Horden,
Die Wahlſtatt deines Siegs behaupte kühn —
Iſt auch dein Königreich zur Wüſte worden:
Bald naht der Lenz und macht die Wüſte blüh'n!"

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Das war die Zeit! — Wir ſtehen ernſt davor,
In ihrem Schmerzensbronnen uns zu ſpiegeln;
Wir ſollen nicht mit leichter Hand ihr Thor,
Das große, eiſenſtarrende, entriegeln,
Still ſollen wir den dunklen Raum betreten,
Der Schmach gedenkend, die uns einſt entehrt, —
Und ſollen niederknie'n, und brünſtig beten:
„Hilf, gnäd'ger Gott, daß ſie nicht wiederkehrt!"

### 1. Kapitel.

Auf dem eingedeichten Binnenfluſſe hin glitt das dunkle Torfſchiff. Hohe, herbſtliche Bäume mit kräftigem Unterholze ſäumten die Uferwieſen; hie und da ſchob ſich eine moorige Zunge hinein mit ganzen Strecken ſäuſelnden Schilfes, in dem die Rohrdommel hauſte und Wildente und Bekaſſine ſich ſcheu verbargen. Rote und gelbe Blätter ſchaukelten, zu dichten Maſſen vereint, auf der Flut, zogen mit dem Schiffe und legten ſich an Bauer Arends Ruderſtange. Vor der Sonne her blies der friſche Oſtwind und trieb das nächtliche Gewölk auseinander. Ringsum kein anderer Laut, als der weiche Schlag des Ruders und das ſtetige Abtröpfeln des Waſſers von ſeiner Schaufel.

Man ſchrieb den 11. Oktober des Jahres 1812, und es war um die ſonntägliche Frühdämmerung.

Sobald der Wind aufſprang, zog der Bauer im lila Wollkamiſol die Ruder ein und band das ſchwarze Segelchen am kurzen Maſte los. Dann ſetzte er ſich mit untergeſchlagenen Armen gemächlich zum Steuer und paffte ſeinen Tabak — übelriechendes Eigengewächs mit feingeſchnittenem Kalmus vermengt. Sein ſcharfer Blick folgte der dürren, ſchlotterig uniformierten Geſtalt des franzöſiſchen Douaniers, der dort drüben auf der Deichkappe luſtwandelte und immer kleiner und undeutlicher ward. Hinter der dichten Qualmwolke ſeiner Pfeife grinſte das ſchmale Geſicht des Torfbauern höhniſch:

„Hä! Paß du man upp — du Düvelsbroaen! Di will wi beluuren!“ Er lachte heimlich in ſich hinein, ſpie in der Richtung des verſchwindenden Douaniers aus und knotete verſtohlen die grobe Fauſt in der Hoſentaſche. Offenkundig zu drohen, das wagte er nicht. Wer wagte überhaupt etwas Offenkundiges heutzutage? „Halts Maul und mach' den Buckel krumm!“ Das war die Loſung der franzöſiſchen Bürger in deutſchen Landen, und der kluge Bauer wußte ſein Buch!

Aber den Schluck gebrannten Waſſers, mit dem der gemeine Mann ſich in dieſer ſchweren Zeit Herz und Magen warm halten mußte, den hatte er dem vermaledeiten Franzoſenkerl dort hinten glücklich unter der Spürnaſe durchgepaſcht. Ein handliches Fäßchen war's, und dazu noch ſtarker, ſchottiſcher Whisky. Jan Rickwegs, der Zimmermann droben aus der rauhen Wurſter Seemarſch, hatte es mit ſechs ferneren Fäßchen von Helgoland geholt und ſchlau nach Bremen hineingeſchmuggelt. Arend, der Wührdener Bauer, war Hehler und zugleich Teilhaber am Gewinn geweſen.

Jetzt ſaß der „unbedarvte“ junge „Domine“ Claudius aus dem Halberſtädtiſchen unbewußt auf der Schmuggelware. Sein geiſtlicher Langſchoß und der Kragenmantel hingen harmlos und ſchützend über den Haufen von Tauenden, Torfbrocken und alter Segelleinwand zu Boden, der den Feuerkern des Branntweins in ſich verſteckte.

Der junge Domine war auch einer von den Stillen im Lande nach Bauer Arends Meinung. Kaum geregt hatte er ſich, ſeit er vor der Stadt in dunkler Frühe mit Sack und Pack ins Torfſchiff geſtiegen war.

Er ging, auf unbeſtimmte Monate als Hilfsprediger zur Vertretung des erkrankten Geiſtlichen nach Sankt Jürgen. Heute ſollte er dort zum erſtenmal von der Kanzel herab zur Gemeinde reden, und noch hatte er ſeinen Predigttext nicht gefunden.

Im fahlen Zwielicht ſaß er über ſein Neues Teſtament gebeugt, ſuchte, blätterte und las. Zornig und leidenſchaftlich wetterleuchtete es in dem kräftig-ſchönen, unbärtigen Jünglingsgeſichte, ſo daß des Bauern Beiwort „ſtill“ zu einem kraſſen Hohne auf dieſen regungslos Daſitzenden ward.

Freie Textwahl heute für alle loyalen, prieſterlichen Diener Seiner erhabenen Kaiſerlichen Majeſtät. Napoleon Bonaparte des Gottgleichen! Freie Textwahl, um ihm ein Hohelied des Preiſes dafür anzuſtimmen, daß er über vernichtete Wohnſtätten, durch menſchenleere Gaſſen in das brennende Moskau triumphierenden Einzug gehalten hatte! Ein Te deum laudamus zur Verherrlichung des Menſchengötzen, vor dem die Völker des Erdballs zitterten!

Leberecht Claudius zog unter der Bibel die neueſten Departementszeitungen hervor, die er ſich geſtern Abend in der Stadt gekauft und mitgenommen hatte. Immer zwei Spalten: eine franzöſiſche und eine mangelhaft ſtyliſierte deutſche nebeneinander. Das Ganze ein feiles Lügenblatt, zwiſchen deſſen Zeilen der Patriot voll Scham und Schmerz und — ach — meiſt vergeblich nach der ſchlechten und rechten Wahrheit forſchte. Wie winzig ihre Körnchen im Schlamm, und wie ſchwer, ſie aus ihm herauszufinden.

Da ſtand's zu leſen: Dreiviertel der ſtolzen Zarenſtadt an der Moskwa von ruchloſen Händen in Schutt und Aſche gelegt. Ruchlos? Nein, das war nicht das Wort dafür! Ein wahnſinniger Akt der Notwehr des Gouverneurs Roſtopſchin, Notwehr wider den unheimlichen und unbezwinglichen Attila und ſeine große Armee, von der man Wunderdinge fabelte. Dreißigtauſend ‚Ruſſen‘ arme Verwundete in den Spitälern verbrannt; Greiſe, Weiber, Kinder eilten hungernd und ſchutzlos den „edlen Feinden“ entgegen. Und in all dem unſäglichen Jammer plünderten und raubten die Cohorten dieſer edlen Feinde: welſche Fanatiker des Ruhmes, zähneknirſchende deutſche Brüder, kriechende Söldlinge, deren Nationen ſich ihrer ſchämten. Die Rotte der Mordbrenner war beſſer als ſie! — Und dieſe ſiegreiche Armee hüllte ſich in die geſtohlenen Pelze und fühlte ſich wohl darin! Da war die ſchamloſe Blasphemie ſchwarz auf weiß. „Das Klima dieſer Stadt iſt wegen ſeiner Heilſamkeit berühmt“; da die hohle, hochtrabende Phraſe: „Frankreich ſcheint beſtimmt, jederzeit den Wall des civiliſierten Europas zu bilden.“

Am Fuße dieſes Lügenblattes flehentliche Bitten bekümmerter Eltern im Stadt- und Landgebiet an ihre fernen Söhne: heimlich Entflohene und Seeleute, ſeit langen Jahren auf unbekannten Meeren fahrend — „ſich förderſamſt einzufinden, um der Konſkription Genüge zu leiſten und ſchimpfliche Strafen von den ſorgenvollen Ihrigen abzuwenden.“

Der Leſende knitterte ergrimmt die Zeitungen in einen Ball zuſammen; den warf er über Bord weit von ſich.

Der Deich begann ſchon, ſich gegen die große Kanalſchleuſe hin abzuflachen. Zwiſchen den kahlen Äſten der hohen Rüſtern und Eſchen am Uferſaum ſchimmerte der Himmel bereits roſig, und dieſer Roſenſchimmer übergoß auch die auf den Knieen des jungen Predigers aufgeſchlagenen Seiten der Apokalypſe.

„Das Textwort!“ Der Wind warf die Blätter des heiligen Buches durcheinander. Leberecht ließ ihn ungeſtört ſein ſpielendes Weſen treiben und ſann und grübelte umſonſt.

Vor wenig Tagen erſt, als das feierliche Tedeum und der Dankgottesdienſt im Reiche angeordnet worden waren, hatte er ſich daheim einem Amtsbruder gegenüber arg den Mund verbrannt mit ſeiner deutſchen Entrüſtung. Dem Amtsbruder erſchien die deutſche Haut unbequem, und er ſteckte ſchon mit halbem Leibe und Sinne in der erſprießlicheren, franzöſiſchen, wiewohl er ſich bei gefahrloſen Anläſſen gern noch auf den heimlichen Patrioten ausſpielte. Jetzt aber hatte er ſich, bei Gelegenheit der freien Textwahl zum 11. Oktober, nicht entblödet, „des Menſchen Sohn unter den ſieben güldenen Leuchtern“ der Offenbarung mit dem corſikaniſchen Erzfeinde zu verwechſeln.

„Und hatte ſieben Sterne in ſeiner rechten Hand, und aus ſeinem Munde ging ein ſcharf zweyſchneidig Schwerdt, und ſein Angeſicht leuchtete als die helle Sonne.

„Und da ich ihn ſahe, fiel ich zu ſeinen Füßen als ein Toter. Und er legete ſeine rechte Hand auf mich und ſprach: Fürchte dich nicht; ich bin der Erſte und der Letzte.“

„Pfui über dich!“ — Leberechts Stirn brannte vor Scham. Er ſtützte ſie in die Linke und blätterte mit der Rechten weiter, immer in der Offenbarung Johannis des Evangeliſten. Beim ſechſten Kapitel hielt er inne, las von den apokalyptiſchen Reitern, vor ſich ſah er nur das „fahle Pferd, und der darauf ſaß, deß Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben, zu töten das vierte Teil auf der Erde mit dem Schwert und Hunger und mit dem Tod und durch die Tiere auf Erden —“

„Die Beſtien in der brennenden Stadt Moskau! Nein — nein! — weiter!“

Im neunten Kapitel: „Und die Heuſchrecken ſind gleich den Roſſen, die zum Krieg bereitet ſind, und auf ihren Häuptern wie Kronen, dem Golde gleich, und ihre Antlitze gleich der Menſchen Antlitz. — Und hatten über ſich einen König, einen Engel aus dem Abgrund, deß Namen heißt auf Ebräiſch Abbadon —“

Leberecht Claudius ſchloß die Bibel und ſchob ſie von ſich. Seine Hände waren eiskalt geworden. Er wickelte ſie in den Kragen ſeines weiten Reiſemantels, ſchauerte in ſich zuſammen und ließ ſein Antlitz auf die Bruſt ſinken: „Gott — mein Gott! — Ich kann ja nicht predigen!“

„Schicket Euch in die Zeit!“ — Wie eine himmliſche Erleuchtung auf ſein Stoßgebet kam ihm des Paulus Mahnung an die Römer. Ja, das war der Text, deſſen er bedurfte, und daß er ihn der fremden Gemeinde nicht knechtiſch auslegen würde, dafür bürgte ſein freigetragenes Haupt und ſein furchtloſes Herz.

Straff richtete er ſich in die Höhe, ſchlug den Mantelkragen von der Bruſt zurück und nahm den Hut vom Kopfe, deſſen ſtarkes, kurzgeſchnittenes Haar ſich eigenwillig um eine große Stirn bäumte. Unter der Stirn blickte ein feuriges Augenpaar feſt und kühn in den bläulich-klaren Himmel, an dem das junge Morgenrot immer lichter emporwuchs, um der Sonne den Siegespfad zu bereiten.

„’n fixen Kärl, uſe junge Domine, ’n riſchen Kärl!“ dachte der Torfbauer am Steuer mit wohlgefälligem Schmunzeln. Er nahm ſich’s ernſtlich in den Sinn, heute einmal wieder mit den anderen Heilsbedürftigen auf St. Jürgen in die Kirche zu gehen, um zu hören, ob der Domine auch „auslegen“ konnte. Seit Jahr und Tag hatte er ſich aller Frömmigkeit enthalten. Was ſollte er mit Predigt und Sakrament jetzt, bei dieſer ungerechten Weltregierung? Wozu als Nachtmahlsgaſt an Gottes Tiſch treten, wenn Gott ſo jammervoll kärglich gab?

Auf dem Mundſtück ſeiner ſchwarzgerauchten Stummelpfeife biß er erbittert die Zähne zuſammen und drückte das Feuer aus. Hier war die große Schleuſe, und das Torfſchiff mußte zum Kanal, jenſeits des Deiches, übergezogen werden.

Der junge Domine erwies ſich durchaus nicht als hochmütig oder ſpitzfingerig, obgleich er eine weiße Hand aus dem ſchwarzen Rockärmel ſtreckte. Wacker griff er mit Arend gemeinſam das Werk an, und im Umſehen hatten ſie ihr Schiff aus dem ſchlängelnden Fluſſe in den ſchnurgeraden Kanal gebracht, der als unabſehbare Linie zum Ziel der Fahrt leitete. Sie waren im St. Jürgensland, und nach dem engbegrenzten Dahinſegeln zwiſchen Deichen und Bäumen that ſich vor Leberechts überraſchten Augen eine fremde Welt auf, die ihn dennoch anheimelte und in ſeine Jugend zurückverſetzte, wie durch Zauber. Wieſen und Moore weit und breit unter Waſſer; am verzitternden Horizonte entlang Dächer und Deiche, Buſch und Mühlenflügel, ſchemenhaft, als wär’s ein Blendwerk der Kimmung, und inmitten des ſilberglitzernden Waſſerſpiegels ein grünes Inſelchen, von dem ein weißer, ſtumpfer Kirchturm aufragte. Hinter dem Inſelchen, es in Feuer badend, ein unausſprechlich herrliches, leuchtendes Morgenrot.

Leberecht erhob ſich von ſeinem Sitze und blickte gegen den Maſt gelehnt, zwiſchen Entzücken und Rührung, in dieſe lautloſe und ſtrahlende Unendlichkeit des überſchwemmten Flachlandes hinaus.

„Jugendzeit! — Da biſt du, Strongyle, — da biſt du, Aulus Serenus! — ja wahrlich, Aulus Serenus!“ ſagte er vor ſich hin. Seine Augen wurden groß und begeiſtert, er bog beide Hände über der Stirn zuſammen und verſenkte ſich in das blendende Rundbild. „Insula perdita — gramine vestita,“ fuhr er halblaut fort, ,,natans in aequore maris.“

Er ſetzte ſich wieder und zog aus ſeiner Bruſttaſche ein ganz vergilbtes und ſtark zerleſenes Pergamentbändchen, in deſſen winzige Schrift er ſich alsbald vertiefte. Es war ein uraltes und ſehr ſeltenes Exemplar der lieblich-elegiſchen Opuscula ruralia des Aulus Serenus: Leberechts Liebling unter den lateiniſchen Dichtern der Alten.

„Insula perdita — gramine vestita.“ Wie oft hatte er die prächtige Schilderung des flammenumgebenen, äoliſchen Inſelvulkans Strongyle ſchon geleſen ſeit ſeinen Sekundanertagen. Ja, die fein geſchriebene, deutſche Übertragung in ſeiner eigenen korrekten Schülerhandſchrift lag noch unverſehrt zwiſchen den rauhen Blättern des kleinen Buches. Er überlas und empfand ſie wie nie zuvor, während er jetzt auf ſein leuchtendes Inſelchen St. Jürgen in der Waſſerwüſte zuſteuerte:

„Eiland, verlorenes, grün überkleidet,
Schwimmend auf ſpiegelndem Meere:
Weh deinem Tempel und weh ſeinen Dienern,
Götterverſtoßnen Empörern!
Prieſterlos zittre im Ozean, Eiland,
Feuer den Schoß dir durchbreche —
Ewig, o Strongyle, ſoll dich umlodern,
Jovis, des Zürnenden, Flamme!“

Wie das zutraf! Gehörte nicht er ſelbſt, Leberecht Claudius, unter die abgewichenen Empörer aus der chriſtlichen Prieſterſchar. Er, der ſich heute gegen die Verordnungen ſeiner Oberen auflehnte, gegen Feſtpredigt und Lobpreiſung eines verhaßten Bedrückers? Und flammte nicht dort um das nordiſche Eiland der Himmel in Glut, ſo wie ſie vor grauen Zeiten ſchon das ewig verdammte Strongyle im blauen, ſiciliſchen Meere umlodert hatte?

Was frommten die Bilder und Gleichniſſe! Schmerzhaft kehrte dem Phantaſten die dunkle Wirklichkeit zurück. „Schicket euch in die Zeit:“ — ach, daß Gott erbarm! Denn, daß es böſe Zeit war, wie Paulus weiterhin den Epheſern predigte, dieſe Wahrheit durfte, unter des Corſen eiſernem Scepter kein Mund ungeſtraft verkünden. An Thür und Wand horchten die Späher und ſchlichen in den dämmerigen Winkeln. In Schulen und Häuſern ward das Mißtrauen gegen den Nebenmenſchen gelehrt — notgedrungen. Konnte die Zeit noch ärger werden? „Beim Himmel, es muß ein Ende damit haben!“

Da ſtrich plötzlich über Leberechts Haupte ein Schwarm Wildenten dahin mit ſtarkem Geſchnatter. Das erfüllte förmlich die weite, ſtille Gegend. Allmählich begann ſie aufzuwachen und ſich zu regen. Glorreich trat die Sonne am öſtlichen Waſſerrande aus den Thoren der Morgenröte hervor, und nun erklang vom fernen Sankt Jürgen rein und klar das erſte, ſonntägliche Glockenläuten.

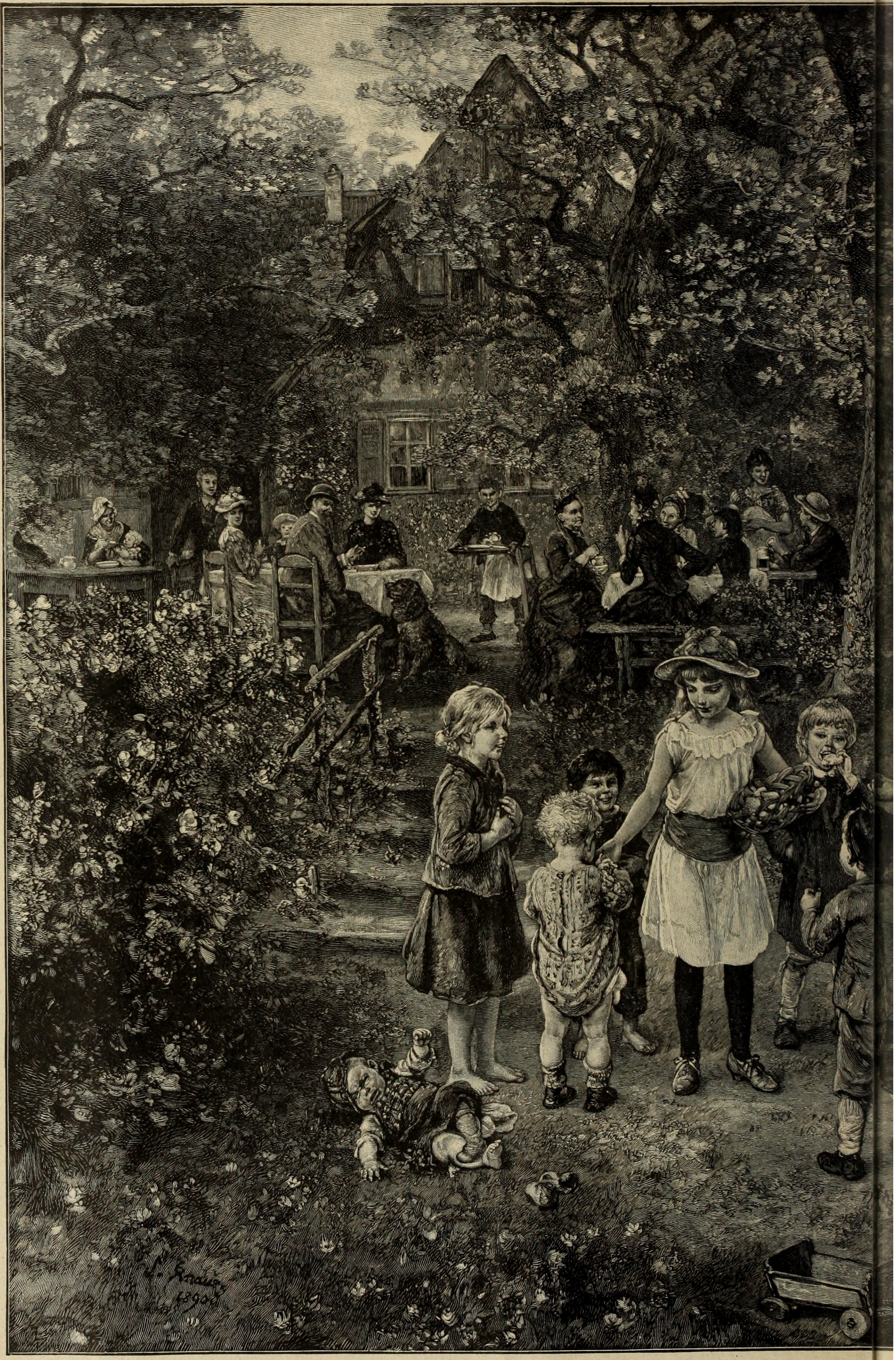
„Schon?“ fragte Leberecht erſtaunt und zog die Uhr. Es war eben ſechs vorbei. Der Bauer nickte, holte Stein und Stahl aus der Taſche und ſchlug ſich Feuer für ſeine erloſchene Pfeife.

„Er iſt wohl nicht aus unſerer Gegend, was, Domine? Sieht Er: da rundum wohnt Seine Gemeinde, in Niederende und Vierhaus und Wührden und Moorhauſen und Oberende. Die müſſen alle zu Schiff nach St. Jürgen, ack’rat als wie ich und Er. Zu Fuß geht das nicht, außer wenn wir feſtes Eis haben.“

Leberecht gab keine Antwort. Schweigend, mit gefalteten Händen, ſaß er und ſchaute der Inſel entgegen, ſeinem Patmos, in deſſen ſichere Öde er aus der drangvollen Welt flüchtete. In großen Umriſſen ſtand die Predigt, die er heute zu halten gedachte, vor ſeinen geiſtigen Augen, und der ſonnige Morgenfriede löſte Zorn und Bitterkeit gelind von ſeiner Seele. Dankbar ließ ihn dieſe waſſerumflutete Welt für ſich aufatmen, über die das erbarmungsloſe Stachelrad einer grauſamen Zeit noch nicht hinweggerollt zu ſein ſchien. Er ſegnete ſeinen Entſchluß, ſich vom brennenden Boden der ſtädtiſchen Kanzel fortgemeldet zu haben auf den verlorenen und verſchmähten Inſelpoſten im Torfmoore, ehe ſein unbändiger Feuerkopf ihn, in nächſter Nähe ſeiner vorgeſetzten Behörde, mißliebig oder wohl gar unmöglich gemacht haben würde. Er war kein reicher Mann und ſtand elternlos, allein in der Welt. Ohne Amt hatte er kein Brot.

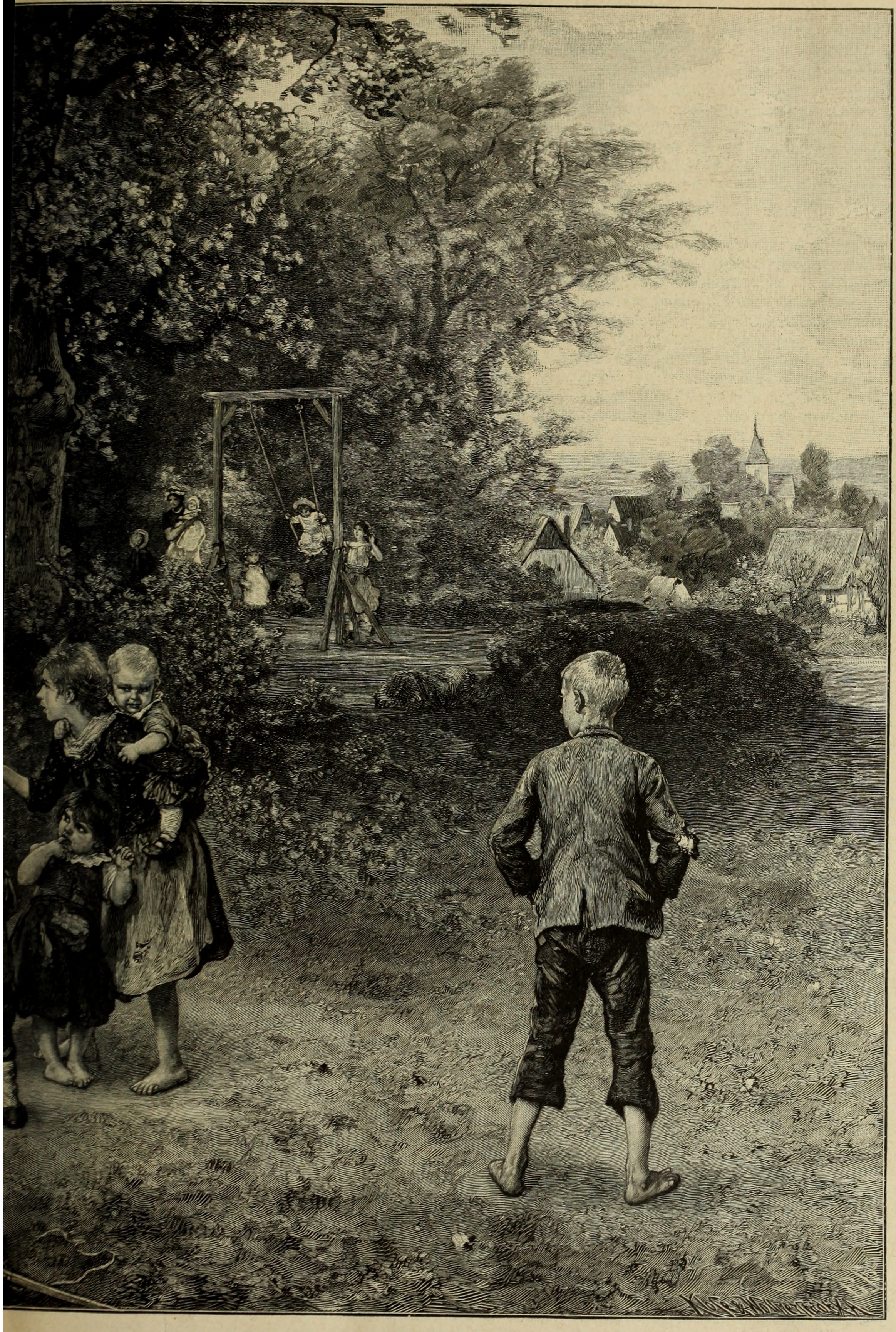
Nun waren ſie am Ziel. Wie klein dieſe Scholle im Waſſer! Auf einem Hügelchen die alte Kirche, maſſig und feſt gefügt, den Jahrhunderten zum Trotz; außer ihr nur noch Paſtorei und Küſterhaus zwiſchen Gartengeſträuch und knorrigen Weidenbäumen lauſchig verſteckt. Rote und weiße Malven ſchimmerten von hohen Stöcken herüber, und Rauchwölkchen ſtiegen kerzengerade von den beiden Hausdächern in die Luft. Nahe am Ufer ſtand im Goldglanz der Morgenſonne eine mädchenhafte Geſtalt neben dem Ziehbrunnen und ſpähte dem herankommenden Schiffe entgegen. Einen Arm ſchlang ſie um die Hebeſtange des Brunnens, mit der anderen Hand ſchützte ſie ihr Kleid vor dem tauigen Graſe.

(Fortſetzung folgt.)


L. Knaus
1890

Die Landpartie. Nch

(Mit Genehmigung der hoto



em Gemälde von L. Knaus.
aphiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

## Beim heil. Rock in Trier.

Von R. Bode. (Abdruck verboten.)

Ich war ſchon zwei Tage vor dem Beginn der Ausſtellung des heil. Rockes in Trier, weil ich die Stadt ſtudieren und ihre Vorbereitungen beobachten wollte. Bekanntlich werfen große Ereigniſſe ihren Schatten vor ſich her — meiſt nur einen, aber die Schatten, die der heil. Rock vor ſich her warf, waren zahllos. In allen Fenſtern, auf allen Straßen, auf allen Roſenkränzen, Kreuzen und Ringen, Briefbogen und Poſtkarten, Cigarrenſpitzen und Streichholzſchachteln, Taſchentüchern und Zuckerſachen — überall ſein Bild. Und überall dasſelbe Bild, nur in der Farbe veredelt, ganz genau ſo, wie ſich hernach das Original präſentierte, obgleich dies Original nicht photographiert, nicht porträtiert, keinem Induſtriellen gezeigt, ja offenbar für die Ausſtellung erſt ſorgfältig präpariert war. Intereſſant! nicht? Die Kaiſerin Helena hat den Rock der Trierer Kirche geſchenkt, und bei der Beſichtigung vor der Ausſtellung war er ein auf andrem Stoff befeſtigtes, verſchimmeltes Stückwerk. Keiner fragt jetzt: woher hatte die Kaiſerin den Rock? er iſt echt, baſta! keiner denkt mehr an die haltloſen Stücke — wir haben den ganzen Rock, du ſiehſt es ja! und ob und wie ein ſolches Kleidungsſtück, das doch keine Strickarbeit iſt, ſondern aus einem gewebten Stoff beſteht, mit Ärmeln ohne jede Naht hergeſtellt werden kann, das zu beſtimmen muß ich unſren ſachverſtändigen Damen und Schneidern überlaſſen. Das Kind Jeſus aber hat dieſen Rock von ſeiner Mutter Maria empfangen, er iſt mit dem Leibe gewachſen bis zum Tode — und das zu glauben, muß ich den gläubigen Katholiken des Bistums Trier überlaſſen.

Man könnte aber unter den heil. Rock ganz gut die Deviſe ſetzen: „Man muß das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.“ Und zwar teilen ſich in dieſe Deviſe der Papſt, der Biſchof und die Stadt ganz redlich. Der Papſt gewährt den „Verehrern“ des Rockes völligen Ablaß, dafür bittet der Biſchof, bei dem Umgange mit einer Gabe des Papſtes zu gedenken, der ſich ſeit dem Verluſt ſeiner weltlichen Herrſchaft in Not befinde. Der Biſchof ſtellt den Rock aus, dafür bittet er, mit einer Gabe des Domes zu gedenken, der einer Reſtaurierung dringend bedürfe (dem Augenſchein nach befand er ſich freilich in einem ganz vorzüglichen baulichen Zuſtande). Die gute Stadt Trier aber ſagte: „Ich ſei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der dritte.“ Sie pflaſterte ihre Straßen neu, ölte, bekränzte, beflaggte ihre Häuſer und dekorierte ihre Schaufenſter mit allen möglichen und unmöglichen Herrlichkeiten, die ſich auf den heil. Rock, auf den unheiligen Platz oder auf den neutralen Hunger und Durſt beziehen, nur darüber ganz beſonders erbittert, daß auch die Juden ſich die Gelegenheit zu nutze machen, an der Wolle der fremden Schäfchen herumzuzupfen und auf einmal einen ſchwunghaften Handel mit Roſenkränzen, Kreuzen und heiligen Röcken angefangen haben. Während der Ausſtellung iſt täglich Wochenmarkt, den Tag vor der Eröffnung war Viehmarkt, überall, wo Platz iſt, ſind Eß-, Trink- und Schlafhallen errichtet; ich hörte von etwa 1000 Kellnern, die angeworben ſeien, und aus ganz Deutſchland ſind eine Menge Wagen und Lokomotiven mit Bedienung nach Trier und in die weite Umgegend dirigiert, um die Menge der täglichen Extrazüge ſtellen zu können, die von allen Seiten her kommen und wieder abgehen müſſen. Die Eiſenbahn wird ein brillantes Geſchäft machen, aber auch andere Gewerbetreibende, wie Gaſtwirte, Bäcker, Fleiſcher, Kaufleute. Sogar die Barbiere gedenken, wie ich höre, mit der Eröffnung der Ausſtellung ihre Preiſe angemeſſen zu erhöhen; teilweiſe konnten ſie die Zeit gar nicht erwarten, wie ich wiederholt ſchmerzlich empfunden habe. Dazu hatte ſich ein Wohnungskomitee gebildet (ein wahres Bedürfnis und eine Wohlthat für Vermieter und Mieter), „um die Fremden vor Übervorteilung zu ſchützen,“ und die Preiſe feſtgeſetzt. Danach koſtete ein Zimmer mit 1 Bett für die Nacht 4 Mk., mit 2 Betten 7,50, mit 3 Betten 9 Mk. u. ſ. w. nebſt Waſſer und Handtuch, alles andere wird beſonders bezahlt, und außerdem ſteigen die Preiſe je nach Lage und Güte des Gebotenen. Und was bringt das, wenn ein Bürger ſo acht Wochen oder 56 Tage lang Nacht auf Nacht ſeine paar Betten mit 10 Mk. vermietet und dabei Speiſen, Getränke, Bedienung noch beſonders berechnet! 130 junge Männer, Beamte, Kaufleute u. dgl., die in möblierten Zimmern wohnten, und denen rückſichtslos gekündigt iſt, haben ſich zuſammen einen Saal als Nachtquartier gemietet, worin ſie, wenn ſie nicht ſchlafen können, Rache brüten gegen ihre treuloſen Hinauswerfer.

Am Dienstag und Mittwoch war der Dom für jeden Unberufenen hermetiſch verſchloſſen. Am Donnerstag aber, dem Eröffnungstage, hieß es: „Wohl, nun kann der Guß beginnen, denn die Maſſen ſind im Fluß.“ Und wahrlich, ſie waren es. Tags vorher hatte ich mir durch einen kleinen Gymnaſiaſten, deren ſich, als ich auf dem Domplatze den Stadtplan entfaltete, gleich ein Dutzend als Führer anboten, die Stadt zeigen laſſen. Mein Führer entpuppte ſich als Mitglied des Domchors und erzählte mir, daß der Chor am Donnerstag früh 9 Uhr im Dom zu ſingen habe. So kam ich um $7^1/_2$ von meinem Dorfe in die Stadt und ließ mich durch die Menſchenflut, die alle Straßen füllte, nach dem Dome ſchwemmen. Der alte Dom (er ſoll die älteſte deutſche Kirche ſein, wie Trier die älteſte deutſche Stadt) und der moderne Touriſt, ſie hatten ſich beide geſchmückt, um einander kennen zu lernen, der Dom durch Fahnen, Ranken, Tannen außen und innen, und ich — durch ſchwarze Glaceehandſchuhe. So wurde ich hineingeſchoben; das ganze Geſtühl war entfernt, und die ungeheuren Hallen des Schiffes boten einen einzigen zuſammenhängenden Raum. Woge auf Woge flutete herein, in Ordnung gehalten durch Feuerwehrmänner in grüner Uniform und „Domſchweizer“ in hochroten Mänteln mit Stab. Dazwiſchen ſah man Herren im feinſten Geſellſchaftsanzug ſich bewegen, in Frack, Cylinder, weißer Binde und weißen Handſchuhen, mit einer breiten, ſeidenen gelbroten (die trierſchen Farben) Schärpe, die in goldenen Franſen endete, über der Schulter. Ich wurde nach vorn geſchoben, ich folgte im Seitenſchiff einem Herrn eine Treppe hinauf, ich trat zu einer Gruppe Herren, die ſeitwärts ſtanden, und fragte mit der bezauberndſten Höflichkeit, ob ſie mir geſtatten würden, bei ihnen zu ſtehn (ſie hatten hier ſo wenig zu ſagen als ich), und man erlaubte es mir mit der größten Artigkeit. Dann wurden wir etwas weiter nach vorn geſchoben, ſchwenkten um eine Blattpflanzen-Kuliſſe herum und befanden uns im Altarraum. Derſelbe beſteht, wie gewöhnlich bei großen Kirchen, aus einem Vorraume mit mehreren Sitzreihen auf beiden Seiten für die Domgeiſtlichkeit ꝛc. und dem Raume, worin der Altar ſelbſt ſteht. Wir wurden in eine dieſer Sitzreihen hineingedrängt, und da ſaß ich denn mit dem ſchlechteſten Gewiſſen von der Welt mitten zwiſchen den eingeladenen Spitzen der Stadt, die ohne Ausnahme in großer Toilette waren, während hinter uns und uns gegenüber, geführt von Schorlemer-Alſt, 24 Malteſerritter Platz nahmen in ihrer prachtvollen Tracht: hochrotem Rock mit goldenen Epauletten und Raupen und weißen Beinkleidern. Ich vertrug mich mit meinen Nachbarn ſehr gut, ja ich imponierte ihnen zeitweilig, weil ich von dem Gang und den einzelnen Teilen der Meſſe mehr verſtand als ſie. Beide Abteilungen des Altarraumes füllten ſich allmählich zu beiden Seiten mit einer unglaublichen Menge von Geiſtlichen aus dem Dom und den Klöſtern, mit einheimiſchen und fremden; alle waren in großer Gala, und alle mußten ſtehn. Der etwas ſtark beleibte Dompropſt kam: „Meine Herren, das geht aber doch nicht, das ſind ja unſere Plätze!“ Indeſſen keiner wankte, keiner wich, und ich allein konnte ihm mit all meiner Beſcheidenheit nicht helfen, denn ich ſaß gerade in der Mitte.

Punkt 9 Uhr begann die Feier, die ſich in drei Teile gliederte: 1. die Enthüllung des Rockes, 2. das Hochamt,

3. die Rede des Biſchofs. Der erſte Teil hob an mit einem lateiniſchen Liede „Lobgeſang auf das heilige Kreuz Chriſti,“ vorgetragen vom Domchor, der in einer Empore uns gegenüber ſtand, und zwar wurden bei dieſem und dem folgenden Liede die einzelnen Verſe von den ſehr gewählten und geſchulten Männer- und Knabenſtimmen abwechſelnd geſungen. Ich will hier gleich bemerken, daß uns „Ehrengäſten“ die gedruckten Texte aller Geſänge, bei den Liedern auch mit deutſcher Überſetzung, übergeben wurden, daß alles, was geſungen wurde, nur in lateiniſcher Sprache und nur vom Domchor geſungen wurde, ſo daß die ganze ungeheure Feſtgemeinde unten im Schiff, ſoweit ſie nicht Latein verſtand, von den erſten beiden Teilen der Feier nicht mehr begriff, als was ihre Augen ſahen; aber im dritten wurde ſie entſchädigt. Während dieſes erſten Liedes erſchien der Biſchof mit Gefolge, ging zum Altar und betete dort. Dann ſtieg er, immer in Begleitung anderer Geiſtlicher, zum heiligen Rock hinauf und entfernte, während alles betend auf den Knieen lag, die weißſeidene Hülle von demſelben, worauf der Chor das zweite Lied anſtimmte: „Lobgeſang auf den heiligen Rock des Herrn,“ O vestis inconsutilis, wovon ich 2 Verſe nach der dabeiſtehenden ſchlechten Überſetzung herſetzen möchte, weil ſie charakteriſtiſch ſind und Gedanken bringen, die nachher auch der Biſchof ausſprach:

O Kleid, ohn' Naht bereitet,
Womit der Herr umkleidet,
Der Herr, der Jungfrau Sohn,
Die einſt dich hat gewebet.
Wer dich in Ehr' erhebet,
Er findet ſeinen Lohn.

Und mochte ſie dich haſſen,
Sie mußte ganz dich laſſen,
Die rohe Söldnerhand,
Weil du der Liebe Bürge,
Weil du das Bild der Kirche,
Der Einheit Gottespfand.

Die Melodieen beider Lieder ſollten „Choralmelodieen“ ſein, waren aber ſo leierig und unmelodiſch, daß ſich ein evangeliſches Ohr ſchmerzlich davon abgeſtoßen fühlte.

Der zweite Teil der Feier, das Hochamt, das nun folgte, begann mit dem lateiniſchen Introitus aus Pſ. 22: „Meine Hände und Füße haben ſie durchbohrt, Alleluja. Alle meine Gebeine haben ſie gezählt, Alleluja. Meine Kleider haben ſie unter ſich verteilt. Alleluja. Und über mein Gewand haben ſie das Los geworfen, Alleluja.“ Bei dem Kyrie ſtand auf dem Zettel die Bemerkung: „Aus der Meſſe zu Ehren des heiligen Kaiſers Heinrich, von Haller.“ Niemand in meiner Nachbarſchaft kannte den heiligen Kaiſer Heinrich, auch Prieſter nicht. Gemeint war Heinrich II aus der ſächſiſchen Dynaſtie, der heilig geſprochen iſt. Aus der Meſſe hebe ich nur noch hervor einen eingelegten „Lobgeſang auf das heilige Kleid,“ der in der Überſetzung alſo lautet: „O drei mal glückliches Trier! Freu dich ſo hehren Pfandes! Chriſti Toga Lobpreiſe mit Jubelgeſängen In die Jahrhunderte der Jahrhunderte.“ Das Hochamt endete, wie üblich, mit der Erhebung und Anbetung der Hoſtie, mit dem Segen und dem Geſang vom Altar: „Ecclesia missa est, die Gemeinde iſt entlaſſen.“

Aber ſie ging nicht. Denn der Biſchof, im vollen Feſtornat, mit Mitra und Krummſtab, begab ſich unter Vorantragung zweier hoher brennender Wachskerzen und wieder mit Gefolge zu der niedren Schranke hinab, welche den Altarraum vom Schiff des Domes trennt; und von hier aus ſprach er, frei vor dem Volke ſtehend. Ein ſchönes Organ, klarer Gedankengang, feuriger Vortrag, der nur zuweilen den Beiklang von Fanatismus bekam, der begeiſterte Ton tiefſter Überzeugung: das waren die Merkmale der ſehr geſchickten Rede, aus der ich nach dem offiziellen Texte einige Hauptſätze hervorheben möchte: „Durch dieſe Feier wünſchen wir nichts anderes zu erreichen, als was Paulus als Zweck ſeiner Predigt darſtellte: wir predigen Chriſtum, den Gekreuzigten. Nachdem der Menſch aus dem Paradieſe, wo er Gottes Freundſchaft genoß, gewieſen war, blieb in ſeiner Seele die Erinnerung an dieſen glücklichen Zuſtand haften, er wollte Gott greifen und taſten. Darum kam Gott in menſchlicher Geſtalt zu uns, die Menſchen hatten ihren Gott wieder unter ſich und konnten ſein Gewand berühren, dies Gewand. — Man hat geſagt, dieſe Feier ſollte eine Kraftprobe ſein, wie ſtark wir ſeien. Das iſt ſie nicht. Wir ſind ſchwach, aber dennoch fürchten wir uns nicht, denn Gottes Kraft iſt mit uns. Die Kraftprobe iſt auch jetzt nicht zu machen, ſie iſt gemacht, ſeitdem das Kreuz gepredigt wird. — Dies Kleid iſt ein Symbol der Einheit, denn wie es uns ungeteilt geblieben iſt, ſo ſoll auch die Kirche ungeteilt bleiben; nichts ſoll uns trennen vom Papſte, nichts ſoll das Volk von ſeinem Biſchof trennen. — Jenes fromme Weib berührte dieſen Rock, und da entſtrömte ihm wunderbare Kraft, ſo daß ſie geſund wurde. Viele verlangen auch heute Heilung des Leibes. Wir müſſen abwarten, was Gott thun wird. Aber geiſtige Gnade, Stärkung im Kampfe gegen die Sünde, größere Liebe zum Heilande: das alles darf jeder hoffen, der dies Gewand verehrt. Möge dieſe Feier reichen Segen bringen auch unſrem ganzen Vaterlande, damit Gott uns endlich die Einheit(!) beſchere.“ Im Glanze hoher, mächtiger Kirchenkerzen vorgetragen, umgeben von dem ganzen Pomp des katholiſchen Kultus und als begeiſterter Ausdruck von dem, was ſie alle glaubten, aus dem Munde ihrer höchſten kirchlichen Autorität, machte dieſe Predigt ohne Amen einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer.

Nachdem die Menge den Dom verlaſſen, begann die eigentliche „Verehrung“ des heil. Rockes mit dem Aufſtieg der im Altarraum Verſammelten zu demſelben, und zwar gingen zuerſt die Geiſtlichen, dann die Malteſer, darauf wir, die Geladenen. Der Hauptaltar des Trierer Domes beſitzt eine große Eigentümlichkeit. Jeder Altar pflegt im Niveau des Altarraumes ſelbſt einen Umgang zu haben, ſo daß man hinter ihm herumgehen kann. Anders hier. Auf beiden Seiten des Altars führt eine wohl 20 Fuß hohe ſteinerne Treppe mit Geländer von ſchwarzem Marmor empor zu einer hinter und ziemlich hoch über dem Altar liegenden Plattform. An der Rückſeite derſelben ſteht ein hoher, prächtig verhüllter Tiſch und auf dieſem ein flacher Schrank, deſſen Vorderſeite aus einer dicken, 3 Zentner ſchweren Glasplatte beſteht. Hinter dieſer Glasplatte ſchwebt auf einem Hintergrunde von weißer Seide der heilige Rock. Er iſt etwa 2 Drittel Mannsgröße lang, am untern Rande etwa 1 Meter breit, die ziemlich weiten Ärmel ſind nach beiden Seiten wagerecht ausgeſtreckt und, wenn ich mich recht entſinne, durch eine hindurchgeſteckte Stange gehalten. Der Schrein hat einen Baldachin aus rotem Sammt und Golddraperien, der eine goldne Dornenkrone und am Abend ein Kreuz aus Gasflammen trägt, während beiderſeits um den Schrein her gleichfalls ſchwere Draperieen aus denſelben Stoffen niederwallen. So ſchwebt der Rock hoch über dem Altar an der Rückwand der Altarniſche, von der ganzen Kirche aus ſichtbar und doch auf der Plattform, wo er hängt, ſo niedrig, daß der untere Rand des Schreines von jedem Vorübergehendem berührt werden könnte. Das darf aber nicht geſchehen, ſondern zu jeder Seite des Schrankes ſteht eine Eſtrade, und auf derſelben ſitzt jederſeits, dem Rocke zunächſt, ein Prieſter und neben ihm ein Mitglied der Ehrenwache. Dieſe geiſtliche und weltliche Wache, die den Rock die ganzen 8 Wochen Tag und Nacht zu behüten hat, wird alle zwei Stunden abgelöſt. Außer den vielen brennenden Kerzen trägt der Altar noch auf jeder Seite einen hochragenden Gaskandelaber mit wohl 20 Flammen, die zu jeder Seite nach dem Rock hinaufleuchten, ohne ihn zu erreichen, und eigentlich nur dazu dienen, dem Auge den Weg zu ihm zu weiſen. Wie ſieht der Rock nun aus? Wie geſagt, ſeine Geſtalt geben die Bilder ganz richtig wieder, in der Farbe haben ſie ihn ſehr veredelt. Die Farbe iſt unbeſtimmbar, dunkel mauſegrau oder richtiger: es iſt gar keine Farbe mehr, ſondern ſein ganz unzweifelhaft hohes Alter, Feuchtigkeit und andere Einflüſſe haben ihm jede Farbe entzogen. Erbaulich mag der Anblick ſein, das iſt Geſchmacksſache; ſchön iſt er nicht, eher geſpenſtiſch. Photographiert ſoll er unter keinen Umſtänden werden, vielleicht weil man das unwürdig findet, vielleicht, weil man den herben Realismus der Photographie fürchtet.

Der Vorbeimarſch vor dem heil. Rock vollzieht ſich nun in der Weiſe, daß ein langſam aber ſtetig ſich fortbewegender Strom von 2—3 Menſchen nebeneinander die Treppe rechts am Altar hinaufſteigt. Man geht am Rock vorüber, macht vor demſelben einen tiefen Knix faſt bis zur Erde (auch die Männer), ſteigt die linke Treppe hinunter und verläßt die Kirche durch eine Seitenthür. Die „Berührungen“, die dabei ſtattfinden können, ſind ein von der Kirche eingeführtes Syſtem. Ich habe ſchon geſagt, daß zu jeder Seite des Rockes ein Prieſter ſitzt; er trägt die weiße Stola. Sobald man herankommt, reicht man ſeine Sache (Kreuz, Roſenkranz oder dergleichen Andachtsgegenſtände heißen hier „Devotionalien“) dem Prieſter hin, dieſer tippt damit an den Rahmen des Schrankes und reicht ſie zurück, und das geht ſo ſchnell und geſchäftsmäßig, daß deswegen niemand ſtehn zu bleiben braucht. Wem es beim erſten Male nicht gelungen iſt, der trifft auf der andern Seite des Rockes ja noch einen Prieſter. Kommt man die Treppe hinunter, ſo ſitzt dort wieder ein Prieſter im Ornat, der neben und vor ſich einen tiſchhohen, außerordentlich geräumigen Opferſtock mit der Aufſchrift: „Opfer zur Reſtaurierung des Domes“ beobachtet, und wieder ein paar Stufen tiefer ſtehen zwei ganz gleiche Opferſtöcke mit der Inſchrift: „Liebesgaben für den heiligen Vater.“ So viel ich mich erinnere, ſaß hier kein Prieſter, und ſo viel ich beobachten konnte, ging am Biſchof keiner ohne „Opfer,“ am Papſte mancher ohne „Liebesgabe“ vorüber. Aus dem Geſagten geht hervor, daß eine eigentliche Berührung des Rockes ſelbſt, ſo viel ich bemerkt habe, überhaupt nicht ſtattfindet, ja ſie kann gar nicht ſtattfinden, weil der Rock im Schranke hinter Glas und Rahmen hängt, und ſie darf nicht ſtattfinden, weil er ſo viele Berührungen wohl nicht aushalten würde. Das Publikum ſelbſt aber kommt zu gar keiner Berührung, auch nicht einmal zu der von Glas oder Rahmen. Wie es mit den Kranken gehalten wird, habe ich nicht erfahren; ſie ſollen ein Atteſt ihres Seelſorgers und ihres Arztes beim Biſchof einreichen und dann in beſonderer Weiſe und zu beſonderer Zeit zugelaſſen werden.

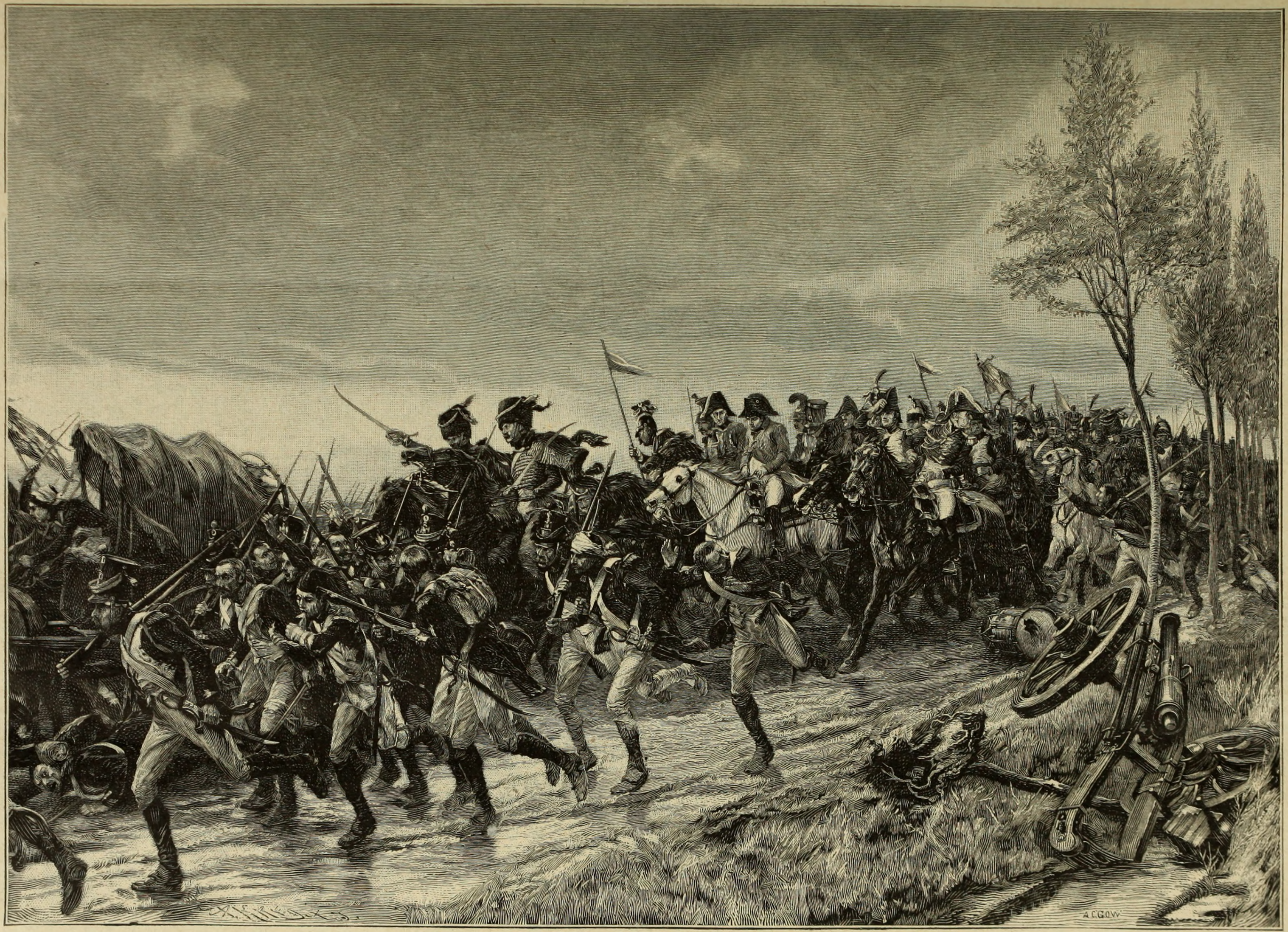
Da ich bei meinem erſten Umgange nicht alles zu meiner Zufriedenheit beobachtet hatte, auch gern das Volk ſelbſt bei ſeiner „Verehrung“ beobachten wollte, ſo beſchloß ich, mich der Prozeſſion („Preſſion“ ſagen in ihrer Argloſigkeit die Landleute) der St. Gangolfsgemeinde anzuſchließen, die um 12 Uhr zugelaſſen werden ſollte; denn die ſtädtiſchen Körperſchaften und Gemeinden ſollten Donnerstag und Freitag, die auswärtigen erſt vom Sonnabend an kommen. Aber das geriet mir nicht. Dieſe Prozeſſion war ein dichter, wogender Menſchenſtrom, in dem es ſchwatzte, lachte oder ſchimpfte, der ſich von der Gangolfskirche über den Markt hinweg zwiſchen Kraut und Rüben, Birnen und Heidelbeeren zum Dome hinwand und höchſtens alle Viertelſtunde einen Schritt machte. Ich verließ die Geſellſchaft und ſchlängelte mich an ihr hin nach dem Domplatz. Dort ſah ich eine Doppelreihe jüngerer Männer in bürgerlicher Tracht langſam, aber ſtetig in den Dom vorrücken. Ich erfuhr, es ſei die Marianiſche Brüder-Sodalität, erbat und erhielt die Erlaubnis, mich ihnen anzuſchließen und betrat mit ihnen zum zweiten Male den Dom. Der hatte ſich inzwiſchen ein wenig verändert. Mit Hilfe der Sitzbänke, die man in Doppelreihe aneinandergeſchoben, hatte man durch die weiten Räume einen etwas geſchlängelten, genau vorgeſchriebenen Prozeſſionsweg hergeſtellt. Derſelbe führte vor dem Chor auf den Reliquienſchrein los, den er, wie der Fluß eine Inſel, auf beiden Seiten umging. Dieſer Schrein ſtand auf einem 2 m langen, verhangenen Tiſche und trug einen ebenſo langen, wohl meterhohen Glaskaſten, in welchem die Kleinodien des Domes: ein Nagel und Splitter vom Kreuz, ein Zahn des Petrus, eine Hand der heil. Anna u. ſ. w. ausgeſtellt waren. Mein Nachbar in der Prozeſſion, ein noch junger Mann, frug mich, ob er wohl ſeinen Trauring berühren laſſen dürfe. „O gewiß, Sie wollen wohl heiraten?“ „Wir ſind ſchon ſeit vier Jahren verheiratet.“ „Aber warum wollen Sie dann den Trauring anrühren laſſen?“ „Wir haben keine Kinder.“

Wie ſieht nun eine ſolche Prozeſſion aus? Man darf ſich darunter weder eine ſchwatzende Menſchenſchar noch einen beſonderen Feſtzug mit Kirchenfahnen und Muſik vorſtellen — ſolches habe ich wenigſtens nicht geſehen. Die Praxis war vielmehr ſo, daß die Leute in zwei Reihen gingen, und in angemeſſenen Entfernungen ging zwiſchen dieſen Reihen ein Vorbeter, welcher mit eintöniger Stimme immer die erſte Hälfte vom Vaterunſer und Avemaria betete, während die andren ebenſo eintönig jedesmal die zweite Hälfte im Chor hinterhermurmelten. Und das ging fort wie ein ruhig fließender Bach, ob man ſtand oder ſich fortbewegte, bis man an den heiligen Rock kam; da hörte es auf und fing auch jenſeits desſelben nicht wieder an. Wir Vornehmen bei der Eröffnungsprozeſſion — wir hatten nicht gebetet, hatten auch gar keinen Vorbeter gehabt. Als ich am folgenden Tage wieder den Domplatz betrat, war er bedeckt von einer ungeheuren, vielfach hin und her gewundenen Schlange ſtehender oder langſam vorrückender Menſchenlinien, und alle hatten den Roſenkranz zwiſchen den Fingern, und von allen Seiten umſchwirrte mich das laute Vorbeten und das murmelnde Nachbeten immer derſelben Worte. Ich müßte übrigens lügen, wenn ich ſagen wollte, die Leute hätten nicht andächtig dabei ausgeſehen, wenn auch Blicke und kurze Unterhaltungen zwiſchen den Gebeten hin und her flogen.

Aber eine Kraftprobe iſt dieſe Ausſtellung doch — nicht für den heiligen Rock, denn was kann das meinem Glauben wert ſein, ob mein Heiland einſt dieſen oder einen andern Rock getragen! — ſondern der Biſchof wünſcht zu zeigen, wie viel mächtiger die Kirche, wie viel ohnmächtiger der Staat heute iſt als vor 47 Jahren. Man muß nur ſehen, wie's gemacht wird. Welcher gläubige Katholik widerſteht der Verheißung des „vollkommenen Ablaß“! Und dann fordert der Biſchof ſeine Geiſtlichen auf, ihm anzuzeigen, mit wie viel Pilgern ein jeder kommen werde. Das muß ja der Biſchof wiſſen, um den Zuzug zu regulieren, aber nun verſtehen's die Prieſter falſch. Es entſteht der Ehrgeiz, der Wetteifer unter ihnen, die Gemeinden werden unter Druck geſtellt. Dazu kommt die unendliche Folgſamkeit der gut erzogenen Heerden, die Reklame der Zeitungen, die Neugierde, die Verbreitung der Eiſenbahnen und ihr Entgegenkommen mit Extrazügen und billigen Preiſen — das alles wirkt zuſammen, und der Trumpf wird zum Triumph, man kann mit gewaltigen Menſchenzahlen, man könnte ſicher mit gewaltigen Markzahlen aufwarten, aber das letztere verbietet die Beſcheidenheit.

Merkwürdig viel franzöſiſche Prieſter ſind mir aufgeſtoßen, nicht Elſaß-Lothringer, ſondern Nationalfranzoſen. War das Liebe zu Korum? war es eine Folge der Einheit der Kirche? Oder waren es noch andre Gründe? Auch aus Argenteuil bei Paris, wo es bekanntlich auch einen heiligen Rock gibt, waren drei Prieſter gekommen, um zu ſehen, ob ihre Stücke etwa Teile von dem hieſigen ſeien; die genaue Beſichtigung hat aber ergeben, daß der Pariſer aus Kamelhaaren, der Trierer aus Wolle gemacht iſt. Wer hat nun den falſchen? Der Biſchof muß auch einen verborgenen, aber ſicher wirkenden Zählapparat im Dome beſitzen, denn gleich am erſten Tage waren über 41 000 Beſucher gezählt, darunter freilich auch fünf Taſchendiebe.

Als ich von Trier nach Bernkaſtel an der Moſel kam, waren ſämtliche Männer des Ortes zum heiligen Rock nach Trier gefahren. Eine Stunde davon, in Trarbach, führte man den Tag darauf unter allgemeiner Begeiſterung das Lutherfeſtſpiel gleich dreimal hintereinander auf. Darum eben ſehnt ſich der Biſchof Korum nach der „Einheit“ der Kirche. Die Ausſtellung des heiligen Rock aber dürfte zur Herbeiführung dieſer Einheit kaum ein erfolgreicher Schritt geweſen ſein.



Flucht Napoleons nach der Schlacht bei Belle=Alliance. Nach dem Gemälde von A. C. Gow.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

# Im Nebel.

(Abdruck verboten.)

Novelle von Hans Nagell von Brawe.

An das kunſtvoll gearbeitete Eiſengitter gelehnt ſah Baron Broock von der Freitreppe des Schloſſes Altenkamp hinaus in die klare, ſonnenhelle Schneelandſchaft. In ſeinen Mienen lag aber nichts von Sonnenhelle. Mit trübem Ausdrucke folgte ſein Blick einer Equipage, welche eben am Ende der vierzeiligen Ulmenallee angekommen war und nun der nahen Bahnſtation zufuhr. Er ſeufzte tief.

„Bald ganz allein,“ kam es dann über ſeine Lippen.

Geraume Zeit ſtand er noch wie traumverſunken da, als das Schloßportal geöffnet wurde, und geräuſchlos ein junges Mädchen nahte.

Sie blieb einen Augenblick zögernd ſtehen, als ſcheue ſie ſich, die Gedanken des Freiherrn zu ſtören, dann trat ſie heran und legte die Hand auf deſſen Schulter.

„Ich fürchtete, du würdeſt dich erkälten, Onkel Bodo,“ ſagte ſie, ihm den Jagdhut mit dem Federſtutz reichend.

Die weiche liebliche Stimme mochte auf den Schloßherrn einen wohlthuenden Eindruck ausüben. Seine Züge erhellten ſich, als er ſich umwandte und mit der Rechten leicht über das gewellte dunkelblonde Haar der jungen Dame ſtrich: „Ich danke dir, meine liebe Gabriele! Ja, du haſt recht, ich vergeſſe mitunter, daß ich alt werde!“

„Du, Onkel Bodo? O, ich glaube, du kannſt gar nicht alt werden!“

Sie ſah ihn ſo ſchelmiſch an aus den großen, blauen Kinderaugen, daß er lächeln mußte.

„Sei unbeſorgt, mein Herzenskind. Wenn fünfzig Jahre es nicht vermocht haben, mich altern zu laſſen, die Einſamkeit wird endlich doch den heiteren Sinn deines Onkels brechen. Sieh, Ella, als eben die letzten der Hochzeitgäſte abfuhren, da kam mir der Gedanke, wie freudlos meine Zukunft ſich nun geſtalten wird — wie verlaſſen!“

Während der Baron wieder hinausſah nach den ſchneebedeckten Kronen der mächtigen Ulmen, ruhten Ellas Blicke fragend auf den vornehmen Zügen des ſtattlichen Mannes.

Dann zeigte ſich etwas wie ein Schmollen in ihren Mundwinkeln, und den Arm in den des Onkels legend, ſagte ſie zögernd: „Onkel Bodo, haſt du denn nicht deine Gabriele noch? Sagteſt du nicht neulich ſelbſt, ſeit Eva verlobt ſei, habe ſie nur noch Gedanken für Clemens, und ich müſſe dir auch die Tochter erſetzen?“

Sie trat plötzlich dicht vor den Freiherrn und rief, ihm voll in die Augen ſehend, laut: „Ach, Onkel Bodo, lieber Onkel Bodo, ich habe dich ja ſo lieb, wie keinen Menſchen ſonſt in der Welt, und ich kann's nicht ſehen, daß du traurig biſt! Ich will ja alles thun, um dir den Abſchied von Eva zu erleichtern! Wir wollen uns zuſammen freuen, daß ſie ſo glücklich wurde. Und ich, Onkel, ich habe doch auch niemand außer dir — wie gleichgültig ſind mir alle anderen Menſchen!“

Er nahm ihren Kopf zwiſchen beide Hände und küßte ſie auf den friſchen Mund.

„Du biſt mein liebes, kleines Töchterchen und du weißt, daß du mir ebenſo nahe ſtehſt wie Eva! — Aber jetzt lauf' und hole deine Pelzjacke, ich will mit dir ſpazieren gehen!“

„O, das iſt ſchön, Onkel! Sofort bin ich zurück!“ Mit leichten Sprüngen eilte ſie in das Schloß.

Baron Broock ſah der ſchlanken Geſtalt nach. „Wenn's nur erſt geſchehen wäre,“ murmelte er, „es wird ihr ſchwer werden fortzugehen, und doch — Bertha mag recht haben!“

Nach wenigen Minuten kam Gabriele zurück.

„Ich bin ſo froh, daß du nun einmal mit mir ganz allein gehen mußt, Onkel Bodo — hier iſt dein Überrock, es wird dir zu kalt werden, wenn die Sonne ſinkt — und heute abend, nicht wahr, da darf ich dir vorleſen? Wie ich mich darauf freue!“

Sie hatte dem Freiherrn geholfen, den grauen Jagdpaletot anzulegen; dann wanderten beide zwiſchen hohen, grünen Taxushecken dem Parke zu.

„Wie die Rehe und Haſen da oben ſich zugedeckt haben mit den weißen Federbetten,“ deutete Gabriele lachend auf die kunſtvoll ausgeſchnittenen Taxusfiguren, „ach, Onkel Bodo, wenn's erſt Mai iſt, nicht wahr, dann nimmſt du mich mit zur Pürſchfahrt in den Wald. Zwei Monate noch, bis der Bock frei iſt, und dann — aber ich glaube, du hörſt gar nicht zu, du böſer, lieber Onkel!“ unterbrach ſie ihr Geplauder und legte den Arm in den ſeinen. „Du biſt ſo ernſt, ſo traurig; iſt es die Trennung von Eva, die dich bedrückt?“

Er zog ihren Arm feſter an ſich.

„Die Trennung von Eva? Auf die war ich ja lange vorbereitet! Sie folgt ihrem Manne, ſo Gott will, zum dauernden Glück. Aber —“

„Sag, Onkel, warum ſprichſt du nicht weiter?“

„Weil's mir ſchwer wird, dir zu ſagen — daß auch du Altenkamp verlaſſen wirſt.“

„Onkel, ich? Ich ſoll fort?“ fragte das junge Mädchen erſchrocken, und die großen, blauen Augen füllten ſich plötzlich mit Thränen.

Sie hatten eben eine kleine, buchenbewaldete Anhöhe erreicht, auf deren Spitze ſich ein zierliches Backſteinhäuschen mit hohem Strohdache und Butzenfenſtern erhob.

„Komm, laß uns in den Pavillon treten. Beim Kaminfeuer wird ſich das leichter beſprechen.“

Baron Broock ſchloß die Thür des mit Jagdſtücken und Vaſen geſchmückten kleinen Raumes auf und entzündete die im Kamine aufgeſchichteten Scheite, während das Mädchen in Nachdenken verſunken daſtand. Bald praſſelte ein behagliches Feuer.

„So, nun rücke deinen Seſſel recht nahe und höre mir zu, meine liebe Ella.“

Der Freiherr hatte ſeiner Nichte Hand zwiſchen die ſeinen genommen, und während ſie jetzt mit ängſtlicher Spannung, offenbar Böſes ahnend, zu ihm hinaufſchaute, begann er: „Ich habe dich in den drei Jahren, die du mit Eva und mir vereint lebteſt, ſehr lieb gewonnen und hoffte nun, du würdeſt auch ferner meine Freude, mein Troſt ſein, mir die Tochter vertreten. Da kam heute morgen ein Brief von meiner Schweſter, deiner Stiefmutter —“

„Onkel, du wirſt mich doch nicht zur Mama nach Braunſchweig zurückſchicken?“ unterbrach ihn Gabriele aufſpringend.

„Bleib ruhig, mein Kind, und höre weiter,“ ſagte er, ſie auf den Seſſel zurückziehend in freundlich weichem Tone. „Ich weiß, wie ſchwer ſeit deines Vaters Tode deine Stellung im Elternhauſe war, und weiß, daß ſie auch jetzt nicht leicht ſein wird, nun du erwachſen zurückkehrſt, aber — höre ſelbſt, was deine Mutter ſchreibt.“

Er entnahm ſeiner Bruſttaſche einen Brief, und Purpurröte flog über des Mädchens Wangen, als ſie die großen, ihr ſo wohlbekannten Schriftzeichen auf dem Papier erblickte.

Baron Broock entging das nicht. Zärtlich glitt ſeine Hand wiederum über ihren Scheitel. Dann las er:

„Lieber Bodo!

Ich danke Dir für deine Anfrage, Gabriele betreffend, und teile Dir ganz unumwunden meine Anſicht dahin mit, daß meine Stieftochter durch ein dauerndes Verbleiben auf Altenkamp der Welt gegenüber in eine ſchiefe Lage kommen würde, nachdem Eva das Haus verließ. Als ich, nach Wandas, Deiner ſeligen Frau, Tode Dir Gabriele übergab, war ſie noch ein Kind — die Geſpielin Deiner Tochter. Jetzt iſt ſie faſt zwanzig Jahre alt. Ich weiß, daß ſie ungern heimkehrt, fühle ja ſelbſt, daß unſere Charaktere ſich abſtoßen. Und dennoch bitte ich Dich, ſie mir zurückzubringen, ſobald Du die Zeit dazu findeſt. Sie muß ſich dann mit mir einzurichten ſuchen, das verwöhnte Kind. Daß ich nicht zu Deiner Tochter Hochzeit kommen konnte, that mir ſehr leid. Aber eine Majorswitwe mit ſieben Kindern iſt eben niemals abkömmlich. Schreib, bitte, rechtzeitig, wann ich Dich mit Ella erwarten kann.

Deine Schweſter
Bertha von Zerbau.“

Baron Broock faltete langſam den Brief zuſammen und ſah fragend auf Gabriele. Aus ſtarrem Brüten fuhr dieſe plötzlich auf.

„Onkel Bodo, kannſt du das? Kannſt du mich von dir ſtoßen, mich zur Mama zurückſchicken? Onkel, alles verlange von mir — ich will arbeiten, will zeigen, daß ich kein verwöhntes Kind bin. Laß die alte Lene gehen, ſie führt dir den Haushalt ja doch nicht zu Danke, und übergib mir die Laſten und Pflichten der Hausfrau, laß mich ſorgen für dich, aber dulde mich hier!“

Sie hatte ſich auf dem Teppich zu ſeinen Füßen niedergelaſſen und ſah mit feuchtem, flehendem Blicke zu ihm hinauf.

„Mein Herzenstöchterchen, auch mir wird es ſo ſchwer, mich von dir zu trennen, und dennoch muß es ſein: um deinetwillen. Du haſt ſelbſt gehört, daß es unpaſſend ſei —“

„Unpaſſend, Onkel?“

„Ja, mein Kind. Du kennſt die Welt noch nicht. Sie findet mich vielleicht noch nicht alt genug, eine ſo liebe, kleine Nichte beſchützen zu dürfen.“

„Onkel, ich frage nicht nach dem, was die Welt ſagen wird,“ unterbrach ſie lebhaft. „Laß ſie reden. Hier bin ich ſo glücklich, ſo zufrieden und dort — o, ich mag nicht daran denken.“

„Meine kleine Ella übertreibt! So ſchlimm, wie du fürchteſt, wird’s nicht werden. Ich weiß ja, daß es dir ſchwer wird, deiner Stiefmutter zu Danke zu leben, aber —“

„O, das iſt’s nicht,“ rief ſie, plötzlich ſich aufrichtend, „ich kann deine Schweſter nicht wie eine Mutter lieben, doch ich würde mich darein finden!“ Sie hielt inne und ergänzte dann mit traurigem Tone: „Aber dich zu verlaſſen, das wird mir ſchwer, du guter, einziger Onkel!“

Von neuem glitt ſie neben ihm nieder. Der Baron betrachtete ſie ſchweigend, und Ella hob bittend die Hände: „Gibt es denn keinen Ausweg, kein Mittel, mich bei dir zu laſſen? Du biſt ja ſo klug, o, du wirſt gewiß eine Hilfe finden. Sieh, nur bei dir kann ich glücklich ſein. Für alles Schöne in der herrlichen Natur, für alle Freude an den Schöpfungen großer Meiſter haſt erſt du uns, Eva und mir, die Augen geöffnet, du verſtandeſt unſere Fragen, du errieteſt unſere Gedanken, zu dir allein habe ich ein unbegrenztes Vertrauen, wie ich es nur zu einem Vater haben könnte! — Nein, lieber, lieber Onkel, es kann nicht dein Ernſt ſein, du kannſt mich nicht von dir ſchicken, jetzt nicht, wo du einſam biſt und meiner bedarfſt! Sieh, wie würdeſt du deine kleine Vorleſerin entbehren, und wer ſollte dir morgens den Kaffee reichen? Bitte, bitte, laß mich hier; laß die Menſchen reden, was kann uns ihr Urteil angehen?“

Mit kindlichem Schmeicheltone hatte ſie geſprochen, erwartungsvoll ſah ſie zu ihm auf.

In ſeinem noch immer friſchen, männlich ſchönen Geſicht ſpiegelte ſich ein Kampf zwiſchen Schmerz und Freude. Wie ein Lächeln flogs vorüber, dann ſchien ſich wieder eine Wolke auf ſeine hohe Stirn zu legen, und ſeine Augen richteten ſich ſinnend auf die ſchneebedeckten Zweige da draußen. „Schnee zum Maiengrün?“ klang es faſt unhörbar von ſeinen Lippen.

Als der Freiherr dann noch immer die ſtumme Bitte in ihrem Blicke las, atmete er tief auf:

„Mein Herzenskind, die Frage, die heute an uns herantritt, beſchäftigt mich ſchon ſeit vielen Tagen und wurde durch meiner Schweſter Brief nur von neuem angeregt: die Frage deiner Zukunft. Du biſt heimatlos, faſt mehr als heimatlos, denn du fühlſt dich fremd im Elternhauſe. Ich wollte dir eine Heimat gründen, bei mir, an meinem Herzen, aber die Worte deiner Mutter wiederholen nur, was ich ſelbſt fühlte: die Welt würde es unpaſſend finden, wenn du hier bliebeſt — als meine Tochter. Da fand ich nur einen Ausweg, aber,“ ſetzte er zögernd hinzu, „es iſt für dich vielleicht ein dornenvoller?“

„Onkel, nichts wird mir ſchwer erſcheinen, wenn ich bei dir hier bleiben darf!“ rief Gabriele freudig.

„Mein Kind, du wirſt Zeit haben, dir darüber Gewißheit vor dir ſelbſt zu verſchaffen. Ich werde dich morgen nach Braunſchweig zurückbringen. Du wirſt dir die Welt und die Menſchen ein volles Vierteljahr hindurch von einer anderen Seite anſehen, und dann — dann ſollſt du mir ſagen, ob du wirklich glaubſt, dein Glück nur bei mir finden zu können — an meiner Seite — für immer — ohne Umkehr — trotz meiner grauen Haare.“

Als habe ſie ſeine Worte nicht verſtanden, ſah Ella fragend, faſt erſchreckt den Onkel an. Dann glänzte es auf in ihren Augen, ihr roſig friſches Geſicht erglühte, und ſie ſchlang beide Arme um des Freiherrn Nacken. „Onkel Bodo, iſt es denn wahr?“ Und während in des Freiherrn Zügen noch die ernſte Lebensfrage arbeitete, lächelte ſchon das Kind durch Thränen zu ihm auf:

„Onkel, immer bei dir zu bleiben — immer, immer, das iſt ja das höchſte, das ſchönſte Glück für deine Ella! Du brauchſt mich nicht auf die Probe zu ſtellen. Ich weiß, daß ich keinen lieber haben kann als dich. Und — ja, Onkel Bodo, ich glaube, ich liebe dich auch — ſo ganz anders, wie einen Onkel.“

Sie ſah ihn glücklich an, den großen Mann mit dem graudurchzogenen Barte, und ſchmollte dann, als er erwiederte:

„Dennoch, mein Kind, du ſollſt und darfſt nicht heute entſcheiden. In drei Monaten von heute ab erwarte ich deine Antwort, bis zum 11. März hören wir nichts von einander. Bleibt ſie aus — dann, mein Kind, dann bleibe ich, was ich bin, dein treuer, alter Onkel.“

## II.

Braunſchweig, 10. März 1880.

„Endlich! Die drei böſen Monate ſind vorüber und ich darf Dir ſagen, was ich Dir alle Tage in Gedanken zugerufen habe, morgens, abends und nachts im Traume! Ja, ich will bei Dir bleiben, ich ſehne mich nach dem ſtillen Altenkamp, ſehne mich — nach Dir. Ich habe Dich ſo lieb, Du kluger, ſchöner Onkel Bodo — ja, laß mich Dich heute noch Onkel nennen, aber nun komm bald und nimm mich mit! Du glaubſt nicht, wie öde es mir iſt zwiſchen allen den Menſchen. Keiner iſt darunter ſo wie Du! Ich küſſe Dich in Gedanken, ich küſſe dieſen Brief und bitte immer wieder: Komm bald, Du mein einziger — Bodo!

N. S. Mit Mama iſt’s mir ziemlich gut gegangen. Ich bin aber auch furchtbar aufmerkſam und fleißig geweſen mit den ſieben Kleinen. Und nichts habe ich verraten! Wie wird Mama erſtaunen, wenn Du kommſt, um für immer zu holen Deine kleine Ella.“

So lautete der Brief, welchen Baron Broock am 11. ſelbſt von der Poſt abholte, und ſeine Hand zitterte doch leiſe, als er die zierlichen und doch ſo charakteriſtiſch ſicheren Schriftzüge vor ſich ſah, aus denen er eine Entſcheidung für ſeine Zukunft las.

„Gott gebe, daß ich den Weg gefunden zum Glücke dieſes lieben Kindes,“ ſagte er mit Rührung und dann drückte auch er lächelnd das Papier, welches ſie geküßt, an die Lippen.

* * *

Monate waren ſeitdem vergangen.

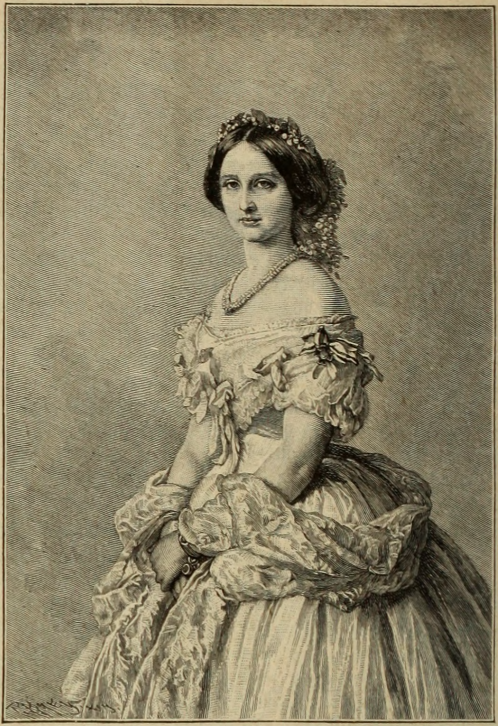
Gern hatte Frau von Zerbau ihre Einwilligung erteilt. „Du mußt wiſſen, Bodo, ob du mit dem noch nicht ganz klaren und etwas phantaſtiſchen, aber im Grunde doch charaktervollen Mädchen beſſer fertig wirſt als ich,“ ſo hatte ſie ſich zu dem Bruder geäußert, und dieſer glaubte, den Verſuch wagen zu dürfen.

„Ich weiß, daß der Schritt, den ich zu thun im Begriffe ſtehe, in meinem Alter nicht ohne Bedenken iſt,“ erwiderte er, „aber ich weiß auch, daß mich Gabriele lieb hat und mit mir glücklich ſein wird.“

(Fortſetzung folgt.)

## Luiſe, Großherzogin von Baden.

Von Leopold von Petzold. (Abdruck verboten.)



Großherzogin Luiſe von Baden. Gemalt von Winterhalter 1857.

Die Straßen und Häuſer der badiſchen Reſidenz waren reicher denn je mit Laubgewinden, Fahnen und Tüchern geſchmückt, und zahlreich, wie nie zuvor, bewegte ſich in ihnen vom Morgen bis zum Abend eine feſtlich gekleidete Menge.

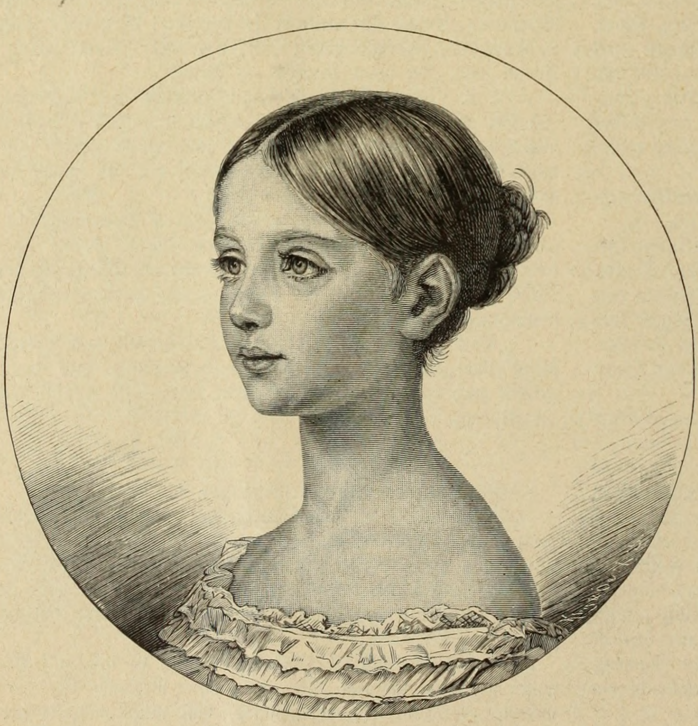
Es waren die Feſttage des September 1881. Von nah und fern ſtrömten Bewohner des Landes und Fremde, Bauern und Fürſten herbei: es galt Zeuge zu ſein der Doppelfeier, welche das hochverehrte Fürſtenhaus beging, der Feier der ſilbernen Hochzeit des Großherzogs und der Großherzogin und der Feier der Vermählung ihrer Tochter, der Prinzeß Viktoria, mit dem Kronprinzen Guſtav Adolf von Schweden.

Die hohen Verwandten waren eingetroffen: als rüſtiger Greis, überall mit aufrichtigſtem Jubel begrüßt, Kaiſer Wilhelm der Siegreiche, dann der in voller Manneskraft blühende Kronprinz Friedrich, der König und die Prinzen des ſchwediſchen Hauſes, viele Fürſten, fremde Geſandte und Generale in reicher Zahl — ein Hoflager, wie es zu einem Familienfeſte ſelten verſammelt geweſen ſein mag.

Aber nicht die vornehmen Gäſte gaben der Feier die ſchönſte Weihe: es war der Kreis der engeren und der weiteren Familie, der dem Feſte ſein Gepräge gab, die Liebe, die im engſten und weiteſten Kreiſe, bei den nahen Anverwandten, wie bei allen denen ſich kundthat, welche in dem Großherzoglichen Paar den Landesvater und die Landesmutter verehrten. Das ganze Land Baden empfand in dieſen Tagen das hohe Glück, durch das Band dankbarer Liebe und Veresrung ſeines Fürſtenhauſes zu einer großen Familie vereinigt zu ſein. Überall, von Berg und Thal klang durch das badiſche Land der innige Wunſch, daß dem geliebten Fürſtenpaar noch im irdiſchen Leben vergolten werde, was es dieſem Lande gethan.

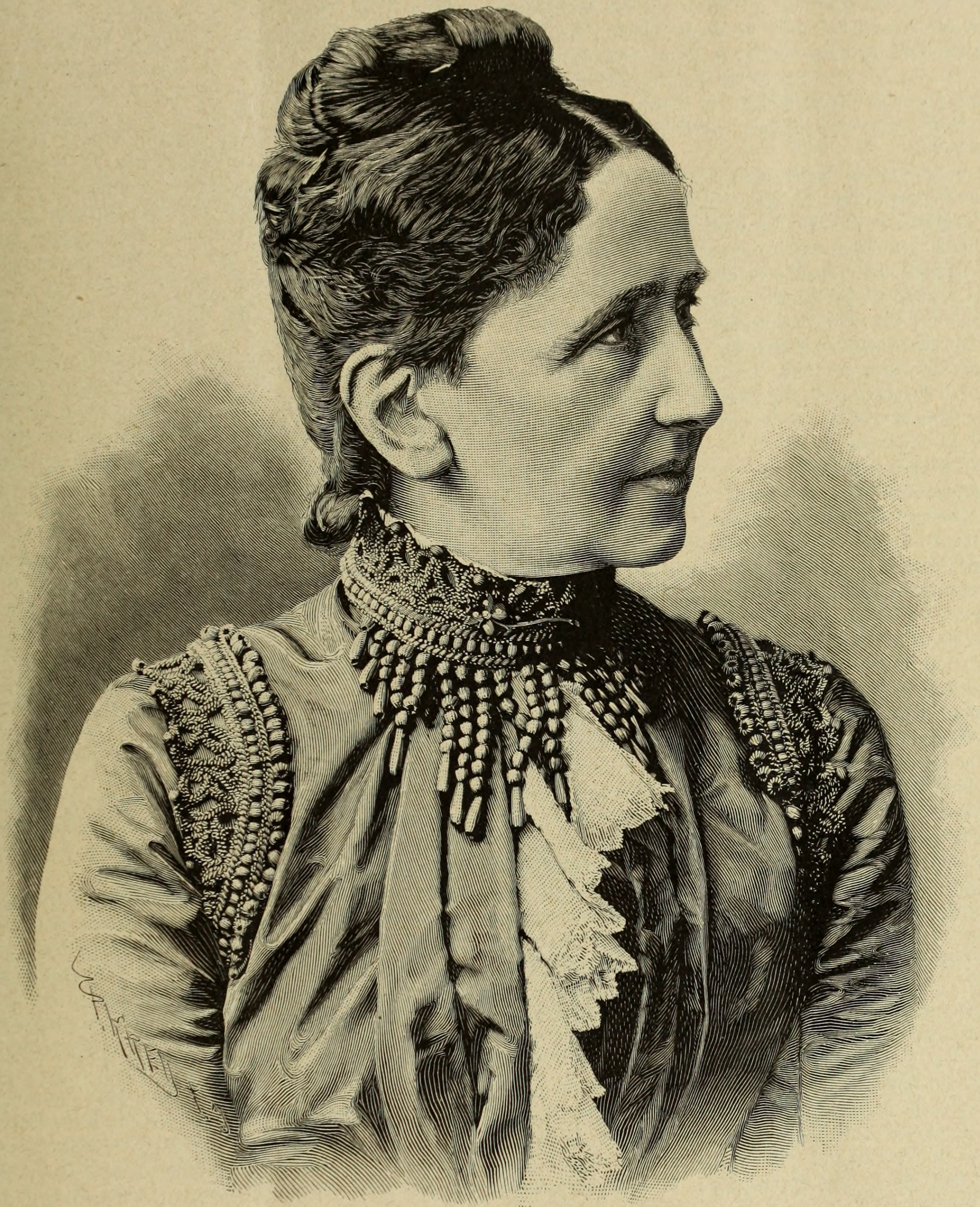
Des Großherzog Friedrich ſegensreiches Walten liegt vor Jedes Blicken in voller Klarheit da. Aber unzertrennlich auch von dem Bilde des Fürſten iſt dem Volke das Bild der Fürſtin, der Großherzogin Luiſe.

Die Geſtalten ihrer Eltern ſtehen den Mitlebenden deutlich vor Augen: die Verehrung, welche das deutſche Volk dem großen Kaiſer zollte, die Hochſchätzung der alles Gute fördernden Kaiſerin Auguſta verklären die Erinnerung an dieſes Fürſtenpaar, dem nicht nur ein ungewöhnlich langes, ſondern auch ein überaus thatenreiches Leben vergönnt war. Der Ruhm, der des Vaters Namen ſchmückt, war in der Jugendzeit der Prinzeſſin Luiſe noch nicht errungen. Noch wies die Liebesthätigkeit der Mutter nicht jene glänzenden Erfolge auf, die ſpäter dem ganzen Reiche zum Segen gereichen ſollten. Aber wahrhafte Pflichttreue und Strenge gegen ſich ſelbſt, gottergebene Demut, Liebeskraft und fromme Hilfsbereitſchaft lenkten ſchon damals den Lebensweg der Eltern, und wirkten auch auf Herz und Seele der Prinzeſſin. Für ernſte und gewiſſenhafte Erziehung ſorgten in erſter Reihe die Eltern ſelbſt, denen erprobte Kräfte zur Seite ſtanden. Auguſta, welche in früher Jugend ſchon des Verkehrs der bedeutenden Männer genoſſen, die ſich um ihre väterliche Hofhaltung und um den großen Dichtergreis in Weimar ſcharten, trug gewiſſenhafteſte Sorge um die Entwickelung des Sinnes der Tochter für jedes Gute und Schöne; des Vaters ſchlichter Ernſt gab das Vorbild ſelbſtloſeſter Pflichttreue. So war die Prinzeſſin zu ernſtem Lebensberufe würdig vorbereitet, als ſie, noch nicht achtzehn Jahre alt, dem Großherzog Friedrich die Hand zum Ehebündnis reichte.



Prinzeſſin Luiſe Maria Eliſabeth (ſpätere Großherzogin von Baden) im Jahre 1848.
Nach einer im Hohenzollernmuſeum aufbewahrten Bleiſtiftzeichnung von A. Hopfgarten.

Raſch traten die Schwierigkeiten und Sorgen ihrer neuen Lebenslage an ſie heran. Zwiſchen Nord- und Süddeutſchland herrſchte in den fünfziger Jahren noch eine Fülle von falſchen Beurteilungen. Beſonders trat dies in Baden zu Tage, wo wiederum alles, was der Süddeutſche als Unliebenswürdigkeit oder Überhebung des Norddeutſchen empfand, ſpeziell für einen *preußiſchen* Charakterzug galt. Dieſer Abneigung konnten die Vorgänge von 1849 keine Milderung bringen. Der „Preuße" war durch die kurze Aktion in Baden nur unpopulärer



Luise

Großherzogin v. Baden
Prinzessin v. Preußen

Baden Baden
Juni 1892

(Nach einer photographiſchen Aufnahme von Th. Schuhmann & Sohn, Hofphotographen in Karlsruhe.)

geworden, und dieſe Geſinnung übertrug ſich auch auf den Prinzen von Preußen und deſſen Tochter, die junge Landesmutter.

Ihr konnte die Haltung der Mehrzahl der Einwohner, beſonders der Hauptſtadt, nicht verborgen bleiben, wenn auch Beamten und Offizierskreiſe dieſelbe zu zeigen vermieden. Aber nicht um die Gunſt dieſer war es der jungen Fürſtin zu thun. Sie ſuchte überhaupt keine Gunſt, ſie ſuchte ein Arbeitsfeld für ihre Kraft, eine Befriedigung ihres Willens, dem Volke ſelbſt zu dienen.

Dazu bedurfte es zuerſt für die junge Großherzogin der Kenntnis der Verhältniſſe im Lande. „Es war eine glückliche Zeit,“ ſchreibt ein Bericht des Frauenvereins 1881; „der Himmel hatte den Fleiß des Landmannes mit reicher Ernte geſegnet, Handel und Gewerbe blühten, die Spuren früherer Notſtände verwiſchten ſich immer mehr und mehr, für fleißige Hände fand ſich allerwärts lohnender Verdienſt.“ Nicht um Bekämpfung dringender Not handelte es ſich alſo in Baden; es galt der Großherzogin Luiſe vielmehr, künftiger Not vorzubeugen, die Wohlthätigkeitsanſtalten, welche bereits im Lande beſtanden, kennen lernen und zu gemeinſamer Ordnung und Thätigkeit zu organiſieren.

Dieſe Wohlthätigkeitsanſtalten waren zum großen Teil von lokal wirkenden Frauenvereinen gegründet. Seit 1815 waren in Baden etwa fünfundzwanzig ſolcher Vereine entſtanden, meiſt in Veranlaſſung beſonderer Notſtände. Ein gemeinſames Wirken für das Ganze konnte von den einzelnen Verbänden nicht erwartet werden und die Zerſplitterung der Kräfte minderte den Erfolg. Die Großherzogin Luiſe hatte dieſen Übelſtand ſofort erkannt und ihm Abhilfe zu ſchaffen beſchloſſen. In einer Denkſchrift, welche ſie nach Ausbruch des italieniſchen Krieges an den Präſidenten des Miniſteriums des Innern richtete, wies ſie auf die auch dem Lande Baden drohende Not hin, mit dem Wunſche, daß ſich eine Organiſation bilde, welche ſich das Helfen jetzt und dann die Vorbereitung zur Hilfe für ſpätere Zeit zur Aufgabe mache. „Beides müſſe innig verbunden bleiben, über das Spätere dürfe das Jetzige nicht vergeſſen und über das Vorhandene das möglich Kommende nicht außer Acht gelaſſen werden.“ Die Denkſchrift führte ferner aus, daß bereits durch Stockungen in einzelnen Gewerben, durch Einberufungen der Männer, durch Überlaſtung der Gemeinden eine Not beginne, welcher nur die Vereinsthätigkeit, namentlich der Frauenvereine, dadurch Abhilfe leiſten könne, daß den Bedürftigen Beſchäftigung und Erwerb zugewieſen werde. Eine weitere Aufgabe ſolcher Vereine ſei der Zuſammenhang derſelben unter ſich, ihre Beziehung zu den Ortsvorſtänden und Geiſtlichen.

„Noch an demſelben Tage erließ der Miniſterialpräſident an die Ortsvorſtände eine Aufforderung, die Bildung von Vereinen im Lande thatkräftig zu fördern und ſie in ihrer Wirkſamkeit zu unterſtützen! Ein Statut wurde ausgearbeitet und unter dem Vorſitz der Großherzogin in einer Verſammlung von Karlsruher Damen, die bereits früher einen Aufruf zur Spendung von Liebesgaben erlaſſen hatten, angenommen. Faſt ſo raſch, wie in Karlsruhe ſelbſt fand das Unternehmen im Lande Verbreitung: zu Ende Juni beſtanden bereits 37, Ende des Jahres 95 Ortsvereine, 62 Amts- und Kreisabteilungen. Der unerwartet raſche Friedensſchluß rief die frühere gewohnte Geſchäftsthätigkeit wieder ins Leben, die geſammelten Gaben wurden daher faſt ausſchließlich den öſterreichiſchen Verwundeten zugewandt.

War der nächſtliegende Zweck, den Nöten des Krieges zu wehren, nach Kräften erfüllt, ſo wandte die hohe Frau ihre Aufmerkſamkeit ſofort der Erweiterung der Hilfsthätigkeit zu. Die durch Waſſer- und Feuerſchaden, durch Hagel und Mißwachs in Not Geratenen ſollten unterſtützt, wohlthätigen Anſtalten nötigenfalls Zuſchüſſe gewährt, Bedürftigen an Orten, wo keine Wohlthätigkeitsanſtalten beſtünden, Beihilfe geboten werden. Krankenpflege, Heranbildung von Krankenpflegerinnen, Kindererziehung, Hebung der Haushaltungen wurden in den Kreis der Arbeiten des Frauenvereins gezogen und ſo ein weites Gebiet der Friedensthätigkeit des Vereins geöffnet.

Gälte es hier, eine Geſchichte des badiſchen Frauenvereins zu ſchreiben, ſo zwänge die Menge des Stoffes, den Raum dieſer Skizze weit zu überſchreiten. Für die Schilderung der außerordentlichen Thätigkeit der Großherzogin möge die Reihe der weſentlich, ja faſt ausnahmslos von ihr ausgegangenen Anregungen zu neuen humanitären Unternehmungen genügen. Von der Anleitung zu den einfachſten Handarbeiten, vom Unterricht im Stricken, Strohflechten ꝛc. ging der Verein 1859 aus; wenige Jahre darauf war die Verwertung weiblicher Kräfte in der Krankenpflege vollkommen organiſiert, den weiblichen Dienſtboten war beſondere Fürſorge zugewandt, die Wartung kleiner Kinder wurde eine doppelte Aufgabe des Vereins, den Kindern wie den Wärterinnen zum Nutzen. Die Hilfsthätigkeit nahm immer mehr den Charakter der Erziehung des weiblichen Geſchlechtes zur Erwerbsfähigkeit und Lebenstüchtigkeit an. Doch zwangen die Verhältniſſe immer wieder dazu, ſich des urſprünglichen Zweckes des Vereins zu erinnern: der Krieg in Schleswig-Holſtein, der preußiſch-öſterreichiſche Krieg von 1866 riefen die hilfsbereiten Frauen wieder in die Hoſpitäler, zur Sammlung und Herſtellung von Verbandzeug, zur Beſchaffung ſchmerzlindernder oder labender Getränke. Es wurde damit die Leiſtungsfähigkeit des Vereins auf die Probe geſtellt, aber auch ſein Trachten, Hilfe zu leiſten, geſteigert. Die kurzen Friedensjahre, welche dem Kriege von 1866 folgten, waren der Vorbereitung zur Abwehr ähnlicher Ereigniſſe gewidmet, aber neben der Förderung der Krankenpflege und der Ausbildung von Krankenwärterinnen, die auch im Felde ihren Dienſt üben konnten, wurde vorſorglich der Unterricht in friedlichen Arbeiten gepflegt: der Belehrung in der Buchführung folgte bald die Unterweiſung in feineren weiblichen Handarbeiten, wie in dem hierzu erforderlichen Zeichnen, ſo daß ſchon 1868 dem badiſchen Frauenverein für Leiſtungen auf dieſem Gebiete in Berlin eine goldene Medaille zuerteilt ward. Die Vorarbeiten zur Gründung einer Anſtalt für Heranbildung von Induſtrielehrerinnen wurden jäh unterbrochen: die Kriegserklärung von 1870 rief alle Kräfte des Frauenvereins zu patriotiſcher, opferwilliger Thätigkeit auf.

Der badiſche Frauenvereinsverband zählte damals 97 Lokalvereine und 61 Hilfsvereine von Männern. Die Arbeit aller war bis zu einer beſtimmten Grenze frei, doch fand durch das gemeinſame Protektorat und die Centralverwaltung in Karlsruhe, wie durch beſondere Stellung zu der großherzoglichen Kriegsverwaltung (jedes Anerbieten freiwilliger Hilfeleiſtung mußte dem Frauenverein eingereicht werden) eine gewiſſe Konzentration der Thätigkeit ſtatt.

Was im Jahre 1870/71 von dem Frauenverein geſchah, iſt ein Stück Kriegsgeſchichte. Das kleine Baden ſteuerte aus freiwilligen Beiträgen, welche die einzelnen Frauenvereine geſammelt, faſt anderthalb Millionen Thaler bei: etwa 3 Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Hierbei iſt aber die Menge der Arbeit nicht gerechnet, welche die Herſtellung der Wäſche für die Hoſpitäler wie für die Mannſchaften im Felde forderte, die Beſorgung der Lebensmittelſendungen, der Weihnachtsbeſcherungen, der Liebesgaben, die Aufſtellung von Reſervelazaretten u. dergl. m. Das alles aber ging unter ſteter Mitthätigkeit und Aneiferung der Großherzogin Luiſe vor ſich, die mit der ganzen unerſchütterlichen Initiative ihres Willens dem Beiſpiel ihrer erlauchten Mutter folgte.

Die Großherzogin von Baden hatte damals ſchon in den Augen ihrer badiſchen Landeskinder jeden Schein fremden Weſens verloren; ſie war eben nur noch die Gemahlin ihres hochverehrten Gatten, die Tochter des großen, ſiegreichen Kaiſers und der gütigen Kaiſerin Auguſta, die Schweſter des tapferen Erben des Reiches; ſie war vor allem den Badenſern die treue, umſichtige, ſorgende und handelnde Landesmutter. Gewiß, der Großherzog hatte recht gehabt, als er bei Eröffnung des badiſchen Landtages von 1855 den Ständen ſeine Verlobung mit den Worten mitgeteilt: „Dieſe Verbindung, die mir perſönlich ſoviel Glück verheißt, wird auch, das bin ich überzeugt, meinem Volke zum Segen gereichen.“

Auch ihm ſelbſt, dem Gatten, hat ſie das verheißene Glück gebracht. In ſeltener Übereinſtimmung wirkte das hohe Paar ein ganzes Menſchenalter hindurch am Wohle des Landes: das einheitliche Ziel ward nicht mit ſich widerſprechenden Mitteln oder auf entgegengeſetzten Wegen geſucht. Wie in guten Zeiten ſich die Gatten doppelt des gemeinſamen Glückes freuten, ſo trugen ſie auch die ſchweren mit gegenſeitiger treuer Unterſtützung und Erhebung. Ihnen war das Glück geworden, drei Kinder zu beſitzen, die kräftig heranblühten. Die ſtillen Familientage auf dem ſchönſten Sommerſitz, auf der Mainau im Bodenſee, wo auch Kaiſer Wilhelm und Kaiſerin Auguſta gern in dem Kreiſe der Ihrigen verweilten, dieſe ſtillen, von innigem Glücke getragenen Familienfreuden ſollten auf das ſchmerzlichſte ihr Ende erreichen.

Viel Schweres war bereits über das großherzogliche Haus hingegangen. Nach jenen Tagen der allgemeinen Freude, an denen das in Karlsruhe ſo zahlreich verſammelte badiſche Volk den greiſen Kaiſer, ſeinen noch in ſtrahlender Manneskraft ſtehenden Sohn, einen auserwählten Kreis von Fürſten ſich um ſein geliebtes Herrſcherhaus ſcharen ſah, trat bald trübe Sorge in das Fürſtenſchloß: der Großherzog erkrankte ſchwer. Ebenſo unermüdlich, wie im Regeln hilfreicher Thätigkeit, war jetzt die Großherzogin in eigener, ſelbſtloſeſter Hingebung. Ihre Pflege rang den Schwererkrankten dem drohenden Schickſal ab; auch hier war ſie ein Muſterbild weiblicher Treue und Liebeskraft. Weitere häusliche Sorgen und Schmerzen folgten. Der Erbgroßherzog, 1885 glücklich vermählt mit der Tochter des Herzogs Adolf von Naſſau, mußte als Nachkur nach ſchwerem Leiden einen Winteraufenthalt am Mittelmeer nehmen. Dorthin begaben ſich beſuchsweiſe auch die Eltern des Kranken. Den jüngeren Sohn, Prinz Ludwig Wilhelm, den ſie bei ihrer Abreiſe geſund und munter verlaſſen hatten, ſollten ſie lebend nicht mehr wiederſehen. Er ſtarb in Freiburg am 29. Februar 1888, wenige Stunden vor dem Eintreffen der eilig herbeigerufenen Eltern. Dem blühenden Jüngling folgte nur wenige Tage ſpäter, am 9. März, der bisher ſo rüſtige Großvater, Kaiſer Wilhelm I. Die ſchmerzgebeugte Großherzogin ſah den Sohn und den Vater dahingehen, und ſchon drohte der Tod, auch den geliebten Bruder, Kaiſer Friedrich III, abzurufen.

In dieſen Tagen der Prüfung galt es, nicht bloß die eigene Kraft zu bewahren, ſondern auch den Mut anderer aufrecht zu erhalten. Die hohe Frau, die mit ihren Eltern ſtets in innigſter Gemeinſchaft gelebt, hatte nun die Pflicht, die greiſe Mutter über den Hingang des Gemahls und bald auch des Sohnes zu tröſten, und dem Gatten treu im Schmerz um den Sohn zur Seite zu ſtehen. Aber ſelbſt in dieſer trübſten ihrer Lebenszeiten vergaß ſie des Amtes, das ſie auf ſich genommen, nicht. In der Liebesthätigkeit hat ſie offenbar die alte Kraft wieder gewonnen, welche der Schmerz ihr zu rauben drohte. Von jenem erlauchten Kreiſe, der ſie vor zwanzig Jahren umgab, iſt ihr nur einer geblieben, dem ſie ſeit fünfunddreißig Jahren die treueſte Genoſſin in Freud und Leid geweſen, und der auch ſie geſtützt und getröſtet hat, wenn ſie der Schmerz niederbeugen wollte. Von der wärmſten Menſchenliebe getragen, ſchafft das fürſtliche Ehepaar im engeren, wie im weiteren Kreiſe im Sinne der Vervollkommnung der Menſchen, der Hebung ſeines Volkes und des Glücks ſeines Landes.

Zeugnis für den Erfolg ſolchen Strebens gibt ganz Baden trotz aller Bemühungen, ſtörende Keime von außen her ins Land zu tragen. Zeugnis vor allem legt hierfür die in überraſchender äußerer Entwickelung begriffene Reſidenz ab, deren Bevölkerung in ihrem Denken, Urteilen und Handeln den hohen Intentionen des Fürſtenhofes gerecht zu werden allſeitig bemüht iſt. Der Einfluß des Hofes iſt überall erkennbar. Aber er führt nicht zu Erniedrigung und Lakaientum, er führt zur Liebe und freien Bewunderung zweier Menſchen, die nur deshalb hoch geſtellt ſcheinen, damit die ganze ſittliche Gewalt derer klar werde, welche ſich ganz und voll in den großen Dienſt der Menſchheit ſtellen.

## Am Familientiſch.

### Zu unſeren Bildern.

Altmeiſter Knaus hat mit ſeiner köſtlichen „Landpartie“ einen vollgültigen Beweis ſeiner unverwüſtlichen Jugendfriſche geliefert. Das kuchenausteilende Stadtkind im Vordergrunde und die es umringende Dorfjugend zumal ſind von geradezu köſtlicher Realiſtik.

Die „Flucht der napoleoniſchen Armee“ nach der Schlacht von Belle-Alliance wurde wiederholt von bedeutenden Schlachtenmalern behandelt, von niemand aber vielleicht gleich packend, als von A. C. Gow, deſſen Gemälde einen hervorragenden Schmuck unſerer heutigen Nummer bildet. Bewundernswert erſcheint beſonders die Kunſt der Gruppierung, mit welcher die gebrochene Geſtalt des gewaltigen Schlachtenkaiſers ungezwungen zum Mittelpunkt des figurenreichen Bildes gemacht iſt, erſcheint das wirre Durcheinander der Kolonne, hinter welcher unſeres Gneiſenaus kühner und beiſpiellos glücklicher Verfolgungszug den Schrecken der Vernichtung einherträgt.

### Forſchungsreiſen.

Eine neue ruſſiſche Expedition nach Abeſſinien macht in letzter Zeit viel von ſich reden. Wie es ſcheint, verfogt dieſelbe, unter Leitung eines Leutnant Maſchkow ſtehend, weit mehr politiſche als wiſſenſchaftliche Zwecke. Von den ruſſiſchen — und ſelbſtverſtändlich auch den franzöſiſchen Behörden in jeder Weiſe unterſtützt, bringt dieſelbe wertvolle Geſchenke an den Negus Menilek, ſowie an den Abuna, das geiſtliche Oberhaupt der abeſſiniſchen Kirche. Bekanntlich fußen die ruſſiſchen Bemühungen um Abeſſinien vor allem auf der wenigſtens in manchen äußerlichen Punkten vorhandenen Übereinſtimmung der ruſſiſch-katholiſchen und abeſſiniſchen Glaubenslehre — überſehen wird dabei abſichtlich, daß in den abeſſiniſchen Religionsgebräuchen zahlreiche jüdiſche Satzungen eine große Rolle ſpielen.

### Erdkunde.

Einen geographiſchen Kongreß plant die geographiſche Geſellſchaft zu Madrid aus Anlaß der Jubiläumsfeierlichkeiten für die Entdeckung Amerikas. Auf demſelben ſollen lediglich Themen zur Verhandlung kommen, die ſich auf jenes welthiſtoriſche Ereignis und die ſeitherige Entwickelung Amerikas (beſonders Mittel- und Südamerikas) beziehen.

### Gartenbau.

In mecklenburgiſchen Landſtädtchen fand ich das Cymbelkraut (Linaria Cymbalaria L.) häufig auf Blumentöpfen mit andren größeren Pflanzen zur Verzierung verwendet. Das hübſche Pflänzchen, das urſprünglich in Felsritzen und Mauerſpalten zu Hauſe iſt, entwickelt eine Menge rankenartiger Ausläufer, welche rundliche, gelappte Blätter treiben, ſowie niedliche Blüten, ähnlich einem kleinen Löwenmaul, hellviolett, mit zwei gelben Flecken auf dem Gaumen.

Im vergangenen Frühjahr ſäte ich verſuchsweiſe Cymbelkraut auf einem Blumentopf aus, der eine große Dracaena enthielt. Bis zum Hochſommer hatte es den ganzen Boden des Topfes um den Stamm der Pflanze herum bedeckt, zahlloſe Blüten entwickelt und hing ringsum über den Topfrand hinüber. So nahm es ſich allerliebſt aus.

Samen dieſer zierlichen Linaria bekommt man in jeder Handelsgärtnerei. Sie iſt ausdauernd, blüht aber ſchon im erſten Jahr und ſät ſich, wo ſie einmal gezogen iſt, von ſelbſt aus. Damit ſie ſich nach allen Seiten hin gleichmäßig entwickelt, muß man den Topf öfters drehen und bald dieſe, bald jene Seite dem Licht zuwenden. Der Pflanze, bei der es zu Gaſt wohnt, thut das genügſame Kräutchen, das hauptſächlich von der Luft zu leben ſcheint, keinerlei Schaden.

J. Tr.

### Miſſionsweſen.

In Südafrika zählten die evangeliſchen Miſſionen 1888 (jüngere Zuſammenſtellungen ſind noch nicht veröffentlicht), 502 Haupt- und viele Nebenſtationen mit 344835 eingeborenen Chriſten, von denen faſt zwei Drittel auf die Kapkolonie entfallen. Von deutſchen Miſſionsanſtalten ſind in Südafrika die Brüdergemeinde, die Rheiniſche, die Berliner und die Hermannsburger Miſſionsgeſellſchaft mit etwa 67000 Bekehrten vertreten. In Madagascar zählt man etwa 300000 evangeliſche Heidenchriſten. Die Zahl der katholiſchen Heidenchriſten iſt dagegen in Südafrika, wie auf der Nachbarinſel recht klein — ſie wird für das Feſtland auf etwa 2000, für Madagascar auf höchſtens 30000 Seelen angegeben.

### Landwirtſchaft.

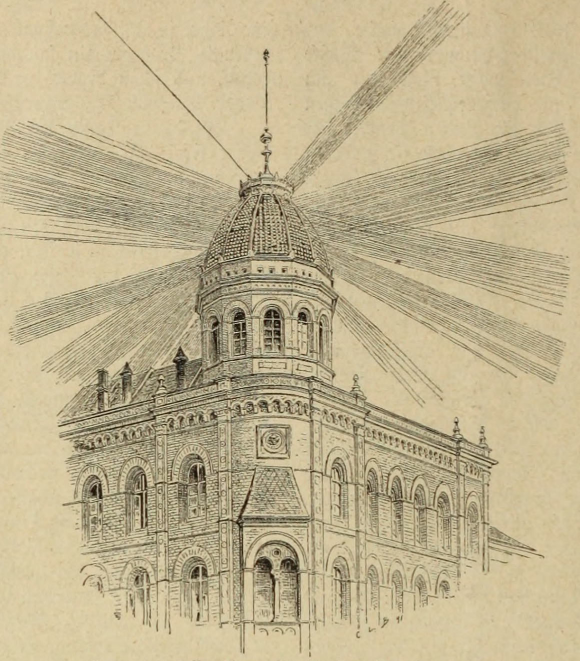
Ein milchwirtſchaftliches Muſeum will Direktor Roch, der bekannte Vorſteher der Thüringiſchen Meiereiſchule in Erfurt, begründen. Daſſelbe ſoll die Geſamtentwickelung der Molkereitechnik in überſichtlicher Weiſe vorführen.

### Technik.

Die vielbeſprochene elektriſche Kraftübertragung Lauffen-Frankfurt a. M. iſt allen Zweifeln zum Trotz gelungen. Vergegenwärtigen wir uns den Vorgang. Die in Lauffen aufgenommene Kraft iſt Waſſerkraft, welche durch Dynamomaſchinen in elektriſchen Strom verwandelt wird, den drei Drahtleitungen nach dem 175 Kilometer entfernten Frankfurt führen. Hier wird der ſehr hochgeſpannte Strom durch drei ſog. Öl-Transformatoren in Ströme niederer Spannung umgeſetzt, die einen Waſſerfall treiben und Glühlampen leuchten machen. Wieviel von der urſprünglichen Kraft freilich in Frankfurt a. M. wieder zum Vorſchein kommt, iſt noch nicht genau ermittelt.

## Die Kuppel des Berliner Stadt-Fernſprechamtes.

Die Entwickelung des Berliner Fernſprechweſens iſt in den letzten Jahren eine überraſchend ſchnelle geweſen — davon gibt auch das ſcheinbare Gewirr der unzähligen Drahtleitungen, die der Centralſtelle durch die nebenſtehend abgebildete Kuppel des Stadt-Fernſprechamtes zugeführt werden, einen „ſprechenden“ Beweis. Kein Beſucher Berlins ſollte verſäumen, ſich das höchſt inſtruktive Modell eines vollſtändigen Fernſprechamtes, welches im Reichspoſtmuſeum ausgeſtellt iſt, anzuſehen.



Kuppel des Berliner Stadt-Fernſprechamtes
Oranienburgerſtraße 70.

## Kleine Zeitung.

Die Durchſtöberung des ſtädtiſchen Archivs zu Stockholm hat kürzlich ergeben, daß die ſchwediſche Hauptſtadt einſt einen Bürgermeiſter Bismarck beſaß. Johann Bismarck entſtammte einem aus Stendal nach Lübeck verzogenen Zweige des Geſchlechts und wurde ſeinerſeits durch eine Familienverbindung mit dem Lübecker Hauſe der Greverode nach Stockholm geführt; dort erwarb er 1421 das Bürgerrecht und war in der damals halbdeutſchen Stadt 1430 bis 1438 Bürgermeiſter. Er ſelbſt ſcheint dann nach Lübeck zurückgekehrt zu ſein, während einzelne ſeiner Angehörigen im Lande blieben; zum mindeſten finden ſich in der Provinz Halland Bismarcks, die ſich der Geſchlechtsverwandtſchaft mit dem erſten deutſchen Reichskanzler rühmen. Ein in Stockholm vorhandenes Siegel jenes Johann Bismarck unterſtützt die Annahme der Verwandtſchaft; im wagerecht geſpaltenen Schilde zeigt es drei Kleeblätter, zwei oben und eins unten, während das deutſche Geſchlecht Bismarck bekanntlich im ungeteilten Schild ein dreifaches Kleeblatt führt.

Wir gewöhnlichen Menſchenkinder ſind gewohnt, das Gold immer noch als das wertvollſte Metall zu betrachten. Daß wir aber irren, beweiſt folgende Zuſammenſtellung der Preiſe ſeltener Metalle; es koſtet nämlich nach augenblicklichen Marktpreiſen je ein Kilogramm: Didym 36000 ℳ, Baryum 30000 ℳ, Strontium 28000 ℳ, Glicyum 27000 ℳ, Yttrium 18000 ℳ, Niobium 16000 ℳ, Rhodium 16000 ℳ, Vanadium 15000 ℳ, Ruthenium 12000 ℳ, Iridium 5500 ℳ, Osmium 5000 ℳ, Palladium 4000 ℳ, Platin 3000 ℳ, Gold 3000 ℳ.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Dreiſilbige Scharade.

Ich trat auf den St. Marcusplatz hinaus —
Es war 1 2. Welch ein Gewühl!
Welch fröhlich Treiben! Saus und Braus.
Es war des Guten ſchier zu viel.

Schon hatte ſich der Tag geneigt —
1 war es um mich 2.
Da, als die Uhr die fünfte Stunde zeigt',
Begann erſt recht die tolle 3.

Und nun Theater gar zum Schluß!
Venedig bietet ja ſo mancherlei;
Da ſah ich denn als hohen Kunſtgenuß —
Ein echtes wälſches 1 2 3.
Pf. J.

### 2. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Geburtstag eines berühmten Komponiſten läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen: Die Summe der Jahreszahl und der Monatszahl iſt gleich dem 40fachen Produkt der Datumszahl und der Monatszahl. Die um 1 vermehrte Jahreszahl iſt gleich der 128fachen Summe der Datumszahl und der Monatszahl.

Weſſen Geburtstag iſt gemeint?

### 3. Rätſel-Diſtichon.

Weithin erſtreckt ſich's als Land an den Grenzen des perſiſchen Reiches;
Fügt ihr ein Zeichen noch ein, dient es als Schmuck und als Schutz.

### 4. Zweiſilbige Scharade.

Zwei mit der Eins, doch nie mit ſeinen Thaten,
War Moltke als das Ganze ſtets bekannt.
Was ſtill erwog er, immer iſt's geraten
Zu Heil und Segen unſerm Vaterland.
Fr. St.

### 5. Ergänzungsaufgabe.

Es ſollen neun Wörter geſucht werden, welche ſich durch Ergänzung eines Anfangs- und Endbuchſtaben in neue Wörter verwandeln laſſen; z. B. a) Renke, b) Urenkel.

Dieſe Wörter nennen:

1. a) einen Sumpfvogel, b) einen adeligen Titel,
2. a) einen Fluß in Nordaſien, b) ein Kleidungsſtück,
3. a) einen einheimiſchen Vogel, b) ein ſüdliches Volk,
4. a) ein öſterreichiſches Kronland, b) eine Landſchaft in Rußland,
5. a) einen Frauennamen, b) einen durch Verheiratung gewonnenen Verwandten,
6. a) ein perſönliches Fürwort, b) einen römiſchen Kaiſer,
7. a) einen Nebenfluß der Donau, b) einen berühmten Naturforſcher,
8. a) das Ziel des Strebens vieler ehrgeiziger Männer, b) eine Südfrucht,
9. a) eine däniſche Stadt, b) einen Landſee.

Die Anfangsbuchſtaben der unter b) gefundenen Wörter nennen einen deutſchen Minneſänger.

### 6. Arithmetiſche Aufgabe.

Zwei gerade Linien ſtehen aufeinander ſenkrecht. Auf der einen liegt 68 Meter vom Durchſchnittspunkt entfernt der Mittelpunkt eines Kreiſes, deſſen Radius 8 Meter lang iſt. Auf der anderen Linie 95 Meter vom Durchſchnittspunkt liegt der Mittelpunkt eines Kreiſes, deſſen Radius 9 Meter lang iſt. Beide Kreiſe fangen um 12 Uhr an, ſich zu bewegen und zwar ſo, daß der Mittelpunkt in geradliniger Richtung nach dem Durchſchnittspunkt hin gleitet, der Mittelpunkt des erſten Kreiſes mit einer Geſchwindigkeit von 0,3 Meter, der des zweiten Kreiſes mit einer Geſchwindigkeit von 0,4 Meter in der Minute.

Wann werden die beiden Kreiſe ſich zum erſtenmal, wann zum zweitenmal von außen berühren?

### 7. Homonym.

Nichts auf Erden hatte mich
Weder Großes noch das Kleine
Und ſchon mancher täuſchte dich,
Der ſich ſchrieb: „Ewig der deine!“
Doch wer ſich darauf verſteht,
Kann wohl ſein Geſchäft ſo treiben,
Daß, wenn es ans Rechnen geht,
Ich muß immer übrig bleiben! Pf. J.

### 8. Rätſel.

Was mit n der Krone Vorrecht iſt,
Ohne n iſt es ein Komponiſt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Unſeren neuen Abonnenten

teilen wir mit, daß der ſoeben beendigte XXVII. Jahrgang des Daheim noch vollſtändig zu haben iſt und gebunden zum Preiſe von Mk. 10,80, in Nummern für Mk. 8,— durch alle Buchhandlungen oder, wo ſolche nicht leicht zugänglich, von uns ſelbſt bezogen werden kann. Von **früheren Jahrgängen des Daheim** ſind noch vorrätig: der VIII. (1872), nur noch in wenigen gebundenen Exemplaren, für 9,60; ferner XII. (1876), XV.—XX. (1879—1884), welche wir von jetzt ab für **nur 3 Mark pro Jahrgang** und dieſe 7 Jahrgänge zuſammen für **nur 17 Mark 50 Pfg.** abgeben. Jahrgang XXI—XXVI (1885—1890) ſind für je Mk. 8,— und geb. für je Mk. 10,80 zu haben. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere iſt der Betrag von 25 Pfg. für jede Nummer, dazu das Porto (1 und 2 Nummern koſten durchſchnittlich 10 Pfg., 3, 4 und 5 Nummern 20 Pfg., 6 bis 10 Nummern 30 Pfg. Porto) in Briefmarken beizufügen — können zur Vervollſtändigung faſt aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem Jahrgange zum Preiſe von je Mk. 1,40.

**Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

---

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze Smidt. — Beim heil. Rock in Trier. Von R. Bode. — Im Nebel. Novelle von Hans Nagell von Brawe. — Luiſe, Großherzogin von Baden. Von Leopold von Petzold. Mit drei Bildniſſen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Landpartie von L. Knaus, Flucht Napoleons nach der Schlacht bei Belle-Alliance von A. C. Gow. — Forſchungsreiſen. — Erdkunde. — Gartenbau. — Miſſionsweſen. — Landwirtſchaft. — Technik. — Die Kuppel des Berliner Stadt-Fernſprechamtes. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

---

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Oktober 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 2.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die Geſichtszüge des Mädchens vermochte Leberecht nicht zu unterſcheiden; ſie ſtanden als ſchwarze Silhouette gegen das blendende Licht, aber der Umriß des zarten Ovals und der hohen Flechtenkrone zog ihn an.

„Das iſt Mamſell Chriſtine, Domine Torbeeken ſeine Älteſte,“ ſagte Arend, lüftete ſeine Pelzkappe, und das wartende Mädchen ließ die Brunnenſtange los, um grüßend zurück zu winken.

„’n mojes Frauenzimmer und ſinnig,“ fuhr der Bauer fort. „Juſt nich extra niederträchtig gegen Unſereinen, aber gut mit Worten, und bethut ſich nich mit den elendigen Franzoſenkerls, wie das die Stadtdeerns ſo ums Maul haben. Was mein Schwager is, Ahlers, bei uns in Wührden, der hat d’r zwei auf Beſuch: leichte Fittige, Domine. Da is der ſpattlahme Douanier, der Lacroix, hinten und vorn. Er hat ’n ja geſehen, Domine. — Mamſell Chriſtine is auch geruhiger, als ihr Bruder. Den hat Domine weit weg von der Stadt geſchickt, auf Schulen nach Dorum im Land Wurſten. Da ſollen ſie ihn Moris belernen. Man — die Wurſter ſind untergährig, Domine, die puffen zu Höchten, wenn d’r kein Menſch dran denkt. Ich weiß das von Jan Rickwegs — Jan Grön ſchimpfen ſie’n. Kennt Er Jan Rickwegs zufällig, Domine?“

Leberecht verneinte: „Weshalb fragt Ihr danach?“

Oh — nichts nich, Domine. Ich meinte bloß, weil Er vorhin die fran’ſche Zeitung über Bord geſchmiſſen hat, wie ’nen faulen Apfel. Darum meinte ich man bloß ſo —“

Jetzt teilte das Schiff die flüſternden Schilfſtauden der kleinen Bucht und lief das ſumpfige Ufer an. Leichten Schrittes kam die Mädchengeſtalt vom Brunnen herbei. Nun ſie ſich näherte, die Sonne im Rücken, ſah Leberecht, wie jung und feingefärbt ihr Antlitz war, ſo daß die rotbraunen Haare dunkel davon abſtachen.

Es durchkreuzte ihm den Sinn, daß ſie jenem Gottesboten gleichen müſſe, der vor Jahrhunderten dem Evangeliſten auf Patmos die Offenbarung ſeines Herrn und Meiſters entgegenbrachte. So berührte auch ihn, in ſeiner ſelbſtgewählten Verbannung, dieſer erſte Gruß wie ein ſchöner Troſt, und er fragte ſich unwillkürlich, welche Offenbarung ihm Gott durch die friedliche Botin beſcheren werde.

Sie hieß ihn, im Namen des leidenden Vaters, mit ſchüchterner Miene und warmer Hand willkommen.

„Ich habe Sie hier erwartet, Herr Paſtor, um Sie von den Eltern zu bitten, daß Sie doch vor der Kirche einen Imbiß mit uns nehmen möchten,“ ſagte ſie. „Und ohnedies wollte ich Sie gern fragen —“

„Vielen Dank für die gefällige Einladung, verehrte Demoiſelle, allein ich kann mich derſelben nicht bedienen,“ lehnte Leberecht ab. „Erſt unterwegs bin ich mit meiner heutigen Predigt völlig ins Reine gekommen und bedarf deshalb jedes Augenblicks bis zum Gottesdienſt, um mich vorzubereiten und zu memorieren.“

„Wie leid wird das dem Vater ſein! Er weiß ſich vor Ungeduld auf Sie nicht mehr zu laſſen. So eſſen Sie dann um zwölf das Mittagsbrot mit uns, nicht wahr?“

„Von Herzen gern, liebe Demoiſelle. Wie iſt mir’s: hatten Sie nicht eben noch eine Frage an mich thun wollen? Ich bitte darum,“ ſagte er und folgte in ihrer Begleitung dem Torfbauern, der, das ſchmächtige Gepäck ſchulternd, zur abſeits liegenden Küſterei voranſchritt.

„Nur wegen des Tedeums, das man uns für heute befohlen hat, möchte ich Beſcheid haben,“ erwiderte ſie. „Der Vater meint, es müſſe den Eingang bilden, aber das ſtehe bei Ihnen. Wann ſoll ich es ſpielen? Ich bin des Vaters Organiſt.“

Ihm fiel es auf, daß ſie dies Thema in knappem und hartem Tone beredete, wenngleich ihre Stimme ruhig und beherrſcht blieb. Aus forſchenden Augen blickte er ihr gerade ins Geſicht; ſie errötete heftig, wandte ſich von ihm ab und hob warnend die Hand.

„Schweige! ſchweige!“ ſprach ihre Gebärde.

Wie ein drückender Eiſenreif fiel es urplötzlich von ſeiner Seele ab, — er fühlte ſich verſtanden.

„Rede ich mit einem deutſchen Mädchen?“ fragte er haſtig und gedämpft, indem er ſich nahe zu ihr hinneigte. Sie flüſterte ihr: „ja! ja!“ mit dem Ausdrucke tiefer Empfindung zurück, hart an ſeinem Ohre, und ohne daß ſie's wußten und wollten, reichten ſie ſich, im Schutze des Buſchwerks, mit feſtem Druck die Hände. Sie jedoch zog ihre Hand ängſtlich aus der ſeinigen und verbarg ſie unter dem ſchwarzen Taffetſchürzchen.

„O, Vorſicht! Auch hier, auch auf der Kanzel,“ mahnte ſie. „Vater hat gewiß recht, wenn er ſagt, daß wir nur unter der Erde ſicher geborgen ſind! Ich muß nun gehen! Bis nach der Kirche denn, Herr Paſtor. Und was wegen dem Tedeum? Daß ich's nur nicht wieder vergeſſe.“

„Spielen Sie es zum Schluß der Predigt, vor dem Vaterunſer,“ entſchied er. „Vielleicht begegnen ſich beim Lobgeſang unſere Gedanken, Demoiſelle.“

Unmerklich runzelte ſie die Brauen, und ihre Mundwinkel zogen ſich ein wenig abwärts. „Darf man dir wirklich vertrauen?“ ſchienen ihre Blicke zu fragen, während ihre Lippen ein zaghaftes: „auf Wiederſehen!“ formten. Er jedoch ſchaute ſie mit einem ſo aufrichtigen und freimütigen Lächeln an, daß ſie ihre Hand wieder in ſeine legen mußte, die er ihr abermals bot: „Wir ſind geſinnt, bei einander zu ſtah'n,“ ſagte er ernſt mit Simon Dachs Worten.

Indem kam, von der nahen Paſtorei her, der Ruf einer hellen, ungeduldigen Frauenſtimme: „Stinchen! Stinchen! — Chriſtine! — Wo ſteckſt du, Kind?“

„Da bin ich, Mutter! Verzeihen Sie nur!“

Eilends ſprang ſie davon, huſchte über den Garten weg, zwiſchen den blühenden Stockroſen hin, und Leberecht ſah ſie hinter der grünen Hausthür verſchwinden.

Unter dem letzten Nachhallen der feſtlichen Glockenklänge betrat er das Küſterhaus — ſein neues Heim.

## 2. Kapitel.

Die Küſterin, eine verhärmte mißmutige Perſon, empfing ihn. Ihr Mann war noch draußen beim Läuten. Bauer Arend hatte ſich ans Torffeuer geſetzt, deſſen Rauch, zuſammen mit dem Schwaden des Suppenkeſſels, ſich unter der getünchten Balkendecke und über die Viehſtände hinwälzte, die leer waren bis auf einen, in dem eine bunte Kuh langſam wiederkäute. Der Bauer zog Grobbrot und Klappmeſſer aus der Hoſentaſche, ſchöpfte ſich mit dem Taſſenkopfe Waſſer aus dem Eimer, begann zu frühſtücken, unbekümmert um die Hausfrau, die ihm unwirſch ein Scheibchen Speck hinſchob — ſehr dünn, ſehr mager war's. Dann führte ſie den neuen Domine hinauf in den Giebel und wies ihm ſeine Stube an. Sie war ſpärlich ausgeſtattet und erwärmt, aber die Landſchaft unter den blankgeputzten Fenſtern dehnte ſich ſo weit, ſo frei und ſonnig, daß der Eingetretene gar keinen Mangel empfand.

Die dampfende Erquickung, mit der ihm ſeine Wirtin nach einem Weilchen aufwartete, wies er, ganz in Gedanken verſunken, zurück. Hin und wieder ſchreitend und doch nicht im ſtande, ſeinem erwählten Texte völlig gerecht zu werden, verbrachte er die Stunde bis zum zweiten Glockenläuten. Weltliche und kriegeriſche Bilder verdrängten die bibliſchen und ergebenen; der mühſam errungene Seelenfriede war abermals vernichtet. Nichts blieb ihm, als Gott, um eine Erleuchtung im Gotteshauſe zu bitten. Erſt als er ſeinen Talar aus dem Reiſeſacke nahm und dann mit Bäffchen und Barett vor den beſcheidenen Spiegelſcherben zwiſchen ſeinen Fenſtern trat, gewahrte er draußen auf der glitzernden Waſſerfläche die lange Kette ſegeltragender Schiffe und geruderter Kähne, die von nah und fern dunkelgekleidete Kirchgänger zur Inſel brachten. Männer mit ſchweren Zügen und breiten Schultern, welke Greiſe und verkrümmte Mütterchen, daneben magere, arbeitsmüde Weiber, blühende Mädchen, blonde Kinder, deren Bäckchen wie rote Äpfel ſtrahlten.

In all' den Geſichtern der Erwachſenen ein wortkarges Phlegma oder jene zähe Hartnäckigkeit, die einen langen und bedächtigen Anlauf nimmt und ſo gegen Stein und Mauer ſtößt mit eiſerner Stirn: „Kann ich dich nicht einrennen, ſo mach' ich dich doch wanken!“

Die Glocke rief alsbald, und Leberecht Claudius nahm ſeine Bücher vom Tiſch, ſchritt, geſenkten Hauptes, an eilenden Nachzüglern und gaffenden Kindern vorbei über den Friedhof und trat in die Kirche. Die Gemeinde ſchloß eben den erſten Vers des Eingangsliedes.

Als ſei eine halbverſchollene Sagenzeit wieder zum Leben erwacht, ſo berührte es Leberecht, da er, unter der tonnenförmigen Kanzel des dörflichen Gotteshauſes ſtehend, ſein Gebet vor der Liturgie ſprach und dann dieſe begann. Das alte Ammenmärchen von der verſunkenen Kirche zu Rungholt und ihrer Geſpenſtergemeinde flog an ſeinem Geiſte vorüber, und kalt wehte es ihn an. Schwer und finſter bedrückte das Chorgewölbe den ſchmuckloſen Raum; an den Chor ſchloſſen ſich die verwitterten Pfeiler zweier höherer Bogengänge, begrenzt von Lettnern, die ganz und gar an die Ambonen einer frühchriſtlichen Baſilika gemahnten. Im Hintergrunde der kleinen Apſis ein bauſchiges Barockfigürchen aus mattem Alabaſter: Sankt Georg mit dem züngelnden Lindwurm. Der Altar von asketiſcher Einfachheit: zwei rötlich ſchwalchende Talgkerzen in Blechleuchtern auf kahlem Tiſche zu beiden Seiten des zinnernen Abendmahlsgerätes. In grellen Streifen brach das Sonnenlicht durch die ſchmalen, tiefgeniſchten Fenſter herein, und die ganze Kirche war vom ſtrengen Dufte der Krauſemünze und des Nardenkrautes erfüllt und vom krankhaft-ſüßlichen der Meliſſe. Denn einen ſteifen Strauß davon hielt jedes der Bauernweiber zwiſchen den gefalteten Händen zugleich mit dem baumwollenen Schnupftuche.

Die Augen müſſe er ſich reiben, um beſſer zu erwachen, meinte Leberecht. Er hatte noch niemals auf dem Lande gepredigt, und wie eine Verſammlung fühlloſer Holzpuppen muthete ihn dies gelaſſene Bauernvolk an, ihn, der die beweglichen Mienen intelligenter Städter, das ſcharfe Aufmerken offener und heimlicher Vaterlandsfeinde drei Jahre lang gewohnt geweſen war. Hier fand er nirgends einen verdächtigen Zug in all den ſteifnackigen Köpfen. Die Männer ſaßen vornübergebeugt, Hände und Kinn auf ihre Stockkrücken geſtützt, ſtierten gleichgültig zu Boden, oder bereiteten ſich zum Schlafen. Helle Frauenaugen richteten ſich, unter den tief ins Geſicht fallenden ſchwarzen Spitzenſtrichen der Bandhauben hervor, unbeweglich auf den jungen Domine. Kaum, daß hie und da einmal ein unterdrücktes Huſten oder Seufzen durch die Schar ging.

Gedämpft klangen von draußen die Stimmen der mitgebrachten Kinder herein. Altem Herkommen gemäß wurden ſie in der Küſterei mit Buttermilchs-Warmbier gelabt und durften dann bis zum Schlußläuten auf dem Kirchhofe ihr Weſen treiben. Da gingen ſie Hand in Hand ſpazieren, ſittig und altklug, oder ſie ſprangen luſtig von Grab zu Grab und betrachteten die Sonnen und flammenden Herzen und Hoffnungsanker auf den eingeſunkenen Tafeln und Steinen. Das Mariengarn kam geflogen und legte ſich in die Flachshaare und an die roten, runden Wangen der Kleinen. Sie haſchten die weißen Fäden und tirelieten den Spielreim:

„Sidewitt, Sidewitt!
Nimm mi mit, nimm mi mit!“

Die Sperlinge zwitſcherten dazu, und die Wandervögel ſegelten mit durchdringendem Schrei hoch oben am blauen Himmel vorüber. So waren die Unſchuldigen glücklich und friedlich zwiſchen denen, die unter dem Raſen ſchliefen und, gleich ihnen, nichts wußten von der Zeit der Not und der Not der Zeit.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Schicket euch in die Zeit!“ Leberecht hätte ſeine Ohren verſchließen mögen, als nach der Textverleſung die unſicheren und verdroſſenen Bauerſtimmen plärrten:

„Gott gedenket der Barmherzigkeit, Halleluja!
Und hilft ſeinem Diener Israel auf, Halleluja!“

Wie ſchmerzlich vermißte er ſeinen ſtädtiſchen Knabenchor, der die Reſponſorien ſo glockenhell einſetzte und ſo entzückend verhauchen ließ. Hier, über dem irdiſchen Geplärr, ſchwebte nur eine einzige Engelsſtimme, ein voller, jugendlich weicher Alt. Leberecht fühlte genau, daß dieſe Engelsſtimme hoch oben von der Orgel herabklang, die ſeine Augen erſt überblicken konnten nachdem er die Kanzel beſtiegen hatte.

„Schicket euch in die Zeit, Brüder und Schweſtern in Chriſto Jeſu!“

Seine Predigt, weder niedergeſchrieben noch einſtudiert, glich einer Inſpiration. Gerade deshalb vielleicht rüttelte ihre unmittelbare und friſche Kraft auferweckend an den verſchlafenen Bauernſeelen. Starr hingen aller Blicke an dem lebensvollen Apoſtelkopfe auf der Kanzel. Schmale Lippen öffneten ſich unbewußt, als müßten ſie ihr Wort einwerfen, Hände falteten ſich feſter um Tuch und Strauß; vereinzelte und verſtohlene Thränen tropften auf die Blätter des Geſangbuches nieder. Der eigenſinnig-kritiſche Zug in den meiſten Männergeſichtern wich dem der erſtaunten Spannung.

Das war ein ganzer Kerl, der neue Domine, der wußte wohl beſſer, wie es in der Welt zuging, als der Alte, der ſich in jenen Tagen bebender Menſchenfurcht einer ſo kühnen Auslegung des Schriftwortes ſtets weiſe enthalten hatte.

„Schicket euch in die Zeit!“ ſpricht Paulus der Bekenner. Was heißt das, liebe Brüder? Nicht, daß ihr träge vor der Hütte liegen und euren kargen Knochen benagen ſollt, wie der Hund an der Kette; nicht, daß ihr euch müßig vor den mageren Garben auf der ungefegten Tenne hinſtrecken ſollt, faullenzen und ſprechen: ‚was ſchiert mich das Korn? wozu ſoll ich ausdreſchen, was doch nicht mehr mein gehört, wie einſt?‘ Nein, liebe Brüder, ſchicket euch beſſer! Übet eure Kräfte, wie das Roß auf der umzäunten Koppel ſie übt, auf daß ihr behend und gewaltig bleibt, auf daß euer Mut und euer Lauf tüchtig ſeien am Tage, da des Herrn Sturmwind herabfahren wird, die Umzäunung eurer Koppel niederzureißen und euch das freie Land wiederzugeben für euch und eure Kinder und Kindeskinder. Horcht auf! Merket ihr, wie es in den Lüften ſauſt, vom Norden her über die Steppen? Des Herrn Sturmwind verzieht nicht! Schicket euch; dreſchet eure Garben, dreſchet immerhin, für wen es auch ſei. Laßt eures Armes Muskeln nicht ſchlaff und lahm werden. Schwinget den Flegel und ſchüttelt das Sieb: heute vielleicht für den ſtrengen Gebieter mit Zittern, morgen vielleicht für den, der jetzt noch des ſtrengen Gebieters Knecht heißt, und für euch ſelber mit Jauchzen. Schicket euch in die Zeit! und ein jeglicher unter euch ſinge dem Allmächtigen, der Weg und Waffen, Fall und Sieg nach ſeiner dunklen und unbegreiflichen Weisheit lenkt, heute und immerdar in Demut, Bitte und Hoffnung:

Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, dir danken wir?“

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit der ganzen Machtfülle ſeines gewaltigen Organs redete er. Er reckte die Hand, ſchwang ſie hoch über ſeinem Haupte, ſo daß ſie den niederen Schalldeckel berührte und ließ ſie hart auf den Kanzelrand fallen, als ſei ſie der Dreſchflegel, den er auf die Tenne voll Spreu und Staub zur Reinigung niederſchmettere. Seine Augen blitzten, Feuergarben ſah er vor ihnen ſprühen — den moskowitiſchen Brand. Ohne Scheu, ohne Damm ließ er ſeinem übervollen Herzen entſtrömen, was unaufhaltſam ans Licht drängte.

„Mein Haupt auf den Block für die Wahrheit!“ ſchrie es in ſeiner Seele.

Das Amen war geſprochen, und nun brauſte der ambroſianiſche Lobgeſang durch die Kirche in ernſten, erhabenen Tönen. Leberecht blickte aufwärts zu der Orgelſpielerin, die, abgeſchieden von der Gemeinde, ihren Gott lobte. Stillen Schmerz, kindliche Reinheit, gläubige Inbrunſt, alles das las er in den jungen Zügen. Ihre Augen waren emporgeſchlagen wie zum Gebet; der ſchmale Streifen des Sonnenſcheins wandelte ihr braunes Haar in rotes Gold, verlieh den weißen Armen, dem ſchneeigen Nacken Leuchtkraft. Licht ging auch von ihrem Kleide aus, — ſtrahlendblau glich es den Gewändern der Heiligen Dürers und Lukas Cranachs.

Auf Leberecht übte dieſe ſchöne Erſcheinung dort droben die Wirkung einer himmliſchen Viſion. Er erblickte der Engel einen, die ſich um den Thron des Lammes ſcharen. Er vermochte nicht, mit der Gemeinde zu ſingen; die Bruſt war ihm zuſammengeſchnürt. Nach dem Tedeum faßte er ſich im Vaterunſer und ſtand ruhig mit ineinander gelegten Händen während des Schlußliedes. Um ihn her erloſchen die Flammen des moskowitiſchen Brandes; er war wieder in der alten Inſelkirche, durchſonnt und durchſtrömt vom herben Dufte der Würzkräuter, und ließ ſeine dunklen Augen über die andächtige Verſammlung im Geſtühl hinſchweifen.

Zwei Geſtalten hatten ſich ihm ſchon vor dem Tedeum von den übrigen ausgeſondert. Zuerſt die einer unruhigen, älteren Frau in ſtädtiſcher Kleidung, die ſchon in der Liturgie mehrmals ihre große Taſchenuhr am Gürtel befragt hatte und ſich nun, noch vor dem Segen, eilfertig trippelnd aus der Kirche hinwegſtahl. Dann Bauer Arends Geſtalt. Zu Anfang der Predigt war der Menſch von ſeiner Bank aufgeſtanden, und ſo ſtand er noch, lang und kantig mit krummem Rücken und dem ſchmalen ſcharfen Geſichte der niederſächſiſchen Art, deſſen wache Blicke den Sinn der Predigt zu erforſchen ſchienen. Als Leberecht, die Hand emporreckend, gerufen hatte: „Dreſchet eure Garben, — dreſchet immerhin!,“ da war ein roher Zorn über das hagere Bauernantlitz hingeſchoſſen, und dann hatte es, die ſtruppigen Brauen zuſammengeſchoben, zuckenden Mundes, den Redenden fort und fort angeſtarrt. Deſſen Gedanken rätſelten an dem Manne herum: „Biſt du ein heimlicher Scherge oder ein Werkzeug für deutſche Hände? Dich darf ich nicht außer acht laſſen!“

Der Gottesdienſt ſchloß. Die Leute drängten zur Thür hinaus und vereinigten ſich auf dem Kirchhofe mit der Kinderſchar. Dieſer und jener ſchöpfte ſich einen Krug voll aus dem tiefen Ziehbrunnen der Inſel, deſſen Waſſer, ſeines Wohlgeſchmackes und ſeiner eiſigen Kälte willen, weit und breit unter den Moorbauern berühmt war und, bei Gelegenheit der Kirchfahrt, gern von ihnen mit heimgenommen wurde. Einzeln und in Gruppen beiſammen ſtehend, blickten die Gemeindeglieder dem jungen Domine nach, der in Talar und Barett, blaß und ernſt, durch das Seitenpförtchen ins Freie trat und, rechts und links grüßend, zur Küſterei hinüberſchritt.

„Dat 's 'n Iwerigen!*) Leiwer Gott, dat helpt man nix, dat Iwern!“ ſagte ein alter Mann, als er vorüber war, und ſchüttelte in ſtumpfer Ergebung den zittrigen Graukopf.

Die Kinder ſprangen dem Geiſtlichen in den Weg, machten ihm drollige, ungehobelte Reverenzen, oder ſtanden verſchüchtert beiſeite, mit den Fingerchen am Munde ſpielend. Er hob da und dort eines der friſchen, kleinen Geſichter am Kinn empor und ſah ihnen in die treuherzigen Augen; den Knaben bog er die Schultern zurück und ermahnte ſie, immer die Wahrheit zu ſprechen, die Mädchen fragte er, ob ſie der Mutter recht hilfreich ſeien und geduldig gegen die jüngeren Geſchwiſter. Es waren nur Kleinigkeiten, aber manchem und mancher prägten ſie ſich ein zum Nievergeſſen. Als ein paar ſchmächtige, halbwüchſige Dirnen ihm verliebte Augen machten, ſah er ſie zürnend an. Er erkannte ſie; es waren die Töchter eines Greffiers von der ſtädtiſchen Mairie und zum Beſuch bei Bauer Ahlers in Wührden, wie Arend unterwegs ſchon ſeinem Fahrgaſte erzählt hatte. Der Greffier war ein deutſcher Franzoſe, ſeine

---

*) Eiferer.

Töchter hatten leichte Sitten angenommen. „Wann kehrt ihr heim?“ fragte Leberecht, und es war ihm lieb, daß die Antwort der Mädchen: „morgen,“ lautete.

In der Diele des Küſterhauſes, die augenblicklich leer ſtand, hielt Arend ihn an.

„Wahrhaftigen Gott! Er riskiert ſein Leben, Domine!“ ſagte er und fügte halblaut hinzu: „Meint Er denn, daß wir ſo bald von dem Franſchen Menſchenſchinder loskommen? Oder wegen was hat Er uns das ſo hitzig rekumm'diert mit den Dreſchflegels, Domine?“

„Weil ihr nicht einſchlafen und verdummen ſollt beim Maulaffen-Feilhalten und unfruchtbaren Jammern über die ſchlimme Zeit,“ entgegnete Leberecht.

„Hä, was! Jammern!“ Der Torfbauer biß abermals wütend auf das Mundſtück ſeiner Stummelpfeife, daß es knirſchte. „Nicks von Jammern! Wir ſimeleeren (ſinnen) bloß darüber, daß wir nich Manns genug ſind, gegen die verfluchtigen Rövers!“

Er ſchüttelte die Fauſt und lachte ergrimmt. Plötzlich packte er Leberechts muskulöſen Arm im Talar mit derbem Griff und blickte ſich nach allen Seiten um, ehe er ſprach.

„Domine, Domine!“ flüſterte er heiſer, „Er hat das Franſche Lumpenpack auch ſatt, das ſeh' ich Ihm an. Dreſch' Er vor, Domine — dann woll'n wir hinter Ihm her dreſchen. Die Force hat Er ja in den Knochen ſitzen! Was ſchert Ihn Sein Prieſterrock?“

Einen Moment ſtand Leberecht wie verſteinert und bohrte ſeinen erſchrockenen Blick in den fanatiſchen des Bauern. Dann machte er ſich los von ſeinem Verſucher und ging treppauf.

Nochmals kam ihm Arend nach, drängte ihn in gewaltthätiger Haſt gegen das ſchadhafte Treppengeländer und packte von neuem und noch feſter ſeinen widerſtrebenden Arm.

„Domine! — Er ſoll uns nich ausritſchen wie der Marder aus dem Hühnerwiemen! Warum hat Er uns das von den Dreſchflegels ſo hitzig rekumm'diert? Nun muß Er das auch beweiſen, hört Er? Wir wollen ja, wenn Er mit will. Jan Rickwegs in Land Wurſten — will Er ſich mit dem beſprechen, Domine? — Hä, Domine?“

Leberecht befreite ſeinen Arm aus der rauhen Hand des Fordernden. „Mann! Heute iſt nicht morgen. Was können wir heute mit dem blechernen Blasrohr gegen die eiſernen Kanonen ausrichten? So bitter das iſt, wir müſſen warten, bis das „Morgen“ tagt. Das wollen wir nicht verpaſſen, ſondern wach und beſonnen bleiben. Unſre Zeit kommt auch, und dann: alle für einen, und einer für alle. Dann fehl' ich euch nicht, ſo wahr Gott lebt!“

„Hä was! Warten! — Was ich gleich thu, das is gethan!“

Der Bauer ſchwieg und lehnte ſich wuchtig auf das Treppengeländer. — Dann öffnete und ſchloß er mehrmals langſam die Fauſt und ſah, von Leberecht abgekehrt, mit ſchwer zu enträtſelndem Ausdrucke in die rauchige Diele hinunter. „Ji Rövers!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, wendete ſich danach wieder ſcharf zu Leberecht um und ſagte, den Geiſtlichen an der Bruſt feſthaltend, finſter:

„Drei Kühe haben wir gehabt, zwei haben ſie uns weggeholt und die letzte ſteht trocken. Bei vier Kindern, Domine, und die Frau ſoll wieder in Wochen. Und den Kumskohl weg und die Kartoffeln für ihren Herrenfraß — knapp 'n Viertel Kartoffeln haben ſie uns für den ganzen Winter gelaſſen. Mein Reemt muß Soldat werden zu Neujahr und nach Rußland. — Ich wollte, der Deiker holte die Karnalljen!“

„Wir ſeufzen und dulden alle, Arend, der eine ſo und der andere ſo,“ entgegnete Leberecht und drückte die ſchwielige Hand des Bauern. Der ſah ihn voll düſterer Hoffnungsloſigkeit an und nickte.

„Sie ſollen ſich nur wahren, die vermaledeite Packaſche! Wir haben noch mehr zum Hauen und Stechen, als Forken und Flegel und Riemen! Hat Er denn ſchon Waſſer getrunken hier aus dem Brunnen, Domine? Pröv' er mal, ob das nich nach Eiſen ſchmeckt! Da liegen Spieße und Säbel genug zu unterſt im Brunnen, die brauchen wir uns bloß hoch zu winden, wenn es losgeht. Na, adjüs, Domine!“

Er ſtolperte treppab und geſellte ſich draußen zu ſeinen Leuten. Schiff um Schiff ſtieß von St. Jürgen ab und über das ſilberne Waſſer hin eilten die Kirchgänger ihren verſtreuten Heimſtätten wieder zu.

Inmitten ſeiner Giebelſtube ſtehend ſchaute Leberecht minutenlang wie gebannt in den Spiegel zwiſchen ſeinen Fenſtern. Er fuhr ſich mit dem Tuche über die Stirn; ſie war glühend rot, und an den Schläfen hin liefen knotige Adern — ſo ſtarke Wellen ſchlug das raſche Blut. Halb unbewußt ſtreckte er den linken Arm ſtraff von ſich und ließ die Finger der rechten Hand über die geſpannten, ſteinharten Muskelbündel hingleiten. Sah er aus wie ein Geweihter des Herrn? Hatte er ſich eben als ein ſolcher gebärdet, und that er's jetzt in ſeiner verſchwiegenen Einſamkeit?

Ihm graute vor ſich ſelber und vor der Stärke ſeiner Verſuchung. Er riß die Bäffchen ab, und warf ſie ſamt Barett und Talar auf einen der Strohſchemel längs der gekalkten Wand. Dann vergrub er ſein Geſicht in die gerungenen Hände und ſtöhnte vor ſich hin: „Ja — Waffen! Herr und Gott, gib uns gerechte Waffen!“

Der heftige Aufruhr ſeines Innern und die Übermüdung nach der langen Fahrt machten ihre Rechte geltend, und zudem hatte Leberecht ſeit dem vergangenen Mittage gefaſtet. Er taumelte, und das Stübchen drehte ſich vor ſeinen Augen im Kreiſe. Angekleidet ſtreckte er ſich aufs Bett und ſchlief ſo, ſchwer atmend, bis die Küſterin ihn zu wecken kam: es ſei zwölf Uhr durch und Domine habe die Magd herüber geſchickt — das Eſſen ſtehe auf dem Tiſche.

Der Ermattete ſchrak aus ſeinen verworrenen Träumen in die Höhe und ſtellte ſich raſch auf die Füße. Ohne Gedanken blickte er um ſich her und konnte ſich nicht zurechtfinden in ſeiner Umgebung. Willenlos litt er's, daß die Küſterin ihm den Rock glättete und bürſtete und ſeinen Talar in den morſchen Bretterverſchlag hängte, der die Stelle eines Kleiderſchrankes vertrat. Um ſich vollends aus der Lethargie zu ermuntern, trank er ein paar haſtige Züge des eiſigen Brunnenwaſſers in ſeinem irdenen Kruge auf dem Fenſterſimſe. Mitten im Trinken hielt er inne, weil ihm Arends geheimnisvolle Andeutungen über die Waffen wieder einfielen, die jenes Inſelbrunnens tiefſter Grund verbergen ſollte. Allein das Eiſen vermochten ſeine durſtigen Lippen in dieſer kriſtallklaren Labe nicht zu entdecken. Er ſetzte den Krug ab und verließ eilends das Küſterhaus. Raſch, ohne umzuſchauen, durchſchritt er den Garten der Paſtorei. Die herbſtliche Sonne badete die bunten Blätter und die letzten prangenden Blumen des Jahres in ihrem warmen Glanze, aber der, welcher, zwiſchen den Rabatten hin, der grünen Hausthür entgegenſchritt, ſah nichts von der Schönheit dieſes Oktoberſonntags. Seine Seele war voll Traurigkeit und lag in ihm, ſchwer und kalt wie ein Mühlſtein.

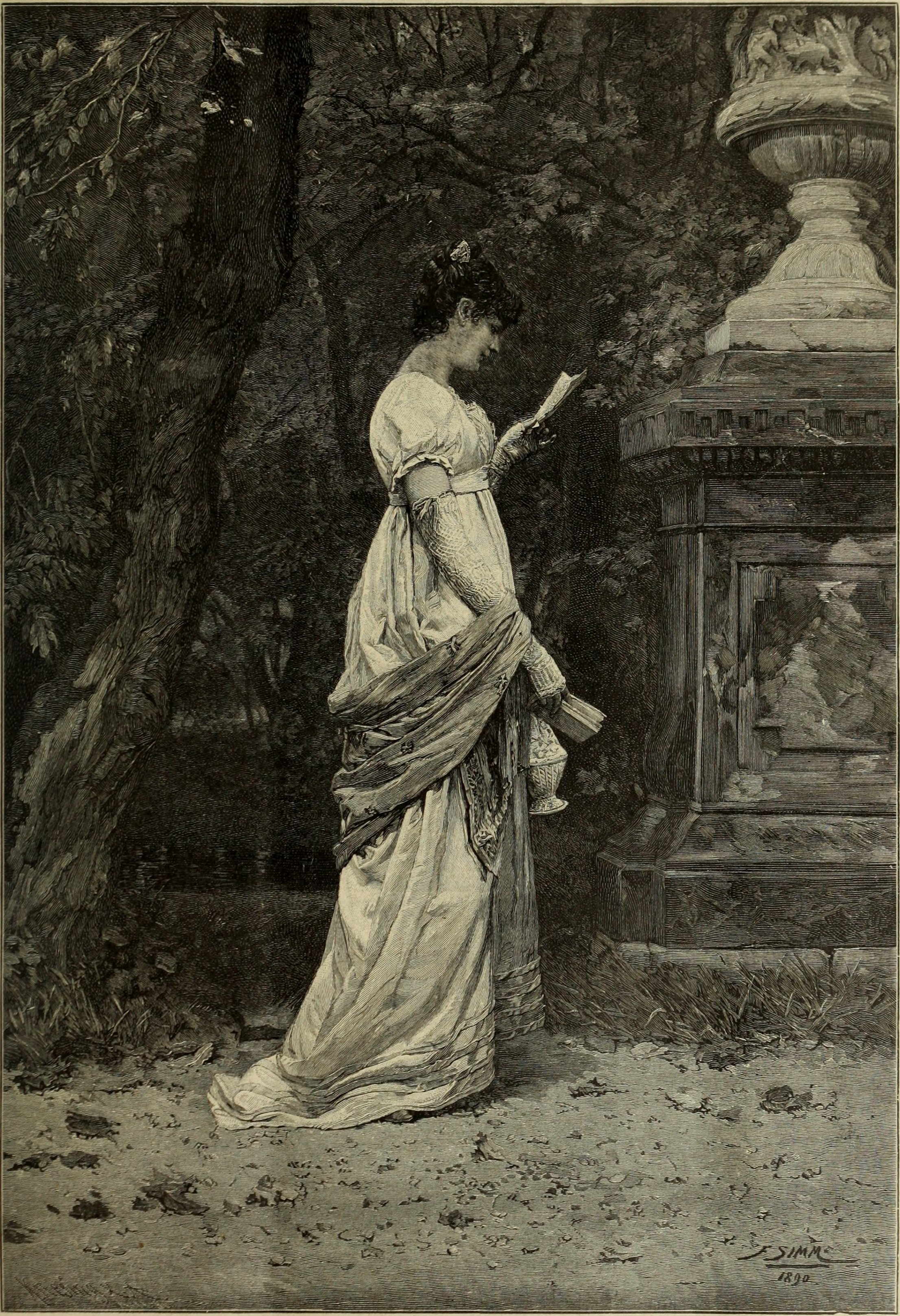
## 3. Kapitel.

Als er in den Dielenraum der Paſtorei trat, ſchlug von der Küche her ein Wortwechſel an ſein Ohr. Die, welche drinnen miteinander redeten, hatten ſein Kommen überhört. Lebhaft erklang die ungeduldige Frauenſtimme, die heute in der Frühe Chriſtine von Leberechts Seite hinweggerufen hatte, gleich nach ſeiner Landung an der Inſel. Die Stimme ſprach franzöſiſch mit ſtark rheinländiſchem Accent. Wahrſcheinlich ſollte die kleine rotohrige Magd, die am Herde hantierte, nicht verſtehen, um was ſich der Streit zwiſchen Mutter und Tochter drehte.

— — „Dein Vater und ich, wir ſind in Ehren alt geworden, wir wiſſen beſſer als du, Stinchen, was geſchehen wäre, wenn Lacroix oder Desbordes oder einer von der Mairie ſolche Hetzreden gehört hätte!“

„Liebſte Mutter, Sie ſehen Geſpenſter,“ antwortete Chriſtine beſänftigend. „Ich habe wohl aufgeachtet und keinen Grund zur Sorge gefunden.“

(Forſetzung folgt.)



Herbſtſtimmung. Nach dem Gemälde von F. Simm.

## Eine ſoziale Entdeckungsreiſe.

Von Theodor Hermann Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Anfang Juni des vorigen Jahres wanderte ein junger Mann in der Tracht eines reiſenden Handwerksburſchen auf Chemnitz zu und wer ihm etwa begegnete, konnte nicht ahnen, daß dieſer Wandersmann ein Entdeckungsreiſender war. Und doch verhielt es ſich ſo. Der junge Menſch mit ſtruppigem Bart und Haar und dem „Berliner“ über der Schulter war weder Handwerker noch Handarbeiter ſondern der Kandidat der Theologie Paul Göhre, und er hatte die abgelegten ſchäbigen Kleider aus demſelben Grunde angelegt, wie ein europäiſcher Erforſcher Arabiens ſeiner Zeit Turban und Burnuß — um von denen nicht erkannt zu werden, die kennen zu lernen er kam. Die Entdeckungsreiſe ging nämlich in eine moderne Fabrik, und die Leute, die ſtudiert werden ſollten, waren die heutigen Handarbeiter der Großſtadt. Herr Göhre war der Meinung, daß er nur ſo ein ſicheres Urteil über die Lage dieſer Klaſſen gewinnen könne, und er hatte beſchloſſen, die Arbeiter als Arbeiter zu ſtudieren.

Da Herr Göhre über techniſche Kenntniſſe irgendwelcher Art nicht verfügte, ſo blieben ſeine Verſuche, Arbeit zu finden, vergeblich, und er ſah ſich genötigt, ſich den Direktoren einer großen Maſchinenfabrik zu entdecken. Dieſe waren ſofort bereit, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Unſer Reiſender trat als Handarbeiter in die Fabrik und trieb in dieſer bis Mitte Auguſt unerkannt und unbeläſtigt ſeine ſozialen Studien. Dann aber fühlte er, daß ſeine „Elaſtizität zu Ende war“ und kehrte nach Hauſe zurück. Dort hat er die Reſultate ſeiner Entdeckungsreiſe in einem Buche niedergelegt, welches nicht ganz genau: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksburſch“ (?) heißt — Leipzig, Fr. Wilh. Grunow — und in unſerer Zeit, in der ja ſelbſt die Backfiſche über die „ſoziale Frage“ unterrichtet werden, natürlich großes Aufſehen erregt hat. Treten auch wir ihm näher.

Gleich von vornherein ſei nun geſagt, daß unſer Reiſender jeden Leſer ſeines Buches perſönlich in hohem Grade gewinnt. Er erſcheint durchaus als nicht nur vom redlichſten Streben beſeelt, überall die Wahrheit zu ermitteln und ehrlich mitzuteilen, ſondern auch als ein kluger, verſtändiger Mann und ein guter Beobachter. Wenn ich trotzdem im folgenden mancherlei ſowohl gegen ſeine Methode, die Wahrheit zu ermitteln, wie gegen die Reſultate ſeiner Forſchungen vorzubringen habe, ſo kann das, vorausgeſetzt auch, daß dieſe Einwendungen berechtigt ſind, die Hochachtung vor dem thatkräftigen Idealismus, mit dem Herr Göhre ans Werk ging, natürlich in keiner Weiſe vermindern.

Zunächſt die Methode: Herr Göhre hat alles in allem zwei und einen halben Monat als Handarbeiter in einer Fabrik gearbeitet. Konnte er in dieſer kurzen Zeit wirklich jene Kreiſe ſo weit kennen lernen, daß er mit einigem Recht ſich als Sachkundiger fühlte? Bedurfte es dazu nicht der Arbeit in verſchiedenen Fabriken in verſchiedenen Teilen Deutſchlands? Nun warnt er zwar ſehr verſtändig uns Leſer, das Gebotene zu verallgemeinern, zieht aber ſelbſt aus ihm die allgemeinſten Schlüſſe. Ferner: wäre es nicht erforderlich geweſen, ehe er ſich entſchloß, ſo ſicher über das heutige Fabrikweſen als Ganzes zu urteilen, dasſelbe auch vom Standpunkt des Arbeitgebers kennen zu lernen? Dieſelben Herren, die dem Handarbeiter ſo liebenswürdig die Thore ihrer Fabrik öffneten, hätten doch ohne Zweifel dem gebildeten Forſcher mit Vergnügen ihre Erfahrungen auf dieſem Gebiet zur Verfügung geſtellt. Ich erlaube mir zu vermuten, daß dann ſo manches Urteil unſeres Autors anders ausgefallen wäre, als jetzt. Auch manches „man glaubte allgemein in der Fabrik“ wäre dann vielleicht weggeblieben. Endlich: hätte Herr Göhre nicht gut gethan, ehe er ſein Buch herausgab, auch noch das Leben der anderen Arbeiter, vor allem der landwirtſchaftlichen, zum Gegenſtand ſeiner Studien zu machen? Er hätte dann, wie ich überzeugt bin, mit der Möglichkeit des Vergleichs ein ungleich richtigeres Verſtändnis für die ſozialen Verhältniſſe der Fabrikarbeiter erhalten, als er infolge ſeiner bisher doch ganz einſeitigen Beobachtungen allein erhalten konnte und erhalten hat.

Herrn Göhre waren in der That die Verhältniſſe, in die er trat, in einem Grade neu, daß ich mir immer wieder den Kopf darüber zerbreche, aus welcher Geſellſchaftsklaſſe er wohl hervorgegangen ſein mag. Er ſelbſt ſagt in der Vorrede, er ſtamme „aus einfachſten Kreiſen,“ aber ich ſuche mir vergeblich begreiflich zu machen, wie jemand, der als Kind, als Jüngling auch nur irgend welche Fühlung mit den ärmeren Volksklaſſen gehabt hat, ſo überraſcht ſein kann von dem, was er fand und ſchildert, wie Herr Göhre.

Herr Göhre traf es in der That außerordentlich günſtig. Die Fabrikarbeiter, in deren Reihen er trat, waren verhältnismäßig vortrefflich geſtellt. Er ſelbſt ſagt ſehr richtig, daß bei ihnen von Not keine Rede ſein konnte. Das iſt viel, denn es gibt nicht viele Arbeitergruppen im Deutſchen Reich, von denen man das ſagen kann. Die Leute lebten denn auch dementſprechend, mit dem Maße ihrer Klaſſe gemeſſen, gut und ernährten ſich ebenſo. So heißt es z. B. von dem Innern der Wohnungen: „Ein Sofa, ein runder Tiſch, eine Kommode, ein größerer Spiegel, mehrere Rohr- und noch mehr Holzſtühle, ſowie einige Bilder pflegten wohl faſt immer vorhanden zu ſein; nicht ſelten auch eine Nähmaſchine, eine Hängelampe und ein hübſcher, äußerlich eleganter, wenn auch ſehr oberflächlich fabrizierter Kleiderſchrank oder Vertikow.“ Herr Göhre teilt das nun ganz richtig mit, er hat aber eine höchſt merkwürdige Art, mit der einen Hand immer wieder zu nehmen, was er mit der anderen gibt. So geſchieht es — natürlich ganz gegen ſeine Abſicht — daß der ſachkundige und aufmerkſame Leſer zu einem ganz anderen Reſultate gelangt, als der flüchtige. Wo der erſtere ſich an verhältnismäßig guten Verhältniſſen erfreut, ſieht der letztere das ſchnödeſte Elend. Von Not iſt keine Rede, heißt es — aber die Sache liegt ſofort ungünſtiger, wo Krankheiten oder Todesfälle eintreten. Nun gewiß, das iſt doch nicht nur ſo bei den Handarbeitern, ſondern bei allen, die ohne Vermögen ſind. Ein ſolches Heim, wie das oben geſchilderte, iſt ja zwar ſehr behaglich, aber wo allzuviel Kinder ſind, genügt es natürlich nicht. Nein, aber das Heim anderer Leute deren Familie ſehr kinderreich iſt, wird natürlich auch voller. Will man von dieſen Dingen eine richtige Vorſtellung geben, ſo darf man die Lage nicht mit einem ganz willkürlichen Maßſtab, den man ſich ſelbſt zurecht gelegt hat, meſſen, ſondern man muß ſie mit der anderer deutſcher Handarbeiter der Gegenwart vergleichen. Wäre Herr Göhre in der Lage geweſen, das zu thun, ſo würde er, wie ich glaube, zu der Überzeugung gekommen ſein, daß ſeine Genoſſen es ganz außerordentlich gut hatten. Ich hoffe, daß er ſeine Studien fortſetzen, daß er auch das Leben unſerer Kätner, der Inſtleute auf den großen Gütern Oſtdeutſchlands, der Dörfler in unſeren Mittelgebirgen kennen lernen wird. Er wird ſich dann davon überzeugen, daß es ungezählte Leute in Deutſchland gibt, die eine zweifenſtrige Stube nebſt einfenſtrigem Gelaß nicht nur ohne weiteres eine „Familienwohnung“ nennen, ſondern auch oft genug auf eine ſolche Wohnung noch verzichten müſſen. Aber Herr Göhre mißt vorläufig noch mit ſeinem eigenen Maße, und da kommt er zu ſeltſamen Reſultaten. Nachdem er uns von den Ernährungsverhältniſſen ſeiner Kollegen in einer Weiſe berichtet hat, daß man wieder den Eindruck empfängt, die Leute hätten es verhältnismäßig ſehr gut gehabt, erzählt er uns, daß die Arbeiter ſich vielfach ihr Eſſen von den Frauen oder Kindern bringen ließen und es auf den Bänken der öffentlichen Anlagen verzehrten. Dann fährt er fort: „Dieſe Art des täglichen Mittagbrotes erkläre ich für unwürdig… Wie kann ſolch eine Mahlzeit jemals eine geſegnete ſein? Wie kann man im Ernſt (sic!) tadeln, daß ſie ohne Gebet und Händefalten hineingeworfen wird? Wie muß ſie, ganz anders als Agitatorenworte es vermögen, den Familienſinn des Vaters und der Mutter und damit Familienglück und Familienleben zerſtören?“ Wirklich, Herr Göhre? Alſo alle die Waldarbeiter, die Flößer, die Landleute während der Ernte — ſie alle, die ihr Mittageſſen nicht im Speiſezimmer einnehmen, können nicht beten und die Hände falten? Was ſollen dann die wirklich Armen thun, deren Mahlzeit in einem Stück Brot beſteht, wenn die Chemnitzer Arbeiter nicht ſollen beten dürfen, weil ſie ihr Mittagbrot in den ſchönen Anlagen am dortigen Schwanenteich einnehmen müſſen?

Es geht Herrn Göhre hier wie auch ſonſt: er hat ſich nicht ganz ungeſtraft drei Monate lang unter den von maßloſen Anſprüchen erfüllten modernen Handarbeitern bewegt. Ihm, dem wirklichen Chriſten, hätte es ſonſt gar nicht geſchehen können, daß er ſich zu einem ſo ungeheuerlichen Ausſpruch verirrte. Weiß er doch ſehr wohl, daß unſer Herr und Heiland nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegen konnte und doch für das Brot, das er aß, dankte.

Seit die ſoziale Frage nicht nur die Staatsmänner und die Lehrer der Volkswirtſchaft beſchäftigt, ſondern in den Kreiſen aller Gebildeten zum Gegenſtande des Nachdenkens geworden iſt, hat ſich faſt allgemein die Vorſtellung feſtgeſetzt, daß unſere heutige Induſtrie das chriſtliche Familienleben zerſtöre, und auch Herr Göhre glaubt „die Thatſache“ feſtſtellen zu müſſen, „daß in der großſtädtiſchen Induſtriebevölkerung die überlieferte Form der Familie nicht mehr vorhanden iſt.“ Fragt man nun, wann denn in den Volksſchichten, von denen hier die Rede iſt, dieſe „überlieferte“ Form blühte, ſo erhält man die Antwort: „früher.“ „Wann denn früher?“ „Vor dem Aufkommen der Induſtrie.“

Dieſe Anſicht iſt eben ſo allgemein verbreitet wie irrig. Die Großväter unſerer ſtädtiſchen Handarbeiter hatten, ſofern ſie ländliche Knechte waren, keineswegs ein geſchloſſeneres Familienleben als ihre Enkel. Die Not des Lebens trieb ſie, ſchon das Kind als Gänſehirt oder in ähnlicher Stellung in ein fremdes Haus zu geben, und es kehrte meiſt nicht wieder zu den Eltern zurück. Zu dieſen aber kam vielfach auch ein fremdes Element in der Form des Halbwächſlings, der bei der Ernte mit auf den Hof mußte. Auch hier waren Vater und Mutter oft lange Zeit hindurch den Tag über bei der Arbeit und von Hauſe fort. An die Wohnſtätten der ledigen Knechte und Mägde ſei nur erinnert. Erſtere ſchliefen in der Großvaterzeit im Stall, letztere oft genug in Kammern, die nicht beſſer waren, als die heutigen Dachkammern. Das Familienleben war trotzdem von chriſtlichem Geiſte erfüllt, gewiß — aber wenn das heute anders geworden iſt, ſo liegt das nicht an den Arbeitsbedingungen der Induſtrie, ſondern in erſter Reihe daran, daß die Berufenen es verſäumten, der Kirche gegenüber ihre Pflicht zu thun, und daß der Staat es leider unterließ, ſie dazu anzuhalten. An ſich läßt ſich durchaus nicht abſehen, warum das Familienleben von Leuten, die um ſechs Uhr abends mit ihrer Arbeit fertig ſind, weniger von chriſtlichem Geiſt durchweht ſein kann als das ländlicher Arbeiter, die oft viel, viel länger und viel, viel ſchwerer arbeiten müſſen. Den Landleuten gegenüber, unter denen ich als Knabe aufwuchs, ſind die Chemnitzer Arbeiter reiche Bourgois, und doch waren von erſteren alle kirchlich geſinnt, ſehr viele wahrhaft fromm. Die Frömmigkeit hat mit dem äußeren relativen Wohlſtand nur inſofern zu thun, als er ſie ebenſo erſchwert wie eigentliche Armut, von der ja aber bei Herrn Göhres ehemaligen Genoſſen gar keine Rede iſt.

Vieles, was unſer Berichterſtatter von den ſittlichen Verhältniſſen ſeiner jugendlichen Mitarbeiter erzählt, erſcheint ihm nur eben als etwas Neues, weil er die entſprechenden Verhältniſſe auf unſern Dörfern nicht kennt. Sie ſind dort, Gott ſei es geklagt, nicht um ein Haar beſſer, nur etwas anders geſtaltet. Auch hier begegnet man manchem unzutreffenden Urteil. So glaubt z. B. Herr Göhre „beſtimmt,“ daß das abſcheuliche Fluchen der weniger gebildeten Klaſſen in Sachſen „ein Geſchenk unſeres Militärweſens“ ſei. Wenn dem ſo iſt, wie kommt es dann, daß dieſe Unſitte in Preußen, der Heimat dieſes Militärweſens, nicht annähernd ſo verbreitet iſt?

Am bedenklichſten ſind die Schlüſſe, zu denen Herr Göhre in kirchlicher und religiöſer Beziehung kommt. Manches zwar iſt nur ſehr ungeſchickt ausgedrückt, wie z. B. der folgende ganz ungeheuerliche Satz: „Die Kirche hat kein Intereſſe an der beſtehenden Staatsform; ſie kann ſie ruhigen Herzens ſelbſt untergehen ſehen, wenn ſich im Ringen der Geiſter ihre Kraftloſigkeit und Lebensunfähigkeit herausgeſtellt hat. Der Kirche und ihren Dienern iſt es gleichgültig, ob ſie in einem Feudal-, Mancheſter- oder Sozialſtaate wirken.“ Der wohlwollende Leſer verſteht, was hier eigentlich gemeint, wenn auch leider gar nicht geſagt iſt, daß nämlich die Aufgabe der Kirche der Kampf gegen die Sünde in jeder Geſtalt iſt und daß dieſer Kampf unter jeder Staatsform derſelbe bleibt. Front muß man aber gegen Sätze machen wie den: „Es muß der Grundſatz durch uns zur Thatſache gemacht werden, daß auch ein Sozialdemokrat Chriſt und ein Chriſt Sozialdemokrat ſein kann.“ Dieſem Satze wird wenigſtens niemand zuſtimmen, der das Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter“ geleſen hat. Hat uns doch der Herr Verfaſſer mit Recht des langen und breiten auseinandergeſetzt, daß die Sozialdemokratie nicht etwa eine Partei ſei wie andere auch, ſondern eine Weltanſchauung für ſich, eine Religion, die Religion des Materialismus. Dieſe Religion bildet den allerſchärfſten Gegenſatz zum Chriſtentum, iſt alſo mit ihm durchaus unverträglich, ſo daß man doch einzig ſagen darf: ein Sozialdemokrat kann nie ein Chriſt, ein Chriſt nie ein Sozialdemokrat ſein. Und ſo allein iſt dieſer Satz auch zutreffend. Eine ſozialdemokratiſche Weltanſchauung, der man, wie das der Verfaſſer will, „das materialiſtiſche Rückgrat ausgebrochen hat,“ iſt eben keine ſozialdemokratiſche mehr, iſt überhaupt, wie alles ohne Rückgrat, nicht mehr lebendig. Wir wollen uns deshalb wohl hüten, nach dem Rat des Herrn Verfaſſers die alten Formen zu zerbrechen und neue für die Herren Sozialdemokraten zu ſuchen. Es könnte uns darüber leicht auch der alte Inhalt verloren gehen, ohne daß wir deshalb auch nur einen Sozialdemokraten mit ungebrochenem Rückgrat gewönnen. Darum wollen wir darauf verzichten, mit Herrn Göhre „die Sozialdemokratie zu chriſtianiſieren“ und uns darauf beſchränken, die einzelnen Anhänger von der Sozialdemokratie loszulöſen und wieder zu Chriſten zu machen.

Ich habe mancherlei gegen unſer Buch einzuwenden gehabt, ich bin aber glücklicherweiſe auch in der Lage, vieles an ihm zu loben. Manche Grundſchäden unſerer heutigen Induſtrie hat der Herr Verfaſſer richtig erkannt, ſo z. B. den, daß die Beſitzer der Fabriken vielfach zu wenig perſönliche Beziehungen zu ihren Arbeitern haben, aber auch hier zeigt er, der nie Untergebene hatte, keine Spur von Verſtändnis für die Schwierigkeiten, welche einem ſolchen Verhältnis im Wege ſtehen und die außerordentlich groß ſind. Hier das Richtige zu finden, iſt eine der ſchwerſten Aufgaben, die Gott einem Menſchen ſtellen kann. Wie wenig hier der gute Wille thut, hat ſelbſt ſo mancher vom redlichſten Streben beherrſchte junge Ehemann zu ſeinem Schrecken an ſeinen paar weiblichen Dienſtboten erfahren. Er ſäete nichts als Wohlwollen und erntete nichts als Undank. Unſer Buch wird im übrigen vielen Leſern einen intereſſanten Einblick in eine ihnen bisher fremde Welt gewähren, und da der Verfaſſer uns an ſeinen Studien in der anmutigſten Weiſe teilnehmen läßt, hat man ſeine helle Freude an ſeinem ehrlichen Streben und ſeiner hübſchen Beobachtungsgabe. Ich, der ich jahrelang ſtädtiſcher Armenpfleger in Leipzig war und fünfzehn Jahre dort lebte, wobei mir der ſächſiſche Handarbeiter kein Fremder blieb, habe letztere einigermaßen beurteilen können. Wenn unſer Reiſender in künftigen Jahren wieder zu einer Forſchungsreiſe aufbricht — und ich hoffe, daß er es noch recht oft thun wird — werden wir noch viel Wertvolles durch ihn erfahren. Diesmal war er, meines Erachtens, noch nicht genügend vorbereitet und kam darüber zu vorſchnellen Schlüſſen.

# Im Nebel.

Novelle von Hans Nagell von Brawe.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Sechs Wochen ſpäter fand die Hochzeit ſtatt. Eva drückte die jugendliche Stiefmutter und einſtige Geſpielin mit voller unveränderter Liebe an das Herz — ja, ſie flüſterte ſogar ihrem Gatten zu: ‚Ich wußte gar nicht, daß ich einen ſo ſtattlichen jugendlichen Vater habe,‘ als dieſer, in der Rittmeiſter-Uniform der Garde-Küraſſiere, die Bruſt mit Orden geſchmückt, ſeine junge Frau aus der Kirche führte.

Die junge Frau hatte ſich mit einem Eifer in ihre Hausfrauenſtellung hineingelebt, den Broock dem ‚Kinde‘ garnicht zugetraut hatte. Sie war eben ein kluges Kind, und daß ſie im Herzen und im Weſen ein Kind blieb, — trotz Hausfrauenwürde und Pflichterfüllung — das erhöhte nur ihren Liebreiz.

Mit wahrer Meiſterſchaft ſchmiegte Gabriele ſich den Intereſſen und Paſſionen ihres Gemahls an. Sie wurde bald eine kühne Reiterin und ließ ſich in die Geheimniſſe des Jagdſports einführen. Vor allem aber war ſie des Freiherrn ſtete Begleiterin auf deſſen Waſſerfahrten.

Der Park von Altenkamp ſtieß mit ſeinem öſtlichen Teile an das Emsufer — gerade der Einfahrt in den Kanal der Seefahrerſtadt Papenburg gegenüber. Ein geräumiger Bootshafen diente zur Aufnahme der eleganten Dampfyacht, an deren Heck in goldenen Buchſtaben der Name „Ella“ ſtand und deren Unterdeckräume mit wirklich raffinierter Eleganz ausgeſtattet waren. Die Yacht war eine der erſten Gaben Broocks an ſeine junge Gemahlin geweſen. Fahrten an Bord dieſes Bootes gewährten bald auch Gabriele einen großen Reiz und dehnten ſich gelegentlich auf eine Reihe von Tagen aus, in deren Verlauf die Nordſeeinſeln und Häfen der Nachbarſchaft angelaufen wurden. Mit wahrer Spannung lauſchte auf ſolchen Fahrten Gabriele ihres Mannes begeiſterten Worten, welche die unendlich wechſelvolle Schönheit des Meeres prieſen, und ſog alle die Lehren begierig ein, welche in den langen Stunden des Alleinſeins aus dem reichen Schatze ſeines Wiſſens auftauchten.

Es war Mitte September geworden. Schon war der Schluß der Badeſaiſon auf Norderney nahe. Seit geſtern lag die „Ella“ auf der Weſtrhede vor Anker. Gabriele ſelbſt hatte den Freiherrn gebeten, ihren Geburtstag am 16. auf einer der Inſeln feiern zu dürfen, wohl wiſſend, welche Freude ſie dieſem ſelbſt durch die gemeinſame Fahrt bereiten würde.

Jetzt gingen beide ſchon ſeit einer geraumen Zeit die Strandpromenade auf und nieder, denn es war ein prächtiger Herbſttag, und was noch von Fremden auf der Inſel weilte, erwartete den fälligen Dampfer aus Emden, deſſen Schlot bereits über dem Horizonte auftauchte, eine lange ſchwarze Wolke nach ſich ziehend.

„Weißt du, Bodo, daß ich am liebſten bald wieder an Bord der Ella ginge und nicht erſt an der Table d'hote äße? — O, ich habe noch ſo viele gute Dinge in der Vorratskammer und — wir feiern dann meinen Geburtstag ganz unter uns, das iſt doch am ſchönſten!“

Gabriele ſah mit jenem kindlich bittenden Blicke zu dem Gatten auf, der ſonſt faſt niemals ſeine Wirkung verfehlte. Er lächelte freundlich und drückte ihren Arm feſter an ſich. „Du liebes, genügſames Herz du!“ ſagte er. „Aber heute geht's nicht, unſer Heizer und Maſchiniſt iſt bis fünf beurlaubt. Vielleicht bekommſt du unterhaltende Nachbarſchaft!“

„Ich habe dich und brauche ſonſt niemanden! Alle anderen erſcheinen mir ſo flach, ſo haltlos — ach, weißt du, mitunter komme ich mir ſogar ſelbſt ganz klug vor — anderen gegenüber. Freilich bei dir bin ich —“

„Mein Glück, mein Friede, meine Freude biſt du, meine kluge kleine Frau,“ warf er ein, ſie innig anſchauend.

Der Dampfer war inzwiſchen auf der Rhede angekommen. Mit lautem Raſſeln fiel der Anker und Boote legten ſich längsſeit an das Fallreep, um die Ankommenden zum Landungsſteg zu führen, zu deſſen Seiten eine lange Reihe Neugieriger bereits Aufſtellung genommen hatte. Auch Baron Broock und ſeine Gemahlin hatten ſich eingefunden. Schon war die Mehrzahl der Paſſagiere vorüber, als die junge Frau plötzlich haſtig ihres Gatten Arm drückte.

„Du, Bodo, ſieh den Herrn da!“ Sie deutete auf einen jungen Mann in elegantem Touriſtenanzuge.

„Was iſt mit dem, mein Schatz?“ fragte Baron Broock, „ich bemerke nichts Auffälliges.“

„Aber ſieh ihn dir doch an, er ſieht dir ſprechend ähnlich, komm laß uns folgen.“

Lächelnd zog ſie ihn fort. Broock glaubte an einen kindlichen Scherz, und beide folgten dem Fremden. Jetzt wurde auch dem Baron deſſen Geſicht erkennbar. Wie feſtgebannt blieb er plötzlich ſtehen. Seine Wangen wurden rot, und „Reinhold“ rang es ſich von ſeinen Lippen.

„Du kennſt ihn, kennſt deinen jungen Doppelgänger?“ fragte ſie erſtaunt.

„Nicht ihn, nein, nein, es iſt eine Sinnentäuſchung, und dennoch — ganz wunderbar — auch ſeine Geſtalt — ſein Gang!“

Immer noch ſah er dem Manne nach.

„Komm, Kind,“ ſagte er endlich, „es iſt Zeit zur Table d'Hote, und du wollteſt noch Toilette machen.“

* * *

Als das Ehepaar den Speiſeſaal des großen Kurhauſes betrat, war die Mehrzahl der Plätze bereits eingenommen. Beider Blicke fielen ſofort auf den jungen Mann, der ihre Aufmerkſamkeit hervorgerufen hatte, und der Zufall wollte, daß Gabriele ihren Platz neben ihm erhielt.

Die Art, wie er der Dame behilflich war, wie er den ſchönen edelgeſchnittenen Kopf zum Empfange neigte — nicht zu viel und nicht zu wenig einer Fremden gegenüber — ließ ſofort den Mann von vornehmer Erziehung erkennen.

Anfangs hielt er ſich der Konverſation fern. Erſt als das Geſpräch zwiſchen Gabriele und deren Gemahl ſich auf die Heimreiſe lenkte, wurde er plötzlich aufmerkſam, und mit ſtark engliſchem Accent fragte er in beſcheidenem Tone:

„Habe ich die Ehre, in Ihnen den Beſitzer der ſo vorzüglich getrimmten Dampfyacht zu begrüßen, die auf der Rhede liegt? Auch ich bin großer Freund vom ‚Yotting‘ und Präſes des New-York-sailing-club,“ fügte er auf die bejahende Antwort hinzu.

Das Sportthema gab Veranlaſſung zu lebhafter Unterhaltung, und als das Diner beendet war, lud der Baron den Fremden ein, ſein kleines Fahrzeug in Augenſchein zu nehmen. Gern folgte jener der Aufforderung, und während er ſich bereit machte, flüſterte Gabriele ihrem Manne zu: „Ich kann mir nicht helfen, Bodo — aber ſo mußt du ausgeſehen haben, als du Leutnant warſt! — Du erröteſt, mein Liebling — o, ſage mir, was iſt es?“ rief ſie jetzt in plötzlicher Erregung. Auch ihre Wangen färbten ſich, und die Augen flammten auf, als habe ſie ſelbſt eine Antwort gefunden auf ihre Frage: „Mein Gott, iſt es das?“

„O, ich ſehe es dir an, du kennſt ihn doch, er iſt dir kein Fremder!“

Freundlich lächelnd ſah er ihr in die Augen. Er mochte ihren Gedankengang erraten.

„Es iſt ein Naturſpiel, mein Schatz, weiter nichts. Der, an welchen ich durch ihn erinnert wurde, wäre jetzt ein Fünfziger, wenn er noch lebte.“

„Aber er ſieht doch dir ſo ähnlich!“

„Und erinnert mich an meinen verſtorbenen oder verſchollenen Bruder.“

„Du haſt einen Bruder?“

„Ja, mein Kind, ich hatte einen Bruder, einen friſchen, ſchönen, klugen Bruder, nur um ein Jahr jünger als ich. Wir waren Freunde, ſo lange wir Knaben waren. Dann kam Reinhold in ſchlechte Geſellſchaft — als Student, im Jahre 1850 war es, und die Ereigniſſe der Jahre 48, 49 trieben noch ihre Auswüchſe. Er ließ ſich verleiten, mit ſeiner Familie — mit der ganzen Geſellſchaft zu brechen und — wohl in einer phantaſtiſch überreizten Stimmung nahm er an einem hochverräteriſchen Komplotte teil, das zwar rechtzeitig entdeckt wurde, ihn aber unmöglich machte. Das Ehrgefühl mußte im Herzen eines Freiherrn von Broock doch wohl nicht ertötet ſein, denn niemals hat er mehr von ſich hören laſſen — er blieb verſchollen. Schon vor fünfzehn Jahren erfolgte ſeine Todeserklärung.“

„Ihr ſaht euch ähnlich?“

„Man ſagte es. Jener Fremde gleicht ihm immerhin auffallend. Doch laſſen wir Längſtvergangenes — dort kommt eben der Doppelgänger.“

Der Freiherr empfing den Kommenden mit artigem Gruße, und der Weg zum Strande hinab wurde gemeinſam eingeſchlagen.

„Sie kommen zu ſpäter Jahreszeit in unſer Seebad,“ wandte ſich Gabriele im Laufe des Geſprächs an den Nachbarn.

„Ich komme nicht zur Kur — auch nicht eigentlich zum Vergnügen. Ich bin Amerikaner, und es war der Wunſch meines Vaters, ich möge den Teil des preußiſchen Staates kennen lernen, in dem auch er einſt gelebt hat. Ich war in Emden, Aurich, gehe von hier nach Borkum, denn dort überall begegne ich den Jugenderinnerungen meines Vaters — und ehe ich weiter reiſe, beſuche ich noch das Schloß Altenkamp bei Papenburg —“

Der Freiherr trat plötzlich lebhaft bewegt auf den Amerikaner zu und ergriff ſeine Hand: „Der Beſitzer von Altenkamp, der Freiherr von Broock, bin ich — bitte, nennen Sie mir Ihren Namen!“

„Verzeihung, wenn ich das nicht früher that,“ erwiderte der junge Fremde, und ſeiner Börſe einen Ring entnehmend ſagte er ruhig und mit vornehmer Sicherheit: „Ich heiße Rolwes, Henry Rolwes und ſoll dem Schloßherrn auf Altenkamp im Auftrage meines Vaters dieſes Familienſtück überreichen. Es ſei das einzige Erinnerungszeichen an eine längſt begrabene Vergangenheit, an einen Toten.“

Mit Haſt ergriff der Baron den Ring.

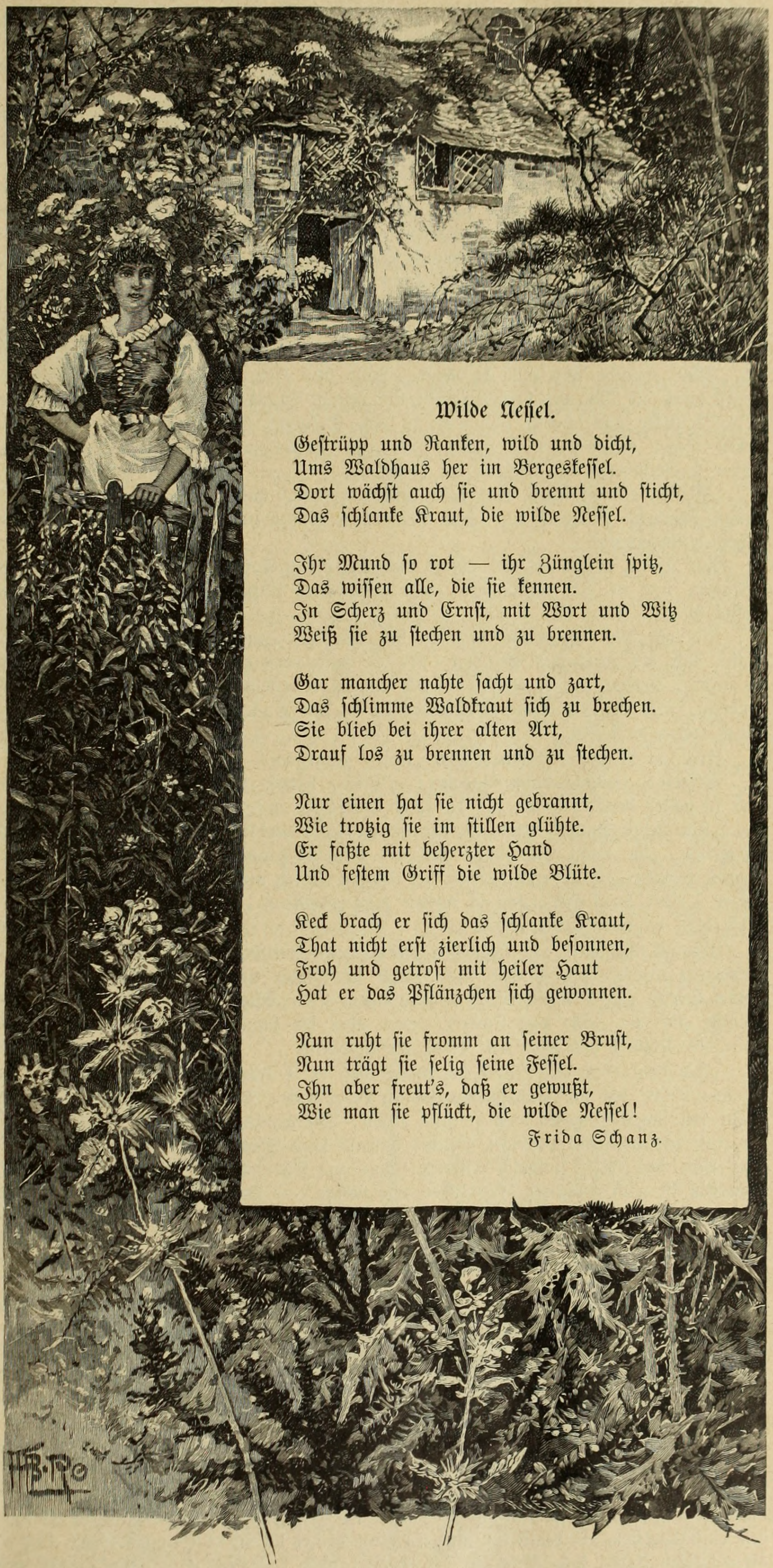
„Mein Wappen“ — rief er aus „kein Zweifel, es iſt Reinholds Ring!“

„Reinhold, das iſt der Name meines Vaters!“

„Der Sohn meines Bruders — ſein Ebenbild! — Und Reinhold lebt!“

Des Freiherrn Augen umfaßten immer von neuem die Geſtalt, die Züge des Amerikaners.

„Und Sie, Herr Baron, gleichen meinem Vater. Auf den erſten Blick fiel es mir auf und — ja, ich beſinne mich, auch den Namen van Broock in alten Büchern und Aktenſtücken meines Vaters geleſen zu haben, doch hat mir dieſer ſtets verſichert, keine Angehörigen mehr zu beſitzen — und der Name —“



## Wilde Neſſel.

Geſtrüpp und Ranken, wild und dicht,
Ums Waldhaus her im Bergeskeſſel.
Dort wächſt auch ſie und brennt und ſticht,
Das ſchlanke Kraut, die wilde Neſſel.

Ihr Mund ſo rot — ihr Zünglein ſpitz,
Das wiſſen alle, die ſie kennen.
In Scherz und Ernſt, mit Wort und Witz
Weiß ſie zu ſtechen und zu brennen.

Gar mancher nahte ſacht und zart,
Das ſchlimme Waldkraut ſich zu brechen.
Sie blieb bei ihrer alten Art,
Drauf los zu brennen und zu ſtechen.

Nur einen hat ſie nicht gebrannt,
Wie trotzig ſie im ſtillen glühte.
Er faßte mit beherzter Hand
Und feſtem Griff die wilde Blüte.

Keck brach er ſich das ſchlanke Kraut,
That nicht erſt zierlich und beſonnen,
Froh und getroſt mit heiler Haut
Hat er das Pflänzchen ſich gewonnen.

Nun ruht ſie fromm an ſeiner Bruſt,
Nun trägt ſie ſelig ſeine Feſſel.
Ihn aber freut's, daß er gewußt,
Wie man ſie pflückt, die wilde Neſſel!

Frida Schanz.

„Mit dem Namen,“ fiel der Baron ein, „hat Reinhold nicht die Familienzüge der Broocks ablegen können, die ſich ſo unverfälſcht bei ſeinem Sohne wiederfinden. Wenn einſt mein Bruder glaubte, ſich von allen heimiſchen Beziehungen trennen zu müſſen — jetzt iſt das verjährt. Mögen Sie ſich nennen, wie Sie wollen, junger Mann, Sie ſind ein Broock — Gott ſelbſt hat Ihnen das auf die Stirn geſchrieben. Wollen Sie eine Kabine in meiner Dampfyacht annehmen,“ ſagte er dann „und ſchon jetzt mit uns gemeinſam die Fahrt nach Altenkamp machen? Sie ſollen mir herzlich willkommen ſein, — als meines Bruders Sohn!“

„Und auch mir,“ rief Gabriele freudig lächelnd, „als meines Mannes jugendliches Ebenbild.“ Sie reichte ihm die Hand, die er dankbar an die Lippen drückte.

Man hatte den Strand und das bereitliegende Beiboot der „Ella“ erreicht und fuhr an Bord. Bald war Henrys Gepäck durch die Matroſen herbeigeſchafft, und wenige Stunden ſpäter dampfte das ſchnelle Fahrzeug in den Dollart. Es waren Segel beigeſetzt, und Henry legte eine Probe von großer Sicherheit in der Leitung der Jacht ab.

„Wollen einmal ſehen, was man drüben verſteht,“ hatte Broock ſcherzend geäußert und dem Amerikaner Ruder und Schooten anvertraut.

Am Abend wurde auf der Rhede von Delfzyl zu Anker gegangen, und in der geräumigen, hell erleuchteten Kajüte reichte Gabriele ſelbſt den Thee.

In lebhaftem Geſpräche verging der Abend. Henry erwies ſich als gewandter Erzähler, der es dabei verſtand, die eigene Perſon, auch wenn es ſich um Selbſterlebtes handelte, ſtets mit vornehmer Beſcheidenheit in den Hintergrund treten zu laſſen.

Erſt um Mitternacht wurde zur „Koje“ gegangen.

Scherzend meinte dann Gabriele: „Bodo, hatteſt du auch ſo volles dunkles Haar, als du jung warſt?“

„Du liebes Kind,“ erwiderte der Gatte, ſie freundlich ſtreichelnd, „du mußt nun ſchon mit den dünnen grauen Haaren rechnen; die äußeren Zeichen der Jugend kehren nicht wieder. Aber mein Herz, das iſt wieder jung geworden — durch dich, du liebe kleine Frau!“ —

Als die Baronin am folgenden Morgen die meſſingbeſchlagene Kajütstreppe hinauf ſtieg, fand ſie Mann und Neffen bereits auf Deck, in eifrigem Geſpräche. Die „Ella“ dampfte auf der Höhe von Emden, leicht über die kurzen Seen des Dollart vor Flut und Wind dahingleitend.

„Ich habe eben mit Henry abgemacht, daß er ſo lange bei uns bleibt, bis ich Nachricht von ſeinem Vater habe. Ich werde den längſt Totgeglaubten zu uns bitten. Wie wunderbar, daß das politiſche Problem, welches damals ſeine Phantaſie über das Geſetz hinaus erſtrebte, nun zur Thatſache geworden iſt nach großen geſchichtlichen Ereigniſſen. — Wir haben übrigens ſchon in aller Frühe Brüderſchaft gemacht, Henry und ich, was ſagſt du dazu, Gabriele?“

„Ich würde das ‚Onkelſchaft‘ nennen,“ warf die Baronin ſchalkhaft ein, „aber nun raſch zum Kaffee, das Waſſer kocht, und ich legte die etwas altbackenen Semmeln ſchon auf die heiße Platte in der Küche.“

„Aber Ella! Wer ſagt denn Küche, ‚Kombüſe‘ heißt das doch!“

## III.

Der November ging zur Neige, der erſte Schnee bedeckte die Taxushecken, und noch immer war Henry Gaſt in des Freiherrn Schloſſe. Immer mehr hatten ſich Onkel und Neffe aneinander geſchloſſen, immer mehr fand jener Gefallen an dem einſichtsvollen, edeldenkenden jungen Mann, den er bereits als einſtigen Erben des Majorats betrachtete. Mit wahrer Freude beobachtete er aber auch den günſtigen Einfluß, den die Anweſenheit des Neffen auf Gabriele ausübte. Die reſpektvolle Form, die jener der jungen Tante gegenüber niemals außer acht ließ, gab Gabriele eine Art Selbſtgefühl, wie ſie es dem ſoviel älteren Gemahl gegenüber niemals gezeigt hatte. Bald begegneten ſich der Neffe und ſeine junge Tante in den verſchiedenſten Intereſſen.

Oft ruhte des Barons kluges Auge auf den Beiden, wenn Gabriele voll Entzücken Henrys Schilderungen vom Hudſon oder aus Florida lauſchte. Wie leuchteten der jungen Frau Augen leidenſchaftlich auf, wenn er mit Begeiſterung ausrief: „Tantchen, das alles möchte ich dir zeigen, die wunderbaren Werke der großen Schöpfung — gerade dir! Du haſt ja ſo reiches Verſtändnis für alles Schöne!“ — In der Muſik machte Gabriele unter des Neffen bewährter Anleitung geradezu hervorragende Fortſchritte, und zu ſeelenvoller Harmonie floſſen die jugendlichen Stimmen in Schumannſchen und Brahmsſchen Duetten ineinander. Mit wahrhaft kindlicher Offenheit zeigte aber die junge Frau ihre Erregung, wenn Henry voll tiefen Verſtändniſſes Byrons durchgeiſtigte Weltſchmerzdichtungen vortrug.

Bei ſolchen Gelegenheiten miſchte ſich dann der Freude des Barons wohl ein Tropfen Sorge bei, doch wenn Gabriele ſeinem fragenden Blicke begegnete, leuchtete es in ihren blauen Augen auf, ſie legte die Arme um ſeinen Nacken: „Ach, Bodo, ich bin dir ja ſo dankbar, daß du Henry hier behielteſt. Ich kann mir gar nicht vorſtellen, wie ich bisher ſo intereſſelos ſein konnte. Ich lerne ja ſo viel von ihm, und das doch nicht zuletzt für dich, mein Bodo! Iſt es nicht gut, daß er eine Stimme bei mir entdeckte? Und daß er in mir ein Sehnen nach dem Schönen erweckte? O, Bodo, nicht wahr, wir werden auch reiſen, wenn's wieder wärmer wird, und alle die Herrlichkeiten ſehen — die Berge und Ströme! Ich kenne ja noch nichts von der Welt! Aber Henry werden wir mitnehmen!“

Wohl legte ſich manchmal eine Falte auf Brooks hohe Stirn.

„Wir ſpielen mit dem Feuer und ahnen nicht, wie Brandwunden ſchmerzen können!“ mahnte ihm warnend der Verſtand. Aber raſch beſchwichtigte dann das Herz des wackeren Mannes: „Sie ſind ja wie Bruder und Schweſter, ſoll ich ihnen die Freude aneinander verderben?“

Öfter und öfter freilich ſehnte er die ſtillen Abende zurück, allein mit Gabriele, die Abende dem Studium ernſter Werke geweiht, ohne die glänzenden und anregenden Zuthaten des geiſtvollen Neffen, deſſen Weſen ſich mehr und mehr mit jenem blendenden Scheine umwob, welchen die Begeiſterung der Jugend verleiht und welcher ſelten ſeinen Eindruck auf das Frauenherz verfehlt.

Dieſe Begeiſterung glänzte aber aus Henry's Augen, wenn er zu Gabriele ſprach, machte ſeinen Mund beredt, und voll Bewunderung folgte ſie ſeinen Worten.

„Höre ich ihn ſo hinreißend, ſo klug ſprechen, dann — dann iſt er mir gar nicht mehr wie ein Bruder,“ meinte ſie eines Abends zu ihrem Gemahl, „dann erſcheint er mir wie ein höheres Weſen!“

Sie fühlte nicht vor innerer Erregung, wie dieſer ſie forſchend und doch ſo innig traurig anſah, fühlte nicht, wie weh ihm war.

Es war an einem Dezembertage. Der Baron war in Geſchäften zur Stadt, nach Papenburg, gefahren. Henry ſaß am Flügel, und Gabriele hatte eben eine Geſangsübung beendet. Sie ſah auf den Neffen, welcher ſchon minutenlang traumverſunken in die Ferne ſtarrte.

„Henry, was iſt dir? Habe ich meine Solfeggien nicht gut geſungen?“ fragte ſie ſcherzend.

Sein Blick blieb traurig auf ihrem Antlitz haften, ſeine Lippen aber fanden keine Antwort. Da legte ſie die Hand auf ſeine Schulter und in ernſtem Tone, mit leiſe vibrierender Stimme ſprach ſie:

„Was bekümmert dich, Henry? Du biſt ſeit einigen Tagen verändert — ich fühle es, wenn du es auch verbergen möchteſt!“

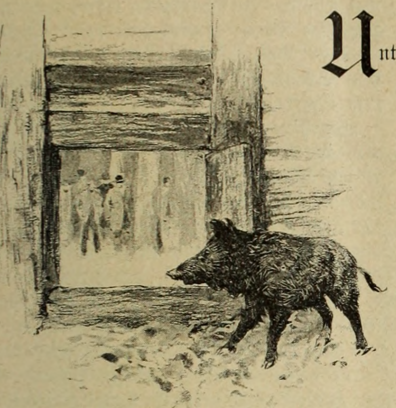
„Tantchen, du täuſcheſt dich!“ erwiderte er, ſeinen Mienen gewaltſam ein Lächeln aufdrückend.

(Fortſetzung folgt.)

# Im roten Rock.

(Abdruck verboten.)

Von Hanns von Spielberg. Mit Bildern von Georg Koch.



Unter meinen guten Freunden habe ich einen, der des Königs Rock trägt, — dem lieben Jungen iſt's während des ganzen vorigen Winters bis in das Frühjahr hinein nicht recht wohl geweſen. 's iſt ſehr unrecht von ihm, meinte ich zuerſt, denn es geht ihm eigentlich über Verdienſt gut: liebenswürdige Vorgeſetzte hat er, wackere Untergebene, ein halbes Dutzend Quadrupeden im Stall, daß mir Altem das Herz lacht, und ſogar, toll genug, daß ich ihrer zuletzt gedenke, ein Frauchen, ein Frauchen, wie's kaum ein zweites auf der Welt gibt. Die Leſerinnen ſind ſelbſtverſtändlich hors concours.

Und der liebe Fritz ſtöhnte dennoch. Zuerſt meinten wir, weil Schwiegerpapachen ihm den Brotkorb oder richtiger ſeinen Gäulen den Futterkorb etwas höher gehängt, damit er nicht mehr, wie ehedem als Junggeſelle, auf dem grünen Raſen zu Iffezheim ſtreblich — vergeblich um die Palme ringen ſoll. Das war's indeſſen, wie er verſicherte, nicht. Wenn wir aber am Park von Glienicke vorbeiritten, wo die Königliche Meute ihre beneidenswerte Villegiatur hat, oder wenn wir gar dem Rudel Hunde mit ihren geſtrengen Herren Erziehern draußen bei Bornſtedt begegneten, dann ſeufzte er jedesmal tief auf: „Ach wenn der Wind doch erſt über die Stoppeln pfiffe!“

„So jung verheiratet ſein und doch der alten Liebe zur Diana nicht entſagen können!“

„Ja, ja, mein armer Fritz, du haſt recht, es geht nichts über ſolch einen friſchen, fröhlichen Ritt hinter den Hunden, und wenn ich den guten Leuten jenſeits des Kanals ſonſt nicht in allem und jedem ein unbedingter Bewunderer bin: dafür, daß ſie uns die Parforcejagd neu belebten, bin ich ihnen herzlich dankbar.“

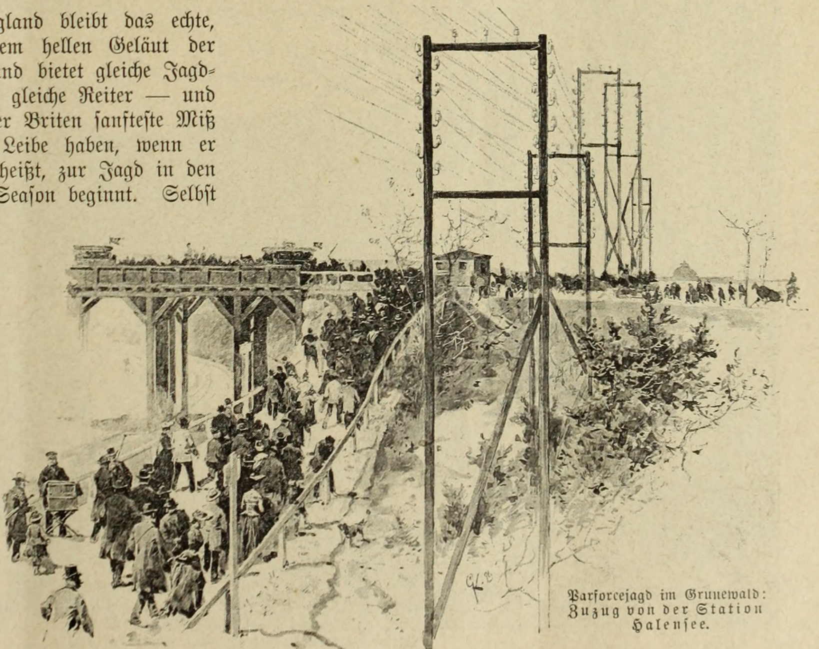
Das iſt unbeſtreitbar, Old-England bleibt das echte, wahre Land des Reitens hinter dem hellen Geläut der jagenden Meute. Welches andere Land bietet gleiche Jagdgründe, gleiche Pferde, gleiche Hunde, gleiche Reiter — und Reiterinnen! Der Brite und auch der Briten ſanfteſte Miß müßte kein echt engliſches Herz im Leibe haben, wenn er oder ſie es nicht verſtände, was es heißt, zur Jagd in den Sattel ſteigen, ſobald die Hunting Seaſon beginnt. Selbſt der griesgrämigſte Farmer drückt ja dann und wann die Augen zu, wenn die Drahtſchere den kunſtvoll heimtückiſchen Stacheldrähten, mit denen er ſoeben noch ſeine Felder ſchützen wollte, zu Leibe ging. Selbſt der größte Geizkragen von Papa leiſtet, wenn's ſeine Mittel ihm irgend erlauben, dem Filius einen mehr oder minder guten Hunter und bezahlt willig die obligaten Rechnungen für Sattler, Schneider, Handſchuhmacher — den Tier- und bisweilen auch den Menſchendoktor nicht zu vergeſſen. Und ich habe mir ſagen laſſen, auch die Mamas ſehen ihre 'reſpektiven Miſſes gern im Feld mit den Rotröcken. Welche kluge Mama wüßte denn nicht, daß ein gutſitzendes Reitkleid die vorteilhafteſte aller vorteilhaften Toiletten iſt.

Ja, Old-England iſt und bleibt alſo das gelobte Land der Parforcejagd. An vierhundert Meuten gibt's heute noch, wenn ich recht unterrichtet bin, drüben, und darunter zahlreiche, die an Schnelligkeit den beſten Vollblütern zu raten aufgeben. Wenn ſie auch nicht alle ſoviel Pfunde koſten, wie die berühmten Hirſchhunde Ihrer Majeſtät der Königin von Großbritannien und Irland, die unter der Leitung ihres Maſters, des Lord Coventry, das beneidenswerte Los haben, Lieblinge der ſchönſten Frauen zu ſein — Hunderttauſende verwendet die grüne Inſel immerhin alljährlich auf ihre Meuten. Damit können wir freilich nicht mit.

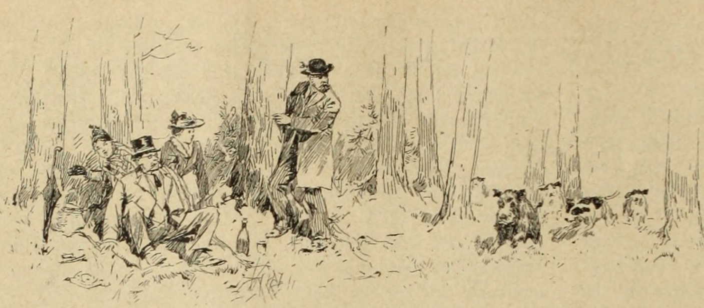
Es iſt das aber auch nicht nötig. Für unſere deutſchen Verhältniſſe, die mit dem Vergnügen praktiſche Zwecke verbinden, genügen im allgemeinen Hunde von mittlerer Schnelligkeit, die dem Kavallerieoffizier, welchen Alters und welchen Gewichts er immer ſei, oder dem Gutsbeſitzer geſtatten, auf dem Dienſtpferde, wenn's gut geht, auf einem brauchbaren Halbblut der Meute ſcharf aufzubleiben.

Daß eine Parforcejagd praktiſche Ziele verfolgen ſoll, wird vielleicht manchem Laien nicht einleuchten, und doch iſt's wirklich der Fall. Das Reiten hinter den Hunden iſt eine der vortrefflichſten, ja eine faſt unerſetzliche Schule für den Kavallerieoffizier — eine beſſere ſogar, als die Steeplechaſe. Dieſe führt Pferd und Reiter auf eine abgeſteckte, mit ihren Hinderniſſen genau bekannte Bahn, die Jagd dagegen in ein wechſelndes Gelände, deſſen Schwierigkeiten er erſt im entſcheidenden Augenblick, von Fall zu Fall — ich bitte das ominöſe Wort „Fall“ nicht falſch zu deuten — beurteilen kann. Er weiß niemals, wie lange die Dauer der Jagd währen wird, er muß daher mit den Kräften ſeines Pferdes richtig hauszuhalten verſtehen, muß das Auge ſchulen und unter den verſchiedenſten Wechſelfällen ſeine Ruhe und Umſicht bewähren.

In Deutſchland jagt man nur ausnahmsweiſe ein wirkliches Stück Wild — einen Fuchs, einen Schwarzrock. Meiſt tritt an die Stelle der eigentlichen Parforcejagd die ſogenannte Schleppjagd. Die natürliche Wildfährte wird dann künſtlich hergeſtellt, indem man ein mit ſtark riechendem Anisöl beſtrichenes Stück Fleiſch auf der Erde den Weg entlang zieht, den ſpäter die Jagd nehmen ſoll. Thatſächlich folgen die Hunde, ſobald ſie erſt auf dieſen „scent“ ein-



Parforcejagd im Grunewald: Zuzug von der Station Halenſee.



Parforcejagd im Grunewald: Geſtörtes Waldpicknick.

gejagt ſind, demſelben mit faſt unbedingter Sicherheit. Ein etwas dürftigeres Erſatzmittel iſt endlich überall dort, wo keine Meute vorhanden iſt, die Schnitzeljagd, bei welcher der Fuchs, einer der Reitersmänner ſelbſt, durch ausgeſtreute Papierſtücke den Jägern die Bahn der Jagd vorſchreibt.

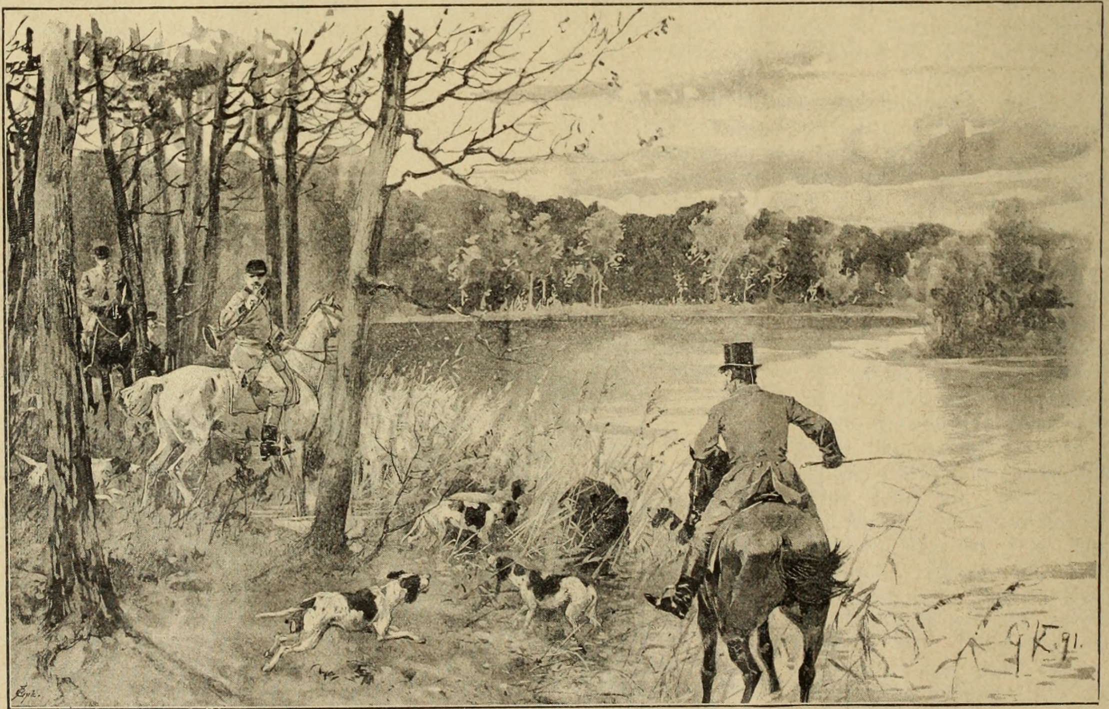
Wenn die Schleppjagd — und im minderem Grade auch die Schnitzeljagd — immerhin eine vortreffliche ritterliche Übung iſt, die in allen Garniſonen ſorgſam gepflegt werden ſollte und in den meiſten auch gepflegt wird, ſo wird niemand beſtreiten, der je den roten Rock trug, daß ſie an Intereſſe weit hinter der wirklichen Parforcejagd zurückſtehen.

Aber die Parforcejagd iſt eine abſcheuliche Tierquälerei! Ich bin auf den Einwurf gefaßt, ich glaube jedoch mit gutem Gewiſſen antworten zu können: wenn man die Jagd, das Töten des Wildes, nicht überhaupt für unerlaubt hält oder wenn man nicht gar etwa zur Fahne der Vegetarianer ſchwört, dann wird man auch die Parforcejagd nicht für ein Verbrechen halten können. Im allgemeinen entwickelt ſich die Sache ganz anders, als der Laie ſich vorſtellt: das gejagte Wild ſpielt meiſt lange Zeit mit ſeinen Verfolgern, denen es häufig an Schnelligkeit und Ausdauer überlegen iſt. Sobald es aber wirklich ermüdet wird oder ſeine angeborene Schlauheit verſagt, geht die kleine Tragödie ſehr, ſehr ſchnell ihrem Ende zu. Will man überhaupt für das jagdbare Wild Tierſchutzparagraphen konſtruieren, ſo müßte man ſie auf jede Art von Jagd anwenden von der großen Treibjagd bis — nun meinetwegen bis zum Dohnenſtieg. Ja ich glaube ſicher, daß jede genudelte Gans tauſendmal mehr Qualen in ihrem Daſein durchzumachen hat, als ein Herr Schwarzrock, der einer fröhlichen Jagd zum Opfer fällt.

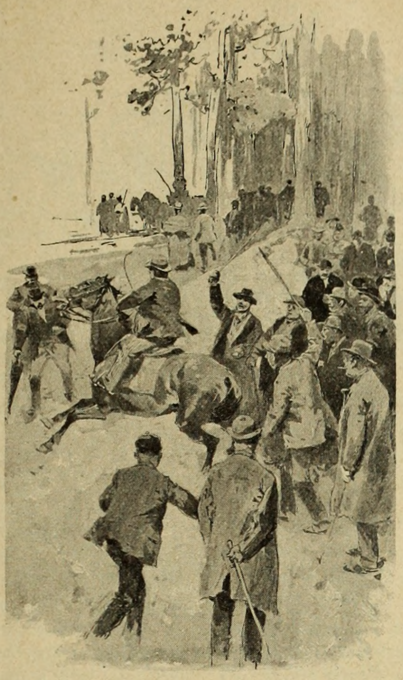
Wir haben heute in Deutſchland — zumal in Norddeutſchland — eine größere Anzahl Meuten, als man gemeinhin glaubt. Faſt in allen preußiſchen Provinzen finden wir einige, von größeren Grundbeſitzern allein oder wohl auch in Verbindung mit den Offizierkorps der Kavallerieregimenter, unterhalten. Eine hervorragende Bedeutung hat der Sport in Hannover gefunden, wo er durch das Militärinſtitut, deſſen treffliche Meute auch auf den Hundeausſtellungen wiederholt prämiiert wurde, eine beſondere Pflege genießt. Hier, wo Jahr um Jahr eine größere Zahl erleſener Kavallerieoffiziere aus allen Regimentern der Armee die hohe Schule reiterlicher Ausbildung durchmacht, wo weiterhin auch das Gelände, die letzten Ausläufer der berühmten und berüchtigten Lüneburger Heide, dem Sport beſonders günſtig ſind, finden von Anfang Oktober an regelmäßig Parforcejagden ſtatt, die in dem Reiterfeſt am luſtigen Hubertustag ihren Gipfelpunkt haben. Dort iſt es nichts Seltenes, daß am 3. November ein Feld von hundert und mehr Rotröcken — auch die Damen bewähren ſich unter ihnen als ſchneidige Reiterinnen — von Iſernhagen zur fröhlichen Jagd aufbricht und über Hecken und Gräben, durch Heide und Moor querfeldein galoppiert, bis die Kopfhunde endlich den Schaufler ſtellen und die Meute ihn deckt.

Die ſchönſten, die volkstümlichſten deutſchen Parforcejagden aber ſind doch diejenigen in den weiten königlichen Forſten zwiſchen Berlin und Potsdam, die Heiden im Grunewald, die unſer Künſtler ſeinen lebensfriſchen Skizzen zu Grunde legte.

Es ſind auch hier in erſter Linie die Offizierkorps, deren Mitglieder den feſten Stamm der faſt regelmäßig ſtark beſetzten Felder bilden. Aber es haben keineswegs nur die



Parforcejagd im Grunewald: Der Eber im Schilf.



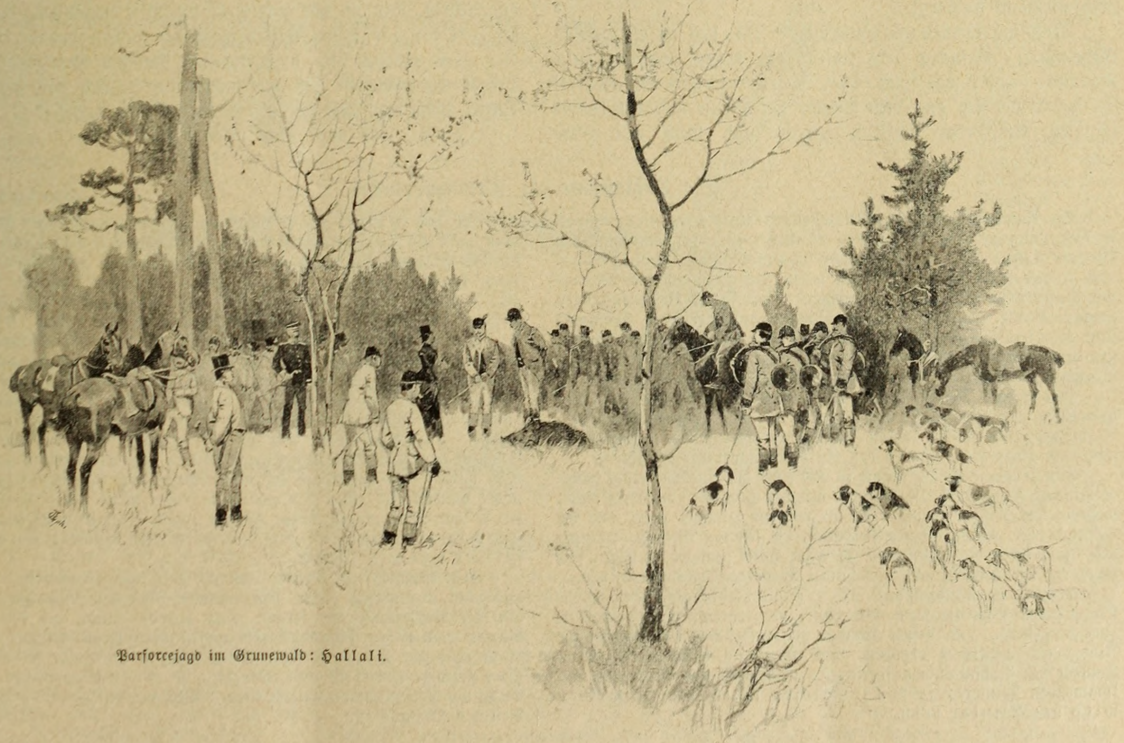
Parforcejagd im Grunewald: Ein Sonntagsreiter.

Gardekavalleriſten den roten Frack im Kleiderſchranke hängen, auch die Garde-Feldartillerie, ja ſogar die Infanterieregimenter ſtellen ihr anſehnliches Kontingent. So iſt z. B. das Offizierkorps des erſten Garderegiments faſt auf jeder Jagd ſtark vertreten, und bis vor Jahresfriſt war deſſen Kommandeur, Oberſt von Pleſſen, einer der ſchneidigſten Teilnehmer an den herbſtlichen Ritten. Neben den Offizieren fehlt auch die Hofgeſellſchaft, fehlen vor allem auch die Damen nicht, und mindeſtens die Gräfin Hohenau kann man faſt bei jedem Hallali bewundern.

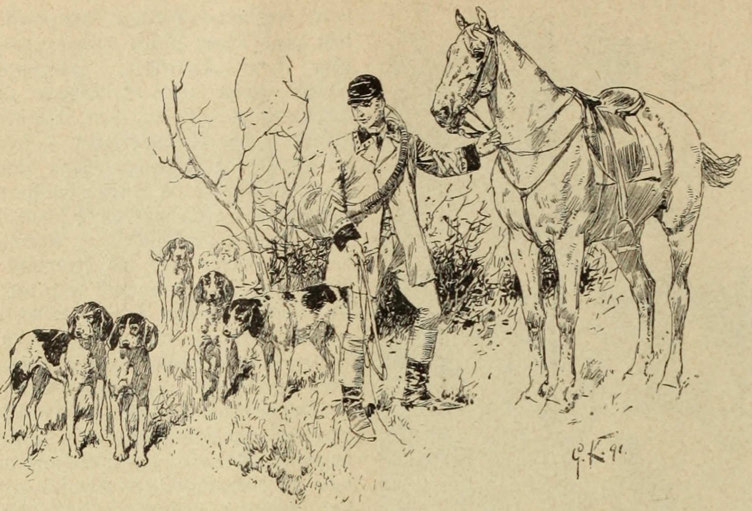
Von alters her — mindeſtens ſeit den Zeiten Friedrich Wilhelms I, der in jüngeren Jahren, ehe das böſe Podagra ihn zu plagen begann, der Parforcejagd mit Leidenſchaft huldigte — haben ſich auch die Mitglieder der Königlichen Familie faſt regelmäßig an den Jagden beteiligt. Kaiſer Wilhelm I nahm als Prinz-Regent und als König gern an ihnen teil, wenn auch nicht ſo paſſioniert wie Prinz Karl, den die Rotröcke mit Recht als ihren beſonderen Protektor betrachteten. Unſer regierender Kaiſer ritt die Jagden als Prinz Wilhelm wiederholt mit, und noch am vorjährigen Hubertustag galoppierte er — wie es der Gebrauch vorſchreibt, von drei Offizieren des reitenden Feldjägerkorps in voller Uniform geleitet — im reichbeſetzten Felde, um dann beim Jagdſchmaus im alten Schloß Grunewald, das einſt Kurfürſt Joachim II erbauen ließ, den fröhlichen Toaſt auf den ehrwürdigen Hubert von Aquitanien, den allbeliebten Waidmannsheiligen, auszubringen.

Die Parforcejagden im Grunewald, zumal die Hubertusjagd, waren und ſind zugleich aber wirkliche Volksfeſte. Die liebe, freiſinnige Berliner Tagespreſſe läßt zwar keinen Herbſt vorübergehen, ohne dem „überlebten, grauſamen Sport“ einige zarte Seitenhiebe zu geben — es iſt das eine ſtehende Rubrik in den Novembertagen — aber der Berliner Spießbürger nimmt dieſe Notiz, ſo ſehr er im übrigen auf ſeine Tante Voſſen oder auf Moſſen ſchwört, nichts weniger als ernſthaft, er betrachtet ſie vielmehr nur als freundliche Notiz, daß im „Grunewald wat los“ ſei. Und in lichten Scharen wandert er, „Muttern mit dem Frühſtückskorb, Vatern mit's Jetränke,“ in den grünen Forſt hinaus: per pedes apostolorum, mit Kremſer und Droſchke, mit Dampftramway oder Eiſenbahn, wie's gerade kommt. Zahlreiche fliegende Deſtillen und die unvermeidlichen Männer mit den „Warmen, Heißen“ — Würſtchen nämlich — finden draußen ein reiches Vertriebsfeld, und die im Herbſt und Winter ſonſt recht verödeten Büffets der Bahnſtationen erleben noch einmal Sommerwonnen.

Im Schloß Grunewald oder bei Paulsborn iſt das Rendezvous, dem gegen die Mittagsſtunde von Berlin, Potsdam, Charlottenburg und Spandau aus die Rotröcke — faſt durchweg trefflich beritten — zuſtrömen. Pünktlich iſt auch die ſtarke, zwanzig Koppeln zählende königliche Meute zur Stelle, und ebenſo harrt ſchon der Schwarzrock in ſeinem Verließ der Weiſung des Oberjägermeiſters. Schon kommen auch die allerhöchſten Teilnehmer an der Jagd, von der Kapelle des Garde-Jägerbataillons mit dem Fürſtenruf begrüßt. Ungeduldig ſcharren die edlen Roſſe den Boden und ſpitzen die Ohren, die Piqueure aber können ihre vierbeinigen Zöglinge kaum noch bändigen.



Parforcejagd im Grunewald: Hallali.



Parforcejagd im Grunewald: Ein königl. preußiſcher Piqueur.

Ah — endlich! Der Keiler iſt in Freiheit geſetzt, die ſcharf geſchloſſene Meute nimmt, ſobald das ſtarke, muskelkräftige Tier einen kleinen Vorſprung hat, die friſche Fährte auf, und vorwärts geht's mit jenem ſilberhellen Geläut, das dem echten Jagdreiter melodiſcher in den Ohren klingt, als der Geſang einer Primadonna. Schnell formiert ſich das Feld, und nun beginnt der friſche, fröhliche Galopp bald rechts, bald links, bald geradeaus, ohne Steg und Weg, über Hecken und Gräben, — ſehe jeder, wie er's treibe, ſehe jeder, wo er bleibe!

Oft genug treibt der Keiler ſein Spiel mit Meute und Jägern. Er ſchlägt Bogen, er dreht ſich im Kreiſe, er gewinnt eine dichte Schonung oder er durchſchwimmt einen der Seen. Dann dehnt ſich die Jagd, und nicht immer blüht der Hafer denen, die der Meute am dichteſten aufblieben, ſondern den Vorſichtigen, die mit dem Atem ihrer Quadrupeden am beſten haushielten oder denen, die einen liſtigen Seitenpfad einſchlugen. Es iſt eben das Jagdreiten querfeldein eine eigene Kunſt, die gelernt ſein will, und in der doch niemand auslernt.

Und wo bleiben die Zuſchauer? Ja, das iſt ihr großes Geheimnis. Mancher ſieht freilich gar nichts, mancher ſieht manches — aber was ſolch echter Sportfreund aus Berlin NO. iſt, der kennt ſich aus dem Geläut der Meute und den Jagdſignalen wunderbar trefflich zurecht und weiß mit Hilfe ſeiner Ohren, ſeiner Augen und ſeines unermüdlich flinken Piedeſtals — die gute „Puſte“ nicht zu vergeſſen — es wirklich ſo einzurichten, daß er zum Hallali zur Stelle iſt. Und das iſt dann für ihn ein Triumph, deſſen er ſich noch wochenlang rühmt. Er kennt natürlich — ein ſo wütender Demokrat er im übrigen iſt — die ganze Hofgeſellſchaft aus dem ff; er kennt als fleißiger Beſucher des Fünfzigpfennigplatzes oder doch der Zaunplanken auf der Hindernisbahn zu Charlottenburg alle hervorragenden Reiter der Garniſon, und ſo kennt er natürlich auch den, der den Keiler aushebt und den, der ihm den Fang gibt. Mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit folgt er dem letzten Akt der Tragödie von dem Augenblick an, in dem die Kopfhunde das Wild ſtellen, bis zur Verteilung der Brüche an alle die Jäger, die zum Hallali kommen, und wenn er dann aus der friſchen Waldluft ſeiner ſtaubigen Rieſenſtraßenſpinne Berlin wieder zuſchreitet, dann grüßt er wohl den erſtaunten Vorübergehenden noch mit einem „Waidmannsheil!“ oder mit einem fröhlichen „Tallyho!“

Ja, was ich eigentlich erzählen wollte! Wie man doch vom Hundertſten ins Tauſendſte gerät: von meinem guten Freunde Fritz plauderte ich und ſeiner Paſſion für den Ritt über die Stoppeln, durch Feld und Hain und daß er ſo jung verheiratet ſei und ſeiner Liebe zur Diana doch nicht entſagen könne.

Im Vertrauen: ich hab ihm im Frühjahr ein Univerſalmittel verraten, die Pflichten gegen ſeine kleine Frau Melanie mit ſeiner friſchen frohen Jagdluſt zu vereinigen. Warum ſoll ich's jetzt nicht ausplaudern, wo es ſich ſo trefflich bewährte: er hat ſeiner kleinen, reizenden Gebieterin einen gängigen, ſoliden Halbblütler gekauft, ihr während des Sommerurlaubs ganz im geheimen ſelbſt Reitunterricht gegeben und in ihr zu ſeiner frohen Überraſchung die gelehrigſte, eifrigſte Schülerin gefunden.

Neulich machten wir drei mitſammen den erſten Galopp querfeldein, und da hat mir Frau Melanie geſtanden, daß ſie die Zeit bis zur erſten Parforcejagd gar nicht erwarten könne.

Und als ich ihr vorhielt, wie ſie ihre Prinzipien geändert, da lachte ſie hell auf und meinte: „Ich hab jetzt im Sattel doch was beſſeres als Prinzipien zu reiten!“

Ja, ja, was man nicht alles erlebt!

---

## Die Roßkaſtanie als Wetterprophet.

(Abdruck verboten.)

Die Annahme, daß die Beſchaffenheit eines Sommers vielfach in Beziehung zu einer beſtimmten Beſchaffenheit des nächſtfolgenden Winters ſtehe, hat ſich trotz vieler meteorologiſcher Beobachtungen noch immer nicht derart beſtätigen laſſen, daß man aus den Wärme- und Luftdruckſchwankungen befriedigend eintreffende Vorherſagungen machen könnte. Aus der hohen Mitteltemperatur eines Sommers kann man keineswegs auf einen zu erwartenden milden Winter ſchließen, wie dies öfters geſchieht; ebenſowenig folgt einem ſtrengen Winter als Entſchädigung, wie manche vermeinen, ein warmer Sommer.

Was jedoch Thermometer und Barometer dem Menſchen verheimlichen, das gibt die Pflanzenwelt zu erkennen: in dem Ergrünen, Aufblühen und Reifen ſpricht ſich die Geſamtwirkung des Klimas aus, und zwar beſſer als in den Aufzeichnungen der Meßgeräte.

Eine frühe, reiche Weinernte iſt von jeher der Ausdruck eines wohlverlaufenen Frühjahres mit folgenden warmen Sommermonaten geweſen, wogegen der Krätzer ebenſo ſauer iſt wie der Himmel grau und die Luft kalt war. Wäre auf jene Gewächſe, die für den Menſchen weniger bedeutſam ſind, als Wein und Getreide, mehr geachtet, würden wir ſicher eine größere Anzahl verläßlicher Witterungspflanzen kennen.

Eine ſolche Wetterpflanze iſt nun die Roßkaſtanie, der ſchöne Baum, den Blütentrauben ſchmücken, als wären Kerzen auf ſeine Zweige geſteckt, und deſſen braune glatte Früchte im Herbſte die Kinder als Spielzeug ergötzen. Der Tag, an welchem die erſten Kapſeln der Roßkaſtanie aufſpringen, prophezeit die Witterung des kommenden Winters: *je früher dieſer fällt, um ſo milder wird der Winter ſein.*

Da die Reifezeit für verſchiedene Breiten verſchieden iſt, ſo kann man als den Durchſchnittstag für Deutſchland den 17. September als den Tag annehmen, an dem die erſten Kapſeln der Roßkaſtanie ihren braunen Inhalt ein wenig zeigen. Schreibt man die Tage an, ſo erhält man in einigen Jahren feſte Anhaltpunkte für die betreffende Gegend und kann Schlüſſe auf den Winter ziehen.

Dies höchſt beachtenswerte, namentlich für den Landwirt wichtige Ergebnis verdanken wir den ſorgſamen langjährigen Beobachtungen des Profeſſors der Botanik Dr. H. Hoffmann in Gießen, der auf dem Gebiete der Phänologie, d. i. der Beziehungen zwiſchen geographiſcher Lage und Klima zum Aufblühen der Pflanzen, Hervorragendes leiſtete. Zu bemerken iſt, daß der Winter vom November bis zum Februar gerechnet wird und ſtrenge Winter eine Temperatur von — 0,56 haben. Es zeigte ſich bei dieſer Einteilung, daß in 71 Fällen unter hundert auf einen Sommer mit früher Reife der Roßkaſtanie ein milder oder mäßig kalter Winter folgte. In zehn Fällen entſprach einer *auffallend frühen* Fruchtreife neunmal ein *auffallend warmer* Winter.

Sehr beachtenswert iſt der Umſtand, daß frühe Fruchtreife durchaus nicht regelmäßig einem ſehr warmen Sommer entſpricht, daß alſo die Roßkaſtanie ihre Frucht ganz anders zeitigt, als wie der Menſch nach ſeinen Tageswahrnehmungen vorausſetzen möchte. Die Natur hat ihre eigenen Geſetze, denen nachzuforſchen eine des Menſchen würdige Arbeit iſt und wäre es auch nur, um einzuſehen, wie wenig wir ſchließlich von unſerer kleinen Welt wiſſen, die ein winziger Teil des Weltalls iſt.

# Am Familientiſch.

## Sehnſucht.

(Zu dem Bilde auf S. 21.)

Es flog wohl über Berg und Thal
Ein Brief vom Rhein zum Meeresſtrand;
Die Liebe war's, die ihn geſandt,
Und Liebe las ihn Mal für Mal:

„Vorüber zieht ein Reiter ſchnell,
Vorüber fließt im Thal der Rhein:
O muß das Glück ſo flüchtig ſein,
Wie Roſſeshuf und Stromeswell'!

Es kam mit dir, ſo hold und hehr,
Es ward mein eigen und entſchwand;
Nun doppelt einſam, da ich's fand,
Erharr' ich ſeine Wiederkehr.

Mich lockt kein Sang beim luſt'gen Reih'n,
Kein Vogellied in Wald und Flur;
Mein Herz ſingt eine Weiſe nur
Der Schwalbe Sehnſucht: Wärſt du mein!

Wo ich zuerſt dich hab' geſeh'n,
Dort ruh' ich gern am Bergesrand;
Hoch über Strom und Felſenwand
Die Wolken zieh'n, die Winde weh'n.

Da klingt wie aus der Ferne weit
Ein Ruf, dem gern die Seele lauſcht;
Und unterdes vorüber rauſcht
Der Strom, vorüber rauſcht die Zeit."
Ernſt Lenbach.

## Landwirtſchaft.

Wie unſre Gärten und Parks im Laufe der Zeit durch Einführung fremder Gewächſe ihr Ausſehen ganz und gar verändert haben, ſo erſcheint es nicht unmöglich, daß unſere Wälder allmählich eine ähnliche Umwandlung erfahren. Ein Anfang darin iſt von ſeiten der Forſtwirtſchaft ſchon gemacht worden. Ältere Beſtände der amerikaniſchen Weymouthskiefer gibt es lange ſchon in unſern Forſten. Jetzt wird in Norddeutſchland Heideboden mit der öſterreichiſchen Schwarzkiefer aufgeforſtet, und an der Oſtſeeküſte werden Verſuche gemacht mit Anpflanzung der Krummholzkiefer des Hochgebirges. Es liegt aber nahe, außer der Weymouthskiefer verſchiedene andere der bei uns als Zierbäume prächtig gedeihenden amerikaniſchen Nadelhölzer unſerm Waldbau zuzuführen, ſolche zumal, die ſich durch raſcheren Wuchs und wertvolleres Holz von unſern heimiſchen Nadelbäumen auszeichnen.

Die fremdländiſchen Laubbäume ſind alle bei uns Ziergewächſe geblieben bis auf die Akazie, die ſich hie und da in unſeren Wäldern findet. Wie gut aber viele ſolcher Bäume bei uns fortkommen, davon zeugen unſere Gärten uud Anlagen. Welchen wundervollen Beſtand verſchiedenartiger amerikaniſcher Waldbäume zeigt die Aue bei Kaſſel! Alle dieſe Bäume ſind aus Samen aufgewachſen, welche heſſiſche Soldaten im vorigen Jahrhundert aus Nordamerika mitgebracht haben.

Die Erfahrung muß ergeben, welche fremden Bäume ſich beſonders zur forſtlichen Verwendung bei uns eignen. Diejenigen amerikaniſchen Nadelhölzer, welche unſeren letzten verderblichen Winter gut überſtanden haben, ſcheinen ſich beſonders zu empfehlen.

J. Tr.

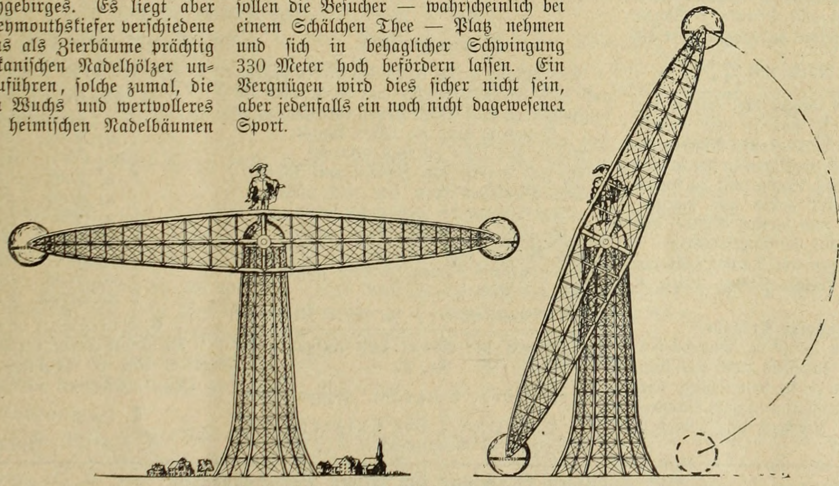
## Technik.

Echtes und unechtes Pergament- oder Blaſenpapier. Als Erſatz der Tierblaſe zum Verſchluſſe der Fruchtgläſer wird mit Vorliebe das ſogen. Blaſenpapier von den Hausfrauen verwendet. Bei der großen Luſt am Nachahmen und Fälſchen jener Induſtriellen, welche das kaufende Publikum nicht durch Güte der Ware, ſondern durch vermeintliche Billigkeit ködern, konnte es nicht fehlen, daß alsbald unechtes Blaſenpapier in den Handel gebracht wurde. Dieſes billigere Fabrikat iſt jedoch wenig haltbar, reißt leicht ein und ſchützt die eingemachten Früchte ꝛc. nicht beſſer als gewöhnliches Schreibpapier. Dem Anſehen nach läßt ſich das unechte Blaſenpapier nicht vom echten unterſcheiden, ſo täuſchend iſt die Nachahmung; wirft man jedoch ſchmale Streifen desſelben in heißes Waſſer, ſo weicht es ſofort auf und zerreißt leicht. Das echte dagegen widerſteht dem heißen Waſſer und reißt glatt ein, wie mit einem Meſſer zerſchnitten.

Die größte und ſchnellſt arbeitende Rotationsmaſchine der Welt hat kürzlich der New York Herald in Betrieb geſetzt. Dieſelbe liefert 60000 ſechsſeitige Abdrücke der Zeitung in der Stunde d. h. in der Minute 25 beſchnittene, gefalzte Nummern und klebt dabei ſelbſtthätig die Beilagen in das Hauptblatt.

## Ausſtellungsweſen.

In Nr. 50 des vorigen Jahrgangs brachten wir bereits eine Skizze des abenteuerlichen, für die Weltausſtellung in Chicago geplanten ſchiefen Turms. Derſelbe wird, ſo unglaublich es klingt, vorausſichtlich aber durch einen noch wunderlicheren Genoſſen übertrumpft werden. Augenblicklich beſchäftigen ſich die Herren Yankees nämlich mit dem Projekt eines Balancierturms. Derſelbe ſoll aus einem Pfeiler von 183 Meter Höhe beſtehen, welcher von der Kolumbusſtatue gekrönt wird. Um die Kuppel des Turmes herum dreht ſich eine koloſſale Schwinge von 335 Meter Länge, an deren Enden gewaltige Kugeln von 30 Meter Durchmeſſer befeſtigt ſind. In dieſen Kugeln ſollen die Beſucher — wahrſcheinlich bei einem Schälchen Thee — Platz nehmen und ſich in behaglicher Schwingung 330 Meter hoch befördern laſſen. Ein Vergnügen wird dies ſicher nicht ſein, aber jedenfalls ein noch nicht dageweſener Sport.



Der für die Weltausſtellung in Chicago geplante Balancierturm.

## Naturkunde.

Über einen gezähmten Haſen berichtet Major a. D. v. Rohrſcheidt-Blankenburg im „Weidmann“. Das kleine Tier wurde vor $1^{1}/_{2}$ Jahren ganz jung gefangen und mit der Flaſche aufgezogen; es hat ganz die Manieren eines zierlichen, artigen Haustiers angenommen und iſt ein drolliger Stubengenoſſe geworden. Unſeres Wiſſens ſteht die vollſtändige Zähmung eines Haſen ganz vereinzelt da.

Die Baumwollenkultur in Turkeſtan macht erſtaunliche Fortſchritte. Während 1884 nur etwa 10000 Pud „amerikaniſcher“ Baumwolle, ſogenannt zum Unterſchied von den urſprünglich in Centralaſien heimiſchen Sorten, aus Turkeſtan ausgeführt wurden, iſt der Export 1890 ſchon auf 2200000 Pud geſtiegen. In abſehbarer Zeit wird der geſamte Baumwollenbedarf Rußlands vorausſichtlich aus Centralaſien gedeckt werden.

## Verkehrsweſen.

Berlin hat zwar ſchon eine Stadt- und eine Ringbahn, es ſoll aber jetzt auch noch eine Gürtelbahn erhalten. Das Projekt liegt bereits in ausführlicher Bearbeitung vor; die Bahn ſoll die kleinen Städte und größeren Dörfer in der weiteren Umgegend der Hauptſtadt verbinden und alle in die letztere einmündenden Eiſenbahnen, etwa in einer Entfernung von 5 Meilen von Berlin, kreuzen.

## Marine.

Unſere Marine zählt, nach ſoeben veröffentlichten Nachweiſungen, ausſchließlich der Torpedofahrzeuge, 77 Schiffe mit einem Deplacement von 185373 Tonnen, Maſchinen von 189590 Pferdekräften und 511 ſchweren Geſchützen: nämlich 12 Panzerſchiffe, 16 Panzerfahrzeuge, 4 Kreuzerfregatten, 10 Kreuzerkorvetten, 5 Kreuzer, 3 Kanonenboote, 8 Aviſos, 11 Schulſchiffe und 8 Fahrzeuge zu anderen Zwecken. Das Offizierkorps umfaßt 933 Köpfe, der Perſonalbeſtand 16150 Mann.

## Rechtsrat.

Frage: Werden Alters- und Invaliditätsrenten nach dem Reichsgeſetz vom 22. Juni 1889 auch an Frauen landwirtſchaftlicher Dienſtboten (Knechtsfrauen) gezahlt, welche aushilfsweiſe wenige Wochen hindurch in der Ernte und beim Dreſchen auf Landgütern gearbeitet haben? Wenn nicht, ſo liegt doch wohl auch keine Verpflichtung vor, ſolchen Knechtsfrauen Verſicherungsmarken in die Quittungskarten einzukleben? Th. P.

Antwort: Das Geſetz hat die Frage, inwieweit vorübergehende Dienſtleiſtungen die Verſicherungspflicht nicht begründen, offen gelaſſen und in § 3, Abſatz 3 diesbezügliche Beſtimmungen dem Beſchluſſe des Bundesrats vorbehalten. Dieſer hat laut Bekanntmachung des Reichskanzlers v. 27. November 1890 unter anderem beſtimmt, daß „vorübergehende Dienſtleiſtungen als die Verſicherungspflicht begründende Beſchäftigung nicht anzuſehen ſind, wenn ſie von ſolchen Perſonen, welche berufsmäßig Lohnarbeit überhaupt nicht verrichten, a) nur gelegentlich, insbeſondere zu gelegentlicher Aushilfe, b) zwar in regelmäßiger Wiederkehr, aber nur nebenher und gegen ein geringfügiges Entgelt, welches zum Lebensunterhalt nicht ausreicht und zu den Verſicherungsbeiträgen nicht in entſprechendem Verhältnis ſteht, verrichtet werden.“ — Vorübergehende Beſchäftigung in der Ernte oder bei ſonſtigen landwirtſchaftlichen Verrichtungen begründet ſonach keine Verſicherungspflicht.

## Kaiſer Wilhelms Helm und Degen.

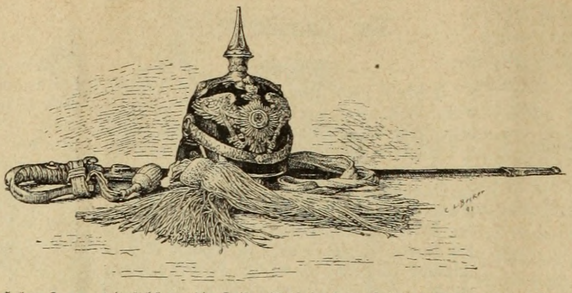
O hehre Erinnerungen
Aus des Schlummernden größten
Tagen:
Du Degen, den er geſchwungen,
Du Kriegshelm, den er getragen!

Ihr weckt aus der Zeiten Schoße,
Umglänzt von ſtrahlendem Lichte,
Ein Stück vergangene große,
Begeiſternde Weltgeſchichte!

O unvergeßliche Zeiten,
Da Banner und Fahnen wallten,
Da alle Herzen ſich reihten
Um König Wilhelm, den alten!

Da brauſende Kampfeslieder
Mitzogen zum heißen Kriege.
Als Kaiſer ſahn wir ihn wieder
Nach jenem herrlichen Siege.

Wie da die Glocken geklungen,
O ihr, ihr könntet es ſagen,
Du Degen, den er geſchwungen,
Du Kriegshelm, den er getragen! L. K.



Helm, Degen und Schärpe, die Kaiſer Wilhelm I im Kriege 1870/71 getragen hat.
(Im Hohenzollern-Muſeum zu Berlin.)

## Kleine Zeitung.

Wohl der eleganteſte Bahnzug, der — wenn man von fürſtlichen Sonderzügen abſieht — eine europäiſche Eiſenbahn befährt, iſt der neue Klubzug der Internationalen Schlafwagen-Geſellſchaft. Derſelbe verkehrt zwiſchen Paris und Calais im Anſchluß an die Kanaldampfer und beſteht aus vier Wagen. Der eine, der Saalwagen, dient den Reiſenden während der Tagesſtunden zum Aufenthalt, zerfällt in zwei Abteilungen mit 36 Plätzen, einen Raum für das Handgepäck und zwei Toiletteräumen, iſt mit dem größten Luxus ausgeſtattet, und, wie überhaupt der ganze Zug, elektriſch beleuchtet. Der folgende Schlafwagen enthält 18 Betten und ebenfalls zwei Toiletteräume; bei Tage laſſen ſich die unteren Betten in gewöhnliche Polſterſitzbänke verwandeln. Hieran ſchließt ſich ein Speiſewagen mit Küche und zwei Speiſeräumen mit 36 Plätzen. Die Reiſenden ſitzen hier an Tiſchen zu zwei oder vier Perſonen. Den Beſchluß bildet ein Rauchwagen mit Gepäckraum. Die Wagen ſind derart verbunden, daß man von dem einen zum anderen hinübergehen kann.

Eine ſeltſame Einteilung aller Orden nach Namen und Ordenszeichen hat ein franzöſiſcher Statiſtiker verſucht. Ihm zufolge — eine Nachprüfung ſei uns erlaſſen — bevölkern zunächſt folgende Tiere die Ordenswelt: 14 Löwen, 9 Adler, 3 Schafe, 2 Pferde, 2 Hunde, 1 Taube, 1 Schwan, 4 Drachen, 1 Bär, 2 Greife, 1 Hahn, 2 Phönixe, 1 Falke, 2 Elefanten. Die zahlreichen Löwen und Adler gedeihen faſt in allen Ländern, während Oſtaſien (China, Anam und Kambodſcha) die Drachen liefern, Spanien aber den Hund, und zwar einen gekrönten. Auch die Flora iſt ziemlich reich getreten, und zwar begegnen wir der Eiche, dem Kleeblatt, der Lilie, der Roſe, der Diſtel, einer Korngarbe und dem aus dem fernen Japan kommenden Chryſanthemum. Einen breiten Raum nehmen die Heiligen der katholiſchen Kirche ein, wie es denn z. B. allein etwa zehn verſchiedene St. Georgs- und St. Michaelsorden gibt. Die Aſtronomie kommt auch nicht ſchlecht fort, und wir haben aufgehende, ſtrahlende und goldene Sonnen, eine Sonne, die ſich mit dem Löwen vermählt, ſehr viele Sterne verſchiedenſter Art und endlich auch einen Mond, der einſam ſeine Bahn zieht. Auffallenderweiſe betreibt nur das republikaniſche Südamerika den modernen Perſonenkultus und verewigt auf ſeinen Sternen Cincinnatus und Bolivar.

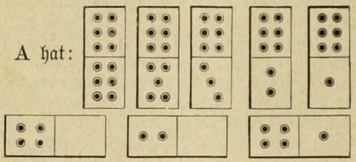
---

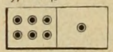
## In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit 19 Augen liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



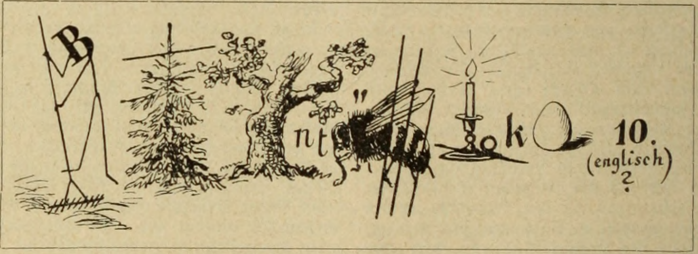
B hat auf ſeinen acht Steinen 3 Augen weniger als C. A gewinnt dadurch, daß er die Partie in der fünften Runde mit  an Sechs ſperrt. Er behält drei Steine mit 15 Augen übrig. B hat in der vierten Runde gepaßt, in den drei erſten Runden geſetzt und zwar einen Doppelſtein in der dritten Runde. Er behält fünf Steine mit 24 Augen übrig. C ſetzte in der erſten und zweiten, paßte in der dritten und vierten Runde und behielt ſechs Steine mit 40 Augen übrig.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielt A? Welche Steine ſetzten B und C?

### 1. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen: a) von Dover über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen nach Baden? b) von Süden über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen nach Norden? c) von Weſten über höchſtens acht Zwiſchenſtationen nach Oſten?

### Bilderrätſel.



### 2. Citatenrätſel.

Der Anfang eines bekannten Liedes beſteht aus fünf Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden fünf Dichterſtellen enthalten ſind.

1. O lieb ſo lang du lieben kannſt.
2. Als er das Tier zu Fall gebracht,
   Da faßt er erſt ſein Schwert mit Macht.
3. Was Menſchen reden, ficht mich nicht an.
4. Der Drache, der das Land verödet,
   Er liegt von meiner Hand getötet.
5. Zur Rechten ſieht man wie zur Linken
   Einen halben Türken herunter ſinken.

Welches Lied iſt gemeint?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 1.

**1.** Dreiſilbige Scharade. Faſtnachtſpiel.

**2.** Arithmetiſche Aufgabe.
Meyerbeers Geburtstag 5. 9. 1791.

**3.** Rätſel-Diſtichon. Turan — Turban.

**4.** Zweiſilbige Scharade. Wortkarg.

**5.** Ergänzungsaufgabe.
Frauenlob.
1. a) Reiher b) Freiherr
2. a) Ob b) Robe
3. a) Rabe b) Araber
4. a) Krain b) Ukraine
5. a) Ida b) Eidam
6. a) er b) Nero
7. a) Inn b) Linné
8. a) Rang b) Orange
9. a) Odenſe b) Bodenſee.

**6.** Arithmetiſche Aufgabe.
Die beiden Kreiſe berühren ſich zum erſtenmal 3 Uhr 20 Minuten, zum zweitenmal 4 Uhr 27 Minuten 12 Sekunden.

**7.** Homonym. Beſtand.

**8.** Rätſel. Gnade — Gade.

---

## Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das erſte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXVIII. Jahrgang Nr. 1) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

---

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze Smidt. Fortſ. — Eine ſoziale Entdeckungsreiſe. Von Theodor Hermann Pantenius — Im Nebel. Novelle von Hans Nagell von Brawe. Fortſ. — Wilde Neſſel. Gedicht von Frida Schanz. — Im roten Rock. Von Hanns von Spielberg. Mit ſieben Illuſtrationen von Georg Koch. — Die Roßkaſtanie als Wetterprophet. — Am Familientiſch: Sehnſucht. Gedicht von Ernſt Lenbach. Zu dem Bilde: Herbſtſtimmung von F. Simm. — Landwirtſchaft. — Technik. — Ausſtellungsweſen. Mit einer Illuſtration. — Naturkunde. — Verkehrsweſen. — Marine. — Rechtsrat. — Kaiſer Wilhelms Helm und Degen. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Orig.
L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Oktober 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 3.

## In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Aber ſeine Auffaſſung wird ſo oder ſo herumgetragen, und wer leidet darunter? Wir!“ warf die Paſtorin ein.

„Ich will gern leiden, nachdem meinem Herzen ſo wohl geworden iſt! O Gott, Mutter, Sauerteig in dies ſchale, gleichgültige Brot! Erquickt hat mich's; der Lobgeſang iſt mir nicht ſchwer geworden nach ſeinen Worten.“

„Chriſtine, Chriſtine! Soll das ein Vorwurf gegen deinen Vater ſein?“

„Da ſei Gott vor! — Wäre Vater nicht krank, ſo weiß ich ganz gewiß —“

In dieſem Augenblicke griff Leberecht nachdrücklich auf die Klinke, um ſich bemerkbar zu machen.

Die Paſtorin — Leberecht erkannte zu ſeiner Verwunderung die unruhige Kirchgängerin, die vor dem Segen fortgegangen war — verſteckte ſich und ihre Blaudruckſchürze erſchrocken hinter dem vorſpringenden Küchenſchranke. Chriſtine trocknete eilfertig ihre Hände und empfing den Gaſt. „Wie unaufmerkſam wir ſind,“ rief ſie aus, „wir haben Ihr Kommen gänzlich überhört.“

„Ich habe mich einen Augenblick an Ihren ſchönen, alten Schränken erfreut,“ entgegnete er, und ſie ſah ihn darauf mit fragenden Augen an.

„Ja — ich hörte einige Sätze Ihres Geſpräches, Demoiſelle,“ erwiderte er, denn er verſtand den Blick, den ſie ihm gab, „laſſen Sie ſich's nicht grämen — ich bin's gewohnt, unvorſichtig zu heißen und angefochten zu werden, und es iſt mir lieb, gleich zu wiſſen, wie ich mich hier verhalten muß.“

„Wir ſind Patrioten wie Sie, aber Vater iſt ſchwach und voll Sorge, und Mutter eine ängſtliche Natur geworden durch viel ſchwere Erfahrungen. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Predigt.“ Sie ſprach gedämpften Tones und öffnete ihm dann die Stubenthür, um ſelbſt in die Küche zurückzukehren und für das Anrichten der Suppe zu ſorgen.

Domine Torbeeken ſaß ſchon am Eßtiſch, als ſein Gaſt zu ihm eintrat. Die gichtiſchen Füße in eine Wolldecke gewickelt, blickte er, ſich im Stuhle vorbeugend, dem Kommenden aus großen, verblaßten Augen in einem gefurchten Leidensgeſichte entgegen. Trotzdem war Chriſtinens Mädchenantlitz wie abgeſchrieben vom väterlichen, bis auf den Mund, der bei der Tochter lieblichere Linien und eine ausnehmend ſchön geſchweifte Oberlippe zeigte.

„Willkommen, lieber Amtsbruder, willkommen,“ ſagte Domine Torbeeken mit ſchwacher Stimme. „Ich habe Sie ungeduldig erwartet; mir armem Krüppel iſt das thatenloſe Feſtſitzen ein ſchweres Kreuz. Sorgen, geiſtige Nöte hängen dran, und doch muß es getragen werden wie alles andere!“ — Er behielt Leberechts Hand in der ſeinigen und muſterte ihn von Kopf zu Fuß. „Ja, ja! — ich kann mir's lebhaft denken, nun ich Sie ſehe,“ ſprach er vor ſich hin. „Raſche Jugend — mit dem Kopfe durch die Wand und wenn's den harten Schädel ſelber gälte! — Laß die Suppe noch eine Minute draußen, liebes Stinchen,“ wendete er ſich zu ſeiner Tochter, die mit der dampfenden Terrine in der Thür erſchien. „Hilf mir in die Studierſtube, Kind! Ich möchte unſerem Gaſte hier lieber vor dem Eſſen ſagen, was ich ihm auszuſprechen habe.“

„Beſter Vater, das Ei in der Suppe rinnt zuſammen, wenn ich ſie noch einmal zu Feuer bringe, und dann leiden Sie den Schaden an Ihrer Geſundheit davon,“ warf Chriſtine ein und ſetzte ihre Laſt auf den einfach gedeckten Tiſch. „Schelten Sie mich nicht,Väterchen; Sie ſind ohnedies ein wenig im Fieber, wie mir's däucht, und das Sprechen vor

Tiſch greift Sie an. Laſſen Sie uns während des Eſſens Ihnen zuhören dürfen, liebſter Vater, wir ſind ja lauter gute Freunde miteinander. So — da kommt auch Mutter. Es iſt angerichtet.“

Sie ging der Mutter entgegen, rückte ihr die große Blondenhaube zurecht, umfaßte die rundliche Geſtalt im Pelerinenkleide und ſtellte den neuen Tiſchgenoſſen vor. Frau Minettens Matronengeſicht mochte in ſeiner Jugend anmutig geweſen ſein, jetzt blickte es klein und unbedeutend aus ſeiner Umrahmung hervor, gezeichnet mit den vielen flachen Fältchen und Furchen, in denen das ſtete Ängſtigen um die nichtigen Dinge des Alltagslebens, der ſtete Kampf gegen Mückenſtachel und Regentröpfchen ſich eingeniſtet hatten. Und zu dieſem Geſichte paßte die hohe, ein wenig ſingende Stimme der Paſtorin genau.

Sie reichte Leberecht ihre verarbeitete Hand und muſterte ihn mit zurückhaltender Miene, bis es ihr auffiel, daß er einem engliſchen Kupfer zu Goldſmiths Vicar of Wakefield zum Verwechſeln gleiche. Da brach ihr Intereſſe an dieſer Ähnlichkeit das ſchwache Eis ihrer Zurückhaltung. Dann fuhr ſie mit dem Zipfel ihrer hausmütterlichen Schürze verſtohlen über des Gaſtes Stuhllehne, die ſpiegelnd ſauber war, ſetzte ſich und neigte den Kopf zum Tiſchgebete.

Domine Torbeeken winkte Leberecht mit den Augen, und er verrichtete die kurze Andacht. Unbeſchadet aller Zweifelsgefühle begann er mit dieſem Augenblicke ſich als ein Glied des engen Familienkreiſes zu empfinden, deſſen beſcheidenes Mahl er einſegnen durfte. Auch die freundliche Gottesſonne ſegnete es von draußen, und die Nelkenſtöcke im Fenſter ſpendeten ihren Duft dazu. Die Magd betrat das Zimmer nicht; Chriſtine wartete auf, und ihre zärtliche Sorgfalt für die Eltern, ihre Achtſamkeit für die Wünſche und Bedürfniſſe des Gaſtes vermehrten das Behagen dieſer Eſſensſtunde.

Zu Anfang ſprach Leberecht faſt allein. Torbeeken ließ ſich genau über die kirchlichen und politiſchen Bewegungen in der Stadt berichten, und Leberecht trug ſeinen Stoff mit der eigenen prägnanten Schärfe vor, die zur Kritik herausforderte. Chriſtine hörte aufmerkſam zu und ging mit ihrer Reisſchüſſel auf den Zehen um den Tiſch; kein Wort mochte ſie verlieren, und ein paar Mal flog ihr Blick, Beifall ſuchend, zum Vater hinüber.

Der alte Herr war ſeit acht Tagen ohne Nachricht aus der großen Welt. Die Zeitungen gelangten ſpärlich und unregelmäßig in dieſen entlegenen Erdenwinkel; das Tedeum für den elften Oktober war den Geiſtlichen des Kantons kurzerhand durch dienſtliches Rundſchreiben anbefohlen worden.

„Sie erfreuen ſich in Wahrheit einer ganz hervorragenden und überzeugenden Rednergabe, lieber Amtsbruder,“ bemerkte der Hausherr, als Leberecht ſeinen kirchenpolitiſchen Bericht geſchloſſen hatte. „Es wird Ihnen nicht fehlen, daß Sie Eindruck auf unſere Bauern machen, mehr Eindruck als ich, der ich niemals ein Demoſthenes geweſen bin. Dennoch erlauben Sie mir altem Praktikus einen guten Rat: ſparen Sie weiſe mit ihrem Feuer. Unſere Bauern ſind Ihnen noch fremd. Glauben Sie mir: es ſteckt hierzulande weit mehr Zündſtoff im Moorwaſſer und hinter den trägen Mienen, als Sie denken, und ſo lange wir die Macht nicht haben, thun wir gut, nicht wider den Stachel zu löcken.“

„Den Zündſtoff hab’ ich ſchon verſpürt,“ fiel Leberecht ein. „Heute früh bin ich von der Stadt mit einem rabiaten Menſchen hierher nach St. Jürgen geſegelt. Wenn’s nach ihm gegangen wäre, ſo hätt’ ich meine Predigt ſofort in die gewaltſamſten Thaten umſetzen müſſen!“ —

„Das kann doch kein anderer als Arend geweſen ſein,“ rief die Paſtorin, und Leberecht und Chriſtine beſtätigten ihre Vorausſetzung.

„Ja der — da ſind Sie an unſeren Schlimmſten geraten, an ein wandelndes Pulverfaß,“ ſagte Torbeeken. „Den hätten die Franzoſen Anno 93 in Paris haben ſollen, dann wäre der Teufel Marat nicht durch ein zartes Weib geſtorben! Das hätte Gerd Arend ihr abgenommen. — Ich bin ihm nicht gewogen; meinem Volkmar, der nur um wenig Jahre jünger iſt als ſein Reemt, hat er ſeinerzeit ſchlimme Ideen in den unverſtändigen Jungenkopf geſetzt — gefährliche Ideen für einen Fünfzehnjährigen, der ſich einbildet, daß unſeres Klopſtocks ‚Hermann der Befreier‘ in ihm ſtecke.“

„Mein armer, lieber Junge — wie fehlt er mir!“ ſeufzte die Mutter, und der Vater ſagte:

„Weshalb arm, Minette? Er iſt in guten Händen, und du haſt ihn mehr als einmal wiederſehen dürfen. Danke du Gott, daß ihm der Sparren ausgetrieben wird, ehe es zu ſpät dazu iſt. Ich habe meinen Sohn unter die ruhigen Wurſter Leute nach Dorum in die Rektorſchule geſchickt,“ erklärte er Leberecht. „Da iſt er mir weit vom Schuß und kann nicht zur Stadt, wie er will. Bis jetzt hab’ ich keine neue Unannehmlichkeit von ihm erlebt. Da droben in der Marſch hält ihnen der Seewind die Köpfe kühl.“

— — „Die Wurſter ſind untergärig, die puffen in die Höhe, wenn niemand dran denkt —“ Arends Ausſpruch fiel Leberecht ein, aber er behielt ihn für ſich. Wozu den kranken Mann ohne Not beunruhigen?

„Und nun noch eins und mir heute das Wichtigſte, mein junger Freund,“ ſagte Torbeeken, das Thema wechſelnd und ſeinen halbgeleerten Teller matt beiſeite ſchiebend. „Sehen Sie — wir ſind hier miteinander an unſere verlorene Inſel gebannt und müſſen treu zuſammen halten wie Schiffbrüchige auf dem Riff. Wirken wir nicht im gleichen Sinne, ſo läuft unſer Friede Gefahr. — Die Meinigen haben mir den Inhalt Ihrer heutigen Predigt ſelbſtredend mitgeteilt. Nehmen Sie es Ihrem betagten Amtsbruder nicht übel, wenn er Ihnen unumwunden ſagt, daß Sie äußerſt unvorſichtig gepredigt haben. Das war’s auch, was ich Ihnen gern ſchon vor dem Eſſen ausgeſprochen hätte; mein fürſorgliches Kind dort hat mich daran gehindert. — Ich wiederhole Ihnen, mein Lieber, wozu wider den Stachel löcken, ſolange wir die Macht im Lande nicht haben? Bonaparte hat ſeine Herrſchaft bei uns ſo entſetzlich klug und deſpotiſch organiſiert und die leitenden Fäden ſo ſtraff und gleichmäßig über alle Teile ſeines Reiches hingeſpannt, daß ich es in Wahrheit blinden Wahnſinn nennen müßte, wollten Sie unſere Moorbauern aufwiegeln und ins ſichere Verderben reißen. Was ſind wir? Eine bloße Handvoll gegen die Legionen dieſes genialen Cäſars, der Triumph an Triumph reiht, wie die Zeitungen melden.“

„Die Zeitungen? Geifer und Lüge!“ verſetzte Leberecht heftig und die verräteriſche Blutwelle ſtieg ihm wieder in die Stirn empor. „Auch hier die Furcht mit der Bewunderung gepaart,“ dachte er, „kein geſunder Haß gegen das Haſſenswerte, der fähig wäre, große Thaten auszulöſen!“ — „Ich kann und will meine Überzeugung niemals verleugnen, ſo wenig wie Sie die Ihrige,“ fuhr er laut fort. „Vergebung, wenn ich Ihnen damit unbeſcheiden erſchiene. Ich bin kein unreifer Knabe, wie Ihr Sohn es war, und Menſchenfurcht kenne ich nicht. Gut und Leben ſetze ich freudig für das ein, was mein Mannesmut mir ins Herz gelegt hat! — Und von dieſen meinen Krongütern, meinem Teuerſten und Beſten nächſt Gott, muß ich als Menſch und Chriſt denen mitteilen, die von mir Seelſorge zu fordern haben. Steht ihnen mein Beſtes nicht an — nun wohl, ſo ſetze ich meinen Stab weiter, und legen die Machthaber mich in Eiſen dafür, daß ich mich erdreiſte, mein Vaterland zu lieben, ſo wie ſie ihr eigenes hochhalten dürfen — ungeſtraft — dann trage ich meine Kette und trage ſie nicht umſonſt! Denn jedes ehrliche Wort hat Keimkraft empfangen, und — bei Gott! ehrlich ſind meine Worte!“

„Wie groß klingt die Jugendbegeiſterung — und wie fruchtlos bleibt ſie gewöhnlich —“ entgegnete Torbeeken, und ein leiſer Spott ſpielte um ſeinen ſchmalen Mund. „Haben Sie den Spruch vergeſſen: „Die da Wind ſäen, werden Sturm ernten?“

„Mag es ſtürmen! — Sturm fegt die Luft rein! — Beſſer ein Empörer heißen und auf dem Schaffot enden, als unter ſeidenen Decken und im Stillen Verräter am Menſchenrecht ſein!“

Leberechts Augen blickten dunkel; er erhob ſich im Affekte und ſtemmte die Hände auf den Tiſch. „Wiſſen Sie denn noch nicht, daß die Sieger in öde Gaſſen eingezogen ſind? Daß Moskau brennt? Daß nach zuverläſſigen Briefen aus Warſchau die Panik an allen Ecken und Enden der großen Armee lauern ſoll?“

„Ewiger Vater! — Und das ſagen Sie uns *jetzt* erſt?“ rief Torbeeken und ſchlug die Hände zuſammen. „Nichts wiſſen wir davon! Iſt die Zeitung wieder ausgeblieben, Minette? Sieh nach, Kind, ſieh gleich nach! — Moskau in Brand — die ungeheuere Stadt — iſt das verbürgt, iſt das gewiß? — Und ſo und ſo viel Tauſend unſerer Söhne dabei — unſere beſte Kraft in Rußland! Wie ſoll's nun werden mit unſerem unglücklichen Lande? Verſündigen Sie ſich nicht daran mit nutzloſen Hetzpredigten, Claudius, ich bitte Sie inſtändigſt darum! Der Kaiſer wird ſeine geringſten Mißerfolge mit der Strenge eines Drakon an uns Schuldloſen ahnden, ſeine Geheimpolizei verdoppeln — und Ihre perſönliche Auffaſſung — —“

„Um des Himmels willen, Ferdinand, laß die leidige Politik beiſeite, Lieber!“ bat die Paſtorin erſchrocken. „Die Zeitung iſt nicht gekommen, und ich wünſchte, ſie käme überhaupt nicht mehr! Du haſt den Tod davon und ich die Angſt. Geh, Stinchen, überzeuge dich noch einmal, ob Beta nicht hinter der Thür ſteht und horcht! Ihr iſt nicht mehr über den Weg zu trauen, ſeit ſie ein Auge auf den Receveur hat. Das hab' ich neulich erſt wieder gemerkt, als er uns die beiden Hühner abforderte.“

„Gutes Mutterchen, beruhigen Sie ſich nur: Beta verſteht ja kein Wort Hochdeutſch und der Receveur kommt vor dem neuen Jahr nicht wieder,“ verſicherte Chriſtine. Ihre Wangen waren heiß und rot, und ſie kämpfte mit Thränen, ſo hatte die Unterhaltung der Männer ſie erſchüttert. Dennoch ging ſie gehorſam hinaus. Die Mutter rief ihr nach, die Reſte des Mittageſſens ſelbſt beiſeite zu ſtellen, und ſo ſchickte ſie die Magd ans Spülfaß, wirtſchaftete eine Weile in der karg verſorgten Speiſekammer und ſchloß beim Fortgehen die Küchenthür hinter ſich.

Ihr ruhiges Naturell gewann raſch wieder die Oberhand angeſichts der notwendigen Lebensproſa. Freundlich und kläräugig wie ſonſt kehrte ſie zu den Ihrigen zurück und ſchenkte aus der dickbauchigen Bunzlauer Kanne den heißen Trank aus geröſtetem Roggen ein, der auf dem Lande die Stelle des unerſchwinglich gewordenen Kaffees zu vertreten pflegte.

„Nun, meine beiden Liebſten, ſollen Sie in Ruh und Frieden Ihr Schälchen Kaffee trinken und Ihren Schlaf halten,“ ſagte ſie und rückte den Eltern die Kiſſen im Sorgenſtuhl und in der Ecke des Roßhaarſofas zurecht. „Nein, — Herr Paſtor nimmt's nicht ungut, das ſeh' ich ihm an. Gewiß hat er ſelbſt Vater und Mutter zu Haus.“

„Einſt, vor langen Jahren, bin ich auch einmal ſo glücklich geweſen, wie Sie, Demoiſelle Chriſtine,“ erwiderte er wehmütig, „ſeitdem ſtehe ich allein in der Welt. Geſchwiſter habe ich nie beſeſſen.“

„O Sie Armer! Wie bin ich doch unzart geweſen! Seien Sie mir darum nicht böſe!“ Teilnehmend und verlegen blickte ſie in ſein ernſtes Geſicht. „Wir wollen es Ihnen recht gut bei uns machen, weil Ihnen ſo viel fehlt. Nicht wahr, Vater? nicht wahr, Mutter? Und nun müſſen Sie beim Kaffee mit mir fürlieb nehmen, während die Eltern ſchlafen. Kommen Sie, wir dürfen in Vaters Studierſtube ſitzen.“

So natürlich und herzlich, als kenne ſie den neuen Freund ſeit Kindertagen, ſagte ſie das alles, und ihn berührte ein gleiches Gefühl des Daheimſeins in ihrer Nähe. Es war ihm, als habe er das winzige, durchräucherte Nebenſtübchen ſchon hundertmal betreten, des Vaters ſchlichtes Heiligtum mit dem hellen Schreibtiſch im Fenſter und dem Stehpult daneben, mit der braunen Sitzbank unter dem Pfeifenſtänder am glimmenden Ofen und dem Pouſſinſchen Bibelbilde gegenüber. Die geſcheuerten Dielen ſandbeſtreut, an den Wänden hin, in langen Reihen, die Klaſſiker der alten Griechen und Römer und das theologiſche Rüſtzeug des vorigen Jahrhunderts. Die Fenſtergardinen aus dunkelgrünem Boi dämpften das goldene Licht des Nachmittags.

Die beiden jungen Menſchenkinder ſaßen ein Weilchen vertraulich nebeneinander auf der Ofenbank, nippten das heiße Roggengetränk und plauderten harmlos, umhüllt von der Wärme und Ruhe des kleinen Gemaches. Ja, Leberecht ließ ſich ſogar von Chriſtinens hellem, halbleiſem Lachen anſtecken, das ſeinen zutreffenden Schilderungen der ſtädtiſchen Alamode-Geſellſchaft und ihrer franzöſiſchen Narretei galt.

„Es iſt nur gut, daß wir hier nichts davon wiſſen!“ meinte ſie und lachte nachträglich noch einmal herzhaft. „Eigentlich iſt's doch ſchmähliches Unrecht, daß mich ſo etwas Unwürdiges beluſtigt, aber am ſchönen Sonntag will ich's mich nicht ärgern laſſen! Um alles Ärger oder Gram, niemals ein bischen Freude am Sonnenſtrahl, wenn er uns juſt ins Geſicht ſcheint, dabei kommt meiner Tage nichts heraus als Undank gegen Gott und ſchwarze Galle gegen die Mitmenſchen. Ja, was ſchwatze ich? Wir beide ſind auch nichts Beſſeres, als die anderen Grillenfänger! Sehen Sie doch hinaus, wie die Sonne lacht: was ſitz' ich da hinterm Ofen, wie ein Duckmäuſer? Ich muß in den Garten und ſuchen, ob es noch irgendwo eine Centifolie gibt!“ —

Sie ſprang von Leberechts Seite auf, griff nach ihrem Shwal gleich hinter der Thür im Flur, und er legte ihn ihr um die Schultern. Gemütlich wickelte ſie ihre hübſchen Arme hinein, und ſchickte ſich zum Hinausgehen an.

„Soll ich denn zum Stubenhocken verurteilt ſein und hinterm Ofen über die ſtrenge Lehre nachdenken, die Sie mir ſoeben erteilt haben, Demoiſelle Chriſtine?“ fragte er ſcherzend, aber ſah ſich bei der Frage ſchon nach ſeinem Hute um.

Sie reichte ihm das Geſuchte. „Ich Ihnen eine Lehre erteilen nach all dem Erhabenen, was Sie mich heute in der Kirche und bei Tiſch gelehrt haben? Ich Ihnen? Daß Gott verhüte, wie dürfte ich dummes Ding jemals wagen, mir ſo etwas zu erlauben? — Hab' ich Ihnen eigentlich ſchon ſo recht gedankt?“ Ehrerbietig ſchaute ſie zu ihm auf und bot ihm die Hand. „Nein,“ fuhr ſie fort, „mir iſt vorhin nur unverſehens über die Zunge geſprungen, was mir gerade durch die Gedanken lief. Weltklug wie Ihre Alamodedemoiſellen bin ich nicht, und ich hoffe, Sie verlangen's auch nicht von jedem Mädchen, das Ihnen begegnet. Sonſt möcht' ich doch lieber auf halbem Wegen vor Ihnen kehrt machen!“

Anſtatt der Entgegnung küßte er ihr die Hand und legte ihren Arm in den ſeinen.

„Ich habe mir wirklich eine Lehre genommen,“ verſicherte er ſie. „Laſſen Sie ſich Ihre Worte und Ihre glückliche Lebensanſchauung nicht gereuen!“

„Für was ſollt' ich auch unglücklich ſein,“ ſagte ſie einfach. „Ich habe die beſten Eltern und unſer liebes Haus. Die ſchlimmen Zeiten müſſen wir Frauen geduldig tragen und *dem* treu bleiben, was unſer iſt.“ —

So traten ſie, als die beſten Kameraden, in den Garten hinaus, der kühl und verwuchert war und deſſen kleine Beete buchsbaumumgebene Kreiſe und Schnörkel bildeten, voll von violetten Aſtern und vielfarbigen Levkoyen.

Kein Staubatom eines fremden Elementes ſchien ſich zwiſchen dieſe beiden zu drängen, die Seite an Seite, von niemandem geſehen und beobachtet, in dieſer ſonnigen Einſamkeit über die vergraſten Gartenſteige ſchritten, ſich des ſchönen Herbſttages freuten und von den Büſchen längs der Hecke die letzten ſüßduftenden Centifolien brachen.

Leberecht trug auch eine volle Roſenknoſpe im Knopfloch ſeines prieſterlichen Rockes, und ihrer holden Wunderkraft war der kalte und ſchwere Mühlſtein gewichen, der zuvor auf ſeiner Seele gelaſtet hatte.

Dieſe heitere Gegenwart verdrängte auf eine kurze Spanne Zeit die Schreckbilder des Krieges, die Geſpenſter ſeiner eigenen unſicheren Lebensſtellung. Unſicher, weil er ſich außer ſtande fühlte, auf höheren Befehl zu reden oder zu ſchweigen, je nachdem, — weil er ſeinen Thaten und Gedanken gegenüber Herrſcher bleiben wollte.

Sein ernſter, kraftvoller Charakter war von Chriſtinens natürlicher Friſche unwiderſtehlich gefangen genommen, die doch in keinem Zuge der anmutigſten Mädchenhaftigkeit ermangelte. Wie wohlthuend ihre Zufriedenheit, ihr unſchuldiges Erfaſſen und Genießen des Augenblicks, das dennoch kein leichtfertiges Vergeſſen dieſer opfervollen Prüfungszeit war, ſondern ſeine Wurzeln in die Hoffnung auf Gottes Vatergüte ſenkte. Wie viel mußte ſolch ein Gemüt — einfältig im ſchönen Sinne der Schrift — dem Manne ſein und geben können, zu dem es einſt ſprechen würde:

„Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer —“

— — — — — — — — — — — — — — —

Außergewöhnliche Zeiten ſchaffen auch im kleinen Rahmen des Alltagslebens außergewöhnliche Verhältniſſe. Sie verſchärfen das Empfinden, ſteigern die Sehnſucht nach einem ſtarken Bindemittel zwiſchen verwandten Seelen und das lechzende Verlangen nach einer Arznei, die im ſtande iſt, über Ermattung und Elend hinwegzuhelfen, gleich einem tiefen Trunke hundertjährigen Rebenblutes.

Leberecht dürſtete nach dieſer Labung. Wohl hatte er ſie noch nicht mit vollem Bewußtſein vom Schickſal erbeten, jetzt aber, da er ihre erſten feurigen Tropfen auf ſeinen Lippen ſpürte, durchbebte ihn die Erkenntnis ſeines Schmachtens und ſeiner Arznei zu gleicher Zeit. Über das Wann und Wie dieſer Erkenntnis legte er ſich keine Rechenſchaft ab. Am liebſten hätte er ſich gegen ſeine Begleiterin freimütig ausgeſprochen und ſie gebeten: „Mache mich ruhig und glücklich, wie du es biſt!“ Allein er beſann ſich zu rechter Zeit darauf, daß er kein Damon aus dem Schäferſpiel war, ſondern ein ernſter Mann, der ſeine Gefühle prüfen und läutern muß.

Chriſtine wandelte unbefangen an ſeiner Seite. Ihren Arm hatte ſie ſchon nach wenig Schritten wieder aus dem ſeinigen gezogen, nicht mit beſonderer Abſicht, ſondern weil ſie's fror und weil ſie die bequeme Gewohnheit hatte, ſich in ihren alten Kreppſhwal einzuwickeln, wie eine Schmetterlingspuppe. Auf ihre Weiſe war ſie entzückt von Leberechts Geſellſchaft. Sein Äußeres blendete ſie nicht; für den Kern in der Schale begeiſterte ſie ſich. Sein glühender Patriotismus hatte ſie hingeriſſen und ihren Mut, dem väterlichen Peſſimismus und der mütterlichen Verzagtheit gegenüber, mächtig erhoben. Sie ſagte ſichs mit Stolz, daß ſie niemals undeutſch empfunden habe, daß ſie vor dieſem Manne mit den prophetiſch leuchtenden Augen daſtehen durfte, ohne ſchamrot zu werden. Dann aber war der Prophet ihr, durch das wehmütige Bekenntnis ſeiner verwaiſten Heimatloſigkeit, menſchlich nahe gerückt. Ihrer Begeiſterung hatte ſich das warme, weibliche Mitgefühl zugeſellt. Erſt im Garten ward es ihr klar, daß er nicht nur ein ſehr kluges, ſondern auch ein ſehr anziehendes Geſicht habe. Wundervoll dachte ſie ſichs, einen älteren Bruder zu beſitzen, der ihm gliche, mit dem ſie, ganz ohne Zwang und Rückhalt, alles teilen könne, was die glatte Oberfläche ihres einſamen, achtzehnjährigen Lebens je zu Wellen und Wellchen aufgekräuſelt hatte.

Ein Bruder? — Zweifel beſchlichen ſie. Unter ihrem breitrandigen Sommerhute hervor ſchaute ſie verſtohlen auf Leberecht. Er öffnete die Gartenpforte, ließ ſie ins Freie vorangehen, und da draußen vergingen ihr die Grübeleien im Nu. Die Welt dehnte ſich ſo weit und licht im Kreiſe, und auf dem Waſſer tanzten fröhliche Goldfünkchen.

„Nun ſollen Sie unſere Heimat kennen lernen, ganz genau, wie in der Erdbeſchreibung,“ ſagte ſie, überlegte ein paar Sekunden lang mit allerliebſter Wichtigkeitsmiene, wo das großartige Belehrungswerk am beſten zu beginnen ſei, und ſchritt darauf eifrig erklärend voran.

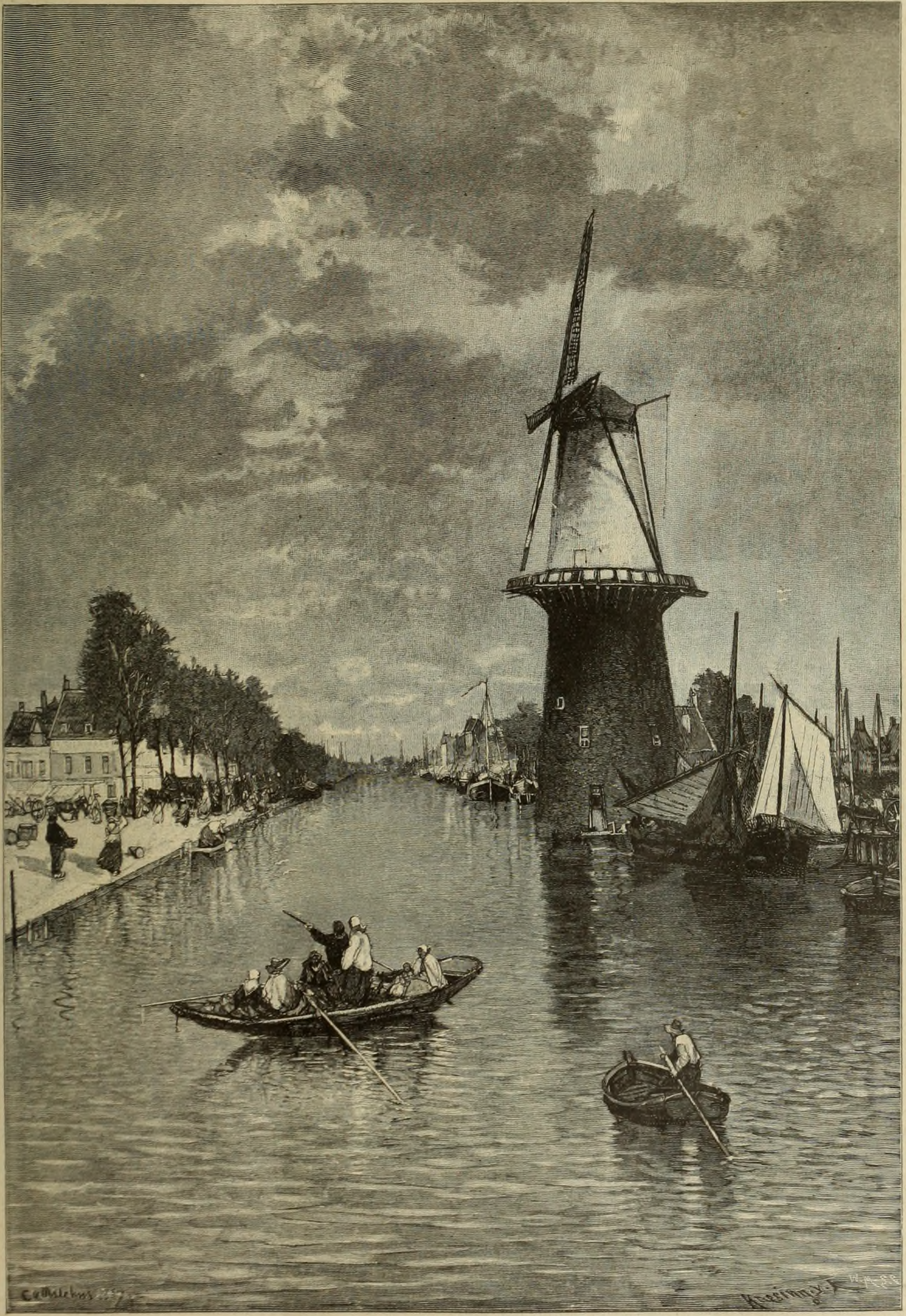
In die Kreuz und Quer durchſtreiften ſie Prinzeſſin Chriſtinens Liliputreich, das nicht viel mehr als einige hundert Schuh im Umkreiſe maß. Die Erklärerin fand des Vergnügens an ihrer ſonntäglichen Aufgabe kein Ende. Es war ſo neu und hübſch, einen verſtändnisvollen Begleiter zu haben, der kein ungeleckter, junger Bär war, wie Bruder Volkmar. Sie liebte die kleine Heimat mit einer rührenden Liebe und zeigte Leberecht all ihre Merkwürdigkeiten ſo gründlich, als wolle er eine dickleibige Sankt Jürgener Chronik verfaſſen. Jede Biegung des Uferſaumes, jede Erhebung am Horizonte ward beachtet; vorſichtig ſuchten ſie miteinander im Schilf nach dem verlaſſenen Neſtchen des Rohrſängers, der den Sommer hindurch ſo lieblich geſungen hatte und zahm wie ein Stubenvogel geworden war, und dann berieten ſie, ob ſie des Küſters kleines Schiff losketten und zu Bauer Arends berühmtem Entenfange mit der eingegrabenen Strohhütte und den Schlagnetzen und Lockenten hinausrudern ſollten.

Aber nein, ſie waren ja noch längſt nicht fertig mit der Inſel und ihren Wundern.

Zum zweitenmale mußte Leberecht heute ſeine Kirche betreten; der taube Küſter ward zum Aufſchließen herbei geholt und kam mit angezündetem Laternchen, denn ohne Sonne war das kleine Gotteshaus ſehr lichtlos. Im dämmerigen Chore entzifferte Chriſtine, auf dem hohlgetretenen Eſtrich knieend, die lateiniſche Inſchrift des uralten, biſchöflichen Leichenſteines, und dann führte ſie den wißbegierigen Freund in den abgeſchiedenen Raum, der vor dreihundet Jahren das Kapellchen der Elendeſten des Inſelchens, der „Sonderſiechen,“ geweſen war.

St. Jürgen hatte viel Gutes unter dieſen Geächteten, Ausſätzigen gethan. Nicht etwa der ritterliche, heilige Georg der Katholiken, ſondern Eke Jürgen, der wilde Bauernvogt und Straßenräuber, der ſeinem Hengſte die Hufeiſen verkehrt unternagelte, um ſeine Verfolger zu täuſchen, bis zu der Nacht, da ihn Gott ſelber verfolgte. Der ließ dem Vogt im Traum einen gräulichen Drachen erſcheinen, und der Drache hatte des Vogtes eigenes, böſes Angeſicht und ſchaute ihn damit an, wie er ſich auch im Bette herumwarf. Da ging er in ſich, verwandelte ſeinen Raub und Reichtum in fromme Werke; der Papſt ſprach ihn heilig, und er verſenkte ſeine Waffen — eine ganze Rüſtkammer voll — dort draußen in den tiefen Brunnen. Wenn der Mond recht hell hineinſcheint, ſagt das Volk, kann man all die Mordſpeere drunten deutlich liegen ſehen. Sie warten, bis ein zweiter St. Jürgen kommt und ſie heraufholt. — Den Glauben redet den Leuten hier im Jürgenlande kein Lehrer und kein Prediger aus.

„Jetzt wäre die richtige Zeit für einen Sankt Jürgen erſchienen,“ ſagte Leberecht einige Minuten ſpäter, als er mit Chriſtine die Kirche verlaſſen hatte und an den Brunnen getreten war. Da ſtanden ſie nun einander gegenüber, die Arme bequem auf den mooſigen Steinrand gelegt, und ſchauten unverwandt in die ſchwarze Tiefe hinab, aus der es feucht und kühl herauf wehte. Endlich erhob Chriſtine ihr Geſicht, und der lebhafte Blick ihrer Augen blieb wie gebannt an Leberechts geſenktem Profil hängen. — Merkwürdig, nun ſie ihn recht mit Muße betrachtete, glich er viel eher einem germaniſchen Heerführer mit Schwert und Lanze, als dem Helden des apoſtoliſchen Wortes, der er im wirklichen Leben war. Er hatte ganz die Statur und Haltung eines ſtreitbaren Mannes: gerade aufgerichtet, kraftſtrotzend, die Geſichtszüge groß geſchnitten, die Hände nervig. — Wie gut, daß ihm in Wahrheit das blutige Kriegshandwerk himmelfern lag! Chriſtine wünſchte ſich's nicht, daß er je wieder von Sankt Jürgen Abſchied nehmen müßte. Sie ward rot bei dieſem Gedanken, und in ihre lichtblauen Augen kam, ihr ſelbſt kaum noch unbewußt, ein ſo warmer Blick, daß Leberecht, hätte er ihn erhaſcht, vielleicht einer großen Unvorſichtigkeit ſchuldig geworden wäre. Aber dafür ſah er zu ſpät aus ſeinem Nachſinnen empor.



Eine holländiſche Waſſerſtraße. Motiv aus Rotterdam. Nach dem Gemälde von C. v. Malchus.

„Iſt's nicht intereſſant zu verfolgen, wie doch ſtets der Charakter eines Volkes ſich mit ſeinen Überlieferungen deckt?“ ſagte er und warf ein Kieſelſteinchen in den Brunnen aus dem der Ton des Falles dumpf und ſchwach heraufkam. „Genau wie ihr eigener Sagenbrunnen hier ſind die Bauern aus Marſch und Moor. Die Kräfte in ihrem Sein und Weſen, die tapfer dreinſchlagen könnten und möchten, die halten ſie unter farblos kaltem Waſſer verſteckt — gar nicht aufzufinden, ſollte man denken. Wenn ſie aber einmal zu Tage treten, dann hauen und ſtechen ſie drein, wie der Raubvogt Ecke Jürgen: erbarmungslos — mit rohen Fäuſten. — Mich friert's unter dieſen Leuten!“

„Ich gehöre auch zu ihnen als Sankt Jürgener Kind,“ entgegnete Chriſtine, „indes ſind wir doch nicht alle ſo kalt und roh im Herzen, wie Sie denken.“

(Fortſetzung folgt.)

## Ein Erinnerungsblatt an den 18. Oktober 1861, Krönungstag König Wilhelms I, in Königsberg.

Dreißig Jahre ſind verronnen, ſeit König Wilhelm I ſich, dem Vorgange ſeines Ahnherrn folgend, in der Schloßkirche zu Königsberg die preußiſche Königskrone aufs Haupt ſetzte. — „Eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt,“ ſagte der allezeit nur Gott vor Augen habende Fürſt in ſeiner Anſprache an die Deputation des Landtages, „habe ich durch die Krönung an geweihter Stätte bekundet, daß ich ſie in Demut aus ſeinen Händen empfangen habe.“

Hatte gleich der König ſchon am 7. Januar — nachdem er durch den am 2. Januar erfolgten Tod ſeines Bruders, König Friedrich Wilhelms IV, auf den Thron ſeiner Väter geſtiegen — eine Proklamation erlaſſen, worin er u. a. ſagte: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutſchland zuſammen. Als deutſchem Fürſten liegt mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge ſeiner ruhmvollen Geſchichte und ſeiner entwickelten Heeresorganiſation unter den deutſchen Staaten zum Heile aller einnehmen muß“; und mögen dieſe Worte auch in vielen Tauſenden deutſcher Herzen freudigen Widerhall gefunden haben: bis zu ſo naher Erfüllung des lang gehegten Traumes von der Einigung Deutſchlands ſteigerte damals wohl ſelbſt der glühendſte Feuerkopf unter Deutſchlands Söhnen ſeine Hoffnung dennoch kaum!

Die Zuſammenkunft Wilhelms, des damaligen „Prinz-Regenten“ von Preußen, im Juni 1860 in Baden-Baden mit Napoleon III — welcher auch die meiſten übrigen deutſchen Monarchen beiwohnten — war von dem Kaiſer der Franzoſen zu dem Zwecke herbeigeführt worden, alle Beſorgniſſe vor einer agreſſiven Politik Frankreichs in Deutſchland zu zerſtreuen und den Prinzen von Preußen von der franzöſiſchen Friedensliebe zu überzeugen. — Am 8. Oktober 1861, noch ehe die Krönungsfeier in Königsberg ſtattfinden ſollte, war der nunmehrige König Wilhelm, einer Einladung Napoleons folgend, zu einem Beſuch in Compiègne geweſen. Die Beziehungen zu dem „Erbfeind“ ſchienen die beſten zu ſein, und die alte, an Glanz und Pracht ſo wenig gewöhnte Reſidenzſtadt im Oſten des Königreichs Preußen hatte in den Tagen der Krönungsfeierlichkeiten Gelegenheit zu ſtaunen über den unerhörten Luxus und feinen Geſchmack, welchen Napoleons Abgeſandter, ſein großer Marſchall Mac Mahon, Herzog von Magenta, daſelbſt zur Schau trug. Seine Equipage, der goldflimmernde Wagen, beſpannt mit den ſchwarzen arabiſchen Pferden, den Bock mit Samtdecken und Goldfranſen behängt, die Diener in Purpurperrücken und in jenes eigenartige, milde Rot gekleidet, welches man nach dem Sieger von Magenta und Solferino ſelbſt benannt hatte, zog die Blicke — wenn auch nicht die Sympathieen — des Volkes auf ſich, wenn ſie die engen und krummen Straßen der alten Ordensfeſte durcheilte. All dieſe Pracht ſchien förmlich dazu entfaltet zu ſein, um, gleich einer Sonne des Friedens, ihre Strahlen über Fürſten und Völker auszubreiten!

Um ſo wunderbarer mußte das nachſtehende Carmen ein deutſches, ein preußiſches Herz ergreifen, welches am Tage nach der Krönung eine Deputation der Königsberger Studentenſchaft dem Königspaare zu überreichen die Erlaubnis nachgeſucht hatte. Der Verfaſſer des Gedichtes, ein von dem deutſchen Einheitsgedanken begeiſterter Jüngling, ſcheint mit Seherblick begabt geweſen zu ſein, da er mitten in jener, äußerlich politiſchen Ruhe doch den nahenden Sturm und den endlichen Sieg des guten Rechtes vorherahnte. „Albertinas Söhne,“ wie die Königsberger Studierenden ſich nach dem Gründer ihrer Univerſität, Herzog Albrecht, nennen, hatten einen Preis für das beſte Gedicht ausgeſetzt, welches ſie dem damals ſchon ſo hoch geehrten und geliebten Herrſcherpaare überreichen wollten. Dem Verfaſſer, namens Adler, wurde einſtimmig der Preis zuerkannt. — König Wilhelm ſelbſt war in jenen vielbewegten Tagen anderweitig in Anſpruch genommen und konnte die Studentendeputation, als ſie zur feſtgeſetzten Stunde erſchien, nicht empfangen; er hatte ſeine hohe Gemahlin mit der Empfangnahme der „Adreſſe“ beauftragt, und die jungen Leute konnten die Leutſeligkeit und Huld der Königlichen Frau nicht begeiſtert genug rühmen. „O, das iſt hübſch, das freut mich und meinen Gemahl,“ rief ſie freudig bewegt ein ums andere mal. „Das iſt wirklich hübſch, das will ich meinen Enkeln zeigen, wenn ich nach Berlin zurückkomme!“ Ob Königin-Kaiſerin Auguſta wohl ſpäter ſich noch der begeiſterten Prophetenworte des jungen Mannes erinnert, ob ſie ihren Enkel darauf aufmerkſam gemacht haben mag, wie die herrliche Siegeslaufbahn ihres Gemahls ſchon gleich bei ſeinem Regierungsantritt in den Herzen der deutſchen Jugend vorgezeichnet war? — —

Zehn Jahre ſpäter ſtand Kaiſer Wilhelm unter ſeinen Paladinen zu Verſailles, auf Frankreichs Boden, als deutſcher Kaiſer proklamiert! Die kühnſten Träume aller deutſchen Patrioten — auch der Königsberger „Albertina“-Söhne — ſind weit, weit überflügelt: Alldeutſchland iſt aufs neue und feſter geeinigt, als je zuvor.

Zwanzig Jahre ſind ſeitdem wiederum dahingerollt — des vielgeliebten Heldenkaiſers Grab hat ſich geſchloſſen, und Lorbeerkränze ohne Zahl und Dankeszähren aus Millionen Herzen ſeiner treuen Unterthanen folgten ſeinem Sarge nach. Auch die meiſten der Seinen, die im Kampfe ums alte Recht an ſeiner Seite fochten, die ſo Großes vollbringen halfen, deckt das kühle Grab, ihr Andenken aber wird ewig fortleben im deutſchen Volke!

Dem Jünglinge jedoch, deſſen geiſtiges Auge die hehre Zukunft ſo wunderbar vorausgeſehen, war es nicht mehr vergönnt, die Erfüllung ſeiner Prophezeiung mit leiblichem Auge zu ſchauen. Schon vor dem deutſch-franzöſiſchen Kriege hatten den jungen Adler ſeine Schwingen in das Reich emporgetragen, welches größer und herrlicher, als alle irdiſchen Reiche iſt.

Auch von den Jünglingen der Deputation der Königsberger Studenten, die damals ſo friſch und blühend ins Leben ſchauten, hat der Tod manchen vor der Zeit hinweggerafft, noch ehe er ſeine volle Kraft dem Vaterlande darbringen konnte. — Friede ſei ihrer Aſche!

Das Gedicht lautet:

„Am Feſtestag, wo in verjüngter Schöne,
O, Fürſt, dein Haupt umſtrahlt der Ahnen Kron',
Wo heller noch als alle Glockentöne
Zu dir erſchallt des Volkes Jubelton,
Da nah'n auch wir, der Albertina Söhne,
Mit treuem Gruße deinem Fürſtenthron;
Laut ſpricht das Herz und unſer freies Wort:
Heil Wilhelm dir, ſo heut' und fort und fort!

O, mög' des Höchſten Schutz auch ferner walten
Mit treuer Liebe über deinem Haupt,
Daß du die Fahne, die du feſt gehalten
Und die dir Mord und Tücke nicht geraubt,
Zum Heil des Volks noch lange mögſt entfalten!
Dein Vorwärtsbanner, eichengrün umlaubt;
Der Preußenadler, der da vorwärts fliegt:
Das iſt das Zeichen, in dem Deutſchland ſiegt!

Doch horch! Noch tönt Germanias banges Klagen:
Wann kommt der Freier der verlaſſ'nen Braut?
Wer wird des Reichs geſunk'nes Banner tragen?
Wer iſt es, dem der Himmel es vertraut?
Wer ſteht voran, wenn's gilt, den Erbfeind ſchlagen?
Und Millionen geben Antwort laut:
Am Zollernſtamm ſproßt dieſes Reis allein —
Glück auf, du Held, zum Krönungszug am Main!

Der große Tag wird ſicherlich erſcheinen,
Der droben weiß, ob frühe oder ſpät!
Vor ihm ſich heute alle Herzen einen,
Für dich, o Fürſt, in feurigem Gebet:
Mög' lang des Ruhmes Sonne dir noch ſcheinen,
Auf dir des treuen Volkes Hoffnung ſteht.
Kein Name wird im ganzen deutſchen Land,
Wie deiner wohl ſo hoffnungsvoll genannt!

Und du, Auguſta, Blüte jener Auen,
Wo Deutſchlands ſchönſte Sängerharfe klang,
Sei uns willkommen, edelſte der Frauen,
Die du aus innig zartem Herzensdrang
So treu gepflegt, wo nur in deutſchen Gauen
Der Töne Spiel ſich regt, der Dichter Sang.
O, ſchau umher, wie hoch und reich heut' ehrt
Die deutſche Kunſt dich, die dir lieb und wert.

So nimm denn gnädig unſer treues Grüßen,
Du Herrſcherpaar, des treuen Landes Hort!
Der heut'gen That mög' reicher Segen ſprießen,
Es harrt auf dich der Süden und der Nord!
Sieh brauſend ſich den Freudenſtrom ergießen,
Vom Pregelſtrand durch alle Gauen fort;
Von fern und nah' dringt dieſer Ruf zu dir:
Auguſta Heil, und Wilhelm für und für!“ Adler.

Zur dreißigjährigen Gedächtnisfeier an den Krönungstag des teuren entſchlafenen Kaiſers, Wilhelm I, hat dieſe Erinnerungen den Daheimleſern aufgezeichnet Eine alte Königsbergerin.

## Eine Begegnung mit Moltke.

Von Max Reichard-Poſen. (Abdruck verboten.)

Als ich im März 1889 auf einige Tage in Berlin war, beſuchte ich unter anderen Freunden auch den Freiherrn von *** und deſſen liebenswürdige Gemahlin, mit welchen ich das Jahr zuvor einige Wochen in Gaſtein verlebt und vielfach in herzlichem Verkehr geſtanden hatte. „Wollen Sie nicht morgen bei uns zu Mittag eſſen,“ fragte mich beim Abſchiednehmen Frau von ***, „und Gaſteiner Erinnerungen wieder aufleben laſſen?“ „Ich bedauere ſehr, Exzellenz,“ antwortete ich, „ich bin nur kurze Zeit hier, und meine Kinder würde es vielleicht betrüben, wenn ich den Sonntag Nachmittag nicht mit ihnen verbrächte.“ „Sie können ja bis vier Uhr bei Ihren Kindern bleiben; wir ſpeiſen erſt zu dieſer Zeit — ich will Ihnen aber noch etwas ſagen, das wirkt doch vielleicht: Moltke hat ſich bei uns zu Tiſch angeſagt, ganz allein: nur unſer Neffe ſpeiſt noch mit uns, der Landrat von ***; nun, werden Sie da nicht doch kommen?“ „Ja, dann komme ich allerdings, Exzellenz, die Ehre werden mir meine Kinder herzlich gönnen, und wie dankbar bin ich Ihnen, Exzellenz, daß Sie mir eine ſolche Überraſchung bereiten wollten!“

Der Sonntag kam; es war der 10. März — wenige Tage nur nach der Feier von Moltkes ſiebzigjährigem Dienſtjubiläum. Punkt vier Uhr fuhr der Feldmarſchall in einer einfachen Droſchke vor: raſch erſtieg er die zwei Treppen zur Wohnung, und ſo friſch und kräftig betrat er das Empfangszimmer, in welchem die Geſellſchaft ihn erwartete, daß wohl keiner hätte ahnen können, der Mann habe bereits die Schwelle des neunzigſten Lebensjahres überſchritten. Nach kurzer Vorſtellung begaben wir uns zu Tiſch. Das Mahl war durchaus kein ſchweigſames. In liebenswürdigſter Weiſe führte der Feldmarſchall, der auch den Speiſen und Getränken wacker zuſprach, die Unterhaltung. Zuerſt erzählte er eingehend von dem großen Feſte, das wenige Tage zuvor die Studenten ihm zu Ehren gegeben hatten. Wenig Dinge hätten ihm, wie er ſagte, bei ſeinem Jubiläum, ſo große Freude bereitet, als dieſe aus dem Herzen der akademiſchen Jugend unmittelbar hervorquellende Begeiſterung, die ihn, trotz aller Schäden der Gegenwart, doch mit den beſten Hoffnungen für die Zukunft unſeres Volkes erfüllen müßte.

Die munteren Tiſchreden berührten die verſchiedenſten Gegenſtände. Viel wurde über Gaſtein geredet, das Moltke früher oft und gern beſucht hatte; jetzt, meinte er, bekäme ihm Cudowa beſſer, und dahin gehe er jedes Jahr mit großer Freude. Daß ihn nicht etwa die Beſchwerden der weiten Reiſe nach Gaſtein hinderten, dahin zu fahren, ließ er dadurch merken, daß er ſeinen Freunden, unſeren Gaſtgebern, halb im Scherz, halb im Ernſt, vorſchlug, im Laufe des Herbſtes dieſes Jahres mit ihnen eine Reiſe nach Konſtantinopel zu unternehmen. Es würde ihn unendlich intereſſieren, ſagte er, noch einmal die Türkei zu beſuchen und zu ſehen, was ſich alles darin verändert hätte ſeit fünfzig Jahren. Gern würde er den Freunden als Cicerone dienen, da er doch die Stätten ſeiner damaligen Wirkſamkeit deutlich in der Erinnerung habe. Kurz, wir planten eine Orientfahrt der verlockendſten Art, da er ſo freundlich war, auch mich als Reiſegenoſſen mit zur Teilnahme aufzufordern!

Bald wandte ſich das Geſpräch den Erinnerungen aus den beiden Kriegen 1866 und 1870 zu. Mit ſichtlicher Teilnahme erkundigte ſich der große Stratege, als er erfahren hatte, daß ich die Belagerung Straßburgs innerhalb der Mauern der alten Reichshauptſtadt durchgemacht, nach unſeren damaligen Erlebniſſen. Volle Anerkennung zollte er dem Andenken des tapferen Generals Uhrich, welcher mit ſo dürftigen Mitteln und unter den ſchwierigſten Verhältniſſen die ihm anvertraute Stadt bis zum Äußerſten verteidigt hatte. Mit beſonderem Intereſſe folgte er der Beſchreibung der beinahe unglaublichen Unkenntnis, in welcher wir die langen Wochen der Belagerung hindurch über alle Ereigniſſe des Krieges hatten verbleiben müſſen. Ich mußte dem Feldmarſchall erzählen, wie wir die ganze Zeit von der Wörther Schlacht an ohne eine ſichere Nachricht über das, was draußen in der Welt vorging, zugebracht hätten, ſtets in falſche Hoffnung auf baldige Befreiung gewiegt, von einem Tag zum anderen auf die ſicher in Erwartung ſtehende Hilfe vertröſtet, bis wir endlich, zehn Tage erſt nach der Schlacht von Sedan, mit einem Male die volle Wahrheit über die Schlachten von Metz, die Niederlagen der franzöſiſchen Armeen und die Gefangennahme Napoleons erfuhren. Moltke knüpfte daran eingehende Betrachtungen über das in der franzöſiſchen Armee ſtets herrſchende Prinzip, die ganze Zeit des Krieges hindurch die Wahrheit dem Volke zu verbergen, und die Berichte zu fälſchen, was ſchließlich nur zu den größten Enttäuſchungen geführt und auch die furchtbare Schlußkataſtrophe der Kommuneherrſchaft in Paris mit verurſacht habe. An die Erwähnung verſchiedener Erlebniſſe während der letzten Zeit des Krieges im Januar 1871 knüpfte ſich ein intereſſantes Geſpräch über die Kämpfe Werders vor Belfort und an der Liſaine. Moltke erzählte, wie ſowohl in Elſaß und Süddeutſchland, als auch in Verſailles ſelbſt vielfach große Befürchtungen über Bourbakis kühnen Zug nach Belfort hin auftauchten, und manche Stimmen bereits verlangten, daß die Belagerung von Belfort aufgegeben, Werders Korps nach dem Oberelſaß zurückbeordert und damit ein Einbruch Bourbakis nach Süddeutſchland möglichſt verhindert würde. „Auf die Anfrage Werders hin, was er thun ſollte,“ erzählte uns Moltke, „ging ich zum König und legte ihm dar, wie, abgeſehen von dem ſchlechten moraliſchen Eindruck, den ein Aufgeben Belforts machen würde, ein Preisgeben des ganzen Belagerungsmaterials doch auch einen großen materiellen Verluſt nach ſich ziehen müſſe. Ich hatte keinerlei Beſorgnis wegen eines Einbruchs der Franzoſen in Süddeutſchland; weit wären ſie nicht gekommen, und Gambettas Plan, uns durch Bourbakis ſiegreiches Vordringen den Rückzug abzuſchneiden, war eine Thorheit. Aber außerdem wußte ich, daß wir uns auf Werder unbedingt verlaſſen konnten. Der König befahl ihm auf meinen Vorſchlag, die Belagerung Belforts nicht aufzugeben, ſondern den Kampf an der Liſaine aufzunehmen, und um jeden Preis feſt ſtehen zu bleiben. Werder war ein gehorſamer Mann, und er hielt wacker aus, bis ſich Bourbaki an ſeinem Widerſtand verblutet hatte und nun ohnehin Manteuffels Armee, die vom Norden her ihn überfiel, in ſeinem Rücken fühlte. Aber leicht war die Lage für Werder nicht, und ich kann mir denken, daß die Deutſchen im Elſaß damals ſchwere Sorgen gehabt haben. Wir haben aber in Verſailles keinen Augenblick am Erfolg gezweifelt, ſelbſt abgeſehen von Manteuffels kühnem Eingreifen von Norden her.“

Dieſe Beſprechung eines der Momente aus dem deutſch-franzöſiſchen Krieg, der heute noch von vielen als einer der kritiſchſten angeſehen wird, gab einem der Tiſchgenoſſen Veranlaſſung, den Feldmarſchall zu fragen, ob es wahr wäre, daß am Tage der Königgrätzer Schlacht doch ein Augenblick eingetreten ſei, wo auch er, Moltke, lebhafte Beſorgnis über das richtige Eintreffen des Kronprinzen und den Erfolg des heißen Kampfes gehegt habe.

„Das kann ich nicht ſagen,“ antwortete in liebenswürdigſter Beſcheidenheit der Feldmarſchall, „ich habe keine Minute an dem Eintreffen des Kronprinzen gezweifelt. Ich wußte, daß ihm der Befehl zu rechter Zeit zugekommen ſei, und hatte genau berechnet, daß es ihm auch möglich ſein würde, um zwei Uhr in die Schlacht einzugreifen. Nun wurden aber von Mittag an ſchon manche in der Umgebung des Königs recht ungeduldig. Einer nach dem anderen kam an mich heran und wollte ſo gern wiſſen, ob denn der Kronprinz noch nicht käme. Ich vertröſtete ſie, ſo gut ich konnte, zog mich aber endlich von den übrigen Herren etwas zurück, da mir das viele Fragen doch läſtig wurde. Ich wußte ja, daß der Kronprinz ein zuverläſſiger Mann war, daß er abſolut der ihm erteilten Weiſung Gehorſam leiſten würde und ebenſo, daß er auch in der Lage war, Gehorſam leiſten zu können, warum ſollte ich da unruhig ſein und irgend einen

Zweifel hegen? Als es ein Uhr wurde und ich, von den anderen abgeſondert, auf meinem Pferde ſaß, kam auch einmal der König ſelbſt an mich herangeritten, ſprach ſich über das Hin und Her der Schlacht aus und meinte, die Truppen müßten doch furchtbar viel aushalten, es wäre zweifelhaft, ob ſie bei den großen Verluſten noch länger ſtehen könnten. Da ſagte ich zu ihm: ‚Majeſtät, laſſen Sie ſie nur ruhig aushalten, auch wenn wir jetzt ſchwere Verluſte haben. Wenn Sie heute ſiegen, haben Sie nicht nur eine Schlacht, ſondern den ganzen Feldzug gewonnen! Der Kronprinz iſt zuverläſſig — er wird zur rechten Zeit da ſein!‘“

„Nun kam auch zuletzt noch Bismarck herangeritten und ſprach über alle möglichen Dinge; ich merkte ihm aber wohl an, daß auch er gern ſehen wollte, ob ich nicht doch ſchon um den Erfolg beſorgt wäre. Über dem Geſpräch reichte er mir auch ſeine Cigarrentaſche dar und fragte, ob ich nicht einſtweilen eine Cigarre rauchen wolle. Ich nahm die Taſche und merkte, daß er eine beſſere und eine geringere Sorte untereinander gemiſcht hatte. Nun ſah ich gar nicht ein, warum ich ihm die beſſeren laſſen und die ſchlechteren rauchen ſollte. Ich prüfte daher genau die einzelnen Cigarren, nahm mir eine von der guten Sorte und ſteckte ſie munter an. Bismarck ritt dann weg und hat nachher erzählt, ich ſei doch ein ſchrecklicher Menſch, daß ich in einem ſolchen Augenblick höchſter Spannung auch noch mir die Muße gegönnt hätte, unter ſeinen Cigarren eine Auswahl zu treffen. Ich weiß aber wahrlich nicht, warum ich nicht auch in wichtigen Momenten, wo ich die Wahl habe, das beſſere wählen ſoll.“

„Nun wurde es bald zwei Uhr, da hörten wir den Kanonendonner aus der erwarteten Richtung, wir merkten, daß der Feind ſeine Aufmerkſamkeit ebenfalls dorthin lenkte: — und wie die richtige Zeit kam, war der Kronprinz da, und bald war die Schlacht und der Feldzug entſchieden.“

In mancherlei ähnlichen Erinnerungen an die Zeit der beiden Kriege bewegte ſich die weitere Unterhaltung, ſtets gewürzt durch die Liebenswürdigkeit des hohen Gaſtes, der auf alle Fragen Antwort zu geben bereit war und bei welchem von irgend einem vornehmen Schweigen durchaus nichts zu merken war.

Ganz reizend war beſonders die Art, in welcher Moltke mit unſerem Gaſtgeber verkehrte. Die beiden Männer waren Jugendfreunde, duzten ſich und verkehrten in vertrauteſter Weiſe miteinander. Es war rührend, den durch vielfache Krankheit in den letzten Jahren ſchon recht geſchwächten Miniſter ſtets bemüht zu ſehen, ſeinem beinahe um zehn Jahre älteren aber noch ſo wunderbar friſchen berühmten Freund das Zuſammenſein recht gemütlich zu machen; er nötigte ihn zum Eſſen und Trinken und ließ es an keiner Aufmerkſamkeit fehlen. Aber noch beweglicher war es zu ſehen, wie Moltke dieſe Aufmerkſamkeit ſeines Gaſtfreundes entgegennahm und in welch zarter, feiner Weiſe er auf ſeine Fragen und Reden einging. Unſer lieber Wirt ſprach ſehr langſam, blieb manchmal in der Rede etwas ſtecken, wiederholte auch ab und zu einen Satz, Moltke hörte ihm mit der größten Aufmerkſamkeit zu und geſtattete nie, daß man ſeinen Freund irgendwie unterbrach. So erzählte Herr von ***, wie er während des ſiebziger Feldzuges einmal einen Sanitätszug nach Frankreich gebracht und Verſailles beſucht hätte. „Wie, du biſt auch in Frankreich geweſen, damals, lieber ***? Das erfahre ich heute zum erſtenmal!“ ſagte Moltke. „Und warum haſt du mich nicht beſucht, alter Freund, das war nicht recht von dir!“

„Ja, das wagte ich damals nicht,“ erwiderte Exzellenz, „es war gerade die Zeit, wo Prinz Friedrich Karl von Metz aus in Eilmärſchen nach Orleans ging, und da warſt du viel zu beſchäftigt, als daß ich dich hätte in Anſpruch nehmen dürfen.“

„Freilich,“ meinte Moltke, „das war auch die ſchlimmſte Zeit des Krieges, und wir mußten es ja als das größte Glück preiſen, daß Metz zur rechten Stunde fiel, weil dadurch die Armee des Prinzen Friedrich Karl frei wurde für die weiteren Operationen an der Loire. Wir hatten vollauf dabei zu thun, aber das ſchließt nicht aus, daß du mich doch hätteſt beſuchen ſollen, für dich hätte ich immer ein Stündchen übrig gehabt! Das verzeihe ich dir nicht, alter Freund! Und nun gib mir zur Entſchädigung dafür noch ein Glas von dieſem herrlichen Rheinwein — wo haſt du den her? Den haſt du mir noch nie vorgeſetzt, hör einmal!“

Bewunderungswürdig war die Genauigkeit des Perſonal- und Lokalgedächtniſſes des Feldmarſchalls, wie ſich ſolches bei jeder Gelegenheit des Geſprächs offenbarte. Wir ſprachen von der Türkei, von Konſtantinopel — wie genau wußte Moltke Beſcheid in den Straßen und Namen der türkiſchen Hauptſtadt — und doch war's über fünfzig Jahre her, daß er dort geweilt hatte! Viel mußte ich ihm von der Belagerung von Sebaſtopol erzählen, mit deren einzelnen Phaſen er ebenſo vertraut war, als ob auch er ein Augenzeuge desſelben geweſen wäre. An den Umſtand anknüpfend, daß ich Poſen bewohnte, fragte er mich nach verſchiedenen Ortſchaften der Provinz, nach Gütern und Schlöſſern, die er auf einer kurzen Reiſe, in den dreißiger oder vierziger Jahren, alſo ebenfalls vor einem halben Jahrhundert, einmal beſucht hatte, die aber noch ſo lebendig vor ſeinen Augen ſtanden als damals; wußte er doch die ſchwierigſten polniſchen Ortsnamen ganz genau anzugeben und vermochte es, ſich z. B. daran zu erinnern, wie ſchön belegen das Schloß Radojewo ſich im Tannenwalde hoch über der Warthe erhob, und ebenſo, daß damals in einem anderen benachbarten Schloſſe eine liebenswürdige Schloßfrau wohnte, von der er fragte, ob ſie noch lebe und ſich wohl befinde?

Nur einmal überraſchte er ſich auf einem Gedächtnisfehler, über den er ſich aber ſogleich aufs liebenswürdigſte ſtrafte. Der Neffe unſeres Gaſtgebers erzählte, wie furchtbar ergriffen er von den Folgen der Belagerung Straßburgs geweſen, als er kurz nach der Übergabe der Stadt, Anfang Oktober 1870, durch die zerſtörten Straßen derſelben gewandert wäre. Moltke unterbrach ihn, indem er ſagte: „Anfang Oktober können Sie nicht in Straßburg geweſen ſein; wir haben die Stadt ja erſt Ende Oktober beſetzt.“

„Ich meine aber doch, mich recht zu erinnern,“ erwiderte der Landrat, „ich fuhr damals als Johanniter nach Frankreich, und weiß beſtimmt, daß ſolches zu Anfang Oktober geſchah.“

„Nein, das iſt nicht möglich,“ erwiderte der Feldmarſchall, „damals war ja Straßburg noch belagert bis zum 28. Oktober.“

So ſchwer es mir wurde, mußte ich nun doch eingreifen, und ſagte: „Exzellenz denken gewiß augenblicklich an die Übergabe von Metz. Ich habe die Übergabe Straßburgs am 28. September mit erlebt; iſt doch am 30., am Geburtstag Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, bereits der erſte Gottesdienſt durch Frommel in der Thomaskirche vor den deutſchen Truppen abgehalten worden.“

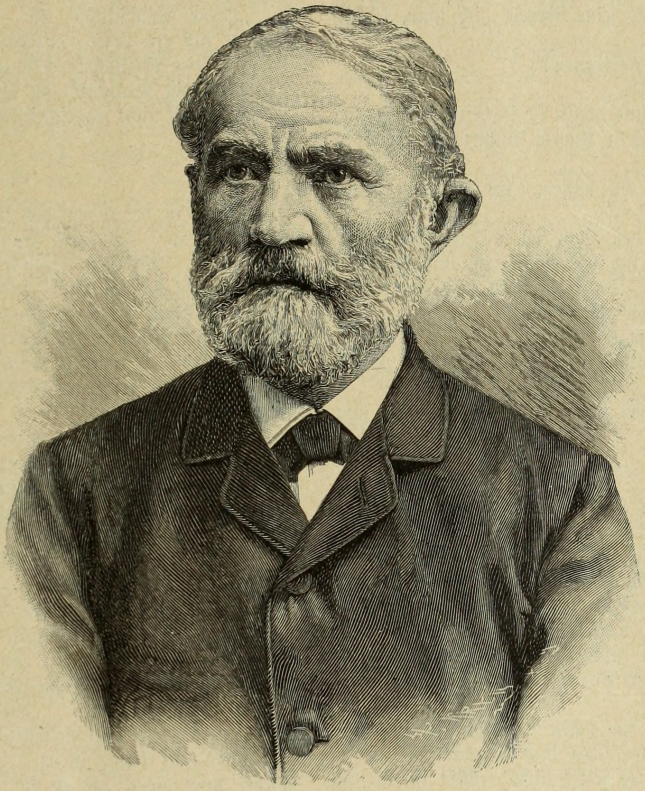
„Richtig,“ ſagte Moltke, indem er ſich an die Stirne ſchlug, „entſchuldigen Sie, lieber Herr Landrat, wenn ich Ihnen vorhin widerſprochen habe! Diesmal habe ich Metz und Straßburg gründlich miteinander verwechſelt! Ich werde mir's aber merken und nicht wieder zu ſchulden kommen laſſen.“

Das Mahl war zu Ende. Noch eine Weile durfte ich in der Geſellſchaft des Mannes verbleiben, der mit jedem Worte, das er geſprochen, unwillkürlich den Eindruck ſeiner gewaltigen und doch ſo beſcheidenen Größe offenbarte. Noch manche Rede, ernſt und ſcherzhaft wurde ausgetauſcht; alles kann ich nicht wiedergeben, was der Mann erzählte, der ja nicht nur im höchſten Sinne Weltgeſchichte erlebt, ſondern ſelbſt Weltgeſchichte gemacht hat. Wer würde es auch wagen, die klaſſiſch knappe Form ſeiner Worte zu Papier zu bringen, ſo unvergeßlich ſie ſich auch der Seele eingeprägt haben?

Wiedergeſehen habe ich den Feldmarſchall nicht, ſo freundlich auch ſeine Einladung geweſen, ihn einmal zu beſuchen. Aber unvergänglich bleibt die Erinnerung an dieſe Stunden; — und jetzt, wo er als ein echter Mann und ein echter Chriſt eingegangen iſt zur ewigen Ruhe, glaubte ich auch, anderen etwas von dem mitteilen zu dürfen, was ſie mir an Genuß und Gewinn gebracht haben.

## Auguſt Velhagen †.

Im Auguſt 1885 zog die damalige Redaktion des Daheim von Leipzig nach Bielefeld, um auf der Geburtsſtätte des Blattes das Jubelfeſt ſeiner Begründer und Verleger mitzufeiern. Es war ein ſeltenes Feſt. Ein halbes Jahrhundert hatte die Häupter des Verlagshauſes Velhagen & Klaſing, Auguſt Velhagen und Auguſt Klaſing, beide echte Söhne der roten Erde vom alten Schlage, trotz mancher individuellen Ecken und Unterſchiede einmütig zuſammen geſtanden und zuſammen gearbeitet. Aus geringen Anfängen hatten ſie unter mancherlei ungünſtigen Umſtänden mit zäher Ausdauer langſam und bedächtig einen Bau errichtet, unter deſſen weitſchattendem Dache ſie nun im rüſtigſten Greiſenalter ihre Mitarbeiter, Geſchäftsfreunde und Mitbürger, wie auch viele ihrer Autoren, willkommen hießen.



Auguſt Velhagen †.

Sechs Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Im Auguſt 1891 blickten die beiden Greiſe auf ſechsundfünfzig Jahre gemeinſamen Strebens und gemeinſamer Erfolge zurück. Den fernweilenden Freunden ſchien es, als ob ſie auch den Abſchluß des ſechſten Jahrzehntes noch gemeinſam erleben könnten. Schon nahte der, für beide nahe aneinander grenzende zweiundachtzigſte Geburtstag, da wurde der vieljährige Bund durch den Tod des älteren der Genoſſen und Freunde zerriſſen. Am 22. Sept. ſchlummerte Auguſt Velhagen nach ein paar ſchweren Wochen ſanft in die Ewigkeit hinüber.

Ein Wort der Erinnerung gebührt dem Heimgegangenen auch in den Spalten des Daheim, dem er von Anfang an ein klug mitberatender Freund geweſen und dem er mit geſchäftlicher Treue und Umſicht gedient, ſolange er es vermochte.

Auguſt Velhagen, am 4. Oktober 1809 geboren, war der Sohn des Stift-Amtmanns von Quernheim, der einer in dem nahen Bielefeld alteingeſeſſenen Familie der Grafſchaft Ravensberg entſtammte. Seine Schulbildung empfing er auf dem Bielefelder Gymnaſium. Nachdem er darauf ſein Militärjahr abgedient, trat er 1829 als Lehrling in die angeſehene Buchhandlung von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., wo er drei Jahre verweilte und eine tüchtige Vorbildung für den von ihm erwählten Lebensberuf erhielt. Nach Bielefeld zurückgekehrt, bewarb er ſich um die Konzeſſion zu einem ſelbſtändigen Buchgeſchäft und eröffnete ein ſolches 1833 unter der Firma: Auguſt Velhagen. Zwei Jahre darauf veranlaßte er einen ehemaligen Mitſchüler und Jugendfreund, Auguſt Klaſing als Teilhaber in ſein Geſchäft einzutreten. So entſtand am 12. Auguſt 1835 die Firma Velhagen & Klaſing in Bielefeld.

Wie die beiden jungen Männer mutigen Herzens über den Kleinhandel hinaus zum Verlagsbetrieb ſtrebten, wie ihr keckes Wagnis über Erwarten gelang, wie ſie eine Buchdruckerei zum Drucke ihrer Verlagswerke errichteten, wie ſie ein eigenes großes Haus ankauften und ausbauten, wie mit dem Daheim unter dem Namen „Daheimexpedition“ ein Zweiggeſchäft in Leipzig eröffnet wurde und die geographiſche Anſtalt ebendaſelbſt entſtand, iſt den Daheimleſern bekannt (vgl. XXI. Jahrgang S. 776). Die erſten Jahrzehnte waren „beſchwerde-, kampfes- und entſagungsreiche,“ und im ganzen ſo wenig ertragsfähig, daß die Erlangung einer Hauptagentur der Feuerverſicherungsgeſellſchaft Colonia im Jahre 1840, der ſich ſpäter noch zwei andere beigeſellten, den Freunden um ſo erwünſchter war, als ſie beide ſich kurz zuvor verheiratet hatten. „Zugleich führte ſich mit dieſen Hauptagenturen,“ heißt es im Vorwort zu dem Verlagskatalog von 1867, „eine gewiſſe Arbeitsteilung zwiſchen den beiden Aſſociés ein, indem der eine die Agenturgeſchäfte, der andere die buchhändleriſchen in ſpezielle Führung nahm, nicht aber ohne daß alle wichtigeren Vorfälle und Unternehmungen in beiden Hauptgebieten nach wie vor der gemeinſamen Erwägung und Beſchlußfaſſung unterzogen wären.“ Und ausdrücklich bezeugt auch jetzt der überlebende Genoſſe in einem Nachrufe, daß „dieſe Arbeitsteilung die Teilnahme ſeines Freundes am Buchhandel keineswegs verminderte, noch weniger ſeine volle Beteiligung an dem Aufbau des von ihm mitbegründeten Geſchäftes, woran er vielmehr redlich und mit allen Kräften mitgearbeitet hat.“

Ebenſo glücklich, wie ſeine geſchäftlichen Verhältniſſe entwickelte ſich auch Auguſt Velhagens Familienleben. Im Jahre 1838 vermählte er ſich mit Minna Ahlborn, einer Paſtorentochter aus dem benachbarten Jöllenbeck, mit welcher er im Oktober 1888 im Kreiſe ſeiner Kinder, Enkel und Urenkel die Feier der goldenen Hochzeit begehen durfte und die bis an ſein Lebensende ihm erhalten blieb. Vor drei Jahren wurde er in Wildbad von einem leichten Schlaganfall betroffen, der ſeine bis dahin rüſtige Geſundheit erſchütterte und ihn nötigte, ſeine gewohnte regelmäßige Thätigkeit mehr und mehr einzuſtellen. Sein Sohn Wilhelm Velhagen gehört bereits ſeit einer Reihe von Jahren gleichfalls zu den Chefs der Firma Velhagen & Klaſing.

Robert Koenig.

## Im Nebel.

Novelle von Hans Nagell von Brawe.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Nein, ich täuſche mich nicht, auch jetzt nicht! Aus der heiteren Maske blicken traurige Augen. — Nein, ſo laſſe ich dich nicht gehen, du ſollſt mir zuvor ſagen, was dich quält.“ Die kleine Hand drückte den Aufſtehenden auf den Seſſel zurück.

Er ſah hinauf zu ihr und verſuchte nicht mehr, den ſchmerzvollen Ausdruck ſeiner Züge zu verbergen. Als wolle er den Seelenfrieden aus ihren blauen Augen herausleſen, ſo vertiefte ſich ſein Blick.

Den Frieden aber mußte er wohl nicht dort gefunden haben, denn jetzt rannen ihm die heißen Tropfen hinab in den dunkeln Bart.

„Es geht nicht, Tantchen, ich kann's dir nicht ſagen,“ kam es dann ganz leiſe über ſeine Lippen, „ich kann, ich — darf nicht!“

„Henry, haſt du kein Vertrauen?“

Auch das klang zitternd.

Er ergriff ihre Hand und preßte ſie in heftiger Erregung an den Mund. Seine dunkeln Augen leuchteten plötzlich in feurigem Glanze auf.

„Gut denn, du ſollſt es wiſſen. Es ſei mein letztes Wort! Gabriele — ich —“

Gewaltſam brach er den Satz ab. Seine Bruſt arbeitete mächtig. Er ſchlug ſich vor die Stirn, und wie verzweifelnd ächzte er: „Nein! Du ſollſt nicht mit mir leiden, und wenn ich darüber zu Grunde ginge.“

Er ſprang auf und ſtürzte hinaus.

Gabriele ſah ihm ſprachlos nach. Dann preßte ſie die Hände vor das Geſicht.

„O mein Gott — was war das? Was wird nun werden?“

* * *

„Du biſt allein, mein Kind? Schon fertig mit dem Geſange?“ rief der Freiherr, noch im Pelz, in die halbgeöffnete Thür. Dann trat er haſtig auf Gabriele zu. „Mein Gott, was iſt dir? Du biſt blaß und angegriffen! Komm, machen wir noch einen Gang durch den Park, das Stubenhocken iſt dir nicht dienlich, mein Herz.“

Während ſie langſam und ſchweigſam nebeneinander dahinſchritten, beobachtete der Baron ſorgenvoll den Geſichtsausdruck der jungen Frau.

„Haſt du mir nichts zu ſagen?“ fragte er liebevoll, „willſt du mir nicht mitteilen, was dich bedrückt?“

„Ach, Bodo, ich weiß es ſelbſt nicht! Mir iſt, als ob ein dichter Nebel um mich läge, als ob ich den Weg verloren habe und nun vergebens umher taſtete, dahin zu finden, wo Licht iſt!“

„Lehne dich an mich, mein Kind, ich werde dich den rechten Weg führen — den Weg zu deinem Glücke — und wenn ich dich über Felſen und Dornen tragen müßte unter Schmerzen und Leiden!“

Sie hatte ihn wohl nicht verſtanden, ſo fragend ſah ſie zu ihm hinauf, und durch ſeine Seele klang es qualvoll:

„Könnt' ich ihr Maienſonne, könnt' ich ihr Frühlingswärme geben!“

### IV.

Noch am Abende desſelben Tages bat Henry den Onkel, ihn in der Frühe zur Station fahren zu laſſen. „Eine dringende Angelegenheit ruft mich auf einige Tage nach Berlin,“ erklärte er.

„Du ſagſt mir das mit ſo ernſtem Ausdrucke, daß ich fürchten muß, die Veranlaſſung zu deiner Reiſe ſei unangenehmer Natur!“

„Lieber Onkel, ich kann dir wirklich nicht —“

„Iſt auch nicht nötig. Männer von deinem Charakter wiſſen allein, was ſie zu thun haben, und bedürfen ſelten fremder Hilfe, um das Rechte zu erkennen.“

„Dennoch, Onkel, ſollſt du mein volles Vertrauen haben, ſobald — nur jetzt kann ich dir noch nicht mitteilen, was mir ſelbſt —“

„Laß gut ſein, mein Junge, laß gut ſein! — Weiß die Tante von deiner Reiſe?“

„Nein, ich hoffe, ihr morgen früh noch Lebewohl ſagen zu dürfen.“

Sie trennten ſich. Gabriele hatte bereits früher ihr Schlafzimmer aufgeſucht, und als ihr jetzt der Gatte von Henrys Abſichten erzählte, barg ſie das Geſicht an ſeiner Bruſt.

„Was iſt dir, mein Herz?“ ſagte er freundlich, ſie feſt an ſich ziehend.

„Ach, Bodo,“ rief ſie in großer Erregung, „Bodo, er war ſo ſonderbar, ſo traurig in den letzten Tagen und —“

„Nun?“

„Heute Nachmittag, da — wenn er Kummer hätte, wenn er ſich ein Leides anthäte — es wäre entſetzlich!“

Wie ein Angſtſchrei erklangen die letzten Worte.

Mitleidig betrachtete ſie der Mann.

„Das iſt nicht wahrſcheinlich,“ antwortete er dann ruhig.

* * *

Schon in der Frühe des folgenden Morgens trat Henry ſeine Reiſe an. Faſt noch trauriger ſah er aus, wie am Tage zuvor. Mühſam drängte er die Thränen bei ſeinen Dankesworten an den Onkel zurück, und als er zum Abſchied der Tante Hand küßte, da brach auch dieſe in Thränen aus, und ſie barg den Kopf an ihres Mannes Bruſt.

„Verzeihe,“ ſagte ſie dann, „verzeihe meine Erregung, aber ich habe das beſtimmte Gefühl, Henry kommt nicht zurück, niemals!“

„Auch ich werde ihn entbehren, Gabriele, aber einmal mußte ja doch eine Trennung eintreten. Was ihn auch von uns treiben mag, ich halte ihn für einen ehrenhaften Charakter, für einen echten Broock, und als ſolchen wollen wir beide ihn lieb behalten!“

„Das wollen wir,“ rief Gabriele, und lächelte durch die Thränen zu ihm empor. —

Acht Tage waren ſeitdem vergangen, als der Poſtbote einen Brief mit dem Stempel „Hamburg“ brachte. Baron Broock und Gabriele waren eben beim erſten Frühſtück.

„Von Henry aus Hamburg?“ ſagte jener laut, während er den Umſchlag öffnete, „das iſt ja ſonderbar!“ Dann begann er den Brief zu durchfliegen, und immer tiefer wurden die Falten auf ſeiner Stirn, immer ernſter ſeine Mienen. Wieder und wieder las er die Zeilen; als er aber endlich das Blatt zuſammenlegte, hatte ſein Geſicht den alten freundlichen Ausdruck wieder angenommen.

Gabriele beobachtete ihn mit geſpannter, faſt ängſtlicher Aufmerkſamkeit. Als er jetzt mit halber Stimme hervorſtieß: „Er iſt ein braver, ehrenhafter Menſch — ein echter Broock,“ da hielt es ſie nicht länger. Sich neben ſeinen Stuhl auf eine Fußbank ſetzend, wie ſie das ſo oft gethan, rief ſie faſt flehend aus: „O, Bodo, lieber Bodo, ſag, was iſt mit ihm, kommt er zurück? Iſt er krank?“

Sie bemerkte nicht, daß ſich Baron Broock in die Lippen biß, ehe er ſagte: „Er iſt geſund, mein Schatz, aber eine Geſchäftsſache ruft ihn nach drüben — eine eilige Geſchäftsſache!“

Ungläubig hörte Gabriele die Worte ihres Mannes. Der Freiherr verſtand ſich ſo ſchlecht auf das Lügen.

„Ich wußte, daß ich ihn nicht wiederſehen würde,“ ſprach ſie leiſe und verließ den Salon. Traurig ſah er der ſchlanken Geſtalt nach.

„Armes Kind, wie ſoll ich dir das Jugendglück, den Liebesmai erſetzen, der an dir vorüberzog, ohne daß er ſich dir erſchloß…“

Er nahm nochmals den Brief des Neffen hervor und las Wort für Wort:

„Mein teurer Onkel!

Ich habe Gott gebeten, mir den Weg zu zeigen, den ich zu gehen hatte, als ich an meiner eigenen Rechtſchaffenheit zweifelhaft wurde. Ihm danke ich es, wenn ich heute Dir, lieber Onkel, mit offenem Blicke entgegentreten kann, wenn ich mein Gewiſſen nicht mit ſchwerem Undanke belaſtete. Ich glaube recht zu handeln, wenn ich rückhaltlos ausſpreche, was mir mein Herz zu ſagen vorſchreibt: Es iſt die unbeſchreibliche Liebe zu Gabriele, vor der ich entfloh! Ich weiß es wohl: mit dieſem Worte, Onkel, iſt mir der Rückweg zu dir auf alle Zeit abgeſchnitten. Die edelſte, beſte Frau weiß nichts von dem, was mein Herz litt. Noch kam kein Wort über meine Lippen, welches mich zum Verbrecher an ihr und an Dir gemacht hätte. Aber wie ein Unrecht erſchien mir jede Stunde, die ich noch unter Deinem Dache verlebte, ſeit ich mir bewußt war, daß die Liebe auch ernſtdenkende, ſtarke Männer überwinden kann. Ich weiß, daß das Gefühl, welches mich zu Gabriele hinzieht, ebenſo rein, wie hoffnungslos iſt. Kein Menſch ſoll je darum wiſſen, am wenigſten Gabriele ſelbſt. Ich werde meine Liebe bekämpfen — fern von ihr und fern von Dir, Du treuer, lieber Onkel. Dein großes, edles Herz wird mich verſtehen, das weiß ich, und darum öffne ich Dir das meine — Dir allein. Ich bitte Dich, Gabriele einen geeigneten Grund für meine Abreiſe zu nennen — ihr, die wohl nicht einmal verſtehen würde, was mein Herz ſo namenlos zermartert. Wenn Du kannſt, Onkel, ſo behalte mich lieb. Dankbar bis zum Ende

Henry Rolwes.“

Nachdenkend betrachtete der Baron noch lange das Papier. „Ein Ehrenmann,“ murmelte er dann. Die Hand mit dem Briefe ſank nieder, tiefer furchte ſich ſeine Stirn. „Und ich?“ ſtöhnte er dann, „ſoll ich ſie erfrieren laſſen, die Frühlingsblume?“

## V.

Der Winter verlief ſtill, wie das vorauszuſehen war. Wohl machte Baron Broock ſeiner Frau den Vorſchlag, einen längeren Aufenthalt in Berlin zu nehmen oder eine Reiſe in den Süden zu machen, aber Gabriele bat dringend, in Altenkamp bleiben zu dürfen. Ihre Reiſeluſt war geſchwunden.

„Ich fühle mich beengt und unglücklich unter fremden Menſchen,“ ſagte ſie, „und bleibe am liebſten allein — mit dir.“

Mit ihm und für ihn lebte ſie denn auch allein. Was ſie dem Gemahl an den Augen ableſen konnte, das that ſie.

Den erfahrenen Mann konnte aber die ſcheinbare Heiterkeit, die ſie dabei zur Schau trug, nicht täuſchen. Es entging ihm nicht, daß über das kindliche Weſen Gabrielens, über ihr von Natur ſo freudiges Temperament, ja ſelbſt über ihr Äußeres jenes unklare Element gebreitet blieb, welches ſie einſt ſelbſt „Nebel“ nannte.

Sorgenvoll ruhten Broocks Blicke oft auf der jungen Frau, wenn ſie, wie ſelbſtvergeſſen, ſprachlos, in träumeriſcher Schwermut daſaß.

Mit grenzenloſer Hingabe ließ er kein Mittel unverſucht, ſie aufzumuntern. Keiner ihrer Wünſche blieb unerfüllt, und mit innigen Worten gab auch ſie täglich von neuem ihrem Danke Ausdruck. Und dennoch konnte ſie aufſchrecken bei ſeiner Anrede, und aus dem Lachen, das ſie dann für ihn hatte, klang eine Beimiſchung von Verzweiflung, von tiefem Seelenſchmerz, es klang wie eine Diſſonanz.

„O, Bodo, ich ſehe, wie du dich um mich ſorgſt, du treuer, du guter Mann! Ich will gewiß wieder ſein wie ſonſt, nur laß mir Zeit, mich zu erholen, ich fühle mich krank, ohne doch krank zu ſein, weiß auch nicht, warum ich leide, und dennoch ſchmerzt es überall.“ Sie legte dann den Kopf an ſeine Bruſt und ſuchte dort Frieden — Frieden mit ſich ſelbſt.

In tiefem Weh mußte Baron von Broock erkennen, daß mit ihrem Seelenfrieden auch die körperlichen Kräfte abnahmen. Nur ſelten noch nahm Gabriele, wie ſonſt, an ſeinen Ausflügen durch Feld und Wald teil und ſelbſt bei den abendlichen Vorleſungen und Beſprechungen, die ehedem ihre ganze Freude ausmachten, blieb ſie oft teilnahmlos.

Faſt täglich kam jetzt der alte bewährte Hausarzt — zufällig, im Vorübergehen, ſagte er, nur um guten Tag zu wünſchen. Gabriele verſicherte ihm ſtets, ſie ſei nur etwas angegriffen, und der Arzt lächelte wohl. Wenn er aber mit dem Baron allein war, dann ſchüttelte er bedenklich den Kopf.

„Ich ſinne vergebens über eine Diagnoſe,“ ſagte er eines Tages. „Alle Organe ſind geſund, auch die üblichen Nerven ſind hier nicht im Spiele, und doch ſchwinden die Kräfte zuſehends. Ich halte die Sache für bedenklich. Sie wiſſen, lieber Baron, ich bin kein Pſychologe von Fach, aber ſuchen Sie doch ſelbſt einmal nach einem ſeeliſchen Momente als Urſache für dies mir unerklärliche Hinwelken in ſo rapider Form!“

Baron Broock hörte aus dem Munde des Arztes nur beſtätigen, was er längſt ſelbſt ſchmerzvoll empfunden.

Und die ſeeliſche Urſache? Nur zu deutlich trat ſie vor des Freiherrn geiſtiges Auge, geſtaltete ſich ihm mehr und mehr zur Gewißheit.

Es konnte ihm nicht entgehen, wie ſich Gabrieles ganzes Weſen fieberhaft belebte, wenn Briefe von ſeinem Bruder aus Amerika eintrafen, wie ſich ihre Wangen färbten, wenn Henrys Name genannt wurde, wie ihre Augen überirdiſch glänzten, wenn ſie mit matter Stimme die Lieder ſang, die er ſie einſt gelehrt. Aber war es denn eine Lüge, wenn ſie dann wieder die Arme um des alternden Gatten Nacken in faſt ſtürmiſcher Zärtlichkeit legte — um freilich in der nächſten Minute zurückzufallen in teilnahmloſe Apathie?

Gabriele gehörte zu denjenigen Frauen, deren unberührte reine Seelen ſich bis zum Sterben gegen den Gedanken ſträuben, auch ſie könnten von den Stürmen berührt werden, denen keine Macht der Welt widerſtehen kann, wenn ſie daherbrauſen. Auch über ihre Selbſtkenntnis hatte ſich jener unheimliche Nebel gelegt, den unerfahrene Augen oft erſt durchdringen, wenn es zu ſpät iſt.

## VI.

Der Herbſt war eingezogen in das Land — ein kalter, trüber Herbſt. Wieder flackerte das Kaminfeuer in dem Waldhäuschen, und wieder ſaß Baron Broock dort oben, wohin er faſt täglich ſeine Schritte lenkte. Lange ſchon genügten Gabrielens Kräfte nicht mehr, ihn zu begleiten!

Er hatte den ergrauenden Kopf in die Hand geſtützt und ſah, wie die Flammen die Holzſcheite verzehrten, wie dann nur die Kohlen noch glühten und langſam — die letzten Funken, einer nach dem anderen — hinſtarben.

Plötzlich ſprang er auf. Wie ein Siegesruf klang es durch ſeine Seele: „Noch iſt es Zeit, noch ſind die Funken nicht erloſchen! Hier an dieſer Stelle habe ich ſchon einmal ihr Glück gewollt. Mein Hoffen trog. Die Geſetze der Natur laſſen ſich nicht verhöhnen, und das Glück, das ich erträumt, wurde zu einem Zerrbilde. Ich nahm der Roſe den Maientau, den Sonnenſchein. Hier will ich mir heute geloben, ſie nicht verdorren zu laſſen, meine welkende Frühlingsblüte! Gott wird mir Kraft geben zum Siege über mich, wird mir helfen, gut zu machen, was ich alter Mann unbewußt und ungewollt an dem Kinde frevelte!“

Broock nahm den Hut und ſtieg die Anhöhe hinab. So aufgerichtet, ſo friſch und zufrieden hatte man den Baron ſchon lange nicht mehr geſehen. „Sieg, Sieg,“ das Wort leuchtete ihm vor, wie in Flammenſchrift.

Während der nächſten Tage unternahm er Ausflüge in die Provinzialhauptſtadt, Geſchäftsausflüge, wie er ſagte, brachte dann auch einmal einen großen Herrn mit, einen Freund, der ſich viel und eingehend mit der Baronin unterhielt.

Als dann der Herr mit ihm allein war, drückte er dem Freiherrn die Hand und machte ein ſehr ernſtes Geſicht: „Sie haben zur rechten Diagnoſe auch die rechte Arznei gefunden!“ ſagte er beſtimmt. „Ich habe Ihrem Vorſchlage als Arzt kaum noch einen Rat hinzuzufügen. Die Reiſe kann keinenfalls körperlich nachteilige Folgen haben. Als Menſch und Freund aber kann ich Sie nur bewundern und Ihnen die Kraft zur Durchführung Ihres ſelbſtloſen Planes wünſchen.“

Eine Stunde ſpäter trat Baron Broock in den Salon ſeiner Frau.

„Du biſt heiterer, lieber Bodo, wie ich das ſeit langem bei dir gewohnt bin,“ empfing ſie ihn in ihrer milden freundlichen Weiſe, „wie mich das freut.“

„Meine Ella, auch du ſollſt wieder froh werden,“ klang es faſt freudig, „rate, was ich mit dir vorhabe!“

„Mit mir? Bodo, ich bin zu nichts mehr recht brauchbar, ich —“

„Du ſollſt eben wieder brauchbar werden. Luftveränderung, Abwechſelung verlangt der Arzt für dich, und — biſt du böſe, wenn ich ohne dein Wiſſen alles für eine längere Reiſe vorbereitete?“

„Bodo, laß mich, ich kann —“

„Bitte, zerſtöre mir meine Pläne nicht! Einmal muß der Entſchluß gefaßt werden, hier welkſt du rettungslos hin. Sieh, mein Kind, es iſt eine kleine Seereiſe, die ich vorhabe, ſie wird uns erinnern an die ſchönen Tage des vergangenen Sommers. Mein vorläufiges Ziel iſt England, ich habe bereits um Plätze auf der ‚Cymbria,‘ welche am Sonnabend nach New York abfährt und Southampton anläuft, geſchrieben.“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Wir zieh’n!

Wie hat in meinen Kindertagen
Mich dieſe Kunde doch erfreut.
Froh eilt’ umher ich, anzuſagen
Die herrliche Begebenheit: „Wir zieh’n.“

Drauf ſind die Jahre ſchnell vergangen,
Da ich noch oft gehört dies Wort,
Der Zauber ſchwand, der es umfangen,
Kalt klang’s und hart: „Wir müſſen fort.“

Weh’ dem, der aus des Hauſes Frieden,
Von neuem ſtets ward aufgeſtört;
Kein Plätzchen, ach, iſt ihm beſchieden,
Kein Fleckchen, das ihm ganz gehört!

Verdroſſen rauſcht der Regen nieder,
In neuen Räumen neues Müh’n;
Nur kurze Zeit — dann heißt es wieder —
Ein wenig müder noch: „Wir zieh’n!“

Sophie Trojan.

---

## Aus Kairos Araberſtadt.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Welchen Beſucher des Orients man auch fragen mag: vor allen Herrlichkeiten preiſt er Kairo die Wüſtenſtadt. Und gar ſeltſam, während in der Erinnerung ſo viel des Geſehenen erblaßt und alltäglich flach wird — Kairo bleibt im Gedächtnis und wird — wie die Jugend — immer ſchöner. Das kommt wohl daher, weil ſie der Kindheit gleich, ſo reich an neuen Eindrücken iſt, viel reicher als die meiſten der anderen hochberühmten Orte des Oſtens. Wer Kairo erſt ſah und dann Konſtantinopel, wird ſtets enttäuſcht über die altberühmte Stadt am Bosporus, die im Laufe der Jahrhunderte viel von ihrem Märchenglanze einbüßte. Am Nil dagegen erhielt ſich die orientaliſche Art länger unbeeinflußt von der ſogenannten weſtlichen Kultur, obgleich in den letzten Jahren ausgleichendes europäiſches Weſen unaufhaltſam vordringt, wie der Wüſtenſand, der kaum merklich daherweht und ehe man ſich’s verſieht, einen Streifen grünenden blühenden Feldes verödet.

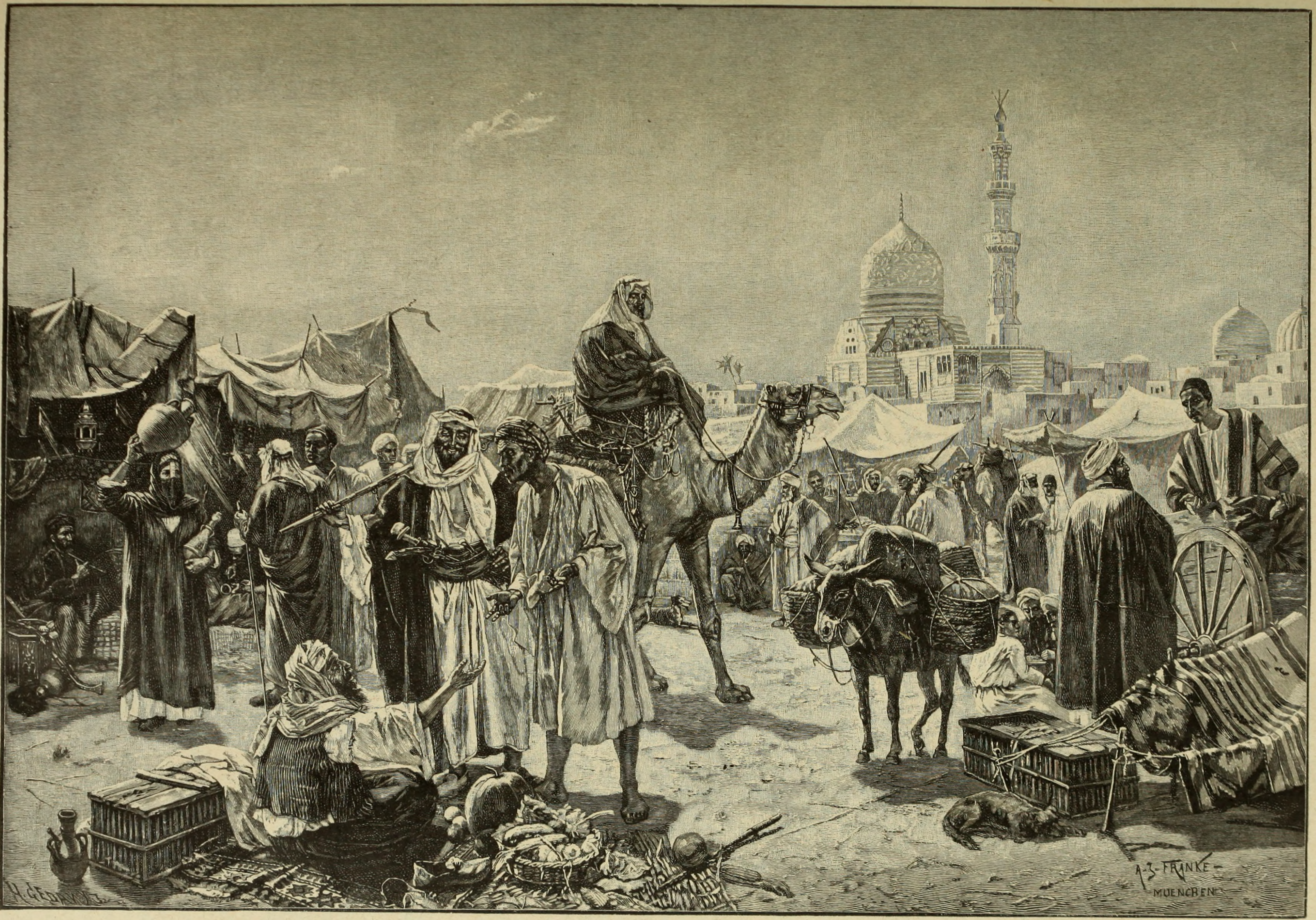
Moderne großſtädiſche Einrichtungen fehlen der Hauptſtadt Ägyptens ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr. Vor kaum einem Menſchenalter ſoll es nur einen Kutſchwagen dort gegeben haben, der das Vorrecht des Vizekönigs war. Die Frauen des vizeköniglichen Harems fuhren, wie früher auch die Frauen des Sultans, in eigentümlich gebauten Ochſenwagen; die übrige Bevölkerung bediente ſich des Reiteſels oder ging zu Fuß. Jetzt iſt alles anders: die vornehme Welt Kairos fährt Korſo in Karoſſen, deren Eleganz in dem allerdings mit Luxusfuhrwerk nicht verwöhnten Berlin Aufſehen erregen würde; Droſchken mit Negerkutſchern gibt es eine Menge, eine Pferdebahn fährt, und Ochſengeſpanne werden zum Spazierfahren nicht mehr gebraucht. Außerdem ſind zwei Bahnhöfe in Kairo, und auf dem heiligen Nil überholen ſchnaubende Dampfſchiffe die ſanftziehenden Barken, die Dahabiyen, die „golden“ genannten.

Das Frankenviertel, die Stadt der Gaſthöfe und der europäiſchen Wohnungen, unterſcheidet ſich immer noch vorteilhaft von anderen modernen, raſch aufgeſchoſſenen Städten dadurch, daß die Bauart, dem Klima und der Lage entſprechend, orientaliſches, oft auch italieniſches Gepräge erhalten hat und in den Vorgärten Palmen, Bananen und allerlei Treibhausgewächſe frei in Pracht ſtehen. Außerdem bringt alles Lebende, das die breiten, von hohen Lebbachakazien beſchatteten Straßen daher zieht, ſoviel Fremdartiges in den neuzeitlichen Stadtteil, daß er dem ungewohnten Auge eine überreiche Fülle des Anziehenden bieten würde, ſelbſt wenn die glatteſte Architekturgeſchmackloſigkeit in den Häuſerbauten monumental geworden wäre. Und doch ſind die in dem Frankenviertel ſich dem Beobachter darbietenden „lebenden Bilder der Straße“ nur matte Abzweigungen des eigentlichen Volkslebens, das man heute ſchon aufſuchen muß, während es früher unberührt und ungeſtört die ganze Stadt erfüllte. Das war damals, als der Fremde nur eben geduldet ward, als der Ungläubige die Moſcheen nicht betreten durfte, die jetzt als Sehenswürdigkeiten behandelt werden, als es weder einen jährlich auf Ägypten losſtürzenden Fremdenſtrom gab, noch internationale Verwaltung der Landesſchulden und engliſche Schutzherrſchaft.

Wie in Großſtädten überhaupt, ſo hat auch das Volksleben in Kairo, je nach den Stadtteilen, ein ausgeſprochen anderes Geſicht. In den ärmeren Gegenden, in der Nähe großer Moſcheen, in den verſchiedenen Bazaren, an den Ufern des Fluſſes: überall bildet ſich für die Gegend eine eigene Art des öffentlichen Lebens, die auch der Fremde bald unterſcheiden lernt.

In dem Frankenviertel bemerkt man faſt keinen Straßenhandel, auch fehlt es an Handwerkern, die im Freien arbeiten. In der Muski dagegen, der leider in ihrem Anfange ſtark vereuropäerten Straße, nimmt das Geſchäft, je mehr man ſich den rechts und links abzweigenden Bazaren nähert, eine geradezu beängſtigende Lebhaftigkeit an. Auf und ab drängt das Volk, Eſelreiter, Fuhrwerke bahnen ſich Wege durch die Menſchenmenge und zwar ohne daß Unheil geſchieht. Wenn man ſieht, wie bei uns anläßlich dichteren Verkehrs Schutzleute ſich abmühen, freie Bahn zu ſchaffen und im Übereifer oft künſtliche Verkehrsſtockungen erzielen, nimmt es wunder, daß jene „Wilden“ faſt gar keiner Polizeileitung bedürfen. Das kommt daher, weil die Orientalen höflich ſind, einer dem anderen Platz gönnt und Platz macht. Den Equipagen vorauf eilen die Sais, koſtbar gekleidete, barbeinige Läufer und rufen laut ihr „Uah, uah,“ aus dem Italieniſchen guarda, „hab’ Acht“ verderbt, der Eſeltreiber ruft „riglack,“ d. h. „dein Fuß,“ was bedeutet: „mein Eſel wird gleich deinen Fuß treten, weiche zur Seite.“ Wer es nicht geſehen hat, glaubt nicht, daß in ſolchem Gedränge, Gejohle und Getobe Leute umhergehen, die — Auktionen abhalten. Den zu verſteigernden Gegenſtand anpreiſend, fordern ſie zum Bieten auf, und aus allem Straßenlärm heraus hören ſie das leiſeſte Angebot.

Eines Mannes erinnere ich mich, der täglich in der Muski ſtand, wo das ſchmale zum Nilhotel führende Gäßchen ausmündet, und mit einer Klingel unbarmherzig läutete, bis er für ſeine Anſprache Zuhörerſchaft gefunden. Mein Dolmetſcher erklärte auf das Befragen, was dieſer lange Schlafrockneger dort mitzuteilen habe: er empfehle ein Geſchäft, welches Kleider ſo billig verkaufe, daß man glauben müſſe, die Ware ſei fertig geſtohlen, da man anderwärts allein für das Nähen mehr bezahle. Nun verſtand ich auch die fröh-


A.J. FRANKE
MUENCHEN

Markt in Kairo. Nach dem Gemälde von A. J. Franke.

lichen Geſichter der Vorübergehenden, die es ihrerſeits an ſcherzhaften Entgegnungen nicht fehlen ließen.

Noch „echter“ werden aber die orientaliſchen Bilder, wenn man die Stadt verläßt und ſich hinaus in die noch jetzt ziemlich unberührte Araberſtadt begibt — nach Alt-Kairo. Hier wird täglich Markt abgehalten; nach alter Weiſe bilden raſch aufgerichtete Zelte die Kaufſtätten oder ein Teppich oder eine Matte dient zur „Gründung“ des Geſchäfts. Oft muß der ſchwarze Boden ohne alle Einrichtung genügen.

Unſere Abbildung läßt zunächſt erkennen, daß weder ein Europäer, noch ein europäiſches Kleidungsſtück den reinen Orient verfälſcht. Man macht ſich keinen Begriff davon, welche Mengen alter Kleider weſtlicher Herkunft im Orient meiſt in gar komiſcher Zuſammenſtellung mit der farbigen maleriſchen Landestracht aufgetragen werden. Auch der gelblederne Schuh weicht dem europäiſchen Zugſtiefel mit Gummieinſatz. Auf unſerem Bilde jedoch liegen vorn auf dem Teppich des Gemüſehändlers neben Melonen und Kürbis zwei unverfälſchte Futterale für die nackten Füße. Der kaufende Ägypter in ſeinem blauen Baumwollenhemde geht, wie viele ſeinesgleichen, ohne Schuhe, während der neben ihm ſtehende Beduine mit allem wohl ausgerüſtet iſt. In ſeiner Leibbinde die Waffen, die lange Flinte, das goldgeſtickte Kopftuch und der ſchwarze Kaftan über dem weißen Wollengewande laſſen einen wohlhabenden Sohn der Wüſte erkennen. Jetzt bringt die Wüſte viel ein: die bei den Pyramiden hauſenden Beduinen ernten reichlich Trinkgeld von den Fremden. Es wird geſagt, der Beduinen-Schach von Gizeh habe eine halbe Million Frank im Laufe der Jahre „geſammelt.“

Links von den Beduinen ſchreitet eine Frau daher. Ihr Antlitz iſt halb von einem ſchwarzen Schleier verdeckt, dem ein vor der Naſe herabhängendes Metallrohr zur Befeſtigung dient. Der Anzug iſt meiſt dunkelblau, kleingemuſtert, das Unterzeug, wenn ſolches vorhanden, weiß. Nägel und die innere Handfläche ſind mit den Blättern der Hennapflanze rotbraun gefärbt, die Wangen häufig mit blauen Sternchen tättowiert. Die Augen, ſowohl die Wimpern wie die Brauen ſind mit jener eigentümlichen Farbe ſchwarz gemacht, die jetzt überall Kochl heißt, bei den Alten aber Stimmi hieß. Man darf mit großer Gewißheit annehmen, daß Abraham von dieſer Augenſchwärze (Antimon) zum Geſchenk mitnahm, als er mit Sarah nach Ägypten zog; den gleichen Stoff nahm Iſabel zum Schminken der Augen, um ſchön zu erſcheinen. Es heißt, die Antimonſchminke ſei dem Auge geſund; jedenfalls läßt ſie es groß und glänzend erſcheinen.

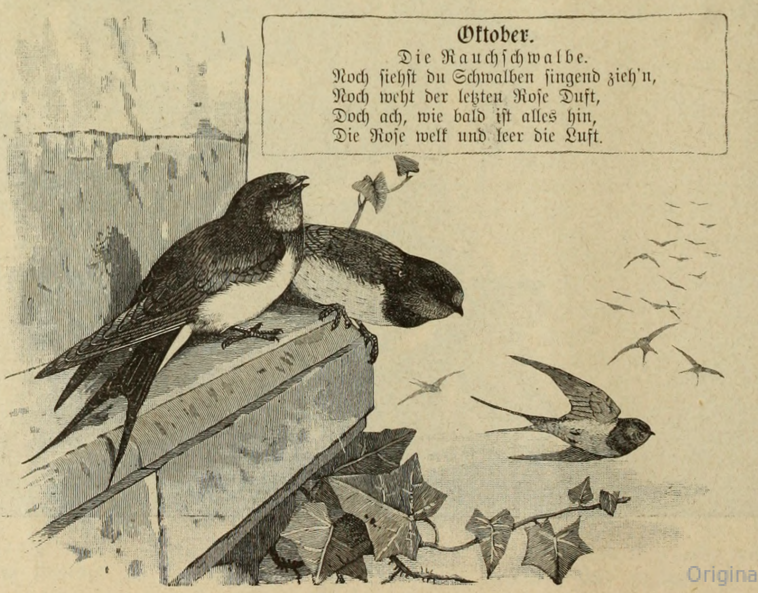
Die reichgekleideten Schönen des Harems kommen dem Fremden nicht zu Geſicht, und ſelbſt wenn ſie den durchſichtigen weißen türkiſchen Schleier bei ihren Spazierfahrten tragen, gewahrt man vom Antlitz wenig. Die Frauen aus dem Volke, die Waſſer herbeiſchleppen, die Hausarbeit thun, auf dem Lande das Korn zwiſchen Steinen zu Brotmehl zerreiben, ſind, ſelbſt wenn ſie das Geſicht nicht verhüllen, ſelten ſo hübſch, daß man ſie unverſchleiert wünſchte. Sie werden ſehr jung verheiratet und unglaublich früh alt und — häßlich. Dagegen ſind die noch nicht ſchleierpflichtigen kleinen Mädchen oft von anmutiger Schönheit, braun in allen Abſtufungen und zierlichem Bau der Glieder, fröhlich und zuthunlich. Die Mütter bekleiden ihre Kinder, ſowohl Mädchen wie Knaben möglichſt ärmlich, um den Neid nicht zu erwecken, der ſonſt den „böſen Blick“ auf das Kind richtet und ſchädigt. Man kauft auf dem Markte Alaun, Schwefel, Bolus und allerlei Kräuterwerk, das gut gegen Zauber und magiſche Bosheit iſt.

Was überhaupt in den Marktſtraßen Alt-Kairos gehandelt wird, überſteigt alle Begriffe. Schon die Bude des Antiquitätenhändlers in der linken Ecke des Bildes würde beim Durchſuchen die wunderſamſten Dinge ans Licht fördern. Die Wertſachen, Gold- und Silberarbeiten hegt der Händler in einem Täſchchen oder in ein Tuch eingewickelt, ſicher am eigenen Körper; er zeigt ſie nur dem danach Fragenden. Vielleicht ſind Ringe darunter, die vor Tauſenden von Jahren ein ägyptiſcher Großer trug, Edelſteine, darin heilige Schrift gegraben, Scarabäen aus den Gräbern der Pharaonen. Oft kommt ein großer blauer Hemdenmatz daher — ſeine einzige Kleidung iſt ein blaues Kattunhemd — der dem Fremden eine Mumienhand anbietet oder eine Oſirisfigur oder was ſonſt aus dem Schutt der Gräber hervorgeſcharrt ward. Wir ſind in Kairo ja in der Nähe der Pyramiden und des meilenlangen Totenfeldes, das ſich am Rande der Wüſte bis nach Oberägypten hinzieht. Eine halbſtündige Bahnfahrt bringt uns nach der Stätte, wo einſt das alte Memphis lag. Aus den Steinen der Tempel zu Memphis wurden in Kairo Häuſer gebaut. Das heutige laute Leben in der Nähe des ausgeſtorbenen Ägyptens bildet einen der merkwürdigſten Gegenſätze, die vielleicht vorhanden ſind.

Die Mitte des Bildes zeigt auf dem häßlichſten aber brauchbarſten Tiere der Schöpfung einen würdevollen Beduinen; im Hintergrunde ſchreiten Beturbante daher, ſowie Ägypter mit dem roten Fez, der modern türkiſchen Kopfbedeckung. Sie muſtern die ausgeſtellten Waren; etwas Handelsgeiſt beſitzt jeder Orientale. Der Laſteſel und die Hunde, jene herrenloſen Geſchöpfe, die der Zufall ernährt, vervollſtändigen den Geſamteindruck des orientaliſchen Marktlebens.

Im Hintergrunde erheben ſich Moſcheen und Grabkuppeln, Baudenkmale herrlicher altarabiſcher Kunſt, jetzt dem Verfall anheimgegeben, denn der Moslim ſagt, wenn Allah wollte, daß ſie blieben, würden die Mauern nicht zerbröckeln. So konſervativ der Orient auch in vielen Dingen iſt, erhaltenden Sinn beſitzt er nicht.

Über das Leben und Treiben des Marktes mit den Menſchen in ihren phantaſtiſchen Trachten, mit den Früchten, Waren aller Art ergießt ſich die goldige Lichtflut der ſüdlichen Sonne; ſie iſt es, welche das Auge trunken macht und überall Schönheit hervorlockt, ſelbſt aus dem Dürftigſten. Auch die Armut iſt dort nicht traurig und mißtönig, man möchte meinen, die Sonne, welche ſelbſt Verblichenes farbig belebt, gäbe auch den Darbenden ein Almoſen der Freude, wie der fromme Moslim ſeinen Nebenmenſchen unverdroſſen milde Gaben reicht. Wie glücklich iſt, wer in Kairo weilt.



**Oktober.**

Die Rauchſchwalbe.

Noch ſiehſt du Schwalben ſingend zieh'n,
Noch weht der letzten Roſe Duft,
Doch ach, wie bald iſt alles hin,
Die Roſe welk und leer die Luft.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Das Stück von Rotterdam, der alten Handelsſtadt an der Maas, welches unſer Bild ſo ſtimmungsvoll darſtellt, iſt typiſch für die kanalreichen Niederlande. Feuchtſchwere Luft, niedrig ziehendes Gewölk, gegen welches ein paar dunkle, weitausgreifende Windmühlenflügel ſilhouettenhaft abſtechen, gerade Baumreihen und rote Häuſerzeilen längs der ſchnurgeraden Kanallinie — ohne in Holland geweſen zu ſein, kennt jeder das eigentümliche Gepräge einer ſolchen Stadtanſicht aus den Werken niederländiſcher Meiſter genau. Unſer Bild ſteht den beſten derſelben an feiner Stimmung nicht nach.

## Elektriſche Bahnen und Taſchenuhren.

Allen Elektrotechnikern iſt die Thatſache bekannt, daß Taſchenuhren in der Nähe großer, im Gang befindlicher Dynamomaſchinen in Unordnung geraten. Die Stahlteile der Uhr werden nämlich durch den Einfluß des elektriſchen Stromes magnetiſch, und die Folge davon iſt, daß die Uhr hiernach bedeutend zu ſpät geht, bis ſie nach den Regeln der Wiſſenſchaft wieder entmagnetiſiert wird. Nun hat man bemerkt, daß ganz dieſelbe Erſcheinung an den Uhren der Fahrgäſte elektriſcher Eiſenbahnen auftritt, wenn die Uhreninhaber nahe bei den Motoren des Wagens ſitzen, welche die zugeführte Elektrizität in Triebkraft umwandeln. Man hätte das im voraus wiſſen können, hat aber wohl nicht daran bei dem Bau elektriſcher Bahnen gedacht. In Budapeſt beobachtete der K. K. Oberſt S. Kalecſinszky wiederholt ſogar das Stehenbleiben ſonſt pünktlich gehender Taſchenuhren in den Wagen der elektriſchen Bahn; auch ſein Stahlſäbel ward durch das öftere Fahren ſo magnetiſch, daß er Zimmerſchlüſſel anzog und tragen konnte. Einem Reiſenden, der zweimal mit der elektriſchen Straßenbahn in Graz fuhr, blieb jedesmal die ſonſt vorzüglich gehende Taſchenuhr ſtehen. Glücklicherweiſe verſtehen die Uhrmacher Taſchenzeitmeſſer zu bauen, welche durch elektriſche Ströme nicht in ihrem Gange geſtört werden, ſo daß nur die Beſitzer altmodiſcher Uhren in der modernen elektriſchen Zeit Gefahr laufen … nicht zu wiſſen, was die Glocke geſchlagen. St.

## Landwirtſchaft.

Auf Veranlaſſung des landwirtſchaftlichen Miniſteriums wird für die Provinz Brandenburg in Wittſtock ein Obſt-Muſtergarten errichtet werden. Das Miniſterium wird dazu 2000 Mark als einmalige und 2000 Mark als jährlich fortlaufende Subvention zahlen. Provinz und Kreis ſollen gleichfalls beiſteuern.

Künſtliche Brutapparate, die übrigens altägyptiſchen Urſprungs ſind, ſpielen in Ägypten noch heute eine bedeutende wirtſchaftliche Rolle. Eine der Anſtalten zum Ausbrüten von Hühnereiern enthält 12 Säle, von welchen jeder 7500 Eier aufnehmen kann, im ganzen alſo 90000 Stück. Drei Monate, März, April, Mai, eignen ſich für den Betrieb, welcher jedesmal drei Wochen in Anſpruch nimmt; in der vierten Woche jedes Monats werden die Küchlein herausgenommen und die Apparate für die neue Brut in Ordnung gebracht. Obige Anſtalt brütet mithin 270 000 Eier aus und züchtet damit 234 000 Küchlein. Der Abgang erklärt ſich damit, daß die Eier meiſt über große Entfernungen herangeſchafft werden müſſen. Das Eingehen von Küchlein iſt außerordentlich gering. Sämtliche Arbeiten: Regelung der Temperatur auf 36° C., Aufſtellen der Eier, 4 bis 5maliges Umdrehen derſelben in 24 Stunden und Aufziehen der Küchlein werden von einem Mann und einem Kinde verſehen.

Ägypten brütet ſo in ſämtlichen Anſtalten jährlich 75 Millionen Eier aus, beſorgt alſo eine Arbeit von ungefähr 1½ Millionen Bruthennen.

## Koloniales.

Die Begründung einer Geſundheitsſtation im Kamerungebirge, eine ältere Forderung aller Kenner unſerer weſtafrikaniſchen Kolonie, ſcheint jetzt der Verwirklichung näher zu kommen. Dr. Preuß glaubt nach einem dreimonatlichen Aufenthalt wenigſtens in dem Ort Bwea an der Oſtſeite des Kamerungebirges den geeigneten Platz für eine derartige Anlage gefunden zu haben. „Das Klima in der trockenen Zeit,“ ſo berichtet er, „iſt für die Europäer ein durchaus günſtiges, das mittlere Minimum beträgt in dem 950 Meter hoch gelegenen Dorf 15,8° C., das mittlere Maximum 25,3° C. Ein Sommer in Deutſchland mit ſeinen Temperaturen würde kaum als beſonders heiß empfunden werden. Für die Europäer in Kamerun wäre, da der jetzt beliebte Erholungsaufenthalt auf den kanariſchen Inſeln ſehr umſtändlich und koſtſpielig iſt, die Begründung der Station von hoher Bedeutung.“

## Völkerkunde.

Auf dem im September in London tagenden Orientaliſtenkongreß intereſſierte beſonders ein Vortrag des Mr. Haldiburton über Zwergraſſen und Zwergkultur. In demſelben wies der Redner auch auf das ſüdlich des Atlas wohnhafte Zwergvolk hin. Er habe Marokko zu dem Zwecke beſucht, nähere Nachrichten über dieſen Menſchenſchlag einzuziehen, jedoch gegen die größten Schwierigkeiten anzukämpfen gehabt, da die Mauren in Hinſicht auf die Zwerge ſehr abergläubiſch wären. Tauſende von Zwergen bewohnten den Akkadiſtrikt ſüdlich des Atlasgebirges, ſehr wenige kämen jedoch nach Norden. Die Mauren verehrten ſie als Heilige; ſie küſſen ſie jedesmal auf die Schulter, wenn ſie an ihnen vorübergehen. Die Zwerge ſind ebenmäßig gebaut, etwa 4 bis 5 Zoll hoch, und nicht dunkelfarbiger, als die Indianer Amerikas. Sie beſitzen große körperliche Gewandtheit und laſſen ſich als Akrobaten gegenwärtig im Süden von Marokko, nie jedoch in den Seeſtädten ſehen, wo ſich Europäer aufhalten.

## Induſtrie.

Wie gewaltig in den letzten beiden Jahrzehnten die Zuckerproduktion Europas ſtieg, erhellt am beſten aus folgenden Zahlen: in Frankreich hob ſich ſeit 1870 die Produktion zwar nur von 325 000 auf 474 000 Tonnen, in Rußland aber von 171 000 Tonnen auf 500 000, und in Deutſchland, auf welches etwa 36 % der geſamten Zuckergewinnung Europas entfällt, gar von 186 000 auf rund eine Million Tonnen.

## Naturkunde.

Feigenwein iſt das neueſte Mittel zur Vermehrung der franzöſiſchen Weine. Werden Feigen mit Weinſäure und Waſſer angeſetzt, ſo tritt raſch Gärung ein, nach deren Beendigung ein Getränk mit etwa acht Prozent Alkohol entſtanden iſt, welches jeden Vergleich mit Traubenwein aushält, und durch die gebräuchliche Analyſe nicht erkannt wird. Ein beſonderes Verfahren deckt jedoch den Urſprung dieſes Weines auf. Wenn man ein Weinglas voll davon zur Sirupdicke eindampft und an einem trockenen luftigen Orte eine Zeitlang ruhig ſtehen läßt, ſo ſcheiden ſich, meiſt ſchon nach 24 Stunden, kleine ſäulenförmige Kriſtalle aus, die ſich bei näherer Prüfung als Mannit oder Mannazucker erweiſen. Mannit kommt allerdings auch in einigen wirklichen Weinen vor, z. B. in den meiſten Sorten der Gironde aber auch nur ausnahmsweiſe und in geringen Mengen, welche einige Decigramme im Liter nicht überſchreiten. Der Feigenwein hat dagegen ſechs bis acht Gramm Mannit, im Liter alſo das 30 bis 40fache. Auf dieſe Weiſe wird noch ein Verſchnitt der algeriſchen Weine mit dem vierten Teile Feigenwein nachweisbar. Bei uns ſpielt der Mannazucker auch eine große Rolle und zwar als gelinde wirkendes Arzneimittel im — Wiener Tränkchen.

Die Amerikaner haben wieder einen neuen Exploſivſtoff, das „Terrorile,“ erfunden. Die Prüfung desſelben, die kürzlich in Fort Hamilton bei New York ſtattfand, ergab, daß dieſes neue Sprengmittel die doppelte Sprengkraft des Dynamit hat. Dasſelbe wird in flüſſigem Zuſtande in Glasröhren aufbewahrt, iſt violettfarbig und in gefrorenem Zuſtande ungefährlich.

## Buchhandel.

Das große illuſtrative Prachtwerk über die Kunſtdenkmäler Berlins, welches die Stadt Berlin herausgibt, wird binnen Jahresfriſt in Großquartformat erſcheinen. Sein Herausgeber, Regierungsbaumeiſter Borrmann, hat auch die alten Privathäuſer Berlins durchforſcht und manche bisher unbekannten baulichen Schätze gehoben. Das Staatsarchiv hat dazu reiches Material geliefert.

## Forſchungsreiſen.

Die Nordpol-Expeditionen mehren ſich. Neuerdings plant der Norweger Ekroll eine Schlittenexpedition über Franz-Joſephland nach dem Pol über das Polareis bez. mit Benutzung etwaiger offener Kanäle in jenem; die Schlitten ſollen daher derart eingerichtet werden, daß ſie ſofort in Boote zu verwandeln ſind, um die Teilnehmer, Hunde und die Ausrüſtung aufzunehmen. Am Smithſund, in Oſtgrönland und auf Spitzbergen will Ekroll Winterdepots für ſeine Rückkehr anlegen.

## Kunſt.

Bei den Ausgrabungen zu Olympia hatte Profeſſor Curtius Veranlaſſung zu eingehenden Unterſuchungen über den Unterſchied, den die griechiſchen Bildhauer bei der Bildung des Auges machten, je nachdem ſie einen männlichen oder weiblichen Kopf darſtellen wollten. Es ſtellte ſich dabei heraus, daß bei allen antiken Köpfen das männliche Auge ganz richtig ſtets höher gewölbt und maſſiger geſtaltet iſt, als das weibliche — eine von der modernen Plaſtik wenig gewürdigte Thatſache.

Im Rathaus zu Augsburg fand kürzlich die Enthüllung eines Denkmals für Kaiſer Friedrich III ſtatt. Das Denkmal iſt nach dem Entwurf des Oberbaurat Leybold ausgeführt und zeigt auf hohem Marmorpoſtament die bekannte Begasſche Bronzebüſte.

## Hygieiniſches.

Die Gegner der Schutzpockenimpfung könnten ſich an den während dieſes Sommers in Brüſſel gemachten Erfahrungen ein Beiſpiel nehmen. Dort brach vor einigen Monaten eine ziemlich bösartige Pockenepidemie aus, welche den Ärzten viel zu ſchaffen machte, weil wegen fehlenden Impfzwanges die Mehrzahl der Bevölkerung, namentlich der niederen Stände, ungeimpft bleibt. Erſt als, durch die Nähe der Gefahr dazu getrieben, die Leute ſich in Menge zur Impfung bereit finden ließen, ging die Seuche nach Intenſität wie Extenſität zurück, um vor kurzem ganz zu erlöſchen.

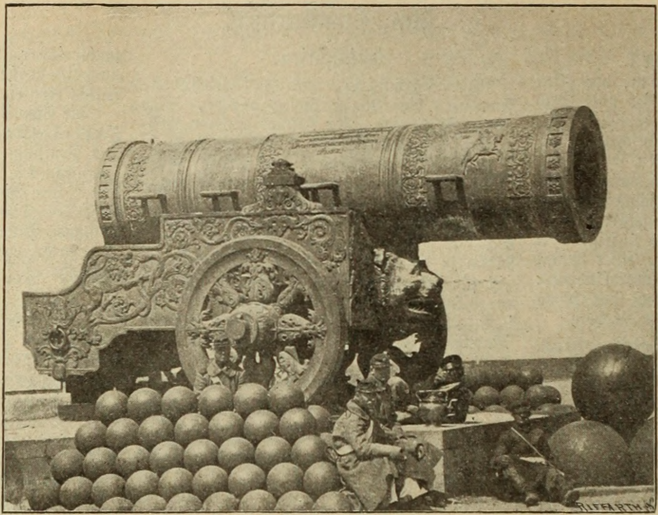
## Verkehrsweſen.

Aus ſtatiſtiſchen Aufſtellungen ergibt ſich, daß Berlin 1888 von 338 000, 1889 von 399 000, 1890 von 440 000 Fremden beſucht wurde. Es iſt intereſſant, dieſen Zahlen gegenüber zu hören, daß der Verkehr in Wien in den Jahren 1888/89 je nur 220 000, im Jahre 1890: 285 000 Fremde aufweiſt, auch ein Beweis von der Überflügelung der ſchönen öſterreichiſchen Metropole durch Berlin. Übrigens umfaſſen die ſtatiſtiſchen Ermittelungen nur die in Hotels ꝛc. abgeſtiegenen Fremden, unter Hinzurechnung aller in Familien Unterkommenden würden ſich jene Zahlen ganz ungemein erhöhen.

## Die Kaiſerkanone.

Bei den Feuerſchlünden der Gegenwart iſt von einer ſtilvollen Ausbildung der gewaltigen Formen bekanntlich gar keine Rede mehr; am meiſten ähneln ihre ſpiegelglatt abgedrehten Rieſenleiber einem auseinandergeſchobenen gigantiſchen Fernrohr. Den gebieteriſchen nüchternen Anſprüchen der größtmöglichen Wirkung und Widerſtandsfähigkeit hat auch die beſcheidenſte Bethätigung eines gewiſſen Kunſtſinns weichen müſſen. Früher war das anders — die alten Kanonen ſchoſſen ſchlecht, ſahen aber gut aus. Jeder Stückgießer von Ruf würde ſich „verunehrt“ haben, wenn die aus ſeinen erprobten Gießöfen hervorgegangenen Geſchütze nicht eine Anzahl mehr oder minder künſtleriſch entworfener und mit vollendeter Technik ausgeführter Verzierungen aufgewieſen hätten. Ein ſprechendes Beiſpiel dieſer Art bietet die nebenſtehend abgebildete, im Kreml zu Moskau aufbewahrte Zar-Puſchka oder Kaiſerkanone, welche im Jahre 1586 vom Meiſter Andreas Tſchachoff gegoſſen wurde. Sie wiegt 39 Tonnen, hat 91,5 cm Seelendurchmeſſer und 5,33 m Länge. Nicht nur das Rohr iſt mit Inſchriften, Figuren und ſchön gemuſterten Bändern ausgeſtattet, ſondern auch die Wandflächen des Schießgerüſtes, die Naben und Speichen der Räder zeigen ebenſo reiche, wie geſchmackvolle Ornamente, unter denen der Kampf des Löwen mit der Schlange am hinteren Teil der Wand beſonders hervortritt. Sie deuten zum Teil unverkennbar auf den Einfluß der ſeit dem Ausgang des XV. Jahrhunderts ſich kräftig entwickelnden Renaiſſance hin. Die Stirnplatte der Lafette endlich trägt ein mächtiges Löwenhaupt, deſſen geöffneter Rachen ſein ſcharfes Gebiß dem Feinde dräuend entgegenſtreckt.

Dies koloſſale Schauſtück, welches wahrſcheinlich niemals einen einzigen Schuß gethan hat und vielleicht ſchon von vornherein gar nicht zum wirklichen Gebrauch beſtimmt war, bildet jedenfalls ein, namentlich in Anbetracht des Ortes und der Zeit ſeiner Entſtehung bewundernswertes Kunſtwerk. R. Wille.



Die Kaiſerkanone im Kreml zu Moskau.

---

## In unſerer Spielecke.

### Zahlenrätſel.

| | I. | | | | | | | | II. | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a) | **20** | 15 | 7 | 4 | 3 | 5 | 9 | 4 | 20 | 13 | 4 | 15 | 22 | 9 | 11 | **13** |
| b) | 20 | **15** | 8 | 9 | 2 | 9 | 4 | 18 | 6 | 2 | 5 | 4 | 18 | 18 | **4** | 11 |
| c) | 7 | 17 | **7** | 5 | 19 | 8 | 15 | 12 | 6 | 9 | 15 | 16 | 20 | **7** | 3 | 15 |
| d) | 10 | 7 | 4 | **4** | 6 | 8 | 9 | 10 | 19 | 7 | 4 | 15 | **16** | 9 | 15 | 20 |
| e) | 20 | 15 | 7 | 4 | **13** | 11 | 2 | 8 | 5 | 4 | 19 | **7** | 3 | 13 | 4 | 15 |
| f) | 1 | 11 | 15 | 12 | 14 | **18** | 7 | 5 | 10 | 7 | **9** | 2 | 2 | 5 | 8 | 6 |
| g) | 20 | 15 | 8 | 9 | 19 | 14 | **15** | 18 | 9 | **8** | 10 | 6 | 19 | 8 | 7 | 10 |
| h) | 2 | 1 | 11 | 4 | 12 | 9 | 4 | **9** | **21** | 9 | 8 | 11 | 22 | 8 | 7 | 18 |
| i) | 1 | 8 | 4 | 8 | 5 | 11 | 1 | **8** | **11** | 4 | 20 | 15 | 3 | 13 | 9 | 6 |
| k) | 7 | 5 | 9 | 13 | 7 | 15 | **9** | 4 | 20 | **11** | 4 | 9 | 15 | 13 | 4 | 7 |
| l) | 9 | 4 | 17 | 9 | 7 | **4** | 8 | 15 | 11 | 9 | **12** | 12 | 11 | 9 | 15 | 13 |
| m) | 2 | 16 | 6 | 9 | **5** | 5 | 8 | 15 | 6 | 2 | 5 | **9** | 11 | 21 | 4 | 3 |
| n) | 6 | 7 | 18 | **8** | 17 | 11 | 15 | 4 | 9 | 15 | 9 | 14 | **7** | 4 | 20 | 15 |
| o) | 7 | 5 | **19** | 15 | 8 | 16 | 6 | 12 | 14 | 7 | 4 | 8 | 16 | **17** | 4 | 7 |
| p) | 1 | **8** | 12 | 15 | 7 | 15 | 16 | 7 | 1 | 4 | 3 | 11 | 2 | 5 | **4** | 15 |
| q) | **4** | 7 | 1 | 11 | 5 | 8 | 11 | 4 | 6 | 9 | 15 | 6 | 3 | 19 | 9 | **7** |

Werden dieſe Zahlen durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo entſtehen folgende achtſtellige Wörter:

I. a) Ein Erfinder, b) eine deutſche Stadt, c) ein Männername, d) eine deutſche Stadt, e) der Bürger eines europäiſchen Landes, f) ein europäiſches Land, g) eine deutſche Stadt, h) ein Komponiſt, i) ein altgriechiſcher Frauenname, k) ein Farbſtoff, l) ein fremdes Volk, m) u. n) zwei deutſche Dichter, o) ein Männername, p) ein italieniſcher Dichter, q) ein Eroberer.

II. (hier wechſelt die Bedeutung der Zahlen) a) ein deutſches Gebirge, b) ein deutſcher Dichter, c) eine griechiſche Inſel, d) ein deutſcher Dichter, e) eine europäiſche Inſelgruppe, f) ein Name aus der römiſchen Geſchichte, g) eine deutſche Stadt, h) ein Vierfüßler, i) ein König des Altertums, k) ein Zierſtrauch, l) ein nordeuropäiſches Land, m) ein Muſikinſtrument, n) ein griechiſcher Dichter, o) ein Komponiſt, p) eine Blume, q) ein afrikaniſches Land.

Sind alle Wörter richtig gefunden, ſo nennt von den beiden querlaufenden Linien die eine einen großen Dichter und die andere ein Werk desſelben.

### 1. Dechiffrieraufgabe.

v 2 m m — c 2 q — l 2 m r b g — x 5 —
r 2 3 m 2 l — k 2 3 c — t 4 m — g 2 5 ſ 2 —
m 3 b g ſ — 3 u 2 q — 1 5 b g — r 2 3 m —
k 2 3 c — t 4 m — f 2 r ſ 2 q m — 5 m c —
r 2 3 m — k 2 3 c — t 4 m — l 4 q f 2 m —
g 3 m x 5 q 2 b g m 2 ſ 2 — r 4 — v 6 q 2 —
3 2 c 2 r — r b g 3 b h r l k — 2 q ſ q 6 f k
3 b g. (q 4 z 2 q ſ — g 1 1 2 q k 3 m f.)

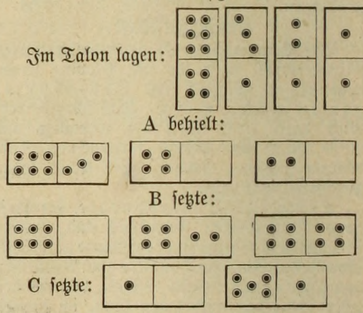
(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 2.

#### Bilderrätſel.

Berechtigte Eigentümlichkeiten.

#### Dominoaufgabe.



#### 1. Metamorphoſen-Aufgabe.

a) Dover — Dove — Doge — Loge — Lage — Lade — Laden — Baden.

b) Süden — Soden — Boden — Bogen — Borgen — Morgen — Morden — Norden.

c) Weſten — Weſte — Wette — Watte — Warte — Karte — Kaſte — Kaſten — Koſten — Oſten.

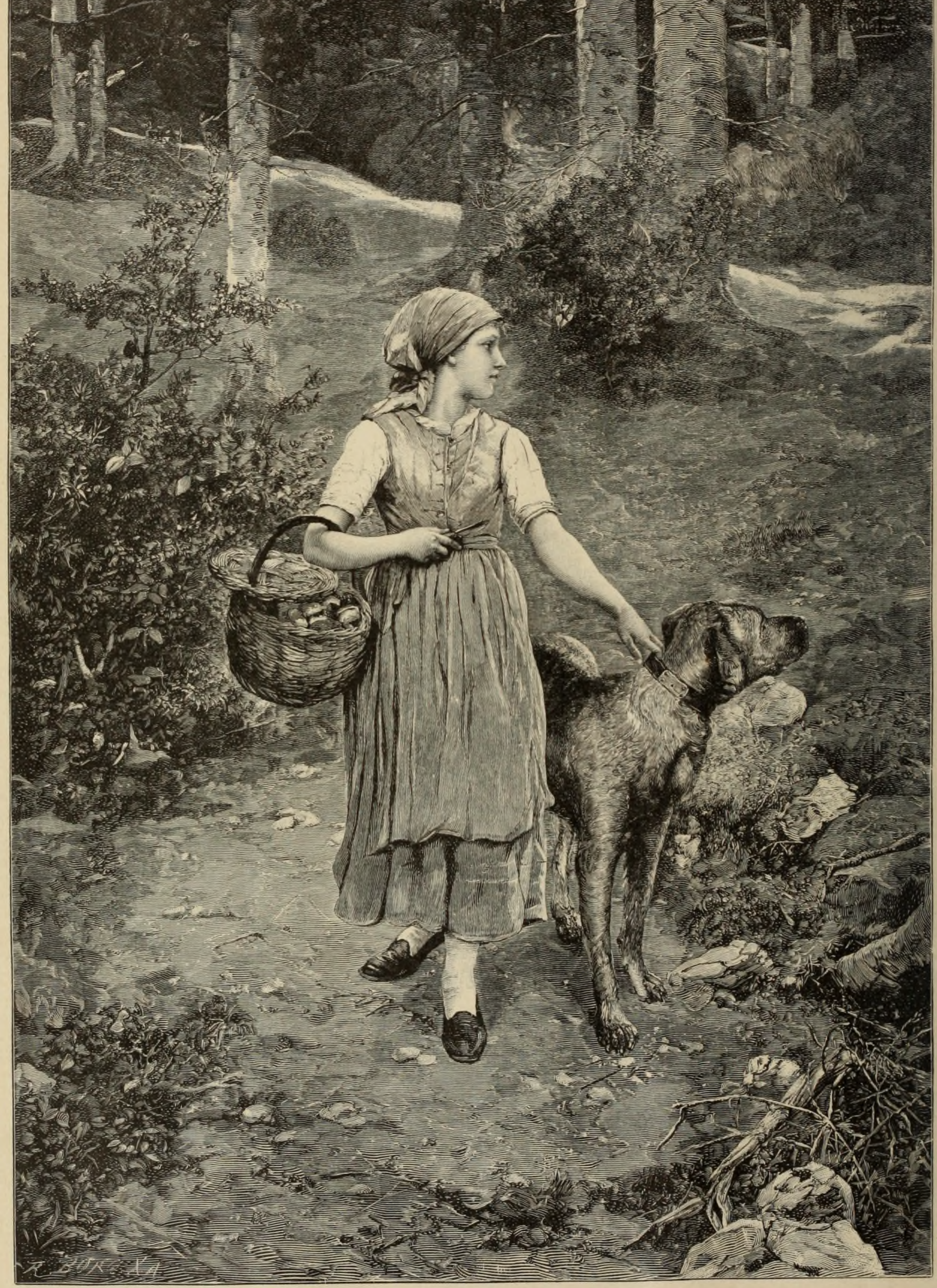
#### 2. Citatenrätſel.

Theodor Körners Schwertlied: „Du Schwert an meiner Linken.“

---

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſetzung. — Ein Erinnerungsblatt an den 18. Oktober 1861, Krönungstag König Wilhelms I, in Königsberg. — Eine Begegnung mit Moltke. Von Max Reichard-Poſen. — Auguſt Velhagen †. Von Robert Koenig. Mit Porträt. — Im Nebel. Novelle von Hans Nagell von Brawe. Fortſ. — Wir zieh'n! Gedicht von Sophie Trojan. — Aus Kairos Araberſtadt. Von Julius Stinde. Mit einer Illuſtration: Markt in Kairo von A. J. Franke. — Oktober. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Eine holländiſche Waſſerſtraße von C. von Malchus. — Elektriſche Bahnen und Taſchenuhren. — Landwirtſchaft. — Koloniales. — Völkerkunde. — Induſtrie. — Naturkunde. — Buchhandel. — Forſchungsreiſen. — Kunſt. — Hygieiniſches. — Verkehrsweſen. — Die Kaiſerkanone. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Im Walde. Gemalt von P. Wagner.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Oktober 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 4.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Liebſte Demoiſelle, das weiß ich! Was mögen Sie mich dergeſtalt in Verlegenheit bringen?“ Leberecht ging zu Chriſtine hinüber, und während ſie ihm voll Schelmerei ins Geſicht ſah, wunderte ſie ſich insgeheim ob der eindringlich-ernſten Miene, mit der er zuerſt in ihre Augen und dann hinab in die unermeſſene Tiefe des Brunnens ſpähte, als ſuche er hier und dort verborgene Schätze. So ſtanden ſie einige Zeit ſtumm und nachdenklich beiſammen, bis die nächtliche Finſternis da drunten als ein feuerfarbenes Meer vor ihren Augen wogte.

Indem kam Beta mit dem Kruge aus der Paſtorei zum Brunnen, um Waſſer zu holen. Der Zauber war gebrochen; die beiden richteten ſich ſo jäh empor, als wenn die Nahende ſie auf großer Sünde ertappt hätte. Des Mädchens zweiten Blick voll ſcheuer Zärtlichkeit fing Leberecht diesmal auf, und ein Gefühl dankbaren Glückes erfüllte ſein Herz. Kein Wort ſprach Chriſtine; ſie ſeufzte und lächelte nur, wie aus Träumen heraus.

„Die Frau hat ſchon zwanzigmal nach Mamſell Stinchen gefragt und Domine nach dem jungen Domine,“ berichtete die kleine Magd, während ſie den Eimer an die Kette hängte und ihn mittels des kreiſchenden Rades zum Füllen hinunter wand.

„O weh! o weh! laſſen Sie uns nur geſchwind heimlaufen!“ rief Chriſtine. „Ich weiß, daß Vater noch auf Sie zur amtlichen Beſprechung zählt,“ fügte ſie erläuternd bei, und ihre flinken Füße in den ausgeſchnittenen Kreuzbandſchuhen hielten Schritt mit Leberechts Eile. „Aber über den Kirchhof gehen wir raſch noch. Ich muß Ihnen das Grab von Philemon und Baucis aus unſerem Torfmoore zeigen. Vor bald hundert Jahren ſind ſie an ein und demſelben Tage geſtorben: uralt — neunzig oder mehr, glaube ich. Dann haben Sie auch meine letzte Rarität kennen gelernt!“

Am äußerſten Ende des Kirchhofes fanden ſie das eingeſunkene Grab, ganz in Epheu eingeſponnen. Wind und Wetter hatten die zerbröckelnde Holztafel ſchräg gedrückt; die zwei flammenden Herzen jedoch, mit dem dreieckigen, ſtrahlenumgebenen Gottesauge darüber und der alten, plattdeutſchen Inſchrift darunter, waren noch klar zu erkennen.

„De Lief is dod,
De Seel by God,
Hir ligged twee Been
Vnd weſt dog een —
Dod, marke di:
Dat bliwt darby —
Wi will toſam
In Himmel gahn.“

„Das iſt auch wieder grob und trotzig geſagt,“ bemerkte Chriſtine und ſtrich nachdenklich mit leiſer Hand über die ſtarren Epheublätter hin.

„Ja,“ erwiderte Leberecht, „aber laſſen Sie dies immerhin grob und trotzig klingen; es liegt doch das Edelſte und Zarteſte darin, was dieſe arge Welt zwei Menſchenherzen geben kann, die ſich in ihr verbunden haben: Liebestreue über das Grab hinaus.“

Sie blickten einander ernſt in die Augen und laſen, jedes ſtill für ſich, den Spruch auf der ſinkenden Holztafel noch einmal. Dann nahmen ſie, vom gleichen Gefühle getrieben, die Roſen des Pfarrgartens, die ſie an der Bruſt getragen hatten, und fügten ſie zu einem einzigen Strauße zuſammen. Den legten ſie zwiſchen die dunklen Ranken des Epheugewuchers, auf das alte Grab im Sonnenſchein.

## 4. Kapitel.

In den grauen Wogen der drangvollen Zeit ging das Liebeswerben unter. Jener ſchöne Sonntag im Oktober blieb für lange Wochen der letzte. Der Glücksſtrahl, den er in die zwei jungen Herzen geworfen hatte, verdämmerte, und ſein Abglanz ſchwebte ins Reich der Träume hinüber. So erſchien er den beiden zuweilen wieder, als Troſt in Anfechtung und Trübſal, als fernes Licht in den Nächten ſchlafloſer Einſamkeit. Sie wurden einander treu, ohne jemals das geringſte Liebeszeichen ausgetauſcht zu haben. Chriſtine begriff, daß ſie für jetzt nur hoffen und harren, nicht wünſchen dürfe, und fand in ſich die Kraft, friſch und ſeelenruhig zu bleiben, den Stunden ihr karges Beſtes abzugewinnen für die bekümmerten Eltern und den ſtillgeliebten Mann. Mit Sorge ſah ſie ſein Geſicht täglich ernſter werden, ſeine Augen ſich tiefer und größer in ihre Höhlen zurückziehen. Sie dankte Gott für jedes Lächeln, das ſie ihm entlockte, und ſtand mit heißen Wangen und kalten Händen am Fenſter, wenn ihn eine Berufsfahrt länger aufhielt, als ſie ſich's, bei ihrer genauen Kenntnis der Entfernungen und Wetterverhältniſſe, ausgerechnet hatte. War er dann unverſehrt wieder da und trat in des Vaters Studierſtube, um Bericht abzuſtatten, ſo begrüßte ſie ihn mit holdeſter Freude. Und wie oft es ihn auch trieb, ſie an ſein Herz zu ziehen und von ihren Eltern für ſich zu erbitten, er drängte das wachſende Verlangen zurück. Ja, wenn ſeine Sehnſucht nach ihrem Beſitze ihm ein glückliches Ziel vorgaukeln wollte, ſo wies er es heftig von ſich und wendete die Augen ab.

Er, der Geiſtliche, der taufte und traute, den Sterbetroſt ſpendete und die Abgeſchiedenen einſegnete, ſah das Leben in all ſeinen Wandelungen, er wußte, welch ein Wagnis jetzt die Gründung des eigenen Herdes bedeutete, den die Willkür des Deſpoten niederriß, wenn es ihm gefiel, und die Gründung einer Familie, die nicht deutſch werden durfte. Welch bange Zukunftsgedanken knüpften junge Gatten an ihre erſte Hoffnung, Eltern an ihre heranwachſenden Kinder. Würden ſie ihnen zur Ehre oder zur Schande groß werden? Noch litten ſie nicht! Das Froſtſchütteln des Grauſens war ihnen eine angenehm prickelnde Empfindung; ſie ſpielten ſich durch „Räuber und Soldaten“ hindurch zu vermeintlichen Heldenthaten und wähnten ſchon ein Verſtändnis vom Weltkampf zu haben. Gebrach es ihnen an Butter zum Brote, ſo aßen ſie's trocken, darbten wie Robinſon auf der wüſten Inſel und thaten den Griff ins mütterliche Salzfaß nach dem Muſter der franzöſiſchen Beamten, die von der Notdurft des Hausſtandes für die Tafeln der Herren im Lande requirierten. Sie rotteten ſich zu geheimen Verbindungen zuſammen und planten neue Legionenkämpfe im Teutoburger Walde, längſt ehe die Eltern es wagten, von einem Aufraffen und Auftreten gegen den barbariſchen Zwang zu reden.

Noch ging kein Befreiungsahnen durch das deutſche Volk. Machtlos, mit gelähmten Gliedern, lag es am Boden und hielt die Augen geſchloſſen, um dem Greuel der Bedrückung nicht ins höhniſche Antlitz ſehen zu müſſen. Wohin man ſich wendete, grinſte der Mangel bis zur bitterſten Not, krochen Feigheit und Käuflichkeit bis zur ſchmählichſten Lüge. Zucht und Sitte verdarben, weil Zucht und Sitte bei den Franzoſen niedrig im Preiſe ſtanden, und Frankreich machte die Preiſe. In den Schulen wurden die deutſchen Heimatlaute unflätig geſcholten und die welſchen Floskeln dafür eingeführt, deren zierlichere Worte Schmach und Elend mit unechten Goldtreſſen aufputzten. Die Präfekten zogen des Landes vornehmſte Kräfte mit den feilſten zuſammen in ihren Dienſt und zwangen ſie, den Geſetzen des Tyrannen zu huldigen und ſie zu vollſtrecken, als ſeien ſie ihre eigene, rechtliche Überzeugung.

Wer ſich dagegen ſträubte, der fiel, und die Seinigen fielen mit ihm. Den Mut einer eigenen Meinung zu beſitzen und zu bekennen, war gleichbedeutend mit Gefängnis, Verarmung oder ſchimpflichem Tode. Die Landeszeitungen brachten, neben den franzöſiſchen Lobhudeleien und Kothurnkünſten, in ſchwülſtigem Deutſch die Übertragung dieſes Gemiſches von Anwiderndem und Bombaſtiſchem, und die Cenſoren verſchwiegen, änderten, ſtrichen und ſetzten hinzu, bis das Beſtehende ein formlos zerfließender Schemen geworden war. Keine Hand vermochte dieſen Schemen zu packen, kein noch ſo guter Wille ihn zu lebensfähiger und greifbarer Körperlichkeit zu verdichten, kein Seufzer ihm eine Seele einzuhauchen.

„Was iſt Wahrheit? Wo lebt Gerechtigkeit?“ fragte man ſich. „Wozu hat der Schöpfer ſeinen vollkommenſten Geſchöpfen das aufrecht getragene Haupt mit dem Denkvermögen verliehen? Wozu Urteil und Gewiſſen in ſeine Seele geſenkt, Kraft zum Dräuen und Wehren in ſeinen Arm gepflanzt?“ Weſſen Hand hatte dem Schöpfer ins Regiment gepfuſcht und Tauſende von edler Art in willenloſe Automaten verwandelt? Wer war dieſer Furchtbare, dem ſich alles beugte, dieſer Unheimliche, dem alles glückte? Ein kleiner, bleicher Mann mit feinem, wortkargem Munde und zwingenden Augen unter dem Dreiſpitz: Abbadon, der Engel aus dem Abgrund! Finſterer Aberglaube, nebelhafte Myſtik niſteten ſich im Volke ein. In der abendlichen Andacht mit Weib und Kind, Knecht und Magd las der Hausvater nicht mehr die ſchlichte Bergpredigt, die faßlichen Gleichniſſe, die klaren und milden Lehren der Evangelien und Epiſtel, ſondern er griff zu Hiobs Leiden und Jeremiä Klagen, zu Pſalmiſten und Propheten und zu den feurigen Bildern, den ſchreckensvollen Rätſeln der Offenbarung.

Und wie in den Häuſern, ſo in den Kirchen. Der gemeine Mann wollte ſeine eigene Not gepredigt haben und von den Strafen hören, die er ſeinen Quälern angelobte — mit der Fauſt in der Taſche!

Im Lichte des Tages hütete man ſich. Im Dunkeln aber griff allerlei entwürdigende Hantierung um ſich, die aus dem Ehrlichen einen Schuft vor dem Geſetze machte. Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder, Zoll, Kontributionen und unabläſſiges Einziehen neuer Soldatenmaſſen für des Kaiſers große Armee im europäiſchen Norden machten die Betroffenen beben in fruchtloſem Grimme. Allein ſie zwangen den Grimm, daß er ihnen Frucht trug — verbotene, mit Lebensgefahr zu ernten und zu genießen.

Schleichhandel und Deſertion hießen die böſen Früchte, die der Grimm mit der Not zeugte. Sie wucherten üppig in den Departements der Elb- und Weſermündungen, die den Weg ins grenzenloſe Meer öffnen. Deren Dünenzüge und gefährliche Moore, Heideſtrecken und verſtreute Gehöfte waren den Paſchern und Flüchtlingen günſtig, den Verfolgern wurden ſie oft genug verhängnisvoll. In anderer Weiſe gab ſich dies Flachland wie vor wenig Jahren die Tiroler Berge zur Zeit des Aufſtandes unter Hofers Führung. Dort Lawinen, hier Sandflug, dort reißende Wildbäche mit toſenden Waſſern, hier übergrünte, tückiſch ſchweigende Sümpfe, die gar manchen irregegangenen Douanier in ihre ſchlammigen Untiefen niederzogen. Dort Schwindelpfade an Abgründen hin, hier unabſehbare Waſſerſtrecken, deren glatter Spiegel ein Labyrinth von Kanälen zwiſchen ſeichten Wieſen verbarg. Wochenlang trieb der Spiegel in Eisſchollen; dann ſchoben ſie ſich zuſammen, und der Schnee überwehte ſie, unterirdiſche Strömungen riſſen klaffende Spalten von Ufer zu Ufer durch die gefrorene Fläche hin. Nur ſolche vermochten ihren Pfad zu finden, die jeden Fußbreit der Gemarkung kannten und Schiff und Schlittſchuh als Meiſter lenkten, oder ſolche, denen ihr Leben nicht mehr galt als ein Würfelſpiel zwiſchen ihnen und den getäuſchten Behörden. Waren wurden vom engliſchen Helgoland hereingebracht, Briefe und Schriften durch die unwirtbarſten Strecken nach Dorf und Stadt geſchmuggelt; in Weiberkleidern machten ſich die Militärpflichtigen davon. Die Patrouillen wurden gefoppt und bedroht, überliſtet und beſtochen, und ſollte der Schuldige aufgetrieben werden, ſo verſchlang ihn das weite, öde Land. Moraſtige Rohrfelder bargen ihn, das wirre Unterholz der wildreichen „Büſche,“ die Hünengräber der Heide beſchützten ihn, und der Stahlſchuh unter der Sohle gab ſeinen fliehenden Tritten Schwingen.

Das kaltblütige und widerhaarige Bauernvolk leiſtete dieſem unbotmäßigen Treiben Vorſchub, wo es konnte, mit wenig Worten und zäher Energie. Väter halfen ihren Söhnen ſelber fort, und die ſchlaubeſonnenen Jungen aus dem Torf-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

moor drückten ſich in zahlloſen Fällen glücklich durch, bis ſie, trotz Blockade und Sperre, franzöſiſcher Polizei und deutſcher Spürhunde, das geknechtete Vaterland im Rücken und vor ſich das freie Meer hatten. Die neutralen Britten halfen den Stammverwandten, und da draußen, zwiſchen dem weſtlichen und dem öſtlichen Indien, flatterte das heimiſche, rotweiße Wimpel nach wie vor furchtlos im friſchen Seewinde und wollte nichts von der kaiſerlichen Tricolore wiſſen. „Die Republik hoch und die Hoffnung hoch!“ ſprachen die ſtämmigen Bauernſöhne und fuhren hin und wieder unter Sturm und blauem Himmel, und wenn ſie an ihr Vaterland dachten, ſo ſahen ſie es im Geiſte fruchtbar und frei vor ſich liegen. Sie waren ſelbſt frei: die Sklavenangſt verging ihnen droben im Maſtkorbe.

Bei den Eltern und Freunden, daheim auf dem platten Lande, ſank die Hoffnung und der Trotz wuchs. Die Konſkription forderte ihre Opfer unerbittlich nach der Liſte, und die Liſte zeigte Lücke auf Lücke. Nun kamen Geldbuße, Gefängnis, Exekution, oder der Straffällige ward, weit über ſein Können und Vermögen, mit Einquartierung belegt. Die Soldaten, übermütig und brutal, trugen Armut, Erbitterung und Jugendverderbnis mit ihren Uniformen und raſſelnden Säbeln zuſammen in die patriarchaliſchen Heimſtätten.

Umſonſt erließen ſie jetzt Aufrufe den Entflohenen nach, die Gepeinigten. Auf unermeßlichem Meere vermochte das Flehen der Eltern die Söhne nicht zu erreichen. So kam mancher brave Mann, der unter dem unerträglichen Druck der Verhältniſſe gefehlt hatte, mit Weib und Kind an den Bettel und ging mit dem weißen Stabe von ſeinem eingeäſcherten Hofe fort, ins Ungewiſſe hinaus.

Zu all dem Elend die franzöſiſchen Siegeskunden und die hohnvollen Veröffentlichungen ruſſiſcher Proklamationen. Kaiſer Alexanders Appell an das goldene Moskau, ſeine erſte Hauptſtadt, ehe ſie in rauchenden Schutt verwandelt war, General Wittgenſteins männlich-ſchlichter Rapport über die Kämpfe an der Düna, Prinz Georg von Holſteins warmer Aufruf an den Adel Rußlands: alle drei Dokumente nur abgedruckt, um mit ätzender Satire beträufelt zu werden, um dem Pöbel zu zeigen, wie ohnmächtig, trotz guten Willens und aufgewandter Kräfte, der tölpelhafte Verehrer des Wutki und der Talgkerzen gegen die göttergleiche Streitmacht Bonapartes ſei. Wenig Tage ſpäter ſetzte die Reihenfolge der erbitterten Drohungen des moskowitiſchen Gouverneurs Roſtopſchin, mit beißenden Randbemerkungen verſehen, dem Verſpottungswerk der Preſſe ſeine Krone auf.

Mit ſtummem Entſetzen las man von der patriotiſchen Barbarei Roſtopſchins, der ſeine Helfershelfer aus der Hefe des Volkes, dem Abſchaum der Menſchheit gedungen und dann geſprochen hatte: „Beſſer alles vernichten, was mir teuer iſt, als es den unerbittlichen und unerſättlichen Feinden preisgeben.“ Lag nicht doch ein gewaltiger Heldenmut in der Barbarei?

In ihrer blinden Aufgeblaſenheit ſagten ſich die welſchen Prahler nicht, wie ſehr dieſe frech gloſſierten Worte des nordiſchen Scaevola durch die gefeſſelten deutſchen Herzen zitterten, ein ſtarkes Echo darin weckten und die erſten, fernen Klänge des Freiheitsrufes hineintönen ließen.

Jedoch die ſchwachen Klänge *vertönten* nur allzuraſch wieder! Des Triumphators Glorie ſchien in den Zenith zu ſteigen, die Sonne von Auſterlitz auch die ruſſiſche Steppe zu überſtrahlen. Tändelnde Nachrichten, die dem ſchauerlichen Ernſte des Krieges das Anſehen eines luſtigen Kinderſpiels zu geben ſuchten, machten die Zeitungsleſer abermals ſtutzig und mißtrauiſch. Dieſer Korſe mußte wahrlich etwas anderes ſein, als der Sohn eines ſterblichen Weibes! Gemahnte er nicht an die lernäiſche Hydra, deren neun Häupter ſich immer von friſchem aus ſich ſelbſt erneuten? Ach, kein Herkules kam und wälzte den tötenden Felsblock auf die Schlange und ſchleuderte ihr Feuerbrände entgegen! Der täppiſche Bär Rußland hatte vom Heroen anſcheinend nichts in ſich, und die deutſche Cheruskerkraft verzettelte ſich, unter dem Joche keuchend. Trauerte ſie in der kalten Steppe wie die Juden an den Waſſern zu Babylon? Oder ließ ſie ſich entſittlichen von den Sittenloſen?

„Die Armee erholt ſich von ihren Fatiguen,“ meldete das zweiundzwanzigſte Bülletin aus Moskau und brachte den Zuſatz, daß die Witterung vortrefflich, die Privatbriefe vom angenehmſten Inhalt ſeien. „Der franzöſiſche Soldat bedarf nur einen Augenblick Ruhe und Genuß, um alle Mühſeligkeiten und Entbehrungen zu vergeſſen. Die Einwohner von Moskau ſind erſtaunt darüber, zu ſehen, wie dieſe, gleichſam durch einen Zauber in ihre Mitte verſetzten Krieger, ſich gar nicht mit der Vergangenheit beſchäftigen, die Gegenwart froh genießen und die Zukunft bloß in ihren Beziehungen mit der Ehre und der Pflicht betrachten.“

Anderen Tages offiziöſe Berichte aus Sankt Petersburg, die franzöſiſchen Siege leugnend, und bald darauf ein nüchterner Gegenartikel aus engliſcher Feder mit der Mahnung, den ruſſiſchen Gerüchten von den Schlappen der großen Armee nicht leichtblütig zu trauen. In derſelben Zeitungsnummer die Schilderung des Schreckens, den die fälſchliche Nachricht vom Tode des Kaiſers in Paris hervorgebracht hatte. Die Verbreiter dieſer Unwahrheit, drei Generale, waren feſtgenommen worden und ſahen ſtrenger Beſtrafung entgegen.

Ein ſolches Gerücht und aus Militärkreiſen ſtammend! Zeigte ſich ſchon, auf dem düſteren Hintergrunde dieſer furchtbaren Zeit, die geſpenſtige Hand, um in feurigen Lettern des Franzoſenkaiſers Menetekel zu ſchreiben?

„De Düvel geiht doch nich dodt!“ ſagten die Bauern im St. Jürgensland und beſuchten alleſamt die Inſelkirche, ſolange es noch freien Weg dort hinaus gab, weil Domine Claudius ihnen das Schriftwort genau ſo mundrecht machte, wie einen guten, ſteifen Grog in der Winterkälte. Er ſchürte nicht mehr mit Hetzreden wie im Verlaufe ſeiner erſten Predigt, aber unbewußt that er's in der zweiten mit den Flammen ſeiner Augen und der Heftigkeit ſeiner Gebärden. Die Antrittspredigt haftete im guten Gedächtnis der Bauernſchädel, und das, was Domine Claudius Sonntags darauf ſprach, legten ſie ſich nach dem Schema ſeiner vorherigen Schrifterklärung zurecht. Er hatte das winzige Senfkorn in den ſteinigen Acker geſäet; zwar keimte es unerhört langſam und wartete gemächlich auf den Lenzhauch, um hervorzubrechen, aber es keimte doch, und das war die Hauptſache.

Leberechts erfahrener Senior, der zum Müßigſitzen zwiſchen ſeinen Wolldecken und Büchern verdammt war, lobte des Jüngeren verſtändige Einſicht, nachdem er ſich von ſeiner Frau Text und Einteilung der zweiten Predigt erbeten hatte. Er erging ſich in guten Ratſchlägen und wollte das Wort Gottes vom Scepter weiſer Diplomatie beherrſcht wiſſen. Leberecht hörte reſpektvoll an, was der alte Herr ihm riet; er gab es ſeit jenem erſten, gemeinſamen Mittagsmahle in der Paſtorei auf, ſein junges Eichenreis auf den bemooſten, friedlichen Obſtbaum pfropfen zu wollen. Allein der Kämpfer lag ihm zu tief im Blute. Nicht umſonſt war ſein Vater unter den Fahnen des großen Friedrich Soldat geweſen und hatte den einzigen Sohn mit Kriegsgeſchichten geſpeiſt und getränkt, bis dieſer, die letzten Bitten ſeiner ſanften und heißgeliebten Mutter heilig achtend, die Theologie zum Studium erwählte.

Dieſe Jugenderinnerungen bedrängten ſeine Gedanken mehr und mehr und ſchauten ihn, den Grübler, aus funkelnden Augen an. Konnte man den Vulkan zum Eisberge umſchaffen, der ſich ſchwerfällig von den hohen Wogen wälzen läßt? Nimmermehr! Unmöglich! Dem Vulkan blieb ſein Feuerkern im Inneren. Aſche auf die Flammen, zurückgedämmt die kochende Lava, bis das gewaltige Erdbeben die Welt aus den Fugen hob, den Glutſtrom emporriß und, mit anderen Schreckniſſen vereint, zu Thal ſchickte, der Vermeſſenheit zur Züchtigung.

Aber das gewaltige Erdbeben kam nicht, um Frankreichs übermütigen Ruhm zu zerſtören, wie es einſt das ſchwelgeriſche Sodom, das ſündenvolle Gomorrha zerſtört hatte.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Leberecht hielt mühſam an ſich. Er wartete, er verbarg den Zuſtand ſeines Gemütes unter Aufbietung aller ſeiner Kräfte und rieb ſich auf dabei. Mit nagendem Leid erfüllte es Chriſtine, daß er ſein innerſtes Leben mehr und mehr von dem ihrer Eltern trennte und auch von ihrem eigenen Leben; denn war das nicht verwachſen mit dem elterlichen? Ihre erſten ſchlafloſen Nächte lernte ſie durch dieſen Gram kennen; mit heißen Thränen ſuchte ſie im Schatz ihrer heimlichen Liebe, im ſtillen Quell ihrer jungfräulichen Demut nach dem Heilmittel für Leberechts Krankheit und ſie fand keines. Hätte ſie ſich ſelbſt für ihn hingeben dürfen, wie freudig würde ſie's gethan haben, aber er kehrte ſeine Augen ab von ihr und begehrte weder ſie, noch ihr Opfer. Und all dies Hangen und Bangen drängte ſich in drei kurze Wochen zuſammen.

Dieſer gerade, rein und mutig denkende Mann führte ein qualvolles Scheinleben. Dem Äußeren, Augenfälligen nach war er ein muſtergültiger Seelſorger. Er geſtaltete ſich einen fömlichen Kultus aus der Übung ſeines Berufes, allein es war nicht mehr die Liebe zum Beruf, die ihn trieb. Die zitternde Furcht trieb ihn, die Furcht vor dem Abtrünnigwerden, und ſie glich dem Todesgrauen eines rettungslos Verlorenen. Denn trotz Nachtwache und Gebet, trotz Lebensbrot und Abendmahlswein fühlte er den Prieſter in ſich unaufhaltſam ſterben und den weltlichen Streiter unter Ängſten und Schmerzen ſich zum Leben durchringen.

Als er zu ſeiner dritten Predigt die Kanzel betrat, fühlte er ihren Boden ſo morſch unter ſeinen Füßen, daß ihn körperliche Ohnmacht infolge des ſeeliſchen Zwanges anwandelte. Chriſtine gewahrte es von ihrem Platze an der Orgel aus und empfand, was es ihn koſtete, das Gleichnis vom Schalksknecht auszulegen, der in die Pein geworfen ward, weil er ſich ſeines ſchuldigen Mitknechtes nicht erbarmte.

Aus ihres Herzens Fülle betete die Liebende für ihn, aber die Hilfe ihres Gebetes verzog noch. Den Ausdruck leidenſchaftlichen Widerſpruchs in allen Zügen, ſo beendete er ſeine Predigt. Sündhaft und immer ſündhafter erklangen ihm aus ſeinem Munde die verordneten Friedens- und Verſöhnungsworte der Schrift. In ihm ſchrie es nur: „Haß!“ „Vergeltung!“ „Blutige Rache!“ Ohne Unterlaß rang er mit dieſer Lüge, die ſeine Selbſtachtung zu Boden warf, ſeine Tage vergiftete. Wohl brachte ihm die Ermattung am Abend dieſes Sonntags eine Art von Reſignation: er verſuchte es mit dem Philoſophieren, das aber vermehrte ſeine Not.

„Ich will es einmal wagen, meine unwürdigen Tritte in des Heilands Fußtapfen zu ſetzen und gute Werke zu thun,“ ſagte er ſich, als die lange, traurige Nacht dem Morgen wich, und dann dankte er Gott, daß ein großes und ſchweres Arbeitsfeld in dieſer Einöde vor ihm lag.

### 5. Kapitel.

Der Winter ſetzte früh und hart ein. Schon die zwanziger Tage des Oktober hatten Froſt und ſchneidenden Nordoſt gebracht. In aller Haſt beendeten die St. Jürgener ihre Herbſtarbeit, ſäuberten die Gewäſſer von Krautwerk und Gras mittels der Senſe an langer Stange, fiſchten mit den Zugnetzen und ſalzten und verſteckten den Fang, um ihn nicht in die Hände der franzöſiſchen Feinſchmecker von Mairie und Präfektur liefern zu müſſen. Die ſpärliche Feuerung ward unter Dach gebracht, das letzte Vieh eingetrieben und das dumpfige Heu des naſſen Sommers geborgen, ſoviel die fremde Habgier den Armen in den Moordörfern davon übrig ließ.

Arend hatte ſeinen Torfſtich verkauft. Das Waſſer ſtieg ihm an den Hals, und in ſeinem ſtruppigen Kopfe wälzte er nach wie vor Vernichtungspläne gegen die „Franſchen Hunde“ hin und her. Unter ſeinen ſtoiſchen und ruheliebenden Dorfgenoſſen gelang es ihm noch nicht, Teilnehmer zu werben. Der Feuerquell, den Leberechts Worte Sonntags auf der Kanzel flüſſig machten, erſtarrte im Laufe der Woche wieder zu kaltem Erz. Solange ſie nicht buchſtäblich Aug' in Auge mit dem ſicheren Hungertode und dem Erfrieren ſtanden, ertrugen ſie das Unglaubliche. Sie hockten im ſtinkenden Pfeifenqualm um ihre ſchwelenden Torfmullfeuer, aßen ſchmierigen Speck und gefrorene Steckrüben und arbeiteten ſchweigſam vor ſich hin, wo es etwas zu thun gab.

„C'est une populace de phoques!“ pflegte der Präfekt Comte d'Arberg zu ſagen, aber ſeine Beamten beſannen ſich doch auf ſo manchen Blick aus den Augen dieſes kühlen „Völkchens von Seehunden,“ der ihnen keine ſehr behagliche Empfindung zurückgelaſſen hatte.

Anfang November ſtand der überſchwemmte Landſtrich weit und breit unter Treibeis. Über Nacht fiel der Schnee in Wolken, und Morgens ſah man die Schollen, weiß gepolſtert, auf ſturmbewegten Fluten ſchaukeln, die jetzt in Wahrheit einem wilden Meere glichen. Ringsum der ſonderbar knirſchende und malmende Ton der Eismaſſen, die ſich fortwährend im Treiben gegeneinander rieben und ſich um das Inſelchen St. Jürgen zu einem Walle trüber Glastrümmer ſtauten. Nun war die gefürchtete Zeit des „Notweges“ gekommen, und ganz und gar ward aus dem friedlichen Sandhügel mit dem ragenden Turme die Insula perdita des alten Latiners.

Keine Verbindung mehr mit der Stadt, ja kaum mehr mit den Dörfern des Kirchſpiels. Keine franzöſiſchen Quälereien — die Erbarmerin Natur legte ihr Veto ein — aber auch keine Nachrichten vom Kriegstheater. Der ſonntägliche Gottesdienſt ſetzte aus: wie ſollte die kleine Flotte mit den treuen Kirchgängern zwiſchen den verderblichen Schollen hindurch zur Kirche gelangen? Im engen Studierſtübchen der Paſtorei ſammelte der alte Domine ſeinen beſcheidenen Hausſtand um den Krankenſeſſel und predigte aus der Tiefe ſeines ergebenen Herzens heraus, als ob er zur ganzen Gemeinde redete. „Empöret euch nicht wider die Obrigkeit nach dem Geſetz“ — das war das Alpha und Omega ſeiner Ermahnungen, „der Herr iſt mein Hirte; mir wird nichts mangeln“ die Quinteſſenz ſeiner Betrachtungen. Die Paſtorin brachte es trotzdem nicht fertig, den gelaſſenen Marienſinn gegen ihre Marthaunruhe einzutauſchen, und Chriſtine, wenn ſie ſich mit ihrem Hoffen nnd Sehnen vor verſchloſſener Pforte fand, wünſchte ſich das ſchwarze Schaf der Familie, den verbannten Bruder Volkmar und ſeine ungeberdigen Liebkoſungen an ihre Seite zurück.

An den chriſtlichen Übungen in der Paſtorei nahm Leberecht paſſiven Teil, um nicht anzuſtoßen hier, wo zwei Paare gebildeter Menſchen einzig auf einander geſtellt waren. Seine Auffaſſung von Politik und Religion in ihrer Wechſelwirkung wich von der des alten Herrn in allen Stücken ab, aber ſie ſtand noch gar zu vereinzelt im Lande. Deshalb gewann er's des Friedens halber über ſich, in dieſem kleinen Familienkreiſe mit deſſen Gliedern die Hände zu falten und die Stirn zu neigen. Ohne Chriſtinens Nähe hätte er's nicht vermocht, allein in ihren Augen las er Frieden, obgleich ſie ihn in ſtetem Zwieſpalt mit dem eigenen Begehren erhielten. Er wollte nnd durfte dem ſtarken Zuge zu ihr nicht nachgeben, ſolange er in der Knechtſchaft ſeines ſchwankenden Willens lag. Zum Freien mußte er frei ſein.

An der Pflicht, die er ſich neu und ſtreng geſtaltete, hoffte er ſich wieder aus ſeiner inneren Bedrängnis ans Licht zu arbeiten.

Solange noch die geringſte Möglichkeit dazu vorhanden war, wagte er ſich, ſein Leben tapfer aufs Spiel ſetzend, zu ſeinen Pfarrkindern jenſeits der Deiche am Horizonte. Der Küſter beſaß das feſteſte Schiff auf Meilen in der Runde, ein ſpitzſchnabeliges Ding mit eiſenbeſchlagenem Boden nach Art der alten Norwegerkähne, und darin führte er ſeinen jungen Domine ohne Murren durch Sturm und Drang. Leberecht empfand dieſes Wagnis jedesmal als eine Stärkung, die ihm ein Stück der verlorenen, inneren Sicherheit, zurückſchenkte. Die ſcharfe Kälte, die ihn bis ins Mark durchſchüttelte, betäubte ſeine Seelenpein, der Wind, der ſein Haupt umbrauſte, wirbelte manchen Verzweiflungsgedanken hinweg, und wenn er dann in die düſteren Katen und Strohdachhäuſer der Moorbauern trat, ſtreckten ſich ihm von rechts und links begehrende Hände entgegen.

(Fortſetzung folgt.)

# In und bei Oxford.

Von Georg Horn. (Abdruck verboten.)

In meinem Tagebuch aus England finde ich folgende Notiz: Brief an Dr. Max Müller, Oxford-Maidenhead-Warwickcaſtle-Warwick-Stratford on Avon.

Photographie-Verlag von Wilhem Schauer in Berlin.

Schweſtern. Nach dem Gemälde von Paul Thumann.

Zufall oder Beſtimmung? möchte man bei dem Lebensgange eines Mannes fragen, der als junger Gelehrter aus Deutſchland, aus Deſſau, ſeiner Vaterſtadt, ohne große Geldmittel — denn ſein Vater war ein namhafter, deutſcher Dichter — nach London gekommen war, um ſich in ſeiner Wiſſenſchaft, Orientalia, zu vervollkommnen. Er hatte einen Brief an den damaligen preußiſchen Geſandten von Bunſen abzugeben, mußte im Vorzimmer warten und wurde hier mit einem Manne bekannt, der, allerdings ein weißer Rabe, ſeinen Reichtum zur Herſtellung alter Sanskrittexte verwandte. Er hatte in dem jungen deutſchen Gelehrten ſeinen Mann gefunden, und von dieſer Begegnung im Vorzimmer vom jetzigen German Houſe auf der Carlton Terrace an ſtieg der Stern über dem Haupte des jungen Deſſauers empor und blieb von da an leuchtend über dem Gebiet orientaliſcher Litteratur und vergleichender Sprachwiſſenſchaft, über der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt. Seit Anfang der fünfziger Jahre ſitzt Dr. Max Müller in Oxford auf ſeinem Lehrſtuhle und hat ſeinen Namen zu einem der populärſten Englands gemacht. Tauſende von jungen Engländern trugen ihn von da ſo weit, als der Brite in der bewohnten Welt nur immer ſeine Spuren zieht, und wenn die Mehrheit von ihnen vielleicht die wiſſenſchaftliche Bedeutung des deutſchen Orientaliſten in Oxford nicht zu erfaſſen vermochte, ſo war deſſen Name durch die Wiſſenſchaft und deren Bekenner doch ſo autoritativ geworden, daß der Name ein Cachet für die Univerſität iſt, wie der des großen Gauß für Göttingen.

Oxford iſt ein deutſches Koburg, d. h. eine Gartenſtadt, namentlich in den neueren Teilen, die ſich an die alten der Stadt angegliedert haben. In einem der Gärten, eingehegt von Grün und Blüten, ſteht das Haus unſeres großen Landsmannes.

Nachdem ich Brief und Karte abgegeben, im Garten mich am Duft des Flieders, der hier eigentlich eine Erinnerung an Deutſchland war, gelabt hatte, meldete der Diener, daß Dr. Müller mich erwarte. Ich trat in ein großes Zimmer, deſſen Zweck und Beſtimmung die hohen gefüllten Bücherregale verkündeten, und fand in einem bequemen Schreibſtuhle einen Mann von etwa ſechzig Jahren. Er erhob ſich, ging mir entgegen und reichte mir zur Begrüßung die Hand: Dr. Max Müller. Vom deutſchen Gelehrten war in ſeinem Äußeren nichts vorhanden, deſto mehr aber vom engliſchen Gentleman in Unbefangenheit und Natürlichkeit des Behabens, in kordialem Entgegenkommen, in lichter Klarheit des Geſichtsausdruckes und in dem tadelloſen ſchwarzen Anzuge, der die ſchmächtige, nicht ſehr hohe Geſtalt umhüllte. Das Quis quid ubi — quibus auxiliis — cur — quomodo — quando? — war beiderſeits bald abgehandelt, und gerade nicht unwillkommen war mir eine Einladung zum Frühſtück, nicht etwa, weil ich meinen Appetit nicht hätte anderwärts befriedigen können oder um etwa den Unterſchied kennen zu lernen zwiſchen dem Frühſtück eines deutſchen und engliſchen Gelehrten. Nein, die Familie des deutſchen Landsmannes kennen zu lernen, daran lag mir. Dieſe war allerdings nur klein, die Gattin des Gelehrten und eine Tochter; eine zweite war bereits auch wieder an einen jungen Profeſſor in Oxford verheiratet. Frau Dr. Müller iſt eine Engländerin, die allerdings etwas deutſch ſprach, mehr als die Tochter. Die letztere war von ganz reizender Art, herrlich gewachſen, Teint wie der einer jungen Indierin aus einer der von ihrem Vater überſetzten heiligen Schriften, dabei das roſige Inkarnat engliſcher Luft, dunkeläugig wie Sakuntala, die ſchönſten Zähne und das holdeſte Lächeln. Das war das Beſondere in der Erſcheinung der jungen Dame; das Gemeinſame mit den Töchtern aus gutem engliſchem Hauſe war jene Zurückhaltung des Benehmens, die einem jungen Mädchen um ſo beſſer anſteht, je mehr ſie ein Recht hätte, mit ihrer Perſönlichkeit hervorzutreten. Dann war noch eine Verwandte da, eine ältere Dame, von heiterem, ſehr ſympathiſchem Weſen und von angenehmer Fülle des Körpers. Sie war die Gattin eines Induſtriellen und Politikers, der für die Intereſſen der liberalen Partei Englands große Opfer bringt. Dr. Max Müller ſelbſt gehört der liberalen Partei an und ſteht mit den Häuptern derſelben in regſter Verbindung. Auch in politiſcher Beziehung bringt er die Macht ſeines Namens zur Geltung: dieſer gilt im Parlamente, in den Miniſterien, am Hofe, bei der Königin gleichviel, wie in der gelehrten Korporation der Univerſität von Oxford.

„Sie müſſen bei unſerer Univerſität ſich von dem Begriffe deutſcher Univerſitäten los machen. Die geſchichtliche, die nationale Baſis derſelben iſt eine von deutſchen Verhältniſſen ganz verſchiedene, wenn auch für hüben wie drüben die Reformation das umgeſtaltende Moment war. Der Zweck der deutſchen Univerſität iſt die Wiſſenſchaft, die Vorbereitung der Jugend für einen beſtimmten Lebensberuf. Die Wiſſenſchaft wird bei uns nicht weniger ernſt und eifrig betrieben als in Deutſchland, aber mehr in Forſchung auf den Studierſtuben, im Allgemeinreſultate der einzelnen Disziplinen, als gerade in unmittelbarer Anwendung auf die Schüler. Dieſe ſind auch von ganz anderer Art, als drüben. Es ſind die Söhne reicher Leute, von denen die meiſten ihren Diener haben, zwei Zimmer in den Colleges zum Bewohnen, und die der Übung des Körpers meiſt den Vorzug vor der des Geiſtes geben. Der praktiſche Beruf tritt bei ihnen erſt nach Oxford oder Cambridge ein. Auch der Engländer hat aber für ſein Leben eine Idealbildungsperiode nötig, und das ſind ihm die paar Jahre auf der Univerſität; dieſe werden für das ſpätere Leben außerdem ganz beſonders wichtig, da hier jener Verkehr ſich anbahnt, jene Freundſchaften geſchloſſen werden, die für das ſpätere politiſche Parteileben große Bedeutung erlangen.“

In dieſer Weiſe ließ ſich Dr. Max Müller auf dem Rundgange vernehmen, den er mit mir durch Oxford machte. Ich konnte dabei nicht genug Augen haben. Nach dieſem Spaziergange wunderte ich mich eigentlich, daß die Engländer noch nach Nürnberg, Augsburg, Köln, Heidelberg gehen. Bei letzterer Stadt kann man ſich das noch denken um des Landſchaftlichen willen. Wenn ſie aber eine mittelalterliche Stadt ſehen wollen, wie eine ſolche vor fünf- oder vierhundert Jahren ausſah, ſo haben ſie das in ihrem Lande, hier in Oxford, viel reiner und wohlerhaltener. Es gibt in Oxford vierundzwanzig Colleges, d. h. abgeſchloſſene wiſſenſchaftliche Gemeinſamkeiten, höhere Schulanſtalten mit faſt klöſterlichen Regeln und mit einem Komplex von Gebäuden und Gründen und Gärten, die Oxford zu einem kulturhiſtoriſchen Unikum nicht nur Englands, nein, der Welt machen. Es iſt eine Stadt von alten gotiſchen Paläſten mit impoſanten altersgrauen Faſſaden, großen Höfen und grünen Grounds. Was von modernen Straßen und Häuſern zwiſchen dieſer mittelalterlichen Welt liegt, ſieht ſo eingequetſcht aus, daß man ſich unwillkürlich fragt, was denn dieſe Häuſer für ein Recht haben, hier zu ſtehen, namentlich wenn man auch die jungen Studenten in ihren ſchwarzen Talaren und in ihren viereckigen aus dem Mittelalter ſtammenden Mützenformen ſieht. Die moderne Welt, das neue England mit ſeiner Politik, ſeiner Induſtrie, ſeinem Handel, ſeinen Erfindungen erſcheint hier wie ein ſchroffer Anachronismus. Oxford iſt ein Kompendium der Geſchichte, aus dem man die Entwickelung Englands aus dem Mittelalter heraus in die neuen Zeiten ſtudieren kann. Ich hatte auf dieſem Spaziergange nur die Augen offen zu halten und dabei auch die Ohren bei den Erklärungen, die mir Profeſſor Dr. Max Müller faſt vor jedem College gab, bis er mich in eines derſelben hineinführte.

„Das iſt mein College All Soul (Aller Seelen),“ ſagte er mir. „Von dieſem bin ich Fellow, wenn Sie es ins Deutſche überſetzen wollen: Mitglied mit einer jährlichen Präbende.“

„Alſo dergleichen, wie es unſere Domherrnſtellen in den Domherrnſtiften von Brandenburg oder Merſeburg ſind?“

„So etwas Ähnliches. Der oberſte Gebieter einer Univerſität iſt der Kanzler oder der Vicekanzler, wie in Deutſchland der Prorektor, wenn der Titel eines Rector magnificus von einer fürſtlichen Perſon geführt wird. Gewöhnlich wird dieſe höchſte akademiſche Würde auch in England von einer fürſtlichen Perſon bekleidet, ihr Stellvertreter aber von den Vorſtehern der 24 Colleges gewählt. Dieſe „Maſter“ gehen aus den Fellows hervor, und dieſe wieder durch Wahl aus Leuten, welche den höchſten akademiſchen Grad erreicht haben.“

Alſo vollſtändig die Gliederung der alten geiſtlichen Orden, denen dieſe Gelehrtenſchulen entſtammen, ähnlich wie bei uns in Deutſchland, in Württemberg namentlich, die geiſtlichen Stifte, nur daß dieſe vielleicht nicht ſo reich waren, geſchweige denn noch ſind, wie dieſes College All Soul.

„Es iſt keins von den reichſten,“ bemerkte mein liebenswürdiger Führer.

Dann konnte ich mir wenigſtens einen annähernden Begriff von dem Reichtum der übrigen machen, des St. Magdalena-College oder etwa des Chriſt Church-College. Große Säle für Verſammlungen, Geſellſchaften, die täglichen Mahlzeiten; der Speiſeſaal geht durch zwei Etagen und von den Wänden blicken die Bilder der größten Männer Englands auf die an den langen Tiſchen Sitzenden, für dieſe Mahnung und Beiſpiel. Das Stift, wenn man es recht bezeichnen will, braut ſein eigenes Porterbier. Eine Probe davon wurde uns in kleinen, ſchweren, ſilbernen Sturzbechern kredenzt, „Tumblers,“ den Überbleibſeln des alten, reichen Silberſchatzes des College. Dieſer war in der großen Revolution für Karl I geopfert worden. Die Colleges in Oxford waren ſtets konſervativ, der alten Monarchie ergeben geblieben und nahmen Cromwell gegenüber für die Stuarts offen Partei. Auch darin zeigt ſich ihr ariſtokratiſcher Charakter. Nur die Vornehmen konnten ihre Söhne auf dieſe großen gelehrten Schulen ſchicken, und darum ſind Oxford und Cambridge auch vorzugsweiſe die Hochſchulen für die Söhne des engliſchen Adels geworden. In neueſter Zeit hat ſich aber auch darin ein Wandel vollzogen, Oxford beginnt, ſeinen ariſtokratiſchen Charakter zu verlieren, Cambridge iſt jetzt von der Ariſtokratie bevorzugt, da das reiche Bürgertum Englands, die Gentry, für ſeine Söhne die Thüren der alten Colleges in Oxford hat öffnen laſſen. Dem deutſchen Profeſſor Dr. Max Müller mißt man dabei einen großen Anteil bei.

Einen Teil der vornehmen Jugend Englands konnte man bei den Boat Races ſehen. Hinter Chriſt Church-College gleitet der Fluß Cherwell durch Wieſengründe dahin. Auf dem Waſſer lagen elegante Boote und kleine Dampfſchiffe mit Deckkajütten; hinter ihren Spiegelfenſtern ſah man die jungen Herren in ihren weißen Flanellanzügen mit farbigen Abzeichen bei Thee und Kaffee und wahren Kuchenbergen ſitzen. Ganz Oxford ſchien hinausgeſtrömt zu ſein, rechts und links des Fluſſes erblickte man nur Luſtwandelnde, Damen nicht zum allerwenigſten. — Notabene, es war ein Maientag, wie er oft im Buche ſteht, aber ſelten in der Wirklichkeit über die engliſche Erde heraufzieht, überall die Luſt, welche mit den Blüten, mit Sonne und Wärme kommt. In einem großen Reſtaurant an der einen Seite des Waſſers ging es hoch und luſtig her, die Balkone der verſchiedenen Etagen waren dicht beſetzt. Alles war in Erwartung des Beginnes der Wettfahrt auf dem Fluſſe. In den Gruppen, die ebenſoviel Parteien waren, Bewegung, Erregung, bis dann lautes Rufen und Schreien die Luft erfüllte. Zwei Boote mit Ruderern kamen in eifrigſtem Wettkampf den Fluß herab. Die kräftigen nackten Arme holten mit höchſter Anſtrengung in der Bewegung der Ruder aus, die jugendlichen Geſichter unter den bunten Mützen zeigten ſich in dieſem Wetteifer hoch gerötet. In gleicher Pace mit den Booten ſtürmten rechts und links des Fluſſes, am Ufer, die Intereſſenten an der Wettfahrt, in ihren Sportkoſtümen, zu Hunderten auf jeder Seite mit hellen Zurufen dahin, die Wettfahrer ermutigend und deren Triumph verkündend, wenn ein Boot das andere überflügelt hatte.

Lieber als dieſes Schauſpiel war mir der Blick auf die altersgrauen Mauern und Türme des Chriſt Church College, auf die lachenden Wieſen und die alten herrlichen Bäume, die noch zu Zeiten der Königin Eliſabeth gepflanzt ſein mochten. Auf dem Rückweg von dem Waſſerrennen ließ mich mein liebenswürdiger Führer auch einen Blick in das älteſte der Colleges, das von St. Magdalena, thun. Die innere Einrichtung dieſes, Korridore, Zimmer, Verſammlungsſäle, Eßhallen, hat treu und ſtreng den Charakter der Zeit ihrer Entſtehung beibehalten. Ich ſah einige Hörſäle, d. h. mehr Schulſtuben mit Subſellien, wie ſie in den unſerigen gebräuchlich ſind, ſonſt aber war außer einigen Bogen Päpier, die auf der Tiſchtafel lagen, wenig Geruch von Gelehrſamkeit oder auch nur geiſtiger Arbeit zu ſpüren. Die meiſten Räume hatten die Beſtimmung von Eß-, Wohn- und Verſammlungszimmern. Ja ſo — auch eine Bibliothek iſt da. Kein Wunder, daß die Reize der Wiſſenſchaft, die geiſtige Propädeutik, nicht gleichen Schritt mit dieſen Annehmlichkeiten des äußeren Lebens halten können, wenn man aus den gotiſchen Hallen, Gängen, Fenſtern und Portalen hinaus auf die im Maiengrün prangenden Grounds ſieht, auf die wunderherrlichen Bäume, die mit den Mauern um das Alter ſtreiten können und auf die magiſchen Lichter, welche am Abend die ſcheidende Sonne auf dieſe Frühlingspracht wirft. Und hier ſei es gleich geſagt, daß der Anziehungspunkt, den England immer für mich hatte, darin lag, daß dort altes und neues, die treue Pflege einer großen hiſtoriſchen Vergangenheit mit dem modernſten Geiſte in politiſcher, wiſſenſchaftlicher und induſtrieller Richtung Hand in Hand gehen, gerade wie in Oxford graue Jahrhundertmauern und der lachendſte Frühling in Parks und Gärten ſich aneinander ſchmiegen.

Im Hauſe des berühmten deutſchen Landsmannes wurde ich in meinem Entſchluſſe, nach Kenilworth, Warwickcaſtle und Stratford on Avon zu gehen, beſonders da alles ſo ziemlich auf einem Wege und ziemlich beiſammen lag, beſtärkt. Die liebenswürdige Frau des Hauſes ſchrieb mir ſogar die Reiſeroute auf. Kenilworth iſt bei Sir Walter Scott jedenfalls ſchöner, als in Wirklichkeit: zerriſſene Mauern — „Wolken ziehen darüber hin“ — nichts mehr von der Pracht der Feſte, die der Günſtling Leiceſter ſeiner Herrin zuliebe in den Mauern des ihm zum Geſchenk gemachten Schloſſes bei einem Beſuche der Königin veranſtaltet hatte, eine Ruine, wie wir ſie am Rhein und Main ſchöner aufzuweiſen haben, freilich ohne einen Sir Walter Scott. Ganz intereſſant iſt die kleine Stadt Warwick; der anheimelnde Zug der Vergangenheit weht einem auch aus dieſem Städtchen entgegen. An einem Ende der Stadt, hart bei einer prächtigen gotiſchen Kirche, iſt ein kleines Spital für Pfründner aus den beſſeren Ständen, deſſen Erbauung in das XV. Jahrhundert zurück reicht. Und gerade ſo in ſeiner urſprünglichen Anlage, ſeinem Äußeren, ſeinen Innenräumen iſt es erhalten. Auf einem Gange durch die Anſtalt glaubt man in vier Jahrhunderte zurückzugehen — kleine, dunkle, niedrige Räume, getäfelt mit Holz, das von Alter dunkelbraun, enge Treppen, kleine Galerieen, lauſchige Winkel — nur der Duft aus der Küche war modern, und dazu die alten, ihr Diner erwartenden Herren, und draußen im engen Spitalgärtchen die Päonien.

Dicht bei dem Städtchen Warwick liegt das Schloß der Grafen von Warwick. Es iſt in England berühmt wegen ſeiner mittelalterlichen Sammlungen an Rüſtungen, Waffen und Bildern, alles in ſehr hübſchen Exemplaren, auch von Möbeln aus ſpäterer Zeit, aber derartige Sammlungen haben wir in deutſchen Schlöſſern viel reichhaltiger, vielleicht auch in beſſerer Aufſtellung. Außerhalb des Schloſſes und um dieſes herum gab es weit Schöneres zu ſchauen im Park mit ſeinen prächtigen Anlagen und ſeiner fein abgeſtimmten Färbung in Hölzern und Büſchen. Unten am Schloſſe, das auf dem Felſen liegt, fließt der Avon (ſprich Ehwen) vorbei, ein Fluß mit ſtarkem Gefälle, aber ſchmutzig gelber Farbe. Man meint, Shakeſpeare wäre wert, an einem reineren Waſſer geboren zu ſein. Kein Menſch wird freilich das Städtchen wegen ſeiner landſchaftlichen Reize aufſuchen. Aber Stratford hat, wie Mitglieder der Shakeſpearegeſellſchaft ſagen würden, mehr als ein Schloß Warwick: es hat ein Haus Shakeſpeares. Dieſes zeigt eine neue, im Stile des XVI. Jahrhunderts verſuchte Faſſade — allerdings Räume, in denen heutzutage kein polniſcher Eiſenbahnarbeiter mehr wohnen möchte, verräuchert — verſchwärzt und wurmſtichig wie die Führerin durch dieſe Casa santa, eine Dame, nicht ganz, aber annähernd ſo alt wie das Haus, wenigſtens dem Anſehen nach. Sie kannte alle Shakeſpearedrucke und hätte verdient, Mitglied der deutſchen Shakeſpeare-Ausgrabungsgeſellſchaft zu ſein, aber nun iſt es zu ſpät. Engliſche Zeitungen brachten in letzter Zeit die Nachricht von ihrem Tode. Ich glaube, Miß Chatway hieß ſie. Ein Manuſkript des Dichters exiſtiert bekanntlich nicht mehr, kaum eine beglaubigte Unterſchrift. Die alte Lade, in welcher der große Dramatiker ſeine Schreibereien verſchloß, iſt noch da; der Laden ſeines Vaters, in dem dieſer Tuch verkaufte oder Handſchuhe oder Wolle, worüber die Shakeſpearegelehrten noch nicht einig ſind, iſt auch noch erhalten, wenigſtens kann man annehmen, daß er ſo ausgeſehen haben könne.

Das Haus, das Shakeſpeare, nachdem er ſich aus London zurückgezogen hatte, in Stratford bis zu ſeinem Tode bewohnte, iſt nicht das ſeines Vaters geweſen. Er hatte ſich ein neues, mehr im Centrum der Stadt nahe der Kirche, gebaut, von dem aber nicht eine Spur mehr vorhanden iſt, da im Laufe der Zeiten dieſer Teil der Stadt weſentliche Veränderungen erlitten hat. In der gotiſchen Kirche iſt er begraben und zwar im Chor, der von dem Schiffe durch eine Baluſtrade getrennt iſt. Dicht vor dieſer bezeichnet eine einfache, in die Steinflieſen eingelaſſene Eiſenplatte die Stelle, wo die ſterblichen Überreſte des großen Dichters beigeſetzt ſind. Etwas ſeitwärts, links in der Höhe iſt das eigentliche Epitaphium angebracht mit einer in Farben ausgeführten Büſte, die an das Chandosbild erinnert, aber erſt lange nach ſeinem Tode gemacht worden iſt, alſo nicht als authentiſch betrachtet werden kann. Deutlichere Züge ſeines Geiſtes ſind die Verſe auf ſeiner Grabplatte, die er zu Lebzeiten verfaßt hat und worin er jedem mit ſeinem Fluche droht, der Hand an ſeine Gebeine legen wolle. Die Furcht vor dieſer Drohung mag auch der Grund ſein, daß man nicht ſchon längſt den Leichnam von hier nach der Poetenecke in Weſtminſter abgeholt hat, wo von den Berühmtheiten Englands eine der anderen Konkurrenz macht. Beſſer wahrt ſich der Einzelne ſein Recht, wenn er dem Beiſpiel des großen Stratforder folgt, der ſich dadurch zum Wohlthäter ſeiner Vaterſtadt auf Jahrhunderte hinaus gemacht hat. Weltverloren wäre das kleine engliſche Landſtädtchen ohne dieſe Stätte, zu der jährlich Tauſende wallfahrten, ohne das Grab des großen Toten, der ein Unſterblicher, in Herz und Geiſt der Nationen Fortlebender iſt.

## Im Nebel.

(Abdruck verboten.)

Novelle von Hans Nagell von Brawe.

(Fortſetzung.)

Hell leuchtete es plötzlich auf in Ellas blauen Augen, als der Name New York genannt wurde, ihre matten Züge belebten ſich. Aber für eines Gedankens Kürze nur. — Dann fiel ſie zurück in ihre trübe Apathie. „Wie du willſt, Bodo," lautete ihre Antwort.

Die Reiſevorbereitungen, die andauernde Beſchäftigung, die Ausſicht auf Neues und Unerwartetes, das alles ſchien den Geiſt der jungen Frau von der träumeriſchen Schwermut abzulenken, der ſie ſich nach und nach hingegeben, und mit dem geiſtigen Leben erneute ſich auch das körperliche Können. Nur am Tage der Abreiſe kam es wieder über ſie wie banges Weh.

„Bodo, ich werde Altenkamp nicht wiederſehen!" rief ſie, „ich fühle es!"

„Wenn du an einem anderen Flecke der Welt glücklicher ſein kannſt, dann laß dort deine Heimat ſein," antwortete er ernſt.

Sie ſah ihn fragend an. Sie hatte ihn nicht verſtanden.

### VI.

In der Liſte der Kajüttspaſſagiere der „Cimbria," Kapitän Heidborn, von Hamburg über Southampton nach New York befanden ſich auch die Namen „Freiherr vom Broock" und „Frau vom Broock" eingetragen.

Am 1. März 1882 hatte das Schiff gegen Mittag die Elbmündung erreicht, in den Nachmittagsſtunden Helgoland auf Sicht paſſiert und dann Kurs auf den Kanal geſteuert. Gegen Abend legte ſich ein dichter Nebel über das Meer und nötigte die „Cimbria," mit halbem Dampfe zu laufen.

Die Luft war kalt und feucht geworden. Faſt alle Paſſagiere verließen frühzeitig das Deck und zogen ſich in die Kabine zurück oder horchten im Salon dem munteren Sange der „Geſchwiſter Rommer," jener durch ganz Deutſchland unter dem Namen „die Singvögelchen" bekannten, zwei Schwäbinnen und ihres Bruders, welche eben im Begriffe ſtanden, auch jenſeit des Ozeans ihre munteren Weiſen gegen klingende Dollars umzuwechſeln. Nur undeutlich drangen die heiteren Klänge hinauf zum Promenadendeck zu dem einſamen Paar, welches dort in langſamen Schritten auf und ab wanderte. Schon ſank die Nacht, und dennoch konnte man erkennen, wie die Dame ſich feſt auf den Arm ihres Begleiters ſtützte. Sie waren auf ihrer Wanderung eben mittſchiffs angekommen, als ein erſchütternder, langgezogener Ton plötzlich über das Deck hallte.

„Mein Gott, Bodo, was iſt das?" fragte die Dame, ſich furchtſam an den Mann klammernd.

„Du darfſt nicht erſchrecken, Gabriele, es iſt der Ton der Sirene, des Nebelhorns, der Warnruf für nahende Schiffe. Es iſt doch keine Gefahr für die Nacht?" wandte er ſich an einen vorübergehenden Offizier.

„Ich denke nicht," meinte dieſer, „der Nebel liegt zwar ſehr dick, aber wir haben fleißig Ausguck angeordnet, zudem läuft die „Cimbria" nur ſechs Meilen bei halbem Dampfe. Die Sirene wird freilich die Herrſchaften ſtören über Nacht."

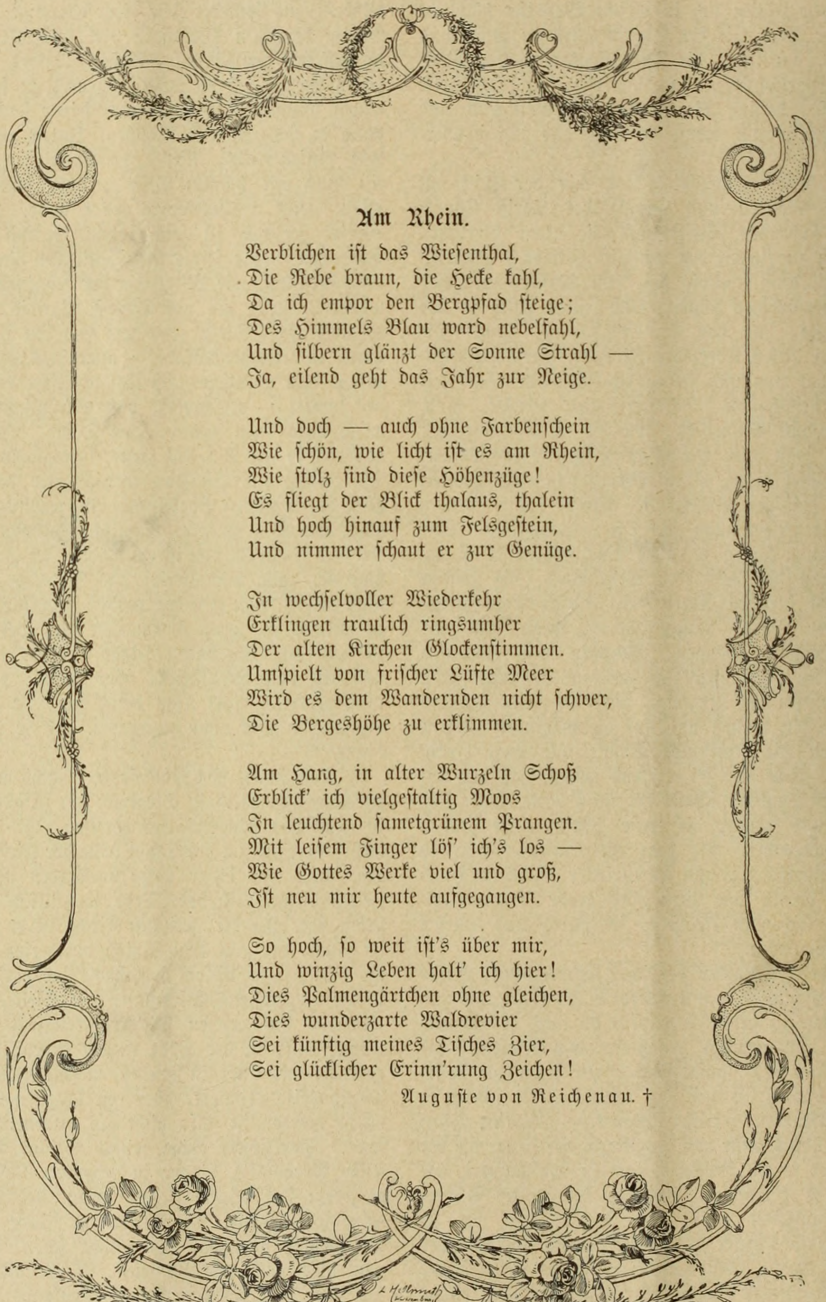
„Das muß ſich ertragen laſſen, Herr Leutnant! Beſten Dank und gute Wache!"

Sie blieben allein.

„Komm," ſagte er endlich leiſe. Sie ſchüttelte den Kopf.

„Nein, laß uns noch hier oben bleiben, mir iſt ſo bange."

„Armes, liebes Kind." Noch einmal hob ſeine Bruſt ſich in ſchwerem Kampfe. Es mußte klar werden zwiſchen ihnen, heute noch. In ſtiller Reſignation blickte er über das



## Am Rhein.

Verblichen iſt das Wieſenthal,
Die Rebe braun, die Hecke kahl,
Da ich empor den Bergpfad ſteige;
Des Himmels Blau ward nebelfahl,
Und ſilbern glänzt der Sonne Strahl —
Ja, eilend geht das Jahr zur Neige.

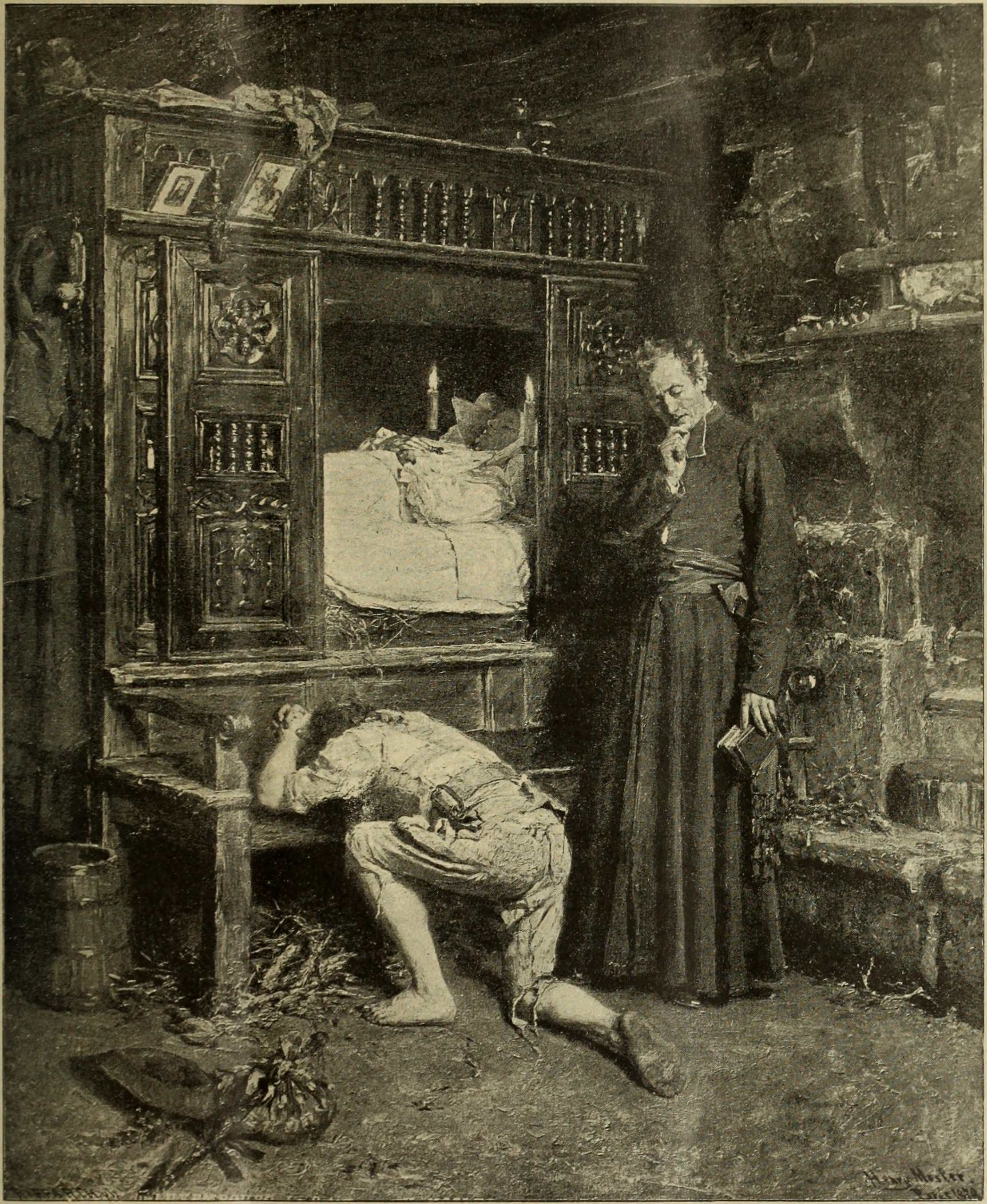
Und doch — auch ohne Farbenſchein
Wie ſchön, wie licht iſt es am Rhein,
Wie ſtolz ſind dieſe Höhenzüge!
Es fliegt der Blick thalaus, thalein
Und hoch hinauf zum Felsgeſtein,
Und nimmer ſchaut er zur Genüge.

In wechſelvoller Wiederkehr
Erklingen traulich ringsumher
Der alten Kirchen Glockenſtimmen.
Umſpielt von friſcher Lüfte Meer
Wird es dem Wandernden nicht ſchwer,
Die Bergeshöhe zu erklimmen.

Am Hang, in alter Wurzeln Schoß
Erblick' ich vielgeſtaltig Moos
In leuchtend ſametgrünem Prangen.
Mit leiſem Finger löſ' ich's los —
Wie Gottes Werke viel und groß,
Iſt neu mir heute aufgegangen.

So hoch, ſo weit iſt's über mir,
Und winzig Leben halt' ich hier!
Dies Palmengärtchen ohne gleichen,
Dies wunderzarte Waldrevier
Sei künftig meines Tiſches Zier,
Sei glücklicher Erinn'rung Zeichen!

Auguſte von Reichenau. †



Zu ſpät. Nach dem Gemälde von Henry Mosler.

dunkle Waſſer hin. Noch eine halbe Stunde Aufſchub, ſie wollte es — er konnte ja warten.

### VII.

Ruhig und gleichmäßig ſchnitt der ſcharfe Bug der „Cimbria“ durch die kaum bewegte See. Die Nebelſignale ertönten in regelmäßigen Zwiſchenräumen, in immer gleichem Takte arbeitete die ungeheuere Maſchine unten im Raume, und ihre Hebel und Cylinder glitzerten im hellen Scheine der Reflexlampen. Längſt war Ruhe im Schiff. Alles, was nicht zur Equipage der „Cimbria“ gehörte, lag in feſtem Schlafe. Draußen aber herrſchte eine undurchdringliche Finſternis. Das Licht der Poſitionslaterne und das Stag-licht verſagten bereits auf ein paar Hundert Meter, und man hörte die Signale paſſierender Schiffe und Fahrzeuge, ohne einen Schimmer von ihnen zu gewahren.

Stunde auf Stunde verrann. Kapitän Haidborn hatte noch keinen Augenblick die Ruhe geſucht. Von der Kommandobrücke gab er die erforderlichen Befehle — in feſtem, ſicherm Tone. Und dennoch verging keine Minute, ohne daß er das ſcharfe Nachtglas vor Augen genommen hätte. Die Freiwache hatte Befehl, im Zeuge zu ſchlafen, und von den Offizieren war keiner zur Koje gegangen.

Kein Sturm, keine Klippe, kein Cyklon iſt vom Seemanne ſo gefürchtet, wie der Nebel, der hinterliſtige, grauſame Feind der Schiffahrt!

„Haben Sie nachgeſehen, ob ſämtliche Boote außenbords zum Fieren klar ſind? Man muß in ſolchem Wetter auf alles vorbereitet ſein,“ wandte ſich der Kapitän an den erſten Offizier.

„Alles in Ordnung, Kapitän, ich ſah ſelbſt nach und überzeugte mich, ob die Wachen ihre Rollen kennen.“

* * *

Inzwiſchen war der Baron mit ſeinem jungen Weibe doch endlich die Mahagonitreppe hinabgeſtiegen und hatte die Thür der Kabine hinter ſich geſchloſſen. Er entzündete die in Meſſingringen ſchwebende Lampe, ſchloß die Culleyes und bettete Gabriele bequem auf die Koje, während er für ſich ſelbſt einen Deckſtuhl dicht neben ihr Lager ſchob.

Das Licht fiel hell auf das liebliche Geſicht der jungen Frau. Bewegt blickte er ſie an. „Du biſt ſo ſonderbar heute, Bodo, was haſt du?“ fragte ſie. Er holte tief Atem, als gelte es einen letzten Entſchluß.

„Ella,“ begann er endlich, „es iſt eine ernſte Lebensfrage, die ich mit dir in dieſer Stunde beſprechen möchte. Wozu aufſchieben? Morgen müßte es ja doch ſein! Willſt du mich geduldig anhören?“

Er ſagte das mit ſteigender Sicherheit, und als ſie bejahend nickte, fuhr er, alle Erregung niederkämpfend, ihre Hand zwiſchen die ſeinen nehmend, fort: „Gabriele, es gab einen unvernünftigen Gärtner, der pflanzte einen Roſenſtock in den Schatten, — doch nein, ohne Gleichnis, ohne Beſchönigung und Umſchweife will ich zu dir ſprechen! Mein Kind, ich glaubte der ewigen Weisheit der Natur widerſprechen zu können, als ich eine junge Frau, faſt ein Kind noch, an den alternden Mann feſſelte. Es war ein Irrtum, aber ich beging ihn aus Liebe zu dir, ich glaubte, dir ein ſicheres Los und damit ein dauerndes Lebensglück bieten zu können.“

„Bodo! was ſoll das?“

„Höre mich ruhig weiter, ich bitte dich! Es iſt niemals zu ſpät, umzukehren und den richtigen Weg einzuſchlagen, wenn man ſeinen Irrtum erkannt hat. Gebe Gott, daß ich jetzt den rechten Weg gefunden. Seit Monaten habe ich in deinem kindlich reinen Herzen zu leſen geſucht, und nun ſteht es klar und unauslöſchlich vor meinem geiſtigen Auge, was dir ſelbſt noch kaum zu vollem Bewußtſein kam. Gabriele, das Naturgeſetz hat es mir verſagt, dir die Lebenswärme zu geben, deren du bedarfſt, mit unwiderſtehlicher Gewalt drängt es dein Herz dorthin, wo es gleichem, jugendlichem Pulsſchlag begegnet. Wohl fühlt deine Seele ein Ahnen von ungekanntem Glücke, und doch kannſt du die Schwingen nicht ausbreiten, ihm entgegen zu fliegen, — die Schwingen ſind in Feſſeln gelegt. Du ſiechſt körperlich und geiſtig in dieſer Gefangenſchaft dahin, und verbluteſt in einem Sehnen, das du dir ſelbſt nicht eingeſtehſt. Was half es mir, daß ich den Käfig meines lieben Vogels vergoldete? Die Freiheit hatte ich ihm genommen und — die Freiheit will ich ihm zurückgeben!“

Die junge Frau richtete ſich bei den letzten Worten ihres Mannes auf und ſtarrte ihn aus großen Augen an.

„Bodo, was that ich, daß du ſo zu mir ſprichſt?“ ſchrie ſie dann auf.

„Ich bitte dich, mein Herz, laß mich zu Ende ſprechen, mach’ mir nicht unnütz ſchwer, das durchzuführen, was ich in vielen ſchlafloſen Nächten und nach ernſtem Denken als recht erkannte,“ antwortete er in weichem, liebevollem Tone. „Du haſt dir ſelbſt wohl noch keine Rechenſchaft darüber gegeben, Gabriele, aber den Frieden, die Geneſung findeſt du nicht an meiner Bruſt, nicht am Herzen deines — alten Onkels. O, ich weiß, was du erwidern willſt, und dennoch — jene Liebe, die beſeligt über alles, an deren Entſagung du ſterben würdeſt, nach der dein junges Herz ſich ſehnt, ja, Gabriele, dieſe Liebe kann ich dir nicht bieten. Ich weiß aber, wo ſie für dich gefunden iſt, weiß, wo dir ein leidenſchaftlicheres Gefühl entgegenglüht, wie du es an meiner alten Bruſt finden konnteſt.“ Er trocknete die feuchte Stirn und fuhr fort: „Ich bin bald am Ende! Ja, Gabriele, ich habe alles vorbereitet, um dir die Freiheit zu geben. Wenn du einwilligſt, ſo verlaſſen wir in Southampton das Schiff nicht, ſondern fahren weiter nach New York — zu meinem Bruder. Was dann wird, das habe ich Gottes Willen überlaſſen.“

Er ſchwieg, und gütig ſah er auf die Frau, die jetzt wie geiſtesabweſend hinaufſtarrte auf den hellen Kreis, den die Lampe unter dem Deck langſam hin und her gleiten ließ. Man hörte kein Geräuſch, als das leiſe Klatſchen der Seen gegen den Schiffsbord und dann, in regelmäßigen Zwiſchenräumen, den unheimlichen Ruf des Nebelhornes. Lange hatten ſie ſich ſchweigend gegenüber geſeſſen — Hand in Hand.

Ohne den Blick niederzuſenken von den zitternden Lichtkreiſen da oben, kam es wie ein leiſer Hauch in einzelnen abgebrochenen Worten über Gabrielens Lippen:

„War es denn Sehnſucht? Nach ihm? Ja, Bodo, es war Sonnenſchein damals, heller Sonnenſchein, und als er fort war, da wurde es dunkel in meiner Seele und kalt! Zu ihm willſt du mich bringen? Warum ging er? Lieb’ ich ihn denn, iſt’s das? Ich liebe doch auch dich, ſo treu, ſo —“

Noch immer ſtarrte ſie hinauf. Wie im Halbtraume hatte ſie geſprochen. Dann ſchrak ſie plötzlich auf.

„Nein, nein,“ rief ſie, ſich ängſtlich an ihn ſchmiegend, „laß mich nicht von dir! Bei dir will ich bleiben — bei dir, und wenn ich ſterben müßte.“

Schluchzend lag ſie an ſeiner Bruſt, und nach einer Pauſe fuhr ſie wie träumend fort: „Bodo, wohl hundertmal habe ich mich ſelbſt gefragt, ‚was iſt’s, was mich ſo quält?‘ Ich fand die Antwort nicht, und nun — Bodo, woher weißt du, was ich nicht wußte, nicht wiſſen wollte?“

„Kind, es war die Liebe, die mich das lehrte; die Liebe iſt es auch, die mich beſtimmt, dir zu entſagen. Ich will euch beide glücklich ſehen, dich und den letzten meines Namens, denn auch er, ja Gabriele, er liebt dich!“

Erſtaunen und Schrecken zugleich prägten ſich in ihren Mienen aus.

„Er liebt mich? Bodo, darf er das?“

„Er wird es dürfen, wenn du frei biſt. Du ſelbſt ſollſt zuvor urteilen über dich, über ihn, nachdem ihr euch wiederſaht, du ſollſt —“

Er vollendete ſeinen Satz nicht. Er ſprang auf und horchte.

Sein ſeegeübtes Ohr hatte ein zur Nachtzeit ungewohntes Geräuſch gehört, ein Rufen, dann das laute Kommando des Kapitäns. Jetzt fühlte er, wie die Schraube rückwärts ſchlug, vernahm den ununterbrochenen Ruf der Sirene. Inſtinktiv ergriff er die Hand ſeiner Frau, und wie von Angſt getrieben, riß er ſie mit ſich, durch den Gang, die Treppe hinan.

„Was geht vor?“ rief er, als er das Deck erreichte. Doch niemand antwortete. Die grenzenloſeſte Spannung ſchien die Seeleute da oben erſtarrt zu haben. Er fühlte, wie alle ſchreckenerfüllt, thatlos Auge und Ohr nach vorn richteten über den Bug des Schiffes hinaus. Er hörte den ununterbrochenen Warnruf der Sirene, doch das Auge ſah nur Nebel — dichten Nebel.

„Gerade im Kurs,“ rief jetzt der erſte Offizier von der Back aus dem Kapitän zurück. „Voll Dampf voraus!“ „Ruder hart Steuerbord!“ ertönte deſſen Kommando in das Sprachrohr. Schon folgte das gute Schiff dem Steuer.

Unheimlich, rieſig, tauchte aber jetzt aus dem Nebel ein ſchwarzer, näher und näher kommender Schatten hervor — der Körper eines Schiffes.

Unaufhörlich riefen die Sirenen von hüben und drüben ihre Klagelaute. Und doch war’s zu ſpät. In gedankengleicher Schnelle wurde aus dem dunkeln Schatten ein rieſiger Koloß, und ehe noch die „Cimbria“ den Kurs des fremden Schiffes freilegen konnte, erzitterte ſie, von deſſen

Bug unter entſetzlichem Krachen getroffen, in allen Spanten. Ein Augenblick ungeheurer Spannung folgte, eine entſetzensvolle Erwartung. Sekunden nur, dann wurde das Furchtbare klar! Der Vorſteven des Dampfers war hinter dem Maſchinenraum, gerade dort, wo die Kabine Brooks lag, in die Flanke der „Cimbria“ gedrungen. Unter mächtigem Contredampf arbeitete er dann, um frei zu kommen. Ein neues erſchütterndes Krachen — und er verſchwand im Nebel. Aus dem Keſſelraume der Cymbria aber rauſchte ein entſetzliches Ziſchen. Unheimliche, dichte Wolken heißen Dampfes quollen aus allen Luken. Dann ein markerſchütternder Knall, und wie ein Pappdeckel zerriß das Deck über den Keſſeln, hoch hinaufgeſchleudert, alles mitreißend. Das wahnſinnige Geſchrei der zahlreichen Paſſagiere, die auf das Deck ſtürzten, erfüllte die Luft und miſchte ſich in das entſetzliche Jammern der Verwundeten und Verbrühten. Und noch war die größere Zahl unter Deck. Die Exploſion hatte die Aufgänge zum Teil zerſtört.

In all dies wilde, entſetzliche Chaos hinein hallte das Kommando des Kapitäns. Mit unerſchütterlicher Ruhe befahl er alle die Maßnahmen, die zur Rettung getroffen werden konnten, und mit voller Sicherheit führten Offiziere und Mannſchaften die Anordnungen aus. Bald waren Notausgänge für die Verſperrten geſchaffen, Rettungsgürtel verteilt und Flöße zuſammengeſetzt. Die große Zahl von Booten hätte bei ruhigem Wetter die Rettung aller ermöglicht, welche nicht bei der Exploſion verunglückten, aber die Panik hatte der Mehrzahl der Paſſagiere vollkommen den Verſtand genommen. Man ſtürmte die noch in den Davids hängenden Boote, zerſtörte die nötigſten Utenſilien, und rückſichtslos ſchob der Stärkere den Schwächeren zurück. Schon waren Kinder und Frauen, ja ſelbſt Männer niedergetreten, andere über Bord geſprungen, ehe noch ein einziges Boot hatte zu Waſſer gebracht werden können. Da trat der Kapitän mit dem Revolver in der Hand heran, und erſt als er einen der Wahnſinnigſten niedergeſchoſſen, gelang es nach und nach, die Boote zu beſetzen, zuerſt mit den Frauen und Kindern.

Inzwiſchen war es Tag geworden. Feſt auf den Arm ihres Mannes gelehnt, in ſtummer Reſignation, wartete Gabriele, bis auch ſie an die Reihe kommen würde. „Nicht ohne dich,“ flüſterte ſie jetzt leiſe, „lieber ſterben!“

„Ich flehe dich an, folge den Weiſungen des Kapitäns, du ſiehſt, ich bin mit Rettungsmitteln ausgerüſtet.“

„Vorwärts,“ befahl der Kapitän.

„Auf Wiederſehen, und wär's in der Ewigkeit,“ flüſterte Broock.

Er ſah, wie die junge Frau in das Boot gehoben wurde, wie dieſes langſam hinabglitt, dem Waſſer zu. Die „Cimbria“ hatte ſich von Minute zu Minute mehr auf die wunde Seite gelegt und ſuchte in dieſem Augenblicke ihr Gleichgewicht. Eine neue Panik entſtand durch die Bewegung, und ein Wahnſinniger ſprang von der Schanzkleidung hinab in das mit Frauen gefüllte Boot, gerade in dem Augenblicke, als dieſes vom Bord der Cimbria abgeſetzt wurde. Der Kutter bekam einen heftigen Stoß, die Frauen drängten ſich im Schrecken nach einer Bordſeite, ein furchtbarer Aufſchrei, und das Boot war gekentert.

(Schluß folgt.)

---

## Die deutſche Kolonie Kamerun.

(Abdruck verboten.)

Kurz vor dem Schluſſe ſeiner letzten Sitzungsperiode hatte ſich der deutſche Reichstag mit den Finanzen der Kolonie Kamerun zu beſchäftigen, und es iſt bei dieſer Gelegenheit viel von dem weſtafrikaniſchen Schutzgebiet die Rede geweſen. Da unſere Leſer früher von der großen Expedition des Dr. Zintgraff quer durch Kamerun bis zum Benuefluſſe Kenntnis genommen haben, ſo dürfte ſie auch einiges über die gegenwärtige Lage des Landes intereſſieren.

Kamerun iſt das wichtigſte unſerer weſtafrikaniſchen Schutzgebiete, da es durch die Üppigkeit ſeiner tropiſchen Vegetation zum Plantagenbau auffordert, und die Erzeugniſſe ſeines Hinterlandes an der Küſte einen ſchwungvollen Handel hervorgerufen haben, der von den umſichtigen Hamburger Kaufleuten ſchon längſt ausgebeutet wird. Das deutſche Gebiet umfaßt den inneren Winkel des Buſens von Guinea vom Rio del Rey im Weſten bis zum Campofluſſe im Süden und iſt — auch ohne das tiefere, noch nicht abgegrenzte Hinterland — auf 320 000 Quadratkilometer, d. h. gleich der Größe des Königreichs Preußen berechnet worden. Regelmäßige Dampfſchiffahrt verbindet Hamburg mit Kamerun. Am 5. jeden Monats geht ein Dampfer der Woermannlinie von Hamburg ab und erreicht über Liſſabon, Teneriffa, Sierra Leone in 29 Tagen Kamerun.

Während uns die Mündung des vielverzweigten Kamerunfluſſes mit den Ortſchaften der „Könige“ Bell, Aqua und Dido durch die Kämpfe der deutſchen Marinetruppen im Sommer 1884 bekannt geworden iſt, während wir von der ſauberen Miſſionsſtation Viktoria verſchiedentlich zu hören bekamen und das großartige Kamerungebirge viermal beſtiegen worden iſt, breitet ſich über das Innere der Kolonie nach wie vor noch ein ziemlich dichter Schleier. Der Eigennutz der Küſtenneger, welche ausſchließlich von dem Zwiſchenhandel leben und die Stämme des Innern durchaus nicht in Berührung mit den europäiſchen Kaufleuten kommen laſſen, erſchwert jede Erſchließung des Gebietes.

Der wichtigſte Stamm an der Küſte, mit welchem die deutſchen Kaufleute zumeiſt zu rechnen haben, ſind die Dualla, ein nicht unbegabtes, gelehriges Volk, das nur durch den zu plötzlich erfolgten Verkehr mit Europäern und deren Civiliſation in ein Stadium des Übergangs und lächerlicher Halbbildung geraten iſt. Sie bekleiden ſich nur auf das notdürftigſte, die Kinder gehen noch ganz nackt. Sobald ſie aber in den Beſitz europäiſcher Kleidungsſtücke gelangen können, iſt es ihre höchſte Luſt, den nackten Leib mit einem einzelnen Stück, einem Cylinderhut, einem Frack, einem Paar Manſchetten ꝛc. zu ſchmücken. Daher das abgeſchmackt Lächerliche, das dem fremden Beſchauer an ihnen auffällt. Wie bekannt, iſt vom früheren Gouverneur, Freiherr von Soden, eine Volksſchule eingerichtet worden, an welcher zwei deutſche Lehrer die Kinder der Dualla im Deutſchen und in den Elementargegenſtänden unterrichten. Der eine derſelben hat eine Leſefibel in der Duallaſprache herausgegeben, aus der folgendes Stück als Sprachbeiſpiel angeführt werden mag: „Pue e salo. E ben mondo ma bwaba, na masonga, ma bowoli. Pue e tondi kehetelo, na ny amse gita e buka nema e ma da. Die Maus iſt klein. Sie hat einen langen Schwanz und ſcharfe Zähne. Die Maus nagt gern und verdirbt mehr als ſie freſſen kann.“ In ſeiner Darſtellung des dortigen Schullebens lobt der Lehrer den großen Lerneifer der Knaben, ſchildert aber auch den eigentümlichen Eindruck, den die nackten Buben machen, wenn ſie mit der Schiefertafel unter dem Arm die Schule betreten.

Die Dualla arbeiten wenig, ſondern ernähren ſich lieber von Handel und Verkehr. Die geringe Feldarbeit haben die Weiber zu verrichten, deren größere Zahl daher die Arbeitskräfte des Hauſes vermehrt. Das Mädchen bleibt bis zum achten Jahre im Hauſe der Eltern, dann wird es dem zukünftigen Ehemann übergeben, und nachdem es drei bis vier Jahre dieſem gedient, findet die Hochzeitsfeier ſtatt. Tapferkeit kann man dem Stamme nicht nachrühmen. Sie haben ſich zwar mit Feuerwaffen ausgerüſtet, wiſſen dieſelben aber nicht zu verwerten, ſind ſehr ſchlechte Schützen und zeigen im Gefecht keine Ruhe. Als Soldaten Weſtafrikas dienen vorläufig die Kru-Neger, ein Stamm von der Pfefferküſte, der ſich durch ſeine Körperkräfte, Disziplin und ruhige Handhabung der Waffen auszeichnet und bei allen Expedition in das Innere verwendet wird.

Lange hat es gedauert, ehe eine direkte Verbindung mit den im Innern wohnenden Stämmen angeknüpft werden konnte. Die tüchtigſten Kräfte, Dr. Zintgraff, die Offiziere Kund, Tappenbeck, Zeuner, Morgen haben ihre Kräfte an dieſen Unternehmungen immer aufs neue zu erproben gehabt. Der erſtgenannte Forſcher hat bereits in den Jahren 1887/88 eine ſehr erfolgreiche Expedition von der Mündung des Kamerunfluſſes in nördlicher Richtung bis zum Benue geführt, den er an zwei Stellen, bei Ibi und bei Jola, erreichte; er war alsdann auf demſelben Wege zur Küſte zurückgekehrt und hatte ſomit zweimal durch die That bewieſen, daß die Verbindung mit dem tieferen Hinterlande nunmehr gewonnen ſei. Zwei Stationen, eine am Elefantenſee und Balisburg ſollten die neugewonnene Handelsſtraße ſichern. Beſonders enge Freundſchaft ſchloß Dr. Zintgraff mit den Balis, deren Häuptling Garega mit ihm Blutsbrüderſchaft machte. Er erzählt von dieſem Stamme, der ſich durch herkuliſche Körperkraft und große Elaſtizität der Bewegungen hervorthut: „Überall ſehen wir bei den Menſchen das Beſtreben, ſeinen Körper zu ſchmücken; der Wilde ſucht durch Tätowieren und Bemalen daſſelbe zu erreichen, was bei uns die Modejournale anſtreben. Die farbige blaue Tätowierung iſt bei den Kamerunern und ihren nächſten Hinterſaſſen am ausgebildetſten. In der Baligegend beginnen die kunſtvollen Haarfiguren, die thatſächlich, was die Anordnung der Figuren anbetrifft, oft ſchön zu nennen ſind. Verſchiedenartiges Wachstum der Haare wird häufig mit zu Hilfe genommen, man läßt große Haarbüſchel, die geflochten oder zu Ballen vereinigt werden, ſtehen, während gewiſſe Stellen wieder ausraſiert werden und der kurze Nachwuchs mit Arabesken verziert wird. Männer und Weiber huldigen dort dieſer Sitte. In Adamaua tragen die Männer zumeiſt ganz geſchorene Köpfe, während die Weiber turmartige Chignons lieben. Die Haartracht der Balis beſteht aus einem Haarſchopf, der mit den Kränzchen verglichen werden kann, die die Hamburger Dienſtmädchen tragen. Dieſer Schopf wird nach hinten auf dem Wirbel ſpitz gehalten und bei den Männern mit einem kleinen Baſtkäppchen geſchmückt. Die Balis legen überhaupt viel Wert auf oblonge Schädel, ſie ſind die einzigen, ſo viel mir bekannt, in dieſer Gegend, welche den Schädel der Neugeborenen zuſammendrücken, um ihm eine oblonge Form zu geben. Dadurch werden die geiſtigen Fähigkeiten durchaus nicht beeinträchtigt.“

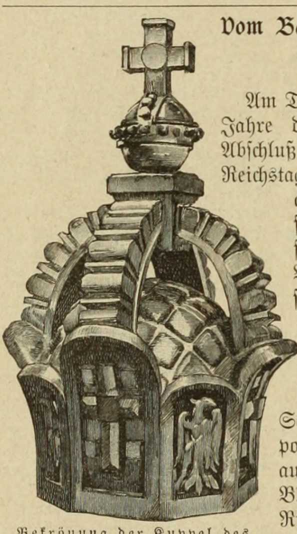
Ende vorigen Jahres war Dr. Zintgraff mit einer großen Expedition von neuem aufgebrochen. Leutnant von Spangenberg und zwei Hamburger Kaufleute hatten ſich ihm angeſchloſſen. Er wurde in alter freundſchaftlicher Art von Garega empfangen, ſein Aufenthalt bei den Balis erregte jedoch den Zorn des benachbarten Häuptlings der Baſuti, der ſeinen Stamm in bezug auf den Handelsgewinn beeinträchtigt glaubte. Er ermordete die Boten, welche Zintgraff ihm ſandte, trieb es zum Kriege und warf mit ſeiner ſtark überlegenen Mannſchaft die Balis, welche die Deutſchen tapfer unterſtützten. Leutnant von Spangenberg und die Kaufleute Nehber und Thiede fielen in dem Gefecht; das von Zintgraff beſetzte Baliburg wagten die Feinde nicht anzugreifen. Letzterer iſt nach Kamerun zurückgegangen, um ſeine Streitkräfte neu zu organiſieren, vor allem den Balis Waffen zuzuführen. Er hält es für das Vorteilhafteſte, den ganzen Stamm als deutſche Schutzgenoſſen zu bewaffnen.

Inzwiſchen hat der Reichstag eine Summe von $1^1/_2$ Millionen Mark für Kamerun bewilligt. Es ſollen davon ein Quai am Kamerunfluſſe hergeſtellt, Wege in das Innere geführt und zu deren Schutze befeſtigte Stationen angelegt werden. Endlich iſt die Errichtung einer Schutztruppe ins Auge gefaßt, welche in beſcheidenen Grenzen dem deutſchen Handel die nötige Sicherheit verſchaffen und Kataſtrophen, wie die von den Baſuti herbeigeführte, vorbeugen wird. Nach langem Lawieren wird ſo endlich auch hier Ernſt gezeigt und damit der deutſche Einfluß auf das reiche Tropenland erſt feſt begründet. Die bisher von den Duallas angewendete Redensart: The governor to be nothing wird bald vergeſſen ſein.

---

## Vom Bau des neuen Reichstagsgebäudes.

(Abdruck verboten.)



Bekrönung der Kuppel des im Bau befindlichen neuen Reichstagsgebäudes.

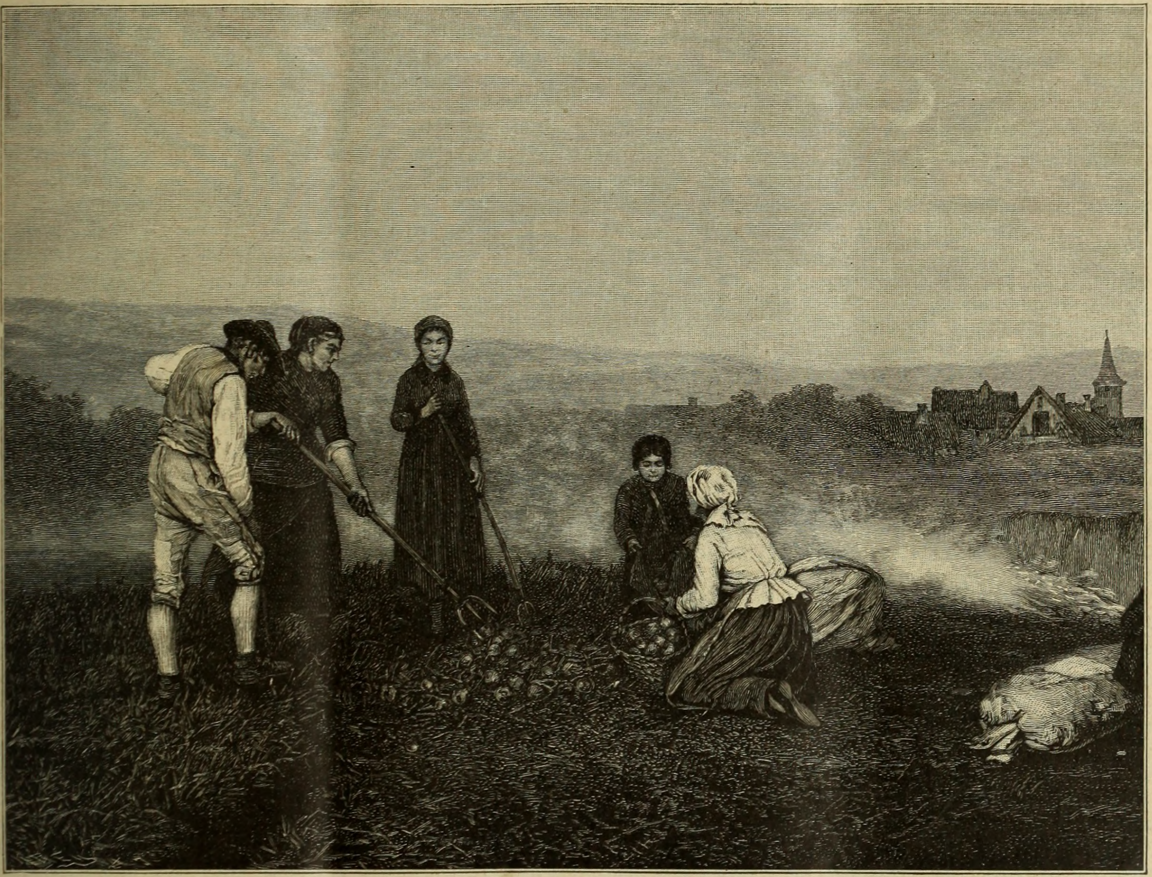
Am Tage von Sedan iſt in dieſem Jahre die goldene Kaiſerkrone als Abſchluß der Kuppellaterne des neuen Reichstagsgebäudes zu Berlin feierlich aufgebracht worden — das ſchönſte, großartigſte „Richtefeſt,“ das moderne deutſche Baukunſt begehen konnte. Noch ſtrahlt das machtvolle Symbol des neuen einigen Reiches hinter einem Wald von Gerüſten; aber ſchon richten ſich nicht nur die Augen der Sachverſtändigen auf das emporwachſende Rieſenbauwerk; auch der Laie ſucht mit dem Blick durch die verhüllenden Rüſtungen durchzudringen und das Weſen des Kunſtwerkes zu ergründen, das ſo im beſten Sinne ſchon jetzt volkstümlich wird. Noch vor einem Jahre ging man an dem Reichstagsbau ziemlich teilnahmlos vorüber; die Arbeit ſchien ſo langſam fortzuſchreiten; man ſah nur hinter den Kreuz- und Querlinien des Rüſtgebälkes einzelne Sandſteinmauern und -Säulen, Fenſterhöhlen und gähnende Öffnungen. Erſt ſeit ſich das mächtige Gerüſt der Kuppel in den Äther zu heben begann und als ein neues Wahrzeichen der Stadt in deren Geſamtbild hineinwuchs, regen ſich im großen Publikum Fragen, welche Herrlichkeiten denn eines Tages aus dem Stabgewirr herausgelöſt werden ſollen, und mehr als neugierig, wißbegierig ſucht der Blick aus dem Vorhandenen auf das Zukünftige zu ſchließen. Und gewiß: das Werden eines großen Werkes verdient nicht geringere Aufmerkſamkeit als das fertige Werk.

So wird denn ein Gang durch den Bau in ſeinem jetzigen Zuſtande auch dem Laien Intereſſantes in Fülle bieten.

Über ſtaubigen Bauſchutt, an Ziegelhaufen und halbfertigen Sandſteinblöcken vorbei gelangt man, durch die kleine Pforte gegenüber dem Brandenburger Thor kommend, an den Fuß des Gebäudes. Rieſenhafter noch erſcheint hier der Gerüſtwald, der immer nur kleine Quaderflächen überblicken läßt; dieſe aber leuchten ſchon jetzt im feinkörnigen Silbergrau des ganz ausgezeichneten Sandſteinmaterials. Dagegen ſchreitet man noch über Schutt und Steingeröll, ſtatt über Granitſtufen und farbig eingelegten Fußboden, wenn man nun den Bau ſelbſt betritt. Wir ſtehen im ſüdlichen Empfangsflure, einer mächtigen Halle, die den Hauptverkehr des Hauſes, den der Abgeordneten, aufzunehmen beſtimmt iſt. Eine ganz ſymmetriſche Anlage, den Eingang für das große Publikum bildend, befindet ſich an der Nordſeite des Gebäudes. Von den beiden weiteren Zugängen an den Mitten der Längsſeiten iſt der öſtliche für den Bundesrat, den Hof und die Diplomatie beſtimmt; der weſtliche, nach dem Königsplatz zu belegene, dient nicht dem alltäglichen Verkehr, ſondern bildet mehr die monumentale Ouvertüre für dieſe Hauptſchauſeite des Reichsbaues. Um uns den allgemeinen Überblick über dieſen zu erleichtern, ſei noch folgendes über die Anlage vorausgeſchickt: die Haupträume gruppieren ſich etwa in der Form eines lateiniſchen H; nur iſt zwiſchen den Kopf- und Fußſtrichen durch die erwähnten Nord- und Südveſtibüle eine Verbindung hergeſtellt, ſo daß im Innern des Baues zwei oblonge Höfe entſtehen. Im Herzen des Ganzen liegt der Sitzungsſaal; die große weſtliche Längsachſe, den einen Grundſtrich unſeres H, bildet die große Wandelhalle, in der Mitte, am Schnittpunkt mit der Querachſe, zu einem Kuppelraum erweitert; vor derſelben nach der Hauptfront am Königsplatz liegen Erfriſchungs- und Leſeräume. Die zweite Längsachſe bilden zwei kleinere Wandelhallen, die im Schnittpunkt der Querachſe durch das Veſtibül für den Bundesrat verbunden werden. Zu beiden Seiten dieſer Hallen liegen zahlreiche Räume für den Bundesrat und den ſonſtigen Dienſtverkehr des Hauſes. Alle Haupträume des Hauſes befinden ſich im erſten Stockwerk; das Erdgeſchoß enthält außer den Eingangshallen nur Dienſtwohnungen für die Hausbeamten und die Räume für die Sammelheizungen; das Obergeſchoß enthält Arbeits- und Sitzungsräume für Kommiſſionen; nach der Sommerſtraße zu und über einigen anderen minder bedeutſamen Räumen der Nord- und Südſeite iſt für ähnliche Zwecke noch ein Zwiſchengeſchoß angeordnet.

Wir können jetzt, von den gigantiſchen Steinmaſſen nicht mehr bedrängt und verwirrt — denn, wir ahnen deren ſinnvolles Gefüge und beſitzen den Ariadnefaden für die Menge der Räume — unſere Wanderung wieder aufnehmen. Wir befanden uns in der ſüdlichen Eingangshalle. Graue Dämmerung umbraut uns, aus der rechts und links drei koloſſale Säulen- und zwei flankierende Pfeilerſchäfte in die Höhe ſtreben. Noch ſind die Fenſteröffnungen durch die Gerüſte verdunkelt, und die Wölbung des Raumes verſchwindet in der Dämmerung. Eine flachgewölbte Kaſſettendecke ſoll ihn ſchließen; noch aber fehlt die ganz in edelgrauem Werkſtein gehaltene Architektur etwa vom Hals der Säulen an, und nach oben zeigt ſich der Kern aller Mauerteile des Rieſengebäudes, ein maſſiges Ziegelmauerwerk. So können wir denn von der eigentlichen Geſtalt dieſes Raumes kaum etwas ahnen; erſt ein Blick in die Zeichnungen des Meiſters könnte uns eine Vorſtellung von dem überwältigenden Eindruck des fertigen Raumes geben. Hoffen wir nur, daß deſſen höchſter Schmuck, ſechs vor den Sockeln der Säulen aufgeſtellte Kaiſergeſtalten, nicht einem hier gewiß nicht angebrachten Sparſamkeitsſtreben zum Opfer fallen!

Wir wenden uns nun, über die zum größten Teil fertige, aber mit Brettern überdeckte Treppe ſteigend, zur Linken und ſchreiten an den Garderoberäumen vorbei, die vorläufig noch den Eindruck großer Kaſematten machen, zu der Hauptdienſttreppe des Hauſes. Auch hier iſt außer der Breite und Eleganz der Läufe noch nichts zu bewundern; an Stelle der farbig verglaſten Fenſter gähnen kahle Öffnungen, durch die man zu den weiter vor, aber in anderer Höhenlage befindlichen Frontfenſtern blickt. Der fertige Bau wird von dieſem, durch die Lage der Podeſte bedingten Kunſtgriff nichts mehr erkennen laſſen; die verhältnismäßige Schlichtheit des Treppenhauſes wird aber den Eindruck der großen Wandelhalle, in die man hineinblickt, ſobald man die Treppe erſtiegen, um ſo überwältigender machen. Das ahnt man ſchon jetzt, obwohl der Raum nur in gewaltigen Ziegelmauern die künftige Form verrät und wegen der eingebauten Gerüſte wenig überſichtlich iſt. Über kugelige Hügel — die Oberſeiten der großen Gewölbe des Erdgeſchoſſes — ſchreiten wir vor; rechts und links gewaltige Bogenſtellungen, auf Pfeilern und Halbſäulen ruhend, darüber ein mächtiges Tonnengewölbe, in das von den Bögen aus kleine Stichkappen einſchneiden. Nicht ohne Bedauern kann aber hier trotz der großartigen Verhältniſſe des Ganzen das Auge auf den aus Ziegelwerk roh zuſammengemauerten Architekturkernteilen verweilen. Man muß dies geſehen haben, um zu begreifen, wie gerechtfertigt der Wunſch des Erbauers war, dieſen Hauptprunkraum in echtem Material auszuführen. Der Reichstag hat bekanntlich aus Sparſamkeitsrückſichten die Anſicht gebilligt, daß auch Stuck und Surrogatbauerei monumental ſei. Betreffs des Stuckes mag man das unter Umſtänden zugeben. Die Innenräume der Barock- und Rokokozeit beruhen auf ſeinen Eigentümlichkeiten. Wallot aber hatte einen anderen wohlerwogenen und höchſt monumentalen Kunſtgedanken: kein Farbenballet von buntem Marmor, farbigem und vergoldeten Kartouchen- und Bekrönungswerk ſollte die Sinne erregen; in ernſter Würde ſollte der Stein als ſolcher wirken, die plaſtiſche Seite der Architektur, die gewaltigere, zur Erſcheinung kommen, ſo daß ein gleichmäßiges Fortwirken der äſthetiſchen Wirkung des Äußeren auch im Inneren des Baues fühlbar bliebe. Erſt allmählich ſollte die Farbe als neuer Akkord in die Harmonie der Verhältniſſe eintreten, bei den Vorhallen nur im muſiviſchen Fußboden, bei der großen Wandelhalle dann weiter noch in der reich mit allegoriſchen Darſtellungen bemalten Gewölbfläche auftretend. Erſt im Sitzungsſaal ſelbſt ſollte dann die lebendigere Farbe auch auf die Wände herabſteigen und ſo dieſen Raum ſogleich für den erſten unmittelbaren Eindruck zum Kernpunkt des ganzen Werkes machen. Dies von höchſter Mäßigung und zugleich höchſter Beherrſchung ſeiner Kunſtmittel zeugende Prinzip iſt leider nicht voll verſtanden oder gewürdigt worden, und da eine Umgeſtaltung der Halle im Sinne einer Stuckarchitektur nicht mehr möglich war, ſo muß entweder der Putz Sandſtein oder Kalkſtein nachahmen — was nun und nimmer monumental iſt — oder die gemauerten Säulen müſſen mit Stuckmarmor überzogen werden und ſo derartig in die Farbe gehen, daß auch die anderen Architekturglieder nachfolgen und ſchließlich die Farbe der Deckenbilder überſchreien müſſen. Wenn, wie wahrſcheinlich, der erſte Weg eingeſchlagen wird, ſo iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß die Pietät unſerer Enkel gegen den größten Monumentalbau Deutſchlands ganz ähnlich ſo, wie wir's mit dem Berliner Schauſpielhaus gemacht haben, eines Tages Putz und Ziegel herunterſchlagen und das echte Material mit erheblichen Mehrkoſten nachträglich einſetzen wird.



Kartoffelernte. Nach dem Gemälde von Caſ. Geibel.

Auch der Kuppelraum in der Mitte der Halle, von beiden Teilen durch eine kleinere Säulenſtellung mehr abgehoben als getrennt, hat unter der gleichen Sparſamkeit zu leiden gehabt. Immerhin aber wird das Ganze dieſes Prunkraumes trotz des Surrogates einen ganz gewaltigen und überaus prächtigen Eindruck machen. Man erhält in dieſem Kuppelraum erſt recht einen Begriff von der Größe des ganzen Bauwerkes, das von dem rieſigen Königsplatze etwas erdrückt wird. Iſt doch von dem ganzen Raume außen nichts ſichtbar; die Wölbung bleibt noch unter dem Hauptgeſims des Baues; vor der Wandelhalle aber liegen die mächtigen Erfriſchungs- und Leſeſäle an der Front, von denen aus man eine ganz herrliche Ausſicht über den Königsplatz genießt. Auch in ihnen iſt von der künftigen Form noch ſo gut wie nichts erkennbar. Wieder und wieder Ziegelflächen an Wänden und Decken, die der Bekleidung harren. Hier wird, namentlich in den anſchließenden Räumen der Eckpavillons, reiches Holzwerk die Monumentalität zur Wohnlichkeit ummodeln. Noch aber hat der Bau — außer den Wäldern von Rüſtholz — kein einziges hölzernes Konſtruktionsglied in ſeinem Innern und erſcheint daher ganz für die Ewigkeit gebaut. Höchſt ſinnreich ſind die geraden Decken geſtaltet, die wie freiſchwebende glatte Ziegelmauern erſcheinen: die ſtützenden Eiſenträger ſind mit beſonders geformten Ziegeln ummantelt; gegen dieſe wölbt ſich ein oberes, den Fußboden tragendes flachbogiges und ein unteres ſcheitrechtes (horizontales) Gewölbe, gewiß die feuer- und ſchallſicherſte Konſtruktion, die man erſinnen konnte. In dieſe nahezu bombenſicheren Gehäuſe wird dann erſt nach Vollendung des Rohbaues die eigentliche Innenarchitektur hineingebaut. Dies erklärt auch, weshalb wir an den übrigen Räumen des Erdgeſchoſſes vorläufig faſt nichts Bemerkenswertes zu ſehen finden.

Wir vermeiden noch den Sitzungsſaal und ſchreiten über den Korridor neben dem Nordveſtibül auf die gegenüberliegende Seite, in den Flügel für das Präſidium und den Bundesrat. Die kleineren Gemächer ergeben nichts Bemerkenswertes; aber die Wartehallen zeigen bereits über den Thüren gemeißelte Bekrönungen von einer Saftigkeit der Formengebung und einer Fülle der Phantaſie, die hier inmitten der rohen Ziegelflächen wie eine Verheißung in der Wüſte wirkt. In der That werden denn auch die beiden Wartehallen zu den eigenartigſten und reizvollſten Schöpfungen gehören. Ihr Licht erhalten ſie von oben durch die Mittelöffnung des breiten Muldengewölbes; dieſes ſelbſt wird unterhalb mit ornamentalen Malereien geſchmückt werden; die Wände aber werden reichgeſchnitzte Chorſtühle — natürlich in ſinnvoller Abwandlung für den profanen Zweck — bedecken. In welcher Vollendung der Einzelheiten — das zeigen außer jenen Thürumrahmungen auch die beiden Höfe, die wir durch die ſeitlichen Zimmer betrachten können. Aus ihnen ſind bereits die Gerüſte entfernt; nur die Fenſter fehlen, um den Eindruck der Vollendung zu erzeugen.

Hier iſt denn auch ſchon mehr als Verheißung, hier iſt Erfüllung! Während die bis jetzt nur als große Maſſen ſichtbaren Teile der Außenarchitektur lediglich die Sicherheit gaben, daß wir einen edlen Bau monumentaler Abmeſſungen zu erwarten haben, wird gegenüber dieſen Hofanſichten ganz offenbar, daß wir auch ein höchſt eigenartiges Kunſtwerk vor uns haben. Bis in die letzte Einzelheit mit liebevollſter Phantaſie und nie verſagender Ausdrucksfähigkeit ſind alle Teile behandelt. Es iſt wahrſcheinlich nicht zu viel geſagt, daß trotz des geiſtreichen Geſamtaufbaues — der ſeiner Zeit zu allgemeinſter Befriedigung die Palme errang — noch höhere Reize gerade in der verſchiedenartigen Durchbildung der Einzelheiten liegen. Wie beiſpielsweiſe die kleineren Treppenhäuſer behandelt ſind, von denen eines ein ganz prachtvolles ſteinernes Dach in Kielbogen-Umrißlinie erhalten hat, das zeugt allein ſchon davon, daß Wallot mit ſeinem Stabe erleſenſter Künſtler, denen er doch allen ſeine Seele einzuflößen vermochte, denn alles iſt aus einem Geiſte geboren — daß Wallot thatſächlich eine neue monumentale Formenſprache aus den überkommenen Kunſtformen hergeleitet hat. Saftigkeit und kraftſtrotzende Phantaſie geben ihr das Gepräge; an ſeiner Wiege ſtanden als gleich holde Paten die ſpätmittelalterliche Baukunſt, die deutſche Renaiſſance, das Barock und der neufranzöſiſche Monumentalſtil; keiner aber hat das friſche deutſche Kind einſeitig die Sprache nachpappeln gelehrt. Schon iſt es erwachſen und ſtrebt mächtig himmelan — auch körperlich ſichtbar im rieſigen Kuppelbau über dem Sitzungsſaal, deſſen Unterbau wir von den Hof-Fenſtern aus mächtig emporſtreben ſehen.

Wir betreten jetzt den Sitzungsſaal. Eine Enttäuſchung und doch eine überwältigende Überraſchung. Nichts von den ſpäteren Herrlichkeiten ſichtbar! Nur ein Labyrinth von Gerüſten. Haben uns die des Äußeren Staunen eingeflößt: hier, in heimlichem Dämmer wirken ſie vollends wie ein verzauberter Urwald, von Niethammerſchlägen und Materialgepolter durchdröhnt. Über ſchwanke und doch höchſt ſolide erbaute Brettwege und breite bequeme Holztreppen ſteigen wir durch dies ſcheinbare Chaos zum Licht empor. Bald nehmen wir wahr, daß wir uns in einem weiten Raume mit rieſenhaften Bogenfenſtern auf allen vier Seiten befinden. Schon ſind wir in dem Oberbau, der die Kuppel trägt, höher als der Sitzungsſaal, den ſpäter zu unſeren Füßen eine frei in dieſem weiten Raume ausgeſpannte Glasdecke abſchließen wird. Von der Weite des Raumes erhält man erſt einen Begriff, wenn man die großen Tragebögen an der Oſt- und Weſtſeite betrachtet. Nur etwa zwei Drittel der Längsſeite einnehmend, könnte ſolch ein Bogen die ganze Breite der Friedrichſtraße überſpannen. Und nun ſind wir am Fuße der Kuppel angelangt. Ein ungefüger achteckiger Eiſenring überträgt ihr gewaltiges Gewicht auf wenige feſte Punkte, deren Unterſtützung ein beſonderes techniſches Kunſtſtück war, da bekanntlich erſt bei ſehr weit fortgeſchrittenem Bau die urſprüngliche Anordnung der Kuppel über dem Sitzungsſaale wieder aufgenommen wurde. Es waren damals bereits die Widerlager für eine Außenkuppel über dem Mittelraume der Wandelhalle gelegt worden; nun mußten nachträglich erſt die Widerlagsmauern für die jetzige Ausführung geſchaffen worden. Daß es nicht ganz ohne einige Notbehelfe und Künſtlichkeiten geſchehen konnte, bleibt zuzugeben. Trotzdem wird der fertige Bau nichts davon erkennen laſſen. Leicht und kühn heben ſich die Bogenſparren des eiſernen Kuppelgerüſtes in die Luft; trotz aller Laſchen und Nieten geht ſchon jetzt der Eindruck der Schwere verloren, und man begreift, daß dieſe Wölbung einſt kühn und frei das Stadtbild beherrſchen wird. Nur die zukünftige Erſcheinung der Laterne iſt im jetzigen Gerüſt ihrer Gitterſtäbe noch ebenſowenig zu erkennen wie eine Venus in einem Skelett. Aber ſchon bedeckt es ſich mit dem runden Fleiſch der Kunſtformen; die Krone ſchwebt leuchtend vom Gipfel und die kupfernen Säulen reihen ſich demnächſt ſchon unter ihr. Und von ihrer Höhe halten wir noch einmal Umſchau, ehe wir in das unergründliche Balkengewirr unter uns hinabſteigen. Wir ſtehen höher als die Viktoria der Siegesſäule, etwa in Höhe der Uhr des Rathausturmes. Unter uns zunächſt die Sparren der Kuppel, an der einen Seite ſchon mit einem Modell der ſpäteren Kupferbekleidung verſehen; dann das Kranzgeſims des Kuppelaufbaues, eine ganz beſonders glückliche und originelle Schöpfung; tiefer dann die, von den ſchachtartig erſcheinenden hellen Höfen durchbrochene Maſſe des ganzen Baues; an den Gerüſten hier und da weiße Flecken: angehängte Gipsmodelle, die von der Sorgfalt des Künſtlers zeugen, jedes Glied erſt an Ort und Stelle auf ſeine Wirkung zu prüfen. Drunten auf dem Bauplatz zwiſchen Förderwagenſchienen ein Gewimmel von Werkleuten und Baublöcken; dann in Gebüſch halb verborgen ein kleineres Häuschen: die Bauhütte, in der alle Gedanken für dieſen Rieſenbau geboren werden. Jetzt aber ſchweift der Blick wieder weiter über den Königsplatz und die krauſe grüne Fläche des Tiergartens bis Spandau und Lichterfelde und dann jenſeit über die Stadt — und der entzückte Ausruf Fieskos entfährt auch uns: Dieſe majeſtätiſche Stadt! — Wahrlich, von keiner Seite gruppiert ſich Berlin ſo überwältigend ſchön! Selbſt der Ausblick von der nahen Siegesſäule iſt von dieſem bereits merkwürdig verſchieden. Alle Gipfelpunkte verteilen ſich ſo reich und rhythmusvoll; Kuppeln und Türme ſchimmern und leuchten über das Häuſermeer, das in grauer Ferne im Endloſen erſt zu verſchwinden ſcheint. Und wer nach der Vollendung des Reichstagsbaues gleich uns von hier hinabſteigt, wird zwei große Empfindungen mit hinabnehmen: du ſaheſt die Hauptſtadt in ihrer ganzen Herrlichkeit, und du ſaheſt einen Bau, der von der Sohle bis zum Kreuz der Krone ein Monumentalbau allererſten Ranges iſt, ein Werk würdig der Hauptſtadt, würdig des Reiches!

Hans Schliepmann.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Meiſter P. Thumann iſt allen unſeren Leſern ein wohlbekannter, lieber Freund, und das Bild „Schweſtern“ in dieſer Nummer darf ſicher ſeinen anmutigſten Schöpfungen beigezählt werden. Wie die dunkellockige Ältere das kleine Schweſterchen liebevoll an der Bruſt birgt, wie die Kleine ſich an jene anſchmiegt — das iſt der Natur abgelauſcht. Meiſter Thumann iſt noch einer der Älteren, die nicht wie die jüngeren überall nur die Schattenſeiten des Lebens wiederzugeben wiſſen: ſeinem Pinſel bieten Natur und Leben allezeit liebliche, anmutsvolle Bilder.

Henr. Mosler gibt in ſeinem „Zu ſpät“ ein ergreifendes Gemälde von tiefer Kraft. Das Süjet ſpielt augenſcheinlich in Frankreich und variiert das uralte Thema vom verlorenen Sohn, der reuig und — zu ſpät am Sterbebett der geliebten Mutter ſich ſelbſt wiederfindet.

„Die Kartoffelernte“ von C. Geibel kommt juſt zur rechten Jahreszeit. Hoffentlich iſt im ganzen Reich die allbeliebte Pellkartoffel nach Wunſch ausgefallen.

## Miſſionsweſen.

Die Statiſtik der evangeliſchen Miſſionen für 1889 ergibt folgende Zahlen: Aſien: 1 048 000 Heidenchriſten; Afrika 782 500; Ozeanien: 282 300; Amerika: 687 000. Geſamtſumme: 2 799 800 Heidenchriſten. Auf die deutſchen Miſſionen kommen davon 232 714. Die Zahl der ſämtlichen evangeliſchen Miſſionare beträgt etwa 4000, die der ſelbſtändigen weiblichen Mitarbeiterinnen 1400. Deutſche Miſſionare wurden 561 gezählt. Die Geſamteinnahmen der evangeliſchen Miſſionen betragen 40 Mill. Mark. Deutſchland und die Schweiz liefern hierzu 3 Millionen Mark.

## Kunſt.

Der auf die Dauer von zehn Jahren geplante Vertrag zwiſchen Griechenland und Frankreich, welcher letzterem das Recht verleiht, in Delphi (d. h. unter dem Dorfe Kaſtri, das auf den Trümmern Delphis entſtanden iſt) Ausgrabungen zu veranſtalten, iſt von der Volksvertretung genehmigt worden. Die Koſten der Ausgrabung übernimmt die franzöſiſche Regierung und erwirbt damit das alleinige Recht, aufgefundene Kunſtwerke 2c. abzuformen, während die Originale in den Beſitz Griechenlands übergehen.

## Technik.

Der Amerikaner J. Mellet hat ein neues Telephon erfunden, deſſen Eigenart die Elektrizität erſpart. Dasſelbe beſteht aus einer vorn offenen, kreisrunden, kleinen Holzbüchſe, deren Rückſeite mit einer kleinen in der Mitte durchlöcherten Metallſcheibe verſehen iſt. An der Außenſeite der Metallplatte befindet ſich eine Anzahl Spiralfedern aus feinem Draht, die derart befeſtigt ſind, daß ſie frei ſchwingen können — dieſe Schwingungen können durch einen Verbindungsdraht einem weit entfernten, zweiten Telephon mitgeteilt werden. Das akuſtiſche Telephon hat ſich in England bis auf Entfernungen von 5 Kilometer bewährt.

## Erdkunde.

Über die Datumgrenze im Stillen Ozean enthalten, wie die „Annalen der Hydrographie“ mitteilen, ſelbſt die neueſten deutſchen Konverſationslexika falſche Angaben. Nach den letzteren ſoll die Datumsgrenze öſtlich von Neu-Seeland, Neu-Kaledonien, dem Bismarck-Archipel vorbeigehend mit einer großen Ausbuchtung nach Weſten Celebes und Borneo weſtlich, die Philippinen dagegen öſtlich laſſen und ſich dann öſtlich von Formoſa und den japaniſchen Inſeln nach der Beringsſtraße wenden. Thatſächlich aber wird ſeit Beginn des Jahres 1845 auf den Philippinen dasſelbe Datum geſchrieben, wie auf Auſtralien, dem benachbarten aſiatiſchen Kontinent und der ganzen alten Welt. Die Urſachen, weshalb man bis zu dieſem Zeitpunkte auf den Philippinen das öſtliche Datum des weit entfernten amerikaniſchen Kontinents zählte, ſind hiſtoriſcher Natur. Auch auf den Karolinen, den Mariannen-, Fidji-, Marſchall- und Kingsmillinſeln ſtimmt das Datum mit dem von Auſtralien, Hinter-Aſien und China überein; ſelbſt auf den Samoainſeln iſt dies der Fall, obgleich dieſelben 172 Gr. bis 169 Gr. Weſt von Greenwich liegen. Für die Schiffahrt iſt als Datumsgrenze allgemein der 189. Längenmeridian von Greenwich in Gebrauch, bei deſſen Paſſieren das Datum gewechſelt wird.

## Landwirtſchaft.

In vielen Fällen erſcheint die Anlage eines Eishauſes, namentlich auf dem Lande, zu koſtſpielig, während ein großer Vorrat von Eis im Winter leicht zu beſchaffen wäre. Dann erſcheint die Anlage eines ſog. Eishaufens von großem, praktiſchem Nutzen. Die Herſtellung eines ſolchen Eishaufens geſchieht etwa folgendermaßen: An möglichſt ſchattiger und hochgelegener Stelle wird der Boden mit durchläſſigem Sande eingeebnet und nach allen Seiten leiſe abgedacht, damit das Schmelzwaſſer leicht abfließen kann. Dann wird in der Richtung von Nord nach Süd eine Verzimmerung in Form eines ganz einfachen, aber ziemlich ſtarken Dachſtuhles von etwa 3 Meter Breite und ſo großer Länge, als man dem Kühlraume geben will und nach Maßgabe der Eisvorräte geben kann, aufgeſchlagen. Die an der Spitze ineinander gezapften Sparren werden gegen einander durch kreuzweis untergenagelte Latten (Verſchwertung) gegen ſeitliche Verſchiebung geſichert. Auf das Dach werden Latten in etwa 10 Centimeter Abſtand genagelt. Nun wird an recht kaltem Tage auf den mit Stroh beſchütteten Boden um dieſes Dach das Eis in regelmäßigen Blöcken dicht aufgepackt, bis das Bauwerk mindeſtens allerſeits 1,5 Meter ſtark mit Eis umgeben iſt, und dieſer faſt durchweg maſſive Haufen erſt mit loſem Stroh, dann mit Raſenſtücken und Sand überdeckt. Für den Eingang wird eine ähnliche, aber rechteckige, tunnelartige, möglichſt ſchmale Verzimmerung an der Nordſeite geſchaffen, die mit möglichſt drei dichtſchließenden Thüren derart zu verſehen iſt, daß bei der Benutzung die zweite Thür erſt nach Schließung der erſten u. ſ. f. geöffnet wird. Im Inneren des Raumes können Bänke oder Regale für die Vorräte aufgeſtellt werden. Gut iſt es, den Boden mit Holzplatten zu belegen. Hauptſache iſt, daß nirgend Schmelzwaſſer ſtehen bleiben kann, da dies weiteres Eisſchmelzen veranlaßt. Iſt der Boden undurchläſſig, ſo iſt Pflaſterung mit Gefälle nach einer inneren Sammelgrube unter einem Lattenbelag anzuordnen. Aus der Grube iſt das Waſſer durch ein Rohr ins Freie zu leiten, das ein heberartiges Knie hat, damit in dieſem das Waſſer einen Luftabſchluß bildet. Jedesmal, wenn Eisſtücke vom Fuße dieſes Eishaufens zur Benutzung entnommen worden ſind, iſt auf ſorgfältige Überdeckung des Reſtes zu ſehen. H. S.

## Naturkunde.

Über die Flora Helgolands bringt das Septemberheft der „Deutſchen Rundſchau“ einen anziehenden Aufſatz von J. Reinke. Die, wie nicht anders zu erwarten, ſehr arme Landflora der Inſel weiſt doch eine merkwürdige Pflanzenart auf: Kohl (Brassica oleracea) in wildem Zuſtande. Man findet ihn in mäßigen Stöcken an dem ſteilen Abhange beſonders der Oſtſeite des Oberlandes. Wilder Kohl kommt ſonſt vor an den Felsküſten Weſteuropas, ſo im ſüdlichen England, in der Normandie und an der liguriſchen Küſte. Bei uns hält ſich die zuweilen als Gartenflüchtling verwilderte Pflanze nicht lange, ſondern geht bald wieder ein.

Reinke hält es für höchſt wahrſcheinlich, daß der Kohl mit der erſten nach der Eiszeit erfolgten Pflanzenwanderung nach Helgoland eingedrungen ſei, lange bevor eines Menſchen Fuß dieſes Land betreten habe. So wäre denn der Kohl neuerdings zu einer in Deutſchland einheimiſchen Pflanze geworden.

Es galt ſeit langer Zeit als wahrſcheinlich, daß im Bett des Kanal la Manche großartige Kohlenlager liegen. Erſt kürzlich aber hat man durch Tiefbohrungen deren Vorhandenſein genau feſtgeſtellt und iſt ganz beſonders in der Nähe der Shakeſpeareklippe auf gewaltige Steinkohlenformationen geſtoßen. Die Ausdehnung des Lagers ſcheint ſo mächtig zu ſein, daß der ſtetig ſteigende Bedarf der Induſtrie auf Jahrhunderte durch dasſelbe gedeckt wird. Freilich dürfte die Ausbeute nicht billig werden, ſie ſoll bei der geringen Tiefe des Kanals aber techniſch gut ausführbar ſein.

## Eiſenbahnweſen.

Im Jahre 1879 wurde bekanntlich die erſte elektriſche Bahn verſuchsweiſe angelegt. Heute, nach Verlauf von faſt fünf Jahren, ſind, wie die „Natur“ mitteilt, im Betriebe oder im Bau begriffen: in den Vereinigten Staaten, in England, Deutſchland, Öſterreich, Italien und Japan 325 elektriſche Bahnlinien, welche 4000 Wagen, 7000 Motoren auf 4160 Kilometer Strecke verwenden, auf denen täglich 640 000 Nutzkilometer erzielt und jährlich 750 Millionen Perſonen befördert werden. Etwa 10 000 Perſonen ſind in dieſen Betrieben thätig, und das Betriebskapital für die elektriſchen Bahnen beläuft ſich allein in den Vereinigten Staaten ſchon heute auf mehr als 200 Millionen Mark.

Der ſchnellſte Eiſenbahnzug der Welt verkehrt nicht etwa, wie man meiſtens glaubt, in England, ſondern in Nordamerika und zwar zwiſchen New York und Waſhington. Es iſt der Blue Limited Expreßzug, der durchſchnittlich 52,8 engliſche Meilen in der Stunde fährt; die größte Schnelligkeit erreicht er auf der 229 engliſche Meilen langen Strecke mit 74 engliſchen Meilen die Stunde.

## Patentweſen.

Was Patente koſten. Nicht in allen Ländern iſt der Preis der Patente ein gleicher. Ein deutſches Reichspatent koſtet jährlich 200 bis 400 Mark; in Dänemark zahlt man jährlich 180—300 Mark für ein Patent, in Belgien 120—180 Mark, in Frankreich 200—300 Mark, in Luxemburg 160—240 Mark, in Norwegen 180—280 Mark, in Portugal 600—1000 Mark bis zu 15 Jahren; in Rußland 600 Mark auf drei Jahre, in Spanien 220—300 Mark für ein Jahr, in Schweden 240—300 Mark, in der Schweiz 200—240 Mark, in Italien 200—240 Mark für ein Jahr; in Großbritannien 3000 Mark für 14 Jahre.

## Preisausſchreiben.

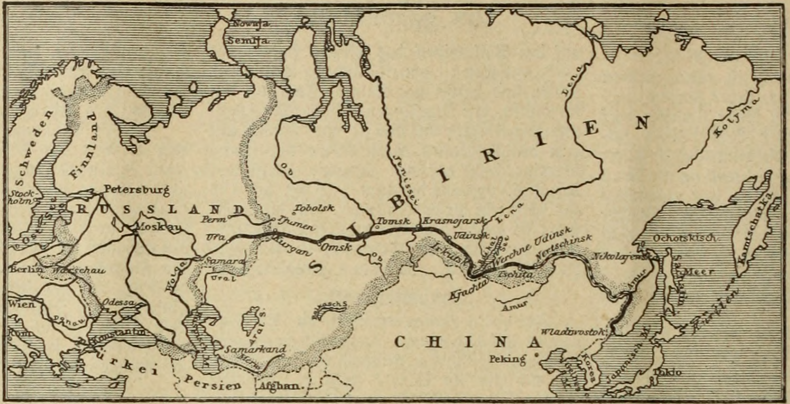
Einen Preis von 3000 Mark ſetzt der Allg. deutſche Sprachverein für eine Schrift: „Unſere Mutterſprache, ihr Werden und ihr Weſen“ aus. Die Schrift ſoll einen Umfang von 10—15 Druckbogen erhalten und eine gemeinverſtändliche Schilderung der Entwickelung unſerer Sprache bringen. Näheres iſt zu erfahren durch den Vorſitzenden, Herrn Dr. Riegel, in Braunſchweig, an welchen auch die mit Merkſpruch zu verſehenden Arbeiten bis 30. Sept. 1893 einzuſenden ſind.

## Buchhandel.

„Deutſch-Neuguinea“ ſchildert der bekannte Reiſende Hugo Zöller in ſeinem gleichnamigen Werk (Stuttgart 1891) in ausführlicher Weiſe. Das intereſſante Buch kann allen, welche ſich für unſere kolonialen Unternehmungen intereſſieren, warm empfohlen werden.

Unſer Mitarbeiter M. Hobrecht hat einen Band „Neuer Novellen“ bei Babenzien in Rathenow erſcheinen laſſen, die ſich durch Feinheit der Beobachtung auszeichnen und dem Verfaſſer von Witlandsort ſicher manchen neuen Verehrer gewinnen werden.

## Die ſibiriſche Eiſenbahn.



Die ſibiriſche Eiſenbahn.

Die nebenſtehende Skizze gibt einen Überblick über die geplante und zum Teil bereits in der Ausführung begriffene große ſibiriſche Eiſenbahn. Dieſelbe ſoll an der europäiſchen Grenze bei dem Orte Ufa ihren Anſchluß an das weſtliche Bahnnetz finden, geht über Omsk (40000 Einwohner), Tomsk (40000 Einwohner) ein wenig nördlich liegen laſſend, nach Krasnojarsk (22000 Einwohner) und erreicht etwa 60 Kilometer von Irkutsk (48000 E.) den Baikalſee. Dieſen ſüdlich umgehend, nimmt ſie in Werchne-Udinsk den bedeutenden chineſiſchen Karawanenhandel auf, folgt auf eine weite Strecke dem Amurthal, um ſich dann ſüdlich nach dem bekannten Kriegshafen Wladiwoſtok (20000 E.) zu wenden. Die Länge der ganzen Bahn iſt auf rund 6300 Kilometer (vergleichsweiſe ſei erwähnt, daß die Strecke Berlin-Baſel kaum 1500 Kilometer beträgt) veranſchlagt, die Koſten des Baues auf etwa 1000 Millionen Mark. Die Bedeutung des Rieſenunternehmens für die Entwickelung des aſiatiſchen Handels, wie für die ruſſiſche Machtſtellung in Aſien liegt auf der Hand; uns kann es ſchließlich nur willkommen ſein, wenn das gewaltige Zarenreich ſeine Kräfte nach jener Richtung hin verwendet.

## Kleine Zeitung.

Im laufenden Jahre feiert die alte, gute Pendeluhr ihr 250jähriges Jubiläum. Meiſt wird zwar Chriſtian Huygens als Erfinder der Pendeluhr und als Jahr der Erfindung 1656 genannt; in der That hat Huygens auch um die Ausbildung des Uhrwerkes mit Pendel die allergrößten Verdienſte. Indeſſen muß doch betont werden, daß ſchon Galilei im Jahre 1641 ganz dieſelbe Erfindung nur mit einer etwas veränderten Konſtruktion gemacht hat. Im Jahre 1641, als der greiſe Forſcher bereits erblindet war und nur ſein Sohn Vincenzio und ſeine Lieblingsſchüler zu ihm Zutritt hatten, kam er auf den Einfall, „daß, wenn er das Pendel an die Uhr mit Gewichten oder an die Uhr mit der Feder anbringen könne, um ſich dieſer ſtatt des gewohnten Zeitregulators zu bedienen, die gleichmäßige und natürliche Bewegung des Pendels alle Mängel in ſeinen Uhren korrigieren würde.“ Galilei entwarf demgemäß in Gedanken einen Apparat, der die Einrichtung verwirklichen ſollte, und gab die Zeichnung zu demſelben ſeinem Sohne an, welcher nach derſelben ein Modell herſtellte. Huygens, der zu ſeiner Erfindung ganz ohne Kenntnis der Galileiſchen gekommen war, hat denn auch, als er von dieſer erfuhr, die Priorität des greiſen Forſchers anerkannt.

Ein Tintenſtrom. Man ſpricht von Schriftſtellern, welche Ströme von Tinte verſchreiben. Daß aber ein wirklicher Tintenſtrom auf Erden fließt, dürfte wenigen bekannt ſein. Und doch iſt dem ſo. In Algerien gibt es einen kleinen Strom, deſſen Waſſer die chemiſche Kunſt der Natur in wirkliche Tinte umgezaubert hat. Er entſteht aus zwei Flüßchen, von welchen der eine ſehr ſtark eiſenhaltig, der andere, durch einen Loheſumpf fließend, gerbſäurehaltig iſt. Alle Beſtandteile einer guten Tinte ſind alſo vorhanden, und in der That ſoll dieſe natürliche Tinte jeder anderen an die Seite zu ſtellen ſein.

Die Verſuche, das Pflanzenwachstum durch Elektrizität zu beſchleunigen, ruhen nicht. Ein ruſſiſcher Agronom, Spechneff, hat intereſſante Verſuche mit dem Elektriſieren von Getreideſamen vorgenommen. Er ſetzte denſelben einige Minuten lang einem kräftigen Strom aus und fand das Wachstum der Halme um die Hälfte beſchleunigt. Er ſetzte ſeine Experimente fort und elektriſierte nun die Erde des Ackers durch große Zinn- und Kupferplatten, die er tief einſenkte und über dem Boden durch Eiſendrähte verband. Der Einfluß dieſer beſtändigen elektriſchen Strömung auf das Wachstum der Saaten ſoll ſehr bemerkenswert ſein. Man erzählt von einer 27 Centimeter im Durchmeſſer haltenden Rübe. Von einer ſolchen haben wir als Kinder ſchon in einer Fabel erzählen hören. Sollte ſie diesmal wirklich Wahrheit ſein?

## In unſerer Spielecke.

### 1. Anagramm.

Deutſch iſt der Lorbeer, an den die Löſung des Rätſels dich mahnet,
Ach, ein vereinzeltes Blatt mitten in Unglück und Schmach.
Werden die Zeichen verſetzt, ſo zeigt ſich, was vielen geboten
Und in vernünftiger Art rühmlich genannt werden darf.
Nochmals verändert, entſtehen Verehrer beſonderer Klaſſe.
Äuß'res erfaßt nur ihr Sinn, nicht den erhabenen Geiſt. M. Sch. (Kaſſel).

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 3.

### 1. Schlüſſel und Auflöſung der Dechiffrieraufgabe.

Setzt man ſtatt der Zahlen der Chiffreſchrift die betreffenden Vokale, alſo a ſtatt 1, e ſtatt 2, i ſtatt 3, o ſtatt 4, u ſtatt 5, ä ſtatt 6 und ſetzt man ſtatt jedes Konſonanten der Chiffreſchrift den nächſtfolgenden Konſonanten des Alphabets, ſo erhält man:

Wenn der Menſch zu ſeinem Leid von heute nicht immer auch ſein Leid von geſtern und ſein Leid von morgen hinzurechnete, ſo wäre jedes Schickſal erträglich. (Robert Hamerling.)

### Zahlenrätſel.

| I. | | | | | | | | II. | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **F** | r | a | n | k | l | i | n | O | d | e | n | w | a | l | **D** |
| F | **r** | e | i | s | i | n | g | S | c | h | e | f | f | **e** | l |
| A | d | **a** | l | b | e | r | t | S | a | n | t | o | **r** | i | n |
| M | a | n | **n** | h | e | i | m | B | r | e | n | **T** | a | n | o |
| F | r | a | n | **z** | o | s | e | H | e | b | **r** | i | d | e | n |
| P | o | r | t | u | **G** | a | l | G | r | **a** | c | c | h | u | s |
| F | r | e | i | b | u | **r** | g | A | **u** | g | s | b | u | r | g |
| S | p | o | n | t | i | n | **i** | **M** | a | u | l | w | u | r | f |
| P | e | n | e | l | o | p | **e** | **L** | e | o | n | i | d | a | s |
| A | l | i | z | a | r | **i** | n | O | **l** | e | a | n | d | e | r |
| I | n | d | i | a | **n** | e | r | L | a | **p** | p | l | a | n | d |
| S | c | h | i | **L** | l | e | r | S | c | h | **a** | l | m | e | i |
| H | a | g | **e** | d | o | r | n | A | n | a | k | r | e | o | n |
| A | l | **b** | r | e | c | h | t | K | r | e | u | t | **z** | e | r |
| P | **e** | t | r | a | r | c | a | V | e | i | l | c | h | **e** | n |
| **N** | a | p | o | l | e | o | n | S | a | n | s | i | b | a | **r** |

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — In und bei Oxford. Von Georg Horn. — Im Nebel. Novelle von Hans Nagell von Brawe. Fortſ. — Am Rhein. Gedicht von Auguſte von Reichenau. — Die deutſche Kolonie Kamerun. — Vom Bau des neuen Reichstagsgebäudes. Von Hans Schliepmann. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Schweſtern von Paul Thumann, Zu ſpät von Henry Mosler, Kartoffelernte von Caſ. Geibel. — Miſſionsweſen. — Kunſt. — Technik. — Erdkunde. — Landwirtſchaft. — Naturkunde. — Eiſenbahnweſen. — Patentweſen. — Preisausſchreiben. — Buchhandel. — Die ſibiriſche Eiſenbahn. Mit einer Karte. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Orig. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Oktober 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 5.

## In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze=Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Welche Not überall! Immer gieriger ſogen die Feinde das beſitzloſe Land aus! Mit Steuern und anderen Laſten preßten ſie es täglich ärger in den Schraubſtock. Und dazu die Stimmung der Bevölkerung! Bitterem Waſſer gleich ſtrömte ſie auf den jungen Seelſorger ein. Gottesläſterlichen Reden mußte er mit Drohung gegenübertreten, dem „Warum?“ der Qual eine Troſtesantwort finden, das ſtumpfſinnige Hinbrüten der Eltern entwichener Konſkribenten in Thatenenergie zu verwandeln ſuchen, oder vom Seinen geben, um damit die grauſamen Folgen des Geſetzesfrevels ein wenig zu lindern.

Er ſelbſt verarmte. Sein geringes Kapital ſchmolz in ein Nichts zuſammen; daheim, im wurmſtichigen Bretterverſchlage ſeines Giebelſtübchens hing nur noch der Talar am Haken neben dem Kragenmantel. Alles, was er außerdem von Oberkleidern beſaß, trug er auf dem Leibe, Sonntags und Alltags. Sogar vom weißen Flauſchrock aus der Studienzeit hatte er ſich getrennt. Arends elende Frau zog ihn, ſo wie er da war, über ihr lumpiges Blaudruckkleid, weil das Sumpffieber ſie gepackt hielt ſeit Wochen.

Arend war als Unruhſtifter bekannt. Sobald die Franzoſen das Geringſte zu holen oder zu ahnden hatten, pochten ſie ſicherlich zuerſt an ſeine Thür und durchſchnoberten ſeine kalte und kahle Hausdiele mit dem nutzloſen, lebendigen Kuhgerippe und dem wüſten Durcheinander von ſchimmelnden Runkelrüben und moderigen Tabaksblättern im Winkel. Ungefegt die „Dönns,“ wie ſie ihre Stube nannten, leer die Küche. Über dem erbärmlichen Feuer ſaß matt und unthätig das arme Weib, klaglos wie ein ſtummes Tier, aber immer zu Thränen geneigt. Die jüngeren Kinder liefen wild umher und bettelten ſich ſatt, wo ſie konnten, Reemt, der erwachſene Sohn, hatte ſich, um von der Konſkription loszukommen, von Schäfer Wiards, droben in der Sürheide, einen freſſenden Beinſchaden anhexen laſſen. Eine dürre Erbſe lag in der Wunde und hielt ſie offen. Das hinderte an der Arbeit, und ſo drückte ſich der ungeſchlachte Bengel den lieben, langen Tag müßig im Hauſe herum, rieb ſeinen krummen Buckel an der ſchmutzigen Wand und höhnte: „Arbeiten? för wat denn? Se hewt us jo doch up'n Strich, de Hollunken!“

Und wenn das uniformierte Schergenkorps wieder einmal mit dem Degenknauf an die verrammelte Hausthür ſchlug: „ouvrez, la coterie!“ da riß Reemt Arend ihnen Dönns und Schlafkojen und leere Fächer auf und lachte giftig: „Ick will jug ‚uwern!‘ ſökt ji man, ji Gaudeefs!“

Der Branntwein, und Gott weiß was ſonſt noch, lag ſicher im Keller unter dem Ziegelpflaſter, und die Ratzen ſprangen jeden an, der ſich da drunten etwas zu thun machen wollte.

Einmal wäre die Verſuchung für Reemt faſt zu ſtark geworden, als, während ſolcher leidigen Buntrockviſite, ſich einer der beiden „Parlewuhs“ neugierig über die geöffnete Fallthür bückte und in das kohlſchwarze Loch hinabſpähte.

Bei dem Anblicke lief es Reemt ſiedendheiß durch alle Glieder. Schon hatte er ſeinen geſunden Fuß erhoben und die knochige Fauſt zuſammengeknotet, um den Gebückten in die Tiefe zu ſtoßen und dem Zweiten mit wuchtigem Schlage das Lebenslicht auszublaſen, da ſah er ſeine Mutter quer über die Diele kommen. Schwerfälligen Schrittes ſchlich ſie vorbei und ſchluchzte bitterlich hinter ihrer zerriſſenen Schürze. Langſam zog Reemt den Fuß zurück, ſchob die Fauſt vorn in ſein Kamiſol und ſchlug dann, hinter den Spähern drein, die Fallthür zu, daß es krachte.

Als fünf Minuten ſpäter die Franzoſen, auf dem Herdrand ſitzend, barſch Kaffee forderten, ſchüttete er ihnen eine Schaufel Torfmull hin, der ihnen in die Geſichter ſtäubte.

„Suupt, Kärls! Betern Koffi hebbt wi nich!“ und nun ſie lärmend anderes verlangten: „Eau de vie, Zucker, Rauchtabak,“ da lachte er nochmals wie ein Kobold und ſchrie ihnen zu: „Dat ole Wif*) ſitt glieks bi an, in Ohm Ahlers ſin 'Dönns, un' Szucker un' Tuwack? Fret' ji de Röwen un' ſmök' ji de Strünken — wi ſünd d'r nich mit kloar wurrn!“

Dabei holte er einen Armvoll von den faulen Runkeln und den klebrigen Blättern aus dem Winkel, warf ihnen den ganzen Segen vor die Füße, und ſakrierend und drohend zogen die Franzoſen von dannen.

Arend ſelbſt war faſt nie in Wührden zu finden. Er ſtreifte im Lande herum wie ein heimatloſer Strolch. Bald ſuchte er ſich ein Gewerbe in der Stadt, wenn der Weg dorthin offen war, und trug die ſpärlichen Nachrichten: Zeitungsblätter und Gerüchte von Dorf zu Dorf und nach St. Jürgen. Bald lag er unter dem Strohdache ſeines Entenfanges, unweit der Ritterhuder Schleuſe, und wartete viele Stunden in Näſſe und Kälte, bis die ſcheuen Krickenten, zutraulich gemacht durch das Quackern der flügellahmen Lockenten, auf den malzbeſtreuten Herd zwiſchen die Schlagnetze fielen. Wenn jedoch der Oſtwind pfiff und der Jagd nicht günſtig war, weil die Hütte nach Morgen lag, dann verſchwand der Unſtäte für ungewiſſe Zeit. Er ging in der Gegend von Lehe und Wremen mit ſeinem Freunde Jan Rickwegs auf Schmuggelfahrten. In der Sürheide hatten ſie ihren Hehlerwinkel bei Schäfer Wiards. Der war ein verrufenes Subjekt und bei allem lichtſcheuen Thun der Vordermann. An Arend fand er einen willigen Kumpan: ihm hatte die hoffnungsloſe Not ſeines Lebens alle Kraft zum Guten zerbrochen. Er konnte das Elend daheim in der Kate nicht mehr anſehen, ohne auf Mord und Todſchlag zu ſinnen, wo er ging und ſtand. Gab er der Frau von ſeinem Sündengewinn, ſo wies ſie's zurück und meinte: „lieber hungern als ſtehlen!“ Sie war eine Wurſter Bauertochter aus gutem Hauſe und hatte ihren Mann einſt gegen den elterlichen Willen genommen. Aber „Unbedacht und Unehrlichkeit ſind zweierlei“ — dabei blieb ſie eigenſinnig. So ließ er ſie gewähren und bot ſeinem Schickſale die Stirn mit jener frechen Gleichgültigkeit, die eine mißratene Schweſter des edlen Gleichmutes in ſchwerer Prüfung iſt.

Für die beiden St. Jürgener Geiſtlichen, die ſich der Seinigen und ihres Elends nach Kräften annahmen, war und blieb er zu jedem Dienſte bereit und ließ ſich Nacht und Nebel nicht verdrießen, wenn es einen Botengang für den alten Domine oder die Erlangung einer Kriegskunde für den jungen galt. „Treu wie ein Hund, böſe wie ein Wolf,“ ſagte Leberecht von ihm zu Torbeeken. „Man lernt durch Arend erkennen, daß Hund und Wolf nur ein Tier ſind!“

Im letzten Drittel des November kam das Treibeis endlich zum Stehen, und klare, wundervolle Froſttage löſten Sturmwind und Schneefall ab. So weit das Auge reichte, eine glatte, blanke Eisfläche; der Horizont lag im bläulichen Sonnenduft, Bäume und Dächer waren weiß überzuckert. Die gezwungene Einſamkeit war zu Ende; das Leben zeigte ein weniger ſtarres Geſicht. Während der Tage des Notweges mit den ebbenden Vorräten in Küche und Keller und den nimmermüden Naturlauten des Winters hatte es über der Gemeinde zwiſchen Wumme und Hamme gelegen wie dumpfe Angſt vor dem Weltuntergang. Alle Jahre wiederholte ſich das, aber in dieſem laſtete der Druck ſo ſchwer, wie nie. Jetzt regte ſich der beſcheidene Verkehr aufs neue. Aus Stadt und Umgegend kam Kunde. Die alte Boten-Magrete, die allwöchentlich mit der Leher Malle-Poſt bis Scharmbeck fuhr und dann, ihre Trage auf dem Rücken, durch das Land zwiſchen Linteln und Frankenburg humpelte, brachte ein kurzes Schriftſtück von „Muſchöh Volkmar aus Dorum an Mamſell Stinchen,“ und der ſtädtiſche Botenſchlitten lieferte Kram- und Ellenwaren, Bücherpakete und Briefe ab, die drei Wochen lang des beſtändigen Wetters geharrt hatten.

Zwar zeigte manches Briefſiegel verſtümmelte Prägung und zweierlei Lack, mancher Umſchlag einen verklebten Einſchnitt über dem Originalverſchluß. Unberufene Finger hatten zweifellos damit hantiert. Allein das waren die Korreſpondierenden ja längſt gewohnt. Freunde und Familienglieder pflegten ſchon ſeit Jahr und Tag alle wichtigen Mitteilungen in Geſtalt vereinbarter, harmloſer Sätze und Worte auszutauſchen — die Jugend bediente ſich mit Vorliebe irgend einer ſympathetiſchen Tinte. Leberechts Bücherſendung zeigte gleichfalls bedenkliche Lücken. Drei aus der Zahl hatte die geſtrenge Cenſur zurück behalten, denn die Rechnung wies, neben den rotangekreuzten Titeln, das übliche: „confisqué“ auf, und die Zeitungen, die bis zum 17. liefen, machten ein düſteres Geſicht.

Einzelheiten voll erſchreckender Tragik trotz aller fränkiſchen Großmäuligkeit. Immer noch die Verheerungen des Moskauer Brandes, dazu die Beſchreibung der Höllenmaſchinen und des ergrimmten Drohbriefes, die man in Roſtopſchins zerſtörtem Landhauſe gefunden hatte. Daran reihte ſich eine Notiz aus Berlin über die gefälſchten Schlachtenberichte und den traurigen Körperzuſtand der eingelieferten ruſſiſchen Kriegsgefangenen. Ein Datum weiter die kurze, ſchneidige Proklamation des General York vom preußiſchen Hilfskorps der großen Armee: ein merkwürdig herriſcher und ungeduldiger Ton darin, der Leberechts Herz einen raſchen Schlag der Freude thun ließ. War's nicht eines Götz von Berlichingen eiſerne Hand, die dort in Mitau Strafe androhte? Las man nicht zwiſchen den knappen Zeilen den Wunſch, jenem aufgezwungenen Machthaber in die Zügel zu fallen und das Roß des deutſchen Mutes in neue Bahn zu lenken, es anzufeuern aus eigener Kraft? Im nämlichen Blatte die Meldung aus Paris, daß man die drei Ex-Generäle, die des allmächtigen Kaiſers Todesnachricht freventlich verbreitet hatten, mit neun Komplicen zugleich, auf der Ebene von Grenelle erſchoſſen habe. Tags darauf die Hinrichtung und Einkerkerung von ſechsundzwanzig Brandſtiftern zu Moskau und allerlei banales Geſchwätz über den herrlichen Geſundheitszuſtand der glorreichen Armee, die das ſorgloſeſte und glücklichſte Daſein in ruſſiſchen Pelzen und ruſſiſchem Sonnenglanz führe. Wärmere Witterung als in Paris: man ſtaune! Gott machte den Norden zum Süden für ſeinen Brudergott Napoleon! Ein bißchen Schnee, ein paar Koſaken? Kleinigkeit! Spaß! Und dann ganz unvermittelt, in der letzten Zeitung des Pakets, das fünfundzwanzigſte Bülletin mit ſeinem Kommentar, der eine Aneinanderreihung ſchickſalsſchwerer Fragen und Vorausſetzungen war.

Zum erſtenmal von den Kranken der großen Armee die Rede im Bülletin des 20. Oktobers! „Der Kaiſer hat Moskau verlaſſen, das Heer iſt auf drei Wochen mit Zwieback verſehen und ſteht marſchbereit. Der Kreml iſt franzöſiſcherſeits unterminiert worden.“ Weshalb? Mußte der gewaltige Kaiſer den verzweifelten Fanatiker Roſtopſchin noch überbieten? — „Koſakenpulks beunruhigen die Kavallerie. In den Anfangstagen des November werden Fröſte eintreten. Alles zeigt an, daß man an die Winterquartiere denken muß. Beſonders die Kavallerie bedarf derſelben.“

Das erſte, unverhüllte Zugeſtändnis der Schwäche. Sorgliche Fragen, wohin die ungeheure Heeresmaſſe ſich nun wenden, wo ſie Schutz und Pflege während des grauſamen, ruſſiſchen Winters finden werde? Alle die Kinder des Südens, Provençalen, Italiener, wie werden ſie die Strapazen überdauern? Hier hatten die bangen Frager ihre Antwort: „Sagen, daß der Kaiſer Moskau verlaſſen habe, heißt nur, daß dieſer Vater ſeiner Soldaten ſich allenthalben hinbegibt, wo große Operationen ſeine Gegenwart erfordern. Seine Blicke haben den Sieg geboten, ſie werden noch ferner über die Sicherheit der ſiegreichen Armee wachen!“

„Fanfarons!“

Leberecht fand für die welſchen Prahlhänſe nur den welſchen Ausdruck im Zorn. Er ſaß in ſeinem Gemache, nicht achtend, daß der kleine Kanonenofen längſt kalt und ſeine eigene Hand ſtarr geworden war, ſo ſehr erregte und entrüſtete ihn ſeine Lektüre. Er warf die Blätter eins nach dem anderen unter den Tiſch und behielt nur das letzte vor ſich liegend. Das brachte zum Schluß noch die Präfekturbekanntmachung: daß zehn der ländlichen Maires, die ſich gegen den „ſegensreichen Octroi“ aufgelehnt, hierdurch mittelſt öffentlichen Tadels gebrandmarkt ſeien. Die Unglücklichen! Steuern eintreiben von Hungerleidenden? Leberecht ſah den Jammer und die Armut vor ſich, die ihn auf ſeinen letzten Berufsgängen aus hohlen Augen angeſchaut hatten. Zum Steinerbarmen war's doch. aber dieſe Steine regten ſich nicht in menſchlicher Bruſt!

---

*) Alte Weib.

Er hatte genug davon. Hinaus! die reine Winterluft atmen, in treue Augen blicken! Zu Chriſtine wollte er hinübergehen. Ihre Eltern nickten um dieſe Nachtiſchſtunde, und er war gottlob ſicher, ſein geliebtes Mädchen anzutreffen. Das Bewußtſein überkam ihn plötzlich als der größte Segen dieſes Inſelchens. Liebe konnte der Liebe nicht entrinnen auf ſo kleinem Raume. Er dachte Chriſtine zu bitten, daß ſie mit ihm komme, um den Reſt des ſchönen, froſtklaren Tages zum Eislauf zu benutzen.

Eilends holte er den Kragenmantel hervor, hängte ſeine Schlittſchuhe über den Arm und ſammelte die Zeitungen vom Boden auf, um ſie für Domine Torbeeken mit in die Paſtorei zu nehmen. Keinen Blick mehr gönnte er ihnen, während er ſie haſtig zuſammenknickte.

In der Diele des Pfarrhauſes führte ihm ſein gutes Glück die Geſuchte ſchon entgegen.

Sie trat aus der Küche und trug, ungeachtet des hellen Sonnenſcheins, eine brennende Talgkerze in Händen.

„Kommen Sie! Kommen Sie! Die Eltern ruhen — ich habe einen Brief von Volkmar,“ flüſterte ſie auf Franzöſiſch; und zog ihn haſtig mit ſich in ihr eigenes Stübchen ſehr klein, ſehr kalt war's, aber ſo zierlich gehalten und geſchmückt mit Schilfblüten und Immortellen hinter den Lithographieen an der Wand, daß ihn trotz der Kälte Poeſie anwehte. Sie ſchloß die Fenſtergardinen zur Vorſicht und zog aus der Taſche den Brief, deſſen unbeſchriebene Bogenhälfte ſie abtrennte und ſorgſam über dem Lichte hin und her zog, während Leberecht auf ihr Geheiß die groß gekritzelten Zeilen der anderen Hälfte durchflog: Schuljungenwitze, tölpiſche Zärtlichkeitsbeteuerungen, ehrerbietige Grüße an die lieben Eltern und die Verſicherung: daß er ſich einer „fürtrefflichen Geſundheit“ erfreue. Als Nachſchrift die Notiz: „Laſſe dich, liebes Stinchen, die Kürtze meines Briefes nicht allzuſchwehr verdrüßen; man ſoll einen Brief von zwey Seiten beleuchten, eh' daß man ihn aus der Hand legt.“

„Wiſſen Sie, was die Nachſchrift heißt?“ fragte Chriſtine. „Die bedeutet unſer Zeichen miteinander, und wenn man das weiße Papier übers Licht hält, tritt die geheime Schrift hervor. Sehen Sie, wie's zu Tage kommt? Ich zittere vor Angſt, was er mir wieder zu ſagen hat, und ich kann mich bald nicht mehr ruhig halten vor den Eltern, wenn ich's keiner Seele anvertrauen ſoll! Darf ich's mit Ihnen wagen?“

„Gewiß und von Herzen,“ verſicherte er, und ſie beugten ſich zu gleicher Zeit über das engbeſchriebene Blatt in Leberechts Hand.

„Wir Marſchleute, liebſtes Stinchen, wiſſen mehr, als es bei euch nach deiner letzten Poſt den Anſchein hat. Ich habe nämlich einen neuen Bettkameraden bekommen, einen ſchleſiſchen Junker von unweit der Stadt Breßlau. Eberhart von Woyta heißt er. Den haben ſeyne geſtrengen Herren Eltern auch hierher auf Schulen gethan, wie mich die unſerigen, nur daß man ihm nicht die Luſt auf den Revolutionär, ſondern auf den Seemann austreiben will. Similia Similibus, liebes Stinchen, laß es dir vom Vater verteutſchen, aber ſag' nicht, von wem du's haſt. Nun, Eberharten iſt zwar die Luſt darauf vergangen, aber der Grund weswegen ſteckt nicht im Similibus. Er ſteckt im Weltenlaufe und in dem, was wir teutſche Jünglinge dazu thun mögten. Gott! liebſtes Stinchen! Was iſt das eine Zeit, was ſind das für Nachrichten aus Rußland! Es wird dem fränkiſchen Tamerlan ſchon heimgezahlt werden! Denke, daß er den heiligen Kremmel hat in die Luft ſprengen laſſen, und die Peſt kommt ihm vom Aſoffſchen Meere nach, und die Soldaten fallen dahin wie Fliegengeſchmeiß. Ruſſiſche Kriegsgefangene, die über Breßlau nach der Feſtung Neiße transportiert werden, haben es an Eberhartens Vater erzehlt und ihm geſagt, daß ſie den Franzoſen ſoviel Peſtbeulen aufs Collet wünſchen, wie ſie Lügen in die Moniteurs ſchreiben. Denke, daß der Kaiſer in Pohlen 25 000 Conſcribirte, von den 17jährigen an, hat auslosen laſſen, weil's in der Armee ans Sterben geht, und daß auch in unſerm Departement zum neuen Jahre daſſelbe vorgenommen werden ſoll. Das aber ſag' ich dir und ſchwör' dir's mit heiligem Eid: wenn ſie uns ausheben wollen, ſo gehn wir vor die Lappen und machen, mit anderen zuſammen, eine teutſche Kohorte gegen ihre Legionen, koſt' es, was es wolle. Viele hier im Land ſprechen wie wir, das magſt du dreiſt glauben.

Geſtern Nacht im Bett haben wir Beyde die Klopſtockiſchen Oden vorgeholt, haben „Hermann aus Walhalla“ geleſen und ſind einander mit Thränen an die Bruſt geſunken, über das, was Hermann ſpricht:

„Enkel, Krieg! ich beſchwör' euch bey
Siegmars Schwert und bey meinem,
Aber cheruskiſcher Krieg!“

Iſt das nicht erhaben und groß, Stinchen? Willſt du unſere Teutona ſeyn, Stinchen? Verrat' uns dem Vater nicht, thueſt du es, ſo iſt es mein letzter Tag. — Daß doch bald recht viele mit dem Barden riefen wie wir:

„Ja, wenn er für Freyheit kämpft,
Oder wider ein Ungeheuer,
Das mordet, mit der Kett' umklirrt, ſo iſt der Held
Edler Mann, verdienet Unſterblichkeit!“

Ja! Tod dem Ungeheuer! Halt mir dein Wort, Stinchen, wenn du nicht meinen letzten Tag willſt. In die Hände ſoll uns der wütige Tamerlan nicht kriegen. Weißt du, daß ich ſeit letzten Oſtern einen halben Schuh gewachſen bin?

Bange dich beyleibe nicht, liebſtes Stinchen. Mögteſt du etwa eine Docke als Bruder haben? Lieber doch einen Tuisko! Alſo geduldige dich auf das, was davon wird.“

Chriſtine erblaßte während dem Leſen dieſer Epiſtel, deren Entzifferung Leberecht nicht leicht geworden war: ſie hatte ihm öfters einhelfen müſſen. Sie faltete den Brief zuſammen, blies das Licht aus und ſchob die Gardinen zurück, ſo daß der helle Tag wieder hereinſchauen konnte. Ihre Hände zitterten wie Eſpenlaub, indem ſie den Brief hin und her wendete.

„Darf ich ihn denn für mich behalten? Müßt' ich ihn nicht meinem Vater geben?“ fragte ſie und ſah Leberecht hilfeſuchend an. „Raten Sie mir als mein Freund — ich weiß mir ja keinen Rat in der Angſt um unſeren Jungen!“

Er nahm den Brief an ſich und ſtreichelte beruhigend über ihre bebenden Hände. „Geben Sie her, laſſen Sie mich dies Blatt bewahren und in Ruhe bedenken, wie man den Inhalt auffaſſen muß, liebſte Chriſtine. Ich will Ihnen, wenn's Ihnen angenehm iſt, die Erwiderung in die Feder ſagen. Ihr Wort dürfen Sie dem Bruder in keinem Falle brechen. Setz' ich mich an ſeine Stelle, ſo würde mich eine ſolche Handlungsweiſe von meiner Schweſter auch zum Äußerſten treiben. Kommen Sie jetzt, beſtes Kind; laſſen Sie uns ein halbes Stündchen miteinander Schlittſchuh laufen. Das Eis trägt und die friſche Luft verzehrt Ihren Schrecken am eheſten.“

Um ihretwillen drängte er heute die eigenen Sorgen, die heftige Aufregung zurück, in die ihn ſein Zeitungspaket verſetzt hatte. Schweigend knöpfte ſie ſich in ihr Jäckchen und band den Kreppſhawl um ihr ſchönes Haar. Gleich darauf flogen ſie, eins neben dem anderen, über die ſchimmernde Eisfläche dahin, außer ihnen kein menſchliches Weſen in weiter Runde. Die ganze Landſchaft glänzte in diamantener

Pracht. Das dürre Schilf am Inſelrand, die alten Weidenbäume, die Dornhecken des Paſtorengartens, alles märchenhaft im Schmuck des Rauhfroſtes. Dennoch lag ſchon wieder die Ahnung milden Wetters in der Luft, und ein hohler Wind kam in großen Stößen aus Weſten.

Leberecht umſchloß des Mädchens weiche Hand feſt mit ſeiner warmen. Raſch ſtrömte ihm das Blut durch die Adern: der Brief des Knaben beſchäftigte und begeiſterte ſeine Seele, rührte ſein Herz. Wohl gab er Chriſtine recht, daß zwiſchen dem Odenleſen und der Cheruskerthat noch ein weiter, blutiger Weg liege, aber er machte ihr's auch eindringlich klar, wie ſie ſtolz ſein müſſe auf den Knaben, der einen ſolchen Mann verheiße. Sie ſah gläubig zu ihm auf: „Ach ja — laſſen Sie uns alles teilen, was ihn angeht,“ bat ſie, und da der Wind ihr bei der Biegung auf den Entenfang zu gewaltig entgegenfuhr, warf Leberecht die Hälfte ſeines Mantels um ihre Schultern, zog ihren Arm näher an ſich und gelobte ihr, ſelbſt nach Dorum zu reiſen um ihretwillen, ſobald ein wahrer Grund zu Befürchtungen ſich aufthue.

Charlotte, Königin von Württemberg.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Anderſen & Klemm in Stuttgart.

Sie beruhigte ſich nur allzu leicht, weil ihr Herz voll Liebe für den war, der ſie ſelbſt und ihre bangen Sorgen in ſeinen ſtarken Schutz genommen hatte. Welches echte Weib ſähe nicht im Geliebten die Allmacht auf Erden? Das iſt die ſeligſte und traurigſte Illuſion hienieden — je nachdem!

Als ſie heimgelangt waren, blieb Leberecht, zum erſtenmal unaufgefordert, bis ſpät über das Abendbrot hinweg bei den Freunden in des Vaters gemütlicher Studierſtube. Der alte Herr rauchte einmal über das andere ſeine weiße Thonpfeife leer, ſo lebhaft ging das Geſpräch von Mund zu Mund. Die neuen Zeitungen gaben reichen Stoff, und Leberecht hielt mühſam an ſich, damit ſeine Flammen nicht über Domine Torbeekens dürre Stecken herfallen und ihnen böſe mitſpielen möchten. Volkmars harmloſes Briefblatt ward vom Vater ſcharf getadelt, ſeiner ſchlechten Schrift und Satzfügung wegen, die Mutter klagte, daß er ihr kein Sterbenswort vom Zuſtande ſeiner Wäſche und Kleider berichtet habe; Chriſtine ſaß zurückgelehnt im Schatten des Ofens und ließ kein Auge von Leberecht. Der ſchritt im kleinen Zimmer auf und ab und hatte ſeine Linke über der Bruſt zwiſchen zwei Rockknöpfe geſchoben. Chriſtine glaubte die feſte Hand im Geiſte ſchirmend auf des Bruders geheimer Botſchaft ruhen zu ſehen.

Nach dem einfachen Abendbrote brachte der junge Mann ſeinen bejahrten Amtsbruder von der böſen Politik ab auf die Jugendzeit und die idealen Hainbundserinnerungen, über denen Klopſtocks Geiſt geſchwebt hatte. Es währte auch nicht lange, ſo nahm der einſtige Romantiker ſeines vergötterten Barden Geſänge vom Bücherregal, und Leberecht mußte vorleſen. Das hatte er gewollt, und er wählte nur für Chriſtine. Niemand bemerkte es, daß ihr, im ſchattigen Eckchen verborgen, Tropfen auf Tropfen über die Wangen rollte. Thränen der ſehnſüchtigen Angſt um den fernen Bruder und Thränen des herzbeklemmenden Glückes beim Anblick des geliebten Freundes. Er ſtand hochaufgereckt, lichtumſtrahlt ihr gegenüber unter der hängenden Öllampe, heiligen Ernſt im Angeſichte, als er im Zuſammenhange las, was der Knabe Volkmar in Bruchſtücken durch ſeinen Brief verſtreut hatte. Sie verſtand das Geleſene nur zur Hälfte: wer vermochte dieſes Dichters dithyrambiſchem Aufſchwunge je ganz zu folgen? Aber ſie fühlte die reinen und hohen Ziele, denen ſein Geiſt zugeſtrebt hatte, und erbaute ſich mit den Männern daran, während die ermüdete Mutter über dem Strickzeuge langſam einnickte. Da rückte Chriſtine ihr leiſe näher und gab dem feinen Frauengeſichte mit den ſchweren Lidern eine liebevolle Stütze an ihrer Schulter. Leberecht ſah es. Seine ausdrucksvollen Augen begegneten Chriſtinens Augen. O, daß ſie ſein Haupt an ihrer Bruſt gehalten hätte, um es an ſich zu preſſen und tauſendmal zu küſſen für das, was der Geiſt hinter ſeiner Stirn, die Seele in ſeinen Blicken ihr gaben und waren! Sie bekämpfte, um der mütterlichen Ruhe willen, den Seufzer, der in ihr aufſtieg, faltete die Hände im Schoße und ſchmiegte ſich ſo eng an die Wand, als müſſe ſie mit ihr verwachſen.

„Es iſt ſchon zu ſpät oder noch zu früh für unſeres Klopſtocks prophetiſche Geſänge,“ ſagte Torbeeken, als er den Band an ſeinen Platz zurückſtellte. „Was da ſchwarz auf weiß in der Zeitung zu leſen iſt, klingt entmutigender denn je.“

„Ich ſeh' es anders an! Die Zuverſicht des Korſen ſinkt, die Retraite beginnt!“ rief Leberecht. „Laſſen Sie die Sonne von Auſterlitz nur erſt einmal den Horizont ſtreifen; dann geht ſie unter, wie ein Nichts ſo ſchnell, und nach Gottes gerechtem Willen kommt endlich die Nacht für den Vermeſſenen und ſeine Götzendiener!“

Er ſprach mit erhobener Stimme, und es überrann ihn wie kaltes Waſſer, als der alte Herr ihn bei der Schulter faßte, nach dem Fenſter hin ſpähte und warnend ſagte: „Lieber! Lieber! Ich beſchwöre Sie: nicht ſo laut reden! Die Bahn iſt wieder frei nach allen Seiten um uns her, wer weiß heutzutage, wann und weshalb er beobachtet wird? Wer weiß, was ihn bedroht? Haben Sie den Boten geſprochen, lieber Claudius? Nicht? Nun denn, er meldet, daß es bei ihnen in den Dörfern von ſtrengen Geſichtern und Uniformen nicht mehr leer wird, von Octroi, Kontributionen, Aushebung. Vor allem aber will man rebelliſchen Umtrieben und geſchmuggelten engliſchen Waffen auf der Spur ſein. Keine Strafe, keinen Übergriff läßt man ſich verdrießen, nun der Verdacht einmal rege iſt —“

„Gute Nacht — Gott beſchütze uns und unſere deutſchen Brüder, nah und fern,“ unterbrach Leberecht die geflüſterte Satzfolge des Redenden. Seine Brauen zogen ſich ſcharf zuſammen, die Jugend war förmlich gelöſcht aus ſeinen Zügen.

Als die Hausthür hinter ihm ins Schloß fiel, ſtreckte Chriſtine, vom Dunkel verborgen, ihm die Arme nach und flüchtete dann in ihr Stübchen. Lange ſaß ſie dort in der Kälte, ihr Geſicht gegen die Tiſchplatte gedrückt, da wo Leberechts Hand mit Bruder Volkmars Brief geruht hatte.

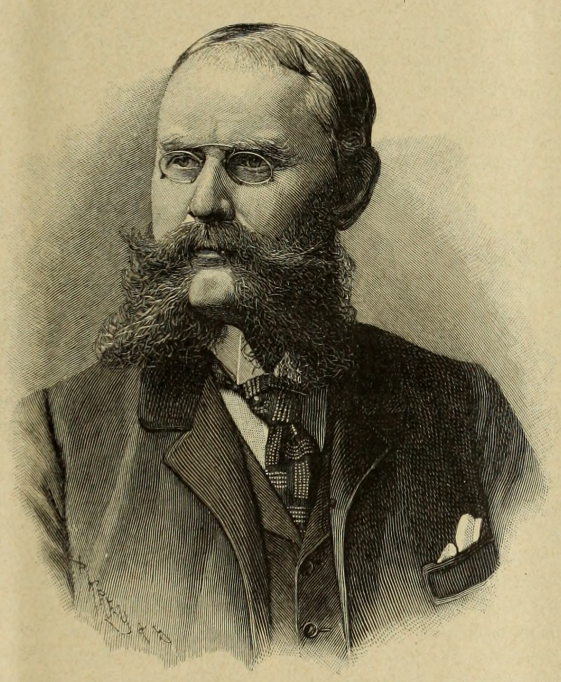
In der Nacht ſprang der Wind um, und nun heulte, nach kurzen, ſchönen Wintertagen, der wilde Schneeſturm wieder über das Land.

(Fortſetzung folgt.)

# König Wilhelm und Königin Charlotte von Württemberg.

(Abdruck verboten.)

In württembergiſchen Landen herrſcht tiefe und aufrichtige Trauer über das Hinſcheiden König Karls, des hochherzigen Fürſten, der trotz eines ſtarken Bewußtſeins der perſönlichen Opfer, welche damit den deutſchen Fürſten auferlegt wurden, zu den erſten gehörte, welche der Begründung des neuen Deutſchen Reiches zuſtimmten und König Wilhelm von Preußen die deutſche Kaiſerkrone entgegentrugen. So tief und aufrichtig dieſe Trauer um den dahingeſchiedenen König iſt, der den deutſchnationalen Zug ſeines Volkes lebhaft mitempfand und dem ſein Land außerordentliche Wohlthaten des Friedens verdankt, ſo berechtigt iſt das Vertrauen, welches die Württemberger ihrem neuen König entgegenbringen, der, ein Neffe ſeines Vorgängers im zweiten Grade, als König Wilhelm II nach dem Rechte der Erbfolge am 6. Oktober den Thron beſtiegen hat. Ja, man kann wohl ſagen, daß in dieſem Falle das übliche Maß des Vertrauens, welches ſelbſt das loyalſte Volk dem rechtmäßigen Nachfolger ſeines dahingeſchiedenen Herrſchers entgegenzubringen pflegt, ganz weſentlich und mit guter Begründung überſchritten wird. Die letzten Lebensjahre des dahingeſchiedenen Königs waren vielfach durch körperliche Leiden getrübt, welche ihn nötigten, die rauhe Jahreszeit außerhalb Württembergs, in ſüdlichem Klima, zuzubringen, und ihn, auch während er im Lande weilte, zu einer großen Zurückgezogenheit verurteilten. Ein großer Teil der Regierungsgeſchäfte ruhte ſchon während dieſer Jahre auf den Schultern des Prinzen Wilhelm von Württemberg, und wenn auch entſcheidende Fragen nach wie vor von dem dahingeſchiedenen König Karl ſelbſt gelöſt wurden, ſo brachte es die Lage doch mit ſich, daß der Thronfolger nicht bis zu ſeiner Thronbeſteigung auf jene Enthaltſamkeit in allen politiſchen Dingen angewieſen war, welche für die Stellung eines Thronfolgers im allgemeinen charakteriſtiſch iſt. So iſt König Wilhelm II ſeinem Volke ſchon als Kronprinz nicht nur menſchlich nahe getreten, er iſt nicht nur populär geweſen, ſondern er hat auch Gelegenheit gehabt, ſich das Vertrauen der Württemberger zu erwerben und ihnen die Zuverſicht einzuflößen, daß unter ſeiner Regierung keine anderen Beſtrebungen ſich geltend machen können, als ſolche, welche auf die Wohlfahrt im Innern und auf die Stärkung des deutſchnationalen Gedankens und Empfindens gerichtet ſind. Dieſe Zuverſicht konnte in ganz Deutſchland nur durch das Telegramm beſtärkt werden, mit welchem König Wilhelm II die Beileidsdepeſche des Kaiſers Wilhelm beantwortete: „Die Worte, welche Du an mich gerichtet haſt, haben meinem ſchwer gebeugten Herzen unendlich wohlgethan. Ich bin mir der großen Verantwortung, welche Gott mir auferlegt hat, bewußt und hoffe, mein Amt mit Seiner Hilfe zum Wohl des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes wie meines Landes auszufüllen. Ich fühle mich geſtärkt durch die wohlwollenden Geſinnungen, welche Du, wie immer, ſo auch jetzt kund gibſt. Aus tiefſter Überzeugung ſtehe ich, wie ſeit Jahren als Glied der preußiſchen Armee zu dieſer, jetzt als deutſcher Regent feſt zu Kaiſer und Reich.“ Ganz Deutſchland wird in dieſen Königsworten eine neue Beſtätigung des bekannten Ausſpruchs des Fürſten Bismarck ſehen: „Die Dynaſtieen ſind heute national geworden.“



Wilhelm II, König von Württemberg.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Anderſen & Klemm in Stuttgart.

König Wilhelm II iſt am 25. Februar 1848 als einziges Kind des am 9. Mai 1870 verſtorbenen Prinzen Friedrich und der noch lebenden, gegenwärtig ſiebzigjährigen Prinzeſſin Katharina von Württemberg geboren. Da der Ehe des Königs Karl und der Königin Olga, einer Tochter des Zaren Nikolaus, der Kinderſegen verſagt blieb, galt Prinz Wilhelm ſchon in früher Kindheit als der vorausſichtlich dereinſt zur Thronfolge berufene Prinz des Hauſes Württemberg, und in gewiſſenhafteſter Weiſe war ſeine Erziehung darauf bedacht, ihn für ſeinen hohen Beruf vorzubilden. Im Jahre 1865 bezog Prinz Wilhelm die Univerſitäten Tübingen und Göttingen; die Ereigniſſe des Jahres 1866 führten ihn in die Reihen der Armee. Am 21. Juni dieſes Jahres zum Sekondeleutnant im jetzigen Ulanenregiment Nr. 20, dem damaligen 3. Reiterregiment ernannt, machte der jugendliche Prinz den Feldzug im Hauptquartier der württembergiſchen Felddiviſion mit. Vom 1. April 1869 ab war Prinz Wilhelm auf die Dauer eines Jahres zur Dienſtleiſtung beim erſten Garderegiment zu Fuß nach Potsdam kommandiert; hier erfolgte am 24. September 1869 ſeine Beförderung zum Premierleutnant. Darauf zum jetzigen Leibgarde-Huſarenregiment kommandiert, wurde er ſchon nach einem halben Jahr, am 11. April 1870, zum Rittmeiſter befördert. Den Feldzug 1870/71 gegen Frankreich machte Prinz Wilhelm im Hauptquartier der III. Armee mit. Am 22. Juni 1873 zum Major befördert, wurde der Prinz am 15. Auguſt 1874 à la suite des Garde-Huſarenregiments geſtellt und gleichzeitig mit der Führung desſelben beauftragt. Am 18. Januar 1875 zum Oberſtleutnant und Regimentskommandeur ernannt, erhielt er am 15. Mai desſelben Jahres aus Anlaß ſeines Rücktritts in die württembergiſche Armee den Charakter als Oberſt à la suite der preußiſchen Armee. Am 24. Mai desſelben Jahres erfolgte ſeine Beförderung zum Oberſt in der württembergiſchen Armee, und in demſelben Verhältnis wurde er am 14. Oktober 1877 zum Kommandeur der 27. Kavalleriebrigade unter Stellung à la suite des Ulanenregiments König Karl Nr. 19 ernannt. Am 1. Mai 1877 zum Generalmajor befördert, legte Prinz Wilhelm bald nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin am 13. Juli 1882 das Kommando der 27. Kavalleriebrigade nieder. Am 16. Dezember 1883 erfolgte die Beförderung zum Generalleutnant, am 24. September 1888 diejenige zum General der Kavallerie, denen die entſprechenden Beförderungen in der preußiſchen Armee um einige Wochen vorausgegangen waren.

Einen beſtimmten Anteil an dem Entſchluß des Prinzen

Wilhelm, ſein militäriſches Kommando niederzulegen, hatte neben dem Wunſch, die innere Verwaltung eingehender kennen zu lernen, die Notwendigkeit der Vertretung des Königs Karl, welcher ſeit dem Winter 1880/81 alljährlich aus Rückſicht auf ſeine Geſundheit einen mehrmonatlichen Aufenthalt im ſüdlichen Frankreich oder in Italien zu nehmen gezwungen war. Der Prinz hatte hierdurch Gelegenheit, den Gang der Staatsgeſchäfte auf das eingehendſte kennen zu lernen, und widmete ſich dieſen in alle Gebiete der öffentlichen Thätigkeit eingreifenden Arbeiten mit größter Sachkenntnis und gewiſſenhafteſter Sorgfalt, daneben noch Zeit gewinnend, allen dem Gemeinwohl dienenden Unternehmungen und Beſtrebungen ſein thätiges Intereſſe zu bekunden.

Am 15. Februar 1877 vermählte ſich Prinz Wilhelm mit Prinzeſſin Marie von Waldeck und Pyrmont, einer Schweſter der Königin-Regentin der Niederlande. Schon am 30. April 1882 wurde der Ehebund, dem eine Tochter, die am 19. Dezember 1877 geborene Prinzeſſin Pauline von Württemberg, entſproſſen iſt, durch den Tod getrennt. Am 8. April 1886 vermählte ſich der verwitwete Prinz zum zweitenmal mit der Prinzeſſin Charlotte zu Schaumburg-Lippe, geboren am 10. Oktober 1864, der älteſten Tochter des Prinzen Wilhelm, des Beſitzers der Fürſtlich Schaumburg-Lippeſchen Sekundogeniturherrſchaft Nachod in Böhmen und der Prinzeſſin Bathildis von Anhalt. Durch die Vermählung des Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe, eines rechten Vetters der jetzigen Königin Charlotte von Württemberg, mit der Schweſter unſeres Kaiſers, Prinzeſſin Viktoria, ſteht das württembergiſche Königspaar in naher verwandtſchaftlicher Beziehung zu dem Hohenzollernhauſe. Wie ſeiner Zeit die verwitwete Königin Olga iſt auch Königin Charlotte eine Frauenerſcheinung von hervorragender Schönheit. Von ihrer Herzensgüte hat die Königin Charlotte vielfach Beweiſe gegeben, indem ſie alle zeitgemäßen Beſtrebungen zur Bekämpfung der Armut und des Elends ermutigte und thatkräftig unterſtützte. Die glückliche Ehe des Königspaares iſt bisher nicht mit Kindern geſegnet geweſen. Dadurch ſteht die evangeliſche Linie des württembergiſchen Hauſes gegenwärtig auf ſechs Augen, da außer dem Könige nur noch zwei evangeliſche Prinzen, der zweiundſechzigjährige Herzog Wilhelm, öſterreichiſcher Feldzeugmeiſter, und der 1833 geborene öſterreichiſche Feldmarſchallleutnant Herzog Nikolaus am Leben ſind, von denen der erſtere unvermählt, die Ehe des Herzogs Nikolaus kinderlos geblieben iſt.

Die Möglichkeit iſt alſo nicht ausgeſchloſſen, daß die Thronfolge in abſehbarer Zeit an die durch Vermählung des Herzogs Alexander mit der Prinzeſſin Marie von Orleans-Bourbon katholiſch gewordene Linie des Hauſes Württemberg übergeht. Der gegenwärtige Chef dieſer Linie iſt Herzog Philipp, geboren am 30. Juli 1838 und vermählt mit der Erzherzogin Maria Thereſia von Öſterreich. Dieſer Ehe ſind vier Kinder, eine Tochter nnd drei Söhne entſproſſen, von denen der älteſte, Herzog Albrecht, geboren am 23. Dezember 1865, als der präſumtive Thronfolger gilt. Der Herzog ſteht als Premierleutnant im württembergiſchen Ulanenregiment König Karl Nr. 19 und lebt ſeit mehreren Jahren ſchon in Stuttgart, wo ſeine jugendliche Friſche und Liebenswürdigkeit ihm ſchnell in weiten Kreiſen der Bevölkerung Sympathieen erworben haben. Jedenfalls erſcheinen alle an die Möglichkeit, einen katholiſchen Fürſten in einem vorwiegend proteſtantiſchen Lande auf den Thron gelangen zu ſehen, geknüpften Betrachtungen verfrüht in dem Augenblick, in dem König Wilhelm II eben ſeine Regierung angetreten hat, in der Vollkraft der Jahre, gewillt, ſein Volk glücklich zu machen und getragen von dem Vertrauen dieſes Volkes, das die Geſtaltung der ferneren Zukunft Gott anheimſtellt.

## Das Heidentum in der römiſchen Kirche.

Von Leopold Witte.

(Abdruck verboten.)

Auf dem Glockenturm des Kapitols zu Rom, deſſen eherne Stimme nur den Tod des Papſtes und — den Beginn des Karnevals anzeigte, ſtand früher, in luftiger Höhe die Sadt überragend, eine große antike Marmorſtatue, den Genius der Stadt Rom oder die Göttin Roma darſtellend. Seit der „Säkulariſation“ der päpſtlichen Metropole ſcheint man dieſes Götterbild entfernt zu haben. Wenigſtens trägt auf einem neueren Bilde des Forum Romanum, das ich vor mir habe, der weltberühmte Turm über der ſteinernen Baluſtrade, die ihn krönt, nur noch ein feſtes Fundament für eine Fahnenſtange, an der wohl an politiſchen Feiertagen die italieniſche Fahne über die ewige Roma dahinflattert.

Wie oft habe ich auf dieſem Turme zu Füßen der alten marmornen Romaſtatue geſtanden und den Blick in die Runde gehen laſſen über eine Welt von Schönheit und einzigartiger geſchichtlicher Bedeutung! Gen Oſten ein Trümmerfeld, das römiſche Forum mit ſeinen kahlen, öden Baſilikenfußböden und den armſeligen Säulenreſten längſtentſchwundener prächtiger Tempel und vornehm blinkender Hallen; im Weſten die breiten Terraſſen der vatikaniſchen Papſtwohnung mit ihren elftauſend Zimmern und Sälen, wie von einem ſchützenden Bollwerke mächtig überragt von dem trotzigen Steinblocke der Peterskirche und der alles beherrſchenden Kuppel Michelangelos. Wahrlich, da ſtürmen die vergleichenden Gedanken auf den ſinnenden Geiſt ein! Hier Tod, Ruinen, ſtarre, ſteinerne Vergangenheit, die nur durch mühſames Nachdenken und poetiſches Aufbauen mit einem Schein von Leben auf Augenblicke umkleidet werden kann; dort gewaltige Gegenwart, eine über alle Erdteile ſich erſtreckende Geiſtesherrſchaft, ein Reich, deſſen Grenzen über das alte Kaiſerimperium weit hinausgreifen — der glorreichſte Sieg des Kreuzes über die römiſchen Adler, der Kirche über die Tempel, der vatikaniſchen Gärten mit dem Kaiſerbau für den Stellvertreter Chriſti darinnen über die verworrenen Steinhaufen auf dem Palatin, welche einſt die goldenen Wohnungen der Imperatoren bedeuteten und zur Zeit den Untergrund bilden für beſcheidene Privatgärten und Kloſteranlagen! Kann es einen jäheren Abſtand geben zwiſchen Einſt und Jetzt, zwiſchen verſtaubtem, verfaulendem Tode und welteroberndem, laut pulſierendem Leben?

So dachte ich oft auf dem Kapitolsturm, der Grenzſcheide zwiſchen dem alten und dem neuen Rom mit dem allumfaſſenden Rundblick über beide.

Und dennoch, die Göttin Roma, wie der altheidniſche Genius ſie gebildet, zu meinen Häupten, wie auf der Warte über der ewigen Stadt?

Ja dennoch! Und zwar in ganz eigenartiger Verbindung.

Das päpſtliche Rom hatte nämlich der alten Heidin, ohne jede weitere Veränderung ein mächtiges, hoch in die Lüfte ſteigendes ehernes Kreuz in den Arm gegeben! Und ſo, mit dem durch den Schmied an der Bruſt befeſtigten Kreuze, dominiert noch immer, jedenfalls bis zur Einnahme durch die Italiener im Jahre 1870, die Göttin der alten Welthauptſtadt vom Papſtſitze aus über den Erdkreis, — ein zum Erſchrecken treffendes Symbol von dem römiſch gearteten, päpſtlichen Katholicismus, der das alte Heidentum mit chriſtlichen Zeichen ſchmückt, das Kreuz über den kalten, weißen Marmorblock hinwegragen läßt, aber innerlich am Althergebrachten nicht viel geändert hat. Dieſer auf dem Kapitolsturm ſich wie von ſelbſt aufdrängende Gedanke könnte gleichſam das Titelbild zu einem Buche ſein, das, kürzlich vollendet, in vier Bänden die erſchreckenden Nachweiſe dazu liefert, nicht nach Dutzenden oder Hunderten, ſondern nach Zehn- und Hunderttauſenden von Beiſpielen. Ein geradezu erdrückendes Material iſt hier aufgehäuft. Ich darf nicht daran denken, es auch nur einigermaßen im Auszuge wieder zu geben. Aber nennen und kurz kennzeichnen muß das Daheim dieſes Buch; vielleicht, daß dieſer und jener unter den

Leſern danach greift, um über den religiöſen Wert des Katholicismus im Heimatslande des Papſttums Näheres zu erkunden.

Es iſt der Pfarrer der evangeliſchen Gemeinde in Neapel, Theodor Trede, der auf nicht weniger als 1658 Seiten, ausgerüſtet mit einer bewundernswürdigen Kenntnis der antiken Litteratur aus faſt zwölfjähriger Anſchauung heraus mit einem bienenartigen Fleiß „Bilder aus dem religiöſen und ſittlichen Leben Süditaliens“ zuſammengetragen hat, die er nun unter dem Titel „Das Heidentum in der römiſchen Kirche“ der deutſchen Leſerwelt darbietet (bei Fr. A. Perthes in Gotha, 4 Bände, 1889—91).

Von vornherein muß nun allerdings betont und immer wieder für die Beurteilung feſtgeſtellt werden, daß dieſe Blätter uns nur ſüditalieniſche Bilder vorführen. Die überwiegende Mehrheit unſerer deutſchen Katholiken wird, daran zweifle ich nicht, ſich mit demſelben Entſetzen, wie wir von den Verzerrungen abwenden, die den Namen chriſtlicher Frömmigkeit beanſpruchen, aber unmöglich tragen dürfen, wenn ſie gleich von dem katholiſchen Klerus nicht nur gepflegt, ſondern geradezu als Maßſtab der Religioſität geſchätzt werden. Sollten ſich die katholiſchen Chriſten Deutſchlands angeſichts dieſer Thatſachen aus einem Lande, wo die Kirche Roms anderthalb Jahrtauſende lang unbeſchränkt geherrſcht hat, nicht die Frage vorlegen, ob ſie der „ſogenannten Reformation“ nicht auch für ihre Kirche in deutſchen Landen ein unermeßliches Gut, den Segen der Verinnerlichung und Vergeiſtigung ihrer Religion, verdanken? Ich halte es für nicht wohl möglich, daß, obgleich gegenwärtig von ultramontan-jeſuitiſcher Seite alle Hebel dazu angeſetzt werden, der deutſche Katholicismus eine derartige Mechaniſierung und Veräußerlichung ſeiner Frömmigkeit ſich könnte gefallen laſſen. Dafür iſt der deutſche Geiſt zu innerlich und zu wahrhaftig angelegt und in der lutheriſchen Reformation ſich viel zu klar ſeiner Eigenart wieder bewußt geworden. Aber lehrreich wird es auch für unſere deutſchen katholiſchen Brüder ſein, ſich dieſe dunklen Gemälde anzuſchauen und eine Warnung daraus zu entnehmen, was unter dem Schutze ihrer höchſten Autorität auf dem Boden Italiens ſich als chriſtliche Religion ausgeben darf.

Der Grundgedanke der Tredeſchen Schrift iſt der, daß in Italien, ja mehr oder weniger in der ganzen, von Rom beherrſchten, alten Welt während der drei Jahrhunderte des erbitterten Kampfes zwiſchen Chriſtentum und Heidentum zwar äußerlich mit Konſtantin das erſtere über das letztere geſiegt, daß aber die mit Gewalt unterdrückte heidniſche Weltanſchauung ſich furchtbar gerächt hat, indem ſie unter chriſtlicher Hülle mit Sang und Klang in die Kirche ſelbſt einzog. Der innere Sieg verblieb dem Heidentum, nur die Namen wurden getauſcht; der heidniſche Geiſt aber triumphierte über den chriſtlichen Gedanken, der es in der römiſchen Welt zu keiner ſeinem himmliſchen Urſprunge entſprechenden Ausgeſtaltung gebracht hat.

Die maſſenhaften Reſte des Heidentums in der Religion Süditaliens im einzelnen nachzuweiſen iſt nun die Aufgabe, welche der Verfaſſer ſich geſtellt hat. Sie iſt ihm nur zu gut gelungen. Der Leſer hält es auf die Länge kaum aus, dieſe Mißgeſtalten religiöſen Lebens zu verfolgen, welche das bare, nackte Heidentum in die Gegenwart herübergetragen zu haben ſcheinen. Vielleicht hätte der Sammler gut gethan, wenn er ſeinen Stoff in zwei Bände zuſammengefaßt hätte. Weniger wäre mehr geweſen; die mancherlei Wiederholungen wären fortgefallen, und dem Leſer wäre die Möglichkeit gegeben, den an ſich ſo anziehenden Stoff hintereinander durchzuarbeiten. Jedenfalls aber bleibt der Eindruck beſtehen: mag im einzelnen eine mildere Beurteilung eintreten dürfen, mag die Naturanlage des italieniſchen Volkes ſich im heidniſchen wie im chriſtlichen Gewande unwiderſtehlich hervordrängen und ähnliche Formen annehmen — der Grundcharakter der italieniſchen Volksfrömmigkeit iſt ein durch und durch heidniſcher geblieben.

Schon Cicero, der heidniſche Philoſoph, erklärte die Religion als gleichbedeutend mit Kultus; religio id est cultus deorum. Darin überträfen, ſagt er, die Römer alle Völker der Erde. Pünktliche Genauigkeit in den von den Göttern und vom Staate verlangten Kultusleiſtungen und Kultusübungen — das war Religion. Dies iſt noch jetzt die Geſtalt, welche die italieniſche Frömmigkeit trägt. Über das Weſen der Himmliſchen, über die Wahrheit oder Unwahrheit der Lehre, über das Recht neuer Dogmen, welche die Kirche beliebt, nachzudenken — das alles liegt der Religioſität der Italiener weltenfern. Aber mit ſorgfältiger Skrupuloſität die vorgeſchriebenen kultiſchen Handlungen vollbringen, das iſt der Maßſtab für einen guten Katholiken des Südens. „Der römiſch-katholiſche Kultus mit allen ſeinen unzählbaren Formeln, Vorſchriften, Ceremonien iſt eine neue Auflage der ebenfalls bis zur Haarſpaltung ausgedehnten Kultusgeſetze des Numa Pompilius; die heidniſch-römiſche Werkgerechtigkeit hat ſich in dem römiſchen Kultusapparat ein neues gigantiſches Denkmal geſetzt, an welchem Phariſäer und Buchſtabendiener, Geiſtesträgheit, Eitelkeit, Herrſchſucht, Prieſterſtolz, Sklavenſinn und Geldgier als Baumeiſter und Handlanger bis heute gearbeitet haben“ (III, 29).

Leider hat Trede nicht beliebt, in irgend welcher leicht zu überſehenden Ordnung ſeine tauſenderlei Beobachtungen niederzuſchreiben. So iſt es überaus ſchwierig, eine Auswahl für die Kennzeichnung des Inhalts zu treffen. Greifen wir aufs Geradewohl einiges heraus.

Zu den Himmelsbewohnern gehörte den Römern und Griechen eine Welt von Heroen oder Halbgöttern, die in einer ſchließlichen Apotheoſe unter die Olympier aufgenommen wurden. In der Kaiſerzeit forderte es der religiöſe Anſtand, die Cäſaren in den Götterhimmel zu promovieren. Der Senat verſah dann die Kaiſerſtatue mit einem ſtrahlenden Kranz, dem „Nimbus“ oder Heiligenſchein, votierte ihm den Titel „Divus“ und ließ Zeugen auftreten, welche beſchworen, geſehen zu haben, wie die Seele gen Himmel fuhr. Dieſe Divi oder Sancti oder Caelites (Himmliſchen) erhielten ihren Kultus, ihre Altäre, Opfer, Gelübde, Feſte.

An die Stelle der alten Götter und Heroen ſind die katholiſchen Heiligen getreten. Trede weiſt nach, daß an vielen Orten Süditaliens der heidniſche Kultus für die weiland dort verehrten Gottheiten ganz derſelbe geblieben iſt, und nur der Name der „Caelites“ einen Tauſch erfahren hat. In Bari iſt an die Stelle des Meergottes Neptun der heilige Nicolaus getreten, „il Santo Eroe, il quale col commando di sua voce calmava i venti e le tempeste“ (der mit dem Befehl ſeiner Stimme die Winde und Stürme beruhigte), wie Vergil von Neptun berichtet:

Sprach’s, und ſchnell, wie er ſprach, war die ſchwellende Woge geſänftigt,
War das Gewühl der Wolken geſcheucht und die Sonne gekläret.

Dem Perſeus iſt der heilige Georg gefolgt (I, 322); der heilige Schleier der Leukothea iſt an die Santa Agata di Catania übergegangen (II, 55). Oder man hat wohl auch die alten Gottheiten beibehalten, wie die heilige Venus, Santa Venere, deren Kultus mit dem Madonnendienſt verſchmilzt. „Im heutigen Calabrien gibt es eine Landſchaft namens Santa Venere und daſelbſt eine Kirche, in welcher junge Mädchen ein Gebet an die Heilige richten und darin dieſelbe um einen Ehemann bitten. In Italien gibt es einige Landſchaften und drei Häfen, welche noch jetzt den Namen Santa Venere tragen und an Tempel der Venus erinnern, welche einſt daſelbſt ſtanden“ (III, 47). An die Stelle der ſchaumgeborenen Venus trat in der ſpäteren Zeit die ägyptiſche Iſis, wie jene „regina, stella maris“ Königin und Stern des Meeres genannt, von einer Prieſterſchaft bedient, welche eine künſtlich hervorgebrachte Glatze, die Tonſur, auf dem Kopfe haben mußte. Pompeji, deſſen Schutzgöttin die Venus war, beſaß auch einen Iſistempel. Die jetzige unbeſchränkte Herrſcherin Pompejis aber, welche die Totenſtadt zu einem der meiſtbeſuchten Kultusherde gemacht hat, iſt die Jungfrau Maria mit ihrem wunderthätigen Bilde geworden. „Aber Namen thun nichts zur Sache. Nehmen wir ſie weg und ſetzen Madonna für Iſis, ſo bleibt die Sache dieſelbe. Es bleibt die Gottheit, welche hold lächelt wie Venus, deren Bild man heute, wie einſt, mit Roſen ſchmückt; es bleibt die Gottheit, der man in Süditalien den ganzen Mai geweiht hat, damit man wiſſe, daß auf den Fluren Pompejis die holde Venus Pompejana noch nicht vergeſſen iſt, vielmehr über alles, was ſprießt und blüht, weiter lebt. Es bleibt die Regina, welche heute das Meer beherrſcht wie die „Königin“ Iſis; die Regina, welche ihre ſegnenden Hände ſogar in der Unterwelt ſpüren läßt; es bleibt die Gottheit, welcher tonſierte Prieſter dienen, wie einſt die „glatzige Herde“ der Iſis. Evviva la Madonna!“ (II, 45.)

Der Schutzpatron Neapels war etwa tauſend Jahre hindurch, ehe der heilige Januarius ſeine Herrſchaft antrat, kein anderer als der heidniſche Dichter Vergil, der große Taumaturga (Wunderthäter) des Mittelalters. Der ſonderbare Heilige aus der Heidenwelt hatte um Neapel die größten Verdienſte. Er entdeckte die Mineralwaſſer von Pozzuoli; er ſtellte am Monte Vergine das Erzbild eines Mannes auf, der die ſchädlichen Südwinde abwehrte; er ließ eine andere eherne Statue mit einem Geſchoſſe auf den drohenden Veſuv zielen, der nun ſeine Lavaergüſſe von der Stadt fernhält. Lauter Aufgaben, die ſpäter San Gennaro übernommen hat. Ja, der heilige Vergil hatte auch ſchon ſein Wunderfläſchchen, deſſen Beſitz Neapels allergrößten Schatz bildete, wie heutzutage die geweihte Flaſche mit dem geronnenen Blute des heiligen Januarius. Als der Hohenſtaufe Kaiſer Heinrich VI ſeinem Kanzler Konrad den Befehl gegeben hatte, die Mauern Neapels zu zerſtören, berichtete dieſer ausführlich über den Glauben der Neapolitaner an ihren Wunderthäter Vergilius. Dieſer Heilige Neapels — ſo erzählt jener Kanzler — hatte das Bild der Stadt in eine Glasflaſche eingeſchloſſen, und dieſe Flaſche war das Palladium Neapels; ſolange ſie unverſehrt blieb, konnte niemand der Stadt einen Schaden zufügen. Der kluge Konrad raubte die Flaſche und verletzte ſie ein wenig; dadurch wurde es ihm dann möglich, die Mauern der Stadt niederzulegen.

Vergils Erbe, der heilige Januarius, ſchützt bekanntlich die ſtrahlende Veſuvſtadt mit ſeinem Blute, das immer zu den entſcheidenden Stunden in der von Prieſterhand gewärmten Flaſche flüſſig wird. Etwaige Widerſpenſtigkeit des Heiligen haben z. B. Napoleon und Garibaldi durch Androhung von Beſchießung der Stadt alsbald in das freundlichſte Mitleiden verwandelt, ſo daß das große Wunder jedesmal noch rechtzeitig geſchehen iſt.

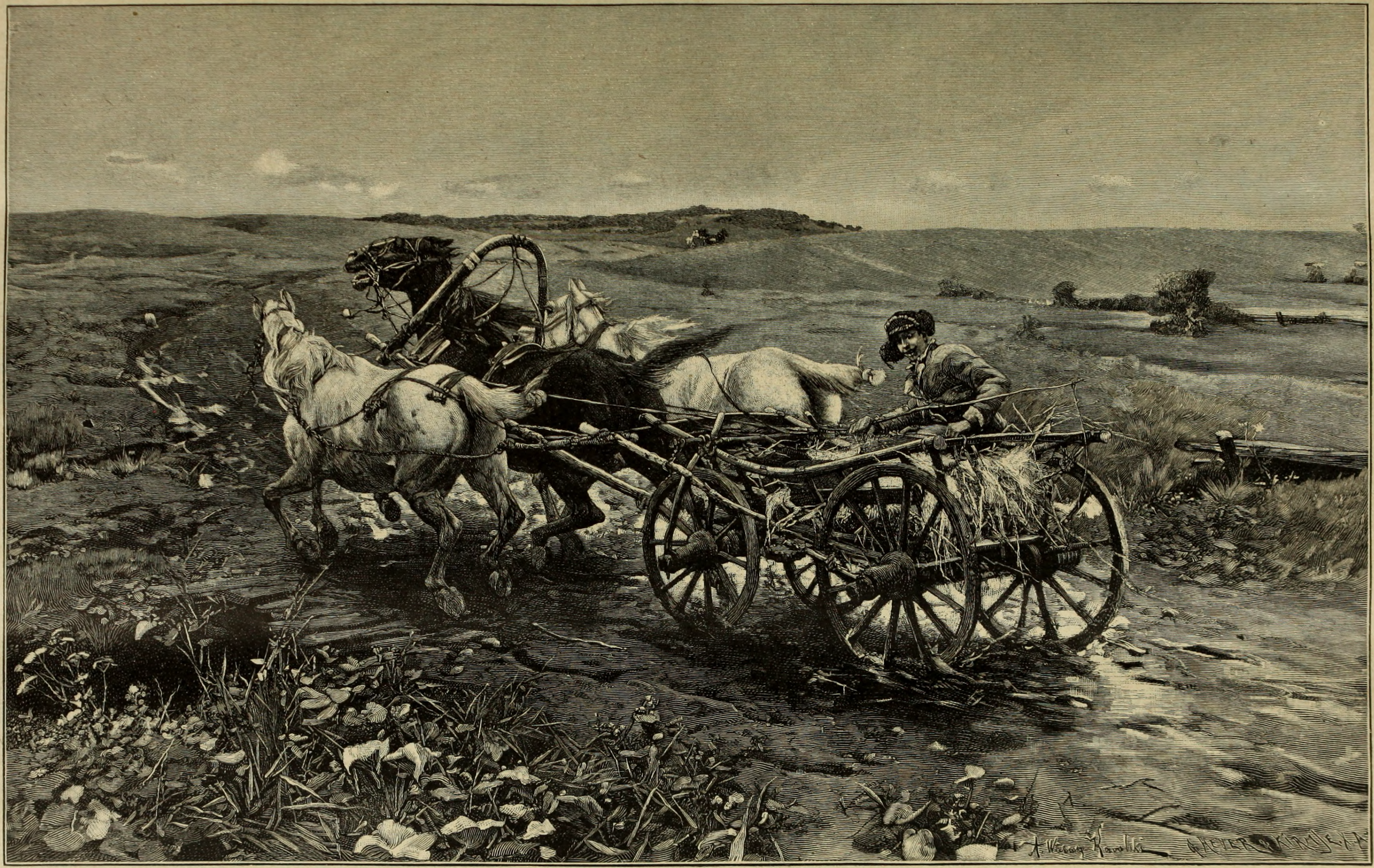
Im übrigen hatten die Götter und Heroen der Alten ganz wie die katholiſchen Heiligen ihre Prozeſſionen, ihre Kultusvereine, ihre Heiligenlegenden, ihre Schmäuſe, ihre Straßenheiligtümer, ihre Hauskapellen. Am Eingange der heidniſchen Tempel fand ſich Weihwaſſer zur Beſprengung; Zauberworte gaben dem heiligen Waſſer Kraft; auch der Weihwedel war den Heiden wohl bekannt. Während im II. Jahrhundert Juſtinus Martyr das Weihwaſſer als Teufelserfindung verdammte, rühmt am Ende des IV. der heilige Hieronymus triumphierend, daß Rennpferde eines Chriſten, mit Weihwaſſer beſprengt, über die Roſſe eines Heiden ſiegten. „So ward der heidniſche Gott durch Chriſtum überwunden!“ (I, 15.)

War eine Götter- oder Heroenbildſäule beſonders wunderthätig, ſo küßte man ihre Extremitäten. Cicero in ſeinen Reden gegen Verres (4, 43) berichtet, daß in Agrigent auf Sicilien eine berühmte Herkulesſtatue von den Küſſen ihrer Verehrer ganz abgeſchliffen war. Wer denkt da nicht an den Fuß des bronzenen (angeblichen) Petrus in der römiſchen Peterskirche, dem die große Zehe allmählich abhanden gekommen iſt, weil jeder andächtige Küſſer den Kuß ſeines Vorgängers ſorgfältig abgewiſcht hat. Hatte ein Gott dem Beter unzweideutige Träume geſandt, ſo wurde wohl zum Danke dafür dem betreffenden Götterbilde der Bart vergoldet. Jetzt gewährt der Papſt einem wunderthätigen Heiligenbilde, vor allem den Madonnenbildern, wenn ſie ſich hervorgethan haben, das Privilegium der Krönung. In Neapel ſind ſeit 1704 nicht weniger als dreißig Madonnen gekrönt; Trede ſetzt (II, 14) bitter hinzu: „Die von Ruhmesſucht aufgeblähte römiſche Kirche hat aber in Neapel während der 1500 Jahre ihrer Herrſchaft eins nicht fertig gebracht: ſie hat dem Volke nicht den chriſtlichen Sonntag, nicht das Bewußtſein von der Heiligkeit der Sonntagsruhe eingeflößt und kümmert ſich nicht um das Seufzen von Millionen, welche“ (in der terra di lavoro!) „dieſen ſchweren Mangel fühlen.“ Man leſe die Beſchreibung einer ſolchen Krönung von Madonnenbildern, zu der nur der Papſt berechtigt iſt, und die das betreffende Bild, wenigſtens bis zur Krönung eines neuen, weit über alle ſeine Kameraden in der einträglichen Verehrung der Andächtigen erhebt (II, 343 ff.), und man wird ſich fragen: wo iſt hier noch Chriſtentum? Wie kann der angebliche Statthalter Chriſti auf Erden zu ſolchem Heidentum die Hand bieten und zu ſeiner Pflege immer wieder durch Spendung neuer Privilegien die Veranlaſſung geben?

Ich muß abbrechen. Aber der Stoff iſt unermeßlich. Jedes Kapitel bringt neue überraſchende Beweiſe für die Behauptung des Verfaſſers, die ſich mit der ſpottenden Verſicherung heidniſcher Schriftſteller des V. und VI. Jahrhunderts vollſtändig deckt, die Religion der italieniſchen Chriſten ſei nichts weiter als das alte Heidentum. Das Reliquienweſen, die Orakelwirtſchaft, namentlich im Zuſammenhange mit dem unſeligen Lotto jeder Stadt, jedes Dorfes Italiens; die Schutzengel- und Genienverehrung; der Aberglaube bezüglich des böſen Blicks; der Ablaßhandel; die Totenfeier; die Hochzeitsgebräuche; der Karneval auf den Straßen und in der Kirche; die religiöſen Tänze; die Gelübde und Weihegaben; Straßengötter und Feldbeſchützer, Mithras und Michael — alle dieſe bunt herausgegriffenen Kapitelüberſchriften zeigen antike Sitten, Vorſtellungen, Gebräuche, Kultusformen, Abgöttereien und Schändlichkeiten unter allerdünnſtem chriſtlichen Schleier, oft ohne jede Hülle und Maske. Und das alles nicht etwa, wie in Deutſchland der altheidniſche Aberglaube, trotz der Kirche und das helle Licht des Tages ſcheuend, ſondern unter ihrer ſorgſamſten Hut und Pflege und im hellen Sonnenſchein des bunten farbenglänzenden, italieniſchen Himmels!

Dieſes offizielle, italieniſch-katholiſche Chriſtentum ſoll, wir wiederholen es, nach dem Wunſche mancher Fanatiker auch bei uns importiert werden. Die Ausſtellung des „heiligen Rocks“ zu Trier hat in dieſem Jahre die untrüglichſten Beweiſe dafür geliefert, und auch die Wunderwaſſer von Lourdes und Marpingen, die Medaillen und Skapuliere ꝛc. reden deutlich genug. Dennoch, ſo hoffen wir, wird es nicht gelingen. Das deutſche Volk iſt ſeit der Reformation mit der heiligen Schrift zu gut bekannt geworden, als daß die Legenden und Ammenmärchen, die heidniſchen Bräuche und Unſitten, die ganze Mythologie und Typologie einer vergangenen Welt bei uns wieder lebendig werden könnten. Aber mögen ſich die deutſchen Katholiken durch dieſe von ihrer eigenen Preſſe totgeſchwiegenen Schrift aus kundigſter Feder warnen laſſen, wohin der vom Proteſtantismus nicht gezügelte römiſche Katholicismus abgeirrt iſt, auf wie unendlich tiefer Stufe deſſen Frömmigkeit ſteht.

Ich ſchließe mit einem Worte des Verfaſſers am Ende des 5. Kapitels im 2. Teil: „Niemand kann mehr geben, als er hat. Dies gilt auch von der römiſchen Kirche. Das nährende Brot des ſchlichten Evangeliums wird von ihr verſchmäht; daher bietet ſie ſtatt deſſen einen Stein, nämlich Fabeln und Märlein. Sie will der großen Maſſe imponieren, muß deshalb immer neue Fabeln erfinden, und weil ſie dabei ſchließlich in Verlegenheit gerät, macht ſie in ihrer Geiſtesarmut eine Anleihe bei den Heiden und behauptet, daß dies Heidentum ihre Originalerfindung ſei!“



Wettfahren. Nach dem Gemälde von A. Wierusz-Kowalski.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtängl in München.)

# Im Nebel.

Novelle von Hans Nagell von Brawe.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Mit verzweifeltem Blicke beobachtete Baron Broock den nur wenige Sekunden dauernden Vorgang. Dann ſah er eine Hand, ein Kleid auftauchen. Er warf den Rettungsring nach jener Stelle und ſprang ſelbſt in die Tiefe. Als er wieder an der Oberfläche auftauchte, ſuchte er vergebens nach einem Anzeichen, wo er ſeine Frau zu finden habe. Er tauchte wieder, ein, zweimal — da, beim drittenmal hatte er ſie ergriffen. Mit mächtigen Schwimmſtößen arbeitete er dem nächſten Boote zu, den Kopf der Lebloſen mit der Linken über Waſſer haltend. Schon war er der Bordwand nahe, ſchon ſtreckten ſich Hände zur Rettung ſeines Weibes aus, da wurde er mit dem Riemen zurückgeſtoßen, das Boot glitt davon. „Seid Ihr wahnſinnig?“ hörte er ſchreien, „wollt Ihr die Tote in die Jolle nehmen, die kaum die Lebenden trägt?“

Doch Broock gab den Kampf nicht auf. Mit aller Macht ruderte er einem anderen Boote zu. Es war weit bis dahin, aber neuer Mut belebte ihn — man kam ihm entgegen. Mit Aufbietung ſeiner letzten Kräfte, durch die Waſſerkälte faſt ſtarr, erreichte er das rettende Fahrzeug. Man ergriff Gabriele und hob ſie über Bord. Das erforderte Zeit. Als man dann nach ihrem Retter ſpähte, war er verſchwunden. Die Waſſer hatten, ſo ſchien es, dem hochherzigen Manne ein Grab bereitet.

Vom Bord der „Cymbria“ drangen noch immer die Rufe der Verzweiflung über das Meer und miſchten ſich mit dem Todesſchrei der in den Fluten Schwimmenden. Durch die faſt tieriſche Unvernunft der kopfloſen Maſſe wurde das Rettungswerk den Matroſen faſt unmöglich gemacht. Schon waren drei Boote verloren, gekentert, und andere ſo überladen, daß ſie dem Sinken nahe waren. Und doch wäre Raum für alle geweſen. Eben wurde das letzte Boot zu Waſſer gefiert, und ein Floß ſollte den Reſt der noch oben befindlichen Paſſagiere anfnehmen.

Da kam ein Schwanken in den mächtigen Koloß. Schwerfällig neigte ſich das Schiff zuerſt ſteuerbord, darauf backbord. Eine drehende Bewegung, wie im Strudel, brachte das Heck unter Waſſer — dann ſank auch der Vorſteven. In gewaltigem Rauſchen ſchlugen die Waſſermaſſen gegen einander, hoch aufſpritzend! Ein gräßlicher gurgelnder Ton und über dem ſtolzen Dampfer ſchloſſen ſich die Fluten. Noch litten Hunderte im qualvollen Kampfe, Sekunde für Sekunde dem Tode abringend. Dann wurde es ſtill — ganz ſtill. Grabesruhe und Nebel lagen über dem Meere.

Der brave Kapitän und faſt ſeine geſamte Mannſchaft ſtarben den Heldentod, treu ihrem Berufe bis zum letzten Atemzuge.

Die Boote und Flöße mit den Geretteten hatten ſich bald aus Sicht verloren. Der Dampfer aber, der das Ende der „Cymbria“ verſchuldet hatte — „Sultan“ war an ſeinem Bug zu leſen geweſen — kam nicht zurück zum Werke der Barmherzigkeit.

Barmherzig zeigten ſich aber Gabrielens Leidensgenoſſen. Mit Sorge nahmen ſie ſich der Ohnmächtigen an. Gerade in dem Augenblick kehrte ihr das Leben zurück, als die Sonne durch den Nebel brach, als in der Ferne die blauen Streifen rettender Küſte ſichtbar wurden.

„Wo iſt Bodo, wo iſt mein Mann?“ lautete die erſte Frage der Erwachenden. Als man ihr nicht antwortete, als ſie nur mitleidigen Blicken begegnete, da wußte ſie, daß ſie ihn verloren hatte, ihren Gatten, ihren Retter verloren an dem Tage, an dem ſie ihn in ſeiner vollen Größe kennen gelernt hatte — verloren auf immer.

Wenige Stunden ſpäter landete das Boot auf der niederländiſchen Inſel Terſchelling, und die Geretteten fanden bei den Fiſchern im Dorfe Mitsland liebevolle Aufnahme.

## VII.

Küche und Wohnzimmer zugleich, es war der einzige größere Raum des Fiſcherhauſes, in welchem die geſchäftige Hausfrau eben den blankgeputzten Meſſingkeſſel in die Aſche des offenen Herdfeuers ſchob. Mit befriedigtem Stolze glitt jetzt ihr Blick noch einmal über alle die ſorgſam auf Wandborten aufgeſtellten Zinn- und Porzellanteller, dann ſchob ſie, vor den tadellos geputzten Spiegel tretend, die blanken ſilbervergoldeten „Ohreyſer“ über der Spitzenhaube zurecht, zog die Schöße der friſchgewaſchenen Kattunjacke herab und öffnete vorſichtig dann die breiten Schiebethüren einer „Butze,“ einer jener Wandbettſtellen, die ſich bis auf den heutigen Tag in den frieſiſchen und niederländiſchen Häuſern ihr Recht bewahrt haben. In dem breiten Dialekt des Gröningerlandes (Weſtfriesland) ſagte ſie: „So, Mefruv, der Kaffee ſteht am Feuer, es iſt acht auf der ‚Klocke‘ und wenn Ihnen ‚believt‘ aufzuſtehen —“

Sie achtete kaum der Worte, welche ihr von einer matten Frauenſtimme entgegenklangen, ſie verſtand ſie ja doch nicht; dagegen legte ſie ohne weitere Umſtände ſelbſt Hand an die Toilette ihres Gaſtes, und während ſie erzählte, daß Thedo Schniers, ihr Mann, Vorbereitungen treffe, um die Gerettete hinüberzuſegeln an das Feſtland, nach Harlingen, übte ſie die Funktionen der Kammerjungfer in durchaus naturwüchſiger Art. Jetzt ſchob ſie den „Krankenſtuhl“ an das Fenſter neben dem Feuer, und ihren Gaſt dorthin führend, meinte ſie gutmütig: „Gott gedankt, daß Ihr nicht da drüben liegt, auf dem ‚Schlick‘ (Grunde)! Wäre doch ſchade um eine ſo ſchöne ‚Jüfruw.‘“

Ein mattes, dankbares Lächeln glitt über die blaſſen Züge der Dame. Sie erriet den Sinn der Worte, die ſie nicht verſtand. „Es wäre beſſer, ich läge da unten — bei ihm,“ ſeufzte ſie.

Schweigend ſtarrte ſie hinab in das kniſternde Feuer, während die Holländerin das einfache Frühſtück herrichtete.

Da fiel ein Sonnenſtrahl durch das ſchmale Fenſter auf ihre durchſichtigen Hände.

„Die Sonne hat geſiegt und den Nebel bezwungen — die Sonne ſeiner großen Liebe! Nun ſank ſie nieder! O, mein Gott, warum mußte mein Auge getrübt ſein, mußte das vergebens in der Ferne ſuchen, was mir ſo nahe lag, das herrlichſte Juwel?! Hin, auf immer! Bodo, Bodo, ach, der Nebel zerriß zu ſpät, und ich habe doch nur dich geliebt, nur dich, dich allein! Bald folge ich dir — bald!“

Draußen, auf der Dorfſtraße, herrſchte heute ungewöhnliches Leben.

Man ſah Abſchied nehmen, dankbar die Hände ſchütteln, lebhaft geſtikulieren und durch Zeichen die fehlende Sprachkenntnis erſetzen.

Teilnahmlos ſtarrte die junge Fremde auf das Getreibe. Für ſie gab es ja nur Leid, tiefes Leid! Da plötzlich — ein markerſchütternder Aufſchrei — und ſie, die eben noch kaum die Kraft fand, allein durch den Raum bis an das Feuer zu gehen, ſtürzt wie beflügelt hinaus, durch den Vorplatz auf die Dorfſtraße: „Bodo!“

Erſchreckt folgt ihr eiligen Schrittes die Holländerin. Sie glaubt die junge Frau vom Fieber ergriffen und erreicht eben die Straße, als dieſe einem Manne zu Füßen niederfällt, deſſen Knie ſie umſpannt, zu dem ſie hinaufſchaut mit dem einzigen, eine Seligkeit umfaſſenden Worte: „Gerettet!“

Er hebt ſie auf mit ſtarker Hand, obwohl ſein ſchweißtriefendes Haupt graues Haar trägt. Er drückt ſie an die breite Bruſt und — faſt trägt er ſie hinein in das gaſtfreie Haus.

Der einfachen Fiſcherfrau treten die Thränen in die Augen, ſie begreift, was geſchehen und läßt die beiden allein.

Da ſtehen ſie vor dem flackernden Herdfeuer. Sie hat die Arme um ſeinen Hals gelegt und hängt an ſeinen Augen mit ſelig-kindlichem Ausdrucke.

„Bodo, was habe ich gelitten! O, du mein ſtarker

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Mann, ſeit geſtern erſt weiß ich, wie grenzenlos ich dich liebe, immer geliebt habe. Ja, ein Irrtum war's, der meine Augen trübte! Mein Gott, wie war es möglich — ich weiß es nicht! Bodo, als ich dich von mir geriſſen wähnte, da wurde mir klar, was ich verlor! Und dich, dich, den beſten, wollte ich verlaſſen? Nun habe ich dich wieder, du großherziger, mutiger Mann! O, verzeihe der thörichten, verblendeten Frau!“

Von neuem warf ſie ſich an ſeine Bruſt, und er beugte ſich zu ihr nieder:

„Und du willſt bei mir bleiben, bei deinem alten Manne? Du willſt gegen die Naturgeſetze ankämpfen?“

„O, es gibt etwas, das iſt ſtärker, als alle Naturgeſetze. Das gibt uns Gott ein, und wenn auch einmal Nebel es umhüllen, mit hellem Glanze muß es wieder durchbrechen: das iſt die Liebe! Ja, dich liebe ich, bei dir bleibe ich! Nun wird alles klar bleiben um mich, klar und ganz hell! Die Sonne der Liebe fragt nicht, ob Herbſt, ob Frühling, ſie ſpendet ewige Wärme!“

„Und wer lehrte dich das alles, mein Kind?“

„Das lernte ich in den Stunden grenzenloſen Schmerzes und in dem Glücke des Wiederfindens!“

Die Fiſcherfrau kehrte zurück und mit ihr Thedo Schniers, ihr Mann, und nun mußte Baron Broock erzählen, wie er, ſchon verſinkend, auf ein Floß gezogen, wie er erſt ſpät in der Nacht gelandet und in Oſterend angekommen ſei; daß er dann die Inſel durchſucht nach ſeinem Weibe von Oſterend bis Weſterſchelling und — wie er ſie nun gefunden.

Frau Schniers aber hatte aus der Erzählung erkannt, wo es Not that. Sie ſchob den Theekeſſel an die Aſche und brachte die Butze „in die Riege“ (Ordnung). Dann mußte ſich der Baron nach der durchwanderten Nacht ſchlafen legen.

Glücklichen Blickes bewachte Gabriele den feſten, geſunden Schlummer ihres Gatten, ihres Lebensretters.

## VIII.

Seit Baron von Broock und ſeine Frau über Harlingen—Groningen—Jerhofe nach Altenkamp zurückgekehrt, war faſt ein Jahr vergangen. Zeit und inneres wahres Glück hatten Gabriele neu erblühen laſſen, wie eine Roſe im Sonnenſchein.

Sie ſaßen eines Morgens beim Kaffee und dachten wohl daran, wie es hätte werden können und wie es geworden — ſprachen auch wohl davon — als der Poſtbote herantrat und einen Brief mit vielen Wertzeichen und Stempeln übergab.

„Aus New York!“ ſagte der Baron und ſah fragend auf ſeine Frau.

Verſtändnisvoll ſprang dieſe auf und küßte ihn auf den Mund.

„Da haſt du die Antwort auf deine ſtumme Frage.“

„Und hier die meine.“ Er übergab ihr den verſiegelten Brief.

„Soll ich?“ Sie legte die Finger an das Siegel.

„Gewiß!“

Raſch flogen ihre Augen über den Inhalt. Der Baron ſah, wie ſie errötete, wie ſie immer ſchneller las. Dann warf ſie den Brief fort, umſchlang ihn und küßte ihn herzhaft.

„Lies das ſelbſt,“ ſagte ſie dann, von neuem errötend.

„Nein, mein Kind, du haſt den Brief erbrochen, du ſollſt ihn auch vorleſen,“ rief er launig.

Zögernd gehorchte Gabriele und las

„Mein teurer lieber Onkel!

Dir die erſte Nachricht davon, daß ich mein faſt geſtrandetes Lebensſchiff in den ruhigen Hafen ſteuerte. Ich bin glücklich, Onkel, glücklich wie ein Seemann, der nach ſturmbewegter Fahrt das Land erreichte, nicht das Land freilich, das eine glänzende Fata Morgana mir einſt zeigte — doch ohne Bilder und Vergleiche: ich werde mich verheiraten! Onkel, ſage der Tante, daß Ellen das ſchönſte —“

„Na, die Perſonalbeſchreibung kannſt du überſchlagen,“ meinte der Baron.

„Alſo: in drei Wochen iſt Ellen meine Frau. Wir haben den einzigen Wunſch, als Ziel unſerer Hochzeitsreiſe Altenkamp wählen zu dürfen. Nur wenn Hinderniſſe, erbitte Telegramm.“

„Na, Hinderniſſe?“ unterbrach wiederum Broock.

Sie ſchüttelte den Kopf, und ihre Blicke ſagten dazu, daß ſie von keinen Hinderniſſen wiſſe.

„Und was ſteht da noch?“

„Eine Nachſchrift!“

„Na?“

„Es iſt nichts von Bedeut —“

„Nichts da, leſen!“

„Was ich dir einſt ſchrieb über meine jugendliche Schwärmerei für meine Tante — ich denke, Onkel, das haſt du vergeſſen, wie ich es begrub!“

„Nun?“

„Mein lieber, lieber Bodo!“

---

# In Rovigno — in der Fangſtation des Berliner Aquariums.

Von Franz Violet. (Abdruck verboten.)

Früh um ſechs Uhr verließ das Dampfboot Trieſt. Erſt in einigen hundert Metern Entfernung überſieht man die herrliche Lage der Stadt. Weit links leuchten die hellen Mauerzinnen von Miramare herüber. Gerade vor mir erhebt ſich der Leuchtturm an der Spitze eines langen Molo. Dazwiſchen ziehen ſich die neuen Hafenanlagen mit ihrem Viertelhundert von Magazinen hin, alle Gebäude aus weißem Kalkſtein mit friſchroten Ziegeldächern. Zur Rechten des Leuchtturms breitet ſich die Hafenſtadt aus, mit ſonnenbeſtrahlter Riva und einem wahren Wald von Maſten.

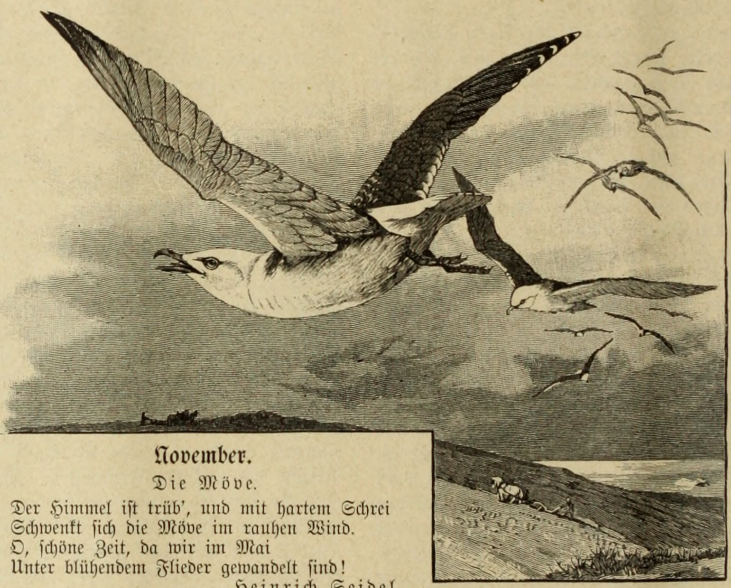
Wir fuhren in ſüdweſtlicher Richtung ziemlich nahe an der Küſte Iſtriens hin. Es war ein wunderherrlicher Sommermorgen; da am Tage vorher die Bora geweht hatte, ſchien die Luft beſonders rein und durchſichtig, das Meer in tiefſter Bläue, mit ſchmalen, ſtetig zerfließenden Schaumkämmen. Die Geſellſchaft, welche man auf dieſen Küſtendampfern vorfindet, iſt an ſich ſchon anziehend. Abgeſehen von einem Handlungsreiſenden war ich der einzige Fremde. Iſtrien liegt nicht an der großen Touriſtenſtraße. Die übrigen Fahrgäſte kannten einander meiſt, es waren Kaufleute, Weingutsbeſitzer, kleine Beamte der nächſten Ortſchaften. Zweifellos iſt es ein Vorteil für den Vergnügungsreiſenden, wenn er Einheimiſche um Auskunft fragen kann. Ich fühle mich daher noch nachträglich dem würdigen geiſtlichen Herrn zu Dank verpflichtet, den ich zuerſt anſprach; leider ſank er bald in ſeligen Schlummer, und ſein Schnarchen begleitete im Takt das Geräuſch der Schraube und der im Kielwaſſer plätſchernden Wellen.

Die Küſte ſchimmert mit gelbgrauem Geſtein herüber; Weinanpflanzungen und Olivenbäume gewähren dem Auge eine erfreuliche Abwechſelung. Wo eine Ortſchaft ſichtbar wird, taucht hart am Meere ein längliches, öde ausſehendes Gebäude auf, das Quarantänehaus. Es erinnert in ſeiner Troſtloſigkeit daran, daß der ſegenſpendende Schiffsverkehr auch zuweilen einen unheimlichen Gaſt gebracht hat, die aſiatiſche Cholera. Auf ſteilem Vorſprung, tief in einer Bucht verſteckt, prangt Capodiſtria, einſt die alte Hauptſtadt der ganzen Halbinſel. Wo in grauer Vorzeit die lärmenden Becken der Cybele-Prieſter erklangen, klirren jetzt Ketten hinter hohem Gemäuer: der Ort birgt das große Landeszuchthaus. Weiter geht die Fahrt an Iſola und Pirano vorbei, maleriſch gelegenen kleinen Städtchen mit völlig italieniſcher Bevölkerung; dann wendet ſich die Fahrtrichtung, hart unter dem Leuchtturm von Salvore, faſt genau nach Süden. Die Küſte wird flacher; aber dafür taucht fern im Südoſten der Monte Maggiore, die höchſte Erhebung der Halbinſel, auf. Unſer nächſtes Ziel iſt Parenzo. Wie ändern ſich die Zeiten! Ich ſtehe jetzt ſorglos auf Deck und muſtere mit dem Glaſe die Einwohnerſchaft, welche ſich auf dem Hafendamm ſammelt, um irgend einen Verdienſt von dem nahenden Dampfboot zu erſpähen. Etwa ſiebenhundert Jahre vorher ſchauten Tauſende von ſehnſüchtigen Augen nach demſelben Parenzo aus, dem

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

erſten Ruheplatz auf mühſeliger Fahrt. Auf den Wimpeln der kleinen Fahrzeuge leuchtete das Zeichen des Kreuzes, dasſelbe Zeichen, das dieſe Scharen in der Heimat zuſammengeführt hatte, das ſie begleitete auf dem Meer und in der Wüſte, in Sieg und Tod. Der alte Baſilika-Dom von Parenzo könnte uns davon erzählen, denn er kennt die Schickſale ſeiner Heimat ſeit faſt einem Jahrtauſend. Noch heute ſteht er unter dem Schutz des Kreuzes, ein ehrwürdiges Gotteshaus, wenn auch kein Kreuzfahrer ihn mehr begrüßt.

Man ſoll nicht träumen auf der Reiſe! Das wurde mir plötzlich recht deutlich gemacht. Neben mir ertönte ein leichter Aufſchrei und der ſchwirrende Flügelſchlag eines Vogels. Eine junge Parenzanerin hatte aus Trieſt einen Staar mitgenommen; kurz vor dem Endziel der Reiſe ſprengte er die Papiertüte, worin ſie ihn mehr als vier Stunden grauſam feſtgehalten. Ich konnte ihr wenig Troſt ſprechen; meiner Anſicht nach hatte der Vogel das beſſere Los erwählt. Faſt in demſelben Augenblick, als dieſes Mißgeſchick eintrat, ſah ich einen barfüßigen und barhäuptigen Schiffer an Bord klettern, ſich auf meinen Koffer ſtürzen und damit ſchleunigſt über den Laufdiehl forteilen. Es bedurfte beſonderer Mühe, den Flüchtling einzuholen, noch größerer, ihm klar zu machen, daß ich nicht in Parenzo bliebe und daher meinen Koffer bei mir behalten müſſe. Das Mißverſtändnis enthält für den Reiſenden doch eine Lehre: geſtohlen wird einem kaum etwas; aber abhanden kommt manches bei mangelnder Vorſicht. — Nach einſtündiger Fahrt iſt Rovigno erreicht, die Domglocken läuten gerade zu Mittag. Die Stadt macht einen recht günſtigen Eindruck; mit ihren 10 000 Einwohnern iſt ſie die größte Iſtriens, wenn man den Kriegshafen Pola ausnimmt. Von beiden Seiten durch größere Landvorſprünge geſchützt, liegt ſie ſelbſt auf einer kleinen Halbinſel, die in eine Bodenerhebung ausläuft. Dieſen ſteilen Hügel ſchmückt der mächtige Baſilikadom, noch überragt von dem Campanile, der dem venetianiſchen nachgebildet iſt und auf ſeiner Spitze eine eherne Bildſäule der heiligen Eufemia trägt. Wendet man von der Stadt aus das Auge auf dieſe, ſo liegt links der Hafen mit ſeinem breiten Steindamm und zahlreichen kleinen Zweimaſtern, die Holz, Oliven, Wein und Sardellen geladen haben. Zur Rechten ſchneidet in ſcharfem Winkel wieder eine Bucht ins Land, mit verhältnismäßig ruhigem Waſſer; da ſie vom offenen Meere eine Kette jener ſteinigen, ſchildkrötenartigen Inſeln trennt, die an der ganzen dalmatiniſchen Küſte ſich hinziehen. So iſt dieſe Bucht ein recht lauſchiger Winkel, in den ſich weltmüde Seefiſche, Katzenhaie, Einſiedlerkrebſe und ähnliche Meerbewohner gern zurückziehen. Der Platz iſt vortrefflich gewählt zur Anlage des Unternehmens, das ich beſichtigen wollte, — der Fangſtation des Berliner Aquariums.



**November.**

Die Möve.

Der Himmel iſt trüb', und mit hartem Schrei
Schwenkt ſich die Möve im rauhen Wind.
O, ſchöne Zeit, da wir im Mai
Unter blühendem Flieder gewandelt ſind!

Heinrich Seidel.

Gleich bei meiner Ankunft traf ich den liebenswürdigſten und beſten Führer, den man in Rovigno finden kann. Herr C. Kovacewich iſt nicht nur Ritter hoher Orden und k. k. Hafenkapitän, ſondern auch ein mit den örtlichen Verhältniſſen der ganzen Küſte vertrauter Mann. Ich verdanke ihm vielfache Belehrung. Nach kurzer Raſt machte ich mich auf den Weg nach der Aquariumsſtation. Das Gebäude liegt in geringer Entfernung von der eigentlichen Stadt, im innerſten Winkel der genannten Bucht; auch zur Eiſenbahnſtation iſt von dort nur eine kurze Strecke Wegs. Erſt am 10. Mai hat die feierliche Einweihung des Hauſes ſtattgefunden, und die dabei Anweſenden haben rückhaltlos dem Unternehmen die günſtigſten Ausſichten prophezeit. Aus der Ferne gleicht der Bau mit ſeinem hellen Anſtrich und ſeinen freundlichen Fenſterladen einem ſtattlichen zweiſtöckigen Landhauſe. Weil derſelbe von allen Seiten freiſteht, erſcheint er größer, als er in Wirklichkeit iſt. Mit dem Meere ſteht das Aquarium durch einen unterirdiſchen Kanal in Verbindung; das Waſſer wird durch ein Pumpwerk in ein Sammelbecken gehoben und von dort in die verſchiedenen Behälter desſelben geleitet. Es nimmt das ganze Erdgeſchoß ein und beſteht aus einem großen, lichten Raum, an deſſen Wänden ſich die einzelnen Becken hinziehen. Im erſten Stock iſt die Wohnung des Leiters der Anſtalt, des Herrn J. Koſſel. Auf einer Terraſſe, von der man eine herrliche Ausſicht auf die Stadt und das Meer hat, befindet ſich eine Ciſterne zur Aufbewahrung des in ganz Iſtrien ſo koſtbaren Süßwaſſers. Im zweiten Stockwerk hat ſich der Direktor des Berliner Aquariums, Herr Dr. Hermes, eine freundliche Wohnung eingerichtet. Ein Mondſcheinabend im Frühling auf dem Balkon, während drunten die Wellen an den Strand ſchlagen, muß zauberiſch ſchön ſein. — Wenden wir uns zu dem Aquarium zurück, ſo überlaſſen wir uns dabei getroſt Herrn Koſſels Führung. Dieſer Mann, mit ſeinem einfachen, ſchlichten Weſen, iſt nicht allein der augenblickliche Leiter, ſondern auch der geiſtige Urheber der Anlage. Schon in Trieſt hat er für die Berliner Geſellſchaft gearbeitet und durch ſein Geſchick wie durch ſeine Kenntniſſe ſich eine geachtete Stellung erworben. Er ſteht in regem Verkehr mit den führenden Geiſtern auf ſeinem Forſchungsgebiet, und die angeſehenſten Univerſitäts-Profeſſoren erbitten ſeinen Rat. Unter ſeiner Leitung erſchließt ſich dem Laien eine viellebige, unbekannte Welt.

Die zehn Seewaſſerbecken des Aquariums ſind durch Drahtgitter, die entfernt werden können, getrennt. In den erſten vier haben die zahlreichen Fiſchſorten des Mittelmeeres Raum. Doch wechſelt die Verteilung nach den vorhandenen Beſtänden. Sehen wir uns die ſeltenen Gefangenen etwas näher an. Dort, in einer Ecke am Boden des erſten Beckens, drängt ſich eine Geſellſchaft Seeaale mit den Köpfen zuſammen; ſie ſcheuen das Licht und verſuchen vergebens an den Cementwänden ſich zu bergen. Die grauen Leiber mit weißem Bauch ſehen glatt und ſchleimig aus. Weiter erblicken wir einige muntere Goldbraſſen (Chrysophris aurata), deren ſilberglänzender Körper mit goldigen Längsſtreifen geziert iſt. Schon die Alten wußten ihren Geſchmack zu ſchätzen. Ihr Stammverwandter, der Seebarſch (Laprax lupus), muß ſich mit einem Silbergewand begnügen, als Speiſefiſch wird er aber nicht minder gern geſehen. Eine kleine Kantharusart

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

ſchimmert zart bläulich im Waſſer und umſpielt die breitköpfige Äſche, den Mugil cephalus, der den Bewohnern der franzöſiſchen Südküſte in der Faſtenzeit als faſt ausſchließliche Nahrung dient. Quer durch das Waſſer fährt die abenteuerlich ausſehende Scorpenna, die beiden Seitenfloſſen wie Segel im rechten Winkel zum Rumpf ausgeſpannt.

Im nächſten Becken ſchwimmt es roſenrot; hier hauſen die Barben (Mullus). Ihre Vorfahren wurden einſt von römiſchen Schwelgern mit Menſchenfleiſch gemäſtet. Der ſterbende Fiſch wechſelt in wunderbarem Spiel mehrmals die Farben im Übergange vom hellſten Rot zum lichten Blau. Seine Gefährten ſind hier die Meergrundeln (Blennius ocellata und Gobius niger), die ſich tief in den Boden einwühlen und außerordentlich häßliche Geſellen ſind. Der Italiener nennt die erſtgenannte Art deswegen treffend „Meerhexe.“ Aus dem dicken, kantigen Kopfe ſpringen zwei große, dunkle Augen hervor.

Außer den eben angeführten Fiſchen ließen ſich noch viele andere nennen. Der Beſtand der Sammlung wechſelt fortwährend. Die Fiſcher in der Umgegend bringen die Seltenheiten ihres Fanges gern in das Aquarium, denn ſie ziehen Gewinn daraus. Es iſt aber keine der leichteſten Aufgaben für den Leiter einer derartigen Station, dieſen Verkehr zu pflegen; er muß einerſeits den Eifer der ziemlich gleichgültigen Bevölkerung für ſeine Zwecke anregen, anderſeits aber auch ein ſo guter Geſchäftsmann ſein, daß er ihren oft übertriebenen Forderungen feſten Widerſtand leiſtet. Zum Fang der niederen Seetiere war jedenfalls erſt eine beſondere Unterweiſung nötig. Doch iſt es Herrn Koſſel geglückt, ſich während ſeiner zweijährigen Wirkſamkeit bei Rovigno einen tüchtigen „Stab“ von Hilfskräften zu ſichern. Erſt nachdem dieſer gewonnen war, ſiedelte er endgültig dorthin über, weil in Trieſt die Hafenbauten und der rege Dampferverkehr die Arbeit immer ſchwieriger und ergebnisloſer machten. Die meiſten niederen Seetiere, Krebſe, Schnecken, Muſcheln, ſind ſeßhafter Natur und lieben die Einſamkeit.

Die ſchlechte Cenſur. Nach dem Gemälde von J. G. Meyer von Bremen.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Wir finden daher auch in den folgenden Abteilungen die verſchiedenartigſten Inſaſſen in friedlichem Verein. Ziemlich an der Oberfläche des Waſſers tummeln ſich die zierlich ausſehenden Seepferdchen (Hippocampus) in aufrechter Stellung, die Schwanzfloſſe als Steuer benutzend. Die im Mittelmeer lebende Art zeichnet ſich durch eine längere Schnauze vor ihren Brüdern in der Nordſee aus. Am Boden wimmelt es von mannigfachen, meiſt grellfarbigen Krebſen. Langen Leibes kriecht der Bärenkrebs oder die Meerheuſchrecke (Squilla mantis) dahin, neben ihm die glänzende Galathea, ein Krebs mit langen Scheren und rot und blau geſtreiftem Leibe. An ſchönen Farben übertrifft ihn noch der ſcherenloſe Scyllarus, beide an Größe etwa unſeren Flußkrebſen gleich. Etwas kleiner iſt eine Scolopax-Art, deren zarte Roſafärbung an die Krabben der Nordſee erinnert. Die eben genannten und noch manche andere Sorten leben hier einträchtiglich zuſammen. Aber eine engere Gemeinſchaft beſteht nicht zwiſchen ihnen. Dagegen ſtoßen wir auch auf ein ſchönes Beiſpiel jenes Zuſammenlebens von Tieren verſchiedener Gattung, die in der Wiſſenſchaft als „Symbioſe“ bekannt iſt; es iſt ein ſtillſchweigender Geſellſchaftsvertrag, kraft deſſen der Stärkere den Schwächeren unterſtützt und ihn ſogar unterhält. In der gewundenen Höhle einer Schnecke (Cassidaria) hat ein Einſiedlerkrebs (Pagurus Bernhardus) ſeine Wohnung aufgeſchlagen, nachdem er die rechtmäßige Inhaberin aufgefreſſen hat. Das harte Schneckengehäuſe gibt ſeinem ungepanzerten Hinterleibe den nötigen Schutz. Sobald er irgend eine Gefahr wittert, kann er ſich vollſtändig zurückziehen, während ſonſt die rechte, ſtärker entwickelte Schere fangbereit herausgeſtreckt wird. Dieſe Krebſe ſind Räuber, wie der Anblick einer armen Seeſpinne uns zeigt, deren Eiertaſche von einem ſolchen verletzt iſt. Doch die Rache trifft ſie bisweilen, ſo in dem erwähnten Fall von „Symbioſe.“ An der Rückſeite des Schneckenhauſes hat ſich nämlich eine rote Actinie, eine Seeanemone, feſtgeſogen, und der Krebs muß nun für

INTERNET ARCHIVE
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

dieſen Polypen ſorgen; er ernährt ihn mit. Ehe wir von den Krebſen Abſchied nehmen, wird unſere Aufmerkſamkeit noch gefeſſelt durch einen abenteuerlichen Geſellen, deſſen Geſtalt und Färbung eher an eine Kröte als an einen Krebs erinnert. Bei näherer Betrachtung ſehen wir, daß ſein ganzer Leib mit einem weichen, braunen Pelz überzogen iſt. Das Tier verbirgt ſich unter Seeſchwämmen, die es mit den Füßen über ſeinem Rücken emporhält. Es gehört ein ſcharfes Auge dazu, dieſen „Rückenfüßer“ (Dromia) dann zu entdecken.

Im Gegenſatz zu dem bunten Leben, das wir eben bewunderten, herrſcht in dem daneben befindlichen Becken völlige Ruhe. Erſt das Fangnetz rüttelt die beiden ſchwarzbraunen Bewohner desſelben, die bisher platt am Boden lagen, auf. In einem viereckigen Glasbehälter können wir ſie genauer anſehen. Es ſind die nicht gerade ſeltenen Zitterrochen (Torpedo narke). Sobald wir das Tier an der unteren Seite des Leibes dort, wo die Seitenfloſſen anſetzen, berühren, erhalten wir einen ziemlich ſtarken elektriſchen Schlag. Faßt man nur den Schwanz feſt, ſo empfindet man nichts davon; die Batterieen liegen zu beiden Seiten der Bruſt. Der Fiſch iſt ſich ſeiner Waffe wohl bewußt, denn er ſucht bei jeder Berührung ſich ſo zu wenden, daß er Schläge austeilen kann.

Aus der großen Zahl der niederen Seetiere können hier nur wenige angeführt werden; von dem eigentümlichen Leben dieſer Weſen kann ja eine Beſchreibung kaum eine klare Anſchauung geben. Wir ſehen da rote Korallen, in denen die Tierchen noch thätig ſind; nur einzelne Äſte verraten durch ihre weißliche Farbe, daß ſie abgeſtorben ſind. Korallenartig, aber weich und gelblich iſt der ſogenannte „Kieſelſchlamm,“ bewohnt von Millionen von Lebeweſen. Sonderbar ſind die ſchalenloſen, langgeſtreckten Manteltiere, die, rot, violett oder durchſichtig glasartig, ein pflanzenähnliches Daſein auf dem Grunde des Meeres führen. Bekannt ſind die auch in getrocknetem Zuſtande zu erhaltenden Seeſterne, darunter der ſchöne Eis-Seeſtern. Wenig anmutig dünken uns endlich die wurmartigen braunen Seegurken (Holothuriae); die Hunderte von kleinen Füßchen ziehen ſie bei der Berührung ein und dabei ſpritzen ſie einen langen Waſſerſtrahl aus, als ob man einen Schlauch drückt.

Dieſe reiche Sammlung von lebenden Bewohnern des Mittelmeeres bleibt ſo lange in der Station, bis ihre Verſendung nach Berlin wünſchenswert erſcheint. Alle Tiere müſſen ſorgfältig beobachtet werden, denn nur geſunde Exemplare werden verſchickt. Für kranke oder beim Fang verletzte iſt ein beſonderes Quarantänebecken eingerichtet, in welchem ſich zur Zeit meiner Anweſenheit aber nur zwei junge Katzenhaie befanden. Sie waren munter, wie nur ein Haifiſch im Waſſer ſein kann, und verdankten ihre Abſonderung allein ihrer dummen Gefräßigkeit. Die Verſendung macht große Schwierigkeiten; Herr Koſſel hat ſich jahrelang darauf gelegt, geeignete Transportapparate zu erfinden. Gegenwärtig benutzt man Emaillegefäße von der Geſtalt unſerer Ballons für ätheriſche Öle; ſie werden durch einen breiten, mit Luftlöchern verſehenen Kork geſchloſſen und mit einer Strohhülle umgeben. Das Aquarium läßt ſie in Ludwigshafen für ſich herſtellen. Trotz aller Sorgfalt gehen oft gerade die wertvollſten Tiere zu Grunde. Die in Rovigno abſterbenden werden von Herrn Koſſel meiſt präpariert, wozu ein eigener Raum im Erdgeſchoß vorhanden iſt. Mit dieſen Präparaten werden die Sammlungen der Hochſchulen verſorgt und zwar mit außerordentlicher Freigebigkeit. Es iſt zu erwarten, daß ſich die Anſtalt im Laufe der Jahre immer mehr zu dem ausbildet, was ihr höchſtes Ziel ſein muß, zu einer wiſſenſchaftlichen Station für die Fauna des Mittelmeeres.

Der Nachmittag war weit vorgerückt, als ich das Aquarium verließ Rovigno beſitzt noch eine Anſtalt, die wohl einen kurzen Beſuch verlohnt, obgleich die Eindrücke, die man dort empfängt, wehmütiger Art ſind. Gegenüber dem Aquarium ſteht in dem nördlichen Winkel der Bucht ein großes Gebäude, das 1888 eröffnete Seehoſpiz für Kinder, gewöhnlich nach den Reſten einer darüber gelegenen verfallenen Kirche San Pelagio genannt. In wenigen Minuten führt mich Herrn Koſſels Segelboot dahin. Unten am Strande, in den wohlgepflegten Anlagen, herrſcht ein reges Leben. Dort ſpielen die kleinen Dulder in der warmen Sonne; dienende Schweſtern tragen die Schwachen treppauf, treppab, um ihnen die heilſame Luft und das ſtärkende Bad zu verſchaffen. In den Wohnungen der Armut in Wien werden die Klienten dieſer Anſtalt aufgeſucht; die meiſten ſehen blaß und dürftig aus, aber alle ſind froh und vergnügt. Hundert finden hier Platz, dank der Großmut der Erzherzogin Maria Thereſia, aber die zehnfache Zahl muß abgewieſen werden. Wer jemals eine derartige Anſtalt beſucht hat, wird den Geiſt echter, werkthätiger Liebe, aufopferndſter Hingebung, peinlichſter Ordnung bewundern. Der Leiter von San Pelagio, Dr. Scheinpflug, wird wie ein Vater von den Kleinen verehrt. Ich durchwanderte die Spiel- und Schlafſäle, die Küche, die Vorratskammern, endlich die eigentlichen Krankenräume. In einem Bette liegt ein dunkeläugiges, kleines Mädchen, durch eine Operation vorläufig an ihr Lager gefeſſelt. Beim Eintritt des Fremden unterbricht ſie das Spiel mit der Puppe und ſieht neugierig auf. Teilnahmsvoll richte ich die Frage an ſie: „Nun, wie geht es dir heute, mein Kind?“ „Oh, mir geht es ſehr gut,“ lautete die Antwort, „der liebe Herr Doktor macht mich noch ganz geſund.“ Dabei glänzen ihr die Augen hoffnungsfreudig, nur um den Mund ſpielt ein wehmutsvolles Lächeln. Der Arzt wendet ſich ſchweigend ab und zuckt die Achſeln. Wir verlaſſen das Zimmer. Mein Blick fällt auf dunkle Baumgruppen in der Höhe, bei den Ruinen der Kirche von San Pelagio. Dort liegt der Friedhof. Armes Kind! Dort wirſt du ganz geſund.

Die Eindrücke, die man in San Pelagio erhält, haften feſt. Es war mir eine Erleichterung, daß mir Herr Koſſel noch eine Segelpartie in das offene Meer hinaus vorſchlug. Wir fuhren über eine Stunde, gerade auf eine der kleinen Inſeln zu. Als wir ſie faſt erreicht hatten, verſank die Sonne eben hinter ihr. Die ganze Oberfläche des Waſſers erglänzte in purpurnen Tinten. Darüber ſchoſſen einzelne Strahlen des ſcheidenden Tagesgeſtirns nach oben. Zwiſchen ihnen meinte ich ein blaſſes Kindergeſicht mit großen, wehmütigen Augen zu ſehen, Engelsflügel trugen es aufwärts!

Mit Sonnenuntergang legt ſich hier meiſt der Wind; nur durch langſames Aufkreuzen kamen wir nach Rovigno zurück. Im Hafen lag der weiße Kutter des Erzherzogs Karl Stephan, der während unſerer Seefahrt das Aquarium beſucht hatte. Am Hauptplatze der Stadt kehrten wir in dem neuen „Café Municipale“ ein. Bei dunkelm Refoscowein konnte ich noch einmal mit dem Leiter des Aquariums freundliche Zwieſprache halten und ihm für ſein Entgegenkommen danken; auch der Hafenkapitän fand ſich dazu ein. Mit herzlichem Händedruck und dem Wunſche: „Auf ein fröhliches Wiederſehen!“ nahm ich Abſchied von beiden Männern und von Rovigno. Der Abendzug führte mich durch die heimchendurchzirpte, mondſcheinglänzende Sommernacht nach Pola.

## Glück.

Ich vor dem Schreibtiſch gedankenſchwer,
Du vor dem Herd im Hin und Her,
Sorgen wir beide den Boden zu nähren,
Heimlich reifen unſere Ähren.

Ruhen die Hände und halt ich dich feſt
Abends, du gute, ans Herz gepreßt,
Iſt mir's, als hört' ich ein Rauſchen und Regen:
Feld an Feld in blühendſtem Segen.

Guſtav Falke.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

„Wettfahren“ nennt A. Wierusz-Kowalski ſein Gemälde aus dem polniſchen Flachland. Der junge Maler gehört zu den Münchener Künſtlern, welche gleichſam eine Polenkolonie in dem reichen Kunſtleben der Iſarſtadt bilden. Seine Spezialität ſind überaus lebendige Jagd- und Pferdebilder, in denen er vortrefflich den eigenartigen polniſchen Typ — nicht nur in den einzelnen Hauptgeſtalten, ſondern auch in der Stimmung des Ganzen — feſtzuhalten weiß.

„Die ſchlechte Cenſur!“ Welches heranwachſende Kind hätte die trübe Stunde nicht ſchon einmal erlebt, in der es mit der ſchlechten Note in der Mappe zögernd und langſam über die Schwelle des Elternhauſes trat, welche Mama (vom geſtrengen Herrn Papa ganz zu ſchweigen) hätte dasſelbe große Unheil nicht ſchon einmal mit den Kindern mitempfunden. Es iſt nur gut, daß die letzteren ſich ſtets ſchnell über die ſchlechte Cenſur zu tröſten wiſſen und daß die Mama ihnen regelmäßig verzeiht — im Hauſe des Stadtherrn, wie in der ſchlichten Bauernhütte, in welche uns Meyer v. Bremen auf ſeinem anmutigen Bilde einen Blick thun läßt.

## Kirche.

Die Bildung einer deutſch-evangeliſchen Gemeinde in Rom iſt ins Auge gefaßt. Zur Zeit ſind die Gottesdienſte in der Kapelle der deutſchen Botſchaft im Palazzo Caffarelli der einzige kirchliche Sammelpunkt für die deutſchen Proteſtanten in der italieniſchen Hauptſtadt, während z. B. in Mailand, Venedig, Neapel längſt lebensfähige deutſch-evangeliſche Gemeinden beſtehen. Bisher ſind aus allen Teilen Deutſchlands zum Bau einer evangeliſchen Kirche in Rom, welche die Grundlage für die Organiſation der Gemeinde ſein muß, etwa 72000 Mark geſammelt worden — eine Summe, die bei weitem nicht für den Zweck ausreicht. Weitere Gaben ſind dringend wünſchenswert, und Herr Paſtor Terlinden in Duisburg a. Rhein iſt zur Annahme derſelben bereit.

Der in Darmſtadt kürzlich tagende evangeliſche Kirchengeſangverein beſchäftigte ſich u. a. mit einer Neugeſtaltung des deutſchen Militärgeſangbuches, für welche der Entwurf eines Melodienbuches der Verſammlung vorlag. Feldprobſt Dr. Richter teilte zu dieſer Frage mit, daß in Berlin eine aus dem Kultusminiſter, dem Kriegsminiſter, dem Ober-Kirchenrat ꝛc. gebildete Konferenz zur Beratung des Entwurfs demnächſt ſtattfinden werde. Bei dieſer Gelegenheit ſei bemerkt, daß der Kirchengeſangverein über ganz Deutſchland ausgebreitet iſt und 19 Landes- und Provinzialvereine mit 755 Ortsvereinen bezw. Kirchenchören umfaßt, denen insgeſamt etwa 30000 Mitglieder angehören.

## Landwirtſchaft.

In der Centralmarkthalle zu Berlin hat Anfang Oktober der von uns als beabſichtigt ſchon erwähnte erſte „Berliner Obſtmarkt“ ſtattgefunden, veranſtaltet vom märkiſchen Obſtbauverein. Dergleichen Märkte ſollen fortan jährlich im Herbſt zu dem Zweck abgehalten werden, Obſtzüchter und Käufer in unmittelbare Verbindung miteinander zu bringen. Die Obſtzüchter ſchicken zu dieſem Markt Proben ihrer Früchte ein mit Bezeichnung des Preiſes und des verkaufbaren Quantums. Unter einem halben Centner wird nicht verkauft. Die Käufer, nachdem ſie gewählt haben, übergeben ihre Aufträge dem an Ort und Stelle befindlichen Büreau und erhalten die Ware zugeſchickt. Der erſte „Berliner Obſtmarkt“ war mit zahlreichen Proben von Äpfeln, Birnen und Pflaumen nicht nur aus der Mark, ſondern auch aus Mecklenburg, Pommern, Weſt- und Oſtpreußen und ſelbſt vom Rhein her beſchickt worden. J. Tr.

## Forſchungsreiſen.

Die ruſſiſche wiſſenſchaftliche Expedition nach Centralaſien unter Führung des bekannten Archäologen Radloff iſt bis zum Archonfluſſe und nach Karakorum, der alten Reſidenz der Mongolenkaiſer, und von dort weiter in die Wüſte Gobi vorgedrungen. Die Expedition erforſchte ſodann die chineſiſche Landſchaft Süd-Changai und fand dort Runenſchriften und alte Basreliefs.

## Verkehrsweſen.

Die ſog. Einheitszeit iſt bekanntlich ſeit dem 1. Juni d. J. von der Mehrzahl aller deutſchen Eiſenbahnen für den inneren Dienſt eingeführt worden. Vom 1. April n. J. an werden die Bahnen Bayerns und Württembergs, wie ſoeben verlautet, auch im äußeren Dienſt, alſo auch bez. der Fahrpläne, dieſe „mitteleuropäiſche Eiſenbahnzeit“ anwenden, wie dies bereits jetzt in Öſterreich-Ungarn der Fall iſt. Es ſteht zu erwarten, daß ſämtliche deutſche Verwaltungen bald nachfolgen.

Die preußiſche Staatsbahnverwaltung ſoll vor kurzem die Abſchaffung der Karpenterbremſe und die Einführung einer neuen, durchgehenden Bremſe für die Bahnen ihres Verwaltungskreiſes beſchloſſen haben. Über die Wahl des Syſtems und behufs Herſtellung der ſo wünſchenswerten Einheitlichkeit des Bremsſyſtems auf allen deutſchen Eiſenbahnen werden demnächſt Konferenzen von Vertretern der deutſchen Eiſenbahnverwaltungen ſtattfinden.

## Ausſtellungsweſen.

Die am 20. September geſchloſſene internationale Kunſtausſtellung in Berlin hat auch finanziell einen großen Erfolg gehabt. Von mehr als einer Million Perſonen, welche Tageseintrittsgeld zahlten, hatte die Ausſtellung allein eine Einnahme von 500000 Mark. Der Verkauf ausgeſtellter Kunſtwerke ging auch ſehr flott. Neben dem Kaiſer, von dem fünf Gemälde und ein Aquarell angekauft wurden, hat Prinz Albrecht, der Regent von Braunſchweig, fünf wertvolle Skulpturen erworben. Die deutſchen Bundesfürſten haben die Ausſtellung meiſt inkognito beſichtigt, ſo der Großherzog von Oldenburg zwei Wochen hindurch Tag für Tag.

Die „Heilsarmee“ hat die große Agrikultur-Halle in London gewählt, um dort zu Weihnachten eine Ausſtellung zur Belehrung der Welt über die Armen und Elenden zu veranſtalten. Beſonders ſollen wahrheitsgetreue Nachbildungen der jämmerlichen Quartiere des Londoner Oſtends, in denen die Ärmſten der Armen hauſen, der Welt vorgeführt werden.

## Vereinsweſen.

Kürzlich fand in Kaſſel die 5. Generalverſammlung des Evangeliſchen Bundes unter großer Beteiligung ſtatt. Unter den Vorträgen feſſelte u. a. beſonders die Anſprache des Konſiſtorialrat Göbel-Halle über das Thema: „Welcher Segen erwächſt dem einzelnen aus dem Anſchluß an die Gemeinſchaft?“ und ein Vortrag des Konſiſtorialrats Prof. Haupt: „Wie hat ſich proteſtantiſche Charakterfeſtigkeit gerade in unſeren Tagen zu bewähren?“ Eine Reſolution, welche ſich über die Ausſtellung des h. Rockes in Trier ausſprach, fand ebenſo allgemeine Aufnahme, wie eine zweite, welche der Reichsregierung den Dank der Verſammlung dafür ausſprach, daß die erſtere durch das geplante Trunkſuchtsgeſetz den „das geiſtige und ſittliche Geſamtleben der Nation gefährdenden Übelſtand zum Gegenſtand geſetzgeberiſcher Bekämpfung gemacht habe.“

Ein Allgem. Deutſcher Verband „zur Belebung des vaterländiſchen Bewußtſeins, zur Pflege und Unterſtützung deutſch-nationaler Beſtrebungen, zur Förderung einer thatkräftigen deutſchen Intereſſenpolitik in Europa und über See“ hat ſich kürzlich in Berlin gebildet. Dem Vorſtand gehören u. a. Herr Oberbürgermeiſter v. Fiſcher-Augsburg, Herr v. Kardorff-Wabnitz, Graf v. Mirbach-Sorquitten an. Beitrittserklärungen (der Jahresbeitrag iſt auf 1 Mark feſtgeſetzt) ſind an die Geſchäftsſtelle des Allgem. Deutſchen Verbands Berlin W. Genthinerſtr. 32 zu richten.

## Induſtrie.

Das alte Problem der Reinigung von Fabrik- und Trinkwäſſern ſcheint durch die Unterſuchungen der Franzoſen A. und P. Buiſine in ein neues Stadium zu treten. Dieſelben wenden ſchwefelſaures Eiſen zu dem gedachten Zweck mit großem Erfolg an und erſannen zur billigen Herſtellung des genannten Salzes ein beſonderes Verfahren, bei welchem geröſteter Eiſenkies, der aus den Hüttenwerken ſehr billig zu erhalten iſt, mit Schwefelſäure behandelt wird. Ganz beſonders erwähnenswert erſcheint, daß der durch das ſchwefelſaure Eiſen bewirkte Niederſchlag ſich ſehr ſchnell am Boden abſetzt und nicht, wie der durch Kalkzuſatz herbeigeführte Bodenſatz, leicht in Fäulnis übergeht.

## Koloniales.

Die „Klimatologie der Tropen“ behandelt Dr. Schellong in einer Schrift, zu welcher das umfaſſende Material durch die deutſche Kolonialgeſellſchaft geſammelt wurde. Der V. tritt u. a. auch einer viel verbreiteten Anſicht von der übergroßen Gefährlichkeit der Tropen entgegen: „Es wird kaum jemand ſein liebes Vaterland verlaſſen, der nicht mit dem Begriffe der Tropen zugleich den eines überall lauernden, wenn auch zunächſt nicht näher gekannten Feindes verbände, gegen welchen er fortan einen beſtändigen Krieg zu führen haben werde. Und doch iſt nichts einfacher und leichter, als ſich an die Sonnenglut der äquatoriellen Gegenden, an die veränderte Wohnung, an die andere Lebensweiſe zu gewöhnen; es dürfen nur die Verhältniſſe, in welche man ſich hineinbegibt, nicht gar zu primitiver Natur ſein, oder ſie müſſen doch wenigſtens die Ausſicht gewähren, daß ſie ſich in abſehbarer Zeit beſſern werden, denn nur in dem Erdulden permanenter ungewohnter Strapazen liegt ein ſchwer zu überwindendes Hindernis. Würde das Leben in den Tropen ein ſo dornenvolles ſein, es würden wahrſcheinlich die Leute, welche die Bekanntſchaft der tropiſchen Verhältniſſe gemacht haben, nicht leicht wieder dahin zurückkehren wollen, und doch iſt gewöhnlich gerade das Gegenteil der Fall.“

## Jagd.

Graf Matuſchka-Langmeil teilt dem „Weidmann“ mit, daß er am 8./9. d. J. ein ſtrohgelbes Rebhuhn ohne auch nur eine graue oder braune Feder geſchoſſen hat. Weiße Rebhühner (Albinos) kommen ja häufiger vor, völlig gelbe aber ſind unſeres Wiſſens noch nicht beobachtet worden.

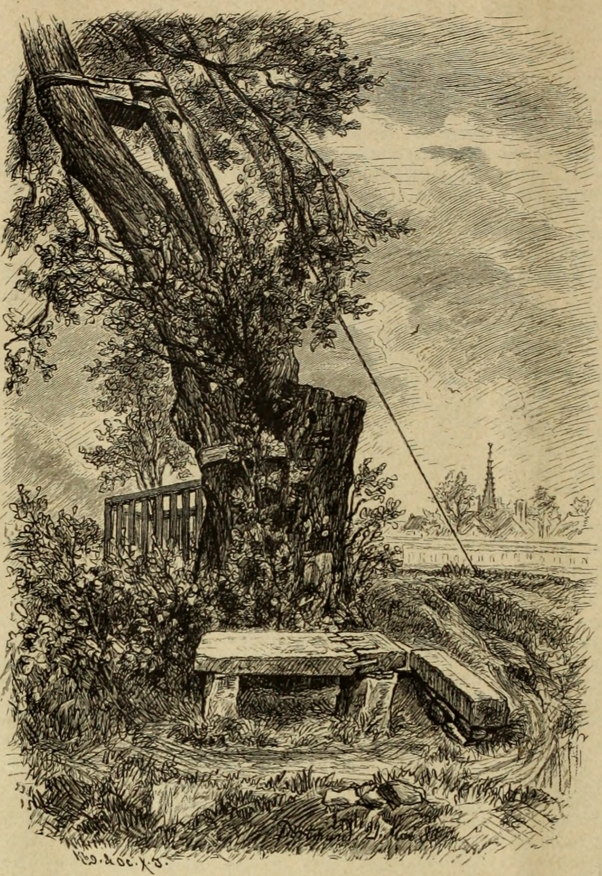
## Buchhandel.

Forſtdirektor Dorrer in Stuttgart bringt in einer Broſchüre „Die Nonne im oberſchwäbiſchen Fichtengebiet in den letzten fünfzig Jahren“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart, 70 Pfg.) eine ganz neue Methode in Vorſchlag, um den Nonnenſpinner erfolgreich zu bekämpfen.

Es wird vielen unſerer Leſer von Intereſſe ſein, daß der im letzten Jahrgang im Daheim erſchienene und mit ſo vielem Beifall aufgenommene Roman „Moderne Raubritter“ von Paul v. Szczepański kürzlich bei C. Reißner-Leipzig in Buchform erſchienen iſt.

„Das Buch von den preußiſchen Königen“ nennt ſich ein von warm patriotiſchem Geiſt getragenes Werk des Hofpredigers D. Bernhard Rogge, welches ſoeben bei C. Meyer in Hannover erſchien. Das ſehr gut ausgeſtattete Buch eignet ſich vortrefflich als Geſchenk für die reifere Jugend.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



Die Femlinde zu Dortmund.

## Die Femlinde zu Dortmund.

Auf dem Boden Weſtfalens hatten ſich, als nach der ſtaufiſchen Zeit die kaiſerliche Macht überall ſank und die der Landesherren ſtieg, die alten Volksgerichte aus den Tagen der Gauverfaſſung, den Zeiten Karls d. Gr., erhalten. An den alten Malſtätten traten ſie unter dem Vorſitz des Freigrafen zuſammen, nicht in Nacht und Nebel, wie man den Femgerichten wohl ſpäter angedichtet hat, ſondern am offenen Tage. Solch eine Gerichtsſtätte, durch den Brauch von Jahrhunderten geweiht, lag bei der uralten Linde, welche heute noch zwiſchen den beiden Bahnhöfen Dortmunds ſteht, vom Blitz zwar zerſpalten, aber dennoch aus friſchen Zweigen blühend. F. v. Köppen hat im Jahrgang 1888 des Daheim, Nr. 52, ausführlich von dem ehrwürdigen Baum berichtet. Seit mehreren Jahren hat der Stamm leider den Hauptaſt verloren, aber er erhebt ſich doch noch immer zu ſtattlicher Höhe. Der ſteinerne Tiſch unter ſeinen Zweigen trägt in freilich nur ſchwach erkennbaren Umriſſen den Reichsadler: es iſt der Königsſtuhl, auf welchen einſt wohl der Freigraf die Zeichen ſeiner Macht legte, die Weidenſchlinge und das nackte Schwert.

## Kleine Zeitung.

Bei Stratfort iſt vor wenigen Wochen auf einem alten Eichenſchrank eine Inſchrift entdeckt worden, der zufolge jener von Shakeſpeare ſelbſt angefertigt worden ſein ſoll. In der Inſchrift ſind die Jahre 1585 und 1586 und das Datum der Geburt des Dichters, der 23. April 1564, angegeben. Die Inſchrift ſelbſt iſt aus Kupfernägeln zuſammengeſetzt und beſagt: Ich kaufte es, ich ſägte es, ich nagelte es und ſchnitzte es.

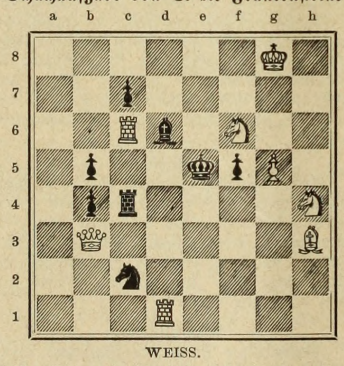
Ein mächtiger Myrtenbaum von fünf Fuß Höhe, gezogen aus einem kleinen Reis vom Brautſtrauß der Prinzeſſin Viktoria (Kaiſerin Friedrich) befindet ſich im Park von Osborne Houſe. Zweige dieſes Baumes finden bei allen Hochzeitsfeierlichkeiten der königlich engliſchen Familie Verwendung, und bisher hat die Myrte alljährlich einen ſolchen Reichtum an Blüten und Trieben gehabt, daß ſie dem bisweilen recht ſtarken Bedarf ſtets genügen konnte.

Die Idee der Maſſen-Klaviervorträge auf der Weltausſtellung in Chicago iſt echt amerikaniſch und macht den Yankees wirklich alle Ehre. Auf jeder Ausſtellung ſollen vierhundert Pianinos gleichzeitig von nur einer Stelle aus geſpielt werden, und zwar gedenkt man die Inſtrumente in Form einer Pyramide anzuordnen und jedes mit einer automatiſchen elektriſchen Anſchlagvorrichtung auszuſtatten. Das kann recht nett werden!

In Frankreich macht ſich eine Nachwirkung des Krieges von 1870/71 dadurch bemerkbar, daß der im November d. J. einzuſtellende Jahrgang der Rekruten ungemein ſchwach iſt. Die Kopfzahl bleibt um 21 000 hinter dem Ergebnis des Vorjahres.

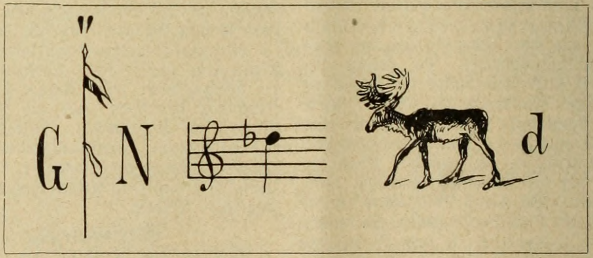
## In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von E. N. Frankenſtein.



Weiß zieht und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

### Bilderrätſel.



### 1. Homonym.

Es übergoß in Leid und Trauern
Schon manchen wie mit kalten Schauern,
Wenn nächtlich er in Kirchhofs Mauern.
Es hat mit wunderbaren Zungen
Einſt des Erlöſers Tod beſungen
Und herrlich iſt es ihm gelungen.
B.

### 2. Dreiſilbige Scharade.

Wenn in der Erſten bei den Letzten
Die Seelen täglich ſich ergötzten,
Wie würden ſie ſo ſelig ſein!
Sie fänden völliges Genüge,
Verachteten des Scheines Lüge
Und lebten ihrem Gott allein.
O möchte doch im ſchönen Kranze
Sich ſammeln täglich um das Ganze
Mit wahrer Demut Klein und Groß.
Da wär' das ſchwerſte Kreuz zu tragen,
Da löſten ſich in Lob die Klagen,
Da fändeſt du ein lieblich Los!
B.

### 3. Dreiſilbige Scharade.

Ein Eiland meine erſten Beiden,
Die letzte, deutſch, heißt mit Gewalt.
Des Ganzen Amt recht zu bekleiden
Braucht's ſeiner edlen Kraftgeſtalt.

Nimmſt du die erſte Silb' allein,
Des Weiſen Hälfte iſt dein Lohn,
Dazu, die letzten im Verein,
Fügt halb ſich faſt das Vorrecht ſchon.
P. v. W.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſung des Rätſels in Nr. 4.

1. Anagramm. Aſpern, Sparen, Parſen.

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — König Wilhelm und die Königin Charlotte von Württemberg. Mit zwei Porträts. — Das Heidentum in der römiſchen Kirche. Von Leopold Witte. — Im Nebel. Novelle von Hans Nagell von Brawe. Schluß. — In Rovigno — in der Fangſtation des Berliner Aquariums. Von Franz Violet. — November. Spruch von Heinrich Seidel. — Glück. Gedicht von Guſtav Falke. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Wettfahren von A. Wierusz-Kowalski, Die ſchlechte Cenſur von J. G. Meyer von Bremen. — Kirche. — Landwirtſchaft. — Forſchungsreiſen. — Verkehrsweſen. — Ausſtellungsweſen. — Vereinsweſen. — Induſtrie. — Koloniales. — Jagd. — Buchhandel. — Die Femlinde zu Dortmund. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Burkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 7. November 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 6.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

## 6. Kapitel.

Drüben in Wührden ſaß Bauer Arend in vielfachen Ängſten. Unter der Bodentreppe im Dielenwinkel lag ein ganzer Sack voll engliſcher Schmuggelware: Piſtolen, Degenklingen, Meſſer, tief eingewühlt in den ſtinkenden Haufen faulender Rüben und Tabaksblätter. Jan Rickwegs hatte ſie während eines entſetzlichen Wetters glücklich von Helgoland bis Vegeſack gebracht, vor neun oder zehn Tagen, und nun ſollte Arend das gefährliche Gut zum Unterhändler in die Stadt ſchaffen — ſtückweis — oder es ſeinen Kantonsgenoſſen zum Lohn anbieten, wenn ſie, zuſammen mit den Wurſtern und Vieländern, aufſtehen und als ein Mann gegen die verhaßte Fremdherrſchaft ſich empören wollten.

Unter den Wurſtern, den Kampfmutigen von altersher, fiel ſchon da und dort der Vorſchlag des Aufwieglers Jan auf guten Boden. Arends träge Moorbauern aber wollten auch jetzt nichts von Inſurrektion hören. Der gute Wille war eins und die große That das andere. Gleichgültig ſaßen ſie nach wie vor im Halbdunkel ihrer Höfe und Katen auf den waſſerumfloſſenen Wurthen, und einförmig ſchlichen ihnen die Wintertage hin. Lauter Feſtungen, die nichts von der Außenwelt wußten, noch wiſſen wollten. Die Schrecken der franzöſiſchen Beſuche ſpielten ſich innerhalb der vier Wände ab, erſt nachträglich klagte der Nachbar dem Nachbarn, was er ausgeſtanden habe. Das meiſte davon hörte Leberecht bei ſeinen Seelſorgsfahrten; dann brachten ſeine Fragen und Tröſtungen den langſamen Strom zum Schwellen und Überlaufen. Dieſe Bauern waren fürs Reden zu mundfaul und gedankenarm. Der dunkeläugige Arend hatte fremdes Blut in ſich: ſeine Großmutter war eine „Keſſelflickerſche“ geweſen. Das vererbte ſich.

Skeptiſch nahmen die Bauern ihres Genoſſen Stachelreden entgegen: „Wir haben ja nichts mehr als die blanke Armut, laß die Schubjacks doch kommen. Was wollen ſie uns denn noch wegnehmen?“

„Meinen Torfſtich — wenn ſie mir den nur auf'm Fleck laſſen. So tief graben ſie ja wohl nicht —“

„Solange wir hier unter Waſſer ſitzen, können wir fix löſchen, wenn die Lumpenſtücke uns das Haus anſtecken —“

„Im Frühling, wenn das Land wieder trocken iſt und die Schinders freien Weg haben und ihre Schinderei wieder ordentlich anfangen, denn können wir uns das ja noch mal überlegen —“

„Daberſt, wi ſünd doch Dütſche!“ ſagte Arend in heller Wut zu Cord Ahlers, ſeinem Schwager, der ihn und alle Angebote kalt zurückwies:

„Wührdener ſünd wi!“ Dabei blieb es. Von Hof zu Hof ging der Hitzkopf vergeblich und hatte noch dazu ein allgemeines Mißtrauen gegen ſich wachgerufen.

Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er verſuchte es in Moorhauſen und Oberende. Ein wenig mehr hatten in den Gemeinden Domines Predigten wohl gefruchtet, aber die bäueriſche Kühle und Berechnung des Schadens, den eine reſultatloſe Empörung möglicherweiſe verurſachen könnte, waren auch hier den ſpontanen, vaterländiſchen Wallungen ungünſtig. Sie wollten ja alles thun, was Domine von ihnen verlangte, aber heute nicht und morgen nicht. Später! Die Franſchen hatten noch „bauniges“ Oberwaſſer. Wenn ſich das erſt einmal gab, ja, dann ſollten die verruchten Kerls auch ſehen, was 'ne Forſſe*) hieß!

„Wahr' du dich mit deinen engel'ſchen Meſſern, Gerd Arend!“

---

*) Force = Kraft.

„Wenn die ‚Schandoaren‘*) die weiskriegen, denn ſo biſt du d'r geweſen, das ſag' ich dir!“

„Und zeig' den ſpitzen Kram lieber nicht in Niederende: da ſitzt 'n Angeber. Das ſag' ich dir.“

Nein — er zeigte den ſpitzen Kram keiner Menſchenſeele mehr. Er konnte jetzt überhaupt nicht von Hauſe fort. Wie ein gefangenes Raubtier trieb es ihn in ſeiner unwirtlichen Kate hin und her. Vom Boden in den Keller, aus der Dönns vor die Hausthür. Jeder Kahn, der ſich in der Ferne zeigte und nicht das landesübliche, ſchwarze Segel trug, verurſachte ihm ein ſchreckhaftes Pochen unterm Wollwams.

„Die Franſchen! Sicher — da kamen ſie! Was ſtellten ſie nun mit ihm an?“

Er häufte noch Torfbrocken und Reiſig auf die Runkeln im Winkel, ſo viel, daß es erſt recht einen auffallenden Kunſtbau für Späheraugen gab. Wenn er nur ſein enges Dorf im Rücken gehabt hätte auf Nimmerwiederſehen! Vergebenes Wünſchen! Er mußte bleiben, und da er kein eigentlicher Schuft war, blieb er, wo ihn die Pflicht bannte.

Seine Frau lag ſchwerkrank in Wochen; das jämmerliche, zu früh geborene Geſchöpfchen, das ſie bei Tag und Nacht nicht aus den Armen laſſen wollte, konnte weder leben noch ſterben. Die übrigen Kinder froren hinter dem kalten Ofen; die Kuh gab keine Milch, das Brot ſchimmelte im feuchten Kaſten. Den Hausvater dauerten ſeine armen, kleinen Wichter; ſie waren alle ſchwächlich wie ihre Mutter und hatten auch deren hübſche, treuherzige Augen. Herr und Gott! Es war ein zu ſchlimmes Leben!

Der einzige, den der bedrängte Mann ohne Schaden hätte puffen und ſchieben können, der große Reemt, ſaß ſeit acht Tagen beim einäugigen Korbflechter Redlefs in der verfallenen Hütte, auf niederer Wurth, dicht vor Vierhaus. Da hielt er ſich, nach ſeines Vaters Rat, vor der Konſkription verſteckt, bereit, beim erſten Alarmſignal zum nahen Entenfang hinüber zu fliehen, und von dort das Weite zu ſuchen. Der Entenfang lag zwiſchen dem Gewirr tückiſcher Waſſerbracken, ſumpfig, unergründlich. Kamen ihm dort die Kujone auf den Hals, ſo wollte er ſchon mit ihnen fertig werden, obwohl er von Charakter ein läſſiger und indolenter Menſch war, dem ſeit jener erſten Verſuchung, angeſichts des dunkel gähnenden Kellerloches, nie wieder der Wunſch genaht war, ſeinen Feinden wehrhaft gegenüber zu treten. Deshalb war ihm auch der Gedanke an's Soldatwerden ſo unerträglich! Sein Vater hatte ihm zwar eine ſcharfe Piſtole aus dem Schmuggelgute zur Notwehr mitgegeben, aber Reemt ahnte nicht, wie man mit dem Dinge umſpringen müſſe, und dem Korbmacher wagte er's nicht zu zeigen. Der hätte ihm auch ſchwerlich Belehrung geben können; ſeine einzige Waffe war das krumme Meſſer zum Weidenſchneiden.

Die Zeit ward dem Jungen ewig lang, Mutter und Geſchwiſter, an denen er trotz aller Lümmelei von ganzem Herzen hing, fehlten ihm. So griff er beim Korbmachen mit an und freute ſich, daß Redlefs vierzehnjährige Geſche, eine frühreife, blaſſe Dirne, bei Weg war, um ihn ein bißchen aufzumuntern. Sie heftete ſich an den großen, ruhigen Burſchen wie eine Klette. Von der Einquartierung, mit der Redlef einmal zur Strafe für Hehlerei belegt worden war, ſchien ſie nichts Gutes gelernt zu haben: ſie hatte eine ſcheue Art, an Reemt Arend hinzuſtreifen, die ihm das Blut unruhig machte.

Abends, wenn er in ſein Verſteck zwiſchen den geſchälten und grünen Weidenruten kroch, konnte er ſelten vor Mitternacht Schlaf finden. Der reine, friſche Geruch der Zweige, der über all den Moder und Unflat dieſer verwahrloſten Hütte hinweg ihn anhauchte, weckte ihm ungewohnt viele Gedanken im Hirn. Das roch wie der Frühling! Wie würde es ſein, wenn der Lenz wieder ins Land kam? Wenn die Waſſer fielen und die üppigen Wieſen blühten und die Weidenbäume in Kätzchen und ſilbergrünen Sproſſen ſtanden? Würde dann all die Not, das Verſtecken und Gejagtwerden zu Ende und der Franzmann aus dem Lande ſein? Würde die Mutter noch leben? An den kümmerlichen, kleinen Bruder, der nur leiſe klagte wie ein junges Kätzchen, dachte er gar nicht einmal. Oder ſollte er ganz allein für die vier unbedarwten Wichter aufkommen müſſen? Mit Vater nahm das doch kein gutes Ende, das konnte es ganz unmöglich, ſo wie er's trieb mit ſeiner Schmuggelei und ſeinen wahnſchaffenen Reden. Vater legten ſie in Eiſen oder erſchoſſen ihn, wie anno elf den Wulsdorfer Krämer, bei dem ſie das Schießpulver in der Mehlſchieblade gefunden hatten. Und wenn ſie ihn ſelber aufgegriffen, ihn, den ſie für ihren unſeligen Krieg brauchten? Wehrte er ſich, ſo knallten ſie ihn auch über'n Haufen, und dann kam Mutter ganz gewiß unter die Erde, und die vier Wichter brachten ſie ins Waiſenhaus. Da mußten ſie wohl Sonntags mit der Sammelbüchſe von Thür zu Thür gehen, als wären ſie Bettelkinder. Sie hatten ja ſchon im Dorf herumgebettelt, ſolange es noch Weg und Steg von Haus zu Haus gab! Der ganze Jammer ſeines Daſeins überwältigte den armen Jungen, und er rang ſeine harten Hände und rieb ſich die trockenen Augen rot.

„Wenn 'k doch los koamen künn'! Wenn 'k doch los koamen künn'! ehrlich — dat de infoamten Hunne mi dat Lewen loaten mößten!“

Ruhelos wendete er ſich im beengten Raume zwiſchen den Weidenbündeln hin und her. Die Nachtvögel ſchrieen draußen gegen das Pfeifen und Winſeln des Schneeſturmes an; jagende Wolken und zwiſchen ihrem Dahinhaſten ein fahler Mondblick, ein kurzes Sterngefunkel. Alles das ſah der Wachende durch das zerriſſene Rohrdach über ſeinem Haupte, die feuchte Kälte blies herein, eiſige Flocken taumelten und fielen, aus dem Vollen geſchüttet, auf ſein ſchmales Lager. Er krümmte ſich ſchaudernd, zog das Kamiſol empor, rings um ſein kaltes Geſicht, und holte den Atem in kurzen, ſchluchzenden Abſätzen herauf, wie ein beſtrafter Schulbube.

„Wenn 'k doch loskoamen künn'!“

Loskommen auf rechtliche Manier. Unrechtlichkeit gedieh nicht! Das ſah er an ſeinem behexten Beine. Die Erbſe war herausgefallen, der eiternde Schaden hatte ſich geſchloſſen ohne Zuthun, ohne Pflege. Sein Blut war zu geſund für die Hexenmeiſter. Wenn er freikommen könnte, wollte er arbeiten, gewiß und wahrhaftig, und ein ordentlicher Kerl werden und auch einmal wieder mit Mutter zum Abendmahl bei Domine gehen. Aber wie? wie?

So tappten ſeine Gedanken rund und rund im finſteren Kreiſe voll von hungriger Lichtesſehnſucht. Ach, das Zuchthaus konnte nicht ärger ſein, als dieſe Schlafſtätte zwiſchen den duftenden Zweigen! Er ging in ſich, tief und aufrichtig, der Gefangene im Verſteck. Angſt und Einſamkeit ſind gute Beſſerungsmittel, wo ein Herz noch weich und beſſerungsfähig iſt.

Endlich, Reemt lag ſchon ſtundenlang, hüllte er ſeinen Kopf wieder ins Kamiſol, rollte ſich auf wie ein Igel vor dem Feinde und ſchlief trotz all ſeiner Schreckniſſe ein. Er regte ſich nicht mehr bis zum Morgen.

Da weckte ihn der Anruf ſeines Vaters von draußen in aller Frühe. Er ſteckte den Kopf durch die Luke ins Freie und ſah den Rufenden zwiſchen den Eisſchollen langſam näher kommen und anlanden. Er hatte ſein ſtärkſtes Schiff, das mit der Vorlage von Eiſenſtäben und den Doppelrudern. Mit dem Segel war's heut ein unſicheres Weiterkommen.

Reemt fuhr in ſeine Holzſchuh, die „Klönken,“ und kletterte leiterabwärts. Draußen ſtand Arend ungeduldig wartend im Schiff.

„Du ſloppſt noch? Du kannſt ſloapen?“ rief er dem Sohne entgegen, und Reemt wagte nicht, dem Vater zu erwidern, wie kurz ſein Schlaf all dieſe Nächte lang geweſen war, ſo verwildert und vergrämt ſah der Ankömmling aus. Und er ſprach rauh und heiſer wie einer, der zu viel Schnaps im Kopfe hat oder zu viel Laſt auf der Seele.

„Das ſieht leege aus bei uns, Jung' — das macht

---

*) Gendarmen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

mich ganz zu Schanden. Halbtot is das Wurm ſchon, Mutter liegt und jappt und ſagt und will nich's Naß und nich Trocken mehr annehmen. — 'n Geſicht hat ſie, wie von der anderen Welt. Das geht auf'n Reſt mit uns, Jung'."

„Und ich, was thu ich hier ſo lange? Laß mich doch nach Hauſe, Vater. Hier verkomm' ich ganz und gar, und wenn Mutter ſterben ſoll, denn — denn will ich Mutter doch wenigſtens noch mal ſehen und die Wichter — die —"

Er konnte nicht weiter ſprechen, wendete ſich ab und rieb ſich wieder mit den Handknöcheln die verſchlafenen Augen rot.

Arend nagte ſich die froſtblauen Lippen, und ſeine Augen wurden trübe unter den zottigen Brauen. „Laß das Geblärr," ſagte er barſch, „hör' zu, was ich dir noch ſagen will. Die in Moorhauſen und in Niederende ſind verfluchte Spijone und Schojers. Die haben uns angegeben, hörſt du, Reemt? Mit dir haben die Franſchen Kerls das losgekriegt, geſtern is mir die Order angedroht, daß du dich ſtellen ſollſt, oder ſie brennen uns das Haus zuſammen oder nehmen uns alles und alles weg. Denn finden ſie ja das engelſche Gut auch in den Rüben. Wo ſoll ich hin damit?"

„Ins Waſſer!" rief Reemt, deſſen Geſicht blaß und lang ausſah vor Schrecken.

„Das teure Zeug ins Waſſer, du oahnweten Däsbartel du? Wer kauft das nachher, wenn d'r Roſt am Stahl iſt? Nä, damit will ich alleine t'recht kommen — bloß du — die vermaledeite Hetzerei, wenn du dich nich ballſtürig*) angibſt, denn hab ich 'nen Vorſchlag. Komm ins Schiff — hier ins Schiff trittſt du!" fuhr er Reemt an, als der, vom Ufer aus, ſeine haſtigen Fragen begann, „das iſt heimlichs Werk, das leidet kein lauthalſes Gebölk!"

Dicht aneinandergedrängt ſtanden ſie im Kahn und flüſterten, und Arend ſtieß ſeinen Jungen zornig zwiſchen die kurzen Rippen, als er bei dem väterlichen Vorſchlage zurückwich und ſich weigern wollte.

„För wat? Worüm, du verdammte Sleef?" Ein ſtudierter Mann hatte den Ausweg ausgetüftelt und angegeben: der dürre Schulmeiſter, der für freien Tiſch und zwei Groſchen täglich in den Moordörfern herumzog, um den jugendlichen Rüpeln ſo viel Weisheit einzutrichtern, wie ein altgewordener und verunglückter Seminariſt noch im Kopfe haben kann.

Das war der eine kluge Mann, und der den Plan ausführen ſollte, der war noch viel klüger: Domine — Domine Claudius, der junge.

„De deit't nich!"

„De mutt! Red' du mit dine Redlefs Lüe, un holt ju p'raat —"

„Un wenn Domine 't nich deiht?"

„Denn twing'**) wi em!"

Damit ſtieß Arend von der Wurth ab und ruderte ein Haus weiter zum Sargmacher. Dort nahm er den einzigen, fertigen Kinderſarg, deſſen Farbe noch klebte, ohne weiteres aus der Werkſtatt, ſtieß ihn rückſichtslos ins Schiff, blieb das Geld ſchuldig, und ſteuerte durch das wirbelnde Schneegeſtöber ſo eilig auf die Kirchinſel zu, daß von ſeinen Rudern das graue Waſſer hoch aufſpritzte und die Schollen ſich krachend ineinander und aufeinander ſchoben. An einem Strohhalm hing ſeine Hoffnung, und je näher er ſeinem Ziele kam, deſto würgender umkrallte die Angſt vor dem Kommenden ſeine Kehle. Domine Claudius wollte er ſeine Laſt aufhalſen; der hatte nicht Weib nicht Kind, einen gelehrten Verſtand und ein gutes Herz.

## 7. Kapitel.

„Du kannſt nich nach oben. Er hat zugeſchloſſen — er ſitzt, bei ſeiner Predigt zu ſchreiben."

„Dat lüggſt du, Köſter!"

„Das lüg' ich nich! Trientjen! Trientjen, wo biſt du denn? Hat Domine ſich nich eingeſchloſſen?"

„Ja woll, das hat 'r auch, und du bleibſt d'r weg, Gerd Arend."

„Loat mi dör, Köſterſche! Wullt du mi dörloaten, verfluchtet Wief? Ick will un' ick mutt bi Domine!"

‚Nä, du wanſtürigen Kärl, nä!"

‚Will ji Orre p'reer'n?"

‚Nä!"

„Hör doch, Trientjen, was will 'r denn eigentlich bei Domine?"

„Dat gelld di nicks an, Köſter! Lettſt du mi dör, Köſterſche?"

„Ick ſegge di: nä! Du bliwwſt d'r weg!"

„Den Düvel! Denn ſchall ju doch gliks. Dat will' wi doch ſehn!"

Stampfen und Wehren unten in der Diele. Leberecht, der hinter verſchloſſener Thür an ſeiner Predigt für den morgenden, erſten Adventsſonntag arbeitete, horchte auf, ſchob ſein groß beſchriebenes Blatt und die Bibel zurück und legte den Schreibſtift beiſeite.

Immer heftiger wurde die Keifſtimme der Küſterin, und des tauben Küſters ausdruckslos lautes Reden miſchte ſich drein.

Nun polterten zwei miteinander treppauf ſchurrend und ſchwer. Das wurmſtichige Dockengeländer knackte unter der Wucht der Püffe, mit denen ein Mann den anderen an ſeinem Vorhaben zu hindern ſtrebte. Jetzt klopfte eine rauhe Fauſt gegen die Thür der Giebelſtube. Als Leberecht den Schlüſſel umdrehte und öffnete, ſtieß Arend den Küſter an der Bruſt zurück, daß der alte Mann ins Taumeln kam, drängte ſich zu Leberecht ins Gemach und ſchloß hinter ſich die Thür.

Leberecht ward von Schrecken ergriffen bei des Bauern Anblick. Das Geſicht ungewaſchen und unraſiert ſeit Tagen, die Wangen hohl und die Augen unſtät, Kleidung und Haar tropfend und dunſtend.

„Domine, Er muß mitkommen — gleich — das Schiff liegt unten."

„Jetzt? In dieſem Augenblicke? Hat es nicht noch eine halbe Stunde Zeit?"

Der Bauer ſchüttelte heftig den Kopf und neſtelte krampfhaft an ſeinem Kamiſol herum: „Wenn das nich gleich ſein kann, Domine — —"

Leberecht griff ſchon hinter ſich in den Schrank nach ſeinem Mantel. „Beruhigt Euch, Arend, ich komme mit Euch. Was iſt geſchehen?"

„Domine, ſie ſind uns auf den Hacken. Sie wollen Hausſuchung halten, durch Blockland und Jürgensland und ſie wollen die Diſſentörs beitreiben, die ſich ſtellen müſſen und haben das nich gethan. Um Gotteswillen bitt' ich Ihn, Domine."

„Ja, Arend, ja. Laßt mich nur erſt in Ordnung den Mantel umhängen und meine Predigt verwahren. Und ſagt mir: wie ſoll ich Euch helfen? Was kann ich für Euren Jungen thun?"

‚Dat's Kinnerſpeel — dat finn't ſick."

„Habt Ihr denn etwa Grund, die Hausſuchung zu fürchten?"

Der Mann lachte hart auf. „Ick? Ick 'n Bangbüx? Nä — nä! Loat' ſ' ankoamen, de Jagdhunn'. Das ſcheert mich nich, bloß Reemt und Mutter ſcheer'n mich. Die Frau liegt auf Sterben. Ja das thut ſie, Domine, und das elendige Wurm auch. Das is fünf Wochen zu früh gekommen — all das Unglück, Domine, und die Angſt, weil die verdammten Franſchen uns an Gut und Blut wollen und unſern Reemt auf der Liſte haben. Der muß loskommen — ja, das muß'r! In Trupe ſind ſie ſchon und denn nach Lilienthal, und denn hin bei uns. Erbarm' Er ſich, Domine, daß der lüttje Wurm die Nottaufe kriegt, und daß ſie den Jungen losgeben müſſen. Er kann das machen, Domine. Mit dem Bein, das hilft ja nich's, das is wieder heil. Die Frau kann doch auch nich ganz ohne 'n Chriſtenmenſchen zu Sterben kommen."

Leberecht verſchloß ſeine Bücherſchieblade wendete ſich

---

*) Eigenſinnig. **) Zwingen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

bei des Mannes letzten Worten um und legte ihm ernſt die Hand auf den Arm: „Arend, beſinnt Euch, laßt die Zeit ſo ſchwer ſein, wie ſie will. Seid Ihr kein Chriſtenmenſch?“

„Ick? Nä! All lange nich mehr!“ Der Bauer deckte ſeine ſchmutzige Hand über die finſteren Augen, ſenkte den Kopf und zog die Schultern hoch. So ſtand er, ein Bild elender Troſtloſigkeit, und wehrte ſtumm mit der freien Hand ab, als er des Geiſtlichen Nähertreten fühlte.

„Is Er p'raat, Domine?“ fragte er darauf und ſchob beide Hände mit trotzigem Ruck in die Hoſentaſchen.

Ohne ein weiteres Wort ſchlug Leberecht ſeinen Mantelkragen in die Höhe, ſetzte die Schirmkappe mit dem feſten Kinnriemen auf und ließ die kleine Bibel in die Seitentaſche des Rockes gleiten.

„Nun bin ich bereit. Kommt, Arend.“

Unten in der Diele winkte er dem Ehepaare Schweigen zu, ließ dem Torfbauern einen Kalmusſchnaps und eine Schnitte Brot geben und beſtand gebieteriſch darauf, daß er beides genoß. Der Menſch verſchluckte ſich daran, ſo ſehr würgte ihn Speiſe und Trank, ſo fieberiſch war ſeine Haſt, St. Jürgen wieder hinter ſich zu laſſen. Im Laufſchritt rannte er Leberecht voraus zum Landungsplatz in der ſchilfbeſtandenen Bucht, wo der Schneeſturm im dürren Röhricht wühlte und ſauſte und der Eisgang das ſtarke Boot, einer Nußſchale gleich, hin- und herwiegte.

„Hat Er ſein Buch? Wo alles zum Taufen und Trauen d'rin ſteht, Domine?“

„Ja, Arend.“

„Und den Totenſchein?“

„Gewiß! Alles hab ich hier in der Taſche. Nun nur vorwärts —“

„Hat Er denn auch Formelaren zu allen Scheinen mit eingeſteckt?“

„Die trag' ich immer in meiner Brieftaſche bei mir. Vorwärts nun, wir haben beide keine Zeit zu verlieren.“

„Das Holz hab' ich gleich von Vierhaus mitgenommen,“ bemerkte Arend heiſeren Tones, als Leberecht um ein Haar über den weißbeſchneiten Kinderſarg geſtolpert wäre, der quer vor der Sitzbank im Boote ſtand.

„Arend, das iſt ein Frevel vor Gott! Euer Kindchen lebt noch.“

„Und wenn das Kind durchkommt, denn leg' ich die Frau hinein,“ ſagte der Mann dumpf und ſtieß ſein Ruder wütend gegen eine große Scholle, die ihm ins Fahrwaſſer ſegelte: „Ut'n Wegg, ſegg ick! Die Frau is nur noch eine Handvoll Knochen,“ fuhr er fort, „für die is das kleine Holz auch groß genug — und auch für alle beide zuſammen. Zwei Dodkiſten kann ich nich bezahlen, nich mal die eine. Verdienſt hab ich nich, und ſie nehmen uns ja Stück auf Stück weg von wegen dem Oktreu, oder wie das Dings heißt.“

Sie ſprachen nicht mehr. Das Unwetter umwehte ſie mit großen Schneeflocken und kaltem Schlagregen. Grau und bleiſchwer drückte das Himmelsgewölbe auf die erregte Waſſerfläche mit dem raſtlos treibenden Eiſe, das bald da bald dort das Schiff bedrohte. Wie in ein dunkles Tuch geſchlagen, dehnte ſich der Horizont mit ſeinen verdämmernden Umriſſen von Dach und Baum im böſen Nebel. In den Lüften ſang der Wind ſein ſchauriges Lied. Kräftig parierte und zermalmte die eiſerne Bewehrung des Kiels das andringende und ſich ſtauende Eis. Da und dort rannte das Boot auf und ward eingeengt, zurückgeworfen; ſeine Seiten ächzten und ſplitterten und wurden brennend heiß durch die ſtarke Reibung mit den harten, rauhen Maſſen. Immer grauer ward der Himmel, fein und ſtetig rieſelte der Schnee — kein zweites Schiff zu ſehen in weiter Runde, nur im fernen Südoſten, nach der Lilienthaler Gegend zu, hob ſich ein Punkt wie ein Segelchen von der Luftgrenze empor.

Die Männer arbeiteten ſcharf; Leberecht führte ſein zweites Ruderpaar geſchickt, wenn auch Blaſen in ſeinen Händen aufſprangen, die ſolch ein körperliches Ringen nicht gewohnt waren.

Der Entenfang zwiſchen den Bracken tauchte auf und verſchwand; nun drehte Arend das Boot und gewahrte das winzige Segelpünktchen am Horizonte. Seine Augen ſchienen aus ihren Höhlen zu treten bei dieſer unvermuteten Entdeckung.

„Gott's 'n Dunner! De Franſchen!“

Wie ein Toller zwang er ſein Schiff zwiſchen all den Hinderniſſen durch, zähneknirſchend, wilde Flüche hervorſtoßend regierte er ſein Stangenruder. Die Pelzkappe flog ihm vom Kopfe ins Waſſer, der Ärmel riß ihm aus dem Wammſe, das Blut trat ihm unter die Nägel.

Endlich — endlich! Da hatten ſie die Dächer von Vierhaus zur Rechten, und hier, ſeitab, war des Korbmachers Kathe. Frau Redlefs, die ein paar Schifferfäuſte an den Armen und einen tüchtigen, grauen Stoppelbart ums Kinn hatte, ſtand ſchon in der Thür, die Röcke über dem Kopfe, und trabte beim Nahen des Bootes auf klappenden Klönken herzu, um das Fahrzeug ans Ufer zu zerren, wie einen papiernen Kahn.

„Dat's loat*) wurr'n,“ ſagte ſie, „is dat de Preeſter?“

Arend nickte und wandte ſich zu Leberecht. „Domine, jetzt krieg' Er ſein Buch zum Kopeleer'n t'recht, fix! fix!“ drängte er.

Leberecht, frierend und durchnäßt bis auf die Haut und gerade dabei, ſich die Schneemaſſen aus Mantel und Mütze zu klopfen, überhörte die Worte des Bauern, die halblaut hervorgeſtoßen wurden. Er begriff nicht, weshalb in Vierhaus Halt gemacht werden mußte, wo es ſich um eine Nottaufe in Wührden handelte. Allein — ihm war's recht, einen Augenblick in der Wärme zu ſtehen, wenn ſein Begleiter Zeit hatte.

Der ſchob den Geiſtlichen förmlich vor ſich her in die Kathe. Dort ſaßen drei Geſtalten um das niederbrennende Feuer: der Korbmacher, ein ſtiller, gedrückter Sechziger, das halbwüchſige Mädchen in der verwaſchenen Jacke und dem kurzen Lakenrocke, und der lange Reemt, der ſich nach Kräften bemühte, ein freches Kehr'-dich-nicht-dran-Geſicht zu machen. Es gelang ihm nicht. Ein Ausdruck, von Angſt und Scham gemiſcht, kam in ſeine Augen, als der Prediger ſeinen ernſten und eindringlichen Blick von einem zum anderen ſchickte: „Was ſoll ich hier, Arend?“

„Kopeleer'n — kann He van Doag nich hüren?“ ließ Arend den Frager an, zog das Mädchen, das ſich kichernd ſträubte, herbei, ſtieß ſeinen Sohn vorwärts und preßte ihnen die unwilligen Hände ineinander. So mußten ſie vor den Geiſtlichen hintreten.

„Jetz' paß upp, Domine!“ Arend trieb Leberecht, den das allmähliche Begreifen dieſes Anſinnens geradezu verſteinerte, gegen die Wand in die Enge und drückte ihm die Schultern mit roher Gewalt rückwärts: „Hör' Er nippe zu. Mein Reemt kommt nich anders von den Soldaten los, als wenn'r getraut is, und miſſen kann ich'n nich zu Haus. Wer ſoll für die Wichter ſorgen, wenn Mutter tot is? Ich? Ich? Mich ſetzen ſie doch in den Turm, wenn ich ihnen nich rein aus dem Dunſt geh'. Domine, ſchlag' Er ſein Buch auf. Marſch vorwärts, Jung', faß' Geſche Redlefs an.“

„Niemals!“ Leberecht war totenblaß geworden und er hob abweiſend die Hand. „Gottes Sakrament iſt keine Eulenſpiegelei —“

„Wat? Uhlenſpegelee! De Not, die bittre Not!“ Der Torfbauer fuhr mit der Linken in die Taſche, da wo ſein Klappmeſſer ſteckte, mit der Rechten preßte er Leberecht von neuem gegen die Mauer. „Woahr' di, Preeſter! doh', as ick di bidd!“

„Reemt Arens kann Geſche von meinswegen nehmen,“ miſchte ſich Frau Redlefs ſtarke Stimme ein. „Er ſoll ſie freien und denn kann ſie ſich'n Dienſt in der Stadt ſuchen, bis daß die zwei alt genug ſind, daß ſie in Ordnung zuſammengehen dürfen.“

„Moder — ick bidd' di — ick ſegge di —“ fiel der Korbmacher ein, aber ſie ſchrie ihn an:

„Nicks heſt du hier to ſeggen und to bidden? Von dein'swegen hätten ſie uns ſchon lange das Dach über'm Kopf weggenommen —“

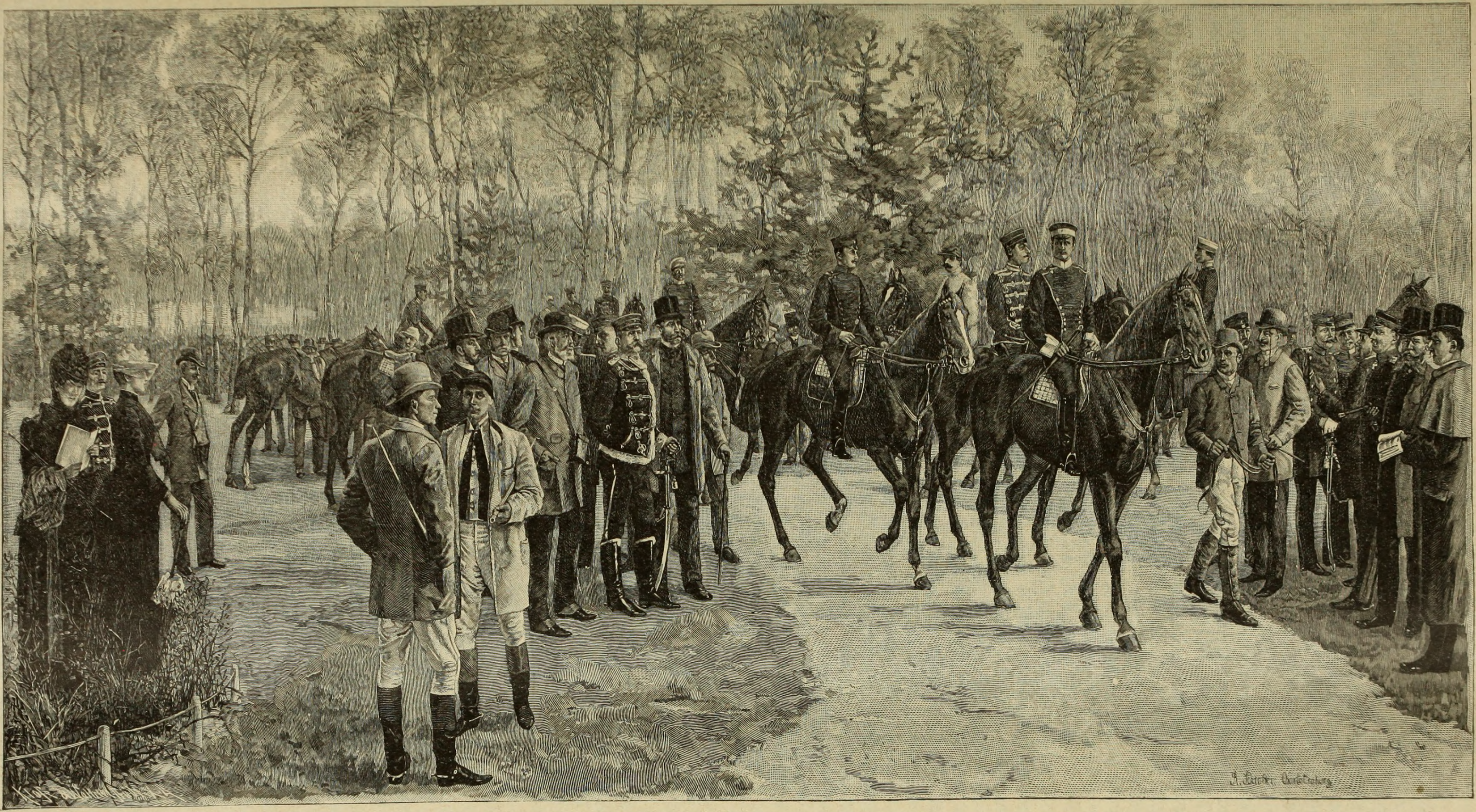
(Fortſetzung folgt.)

---

*) ſpät.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t78s7bc0v



Graf Oriola. Kapt. Joë. (Jockei) Hoſtack. (Trainer) Preß. Baron v. Kotze. Kammerherr v. Prillwitz. Oberſt v. Podbielski. Ober-Landſtallmeiſter Graf Lehndorff. (Trainer) Germann. Leutn. Schlüter auf Glückskind. Leutn. v. Graevenitz. Rittm. v Heyden-Linden auf Fénélon. Rittm. v. Sydow. Rittm. v. Koeller. (Trainer) Winkler. v. Tepper-Laski. Major v. Schmidt-Pauli. Graf Kalkreuth. Rittm. v. Auerswald. Exc. General v. Roſenberg.

Renntag in Charlottenburg. Nach dem Gemälde von R. Schrader.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

# Das Heim.

Von Heinrich Seidel. (Abdruck verboten.)

Als ich in dieſem Frühling im Berliner Tiergarten ſpazieren ging, ſchwamm auf einem Kanal eine der wilden Enten, die ſich dort in der letzten Zeit ſo zahlreich angeſiedelt und vermehrt haben. Ein etwa ſechsjähriger ärmlich gekleideter Junge betrachtete dieſen Vorgang mit großer Teilnahme, und es ſchien, als ob dies eine wunderliche und ungekannte Erſcheinung für ihn ſei. Die Ente kam nun ans Ufer, kletterte ſchwerfällig empor und watſchelte dann, mit dem Schwanze wackelnd, auf dem Raſen umher. Bei dieſem Anblick vermochte der Junge ſein Erſtaunen nicht mehr für ſich zu behalten und brach in den verwunderten Ruf aus: „Der Fiſch! der Fiſch! der Fiſch kommt raus!“

Das iſt nun allerdings komiſch, und Herr Gutspächter Nebendahl aus Mecklenburg hätte ſich wahrſcheinlich vor Lachen den Bauch gehalten, wäre ihm dieſer Ausruf zu Gehör gekommen. Zugleich aber iſt es auch traurig, denn es zeigt, wie fremd ein ſolches Großſtadtkind der Natur gegenüberſteht, daß es eine Ente für einen Fiſch hält, weil es doch ſchon einmal gehört hat: der Fiſch ſchwimmt im Waſſer.

Dazu fällt mir als Gegenſtück eine Geſchichte aus meiner auf dem Lande verbrachten Kindheit ein. Ich wollte mit meiner jungen Weisheit einen meiner Geſpielen darüber belehren, daß die Ente ein Vogel ſei, ſtieß aber dabei auf den härteſten Widerſtand, denn das ſah er nicht ein: „'ne Aant is 'ne Aant,“ ſagte er, „un 'ne Gaus is 'ne Gaus, un'n Hauhn is'n Hauhn, dat ſünd kein Vagels. Äwer 'n Sparling is'n Vagel un dei Grauiritſch (Hänfling) un dei Lewark (Lerche) un dei Dickkopp Nägenmür' (Neuntöter) un dei Karrekiekkiek (Rohrſänger) un minswegen ok dei Kreih (Krähe). Äwer, wo kann dei Aant woll'n Vagel ſin, dat's doch 'ne Aant.“

Dieſe ihm ſo wohlbekannten Haustiere hielt er eben für Gattungen für ſich, und der Gedanke, es könnten auch Vögel ſein, leuchtete ihm durchaus nicht ein. Trotzdem ſich nun dieſe beiden Kinder in der Verkennung der Ente begegneten, war doch der Landjunge dem Stadtbewohner in der Naturkenntnis bedeutend überlegen, denn außer den genannten, wußte er noch eine ganze Anzahl anderer Vögel zu unterſcheiden, er kannte die Getreidearten und wußte genau, was ein Apfel- und ein Birnbaum war, auch wenn ſie keine Früchte trugen, ja ſogar, wenn ſie ohne Blätter waren. Es gibt viele hunderttauſend Berliner, die das nicht können. Ja, es gibt unter dieſen viele, denen die Natur überhaupt etwas ganz Fremdes geworden iſt und denen eine der beliebten Landpartieen erſt als ein wahrer Spaß erſcheint, wenn ſie ſtädtiſchen Lärm und wildes Getöſe in die Stille des Waldes tragen können durch fortwährendes Getute auf Radau-Inſtrumenten und wüſtes Gegröhle fleißig befeuchteter Bierkehlen.

Aber woher ſoll einem ſolchen Großſtädter ein Verhältnis zur Natur kommen, wenn er kein Heim beſitzt und niemals beſeſſen hat. Denn ein wirkliches Heim hat nur der, der im eigenen Hauſe auf eigener Scholle wohnt und ein Stückchen grünes Land umher ſein eigen nennt. Alle übrigen ſind Nomaden, auch wenn ſie eine Treppe hoch in der feinſten Gegend wohnen. Denn eine Laune des Hauswirtes genügt, ihre Sachen auf den Möbelwagen zu bringen und ſie zu veranlaſſen, ihr Zelt anderswo aufzuſchlagen.

Als ich Berlin vor fünfundzwanzig Jahren kennen lernte, war es lange nicht ſo prachtvoll als jetzt, aber es bot mehr das Bild einer natürlichen Entwickelung. Die Häuſer an den ins Freie führenden Straßen wurden kleiner und ſeltener, die Gärten umfangreicher, und ſo verlor ſich die Stadt allmählich ins Feld. Das hat nach der raſend ſchnellen Ausdehnung Berlins in den letzten zwanzig Jahren vollſtändig aufgehört, alle dieſe grünen Vorſtädte wurden verſchlungen und mit vier- bis fünfſtöckigen Mietskaſernen bebaut, die jetzt gleichmäßig uniformiert wie ein Trupp rieſiger Soldaten ohne Übergang in das freie Feld vorrücken. Dieſe Entwickelung Berlins zu einer ungeheuren Kaſernenſtadt iſt unſchön und ungeſund, und es iſt wünſchenswert, daß hier ſobald als möglich andere Bahnen eingeſchlagen werden. Das hat bei der großen Entwickelung unſerer Verkehrsmittel ja am Ende keine Schwierigkeiten, das Haupthindernis beſteht aber darin, daß die große Mehrzahl der Berliner ſich an dieſe traurigen Wohnungsverhältniſſe gewöhnt hat und ſie gar nicht mehr als etwas Unwürdiges empfindet. Eine zweite Schwierigkeit liegt in der falſchen Tageseinteilung, die in einer ſo großen Stadt wie Berlin auf die Dauer nicht haltbar iſt. In bezug auf die Mittagszeit herrſcht hier einfach Tohuwabohu, und macht man Beſuche bei verſchiedenen Bekannten, ſo kann man von 12 $^1/_2$ bis 7 Uhr hintereinander jedem in die Suppe fallen, zu ſo viel verſchiedenen Zeiten wird in Berlin geſpeiſt. Der eine hat in ſeinem Geſchäfte oder auf ſeinem Büreau die Mittagspauſe von 12—2 Uhr, der andere von 1—3 Uhr, der dritte arbeitet durch bis 4 Uhr, der vierte wird noch ſpäter frei. Daß nun ein Familienvater, deſſen Arbeitszeit durch eine längere Mittagspauſe in zwei Teile zerriſſen wird, nicht gut in einem entfernten Vororte wohnen kann, liegt auf der Hand. Eine praktiſche Geſtaltung der Geſchäftszeit aber, wie ſie in Hamburg und London vorhanden iſt, würde in Berlin Wunder wirken für die Beſiedelung der Vororte und für die Ausbildung des Einfamilienhauſes, denn unzählige Geſchäftsleute, Fabrik- und andere Beamte, Künſtler, Profeſſoren, Lehrer und Leute anderer Berufsarten gibt es, die dann in der Lage wären, ſich draußen in ländlicher Umgebung anzuſiedeln. Was ſich in dem ungeheuren London machen läßt, wäre doch wohl am Ende in dem ſo viel kleineren Berlin durchzuführen. Denn denen, die Vermögen haben, würde die Erwerbung eines Hauſes mit Garten ja überhaupt keine Schwierigkeiten machen, und den anderen können große Baugeſellſchaften auf dem Wege der allmählichen Abtragung oder Amortiſation dazu verhelfen, daß ſie in einer mehr oder weniger langen Friſt auf ihrem Eigentum ſitzen. Wie anders würden ſie dort wohnen, als jetzt in Berlin in eine Etage eingekeilt, über ſich und unter ſich Kindergetrampel und das ganze Haus voll Klaviere. Dazu eingeſponnen in ein häßliches Netz widerwärtiger Paragraphen eines Mietkontraktes, an dem die gemeinſame Kraft von vielen Tauſenden knauſeriger Hausbeſitzer gemeinſam geſtrickt hat, bis jede Maſche eine Menſchenfeindlichkeit bedeutete. Dort wird in die Fenſter ihrer Schlafzimmer ſtatt des Müllkaſtenduftes ſonnenloſer Höfe und des Kohlgeruches fremder Küchen eine ſonnige Gartenluft wehen, getränkt mit Düften ſelbſtgezogener Blumen. Dort wird ſtatt ewigen Geklingels der Pferdebahnwagen und des endloſen Geraſſels der Räder Vogelſang an ihr Ohr dringen, dort werden ihre Kinder nicht mager und blaß wie Schattenpflanzen ſein, ſondern feſt und ſchön gerötet durch Luft und Sonne.

Es gibt innerhalb des großen Mietskaſernenmeeres, das ſich Berlin nennt, ja noch eine Anzahl von grünen Inſeln, wo hübſche Häuſer und kleine Schlößchen einzeln in Gärten gelegen ſind, allein nur ſehr wohlhabende Leute können ſolchen Luxus ſich erlauben. Das ſieht man auch ſchon an der Ausſtattung dieſer Häuſer, das ſieht man an der Pracht der Gartenanlagen. In der Nähe des Mittelpunktes können auf dieſe Art eben nur reiche Leute wohnen oder ſolche, deren jährliche Einnahmen aus irgend welchen Gründen ſehr bedeutend ſind, wie dies ja zuweilen ſogar bei Schriftſtellern vorkommen ſoll. Doppelt trübſelig macht es ſich dann, wenn oft ganz in der Nähe ſolcher freundlicher Oaſen die große Häuſerwüſte wieder beginnt mit Straßen ohne Grün, ewigen Fenſterreihen und einem Gewimmel ärmlicher, blaſſer Kinder.

Der Drang hinaus aus dieſem großen Bienenſtock mit den unzähligen Waben iſt denn auch ein mächtiger. Er äußert ſich an ſchönen Sonntagen in gewaltigen Völkerwanderungen, welche die ſo oft mit Unrecht geſchmähte, zum Teil ſehr ſchöne Umgebung Berlins bis in die abgelegenſten Winkel erfüllen, er äußert ſich beſonders zur Zeit der Sommerferien durch eine wahre Reiſewut. Das Wort „Reiſen“ hat für die, welche es nicht können, die durch mangelnde Geldmittel oder

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

die Laſt der Geſchäfte zurückgehalten werden, einen ſehnſuchtsvollen, zauberhaften Klang, und die, welche es können, verſäumen es gewiß nicht, wenigſtens zur Zeit der Ferien hinauszuziehen an irgend einen grünen Ort, wo ſie und ihre Kinder vier oder fünf Wochen lang Luft und Licht und Sonne ſchnappen, die ausreichen müſſen für das ganze Jahr. Und doch könnten ſo viele von dieſen einen großen Teil deſſen, das ſie in der Ferne ſuchen, ganz in der Nähe haben, wenn ſie ſich entſchließen wollten, hinauszuziehen in die Vororte, wenn ſie ſich entſchließen könnten, zu verzichten auf einen gewiſſen protzenhaften Luxus der Wohnungsausſtattung, die mit der öden Pracht überladener Stuckornamente und bunter Glasfenſter über die innere Armſeligkeit und Heimatsloſigkeit einer Mietskaſernenwohnung hinwegtäuſchen ſoll.

Berlin beſitzt bereits eine Menge ſolcher Vororte, Weſtend, Südend, Steglitz, Friedenau, Lichterfelde und wie ſie alle heißen. Aber wie verſchwindend iſt der Prozentſatz derer, die dort wohnen, gegen die über $1\frac{1}{2}$ Millionen in dem großen Häuſermeere Berlin. Es ſind nur Ausnahmen und man ſollte doch dahin ſtreben, daß es für jeden, der es irgend erreichen kann, die Regel wird, auch für die Arbeiter, die unter den Berliner Wohnungsverhältniſſen wohl am meiſten leiden. Denn auch für dieſe iſt eine Änderung ſehr wohl möglich, wie erſt vor kurzem in dieſem Blatte ausgeführt wurde. Herr Paſtor v. Bodelſchwingh entwirft in einem Vortrage ein Bild von der zukünftigen Umgebung der Großſtädte: „Es iſt ein liebliches, lichtes Zukunftsbild, das ſich vor meinem Auge aufthut. An Stelle der himmelhohen Hinterhäuſer in den Gaſſen der Großſtädte, in welchen unzählige Kindlein aus der Welt gehen, ohne je den blauen Himmel und das Licht der Sonne geſehen zu haben, in welchen eine Fülle leiblichen und geiſtigen Anſteckungsſtoffes ſich häuft, verbitterte Menſchen ohne Gott und Hoffnung ihr Leben führen und an zeitlichen und niedrigen Ergötzungen der Sünde ſich entſchädigen, die noch weniger Erquickung gewähren, als die eintönige Tagesarbeit, ſehe ich in einem Umkreiſe von ein bis zwei Meilen um die Großſtädte her Tauſende und Abertauſende freundlicher kleiner Häuſer, jedes höchſtens für zwei Familien ausreichend, jedes womöglich verſchieden von dem anderen in Stil und Bauart, dorfartig gruppiert, mit Vorgärten und ſtattlichen Gemüſegärten verſehen, an ſchattigen Alleen gelegen, die zu den Eiſenbahnhalteplätzen führen. Aus jeder Gruppe, die etwa 2—3000 Seelen zählt, ragt ein freundliches Kirchlein hervor, umgeben von den nötigen Elementar-, Kleinkinder-, Handarbeitsſchulen und anderen gemeinnützigen Anſtalten. — Es ſind keineswegs nur Fabrikarbeiter, die hier ihr Heim begründet haben, ſondern in bunter Miſchung Handwerker aller Art, kleine Beamte, Lehrer ꝛc. Es ſchämt ſich auch keineswegs ein wohlhabender Bürger oder Fabrikherr, ſeine Villa unter die freundlichen Häuschen zu bauen, denn hier iſt gut ſein.“

Das iſt kein bloßes Traumbild, denn im Weſten unſeres Landes gibt es Induſtriegegenden, wo ähnliche Verhältniſſe obwalten, wo der Arbeiter in ſeinem Hauſe auf dem eigenen Beſitz lebt, und die Sozialdemokratie eine unbekannte Sache iſt.

Und nun zum Schluß komme ich auf den eigentlichen Beweggrund dieſer Zeilen, auf das, was mich angeregt hat ſie niederzuſchreiben. Sie ſind hervorgerufen durch eine Schrift des Kammerherrn K. von Riepenhauſen-Crangen: „Geſicherte Familienheimſtätten für alle Stände im Deutſchen Reich. Dritte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1891,“ und eine zweite: „Heimſtättenrecht, ein Recht für jedermann. Sechſtes Tauſend. Berlin, Richard Wilhelmi.“

Herr von Riepenhauſen iſt der Autor des Heimſtättengeſetzes, das im nächſten Reichstag zur Verhandlung kommen ſoll und unter anderen auch die Unterſchrift Moltkes trägt, alſo gewiſſermaßen als ein letztes Vermächtnis dieſes großen und guten Mannes zu betrachten iſt. Das Geſetz bezweckt, der Bevölkerungsverſchiebung vom Lande in die Städte entgegenzuwirken und Leuten aus allen Ständen die Erwerbung einer geſicherten Heimſtätte auf eigenem Grundbeſitz zu ermöglichen, vor allem auch denen, die jetzt, da ſie im eigenen Lande ſolchen Beſitz nicht erreichen können, gezwungen ſind, auszuwandern, und denen, die jetzt zuſammengedrängt ſind in den traurigen licht- und luftloſen Hinterhäuſern der großen Städte. Wie das geſchehen ſoll, das auszuführen, würde hier zu weitläufig ſein, ich verweiſe deshalb auf die beiden Schriften, die in klarer Darſtellung das Geſetz erläutern. Ich habe mich in meinen Ausführungen auf Berlin und den Mittelſtand beſchränkt, dem ich ſelber angehöre und der mir deshalb am nächſten liegt, in den genannten Schriften wird die Sache aber von allen Seiten dargeſtellt, und ich kann jedem, dem das Wohl unſeres Vaterlandes am Herzen liegt, nur deren ernſtliches Studium empfehlen. Denn die Zukunft Deutſchlands beruht auf der Familie, und die Familie gedeiht am beſten im eigenen Heim. Ein ſolches, ſo vielen Menſchen als möglich im Vaterlande zu ſchaffen und zu erhalten, das iſt die Abſicht dieſes Geſetzes, des letzten Vermächtniſſes unſeres großen Moltke.

---

## Meiſter Kern und Herr Wiesling.

Ein Bild aus dem Berliner Handwerkerleben. Von Hanns v. Zobeltitz. (Abdruck verboten.)

„Na, Mutter, endlich! ’s war aber auch heechſte Zeit, daß wir aus de Tinte kamen. Und nu Kopp hoch, Olle — hier is Kies wie Heu!“

Meiſter Kern griff in die rechte Taſche ſeines Überziehers, dem man anſah, daß er ſchon einige Sommer hatte kommen und gehen ſehen, und legte dann bedächtig einen anſehnlichen Leinewandbeutel auf den Tiſch. Wohlgefällig ſtrich er mit der ſchwieligen Hand über das runde Ding. „Sechshundert Mark, Olle, und bar Geld. Een nobler Herr, Herr Wiesling, un jut mit ihm arbeiten. Dat muß ihm der Neid laſſen.“

Frau Tiſchlermeiſter Kern war behäbig, wie das ſo ihre Art, vom bequemen Sorgenſtuhl am Fenſter aufgeſtanden und an den runden Tiſch getreten. Ihre klugen, grauen Augen wanderten von dem vergnügten Geſicht des Alten zu dem Geldbeutel und von dem Geldbeutel wieder zu dem Alten zurück.

„Aber ſo rede doch endlich, Mutterken. Wat haſte denn eegentlich?“ meinte Meiſter Kern ein wenig ärgerlich. „Ick dachte, wat wird ſich die jute Olle freuen, des det Jeſchäft perfekt ’is, un nu macht ſe n’en Jeſicht wie ſieben Tage Regenwetter.“

„Ick möchte dir man bloß die Freude nich verderben, Papachen,“ ſagte ſie endlich langſam. „’s is ja ſchon jut, wenn du zufrieden biſt. Du weeßt ja, ick bin n’en bißchen altmodiſch, un ick verſteh mir vielleicht nich recht uf de neue Sorte Jeſchäfte — mir ſchwindelt’s manchmal dabei.“

Er lachte laut auf. „Olle, ſei nich komſch. Wir ſitzen ſeit acht Wochen ufs Trockne, haben nich een Schemelbeen in Arbeet —“

„Aber ooch nich ’nen Jroſchen Schulden un für’n Notfall immer noch unſre paar tauſend Thälerken in juten preußſchen Pfandbriefen liegen —“

„Willſt du die vielleicht ſo langſam anprepeln, Mutter — wenn’s ſo weiter jejangen wäre, hätten wir doch ran jemußt, un denn Proſit de Mahlzeit mit Liſes Jeld.“

„Wenn’s man ſo nich erſt recht flöten jeht, Karl.“ Der Meiſter wollte ärgerlich auffahren, aber ſie legte ihm die Hand auf die Schulter. „Man nich heftig weren, Papachen, ’s is ja nich böſe jemeint, aber ick meene man bloß, wenn du nu det ville Holz koofen mußt un alle Sonnabend die Jeſellen auslöhnen ſollſt...“

„Hab ich’s mir doch jedacht!“ lachte er ſchon wieder vergnügt. „Die reene Piepmeierei Davor haben Herr Wies-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

ling un ich wohl nich vorjeſorgt — wat? Na alſo laß dir verzählen: jleich, nachdem wir allens abjemacht, ſin wir zu Dahlo & Uhlmann jefahren, un ick habe den janzen Ramſch Holz jekooft, ſcheene trockne Bretter, ne wahre Pracht un nich zu teier. Drei Monat Ziel —“

„Un dann?“

„Na was denn: un dann? Nach drei Monat is det Haus fertig, ick kriege mein letztes Jeld un zahle an den Holzfritzen, un et bleibt noch was hübſches übrig, ſo'ne tauſend Thalerken, taxier' ich. Un wat nu det Lohn anbetrifft, ſo kriege ick jeden Freitag ſo'n Beutelchen da von Herrn Wiesling. Biſt du nu zufrieden, Olle? Den lieben Jott im Himmel danke ich, det er Fritzen die jute Idee injejeben, ſeinen Schwiegerollen in spe wat verdienen zu laſſen! Nu ſoll es aber ooch losjehn, daß die Hobelſpäne man ſo fliegen, un de Leute ſich wundern, was der olle Kern für'n Kerl is.“

Der alte Kern! Am Kottbuſſer Damm kannte ihn jedes Kind, und in der ganzen Nachbarſchaft zogen die Leute den Hut, wenn er vorüberging. Seit zehn Jahren wohnten Kerns draußen. Als ſie einzogen in Nummer elf, da ſtand das Haus noch ganz vereinſamt im freien Felde, rechts dehnte ſich ein großer Holzplatz und links lag eine weite grüne Wieſe. Jetzt hatte ſich längſt Haus an Haus gereiht, eins immer ſchöner und größer als das andere, ſo daß Nummer elf ſich recht klein und ſchmächtig zwiſchen ihnen ausnahm. Es war auch wirklich nur eine alte Baracke, und Mutter Kern hatte ſchon vor elf Jahren gebrummt, als ſie ihre ſchöne Wohnung am Bethanienufer mit dem „Loch“ am Ende der Welt vertauſchen ſollte. Aber drinnen in der Stadt waren die Mieten gar zu teuer geworden, und das Geſchäft ging ſchon lange nicht mehr, wie es ſollte und wie es früher gegangen war. Am Meiſter lag's gewiß nicht, der war auf dem Poſten von früh bis ſpät — die Zeiten waren andere geworden. Ehedem hatte er mit ein paar Geſellen immer vollauf zu thun gehabt und manchen ſchönen Groſchen erübrigen können, dann aber waren die großen Bauſchreinereien mit Dampfſägen und Maſchinen aller Art wie die Pilze aufgeſchoſſen, das Holz war teuerer und immer teuerer und die Geſellenlöhne immer höher geworden. Er mochte es anfangen, wie er's wollte, er kam nicht mit. Und halb und halb hatte er das Rennen auch ſchon aufgegeben. Ging's mit der Bautiſchlerei nicht mehr, dann ging's vielleicht in anderer Weiſe — der alte Kern ſcheute ja keine Arbeit. So half er ſich denn einige Jahre mit allerhand Flickereien durch, und wenn's ſeinen Stolz auch ein wenig wurmte, daß er einen Geſellen nach dem anderen entlaſſen mußte, ſo war's doch die Hauptſache, daß er die Seinen ehrlich durch die Welt brachte. Wo es draußen auf dem Kottbuſſer Damm einen Zaun auszubeſſern gab, wo eine Thürfüllung neu zu machen war, wurde zu Kern geſchickt. Anfangs hatte es ihn geniert, heute dem Kollegen Dachdecker und morgen dem Stellmacher ein wenig ins Handwerk zu pfuſchen, hier einen alten Tiſch aufzupolieren und dort der Frau Nachbarin ein Bein anzuleimen, und er ſchimpfte mächtig über die ſchlechten Zeiten. Aber auch das gab ſich allmählich, und er war froh, wenn er überhaupt Arbeit fand. Da aber lag der Haſe im Pfeffer. Als das große Schild „Bau- und Möbeltiſchlerei von Karl Kern“ am Hauſe Kottbuſſer Damm Nr. 11 befeſtigt wurde, gab es weit und breit keine Konkurrenz, nicht einmal für Flickarbeit — jetzt aber that ſich alle Naſelang eine neue Tiſchlerei auf und, da neue Beſen bekanntlich beſſer kehren, als die alten, wurde Meiſter Kern immer weniger und weniger in Nahrung geſetzt, bis der Leimtopf in ſeiner Werkſtätte ſchließlich gar nicht mehr warm gemacht zu werden brauchte.

Und gerade da fiel ihm das Glück ins Haus: er erhielt einen großen Auftrag, einen Auftrag, wie er ihn ſich ſeit fünfzehn Jahren nicht mehr erträumt hatte.

Eigentlich war es mehr als merkwürdig, wie er zu dieſem Auftrag kam.

Im Herbſt, als das Geſchäft ſich noch ſo ziemlich fortläpperte, waren ſie an einem Sonntag Nachmittag nach der Haſenheide gegangen, ein Glas Bier zu trinken: die beiden Alten und Liſe. Es war ſehr voll bei Happold geweſen, aber ſie ergatterten doch noch einen Tiſch. Nicht lange jedoch, ſo kam ein junger, ganz reputierlich ausſehender Mann und bat höflich, da rechts und links alles beſetzt war, ſich mit an den Tiſch ſetzen zu dürfen. Mutter Kern that's zwar nicht gern denn ſie war vorſichtig von wegen Liſes, aber ſie ſagte doch nicht nein, und als der junge Mann einmal ſaß, wurde man miteinander bekannt. Er nannte ſeinen Namen: Fritz Berger, und wie ein Wort das andere gab, erzählte er auch, daß er Maurerpolier ſei. Als Kerns nach ein paar Stunden aufbrachen, ließ er es ſich nicht nehmen, ſie bis nach Hauſe zu bringen. Sein Weg führe ihn ja ſo wie ſo beinahe durch den Kottbuſſer Damm, meinte er, ſintemal er in der Reichenberger Straße wohnte — es ſei nicht um. Er ging alſo mit und immer dicht an Liſes Seite, die beiden Alten hinterdrein, und das junge Volk vorn lachte und kicherte unterwegs, daß es eine Freude war. Und dann, als Vater Kern das Haus aufſchloß, zog er den Hut und bat höflich und beſcheiden, ob er gelegentlich einmal vorſprechen dürfe. Da konnte man doch nicht gut anders, als ja ſagen.

Fritz Berger aber kam nicht einmal, er kam bald alle Wochen, und ehe zwei Monate ins Land gegangen, waren er und Liſe Bräutigam und Braut. Der Alte hatte ſich zwar ein wenig geſträubt, er hatte dem jungen Mann auch offen geſagt daß ſein Kind nichts zu erwarten habe, außer einer guten Ausſtattung natürlich, aber da die Meiſterin ſtille ſchwieg und die Leutchen ſich augenſcheinlich ſehr lieb hatten, ſo gab er ſchließlich doch nach. Berger hatte, das wußte er, ſein gutes Auskommen, und war ein ordentlicher Menſch, zum Altejungferwerden ſind die Mädels ja auch nicht geboren: „in Gottes Namen alſo, Kinder, und im Frühjahr ſoll Hochzeit ſein.“

Nun arbeitete Berger auf dem Neubau eines Herrn Wiesling in der Muskauer Straße, das heißt, er war Bauaufſeher dort und bei dem Bauherrn allem Anſchein nach ſehr gut angeſchrieben. Das war auch ſchon etwas wert, denn dadurch war er vor dem Stilleliegen ſicher: Wiesling baute nämlich nicht nur das eine Haus, ſondern noch drei andere daneben, und ehe dieſe fertig waren, wollte er ſchon mit einem weiteren Neubau im Centrum der Stadt anfangen. „Das iſt ein Geſchäft und das iſt ein Mann,“ hatte Berger geſagt. „Der verſteht's, Schwiegervater.“

„Und ſolide, Fritze?“

Berger kratzte ſich hinter den Ohren. „Ick denke doch, wenn's bei den Herrn auch ſchwer zu ſagen iſt. Sie wiſſen ja, Schwiegervater, wie das geht: die Grundſtücke werden immer teurer, ſo'n Bau koſtet verflucht viel Geld, und wie er ſich mit ſeinen Baugeldgebern ſteht, da guckt kein Menſch rein. Aber er hat wohl ſchon ſein Schäfchen ins Trockne gebracht, und jedenfalls is immer Kies da.“

„Wenn er nu aber die fertigen Häuſer nich jleich los wird? Was denn?“

„Da iſt jetzt keine Angſt drum. Sie reißen ſich ja um die Dinger, und er hat immer ſeine drei, vier Agenten im Gange. Die Waſſerleitung is kaum drin, ſo is ſchon verkauft. So wie ſichs Geſchäft in dieſem Jahre anläßt, verdient er ein heidenmäßiges Jeld. Das is ſo ſicher, wie Amen in der Kirche.“

Der Alte ſtöhnte leiſe. „Ja, wer dabei mitthun könnte.“

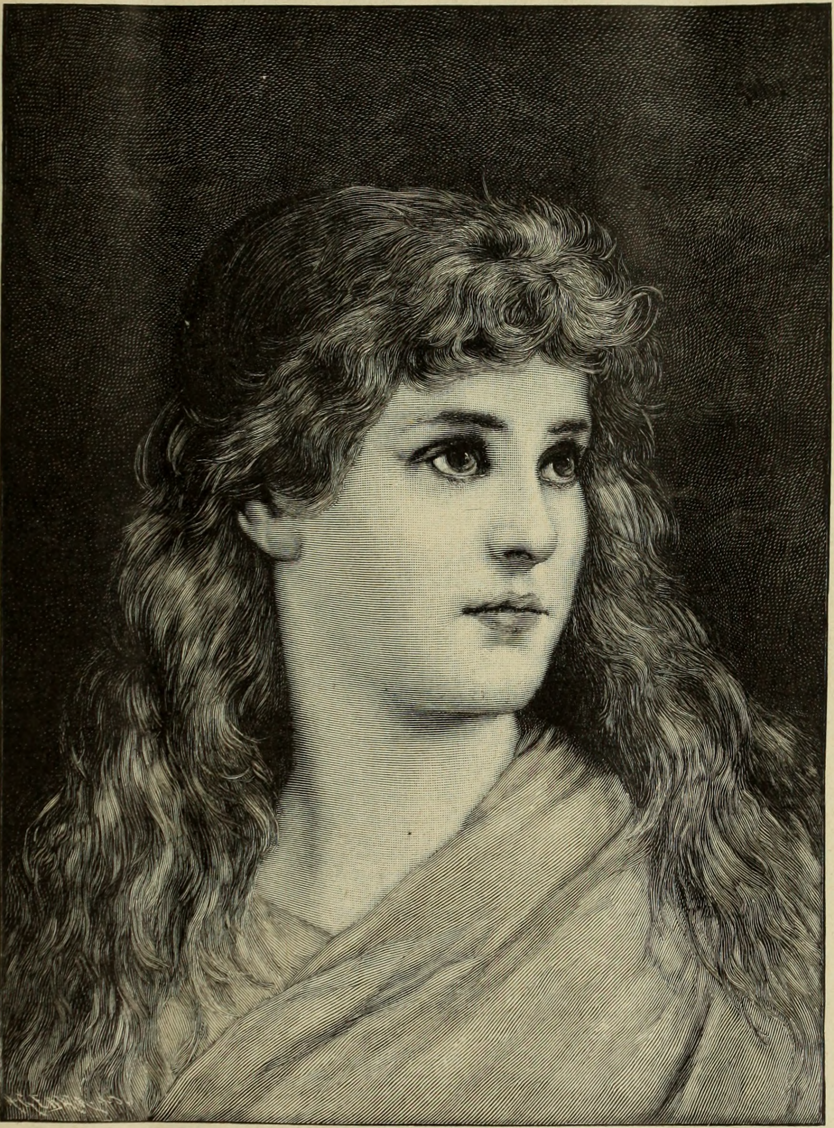
„Na und warum können Sie nich, Schwiegervater? 'Nen paar Jeſellen nehmen, 'ne kleine Gaskraftmaſchine hinten auf'm Hofe aufſtellen und ein paar Kreisſägen — des is doch keine Hexerei.“

„Koſtet aber viel Moneten, mein Junge. Und wer jibt mir Arbeit? Det freſſen alles die Jroßen, vor uns kleine Leute bleibt niſcht übrig.“

Einige Tage ſpäter kam Berger ſichtbar erfreut zu ſeinen Schwiegereltern. Liſe bekam einen flüchtigeren Kuß als ſonſt, der Bräutigam zog den Alten in eine Ecke und redete lange

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

in ihn hinein. Er hatte Gelegenheit gefunden, mit Herrn Wiesling zu ſprechen, und derſelbe war anſcheinend nicht abgeneigt geweſen, dem Meiſter die Tiſchlerarbeit für den Bau Muskauerſtraße zu übertragen, wenn er ſeine Werkſtatt leiſtungsfähig einrichten wollte. „Er thut's nich zuletzt mir zu Jefallen, Schwiegervater, das können Sie mir jlauben,“ meinte Berger. „Er wird auch koulant ſein und uns was dabei verdienen laſſen. Ich will nich zu und nich abreden, aber wenn Sie fragen, muß ich ſagen: greifen Sie zu!“



Photographie-Verlag der Münchener Kunſt- u. Verlagsanſtalt Dr. E. Albert & Co.

Unſchuld. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

So ganz glatt, wie Berger wohl gedacht hatte, ging die Sache nun freilich nicht. Der Meiſter war ein vorſichtiger Mann und die Frau Meiſterin noch viel vorſichtiger: ſie wollte partout von der Geſchichte nichts wiſſen. Das Geſchäft röche nach Bauſchwindel, und dabei hätte ſchon mancher ſeinen letzten Nickel zugeſetzt.

Schließlich entſchloß ſich Kern aber doch, wenigſtens einmal Herrn Wiesling ſelbſt aufzuſuchen und mit ihm wegen der näheren Bedingungen zu ſprechen. Das that er denn auch und der Bauunternehmer imponierte dem Alten mächtig. Er ſagte ihm, daß er viel lieber bei kleineren Handwerkern arbeiten ließe, als in den großen Fabriken; er erzählte, wie er ſich ſelbſt von unten herauf emporgearbeitet habe und lobte Berger höchlichſt. Vielleicht gab das den Ausſchlag, und da auch die Preiſe gut ſchienen und die Zahlungsbedingungen koulant waren, da ſchließlich auch einige Erkundigungen, die der Meiſter doch noch über Wiesling einzog, nicht ungünſtig ausfielen, ſo kam das Geſchäft ſchneller zum Abſchluß, als Kern gedacht. Er war eigentlich ſelbſt etwas verwundert, als er den Kontrakt unterſchrieben hatte, aber als ihm der Bauherr dann die erſte, noch nicht einmal fällige Rate auf den Tiſch zahlte und mit ihm in ſeiner eigenen Equipage zum Holzhändler fuhr, um ihm dort mit ſeiner Empfehlung, wie er ſagte, behilflich zu ſein, freute der Alte ſich über die Maßen. Schien's doch, als ſeien die guten Tage von ehedem wiedergekehrt.

Ja, ſo ſchien's wirklich. Was war das für eine Freude, als der Gasmotor in der ſo lange verödeten Werkſtatt pruſtete und polterte und die erſten hochbeladenen Wagen mit den Brettern auf dem Hofe abgeladen wurden; jedes einzelne hätte der Meiſter zärtlich ſtreicheln mögen, wenn er ſich nicht vor den drei neu eingetretenen Geſellen geniert hätte. Und als dann die Kreisſäge zum erſtenmal mit ihrem kräftigen Ritſch—Ratſch durch das ſchöne, feſte Holz fuhr, ging ihm ordentlich das Herz auf: er holte ſeine Alte und Liſe nach der Werkſtatt herüber, und beide mußten zuſehen, wie die Stäbe und Sproſſen glatt und ſäuberlich aus der neuen Hobelmaſchine herauskamen und wie flink der Centrumsbohrer durch die Latten fuhr. Alle Morgen der erſte auf dem Fleck, ging er als letzter fort, und über Mittag hielt ihn das ſchönſte Gericht Sauerkohl und Pökelfleiſch kaum eine Stunde von der Werkſtatt fern.

Selbſt Mutter Kern ſöhnte ſich einigermaßen mit der Veränderung der Dinge aus, als ſie ſah, daß alles ſo glatt ging. An jedem Freitag Abend holte der Meiſter ſich ſein Geld zum Lohn aus dem Büreau des Bauunternehmers, und wenn er dann am Sonnabend abgelöhnt hatte, und ſich berechnete, was in der Woche fertig geworden war, fand er jedesmal, daß für ihn ein ſchöner Überſchuß bleiben mußte. „Fritze, Sie ſind 'n Joldſohn!“ ſagte er dann wohl zu Berger. „Ihr Schade ſoll's aber nich ſein — wat wir verdienen, verdienen wir ja man bloß für die Liſe! Un 'ne Hochzeit ſoll's werden, Kinder: Champagner wollen wir trinken, ſo gewiß drei mal drei neun is!“

Berger war indeſſen ſeit einiger Zeit gar nicht mehr recht der Alte. Er hatte auf dem Bau allerlei Verdrießlich-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

keiten. Es lag ſo etwas wie eine Arbeitseinſtellung in der Luft, und da er ſich ſelbſt der Bewegung fernhielt, wurde er von den Leuten ſchief angeſehen. Auch mit Herrn Wiesling verſtand er ſich nicht mehr ganz ſo gut wie früher.

„Hören Sie mal, Schwiegervater, was mir heute paſſiert iſt,“ erzählte er. „Da kommt Wiesling auf den Bau und nimmt mich beiſeite. ‚Berger,‘ meint er, ‚bei uns darf kein Streik ausbrechen, das ſage ich Ihnen und dafür müſſen Sie ſorgen!‘ — ‚Schön geſagt, Herr Wiesling, aber wie?‘ — ‚Sie ſind ein verſtändiger Mann, Berger, ich will ganz offen zu Ihnen reden: wenn's nicht anders geht, müſſen wir zahlen, was die Leute wollen. So lang als möglich alſo hinhalten und dann in den ſauren Apfel beißen. Wie Sie das machen, iſt Ihre Sache.“

„Na, Fritze, das is doch aber verſtändig von dem Mann,“ meinte der Alte.

„Wenn's nur nich ſeinen Haken hätte. Gibt man den kleinen Finger, ſo woll'n ſie die janze Hand, und 'ne Jrenze muß doch da ſein. Na, mir jeht's im Jrunde jenommen niſcht an.“

„Dat meene ick, Berger. Herr Wiesling denkt: leben und leben laſſen, un ſo is' recht. Wer's Haus kooft, muß halt acht Jroſchen mehr berappen, ſo jleicht ſich's aus.“

Es war Ende April und ziemlich die Hälfte der Lieferung fertig. Da hielt eines Donnerstags Nachmittags zum Staunen der Nachbarſchaft eine hochelegante Equipage mit zwei prächtigen Rotſchimmeln vor der Thür des Hauſes Kottbuſſer Damm Nr. 11, und drinnen in dem kleinen Wohnzimmer von Kerns ſaßen der Alte und Herr Wiesling im eifrigen Geſpräch. Der Bauunternehmer war plötzlich in der Werkſtatt erſchienen und hatte den Meiſter um eine kurze geſchäftliche Unterredung gebeten.

„Hören Sie mal, lieber Meiſter,“ begann er, „ich bin mit Ihrer Arbeit ſehr zufrieden — ſauber und akkurat, keine moderne Pfuſchware, ganz ſo wie ich's wünſche. Ich denke, Sie werden mit mir auch zufrieden ſein, und wir bleiben in Geſchäftsverbindung.“

„Sehr angenehm, Herr Wiesling, ſoll mir 'ne Ehre ſein.“

„Ich habe einen größeren Umbau in der Taubenſtraße übernommen. Es ſoll da im Erdgeſchoß ein Bräu hineinkommen, und da gibt's viel zu thun mit Wandvertäfelungen, Paneelen und ähnlichem Kram. Sie werden ſich doch getrauen, die Sachen zu übernehmen?“

Kerns Selbſtvertrauen war in der letzten Zeit gewaltig gewachſen. „Was gemacht werden kann, wird gemacht, un wat andere können, kann ick ooch, Herr Wiesling,“ meinte er.

„Sehen Sie hier,“ der Bauunternehmer entfaltete eine große Rolle und zeigte Kern die Pläne und Berechnungen. „Ich werde Ihnen den ganzen Kitt hier laſſen, machen Sie ſich einen Überſchlag, was Sie verlangen, und kommen Sie in nächſter Woche mal zu mir aufs Büreau, damit wir die Sache weiter beſprechen. Es wird ſich lohnen, auch für Sie, denke ich, und das ſoll mich aufrichtig freuen. Auf Wiederſehen, lieber Meiſter.“

(Fortſetzung folgt.)

## Zwiſchen Küche und Korridor.

Plauderei eines Meergreiſes — nur für ſolche, die nicht leicht verſtimmt werden.

(Abdruck verboten.)

Mein Freund Guſtav gehört zu den glücklichen Leuten, die nicht leicht verſtimmt werden, denen die Welt immer roſenfarben erſcheint. Wenn es acht Tage in der Sommerfriſche ununterbrochen regnet, freut er ſich, daß die Parapluiefabrikanten endlich einmal zu einem ordentlichen Verdienſt kommen, und wenn die Sonne es zu gut mit uns meint, weiß er beſtimmt, daß die Landwirte gar nicht genug Wärme brauchen können. Wenn es in einer Geſellſchaft zum Raſendwerden langweilig iſt, findet er das nervenſtärkend, und wenn ſeine Gattin im Kaiſerbazar einen beſonders koſtbaren Wintermantel geſehen hat, ſo iſt er entzückt, daß er demnächſt eine neue ſchöne Hülle für ſeinen Edelſtein erſtehen darf. Nun, ſeine Mittel erlauben ihm das.

Neulich, als ich bei ihm vorſprach, bemerkte ich aber zu meinem Erſtaunen, daß ſein roſenfarbener Horizont bedenklich verfinſtert erſchien. Er war freilich Strohwitwer, und das erklärte mancherlei, ſintemal es eine abſcheuliche Verleumdung iſt, daß gute Ehemänner ſich auf die Badereiſen ihrer reſpektiven beſſeren Hälften freuen. Aber es erklärte doch nicht alles, denn Guſtavs Strohwitwerzeit hatte ihren Kulminationspunkt bereits überſchritten, ja er erwartete die Gnädigſte ſogar in wenigen Tagen zurück. Trotz dieſer frohen Ausſicht ſaß er jedoch wie ein geſchlagener Mann in ſeinem Schaukelſtuhl, den Schoß mit einem Pack Briefe bedeckt, dampfte gewaltige Wolken und bot mir nicht einmal eine ſeiner trefflichen Havannas an.

„Das Unglück der Menſchheit iſt die Abſchaffung der Sklaverei!“ Das waren die erſten Worte, welche mir zu Teil wurden, und ſie klangen nicht etwa leicht oder ſcherzend, ſondern grollend und bitterböſe.

Ich kann nun mit gutem Gewiſſen beſchwören, daß Guſtav, obgleich er, im Vertrauen geſagt, etwas reaktionär angehaucht iſt, keineswegs dem Prinzip des unbedingten Kulturrückſchrittes huldigt. Er beſitzt auch keine Plantage. Was in aller Welt mochte er mit der Sklavenfrage zu thun haben.

„Da“ — ein Dutzend Briefe flog auf den Teppich — „da haſt du die Beſcherung: dreißig Antworten an jedem Tage, aber auch nicht eine vernünftige. Und wenn du dir dieſe Perſonen erſt kommen läßt und ſie ſiehſt: entweder ſchlampig oder ſchnuddelig oder aufgedonnert wie die Modepuppen, dabei alle von der gleichen Unverſchämtheit, dann wirſt du verſtehen, daß es mir Ernſt mit meinem Ausſpruch iſt: das Unglück der Menſchheit iſt die Abſchaffung der Sklaverei.“

Er ſagte das ſo ſeriös, daß die Reflexwirkung auf meine Geſichtsmuskeln nicht ausblieb. Ich lachte herzlich. Und da ich ſelten, aber wenn ſchon, ſo auch ordentlich lache, und ein ordentliches Lachen bekanntlich anſteckend wirkt, ſo ſtimmte er ſchließlich ein. Aber ſogar ſein Lachen klang grimmig und gallebitter.

„Es iſt wirklich ſo, wie ich ſagte!“ meinte er endlich. „Wenn ſolch alter Römer eine ordentliche Köchin brauchte —“

„Aha,“ warf ich ein: „Alſo Dienſtbotennot.“

„Natürlich! Alſo, wenn ſolch alter Römer eine ordentliche Köchin brauchte, ging er und kaufte ſich eine tüchtige Küchenfee. Die hatte er doch dann, ſolang er wollte, und wenn ſie etwa zum Striken Neigung zeigte, ſo . . .“

Guſtav machte eine nicht mißzuverkennende Bewegung — er, der keinen Regenwurm auf den Angelhaken ſpießen kann.

Und da ich mir erlaubte, noch einmal zu lachen, ſo begann er, mir die lange Geſchichte ſeiner Leiden zu erzählen.

Ich will's gnädig machen und ſie nicht wiedergeben, nicht einmal in extenso. Es war eben die Geſchichte. Zwar bin ich leider Junggeſelle, aber da ich das unverdiente Glück genieße, von zahlreichen Freundinnen und Freunden als Vertrauensmann angeſehen zu werden, ſo kenne ich auch die Geſchichte aus dem Fundament: in ſechs Monaten vier Köchinnen, die erſte frech, die zweite dumm, die dritte ſchmutzig, die vierte liederlich; Berge zerbrochenen Geſchirrs; verlorene Hausſchlüſſel; abhanden gekommene Wäſche; bezahlte und doch unbezahlte Lieferanten; gefälſchte Dienſtbücher; verlorene Quittungskarten; verbrannte Suppen; verſalzene Gemüſe — was weiß ich noch, aus welchen Konglomeraten ſich der Bau von Guſtavs Unglück zuſammenſetzte. Und nun, da er in Abweſenheit ſeiner liebenswürdigen Gebieterin etwas voreilig übernommen hatte, eine neue Ritterin des edlen Ordens vom Kochlöffel zu beſorgen, war ein vierzehntägiges Ringen mit ſechs verſchiedenen Mietsfrauen gefolgt, ſchließlich ein ebenſo fulminantes, wie erfolgreiches Inſerat in der Tante Voß, und am Ende all des Unheils der verzweifelte, tragikomiſche Ausruf: „Das Unglück der Menſchheit iſt die Abſchaffung der Sklaverei!“

Wie alt iſt nicht dieſe Geſchichte, und doch bleibt ſie ewig neu.

Wahrhaftig, ich hatte das innigſte Mitleid mit dem unglücklichen Aufgeber des Inſerats, und ich habe ihm redlich beigeſtanden, unter der Wuſt der eingegangenen Adreſſen die neue Perle herauszufinden, die vorausſichtlich auch nur vier Wochen für Freund Guſtav gutes Fleiſch in ſchlechte Beefſteaks verwandeln wird. Wahrhaftig, ich habe überhaupt das innigſte Mitleid mit allen unſeren vielgeplagten Hausherren und noch mehr mit deren Hausfrauen, ich fühle mit ihnen allen, welche Laſten ihnen die Sorge um ihre weißen Sklaven, die doch in Wirklichkeit nur zu oft ihre Herrinnen ſind, auferlegt, aber...

Ja: Aber!

Es gibt nämlich wirklich ein Aber. Es gibt auch hier einen Revers der Medaille, und der trägt, ſo unhöflich es klingen mag, die alte Umſchrift: „wie der Herr, ſo das Geſcherr!“

Ich bitte feierlichſt, mich nicht mißzuverſtehen. Der Spruch wird von mir hier nicht in dem Sinne aufgefaßt, daß etwa die Untugenden der Dienſtboten nur das Spiegelbild etwaiger Untugenden ihrer Herrſchaften wären. Es fällt mir auch nicht ein, leugnen zu wollen, daß die unſelige Richtung unſeres Zeitgeiſtes viele jener Dienſtboten ſelbſt, zumal in größeren Städten, verſchlechtert, über die Maßen anſpruchsvoll, leichtfertig, untreu gemacht hat. Daß dem leider ſo iſt, weiß ich ſehr gut, ich bin aber der entſchiedenen Anſicht, daß wir (ich will mich einmal mit den „Herrſchaften“ identifizieren) ein gut Teil der Schuld daran tragen, daß dem ſo iſt, ja daß wir dieſe Schuld fortgeſetzt vergrößern.

Eine ſcheinbare Äußerlichkeit zunächſt, aber eine hochwichtige! Ich habe bei Freund Guſtav mehr als ein Dutzend Dienſtbücher in Händen gehabt und entſprechend viel Zeugniſſe darin geleſen. Wenn die letzteren maßgebend geweſen wären, müßte faſt die Hälfte der lobeſamen Küchendragoner zur Kategorie der nach dem übereinſtimmenden Urteil meiner Gönnerinnen ausgeſtorbenen wirklichen Küchen-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

ſeen gehört haben, was ich guten Grund habe, zu bezweifeln. Bei der zweiten Hälfte bewegte ſich die Angabe des Grundes des Abgangs in den nichtsſagendſten Redensarten: „Will ſich verändern“ — „ſucht einen leichteren Dienſt“ — „Geht zu ihren Verwandten“ ꝛc. Eine *einzige* Dame hatte offen geſchrieben: „Das Mädchen kocht nicht meinen Anforderungen entſprechend, iſt mir nicht ſauber genug und hat wiederholt wegen Ungehorſams Anlaß zu Klagen gegeben.“

Warum ſcheuen ſich unſere Hausfrauen, im allgemeinen Intereſſe bei dieſen Zeugniſſen der Wahrheit die Ehre zu geben? Warum verſchweigen ſie die Leiden, welche ſie ſelbſt durchgekoſtet haben, und beſchönigen die Untugenden nachläſſiger, ungetreuer Dienſtboten? Mich dünkt, es iſt eine *Anſtandspflicht* gegen unſere Mitmenſchen, derartige Zeugniſſe gewiſſenhaft auszuſtellen, ſich bei ihnen weder von augenblicklichem Übelwollen, noch von falſch angebrachtem Mitleid leiten zu laſſen. Unſeren Hausfrauen iſt es auch noch viel zu wenig bekannt, daß ſie unter Umſtänden der ſpäteren Herrſchaft gegenüber geſetzlich haftbar werden, wenn ſie trotz beſſeren Wiſſens ein den Thatſachen nicht entſprechendes Zeugnis ausſtellen.

Es iſt nicht nur das Intereſſe der Herrſchaft, welches bei dem richtigen, pflichtmäßigen Ausſtellen der Zeugniſſe Berückſichtigung verdient, es iſt auch das Intereſſe der Dienſtboten ſelbſt. Werden die Zeugniſſe allgemein gewiſſenhafter abgewogen, dann wird ſich ganz von ſelbſt die Spreu von dem Weizen ſondern. Während es heute ſo weit gekommen iſt, daß viele Herrſchaften mit gutem Grund bei dem Mieten eines Dienſtboten einem ehrlichen Geſicht und der eigenen Menſchenkenntnis mehr vertrauen, als dem glänzendſten Zeugnis, ſollte und müßte das letztere doch eigentlich die Grundlage jedes Mietsſchluſſes ſein.

## Epheublüte.

Der Epheu iſt durch Klettern
Bekannt und durch ſein Grün
Man ſpricht von Epheublättern,
Doch nicht von ſeinem Blüh'n.

Die Dolden ſind, die grünen,
Den meiſten kaum bekannt.
Er blüht nur für die Bienen
Im Baum und an der Wand.

Die grüßen ihn mit Freude,
Weil er zu blüh'n beginnt
Im Herbſt, wenn auf der Heide
Dahin die Blumen ſind.

Und wenn die Blätter fallen,
Schon rauh der Herbſtwind weht,
Wenn es zu End' mit allen
Lieblichen Blumen geht:

Dann ſag' ich im Gemüte
Mir auch zum Troſte dies:
Es kommt noch Epheublüte,
Die iſt beſonders ſüß.

J. Trojan.

Die Haupturſache unſerer modernen Dienſtbotennot liegt, meine ich, jedoch tiefer, ſie liegt in der Art und Weiſe begründet, wie ein großer Teil unſerer heutigen Hausfrauen ihre Haushaltungspflichten auffaßt. Ich weiß wohl, daß ich mit meinen Jugendreminiscenzen als grämlicher Meergreis arg beleumdet bin, aber ich muß es doch wiederholen: es war früher beſſer denn heute! Unſere modernen Hausfrauen vergeſſen nur zu häufig, daß ſie ihren Dienſtboten gegenüber keineswegs lediglich *Rechte*, daß ſie ihnen gegenüber auch *ernſte Pflichten* haben. Dieſe Pflichten werden nicht dadurch allein erfüllt, daß Minna und Martha gute Koſt, hohen Lohn und ein vielleicht überreiches Weihnachtsgeſchenk erhalten — der Pflichtkreis unſeren Dienſtboten gegenüber umfaßt höhere, ethiſche Aufgaben.

Wer gute Dienſtboten haben will, muß ſie ſich ſelbſt *erziehen*. Das thaten unſere Mütter und ſie fuhren gut dabei: ſie beſaßen aber jene Ruhe, jene Stetigkeit, jenen Ernſt, der unſerer jetzigen Generation ſcheinbar immer mehr verloren geht, Eigenſchaften, ohne welche Erziehung überhaupt unthunlich iſt. Hand aufs Herz! Schwankt die Behandlung unſerer Dienſtboten heute nicht unaufhörlich zwiſchen einem grenzenloſen Verwöhnen und einem herben Empfindenlaſſen der Kluft, welche ſie von der Herrſchaft trennt? Vor einigen Monaten hörte ich von einer ſehr liebenswürdigen Dame, daß ſie jetzt endlich ein anſcheinend wirklich gutes Mädchen gefunden, ſie habe demſelben auch gleich ein neues Kleid geſchenkt. Ich beſitze die häßliche Gewohnheit, manchmal ungehörige Fragen zu ſtellen; ſo fragte ich denn, ob die Gnädigſte ſich ſchon nach den Familienverhältniſſen des Mädchens, ihren Eltern ꝛc. erkundigt habe? Frau v. X. aber blickte mich ganz erſtaunt an und entgegnete naiv: „Aber, Verehrteſter, was geht denn das *mich* an?“

Die Grundlage der Dienſtbotenerziehung iſt jedoch das *Beiſpiel*, das Vorbild der Herrſchaft. Ich weiß recht wohl, welch bewundernswerter Fond von Tüchtigkeit in unſeren Frauen ſteckt, daß derſelbe im großen urd ganzen heute noch unverſehrt erhalten und hoffentlich ebenſo unverſehrt als koſtbarſtes Erbteil auch kommenden Generationen überliefert werden wird. Trotzdem kann ein Mann, der unbefangenen Blickes auf mehrere Jahrzehnte zurückſchaut, ſich des Eindruckes nicht erwehren, daß mit der veränderten Lebensauffaſſung weiter Kreiſe leider auch die Art und Weiſe, in der viele Frauen ihrem Haushalt vorſtehen, eine andere geworden iſt. Mannigfache neue Intereſſen nehmen ſie anderweitig in Anſpruch, ſie wollen oder können ſich nicht mehr ſo ausſchließlich, wie es unſere Mütter thaten, auf das enge und doch ſo weite Reich des eigenen Hauſes konzentrieren; der Haushalt, der für jene den Kernpunkt ihres Lebens bildete, iſt für ſie ein „Nebenbei“ geworden, das oft recht läſtig empfunden wird. So mangelt denn, hier mehr, dort minder, der Hausfrau perſönliche Mitthätigkeit, die keineswegs ſtets nur in eigenhändiger Mitarbeit zu beſtehen braucht, ſondern ſich auch ſchon in gewiſſenhafter Anleitung und ſorgſamer Überwachung ausſpricht. Den Dienſtboten wird überlaſſen, was Pflicht der Hausfrau wäre, und die letztere iſt ganz erſtaunt, wenn jene ſich bald ihnen nimmermehr zukommende Freiheiten anmaßen. Dann ſollen plötzlich die Zügel um ſo ſtraffer angezogen werden, und die Gnädigſte iſt aufs äußerſte entſetzt, wenn Minna dem Umſchwung der Stimmung nicht ſofort zu folgen vermag.

Am betrübendſten aber erſchien mir ſtets die geringe Anteilnahme, welche viele Herrſchaften, zumal in den größeren Städten, der religiöſen und — ja unlösbar damit verbunden — der moraliſchen Erziehung der Dienſtboten zuwenden. In dieſem Punkte hilft kein Beſchönigen, die Wahrheit, ſo herb ſie klingt, muß ausgeſprochen werden. Inwieweit der Herr und die Frau des Hauſes auf das religiöſe Empfinden ihrer Dienſtboten innerhalb der Häuslichkeit einwirken, mag Sache des einzelnen ſein. Ich kann und will nicht darüber rechten, obwohl mir das Beiſpiel meines elterlichen Hauſes zeitlebens vor Augen ſtehen wird, in welchem die gemeinſame kurze und ſchlichte Morgenandacht mit der Herrſchaft das Geſinde vereinte, und in dem es nie geduldet worden wäre, daß die Dienſtboten ſich zum Mittagstiſch niederſetzten, ohne ihr Gebet zu ſprechen. Eine tiefbetrübende Thatſache aber iſt es, daß in zahlreichen Haushaltungen der ſonntägliche Kirchenbeſuch des Geſindes nicht als eine Pflicht, ſondern als eine Laſt angeſehen wird — ob ich Unrecht thue, wenn ich hierbei von einer Thatſache ſpreche, darüber überlaſſe ich das Urteil ruhig meinen Leſerinnen. Und (ich ſcheue mich nicht, auch das offen auszuſprechen) in wievielen Haushaltungen erſtreckt ſich die Einwirkung auf die moraliſche Lebensführung der Dienſtboten lediglich auf das Verbot der obligaten Küchenbeſuche und auf die Entziehung des Hausſchlüſſels — wie wenige ſuchen mit freundlichem Wort, mit ſtrenger Ermahnung, wenn es ſein muß, wie verſchwindend wenige gar dadurch, daß ſie dem Geſinde reinere und edlere Unterhaltung als die zweifelhaften Reize des Sonntagsausgehens erſchließen, auf ihre Untergebenen einzuwirken?

Ich bin vielleicht ernſter geworden, als es ſich für eine Plauderei ziemt. Wes das Herz aber voll iſt, des ſtrömen die Lippen über. Und ſo ſoll denn auch das Ernſteſte, was mir auf dem Herzen lag, nicht verſchwiegen bleiben.

In der ungeheueren Mehrzahl aller Familien iſt ein engerer Verkehr zwiſchen den Kindern und dem Geſinde gar nicht zu umgehen. Ich gehöre wahrhaftig auch nicht zu denen, welche in dieſer Beziehung prüde ſind. Mir hat es nichts geſchadet, wenn ich mich

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

in meinen Freiſtunden zwiſchen den Tagelöhnern, den Knechten und Mädchen auf dem väterlichen Gute herumtummelte, und die ſchönen Pflaumenmußſtullen, die dabei dann und wann für den jungen Herrn abfielen, ſchmecken mir heute noch. Ja, es hat gewiß ſein Gutes, wenn ein Kind auch einmal einen Einblick in die Leiden und Freuden anderer Menſchen thut, es ſchützt das kindliche Gemüt vor Überhebung und häßlichem Stolz. Daß aber der Verkehr der Kinder mit dem Geſinde abfärbt, im guten wie im böſen Sinne, iſt unzweifelhaft. Sorgen wir daher dafür, daß wir gute Dienſtboten haben, wir ſind es nicht nur uns, wir ſind es unſeren Kindern ſchuldig. Mit der allgemeinen Redensart, es gibt keine guten Dienſtboten mehr, das alte, warmherzige Verhältnis zwiſchen Herrſchaft und Dienerſchaft habe mindeſtens in den Städten aufgehört und gehe auch auf dem Lande zu Grabe, mit dieſer Redensart iſt ſpottwenig geſagt. Es iſt ſchwerer geworden, gute Dienſtboten zu finden und ſich zu erhalten, das mag wahr ſein — ſchwereren Aufgaben muß man aber ernſteren Sinns begegnen: Dann wird es auch gelingen, ſie zu löſen.

## Bei Pfarrer Kneipp in Wörishofen.

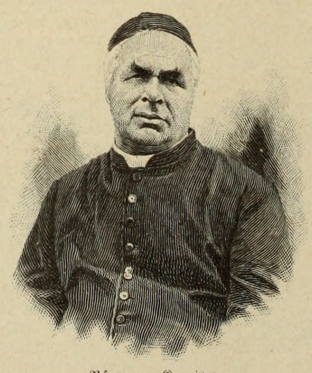
Von Fritz v. Oſtini-München. (Abdruck verboten.)

Ein ſchwäbiſches Pfarrdorf wie hundert andere! Weder ſeine landſchaftliche Schönheit, noch die Strebſamkeit ſeiner Bewohner, noch hiſtoriſche Merkwürdigkeiten hätten es berühmt gemacht — und doch iſt es heute in aller Munde! Wörishofen. Die Waſſer- und Wunderkuren des vielgenannten Pfarrer Kneipp haben den weltentlegenen Ort mit einemmale in den Vordergrund des allgemeinen Intereſſes gerückt, und nach dem 1000 Einwohner zählenden Dorfe, in welchem man vor wenigen Jahren noch einen Fremden für eine großartige Merkwürdigkeit gehalten hätte, ſind im Vorjahre 30 000 Heilungsbedürftige gewallfahrtet.

Der Ort iſt alſo wirklich eine Merkwürdigkeit geworden, und es lohnt ſich wohl, ihn einmal zu beſuchen.

Von dem bekannten Bahnknotenpunkt Buchloe führt eine Sekundärbahn nach Memmingen. Steigt man auf der Station Türkheim aus, ſo iſt man nicht weit mehr von dem Wunderort. Allerlei Fuhrwerk wartet auf der Station, und durch Wolken von Staub fährt man bald auf der fragwürdigſten aller Vizinalſtraßen Pfarrer Kneipps Wohnſitz zu.

An der Gegend iſt nichts Auffallendes: fruchtbares Land, ſanfte, waldbedeckte Hügelketten. Auffallend und charakteriſtiſch aber erſcheint bald die Staffage, die zwiſchen den Wieſen und Feldern einherwandelt: Leute, die keine Stiefel an den Füßen und meiſtens auch keinen Hut auf dem Kopfe haben. Das Barfußgehen iſt ja bekanntlich eines der Univerſalmittel des ſchwäbiſchen Pfarrers, und ſo ziemlich jeder Kurgaſt treibt den eigentümlichen Sport. Für den unbeteiligten Zuſchauer ſieht die Sache manchmal recht komiſch aus. Mit dem guten Willen iſt es nämlich beim Barfußlaufen nicht gethan, man muß es auch gelernt haben; die Leute aber, die hier mit aufwärts gekrümmten Zehen, ängſtlich, als ginge es über Glasſcherben, des Weges kommen und — vom Knöchel aufwärts — meiſt ſehr faſhionable gekleidet, das Schuhwerk in der Hand tragen, gewähren oft einen merkwürdigen Anblick. Endlich poltert der Wagen ins Dorf hinein, und wenn deſſen Häuſer auch genau ſo ausſehen, wie die irgend eines andern Ortes in Schwaben, ihr Anblick kann uns doch keinen Augenblick im Zweifel laſſen, wo wir uns befinden. Handtücher und Bettlaken, Decken und Badehoſen flattern von allen Zäunen, mächtige Federbetten quellen aus allen Fenſtern. Waſſerkübel und Gießkannen ſind ebenfalls in reicherem Maße vorhanden, als anderswo. Ja, hier muß Wörishofen ſein. Und auf den wenigen Gaſſen des Dorfes wimmelt's von Barfüßlern aller Gattungen, von der einheimiſchen Dorfjugend aufwärts bis zum Börſenkönig oder zum Biſchof.



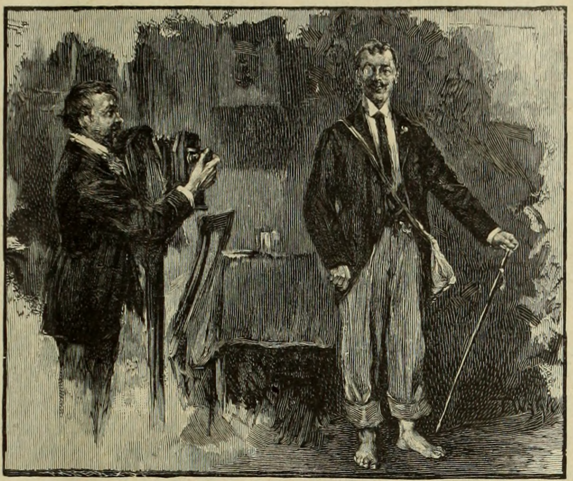
Pfarrer Kneipp.

Kommt man zu einer Stunde an, die viele Leute auf der Gaſſe findet, ſo fällt einem ſofort ins Auge, wie bunt hier das Publikum zuſammengewürfelt iſt. Das liegt zum guten Teil an dem univerſellen Charakter der Kneippſchen Heilmethode. Hier ſind alle Krankheiten der Erde vertreten, und dieſe wiederum durch Repräſentanten aus aller Herren Ländern und allen Schichten der menſchlichen Geſellſchaft. Viel Landvolk iſt hier zu ſehen, ſehr viel Geiſtlichkeit, zahlreiche Angehörige der Mittelſtände und gar nicht wenige von denen, welche das Recht für ſich in Anſpruch nehmen, ſchlechtweg „die Geſellſchaft“ zu heißen. Beſonders der öſterreichiſch-ungariſche Adel iſt auf der Kurliſte mit vollklingenden Namen vertreten. Auch franzöſiſch hört man wohl reden und engliſch nicht minder. Beſonders zahl- und abwechslungsreich ſind die Klerikertypen, die man antrifft: hagere, blaſſe Kooperatoren, apoplektiſche Prälaten, ſchüchterne Landpfarrer und unduldſam und zelotiſch dreinſehende Mitglieder der ecclesia militans, Leute in weißen, braunen und ſchwarzen Talaren. „Vater Kneipp“ behandelt ſeine Amtsbrüder mit beſonderer Bevorzugung, was ja ſchließlich natürlich iſt. Sie kommen in den Sprechſtunden zuerſt an die Reihe, haben ihre beſonderen Badeſtunden und werden, ſoweit als möglich, in dem großen Dominikanerinnenkloſter von Wörishofen verpflegt. Jetzt hat Pfarrer Kneipp, deſſen Einnahmen trotz der Beſcheidenheit ſeiner Anſprüche ſehr beträchtliche ſind, ſeinen geiſtlichen Patienten überdies noch ein ſtattliches Hoſpiz erbaut.

Zwei- bis dreitauſend Fremde ſind zur Saiſon ſtändig im Ort. Man kann hier eine Muſterkarte aller Krankheiten beiſammen finden, wie ſonſt nirgends auf der Welt, denn der geiſtliche Wundermann erteilt ſeine Ratſchläge ja gegen alle bekannten Übel. Man ſieht hier die verwüſteten Geſtalten hochgradig Schwindſüchtiger müde einherſchleichen, man ſieht Rückenmarksleidende mit ihrem unſicher taſtenden Schritt, Gelähmte, Hautkranke aller Art, Menſchen mit dichten ſchwarzen Schleiern vor dem Geſicht, das grauenhaft entſtellt ſein mag, Menſchen, denen man einen ſanften, ſeligen Tod wahrhaftig lieber wünſchen möchte, als alle Wundermittel der Welt. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß viele Unheilbare hierher kommen. Die Verzweiflung eines Kranken ſucht ſchließlich jede Hilfe als letzten rettenden Strohhalm zu erhaſchen, wenngleich das Wahnſinnige des Verlangens einleuchtend iſt, daß ein paar Eimer kaltes Waſſer die jahrzehntelangen Zerſtörungen eines ſolchen Körpers aufheben ſollen. Ich habe dort oben einen jungen Menſchen geſehen, der nur halb aufgerichtet mit ſchwer herabhängenden Armen gehen konnte, etwa wie einer der großen, menſchenähnlichen Affen. In Zwiſchenräumen von wenigen Sekunden ſtieß er einen gellenden, langgedehnten Laut aus, der an den Ruf irgend eines Tieres gemahnte. Auch für den ſucht man Hilfe bei Pfarrer Kneipp. In einem Wägelchen ſaß ein Kind, ſo groß wie ein Neugeborenes — aber es war vier Jahre alt; es war nett, munter, es plauderte und ſpielte, aber es ſaß mit ſeinen vier Jahren eben noch im Wägelchen und wartete, daß es der Herr Pfarrer Kneipp das Gehen lehre. Ein Arzt hat reichliche Gelegenheit zum Studium in Wörishofen, und zur Zeit halten ſich dort auch zahlreiche Ärzte auf. Das war vordem nicht. Überhaupt iſt in den letzten Jahren manches beſſer geworden in dem mit Fremden überfüllten Orte, was zuerſt himmelſchreiend primitiv war. Vor allem die Verpflegungsverhältniſſe. Noch immer kommt wohl auf jede Bauernhütte ein halbes Dutzend Gäſte und ſie müſſen noch oft genug zu mehreren in einer Stube ſchlafen. Aber die Häuſer ſehen in dieſem Jahre wenigſtens faſt alle reſtauriert aus, neue Gebäude wurden errichtet, ja ſogar ein größeres Haus mit dem pomphaften Titel „Kurhotel“ iſt entſtanden. Neben den ſtark in Anſpruch genommenen Badehäuſern des Pfarrers haben ſich Privatanſtalten aufgethan, der Fahrverkehr iſt geregelt, in verſchiedenen Buden kann man ſich ſeine dringendſten Lebensbedürfniſſe beſorgen. Natürlich

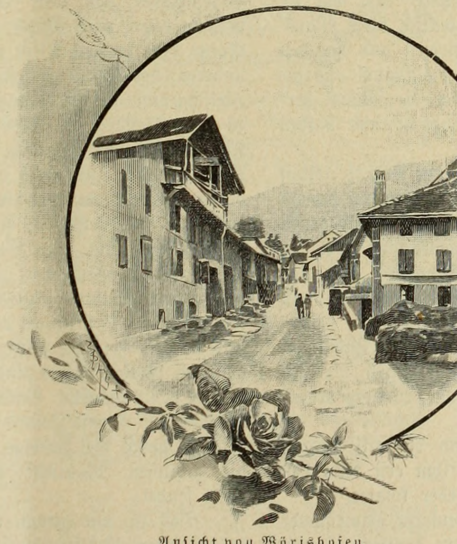
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

fehlt's auch nicht an der Augenblicksinduſtrie, die an ſolchen Orten ſtets bald rege wird: „Kneipp-Wäſche,“ „Kneipp-Leinen,“ „Kneipp-Brot,“ Kneipp-Kaffee“ iſt zu haben, Badehoſen gibt's an allen Ecken und Enden. Im Vorjahre bekam man ſogar „Kneipp-Cigarren,“ obwohl Kneipp bekanntlich das Rauchen perhorresziert. Auch durch fleißiges Photographierenlaſſen ſuchen die Kurgäſte die Monotonie ihres Badelebens zu unterbrechen. Natürlich läßt man ſich barfuß oder während der Prozedur eines „Guſſes“ photographieren. Was thut man nicht aus Eitelkeit und langer Weile. Andere Zerſtreuungen gibt's nicht viel in Wörishofen! Man ſitzt oder wandelt nebeneinander und erzählt ſich von ſeinen Leiden oder von irgend einem kernigen Spruch des bei den Kurgäſten übrigens unendlich beliebten Pfarrers. Und deutſch reden kann er.



Beim Photographen.

Pfarrer Kneipp treibt ſein Heilamt in aufopfernder Weiſe. Er „ordiniert“ ſo ziemlich den ganzen Vormittag bei ſich im Pfarrhauſe und nachmittags faſt drei Stunden im Kloſter, wohin ſich beſonders das Gros der unbemittelten Kranken drängt. Schonungsloſe Offenheit kennzeichnet ſeine Art zu ordinieren, und da er, wohl mit Recht, die meiſten Leiden einer verfehlten Lebensweiſe zuſchreibt, findet der Pfarrer gar oft Gelegenheit, den Leuten gehörig die Leviten zu leſen. In ſeinen öffentlichen Vorträgen, die er faſt täglich abhält, und die zu dem Originellſten gehören, was vielleicht ſeit Abraham von Santa Klara in dieſer Art geleiſtet wurde, erzählt er denn auch mit beſonderem Behagen von ſolchen Fällen. Und die Leute ſitzen ihm demütig zu Füßen und hängen mit einem Eifer an ſeinen Lippen, der rührend iſt. Die derb ſchwäbiſchen Laute, die von der kleinen, rohgezimmerten Kanzel herniederklingen, ſind ihnen Himmelsbotſchaft, bedeuten ſie doch die Hoffnung auf Geneſung. Dabei iſt mancher Ausdruck ſehr auf ländliche Zuhörerſchaft zugeſchnitten — und doch ruft keine von den blaſſen, feinen Damen, die mitten unter den Bauern ſitzen, „shocking!“ Mit den Stiefeln legt man alle Prüderie ab in Wörishofen.



Anſicht von Wörishofen.

Die ſehr lange Wandelbahn, in welcher die Vorträge ſtattfinden, iſt überhaupt der Rendezvousplatz der Kurgäſte. Sie ſchließt ſich hart an die Badehäuſer des Pfarrers an. Auch einen Blick in dieſe zu werfen, verlohnt der Mühe. Es ſind enge, niedere Häuschen, eines für die Frauen und den Klerus und eines für die Männer. „Herren“ und „Damen“ kennt Vater Kneipp nicht. Sein erſtes Badehaus war eine kleine Waſchküche beim Pfarrhaus, und auch die neuen Anſtalten ſehen wie etwas vergrößerte Waſchküchen aus.

Iſt die Badeſtunde gekommen, ſo drängt ſich alles vor der Thür des Häuschens zuſammen, bis Bademeiſter reſp. -Meiſterin erſcheinen und den Kranken die Güſſe applizieren: Knie-, Rücken-, Kopf-, Schenkelgüſſe ꝛc. Waſſer iſt in Mengen da, und der kühle Strahl wird mit voller Kraft wohl auch gleich aus einem an die Leitungsröhre geſchraubten Gummiſchlauch auf den betreffenden Körperteil gerichtet. Es mag die Prozedur durchaus nicht immer angenehm ſein, nach den grotesken Bewegungen und Tänzen zu ſchließen, die mancher unter der Einwirkung eines Rückenguſſes aufführt. Die Sache wird ſehr flink erledigt. Dann ſchlüpft der Patient naß wie ein Froſch in ſeine Kleider und läuft draußen in der Wandelbahn oder ſonſt wo eilig umher, bis er trocken und warm iſt. Man kann ſich freilich denken, daß dabei die Thätigkeit der Haut ſehr geſteigert wird.

Gewiſſenhafter als hier halten wohl in keinem Badeorte der Welt die Kranken ihre Kurvorſchriften ein. Die Befolgung derſelben bildet ja hier auch ihre einzige Unterhaltung und ihr einziges Intereſſe. An Abwechſelung fehlt es dabei nicht. Da gibt es allerlei vegetabiliſche Heilmittel, da gibt es in alle erdenklichen Abſude und Aufgüſſe getauchte Hemden, die angezogen werden müſſen, da gibt es allerlei merkwürdige Diät zu befolgen u. ſ. w. Allen Reizmitteln und Aufregungen ſind die Kranken fern, ſelbſt den Torturen einer Kurkapelle ſind ſie nicht ausgeſetzt. Es gibt kein Geſprächs- und kein Gedankenthema als den Pfarrer Kneipp, ſeine Verordnungen und ſeine Heilerfolge. Und natürlich auch ſeine Patienten! Es ſind gar intereſſante darunter! Im Vorjahre z. B. kam zu dem Wundermann einer der größten Geldmänner des Kontinents, der durch ſeine Lebensweiſe in Wörishofen viel Aufſehen machte. Die Wörishofer Quartiere waren dem verwöhnten Millionenmann zu ſchlecht. Da wohnte er denn in ſeinem eigenen Salonwagen, den er auf der Station Türkheim in ein Nebengeleiſe ſchieben ließ. Praktiſch und bequem! Wenn die Zahl derer, die ihre eigenen Eiſenbahnwagen haben, nicht gar ſo klein wäre, möchte der Mann in mancher primitiven Sommerfriſche Nachahmer finden!

Was „Vater Kneipp“ bei ſeinen Kurgäſten gilt, erſieht man am deutlichſten, wenn man ſich vor einem ſeiner Vorträge in die Wandelbahn verfügt. Eine Stunde vor dem mutmaßlichen Beginn ſind die beſten Plätze ſchon vergeben. Und nun dieſe Aufregung! „Wird er kommen, wird er ſprechen? Und worüber? Was hat er geſtern geſagt?“ So ſchwirren die Fragen durcheinander. — Endlich wird ſeine Geſtalt an der nahen Kloſtermauer ſichtbar, und die Aufregung ſteigert ſich, als handle es ſich um ein welterſchütterndes Ereignis. Da kann man baumlange Kerle vor Freude hüpfen und in die Hände klatſchen ſehen. Der Pfarrer bahnt ſich mit Mühe einen Weg durch die Menge, die ihn mit allen Zeichen der Ergebenheit begrüßt.

Der Äußere des Pfarrer Kneipp iſt ungemein charakte-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

riſtiſch. Ein kräftig geſchnittenes Geſicht von ziemlich bäuerlichen Zügen, die aber den Stempel großer Intelligenz tragen. Ein gutmütig ſpöttiſches Lächeln ſcheint ſtändig um ſeinen Mund zu ſpielen. Die Augen blicken zwiſchen zuſammengekniffenen, faltigen Lidern ſcharf und durchdringend hervor und ſehen von weitem wie zwei ſtarke, in ſtumpfem Winkel gegen die Stirne zu gerichtete Striche aus. Kohlſchwarze, ungewöhnlich weit hervorſtehende Brauen, weißes Haar. Der Körper iſt mittelgroß, von den ſiebzig Jahren des Mannes noch ungebeugt. In langſamem Tempo und ſtark ſchwäbiſchem Dialekt beginnt nun Pfarrer Kneipp ſeinen Vortrag:

„Von was wollen wir denn heut' ſchwätze?“

„Von kalten Füßen!“ piepſt ſchüchtern eine weibliche Stimme dem Redner zu Füßen.

„In Ofen nein ſtecken!“ repliziert ſchmunzelnd der alte Herr. Das Publikum, dankbar für jeden ſeiner derben Witze, jubelt vor Vergnügen, die Abgefertigte natürlich mit.

Der Herr Pfarrer hat aber etwas anderes in petto. Er ſpricht über einen merkwürdigen Influenzafall, über die Art, wie man früher dem damals anders genannten tückiſchen Leiden begegnete, über die Mittel, die er ſelbſt empfahl. Früher legte ſich der Bauer, der ſich von einer „Grupp“ befallen fühlte, zu Bett, häufte einen Berg von Federzeug auf ſich und trank Wollblumenthee. Er ſchwitzte wie . . . hier gebrauchte der Herr Pfarrer einen Ausdruck, der ſehr muskulös, aber abſolut nicht ſchriftdeutſch iſt. Er ſelbſt kuriert auch die Influenza mit Waſchungen, die, wie er ſich ausdrückt, die Krankheitsſtoffe aus dem Innern auf die Hautoberfläche leiten, wo ſie dann leichter zu bekämpfen ſeien.

Die ganze Ausdrucksweiſe des Pfarrers Kneipp iſt erſtens von jener derben Grobheit beſeelt, die ſchon ſo manchen berühmten Arzt ausgezeichnet hat und vielleicht nicht der ſchlechteſte Teil ſeiner Heilmethode war, und zweitens populär im höchſten Grade. Es mag manches, was oft entſetzlich unwiſſenſchaftlich klingt, einfach dem bäuerlichen Auffaſſungsvermögen angepaßt, demgemäß übertrieben und in recht merkwürdigen Bildern ausgedrückt ſein. So ſchilderte er in obenerwähntem Vortrage ſeine ganze Vorſtellung vom Weſen einer Krankheit ungefähr wie folgt:

„Seht ihr, da muß ich immer an mein kleins Hundle denken, wie das das Mausfangen gelernt hätt. Da war an einem Bach ein Anger und da waren ſchrecklich viele Mäus' drin. Und da iſt einmal der Bach ausgetreten und hat den Anger überſchwemmt und das Waſſer hat die Mäus' aus die Löcher getrieben. Da iſt das Hundle über die Mäus' hergefallen, die nicht ausgekonnt haben, und hat in einer halben Stunde eine Menge Mäus' gefangen.“

Das Gleichnis iſt leicht zu verſtehen: der Krankheitsſtoff — die Mäuſe — wird vom Waſſer aus dem Körper heraus auf deſſen Oberfläche getrieben und hier durch die verſchiedenen Heilmittel unſchädlich gemacht. An Anſchaulichkeit fehlt es dem Bilde nicht; über die mediziniſche Richtigkeit oder Ungereimtheit der Kneippſchen Auffaſſung zu debattieren, iſt nicht die Aufgabe dieſer Zeilen.

Auch dafür braucht Papa Kneipp ein kräftiges Gleichnis, daß man ſich beim Beginn einer Kur nicht durch die anfänglichen Unbequemlichkeiten derſelben vom Weitergebrauch abſchrecken laſſen ſoll. Er meint:

„Wenn man einen durchprügelt und er will davonlaufen, ſoll man nicht nachgeben, ſondern ihm erſt recht den Buckel voll hauen, daß er gewiß nicht wieder kommt.“

Er kommt auf gewiſſe „Auswüchſe“ unſerer Damenmode zu ſprechen — dabei wird er ſtets beſonders deutlich — und ſagt: „Ja und dann nicht zu vergeſſen das Kiſſen, welches das Weibervolk an ſeinem hinteren Teile trägt. Manchmal ſind's auch zwei oder drei Kiſſen, je nachdem die Trägerin ihren hinteren Stock ausbauen will. Wenn ich ſolch einen Höcker ſehe, meine ich allemal, es gehört ein Affe darauf. Ja, ihr lacht! Weibsleute, laßt euch ſagen, werft dieſe Hitzkaſten ab. Sie fangen die Körperwärme auf und halten dann den Körper nur an dieſer einen Stelle warm, wohin dann das Blut ſtrömt, und der übrige Körper leidet darunter. Ihr glaubt nicht, was dieſelben für üble Folgen nach ſich ziehen. Wenn ihr operiert werden müßt, ſo wird euch die Luſt an ſolchen Modeartikeln vergehen. Alſo fort damit! Das iſt deutſch — nicht wahr?“ Oder:

„Kommt da neulich ein Weibsbild in die Sprechſtunde mit einem Hute, daß man ſie hätte wieder hinausjagen ſollen. Zwei Spatzenbälge oder was es für Tiere geweſen ſein mögen, trug ſie ſtolz mit ſich herum, als wenn ſie die Vögel ſelbſt erſchaffen hätte.“

Modeextravaganzen gedeihen unter ſolchen Auſpizien nicht in Wörishofen. Auch die vornehmſten Damen gehen ohne Mieder und barfuß oder in Sandalen. Man mag ſich freilich fragen, was das ſoll. Nach ein paar Wochen Aufenthalt in Wörishofen kehren ſie wieder in die Großſtadt zurück und müſſen wohl oder übel alles das wieder mitmachen, was jeder Vernünftige vor Pfarrer Kneipp ſchon Thorheiten geſcholten hat, ſie tragen Mieder und enge Schuhe und „Kiſſen“ und Spatzenbälge auf dem Hut, trinken den verpönten Kaffee wieder ſtatt des Abſuds von geröſtetem Malz, und der einzige dauernde Gewinn vielleicht, den ſie heimtragen, iſt der, daß ſie die weitverbreitete Furcht vor dem friſchen Waſſer überwunden haben. Und der Gigerl, deſſen blanke Sohlen heute noch pflichtſchuldigſt auf den Feldwegen in dem Grasboden von Wörishofen wandeln, deſſen uneingeengtes Haupt nur ein Sonnenſchirm beſchattet, tummelt morgen wieder in Cylinder und mörderiſchen Schnabelſchuhen über den Wiener Ring.

Es wird eben wenige Menſchen geben, die für den Vorteil, geſund zu leben, den Nachteil, rationell leben zu müſſen, eintauſchen wollen. Solange ein Leiden hart drückt, fehlt es nicht an guten Vorſätzen, wenn aber der Menſch nur ein wenig wieder „ſchnaufen kann,“ dann kehrt die Sehnſucht nach unſeren Kulturlaſten mit unbezwinglicher Gewalt zurück.

Allerdings gibt es auch Ausnahmen und die merkwürdigſte davon vielleicht hier in München. Seit einer Reihe von Jahren iſt hier oder in der Umgebung ein Maler Dieffenbach bekannt, der ſeine „naturgemäße Lebensweiſe“ ganz unbekümmert um den Spott und Hohn der Menge mit einer Ausdauer betreibt, die Bewunderung verdient. Sein Ernährungsſyſtem iſt dem des Pfarrer Kneipp ſehr ähnlich, aber er iſt Vegetarianer von noch weit ſtrengerer Obſervanz, denn er perhorresziert auch Milch und Eier, weil die eine von der Natur dem jungen Tiere als erſte Nahrung beſtimmt, in den anderen der Keim zu einem Lebeweſen enthalten ſei. Im Fleiſchgenuß, in der Tötung der Tiere ſieht er die Urſache zu allen Laſtern, zu jeder Krankheit und jeder Not. Seine Kleidung gleicht ungefähr den bibliſchen Gewändern, von denen ſie ſich allerdings durch einen Hauptbeſtandteil, einen dicken Regenſchirm, unterſcheidet. Die Fußbekleidung iſt — ganz Pfarrer Kneipp, die Kopfbedeckung eine natürliche, dichte Lockenmähne, die keine Schere berührt. In gleicher Weiſe tragen ſich Dieffenbachs „Schüler,“ und er hat ſolche, die mit unvergleichlicher Zähigkeit an ihm hängen. Seine Kinder, nach gleichen Prinzipien auferzogen, ſind merkwürdig geſund und aufgeweckt; ihre Kleidung beſchränkt ſich auf das unumgänglich Nötige, Arme und Beine ſind nackt.

Der originelle Maler, deſſen Kunſt übrigens vollkommen im Dienſte ſeiner Theorieen ſteht, iſt nebenbei auch bekannt durch die ſtändige Fehde mit ſeinen Gläubigern und die zahlloſen Manifeſte und Broſchüren, die er in die Welt ſendet.

Das iſt, wie geſagt, einer, der „naturgemäß lebt.“ Ob er in ſeiner Bedürfnisloſigkeit beneidenswert iſt oder Mitleiden verdient, wer weiß es. Die fin de siècle-Menſchen haben nicht ſehr viel Sinn für eine mit ſolchen Opfern erkaufte Zufriedenheit. Sie leben luſtig in den Tag hinein, und wenn dabei die Maſchine ins Stocken kommt, dann gehen ſie nach Häringsdorf, nach Karlsbad oder zum „Vater Kneipp,“ um die dunkle Weisheit Pindars aufs neue zu erproben, daß Waſſer das beſte ſei. — Beſonders äußerlich!

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Am Familientiſch.

## Zu unſren Bildern.

Die Charlottenburger Rennbahn hat ſich die Gunſt der Berliner ſportluſtigen Geſellſchaft ihrerzeit im Fluge erobert. Während in Hoppegarten in den „klaſſiſchen“ Rennen das Vollblutmaterial unſerer Geſtüte erprobt wird, iſt die Bahn Charlottenburg-Weſtend hauptſächlich den flotten Hindernisrennen gewidmet, in denen unſere beſten Herrenreiter ihre Kunſt bewähren. Es iſt ein erfreuliches Zeichen für den echt reiterlich-ritterlichen Geiſt im deutſchen Heere, daß in keiner anderen Armee Europas ſo viele und ſo treffliche Herrenreiter jahraus jahrein in den Sattel ſteigen, denn bei uns. Unſeren Leſern wird das Bild „Renntag in Charlottenburg“ mit ſeinen aus dem Leben gegriffenen, zum Teil porträtähnlichen Geſtalten gewiß willkommen ſein.

Der Studienkopf „Unſchuld“ von Gabriel Max zeigt ein anmutsreiches Mädchenantlitz von außerordentlicher Schönheit, wie ſie eben nur dieſer Meiſter wiederzugeben vermag.

## Aufruf.

Auch die deutſchen Kolonieen im Wolgagebiet ſind von dem in Rußland herrſchenden Notſtand aufs ſchwerſte betroffen. Gegen 10000 Notleidende werden vorausſichtlich monatelanger Unterſtützung bedürfen. Die evangeliſchen Prediger in den Wolgagegenden ſind zu einem Notſtandsausſchuß zuſammengetreten und bitten, Spenden an Paſtor Thomſon in Saratow zu ſenden.

## Erdkunde.

Nach neuſten Nachrichten ſoll Korea eines der goldreichſten Länder der Erde ſein. Der britiſche Koſularbeamte Campbell hat auf ſeinen Reiſen durch Korea große Goldfelder beſucht und vertritt die Anſicht, daß die bisherige Geringfügigkeit der Ausbeute nur mangelhaften Arbeitsmethoden zugemeſſen werden kann.

Die Geographiſche Geſellſchaft in London entſendet den Gletſcherforſcher und Bergſteiger Mr. O. Eckenſtein zur Unterſuchung der Gletſcher des Himalaya. Der Forſcher wird von einigen ſchweizer Bergführern begleitet.

## Technik.

Bekanntlich iſt neuerdings von intereſſierter Seite der Plan aufgetaucht, den größeren Teil unſeres herrlichen Bodethals im Harz durch eine Thalſperre in ein gewaltiges Waſſerreſervoir umzuſchaffen und dadurch ſtarke Betriebskräfte für induſtrielle Unternehmungen zu gewinnen; nicht weniger denn 6000 Pferdekräfte, ſo hat man berechnet, könnten verfügbar gemacht werden. Wir ſtehen der Behauptung, daß durch die Anlage die Romantik des Bodethals in keiner Weiſe geſchädigt werde, äußerſt kühl gegenüber. Ganz Norddeutſchland hat dem Bodethal nichts Ähnliches zur Seite zu ſtellen, und es iſt unbedingt erforderlich, daß jeder Eingriff, welcher die Schönheit dieſer herrlichſten Harzpartie auch nur im geringſten abſchwächen könnte, vermieden wird. Bei der Prüfung dieſer Frage werden hoffentlich nicht nur kaltherzige, kühl rechnende Techniker, es werden auch unſere Künſtler, es wird ſchließlich das Publikum ſelbſt gehört werden müſſen.

## Schiffahrt.

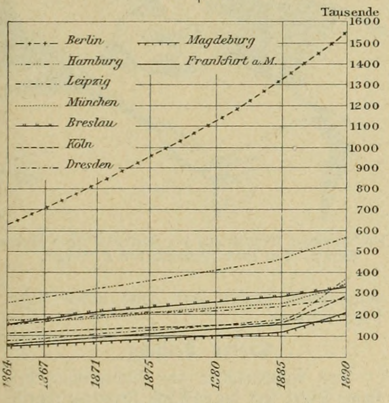
Der Ruhm unſerer neuen deutſchen Schnelldampfer läßt die Engländer nicht raſten. Die Cunard-Geſellſchaft hat kürzlich einen Steamer in Beſtellung gegeben, welcher 183 Meter Länge, 12000 Tonnen Waſſerverdrängung und 21000 Pferdekräfte erhalten und eine Schnelligkeit von 21—22 Knoten in der Stunde entwickeln ſoll, während der Fürſt Bismarck, unſer ſchnellſter Dampfer, nur 153 Meter Länge, 16000 Pferdekräfte und eine Schnelligkeit von 19—20 Knoten beſitzt. Der neue engliſche Seerieſe ſoll 1893 zur Weltausſtellung in Chicago ſeine Fahrten beginnen.

## Meteorologie.

Auf der Friſchen Nehrung, alſo im Oſten des Reiches, ſoll eine meteorologiſche Station errichtet werden. Zu dieſem Zwecke haben dort bereits im Juli Feſtſtellungen ſtattgefunden, die das Ergebnis lieferten, daß die Lage und Höhe der Nehrung zur Vorausbeſtimmung der in Ausſicht ſtehenden Witterungsverhältniſſe äußerſt günſtig iſt.

In der Zeitſchrift „Himmel und Erde“ (Oktoberheft) beweiſt der bekannte Meteorologe W. J. van Bebber in ausführlichen Tabellen, daß in unſerem Himmelsſtrich der ganze Zeitraum 1885—91 kälter war, als er nach dem ſeit langer Zeit feſtſtehenden Mittelwert der Temperatur ſein durfte; von 79 Monaten übertrafen nur 15 jenen Mittelwert, alle anderen erreichten ihn nicht. Wir befinden uns, folgert der Gelehrte, thatſächlich in einer Kälteperiode, welche ihr Ende noch nicht erreicht hat.

## Statiſtik.



Obige graphiſche Darſtellung zeigt in ſehr intereſſanter Weiſe das Wachstum der deutſchen Großſtädte von 1864 bis 1890. Die Kurven, von denen jede in beſonderer Zeichnung einer Stadt entſpricht, ſind mit den untenſtehenden Jahreszahlen und den rechtsſtehenden Bevölkerungszahlen in Verbindung zu verfolgen. Es erhellt dann z. B., daß Hamburg 1864 nur etwa 350000, 1880 rund 400000, jetzt aber 550000 Einwohner zählt.

## Ausſtellungsweſen.

Das Präſidium des Deutſchen Handelstages hat in Ausführung eines Beſchluſſes des Ausſchuſſes an die Mitglieder des Handelstages die Anfrage gerichtet, ob der Plan einer in Berlin etwa im Jahre 1895 zu veranſtaltenden Ausſtellung — als welche zunächſt eine nationaldeutſche in Ausſicht genommen wird — die Billigung der beteiligten, namentlich auch der induſtriellen Kreiſe finde. Auf dieſe Anfrage haben 77 Handelskammern geantwortet, und von dieſen Antworten ſprechen ſich 61 für die Veranſtaltung einer Ausſtellung in Berlin aus. Die Mehrzahl der Gutachten (45) entſcheidet ſich auch für eine nationaldeutſche Ausſtellung. Nur 16 Handelskammern würden zwar einer Weltausſtellung den Vorzug geben, doch billigen auch ſie zum größten Teil eine nationale Ausſtellung, falls die Veranſtaltung einer Weltausſtellung ſich nicht ermöglichen laſſe.

## Jagd.

Die Steppenhühner, welche bekanntlich vor einigen Jahren in mehreren Gegenden auftauchten und vielfach wieder verſchwanden, ſcheinen in Thüringen heimiſch werden zu wollen. Schon vor kurzem wurde aus dem Weimariſchen mitgeteilt, daß in der dortigen Gegend drei junge Hühner erlegt wären. Kürzlich wurde ganz in der Nähe der Stadt Weimar eine Kette von etwa 20 Stück geſehen. Glücklicherweiſe iſt ſie nicht beſchoſſen und wird hoffentlich auch ferner geſchont.

## Sport.

Das Kgl. Hauptgeſtüt Graditz beging Ende September die Feier ſeines 200jähr. Beſtehens. Kurfürſt Johann Georg III von Sachſen befahl 1691 die Gründung; 1792 erneuerte Auguſt der Starke das Geſtüt und führte engliſche Pferde ein; 1866 übernahm Graf Lehndorff die Leitung des unter ihm europäiſchen Ruf erlangenden Geſtüts.

## Poſtweſen.

Auf der Vorderſeite der deutſchen Reichspoſtkarten findet ſich in der rechten unteren Ecke ſtets eine Gruppe kleiner Ziffern und Buchſtaben, deren Bedeutung nicht vielen bekannt ſein dürfte. Auf einer uns vorliegenden Poſtkarte ſteht z. B. „391 g.“ Das bedeutet: der betreffende Poſtkartenkarton iſt im 3. Monat, alſo im März 1891, geliefert worden, und zwar als ſiebente Lieferung (g) in dieſem Monat.

Aber nicht allein Nummer und Zeit der Lieferung, ſondern auch der Name des Kartonlieferanten läßt ſich für den Eingeweihten auf jeder Poſtkarte erſehen. Hierzu dient ein unauffälliges Merkmal in der für Straße und Hausnummer beſtimmten Punktlinie. In dieſer Linie fehlt nämlich ſtets ein Punkt, und je nachdem die Lücke ſich an der linken oder rechten Seite befindet, ſowie nach der Zahl der abgetrennt ſtehenden Punkte kann der Beamte die liefernde Firma erkennen. Dieſe Maßregel iſt hauptſächlich deshalb getroffen worden, um ſtets die Bezugsquelle feſtſtellen zu können, wenn ſich am Karton Mängel zeigen. — Die neueren Reichspoſtmarken beſitzen ein untrügliches Kennzeichen, welches Gelegenheit bietet, ihre Echtheit feſtzuſtellen. Dasſelbe iſt faſt noch völlig unbekannt und beſteht darin, daß ſich beim Befeuchten der Marke mit konzentriertem Ammoniak blaßrote Querſtreifen zeigen, welche ſehr bald wieder verſchwinden, die Marke alſo nicht dauernd entſtellen.

## Kunſt.

A. v. Werner hat ſein Koloſſalbild „Eröffnung des deutſchen Reichstags durch Kaiſer Wilhelm II“ nahezu vollendet und wird dasſelbe in der Akademie der Künſte zu Berlin zur Ausſtellung bringen.

Die künſtleriſche Ausſchmückung des Korridorſaales im Berliner Rathauſe wird Ende d. J. vollendet ſein. Die letzten Bilder ſchildern den „Einzug des Königs Friedrich Wilhelm III in Berlin nach der Völkerſchlacht bei Leipzig“ von Profeſſor Simmler, Düſſeldorf, und den „Schloßbau an der Spree“ von Prof. Hugo Vogel, Berlin; letzteres ſoll noch im Laufe dieſes Jahres fertig geſtellt werden.

## Buchhandel.

Ein Kranz neuer Dichtungen von Rudolf Baumbach „Thüringer Lieder“ erſchien bei A. G. Liebeskind, Leipzig.

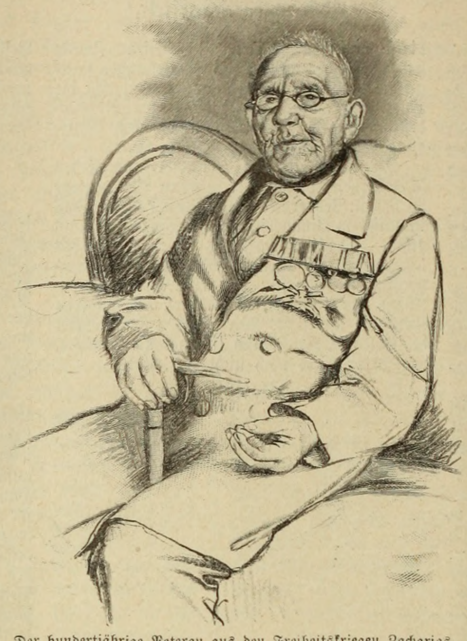
C. W. Allers fleißigem Griffel verdanken wir ein neues Werk: „Unſere Marine“ (Verlag von C. T. Wiskott, Breslau. Der Künſtler, der ſelbſt der Marine angehörte, hat es verſtanden, in dieſen fünfzig Zeichnungen den Beſchauer in das Leben und Treiben der Angehörigen unſerer Kriegsmarine einzuführen. Neben prächtigen Einzelporträts hervorragender Seeoffiziere heben ſich die markigen Geſtalten wettergebräuter Seeleute heraus, und daß der Humor nicht zu kurz kommt — dafür bürgt der Name Allers.

## Totenſchau.

Am 12. Oktober verſtarb zu Dresden der treffliche Hiſtorienmaler Profeſſor F. Th. Große im Alter von 63 Jahren. Von dem Verſtorbenen rühren die monumentalen Wandmalereien im Dresdener Hoftheater her, ſowie die herrlichen Bilder aus der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, welche die Aula der Fürſtenſchule zu St. Afra in Meißen zieren, und die gedankenreichen Kompoſitionen in der Loggia des Leipziger Muſeums. Am bekannteſten iſt wohl das moderne Großeſche Gemälde „Madonna von der Roſenburg“ geworden.

## Ein hundertjähriger Veteran.

Am 12. Oktober vollendete in Halberſtadt einer der letzten noch lebenden Veteranen aus den Freiheitskriegen, Zacharias Werny, ſein hundertſtes Lebensjahr. Am 12. Oktober 1791 in ſeinem jetzigen Wohnort geboren, lernte er das Gärtnerhandwerk und ging 1809 auf Wanderſchaft, die ihn bis nach Galizien führte. Im Jahre 1813 kam er auf der Rückreiſe gerade durch Breslau, als der Aufruf des Königs „An mein Volk“ zu den Waffen rief; voll freudiger Begeiſterung ſchloß Werny ſich der patriotiſchen Bewegung an und ließ ſich in das Lützowſche Freikorps einreihen, an deſſen erſten Kämpfen er Anteil nahm, bis er in dem Gefecht bei Lauenburg gefangen genommen wurde. Es glückte ihm indeſſen zu entkommen und ſich in Boitzenburg der deutſch-ruſſiſchen Legion anzuſchließen. Nach dem Friedensſchluß wurde Werny dem 30. Regiment zugeteilt und machte mit dieſem den Feldzug 1815, die Schlacht von Belle-Alliance und den Einzug in Paris mit.


Der hundertjährige Veteran aus den Freiheitskriegen Zacharias Werny. Nach einer Zeichnung von H. Seeger.

Dem Greiſe, welcher ſich noch heute einer ſehr erfreulichen Rüſtigkeit und voller geiſtiger Friſche erfreut, wurden anläßlich der ſeltenen Feier von nah und fern vielfache Ehren und Aufmerkſamkeiten erwieſen; daß ganz Halberſtadt ſeinen Ehrentag mitfeierte, iſt ſelbſtverſtändlich, aber auch die ſtaatlichen Behörden beteiligten ſich an der ſchönen Feier. Der Kaiſer verlieh dem Veteranen das Allgemeine Ehrenzeichen, und auch das Regiment v. Lützow (Rheiniſches Nr. 25) ſandte ihm ſeine Glückwünſche. Das Bildnis des ehrwürdigen Greiſes, des Zeugen einer längſtvergangenen großen Zeit, wird unſere Leſer ſicher erfreuen.

## Kleine Zeitung.

Das Nonplusultra von litterariſcher Reklame leiſtet jetzt die engliſche Frauenzeitſchrift „Gentlewoman.“ Sie veröffentlicht nämlich einen Roman „Fenellas Schickſal,“ in welchem jedes Kapitel aus der Feder eines anderen Schriftſtellers und ohne vorherige Rückſprache mit den verſchiedenen Mitarbeitern verfaßt iſt. Die bekannte Schriftſtellerin Miß Helen Mathers ſchreibt das Eröffnungskapitel, während Mr. Juſtin H. Mc. Carthy, Mrs. Trollope, Mr. Conan Doyle, Mr. F. C. Phillips, Mr. Joſeph Hatton, Mrs. Lovett Cameron, Miß Florence Marryat, Mrs. Kennard ꝛc. Fortſetzung und Schluß übernommen haben.

Es iſt eine wenig bekannte Thatſache, daß ſeit Jahren die Einfuhr chineſiſchen Thees in England ſtetig abnimmt; während dieſelbe ſich noch vor vier Jahren auf einen Wert von 360 Millionen Mark bezifferte, iſt dieſer im letzten Jahre auf 280 Millionen herabgeſunken. Mehr und mehr tritt der indiſche Thee und neuerdings auch Thee aus Borneo an die Stelle des chineſiſchen, übrigens nicht zum Nachteil der Konſumenten, da zumal indiſcher Thee billiger und meiſt auch beſſer iſt, als entſprechende chineſiſche Sorten.

In Bornim, einem Krongute bei Potsdam, auf welchem ſich eine ſtattliche Maulbeerbaumpflanzung befindet, iſt der Verſuch gemacht worden, der aus Deutſchland faſt verſchwundenen Zucht der Seidenraupe wieder Eingang zu verſchaffen. Man hat mit gutem Erfolg Seidenraupen gezüchtet; Probehaſpelverſuche der erſten Kokons zeigen, daß der deutſche Maulbeerbaum durchaus geeignetes Futter zu liefern im ſtande iſt, und eine mit Sachkenntnis geleitete Seidenraupenzucht auch in Deutſchland gewinnreich ſein kann.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Kombinierte magiſche Quadrate.

| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a | a | a | a | a | b | b | b | a | a | a | a | b | b | e | h | a | a | a | a |
| b | b | m | m | e | e | e | e | h | h | i | i | h | l | o | o | a | i | l | m |
| o | o | r | r | e | e | h | n | n | n | o | o | o | r | r | t | m | n | n | n |
| s | s | t | t | n | r | r | r | s | s | s | t | t | t | u | u | n | n | u | u |

Durch Umſtellung der in dieſen fünf verbundenen Quadraten enthaltenen Buchſtaben entſtehen in jedem derſelben vier Wörter, welche ſowohl von links nach rechts als auch von oben nach unten zu leſen ſind. Dieſe Wörter ſind:

1. a) ein Getränk, b) ein arabiſcher Eroberer, c) eine im Alten Teſtament genannte Stadt, d) eine Gangart;

2. a) eine Göttin, b) ein Säugetier, c) eine Stadt in der Schweiz, d) ein Frauenname;

3. a) ein männlicher Name aus dem Alten Teſtament, b) ein Gebirgszug in Griechenland, c) eine Stadt in Italien, d) eine Bezeichnung für Wald;

4. a) ein Fluß in Südeuropa, b) „ein ganz beſondrer Saft,“ c) ein Buch des Alten Teſtaments, d) ein römiſcher Kaiſer;

5. a) ein römiſcher König, b) ein Soldat, c) ein deutſcher Fluß, d) ein Frauenname.

Verbindet man ſchließlich die oberſte wagerechte Reihe des 2. und 4. Quadrats mit den Eckfeldern der oberſten Reihe der angrenzenden Quadrate, ſo entſtehen die Namen zweier Städte des Altertums.

### 2. Rätſel.

Nenn' flink ein ſanft, unſchuldig Tier —
Doch keinen Salamander — mir,
Das mitten in der hellen Glut
Ganz unverſehrt, behaglich ruht.

M. Sch. Kaſſel.

### 3. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den 26 Buchſtaben der ſechs Wörter „Geduld,“ „Mutter,“ „Moos,“ „hing,“ „am,“ „denn“ ein Sprichwort erhalten?

### 4. Wechſelrätſel.

Suche mich unter den Bergen. Es ragt in die Wolken mein Gipfel;
Doch mit verändertem Haupt ſtröm' ich ins wogende Meer.

### 5. Rätſel.

Suche mich an der Küſte des italieniſchen Golfes;
Ohne den Kopf und den Fuß bin ich in England ein Fluß.

### 6. Homonym.

Ich werde oft gerüttelt
Und hin und her geſchüttelt,
Bin voll bald und bald leer;
Es braucht mich mancher Reicher
Tagtäglich auf dem Speicher
Und denkt: wärſt du von Golde ſchwer!
Ich hab' mit friſchem Sange
Dem ungeſtümen Drange
Der Muſe oft willfahrt.
Wohlauf ihr Sangesbrüder,
Singt meine frohen Lieder
Und wahrt die alte deutſche Art!

B.

### 7. Rätſel.

Mit a und u ein Ehepaar ihr ſchaut,
Das nicht einmal im Standesamt getraut.
Und ſollt' es jemand drum mit o beleid'gen,
Es dächte nicht daran, ſich zu verteid'gen.

M. Sch. Kaſſel.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 5.

Schachaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. T d 1 — d 4 | 1. Beliebig |
| 2. D, T oder S ♯ | |

Bilderrätſel. Glänzendes Elend.

1. Homonym. Graun.

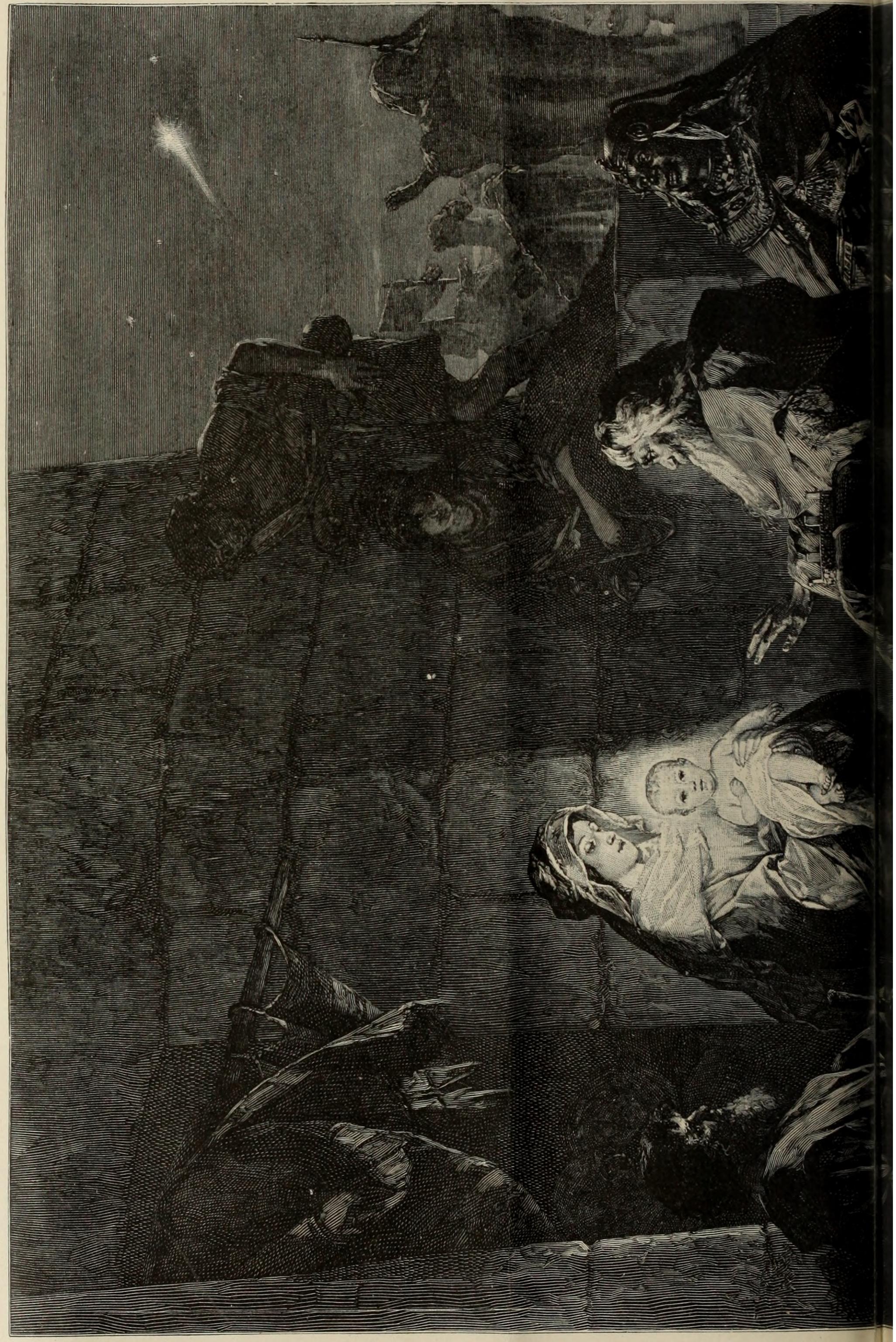
2. Dreiſilbige Scharade. Hausbibel.

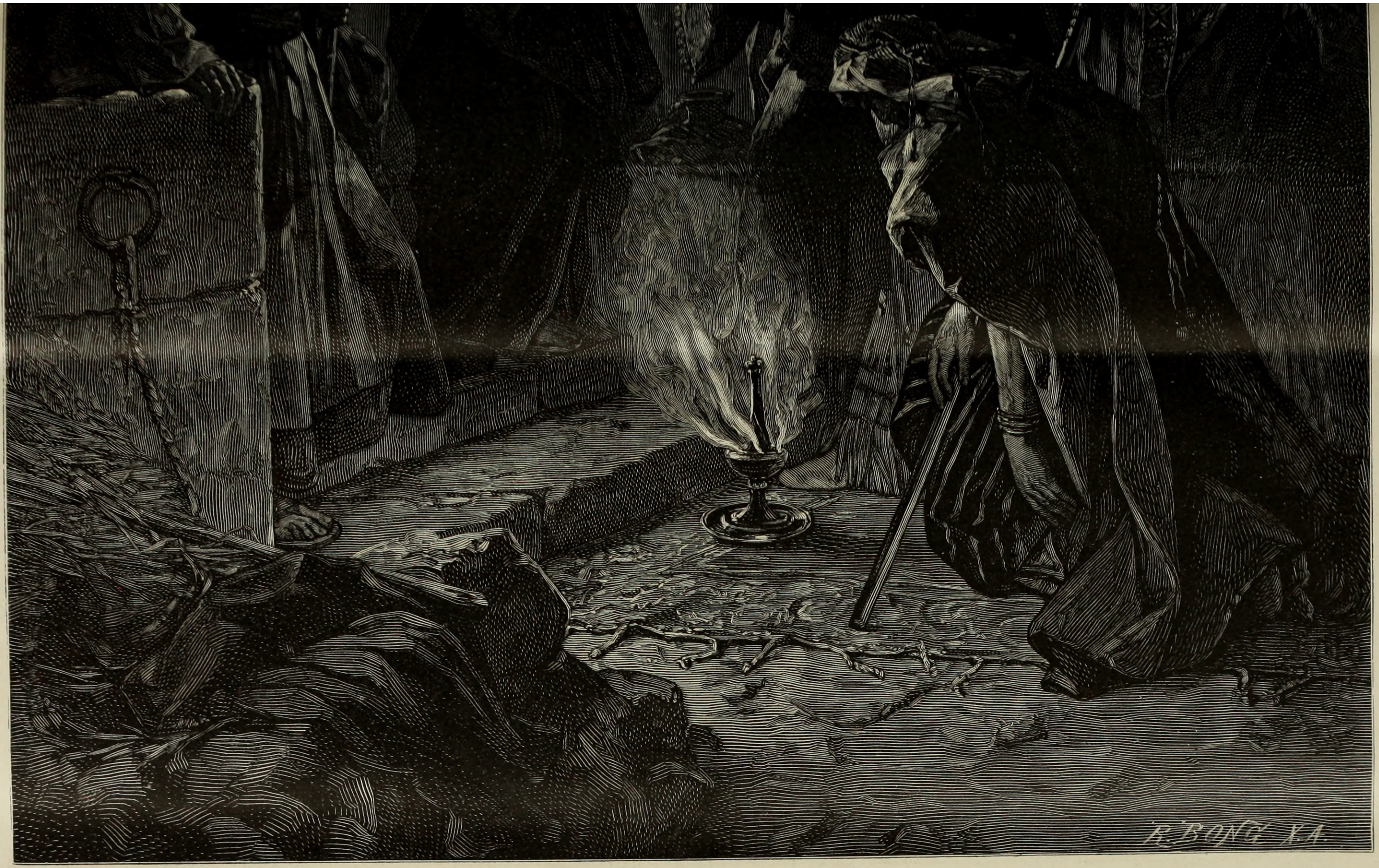
3. Dreiſilbige Scharade. Caprivi — Ca(to)privi(legium).

---

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Das Heim. Von Heinrich Seidel. — Meiſter Kern und Herr Wiesling. Ein Bild aus dem Berliner Handwerkerleben. Von Hanns von Zobeltitz. — Zwiſchen Küche und Korridor. Plauderei eines Meergreiſes. — Epheublüte. Gedicht von J. Trojan. — Bei Pfarrer Kneipp in Wörishofen. Von Fritz v. Oſtini. Mit einem Porträt und zwei Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Renntag in Charlottenburg von R. Schrader, Unſchuld von Gabriel Max. — Aufruf. — Erdkunde. — Technik. — Schiffahrt. — Meteorologie. — Statiſtik. Mit einer Skizze. — Ausſtellungsweſen. — Jagd. — Sport. — Poſtweſen. — Kunſt. — Buchhandel. — Totenſchau. — Ein hundertjähriger Veteran. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**





Heilige Nacht. Gemalt von J. Schrader.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII, Heft 3.

# Daheim

Orig. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 14. November 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 7.

## In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Den Segen und den Schein, Domine! Weiter hat das nichts zu bedeuten!“ drängte Arend immer heftiger und verſuchte mit Gewalt, die Bibel aus der Rocktaſche des Geiſtlichen zu zerren, während dieſer ſich wehrte wie gegen einen Straßenräuber. Sie rangen hitzig um das heilige Buch — ein paar ſeiner Blätter blieben in der Hand des Bauern zerknittert, zerfetzt und beſchmutzt. Plötzlich trat er zurück, ein düſteres Rot ſtieg in ſein entſtelltes Geſicht; er ſtrich mit zitternden Fingern die Bibelblätter glatt und bot ſie dem Geiſtlichen hin, deſſen Antlitz den Ausdruck leidenſchaftlichen inneren Kampfes trug. Alle ſeine Worte, all' ſeine Zurückweiſungen verhallten vor tauben Ohren.

„Die Not! Die bittere Not!“ Das war der Refrain, wieder und wieder. Die aufgehobenen flehenden Hände, die Leberecht überall hin durch den kalten und traurig-öden Hausraum verfolgten, wurden zu Folterwerkzeugen vor ſeinen Augen. Der Wüterich hatte ſich in den Bittenden verkehrt.

„Es muß ſich ein anderer Ausweg finden laſſen, als dieſer!“ Leberecht zwang die flehenden Hände nieder und ergriff ſie dann mit dem feſten Drucke des Mitgefühls. „Meint Ihr, daß Euer Elend mir nicht das Herz zerreißt? Könnte mein Blut Euch helfen, nehmen ſolltet Ihr's —“

„Nä! nä, nich Blut, nich Geld, nich Reden: nur das eine hilft uns heraus. Domine, will Er die zwei nich zuſammengeben, ſo ſollen ſie zu Schäfer Wiards auskneifen. Der thut das ohne Gewalt und ohne Buch, und alle Scheine hat er, und wenn Er Wiards angibt, ſo hext der Ihm den ſchnellen Tod ins Geblüt. Domine, will Er oder will Er nich?“

„Ich kann nicht! Meine Pflicht, mein Gewiſſen —“

„Denn verzehrt Er ſeinen Prieſterlohn wie'n Schojer, wie'n Dieb! Denn hat Er auf ſeiner Kanzel gelogen!“ rief der Bauer in neu ausbrechendem Zorne. „Er ſoll Not kehren und is wie'n Stein ſo hartherzig!“ Er brach ab, ballte die Fäuſte gegen die Wand und legte ſeinen wüſten Kopf dazwiſchen.

Reemt ſah auf ſeinen Vater hin und trat dann ſchnell an Leberecht heran. Was in des Burſchen Seele vorging, das war ſchwer zu erraten. Er ſprach gelaſſen und bedacht, ſeine Stimme dämpfend: „Domine, wenn Er uns den Dienſt thut und uns kopeleert, ſo thut Er keine Sünde, ſondern eine Rettung. Ohne ſeinen Dienſt ſterben und verderben wir. Zu Wiards geh' ich nich wieder: ich will 'nen rechtlichen Schein und 'ne rechtliche Hilfe. Wenn Er mir Geſche Redlefs mit Gotteswort an die Hand traut, denn hol' ich mir die Deern in Ordnung als meine Frau zu Haus, ſowie daß ich d'r Brot für habe. Das will ich Ihm auf die Bibel zuſchwören, Domine, wenn 'r mir nur hilft, daß ſie mich nicht nach Rußland ſchleppen von Mutter und von den Wichtern weg. Was ſoll damit werden, Domine? Ich hab' mir das überlegt: gegen Bonebart will ich wohl in den Krieg geh'n, aber d'rfür? Nä! eher verſauf' ich mich im Brackwaſſer!“ — — —

Sein Amtseid, die Heiligkeit des Sakramentes, unverrückbar ſtanden ſie vor ſeiner Seele. Aber ihnen gegenüber dehnte ſich die ſchauerliche, ruſſiſche Steppe. Durch ihre endloſen Schneegefilde zogen geſpenſtiſche Scharen hohläugiger Soldaten, und hinter ihnen drein zog der Würgengel, die ſchwarze Peſt. Keine Phraſe, keine Lüge ſcheuchte ihn hinweg. An Männer und Jünglinge legte er die fleiſchloſe Hand: jammernde Witwen und Waiſen, ſchluchzende Kinderloſe folgten ſeinen Tritten, eines lächelnden Despoten unſchuldige Opfer!

Stumm blickte er dem Sohne des Geſetzverächters in die Augen. Weder klug noch mutig waren ſie, aber ehrlich und zuverläſſig. Wo lag der rechte Weg? In der Weigerung der rettenden That, weil ſie nicht mit den kirchlichen Rechtsbegriffen zuſammenſtimmte? oder im Verneinen der gewieſenen Formel, weil es ein Leben zu ſchonen, eine unſterbliche Seele zu gewinnen galt? Sah Gott nur die That vor ſeinem Richterſtuhle an und nicht auch ihren Urſprung?

Er ſtand inmitten des freudloſen Raumes, die Hände vor ſeinem Angeſichte gefaltet, und flehte ohne Worte und ohne Unterlaß um einen Strahl der Erleuchtung.

Als er ſein Antlitz erhob, weil es um ihn her totenſtill geworden war, ſtand Reemt vor ihm, das Mädchen an der Hand. Hinter ihnen die drei Alten. Die Männer hatten ihre Kappen gezogen, die Frau blickte zu Boden, und ſo warteten ſie mit einander.

„In Gottes Namen denn —“ ſagte Leberecht und ſchlug die Bibel auf. Als müſſe er ſich vor ſeinem eigenen Gewiſſen gerechter hinſtellen, wählte er den klarſten und klaſſiſchſten Einſegnungstext der chriſtlichen Ehe: „Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden.“ Da keine Ringe vorhanden waren, zog die Frau ihren ſilbernen Reifen für Reemt von der großen Hand, und Redlef ſtreifte den ſeinen für die Tochter vom dünnen Finger.

Als der kurze Akt ſeinen Schluß gefunden hatte, ſetzte ſich Leberecht mit dem Rücken gegen die Anweſenden ans blinde Fenſter und ſchickte ſich an, den Trauſchein und die Eintragung fürs Kirchenbuch zu ſchreiben, allein weder Tinte noch Feder fand ſich, und den Stift hatte er in der Verwirrung des Aufbruchs von Sankt Jürgen vergeſſen. Die Frau wußte ſich zu helfen: ſie kratzte Herdruß und Waſſer in einer irdenen Scherbe zuſammen, Geſche lief an ihren längſt verſtaubten Schulſack und holte einen geſpaltenen Gänſekiel heraus. Den ſchnitt Leberecht notdürftig — das mechaniſche Thun war ſeinen halbbetäubten Sinnen eine Wohlthat — und ſo ſchrieb er und ſetzte ſeinen Namen mit unſicherer Hand unter das Dokument.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sobald ſein letzter Federſtrich gethan, nahmen Vater und Sohn den Geiſtlichen in die Mitte wie ihren Gefangenen und verließen mit ihm die Kate. Der Burſche drängte heim nach Wührden, Arend ſteckte den Trauſchein zu ſich in Haſt, ohne Dank. Nicht einmal die Tageszeit bot er denen zum Abſchied, die jener Trauakt mit ihm verbunden hatte. Sein Auge ſchweifte ſuchend über die graue Waſſerfläche hin: das Franzoſenſchiff lag ſicher ſchon an einem der Wührdener Höfe Nur nicht an ſeinem — was ſollte dann davon kommen? Er ſah ſie in ſeinen Runkeln wühlen und ſeinem ſterbenden Weibe und den Kindern mit den geſchmuggelten Waffen den Gnadenſtoß geben! „Ve'damm' mi! vörwaards!“ trieb er Reemt an.

Geſche Redlefs lief ihnen nach bis zur Landungsſtelle. Sie faßte des langen Burſchen herabhängende Finger: „Reemt! bliew nu doch hier! Wennehr kummſt du wedder, Reemt?“

Er drehte das Geſicht von ihr ab und wand ſeine Hand aus der ihrigen, eine Antwort gab er ihr nicht. „Hold di wacker, Deern —“ weiter ſprach er nichts. Als er gewahrte, daß Leberechts Füße ihn nur mühſam zu tragen ſchienen, griff er ihm um die Schultern und half ihm ſo ins Boot.

„Dat will ick em ewig gedenken, Domine!“ ſagte er.

Leberecht ſaß auf ſeinem alten Platze, vor ſich den kleinen Sarg mit dem Bahrtuche von Schnee auf dem ſchrägen Deckel. Er ließ den Wind brauſen, das Eis gegen das Schiff krachen, wie ſie wollten. Entſetzen bebte in ſeiner Bruſt; nicht nachzudenken wagte er über ſeine heutige Amtsübung. Jäh mit hineingeriſſen ſah er ſich in dieſen Abgrund des Leidens und der Sünde, ſchwärzer als zuvor klaffte der Spalt zwiſchen ihm. dem ſtrafwürdigen Apoſtaten und ſeinem heiligen Berufe.

Am Nachmittag langten ſie in Wührden an. Da ſchaukelte das Franzoſenboot vor dem erſten Hauſe des Dorfes.

Arend ſchulterte den Sarg, ſetzte ihn am Treppenwinkel nieder und wies Prediger und Sohn heftig von der Diele fort. Sie ſollten marſchieren und nach der Frau ſehen und aufpaſſen, ob das Kind noch Atem in ſich habe: er mache den Sarg dafür zurecht: fix, fix! weg von der Diele oder — „woahrt ju!“ Damit begann er mit fliegenden Händen in ſeinem Runkelhaufen zu wühlen.

Drinnen welch trauriges Bild! Die arme Mutter lag ſchon faſt wie eine Geſtorbene in ihrem Bette, langgeſtreckt, das Geſicht fremd und ſpitz, die Augen halb geſchloſſen. Neben ihr ein Wachspüppchen in Lumpen gewickelt, und auf dem Stuhle ein ſchmutziger Napf voll Waſſer.

Leberecht tauchte die Finger hinein und benetzte die kalte Stirn des Kindchens. Er meinte, es müſſe unter dieſer Berührung verſchieden ſein, aber während der kurzen Tauformel hob es noch einmal die Lider von den gläſernen Augen, zuckte mit den ſchwachen Händchen hin und her, und das Lebensfünkchen erloſch. Die kleinen Geſchwiſter ſchlichen herbei und ſtarrten Leberecht aus ihren hübſchen Blauaugen an. Als er ſich zu ihnen niederbeugte und ihnen mit gedämpfter Stimme vom Tode des Brüderchens redete, begannen ſie zu weinen und liefen zum Vater auf die Diele. Der jedoch jagte ſie fluchend in die Dönns zurück, und ſie verkrochen ſich bange hinter Mutters Bett.

Leberecht ſetzte ſich zu der Sterbenden und hielt ihre ſteife Hand. Eine unnatürliche Ruhe war über ſeine Seele gekommen: die Stille vor dem Sturm. Dieſe Nottaufe am Todbette einer armen, treuen Mutter, die mit zögernden Schritten dem ewigen Frieden entgegenwandelte, verwiſchte für den Augenblick in ihm den Eindruck der Vierhauſer Zwangstrauung. Reemt tappte auf ſeinen zerriſſenen Socken in der Stube hin und her, nahm ſich des ganz verſtörten Kinderkleeblattes an, machte Feuer im Öfchen und ſtellte ſich dann ſtumm zu Füßen des mütterlichen Bettes, Leberecht gegenüber. Es arbeitete in ſeinen kräftigen Zügen, die Mundwinkel zitterten, die Augen ſtanden in Waſſer. Als ihm ſchließlich die Thränen hervorſchoſſen, wiſchte er ſie mit dem Handrücken von ſeinen Wangen, blickte eine Weile mit dem Ausdrucke größter Hilfloſigkeit und Traurigkeit in des Geiſtlichen Geſicht und beteuerte noch einmal: „Ick will Em dat ewig gedenken, Domine —“

Indem kam plötzlich Arend mit dem offenen Sarge auf der Schulter herein. Er trug ihn behutſam wie eine Schatztruhe, aber faſt wäre er damit an der ausgetretenen Lehmſchwelle geſtolpert. Der Schweiß ſtand ihm vor der Stirn, und die Glieder ſchlotterten ihm am Leibe.

„Se ſünd d'r — de franſchen Hunne! fix! helpt mi doch!“

Reemt ſprang zu, tödlich erſchrocken. In wilder Haſt ſtülpten ſie die bruchfällige, halbgeleerte Torfkiſte um; der Inhalt ſtäubte empor und kollerte auf dem Eſtrich umher, und das vermorſchte Kiſtenholz ächzte unter der Laſt des kleinen, hochauf mit Stroh gefüllten Sarges. Nicht rechts nicht links ſah der Bauer. Er nahm das tote Kind aus dem widerſtandsloſen Arme ſeiner Mutter und drückte die Hand des Geiſtlichen, die ihm wehren wollte, mit brutaler Kraft gegen die Bettkante nieder. Dann legte er das Kleine mitſamt ſeinen Lumpen in den Sarg aufs Stroh, hieß eines der anderen Kinder die Schürze abbinden und deckte damit die Leiche zu bis unter die zarte Bruſt. Über der ſchob er die marmornen Händchen ineinander.

„Lecht!“*) herrſchte er die Seinigen an; der Novembertag warf kaum mehr einen Dämmerblick in das enge Gemach.

„Lecht!“ wiederholte er, deutete auf den Sarg, horchte offenen Mundes nach den ſakrierenden Stimmen der Franzoſen, keinen Steinwurf mehr von ſeiner Wurth entfernt, lief hinaus, ohne die Kammer zu ſchließen, und ſtellte ſich wartend in der Diele auf. Da nahm er ſeine Miſtforke aus der Ecke und trat neben den Stand mit der abgezehrten Kuh darin.

---

*) Licht.

„Nu koamt an, Hollunken!“

„Ouvrez, ouvrez! tout! tout!“ Da waren ſie!

Der Bauer redete keine Silbe. Kalt und frech blickend ſchlurrte er, immer ſeine Miſtgabel ſchulternd, vor dem halben Dutzend ſäbelraſſelnder Buntröcke her. Als ſie ihn barſch bedeuteten: „mettez ça de côté!“ ſah er ſie giftig an:

„Nä! dat doh'k nich, dat's min Arbeitstüg —“ und ſchlurrte weiter.

Keller und Boden durchſuchten ſie zuerſt und fanden nichts. Arend verbiß ſein höhniſches Lächeln, als ſie in den Runkeln und Tabaksblättern ſtocherten und Kuhraufe, Miſtgrube und Küchenſchrank aufs Korn nahmen. Sogar die Aſche des Herdes ließen ſie nicht in Frieden erkalten, ſondern rührten ihren unterſten Grund mit ihren Säbeln auf, bis ſie das Huſten ankam. Dann Arends Schlafſtelle in der Koje, Reemts Schütte Stroh nahe der Hausthür, nirgends das Geringſte. Und nun die Dönns. Da wurde das kalte Bauerngeſicht ſo fahl, wie der graue Schneehimmel draußen über dem Waſſer.

Reemt hatte Torfſtaub und Brocken in die dunkelſte Ecke gekehrt, und jetzt ſtand er mit ſeinen Geſchwiſtern um den Sarg, den Leberecht eben eingeſegnet hatte. Das Flämmchen der blechernen Stehlampe hinter dem Kopfende beſchien flackernd das weiße Geſichtchen des toten Kindes, und die kranke Frau in ihren dünnen Kiſſen röchelte ſchwer.

Die Franzoſen traten einer nach dem anderen verſtummend von der Schwelle zurück. Leiſe zogen ſie die Säbel heran, daß ſie nicht klirren konnten, blieben, die Hand am Tſchacko, ſtehen und gingen auf den Fußſpitzen wieder hinaus, ohne der kleinen Leiche den Rücken zu kehren. Feinde waren ſie, grauſam in dem, was ihnen Pflichterfüllung hieß, allein auch Menſchen waren ſie und zwei unter ihnen Familienväter.

Sie verließen, ohne ihren Fund gethan zu haben, das Haus. Arend ſtand, noch immer die dräuende Miſtgabel im Arm, hinter ſeinem dickſchopfigen Weidenbaume, der voll krächzender Nebelkrähen ſaß, und ſpähte den Schergen nach, bis ihr Schiff glücklich weiter ſchwamm, auf Vierhaus zu. In ihrer augenblicklichen Verblüffung, angeſichts der ſchlichten Totenfeier, hatten ſie Reemts Militärangelegenheit für heute nicht berührt. Das kam nun nächſtesmal. Allein es war doch eine kurze Galgenfriſt.

Nun fort mit den Waffen in den Keller! Mit dämoniſcher Sicherheit hatte der Bauer ſein Spiel ausgegeben und gewonnen, wenigſtens den erſten Stich.

Er kehrte elaſtiſchen Schrittes in die Kammer zurück, den Kopf hoch, die Hände in den Taſchen. Die größte Gefahr, die ihn perſönlich am Leib und Leben bedrohte, ließ ab von ihm. Er kommandierte Reemt zum ferneren Aufpaſſen vor die Hausthür und die verſchüchterten Kinder auf die Diele. Milch hatte er nicht, Brot fand er nicht: ſie ſollten die Mäuler halten oder Reemt fragen. Nur den Geiſtlichen, der, am Bette ſitzend, die erkaltenden Hände der Frau zwiſchen ſeinen hielt, konnte er mit keiner Manier loswerden. Fortſchicken durfte er ihn nicht — er hatte ihn ſich ja ſelber von St. Jürgen herüber geholt, mit Mühe und Not, weg vom Predigtſchreiben.

Es mußte auch ſo gehen, und das, was er vorhatte, beſchäftigte ihn zu dieſer Stunde weit mehr, als der Gedanke an die Zerſtörung ſeines Heims durch den Tod.

Er trat an den Sarg, hob das Kind mit dem Stroh zugleich in einem Arm heraus und zerrte mit der anderen Hand den Rapperſack ans Licht, in dem die Waffen verſteckt lagen. Das Lämpchen blies er aus und kehrte Leberecht den Rücken, nachdem ſein unruhiger Blick ſcheu über die Sterbende hingeglitten war.

Bebte ihm die Hand? Das Stroh und die ſtarre, kleine Leiche hielt er krampfhaft unter dem Arme, der Sack entglitt ihm und ſchlug raſſelnd am Eſtrich auf. Die Frau im Bette ſtieß ein ſchwaches Stöhnen aus, der Geiſtliche ſprang vom Schemel in die Höhe, und heftete ſeinen Blick voll Grauen auf die blaſonierte Degenklinge, die ſich im Fall durch den loſen Rapper gebohrt hatte. Dann reckte er die Hände gen Himmel und preßte ſie gewaltſam gegen ſeine Schläfen.

Ein Frevel über den anderen gehäuft! Das tote Kind und das unredliche Gut — ſein Mund hatte ſie zuſammen eingeſegnet mit den Worten der Heiligen Schrift.

Der Bauer drohte ihm aus fanatiſchen Augen und mit geballter Fauſt: „Woahr' di, Preeſter!“ Er raffte den Sack vom Boden auf, Leberecht feſt im Blick behaltend:

„Domine! Domine! Denk' Er an ſeine erſte Predigt vor ſieben Wochen! Er hat uns ſelber geſagt, wie wir's machen ſollen!“

Weder Zuſtimmung, noch Verneinung brachte Leberecht über die Lippen. Ihm war's wie einem, deſſen Hirn ſchläft, um plötzlich zu ſchwerer Krankheit aufzuſchrecken. Er fühlte nichts mehr, als ein regelmäßiges, volles Pochen in ſeinen Schläfen, einen tiefen, dumpfen Schmerz in den Augenhöhlen: jenen Schmerz, den Frauen und Kinder ausweinen können.

Gleichgültig ſah er zu, wie der Vater ſein armes Kleinſtes haſtig wieder im Sarge zurechtlegte, einen Augenblick am Bette der Kranken ſtand, ſeinen Sack über der Achſel, und dann hinausging. Zur nämlichen Minute trat Bauer Ahlers' Frau, Arends Schweſter, mit Reemt in die Kammer. Sie hatte ſich zur Nachtwache bei ihrer Schwägerin bereit erklärt und den hungrigen Kindern ein Töpfchen Milchſuppe und einen halben Laib Roggenbrot von Haus mitgebracht.

Schweigend legte Leberecht einen Thaler auf den Tiſch, nahm ſeinen Mantel um, den die Näſſe ſchwer niederzog, und ging, an Arend vorüber, von Reemt geleitet, zum Schiffe hinunter. Arend kam ihm nach, ſtreckte ihm die Hand hin und ſagte: „Mienen Dank, Domine.“

Leberecht hob die Rechte, aber er fand in ſich keine Kraft, ſie dem Bauern zu reichen. „Gott ſteh' Euch bei“ — ein anderes Wort wußte er nicht.

„De hett nicks mehr mit mi to dohn!“ entgegnete der Bauer und wandte ſich zu ſeinem Hauſe zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Reemt fuhr den Geiſtlichen nach St. Jürgen hinüber. Der Abend brach herein, ein blaſſer Vollmond hatte ſich durch die ſchweren Wolken gekämpft und das Schneegeſtöber vertrieben, als ſie die Inſel erreichten. Da trug, von der Kirche her, das Wehen des Windes feierliche Orgelklänge und klares Singen an Leberechts Ohr:

„Es iſt eine Roſ' entſprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten ſungen:
Von Jeſſe kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht,
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht — —“

Rührend und andächtig ſchwebte die Weiſe dieſes ſchönſten und zarteſten aller Weihnachtslieder dem langſam herannahenden Schiffe entgegen. Aber ſie tröſtete den Mann des Gotteswortes nicht, der ſeine Seele zum Tode wund in ſich empfand. Sie ſenkte keine Heilsbotſchaft hinein, ſondern nur die verſchärfte Erkenntnis des eigenen Unwertes.

„Advent! Wie ſoll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir,“ flüſterte er mit verſagender Stimme vor ſich hin und ſchaute den fratzenhaft zerriſſenen Wolkengebilden nach, die an der fahlgoldenen Mondſcheibe vorüber getrieben wurden vom ſtarken Winde, angſtgepeinigt, finſter, wie er ſelbſt war.

„Wie ſoll es enden? Was hab' ich mir auf mein Gewiſſen geladen?“ fragte er ſich weiter und gab keine Antwort auf den Abſchiedsruf Reemts, der durch Treibeis und Dunkel in ſein heimiſches Elend zurückruderte.

„Hilft uns aus allen Leiden,
Rett't uns von Sünd' und Tod —“

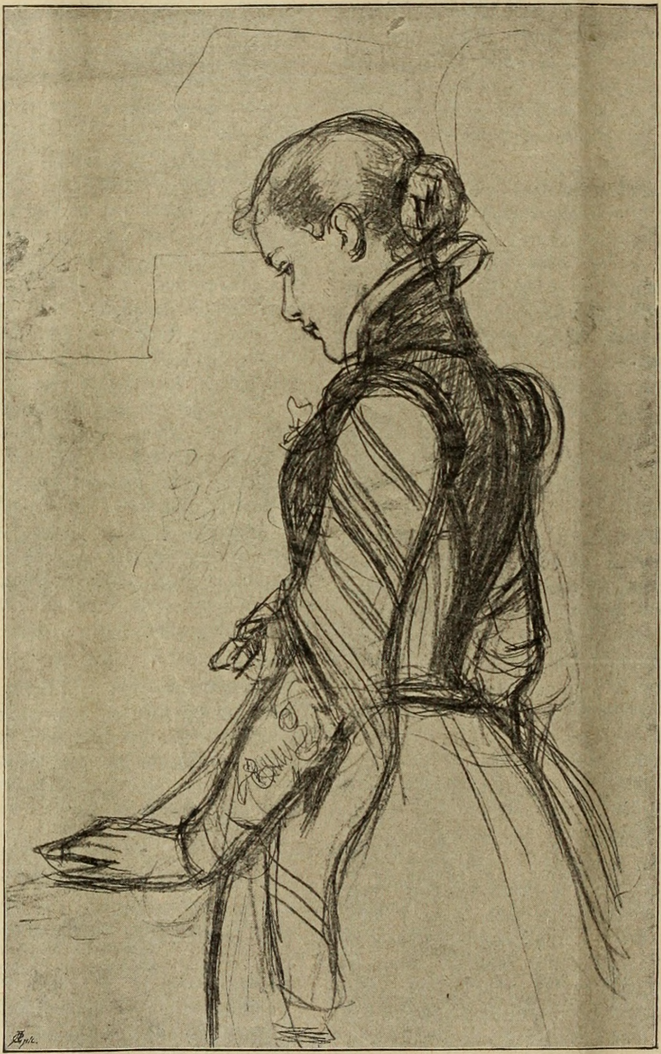
ſang die Stimme zur Orgel, aber eine andere Stimme rauſchte und raunte im dürren Uferſchilf:

„Weh' deinem Tempel und weh' ſeinen Dienern,
Götterverſtoß'nen Empörern!
Prieſterlos zittre im Ozean, Eiland —“

— — — — — — — — — — —

Auf ſchwankenden Füßen flüchtete er vor dieſer Stimme uferaufwärts in ſeine kleine, altersgraue Inſelkirche.

Da drinnen ſchaute das Mondlicht durch die grünlichen Rautenſcheiben des Fenſterchens hinter der Orgel, und dort oben ſaß Chriſtine einſam in der Kälte und ſpielte und ſang die geliebten Weihnachtslieder ihrer Kindertage.



Bleiſtiftſkizze von † Karl Hoff zu ſeinem Bilde „Erſte Liebe.“

### 8. Kapitel.

Friede umfing ihn, als ob er des Himmels Vorſaal beträte. Aber er wehrte den Frieden von ſich ab, den er nicht verdiente.

Wie er das Orgeltreppchen ſo lautloſen Trittes erklimmen konnte, daß die Muſizierende keine Ahnung von ſeinem Kommen und ſeiner Nähe empfing, das hätte er ſpäter nicht zu erklären vermocht. Denn die ausgetretenen Stufen kniſterten und knarrten arg im gewöhnlichen Leben.

Dumpf drückte und nagte ſeine Pein; die Grabesluft dieſer Zufluchtsſtatt beladener und ſeliger Herzen beklemmte ihn. Im tiefſten Schatten lehnte er ſich gegen die Mauer, kaum zehn Schritt entfernt von Chriſtine, zog den Mantel fröſtelnd um ſich her und ließ die Mütze achtlos aus der Hand zu Boden gleiten. So blickte er aus halbgeſchloſſenen Augen das liebe Bild vor ihm an.

Sie ſaß in ihrer enganliegenden, pelzverbrämten Kaſzawaika, die ſie auch beim Eislauf zu tragen pflegte, und der alte Kreppſhawl war um ihr Geſicht geſchlungen. Völlig ſelbſtvergeſſen ſang und ſpielte ſie, der Kälte des Raumes nicht achtend. Fromm und kindlich war der Ausdruck ihrer lieblichen Züge, und doch verrieten ihre leiſe geröteten Lider kaum getrocknete Thränen, und als ſie zwiſchen den Akkorden einmal Pauſe machte, um ſich in die erſtarrenden Finger zu hauchen, legte ſich Wehmut um den reizenden Mund.

Sie konnte ſich anſcheinend nicht von der Roſe aus Jeſſes Stamm trennen und wiederholte dieſe ihre Lieblingsmelodie zwei-, dreimal. Immer ſüßer, immer eindringlicher und feierlicher ward ihr Singen: ein Meer von überirdiſchen Klängen ſchien unter den ſteinernen Wölbungen auf und ab zu wogen.

„Das Blümlein, das ich meine,
Davon Eſaias ſagt,
Das hat gebracht alleine
Marie, die reine Magd —“

Der Lauſcher hielt im Krampf den Atem an, ſein Herzſchlag ſtockte. Er ſchloß die Augen: bis in ſein Innerſtes hinein fühlte er es plötzlich ſchwarze Nacht werden —

„Des freuen wir uns baß,
Und wollen Gott lobſingen —“

Beſinnungslos, mit vorgeſtreckten Händen, ſtürzte er zu ihren Füßen nieder in die Knie, barg ſein Antlitz an ihrer Bruſt und brach in ein wildes, unaufhaltſames Weinen aus: „Chriſtine! Chriſtine! Chriſtine!“

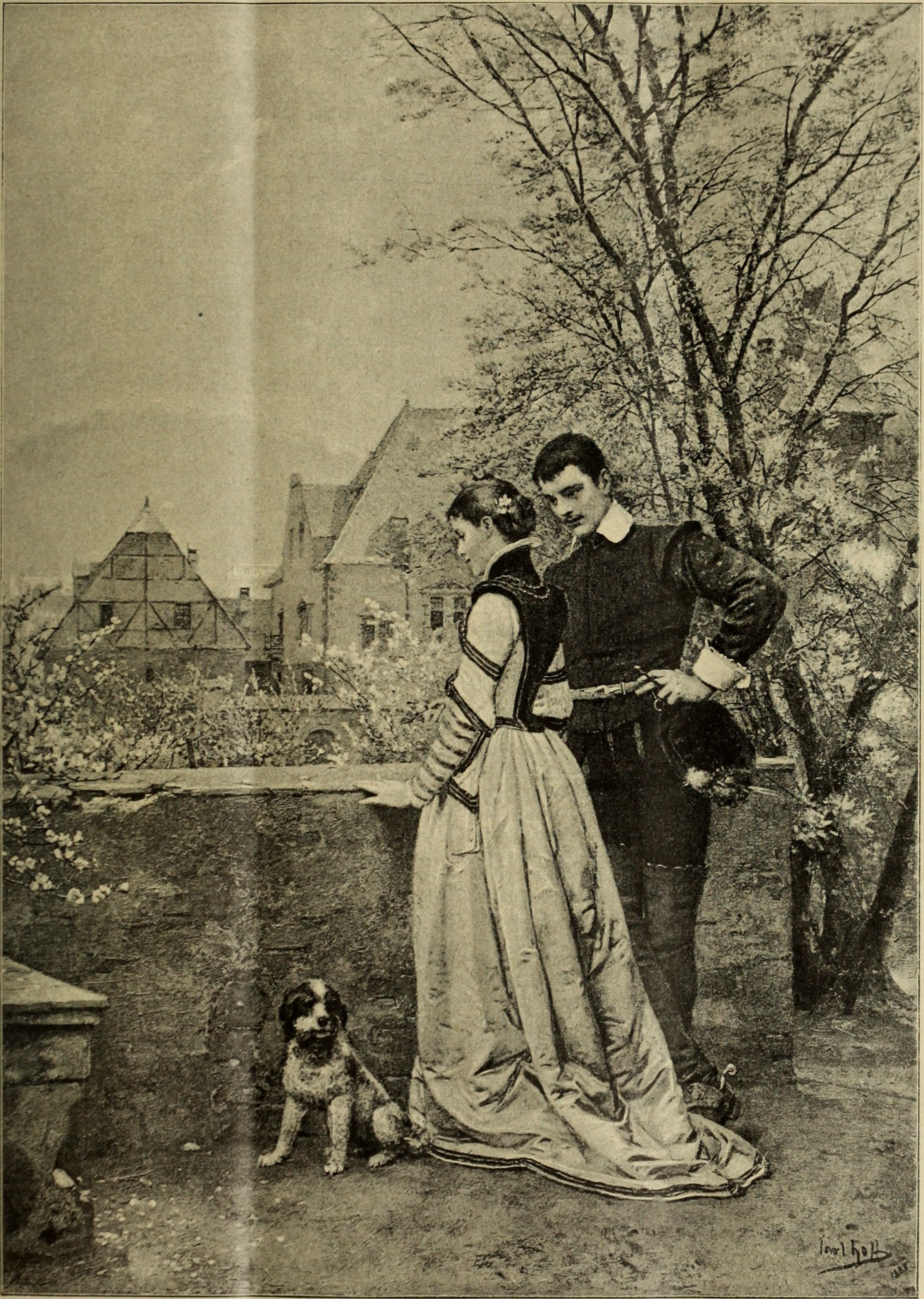
Der Schreckensſchrei erſtarb ihr im Munde. Inſtinktiv hüllte ſie die herabhängenden Enden ihres Kreppſhawls, den ſie gern ihren warmen Tröſter nannte, um ſein Haupt mit den verwehten und feuchten Haaren, drückte es an ſich, feſter, mit beiden Armen, und wiegte es hin und her, als vermöge ſie ſo das qualvolle Schluchzen und Stöhnen des zuſammengebrochenen Mannes zu geſchweigen. Umſonſt — immer ſtürmiſcher ward es. Er preßte ſeine Stirn ſo gewaltſam gegen ſie, daß ihre Bruſt ſchmerzte, ſeine ganze Geſtalt bebte in ihrer Umſchlingung, wie unter ſtarken Schlägen. Sie wußte nicht mehr, was thun in ihrer Herzensangſt. Sie ſtreichelte ſein Haar, ſie ließ ihren Kopf auf den ſeinigen ſinken und weinte bitterlich mit ihm. Zu einer Frage kam ſie nicht; ſie fühlte ſein ſchweres Leid, ohne es zu wiſſen, weil ihr Leben in ſeinem lebte.

„Lieber, Teurer — Einziglieber! Nicht doch, nicht doch! Es wird wieder gut werden!“ ſtammelte ſie an ſeinem Ohre, und er ſchluchzte nur fort und fort das, was ihm allein heilig und tröſtlich geblieben war auf Erden: ihren Namen.

„Chriſtine! o, meine Chriſtine! Chriſtine!“

Allmählich gelang es ihrem Zuſpruche, die Heftigkeit ſeines Schmerzes zu lindern. Er erhob ſich von den Knieen und bat nur: „Bleib bei mir, laß uns fort von hier gehen — ins Dunkle.“

Wie ein unmündiger Knabe ließ er ſich von ihrer Hand das Orgeltreppchen hinabgeleiten. Unten in der Kirche legte ſich ein matter Streifen Mondlicht breit über die grauen Platten des Fußbodens hin bis zum Leichenſtein des Biſchofs vor dem Altare. Leberecht wandte ſich vom Lichte ab, und Chriſtine führte ihn ſeitwärts in den einſtigen Kapellenwinkel der Sonderſiechen. Da ſetzten ſie ſich, ganz nahe aneinander gelehnt, auf das ſchmale Bänkchen, Arm in Arm, Hand in



Verlag der Photographiſchen Union in München.

Erſte Liebe. Nach dem Gemälde von Karl Hoff.

Hand. Leberechts feuchter Mantel war ein ſchlechter Schutz vor der Winterkälte, aber den weißen Hauch ihres Atems ſahen ſie nicht in der Finſternis.

Er konnte noch immer keine Ruhe finden. Bald an die eine, bald an die andere der zarten Mädchenwangen legte er ſein glühendes Geſicht, und dann berührte ſein Mund die weichen Lippen, die ſich ihm nicht verwehrten. So hart grenzte dies ſüßeſte Glück des Beſitzergreifens an die bitterſte Not des Sichſelbſtverlierens, daß ein Gefühl ſchmerzhaft in das andere überging.

Worte fanden ſie lange nicht. Stumm, Wange gegen Wange gedrängt, ohne Kuß, ohne Händedruck ſaßen ſie und hatten die Augen geſchloſſen. Zwei Müde, die nach beſchwerlicher Wanderſchaft am Ziele ſind und nichts als Ruhe denken und wünſchen.

„Geliebte,“ ſagte er endlich flüſternd, „küſſe mich und laß mich dir alles beichten.“

Die ganze erſte Liebe ihres jungen Herzens ſtrömte ihr Kuß über ihn aus. Sie fand das vertraute „Du,“ ohne daß ſie's erſt zu lernen brauchte. Ihre Hand ward warm in der ſeinigen. Vorbei war aller Wintergraus, angebrochen die Zeit der frohen Verheißung: Advent.

Sie rückten ans andere Ende ihres Bänkchens. Den Mondſchein, der immer heller und goldener durch die kleine Kirche flutete und die trotzigen Pfeiler, die kurzen Wölbungen klar hervortreten ließ, fürchteten ſie nicht mehr. Die Kanzel ſtand wie im Lichtnebel, das Geſtühl in geheimnisvoller Dämmerung darunter, nur in den altersblanken Knäufen der Seitenlehnen ſpiegelte ſich da und dort ein verirrter Strahl.

Alles beichtete er ihr, ehrlich bis ins Kleinſte, jeglicher Selbſtverteidigung und Beſchönigung bar. Das Gewiſſen in ſeiner Bruſt hätte ihn nicht gebieteriſcher zur Wahrheit zwingen können, als es die Liebe in ſeinem Herzen that.

Sie hörte ihn ohne den geringſten Einwurf bis zu Ende, nur daß ſie ihm die Hand drückte und ſich noch enger an ſeine Schulter ſchmiegte, wenn das Zittern und Rauherwerden ſeiner Stimme ihr verriet, wie furchtbar er gelitten. Als er ſeine Beichte ſchloß, umſchlang ſie ſeinen Nacken, bog ſein Geſicht zu ſich nieder und küßte ihn ſonder Rückhalt.

„Gott hat dir das Rechte ins Herz gegeben,“ ſagte ſie, und noch nie hatte ihn heißere Dankbarkeit überwältigt, als nach dieſer ſchlichten Losſprechung von ſeiner Schuld aus dem Munde des geliebten Mädchens.

„Vielleicht wird mein Vater deine That anders, ſtrenger beurteilen, als ich,“ fuhr ſie fort. „Aber laß es dich nicht beirren, das iſt meine erſte Bitte an dich, mein Geliebteſter. Nimm es ohne Eifern von ihm hin, ſchweige aus Ehrfurcht vor ſeinen Jahren, nicht etwa um meinethalben. Sieh, er iſt dem Himmel näher als wir, ſein Geiſt ſchwebt ſchon halb über der böſen Welt und der ſchweren Zeit. Du und ich, wir ſtehen noch mitten darin, mein Geliebter, aber ſtehen wir denn nicht zuſammen? O, Leberecht, möchte dich dieſe Gewißheit ebenſo ſtärken wie mich. Ziehe du dir mein Herz, ſo wie du's haben willſt, nur — liebe mich nie geringer als heute!“

Eines in des anderen Arm wandelten ſie, zwiſchen den mondbeſchienenen Totenmalen des Kirchhofes zur Paſtorei hinüber.

Am verſchneiten, epheuumſponnenen Grabe der getreuen, neunzigjährigen Gatten blieben ſie einen Moment ſtehen, beugten ſich zu der eingeſunkenen Holztafel nieder und ſchoben den Schnee ein wenig beiſeite.

„Wie will toſam
In Himmel gahn!“

ſagten ſie beide aus einem Munde.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die Briefe Helmut von Moltkes.

(Abdruck verboten.)

Ein gütiges Geſchick hat es gefügt, daß uns eine überaus große Zahl von Briefen unſeres großen Helden aufbewahrt geblieben iſt — ein gütiges und ein in der heutigen Zeit, die mit leichtbeſchwingten Briefblättern nicht mehr gleich pietätvoll umgeht, wie frühere Jahrhunderte, doppelt ſeltenes Geſchick. Man bewahrt auch heute noch wohl die Briefe reifer, bedeutender, großer Männer ſorgſam auf, die brieflichen Aufzeichnungen des Werdenden erſcheinen aber ſelbſt dem liebevollſten Mutterherzen meiſt kaum des Sammelns wert. Und doch welch' reiche Schätze enthalten oft gerade dieſe Blätter.

Es iſt ein ſtattlicher Band, der, die Sammlung der Briefe des Feldmarſchalls enthaltend, vor mir liegt (Geſammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Grafen Helmut von Moltke. IV. Band. E. S. Mittler & Sohn, Berlin), ein Band, deſſen Inhalt, faſt genau mit ſeinem Übertritt aus dem däniſchen in den preußiſchen Dienſt beginnend, den geſamten Lebenslauf des ſeltenen Mannes von dem Jahre 1823 an begleitet. Das Buch hebt mit den Briefen an die Mutter aus. Der junge Sekondeleutnant im Leibregiment berichtet nach Daheim über die kleinen Erlebniſſe in der Garniſon, über einen Kuraufenthalt in Salzbrunn, über ſeine Sorgen und ſeine Hoffnungen. Wir erfahren, wie er ſich einſchränken und haushalten muß, daß er eine Novelle „die Freunde“ geſchrieben hat, von dem Verleger aber „um das Honorar geprellt“ wurde, wir ſehen, mit welch' inniger Liebe er der fernen Angehörigen denkt. Im großen und ganzen verraten die Briefe indeſſen noch nichts von hohen Gaben — es ſind Briefe, wie ſie tauſend andere Leutnants in ähnlicher Lage wohl auch geſchrieben haben und noch ſchreiben.

Schon die zunächſt folgenden Briefe aber, welche aus der Zeit ſtammen, in welcher Moltke in Schleſien und der Provinz Poſen für den Generalſtab topographierte, gewähren einen Einblick in die ſchnelle Entwickelung des jungen Mannes, geben ein Bild ſeines innerlichen Ausreifens. Mit lebhaften Farben, dann und wann auch mit gutem Humor, ſchildert er ſeine Eindrücke auf einer Wanderung durch das Rieſengebirge, ſein Einleben in den verſchiedenen Häuſern, in denen er als Topograph gaſtliche Aufnahme fand, beſonders ſeinen längeren Aufenthalt bei dem Grafen Koſpoth auf Schloß Schön-Brieſe. „Ach es iſt eine ſchöne Sache für ſo einen armen Teufel, der ſich zwiſchen Geldmangel, Vorgeſetzten, Dienſtpflicht, Gehorſam und wie die Übel alle heißen, die je der Büchſe Pandoras entflohen, herumdrängen muß, ſo in eine Lage zu kommen, wo alle die kleinlichen Verdrießlichkeiten des Lebens, die zuſammen deſſen Unglück ausmachen können, aufhören, wo alles ſchön, gefällig, reich und edel iſt und das Vergnügen Zweck ſein darf, weil ſelbſt die Arbeit ein Vergnügen iſt, wo die Kunſt nicht die ſpärliche Würze des Lebens, wo ſie das Leben ſelbſt iſt, und wo man ſelbſt gefallend ſich gefällt.“

Wie anders bei der polniſchen Adelsfamilie in Rusko bei Jaroszyn: „Ein niedriges Häuschen mit einem Schindeldach. Aber faſt möchte man ſagen, daß es hier wie mit den Häuſern der Griechen in Konſtantinopel geht, welche, von außen mit Brettern beſchlagen, im Innern den aſiatiſchen Luxus bergen. Hier ſind gute und ſchlechte Gemälde, Antiken, wertvolle Kandelaber in kleinen Zimmern angehäuft. Marmortiſche, die einſt große Hallen zierten, ſtehen in den engen Fenſtern zuſammengedrängt, und große Trumeaux hängen an ſchlecht gemalten Wänden. In dieſer Umgebung hauſt mein Wirt, welcher in der polniſchen Revolution ſeine Rolle unter Kosciuzcko ſpielte und der mit dem eingewurzelten Haß gegen die neue Regierung die größte Güte gegen mich, ihren Diener, verbindet… Wirklich kann ich die Eigentümlichkeit dieſer Leute nicht beſſer ſchildern, als wenn ich Dir ſage, daß ſie oder vielmehr die aus ihnen hervorgehende Art zu ſein faſt genau das Gegenteil von meiner iſt. Allein man muß zur Beurteilung dieſer Leute einen eigenen, ich möchte ſagen nationalen Maßſtab anlegen, ſonſt wird man ſie immer ſehr falſch beurteilen, und wenn ſie uns leichtſinnig und prahleriſch erſcheinen, ſo können wir ihnen nicht anders als höchſt pedantiſch und ſelbſt etwas heuchleriſch vorkommen.“

Zwiſchen den Sommerarbeiten in der Provinz ſchiebt ſich der Winter in Berlin ein. Moltke berichtet ausführlich über ſeine fleißigen Arbeiten. Vormittags der Generalſtab, dann das Mittageſſen. „Nun kommen die Privatſtunden. Gratis höre ich einen cours de littérature française, auf dem Büreau ein Kollegium über neuere Geſchichte und eins über Goethe auf der Univerſität. Außer dieſen koſten mich meine Stunden nun noch 13 Thaler 16 Silbergroſchen monatlich, nämlich Ruſſiſch, Reiten und Tanzen… das Ruſſiſche darf ich als ſehr wichtig anſehen. Rußland iſt jetzt das merkwürdigſte Land für Preußen.“

Die warme Liebe für das Familienleben, einer der bezeichnendſten Züge in Moltkes Charakter, bricht immer wieder durch: „Mit den Abenden hapert's gewaltig. Da fehlt's mir gar ſehr, daß ich nicht, in bequemer Gemütlichkeit in Deinem Sofa ſitzend, mir von Lene etwas erzählen, von Guſte etwas vormuſizieren laſſen und mit Dir plaudern kann. Das kann weder Geſellſchaft noch Theater erſetzen, und mit Freuden gäbe ich ſie drum, wenn ich alle Abend ein paar Stunden ſo in die gelbe Stube hinüber ſchlüpfen könnte. In Gedanken thue ich's wohl, aber dann wird es mir ſo unheimlich einſam, daß ich nach Degen und Mütze greife und ſpornſtreichs in das nächſte Café laufe, wo ich dann zwar ebenſo allein bin, wie auch die Säle mit Menſchen überfüllt ſein mögen.“

Die Schreiben an die Mutter ſchließen mit einer Briefſerie ab, welche aus Konſtantinopel und Pera datiert iſt — bekanntlich ſtarb die edle Frau, deren ſchlichte ſittliche Schönheit die Briefe des Sohnes vielfach widerſpiegeln, im Jahre 1837, während dieſer am Bosporus weilte. Farbenreiche landſchaftliche Bilder wechſeln in dieſen Schreiben mit Schilderungen aus dem Leben im Orient ab, welche die ſcharfe Beobachtungsgabe Moltkes deutlich hervortreten laſſen. Rührend klingt der letzte Brief aus: „Wie gern ſetzte ich mich ein Stündchen zu Dir auf das Sofa in Deiner wohlgeheizten Stube, und Lene brächte den großen, kalten Braten, die langen Stielgläſer; ich würde Dir genug zu erzählen haben… Nun, liebe Mutter, ſchließe ich mit der Bitte, alle Brüder und Schweſtern grüßen zu wollen. Schütze Dich gut gegen die Kälte, bleibe recht geſund und behalte ſtets lieb Deinen Hellmuth.“

Leuchtet uns aus den Briefen an die Mutter ſtets das Bild des liebenden Sohnes entgegen, deſſen Herz ihr gegenüber, auch als er zum Manne gereift iſt, immer noch von aufrichtig kindlichen Gefühlen erfüllt bleibt, deſſen Äußerungen immer wieder eine oft rührende Beſcheidenheit, ein ſeltenes Sichgenügenlaſſen, ja bisweilen einen gewiſſen Zweifel an der eigenen Zukunft erkennen laſſen — ſo zeigen uns die Briefe Moltkes an ſeinen Bruder Adolf den fertigen Mann. Es iſt zum vollen Verſtändnis dieſer Schreiben, welche die Jahre 1839 bis 1871 umfaſſen, notwendig, ſich zu vergegenwärtigen, daß Adolf von Moltke erſt in däniſchen Dienſten ſtand, dann 1848 von dem Vertrauen ſeiner Landsleute in die nach dem Waffenſtillſtand von Malmoe errichtete gemeinſame Regierung der Herzogtümer berufen wurde und ſpäter als Oberbeamter der Grafſchaft Rantzau, ſowie endlich als preußiſcher Landrat des Kreiſes Pinneberg thätig war. Aus dieſen Beziehungen ergibt ſich, daß die wechſelvollen Schickſale der Herzogtümer in den Briefen eine hervorragende Rolle ſpielen; was des Bruders Thätigkeit und ſein patriotiſch fühlendes Herz bewegte, fand bei Helmut von Moltke allezeit einen lauten Widerhall. Indeſſen ſind die Briefe ebenſo wie diejenigen an ſeinen Bruder Ludwig, dem gegenüber Moltke ſich beſonders gern über Kunſt und Litteratur äußert, weit über jene engeren Grenzen hinaus von höchſtem Intereſſe und von dauerndem Wert. Wie tiefe Wurzeln die Liebe zu dem ſelbſterwählten Vaterland Preußen in ſeiner Bruſt geſchlagen, wie Moltke dieſes Preußen in all den ſchweren Jahren nach 1848 als den Hort und die Zukunft Deutſchlands hochhielt, mit welch' inniger Freude und mit welchem Stolz er, das eigene Mitſchaffen am großen Werk völlig zurücktreten laſſend, das Emporſteigen Preußens verfolgte, das lehren uns dieſe Blätter erkennen. Und nicht minder zeigen ſie uns den weiten Blick des Mannes, der, ſich nach außen ſcharf auf ſeine dienſtliche Pflichterfüllung beſchränkend, die politiſchen Zuſtände von ganz Europa überſchaut und ihr allmähliches Heranreifen zu gunſten des durch Preußen geeinten Deutſchlands frühzeitig und klar erkennt.

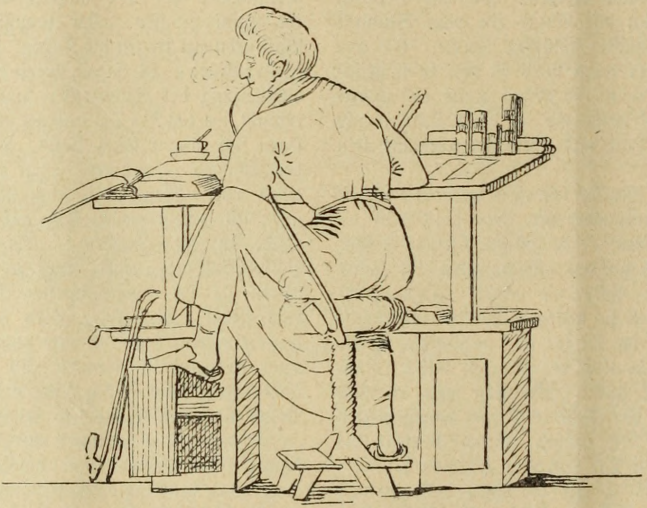
Die erſten Briefe von dem Bruder ſind aus Berlin datiert, ein ſpäterer, ſehr intereſſanter (1846) aus Rom, wo Moltke bekanntlich als Adjutant des Prinzen Heinrich weilte; dann folgen Schreiben aus Koblenz, Berlin und Magdeburg. Das Jahr 1848 weckt zunächſt trübe Gedanken. Moltke fühlt bald, daß die holſteiniſche Frage kaum einen glücklichen Verlauf nehmen kann. „Das Gerücht eines Friedens mit Dänemark gewinnt Beſtand,“ ſchreibt er bereits am 9. Juli. „Aber leider fürchte ich, daß die Bedingungen dieſes Friedens wenig den gebrachten Opfern entſprechen werden. Das einige Deutſchland hat uns auch in dieſer Sache ſo ziemlich ganz im Stich gelaſſen. Der preußiſche Handelsſtand und das Militärbudget tragen die Koſten. Und was werden die Schreier in Frankfurt a. M. ſagen, wenn nicht Einverleibung Holſteins, Abſchaffung des Sundzolls, kurz alle ihre ſchönſten Träume erreicht werden?“ Die inneren Schwierigkeiten Preußens aber legen ſich ſo auf ſeine Seele, daß er ernſtlich daran denkt, den Abſchied zu nehmen. „Ich zöge das beſcheidenſte Privatleben vor. Wenn wir nicht Krieg bekommen, wenn man uns mit einem neuen Eid auf die Verfaſſung kommt, ſo werde ich wohl abgehen… Was man ſich eigentlich unter Volksbewaffnung denkt, verſtehe ich nicht; ich glaubte, wir hätten ſie im ausgedehnteſten Sinn in unſerer Landwehr. Wie geſagt, ohne Krieg wird der Militärſtand künftig ein trauriger ſein. Da ich mir ohnehin ſagen muß, daß ich zu einer größeren Wirkſamkeit als der bisherigen die nötigen Fähigkeiten nicht beſitze, ſo reift der Gedanke, aus dieſen Verhältniſſen auszuſcheiden, immer mehr bei mir heran.“

Aber ein ſo kräftiger, energiſcher Geiſt, wie der Moltkes, konnte ſich dauernd nicht niederdrücken laſſen. Schon im September des Unglücksjahres ſchreibt er: „Die Zeit iſt ernſt, ein Bruch faſt unvermeidlich, ein Bruch mit der Revolution in Preußen und mit Deutſchland, ſoweit es in Frankfurt repräſentiert iſt. Ich glaube, daß der König die Kammern auflöſt, und daß es in Berlin da anfängt, wo es am 19. März (leider) aufgehört hat. Das Volk muß ſich überzeugt haben, daß es kein Heil von der Bande in der Singakademie zu erwarten hat. Kräftige Maßregeln ſind getroffen… Zum Kriege wird es endlich doch wohl kommen, und da iſt der Troſt, daß bei dem erſten Kanonenſchuß die Rolle aller dieſer Schwätzer zu Ende iſt. Dann wird Preußen entweder zu Grunde gehen oder an Deutſchlands Spitze treten, wohin es gehört.“ Als der Bruder ſich anſcheinend über die Haltung der preußiſchen Regierung Holſtein gegenüber beſchwert, da antwortet Moltke ihm (21./9. 48): „Welch ein Glück, daß unſer Heer jetzt nicht an der Schley, ſondern an der Spree ſteht. Hier liegt der Schwerpunkt der ganzen deutſchen Frage. Ordnung in Berlin, und wir werden Ordnung in Deutſchland haben. Eine kräftige preußiſche Regierung, und Deutſchlands Einigung kann durch Preußen bewirkt werden.“ Und einen Monat ſpäter ſchon ſchreibt er: „Ich hoffe zu Gott, daß Vernunft und Recht ſiegen. Das Miniſterium Brandenburg mag eine unpolitiſche Maßregel ſein, aber die Energie, mit der es auftritt, verſöhnt mit allem Übrigen. Zum erſten Mal ſeit dem 18. März ſehen wir einen feſten Entſchluß, und der zündet in Millionen Herzen.“

Mit aufrichtigem Schmerz verfolgte Moltke den traurigen Ausklang des Feldzugs der holſteinſchen Armee gegen die Dänen (wobei einige intereſſante Erörterungen über die

Kriegführung Williſens eingeflochten ſind), mit herbem Kummer die Entwickelung der preußiſchen Politik, welche nach Olmütz führte. Hier überwogen in ihm vielleicht die natürlichen Empfindungen des Soldaten: „Was für eine Streitmacht haben wir zuſammen gehabt! Was für eine Truppe! Hatte Friedrich der Große je ſolch ein Material?“ klagt er am 25./2. 51. „30 Millionen ſind verausgabt für eine Demonſtration und um alle und jede Bedingung anzunehmen.“ Wieder bricht jedoch die frohe Hoffnung durch: „Aber die ſchlechteſte Regierung kann dies Volk nicht zu Grunde richten, Preußen wird doch noch an die Spitze von Deutſchland kommen.“

Äußerſt merkwürdig, ja geradezu prophetiſch iſt eine Äußerung vom 23./2. 53: „Die äußerliche Ausſöhnung Öſterreichs und Preußens dürfte vielleicht der Kopenhagener Regierung auch einige Rückſicht auf die Herzogtümer auferlegen. Ein wirklicher Beiſtand iſt freilich nur von der Erhebung der deutſchen Nation zu erwarten, und dazu gehört ein allgemeiner Krieg, für den jedoch Louis Napoleon in wenig Jahren ſorgen wird. Sein Kaiſertum nimmt immer mehr den Charakter eines großartigen Schwindels an. Die Franzoſen werden des Abenteurers bald ſo müde ſein, daß er es ſchwieriger finden wird, Kaiſer zu bleiben als zu werden. Ohne Siege kann er ſich wohl kaum behaupten, und ob er ſelbſt Feldherr iſt und zwar im Stil des Onkels, das muß ſich erſt zeigen.“



Adolf von Moltke als Student 1833, unbemerkt während der Arbeit gezeichnet von ſeinem Bruder Hellmuth.

Die Nachricht, daß er mit Wahrnehmung der Geſchäfte des Chefs des Generalſtabes der Armee beauftragt ſei, verbindet Moltke mit einigen Bemerkungen über den Beginn der Stellvertretung des erkrankten Königs Friedrich Wilhelm IV durch den Prinzen von Preußen. „Unendlich ſchwierig,“ ſchreibt er am 19./12. 57, „iſt die Aufgabe des Prinzen, der mit den ihm überkommenen Organen im Sinne der bisherigen Grundſätze fortzuregieren und ſonach ſeine eigenen Grundſätze vielleicht hintanzuſetzen hat. Die Selbſtverleugnung und der Takt, welche er dabei zeigt, finden die allgemeinſte Anerkennung, aber die Friſche eines neuen Regierungsantritts iſt verloren gegangen. Ein Definitivum iſt gewiß ſehr wünſchenswert.“

Die Gelegenheit, daß der neue Chef des preußiſchen Generalſtabs während des ereignisreichen Jahres 1859 ſeine Tüchtigkeit bewähre, ging vorüber. Öſterreich verzichtete, wie Moltke ganz richtig urteilte, in letzter Stunde, als das preußiſche Heer ſchon mobil war, auf die Hilfe des nordiſchen Nachbars, es verlor lieber die Lombardei, als daß es duldete, daß König Wilhelm von Preußen den Oberbefehl über das geſamte deutſche Heer übernahm. „Jetzt ſtehen wir auf uns ſelbſt angewieſen, und die Überzeugung habe ich, daß wir uns auf die kommenden Ereigniſſe mit aller Sorgfalt und Kraft vorbereiten.“

Über dieſe Vorbereitung, über die Konfliktszeit, bringen die Briefe leider wenig — höchſtens einmal ein kurzes, bitteres Wort, das aus dem Munde des meiſt milde, mit olympiſcher Ruhe Urteilenden doppelt ſchneidend klingt: „Man ſah (bei der Kammereröffnung am 14./12. 62) wunderbare Erſcheinungen, viele ſehr junge Männer und bedenklich ſchwarze Bärte, einige Baſſermannſche Geſtalten. Das ſind die Männer, von denen das ‚Volk‘ erwartet, daß ſie das Land beſſer als der König regieren werden.“

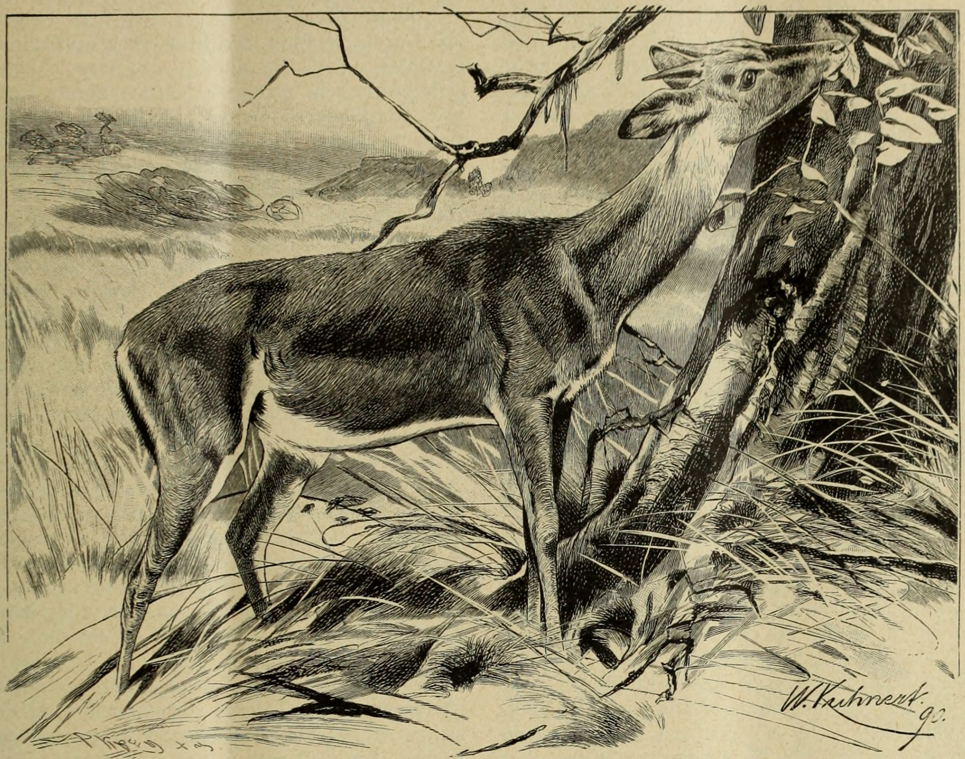
Die Anſchauung Moltkes über das Verhalten Preußens den Elbherzogtümern gegenüber nach dem Feldzug von 1864 zeigt einiges Schwanken. Erſt im Juni 1865 kommt er zu der feſten Überzeugung, daß Preußen „aus inneren und äußeren Rückſichten den Beſitz nicht aufgeben kann.“ Kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 aber ſchreibt er dem Bruder: „Die Geſchicke Deutſchlands werden ſich jetzt vollziehen. Der Sonderungstrieb, welchen ſeit Tacitus die Deutſchen bewahrt haben, führt zur Entſcheidung durch das Schwert. Es mag wohl wahr ſein, was die öſterreichiſchen Blätter behaupten, daß zwei Großſtaaten in Deutſchland nebeneinander nicht beſtehen können… Fünfzig Friedensjahre haben gezeigt, daß bei dem unpraktiſchen Sinn der Deutſchen es zu einer Einigung auf dem Wege friedlicher Verſtändigung niemals kommen wird. Iſt es Gottes Wille, daß Preußen dieſe Aufgabe löſen ſoll, ſo ſind die europäiſchen Verhältniſſe im allgemeinen nicht ungünſtig.“

Trotzdem die Briefe an die Brüder weſentlich dem Bedürfnis entſprungen ſcheinen, ſich über politiſche Verhältniſſe frank und frei auszuſprechen, enthalten ſie ſelbſtverſtändlich auch außerordentlich viel intimere Züge. Rührend tritt die liebevolle Sorge für den ſchwer erkrankten Bruder Adolf hervor — von ergreifender Innigkeit ſind alle Äußerungen, welche ſich auf die Gattin des Schreibenden beziehen. „Mein größtes Glück iſt meine kleine Frau,“ vertraut er am 30./10. 47 dem Bruder. „Seit fünf Jahren habe ich ſie ſelten traurig und nie verdrießlich geſehen. Launen kennt ſie nicht und nimmt auch keine Kenntnis davon bei anderen. Ein wirkliches Unrecht dürfte man ihr nie zufügen, ſie würde es beim beſten Willen nicht verzeihen können, denn bei aller Heiterkeit des Gemüts hat ſie einen entſchiedenen, feſten und tiefen Charakter, den ſie in allen Widerwärtigkeiten bewähren würde. Gott ſchütze ſie davor. Ich weiß aber auch, was ich an ihr habe.“ Und als er die Geliebte zur ewigen Ruhe gebettet, da faßt er ſein Leid in die wenigen Worte zuſammen: „Wer Marie gekannt hat, vermag die Größe meines Schmerzes und die Leere, die mir geblieben iſt, zu ermeſſen… Es iſt mir wie ein ſchwerer Traum, daß ſie ſo aus dem blühenden, kräftigen Leben gewaltſam herausgeriſſen worden iſt.“

Man kann und ſoll die Briefe Moltkes meines Erachtens nicht kühlen Herzens und unter der Lupe kritiſcher Betrachtung leſen. Wer dies thut, wird vielleicht hier und dort eine Äußerung finden, die ſich mit des Feldmarſchalls ſonſtiger Art nicht völlig deckt, und derartiges herauszudüfteln, iſt ja für manchen klugen Mann ein ganz abſonderliches Vergnügen. Ich habe mir geſagt, daß Moltke, als er dieſe Briefe ſchrieb, niemals daran dachte, daß ſie veröffentlicht werden könnten. Dies genügt, um mir einzelne Widerſprüche völlig zu erklären — dies aber ſchuf mir erſt recht die wirklichen Herzensfreunde an der Lektüre: ich meinte, dem großen und ſchlichten Manne Moltke menſchlich näher zu treten.

Haſſo Harden.

◆



Die Pallah-Antilope (im Zoologiſchen Garten zu Berlin). Originalzeichnung von W. Kuhnert.

## Aus dem zoologiſchen Garten zu Berlin.

(Abdruck verboten.)

In Wort und Bild wollen wir heute unſeren Leſern ein Tier vorführen, das in den Tierſammlungen ſelten iſt, aber ſeit einiger Zeit zu dem Beſtand des Berliner zoologiſchen Gartens gehört. Das durch den bekannten Tiermaler W. Kuhnert meiſterlich dargeſtellte Tier, der Pala oder Pallah (Antilope melampus), eine der ſtattlichſten Antilopen, iſt ein Bewohner unſerer afrikaniſchen Kolonieen. An Größe unſeren Damhirſch etwas übertreffend, hat der Pallah einen ſehr zierlich gebauten Körper, die feinen Läufe deuten auf eine Schnelligkeit, die mit jeder anderen Antilope wetteifern kann, zur Genüge hin. Die Färbung des Tieres beſteht aus einem zarten Hellgelb bis Roſtbraun, das ziemlich gleichmäßig den ganzen Körper überzieht, nur auf dem Rücken und an den Schenkeln dunkler wird und ſich an den Beinen ſcharf gegen die blendend weiße Unterſeite und den weißen Spiegel abhebt. Der Bock iſt durch ſchlanke, etwas leierförmig gebogene Hörner ausgezeichnet, die einen halben Meter an Länge erreichen können. Das dem Bocke ziemlich gleich gefärbte Tier iſt hornlos. Afrika vom 12. Grad nördlicher Breite bis zum Kap beherbergt die Pallahantilopen, und zwar leben ſie, zu kleinen Rudeln vereinigt, mit Vorliebe in den lichten Buſchwaldungen, die im ſchwarzen Kontinent faſt überall den Übergang vom geſchloſſenen Urwald zur baumloſen Steppe bilden. Die letztere meiden ſie ebenſo wie den dichten Wald. Im Inneren ihres ungeheueren Verbreitungsgebietes, wo ſie die mörderiſchen Waffen der Weißen noch nicht kennen gelernt haben, faſt gar nicht ſcheu, ſind die Pallah in den bejagteren Gegenden die vorſichtigſten Antilopen, die ſich nur ſehr ſchwer berücken laſſen, da die Sinne des Tieres von wunderbarer Schärfe ſind. Die ſcharfen Augen erblicken den Feind ſchon aus weiter Ferne, und iſt es dem Jäger doch einmal geglückt, ſich gedeckt heranzuſchleichen, ſo genügt ein leiſes Geräuſch, ein unbedachtſamer Tritt des Fußes, um die Jagd zu vereiteln. Hoch erhebt das Leittier des Rudels den Kopf bei dem verdächtigen Geräuſch, dann gibt es das Zeichen zur Flucht, und dahin wie flüchtiger Sturmwind raſen die herrlichen Tiere, den Boden kaum mit den ſchlanken Hufen berührend. Da das zarte Wildpret ſehr geſchätzt und auch das Fell des Tieres vielfach benutzt wird, ſo wird der Pallah überall mit großer Leidenſchaft gejagt, daher iſt er trotz ſeiner Vorſicht und Flüchtigkeit in den vielbeſuchten Ländern Südafrikas, welches er einſt in großen Mengen bevölkerte, ſehr ſelten geworden. Aus dieſem Grunde gelangen auch nur ausnahmsweiſe lebende Exemplare in unſere Tierſammlungen. Dr. L. Staby.

## Meiſter Kern und Herr Wiesling.

Ein Bild aus dem Berliner Handwerkerleben. Von Hanns von Zobeltitz.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Wiesling hatte die Thürklinke ſchon in der Hand, als er ſich noch einmal umwandte. „Was ich noch ſagen wollte, Verehrteſter. Ich habe am Montag eine große Zahlung, und da wäre es mir lieb, wenn Sie ſich diesmal ohne die 600 Mark behelfen könnten, die Sie ja wohl jeden Sonnabend von meiner Kaſſe holen.“ Er ſagte das ganz leichthin. „Ende nächſter Woche können Sie dann beide Raten auf einmal bekommen. Macht es Ihnen aber Schwierigkeiten, dann muß ich mich freilich anders einrichten.“

Einen Augenblick ſtutzte der Meiſter. Aber die letzten Worte faßten ihn bei der lieben Eitelkeit. „Nee, nee, laſſen Sie man, Herr Wiesling,“ beeilte er ſich zu verſichern. „Wir haben ja unſern kleenen Rückhalt, ’s wird ſchon gehn.“

„Deſto beſſer, lieber Meiſter! Alſo Sie kommen Dienstag oder Mittwoch. Adieu!“

Gerade als der Bauunternehmer die Treppe hinunter ging, kamen Frau Kern und Liſe von einem Ausgang zurück. Er wich höflich aus und grüßte.

„Wat hatteſt du denn für’n feinen Beſuch, Väterchen?“ meinte die Meiſterin neugierig. „Der ſah ja aus wie’n Hochzeitsbitter, und die Eklipage vor die Thür — wer war’s denn?“

„Herr Wiesling!“ gab Kern kurz Beſcheid.

„So — ſo, dein Herr Wiesling. Na, propper ſieht er aus, det muß ihm der Neid laſſen, wat, Liſe? Und wat wollte er denn?“

„Er kam von wejen ’n neues Jeſchäft. Ick muß in die Werkſtatt, Kinder — Liſe ſoll mir den Kaffee runter bringen.“ So wich er den fragenden Blicken ſeiner Frau aus.

Dem Alten ging die Geldſache doch durch den Kopf. Im Schrank lagen zwar ein paar hundert Mark bar, die er in den letzten Wochen erſpart hatte, es waren indeſſen gerade diesmal einige Abzahlungen auf die Maſchinen fällig, hier und dort langte es nicht, wie er auch rechnete. Aber das half nun nichts, es mußte gepfiffen werden. Am ſpäten Nachmittag nahm er ganz heimlich, ohne daß Mutter etwas merkte, tauſend Mark in Pfandbriefen aus dem Schrank, fuhr mit der Pferdebahn nach der Leipziger Straße zu F. W. Krauſe und diskontierte die Papiere. Es war ihm ſelten ein Gang ſo ſchwer geworden.

Aber Sonnabend über acht Tage zahlte Wiesling richtig ſeine 1200 Mark glatt aus. Er war doch ein nobler Mann — und das Geſchäft in der Taubenſtraße ſchien auch einen guten Verlauf zu nehmen.

Vier Wochen ſpäter hielt wieder das Schimmelkoupee vor dem Hauſe in der Kottbuſſer Straße, und diesmal brachte Wiesling noch einen beſſeren Vorſchlag mit.

„Lieber Meiſter, Ihre Lieferung für die Muskauer Straße iſt demnächſt zu Ende,“ meinte er. „Ich habe hier Ihren Kontoauszug, Sie bekämen demnach noch 6825 Mark 50 Pfennig. Stimmt es? Nun, Sie mögen es nachher nachrechnen. Ich möchte die Sache gern glatt machen, damit wir reinen Tiſch für unſer neues Geſchäft haben. Aber Sie wiſſen ja, das bare Geld iſt jetzt knapp, man muß ſich durchhelfen, ſo gut es geht. Erſchrecken Sie nur nicht, Verehrteſter.“ Er lachte herzlich, als der Meiſter die Stirn etwas bedenklich in Falten zog, „Sie ſollen ja nicht einen roten Heller verlieren, im Gegenteil. Paſſen Sie mal auf: Muskauer Straße 9 hat einen Feuerkaſſenwert von 283 000 Mark, es ſtehen 265 000 Mark Hypotheken darauf, und wert iſt das Haus heute unter Brüdern 300 000 Mark; es bringt ſeine 20 Mille Mieten allermindeſtens. Ich will Sie nun mit Ihrer Reſtforderung hinter den 265 000 Mark eintragen laſſen …“

Der Alte wand ſich auf ſeinem Stuhl, ihm legte es ſich plötzlich wie ein Schatten über die Augen. „Aber, Herr Wiesling,“ ſtieß er endlich hervor, „det is ja unmöchlich! In vierzehn Tagen is der Holzwechſel fällig, wo ſoll ick denn die 3500 Mark hernehmen?“

„Aber ſo hören Sie mich doch nur zu Ende, lieber Mann,“ fuhr der Bauunternehmer ruhig fort. „Ich habe ja einen ganz anderen Vorſchlag. Sie ſagten mir neulich ſelbſt, daß Sie ein kleines Kapital zurückgelegt — wie Sie das angelegt haben, kann Ihnen egal ſein, wenn es nur ſicher ſteht. Wollte ich Ihnen nun lediglich Ihre Reſtforderung eintragen, ſo würde ich hinter dieſem Gelde keine weitere Hypothek erhalten; Sie wiſſen, auf eine zweite Hypothek gibt jedermann Geld, auf eine dritte niemand. Ich meine nun, Sie geben mir 5000 Mark bar oder in guten Papieren, und ich laſſe Ihnen dafür und für Ihre Forderung 13 000, ich will ſogar ſagen 14 000 Mark auf Muskauer Straße eintragen. Die Hypothek iſt ſo gut, wie Gold —“

„Aber der fällige Wechſel, Herr Wiesling …“

„Mit Dahlo & Uhlmann werden Sie ſich ja leicht einigen, lieber Meiſter. Der Wechſel wird prolongiert, und inzwiſchen ſind wir durch das Geſchäft in der Taubenſtraße wieder flott geworden.“

„Ick kann nich — ick kann wirklich nich, Herr Wiesling.“ Die dicken Schweißtropfen ſtanden dem Meiſter auf der Stirn.

„Aber Mann, ſind Sie ſchwerfällig! Ich biete Ihnen in der koulanteſten Weiſe einen guten Wert für Ihre Forderung, ich biete Ihnen ſogar noch einen Nettoverdienſt von über 1000 Mark in der Hypothek an, ich bin ſoeben im Begriff, mit Ihnen ein größeres Geſchäft abzuſchließen, und Sie wollen mir auch nicht das kleinſte Entgegenkommen zeigen. Bin ich Ihnen, ganz abgeſehen von der Hypothek, nicht etwa für den Quark ſicher?“

„Das nicht … wollt’ ich ſagen gewiß, Herr Wiesling. Es is ja vielleicht ooch ſehr jut von Sie jemeent, aber ick kann des nich allens ſo überſehn …“

„Nun, es eilt ja nicht ſo übermäßig. Jedenfalls hat die Sache bis übermorgen Zeit. Dann müßte ich allerdings um Ihre beſtimmte Entſcheidung bitten.“

Gegen Abend kam Berger, und Kern beſprach ſich mit ihm; auch die Frau Meiſterin wurde zur Beratung hinzugezogen. Sie war wütend — es war ja nun alles eingetroffen, was ſie vorhergeſagt hatte. Berger kam die Sache zwar bedenklich vor, aber er riet, ſie doch nicht ganz von der Hand zu weiſen, der Schwiegervater ſolle doch einmal zu einem Rechtsanwalt gehen und deſſen Anſicht hören.

Das that der Meiſter denn auch, und das Ende vom Liede war, daß Herr Wiesling ſeine 5000 Mark bar und Kern eine Hypothek von 13 000 Mark bekam und beide gute Geſchäftsfreunde blieben. Dahlo & Uhlmann prolongierten nicht nur bereitwillig die Wechſel, ſondern übernahmen auch gegen Hinterlegung der Hypothek auf die Muskauer Straße die neue Holzlieferung für den Bau in der Taubenſtraße. Und im Mai wurde Liſe Frau Berger, und Herr Wiesling ließ es ſich nicht nehmen, zur Hochzeitsfeier einen Korb Schaumwein zu ſtiften. Ein nobler Mann — der Herr Wiesling.

In der Werkſtatt ging’s flotter her denn vorher. Der Meiſter hatte noch zwei Geſellen annehmen müſſen, die mehr mit der feineren Arbeit Beſcheid wußten, und einige neue Maſchinen eingeſtellt. Die Nachbarn ſperrten Maul und Naſe auf über das ſchnelle Aufblühen des Geſchäfts, um das ſich noch vor ein paar Monaten niemand recht gekümmert hatte. Und Kern ſelbſt fing an, ordentlich ſtolz auf ſeine Werkſtatt zu werden. Manchmal freilich legte es ſich ihm wie mit Centnern auf die Bruſt; es kam ihm dann vor, als ſei doch alles nur auf Sand gebaut, und die vielen Verpflichtungen, die er hatte übernehmen müſſen, drückten ihn gewaltig. Aber ſolche Anwandlungen gingen doch meiſt ſchnell vorüber; bar Geld war ja immer im Hauſe, und weder der Holzhändler noch der Maſchinenbauer drängten ihn. Nur wenn die gute Alte ihren ſchwarzſeherigen Tag hatte, was jetzt, ſeit die Tochter aus dem Hauſe war, noch öfter vorkam, wurde es wirklich ſchlimm, und einige Male war er ſchon in ſeiner Angſt nach Bergers Wohnung gelaufen, bloß um mal Liſes glückliches Geſicht zu ſehen.

So hatte er es heute wieder einmal gemacht. Unterwegs kaufte er noch, weil er gerade an der Markthalle vorbeiging, eine ſchöne Kalbskeule für die jungen Leutchen, und als er auf die dritte Treppe kam und Liſes luſtigen Geſang ſchon durch die Korridorthüre hörte, da wurde der Alte ſo vergnügt, daß er, während er klingelte, mit einſtimmte: „Siehſte wohl, da kimmt er — jroße Schritte nimmt er!“

In demſelben Augenblick aber kam Berger haſtig die Treppe herauf, im Arbeitsrock, den Hut rückwärts in den Nacken geſchoben, das Geſicht gerötet.

„Nanu!“ rief der Alte ihm immer noch in ſeiner fröhlichen Stimmung entgegen. „Du nimmſt ja ooch jroße Schritte, Fritze. Wo kommſt’ denn jetzt her — ’s is doch noch keen Feierabend nich?“

„Wo ich herkomme?“ Der junge Mann lachte bitter auf. „Direktement vom Bau! Und entlaſſen bin ick … rausjeſchmiſſen, um die janze Wahrheit zu ſagen.“

Liſe hatte unterdes geöffnet; ſie konnte ſich im erſten Augenblick den Zuſammenhang nicht erklären, aber mit dem natürlichen Inſtinkt der Frau zog ſie die beiden Männer ſofort ins Zimmer und fiel dann ihrem Manne um den Hals. Er machte ſich los. „Ja, ja … rausjeſchmiſſen … ohne Arbeit, und ob ick hier in Berlin wieder welche bekomme, das weiß der Geier.“ Berger war furchtbar erregt.

„Na aber ſo rede doch, Fritze! Rausjeſchmiſſen, des is ja jar nich meeglich! Herr Wiesling wird doch nich …“

„Er wird nicht nur, er hat ſchon.“ Berger lief einige Male im Sturmſchritt durchs Zimmer. „Na, ſo ſteht doch nich da und jlotzt mir beede an. ’S is eben alle mit unſrer Freundſchaft mit Herrn Wiesling.“

„Aber ſo rede doch man!“

„Na, alſo: jeſtern kommen die Staaker und wollen 20 Prozent Lohnaufſchlag. Ick rede un rede, un wie ſie nich anders kleinbei geben, ſage ick, ick werde mit Wiesling ſprechen.

Das thu ick denn auch heute morgen ganz früh — er ſagt, die Leute ſoll'n das Geld haben. Immer nobel, natürlich, weil's wohl aus anderer Leute ihren Taſchen geht. Ick komme uf'n Bau. Jut, Kinder, ſage ich, ihr ſollt die 20 Prozent mehr haben. ‚20 Prozent,‘ ſagen ſie, ‚is nich, 25 Prozent woll'n wir.‘ Na, Schwiegervater, wie mir det ärgerte, könn'n Sie ſich denken — ick alſo kurzweg: ‚ihr ſeid entlaſſen. Euren rückſtändigen Lohn könnt ihr euch morgen an der Kaſſe holen, jetzt aber ſofort runter vom Bau!‘ Es jibt 'nen Mordradau, die Putzer kommen auch dazu, un ick denke nich anders, als ſie wollen mir ans Leder. Juſtement da kommt der Wagen von Herrn Wiesling um die Ecke, und er ſelber iſt auch jleich mitten zwiſchen uns mang. Ick ſetze ihm die Sache auseinander und denke natürlich, er wird mir recht geben. Ja proſt die Mahlzeit! Ob ich toll wäre, uns bei der Arbeiternot die Leute vom Bau zu jagen. Das Haus müßte fertig werden, ich wollte ihn wohl ruinieren u. ſ. w. Ick denke, ich traue meinen Ohren nich, wie er den Leuten Honig ums Maul ſchmiert und ihnen das Geld verſpricht. Die natürlich: ‚Aber unter dem Polier Berger rühren wir nichts an — keen ehrlicher Arbeiter thut das mehr!‘ Drauf ſieht mir Wiesling von oben bis unten an, zuckt die Achſeln, und was ſagt er? ‚Ja, Herr Berger, dann iſt es wohl am beſten, wir trennen uns!‘ Na, das habe ick mir natürlich nich zweimal ſagen laſſen… und da bin ick denn hier!“

„Da ſoll doch aber jleich der Geier . . .!“ brauſte der Meiſter auf. „Is det een Arbeitjeber! Sieht er denn den Wald vor Bäumen nich? Und meinen Schwiegerſohn — na warte, Wiesling, dir werde ick det aber verſalzen!“

Berger hatte ſich auf einen Stuhl geworfen und den Hemdenkragen aufgeriſſen. „Sind Sie nich thöricht, Vater,“ ſagte er etwas ruhiger. „'S is ſchon ſchlimm jenug, daß ick Sie mit dem Kerl zuſammenjebracht habe, denn ick trau ihm nich mehr über'n Graben. Aber meinetwegen ſoll'n Sie nich in Unannehmlichkeiten kommen…“

Der Alte ließ ſich jedoch nicht halten. Er ſtürmte die Treppe hinunter, rief die erſte beſte Droſchke an, fuhr direkt nach dem Kontor des Bauunternehmers und traf ihn auch wirklich an.

Wiesling mochte ahnen, was Kern zu ihm führte. Er ergriff die Initiative und häufte die bitterſten Vorwürfe auf Berger. Der Mann hätte ihm beinah einen unberechenbaren Schaden gethan und dem Meiſter ſelbſt auch: wenn das Haus nicht bis zum Herbſt fertig ſei, dann Adjes Hypothek und Adjes jeder Verdienſt. Mit ſolchen unüberlegten Leuten, die unter unſeren ſchwierigen Verhältniſſen die Arbeiter nicht zu nehmen wiſſen, könne er nicht auskommen und damit baſta!

Damit aber nicht genug, gab er plötzlich dem Geſpräch eine andere Wendung: „Hören Sie mal, Herr Kern, mit Ihnen habe ich aber noch ein beſonderes Hühnchen zu pflücken. So kann es mit Ihren Arbeiten nicht weiter gehen! Was Sie zuletzt geliefert haben, iſt ja der reine Schund und, ſo gut ich es mit Ihnen meine, ich muß mich ſchadlos halten.“

„Wa—a as?“ ſagte Kern. Er verſtand noch immer nicht ganz, wohin der Bauunternehmer hinaus wollte, nur das dunkle Gefühl, daß der Mann irgend etwas Böſes gegen ihn im Sinne führe, tauchte in ihm auf und trieb ihm das Blut in die Adern. „Was? Schund ſoll ick Sie jeliefert haben? Sie ſind woll nich recht? So komm'n Sie mir man nich, Herr Wiesling, wenn ick man ooch bloß en ſimpler Tiſchlermeiſter bin, Jrobheiten laß ich mich nich ſagen und von wejen meine Arbeit nu ſchon am allerwenigſten.“

Vorſichtig einige Schritte zurücktretend, fuhr Herr Wiesling ſich mit ſeinen weißen wohlgepflegten Händen durch den ſemmelblonden Vollbart und kniff die Augen zuſammen. „Wenn Sie ſich derart zu mir ſtellen wollen, Herr Kern, wie Sie nach Ihren letzten Worten belieben, dann hört meinerſeits natürlich auch jeder Grund zur Rückſicht auf,“ entgegnete er mit überlegenem Lächeln. „Mit Redensarten erreicht man bei mir gar nichts, und auf lange Diskuſſionen mich einzulaſſen, habe ich weder Luſt noch Zeit. Ihre Arbeit iſt ſchlecht, ich ſtelle ſie Ihnen hiermit zur Dispoſition. Im übrigen gibt es wohl heute zwiſchen uns nichts weiter zu verhandeln — ich empfehle mich Ihnen.“

Die Thürklinke zum Nebenzimmer hatte er ſchon zwiſchen den Fingern, als der alte Kern plötzlich aus ſeiner Lethargie erwachte und mit einem haſtigen Schritt vorwärts ſeine harte Arbeiterhand ſchwer auf Wieslings Rechte legte.

„Wenn Sie mit mir niſcht mehr zu bereden haben, is det Ihre Sache,“ ſtieß er mit heiſerer Stimme hervor. „Ick habe mit Sie aberſt noch zu reden. Det is ja janz jemeiner Schwindel: unſre ehrliche Arbeit ſoll faul ſind? Un Sie woll'n ſe mir zur Dispoſition ſtellen, det heeßt ja woll, ick ſoll keen Jeld dafor bekommen…“

„Darüber wird das Gericht zu entſcheiden haben.“ Wiesling bemühte ſich vergebens, ſeine Finger aus der eiſernen Umklammerung zu befreien. „Wenn Sie mich nicht loslaſſen, rufe ich meine Leute zu Hilfe. Was fällt Ihnen ein, Mann, ſoll ich von meinem Hausrecht Gebrauch machen?“

Die Hand Kerns glitt langſam herab. „Ängſtigen Sie ſich man nicht. Ick thu Sie niſcht, nur anhören ſoll'n Sie mir.“

„Nun alſo… dann aber ſchnell, wenn ich bitten darf.“

„Wat dat heeßen ſoll mit meiner Arbeit, will ick wiſſen, Herr Wiesling? Bis heute früh war ick immer der brave, der jute Meeſter, un meine Arbeit war ſo propper un akkurat, wie keen anderer ſe machte, un nu is ſe plötzlich oberfaul? Wat ſoll draus wer'n? Woll'n Se mir det nich jefälligſt ausenanderklavieren?“

„Ich meine, Ihnen ſchon deutlich erklärt zu haben, daß ich die gelieferte Arbeit, ſoweit ſie nicht bereits eingebaut iſt, nicht abnehme, und da ich das Vertrauen verloren habe, daß die weitere Arbeit meinen Wünſchen entſpricht, unſeren Kontrakt für aufgelöſt erachte.“

„Un mein Holz? Un meine Werkſtatt?“

„Herr Kern, das geht mich nichts an, wenn Sie Ihre Kräfte und Ihr Können augenſcheinlich überſchätzt haben. Ich bin Geſchäftsmann und muß mich nach meiner Decke ſtrecken. Wenn Sie glauben, daß Ihnen Unrecht geſchieht, ſteht Ihnen ja der Weg nach dem Gericht offen. Nun habe ich aber wirklich keine Zeit mehr. Adieu!“ Und ehe der Alte es ſich verſah, klappte ihm die Thür vor der Naſe zu.

Der Meiſter war allein. Einen Augenblick ſchien es, als wolle er dem Bauunternehmer nachſtürzen, er hob den Arm — dann ſank die geballte Hand langſam herab, die ruhigere Überlegung kehrte zurück. „So'n Schuft!“ rief er und ſchüttelte ſich. „Ruinieren will mir die Kanalje! Na warte — noch jibt et Jeſetze. Wir woll'n doch mal ſehn, wer recht kriegt: ick oder du!“

⁂

Es war ſtill geworden in der Werkſtatt Kottbuſſer Damm Nr. 11. Der Gasmotor polterte und pruſtete nicht mehr, das Kreiſchen der Sägen war verſtummt. Auf dem mächtigen Haufen Holz, der noch auf dem Hofe lag, ſaßen die Spatzen, und zwiſchen einem Stoß halbbearbeiteter Bretter, der an der Wand lehnte, hatte gar ein Schwalbenpaar ſein Neſt gebaut. Die Geſellen waren entlaſſen, und der Meiſter mochte die Thür zur Werkſtatt gar nicht mehr aufſchließen. Wozu auch? Arbeit gab's ja doch nicht drinnen, und ärgern konnte er ſich auch draußen genug; er brauchte nur in das vergrämte Geſicht von Muttern zu ſehen oder in Liſes verweinte Augen, dann ſtieg's gallenbitter empor und ſchnürte ihm die Kehle zuſammen.

Liſe war jetzt viel bei den Eltern. Sie hatte Zeit dazu, ſo viel ſie wollte, denn Berger war immer unterwegs, um Arbeit zu ſuchen. Erſt in Berlin, aber da war all ſein Mühen umſonſt geweſen. Die Arbeiter mußten ſich geradezu gegen ihn verſchworen haben: unter dem Polier Berger wollte keiner arbeiten. Als er endlich einſah, daß ihm alle Neubauten verſchloſſen waren, ging er nach außerhalb, und in Potsdam glückte es ihm endlich, als einfacher Maurer Arbeit zu bekommen. Er ſchickte auch pünktlich jede Woche von ſeinem Lohn nach Hauſe, und wenn's wenig war, ſo war's doch immer mehr denn nichts; Liſe richtete ſich ja gern ſo knapp als möglich ein. Am Sonntag kam er manchmal nach Berlin, aber er traute ſich nicht, dem Schwiegervater unter die Augen zu treten. Der Meiſter hatte ihm in einer heftigen Stunde böſe Vorwürfe gemacht, daß er ihn mit Wiesling zuſammengebracht, und wenn Berger ſich auch nicht ganz unſchuldig fühlte, ſo hatte er doch ebenſo heftig entgegnet. Seitdem gingen die beiden ſich aus dem Wege. Kern meinte, Berger ſei an allem ſchuld, und dieſer wieder glaubte, der Bauunternehmer habe ihn nur entlaſſen, um bequemer mit dem Alten brechen zu können. (Schluß folgt.)

---

## Nach Sibirien.

(Abdruck verboten.)

(Zu dem Bilde auf S. 109.)

Zwei ſchmale, flache Gräben trennen ein breites Stück unbebauten Landes von den daran ſtoßenden Ackerflächen. Zahlreiche Geleiſe und die Spuren vieler Roſſeshufe charakteriſieren dieſes Land als eine Heerſtraße. Die zu beiden Seiten liegenden Äcker weiſen ſpärliche Halmfrüchte auf. Man ſieht ſofort, daß hier nur ein leichter Pflug die Mutter Erde geritzt hat. Dort, wo die weite Dorfflur ihr Ende erreicht hat, beginnt der Wald, ein ungepflegter, trotziger Wald, der ſich in dieſem Lande als Herr fühlt. Das Feld iſt hier in der That eine Oaſe, die der Menſch in der Wildnis gebahnt. Das Dorf, welches den Mittelpunkt dieſer Oaſe bildet, zieht ſich lang an der Heerſtraße hin. Die Häuſer ſind aus Holz und die Dächer ebenfalls und die Zäune gleichfalls, und all dies Holz hat mit den Jahren eine traurige, graue Farbe angenommen. Die einzelnen Häuſer ſind groß und geräumig aber kein Obſtgarten, kein Blumengärtchen trennt oder umgibt ſie, und ſo machen ſie auch einen traurigen öden Eindruck.

Wo die Dorfflur ihr Ende erreicht, tritt der Wald an die Straße heran. Er beſteht meiſt aus Kiefern oder Tannen, und reichliches graues Moos hängt an Stamm und Zweigen. Die Gräben hören hier auf, und was nicht Bäume bedecken, liegt frei zur Benutzung der Reiſenden: eine Fläche Staub im Sommer, ein Stück Moraſt im Frühling und Herbſt. Jetzt bildet die Heerſtraße ein breites graues Land.

Über ihr aber, dem Wald, dem Dorf und den Äckern ſpannt ſich ein Himmel, unter deſſen Blau gewiſſermaßen eine leichte graue Decke geſpannt iſt, daß auch er ſeinen Glanz eingebüßt hat.

Eine Staubwolke wird in der Ferne ſichtbar und nähert ſich ſchnell. Urſache und Mittelpunkt derſelben iſt ein Dreigeſpann. Das Mittelpferd unter dem Krummholz im Trabe, die Seitenpferde im Galopp, ſo eilt der auf langen Stangen ſtatt auf Federn ruhende Wagen, der Tarantaß, ſchnell vorwärts. Man hört das Glöckchen am Krummholz erklingen; der Kutſcher ruft ſeinen Pferden bald die zärtlichſten Koſewörter, bald die ſchrecklichſten Drohungen zu; die beiden Reiſenden ſitzen im Halbſchlaf auf ihren unbequemen Plätzen. Es ſind Beamte, und ſie ſind ſeit vielen Tagen unterwegs, um irgend eine ferne Stadt zu erreichen.

Jetzt zeigt ſich wieder eine Staubwolke, aber diesmal ſcheint ſie kaum ihren Platz zu verändern, nähert ſie ſich unendlich langſam. Was rief ſie hervor? Eine Herde Tiere? Nein, es ſind Menſchen, die ſich nähern. Vielleicht iſt es ein marſchierendes Regiment. So wird es ſein, denn man gewahrt Reiter, und Bajonette blinken in der Sonne.

Der Zug iſt allmählich herangekommen und läßt ſich in ſeinen einzelnen Teilen gewahren: an ſeiner Spitze reiten einige Koſaken, die Lanzen eingehängt, den langen Kantſchu vom rechten Handgelenk herabhängend. Dann kommen Fußſoldaten, das Gewehr über der Schulter. Ihnen folgen in breiter Reihe eine Anzahl Männer, die unheimlich genug ausſehen. Viele von ihnen ſind Hünengeſtalten, und das Hemd aus grober Leinwand, das ſie über Beinkleidern aus demſelben Stoff tragen, läßt den herkuliſchen Körperbau voll zur Geltung kommen. Die eine Hälfte des Kopfes iſt ſo geſchoren, daß die Haut blau ſchimmert, von der anderen Hälfte hängt das Haar in Strähnen auf die Schulter herab. Die groteske Haartracht läßt die Geſichtszüge, welche den Ausdruck von Rohheit zugleich mit kecker Leichtfertigkeit tragen, noch abſtoßender erſcheinen. Ketten klirren an den mit unſauberen, oft blutigen Leinwandlappen umwickelten Füßen. Schweiß- und ſtaubbedeckt ſchreiten dieſe Männer doch gleichmäßig dahin.

Auf dieſe erſten Reihen folgt ein ungeordneter Haufe ebenſo gekleideter Männer, der ſich mühſam durch den Staub der Landſtraße vorwärts ſchiebt. Unter ihnen, neben ihnen, ſieht man Frauen und Kinder, deren Alter und Kraft ihnen eben erlaubt, den Zug mitzumachen. Auf allen Geſichtern, in aller Haltung der Ausdruck äußerſter Ermüdung.

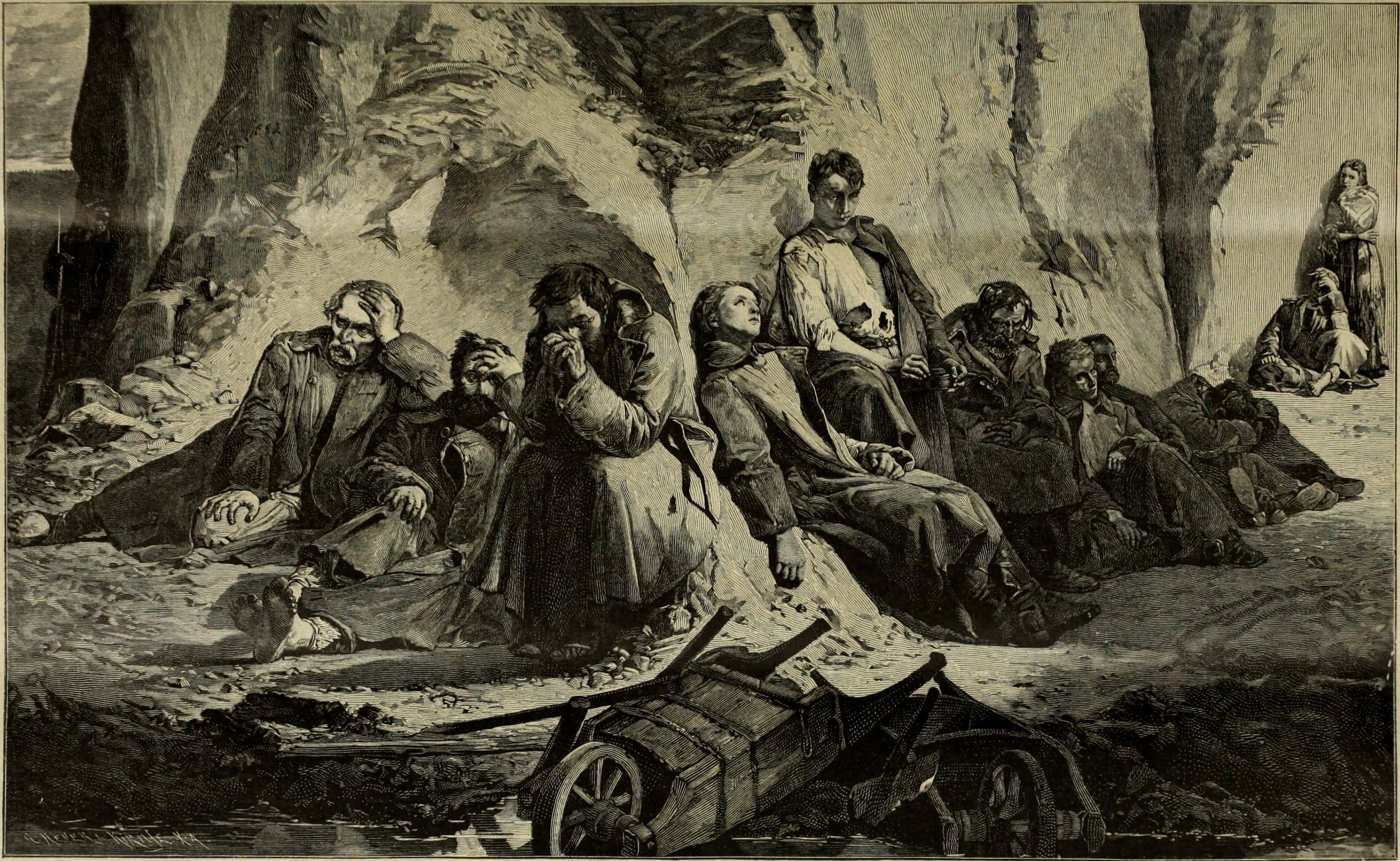
Einige Wagen ſchließen die traurige Schar. Auf ihnen befinden ſich Kranke, Sieche, Sterbende. Im letzten Wagen ſitzen die Offiziere des Wachtkommando und blicken mit gelangweilten Geſichtern auf den ihnen ſo gewohnten Anblick.

Wir befinden uns in Sibirien, und was wir vor uns ſehen, iſt ein Zug von Sträflingen, die ihrem fernen Beſtimmungsorte zugeführt werden.

Die Männer in der erſten Reihe ſind das Marſchieren gewohnt, denn es ſind Vagabunden von Beruf. Man hat ſie paßlos auf der Heerſtraße aufgegriffen, und als man ſie nach ihrem Namen fragte, erwiderten ſie, ſie hießen Iwan Ichweißnicht. Keinerlei Auskunft über das woher und wohin war von ihnen zu erlangen. Irgend ein Punkt war in ihrem Leben, von dem nichts verlauten durfte und der doch bekannt geworden wäre, hätten ſie verraten, wer ſie waren. Jetzt hat man ſie „verſchickt,“ wie die Deutſchen in Rußland ſagen. Sie, die Heimatloſen, machen ſich nicht allzuviel daraus. Viele von ihnen gehen dieſen Weg nicht zum erſtenmal. Einmal, zweimal, fünfmal hat man ſie „verſchickt,“ und ſie ſind in Ketten über tauſende und tauſende Kilometer Land ins öſtliche Sibirien gelangt, um dort ſobald wie möglich zu entfliehen und durch die Wildnis den Rückweg nach Weſten anzutreten. Viele kamen bis in das Thal des Ob, wenige bis an den Ural, einige bis in das europäiſche Rußland. Dann griff man ſie wieder auf, und ſie traten die Wanderung von neuem an. Jetzt erzählt der eine dem anderen, ohne ſich um die Begleitmannſchaft zu kümmern, von ſeinen Erlebniſſen: wie er gehetzt wurde von den Polizeibeamten, den halbwilden ſibiriſchen Jägervölkern, den Bären und Wölfen, und wie er doch allen Gefahren entging. Daß es dabei nicht ohne Gewaltthat abging, verſteht ſich von ſelbſt, und ſie wird rühmend hervorgehoben. Verleiht ſie doch Anſehen unter den Genoſſen.

Während die Vagabunden einen Typus vorſtellen, finden ſich unter den übrigen Sträflingen die denkbar größten Gegenſätze nach Raſſe, Abſtammung, Sprache, Sinnesart. Verſchieden, wie es die Verbrechen waren, die ſie begingen, iſt auch die Strafe, die ihrer harrt. Da zottelt neben dem ſtolz einherſchreitenden Sohn der kaukaſiſchen Berge, den die Ausübung von der Blutrache heilig altem Geſetz hierher brachte, mit Zunge, Schultern und Armen mauſchelnd der litauiſche Jude einher, welcher das Leben eines gar nicht vorhandenen Volksgenoſſen verſicherte; der tartariſche Räuber iſt der Nachbar eines verdroſſen blickenden Eſten, der den verhaßten Herrn, welcher ihn von ſeinem Pachthof entfernte, meuchlings erſchoß; ein heißblütiger Totſchläger aus Kleinrußland hört verächtlich den Bericht eines Pferdediebes aus einem der inneren Gouvernements an. Dieſer Jüngling iſt „in die äußerſten Provinzen des öſtlichen Sibiriens“ verbannt worden, weil er mit ſeiner Couſine ein Liebesverhältnis hatte; jener Greis mit den ehrwürdigen Zügen wurde „verſchickt“ weil er der evangeliſchen Gemeinſchaft der „Stundiſten“ (von „Stunde“ = Bibelſtunde) angehörte. Auch Vertreter der höheren Stände fehlen nicht: Ungetreue Beamte, Kaſſendiebe, Totſchläger, Schwindler, endlich die „politiſchen Verbannten“: ehemalige Gymnaſiallehrer, Ärzte, Studenten.

Alle dieſe Leute haben bereits einen weiten Weg zurückgelegt. Bis Niſchni-Nowgorod brachte man ſie auf der Bahn, von dort bis Tomsk auf großen Dampfern, die ausſehen



Verbannte Polen in Sibirien. Nach dem Gemälde von J. Malcewsky.

wie rieſige Käfige. Von Tomsk ab wanderten ſie zu Fuß immer weiter nach Oſten. An zwei Tagen marſchierten ſie je 3—4 Meilen, am dritten raſteten ſie.

Das Schickſal, dem die Sträflinge entgegengehen, iſt ein ſehr verſchiedenes. Die einen, die nur „zum leben“ verſchickt ſind, behalten einige Standesrechte, und ſie werden dereinſt nach Verbüßung ihrer Strafe in die Heimat zurückkehren können; die anderen, welche „zur Anſiedelung“ verurteilt wurden, verloren alle Standesrechte und ſind offiziell nur noch Nummern, welche die ihnen angewieſenen Ortſchaften nie wieder verlaſſen dürfen; die dritten wandern in die Bergwerke, um dort zunächſt eine beſtimmte Zahl von Jahren hindurch Zuchthausarbeit zu verrichten und dann in die Klaſſe der zur Anſiedelung Verbannten überzugehen. Unterwegs geſchieht es nicht ſelten, daß ein zu einer ſchwereren Strafe Verurteilter mit einem mit einer leichteren belegten ſeine Perſonalien austauſcht. Das Motiv iſt ein oft überraſchend kleiner Geldgewinn, eine Erleichterung während des Marſches u. ſ. w. Ermöglicht wird ein ſolcher Tauſch durch den Umſtand, daß der leitende Offizier, der ja oft wechſelt, ihn leicht überſieht. An dem einmal eingegangenen Tauſch feſtzuhalten iſt Ehrenſache, über welcher die öffentliche Meinung der Sträflinge mit aller Energie wacht.

Während der Zug ſich dem Dorfe nähert, haben Weiber und Kinder aus demſelben ſich am Eingang verſammelt. Sie bieten Brot, Sauerkraut, Brot mit Fleiſch- oder Fiſchfüllung, gekochte Eier und das ruſſiſche Bier Kwaß feil. Der Zug hält, die Sträflinge machen ihre Einkäufe und lagern ſich dann, ſo gut es geht, um ihr Mahl einzunehmen. Muß ſich doch jeder Sträfling vermittelſt einer kleinen Summe, die ihm täglich ausgezahlt wird, ſelbſt erhalten.

Nach der Mittagspauſe bricht man wieder auf, und gegen Abend wird von den auf das äußerſte Erſchöpften die „Etappe“ erreicht. Eine ſolche Etappe beſteht aus einem von einem hohen Palliſadenzaun umgebenen Hof, auf dem ſich drei niedrige, lange Holzgebäude befinden. Das eine iſt für die Offiziere, das zweite für die Begleitmannſchaften, das dritte, größte, für die Sträflinge beſtimmt.

Eine Nacht auf einer ſolchen Etappe ſchildert der Amerikaner George Kennan (in „Sibirien,“ deutſch von E. Kirchner, Berlin, Siegfried Cronbach), welcher einen Zug mehrere Tage lang begleitete, wie folgt: „Als unſere Sträflinge nach dem ermüdenden Marſch von 32 Kilometern die Etappe erreicht hatten, mußten ſie ſich vor der Palliſade aufſtellen. Die Unteroffiziere nahmen eine ſorgfältige Zählung vor, um ſich zu vergewiſſern, daß keiner der Gefangenen entflohen war. Dann wurde das Holzthor des Hofes weit geöffnet, und 300 mit Ketten beladene Menſchen ſtürzten ſich plötzlich auf den Eingang; es war ein unglaubliches Drängen, Stoßen, Kämpfen, denn jeder wollte der erſte ſein, um ſich in der Kammer eine Schlafſtelle zu ſichern. Jeder wußte, daß er, wenn ihm das nicht gelang, auf dem ſchmutzigen Boden, im Hausgang oder gar im Freien die Nacht zubringen müſſe. Viele, denen es gleichgültig war, wo ſie ſchliefen, erkämpften ſich einen guten Platz, um ihn für einige Kopeken an wähleriſche Kameraden zu verkaufen.“

Die Etappen ſind in der That meiſt ſo überfüllt, daß mitunter die größere Zahl der Sträflinge auf den ſchmutzigen Fußböden kampieren muß. Kennan hatte die Abſicht, eine Nacht mit den Sträflingen zu verbringen, aber die Luft erwies ſich als ſo entſetzlich, daß er ſie aufgab.

Dieſe Zuſtände haben natürlich ſeit vielen Jahren die Regierung beſchäftigt, und es ſind große Summen für dieſe Etappen ausgeſetzt worden, aber die Entfernungen von dem Sitz der Centralbehörden ſind ſo groß, daß immer nur vorübergehend Abhilfe geſchaffen werden konnte. Es liegt ja in der Natur der Dinge, daß die Lokalbehörden Sibiriens den beſtehenden Zuſtand als den naturgemäßen hinnehmen und ſich daran halten, die ſchweren Verbrecher, um die es ſich immerhin handelt, verdienten kein beſſeres Schickſal. Man wird ſich ja auch hüten müſſen, dieſe Unglücklichen mit abendländiſchem Maßſtabe zu meſſen. So entſetzlich, wie es uns erſcheint, iſt das Schickſal dieſer Elenden für die große Mehrzahl der Sträflinge nicht, denn der ruſſiſche Bauer lebt auch zu Hauſe unter Verhältniſſen, von deren Armſeligkeit wir uns kaum eine Vorſtellung machen können. Denjenigen freilich, welcher vor ſeiner Verurteilung den höheren Ständen angehörte, trifft ein Elend, wie es ſonſt nur Dantes Phantaſie ins Leben rief. Wehe ihm, wenn ſeine Kräfte verſagen. Wohl gibt es in den Etappen Krankenabteilungen, aber auch die wohlwollendſten Beurteiler ſchildern ſie als grauſig, denn auch hier iſt alles ſo überfüllt, daß ſelbſt die größte Hingabe der Ärzte dieſem Elend gegenüber ohnmächtig erlahmt.

Es iſt wunderbar, welche Strapazen der menſchliche Körper unter der Vorausſetzung erträgt, daß er ſich immer in Bewegung und in freier Luft befindet. Man denke nur an unſere Soldaten vor Metz. So erreichen denn auch in der That Tauſende der ruſſiſchen Sträflinge das ferne Transbaikalien, nachdem ſie bei Sonnenſchein und Regen, ſchlecht bekleidet und ſchlecht genährt, mit Ketten beladen, 2000 Meilen zu Fuß zurückgelegt haben.

Den zu den Bergwerken verurteilten Sträfling nimmt zunächſt das Zuchthaus auf. Es iſt das ein Holzbau, den ein von hohen Palliſaden umgebener Hof einſchließt. Von Einzelhaft iſt natürlich keine Rede, und die Sträflinge werden für die Nacht zu je 30 und mehr in durchaus unventilierte, enge Räume geſperrt. Wie es in dieſen hergeht, hat Doſtojewski in ſeinem Romane: „Das Totenhaus“ — es iſt bei Reclam erſchienen — mit entſetzlichem Realismus geſchildert.

Während des Tages, im Winter von 7—5, im Sommer von 5—7 Uhr, werden die Sträflinge in den Goldſeifen beſchäftigt. Naturgemäß wird hier ſo wenig wie möglich gearbeitet. Das Mittageſſen, welches aus grobem Landbrot und Thee beſteht, wird mitgenommen und im Freien bereitet. Nach demſelben tritt eine Pauſe ein, und die Sträflinge haben Zeit, ſich der Vergangenheit zu erinnern und der Zukunft zu gedenken. Eine ſolche Pauſe ſtellt wohl unſer Bild dar.

Die Lage eines ſolchen Sträflings bietet dennoch einige Hoffnung dar, indem er hoffen kann, ſich durch Wohlverhalten nach Jahren die Überführung in das ſogenannte „freie Kommando“ zu erwerben. Er wird dann aus dem Zuchthauſe entlaſſen und darf ſich in der Umgebung desſelben eine Hütte errichten. Begleiteten ihn Weib und Kind in die Verbannung, ſo dürfen ſie nun ſeine Hausgenoſſen werden. Natürlich ſtehen auch die zum „freien Kommando“ gehörenden Sträflinge unter polizeilicher Aufſicht, aber dieſe Aufſicht ſoll nicht verhindern, daß ein Teil der Überwachten ſich in ſeiner Verzweiflung dem Trunk ergibt und an ihm zu grunde geht. Ein anderer Teil entflieht, ſobald die warme Jahreszeit eintritt, und verdirbt in den Wäldern oder tritt im Herbſt, eingefangen, unter anderem Namen die Reiſe oſtwärts wieder an.

Das Syſtem der Verbannung hat ſich in Rußland ſchlecht bewährt, und die Regierung wünſcht ſeit lange es aufzugeben. Sie ſcheut nur bisher die Koſten, welche die Errichtung ſo zahlreicher Strafanſtalten beanſpruchen würde. Früher oder ſpäter aber wird ſie ſich doch dazu entſchließen müſſen. Schon um Sibiriens willen, das ſeine Reichtümer ſchlechterdings nicht entwickeln kann, ſolange das europäiſche Rußland Jahr für Jahr den Abſchaum ſeiner Bevölkerung dorthin „verſchickt.“

R. S.

### Spruch.

Ein frommer Sänger ſaß den Morgen lang
Und ſann, ein Lied zu Gottes Preis zu dichten,
Doch fügte ſich das Wort nicht ſeinem Drang,
Und was er ſchrieb, das mußt’ er bald vernichten;
Bis daß herein ſein kleiner Knabe ſprang,
Von Schul’ und Spiel ihm jauchzend zu berichten:
Da blitzt es hell in Dichters Augen wider,
Und Gott zu preiſen ſchrieb er — Kinderlieder.

Ernſt Lenbach.

# Am Familientiſch.

## Erſte Liebe.

(Zu dem Bilde auf S. 101.)

Friſches Drängen, frohes Säumen,
Wunderbare Lenzeswochen,
Ehe noch an Strauß und Bäumen
Alle Knoſpen aufgebrochen!
Sel'ges Hoffnungsüberſchäumen,
Süße ſchöne Jugendwochen,
Eh' die Liebe, halb in Träumen,
Noch ihr erſtes Wort geſprochen!
Lerchenſchlag in blauen Räumen,
Tiefes heißes Herzenspochen,
Ehe noch an Strauch und Bäumen
Alle Knoſpen aufgebrochen!

Fr. Raimund.

## Preisausſchreiben.

Der König von Belgien hat einen Preis von 25000 Frk. für eine Schrift ausgeſetzt, welche folgende Frage behandeln ſoll: „Vom geſundheitlichen Geſichtspunkte aus die meteorologiſchen, hydrologiſchen und geologiſchen Verhältniſſe der Gebiete des unter dem Äquator liegenden Afrika auseinanderzuſetzen; aus dem gegenwärtigen Stande unſerer Kenntniſſe in dieſen Materien die für dieſe Gebiete geeigneten hygieiniſchen Grundſätze abzuleiten und mit Hilfe von Beobachtungen das beſte Regime für Leben, Ernährung und Arbeit, wie das beſte Bekleidungs- und Wohnungsſyſtem, um daſelbſt Geſundheit und Kraft zu bewahren, zu beſtimmen; feſtzuſtellen die Symptomenlehre, die Urſachen und die Pathologie der Krankheiten, welche die Gebiete des unter dem Äquator liegenden Afrika charakteriſieren und deren Behandlung ſowohl in vorbeugender wie in therapeutiſcher Hinſicht angeben; feſtzuſtellen die zu befolgenden Grundſätze in der Wahl und in dem Gebrauche der Heilmittel wie in der Errichtung von Krankenhäuſern und Sanatorien. Die Bewerber müſſen bei ihren wiſſenſchaftlichen Forſchungen und ihren praktiſchen Schlußfolgerungen beſonders auf die Exiſtenzbedingungen der Europäer in den verſchiedenen Teilen des Kongobeckens Rückſicht nehmen.“ Die Arbeiten ſind vor dem 1. Januar 1897 bei dem Miniſterium des Innern und Unterrichts in Brüſſel einzureichen.

## Vereinsweſen.

In Braunſchweig konſtituierte ſich im Oktober gelegentlich einer Verſammlung von Direktoren und Lehrern höherer Lehranſtalten ein Verein zur Förderung des Unterrichts in den Naturwiſſenſchaften und der Mathematik. In den Vorſtand wurden u. a. gewählt: Dr. Krumme-Braunſchweig, Oberlehrer Zietzken-Nordhauſen, Direktor Schwalbe-Berlin.

In London tagte Anfang Oktober ein internationaler Volksſagenkongreß. Im Laufe der Verhandlungen wurde die Einſetzung eines Volksſagenrats beſchloſſen, der über die Geſtaltung der künftigen Kongreſſe entſcheiden ſoll. Vorſitzender iſt Mr. Andrew Lang.

## Ausſtellungsweſen.

Die Künſtlerſchaft von Madrid beabſichtigt im September 1892 eine große internationale Kunſtausſtellung in der ſpaniſchen Hauptſtadt zu veranſtalten.

## Erdkunde.

Auf Helgoland hat man kürzlich durch eine Tiefbohrung endlich ſüßes, vorzügliches Trinkwaſſer gefunden. Es wird demnächſt ein Hochreſervoir zur Verſorgung der ganzen Inſel mit Süßwaſſer angelegt werden. Als Betriebskraft für das erforderliche Pumpwerk ſoll der Wind benutzt werden, an welchem, wie mancher Leſer aus Erfahrung wird beſtätigen können, auf der Inſel nie Mangel iſt.

## Koloniales.

In Deutſch-Neuguinea iſt der geräumige Friedrich-Wilhelmhafen, deſſen Lage in geſundheitlicher Beziehung eine viel günſtigere als die des Finſchhafens iſt, für die Anlage der Hauptſtation auf Kaiſer Wilhelmsland auserſehen. An der Aſtrolabebai herrſcht infolge der letzten überaus günſtig ausgefallenen Tabaksernte rühriges Leben; es ſind dort mehrere neue Stationen errichtet worden, und eine große Schar von Kuliarbeitern aus Singapore wird erwartet. Die Kaiſer Wilhelmland-Plantagengeſellſchaft beabſichtigt übrigens den Kakaobau aufzugeben und ſich mit ganzer Kraft dem Tabaksbau zuzuwenden, der recht lohnend zu werden verſpricht.

Im Auftrag der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft wird Dr. O. Baumann demnächſt eine größere Expedition in das Gebiet zwiſchen Kilimandſcharo und Viktoriaſee leiten, welche einmal das Land der Maſſais näher erforſchen, dann aber auch die Vorunterſuchungen für verſchiedene Eiſenbahnprojekte ausführen ſoll.

## Landwirtſchaft.

Im Laufe der letzten Jahre hat man die Erfahrung gemacht, daß der Anbau der Sonnenblume in Gärten der Bienenzucht ſehr ſchädlich iſt. Es ſtellt ſich nämlich heraus, daß der Honig in derartigen Fällen dunkel gefärbt, oft faſt ſchwarz ausfällt und bisweilen ganz unverkäuflich wird.

Das ſchnelle Wachstum einzelner einjähriger Lianen, beſonders auch des Hopfens, iſt bekannt und gibt Anlaß zu ſehr intereſſanten Beobachtungen. Nach Profeſſor A. von Kerner macht z. B. das ſchwebende Ende des Hopfens um ſeine Stütze bei warmem Wetter einen Umlauf in etwa 2 Stunden 8 Minuten, die windende Bohne in 1 Stunde 57 Minuten. Man kann den Umlauf ſogar mit freiem Auge beobachten, beſonders wenn man bei Sonnenſchein unterhalb der Spitze ein Blatt weißes Papier anbringt, auf welchem man dann den Schatten des ſchwebenden Teils langſam, aber ſtetig vorrücken ſieht. Eigenartig iſt übrigens auch die Beobachtung, daß einzelne Pflanzen ſich um ihre Stütze ſtets nur von links nach rechts (z. B. der Hopfen), andere nur in umgekehrter Richtung winden.

Im Auftrage des Ackerbauminiſteriums der Vereinigten Staaten ſucht ein Spezialagent, Herr Ch. Murphy, z. Z. Propaganda für ein aus Mais- und Roggenmehl gemiſchtes Brot in Deutſchland zu machen. Für die Produzenten jenſeits des Ozeans mag dies Brot ſehr angenehm ſein, unſeren Landwirten würde dadurch aber wahrſcheinlich eine neue, drückende Konkurrenz erwachſen — und ob das Maisbrot das Roggenbrot wirklich erſetzen kann, iſt denn doch wohl noch eine offene Frage.

## Jagd.

Es dürfte wenig bekannt ſein, daß im Elbgebiet und an der Saalemündung noch der ſonſt in Deutſchland längſt ausgeſtorbene Biber vorkommt. Der Beſtand wird z. Z. auf etwa 200 Stück geſchätzt, dürfte jedoch in abſehbarer Zeit gänzlich ausgerottet werden, falls nicht beſondere Schutzmaßregeln für die Schonung des ſeltenen Tieres getroffen werden.

## Verkehrsweſen.

Eine kürzlich in der „Zeitung des Vereins deutſcher Eiſenbahnverwaltungen“ enthaltene Statiſtik ſtellt übereinſtimmend mit den in unſerem Artikel „Eiſenbahn-Unfälle“ (Nr. 44 vor. Jahrgangs) feſt, daß mindeſtens im Jahrzehnt 1880/89 die Gefahr des Reiſens ſich nicht erhöht, ſondern eher vermindert hat. Zwar ſtieg die Zahl der Unfälle von 4771 im Jahre 1880 auf 5070 im Jahre 1889 die Zahl der ohne eigenes Verſchulden Getöteten oder Verletzten von 509 auf 647, es iſt aber zu berückſichtigen, daß die Länge der in Betracht kommenden Bahnen ſich in der gleichen Zeit um etwa 16000 Kilometer vergrößerte und der Verkehr auf jenen ſich um mehr als 50 Prozent erhöhte. Ein Reiſender mußte durchſchnittlich 666666666 Kilometer fahren, um getötet — 77520000 Kilometer, um verletzt zu werden. Das ſind immerhin leidliche Chancen.

Zwiſchen Hamburg und deſſen Vorort Steinwärder ſoll eine neue Elbbrücke erbaut werden, deren Projekt ſie jedenfalls den großartigſten Brückenbauten neuerer Zeit zur Seite ſtellt. Die Brücke erhält eine Länge von 1500 Metern, wovon 420 auf die eigentliche Überbrückung des Stromes entfallen. Die Hauptöffnung ſoll nach dem bei der ſchottiſchen Forthbrücke angewandten Auslegerſyſtem überſpannt werden.

## Handel.

Die deutſche Reichshauptſtadt iſt im Laufe der letzten zwanzig Jahre eine Handelsſtadt erſten Ranges geworden. Auf dem Kontinent dürfte ſie wohl die zweite Stelle als ſolche einnehmen. Beſonders blüht hier der Warenhandel. Es exiſtieren in Berlin 25 Mitglieder des Warenhandels, deren Vermögen auf 2—5 Millionen Mark geſchätzt wird, 18, deren Vermögen die Höhe von 5 bis 10 Millionen Mark erreicht, 10 Firmen, deren Inhaber 10—20fache Millionäre ſind. Außerdem gibt es in Berlin mindeſtens 300 Firmen, welche 1—2 Millionen im Vermögen beſitzen. Es handelt ſich hierbei nicht um ererbte Vermögen, ſondern meiſt um in den letzten zwanzig Jahren ſelbſt geſchaffene Reichtümer.

## Kunſt.

Aus der Grafſchen Sammlung antiker Porträts aus helleniſtiſcher Zeit, von denen wir unſeren Leſern in Nr. 24 des XXV. Jahrganges charakteriſtiſche Stücke vorführten, ſind von der Münchener Pinakothek zwei Frauen- und drei Männerporträts erworben worden.

Das Städtiſche Muſeum in Leipzig beſtellte bei Lenbach Porträts des Königs Albert von Sachſen und des verſtorbenen Generalfeldmarſchalls Grafen v. Moltke. Das Muſeum beſitzt bekanntlich auch das vielleicht beſte Kaiſer Wilhelm- und ein Bismarckporträt unſeres größten Bildnismalers.

## Buchhandel.

Von Dr. Robert Koenigs Anthologie „Deutſches Frauenleben in deutſchem Liede“ erſchien in Gerhard Stallings Verlag in Oldenburg ein neuer Abdruck ([illegible]. Tauſend, Dr. Koenig, lange Jahre hindurch Redakteur des Daheim, iſt bekanntlich der Verfaſſer der in 24 Auflagen verbreiteten Deutſchen Litteraturgeſchichte, Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

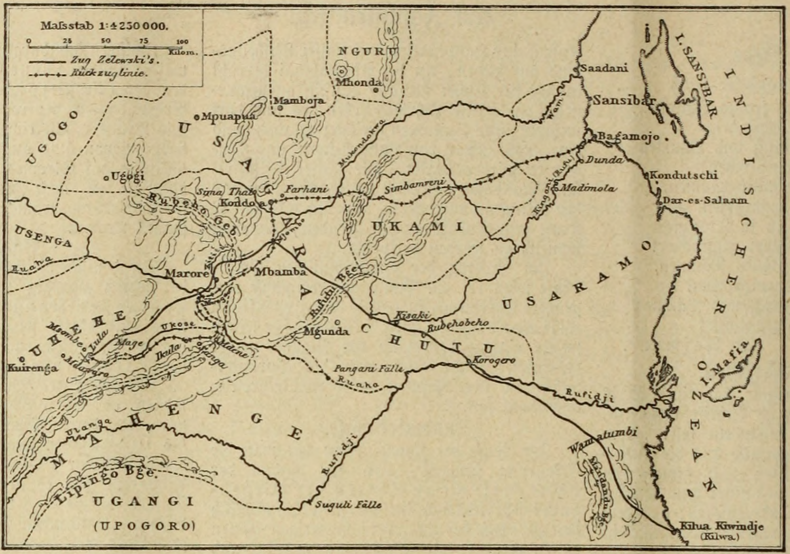
Eine Sammlung geographiſcher Handbücher, von welchem jeder Band einen der fünf Erdteile behandeln ſoll, leitet das Bibliographiſche Inſtitut in Leipzig mit „Afrika“ von Prof. Dr. W. Sievers ein; das Werk will unſer Wiſſen von dem dunkeln Erdteil in anſchaulicher und reizvoller Darſtellung zuſammenfaſſen und iſt mit zahlreichen Abbildungen, Karten und farbigen Tafeln verſehen. Nächſtes Jahr ſoll „Aſien“ folgen.

## Geſundheitsrat.

N. N. Frankfurt a. O. Sie klagen, „daß Ihr zehn Jahr alter Sohn trotz urſprünglich guter Beanlagung und beſten Willens ſeit einiger Zeit in der Schule nicht recht fortkomme, ſtets ſchlechte Zeugniſſe mitbringe, zudem häufig erkältet ſei und dann über Kopfſchmerzen klage, auch manchmal ſchlecht höre.“

Wenn Sie ihn genauer beobachten, werden Sie finden, daß er des Nachts ſehr unruhig und mit offenem Munde, mehr oder weniger laut ſchnarchend ſchläft, ſowie daß er etwas „durch die Naſe“ ſpricht. Es handelt ſich hier zweifellos um eine krankhafte (ſkrophulöſe) Vergrößerung jenes im Naſenrachenraum oberhalb des Zäpfchens gelegenen drüſigen Gebildes, welches Profeſſor Trautmann in Berlin zuerſt als „Rachenmandel“ genauer beſchrieben und in ſeiner Bedeutung gewürdigt hat. Die operative Entfernung dieſer Wucherung durch einen Spezialarzt wird binnen kurzem alle Beſchwerden beſeitigen und das Kind wiederaufleben machen.

## Der Zug gegen die Wehehes.



Der Zug des Herrn von Zelewski gegen die Wehehes.

Der ſo traurig endende Zelewskiſche Zug gegen die Wehehes im ſüdlichen Deutſch-Oſtafrika ließ ſich ſelbſt auf den beſten vorhandenen Karten der Kolonie nicht genau verfolgen. Erſt in den letzten Tagen iſt es unſerer geographiſchen Anſtalt gelungen, das erforderliche Material für eine bez. Kartenſkizze zu erlangen, und wir beeilten uns, dieſelbe für das Daheim ausführen zu laſſen. An der Hand des in allen Tageszeitungen veröffentlichten Berichts des Leutnants v. Tettenborn werden unſere Leſer ſowohl das Vorgehen der Expedition v. Zelewski, wie den umſichtig geführten Rückmarſch des erſtgenannten Offiziers in ihren einzelnen Phaſen auf der Skizze begleiten können. Wie die erlittene, empfindliche Niederlage wettgemacht werden kann, darüber gehen die Anſichten zur Zeit in den kolonialfreundlichen Kreiſen noch ſehr auseinander. Während die einen raten, den Mißerfolg zu ignorieren und von einem erneuten Vorgehen gegen die Wehehes mindeſtens vorläufig abzuſehen, ſehen die anderen die möglichſt ſchnelle Ausrüſtung einer ſtarken neuen Expedition, für welche wohl aber eine Verſtärkung der Schutztruppe Vorbedingung wäre, als unbedingt notwendig an.

## Kleine Zeitung.

Vor Jahren wurden in einer Kohlengrube bei Mons ſieben foſſile Iguanodons, mächtige känguruhartige Reptilien, ausgegraben. Dieſelben haben jetzt im naturwiſſenſchaftlichen Brüſſeler Muſeum Aufſtellung gefunden — aber nach welchen Mühen. Als die verſchiedenen Knochenteile endlich ans Licht befördert waren, drohten ſie in Staub zu zerfallen wie ein pompejaniſches Gerippe. So mußten ſie denn in Gips eingelegt nach Brüſſel verſandt werden; 110 000 Kilogramm wurden auf dieſe Weiſe mit der Eiſenbahn befördert. Dann wurde jeder einzelne Knochen in ein ſiedendes Gelatinebad eingetaucht, um demſelben die nötige Feſtigkeit wieder zu verleihen. Schließlich kam die Hauptarbeit der Gelehrten, nämlich die Bezeichnung der einzelnen Stücke. Und nun erheben ſich geſpenſterhaft die mächtigen Geſtalten der vorzeitlichen unbeholfenen Pflanzenfreſſer mit ihren känguruhartigen, kurzen Vorderarmen und dem rieſigen Schwanze, der dem Tiere als Gegengewicht diente. Nächſt den ſtehenden Iguanodons ſieht man auch ein anderes, welches genau ſo dargeſtellt wird, wie es in dem Kohlenſchachte aufgefunden wurde; das Tier war an dem Bache verendet, es ſtreckt die vier Füße und den Schwanz gerade aus, den Kopf hält es, als thäte es den letzten Atemzug. Es iſt berechnet worden, daß die Iguanodons etwa neun Meter lang und in halb aufgerichteter Stellung über vier Meter hoch, mithin die gewaltigſten Landſaurier Europas waren.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Arithmogriph.

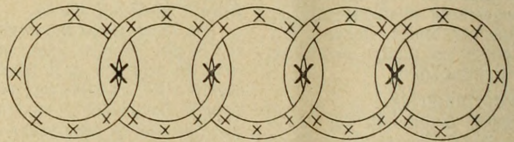
| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 10 | 12 | 6 | **14** | 5 | 17 | 6 |
| 10 | 2 | **13** | 4 | **8** | 8 | 4 |
| 9 | **2** | 11 | 2 | 3 | **4** | 18 |
| **10** | 17 | 1 | 3 | 6 | 3 | **7** |
| 2 | **16** | 7 | 2 | 13 | **7** | 17 |
| 2 | 13 | **3** | 18 | **4** | 6 | 2 |
| 5 | 15 | 10 | **9** | 17 | 13 | 7 |

Werden die Zahlen in den Feldern des Quadrats durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo bezeichnen die wagerechten Reihen (aber in anderer Folge): (i = j.)

1. Eine Göttin,
2. einen jetzt regierenden König,
3. die Hauptſtadt einer gleichnamigen ſpaniſchen Provinz,
4. Die Hauptſtadt eines europäiſchen Königreichs,
5. ein Territorium der nordamerikaniſchen Union,
6. einen Sprengſtoff,
7. eine Stadt in Nordafrika.

Sind die richtigen ſieben Wörter gefunden, ſo ergeben die zwölf Buchſtaben an den durch ſtärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, welche ein auf der Spitze ſtehendes Quadrat bilden, den Namen eines hochverdienten und weltberühmten Mannes.

### 2. Kettenrätſel.



Die acht Kreuzchen jedes Ringes ſind mit Hilfe der folgenden Angaben ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß die fünf Ringe ergeben: 1. Einen Drachen; 2. einen bekannten ruſſiſchen Vornamen; 3. einen bekannten ſpaniſchen Vornamen; 4. eine deutſche Univerſitätsſtadt; 5. eine Stadt an der Saale. Zu verwenden ſind die folgenden 36 Buchſtaben: 5 a, 2 b, 2 d, 2 e, 2 g, 3 i, 5 l, 3 m, 3 n, 4 r, 1 ſ, 3 u, 1 w.

Sind die richtigen fünf Wörter gefunden, ſo nennen die vier Buchſtaben an den Verknotungspunkten der Ringe eine europäiſche Reſidenz.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 6.

1. Kombinierte magiſche Quadrate.

| | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| M | O | S | T | H | E | B | E | N | O | A | H | E | B | R | O | N | U | M | A |
| O | m | a | r | E | b | e | r | O | s | s | a | B | l | u | t | U | l | a | n |
| S | a | b | a | B | e | r | n | A | s | t | i | R | u | t | h | M | a | i | n |
| T | r | a | b | E | r | n | a | H | a | i | n | O | t | h | o | A | n | n | a |

2. Rätſel. Flamme, Lamm.

3. Rätſelfrage.
Aus den drei großen und den 23 kleinen Buchſtaben der gegebenen ſechs Wörter erhält man das Sprichwort: „Morgenſtunde hat Gold im Munde.“

4. Wechſelrätſel. Eiger, Niger.

5. Rätſel. Savona — Avon.

6. Homonym. Scheffel.

7. Rätſel. Hahn, Huhn, Hohn.

---

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Die Briefe Hellmuth von Moltkes. Mit einer Illuſtration. — Aus dem Zoologiſchen Garten zu Berlin. Von Dr. L. Staby. Mit einer Illuſtration. — Meiſter Kern und Herr Wiesling. Ein Bild aus dem Berliner Handwerkerleben. Von Hanns von Zobeltitz. Fortſ. — Nach Sibirien. Zu dem Bilde: Verbannte Polen in Sibirien von J. Malcewsky. — Spruch. Von Ernſt Lenbach. — Am Familientiſch. Zu unſerem Vollbilde: Erſte Liebe von Karl Hoff. Gedicht von Fr. Raimund. — Preisausſchreiben. — Vereinsweſen. — Ausſtellungsweſen. — Erdkunde. — Koloniales. — Ladwirtſchaft. — Jagd. — Verkehrsweſen. — Handel. — Kunſt. — Buchhandel. — Geſundheitsrat. — Der Zug gegen die Wehehes. Mit einer Kartenſkizze. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 21. November 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. № 8.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

## 9. Kapitel.

Noch am nämlichen Abend fügte Domine Torbeeken die Hände der beiden zum Verlöbnis zuſammen.

Es ereignete ſich alles anders, wie ſie es ſich ausgemalt oder, beſſer geſagt, wie ſie es ſich nicht ausgemalt hatten. Ihr Glück war noch viel zu jung, um überhaupt ſchon mit weiſer Vorſicht über ſeine Bahn nachdenken zu mögen.

Ganz unvorbereitet traten ſie zu den Eltern ins Zimmer, ohne Hand aus Hand zu löſen. Wozu das auch? Gelaſſen hätten ſie ja um keinen Preis der Welt von einander. Da Chriſtine der überraſchten Mutter lachend und weinend um den Hals flog, zog ſie den Geliebten einfach nach ſich, und deſſen Augen gaben der erſchrockenen Frage des Vaters eine leuchtende Antwort. Und hätte der alte Herr von ſeinem Krankenſtuhle aus auch hundert Bedenken und Einwände ins Treffen geführt, Leberecht würde ſein neu errungenes Glück feſtgehalten und verteidigt haben wie ein Löwe. Seine Natur war eine jener tiefen und zugleich ſtürmiſchen, wie dieſe ſchwere Zeit ihrer viele entſtehen und reifen ließ. Man hatte es lernen müſſen, mit kleinen Faktoren zu addieren, jede noch ſo geringe Gewinnzahl mit Hingabe zur anderen zu fügen, um ſo allgemach zur ungeheuren Summe der Verluſte emporzuklimmen. Die Herzen öffneten ſich begierig jedem Lichtſtrahl und warmen Hauche, weil die Finſternis ſo voll Grauen, der Winter ſo lang und ſo ſchwer war; ſie haßten heftiger und liebten weicher und brünſtiger als unter gewöhnlichen Friedensverhältniſſen.

Die Mutter, der es des eben gewonnenen Schwiegerſohnes äußere Vorzüge beſonders angethan hatten, glänzte vor Stolz. Die einzige Tochter von ſolch einem ſtattlichen und klugen Manne begehrt und auserwählt zu wiſſen, das ſchmeichelte ihrer mütterlichen Eitelkeit gewaltig. Für dieſen Abend entſchlug ſie ſich einmal der ſämtlichen Nöte und Sorgen, mit denen ſie ſich ſelbſtſchöpferiſch tagein tagaus herumzuplacken pflegte. Im Anblicke des Liebespaares verjüngte ſie ſich. Zum erſtenmal ſeit langen Jahren erinnerten ihre feinen Züge wieder an das entzückende Doſengeſichtchen, das es einſt dem wohlbeſtallten Doktor der Gottesgelahrheit dermaßen angethan hatte, daß er um ſeinetwillen eine höchſt verſtändige und wohlberechnete Heirat zur elften Stunde im Stich ließ, um an die Stelle der ehr- und tugendſamen Jungfer Mine die hübſche Demoiſelle Minette zu ehelichen.

Ja, ſo ſehr rührte ihn heute die Erinnerung an „damals“ vor dreißig Jahren, daß er ſeine Frau auf die Armlehne des Krankenſeſſels niederzog und, zum Schaden ihrer Blondenhaube, herzhaft küßte wie in Brautzeitstagen. Leberecht und Chriſtine ließen ſich das gute Beiſpiel nicht ungenützt geben, und ſo hielt die Freude, als ungewohnter Gaſt doppelt dankbar begrüßt, ihren Einzug in die Paſtorei auf der Moorinſel.

Für jetzt gipfelten die Muttergedanken in einer würdigen Feier dieſes glücklichen Ereigniſſes.

„Es iſt noch eine Flaſche von unſerem guten ſpaniſchen Wein im Keller, Ferdinand,“ ſagte ſie eifrig, „den müſſen wir heute endlich aufkorken. Komm mit, mein Herzens-Stinchen, nimm die Laterne und laß uns geſchwind nachſehen.“

„Hör' Minette, das iſt Krankenwein,“ entgegnete Torbeeken. „Es wäre Sünde, den für unſer Vergnügen auszutrinken. Wir können auch ohnedies fröhlich beiſammen bleiben.“

„Nun, ſo doch wenigſtens ein Schüſſelchen verwendt' Brot und ein Glas Flipp,“ bat ſie. „Ich muß unſeren Kindern notwendig eine kleine Güte anthun. Verlobung ohne allen Sang und Klang! Was geht das den Bonaparte an, und uns der Bonaparte dazu? Stehen Sie mir bei, Herr Schwiegerſohn, und ihr anderen Zwei werft mir nicht ein, daß die Eier rar und die Butter unerſchwinglich iſt. Das weiß die Hausfrau am allerbeſten! Komm mit in die Küche, Stinchen. Gleich morgen fang ich dir ein Kochbuch an.“

Damit nahm ſie Tochter und Schlüſſelkorb an den Arm, und es ging ohne Verzug zum Herde, diesmal ſehr gegen Chriſtinens Verlangen.

Sie blieben geraume Zeit draußen, denn die Mutter mußte vor dem Anrichten noch raſch einen Blick in ihre Leinentruhe werfen und, während ſie die eingeweichten Brotſchnitten in der Pfanne wendete, mit Chriſtine in Bauſch und Bogen berechnen, wieviel etwa noch fehle zum beſcheidenſten Anfange, und was ſie von der eigenen Ausſteuer zu dieſem Zwecke entbehren könne.

Als ſie ins Zimmer zurückkehrten, hatten ſich die beiden Männer unterdes in Torbeekens Studierſtübchen zurückgezogen. Dort ſaßen ſie einander mit erregten Mienen gegenüber, und der friedliche Tabaksqualm, ohne den ſich der Vater nur in den ſeltenſten Fällen unterhalten mochte, fehlte. Das bedeutete nichts Gutes. Der Mutter fiel es ein, daß ſie das Würzen des Ingwerbiers Beta nicht allein überlaſſen dürfe; ſie band die Küchenſchürze wieder feſt und dispenſierte Chriſtine von der ferneren Hilfe in Anbetracht ihres Ehrentages. Und es zog die Braut auch zu ſehr an die Seite ihres Verlobten.

Die Männer hatten augenſcheinlich eine ſtarke Meinungsverſchiedenheit ausgefochten. Des Vaters Wangen zeigten verräteriſche rote Flecken, Leberechts Stirn lag in Falten, und ſeine rechte Hand umſpannte gewaltſam das Gelenk der linken.

„Sie müſſen Ihr Thun vor ſich ſelbſt und den Geſetzen vertreten,“ hörte Chriſtine den Vater ſprechen. „Ich kann weder für Sie haften, noch Ihnen meine altmodiſchen und ſtrengeren Anſchauungen aufdrängen. Ich kann nur meinen Rat und meine Überzeugung geben, und das habe ich ſeit ſieben Wochen bei jeder Gelegenheit gethan. Damit erliſcht meine Verantwortlichkeit als Mitmenſch und väterlicher Freund. Stehen oder Fallen — dazu vermag ich nichts.“

Chriſtine trat raſch neben Leberechts Stuhl und nahm ſeine Hand zärtlich in die ihre. „Wir laſſen deshalb doch nicht voneinander,“ ſagte ſie mit der unbewußten Grauſamkeit des liebenden Weibes, das Vater und Mutter verläßt, um dem Manne anzuhangen.

Der alte Mann ſchüttelte den Kopf und ſeufzte tief. Dennoch legte er ſeine mageren Hände gefaltet auf die jugendlichen, verſchlungenen.

„Das ſollt ihr auch nicht,“ verſetzte er ernſt. „Ihr ſollt einander ſtützen und ergänzen, ſolange es Gottes Wille iſt. Ich trage der böſen Zeit und ihren Zwangsausſchreitungen Rechnung, aber gutheißen, loben und beſtärken kann ich ſie nicht mehr. Ich bin alt, ihr ſeid jung und müßt euch durchs Leben ſchlagen nach eurer Manier.“

„Zuſammen und treu!“ beteuerte Chriſtine. Leberecht aber legte ſeinen Arm um ihre Geſtalt.

„Hab’ ich ein unverzeihliches Unrecht gethan, daß ich dies geliebte Kind nahm, ehe ich Ihnen mitteilte, was mir heute begegnet iſt?“ fragte er, und wieder ſchüttelte Torbeeken den Kopf:

„Nein, ein verzeihliches, mein Sohn. Der Gedanke daran darf Ihnen die Gewiſſenslaſt nicht ſchwerer machen. Was ſich liebte, hätte ſich doch gefunden. Deshalb liegt mir’s fern, euch trennen zu wollen. In dieſer Welt, in dieſen Prüfungstagen geht ja jeder unſerer Schritte ins Ungewiſſe. Ich zürne Ihnen auch nicht: Petri Eifer iſt beſſer, als des Judas Verrat. Und du, mein Kind, ſuche mit Milde zu dämpfen, was in ihm allzuhoch lodert.“

„Ich ihn erziehen, liebſter Vater? Nein! mir muß er’s thun, ich liebe ihn ſo, wie ich ihn da habe,“ erwiderte Chriſtine mit Thränen in den Augen und zog die beiden Hände, die des Vaters und die des Verlobten an ihre Lippen. „Er ſoll mein Herr ſein — er iſt es ſchon längſt!“

Sie vergaß, daß ihre allererſte Bitte an den Fremden, dem ſie ſich heute zum Eigentum gegeben hatte, das Wort „Vorſicht!“ geweſen war.

Somit ſchoben ſie Zwiſt und Mißverſtändnis von ſich und thaten dem beſcheidenen Feſtmahle der Mutter Ehre an, wenn auch die beiden Männer im Herzen nicht einig und zu Anfang wenig geſprächig waren. Endlich aber ließen ſie ſich von Chriſtinens ſtrahlender Seligkeit und dem Glücke der ahnungsloſen Mutter friedlicher ſtimmen. Liebe überbrückt noch tiefere Riſſe als dieſen für des Frühlings Dauer mit ihren heiteren Blütenranken. Ja, es ward ſogar im hohen Rat der Vier beſchloſſen, daß die Kinder in kürzeſter Friſt heiraten ſollten, da Domine Torbeeken nach Ablauf der bewilligten Urlaubsfriſt um ſeine Emeritierung einzukommen wünſchte und Leberecht ſich dann für die frei werdende St. Jürgener Predigerſtelle zu melden gedachte.

„Wozu auch mit der Hochzeit warten?“ meinte Leberecht. „Schickt man mich wider mein Hoffen fort von hier, ſo darf ich meinen liebſten Schatz gleich mitnehmen, und Sie laſſen ſich von uns in die neue Heimat nachlocken. Läßt man mich hier, ſo hat das Paſtorenhaus für uns alle Raum, und es wird um ſo wärmer und traulicher unter uns zwei Paaren.“

„Wie herrlich er’s getroffen hat!“ rief Chriſtine freudig aus. „Und mein Volkmar darf zur Hochzeit mit dabei ſein! Das ſchenken Sie mir zum Chriſtfeſt, nicht wahr, liebſter Vater? Helfen Sie mir betteln, beſtes Mutterchen!“

Allein trotz aller Bitten entſchied der Vater anders: „Volkmar bleibt ruhig in Dorum. Die Weihnachtsferien ſind zu kurz, und jetzt iſt das Reiſen zu gefährlich und koſtſpielig für einen Schüler. Im Sommer, wenn das Land aus dem Waſſer iſt, mag er zu Fuß wandern, und ihr holt ihn euch von Ritterhude mit dem Schiff.“

„Aber wenn wir nun von St. Jürgen fortziehen müßten?“ ſagte Chriſtine kleinlaut.

„Warte ab, wie’s kommt. Zuviel Fragen hat noch keinen klug gemacht,“ gab der Vater ihr zur Antwort.

Das war der zweite Wermutstropfen in den goldenen Kelch der Liebenden, und es fiel Chriſtine ſchwer, ihre Betrübnis zu verbergen. Leberecht hatte ihr unlängſt einen prächtigen Antwortbrief an Volkmar verfaſſen helfen, und der Junge brannte darauf, die Schweſter zu umarmen und ihrem „Freunde“ ſein begeiſtertes Herz noch viel ausgiebiger anzuvertrauen, als es mit Papier und Feder möglich war.

Wie ſehnte ſich das Mädchen nach einer Minute des Alleinſeins mit dem Verlobten, aber der Reſpekt verbot, ſich aus der elterlichen Geſellſchaft ohne Erlaubnis zurückzuziehen. Endlich fand ſie einen Ausweg nach dem Abendeſſen.

„Dürften wir nicht den Küſtersleuten einen Krug Flipp hinüberbringen und uns ihnen feierlich als Brautpaar vorſtellen?“ fragte ſie zuerſt leiſe die Mutter und dann durch deren Vermittelung den Vater. Da dieſer nichts einzuwenden hatte, ſprang ſie in die Küche, machte Betas runde Augen noch runder mit ihrer großen, wundervollen Neuigkeit, ſchenkte ihr von dem Ingwerbiere in den gehaltvollſten Taſſenkopf, den ſie fand, und füllte dann eine Deckelkanne bis zum Rande mit dem dampfenden Getränk.

Als wär’s die größte Koſtbarkeit, ſo vorſichtig trugen die beiden Glücklichen die würzige Labe durch den Garten und über den unebenen Pfad ins Küſterhaus. Der Mond war längſt untergegangen, und die Wolken hingen ſchwerer als zuvor am Himmel.

Das Ehepaar empfing den Brautbeſuch ſo gut, wie es von ſauertöpfiſchen Menſchenkindern irgend zu verlangen war, und die Küſterin beſtand ſogar darauf, Mamſell Stinchen beim Schimmer des tropfenden Talglichts zu zeigen, wie moje es Domine bei ihr im Giebel habe. Mit ſchüchternem Lächeln und leiſem Tritt durchforſchte das Mädchen den ärmlichen Raum und heiligte ihn für ſeinen Bewohner; ehrerbietig nahm ſie die Blätter mit der morgenden Adventspredigt aus ſeiner Hand und las, von ſeinem Arme umfangen, die Sätze, die er ihr bezeichnete, weil er meinte, daß ſie ganz beſonders nach ihrem Herzen ſein müßten.

„Meine Blumenſtöcke und bunten Zitzvorhänge vor den Fenſtern, und nirgends möcht' ich lieber mit dir wohnen, als hier oben unterm Dache," ſagte ſie. „Du mußt die ſchönſte Ausſicht von der Welt haben!"

Sie zog eins der fadenſcheinigen Rouleaux in die Höhe um ſich zu überzeugen, ſoweit es die Schneehelle da draußen zuließ, und rief plötzlich Leberecht, der an der Thür mit der Küſterin ſprach, wieder an ihre Seite:

„Sieh, Liebſter! ſieh doch: ein Nordlicht!"

Ein paar Sekunden lang ſtand Leberecht wie angewurzelt neben ihr und ſtarrte auf den nördlichen Horizont, der in roter Glut zuckte und flammte. Draußen warf der Tauwind die erſten, großen Regentropfen gegen die Fenſterſcheiben.

„Wie ſonderbar!" bemerkte Chriſtine.

„Das iſt kein Nordlicht, das iſt Feuersbrunſt, es brennt in Währden," ſagte Leberecht mit ganz veränderter Stimme. „Ich fahre hinüber! Wünſche den Eltern gute Nacht."

Sie wollte ihn hindern, aber er ſtürzte an ihr vorbei, treppab. Zehn Minuten ſpäter, als ſie, mühſam ihr Weinen verbeißend, zwiſchen Vater und Mutter, vom Fenſter der Wohnſtube aus, abermals nach dem fernen Feuerſchein hinüberblickte, ſtieß das Norwegerboot des Küſters mit ihm und Leberecht von St. Jürgen ab.

## 10. Kapitel.

Grau und trübe dämmerte der erſte Adventsſonntag herauf. Noch war Leberecht mit dem Küſter nicht von Wührden zurückgekehrt. Um Kirchzeit zog die Küſterin den Glockenſtrang und läutete, ſchärfer und kürzer als gewöhnlich; denn ſie war eine dürre, froſtige Kreatur und verließ ungern ihren Herdſchemel und ihre grobe Netzſtrickerei.

Nur vereinzelte Kähne arbeiteten ſich durch das unſichere Fahrwaſſer zur Inſel hin. Der Wind ſchwieg. Lautlos und ſtetig rieſelte der feine, regengemiſchte Schnee aus den Wolken erdenwärts, und die Luft war ſo dick und ſchwer, daß jedes Geräuſch im Kreiſe unter einer Dämpfung lag.

Die Kirchgänger kamen von Moorhauſen und Niederende herüber: kalte, wortkarge Menſchen. Einer unter ihnen ward gefliſſentlich von all den übrigen gemieden, Bauer Bolling aus dem alten Meierhofe vorn in Niederende. Er trug ſeinen ſchwarzen Gottestiſchrock; auch ſeine Frau, eine ſchöne, lebhafte Perſon, war ſchwarzgekleidet, und die breiten Haubenſpitzen fielen ihr, tief wie ein Schleier, über die zu Boden geſchlagenen Augen. Gleich einer Gefallenen ging ſie abſeits von ihren Genoſſinnen, und ihres Bauern hochmütiges Geſicht war gelb und faltig, als leide er an der Leber.

Die Küſterin wies die Ankommenden in die Paſtorei: Domine Torbeeken halte heute den Gottesdienſt.

„Dat's mi bewußt," ſagte Bauer Bolling, ſchritt als erſter über die Schwelle, und die übrigen folgten ziſchelnd. Auch als ſich in der durchwärmten Wohnſtube die kleine Gemeinde um Domine Torbeekens Lehnſtuhl ſcharte, ſchoben ſich die Leute eine ganze Weile umeinander herum, ehe es Ruhe ward. Niemand wollte neben dem gemiedenen Ehepaare ſtehen, und der alte Herr blickte aus ſeinen milden Augen fragend von einem zum anderen. Endlich trat Stille ein, Chriſtine ſpielte auf dem Fortepiano den Choral zum Anfang.

Indes ihre Stimme vermochte nicht ſich zur gewohnten Klarheit und Fülle emporzuſchwingen. Sie ſah verwacht aus, und die Sorge ließ ſie nicht los.

Torbeeken ſprach nur ganz kurz nach Verleſung des Evangeliums von Chriſti Einzug nach Jeruſalem. Chriſtinens Gedanken waren bei des Geliebten Predigt, droben im Schubfach ſeines Arbeitstiſches:

„Und weil wir ſolches wiſſen, nämlich die Zeit, daß die Stunde da iſt aufzuſtehen vom Schlaf, ſintemal unſer Heil jetzt näher iſt, denn da wir es glaubten.

Die Nacht iſt vergangen, der Tag aber herbeigekommen; ſo laſſet uns ablegen die Werke der Finſternis und anlegen die Waffen des Lichts —"

Hätte ſie dieſe machtvolle Predigt doch holen und laut leſen dürfen! Den Worten des Vaters lauſchte ſie nur mit halbem Ohre.

Als der Gottesdienſt beendet war, trat Bauer Bolling zu Torbeeken, drehte den Hut zwiſchen den Händen und verlangte mit bedrückter Stimme Beichte und Abendmahl für ſich und ſein Weib.

In dieſer Zeit einem ſolchen Wunſche Weigerung entgegenzuſtellen, wäre dem alten Geiſtlichen als eine große Sünde erſchienen. Und der Mann, der bat, ſah aus, als bedürfe er dringend einer tröſtenden Wegzehrung.

Chriſtine ging auf ihres Vaters Geheiß ſofort in die kleine Sakriſtei hinüber, nahm die heiligen Geräte aus dem Wandſchränkchen, füllte vom Malvaſier in das hohe Zinnkännchen und legte Hoſtien auf den Teller. Das ordnete ſie in des Vaters Studierſtube mit Kelch und brennendem Lichte auf dem Tiſche, ſtellte das alte Kruzifix aus der großelterlichen Erbſchaft dazu und winkte die übrigen Teilnehmer des Gottesdienſtes heran. Die aber hatten ſich flüſternd in den Hintergrund des Wohnzimmers zurückgezogen; denn Bauer Bolling verlangte das Abendmahl für ſich und ſeine Frau allein. Jedermann außer ihnen beiden ſolle hinausgehen. Mamſell Stinchen auch. Sie brauchten keine Muſik zu dem, was ſie vorhatten.

Einer nach dem anderen verließ auf den Zehenſpitzen die Stube. Domine ſah doch gar zu hinfällig aus. Es dauerte die Leute, daß er da für die Bollingsgeſellſchaft noch allein reden und herumhantieren ſollte.

Chriſtine hieß ſie in die Küche treten und verteilte ihnen den Reſt Ingwerbier und die wenigen Scheiben verwendt' Brot vom geſtrigen ſchönen Abend. Die Bauern ließen ſich die ungewohnte, leckere Koſt gern gefallen und ſchmatzten und ſchlürften gemächlich, ohne überflüſſige Worte zu verlieren. Lange wagte das Mädchen nicht nach dem Wührdener Brande zu fragen aus Furcht, etwas Schreckliches zu vernehmen, und als ſie ſchließlich fragte, fand ſie ihre langen Vermutungen durch die Antwort beſtätigt.

Kurz und lückenhaft war der Bericht. Hier ein erbitterter Satz, da eine lakoniſche Beſtätigung, dort ein Einwurf, der nur erraten ließ, und doch, was alles ſchloß er in ſich.

„Ja, Mamſell, die Franſchen haben das Feuer bei Arend angelegt."

„Oder er ſelber —"

„Hä, Geſche! wo kannſt du dat woll ſeggen? Glöw Se ähr dat nich to, Mummeſell Torbeekens!"

„Nä, Mummeſell, ich weiß das ganz genau."

„Du büſt'r goar nich bi weſen!"

„Ich aberſt. Die Franſchen haben gleich hinter Vierhaus ihre Kummeroaden getroffen, un die ſind von Scharmbeck un Oſterholz gekommen, da haben ſie auch fiſentiert."

„Nä — glöw Se ähr dat jo un jo nich, Mummeſell Torbeekens, de ſünd in't Nedderenn weſen."

„Ja, Mamſell Stinchen, in Niederende, das is auch wahr; Geſche weiß d'r nicks nich von. In Niederende, da hat einer an die Franſchen verraten, daß bei Arend in Wührden allerhand Stock und Eiſen zu finden ſein ſoll."

„Das ſollen die Bollings wohl wiſſen, wer das verraten hat."

„Ja, un da ſind ſie wieder um nach Wührden gefahren, zwei Schiff voll Franſche, un vor'm Wind — höllſchen fix —"

„Un haben alles unten im Keller gefunden."

„Arend, den haben ſie gleich mit Stricken zuſammengebunden un ins Schiff, un weg damit."

„Ja, un das Haus in Brand, un die Frau tot, un das Kind tot, Mummeſell Stinchen."

„Die Kujone, die können das nich düll genug machen."

„Die anderen Arends-Wichter? Ja, zwei davon will

Bollings zu eigen annehmen. Das muß wohl 'ne Bewandtnis damit haben. Wat ſeggſt du, Merten?“

„Hä, ich meinte man, daß Bollings das höllſchen hild gehabt hat mit dem Gott'stiſchgehn, daß'r Domine Torbeekens noch inkummendiert, ganz allein, als ob'r König wär'.“

„Ja, was kann Bollings nich warten, bis Domine Claudius wieder bei Weg is.“

„Iſt er denn noch in Wührden?“ fragte Chriſtine.

Der Berichterſtatter zuckte die Achſeln und genoß ſeinen Schluck Ingwerbier tropfenweiſe.

„Davon is uns nicks bekannt, Mummeſell Torbeekens. Wir haben drei Mann von uns nach Wührden geſchickt zum Löſchen, aber die haben ſie gar nich landen laſſen. Den einen hat ſo'n Schandoare zu faſſen gekriegt un hat mit'n blanken Säbel 'n paar übergezogen, das ihm heute noch der Kopf brummt —“

„Wir können uns jetzt nich weiter damit bethun.“

„Man bloß das wollen wir, daß Bollings von ſeiner Stelle wegzieht. Er kann ja meinswegen nach Amerika gehn.“

„Da ſind ja lauter ſolche —“

„Wir wollen keine Angeber bei uns im Ort haben.“

Fünf Minuten ſpäter trat das Ehepaar nach empfangenem Abendmahl aus der Stubenthür. Der Bauer blickte gerade vor ſich hin und hielt den Hut in der herabhängenden Hand, die Bäuerin hatte das Geſicht mit der Schürze bedeckt und weinte zum Steinerbarmen.

Alle die übrigen zogen ſich, wie vor zwei Ausſätzigen, bis ins Innerſte der Küche zurück. Nur einer von ihnen, der noch kein Wort geredet und auch nicht mit gegeſſen und getrunken hatte, trat dem Paare in den Weg und ſpie aus vor dem Manne.

„Du imfoamten Swinegel!“ ſagte er laut und ſetzte herausfordernd die Fauſt auf die Hüfte. Aber der Bauer erwiderte kein Wort. Er zerrte ſeine Frau hinter ſich drein und verließ mit ihr die Paſtorei.

Bald darauf ſah Chriſtine das Schiff der beiden abſtoßen. Einſam, von großen Ruderſchlägen getrieben, ſchwamm es dahin. Raſch und dicht nebeneinander gereiht folgten ihm die anderen Boote: gut dreſſierte Jagdhunde hinter dem Fuchſe drein.

Chriſtine ging vom Küchenfenſter in des Vaters Studierſtube zurück. Er lag auf ſeinem ſteiflehnigen Sofa, das Geſicht gegen die Wand gekehrt. Das Tiſchchen mit den Abendmahlsgeräten hatte die Paſtorin ſeitab geſtellt und mit einem Tuche verdeckt. Der Duft des alten Weines miſchte ſich mit dem kränklichen Geruche des Kamillenthees, zu deſſen Genuß die Paſtorin umſonſt verſucht hatte, den Gatten zu überreden.

„Stinchen,“ ſagte ſie kläglich und zog das blaſſe Geſicht der eintretenden Tochter zu ſich nieder, „es iſt wirklich zu arg! Was ſoll ich mit euch beiden thun? Einer noch jämmerlicher als der andere! Was grämt ihr euch denn fruchtlos um das, was ihr nicht ändern könnt? Iſt das chriſtlich? Ich wollte, dein Bräutigam wäre wieder da und redete dir gut zu, daß du mir die Liebe thäteſt und tränkeſt. Heutzutage ſoll man die nützliche Gottesgabe nicht leichtſinnig fortſchütten, und Kamillenthee iſt für alle Leiden gut. Sieh, nun weinſt du ſchon wieder! Sei ein folgſames Kind, Stinchen, und trinke.“

Chriſtine verbiß ihre aufquellenden Thränen, küßte der Mutter die Hand und trank ſchweigend die Taſſe leer. Während die Mutter ſich an den Nähtiſch ſetzte und, des Sonntags ungeachtet, Volkmars Wäſche auszubeſſern begann, ordnete die Tochter nebenan in der Studierſtube geräuſchlos umher. Sie trug das Abendmahlsgerät wieder in die Sakriſtei hinüber, verſchloß es und ging von der Kirche zur kleinen Bucht hinunter, um auszuſpähen, ob ſich noch immer das heimkehrende Boot nicht zeige. Vergebens! Durch das Flockenſtäuben ſah ſie die verödete Waſſerfläche ſich dehnen bis gegen den farbloſen Horizont hin.

Durchfröſtelt begab ſie ſich nach einer halben Stunde zum Vater zurück. Die Verbindungsthür mit der Eßſtube war geſchloſſen, und er lag ſtill gegen die Sofalehne gewendet, wie vorher.

Chriſtine ſetzte ſich neben ihn und bemächtige ſich einer ſeiner gefalteten Hände. Er drückte die ihre, zum Zeichen, daß er nicht ſchlafe, und als ſie mit gebrochener Stimme bat: „Vater, ſprechen Sie doch ein Wort zu mir,“ da kehrte er ihr das Geſicht zu, richtete ſich mühſam auf und ſchloß ſie in die Arme.

„Mein Kind, für mich alten Mann iſt dieſe vergängliche Welt zu böſe und zu ſtürmiſch geworden,“ ſagte er leiſe. „Ich bin nur glücklich, daß ich in ihr eine junge Manneskraft an deiner Seite weiß, wenn auch —“

„Wenn auch? Was iſt es, Vater? Sprechen Sie ſich ganz aus, enthalten Sie mir Ihre Gedanken nicht vor.“ Er ſchwieg, aber ſie ließ ihn nicht los. „Was fürchten Sie? Oh, legen Sie doch keine Zweifel in mein Herz!“

„Ich fürchte nichts. Der, den du liebſt, iſt von guter, deutſcher Art, aber ich bitte Gott wieder und wieder, daß er ihm hilft, ſeine Kraft nur im Geiſte unſeres Berufes auszunützen: mit Friedensgedanken, zum Frieden derer, die ihm im Amt anvertraut ſind.“

„Wir ſtehen mitten im Streit, teurer Vater; laſſen Sie ihn den Frieden ſuchen, wie er es muß, glauben Sie an ihn,“ antwortete ſie und preßte die väterliche Hand gegen ihr Herz. „Entzögen Sie ihm Ihr Zutrauen, ſo wär's mein Tod; denn was Sie ihm nehmen, das nehmen Sie mir! Ich liebe ihn, o, wie ſehr lieb' ich ihn!“

Am Mittwoch, als die Schneeſchmelze von Dächern und Rinnen troff und der Tropfenfall eintönig plauderte, brachte Bauer Allers mit ſeinem Knechte zu Schiff den Sarg von Wührden herüber, der die ſterblichen Überreſte ſeiner armen Schwägerin und ihres Neugeborenen enthielt. Dreimal vierundzwanzig Stunden hatten ſie, trotz der franzöſiſchen Drangſalierung, über der Erde geſtanden, offen, wie ſich's gebührte, und nun ſollte der Sarg ruhig in der Kirche bleiben, vor dem Altare, bis Domine Claudius zurückkam, um ihn einzuſegnen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Der Kinderfreund.

(Zum gegenüberſtehenden Bilde.)

Es iſt beinah kein Herz ſo ſtolz und ſtarr,
Es hat die Kinder lieb, die holden, kleinen;
Für viele Fälle nur zum Beiſpiel einen:

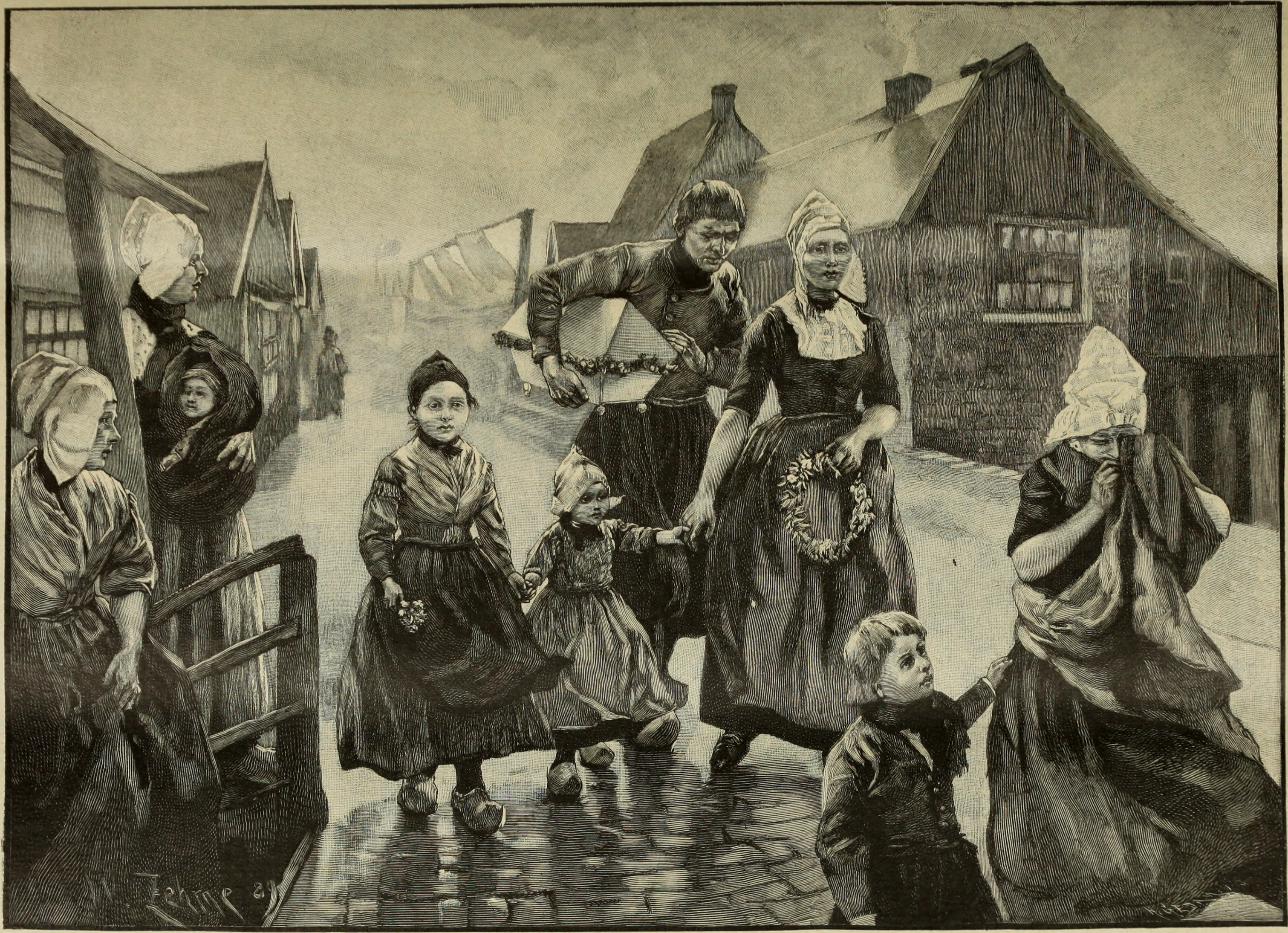
Was iſt der Tod doch für ein Kindernarr!

Er holt ſich von den frohen Kameraden
Den frohſten gern zum eignen ſtillen Spiel;
Er hat der jungen Gäſte nie zu viel!
Er kann gar nicht genug zum Feſte laden!
Er ſorgt für Blumen, ſorgt für Feierglocken,
Für alles, was ein Kinderherz entzückt.
Doch will er ſie auch fein und ſchön geſchmückt:
Am liebſten Kränze in den zarten Locken.
Die Mägdlein in dem engen Reiſebettchen
Liebt er mit Sträußen in der kleinen Hand,
Im ſchönſten Kleid und mit dem Perlenkettchen,
Das ihnen immer ſchon ſo lieblich ſtand.
Keins, das er lud, iſt ihm noch fern geblieben;
Er holt ſie ab; er kennt der Kinder Art,
Er weiß genau, was ſie am meiſten lieben:
Ach, — einmal eine lange, ſchöne Fahrt —!

Und dann, auf weiter, blumenbunter Halde,
Auf Höhen, die die Sonne gern beſcheint,
Im ſtillen Hof, am liebſten nah beim Walde,
Die ganze liebe kleine Schar vereint!
Rings Falterflug und ſel'ge Vogellieder,
Auf jedem Kreuz ein kleiner holder Reim.
Da weilt ſich's gut! Der Tod gibt keines wieder.

Ach, und es will auch keines wieder heim!

Frida Schanz.



Kinderbegräbnis in Holland. Originalzeichnung von Werner Zehme.

## Der neueſte Getreidekorner an der Berliner Börſe.

(Abdruck verboten.

Zeiten abnormer Verhältniſſe in Produktion und Handel verleiten ſtets die Spekulation zu Ausſchreitungen, durch welche ſich entweder die Produzenten oder die Verbraucher geſchädigt ſehen und welche daher zu einer Auflehnung der öffentlichen Meinung gegen ihre Urheber führen. Eine der auffälligſten Erſcheinungen dieſer Art in der jüngſten Vergangenheit war die großartige Kornerbildung an der Berliner Produktenbörſe. Wenn ſie auch an Umfang und an weltumfaſſender Ausdehnung nicht entfernt an den berüchtigten „Kupferring“ heranreicht, ſo zog ſie doch die Blicke des großen Publikums mehr auf ſich, da es ſich hier um eine Spekulation mit einem der wichtigſten Nahrungsmittel handelte. Eine junge und keineswegs beſonders kapitalkräftige Spekulationsfirma hatte es unternommen, durch Aufkaufen aller an den Markt gelangenden Vorräte und Einſperrung derſelben den Preis des Weizens und des Spiritus in ihre Gewalt zu bekommen. Die Spekulation iſt, wie ſeit langer Zeit alle Unternehmungen dieſer Art, völlig fehlgeſchlagen; aber eine Zeitlang vermochte ſie es doch, nicht nur die Börſenkurſe dieſer Waren, ſondern auch den davon abhängigen Preis der Bedarfsware auf einer künſtlichen Höhe zu erhalten, bis die Zufuhren in erdrückender Menge an den Markt kamen und die Schwierigkeit, fremdes Kapital zur Behauptung der Vorräte heranzuziehen, unüberwindlich wurde.

Die Thatſachen, auf welche ſich die dem Getreidekorner und dem hiermit in engſter Verbindung ſtehenden Spirituskorner zu Grunde liegende Wahrſcheinlichkeitsberechnung ſtützte, waren zunächſt die ungünſtigen Ernteausſichten in Rußland, dem Hauptausfuhrlande, und in Frankreich, dem Haupteinfuhrlande, alſo eine Verminderung der Produktion und eine Vermehrung des Bedarfs auf dem Weltmarkte für Getreide. Später kamen noch das Roggenausfuhrverbot Rußlands und die geringe Ernte Deutſchlands hinzu, um der Spekulation eine neue Stütze zu bieten. Auf Grund dieſer Thatſachen hatte die Firma, welche die Hausſepartei an der Berliner Börſe führte, gewaltige Mengen Spiritus und Getreide gekauft und ſchickte ſich an, dieſe Mengen auch in Natura zu beziehen, in der Vorausſetzung, daß die Lieferung nur eines Teiles möglich ſein und es ihr dann gelingen würde, für das noch fehlende Quantum die Preiſe nach ihrem Ermeſſen zu diktieren. Durch ihre Käufe iſt der Spirituspreis ſchließlich bis 62 Pfg. für den Liter, der Weizenpreis auf 248 Mark, der Roggenpreis auf 255 Mark für die Tonne geſteigert worden. Die Engagements der Firma betrugen im ganzen, wenn man die genannten höchſten Preiſe in Anrechnung bringt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 40000 | Tonnen | Weizen | zu 248 M. | = | 9920000 M. |
| 10000 | „ | Roggen | zu 255 „ | = | 2550000 „ |
| 15000000 | Liter | Spiritus | zu 0,62 „ | = | 9300000 „ |
| | | | zuſammen | | 21770000 M. |

Zum Transport dieſer Warenmengen wären 6500 Eiſenbahnwaggons nötig geweſen, für den Weizen 4000, für den Roggen 1000 und für den Spiritus 1500 Waggons.

Daß dieſe gewaltigen Engagements nicht auf einmal kontrahiert wurden, ſondern in einer zahlloſen Menge kleiner Einzelabſchlüſſe, liegt auf der Hand. Es war ein aufregendes Bild, welches an manchen Börſentagen der Anſturm der verkaufenden Agenten dem Beſchauer bot. Zu Dutzenden umdrängten ſie die kaufende Partei, die gezwungen war, zu jedem Preiſe alles aufzunehmen, was ihr angeboten wurde. Die Inhaber der Hausſefirma wurden bis an die Säulen und Wände des Börſenſaales gedrängt, ja bis in den äußerſten Winkel des Börſenhofes folgten ihnen die Agenten und Makler. Ihre „Bedrängnis“ wurde aber bald nicht nur eine phyſiſche, ſondern auch eine pekuniäre. Auf Erſuchen des Reichsbankdirektoriums verweigerten ihr die großen Banken den Lombardkredit, und Geldgeber dritten und vierten Ranges traten an der erſteren Stelle. Der hohe Zinsfuß und die Lagerkoſten zehrten an dem Betriebskapital der Firma. Aber was den Ausſchlag gab, war nicht dies, ſondern die Wendung der Marktverhältniſſe; die Schätzungen der Spekulanten erwieſen ſich als falſch.

Die Beſorgniſſe — hier die Hoffnungen — daß in Deutſchland ein Notſtand eintreten werde, erfüllten ſich nicht. Die Ernte war reichlicher, als man gedacht, die Zufuhren aus Rußland, Ungarn, den Balkanländern, Indien und namentlich aus Amerika kamen ſchneller und reichlicher heran, als man vermutet hatte. Auch in Deutſchland ſelbſt wurde, trotz der Ernteverſpätung, die Dreſcharbeit ſchneller verrichtet als ſonſt. Außer Rechnung war auch geblieben, daß der Konſum ſich den veränderten Verhältniſſen anpaßte. In den letzten Jahren hatten wir ſehr hohe Haferpreiſe, dieſelben überſchritten im vorigen Jahr ſogar den Roggenpreis. Die Folge war, daß viel Roggen zu Viehfutter gebraucht wurde. In dieſem Jahre iſt der Hafer vortrefflich geweſen, der Roggen aber zeitweiſe teurer als Weizen. So wurde jetzt viel Roggen für die menſchliche Nahrung verwandt, der ſonſt zu Viehfutter verwandt wurde, und die Viehhaltung überhaupt verminderte ſich. Ferner war außer Rechnung geblieben, daß die durch die Spekulation geſteigerten Preiſe Getreide aus Gebieten an den offenen Markt lockten, die ſonſt nichts oder wenig an denſelben lieferten, weil ſie nicht konkurrieren konnten. Als Beiſpiel hierfür ſei nur erwähnt, daß in dieſem Jahre große Quantitäten amerikaniſchen Roggens herüber kamen, der ſonſt nur in Amerika ſelbſt verzehrt wird, jetzt aber dort durch den abſolut wertvolleren, im Preiſe aber niedriger ſtehenden Weizen und durch den im Überfluß vorhandenen Mais erſetzt wird.

Die Spekulation „überſchlug“ ſich alſo, und es wäre der waghalſigen Firma wohl übel ergangen, wenn nicht eben die Börſe durch die Verfilzung der Intereſſen aller Beteiligten eine große Solidarität beſäße und daher ſtets bereit iſt, den Verlegenheiten einzelner Kontrahenten, namentlich wenn dieſe große Engagements unterhalten, zu Hilfe zu kommen. In mehreren Etappen wurden die gewaltigen Verpflichtungen der Hausſefirma durch Kompromiſſe beglichen und ihre Zahlungsfähigkeit gerettet. Wären die Rieſenengagements, die wir oben zu veranſchaulichen ſuchten, auf dem Wege der Zwangsregulierung gelöſt worden, ſo hätte eine allgemeine Entwertung der Ware, wenn auch nur auf kurze Zeit, ſtattfinden müſſen, wie ſeiner Zeit bei dem Zuſammenbruch der Kupfer-, Kaffee- und Zuckerringe, die noch in friſchem Andenken ſtehen. Dieſe Entwertung hätte alle kleinen Hausſiers vernichtet, zahlreiche Inſolvenzen und alſo die Unmöglichkeit, große Differenzengewinne wirklich in bar zu erhalten, zur Folge gehabt. So erklärt ſich das ſolidariſche Eintreten der Börſe für die Firma, welche ſie ſo lange terroriſiert hatte, ſo erklärt ſich, daß die Firma immer noch mit einem anſehnlichen Gewinn aus dem Geſchäft hervorgegangen iſt.

Nicht immer verlaufen die Korner oder „Schwänzen“ gleich „glatt.“ Mit Entſetzen erinnern ſich die Börſenbeſucher des Selbſtmordes eines Spekulanten, der vor einigen Jahren eine Schwänze in Hafer veranſtaltet hatte und ſich mitten in der Menge ſeiner Gläubiger an der Börſe ſelbſt vergiftete. Diesmal iſt eine Kataſtrophe vermieden worden, und in gewiſſem Sinne haben alſo die Verfechter des Börſenterminhandels und des Börſenſpieles recht, wenn ſie behaupten, daß die Börſe ſelbſt die Mittel in der Hand habe, die Gefährlichkeit dieſes Spieles abzuſchwächen. An die Konſumenten denkt leider hier niemand, ebenſowenig, wie man für die Intereſſen der Produzenten bei gewaltſamen Baiſſe-Operationen auch nur ein mitleidiges Achſelzucken übrig hat. Wenn aber behauptet wird, daß die Vervollkommnung des Börſenhandels derartige Vergewaltigungen des Marktes immer ſeltener werden ließe, ſo widerſpricht das den Thatſachen. Kein Jahr vergeht ohne ſolche. Leben wir doch im Zeitalter der Koalitionen. Was auf dem Gebiete der Produktion möglich iſt, wo gegenwärtig kaum noch ein Fabrikationszweig ohne Ringbildung glaubt beſtehen zu können, das iſt auf dem Gebiete der Börſenſpekulation erſt recht möglich und wird zweifelsohne auch im Geheimen ausgeübt. Man denke nur an die Beherrſchung des Geldmarktes durch die Rothſchildgruppe, der ſich keine andere Verbindung von Kapitalmächten gewachſen zeigt: Beweis die neue ruſſiſche Anleihe. In unſerem Falle hatten wir nur einen ſchwächlichen Verſuch einer jungen, von den Beherrſchern des Getreidemarktes ſcheel angeſehenen Firma vor Augen. Ihr Fiasko beweiſt prinzipiell nichts, und die Zukunft lehrt vielleicht noch einmal, daß ſich der Getreidehandel zeitweiſe ebenſo monopoliſieren läßt, wie das Petroleum- und das Kohlengeſchäft. Unſre Volkswirtſchaft hat alle Urſache, dieſe Erſcheinungen mit wachſamem Auge zu verfolgen und ſich nicht durch die Dialektik der Börſentheoretiker täuſchen zu laſſen.

G. Sch.

---

## Meiſter Kern und Herr Wiesling.

Ein Bild aus dem Berliner Handwerkerleben. Von H. v. Zobeltitz.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Die Frauen ſaßen meiſt allein bei ihrem dünnen Cichorienkaffee, denn auch der Meiſter hatte ja unglaublich viel außer dem Hauſe zu thun. Er war mehr auf den Beinen, als vorher in ſeinem ganzen übrigen Leben die Wanderjahre mit einbegriffen. Bald galt es, mit dem Rechtsanwalt zu ſprechen, der ſeinen Prozeß mit Wiesling führte, bald mußte er ſelbſt aufs Gericht, mit dem Holzhändler unterhandeln oder von den Maſchinenfabrikanten Aufſchub oder Nachſicht erbetteln. Aber wenn er auch nichts zu thun hatte, daheim litt es ihn darum doch nicht. Ruhelos wanderte er durch die Straßen und dann und wann ertappte er ſich dabei, daß er plötzlich in einer Deſtille ſtand mit dem Schnapsglas in der Hand. Dann ſchüttelte er ſich wohl ſelbſt, ſtülpte haſtig den Hut auf und ſtürzte aus der Kneipe — aber am nächſten Tage zwang's ihn doch wieder hinein. Und abends, wenn er nach Hauſe kam und Mutter ihm Vorwürfe machte, hielt er ſich die Ohren feſt zu oder zog die Bettdecke hoch über den Kopf — aber ſchlafen konnte er doch nicht. Und die Alte that auch ſtundenlang kein Auge zu, und ſo lagen ſie und ſtöhnten leiſe, und keiner that, als höre er den anderen.

Dabei war das Schlimmſte noch gar nicht vor der Thür. Der Holzhändler und auch die Maſchinenfabrikanten waren anſtändige Leute, faſt ſchien es, als ob ſie Mitleid mit dem armen Manne hatten. Sie prolongierten die Wechſel noch einmal zu mäßigen Zinſen. Auch der Prozeß mußte nach Anſicht des Rechtsanwalts unbedingt gewonnen werden, obgleich der Bauunternehmer die raffinierteſten Einwände erhob und im Erfinden neuer Gründe zum Vertagen der Termine unerſchöpflich war. Immerhin konnten Monate ins Land gehen, ehe das Endurteil heraus war, und bis dahin waren ſicher auch die letzten Spargroſchen aufgezehrt. Den beſſeren Teil derſelben hatte Herr Wiesling ja längſt eingeſteckt.

So verſtrich Woche um Woche, und aus den Wochen wurde ein Vierteljahr. Die einzelnen Tage waren wie die Schnecken dahin gekrochen, nun die Holzwechſel aber wieder fällig waren, ſchien dem Meiſter die Zeit wie im Nu verflogen. Diesmal empfingen Dahlo & Uhlmann den Bittſteller ſehr unfreundlich. Die Häuſerkonjunktur ſei heruntergegangen, meinten ſie nicht mit Unrecht, die verpfändete Hypothek ſei gefährdet; ſie wollten zwar ein übriges thun und ſich vorläufig begnügen, wenn ihnen Herr Kern dieſelbe völlig cedire, er müſſe aber für deren richtigen Eingang Bürgſchaft leiſten und dafür Wechſel hinterlegen. Das war nicht mehr als recht und billig, die Herren zeigten ſich ſogar noch ſo entgegenkommend, ihm den kleinen Reſtbetrag bar herauszuzahlen. Mit den Maſchinenbauern ging's nicht ganz ſo glatt; ſie holten ihm die Maſchinen aus der Werkſtatt ab, und er mußte noch die Summe, welche er von Dahlo & Uhlmann erhalten, zugeben, um die Klage zu vermeiden.

Das war ein böſer Tag, als die Wagen kamen und der Gasmotor, die Sägen und die große Hobelmaſchine aufgeladen wurden. Der Meiſter konnte nicht lange zuſehen, die dicken Thränen liefen ihm in den Bart hinunter, er ſtürmte aus dem Hauſe und erſt als er ſich mitten im Menſchengewühl befand, wurde ihm etwas leichter zu Mute. Noch hatte er ja einige Thaler in der Taſche, und er kannte ſchon längſt den Sorgenbrecher, den Lethetrank...

Einige Stunden ſpäter ſtand er vor dem Neubau in der Taubenſtraße, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, wie er dorthin gekommen war. Er hatte nur wenige Glas Bier getrunken und wohl auch einige Nordhäuſer darauf geſetzt, das hätte es nicht gethan; aber die innere Erregung kam hinzu — das Blut ſtieg ihm ſiedendheiß zu Kopf, als er plötzlich die glänzende Faſſade vor ſich hatte: das große Thor dort war ſeiner Hände Arbeit, an den Fenſtern im erſten Stock klebte ſein Schweiß. Natürlich, jetzt war der Bau ja ziemlich vollendet, der kluge Wiesling hatte wohlweislich mit dem Bruch gewartet, bis er den größeren Teil der Lieferung in Händen hatte. Der kluge Wiesling — der noble Wiesling — der Schuft: da kam er ja gerade mit ſeinen Rotſchimmeln angefahren, ſo recht behäbig in die Kiſſen zurückgelehnt, die Cigarre zwiſchen den wulſtigen Lippen! „Achtung!“ rief der Kutſcher. Aber der alte Mann hatte keine Augen für die Gefahr, er ſah nur den Mann in dem Wagen und taumelte mit der hochgehobenen Rechten vorwärts. „Achtung“ — die Pferde prallten wohl zur Seite, das Vorderrad ſtreifte den Meiſter aber doch noch und riß ihn zu Boden. Das Bewußtſein entſchwand ihm.

Als er wieder zu ſich kam, hörte er, wie einer der Umſtehenden ſagte: „Ein Betrunkener! Es iſt am beſten, er wird zur Polizeiwache gebracht. Schwerer verletzt ſcheint er ja nicht!“ Er ſah die Menſchen rings um ſich, er fühlte einen ſtechenden Schmerz in der Hüfte, aber er erinnerte ſich des Zuſammenhanges doch nicht gleich. Nur daß man ihn, den Meiſter Kern, betrunken nannte, verſtand er, und das wurmte ihn tief. Das hatte ihm noch niemand geſagt und das ſollte auch niemand von ihm ſagen!

So gut oder ſchlecht es ging, richtete er ſich auf, einige mitleidige Hände ſtreckten ſich dem Alten entgegen, aber er dankte kurz und knapp — der Rauſch war in der That wie verflogen, obwohl es ihm ſchwer im Kopfe lag, wie ein Bleigewicht. Mühſam humpelte er nach dem nächſten Droſchkenſtand, konnte dem Kutſcher auch noch ſeine Wohnung angeben, dann ſank er wie im Taumel auf dem Sitz in ſich zuſammen.

Eine Gehirnerſchütterung! hatte der Arzt achſelzuckend gemeint. Nichts Lebensgefährliches gerade, aber für einen alten Mann doch recht bedenklich und jedenfalls ſehr langwierig. Es ſei wohl am beſten, den Meiſter nach einem Krankenhaus zu bringen.

Da kam der Doktor bei Mutter Kern aber an die Rechte. Wer denn ihren Ollen wohl beſſer pflegen könne, als ſie. Es ſollte ihm ſchon an nichts fehlen und was die Nachtwachen betreffe, ſo ſei ja die Liſe ſchließlich auch noch da. Freilich, an guter, aufopfernder Pflege mangelte es dem Meiſter nicht, aber es ging doch nur langſam, ganz langſam bergauf, und als der Alte ſchließlich zum erſtenmal außer dem Bett war, ſchien ein Greis aus ihm geworden. Jede Lebenshoffnung, jede Freude am Leben war ihm entſchwunden; Stunde um Stunde und Tag um Tag ſaß er im Sorgenſtuhl am Fenſter und ſtarrte auf die Straße hinaus, als wolle er die Pflaſterſteine da unten zählen. Und als dann der Arzt darauf drang, daß er an die Luft gehe, ließ er ſich auf den Hof führen, ſetzte ſich auf den Bretterhaufen vor der Werkſtatt und ſchnipſelte mit dem Taſchenmeſſer mechaniſch an den Bohlen herum. Er war ein geduldiger Kranker, zu geduldig faſt. „Wenn er doch man eenmal mit mir ſchimpen möchte,“ meinte die Meiſterin manchmal unter Thränen, „een eenziges Mal, dann thäte ich wieder hoffen — aber er thut's nich!“

Die arme Alte, ſie hatte es um ſo ſchwerer, als die Not, die bittere Not jetzt an ihre Thür zu pochen begann. Ein paarmal ſchon hatte ſie ein Bündelchen ſchnüren und Liſe zu dem Bankier der Armut, zum Leihhaus, ſchicken müſſen: zuerſt war die goldene Uhr, die ihr der Meiſter am Tage ihrer Silberhochzeit geſchenkt, zum Opfer gefallen, dann hatte ſie einen tiefen Griff in ihren Leinwandſchrank gethan. Als ſie die beiden Gedecke — das eine mit dem Sternmuſter ſtammte noch von der Mutter ſelig her — zuſammenpackte und zum letztenmal liebevoll die Falten herausſtrich, wurden ihr die Augen naß. Aber es mußte ja ſein. Der Doktor hatte Ungarwein verordnet, die Flaſche ſollte einen Thaler koſten, und es war keine Mark im Hauſe. Sie fuhr ſchnell mit der Schürze über die Augen, nur den Mut nicht verlieren und den Kopf oben behalten!

Inzwiſchen war der Prozeß mit Wiesling ſeinen Gang gegangen, und Berger, der Sonnabends jetzt gewöhnlich herüberkam und dann und wann beim Rechtsanwalt Erkundigungen einzog, hatte immer gute Nachrichten mitgebracht. Schon ſtand der Schlußtermin vor der Thür und damit hatte ja alle Not ein Ende: Wiesling mußte immerhin ſicher noch gegen 9000 Mark bar herauszahlen. Dann ſollte der Meiſter ins Bad, wie es der Arzt für nötig erklärt, und alles konnte noch gut werden. Wenn Berger mit den beiden Frauen zuſammenſaß und hoffnungsfreudig davon erzählte, wie er dann alles ſchon arrangieren wolle, ſeufzte die Alte freilich manchmal ſchmerzlich auf: „Ick hab's Hoffen verlernt, Kinder! Ihr werd't ſehen, es kommt allens anders, ville anders und ville ſchlechter!“ Aber die beiden Jungen — Liſe und Fritze — lachten und tröſteten ſie, und ſie glaubte ihnen ſchließlich doch. Man glaubt ja ſo gern, was man wünſcht.

Da kam plötzlich kurz vor dem entſcheidenden Tage ein eingeſchriebener Brief von Dahlo & Uhlmann. „Da bei dem Subhaſtationstermin am 11. d. M.,“ ſchrieben die Herren, „die für uns auf Muskauer Straße 9 eingetragene Hypothek nur bis zur Höhe von 8500 Mark ausgeboten wurde, ſo ſehen wir uns genötigt, von Ihrer Gutſage Gebrauch zu machen und erſuchen zunächſt um Ihren Beſuch bezw. um Zahlung des Reſtbetrages von 5500 Mark, widrigenfalls wir uns genötigt ſehen würden, Ihre in unſeren Händen befindlichen Accepte bis zu dieſem Betrage ſofort einzuklagen.“ Die Meiſterin verſtand den Sinn des Schreibens nicht recht; mit dem Holzhändler, hatte Kern ja immer gemeint, ſei alles geordnet. Aber ſie bekam doch einen fürchterlichen Schreck und da ſie mit dem Alten unmöglich über die Sache ſprechen konnte, ſchrieb ſie ſchnell eine Poſtkarte an den Schwiegerſohn, er ſolle umgehend herüberkommen.

Berger ſchüttelte den Kopf, als er den Brief von Dahlo & Uhlmann geleſen, und ging dann zu den Herren hin. Nach deren Auseinanderſetzung konnte für ihn freilich kein Zweifel mehr ſein: Kern war unbedingt zur Zahlung verpflichtet, und es war noch ein Glück, daß der günſtige Ausgang des Wieslingſchen Prozeſſes ſo dicht bevorſtand; das Geld mußte von den 9000 Mark genommen werden, die dabei hoffentlich herauskamen.

Er ſagte das den Holzhändlern auch und bat ſie bis zum Ausgang des Prozeſſes um Geduld. Daran ſolle es nicht fehlen, meinten die Herren zwar, aber ſie ſchüttelten doch beſorgt die Köpfe.

„Wiſſen Sie denn beſtimmt, daß Herr Wiesling zahlen wird?“ wandten ſie ſofort ein.

„Unſer Anwalt ſagt doch, et ſei janz ſicher, deß wir jewinnen.“

„Ja, aber ob der Mann zahlen kann oder zahlen will, das erſcheint uns zweifelhaft. Es ſchwirren neuerdings allerlei Gerüchte über ihn umher. Nun, man muß es abwarten. Jedenfalls halten Sie ſich im Intereſſe Ihres Schwiegervaters heran, ſobald das Erkenntnis heraus iſt. Sie haben es mit einem ſehr gewandten Geſchäftsmann zu thun, um nicht mehr zu ſagen. Wir haben übrigens ſchon ſeit Monaten jede Verbindung mit dem Herrn abgebrochen, und es iſt ja möglich, daß wir daher ſchlecht unterrichtet ſind.“

Sorgenſchweren Herzens ging Berger nach Hauſe. Er traute ſich gar nicht einmal, den Frauen die Befürchtungen, die in ihm auftauchten, im vollen Umfang auszuſprechen, es war ja ſchon genug Kummer daheim. Aber am nächſten Morgen machte er ſich auf den Weg, um einige alte Bekannte aufzuſuchen, die ehedem mit ihm auf Wieslingſchen Bauten gearbeitet hatten. Was er von ihnen erfuhr, war nicht gerade tröſtlich, aber doch auch nicht allzuſchlimm: Wiesling ſei immer noch ein ſchwer reicher Mann, meinte der eine; er fahre nach wie vor in ſeiner eleganten Equipage, wenn er ſich auch vom Baugeſchäft faſt ganz zurückgezogen habe, der andere. Der Dritte wollte freilich wiſſen, daß eine Maſſe Prozeſſe gegen ihn ſchwebten und daß dieſer und jener Handwerker auch Schwierigkeiten mit der Bezahlung gehabt habe. Das komme ja aber wohl 'mal vor, und Berger ſolle ſich nur keine grauen Haare wachſen laſſen.

Die Verantwortung laſtete centnerſchwer auf dem jungen Manne. Er hatte die Sache bisher immer noch nach ſeiner Art etwas leicht genommen, jetzt kam es ihm vor, als trage er die ganze Schuld an allem Unglück. Der Schwiegervater hatte doch recht gehabt, als er ihm den Vorwurf ſchon früher gemacht — was um des Himmels Willen ſollte nun geſchehen, wenn Wiesling nicht zahlte? Der Meiſter krank, er ſelbſt im ſchlechten Verdienſt! Von der Schwiegermutter konnte niemand verlangen, daß ſie noch auf ihre alten Tage auf Arbeit gehe und Liſe — die arme Liſe! Aber nur die Zähne feſt aufeinander gebiſſen, noch konnte ja alles gut werden.

So kam denn der Tag des Schlußtermins heran. Wiesling wurde zur Zahlung der ſtreitigen Summe und in die Koſten verurteilt, und das Urteil für vorläufig vollſtreckbar erklärt. Es war noch einmal ein Freudentag im Hauſe Kottbuſſer Straße, und ſelbſt der Alte jubelte, als er die frohe Kunde hörte, laut auf. „Na hab ick's euch nich immer jeſagt! Et jibt noch Jeſetze un Recht bei uns, un der olle, jute Herrjott lebt noch. Nu hat alle Not un Sorge een Ende, un nu wer ick ooch wieder jeſund wer'n. Der Wiesling, der Schuft, war's ja nur, der mir in de Knochen ſteckte.“

Aber dem Jubel folgte nur zu ſchnell die bittere Enttäuſchung. Wenige Tage ſpäter teilte der Rechtsanwalt in einem geſchäftsmäßigen Briefe kurz mit, daß die Exekution gegen den Bauunternehmer Wiesling fruchtlos verlaufen ſei; derſelbe ſei, wie er, der Anwalt, in Erfahrung gebracht, perſönlich ganz vermögenslos und lebe von dem Gelde ſeiner Ehefrau, habe auch bereits den Offenbarungseid geleiſtet. Man habe es augenſcheinlich mit einem ganz geriebenen Manne zu thun, und weitere Schritte halte er mindeſtens zur Zeit für gänzlich vergeblich. Anbei die Koſtenrechnung im Betrage von 368 Mark 50 Pfennig, von denen bisher nur 100 Mark durch den geleiſteten Koſtenvorſchuß beglichen; er bitte ſehr ergebenſt um Zahlung der Reſtſumme.

Und nun folgte Schlag auf Schlag. Die Miete für Wohnung und Werkſtatt war fällig, der Hauswirt hatte ſich nur mit Mühe durch den Hinweis auf den Prozeß bisher vertröſten laſſen. Dahlo & Uhlmann ließen die Wechſel proteſtieren — acht Tage darauf kam der Gerichtsvollzieher ins Haus.

Bisher hatten ſie dem Alten die traurige Sachlage verheimlicht, ſo gut es ging. Manchmal blickte er zwar ſo wunderlich um ſich, als merke er doch, daß nicht alles in Ordnung. Einmal hatte er auch gefragt: „Aber, Mutterken, wat heulſt de denn immer zu?“ Da hatte die alte Meiſterin mit Gewalt die Thränen zurückgedrängt. „Ick habe draußen Bollen jeſchnitten, Papachen. Du weeßt ja, det beißt ſo in de Oogen.“

Nun aber ſtand der Mann mit der blauen Mütze im Wohnzimmer und hatte das große Schreiben in der einen, auch gleich die Siegelmarken in der anderen Hand. Er that gar nicht böſe, er nickte dem Meiſter im Sorgenſtuhl am Fenſter ſogar ganz gemütlich zu.

„Na, Herr Kern, laſſen Sie ſich die Sache man nich ſo zu Herzen gehn! Ich hole den Kram ja nich gleich ab, und Sie werden ſich ſchon mit den Gläubigern einigen. So was kommt ja in den beſten Familien vor,“ meinte er. „Nu hier noch hinter dem Spiegel eine Marke, ſo daß ſie kein Menſch ſieht, und dann iſt mein Geſchäft abgethan. Adieu, Frau Kern. — Auf Wiederſehen, Meiſter.“

Auf Wiederſehen...

Der Alte hatte kein Wort geſprochen, der weiße Kopf war ihm tief auf die Bruſt herabgeſunken. Die Frau traute ſich kaum zu weinen — ſie ging ganz ſtill zu ihrem Manne und legte ihm leiſe den Arm um den Hals. Wozu auch reden? Es wird ja nicht beſſer dadurch.

Erſt nach einer ganzen Weile richtete Kern ſich ein wenig auf. Er ſah ganz ruhig aus. „Ick will'n bißken uf'n Hof jehn,“ ſagte er, „'s is ſo heeß hier, Mutterken.“

Sie war's zufrieden, ſie war ja froh, daß er die Sache anſcheinend ſo überraſchend ruhig hinnahm. Vielleicht war's auch ſeine Krankheit, daß er die Schande nicht ſo tief, wie ſie empfand: der Gerichtsvollzieher bei Kerns! wer ihr das vor einem halben Jahre geſagt hätte.

„Is jut, Väterken. Jeh' man runter. Liſe kommt nachher mit Fritze, da woll'n wir weiter ſprechen. Fritze is helle un wird ſchon Rat ſchaffen.“

Er nickte, ſetzte ſich das Käppchen auf und ſchlich zur Thür. Plötzlich wandte er ſich noch einmal um: „Mutterken, jib mir'n Kuß,“ ſagte er leiſe. „Biſt ooch nich böſe? Ick hab's ja man jut jemeent un nich jedacht, daß allens ſo komm'n ſoll.“

Sie fuhr ſich mit der Schürze über die Augen. „Laß man jut ſein, Karl. Ick weeß ja, du kannſt niſcht vor. Haſt dir immer jeſchunden wie een Tier — 's war nur der Wiesling, der Kerl...“

„Der Wiesling!“ wiederholte er, dann nickte er ihr noch einmal zu und ſtieg langſam die Treppe hinab. Vom Küchenfenſter aus ſah ſie ihn bald darauf vor der Werkſtatt ſitzen, wie alle Tage.

Eine halbe Stunde ſpäter, als Berger mit ſeiner Frau ſoeben gekommen war, wollte die Meiſterin den Alten heraufrufen. Sie hatte Kaffee gekocht, der Menſch muß ja doch eſſen und trinken, wenn ihm auch manchmal nicht ſo zu Mute iſt.

Jetzt war aber der Platz auf dem Bretterhaufen leer. Sie dachte nicht anders, als der Mann ſei ſchon auf der Treppe, wie er indeſſen nicht kam, meinte ſie zu Berger: „Lauf doch mal runter, Fritze, und ſieh nach Vatern. Ick weeß jar nich, wo er bleibt.“

Der Polier war im Nu die Treppe herab, aber von Kern war auch auf dem Hofe nichts zu ſehen. Etwas beunruhigt fragte er einen Jungen, der zwiſchen den Brettern herumſpielte, ob er nicht wiſſe, wo der Meiſter ſei. „Der Olle is in de Werkſtatt jejangen,“ meinte der Bengel.

Berger hatte kaum die Thür aufgeſtoßen, als er zurücktaumelte.

Auf dem Haufen Hobelſpähne in der Ecke lag langhingeſtreckt der Meiſter. Das Käppchen war ihm vom Haupte gefallen und in die grauen Haare miſchten ſich die Holzſpähne, aber das Geſicht ſah ſo ruhig und friedlich aus, wie ſeit lange nicht.

Ein Herzſchlag hatte dem Leben des Greiſes ein Ende gemacht …

Zwei Tage ſpäter in der Dämmerungsſtunde bewegte ſich den Kottbuſſer Damm entlang, nach dem Rixdorfer Friedhof zu, ein kleiner Leichenzug. Hinter dem Wagen ſchritt ein gebeugter junger Mann einher, neben ihm zwei Frauen mit gramdurchfurchten Geſichtern.

Der Leichenwagen war gerade am Eingang von Rixdorf angelangt, als im ſchnellen Tempo ein eleganter Wagen mit zwei prächtigen Rotſchimmeln vorüberjagte. Im Fond ſaß ein einzelner Herr und paffte ſeine Cigarre.

Das war die letzte Begegnung zwiſchen Herrn Wiesling und Meiſter Kern.

## Von Holtenau nach Brunsbüttel.

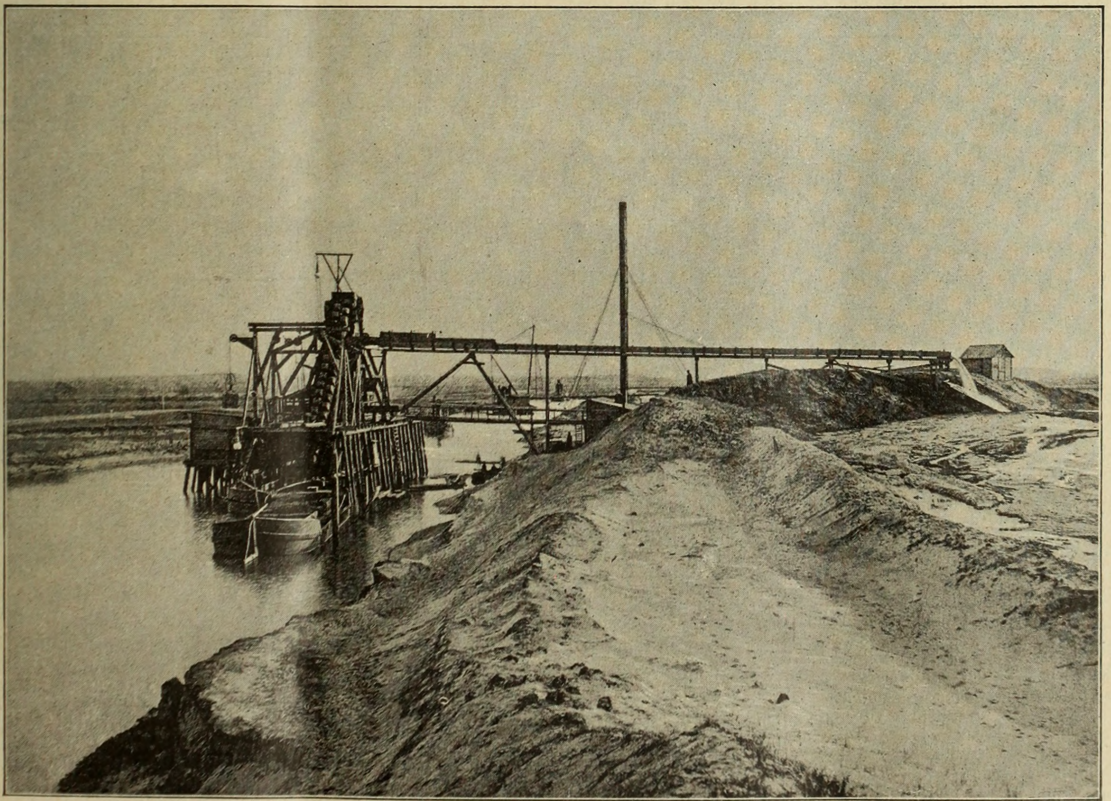
Bilder vom Bau des Nord-Oſtſeekanals.

(Abdruck verboten.)

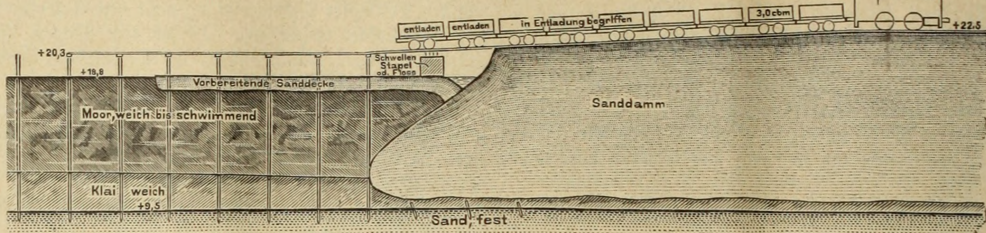
Seit mehreren Jahren hatte ich die herrliche Kieler Föhrde, ſeit der Grundſteinlegung zur Holtenauer Schleuſe durch unſeren hochſeligen Kaiſer Wilhelm hatte ich auch die Holtenauer (Wieker) Bucht nicht geſehen. Wie ſich ihr Ausſehen inzwiſchen doch veränderte: auf den leichten Höhenwellen nördlich der Mündung des alten Kanals zahlreiche, in friſches Grün gebettete Beamtenvillen und Arbeiterwohnungen, im Grunde des Thals die gewaltige Rieſenausſchachtung für die Oſt-Schleuſe des neuen Kanals, Dutzende von pruſtenden, ſchnaubenden Maſchinenungeheuern, Hunderte und Aberhunderte von fleißigen Arbeitern dort, wo der greiſe Kaiſer an jenem 3. Juni 1887 den erſten Hammerſchlag zu dem erſten, wahrhaft großen, techniſchen Werke that, welches das geeinte Deutſchland gemeinſam zu unternehmen ſich rüſtete. Nur das Standbild der Germania, welches den geliebten Herrſcher damals begrüßte, mahnt hier noch heute an jenen unvergeßlichen Tag.

Durch das überaus liebenswürdige Entgegenkommen der Kaiſerlichen Kanal-Kommiſſion ward mir Gelegenheit geboten, die einzelnen, ſo überaus intereſſanten Bauten faſt längs der ganzen Linie unter ſachverſtändiger Führung beſichtigen zu dürfen und eine Fülle von feſſelnden Eindrücken aus dem gegenwärtigen Stand der gewaltigen Arbeit zu ſammeln. So mannigfaltig, ſo überraſchend und großartig die letzteren aber auf allen Abteilungen der Kanallinie mir erſchienen, der erſte Eindruck an der Holtenauer Schleuſe ragt unter ihnen doch wohl am mächtigſten hervor.

Bekanntlich wird der neue Nord-Oſtſeekanal als ein offener Durchſtich zwiſchen Nord- und Oſtſee geführt und erhält nur an ſeinen beiden Mündungen großartige Schleuſenbauten, wie ſie durch die etwas verſchiedene mittlere, auch durch Ebbe und Flut ſtets wechſelnde Höhe des Waſſerſpiegels beider Meere bedingt ſind. An der Oſtſee, bei Holtenau, werden dieſe Schleuſen bis auf etwa 25 Tage im Jahre, ſo nimmt man an, ganz offen ſein können; an der Nordſee, in der Elbmündung bei Brunsbüttel, werden die Schleuſen meiſt geſchloſſen bleiben müſſen und vorausſichtlich täglich Schleuſungen erforderlich ſein. Der normale Waſſerſtand im Kanal ſoll nämlich auf dem Mittelwaſſer der höher als das Niedrigwaſſer der Elbe gelegenen Oſtſee gehalten werden, die Schleuſen an der Elbmündung dienen alſo gleichſam als Abſchluß gegen die Nordſee; ſind ſie geöffnet, ſo werden ſtündlich etwa eine Million Kubikmeter Waſſer in die letztere einſtrömen.



Vom Nord-Oſtſeekanal: Baggerarbeit bei Schülp.



Vom Nord-Oſtſeekanal: Bau im Moor.

Die Schleuſenanlagen an der Wieker oder Holtenauer Bucht liegen unmittelbar ſüdlich der Mündung des alten Kanals. Von den großartig geplanten Außen- und Binnenhafen zu beiden Seiten der zukünftigen Schleuſe iſt noch wenig zu ſehen, dagegen breitet ſich die tiefe Grube für jene ſelbſt ſchon in ihrer ganzen ſpäteren Ausdehnung von rund 250 Meter Länge und über 80 Meter Breite aus. Es iſt hier — ein bemerkenswerter Triumph der Waſſerbaukunſt — durch zweckmäßig angeordnete tiefe Brunnen und ſtarke Pumpwerke gelungen, die von unten her eindrängenden Waſſermaſſen in dem Maße zu beſeitigen, daß die Ausführung der Arbeiten völlig im Trockenen vor ſich geht. Dem Laienauge erſcheint der Boden der Grube zunächſt als ein buntes Durcheinander verſchiedener Arbeitsſtellen, das ſich aber, ſobald man den Plan der Anlage vor ſich hat, bald entwirrt. Deutlich erkennt man dann die Gliederung in die zwei nebeneinander liegenden, mächtigen Schleuſenkammern von je 150 Meter nutzbarer Länge und 25 Meter Breite, die alſo groß genug ſind, die ſtärkſten Kriegsſchiffe unſerer Marine aufzunehmen; deutlich erkennt man die in der Ausführung begriffene Betonfundierung des Bodens und kann ſich vergegenwärtigen, wo in Zukunft das haushohe Mauerwerk der Thore und der Wände emporſteigen wird.

Dicht an der Bauſtelle liegt das eigenartige „Muſeum“ der Kanal-Kommiſſion. Es iſt das in der That ein wirkliches kleines Muſeum, das nicht nur die Sammlung der Pläne und Entwürfe, ſondern alle jene merkwürdigen Funde enthält, welche während des Baues bei den Ausſchachtungen und Baggerungen gemacht wurden. Außer zahlreichen, zum Teil köſtlichen Bernſteinſtücken reihen ſich dort mächtige Hirſchgeweihe und Mammuthknochen aneinander; ſchöngeformte Urnen und uralte Spangen liegen neben vom Roſt der Jahrhunderte überzogenen Klingen, und reizvolle Krüge von der Holſtein eigentümlichen Fayence feſſeln neben kunſtreichem, eiſernem Hausgerät die Aufmerkſamkeit. Es iſt ein hübſcher Zug, daß man dafür Sorge trug, all dieſe Funde zu ſammeln, die ſonſt nur zu leicht durch den Eigennutz und den Unverſtand der Arbeiter völlig verloren gegangen oder doch in alle Winde zerſtreut worden wären.

Von Holtenau bis Rendsburg deckt ſich die Linienführung des neuen Kanals im großen Ganzen mit dem Lauf des alten Eider- oder Schleswig-Holſteinſchen Kanals, deſſen zahlreiche Krümmungen jene freilich vermeidet und abſchneidet. Man fährt daher zum großen Teil ſchon heute im Bett des neuen Kanals, der jedoch noch nicht eine ſpätere Waſſertiefe (9 Meter) zeigt und deſſen Uferbekleidungen nur ſtreckenweiſe fertig ſind, während ſeine mächtige Breite von mindeſtens 67 Metern in der Höhe des dereinſtigen Waſſerſpiegels ſchon faſt überall erkennbar iſt. Mittelgroße Fahrzeuge werden ſpäter bei vorſichtiger Bewegung aneinander vorüberfahren können, während unſere wirklichen Seerieſen auf das Benutzen der in Abſtänden von etwa 12 Kilometern angeordneten Ausweichſtellen angewieſen bleiben.

Ich durchfuhr die Strecke Holtenau-Rendsburg, Dank der Güte der Kanal-Kommiſſion, teils auf deren ſchmuckem Dampfer Kiel, teils auf einem jener winzigen Benzinmotorboote, wie ſie den Abteilungsbaumeiſtern zur Verfügung ſtehen. Eine herrliche, durch liebenswürdige Geſellſchaft doppelt anregende Fahrt quer durch das fruchtbare, im Herbſtſchmuck prangende Holſtenland. Vorbei ging es bei dem reizenden, allen Kielern wohlbekannten Knoop, hinter dem die Trace des neuen Kanals den Lauf des alten zum erſtenmale auf etwa zwei Kilometer verläßt, um mit einem gewaltigen Einſchnitt die Projensdorfer Höhen zu überwinden, welche die Urgroßväter bei ihrem Bau in weitem Bogen umgingen. Überall herrſcht auf der Strecke vielgeſtaltiges Leben, emſige Arbeit. Hier vertieft ein gewaltiger Bagger die Sohle des Kanals und kräftige Schleppdampfer führen jenem die breiten Schuten zur Seite, die den ausgehobenen Boden an die beſtimmten Ablagerungsſtellen bringen ſollen; dort ſind lange Reihen von Arbeitern an der Herſtellung der Uferböſchungen thätig; hier ſteigen die dampfenden Schlote einer umfangreichen Ziegelei, welche mit der Fabrikation des Materials für die Holtenauer Schleuſe beſchäftigt iſt, himmelan; dort ſauſt am Uferrand auf improviſierter Bahnſtrecke ein Laſtzug mit hochbeladenen Sandwagen vorüber. Das Bild gibt ſich um ſo wechſelvoller, um ſo mannigfacher, als der Schiffsverkehr des alten Kanals ſich unmittelbar mit den Arbeiten für den neuen miſcht: zwiſchen den Fahrzeugen, die jenen im langſamen Tempo durchfurchen, ſuchen ſich überall die Dampfer der Verwaltung, die Schlepper und die zahlreichen kleinen Barkaſſen der Unternehmer ihren Weg.

Endlich breitet ſich der Waſſerſpiegel. Wir ſind dicht bei dem, von einem Kranz friſcher Wieſen umgebenen Flemhuder See, deſſen Nordſpitze der Kanal ſchneidet. Die Waſſerverhältniſſe bedingten hier höchſt eigenartige, intereſſante Arbeiten. Der ganze See wird durch einen mächtigen Ringdamm, der bereits zum größten Teil vollendet iſt, in zwei Teile geteilt: den inneren See, der ſpäter allein unmittelbar mit dem Kanal kommunizieren und daher Salzwaſſer enthalten wird, und einen äußeren Kranz, der mit Süßwaſſer gefüllt bleibt. Ohne dieſe Schutzvorrichtung würde ſich das Grundwaſſer der Umgebung des Sees bedeutend ſenken, während es durch jene faſt unverändert erhalten bleibt.

Wie dieſe Maßregel im Intereſſe der Anwohner ergriffen wurde ohne jede Rückſicht auf die Koſten, ſo hat man, ſoweit ich beurtheilen kann, auch ſonſt längs der ganzen Baulinie jenen Intereſſen weitgehendſte Rückſicht entgegengebracht. Die kleinen und großen Grundbeſitzer ſind für ihre Landabtretungen und alle ihre ſonſtigen Anſprüche reichlich entſchädigt worden, ja ich, der ich ſelbſt jahrelang in Holſtein lebte, könnte einzelne Beſitzer anführen, denen die großen Abfindungsſummen zur Rettung vor einem ſicher bevorſtehenden finanziellen Ruin wurden. Im allgemeinen ſcheint man denn auch durch die koulante Regelung der Entſchädigungsfragen faſt überall befriedigt zu ſein, und wo dies nicht der Fall iſt, zeigt es ſich meiſt bei näherer Einſicht, daß die Anſprüche ins Maßloſe geſchraubt wurden. Es gibt z. B. eine Stelle am Kanal, die in eingeweihten Kreiſen unter dem ſcherzhaften Spitznamen des „Sechzigtauſendmarkblicks“ bekannt iſt: der Beſitzer forderte nämlich dieſe Kleinigkeit für eine ihm durch einen Dammbau geſtörte ſchöne Ausſicht aus den Fenſtern ſeines Herrenhauſes!

Wir folgen zunächſt wieder dem Lauf des alten Kanals bis Königsförde, wo das allen Beſuchern des Kanalbaues wohlbekannte gaſtliche Haus des Baumeiſters Scholer uns zu einer kleinen Erholungspauſe ſeine Pforten öffnet und wir uns bei einem Glaſe trefflichen Moſelweins von der jugendlichen Hausfrau erzählen laſſen, wie liebenswürdig hier unſer kaiſerlicher Herr im letzten Frühjahr einen kleinen Imbiß angenommen hat. Aber die Zeit drängt, ſoll noch vor dem Dunkelwerden Rendsburg erreicht werden, und die Fahrt über die großen Eiderſeen während der Nacht hätte in dem winzigen Benzinmotorboot doch ihre Bedenken: noch einen Händedruck, noch ein herzliches Dankeswort und wir brechen auf.

Dicht bei Königsförde biegt die Trace des neuen Kanals wiederum auf mehrere Kilometer von der Linie des alten nordwärts ab. Die Erbauer des letzteren ſcheuten nämlich die Durchquerung der großen Seheſtedter Moore und umgingen dieſe ſüdlich, während unſere heutige Technik, vor keinem Hindernis zurückſchreckend, den geraden, kürzeſten Weg beibehielt. Aber es war doch ein ſchweres, mühſeliges Stück Arbeit, dieſes ſichere Feſtlegen der breiten Kanalſtraße durch die weite, ſchwankende Moorfläche, die bisweilen ſo weich iſt, daß ſie faſt breiartig erſcheint und in der jede Austiefung ſich in kurzer Zeit immer wieder durch das Nachfließen der ſeitlichen Maſſen füllen will. Hier mußten, nachdem durch genaue Bohrungen die Tiefe und Beſchaffenheit des Moors feſtgeſtellt war, zu beiden Seiten des zukünftigen Kanals dieſem erſt künſtliche Ufer geſchaffen werden. Große parallele Sanddämme wurden von rückwärts her allmählich vorgetrieben. Da das Moor aber bisweilen nicht das leichteſte Geleiſe, ja nicht einmal die wenig belaſteten Sandwagen ohne Geleiſe trug, ſo wurde es erforderlich, zuerſt eine ſchwache hölzerne Gerüſtbrücke zu bauen, auf welcher die Wagen mit geringem Sandinhalt vorſichtig vorgeſchoben und ſo entleert wurden, bis die obere Schicht etwas Halt gewann. Sackförmig ſinkt die Sandmaſſe dann allmählich in die Tiefe, während das Moor zu den Seiten in ſtarken Auftreibungen hervordrängt; mehr als zwanzig Meter tief und ebenſo breit mußten die feſten Sanddämme an einzelnen Stellen gelagert werden, ehe die Maſſen die nötige Stetigkeit gewannen, ehe man mit dem Ausbaggern des Kanalbetts zwiſchen jenen beginnen konnte.

Südweſtlich Seheſtedt vereinigt der neue Kanal ſich wieder mit dem alten und führt durch den langgeſtreckten Schirnauer und den Audorfer See, weite Ausbuchtungen der Eider, bis faſt nach Rendsburg, wendet ſich aber dann ſüdlich und umgeht in einem Bogen die Stadt.

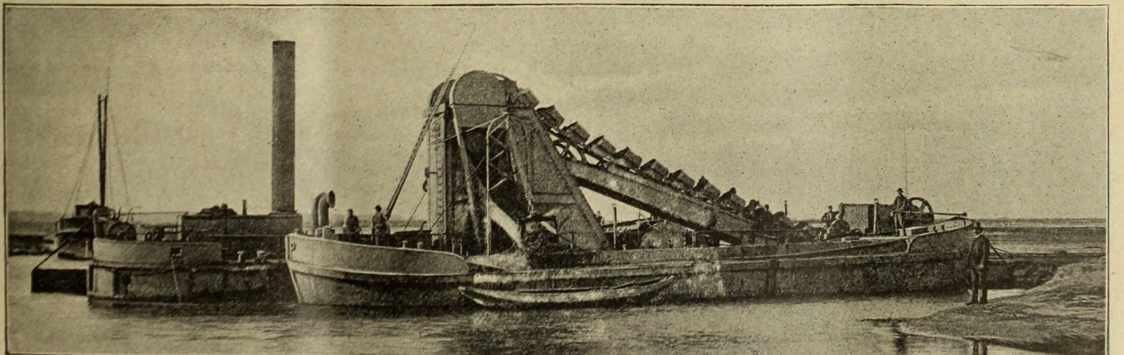
Von hier an trennt ſich die Trace unſeres Kanals gänzlich von der Linienführung des alten bezw. von dem Eiderfluß. Während dieſer in ziemlich genau weſtlicher Richtung weiterführt, biegt der neue Kanal ſcharf ſüdweſtlich ab. Um aber der Schifffahrt auf der Eider die Verbindung mit dem Kanal zu erhalten, iſt bei Rendsburg ein großartiges Schleuſenwerk im Bau begriffen, durch welches Kanal und Eider verbunden werden.

Die guten Rendsburger waren zwar anfangs ſehr erzürnt darüber, daß der Kanal nicht unmittelbar an ihrer braven Stadt vorbei-, ſondern etwa einen Kilometer ſüdlich geführt werden ſollte, aber mir ſcheint, auch ſie ſind verſöhnt. Gerade der freie Raum zwiſchen Stadt und Kanal wird ja für gewerbliche Anlagen aller Art Raum und günſtige Gelegenheit bieten. Im Augenblick lebt Rendsburg völlig unter dem Zeichen des Kanals. Die zahlreichen Beamten, welche am Bau beſchäftigt, die Hunderte und Aberhunderte von Arbeitern, welche in der Nähe thätig ſind, haben ein reges Leben in die ſonſt ſo ſtille Stadt gebracht. Im Süden und Weſten dampfen und haſten die Bagger, im Norden am Schleuſenbau toben, freilich zur augenblicklichen Verzweiflung der direkten Anwohner, die Dampframmen — kurz, man ſieht faſt bei jedem Schritt, daß man ſich im Mittelpunkt des ganzen rieſigen Unternehmens befindet. Bezeichnenderweiſe taufte ſogar die große Rendsburger Brauerei ihr Erzeugnis „Kanalbräu“, und zu ihrem Lobe ſeis geſagt: das Kanalbräu iſt kein zu verachtender Stoff.

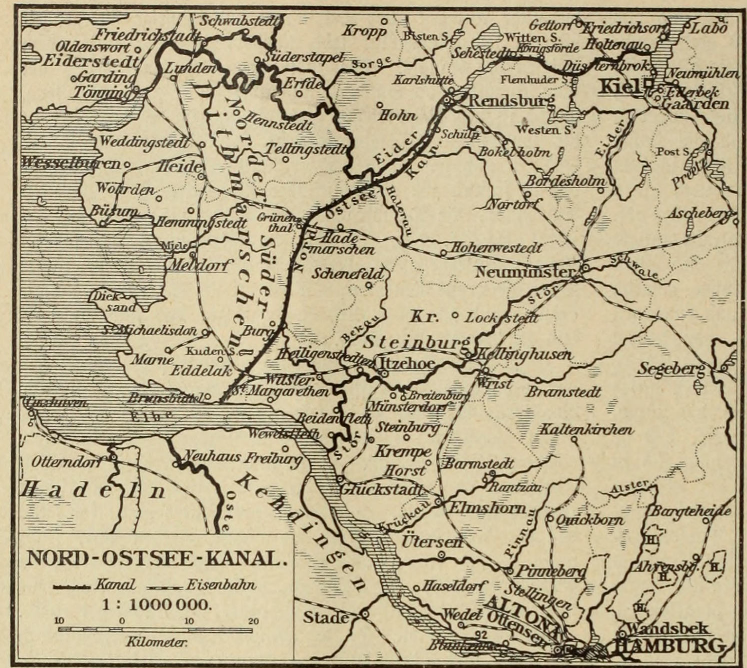
In der Nähe von Rendsburg befinden ſich mehrere der von der Kanal-Kommiſſion erbauten Barackenlager für die Arbeiter. Was ich von denſelben ſah — und ich habe recht genau zugeſehen — befriedigte mich ganz ungemein. Die durchaus kaſernenmäßige Ausſtattung machte einen ſauberen Eindruck, das Mittageſſen ſchmeckte vortrefflich und ſchien reichlich und kräftig. Die Preiſe ſind ſehr mäßig; ich fand, daß der Arbeiter, wenn er ſich nichts abgehen läßt, ſelbſt wenn er ſich ſeine paar Glas Bier und mehrere Cigarren genehmigen will, für Wohnung, volle Verpflegung und jene kleinen Luxusbedürfniſſe täglich nicht mehr als 1,20 bis 1,50 M. auszugeben braucht. Da der Mindeſtlohn ſich augenblicklich auf etwa drei Mark ſtellt, ſo können die Arbeiter tüchtig zurücklegen, und ich hörte mit Vergnügen, daß ſie auch faſt ausnahmslos nach jeder Lohnzahlung Geld in die Heimat ſenden. Übrigens verſicherten mir die Herren Landräte der beiden Kreiſe Apenrade und Rendsburg ausdrücklich, daß die Arbeiterbevölkerung mit ganz verſchwindenden Ausnahmen zu keinerlei Klagen Veranlaſſung gibt. Der Kanal-Kommiſſion und zumal dem juriſtiſchen Leiter derſelben, Herrn Geheimrat Löwe in Kiel, gebührt für die Organiſation der ſtraff militäriſch geregelten Verwaltung in den Arbeiterbaracken beſondere Anerkennung — auch dafür, daß für die kirchlichen Bedürfniſſe der Arbeiter überall ausgiebig geſorgt iſt. Daß ſich bei einer derart fluktuierenden, aus den verſchiedenſten Elementen zuſammengeſetzten, nach Tauſenden zählenden Arbeiterbevölkerung nicht jede Unzuträglichkeit vermeiden läßt, iſt ſelbſtverſtändlich, allen billigen Anſprüchen ſcheint aber vollauf genügt zu ſein.

Während man von Holtenau bis Rendsburg der Kanallinie mit dem Dampfer folgen kann, iſt dies unterhalb Rendsburgs nur noch auf kürzere Strecken möglich. Man muß ſich mit Landfuhrwerk vorwärts helfen oder von den Stationen Neumünſter und Wriſt der Kiel-Hamburger Bahn aus Abſtecher mittelſt der Eiſenbahn nach den einzelnen Kanalabſchnitten machen: an intereſſanten Bildern fehlt es auch auf dieſem Teile des Baues nicht.

Ich beſichtigte zunächſt noch einige Kilometer unterhalb Rendsburgs die gerade hier ungemein feſſelnden Baggerarbeiten. Drei rieſige Dampfbagger der weltberühmten Fabrik von Smulders-Utrecht, welche nächſt der Lübecker Maſchinenbau-



Vom Nord-Oſtſeekanal: Bagger und Schute.


NORD-OSTSEE-KANAL.
Kanal
Eisenbahn
1 : 1000000.
10
0
10
20
Kilometer.
Schwabstedt
Friedrichstadt
Oldenswort
Eiderstedt
Garding
Tönning
Lunden
Süderstapel
Sorge
Erfde
Kropp
Bisten S.
Gettorf
Friedrichsort
Labö
Witten S.
Königsförde
Sehestedt
Holtenau
Düsternbrok
Neumühlen
Kiel
Ellerbek
Gaarden
Karlshütte
Flemhuder S.
Rendsburg
Hohn
Hennstedt
Norder Dithmarschen
Süder-Dithmarschen
Weddingstedt
Tellingstedt
Eider
Kan.
Schülp
Westen S.
Bokelholm
Bordesholm
Post S.
Preetz
Wesselburen
Heide
Wöhrden
Büsum
Nortorf
Ascheberg
Ostsee
Haleerau
Hemmingstedt
Grünenthal
Hademarschen
Hohenwestedt
Miele
Meldorf
Schenefeld
Neumünster
Schwale
Dieksand
Bekau
Kr. Steinburg
Lockstedt
Stör
S. Michaelisdonn
Burg
Kuden S.
Marne
Eddelak
Heiligenstedten
Itzehoe
Kellinghusen
Wilster
St. Margarethen
Breitenburg
Wrist
Bramstedt
Segeberg
Brunsbüttel
Cuxhaven
Elbe
Münsterdorf
Beidenfleth
Wewelsfleth
Steinburg
Kaltenkirchen
Krempe
Otterndorf
Neuhaus
Freiburg
Horst
Barmstedt
Hadeln
Glückstadt
Rantzau
Alster
Oste
Kehdingen
Krückau
Elmshorn
Quickborn
Bargteheide
Pinnau
Ütersen
Pinneberg
Ahrensbg.
Haseldorf
Stellingen
Stade
Wedel
ALTONA
Ottensen
92
Blankenese
Wandsbek
HAMBURG

Geſellſchaft wohl die meiſten Bagger für den Bau des Kanals geliefert hat, ſtehen hier dicht nebeneinander im ununterbrochenen Betrieb, für welchen während der Nachtzeit jede Maſchine im elektriſchen Lichte ſtrahlt.

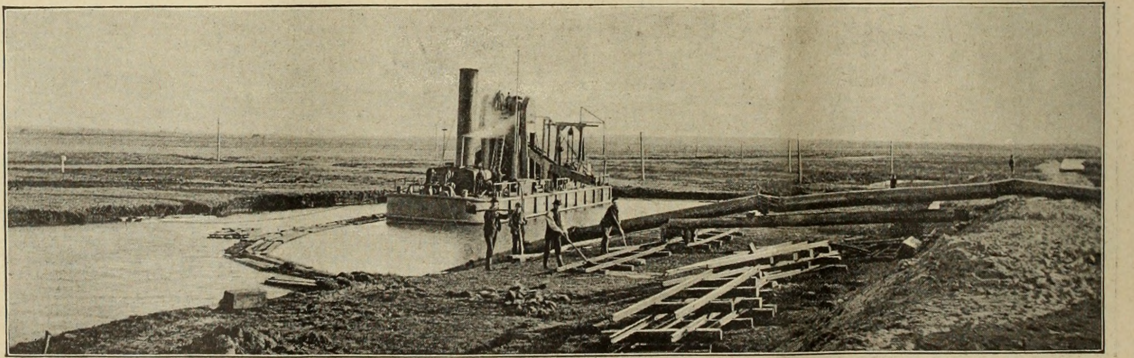
Man unterſcheidet bekanntlich zwiſchen Trocken- und Naßbaggern: jene arbeiten, auf einem Geleiſe aufgeſtellt, vom Lande aus, dieſe auf einem Schiffsgefäß im Waſſer ſelbſt, beiden gemeinſam aber ſind die endloſen Eimerreihen, die mit ſcharfen Schneiden den Boden gleichſam vor ſich wegfreſſen und ihn dann auf die eine oder andere Weiſe in die bereitſtehenden Bahnlowrys oder Schuten entleeren. Bei den neueſten der überaus mannigfachen Konſtruktionen fällt der Transport der gehobenen Bodenmaſſe durch Bahnwagen oder Schuten häufig ganz fort, und die Baggermaſchine übernimmt gleichſam ſelbſt die Fortbewegung der Maſſen bis zur Ablagerungsſtelle: hier, indem ſie den Boden mit Waſſer miſcht und in langer Röhrenleitung bis zu jener hinpreßt (ſ. Abbildung S. 121), dort, indem ſie die gehobenen Maſſen auf ein endloſes Rieſengummiband wirft, welches in unaufhörlicher Drehung befindlich den Transporteur zwiſchen Bagger und Ablagerungsſtelle darſtellt.

Die größten der am Kanal im Betriebe befindlichen Bagger fördern in ununterbrochen 24ſtündiger Schicht gegen 3000 Kubikmeter Boden. Es würde das, je nach der Beſchaffenheit des Erdreichs und der Entfernung der Ablagerungsſtelle, einer täglichen Arbeitsleiſtung von etwa 500 bis 600 Arbeitern entſprechen. Aus dieſer Gegenüberſtellung erhellt ohne weiteres, in welchem Maße die ausgedehnte Anwendung der modernen Baggermaſchinen, von denen Dutzende auf den verſchiedenen Looſen der Unternehmer thätig ſind, die Geſamtzahl der Arbeiter vermindern muß, und in der That fällt es, gegenüber der Maſſenhaftigkeit gerade der Bodenbewegung, jedem Beobachter auf, wie verhältnismäßig wenig Arbeiter man ſieht. Ich muß aber geſtehen, mich überkam, als ich die gefräßigen Rieſenungeheuer im Betrieb ſah, ſo etwas wie Ehrfurcht — nicht nur vor ihren Konſtrukteuren, ſondern doch auch vor unſeren Altvorderen, welche, ohne derartige Hilfsmittel der modernen Technik zu kennen, Arbeiten durchzuführen wußten, die *für ihre Zeit* den großen Unternehmungen unſerer heutigen Ingenieurkunſt gleichwertig erſcheinen. Ich zähle zu jenen Arbeiten nicht zuletzt auch den alten Eiderkanal, deſſen Anlage und Ausführung eine für die Technik des 18. Jahrhunderts wahrhaft bewundernswerte Leiſtung geweſen ſein muß.

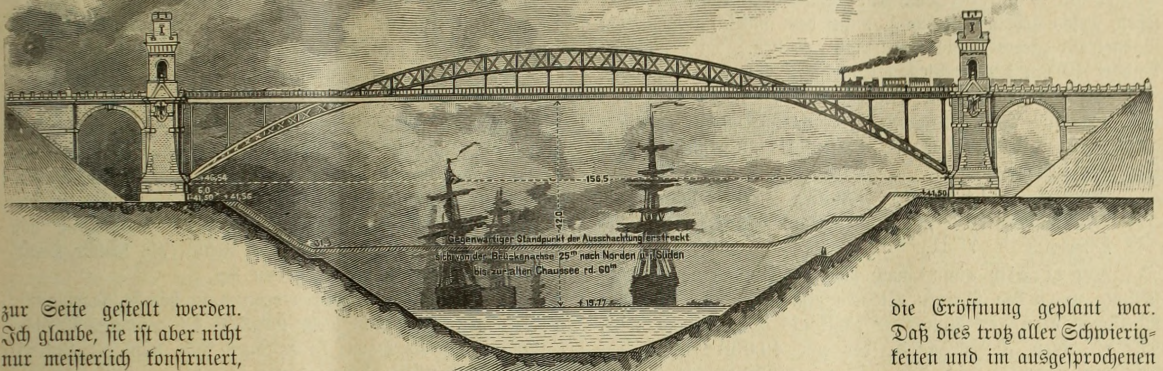
Nach den bisherigen Entwürfen ſollte der geſamte Landverkehr, welcher den Kanal kreuzt, mit einer Ausnahme nicht durch feſte, ſondern nur durch Drehbrücken und Fähren vermittelt werden. Es iſt dies die natürliche Folge der Schwierigkeit, für die feſten Brücken die nötige Höhe von 42 Metern über den höchſten Waſſerſpiegel des Kanals zu gewinnen, wie ſolche für den Durchgang der größten Seeſchiffe mit Maſten (aber mit geſtrichenen Stengen) erforderlich wird. Die allgemeine Anwendung von Drehbrücken muß aber andererſeits für den Landverkehr mancherlei ſtörende Folgen haben, und es mag daher gleich hier eingeſchaltet ſein, daß in den letzten Monaten, wie ich hörte, auf unmittelbare Veranlaſſung des Kaiſers, die Einſchaltung noch der einen oder anderen feſten Brücke im Projekt bearbeitet wurde.

Jene eine oben erwähnte Ausnahme, für welche von vornherein der Bau einer feſten Hochbrücke ins Auge gefaßt worden iſt, betrifft die Überführung der Weſt-Holſteinſchen Eiſenbahn und der Chauſſee von Albersdorf nach Hademarſchen über den Kanal. Hier, bei Grünenthal, durchſchneidet die Kanaltrace einen bedeutenden Höhenzug, die Waſſerſcheide zwiſchen Elbe und Eider, und der ſo entſtehende tiefe Einſchnitt geſtattet mit größerer Leichtigkeit als irgend wo anders die Erlangung der erforderlichen Höhenlage.

Dieſe Brücke bei Grünenthal, welche zur Zeit bereits in der Montage begriffen iſt, dürfte nach ihrer Vollendung unbedingt den kühnſten Werken der heutigen Brückenbaukunſt



Vom Nord-Oſtſeekanal: Naßbagger bei der Arbeit.



+46,54
6,0
+41,50
+41,56
156,5
42,0
+31,3
Gegenwärtiger Standpunkt der Ausschachtung erstreckt
sich von der Brückenachse 25m nach Norden u. Süden
bis zur alten Chaussee rd. 60m
+19,77
+41,50

Vom Nord=Oſtſeekanal: Brücke bei Grünenthal.

zur Seite geſtellt werden. Ich glaube, ſie iſt aber nicht nur meiſterlich konſtruiert, ſondern ſie wird, was man nicht von übermäßig vielen modernen Eiſenbrücken ſagen kann, auch ſchön ſein. In einem einzigen luftigen Rundbogen von nicht weniger als 156,5 Meter Weite überſpannt ſie nämlich den Kanal derart, daß der höchſte Punkt dieſes Bogens etwa 52 Meter über den Waſſerſpiegel zu liegen kommt. Der Entwurf der Eiſenkonſtruktion iſt von dem Bauinſpektor Greve in Kiel, das Projekt der architektoniſch ſchönen Widerleger auf beiden Ufern von dem Baurat Eggert in Berlin ausgearbeitet worden. Irre ich nicht, ſo zeigt von ähnlichen Konſtruktionen in Europa nur die berühmte, von Eiffel entworfene Brücke über den Douro bei Oporto gleich gewaltige Abmeſſungen.

Etwa dreißig Kilometer unterhalb Grünenthal beginnen die Schleuſenarbeiten bei Brunsbüttel. Hier war es nicht, wie bei Holtenau, möglich, die umfangreichen Fundierungen für die Schleuſenkammern im Trockenen zu vollenden. Die Betonarbeiten werden vielmehr mit Anwendung der neuſten Baumethoden unter Waſſer ausgeführt und entziehen ſich daher zum großen Teil dem beobachtenden Auge. Auch hier ſchließt ſich öſtlich an die Schleuſen ein großer Binnenhafen mit Ladeplätzen für Kriegs= und Handelsſchiffe, weſtlich ein geräumiger, durch Molen geſchützter Außenhafen an.

Nach allem, was ich gehört, iſt die betriebsfähige Eröffnung der ganzen, 98 Kilometer langen Kanalſtrecke im Jahre 1895 mit Sicherheit zu erwarten, genau zu dem Zeitpunkt, acht Jahre nach Beginn der Arbeiten, für welchen die Eröffnung geplant war. Daß dies trotz aller Schwierigkeiten und im ausgeſprochenen Gegenſatz zu der Mehrzahl aller ähnlichen Werke möglich ſein wird, iſt das beſte Zeugnis für die muſterhafte Leitung des Rieſenunternehmens ſowohl nach der techniſchen, wie nach der adminiſtrativen Seite hin. In der That erſcheinen die Organiſation des Ganzen, die glückliche Auswahl der Bauunternehmer, der ruhige, ſtetige Fortſchritt der Arbeit gleich bewundernswert, wie der Geſamtplan und ſeine Einzelausführungen.

Wohl wird ſich eine genügende Verzinſung der 156 Millionen Mark, welche der Nord=Oſtſeekanal koſtet, aus den Erträgen der Schifffahrt kaum erwarten laſſen, obwohl die Entwickelung der Verkehrsbeziehungen ähnlicher Unternehmungen die merkwürdigſten Erfolge gezeitigt hat. Jedenfalls aber erhöht der Kanal, wie im Daheim wiederholt hervorgehoben worden iſt, die durch die gefährliche bisherige Fahrt um das Kap Skagen ſchwer bedrohte Sicherheit der Schifffahrt weſentlich, er wird mittelbar dem deutſchen Oſtſeehandel zu gute kommen, und vor allem wird er, wie ſchon Feldmarſchall Graf Moltke betonte, in Zukunft die Verteidigungskraft der deutſchen Flotte verdoppeln, ja es ſelbſt der ſtärkſten Seemacht unmöglich machen, die deutſchen Küſten wirkſam zu blokieren. Und ſo werden die ſchönen Worte, mit denen Kaiſer Wilhelm die erſten Hammerſchläge bei der Grundſteinlegung der Holtenauer Schleuſe begleitete, ſich erfüllen, das große nationale Werk wird ſich bewähren: „Zur Ehre Deutſchlands, ſeinem fortſchreitenden Wohle, ſeiner Macht, ſeiner Stärke!“

H. v. Spielberg.

---

## Die eiſerne Zeit.

### Die Staaten des Dreibundes gegenüber Rußland und Frankreich.

(Abdruck verboten.)

Wir leben in einer eiſernen Zeit. Die franzöſiſche Flottendemonſtration vor Kronſtadt und der Syſtemwechſel in Konſtantinopel haben uns neuerdings die Augen öffnen können, wie ſehr die politiſchen Verhältniſſe ſeit einem Jahr zu unſeren Ungunſten ſich verſchoben haben. Die Feinde des Dreibundes lauern auf den geeigneten Moment zum Losſchlagen.

Von Intereſſe werden daher die umſtehend zuſammengeſtellten Zahlen ſein, welche die Volkszahl, die Geldopfer für Militärzwecke, die Friedens= und Kriegsſtärken einerſeits des Dreibundes, anderſeits von deſſen Gegnern graphiſch vor Augen führen. Es iſt zunächſt erſichtlich, daß unſere Gegner in allen Stücken das Übergewicht, wenn auch kein allzu erhebliches, haben. Sehr in den Hintergrund tritt Italien, das man faſt verſucht iſt, nicht voll als Großmacht gelten zu laſſen. Recht bedenklich macht ſich die finanzielle Schwäche unſerer beiden Bundesgenoſſen geltend, die ſehr ungünſtig auf den Friedensſtand und auf die Kriegsſtärke ihrer Heere einwirkt. Es ſpringt in die Augen, daß in Deutſchland, das in Frieden und Krieg ungefähr ſo viel Mann aufſtellt, wie die beiden Bundesgenoſſen zuſammen, der Schwerpunkt des Dreibundes liegt, und daß es den Löwenanteil der Opfer zu tragen hat. Hierin liegt wohl oder übel der Sporn, unſere Kräfte aufs äußerſte anzuſpannen, wenn Deutſchland ſeine politiſche Stellung behaupten will.

Von einer Aufrechnung der letzten Kategorie der wehrpflichtigen Mannſchaften (in Deutſchland und Öſterreich=Ungarn Landſturm, in Frankreich und Italien Reſerve der Territorialarmee, in Rußland Opoltſchenie oder Reichswehr genannt) mußte Abſtand genommen werden. Dieſe Klaſſen werden in Deutſchland, Öſterreich und Rußland nicht liſtlich geführt, ihre genaue Stärke iſt daher nicht anzugeben. Das Geſamtbild würde ſich verſchoben haben, wenn dieſe Zahlen eingerechnet worden wären.

Bezüglich Rußlands dürfte das im Verhältnis zu dem gewaltigen Friedensſtande nicht beſonders hoch bemeſſene Heeresbudget auffallen. Die verhältnismäßig niedrige Summe findet ihre Erklärung in folgendem. Der Rubel hat im ruſſiſchen Inlande einen faktiſch höheren Wert als den hier angenommenen Kurs von 2,25 Mark. Die Rohprodukte (Getreide, Pferdefutter, Fleiſch, Leder ꝛc.) ſind meiſt dort erheblich billiger als in anderen Ländern. Endlich iſt nicht zu überſehen, welche geheimen Zuſchüſſe außer dem amtlich aufgeſtellten Budget für Heereszwecke verausgabt werden. Dies „offene“ Budget iſt ein der größten militäriſchen Stärken Rußlands.

Stellt man die Einwohnerzahl der verſchiedenen Staaten mit den für Heeresausgaben gebrachten Opfern in Vergleich, ſo ergibt ſich folgende Stufenfolge an Ausgaben per Kopf der Bevölkerung:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Frankreich | 14 | Mark | Italien | 6 1/2 | Mark |
| Deutſchland | 10 | „ | Rußland | 4 1/2 | „ |
| Öſterreich | 7 | „ | | | |

Frankreich nimmt nach jeder Richtung eine Sonderſtellung unter den übrigen Staaten ein. Trotzdem es zwölf Millionen weniger Einwohner zählt als das Deutſche Reich, hält es einen Friedensſtand, der um 40 000 Mann den deutſchen überragt und der zufolge des Militärgeſetzes vom 15. Juli 1889 ſich noch von Jahr zu Jahr ſteigern wird. Um die perſönlichen Laſten, die die franzöſiſche Republik ihren Bürgern auferlegt, ſich zu vergegenwärtigen, braucht nur darauf hingewieſen zu werden, daß in Frankreich 1,4 % der Bevölkerung im Frieden unter Waffen ſteht, während in Deutſchland noch nicht voll 1 % zum Dienſt herangezogen wird. Die rückſichtsloſe Ausnutzung des vorhandenen Menſchenmaterials für Kriegszwecke, wie ſie neuerdings in Frankreich durchgeführt iſt, ergibt folgende wahrhaft ſtaunenerregende Zahlen für die einzelnen Kategorieen der Wehrmacht. Frankreich verfügt über

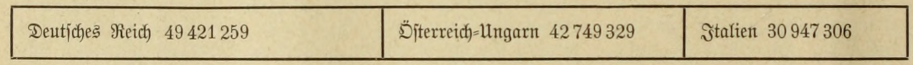
| | | | |
|---|---|---|---|
| | 728 631 | Köpfe | der aktiven Armee (einſchl. Freiwilliger und Reengagierter, Offiziere, Gendarmen ꝛc.), |
| | 985 702 | „ | der Reſerve der aktiven Armee, |
| | 994 614 | „ | der Territorialarmee, |
| | 1 266 192 | „ | der Reſerve der Territorialarmee, |
| zuſammen | 3 975 139 | Soldaten. | |

Fügt man dieſer Zahl noch die militäriſch organiſierten Forſt- und Zollbeamten, die des Militär-Eiſenbahnweſens, der militäriſchen Hilfsdienſte und der im Rahmen des Landheeres zu verwendenden Marinetruppen hinzu, ſo ergibt ſich (nach Abzug der gewöhnlichen Abgänge) die Geſamtzahl von 4 125 000 bewaffneter Mannſchaften. Dies würde etwa 11 % der Bevölkerung ausmachen, während bisher die Aufbietung von 5 %, die Preußen 1813 ins Feld ſtellte, als höchſte Kraftanſpannung eines Landes gegolten hat.

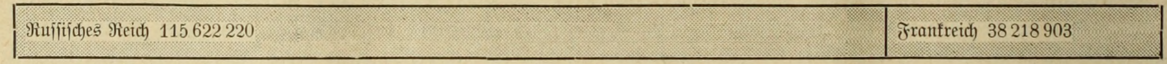
Wie erſichtlich, iſt der Bogen aufs höchſte angeſpannt; eine Steigerung iſt nicht mehr möglich. Ob derartige Militärleiſtungen auf die Dauer zu ertragen ſind, muß die Zukunft lehren. In Deutſchland murrt man über die erheblich leichteren Laſten, in Frankreich macht der Patriotismus jeden perſönlichen Unwillen verſtummen.

Immerhin liegt die Annahme nahe, daß entweder das Reſultat der zwanzigjährigen Anſtrengungen gezogen wird, und man ſich in Frankreich plötzlich zum Kriege entſchließt, oder — was wahrſcheinlicher iſt — daß die öffentliche Meinung ſich von dem unfruchtbaren Revanchegedanken abwendet und den ganzen ſo hoch geſchraubten Militarismus über Bord wirft. Bei der wetterwendiſchen Veranlagung unſerer galliſchen Nachbarn iſt dieſe Löſung wohl gelegentlich zu erwarten; es wäre die ſicherſte Wendung zum Frieden.

## 1. Volkszahl.

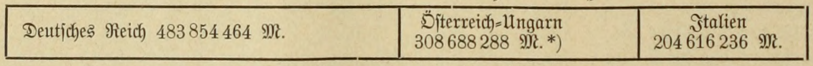


Dreibund 123 117 894 Einwohner.

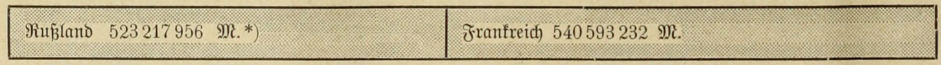


Rußland und Frankreich 153 841 123 Einwohner.

## 2. Heeresausgaben 1891.

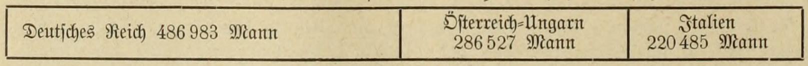


Dreibund 997 158 988 M.
*) der öſterr. Gulden = 2 M. gerechnet.

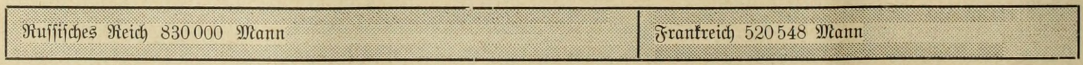


Rußland und Frankreich zuſammen 1063 811 188 M.
*) der Rubel = 2,25 M. gerechnet.

## 3. Friedensſtärke der Heere (ohne Offiziere, Beamte, Gendarmerie).

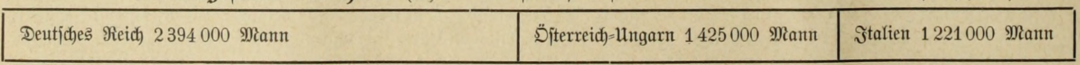


Dreibund 993 995 Mann.

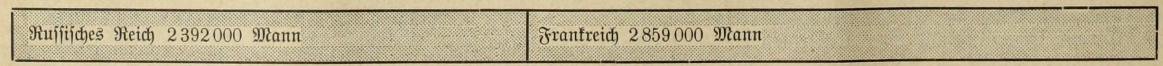


Rußland und Frankreich zuſammen 1 350 548 Mann.

## 4. Kriegsſtärke der Heere (ohne Landſturm, Reſerve der Territorialarmee und Opoltſchenie).



Dreibund 5 040 000 Mann.



Rußland und Frankreich zuſammen 5 251 000 Mann.

## Univerſitäten.

Im preußiſchen Kultusminiſterium beabſichtigt man die Neuregelung der Univerſitätsferien. Das Sommerſemeſter ſoll in Zukunft vom 1. April bis 1. Auguſt mit kurzen Oſter- und Pfingſtferien, das Winterſemeſter vom 1. Oktober bis 1. März währen, ſo daß die Ferien nur drei Monate betragen. Von den Profeſſoren iſt dieſer Vorſchlag überwiegend günſtig aufgenommen worden.

## Vereinsweſen.

Anfang Oktober fand in Eiſenach die Delegiertenverſammlung des deutſchen Fröbelverbandes ſtatt, bei welcher beſonders ein Vortrag des Berliner Stadtſchulinſpektors Reinecke über die „Einrichtung der Kindergärtnerinnen-Seminare“ feſſelte.

Behufs Konſtituierung der von uns bereits erwähnten Comenius-Geſellſchaft trat Mitte Oktober in Berlin eine zahlreiche Verſammlung von Gelehrten aus allen deutſchen Gauen, aus Öſterreich-Ungarn, der Schweiz, den Niederlanden ꝛc. zuſammen. Die Zahl der ſchon angemeldeten Mitglieder der Geſellſchaft, welche ſich bekanntlich das Ziel geſteckt hat, das Verſtändnis des bahnbrechenden Philoſophen, Gottesgelehrten und Pädagogen zu erſchließen, beträgt bereits über 600. Am 28. März 1892 ſoll der 300jährige Geburtstag des großen Mannes durch eine in Berlin zu veranſtaltende Erinnerungsfeier feſtlich begangen werden.

## Naturkunde.

Ein gewaltiger Ausbruch auf der Sonne, über welchen erſt jetzt nähere Berichte vorliegen, ward am 17. Juni morgens um 10 Uhr gleichzeitig in Frankreich und Ungarn wahrgenommen. Der franzöſiſche Beobachter ſah eine ſtarke Lufterſcheinung mit aufſteigenden glühenden vulkaniſchen Bomben und konnte bis um 2 Uhr 45 Minuten nachmittags die letzten Spuren des Ausbruches verfolgen. Dann trat Ruhe ein. Der ungariſche Aſtronom konnte die Bewegung der fortgeſchleuderten Sonnenmaſſen meſſen, ihre Geſchwindigkeit betrug 400 Kilometer in der Sekunde. Aus ſeinen Meſſungen glaubt er ſchließen zu dürfen, daß die Sonne wohl im ſtande ſei, Maſſen ſo weit von ſich zu ſchleudern, daß ſie niemals wieder zu ihr zurückgelangen, ſondern irgend eine ſelbſtändige, wenn auch noch ſo kleine Rolle im Weltenraume ſpielen. Vielleicht hingen die im Herbſte ſich wieder zeigenden Dämmerungserſcheinungen mit jenem Sonnenausbruche zuſammen. Außerdem führen Berechnungen zu der Annahme, daß es ſich diesmal nicht um ein Herausplatzen von Gaſen aus dem Innern der Sonne handelte, ſondern um elektriſche Abſtoßungen. Während wir auf unſerem Planeten uns ſtolz über die elektriſche Kraftübertragung von Lauffen nach Frankfurt freuten, gingen auf der Sonne elektriſche Entladungen vor ſich, von deren Größe und Entſtehung wir uns keinen Begriff machen können. Und wie mag es nun wohl erſt zugehen in der großen leuchtenden, glühenden Sternenwelt? J. St.

## Erdkunde.

Im Jahre 1842 fand die erſte genaue Aufnahme der Niagarafälle ſtatt. Durch neuere Meſſungen iſt feſtgeſtellt worden, daß ſeitdem der amerikaniſche Fall um 9,37 Meter, der Fall auf kanadiſcher Seite um 31,84 Meter zurückgewichen iſt.

## Zoologie.

Auf die Vermehrung einzelner Tiergattungen wirft die Thatſache ein intereſſantes Licht, daß der Adler jährlich ein bis zwei Eier, der Sperling etwa 15, das Haushuhn weit über 100, der Froſch etwa 3000, der Lachs 27000, der Hering 47000, der Hauſen etwa 3 Millionen Eier legt. So hat die Natur ſelbſt dafür geſorgt, daß diejenigen Tiere, deren Nachkommenſchaft in früheſter Jugend beſonders gefährdet iſt, die der Zahl nach ſtärkſte Brut beſitzen.

# Am Familientiſch.

## Forſchungsreiſen.

Prof. Brugſch-Paſcha tritt eine auf neun Monate berechnete Reiſe in die lybiſche Wüſte an, um die dortigen Fundſtätten nach weiteren Beſtänden an Papyrusrollen zu unterſuchen. Bekanntlich brachte der Gelehrte von ſeiner letzten ägyptiſchen Reiſe gegen 3000 Rollen heim.

Der Direktor der königl. Muſeen in Berlin, Profeſſor Kekulé, befindet ſich gegenwärtig auf einer Entdeckungsreiſe in Kleinaſien. In Begleitung des Direktors des ottomaniſchen Muſeums zu Konſtantinopel, Hamdi Bey, ſowie zweier Mitglieder des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen iſt Profeſſor Kekulé Ende Oktober von Smyrna aus nach den Ruinen des alten Magneſia am Maeander aufgebrochen, um hier die Stätten zu beſtimmen, an denen auf Koſten der deutſchen Regierung Ausgrabungen in größerem Maßſtabe begonnen werden ſollen. Der Sultan hat hierzu die weitgehendſten Vollmachten erteilt, und man gibt ſich in archäologiſchen Kreiſen der Hoffnung hin, an dieſer Stelle ganz bedeutende Ergebniſſe zu Tage zu fördern.

## Verkehrsweſen.

Die durch alle Zeitungen lanzierte Nachricht über eine bevorſtehende Umwälzung im Telegraphenweſen, hervorgerufen durch eine Erfindung des Telegraphendirektors Jaïte, erfährt anſcheinend eine weſentliche Einſchränkung durch die Mitteilung, daß das Verfahren bereits vor zwanzig Jahren erfunden, von der Reichspoſtverwaltung erprobt und doch nur in beſchränkten Maße brauchbar gefunden wurde. Welche Verbeſſerungen das Syſtem etwa neuerdings erfuhr, müſſen erſt weitere Unterſuchungen lehren.

## Sport.

Das in Berlin erſcheinende Sport-Blatt „Turf“ ſchreibt einen Preis aus für einen Diſtanzritt von Berlin nach Frankfurt a. M. und zurück — etwa 1200 Kilometer — für Pferde aller Länder, zu reiten im März 1892. Ehrenpreis gegeben vom „Turf“ für den ſiegenden Reiter und 100000 M., davon 60000 M. dem erſten, 25000 M. dem zweiten, 10000 M. dem dritten und 5000 M. dem vierten Pferde. Einſatz 300 M., halb Reugeld.

## Hygieine.

Im Kochſchen Inſtitut für Infektionskrankheiten in Berlin tagte vor kurzem die Deutſche Geſellſchaft für öffentliche Geſundheitspflege, bei welcher Gelegenheit der Abteilungsdirektor Dr. Pfeifer über die Aufgaben des Inſtituts ſprach, das übrigens nicht bloß der Tuberkuloſe, ſondern ſämtlichen Infektionskrankheiten gewidmet iſt. Pocken, Scharlach und Maſern, deren Keime man noch nicht kennt, ſollen alle planmäßig unterſucht werden. Nach dem Bekanntwerden der Keime handle es ſich in zweiter Reihe um die Erforſchung ihrer Lebensbedingungen. Dann müßten die Wege ergründet werden, wie die Mikroorganismen in den menſchlichen Körper kommen. Wenn es gelänge, den rätſelhaften Vorgang der Immunität zu erzeugen, ſo wäre ein großer Schritt gethan. Dies ſeien hohe Aufgaben, und wenn die Entdeckung Kochs weiter nichts zu Tage gefördert hätte als dieſe Anſtalt, ſo wäre das ſchon Segen genug.

## Technik.

In Pforzheim, der Stadt der Edelmetallinduſtrie, ſoll in kurzem ein Muſeum für Metalltechnik begründet werden. Mit der Eröffnung des Muſeums wird eine Fachausſtellung für Geſchmeide verbunden ſein, welche folgende Abteilungen umfaſſen ſoll: 1. Ausſtellung der Kunſtgewerbeſchule. 2. Goldſchmiedearbeiten jeder Art. 3. Einrichtungen zur Verbeſſerung der Technik. 4. Schmuckgegenſtände verſchiedener Zeiten aus öffentlichen Sammlungen, ſowie aus Privatbeſitz.

Ein Herr Groth in Schleswig, welcher einen Ebbe- und Flutmotor erfunden haben will, hat an den Berliner Magiſtrat die Anfrage gerichtet, ob derſelbe geneigt ſei, den an der Nordſee aufzuſtellenden Motor behufs elektriſcher Übertragung der Kraft auf die Stadt Berlin zur Beleuchtung, Heizung und Inbetriebſetzung aller möglichen Maſchinen anzukaufen.

## Gartenbau.

Im Oktoberheft der „Gartenflora“ beſpricht H. Köhler „die Verluſte von Pflanzen im Winter 1890/91.“ Dieſer Winter hat bekanntlich in unſeren Gärten große Verwüſtungen angerichtet, und es iſt lehrreich, zu erfahren, wie verſchieden Pflanzen ſich gegenüber der Kälte verhalten haben.

Von Nadelhölzern hat die Gruppe **Thuja** den Winter gut überdauert, die Cypreſſen haben in den meiſten Fällen gelitten, ebenſo die Spielarten von **Chamaecyparis Lawsoniana**. **Juniperus** in ſeinen verſchiedenen Arten hat ſich gut gehalten. Die **Wellingtonia gigantea** iſt arg mitgenommen worden. Taxus-Arten haben zum Teil gebräunte Nadeln bekommen. **Araucaria** hat unter leichter Bedeckung etwas gelitten. In der Gruppe **Pinus** gibt es wenige empfindliche Arten, deren Nadeln ſich gebräunt haben, von den Cedern haben alle gelitten. Die Lärchen (Larix) haben ſich als winterhart bewährt. Die Fichten (Picea) hielten gut aus, nur **P. Sitchensis**, **polita** und **orientalis** haben etwas gelitten. Die Hemlockstannen (Tsuga) haben meiſt gelitten, **T. Mertensiana**, die ſehr empfohlene, iſt zum Teil ganz erfroren. Von der Gruppe **Abies** haben die meiſten Arten gelitten, ſogar die als hart bezeichneten **grandis**, **lasiocarpa**, **concolor**, **magnifica** und andere. **A. Sibirica** und **balsamea** haben gut ausgehalten, **Nordmanniana** iſt nicht verſchont geblieben.

Von Laubhölzern haben Alpenroſen zum Teil gelitten. Von Stechpalmenarten (**Ilex**) ſind die bunten faſt vollſtändig erfroren, ebenſo **Aucuba** und Kirſchlorbeer. Eriken ſind meiſt erfroren. Vorzüglich haben die Magnolien den Winter ausgehalten. Die Roſen ſind ſchwer mitgenommen worden. Übrigens iſt Köhler der Meinung, daß an dieſen Zerſtörungen übergroße Kältegrade nicht ſchuld ſind, „ſondern einzig und allein der Ende November 1890 in faſt ganz Europa plötzlich nach vorherigem ſtarkem Regen eingetretene gewaltige Witterungsumſchlag ohne genügenden Schneefall und das infolgedeſſen naturgemäß tiefe Eindringen des Froſtes in das Erdreich.“ J. Tr.

## Buchhandel.

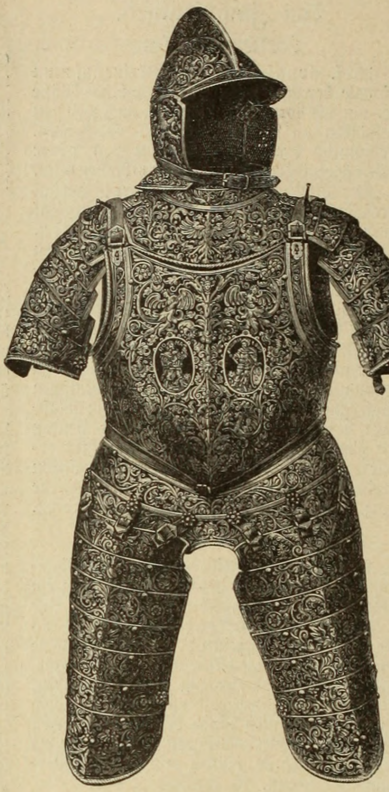
Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erſcheint „Die Kampfmittel zur See, Schiffe, Fahrzeuge, Waffen und Hafenſperren“ von Reinhold Werner, Kontreadmiral a. D. Der unſeren Leſern wohlbekannte Verfaſſer ſchildert in dieſem neuen Werke die Kampfmittel des modernen Seekrieges in allgemein verſtändlicher Weiſe und gibt über die Verwendung der verſchiedenen Kriegsſchiffarten, der Torpedos und Torpedoboote, der Seeminen und ſonſtigen Hafenſperren feſſelnde Aufklärung.

Von Wiſſmanns letztem Werke „Unter deutſcher Flagge quer durch Afrika von Weſt nach Oſt“ erſcheint jetzt neben der 7. Auflage des großen Werkes eine vom Verfaſſer ſelbſt bearbeitete kleinere Ausgabe (Walther & Apolant, Berlin), welche die ungekürzte Schilderung von Wiſſmanns erſter Durchquerung Afrikas enthält; es fiel dagegen Pogges Rückkehr und der wiſſenſchaftliche Anhang fort.

Im Verlage von J. F. Bergmann, Wiesbaden, veröffentlicht Prof. Dr. Wilh. Ebſtein, Geh. Med.-Rat und Direktor der Mediz. Klinik zu Göttingen, ein Büchlein über „die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern.“

## Prunkharniſch aus dem Germaniſchen Muſeum.

Unter den Schätzen, welche dem Germaniſchen Muſeum in Nürnberg aus der vor einigen Jahren erworbenen Sulkowskiſchen Sammlung zugefallen ſind, ragt der nebenſtehend abgebildete Harniſch durch ſeine überaus kunſtvolle Arbeit bedeutſam hervor. Der Harniſch ſtammt aus dem erſten Dezennium des XVII. Jahrhundert, beſteht, abgeſehen von der Sturmhaube, aus Ringkragen mit Halsſchienen, den aus fünf Schienen zuſammengeſetzten Oberarmſtücken, der Bruſt mit zwei Bauchſchienen, dem Rücken und den aus je ſieben Streifen beſtehenden Beinſchienen oder Tauſchetten. Ausgezeichnet iſt der Harniſch in allen ſeinen Teilen durch überaus reiche, koſtbare Ätzarbeit, welche von dem Nürnberger Künſtler Hans Keiſer ausgeführt wurde; beſonders ſchön iſt die Darſtellung der vier Weltreiche des Altertums durch beſtimmte Repräſentanten auf Bruſt und Rücken: Julius Cäſars als Vertreter Roms, Alexander des Großen als Vertreter Mazedoniens, Cyrus mit dem Bären für Perſien, Ninus mit dem geflügelten Löwen für Aſſyrien.



Prunkharniſch (Germ. Muſeum in Nürnberg).

## Kleine Zeitung.

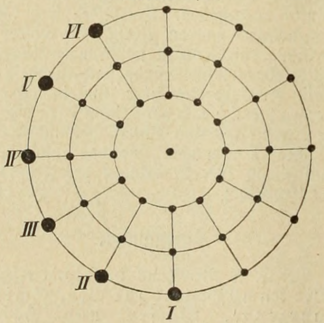
Nicht nur für die Orden hat, wie wir neulich ausplauderten, die Tierwelt ihre große Bedeutung, auch auf den Poſtwertzeichen ſind Tierbilder zahlreich vertreten. Von heraldiſchen Tierzeichnungen ganz abgeſehen, hat Kanada zuerſt (1851) die Idee gehabt, den Biber auf ſeinen Marken anzubringen. Weſt-Auſtralien gab 1854 zum erſtenmal Marken mit dem namentlich in dieſem Teile Auſtraliens ſtark verbreitet geweſenen ſchwarzen Schwan heraus. Neufundland trat 1866 mit Marken hervor, welche den in wirtſchaftlicher Beziehung für das Land ſo wichtigen Kabliau, anderen, welche den Seehund und ſolchen, welche den Kopf des Neufundländer Hundes veranſchaulichen. In demſelben Jahre erſchienen peruaniſche Marken mit dem Lama, Guatemala ſchuf 1879 Marken mit einem Vogel, dem **Pharomacrus resplendens.** Tasmanien folgte 1883 mit Marken, welche das Schnabeltier darſtellen. Neu-Süd-Wales endlich hat 1888 zur Feier des hundertjährigen Beſtehens der Kolonie drei Marken mit Tierbildern ausgegeben: eine zu zwei Pence mit dem Emu, eine zu acht Pence mit dem Leierſchwanz und endlich eine zu einem Shilling mit dem Känguru.

Das elektriſche Licht erglänzt jetzt auch ſchon nördlich des Polarkreiſes. Kürzlich hat nämlich die nördlichſte Stadt Europas, das vier Grad jenſeits des Polarkreiſes gelegene Hammerfeſt, elektriſche Beleuchtung eingeführt. Daß dieſe hier, wo die „nordiſche“ Nacht vom 18. November bis 23. Januar ununterbrochen herrſcht, eine ganz beſondere Bedeutung hat, iſt „einleuchtend.“ Die Betriebskraft für die Dynamos wird drei nahegelegenen kleinen Flüſſen entnommen, die ein ſo ſtarkes Gefälle haben, daß ſie erfahrungsmäßig nie zufrieren.

Eine merkwürdige Art, ohne Uhr die Zeit zu beſtimmen, wenden die Chineſen an: ſie leſen die Stunde aus den Katzenaugen ab. Die Pupillen derſelben werden nämlich bis Mittag 12 Uhr immer kleiner und erreichen ſchließlich ihre engſte Zuſammenziehung in Form einer feinen Linie, die wie ein Haar ſenkrecht über das Auge gezogen iſt. Dann dehnen ſie ſich allmählich wieder aus, bis ſie nachts 12 Uhr die Form einer großen Kugel zeigen. Bei einiger Übung merkt man ſich den Grad der Verkleinerung bez. Ausdehnung ſehr bald und ſoll danach mit großer Beſtimmtheit auf die Stunde ſchließen können. Aber nicht kratzen laſſen, wenn man das Kunſtſtück verſuchen will.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Kreisrätſel.



Die Punkte der Figur ſind ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß die ſechs Durchmeſſer ſechs bekannte Namen von je ſieben Buchſtaben mit einem gemeinſamen Mittellaut ergeben. Die ſechs Wörter bezeichnen:

1. Eine griechiſche Muſe,
2. eine andere Göttin der Griechen,
3. eine Stadt in Deutſchland,
4. einen großen Fluß in Afrika,
5. eine Stadt in Frankreich,
6. ein Buch des Alten Teſtaments.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo nennen ihre Anfangsbuchſtaben einen berühmten Erfinder.

### 2. Zweiſilbige Scharade.

Glücklich iſt, wem Gott in Gunſt
Für die Erſte Sinn gegeben!
Aus des niedern Lebens Dunſt
Kann den Geiſt ſie hoch erheben.

Auch die Zweite hat die Kraft,
Unſre Seele zu beſchwingen;
Manchem, der im Flug erſchlafft,
Gibt ſie Mut, ihn zu vollbringen.

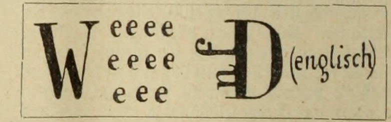
Beide Silben geben nie
Kraft und Mut zu kühnem Fluge;
Äuß'rem Schein nur dienen ſie
Und dem nimmerſatten Truge.
C. L.

### 3. Anagramm.

Heimatsgedanken voll Sehnſucht, fromme, inbrünſt'ge Gebete,
Heimliches Lieben und Hoffen, ſüßes und ſchmerzlich Erinnern
Weiß ich zu wecken und gern lauſche und tröſte ich mild.
Wechſeln die Zeichen, ſo flieht phantaſtiſches Sinnen und Fühlen,
Wandelnd ſich zu der Geſtalt voll Kraft und lebendiger Friſche,
Wie ſie ein fränkiſches Land Ruhm ihrem Namen erwarb.
M. Sch. (Kaſſel).

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Bilderrätſel.

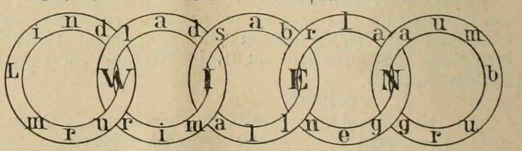


### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 7.

1. Arithmogriph.

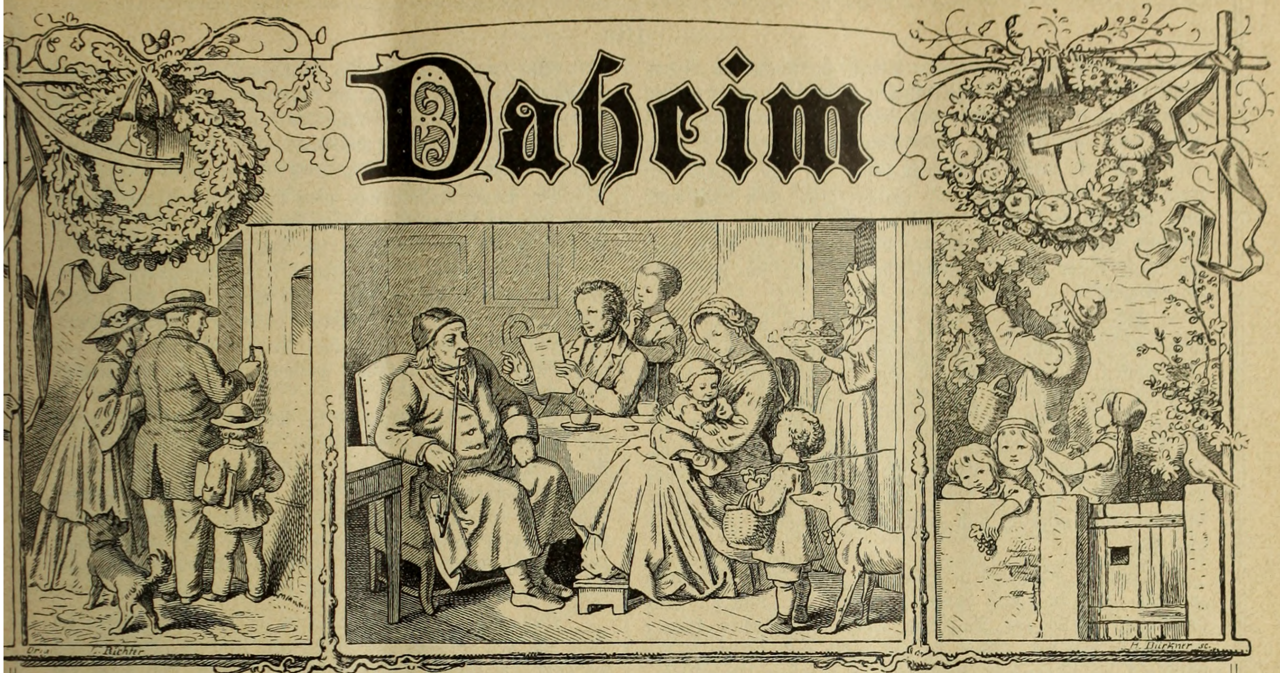
| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| M | ü | n | **c** | h | e | n |
| M | a | **r** | o | **k** | k | o |
| B | **a** | d | a | j | **o** | z |
| **M** | e | l | i | n | i | **t** |
| A | **s** | t | a | r | **t** | e |
| A | r | **i** | z | **o** | n | a |
| H | u | m | **B** | e | r | t |

2. Kettenrätſel.



**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Der Kinderfreund. Gedicht von Frida Schanz. Zu dem Bilde von Werner Zehme. — Der neueſte Getreidekorner an der Berliner Börſe. — Meiſter Kern und Herr Wiesling. Ein Bild aus dem Berliner Handwerkerleben. Von Hanns von Zobeltitz. Schluß. — Von Holtenau nach Brunsbüttel. Bilder vom Bau des Nord-Oſtſeekanals. Von H. v. Spielberg. Mit fünf Illuſtrationen und einer Karte. — Die eiſerne Zeit. Die Staaten des Dreibundes gegenüber Rußland und Frankreich. — Am Familientiſch. Univerſitäten. — Vereinsweſen. — Naturkunde. — Erdkunde. — Zoologie. — Forſchungsreiſen. — Verkehrsweſen. — Sport. — Hygieine. — Technik. — Gartenbau. — Buchhandel. — Prunkharniſch aus dem Germaniſchen Muſeum. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 28. November 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. № 9.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Wennehr kümmt Domine t'rügg?“ fragte die Küſterin, die den beiden mit ihrem triefendnaſſen, kranzloſen Sarge die Kirche aufſchloß.

„Dat geiht Se nicks an.“

„Dat geiht mi doch wat an; de Köſter is d'r bi.“

„Ick weet d'r nicks van.“

„Wo is denn ſien Swoager Arend, Buur?“

„De is doar, wo 'e ſäker is —“

„Un' de Wichter?“

„Dat finn't ſick —“

Weiter war keine Auskunft zu erlangen, zum Verdruß der Küſterin.

„Dat's 'n leeget Lewen in Wührden,“ damit verabſchiedeten ſich die Sargträger ſtehenden Fußes wieder, und die Küſterin watete durch den aufgeweichten Pfad zur Paſtorei, um ihren mangelhaften Bericht abzuſtatten.

„Sie ſollte oben in Domines Stube alle Tage ein kleines Feuer anlegen, Köſterſche,“ ſagte Chriſtine, deren friſches Geſicht durch Sorgen und Nachtwachen ſeine Roſen eingebüßt hatte. „Wenn er zurückkommt, iſt ſonſt alles durchkältet.“

„Uſe Torf geiht all upp't Le 'ſt, Mummeſell,“ entgegnete die Küſterin, und Chriſtine füllte ihr die Schürze voll, hinter dem Rücken der Mutter. Sie wollte in ihrer Stube kein Bröckchen mehr heizen, nur Leberecht ſollte ein warmes Zimmerchen vorfinden. —

Erſt am Donnerstag ward ihre Sehnſucht geſtillt. Nachmittags, als ſie ſpinnend auf dem Fenſtertritt gegen Süden ſaß, erkannte ſie den herannahenden Norwegerkahn ſchon in weiter Ferne. Allein er kam nicht von Wührden, ſondern aus der Stadtrichtung, von Mittelbauerſiel herauf. Entgegeneilen durfte ſie dem Boote nicht. Die Mutter verweigerte es, das Wetter war zu grauſig. Als jedoch die Dämmerung ſank, ohne daß Leberecht in der Paſtorei erſchienen war, litt es Chriſtine nicht länger in ihrer ſehnenden Unruhe daheim. Durchs Hinterthürchen lief ſie im ſtrömenden Schneeregen zum Küſterhauſe hinüber, um dort wenigſtens zu erfahren, wie es den beiden Männern ergehe. Die Küſterin hängte in einem der leeren Viehſtände durchnäßte Kleidungsſtücke zum Trocknen auf die Leine, der Küſter ſaß, in eine zerſchliſſene Steppdecke gewickelt, zähneklappernd am Herde.

„Das ſind 'n paar höll'ſchen ſaure Tage für Domine un' mich geweſen, Mamſell,“ ſagte er mit ſeiner lauten, klangarmen Stimme. „Ich hab' mich all wieder 'n bäten verhoalt, aberſt Domine, der is man ſchlecht auf'n Schick. Löſchenwollen un' nich Löſchenkönnen, un' denn die Franſchen mit ihr großes Maulwerks, das is Domine zuviel geworden. Un' denn das mit Gerd Arend. Soll ich mal lunkohren, ob Domine Sie ſeh'n will, Mamſell Stinchen? Moder, froag du em.“

Leberecht jedoch hatte Chriſtinens Kommen ſchon von oben gehört und rief an der Treppe nach ihr.

Sie flog hinauf zu ihm und drückte ſich, nicht mehr Herrin ihrer Empfindungen, ungeſtüm in ſeine Arme. Sie folgte ihm ungeheißen in ſein Stübchen und ſah dort, in hausmütterlichem Inſtinkte, vor allen Dingen nach dem Feuer im Öfchen. Er hatte ſich im Seſſel zurückgelehnt und wehrte ihr matt, als ſie an ſeiner Seite niederkniete und ſeine Hände um ihr eigenes Geſicht legte. Sie glühten und zuckten wie in heftigem Schmerze an ihren kühlen Wangen, und nun erſt ſah ſie beim ſchwachen Dämmerlichte des ſcheidenden Tages, daß ihre Innenflächen voller Brandwunden waren. Ein Schreckensruf entfuhr ihr. Welche Veränderungen auch in ſeinem Geſichte! Verſengt das ſchöne, volle Haar, ein dunkler, breiter Schorf quer über der Stirn, die geröteten Augen wimperlos, die dichten, regelmäßigen Brauen zu ausſetzenden Bogenlinien entſtellt. Ach, und wie ſchwermütig ſein Blick, wie leidend der Ausdruck ſeines Mundes!

„Ich bin krank, es iſt wohl beſſer, ich lege mich nieder, mein gutes Kind,“ ſagte er. „Frage mich noch nicht nach dem, was ich erlebt habe. Wiſſen ſollſt du alles, du mein geliebter Troſtesengel — ſpäter. Mir brennt der Kopf, geh, laß mich lieber allein. Selbſt dich vermag ich jetzt nicht zu ertragen.“

„Komm mit mir zu uns, laß mich dich pflegen,“ verſuchte ſie zu bitten, er aber ſchüttelte abwehrend den Kopf. „Einſamkeit, nur Einſamkeit für heute,“ wiederholte er, nahm ſie einen Augenblick auf ſein Knie, um ſie mit ſeinen trocknen, heißen Lippen zärtlich zu küſſen, und verſchloß hinter ihr die Thür, als ſie endlich und widerwillig von ihm ging. Es währte eine ganze Weile, bis er ſie langſam treppab ſteigen hörte, aber er legte den Kopf aufs Fenſterſims, kurz und raſch atmend, und regte in Übermüdung nicht Hand noch Fuß.

Allein er ſchätzte ſein Bedürfnis nach Einſamkeit doch zu hoch. Als es völlig dunkel geworden war und die ganz unbeſchützte Helle der Talgkerze ſeinen entzündeten Augen empfindlich wehthat, löſchte er das Licht und heftete ſeinen Blick auf die winterliche Finſternis da draußen. Das Fieber in ſeinen Adern ließ ihn nicht ſchlummern, die feuchte Kälte, die zwiſchen den ſchlechtgefugten Teilen des Fenſterrahmens eindrang, durchſchauerte ihm Mark und Bein. Immer verworrener und ſchreckhafter wurden ſeine Gedanken. Er durchlebte die furchtbaren Wührdener Nachtſzenen noch einmal, und die regneriſche Dunkelheit erſchien ihm wieder erhellt vom roten Schein lodernder Flammen.

Er ſah Arends blutrünſtige Hände an den Stricken zerren, mit denen die Gendarmen ihn gefeſſelt hatten; er hörte des Unſeligen heiſeres Schreien nach ſeinem Wammſe, in dem Reemts Trauſchein ſteckte: „De Schien! Junge! woahr di den Schien! Kärl, Kärl! dat Poppier!“ Vorhin, als er die engliſchen Waffen im Keller verborgen, hatte er das Wamms ausgezogen und wieder anzulegen vergeſſen. Nun verbrannte es mit all dem übrigen. Leberecht war ſelbſt zur Rettung auf die Kathe zugeſtürzt, das Feuer leckte ihm Geſicht und Hände, die Gendarmen riſſen ihn zurück und drohten und fluchten wüſt. Er hörte das Jammern der vier kleinen Mädchen, die ſich in Todesangſt an Cord Ahlers Rock hängten und weinten. „Moder! Moder ſchall koamen!“ Mutter konnte nicht kommen. Da trugen ſie ihre Leiche, ſtarr geſtreckt, kaum notdürftig verhüllt, in Haſt aus dem brennenden Hauſe, das Kindchen im Sarge hinterdrein. Wohin damit? Irgend ein barmherziger Mitmenſch nahm ſie in Obhut, ſchaffte ſie hinweg aus Brand und Rauch und rief dem tobenden Gefangenen unten am Landeplatz zu: es ſolle für ein rechtliches Begräbnis geſorgt werden. Von Wurth zu Wurth eilten Kähne hin und her, wildes Rufen, Flehen, Geheul der Angſt. Und all den Greuel übertönend das überlaute, welſche Kommandieren, dazwiſchen das unheimliche Brauſen und Kniſtern der Flammen, das Rauſchen des Waſſers um die haſtigen Ruder. In Leberechts Geſicht und den verbrannten Händen bohrte dazu der ſcharfe Wundſchmerz. Von einem wendete er ſich zum anderen um Einſicht, um Mitleid, aber ſein Franzöſiſch ließ ihn vor Aufregung und Empörung im Stich, und um ein Haar wäre auch er gebunden und abgeführt worden, wenn er nicht eben zu rechter Zeit an ſich gehalten hätte.

Dann hatte plötzlich eine ſchnarrende Stimme nach Reemt Arend gerufen. Nirgends eine Spur von ihm. Die ſchnarrende Stimme verlangte des Flüchtigen Signalement: jeder der Anweſenden gab, wie auf Verabredung, eine andere Beſchreibung des Entwichenen: ein rauhes Lachen ward irgendwo laut, aber der Lacher ließ ſich nicht auffinden. „Vous nous paierez ça! Tous de vous — tous, tous! sacré nom d'un chien!“

Nun war die Hälfte der fremden Quäler in Wührden zurückgeblieben, um Strafe zu vollziehen, die übrigen hatten ihren Gefangenen brutal ins Schiff geſtoßen, daß er fiel und hart mit dem Kopfe aufſchlug, den Sack mit den gehehlten Waffen warfen ſie hinterdrein und fort!

Da, wenig Ruderſchläge vom Dorf entfernt, wo ſich die große Höveder Bracke dehnte, hatte ſich urplötzlich ein grimmiges Geſchrei unter den Franzoſen im Schiff erhoben.

„Aux armes! tirez! tirez!“ und ſie feuerten einem ſchwimmenden Menſchen nach. Sie trafen ihn; da — dort: Blitz und Knall; der Schwimmende that einen markerſchütternden Schrei — noch eine Salve: er bäumte ſich hoch auf, die Waſſer ſpritzten, rücklings verſank er in der gurgelnden Tiefe der Bracke. — — —

Auf Leberechts Stirn perlte kalter Schweiß. Er erhob ſich und begann haſtig in ſeinem engen Stübchen hin und her zu ſchreiten, obwohl die Füße bleiſchwer unter ihm waren. Nicht entrinnen konnte er dieſen Bildern des Entſetzens. Alles war umſonſt gethan worden, womit er ſein heiliges Amt entweiht hatte unter dem Drucke der Not: die Zwangstrauung, die Einſegnung des unredlichen Gutes. Der Frevelthat war die härteſte Strafe auf dem Fuße gefolgt.

Wenigſtens nach Kräften hatte er dann das Seine gethan, um den Stachel des grauſamen Unheils abzuſtumpfen. Er hatte die beiden Leichen einſargen laſſen und nach der Inſel vorausgeſchickt, die ganz verwaiſten Kinder ſelbſt mit ſich zur Stadt genommen und für ihre Unterbringung im lutheriſchen Waiſenhauſe geſorgt. Ja, es war ihm ſogar mit unendlicher Mühe gelungen, Reemt Arend von der Konſkription frei zu machen. Zwar, ſeine Haft mußte er für den Fluchtverſuch verbüßen ohne Gnade; dann aber würde er ſich ſelbſt wieder angehören, wenn er ſich ſofort den Behörden ſtellte. Wo aber war er? Vogelfrei ſtreifte er im Lande umher und verſchlimmerte ſeine Sache.

In der Stadt hatte Leberecht die neueſten Zeitungen geleſen. Den unklaren Siegesbericht von Malo-Jaroslawecz, in dem ein Satz dem anderen zu widerſprechen ſchien, namentlich in der ungeſchickten, deutſchen Überſetzung des franzöſiſchen Bülletins, die ewigen Tiraden über das herrliche Wetter und des herrlichen Kaiſers unverwüſtliche Geſundheit, die oberflächliche Erwähnung der unbequemen Koſakenpulks und dann ein grelles Streiflicht, das die nackte Wahrheit blitzgleich ahnen ließ: hundert Chirurgen ſeien durch Poſen marſchiert, um ſich unverzüglich zur großen Armee zu begeben.

Wieder zeigte ihm ſein fieberndes Hirn lange Züge verwundeter Soldaten, die elend und lebensſatt durch die troſtloſe Steppenwüſte dahinſchwankten, ihren berittenen, wohlgepflegten Generälen nach.

Eintönig ſchlug der Regen von draußen gegen ſeine Fenſter. Eine Angſt, eine Traurigkeit ſondergleichen bemächtigte ſich ſeiner Seele, und das Gefühl körperlichen Leidens überwältigte ihn mit einem Male.

Faſt ohne daß er ſich des „Wann“ und „Wie“ bewußt geworden war, ohne gepocht oder gerufen zu haben, ſtand er plötzlich, ganz in ſeinen Mantel gewickelt, inmitten der Wohnſtube des Paſtorenhauſes und ſtreckte die zitternden Hände nach irgend einem Halt taſtend ins Leere.

Mutter und Tochter ſprangen auf, ſchoben ihre Spinnräder beiſeite und geleiteten den halb Bewußtloſen um den großen Tiſch herum zum Kanapee. Er flüſterte ein paar undeutliche Dankesworte und kauerte ſich, wie ein Schwerkranker ohne Willen und Rückſicht in der Sofaecke zuſammen. Das milde Licht der Schirmlampe ſchwamm vor ſeinen trüben Blicken, und er fühlte das wortreiche Bedauern der Paſtorin über ſich hinfluten wie die Waſſer eines ſeichten Stromes.

Sie eilte, in Mitleid aufgelöſt, zur Küche an ihr Allheilmittel, die Theebüchſe, während Chriſtine ihre eigene Wolldecke aus dem Schlafſtübchen holte. Geſchickt hüllte ſie den Froſtbebenden hinein, befreite ihn vom Mantel und löſte ihm das enge Halstuch. Dann brachte ſie ihn in eine bequeme Lage, alles mit ſanfter Gewalt und ohne Zimperlichkeit, als ſei ſie nicht ſeine Braut ſeit vier kurzen Tagen, ſondern ſeine Gattin ſeit der gleichen Zahl von Jahren.

Nach und nach erholte er ſich ein wenig unter der ungewohnten Sorge und Pflege weicher Frauenhände. Der alte Herr, der ganz vertieft in ſeine Chroniken am Schreibtiſch der Studierſtube geſeſſen hatte, kam herein, mit Hilfe von Krücke und Wand, ſetzte ſich vorſichtig neben ſeines Helfers improviſiertes Krankenlager, und unter mannigfachen Stockungen und Wiederholungen berichtete Leberecht in großen Umriſſen von ſeinen jüngſten Erlebniſſen.

Eine Erbitterung, die er nicht zu beſiegen vermochte, tobte immer heftiger in ihm: er ſprach wie ein Aufrührer, bis ihn die Mattigkeit förmlich niederſchlug. Schließlich übermannte ihn ein fieberiſcher Schlaf, und wohl eine Stunde lag er ſo, das entſtellte Geſicht mit geſchloſſenen Augen an Chriſtinens Arm gelehnt. Dann ſchrak er wieder auf, wollte ſich erheben und ins Küſterhaus zurückkehren, aber ſeine Pflegerinnen ließen ihn nicht fort. Freilich ein Gaſtzimmer gab's in der Paſtorei nicht, wenn auch der Raum dazu vorhanden geweſen wäre. Aber die leeren Manſardengemächer waren unbenutzt, ungelüftet und kalt ſeit Jahr und Tag; man mußte ſuchen, ſich anders zu helfen. So ward Leberecht, da er Chriſtinens zierliches, kleines Reich rundweg von der Hand wies, nach beſter Möglichkeit auf dem Kanapee gebettet, und die Paſtorin ließ ſich die Nachtwache nicht nehmen. Geſchäftig huſchte ſie bis nach Mitternacht ab und zu und trug ein ganzes Arſenal gegen den Tod zuſammen, ehe ſie ſich ſelbſt Ruhe gönnte bei ihrem Strickſtrumpfe und Voſſens „Louiſe“. Darauf ſah Leberecht ſie allgemach im Sorgenſtuhl einnicken, ihr regungsloſes Profil zeichnete ſich im Lichtkreiſe des Dochtlämpchens als feiner, grauer Schattenriß an die weißgetünchte Stubenwand. Allein kämpfte der Leidende wider die Fiebergeſpenſter um ihn her, bis ſich vorſichtig die Flurthür öffnete und Chriſtine unhörbar hereinglitt. Leiſe ſetzte ſie ſich auf den Rand des Kanapees, ganz dicht zu dem Geliebten, und hielt ihm das Glas mit Himbeerwaſſer an die Lippen. Als er ihr flüſternd klagte, wie ſehr ihn die wilden Phantasmagorien quälten, zog ſie ſeinen ſchmerzenden Kopf an ſich, hüllte ihren „warmen Tröſter,“ mit dem ſie ſich gegen die Nachtkälte geſchützt hatte, wieder um ihn her, wie am vergangenen Sonnabend auf der Orgelempore, und faltete ihre Hände um ſeinen Nacken. So fand ſie die Mutter, eng vereint und feſt ſchlafend, als ſie ſelbſt gegen Morgen erwachte. Gefühlvolle Thränen vergoß ſie beim Anblicke dieſes rührenden Bildes und hielt das Haus totenſtill für ihre lieben Beiden, bis Chriſtine verſchämt und reumütig zu ihr in die Küche ſchlüpfte, um Leberechts Morgenſuppe zu bereiten.

Anderen Tages ſprach Leberecht den Totenſegen an Frau Arends und ihres Kindes friſchem Grabe, in dem ein Regenpfuhl ſtand. Am Sonntage darauf ward ſein erſtes Aufgebot mit Demoiſelle Chriſtine Torbeeken von der Kanzel herab verleſen. Seine Papiere hatte er wohlgeordnet aus der Stadt mitgebracht.

## Elftes Kapitel.

Das Glück breitete die Arme nach ihnen aus, aber ſie ſtürzten ſich nicht blindlings hinein. Ihr Brautſtand von wenig Wochen brachte viel Rechnen, viel Sorgen. Die materielle Grundlage ihres Bündniſſes war ſelbſt für jene Tage eine verſchwindend kleine. Dennoch beſaßen ſie große Schätze, Geſundheit, Jugend, geiſtige Intereſſen in Fülle, und eines ſah im andern gläubig ſein Liebesideal. So umgaben ſie alle die Wolken und Wölkchen ihres Himmels mit goldenem Saume und vermochten auf ihrer beſcheidenen Scholle das irdiſche Paradies zu pflanzen und ſich von deſſen Blütenbäumen die ſchauerliche Wüſtenei der Wirklichkeit verbergen zu laſſen.

Mit der Wohnungsfrage wurden ſie am raſcheſten fertig. In den leeren und unbehaglichen Manſardräumen des Paſtorhauſes wollten ſie nicht leben. Sie lagen nach Norden und hatten ſchräge, ſchadhafte Fenſter. Ohne Sonnenſtrahl vegetieren, von den kälteſten Winden umbrauſt ſein, und dazu jeden Groſchen dreimal umdrehen müſſen, das ging ihnen durchaus nicht in den Kopf hinein, ſoviel auch die Mutter zu gunſten des Vorſchlags zu ſagen wußte.

Bis in die Küſterei war's ja Gottlob keine Tagereiſe! Dort gedachten die beiden als ſelbſtändige Eheleute zu hauſen, droben in Leberechts ſonniger Giebelſtube mit dem Bodenkämmerchen daneben und dem Herdwinkel unten in der Diele der Küſterin. Es war nicht einmal ſoviel wie „eine Hütte und ein Herz“, und dennoch ſtichelte Chriſtine den lieben, langen Tag mit vollſter Brautſeligkeit an den ärmlichen Fähnchen und Läppchen, mit denen ſie ihr winziges Heim auszuſtaffieren gedachte. Wie jubelte ſie über den wurmzernagten Betthimmel aus der Rumpelkammer und die Gardinen aus geblümtem Gingham, die der großen, grüngemalten Bettſtelle Pracht und Behagen zugleich verleihen ſollten, wie nett wußte ſie aus lauter Tuch- und Wollreſten die ſchönſte Fußmatte unter Leberechts Schreibtiſch zu flechten. Unermüdlich trug ſie ihre Pelargonien und Nelkenſtöcke und die Brautkranzmyrte von Fenſter zu Fenſter den winterlichen Sonnenſtrahlen nach, damit ſie ja recht gediehen, und für jede Elle Leinwand, die aus der meſſingbeſchlagenen Ausſtattungstruhe ans Tageslicht kam, fiel ſie der Mutter zehnmal um den Hals. Sie war die liebreizendſte Braut, die ſich denken ließ, und ſpendete dem Verlobten aus dem Vollen ihres reichen Herzens.

Soll und Haben machte Chriſtinens achtzehn Jahren nicht das mindeſte Kopfzerbrechen. Mein Gott, wie wenig bedurften zwei Glückliche, um ſatt und warm zu werden! Mit rührendem Leichtſinn freute ſie ſich weit mehr über Leberechts Geſchenk: Klopſtocks Werke in einer hübſchen Ausgabe mit Titelkupfern, als über die Stiege Flachs und das Beutelchen Roggenmehl, die ihr Bauer Alhers eines Tages für die künftige Wirtſchaft verehrte.

Er brachte auch Nachricht von ſeinem Neffen Reemt Arend. Der hatte im Wurſter Lande glücklich eine Knechtsſtelle gefunden, bei einem Hausmann unweit des Dorfes Dingen, und es ging ihm gut dort. Sein Herr galt für einen heimlichen Patrioten, und ſicherem Vernehmen nach hatte er ſich's einen wackeren Thaler Geld koſten laſſen, um den deutſchgeſinnten Knecht von Verfolgung und Gefängnisſtrafe loszumachen. Gerd Arends ſchrecklicher Tod ſoll ihm ſehr nahe gegangen ſein, und es war ihm eine ſtarke Genugthuung geweſen, den verdammten „Parlewuhs“ einen Konſkribirten wegzukapern. Tönjes Biehl, ſein Nachbar, auch ein Großbauer, hatte ihn beſonders dazu angereizt.

Leberechts Geſundheit hatte ſich raſch wieder gefeſtigt. Sein Körper und ſein Geiſt waren ſtark und elaſtiſch wie Toledaner Stahl. Dankbaren Herzens genoß er die Adventswochen vom ſechſten bis zum zwanzigſten Dezember und klammerte ſich mit allen Lebensfaſern an ſeinen Liebesbeſitz. Abends ſtudierte er, die Geliebte im Arm, mit ihr Klopſtocks Oden und Mathiſſons Elegien, des jungen Werthers Leiden und Voſſens Idyllen. Bis in die Nacht hinein ſaßen ſie über ihren Büchern. Allein vom „Meſſias“ mochte Leberecht nicht viel wiſſen. Der abgefallene Engel-Teufel Abbadonna war ihm zu ſüßlich, und er redete heftig gegen Chriſtinens Schwärmerei, während ſie ſich in die kernigere Geiſteskoſt, den verdeutſchten Aulus Serenus und ſeine Insula perdita, nicht hinein zu finden vermochte. Ja, ſie ſchmollte förmlich ein bischen über den Vergleich des verfluchten, lipariſchen Eilandes mit ihrem Heimatsinſelchen, das in dieſen ſchönen Brautzeittagen licht und freundlich unter dem blaßblauen Winterhimmel lag. Verſchwunden waren Eis und Schnee, und die weiche Luft täuſchte den Frühling vor.

Am letzten Adventſonntage kamen die Kirchgänger wieder in Scharen zur Inſel und erbauten ſich an des jungen Domine herrlicher Predigt, die zum erſtenmale Ruhe, Troſt und Hoffnung atmete: „Der Herr iſt nahe.“

Froh leuchtete die Sonne zum Fenſter herein, und im Paſtorſtuhl ſaß wahrlich heute Domine Torbeeken zwiſchen Decken und Wärmſteinen. Die Bauern nickten ihm zu: ſie hingen auf ihre phlegmatiſche Weiſe an ihm, wenn er in ihren Augen auch nicht mehr der Mann der Jetztzeit war. Der ſtand dort oben auf der Kanzel und redete knapp und klar und ließ ab und zu ſeinen großen, glänzenden Blick hinüber zur Orgel ſchweifen, wo Mamſell Stinchen ſaß und ſpielte, „wie ein Engel vor Gott“ anzuſehen im goldenen Sonnenſchein.

Zum erſtenmal hörte Torbeeken ſeinen Schwiegerſohn predigen. Freudig und zufrieden ſchaute ſein ehrwürdiges Geſicht unter der Sammetkappe zur Kanzel auf, mit gefalteten Händen lauſchte er dem Orgelſpiel ſeiner Tochter. Sehen konnte er ihr Antlitz nicht, deſſen Augen in Thränen ſtolzen Glückes ſtanden, aber ihr ſeelenvolles Spiel erquickte ſein Vaterherz und bereitete es ganz beſonders zu der erhebenden Abendmahlsfeier nach der Predigt. Alle drängten ſich herzu und genoſſen das Heil mit Hunger und Durſt. Die Währdener Ereigniſſe waren ihnen eine ſtarke Aufrüttelung aus der Geiſtesträgheit geweſen. Dieſe Menſchen begannen endlich alles Ernſtes an Stelle des „ich dulde“ das „ich will’s ändern!“ zu ſetzen und ſich zu ſagen, daß die Grenze des Ertragens erreicht und die Stunde des Abſchüttelns in Sicht ſei. Noch ſtanden ſie diesſeits der Grenze, aber ſchon hielten ſie in Erwartung den Atem an. Das Waſſer ſollte ſich erſt verlaufen: dieſe Bedingung zur beſſeren Aktion gegen den Feind hatten ſie ſich, in ſtillſchweigender Übereinkunft, als Endziel ihrer Gelaſſenheit geſetzt. Einmütig, in mehr oder minder klarem Ausdruck beteten alle die Männer heute das Gleiche, daß der Herr, der da verkündet war, als ein Herr des gerechten Gerichtes vom Himmel zur Erde niederſteigen möge.

Keiner hier im Moore wußte ſeit zwei Wochen, wie es auf dem ruſſiſchen Kriegsſchauplatze ſtand. Denn wegen eines Zeitungspäckchens machte der Bote den weiten Weg von der Stadt nicht hinaus, und der Maire war ſaumſelig in ſeinen Mitteilungen.

Endlich, am Abende dieſes Sonntags, kam der Bote mit einem Köfferchen Weißzeug für Mamſell Torbeekens Ausſteuer und den veralteten Zeitungen von der des ſechſten Dezember an, die das achtundzwanzigſte Bülletin der großen Armee enthielt, vom elften November aus Smolensk datiert.

„Am erſten November war das kaiſerliche Hauptquartier zu Wiazma und am neunten zu Smolensk. Das Wetter war bis zum 6. ſehr ſchön, aber am 7. fing der Winter an, und die Erde wurde mit Schnee bedeckt. Die Wege ſind ſchlüpferig und für die Trainpferde ſchwer zu paſſieren. Wir haben viele durch den Froſt und die Fatiguen verloren; die nächtlichen Bivouaks ſchaden ihnen ſehr.

Seit dem Gefecht bei Malo-Jaroslawez hat die Avantgarde den Feind nicht geſehen, ausgenommen die Koſaken, welche wie die Araber an den Flanken ſtreifen und umherſchwärmen, um zu beunruhigen.

Seit dem ſchlechten Wetter vom 6. haben wir mehr denn 300 Zugpferde verloren und beinahe 100 Munitionswagen ſind zerſtört worden. — — — — — — — —

Die Geſundheit des Kaiſers iſt nie beſſer geweſen.“

„Und die Menſchen? — Kein Wort über die Menſchen? Nur von ihm, dem Oberſten aller Egoiſten und ſeinem toten Kriegsmaterial!“ rief Leberecht, der aus den Zeitungen vorlas, in heftigſter Entrüſtung. „Herr im Himmel, was läſſeſt du zu?! Was ſollen wir glauben? was fürchten? — Leſen Sie’s nachher in Ruhe, lieber Vater, was der Marſchall Gouvion de Saint-Cyr über das Gefecht bei Polocz berichtet. Trotz aller Vorſicht liegt doch die Schlappe in jedem Satze verborgen. Zergliedern Sie’s nur: Die Pferde werden beklagt, weil der Menſch, das koſtbarſte Kanonenfutter, wahrſcheinlich ſchon zu ſchanden getrieben iſt!“

„Ja wohl, ſo iſt es!“ fiel Chriſtine ein, die über ein anderes Blatt gebeugt ſaß. „Unſere Soldaten deſertieren in Scharen von der großen Armee, und da ſteht’s, daß ſie zum Erbarmen ausſehen. O, das nenn’ ich mir eine ſchöne gloire! Und ſieh hier, Lieber, was man in England dazu ſagt: ‚Mit Bedauern nehmen wir im Leſen des Bülletins der großen Armee wahr, daß man ſich zu bemühen ſcheint, im Dunklen zu laſſen, wohin Napoleon ſeine Truppen marſchieren laſſen und wo er ſeine Winterquartiere nehmen will.‘ Wird da nicht ausgeſprochen, was wir kaum in Worte zu faſſen wagen? Winterquartiere! Sie irren vielleicht in Eis und Schnee umher — —“

„Nein! das ertrage der Patriot!“ Leberecht ſprang auf und durchmaß, die zerknitterte Zeitung in Händen, das Zimmer. Er hätte nicht ruhig ſitzen können. „Sie ſagen nichts dazu?“ wendete er ſich an die Eltern, die ſtumm blieben. „So war’s am 11. November, ſeitdem ſind anderthalb Monate verſtrichen! Malen Sie ſich’s aus, welches Elend ſeitdem mit dem Schnee über die Steppe hingeſchüttet worden iſt —“

„Was nützt das Ausmalen, mein guter Sohn,“ entgegnete der alte Mann bitter: „wir bringen mit unſren ſtärkſten Farben doch nichts zu ſtande als eine geſtaltloſe Sudelei, aus grellen, widerſtreitenden Tönen zuſammengeklext. Hören Sie zu den Schreckenspoſten den Jubel der guten Stadt Bremen zum Jahrestage der Krönungsfeier Ihres oberſten Egoiſten: Tedeum, Diner beim Präfekten, freies Schauſpiel, Illumination und Ball auf der Börſe bis zum lichten Morgen, unter allgemeiner lebhafteſter Freude. Da ſteht’s wörtlich. Ich ſehe kein Licht durch dieſen Brodem aus dem Sumpfe, und ſo beuge ich in Ergebung mein Haupt und danke Gott für unſere Stille und Abgeſchiedenheit. Wenigſtens Redlichkeit herrſcht unter uns — keine Heuchelei, keine blutenden Herzen.“

„Mein Herz blutet,“ gab Leberecht zurück und hielt gewaltſam an ſich, um nicht mit der geballten Hand auf die Tiſchplatte zu ſchlagen. „Hier in Ruhe ſitzen ſollen, ſich pflegen bei kräftigen Gliedern, nichts ſein als ein fauler Wortheld —“

„Ehe Sie bis Wilna oder gar nur bis Tilſit hinaufkommen könnten, müßten Sie doch ein Rachecorps anwerben, und bis dahin werden wir unſere armen Brüder von der großen Armee hoffentlich wieder im Lande haben,“ ſuchte die Mutter zu beſchwichtigen, und Chriſtine warf dem Hocherregten die Arme um den Hals und drückte ihren Mund auf die feuerrote Brandnarbe quer über ſeiner Stirn:

„Du ein Wortheld? Ich leid’ es nicht, daß du dich ſoviel geringer machſt, als du biſt! Haſt du hier nicht deine ehrenvolle Wunde? Ich bitte dich innig, lege nun die Zeitungen beiſeite, quäle dich nicht ſo ſchwer um die Vergangenheit, ſorge nicht ſoviel in die Zukunft. Haben wir beide nicht unſer Glück?“

Er legte ihr die Hand auf die Lippen und fühlte ihren Kuß dagegen glühen. Ihre heiße Liebe drängte überall zu Tage, mädchenhaft und unſchuldig trotz des Ungeſtüms.

„Biſt du denn nicht unendlich glücklich?“ fragten ihn ſtummberedt die blauen Augen, aber erſt zur Gutenacht gab er dieſer Frage Antwort, nachdem er den ganzen Reſt des Abends, an der Hand des Bülletins, ernſt und leidenſchaftlich mit dem Vater politiſiert hatte.

(Fortſetzung folgt.)

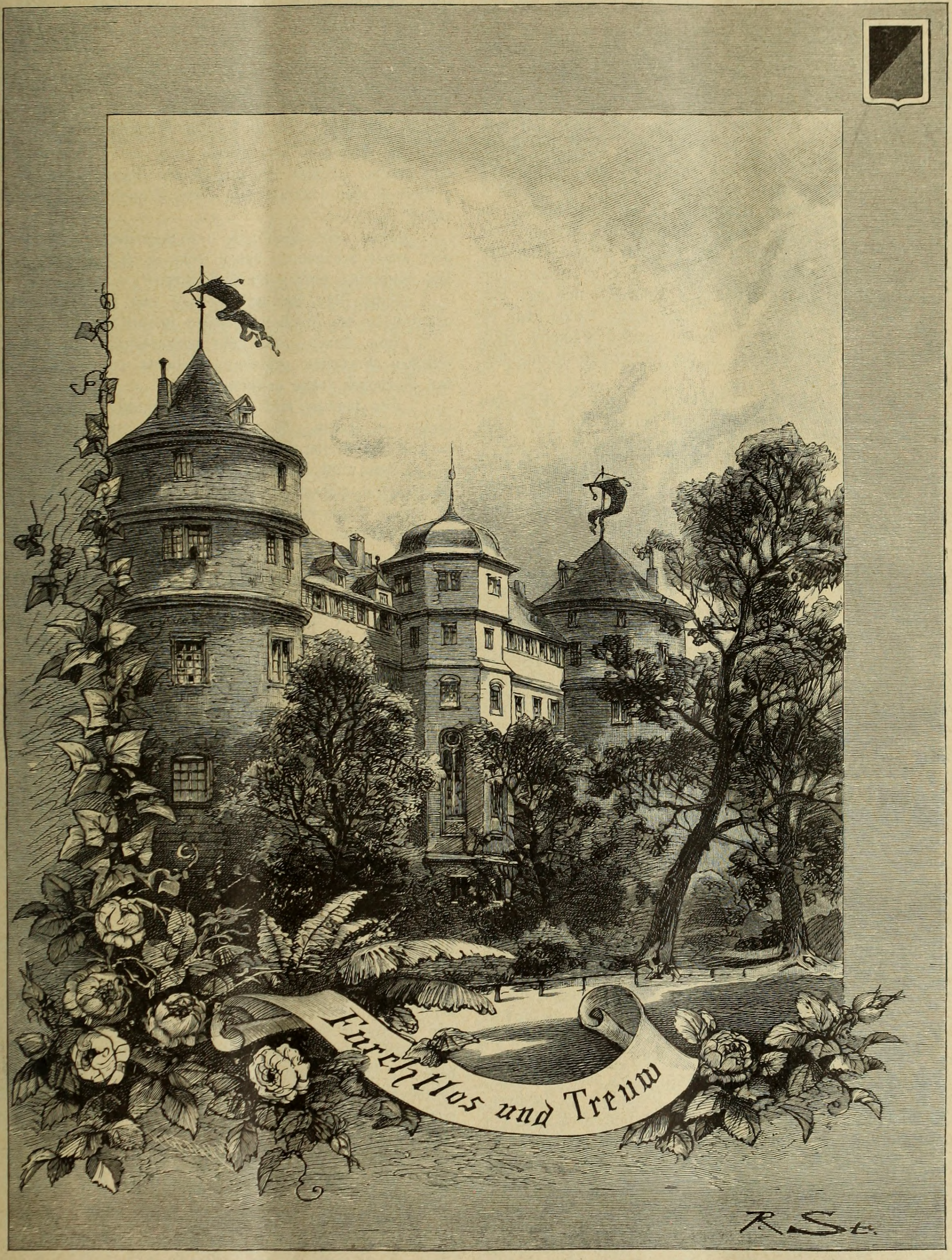
---

## Orgères im Dezember 1870.

Von K. Tanera.

Wieder Kriegserinnerungen!

Ja, wer Soldat iſt und das Glück gehabt hat, den Feldzug von 1870/71 in dem Armeekorps mitgemacht zu haben, das von allen deutſchen Korps am meiſten erlebte, im Korps „von der Tann“, der findet in der großen Taſche, die er bei ſich trägt, Erinnerung genannt, ſtets noch eine tüchtige Zahl intereſſanter Blätter, von denen er gerne das eine oder das andere wieder zur Hand nimmt und genauer betrachtet. Manches, was darauf verzeichnet ſteht, war ſchon faſt vergeſſen. Ein Zufall brachte es aus der Falte der Taſche, wo es lange Jahre verborgen geweſen, hervor, und


Furchtlos und Treuw
R. St.

Die Kapelle des alten Schloſſes zu Stuttgart, die letzte Ruheſtätte des Königs Karl von Württemberg.
Originalzeichnung von Karl Stieler.

ſiehe, es zeigt ſich beim Tageslicht in den alten friſchen Farben, es läßt noch deutlich erkennen, was ihm anvertraut war, es wendet Herz und Gedanken wieder nach jener großen Zeit. Dankbar ruht der Blick deſſen, der damals es aufgehoben und in jener Taſche verwahrt, auf ihm — und vielleicht auch der des Leſers.

Tiefer Schnee bedeckte die weiten, faſt ebenen Gefilde des Vorlandes von Orleans, der fruchtbaren Beauce. Ob ihre Äcker im Sommer 1871 wohl reicheren Ertrag brachten als vorher? Es wäre nur naturgemäß, denn reichlich gedüngt wurden jene ausgedehnten Flächen und zwar mit dem koſtbarſten Stoff, den man der Erde geben kann, mit Blut, dem Blut von vielen Tauſenden tapferer Krieger. Gerade die Gegend von Orgères weiß davon zu erzählen. Die Ruinen des Nachbardorfes Varize erinnerten an die verſchiedenen im Oktober und November daſelbſt ſtattgehabten Kämpfe, die Rauchſäulen aus den Häuſern von den nur wenige Kilometer entfernten Orten Villepion, Gommiers u. ſ. w. zeugten von der Heftigkeit der ſoeben erloſchenen Schlacht, und wer nur etwas Einſicht in die allgemeine Lage hatte, wußte, daß es morgen am 2. Dezember zu neuen ernſten Kämpfen etwa zwiſchen Loigny und Poupry, in der nächſten Umgebung von Orgères kommen werde.

Unſere 1. bayeriſche Diviſion war am 1. Dezember regelrecht abgewieſen worden. Eine einzige und noch dazu ſehr zuſammengeſchoſſene und darum nicht mehr die Hälfte der vorgeſchriebenen Zahl ſtarke Diviſion gegen fünf neu aufgeſtellte — das geht eben nicht. Bis wir aber die franzöſiſche Übermacht erkannt und die 2. bayeriſche Diviſion herangezogen hatten, war die Sonne hinter der fôret de Marchenoir verſchwunden, und in der Dunkelheit ließ ſich nichts Großes mehr unternehmen. Nur nachſehen mußte man noch, wie weit der Feind vorgedrungen, wo er mit ſeinen Maſſen ſtand, ob er ſeine Flügel zurückgebogen und anderes mehr. Am Tage iſt die Sache ziemlich einfach.

„Das n. Chevaulegers-Regiment klärt die Strecke zwiſchen den Straßen von Cormainville nach Châteaudun und nach Perouville auf, das x. links davon bis an die Bahn Chartres-Orlèans, die 1. Küraſſiere von da bis u. ſ. w.“

Hierauf ſprengen die Schwadronen in das Vorgelände, Patrouillen reiten als Führer voraus, bis ſie auf den Feind ſtoßen, beobachten und dann wird gemeldet.

In der Nacht vom 1. zum 2. Dezember war es anders. Erſtens ſtanden die beiden feindlichen Heere ſich ſo nahe, daß von einem weiten Vorſchieben von Reiterei keine Rede ſein konnte; zweitens verboten die vielen Waldparzellen der Kavallerie ein flottes Durchdringen, denn durch einen franzöſiſchen Buchen-Niederholzwald kommt ein Jäger zu Fuß ſchwer, ein Berittener aber gar nicht, und drittens war es zu dunkel, um zu ſehen. Man mußte lauſchen und deshalb ſich an und durch die feindliche Linie ſchleichen. Dazu paſſen ſchneidige Infanteriſten beſſer als die vorzüglichſten Pferde, denn das Klappern der Hufe auf dem gefrorenen Boden und das Wiehern und Schnauben der Roſſe kann man nicht verhüten, abgeſehen davon, daß man einen Reiter zehnmal leichter entdeckt als einen ſchlauen Jäger oder Musketier, der es verſteht, die Deckungen des Geländes zu benützen. Deshalb verſahen in jener Nacht unſere Infanterie-Patrouillen den Aufklärungsdienſt und wahrlich nicht ſchlecht. Bald kannten wir die Stellung der franzöſiſchen Vorpoſten ganz genau und wußten, daß der Feind uns jedenfalls bedeutend überlegen ſein müſſe. Das war damals nun gerade nichts Neues. Allein man mußte es doch wieder feſtſtellen, um die Angriffsbefehle für den nächſten Morgen zu entwerfen. Noch mehr, man wollte auch genau wiſſen, wo ſeine Hauptmaſſen ſtänden, um gegen ſie die wuchtigſten Schläge zu richten. Etwa hinter Nonneville? Oder bei Faverolles? Oder wo ſonſt?

Vorwärts des Hofes Villerand ſtand die äußerſte bayeriſche Feldwache. Ein Ordonnanzoffizier kam angetrabt.

„Herr Kamerad! Noch keine Meldung über die Gegend hinter Nonneville?“

„Nein, Herr Kamerad! Allein ich hoffe, daß der Unteroffizier, auf den ich am meiſten Vertrauen habe, jede Minute zurückkommt. Bis jetzt ſind alle meine Patrouillen auf die vorwärts Nonneville ſtehenden feindlichen Poſten geſtoßen und konnten keinen Einblick in das Gelände hinter dem Dorfe und hinter dem Höhenrücken, auf dem letzteres liegt, gewinnen. Warten Sie noch kurze Zeit. Wenn Dorlach, ſo heißt der Unteroffizier, überhaupt zurückkommt, d. h. wenn er nicht abgefangen wurde, ſo bringt er ſicher Nachrichten. Er iſt der verläſſigſte und ſchneidigſte Kerl der ganzen Kompagnie und beſitzt eine an Tollkühnheit grenzende Tapferkeit.“

Im Abſteigen vom Pferde frug der Ordonnanzoffizier von neuem: „Haben Sie auch keinen Lärm gehört, der auf größere Maſſen ſchließen läßt, keine Signale oder Kommandorufe?“

„Nein. Der Wind iſt uns ungünſtig. Dorlach wird aber etwas vernommen haben, denn er iſt zweifellos zwiſchen den feindlichen Poſten durchgeſchlichen.“

„Sind Ihre Patrouillen nicht von ſtärkeren Truppenabteilungen des Feindes beſchoſſen worden?“

„Von keinen, die nicht vorausſichtlich zu den franzöſiſchen Vorpoſten gehören. Vielleicht hat Dorlach hinter den Vorpoſten ſolche geſehen!“

„Sie machen mich wirklich neugierig, dieſen Dorlach kennen zu lernen. Nach Ihrer Schilderung muß er ja ein wahres Wundertier ſein.“

„Das nicht, ſondern ein ſtiller, ruhiger Menſch, der immer ſeine eigenen Wege geht. Allein unbezahlbar, wenn es etwas gegen den Feind zu thun gibt. Ich beſorge nur, daß er einmal in einen Hinterhalt fällt. — Was gibt es denn?“

Letztere Frage galt dem als Schnarrpoſten dicht vor der Feldwache ſtehenden Gefreiten, der mit der Hand ein Zeichen machte, um die Aufmerkſamkeit des Feldwachhabenden zu erregen. Als der Offizier ihn anſah, meldete er:

„Da kommt Unteroffizier Dorlach, Herr Leutnant.“

„Gott ſei Dank! Sie werden ſehen, Herr Kamerad, nun erhalten Sie die gewünſchte Nachricht.“

Gleich darauf trat der Erwartete mit angefaßtem Gewehr heran und meldete ſeinem Vorgeſetzten: „Nonneville iſt von etwa drei Bataillonen Infanterie beſetzt. Ich habe dieſelben in das Dorf marſchieren ſehen. Links hinter dem Höhenzuge, etwa 500 Schritt hinter der Linie Nonneville-Villepion, iſt das Biwak einer feindlichen Diviſion. Weiter öſtlich —,“ er machte eine Pauſe, um tief Atem zu holen nnd fuhr dann fort: „Weiter öſtlich, etwa bei Loigny, erkannte ich auch ein großes Biwak und“ — wieder eine Pauſe — „ebenſo bei Faverolles. Die Stärke der letzteren konnte ich nicht genau ſehen, halte ſie aber auch für — Diviſionen.“

Kaum war das letzte Wort aus ſeinem Munde, ſo wankte der große ſtarke Mann, ließ das Gewehr fallen und ſtürzte ſelbſt, ohne einen Laut von ſich zu geben, wie vom Blitz getroffen, zur Erde. Erſchrocken neigten ſich die beiden Offiziere über den Gefallenen, und einzelne Leute ſprangen herzu, um ihm beizuſtehen. Jetzt erſt beim Schein einer Laterne bemerkte man, daß dem Unteroffizier Blut aus dem Munde trat.

„Was iſt Ihnen, Dorlach? Sind Sie verwundet?“ Unter dieſen Worten ſuchte der Leutnant den Unteroffizier aufzurichten.

Matt, kaum hörbar, entgegnete derſelbe: „Es iſt aus mit mir, Herr Leutnant. Schuß durch die Bruſt.“ Dabei deutete er ſchwach mit der rechten Hand auf die linke Bruſt.

Schnell öffnete der Offizier, unterſtützt durch Mannſchaften, den Mantel und den Waffenrock Dorlachs. Was ſie ſahen, übertraf jede Erwartung. Die Leibwäſche und der ganze Körper des armen Unteroffiziers waren mit Blut bedeckt, das ſich unter der Uniform ausgebreitet hatte, weil es den dicken Rock und Mantel nicht durchſickern konnte. Jetzt erſt erkannte man auch, daß an der Stelle, wo Dorlach geſtanden und gemeldet hatte, der Schnee rot gefärbt war. Raſch wurde der Verwundete bis zur Hüfte entkleidet und mit Schneewaſſer gewaſchen. Da ſah man bald, daß ein kleines Geſchoß, alſo jedenfalls das eines Chaſſepotgewehres, etwa eine Handbreite über dem Herzen in die Bruſt Dorlachs eingedrungen und unter dem Schulterblatt auf dem Rücken wieder ausgetreten war. Die Waſchungen hatten den Verwundeten etwas belebt. Allein auch das Blut, deſſen Rieſeln durch das ältere geſtockte Blut und die aufgeklebte Wäſche bisher teilweiſe verhindert worden war, begann von neuem zu fließen.

„Wo iſt der Krankenträger*)?“

„Hier, Herr Leutnant!“

„Sofort Notverband anlegen. Dann den armen Dorlach in meine Decke wickeln. Kann einer von der Mannſchaft ſeine Decke entbehren?“

„Ich! Ich! Ich!“ rief es von allen Seiten. Während nun der Krankenträger, von dem Leutnant unterſtützt, den Verwundeten notdürftig verband, notierte ſich der Ordonnanzoffizier die Angaben Dorlachs. Dann las er demſelben vor, was er geſchrieben, und frug, ob er alles richtig verſtanden.

Der Unteroffizier nickte und fügte mit matter Stimme bei: „Ich habe den Eindruck, als ob der Feind morgen angreifen — werde, denn es — kamen immer neue Truppen in den Biwaks an.“

„Danke. Sie ſind ein braver Menſch. Mit einem ſolchen Schuſſe ſchleppen ſich wenige zurück, um noch ihre Meldung zu erſtatten. Wo haben Sie ihn denn erhalten?“

„Hinter Nonneville.“

„Was, ſchon hinter Nonneville? Dann ſind Sie ja mit dieſer ſchweren Wunde noch beinahe drei Kilometer marſchiert. Da wundert es mich nur, daß Sie ſich nicht verblutet haben.“

„Ich habe es auch. Ich werde ſterben — aber ich wollte — die Meldung zurückbringen.“

„Sie haben mehr wie tapfer, Sie haben heldenhaft gehandelt. Hoffen wir, daß auch Ihre Wunde heilt und Sie den Lohn für Ihr muſterhaftes Verhalten ernten können. Ich werde dem Herrn General melden, was Sie gethan.“

Wie ein ſeliges Leuchten ging es über das Geſicht des Verwundeten. Er äußerte aber nichts mehr. Der Ordonnanzoffizier beſtieg ſein Pferd, verſprach ſofort einen Arzt und Leute mit einer Tragbahre zu ſenden, grüßte den Leutnant und ſprengte zurück. Er brachte dem Stabe die wichtigſte Meldung der ganzen Nacht, die des Unteroffizieres Dorlach.

Nach all' den harten Schlachten der erſten Dezembertage, nach der ſo ruhm- aber auch opferreichen Wiedereinnahme von Orleans, nach den blutigen Kämpfen bei Beaugency und Cravant ritt eines Tages, am 18. Dezember, jener Ordonnanzoffizier von Orleans nach Orgères. Er trug fünf eiſerne Kreuze bei ſich, um ſie fünf dort liegenden Verwundeten im Auftrage ſeines Generals zu bringen. Vier konnte er den glücklichen Erwerbern aushändigen. Sie lagen zwar noch im Feldlazareth, allein die Ärzte hofften, ſie am Leben zu erhalten. Sie ſollten ſich des ſtolzen Ehrenzeichens noch lange erfreuen. Das fünfte mußte er wieder zu ſich nehmen. Unteroffizier Dorlach war wenige Stunden vor der Ankunft des Offizieres geſtorben.

Was letzterer über dieſen Helden von dem Arzte des Lazaretts erfahren, klang wie ein Roman. Dorlach hatte dieſen gebeten, ſeine letzten Grüße ſeinen Eltern zu ſchreiben und ſie im Namen des Sterbenden nochmals um Verzeihung zu bitten. Dabei hatte er ihm folgendes erzählt: Er war ein ſehr leichtſinniger Student geweſen. Sein tolles Leben ſtürzte ihn immer mehr in Schulden, und ſeine Streiche bewirkten, daß er es nicht vom Einjährigen zum Reſerveoffizier, ſondern nur zum Unteroffizier brachte. Nach ſeiner Dienſtzeit ſetzte er zum größten Schmerz ſeiner Eltern ſeinen ſchlechten Lebenswandel fort, und ſank ſo weit, daß er Wechſel auf Ehrenworte ausſtellte und nicht bezahlte. Dies alles drängte ſeine Eltern, die ſich die Erziehung des einzigen Sohnes am Munde abgeſpart hatten, endlich zum Entſchluß, ihn zu verſtoßen.

Da brach der Krieg aus, Dorlach mußte einrücken. Die allgemeine Begeiſterung ergriff auch den noch nicht ganz geſunkenen Studenten; er erkannte, wie ſchlecht er gehandelt, und bat ſeine Eltern um Verzeihung. Nicht ſo ſchnell wie er gehofft, verzieh der in ſeinem Innerſten verletzte Vater.

„Ich habe kein Vertrauen mehr zu dir. Du haſt mich und deine Mutter belogen. Du biſt nicht mehr mein Sohn.“ Dies waren ſeine erſten Worte.

Endlich nach langem Bitten, am Tage vor dem Abmarſch des Regiments, in dem Dorlach diente, wurde der alte Herr weicher. Beim Abſchied reichte er ſeinem Sohne wieder die Hand und ſprach: „Beweiſe mir deine Reue dadurch, daß du in dieſem heiligen Kriege ganz und voll deine Pflicht erfüllſt; ſei ein braver, tapferer Soldat und, wenn du Gelegenheit haſt, ſtrebe darnach, dir das eiſerne Kreuz zu erwerben. Kehrſt du mit dieſem zurück, dann will ich dir ganz und voll verzeihen.“

Mit ſolchen Worten entließ der Vater den Sohn. Letzterer ſchwor ſich ſelbſt, um jeden Preis, auch um den ſeines Lebens, das Vertrauen ſeines Vaters ganz wiederzugewinnen und ſich das Kreuz zu erwerben.

Er hatte Wort gehalten. Er hat ſich das beſcheidene und doch ſo wertvolle Ehrenzeichen erworben, aber nicht mehr erfahren, daß er es bekam. Es wurde ſeinem Vater geſchickt. Der alte Herr verzieh — aber er verzieh einem Toten, einem gefallenen Helden.

Der Ordonnanzoffizier und ich gaben Dorlach das letzte Geleite zum Friedhofe in Orgères. —

Eine andere intereſſante Geſchichte aus dieſem Städtchen iſt mir auch noch in Erinnerung. Unſer Korpsſtab lag ſchon vor der Schlacht von Villepion hier im Quartier. Die meiſten Herren waren im Schloſſe des Marquis de N untergebracht. Letzterer, ein Edelmann der alten Schule vom Scheitel bis zur Zehe, ſetzte einen Stolz darein, auch den Feinden, die ſich als freilich aufgedrungene Gäſte unter ſeinem Dache befanden, mit all' der Höflichkeit und vollendeten Form zu begegnen, welche er ſeinem vornehmen Namen ſchuldig zu ſein glaubte. Er ſtellte ſeine beſten Zimmer zur Verfügung, und am Abend des 30. November 1870 vereinte ein ausgezeichnetes Mahl die Herren des bayeriſchen Korpsſtabes in der prächtigen „salle à manger“ des Schloſſes. Der Marquis führte den Vorſitz an der reich gedeckten Tafel. Außer anderen vorzüglichen Weinen gab es auch echten Champagner beſter Marke. Daß nach den vielen Tagen harter Entbehrungen das ungewohnte Getränke hier und da etwas zu Kopf ſtieg und eine heitere, faſt übermütige Stimmung ſchuf, erſchien ja nur naturgemäß. Einer unſerer Kameraden war ein luſtiger Ordonnanzoffizier, der manchmal, beſonders wenn er wie an jenem Tage etwas gekneipt hatte, wohl auch ein Wort ſprach, das nicht ſonderlich überlegt war und auch nicht immer ganz verantwortet werden konnte. Das Geſpräch war, wie faſt täglich, auf die Belagerung von Paris und die bevorſtehende Übergabe der Stadt gekommen.

Während die deutſchen Offiziere, auf Grund der in den letzten Tagen angelangten Nachrichten, alle feſt behaupteten, die Einnahme könne höchſtens noch zwei bis drei Wochen auf ſich warten laſſen, war der Marquis entgegengeſetzter Anſicht.

„Sie werden ſehen,“ bemerkte er im Tone feſteſter Überzeugung, „daß Ihren Truppen noch Schwierigkeiten entgegentreten, welche Sie gar nicht ahnen. Gewiß finden noch mehrere Durchbruchverſuche ſtatt, und wer weiß, ob nicht einer gelingt und dem ganzen Kriege eine andere Geſtalt gibt.“

Während einige ältere Offiziere ihrem Wirte ruhig und angemeſſen entgegneten, ließ ſich der erwähnte Ordonnanzoffizier, Freiherr von X., zu der Bemerkung hinreißen: „Das verſteht der Marquis eben nicht. Er überſchätzt die Pariſer.

---

*) Damalige bayeriſche Bezeichnung für Lazarettgehilfe.

Sie ſollen nur ausfallen, dann haut man ſie auf die Köpfe, und die Übergabe der Stadt wird nur beſchleunigt.“

Der Marquis, welcher jedes Wort gehört und verſtanden hatte, bemerkte nichts darauf. Allein man ſah ſeinem Blicke an, daß er auf Gelegenheit zu einer Entgegnung warte. Unterdeſſen ging das Geſpräch weiter. Im Laufe desſelben waren noch mehrere Bemerkungen des Freiherrn gefallen, die den franzöſiſchen Edelmann verletzen und reizen mußten, und die er alle deutlich vernahm, obwohl einzelne Kameraden den etwas lauten Offizier in ihre Unterhaltung zu ziehen und ihn damit vom Geſpräche mit dem Marquis abzulenken verſuchten. Als nach einiger Zeit einer der älteren Herren behauptete, er glaube, daß die deutſchen Truppen das Weihnachtsfeſt in Paris ſtatt außerhalb zubringen würden, bemerkte der Marquis entſchieden: „Nach meiner Überzeugung nicht einmal den erſten Tag des neuen Jahres.“

Das war für den Leutnant von X., den der Wein und die lebhafte Unterhaltung immer mehr aufgeregt hatten, das Signal, mit ziemlich lauter Stimme zu rufen: „Da wette ich doch meinen Kopf, daß unſere Truppen am 1. Januar 1871 in Paris ſtehen.“

Während einzelne Herren über dieſe Worte wie über einen luſtigen Scherz lachten, ſtand der Marquis auf, wendete ſich direkt gegen den jungen Offizier und ſprach mit einer Stimme, der man ſofort anmerkte, wie ernſt er es meinte: „Herr Baron, ich nehme die Wette an.“

Unwillkürlich trat Schweigen am Tiſche ein, und aller Augen richteten ſich auf den Leutnant und dann auf den Marquis. Erſterer zögerte einen Moment mit einer Antwort, und als einer ſeiner Kameraden, um der peinlichen Lage ein Ende zu machen, rief: „Das war doch nur ein Scherz, wie man ihn wohl äußert, ohne Konſequenzen daran zu knüpfen,“ wollte er, wie es ſchien, in dieſem Sinne entgegnen. Wenigſtens verriet ſeine lächelnde Miene eine ſolche Abſicht. Der Marquis kam ihm aber zuvor, indem er, jedes Wort ſcharf betonend, laut bemerkte: „Sollte irgend eine Beſorgnis es Ihnen wünſchenswert erſcheinen laſſen, Ihre ſoeben geäußerten Worte als wertlos und damit die Ihrerſeits angebotene Wette als nichtig zu bezeichnen, ſo bin ich bereit, auch meine Annahme zurückzuziehen. Hegen Sie aber keinerlei Beſorgnis, ſo bitte ich in meine Hand einzuſchlagen als Zeichen, daß unſere Wette gilt.“

Damit hielt er über den Tiſch hinweg ſeine Hand dem Offizier entgegen. Dieſer zögerte keinen Augenblick, ſondern legte, ohne eine Silbe zu ſagen, ſeine Hand in die des Franzoſen.

„Abgemacht. Die Herren hier ſind unſere Zeugen. Sie werden nach dem 1. Januar von mir hören. — Darf ich Euer Exellenz noch ein Glas Champagner anbieten?“ Mit dieſen Worten wandte ſich der Marquis wieder zu Excellenz von der Tann und brachte dann das Geſpräch auf ein anderes Thema. Von der Einnahme von Paris und der unſinnigen Wette des Leutnants von X. war an jenem Teile der Tafel gar nicht mehr und bei den übrigen Herren nur noch verſtohlener Weiſe die Rede.

Der Dezember verging, der Januar auch und die deutſchen Armeen belagerten noch immer die wider alles Erwarten ausdauernde feindliche Hauptſtadt. Erſt die Nacht zum letzten Januar brachte den Waffenſtillſtand, und am 1. März betraten die erſten deutſchen Truppen die Champs Elysées und damit den Boden von Paris.

Ob Baron X. in den letzten Wochen ſo ruhig wie ſonſt ſchlief, weiß ich nicht. Allmählich konnte er aber doch annehmen, der Marquis habe wohl jene Wette der Weinlaune zugeſchrieben oder ſie ganz vergeſſen, denn derſelbe ließ nichts von ſich hören.

Der Friede wurde geſchloſſen, die deutſchen Truppen kehrten größtenteils in ihre Heimat zurück, mit ihnen Leutnant von X. Eines Tages erhielt er einen Brief aus Frankreich. Der Inhalt desſelben lautete ungefähr wie folgt:

„Herr Baron!

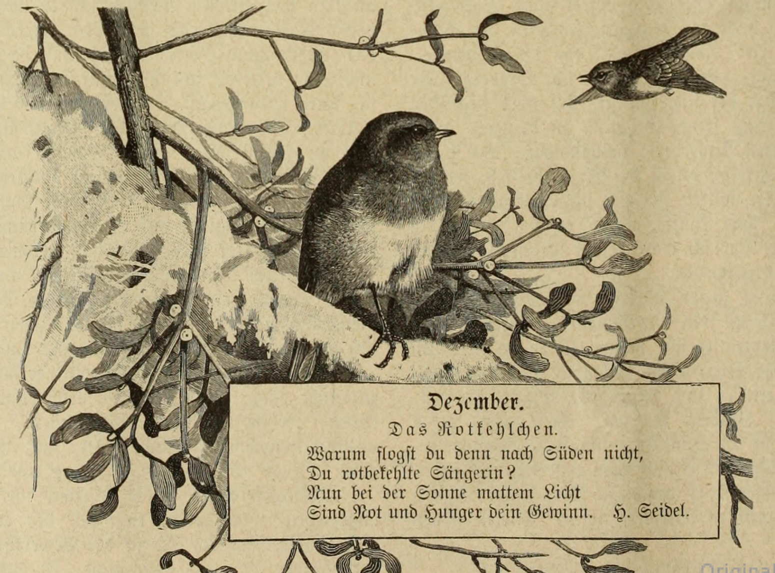
Sie werden Sich noch genau an unſere am 30. November vorigen Jahres in Orgères abgeſchloſſene Wette erinnern und zugeben, daß ich dieſelbe glänzend gewonnen habe. Obwohl ich einſehe, daß ich meinem Vaterlande durch das Beſtehen auf der buchſtäblichen Ausführung derſelben einen großen Dienſt erweiſen könnte, indem ich die Armeee unſerer Gegner eines tüchtigen Offiziers berauben würde, verhindern mich doch religiöſe und menſchliche Anſichten, das bewußte Verlangen zu ſtellen. Ich habe mich über Ihre Verhältniſſe erkundigen laſſen und erfahren, daß Sie reich genannt werden dürfen. Sie werden es daher nicht für unbeſcheiden halten, wenn ich Ihren Kopf auf 10 000 Franks ſchätze und Sie erſuche, mir dieſe Summe zu überſenden. Damit glaube ich unſere Wette auf eine für beide Teile annehmbare Weiſe ausgetragen zu haben.

Empfangen Sie die Verſicherung ꝛc.

H. de N.“

Was blieb dem Leutnant von X. übrig, als das Anerbieten anzunehmen und zu zahlen. Verſchiedene Kameraden, die er zu Rate zog, waren auch der Anſicht, er ſolle durch Überſchickung der für ſeine Verhältniſſe wirklich nicht bedeutenden Summe der fatalen Geſchichte ein Ende machen, und er fügte ſich auch und zahlte.

Bald darauf erhielt er ein neues Schreiben des Marquis, das, eingekleidet in einige kalthöfliche Redensarten, folgenden Satz enthielt: „Ich habe die durch die heldenmütige Ausdauer der Pariſer von Ihnen gewonnene Summe dem Magiſtrate von Paris übergeben mit der Beſtimmung, daß ſie mitverwendet werde, das durch die Belagerung der Stadt zugefügte Unheil zu lindern.“ Die Quittung des Magiſtrates über den Empfang von 10 000 Franks lag dem Schreiben bei. So hatte ſich ein damals in Orgères gethaner unüberlegter Ausruf gerächt, und wir, die wir die Geſchichte erfuhren, konnten nicht anders, als die Handlungsweiſe des Marquis anzuerkennen und unſeren Kameraden zu dem Schaden, den er hatte, noch etwas auszulachen. Jetzt hat ſicher auch er den Ärger hierüber verſchmerzt und vergeſſen, und darum ſcheute ich mich nicht mehr, auch dieſes Blatt aus meiner großen Erinnerungstaſche hervorzuſuchen.



**Dezember.**

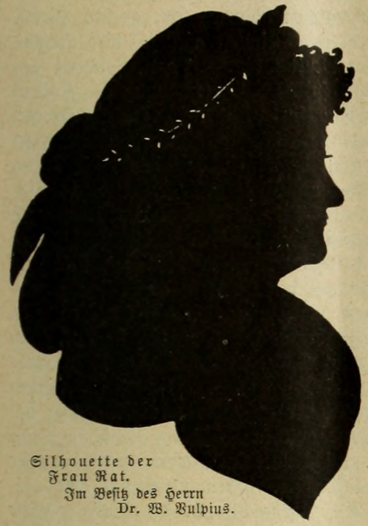
Das Rotkehlchen.

Warum flogſt du denn nach Süden nicht,
Du rotbekehlte Sängerin?
Nun bei der Sonne mattem Licht
Sind Not und Hunger dein Gewinn. H. Seidel.

# Frau Rat.

Von Dr. J. Wychgram.

(Abdruck verboten.)



Silhouette der
Frau Rat.
Im Beſitz des Herrn
Dr. W. Vulpius.

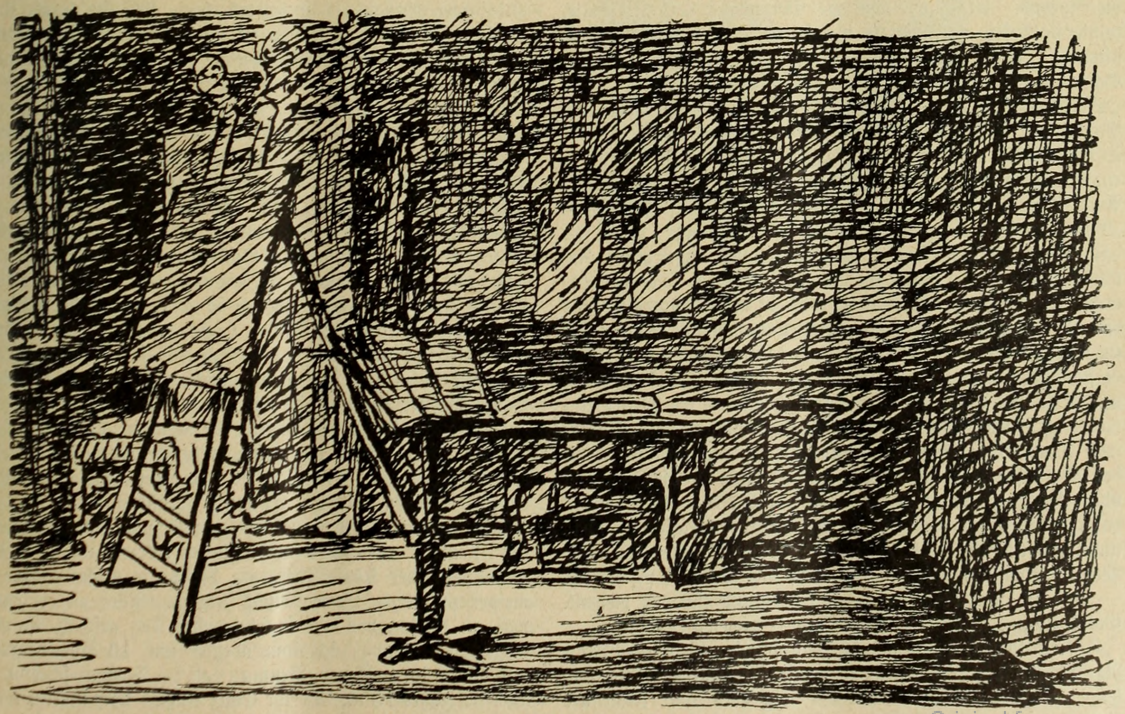
Kopf und Herz auf dem rechten Fleck zu haben, iſt von jeher für eine Gewähr freundlichen Geſchickes gehalten worden. Mehr als Geld und Gut hilft uns das innere Gleichmaß, die „Gefaßtheit“ der Seele in den vielfachen Schwankungen des Lebens. Manchem iſt es angeboren; die meiſten müſſen es ſich erkämpfen. Wohl dem, der in ſeiner Familie, unter ſeinen Freunden eine ſolche in ſich geſchloſſene, kerngeſunde Natur betrachten und an ihr ſich ſelbſt erheben und feſtigen kann. Dankbar müſſen wir aber auch dem ſein, der uns aus dem Dunkel der Vergangenheit eine ſolche Geſtalt wieder lebensvoll und farbenfriſch vor die Seele ſtellt.

Das Mütterchen mit der Frohnatur, das Ideal der geſunden deutſchen Hausfrau, der ſorgſamen in und mit den Kindern lebenden Mutter, der in den Enkeln ſelbſt wieder jung werdenden Großmutter, Eliſabeth Goethe, Frau Rat, Frau Aja, iſt aus dem Reiche der Schatten heraufgeholt worden und wird in dieſem Jahre in Wort und Bild am Weihnachtstiſche der deutſchen Familie erſcheinen.*) Hunderte von deutſchen Männern und Frauen werden ſich erfreuen an der Frau, die wie wenige andere Kopf und Herz auf dem rechten Fleck gehabt hat!

Frau Rat war allezeit fröhlich. Es iſt ja wahr, viel Grund traurig und mißmutig zu ſein hat die Mutter des Götterlieblings nicht haben können; ein Blick auf den herrlichen Sohn, der die kühnſten Hoffnungen des mütterlichen Herzens weit übertraf, konnte leicht allen Gram verſcheuchen. Aber wenn man weiß, daß ſie doch auch durch manches Schwere und Mißliche hindurch geſchritten iſt, ſo wird man ihren guten Humor immer noch hoch anſchlagen. Der Grund, auf dem dieſe Heiterkeit erwuchs, die da bewirkte, daß von Frau Rat „kein Menſch ungetröſtet wegging,“ war ihre tiefe Frömmigkeit. Sie hat alles, was geſchah, Gutes und Böſes, unter dem Geſichtspunkt göttlichen Verhängniſſes aufgefaßt; in allem, was ſie that und dachte, waltet das feſtgegründete Bewußtſein von Gottes weiſer und freundlicher Führung vor. Der ſchöne Optimismus, der ſich in Iphigeniens berühmten Worten ausſpricht, daß „die Unſterblichen der Menſchen weitverbreitete gute Geſchlechter lieben,“ mag dem Sohne vom Mütterchen überkommen ſein. Wie anſprechend ſind die zahlreichen Briefſtellen, aus denen der fromme Sinn der Rätin Goethe ſpricht. Als der Sohn im Jahre 1806 aus einer Lebensgefahr errettet war, ſchrieb ſie: „Ja, lieber Sohn, das war wieder eine Errettung, wie die 1769, 1801, 1805, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar Dir zwiſchen Leben und Tod war. Vergiß es nie; ſo wie ich es auch nicht vergeſſe. Er, der große Helfer in allen Nöten, wird ferner ſorgen; ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Bruſt, denn ich habe Glauben, Vertrauen und feſte Zuverſicht auf ihn, und niemand iſt noch zu Schanden geworden, der ihm das Beſte zugetraut hat. Jetzt noch einmal tauſend Dank vor Deinen troſtreichen, lieben und herrlichen Brief.“ Ihr einfaches, ſchlichtes Vertrauensverhältnis zu Gott bildet den Angelpunkt ihres Weſens, und darum iſt ihr auch, ſo begeiſtert ſie die Schriften des Sohnes leſen mag, die Bibel das Buch der Bücher. Dem kleinen Wolfgang hat ſie die bibliſchen Geſchichten früh erzählt, und er hat den tiefen Eindruck, den ſie ihm machten, dankbar durchs Leben getragen. Ihre Briefe wimmeln von bewußten und unbewußten Anklängen an Bibelſtellen, zumal an ſolche aus dem Alten Teſtament. Als ſie

---

*) Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Dr. Karl Heinemann. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und zwei Heliogravüren. Leipzig, 1891. Verlag von Arthur Seemann. Preis 6 Mk. 50 Pf.



Zeichnung Goethes von ſeinem Zimmer. Photographie nach dem Original im Beſitz des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig.

einmal ihr Bedürfnis nach Fröhlichkeit erwähnt, ſagt ſie: „Wäre ich eine Regirende Fürſtin, ſo machte ich es wie Julius Cäſar, lauter fröhliche Geſichter müßten an meinem Hofe zu ſehen ſeyn, denn das ſind der Regel nach gute Menſchen, die ihr Bewußtſein froh macht, aber die Duckmäußer — die immer unter ſich ſehen, haben etwas vom Cain an ſich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain ſagen laßen warum verſtelts Du Deine Geberde, aber es heißt eigentlich im Grundtext — warum läßt Du den Kopf hängen.“ Wenn es ihr bewegt ums Herz wird, kleidet ſie ihre Stimmung gern in bibliſche Worte, die freilich auch von ihrer Vorliebe für Ausrufungszeichen nicht verſchont bleiben: „Gott! Erhalte und Seegne Dich, laße es Dir wohl gehen — und lange mögtes Du Leben auf Erden — und das wird geſchehen, denn der Mutter Seegen bauet den Kinder Häußer. Amen.“ Aber auch wo ſie nach einem luſtigen Vergleiche ausſchaut, bildet das Alte Teſtament die willkommene Fundgrube. So ſchreibt ſie an ihre Schwiegertochter: „Wir haben hir das Thiriſche Leben betreffendt an nichts mangel — aber dem Geiſt geht es wie Adonia dem Königs Sohn im Alten Teſtament — von dem geſchrieben ſteht: wie wirſt Du ſo mager Du Königs Sohn.“

Sie war eine Frau von durchaus praktiſcher Frömmigkeit. Ihre Heiterkeit ruht auf dem beſtändigen Bewußtſein, ihre Pflichten nach beſten Kräften erfüllt zu haben. Den viel älteren Gatten, der ihr oft das Leben unnötig ſchwer machte, hat ſie mit Freundlichkeit und Geduld gehegt und auch dann iſt ſie nicht müde geworden, an ihm zu thun, was ihre Schuldigkeit war, als gegen das Ende geiſtige Krankheit ihn ganz abſtumpfte. Mit welcher Sorgfalt ſie ihrem Haushalte oblag, können wir heute noch mit Bewunderung erſehen aus den drei ſtattlichen Bänden Wirtſchaftsbücher, die jetzt im Goethearchiv in Weimar liegen, und in denen ſie die geringſten Ausgaben ſorgfältig buchte bis auf den „Konfekt,“ den ſie mit „Chriſtkindleins Transport“ nach Weimar an den kleinen Auguſt von Goethe oder an Schloſſers Kinder zu ſenden pflegte.

Kein Wunder, daß die ſonnige Fröhlichkeit und innere Harmonie einer ſolchen Natur gleichgeſtimmte Menſchen mächtig anzog. Das Goetheſche Haus war der Mittelpunkt einer regen, harmlos vergnügten Geſelligkeit. Frau Aja liebte beſonders die Jugend. Als ihr Sohn das Elternhaus verlaſſen hatte, ſuchte ſie Erſatz im Umgang mit ſeinen Freunden und Freundinnen. Jeden Sonnabend verſammelte ſie um ſich eine Schar junger Mädchen aus befreundeten Familien, ihre „Samstagsmädels.“ Da gab es immer „Hauptſpaß und Gaudium“; Märchen wurden erzählt, Lieder geſungen, Geſellſchaftsſpiele geſpielt, wie das durch des Sohnes Lied berühmt gewordene „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.“ Auch die neueſten Werke Wolfgangs wurden vorgeleſen. „Morgen, Gottlob! ſchon morgen iſt Samstag. Was ſoll das vor ein Feſttag ſein!“ Mit zahlreichen angeſehenen Familien verband ſie innige Freundſchaft; köſtlich ſind ihre Berichte an den Sohn über alles, was in den geſelligen Kreiſen der alten Reichsſtadt ſich ereignete; und daß der Sohn ſelbſt im Mittelpunkte des Intereſſes ſtand, werden wir nur ſelbſtverſtändlich finden. 1795 ſchreibt ſie an ihn: „Geſtern warſt Du die Urſach eines ſehr vergnügten Tages — die Eliſe Bethmann gab verſchiedenen großen Muſikkünſtlern ein Diner; nach Tiſche ſetzt ſich der eine ans Fortepiano und ſingt mit der herrlichſten Stimme: Kennts du das Land, wo die Citeronen blühn? Das war was Außerordentliches — der Ausdruck dahin, dahin hat bei mir ein Gefühl zurückgelaſſen — das unbeſchreiblich iſt — die Sophie Bethmann ſollteſt Du dieſe Worte deklamiren hören — ich verſprach es Dir zu ſchreiben — und in aller Namen zu danken — und thue es hiermit. Gott! Seegne Dich im Neuen Jahr! Amen!“

Kein Monat verging, ohne daß fremder Beſuch bei Frau Rat vorſprach. Wer irgend Intereſſe für deutſche Litteratur hatte, verſäumte nicht, wenn ihn ſein Weg über Frankfurt führte, bei der Mutter des großen Dichters vorzuſprechen. Wir können ſie hier nicht alle aufzählen, die Männer und Frauen, die in den behaglichen Räumen am großen Hirſchgraben geweilt haben. Eines Beſuches aber ſei hier gedacht, der nicht eigentlich der Mutter Goethes galt, ſondern den der Zufall ihr ins Haus ſpielte. Zur Krönung des Kaiſers Leopold i. J. 1790 war Frankfurt voll von Fürſten und Herren, die zum Teil bei den vornehmeren Bürgern einquartiert wurden. Frau Rat erhielt drei fürſtliche Kinder, die beiden Prinzeſſinnen von Mecklenburg-Strelitz, Luiſe, die nachmalige Königin von Preußen, und Friederike, die nachmalige Prinzeß von Preußen, ſowie deren Bruder, den Prinzen Georg. Prinzeß Luiſe war damals 14 Jahre alt, ein liebliches Mädchen. Frau Rat hatte alsbald mit den Kindern herzlichſte Freundſchaft geſchloſſen. Kaum angekommen entdeckte die Prinzeſſin im Hofe den ſchönen Ziehbrunnen. „O,“ rief ſie aus, „ich möchte wiſſen, ob wir nicht Waſſer pumpen könnten, ich würde es gern verſuchen.“ Die Hofdame iſt entſetzt über ſolchen Wunſch. Sie will die Kinder abhalten. Frau Rat legt ſich ins Mittel und braucht ſogar Gewalt, indem ſie die ängſtliche Dame in ihr Zimmer einſchließt. Die fürſtlichen Kinder aber pumpten nach Herzensluſt. Sie haben überhaupt eine vergnügte Zeit bei Frau Aja zugebracht, und die Königin Luiſe erinnerte ſich ihrer guten „Pfannekuchen“ noch ſpäter ebenſo gern, wie ihr Bruder, der Herzog Georg, „des Speckſalats mit Eiern“ gedachte. 1806 ſchreibt Frau Rat an ihren Sohn: „Das Zuſammentreffen mit der Prinzeſſin von Mecklenburg hat mich ſehr erfreut. Sie — die Königin von Preußen — der Erbprinz werden die jugendlichen Freuden, die ſie in meinem Hauſe genoſſen, nie vergeſſen, von einer ſteifen Hof-Etikette waren ſie da in voller Freiheit — tantzten — ſangen und ſprangen den ganzen Tag — alle Mittag kamen ſie mit 3 Gabeln bewaffnet an meinen kleinen Tiſch — gabelten alles, was Ihnen vorkam — es ſchmeckte herrlich — nach Tiſch ſpielte die jetzige Königin auf dem Pianoforte und der Prinz und ich walzten — hernach mußte ich Ihnen von den vorigen Krönungen erzählen, auch Märchen ꝛc. Dieſes alles hat ſich in die jungen Gemüter eingedrückt, daß ſie alle 3 es nie bei aller ſonſtigen Herrlichkeit nimmermehr vergeſſen.“

Und die drei Kinder haben in der That die glücklichen Tage bei Frau Rat nie vergeſſen. Als 1799 Königin Luiſe mit ihrem Gemahl in Frankfurt war, ließ ſie durch ihren Bruder Frau Rat zu Tiſche zu ſich laden und ſie in einem prächtigen Staatswagen abholen. Man kann ſich denken, welchen Eindruck das auf die Frankfurter machte: „ich hatte einen Nimbus ums Haupt, der mir gut zu Geſichte ſtand.“ Im Jahre 1803 war das königliche Paar in Wilhelmsbad. Sofort wurde Frau Rat herübergeholt in vierſpännigem Wagen. „Ich wurde,“ ſchreibt ſie an den Sohn, „in ein ſchönes Zimmer geführt, da erſchien die Königin wie die Sonne unter Sternen — freute ſich herzlich, mich zu ſehen, präſentierte mich an dero 3 Schweſtern. Sie erinnerten ſich noch mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Hauſes und dergleichen. Da ich ſo recht zum Jubel geſtimmt war, wer kam dazu?? Unſer Herzog von Weimar! Gott! welche Freude vor mich! o! — Ich war ſo aufgeſpannt, daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen, in dieſer Stimmung ließ mich die Königin in ein anderes Zimmer rufen, da kam auch der König, die Königin ging an einen Schrank und brachte ein koſtbares goldenes Halsgeſchmeide, und nun erſtaune! Befeſtigte es um meinen Hals mit ihren eigenen Händen, bis zu Thränen gerührt, konnte ich nur ſchlecht danken. In dieſem koſtbahren Schmuck kame ich wieder ins Zimmer, wo unſer vortrefflicher Herzog und die drei Schweſtern der Königin waren, die dann große Freude ob meiner prächtigen Verwandlung zeigten. Alles zu erſchöpfen was an dieſem, vor mich ſo glorreichen Tag geſchah, iſt ohnmöglich — genug, ich kam abends um 10 Uhr vergnügt und ſeelig im goldenen Brunnen an.“ Darum ſchreibt ſie auch im Jahre 1806, als ihr Enkel Auguſt nach Berlin reiſen ſollte: „Wenn er die Königin von Preußen zu ſehen bekommt, ſo kann er ihr melden, daß die Großmutter noch geſund wäre.“ Es iſt rührend, in dem Heinemannſchen Buche die Einzelheiten über die Beziehungen zu leſen, in denen die beiden größten deutſchen Frauen, die Mütter Kaiſer Wilhelms I und Goethes, geſtanden haben.

Frau Rat war eine eifrige deutſche Patriotin. Freilich, für das zu Grabe gehende Deutſche Reich kann ſie ſich nicht begeiſtern; doch aber iſt ſie wehmütig, als es eingeſargt wird: „Mir iſt zu Mute, als wenn ein alter Freund ſehr krank iſt, die Ärzte geben ihn auf, man iſt verſichert, daß er ſterben wird, und mit all der Gewißheit wird man doch erſchüttert, wenn die Poſt kommt, er iſt tot.“ Sie hält ſich mit um ſo wärmerem Herzen an das, worin ſich für den damaligen Deutſchen das Vaterland verkörperte, an die Vaterſtadt; in allen Zeiten iſt ſie eine begeiſterte und treue Frankfurterin, die in all den Kriegs- und Kontributionsnöten, von denen Heinemann uns ein höchſt lebendiges Bild entwirft, ſich wacker hält und mehr beiſteuert, als ſie geſetzlich nötig hatte. Gefliſſentlich aber bezeugt ſie ſelbſt ihr deutſches Herz. „Einfach, deutſch und bieder ſprech ich meine Meinung,“ ſagt ſie öfters. Und häufig unterzeichnet ſie ihre Briefe: „Deine treue deutſche Mutter.“ Bis auf die Buchſtaben erſtreckt ſich dieſes deutſche Gefühl; gleich dem Fürſten Bismarck verabſcheut ſie die lateiniſchen Lettern, und höchſt ergötzlich iſt es zu leſen, wie ſie ihrem Sohne eine Standrede hält, als er einige ſeiner Dichtungen in dieſer Schriftart hat drucken laſſen. „Halte feſt am deutſchen Sinn, deutſchen Buchſtaben, denn wenn das ſo fortgeht, ſo wird in fünfzig Jahren kein Deutſch mehr weder geredet noch geſchrieben — und Du und Schiller, ihr ſeid hernach klaſſiſche Schriftſteller — wie Horaz, Livius — Ovid und wie ſie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr iſt, da iſt auch kein Volk, und werden alsdann die Profeſſoren euch zergliedern — auslegen — und der Jugend einbläuen — darum ſo lang es geht — deutſch, deutſch geredet — geſchrieben und gedruckt!“ Das Deutſch zwar, das die Frau Rat ſelbſt redete und ſchrieb, iſt trotz aller Originalität ſehr unorthographiſch und ſehr ungrammatiſch. Sie hat das ſelbſt ſehr wohl gewußt, aber ſich nichts daraus gemacht. „Das lag an meinem Schulmeiſter,“ ſchreibt ſie einmal; auch werde es vergebliches Bemühen für ſie ſein, nun noch im „Buchſtawieren“ und in der „Etkette“ Fortſchritte machen zu wollen.

Natürlich lebt und webt Mutter Aja in ihrem großen Sohne. Sie verfolgt mit freudeſtrahlendem Auge ſein leuchtendes Geſtirn, von dem ein lichter Schimmer auch auf ſie fällt. Alles, was der Sohn ſchreibt, lieſt ſie wieder und wieder; ſie freut ſich an ſeinen Liedern und Balladen nicht weniger als an den größeren Werken. Mit Rührung und Behagen erkennt ſie ihre eigenen Züge in des Götz von Berlichingen Eliſabeth und in der Mutter Hermanns. Sogar das Buch über Benvenuto Cellini, das der Sohn ihr nicht einmal zugeſchickt hatte, da er kein Intereſſe für den Gegenſtand vorausſetzte, hat ſie ſich verſchafft und geleſen. Des Sohnes Freunde ſind auch ihre Freunde; ganz beſonders ſchwärmt ſie für Schiller, deſſen Stücke ſie nicht müde wird, im Theater zu ſehen. „Den Neujahrstag wird Tell von Schiller bei uns aufgeführt. Da denkt abends um ſechs Uhr an mich — die Leute um und neben mir ſollen ſich nicht unterſtehen die Naſe zu putzen — das mögen ſie zu Hauſe thun.“ Schon die Erwartung auf dieſes Drama, als ihr Goethe den Zettel von der Aufführung in Weimar zugeſchickt hatte, macht ſie ſehr glücklich und entlockt ihr jene ſchönen Worte, die allein genügt haben würden, ihr unſer Herz zu erobern: „Grüße Schiller! und ſage Ihm, daß ich Ihn von Hertzen Hochſchätze und Liebe — auch daß Seine Schriften mir ein wahres Labſahl ſind und bleiben — Auch macht Schiller und Du mir eine unausſprechliche Freude, das Ihr auf allen den Schnick-Schnack — von Rezenzirer — gewäſche — Frau Baaßengeträſche nicht ein Wort antwortet; da mögten die Herren ſich dem ſey bey ergeben — Das iſt prächtig von Euch. Fahrt in dieſem guten Verhalten immer fort — Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit — und dieſe armſelige wiſche zerreißen einem in der Hand — ſind das planiren nicht werth punktum.“

Lieblich iſt es zu ſehen, wie Frau Aja den Enkel, Goethes Sohn Auguſt, liebt und hegt, wie glücklich ſie iſt, als der „brave Junge“ ſie in Frankfurt beſucht, wie ſie ihn allabendlich ins Theater führt und alles thut, um das Kind ihres „Hätſchelhans“ — ſo pflegte ſie den Sohn zu nennen — zu vergnügen. In dem Stammbuche Auguſts findet ſich noch ihr Eintrag; er lautet:

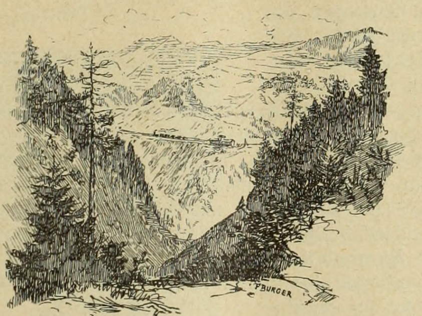
> Tritten des Wanderers über den Schnee ſei ähnlich Dein Leben:
> Es bezeichne die Spur, aber beflecke ſie nicht. —
> Meinem lieben Enkel
> ſchrieb dies zum Andenken die ihn herzlich liebende
> Großmutter Goethe.

Wie Frau Rat ausgeſehen hat, wiſſen wir jetzt ganz genau, denn Heinemann hat ſeinem Buche eine Heliogravüre nach dem im Beſitz der Frau Heuſer-Nicolovius in Köln befindlichen beſten und ähnlichſten Porträt beifügen laſſen. Die Ähnlichkeit mit dem Sohne iſt unverkennbar; wir können jetzt ſagen, daß wenn Goethe vom „Vater die Statur“ hatte, das Geſicht doch die Züge des Mütterchens getragen hat, nach der ſein Geiſt geartet war. Auch der übrige Bilderſchmuck des Buches bietet viel des Intereſſanten, ſo eine von Goethe ſelbſt angefertigte Federzeichnung ſeines Studierzimmers, zu der das bis vor kurzem verſchollen geweſene Original ſich im Beſitze des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig befindet. Ferner hat Herr Geh. Regierungsrat Hermann Grimm in Berlin eine Vervielfältigung des ihm gehörigen originellen Seekatziſchen Gemäldes geſtattet, das die Goetheſche Familie im Renaiſſancekoſtüm auf dem Hintergrunde einer antiken Landſchaft darſtellt. Höchſt merkwürdig iſt auch die Silhouette der Frau Rat, die aus Auguſt von Goethes Tagebuch entnommen iſt.

So wird das neue Buch, in Wort und Bild tüchtig, nicht nur der Goethegemeinde, ſondern der ganzen gebildeten deutſchen Welt Freude bereiten. Eine kernige deutſche Frau erſteht hier aus dem Dämmer der Vergangenheit.

## Im Stubeithal.

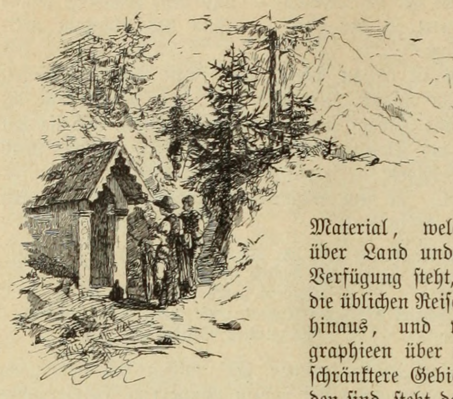
(Abdruck verboten.)



Station Patſch.

Raſtlos haſten in jedem Sommer die Touriſtenſcharen längs der großen Heerſtraßen, den roten Bädeker oder den braunen Meier in der Hand und auf dieſe beiden ſicheren Wegführer mit all der ungeduldigen Genußfreude deſſen ſchwörend, der in wenig Wochen möglichſt viel ſchauen will. Selbſt aus der Zahl derjenigen, welche an einem ſtilleren Ort Ruhe und Erholung finden wollen, ſuchen nur wenige ſich mit Land und Leuten eingehender vertraut zu machen, als es der Bädeker gebietet, und nur der eingefleiſchteſte Gletſcherjäger und Bergfex treibt ſeine Spezialſtudien. Daß dieſer aber leider mit Überſchätzung ſeiner Kräfte nur zu oft auch übertreibt, beweiſen die traurigen Vorfälle der letzten Jahre: wiederholt haben neuerdings Hochgebirgstouren, welche mit gehöriger Vorbereitung und unter Beobachtung der erforderlichen Vorſichtsmaßregeln früher mit Recht als gefahrlos angeſehen wurden, einen höchſt betrübenden Abſchluß gefunden.

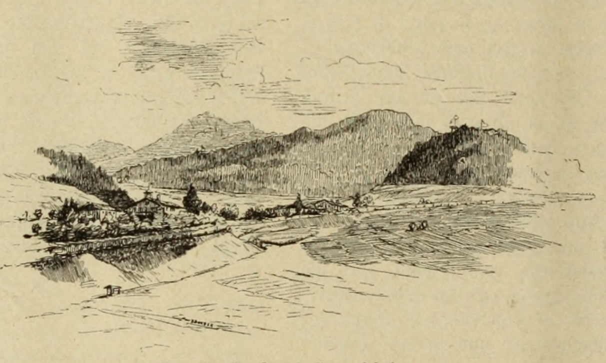
Es wäre indeſſen ungerecht, die anſcheinende Intereſſenloſigkeit der Touriſten an dem Land, welches ſie bereiſen, in dem ſie ihre Sommerferien verleben, nur ihnen ſelbſt zuzumeſſen. Mit wenigen Ausnahmen geht das litterariſche



Kapelle an der Bachleite (Matrei).

Material, welches jenen über Land und Leute zur Verfügung ſteht, nicht über die üblichen Reiſehandbücher hinaus, und wo Monographieen über einzelne beſchränktere Gebiete vorhanden ſind, ſteht deren Inhalt vielfach noch unter dem Niveau deſſen, was der treffliche und immer gleich zuverläſſige Bädeker bietet. Da iſt denn eine Gabe doppelt willkommen, die uns wie das neuerſchienene Prachtwerk „Stubei“ (Leipzig, Duncker & Humblot) in Wort und Bild einen Teil des herrlichen Alpenlandes, hier das ſchöne tiroler Stubeithal, durch eingehendſte Schilderung gleichſam neu erſchließt.

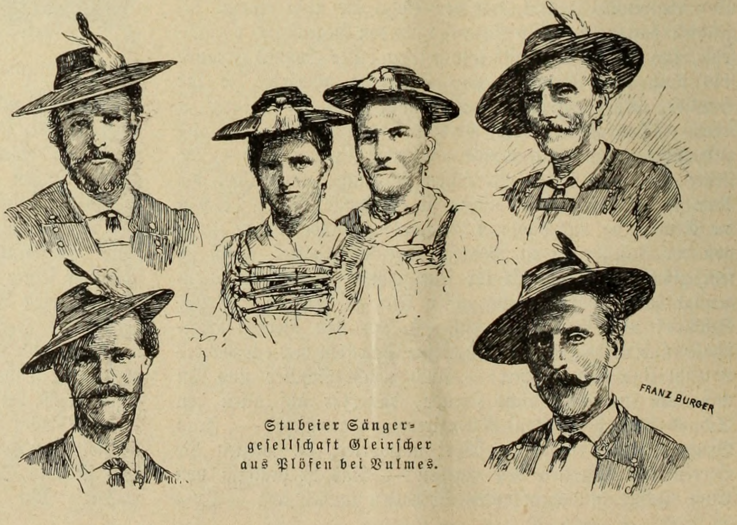
Das Thal Stubei, ein ſchimmernder Edelſtein im Gletſcherkranze Tirols, öffnet ſich ſüdweſtlich Innsbrucks und dehnt ſich, vom rauſchenden Ruetzbach durchſtrömt, in einer Geſamtlänge von 31,5 Kilometer durch die Stubeier Gebirgsgruppe, deren höchſte Gipfel bis zu 3500 Meter Höhe über breiten Gletſcherſtirnen zum Himmel emporſteigen. In kaum zwanzig Minuten führt uns die Brennerbahn von Innsbruck aus nach der kleinen, reizend gelegenen Station Patſch, von der aus ſich für Fußgänger der bequemſte und zugleich ſchönſte Zugang ins Stubeithal öffnet; wer die Fahrgelegenheit vorzieht, ſchlägt von der Hauptſtadt aus die Brennerſtraße ein, gelangt im Anblick der beiden mächtigen Thorpfeiler des Thals, des Serles und der Saile, an den Fuß des 1809 ſchlachtberühmt gewordenen Berges Iſel und überſchreitet den Ruetzbach auf der ſchöngewölbten Stephansbrücke, die zugleich den Anfang des Thales bezeichnet.



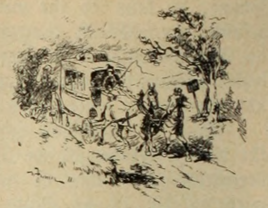
Brennerſtraße am Berg Iſel.

Breit dehnt ſich hier noch die lachend grüne Thalſohle, von freundlichen, weißblickenden Dörfern belebt; zu beiden Seiten aber ragen Bergkämme in ſolcher Verſchiedenheit der Geſtaltung empor, wie ſie kaum ein zweites Thal des nördlichen Tirols zeigt. Weithin ſind die ſanft anſteigenden Hänge mit dunkelgrünem Wald bedeckt, über dem ſich die vom Zahn der Zeit zerfreſſenen, mächtigen, hellgrauen Gipfel erheben, während ausgedehnte Ferner und Gletſcher den Hintergrund in purpurner Pracht abſchließen.

So zieht, von ewig wechſelnden Bildern begleitet, das vordere Thal ſich von Ober-Schönberg über das reizende Mieders bis zum Dorf Fulmes (Vulmes) hin, dem Stammſitz der weithin bekannten Familie Pfurtſcheller, welche heute noch die nicht unbedeutende Eiſeninduſtrie des ganzen Stubeigebietes beherrſcht, dem Wohnort der köſtlichen Sängergeſellſchaft Gleirſcher, deren urwüchſig reizvollen Liedern wohl jeder Beſucher Tirols eine genußreiche Stunde verdankt.



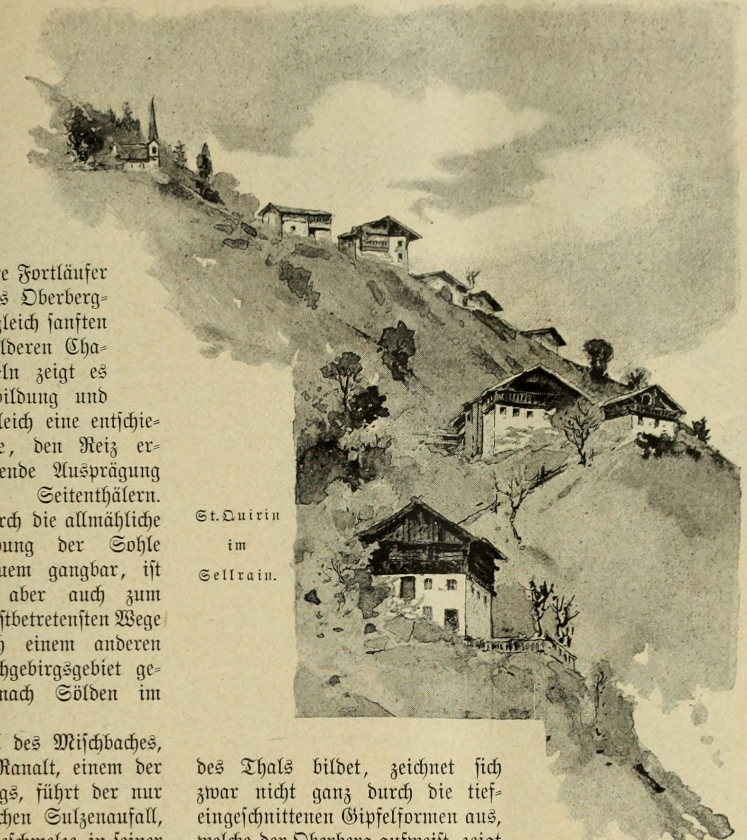
Stubeier Sängergeſellſchaft Gleirſcher aus Plöſen bei Vulmes.

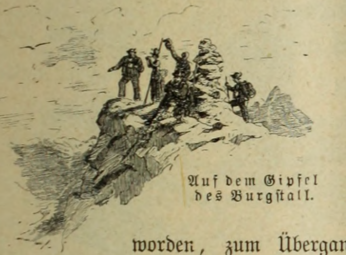


Im Stellwagen.

Von Vulmes an gewinnt das Thal den echten Hochgebirgscharakter. Die Bergumrandung erſcheint erſt jetzt völlig alpin. Im Süden erhebt ſich der kriſtallköpfige Serles, im Hintergrund die ſchöne, eisſtarrende Pfaffengruppe, weiter vorn der Burgſtall, thalaufwärts die beiden Häupter der Speckkarberge. Die Sohle engt ſich allmählich etwas ein, nach Südoſten öffnen ſich herrliche Ausblicke in das romantiſche Piniſſerthal, der rückwärts ſchweifende Blick aber umfaßt die in üppiges Grün gebetteten Ortſchaften des vorderen Stubei zu einem anmutigen Landſchaftsbild. Nach kurzer Wanderung erreicht man Neuſtift, das letzte Kirchdorf, 993 Meter über dem Meeresſpiegel. Kurz hinter Neuſtift ſcheidet das Thal ſich nach rechts in den Oberberg, nach links in den Unterberg, dieſer vom Ruetzbach, jener vom ſchäumenden Oberbergbach durchrauſcht. Neuſtift iſt der vielleicht beliebteſte Sommeraufenthaltsort im Thale und der Wohnſitz der beſten Führer für das hintere Stubei. Von hier aus bieten ſich dem rüſtigen Bergwanderer nach allen Richtungen die lohnendſten Partieen: nach dem Piniſſerthal, deſſen Felsformen oft in ihrem ſchroffen Aufbau an die Dolomiten Südtirols mahnen, nach dem Serleskamm und dem Wallfahrtsort Matrei, nach dem hohen Burgſtall, nicht zuletzt endlich in das Oberberg- und Unterbergthal ſelbſt.

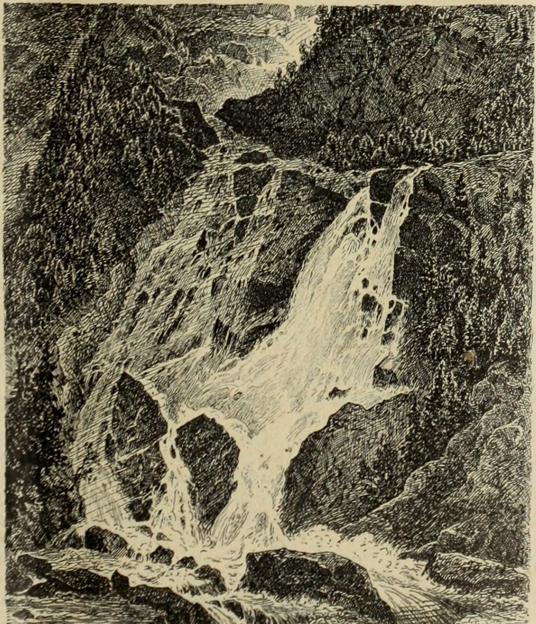
Das Oberbergthal entwickelt in ſeinem unteren Teile zwar weniger Reize, bald aber erſchließt ſich eine großartige Gebirgslandſchaft, die nach mannichfachſter Wandlung endlich bei dem mächtigen Alpeinerferner, der ſich bis zur Sohle hinabſenkt, und bei der Franz-Sennhütte ihren Abſchluß findet. Die Partie in das Oberbergthal iſt eine der ſchönſten, gefahrloſeſten und verhältnismäßig bequemſten Touren im ganzen Stubei — nur wer über das zerklüftete Schwarzenbergjoch (3133 Meter) oder die Brunnkogelſcharte (3221 Meter) den Abſtieg nach dem Ötzthal, wer etwa nach Gills oder nach St. Quirin im Sellrainthal wandern will, bedarf einer völligen Bergausrüſtung mit Führern und Seil.


St. Quirin im Sellrain.


Auf dem Gipfel des Burgſtall.

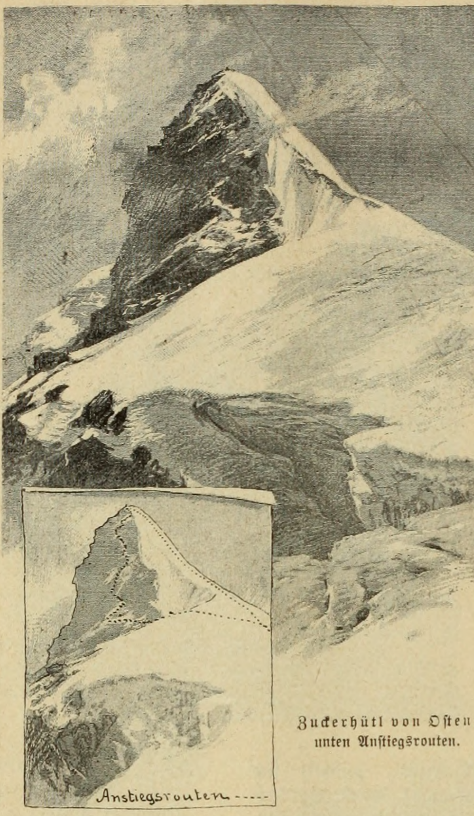
Noch beliebter als das Oberbergthal iſt indeſſen bei der Mehrzahl der Touriſten neuerdings deſſen ſüdweſtlicher Nachbar, das Unterbergthal, als der unmittelbare Fortläufer des vorderen Stubei geworden. Jenes, das Oberbergthal, iſt rauher, dieſes bewahrt mit der ungleich ſanften Steigerung der Thalſohle einen etwas milderen Charakter; weniger reich an grandioſen Gipfeln zeigt es doch eine größere Kraft in der Gletſcherbildung und zugleich eine entſchiedene, den Reiz erhöhende Ausprägung von Seitenthälern. Durch die allmähliche Hebung der Sohle bequem gangbar, iſt es aber auch zum meiſtbetretenſten Wege nach einem anderen Hochgebirgsgebiet geworden, zum Übergang nach Sölden im wunderſchönen Ötzthal.

Vorüber an dem reizenden Schleierfall des Miſchbaches, an den Häuſergruppen von Valbeſon und Ranalt, einem der wichtigſten Raſtorte im Gebiet des Unterbergs, führt der nur noch knapp befahrbare Weg zu dem herrlichen Sulzenaufall, der zumal im Frühjahr zur Zeit der Schneeſchmelze in ſeiner mächtigen Höhe von faſt 300 Meter und ſeiner Breite von 40 Meter einen überraſchenden Anblick gewährt. Bald hört der fahrbare Weg ganz auf, der Fußſteg ſetzt ein, der Fichtenbeſtand wird lichter und tritt nur noch ſtrichweiſe auf. Knapp hinter der Mutterbergalp (1728 Meter) endet die Thalſohle ganz oder löſt ſich vielmehr in zwei Mulden auf, von denen die nördliche über das Mutterberger Joch den Weg nach Sölden und Langenfeld im Ötzthal vorzeichnet. Wir verfolgen den ſüdweſtlicheren Thalaſt, der uns in einem Gebiet voll wilder Hochgebirgsſchönheit, längs eines ungeſtüm ſchäumenden Gletſcherbachs, zur Dresdener Hütte emporführt.

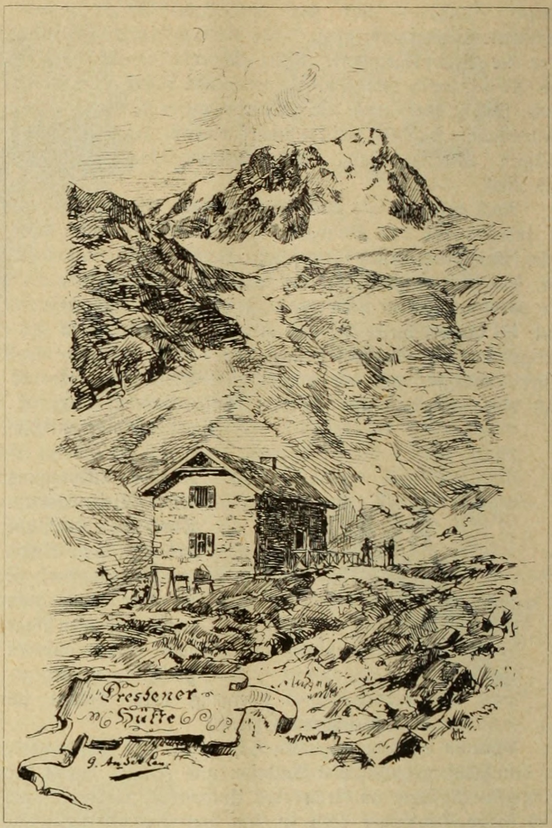

Der Sulzenaufall.

Dieſe wohnlich eingerichtete Unterkunftshütte, welche 1875 von der Alpenvereinsſektion Dresden erbaut wurde, liegt hochalpin angeſichts eines großartigen Gletſchergebiets. Mächtig ſteigt im Hintergrund die Pfaffengruppe empor, die im Zuckerhütl, einem ſchmalen, ſtumpfen Eiskegel, den höchſten Gipfel (3511 Meter) von ganz Stubei aufweiſt — einen Gipfel, der an Schönheit der Gliederung von wenig anderen in Tirol erreicht wird. Die ganze Kette, welche die hintere Umrandung des Thals bildet, zeichnet ſich zwar nicht ganz durch die tiefeingeſchnittenen Gipfelformen aus, welche der Oberberg aufweiſt, zeigt dagegen die ſtärkſte Vergletſcherung im ganzen Stubei. Vor allem bildet das Zuckerhütl in Verbindung mit ſeinen Nebengipfeln jenes unvergleichlich ſchöne Gruppenbild, welches, im Roſaſchimmer der Ferne erglänzend, den Touriſten ſchon an der Schwelle des Thals als prachtvoller Hintergrund entgegentritt und das hier als deſſen wundervollſte Schlußzierde auf alle Gefilde des Hauptthals hinableuchtet. Mit Recht ſagt denn auch das uns vorliegende Werk, daß gerade dieſe Kette unſtreitig den hervorragendſten touriſtiſchen Wert in der Umrandung des Stubeithals aufweiſt. Der weite Halbkreis des hinteren Unterberges, die ſchöne Runde flimmernder Gletſcher, die centrale Lage der Gruppe, die herrlichſten Fernſichten vereinigen ſich hier mit bequemer Zugänglichkeit.

Die „Pfaffengruppe“ ſelbſt iſt keine eigentliche Gebirgsgruppe, ſondern eine Vereinigung von Gipfeln, die ſo eng beiſammenſtehen und ein ſo ſymmetriſches Bild geben, daß ſie als eine Einheit aufgefaßt werden müſſen. Der ſchönſte der Gipfel, das Zuckerhütl, wurde 1863 zuerſt erſtiegen, iſt ſeitdem aber alljährlich vielfach begangen worden, da der Gipfel von der Dresdener



Zuckerhütl von Oſten; unten Anſtiegsrouten.



Hütte aus in knapp fünf Stunden erreicht werden kann. Die Ausſicht iſt unbeſchränkt und wahrhaft prachtvoll. Weit ſchweift das Auge über die ganze Stubeier und Ötzthalgruppe bis hinüber zum Ortler und zu den im wunderbaren Farbenton ſchimmernden Dolomiten, bis hinab zum fernen Innthal.

Aber wer vermag mit dürren Lettern die Herrlichkeiten der Alpenwelt zu ſchildern — Wunder, die doch nur der recht erfaſſen und würdigen kann, der mitten in ihnen ſtand entzückten Auges und dankbaren Herzens.

H. H.

## Eine illuſtrierte Geſchichte Preußens.

(Abdruck verboten.)

Im Oktober des vorigen Jahres veröffentlichte die „Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft“ in München die erſte Lieferung einer illuſtrierten „Geſchichte des Preußiſchen Staates“ von Dr. Ernſt Berner, Kgl. preuß. Hausarchivar. Sie verſprach damals, das Werk in acht Lieferungen binnen Jahresfriſt zu Ende zu führen, und ſie hat ihr Verſprechen pünktlich eingehalten. Das Buch liegt heute in einem ſtattlichen Bande von 47 Bogen fertig vor uns.

Über den Geiſt, in dem Herr Dr. Berner ſeine Aufgabe auffaßte, belehrt uns ſein Vorwort. „Mit Recht,“ ſagt er, „iſt darauf hingewieſen worden, daß Kant die Lehre vom kategoriſchen Imperativ nur in Preußen aufſtellen konnte. Denn welche Irrtümer dieſer Staat, als ein Gebilde der Menſchenhand, auch aufweiſt, ſo iſt das treibende Motiv ſeiner Entſtehung in der That nichts anderes als eine bis zur Stunde fortgeſetzte Erfüllung der jeweiligen Pflicht. Ja, wenn die Pflicht als die ‚Forderung des Tages‘ erläutert wird, ſo haben die Herrſcher aus dem Hohenzollernhauſe in ſtaunenswerter Folge, mit kaum nennenswerten, die Regel beſtätigenden Ausnahmen nicht nur der Befriedigung der wahren Bedürfniſſe ihrer Zeit gelebt, ſondern, den Zeitgenoſſen voran, neue Forderungen, neue Bedürfniſſe geſchaffen. Sie haben, indem ſie in ihrer herrſchenden Stellung nicht ſowohl ein nutzbares Recht als vielmehr ein verpflichtendes Amt erkannten, in dem ſie neben dem materiellen vorzüglich das ſittliche wie ſtaatliche Wachstum des Volkes leiteten, das Gebot der Pflicht zuerſt ihrem Heere, dann ihren Beamten und zuletzt ihrem ganzen Staate eingepflanzt.“

Das iſt nicht neu, aber es iſt wahr und es iſt gut geſagt. So iſt auch das ganze Buch. Es bietet keine neuen Geſichtspunkte, aber einen hübſchen Überblick über die preußiſche Geſchichte und zwar vom Standpunkt eines warmherzigen, königstreuen preußiſchen Patrioten aus. Der Herr Verfaſſer vertritt keine politiſche Partei, aber der Grundzug des Buches iſt ein konſervativer im beſten Sinne. Wo es wünſchenswert erſcheint, iſt die fragliche Periode mit feinem Takt, wie ihn nur ein pietätvolles Herz eingibt, behandelt. Es iſt Herrn Dr. Berner vortrefflich gelungen, den gemeinſamen Geiſt, der doch aus den meiſten der brandenburgiſchen Kurfürſten, der preußiſchen Könige ſpricht, zu erkennen und den Leſern zum Verſtändnis zu bringen. Das aber iſt ja von höchſter Wichtigkeit gerade für eine Geſchichte Preußens, deſſen Geſchichte noch in beſonderem Sinne die ſeiner Fürſten iſt. Manche Perioden, wie z. B. die Regierungszeit der erſten Hohenzollern, hätten gewiß viele Leſer gern ausführlicher behandelt geſehen. Vielleicht entſchließt ſich die Verlagshandlung, in der zweiten Auflage für dieſen Zweck ein paar Bogen zuzugeben. Eventuell könnte wohl durch Weglaſſung einiger auf die mittelalterliche Juſtiz bezüglicher Illuſtrationen, die ſchwerlich vermißt werden würden, Raum geſchafft werden.

Wir kommen hiermit zu den dem Buch beigegebenen Illuſtrationen. In bezug auf ſie iſt das Velhagen & Klaſingſche Prinzip, die Zeit durch die Werke der Zeitgenoſſen zu illuſtrieren, zur Anwendung gelangt. Zahlreiche, zum Teil farbige Abbildungen geben hier eine lebhafte Anſchauung der geſchilderten Ereigniſſe und Zuſtände, wie ſie den Mitlebenden erſchienen. Die Verlagshandlung hat hier viele Mühe und große Koſten nicht geſcheut und vielfach ſehr Schönes und Intereſſantes gebracht.

Bei der eben charakteriſierten Art von Illuſtrierung liegt die Gefahr nahe, dieſelbe durch Heranziehung von Abbildungen zu verſtärken, welche mit den im Text behandelten Vorgängen nichts oder doch faſt nichts zu thun haben. Man ſollte immer feſthalten, daß hier weniger nicht ſelten mehr iſt.

Th. H. P.

# Am Familientiſch.

## Zu unſren Bildern.

In der ehrwürdigen Kapelle des Stuttgarter Schloſſes iſt König Karl von Württemberg zur ewigen Ruhe beſtattet. Die Kapelle liegt im älteſten Teil des großen Baues, in dem ſogenannten Pallasbau, deſſen Entſtehung wahrſcheinlich in das 13. Jahrhundert fällt; ſie ſelbſt iſt jedoch erſt um 1570 eingerichtet und 1865 erneuert worden. Die auf unſerer Abbildung ſichtbaren, mächtigen Rundtürme ſtammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Beſonders ſchön, ja einzig in ſeiner Art, iſt der Hof des Schloſſes mit ſeinen dreigeſchoſſigen Laubengängen, die mit Recht zu den bemerkenswerteſten Bauwerken der deutſchen Frührenaiſſance gezählt werden.

## Univerſitäten.

In Leipzig wurde Ende Oktober der Prachtbau der Univerſitätsbibliothek eingeweiht. Der wahrhaft monumentale, durch reichen bildneriſchen Schmuck ausgezeichnete Bau iſt nach Plänen des Baurats Arwed Roßbach aufgeführt worden.

## Miſſionsweſen.

In Tokio (Japan) fand im September in Gegenwart der deutſchen Geſandtſchaft, zahlreicher deutſcher, engliſcher, japaniſcher und amerikaniſcher Notabilitäten und Gelehrten die Einweihung des neuen theologiſchen Akademiegebäudes der japaniſchen Miſſion des Allgemeinen evangeliſch-proteſtantiſchen Miſſionsvereins ſtatt. Die Zahl der theologiſchen Studenten beträgt zur Zeit fünfzehn, iſt aber in ſtetem Wachstum, ſo daß binnen wenigen Jahren eine ſtattliche Anzahl japaniſcher Geiſtlicher ausgebildet ſein wird. Die Unterrichtsſprachen ſind japaniſch, deutſch und engliſch. Mit dem Schulhaus verbunden iſt eine Bibliothek, eine der inhaltreichſten Tokios. Das Leſematerial iſt zum weitaus größten Teil deutſch und umfaßt alle Gebiete des Wiſſens.

## Vereinsweſen. Kongreſſe.

Zu Dresden tagte Mitte Oktober die Allgemeine Konferenz der deutſchen Sittlichkeitsvereine. Unter den Vorträgen heben wir hervor diejenigen des Paſtor Krücke-Alt-Landsberg, „Kunſt und Sittlichkeit“ und des Paſtor Hötzel-Magdeburg: „Die ſoziale Frage und das ſechſte Gebot.“

In Berlin trat Mitte Oktober der Geſamtausſchuß der deutſchen landwirtſchaftlichen Geſellſchaft (Vorſitzender: Graf Eulenburg auf Lenneburg-Praſſen) zuſammen; es wurde das Programm für die vom 16.—20. Juni 1892 in Königsberg i. Pr. ſtattfindende Allgemeine deutſche Landwirtſchaftliche Ausſtellung entworfen und u. a. auch beſchloſſen, die Beſchickung der Weltausſtellung zu Chikago mit deutſchen landwirtſchaftlichen Erzeugniſſen möglichſt zu unterſtützen.

## Photographie.

Ein Patent auf ein höchſt einfaches, aber angeblich vorzüglich wirkendes Objektiv hat A. Miethe angemeldet, mit deſſen Hilfe es möglich ſein ſoll, weit entfernte Gegenſtände mit aller Deutlichkeit zu photographieren. Das Inſtrument wird, wenn es ſich bewährt, namentlich im Kriege und auf Forſchungsreiſen ſehr nützlich ſein. Man wird das fern am Horizont vorüberfahrende Schiff, den hoch in den Lüften fliegenden Vogel und ſo manches andere weit entfernte Objekt genau und klar zu photographieren vermögen.

Photographie und Eierverbrauch. Die meiſten Bilder der Photographen werden auf Albuminpapier hergeſtellt, d. h. auf einem mit Eiweiß mehrfach überzogenen Papier. Obgleich engliſche und amerikaniſche Fabriken ſich die größte Mühe geben, iſt es ihnen bis jetzt nicht gelungen, das deutſche Erzeugnis an Güte zu erreichen, obgleich das Papier, deſſen ſich die Dresdener Albuminpapierfabrik, die größte der Welt, bedient, nur in Rives (Frankreich) tadellos gemacht wird. Rives liefert jährlich 40—43000 Ries Papier, etwa vierundzwanzig Millionen Bogen! Hiervon beanſprucht die Dresdener Fabrik 36—38000 Ries. Die dazugehörigen Eier beziffern ſich auf täglich 40000 Stück, im Jahre etwa 200000 Schock. Nur das Weiße wird für die photographiſchen Papiere benutzt, und da im Winter die Hühner nicht legen, alſo kein friſches Einweiß zu haben iſt, ruht die Fabrikation während der kalten Jahreszeit.

Wo aber bleibt das wertvolle Eigelb? Auch dieſes findet ſeine Verwendung. Durch Salz und fäulniswidrige Zuſätze haltbar gemacht, wird es nach allen Weltgegenden in die Lederfabriken geſandt, wo es zur Herſtellung feinen Handſchuhleders u. dgl. nicht entbehrt werden kann. Von der günſtigen Verwendung des Eigelbs hängt der Preis des Eiweißpapiers ab. Glanzlederhandſchuh, Photographie und Eierpreiſe ſtehen daher in einem viel engeren Verhältniſſe zu einander, als man nach der Verſchiedenheit der drei annehmen möchte. J. St.

## Hygieiniſches.

Ein Berliner Augenarzt hat einen äußerſt kräftigen Magneten von einer Tragfähigkeit von 30 Pfd. mehrfach erfolgreich dazu verwendet, um Eiſenſplitter aus den Augen zu entfernen. Bemerkenswert iſt die Mitteilung des Arztes, daß Eiſenſplitter, wenn ſie im Auge keine Eiterung erzeugen (aſeptiſch ſind), zwanzig Jahre liegen können, ohne ein Eingreifen nötig zu machen. Anders geſtaltet ſich die Sache, wenn dem Eiſenſplitter etwas Roſt anhaftet. In dieſem Falle ſtellt ſich ſofort eine Eiterung des ganzen Auges ein, die in 24 bis 48 Stunden den Augapfel ausfüllt und ungeſäumt einen Eingriff nötig macht.

## Erdkunde.

Das einſtige Vorhandenſein einer Landverbindung zwiſchen Europa und Nordamerika ſuchte E. Blanchard kürzlich in einem ſehr intereſſanten Vortrage vor der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften nachzuweiſen, wobei er ſich vornehmlich auf die Verwandtſchaft der Tier- und Pflanzenwelt diesſeits und jenſeits des Ozeans ſtützte. Als Reſt dieſer „Landbrücke“ würden die Orkney-Inſeln, die Faröer, Island und Grönland anzuſehen ſein.

Bei den in China augenblicklich herrſchenden Unruhen iſt es intereſſant zu erfahren, daß nach amtlichen Quellen die Geſamtzahl der in den 21 geöffneten Häfen lebenden Fremden nur 8107 Köpfe umfaßt, von denen 648 deutſche Unterthanen ſind

Das öſterreichiſche Kriegsſchiff „Pola“ war im Laufe des Sommers im öſtlichen Mittelmeer zu wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen des Meeresgrundes ſtationiert. Die größte Tiefe welche daſelbſt durch Lotungen ermittelt wurde, beträgt 4400 Meter und liegt ſüdöſtlich von der Inſel Cerigo. Damit hat man gleichzeitig die größte Tiefe des Mittelmeeres überhaupt konſtatiert.

## Naturkunde.

Als „Rechtfertigung der alten Alchemiſten“ geht eine Notiz durch alle Zeitungen, derzufolge Profeſſor Curey Lea in Philadelphia Silber durch Behandlung mit Eiſenzitronat in ſcheinbares Gold d. h. in eine Legierung von goldglänzender Farbe verwandelt hat. Die Nachricht erſchien um ſo bemerkenswerter, als gleichzeitig mitgeteilt wurde, daß durch den berühmten franzöſiſchen Chemiker Bertholet der pariſer Akademie Proben des eigenartigen Metalls vorgelegt ſeien. Dem gegenüber iſt zu bemerken, daß bereits auf der diesjährigen Naturforſcherverſammlung in Halle Profeſſor A. Overbeck-Greifswald einen Vortrag über „die Herſtellung und die Eigenſchaften des allotropen Silbers,“ d. h. des Silbers in ſeinen verſchiedenen, durch veränderte Gruppierung der Moleküle bewirkten Modifikationen, gehalten und eine Reihe von Proben desſelben vorgezeigt hat. Das Silber kann nach Prof. Overbeck in ſehr verſchiedenen Farbennüancen hergeſtellt werden: goldig, kupferrot, goldgelb, gelbgrün, hellgrün, hellblau und dunkelblau.

## Altertumskunde.

Seit längerer Zeit beſchäftigen ſich die deutſchen Regierungen mit der Abſicht, den alten römiſch-germaniſchen Grenzwall (limes) planmäßig erforſchen zu laſſen. Es ſollen nicht nur der Lauf der Grenzſperre feſtgeſtellt, die zum Limes gehörigen Bauten genau unterſucht und die mit ihm zuſammenhängenden Straßennetze nachgewieſen, ſondern auch dieſe Straßen ſowie die Limeslinien kartographiert, die wichtigeren Fundſtücke abgezeichnet, ſowie für die Erhaltung der Baureſte und Fundſtücke an Ort und Stelle oder in einem Muſeum Sorge getragen werden. Eine Kommiſſion aus 7 Mitgliedern, zu denen Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Heſſen und die Akademien von München und Berlin je einen Gelehrten ſtellen würden, ſoll zur Durchführung der auf mehrere Jahre veranſchlagten Arbeiten in Heidelberg zuſammentreten. Zur Beſtreitung der Unkoſten wird ein Betrag von 200000 ℳ in den Reichshaushaltsetat aufgenommen.

Dr. Dorpfeld, der Direktor des archäologiſchen Inſtituts zu Athen, ſandte die von Schliemann teſtamentariſch an Deutſchland vermachten trojaniſchen Altertümer in über 50 Kiſten nach Berlin.

Der Archäologe Bent hat in der Nähe des Kaps der guten Hoffnung einen intereſſanten Fund gemacht. Er entdeckte die Ruinen eines Tempels von phöniziſchem Urſprung, wie die Ornamente an den 16 Fuß dicken und 40 Fuß hohen Mauern beweiſen. Auf derſelben Stätte fand Mr. Bent einen Altar, der viele Spuren von Email aufweiſt.

## Kunſt.

Bildhauer Prof. Volz in Karlsruhe arbeitet im Auftrage des Großherzogs von Baden an einem Modell für das Grabdenkmal des früh verſtorbenen Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden. Der Prinz iſt über einem reichverzierten Sarkophag auf dem Paradebette ruhend dargeſtellt.

## Buchhandel.

„Jahresberichte für neuere deutſche Litteraturgeſchichte“ erſcheinen vom 1. Jan. 1892 ab unter Mitwirkung der hervorragendſten Fachgelehrten im Verlag von G. J. Goeſchen-Stuttgart. Redaktion: Berlin W. Matthäikirchſtr. 4.

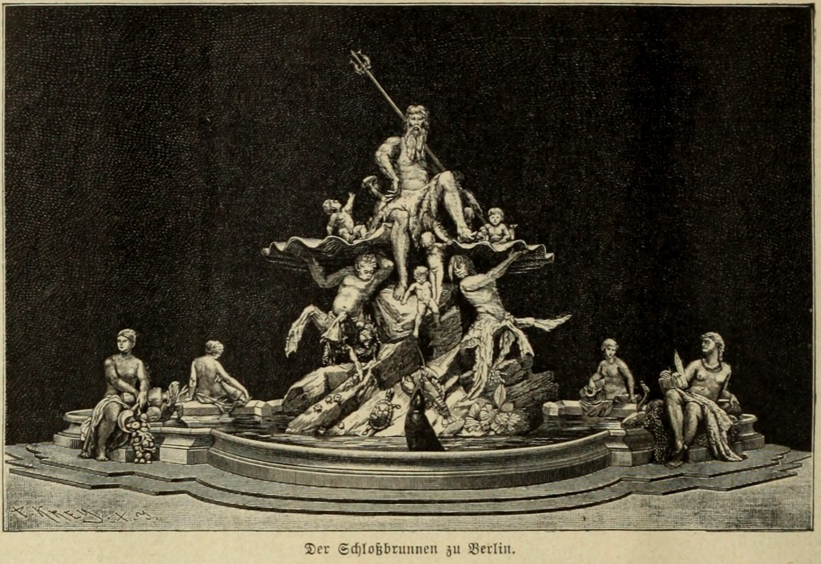
Zwei Jahre nach dem Erſcheinen des letzten Werkes von Julius Wolf zeigt die G. Groteſche Verlagshandlung Berlin eine neue Dichtung „Renata“ an. Die Handlung ſpielt zur Zeit der Reformation in der alten Biſchof- und Goldſchmiedeſtadt Hildesheim unter der Bürgerſchaft, dem Rate, dem Domkapitel, der Goldſchmiedgilde ꝛc.

Ein reizend ausgeſtatteter Band erzählender Dichtungen von Frida Schanz erſchien unter dem Titel „Filigran,“ Novellen in Verſen, ſoeben im Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld. Die reizenden, formvollendeten Dichtungen werden der unſeren Leſern längſt werthen Verfaſſerin zahlreiche neue Freunde und Verehrerinnen erwerben.

## Geſundheitsrat.

F. F. in B. Ein Mittel gegen den Stockſchnupfen gibt es nicht, da dieſes Leiden die verſchiedenſten Urſachen (chroniſche Entzündung der Naſenſchleimhaut, Geſchwürbildungen auf derſelben, Vergrößerung der Naſenmuſcheln, Schiefſtand der Naſenſcheidewand, polypöſe Wucherungen im Naſenrachenraum) haben kann. Welche dieſer Urſachen vorliegt, kann nur durch genaue örtliche Unterſuchung mit dem Naſenſpiegel feſtgeſtellt werden, welcher dann eine mühſame und lange fortgeſetzte wiederum örtliche Behandlung zu folgen haben würde.

### Der Schloßbrunnen zu Berlin.



Der Schloßbrunnen zu Berlin.

Am 1. November fiel die Hülle von dem großartigen Schmuckbrunnen, den die Stadt Berlin zur Erinnerung an den Regierungsantritt Kaiſer Wilhelms II. auf dem Schloßplatz nach Entwürfen des Profeſſor Reinhold Begas ausführen ließ. Der Kaiſer ſelbſt war bei der feſtlichen Enthüllung gegenwärtig und befahl, daß der Brunnen den Namen „Schloßbrunnen“ erhalten ſolle. Das wahrhaft monumentale Kunſtwerk, deſſen mächtigen, aus Felſen hochaufgetürmten Aufbau ein rieſenhafter Neptun mit dem Dreizack krönt, kommt auf dem Schloßplatz zur ſchönſten Wirkung. Um den felſigen Aufbau rauſchen die Waſſer, und aus deren dichten Regen leuchten die phantaſtiſchen Geſtalten der Begleiter Poſeidons hervor: vier groteske Meeresungeheuer, halb Menſch, halb Fiſch, welche zwei rieſige und doch graziös geſchwungene Muſchelſchalen emporhalten. Auf dieſen Schalen tummeln ſich im neckiſchen Spiel reizende Kindergeſtalten, die aus Schalen und Urnen Ströme von Waſſer in das breite Hauptbaſſin hinabrinnen laſſen. Aus dem letzteren ragen vier kraftvoll modellierte Tiere: Schlange, Schildkröte, Krokodil und Seehund, waſſerſpeiend hervor, während auf dem Rande des Baſſins die Idealgeſtalten der vier größten deutſchen Ströme lagern. Die höchſt originelle Geſamtanlage, welche in eigenartiger Weiſe die antike Fabelwelt neu zu beleben ſcheint, legt ein vollgewichtiges Zeugnis für das künſtleriſche Können des berühmten Bildhauers, wie für die Leiſtungsfähigkeit der Gladenbeckſchen Bildgießerei ab, welcher die techniſche Ausführung des Bronzeguſſes übertragen war.

### Kleine Zeitung.

Die Farben ſpielen in China und auch in Japan bei dem Einkauf von Waren eine große Rolle, häufig zum Schaden der europäiſchen Fabrikanten, welche mit dem Aberglauben der Söhne Oſtaſiens nicht genügend vertraut ſind. So weiſt man in China faſt ſtets in braunes Papier verpackte Ware zurück, da Braun als Unglücksfarbe gilt; Nadeln, in ſchwarze Umhüllung verpackt, ſind gänzlich unverkäuflich, und als vor einiger Zeit eine Firma, welche jahrelang Tauſende von Kalendern nach Japan exportiert hatte, den Herren Japanern eine beſondere Freude machen wollte und den Kalender auf grünes Papier drucken ließ, konnte ſie auch nicht ein Exemplar verkaufen.

Beim Pflücken der Melonen ſoll kein Wort geſprochen werden. Dies iſt der Chineſen Anſicht, welche behaupten, das Fleiſch der Melone ſei ſo zart, daß die geringſte Erſchütterung der Luft es ſpalte. Dadurch aber werde die Frucht verdorben. Aus dieſem Glauben erklärt ſich auch der Gebrauch, daß der Chineſe, wenn er jemand nicht wohl will, am Melonenfelde desſelben den Gong ſpielend vorübergeht, um ihm dadurch die Ernte zu verderben.

So erzählt Graf Maurice Hériſſon in ſeinem „Tagebuch eines Dolmetſchers in China.“ Ob die Melonen wirklich ſo empfindlich ſind, weiß ich nicht. Vielleicht thut man doch gut, vorſichtig zu ſein und dieſe Früchte nur durch Männer pflücken zu laſſen.

J. Tr.

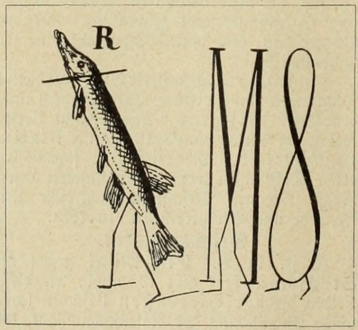
### In unſerer Spielecke.

#### 1. Rätſel.

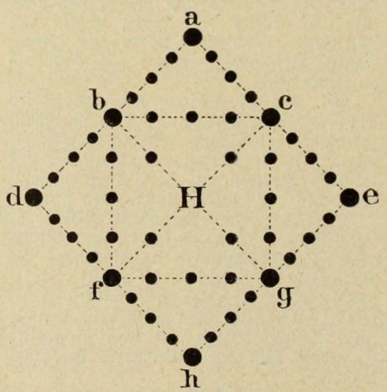
Ich ſtille das Blut; ich dämpfe die Glut;
Ich halte im Bann das wild'ſte Geſpann;
Die Nattern, die Schlangen
Ich weiß ſie zu fangen;
  Bin des Richters Beſcheid,
  Bin des Frommen Geleit.
Steh' beſcheiden in der Ecke;
Bin der Weisheit ſtill Verſtecke;
Dien', der Narrheit Schellenkappe,
Doch der Wahrheit als Attrape!

Pf. J.

#### 2. Bilderrätſel.



#### 3. Punkträtſel.



In dieſer Aufgabe iſt nur der eine in der Mitte der Figur ſtehende Buchſtabe bekannt. Wenn man aber in der unten angegebenen Reihenfolge die Punkte ebenfalls durch Buchſtaben erſetzt, ſo findet man allmählich vierzehn fünfſtellige Wörter, deren Anfangs- und Endbuchſtaben durch dickere Punkte bezeichnet ſind. Dieſe Wörter ſind:

1. b—g Ein deutſcher Geſchichtsforſcher unſers Jahrhunderts,
2. c—f eine immergrüne Pflanze,
3. b—c eine Blume,
4. b—f ein deutſcher Dichter,
5. c—g ein Flüſſigkeitsmaß.
6. f—g ein Unterthan des Kaiſers von Öſterreich,
7. a—b ein Vogel,
8. a—c ein Frauenname,
9. b—d ein Baum,
10. d—f eine Stadt in Ungarn,
11. c—e ein Prophet,
12. e—g eine Blume,
13. f—h ein männlicher Name,
14. g—h ein Nebenfluß der Donau.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 8.

Bilderrätſel: Welfenfond.

1. Kreisrätſel.

Ediſon.
Euterpe
Demeter
Ilmenau
Senegal
Orleans
Nehemia.

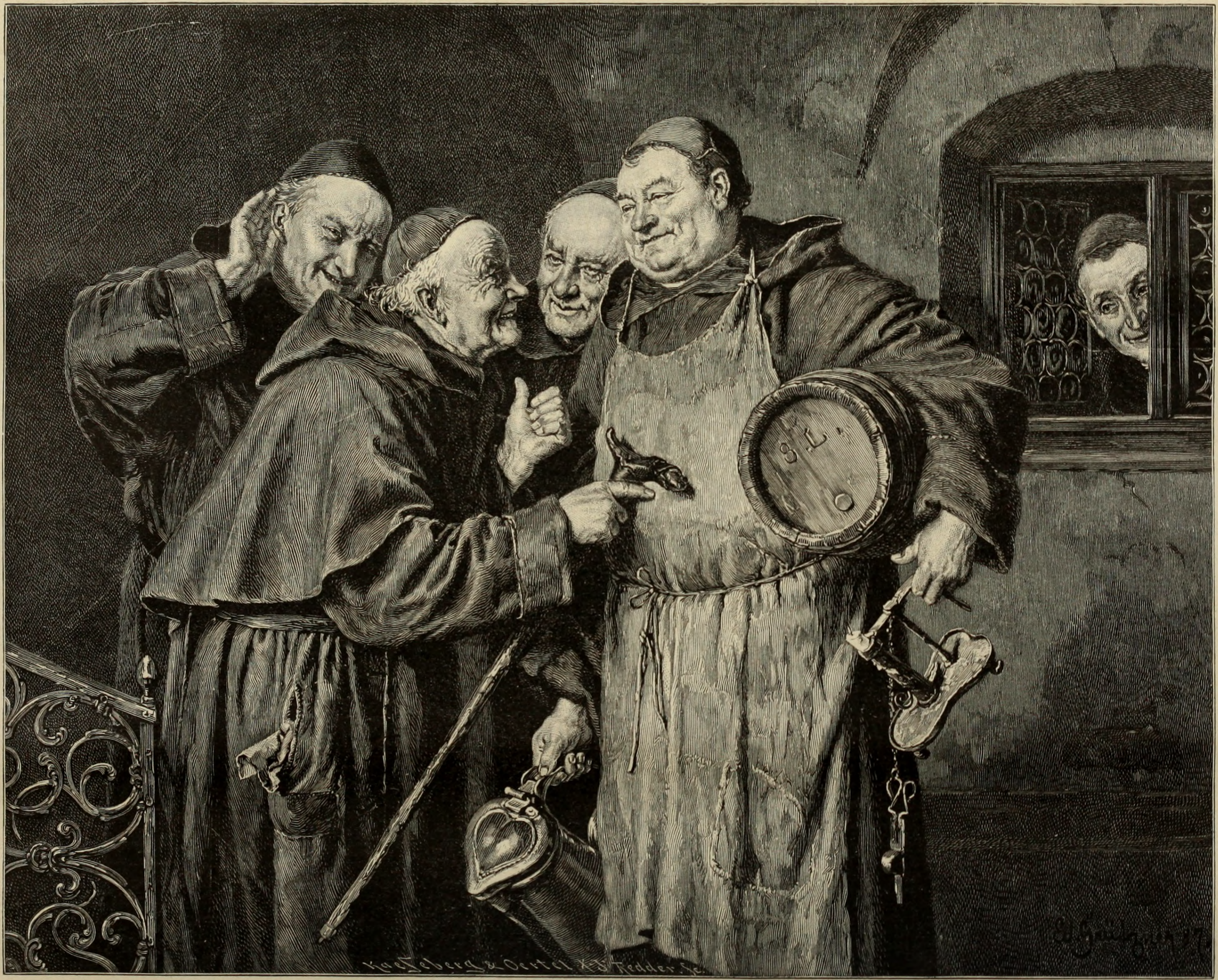
2. Zweiſilbige Charade: Kunſtwein.

3. Anagramm. Luna — Ulan.

---

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Orgères im Dezember 1870. Von K. Tanera. — Dezember. Gedicht von Heinr. Seidel. — Frau Rat. Von Dr. J. Wychgram. Mit zwei Illuſtrationen. — Im Stubeithal. Mit zehn Illuſtrationen. — Eine illuſtrierte Geſchichte Preußens. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Kapelle des alten Schloſſes zu Stuttgart, die letzte Ruheſtätte des Königs Karl von Württemberg. Originalzeichnung von K. Stieler. — Univerſitäten. — Miſſionsweſen. — Vereinsweſen. Kongreſſe. — Photographie und Eierverbrauch. — Hygieiniſches. — Erdkunde. — Naturkunde. — Altertumskunde. — Kunſt. — Buchhandel. — Geſundheitsrat. — Der Schloßbrunnen zu Berlin. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Kloſtergeheimnis. Gemalt von Ed. Grützner.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII, Heft 4.

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Dezember 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 10.

## In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze=Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Als Chriſtine, nach lieber Gewohnheit, Leberecht mit dem Blechlämpchen bis an die Hausthür begleitete, um noch einen Moment zu wärmerem Zärtlichkeitsaustauſch zu erhaſchen, als in der Eltern Beiſein ſtatthaft war, hieß er ſie das Lämpchen beiſeit ſetzen, zog ſie in den Schrankſchatten und drückte ſie an ſich.

„Zürnt mir mein geliebtes Mädchen wohl ein wenig, weil ich's vorhin nicht ausreden laſſen wollte?“ fragte er, ſtrich ihr die Haare aus der Stirn und beugte ſich ganz zu ihr nieder, um im Halbdunkel ihre Augen erkennen zu können.

Sie ſpielte mit ſeiner Hand und ſchmiegte den Kopf leiſe ſeufzend an ſeine Bruſt.

„Sollt' ich nicht lieber fragen, ob mein Schatz mir zürnt? Wenigſtens hab' ich mir den ganzen Abend lang darüber den Kopf zerbrochen, weshalb du mir den Mund verboteſt.“

„Weil du erſt begreifen mußt, was ich Glück nenne, ehe du vor den anderen behaupten darfſt, daß ich's habe.“

„Mein Glück iſt dein Beſitz,“ ſagte ſie einfach und legte ihre Hände feſt um ſeine Bruſt zuſammen.

„Meines iſt dein Verſtändnis,“ antwortete er. „Ahnſt du, wem du dich geſchenkt haſt? Einem Kämpfer wider ſeine unbezähmbaren Triebe. Triebe, die ſich der Zeitſtrömung entgegenſtemmen, Triebe, von denen er nicht weiß, ob ſie ihn emporſchnellen oder niederreißen werden. Sage mir's: darf ich dich wirklich halten nach dieſem offenen Bekenntniſſe, das ich keinem ſonſt als dir und deinem Herzen machen kann?“

„Wenn du's keinem ſonſt als mir machen kannſt, ſo bedarfſt du meiner und fühlſt, daß ich deine Triebe verſtehe und deinen Gedanken folge,“ gab ſie zurück. „Deucht dich mein Flug auch jetzt noch langſam, vertraue mir doch, täuſchen ſollſt du dich niemals in mir. Glaubſt du, daß ich damals in Gottes Haus den Kämpfer nicht erkannt habe, der meinen Namen ſchrie und mich ſo zur Bundesgenoſſin warb? Dein bin ich, dein bleib' ich in Nacht und Licht, und was ich heute nicht voll begreife, du wirſt mich's lehren!“

„Und wenn jemals die große und gerechte Sache mich von deiner Seite hinwegnähme, Kind?“

Sie preßte ſich mit aller Macht an ſeine Bruſt und begann an Leib und Gliedern zu zittern.

„Gott verhüte es, Gott, der mir auch helfen würde, keine Wortheldin, ſondern eine Thatenmutige zu ſein, da wo er Opfer fordert —“

„Ja! ich bin glücklich, unendlich glücklich!“ flüſterte er und ſchloß ſie noch einmal mit glutvoller Inbrunſt in ſeine Arme, ehe er ſich von ihr trennte.

Sie ſaß lange vornübergebeugt im Bette und blickte wach in die ſternblitzende Nacht hinaus.

Plötzlich ließ der aufſpringende Wind einen der ſchwanken Zweige des Weidenbaums vor dem Hauſe an ihre Fenſterſcheibe ſchlagen; es klang wie das raſche Pochen eines harten Fingers.

„Tod!“ Nichts als das eine Wort durchſchnitt jählings Chriſtinens Gedankenkette. Die Hände vor dem Geſichte warf ſie ſich in ihre Kiſſen, zog angſtbebend die Decke über den Kopf und drückte die Augenlider feſt zuſammen.

Als ſie Leberecht andren Tages ihre Furcht wegen des unheimlichen „Vorlauts“ beichtete, ſchalt er ſie mit liebevoller Strenge ob ihres thörichten Aberglaubens.

„Einen ruhmreichen Tod und ein ehrenvolles Angedenken, das würd' ich in dieſer ſchimpflichen Zeit ein erhabenes Glück nennen!“ ſagte er mit verklärten Augen.

„Und ich?“

„Du? Wer hat mir geſtern Thatenmut und Opferwilligkeit in Nacht und Licht gelobt? Sieh' mich an und ſage mir's, Geliebte!“

Sie biß ſich auf die Lippe, hob das Geſicht zu ihm empor, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

„Ja, ich habe dir's gelobt, mein teurer Schatz, warum iſt aber Gottes Mahnung ſo raſch gekommen?“

„Nicht Gottes Mahnung, ſondern ein Spiel deiner Einbildung“, entgegnete er ernſt. „Verwechſelſt du dieſe Zwei ſchon, wie würde dir's erſt ergehen, falls du einmal vor die Wahl zwiſchen bloßer Aufwallung und wahrem Mute geſtellt werden ſollteſt!“

„Gib mir nur ein wenig Zeit zum Lernen,“ antwortete ſie demütig und küßte ihm beide Hände.

In Schnee und Eis, abgeſchnitten von Stadt und Land, begingen ſie ein fröhliches Chriſtfeſt, ohne Baum und Geſchenk, ohne Kunde von Krieg und Frieden der großen Welt. Das beſcheidene Heim in der Küſterei war zum Einzug fertig, und am zweiten Weihnachtstage gedachten die Verlobten ihren Ehebund von Vaterhand einſegnen zu laſſen.

## Zweiter Teil.

„— und ſinne dem edlen, ſchreckenden Gedanken nach
Deiner wert zu ſein, mein Vaterland!
F. G. Klopſtock.

### 1. Kapitel.

Ihr eigenes Heim!

Sie ſtanden, ſich innig umſchlungen haltend, inmitten des kleinen Raumes. Gott wußte, zum wievielten Male ſchon, ſeit ſie vor einer Stunde nach dem ſtillſten und einfachſten aller Hochzeitsfeſte aus dem Elternhauſe geſchieden, mitſammen durch den klaren Winterabend am Kirchhof vorbeigeſchritten und ungeleitet in ihr verſchwiegenes Giebelparadies hinaufgeſtiegen waren.

Die Küſterin bot ihnen die ſchwielige Hand und leuchtete an der Treppe, der Küſter wagte vor lauter Taubheit, Scheu und Rückſicht ſeinen „devoteſten Segenswunſch für Dero Ehrwürden Domine nebſt vielgeliebter Ehehälfte“ gar nicht anzubringen, bis das junge Paar den Alten in ſeinem Winkel entdeckte und ſelbſt die Initiative ergriff. Danach erſt gehörten ſie einander ganz allein und hielten Umſchau in ihren engen vier Wänden.

Die Küſterin, deren ſauertöpfiſche Gemütsart Mamſell Stinchens ſonnige Güte ſchließlich bezwungen hatte, war nicht müßig geweſen, das anſpruchsloſe Neſt nach Möglichkeit auszuſchmücken, während drüben in der Paſtorei nach der Trauung gegeſſen wurde. Ein halb Dutzend Pfauenfedern mit verblaßter Bandſchleife zuſammengebunden und hinter den Spiegelrahmen geſteckt, weißer Sand auf den reinlichen Dielen, ein Strauß Chriſtroſen, unter dem Kirchhofsſchnee gefunden, im Glaſe, und eine Weihrauchkerze, die als rotglühendes Thürmchen vor dem Ofen verduftete — das war alles, was ſie thun konnte. Dazu hatte Beta, die Pfarrmagd, heimlich unter der Schürze einen nagelneuen Fayencekrug für ihr gutes „Mummſellken“ heraufgebracht, das ihr ſo manchen Biſſen vom Eigenen zugeſteckt. Der Krug ſtand, mit eiskaltem Brunnenwaſſer gefüllt, zwiſchen Chriſtinens Blumenſtöcken am Fenſter, und Beta hatte ein Stück Brot und einen blanken Mariengroſchen zum Heckpfennig daneben gelegt. Das brachte Segen ins Haus und hielt Mangel und Mißgunſt fern.

Jede dieſer geringen Aufmerkſamkeiten rührte und entzückte das jugendliche Ehepaar über die Maßen. Sie waren unverwöhnt vom Leben und hatten nichts erwartet. Nun ward die Dürftigkeit ihnen zum Reichtum. Sie löſchten ihren Wachsſtock, mit dem ſie eben im Stübchen umhergeleuchtet hatten, als ſparſame Leute und blieben noch eine halbe Stunde lang ohne Licht. Einzig Chriſtinens Hochzeitskleid — der Mutter liebes, altmodiſches, mit Falbalasrock und Muſſelinfichu war's — ſchimmerte weiß durch die warme Dämmerung.

Sie ſaßen am Fenſter auf Chriſtinens Söller mit dem Nähtiſchchen, Chriſtine auf ihres Gatten Knie, ihr Geſicht an ſeiner Wange, und ſie flüſterten leiſe von ihrem Glücke, ſich ſo umfangen und beſitzen zu dürfen, immer zu jeder Stunde, unter Sonnenlicht, Mond- und Sternenſchein, bis Gott ſie ſchied. Bis ans Ende — nein: weit, weit über das Ende hinaus, bis in jene Ewigkeit, an die ſie beide glaubten.

Wie herrlich funkelte der Himmel da draußen am Abende ihres feſtlichen Tages, Gottes ewiges Erbarmen über der ſündigen Welt und der Not der Zeit. Und ob dieſe Not auch noch ſo rieſengroß emporwüchſe, leicht würden ſie alles zu zweien tragen. Kein Mißverſtehen, kein Verſchweigen und Verzweifeln ſollte es zwiſchen ihnen geben: ihre Liebe war ernſt und tief, keine frivole Tändelei. Voll ſeliger Hoffnung ſtanden ſie am Thore der Zukunft und ſahen den Schatten nicht, den das Geſchick auf die Eingangsſtufen warf.

Noch ein wenig ſchauten ſie, Hand in Hand, andächtig zum Sternenhimmel empor, bis eins der goldenen Lichter ſich aus ſeiner Stätte löſte, und in ſtrahlendem Bogen zu ihnen niederſchoß in die irdiſche Region. Da glitten auch ſie vom unermeßlichen Himmelreich zur Erde zurück in ihre eigene, beſchränkte Welt, in ihr Heim.

Gemeinſam zündeten ſie das einzige Hochzeitsgeſchenk außer Betas Waſſerkruge an, eine der zwölf herrlichen Wachskerzen, die Chriſtinens Patin ſamt dem zierlichſten Meſſingleuchter zum Chriſtfeſt ſchon aus der Stadt geſchickt hatte. Wie hell und behaglich erſchien der ganze Raum, der Wohn- und Schlafgemach in ſeinen niederen vier Wänden vereinte! Wie kunſtvoll der Lichtſchirm aus Ölpapier, in zarten Farben bemalt, mit dem Rundtanze der Horen, zwiſchen denen Amoretten ihren Reigen ſchlangen. Und nicht einmal der Putzſchere bedurften die idealen Kerzen! Wie entzückend würde es morgen Abend ſein, wenn Leberecht bei ihrem trauten Scheine an der Predigt arbeitete, und ſeine Frau ihm, dem Schreibtiſch ganz nahe, mit Buch oder Nähzeug, ſtille Geſellſchaft leiſten durfte.

„Biſt du froh, daß ich deine Frau geworden bin? Sag' mir's, beſter Mann!“

„Meine Frau! wirklich meine Frau! Laß doch ſehen, wie's meinem einzigen Mädchen zu Geſicht ſteht!“

Stürmiſch nahm er ſie in ſeine ungeduldigen Arme, um ſich von neuem an ihrer Lieblichkeit zu berauſchen und ihr, nur der beſeligenden Antwort wegen, immer noch einmal ihre eigene Frage zurückzugeben: „Haſt du mich lieb? lieb mit deinem ganzen Herzen, Chriſtine?“

„Sieh, du Ungeſtümer, nun haſt du mir meinen Brautſtrauß zerdrückt und verdorben,“ rief ſie zuletzt ſich ein wenig von ihm abbiegend, legte ſeine Hände um ihre heißen Wangen und bot ihm die Lippen zum Kuß, damit dem kleinen Vorwurfe auch der ſchwächſte Stachel genommen werde.

Er machte eine ſeiner Hände los und nahm ihr das kopfhängende Myrtengrün mit den welkenden Blüten von der Bruſt.

„Damit iſt's jetzt vorbei, Chriſtine, meine geliebte Frau,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme, und plötzlich ſtanden ſie ernſt und verſtummt, eines im Arm des anderen, Chriſtinens geſenktes Antlitz an des Gatten Schulter verborgen.

„Laß uns Volkmars Briefchen noch einmal leſen,“ brach ſie endlich das Schweigen, und er preßte die ſchlanke Mädchenhand mit langem Drucke in ſeiner kräftigen zuſammen.

„Nicht heute, wir wollen es morgen wieder leſen, ſo oft du willſt, mein geliebtes Kind!“

### 2. Kapitel.

Mitten auf der Dreſchtenne in Bauer Sibberns großer Hausdiele ſtand, vom geſtrigen Heiligabend her, grün und duftig der weihnachtliche Tannenbaum. Die Kinder und das Geſinde hatten augenſcheinlich ſchon manchen Raubzug auf die braunen Kaneelsnüſſe und roſa Teigmännchen unternommen, mit denen die Äſte behängt waren. Der Hauptſchmuck jedoch, kniſterndes Rauſchgold, bunte Papierringel und vielfarbige Wachsſtockſtümpfchen, prangte unberührt. Durch die halboffenen Thorflügel flutete köſtlicher Abendſonnenglanz herein, zugleich mit der kalten Dezemberluft, die ſchon ein kräftiger Seehauch würzte. Die Tauben ſaßen dick gepluſtert auf den Stangen des Schlages und ruckſten und gurrten der Sonne Gutenacht, und im Hofe ſtand der gelbe Bullenbeißer nachdenklich über ſeinem appetiterweckenden Freßnapfe, deſſen warmer Dampf ihm angenehm um die geſpaltene Naſe ſchmeichelte. Da draußen lagen die verſtreuten Gehöfte, von ihren „Büſchen“ eingehegt, ſo zierlich wie Gebilde aus weißem Zuckerkand. Die hübſche, runde Linde, drüben vor Tönjes Biehls Wohnhaus, glich einem Schneeballe, und die Dingener Kirche trug eine Zipfelmütze auf dem Turme. Die Kirchfenſter blinkten hell: es war die Zeit des feſttäglichen Nachmittagsgottesdienſtes. Links tauchte Weddewarden, rechts die einſame, uralte Imſumer Kirche auf hoher Wurth aus dem Dufte des Horizontes empor, und ging man das halbe Stündchen bis zum ſtarken Deiche, ſo blickte man ins unermeßliche Watt hinaus, wo die weiten Flächen von Langlütjenſand grau durch die grüngelben Ausläufer des Wurſter Fahrwaſſers ſichtbar wurden.

Manch liebes Mal pflegte Bauer Sibbern in klarer Morgenfrühe oder um Feierabend unter ſeinem Thorweg zu ſtehen, mit den großen, grauen Augen nach allen Seiten um ſich her zu blicken und die Tabakswolken ſeiner Pfeife in die hohe Luft zu blaſen, damit ihm nichts von der ſtolzen, freien Ausſicht über die geſegnete Marſch verloren ginge.

„Un dat ſchall fran'ſchet Land ſien? uſe Land Wuſten?“ ſagte er dann und ſchüttelte ſeinen Rundkopf auf gedrungenem Nacken genau ſo ungläubig, wie das Kind, dem ein Spaßmacher vorredet: jenes üppig reifende Kornfeld werde ſich über Nacht in ein gehaltlos prunkendes Tulipanenbeet verwandeln. Solch eine verrückte Undenkbarkeit!

Heute Nachmittag war der Bauer nicht daheim. Nicht einmal den Kirchgang gönnten ihm die vertrackten fran'ſchen Rechtsverdreher am erſten Weihnachtstage! Nein, mit Nachbar Biehl hatte er auf die Mairie nach Dorum fahren müſſen zur Zeugenſchaft in einer ärgerlichen Sache. Schmuggel und kein Ende damit! Die kecken, jungen Hausmannsſöhne betrieben die Narrenspoſſen um die Wette mit den Schiffern aus lauter Übermut und Wähligkeit, und alle Augenblicke ſteckte der und jener von den kreuzenden engliſchen Orlogſchiffen mit ihnen durch. Das gab dann luſtige und hitzige Katzbalgereien an der Küſte hin: Schießen, Durchbrennen, Ertappen und dann ein Halloh und ein Bramarbaſieren und Exempelſtatuieren, daß alle Wurſter Gelaſſenheit dabei aufhörte. Die ſtreifenden Douaniers wurden immer gewitzigter, der Präfekt erhöhte die Strafen von einem Mal zum andern, verhängte Gefängnis und drohte mit Prangerſtehen und Füſilieren auf der Stelle. Wurſter Blut ins Gefängnis! Wurſter Hausmannsſöhne öffentlicher Schande preisgegeben! Die hochmütigen Frieſenariſtokraten biſſen ihre Zähne zuſammen und ſchröpften ihre Säckel nach allen Regeln der Kunſt für die franzöſiſchen Nimmerſatte. Mußten die waghalſigen Herren Söhne trotzdem ins Loch, ſo trieben ſie es nach verbüßter Haft deſto ärger, um den Schandfleck von ihrer Ehre abzuwaſchen.

Das Vorbild all dieſer Durchgänger war Jan Rickwegs, Jan Grön, wie man ihn im Lande wegen ſeines verſchoſſenen grünen Wamſes getauft hatte. Der brauchte nur eine franzöſiſche Uniform zu wittern, dann kam ihm ſofort irgend ein unglaublicher Schabernack, zwiſchen Helgoland und der Weſermündung ausführbar, in den Sinn. Er ſteckte auch heute im Hintergrunde des Geſetzesfrevels. Die Bauern aber hätten ſich eher bei lebendigem Leibe ſchinden, als ein belaſtendes Zeugnis wider einen der Ihren auspreſſen laſſen. Bauer Biehl beſaß die impoſante Körperlichkeit und die kluge Beſinnung, Bauer Sibbern den harten Kopf und das helle Auge, und ſo ſakrierten und parlierten die choleriſchen Franzmänner heute umſonſt: Nichts ließ ſich ergründen und beweiſen. Der Maire war ein „Maire wider Willen,“ der krümmte ſeinen lieben Nachbarn und Brüdern kein Haar, und es war ihm ganz recht, daß die Angeklagten in Freiheit geſetzt werden mußten und ſchon hinter der Thür des Sitzungszimmers zu einander ſagten: „Kinners! nu kann't wedder losgoahn!“

Auf dieſe Art lag der Sibbernshof ſchon ſeit dem Morgen herrenlos. Das Geſinde hatte des Feſttags halber längſt Schicht gemacht. Gedroſchen ward überhaupt nicht während der zwölf Nächte, ſo lange der Chriſtbaum in der Tenne ſtand. Hochgeſchichtet lag das Getreide auf den Balken über den Viehſtänden, und der ſcharfe Dunſt, der dieſen heiß und feucht entſtieg, kämpfte erfolgreich gegen die kalte Außenluft.

Gemächlich wiederkäuten die feiſten, hingelagerten Milchkühe und Kälber; der ſtößige Bulle ſtand aufrecht, rieb ſeinen böſen Kopf zornmütig gegen den Pfahl und klirrte mit der Kette. Dem Milchvieh gegenüber ſcharrten und ſtampften vor ihren Krippen die ſchweren frieſiſchen Gäule, wohlgenährt, im rauhen Winterhaar. Spottwenig merkte man vom Notſtande der Zeit in dieſer Muſterwirtſchaft. Freilich nur „Deichgraf“ war Bauer Sibbern, aber reicher und angeſehener als mancher adelsſtolze Graf in ſeinen Marken, und über dem alten Bauernwappen, mit dem Reichsadler und der vollen Kornähre, ſtand eine regelrechte Krone. Nicht die ſchmuckhaft geperlte: fünf kurze, ſtämmige Zacken vom breiten Reifen aufragend, weiter kein läppiſcher Schnickſchnack.

Sehr anmutend und ſauber war's da drinnen. Mit der abendlichen Himmelsglut wetteiferte das irdiſche Herdfeuer, das unter dem ſingenden Waſſerkeſſel große Flammen ſchlug. Deren Licht tanzte über die blankgebohnten Vorſchieber der geſchloſſenen Kojenbetten längs der Howand hin, ſtreifte Truhen und eichene Schränke und lockte hüpfendes Gefunkel aus dem Zinngerät der langen Börte. Um den Weihnachtsbaum wob es eine helle Glorie.

Die Bäuerin hatte ihrem Manne vor acht Tagen das jüngſte Kindchen geſchenkt und ſaß nun, hübſcher und feiner anzuſehen als gewöhnlich, im Ohrenſtuhl der Stube neben der ſchaukelnden Wiege. Zwiſchen deren Rumpeln hinein tuteten und trommelten zwei flachshaarige Jungen und gefährdeten die Puppe des zweijährigen Schweſterchens zu Füßen der Mutter. Die lachte munter bei all dem Lärm, ſtrickte behaglich und freute ſich über ihr ruhiges Wiegenkindchen. Antje, die Hausmagd, verſah ihre Stelle am Herde. Dort ſtand ſie in der ärgſten Flammenhitze, rührte den ſteifen Mehlbrei zu den Abendklößen und ſchäkerte mit Wierich, dem Großknecht, der an der Wand räkelnd ſeiner Erkorenen allerhand grobkörnige Witze und Geſchichten zum beſten gab. Das übrige Hausgeſinde kam eben aus der Kirche zurück, und nun ſetzte ſich die ganze Geſellſchaft, außer Reemt Arend, in die verräucherte Knechtskammer um den klobigen Tiſch, holte die Spielkarten hervor und bekrittelte nebenbei, während die Kanne voll Roggenkaffee fleißig kreiſte, die Chriſtgeſchenke des Bauern, der für „närig“ galt. Der gemeine Mann pflegt nie ganz zufrieden zu ſein.

„Närig“ in gewiſſem Sinne war der Bauer, er hielt den Daumen auf den Geldſack. Trotzdem aber hatte Marten, ſein älteſter, ein rotbäckiger Weißkopf, ſich ſchon drei Tage vor Weihnachten einen Schulkameraden aus Dorum mit heimnehmen dürfen: Volkmar Torbeeken. Der Junge, der nicht einmal zur Hochzeit nach Haus ſollte, jammerte den Bauern. Obgleich Marten mit dem Paſtorenſohne nur eine ſogenannte Prügelfreundſchaft unterhielt, war dieſer einfach vom Vater des Hoferben in das ſtattliche Karriol gepackt und mit nach Dingen gebracht worden. Da wollte ihn der wohlhabende Hausmann einmal ordentlich herausfüttern! Umſonſt hieß in der fetten Marſch der Weihnachtsabend nicht „Vullbucksavend.“*) Bis zur Überlaſt durfte jung und alt ſich den Bauch mit roſinenſtarrendem Mehlpudding und leckerem Grapenbraten füllen, und der unerſchwingliche Zoll hatte dem Branntweinkruge des Hausmanns nicht weh gethan. Wie Volkmar Torbeeken, der Schmalgewöhnte, dieſen „Vullbuksavend“ ohne Leibesnot hatte überſtehen können, das war ihm noch heute früh ein intereſſantes Problem geweſen.

Jetzt ſaßen die Schulgefährten mit Reemt in ſeinem halbdunklen Verſchlage hinter den Pferdeſtällen und halfen ihm beim Lichte des dampfenden Thrankrüſels aus feinen Hanffäden neue Peitſchenſchnüre mit tadelloſen Schweppen drehen.

---

*) Vollbauchsabend.

Marten arbeitete mit gemächlicher Stätigkeit, ſchmauſte dabei wohlzufrieden Äpfel aus ſeiner Taſche und fragte den Knecht, der ihm noch fremd war, zum zwanzigſten Male nach jedem Hufnagel im Stalle und jeder Zugleine in der Geſchirrkammer.

Volkmar fing Grillen. Er ſehnte ſich nach St. Jürgen, nach der zärtlich geliebten Schweſter und dem unbekannten Schwager, mit dem ſie heute Hochzeit hielt und der ſo herrliche Briefe ſchrieb. Reemt hatte Wunderdinge von ihm erzählt, geſtern, als ſie vor der Beſcherung miteinander durch den gefrorenen Klei ein bißchen ins Feld gegangen waren. Vor Marten ſchämte er ſich ſeines Heimwehs, er konnte ſolch runde, kalte Fiſchaugen zu weißem Haar nun einmal für den Tod nicht leiden. Weshalb hatte er ſich mitnehmen laſſen, anſtatt ruhig in der Dorumer Dachkammer bei Eberhard Woyta, ſeinem Freundesidol, zu bleiben? Was brauchte es ihn zu verdrießen, daß Eberhard der Heiligabendsfreude ſo abhold geweſen war, daß er heftig behauptete, es ſei eine Sünde bei dieſen niederdrückenden, ruſſiſchen Kriegsnachrichten von Beſcherung zu reden? Eberhard wußte Bruder und Vettern in der großen Armee, Volkmar keine verwandte Seele, darin aber lag doch kein Grund, für einen kindiſchen Schlecker zu gelten und ſich ſo ſchimpfen zu laſſen, weil man trotz des glühendſten Patriotismus noch immer mit einer kleinen Herzensfaſer an Feſtkuchen und Lichterbaum hing? Ja, im halben Unfrieden waren ſie voneinander geſchieden, und nun wollte ſich bei Volkmar keine Weiheſtimmung einfinden, ungeachtet des Puddings, Schweinebratens und Tannenduftes. Sein ſenſitiver Geiſt fühlte alle Flammen unter proſaiſcher Aſche erſtickt. Hier auf dem Bauernhofe wußte keine Seele etwas von Klopſtock und ſeinen ſchwungvollen Bardieten, niemand hatte je von Tuisko, dem mythologiſchen Heldenjünglinge aus Walhall, gehört, noch von der Telyn mit ihren ſanfttönenden Saiten im cheruskiſchen Eichenhaine.

Deshalb hockte nun der bildhübſche, lichtblonde Burſch, der eine drollige Ähnlichkeit mit ſeiner drei Jahr älteren Schweſter zeigte, trübſelig auf Reemts hölzernem Dreibeinſchemel. Er hielt die Knie gegen die Bruſt hochgezogen und die Ellbogen darauf geſtützt. So zwirbelte er ohne Aufmerkſamkeit an ſeinem hanfenen Schnurende. Aus ſeinen viel zu kurzen Jackenärmeln ſtreckten derbe Hände lang hervor, die in auffallendem Gegenſatze zu dem feinen, blauäugigen Geſichte ſtanden. Nur deſſen feſte und ſehr entwickelte Mundpartie zeugte von angeborener ſtarker Willenskraft, während die weiße, weichumlockte Stirn mit den ſchmalen, aſchblonden Brauen für einen wahren Götterthron der Schwärmerei gelten konnte.

Er hatte, als Marten mit ſeiner Pferdeweisheit glücklich am Rande war, das Geſpräch nochmals auf die Wührdener Schreckniſſe gelenkt. Alle tragiſchen Einzelheiten ließ Reemt ſich widerwillig abringen. Volkmar jedoch wußte ſeine Fragen geſchickt zu ſtellen und folgte jeder kargen Mitteilung des jungen Knechtes mit äußerſter Spannung.

„Hat denn keiner von euch hinterrücks die Stricke durchſäbeln können, mit denen ſie deinen Vater gebunden hatten, Reemt? Herrgott! in dem Qualm, in der Verwirrung, ich ſollte nur dageweſen ſein! Heraus mit dem Meſſer! ritſch, ratſch! Durch war der Strick und dann mit dir und Arend die Hallunken gepackt und einfach ins Feuer geſchmiſſen!“

„Jawoll! Dat ſmitt ſick man ſo infach, Muſchücken!“*) entgegnete der Knecht und nahm dem Redenden das Bindfadengeflecht aus der Hand. „Kumm, rungeneer mi de Sweep nich, Fent; holt dien Meßt in'r Tasken!**) Was meinſt du, wenn da'n Dutz' Schandoaren anzuſegeln kommt, mit Degens un mit Gewehre. Die ſtellen ſich auf deine Wurth un ſtechen un knallen für blind, ſo'n Stücker ſechs oder ſieben. Die andern, die knoten Vater die Hände auf'n Rücken un högen*) ſich noch recht dabei un bewachen das Waſſer, daß wir nix nich löſchen können.“

„Donnerwetter! Ich ſollte nur dageweſen ſein! Ich hätte die Hundekerls ſchön ins Waſſer ſchubſen wollen!“

„Füer un Woater, dat kann di gefallen,“ ſagte Reemt und lachte kurz und trocken auf. „Du büſt jo'n Nägenklook;**) jüſt as uſe Herrgott ſülwſt: De kunn ſick dat ok nich bäter utklamüſtern!“

„Das Schubſen, das hätteſt du wohl bleiben laſſen,“ fiel Marten ein und brach ſeinen letzten harten Kantapfel in zwei Hälften. „Mein' dir man nich allzuviel! Du haſt neulichs erſt auf'n Schulhof geſagt, wir ſollten ſtillkes ſein, damit daß uns der Schandoare nich hörte un biſponte.“***)

Volmar wurde feuerrot und ſeine langen Hände fuhren noch weiter aus den Jackenärmeln heraus. „Das iſt'n elender Schnickſchnack von dir, Marten Sibbern! Du weißt ganz gut, warum ich geſagt habe, daß wir uns in acht nehmen müßten. Wenn ſie uns jetzt beiſpinnen und hinrichten, du Döskopp, wer ſoll denn nachher das Land befreien? Die alten Kröpels? Laß du den blutigen Tamerlan nur erſt aus Rußland wiederkommen, dann woll'n wir ihn ſchon zu faſſen kriegen!“

„Wo nennt ſick de Kärl, de wedderkoamen ſchall?“ fragte Reemt und machte den Knoten in ſeine letzte Peitſchenſchweppe: „Dat is woll een van Boneboart ſiene Genneroals?“

„Der lebendige Teufel ſelber!“ rief Volkmar. „Den woll'n wir zu Mus ſchlagen, ſo wahr ich hier ſtehe!“

Marten warf ſein Kernhaus in die Ecke und lachte. „Du biſt ja wohl rein mall im Kopf geworden! Dich nehmen ſie ja noch gar nich zum Soldaten.“

„So, ſo? Weißt du das gewiß, du Döskopp? Weil du'n halben Finger größer und dreimal ſo dick biſt, wie ich? Meinſt du? Komm' an, ich will dir zeigen, wer ſtärker iſt! Komm an, Bangebox!“

„Jung's, ſtried't jo nich,“ miſchte ſich Reemt ein und nahm den Kampfhahn Volkmar beim Kragen. „Wenn't losgeiht, goah' wi alltohoop,†) un ick ſliep jo de Säbels ſcharp. Dunnerſlag! is dat all Klock ſöß? W'rafftig, de Buur kummt t'rügg. Betähmt jo, ji Bullerballers!“

## 3. Kapitel.

Das Karriol rollte vors Thor und hielt an. Der Bauer ſtieg rücklings am Rade ab und gab Reemt die Zügel, ihm nach ſprang behend ein kleiner, ſtämmiger Geſell in blauer Pikeſche mit großem umgelegten Hemdkragen, der den Hals frei ließ, ein flatterndes Tuch loſe darunter geknüpft. Die Füße ſteckten in kurzen Stulpen; ein Peitſchchen ſchaute über einen der Schäfte hinaus, das Geſicht war ſehr dunkel und pockennarbig, von ſarmatiſchem Gepräge. Kleine, lebhafte Augen, hohe Backenknochen und wellenloſes, rundverſchnittenes Schwarzhaar von großer Fülle.

Er ſtürzte förmlich aufs Thor zu und focht mit beiden Händen in der Luft: „Wo iſt er? wo iſt er?“

„Munns'!††) Munns' Torbekens!“ rief der Bauer mit ſeiner hellen Stimme in die Diele hinein, „hä! ficks rutkoamen, hier iſt Beſöök!“

„Haha! he loppt as 'n Tüt!“ ſagte Reemt und wahrlich, kein Regenpfeifer hätte geſchwinder zur Stelle ſein können, als der blonde Paſtorenſohn!

Die Seelenfreunde lagen ſich mit ausgiebiger Zärtlichkeit am Buſen: „Mein Tuisko!“

„Mein Siegmar!“

„Aller Groll iſt vergeſſen, ich kann ja doch ohne dich keine Stunde glücklich leben!“

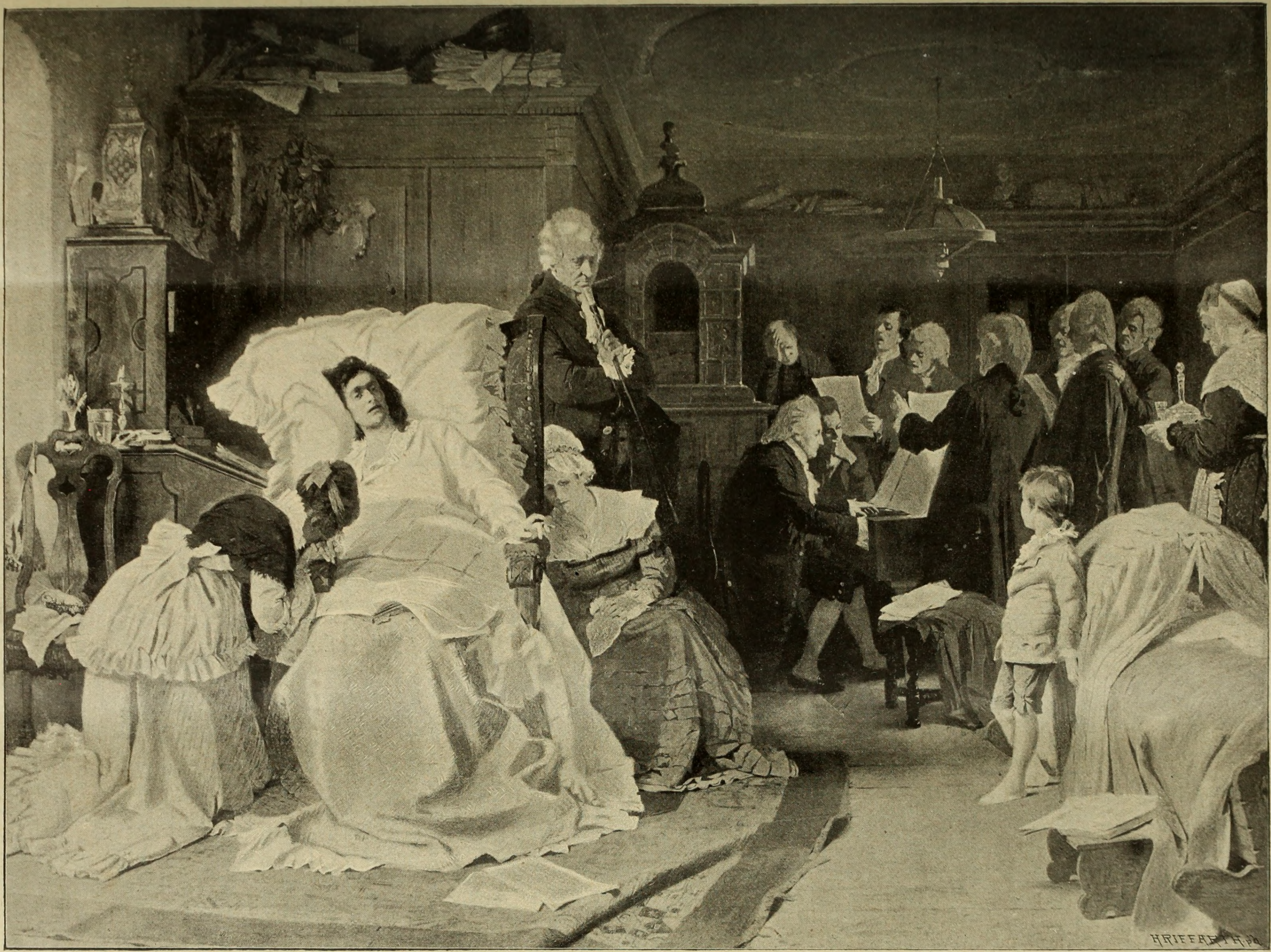
„Du Edler, du Beſter! O, wie dank' ich dir!“

Die jungen Extatiker brachten es in ihrer gegenſeitigen Anbetung bis zu blanken Thränen der Wonne.

---

*) Monſieurchen, Herrchen. **) Behalt dein Meſſer in der Taſche.

*) ergötzen. **) Superkluger. ***) einſperrte. †) alle zuſammen. ††) Verſtümmelung von Monſieur.



Mozarts letzte Tage. Nach dem Gemälde von H. Kaulbach.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Der Bauer ſtand beluſtigt daneben, rieb ſich die Hände, und zwinkerte zu ſeinem Knechte hinüber.

„Hä! nu kannſt du lachen, Munnsken,“ ſagte er und klopfte Volkmar auf die Schulter, „nu hebb' ick't droapen, wat? Marſch, bi't Füer; dien Junker is rein verklömt! Wo geiht't de Fro?“ wendete er ſich an die Magd und ging ins Hausinnere, während die Freunde einander gar nicht aus den Armen laſſen mochten.

„Er hat recht; komm' wirklich zuerſt einmal ans Feuer,“ mahnte Volkmar endlich, denn Eberhards Wangen und Hände ſtarrten noch wie Eis infolge des ſchneidenden Nordoſt während der Fahrt.

„Ans Feuer? Ich? In meiner Bruſt iſt ein Vulkan!“ proteſtierte Eberhard, und begab ſich dennoch unwillkürlich in die verlockende Nähe des Herdes, den Freund in feſter Umſchlingung mit ſich ziehend. „O, wenn du wüßteſt, was ich dir bringe, weshalb ich hier bin! Sieh, ich konnt' es nicht allein tragen, zu Fuß wollt' ich zu dir eilen; denn da ſei Gott vor, daß ich jetzt noch einen Pfennig für meine Bequemlichkeit ausgäbe! Da treff' ich nun deinen Bauern im Mulſumer Krug, wo ich nach Weg und Steg frage. Ein Wort gibt das andere, er heißt mich aufſteigen, und ſo haſt du mich nun. Dein Gaſtfreund iſt auch der meine geworden und einen göttlichen Recken hab' ich kennen gelernt und uns ihn gewonnen — Bauer Biehl — —“ (Fortſetzung folgt.)

---

## Mozarts letzte Tage.

Zu des Meiſters hundertjährigem Todestag.

Von Ferdinand Pfohl. (Abdruck verboten.)

Mozarts Leben war das eines deutſchen Muſikers: frühzeitig ein vollendeter Meiſter ſeiner Kunſt, ja im zarteſten Alter ſchon das muſikaliſche Europa in grenzenloſes Erſtaunen ſetzend, genoß er mit der liebenswürdigen Naivität des Kindes die gefährlichen, narkotiſch betäubenden Ehren eines ſchimmernden Ruhmes. Dann, in der Beſcheidenheit einer von Sorgen umwölkten bürgerlichen Exiſtenz, nur auf Augenblicke der mühſam verhaltenen Jugendfreudigkeit den Zügel ſchießen laſſend, ſchuf Mozart mitten aus ſeiner Fülle von Not und Sorge, von rührender Hingebung an die Seinen, voll Aufopferungsfähigkeit für die Freunde, voll Treue gegen ſeinen Kaiſer, der ihn im Elend untergehen ließ — mitten aus dieſer ſeiner großen Menſchlichkeit heraus ſchuf Mozart, einem unermeßlichen Schöpferdrange folgend, eine Anzahl von Werken, die wie „Don Juan“ „Figaros Hochzeit“ und die „Zauberflöte“ zu den koſtbarſten Gütern unſeres geiſtigen Nationalſchatzes gehören. Mozarts Bedeutung liegt vor allem in ſeinen Opern. Zwar knüpfte er hier an ſchon vorhandene Traditionen an, aber mit der vollſten Selbſtherrlichkeit ſeines urſprünglichen, echt deutſchen Talents hob er die überlieferten Opernformen in die Sphäre eines ſo reichen, den geheimſten Regungen der darzuſtellenden Empfindung mit muſikaliſcher Plaſtik nachgebenden Ausdrucks, er befreite ſich ſo ſehr von der froſtigen Schablone und ſteigerte die Ausdrucksfähigkeit der dramatiſchen Muſik derart, daß das von ihm geſchaffene dramatiſch-muſikaliſche Kunſtwerk mit ſeiner deutſchen Empfindungstiefe und Gefühlswahrheit als etwas völlig Neues den Zeitgenoſſen erſcheinen mußte. Aber Mozart konnte ſich in welchem Genre der muſikaliſchen Kompoſition immer verſuchen, ein muſikaliſches Vermögen von ſolcher Fülle wie das ſeine, gab ſich niemals aus. Und ſo erleben wir denn das Erſtaunliche, daß der Meiſter in der reichen Produktion ſeines letzten Lebensjahres, welche neben zahlreichen Klavierwerken, Kammermuſikſachen, Chören (unter ihnen das himmliſche Ave verum corpus) noch die Opern „Die Zauberflöte“ und „Clemenza di Tito“ umfaßte, den Sprung aus der Opernmuſik heraus auf das Gebiet der kirchlichen Kompoſition wagen durfte. Er durfte dies wagen, ohne fürchten zu müſſen, den gänzlich veränderten Stil- und Ausdrucksbedingungen eines Requiems ſowohl in der Inbrunſt und der Frömmigkeit der Diktion wie in der charaktervollen Auffaſſung des der Totenmeſſe zu Grunde liegenden Textes irgend etwas Weſentliches ſchuldig zu bleiben. Mozart war ſehr fromm. „Ich habe Gott immer vor Augen gehabt,“ ſchreibt er, „Freunde, die keine Religion haben, können nicht lange meine Freunde ſein. Ich habe ſoviel Sinn für Religion in mir, daß ich niemals etwas thun würde, das ich nicht vor der ganzen Welt thun könnte.“ Wenn nun eine echte tiefinnerliche Frömmigkeit der Geſinnung die unumgängliche Vorausſetzung eines der Ewigkeit ſich zuwendenden Schaffens iſt, ſo ſollte man meinen, doch auch die glänzendſte Seite des Mozartſchen Genius, ſeine ſouveräne Herrſchaft über das muſikaliſche Drama, in Kompoſitionen kirchlichen Stiles wenigſtens in Spuren nachweiſen zu können. Die neuere Muſikgeſchichte liefert in Verdis Requiem ein ſchlagendes Beiſpiel für die Identität der Produktion: Verdis Requiem iſt thatſächlich nichts anderes als Opernmuſik in der Kirche. Und ein Teil jener Bewunderung, die wir der Erſcheinung Mozarts zuwenden, gilt ganz ſicher der erſtaunlichen Thatſache, daß Mozart mit ſeiner reichen Individualität alles in Muſik verwandelte, was immer er in künſtleriſcher Abſicht berührte. Warum ſollte er nicht ein Requiem ſchreiben können, warum ſollte dieſes Requiem nicht vortreffliche Muſik ſein? Sicher zweifelt niemand daran, daß Mozart dies gekonnt, nachdem es vorher und nachher ſo viele andere zu ſtande gebracht, die keine Mozarte geweſen. Das Beſondere gipfelt hier in dem ſcheinbaren Widerſpruch, daß es einerſeits der größte Opernkomponiſt aller Zeiten war, der ein Requiem geſchrieben, welches auch nicht mit einem einzigen weltlichen Accord den Opernkomponiſten citiert, und daß anderſeits gerade das durch die Opernkompoſition zur vollen Schärfe der muſikaliſchen Zeichnung, zur lebensvollen Wärme des Ausdrucks gelangende Darſtellungsvermögen Mozarts es geweſen, welches die Prinzipien des dramatiſchen Stiles, Wahrheit und Reinheit der Empfindung und des Ausdrucks, mit ſchlagender Genialität auf die kirchliche Kompoſition anwandte. Und doch wirkt Mozarts Requiem echt kirchlich in ſeinem edlen Maßhalten; die Gefühle des Wehes und der Trauer ſind mild abgetönt, und auch der objektive Zug, den Mozart einzelnen Partieen aufgeprägt hat, gehört zuſammen mit der künſtleriſchen Reife und der ſeeliſchen Tiefe des Werkes nur dem Genius an. Aber nicht nur das Genie Mozarts komponierte dieſe Totenmeſſe, auch Nebenumſtände romantiſcher Art halfen, indem ſie die Phantaſie des Tonkünſtlers in ganz beſtimmter Weiſe beeinflußten, an dem Werke, das Mozarts Schwanengeſang werden ſollte, mit komponieren; es hat ſich um das Werk und die Perſon ſeines Schöpfers ein Kranz von Legenden gebildet, und das Intereſſe der Zeitgenoſſen an dem Requiem hatte den Charakter einer Leidenſchaftlichkeit angenommen, die freilich endlich der kühleren hiſtoriſchen Kritik unterliegen mußte. In ſeltſamer Weiſe ſind Mozarts letzte Lebenstage mit der Geſchichte dieſer Totenmeſſe verbunden, ja, die Geſchichte der einen iſt zugleich auch die Geſchichte der anderen.

Es war im Juli 1791. Mozart hatte ſoeben die Zauberflöte vollendet, als ihm ein langer, hagerer, graugekleideter Mann mit ernſten, unbeweglichen Zügen einen anonymen Brief überbrachte, in welchem unter lebhaften Schmeicheleien für Mozarts künſtleriſche Bedeutung die Frage angeregt wurde, ob Mozart geneigt wäre, eine Seelenmeſſe zu ſchreiben. Mozart beantwortete dieſe Frage mit Ja und bedang ſich ein Honorar von 100 (oder 50) Dukaten aus. Der Bote brachte ihm nach einiger Zeit den bedungenen Preis und riet dem Künſtler, keine weitern gewiß vergeblichen Nachforſchungen nach dem Auftraggeber anzuſtellen. Im Auguſt desſelben Jahres erhielt Mozart den Auftrag, zur bevorſtehenden Krönung Leopolds II in Prag als Feſtoper Metaſtaſios „Clemenza di Tito“ zu komponieren. Mozart iſt im Begriffe, in den Reiſewagen zu ſteigen, als plötzlich jener unheimliche Bote wieder vor ihm ſteht, Mozarts Frau am Kleide zupft und nach dem Requiem fragt.... Der rätſelhafte Bote hat ſich längſt entpuppt als ein Mann namens Leutgeb, Verwalter des Grafen Walsegg, eines Muſikdilettanten, der an dem ſonderbaren Ehrgeiz litt, als großer Komponiſt gelten zu wollen. Er hatte ſich das Requiem bei Mozart möglichſt geheimnisvoll beſtellt, um es als eigenes Werk ausgeben zu können, ohne fürchten zu müſſen, ſich lächerlich zu machen. Als Mozart dann von Prag, wo ſeine neue Oper „Titus“ nicht den gehofften Beifall gefunden, nach Wien zurückgekehrt war, fühlte er ſich leidend. Nichtsdeſtoweniger arbeitete er mit dem ganzen Feuereifer und dem Ungeſtüm, welches ſeiner leidenſchaftlichen Neigung zu dem Stoffe entſprach, an dem Requiem. Die körperliche Erſchöpfung, in welche dieſer Arbeitsfanatismus den genialen Künſtler verſetzte, hatte Ohnmachten und Anfälle von Zerſtreutheit und tiefer Schwermut im Gefolge und vergeblich ſuchte Konſtanze, Mozarts Gattin, durch heitere Geſellſchaft und Spaziergänge ſeine Melancholie zu verſcheuchen. Mit Thränen in den Augen ſagte Mozart ſeiner Gattin, daß er das Requiem für ſich ſchreibe.*) „Ich fühle mich zu ſehr; mit mir dauert es nicht mehr lange; gewiß, man hat mir Gift gegeben — ich kann mich von dieſem Gedanken nicht losmachen.“ Nach einer vorübergehenden Beſſerung ſeines Unwohlſeins verfiel er wieder in die trübe Stimmung, und die Thatſache, daß er abermals die Vermutung ausſprach, vergiftet worden zu ſein, fand nun ein Echo in der öffentlichen Meinung. Man beſchuldigte dieſes Verbrechens Salieri, der neidvoll der leuchtenden Künſtlerlaufbahn Mozarts gefolgt war und nach dem Tode des Meiſters geſagt haben ſoll: „Es iſt zwar ſchade um ein ſo großes Genie, aber wohl uns, daß er tot iſt. Denn hätte er länger gelebt, wahrlich, man hätte uns kein Stück Brot für unſere Kompoſitionen gegeben.“ Das Wahnſinnige dieſes angeblichen Giftmordes liegt offen zu Tage. Mozart iſt nicht an Gift, ſondern an einer Gehirnentzündung, verbunden mit einer allmählich den ganzen Organismus ergreifenden Erſchöpfung geſtorben. Im November kam Mozart noch einmal in die „ſilberne Schlange“; tags darauf legte er ſich zu Bett und während der vierzehn Tage, welche er auf dem Schmerzenslager zubringen ſollte, ſah er den Tod beſtändig vor Augen; aber nicht ohne Schmerz konnte er ſich vom Leben trennen, da ſich ihm ganz unerwartet die freundliche Ausſicht auf eine ſorgenfreie Zukunft erſchloß. Es war ſowohl der nunmehr ſich ſteigernde Erfolg der „Zauberflöte,“ der den ferneren Arbeiten Mozarts eine größere Wertſchätzung, als ſie ihnen bisher zuteil geworden, ſicherte, als auch der großherzige Auftrag einiger ungariſcher Magnaten und Amſterdamer Muſikfreunde, gegen eine anſehnliche jährliche Summe für ſie einige Stücke zu komponieren, Glücksfälle, welche den aufreibenden Kampf um das tägliche Brot für immer zu beendigen verſprachen. Aber ſelbſt in der tragiſchen Wendung, welche ſein Schickſal zu nehmen drohte, blieb Mozart derſelbe an Herzensgüte und Freundlichkeit gegen ſeine Umgebung. Nur ſeinen Kanarienvogel, den er ſehr lieb hatte, ließ er aus ſeiner Nähe bringen, weil ihm das helle Schlagen des kleinen gelben Sängers wehe that. Mit Vorliebe verfolgte ſeine nimmer raſtende Phantaſie von dem Krankenlager aus die Aufführungen der „Zauberflöte.“ Ja, er legte abends die Uhr neben ſich und nahm im Geiſte lebhaften Anteil an der Aufführung. „Jetzt iſt der erſte Akt aus, jetzt iſt die Stelle „die große Königin der Nacht“ . . . und am Tage vor ſeinem Tode ſummte er mit kaum vernehmbarer Stimme: „Der Vogelfänger bin ich ja,“ nachdem er den Wunſch geäußert „Einmal möchte ich doch noch meine Zauberflöte hören.“

Aber alle dieſe Gedanken füllten nur die Erholungspauſen aus, die auf Augenblicke ſeinen der muſikaliſchen Ausgeſtaltung des Requiem mit unbeſchreiblicher Hingabe zugewandten Arbeitseifer unterbrachen. Mozart hatte dieſes Werk in ſolchem Grad in ſein Herz geſchloſſen, daß er mit ſeinen Freunden jede Nummer, ſobald ſie in der Hauptſache vollendet war, ſofort aufführte. Während die Freunde ſangen, ſpielte er die in der Partitur nur flüchtig angedeutete oder überhaupt noch nicht ſkizzierte Inſtrumentation auf dem Klavier. Am 4. Dezember, einen Tag vor ſeinem Tode, ließ er ſich die Partitur des Requiems auf ſein Bett reichen: die Freunde waren wieder anweſend; unter ihnen Hofer, Mozarts Schwager, und die Sänger Schack und Gerl. Schack markierte den Sopran, Mozart ſang die Altſtimme, Hofer den Tenor und Gerl den Baß. Sie ſangen und waren eben zu den erſten Takten des von Mozart mit beſonderer Inbrunſt konzipierten „Lacrymoſa“ gelangt, als Mozart heftig zu weinen anfing und traurig die Partitur beiſeite legte. Es iſt dies jene rührende Szene, welche Kaulbach in ihrer ganzen Wehmut auf ſeinem erſchütternden Bilde „Mozarts letzte Tage“ feſtgehalten. Als am Abend desſelben Tages Sophie Weber, Mozarts Schwägerin, kam, ſagte er zu ihr: „Sie müſſen mich ſterben ſehen, ich habe ja ſchon den Totengeruch auf der Zunge . . . .“ und ſeinem Schüler Süßmayr flüſtert er, während er mit naſſen Augen auf ſein Requiem ſchaute, die Worte zu: „Habe ich es nicht geſagt, daß ich es für mich ſchreibe?“ In der Nacht verlor Mozart das Bewußtſein. Die erhabenen Requiemakkorde klangen in ſeine Fieberphantaſien hinein, er blies die Backen auf und ſuchte mit dem Munde gewiſſe Paukeneffekte nachzuahmen. Gegen Mitternacht richtete er ſich plötzlich auf, ſeine Augen wurden ſtarr, dann neigte er ſein Haupt gegen die Wand und ſchien einzuſchlummern. Eine Stunde darauf war er verſchieden. Ungeheuer war der Schmerz über den Tod dieſes herrlichſten aller Künſtler; ſcharenweiſe ſtrömten Tag und Nacht Menſchen herbei, welche um ihn klagten und weinten. An einem ſtürmiſchen, ſchneereichen Dezembermorgen wurde Mozart zu Grabe getragen.

---

## Die Lektüre unſerer Kinder.

Plauderei eines alten Meergreiſes. (Abdruck verboten.)

„Gnädige Frau wird ſofort kommen, ſie läßt bitten, einen Augenblick im Salon zu verziehen.“

Ich trat ein. Am Fenſter ſaß die kleine Lotti, ein liebes Ding von dreizehn Jahren, und las. So recht nach Kinderart, den Kopf zwiſchen beiden Händen, daß die langen blonden Locken zwiſchen den roſigen Fingerchen hindurchrieſelten, und ſo vertieft in ihr Buch, daß ſie das Öffnen der Thür überhörte.

Erſt als ich dicht hinter meinem Liebling ſtand, bemerkte das Kind mich. Sie ſprang auf, ihre Wangen waren leicht gerötet, und ihre Augen blitzten.

„Guten Morgen, Onkelchen! Soll ich Mama rufen?“

Ich wehrte ab und gab ihr einen herzhaften Kuß. „So fleißig, Maus? Das lobe ich mir. Was haſt du denn dort vor? Den Ploetz?“

„Bewahre, Onkelchen. Ich habe ja ſchon mit Fräulein gearbeitet.“ — Ohne ein „Fräulein“ geht's ja nun einmal nicht ab in einem modernen Hausſtand. — „Nein, ich ſchmökere nur ein bißchen. Ach, ein zu ſüßes, liebes Buch, Onkel Hanns.“

„Gewiß wieder von deiner Freundin Clementine Helm? Gelt?“

Lotti ſchüttelte lachend den Kopf, daß die Locken nur ſo flogen. „Nein, nein — ein Buch von Mama: Die tolle Komteß! heißt es. Kennſt du es nicht? Es iſt zu ſchön.“

Ich kannte den Wolzogenſchen friſchen Roman allerdings, in Kinderhänden hatte ich ihn aber noch nicht geſehen.

„Weiß Mama denn, daß du das Buch genommen haſt, Lotti?“ umging ich die Frage der Kleinen.

Sie wurde ein klein wenig verlegen. Aber das dauerte nur einen Augenblick. „Gewiß, Onkel. Mama hat geſehen, daß ich mir das ſchöne Buch genommen habe. Es hat ihr ja auch ſo ſehr gefallen. Warum fragſt du nur ſo komiſch?“

Da war die Mama ja auch ſchon ſelbſt. Lotti wurde mit einem Doppelkuß entlaſſen, nahm ihren roten Engelhorn unter den Arm und huſchte zur Thür hinaus. Augenſcheinlich war ſie froh, mit der tollen Komteß wieder allein ſein zu können.

Meine Meergreisnatur ließ mir keine Ruhe. Im Lauf des Plauderſtündchens, bei unſerer Taſſe Thee im lauſchigen Erker, fand ſich die Gelegenheit, auf die Lektüre der Kleinen zurückzukommen. Zu meinem grenzenloſen Erſtaunen wußte meine verehrte Freundin allerdings, daß Lotti ſich in die tolle Komteß vertiefte. Ja noch mehr, ſie war ſehr erſtaunt, daß ich an dieſer Thatſache etwas Verwunderliches zu finden mir erlaubte. Es ſei doch wirklich ein ſehr nettes und durchaus unbedenkliches Buch, meinte die Mama.

„Für uns beide gewiß, gnädigſte Frau. Für ein Mädchen von dreizehn Jahren — hm?! Sollte der gute Wolzogen wohl an dieſen Leſerkreis gedacht haben, als er ſeinen Roman ſchrieb?“

„Aber, beſter Freund, Sie ſind wieder einmal der alte Kleinigkeitskrämer und Schwarzſeher. Meine Kinder können jedes Buch in die Hand nehmen, das in mein Haus kommt: ich hoffe, Sie zweifeln nicht daran, daß ich auch für mich ſelbſt in der Wahl meiner Lektüre …“

---

*) O. Jahn, W. A. Mozart, IV. Bd. S. 680 ff.

Das klang faſt ungnädig. Aber auf die bittere Gefahr der allerhöchſten Ungnade hin konnte ich dieſen Satz nicht durchgehen laſſen.

Ich trat an die Bücherei und wies auf die lange Reihe unſerer Klaſſiker. Die Bände ſahen übrigens ſo neu aus, als ob ſie ſoeben erſt vom Buchbinder gekommen wären.

„Und Sie würden Lotti auch unbedenklich jeden Band von Goethe in die Hand geben?“

„Warum denn nicht? — Das heißt,“ meine Freundin verbeſſerte ſich lachend, „ſo etwas leſen die Kinder ja doch nicht. Sie wollen mich nur auf meinem vorhin vielleicht etwas voreilig ausgeſprochenen Satz feſtnageln. So war er nicht gemeint. Einen unſchuldigen Roman aber — warum ſoll den ein Mädchen im Alter Lotti's nicht leſen?“

„Mit Ihrer Erlaubnis: weil Stoff und Darſtellung auch der ſcheinbar unſchuldigſten unſerer modernen Romane, mit verſchwindenden Ausnahmen, für ein Kindergemüt nicht geeignet ſind.“

Die ſchöne Frau lehnte ſich in ihren Schaukelſtuhl zurück und lachte wieder laut und herzlich. Sie lachte mich augenſcheinlich aus. Nun, es iſt noch nicht das Schlimmſte, eine liebenswürdige Freundin zum Lachen zu reizen.

„Gehen Sie mir doch, Beſter! Wollen Sie ſich vielleicht zum Lobredner der albernen Kindergeſchichten aufwerfen, die jeder Weihnachten auf den Markt bringt? Ich habe pflichtſchuldigſt auch als Mutter einige Bände durchgeleſen, danke aber für dieſes Geſäuſele und Gefaſele, danke dafür nicht nur in meinem Namen, ſondern auch für meine Kinder.“

Das war hart.

„Vielleicht ſteckt ein Körnchen Wahrheit in dem, was Sie ſagen, gnädige Frau. Aber auch nur ein Körnchen, nicht mehr. Ich will gern zugeben, daß unter der Unzahl Kindergeſchichten, welche der vorſorgliche deutſche Buchhandel in jedem Jahr unter den Weihnachtsbaum unſerer Lieblinge legt, ſo manches Produkt ſich befindet, welches beſſer ungeſchrieben geblieben wäre. Neben dieſen Kuckuckseiern fehlt es aber doch nicht an wertvollen Gaben, die wirklich dem kindlichen Verſtändnis angepaßt ſind, die der kindlichen Phantaſie eine geſunde Nahrung, dem kindlichen Herzen reiche Anregung gewähren: die Bücher etwa von Wörishöffer oder Niemann für unſere Knaben, von der Helm und der Wildermuth für unſere Mädchen ſtehen denn doch hoch über jenem herben Urteil, welches Sie über unſere Jugendſchriftſteller im allgemeinen fällen.“

Madame tippten nervös mit der Fußſpitze auf den Teppich und ſetzten den Schaukelſtuhl in lebhaftere Bewegung, ein bedenkliches Zeichen für Hochdero Laune. „Vielleicht dürfen wir vom Meergreis demnächſt auch eine Jugendſchrift erwarten?“ fragte ſie ironiſch.

Diesmal war die Reihe zu lachen an mir. „Ich fürchte, mir geht leider das Talent dazu ab, ſonſt würde ich es allerdings als eine köſtliche Aufgabe betrachten, unſeren Buben ein wirklich herzerfriſchendes Buch zu bieten. Aber wir ſchweifen ab, gnädige Frau. Bleiben wir bei Lottis Lektüre, bei der tollen Komteß oder einem beliebigen anderen Roman, den Sie geleſen und der dann in des Kindes Hand fällt. Glauben Sie wirklich, daß derartige Bücher für ein Kindergemüt paſſend ſein? Fürchten Sie nicht mit mir, daß die kindliche Phantaſie durch dieſe Art von Lektüre auf unrichtige Bahnen gelenkt wird?“

„Gerad herausgeſagt, nein! Denn ſonſt würde ich ſie Lotti nicht geſtattet haben.“ Meine Freundin ſtreifte diesmal ihren ſcherzhaften Ton ab. „Ich halte Romane, welche ich leſe, für gänzlich ungefährlich, zumal ich weiß, daß ein Kind, daß mein Kind über jede irgendwie bedenkliche Stelle hinwegließt, ohne ſie zu verſtehen.“

„Halt! Jetzt habe ich Sie, wo ich will, gnädige Frau. In der Vorausſetzung dieſes Hinwegleſens liegt die ſchlimmſte Gefahr. Das Kind verſteht freilich zunächſt das, was Sie bedenklich nennen (für ein Kind bedenklich, will ich zugeben), nicht, aber es grübelt, wie alle Kinder, über das Nichtverſtandene nach. Gerade das dem Verſtändnis ferner Liegende übt auf ſein Gemüt einen ungeſunden Reiz aus, um deſſen Willen findet es in erſter Linie den Roman, den Mama lieſt, ſo ſüß, ſo entzückend, wie Lotti ſoeben den Engelhornſchen Band. Und darum iſt faſt jeder Roman (ich wiederhole, mit verſchwindenden Ausnahmen) Gift für unſere Lieblinge, ein Gift, das wir unbedingt von ihnen fern halten müſſen, wenn wir es gut mit ihnen meinen.“

Ob ich meine verehrte Freundin überzeugt habe, weiß ich nicht. Ich weiß aber leider, daß in den Häuſern zahlreicher Bekannter den Knaben und beſonders den Mädchen ohne Bedenken der Mitgenuß der Lektüre der Eltern geſtattet wird, daß dieſe ſich gleich Lottis Mama mit der bequemen Entſchuldigung abfinden: das etwa Bedenkliche verſteht unſer Backfiſch ja doch nicht. Noch kürzlich hat mir eine Schulvorſteherin geklagt, daß ſie in den Mappen halbwüchſiger Mädchen aus den beſten Familien wiederholt ſeichte Unterhaltungslektüre gefunden und noch häufiger gehört hat, daß die Kleinen ſich in den Zwiſchenpauſen mit „einem ganz überraſchenden Verſtändnis“ über einzelne Modeautoren unterhielten. Unſere Knaben ſind durch die weit ernſtere, in den ſpäteren Schuljahren oft wirklich ſchwere häusliche Arbeit der gleichen Gefahr weniger ausgeſetzt, als die Mädchen — ſie ſehen in des Vaters Hand auch viel ſeltener einen Roman, als jene auf dem Tiſchchen der Mama.

Meine Schweſtern erfreuten ſich ſicher längſt der langen Röcke, als ſie den erſten Roman in die Hand bekamen, und auch dann noch überwachte unſere gute Mutter die Auswahl ihrer Lektüre, wie ich mich genau erinnere, auf das ſorgfältigſte. Ich ſelbſt habe, wenn ich mich nicht irre, als Primaner zum erſtenmal mein ſchon leiſe ſproſſendes Schnurrbärtchen zwiſchen die Blätter einer damals modernen Erzählung geſteckt. Verloren haben weder die Schweſtern, noch ich etwas dabei, daß dem ſo war: wie viel unnötiges Zeug lieſt man im Lauf der ſpäteren Lebensjahre nicht ohnehin noch zuſammen. Gewonnen aber haben wir unendlich viel dadurch, daß uns Vater und Mutter von den Leihbibliotheksbänden fernhielten: wir blieben Kinder und freuten uns, daß wir Kinder waren!

Zu jener Zeit las man als Kind aber auch noch anders, denn die Kinder von heute leſen. Ich habe darüber meine eigenen Beobachtungen gemacht. Ein guter Freund hat zwei prächtige, äußerſt geweckte Buben, welche dank beſonderer Begabung die Laſt ihrer häuslichen Arbeiten verhältnismäßig ſpielend erledigen. Die beiden Jungen ſind die wahren Bücherwürmer, mein Freund iſt aber gottlob ein Vater, der ſeinen Kindern nur wirklich geeignete Lektüre in die Hand gibt. Jeder der beiden Buben hat ein ganzes Regal der prächtigſten Bücher — auch der Onkel Meergreis hat ihnen wohl das eine oder andere geſtiftet. Trotz dieſes Reichtums, an den ich als Knabe in meinen kühnſten Träumen nicht zu denken gewagt hätte, haben Franz und Karl „nie etwas zu leſen.“ Sie behaupten ſtets, ihre Bände „ſchon in- und auswendig zu kennen“ und verlangen nach neuen Büchern. Alle Wetter, wie ſich doch die Zeiten ändern oder wie ſchnell ſolch Junge heute ein Buch „in- und auswendig“ lernt! Ob er wohl wie ich den Robinſon Cruſoë zwanzigmal durchgeleſen hat oder Beckers „Erzählungen aus der alten Welt“ ſo innerlich verarbeitete, daß von den Einbänden, wie an meinem Exemplar, ſchließlich kaum noch Bruchſtücke übrig waren?

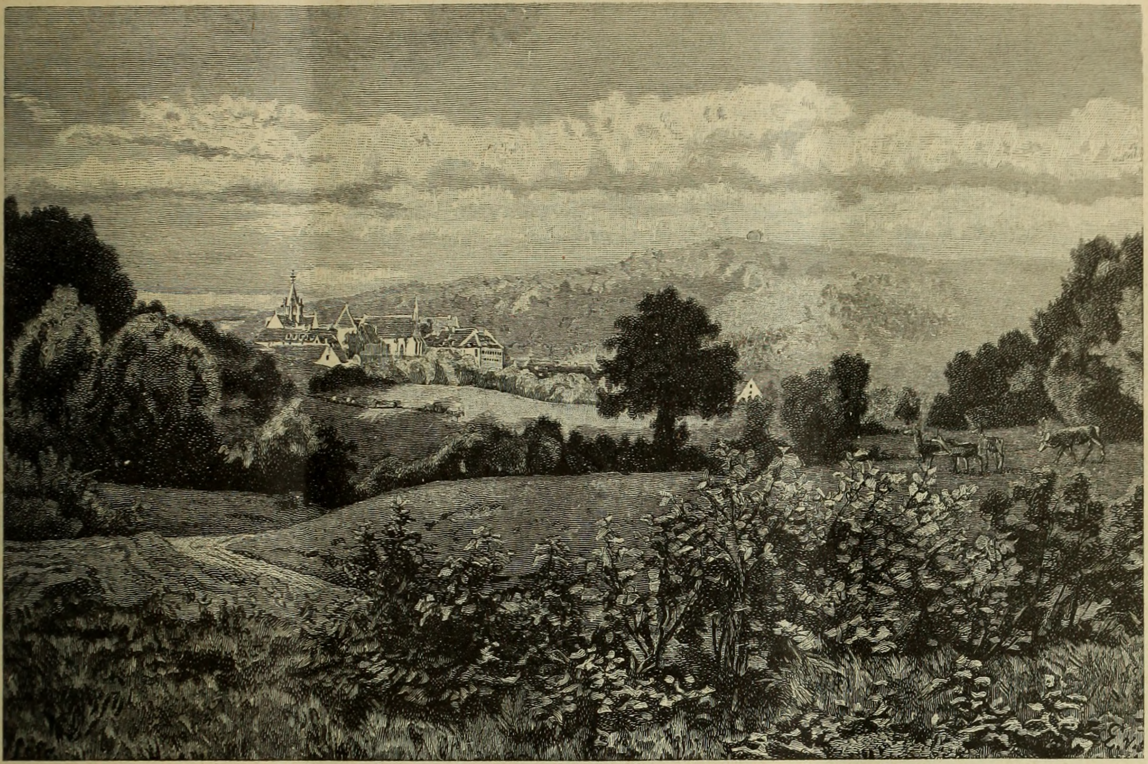
Ich leſe heute noch einzelne Bücher (keineswegs habe ich damit lediglich ernſte Werke im Sinn) wieder und immer wieder mit ſtets erneutem Genuß — unſere heutige Jugend lieſt, wie die Mamas auch bisweilen leſen, vorn ein Stück, dann den Schluß und im beſten Fall einmal auch das Ganze. Ein wirkliches „Lieblingsbuch,“ wie wir es hatten, das man Seite um Seite genau kannte, an dem man ſich nie ſatt las, haben heute wenige Kinder.

Mir fiel das harte Urteil meiner verehrten Freundin über die moderne Jugendlitteratur aber doch ſchwer auf das Herz — ſchwerer, als ich ihr ſelbſt geſtehen mochte. Ich machte mir im ſtillen meine Gedanken darüber, ob die Bücher, welche wir als Kinder ſo hoch hielten, am Ende doch über dem Durchſchnittsniveau der neueren Jugendſchriftſteller geſtanden hätten? Aber was waren denn eigentlich unſere damaligen Lieblingsbücher?

Um dieſe Frage vorurteilsfrei zu ermitteln, veranſtaltete ich unter einer Anzahl etwa gleichaltriger und gleichgeſinnter Freunde eine kleine Privatenquete. Das Reſultat war recht intereſſant. Von den Herren hatte die Mehrzahl in dem Alter von zehn bis zwölf Jahren neben dem unvergleichlichen Robinſon und dem ebenſo unübertrefflichen Lederſtrumpf die ſchlichten Hoffmannſchen Erzählungen mit Vorliebe geleſen, ein kleinerer Teil erklärte ſich für Nieritz, nur einer unter uns — heute übrigens ein bekannter Dichter — nannte einige ausgewählte Walter Scottſche Romane. Der Kreis iſt vielleicht zu klein, um zu einem entſcheidenden Schluß zu gelangen, und es wäre ſehr erfreulich, wenn ſich einer oder der andere der Daheimleſer und eine oder die andere Freundin des Blattes über die gleiche Frage äußern wollten. Das erſcheint mir jedoch ſchon aus den Mitteilungen meiner Freunde hervorzugehen, daß die damaligen Lieblingsſchriftſteller der Jugend (ich kenne Hoffmann, wie Nieritz ziemlich genau) ſowohl in bezug auf Erfindungsgabe, wie auf die Kunſt des Erzählens unſere jetzigen Jugendautoren nicht übertrafen: unſere Anforderungen waren beſcheidener.

Daß einer der Herren und gerade dieſer Eine mir aber Walter Scott nannte, gab mir zu denken. Das Gebiet der Geſchichte und zumal der vaterländiſchen Geſchichte iſt gewiß eine unerſchöpfliche Fundgrube für den Jugendſchriftſteller, wenn es mit Verſtändnis beackert wird: ich habe noch vor einigen Jahren das alte Buch „Der große König und ſein Rekrut“ mit Intereſſe durchblättert, ich habe jüngſt noch den trefflichen Taneraſchen Band „Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett“ und Noeldechens „Wolf von Wolfskehl“ mit reger Spannung geleſen: das ſind Bücher für unſere Knaben nach meinem Herzen. Warum reihen unſere ſonſt ſo unternehmungsluſtigen Verleger ihnen nicht auch mehr für die weibliche Jugend berechnete geſchichtliche Erzählungen an? Die Zeit der Königin Luiſe, die Beſtrebungen der Kaiſerin Auguſta auf dem Gebiet der Barmherzigkeit laſſen ſich doch, um nur einige Beiſpiele zu erwähnen, ſicher als paſſender Hintergrund für derartige Erzählungen benutzen.

Das Beſte iſt für unſere Kinder gerade gut genug! Gewiß: unter dem vorhandenen Guten aber das Beſte für unſere Kinder auszuwählen, iſt die Aufgabe verſtändiger Eltern. Gut für Kinder können jedoch (ich wiederhole, mit verſchwindenden Ausnahmen) nur für dieſe geſchriebene Bücher ſein, jedenfalls nimmermehr die Erzeugniſſe der modernen Romanlitteratur. Sie ſind Gift für das kindliche Gemüt.



Bebenhauſen und Umgebung.

# Kloſter Bebenhauſen.

(Abdruck verboten.)

Von R. Julius Hartmann. Mit fünf Illuſtrationen aus: Die Kunſt- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Bearbeitet von Dr. Ed. Paulus. Verlag von Paul Neff in Stuttgart.

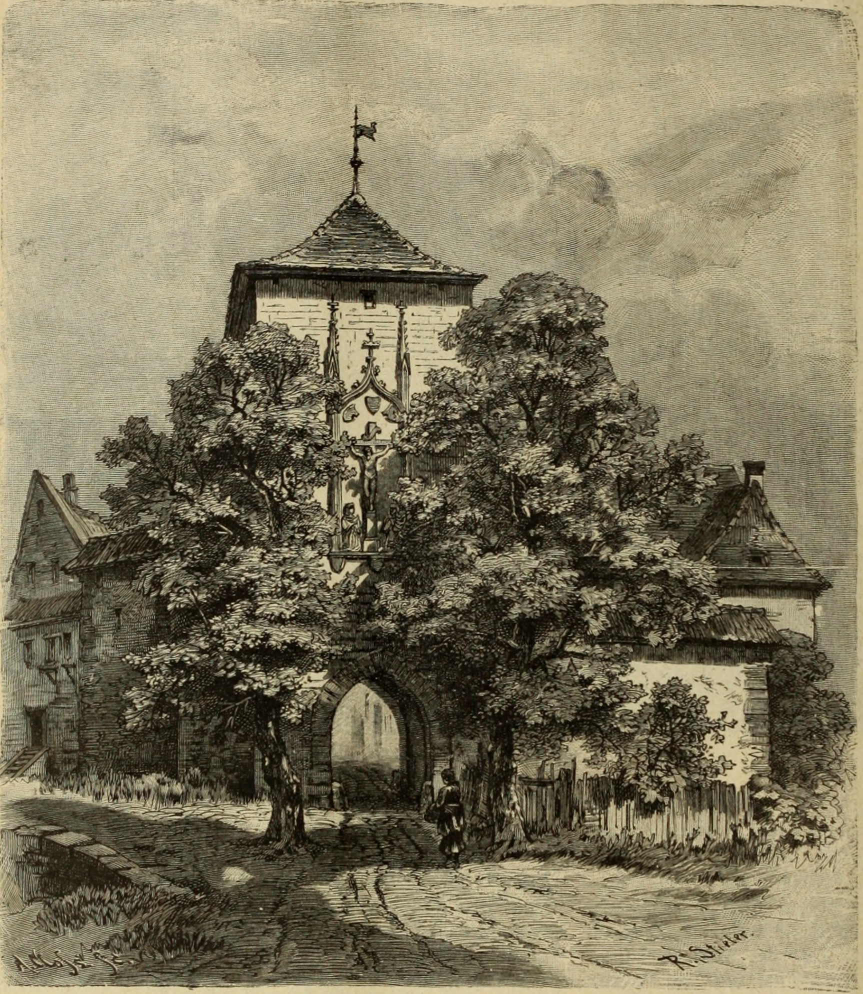
Ein trüber Herbſttag war's. Feuchter Nebel wob ſeinen grauen Schleier um die waldigen Höhen des Schönbuchs und verhüllte die bunte Pracht, mit welcher die Bäume herbſtlich ſich verfärbend an manch ſchönem Tage das Auge entzückten. Schon zerrte ein rauher Wind die Blätter von dem Geäſte.

An ſolchem Herbſttage nahm ſterbend ein König Abſchied von ſeinem geliebten Waldſchloſſe, dem Kloſter Bebenhauſen, um zwei Tage darauf in ſeiner Landeshauptſtadt ſein Auge zum Todesſchlummer zu ſchließen. Am 3. Oktober dieſes Jahres verließ König Karl von Württemberg ſeinen Lieblingsaufenthalt Bebenhauſen, am Morgen des 6. Oktober trugen die Glocken von den Türmen Stuttgarts die Kunde über das Land, daß er zu ſeinen Vätern verſammelt worden.

War es nicht, als ob das liebliche Kloſterthal traure um den Hingang deſſen, der das köſtliche Kleinod, welches es ſeit Jahrhunderten treulich geborgen, wieder ans Licht gezogen und ihm neuen Glanz verliehen hat? Königliche Huld eines kunſtſinnigen Herrſchers ließ das Kloſter wieder erſtehen, das einſt der fromme Eifer fürſtlicher Gönner ins Daſein rief. Es ſind jetzt eben ſieben Jahrhunderte darüber hingegangen. Von Tübingen an, der hoch ragenden Pfalzgrafenburg am Neckarſtrande, bis hin an die Abhänge, an deren Fuß nachmals die aufſtrebenden Grafen von Wirtemberg ihren Sitz aufſchlugen, bedeckte dichter Wald die bergigen Höhen, der Reichsforſt Schönbuch, jetzt noch faſt über dieſelbe Fläche ſich erſtreckend, wie in jener Zeit, da der Pfalzgraf Rudolf I. von Tübingen im ſtillen Frieden dieſes Waldes, den er als Reichslehen beſaß, ein Kloſter zur Grablage für ſein Haus zu gründen beſchloß. Es mochte wohl einladend geweſen ſein, an dieſem verborgenen Orte, wo der Wald weithin die Ruhe verbürgte, ſeinen Leib zum Schlummer betten zu laſſen. Nahe bei der Stammburg ſeines Hauſes, nur eine Wegſtunde davon entfernt, umgab dieſe Stätte dennoch der Zauber der Weltabgeſchiedenheit; nur der Schrei des Raubvogels, der in den Lüften ſich wiegte, oder zur Herbſtzeit die Stimme des Brunſthirſches, zuweilen auch das toſende Rauſchen des angeſchwollenen Goldersbaches, der eben hier, in dieſer Waldecke, aus verſchiedenen Quellbächen ſich ſammelt, unterbrach die Stille des Waldthales.

Schon 1189, ein Jahr nach der Stiftung des Kloſters, war der Bau desſelben ſo weit gefördert, daß der Pfalzgraf das Kloſter mit Mönchen beſetzen konnte. Er berief zuerſt Prämonſtratenſer; doch ſchon im Jahr darauf mußten die Prämonſtratenſer den Ciſterzienſern weichen. Am 29. Oktober 1190 zogen zwölf Mönche vom Kloſter Schönau in Bebenhauſen ein, geführt von Bruder Diepold, den ſie zum Abt ſich erwählten. Es war um die Zeit, da der 1098 geſtiftete Ciſterzienſerorden durch Bernhards von Clairvaux machtvollen Einfluß ſeinen größten Aufſchwung genommen hatte. Auch die Niederlaſſung in Bebenhauſen ſtammt in gerader Linie von Clairvaux ab. Von hier aus war 1131 Eberbach im Rheingau gegründet worden und vierzehn Jahre ſpäter, noch zu Lebzeiten des größten Ciſterzienſermönches, Schönau bei Heidelberg, das Mutterkloſter Bebenhauſens.

Bald wandten Fürſten und Herren dem Kloſter ihre Gunſt zu, das ſie mit reichen Schenkungen, mit Freiheiten und Rechten begabten, und mehr als einmal leſen wir in den Urkunden, die darüber auf uns gekommen, auch von Schenkungen, wie die eine war, welche 1277 die Gebrüder Trutwin und Crafto von Werſtain machten: ſie beurkunden, daß ſie dem Kloſter Bebenhauſen die Frau und die Kinder des Walter von Halfingen als Leibeigene ſchenkten. Weithin hatte nach und nach das Kloſter ſeine Beſitzungen; eine Handſchrift zählt 14 Dörfer und Weiler, 8 Höfe, 2 Schlöſſer und Burgſtälle, 10 Keltern, 8 Mahlmühlen, 876 Unterthanen. Kaum ein Jahrhundert nach der Gründung des Kloſters begab es ſich, daß der Pfalzgraf von Tübingen, von Schulden gedrückt, ein Stück ſeines Gebietes ums andere an Bebenhauſen verpfändete oder verkaufte; ja, im erſten Jahr des vierzehnten Jahrhunderts kam Stadt und Burg Tübingen, ſelbſt der



Kloſter Bebenhauſen: Der Schreibturm.

ſtolze Stammſitz des Pfalzgrafengeſchlechtes, „aus Not“ mit allen Weinbergen, Herrſchaften und ſonſtigen Zugehörden durch Kauf um 8200 Heller an das Kloſter, das einſt ein Pfalzgraf gegründet; und wenn auch das Kloſter bald Burg und Stadt wieder um dieſelbe Summe zurückgab, ſo war's nur noch ein kurzes Beſitzrecht, deſſen die Pfalzgrafen ſich erfreuten. Am 5. Dezember 1342 verpfändeten die Götz und Wilhalm, Pfalzgrafen von Tüwingen, an den Grafen Ulrich von Wirtemberg und ſeine Söhne Eberhard und Ulrich „Burg und Stadt mit allen Zugehörden um 100001 Pfund Heller,“ um am ſelben Tag noch in einer anderen Urkunde Stadt und Burg mit allen Zugehörden für weitere 20000 Pfund Heller an die Wirtemberger zu verkaufen. Nur zwei Rechte behielten ſich die armgewordenen Schönbuchsgrafen vor — ‚die Hundslege im Kloſter Bebenhauſen und das Gejaid im Schainbuch‘. Mehr begehrten ſie nicht; dies aber ward ihnen in den Urkunden wohl verbrieft. Es iſt faſt rührend zu ſehen, was aus den Pfalzgrafen geworden. War es die Liebe zum herrlichen Waldrevier oder die Leidenſchaft des Jagens? Uhland nahm aus jenen Urkunden des Verkaufs von Burg und Stadt Tübingen den Stoff für eines ſeiner beſten Lieder, das Lied vom letzten Pfalzgrafen:

> Ich, Pfalzgraf Götz von Tübingen,
> Verkaufe Burg und Stadt
> Mit Leuten, Gülten, Feld und Wald,
> Der Schulden bin ich ſatt.
>
> Zwei Rechte nur verkauf' ich nicht,
> Zwei Rechte gut und alt:
> Im Kloſter eins, mit ſchmuckem Turm,
> Und eins im grünen Wald.
>
> Am Kloſter ſchenkten wir uns arm
> Und bauten uns zu Grund:
> Dafür der Abt mir füttern muß
> Den Habicht und den Hund.
>
> In Schönbuch um das Kloſter her
> Da hab' ich das Gejaid:
> Behalt' ich das, ſo iſt mir nicht
> Um all' mein andres leid.
>
> Und hört ihr Mönchlein eines Tags
> Nicht mehr mein Jägerhorn,
> Dann zieht das Glöcklein, ſucht mich auf!
> Ich lieg am ſchatt'gen Born.
>
> Begrabt mich unter breiter Eich'
> Im grünen Vogelſang
> Und leſt mir eine Jägermeſſ',
> Die dauert nicht zu lang.

Im Jahr darauf nahmen die Grafen von Wirtemberg „des Kloſters Bebenhauſen Leute, Kirchherren, Pfaffen und alle Güter in und um Tübingen“ in ihren Schutz und beſtätigten ihm alle ſeine Rechte und Freiheiten.

Der Wellenſchlag bewegter Zeiten traf auch die klöſterliche Abgeſchiedenheit, der Lärm kriegeriſcher Tage drang auch in die Waldeinſamkeit der Mönche: wiederholt kam kaiſerlicher Befehl an den Abt von Bebenhauſen, Reiter oder Fußvolk zu ſtellen gegen Huſſiten und Türken, gegen die Eidgenoſſenſchaft oder gegen Frankreich, und waren es keine Kriegsleute, ſo war es ein Beitrag zu den Kriegskoſten, der vom Abt und Konvent begehrt wurde. Wiederholt wurde auch der Abt von Bebenhauſen zu Beratungen auf Reichsverſammlungen vom Kaiſer geladen, wie wir auch bei der Gründung der Univerſität im nahen Tübingen den Bebenhauſer Abt dem Grafen Eberhard von Wirtemberg zur Seite ſtehen ſehen. Als dann die große Bewegung zur Reformation der Kirche immer weitere Kreiſe zog, da wehte der Hauch derſelben auch durch die Kloſtermauern von Bebenhauſen. Ein beim Tode des Abts Johannes von Fridingen 1534 aufgeſtelltes Verzeichnis der Mitglieder des Kloſters zählte 20 Mönche, „die alten Chriſten,“ 18 Lutheriſche und 1 Novize auf, und ein Jahr darauf erklären zwei frühere Konventualen des Kloſters, in der Erkenntnis, „daß das Kloſterleben von wegen anhangender irriger Mißglauben, greulicher Abgötterei, auch anderer beſchwerlicher unchriſtlicher Verſtrickung der Gewiſſen mehr ſchädlich als förderlich ſei,“ dem Kloſter entſagen zu wollen. Noch im ſelben Jahr traf die Mönche der Befehl des Herzogs Ulrich von Wirtemberg, ſich zum Auszug zu rüſten. Dreizehn Jahre ſpäter kehrten ſie aber wieder zurück und wählten nach alter Ordnung einen Abt. Es war der letzte Abt nach alter Ciſterzienſer Kloſterregel, der abermals nach dreizehn Jahren unter Herzog Chriſtof ſeine Würde niederlegen mußte. Das Kloſter wurde aufgehoben, mit allen ſeinen Beſitzungen dem Herzogtum einverleibt und eine evangeliſche Kloſterſchule in den von den Mönchen verlaſſenen Räumen eingerichtet. Doch ſahen die Kloſterräume noch zweimal das weiße Ordenskleid der Ciſterzienſer. Im Lauf des dreißigjährigen Krieges kamen ſie auf kurze Zeit wieder in des

Kloſters Beſitz; der weſtfäliſche Friede erſt verbannte für immer die Mönche aus Bebenhauſen.

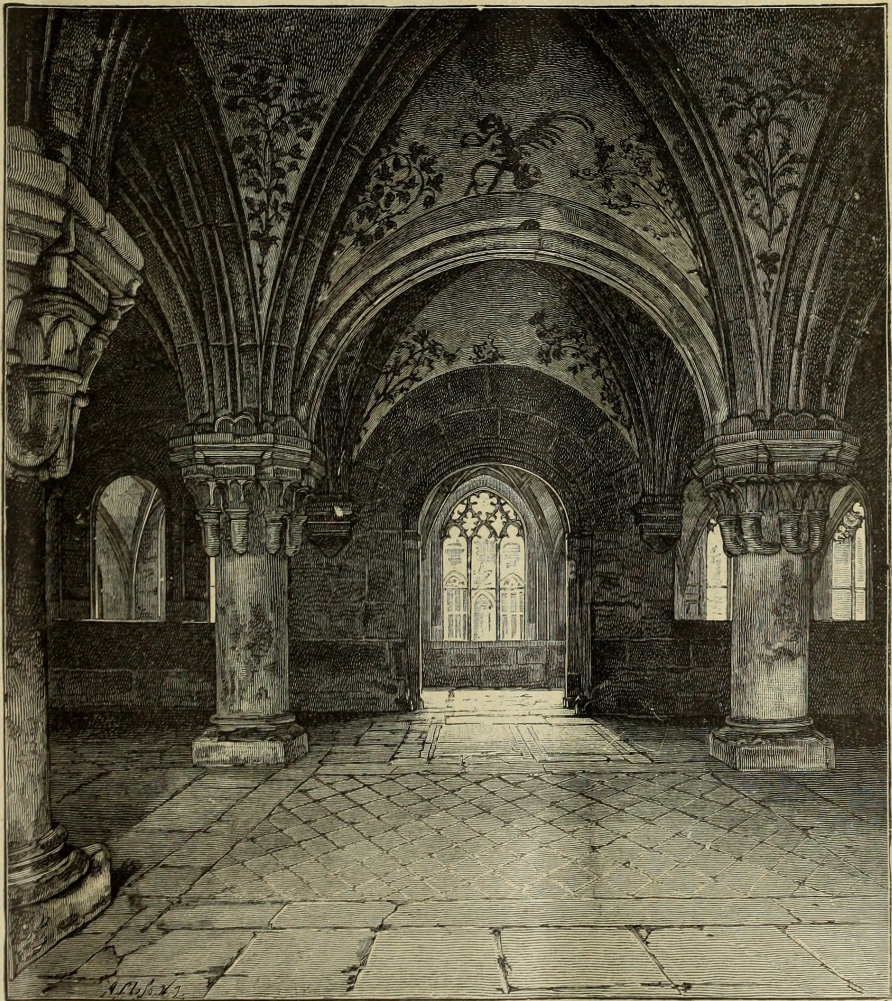
Wandern wir durch die Räume des Kloſters, ſo wird es uns leicht, uns in die Zeit zurück zu verſetzen, da hier Abt und Konvent ihren Sitz gehabt, da ſie in der Kirche ihre Matutina und Veſper gehalten, hier im Kreuzgang zum Leſen erbaulicher Schriften ſich eingefunden, dort im Kapitelſaal feierlich ſich verſammelten, im behaglichen Winterrefektorium oder in der lichten ſchönen Halle des Sommerrefektoriums ſchweigſame Erholung genoſſen oder des Nachts die wenigen Stunden Schlafs auf den Flieſen des Dorments gefunden haben.

Betreten wir, vorübergehend an den zwiſchen der innern und äußern Ringmauer gelegenen, maleriſchen Wirtſchaftsgebäuden des Kloſters, den von der innern Mauer umſchloſſenen engeren Bereich deſſelben durch den von alten Linden umrauſchten Turm, von deſſen Stirnwand herab das Steinbild des Gekreuzigten ernſten Gruß entbietet. Ein entzückendes Bild: an Mauern und Pfeilern, bis an den Rand des Daches hinan klettern an den zum Teil mit zierlichen Türmchen gekrönten Gebäulichkeiten die grünen Ranken wilden Weins, welche im Herbſt allmählich purpurn erglühend ein farbenprächtiges Gewand um das alte Gemäuer legen. Man öffnet uns die Pforte zum Kreuzgang. Durchs gotiſche Maßwerk der Fenſter hindurch fällt der Blick aufs friſche Grün des durch plätſchernden Brunnen belebten Kloſtergartens, durch die Thüren hindurch, die da und dort die Mauern durchbrechen, in düſtere Hallen, von denen der Kapitelſaal, aus der älteſten Zeit des Kloſters ſtammend, den romaniſchen Stiel in ſeiner ernſten Schönheit zeigt. Kurze ſtämmige Säulen mit ſeltſamen Kapitälen tragen das niedere Gewölbe, ſpärliches Licht nur fällt vom Kreuzgang her in die Halle, in der auch am Tage eine feierliche Dämmerung waltet, zum Ernſt dieſer Stätte ſtimmend, denn hier ruhen die Stifter Pfalzgraf Rudolf I. von Tübingen und ſeine Gemahlin Mechtildis; hier wurden auch die Äbte begraben, auf daß ſie ſelbſt im Tode mitten unter den Brüdern ſeien.

Heller ſcheint das Licht in die gegenüberliegende Halle der Laienbrüder, in der auch deutlicher als im düſtern Kapitelſaal das zierliche Rankenwerk ſichtbar iſt, welches das Gewölbe belebt. Ein Fülle von Licht aber flutet herein durch die langen gotiſchen Fenſter des herrlich ſchönen Sommer- oder Herrenrefektoriums. Eine der ſchönſten und heiterſten Hallen gotiſcher Baukunſt iſt's, die wir hier betreten; faſt 19 Meter lang dehnt ſich der feſtliche Saal, deſſen Spitzbogengewölbe von drei ſchlanken Säulen getragen werden. Wie Palmbäume ſchießen die kaum 40 cm ſtarken Säulenſchäfte empor, wie Palmenzweige breiten ſich von ihnen aus die Rippen über die Gewölbe her. Die Kappen der Gewölbe ſind aufs Heiterſte belebt mit anmutigem Rankenwerk, auf welchem allerlei Tiere des Waldes ſich ſchaukeln, zwiſchen denen wieder die ernſte Symbolik der bemalten Schlußſteine herniederſchaut; und ſo reich das Rankenwerk über die Gewölbe ſich ausbreitet, nie hat der unerſchöpfliche Künſtler irgend ein Blattwerk zweimal verwendet.

Manch fürſtlicher Gaſt hat ſich einſt am prächtigen Refektorium ergötzt, ſeitdem der kunſtſinnige Abt Konrad von Luſtnau die Halle 1335 erbaut hat, denn manch hoher Herr hielt im Kloſter Bebenhauſen Einkehr, die Grafen und Herzöge von Wirtemberg vor allen, ſeit Tübingen von den Pfalzgrafen erworben ward, um bald die zweite Reſidenz des Landes zu werden. Waren dieſe Schutzherren des Kloſters öfters dort zur Herberge, wenn ſie in den wildreichen Schönbuch zur Hirſchjagd oder zur Sauhatz kamen, ſo ſuchte Erzherzog Ferdinand von Öſterreich, Wirtembergs Herr in der Zeit von Ulrichs Verbannung, die Stille des Kloſters auf, um unter Leitung der Mönche Bußübungen zu halten. Auch kaiſerliche Gäſte hat das Kloſter wiederholt beherbergt. Maximilian I. war Gaſt der Ciſterzienſer, Karl V nahm hier 1530 Quartier, als er vom Reichstag zu Augsburg kommend mit ſeinem Bruder Ferdinand zur Königswahl nach Köln zog.

Jetzt iſt die Halle mit Wappen und Rüſtungen reich geſchmückt, manch frohe Feſtverſammlung hat der königliche Schloßherr in dem prächtigen Raume um ſich vereinigt,



Kloſter Bebenhauſen: Kapitelſaal.

und wenn die Sonne, die tagsüber in gebrochenen Lichtſtrahlen durch die Fenſter leuchtet, hinabgeſunken iſt hinter den waldigen Bergeshöhen, die das Kloſter umkränzen, im Scheiden noch den ſchlanken Dachreiter vergoldend, ſo kann die elektriſche Lichtquelle von hohen Kandelabern herab eine Flut von Licht über die feſtliche Halle ergießen. So vermählt ſich die Kunſt vergangener Tage mit den Errungenſchaften der neuen Zeit.

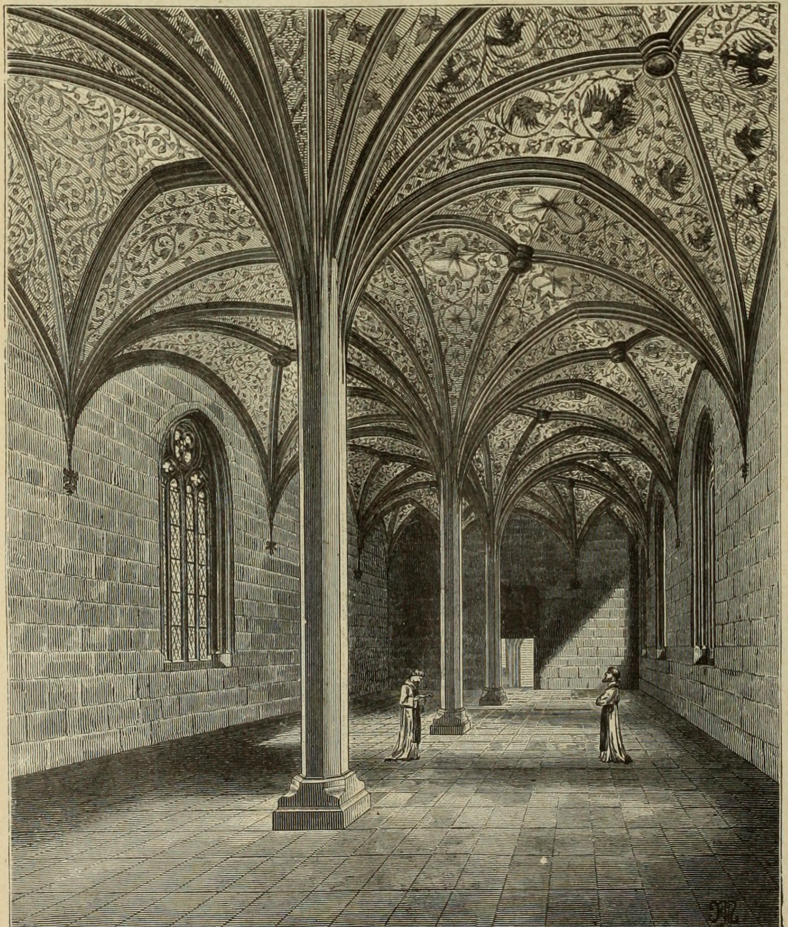
Nur ungern verlaſſen wir den köſtlichen Raum, ſo oft wir auch ſchon durch denſelben geſchritten ſind. Beim Hinaustreten in den Kreuzgang fällt der Blick auf die Brunnenkapelle, mit dem Standbild des erſten Herzogs von Wirtenberg geſchmückt, Eberhards im Barte, dem hier König Karl in Verehrung für den edlen Ahn ein Denkmal errichtet hat.

Von der andern Seite des Kreuzgangs grüßt der Glockenturm der Kirche herüber, entgegen der ſtrengen Regel der Ciſterzienſer Kloſterbauordnung ein ſteinerner Turm *von* zierlichſter Arbeit in den Formen der Spätgotik. Im Achteck baut er ſich auf der Vierung der Kirche auf, von ſchlanken Säulen umſtellt, mit durchbrochener Pyramide bedeckt, welche die doppelte Kreuzblume krönt. Der Laienbruder Georg von Salmansweiler (1407—1409) iſt der Meiſter des Werkes. Köſtliches Durcheinander deutſcher und lateiniſcher Sprache bietet das Pergamentblatt, auf welchem die Koſten der Erbauung des Turmes verzeichnet ſtehen: „Anno MCCCCC septimo do fiengen wir an ipso die sancti Urbani pape unser glockhus zu buwend und ward follbraht circa natifitatem beate Marie virginis anni sequentis scilicet CCCCIX, und hat diez nachgeschrieben Kostett.“ Es waren summa summarum 2933 Pfund Heller, nach unſerm Gelde 21 733 Mark, nach heutigem Geldwert etwa 88 000 Mark, die Steine nicht gerechnet, welche im eigenen Steinbruch gebrochen wurden. Ein Beweis, daß das Kloſter, welches durch Kriegsbedrängniſſe in Schulden geraten war, durch reiche Schenkungen ſeiner Gönner ſich raſch wieder erholte.

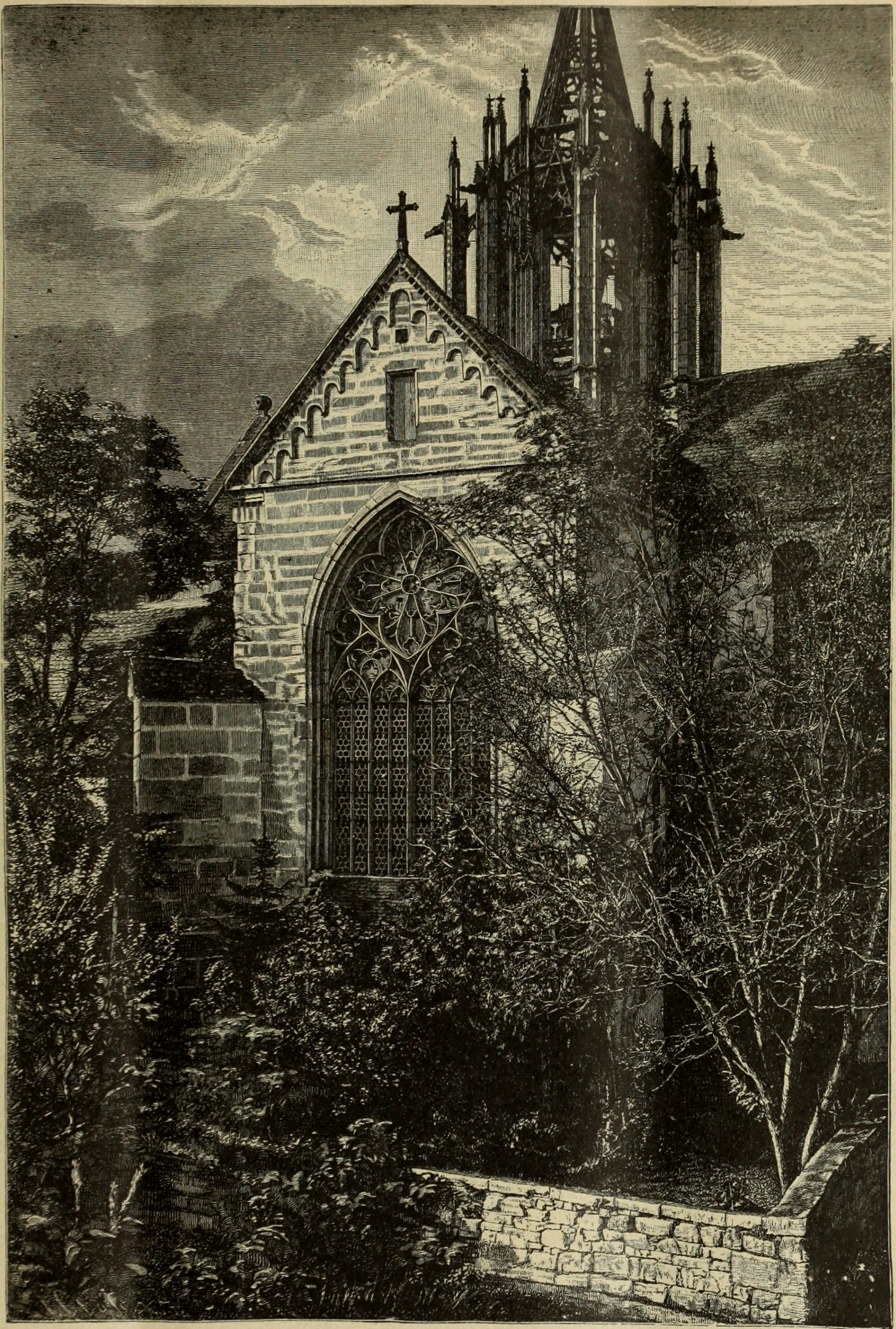
Die Kirche ſelbſt, deren Abbildung wir, wie die reizvollen übrigen Illuſtrationen unſeres Artikels, dem klaſſiſchen Werke über die Kunſt- und Altertumsdenkmäler im Königreich Württemberg entnehmen (Verfaſſer Dr. Ed. Paulus; Verlag von Paul Neff in Stuttgart) — die Kirche ſelbſt iſt ein ſchlichter, ſchöner Raum, der freilich bei aller Schlichtheit der mächtigen Pfeiler und Arkaden einen Schmuk von ſeltener Pracht aufzuweiſen hat, das große gotiſche Chorfenſter, im ſelben Jahre 1335 von jenem kunſtſinnigen Abt Conrad von Luſtnau erbaut, der die ſchöne Halle des Herrenrefektoriums aufführen ließ. 4 Meter breit, faſt 10 Meter hoch durchbricht das Prachtfenſter die ganze Rückwand des Chors und läßt durch die farbenprächtig bemalten Scheiben, mit denen es ſchon Abt Conrad ſchmückte, eine Fülle von Licht in die Kirche fallen. Einſt war das lange Schiff der nur zum Oratorium beſtimmten Kirche bloß durch kleine Fenſter erhellt, die ganze Kirche eben darum in düſtere Dämmerung gehüllt. Vom Chor aber leuchtete das herrliche Fenſter entgegen, deſſen kühnes gotiſches Maßwerk zu dem Schönſten gehört, was die gotiſche Kunſt geſchaffen hat.

Über die Wendeltreppe neben der Kirchenpforte wandelten einſt die Ciſterzienſermönche zu nächtlicher Andacht vom Dormitorium her, dem Schlafraum der Mönche, den ringsum kleine Zellen umgeben. Auch dieſer Raum iſt nicht ohne wertvollen Schmuck. Meiſterhaftes Rankenwerk und Sprüche auf wallende Bänder gemalt zieren die Wände des Dorments, deſſen Boden dem Auge des Kenners einen Schmuck ſeltener Art darbietet: gemuſterte Flieſe, von der alten Ziegelhütte des Kloſters aus Thon gebrannt; in der vollendeten Schönheit der Zeichnung, wie in dem unerſchöpflichen Reichtum der Motive ein ſprechendes Zeugnis für den Kunſtſinn der Mönche, eine Fundgrube ſchöner edler Formen für das Kunſthandwerk unſerer Tage.

Über das Kloſter, das kunſtſinnige Äbte alſo ſchmückten, kam, wie über ſo manches Werk mittelalterlicher Baukunſt, die Zeit der Verwahrloſung. Nachdem die Kloſterſchule, die nach der Reformation zur Vorbildung proteſtantiſcher Theologen darin eingerichtet worden, 1807 aufgehoben worden war, ſah das Kloſter wieder wie in alter Zeit fürſtliche Jagdgeſellſchaft in ſeinen Mauern; unter König Friedrich von Württemberg waren es glanzvolle Tage, die hier gefeiert wurden. Wie viel es aber damals ſchon von alter Kunſtſchöne verloren hatte, wiſſen wir nicht. Es wird eben um jene Zeit geweſen ſein, da man im Ulmer Münſter die herrlichen Fresken, „mit einer dem Auge angenehmen, altertümlich grauen Farbe“ übertünchte, wo auch die Wand- und Deckenmalereien, die in Bebenhauſen die Hallen und Gänge mit heiterem Schmuck belebten, unter den erbarmungsloſen Streichen des Tünchers verſchwanden, wohl um dieſelbe Zeit, wo, wie berichtet wird, ein königlicher Kameralverwalter die Fenſter des Kreuzgangs herausſchlagen ließ, um das alſo gewonnene Eiſen und Blei nutzbringend zu verkaufen, aber nicht einmal ſo viel erlöſte, um auf die Koſten für die Zer-



Kloſter Bebenhauſen: Sommerrefektorium.

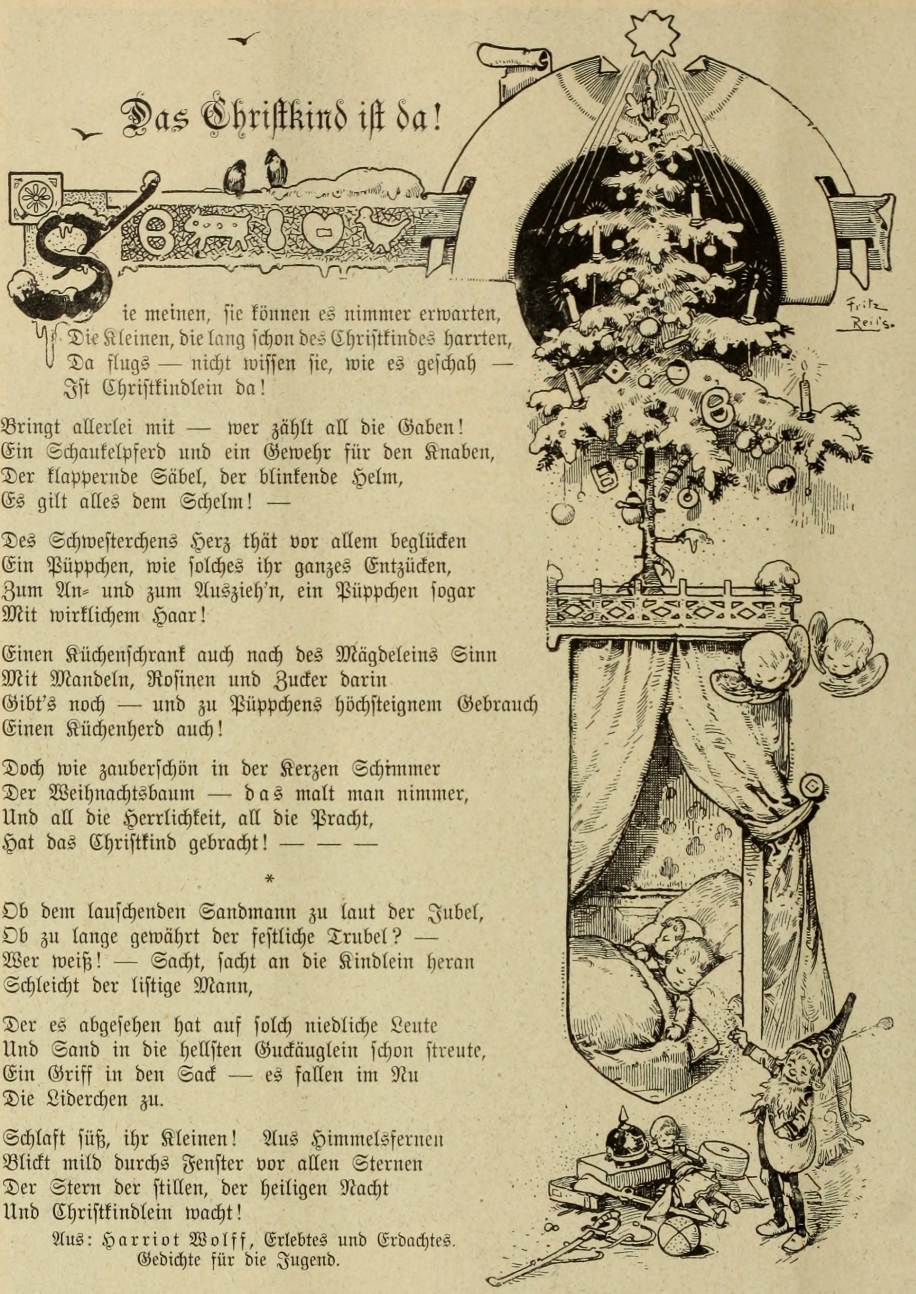


Kloſter Bebenhauſen: Öſtliche Anſicht der Kloſterkirche. Nach einer Photographie von Sinner in Tübingen.

ſtörungsarbeit zu kommen. Es wird wohl auch um das Jahr 1823 geweſen ſein, in dem Jahr, da man das ſchöne äußere Thor ſamt der Thorkapelle dem Erdboden gleich machte, jene Kapelle, in welcher einſt Frauen, da ihnen die Kloſterkirche verſchloſſen war, im Kloſterfrieden ihre Andacht halten konnten.

Fürwahr, es ſah traurig aus in den Kloſterhallen. Im ſchönen Winterrefektorium arbeiteten die Zimmerleute; die hielten, wenn der Feierabend kam, die reich geſchnitzten Holzſäulen, das Werk der kunſtfertigen Mönche, für den paſſenden Ort, ihre Äxte hineinzuſchlagen, um ſie darin bis zum Morgen ſtecken zu laſſen; der ernſte Kapitelſaal ward einem Küfer zur Werkſtatt vermietet, über den Gräbern der Stifter des Kloſters dröhnte der Hammerſchlag, der die Reifen über die Fäſſer trieb, und im Kreuzgang ertönte ſtatt der frommen Litaneien der Prozeſſionen das taktmäßige Schlagen der Dreſchflegel; der Kreuzgang wurde zur Tenne gemacht. — Doch fehlte es dem alten Ciſterzienſerkloſter, das alſo viel Unbill erleiden mußte, auch nicht an Freunden und Bewunderern, zu denen vor allem der nun ſeit vierzig Jahren dort wohnende Forſtmeiſter, Dr. Tſcherning gehört, der wie kein anderer des Kloſters Schätze erforſchte. Als König Karl kurze Zeit nach ſeiner Thronbeſteigung zu den Jagden in den Schönbuch kam, ließ er ſich begeiſtern für die Wiederherſtellung des mittelalterlichen Kloſterbaues und die ſchönen Räume im ſtillen Waldthale in alter Schöne wieder erſtehen. Meiſter Beyer, der Vollender des Ulmer Münſters, hatte die Leitung der Wiederherſtellungsarbeiten, unter Maler Lohſens kunſtfertiger Hand fiel die Tünche von den Malereien. Der „Neue Bau,“ ſeit Kloſterszeiten zur Herberge für Gäſte beſtimmt, wurde königlich ausgeſtattet, um dem fürſtlichen Gönner alle Jahre traulichen Aufenthalt zu gewähren, und nicht die geringſte Ehre war es für das Kloſter, daß neben manch wertvollem Werke der Kunſt zwei Stücke ihm anvertraut wurden, das Schwert Eberhards im Bart, das ihm Kaiſer Maximilian gewidmet, und, eine Trophäe aus großer Zeit, die Schlüſſel der Vogeſenfeſtung Lichtenberg, die 1870 württembergiſche Truppen eroberten. Zweimal noch in dem Jahre, in welchem er aus dem Leben ſchied, weilte König Karl in ſeinem Kloſterſchloſſe, in dem er früher ſo gerne im Umgang mit den Gelehrten der nahen Hochſchule ſich erholte, in dem er zweimal auch der ſtudierenden Jugend unvergeßliche Feſte gegeben. Nicht mehr ſchweift ſein Auge von der Terraſſe des „Neuen Baus“ hinüber zu den blauen Bergen der Schwäbiſchen Alb, die grüßend ins Thal ſchauen. In Bebenhauſen aber wird nie des kunſtſinnigen, gütigen Königs Name vergeſſen werden, der ſich hier ein ſchönes, ein unvergängliches Denkmal geſtiftet.

# Das Chriſtkind iſt da!


Fritz Reiss.

Sie meinen, ſie können es nimmer erwarten,
Die Kleinen, die lang ſchon des Chriſtkindes harrten,
Da flugs — nicht wiſſen ſie, wie es geſchah —
Iſt Chriſtkindlein da!

Bringt allerlei mit — wer zählt all die Gaben!
Ein Schaukelpferd und ein Gewehr für den Knaben,
Der klappernde Säbel, der blinkende Helm,
Es gilt alles dem Schelm! —

Des Schweſterchens Herz thät vor allem beglücken
Ein Püppchen, wie ſolches ihr ganzes Entzücken,
Zum An- und zum Auszieh'n, ein Püppchen ſogar
Mit wirklichem Haar!

Einen Küchenſchrank auch nach des Mägdeleins Sinn
Mit Mandeln, Roſinen und Zucker darin
Gibt's noch — und zu Püppchens höchſteignem Gebrauch
Einen Küchenherd auch!

Doch wie zauberſchön in der Kerzen Schimmer
Der Weihnachtsbaum — das malt man nimmer,
Und all die Herrlichkeit, all die Pracht,
Hat das Chriſtkind gebracht! — — —

*

Ob dem lauſchenden Sandmann zu laut der Jubel,
Ob zu lange gewährt der feſtliche Trubel? —
Wer weiß! — Sacht, ſacht an die Kindlein heran
Schleicht der liſtige Mann,

Der es abgeſehen hat auf ſolch niedliche Leute
Und Sand in die hellſten Guckäuglein ſchon ſtreute,
Ein Griff in den Sack — es fallen im Nu
Die Liderchen zu.

Schlaft ſüß, ihr Kleinen! Aus Himmelsfernen
Blickt mild durchs Fenſter vor allen Sternen
Der Stern der ſtillen, der heiligen Nacht
Und Chriſtkindlein wacht!

Aus: Harriot Wolff, Erlebtes und Erdachtes.
Gedichte für die Jugend.

## Erlebtes und Erdachtes.

Alſo nennt ſich ein in Wort und Bild gleich originelles Kinderbuch von Harriot Wolff, welches ſoeben im Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld erſchien. Ein originelles Kinderbuch — das will heute etwas beſagen, nachdem jahraus, jahrein ſeit Dezennien der litterariſche Weihnachtsmarkt mit allen möglichen und unmöglichen Kinderbüchern überſchwemmt worden iſt. Dies Buch aber iſt originell einmal durch ſeinen reichen, von echten Künſtlern entworfenen illuſtrativen Schmuck, deſſen farbige Ausführung ein glänzendes Zeugnis für den Standpunkt unſeres deutſchen Farbendrucks ablegt. Indeſſen dies iſt nur äußerlich: das Buch von Harriot Wolff aber iſt vor allem originell durch die reizenden, von dem althergebrachten Schema abweichenden Verſe, mit denen die Verfaſſerin die lieben Kleinen nicht nur unterhalten, mit denen ſie auch auf deren Gemüt und Verſtand wirken will. Das Buch wird ſeinen Weg machen, weil es aus einem frommen, kindlich fühlenden Herzen heraus geſchrieben iſt und kindlichem Empfinden und Denken gegenüber den rechten Ton anzuſchlagen weiß.

Wilh. Grabow.

---

## Körner-Erinnerungen.

(Abdruck verboten.)

Unter dem Titel: „Theodor Körner. Zum 23. September 1891“ hat Herr Rudolf Brockhaus, einer der Inhaber der bekannten Firma F. A. Brockhaus in Leipzig, einen intereſſanten Beitrag zur Körner-Litteratur veröffentlicht. Herr Brockhaus iſt Autographenſammler und hat als ſolcher auch eine reiche Anzahl von Schriften erworben, die von Theodor Körner, ſeinen Angehörigen und den Freunden der Körners ausgingen oder ſich auf ſie beziehen. Das Jubiläum Theodor Körners legte es dem gebildeten Sammler nahe, dieſe Schätze auch weiteren Kreiſen zugänglich zu machen und Herr Brockhaus beabſichtigte anfangs, ſie als Manuſkript drucken zu laſſen. Er hat ſich dann erfreulicherweiſe entſchloſſen, die Veröffentlichung auch dem Buchhandel zugänglich zu machen und ſie ſteht jetzt jedem, der ſich für Körner intereſſiert, zur Verfügung.

Unſer Band iſt ein dem feſtlichen Anlaß, aus dem er entſtand, entſprechend ausgeſtattetes Buch in Großquart geworden. Es enthält zunächſt zwei intereſſante Briefe Theodor Körners in Fakſimile, von denen der erſte an den Vater, der zweite an einen Freund der Familie Körner, den preußiſchen Hofrat Parthay, gerichtet iſt. In dem erſten teilt er ſeinem Vater ſeine Verlobung mit Toni Adamberger mit, während der zweite dadurch ein beſonderes Intereſſe gewinnt, daß er vermutlich der letzte Brief iſt, den Theodor Körner geſchrieben hat. Der Brief an den Vater ſchließt mit den Worten: „Lebe wohl! Lebe wohl! Vater, Du haſt einen glücklichen Sohn, und bei Gott, er will es verdienen.“

Ein drittes Fakſimile gibt einen Brief von Theodor Körners Braut an ſeine Mutter wieder. Es iſt ein überaus liebenswürdiges Schreiben, in dem das Bangen und Sehnen der Braut, die den Geliebten vor dem Feinde weiß, einen ergreifenden Ausdruck findet. Das Original ſoll noch Thränenſpuren zeigen.

An dieſe Fakſimiles ſchließen ſich dann noch Briefe von Körner, an Körner und über Körner und zahlreiche Briefe und Aktenſtücke, die ſich auf ihn und ſeine Familie beziehen. „Erläuterungen“ machen das alles auch denjenigen Leſern verſtändlich, die mit der Körner-Litteratur nicht bekannt ſind, oder für dieſe Art von „Litteratur“ überhaupt keine Sympathie haben.

Ein Anhang gibt zum Schluß noch Auszüge aus einem nur als Manuſkript gedruckten Buche des Sohnes der einſtigen Braut von Theodor Körner, des Herrn von Arneth in Wien, in welchem unter anderem mitgeteilt wird, was die Dame als Greiſin über ihre Beziehungen zu Körner ihren Angehörigen mitteilte.

Die Veröffentlichung des Herrn Brockhaus erhebt, wie dieſer ſelbſt in liebenswürdiger Beſcheidenheit betont, keinen Anſpruch darauf, eine ſchriftſtelleriſche Leiſtung zu ſein. Ein herzlicher Verehrer Theodor Körners und ein eifriger Autographenſammler teilt hier freigebig auch den ihm Unbekannten mit, was — mit zäher Ausdauer in langen Jahren geſammelt — ſein eigenes Herz mit Freude erfüllte, indem es ihn ſeinem Liebling näher brachte. Er ruft gewiſſermaßen: Seht, was ich von dem herrlichen Heldenjüngling mir zu eigen machen konnte und erfreut euch mit mir daran. Je näher wir ihm und den Seinigen treten, um ſo liebenswerter erſcheinen ſie uns.

So will dieſe Veröffentlichung genommen ſein und ſo iſt ſie auch ſehr willkommen und erfreulich.

Th. H. P.

## Am Familientiſch.

### Hygieine.

Die Reinigung des Kochſchen Tuberkulins von allen ſchädlichen Nebenſubſtanzen ſoll Prof. E. Klebs-Zürich gelungen ſein. Der nach Ausſcheidung jener verbleibende Stoff ruft einem Bericht in der „Deutſch. med. Wochenſchr.“ zufolge keine der bedenklichen Erſcheinungen hervor, von denen der Gebrauch des Tuberkulins begleitet war, wirkt aber nach den Verſuchen auf tuberkulöſe Erſcheinungen in der günſtigſten Weiſe ein.

### Naturkunde.

Die Heuſchreckenplage, welche in dieſem Jahr Nordafrika heimſuchte, wird von franzöſiſchen Fachblättern auf den Maſſenfang von Wachteln in Nordafrika zurückgeführt. Jede Wachtel bedarf täglich etwa 50—60 g Nahrung, die im Süden faſt ausſchließlich aus jungen Heuſchrecken beſteht, das ergibt täglich viele Tauſende von Heuſchrecken. Wenn man bedenkt, daß an einem einzigen Tage, 8. Mai d. J., von Tunis aus 5000 Wachteln nach Marſeille verſchifft wurden, ſo leuchtet die Berechtigung des Vorwurfs gegen die maſſenhafte Vertilgung der Vögel ſehr ein.

### Landwirtſchaft.

Vorſicht bei dem Genuß amerikaniſchen Schweinefleiſches kann man, nachdem das Einfuhrverbot aufgehoben, die Prüfungen der erſten Sendungen aber nichts weniger als günſtige Reſultate ergeben haben, nur dringend empfehlen. Ein intereſſanter Artikel der „Tägl. Rundſchau“ weiſt überzeugend nach, daß eine gewiſſenhafte tierärztliche Unterſuchung bei der Art des amerikaniſchen Schlachtbetriebes ganz ausgeſchloſſen und den betr. Atteſten nur ſehr geringe Glaubwürdigkeit beizulegen iſt. Mindeſtens iſt die Prüfung jedes einzelnen Stückes, alſo nicht die Anwendung von Stichproben aus ganzen Sendungen, in den Einfuhrhäfen geboten.

### Eiſenbahnweſen.

Auf miniſterielle Anordnung ſoll die Frage der Herſtellung einer elektriſchen Hochbahn durch die ſüdlichen Stadtteile Berlins einer eingehenden Prüfung unterzogen werden; den Bau dieſer Bahn dürfte die Firma Siemens & Halske übernehmen. Anderſeits wird gemeldet, daß eine elektriſche Untergrundbahn für Berlin geplant wird. Es handelt ſich dabei um eine gerade Linie durch die Stadt Berlin von Norden nach Süden (Wedding-Kreuzberg), eine Linie von Weſten nach Oſten (Schöneberg-Viehhof) und eine innere Ringlinie. Alle drei Linien ſollen verſchiedene Höhenlagen bekommen, um Zuſammenſtöße unmöglich zu machen. Die erſte (Nord-) Linie, welche die geringſte Tieflage erhält, würde immer noch 9 Meter unter der Erdoberfläche geführt werden. Die Züge ſollen alle drei Minuten, mit einer Geſchwindigkeit von 25 Kilometer in der Stunde, auf einander folgen. Der ganze Plan iſt von der „Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft“ in einer umfaſſenden Denkſchrift der Regierung und dem Magiſtrat unterbreitet worden.

### Technik.

Ein eigenartiges Verfahren zur Maſſenfabrikation von Fäſſern hat, wie der „Prometheus“ mitteilt, der Engländer M. Oncken erfunden. Ganze Baumſtämme werden in Stücke geſchnitten, welche der Faßhöhe entſprechen, und einige Stunden unter der Einwirkung eines elektriſchen Stromes gekocht. Die durch dieſe Behandlung erweichten Holzklötze kommen auf große Drehbänke, auf denen ein breites Meſſer von ihnen einen ununterbrochenen Span abſchält, der dann in Stücke geteilt wird, welche dem Umfang des einzelnen Faſſes entſprechen. Nachdem ſchließlich oben und unten Falze für Boden und Deckel eingefräſt und Zwickel eingeſchnitten ſind, wird das ſo vorbereitete Holzblatt zuſammengerollt; Maſchinenarbeit ſetzt die Reifen auf, Boden und Deckel ein, und das Faß iſt — ohne jede Einzeldaube — fertig.

Neuerdings erſcheinen vielfach Blüten, Gräſer, Blätter u. ſ. w. im Handel, welche unter genaueſter Erhaltung ihrer Form mit einer dünnen, feſten Metalldecke überzogen ſind und teils als Schmuckſachen, teils als Ziergegenſtände für die Zimmerdekoration verwendet werden. Dieſe wirklich reizenden Sächelchen ſind von einer Münchener Firma (Trautmann & Co.) derart hergeſtellt, daß die getrockneten Blüten durch Eintauchen in Glycerin wieder geſchmeidig gemacht und dann mit Bronzepulver beſtreut werden. Durch dieſen leichten Überzug ſind ſie für den galvaniſchen Strom leitend geworden und können daher in einem galvaniſchen Bade verkupfert oder vernickelt werden.

Aus Anlaß mehrerer an den Artikel „Das Silber des Rheins“ (Nr. 52 des vorigen Jahrgangs) anknüpfenden Anfragen teilen wir mit, daß die Aluminium-Induſtrie-Geſellſchaft zu Neuhauſen den Preis des Kilogramms Aluminium jetzt auf 8 Mark herabgeſetzt hat.

### Preisausſchreiben.

Von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin iſt folgende Preisaufgabe geſtellt worden: „Von Damaskios, de principiis II, §. 204—209 ſoll eine kritiſche Textbearbeitung gegeben und eine kurze Einleitung über Damaskios’ Leben und Schriften vorausgeſchickt werden.“ Zur Beteiligung ſind jüngere deutſche Philologen zuſtändig, welche den philoſophiſchen Doktorgrad erlangt oder die Prüfung für das höhere Schulamt beſtanden haben, aber noch ohne feſte Anſtellung ſind. Die Arbeit iſt bis 1. März 1892 einzureichen; das Stipendium beſteht in dem Genuß der Zinſen (1200 M.) des Kapitals der Charlottenſtiftung auf drei Jahre. Damaskios war der letzte Lehrer des Neuplatonismus zu Athen (um 500 n. Chr.).

### Kunſt.

Das Denkmal für den Prälat Gerok, welches von den Prof. Donndorf und W. Röſch geſchaffen und mit einer Medaillonbüſte des Dichters der „Palmblätter“ geziert iſt, hat auf der Grabſtätte in Stuttgart Aufſtellung gefunden. Beinahe gleichzeitig erſcheint der „Palmblätter“ 100. Aufl. in einer Jubiläums-Prachtausgabe (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Das jetzige Portal des Münſters in Metz wurde von dem Baumeiſter Blondel aus Paris in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts im Geſchmack oder vielmehr Ungeſchmack jener Zeit errichtet und ſteht mit der gotiſchen Bauart des Münſters in Widerſpruch. Nach einer kürzlich veröffentlichten Denkſchrift des Dombaumeiſters Tornow ſoll die Weſtfront des Domes neu geſtaltet und gleichzeitig ein ſtilgerechtes Portal erbaut werden.

### Buchhandel.

Brockhaus’ Konverſationslexikon beginnt mit der Ausgabe einer vollſtändig neu bearbeiteten 14. Auflage. Der 1. Aufl. 1. Bd. erſchien im Jahre 1796; das Brockhausſche Konverſationslexikon kann alſo bald ſein hundertjähriges Jubiläum feiern.

Eliſe Polko gibt bei Leopold Oſt, Hannover, eine Anthologie ernſter Lieder und Sprüche: Unſer Glauben, Lieben, Hoffen heraus.

Dr. J. Stinde, deſſen geiſtreiche, naturwiſſenſchaftliche Plaudereien von unſeren Leſern mit ſo vielem Beifall aufgenommen zu werden pflegen, veröffentlichte bei Hönſch & Tiesler, Dresden, ſein neueſtes derartiges Werk: Aus der geheimen Werkſtatt der Natur.

Eine Fülle anregenden Stoffes iſt niedergelegt in „Goethes Geſprächen,“ herausgegeben von W. Frhrn v. Biedermann, dem bekannten Goethekenner, nebſt Erläuterungen von Dr. Otto Lyon. Der letzte, neunte Band erſchien ſoeben. (F. W. v. Biedermann, Leipzig.)

Ein ausführliches Lebensbild des „Prinzen Heinrich von Preußen“ bietet Adolf Langguth (Halle. Niemeyer). Das Buch iſt warm und lebendig geſchrieben; ganz beſonders erfreuen die Schilderungen der Reiſen des Prinzen an Bord S. M. S. Prinz Adalbert und der Korvette Olga.

Prachtwerke: Von Chamiſſos: Frauenliebe und Leben, illuſtriert von Paul Thumann, erſchien im Verlage von Adolf Titze in Leipzig die 20. Auflage in gänzlich veränderter Ausſtattung — gewiß ein ſeltener, aber verdienter Erfolg.

Die Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, München, legt drei Werke auf den Weihnachtstiſch, für jeden etwas: dem Kunſtliebhaber eine Auswahl von zwanzig der ſchönſten unter 700 Bildern, welche Sr. Kgl. Hoheit dem Prinz-Regenten Luitpold zur Feier ſeines 70. Geburtstags von der Münchener Künſtlerſchaft gewidmet wurden. Unter dem Titel „Aus Münchener Ateliers“ ſind in einer eleganten Mappe auserleſene Schöpfungen von Defregger, F. A. Kaulbach, Lenbach, Max, Oberländer, Simm u. a. vereinigt. — Mit dem Spitzeralbum bietet ſie den Freunden jugendlicher Schalkhaftigkeit zehn weitere Schöpfungen des Malers von „Mama hat das Tanzen erlaubt,“ „Die Lehrerin kommt,“ deren ſonnige Heiterkeit hoffentlich recht vielen ein Lächeln entlocken wird. „Im Mai“ ſchließlich bringt eine Auswahl lyriſcher Lobgeſänge auf Lenz und Liebe illuſtriert mit zahlreichen Bildern moderner Meiſter. Das Werk in geſchmackvollem Rokokoband ſucht ſeine Freunde im Kreiſe der jungen Damen reſp. ihrer Herren Onkel, Schwäger ꝛc.

### Rechtsrat.

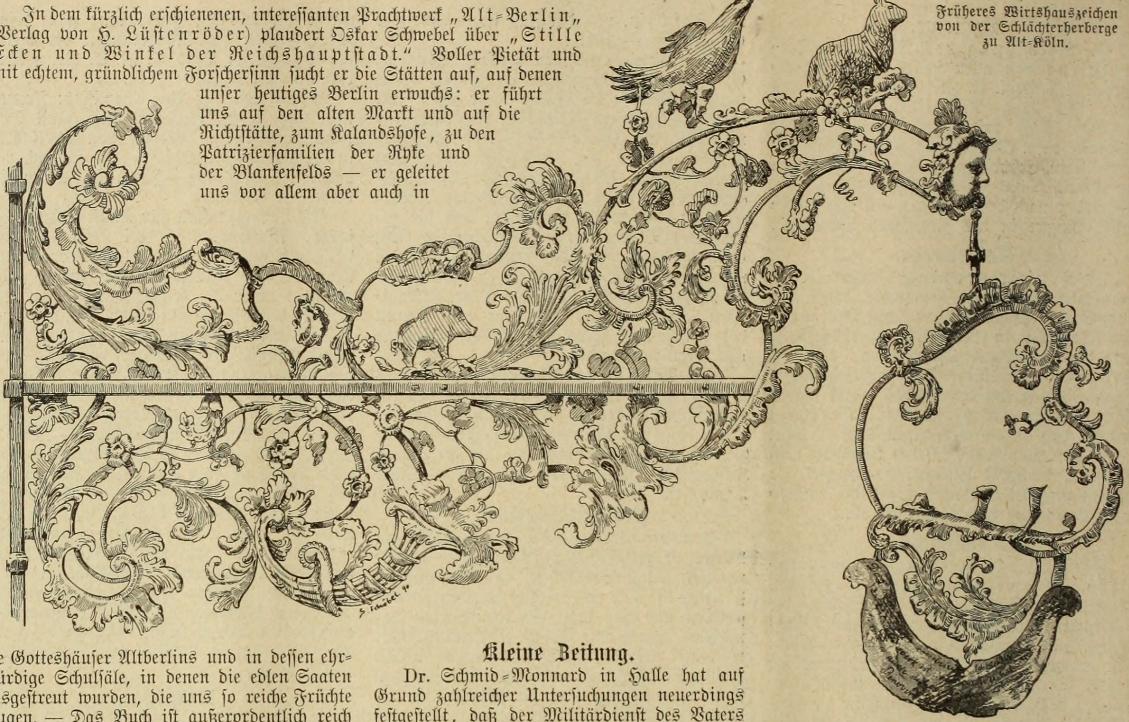
Frage: Ich betreibe in R. unter eingetragener Firma ein Geſchäft und habe bisher unter dieſer Firma ſtets meine Briefſchaften von der Poſt erhalten. Nachdem ſich jetzt ein Gewerbetreibender desſelben Namens in R. niedergelaſſen hat, ohne jedoch ſeine Firma beim Amtsgericht zum Handelsregiſter anzumelden, verweigert die Poſt die Aushändigung der unter meiner Firma eingehenden Briefe an mich, ſofern die Adreſſe nicht die Angabe der Straße oder einen ſonſtigen Unterſcheidungsvermerk enthält. Hat die Poſt hierzu ein Recht? Muß nicht vielmehr die neue Firma einen unterſcheidenden Zuſatz machen? Kann ich die Aushändigung ſämtlicher unter meiner Firma eingehenden Briefe verlangen und eventuell die Poſt für den Schaden verantwortlich machen?

H. E. in R.

Antwort: Die Poſtbehörde befindet ſich, wenn die Adreſſe einer Poſtſendung nicht mit Sicherheit die Perſon des zum Empfange Berechtigten erkennen läßt, ſondern, wie hier, auf mehrere Perſonen zutrifft, in einer Zwangslage und handelt jedenfalls nicht pflichtwidrig, wenn ſie die Aushändigung der Poſtſendungen an eine jener mehreren Perſonen verweigert, ſolange nicht feſtſteht, daß ſie für dieſe beſtimmt ſind. — Dagegen können Sie Ihren Namensvetter zur Abänderung ſeiner Firma zwingen. Nach Art. 19 des Handelsgeſetzbuchs muß jeder Kaufmann ſeine Firma in das Handelsregiſter eintragen laſſen und zwar muß dieſe Firma nach Art. 20 deutlich von allen am Orte bereits beſtehenden und in das Handelsregiſter eingetragenen Firmen ſich unterſcheiden und demgemäß bei gleichen Vor- und Familiennamen einen unterſcheidenden Zuſatz erhalten. Auf Handelsleute von geringem Gewerbebetrieb, wie Trödler, Hauſierer, ſowie auf Perſonen, deren Gewerbe nicht über den Umfang des Handwerksbetriebes hinausgeht, erſtreckt ſich allerdings nach Art. 10 jene Verpflichtung nicht. Aber ſelbſt wenn hiernach Ihr Namensvetter zur Anmeldung ſeiner Firma nicht verpflichtet wäre, ſo können Sie ihn doch, da Sie durch den unbefugten Gebrauch Ihrer Firma in Ihren Rechten verletzt werden, gemäß Art. 27 des Handelsgeſetzbuchs auf Unterlaſſung der weiteren Führung der Firma und auf Schadenserſatz belangen.

## Aus Alt-Berlin.

In dem kürzlich erſchienenen, intereſſanten Prachtwerk „Alt-Berlin„ (Verlag von H. Lüſtenröder) plaudert Oskar Schwebel über „Stille Ecken und Winkel der Reichshauptſtadt.“ Voller Pietät und mit echtem, gründlichem Forſcherſinn ſucht er die Stätten auf, auf denen unſer heutiges Berlin erwuchs: er führt uns auf den alten Markt und auf die Richtſtätte, zum Kalandshofe, zu den Patrizierfamilien der Ryke und der Blankenfelds — er geleitet uns vor allem aber auch in die Gotteshäuſer Altberlins und in deſſen ehrwürdige Schulſäle, in denen die edlen Saaten ausgeſtreut wurden, die uns ſo reiche Früchte trugen. — Das Buch iſt außerordentlich reich durch die Wiedergabe zeitgenöſſiſcher Abbildungen, Porträts, Wappen und Kunſtwerke illuſtriert. Wir entnehmen demſelben das köſtliche Wirtshauszeichen, welches einſt an der Schlächterherberge zu Alt-Köln prangte, ein prächtiges Stück unſeres heimiſchen Kunſtgewerbes.



Früheres Wirtshauszeichen von der Schlächterherberge zu Alt-Köln.

## Kleine Zeitung.

Dr. Schmid-Monnard in Halle hat auf Grund zahlreicher Unterſuchungen neuerdings feſtgeſtellt, daß der Militärdienſt des Vaters auf die körperliche Entwickelung der Nachkommen außerordentlich günſtig einwirkt. Er verglich u. A. eine große Anzahl Kinder aus Halle und Frankfurt a. M, und fand, daß in letzterer Stadt, in der die allgemeine Wehrpflicht bekanntlich erſt ſeit 1867 eingeführt iſt, der Bruſtumfang beſonders häufig unter dem Durchſchnittsmaß zurückblieb, ſowie daß derſelbe überhaupt bei den Kindern gedienter Väter faſt regelmäßig größer iſt, als bei ſolchen, deren Väter vom Militär-Dienſt befreit waren.

## In unſerer Spielecke.

### Palindromaufgabe.

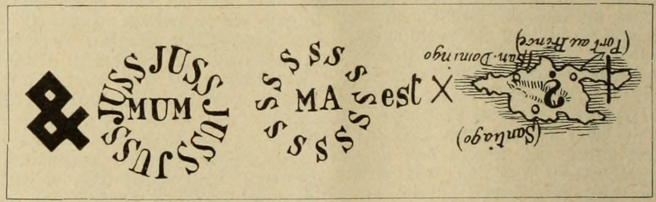
Es ſollen ſechzehn Wörter geſucht werden, welche dadurch in andere Wörter verwandelt werden, daß man den Endbuchſtaben verändert und ſie dann rückwärts lieſt; z. B. a) Arad, b) Zara; a) Neid, b) Wien. Dieſe Wörter nennen:

1. a) ein häßliches Laſter, b) einen Nebenfluß des Rhein;
2. a) einen Nebenfluß des Po, b) ein für die germaniſche Mythologie wichtiges Werk;
3. a) einen Nebenfluß der Loire, b) einen Nebenfluß der Donau;
4. a) ein aſiatiſches Hochland, b) eine Stadt in Unteritalien;
5. a) einen Nebenfluß der Weſer, b) einen italieniſchen Staatsmann;
6. a) einen Fluß in Deutſchland, b) einen Fluß in der Schweiz;
7. a) eine Feldblume, b) ein durch ſeine Induſtrie bekanntes Städtchen im oldenburgiſchen Fürſtentum Birkenfeld;
8. a) ein Los ohne Gewinn, b) einen großen deutſchen Staatsmann;
9. a) eine Bezeichnung für Verwaltung, b) ein Raubtier;
10. a) einen germaniſchen Gott, b) einen aus der Geſchichte des Altertums bekannten Frauennamen;
11. a) einen Nebenfluß des Rhein, b) einen im Alten Teſtament erwähnten Prieſter;
12. a) eine brandenburgiſche Stadt an der Oder, b) die Hauptmünze eines europäiſchen Landes;
13. a) eine andere Stadt in Brandenburg, b) einen Fluß in Ungarn;
14. a) eine Bezeichnung für Sprung, b) ein Gebirge in Nordafrika;
15. a) einen aus der Bibel bekannten Männernamen, b) einen Teil des Geſichts;
16. a) einen Götzen des Altertums, b) einen Nebenfluß der Donau.

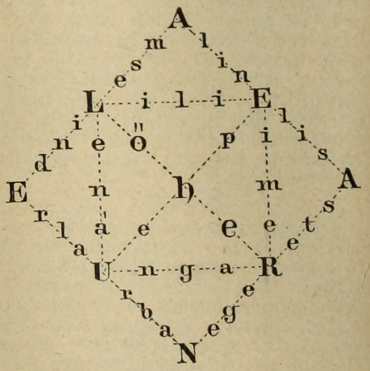
Die Anfangsbuchſtaben der unter b) gefundenen Wörter ergeben ein Sprichwort.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Bilderrätſel.



### 3. Punkträtſel.



### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 9.

1. Rätſel. Hahn, Huhn, Hohn.
2. Bilderrätſel. 'Recht geht vor Macht.

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Mozarts letzte Tage. Von Ferdinand Pfohl. Zu dem Gemälde von H. Kaulbach. — Die Lektüre unſerer Kinder. Plauderei des Meergreiſes. — Kloſter Bebenhauſen. Von R. Julius Hartmann Mit fünf Illuſtrationen. — Erlebtes und Erdachtes. Von Harriot Wolff mit einer Illuſtration. — Körner-Erinnerungen. — Am Familientiſch: Hygieine. — Naturkunde. — Landwirtſchaft. — Eiſenbahnweſen. — Technik. — Preisausſchreiben. — Kunſt. — Buchhandel. — Rechtsrat. — Aus Alt-Berlin. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Orig. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Dezember 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 11.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Laß das alles! Sind neue Nachrichten aus Rußland da?“ hemmte Volkmar den Redefluß des Schwagers. Tuisko war wortknapper, als ſein ſchwärmender Siegmar. Der riß den Blondkopf an ſeine Schulter und hob die freie Hand gen Himmel.

„Tuisko! Glühende Tropfen könnt' ich weinen und ſollte die ganze Welt weinen über das Ungeheuere! Jetzt ſchlägt endlich die Racheſtunde für den wütenden Tamerlan! Bald wird er in ſeinem Blute verröcheln: Atropos zückt ſchon die Schere —“

„Beſiegt? Geſchlagen? Tot?“ Volkmar wich zurück und preßte die gefalteten Hände gegen das Herz. Sein Antlitz hatte etwas vom leuchtenden des Cherubs.

„Was? tot! nein, nein! Dann ſtünd' ich nicht hier, dann trüg' ich längſt die Waffen, um den Reſt der welſchen Otternbrut mit Stumpf und Stiel auszumerzen. So weit iſts noch immer nicht, aber wenigſtens aufs Haupt iſt er geſchlagen worden; das muß die Wahrheit ſein, wenn auch die feilen Kreaturen Lügen um das Schaudervolle ſpinnen. Hier hab' ich das Journal. Merk' auf: mein Vetter Trebbin hat mir's von Hamburg geſchickt, heute früh per Eſtafette. In ſeinem Hutfutter hat der Kerl das Blatt hereingebracht. Morgen erſt ſoll es in die Departementsjournale kommen —“

„Gib! gib! laß ſehen!“

„Nein, ich wills euch leſen, dir und dem Bauern und Biehl, denen hab' ich's zugeſagt. Wer ſonſt noch unter den Hofleuten echt und deutſch geſinnt iſt, mag mit dabei ſein. Auf den Vortrag hab' ich ſchon unterwegs ſtudiert.“

„Laß mich's erſt einmal allein leſen, ich bitte dich.“

„Hier? in dieſer nüchternen Umgebung? Das Weltbewegende? Nimmermehr!“

„Schafftied! Rinkoamen to'n Eten!“ rief Antje dazwiſchen, und das Geſpräch fand für jetzt ſeinen Abſchluß.

Der Bäuerin halber aß die „Herrſchaft“ heute in der Stube und nicht, wie gewöhnlich, vor den verſchloſſenen Kojen in der Howand. Das Geſinde tafelte in der Knechtskammer, und die Kinder des Hauſes ſaßen zwiſchen Vater und Mutter zu Tiſch.

Eberhard Woyta berührte die feſten Mehlklöße und den Rauchſpeck kaum. Er behandelte die Bäuerin, eine noch junge Frau aus dem benachbarten Hadlerlande, mit ritterlicher Höflichkeit, aber ſeine abweſenden Gedanken kreiſten in erhabenen Bahnen. Das Blitzen ſeiner Augen, die hohe Färbung ſeiner Wangen redeten davon. Der große, kräftige Mund, über den der keimende Schnurrbart ſchon ſeinen ſchwarzen Flaum legte, öffnete und ſchloß ſich manchmal raſch, ohne Worte. Unceremoniell ſprang er vom Schemel auf, als die Mehlklöße ihre dritte Runde begannen, winkte Volkmar, und als derſelbe ſeinen vollen Teller nicht ſofort im Stich ließ, eilte er allein hinaus.

Auf dem ehrwürdigen Tiſche inmitten der Howand bereitete er ſich einen förmlichen Aufbau für ſeine Vorleſung. Die gehenkelte Amphora, aus irgend einem der zahlreichen Hünengräber des nahen Heideſtrichs zu Tage gefördert, bemerkte er ſofort in ihrer Ecke, wo ſie zur Aufnahme des täglichen Hühnerfutters diente. Er ſchüttete die Körner behutſam in ein Häufchen und ſtellte die improviſierte Aſchenurne, mit ſeinem eigenen ſchwarzen Halstuche malериſch überhangen, auf den Tiſch. Dann führte er Reemt, der ſich in der Diele beſchäftigte, vor ſein Werk: „Hätt' ich nun nur einen Totenſchädel und Waffen!“ ſagte er zu ihm.

„Na 'n Bülzenbett is das uppſtünns man zu weit, Muſchü; da ſollten wohl noch Doodköpp' zu kriegen ſein,“ meinte der Knecht. „Mit'n Scheetdings un'n engelſchet Meßt kann ich Ihm für Seine Kummedi beiſtehn.“

Damit holte er das blaſonierte Dolchmeſſer und die Piſtole, die ihm ſein verſtorbener Vater damals vom Schmuggelgute mit nach Vierhaus gegeben hatte, aus ſeinem Verſchlage und fügte hinzu: „Ick will Em dat ſchenken, Muſchü; ick kann d'r doch nix mit dhon. To'n Hauen un' Scheten*) is mi dat to mooi.“

Eberhard überhörte das Anerbieten, ſo beſchäftigt war er damit, die Waffen vor der Urne zu kreuzen, und zu beiden Seiten ein paar weiße Kerzenſtümpfe aus den Zweigen des Chriſtbaums zu kleben.

Indem kam Tönjes Biehl zur Thür herein, ein Rieſe von Geſtalt, Stolz und Unerſchrockenheit in den Zügen.

„Will wi Rebbeljohn ſpälen, Junker?“ fragte er, angeſichts der überſchwänglichen Veranſtaltung des Schleſiers, zwiſchen Spott und Ernſt.

Da Eberhard das Wort Rebellion ſogleich mit Begeiſterung aufgriff, ſchaute der Hausmann von ſeiner kernigen Höhe auf den ſechzehnjährigen Vaterlandsverteidiger herab und ſchmunzelte: „Goddsblicks! 'n körten**) Jann büſt du, aberſt 'n Tüßker büſt du nich!“ Und Eberhard, dem es bekannt war, daß man im Lande die fränkiſch geſinnten Speichellecker „Täuſcher“ hieß, ſchlug ſchallend in des Bauern breite Rechte: „Wenn ihr Rebellion macht, laßt mich eure Fahne tragen!“ rief er.

Nun war alles bereit. Die kleine Verſammlung ſcharte ſich, von ungewohnter Ehrfurcht ergriffen, um „den Altar des trauernden Vaterlandes, mit der Aſchenurne von Hunderttauſenden und den heiligen Waffen der Befreiung.“ So erklärte Eberhard ſeinen lichtumgebenen Aufbau.

Marten wollte eine Bemerkung darüber machen, daß Mutters gute Tiſchplatte von den Wachstropfen beſchmutzt werde, aber Tönjes Biehl verbot ihm den Mund. Wie ein auferſtandener Hüne aus der Sieverner „Heidenſtadt“ ragte er über alle empor und hatte die Arme feſt ineinander geſchlagen, die kühnen Augen ſtarr auf die langſam tickende Hausuhr geheftet, als wolle er ſie zwingen, daß ſie die Zeit raſcher vorwärts ſchreiten mache. Reemt und Volkmar lehnten, Schulter an Schulter, im Hintergrunde; die wenigen Zuhörer außer ihnen ſaßen im Halbkreis, und Bauer Sibbern ging ſelbſt von einem zum andern und ſchenkte die Branntweingläſer wieder voll.

„Den Manen Hermanns des Cheruskers!“ ſagte Eberhard feierlich, trank und bezwang den Brand in ſeiner Kehle. Die Knechte blickten einander verdutzt an ob des rätſelhaften Trinkſpruchs. Zu lachen wagte keiner von ihnen: der Junker machte ja ein Geſicht, als müßte er zum Begräbnis! Schweigend thaten ſie Beſcheid, bis auf den Grund ihrer Gläſer, in der dumpfen Erkenntnis, daß es ſich um etwas Erhabenes handle, und dann herrſchte lautloſe Ruhe.

Eberhard trat an den Tiſch, holte ſein Zeitungsblatt hervor, faltete es auseinander und las mit lauter, leidenſchaftlicher Stimme:

„Neunundzwanzigſtes Bülletin der großen Armee.

Molodetſchno am 3. Dezember 1812.

Bis zum 6. November war das Wetter vortrefflich und die Bewegung der Armee geſchah mit dem größten Erfolg. Am 7. trat die Kälte ein; von dieſem Augenblick an verloren wir jede Nacht mehrere hundert Pferde, welche im Biwak fielen. Als wir zu Smolensk ankamen, hatten wir ſchon ſehr viele Kavallerie- und Artilleriepferde verloren.

Die ruſſiſche Armee von Wolhynien ſtand unſerem rechten Flügel gegenüber. Dieſer verließ die Operationslinie von Minsk und nahm die Linie von Warſchau zu ſeinem Haupt-Operationspunkt. Der Kaiſer erfuhr dieſe Veränderung am 9. zu Smolensk und mutmaßte, was der Feind thun würde. Wie hart es ihm auch ſcheinen mochte, ſich in einer ſo ſchrecklichen Jahreszeit in Bewegung zu ſetzen, ſo erheiſchte dies doch die neue Lage der Dinge.

Am 13. ging er von Smolensk ab und übernachtete am 16. zu Krasnoï. Die Kälte, die am 7. eingetreten war, nahm plötzlich zu, und vom 14. bis 16. ſtand das Thermometer auf 16—18 Grad unter dem Gefrierpunkt. Die Wege waren mit Glatteis bedeckt; die Kavallerie-, Artillerie- und Zugpferde ſtarben alle Nächte, nicht bei Hunderten, ſondern bei Tauſenden, zumal die deutſchen und franzöſiſchen. Mehr als 30 000 Pferde kamen in wenig Tagen um.“

„Godori!*) Buur, waar dien mooie Pärde!“ rief Wierich, der Großknecht dazwiſchen und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Er murmelte noch eine ganze Weile insgeheim vor ſich hin, als Eberhard längſt weiter las:

„Unſere Kavallerie war ganz zu Fuß, unſere Artillerie und Transporte waren ohne Geſpann. Man mußte eine ziemliche Anzahl unſerer Kanonen, Munition und Mundvorräte zurücklaſſen und zerſtören. Dieſe Armee, welche am 6. ſo ſchön war, war ſeit dem 14. ſehr verändert, beinahe ohne Kavallerie, ohne Artillerie und ohne Transportmittel. Dieſe Schwierigkeit, verbunden mit einer übermäßigen Kälte, welche plötzlich eingetreten war, machte unſere Lage ſchlimm. Diejenigen Menſchen, welche die Natur nicht ſtark genug geformt hat, um über allen Wechſel des Schickſals und des Glückes erhoben zu ſein, ſchienen erſchüttert, verloren ihren Frohſinn, ihre gute Laune, diejenigen, welche ſie über alles erhaben geſchaffen hat, bewahrten ihren Frohſinn und ihre gewöhnlichen Manieren und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten.“

„Stopp inns, Jung!“ warf Wierich abermals ein. „Sünd den Minskenſchinner**) denn goar keen Saldoten verſturwen bi de gräſige Köhlte?“

„Ofwachten un' ſtill'kes wäſen, Deenſt!“***) ſagte der Bauer, ſah ihn mit großen Augen an, und der Knecht ſchwieg mürriſch bis zum Schluß.

„Der Feind, der auf dem Wege die Spuren dieſes drückenden Ungemachs bemerkte, welches die franzöſiſche Armee betraf, ſuchte es zu benutzen. Er umgab alle Kolonnen mit ſeinen Koſaken. Dieſe verächtliche Kavallerie, welche bloß lärmt und nicht fähig iſt, in eine Kompanie Voltigeurs einzudringen, machte ſich durch die Umſtände furchtbar.

Am 19. ging die Armee bei Orza über den Dnieper, der Feind am 23. über die Bereſina, am 24. warf ihn der Herzog von Reggio auf das rechte Ufer zurück. Nur durch Verbrennung der 300 Toiſen langen Brücke fand er ſeine Rettung und nahm alle Übergänge über die Bereſina ein. Dieſer Fluß iſt 40 Toiſen breit; er trieb vieles Grundeis, aber ſeine Ufer ſind mit 300 Toiſen langen Moräſten bedeckt, welches Hindernis ſchwer zu überwinden iſt.

Am 26. begab ſich der Kaiſer beim Anbruch des Tages nach dem Dorfe Studzienca und ließ, ungeachtet eine feindliche Armee ihn daran zu hindern ſuchte, und in deren Gegenwart ſogleich zwei Brücken über den Fluß werfen. Der Herzog von Reggio ging kämpfend hinüber, griff den Feind an und trieb ihn zwei Stunden vor ſich her. Der Feind zog ſich nach dem Brückenkopf von Boriſow zurück.

Am 26. und 27. ſetzte die Armee den Übergang fort.

Eine Brigade der Diviſion Partonnaux, die gegen Abend von Boriſow abmarſchiert war, verirrte ſich, marſchierte drei Meilen in falſcher Richtung, geriet, von Kälte erſtarrt, irrtümlich an die ruſſiſchen Wachfeuer und ward aufgehoben und vernichtet. Dieſer grauſame Mißgriff zog uns einen Verluſt von 2000 Mann und 300 Pferden zu.

Am 28. morgens war unſere ganze Armee über den Fluß gegangen und die vereinigten ruſſiſchen Heere von Wolhynien und der Dwina verabredeten einen Angriff. Das Treffen ward lebhaft; der Feind wollte unſere rechte Flanke überflügeln, allein unſere Weichſel-Küraſſiere brachen nach und nach in ſechs feindliche Infanterie-Karrees und brachten die feindliche, zu Hilfe kommende Kavallerie in Unordnung.

Am 29. blieben wir auf dem Schlachtfelde. Wir hatten

---

*) Schießen. — **) kurzer.

*) Gott verdamm' es. — **) Menſchenſchinder. — ***) Abwarten und ſtillſein, Knecht.

zwiſchen zwei Wegen die Wahl, zwiſchen dem auf Minsk und dem auf Wilna. Erſterer geht mitten durch einen Wald und durch unbebaute Moräſte, letzterer indeſſen durch ſehr gute Gegenden. Die Armee, ohne Kavallerie, ſchwach an Munition, ſchrecklich ermüdet durch fünfzig Tagemärſche, ihre Kranken und Verwundeten von ſo vielen Treffen mit ſich führend, hat das dringendſte Bedürfnis, ihre Magazine zu erreichen. Alle verwundeten Offiziere und Soldaten, und alles, was hinderlich iſt, Bagage ꝛc., iſt nach Wilna transportiert.

Wenn wir ſagen, daß die Armee nötig hat, ihre Disziplin und ihr Material wieder herzuſtellen, ſich zu erholen, ihre Kavallerie und Artillerie zu remontieren, ſo iſt dies das Reſultat von dem, was wir berichtet haben. Ruhe iſt das vornehmſte Bedürfnis. Die Generale, Offiziere und Soldaten haben ſchwer an Kälte und Mangel gelitten. Viele haben ihre Bagage durch den Verluſt der Pferde eingebüßt, andere durch die im Hinterhalt liegenden Koſaken. Die Koſaken haben eine Menge einzelner Perſonen und verwundeter Offiziere, welche ohne Vorſicht die Nachhut bildeten, gefangen genommen.

Bei allen dieſen merkwürdigen Ereigniſſen marſchierte der Kaiſer immer in der Mitte ſeiner Garde. Se. Majeſtät war mit dem guten Geiſt der Garden zufrieden; ſie waren immer bereit ſich hinzugeben, wohin die Umſtände es erfordert hätten, allein dieſe waren immer ſo, daß ihre bloße Gegenwart hinreichte.

Unſere Kavallerie war ſo demontiert, daß man die Offiziere, die noch Pferde hatten, vereinigen konnte, um daraus vier Kompanieen, jede von 150 Mann, zu bilden. Die Generäle verſahen dabei den Dienſt der Kapitäns, und die Obriſten den der Unteroffiziers. Dieſe geheiligte Eskadron verlor den Kaiſer bei allen ſeinen Bewegungen nicht aus dem Geſichte.

Die Geſundheit des Kaiſers war nie beſſer.“

Eberhard ließ das Blatt ſinken. Seine Stimme hatte gegen den Schluß der Vorleſung ſo geſchwankt und verſagt, daß er ſeine Aufgabe kaum zu beenden im ſtande war. Keines Wortes mehr mächtig, blickte er im Kreiſe umher. Volkmar verbarg die Augen; zwiſchen ſeinen geſpreizten Fingern leuchtete das feine Knabengeſicht geiſterbleich, ſeine Bruſt arbeitete, die Winkel des energiſchen Mundes flogen bebend auf und ab. Die Knechte ziſchelten und ſchoben ſich zur Diele hinaus, um in der entlegenen Knechtskammer ihren Gefühlen ungezwungener Luft machen zu können. Nur Reemt blieb mit geſenktem Kopfe neben Volkmar ſtehen.

„Dat is de Schanne wert!“ unterbrach Sibbern das drückende Schweigen. „Biehl, wat ſeggſt du darto?“

„Nicks ſegg' ick! Aberſt dhon will ick wat, ſo wahr as de Dod nich offtarwen dheit!“*) entgegnete Biehl mit rauher Stimme und goß ſein Bierglas voll ſtarken Kornſchnapſes hinunter, als wär's eitel Brunnenwaſſer.

„Wat denn? Wat kannſt du dabei dhon, Naber?“

„Dat will'k mi irſt noch beſlapen. Reden deent nich, wegſnakken**) lett ſick de Düvel nich, aberſt —!“ Er ſchüttelte die Fauſt über ſeinem Kopfe und ging mit großen Schritten ſeiner Wege. Im Hofthor drehte er ſich noch einmal um und rief zurück: „Naber! Jung's! Alle Mann upp Deck, wenn't losgeiht! Kann ick mi upp jo verlaten?“

„Dat kannſt du, Naber!“

„Sowahr mir Gott hilft!“

„Wir ſind deutſche Jünglinge!“

„Upp di ok, Reemt Arend?“

„Upp mi toerſt, Buur!“

„Na denn hold't ju p'raat. Ick will fleuten,***) un denn ſchölt ji den Düvel dat Danzen lehr'n. Go' Nach', Kinners!“

„Go' Nach', Buur!“

„Holt di haart, Naber!“

Die beiden aufgeregten Knaben mochten noch nicht an „Gute Nacht“ denken. In ihren dünnen Röckchen und mit den freien Kehlen ſtürmten ſie in Wind und Kälte hinaus; zuerſt Tönjes Biehl nach und dann weiter bis zum Deich, wo die Luft ſalzig daherfuhr und das ſchwarze Watt ſich ebbend zu Füßen der Böſchung dehnte, wo der Mond goldrot aus fernen Gewäſſern aufſtieg und der Himmel in Sternen flimmerte. Und nur die Sterne der weihnachtlichen Zeit hörten, was die jungen Geiſter ihren Göttern und Helden zuſchwuren.

Als die Zwei gegangen waren, hatte ſich Reemt der Zeitung bemächtigt, die noch auf dem Tiſche neben der Amphora lag. Er ſchlich hinter ſeinem Herrn her, der ſich anſchickte, um der Frau willen, in der Knechtskammer Ruhe zwiſchen den ſtreitenden Parteien zu ſtiften.

„Buur, ick heww 'ne Bidd an Em. Will He mi twee Daage Verlöff*) gewen?“

„Kärl! büſt du gekk?**) Wer ſchall de Pärde waaren?“

„O, dat dheit mi Wierich woll to Gefalle oder Adicks.“

„Wohento wullt du denn upp Verlöff, Kärl?“

„Na Sßan Jürdens, Herr. Ick wull uſen jungen Domine den Bullenthien bringen. Ick bin em dat ſchüllig.“

„Worüm denn, du naar'ſchen Fent?“

„O, nicks nich, Buur. Blot dat Domine mi biſtoahn hett, as ick in'n deepen Schliek***) ſät. Dat moch' ick em nu gedenken.“

Der Bauer bedachte ſich eine Weile und ging dann auf die Knechtskammer zu, während Reemt, ruhig abwartend, an die Futterkiſte trat, um ſeinen Pfleglingen vor Nacht aufzuſchütten.

„Maandag fröh büſt du d'r wedder!“ rief ihm der Bauer über die Schulter zu und verſchwand in der Knechtskammer.

„Mienen Dank, Buur!“

Er verſorgte ſeine Pferde aufs beſte, ordnete alles Notwendige mit Wierich, der rotköpfig und verpluſtert aus der Knechtskammer kam, mit Antje im Gefolge, und dann rüſtete er ſich.

Die warme Friesjacke bis unters Kinn zugeknöpft, die Ohrenklappen der Pelzmütze niedergelaſſen und die langen „Schöfels“ zum Schlittſchuhlauf über dem Arme hängend, ſo machte er ſich ſtehenden Fußes auf den Weg. Eberhards Zeitung verwahrte er zwiſchen Bruſt und Hemd.

Er hatte Marten eine Botſchaft an die Schulkameraden zurückgelaſſen, namentlich an den Junker, der ihm gewaltigen Reſpekt einflößte und dem er zu ſagen bat, daß Domine Claudius das Zeitungsblatt mit ſicherer Gelegenheit wieder an ſeinen Eigentümer ſenden ſolle, ſobald er's geleſen.

„Laß nur gut ſein, morgen ſteht's in allen Departementsblättern, ſie haben mir's in der Druckerei verraten,“ beſchwichtigte Eberhard, als Volkmar ſich unzufrieden über Reemts eigenmächtiges Verfügen ausſprach. Sie lagen mitſammen in einer der engen Howandskojen unter einem Gebirge centnerſchwerer, rotgeblümter Federbetten.

„Ich beneide Reemt! Ich wollte, daß ich er wäre! Heute iſt meines Stinchens Hochzeitstag,“ bemerkte Volkmar verzagten Tones. „Es iſt mir doch gar zu bitter —“ er ſtockte und nahm einen Bettzipfel zwiſchen die Zähne, um ſo das aufſteigende Schluchzen zu erſticken.

„Tuisko! du flennſt? Um ſolch eine Babiole?“

„Mein Stinchen iſt keine Babiole! Du wollteſt, daß du ſolch eine Schweſter hätteſt.“

„Ich habe fünf und alle fünf deutſche Mädchen,“ ſagte Eberhard Woyta ſtolz.

„Sie ſind doch nicht wie mein Stinchen, die gäb' ich um deine Fünf nicht her.“

Eberhard verſetzte ihm einen ärgerlichen Rippenpuff, ſchleuderte die oberſte Federdecke zur Koje hinaus und ſchmollte. Allerdings mußte er wider Willen dem Freunde recht geben, wenn er in Dorum über Volkmars Arbeitsplatz Chriſtinens lieblichen Schattenriß mit den Abbildern ſeiner fünf deutſchen Mädchen verglich. Sie waren alleſamt reife und ſtreitbare Walküren und hatten den Bruder geknechtet, wo ſie konnten.

---

*) ſterben. — **) wegſchwatzen. — ***) flöten.

*) Urlaub. — **) verrückt. — ***) Schlamm.

„Siegmar, hör' doch! biſt du mir böſe?“ fragte Volkmar, nachdem er notdürftig Herr ſeines Kummers geworden.

„Nein, falls du mir gelobſt, kein Waſchlappen zu ſein, wenn es mit Gottes Hilfe bald gegen den wütigen Tamerlan zu Felde geht.“

„Zweifelſt du an meinem Mannesmute, ſo ſind wir auf ewig geſchieden!“ entgegnete Volkmar tiefentrüſtet, hob ſich auf den Ellbogen und ſtieß nun ſeinerſeits den Kameraden derb in den Rücken. „Was hat der wütige Tamerlan mit meines Stinchens Hochzeitstag zu thun? Das ſag' mir! Darum verdien' ich den Waſchlappen noch längſt nicht, weil mich's grämt, daß ich nicht dabei bin.“

„Wir ſollen auch in den kleinſten Stücken Männer ſein, und ich denke, mein Tuisko iſt keine feige Memme, die länger als fünf Minuten wegen eines ſo überflüſſigen Feſtes flennt, wie es eine Hochzeit heutzutage iſt!“

„Weil du's bei deinen fünf Schweſtern für überflüſſig achteſt, braucht's mit meinem Stinchen doch nicht dasſelbe zu ſein,“ beharrte der zähe Volkmar. Eberhard, der Held, begann ernſtlich ungeduldig gegen den wehevollen Bundesbruder zu werden.

„So geht es nicht länger fort, Tuisko, du wirſt wahrlich den Manen des Cheruskers untreu,“ ſagte er ſtreng. „Komm, finde dich wieder: laß uns das Abendgebet mit unſerem Klopſtock thun.“

Das durfte man Volkmar nicht zweimal ſagen! Arm durch Arm geſchlungen, deklamierten ſie mit erhobenen Stimmen und hehrer Begeiſterung, trotz der wuchtigen Federbetten und dumpfen Luft, die Weiſſagungsode des Barden Jungdeutſchlands:

„An der Eiche Sprößling gelehnt, von hellen
Düften umhüllt, ſtand die Telyn, und ſchnell
Erſcholl ſie von ſelbſt, doch ich ließ
Unerweckt ſie mir erſchallen.

Da entſtrömt' ihr raſcher Verdruß, da zürnte
Wirbelnd ihr Ton! Eilend ging ich, und nahm
Die drohende, daß ſie dereinſt
Zum Vergelt nicht mehr verſtummte.

Aus des Roſſes Auge, des Hufs Erhebung;
Stampfen des Hufs, Schnauben, Wiehern und Sprung
Weiſſagten die Barden; auch mir
Iſt der Blick hell in die Zukunft

Ob's auf immer laſte! Dein Joch, o Deutſchland,
Sinket dereinſt! — — —“

„Sſackerloot! Ji Slüngels van Jungß! ſtopp mit joe Babbelee!*) Morr'n is ook nog'n Daag!“ unterbrach Wierichs Zornſchrei aus der Nebenkoje den Bardengeſang, und ſeine harten Handknöchel donnerten dazu rückſichtslos gegen die trennende Holzwand.

Die beiden Himmelsſtürmer verkrochen ſich mucksmäuschenſtill in die Abgründe ihrer Federbetten, aber nur für ein paar Sekunden, dann balgten ſie ſich ausgelaſſen und lachten, einer an des anderen Buſen, ſo toll, daß der ruhebedürftige Großknecht urplötzlich als barbeiniges Geſpenſt vor ihrer Kojenöffnung aufſtieg:

„Fräh' in'n Lanne! oder 't giwwt Ribbenſmär!“ **)

Damit ſchloß er ihnen einfach den Schieber vor der Naſe, befeſtigte ihn mit der Krampe von außen, und die beiden Heldenjünglinge mußten vom Himmel bis zur Erde flehen, daß er ihnen nur wieder Luft und Licht gönnte! Nun hatte der Übermut ſich ausgetobt, ſie ſchliefen im Handumdrehen ein.

Erſt im Traume bedräute ſie wieder alles, was ſie vor wenig Stunden ſo mächtig ergriffen und empört hatte.

## 4. Kapitel.

Bis Mitternacht wanderte Reemt Arend, tüchtig ausſchreitend, immer auf dem Deiche hin. Vor einer Stunde war die Flut eingefallen, die Weſer trieb maſſige Eisſchollen. Der Mond, der kaum eine Elle hoch über den Rand des Horizonts emporgeklommen, ſank ſchon wieder und blickte blutrot durch die dicke Schicht des heraufbrauenden Seenebels. Aus ihm tauchten nur da und dort vereinzelte Baakenlichter hervor, mattblinkende Pünktchen von zitterndem Hofe umgeben. Von Jollen und größeren Böten nichts zu ſehen. Hin und wieder ein langhallendes Signalblaſen von der Karlsſtadt-Batterie herüber: „Gardez-vous bien!“ mahnten die vier deutlich getrennten Töne. Einmal zerriß der immer dichter werdende Nebel, und Reemt ſah die graue Rieſenform des engliſchen Orlogfahrers in der Ferne aufragen, geſpenſtiſch verſchwommen wie des fliegenden Holländers Geiſterſchiff. Jetzt lief ein heller Blitz an ſeiner Seite hin, durchzuckte das Waſſer, und der dumpfe Knall kam gleichzeitig. Nun undeutliche Menſchenlaute: Anrufe, Flüche, wirres Schreien. Das mußten wieder die Franzoſen ſein, die irgend einem Schmuggel auf der Fährte waren. Da gaben ſie noch eine Salve ab: eine Folge behender Fünkchen, helles Knattern. Der Orlogfahrer entgegnete nur ein nachdrückliches Wort aus dem Kanonenrohr. Der machte gemeinſame Sache mit den Schmugglern. So war's letzthin meiſt geweſen.

„Dat ſchall nu gau noog*) anners warden!“ ſagte Reemt, fühlte nach ſeiner Zeitung und ſchlug, heftig an ſeinem thönernen Pfeifenſtummel ſaugend, die langen Arme ein paarmal kräftig über der Bruſt zuſammen. Ihn fror, die Nebelkälte ging durch Fäden und Poren bis aufs Mark. In der Eile hatte er ſeinen Lebenswärmer, die Schnapsflaſche, einzuſtecken vergeſſen; Geld und Brot trug er auch nicht bei ſich — es war des Kuckucks! Als fixer Pferdeknecht eines Wurſter Hausmanns verlernt man die Bettelhaftigkeit raſch; einſprechen und um Zehrung bitten mochte er nicht mehr. Erſt hinter Waſſerhorſt fing ſeine Bekanntſchaft wieder an, und er konnte dreiſt fordern, ohne Abweiſung fürchten und demütigen Dank ſagen zu müſſen.

Unweit Wulsdorf kam ein patrouillierender Reiter in Sicht und hielt den nächtlichen Wanderer an: „Qui vive?“

„Dat bün ick: Reemt Arend — du kennſt mi,“ erwiderte der Knecht, trat dicht neben das Pferd und ſchlug Feuer mit Stahl und Stein. Für eines Augenblicks Dauer fiel volles Licht auf die Patrouille: ein blonder Menſch hoch in den Zwanzigern mit Habichtsnaſe und nahe zuſammengerückten Augen, dazu der frieſiſche Rundkopf.

„Du mit dien fran'ſchet Kiiwiit; wat wullt du van mi, Jürke Meins?“ fragte der lange Burſch verächtlich und ſah dem allgemein verhaßten, abtrünnigen Landsmanne mit eiſigem Hohne ins Geſicht. „Fiſenteer mi drieſt, ick bün upp Verlöff van mienen Buur. Hier is dat Poppier!“ Er holte Paß und Dienſtbeſcheinigung aus der Taſche mit des Maires Unterſchrift und Bauer Sibberns Hausmarke als Handzeichen.

„Wohin zu geht Er?“ fragte der Gendarm kurzab, drehte ſein Laternchen herum, daß es plötzlich hell ward, und hielt Reemts Papiere unter ſeine krumme Naſe. Er hatte ſich, ſeinem Amte zu Gefallen, ein ſchlechtes Hochdeutſch angewöhnt. „Mit Seine Frechmäuligkeit kann ihn das noch 'mal eklich mallören,“ ſagte er barſch und gab das Schriftſtück zurück. „Er ſteht unter Kuntrellierung, un' mit'r Konſkription ſoll das auch wohl 'n anders Bewähr kriegen.“

„Hä, dat glöw' ick ſülwſt, Dekkſel noch to!“ **) entgegnete der Knecht und lachte ſein kurzes Lachen. „Paß upp, dat du d'r man nich bi to Schimp kummſt, Jürke, du un' dien fran'ſchen Schameluff!“ Er verſetzte der großen hochbeinigen Mähre des Gendarmen einen kitzelnden Schlag, daß ſie ſich auf die Hinterhand warf.

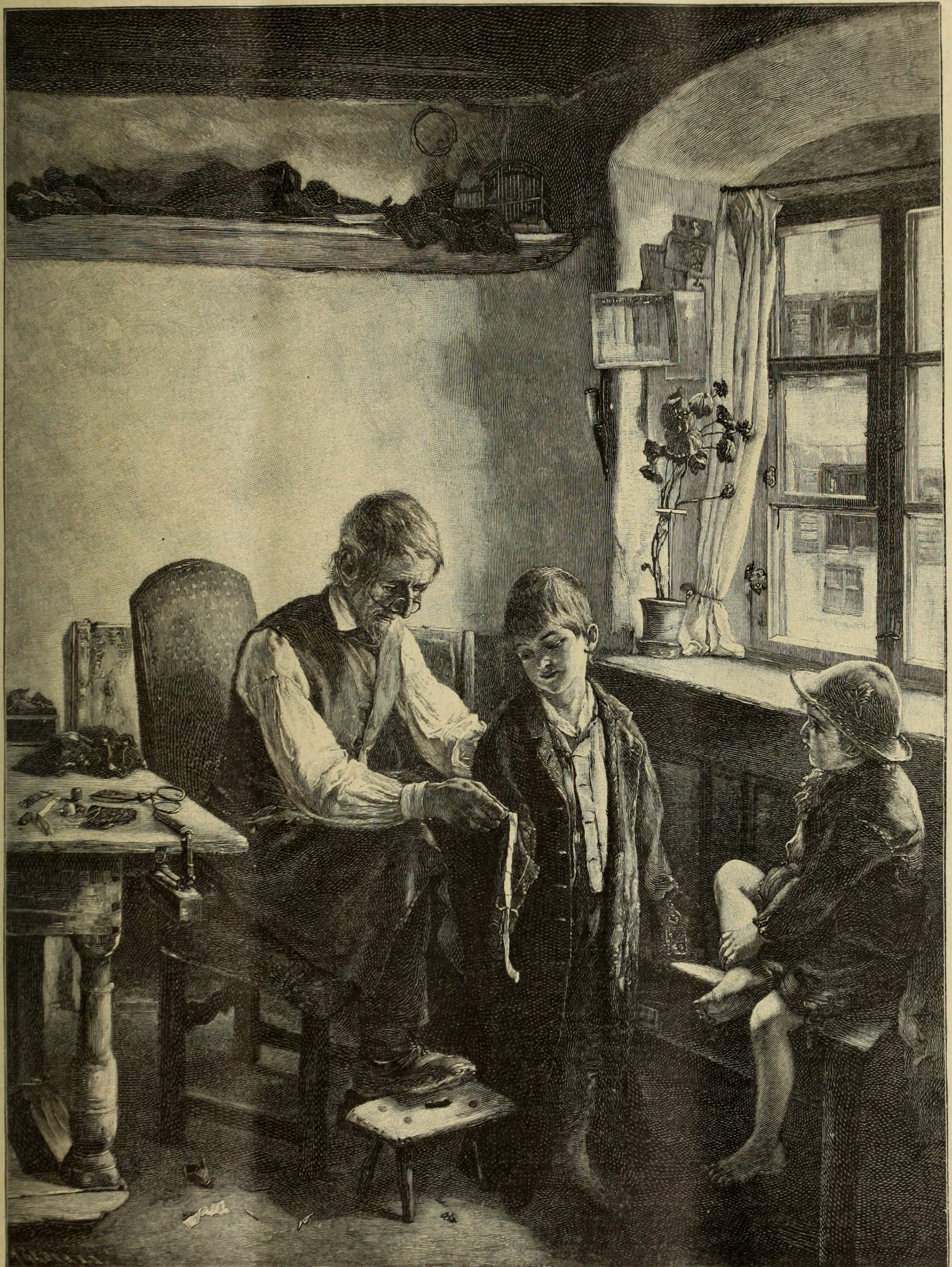
„Wat meenſt du d'rmit? Woahr di, du Fuhlſnuut!“ ***) ſchrie der Mann des Geſetzes, im Zorn ſein Hochdeutſch vergeſſend, und zog blank. Allein Reemt parierte mit dem Arme und duckte ſich dann behend unter der Klinge durch.

„Woahr du di, du un' dien Boneboart!“ gab er mit drohender Betonung zurück. „Du ſcha'ſt an mien Woort gedenken, Jürke Meins. Dat geiht nich mehr lang rundtum, as 'ne gedüllige Koffjemöhl, ſo, as du un' de Franſchen willen!“

---

*) Geſchwätz. — **) Hiebe.

*) ſchnell genug. — **) Den Teufel auch! — ***) Schandmaul.



Schwierige Änderung. Nach dem Gemälde von Al. Erdtelt.

Der Gendarm ſtutzte merklich und ließ ſeine kurze Plempe in die Scheide gleiten.

„Jck kunn di upp 'e Stää*) arrendeeren, Kärl!“ ſagte er.

„Dat will ick di nich anmoden ſien,“ erwiderte der Knecht kalt. „Adjüs ok, Lannsmann!“

„Er hat erſt noch zu vermell'n, wohin zu Er geht,' rief ihm der Gendarm nach. „Halt! ſtopp!“

,,Na Sßan Jürdens to. Uſe junge Domine hett Hochtied mit uſen Olen ſiene Mummeſell. Jck will jüm gralleeren.“

,Schön; denn will ich Jhn für diesmal vorbeilaſſen. Kumvelſante Graddelierung!“ gewährte Jürke Meins gnädigſt, griff an den Tſchako und wendete ſein Pferd nach Wulsdorf zurück.

„Schaapsharm!**) Nu krieg' wi de Macht!“ ſagte Reemt hinter dem Fortſprengenden drein. „Weg ut'n Lanne mit de kralloogden Lumpenhunne!“ Er brannte ſeine Pfeife friſch an und holte darauf zu Siebenmeilenſchritten aus. Seines Vaters halsbrechende Tollheit ſchien ſich, zu etwas Edlerem verklärt, in dieſem ſchlichten und bis dahin ſo gleichmütigen Jungen wiederholen zu wollen. Das heutige Bulletin, das unter ſeinen kräftigen Atemzügen vernehmlich kniſterte, hob ſeine ganze Natur aus den Fugen. Mut, Vaterlandsliebe durchbrachen den Deich und wuchſen an, bis ſie gewaltiges Oberwaſſer hatten. Sank es auch einmal wieder, es kannte nun ſeinen Weg und ſein aufgewühltes Bett. Es kam zurück, ſo ſicher, wie die Flut nach der Ebbe!

Gegen Morgen fand er hinter Bramſtedt Fahrgelegenheit, und um Mittag ſetzte ihn der Fuhrmann jenſeits des Stoteler Waldes bei Linteln ab. Dort ſchnallte er ſich die Schlittſchuhe unter und lief auf dem Kanal und quer durch die überſchwemmten Strecken des Lintelner Bruchs gegen die Hamme zu und dann, jenſeits der Schleuſe, weiter nach Vierhaus in Jürgensland. Trotz des verbrannten Trauſcheins fühlte er in ſich eine gewiſſe Verpflichtung, nach Geſche Redleffs zu ſehen, um die er ſich ſeit damals in der ſtürmiſchen Folge der Begebenheiten nicht wieder gekümmert.

Über des Korbmachers ruinenhafter Kathe ſtieg eine ſchmächtige Rauchwolke vom zerfetzten Rohrdache kerzengerade in die blaue Luft auf. Alſo ſie hatten wenigſtens ein Feuer auf dem Herde. Rings um die Wurth lag das Staueis in zackigen Scheiben und abgeflachten Klumpen aufgetürmt. Keine Hand hatte ſich bemüht, es abzuwehren oder zu verkleinern, wie es ſorgliche Hausväter zu thun pflegten. Das wüſte Geſchiebe hatte mehrere der Pfähle, die der Kathe als Grundſtütze dienten, bloßgelegt, die deckende Erde, das verkleidende Buſchwerk fortgeſtoßen und die darin geborgenen kleinen Wintervorräte von Kohl und Steckrüben hingen ordnungslos und eingefroren im Eiſe.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) auf der Stelle. — **) Dummkopf.

## Neue Erzählungen.

Beſprochen von Th. H. Pantenius.

An einem mir bekannten Gymnaſium wirkte vor einer Reihe von Jahren einer jener Lehrer, die ſo unglücklich ſind, ihre Schüler ſchlechterdings nicht zügeln zu können. Er war ein ebenſo kenntnisreicher wie in ſeinem Familienleben liebenswerter Mann, er war aber ſo übertrieben gutmütig, daß er jedem Schlingel auch den frechſten Streich verzieh, ſobald derſelbe Reue über ſeine Schandthaten heuchelte, und er war überdies heftig, zerſtreut und kurzſichtig. So geſchah es denn, daß der Arme alle Leiden über ſich ergehen laſſen mußte, welche eine mitleidsloſe Jugend irgend über einen Lehrer verhängen kann. Die Obertertia zumal hatte ſich ſchließlich ſo in Ungezogenheiten erſchöpft, daß ſie derſelben ſelbſt überdrüſſig wurde und erkannte, es müſſe auf neues geſonnen werden, wenn anders dieſe Stunden ihren Reiz behalten ſollten. Jn einer Verſammlung, zu der man während der großen Pauſe auf dem Turnplatze zuſammentrat, wurde in dieſer Angelegenheit verhandelt. Einer der Rädelsführer machte ſchließlich folgenden Vorſchlag: die ganze Klaſſe ſollte ſich für die nächſte Stunde muſterhaft vorbereiten und ſich während derſelben tadellos verhalten. Der Redner verſprach ſich von der Ausführung dieſes Vorſchlags die ergötzlichſte Wirkung, und die geehrten Anweſenden ſtimmten ihm jubelnd zu.

Als unſer Lehrer ſich am folgenden Tage ſeinem Klaſſenzimmer näherte, blieb er betroffen ſtehen, denn anſtatt des üblichen wüſten Lärms herrſchte hinter der geſchloſſenen Thüre Grabesſtille. Sollte die ganze Rotte ſich auf den Hof geſchlichen haben? Nein, als der Lehrer eintrat, ſaß jeder Schüler in tadelloſer Haltung auf ſeinem Platze. Und ſo blieb es, während er ſich ſetzte und ſein Buch aufſchlug. Dem Lehrer klopfte das Herz. Was mochten ſie nur vorhaben! Er rief den erſten Schüler auf, und derſelbe ſagte die Aufgabe vorzüglich her. Ebenſo der zweite und dritte. Und dabei keinerlei Unterbrechung ſeitens der anderen! Da entfuhr es dem Munde des Unſeligen: „Was iſt denn das für eine neue Art Dummheit!“ Allſogleich brach der Jubel höchſter Ausgelaſſenheit los und hielt an, bis der Schluß der Stunde den Leiden des einen und den Freuden der anderen das natürliche Ende bereitete.

Es iſt ſchade, daß Hans Hoffmann nicht ſeinerzeit Zeuge dieſer Szene war. Er hätte ihren Helden an das Gymnaſium zu Stolpenburg verſetzt und ihn zu einer ebenſo rührenden wie erheiternden Figur ausgearbeitet. „Das Gymnaſium zu Stolpenburg“ (Berlin. Gebrüder Paetel 1891) in Hinterpommern hat nämlich dieſem höchſt eigenartigen Erzähler als eine Sammelſtätte für eine Anzahl würdiger Pädagogen dienen müſſen, deren Bekanntſchaft der Leſer mit vielem Vergnügen macht. Einem Teile dieſer Herren geht es wie dem Helden obiger Anekdote, d. h. ſie bringen es nicht fertig, ihre Schüler in Zucht zu halten; den anderen iſt über ihren philologiſchen Studien ſozuſagen eine Schraube losgegangen, ſo daß die Gegenwart ſie in weſenloſem Scheine umgibt und nur die Thaten der Athener und Spartaner ihnen als wirklich erſcheinen. Dabei hat Hans Hoffmann eine durchaus eigenartige Technik der Schilderung. Er vergrößert nämlich ſeine armen Philologen gleichſam durch ein Sonnenmikroſkop, ſo daß ſie mit all ihren Schwächen und Wunderlichkeiten rieſengroß auf der Leinwand erſcheinen. Er ſchildert ſie ganz realiſtiſch, aber in gewaltig übertriebenen Verhältniſſen und bringt damit eine höchſt komiſche Wirkung hervor. Hans Hoffmann iſt, heutzutage eine große Seltenheit, voll guter Laune. Er hat außerdem ein ſinniges Gemüt und ein mitleidiges Herz und verſteht es deshalb ſehr wohl in dieſen teils verſchrobenen, teils verhutzelten Männern die urſprüngliche liebenswürdige Anlage zu erkennen und dem Leſer verſtändlich zu machen. So wirken denn dieſe Geſchichten nicht nur ergötzlich, ſondern auch ergreifend. Leider kann ich ſie unſeren Leſern nicht ganz rückhaltlos empfehlen. Es hat ſich nämlich unter dieſe ſo harmloſen Novellen eine eingeſchlichen, die recht unerfreulich iſt und gar nicht nach dem traulichen Stolpenburg gehört. Hoffentlich entſchließt ſich Hans Hoffmann in der nächſten Auflage „Munks Madonna“ durch eine Geſchichte zu erſetzen, welche in jeder Richtung auf der Höhe ihrer anmutigen Schweſtern ſteht.

Hans Hoffmann wandelt auch in einem zweiten Novellenbande, der ebenfalls ſoeben bei Paetel erſchienen iſt, in den „Geſchichten aus Hinterpommern“, in Bezug auf die Technik eigene Wege. Dieſe Erzählungen haben etwas Märchenhaftes, aber ſo, daß auf einem phantaſtiſchen, in loſer Anlehnung an die Wirklichkeit geſchaffenen geſchichtlichen Boden ſich Ereigniſſe abſpielen, die ſtreng realiſtiſch geſchildert werden. Die Schreibweiſe erinnert lebhaft an die Riehls, wie ſie etwa in den unter dem Namen: „Aus der Ecke“ erſchienenen Novellen zu Tage tritt. Wenn ich nicht irre, iſt für dieſe Art Erzählungen in Deutſchland ein großes Publikum vorhanden, das denn auch die „Geſchichten aus Hinterpommern“ dankbar aufnehmen wird.

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß in den letzten Jahren mehrere Schriftſtellerinnen aufgetreten ſind, die nicht nur über ein großes dichteriſches Können verfügen, ſondern auch durchaus ſelbſtändig ſchaffen und eigene Wege gehen. Sie unterſcheiden ſich dadurch ſehr weſentlich von ihren Schweſtern, die ja zwar ſchon längſt die gewaltige Nachfrage nach Romanen und Novellen, die durch die Entwickelung des Feuilletons der Tageszeitungen entſtand, befriedigten, die es aber über eine mehr oder weniger geſchickte Anwendung von Männern geſchaffener Schablonen nicht hinaus brachten. Hier iſt in erſter Reihe **Bernhardine Schulze-Smidt** zu nennen, die ja unſeren Leſern längſt bekannt und lieb geworden iſt. Auch der ſchärfſte Kritiker wird nicht behaupten, daß ein Roman wie „In Moor und Marſch“ ſich irgend von der ſorgfältigſten Arbeit eines hochbegabten Mannes unterſcheidet. Wie iſt hier alles geſehen und wie anſchaulich wird es wiedergegeben! Ein groß entworfener Plan, der bis ins Kleinſte ſorgfältig durchgeführt wird; eine geſchichtliche Auffaſſung, wie ſie nur die angeborene dichteriſche Anlage möglich macht; eine höchſt eigenartige, von einem nicht minder eigenartigen Volksſtamme bewohnte Landſchaft — das alles iſt hier zu einem Ganzen vereinigt, das den Kenner entzückt. Und ganz ſo bedeutend und feſſelnd iſt ein anderer Roman der Verfaſſerin: „**Wenn man liebt,**“ der ſoeben bei Velhagen & Klaſing erſchienen iſt. Der meiſterhaft geſchilderte Schauplatz iſt hier das deutſche Land an der holländiſchen Grenze mit ſeinen nach Anlage und Charakter ſchon zu den Holländern hinüberſpielenden Bewohnern. Wir lernen hier eine Anzahl liebenswürdiger und bedeutender Menſchen kennen und werden Zeugen davon, wie ein frommes, liebevolles Gemüt auch der ſchwerſten Konflikte Herr wird. Menſchen wie Eliſabeth und ihre herrliche Großmutter ſind nur höchſt ſelten in einem deutſchen Roman geſchildert worden. Wie werden überhaupt in dieſen Romanen die Perſonen ſo ganz, ganz anders wiedergegeben als in den üblichen Erzählungen! Wie ſpricht hier jedes ſeine eigene Sprache, braucht jedes ſeine eigene Art Bilder. Man achte z. B. auf die Redeweiſe Chriſtinens in „Moor und Marſch.“ Wie nahe lag es, hier ſtark aufzutragen, aber für unſere Dichterin liegt eine ſolche Gefahr gar nicht vor. Nur ganz leiſe gefärbt iſt die Ausdrucksweiſe, nur eben gerade ſo weit, daß wir uns immer gegenwärtig halten, daß wir uns nicht in der Gegenwart, ſondern im Jahre 1812 befinden.

Wahre Perlen von Schilderung finden ſich in „Wenn man liebt.“ Da iſt z. B. ein Kapitel, das uns mit dem Beguinenhof in Brügge bekannt macht. Das iſt in ſeiner Anſchaulichkeit geradezu unübertrefflich.

Noch nicht ſo ausgereift, aber gleichfalls groß und die ſchönſten Früchte verſprechend iſt das Talent von **Ilſe Frapan.** Auch ſie iſt in Niederſachſen, in Hamburg, zu Hauſe und auch ſie ſchafft ihre ſchönſten Sachen, wenn ſie ihre Erzählungen auf dem mütterlichen Boden ſpielen läßt. Den niederdeutſchen Menſchen weiß ſie ganz köſtlich zu ſchildern: ſeinen nüchternen, hartnäckigen Sinn, ſeinen ſchwerfälligen, nachhaltigen Humor, ſein nicht leicht erregtes, aber tiefes Gemütsleben. Wie aber Bernhardine Schulze-Smidt auch in fremder Welt Schönes geſchaffen hat — es ſei nur an „Der letzte Gaſt“ erinnert —, ſo auch Ilſe Frapan. Auch wo dieſe Ausflüge nach Oberdeutſchland unternimmt, weiß ſie zu feſſeln und zu ergreifen Das zeigen die drei Novellen, die unter dem Namen: „**Bitterſüß**“ ſoeben erſchienen ſind. (Gebrüder Paetel, Berlin.) Wie ſchön iſt in der Erzählung „Frauenliebe“ das tragiſche Schickſal eines abſchreckend häßlichen Mädchens zu einem freundlichen Abſchluß gebracht; wie packt die Dorfgeſchichte „Monika“, wie heiter wirkt „Klärchens Frühlingsfahrt.“ Alle Regiſter des weiblichen Herzens werden in dieſen kleinen Dichtungen aufgezogen und es fehlt auch nicht an Ergötzlichem. Ilſe Frapan beobachtet auch in der Fremde vorzüglich und ſie erzählt ebenſo.

Gleichfalls in Niederdeutſchland iſt **Philipp Knieſt** zu Hauſe. Man hört ſo oft darüber klagen, daß in dem heutigen Deutſchland nur noch „pikante“ Bücher Leſer und Käufer finden. Ich meinesteils habe zu dieſer Behauptung immer gelächelt, und ich thue es erſt recht, ſeit ich die Erzählungen von Philipp Knieſt kennen gelernt habe. Philipp Knieſt hat bei Gerhard Stalling in Oldenburg eine ganze Anzahl Erzählungen veröffentlicht: „Von der Waſſerkante,“ „Wind und Wellen,“ jetzt eben „**Kaufleute und Schiffer**“ und dieſe Erzählungen werden ebenſoviel geleſen wie die Bücher, die ſie enthalten, gekauft werden und doch ſind ſchlichtere Erzählungen ſchlechterdings undenkbar. Philipp Knieſt verzichtet vollſtändig auf jedes Reizmittel, ja ſelbſt auf die allergewöhnlichſte Spannung. Trotzdem lieſt man dieſe harmloſen Geſchichten mit großem Behagen. Herr Knieſt, der lange Jahre hindurch in Bremen Kaufmann war, hat auf ſeine alten Tage, da er ſich zur Ruhe geſetzt hat, Luſt am Fabulieren gefunden, und er erzählt ſeinen Leſern jetzt etwa, wie ein Großvater ſeinen Enkeln berichtet von der Zeit, da er die Großmutter nahm. Die erſte Novelle unſerer Sammlung hat folgenden Inhalt: ein alter Fährmann wünſcht, daß ſein einziger Sohn einmal ſein Gewerbe übernehmen möge. Der Junge hat dazu keine Luſt, will Kaufmann werden, und wird es ſchließlich. Als junger Handlungsgehilfe kommt er in den Dienſt der Firma Joachim Schlichting nach Hamburg. Herr Schlichting, ſeines Glückes Schmidt und ein Sonderling, macht Spekulationen im Getreidegeſchäft und gerät darüber in große Verlegenheiten. Sein Gehilfe entreißt ihn denſelben und wird dafür mit der einzigen Tochter Schlichtings und dem Eintritt als Firmen-Aſſocié belohnt. Dieſe Geſchichte wird uns auf 152 Seiten erzählt, und kein halbwegs verſtändiger Leſer hat auch nur einen Augenblick daran gezweifelt, daß der junge Held Kaufmann werden, ſeinen Prinzipal retten und deſſen Tochter heiraten würde. Entſetzlich langweilig alſo? Keineswegs, Herr Knieſt beherrſcht die Welt, die er ſchildert, die Welt der hanſeatiſchen Kaufleute und Schiffer, ſo vollſtändig, und er hat eine ſo liebenswürdige, ſchlichte Art zu erzählen, daß man dieſe harmloſen Geſchichten mit vielem Vergnügen lieſt und gern die Bekanntſchaft dieſer Menſchen macht, die nicht durch ſtarke Leidenſchaften, wohl aber durch einen klugen, gerechten Sinn, aufrichtige Frömmigkeit, liebenswürdige Beſcheidenheit und große Herzensgüte unſer Intereſſe erregen und feſthalten. Bei Knieſt wird ſelbſt das Abſchlachten von einem Dutzend algeriſcher Piraten oder chineſiſcher Seeräuber zu einem Idyll, aber es gibt bei uns weite Kreiſe, denen das Idyll die ſympathiſchſte Dichtungsart iſt, und dieſe finden bei Knieſt um ſo mehr ihre Rechnung, als er in dem reichlich angewendeten Plattdeutſch eine ſeinem Empfinden durchaus angemeſſene Sprache gefunden hat.

Ohne Gemütsbewegung aber mit Intereſſe wird man in der deutſchen Familie **Joachim von Dürow's** Roman „**Strahlendorf und Reetzow**“ (Leipig. Karl Reißner) leſen. Als Roman iſt dieſe Erzählung nicht eben viel wert, denn ſie zieht ſich durch zwei Geſchlechtsfolgen und fällt arg auseinander, aber die in ihr enthaltenen Sittenſchilderungen aus der Zeit nach den Freiheitskriegen werden zumal ältere und aus den öſtlichen Provinzen Preußens ſtammende Leſer lebhaft intereſſieren. Und das um ſo mehr, als Dürow mit guter Laune und friſch darauf los ſchildert und erzählt, ſo daß man das anſpruchslos Gebotene gern ebenſo aufnimmt.

Während die bisher genannten Erzählungen, dem Zuge der Zeit folgend, in nicht gebundener Rede verfaßt ſind, veröffentlicht **Frida Schanz** einen Band, Novellen in Verſen: „**Filigran**“ (Velhagen & Klaſing. Bielefeld und Leipzig). Der hübſch ausgeſtattete Band bringt ſechs Erzählungen und eine reizende Schilderung von Capri. Frida Schanz im „Daheim“ loben wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Ihre ſchönen, tiefempfundenen Gedichte ſind unſeren Leſern längſt lieb und wert geworden. Während über ihrer Lyrik aber oft eine Melancholie waltet, die nur der ganz verſteht, den Gottes Fügung ſchon früh ſteinige Wege führte, lernen wir die Dichterin hier auch als eine lebensfrohe Erzählerin kennen, die mit offenen, ſchönheitsdurſtigen Künſtleraugen in die ſingende, klingende Gotteswelt blickt und das Geſchaute in der anmutigſten Weiſe wiedergibt. „Filigran“ wird den zahlreichen Freunden der Dichterin hochwillkommen ſein.

L. Hellmuth. 1891

### Hauszauber.

Es iſt, als müßt' ein Zauber
Dabei im Spiele ſein,
Daß alles iſt ſo ſauber,
Im Hauſe und ſo rein:
Die Dielen und die Wände,
Das Holzgerät und Glas —
Und ſind doch nur zwei Hände,
Nur die bewirken das.

Betritt man nur die Schwelle,
So fühlt man ſich ſchon froh;
Es waltet eine Helle
Im Haus, die ſchmückt es ſo.
Viel Pracht nicht würde taugen
Dazu und Reichtum nicht —
Es iſt nur ein Paar Augen,
Das ſpendet ſo viel Licht.

So ruhig iſt es drinnen,
Man hört kein hartes Wort;
Wer Hader denkt zu ſpinnen,
Bleibt von der Thüre fort.
Es iſt ſo eine Stille
Im Hauſe allerwärts —
Und dieſe ganze Fülle
Von Frieden ſchafft ein Herz.

**J. Trojan.**

Der fällige Ebers iſt zur Zeit, da dieſe Zeilen geſchrieben werden, noch nicht in den Hafen eingelaufen, man weiß ja aber auch, welchen Tonnengehalt die Schiffe dieſer Linie haben. Ich wende mich deshalb von den Romanen ab und einem Buche zu, das ſich in anderer Weiſe an die Familie wendet. Es iſt das die ſoeben erſchienene Selbſtbiographie des bekannten Kunſthiſtorikers Anton Springer. Sie iſt ſoeben unter dem Titel: „Aus meinem Leben“ im G. Groteſchen Verlage in Berlin erſchienen.

Prof. Springer, der am 31. Mai d. J. in Leipzig verſchied, hat dieſe Erinnerungen im Januar desſelben Jahres beendet, und ſein Sohn hat ſie herausgegeben. Das freundlich ausgeſtattete Buch enthält zwei Porträts des Verſtorbenen und als Anhang eine Abhandlung von Guſtav Freytag: „Anton Springer als Hiſtoriker und Journaliſt“ und eine zweite von Hubert Janitſchek: „Ant. Springer als Kunſthiſtoriker.“

Anton Springer hat es im Leben nicht leicht gehabt. Sein Vater, der Kloſterbräuer in einem Prager Kloſter war, ſtarb, als der Sohn erſt fünf Jahre alt war, und da ſeine Frau ſchon vor ihm verſchieden war, wurden die Kinder verteilt. Unter großen Entbehrungen machte der ſtrebſame, intelligente Knabe die Schule und die Univerſität durch und wandte ſich hier, ſeinem innerſten Triebe folgend, der Kunſtgeſchichte zu. Die Revolution von 1848 zog ihn für eine Weile in den Strudel der Politik und machte ihn zum Journaliſten, er erkannte aber richtig, daß ihn die Natur nicht zu einem ſolchen, ſondern zu einem Gelehrten beſtimmt hatte, er kehrte deshalb zur Kunſtgeſchichte zurück und wirkte als akademiſcher Lehrer erſt in Bonn, dann in Straßburg, endlich in Leipzig.

Wie Springer in einem viel bewegten Leben aus einem tſchechiſch angehauchten Böhmen ein guter Reichsdeutſcher, aus einem im Schatten eines Kloſters geborenen Katholiken ein Proteſtant wurde, wird aus dem liebenswürdigen Buche verſtändlich. Daß trotz dieſer Wandelungen die Jugendeindrücke, auch die von 1848, eine gewiſſe Macht über ihn behielten, iſt natürlich genug. Die zuletzt genannten machten ſich ihm, wenigſtens ſeiner Meinung nach, auch inſofern ſehr fühlbar, als die Behörden ihm gegenüber ein gewiſſes Mißtrauen nicht los wurden, was einen ſchädlichen Einfluß auf ſeine Profeſſoren-Laufbahn gehabt haben ſoll. Seine Gelehrten-Laufbahn blieb hiervon jedenfalls unberührt, denn es hat ihm an ungezählten dankbaren Schülern nicht gefehlt, und die Mitſtrebenden ſahen in ihm mit Recht eine Zierde deutſcher Wiſſenſchaft.

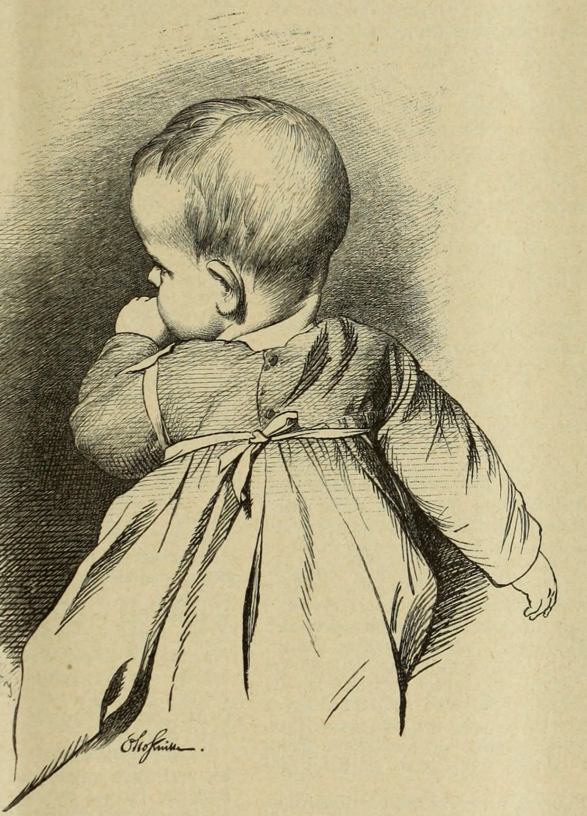
Unſer Buch hat, wie jede gut geſchriebene Selbſtbiographie eines bedeutenden Mannes, einen großen Reiz, zumal hier ja auch der zeitgeſchichtliche Hintergrund das Intereſſe des Leſers lebhaft in Anſpruch nimmt. Das vormärzliche Öſterreich erſteht hier in ſeiner ganzen gemütlichen und gefälligen Nichtsnutzigkeit zu neuem Leben. Sehr intereſſant iſt ferner der Einblick in die erſten Regungen des böhmiſchen Nationalitätenhaders, der uns hier geboten wird. In Deutſch-Öſterreich wird man ja überhaupt unſer Buch mit beſonderm Intereſſe aufnehmen, aber auch für uns iſt es, wie ſchon geſagt, ſehr intereſſant.

# Die Erkältung.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Abdruck verboten.)

Das Kapitel der Krankheitsurſachen gehört zu den dunkelſten der ganzen Medizin. In vielen Fällen iſt es ſchlechterdings unmöglich, den Störenfried, durch den unſer bisheriges Wohlbehagen in ſein Gegenteil umſchlug, zu ergründen; in anderen ſind wir auf mehr oder weniger wahrſcheinliche Vermutungen angewieſen, nur in den wenigſten iſt die Urſache klipp und klar zu erkennen. Oft denken wir den Unhold auf friſcher That ertappt zu haben und befinden uns — gründlich auf dem Holzwege, weil wir das Nachher mit dem Dadurch verwechſeln. Denn da meiſtens nur die auffälligeren Bilder im Vordergrund unſerer Erinnerungen zu beharren, die unſcheinbaren aber früh zu erblaſſen pflegen, ſo wird es unvermeidlich ſein, daß wir beim Forſchen nach der Entſtehung unſerer Krankheiten Irrtümern nicht ſelten anheimfallen und unweſentliche oder ganz unſchuldige Dinge als Urheber unſerer Leiden anklagen, während die eigentlich ſchuldigen frei und unverdächtigt ausgehen.

Auf eine der volkstümlichſten und beklagteſten Unheilſtifterinnen ſtoßen wir in der Erkältung. Trifft uns irgend ein Unwohlſein, gleich denken wir an Erkältung; ſie iſt der Sündenbock, der all unſere Unpäßlichkeit in erſter Reihe auf ſich nehmen muß. Wir haben es ja deutlich gefühlt, wie bei der und jener Gelegenheit ein eiſiger Schauer über unſren Körper lief; von dem Augenblick an begann unſere Krankheit. Erkältung iſt der Feind, der allgegenwärtig auf uns lauert; im Garten, in der Eiſenbahn, bei Spiel und Tanz, im Zimmer und im Freien, im Sommer wie im Winter. Unſer Freund Schulze iſt ſeit einigen Tagen unſichtbar geworden. Wir hören, er liege zu Bett und fragen, was ihm fehle? Die Antwort (in neun Fällen von zehn) lautet: er hat ſich ſtark erkältet. Unſere Wißbegier iſt nun ausnehmend befriedigt; wir raten, Warmhalten und Fliederthee und empfehlen uns beruhigt mit dem Wunſche baldiger Geneſung. Indes nach einigen Tagen erfahren wir, aus der anfänglichen Halsentzündung habe ſich eine ganz tüchtige Diphtheritis entwickelt und die Sache ſtehe ſchlimm. Wie? Kann Erkältung auch Diphtheritis erzeugen? Doch wohl nicht. Die Ärzte lehren uns ja, daß dieſe von Pilzen herſtamme, die in der Luft herumflattern, beſonders häufig von einem Krankenzimmer aus ſich weiter verbreiten und gar gern ſich in unſerem Rachen häuslich niederlaſſen. Unſer Patient erinnerte ſich zuerſt nur, vor etwa acht Tagen bei einem Spaziergang vom Platzregen überraſcht worden zu ſein; nach vielem Fragen des Arztes fiel ihm zuletzt doch ein, daß er einen Tag vorher bei Kanzleirat Müllers geweſen ſei, deſſen Kinder ſämtlich an einer Halskrankheit daniederlagen. Wie ungerecht alſo war hier die Erkältung angeklagt worden!



Unſer Liebling. Originalzeichnung von Otto Knille.

In anderen Fällen entpuppt ſich das Leiden, welches man ganz beſtimmt durch heftige Zugluft im Theater ſich zugezogen zu haben behauptet, als Typhus, Geſichtsroſe, Ruhr — Krankheiten, die bekanntlich Bacillen, d. h. belebten, in den Körper eingedrungenen und daſelbſt ſich vervielfältigenden Keimen ihr Daſein verdanken und mit Hautabkühlungen nicht das Geringſte gemein haben. Und umgekehrt geſchieht es nicht ſelten, daß richtige Erkältungskrankheiten, nämlich ſolche, welche nach allgemeinem Dafürhalten durch plötzliche Abkühlung warmer Körperteile entſtehen ſollen, wie z. B. Grippe und Muskelrheumatismus, ſelbſt bei Perſonen auftreten, die ſeit Monaten hinter Schloß und Riegel in gleichmäßig warmer Luft in unfreiwilliger Muße gelebt haben! Wie kommt es endlich, daß ſolche raſche Übergänge von Kälte zu Wärme oft nicht nur keinen Nachteil bringen, ſondern im Gegenteil, wie die ruſſiſchen Dampfbäder beweiſen, mit vorzüglichem Nutzen als Heilmittel verwandt werden?

Die Geſchichte wird immer dunkler! Kein Wunder, wenn die Erkältung bei den Ärzten etwas anrüchig geworden iſt, wenn manche ſogar kurzen Prozeß mit ihr machen und ſie, die von der Luft herſtammen ſoll, ſelbſt an die Luft geſetzt wiſſen wollen!

Kein Zweifel, es wird mit dem Wort Erkältung ein arger Mißbrauch getrieben. In vielen Fällen ſind die Krankheitserreger weitab von Luft- und Temperaturwechſel zu ſuchen, aber es hieße doch die Skepſis zu weit treiben, und offenbare Thatſachen gefliſſentlich überſehen, wollten wir die Erkältung als Schädlichkeitsmoment gänzlich leugnen. Nur zu oft rächen ſich ein kurzgeſchorenes Haupt, kalte oder durchnäßte Füße und ſchroffe Abkühlung anderer Körperteile an unſerer Geſundheit, als daß wir jene Krankheitsurſache verächtlich unterſchätzen dürften. Die Bakterien haben das Reich der Erkältung weſentlich eingeengt — es gänzlich zu zertrümmern wird ihnen nicht gelingen.

Doch treten wir nun an unſern Gegenſtand näher heran. Was heißt Erkältung? Der gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet mit dieſem Namen eine Krankheitsurſache ſowohl wie ihre Wirkung. Wir haben es hier nur mit der erſteren zu thun. Wie wirkt Erkältung auf den Körper? Von welchen Umſtänden hängt die Wahl ihres Angriffspunktes ab? Wie vollziehen ſich die ſchädlichen Folgen, welche aus plötzlicher Abkühlung unſeres Körpers und einzelner Organe desſelben hervorgehen? — Damit betreten wir ein leider noch wenig erforſchtes Gebiet, von dem erſt einzelne Teile bekannt ſind. Wir wiſſen, daß durch den Einfluß der Kälte das Blut aus den oberflächlichen Geweben entweicht, um in tiefere zu dringen, und daß der Rückfluß um ſo langſamer erfolgt, je heftiger die Abkühlung war und je länger ſie andauerte. Bei Herzleiden, Entartung und Brüchigkeit der Gefäße kann es zu Berſtungen derſelben und durch Blutüberfüllung innerer Organe zu ſchlagflußähnlichen Zufällen kommen, wie ſich ſolche beim Baden und Untertauchen nicht ſelten ereignen.

Starke Abkühlungen ſtören ferner das Gleichgewicht zwiſchen Wärmeerzeugung und Wärmeabgabe im Organismus; leicht pflegt ſich danach ein fieberhafter Zuſtand einzuſtellen. Letzterer geht Hand in Hand mit Funktionsſtörungen der Schleimhäute, welche der Außenluft ausgeſetzt ſind, insbeſondere derjenigen der Naſe, des Rachens, des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Augen: Erkältungen führen faſt regelmäßig zu Katarrhen. Beſchränkt ſich die Wirkung des Temperaturabfalles auf die Außenfläche des Körpers, ſo iſt Rheumatismus die Folge. Erſtreckt ſie ſich aber auf die Tiefe, ſo können ſchwere Erkrankungen innerer Organe eintreten; durch Erkältung des Halſes kann man ſich Luftröhrenentzündung zuziehen, die der Bauchhaut kann zu Darmkatarrh oder Kolik, die der Bruſtwand zu Entzündung des Bruſtfells und der Lungen, die des Kreuzes zu Nieren- und Rückenmarksleiden führen.

Der Temperaturwechſel äußert ſeine Unbill in um ſo höherem Grade, in je ſtärkerer Bewegung die Luft begriffen iſt (Zugluft, Wind, Sturm); die Leichtigkeit der Erkältung wird noch geſteigert, wenn der betroffene Teil erhitzt, in ungewohnter Weiſe entblößt und wenn er in Ruhe war. Die alltägliche Erfahrung lehrt, daß die Neigung zu Erkältungen bei den verſchiedenen Menſchen und Volksklaſſen überaus verſchieden iſt. Luftſcheue Stubenhocker und Weichlinge, die ſich beim Ausgehen bis über die Ohren vermummen, erkälten ſich öfter und ſchneller, als ſolche, die ſich beſtändig in Wind und Wetter tummeln, Städter weit häufiger, als Landleute. Wer ſonſt nie mit bloßem Fuß auf kaltem Boden umhergeht, kann, wenn ihn ſeine Vorſicht einmal verläßt, auf einen hübſchen Denkzettel rechnen, während der gewohnheitsmäßige Barfüßler ohne Schaden ſtundenlang Moore durchwaten kann und der Kneippjünger mit bloßen Füßen auf naſſem Graſe luſtwandelt.

Die Krankheitsvorgänge nun, welche durch die Erkältung angeregt werden, ſind im allgemeinen noch herzlich wenig bekannt. Für die großen Herren Kliniker bildet die Entſtehung des Schnupfens ein ſchwierigeres Rätſel als die der Rückendarre und Zuckerruhr.

Man hat zur Erklärung des Erkältungsaktes die Mutmaßung aufgeſtellt, daß durch die plötzlich unterdrückte Hautthätigkeit Schweiß und ſonſtige ſchädliche Stoffe im Blut zurückgehalten und durch die Beimiſchung derſelben gewiſſe Krankheitsprozeſſe hervorgerufen würden. Doch wollte es bis jetzt noch keinem Chemiker gelingen, dieſer Übelthäter bei der Analyſe des Blutes habhaft zu werden. Und ſpielt denn wirklich der „zurückgetriebene Schweiß,“ vor dem man allenthalben ſolche Angſt hat, eine gar ſo große Rolle? Steigen wir doch im Sommer ſchier täglich mit ſchwitzender oder nur eben leicht abgetrockneter Haut ins kalte Bad, ohne daß uns auch nur ein Finger danach weh thäte. Hören wir etwas von Krankheiten durch den Gebrauch der römiſch-iriſchen und der ruſſiſchen Dampfbäder, wo der Übergang aus ſiedender Hitze in eiskalte Fluten uns Myriaden von Schweißtropfen in die weit erſchloſſenen Poren zurücktreibt? Im Gegenteil! Es dürfte daher geraten ſein, vom Boden der Thatſachen aus uns nach einem anderen Erklärungsverſuch umzuthun. Kälte wirkt zunächſt als Reiz auf die Hautnerven und zugleich auf die zahlloſen Blutgefäßchen des Unterhautzellgewebes, wodurch ſich dieſelben zuſammenziehen. Dauert der Reiz fort, ſo bleibt es nicht bei der Erſtwirkung, es entſtehen auch in entfernteren Gebieten Stauungen, Umlaufſtörungen und Reflexwirkungen — nicht wahllos und zufällig, ſondern nach beſtimmten Regeln und Wechſelbeziehungen zwiſchen den einzelnen Organen, welche durch die Nerventhätigkeit vermittelt werden. Ziehen ſich die Blutgefäße des einen Armes durch Kälte zuſammen, ſo geſchieht dasſelbe am anderen Arm. Durch kalte Sitzbäder können Naſenbluten und Kopfkongeſtionen zum Stillſtand kommen, durch Eintauchen der Vorderarme in kaltes Waſſer Lungenblutungen aufhören. Anſpritzen mit kaltem Waſſer belebt das Gehirn und kann Scheintote und Ohnmächtige zu ſich bringen. Durch Winternitz iſt ein Mitleidenſchaftsverhältnis zwiſchen dem Fuß und dem äußeren Gehörgang erwieſen worden; ein Kältereiz, der den erſteren trifft, hat auch ein Sinken der Blutwärme im letzteren zur Folge, durch Kühlung der Sohle vermag man daher ein mäßiges Naſenbluten zu ſtillen. Lehrt doch auch die tägliche Erfahrung, daß die Erkältung keineswegs immer freundnachbarliche Rückſichten beobachtet, ſondern oft eine einſeitige Parteilichkeit für beſtimmte Organe an den Tag legt und ſich gewöhnlich auf einen durch ähnliche Angriffe bereits öfter heimgeſuchten, daher geſchwächten und für die Krankheit vorbereiteten Körperteil wirft. Und dieſer iſt es dann, welcher, gleichviel, ob wir Hals oder Schulter, Kopf oder Fuß erkältet, für unſer Verſehen ſtets mit demſelben Übel, ſei es Hexenſchuß, ſei es Geſichtsreißen oder Gelenkrheumatismus, abgeſtraft wird.

Unbegreiflich bleibt es uns oft, wo und wie wir zu unſerer Erkältung gekommen ſein mögen; wir haben uns ja wochenlang nicht aus dem Zimmer gerührt. Wir überſehen nur dabei, daß die Wellen des großen Luftmeers auch Kerker- und Felſenmauern durchdringen, daß auch geringe Erſchütterungen desſelben ihren Weg durch unſere Doppelfenſter mit Leichtigkeit finden, und Temperaturungleichheiten an verſchiedenen Stellen eines und desſelben Zimmers gar nicht zu vermeiden ſind. Es waltet alſo kein Grund ob, weshalb wir uns nicht auch im geſchloſſenen Raume und ſogar im Bett ſollten erkälten können, was denn auch in der Wirklichkeit nichts weniger als ſelten geſchieht. Im allgemeinen neigen wir zu dieſer Erkrankungsweiſe weit häufiger in den gelinderen Jahreszeiten, als im ſtrengen Winter. Der eine Grund liegt auf der Hand. Daß der Januar nicht mit ſich ſpaßen läßt, wiſſen wir und kleiden uns danach, wogegen wir im Juni, im Vertrauen darauf, daß der Kalender auch Wort halten werde, die Vorſicht in der Kleidung oft ganz aus dem Auge laſſen, in ſpäter Abendluft uns im Freien ergehen, auf feuchtkühlem Raſen ausruhen und ähnliche Fehler machen, denen dann die Strafe auf dem Fuße folgt.

Eine weitere Quelle der Erkältung entſpringt aus der Einwirkung feuchter Kälte auf die Haut. Nebel, Regen und zerfließender Schnee erregen durch den Kältereiz Gefäßkrämpfe in den Gewebsſchichten unter der Haut und erzeugen bei längerer Dauer ähnliche Zuſtände auch in ſympathiſch verbundenen Bezirken in Geſtalt der ſogenannten Erkältungskrankheiten, als da ſind: Schnupfen und Huſten, Mandel-, Rachen-, Kehlkopf-, Bruſtfell- und Lungenentzündung, Muskel- und Gelenkrheumatismus ꝛc.

Die Erkältung wagt ſich hier auf ein Gebiet, welches ihr von den Bakterien ſtreitig gemacht wird. Das Reich der letzteren dehnt ſich ja mit jedem Tage mehr aus, und bald wird kaum eine Krankheit übrig bleiben, die ihnen nicht tributpflichtig wäre. Wie Typhus und Diphtheritis, Schwindſucht und Cholera, ſo ſind ihnen neuerdings auch Gelenkrheumatismus und Lungenentzündung unterthänig geworden. Während aber die Wiſſenſchaft die genannten Krankheiten in Pauſch und Bogen zu den infektiöſen, durch Eindringen von Lebeweſen entſtandenen zählt und jede andere Urſache auszuſchließen ſtrebt, beruft ſich die unbefangene perſönliche Erfahrung nicht ſelten auf eine beſtimmte Gelegenheit, durch welche die Krankheit veranlaßt worden ſei. Beide haben recht: man muß nur zwiſchen Gelegenheit und Urſache unterſcheiden. Durch den Genuß von Gurkenſalat allein können wir allerdings beim Herrſchen der Epidemie uns keine Cholera auf den Hals laden, aber durch den Diätfehler wird ein Katarrh erzeugt und dadurch der Boden gefurcht, auf dem der Cholerapilz gedeiht. Der Diphtheritiskeim befällt oft ganz Geſunde; allein er ſchlüpft beſonders da gern ein, wo ihm durch entzündliche Rachenſchwellung die Pforten bereits geöffnet ſind. Hätte er das Thor nicht offen geſehen, ſo wäre er nicht ins Haus gekommen. Mittelbar verdanken wir alſo doch der Erkältung die Krankheit.

Wollen wir uns die Erkältung, dieſe gefährliche Feindin unſerer Geſundheit, vom Leibe halten, ſo geſchieht dies nicht dadurch, daß wir uns bei jedem Luftzug durch Pelz und Watte vor ihr zu hüten ſuchen, ſondern dadurch, daß wir ihr mutig die Stirn bieten. Methodiſche Gewöhnung der Haut an Temperaturkontraſte, fleißige Abreibungen mit kaltem Waſſer, regelmäßige Bäder im Freien, Turnen, Spazierengehen bei Wind und Wetter von Jugend auf machen den Leib und die Haut ſtark und unempfindlich gegen Erkältung; doch möge das zarte Kindesalter mit ſpartaniſchen Experimenten verſchont werden!

---

## Ein Buch für die deutſche Jugend.

In Tauſenden von deutſchen Häuſern hat W. Nöldechens friſche Erzählung aus dem Reformationszeitalter: „Wolf von Wolfskehl“ eine Stätte gefunden. Derſelben freudigen Aufnahme kann auch die ſoeben erſchienene neueſte Schrift des Verfaſſers: „Die Zwillingsbrüder. Eine Erzählung aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges“ gewiß ſein. In feſſelnden Zügen führt uns Nöldechen auf dem markig gezeichneten Hintergrund einer für Deutſchland fürchterlichen Zeit die wunderſamen Schickſale der Zwillingsbrüder Berthold und Winfried vor. Aus der ſchönen Pfalz, dem herrlichen Heidelberg, ſtammen die beiden wackeren „Landſchads von Steinach,“ deren frühe Jugend in die Jahre fällt, wo in der Neckarſtadt noch Kurfürſt Friedrich V von der Pfalz, der unglückliche ſpätere Böhmenkönig, Hof hielt. Aus einer frohen Kinderzeit reißt beide frühe des Lebens unerbittlicher Ernſt hinaus. Mit ſeltenem Geſchick weiß Nöldechen den Knoten zu ſchürzen: die heranwachſenden Jünglinge zieht es mächtig zum ritterlichen Kriegsdienſt, ein abenteuerreiches Schickſal bringt ſie — von denen der eine ſich mehr zu einem Manne des Schwerts, der andere zu einem Manne der Feder entwickelt — mit faſt allen bedeutenden Heerführern in perſönliche Berührung, läßt ſie an allen großen Ereigniſſen der Zeit Anteil nehmen. So lernen wir Tilly ebenſo, wie Guſtav Adolf und ſeine Getreuen kennen; aus des großen Schwedenkönigs Feldlager geleitet der Erzähler uns in Wallenſteins Palaſt, Herzog Bernhard von Weimar und Johann von Werth erſtehen lebendig vor unſeren Augen, und in farbenreichen Bildern entrollt ſich uns ſo ein Bild der Zeit. Bei Breitenfeld und vor Nürnberg, bei Lützen und Rheinfelden finden wir die zeitweiſe getrennten Brüder auf blutiger Wahlſtatt, bis ſie ſchließlich vereint von ihrem alten Dilsberg, dem Erblehn des Geſchlechtes, Beſitz ergreifen und von hier aus, unterſtützt durch ein kleines Geſchwader Reiſiger, in der durch Kriegsgräuel erſchöpften und verwüſteten Umgegend Ruhe und Ordnung, die Segnungen des Friedens, wieder herzuſtellen ſuchen.

W. Nöldechen iſt ein vortrefflicher Erzähler für die reifere Jugend. Er verſteht es, ſeine Leſer in ſteter Spannung zu erhalten, ohne zu dieſem Zweck künſtliche Reizmittel zu gebrauchen oder zu unwahrſcheinlichen Motivierungen zu greifen. Niemals verleugnet er den hochgebildeten Mann, der auch für eine hiſtoriſche Jugenderzählung die Grundlage tüchtiger geſchichtlicher Forſchung für erforderlich hält und der jeder ſeiner Schöpfungen einen tieferen, ſittlich ernſten Gehalt zu geben für Pflicht erachtet. Es war bezeichnend für ſeinen „Wolf von Wolfskehl“ und es wird auch für „Die Zwillingsbrüder“ zutreffen, daß ſie nicht nur von dem Leſerkreiſe, für den ſie zunächſt beſtimmt, von der fröhlichen Jugend, mit Freude geleſen werden, daß ſie vielmehr auch den Erwachſenen zu feſſeln und anzuregen vermögen.

Die „Zwillingsbrüder“ füllen einen faſt 600 Seiten ſtarken Band, der vortrefflich ausgeſtattet iſt. Der bekannte Schlachtenmaler Georg Koch hat für das prächtige Buch 16 Vollbilder gezeichnet, die nach Auffaſſung und Ausführung weit über dem Durchſchnittsmaß der ſonſt für Jugendſchriften üblichen Illuſtrationen ſtehen.

W. Grabow.

---

## Homers Odyſſee in neuer Überſetzung.

Homers Odyſſee erſchien ſoeben in einer neuen Überſetzung von O. Hubatſch im Verlage von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig. Seit längerer Zeit liegt damit wieder einmal ein Verſuch vor, die unſterblichen Geſänge Homers in ihrem urſprünglichen Versmaß ins Deutſche zu übertragen. Der Verſuch ſcheint durchaus gelungen. Glatt und kraftvoll zugleich fließen die Verſe, und die Entſchuldigung im Vorwort:

„Freilich es iſt nicht leicht, dem Anſpruch voll zu genügen;
Fremd für das deutſche Gefühl bleibt der heroiſche Vers —“

wäre kaum erforderlich geweſen. Der Überſetzer hat es vor allem verſtanden, die für unſer heutiges Sprachgefühl geſchraubte Diktion, welche den meiſten Homerüberſetzungen anhaftet, zu vermeiden. Ohne eines ſchönen Schwunges zu entbehren, geben ſeine Verſe ſich leicht und natürlich.

Jahre waren vergangen, ſeit ich zum letztenmale die ganze Odyſſee im Zuſammenhang geleſen. Ich bin Herrn Hubatſch dankbar, daß ſein Werk mich dazu veranlaßte. Wie wahr iſt doch ſein Wort:

„Alte Geſchichten enthält das Buch, uralte der Vorwelt,
Aber für jegliche Zeit ſind ſie wie heute geſchehn.
Und die Geſtalten Homers, ſie blühen in ewiger Jugend,
Schön wie die Götter und doch Menſchen mit unſerem Blut.“

W. Grabow.

# Aus der Vorzeit der Neuen Welt.

Eine Jubiläumserinnerung von Paul Schellhas.

(Abdruck verboten.)

Als Goethe die bekannten Verſe ſchrieb: „Amerika, du haſt es beſſer als unſer Kontinent, der alte u. ſ. w.“ in denen er es als einen beſonderen Vorzug der Neuen Welt rühmt, daß ſie „zu lebendiger Zeit“ nicht geſtört werde durch „unnützes Erinnern und vergeblichen Streit,“ daß ihr die Laſt einer alten Vergangenheit fehle, da gab es kaum einige ſchwache Anfänge derjenigen Wiſſenſchaft, die man heutzutage die „amerikaniſtiſche“ nennt. In der That, Amerika iſt reicher an Erinnerungen, als man zu Goethes Zeit geahnt hat, ſeit jenen Tagen hat ſich ein ganz neues Gebiet der Altertumsforſchung auf dem ſcheinbar ſo erinnerungsloſen Boden der Neuen Welt erſchloſſen; heute, nachdem die Erforſchung des alten, ſogenannten „präcolumbiſchen“ Amerika ein beſonderer Zweig der Altertumswiſſenſchaft und der Kulturgeſchichte geworden iſt, fehlt es auch nicht an „vergeblichem Streit“ über Fragen, die vielleicht niemals endgiltig gelöſt werden können.

Am 3. Auguſt 1892 ſind 400 Jahre verfloſſen, ſeitdem der große Genueſe, an deſſen Namen ſich der Begriff der „Neuzeit“ knüpft, von Palos in Südſpanien aus mit ſeinen drei unbedeutenden Schiffen in See ging, als zum erſtenmale das alte Europa ſeine Hand über den Ozean hinüberſtreckte, der Neuen Welt entgegen. Seitdem hat ſich eine gewaltige Wandlung vollzogen. Der weiße Mann hat den neuen Erdteil gänzlich in Beſchlag genommen und ſeine europäiſche Kultur dorthin getragen, ganz Amerika iſt ihm unterworfen. Die Zeiten der geographiſchen Entdeckungen im großen ſind in Amerika längſt vorüber; abgeſehen von den eiſigen Polargegenden gibt es in der Neuen Welt nur wenige unerforſchte Gebiete. Der Reiz des Geheimnisvollen, der die ſpaniſchen Abenteurer zur Zeit der Entdeckungen anzog, iſt geſchwunden, und wo früher die Heereszüge der kaſtilianiſchen Eroberer dahinmarſchierten, brauſt jetzt die Eiſenbahn, die ſelbſt vor der Kordillerenkette nicht mehr Halt macht.

Aber dieſer Reiz des Unbekannten, der auch den Forſcher anzieht, iſt dem neuen Erdteil in einer andren Weiſe erhalten geblieben. An Stelle der geographiſchen Rätſel ſind die kulturgeſchichtlichen getreten, die Fragen, die ſich an die Geſchichte des alten Amerika vor der Entdeckung durch Columbus knüpfen. Auch in der Neuen Welt haben uralte Mittelpunkte der Kultur beſtanden, große wohlbegründete Staaten, Kunſt und Wiſſenſchaft, ſelbſt Litteratur haben geblüht auf einem uns ganz fremden Boden lange vor der Ankunft der Europäer. Aber mit dem Eindringen der ſpaniſchen Eroberer ſind die Blüten jener alten Bildung vernichtet und abgeſtorben, keine lebendige Überlieferung iſt geblieben. Ein geheimnisvolles Dunkel ruht über dem alten Amerika. Hier iſt noch eine Aufgabe für einen neuen Kolumbus!

Die Reſte der vorkolumbiſchen Zeit in Amerika ſind außerordentlich mannigfaltig und über den ganzen Erdteil verſtreut. Wie in der Alten Welt ſind alle Kulturſtufen vertreten, von der rohen Steinaxt an bis zu der mit Inſchriften und Skulpturen bedeckten Tempelwand und dem beſchriebenen Papyrusblatt. In den Vereinigten Staaten, beſonders am oberen Miſſiſippi und in Ohio, trifft man große regelmäßige Erdwerke, die ſog. Mounds, bis zu 100 Meter hoch und in erſtaunlicher Anzahl (in Ohio allein etwa 13,000!), in deren Tiefen man Geräte und Waffen gefunden hat, die davon zeugen, daß die alten Erbauer dieſer Werke auf einer höheren Kulturſtufe ſtanden als die heutigen Indianer. Ob ſie die Vorfahren der letzteren waren oder einem fremden Volke angehörten, iſt noch nicht entſchieden. Aber daß jene alten „Hügelerbauer“ (Moundbuilders), wie man ſie zu nennen pflegt, nicht nur techniſches Geſchick, ſondern auch künſtleriſchen Sinn beſaßen, das beweiſen beſonders die geſchmackvollen kleinen Skulpturarbeiten in Geſtalt von Pfeifenköpfen (Fig. 1), von denen namentlich die Tierbilder recht lebenswahr ſind. Unter dieſen Tierbildern ſind einige Stücke beſonders geeignet, zu dem Rätſel der Hügelerbauer noch ein anderes aufzugeben, nämlich Darſtellungen, die große Ähnlichkeit mit Elefanten haben. (Fig. 3.) Nun kommt aber der Elefant n Amerika bekanntlich nicht vor! Reicht die Zeit der Hügelerbauer in ferne Perioden der Erdgeſchichte zurück, und ſollen dieſe Figuren, wie man auch vermutet hat, etwa gar das Maſtodon darſtellen?

Je weiter wir nach Süden gelangen, deſto mehr nehmen die Überbleibſel altamerikaniſcher Kultur an Größe und Bedeutung zu. Wir bemerken bald, daß ſich dieſe Kultur, der geographiſchen Geſtalt des Erdteils folgend, nach dem ſchmalen Centralamerika hin gleichſam verdichtet. Im Südweſten der Vereinigten Staaten findet man bereits die Reſte großer feſter Anſiedelungen, Städte und einzelne gewaltige Bauten in ganz eigentümlicher Umgebung. Ungeheure, tiefe und enge Thalſpalten mit ganz ſteilen Abhängen zerreißen die Felſenwildnis, und an den Fuß dieſer Felswände lehnen ſich, an- und übereinandergebaut, wie die Zellen eines Weſpenneſtes, zahlreiche Wohnungen, ganze Städte bildend, in denen eine nach Tauſenden zählende Bevölkerung gelebt haben muß. Dann wieder erblickt man an den ſteilen Abhängen in Felſenniſchen eingebaut in ſchwindelnder Höhe einzelne Wohnſtätten, die nicht anders als durch Leitern zu erklimmen ſind (Fig. 4), die ſog. Cliffhouses (Klippenhäuſer), von denen im Berliner Muſeum für Völkerkunde einige naturgetreue Modelle zu ſehen ſind. Manche hängen in einer Höhe von 500 Fuß über dem Thal wie Schwalbenneſter am Felſen. Und rundum die ſchauerliche Gebirgseinöde! Aber zur Zeit, als jene Stätten bewohnt waren, muß wohl dort die Natur freundlicher geweſen ſein. Denn die Kultur dieſer verſchwundenen Völker war keine niedrige. Beſaßen ſie doch ſogar eine Art roher Bilderſchrift, die wie ein geheimnisvoller Spruch aus der Vorzeit auf den Wänden der Felſen ihre unverſtandene Sprache redet! Welche Umwälzungen haben dieſe Völker ausgelöſcht, welchem Stamme gehörten ſie an? Die Überlieferung ſchweigt, und der Forſcher ſteht hier, wie die Entdecker zur Zeit der Spanier, vor dem Unbekannten und Namenloſen.

Weiter nach Süden fortſchreitend, gelangen wir nach Mexiko und damit teilweiſe in das helle Licht der Geſchichte. Während von den vorcolumbiſchen Stämmen des nördlichen Amerika keine Überlieferung ſpricht, beſitzen wir eine große Fülle von Aufzeichnungen über diejenigen Kulturvölker des mittleren Amerika, welche der Fuß der ſpaniſchen Eroberer in den Staub getreten hat. Wer ein Verſtändnis beſitzt für das Wunderbare und Intereſſante einer ſo eigenartigen und fremden Kultur, wie ſie in Mittelamerika beſtanden hat, der muß es aufs tiefſte bedauern, daß ſie ſo erbarmungslos vernichtet iſt. Die Geſchichte der Eroberung Mexikos, der Unterwerfung des unglücklichen Montezuma durch Cortez iſt bekannt. Hier beſtand ein mächtiges, wohlgeordnetes monarchiſches Staatsweſen mit allen Einrichtungen der höheren Ziviliſation. Das bürgerliche Leben im Hauſe und in der Öffentlichkeit war weiſe geregelt, Künſte und Handwerk ſtanden in hoher Blüte, und der Handel, deſſen Mitglieder beſonderes Anſehen genoſſen, zog ſeine Straßen weithin durch Mittelamerika. Prachtvolle Tempel und Paläſte ſchmückten die großen Städte, deren bedeutendſte, die Hauptſtadt der kriegeriſchen Azteken, Tenochtitlan, das heutige Mexiko, wohl faſt eine halbe Million Einwohner hatte und die jetzige Landeshauptſtadt an Größe und Pracht übertraf. Zweitauſend Tempel ſtanden allein in dieſer Stadt, deren Verkehrsleben beleuchtet wird durch die Äußerung ſpaniſcher Schriftſteller, daß der große Markt in Mexiko, der 60 000 Menſchen zu faſſen vermochte, durch Menſchengewühl und Lebhaftigkeit und auch durch die Ordnung alle europäiſchen Märkte in den Schatten ſtellte. Die Reichtümer des Landes waren groß, Gold und Silber in Maſſen vorhanden, und die Spanier gaben ſelbſt zu, daß die aztekiſchen Künſtler ihnen in der Bearbeitung der Edelmetalle überlegen waren. Auch eine Art Schrift war vorhanden, in der die Geſchichte des Volkes, die Geſchlechts-

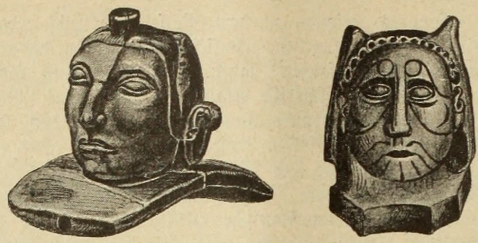


Abb. 1. Pfeifenköpfe, gefunden in Illinois.

liſten der Könige, die Namen und Tributleiſtungen der unterworfenen Städte aufgezeichnet wurden in bunten ſymboliſchen Malereien, von denen noch eine Anzahl erhalten iſt, und die wir zum Teil auch entziffern können.

Aber die Azteken glichen in vielen Beziehungen den Römern der alten Welt. Sie hatten ſich durch Kriegstüchtigkeit aus kleinen Anfängen emporgeſchwungen und ein mächtiges Reich geſchaffen; ſo hoch jedoch ihre Kultur war, der Sinn des Volkes war zu ſehr auf kriegeriſche Unternehmungen und die Unterwerfung der Nachbarvölker gerichtet, als daß ſie die Träger einer feineren Geſittung hätten ſein können. Dieſe haben wir in Amerika anderswo zu ſuchen.

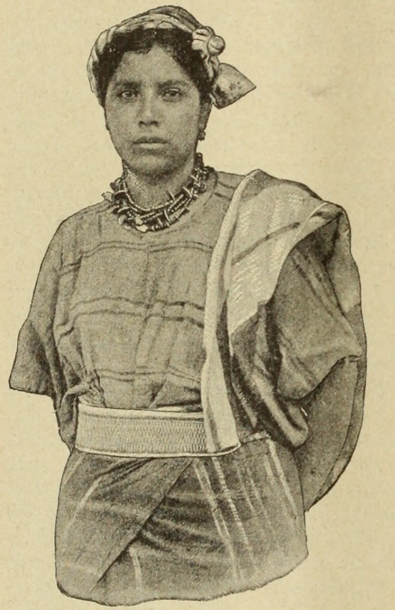


Abb. 2. Type einer Indianerin aus Guatemala.

Weiter im Süden, im eigentlichen Centralamerika, in Yucatan, Chiapas und Guatemala hat die altamerikaniſche Kultur ihre höchſte Blüte gezeitigt, und leider — gerade auf dieſem Gebiete herrſcht wieder ein tiefes Dunkel; es ſcheint ſo, als ob zur Zeit der Entdeckung der Neuen Welt die einheimiſche Kultur ihren Höhepunkt längſt überſchritten hatte. Die Überlieferungen ſind ſpärlich, und der eigentliche Urſprung dieſer alten Ziviliſation, ihre eigentliche Heimſtätte, iſt uns unbekannt. Das alte Centralamerika iſt das Rätſel der amerikaniſchen Sphinx. Dennoch arbeitet die Forſchung eifrig an dieſen Fragen, und einige Reſultate ſind immerhin erzielt. Während die Thatſachen der mexikaniſchen Kultur aus der Geſchichte der Eroberung durch Cortez allgemein bekannt ſind, iſt die Kunde von dieſen weit intereſſanteren Kulturgebieten des mittleren Amerika und von den neueren Entdeckungen, die hier gemacht ſind, wenig verbreitet. In den ungeheueren, menſchenleeren Tiefen der Urwälder Yucatans und der angrenzenden Länder ſtehen die Ruinen großer Städte, verſchlungen von der alles überwuchernden Vegetation der Tropen, ein zauberhaftes Bild. Hier liegen in ſchweigender Pracht die großen Tempel mit ihren ornamentenreichen Faſſaden von mehreren hundert Fuß Länge, mit ihren geborſtenen Dächern, die der Baumwuchs des Urwaldes erſtiegen hat, umrankt von Schlinggewächſen die Zeugen einer verſchollenen menſchlichen Kulturarbeit, eines untergegangenen hochbegabten Geſchlechts. „Staunen und Schweigen herrſchte,“ ſo ſchildert der Reiſende Norman ſeinen Eindruck an dieſen Stätten, „Reden wäre mir wie Entweihung erſchienen. In der That, eine Offenbarung vom Himmel herab hätte keinen größeren Eindruck auf mich machen können, als dieſe gewaltigen Monumente, dieſe geheiligten Gräber einer dahingeſchiedenen Civiliſation, über welchen nun Grabesſtille liegt.“

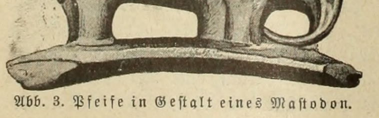


Abb. 3. Pfeife in Geſtalt eines Maſtodon.

Dieſe Gegenden müſſen einſt die Wohnſitze eines ſehr begabten Volkes geweſen ſein, das den hervorragendſten Kulturvölkern der Alten Welt, den Indern, den Chineſen, den Ägyptern kaum etwas nachgab. Neuere Forſchungen haben erwieſen, daß die Bewohner jener alten Ruinenſtädte, von denen in wenigen Jahren über fünfzig in Trümmern aufgefunden wurden, ein ungewöhnlich entwickeltes Zahlenſyſtem und einen kunſtvollen aſtronomiſchen Kalender beſaßen. Sie hatten ſogar ein eigenes Zeichen für die Null, deſſen ſich nicht einmal die alten Römer rühmen konnten. Am bedeutendſten aber iſt die Thatſache, daß jene alten Völker als die einzigen in Amerika eine ausgebildete Schrift beſaßen, eine eigene Literatur, deren ſpärliche Überbleibſel uns in einigen Handſchriften und in den Inſchriften der Tempelwände erhalten ſind, und deren Entzifferung mit Erfolg in Angriff genommen iſt und intereſſante Aufſchlüſſe verſpricht.

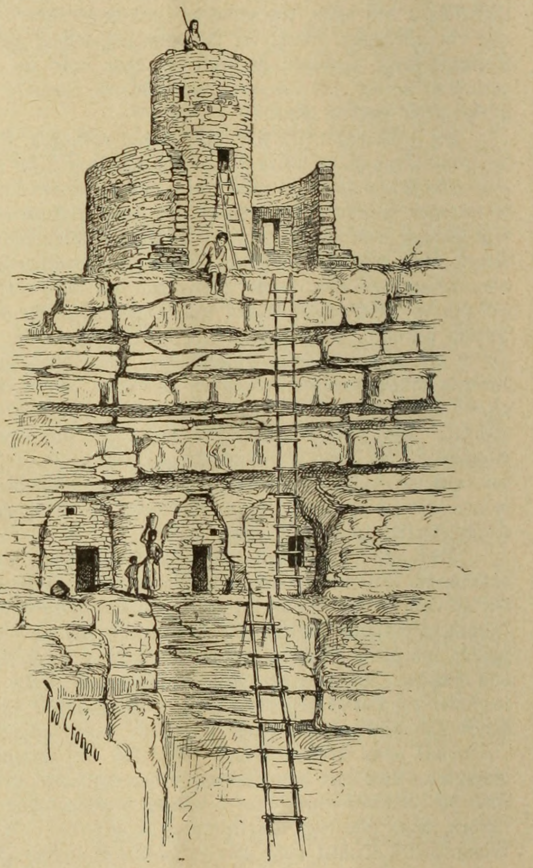


Abb. 4. Eine Klippenwohnung in Cañon des Rio San Juan.

Außer der Baukunſt, von der die Ruinenſtädte zeugen, ſtand auch die Bildhauerei in Mittelamerika auf einer hohen Stufe, und dafür ſprechen am meiſten die großen kunſtvoll ausgeführten Steinidole, die man zu Copan gefunden hat (Fig. 5 u. 6). Die Spanier, die nach Yucatan kamen, ſahen ſich

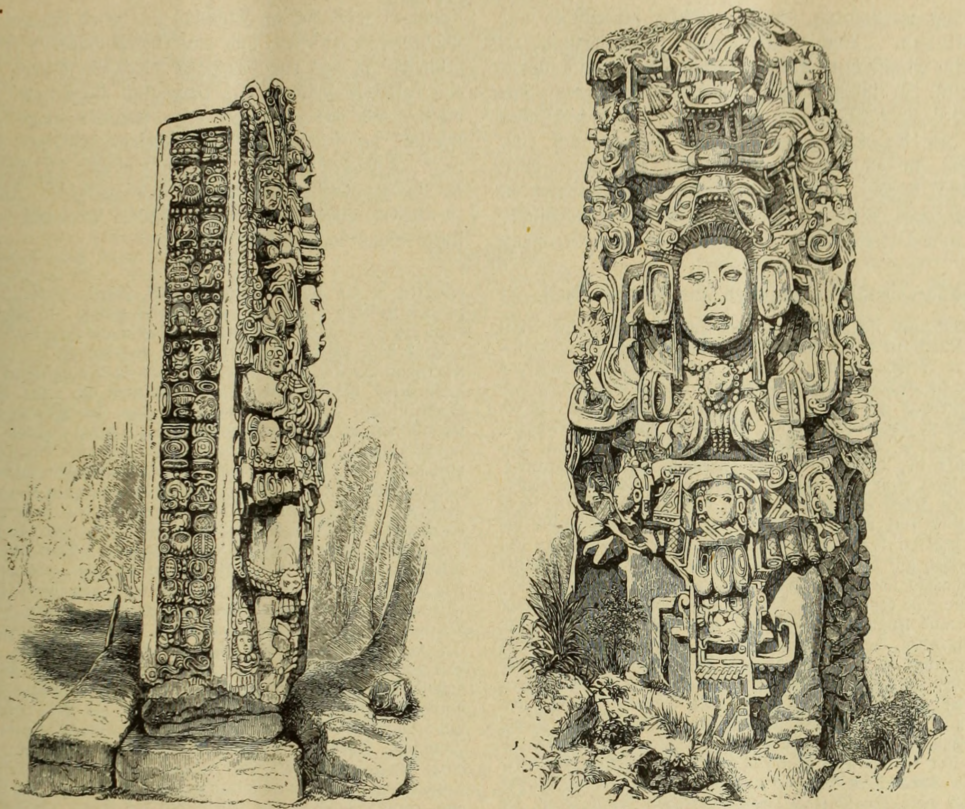


Abb. 5 u. 6. Steinernes Idol aus Copan. Nach Catherwood.

hier noch mehr überraſcht durch die Höhe der Kultur als in Mexiko, und bezüglich der Bauwerke ſagten ſie geradezu, daß ſie das Bedeutendſte ſeien, was der neue Kontinent zu bieten habe, obgleich ſchon damals ein Teil der Städte verſchollen im Urwald lag.

Die Völker, welche die Träger dieſer Civiliſation waren, gehörten wahrſcheinlich dem Mayaſtamm an, der noch jetzt jene Länder bewohnt und trotz des jahrhundertelangen Drucks noch immer einen intelligenten Typus zeigt (Fig. 2) und eine gewiſſe Widerſtandskraft beſitzt, die ſich z. B. darin äußert, daß der Europäer, der ſich unter ihnen niederläßt, ſich alsbald genötigt ſieht, ihre Sprache zu erlernen.

Zahlloſe phantaſtiſche Theorien ſind aufgeſtellt worden, um die Fragen zu löſen, die ſich an die Altertümer Mittelamerikas knüpfen. Wie alt iſt dieſe Kultur? Geht ſie in eine ſehr frühe Zeit zurück? Iſt ſie in Amerika ſelbſt entſtanden, oder ſind ihre Keime von fremden Erdteilen her eingeführt worden? Hat Zentralamerika einmal einen größeren Raum eingenommen als jetzt, ſind Umwälzungen der Erdoberfläche dort vor ſich gegangen? Wer kann dieſe Rätſel löſen? Der Schleier wird niemals ganz gelüftet werden, der über dieſer Vorzeit, über dieſer fremdartigen Vergangenheit liegt.

In Südamerika iſt das alte Reich der Inkas das bekannteſte Beiſpiel einer hohen Kultur. Aber ſchon in Kolumbien, im Nordoſten des Erdteils, trifft man alte Bauwerke, und die rieſigen Steinbauten am Titicacaſee ſtammen wohl aus einer Zeit lange vor den Inkas. Stand auch die Kultur der alten Peruaner in manchen Beziehungen hinter der mittelamerikaniſchen zurück, ſo war ſie dieſer in gewiſſen techniſchen Geſchicklichkeiten auch wieder überlegen. Berühmt ſind ja die großartigen Straßenbauten der Inkas, auch in der Bearbeitung der Edelmetalle wurde Hervorragendes geleiſtet. Ein reicher Schatz peruaniſcher Altertümer, die uns ein ſchönes Bild von dem Leben des Volkes und ſeinen techniſchen Fertigkeiten geben, iſt durch die Auffindung des großen Gräberfeldes bei Ancon durch die deutſchen Forſcher Reiß und Stübel ans Licht gefördert. Die zahlreichen, dort ausgegrabenen Mumien in ſitzender Stellung und mit einem aufgeſetzten falſchen Kopf aus Holz ſind dank dem trockenen Klima mit allen Beigaben außerordentlich gut erhalten. Auch dort herrſchte der bei vielen Völkern wiederkehrende Brauch, dem Toten möglichſt alles, was er bei Lebzeiten beſeſſen, und was ihm beſonders wert war, mit ins Grab zu geben.

So ſind denn in Ancon eine Menge von Gebrauchsgegenſtänden des täglichen Lebens gefunden worden, namentlich Schmuckſachen und Kleidungsſtücke, und unter den letzteren ſind gemuſterte Stoffe mit ſo hübſchen und geſchmackvollen Zeichnungen, daß dieſelben ſogar der modernen Textilinduſtrie als Muſter für Tiſchdecken und dergleichen gedient haben.

So iſt auch Amerika an alten Erinnerungen und Überreſten ferner Vorzeiten reich, und was die ſchwierigen Streitfragen anlangt, ſo gibt es davon auch in der Neuen Welt übergenug, ja ſie beſchränken ſich nicht einmal auf die dunkeln Zeiten vor der Entdeckung. Iſt es doch beiſpielsweiſe nicht einmal ſicher, ob es die echten Gebeine des großen Entdeckers Amerikas ſind, die in einem kleinen Bleiſarg in der Kathedrale zu Santo Domingo auf der Inſel Eſpañola ruhen (Fig. 7). Die Zeit tilgt mitunter die Erinnerung an die bedeu-

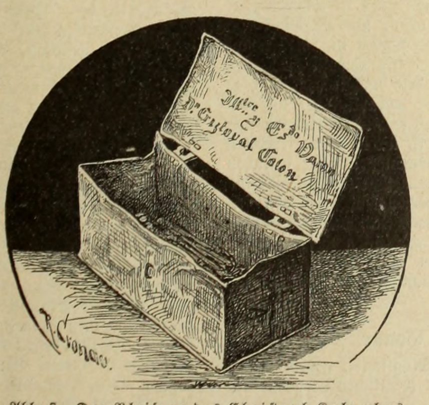


Abb. 7. Der Bleiſarg des Chriſtoph Kolumbus.

tendſten Dinge merkwürdig ſchnell, „Völker verrauſchen und Namen verklingen.“ Auch Amerika hat ſein „Altertum“ gehabt und ſeine „klaſſiſchen“ Völker, die uns die ſpezifiſch amerikaniſche Kultur in ihrer höchſten Entwickelung zeigen. Mit der Jubelfeier eines Ereigniſſes von ſolcher weltgeſchichtlichen Bedeutung wie die Entdeckung Amerikas werden auch dieſe Erinnerungen an die vorkolumbiſche Zeit der Neuen Welt mächtig geweckt werden, und man wird der alten Geiſtesarbeit des amerikaniſchen Menſchen gedenken, die der europäiſchen Eroberung zum Opfer gefallen iſt. Eine Fülle von Veröffentlichungen wird ſich im Anſchluß an dieſes Ereignis über den Büchermarkt ergießen, und wer ein populäres, ſehr intereſſant geſchriebenes und von der Hand ſeines Verfaſſers, der zugleich ein beliebter Zeichner iſt, vorzüglich illuſtriertes Werk über alles, was das alte und neue Amerika angeht, zu leſen wünſcht, der ſei auf das im Erſcheinen begriffene Lieferungswerk „Amerika“ von Rudolf Cronau (Leipzig, Abel & Müller, 1892) hingewieſen, dem auch die Illuſtrationen zu dieſem Aufſatz entnommen ſind. Der erſte, 70 Bogen ſtarke Band liegt bereits vor.

## Lebensbilder deutſcher Männer aus neuerer Zeit.

An Erzählungen für die Jugend jeder Entwickelungsperiode leidet die deutſche Litteratur keinen Mangel, und dieſer Schatz vermehrt ſich alljährlich zur Weihnachtszeit um eine ganz erkleckliche Anzahl von Bänden. Für die Unterhaltung der Jugend iſt alſo reichlich geſorgt; es ſoll auch keineswegs geleugnet werden, daß viele dieſer Bücher in der anmutigen Form der Unterhaltung mancherlei nützliche Belehrung bieten, und daß es das Beſtreben der allermeiſten deutſchen Jugendſchriftſteller iſt, im guten Sinne erziehlich auf die Charakterentwickelung ihres mehr oder weniger kindlichen Publikums zu wirken. Wie weit dieſer Zweck erreicht wird, mag dahingeſtellt bleiben; man geht wohl ebenſo fehl, wenn man alle reine Unterhaltungslektüre als pädagogiſch ſchädlich der Jugend entziehen will, wie wenn man den Einfluß derſelben auf die Entwickelung des Charakters, des Gemüts und des Geſchmacks überſchätzt. Daß aber neben dieſer reinen Unterhaltungslektüre eine ernſtere auch für die Jugend ſehr wohl am Platze iſt, wird niemand leugnen; dagegen hört man vielfach das Bedauern darüber ausſprechen, daß die Auswahl auf dieſem ernſteren Gebiet eine ebenſo geringe iſt, wie diejenige an guten Volksbüchern. Das im Verlage von Velhagen & Klaſing erſchienene Werk „Dreißig Lebensbilder deutſcher Männer aus neuerer Zeit“ von Hanns von Zobeltitz wendet ſich nicht nur an die reifere Jugend, ſondern iſt dazu beſtimmt, unſeren Schatz an guten Volksbüchern zu vermehren. Der vorbildlichen Wirkung, welche die Lektüre der Biographie eines bedeutenden Mannes ausübt, entzieht ſich nicht leicht ein Leſer, und die Lebensſchickſale einer hiſtoriſchen Perſönlichkeit, die aus den Millionen namenloſer Zeitgenoſſen hervorragt, wirken auf die Phantaſie einer geſunden Natur anregender als eine erfundene Geſchichte. Das iſt eine alte Erfahrung, und biographiſche Werke, nach dem Verſtändnis und dem Bedürfnis des Volkes und der Jugend zugeſchnitten, ſind daher keine Seltenheit. Aber was wir an deutſchen Werken dieſer Art beſitzen, ſchließt in der Regel mit der Zeit der Befreiungskriege ab und entbehrt daher des feſſelnden Zuſammenhanges mit der Gegenwart. Außerdem bevorzugen derartige Lebensbilder gewöhnlich die Helden des Krieges in ungerechtfertigter Weiſe, wenn auch der alten preußiſchen Tradition entſprechend, die in dem Soldatenſtand den erſten Stand ſieht. Zobeltitz iſt bei der Auswahl ſeiner Lebensbilder hervorragender Perſönlichkeiten von dem Grundſatz ausgegangen, nur ſolche Geſtalten vorzuführen, die auch mit ihrer Jugendentwickelung in dem Boden unſeres Jahrhunderts wurzeln, und nicht nur die Helden der letzten Kriege fanden einſeitige Berückſichtigung, ſondern auch die ſchöpferiſchen Geiſter auf dem Gebiete der Friedensarbeit, Männer der Kunſt, der Wiſſenſchaft, des Handels und der Induſtrie. So finden wir neben den Helden des Krieges, Moltke, Goeben, Manteuffel, Roon und v. d. Tann, den Maler Cornelius und die Dichter Geibel, Gerok und Theodor Storm, den Bildhauer Rietſchel und den Kupferſtecher Thäter, die Hiſtoriker Droyſen und Ranke, den Erfinder des Zündnadelgewehres Guſtav Dreyſe und Juſtus von Liebig, den Begründer der neueren Chemie, den Baumeiſter Gottfried Semper und die berühmten Chirurgen Wilms und Volkmann, — Komponiſten, Afrikaforſcher, Techniker und Staatsmänner in bunter Folge. „An dem Beiſpiel ehrenhafter Männer,“ ſagt der Verfaſſer, „will das Buch zeigen, daß auch in unſerer Zeit ein jeder ſeines Glückes Schmied iſt, daß aber, um ein Wort des Grafen Moltke anzuführen, das Glück auf die Dauer nur dem Tüchtigen treu bleibt.“ Immer aber iſt ſich Zobeltitz bewußt geblieben, daß nicht Glück und Erfolg es ſind, welche den Nachſtrebenden zum Vorbild dienen ſollen; er hat nur Männer gewählt, die, auf die eigene Kraft vertrauend, in unermüdlicher Arbeit, mit ſtarker Energie ihren Zielen zuſtrebten, welche das Höchſte in ihrem Beruf leiſteten und ſich zugleich bewußt waren, daß die Grundlagen aller ſittlichen Kräfte unſeres Volkes wahre Religioſität, treue Vaterlandsliebe und ſtarkes Pflichtgefühl ſind. Lebendig und überzeugend tritt jede einzelne der geſchilderten Perſönlichkeiten vor den Leſer, dem der Autor ſie durch viele rein menſchliche Züge nahe zu rücken weiß, und in dem großen Rahmen des Buches, verwoben in die einzelnen Biographieen, ergibt ſich von ſelbſt eine geſchichtliche Darſtellung der hauptſächlichſten Strömungen unſerer Zeit. Otto Preuß.

## Irdiſche Stoffe auf der Sonne.

Bekanntlich hat die Spektralanalyſe die Möglichkeit gegeben, feſtzuſtellen, ob und welche irdiſchen Stoffe oder chemiſchen Elemente auf der Sonne vorhanden ſind. Wird nämlich — um kurz daran zu erinnern — ein ſolches Element z. B. Eiſen, Kupfer, Natrium ꝛc. in den Zuſtand eines glühenden Gaſes verſetzt, ſo zeigt ſein Licht, durch ein Spektroſkop betrachtet, ganz beſtimmte charakteriſtiſche Linien, woraus man umgekehrt ſchließen darf, daß überall da, wo die charakteriſtiſchen Spektrallinien eines irdiſchen Stoffes auftreten, auch dieſer Stoff ſelbſt als glühendes Gas vorhanden iſt. Der Vergleich der Spektrallinien der Sonne mit denjenigen des Eiſens und anderer Metalle hat auf dieſem Wege ſchon vor dreißig Jahren zu dem Reſultate geleitet, daß dieſe Metalle in der glühenden Sonnenatmoſphäre vorhanden ſind. Seitdem ſind die Unterſuchungsmethoden ſehr vervollkommnet worden, und deshalb hat in den letzten Jahren Profeſſor Rowland in Baltimore mit den vortrefflichſten Inſtrumenten, die überhaupt zur Zeit exiſtieren, neue Unterſuchungen über die in der Sonne vorhandenen irdiſchen Stoffe begonnen. Dieſe wichtigen Unterſuchungen ſind jetzt in der Hauptſache beendigt, und aus ihnen hat ſich ergeben, daß folgende auf der Erde vorkommenden einfachen Stoffe (Elemente) in der Sonne ſicher vorhanden ſind: Eiſen, Nickel, Titan, Mangan, Chrom, Kobalt, Kohlenſtoff, Vanadium, Zirconium, Cer, Calcium, Palladium, Magneſium, Natrium, Silicium, Strontium, Barium, Aluminium, Zink, Kupfer, Silber, Zinn, Blei, Kalium, außerdem von bei uns ſeltenen Stoffen, die nur dem Chemiker bekannt und auch erſt in neuerer Zeit auf der Erde entdeckt worden ſind: Skandium, Neodymium, Lanthan, Ittrium, Niobium, Molybdän, Cadmium, Rhodium, Erbium, Beryllium, Germanium. Die meiſten dieſer letztgenannten Elemente werden dem Leſer wahrſcheinlich nicht einmal dem Namen nach bekannt ſein, ſie ſind auf der Erdoberfläche auch verhältnismäßig ſehr ſelten, auf der Sonne müſſen ſie indeſſen überall in gewaltigen Mengen vorhanden ſein, da ſie ſonſt nicht im Spektrum erkennbar ſein könnten. Dagegen ſind nach den Unterſuchungen von Profeſſor Rowland auf der Sonne nicht vorhanden: Antimon, Arſenik, Wißmut, Stickſtoff, Gold, Jodium, Queckſilber, Phosphor, Schwefel und mehrere andere auch bei uns ſeltene Stoffe. Damit iſt freilich nicht ausgeſprochen, daß dieſe Elemente überhaupt nicht in der Sonne ſind, ſondern nur, daß ihre Menge dort nicht genügt, um ſich im Sonnenlichte ſpektroſkopiſch erkennbar zu machen. Wenn wir uns jetzt erinnern, daß wahrſcheinlich Sonne und Erde aus einer und derſelben Urnebelmaſſe ſich gebildet haben, ſo dürfen wir ſchließen, daß auf beiden Weltkörpern durchweg die nämlichen einfachen Stoffe vorhanden ſein werden. Dieſer Schluß findet ja auch im allgemeinen direkt durch die Spektralanalyſe ſeine Beſtätigung. Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß auch das quantitative Verhältnis der einzelnen Stoffe auf beiden Weltkörpern und alſo auch wohl überhaupt im Sonnenſyſtem durchweg nahezu gleich iſt. So iſt z. B. Gold auf der Erde äußerſt ſelten, aber auch auf der Sonne, denn es iſt das ſpektroſkopiſch gar nicht nachzuweiſen. Deshalb können wir auch weiter ſchließen, daß in dem uns unzugänglichen Teile der Erde Gold nicht in großer Menge vorhanden ſein kann; dieſes edle Metall iſt alſo im ganzen Sonnenſyſtem ſelten und koſtbar! Nach Profeſſor Rowlands gut begründeter Meinung würde unſere Erde, wenn ſie bis zur Temperatur der Sonne erhitzt wäre, ein Spektrum zeigen, welches demjenigen der Sonne völlig gliche, es würde alſo aus demſelben die Anweſenheit von Eiſen, Nickel, Kupfer, Silber ꝛc. auf der Erde beſtimmt erſchloſſen werden können. Wenn wir nun aber die Menge dieſer Metalle, die uns gegenwärtig auf der Erde zugänglich iſt, ins Auge faſſen, ſo müſſen wir geſtehen, daß dieſelbe viel zu gering iſt, um ſich im Lichte der geſamten glühenden Erde ſpektroſkopiſch bemerkbar zu machen. Daraus kann man den ferneren Schluß ziehen, daß dieſe Metalle in den uns unzugänglichen, tiefen Schichten der Erde viel reichhaltiger vorhanden ſein werden, als an der Oberfläche. Aus anderen Umſtänden hat man ſchon früher geſchloſſen, daß das tiefere Erdinnere in hohem Grade metallhaltig ſein müſſe. Dies wird nun nach dem Vorhergehenden nicht nur beſtätigt, ſondern wir dürfen jetzt auch behaupten, daß unter dieſen Metallen Eiſen, Nickel, Kupfer und Silber, daneben Magneſium, Natrium ꝛc. bezüglich ihrer Menge eine hervorragende Rolle ſpielen. Gold und Queckſilber, Arſen und die anderen oben genannten Stoffe ſind dagegen im Erdinnern jedenfalls außerordentlich ſelten, ebenſo wie nahe der Erdoberfläche. Wird dereinſt das tiefe Erdinnere uns zugänglich, ſo daß ſeine Schätze ausgebeutet werden können, ſo wird man vielfach auf Eiſen ſtoßen, und auch das Silber wird häufiger angetroffen als bisher, das Gold dagegen wird immer ſelten bleiben. Die Freunde der Goldwährung können daher behaupten, daß dieſe die Währung auch der fernſten Zukunft ſein oder bleiben wird. Dr. Klein.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Meiſter Fips, das brave Dorfſchneiderlein, wird hoffentlich ſeiner ſchweren Aufgabe gewachſen ſein und Vaters alten Sonntagsrock in ein neues Prachtgewand für Friedel verwandeln, mit dem der ſchmucke Junge in den Weihnachtsfeiertagen Staat machen ſoll. Eine „ſchwierige Änderung“ iſt es freilich, denn der Bratenrock zeigt nicht nur eine Muſterkarte von Flecken, ſondern auch ſchon bedenkliche Lücken. Aber er wird wenigſtens warm halten — was Wunder, daß Sepp faſt neidiſch auf den Spielkameraden blickt. Das arme Waiſenkind kann keinen Flauſch vom Vater „erben.“ Wer wird ihm ein wärmeres Kleid auf den Weihnachtstiſch legen?

Eine reizende Originalzeichnung ſtellte uns Prof. Otto Knille aus ſeinen Mappen zur Verfügung. Der kleine „Liebling“ iſt ein Prachtbube — wenn man ihn nur umdrehen und ihm einen ordentlichen Schmatz auf die Lippen drücken könnte.

## Aufruf.

Einen warmempfundenen Aufruf für die notleidenden Weber im Herzogtum Gotha erläßt ein in Gotha zuſammengetretenes Komitee, von deſſen Mitgliedern wir die Herren Graf G. v. Keller, v. Haeſeler, Pfarrer Berbig-Schwarzhauſen nennen. Es wird nicht nur Linderung der augenblicklichen Not, ſondern vor allem die Eröffnung lohnenderer Erwerbszweige für die Weber erſtrebt. Weihnachten ſteht vor der Thür — wer öffnete nicht gerade zu dieſer Zeit gern Herz und Geldtaſche! Gaben nimmt Herr C. Grübel-Gotha entgegen.

## Vereinsweſen.

In Berlin tagte im Oktober der Ausſchuß des Centralvereins für Hebung der deutſchen Fluß- und Kanalſchiffahrt. Bemerkenswert war die Mitteilung, daß der Entwurf eines allgemeinen Waſſerrechts unter Mitwirkung des Vereins vollendet ſei.

Am 1. November hielt der evangeliſche Verein für kirchliche Zwecke in Berlin ſein Jahresfeſt ab. Von der Thätigkeit des Vereins und ſeiner Untervereine gibt die Thatſache ein erfreuliches Bild, daß z. B. durch ſie in jeder Woche unentgeltlich oder gegen freiwillige Beiträge etwa 60000 chriſtliche Zeitſchriften verteilt werden. Die Auflage des „Berliner evangeliſchen Sonntagsblatts“ iſt auf 155000, des „Arbeiterfreundes“ auf 170000 Exemplare geſtiegen.

## Altertumskunde.

Ein intereſſanter Fund wurde kürzlich bei Langehaen im Samland gemacht. Prof. Lindemann und der Kaſtellan des Provinzialmuſeums Kretzſchmann fanden nämlich ein großes Gräberfeld, aus welchem über 100 Urnen mit ſehr wertvollem Inhalt, Fibulas, Perlen ꝛc., aber auch zahlreiche Gegenſtände aus der alten Preußenzeit, beſonders Schwerter und Lanzenſpitzen, aufgedeckt wurden.

## Meteorologie.

In der Berliner „Meteorologiſchen Geſellſchaft“ machte Herr Dr. Zenker intereſſante Mitteilungen über das Verhältnis der Sonnenbeſtrahlung zu der auf der Erde beobachteten Temperatur und ſtellte dabei feſt, daß die Wirkung der Sonnenſtrahlen nicht ſogleich eintritt, vielmehr eine Verſpätung von durchſchnittlich 25 Tagen erleidet. Nicht der 21. Juni, der uns die meiſten Sonnenſtrahlen bringt, iſt der wärmſte Tag, ſondern ungefähr der 15. Juli; ebenſo tritt die größte Kälte nicht am 21. Dezember, ſondern erſt Mitte Januar ein, und der 21. März und 21. September, welche eigentlich die gleiche Temperatur haben müßten, zeigen eine ähnliche Verſchiebung. Des Weiteren teilte der genannte Gelehrte ſeine Beobachtungen über den Einfluß der ozeaniſchen Luftſtrömung auf die Wärme mit. Es läßt ſich der Einfluß des ozeaniſchen Hauches bis weit in das Binnenland verfolgen, und erſt in Oſtſibirien wird das Klima einzelner Stationen ganz kontinental.

## Fiſcherei.

Während für unſere Oſtſeeküſte die notwendige Ausſtattung mit Fiſchereihäfen feſtſteht und die Ergänzung der vorhandenen Anlagen ſchrittweiſe nach Maßgabe der verfügbaren Mittel erfolgen dürfte, tauchen für die Nordſee mit der fortſchreitenden Entwickelung der Hochſeefiſcherei immer neue Bedürfniſſe auf. So iſt neuerdings der Plan der Errichtung eines Fiſchereihafens bei Blankeneſe in Erwägung gezogen.

## Naturkunde.

Die Waſſerpeſt, eine in unſeren deutſchen Gewäſſern wohlbekannte Schmarotzerpflanze, iſt auf ihren Wanderungen neuerdings bis in die oberen Zuflüſſe der Newa vorgedrungen. Wir erwähnen dieſe Thatſache, weil es vielfach intereſſieren wird, zu wiſſen, daß die urſprünglich in Nordamerika heimiſche Pflanze auf dem Kontinent ſehr wahrſcheinlich zuerſt aus dem Berliner botaniſchen Garten nach Potsdam und Eberswalde überſiedelte, um ſich von hier aus durch faſt ganz Europa zu verbreiten. Es iſt übrigens eigentümlich, daß die Waſſerpeſt zwar zunächſt überall in ungeheuern Mengen auftritt, ja bisweilen ſogar die Schifffahrt hindert, dann aber meiſt ebenſo ſchnell zurückgeht.

Unſere Notiz in Nr. 50 des vorigen Jahrganges über die Steigerung der Blitzgefahr in Deutſchland können wir dahin ergänzen, daß im jährlichen Durchſchnitt von 1 Million Gebäuden etwa 188 vom Blitze getroffen werden, wobei indeſſen nur ſolche Blitzſchläge gezählt ſind, welche Schaden verurſachten. Die Statiſtik weiſt ferner nach, daß in flachen Gegenden die Gebäude dem Blitzſchlag mehr ausgeſetzt ſind, als in gebirgigen, daß die Nähe von Flüſſen und Seen die Blitzgefahr vergrößert, und endlich daß dieſelbe weſentlich durch die zunehmende Höhe der Gebäude wächſt: Kirchen ſind daher beſonders exponiert. Bemerkenswert erſcheint, daß zur Zeit nicht mehr als etwa 10% der Gebäude mit Blitzableitern verſehen ſind.

Die Errichtung einer Wetterwarte auf dem Montblanc, welche der Aſtronom Janſſen unternahm, iſt inſofern geſcheitert, als es trotz langwieriger Arbeit nicht glückte, durch die Eislage das eigentliche Geſtein des Gipfels zu erreichen. Janſſen will ſich daher vorläufig mit der Erbauung einer proviſoriſchen Warte auf dem Eiſe ſelbſt, unter Verzicht auf die Fundierung im Geſtein, begnügen; von deren Erhaltung während des laufenden Winters wird es abhängen, ob das Projekt dauernde Geſtalt gewinnt.

## Technik.

Eine bedeutungsvolle Erfindung, welche vorausſichtlich einen Umſchwung auf vielen Gebieten der Eiſeninduſtrie hervorrufen wird, erörterte Sir Henry Beſſemer jüngſt vor dem weltbekannten „Iron and Steel Institute.“ Nach 35jährigen Bemühungen hat der berühmte Erfinder des nach ihm getauften Beſſemer-Prozeſſes ein Verfahren gefunden, Eiſen im flüſſigen Zuſtand zu Blech auszuwalzen. Das Metall gelangt dabei aus dem Hochofen in Tiegeln mittelſt einer kleinen Eiſenbahn auf das Walzwerk und fließt hier in Geſtalt einzelner Ströme zwiſchen die Walzen, die es zu endloſen Blechtafeln ausdehnen. Ein Walzenpaar von 120 cm Durchmeſſer ſoll etwa acht Tonnen Blech in der Stunde erzeugen.

## Gartenbau.

In Berlin fand im November die dritte vom Gartenbauverein veranſtaltete Chryſanthemum-Ausſtellung ſtatt. Dieſelbe bewies, daß unſere deutſchen Gärtner in der Züchtung dieſer ſchönen, farbenprächtigen Blume große Fortſchritte gemacht haben. Beſonders die Berliner Gärtnereien ſtellten vorzügliche Kollektionen von Topfpflanzen aus. Die erſte Chryſanthemumzüchter Englands, Reid und Bornemann in London, hatten auch dieſe Ausſtellung mit einer ſehr großen Zahl abgeſchnittener Schaublumen beſchickt, darunter viele von der reizendſten Färbung, von wunderlichſter Geſtalt und rieſiger Größe. Dieſelbe engliſche Firma hat neuerdings wohlriechende Chryſanthemumarten gezüchtet und in den Handel gebracht. Blumen von rieſigem Umfang zu züchten, haben auch unſere deutſchen Gärtner ſchon gelernt. Sie verfahren dabei auf dieſelbe Weiſe wie die Engländer, indem ſie an der Pflanze nur eine einzige Blume zur Entwickelung gelangen laſſen.

In Japan, deſſen mildes Klima die Kultur des Chryſanthemums im Freien geſtattet, iſt von alter Zeit her dieſe Pflanze, dort Kiku genannt, in hohen Ehren. Das Wappen Japans bildet eine einfache Chryſanthemumblüte von ſechzehn Blumenblättern.

J. Tr.

## Kunſt.

Das Städelſche Inſtitut in Frankfurt a. M., welches bekanntlich faſt gar kein Bild eines lebenden deutſchen Malers enthält, kaufte Lenbachs Moltke-Bildnis, Rechts-Profil, ohne Perrücke. Ein würdiger Anfang zum Beſſeren!

Der neue, 7. Jahrgang der „Kunſt für Alle“ (Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, München) enthält ein Verzeichnis der Stipendienfonds an deutſchen Kunſtinſtituten, in alphabetiſcher Ordnung mit Berlin beginnend, welches nach und nach die Stipendienfonds ſämtlicher Kunſtinſtitute überſichtlich gruppieren wird.

Eine wundervolle Porträt-Radierung der Großherzogin von Baden erſchien ſoeben bei Ed. v. König in Heidelberg. Die Zeichnung zu dem fein durchgearbeiteten Werk ſchuf die Meiſterhand Ferd. Kellers, die Übertragung in Kupfer rührt von Rob. Girardet her.

## Buchhandel.

Von Ludwig Stackes „Deutſche Geſchichte“ wird die wohlfeile Volksausgabe, 2 Bände in elegantem Halbfranzband, (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klaſing, Preis 20 Mk.) noch vor Weihnachten fertig vorliegen.

Prof. Ernſt Curtius veröffentlichte ſoeben in der Weidmann'ſchen Buchhandlung zu Berlin das Werk, welches er ſelbſt als das Ergebnis ſeiner Lebensarbeit bezeichnet: „Die Stadtgeſchichte von Athen.“ 7 Kartenblätter und 32 Abbildungen ergänzen den Text.

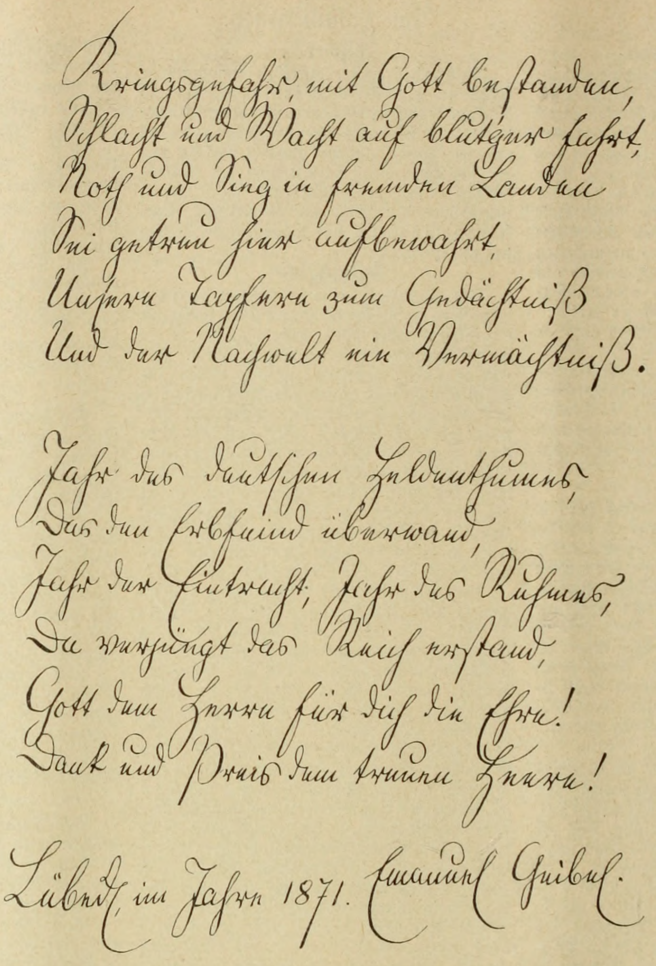
Ein neues Buch von Henry Drummond, „Das Naturgeſetz in der Geiſteswelt,“ erſchien ſoeben in unter den Augen des Verfaſſers bearbeiteter Verdeutſchung (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klaſing, Preis 4,50 Mk.). Das hochbedeutſame Werk fand im Original in England eine Verbreitung in 29 Auflagen von insgeſamt 100000 Exemplaren. Wir kommen auf das Werk noch zurück.

## Geſundheitsrat.

G. Marburg. Sie leiden fortgeſetzt an kalten Füßen und ſchieben dies auf Ihre Beſchäftigung in einem Laden, deſſen Dielen, wie Sie ſagen, ohne Unterkellerung unmittelbar auf der Erde liegen. Das Beſte wäre, Räume mit einem derartigen abſolut ungeſunden Fußboden überhaupt ganz zu meiden. Da dies aber unmöglich zu ſein ſcheint, ſo würde ein Notbehelf darin beſtehen, die Dielen durch Balkenunterlagen mindeſtens 24 cm über den Erdboden erheben zu laſſen. Der ſo entſtehende leere Raum iſt durch, in zwei gegenüberſtehenden Seitenwänden anzubringende, kleine Öffnungen zu ventilieren. Die einmalige Ausgabe wird ſich durch einen dauernden Gewinn an Geſundheit hinreichend lohnen. Als Schuhwerk empfehlen wir feſte lederne, am beſten doppelſohlige Schnürſchuhe mit einer aus einem ſchlechten Wärmeleiter beſtehenden Einlegeſohle; ob Filz oder Kork iſt ziemlich gleichgültig und richtet ſich ganz nach dem perſönlichen Gefühl des Einzelnen, muß daher ausprobiert werden. Dazu wollene Strümpfe, die, ſobald ſie feucht ſind, gewechſelt werden und bei ſtärkerer Schweißabſonderung innen mit Salizylſtreupulver einzupudern ſind.

## Selbſtſchrift von E. Geibel.

Zur diesjährigen Feier des fünfundzwanzigjährigen Beſtehens des 2. Hanſeatiſchen Infanterie-Regiments Nr. 76 veröffentlichte Oberſt von Livonius eine Chronik des dritten, in Lübeck garniſonierenden Bataillons dieſes Regiments (Verlag von Nöhring, Lübeck). Die Chronik, welche in anſchaulicher, lebensfriſcher Weiſe die mannigfachen Schickſale der wackeren Truppe ſeit ihrer Begründung ſchildert, iſt bereits kurz nach 1871 von dem Herrn Verfaſſer, der damals eine Kompanie in dem Bataillon führte, geſchrieben, aber erſt jetzt dem Druck übergeben worden und beſitzt einen beſonderen Wert durch ein Autogramm Kaiſer Wilhelms I, dem ſich das nebenſtehende, bisher unſeres Wiſſens gänzlich unbekannte Gedicht von E. Geibel würdig anſchließt. Der Dichter des Deutſchen Reichs begrüßte gleichſam mit dieſen ſchwungvollen Verſen ſeine ſiegreich heimkehrenden Landsleute, die tapferen Füſiliere des Regiments 76.



Kriegsgefahr, mit Gott beſtanden,
Schlacht und Wacht auf blut'ger Fahrt,
Noth und Sieg in fremden Landen
Sei getreu hier aufbewahrt,
Unſern Tapfern zum Gedächtniß
Und der Nachwelt ein Vermächtniß.

Jahr des deutſchen Heldenthumes,
Das den Erbfeind überwand,
Jahr der Eintracht, Jahr des Ruhmes,
Da verjüngt das Reich erſtand,
Gott dem Herrn für dich die Ehre!
Dank und Preis dem treuen Heere!

Lübeck, im Jahre 1871. Emanuel Geibel.

## Kleine Zeitung.

Daß wir von Südamerika viel Fleiſch importieren, iſt bekannt; daß man aber demnächſt auch Fleiſch nach dort auszuführen verſuchen will, dürfte neu ſein. Es wird nämlich beabſichtigt, von Berlin aus Gänſe, mit der vielbewährten Wickersheimerſchen Eſſenz unverderblich gemacht, nach Südamerika zu exportieren, um auch den dortigen Deutſchen den Genuß „einer juten jebratenen Jans“ zu ermöglichen. Zwar werden in Südamerika ſelbſt Gänſe gezüchtet, das Fleiſch dieſer Tiere hat aber einen Geſchmack, der dem deutſchen Gaumen nicht behagt. Das wird eine Freude in Pommern geben, wenn der Verſuch gelingt.

Holländiſch-Guyana (Surinam) iſt, nach einem Vortrag zu urteilen, welchen Profeſſor Joeſt kürzlich in der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde hielt, ſeit Jahren eine völlige jüdiſche Kolonie. Zwar muß der Gouverneur ein Holländer ſein, die geſamte Verwaltung liegt aber ſo ausſchließlich in jüdiſchen Händen, daß man wohl von einem kleinen Reich Juda ſprechen kann. Im Parlament, welches 15 Mitglieder zählt, ſitzen 13 Israeliten, ja ſogar die Schutterij, die Kolonialtruppe, hat vom Fähnrich bis zum Kommandanten nur jüdiſche Offiziere. Faſt alle Plantagen, der ganze Handel liegen in den Händen jüdiſcher Großkaufleute. Übrigens ſtammen die Surinam „beherrſchenden“ Juden nur zu einem kleinen Bruchteil aus Deutſchland; die meiſten ſind Nachkommen ehemals portugieſiſcher Juden, welche 1644 aus Braſilien ausgewieſen wurden.

Die Alpenbahnen erklimmen immer höhere Gipfel. Wenn auch die Jungfraubahn bisher noch Projekt geblieben, ſo hat dafür die Lokomotive kürzlich die Spitze des Binger Rothhorns, 2351 Meter hoch, erreicht. Die Fahrt auf der ſchmalſpurigen Zahnradbahn nimmt 1½ Stunde in Anſpruch und erſchließt eine Fülle der reizvollſten Ausblicke.

## In unſerer Spielecke.

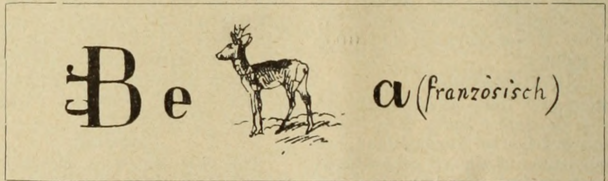
### 1. Diagonalrätſel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| D | a | m | o | N |
| i | o | | o | e |
| a | | r | | g |
| n | a | | i | u |
| A | r | g | u | s |

Unſere Figur enthält ſechs Wörter von je fünf Buchſtaben. Jedes liefert den Anfangs- oder den Endbuchſtaben für vier der übrigen fünf Wörter. Die beiden diagonalen Reihen haben auch einen gemeinſamen Mittelbuchſtaben. Nach dem gegebenen Muſter iſt mit Hilfe der folgenden Angaben eine Wörtergruppe zu bilden.

Die beiden ſenkrechten Reihen nennen einen deutſchen Dichter unſeres Jahrhunderts und den Hauptort eines gleichnamigen franzöſiſchen Arrondiſſements. Die beiden wagerechten Reihen nennen einen deutſchen Komponiſten und ein Gewicht. Die beiden diagonalen Reihen ergeben den Namen eines Präſidenten und den eines Kronlandes von Öſterreich-Ungarn.

### Bilderrätſel.



### 2. Wechſelrätſel.

Ruhmvoll mit r überwand den Feind es nach Kämpfen und Ringen,
Sei es auf blutigem Feld, ſei's in der eigenen Bruſt.
Aber mit l gebietet es „Halt“ der verwerflichen Neugier,
Ob es nun klein oder groß, ſchlicht oder vornehm geziert.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 10.

Bilderrätſel.

Man ſagt, daß das höchſte Recht die höchſte Bosheit iſt.

Palindrom-Aufgabe.

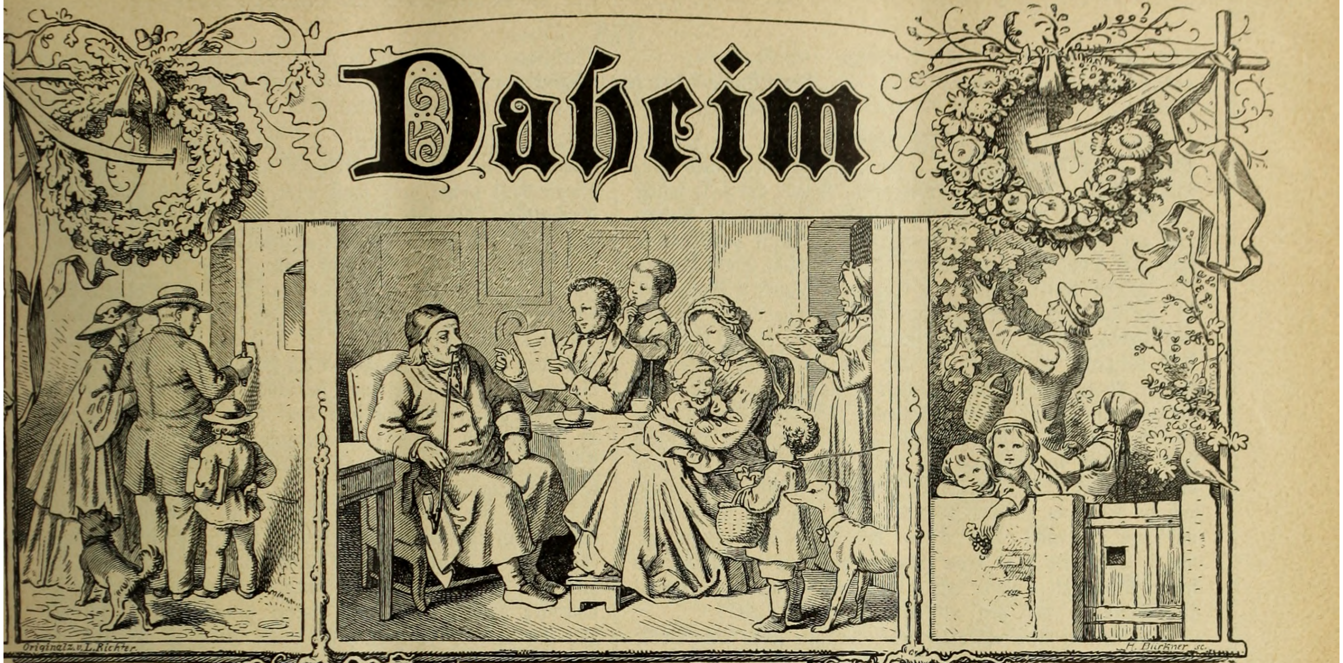
Selbſt iſt der Mann.

| | | |
|---|---|---|
| 1. | a) Geiz | b) Sieg |
| 2. | a) Adda | b) Edda |
| 3. | a) Cher | b) Lech |
| 4. | a) Iran | b) Bari |
| 5. | a) Aller | b) Sella |
| 6. | a) Ruhr | b) Thur |
| 7. | a) Rade | b) Idar |
| 8. | a) Niete | b) Stein |
| 9. | a) Regie | b) Tiger |
| 10. | a) Odin | b) Dido |
| 11. | a) Ill | b) Eli |
| 12. | a) Lebus | b) Rubel |
| 13. | a) Sorau | b) Maros |
| 14. | a) Salto | b) Atlas |
| 15. | a) Eſau | b) Naſe |
| 16. | a) Baal | b) Naab. |

---

**Inhalt:** In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Neue Erzählungen. Beſprochen von Th. H. Pantenius. — Hauszauber. Gedicht von J. Trojan. — Die Erkältung. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Ein Buch für die deutſche Jugend. Von W. Grabow. — Homers Odyſſee in neuer Überſetzung. — Aus der Vorzeit der Neuen Welt. Eine Jubiläumserinnerung von Paul Schellhas. Mit neun Illuſtrationen. — Dreißig Lebensbilder deutſcher Männer neuerer Zeit. Von Otto Preuß. — Irdiſche Stoffe auf der Sonne. Von Dr. Klein. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Schwierige Änderung von A. Erdtelt, Unſer Liebling von Otto Knille. — Aufruf. — Vereinsweſen. — Altertumskunde. — Meteorologie. — Fiſcherei. — Naturkunde. — Technik. — Gartenbau. — Kunſt. — Buchhandel. — Geſundheitsrat. — Selbſtſchrift von Emanuel Geibel. Mit einem Fakſimile. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Dezember 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 12.

## Weihnachten.

Wenn längſt der Vögel Lied verklang und nur des Eiſes Blumen blüh'n,
Im winterſtillen, öden Wald, da prangt ein Tannreis immergrün;
Und ſinkt die heil'ge Nacht herab, dann füllt ein ſüßer Duft den Ort,
Und holder als der Droſſel Ruf erklingt vom Himmel her ein Wort:
Euch iſt heute der Heiland geboren!

Und weiter wallt's in Dorf und Stadt, es weckt im Turm die Glocken auf:
All die ihr Mühſal tragt und Leid, ihr Armen alle, kommt zu Hauf!
Ob ihr in kargem Amt euch müht, ob Senſe ihr, ob Hammer ſchwingt,
Ob ihr im Schoß der Berge fröhnt, wohin nicht Schnee noch Sonne dringt:
Euch iſt heute der Heiland geboren!

Und wieder tönt es mahnend auf: All, die ihr reich und glücklich ſeid,
Der Brüder denkt, der Dürftigen, in dieſer heil'gen Spendezeit!
Was ihr den Kleinſten dieſer thut, das habt dem Heiland ihr gethan,
Wie ihr geübt Barmherzigkeit, wird er barmherzig einſt euch nah'n:
Euch iſt heute der Heiland geboren!

Und mächtig, dröhnend, voll und weich, poſaunengleich der Ruf erquillt:
Die ihr verleugnet Gottes Sein und in euch ſelber Gottes Bild,
Die ungeduldig ihr das Kreuz umſchmieden wollt zum Racheſchwert,
Gedenkt, als ihr noch Kinder wart, was euch die Mutter fromm gelehrt:
Euch iſt heute der Heiland geboren!

Nun iſt verhallt der Glocken Klang; in ſanftem Frieden ruht die Welt,
Viel tauſend Kerzen leuchten ſtill, wie Sternchen aus dem Himmelszelt.
O ſtrahl' auch mir ins Herz hinein, vom Weihnachtsbaum du ſüßes Licht,
Daß es vergißt der Sorgen all und mit den Kindern ſelig ſpricht:
Uns iſt heute der Heiland geboren!

Ernſt Lenbach.

# „Chriſtkindle“ bei der „Schnider-Mutter“.

Eine Weihnachtsgeſchichte von Hermine Villinger.

(Abdruck verboten.)

Die alte Frau hatte ſich ihre Stube für den heiligen Abend ſchön blank geputzt — der Fußboden war noch ganz feucht. Oben, hinter dem Spiegelchen, hingen ein paar friſche Tannenzweige, die im Verein mit dem brennenden Wachsſtock auf dem Tiſch jenen weihnachtlichen Duft ausſtrömten, den jeder kennt und liebt wie die ſeligſte Stunde ſeines Lebens.

Hinter dieſem gold- und blumendurchwirkten Wachsſtock, an ein auf dem Tiſch ſtehendes Käſtchen angelehnt, ſtanden vier Photographien — lauter bravgeſcheitelte, ehrlich blickende, ſteif daſitzende Mädchen — und die alte Frau betrachtete ſie der Reihe nach, jeder ernſthaft zunickend und dazu einen Namen murmelnd. Mit einemmale floß ihr eine Thräne über die Wange. „Wenn i nur au von mein Bu e Bildle hätt',“ ſprach ſie leiſe vor ſich hin, „dem ſi G'ſicht iſch wie die lieb' Sunn, ſo voller Lebe,“ — im nächſten Augenblick gab ſie ſich eins auf den Mund — „'s iſch doch au fürchtig mit mir, allewil denk' i an den Bu, den lichtſinnige, wo i doch vier e ſo bravi Maidle hab', von dene mer no keis e Kümmerli g'macht hät'. Gott verzeih' mer mi ſchwarzi Ungerechtigkeit und geh' nit mit mer ins G'richt!“

Nach dieſem Stoßſeufzer ſetzte die alte Frau ihre Brille auf die Naſe, öffnete mit einer Haarnadel, die ſie vom Kopf nahm, einen Brief und beugte ſich über das kleine, flackernde Licht des Wachsſtockes. So war in dem großen, dunklen Raum nichts beleuchtet, als das weiße, ſchlichte Haar der Alten, das eine ſchwarze Haube mit breitem Tüllrand krönte. Und ſie begann zu leſen, wie Kinder leſen, die ihrer Sache nicht ganz ſicher ſind, mit faſt überlauter Stimme, alles in einem Tone:

„Liebe und geliebte Mutter!

Dieſes iſt für uns alle ein großer Kummer und Herzeleid, Dich nun alſo die erſte Weihnachten mutterſeelen allein zu wiſſen, wo doch letztes Jahr noch der Guſtävle daheim geweſt und die Lene. Dafür ſollſt Du aber auch einen langen Brief kriegen mit allen unſren Neuigkeiten und daß es hauptſächlich mit dem Guſtävle Gott Lob und Dank gut geht in Gottsau und er ein ſtattlicher Kanonier iſt mit beinah volls einem Bärtle, den wir alle Sonntag zwei und zwei an der Kaſerne abholen zum Spazieren Gehen, daß er keine Dummheiten macht, und wo wir dann ihn nach der Rei freih halten thun, was zwar leider nicht immer was nützen thut. Aber ich verzweifle nicht an ihm und bitte Dich, liebe Mutter, auch nicht zu verzweifeln, denn meine Exxelenz haben mir geſagt, ſo junges Blut muß halt ein bislein austoben und weil der Kern brav bei uns, thät auch der Guſtävle gewiß eines Tages ſeinen Uebermuth aufſtecken und ein rechter Menſch werden.

Daß ich es ſo getroffen, liebe Mutter, mit meinere Herrſchaft mit der ich jetzt bereits ſechs Jahr in Frieden leb und nie anders als menſchlich und freundlich behandelt wär trotz Ihrer hohen Stellung, und Sie immer fragen wie dir es geht und Sachen bekomm an Dich zu ſchicken, das kann ich eben vor Gott nicht verantworten und thut es mir nur immer leid, daß ich für meine Herrſchaft nicht genügend thun kann, indem es mich immer ſo unendlich rührt, daß Sie ſo hoher Stellung ſind und doch für unſer eins ſeinem Kummer täglich ein offenes Aug haben, als ſeien Sie gar nichts andres. Aber neben der Güt iſt bei der Exxelenz auch wieder eine gehörige Streng und Aufſicht daß nichts hingeht im Haushalt und keine Zeit verdrottelt wird. Dieſes ſeh ich an der Chriſtin denn die iſt am wenigſten von uns allen und hat es doch am beſten, denn bei ihrer Herrſchaft geht es ſo her: wenn nur das Eſſen gut iſt! Sonſt kann ſie treiben was ſie will, da es eben ein junges Paar iſt von reichen Eltern (Vater ſelig Bierbrauer) und ſie aber auch gar nichts verſteht, und die Chriſtin ſagt, die ganze Dienerſchaft ſei unehrlich und es wär immer ein Gelächter weil ſie ehrlich wär. Aber ich möcht Dir doch ſehr ans Herz geleget haben, liebe Mutter, ihr zu befehlen, daß ſie bald kündigt, denn wo die Herrſchaft nichts iſt, wird auch die Dienerſchaft nichts, und ſonſt wird die Chriſtin noch ſo eine Großartige, die ſich alsfort putzt und in keine Ordnung mehr find und meint, 's wär alleweil Sonntag, wo wir doch ſechs Werktäger in der Woch haben. Da iſt es mit der Hanne gerad umgekehrt, zu der man nie kommt, ohne daß ſie vor dem Waſchzuber ſteht, weil es bei ihnen ſo eine armſelige Beamtenwirtſchaft iſt, wo ſie oft lang auf ihren Lohn warten muß von wegen der Knappheit der Verhältniſſe. Auch hat ſie nie einen Sonntag frei weil ſie immer ein paar Kinder mitſchleppen muß, aber das ſollt man nicht glauben, die Hanne iſt darum doch immer ſeelensvergnügt, trotzdem ſie am Ärmlichſten daher kommt von uns allen und froh iſt, wenn wir ihr was Abgelegtes ſchenken.

„Du biſt ein dummes Ding, ein dummes,“ hat die Chriſtin zu ihr geſagt, „bei deinere Herrſchaft blieb ich nicht einen Tag — unſereins iſt auch nicht auf der Welt, um ſich wie ein Butzlumpen behandeln zu laſſen.“ Auf dieſen ſchlechten Grundſatz hat die Hanne geantwortet: „Ich hab halt die Kinder ſo gern und unſer Frau iſt ſo froh um mich, da werd ich doch nicht gehen, wo ich ſo nötig bin.“

Nicht wahr, liebe Mutter, dieſes iſt ein ſchöner Grundſatz von der Hanne, für den ſie Gott ſegnen wird.

Nun aber kommt etwas Gutes, das ein Troſt für Deine alte Tage ſein wird, liebe Mutter, es war nämlich wie verhext und hat mir nie keine Ruh gelaſſen daß gerad 's Lenele, die doch unſer jüngſte iſt, es immer ſo ſchlecht troffen hat zuerſt bei der Frau von Horb, die mir doch auf den erſten Blick ſo fornehm vorkam daß ich ihr alles glaubt, wie ſie mir geſagt, ſie habe immer Wechſel und ſo viel Unglück als fort, einmal ſechsmal in einem Vierteljahr und nichts als Undank. Ganz duſelig hat ſie mich geſchwätzt. Da iſt dann 's Lenele auch im Anfang recht vergnügt geweſen und ganz ſtolz weil ihr die gnädig Frau ſo viel erzählt hat und ſie ſo famillionär behandelt. Ueber einsmals kommt's mir ſpät abends und thut ganz verzweifelt, daß ich lang nichts raus krieg, und endlich ſagt's, die gnädig Frau ſei ins Concert und ſie hab ihr müſſen hinten auf dem Buckel das Kleid zu knöpfen 27 Knöpf, und juſt wie ſie oben angekommen ſei, hab ſie einen Knopf vergeſſen gehabt, worauf ihr die gnädige Frau laute Schimpfnamen gegeben und eine Ohrfeige. Und das Lenele hat fürchtig geheult und gethan und daß ihm noch kein Menſch eine Ohrfeig gegeben als die Mutter, und es ſei ihm gegen die Ehr. Ich hab in's nein gered was ich hab können, daß es wieder blieben iſt, und die gnädig Frau iſt auch wieder ganz gut und zuthunlich worden, bis daß dem Lenele das Fleiſch nicht weich geraten, da hat ſie's gleich wieder gehauen und ihm eine heiße Kartoffel ins Aug geſchmiſſen, daß es entzündet war. Da hab ich's in Gottes namen weg gethan und zu meiner damaligen Freud hat ſich mir ein feines Haus eröffnet, ſo genannte Rennthiersleute, die viel mitmachen, daß ich gedacht, das Lenele wird gewandt in den Zimmern und Servieren. Dieſes iſt nun freilich wahr geweſen, auch große Trinkgelder hat es gegeben, aber nie daß die gnädig Frau einmal nach Dir, liebe Mutter, gefragt hätt oder was Gutes geglaubt vom Lenele, ſondern wie's der Guſtävle einmal aufgeſucht, hat ſie gleich gemeint, es wär der Schatz. Auch hat ſie ſich bei Tiſch nie geſchämt ſo von ihren Dienſtboten zu ſprechen: Dieſe Leute haben kein Gefühl — dieſe Leute ſind im Grund ihres Herzens alle roh und unſre natürlichen Feinde. — Und 's Lenele hat ſich alsfort gekränkt und mir einmal geſtanden, es thät ſeiner Gnädigen, die immer lacht und nie einen Kummer hat, gern einmal was recht Trauriges an wünſchen.

Das iſt kein ſchöner Grundſatz, und ich bin recht verſchrocken übers Lenele, als, und das eben iſt die gute Nachricht, liebe Mutter, unſer Zimmermädchen, trotz der großen Güte der Exxelenz, ſich einen Grenadir angeſchafft, was in unſerm Haus nicht geduldet wird. Aber ſie geht lieber, und ſo nehmen zu Weihnacht Exxelenz 's Lenele, indem ſie die Worte ſprachen: Grüßen Sie die Mutter und daß ich ſehr erfreut bin zwei ihrer braven Kinder in meinem Hauſe zu haben.

O liebe Mutter, Gott vergelte es Dir tauſendmal, denn wenn ich denke wie Du Dich abgeſchafft haſt und die Schneiderei vom ſeligen Vater fortgeſetzt um uns aufzubringen und uns in guten Grundſätzen zu erziehen. Darum nimm auch jetzt unſer zuſammen gelegtes Weihnachtsgeſchenk, das ſo Gott will preziß auf den heiligen Abend ankommt und Dich von ganzem Herzen überraſchen mag als gegenſtändlichen Beweiß unſrer gerührten Dankbarkeit.

Deine tief getreue
Bärbel.“

„Brav, brav,“ murmelte die alte Frau und nahm ihre völlig naſſe Brille von den Augen, „un ſo ſchön groß g'ſchriebe! — jo, jo, 's Bärbel iſch immer 's G'ſcheitſt' g'ſi — 's iſch ſcho ſo, aber 's Hanne iſch au lieb und's Lenele und Chriſtin au, 's brucht nur wieder in gute Hände z'ſi. Un Gott ſi ewig Lob und Dank, daß kei eizige ſchlechti Nochricht über der Bu im Brief ſtoht, des gibt mer e frohe Mueth bigot, e frohe Mueth!“

Und ſie ſaß und wiſchte ihre Brille, indes Thrän' um Thräne über ihre noch rundlichen Wangen floſſen. Sie merkte gar nicht, daß hinter ihr ſich die Thüre geöffnet, und eine Bäuerin den Kopf herein ſtreckte.

„Schnider-Mutter!“ rief ſie zwei-, dreimal, „Schnider-Mutter!“

Da fuhr ſie herum: „Rieft ebber — eh Ihr ſin's Löwe-Mutter?“

„Jo, jo, könne mer nit e weng 'rüber komme zum Löwewirt, er iſch hüt Obed ſo übel dra un hät g'meint, wan Ihr e weng bi em ſitze un ebbis verzähle, ſo ward's em lichter.“ — „Frili, frili!“ die Schnider-Mutter war ſchon an der Thüre, „bini denn emol nit komme, wan mi eis brucht hät“ — und fort war ſie.

„Gottlob, daß mer ſe druß hän,“ ſagte die Bäuerin, „etzt komme nur, komme.“

Zwei andere Weiber ſtolperten über die Schwelle, ſchwer beladen, die eine trug ein winziges Bäumchen und einen mächtigen Kuchen, die andere einen Schinken und etliche Düten.

Sämtliche Weiber waren ſo voll des Eifers, daß ſie nicht wußten, womit anfangen, und alle durcheinander ſchwatzten und ſchrieen.

„Halte, halte, ſo warde mer unſer Lebtig nit fertig,“ nahm die Löwen-Mutter das Wort, „i hab zu mein Mann g'ſait, zeh Minute halſch mer ſe feſcht, daß mer geh 's Bäumli azinde könne. Jetzt ſtellet's emol uf der Tiſch un des Sach' darnebe. Jeſis, was ward ſe au für Auge mache, d' Schnider-Mutter!“

„Jo, jo,“ meinte eine der beiden andren Weibern, „jetzt kann mer's ihr endli emol heimzahle, was ſie Gut's g'ſtift hät mit ihre Rede un ihre Thate. Aber au von unſerm beſchte Mehl han i g'nomme. Der Mann hät g'ſait: halt in Gottsnamme für d' Schnider-Mutter ſoll mer e Pfündle nit z'viel ſi — no, hab' i denkt, du Gizkrage und kei End'! un hab' zwei Pfündle g'nomme hinter ſim Rücke.“

„Jo, jo, ſo ſin ſe, die Manne,“ fiel ihr die dritte ins Wort, „i hab' mim gar nix g'ſait; i hab' e Schinkle us em Schornſtein g'nomme, denn daß iſch ſe mer bigot wert, d' Schnider-Mutter, wo ſie allei d' Schuld iſch, daß mi verdrackt's Maidle nit länger dem lichtſinnige Mayer-Karle noch laufe thut.“

„Jo, jo,“ nahm die eben das Bäumchen anzündende Löwen-Mutter das Wort, „rechtli un dapfer iſch ſie wie kei Mannsbild wit un breit, aber wenn ſe nur nit den eine große, große Fehler hätt', daß ſe ſo ganz blind iſch for den Bu, den Guſtävle. Der iſch nur ſo lichtſinnig wore, wil er g'wußt hät mi Mutter loßt mer ollis dorch.“

„Jeſis Maria! Horche,“ ſchrie eines der Weiber auf, „mir iſch's jo grad, als wenn ebbis d' Stiege ruf poltere thät — jo bigot, do kommt ebbis!“ Und alle drei fuhren mit den Köpfen zur Thüre hinaus.

In der That, es kam ein mächtiger dunkler Gegenſtand langſam die Treppe herauf geſchwankt, unter deſſen Laſt eine menſchliche Stimme gehörig ächzte und ſtöhnte.

Jetzt rief ſie: „D' Thür uff!“

Und die Weiber prallten zurück und ſperrten die Thür auf, ſo weit es ging; ſie legten auch bereitwillig Hand an, das ungeheure Ding in die Stube zu zwängen, was eine ganze Menge Zeit und viel Geſchrei und Gerufe erforderte.

Endlich ſtand's da, mitten in der Stube: es war ein Schrank.

„Ein bolierter Kaſchte, Jeſis Maria und Joſef!“ kreiſchten die Weiber durcheinander, ohne in ihrem Staunen Zeit zu finden, einen Blick auf den jungen Mann zu werfen, der neben dem Schrank ſtand, die Soldatenmütze abnahm und ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte.

„Wo iſch d' Mutter?“ fragte er, ſich in der Stube umſchauend.

„Um Gottiswille!“ ging das Geſchrei von neuem los, „jo, iſch jetzt, au möglich, daß iſch jo der Guſtävle. Komm, laß die aſchaun — jo biſch's denn au g'wiß?“

„He jo, wer ſolli denn ſunſt ſi?“

„Ja, und der Kaſchte, der bolierte.“

„Des iſch 's Weihnachtsg'ſchenk for d' Mutter.“

„So G'ſchenke kanſch du mache?“

„Ja verſteht ſich, i!“ lachte er auf, „die Maidle ſchicke 's. Aber jetzt frage nit ſo viel, wo iſch ſe, d' Mutter?“

„Drübe, drübe, bim Löwewirt,“ berichtete deſſen Frau; „mer hän ſe 'nüber g'ſchickt, damit mer's Bäumle putze könne — wil ſe uns ſo duert hät, daß ſe ſo allei iſch, 's erſcht mol.“

„Famos!“ ſchrie der Kanonier, „das iſt ganz famos! Her mit dem Sach'. Jetzt mach' i 's Chriſtkindle und ſtell' mi in Schrank ni, und wann d' Mutter kommt, das wird ſchön!“

Da lachten die Weiber und freuten ſich über die Maßen und hängten ihm alles auf, den Schinken, den Kuchen und das Mehl. Zuletzt bekam er noch das brennende Bäumchen in die Hände, dann wurde ſchnell die Thür zugemacht, denn von draußen ließen ſich Schritte hören. Die Schnider-Mutter trat in die Stube, die jetzt ganz dunkel war, nur aus dem Spältchen des nicht völlig geſchloſſenen Schrankes brach ein Lichtſtrahl.

„Iſch ebber do?“ fragte die alte Frau, „'s riecht ſo gut.“

„Mir ſin's,“ ſagte die Löwen-Mutter, und ſie ſtießen alle drei gleichzeitig die Schnider-Mutter zu dem Schrank hin.

„O du mei Herrgöttle!“ ſchrie die alte Frau auf, „deß iſch jo, deß iſch jo bigot, was i mer Zit miner Lebtig g'wünſcht hab.“

„Un boliert — boliert!“ berichteten die Weiber.

„Jeſis, mine Maidle, mine brave, brave Maidle.“

„Der Bu nit z' vergeſſe!“ tönte es aus dem Schrank, die Thüre flog auf, die ganze Stube wurde hell, und über dem leuchtenden Bäumchen zeigte ſich das ſchelmiſche Geſicht des Sohnes. Die alte Frau fand keine Worte mehr, ſie brach in Thränen aus; ſofort umringten ſie die Weiber und heulten wacker mit.

„Jo was,“ begehrte der Burſche auf und ſtellte ſeine Sachen auf den Tiſch; „des iſch mer e ſchön's Cuncert — jetzt bin i do, und ihr hüle!“

„'s iſch nur die erſcht Fraid g'ſi,“ entſchuldigte ſich die Mutter, „grüß di Gott, Bu. Un die wit Reiſ' hän am End' d' Maidle au no zahlt?“

„Frili, un's Schönſt iſch, daß i no allis Geld hab'. Jo, i bin e Feiner. Wie i do der Kaſchte uflade helf an der Iſebahn, un der Kerl geht weg — eis, zwei, drei ſitz' i drin un mach' die ganz Reiſ' umſunſt. Des war e Spaß bigot!“

„Aber, aber,“ unterbrach ihn die Mutter, „Guſtävle, Guſtävle; recht iſch’s nit g’ſi!“

„He nei, i weiß wohl,“ gab er zu, „aber jetzt bin i bigot e ganz Jahr lang brav g’ſi, daß es nimme ſchön war, do habi halt wieder emol ebbis aſtelle müeſſe, ſunſt weiß mer jo z’letzt nimme, wer mer iſch.“

„Komme,“ ſagte die Löwen-Mutter und ſtieß ihre Genoſſinnen an, „mer gehe.“ Draußen meinte ſie: „Hüt Obed iſch mer’s doch gerad g’ſi, als müßt mer’s bigot der Schnider-Mutter verzeihe, daß ſie den Guſtävle ſo gern hät — ’s iſch weiß Gott e herzige Kerle, des —“

„Jo, jo, Löwe-Mutter,“ kamen die andern überein, „’s iſch ſchon ſo — mer kann nit anders, mer muß es in Gottsnamme verzeihe.“

---

## Das deutſche Weihnachtslied.

Von Adolf Schmitthenner. (Abdruck verboten.)

Mit Winterbeginn erwacht neue Sangesluſt in unſerem Volke. Des Herbſtes Haſt iſt vorüber. Des Jahres Segen iſt geborgen. Es iſt abgeräumt und aufgeräumt. Da kommt ein Gefühl der Sicherheit über den deutſchen Mann. Leib und Seele dehnen ſich behaglich im ſtillen Frieden des Hauſes. Und in dem durch unbewußte Herbſtwehmut weich gewordenen Herzen ſpinnt ſich der volle Eindruck der farbigen Welt, losgelöſt von dem entſchwundenen Bild, in künſtleriſcher Freiheit weiter, träumeriſch oder phantaſtiſch. In dieſen Tagen wird viel fabuliert und viel geſungen. Andersartig iſt der Sang als in der Maienzeit. Damals war er dem Genuß des Augenblickes geweiht, jetzt der Erinnerung, der Vertiefung, der Hiſtorie.

In wundervoller Weiſe kommt das chriſtliche Kirchenjahr ſolcher Stimmung entgegen. Es beginnt die Adventszeit. Prächtig iſt der Eingang. Die großartigſten aller Prophetenworte erdröhnen: Wächterrufe, die das Licht begrüßen, Weckrufe in die dunklen Schlafkammern hinein. In die aufdämmernde Helle fällt der ſcharfe Schatten des Bußpredigers Johannes, und von Jeruſalem her tönt das Hoſianna.

Unter allen Empfindungen dieſer Zeit hat keine ſo früh nach dem Ausdruck des Liedes gerungen, als der wonnige Schauer des Glaubens, daß geheimnisvoll das Heil jetzt unterwegs iſt. Die älteſten Adventslieder ſind ein duftiger Hauch der myſtiſchen Grübelei über die Fleiſchwerdung des Worts. So ſind ſie leiſe Vorklänge der Weihnacht, in der ans Licht der Sterne kommt, was der Engel in der Jungfrau Betkämmerlein verkündigt hat. Ein weißes Täublein fliegt vom Himmel herab zur Jungfrau. „Sie ſchloß wohl auf ihrs herzen Fenſterlein, wohl zu derſelben ſtunde der heilig geiſt ging ein.“ Oder ein Waldvögelein ſingt ihr die fremde, ſüße Kunde. Oder es träumt ihr, wie unter ihrem Herzen ein Baum wachſe, der alle Welt überſchattet. Oder der Engel zieht als Jäger durch den vielgrünen Wald, er ſtößt in ſein Hörnlein und jagt mit dem Windſpiel „Verheißung“ das edle Einhorn Chriſtus der Jungfrau in den Schoß. Oder es kommt ein Schifflein gezogen über die ſtille Flut, geladen „recht uff ſin höchſtes port.“ Das Schiff iſt die hehre Königin, die reiche Laſt der Sohn des Vaters, „der ſegel iſt die Minne, der heilig Geiſt der Maſt.“

Von rührender Innigkeit ſind dieſe Lieder, keuſch und zart, gleich erſtem Winterreif. Aber wegen ihres mythologiſchen Beiwerkes wurden ſie in die Liederſammlungen nicht aufgenommen oder allmählich ausgeſchieden. Dieſes Reis geiſtlicher Poeſie iſt abgeſtorben.

Um ſo ſchwellender iſt der Kranz der kirchlichen Adventsgeſänge, beſonders im evangeliſchen Gotteshaus. Die Orgel brauſt mit allen Regiſtern; voll freudigen Schwungs, voll Klang und Bewegung ſind die Adventsmelodieen, nicht wenige eilen im daktyliſchen Rhythmus dahin. Das iſt nicht mehr die heimliche Offenbarung des Myſtikers, ſondern die brauſende Freude der Gemeinde. Das Geheimnis, worüber Mönch und Nonne ſinnierten, wird zur Seite gelaſſen. Die Thatſache, daß der verheißene Heiland kommt, der Gotteszweck ſeiner Ankunft, die Notwendigkeit, ihn würdig zu empfangen, das iſt’s, was die Gemeinde zum Singen treibt. Man ſoll die Thüre hoch und die Thore weit machen, die Reichsgenoſſen ſollen ihrem König entgegengehen, aber die Herzen zuvor beſtellen, und in den Empfangsruf miſcht ſich das Lob Gottes, der ſein Wort gehalten hat. Das ſind die echt evangeliſchen Gedanken unſerer Adventslieder.

So hell ihr Klang iſt, ſo bildet er doch nur die Introduktion zu dem höheren Chor, von dem das Weihnachtsfeſt umwoben iſt. Ein Sang und Klang und Jubel ohnegleichen.

Wild gewachſen, rings um die Krippe her, ſind die Weihnachtslieder. Später hat die Gärtnerin Kirche ſie in Zucht und Pflege genommen. Und eine Wurzel, unter dem Weihnachtsbaum ins Haus gepflanzt, hat üppig getrieben und das Chriſtgärtlein der Kinder umwuchert.

Der Muttergrund iſt die Zeit, in der das Lied von den Höhen zum Volke zurückgekehrt war, das XIV. und XV. Jahrhundert; die Keime reichen tiefer hinab.

In der geheiligten Halle hatte das Volk kein Recht, ſelbſtändig in den Gottesdienſt einzugreifen, und die Mutterſprache erſcholl nur im Worte der Predigt. Um ſo beliebter waren die Feiern unter freiem Himmel. Bei Wallfahrten, Bittgängen, Umzügen war des Volkes Geiſt ſein eigener Meiſter. Da wurden deutſche Lieder geſungen. „Leiſen“ hießen ſie nach dem Kehrwort „Kyrieleis“. Wenn der Zug durch das Portal in die Halle trat, drang die deutſche Weiſe auch in das Kirchengebäude ſelber ein. Und ſie ließ ſich nicht mehr verdrängen, ſie eroberte ſich einen Platz in der Liturgie, wenn auch nur einen geduldeten. An einer beſtimmten Stelle der Meſſe wurde hier und dort erlaubt, daß anſtatt des lateiniſchen Liedes der Kleriker ein deutſches Lied des Volkes geſungen werde. Recht deutlich tritt dieſer ſtellvertretende Charakter in den halblateiniſchen Geſängen hervor, wo ſich lateiniſche und deutſche Verszeilen auf einander reimen. Die Geiſtlichen ſorgten ſelbſt für geeignete deutſche Lieder durch Überſetzung lateiniſcher Texte. Und als in der Zeit des erſtarkten Volksbewußtſeins die ganze deutſche Nation eine ſingende wurde, da ſchwoll auch der geiſtliche Volksgeſang mächtig an.

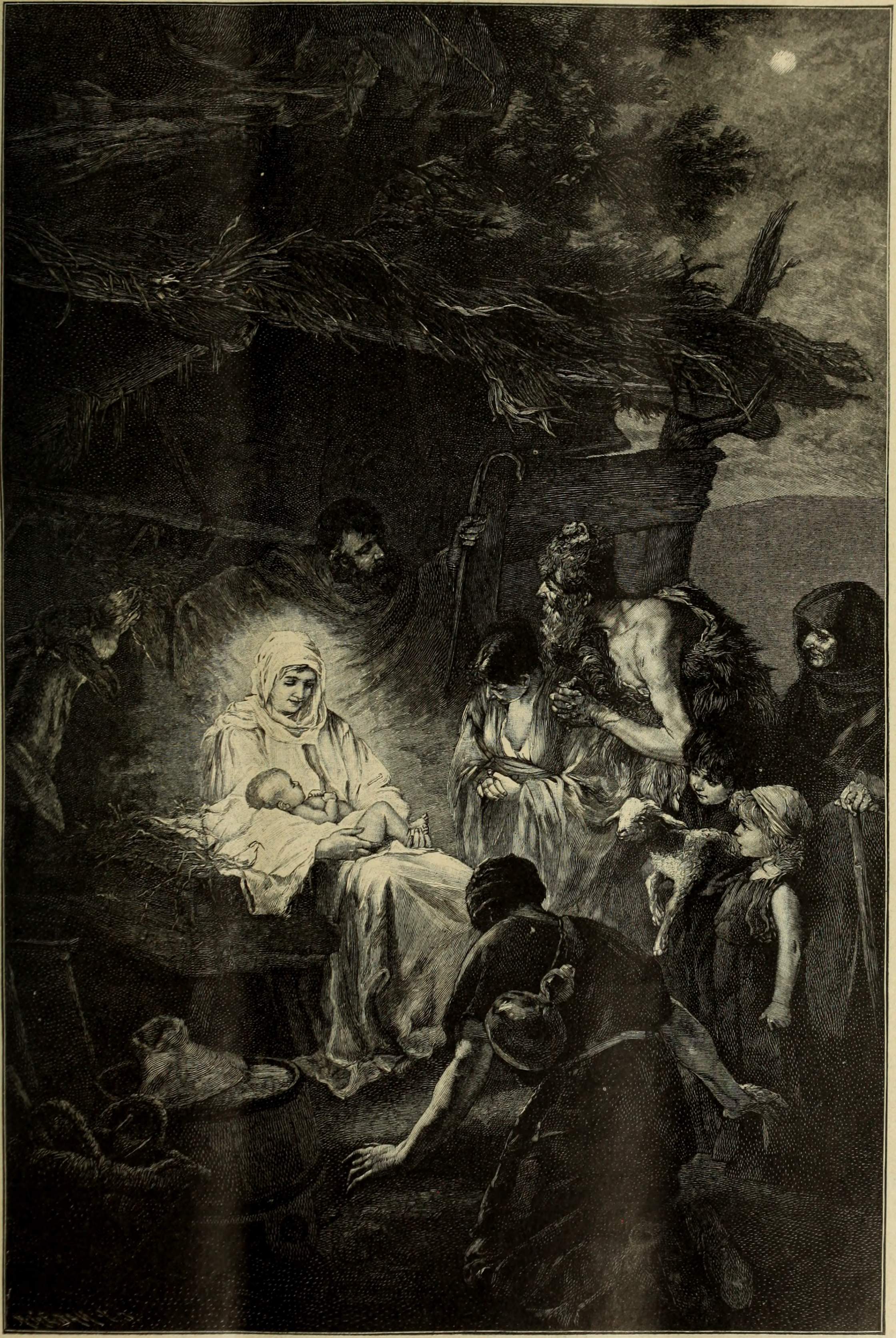
Zur Vermehrung, Erhaltung und eigenartigen Ausprägung gerade des Weihnachtsliedes haben zwei Volksgebräuche reichlich beigetragen. Der eine iſt die dramatiſche Chriſtfeier auf dem Kirchenvorplatz. Da wurde dem Volk die Weihnachtsgeſchichte gezeigt. Es ſah in den offenen Stall hinein. Dort war das Kind in der Krippe, die Mutter und Joſeph dabei, Ochs und Eſel fehlten nicht. Dann kamen die Hirten und beteten das Kindlein an, zuletzt die heiligen Herren aus dem Morgenland, phantaſtiſch aufgeputzt, mit ihrem Stern und ihren Gaben. Zuerſt war es wohl ein ſtummes Spiel, dann wurde es von Geſang und Wechſelrede begleitet. Ein beliebtes lyriſches Intermezzo war das „Kindelwiegen“. Zu einer Reihe von Liedern hat es Veranlaſſung gegeben.

Der andere Volksgebrauch iſt aus Luthers Lebensgeſchichte bekannt: das Kurrendeſingen armer Kinder um die Weihnachtszeit. Dieſe Übung erhielt ſich weit über die dramatiſchen Chriſtſpiele hinaus, an einigen Orten bis in unſere Tage, und hat zur Erhaltung der alten Weihnachtsgeſänge beigetragen.

Was nun den Inhalt dieſer Lieder betrifft, ſo war er teils epiſcher, teils lyriſcher Natur. Die Geſchichte der heiligen Nacht wird ausgemalt. Die Eltern warten das Kindlein; Rind und Eſel fallen vor ihm auf die Knie. Die Engelsbotſchaft an die Hirten wird berichtet, die Huldigung der drei Könige mit Ausſchmückungen erzählt.

Oder es wird der ſtaunenden, anbetenden Freude Ausdruck gegeben darüber, daß des Vaters eingeborener Sohn als Kind in der Krippe liegt; die Erlöſung wird geprieſen, die Erfüllung deſſen, was die Alten uns ſungen.

Zu dem göttlichen Kinde wird kindlich geredet; das ſüße Jeſulein wird willkommen geheißen; das Lied fordert



Anbetung der Hirten. Nach dem Gemälde von Ernſt Zimmermann
Nach einer Photographie von Franz Hanfſtängl in München.

auf: „Laßt uns das Kindelein wiegen, das Herz zum Kripplein biegen;“ das Kind wird in den Schlaf gelullt: „ſuſani, ſuſani,“ oder „ſauſa minne, ſauſa minne.“ Die Nachtigall wird eingeladen, dem Kindlein zu ſingen und mit ihren Federchen ſein hartes Bettlein weich zu machen. Dann kommen die burlesken Dreikönigslieder. Auch in die Geſchichte der heiligen Nacht wagt ſich der Humor des Volkes. St. Joſeph wird zuweilen ein bischen ſpöttiſch behandelt. Durch brave Vaterthaten tritt er aus ſeiner Fünftradrolle heraus. „Joſeph nahm ein pfännelein und macht dem Kind ein müſelein. Joſeph der zog ſein Höslein aus und machet dem Kindlein zwei Windelein draus.“

So ſtand es mit dem Weihnachtslied, als der Mann eingriff, der unter anderm auch der Reformator des geiſtlichen Geſanges geweſen iſt: Dr. Martin Luther. Er hat aus dem Holz des religiöſen Volksliedes das evangeliſche Kirchenlied geſchnitzt, und er hat der geiſtlichen Muſika im chriſtlichen Haus eine Heimſtätte bereitet. So adelte er in doppelter Hinſicht das Weihnachtslied: er hat es aus einem Gaſt zu einem Bürger im Gotteshaus gemacht und er hat es aus dem verwildernden Treiben der Gaſſe in die warme Zucht der Familie geführt.

Die Einfügung des deutſchen Geſanges in die Liturgie hatte zur Folge, daß der alte Stamm ein neues Reis trieb: das kirchliche Weihnachtslied. In die raſch entſtehenden evangeliſchen Geſangbücher wurden nur wenige von den volkstümlichen Liedern aufgenommen, und auch dieſe verſchwanden allmählich. Außer etwa „Nun ſinget und ſeid froh“ hat ſich nur „Gelobet ſeiſt du Jeſu Chriſt“ erhalten; von dieſem Lied ſtammt aber nur der erſte Vers aus vorreformatoriſcher Zeit, die folgenden Verſe hat Luther dazu gedichtet; er hat damit das unübertroffene Urbild des evangeliſch-kirchlichen Weihnachtsliedes geſchaffen. Ein richtiger Takt leitete die Väter, wenn ſie die Volkslieder vom Gotteshauſe fern hielten. Die wilden Schoſſe wollten ſich nicht recht eignen zum Schmuck der Säulen im Heiligtum. Sie gehörten dahin, wo ſie gewachſen ſind, in den Kirchgarten. Die freie „chriſtenliche Schaar,“ wie ſie ſich formlos zuſammenfand, ſollte dieſe Lieder ſingen, nicht die geſchloſſene, kirchliche Gemeinde. Auch dem Bedürfnis der letzteren ward mit der Zeit volles Genüge. Allerdings währte es eine Weile, bis Weihnachtspoeſie und Orgelklang ſich vermählten; erſt ſeit dem XVII. Jahrhundert werden die kirchlichen Chriſtfeſtlieder zahlreich. Der Ton iſt in ihnen gehaltener und würdevoller als in den Volksgeſängen. Alles Mythologiſche, Epiſche, Symboliſche iſt abgeſtreift. Die Begebenheiten der Chriſtnacht treten zurück hinter der Heilsthat Gottes.

Je mehr das Geſangbuch religiöſes Volksbuch wurde, deſto mehr gerieten die alten Weihnachtslieder, nachdem ſie einmal aus den Geſangbüchern verbannt waren, beim evangeliſchen Volke in Vergeſſenheit. Es ſind glückliche Ausnahmen, wenn ſie ſich hier und dort im Volksmund erhalten haben.*)

Erſt durch die germaniſtiſche Wiſſenſchaft wurden die alten Weihnachtslieder wieder entdeckt, und erſt als die Freude an der naiven Kunſt des Volkes Gemeingut der Gebildeten wurde, kamen ſie wieder zu Ehren. Manche von ihnen, ſo das zarte „Es iſt ein' Roſ' entſprungen,“ ſind durch Liederſammlungen und durch den Chorgeſang unſerer Vereine wieder ins Volk zurückgetragen worden und fangen von neuem an, ein liebes und vertrautes Eigentum der deutſchen Chriſtenheit zu werden.

Etwas anders war der Verlauf auf katholiſchem Gebiete. Hier behielt das Gemeindelied im Gotteshaus immer etwas vom Charakter des geduldeten Volksgeſanges; und deshalb waren, als ſeit dem Ende des XVI. Jahrhunderts auch katholiſche Geſangbücher entſtanden, hier die Gründe nicht maßgebend, die aus den evangeliſchen die alten Weihnachtslieder ausſchloſſen. Dieſe finden ſich in den katholiſchen Liederſammlungen in großer Zahl. Aber ſie veralteten mit dieſen, und im Graus des dreißigjährigen Krieges ſind ſie auch in den Landen des römiſchen Glaubens verſchollen.

Dagegen hat ſich eine volkstümliche Chriſtnachtfeier im katholiſchen Gotteshaus erhalten. Die „Krippe“ iſt ein Reſt der mittelalterlichen Weihnachtsſpiele. Die Volksfeier um die Krippe erforderte Volkslieder. Waren die alten vergeſſen, ſo wurden neue geſchaffen. So wucherten die Chriſtroſen unter dem Schnee fort. Eine der ſchönſten Blüten aus neuerer Zeit iſt das ſtimmungsvolle „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Ein echtes Volkslied: wer die Worte kennt, kennt auch die Weiſe — niemand frägt nach dem Dichter — in unzähligen Varianten wird der Text geſungen. Verfaſſer iſt Joſeph Mohr, ein Prieſter im Salzburgiſchen (geſt. 1848). Die Weiſe iſt von Franz Gruber. Auch das liebliche „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all“ wurde von einem Prieſter für die katholiſche Krippefeier gedichtet. Sein Verfaſſer iſt der verehrte Volksſchriftſteller Chriſtoph Schmid.

Aber auch auf evangeliſchem Boden ſchlug der alte Liederbaum noch einmal aus. Er trieb ein neues, jüngſtes Reis, das raſch zu einem üppigen Buſch gewachſen iſt: das Lied der häuslichen Weihnachtsfeier, unter dem Chriſtbaum zu ſingen. Während die Krippe mehr dem katholiſchen Sinn entſpricht, iſt der Weihnachtsbaum proteſtantiſchen Charakters: dort die Veranſchaulichung der Geſchichte, hier die Symbolik des Heils.

Der neue, ſich um den Chriſtbaum rankende Zweig des Weihnachtsliedes iſt ein ſpäter Schoß aus der Reformationszeit. Luther, der Schöpfer des kirchlichen Chriſtfeſtgeſanges, hat auch das erſte und ſchönſte aller Familienweihnachtslieder geſungen. Im Jahre 1535 dichtete er für ſeine Kinder und Hausgenoſſen „Vom Himmel hoch da komm ich her;“ wahrſcheinlich rührt von ihm auch die Weiſe her. Wir haben weniges in unſerer Litteratur und nichts in der geſamten religiöſen Dichtung unſeres Volkes, was ſo tief und ſo ſchlicht, ſo kindlich und ſo erhaben wäre wie dieſes Lied.*) Es iſt das klaſſiſche, evangeliſche Hausweihnachtslied. Und lange blieb es das einzige. Erſt ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erhält es Genoſſen. Eines der früheſten, die ſich zu ihm geſellten, iſt „O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Johann Daniel Falk (geb. 1768) dichtete den Text zu der Melodie einer alten ſizilianiſchen Volksweiſe.

Als die Sitte der häuslichen Chriſtfeier ſich immer mehr verbreitete, wuchs das Bedürfnis nach Hausliedern für die Weihnachtszeit, und dem Bedürfnis entſprach die Gabe in reicher, bunter Fülle. Da in der Hausgemeinde, die unter dem Weihnachtsbaume ſingt, die Kinder die Hauptperſonen ſind, ſo wurden all dieſe Lieder für den Kindermund gedichtet. Es iſt dies ein bedeutungsvoller Gegenſatz zu dem alten Weihnachtslied. Daß Ernſt Moritz Arndt unſren Kleinen ein Weihnachtslied ſchenkte, ſieht dem Treuen gleich; denn er hatte bei aller Männlichkeit ſeines Weſens ein Kindesherz in der Bruſt. Von ihm iſt „Du lieber, heil'ger, frommer Chriſt.“ Der Kinderfreund Hey ſpendete „Alle Jahre wieder kommt das Chriſtuskind.“ Unbekannt ſind die Verfaſſer von „Sei uns mit Jubelſchalle, Chriſtkindlein, heut begrüßt,“ „Der Chriſtbaum iſt der ſchönſte Baum,“ „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen.“

All dieſe Lieder ſind moderne Volkslieder. Was vor 350 Jahren die fliegenden Blätter geweſen, ſind heute die unzähligen Liederheftchen. Dieſe ſind gedruckt nur allein für den Gebrauch; Wort und Weiſe iſt bei ihnen eins; ſie werden nicht geleſen, nur geſungen, und ſie ſtehen in dem Büchlein nur zum Lernen; geſungen werden ſie auswendig.

---

*) Dies iſt der Fall in dem altproteſtantiſchen Landſtädtchen Neckarbiſchofsheim in Baden, wo zwanzig alte Weihnachtslieder, deren Text und Weiſe teilweiſe ins XV. Jahrhundert hinaufreicht, ſich durch mündliche Überlieferung bis heute als Volkslieder erhalten haben. Sie werden an den Weihnachtstagen vor und nach den Gottesdienſten von den Kirchgängern auf dem Marktplatze geſungen.

*) Freilich gilt dies Urteil nur von dem urſprünglichen Luthertext, nicht von deſſen Verſtümmelung in unſeren Geſangbüchern.

Da die Weihnachtsfeier eher im Fortſchreiten begriffen iſt als im Abnehmen, werden dieſe Lieder immer verbreiteter, ihre Zahl wächſt von Jahr zu Jahr.

Ohne Zweifel ſtehen ſie an Innigkeit und Zartheit unter dem alten Weihnachtslied. Durch die Beſtimmung für die Kinderwelt iſt Gedankentiefe und myſtiſche Glut ausgeſchloſſen, die volle Glaubensſprache erſchwert, und von der Beſcherung her miſcht ſich ein gut Teil weltlicher Stimmung in dieſe Lieder. Wäre es noch Humor! Aber es iſt oft bare Proſa. Der Duft der Chriſtnacht droht im hellen Kerzenlicht zu vergehen. Den alten Weihnachtsliedern ſpürt man es an, daß ſie unter den Sternen und über dem Schnee geſungen wurden.

Und doch, ſo wenig wir den Weihnachtsbaum miſſen möchten, ſo wenig die Lieder, die unter ihm erſchallen. Freilich, die Sterne der Chriſtnacht ſind ſchöner, als die Lichter der Stube. Aber das arme, fremde Kind, von dem Rückert ſingt, hat gierig durch die Scheiben nach dieſen Lichtern geſchaut. Freuen wir uns, daß ſie unſren Kindern ſtrahlen. Sind ſie doch auch ein Widerſchein von jener Klarheit, welche die Hirten auf dem Felde umleuchtete, und was unſere Kinder unter dem Chriſtbaum ſingen, iſt auch ein Widerhall des älteſten, kürzeſten und ſchönſten aller Weihnachtslieder: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen.“

## In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

Das Ganze machte einen höchſt verkommenen Eindruck, und als Reemt nach dem nahen Entenfange zwiſchen den Bracken ausſpähte, ſah er, daß der Sturm die Hütte abgedeckt, die Schlagwände zuſammengeriſſen hatte. Verfall, wohin er ſein Auge ſchweifen ließ, das ſich nur allzuraſch an Ordnung und Wohlſtand gewöhnt hatte.

Auch das Innere der Kathe erſchien ihm womöglich noch verwahrloſter als vor fünf Wochen, da er ſich von Wührden zu dieſen Paria, abſeits von der Dorfſtraße flüchtete. Das Ehepaar jedoch ſaß am warmen Herde im Halbdunkel einander gegenüber und ſchmauſte eine ungewöhnlich gute Koſt aus ſchmieriger Pfanne: fette Reiswurſt in Eierkuchenteig gebacken. Es ſchmorte und britzelte noch luſtig auf dem Feuer; jeden Biſſen tunkten die Eſſenden in den vollen Syrupstopf und tranken Schiedammer aus henkelloſen Taſſenköpfen dazu. Ein wahres Göttermahl für bettelarme Häuslinge.

„Goden Dag, toſoam!“ ſagte Reemt.

„Go'n Dag, Arend,“ gab der Korbmacher zurück. „Süh, büſt du d'r ok moal we'er!“

„Na, wo geiht't jo denn?“

„O fein to Wege! Goah ſitten, Arend. Kannſt miteten, is genog för dree Mann. 'n lekkert Eten: Rullkenpannkoken mit Zirupp; mag's dat woll? Moder, giww Arend 'n Förk'*), Geſche ähr Förk.'“

„Ji hewwt woll arwt, Redlefs? So moje bin ick dat bi minen Buur nich gewennt. Wo is Geſche?“

„Erſt goah ſitten. Kumm, ſett di doal un' itt wat. Je jo! je jo! wo is Geſche? Dat fröggſt du woll?“

Der dürre Mann mit dem weißſtoppeligen, verhärmten Geſichte blickte ſeine Frau ängſtlich von der Seite an, lächelte dumm-verlegen und ließ ſein Stück Rullkenpfannkuchen unverſehens von der Gabel in den Syrupstopf fallen.

„Wat geiht di uſe Geſche an, Arend?“ fragte die Frau. „Dat Putzenſpeel**) mit den Preeſter von Sßan Jördens hett keen Beſtand. Uppſchreeben in'n Karkenbook is joe Trau nich. Meßter hatt dat för us bi den olen Domine in'n Schikk bröcht.“ „Meßter“ war der verunglückte Seminariſt und herumziehende Dorfſchulmeiſter.

„Nä, ick danke, ick mag nich!“ ſagte Reemt plötzlich, legte ſeine Gabel mitſamt dem erſten Biſſen in die Pfanne zurück, ſtand auf und ſteckte beide Hände tief in die Taſchen.

„Reemt, ick wull dat partu nich togeben mit de Deern,“ fing der Korbmacher entſchuldigend an, aber ſeine Frau ſchnitt ihm, wie immer, mit ihrer ſtehenden Redensart das Wort ab:

„Du haſt hier nicks to willen un' totogeben! Geſche hett'n Deenſt annoamen: ſe lüſtert' d'rupp. In Wulsdörp bi uſen Quoteersmann, bi Jürke Meins, den nobeln Schandvoaren.“

„Bi den? Un nu känt ji Rullkenpannkoken mit Zirupp eten, wat?“

Reemt drehte ſich auf dem Platze um, wo er gerade ſtand, und verließ die Kathe. Der ruhige Menſch war nur äußerlich ſo gelaſſen, ihm ſchlotterten die Kniee, und ſeine kalten Hände zitterten vor Wut. Auf einem Block des hohen Staueiſes ſetzte er ſich, die Kathe im Rücken, und begann ſich die langen „Schöfels“ wieder unter die Sohlen zu ſchnallen. Mitten in dieſer Arbeit ließ er den Riemen fahren und legte das Geſicht in beide Hände. So blieb er lange.

Damals, unter der entſetzlichen Wucht ſeines Unglücks, hatte er, zum Dank für Domine Claudius' Opfer, ein Gelöbnis gethan und gehalten. Er war ein brauchbarer Menſch geworden, entſchloſſen ſein gegebenes Wort rechtzeitig einzulöſen. Zwar, während all dieſer Wochen hatte das aufgezwungene Ehejoch ihn heimlich gedrückt und gepeinigt bis zur Unerträglichkeit. An Geſche Redlefs lag ihm nicht das Geringſte, im Gegenteil, ihre freche Art ſtieß ihn ab; ihre Hand aber hatte ihm aus ſeiner Not geholfen, nun deutelte er nicht länger, ſondern verſuchte ſich ſtoiſch mit ſeinem trüben Loſe abzufinden.

Von ehrlichem Willen getragen, war er zu Geſche's Eltern eingetreten, und aus ihrem eigenen Munde mußte er erfahren, daß die Tochter, ein halbes Kind noch, ſich freiwillig in die Hände eines zwiefach verächtlichen Feindes gegeben habe: deutſche Art, die fränkiſches Sündenbrot aß. Das wurmte ihn! Eine, die bei Jürke Meins in Dienſt und Lohn ſtand, rührte er mit keinem Finger mehr an. Das hochfahrende Wurſter-Blut ſeiner armen, verſtorbenen Mutter regte ſich plötzlich in ihm, er war froh, daß er in ihrer Heimat lebte und nicht mehr im Moore.

Sein Zorn beruhigte ſich unter dem Einfluſſe dieſer Gedanken. Er ſtellte ſich feſt auf ſeine Schlittſchuh, nahm einen Anlauf in weiten Bogenlinien, ſchwenkte von Vierhaus ab und glitt in ſauſender Fahrt dahin über das ſpiegelblanke Eis nach Würden hinunter, wo die ſchwarzen Brandtrümmer des elterlichen Hauſes ihm finſter entgegenſtarrten. Eiszapfen hingen in den leeren Fenſterhöhlen; auf den verſengten Äſten des alten Weidenbaumes vor der ehemaligen Thür trieben ſich, wie ſonſt, krächzende Krähen umher. Das alles hatten die Franzoſen gethan. Zähneknirſchend wandte Reemt ſeine Augen von dem ſchaurigen Zerſtörungsbilde ab und ſprach ein Haus weiter bei Ohm Ahlers vor.

Was er nur irgend wiſſen und nicht wiſſen wollte aus der Sankt Jürgener Dorfchronik, das erfuhr er bei Ohms redſeliger Frau. Vor allen Dingen, daß es den kleinen Wichtern im Bremer Waiſenhauſe ſo gut gehe, wie noch nie in ihrem Leben bei Vater und Mutter. Und ob Reemt gehört habe, daß die Niederender Bollings wirklich ihre Stelle verkauft hätten und ausgewandert ſeien? Zuletzt kam die ganze Geſchichte von dem „lichtfarigen“ Redlefs-Wicht an die Reihe mit allerhand überflüſſigen Nutzanwendungen. Reemt wußte genug, längſt ehe der Bauer hereinkam und den nämlichen Teig noch einmal auf ſeine Manier knetete. Die Politik vermied Ahlers gänzlich. Seinen Horizont begrenzte das Dorf, ſeine Intereſſen gipfelten im alltäglichen Schlendrian

---

*) Gabel. — **) Poſſenſpiel.

und ſeinen Nörgeleien. Reemt geſchah mit Ohms Enthaltſamkeit den weltbewegenden Fragen gegenüber ein Gefallen. Um keinen Preis hätte er aus ſeinem entwendeten Zeitungsblatte das Geringſte mitgeteilt, ehe Domine Claudius es Wort für Wort geleſen.

Erquickt und durchwärmt verlies er abends ſein heimiſches Dorf mit dem Vorſatze, es ohne Zwang nicht wieder zu betreten. Das mitleidige Dunkel verbarg ihm die unheimliche Brandſtätte, als er pfeilgeſchwind an ihr vorüberglitt und dann zwiſchen den Bracken, in deren einer ſeines Vaters Leben geendet hatte, in gerader Richtung auf Sankt Jürgen zuſteuerte. Sein einfacher Verſtand erklärte ihm nicht, woran es lag, daß ihm jetzt ein unvermitteltes Wohlgefühl den Fuß beſchwingte. Ganz unklar nur ahnte ſein Inſtinkt die Rückwirkung deutſcher Geburt und anerzeugter Triebe, aber eines empfand er ſo deutlich, wie den ſchneidigen Stahl unter ſeinen Sohlen: daß es nach der jüngſten, ruſſiſchen Schreckenskunde für den deutſchen Mann und Jüngling kein höheres Gut mehr auf Erden geben könne, als die Freiheit. Freiheit von allen einengenden Lebensfeſſeln, Freiheit, um zu jeder, auch der ſchwerſten Erlöſungsthat Gut und Blut ohne irdiſche Furcht und weltliche Reue dahin geben zu können.

Indeſſen — herausbringen wollte er es doch, wie es kam, daß er von Geſche Redlefs los und ledig geworden war, ohne daß er ſelbſt das geringſte Wort zur Sache geſprochen hatte. Das bäueriſche Rechtsgefühl in ihm forderte dieſe Erklärung. So ſehr zerſtreute ihn der ungewohnte Gedankenreichtum, daß er noch einmal den Weg zurücklief und ſich dann eine Weile beſann, welche Richtung er nun einſchlagen mußte, um nach Sankt Jürgens zu gelangen. Endlich wies ihm der Mond, der einmal gerade hinter die bekannte Kirchturmſpitze trat und ſie ſchwarz hervorhob, die rechte Straße.

Schon längſt ſpannte der Himmel ſein ſternbeſäetes Zelt von Horizont zu Horizont, und der diamantengegürtete Orion ſtieg zwiſchen den nebelhaften Baumwipfeln des Hammedeiches hervor, zur ſilberflimmernden Milchſtraße hinan, als der Schlittſchuhläufer ſchurrend in der Inſelbucht einfuhr. Am Röhricht ſchnallte er ab und gewann das eisgepanzerte Ufer.

Die Paſtorei lag bereits dunkel und ſchlafend in ihrem buſchigen Garten. Im Giebel des Küſterhauſes jedoch hatte Reemt ſchon von weitem helles Licht ſchimmern ſehen, ſein junger Domine war alſo noch wach. Die Hochzeit hatte er hinter ſich; warum ſollte nun ein guter Freund nicht einſprechen dürfen?

So rüttelte er behutſam an der Hausthürklinke, und die Küſterin, in Haube und Nachtjacke, ließ ihn ein.

## 5. Kapitel.

Das junge Paar hatte den erſten Eheſtandstag in göttlicher Sorgloſigkeit verſchwärmt. Strahlender Sonnenſchein, blauer Himmel, verzuckerte Bäume, die Welt war ihnen ſchöner als das Paradies der Bibel! Leberecht, ein ganz neuer Menſch, unbändig wie ein Knabe, und Chriſtine ſo würdig und ehrbar, als ob ſie geſtern nicht die grüne, ſondern die ſilberne Hochzeit gefeiert habe. Sie ſagte nicht mehr, „liebſter Schatz,“ ſondern „liebſter Mann“, und darin lag ein hübſches Pöſtchen Stolz und Demut zugleich verſteckt.

Faſt nahm ſie's übel auf, daß die Mutter ſchon frühmorgens anpochte, gerade als der „liebſte Mann“ ſich aus nächſter Nähe anſah, wie ſeine Gattin die hohe, goldbraune Flechtenkrone auf ihrem Scheitel ordnete. Aber die Mutter erſchien mit der vermummten Kaffeekanne und dem täglichen Brote dazu.

„Ich dachte mir's wohl, daß mein Stinchen darauf vergeſſen und Sie armen Mann Hunger und Durſt leiden laſſen würde, ohne mich,“ meinte ſie und herzte und bewillkommnete ihr glückliches Kind, als läge ein Weltteil zwiſchen Küſterhaus und Paſtorei und ein Jahrhundert zwiſchen geſtern Abend und heute früh.

„Nun trinkt doch! Setzen Sie ſich her, lieber Sohn; ziert euch um meinethalben nicht,“ ermahnte ſie. „Gleich geh' ich wieder, Kind, und dann ſchick' ich dir Beta zum Helfen, damit ihr bald hinüberkommen und dem Vater die Hand küſſen könnt. Er thut ganz gefährlich vor lauter Ungeduld.“

„Erſt müßt' ich doch unſer Eſſen bedenken, beſte Mutter,“ meinte Chriſtine ſorgenvoll, aber die Mutter ſchlug entrüſtet die Hände zuſammen.

„Am erſten Tag nach der Hochzeit ſelber kochen, als wärſt du eine Häuslingsfrau? Das fehlte mir noch! Unſere Gäſte ſeid ihr! Oder willſt du ſchon ganz flügge ſein und nichts mehr vom alten Neſte wiſſen?“ fragte ſie, und der kleine Scherz klang ſo ernſthaft, daß Chriſtine ſich verteidigte, wie es der ſchlimmſten unter König Lears böſen Töchtern eher angeſtanden hätte, als ihr.

Es that not, daß Leberecht ſein Regiment gleich mit dem Früheſten antrat und erklärte, der Beſuch beim Vater ſolle ſofort gemacht werden. Morgen ſei Sonntag, und er müſſe ſeine Predigt ſchreiben.

So geſchah es denn, und während Vater und Sohn noch eine Amtsfrage beredeten, flog Chriſtine in ihren Giebel zurück, um mit Beta zu räumen und zu ordnen aus Leibeskräften, damit ihr eigener, himmliſch guter und kluger Domine das tadelloſeſte Arbeitsplätzchen unter der Sonne für ſeine Predigt finde.

Dann ging der ſchöne Tag roſig und heiter zur Ruhe, und die beiden, die ihn genoſſen hatten, gleich den Lilien auf dem Felde, ſonder Sorge und Plage, ſaßen beim Schein ihrer zweiten Wachskerze an Leberechts Schreibtiſch beiſammen, genau ſo, wie Chriſtine ſich's geſtern Abend heimlich ausgemalt hatte, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſelber weder leſen, noch nähen, noch ſpinnen mochte. Müßig lagen ihre Hände im Schoß übereinander, und ſie ſchmiegte ſich ſo feſt und nahe, wie es irgend anging nach den Geſetzen des Raumes, in ihres Gatten umſchlingenden Arm.

Sie atmete kaum und redete kein Wort vor lauter Ehrfurcht und Begeiſterung; denn er las ihr ſeine vollendete Predigt vor, halblaut und ohne Kanzelpathos, ſo, als rede er zu ihr allein jene ſchwungvollen Worte, die das Licht prieſen. „Das wahrhaftige Licht, welches alle Menſchen erleuchtet, die in dieſe Welt kommen!“ Die Liebe hatte er als dieſes Licht erkannt, ſie, die doch nicht ausſtirbt, allem Unglück und Druck und aller Schuld auf Erden zum Trotz, ſie, die der Thränenſaat Freudenernte verheißen hat und die denen allen offenbar wird, welche an ſie glauben.

Darüber wollte er morgen, am dritten Weihnachtstage, reden, und Chriſtine warf ſich in ſeine Arme und dankte ihm bewegt, denn ſie wußte und fühlte, daß es ihre Liebe war, die er als ſein Gottesgeſchenk und ſeine Himmelsgnade pries.

Darauf ward die Predigt beiſeite ins Schubfach gelegt bis morgen, und ſie freuten ſich nochmals über ihren Lichtſchirm mit den hehren Zeitjungfrauen und ſchelmiſchen Amoretten. Und richtig, nun waren ſie wieder bei ihrem ewig neuen und reizenden Frageſpiele angelangt:

„Liebſt du mich? Wie liebſt du mich?“

Da ſcharrte ein ſchwerer Fuß draußen behutſam auf der Binſenmatte vor der Thür, eine Hand taſtete im Finſtern nach der Klinke und klopfte mit leiſem Finger. Ohne das „Herein“ abzuwarten, trat der lange Reemt zu den Glücklichen ins Stübchen.

„Reemt!“

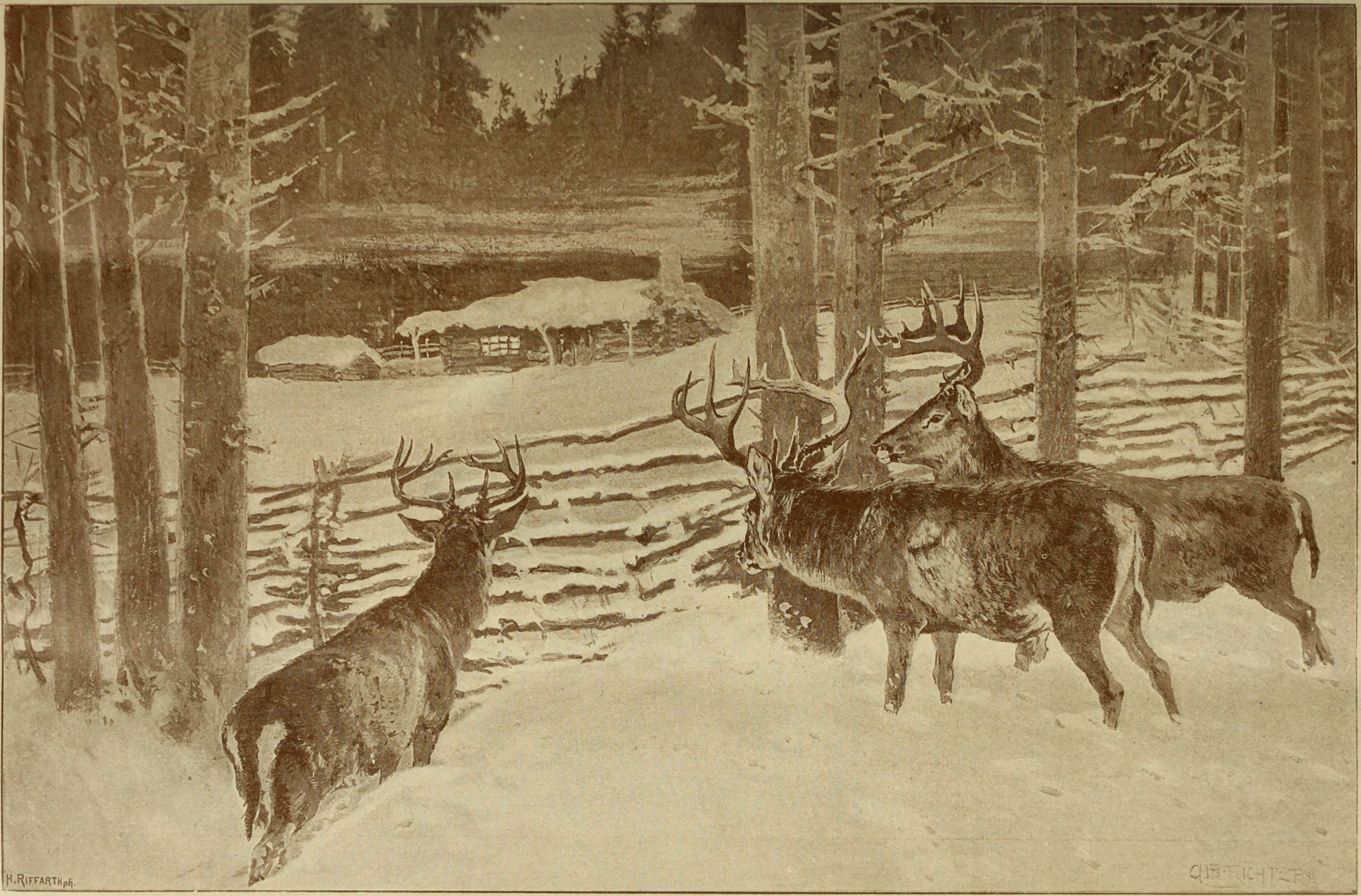
„Wahrhaftig — Reemt Arend! Seh' ich denn recht? Und ſo ſpät! Junge, woher kommſt du?“

„Van Dingen upp Schöfels. Ick woll' Domine gralleeren, un' Ähr ok, Mummſell Stinchen. Dat's van avends mooi Wäer. Ick heww Em wat to bringen, Domine, un' Kumpelmenten van Muſchü Volkmar un' van ſien' Ävenmaat*).“

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Kamerad.


H. RIFFARTH ph.
A. RICHTER

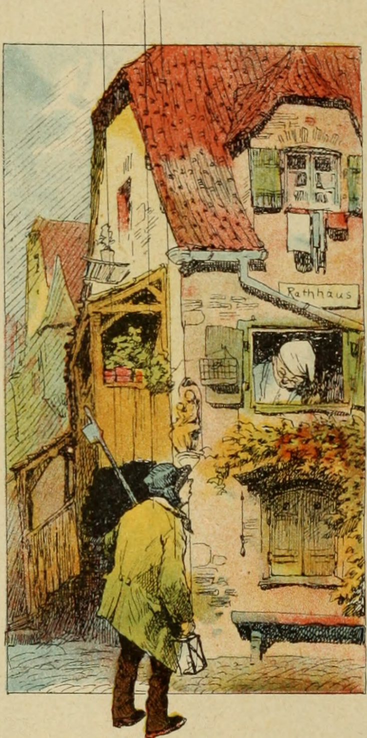
Chriſtabend im fernen Weſten. Originalzeichnung von Albert Richter

# Ein Muſentempel für die Kleinen.

Von F. v. Oſtini.

Mit Illuſtrationen von Paul Hey.

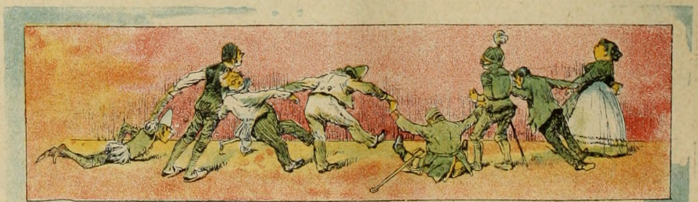
Nördlich vom Münchener Centralbahnhof liegt ein großer, viereckiger Anger. Dort ſtehen inmitten von aufgeſtapeltem, altem Bauholz und Pyramiden von jenen Granitwürfeln, welche zur Pflaſterung unſerer Straßen dienen und unſere Stiefel und Nerven ruinieren, zwei Kunſttempel, die an architektoniſcher Schlichtheit von keiner Scheune übertroffen werden: der Atelierbau, wo Meiſter Adolf Hildebrandt die Modelle für einen demnächſt hier zu errichtenden Monumentalbrunnen fertigt, und „Papa Schmids“ Marionettentheater.



Nachtwächter Schneck: „Aufgemacht, runtergeſchaut, weckt's den Bürgermeiſter auf!“
Bürgermeiſter in der Zipfelmütze: „Was gibt's da drunten? wer unterſteht ſich, mich in meiner amtlichen Ruhe zu ſtören?“
Aus: „Kaſperl bei den Wilden.“

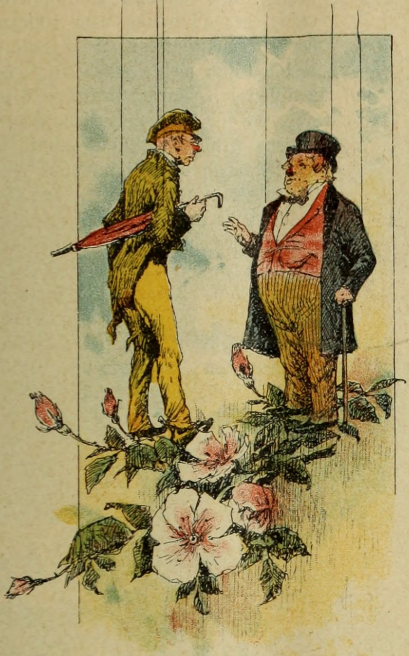
Man darf dieſe letztere ſchlichte, graugeſtrichene Bretterbude wirklich einen Kunſttempel nennen, denn Kunſt, vielmehr jede Kunſt, wird hier geübt, und wenn der liebenswürdige, alte Mann, der da regiert, zum letztenmale ſeine Thüre und dann ſeine Augen geſchloſſen haben wird, was der Himmel unſerer Kinderwelt zuliebe noch recht lang verhüten möge, ſo wird vielleicht etwas zu Ende ſein, was ſeinesgleichen ſich nicht wiederfindet in deutſchen Landen. Für das Puppenſpiel fehlen den Kindern unſerer Zeit ja leider gemeiniglich zwei Dinge: Phantaſie und Naivetät, und wenn die Puppen auch künſtlich genug gemacht ſind, um die Vorſtellungskraft zu täuſchen, ſo gebricht es doch zumeiſt am rechten Sinn für die aufgeführten Stücke. Unſere ABC-Schützen dünken ſich ſchon über die Wunder der Märchenwelt erhaben, und auch die Mehrzahl unſerer Väter brummt wohl „dummes Zeug“, wenn vom Beſuch eines Marionettentheaters die Rede iſt. So kommt es, daß die kleine Bühne bei den Granitbergen am Münchener Centralbahnhof nur einmal in der Woche ihre Pforten öffnet, obwohl ſie es verdiente, alle Tage bis auf das letzte Plätzchen gefüllt zu ſein. Künſtleriſcher Sinn herrſcht hier, wie oben geſagt ward, in allem und allem. Die Puppenköpfe ſind von Künſtlern geſchnitten und bieten zum teil Typen, wie ſie kein Charakterſpieler vom Fach origineller geſtalten könnte; die Dekorationen ſind von Künſtlern gemalt, von Gott begnadeten Poeten ſind die Stücke geſchrieben, von richtigen Muſikern iſt die Muſik dazu komponiert, und last, not least, der Mann, der ſeit dreiunddreißig Jahren dieſer Puppenbühne vorſteht, gibt, was künſtleriſches Empfinden betrifft, kaum irgend einen Hofbühnenleiter etwas nach.

Die Entſtehungsgeſchichte des kleinen Theaterchens iſt merkwürdig genug, denn ſein Erbauer war trotz des unleugbar ſehr friedlichen Charakters dieſer Schöpfung ein bayriſcher General. General Wilhelm von Heydeck, auch als Schlachtenmaler von Bedeutung, hat das Puppentheater mit einem Teil der Figuren und Dekorationen zuerſt für ſeine eigene Liebhaberei und das Ergötzen ſeiner Freunde verfertigt. Von ihm hat es Papa Schmid erworben und am 5. Dezember 1858 eröffnet. Es hat ſeitdem vielen, vielen Tauſenden von Großen und Kleinen Freude gemacht. König Ludwig I. hat es nicht verſchmäht, auf dieſen Bänken Platz zu nehmen, und jedes Mitglied unſeres Königshauſes hat die Wunder dieſer Bühne in ſeinen Kindertagen beſtaunt. Aber auch die Gönnerſchaft der Fürſten der Kunſt fehlte ihr nie. Franz von Kobell, Graf von Pocci und mancher andere aus dem prächtigen Kreiſe, dem ſie angehörten, haben Stücke dafür geſchrieben, wobei ſie ſicherlich nicht an Lorbeerkränze und Tantiemen dachten, haben auch ſonſt das Theater in jeder Weiſe gefördert, und Pocci hat überhaupt erſt ſo recht den Typus jener Figur geſchaffen, welche heute noch ſein spiritus rektor iſt: den Kaſperl Larifari, die luſtige für ſüddeutſchen Humor unendlich charakteriſtiſche Figur aller Stücke des Marionettentheaters. Es iſt nicht der rohe Jahrmarkts-Hanswurſt, deſſen ganzer Witz in Grobheit beſteht, es iſt ein urgemütlicher, etwas epikuräiſch geſinnter Kobold, ſtets aufgelegt zum Eſſen und Trinken und zu allerlei dummen Streichen, ſowie zu höchſt merkwürdigen, tiefſinnigen und überraſchenden philoſophiſchen Geſprächen. Er tritt meiſt als dienende Perſon in die Handlung, gibt ſich ſehr oft für ſeinen Herrn aus, gerät in allerlei Schwulitäten, wobei er wegen ſeiner etwas ſtark ausgebildeten Fürſorge für den Magen oft ſchlimm an Durſt und Hunger zu leiden hat, und wird ſchließlich meiſtens durch überirdiſche Eingriffe in der zwölften Stunde noch paſſabel aus der Affaire gezogen. Als ſolche Perſönlichkeit findet er ſeinen Platz ſogar im „Doktor Fauſt“ und in den poeſievollſten deutſchen Märchen. In vielen Stücken iſt er aber auch die Hauptperſon. Graf Pocci hat nicht weniger als ſechs Bändchen ſolcher luſtiger Kaſperliaden und Märchenſpiele geſchrieben*). Er führt ſeinen Helden weit in der Welt umher und läßt ihn allerlei Gefahren beſtehen. In „Kaſperl unter den Wilden“ leidet der als Matroſe gepreßte Kaſperl Schiffbruch und wird an eine wilde Küſte verſchlagen. Dort läßt er ſich von einem deutſchen Naturforſcher als Diener anwerben, wird aber an der Erfüllung ſeiner neuen Berufspflichten dadurch gehindert, daß ihn Wilde gefangen nehmen und in ihrer Weiſe zu einem Diner einladen, bei welchem er ſelbſt als Braten figurieren ſoll. Schon ertönt der ſchauerliche Geſang, mit welchem die Menſchenfreſſer die Zubereitung des armen Kaſperl einleiten wollen, da entſteigt — die Handlung ſpielt am Meeresſtrande — der Waſſergott Neptun den Wellen und entführt den Ge-



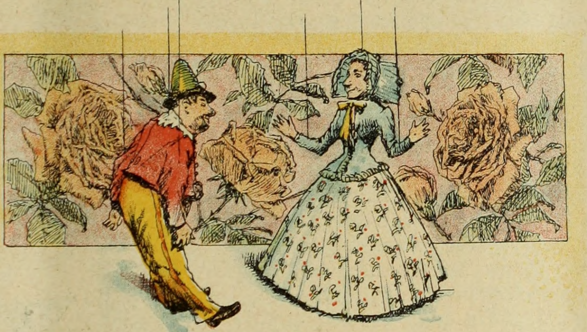
---

*) „Luſtiges Komödienbüchlein“ von Franz Pocci, neue Ausgabe in ſechs Bänden mit Bildern vom Verfaſſer. München, Verlag von E. Stahl.



Schneider Böck und Rat Dickerl.

fangenen gegen das Verſprechen, nie mehr eine Maß Bier trinken zu wollen, auf einem Delphin. Wie wenig Ernſt es dem Schlingel mit ſeiner Beſſerung iſt, beweiſt folgende Stelle aus deſſen darauf folgendem Monolog: „Aber ang'führt hab' ich den Waſſermayer doch! Ich hab' geſchwor'n, daß ich nicht eine Maß Bier mehr trink'; ja freilich nicht eine, ſondern möglichſt mehrere, denn eine Maß hat mir ohnehin nie gelangt!“ Vergnügt kehrt unſer Held zu ſeiner geſtrengen Frau Gretl in die Heimat zurück, um ſich dort redlich und ausgiebig zu nähren.



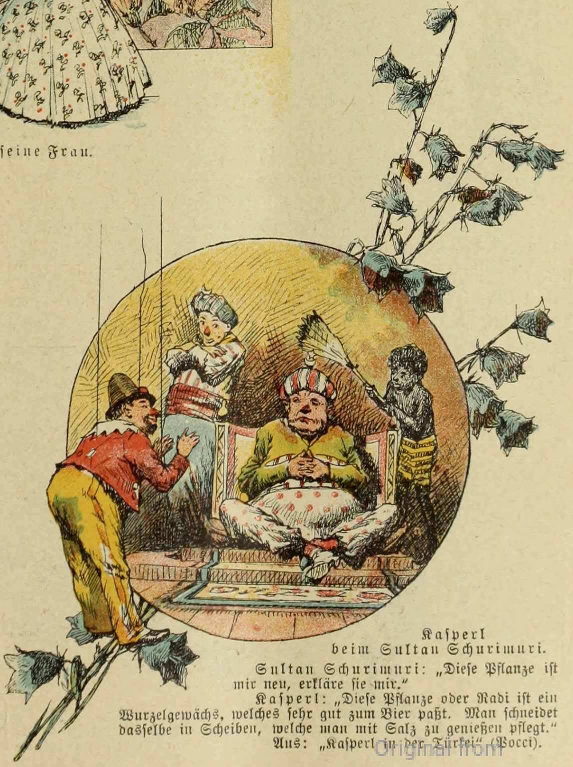
Kaſperl und ſeine Frau.

„Kaſperl in der Türkei!“ Freund Larifari gerät in türkiſche Gefangenſchaft und gibt ſich dort als Profeſſor der Botanik oder, wie er ſich ausdrückt, als Doktor der Blimiblamiſophie aus. Der Sultan beauftragt den abſonderlichen Botaniker mit der Kultur des Sommerrettigs in ſeinen Gärten, und Kaſperl befindet ſich nun zwar in hohem Rang, aber leider nicht in Freiheit. Kaſperl, der in großer Verlegenheit iſt, weil er die Rettige zur befohlenen Zeit nicht liefern kann und die Baſtonade zu gewärtigen hat, findet eine Leidensgenoſſin in der Leibmohrin Mimikatzi, einer ſchwarzgefärbten Abendländerin. Sie beſchließen, miteinander zu fliehen, und Kaſperl, der es überhaupt mit Leib und Leben nicht ſehr genau nimmt, erſchlägt den dazu kommenden Sultan mit einem Knüppel.

In „Kaſperl als Porträtmaler“ und in „Kaſperl als Profeſſor“ kommt ein Motiv zur Verwendung, daß ſeinerzeit auch genügt hat, Herrn L'Arronge einen Rieſenerfolg und ein Vermögen zu verſchaffen. Wie in deſſen „Doktor Klaus“ gibt ſich der luſtige Diener nämlich in Abweſenheit ſeines Herrn für letzteren aus und verübt in ſolcher unerbetenen Stellvertretung allerhand tolle Streiche. Nebenbei führt der Autor in beiden Stücken manchen Hieb, der zeitgenöſſiſche Perſönlichkeiten und Bewegungen in Kunſt und Wiſſenſchaft trifft. In „Madame Kaſperl“ werden unſeres Freundes eheliche Leiden geſchildert, in „die Prüfung“ überzeugt ſich derſelbe dadurch, daß er ſich tot ſtellt, von der ehelichen Treue ſeiner Gattin. In „Kaſperl als Nachtwächter“ ſchlägt ſich Kaſperl Larifari, welcher die Stelle des Nachtwächters vertritt, mit dem Vollmond und ſchließlich ſogar mit dem Gevatter Tod herum, in „Kaſperls Heldenthaten,“ einem „Ritterſtück aus dem finſteren Mittelalter“ erlegt der Held nacheinander einen Eremiten und den Zauberer Muriſchuripixtimixtiſtopheles und macht auch mit dem Teufel ſelbſt Bekanntſchaft. Der Gottſeibeiuns gibt Herrn Kaſperl übrigens in vielen anderen Stücken arg zu ſchaffen, und unter Papa Schmids „Perſonal“ befindet ſich eine Reihe von Teufelsgeſtalten von wahrhaft erſchrecklichem Exterieur.

Eines der Zauberſpiele führt den abſonderlichen Namen „Schuriburi Buriſchuribimbampuff“ und ſchildert die Erlebniſſe Kaſperls im Schacht eines Bergwerks und ferner die Art und Weiſe, wie Kaſperl zu ſeiner Gretl kommt. Dieſe ſchon oben erwähnte Gretl iſt ihrem Gatten manchmal recht unbequem, nicht zum wenigſten dadurch, daß ſie ſeine ſtark materielle Geſinnung teilt und ihren wohlgemeſſenen Part an den kulinariſchen Genüſſen fordert, die das wechſelvolle Schickſal dem Ehepaar darbietet. Auch nach China wird Kaſperl verſchlagen, zu den Indianern und Patagoniern kommt er, und nicht nur von Ort zu Ort, ſondern auch von einem Jahrhundert ins andere verſetzt ihn im Handumdrehen das Geſchick. So dient er bald dem Ritter Blaubart, bald irgend einem anderen verdächtigen Rittersmann.

Mit beſonderer Vorliebe entnahm, wie erwähnt, Pocci ſeine Stoffe der deutſchen Märchenwelt, und was ſich da irgendwie verarbeiten ließ, wurde von ihm und anderen namhaften Männern, wie Doktor Harleß, Hofmedikus Koch, Franz von Kobell, Freiherr von Gumppenberg und anderen in dramatiſche Form gebracht. So ſpielen dort u. a.

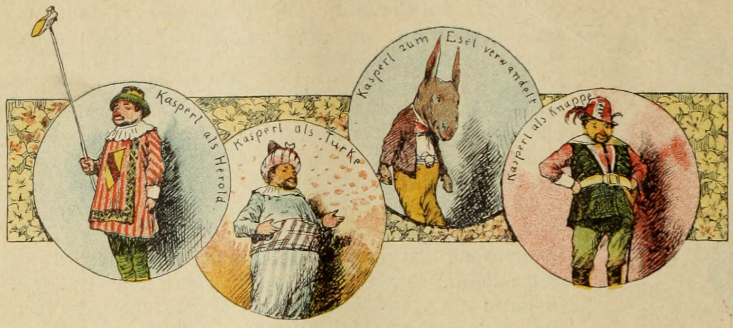


Kaſperl
beim Sultan Schurimuri.

Sultan Schurimuri: „Dieſe Pflanze iſt mir neu, erkläre ſie mir.“

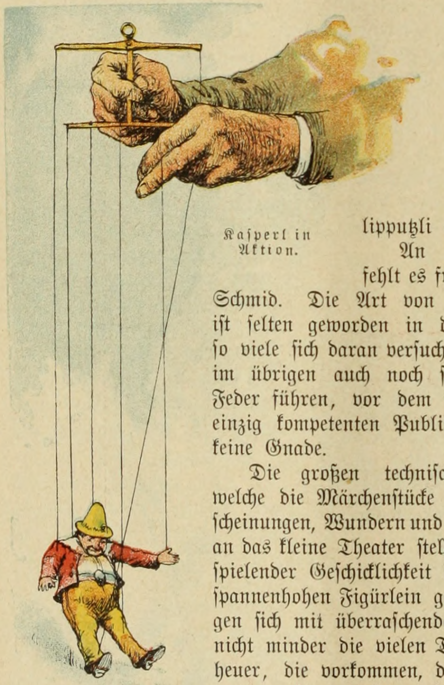
Kaſperl: „Dieſe Pflanze oder Radi iſt ein Wurzelgewächs, welches ſehr gut zum Bier paßt. Man ſchneidet dasſelbe in Scheiben, welche man mit Salz zu genießen pflegt.“

Aus: „Kaſperl in der Türkei“ (Pocci).



Kaſperl in verſchiedenen Rollen.

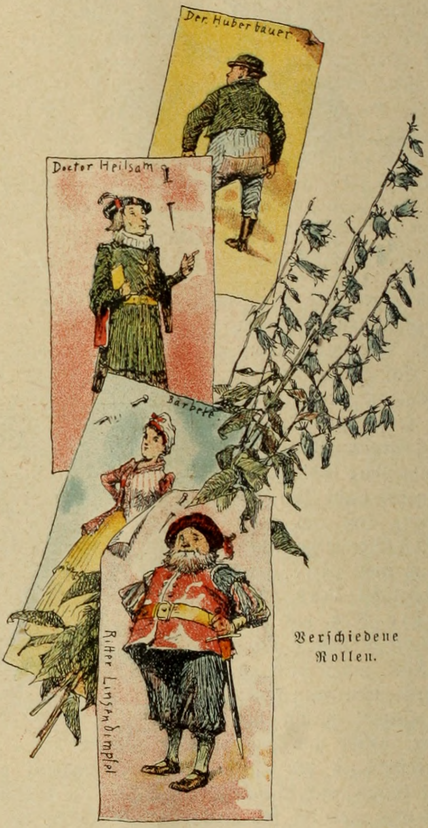
Waldkönig, Laurin, Rotkäppchen, Blaubart, die ſtolze Hildegart, Dornröschen, Aſchenbrödel, die ſieben Raben, König Droſſelbart, der geſtiefelte Kater. Das Stück Doktor Fauſt wird — allerdings mit ſtarken Strichen in usum delphini, denn das alte Puppenſpiel enthält gewaltige Derbheiten — nach dem Simrockſchen Fauſtbuch gegeben. Statt des einen Mephiſtopheles kommt eine ganze Schar von böſen Geiſtern vor: Auerhahn, Aſtarot, Megära, Haripax, Polymor, Asmodeus, Vitzlipputzli und Xerxes.



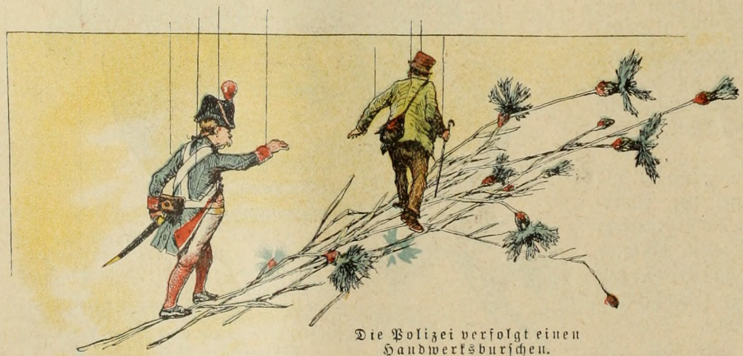
Kaſperl in Aktion.

An neuen Stücken fehlt es freilich für Papa Schmid. Die Art von Poccis Humor iſt ſelten geworden in der Welt, und, ſo viele ſich daran verſuchten, mochten ſie im übrigen auch noch ſo gewandt die Feder führen, vor dem in dieſem Falle einzig kompetenten Publikum fanden ſie keine Gnade.

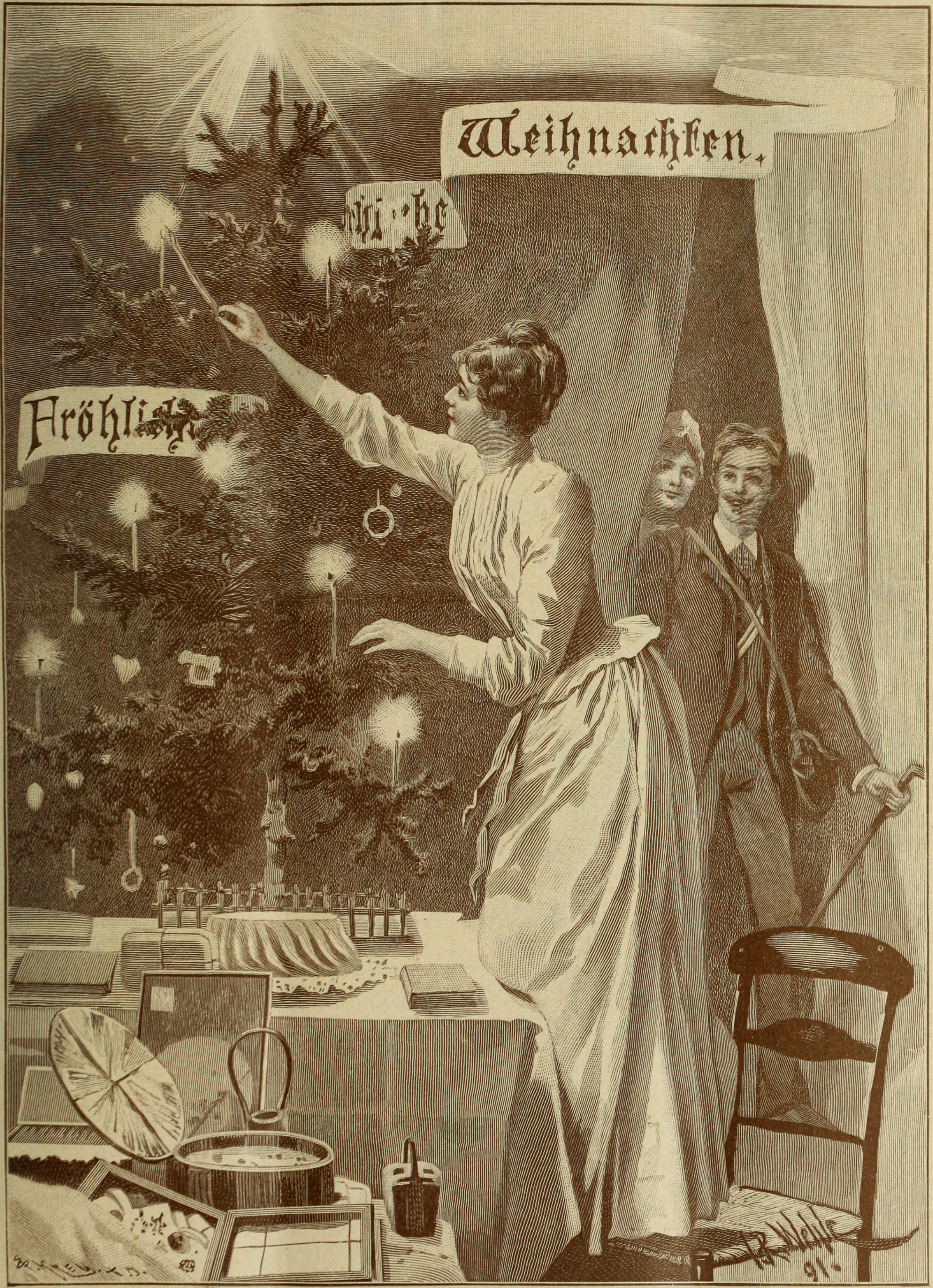
Die großen techniſchen Anſprüche, welche die Märchenſtücke mit ihren Erſcheinungen, Wundern und Verwandlungen an das kleine Theater ſtellen, werden mit ſpielender Geſchicklichkeit bewältigt. Die ſpannenhohen Figürlein gehen und bewegen ſich mit überraſchender Natürlichkeit, nicht minder die vielen Tiere und Ungeheuer, die vorkommen, die Naturerſcheinungen, Feuerzauber und Lichtwirkungen aller Art vollziehen ſich aufs frappierendſte, die Verſenkungen und Flugmaſchinen funktionieren ſo tadellos, als wenn irgend ein berühmter Bühnenmeiſter ſie konſtruiert hätte. Das kleine Publikum, das von den Fäden nichts weiß, an denen die Puppen hängen, gerät oft in nicht geringen Schrecken, wenn unter Blitz und Donner die hölliſchen Ungeheuer ans Licht ſteigen, und manches Mal unterbricht den Gang der Handlung vom Zuſchauerraume her ein vielſtimmiges Angſtgewimmer. Es verlohnt ſich wohl, einen Blick hinter die Kuliſſen des Marionettentheaters zu werfen, iſt's doch für die meiſten Menſchen, wenn ſie hinter irgend eine Bühne gucken, als ſchauten ſie durch das Schlüſſelloch eines Wunderlandes. Da hängen um das Gerüſt, auf welchem die Mitſpielenden, die „Figurendirigenten,“ ſtehen, die Figuren für die laufende Vorſtellung, die anderen Puppen — Papa Schmid beſitzt deren heute ein volles Tauſend, und mit jedem neuen Stück mehren ſie ſich — hängen, in kleine Säckchen wegen des Staubes eingebunden, im Speicherraume des Theaters. Die Püppchen, die ſich übrigens auch durch die Kleinheit ihres Formates von anderen ihres Zeichens unterſcheiden, ſind durchweg wahrhaft köſtlich und ſtehen an künſtleriſchem Wert, an Charakteriſtik, an Echtheit des Koſtüms himmelhoch über allem, was in dieſer Beziehung ſonſt geboten wird. Mit wahrhaft rührender Sorgfalt, mit feinſtem koloriſtiſchem Gefühl ſind ſie gekleidet, und beſonders die kleinſtädtiſchen Typen aus Kaſperls eigentlichſter Lebensepoche, aus der Biedermeierzeit, darf man unübertrefflich nennen. Jedes Kleidungsſtück iſt vollkommen ſo genäht und geſchnitten, als wäre es für einen erwachſenen Menſchen beſtimmt, und dazu ſind auch die Größenverhältniſſe der Figürchen vollkommen ebenmäßige, was gerade ſonſt bei Marionetten meiſt fehlt. Unſere Zeichnungen geben ein getreues Bild davon; eine der Illuſtrationen veranſchaulicht auch



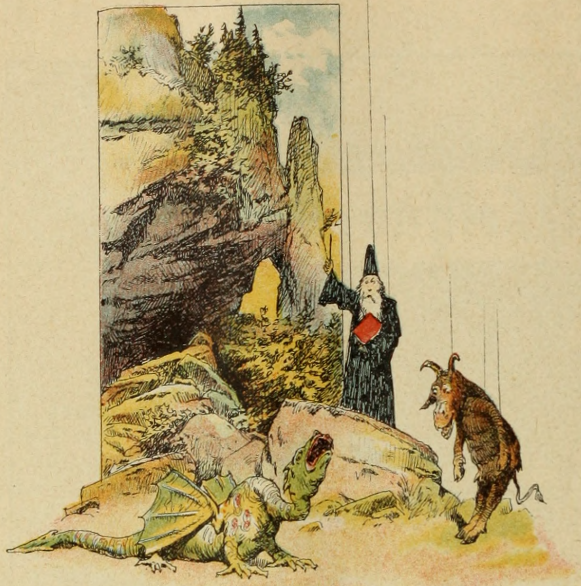
Verſchiedene Rollen.



Die Polizei verfolgt einen Handwerksburſchen.


Fröhli
che
Weihnachten.
R. Wehle 91.

Bei der Beſcherung. Nach dem Gemälde von J. R. Wehle.

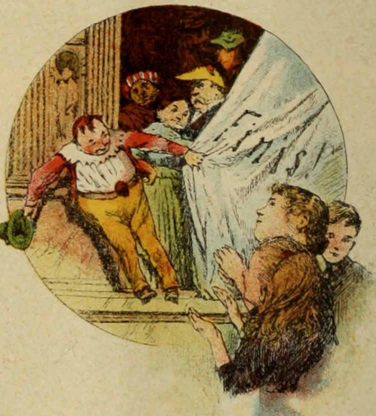


Geiſterbeſchwörung.

die Art und Weiſe, wie die Puppen an ihren ſchwarzen Fäden gelenkt werden.

Gleich Gutes wie von den Puppen läßt ſich von den zahlreichen Dekorationen ſagen. Sie ſind zum Teil unter den Händen berühmter Landſchaftsmaler entſtanden, wie ſchon oben geſagt wurde. Das iſt es ja überhaupt, was dem Ganzen ſo großen Wert verleiht, daß viele über der Mittelhöhe der Menſchheit ſtehende Leute ſich, lediglich aus Intereſſe zur Sache, an dem Werke beteiligten. Vieles geſchah wohl auch dem vortrefflichen Papa Schmid zuliebe, dem es nie zu viel war, einen vollen Tag durch die Gaſſen Münchens zu laufen, wenn es galt, einen guten Puppenkopf oder ein Stückchen feines Tuch für einen Puppenfrack aufzutreiben. Sogar freiwillige Akteure fanden ſich genug und trieben ihr Geſchäft mit einem Eifer und einer Hingebung, als gelte es, Bühnentriumphe zu feiern und Hervorrufe zu ernten. Meiſtens allerdings arbeitet Meiſter Schmid jetzt mit bezahlten Kräften aus allen Schichten der Bevölkerung. Es muß ein eigener Reiz für alle diejenigen im Puppenſpiele liegen, die ſich mit ihm beſchäftigen, und es iſt der kurzweiligen Kunſt eine weit größere Verbreitung zu wünſchen, als ſie jetzt genießt.

Aber es ſollen alle jene die Hände von der Sache laſſen, die nicht wahren Humor, echtes Gemüt und ein tiefes Empfinden für die Herrlichkeiten der Kinderſeele beſitzen. Sie werden die toten Puppen nicht beleben und ihr Publikum nicht bezaubern.



## Heilige Pflanzen des Südens.

Die geſamte antike Litteratur der Griechen und Römer zeigt uns mit keiner Spur, daß die Alten ein Verſtändnis für die Poeſie des Waldes gehabt hätten. Wer die heutigen Canzoni popolari (Volkslieder) des Südens kennt, findet denſelben Mangel. So weit die deutſche Zunge klingt, kennt und ſingt man das Hohelied vom deutſchen Wald; die ſüdliche Poeſie hat keine Strophe, keinen Vers, welcher ſich mit ſolchem deutſchem Liede vergleichen ließe. Dem Deutſchen wird ſein Buchenwald zu einem Tempel mit heiligen Hallen. Der Süden kennt weder einen Buchen- noch einen Tannenwald, wie er keinen Chriſtbaum kennt. In den Volksliedern des Südens wird zunächſt die Palme oft erwähnt, ſie iſt den Dichtern das Bild der ſtolzen Schönheit. Als die heilige Familie auf ihrer Flucht an Hunger zu leiden hatte, ruhte ſie unter einer Dattelpalme, und dieſe neigte ſich demütig vor Maria ſo lange, bis ſie die labenden Datteln gepflückt hatte. Ähnliches leſen wir von der Pinie. Als die heilige Familie ſich auf der erwähnten Flucht befand, war die Lupine noch ein hoher Baum, aber er wollte den armen Flüchtlingen keinen Schatten geben. So waren ſie genötigt, ſich in den Schutz einer Pinie zu begeben, und dieſe ſtreckte ihre Zweige aus, um ſie vor der brennenden Sonne zu ſchützen. Zur Strafe traf nun die Lupine ein Fluch, nach welchem letztere aufhörte, ein Baum zu ſein und ein niedriges Gewächs wurde, die Pinie aber ward von der Madonna geſegnet und gehört von da an zu den ſchönſten Gewächſen des Südens.

Mit der Perſon des Judas Iſchariot, verknüpft die Volkslegende zwei Pflanzen, den Feigenbaum und die Tamarinde. Von einer Seite wird erzählt, daß ſich der Genannte an einem Feigenbaum erhängte. Von da an, ſo lautet die Legende, blüht der Baum nicht mehr. Nach einer anderen Legende war es eine Tamarinde, an der ſich Judas erhängte. Von Stunde an ward dieſer einſt ſtattliche Baum klein und unanſehnlich.

Zweige von Palmen und Oliven werden an jedem Palmſonntag in den Kirchen geſegnet und allgemein im Hauſe befeſtigt, wo ſie als Abwehrmittel gegen alle erdenklichen böſen Einflüſſe, z. B. Krankheiten, dienen. In zahlreichen, dem großen Weltverkehr fernen Städten ſieht man am genannten Tage große Prozeſſionen mit ſolchen heiligen, zauberhaft wirkenden Zweigen, welche der Fiſcher an ſeine Barke heftet und der Landmann in ſein Saatfeld ſteckt. In Sizilien läßt man große Äſte der Oliven weihen und bringt ſie dann aufs Feld, damit letzteres deſto reichlicher Frucht trägt.

Eine Art Heiligen-Nimbus beſitzen auch die Pappel und der Orangenbaum. Aus dem Holz des erſten pflegt man Statuen der Heiligen zu ſchnitzen. Die Kirchen des Südens ſind voll von ſolchen, ſtets bunt bemalten Statuen, welche in neueſter Zeit mit oft prächtigen Kleidern verſehen werden, aber ebenſo zahlreich ſind dieſe kleinen Statuen in den Zimmern. — Aus dem feſten Holz der Orange werden die kleinen Kugeln des Roſenkranzes (Rosario) verfertigt, jenes Kultusgegenſtandes, den im Südlande ein jeder beſitzt und benutzt. — Myrtenzweige dienen, wie in antiker Zeit, dem feſtlichen Kultus. Oft ſah ich, namentlich bei den Feſten der Madonna, Altäre mit ſolchem Schmuck verſehen, ebendasſelbe bei den Feſten der Heiligen. Auffallend iſt, daß eine Braut faſt nie den Myrtenkranz, ſtatt deſſen vielmehr einen Kranz duftiger, weißer Orangenblüten trägt.

Heilig und bedeutungsvoll war im Altertum der Lorbeerbaum. Mit dem Kultus des Apollo, deſſen erſter Tempel von den Hellenen auf der Akropolis von Cumae erbaut wurde, kam auch der Lorbeer nach Italien und nahm im Kultus eine wichtige Stelle ein. Dieſe Bedeutung des ſchönen Baumes iſt noch nicht verſchwunden. Der ſtattliche Lorbeerzweig, welcher den Schmuck aller ländlichen Weinſchenken Süditaliens bildet, erinnert immer noch an die Zeit, als man in Apollo den Alexikakos (Abwehrer des Übels) verehrte und in zahlreichen Fällen werden Lorbeerzweige bei Prozeſſionen benutzt. Auf Sizilien ſind St. Vito (St. Veit) und St. Agatha große Heilige, bei deren Kultus der Lorbeer benutzt wird. Vor Weihnacht bauen die Fruchthändler in Neapel zierliche, bunt geſchmückte Laubhütten aus Lorbeerbäumen, welche dann als Wagenladungen in die Stadt gefahren werden. Mit dem Lorbeerkranz krönte das Mittelalter die großen Dichter auf dem Kapitol, Torquato Taſſo ſtarb, bevor ihm dieſe Ehre zuteil ward. Den Dichtern aber hatte, um mit Schiller zu reden, Apollo den ſüßen Mund der Lieder geſchenkt, und dem Apollo war der Lorbeer heilig, welcher, wie Virgil (Aeneis V, 539) ſagt, das Haupt der Sieger krönte.

Der Baum der Trauer war im Altertum die dunkle Cypreſſe; ſie ſtand an den Gräberſtraßen, ſie war der feierlich-ernſte Schmuck der Grabdenkmäler. Dieſe Bedeutung iſt ihr im Süden bis auf den heutigen Tag geblieben. Jeder Friedhof des Südens iſt mit hohen Cypreſſen beſetzt. Manch liebes Mal habe ich das Rauſchen dieſer oft uralten Bäume vernommen, und mir war es dann, als erzählten ſie mir von vielen Dingen, die einſt waren und bis heute blieben. Ihr Rauſchen ſagte mir: „Die Menſchen ſind, was Menſchen immer waren!“ —

J. Trede.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Die „Anbetung der Hirten,“ unſer diesjähriges erſtes Weihnachtsbild, iſt unſtreitig eine der herrlichſten Schöpfungen der heutigen religiöſen Malerei. An Kraft und Straffheit der Kompoſition ſteht es nicht hinter den beſten Werken der alten Meiſter zurück, denen es auch an Tiefe der Auffaſſung, Innigkeit und Wärme der Empfindung ebenbürtig iſt. Ernſt Zimmermann, der treffliche Münchener Meiſter, hat es nicht nur verſtanden, mit dieſem Gemälde das Auge zu feſſeln, er wußte zu ergreifen: eine echte, wahrhaft chriſtliche Weihnachtsſtimmung ſpricht aus dem ſchönen Bilde.

In den „fernen Weſten“ Amerikas führt uns das Richterſche Bild. Es iſt Weihnachtsabend. Aus der ſtillen Farmerhütte leuchtet, ein liebes Erinnerungszeichen an die ferne Heimat, der Chriſtbaum über die Landſchaft, und ſtaunend lugen die mächtigen Wapitis, welche ſoeben auf die Waldlichtung hinaustraten, zu dem milden Schein hinüber. Draußen Eis und Schnee und Wildnis — drinnen im warmen Blockhaus aber falten ſich die Hände zum Gebet, und jubelnde Kinderſtimmen klingen zum deutſchen Weihnachtsliede zuſammen.

## Naturkunde.

Die Tiefſee-Unterſuchungen des Fürſten von Monaco haben außer der Beſtätigung der Thatſache von dem Vorhandenſein einer großen und eigenartigen Fauna auf dem Meeresgrunde neuerdings noch ein anderes überraſchendes Reſultat gezeitigt: ſie haben nämlich bewieſen, daß Tierkörper in großen Meerestiefen der Fäulnis nicht unterworfen ſind oder ſich doch mindeſtens ſelbſt bei monatelangem Liegen friſch erhalten.

## Ausſtellungsweſen.

Die optiſche Anſtalt von Poeller in München beſchickt die Ausſtellung in Chicago mit einem Rieſenmikroſkop, welches die Bilder 11000 Mal, ja, wenn man die Linſe in Vaſelin taucht, 16000 Mal vergrößert. Mit Hilfe einer Bogenlampe von 11000 Kerzen werden die Bilder auf einen Schirm geworfen. Hierbei erſcheint ein kaum mit den bloßen Augen wahrnehmbarer Eſſigwurm 30 Meter lang, und das feinſte Mehl wie grober Kies.

Die kunſtgeſchichtliche Geſellſchaft in Berlin plant für das Frühjahr eine Rokoko-Ausſtellung von Kunſtwerken aus Berliner Privatbeſitz als Bildern, Möbel, Porzellan, Bronzen 2c. Man hofft auf Beteiligung des Königlichen Hauſes, deſſen Reichtum an Kunſtwerken aus der Zeit des Rokoko unüberſehbar iſt.

## Volkswirtſchaft.

Die gewaltigen Fortſchritte der elektriſchen Kraftübertragung, wie ſie auf der elektriſchen Ausſtellung in Frankfurt a. M. dem Publikum vorgeführt wurden, gab dem in Berlin beſtehenden „Bund für Bodenbeſitzreform“ vor kurzem Gelegenheit, ſich mit der Frage der Verſtaatlichung der Waſſerkräfte zu beſchäftigen. Die elektriſche Kraftübertragung würde, ſo betonte ein Mitglied jenes Vereins, binnen kurzem dazu führen, daß die Induſtrie und beſonders das Kleingewerbe ſich der zahlreichen im Lande befindlichen Waſſerkräfte bedienen könne. Es wäre wichtig, rechtzeitig zu verhindern, daß die Spekulation ſich der Waſſerkräfte bemächtigte, um ſie dann erſt gegen Monopolpreiſe der Arbeit zu überlaſſen. Es ſolle dahin geſtrebt werden, daß dieſelben dem Gewerbetreibenden billig verpachtet werden. Der Verein beſchloß, dem Reichstag eine dahinzielende Petition zu übergeben.

## Schiffahrt.

Seit geraumer Zeit waren Beſtrebungen im Gange, ein einheitliches Ruderkommando auf der deutſchen Handelsmarine einzuführen, da die Bezeichnung „Steuerbord“ bez. „Backbord“ vielfach zu Irrtümern, ja ernſten Kolliſionen Anlaß gab. Kürzlich ſcheinen dieſe Beſtrebungen zum Abſchluß gelangt, da der deutſche nautiſche Verein beſchloß, das ſchon von der Marine und den größeren Dampfergeſellſchaften acceptierte Kommando „Rechts“ — „Links“ 2c. zur allgemeinen Annahme zu empfehlen.

## Chirurgie.

Selten nur gelang es bisher, vollſtändig vom Körper abgetrennte Teile wieder zum Anwachſen zu bringen. Daß dies aber ausnahmsweiſe möglich iſt, bewies ein neulich durch Profeſſor Gluck der Berliner med. Geſellſchaft vorgeſtellter Fall. Ein Schlächter hatte ſich mit einem Beile die Endglieder zweier Finger abgehackt. Der Arzt, der vierzig Minuten nach der Verletzung hinzugerufen wurde, hob die am Boden liegenden Teile der Finger auf, desinfizierte ſie, ſchnitt die vorſtehenden Enden der Knochen ab und führte dann ſorgfältig die Naht aus. Durch dieſelbe iſt eine vollkommene Anheilung zu ſtande gekommen. Allerdings iſt die Empfindlichkeit in den verletzten Teilen erſt ein halbes Jahr nach der Anheilung wiedergekehrt, doch iſt ein Längenunterſchied der verletzten Finger den übrigen gegenüber nicht vorhanden.

### Fröhliche Weihnachten.

(Zu dem Bilde auf S. 189.)

Endlich habt ihr doch ein Ende,
Winterfahrt und Flockengraus!
Seid gegrüßt, ihr Mutterhände!
Sei gegrüßt, mein Vaterhaus!

Seid gegrüßt, ihr goldnen Herzen,
Endlich 'mal ein Wiederſehn!
Bäschen zündet ſchon die Kerzen?
Leis und lautlos ſoll ich gehn?

Auf den Zehen ſoll ich ſchreiten,
Ein verſtohl'ner heil'ger Chriſt?
Wunderholde Heimlichkeiten!
Weihnachtsduft und Weihnachtslicht.

Und dazu am roten Fädchen
Stiller Liebe Heimlichkeit!
Grüß dich Gott, herzliebſtes Mädchen!
O du ſchöne Weihnachtszeit!

Frida Schanz.

## Landwirtſchaft.

Außer dem Maisbrote, deſſen Einführung als billiges Volksnahrungsmittel bei uns von gewiſſer Seite befürwortet wird, empfiehlt man neuerdings das Daribrot. Dari iſt eine aus Syrien, Ägypten und Südafrika ſtammende Hirſeart, welche, gemalen und zur Hälfte mit Weizenmehl vermiſcht, ein gutes Brot geben ſoll. Das Darimehl, weſentlich billiger als Weizen- oder Roggenmehl, wird in Holland und Belgien zur Branntweinbrennerei benutzt.

## Jagd.

In Ergänzung unſerer Mitteilung in Nr. 7 über den Biber teilen wir noch folgendes mit: Biber finden ſich in Deutſchland in wenigen Exemplaren noch an der oberen Donau, am Lech und in den Iſarauen. Zahlreicher kommen ſie noch vor an der mittleren Elbe, im preußiſchen Sachſen und in Anhalt, wo alljährlich einige Exemplare geſchoſſen werden. In den Elbauen bauen ſie auch noch Burgen. In Preußen kommen ſie beſonders in der Oberförſterei Lodderitz und bei Wartenburg auf dem Beſitztum des Grafen Hohenthal-Püchau vor, der ſie auf beſonderen Wunſch unſeres Kaiſers ebenſo ſchont, wie ſie in den königlichen Forſten geſchont werden. Denſelben Schutz läßt ihnen auch der regierende Herzog von Anhalt angedeihen. So erſcheint ihre Erhaltung in den Elbauen geſichert, wenn ſie auch außerhalb ihres Schutzgebietes unnachſichtlich gejagt und erlegt werden. J. Tr.

## Handel und Verkehr.

Die große transkontinentale Eiſenbahn, welche das Feſtland von Auſtralien von Süden nach Norden, von Adelaide bis Port Darwin, durchqueren ſoll, iſt jetzt in einer Länge von 1188 Kilometern fertig geſtellt. Da indeſſen die Geldmittel für den Weiterbau fehlen, ſo verhandelt die Regierung der auſtraliſchen Kolonien mit einem Syndikat engliſcher Kapitaliſten, welches gegen Überweiſung beträchtlicher Landflächen den Ausbau der Bahn übernehmen will.

Die nordamerikaniſchen Spekulanten und Kapitaliſten hoffen durch den Bau einer Bahn, welche vom Süden der Vereinigten Staaten durch ganz Mittelamerika über Kolumbia nach Ekuador führen ſoll, den Handel Südamerikas in ihre Hände zu bekommen. Man würde dann von New York direkt bis zur alten Inkaſtadt Quito und bald vielleicht auch bis zur Südſpitze von Amerika fahren können.

## Kunſt.

Unſere Leſer erinnern ſich der „Bolsmonogramme,“ Namenszüge F. Bols, die auf Rembrandtſchen Bildern bei einem beſonderen photographiſchen Verfahren Lautners ſichtbar werden ſollten. Eine Stichprobe, die man an Rembrandts „Chriſtus an der Marterſäule“ in der Darmſtädter Großherzoglichen Galerie anſtellte, läßt „Rembrandt f. 1668“ mit großer Schärfe hervortreten, zeigt von einem anderen Zeichen aber keine Spur.

Die Königl. Gemäldegalerie in Dresden hat ihre ſchon ſo reichhaltige und abgeſchloſſene Sammlung von Bildern des XVIII. Jahrhunderts durch ein Porträt von der Hand Sir Joſhua Reynolds, gegen 1760 entſtanden, auf das glücklichſte bereichert. Gemälde dieſes ausgezeichneten engliſchen Porträtmalers gehören in Deutſchland zu den größten Seltenheiten.

Ein angebliches Bild von Chriſtoph Kolumbus iſt vom Frankfurter Generalkonſul der Vereinigten Staaten in einer Venezianiſchen Familie, in deren Beſitz es in den letzten 150 Jahren verblieben war, aufgefunden und nach Chicago übergeführt worden. Es ſtellt Kolumbus dar als etwa 50jährigen Mann mit wohlwollenden Zügen und gebleichtem Haar.

## Buchhandel.

Eine neue Übertragung des Nibelungenliedes ins Hochdeutſche gibt der bekannte Germaniſt und feinfühlige Dichter Dr. G. Legerlotz, Direktor des Gymnaſiums zu Salzwedel, heraus. Die formgewandte und auf den Geiſt der ehrwürdigen Dichtung verſtändnisvoll eingehende Überſetzung wird allgemeine Beachtung finden. (Velhagen & Klaſing. Bielef. u. Leipz. Geb. 3 M.)

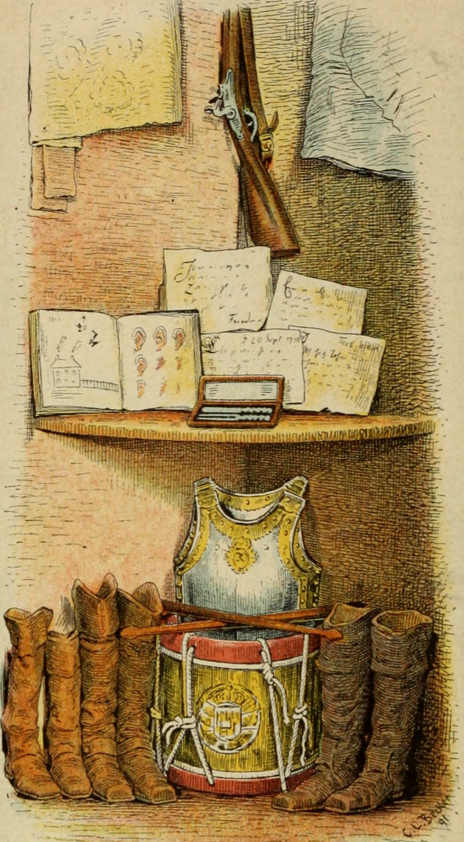
## Andenken an die Jugend Friedrichs des Großen.

Kinderſpielzeuge und Jugendandenken Friedrichs des Großen bilden gewiß einen richtigen Vorwurf für ein kleines Weihnachtsbildchen. Die höchſt merkwürdige kleine Sammlung, welche wir nebenſtehend wiedergeben, befindet ſich im Hohenzollernmuſeum zu Berlin und enthält zunächſt unten zwiſchen einigen Paar Stiefeln eine Kindertrommel und zwei Kinderküraſſe, oberhalb derſelben ein höchſt originelles Zeichenbuch nebſt einer Anzahl Schriftblätter (in verſchiedenen Sprachen), ſowie ein Kinderbeſteck und endlich oben zwei Kleidungsſtücke nnd eine Kinderflinte.

## Kleine Zeitung.

Den Liebhabern eines guten Tropfen Weins, die über den Ausfall der letzten deutſchen Ernte ſehr betrübt ſind, kommt eine gute Kunde aus Italien. Dort hat die diesjährige Weinernte einen Überſchuß von 10 Millionen Hektolitern über den inneren Bedarf ergeben — ein Ertrag, der für uns um ſo mehr ins Gewicht fällt, als der neue Handelsvertrag mit Italien eine nicht unbedeutende Ermäßigung des Weinzolls bringt.

Über die Einwirkung des Anpralls der Ferſe auf den Boden beim Gehen hat der franzöſiſche Militärarzt Colin intereſſante Verſuche angeſtellt und ermittelt, daß die Erſchütterung, beſonders wenn der Fußgänger auf hartem Boden ſchreitet, bei längerer Dauer auf das Knochengerüſt und das Gehirn ſehr nachteilig einwirkt. Dies ſei namentlich bei den Soldaten der Fall, die eine verhältnismäßig bedeutende Laſt tragen. Bei einem Tagemarſch von 35 Kilometern wiederholt ſich die Erſchütterung etwa 40000 Mal, und es ſei dieſem Umſtand, neben der Ermüdung und den häufigen Verletzungen der Ferſe, der öfter eintretende Kopfſchmerz zuzuſchreiben. Zur Abhilfe ſchlägt Colin vor, die Stiefel mit Gummihacken zu verſehen.



Andenken an die Jugend Friedrichs des Großen
im Hohenzollern-Muſeum zu Berlin.

Auf der Weltausſtellung zu Chicago wird eines der eigenartigſten Schauſtücke ein möglichſt getreues Modell des Admiralſchiffes ſein, auf welchem Chriſtoph Columbus zum erſtenmale den Ozean durchquerte. Es iſt nämlich neuerdings gelungen, nach alten Berichten und Zeichnungen ſich ein ziemlich genaues Bild jenes denkwürdigen Fahrzeuges, der „Santa Maria,“ zu geſtalten. Danach ſoll dieſelbe eine Kiellänge von etwa 19 Metern, eine größte Breite von faſt 7 Metern und eine Ladefähigkeit von etwa 130 Tonnen bei einer Bemannung von höchſtens 90 Mann gehabt haben. Die „Karawelle“ hatte in der Mitte einen niedrigeren Freibord, vorn und hinten höhere Aufbaue und führte drei Maſte mit fünf Segeln, welche nach der Sitte der Zeit mit dem Kreuzeszeichen bemalt waren.

Auf der ganzen Erde ſind zur Zeit, einer auf guten Grundlagen ruhenden Schätzung zufolge, gegen 15 Millionen Nähmaſchinen in Gebrauch, eine Zahl, die beſonders ungeheuer erſcheint, wenn man bedenkt, daß die Maſchine erſt ſeit etwa einem halben Jahrhundert in praktiſchem Gebrauch iſt. Jährlich werden etwa 1750000 neue Nähmaſchinen erbaut, davon gegen 500000 Stück in deutſchen Fabriken. Ein ſehr intereſſanter Vortrag des Ingenieur Lind, dem wir dieſe Angaben entnehmen, führt weiter aus, daß die Leiſtungsfähigkeit der neueſten Nähmaſchinenkonſtruktionen derart geſteigert iſt, daß man bei Fußbetrieb jetzt 600, bei Dampfbetrieb bis 3500 Stiche in der Minute machen kann. Übrigens hat ſich gerade die deutſche Nähmaſchineninduſtrie durch die Sorgfalt ihrer Arbeiten eine hochgeachtete Stellung auf dem Weltmarkt errungen: Deutſchland führte z. B. 1890 Nähmaſchinen im Werte von mehr als 6 Mill. Mark aus, während es nur für 2853000 Mark Nähmaſchinen, zum weitaus größten Teil aus England und Nordamerika, importierte.

## In unſerer Spielecke.

### Weihnachtsröſſelſprung.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | ſo | o | lan | er | gen | weil | | |
| | dich | die | ſer | lin | in | de | den | ein | |
| durch | fern | ſee | licht | ren | ger | die | ta | dir | nacht |
| **Es** | vom | für | **der** | die | wie | **men** | ew | gen | **land** |
| völ | es | tag | le | weih | bo | klen | iſt | das | kom |
| him | **iſt** | chen | geht | **früh** | **glom** | iſt | der | **hei** | za |
| li | len | auch | nachts | der | da | ge | dun | men | lie |
| er | mels | **ein** | welt | **ent** | **lings** | ſtern | **der** | dein | len |
| al | ter | leuch | laß | gold | her | das | al | be | mag |
| zelt | pracht | der | **ſtern** | taut | ſah | **hauch** | ſei | eis | all |
| win | tet | da | nen | zen | ner | der | ren | nach | in |

### 1. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſten ſollſt du einſtens ſehn,
Die Lieben dein in Himmelshöh'n,
Wenn deine Toten auferſtehn!
Die Dritte ſoll dereinſt der Glaube,
Wenn er ſich ganz gelöſt vom Staube
Und reif zur Kelter iſt die Traube.
Das Ganze unterm Weihnachtsbaume,
Wie iſt's, da manchem wie im Traume,
Wie an des Paradieſes Saume!
Wie denkt da mancher von den Gäſten:
Geh hin nach Oſten und nach Weſten,
Zu Hauſe iſt es doch am am beſten!

B.

### 2. Zweiſilbige Scharade.

Kaum iſt die Zweite ſtill geſchwunden,
So zieht die Erſte leiſe, leiſe,
Um das Revier rings zu erkunden,
Mit ſcharfem Auge ihre Kreiſe,
Bis ihre Beute ſie gefunden.
Ach, daß des Ganzen ſel'ge Stunden
Im Strom der Zeit ſo ſchnell verrinnen,
O Menſchenherz, du kannſt gewinnen
Das beſte Teil und kannſt geſunden
Darin von allen deinen Wunden!

B.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 11.

### 1. Diagonalrätſel.

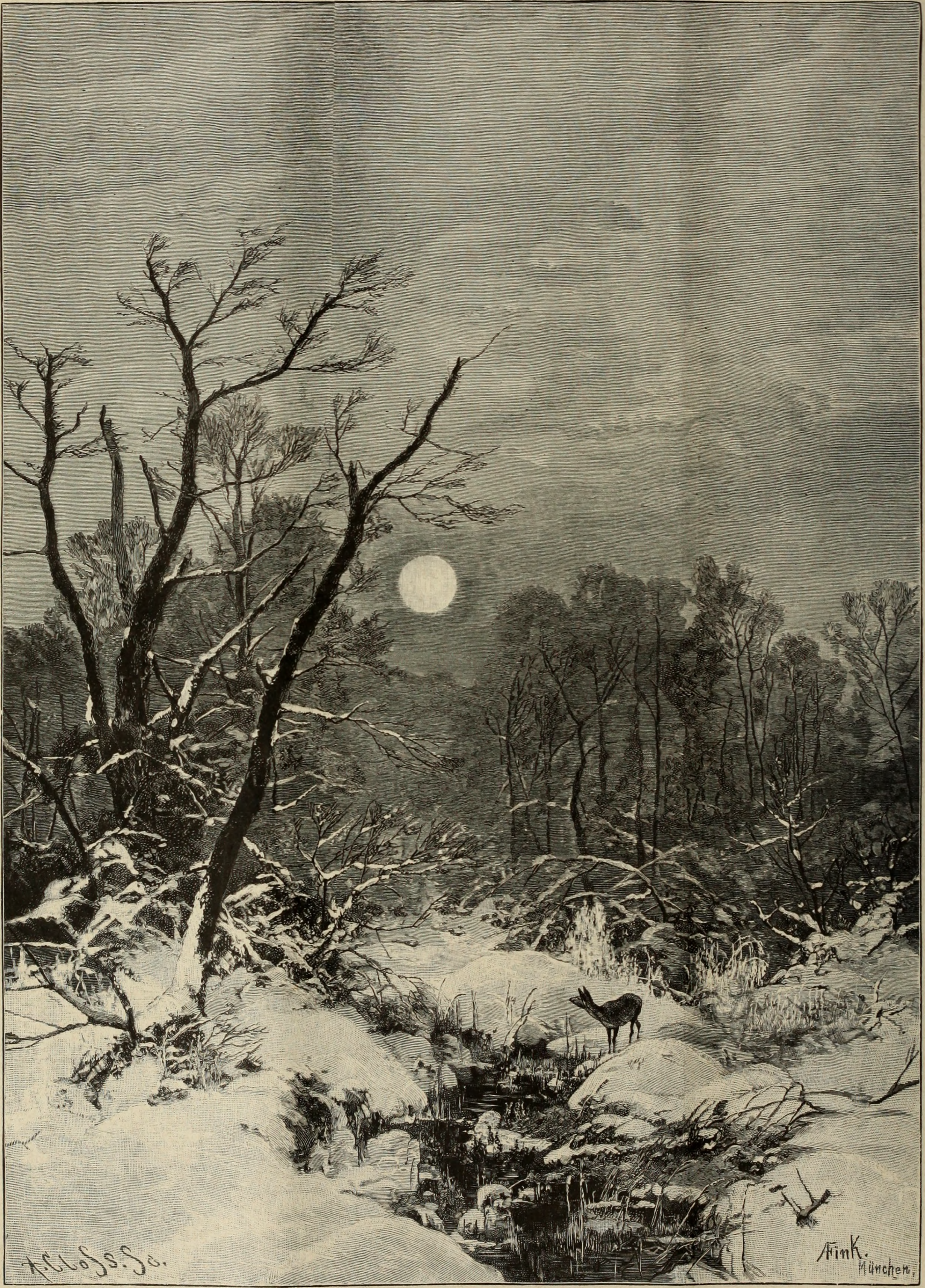
| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| G | r | a | u | N |
| e | r | | i | i |
| r | | a | | o |
| o | r | | n | r |
| K | a | r | a | t |

2. Wechſelrätſel. Sieger, Siegel.

**Inhalt:** Weihnachten. Gedicht von Ernſt Lenbach. — „Chriſtkindle“ bei der „Schnider-Mutter.“ Von Hermine Villinger. — Das Deutſche Weihnachtslied. Von Adolf Schmitthenner. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. — Ein Muſentempel für die Kleinen. Von F. von Oſtini Mit zwölf Illuſtrationen von Paul Hey. — Heilige Pflanzen des Südens. Von J. Trede. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Anbetung der Hirten von Ernſt Zimmermann, Chriſtabend im fernen Weſten von Albert Richter, Bei der Beſcherung von J. R. Wehle. Gedicht von Frida Schanz. — Naturkunde. — Ausſtellungsweſen. — Volkswirtſchaft. — Schiffahrt. — Chirurgie. — Landwirtſchaft. — Jagd. — Handel und Verkehr. — Kunſt. — Buchhandel. — Andenken an die Jugend Friedrichs des Großen. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

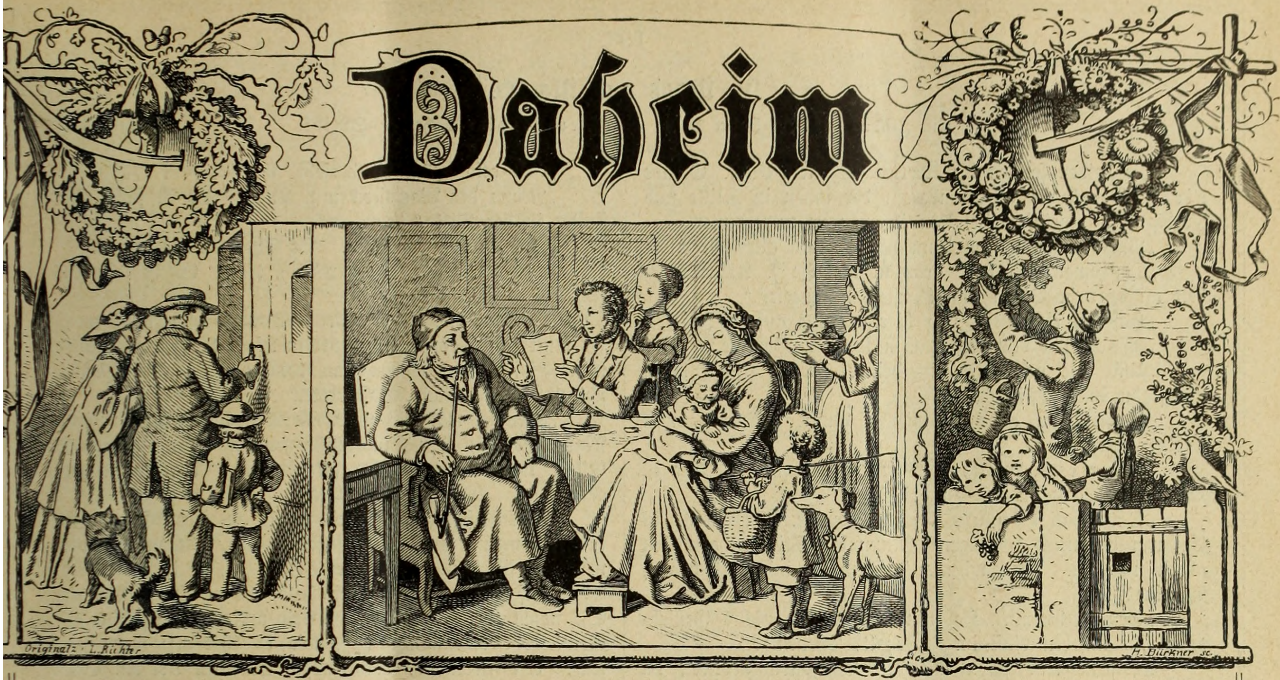
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


A. Closs. Sc.
A. Fink. München.

Winterabend. Gemalt von Aug. Fink.

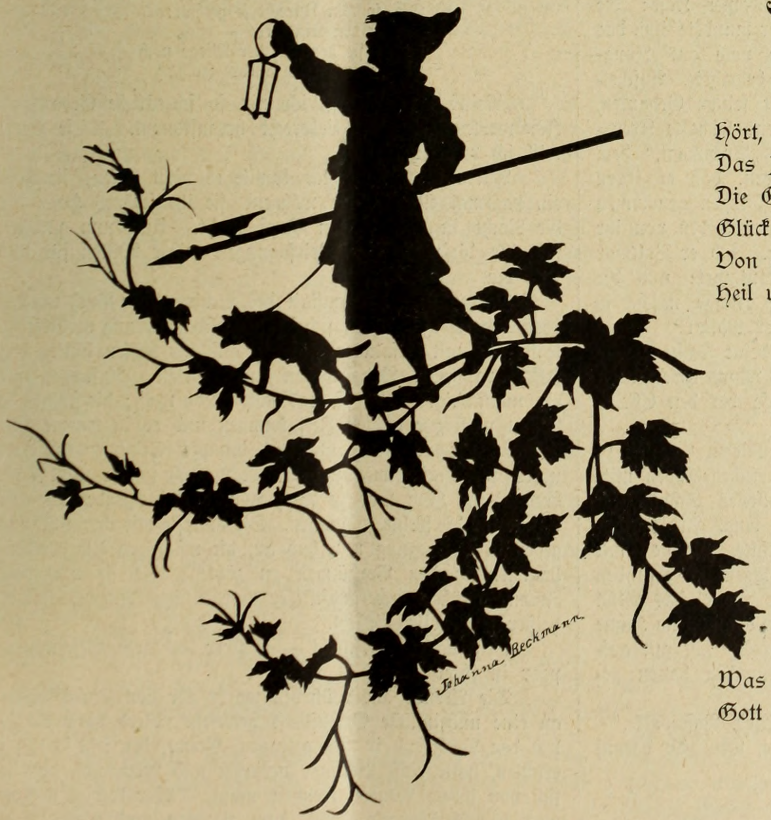
Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 5.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Dezember 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 13.



# Wächterruf.

## Zum Neuen Jahr.

Hört, ihr Leute, und laſſet euch ſagen:
Das Jahr, das alte, hat ausgeſchlagen!
Die Glocken läuten von nah und fern.
Glück und Segen, ihr werten Herrn!
Von ganzem Herzen, in Gottes Namen,
Heil und Freud' euch, ihr lieben Damen!
Frieden im Reich! Ruhe im Städtchen!
Myrten und Roſen den ſchönen Mädchen!
Geſundheit dem Alter! Ruhe dem Leid!
Frohe Herzen und frohe Zeit!
Sonne am Himmel! Segen auf Erden!
Was noch nicht gut war, mög' beſſer werden!
Was euch beglückt, mög' bleiben wie's war!
Gott walt es, ihr Leute! **Proſit Neujahr!**

Frida Schanz.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Die beiden fanden der Überraſchung kein Ende. Gerade dieſer Beſuch vor allen anderen, der ihnen in Stille und Predigtleſen hineinſchneite, kam ihnen ganz unvermutet.

„Wo übernachteſt du denn heute, mein alter Reemt?“

„Oh, unnen in ’r Däle goah ick to Koje*). Köſterske**) hett mi doar ’n Strau in’n Kohſtall henſmeeten.“

„Haſt du eine Beſorgung hier bei uns auf der Inſel?“

„Nä, ick bin blot wegen Em koamen, Domine.“

„Und wie geht dir’s in deiner Stelle? Wie lange bleibſt du in St. Jürgen?“

„’t geiht mi good bi mienen Buur. Morr’n mot’k wedder affſchöfeln.“

„Um meinetwegen wärſt du gekommen? Wie iſt das? Was haſt du mir zu bringen?“

„Dat ſchall He gliefs beſehn, Domine. Irſt wull’ ick Em wat beſonners befroagen. Mummſell Stinchen geiht dat aberſt nicks an. Känt wi nich ’n Ogenblick in’r Däle goahn, Domine?“

„Gewiß, Reemt. Haben wir denn gar nichts Genießbares für unſeren Gaſt im Haushalt, Chriſtine?“

Chriſtine war ſchon mit dem Wachsſtock nebenan im Bodenkämmerchen, ihrem beſcheidenen Vorratsraume. Unter Lachen kam ſie mit einer Düte Backpflaumen und einem halben Edamer Käſe wieder zum Vorſchein. Weiter gab’s nicht das Geringſte zum Gleicheſſen: nur noch Mehl und Linſen und eine Kruke Hammelfett für Kohl und Steckrüben. Sehr vollſtändig war die Speiſekammer leider nicht, das machte ſich erſt, wenn der Bremer Bote am Montag wieder kam. Zum Glück für die ratloſe Hausfrau von achtzehn Jahren fanden ſich Betas Brotſchnitte noch in der Blechtrommel. Wunderbarer Zufall!“

Reemt ließ ſich bedienen wie ein Paſcha. Bedächtig verzehrte er große Scheiben von dem Edamer Käſe: die Pflaumen waren ihm zu ſüß. Deſto beſſer mundete ihm das Gläschen Nordhäuſer Korns, den Domine noch aus Junggeſellentagen hatte und unten im Schrank bewahrte. Anſcheinend meilenweit fort von St. Jürgen mit ſeinen Gedanken, beantwortete der Knecht einſilbig Chriſtinens lebhafte Kreuz- und Querfragen nach Volkmar und ſeinem „Ävenmaat,“ dem ſchleſiſchen Junker. Wie ſchön vom Bauern, daß er ihren lieben Herzensbruder zum Feſt mit nach Dingen genommen hatte. Recht, recht ſehr müſſe Reemt ſeinem Herrn von ihr danken und natürlich auch von den Eltern. Ob er Volkmar nicht einen kleinen Zweig von der Brautmyrte und die Pflaumen mitnehmen wolle? Der liebe Junge naſche ſo gern ein bißchen. Darf ich’s thun, liebſter Mann?

Leberecht lachte. „Die Eßwaren ſind deine Sache, liebſte Frau,“ ſagte er und zog ſelbſt ein blühendes Myrtenzweigelchen aus dem Brautſtrauße, der im Waſſerglaſe bei den Chriſtroſen wieder friſch geworden war.

„O, nun haben wir das Brot anzubieten vergeſſen!“ rief Chriſtine, während Reemt die ſchweſterlichen Gaben miteinander möglichſt feſt in ſein baumwollenes Schnupftuch knüpfte, das er zum Staate in der Taſche trug. Als ſie ihm darauf das Brot hinlegte und ihm erzählte, wie ſie’s mit dem Mariengroſchen neben Betas Hochzeitsgeſchenk gefunden habe, ſchob er es zurück und ſtand auf. Nein! das Glück wolle er ihnen nicht gleich am erſten Abend aus dem Hauſe wegeſſen! Das ſollte die junge „Paſtoorske“ ſich gut aufheben. Heutzutage könne man jedes Krümchen davon gebrauchen!

„Ick bün kloar, Domine. Minen Dank, Paſtoorske.“

„Dann könnten wir ja hinuntergehen, wenn du darauf beſtehſt.“

„Dat dho ick, Domine.“

„Gut alſo. Auf Wiederſehn, Chriſtine.“

„Nimm den Wachsſtock mit, Lieber! Es iſt ſicher ſtockfinſter in der Diele.“

„Nä, is nich vonnöden. De Throankrüſel brennt.“

„Sei verſtändig, geh zur Ruh, Kind. Es iſt ſehr ſpät. Ich bin gleich wieder bei dir.“

„Nä, ſo fikks ward dat woll nich geſchehn, Domine. He mutt ierſt noch den Bullenthien leſen. Wegen den Bullenthien bün’k doch to Em van Dingen na Sßan Jürdens ſchöfelt. Gode Nacht, Paſtoorske.“

„Menſch! was für ein Bülletin?“ hörte Chriſtine ihren Mann noch in der Stubenthür fragen. Dann gingen die beiden leiſe treppab. Die alten Stufen knackten trotzdem gewaltig.

„Ein Paſtor iſt wie ein Arzt, zu jeder Stunde und für jedermann muß er hilfsbereit ſein,“ dachte Chriſtine, während ſie ſich gehorſam entkleidete. „Es iſt der ſchönſte Beruf auf Erden, tapfer wie ein Held, gut wie Chriſti Bruder!“ Sie nahm ihr Geſangbuch vom kleinen Regal und ſchlug aufs Geratewohl einen Vers auf, wie es ihre alte Gewohnheit war. Sie liebte es, nach junger Mädchen Art ein Orakel darin zu ſehen:

„Gürte dein Schwert an die Seit’
Als ein Held, und für ſie ſtreit’,
Und zerſchmettre deine Feind’
Soviel hier auf Erden ſeynd,
Auf die Hälſe tritt du ihn’n,
Leg’ ſie dir zum Schemel hin,
Und brich ihren ſtolzen Sinn.“

Ein ſeltſamer Vers für ihren Glücksſtand! Haſtig blätterte ſie um und las da weiter, wo im nächſten Liede ihr Finger lag:

„Sind wir’s nicht wert, ſo ſieh doch an,
Die, ſo kein Unrecht je gethan:
Die kleinen Kindelein —
Soll’n ſie denn in der Wiege noch
Mittragen dieſes ſchwere Joch?“

„Nein! Wozu ſchaff’ ich mir ſo ſchreckliche Gedanken? Ich warte lieber, bis Leberecht heraufkommt. Dieſe Verſe will ich vergeſſen!“

Allein die Evastochter konnte es nicht laſſen, ſie noch ein paarmal überzuleſen, während ſie ihr ſchönes Haar für die Nacht in einen feſten Zopf flocht. Und nun prägten ſich ihr dieſe düſteren Weisſagungen wider Willen für alle Zeit ein.

Darauf ſtellte ſie anſtatt des Schirms ein Buch um die brennende Kerze, ſo daß ſich ſanfte Helldämmerung verbreitete, legte ſich mit gefalteten Händen auf ihr Kiſſen hinter den friſchgewaſchenen Bettgardinen und wartete. Anfangs, wie ein unmündiges Geſchöpf, das ganz genau weiß: die ſchützende Macht muß zur rechten Zeit kommen und es in warme Hut nehmen. Dann aber, als das dumpfe Stimmengemurmel unter ihr verſtummte und Leberecht noch immer nicht kam, begann ihr Herz laut zu klopfen, und aufſteigendes Weinen drückte ihr die Kehle zuſammen. Sie kämpfte mit ihrem Willen gegen die Aufregung und hub an, die mächtigen lila Fliederboukets an den Vorhängen zu zählen, die ſie umgaben. Immer größer und ängſtlicher wurden ihre Augen, immer heißer glühte ihr Geſicht.

Sehnſucht und Furcht — o, über das arge Geſchwiſterpaar in ihrer Seele!

Die Arends aus Wührden waren ihr von Kindesbeinen an eine unheimliche Geſellſchaft geweſen. Gerd hatte wahrlich den Beelzebub in ſich getragen, Reemt, der jetzt ſo ruhig erſchien, hatte einſt Volkmar verführt und verurſacht, daß ſie ſich von ihrem Bruder trennen mußte. Wer konnte wiſſen, was des Torfbauern Sohn, dem ſie eben noch Gaſtfreundſchaft gewährt, jetzt unter ſeiner kühlen Hülle und ſichtlichen

---

*) ſchlafen. — **) die Küſtersfrau.

Zerſtreutheit barg, welche Anſchläge vielleicht gar gegen ihren arglos vertrauenden Gatten? Sie weinte alles Ernſtes. Bangende Liebe malt ſich ja ſtets das Schlimmſte aus.

Die beiden waren noch immer unten in der Diele beim ſchwachen Lichte des blechernen Dochtlämpchens zuſammen. Aus der dunklen Bettkoje, im tiefſten Hintergrunde des Raumes, kam das gleichmäßige, zweiſtimmige Schnarchen der ſchlafenden Küſtersleute. Leberecht und ſein ſpäter Gaſt blieben völlig ungeſtört hier vorn dicht am Hauseingang im lauen Dunſtkreiſe der ſchnaufenden Kuh.

Zuerſt mußte Reemts geheime Frage erledigt werden.

„Is dat ſo, Domine, dat Geſche Redlefs un' ick nich mehr toſam kopeleert ſünd? De Redlefske hett mi dat ſeggt."

„Ja, es iſt wahr, mein Junge. Ich würde dir's geſchrieben haben, wenn du Schrift leſen könnteſt. Durch dritten Mund ſchien mir's zu unſicher. So wollt' ich warten, bis ich mit meiner Frau einmal zu euch ins Land Wurſten hinübergefahren wäre, gegen Frühling, um den kleinen Schwager kennen zu lernen. Dann hätte ich dich in Dingen beſucht und dir's mitgeteilt."

„Kann He mi dat nich 'n beten näger verklaaren, Domine?"

„Gewiß, und in wenig Worten, mein Junge. Sieh, du und ich, wir haben damals nach unſerer Not und unſerem Gewiſſen das gethan, was wir für das einzig Rechte erkannten. Dann verbrannte der Trauſchein, den ich dir und Geſche ausgeſtellt hatte, und an meinem Schwiegervater und Vorgeſetzten im Amt war's, die Eintragung ins St. Jürgener Kirchenbuch zu machen. Er aber weigerte ſich, weil er unſere Handlungsweiſe nicht mit der Strenge des Kirchengeſetzes vereinigen konnte. Verſtehſt du mich?"

Reemt nickte und ſtarrte dem Sprechenden unverwandt auf die Lippen, um ja kein Wort zu verlieren.

„Nun gut: er erklärte alſo deine Ehe mit Geſche für null und nichtig, zumal, da die Mairie nichts damit zu ſchaffen gehabt hat. Durch Meßter erfuhren es dann die Korbmachersleute. Außerdem war die That unſerer Notwehr zu deiner Befreiung von der Konſkription überflüſſig geworden."

„Hä, dat verſtoah'k nich, Domine."

„Du wirſt es gleich verſtehen, wenn ich dir ſage, daß ich dich bei der Behörde ohne Trauſchein von der Konſkription losmachen konnte, auf Grund deſſen, daß du, als einzig Überlebender, für deine kleinen Geſchwiſter zu ſorgen haſt."

Reemt kratzte ſich heftig in den Haaren: „Donner! Donner! Dat harr' ick weten mößt. Denn harr' ick doch keenen Größken*) för Snapps verdudelt!**) De Buur hett mien beten Geld in Verwaar' — kann ick Em dat nich för de Wichter ſchicken, Domine?"

„Nein, ſpare dir's noch. Solange ſie im Waiſenhauſe bleiben können, ſind ſie verſorgt. Und nun meine ich, daß du die Kappe ziehen und Gott für ſeine gnädige Führung dankbar ſein ſollteſt."

„Dat will ick ok, Domine, wiß un' w'rafftig will ick dat!" Er riß die Pelzkappe vom Kopf und zerknüllte ſie gewaltſam zwiſchen den ineinander gepreßten Fingern. „W'rafftigen Gott! Jetz is't beßt, wenn elke***) Mannskärl för ſick beſteiht! Hier is ok de Bullenthien, Domine."

Ein Stich fuhr durch des Geiſtlichen Herz. Dieſe große Wahrheit gab ihm ein Bauernjunge als verhängnisvolles Geſchenk am Tage nach ſeiner Hochzeit!

„Wenn de Mann för ſick beſteiht, kümmt d'r ok keen Mallör van! Keen' Fro un Kinner, wenn he in'n Krieg geiht. Un dat dho ick. Ick goah mit gegen den Düvelshund van'n Minſchenſchinner! Leſ' He doch den Bullenthien, Domine!"

Er ſtocherte den Docht des Lämpchens zu beſſerem Brennen hinauf und ſetzte ſich, die Hände ums Knie, auf ſeine Streu im leeren Stande gleich neben dem, in welchem die einzige Kuh ſchnaufte. Allmählich begann er, todmüde nach ſeinem langen Marſche, zu nicken und an Leib und Gliedern zu erſchlaffen. Die Augen fielen ihm zu; er ſank rücklings aufs Stroh nieder, drehte ſich mechaniſch gegen die Wand und alsbald vermiſchte ſich ſein ſtarkes, ruhiges Schlafatmen mit dem dröhnenden Geſchnarch des Ehepaares aus der unſichtbaren Bettkoje.

Leberechts Ohr nahm keinen dieſer Naturlaute in ſich auf. Wie ein Betäubter lehnte er mit ſeiner ganzen Geſtalt gegen den Holzpfeiler neben Reemts Lagerſtatt und las das neunundzwanzigſte Bülletin. Je weiter er damit kam, deſto feuriger ſchwammen und ſchwankten die Buchſtaben vor ſeinen Augen.

Da war es, daß Chriſtine, von der ewig währenden Totenſtille dort unten in die heftigſte Angſt verſetzt, mit gleichen Füßen aus dem Bette ſprang, leichtbekleidet, wie ſie war, zur Thür ſtürzte und ſie weit aufſtieß. Ohne Beſinnen wäre ſie bis zur Diele treppab gelaufen, aber in dieſem Augenblicke ſtand Leberecht ſchon vor ihr.

Sie prallte zurück. So hatte ſie das geliebte Geſicht noch nie erblickt, ſelbſt in jener ſchweren Leidensſtunde vor der Orgel nicht! Fahl wie Aſche war's, die Lippen weiß, die Augen fanatiſch und verſtört. Die Zeitung hielt er in der Rechten, die Linke ſtreckte er vor ſich hin, ſo feſt geballt, daß ihm die Nägel im Fleiſche ſtanden.

Sie ſchrie ihm entgegen — der furchtbare Schreck übermannte ſie gänzlich.

„Leberecht! Leberecht! Was iſt dir? O Gott, ſage doch, was iſt dir zugeſtoßen? Leberecht! ſprich! ſprich!"

Alle Scheu vergeſſend, umklammerte ſie ſeine geballte Hand, ſuchte deren Finger auseinander zu zwingen und bedeckte ſie mit leidenſchaftlichen Küſſen, als ihr's endlich gelungen war, ſie zu löſen.

Er holte ein paarmal Atem, tief und kurz, und verſuchte ſich, angeſichts der weißen, zitternden Geſtalt, deren Beſchützer er jetzt war, zu faſſen. Er umſchlang ſie und trug ſie mehr, als daß er ſie führte, auf ihr verlaſſenes Lager zurück. Sie ſchüttelte ſich vor Froſt und krampfhaftem Weinen unter ſeinen Händen; er hüllte ſie in die Decke bis unters Kinn, ſtrich ihr mit eiſigen, fliegenden Fingern über die Wangen und beugte ſein Geſicht zu dem ihrigen nieder: „Mein Kind, meine geliebte Frau — laß mich allein, vergib mir, vergiß, daß ich da bin! Ich muß allein ſein — heute nur — heute nur!"

Ach, ſie kannte dieſe heiſere, gebrochene Stimme nur allzugut an ihm! Aber an dieſem Abende ſagte ihr der erſte Blick in ſein Antlitz, daß ſie nicht im ſtande ſein würde, wie damals in der Kirche, ſeinen herzbrechenden Kummer zu lindern. Dennoch gab ſie die Hoffnung und den Verſuch nicht auf.

„Teile, o teile mit mir! Prüfe mich, ob ich's nicht wert bin!" bat ſie ſchluchzend. „Wir ſind eins geworden, vor Gott haben wir uns gelobt, alles gemeinſam zu tragen!"

„Das Chaos kann nur Gott teilen und zerteilen!" ſagte er mit ſeiner rauhen, bebenden Stimme. „Flehe zu Gott, daß er es lichtet, flehe mit mir und für mich darum! Das iſt die beſte, die einzige Liebe, die du mir heute thun kannſt! Sei geduldig, ſei folgſam, Geliebte, lege dich zum Schlafen!"

Sie bezwang ihr Bitten und Fordern und vergoß ihre brennenden Thränen in lautloſer Stille. Das junge Herz unter den ineinander gerungenen Händen, an deren einer der ſchmale Trauring glänzte, zog ſich unter den heftigſten Schmerzen ſeines Lebens zuſammen. Nach Vater und Mutter hätte ſie ſchreien mögen vor unerträglichem Weh! Aber was konnten denn Vater und Mutter ihr ſein, wenn Leberecht litt und ſie nicht an ſein Herz nehmen wollte? Zu regen wagte ſie ſich nicht; ſie zitterte bei dem bloßen Gedanken, dieſem Heißgeliebten ungehorſam zu erſcheinen, deſſen gebeugter Schatten ſich zu Füßen des Bettes gegen die ſtraffgeſpannte Gardine abzeichnete.

---

*) Groſchen. **) verſchwendet. ***) jeder.

Ach! Das ſchreckliche „Heute!“ Wohin war das himmliſche „Geſtern“ entſchwunden? Sie vernahm das unabläſſige Knittern der Zeitung in des Gatten bebender Hand; ſie hörte, wie er ſich aus dem Kruge Waſſer ins Glas ſchenkte und trank, zwei-, dreimal hinter einander in raſcher Folge. So ſchlich ihr eine neue Ewigkeit hin. Und nicht an ſeine Seite eilen, ihm nicht wenigſtens ihre liebende Gegenwart zum Troſt ſchenken zu dürfen! Sie meinte, daß ſie ſich nur einmal auf die Knie heben, durch den Vorhangsſpalt ſpähen, den Leſenden anrufen müſſe! Allein die Macht ihrer Bewegung, ihre Zunge, waren wie gelähmt; es hielt ſie in die Kiſſen mit ungeheuren Gewichten gebannt. Nur Geſicht und Gehör arbeiteten mit ſchmerzender Angeſtrengtheit.

Jetzt erhob ſich der Schatten, reckte ſich lang am Vorhange empor, ward undeutlicher und ſchwand hinweg. Die Wachskerze im Leuchter brannte auf den Reſt; ſie hatte ſich tief hinter das verdunkelnde Buch verkrochen. Draußen vom Kirchturm ſchlug die Uhr zwei. Leberecht mußte hart am Fenſter ſtehen und ſeines Körpers Laſt gegen die Scheiben preſſen; denn das ſtarre Laub des großen Kaktus raſchelte, unter dem Drucke das Glas berührend. Alles dies vernahm Chriſtinens geſchärftes Ohr, und ihre Augen erkannten, was ſie nicht ſahen. Aber die fortgeſetzte Anſpannung von Seele und Sinnen ermattete ſie. Nach und nach floſſen ihre Thränen langſamer und gelinder, und ſo dämmerte ſie endlich in den Schlummer hinüber.

Eine weitere Stunde verſtrich, ehe auch Leberecht ſich entſchließen konnte, an Ruhe zu denken. Die Kerze war längſt erloſchen, und er zündete den Wachsſtock an.

Ehe er ſich niederlegte, ſaß er eine ganze Weile neben Chriſtine auf dem Bettrande, und das winzige Flämmchen beleuchtete ihm geheimnisvoll ihr friedlich ſchlafendes Geſicht, rein und klar wie das Blatt der friſch erſchloſſenen Roſe. Eine unendliche Wohlthat war ihm ihr Anblick; Thränen ſtummen Dankes dafür traten in ſeine überwachten Augen, in denen die heimlichen des ohnmächtigen Zornes kaum getrocknet waren. Mit Chriſtine zu reden, dazu hätte ihm jetzt noch die Kraft gefehlt, aber er konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, die braune Flechte mit leiſem Finger zu berühren, die ihr, an der Biegung des zarten Nackens hin und von da nach vorn über die Schulter fiel. Dann küßte er ihr, bezwungen von reuigem Mitleid, die letzten Tropfen von den blühenden Wangen fort — vorſichtig; denn wecken wollte er ſie um keinen Preis. Kaum merklich zuckte ihr Mund, als der ſeinige darüber hinhauchte. Ihr Schlaf war tief und feſt, wie er der geſunden Jugend eigen iſt.

Er löſchte das ſchwache Licht und ſchloß die Vorhänge rings um das Bett. Lange lag er in der ſchwarzen Finſternis auf dem Rücken, mit pochenden Pulſen, unbeweglich wie vorhin Chriſtine, die erhobenen Hände unter dem Haupte verſchränkt, die Augen ins Leere hinauf gerichtet. Ein ſtürmiſches Meer von verzweifelter Trauer und entſetzter Erbitterung wogte in ihm hin und her; tauſend Fragen bekämpften einander ſtechend und brennend in ſeinem Hirn und fanden keine Antwort, Vergangenheit und Gegenwart ertränkt in den Wogen des ſtürmiſchen Meeres, die Zukunft allein war's, deren Fragen und Fordern ihn ſtach und brannte. Sie begehrte mit ihrer Drommetenſtimme den Mann, nichts als den Mann und den irdiſchen Streiter, den Prieſter verweigerte ſie. Ihm war's, als riſſe ihm eine zwingende Herrſcherhand den Talar von den Schultern und gürtete dafür ſeine ſtarken Lenden mit dem zweiſchneidigen Schwerte der Vernichtung für die ermattenden Häupter der entſetzlichen, lebenszähen Hydra!

Er hatte über dem Ringen ſeines Innern vergeſſen, daß er an der Seite ſeines jungen Weibes ruhte, daß es ihr Atem war, der ihn warm umſchmeichelte. Plötzlich ſtammelte ſie ein paar ſtockende Worte im Traum, ſeufzte und warf ſich raſch in den Kiſſen herum, gegen Leberecht hin. Er ſchrak jählings aus ſeinen fruchtloſen Grübeleien in die Höhe. Behutſam ſchob er ſeinen Arm unter die willenloſen Schultern der Träumenden und zog ſie leiſe näher an ſich, ſo daß ſeine Lippen ihren Scheitel ſtreiften. Unwillkürlich hob ſie bei dieſer Berührung ein wenig die Hand und ließ ſie dann ſchlaff auf des Gatten Bruſt niederſinken. Da blieb ſie regungslos liegen, und er umſchloß mit der freien Linken feſt die warmen, weichen Finger auf ſeinem Herzen.

Inmitten ſeiner Qualgedanken überwältigte ihn mit einem gewaltigen Schlage das Vollbewußtſein des Beſitzes als erſchütternde Seligkeit!

## 6. Kapitel.

Als Chriſtine am folgenden Morgen die Augen aufſchlug, war alles ſtill um ſie her und Leberecht nicht mehr an ihrer Seite. Sie konnte ſich im Moment nicht zurecht finden. Sie rieb ihre Augen vollends wach, ſtützte ſich in den Kiſſen auf und verharrte völlig gedankenlos mehrere Minuten. Bleiſchwer, wie gegen das Ende der vergangenen Nacht ihr Schlaf geworden war, gewann ſie zum Teil nur in lückenhaften Bruchſtücken die Erinnerung an das Jüngſterlebte wieder. Erfolgreich half ihr das Gedächtnis erſt von jenem Augenblicke an, da ſie, mit ihren bitterſchmerzlichen Träumen ringend, ihren turmhoch herabſtürzenden Körper plötzlich geſtützt, ihre irrende Hand feſtgehalten fühlte.

Warum hatte Leberecht ſich nun von ihr hinweggeſchlichen? Sie drückte ihr Geſicht ins Kiſſen auf der Stelle, die noch den Eindruck von ſeinem Haupte behalten hatte. Dann ſchlug es draußen ſieben; das erſte, das Anſageläuten, mußte ſie heute ganz und gar verträumt haben.

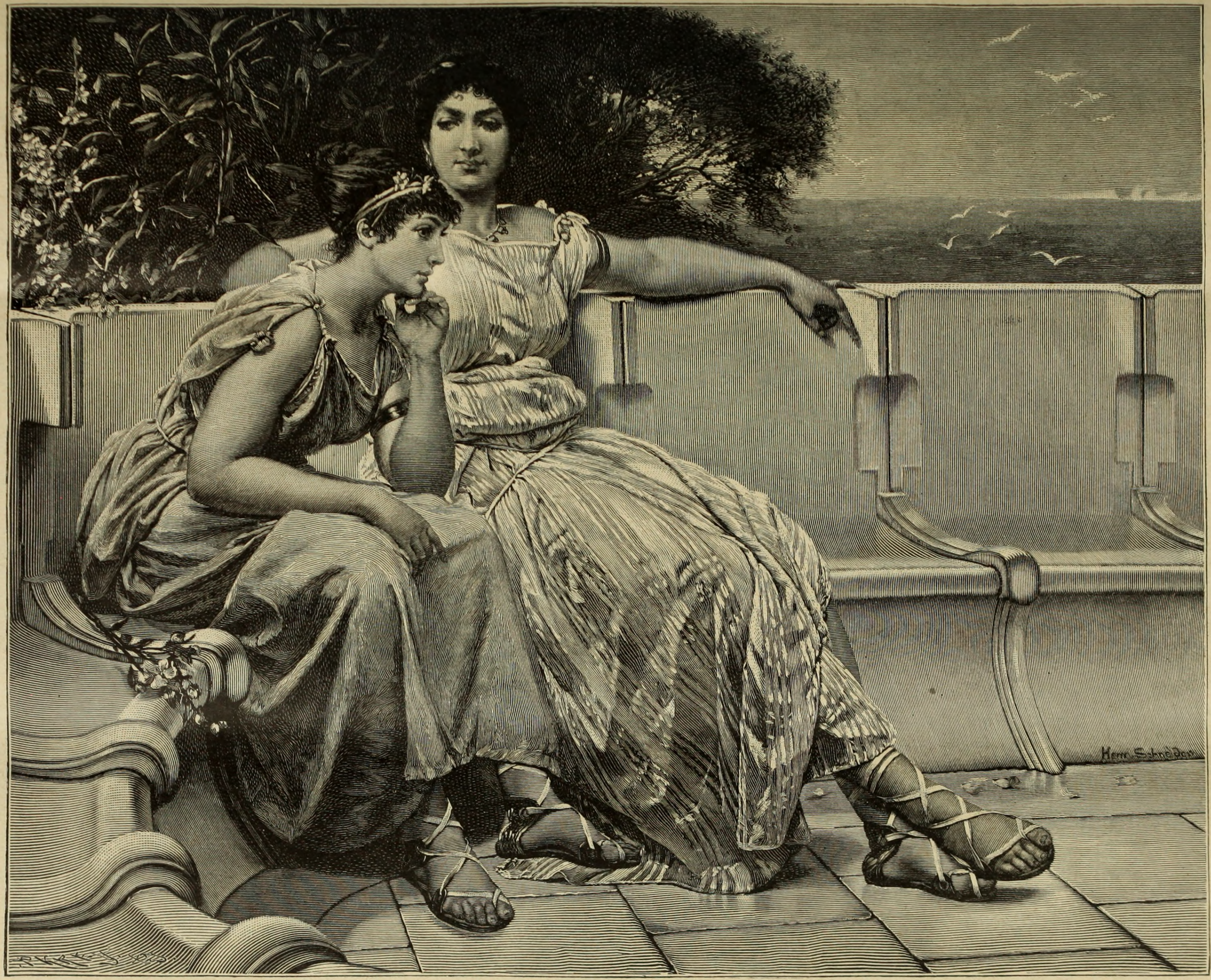
Sie zog die Bettgardinen auseinander, durch das runde Ausguckſcheibchen in der fenſterloſen Oſtwand des Stübchens ſchaute dunkelgoldene Morgenröte zwiſchen dem ſilberweißen Gezweig der Kirchhofsweiden zu ihr herein: ein wunderbarer Sonntag brach an. Der Widerſchein dieſes Goldrots färbte plötzlich die Blätter des aufgeſchlagenen Geſangbuches, das, noch von geſtern Nacht her, auf dem Binſenſtuhle neben dem Bette lag.

— — „Gürte dein Schwert an die Seit'
Als ein Held, und für ſie ſtreit'
Und zerſchmettre deine Feind'
Soviel hier auf Erden ſeynd — — —“

Mit einem Schlage kehrte ihr alles zurück. Um ſie her begann das ganze Gemach zu tanzen, ſo jäh ſchoß ihr die Blutwelle zum Hirn und ebbte ſo raſch wieder hinweg, daß mit einemmale ein Gefühl äußerſter Angſt ſich ihrer bemächtigte und eine Kälte, die ihr jedes Glied erzittern machte. Sie ſprang auf und kleidete ſich eilends in der ungeheizten Stube an. Wie hatte ſie nur geſtern in all ihren bangen Gedanken und dem vergeblichen Harren auf Leberecht ihre Hausfrauenpflichten dergeſtalt vergeſſen und verabſäumen können, daß ſie ſchamrot wurde, indem ſie ihr kleines Reich muſterte? In dieſem Wuſte hatte ihr Mann heute früh das traute Stübchen erblickt! Da lagen noch die Überreſte von Reemts Abendbrot auf dem Tiſche und der Leuchter, an deſſen ciſelierter Säule mit joniſchem Kapitäl das Wachs der ausgebrannten Kerze in Tropfen und Striemen klebte. Da ſtand Leberechts Glas, aus dem er durſtig getrunken, neben dem Fayencekruge und der große Kaktus im Fenſter, der eine Fülle von Knoſpen angeſetzt hatte, hing abgeknickt am Stocke. Das war Leberechts Verſchulden geweſen, als er ſich einmal ſo hart gegen die Scheiben in ſeinem einſamen Seelenkampfe gedrückt hatte.

Die Zerfahrenheit ihrer Umgebung kam über ſie, die daheim in der Paſtorei an peinliche Ordnung gewöhnt worden war, wie ein förmlicher Jammer. Mein Gott, warum fühlte ſie ſich ſo ſchlaff und zu Thränen geneigt? Raſch ans Werk und Wandel geſchafft, und in Sonnenglanz und Feſtesandacht den trübſeligen Wochenanfang vergeſſen!

Nun erſchien Beta, die das Bedienen des jungen Paares vorläufig mit übernehmen ſollte, und ſie ließ ihre runden


Herm. Schneider

In Gedanken. Nach dem Gemälde von Herm. Schneider.

Augen ſtumm, ohne eine Miene zu verziehen, auf dem blaſſen Geſichte der „lüttjen Paſtoorſchen“ ruhen.

„Dat is bannig kolt, Mummeſell,“ ſagte ſie, kniete nieder und heizte. „Js Se flau oder fruß't Ähr*)?“

„Keins von beidem, ich habe nur keine gute Nacht gehabt,“ entgegnete Chriſtine. „Sei flink, Beta, und bring' mir etwas Warmes zum Trinken, und wenn du meinen Mann ſiehſt, könnteſt du ihm ſagen, daß ich fertig bin und auf ihn warte.“

Während ſie ihr Ordnungswerk vollendete, ging Beta in die Diele hinunter und an den Herd, um das Frühſtück zu bereiten.

„Segg inns, Köſterſche, wo is de junge Domine?“ fragte ſie von ihrer Ecke aus die Küſterin, die melkend unter ihrer Kuh im Stande ſaß.

„Dat ward baben de Fro woll weten. Jck heww em jo nich to woahren,“ entgegnete die Angeſprochene unwirſch. Jhr war's ſehr wenig zu Dank, daß die Pfarrmagd in ihrer Diele herumſtand und „lunkohrte,“ und doch konnte ſie ſich um keinen Preis entſchließen, ſich aus der Bedienung des neuen Hausweſens einen Nebenverdienſt zu machen. Für eine Mannsperſon ſorgen, der naturgemäß Hände und Füße im Wege ſtanden, warum nicht, aber einem jungen Dinge von Frau ſich unterſtellen, die ſelbſt arbeiten konnte, das ging ihr wider die Natur, obwohl ſie Chriſtine auf ihre herbe Weiſe gern hatte.

Beta zeigte, indem ſie Waſſer auf ihr Roggenmehl im Kaffeebeutel goß, mit dem zurückgeworfenen Kopfe nach oben: „Se ſüht ſo benaut**) uut, Köſterſche.“

„Loat ähr doch, Beta, dat geiht mi nicks an un' geiht di nicks an. Un' ſegg d'r man nicks van an diene Ohlſche***), hörſt du?“

„Kiek inns! Doar is ähr Domine! w'rraftig, mit Reemt Arend upp Schöfels! Wat hett Reemt Arend hier um Hand, Köſterſche?“

„Dat weet ick nich. Dat is mi ook gans pertu egoal. Swieg ſtill, du büſt'n rechte Babbelſnute†)! Bring ähr dat Drinken hen, Beta, Domine will nu woll glieks koamen.“

„Doar ſuuſ't Reemt Arend hen,“ bemerkte Beta und drückte ſich die Plattnaſe noch platter gegen die Scheibe. Dann lief ſie mit ihrem Kaffeebrette treppauf und ſtieß mit dem Holzſchuh derb an die Stubenthür.

„Mummeſell! Kann Se mi nich de Döhre losmoaken?“

Chriſtine öffnete, aber ſie eilte ſofort wieder auf ihren Söllerplatz am Fenſter zurück. Auch ſie hatte Reemt Arend eben mit einem Gefühle wahrer Erleichterung auf ſeinen Schlittſchuhen in der Richtung von Ritterhude von dannen jagen ſehen. Gleichmut und Freudigkeit bahnten ſich von neuem den Weg zu ihrer Seele; ihr kleines Heim lachte ſie an, wohnlich und warm, und die Glocken läuteten zum zweitenmal. Jn ganzen Scharen ſah die junge Frau Schlitten und Schlittſchuhläufer dem ernſt-klaren Rufe folgen von nah und fern. Sie faltete ſtill lächelnd ihre Hände über der Bruſt. Jhr geliebtes Eigentum, ihr Gatte war's, zu dem alle dieſe Andächtigen mit ihrer Sorge und Bitte kamen. Mit ſtolzer Vorfreude dachte ſie ſeiner herrlichen Predigt, die er ihr geſtern geleſen hatte, ehe der ſpäte Gaſt den Abendfrieden brach.

Sie ſchrieb den heutigen Bibeltext und den verordneten Geſang auf: „Jeſus iſt mein Freudenlicht,“ legte beides bereit und ordnete das Predigtornat ſorgfältig über der Stuhllehne. Beta ließ nicht nach, ihre „Mummeſell“ mußte den eigens beſtellten heißen Kaffee trinken, ſolange ſie noch dabeiſtand, und dann wurde die Bunzlauer Kanne in der Ofenröhre für Domine warm geſtellt. Endlich ſah Chriſtine den Erſehnten durch das runde Seitenfenſter. Geſenkten Hauptes, die Hände hinter ſich zuſammengelegt, ſchritt er zwiſchen den Kirchhofsſteinen auf und ab.

„He leernt ſien 'Präk††),“ meinte Beta, indem ſie eilends davonklapperte, um die Kirchzeit nicht zu verſäumen. Chriſtine blickte der hurtigen, kleinen Geſtalt im grünen Lakenrock nach; jetzt knixte ſie vor dem Geiſtlichen — ſie hatte bei der Mutter eine Art Anſtand annehmen müſſen — aber Leberecht winkte ihr abwehrend, ging tiefer in die beſcheidene Gräberkolonie hinein und nahm ſein beſchauliches Hin- und Herwandeln wieder auf.

Gerade, als Chriſtine den Kreppſhwal über ihr blaues Sonntagskleid knüpfte, trat der Langerwartete ein. Sie begrüßte ihn mit wenigen, leiſen Worten, ehrerbietig, um ſeine vorbereitende Andacht nicht zu ſtören.

„Teurer, Beſter, guten Morgen,“ ſagte ſie, umfaßte ihn und küßte ganz zart ſeine Wange, die ſehr friſch und kalt von der Winterluft war. Um ſeinen Mund jedoch lagen die Falten ſtrengen Ernſtes und unter ſeinen Augen dunkle Schatten. Er blieb auch beim bloßen Verſuche eines ſchwachen Lächelns ſtehen, als er ſein junges Weib zum Morgengruß in die Arme nahm.

„Verzeih mir, mein liebes Lieb, daß ich mich heute früh wie ein Verbrecher von dir fortgeſtohlen habe,“ ſagte er. „Mich litt es nicht mehr in der Ruhe, und du ſchliefſt ſo gut. Zudem wollte ich Reemt gern noch an ſeiner Mutter Grab begleiten und einiges Dringende mit ihm bereden, ehe er ging. Aber du biſt tapfer geweſen, Herzenskind, du haſt nicht mehr geweint, ich ſehe es in deinen Augen. Recht ſo! Das freut mich. Nur immer Mut haben!“

Er ſtrich ihr, wie er's beſonders gern that, mit raſcher Bewegung das Haar aus der Stirn zurück, küßte ihre Schläfe mit all den feinen, violetten Äderchen unter der klaren Haut, und dann ihren Mund.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) friert Sie. **) Beklommen. ***) Alte. †) Plappermaul. ††) Predigt.

---

## Die Kamarilla Friedrich Wilhelms IV.

(Abdruck verboten.)

Es hat gewiß nur ſehr ſelten einen Kronprinzen gegeben, der als ſolcher ſo große Hoffnungen erweckte wie Friedrich Wilhelm IV. Er war unzweifelhaft einer der gebildetſten und geiſtreichſten Männer, die je auf eine Krone harrten. Er war von großer, angeborener Frömmigkeit; er hatte die lebhafteſte Empfänglichkeit für alle menſchliche Größe, von der die Geſchichte zu berichten weiß; er hatte das feinſte Empfinden für die Kunſt in jeder Geſtalt; er verſtand die Wiſſenſchaft zu würdigen und liebte ſie. Man hatte allen Grund, zu hoffen, daß er einmal ein ausgezeichneter König ſein würde.

Wenn ſich dieſe Hoffnung ſchließlich doch nicht ganz erfüllte, ſo lag das zum großen Teil daran, daß er allzu lange Kronprinz blieb.

Friedrich Wilhelm IV war nicht nur ſelbſt ein geiſtreicher Mann, er wußte auch die Hochbegabten als ſolche zu erkennen und an ſich heranzuziehen. Ein Kreis bedeutender Männer ſammelte ſich um ihn, und alle Fragen der Zeit wurden lebhaft diskutiert.

Nun hatten alle dieſe Männer, die für ihr Leben entſcheidenden Anregungen in den Tagen erhalten, in denen Preußen-Deutſchland zertreten am Boden lag, und die Geiſter der Patrioten in eine ferne Vergangenheit flüchteten, um ſich aus ihr Troſt und Stärkung zu holen. Man erquickte ſich an der Zeit, in der Deutſchland die Vormacht der Welt war, und man betrachtete ſie nicht in der nüchternen Weiſe des Geſchichtſchreibers, ſondern mit dem ſchönheitsdurſtigen Auge des Dichters. Die Anſchauungsweiſe der Romantiker feierte ihre Triumphe. Man ſchuf ſich ein heiliges römiſches Reich deutſcher Nation mit ſeinem Kaiſer, ſeinen Fürſten, ſeinen Vaſallen und Ständen in ſehr loſer Anlehnung an die Wirklichkeit und erfreute ſich von Herzen daran. Die jungen Männer, welche die Schlachten der Befreiungskriege geſchlagen, hatten ein gutes Teil ihrer Begeiſterung aus dieſen Anſchauungen geſchöpft. Kein Wunder, daß ſie ſie liebten, daß ſie an ihnen feſthielten.

Jn dieſer Luft entſtanden auch die Jdeale des Kronprinzen. Er wollte einmal alles andere werden als ein Deſpot. Er war ſich nicht nur der Pflichten, welche das Königtum von Gottesgnaden mit ſich bringt, voll bewußt, nein, er hielt es auch für „deutſch," daß neben den Fürſten auch die „Stände" gewiſſe Rechte hatten. Er war entſchloſſen, ſeinen Unterthanen einmal einen „Freibrief" zu gewähren, nach welchem dieſe Stände berechtigt ſein ſollten, die gemeine Landeskaſſe zu beaufſichtigen. Auch meinte er, daß ein König ſich nichts vergäbe, wenn er etwa in bewegten Zeiten die Meinung dieſer Stände über beſtimmte Fragen einholte. Darüber, wie dieſe Stände zuſammenzuſetzen wären, hat der Prinz zu verſchiedenen Zeiten verſchieden gedacht, immer aber wohl daran feſtgehalten, daß ſie einmal nur der Ausfluß königlichen Vertrauens und dann, daß ſie Vertreter der „Obrigkeiten" ſein ſollten. Auch durften ſie nicht etwa auf eine paragraphierte Verfaſſung begründet werden. Alles Urkundenmäßige wurde von vornherein als undeutſch verworfen. Alle Ordnungen ſollten auf rein ſittlichen Grundlagen beruhen.

Gegen Verfaſſungen im heutigen Sinne des Wortes hegten der König und ſeine Freunde einen wahren Haß. Dieſe erſchienen ihnen durchaus undeutſch und, was mehr ſagen wollte, ſie hingen mit der franzöſiſchen Revolution zuſammen. Dieſe Männer hatten durch die Folgen dieſer Revolution ſo ſehr gelitten, daß es kein Wunder war, wenn alles, was an dieſe erinnerte, ſie empörte.

Alle dieſe Ideale und Idioſynkraſien hätten wahrſcheinlich keine verhängnisvollen Folgen gehabt, wenn Friedrich Wilhelm jung zur Regierung gekommen wäre. Als König hätte er ſehr bald erkannt, daß er nicht im Mittelalter lebte, ſondern im Preußen des XIX. Jahrhunderts. Seine Vorfahren waren groß geworden, indem ſie die Macht der Stände brachen, und ſie hatten mit ihnen ſo gründlich aufgeräumt, daß auch kein Anſatz zu ihnen übrig geblieben war. Preußen war ein Beamten- und Militärſtaat geworden. Der ganze Adel diente als Offizier oder als Beamter; die Städte hatten es meiſt nie zu einem Bürgertum im Stile der Hanſaſtädte gebracht, und wo Anſätze dazu vorhanden waren, hatte die Stein-Hardenbergſche Geſetzgebung ſie beiſeite geräumt; die Bauern wußten nichts von einer ſtändiſchen Zuſammengehörigkeit. Wo war da das Material zu „Ständen"? Dagegen war in der That ein lebhaftes Verlangen nach einer Landesvertretung vorhanden. Dieſes trug zum Teil einen theoretiſchen Charakter, beruhte aber auf der andern Seite auf dem ganz berechtigten Wunſch nach einer Kontrolle des Beamtentums und einem gewiſſen Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Geſetzgebung. Ein ſo kluger Fürſt wie Friedrich Wilhelm IV mußte, wenn er unbefangen beobachtete, unterſcheiden können, was wirkliches Bedürfnis war und was nicht. Es ließ ſich ſehr wohl eine Verfaſſung ſchaffen, welche die legitimen Wünſche des Volkes befriedigte, ohne die Macht des Königs in Wahrheit einzuſchränken.

Unglücklicherweiſe war Friedrich Wilhelm, als er endlich König wurde, alles andere als unbefangen. Er hatte lange Jahre Zeit gehabt, gewiſſe Lieblingsideen in ſich zu nähren, ohne ſie auf ihre Richtigkeit prüfen zu können. Sie waren mit ihm verwachſen, unlöslich mit ihm verbunden.

Einer der intimſten Freunde des Königs war der General Leopold von Gerlach. Er war durch ſeine innere Anlage wohl am meiſten befähigt, die Gedanken desſelben nachzudenken, und er befand ſich viele Jahre lang in ſeiner nächſten Umgebung. Dieſer Mann hat nun ein ausführliches politiſches Tagebuch geführt, und ſeine Tochter hat ſoeben den erſten Teil desſelben erſcheinen laſſen: Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs (Berlin, Wilhelm Hertz, 1891).

Die Raumverhältniſſe unſers Blattes machen es leider unmöglich, auf den Inhalt dieſer höchſt intereſſanten Veröffentlichung näher einzugehen. Wir müſſen uns hier darauf beſchränken, die Stellung des Verfaſſers zum Könige zu entwickeln. Auch das ergibt, wie ich glaube, ein lehrreiches Kapitel.

Leopold von Gerlach war der Sohn eines hohen Beamten, der ſich durch große Frömmigkeit und ungemeine Charakterfeſtigkeit auszeichnete. Vier Söhne erbten dieſe Eigenſchaften und drei von ihnen, unſer Leopold, Ludwig, der bekannte Rundſchauer der Kreuzzeitung, und Otto, ein ausgezeichneter Theologe, haben in der Geſchichte Preußen-Deutſchlands eine bedeutungsvolle Rolle geſpielt. Leopold (geb. 1790) war von vornherein zum Offizier beſtimmt, erwarb ſich aber, zur Dispoſition geſtellt, eine akademiſche Bildung und machte dann die Befreiungskriege im Stabe Blüchers mit. Er gehörte ſpäter dem großen Generalſtabe an und wurde 1826 perſönlicher Adjutant des Prinzen Wilhelm. Als ſolcher begleitete er dieſen auf ſeinen Reiſen und führte damals ſchon ein politiſches Tagebuch. Wichtiger aber als dieſe Beziehungen war ſeine Verbindung mit Friedrich Wilhelm. Gerlach teilte durchaus die Ideale dieſes Prinzen, und ſie wurzelten in ihm um ſo feſter, als er nichts von der geiſtigen Beweglichkeit ſeines hohen Freundes hatte. Was einmal in dieſem zähen Erdreich Wurzel geſchlagen hatte, das ſtand darin für alle Zeit. Für dieſen Mann hatten die Dinge nicht zwei Seiten, ſondern immer nur eine. Wer nicht für ihn war, war gegen ihn.

Es leuchtet ein, daß Gerlach dem Kronprinzen imponieren mußte. Vernahm dieſer doch aus ſeinem Munde immer nur die eigenen Ideen, aber ausgeſprochen mit einer Unerſchütterlichkeit der Überzeugung, die er, der ungleich Geiſtreichere, an ſich ſelbſt ſchmerzlich entbehrte. Seit 1821 verkehrte er intim mit ihm, aber erſt das Jahr 1848 machte Gerlach zu ſeinem unentbehrlichen Ratgeber.

Gerlach wurde von den März-Ereigniſſen jenes Jahres ebenſo überraſcht, wie alle anderen Leute, aber er wurde von ihnen nicht überwältigt. Er, der ebenſo rückhaltslos an den ſtändiſchen Velleitäten ſeines königlichen Freundes feſthielt wie dieſer ſelbſt, war ganz außer ſtande, das Berechtigte in den Wünſchen des Volkes, die ſich auf eine ſo unbeſchreiblich thörichte Weiſe kundgaben, zu erkennen. Ihm war das alles einfach revolutionär, und es mußte mit Gewalt abgewieſen werden. War das geſchehen, dann konnten die getreuen Stände einberufen werden und ihre Rolle ſpielen. Es lag ja nun nahe, daß der König Gerlach zum Miniſter machte und dieſen dadurch in die Lage verſetzte, ſeine Theorieen in das Praktiſche zu überſetzen. Das aber that der König nicht, weder jetzt noch ſpäter. Das „warum nicht" iſt ſchwer zu verſtehen. Am nächſten liegt es, anzunehmen, daß er fürchtete, Gerlach könne eine Energie entwickeln, die den König ſeinem Volke ganz entfremdete. So zieht er denn ihn und den Generaladjutanten von Rauch zwar in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate, gibt ihm aber nicht nur keine leitende Stellung, ſondern läßt ihn nicht ſelten abſichtlich in Unkenntnis über Thatſachen, deren Kenntnis ſeinen Rat nicht unweſentlich modifizieren mußte. Die Miniſter ihrerſeits empfinden dieſe Zwiſcheninſtanz natürlich als höchſt läſtig und ſuchen ſie möglichſt zu umgehen. Und doch wird jeder Miniſter nur durch Vermittelung Gerlachs ernannt, und er gibt den Geſandten noch von ſich aus private „Inſtruktionen!"

Der General war, als dieſes Verhältnis begann, ein ſechzigjähriger Mann und ein aufrichtiger gewiſſenhafter Chriſt. Es beunruhigte ihn, und er ſuchte ſich mit ihm auseinanderzuſetzen. Als ihm im Dezember 1848 der General von Thile gerade heraus ſagt, ein jedes Kamarilla-Regiment ſei bei einem konſtitutionellen König entſchieden unrecht, ſchreibt er in ſein Tagebuch: „Dieſe ganze Anſicht iſt höchſt konfuſe. Formell unverantwortliche Ratgeber hat es immer gegeben und muß es immer geben, z. B. wenn ein König ſeine Miniſter entlaſſen und andere anſtellen will. Die verantwortlichen Ratgeber der Krone befinden ſich aber allerdings in ihrem guten Recht, auch ohne Konſtitution, wenn ſie auf Entfernung gewiſſer unverantwortlicher Ratgeber dringen; ſo drang Sir Robert Peel auf die Entfernung der Hofdamen der Königin Viktoria, Brandenburg auf die des kleinen Williſen u. ſ. w. Das iſt nicht konſtitutionell, ſondern ganz natürlich etwas der Art geſchieht überall. Ein ſich fühlender Wirtſchafts-Inſpektor wird auch nicht leiden, wenn fremde Leute in ſeine Wirtſchaft hineinreden. Warum aber Brandenburg (der Miniſter Graf Brandenburg) auf Rauchs, meine, Maſſows Entfernung dringen ſollte, ſehe ich nicht ein, da wir ihm die beſten Dienſte leiſten.“

Die Stelle iſt äußerſt charakteriſtiſch. Der wackere Mann erkennt ſehr wohl, daß ſeine Stellung eigentlich eine unzuläſſige iſt, aber er tröſtet ſich damit, daß er im konkreten Fall nicht ſtören könne. Er irrte, Graf Brandenburg empfand Gerlachs Stellung als höchſt ſtörend, und allen ſeinen Nachfolgern erging es nicht anders.

Das Thile’ſche Wort klang in Gerlach noch lange nach: „Ich gehe ſo ſchwer heran, von neuem eine „Kamarilla-Thätigkeit“ zu beginnen, der kleine General Thile nennt ſie Hochverrat, aber etwas davon iſt doch in Wahrheit nötig“ trägt er ſpäter in ſein Tagebuch ein.

Dieſe „Kamarilla-Thätigkeit“ war mitunter eine wenig erfreuliche. „Wir waren dem Könige ſichtlich läſtig, beredeten ihn aber dennoch“. „Im Vergleich mit Radowitz und Bunſen hält der König uns für Rindvieh“, ſolche und ähnliche Eintragungen finden ſich nicht ſelten. Es gilt, beim Billardſpiel oder mitten unter dem bunten Hoftreiben ſeinen Einfluß geltend zu machen. Schlimmer noch iſt es, wenn die Kamarilla-Mitglieder geradezu darauf horchen müſſen, was im Nebenzimmer beim König verhandelt wird. Dabei iſt der König gar nicht zu faſſen. Er hört mit Vergnügen eine Verhöhnung Bunſens vorleſen, hält aber trotzdem an dieſem feſt und betraut ihn mit den bedeutendſten Aufträgen; er läßt ſich von Gerlach tauſendmal auseinanderſetzen, daß Herr von Radowitz ein höchſt gefährlicher Staatsmann ſei, braucht aber dieſen ſelben Herrn von Radowitz in den wichtigſten Geſchäften. Die Sache lag eben ſo, daß Gerlach ihm durch ſeinen Charakter imponierte, und daß er die eigenen Ideen mit Vergnügen aus ſeinem Munde vernahm, daß er deshalb aber nicht aufhörte, den Worten geiſtreicherer Männer mit demſelben Vergnügen zu lauſchen. Ebenſo wechſelnd und unberechenbar verhält ſich der König zu dem Organ der Kamarilla, der damaligen Kreuzzeitung. Heute nennt er ſie das Blatt ſeiner Partei, morgen ſpricht er mit der äußerſten Nichtachtung von ihr und duldet, daß Hinkeldey ſie durch alle möglichen Schikanen beläſtigt. Er zeigt dann eben der „Kamarilla“, daß er auch ihr gegenüber der königliche Herr bleiben will.

Die leidige Stellung, in die der General geraten war, bewirkte, daß die Miniſter, wie freundſchaftlich ſie auch anfangs zu ihm ſtanden, notwendig alsbald in einen Gegenſatz zu ihm geraten mußten. Sein Freund, Graf Brandenburg, der bravſte Mann, der je an einem Staatsruder ſtand, nannte ihn einen Intriganten, und der Miniſter von Manteuffel dachte, wie es ſcheint, nicht anders über ihn. „Alles Gute, was jetzt geſchieht (1851), wird von beiden Parteien einer Klique zugeſchrieben, die den König regiert und das mit ihm macht, was ſie für gut hält.“ Auch der Prinz von Preußen, der Gerlach ſehr wohlwollte, wandte ſich nach Olmütz, das zum größten Teil auf Gerlachs Konto kommt, von ihm ab. Und das iſt kein Wunder, denn Gerlach ſelber zieht am 18. Juli 1852 mit folgenden Worten die Bilanz der Zuſtände, die bei dem Kamarilla-Regiment ſchließlich herausgekommen waren: „Was iſt das für eine Anarchie. Manteuffel ſchreibt ein Memoire über den Staatsrat, allen Regierungsmaximen des Königs entgegen. S. M. ſagt, alles arbeite an Manteuffels Sturz und wolle Ladenberg zum Miniſter, und der König hält Manteuffel für unfähig und hat im November 1850 Ladenbergs Schikanen gegen Manteuffel geſchehen laſſen. Hinkeldey haßt Quehl (den Leib-Journaliſten Manteuffels nämlich) und betreibt mit Eifer den Untergang von Quehls kräftigſtem Feinde, der Kreuzzeitung. Quehl bekämpft in ſeinen ſubventionierten Journalen Weſtpfahlen hämiſch und prinzipiell, und Weſtpfahlen bietet Quehl zu Gefallen die Hand, die Kreuzzeitung zu unterdrücken. Quehl wird bezahlt, gegen die Prinzipien des Königs zu ſchreiben, Wagner verfolgt, weil er umſonſt, der Sache wegen, dafür ſchreibt. Die einzige Zeitung, die der König der Mühe wert hält, zu leſen, wird von dem ihm perſönlichſt ergebenen Hinkeldey unterdrückt.“

Man iſt ſehr verſucht, ſeinerſeits zur Vervollſtändigung des Bildes hinzuzufügen: derſelbe Hinkeldey, den der General von Gerlach, der allmächtige Führer der Kamarilla, einen „bornierten und ſubalternen Poliziſten“ nennt, von dem er ſagt: „alles drängt ſich mit Erfolg, an den König und Hinkeldey gehört zum Hofe, wie Triſtan (der berüchtigte Henker!) zu dem Ludwigs XI, wird von demſelben General von Gerlach protegiert.“

Aus wem beſtand denn nun eigentlich dieſe „Kamarilla,“ um die Gerlachſche Benennung feſtzuhalten? Anfangs aus dem Generaladjutanten von Rauch, dem General von Maſſow und Gerlach. Später wird Niebuhr dazu gerechnet, auch von Voß. Dann werden, nach Rauchs Tode, die beiden Manteuffel, der Miniſter und der ſpätere Generalfeldmarſchall Edwin ihr zugezählt. Der eiſerne Beſtand iſt unſer Gerlach, die übrigen kommen und gehen.

Man würde Gerlach ſchweres Unrecht thun, wollte man annehmen, daß er die Verantwortung, welche mit der Übernahme der leitenden Miniſterſtellung verbunden war, ſcheute. Er war ſtets bereit, ſie zu übernehmen; er ſehnte ſich darnach, aber der König konnte ſich, wie geſagt, nicht dazu entſchließen, ſie ihm anzuvertrauen. So ſucht Gerlach ſich denn einzureden, daß er eigentlich die Stellung eines Kabinettminiſters einnehme, nennt auch wohl die Kamarilla eine Weile „das Kabinett,“ aber der Stachel blieb in ſeiner Seele. Er war doch zu klug und zu gut, um nicht gelegentlich zu erkennen, wie ſchief ſeine Stellung war.

So hat die Thätigkeit des durchaus frommen und braven Mannes im Grunde einen tief tragiſchen Charakter. Hätte er ſeinen Willen durchſetzen können, wäre er leitender Miniſter geworden, ſo wäre zweierlei möglich geweſen: Gerlach hätte ſich entweder davon überzeugt, daß im damaligen Preußen, außer dem König und ihm, niemand etwas von der Verwirklichung ſeiner Ideale wiſſen wollte und wäre dann in die Bahnen des Grafen Brandenburg eingelenkt, d. h. er wäre ein heutiger Konſervativer von der rechteſten Seite geworden, oder aber, er hätte — und das erſcheint mir wahrſcheinlicher — trotz aller Erfahrungen an ſeinen Idealen feſtgehalten, ſich aber vom politiſchen Treiben zurückgezogen und ſeinem König fürder gedient als das, was er war, als ein tüchtiger General. Kannte doch auch ſein Bruder Ludwig keinerlei Entwickelung, ſo daß er, der eifrige Proteſtant, ſchließlich als ein Hoſpitant des katholiſchen Centrums ſtarb.

Unter den Planeten, die damals um die Kamarilla als um ihre Sonne kreiſten, befand ſich auch Otto von Bismarck. Ihm ward es vom gütigen Gotte zu teil, die Ideale jener Kreiſe auf ihre Verwirklichung prüfen zu können, und welche Wandelungen machten ſie durch, uns und ihm zum Heil!

Leopold von Gerlach hat ſeinen königlichen Herrn, über den er ſo oft in Verzweiflung geriet und den er ſo heiß liebte, nur um wenige Tage überlebt. Als Chef der Kamarilla hat er, beim ehrlichſten Streben, vielfach verwirrend gewirkt, dem Menſchen wird niemand ſeine Achtung vorenthalten. Er hat ſeinen Einfluß nie zu perſönlichen Zwecken angewendet.

Zum Schluß ein paar Worte über das Buch als ſolches. Die Tochter hat die Denkwürdigkeiten veröffentlicht, und nur eine litterariſch erfahrene Freundin hat ihr dabei zur Seite geſtanden. Das iſt inſofern ſehr zu bedauern, als die Denkwürdigkeiten dringend eines Kommentars bedürfen. Vielleicht findet die Dame für die zweite Auflage eine mit den damaligen Perſönlichkeiten und Verhältniſſen genau vertraute Kraft, die dieſe ſehr empfindliche Lücke ausfüllt.

Th. H. Pantenius.

## Seine Mine.

(Abdruck verboten.)

Eine Berliner Geſchichte von Adolph Schulze.

Er war Droſchkenkutſcher und hieß Bernd Rathjen; Mine aber war ſein Pferd. Sie war vornehmer Abkunft und hieß eigentlich Minerva, ein Name, der Bernd und ſeinen Kollegen aber zu lang war und den ſie daher, der Kürze wegen, einfach halbiert hatten.

Es war Mine nicht an der Krippe geſungen worden, daß ſie dereinſt in der Droſchke gehen ſollte. Sie ſtammte aus dem Geſtüt des Grafen Wolfsburg und hatte in ihrer Jugend zahlreiche Triumphe auf den erſten Rennplätzen Deutſchlands gefeiert. Leider aber hatte auch ſie die Erfahrung machen müſſen, daß das Schickſal oft noch ſchneller reitet, als der beſte Renner. Bei einer Schnitzeljagd war ſie mit dem linken Hinterhuf über einen Stein gekippt und hatte ſich dabei eine Verletzung zugezogen, die ſie auf dem Rennplatze für alle Zeiten unmöglich machte.

Da das Übel anfangs noch ſchlimmer ausſah, als es thatſächlich war, ſo hatte auf der Auktion, wo Mine zum Verkauf ausgeſtellt wurde, niemand recht auf ſie zu bieten gewagt.

Dadurch war es gekommen, daß Bernd Rathjen das prächtige Vollblut zu einem Spottpreiſe erworben und in ſeine Droſchke erſter Klaſſe eingeſpannt hatte. Anfangs war Mine der jähe Wechſel freilich ein wenig ſonderbar vorgekommen; aber wie der Menſch ſich ſchließlich an alles gewöhnt, ſo hatte auch ſie am Ende gute Miene zum böſen Spiel gemacht, und nun war ſie ſchon ſieben Jahre der Stolz des Droſchkenhalteplatzes an der Potsdamer Brücke.

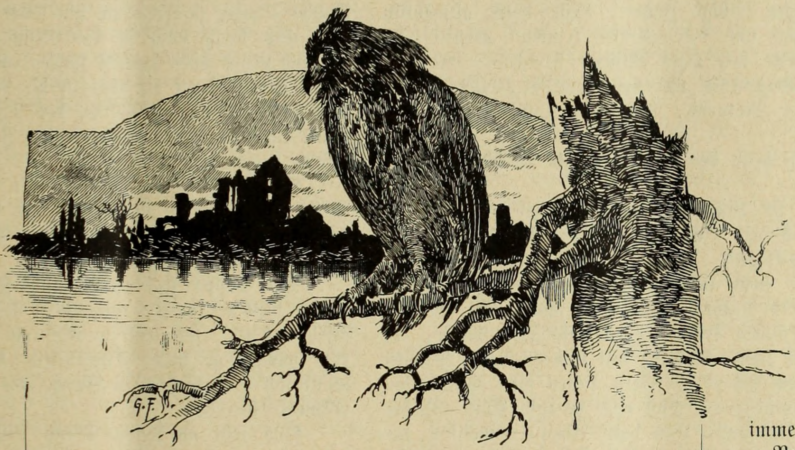
Und ſieben lange Jahre hatte ſie auch ſchon Freud und Leid mit ihrem Herrn geteilt. Der alte Bernd war in ſeiner Art auch ein Vollblut. Er ſtammte aus einer durch ihre Pferdezucht ausgezeichneten Gegend der Weſermarſchen und war daher ſozuſagen mit edlen Pferden aufgewachſen. Kein Wunder, daß er mit der Zeit auch viele ihrer guten Eigenſchaften angenommen hatte. Bieder, rechtſchaffen, ohne Falſch, und trotz ſeiner ſechzig Jahre noch eine kernfeſte, ungebeugte Geſtalt, konnte er als das Prototyp des echten Berliner Droſchkenkutſchers gelten, von dem man mit Recht ſagen kann, daß er beſſer iſt als ſein Ruf. Im Jahre 1866 hatte ihn eine Woge des Schickſals in Berlin an das Land geworfen, und ſeit jener Zeit lag er bereits ſeinem entſagungsvollen Berufe ob. Anfangs hatte er als Kutſcher bei einem größeren Fuhrherrn in Dienſt geſtanden, bis er, Groſchen bei Groſchen, ſo viel erſpart hatte, daß er ſich eine eigene Droſchke kaufen konnte.

Mit Mine hatte er ſeine Laufbahn als ſelbſtändiger kleiner Beſitzer begonnen. Welche Freude war es geweſen, als er das edle, ſchöne Tier auf den Hof führte! Damals lebte ſeine arme Tochter noch, die an einem unheilbaren Herzleiden krankte, das ſie ſich durch den Schreck über den Tod ihres Mannes zugezogen hatte, der ein Jahr früher bei einem Hauseinſturz ums Leben gekommen war. Als ſie die Freude des Vaters über den glücklichen Kauf und die Liebkoſungen ſah, mit denen er Mine überhäufte, hatte ſie zum erſtenmale wieder gelächelt. Bernd ſah es heute noch, das ſtille, müde Lächeln, mit dem ſie ihm dann ſpäter, in einem Lehnſtuhl am Fenſter ſitzend, jedesmal zunickte, wenn er vom Hofe fuhr, bis ihn eines Tages, als er heimkehrte, ſeine Frau mit der Nachricht empfing, daß ſie die Augen für immer geſchloſſen hatte.

Bernd Rathjen und ſeine Frau hatten auch ihre Träume von einem ſtillen, friedlichen Lebensabend gehabt; dieſe Hoffnung war ihnen mit dem Tode ihrer Tochter abgeſchnitten. Aber Bernd war eine genügſame, unverzagte Natur, die Kraft genug beſaß, auch die ſchwache, ſich ganz auf ihn ſtützende Frau aufrecht zu halten. Das Unglück hatte ihn zwar hart getroffen, aber nicht gebeugt. War ihm doch die Lene, ſein liebliches, vier Jahre altes Enkeltöchterchen, geblieben, deſſen ſonniges Lächeln ſeiner guten, alten Frau den Kummer verſcheuchte. Und dann hatte er ja auch noch die Mine! O, die Mine war ihm zu ſehr ans Herz gewachſen! Seine Frau lächelte freilich manchmal, wenn ſie ihn mit Mine wie mit einem Menſchen reden hörte, aber ſie verſtand eben nicht viel von Pferden; ſie begriff nicht, daß ſo ein treues Tier oft mehr Verſtand hat als ein Menſch.

In der Beziehung war die kleine Lene klüger als ihre Großmutter. Die konnte auch ſchon mit Mine reden, und niemand hätte Bernd Rathjen ſagen dürfen, daß die beiden ſich nicht verſtanden.

Früh morgens um ſechs Uhr kam Lene an ſein Bett und weckte ihn: „Opapa aufſtehen; Mine auch ſchon munter!“ das war ihr Morgengruß. Und während ſeine Frau dann die Stalllaterne anzündete, hob er das Kind zu ſich auf das Bett und plauderte mit ihm von ſeiner Mine.



### Die Eiche.

Nach tagelangem Sturme
Toſt Brandung in der Bucht,
Das Spätgeläut vom Turme
Verhallt vor ihrer Wucht.
Im Feld ſtand eine Eiche,
Ein Zeuge ſtand ſie da
Vergangner Waldesreiche,
Die ſie verſchwinden ſah.
Nun mußt' auch ſie erliegen
Des großen Sturms Gewalt,
Sie lernte nicht ſich biegen,
Sie war ſchon viel zu alt.
Ihr Laubgewölb durchleuchtet
Ein müdes Abendlicht —
Was uns die Augen feuchtet —
Ich Thor, ich weiß es nicht.

Hermann Lingg.

„Wollen wir Mine was zu freſſen geben,“ fragte er zuletzt, und ſtets folgte darauf die Antwort:

„Ja, Mine Taffee trinken, Opapa auch Taffee trinken!“

Und dann ſtand er lächelnd auf und verſorgte ſeine Mine, wie eine Mutter ihr Kind, und die Kleine war geſchäftig bemüht, ihm beizuſtehen. Sie half ihm Waſſer tragen, las die Heuhalme auf, welche zur Erde fielen, und erzählte der Mine mit Stolz, was ſie alles für ſie that. Das Pferd aber hörte geduldig zu und wandte behutſam den ſchönen Kopf nach dem Kinde, wenn es ſorglos unter ihm fortlief, oder ſeine Bruſt ſtreichelte; denn höher vermochte Lene noch nicht zu reichen. Bernd Rathjen aber freute ſich wie ein Kind, daß ſich ſeine beiden Lieblinge ſo gut verſtanden.

So vergingen einige Jahre. Lene hatte allmählich „Großpapa“ ſagen und den „Kaffee trinken“ gelernt; ſie konnte auch bereits den Hals Minens ſtreicheln; das alte freundſchaftliche Verhältnis aber war dasſelbe geblieben. Da geſchah es eines Morgens, daß Lene nicht mit in den Stall kam.

„Na, wo iſt denn das Kind?“ fragte Bernd ganz verwundert.

„Ich habe ſie liegen laſſen,“ antwortete ſeine Frau, „ſie hat die Nacht gar nicht gut geſchlafen und fortwährend über den Hals geklagt.“

Bernd war mehr erſtaunt als erſchrocken. Es wurde ſeiner kerngeſunden Natur immer noch ſchwer, zu glauben, daß anderen Menſchen leichter etwas zuſtoßen könnte, als ihm. Erſt als er ſeinen Liebling mit fiebergeröteten Wangen und mühſam Atem holend im Bette liegen ſah, wurde ihm angſt und mit ſorgenvoller Haſt eilte er zum Arzt. Leider konnte dieſer wenig thun. Lene hatte einen Croupanfall, der ihr mit unheimlicher Heftigkeit die Luft benahm. Immer ſchneller kehrten die Anfälle wieder, und immer ſchmerzlicher krampfte ſich die Bruſt des armen Bernd zuſammen, wenn das geliebte Kind ſich, nach Atem ringend, in Todesangſt an ſeinen Hals klammerte.

Der Arzt, welcher um Mittag zum zweitenmal dageweſen war, hatte verſprochen, gegen Abend nochmals wiederzukommen, um dann, wenn es nötig ſein ſollte, den Luftröhrenſchnitt auszuführen. Aber es kam nicht mehr ſo weit. Gegen ſechs Uhr, als Lene, in einem beſonders heftigen Anfalle an des Großvaters Halſe hing, ließen ihre Arme plötzlich nach, das arme, kleine Köpfchen ſank herab, und der eben noch convulſiviſch zuckende Körper fiel kraftlos zuſammen. Ein furchtbarer Schreck durchzuckte Bernd. Welche Angſt er auch gehabt, ſo nahe hatte er das Ende doch nicht geglaubt.

„Lene, mine lüttje ſöte Deern,“ rief er mit von Schluchzen erſtickter Stimme, „wat iſt dir denn? Nu kumm doch to di . . . Lene, hörſt du denn nich? . . .“

Aber Lene hörte nicht mehr. Sie war tot, und ſo ſchwer es die beiden alten Leuten ankam, ſie mußten ſich ſchließlich darein finden.

Am gefaßteſten war noch die Großmutter. Sie hatte ſchon im Laufe des Tages das Pferd verſorgt, und auch während der drei Tage, wo Lene über der Erde ſtand, ruhte die ganze Laſt des Haushaltes auf ihren Schultern. Bernd war nicht im ſtande, irgend etwas anzufaſſen; er ſaß faſt immer teilnahmlos gegen alles übrige an der kleinen Leiche. Es war ihm, als müſſe Lene noch einmal wieder aufleben, um ihm wenigſtens Adieu zu ſagen.

Endlich freilich machte das Leben doch ſeine Rechte geltend. Am Tage nach der Beerdigung wankte er wieder nach dem Stalle, um nach der ſo lange vernachläſſigten und faſt vergeſſenen Mine zu ſehen.

Das gute Tier legte alle möglichen Zeichen der Freude an den Tag, als es ſeinen Herrn wiederſah. Der alte Mann aber ſtützte den Arm auf den ſchlanken Hals des Pferdes und weinte bitterlich. Auch als er endlich anfing zu putzen, mußte er wiederholt aufhören, weil ſeine Augen ſich mit Thränen füllten. Mine ſuchte offenbar etwas. Bei jedem Geräuſch wandte ſie den Kopf, als ob ſie erwartete, daß Lene eintreten ſollte, und ihre großen ſprechenden Augen ſchienen zu fragen: „Warum kommt ſie nicht?“

Als Bernd endlich angeſpannt hatte, trat die Ungeduld des Pferdes immer offenkundiger zu Tage. Es wandte den Kopf nach der Wohnung und fing endlich an, laut zu wiehern, als ob es Lene rufen wollte. Bernd brach in lautes Schluchzen aus, bei dieſen Zeichen der Unruhe des anhänglichen Tieres, und auch ſeine Frau weinte leiſe mit.

Ihr Schmerz war nicht ſo faſſungslos als der ihres Mannes, denn ſie fühlte bereits, daß ſie Lene bald wiederſehen würde. Sie empfand jenen Troſt wahrhaft gläubiger Gemüter, die den Verluſt eines teuren Angehörigen um ſo leichter tragen, je näher ſie ſich ſelbſt dem Grabe wiſſen.

Und lange ſollte ſie das Gefühl der Verlaſſenheit, das ſie nach Lenes Tode doppelt ſchwer empfand, — da ja Bernd durch ſeinen Beruf bis ſpät in die Nacht hinein von Hauſe fern gehalten wurde, — in der That nicht mehr tragen. Ohne eigentlich krank zu ſein, ging ſie allmählich ihrer Auflöſung entgegen.

Als Bernd eines Abends ſpät nach Hauſe kam, fand er ſie, im Lehnſtuhl ſitzend und das Bild ihrer Tochter auf dem Schoße, ſanft entſchlummert. Sie war offenbar ohne jeden Kampf hinübergegangen. —

Der Schlag traf Bernd nicht ſo hart, als der Verluſt Lenes, weil er den Tod der guten alten Frau lange vorausgeſehen hatte. Es war weniger ein heftiger Schmerz, als eine nachhaltige milde Traurigkeit, die ihn erfüllte. Man ſchickt ſich eben leichter in etwas, was man als unabänderlich vorausgeſehen hat.

Von jetzt ab ſchlug Bernd ſein Bett im Stalle auf, um ſich von ſeiner Mine, die ihm allein übrig geblieben war, überhaupt nicht mehr zu trennen. Er lebte nur noch für das Perd. Er ſprach mit ihm von ſeiner Tochter und auch von ſeiner Frau, am meiſten aber von der Lene, denn ſie hatte ja Mine auch am beſten verſtanden.

„Siehſt du, Mine, wer weiß, wozu es gut iſt,“ ſagte er oft beim Putzen. „Was hätte jetzt aus ihr werden ſollen, nun unſer Herrgott Mutter auch abgerufen hat. Mitnehmen hätten wir ſie ja doch nicht können. Nicht wahr, Mine, das ging doch nicht . . .“ Und das Pferd hörte ihm geduldig zu und rieb verſtändnisvoll den Kopf an der Schulter ſeines Herrn, als ob es ſagen wollte: „Nein, das ging nicht; aber ich kann immer mit dir gehen und will dich nie verlaſſen.“

Auch auf den Halteplätzen trennte Bernd ſich nur ſelten von ſeinem Pferde. Die Kollegen wollten ihn bisweilen mit in eine Deſtillation oder in einen Budikerkeller locken, aber er hielt ſeine Zwiegeſpräche am liebſten mit der Mine und meiſt in ſeinem heimatlichen Plattdeutſch, das von den andern Kutſchern nur wenige verſtanden. Und dabei ſorgte er mit geradezu rührender Liebe für ſein Pferd. Seine Anhänglichkeit war unter den Stammgäſten des Halteplatzes faſt ſprüchwörtlich geworden. Die beiden waren unzertrennlich.

Da wurde Bernd eines Tages von einem Ulanenoffizier zu einer Fahrt nach der Möckernſtraße engagiert. Auf dem Wege dahin mußte er die Yorkſtraße paſſieren, die bekanntlich unter den Eiſenbahnbrücken der Potsdamer und Anhalter Bahn hindurchführt. An jedem Ende dieſer Unterführung ſteht eine Warnungstafel, auf welcher zur Vorſicht wegen des Geräuſches der über die Brücke fahrenden Züge gemahnt wird. Bernd kannte dieſe Tafeln; aber für ihn bedurfte es der Warnung nicht. Mine war zuverläſſig; ihretwegen hätte er nicht einmal die Zügel gebraucht, ſie hörte ſchon auf ein Wort von ihm.

In ſchlankem, weitausgreifendem Trabe flog das Gefährt dahin. Eben rollte mit donnerartigem Getöſe ein Schnellzug der Anhalter Bahn über die Brücke.

Bernd lächelte zufrieden: Mine hatte nur mit einer mutigen Bewegung den Kopf aufgeworfen und die Ohren geſpitzt, ohne auch nur eine Spur von Schreck oder Angſt zu verraten. Ja, ſein Pferd war doch ein Prachtpferd.

Aber plötzlich geſchah etwas, an das er am wenigſten gedacht hatte. Auf einem neben der Bahn belegenen Kohlenhofe hatte ein mit zwei jungen Pferden beſpannter Wagen geſtanden, den der Führer in unverantwortlichem Leichtſinn ohne Aufſicht gelaſſen hatte. Bei dem Heranbrauſen des Zuges wurden die jungen Tiere ſcheu, mit raſender Haſt jagten ſie den ſteil abfallenden Hof hinab, gerade in die Yorkſtraße hinein. Ein lauter Aufſchrei der Paſſanten, und ehe Bernd noch ſah, um was es ſich handelte, ſauſte das ſchwere Gefährt mit unaufhaltſamer Gewalt auf ſeine Droſchke los. Im nächſten Augenblick lag Mine zerſchmettert auf dem Pflaſter: die ſchwere, eiſenbeſchlagene Deichſel war ihr mitten in die Bruſt gedrungen.

Die hilfreich herzugeſprungenen Menſchen erfaßte ein Grauen, als ſie den unglücklichen Bernd an ſeinem Pferde knieen ſahen, das mit einem letzten, unſäglich ſchmerzlichen Blick auf ſeinen Herrn ſoeben verendete. Auf dem Geſicht des alten Mannes lag noch das zufriedene Lächeln von vorhin aber gleichſam erſtarrt, wie die Züge eines vom Blitze Getroffenen. Der furchtbare Schreck hatte ihm die Überlegung geraubt; er vermochte ſein Unglück nicht zu faſſen. Aber das inſtinktive Erkennen des Verluſtes hatte ſeinen Zügen einen ſo unſagbar wehen Ausdruck aufgeprägt, daß die Zuſchauer ſich erſchüttert abwenden mußten.

Der Offizier, welcher empfinden mochte, wie ſehr der alte Mann an dem Pferde hing, drückte ihm mitleidig ein Zwanzigmarkſtück in die Hand. Bernd ließ es, ohne einen Blick darauf zu werfen, mechaniſch in ſeine Taſche gleiten, aber ſeine Züge veränderten ſich nicht. Auch als ſchließlich der auf Veranlaſſung der Polizei telegraphiſch herbeigerufene Wagen von der Abdeckerei kam, um Mine abzuholen, blieb ſein Geſichtsausdruck derſelbe.

Erſt als die Knechte mit rohem Griff zupackten, um Mine auf das ſchräg vom Wagen herabgelaſſene Gleitbrett zu ſchleifen, rang ſich ein Stöhnen aus der Bruſt des bedauernswerten Mannes. Mit einem herzzerreißenden Blick ſtreckte er wie hilfeflehend die Arme aus und brach dann ſchluchzend neben ſeinem treuen Tiere zuſammen. Eine Antwort war nicht aus ihm herauszubringen. Seine Adreſſe mußte aus den in ſeiner Taſche befindlichen Legitimationspapieren feſtgeſtellt werden; dann brachte ein Schutzmann mit Hilfe eines andern Droſchkenkutſchers ihn nebſt ſeinem verwaiſten Gefährt nach Hauſe.

Seit dieſem Unglückstage war Bernd Rathjens frühere Energie und Widerſtandsfähigkeit gebrochen; der letzte Schlag hatte ihn zu hart getroffen. Er verkaufte ſeine Droſchke und bezog eine Schlafſtelle bei einem befreundeten Kollegen. Es fehlte ihm der Mut, noch einmal von vorn anzufangen.

Nahrungsſorgen hatte er nicht. Für das Wenige, was er noch zum Leben brauchte, reichten ſeine beſcheidenen Erſparniſſe aus. So lebte er denn ſtill für ſich hin. Die meiſte Zeit ſaß er zu Hauſe in ſeiner kleinen, einfenſtrigen Stube, und nur nachmittags ging er zuweilen hinaus nach dem Kirchhofe, um die Gräber ſeiner Lieben zu beſuchen. Aber auch hier fand er keinen rechten Troſt. Es war ihm immer, als fehle eins unter den Gräbern. Er hätte auch für ſeine Mine einen Hügel haben mögen, an dem er ihrer gedenken konnte. Daß ein ſolcher Wunſch eigentlich ſündhaft war, kam ihm nicht in den Sinn. Sein Denken und Empfinden war eben ſo eng mit dem Tiere verbunden, als ob es ein Menſch geweſen wäre.

Etwa acht Wochen nach dem Unfalle mußte er nach dem Gericht in Moabit, um in der Strafſache gegen den leichtſinnigen Führer des Geſpannes, welches den Tod ſeiner Mine verurſacht hatte, Zeugnis abzulegen. Es war ein ſchwerer Gang für den alten Mann, da bei den Verhandlungen vor Gericht die kaum verharſchte Wunde unbarmherzig von neuem aufgewühlt wurde.

Mit ſchwerem Herzen trat er endlich den Rückweg an. Es war ein wundervoller Maientag. Im Tiergarten, durch den ſein Weg ihn führte, ſangen die Vögel, und ringsum lachte und blühte der Frühling. Aber Bernd Rathjen achtete nicht der Herrlichkeit; er dachte nur an ſeine Mine, den letzten Schatz, den das Schickſal ihm geraubt hatte.

Da plötzlich ſchlug vor einem herrſchaftlichen Hauſe der Straße An den Zelten das Wiehern eines Pferdes an ſein Ohr, bei dem ihm beinahe das Blut erſtarrt wäre. Genau ſo hatte Mine gewiehert, wenn er früh morgens zu ihr in den Stall kam, oder ihr auf dem Halteplatze ein Stück Zucker brachte. Ganz aufgeregt blieb er ſtehen und ſchaute ſich um. Im Thorwege des Hauſes ſtand eine mit zwei Pferden beſpannte Equipage, die von ihrem Führer einen Augenblick allein gelaſſen war.

Bernd Rathjens Atem ſtockte. Träumte oder wachte er? . . . Das Handpferd, das er dort vor dem Wagen ſah, war ſeine Mine, oder wenigſtens ihr leibhaftiges Ebenbild. Die erſtaunliche Ähnlichkeit rief eine ſo ſtürmiſche Bewegung in der Bruſt des alten Mannes hervor, daß er ſich kaum zu rühren wagte.

Auf der Veranda neben der Einfahrt ſtanden zwei Herren und beobachteten ihn, aber er ſah und hörte nichts. Seine Augen waren ſtarr, unverwandt, angſtvoll auf das Pferd gerichtet. Er hatte Furcht, daß dasſelbe wie ein Trugbild in der nächſten Sekunde vor ſeinen Augen zerfließen würde. Aber nein, es bewegte ſich; genau ſo wie Mine warf es den ſchönen Kopf zurück, bis in die kleinſten Einzelheiten erkannte er ſeine treue Stute wieder.

Leiſe, vorſichtig, immer noch fürchtend, es könne nur ein Traum ſein, trat er durch die kleine Gitterpforte. Seine Augen brannten, mit verhaltenem Atem, die Arme ausgeſtreckt, rückte er ſchrittweiſe näher.

„Mine! . . . Mine! . . .“ kam es bebend, in angſtvollem Flüſtern von ſeinen Lippen. Seine Hand ſtreichelte den Hals des Tieres, leiſe vorſichtig, als ob es ihm ſonſt entfliehen könnte, und „Mine! Mine! . . .“ ſprach er, immer noch in leiſem Flüſtertone. Dann aber vermochte ſeine Bruſt den Sturm in ſeinem Innern nicht mehr zu dämmen. Er ſchlang den Arm um den Hals des Pferdes, und unaufhaltſam brach lautes, ſtoßweißes Schluchzen aus ſeinem Munde. Und dabei immer nur das eine Wort: „Mine!“ Es war, als ob alle Zärtlichkeit ſeines treuen, alten Herzens ſich gewaltſam mit dieſem Worte Bahn bräche. —

Die beiden Herren hatten ihn anfangs mit Mißtrauen, dann aber mit wachſendem Erſtaunen beobachtet. Der ungeſtüme Schmerzenslaut des alten Mannes hatte ſie unwillkürlich ergriffen. Sie fühlten klar, daß demſelben eine beſondere Urſache zu Grunde liegen müſſe. Langſam traten ſie näher, und der ältere der beiden legte leiſe die Hand auf Bernds Schulter:

„Was fehlt Ihnen denn, alter Mann?“ fragte er ernſt, aber nicht unfreundlich.

Bernd wandte ſich um, und jetzt erſt fiel ihm ein, daß er ſich an einem Orte befand, an dem er eigentlich nichts zu ſuchen hatte. Haſtig fuhr er ſich mit der Hand über die Augen.

„Ach, lieber Herr, ſeien Sie mir nicht böſe,“ ſagte er ſtockend, „ich hatte auch ſo ein Pferd . . . genau ſo wie dies . . . und das haben ſie mir tot gefahren . . . und ich bin hereingekommen . . .“

„Was ſind Sie denn?“ fragte der Herr, der nun doch wieder mißtrauiſch wurde und glauben mochte, daß er es mit einem Geiſtesgeſtörten zu thun habe.

„Ich bin Droſchkenkutſcher, lieber Herr.“

„Droſchkenkutſcher! Und da wollen ſie ein ſolches Vollblut gehabt haben? . . . Sie reden wohl im Fieber, guter Mann.“

„Ach nein, ich bin ganz vernünftig,“ antwortete Bernd mit wehmütigem Lächeln. „Ich habe die Mine auf der Auktion im Tatterſall gekauft. Sie hatte ſich bloß den Fuß ein bischen verkippt.“

Plötzlich flog es wie eine dunkle Erinnerung über das Geſicht des Herrn.

„Sollte es möglich ſein!“ ſagte er nachſinnend zu ſeinem Gefährten. „Die Mutter der Minerva iſt in der That auf einer Auktion im Tatterſall verkauft.“

„Ja, ja, Minerva, ſo hieß ſie auch,“ fiel Bernd erregt ein. „Der Name war uns bloß zu lang, darum haben wir ſie immer Mine genannt. Sie hat, glaube ich, früher einem Grafen Wolfsburg gehört . . . Ach, meine arme Mine!“ fuhr er dann plötzlich fort, und er mußte ſich Gewalt anthun, um nicht von neuem in Schluchzen auszubrechen.

„Das iſt allerdings ein ſeltſamer Zufall,“ riefen die beiden Herren wie aus einem Munde . . . „Ich bin der Graf Wolfsburg,“ fuhr der ältere ſodann fort, „und Sie haben in der That ein Fohlen aus Ihrer Minerva vor ſich. Ich erinnere mich ſogar jetzt recht gut, daß die Stute der Mutter ſehr ähnlich iſt. Es freut mich, daß Sie dem Tiere eine ſolche Anhänglichkeit bewahrt haben.“

„Ach, lieber Herr Graf,“ fuhr Bernd Rathjen in ſeiner treuherzigen Einfalt fort, „wenn Sie mir einen großen Gefallen thun wollen, dann laſſen Sie mich bloß hin und wieder mal in Ihren Stall kommen, daß ich die Mine . . . Ihre Minerva ſehen kann. Ach, Sie glauben gar nicht, wie ich mich dazu freuen würde.“

„Haben Sie Familie?“ fragte der Graf.

„Ach nein, Herr Graf, ich habe keinen Menſchen mehr auf der Welt. Die Mine war mein Ein und mein Alles. Ich kann mich noch gar nicht darüber zufrieden geben, daß ſie ſo elend umkommen mußte.“

Die einfache, ungekünſtelte Sprache des alten Mannes machte erſichtlich Eindruck auf den Grafen. Er überlegte einen Augenblick und wandte ſich dann zögernd zu Bernd, der in angſtvoller Spannung auf ſeine Antwort wartete.

„Hätten Sie Luſt, eine Stelle als Stallwärter bei mir anzunehmen?“ fragte er.

„O mit tauſend Freuden, Herr Graf,“ rief Bernd außer ſich. „Ich wäre ja zu glücklich, wenn ich immer bei meiner . . . Ihrer Minerva ſein könnte.“

„Nun, es iſt gut,“ ſagte Graf Wolfsburg. „Geben Sie mir Ihre Adreſſe, und dann kommen Sie in acht Tagen wieder. Ich werde mich nach Ihnen erkundigen, und wenn ich nichts Unrechtes über Sie höre, ſo können Sie gern in meinen Dienſt treten und brauchen „Ihre Mine“ dann nie mehr zu verlaſſen . . .“

Und Graf Wolfsburg hat es nie bereut, Bernd Rathjen in ſeinen Dienſt genommen zu haben. Bernd iſt nicht mehr Stallmann, ſondern herrſchaftlicher Kutſcher bei dem Grafen, und nie hat dieſer ſeine Enkelkinder ſo ſorglos in den Tiergarten fahren ſehen, als ſeit der Zeit, da Bernd Rathjens treue Hände die Zügel halten. Nicht ſelten hat ſein Herr ihn auch ſchon im Stalle bei ſeinen Zwiegeſprächen mit der Minerva belauſcht, wie er ihr von der Lene und von der „alten Mine“ erzählte. Nie aber glänzen die Augen des alten Mannes heller, als wenn der Graf ihn mit freundlichem Lächeln fragt:

„Na lieber Bernd, was macht denn „Ihre Mine?“

---

## Kinderſpiele am Kongo.

(Abdruck verboten.)

Leider habe ich eine unglückliche Paſſion, und das iſt die Grammatik. Während die meiſten Menſchen die Grammatik höchſtens als ein notwendiges Übel anſehen und ſich mit Grauen der Zeiten erinnern, wo die Grammatik die tägliche Nahrung ihres Geiſtes war, iſt mir die Grammatik der Höhepunkt des Genuſſes, der Erholung — das Anziehendſte, was ich mir denken kann. Es bereitet mir ein phyſiſches Wohlbehagen, eine neue Grammatik zu ſehen, ein Menſch, der mir eine Grammatik, die ich nicht kenne, leiht oder ſchenkt, gehört zu meinen größten Wohlthätern. Und dieſe Leidenſchaft iſt mein Unglück — denn in jeder Geſellſchaft werde ich erſt warm, wenn das Geſpräch auf die Grammatik kommt, und dann bemerke ich jedesmal zu meinem Schrecken, daß es den meiſten Menſchen völlig gleichgültig iſt, wie die Buſchleute Afrikas ihre Schnalzlaute bilden, und daß es im Herero 320 Pronomina possessiva gibt — Dinge, die mich in das ungeheucheltſte Entzücken verſetzen. Selbſt meine Frau, mit der ich ſonſt alles teile, ſogar meine Leidenſchaft für Afrika, will von Grammatiken nichts hören und ſehen, und ſo muß ich mich einſam an dieſen Schätzen weiden, die mir jedermann gönnt, weil er ſie nicht mag.

Aber ein Baptiſtenmiſſionar am Kongo, ein Mann, von dem ich nichts kenne als natürlich die Grammatik der Kongoſprache (Dictionary and grammar of the Kongo language by Rev. W. Hollmann Bentley London. 1887) gibt mir Gelegenheit, einmal zu mitfühlenden Seelen zu reden — und ich weiß, hier werde ich verſtanden und zwar von Müttern und von Kindern — obwohl ich wieder von meiner ſchulmeiſterlichen Vorliebe für Grammatik getrieben werde. Da will ich dem Herrn Bentley meinen öffentlichen Dank hiermit abſtatten und erzählen, was ich von ihm gelernt habe. Daß man in der Grammatik einer wilden Sprache einmal eine Notiz über die Lebensweiſe wilder Völker findet, kann nicht wunder nehmen, aber Herr Bentley iſt ſo liebenswürdig geweſen, uns nicht nur von dem ſeltſamen Aberglauben, den geheimen Geſellſchaften, den wunderbaren Zeremonien der Kongo-Neger in ſeiner Grammatik zu erzählen, ſondern er widmet einen langen Abſchnitt der Beſchreibung der Kinderſpiele am Kongo. Nun, meine ſehr verehrten Damen — alſo etwas ganz, ganz Neues für die Kleinen, echt afrikaniſch, fabelhaft modern. Heran — meine Herren Spielwarenfabrikanten, liefern Sie die Spielutenſilien neu, praktiſch, patentiert — und unter der Spitzmarke „Kongo“ müſſen ſie die Welt erobern!

Was mag man denn am Kongo ſpielen?

Nun vieles iſt gerade wie bei uns. Man gibt ſich Charaden und Rätſel auf, man hüpft um die Wette auf einem Bein, man ſpielt Blindekuh, Dritten abſchlagen, Paar und Unpaar, Puff und eine Art afrikaniſches Friſchwachs.

Anderes erſcheint nur als eine zweckentſprechende Umwandlung hieſiger Kinderſpiele.

So iſt z. B. Lungungu eine Art Reifenſpiel. Die Spieler bilden zwei Parteien, und jeder verſieht ſich mit einer Schnur, an deren beiden Enden ein kleines Gewicht angebracht iſt. Die eine Partei rollt einen Reifen auf die Spieler der andern Partei zu, von denen ſich jeder bemüht, ſeine Fangſchnur ſo zu drehen, daß ſie ſich um den Reifen windet, wie die Bolas der Amerikaner. Wenn dies gelingt, ſo wird der Reifen aufgehoben und um den Kopf gewirbelt. Die Partei hat verloren, deren Reifen gefangen wurde, und das Spiel beginnt von neuem. Ein anderes Spiel (Mbemba) wird ähnlich geſpielt, nur daß die Reifen geworfen werden.

Nduku iſt eine Art „Ringverſteck“. Die Spieler bilden zwei Parteien und ſetzen ſich reihweiſe, Fuß bei Fuß. Dann wird ein Tuch über die Beine gedeckt, ein Ball oder anderer Gegenſtand wird unter dem Tuch von einem zum andern herumgegeben. Dabei thut jeder, als wenn er ihn weitergäbe. Nun ruft einer von den Spielern einen von der Gegenpartei an: „Bekenne!“ und fragt dann weiter: „Auf weſſen Haupt?“ Wenn der Gefragte den nennt, der gerade den Ball hat, ſo geht der Ball zu ſeiner Partei über. Das Spiel nkandi a ngongo iſt ganz und gar unſer Ringverſteck, nur daß man ſtatt des Rings eine Palmnuß nimmt.

Beim Nkiambiembie wird ein Samen in einen von fünf kleinen Häufchen Sand oder Staub verſteckt. Der Spieler, der am Raten iſt, hat die vier leeren Häufchen wegzuwiſchen und den einen liegen zu laſſen, der den Samen hat. Wenn er richtig rät, darf er verſtecken. Und eine Liſte weiſt aus, wer am häufigſten richtig geraten hat.

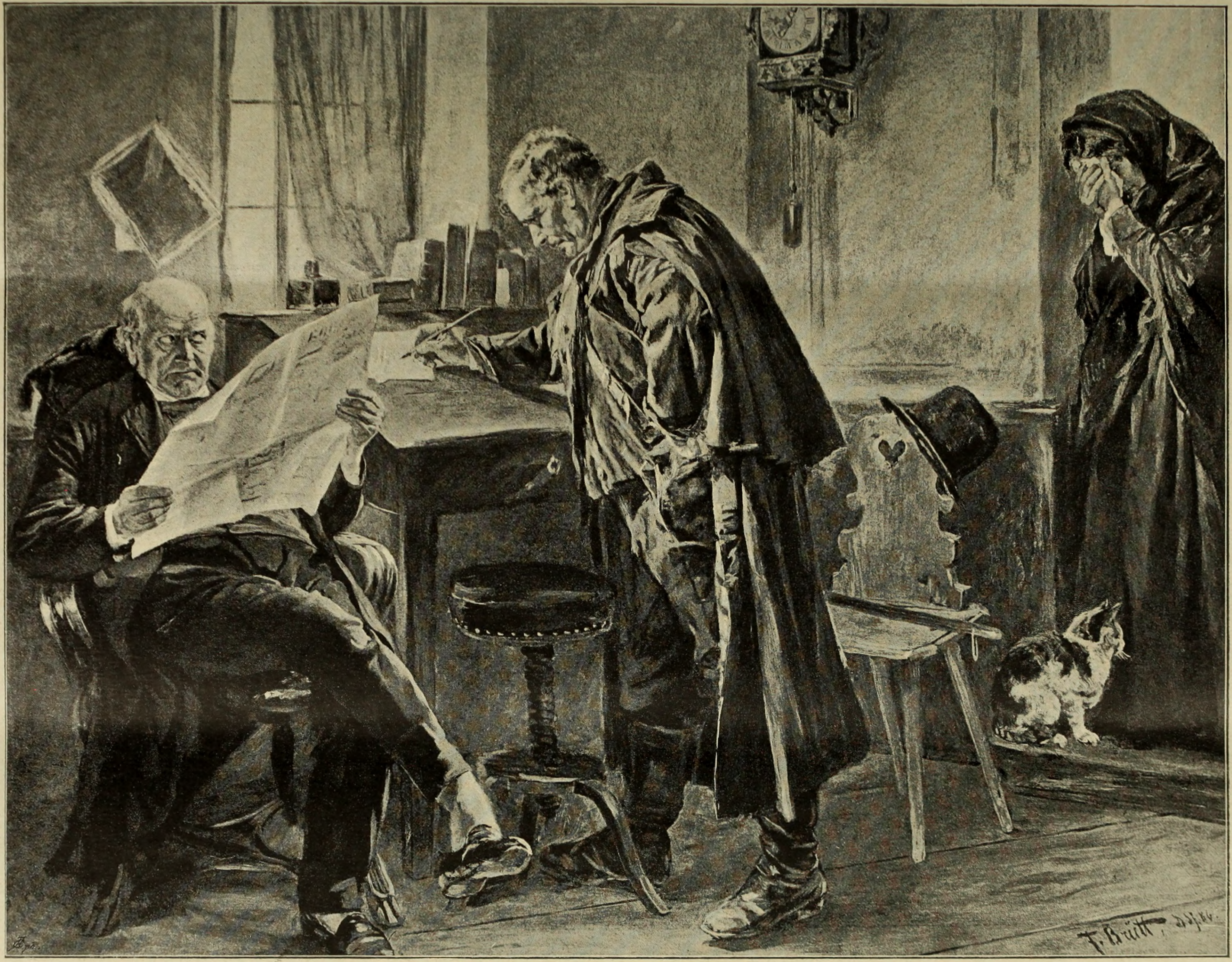
Wie unſere Schulknaben mit Knöpfen oder Marmorkugeln werfen, ſo ſpielt man am Kongo Ntuba. Die Grube, nach der man wirft, iſt etwa vier Zoll tief. Der Spieler ſteht etwa 20 Fuß davon und verſucht einen Ball hineinzuwerfen.

Eine geradezu gefährliche Art Kriegsſpiel iſt das vita a mbutu.

Eine große Anzahl von Spielern vereinigt ſich hierzu und bildet zwei Parteien. Die Parteien trennen ſich dann auf eine Entfernung von 100—150 Schritt. Nach der Mitte hin errichtet jede Partei ihre Dörfer, d. h. ſie ſtellt kleine Haufen von Crotonfrüchten auf. Dann ziehen ſie ſich zurück und fangen an, die Dörfer mit anderen Crotonfrüchten zu bombardieren, bis eine Stadt niedergeworfen iſt. Dann gehts zum Sturm, man ſtürzt ſich auf die unterliegende Partei, und es folgt ein allgemeines Durcheinander und Werfen mit Crotonfrüchten. Das Spiel iſt in manchen Dörfern verboten, weil oft Unglück dabei vorkommt. Wir führten als Knaben im Feldgarten des Halleſchen Waiſenhauſes ebenſolche Kämpfe mit unreifen Kaſtanien auf — es erging uns aber wie den Kongo-Negern — die Sache wurde wegen ihrer Gefährlichkeit verboten — aber intereſſant war es doch.

Am Kongo ſpielt man indeſſen auch andere, uns fremdartigere Spiele. Beim Dibulungu bilden die Spieler einen Kreis, ſetzen ſich auf die Erde nieder und ſtrecken die Beine vor ſich. Einer von den Spielern legt einen Ball auf ſeine Kniee, und dann ſchnellt er ihn mit einem Bein ſo, daß er auf das Knie ſeines Nachbars rollt. Wer den Ball auf die Erde fallen läßt, muß in die Mitte des Kreiſes gehen und zur Unterhaltung der anderen tanzen.

Niedlich iſt folgendes Spiel für die Kleinen. Es kann nur von zweien geſpielt werden. Die linken Hände greifen ineinander, mit der Rechten reibt jeder ſeine Rippen. Die Beiden ſtellen eine alte und eine junge Taube vor. Die alte Taube ſingt nun folgenden Vers, den ich auf deutſch wiederzugeben verſuche:


F. Brütt, Dsf. 86.

Eine Schuldverſchreibung. Nach dem Gemälde von Ferd. Brütt.
(Photographie-Verlag der Photographiſchen Union in München.)

„Das Täubchen, das kleine,
Federn hat es noch keine;
Wenn es wird die Federchen kriegen,
Soll es nach Europa fliegen!
Klipp! Klapp!“

Die junge Taube girrt dazu eine Begleitung, und wenn der Singſang aus iſt, ſchlagen die Spieler ihre rechten Hände über und unter die ineinandergelegten linken Hände. Dann laſſen ſie ſich los, jeder ſchlägt ſeine Hände zuſammen und klopft ſein rechtes Bein. Dann greifen ſich die Hände wieder, und man ſpielt es noch einmal.

Beim Nkenka bohrt man ein Loch vier Zoll im Durchmeſſer und zwei Fuß tief in die Erde. Das Loch wird halb mit Erdnüſſen und dann mit Erde gefüllt und feſt zugeſtampft. Darauf fertigt man eine Art hölzerner Gabel, und die Spieler ſtoßen damit nach der Reihe in das Loch. Wem es gelingt, einen Samen in der Gabel mit herauszuholen, gewinnt alle, die in dem Loche ſind.

Aber nicht alle Spiele ſind ſo einfach. Beim Samuna wird eine lange Geſchichte mit Geſängen, Pantomimen — ja mit lebenden Bildern vorgeführt. So weit iſt man am Kongo!

Ein Spiel mit ſehr umſtändlichen Arm- und Beinbewegungen wird die „trockene Bohnenſchale“ genannt, weil es die eigentümlichen Wendungen und Krümmungen einer trocknenden Bohnenſchale nachahmt. Beſonders für Quartaner eignet ſich das Antilopenſpiel. Hierzu wird ein Kreis auf dem Erdboden abgezeichnet, in dem ſich die Spieler bewegen. Alle Spieler, bis auf einen, laufen auf allen Vieren herum, das Geſicht nach oben gerichtet. Der eine heißt „Antilope“, die anderen „Jäger“. Die Jäger verſuchen nun, trotz ihrer unbequemen Gangart die Antilope zu berühren oder mit dem Fuß zu ſtoßen. Die Antilope darf dabei nicht über den Kreis hinausgehen; ſowie ſie aber, von den Jägern umzingelt, den Kreis verläßt, ſpringen ſie alle auf die Füße und jagen hinter ihr her. Wer zuerſt ihr ſo nahe kommt, daß er ihr ſcheinbar den Garaus machen kann, wird nächſtesmal „Antilope“. Iſt die Antilope auf dieſe Weiſe gefangen, ſo folgt ein allgemeines Durcheinander. Jeder thut, als ſchnitte er ein Stück von der Antilope ab, und ſie ſchreien: „Das Bein für mich! Mir den Kopf! Mir das Fleiſch!“ Dann fallen ſie alle übereinander und ſtellen ſo einen lebenden Haufen von Armen und Beinen dar. Manchmal ſpielt man es auch zahmer, dann darf die Antilope nicht über den Kreis hinaus, und der erſte, der ſie dabei beobachtet und ruft: „Sie iſt ausgebrochen!“ wird das nächſtemal Antilope.

Ein Spiel, das gewiß oft mit ſehr großer Leidenſchaft geſpielt wird, heißt Mbele. Alle Spieler bis auf einen ſtehen in einer geraden Linie, der erſte in der Reihe heißt Ntotela. Der eine übrig gebliebene Spieler tritt nun vor den Ntotela hin, ſtößt mit beiden Händen nach ihm, kreuzt ſie dann über die Bruſt und ſtößt dann mit einer Hand nach ihm. Der Ntotela muß daſſelbe thun. Wenn er dem Stoß des Spielers dreimal mit derſelben Hand, die der Spieler gebrauchte, begegnet iſt, dann iſt der Spieler „ab“ und kommt auf den letzten Platz in der Reihe. Der Ntotela iſt dann Spieler. Gelingt es dem Ntotela nicht, dem Stoße des Spielers zu begegnen, ſo iſt er nicht mehr dran, und der Spieler geht zu dem Zweiten. Wenn der Spieler dreimal die Reihe herunter kommt, ohne „ab“ zu werden, dann wird der letzte Mann „Sklave“ und muß beiſeit treten. Wenn der Spieler ſpäter „ab“ wird und an den letzten Platz der Reihe kommt, ſo nehmen die Sklaven ihren Platz hinter ihm ein. Wenn der Spieler alle als Sklaven ausſpielt, kann der Ntotela wieder kommen und verſuchen, ſich ſelbſt zu erlöſen, indem er den Spieler ausſpielt. Der bisherige Spieler wird dann Ntotela und verſucht, die Sklaven zurückzugewinnen.

Auch eine Art Würfelſpiel iſt am Kongo bekannt. Das Spiel heißt Wadi. Hierzu gehören acht kleine Scheiben, von denen jede eine weiße und eine gefärbte Seite hat. Man ſchneidet dieſe Scheiben oft aus einem Stück Flaſchenkürbis. Sie werden mit der Hand geworfen und fallen entweder mit der weißen oder mit der farbigen Seite auf. Hat eine gerade Anzahl von Scheiben (2, 4, 6, 8) die weiße Seite nach oben, ſo verliert der Spieler, wenn gar keine oder eine ungerade Anzahl von weißen Seiten ſich zeigen, gewinnt der Spieler. Man ſpielt um Geld bis zu hohem Betrage, ja damit wir nicht vergeſſen, daß wir in Afrika ſind, um Sklaven. Und weil zu einem richtigen afrikaniſchen Spielbuch auch etwas Gruſeliges gehört, laſſen wir das Kulukuta-Spiel noch folgen. Das wird ebenſo wie Wadi geſpielt. Aber wer verliert, braucht hier nichts zu bezahlen, ſondern muß Pfeffer eſſen bis zu zehn Körnern, ja manchmal wird ausgemacht, daß ihm Pfeffer in die Augen gerieben wird. Das iſt abſcheulich, hochverehrte Leſerin, nicht wahr? Ja das kommt von den Grammatiken! — Aber ganz ſo ſchlimm iſt's nicht, wie es ausſieht, es darf höchſtens zehnmal hintereinander geſchehen. Doch wollen wir dies zur Nachahmung nicht empfohlen haben, ſondern es den Leuten überlaſſen, die da wohnen, wo der Pfeffer wächſt.

Karl Meinhof.

## Henry Drummonds Hauptwerk in neuer Überſetzung.

Wiederholt iſt von dem ſchottiſchen Naturforſcher, Henry Drummond, der ganz neue Wege zur Erforſchung und Beleuchtung der alten evangeliſchen Wahrheit eingeſchlagen, in dieſen Blättern die Rede geweſen. Kaum ſind es zehn Jahre, daß er mit ſeinem grundlegenden Werke: „Das Naturgeſetz in der Geiſteswelt“ vor die Öffentlichkeit trat. Das Buch erſchien unmittelbar, bevor er ſeine Entdeckungsreiſe nach Oſtafrika antrat. Bei ſeiner Rückkehr in die Heimat fand er ſein Werk in aller Händen und ſeinen Namen in aller Munde. Heute iſt es in 103 000 Exemplaren in England verbreitet, und nicht minder groß iſt der Abſatz der drei kleinen Schriften geweſen, welche daraus für das praktiſche Bedürfnis der Gemeinde erwachſen ſind. Auch in der deutſchen Überſetzung haben dieſe kleinen Schriften einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Das große Werk hat bisher weniger Verbreitung bei uns gefunden. Zum Teil lag das an der wiſſenſchaftlichen Darlegung, die manche abſchreckt, zumeiſt aber an der erſten Überſetzung, welche das Verſtändnis erſchwerte. Es iſt deshalb mit Dank zu begrüßen, daß dieſelbe bewährte Hand, welche „das Beſte in der Welt“ und ſeine Geſchwiſter dem deutſchen Leſer zugänglich gemacht hat, uns jetzt eine ganz neue Überſetzung darbietet, welche unter den Augen des Verfaſſers entſtanden, eine wirkliche Verdeutſchung genannt werden darf.*) Von dem Buche ſelbſt zu ſprechen, iſt nicht weiter not. Ein durch ſeine theologiſche wie durch ſeine naturwiſſenſchaftliche Gelehrſamkeit dazu beſonders berufener Mann, Profeſſor Zöckler in Greifswald, hat das neue Bahnen brechende Werk im XXIII. Jahrgang des „Daheim“ (S. 605) eingehend beleuchtet. Seitdem iſt es vielfach angegriffen worden, und namentlich hat der Erfolg der kleinen Schriften manche ernſte Theologen ſtutzig gemacht. Einer von ihnen iſt ſo weit gegangen, daß er ſich denſelben nur aus der „buchhändleriſchen Mache“ und aus der „dogmatiſchen Seichtigkeit des Inhalts“ zu erklären vermag. Die Tauſende, denen die Büchlein einen dauernden und tiefgründenden Segen gebracht haben, werden dieſem abſprechenden Urteil gewiß nicht beiſtimmen, und noch weniger werden es die thun, welche durch das Hauptwerk Drummonds der chriſtlichen Wahrheit wieder näher geführt und zum weiteren Nachdenken und Nachforſchen in Gottes Wort angeregt worden ſind. Henry Drummond ſelbſt denkt ſehr geringe von der Bedeutung ſeines Buches. In dem Vorwort zu der neuen deutſchen Ausgabe ſpricht er ſich über die Gründe aus, weshalb er ſein Buch völlig unverändert gelaſſen, obgleich „ſeine geiſtige Welt ſich in dieſen zehn Jahren weiter entwickelt habe, ſo daß er jetzt manches darin ganz anders ausdrücken würde.“ Dann ſagt er weiter: „Wenn der Leſer im Auge behalten will, daß es ſich bei dieſer Verwahrung lediglich um die Form des Gebotenen handelt, und daß chriſtliche Wahrheit, wie alle Wahrheit, immer wieder die Formen ſprengt, in die man ſie zu faſſen ſucht, wird er immerhin etliches in dieſem Buche finden, das ihm keinen Schaden bringt.“

Als aufmerkſamer Leſer der Drummondſchen Schriften kann ich bezeugen, daß ſie mir nicht allein keinen Schaden gebracht, ſondern daß ich ſeinen Darlegungen mehr Anregung, Förderung und Vertiefung verdanke als manchen der theologiſchen und erbaulichen Schriften, die ich im Laufe meines Lebens geleſen. Zöckler nennt in der oben erwähnten Beſprechung Henry Drummond einen „entſchiedenen bibelgläubigen Chriſten.“ Das iſt er in der That. Allerdings ſucht er, der Naturforſcher, ſoweit als möglich den Einklang ſeiner „wiſſenſchaftlichen Nährmutter“ mit der göttlichen Offenbarung klar zu legen, aber er weiſt doch auch, wo es not thut, die Wiſſenſchaft in die gebührenden Schranken zurück und ordnet ſie dem höheren Lichte unter.

So beleuchtet er eine Reihe von Bibelſtellen (2. Cor. 13, 5; Joh. 15, 5; Joh. 6, 55—56), welche bezeugen, daß Chriſtus in den Seinen wohnt, um daran deutlich zu machen, wie dieſelben „nicht bloße Redefiguren, ſondern ausdrückliche Erklärungen buchſtäblicher Thatſachen“ ſind, wie ferner „das Leben etwas in ſich beſtehendes, örtlich bleibendes“ und ebenſo „das geiſtliche Leben nicht das zeitweilige Einkehren einer Kraft, ſondern ein bleibendes Innewohnen in der Seele iſt.“ „Endlich,“ ſagt er, „erhellt aus dieſen Bibelſtellen, daß das geiſtliche Leben keine gewöhnliche Krafterſcheinung oder Kraftwirkung iſt. Soviel lehrt die Analogie der Natur, aber darüber hinaus ſchweigt ſie. Sie kann uns nicht ſagen, was geiſtliches Leben iſt, ſie kann uns ja nicht einmal ſagen, was natürliches Leben iſt — das Wort Leben iſt für die Wiſſenſchaft etwas, das noch nicht definiert worden iſt. Die Natur ſchweigt deshalb und muß ſchweigen, wenn von geiſtlichem Leben die Rede iſt. Aber in Ermangelung des natürlichen Lichtes wenden wir uns an das ergänzende Licht der Offenbarung, das immerdar leuchtet, wo es ſich für uns um Wahrheit handelt und die Natur uns nicht helfen kann. Wir ſprechen mit Paulus, als dieſes Leben auf der Straße nach Damaskus ihn ergriff: „Herr, wer biſt du?“ Und wir vernehmen: „Ich bin Jeſus!“ (Apoſtelgeſch. 9, 5.)

Drummond verſteht es übrigens vortrefflich, ſein umfaſſendes Wiſſen auch dem Laien begreiflich zu machen, worauf ich diejenigen beſonders hinweiſen möchte, die ſich bei einem flüchtigen Blicke in das Buch durch den einen oder anderen gelehrten Ausdruck abgeſchreckt fühlen.

Robert Koenig.

---

*) Das Naturgeſetz in der Geiſteswelt von Henry Drummond. Autoriſierte deutſche Ausgabe. Neu überſetzt. 1. bis 4. Tauſend. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klaſing. Preis geb. 4,50 Mk.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Am Golfe von Bajae! Das Meer rauſcht, und die leichtbeſchwingten Möven ſpielen über den Wellen. „In Gedanken“ ſitzt Livia. Was ſie wohl ſinnt? Hat die reifere Schweſter ſie vielleicht gewarnt vor den Lockungen des üppigen Badelebens, vor den Huldigungen des jungen Senatorenſohns, der ihr neulich die reizende ägyptiſche Fibula mit den anmutigen Diſtichen zugleich als Angebinde ſandte? Oder hat Sempronia ihr von dem neuen Kult der Nazarener erzählt, die zu leiden wiſſen, weil ſie glauben, und im Glauben glücklich ſind? Wer vermag es zu ſagen, welche Gedanken ſich hinter der ſchönen Stirne abſpielen, wem dies Sinnen gilt — ob es die ſchöne Maid ſelbſt zum Glück oder zum Unglück führen wird!

Das war ein ſchwerer Gang, der den Schulzen zu dem ſtadtbekannten Wucherer führte — ſchwerer iſt ſeiner Hand noch kein Federſtrich geworden, als die Unterzeichnung der „Schuldverſchreibung,“ mit welcher er ſich dem erbarmungsloſen Manne vielleicht für immer zum Sklaven macht. Wahrlich, ein ergreifendes Bild aus dem vollen Leben heraus! Wie ſcharf hat Ferd. Brütt den Mann, der wohl zum erſtenmale ſeinen Namen unter einen Schuldſchein ſetzt, wie ſchlicht die ſchmerzerfüllte Frau, wie vortrefflich vor allem den ſcheinheiligen, Gleichgiltigkeit heuchelnden, lauernden Wucherer darzuſtellen gewußt. Wer je in Landesteilen lebte, in denen der Wucher gleich der ſchlimmſten aller Seuchen am Mark der Bevölkerung nagt, wird die Wahrheit dieſer Typen beſtätigen.

## Schule.

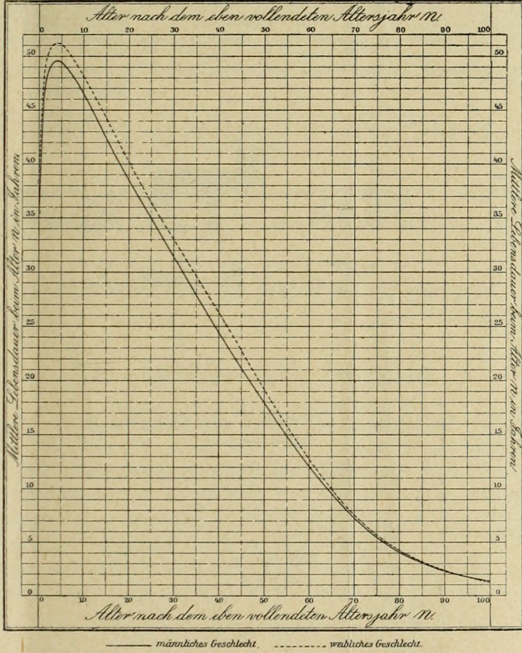
Im Berliner Lehrerverein beſprach man vor kurzem die Frage der Steil- oder der Schrägſchrift und neigte der Meinung zu, daß die Steilſchrift in geſundheitlicher Beziehung den Vorzug vor der Schrägſchrift verdiene; ihre allgemeine Einführung ſei deshalb zu empfehlen und an die Schulbehörden ein hierauf bezügliches Geſuch zu richten.

## Völkerkunde.

In einem intereſſanten Artikel in Murrays Magazine berichtet Mr. Sandborg auf Grund eigener Erfahrungen über Tibet und das Verhältnis Chinas zu dieſem Lande. Um ſeinen politiſchen und merkantilen Einfluß zu behaupten, hat China, nach der beſtimmt ausgeſprochenen Meinung des Verf., ſeit langen Jahrzehnten den Mord jedes Dalai Lama, bevor dieſer mündig wurde, durchgeſetzt. So ſind wenigſtens fünf der Dalai Lamas während des laufenden Jahrhunderts auf Befehl von Peking aus mit Überlegung zu Tode befördert. Die hohen Würdenträger des Staats ſcheinen ſehr wohl zu wiſſen, daß ihre geheiligten Herrſcher das Leben auf verräteriſche Weiſe verloren haben; aber Drohungen und Beſtechungen der chineſiſchen Geſandten in Lhaſſa haben bisher jeden Verſuch, das Leben eines der jungen Fürſten zu retten, vereitelt. Die jetzige Lage der Dinge ſcheint der nationalen Partei günſtigere Ausſichten zu bieten. Das Volk iſt gegen die Anmaßungen Chinas erregt, der junge Herrſcher geiſtig und körperlich in voller Kraft und wird in achtzehn Monaten das Alter erreichen, in welchem er, anſtatt des bisherigen Regenten, die weltliche Macht übernehmen kann, wie er ſchon vorher von der geiſtlichen Gewalt Beſitz ergriffen hat. Man muß bedenken, daß von der großen Maſſe des Volkes, den Mongolenhorden von Khoko-Nur und der chineſiſchen Tatarei, den Kalmüken und Burjäten des aſiatiſchen Rußlands, dieſer geheiligte Jüngling als der irdiſche Vertreter Buddhas betrachtet wird, die über allen Göttern ſteht. Alle dieſe Völker würden auf jeden Ruf von dem höchſten Haupte ihres Glaubens zum Religionskriege herbeieilen. China droht gerade jetzt auch von dieſer Seite her eine ſchwere, freilich ſelbſt heraufbeſchworene Gefahr.

## Volkswirtſchaft.

Am 1. Januar 1892 tritt in der Schweiz ein Geſetz in Kraft, welches wohl geeignet iſt, weite Kreiſe zu intereſſieren. Wer in Zukunft eine Forderung einzutreiben hat, braucht nicht mehr das zeitraubende und koſtſpielige Gerichtsverfahren einzuſchlagen. In jedem Kanton und ſelbſt an den kleinſten Plätzen werden Eintreibungsbeamte vom Staate angeſtellt, denen man jede Forderung nebſt einem Beleg, ſei es ein Wechſel oder ſchriftlicher Beweis, zur Eintreibung übergeben kann. Die Beamten, welche eine ziemlich bedeutende Kaution zu ſtellen haben, ſind verpflichtet, von jedem Schuldeingang dem Auftraggeber ſofort Mitteilung zu machen bezw. den Betrag ohne Abzug auszuhändigen. Die Koſten ſollen 2 Frank für jeden Einzelfall nicht überſteigen.



Tafel der mittleren Lebensdauer
(aus dem Statiſtiſchen Jahrbuch für das Deutſche Reich).

## Statiſtik.

Das neueſte Statiſtiſche Jahrbuch für das Deutſche Reich, herausgegeben von dem ſtatiſtiſchen Amt, bringt eine ſehr intereſſante graphiſche Darſtellung aus der „Deutſchen Sterbetafel.“ Die Skizze, welche wir im verkleinerten Maßſtab wiedergeben, zeigt die Anzahl der Jahre an, welche nach den Ergebniſſen des letzten der Berechnung zu Grunde liegenden Jahrzehnts ein Überlebender bei dem Alter *n* im Durchſchnitt noch zu verleben hat — ſie iſt alſo, ſtatiſtiſch ausgedrückt, eine Darſtellung der „mittleren Lebensdauer oder Lebenserwartung.“ Wer die Tafel auf ſich anwenden, ſich alſo gewiſſermaßen ein Horoskop (von allerdings nur mittlerem Wert) ſtellen will, ſucht zunächſt unten die ſeinem Alter entſprechende ſenkrechte Linie, verfolgt dieſelbe aufwärts bis zur Kurve und lieſt dann die rechts bez. links dem Schnittpunkte beider Linien ſtehende Zahl als die „im Durchſchnitt der deutſchen Bevölkerung noch zu erwartende fernere Lebensdauer ab. Es hat danach heute z. B. eine Frau von 40 Jahren Ausſicht noch 26 Jahre zu leben, alſo 66 Jahre alt zu werden.

## Auswanderung.

Der Vorſtand der deutſchen Kolonial-Geſellſchaft beſchloß in ſeiner letzten Sitzung, dahin zu wirken, daß in dem demnächſt zur Bearbeitung kommenden neuen Auswanderungsgeſetz die Errichtung eines beſonderen Amtes vorgeſehen werde, welches das geſamte Auswanderungsweſen überwachen, beſonders aber auch zur umfaſſenden Auskunftserteilung an Auswanderer verpflichtet ſein ſoll; in den Einwanderungsländern ſollen deutſche Agenten zum Schutz der Auswanderer angeſtellt werden.

## Militäriſches.

Dem Reichstag iſt bekanntlich eine bedeutende Mehrforderung für artilleriſtiſche Zwecke unterbreitet. Beabſichtigt wird u. a. eine Umformung von Geſchoß und Ladung in der Weiſe, daß beide nicht mehr, wie bisher, getrennt, ſondern zu einem Stück, gewiſſermaßen zu einer großen Patrone verbunden, Verwendung finden ſollen.

## Preisausſchreiben.

Die Geſellſchaft für Rheiniſche Geſchichtskunde ſetzt aus der ihrer Verwaltung unterſtellten Meviſſen-Stiftung für die Löſung folgender Aufgaben die unten angegebenen Preiſe aus: 1) Nachweis der im XVI. Jahrhundert in Köln vorhandenen Straßen und Plätze, ſowie aller Befeſtigungen, öffentlichen Gebäude, Kirchen, Kapellen, Klöſter und Wohnhäuſer, nebſt Entwurf eines möglichſt genauen Stadtplanes, auf Grundlage der gleichzeitigen Pläne und Anſichten, der Schreinsbücher und der Urkunden. Die Arbeit iſt einzuſenden bis zum 31. Januar 1897. Preis 4000 Mark. 2) „Entwickelung der kommunalen Verfaſſung und Verwaltung Kölns von den Anfängen bis zum Jahre 1396.“ Die Arbeit iſt einzuſenden bis zum 31. Januar 1894. Preis 2000 Mk. 3) „Urſprung und Entwickelung der Verwaltungsbezirke (Ämter) in einem oder mehreren größeren Territorien der Rheinprovinz bis zum XVII. Jahrhundert.“ Die Arbeit iſt einzuſenden bis zum 31. Januar 1895. Preis 200 Mark. Die Arbeiten ſind dem Vorſitzenden der Geſellſchaft für Rheiniſche Geſchichtskunde, Herrn Landgerichtsdirektor Ratjen in Köln, zu übermitteln.

## Ausſtellungsweſen.

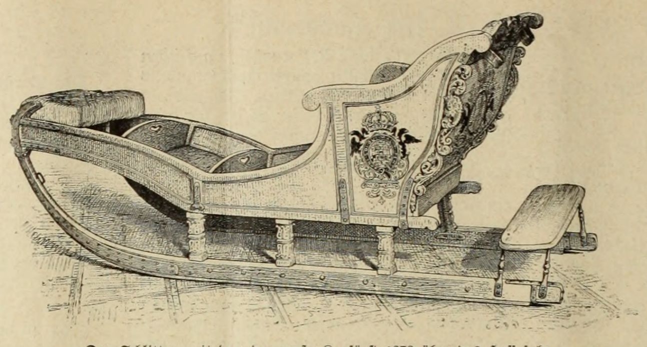
Die Londoner deutſche Ausſtellung ſchließt, nach einer Mitteilung Anton v. Werners im Verein Berliner Künſtler, mit einem Fehlbetrage von 400 000 Mk. Dieſer Mißerfolg ſei dem Komitee zuzuſchreiben, welches Schauſtellungen zugelaſſen habe, die das Publikum haben fernhalten müſſen. — Bei einer Beteiligung der deutſchen Kunſt an der Weltausſtellung in Chicago ſolle die Jury ſo ſtreng wie möglich zu Werke gehen, vielleicht wären auch Arbeiten aus den Galerien mitzuſenden, damit Deutſchland glänzend und würdig vertreten werde.

## Kunſt.

Die Errichtung eines Schlütermuſeums in Berlin nach Art des Rauchmuſeums iſt kürzlich angeregt worden. Freilich würde das neue Muſeum vorausſichtlich nicht, wie das letztgenannte, eine Fülle von Originalen und Modellen aufweiſen können, ſondern hauptſächlich aus Nachbildungen der Bildwerke Schlüters, aus Aufnahmen und Plänen ſeiner Bauten 2c. zuſammengeſtellt werden müſſen. Immerhin iſt die Bedeutung des Meiſters für die ganze bildende Kunſt ſeiner Zeit ſo groß, daß eine derartige Sammlung ſeiner Schöpfungen als höchſt verdienſtvoll angeſehen werden muß.

### Ein hiſtoriſcher Schlitten.

Am 17. Januar 1697 war es, daß Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt, auf der Verfolgung der Schweden begriffen, mit dem größeren Teil ſeines kleinen, auf Schlitten geſetzten Heeres über das friſche Haff zog. In Preußiſch-Mark und Holland begann die merkwürdige Fahrt: voran der Kurfürſt mit ſeiner Gemahlin und dem Kurprinzen, dann unter wirbelnden Trommelklängen das Heer, von Heiligenbeil an auf ſieben Meilen Länge das zugefrorene Haff überſchreitend. Durch die energiſche Durchführung dieſer Unternehmung ſparte der Kurfürſt acht Meilen Weges, alſo mindeſtens drei Tagemärſche. Der denkwürdige Schlitten, welchen der Herrſcher an jenem Tage benutzte, wird im Hohenzollern-Muſeum zu Berlin aufbewahrt.



Der Schlitten, mit dem der große Kurfürſt 1679 über das Haff fuhr.
Im Hohenzollern-Muſeum zu Berlin.

### Kleine Zeitung.

Einen herrlichen Kirchenſchmuck birgt die einfache Kirche im Dorfe Finkenthal, Parochie Altkalen, in Mecklenburg, einen großen Roſenſtrauch nämlich, der ſich von einem im Freien neben dem Gotteshauſe ſtehenden Roſenbuſch abzweigte, vor etwa 70 Jahren durch das Fundament hindurchdrang und ſich in der Kirche ſelbſt allmählich weiter und weiter verzweigte. Jetzt bedeckt derſelbe mit ſeinen Zweigen bereits den Predigerſtuhl und einen Teil des Kirchenvorſteherſtuhls und würde ſelbſt die Kanzel ſchon berankt haben, wenn er nicht häufig zurückgeſchnitten würde. In jedem Sommer trägt der Strauch zahlreiche, ſchön entwickelte Blüten.

Ein beneidenswerter Ort ſcheint das Dorf Dahn in der bayr. Pfalz zu ſein. Die 1400 Einwohner halten von einer parlamentariſchen Vertretung ſo wenig, daß jüngſt zu einer Wahl auch nicht ein Berechtigter auftrat. Schließlich mußte die hohe Obrigkeit die Straßenwärter und Feldſchützen herbeicitieren, um aus dieſen wenigſtens den Wahlausſchuß bilden zu können, der dann, da niemand zur Wahl ſelbſt ſich einfand, ſchließlich auch dieſe allein vollzog.

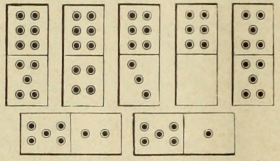
Der Friedensſtörer in den Jagdgefilden der Rominter Heide iſt nun erſchoſſen: der große Wolf, welcher die ganze dortige Gegend ſeit einem Jahre unſicher gemacht, hat ſein Daſein beendet. Der erſte Schneefall in dieſem Jahre hat den Forſtbeamten Gelegenheit gegeben, den Wolf, der den Sommer hindurch ſich das junge Hochwild hat gut ſchmecken laſſen, feſtzumachen und zu erlegen.

## In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſieben Steine auf.

A hat:



C hat unter ſeinen ſieben Steinen vier Doppelſteine. Seine ſieben Steine haben 19 Augen mehr als die Steine des B und 20 Augen weniger als die Steine des D.

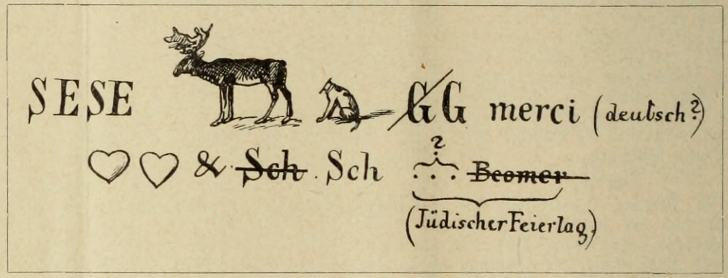
A gewinnt die Partie dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird. B und C mußten immer paſſen. D behält einen Stein übrig. Die Summe der Augen auf den 13 Steinen der Partie beträgt 108.

Wie groß war die Summe der Augen auf den ſieben Steinen des C? Welche Steine hatte C außer den Doppelſteinen? Welchen Stein behielt D übrig?

### Dreiſilbige Scharade.

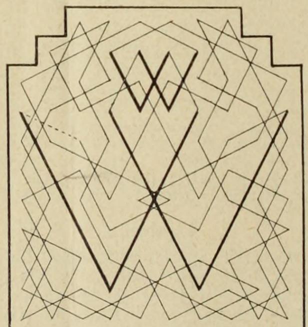
Wenn die erſten Beiden fehlen,
Ach, den tiefbetrübten Seelen,
Welch ein unaufhörlich Quälen!
Setzt die Dritte ſich zum Pfande,
Daß es wohlergeh' dem Lande,
Fürcht' ich nicht der Knechtſchaft Bande!
Da das Ganze iſt erſchienen,
Mit den Erſten uns zu dienen
Und mit Gott uns zu verſühnen:
Steh' ich fröhlich auf der Schanze
Mit der Hoffnung grünem Kranze,
Seh' die Welt im Weihnachtsglanze! B.

### Bilderrätſel.



### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 12.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.



Auflöſung des Röſſelſprungs.

Es iſt ein Stern entglommen
In dieſer Erdennacht,
Das iſt der Stern der Liebe
In ſeiner goldnen Pracht.
Er leuchtet allen Völkern
So licht vom Himmelszelt,
Da taut das Eis der Herzen
Der winterlichen Welt.

Da geht es durch die Lande
Wie linder Frühlingshauch —
Der Heiland iſt geboren
Für dich, o Seele, auch!
Laß fahren all dein Zagen,
Dieweil dir kommen mag,
Nach allen dunklen Tagen
Ein ew'ger Weihnachtstag.
V. Hardung.

1. Dreiſilbige Scharade. Wiederſehn.
2. Zweiſilbige Scharade. Weihnacht.

### Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieſer Nummer ſchließt das I. Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das II. Quartal ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

**Das neue Quartal eröffnen wir mit einem feſſelnden Roman: „Die Familie v. Stieglitz" von Hermann Heiberg. Der beliebte Erzähler iſt auf das Gebiet zurückgekehrt, auf welchem er ſeine erſten Erfolge errang; der Roman ſpielt in Heibergs Heimat, in den meerumſchlungenen Herzogtümern, und führt uns die wechſelvollen Geſchicke einer holſteinſchen Adelsfamilie vor. Neben dieſem Roman führen wir die mit ſo allſeitiger Bewunderung aufgenommene Erzählung „In Moor und Marſch" von Bernhardine Schulze-Smidt zu Ende.**

**Die Daheim-Expedition. Leipzig,** Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

**Inhalt:** Wächterruf. Zum Neuen Jahr. Gedicht von Frida Schanz. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Die Kamarilla Friedrich Wilhelms IV. Von Th. H. Pantenius. — Seine Mine. Eine Berliner Geſchichte von Adolph Schulze. — Die Eiche. Gedicht von Hermann Lingg. — Kinderſpiele am Kongo. Von Karl Meinhof. — Henry Drummonds Hauptwerk in neuer Überſetzung. Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: In Gedanken von Herm. Schneider, Eine Schuldverſchreibung von Ferd. Brütt. — Schule. — Völkerkunde. — Volkswirtſchaft. — Statiſtik. Mit einer graphiſchen Darſtellung. — Auswanderung. — Militäriſches. — Preisausſchreiben. — Ausſtellungsweſen. — Kunſt. — Ein hiſtoriſcher Schlitten. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., **Steglitzerſtr. 53,** ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Origin. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Januar 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. № 14.

# Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Abdruck verboten.)

In einem Koupee erſter Klaſſe des Eilzuges zwiſchen Hamburg und Kopenhagen ſaßen zwei Paſſagiere, eifrig redend, gegenüber. Dem einen ſah man die Reiſegewohnheit an. Sie lag ſchon in den Bewegungen, aber auch im Ausdruck und beſonders in der Kleidung. Offenbar war der Mann urſprünglich aus einer kleinbürgerlichen Familie hervorgegangen und hatte ſich die Lebensgewohnheiten und den Schliff der gebildeten Kreiſe erſt ſpäter angeeignet. Ein loſe ſitzender, engliſchen Urſprung verratender Jacketanzug von grauer Farbe umſchloß ſeinen großen, ſtarkknochigen Körper, ſeidene Strümpfe ſahen aus doppelt beſohlten Schuhen hervor, und ſehr weite, mit dem Hemd verbundene und die Handgelenke frei laſſende Manſchetten fielen auf mächtige, gebräunte Hände.

Seine Züge entbehrten, wenn auch nicht der Intelligenz, die ſchon aus den ſcharfblickenden, klugen Augen hervorleuchtete, ſo doch der Verfeinerung. Man hätte den Mann mit der roten, wie durch ſtarkes Trinken hervorgerufenen Geſichtsfarbe ohne die gewählte Kleidung für den bartloſen Steuermann einer Brigg oder ſelbſt für einen Hafenarbeiter halten können.

„Ich bin,“ erzählte er, nachdem er ſein Gegenüber, einen älteren Herrn mit glattem Geſicht, weißem Haar, dunkler Kleidung, fein gerandeter goldener Brille und goldenen Doppelringen auf den ariſtokratiſchen Händen, hinreichend geprüft hatte, um danach den Umfang ſeiner Vertrauensoffenheit abzumeſſen, „ich bin in Schwerin geboren. Mein Vater war ein kleiner Mann, der mich als Konditorlehrling nach Hamburg gab. Ich hatte aber immer Hang zur See, zum Reiſen. So lief ich denn eines Tages davon und verheuerte mich als Schiffsjunge nach Coſtarica. Zwanzig Jahre bin ich in Südamerika geweſen, dann war ich zwei Jahre in London und ein Jahr auf Reiſen in Europa. Nun wohne ich in Hamburg und mache, um nicht unthätig zu ſein, Gelegenheitsgeſchäfte, bald hier, bald dort. Jetzt iſt mir etwas in Kopenhagen angeboten.“

„Sind Sie verheiratet?“ fragte der ältere Herr, der ſich als Juſtizrat Dr. von Wenck aus der nordiſchen Stadt Viga vorgeſtellt hatte, und ſah ſein Gegenüber mit ſeinen liſtigen Augen forſchend an.

Der Gefragte, George Vaſtus, ſchüttelte den Kopf, und in ſeinem Geſicht erſchien für Sekunden ein düſterer, offenbar durch eine traurige Erinnerung hervorgerufener Ausdruck.

„Ich bin kein Mann zum Heiraten, Herr Juſtizrat!“ ſagte er abwehrend. „Die Damen der gebildeten Geſellſchaftsklaſſen weichen mir aus. Nein, nein, das iſt keine Täuſchung. Ich weiß, mir fehlt etwas, etwas, das in meiner Geburt und Erziehung liegt. Aber gleichviel, wie geſagt, ſie wollen mich nicht. Und ich will wiederum kein halbgebildetes Mädchen. Wenn ich heirate, will ich auch geſellſchaftlich beachtet werden. Ich könnte es erreichen — durch mein Geld — ich habe etwas, nach deutſchen Begriffen ſogar ziemlich viel, erworben, aber es iſt ſo eine Art Ekel in mir, mir dadurch einen Platz zu erobern. Gerade weil die Erfahrung mich lehrte, daß durch Geld alles zu erreichen iſt, will ich es nicht! Ich will um meiner ſelbſt willen geſucht und reſpektiert werden. Ich ſage Ihnen, man lernt Menſchenverachtung, Herr Juſtizrat! Nun ja, wem erzähle ich das! Sie wiſſen ja am beſten, nach welcher Muſik überall getanzt wird. Apropos, Herr Juſtizrat, gibt's nicht Geſchäfte bei Ihnen? Kann man in Viga nicht etwas entrieren? Oft ſchläft's in den kleinen Städten, ſie haben alle verklebte Augen. Terrainſpekulation? Induſtrie?“

Bei dem Wort Terrainſpekulation ſchoben ſich die Beine des Juſtizrats, wie durch einen Mechanismus bewegt, ſtraff auf die Erde herab, und um die Lippen des glatten, intelligenten Geſichts zuckte es halb beipflichtend, halb Zweifel laſſend. Nach kurzem Schwanken aber antwortete er: „Ja, es iſt bei uns ein Geſchäft zu machen, ſogar ein großes. Da iſt ein gewiſſer Grund, der ein Geweſe mitten im Centrum der Stadt beſitzt, ein bedeutendes Areal, das ſich zur Parzellierung für die Anlage einer Straße außerordentlich eignet. Und es iſt, wenn Sie raſch handeln, billig heranzukommen. Freilich müßten Sie ſich nicht merken laſſen, was Sie vorhaben. Am beſten, Sie erklären, die Lohgerberei — es iſt eine Lohgerberei — im großen Stil fortſetzen zu wollen. Obſchon bisher daran gerade das Geſchäft hapert —“

„Wieſo?“ fiel Vaſtus, phlegmatiſch ſprechend, ein.

„Die Stadt will die Erlaubnis zu einer Lohgerberei des Geruches wegen nicht mehr erteilen, eigentlich mit Recht.“

„Nun ja, dann kauft man die Sache und gibt überhaupt keine Erklärungen.“

Der Juſtizrat ſchüttelte den Kopf: „Das iſt nicht ſo einfach. Man hat dem Manne von ſeiten der Stadt ſchon Offerten gemacht. Sie ſind für ihn freilich unannehmbar; er ſitzt tief drin. Mehr wollen ſie aber nicht geben. So ſteht denn die Sache dahin. Grund möchte verkaufen und findet keinen Reflektanten, weil die Stadt verlangt, daß das Geſchäft eingeht. Kommt jemand und ſagt, daß er es für Bauzwecke oder für ein anderes induſtrielles Unternehmen erwerben will, ſo wird die Stadtvertretung klug und bietet Grund dasſelbe oder mehr. Auf dieſe Weiſe hat ſich bisher noch immer alles zerſchlagen. Das klingt ſonderbar, aber, verehrter Herr, Mittelſtädte und viele Köpfe. Es iſt eben ſo.“

„Sie meinen alſo, man müßte daran feſt halten, daß man das Geſchäft fortſetzen wolle? Das iſt aber doch auch ohne Zweck, wenn, wie Sie ſagen —“

Der Juſtizrat zog eine Miene, als ob er ausdrücken wolle: „Merkſt du denn nichts, Freund?“

„Ah!“ ſtieß Vaſtus jetzt begreifend heraus. „Es müſſen einige Leute dabei verdienen? Dann geht's, meinen Sie!“

Der Juſtizrat lächelte, er ſagte nicht ja und nicht nein. Sie verſtanden ſich.

„Und wie groß iſt das Objekt? Und was wäre Ihrer Schätzung nach zu verdienen, Herr Juſtizrat?“

„Viel! Die Eiſenbahn muß über kurz oder lang ihren Güterbahnhof vergrößern. Vom Centrum aus führt keine Straße nach dem Hafen. In zwei Jahren iſt alles ſicher verkauft. Grund will hunderttauſend Mark haben, er läßt aber wohl noch etwas ab. Zweimalhunderttauſend Mark ſind raſch zu verdienen; es bleibt dann immer noch ein wertvoller Reſt für ſpätere Zeiten übrig.“

Vaſtus' Augen wurden bei dieſen Auseinanderſetzungen groß und ſpähend. Aber doch nur vorübergehend, im nächſten Augenblick trat die bisherige geſchäftsmäßige Ruhe wieder in ſeine Züge.

„Und Sie, Herr Juſtizrat?“ fragte er dann mit einem freimütig ſympathiſchen Ausdruck. „Wie dürfte ich Sie, im Fall Sie mir helfen und wir reüſſieren — ich meine, ich werde prüfen — wie dürfte ich Sie beteiligen?“

„Das überlaſſe ich ganz Ihnen!“

Die Antwort klang intereſſelos, nüchtern; ſie zeigte keine Überraſchung über das Angebot und verriet keine Sucht nach Vorteil.

Gerade dieſe Antwort, und die ſchon während des Geſprächs hervortretende Nüchternheit beſtärkten aber Vaſtus in der Überzeugung, daß ihm nichts vorgeredet werde, und daß die Sache wirklich der Prüfung wert ſei.

In dieſem Augenblick pfiff der Zug. Der Juſtizrat rollte, ohne auf die Angelegenheit zurückzukommen, ſeine Reiſedecke zuſammen, ſchob die Mütze unter den Riemen, griff nach ſeinem Hut und ſah durch die Fenſter ins Freie, wo ſchon einzelne Häuſer, die Vorläufer der Stadt, auftauchten.

„In Kopenhagen habe ich einige Tage zu thun. Auf meiner Rückreiſe werde ich in Viga vorſprechen, Herr Juſtizrat. Wo wohnt man dort am beſten?“ nahm Vaſtus das Wort.

„Im Bahnhofhotel ſind Sie ſehr gut aufgehoben.“ Der alte Herr ſprach jetzt ſehr gelaſſen, ja faſt ablehnend, in einem Ton, als ob ihn das vorangegangene Geſpräch reue.

„Ich darf mich alſo an Sie wenden und Ihnen meinen Beſuch machen?“

„Wird mir jederzeit angenehm ſein!“

Nun hielt der Zug — ein Hutlüften — kein Händedruck. „Bitte, bitte, bemühen Sie ſich nicht“ — und Herr von Wenck war draußen.

War's dem Juſtizrat leid, daß er geſprochen hatte? Ein Mann, wie er, that doch ſicher nichts ohne Überlegung. Vaſtus vermochte ſich hierauf keine Antwort zu geben. Vielleicht war's das Heimkehrfieber, von dem manche befallen werden. Es lag wohl durchaus keine Abſichtlichkeit vor.

„Zwei- bis dreimalhunderttauſend Mark!“ murmelte Vaſtus, während er ein Brötchen verzehrte, das er von dem vorübergehenden Kellner eingehandelt hatte. Und „zwei- bis dreimalhunderttauſend Mark,“ wiederholte er, als der Zug jetzt an der herrlich gelegenen Oſtſeeſtadt Viga vorüberraſte.

* * *

Man klopfte unten rechts in der zweifenſtrigen Kanzlei, wenn man zu dem Herrn Juſtizrat wollte. Auch mußte man dort warten und ſich auf einen der ſtark eingeſeſſenen Strohſtühle ſetzen, wenn oben Beſuch war. Begünſtigungen fanden nicht ſtatt. Die Gleichheit vor dem Geſetz kam hier ſchon zum Ausdruck.

Der Juſtizrat ähnelte einem Miniſter, bei dem man eine Audienz nachſucht, und ebenſo nüchtern und allen Vorwitz dämpfend, wie die Vorzimmer Sr. Exzellenz, war der große, nach Akten, eingeſchloſſener Luft und Siegellack duftende Raum, in dem Sekretär Ehnicke mit dem jungen Schreiber kritzelte.

Im Grunde kamen in der gegen fünfundzwanzigtauſend Einwohner zählenden nordiſchen Stadt Viga alle zu ihm, zu dem Juſtizrat Dr. Wenck. Man hatte das Gefühl, daß man dann ſicher vor Fährniſſen und Übervorteilungen war, man konnte ruhig ſchlafen, wenn man ihm ſeinen Prozeß oder eine Geldangelegenheit anvertraute.

Und ſo vornehm abgeſchloſſen, ſo unnahbar für die große Menge die Wencks in ihrer Häuslichkeit waren, ſo kulant und zuvorkommend war der Juſtizrat gegen jedermann. Er war leutſelig und ſtreifte gern die Förmlichkeiten ab. Er nannte die Leute ſchlichtweg: „Lieber Kranach, lieber Doſe, lieber Doktor, liebſter Freund.“

„Herr Juſtizrat zu ſprechen?“ fragte an einem ſehr heißen Sommertage gegen Mittag ein ſich mit ariſtokratiſcher Nonchalance gebender Herr und trat, die Cigarre in einer langen Meerſchaumſpitze im Munde, an das Pult des Sekretär Ehnicke.

Der Baron von Stieglitz, ein in Viga lebender Partikulier, der ſich eben mit militäriſcher Schnurrbartmiene an Ehnickes Pult ſtellte und das Notariatsſiegel beim Sprechen von oben zu unterſt kehrte, imponierte dem Büreauvorſteher keineswegs wegen ſeiner Vermögensverhältniſſe, aber der Adel flößte ihm Reſpekt ein.

„Jawohl, Herr Baron,“ erwiderte er.

Baron von Stieglitz, in deſſen breitſlaviſchem, ſelbſtbewußtem Geſicht die Naſe eine verfängliche Röte zeigte, nickte und ſagte, den Stempel des Notariatsgeſchäftes nunmehr tief auf die Pultplatte drückend: „Was Neues? Viel zu thun?“

„Ja! Haben Herr Baron ſchon gehört, daß das alte Grundſche Lohgerbereigeweſe gehandelt wird? Fünfundachtzigtauſend Mark —“

„Nicht möglich. Wer iſt's? Und was will der Käufer?“

„Die Gerberei im großen Stil erweitern. Es dreht ſich aber noch um die Erlaubnis vom Magiſtrat.“

„Wieſo?“

„Wegen des Geruches. Die Stadt wollte doch ſchon ſelbſt einmal das Geweſe ankaufen, um die Gerberei dadurch zu beſeitigen.“

„Wenn ein Induſtrieller ſich hier niederläßt und Leben in die Verhältniſſe bringt, ſollte man nur zugreifen. Franz Tump in Hamburg kochte Heringsköpfe und alte Knopflöcher-Einfaſſungen, aber er hat doch neulich der Stadt eine viertel Million Thaler für ein Krankenhaus geſchenkt.“

Es gehörte zu Stieglitz’ Eigentümlichkeiten, daß er zu jeder Sache einen Kommentar gab. Er kannte und verſtand alles und log, wie man zu ſagen pflegt, häufig das Blaue vom Himmel herunter. Letzteres geſchah freilich meiſt ohne ſein Wiſſen. Seine Phantaſie war ohne Grenzen.

„Ja, ja, ſehr richtig,“ beſtätigte Ehnicke, obſchon er noch vor einer Stunde einem Bürger recht gegeben, der heftig gegen den Verkauf geeifert hatte.

In dieſem Augenblicke ward geklopft, ein Fremder trat, ohne den Hut zu lüften, in die Kanzlei und fragte nach dem Juſtizrat.

„Nicht zu ſprechen!“ entſchied Ehnicke kurz und warf einen herablaſſenden Blick auf den Ankömmling.

„Einen Augenblick!“ meinte der Fremde. „Ich heiße Vaſtus. Ich habe die Grundſche Lohgerberei gekauft. Hier haben Sie zehn Mark! Verſchaffen Sie mir raſch eine kurze Unterredung mit dem Juſtizrat. Der Herr da“ — er zeigte auf den Baron von Stieglitz — „kann wohl ein wenig warten?“

Ehnicke hob die Hand wie abwehrend auf. Aber das Geldſtück behielt er.

„Einen Augenblick, bitte ergebenſt, Herr Vaſtus. Nehmen Sie gefälligſt Platz. Ich will,“ hier hob ſich Ehnickes Stimme, „mit Herrn Baron von Stieglitz ſprechen.“

Kaum den Kopf bewegend, trat Vaſtus an ein Aktenregal und ſtudierte die Aufſchriften.

„Würden Sie vielleicht Herrn Vaſtus den Vortritt laſſen, Herr Baron?“ begann Ehnicke. „Er will gern mit dem Zuge fort und möchte vorher noch mit dem Juſtizrat ſprechen.“

„Ich habe auch Eile,“ erwiderte von Stieglitz.

Er gab dieſe Antwort ſchon deshalb, weil Vaſtus bei Nennung ſeines Namens gar keine Überraſchung an den Tag gelegt hatte.

Aber Vaſtus taxierte ihn doch ſehr richtig, nur in anderer Weiſe. Er verließ, die Situation überſchauend, ſeinen Platz und ſagte, mit etwas fremder Beimiſchung, aber doch in dem breiten, nordiſchen Dialekt ſprechend, ſehr artig: „Es iſt ein großes Verlangen, Herr Baron, daß ich um die Erlaubnis des Vortritts bitte. Ich bin aber wegen Abgang des Zuges ſehr eilig! Ich habe übrigens höchſtens zehn Minuten mit dem Herrn Juſtizrat zu konferieren und würde Ihnen ſehr dankbar ſein.“

„Natürlich!“ gab nun Stieglitz zurück. Gegen reiche Leute hatte er keine Abneigung, er ſah ſie alle als Objekte an, auf die man gelegentlich traſſieren konnte. Wer den Wechſel bei Verfall bezahlte, das fand ſich.

„Ich werde heute Nachmittag gegen fünf Uhr wiederkommen, Ehnicke. Sagen Sie Herrn Juſtizrat, daß ich dageweſen bin!“ Er grüßte mit leichter Verbeugung den Fremden und verließ das Kontor. Als er fort war, ſagte Vaſtus, indem er ſich nun ſeinerſeits ans Pult ſchob: „Sagen Sie, gilt Grund für einen zuverläſſigen Mann? Wie ſteht er in Viga?“

„Ja, Grund iſt ehrlich. Handelt es ſich noch um etwas, wenn ich mich erkundigen darf?“ fragte Ehnicke neugierig.

Vaſtus machte eine ausweichende Bewegung.

„Sie können ihm trauen, Herr Vaſtus, ohne Frage!“ meinte jener nochmals eifrig.

Ehnicke nahm ſich vor, ſich für dieſe Auskunft über Grund, einen ſchon ſeit Jahren ſehr ſchwach ſtehenden Mann, eine Proviſion zahlen zu laſſen. Vaſtus ſchien nicht völlig überzeugt. Er gehörte nicht zu den Vertrauensſeligen. Wenn er fragte, wollte er fremde Anſichten mit der, die er ſich ſelbſt gebildet hatte, vergleichen.

Jetzt öffnete ſich abermals die Thür, und eine junge in der Erſcheinung imponierende Dame ſteckte den Kopf in die Thür.

„Iſt Papa noch bei Herrn Juſtizrat? Entſchuldigen Sie, Herr Ehnicke.“

„Nein — nein, nein! Schon fort, Baroneſſe,“ gab Ehnicke raſch und devot zur Antwort.

Ein Nicken, und die Thür ſchloß ſich.

Eben ertönte die Klingel am Sprachrohr. Senator Knie war endlich fort.

Bevor Vaſtus die mit roten Plüſchläufern belegten, hellgrau gemalten Stufen zu der oberen, eigentümlich nach Farbe und Varinaskanaſter duftende Etage emporſtieg, fragte er Ehnicke: „Sagen Sie, Herr Sekretär, wer war die Dame?“

„Die älteſte Tochter des Herrn Baron von Stieglitz.“

* * *

„Aber Papa! Es iſt ſchon wieder halb drei!“ rief die jüngere Baroneſſe von Stieglitz mit ſtarkem Vorwurf im Ton, als, eine Anzahl Wochen nach dem Vorerzählten, der Baron ins Haus trat. Diana von Stieglitz aber ſchritt raſch über den Flur und begab ſich in die Küche, um das Eſſen auf den Tiſch zu bringen.

Die Baronin nickte ihrem Manne beim Eintritt ins Wohngemach mit ihrer ſtets gleich bleibenden Sanftmut zu und ſagte auf den Tiſch deutend: „Es iſt ein Brief für dich gekommen. Eben ſollte Ellen-Luiſe ihn in dein Zimmer tragen. Hoffentlich nichts Unangenehmes!“

Sie war ſtets in Angſt und Sorgen und hatte ein Recht dazu. Stieglitz’ Verhältniſſe waren äußerſt derangiert. Noch hielt er ſich durch den Reſt des einſtigen großen Vermögens ſeiner Frau und durch Unterſtützungen reicher Verwandter, aber es war doch ſchon ein künſtliches Daſein, und nicht mehr lange konnte es ſo fort gehen. Baron Stieglitz war deshalb im Hauſe eigentlich ſtets ſchlechter Laune, ungeduldig und oft bis zur Roheit heftig.

Seinem Sohn hatte er das Stammgut überlaſſen, wie es dieſem nach den Familienbeſtimmungen zukam; nun hatte er noch zwei Töchter im Hauſe und eine draußen bei Fremden.

Nachdem der Baron den Brief geleſen hatte, ſchmunzelte er, zog die Lippen befriedigt auf und ab und ſagte mit ſeiner ſcharf accentuierten Sprache: „Nun, Vasja, wie iſt’s? Können wir eſſen?“

Eben erſchien Diana und trug, in der Erſcheinung einer der drei Töchter Palma Vecchios vergleichbar, die Suppe auf den Tiſch.

„Erbſenſuppe, Papa!“ rief ſie. Als ſie ſich geſetzt hatten, fügte ſie hinzu: „Haſt du den Pfeffer vergeſſen, Ellen-Luiſe?“ Ellen-Luiſe ſtand auf, holte das Verlangte und verzog die Lippen.

Man aß wortlos. Später war von der Grundſchen Sache die Rede, und Diana bemerkte: „Ich war damals bei Juſtizrat von Wenck im Kontor, Papa. Ich wollte dich abholen. Ein ungewöhnlich großer Mann ſtand dort. War’s der Herr Vaſtus? Ich wollte dich ſchon fragen und vergaß es.“

„Ja, das wird er wohl geweſen ſein!“ beſtätigte von Stieglitz. „Eben erhielt ich einen Brief von ihm. Ich hatte ihm unſer Haus zum Kauf angeboten. Er ſchreibt, er ſei nicht abgeneigt und werde bereits morgen bei mir eintreffen, um darüber Rückſprache zu nehmen. Ich will aber nicht, daß ihr davon etwas laut werden laßt.“

„Du willſt unſer Haus verkaufen, Papa?“

Es kam entſetzt aus dem Munde der Mädchen; Frau von Stieglitz aber fuhr wortlos zuſammen und ſah mit einem angſtvollen Blick ihren Mann an.

„Warum denn nicht?“ ſtieß der Baron rauh heraus.

Die Frau ſprach auch jetzt nicht; ſie wußte, daß die Not ihn zu einem ſolchen Schritt trieb. Es wurde ihm ſelbſt ſehr ſchwer, auch ſein Stolz litt darunter. Das Haus war vor zehn Jahren ganz für die Bedürfniſſe der Familie hergerichtet worden. Nebengebäude, Hof und Garten neu in Stand zu ſetzen, hatte große Summen gekoſtet; der Baron fand überdies in der Roſenzucht, die er in ausgedehntem Maße betrieb, nützliche Beſchäftigung und große Freude.

Auch Diana wußte, worum es ſich handelte, ſie richtete die Blicke geradeaus, und es zuckte um ihre Lippen.

Nur Ellen-Luiſe verzog den Mund zu aufſätzigem Widerſtand, und in ihr Auge trat eine kalte Mißbilligung.

„Da werden die Leute wieder recht über dich ſchwatzen und raiſonnieren,“ ſagte ſie dann. „Neulich bei Becks —“

Aber ſie kam nur ſo weit. Der heftige Mann, der bereits durch ihre Worte beim Eintritt gereizt worden war, ſchoß jählings empor, richtete einen vernichtenden Blick auf ſeine Tochter und rief: „Hinaus, ſofort hinaus, damit du lernſt, lehrhafte Reden über deinen Vater in Zukunft für dich zu behalten. Und merke es dir, wenn du das noch einmal wagſt, wirſt du die Reitpeitſche fühlen.“

Aus dem Geſicht des ſtolzen Kindes wich jede Farbe, und ein Zittern flog durch den jugendlichen Körper, aber es war nicht Furcht, ſondern der Drang zu wilder Auflehnung. Auch Diana erbleichte, ſie erhob ſich jedoch raſch, nahm ihre Schweſter an der Hand und führte ſie ſtill hinaus.

Die Baronin wagte kein Wort zu ſagen. Ihr zagendes Auge hing an ihm, den ſie über alles liebte, obſchon ſie faſt täglich Kränkungen von ihm erfuhr, obſchon ſie faſt täglich ſah, daß er nicht nach Grundſätzen, ſondern nur nach Laune handelte.

Als er noch immer mit den verzerrten Mienen und der furchterregenden Zornfalte auf der Stirn daſaß, ſagte ſie, um ſeine Gedanken abzulenken, ſanft: „Darf ich dir noch etwas Suppe geben?“

Stieglitz ſchüttelte abwehrend den Kopf; nun erſchien auch Diana wieder, und zugleich mit ihr ein Mädchen, das den zweiten Gang brachte.

Nachdem raſch abgeräumt worden war, ſtellte Diana ein dampfendes Ragout auf den Tiſch. Der Baron aber ſtand ohne Erklärung auf, zündete eine Cigarette an und rauchte ſie, in ſeinem zur Seite gerückten Stuhl wieder Platz nehmend, wortlos zu Ende. Als er dann eine Bewegung machte, als ob er weiter eſſen wolle, fragte Diana: „Noch etwas Reis, Papa? Er iſt ſo gemacht, wie du ihn gern haſt —“

„Hm, ja, ſehr gut, ſehr gut. Ich gehe heute Nachmittag ins Gehölz. Du kannſt mich begleiten, Diana.“

Sie nickte mit ihrem ſchönen ſympathiſchen Geſicht. Das Mädchen war glücklich, daß er ſeine gute Laune wiedergefunden hatte, und die Freude, daß er ſich beſänftigt habe, drückte ſich auch in den hellen Mienen der Frau aus.

Dieſe ſelbſtloſe Unterwerfung der Baronin, dieſe Liebe, die nur darauf bedacht war, daß dem Gatten nichts fehle, daß ihm alles ward, was und wie er es wünſchte, verlieh der Dame etwas Engelhaftes.

Nachdem der Baron eine blaue Schale und ein Glas, die ihm nach Tiſch gereicht werden mußten, beiſeite geſchoben, ſtand er, kurz nickend, auf und ſchritt durch das Speiſezimmer ins Wohngemach, um ſich in ſein gegenüberliegendes Privatzimmer zu begeben.

Unterwegs aber blieb er noch einmal ſtehen und ſagte: „Wenn ich geſchlafen habe, ſoll Ellen-Luiſe vor dem Kaffee auf mein Zimmer kommen und ſich entſchuldigen! Verſtanden?“

Die Baronin nickte. Diana räumte, die Magd unterſtützend, mit der ihr eigenen, raſchen Gewandtheit einige Gegenſtände fort, die auf das Büffet gehörten, und nahm den Befehl ihres Vaters, ohne eine Meinung abzugeben, gelaſſen zuſtimmend entgegen.

Diana von Stieglitz war jünger, als ſie mit ihrem kräftigen Körper ausſah. Sie hatte kaum das zweiundzwanzigſte Jahr überſchritten. Durch ihre Klugheit und ihr ausgeglichenes Weſen ſtand ſie aber hoch über den meiſten ihrer Altersgenoſſinnen und durch ihre Friſche und Natürlichkeit unterſchied ſie ſich von allen. Dazu kam eine Tüchtigkeit, die erſtaunlich war. Sie konnte alles, ſie trieb auch alles und fand Freude an ihrer Thätigkeit, ohne viel Weſen davon zu machen.

Auf die Äußerung einer ihrer Freundinnen, ſie müſſe heiraten, hatte ſie jüngſt geſagt: „Liebſte, wer nimmt ein armes Mädchen und einen ſolchen Koloß? Ich habe mich ſchon darein gefunden, ‚ein gern geſehenes Mädchen‘ zu bleiben. Und eines Tages wird es heißen: „So, nun iſt's verpaßt. Diana Stieglitz iſt doch recht, recht verblüht —“

Dazu lächelte ſie ſanft, und nur in ihre ſchönen, ehrlichen Augen ſchlich ſich ein Schimmer von Schwermut.

Als heute bei Tiſch ihr Papa von einem Spaziergang geſprochen, hatte ſie bereitwillig beigeſtimmt, obſchon für ſie eine andere Abrede vorlag.

Sie wußte, Widerſtand reizte ihn, und ſie wußte auch, daß ſeine Abſichten, Vornahmen und Entſchlüſſe raſcher wechſelten, als das Wetter.

Wenn man ihm anfangs beiſtimmte, hatte man leichteres Spiel, ſpäter den eigenen Willen durchzuſetzen. Zunächſt mußte man immer auf ſeine Einfälle bereitwillig eingehen.

Es lag in Dianas Natur, nichts erzwingen zu wollen. Es fand ſich ſchon. Wenn der Schnee der Sonne wich, blickten die Krokus aus der Erde.

Als ſie ſich nachmittags in ihrem, oben im Hauſe belegenen Zimmer niederließ, waren freilich ihre Gedanken ernſterer Natur als ſonſt.

Ihr Vater wollte das ſchöne, bequeme Haus verkaufen! Dann würde ſie auch ihr eigenes Zimmer verlieren, die herrliche Unabhängigkeit, den prachtvollen Garten. Und noch mehr als das beſchäftigten Diana von Stieglitz die Gründe, die ihn dazu veranlaßten, die ihn zu einem ſolchen Schritt zwangen.

Wie war es möglich, endlich Ordnung und Feſtigkeit in die Angelegenheiten ihres Vaters zu bringen?

Sie wußte es wohl, aber das Ziel war unerreichbar. Wenn ſie ſich auch an einen reichen Mann verkaufen wollte, es fand ſich keiner.

Und wenn ſich einer fand, dann wußte ſie, wie viel ſie zu überwinden haben würde.

Als ſie kurz vor dem Kaffee das reizend eingerichtete Zimmer ihrer Schweſter betrat, — alle Räume im Stieglitzſchen Hauſe waren mit einem ſehr bequemen Luxus ausgeſtattet — ſaß dieſe munter da und verzehrte mit großem Appetit ein halbes Pfund Kirſchen, die ſie ſich nebenan beim Gärtner geholt hatte. Von Zerknirſchung, Unruhe und Reue fand ſich keine Spur.

In einen Lehnſeſſel zurückgelehnt, den Unterkörper ſtraff ausgeſtreckt, griff ſie mit der Linken nach der auf dem Tiſchchen ſtehenden Schale und ließ die Kerne in eine Düte, die ihre Rechte hielt, aus dem Munde gleiten. Wenn dieſer Mund ruhte, wie jetzt eben, ſchob er ſich von ſelbſt ein wenig herab, und es erſchien dann jener allerliebſt trotzige Ausdruck in dem Geſicht, der ſich mit ihrem Weſen deckte.

Ellen-Luiſe war als Mädchen wie ein Knabe geweſen; ſie liebte männliche Beſchäftigungen, ſie konnte fahren und reiten und ſchoß auf den Jahrmärkten mit einer erſtaunlichen Treffſicherheit.

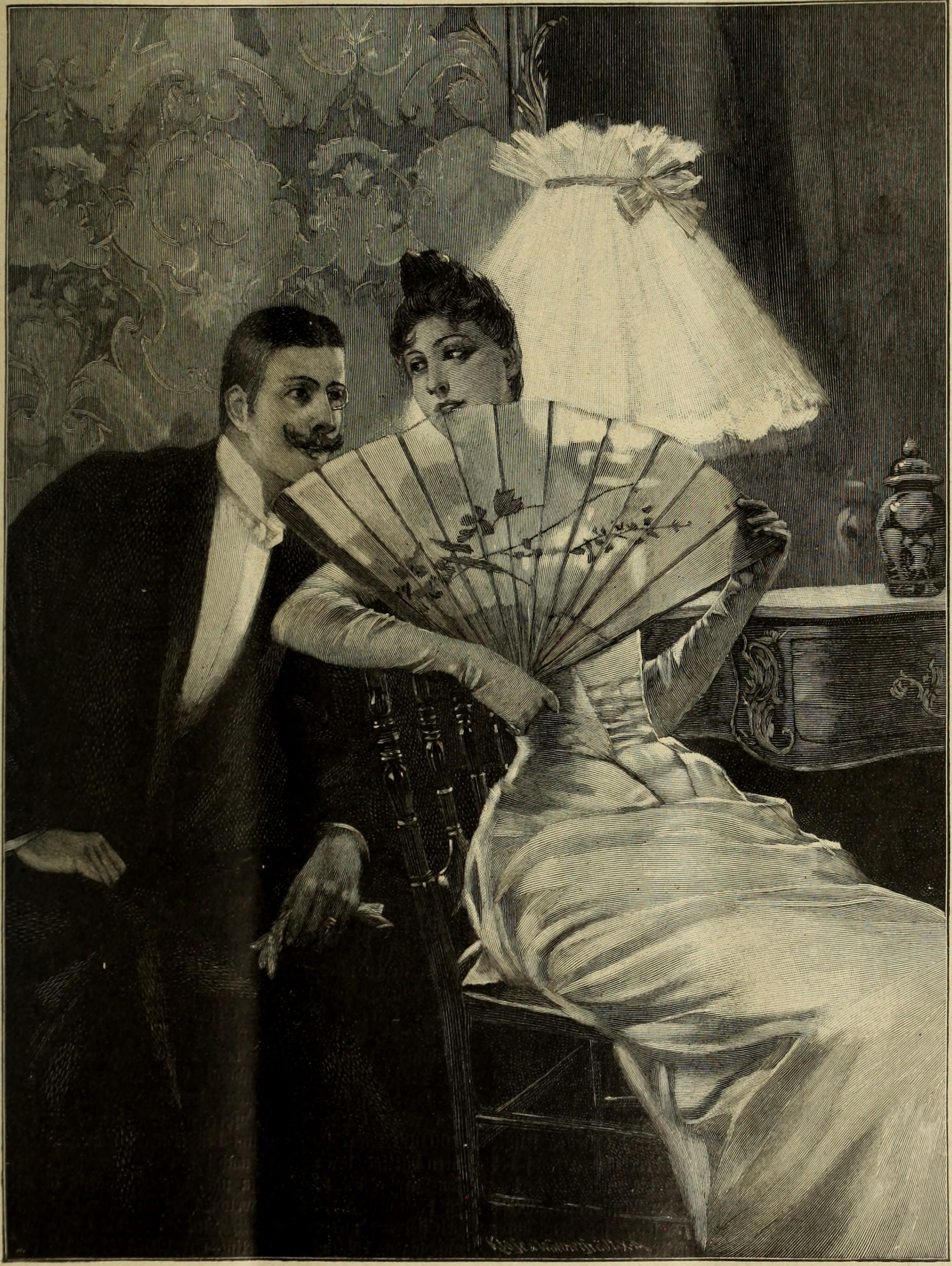
Wenn ſie über die Straße ging und die kräftigen Flechten ſich herausfordernd unter der knabenartigen Mütze hervordrängten, wenn ſie umherſchritt in aufrechter, energiſcher Haltung, mit dem ſelbſtbewußten, aber keineswegs gefallſüchtigen, die Aufmerkſamkeit herausfordernden Blick, mußte man ſich nach ihr umſchauen. Dieſe geſunde Kraft, dieſe trotzige Friſche, hatten etwas Fascinierendes.

„Du ſollſt vor dem Kaffee zu Papa kommen und ihn um Entſchuldigung bitten!“ beſtellte Diana und ſah in ſtiller Bewunderung auf ihre ſchöne Schweſter. „Haſt du kein Ragout gegeſſen? Warum haſt du dir nichts geholt?“

„Ach, ich hatte gar keinen Appetit. Die Kirſchen ſchmecken famos. Willſt du welche, Diana?“

Auf ihres Vaters Befehl kam ſie gar nicht zurück.

(Fortſetzung folgt.)



Beim Lampenſchein. Nach dem Gemälde von J. Wodzinski.

# Mandala-Blantyre.

(Abdruck verboten.)

Eine Stätte chriſtlicher Kultur im Innern Afrikas. An Ort und Stelle geſchildert von A. Merensky.

Mandala-Blantyre, 24. Auguſt 1891.

Es iſt gerade ein Jahr her, daß die Wogen der Erregung hoch gingen im deutſchen Vaterlande, weil ſchwere Anklagen gegen die evangeliſche Miſſion ihren Weg in die Tagespreſſe gefunden hatten. „Die evangeliſche Miſſion hat in Afrika keine Erfolge aufzuweiſen“ — wurde wieder und immer wieder ausgeſprochen und dann von den Kennern und Vertretern der Miſſion in ſachkundiger, eingehender Weiſe widerlegt. Als von dieſer Seite auf die unleugbar großartigen Erfolge der evangeliſchen Miſſionsarbeit in Süd-Afrika hingewieſen wurde, erwiderten die Gegner, daß nicht von Süd-Afrika, ſondern von dem eigentlichen tropiſchen Afrika, von Inner-Afrika, die Rede ſei. Der Schreiber dieſer Zeilen begegnete damals dieſem Einwand durch den Hinweis auf das, was die Miſſion am Nyaſſaſee und im Süden dieſes Sees auf dem Schire-Hochland geſchaffen hat, aber der Gedanken lag ihm noch fern, daß er ein Jahr ſpäter Gelegenheit haben werde, das, was hier Großes geleiſtet iſt, an Ort und Stelle zu ſchauen. Dieſe Zeilen nun ſchreibe ich aber in dem auf dem Schire-Hochlande, 450 Kilometer von der öſtlichen Meeresküſte entfernten Mandala-Blantyre, der großartigen Schöpfung begeiſterten evangeliſchen Miſſionsſinnes, welche, vereint mit dem, was weiter nördlich an dem weſtlichen Ufer des Nyaſſa geleiſtet iſt, als ein Beweis dafür daſteht, daß der Miſſionsſinn nicht vor den gewaltigſten Hinderniſſen zurückſchreckt und Arbeiter findet, ausrüſtet und ausgehen läßt, deren treue, opferfreudige Arbeit mit Gottes Segen Großes unter den mißhandelten Völkern des dunklen Erdteils ſchafft.

Die Unternehmungen, welche in dieſen Gebieten zur Begründung evangeliſcher Miſſionsarbeiten führten, ſind von dem Namen des unvergeßlichen Dr. Livingſtone unzertrennlich. Er hatte nicht vergeblich ſeinen ſchottiſchen Landsleuten das Wort zugerufen: „Ich habe Bahn gebrochen, an Euch iſt es, das angefangene Werk fortzuſetzen und zu vollenden!“ Freilich zeigte es ſich, daß das Innere Afrikas nur unter großen Schwierigkeiten dem Chriſtentum zugänglich zu machen iſt. Die Miſſion, welche, angeregt und getragen von der ſtudierenden Jugend Englands, als „Univerſitäts-Miſſion“ bekannt wurde, drang zwar an der Hand Livingſtones ſelbſt bis auf das Schire-Hochland vor, allein die Fehden zwiſchen den Maganja und den von Oſten her eindringenden Yaos, in welche die Miſſionare hineingezogen wurden, eine Hungersnot, welche infolge dieſer Kriege eintrat, der Tod Biſchofs Mackenzie's und dreier Miſſionare hinderten die Anfangsarbeit und ließen dieſe Miſſion in Sanſibar einen anderen, neuen Stützpunkt ſuchen. Als aber zwölf Jahre ſpäter (1875) die ſchottiſche Freikirche eine neue Miſſionsexpedition ausrüſtete, fand ſie bei den Eingeborenen am Schire eine ſo freundliche Aufnahme, daß man ſehen konnte, die opfer- ja todesfreudige Liebe jener Miſſionare war von ihnen nicht vergeſſen worden. Als dieſe Miſſionskolonne auf dem nach dem Ort, wo Livingſtone in Afrika ſeine Laufbahn endete, „Ilala“ benannten Dampfer, den man an der Sambeſi-Mündung zuſammengeſetzt hatte, endlich an den Schire-Katarakten angelangt war und vor der Rieſenaufgabe ſtand, den wiederum in ſeine Teile zerlegten Dampfer und alle übrigen Güter die ſteilen Klüfte hinauf, bei den Fällen vorüber, nach dem oberen Lauf des Fluſſes ſchaffen zu laſſen, da ſtellte ſich die umwohnende Bevölkerung wie ein Mann in den Dienſt der Miſſionare. „Möge es zum Beſten der Afrikaner unvergeſſen ſein,“ ſagt der Führer der Kolonne, der frühere Marineoffizier Young, „daß 800 dieſer Leute für uns faſt über Vermögen arbeiteten, obwohl ſie volle Freiheit hatten, nach Belieben zu kommen oder zu gehen, arbeiteten, auf einem Wege, der faſt auf jedem Schritt eine Entſchuldigung bot bei einem Unfall oder einen Verſteck für einen Wegläufer, und daß endlich am Ende der ſechzig (engliſchen) Meilen uns alles übergeben wurde ohne Schwierigkeit, in Ordnung und unbeſchädigt!“ Mit dieſer Expedition der ſchottiſchen Freikirche war auch ein Arbeiter der ſchottiſchen Staatskirche ausgegangen, Mr. Henderſon, welcher nach ſechzehnjähriger Arbeit in dieſem Jahre dem Fieber erlegen iſt. Ihm war der Auftrag geworden, auf dem Schire-Hochlande einen für eine andere Miſſionskolonie geeigneten Ort auszuwählen, und der vom Fieber ſchon damals heimgeſuchte Mann entledigte ſich dieſes Auftrags mit beſtem Erfolge. Er war es, welcher die Vorteile erkannte, die von der Gegend um Mandala-Blantyre geboten wurden, heute einem Mittelpunkt für chriſtliche Miſſionsthätigkeit und Kultur, wie er einzigartig iſt im Innern Afrikas.

Zwiſchen Bergen, deren Spitzen ſich fünf bis ſechstauſend Fuß hoch erheben, liegt hier ein hügeliges Hochland. Fruchtbares Land und Waſſer zum Berieſeln der Pflanzungen iſt genügend vorhanden, dabei führt die Straße, welche die Schirefälle umgeht, durch dieſe Gegend, und ſo beherrſcht die hier begründete Station ſchon durch ihre Lage das zwiſchen dem Schirethal und dem Schirwa-See gelegene Gebirgsland.

Die Miſſion iſt es geweſen, welche, alle Hinderniſſe überwindend, dieſe Gegend der chriſtlichen Kultur erſchloſſen hat, ſie iſt aber bei ihrer Arbeit durch chriſtliche Koloniſten und Kaufleute unterſtützt worden. Eine „afrikaniſche Seegeſellſchaft“ bildete ſich in Glasgow zu dem Zwecke, im Innern Afrikas dem Evangelium die Wege zu bahnen. Den Miſſionsgeſellſchaften iſt und war es auch in dieſem Falle auf die Dauer nicht möglich, mehrere Dampfer und Stationen als Stützpunkte des Verkehrs und eine ganze Anzahl von Beamten zu unterhalten; die Miſſion von dieſer Laſt und Sorge zu befreien, bildete ſich jene Handelsgeſellſchaft, welche nach chriſtlichen Grundſätzen ihre Arbeit thut, jeden Verkauf von Branntwein ausgeſchloſſen hat und Beamte anſtellt, die ihre Miſſionsliebe häufig auch durch Teilnahme an der Unterweiſung der Eingeborenen, durch Predigt und Schulunterricht bethätigen.

Im Jahre 1876 beſuchten zwei junge Schotten, die Brüder Moir, den Miſſionar Horace Waller, den Freund Livingſtones, um von ihm ſich Rat zu holen, auf welche Weiſe ſie am beſten dafür wirken könnten, daß die Lebensaufgabe, welche jener ſich geſtellt hatte, nämlich Afrika zu ziviliſieren und zu chriſtianiſieren, weiter fortgeführt werde. Beide waren zu dieſem Schritt durch die Lektüre von Livingſtones letzten Tagebüchern angeregt worden. „Wenn je zwei Männer es in ihrer Macht hatten, daheim ein bequemes Leben zu führen, ſo waren es dieſe Männer John und Friedrich Moir“, ſagt Prof. Lindſay, ihr Landsmann. „Aber da lag vor ihnen Afrika, da war der verſtorbene Livingſtone, und da war einer größer als Livingſtone, der ſie rief, und ſie fühlten, wie manche edle Seele es vordem gefühlt hatte, daß ſie nicht anders könnten, und ſie verließen alles und gingen hinaus.“

Dieſe Männer haben hier in Afrika Jahre lang dem Fieber getrotzt, haben die Geſchäfte der Seengeſellſchaft geführt und endlich am Norden des Nyaſſa dem Vordringen arabiſcher Sklavenhändler mit den Waffen in der Hand, an der Spitze einer Handvoll Europäer, gewehrt, wobei ſie beide gefährlich verwundet wurden. Hinter ihnen ſtanden reiche Glasgower Kaufherren, von denen einer allein 200 000 Mark ſpendete, um den erſten Straßenbau im Innern Afrikas, den Bau der nach dem Geber genannten Stephenſon-Straße, die vom Nyaſſa nach dem Tanganjika führen ſoll, zu beginnen. Die Hilfe, welche dieſe Geſellſchaft der Miſſion geleiſtet hat und noch leiſtet, kann man nicht hoch genug veranſchlagen. Auch unſere Berliner Expedition würde das dreifache an Geld haben verausgeben müſſen, um den am See gelegenen Teil von Deutſch Oſt-Afrika zu erreichen, wenn ihr nicht die Benutzung der von ihr gebahnten Straße freigeſtanden hätte. Wie wohlthuend war es für uns, auf allen Stationen dieſer Geſellſchaft in den Beamten chriſtliche, der Miſſion freundlich geſinnte Männer zu finden, denen es eine Freude war, einer ins Innere ziehenden Miſſions-Expedition dienen und helfen zu können.

Mandala-Blantyre habe ich den Ort genannt, an welchem ich dieſe Zeilen ſchreibe. Mandala iſt die Station der Seengeſellſchaft, Blantyre iſt die Miſſionsſtation. Durch das Zuſammenwirken der Handels- und der Miſſionsgeſellſchaft iſt dieſer wunderbare Mittelpunkt eines chriſtlichen Kulturlebens im Innern Afrikas entſtanden. Ich bewohne das Haus des Managers der Kompanie, deſſen Oberſtock zur Zeit leer ſteht. Es iſt ein geräumiges Gebäude, am obern und untern Stock von einer Veranda umgeben, mit hohen Zimmern, Glasthüren und Glasfenſtern, mit gemütlichen Kaminen und ſonſtiger bequemer Einrichtung. Fehlt doch ſelbſt eine gute Bibliothek nicht, in welcher auch Goethe und Schiller in deutſcher Sprache ſich finden. An das Haus ſchließt ſich ein durch Mauern und Thürme zum Fort umgewandelter Hof. Weiter unten liegen das Lagerhaus der Geſellſchaft, Beamtenwohnungen und Wirtſchaftsgebäude. Von hier aus ſieht man auch die herrliche Kirche Blantyres, die ein wirklicher kleiner Miſſionsdom iſt. Nicht weit von ihr entfernt iſt das große Schulhaus, das Haus des Miſſionars und die Häuſer der ſonſtigen europäiſchen Arbeiter, auch des Miſſions-Arztes, der unter Eingeborenen und Europäern nur zu viele Arbeit hat. Er führte mich vor die „Thore“ zu einer Hütte, wo er ſogar Leute, die am richtigen orientaliſchen Ausſatz leiden, verpflegt, die von aller Welt verſtoßen, endlich hier auf der Miſſionsſtation eine Zuflucht gefunden haben. Wie ſchön die Kirche iſt, mag das Bild veranſchaulichen, welches der Photograph unſerer Expedition aufgenommen hat. Die vier gotiſchen Bogen im Innern, auf denen die Kuppel ſteht, zeigen je ſieben durch Formſteine hergeſtellte Rippen und Simſe; Kapitäle von Säulen, wie Fenſtermaßwerke ſind, ebenſo wie in den Backſteinbauten aus der Miſſionszeit Nord-Deutſchlands, aus gebrannten Formſteinen hergeſtellt. Mit Bewunderung ſteht der Reiſende vor ſolchen Erfolgen langer Mühen und ſchwerer Arbeit, um ſo mehr als ſchwarze Leute dieſe Arbeit erlernt und ausgeführt haben. In großartig angelegten Ziegeleien, die ſich hier und in Blantyre finden, wurden und werden die Hunderttauſende von Ziegeln geformt und gebrannt, welche zur Aufführung all der erwähnten Bauten dienten und noch dienen.

Ein Kulturcentrum im Innern Afrikas habe ich dieſe Ortſchaften genannt, ſie ſind in Wahrheit ein ſolches. Gebahnte und gegrabene Wege verbinden ſie mit Katunga am untern und Matoye am obern Schire, untereinander, mit den Außenplätzen Domaſi, Magomero und den Wohnplätzen einzelner umwohnender Pflanzer. Brücken aus Holz und Stein ſind über Regenläufe und Bäche geſchlagen, ja ſelbſt einen ſüdafrikaniſchen Ochſenwagen und etliche Ochſenkarren ſieht man hier täglich an der Arbeit. Neben den Gebäuden aber ziehen die Pflanzungen und Gärten am meiſten das Auge des Beſchauers an. Eine ſchöne Allee führt von Mandala nach Blantyre, andere Alleen verbinden die Plätze und umſäumen die Wege. Waſſerleitungen dienen zur Berieſelung der Pflanzungen. Beſonders ſieht man überall Kaffeebäume, mit welchen ganze Strecken bereits beſtanden ſind. Von mehreren Pflanzen der Coffea arabica, die man aus Schottland einführte, gedieh ein Pflänzlein, welches hier die Mutterpflanze für ausgedehnte Kulturen wurde. Die bisher gemachten Erfahrungen ſcheinen alſo zu zeigen, daß im Innern Afrikas mit wirklichem Erfolg und Nutzen dieſer wichtige Baum gezogen werden kann, denn hier auf dem Schire-Hochlande beläuft ſich die Zahl der zum Teil ſchon reichen Ertrag gebenden Kaffeebäume bereits auf mehr als eine Million. Auch mit dem Anpflanzen von Thee und anderen tropiſchen Pflanzen iſt ein Anfang gemacht, der Reiſende kann hier Zucker und rauchbaren Tabak kaufen, die an Ort und Stelle gewonnen wurden. Ich habe mit Erſtaunen geſehen, wie man die Straßen nicht nur beſſerte, ſondern auch reinigte, wie ſchwarze Maurer ſelbſtändig die Untermaurung einer Veranda mit Hilfe von Richtſcheit und Setzwage ausführten. Von Schwarzen wird jetzt ſogar ein ſchönes Koſtſchulhaus für Mädchen in Blantyre aus gebrannten Ziegeln ohne Hülfe eines weißen Maurers gebaut. Schwarze Schreiner und Zimmerleute handhaben Säge, Beil und Hobel ganz geſchickt, eine Waſchanſtalt auf der Miſſionsſtation vereinnahmte im letzten Rechnungsjahre über 800 Mark, und in einer Druckerei wird unter der Aufſicht von Miſſ. Scott durch Eingeborene ein engliſches und ein in der von den Eingeborenen geſprochenen Yao-Sprache erſcheinendes Monatsblatt hergeſtellt, welch letzteres 160 Abonnenten zählt.

Vom Äußeren iſt bisher die Rede geweſen, und wenn das Wort wahr iſt, daß das Äußere vom Innern zeugt, ſo iſt der Schluß berechtigt, daß die Verkündigung des Evangeliums hier ihre umwandelnde Macht auch an den Herzen mancher Heiden bewieſen hat. Miſſionar Scott ſagte freilich über die Erfolge ſeiner neunjährigen Arbeit beſcheiden genug: „Ich habe Land urbar gemacht!“ Mehr als Ackerland bereiten, welches geſchickt iſt den guten Samen des göttlichen Wortes aufzunehmen, kann aber in der Anfangszeit keine Miſſion, die ihr Arbeitsfeld ſich unter Natur-Heiden wählt.

Blantyre beſteht 15 Jahre, aber bis 1880 wollte die Arbeit nicht recht in Gang kommen, und ſpäter wurde ſie nur zu oft durch die Angriffe ſtarker Raubſtämme oder durch Fehden der nächſt gelegenen Dörfer beunruhigt. Daß aber Ackerland wirklich aufgebrochen iſt, beweiſt der blühende Zuſtand der Schulen.

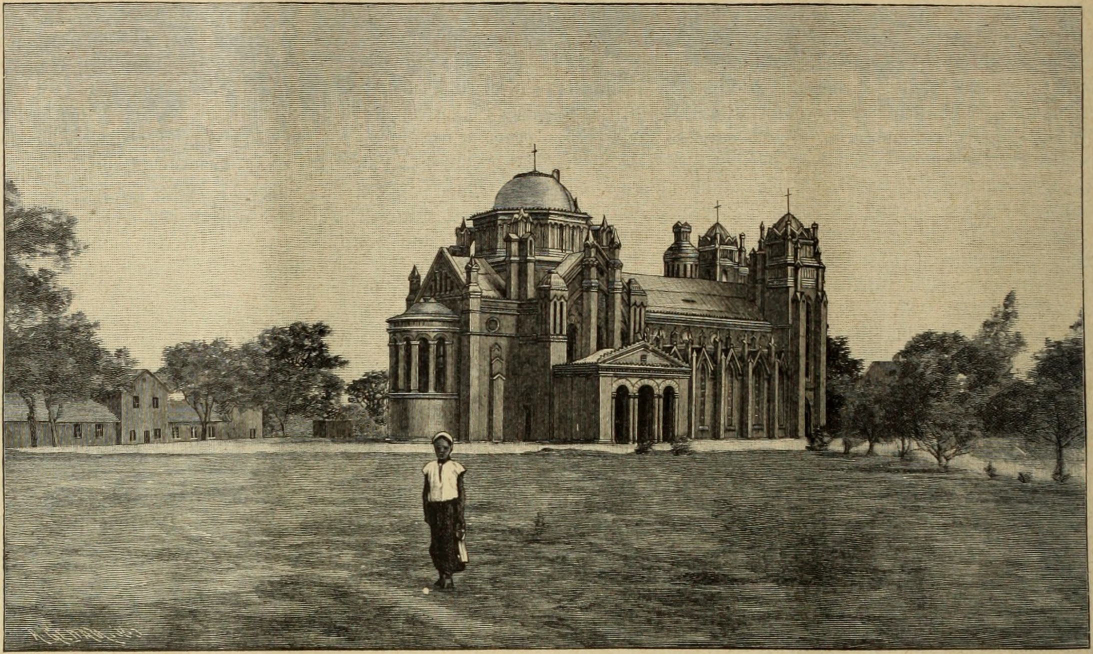
170 Knaben und 102 Mädchen gehen auf dem Hauptplatz täglich zur Schule, von denen eine Anzahl im Schulhauſe wohnt und ſchläft. Es war mir eine Freude wahrzunehmen, daß dieſe Koſtſchüler ganz bei der einfachen Weiſe ihres nationalen Lebens, was Kleidung, Nahrung und Aufenthalt angeht, erhalten werden. Sie haben z. B. kein anderes Lager als die afrikaniſche Binſenmatte, die abends auf dem Lehmflur des Schlafſaals ausgebreitet wird. Im ganzen Diſtrikt gehen 750 Kinder täglich zur Schule. Gott ſegne die Ausſaat auf dieſem Ackerfeld!

Auf der Hauptſtation beſteht eine „Yao“ und eine „engliſche“ Schule, ähnlich wie es in Deutſchland früher „deutſche“ und „lateiniſche“ Schulen gab. In drei Jahren hat ein Kind die „Yao-Schule“ durchgemacht und kann dann einen praktiſchen Beruf ergreifen; will es ſich weiter bilden, ſo kann es ſich aber in den folgenden drei Jahren in der „engliſchen“ Schule eine höhere Bildung aneignen; alle, die Mitarbeiter der Miſſionare werden wollen, machen dieſen Bildungsgang durch. Eine Anzahl von „Seminariſten“ erhält täglich morgens Unterricht und muß am Nachmittag hinaus, um auf den Heidendörfern die Kinder zu unterrichten. Damit ihnen dabei die nötige Aufſicht nicht fehle, beſucht der weiße Schulvorſteher von Blantyre täglich eine dieſer Schulen.

Und in dem herrlichen Gotteshauſe wird die Saat des Lebens, das Wort Gottes, ausgeſtreut täglich und beſonders am Sonntage in anderes Ackerland. Der kennt weder Gottes Wort, noch die Herzen der afrikaniſchen Eingeborenen, der ſolche Arbeit in vornehm geringſchätziger Weiſe eine vergebliche nennt. Das Evangelium von Gottes Liebe und Erbarmen, iſt vielen Schwarzen dieſes Landes ſchon eine frohe Botſchaft geworden und wird ihnen noch ein Zeitalter voll Troſtes und neuen Lebens bringen.

Freilich zählt die Gemeinde noch nicht viel über ſechzig Getaufte, allein wenn wir hören, daß im vergangenen Jahre nicht weniger als 1404 Bücher und Büchlein in Blantyre verkauft wurden, und daß beim letzten Weihnachtsfeſte 2000 Heiden ſich auf der Station ſammelten, um wenigſtens an der äußeren Feier des Feſtes teilzunehmen, ſo dürfen wir für die weitere Entwickelung des Werkes Gutes hoffen.

Daß dieſe Erfolge nicht ohne Opfer errungen werden konnten, iſt ſelbſtverſtändlich. Auf dem Friedhofe ſchlafen 15 Männer und Frauen, denen die in Mandala-Blantyre erreichten Erfolge mit zu verdanken ſind. Mancher Name, der von der Welt ungekannt iſt, ſteht nicht nur dort in Ehren auf einem Grabdenkmal, ſondern iſt auch gewiß im Himmel angeſchrieben. Da ruht mit anderen eine Gärtnersfrau, Mrs. Duncan, über welche ich in einem Werke



Kirche in Blantyre (im Inneren Afrikas). Nach einer photographiſchen Aufnahme.

über das Schire-Hochland folgende Worte finde: „Mrs. Duncan hat drei Jahre ihres Ehelebens hier der Miſſion gedient. Ihr Haus war ein Mittelpunkt beſonders für die unverheirateten Glieder der Miſſion und ſonſtige Beſucher. Der Herausgeber dieſes Buches hat den größeren Teil der Monate September und Oktober 1880 dort zugebracht, und es war ſein Vorrecht, in einer Zeit allgemeiner Aufregung hier in einer Atmoſphäre von Ordnung, Frömmigkeit und Barmherzigkeit zu leben. Jeder Abend der Woche wurde nützlich verbracht, an einigen wurde die Sprache der Eingeborenen erlernt, heute erhielt ein halbes Dutzend der Gärtnerjungen Unterricht, morgen eine Zahl älterer Mädchen. Immer herrſchte ein erbaulicher Ton; Teile der heiligen Schrift wurden erklärt, es wurde gebetet oder Lieder in der Sprache der Eingeborenen geſungen. Eine beſondere Wärme ſchien die Abendandacht am Sonnabend zu beleben, mit welcher die Arbeiten der Woche endeten. Monate und Jahre ließen ihre Sympathie mit den armen Eingeborenen nur tiefer werden, beſonders mit Mädchen und Frauen, welche ihrerſeits Mrs. Duncan die größte Anhänglichkeit bewieſen."

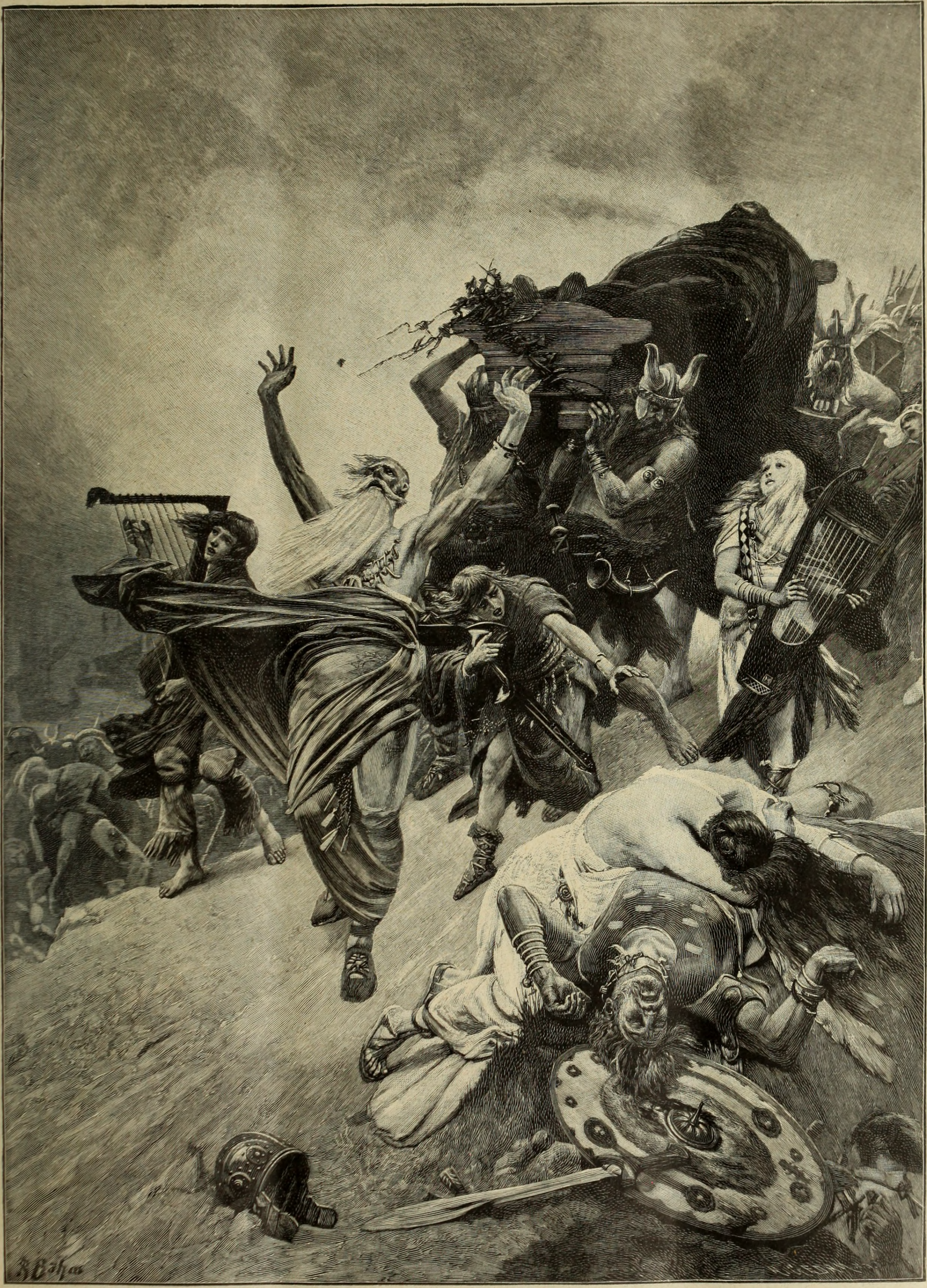
Der Schreiber dieſer Worte iſt kein Miſſionar, er iſt ein Pflanzer, namens John Buchanan, der eine Zeitlang auch den Poſten eines engliſchen Konſuls im Schire-Hochlande bekleidete. Als Pflanzer, der mehr als 100 Acres mit Kaffee bebaut hat, kommt er mit den Eingeborenen täglich in Berührung, eines ſolchen Mannes Urteil über die Miſſion unter den Afrikanern iſt alſo gewiß ernſteſter Beachtung wert.

„Tag für Tag," ſo heißt es in dem von Buchanan herausgegebenen Buche „The Shire Highlands", „iſt Gottes Botſchaft den Eingeborenen hier durch Wort und Beiſpiel verkündigt, Saat iſt mit vollen Händen ausgeſtreut worden, und eher oder ſpäter wird wirkliche Frucht unter dem Segen des Allmächtigen ſich zeigen. Einige meiner eigenen Dienſtleute können erzählen und erzählen an jedem Sonntag Abend Gleichnis auf Gleichnis, Wunderthat auf Wunderthat, faſt ganz mit meinen eigenen Worten; was aber viel wertvoller erſcheint, iſt der Brief eines dieſer ſelben Leute, ſchlecht und falſch geſchrieben, wie er iſt, in dem es heißt: ‚Herr! In der Nacht hörte ich ein Geräuſch im Hühnerſtall; ich ſtand auf und nahm das Gewehr, welches Holz am Laufe entlang hat, ließ es aber fallen und der Ring, in dem der Ladeſtock ſitzt, brach ab. Ich bin Dein Diener Kakweni.' Vielleicht ſieht man nichts Beſonderes hierin, wenn man nicht weiß, daß die Lüge dem Afrikaner eine große Tugend iſt. Die Wahrheit reden und wahrhaftig handeln, was es auch koſte, iſt nicht ſeine Philoſophie, und doch ſind dieſe Leute, alles in allem genommen, nicht ſchlecht. Laßt uns nicht verzweifeln, ſondern ernſtlich unſere Pflicht thun, ohne viel nach augenblicklichen ſichtbaren Erfolgen zu fragen, denn es iſt Gottes Werk. Wenn wir nicht müde werden, werden wir ganz ſicher auch ernten dürfen. Es gibt nur noch zwei Leute unter uns, welche ſelbſt geſehen haben, wie das Land ausſah, ehe die Miſſion ihren Anfang nahm, und die alſo die Verſchiedenheit von damals und jetzt beurteilen können. Der Unterſchied iſt groß, es muß aber einer die Geſchichte der Miſſion und des Diſtrikts kennen, wenn er, ſelbſt in geringem Maße, den großen Einfluß ermeſſen will, der jetzt Gutes wirkt.

Ich kenne keine Miſſion, welche eine beſſere Ausſicht für die Zukunft hat, als die von Blantyre. Mr. Scott, das Haupt derſelben, iſt ein durchaus tüchtiger Mann, und alle Arbeiter thun ihr Werk in trefflichem Einverſtändnis miteinander. Die Miſſion hat im Lande tiefe Wurzeln geſchlagen. Rund um Blantyre ſind die Eingeborenen freundlich, und im Notfall können wir uns auf ſie verlaſſen, ſo gut als überhaupt Verlaß auf die Schwarzen irgendwo ſein mag.

Laßt uns nicht die Arbeit nach der Zahl der Bekehrten beurteilen, ſondern zehn oder zwanzig Jahre warten, und dann, ſo hoffen wir, werden wir eine Kirche von Eingeborenen ſehen, die ſich ſelbſt regiert und ſelbſt für ſich ſorgt."

Dieſer reiche Pflanzer hält am Sonntage ſelbſt Gottesdienſt und Sonntagsſchule, während ein Eingeborener täglich auf ſeinem Gute über 50 Kinder unterrichtet. So ſind die Erfolge, welche Chriſtentum und Kultur hier in Mandala-Blantyre errungen hat, unter Opfern und Mühen erreicht worden durch das Zuſammenwirken von chriſtlicher Miſſion und chriſtlicher Koloniſation.



Abzug der Goten mit der Leiche des Königs Teja nach der Schlacht am Veſuv gegen die Römer unter Narſes.
Nach dem Gemälde von R. Böhm.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Während Chriſtine ihrem Gatten darauf eilends das Frühſtück herbeiholte, ſaß er, in ſich gekehrt, am Arbeitsplatze, den Kopf in der einen Hand, mit den Fingern der anderen geräuſchlos und mechaniſch den Takt zu ſeinen Gedanken gegen die Tiſchplatte ſchlagend. Das Blättchen mit Text und Geſangnummer ſchob er von ſich und ſagte zu Chriſtine: „Es muß ein anderes Lied nach der Predigt geſungen werden, ich will's dann von der Kanzel verleſen. Bemerke du dir's rechtzeitig: Nummer 314.“

Sie ſah ihn verwundert fragend an, es war Guſtav Adolfs:

„Verzage nicht, o Häuflein klein,
Obſchon die Feinde willens ſeyn
Dich gäntzlich zu verſtöhren —“

er jedoch blickte an ihr vorüber, genoß haſtig einen Schluck und einen Biſſen und erhob ſich.

„Komm, wir müſſen uns bereit machen.“

Sie half ihm in den Talar, reichte ihm ſein Barett und hob ſich auf die Zehen, um ihm auch die Bäffchen zu befeſtigen. Ihr Herz klopfte in heiligem Glücke, wie er im wallenden Gewande vor ihr ſtand, ſchlank, ſtattlich und breit von Bruſt. Plötzlich nahm er ihre beiden Hände und drückte Stirn und Augen hinein:

„Kind, wenn ich dir nur ausſprechen könnte, wie mir's zu Sinn iſt und wie wohl du mir thuſt mit deiner Ruhe um mich her. Ich danke dir, ich danke dir von ganzem Herzen!“

„Nach der Kirche, ehe wir zu den Eltern hinübergehen, will ich dich innig bitten, daß du dein Wort hältſt und mir dein Vertrauen gibſt,“ ſagte ſie mit der gleichen leiſen Stimme von vorhin, und er erwiderte:

„Ja, Chriſtine, du ſollſt es haben, ſoweit ein Menſch es dem andern zu ſchenken vermag. Laß uns dann gleich nach dem Gottesdienſt zuſammen heimgehen.“

„Darf ich dir's noch ſagen, daß ich mich unbeſchreiblich auf deine ſchöne, herrliche Predigt vom vergangenen Abend freue?“

„Du wirſt eine andre Predigt hören, Chriſtine. Die geſtrige nimm und bewahre ſie dir, wenn du willſt. Sie ſoll dir allein gehalten bleiben. Geh nun voran, und Gott ſei mit uns beiden, meine liebſte Chriſtine.“

Er ſtand eine ungewöhnlich lange Weile, nachdem das Singen verhallt war, ſtumm auf der Kanzel, die Hände um deren Rand gelegt, und ließ ſeine Augen mit ſeltſam lodernden Blicken über die Verſammlung hinſchweifen. Chriſtine, die, kraft ihrer neuen Würde als Domines Gattin, heute zum erſtenmale nicht auf der Orgel geblieben, ſondern für die Predigt in den elterlichen Kirchenſtuhl gegangen war, blickte furchtſam zu ihrem Manne empor und wünſchte, daß die Mutter neben ihr geſeſſen hätte. Aber keiner aus der Paſtorei war gekommen.

Wo hinaus zielte Leberecht? Wider alles Herkommen gab er, da er endlich zu reden anhob, weder Epiſtel noch Evangelium des dritten Feiertages als Textwort aus, ſondern griff auf die Stelle im dreizehnten Kapitel des Römerbriefes zurück, die dem erſten Adventsſonntage angehört:

„Und weil wir ſolches wiſſen, nämlich die Zeit, daß die Stunde da iſt, aufzuſtehen vom Schlaf, ſintemal unſer Heil jetzt näher iſt, denn da wir es glaubten;

Die Nacht iſt vergangen, der Tag aber herbey gekommen; ſo laßt uns ablegen die Werke der Finſternis und anlegen die Waffen des Lichts.“

„Brüder! Freunde! Wir haben gefragt von einer Nacht zur andren: ‚Wächter, iſt die Nacht bald hin?‘ Und der Wächter brachte immer wieder die gleiche Antwort ſeines Herrn: ‚Seid ſtille, erkennet, daß Ich Gott bin!‘ Nun aber ſteht er auf der Zinne und ruft: ‚Die Nacht iſt vergangen!‘ Hoch über den Sternen ſteht er, und ſein Ruf erſchallt in die Lande. Er ſieht, was eure blöden Augen am matten Schimmer des Horizonts kaum erſt ahnen, er ſieht den Tag anbrechen nach ſeines Herren Willen, und kündet's euch. Ich bin der Wächter geworden in der jüngſten Nacht, mich hat der ewige Gott auf die Zinne geſtellt und mir befohlen: ‚Siehe zu und bedenke, wie du ruchbar macheſt, was ich dir zeige.‘ Ich mache es ruchbar, Brüder und Freunde, ich bringe euch die Botſchaft! Eine neue Adventsbotſchaft, denn Advent heißt ‚Ankunft‘ — die Ankunft des Lichtes.

Seht, es bricht durch die Dämmerung, urplötzlich, erſchrecklich! Ein wolkenſchwerer Tag zieht herauf, nicht die ſegnende Sonne, ſondern der zuckende Blitz des Gewitters erhellt uns ſeine erſte Stunde. Aber auch der Blitz iſt ein Licht aus des Ewigen Hand, Brüder, und des Ewigen Donnerwort ruft vom Oſten her, aus der weiten, ruſſiſchen Steppe: ‚Schaut an, was ich euren Augen erleuchte, die Binde will ich von ihnen hinwegziehen.‘

Ich will euch ſagen, was ihr ſeht! Ein fahles Roß, das über den Schnee der Steppe dahinjagt und die eiſigen Wellen eines großen Fluſſes durchſchwimmt, und der auf dem fahlen Roſſe ſitzt, deß Name heißt Tod, und die Hölle folget ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben, zu töten das vierte Teil auf der Erde mit dem Schwert und Hunger. Bis auf den heutigen Tag, Brüder und Freunde, hat die furchtbare Herrſcherin unſerer Zeit, die Lüge, um das fahle Pferd: ‚Verderben‘ und um den Reiter: ‚Tod‘ auf des Pferdes Rücken ihre Nebel geſchlagen, gleich einem Mantel. Wir ſahen die beiden nicht. Jetzt aber ſehen wir ſie. Wir ſehen, wie des Verderbens Huf die Armeen untertritt, wie des Todes Hippe Leben um Leben niedermäht und die Brücken hinwegſchlägt vom großen Fluſſe und auf ihrer Spitze Feuerbrände trägt. Und er, der Kaiſer, der Unüberwindliche nach ſeinem eigenen, frevelhaften Bedünken, er, der die Geißel über uns ſchwang und die Lüge um uns her wob, zieht heim an der Spitze einer Armee des Grauſens und des Jammers. Seht das Gottesgericht beginnen über ſeinem ſtolzen Haupte! Noch ſteht er, noch ſteht ſein Thron, aber der ewige und gerechte Gott wird dem deutſchen Volke zeigen, wie es das Schmelzfeuer unter die goldenen Füße dieſes Thrones legen ſoll, daß er ſtürze, und wie es die Geißel in Stücke brechen mag!

Advent! Des Lichtes Kommen ſage ich euch an, meine Freunde! Ich ſpähe zu Thal von der Zinne, und die Finſternis ſinkt zu Boden vor meinen Augen. Und nun vernehmt all' den Greuel, den ich ſehe. Ich will ihn euch zeigen, nackt und bloß, bedeckt mit Schwären und Plagen; zuckende Glieder, fleiſchloſes Gebein. Denn der Mantel der Lüge, der ſie bedeckte, iſt zerſchliſſen vom langen Gebrauch!

So hört nun, und ein jeglicher von euch ſchlage in ſich voll Zerknirſchung und ſpreche:

‚Herr! Herr! ſucheſt du alſo die Sünden der Völker und Herrſcher heim an vieltauſend Unſchuldigen, wie wird es mir ergehen um meiner Sündenſchuld halber?‘

Erhebt euch, entblößt eure Häupter, und faltet die Hände, daß ſie geweiht und gewürdigt werden, die Waffen des Lichtes zu tragen, deſſen erſter, erlöſender Funke über der Steppe Graus dahinblitzt, um auch uns bald zu leuchten mit Gottes Hilfe!“

Murmeln und Poltern ging durchs Geſtühl. Die Glieder der Gemeinde, die in den Gängen ſtanden, traten ehrerbietig zurück und machten Platz für Chriſtine. Ihr Geſicht weiß, ihre Augen leuchtend wie Sterne, ſo ſchritt ſie hinauf zur Orgel und ſah von dort herab in ihres Mannes ernſtes Antlitz. In den Staub hätte ſie ſich vor ihm beugen mögen! Zuſammengeſchloſſen lag ſeine ſtarke Rechte auf dem Kanzelrande, ſeine Linke hielt das Zeitungsblatt, das Reemt ihm geſtern von Dingen gebracht hatte. Daraus las er, mit herzerſchütterndem Ausdrucke, das ganze neunundzwanzigſte Bulletin, Wort für Wort, Zahl für Zahl. Seine Stimme ward rauh und bebte, aus ſeinem Geſichte wich die Farbe, und ſeine Augen blickten wie durch einen Flor.

Erſtarrt lauſchte die Gemeinde. Die Bauern ſtanden vorgebeugt, offenen Mundes; in den hölzernen Geſichtern wetterte es. Da und dort ſtampfte ein unſichtbarer Fuß dumpf auf den Steinboden, einmal ging ein unterdrückter Fluch durch die Kirche, niemand wußte von weſſen Lippen: „Düvelshund du!“

„Verzage nicht, o Häuflein klein,
Obſchon die Feinde willens ſein,
Dich gänzlich zu verſtören,
Und ſuchen deinen Untergang,
Davon wird dir recht angſt und bang,
Es wird nicht lange währen!“

Diesmal that es des Predigers tiefe und klare Stimme allen zuvor im Singen, wenn auch die Orgel wie verträumt dazu ſpielte in gebrochenen Akkorden, denn Chriſtine war einer Ohnmacht nahe. Ihr war's, als wallten die dunklen Schleier der Zukunft vor dem Seherblick ihrer Liebe auseinander, und was ihr erſchien, flüchtig, unfaßbar, grell überflammt, das machte ihr den Pulsſchlag ſtocken.

„So wahr Gott Gott iſt und ſein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort'
Und was dem thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott:
Gott iſt mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg woll'n wir erlangen —“

„Vater unſer, der Du biſt im Himmel, geheiliget werde Dein Name. Dein Reich komme —“

In die verhallenden Klänge der Orgel hinein ſprach er das Gebet des Herrn. Dann breitete er die Hände über ſeine Gemeinde aus, und ſtatt des gewohnten Segens rief er: „Heiliger! Allmächtiger! Allwiſſender! Nun wir von hinnen gehen, halte uns den Weg zu unſerem Rechte, den wir heute an deiner Stätte erkannt haben, unverfinſtert. Hilf uns, daß wir nicht wiederum abweichen, ſondern uns auf ihm den Frieden erjagen, durch eigene Kraft und deinen Beiſtand! Amen.“

Als Leberecht, nachdem er die langatmige Frage ſeines Küſters, einer Taufbeſtellung wegen, beantwortet hatte, in das abgeteilte Eckchen trat, das zur Sakriſtei diente, fand er dort ſchon zwei der Kirchgänger auf ſich warten. Der kleinere von ihnen war Jan Carſten, der Oberender Vollbauer, ein rechthaberiſcher Klotzkopf, deſſen Haar in Borſten wuchs, während die ſchwarzen Brauen tief auf die Lider herabgedrückt erſchienen. Er hatte einen ſchönen, helläugigen Alten, in Kniehoſen und feinem, blauen Tuchrock bei ſich, einen wahren Patriarchen aus der Bibel. Dieſer war ſeit mehreren Tagen bei ſeiner Tochter, Jan Carſtens Frau, zu Beſuch in Oberende.

„Das is Harm Finke aus Teufelsmoor,“ ſtellte Jan Carſten ſeinen Begleiter vor. „Der wollte Ihn was befragen, Domine.“

„Nä, nä, erſt will ich Ihm meinen Dank ſagen,“ fiel der Alte ein und ſtreckte dem Geiſtlichen ſeine ſchmale, wenig verarbeitete Hand hin. „Seine Predigt is'n wackers Stück Werk geweſen, da muß Er ordentlich drauf ſtudiert haben. Unſer Paſtor, der riskiert ſo'n Gottswort nich. Das thut bei uns aber van nöden. Bei uns ſtecken ſie alle in der Mudde*) drin un können nich hochkommen. Franſch oder Deutſch, das is den Kerls pertu egal, wenn ſie bloß in Frieden ſitzen un dicke Butter aufs Brot haben. Das muß nu doch 'ne andere Art kriegen, wenn ſich die Sache ſo verhält, wie Er uns aus Seinem Blatt abgeleſen hat. Ich bin Gemeindevorſtand un ich wollte ihm den Vorſchlag thun, daß Er Seine Predigt bei uns nochmal halten ſollte, wenn es Ihm ſonſt paßt. Wir wollen es Ihm gut bezahlen, was Er verlangt. Er will uns ja wohl das Fell hinter den Ohren laſſen.“

„Ich danke Euch recht ſehr für Euer Zutrauen, Finke,“ entgegnete Leberecht. „Leider wird es ſich ſchwerlich nach Eurem Wunſche mit der Predigt machen laſſen. Vor allem möcht' ich meinem Kollegen bei Euch nicht ins Amt eingreifen und dann bin ich hier ans Jürgensland gebunden. Ohne dringende Not darf und mag ich mich nicht aus meiner Gemeinde entfernen, beſonders nicht während dieſes unbeſtändigen Winterwetters.“

„Was mein Jüngſter is, der hat geſchriebene Schrift gelernt. Will Er mir denn wohl den Schetts*) von Seiner Predigt geben, daß mein Hinnerk uns den vorleſen kann?“

„Ich beſitze kein Konzept von meiner heutigen Predigt, ich habe ganz frei geſprochen. Wie thut mir's leid, daß ich Euch auch dazu ‚nein‘ ſagen muß.“

„Denn hilft das nichts, Domine, denn muß er ſich doch beſchließen un zu uns nach Teufelsmoor kommen; mal in d'r Woche, un Er hält uns die Predigt ſtillkens bei mir auf der Diele,“ ſagte Finke und ſtreckte Leberecht noch einmal die Hand hin: „Geb Er mir die Hand drauf, daß Er kommen will, es is w'rafftig van nöden bei uns.“

„Er will nich, laß ihn doch gewähren, Beſtvader**),“ warf Carſten ärgerlich dazwiſchen und ſah nach ſeiner großen ſilbernen Uhr. „Wir müſſen weg, das Eſſen verkommt, wenn's 'ne Glockenſtunde über die Zeit zu Feuer ſteht.“

„Du Gierſlang***)! Du kriegſt den Bauch noch früh genug voll,“ gab der Alte zurück. „Er will wohl, wenn'r kann. Is't nich ſo, Domine? Wannehr ſoll ich auf Ihn rechnen?“

„Sowie es leichter reiſen iſt, Finke. Aber ich hoffe zu Gott, daß wir längſt beſſere Zeiten haben, wenn der Frühling kommt und das Waſſer im Lande fällt.“

„Er is kein Sßan Jürdner! Das Waſſer, das fällt nich vor Junitag,“ bemerkte Carſten und zog ungeduldig die Brauen über der Naſenwurzel zuſammen.

„Meinen Dank für den guten Willen,“ ſagte Bauer Finke. „Wir müſſen in Hoffnung ſtehen, daß es mit Seinen beſſeren Zeiten bald in Schick kommt.“

„Das kann er ficks ſo hinſnacken, Domine,“ meinte Carſten. „Was ſollen wir denn dabei thun? Sieht Er, wenn Er uns garrentiert, daß der venienige†) Ekel von franſchen Kaiſer mein'swegen über hier reiſt, wenn'r aus Rußland flüchtig werden muß, denn wollen wir ihn wohl klein kriegen. Aber ſo für Wolluſt un Weihdage††) ins Geſchirr gehn un losballern? un denn hinter die Tralljen geſperrt werden oder abbrennen, wie Gerd Arend? Nä, das paßt uns Hofſitzern nich, Domine. Wir bezahlen den Ocktreu und damit gut. Meinswegen kann Er ja die Polit'ſchen anſtiften, die kleinen Leute, Bartels un Dierking, un Meiners in Niederende, aber was wir ſind, wir wollen das bleiben laſſen. Er hat uns ja heute vorgeleſen, was das Kriegführen für 'ne ſaure Schinderei is, nä, das is an uns nich bewendt!“

„Trägſt du kein Herz in deiner Bruſt, keinen Funken Liebe für dein Vaterland?“ wollte Leberecht ausrufen, aber er biß ſich auf die Lippen und ſchwieg. „Das iſt die Frucht der Saat aus der Tiefe meines Fühlens!“ ſprach es bitter in ſeiner Seele. „Ich kann keinen von euch zur Hingabe und zu Opfern zwingen,“ ſagte er laut, „aber für jeden mutigen Mann, den meine Worte der heiligen Sache gewonnen hätten, wollte ich Gott auf den Knieen danken. So hoff' ich denn, Finke, daß ich Euch nächſten Sonntag wieder in meiner Kirche ſehe, und daß Ihr einen anderen Glauben gewinnt, Jan Carſten.“

Er verabſchiedete die beiden und ging hinaus. Es erquickte ihn, daß vor der Sakriſteithür noch mehrere anſcheinend auf ihn gewartet hatten und ihn ehrerbietig grüßten oder ihm von obenhin zublinzelten.

„He is'n fermooſten Kärl, Domine,“ ſagte ein dicker Wührdener Bauer und ſchlug ihn derb auf die Schulter,

---

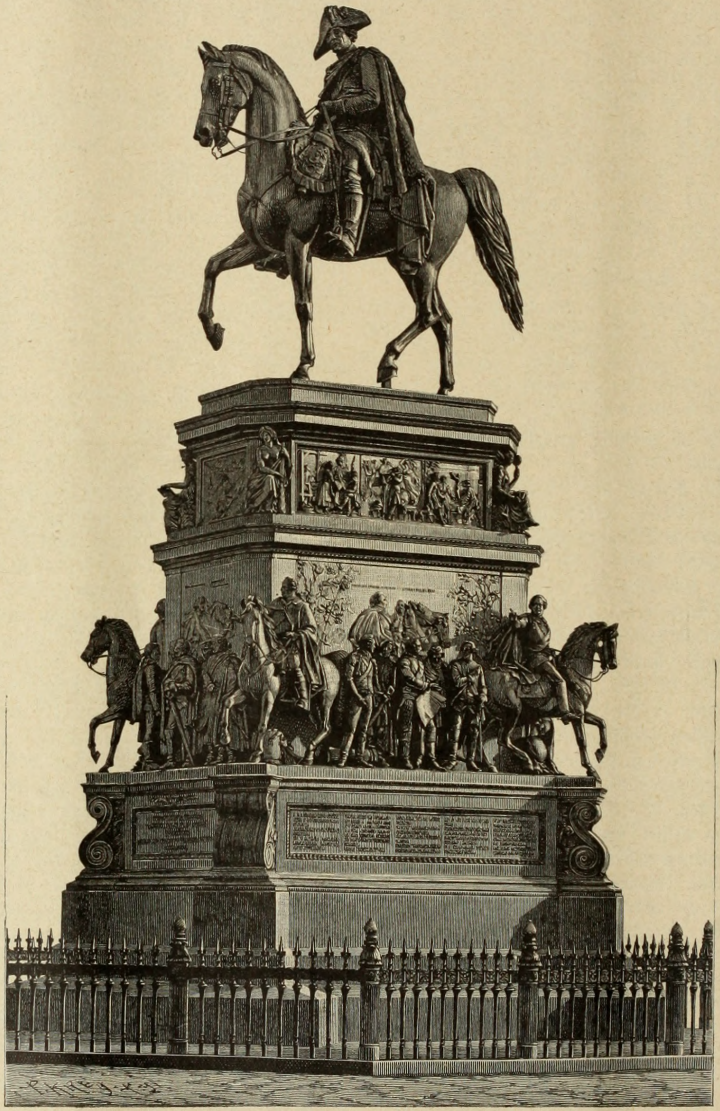
*) Schlamm.

*) Entwurf, Skizze. — **) Großvater. — ***) Vielfraß. — †) giftige. — ††) um nichts und wieder nichts.

„aberſt he is to iwerig. Wi wull'n d'r all dörkoamen*), wenn us de verdammten franſchen Rackers man tofräe leten!“**)

„Herr und Gott, wie dringt man in dieſe vernagelten Schädel ein?“ dachte Leberecht entrüſtet, als er ſeines Weges weiter ging.

Chriſtine war längſt zu Hauſe, und er ſah ſie oben am Giebelfenſter harrend zwiſchen ihren Blumen ſtehen. Allein nochmals wurde er aufgehalten. Beta lief ihm, von der Pforte des Paſtorengartens aus, entgegen.



Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin, von Rauch, in ſeiner jetzigen Geſtalt.

„Domine möchte doch gleich mal zu unſrem Domine hereinkommen.“

Seufzend folgte er der Magd. Seine ganze Sehnſucht ging nach der Ausſprache und dem endlichen Alleinſein mit Chriſtine. Sein Herz war übervoll.

In der Diele des Paſtorenhauſes ſtanden auch ein paar Landleute aus der Gemeinde, tranken Warmbier und drückten ſich, gerade als er kam, mit jenem unmerkbaren Kopfnicken, das ebenſogut Schüchternheit als Hochmut bedeuten kann, an ihm vorüber zur Hausthür hinaus.

Der alte Herr empfing ſeinen Schwiegerſohn zum erſtenmale in heftigſter Aufregung und ohne jegliches Begrüßungswort. „Leberecht! Leberecht! Was haſt du gethan! Wie darfſt du dich unterfangen, den Brand ins Volk zu werfen? Dieſer ſchweren Raſſe Ideen in die Köpfe zu ſetzen, die zu lauter Elend und Mißbrauch führen müſſen, weil Menſchen ſolchen Schlages ſie weder faſſen noch austragen können, ſo, wie du ſie zu deinem Unglücke in dir gären läßt! Ja, zu deinem Unglücke! Was willſt du bezwecken? was ausrichten? Du, ein junger Menſch, ein bloßer Anfänger im Amte, ohne Stellung und Einfluß? Den kleinen Mann wiegelſt du auf, und verleiteſt ihn zu Thorheiten, die ihm an Kopf und Kragen gehen werden, und uns allen mit! Glaub' nicht, daß ich ohne Grund ſo rede! Zu mir ſind Leute gekommen, gleich nach der Kirche — die böſe Moorhauſer Sippſchaft —, haben mir von deiner Predigt geſprochen und mir kalt ins Geſicht geſagt, ſie ſeien nicht mehr willens, den Zehnten ans Paſtorat und die Steuern an den Huiſſier zu zahlen. Napoleon habe uns alle ins Amt geſetzt, und da es nun doch aus ſei mit ihm, ſo brauchten ſie ſeinen Angeſtellten auch nichts mehr zu gute zu thun. Sieh, das iſt die taube Ernte deiner Pulverkörner! Entweder laſſe die Dinge ihren natürlichen Gang gehen und beſchränke dich darauf, ein Gott wohlgefälliger Diener ſeiner evangeliſchen Kirche zu ſein oder ſuche dir einen anderen Wirkungskreis unter heißeren Köpfen!“

„So werde ich mich von hier fort melden, Vater,“ erwiderte Leberecht mit jener Kälte des Tones, hinter dem ſich oftmals Schmerz und Kränkung denen gegenüber verſtecken, die Anſpruch auf ſchonende Ehrfurcht haben. „Längſt hätte ich einſehen ſollen, daß Sie recht haben, daß ich mich unnütz ausgebe für dieſe Gemeinde. Heute — jetzt iſt mir's ganz klar geworden. Aber Sie wiſſen, wie ſchwer, trotz alles perſönlichen Fühlens, meine Stellung zu jener troſtloſen Erkenntnis ſeit kurzem iſt, wie ſauer mich um Chriſtinens willen der Abſchied von St. Jürgen ankommen würde!“

Torbeeken griff nach Leberechts Hand und hielt ſie feſt. „Lieber Sohn, ich habe mich vergeſſen, trage mir's nicht nach. Wir wollen einander nicht mit böſen Worten kränken,“ lenkte er ein, und ſein Geſicht, auf deſſen mageren Wangen das hohe Rot der Erregung gebrannt hatte, war wieder blaß und ſanft wie gewöhnlich. „Du weißt es, du mußt es fühlen, daß nichts als väterliche Liebe der Urgrund meines Zitterns um dich und auch um mein Kind iſt. Laß mich all' meine treugemeinten Warnungen in fünf kurze Worte zuſammenfaſſen: ‚Der Einzelne iſt ein Sandkorn!‘“

„Viele Sandkörner geben den Bergſturz, der den Abgrund ausfüllt und neues Land ſchafft,“ entgegnete Leberecht. „Ich vermag nicht wider meine Überzeugung zu empfinden und zu handeln. Mein ganzes Streben geht darauf aus, Einigung zum Edelſten unter den Geiſtern zu ſchaffen, die mein Wort lenken ſoll. Was mir mein Gewiſſen als heilige Pflicht hinſtellt, das verfolge ich! Mißlingt es mir, ſo hab' ich gethan nach meinem beſten Vermögen und gebe mich Gottes Barmherzigkeit anheim. Was ich Ihnen ausſprach, als ich zum erſtenmale an Ihrem Tiſche ſaß, das wiederhole ich heute: Mein Vaterland über alles!“

(Fortſetzung folgt.)

---

*) durchkommen. — **) zufrieden ließen.

## Wie das Denkmal Friedrichs des Großen entſtand.

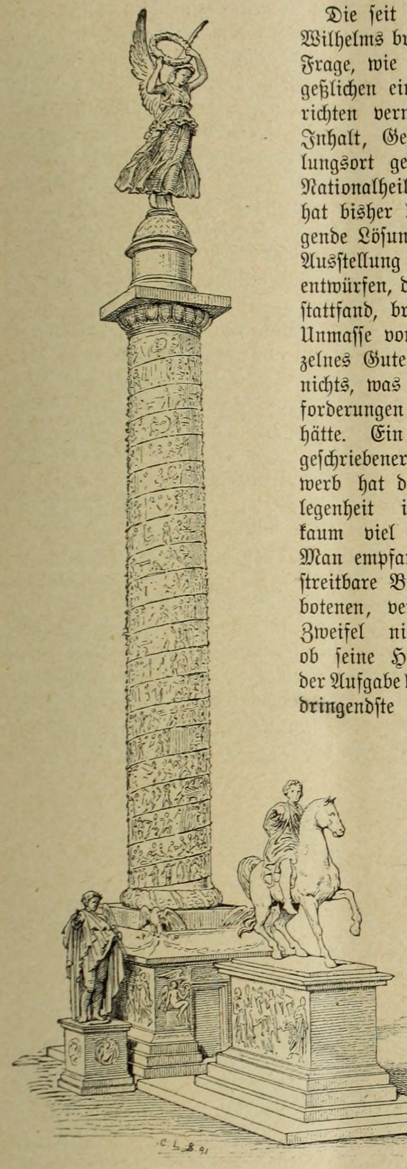


Abb. 1. Entwurf des Friedrichs-Denkmals von Rauch als Trajansſäule v. J. 1831. Nach der Skizze im Rauch-Muſeum zu Berlin.

Die ſeit dem Tode Kaiſer Wilhelms brennend gewordene Frage, wie man dem Unvergeßlichen ein Denkmal aufzurichten vermöchte, das nach Inhalt, Geſtalt und Aufſtellungsort geeignet wäre, ein Nationalheiligtum zu werden, hat bisher leider keine genügende Löſung gefunden. Eine Ausſtellung von Konkurrenzentwürfen, die im Jahre 1889 ſtattfand, brachte neben einer Unmaſſe von Verfehltem einzelnes Gute, aber gleichwohl nichts, was den geſtellten Anforderungen voll entſprochen hätte. Ein neuerdings ausgeſchriebener engerer Wettbewerb hat die wichtige Angelegenheit ihrer Erledigung kaum viel näher gebracht. Man empfand wohl die unbeſtreitbare Bedeutung des Gebotenen, vermochte aber den Zweifel nicht loszuwerden, ob ſeine Höhe an diejenige der Aufgabe heranreichte. Aufs dringendſte dürfte man vom Standpunkte des Kunſt- wie des Vaterlandsfreundes wünſchen, daß man ſich über dieſe Zweifel nicht allzubald hinwegſetzte. Iſt es doch hierbei nicht ſo wie ſonſt, daß man das Werk einem Künſtler anvertrauen dürfte, der nach einer Aufgabe ſucht. Die Aufgabe ſucht einen Künſtler! Wann der Genius der deutſchen Kunſt den Begnadigten ans Licht führen wird, läßt ſich nicht vermuten, daß es aber eines Tages geſchehen müſſe, dieſe Zuverſicht brauchen wir nicht aufzugeben.

Zum Troſte derjenigen, welche fürchten möchten, daß bei geduldigem Abwarten das Werk etwa gar unausgeführt bleiben könnte, ſoll hier daran erinnert werden, wie viel Zeit und Kopfzerbrechen es verurſachte, das Denkmal eines andren großen Preußenkönigs herzuſtellen. Ich meine dasjenige Friedrichs des Großen unter den Linden zu Berlin, welches eine mehr als ſiebzigjährige Entſtehungsgeſchichte durchzumachen hatte, bevor es durch das Genie Chriſtian Daniel Rauchs als ein Nationaldenkmal im eigentlichſten Sinne aufgeſtellt wurde, zum Gedächtnis des gewaltigen und doch ſo volkstümlichen Fürſten, zur Ehre des Volkes und zum unſterblichen Ruhme ſeines Schöpfers.

Der Plan zur Errichtung eines Denkmals Friedrichs des Großen entſtand noch zu ſeinen Lebzeiten. Es würde zu weit führen, wenn ich über die ſeit 1779 von vielen Künſtlern zu Tage geförderten Entwürfe berichten wollte. Keiner davon gelangte, obwohl einzelnes Bedeutendere dabei war, zu mehr als vorübergehender Beachtung, geſchweige denn zur Ausführung. Nachdem ſich dieſe erſte Periode der Denkmalsgeſchichte ſechsundvierzig Jahre lang hingezogen hatte, ohne daß etwas Entſcheidendes geſchah, erhielt die Angelegenheit 1825 ihre entſcheidende Wendung dadurch, daß ſich Rauch ihrer annahm. Der von ihm gemachte Entwurf glich in mancher Beziehung demjenigen, welcher ſpäter zur Ausführung gebracht wurde — wohl das Beſte, was man zum Lobe jener erſten Idee ſagen kann. Der König Friedrich Wilhelm III aber hatte es anders beſchloſſen. Ihm war das Ideal eines Fürſtendenkmals die Trajansſäule. Sie ſollte nach ſeiner Idee 114 Fuß hoch werden, von Reliefdarſtellungen in Spiralen umwunden, oben gekrönt durch die zehn Fuß hohe Figur Friedrichs des Großen. Schinkel, der mit dem Entwurfe der Säule betraut wurde, erlaubte ſich Widerſpruch zu erheben. Er machte geltend, daß es für einen einzelnen Künſtler faſt unmöglich ſei, ein faſt 600 Fuß langes Relief zu entwerfen und herzuſtellen; daß der Beſchauer zur Betrachtung der Bilder das Denkmal unaufhörlich umkreiſen müßte, endlich, daß die Geſichtszüge der in jener Höhe befindlichen Statue ebenſo wie die Reliefs am obern Teile unerkennbar bleiben würden. Der Erfolg von Schinkels Einwendungen war nur, daß Rauch mit der Sache beauftragt wurde. Vergebens blieben gegenüber der Hartnäckigkeit, mit welcher der König ſeinen Plan feſthielt, auch Rauchs Bedenken, die ohne Erfolg durch Humboldt, den Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und viele andere hochgeſtellte Perſönlichkeiten unterſtützt wurden. Endlich nach langem Widerſtreben gab der König ſo weit nach, daß er erlaubte, die Porträtſtatue dürfe ſtatt oben auf der Säule unten vor ihr aufgeſtellt werden, während zur Bekrönung nunmehr eine kranzwerfende Viktoria auserſehen wurde (Abb. 1).

Da aber der endgiltige Befehl zur Ausführung des Werkes

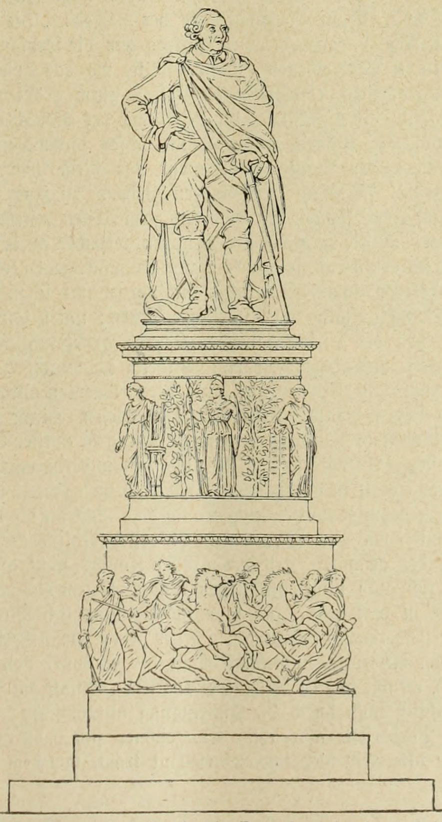


Abb. 2. Das Friedrichs-Denkmal. Entwurf von Rauch vom Jahre 1835. Nach der Zeichnung im Rauch-Muſeum zu Berlin.

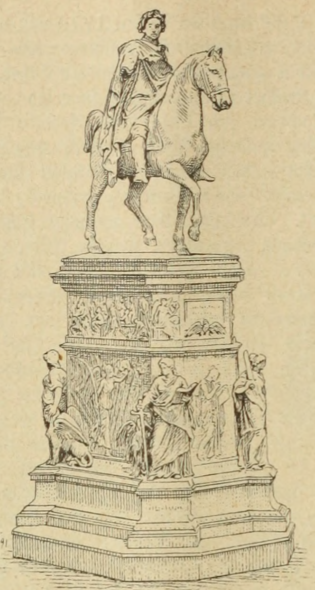


Abb. 3. Entwurf des Friedrichs-Denkmals von Rauch, vom Jahre 1839. Nach der Skizze im Rauch-Muſeum zu Berlin.

fürs erſte nicht erfolgte, hielt Rauch noch immer an der Hoffnung feſt, ſeiner 1825 entworfenen Reiterſtatue zur Anerkennung verhelfen zu können. Jahre vergingen, ohne daß die Sache weiter gedieh; 1835 ſchrieb Rauch unterm 28. November an Rietſchel: „Morgen iſt die erſte Konferenz der von S. M. dem Könige zur Errichtung des Denkmals Friedrichs II ernannten Kommiſſion, welche Vorſchläge machen ſoll, welches Projekt von den vielen zur Ausführung am beſten erachtet wird, indem Seine Majeſtät hierin nicht willkührlich gebieten will. Mein Vorſchlag wird der bleiben: „Die Säule und der Reuter davor.“ Der Auftrag für die Trajansſäule, welche ihren Platz ebenda erhalten ſollte, wo das Friedrichsdenkmal jetzt ſteht, erfolgte nun wirklich. Zum größten Glück änderte ſich indes damals die Meinung des Königs. Von den mancherlei Plänen, welche Rauch faſſen durfte, nachdem endlich von der Säule nicht mehr die Rede war, ging einer dahin, Friedrich den Großen ſtehend zu Fuße abzubilden auf einem Sockel, der ſchon aus zwei Teilen beſtehend gedacht war. Antike Figuren und Gruppen, teilweiſe an den Parthenonfries erinnernd, ſollten ihm zum Schmuck dienen (Abb. 2). Ein anderer Entwurf beſchäftigte ſich wieder wie ſchon früher mit einer Reiterſtatue in hiſtoriſcher Tracht; unten ſollten die Haupthelden der friedericianiſchen Epoche angebracht werden. Das gefiel nun aber Friedrich Wilhelm III nicht, der die hiſtoriſche Tracht verwarf und ſtatt der Feldherren allegoriſche Figuren haben wollte. Eine Skizze in dieſem Sinne wurde 1839 entworfen. Oben der preußiſche König in antiker Tracht, unten allerlei Allegorien (Abb. 3); alles in wunderbarem Linienfluß, aber eiskalt in der Wirkung. Obgleich dieſe Idee zur Ausführung genehmigt wurde, ging Rauch doch nicht an die Arbeit. Er konnte von der Idee einer hiſtoriſch-idealiſierten Darſtellung der geſamten Zeit des großen Königs nicht ablaſſen, wie er ſich auch nicht entſchließen konnte, dieſem das römiſche Gewand zu verleihen. Und ſo entſtand allmählich durch Benutzung früherer und Hinzunahme neuer Ideen, durch Verſchmelzung von Allegorie und Wirklichkeit der Entwurf von 1842 (Abb. 4), welcher von der zuletzt beibehaltenen Geſtalt des Werkes hauptſächlich noch durch die Anbringung allegoriſcher Figuren an der Vorderſeite abweicht. Er zeichnet ſich dadurch aus, daß der alte Fritz hier ſchon einen Hut trägt, von dem Rauch lange Zeit nichts hatte wiſſen wollen. Die Wendung der Sache, welche ſich in der ganz neuartigen Form dieſer Skizze kundgibt, die deutlich von größerer künſtleriſcher Freiheit zeugt, war die Folge des 1840 geſchehenen Regierungswechſels. Trotzdem war Rauch nicht vollſtändig ſein freier Herr bei des großen Werkes Ausarbeitung, welche allmählich ihren Fortgang nahm, ſeit am 31. Oktober 1840, dem hundertjährigen Gedenktage der Thronbeſteigung Friedrichs II, der Grundſtein gelegt worden war. Die Meinung des Königs wie des Volkes nötigte Rauch zu vielfachen Änderungen. Beſondere Schwierigkeit bot die Auswahl der Sockelfiguren, welche einesteils durch die Beſchränktheit des Raumes, andernteils durch viele Rückſichten beeinflußt war, welche mit der Kunſt nichts zu thun hatten.

Am 31. Mai 1851 endlich fiel die Hülle des nach ſo langem Hoffen und Harren nun doch ſo wunderbar vollendeten Werkes. Der ungeheure Jubel, welcher damals herrſchte, war ein wohlberechtigter. Denn trotz der abfälligen Urteile, welche man wohl von Zeit zu Zeit über das Denkmal Friedrichs des Großen zu hören bekommt, bleibt es das bedeutendſte und was mehr iſt, das volkstümlichſte Erzeugnis der neueren deutſchen Kunſt. „An dieſem Werke,“ ſo ſchrieb Rietſchel an den von ihm ſo hoch bewunderten Freund und Meiſter, „ſieht man recht, wie ein Gegenſtand in ſeiner äußeren Erſcheinung ſo widerhaarig, durch die Auffaſſung und ſtylvolle großartige Durchführung wahrhaft poetiſch und ſchön wird. Das iſt ein Werk, das ewig iſt, wo nicht eine Zeit kommen kann, wo es geringer geachtet werden könnte, denn es iſt keinem Götzen dabei geopfert worden, weder dem Viel- oder Geſchwindmachen, noch dem lobhudelnden oder tadelnden Geſchrei der Kritiker, weder dem leeren Idealismus, noch dem Materialismus und Naturalismus, es iſt ein Werk der Begeiſterung, der echten Liebe, der Gewiſſenhaftigkeit reicher Erfahrungen, einem männlichen ſtarken Künſtlergeiſte allein angehörig. An dieſem Werke wird ſich die Nachwelt begeiſtern können, wenn viel Geprieſenes jetziger Zeit vergeſſen und gemißachtet iſt.“

Dr. O. Doering.

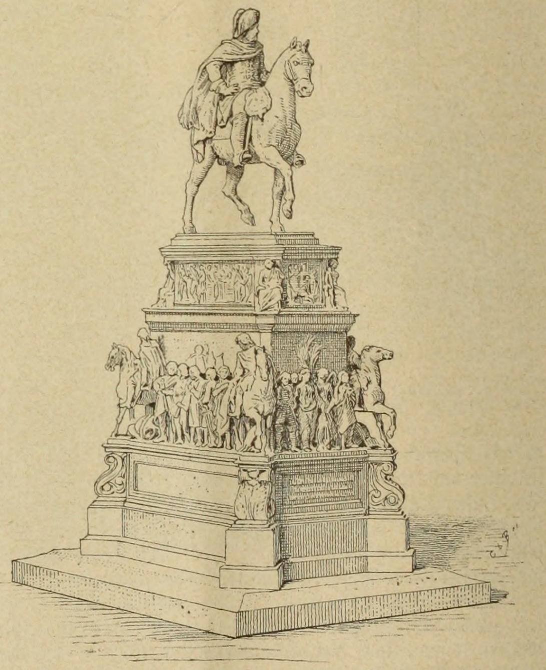


Abb. 4. Entwurf des Friedrichs-Denkmals von Rauch, vom Jahre 1842. Nach der Skizze im Rauch-Muſeum zu Berlin.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Es ſcheint eine kleine Liebeserklärung „beim Lampenſchein“ während der Ballpauſe, um welche es ſich in dem Bilde von J. Wodzinski handelt. Der Herr Aſſeſſor iſt hoffentlich nicht nur ſo „pſchütt,“ wie er ſich äußerlich gibt, ſondern auch ein tüchtiger Juriſt und vor allem ein tüchtiger Charakter, der in der Ehe — in frohen wie in ernſten Stunden — halten wird, was er hier „beim Lampenlicht“ verſpricht. Und Fräulein Helene iſt hoffentlich nicht nur ein ſehr hübſches und ſehr elegantes Mädchen, ſondern beſitzt einen guten Fond im Herzen, der auch dann ſtichhält, wenn des Lebens Ernſt und der Frauen Pflichten an ſie herantreten. Glück auf, ihr jungen Liebesleute!

## Vereinsweſen.

Der neunte deutſche Lehrertag wird Pfingſten d. J. in Halle abgehalten. Für die Tagesordnung ſind vorgeſehen: Feſtrede zum Gedächtnis des Pädagogen A. Comenius; die allgemeine Volksſchule in Rückſicht auf die ſoziale Frage; über die Erziehung verwahrloſter Kinder.

In Salzburg findet ebenfalls zu Pfingſten 1892 ein deutſch-akademiſches Sängerfeſt ſtatt, zu dem alle an Hochſchulen des Deutſchen Reichs, Öſterreichs, der Schweiz beſtehenden Liedertafeln und Geſangvereine aufgefordert werden ſollen. Ein großes Konzert in der aula academica, eine Delegirtenverſammlung, ein Gartenfeſt, ein Ausflug nach Berchtesgaden ſind in Ausſicht genommen. Die Stadt Salzburg will dem vom Wiener akademiſchen Geſangverein angeregten Plan in weitgehendſter Weiſe unterſtützen.

## Ausſtellungen.

Im Februar wird auf der Internationalen Ausſtellung für das Rote Kreuz, Armeebedarf, Hygieine, Volksernährung, Kochkunſt ꝛc. in Leipzig eine Kohlen-Ausſtellung ſtattfinden, welche alle bekannten Sorten, über 400 verſchiedene Arten, mit Angabe des Preiſes und des Feuerungswertes enthalten ſoll.

## Hygieine.

Der Verein für Kinderheilſtätten an den Seeküſten hat eine Winterkur in ſeinem trefflich eingerichteten Hoſpiz zu Norderney eingerichtet, nachdem durch langjährige Beobachtungen feſtgeſtellt wurde, daß die klimatiſchen dortigen Verhältniſſe, von wenigen Tagen abgerechnet, günſtiger ſind als im Binnenlande. Nähere Auskunft erteilt die Verwaltung des Seehoſpiz „Kaiſerin Friedrich“-Norderney.

## Meteorologie.

Zu unſerer neulichen Notiz über die Wetterwarte auf dem Gipfel des Montblanc bemerken wir ergänzend, daß, wenn die Errichtung jener ſcheiterte, die Wetterwarte auf dem ſog. Cime des Boſſes, 400 Meter unterhalb des Gipfels, allen Stürmen und Unwettern widerſtanden hat. Die von Vallot erbaute Hütte enthält zugleich Unterkunft für 15 Mann mit Betten, Decken ꝛc. Intereſſant iſt, daß der Erbauer, um ſein Mobiliar vor den Angriffen frierender Bergerſteiger zu ſichern, vorſichtigerweiſe nur zwei Petroleumöfen und Petroleumkochherde aufſtellen ließ.

## Landwirtſchaft.

Der Mais war bisher nur als Kulturpflanze bekannt. Jetzt hat Prof. Sereno Watſon eine wildwachſende Maisart entdeckt und als Zea nana beſchrieben.

## Schiffahrt.

Auch die deutſche Marine hat ſich neuerdings mit ſehr gründlichen Unterſuchungen über das Glätten der See durch Öl beſchäftigt, über welche die Annalen der Hydrographie und marit. Meteorologie (Heft X, 91) berichten. Der Erfolg war faſt ſtets ein guter; das Öl breitete ſich raſch um das Schiff aus und glättete die See in einer Breite von 5—15 Meter auf etwa 500 Meter Länge; Brecher und Spritzer verſchwanden oder milderten ſich, das Schiff nahm wenig Waſſer über, und ſeine Bewegungen blieben ruhig. Die Wirkung trat in 3 bis 10 Minuten ein. Notwendig war ein Quantum von 4 Litern Öl in der Stunde. Am beſten bewährten ſich Säcke, welche zwiſchen Wind und Waſſer aufgehängt waren, ſo daß ſie von den Kämmen der Wellen berührt wurden. Ein beſonders guter Erfolg konnte beim Heißen von Booten erzielt werden. Sobald die Ölfläche das Boot, welches vorher ſtark arbeitete, erreichte, lag es beinahe ruhig.

## Naturkunde.

Die Zahl der zoologiſchen und biologiſchen Seeſtationen mehrt ſich. Im nächſten Jahre wird eine derartige Anſtalt in Bergen (Norwegen) auf Koſten der Stadt errichtet und ſoll auch fremden Gelehrten in umfaſſender Weiſe zugänglich gemacht werden.

## Abzug der Goten nach der Schlacht am Veſuv im Jahre 556.

(Siehe das Bild auf S. 217.)

Vom rauchenden Blutfeld am Veſuv
Mit weithin ſchallendem Weheruf,
Ihren König tragend, den tapfren, toten,
Zu Thale ſchritten die letzten Goten,
Stolze Beſiegte, hehr im Schmerz. —

„Drachſchiffe, führet uns heimatwärts!
Unter ragender Nordlandseiche
Sei ſie begraben, die Königsleiche,
Begraben wie unſer Glück und Ruhm,
Wie unſer herrliches Heldentum!
Unſer Reich, unſres Sternes Prangen —
Untergegangen! Untergegangen!
Zertrümmerte Größe — gebrochenes Herz!
Drachſchiffe, traget uns heimatwärts!
Laſſet uns ziehen mit ſtarken Winden,
Still zu verbluten, ſtill zu verſchwinden,
Wie ein Nachtmar im Morgenlichte,
Wie ein Traum aus der Weltgeſchichte!“

Die Barden ſangen's beim Thalwärtsſchreiten.
Wie in Thränen klagten die Harfenſaiten
Um geſchwundenes Glück, um zerbrochene Macht.
Herniederblaute die duftende Nacht,
Und die Feuerfackeln des Berges lohten
Zum Abſchiedsgeleite den letzten Goten.

Fr. Raimund.

## Stenographie.

Der vierte internationale Stenographen-Kongreß, welcher kürzlich in Berlin ſtattfand, beſchloß auf Einladung Lundgreens-Upſala, den fünften Kongreß im Jahre 1894 in Stockholm abzuhalten. Der erſte fand in London, der zweite in Paris, der dritte in München ſtatt.

Auf dem Berliner Kongreß wurde in einer Verſammlung von ſtenographiſchen Praktikern beſchloſſen, daß für Honorierung ſtenographiſcher Arbeiten (Aufnahme von Vorträgen nebſt alsbaldiger Übertragung in gewöhnliche Schrift) der Satz von 40 Mk. für die Stunde als Grundlage anzuſehen ſei, bei beſonders ſchwierigen Arbeiten iſt er auf 60 Mk. zu erhöhen, bei leichteren auf 30 Mk. zu ermäßigen.

## Technik.

Warum geben die (größeren) elektriſchen Bogenlampen weißes, die kleineren Glühlampen gelbliches Licht? In einem intereſſanten Artikel des „Prometheus“ wird dieſe Frage dahin beantwortet, daß zwar in beiden Fällen das Licht erzeugt wird, indem Kohle zum Glühen kommt, daß die verſchiedene Lichtfarbe aber von der Temperatur abhängig iſt, auf welche der Kohlenſtoff erhitzt wird. Feſte Körper, welche auf die Schmelzhitze des Platins (1775° Celſius) erwärmt werden, geben ein völlig weißes Licht (Weißglut); zwiſchen den Kohlenſpitzen der Bogenlampe aber entwickelt ſich eine ſo intenſive Wärme, daß dieſelbe 1800° Celſius überſteigt — daher brennt die Bogenlampe weiß. Die Temperatur in der Glühlampe darf höchſtens 1600° Celſius erreichen, wenn das feine Kohlenfädchen in ihr nicht zerſtört werden ſoll — daher gibt dieſelbe nur ein gelbliches Licht.

## Volkswirtſchaftliches.

Daß wir uns gegenwärtig in einer nicht unbedeutenden geſchäftlichen Kriſis befinden, beweiſt u. a. auch der Rechnungsabſchluß der ſächſiſchen Sparkaſſen, der für die erſten zehn Monate des Jahres 1891 gegenüber dem gleichen Zeitraume des Jahres 1890 einen Rückgang der Einlagen um 1 295 472 Mk. und eine Zunahme der Rückzahlungen um 6 685 135 Mk. aufweiſt. Das bedeutet alſo in runder Summe eine Verſchlechterung der Lage um 8 Millionen Mark.

## Kunſt.

Reinhold Begas legt die letzte Hand an die größte plaſtiſche Gruppe, welche für den Schmuck des Wallotſchen Reichstagsgebäudes beſtimmt iſt: die Germania bildet, auf gewaltigem Streitroß ſitzend, die Mittelfigur; in der Fauſt hält ſie das wallende Reichsbanner. Rechts von ihr ſchreitet ein Jüngling mit Reichsſchwert und Siegespalme, der „ſiegende Friede“, zu ihrer Linken eine jugendliche Frauengeſtalt, der „Ruhm,“ welche durch die Tuba Deutſchlands Thaten der Welt verkündet. Die Germania hat eine Höhe von 7 Metern, die beiden Seitenfiguren von je 4 Metern.

Holbeins Madonna des Baſeler Bürgermeiſters Meyer „Die Darmſtädter Madonna,“ iſt aus der Gemäldegalerie in die Wohnräume des Großherzogs überführt werden, übrigens nach wie vor jedermann zugänglich. Das Gemälde iſt neuerdings mit einer Glasplatte verſehen, welche, wie die in der Dresdener Galerie verwendete, leicht ins Gelbliche ſpielt und dadurch den ſeit der Renovation faſt zu hellen Grundton des Bildes auf die frühere Ruhe und Zartheit glücklich abſtimmt.

Das Semperdenkmal in Dresden, deſſen Entwurf und Ausführung bekanntlich Prof. Joh. Schilling zufiel, iſt im Guß ſo weit vorgeſchritten, daß es — vorausſichtlich bei Gelegenheit der Jubiläumsverſammlung der deutſchen Architekten- und Ingenieurvereine — im kommenden Sommer enthüllt werden wird.

## Preisausſchreiben.

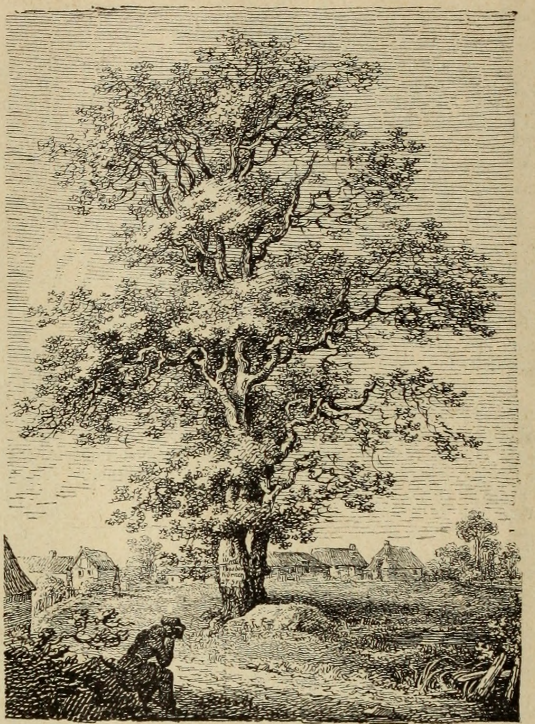
Der Hamburger „Spediteur- und Reederei-Verein“ hat ſoeben drei Preiſe ausgeſchrieben für Erlangung eines Mittels oder einer maſchinellen Einrichtung, wodurch die Selbſtentzündung von Kohlenladungen in Seeſchiffen ſicher vermieden werden könne. Der erſte Preis iſt auf 5000, der zweite auf 2000 und der dritte auf 1000 Mk. feſtgeſetzt worden. Die Preisſchriften müſſen bis zum 1. Juli 1892 eingereicht ſein, es dürfen auch Ausländer an dem Wettbewerb teilnehmen.

## Koloniales.

Im Auftrage einer großen deutſchen Gummiwarenfabrik hat ein Herr von Behr im deutſch-oſtafrikaniſchen Schutzgebiet Reiſen unternommen, um die Ausdehnung und den Wert der dortigen Gummiwaldungen zu beſtimmen. Herr von Behr bereiſte den Rufidſchi bis zur Einmündung des Ruaha und des Makonde-Plateau bis zum oberen Rovuma. Das Plateau fand er mit dichtem, an Gummibäumen überreichem Buſchwald bedeckt.

## Die Körner-Eiche.

Von einem Freunde des Daheim iſt uns eine Handzeichnung der bekannten Körner-Eiche zu Wöbbelin zugegangen, unter der ſich der Grabhügel des jugendlichen Helden, unſeres gefeierten Dichters, wölbt. Die Zeichnung gewinnt dadurch eine beſondere Bedeutung, daß ſie ſehr bald nach dem Tode Körners aufgenommen zu ſein ſcheint. Wir bringen die intereſſante Reliquie als einen Nachtrag zu unſerem Körnerartikel in Nr. 50 des vorigen Jahrgangs.



Gar ſüß mag ſolch ein Schlummer ſein,
In ſolcher Liebesnacht!
In kühler Erde ſchlief ich ein,
Von meiner Braut bewacht.

Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter ſchwellt,
So weckt ſie mich mit edlem Stolz
Zur ew'gen Freiheitswelt.

Theodor Körners Grab bei Wöbbelin. Nach einer anonymen Zeichnung, die offenbar am 27. September 1813, alſo vier Wochen nach Körners Tode angefertigt wurde (Siehe die Tafel am Baume).

## Kleine Zeitung.

Die größte Briefmarkenſammlung der Welt befindet ſich im Britiſchen Muſeum in London. Es iſt die des verſtorbenen Parlamentsabgeordneten Tapling, welcher ſie dem Inſtitut in ſeinem Teſtament vermachte. Sie enthält, abgeſehen von einer ſehr anſehnlichen Zahl Poſtkarten, Kuverts ꝛc., mehr als 200000 Briefmarken, und ihr Wert wird auf 50000 bis 60000 Pfd. Sterl. veranſchlagt. Der verſtorbene Eigentümer hatte mehr als zwanzig Jahre gebraucht, um die Sammlung zu dieſer Vollkommenheit zu bringen.

Als Längeneinheit gilt bekanntlich jetzt in den meiſten civiliſierten Staaten der Meter, welcher als der zehnmillionſte Teil des Erdquadranten, d. h. des Viertels eines Erdmeridians, gedacht iſt, und für den als Urmaß im Pariſer „Conservatoire des arts et métiers“ ein Platinſtab aufbewahrt wurde. Nach dieſem Urmaß war ſeinerzeit ein preußiſcher Normalmeter angefertigt worden, deſſen wahre Länge aber ſchon 1863 — es iſt ſchrecklich, die Thatſache auszudenken — auf 1,0000301 m ermittelt iſt. Meiſt nimmt man dieſen Normalmeter, den die Normal-Aichungskommiſſion in Berlin beſitzt, noch immer als gültig an; wie indeſſen Privatdozent Dr. Gummach in einem feſſelnden Aufſatz im „Prometheus“ mitteilt, iſt 1889 Deutſchland von der damals in Paris zuſammengetretenen „Generalkonferenz für Maß und Gewicht“ ein neues Normal-Längenmaß überwieſen worden. Dieſes Urmaß iſt ein Stab, aus einer Legierung von Platin und Iridium, als den durch Unveränderlichkeit am meiſten ausgezeichneten Metallen, hergeſtellt. Gleichzeitig wurden auch den übrigen Staaten derartige „internationale Prototype“ übergeben. Ganz entſprechend verhält es ſich mit dem Normal-Kilogramm.

Ein Mechaniker in Chemnitz hat eine liegende Dampfmaſchine in der Schale einer gewöhnlichen Walnuß gefertigt; ſie dürfte wohl die kleinſte Dampfmaſchine der Welt ſein. Der Durchmeſſer des Schwungrades mißt nur 10 mm, der Keſſel iſt 18 mm lang und 6,50 mm hoch. Man kann danach berechnen, wie winzig klein die einzelnen Teile des für Spiritusheizung eingerichteten und ſehr gut gehenden Maſchinchens ſind.

Der hundertjährige Geburtstag des berühmten Naturforſchers Carl Ernſt v. Baer ſoll in Dorpat am 17. Februar d. J. feierlich begangen werden, wozu die Hochſchulen des weſtlichen Europas aufgefordert wurden. Baer, ein geborener Eſtländer, war zuerſt in Königsberg, dann in Petersburg Profeſſor der Zootomie und erwarb ſich auf den verſchiedenſten Gebieten der Naturwiſſenſchaften hervorragende Verdienſte; er ſtarb 1876 in Dorpat, wo er das letzte Jahrzehnt in ſtiller Zurückgezogenheit gelebt hatte.

## In unſerer Spielecke.

### Neujahrs-Königszug.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | auch | uns | der | welt | und | ſchmük | |
| denn | len | von | er | freu'n | ver | al | ken |
| wal | le | durch's | auch | ſto | die | ſen | le |
| ben | trägt | das | uns | ſie | ßen | ſon | ro |
| del | heit | menſch- | mit | pflük | ſchwin | die | nen |
| a | len | die | der | gen | ken | heil | wärts |
| al | lie | und | das | regt | gro | deln | dem |
| ben | glück | den | **Heil** | ßen | ho | hen | e |

### Arithmetiſche Aufgabe.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 |
| 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 |
| 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 |
| 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 |
| 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 |
| 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 |
| 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 |
| 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 | 18 | 92 |

Von den 64 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats ſollen ſo viele geſtrichen werden, daß die Summe der übrigbleibenden Zahlen **1892** beträgt.

Wie viel mal muß man die Zahl 18, wie viel mal die Zahl 92 ſtreichen?

(Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 13.

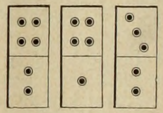
Bilderrätſel.

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

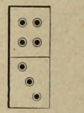
Dominoaufgabe.

Die Summe der Augen auf den ſieben Steinen des C betrug 36.

Außer den Doppelſteinen hatte er:



D behielt



Dreiſilbige Scharade. Friedefürſt.

### Berichtigung.

In Nr. 10 S. 160 muß es unter Auflöſungen: 1. Rätſel nicht heißen „Hahn, Huhn, Hohn,“ ſondern „Spruch.“

## Zur gefälligen Beachtung.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das zweite Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXVIII. Jahrgang Nr. 14) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. — Mandala-Blantyre. Von A. Merensky. Mit einer Illuſtration. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. — Wie das Denkmal Friedrichs des Großen entſtand. Von Dr. O. Doering. Mit fünf Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Beim Lampenſchein von J. Wodzinski; Abzug der Goten mit der Leiche des Königs Teja nach der Schlacht am Veſuv von R. Böhm. Gedicht von Frida Schanz. — Vereinsweſen. — Ausſtellungen. — Hygieine. — Meteorologie. — Landwirtſchaft. — Naturkunde. — Schiffahrt. — Stenographie. — Technik. — Volkswirtſchaftliches. — Kunſt. — Preisausſchreiben. — Koloniales. — Die Körner-Eiche. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Januar 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 15.

# Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Wenn du Papa verſöhnt haſt, Ellen-Luiſe, dann bitte, ob du morgen nach Kroppholz fahren darfſt,“ ſagte Diana. „Ferdinand hat geſchrieben, daß ſie dich erwarten.“

„Papa erlaubt's ja doch nicht,“ ſtieß das Mädchen heraus. „Sag' 'mal, Diana, was habe ich eigentlich gethan? War es ſo ſchlimm? Ich meinte es gar nicht ſo böſe.“

Diana bewegte die Schultern.

„Papa iſt Papa, mein liebes Kind! Übrigens — ja! Du haſt häufig einen Ton, der ſich nicht gehört, und den du dir abgewöhnen mußt! Du biſt eine kleine impertinente Kröte!“

Dabei ſtrich ſie über das Haar der Schweſter, beugte ſich zu ihr herab und gab ihr einen herzhaften Kuß auf den Kirſchenmund.

Die Schweſtern liebten ſich ſehr und verſtanden ſich auch in ihrer Eigenart.

Als Ellen-Luiſe in das mit Büchern und Schriften vollgepackte und mit vielen koſtbaren Möbeln angefüllte Arbeitszimmer ihres Vaters eintrat, lag er noch auf einer breiten Chaiſelongue und las die Zeitung. Das Gemach war angefüllt von Cigarettenrauch, dazu kam der Geruch von Juchten und der Duft eingeſchloſſener Luft.

„Ich ſollte kommen!“ ſagte das trotzige Kind und richtete ſich gerade auf. Ihr Blick war kühn und furchtlos.

„Ja!“ beſtätigte der Baron, ohne ſich zu erheben. „Und was ſollſt du?“

Ellen-Luiſe verzog die Lippen. Aber da etwas Schreckliches in den braunen Augen ihres Vaters aufblitzte, ſagte ſie weicher, wenn auch kurz und entſchieden: „Wenn ich etwas that, was dir mißfiel, ſo geſchah es ohne die Abſicht, dich zu kränken. Das iſt immer ſo. Sei wieder gut, wenn du kannſt! Ich möchte gern morgen nach Kroppholz zu Ferdinands; willſt du es erlauben?“

„Komm' her!“

Als ſie neben ihm ſtand, erfaßte er ihr Handgelenk, drückte es, als ob er es zermalmen wollte, und ſagte: „Erkläre, daß du bereuſt, bitte um Entſchuldigung! So verlange ich es.“

Der Mund fiel tief herab, die Falte erſchien! Nein, ſie konnte nicht. Kein Ton kam über ihre Lippen. Da richtete ſich der Baron empor, holte aus und gab Ellen-Luiſe eine ſolche Ohrfeige, daß ſie zurücktaumelte.

„Willſt du gehorchen?“

Statt zu fliehen, ließ ſie ſich neben ihm nieder, beugte den dunklen Kopf und ſtieß bebend heraus: „Schlag' mehr! Schlag' mich tot! Dann kann's nie wieder geſchehen, daß du mich ſo züchtigſt, Papa. Und das iſt gut. Liebe macht mich gut und weich, Strenge trotzig und ſchlecht.“

Dieſe Sprache entwaffnete den Mann. Mit einem deutlichen Wechſel im Ton ſagte er, indem er ſeine beringte Hand auf ihren Kopf legte: „Ehrerbietung verlangte mein Vater von mir; er ſperrte mich einſt auf acht Tage ein, weil ich einen freien Blick zu ihm erhob. Einer muß Herr ſein! Sei du es, ſobald du kannſt. Jetzt bin ich's noch! Ich züchtigte dich, weil du dich durch die Faſſung deiner Worte und durch den Ton abermals gegen mich auflehnteſt. So, nun ſteh auf. Ich habe vergeſſen, und du darfſt reiſen. Hier!“ Er zog ein Goldſtück hervor. „Ich ſchenk' es dir!“

Sie nahm das Geld demütig und berührte ſeine Hand. Seine Nachgiebigkeit, ſeine ſcheinbare Würde machten Eindruck auf ſie, aber die Rinde, die ſich um ihr Herz gelegt, blieb, und ſie fühlte, daß ſich etwas Unverſöhnliches gegen den in ihrer Seele feſtgeſetzt hatte, der ſie wie einen Hund geſchlagen hatte.

* * *

Vaſtus ging am folgenden Mittag, nachdem er mit dem Zuge von Hamburg in Viga eingetroffen war, zu Fuß durch die Stadt, um ſich zu Baron Stieglitz zu begeben. Der Baron hatte ihm geſchrieben, daß er ſich außerordentlich freuen werde, wenn er ſein Gaſt ſein wolle. Er bitte, ihn um ein Uhr erwarten zu dürfen. Um zwei Uhr werde geſpeiſt.

Als Vaſtus an dem Grundſchen Geweſe vorüber kam und mit ſeinen Blicken die ganze breite Front umfaßte, ſich das große, dahinter liegende Grundſtück vergegenwärtigte und im Anſchluß daran wiederum den nur durch einen Landweg getrennten Garten des Baron Stieglitz erblickte, ſtieg in ſeinem ſpekulativen Kopf das Bild der Zukunft ſo deutlich auf, der neue Weg, der Terrainhandel, die Häuſer, der Verkehr, der Erfolg, daß er unwillkürlich den Schritt beſchleunigte, um ſich raſcher die Vorteile vor Augen zu führen, die ihm durch den Erwerb des Stieglitzſchen Beſitzes erwachſen konnten.

Juſtizrat von Wenck hatte ihm jegliche Zweifel genommen, daß die Spekulation mißglücken könne; er hatte gleich bei der erſten Unterredung in ſeinem Büreau die Idee einer Straßenverlängerung durch Erwerb des Stieglitzſchen Grundſtücks, mit deſſen Durchſchneidung man das Centrum der Stadt direkt mit dem Südteil verband, erörtert und Vaſtus lüſtern gemacht. Heute wurden des Letzteren Vorſtellungen noch gehoben durch den regen Verkehr, der ihm entgegentrat. In der Hauptſtraße drängten ſich die Menſchen und die Fuhrwerke; Häuſer und Schaufenſter waren großſtädtiſch, Leben und Wohlhabenheit zeigte ſich, wohin man blickte. Freilich, in den Nebenſtraßen war's recht ſtill, und als Vaſtus in den Süden gelangte, deuteten nur die größeren Gebäude darauf hin, daß Viga unter die aufſtrebenden Städte zu rechnen war. Aber Rom war auch nicht an einem Tage erbaut, alles mußte ſeine Zeit haben.

„Ein Bedenken habe ich,“ erklärte Vaſtus, als er, von dem Baron bereits auf dem großen Flur des Hauſes empfangen, mit ihm in dem Roſengarten auf- und abging: „Ich fürchte, wenn wir handelseinig werden — wir ſind's noch nicht, denn Ihren Preis kann ich nicht zahlen, Herr von Stieglitz — wird man wiſſen, worauf ich heraus will. Dann aber werfen ſie mir mit dem Grundſchen Beſitz doch zuletzt noch einen Pflock zwiſchen die Füße. Es müßte das Geſchäft ſtreng unter uns bleiben, und ich bitte dringend, nichts darüber gegen irgend jemanden verlauten zu laſſen. Des Juſtizrats ſind wir ſicher!“

Stieglitz erſchrak. In ſeiner Schwatzhaftigkeit hatte er mit den Seinigen bereits geſprochen; er nahm ſich vor, ihnen nochmals Schweigen aufzuerlegen, ja, nach Vaſtus' Fortgang zu erklären, es ſei aus der Sache überhaupt nichts geworden.

„Gewiß, gewiß, ganz recht! Keine Silbe kommt über meine Lippen! In dieſer Beziehung dürfen Sie völlig beruhigt ſein!“ erklärte der Baron und trat mit Vaſtus an die Grenze des Gartens, von wo aus man, über den Landweg fort, das Grundſche Geweſe überſchaute. „Aber den Preis müſſen Sie ſchon bewilligen, Herr Vaſtus. Ich kann's nicht billiger geben. Als ich mit Juſtizrat von Wenck die Sache beſprach, habe ich auch darüber ſeine Anſicht eingeholt. Er findet — genau vertraut mit den Verhältniſſen — die Forderung durchaus beſcheiden.“

Vaſtus ſchüttelte den Kopf und entgegnete halb ehrlich, halb in ſchlauer Berechnung ſeiner Worte: „Bitte, laſſen Sie nicht aus dem Auge, Herr Baron, wie die Sache liegt. Sie wollen verkaufen, und ich habe den Erwerb nicht nötig. Was iſt es denn weiter, wenn mir das ganze Geſchäft entgeht? Sobald ich Geld anlegen will, finde ich Gelegenheit genug und günſtigere als hier inſofern, als doch die ganze Sache noch in der Zukunft ruht. Wenn ich nun mit dem Grundſtück ſitzen bleibe! Mit Behörden ſich herumzuſchlagen, iſt ſchon an und für ſich kein Vergnügen! Wenn wir uns einigen, mögen Sie einſtweilen ruhig wohnen bleiben, Herr von Stieglitz. Über die Miete werden wir uns leicht verſtändigen. Ich will nur, bis ich an die Parzellierung gelange, nichts einbüßen; an Verdienſt denke ich gar nicht.“

„Und wie würden ſich die Sachen arrangieren? Ich meine — ich meine — die Zahlungen, Herr Vaſtus?“ lenkte Stieglitz, ganz wie Vaſtus es erwartet hatte, ein, ſtrich den kurzgeſchnittenen Schnurrbart in ſeinem roh ausgeprägten Geſicht und ſchob die Rechte in die Seitentaſche ſeiner ungewöhnlich hellen Beinkleider.

„Ganz wie Sie wünſchen, Herr von Stieglitz. Ich kehre die volle Summe beim Abſchluß aus oder übernehme die Hypotheken und zahle den Überſchuß. Iſt das Gebäude belaſtet? Und wie?“

Das war eine für den Baron ſehr peinliche Frage; es hieß nun, ehrlich Farbe bekennen. Er gehörte zu denen, die je nach den Umſtänden ſich in die Bruſt werfen oder thun, als ſei die Not bei ihnen zu Gaſte. Oft gab er ſich an demſelben Tage als Mann, dem's abſolut nicht darauf ankam, oder als den ſchwer Belaſteten. Beides geſchah ſogar vielfach ohne Anlaß, nur aus Schwatzlaune.

Das Grundſtück war bis zum Äußerſten belaſtet, und die letzte Hypothek demnächſt zur Rückzahlung fällig. Wenn Stieglitz nicht zahlte, fiel der Beſitz ohne weiteres in andere Hände. Er ſaß in Wuchergarnen. Gab Vaſtus, was er bot, ſo blieben Stieglitz höchſtens zweitauſend Thaler Überſchuß, und davon gingen dann noch die Hälfte der Gerichts- und Notariatskoſten und ſpäter die Umzugskoſten ab. Das war kein Geſchäft, und doch war's eins, weil ihm das Meſſer an der Kehle ſaß.

Plötzlich kam Stieglitz ein Gedanke, wie ihn allerdings nur einer faßt, der bereits nach dem Strohhalm greift. Er ſagte: „Bevor ich detailliere, verehrter Herr Vaſtus, noch eine Vorfrage: ich muß ſie ſtellen, und wenn die Antwort nicht nach Wunſch ausfällt, fürchte ich, werde ich doch nicht verkaufen können! Alſo kurz und offen: ich mache das Geſchäft, weil ich Geld brauche. Wenn Sie auf Ihrem Gebot beharren, bleibt mir faſt nichts zur Verfügung. Würden Sie mir auf einige Jahre ein Darlehn von zwanzigtauſend Mark gewähren?“

Vaſtus ſchob den langen, roten Kopf mit einem Ruck herum und ſah Stieglitz ſehr überraſcht an. Alſo ſo ſtanden die Sachen! Der Baron mußte verkaufen! Er war ſicher äußerſt derangiert, und ihm ein Darlehn zu gewähren, hieß ſein Geld geradezu aufs Spiel ſetzen. Aber eine Antwort mußte er doch erteilen, auch wollte er weiteres hören. So erwiderte er denn, als ob er den Schwerpunkt der Sache gar nicht verſtanden habe: „Offen geſagt, das iſt nicht mein Geſchäft, Herr Baron. Da thäten Sie beſſer, ſich an eine Bank zu wenden. Bei genügender Unterlage iſt das ja eine Kleinigkeit.“

Ja, Unterlage, mit anderen Worten: Sicherheit! Wenn Stieglitz die bieten konnte, dann würde er den Geier thun und hier mit dem reichgewordenen Konditorſohn mit dem plebejiſchen, roten Geſicht verhandeln! Er hatte aber nicht nur nichts, ſondern genoß auch keinen Kredit mehr.

In dieſem Augenblick erſchien Ellen-Luiſe in einem dunkelblauen, mit breitem, weißſeidenem Beſatz geſchmückten Kleide und bat, daß die Herren zu Tiſch kommen möchten.

„Meine Tochter Ellen-Luiſe — Herr Partikulier Vaſtus!“ ſtellte Baron Stieglitz vor und fügte hinzu: „Ich dachte, du ſeiſt ſchon zu Ferdinands gefahren.“

Ellen-Luiſe, die ſich zwar höflich, aber doch mit einer gewiſſen Förmlichkeit vor Vaſtus verbeugt hatte, ſchüttelte den Kopf.

„Ferdinand iſt nach Hamburg gereiſt und hat ſoeben telegraphiert. Er will mich erſt auf der Rückreiſe abholen.“

„Hm, hm — ſo, ſo. Wenn's Ihnen alſo gefällig iſt, Herr Vaſtus —“

„Nein, bitte, bitte ergebenſt. Nehmen Sie den Vortritt.“

Die Herren ſetzten ſich in Bewegung, und Ellen-Luiſe, die langſam und den Mund in der bekannten Falte hängen laſſend, folgte, wandte den gleichgültigen Blick rechts und links. Plötzlich belebten ſich ihre Züge. Eine rote Primanermütze erſchien drüben an der grünen Nachbarhecke, und der Beſitzer derſelben, der junge Graf Oppendorff, nickte lebhaft herüber.

Ellen-Luiſe winkte in ihrer gewöhnlichen, burſchikos gemütlichen Art einen Gruß zurück.

Als die beiden Herren hinter den Bosketts verſchwanden, machte der junge Graf ein Zeichen, und da Ellen-Luiſe ſeiner Aufforderung folgte, ſagte er eindringlich: „Wir, Brix, ſeine Schweſter und ich, gehen heute Nachmittag, durchs Gehölz nach der Einſiedelei. Wollen Sie nicht mit, Ellen-Luiſe?“

„Wann?“

„Punkt vier Uhr. Wir treffen uns in der großen Allee beim neuen Weg —“

„Will ſehen — adieu,“ erwiderte ſie kurz und entfernte ſich, ohne ihn wieder anzuſehen. Der Primaner aber murmelte: „Sie iſt doch zum Anknabbern, die kleine Hexe!“

„Freut mich außerordentlich!“ ſagte Diana von Stieglitz bei der gleichzeitig ſtattfindenden Vorſtellung im Hauſe und reichte Vaſtus freimütig die Hand.

Sie ſah ſo ſtrahlend geſund aus, es lag trotz ihrer großen, mächtigen Geſtalt über ihrem ganzen Weſen etwas ſo Vornehmes, daß Vaſtus auch diesmal von ihrer Erſcheinung ganz benommen war und vergeblich gegen eine ſtarke Verlegenheit ankämpfte.

Bei Tiſch hörte er den weitläufigen, der Wahrheit keineswegs immer entſprechenden Erzählungen des Barons wohl zu und ſchaltete auch hin und wieder ein Wort ein, aber ſeine Gedanken waren ausſchließlich bei Diana. Sie freilich ſchien davon weder etwas zu merken, noch davon berührt zu werden; ſie begegnete ihm mit großer Unbefangenheit, ja ſie ſtand durch ihr ganzes Weſen ſo über den Dingen und über ihm, daß ſich eine gewiſſe neidiſche Begierde in dem Mann regte, ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, ſie ſich dienſtbar zu machen. Er ſprach infolgedeſſen in kluger Berechnung von ſeinen Erfolgen und von ſeinem Gelde, nicht aufdringlich, aber ſo, wie ſeiner Erfahrung nach dergleichen wirkte.

Auf den Baron machte es auch großen Eindruck, und er äußerte ſich in dieſem Sinne. Als Vaſtus hinwarf, daß er ein Geſchäft in Wandsbeck entriert habe, das ihm neben den zahlreichen anderen, bei denen er engagiert ſei, doch „ein büſchen“ ſchwer geworden ſei, horchte Stieglitz hoch auf und forſchte nach der Höhe des Objekts.

„Es war ein Poſten von 80 000 Thalern, gleich bar anzuzahlen, aber ich machte das Geſchäft, denn es war gut —“

„Potz Blitz,“ ſchob Stieglitz ein.

Diana aber warf hin: „Geld erwerben, nur um es zu beſitzen, iſt ein mir unbegreifliches Vergnügen. Für mich gibt es nur einen Wunſch, neben meinem anſtändigen Auskommen ſo viel zu haben, daß ich an andere austeilen kann. Ich ſchenke gern. Dies Vergnügen kennen Sie wohl nicht, Herr Vaſtus?“

„Nein, das kann ich nicht ſagen,“ entgegnete Vaſtus. „Ich verdiene lieber. Nur eins machte mir immer Spaß, nämlich diejenigen mit dem Gelde zu demütigen, die ſich über mich ſtellten. Was Geld vermag, weiß ich wie wenige. Ich behaupte, es gibt vielleicht keinen Menſchen, der nicht vor dem Gelde den Rücken beugt.“

„O, o, Herr Vaſtus, ich zum Beiſpiel nicht! Da haben Sie denn eine Ausnahme.“

Über des Mannes Geſicht flog ein verächtliches Lächeln. Es entging Diana nicht, und ſo ſehr ſie ſich dagegen wehrte, gerade das reizte und zwang ſie, ſich fortan mit Vaſtus zu beſchäftigen.

Als ſie aufſtanden, trat in Vaſtus' Mienen wieder ein anderer Ausdruck. Er reichte der Baronin ehrerbietig die Hand, ſchüttelte dem Baron mit offener Gutherzigkeit die Rechte und neigte den großen Oberkörper gegen die beiden jungen Damen, wie ein Menſch, der ſich ohne Zwang unterordnet und Artigkeit an den Tag legt, weil's ihm Herzensbedürfnis iſt. Zwei Naturen ſeien in ihm, urteilte Diana.

Der Geſchäftsmann war ihr höchſt unſympathiſch, ſie traute ihm nicht. Der andere Menſch aber intereſſierte ſie. Er war etwas wert. Noch einmal überflog ſie ſeine Geſtalt: er hatte ſehr große Füße; die Schultern hingen herab, ſtatt ſich edel anzupaſſen; der Hals war zu lang, der Kopf unangenehm rot. Aber er ſah überaus klug aus und war wie ein Gentleman gekleidet.

Da der Kaffee im Garten in einer Laube eingenommen werden ſollte, ſchritten die Herren mit ihren brennenden Havannacigarren, die Vaſtus hervorgezogen, und von denen er Stieglitz eine zu nehmen gebeten, „wohl das Beſte, was zur Zeit in den Londoner Docks aufzutreiben iſt,“ voran und ſetzten ein in dem Zimmer des Barons begonnenes politiſches Geſpräch fort. Das, was ſie doch ausſchließlich intereſſierte, der Hausverkauf, wurde zunächſt nicht wieder berührt.

Als endlich Stieglitz das Verlangen danach nicht mehr zurückhalten konnte und mit den Worten begann: „Wir wurden vor Tiſch unterbrochen, Herr Vaſtus. Sie lehnten mein Anerbieten ab, dadurch wird —“

Vaſtus, alles drum und dran abſchneidend, fiel ein: „Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Inzwiſchen habe ich mir die Sache überlegt, Herr Baron. Ich will Ihnen 38 000 Thaler für das Haus geben, Sie an dem Durchbruchgeſchäft mit einem Fünftel Gewinn beteiligen und à conto dieſer Beteiligung Ihnen 12 000 Mark bar zuzahlen. Sind Sie damit zufrieden? Ich glaube, die Propoſition iſt kulant.“

Stieglitz ſtieß den blauen Rauch der ſtarken Cigarre kräftig in die Sommerluft und blieb unwillkürlich ſtehen.

Das war etwas ganz Neues und gefiel ihm. Ja, das ließ ſich hören. „Ich werde den Vorſchlag, Ihre Erlaubnis vorausgeſetzt, mit Juſtizrat Wenck beſprechen. Auf dieſe Weiſe —“

In dieſem Augenblick erſchien Diana, neben ihr die Magd mit dem Kaffeegeſchirr, und ſagte: „Kannſt du einen Moment abkommen, Papa? Baron von Brix iſt da —“

„Wollen Sie mich gütigſt —“ ſetzte Stieglitz an.

„Bitte, bitte, Herr von Stieglitz. Laſſen Sie ſich durchaus nicht ſtören,“ meinte Vaſtus artig und nahm den Weg neben Diana zur Laube.

Sie ſprachen von Viga, von den Verhältniſſen der Stadt, von dem Garten, von des Barons Roſenzucht, zuletzt von dem Beſitz überhaupt.

Diana ſtieß einen Seufzer aus und ſagte: „Obſchon ich wahrlich nicht ſentimental veranlagt bin, könnte ich weinen, wenn ich daran denke, daß wir unſer liebes Haus verlaſſen ſollen. Aber was hat überhaupt Beſtand? Nichts! Und Papa handelt, wie er will —“

„Das thut mir ſehr leid!“ ſagte Vaſtus ſtark betonend, mit ehrlicher Aufrichtigkeit. „Sie zeigen mir durch Ihre Worte, gnädiges Fräulein, daß Sie von den Kaufverhandlungen zwiſchen Ihrem Herrn Papa und mir Kenntnis haben. Hätte ich gewußt, daß — ich bin auch nicht eben ſentimental, durchaus nicht, mein Fräulein — aber hätte ich das gewußt, würde ich gern zurückgetreten ſein. So hänge ich denn doch nicht am Vorteil, daß ich jemandem weh thun möchte.“

Er ſah ſie nicht an, während er das ſprach, er blickte vor ſich nieder, und ein äußerſt ſympathiſcher Ausdruck trat in ſeine Mienen.

Diana von Stieglitz betrachtete den Mann neben ſich, und es ſtieg etwas in ihrem Innern auf, das kämpfte zwiſchen Stolz und Wärme.

Lebhaft, faſt eifrig fuhr Vaſtus fort, indem er den Kopf erhob. „Ich wüßte einen Ausweg, Ihnen das Haus zu erhalten und Ihrem Herrn Papa doch den gewünſchten Vorteil zu ſichern. Soll es geſchehen? Wünſchen Sie es, mein Fräulein? Ich möchte Ihnen gefällig ſein.“

Einen Augenblick kämpfte Diana, dann ſagte ſie, obſchon ſie fühlte und wußte, daß ſie Unrecht that und daß ſie ihre Worte bereuen würde, aber gedrängt von ihrem Stolz und der Auflehnung gegen Zuvorkommenheiten, die ein verſtecktes Werben in ſich bergen konnten, kurz, kühl und abweiſend: „Bitte, wie ſollte ich zu ſolchen Vergünſtigungen kommen? Ich vermag Ihre Dienſte nicht zu erwidern! Und verzeihen

Sie —“ ſchloß ſie zurücktretend und winkte dem vorüberkommenden Mädchen, dem ſie einen Auftrag erteilte.

Vaſtus wich faſt die Farbe aus dem roten Geſicht, ſeine Augen blitzten, und er murmelte mit einem finſteren Ausdruck: „Gut, wie Sie wollen, gnädiges Fräulein.“

Drei Tage ſpäter war Baron von Stieglitz in der allergrößten Aufregung. Er hielt einen Brief in Händen, der folgendermaßen lautete:

„Sehr geehrter Herr!

Wir trennten uns jüngſt unter der Abrede, beide vor einem Definitivum noch einmal die Kaufangelegenheit zu überlegen: Sie meine Offerte, und ich Ihre über mein Anerbieten hinausgehenden Wünſche. Ich habe nachträglich nun doch zu dem Entſchluſſe gelangen müſſen, von dem Ankauf Ihres mir freundlichſt angebotenen Grundſtückes überhaupt abzuſehen, und beeile mich, Ihnen dies mit aufrichtigem Bedauern mitzuteilen.

Ganz ergebenſt
George Vaſtus.“

Das war wahrlich um aus der Haut zu fahren!

Flüche, die dem Baron aus ſeiner einſtigen Militärzeit — er hatte in ruſſiſchen Dienſten geſtanden — reichlich zur Verfügung ſtanden, preßten ſich zwiſchen den Zähnen hervor, und er löſte eine Cigarrette nach der andern in Dampf auf. Der Mann war in ſo maßloſer Erregung, daß er zweimal einen unſchuldigen Gegenſtand ergriff und gegen die Wand ſchleuderte.

Seine rohe Natur gelangte ganz zum Ausdruck. Das kam davon, wenn man zu viel haben wollte! Daran war Wenck ſchuld. Der hatte geraten, nichts zu überſtürzen, erſt eine kleine Woche hingehen zu laſſen, die Stimmung im Magiſtrat zu ſondieren und dann nochmals mündlich zu verhandeln.

Er — Stieglitz — war für raſches Zugreifen geweſen! Das Angebot war ſehr kulant, und im übrigen: er mußte doch in ſeiner Situation nehmen, was ihm geboten ward.

Ja, ja! Bis zum Grund — Von des Kelches Rand — war ein unbekanntes Land! Erſt haben, dann triumphieren! Während dieſer Zornausbrüche trat Diana mit einer von einem Handwerker gebrachten Rechnung ahnungslos ins Zimmer und ſagte: „Paßt es dir, Papa? Der Klempner Ernſt ſchickt ſchon zum drittenmal die Rechnung!“

„Er ſoll ſich zum Teufel ſcheren!“ ſchrie Stieglitz und warf die angerauchte Cigarrette in die Ecke beim Ofen.

Bisweilen, wenn auch nicht immer, gelang es Diana in ſolchen Fällen, Papa durch ruhiges Zureden zu beſänftigen. Heute machte ſie, zuerſt ſeinem Befehle bezüglich der Rechnung durch Kopfnicken beipflichtend, von ihrem Einfluß Gebrauch und fragte ſanft: „Haſt du Unannehmlichkeiten gehabt, liebſter Papa? Kann ich dir helfen, kann ich dich tröſten?“

„A — h,“ ſtieß Stieglitz heraus und ſtellte ſich ans Fenſter.

Nun trat ſie zu ihm und ſagte: „Ich will nur Ernſt raſch abfertigen und komme gleich zurück.“

Nachdem ſie ſich entfernt hatte, zog etwas Weiches durch des Mannes Bruſt. Er war jähzornig, egoiſtiſch, leichtſinnig, aber doch nicht ganz ohne Wärme für die Seinigen. Mit ſeinem ſtarkentwickelten Verſtand und ſeiner Auffaſſungsgabe beurteilte er die Menſchen vielfach richtig und hatte für ihre guten Seiten volle Schätzung.

Diana liebte er beſonders, weil ſie mit ihren glänzenden Eigenſchaften ſich über die meiſten Menſchen, auch über ihn ſelbſt erhob.

Und ſo drängte ſich in ſeinen Zorn wiederum ein Gefühl der Hoffnung, daß ihm und ſeiner Frau das Haus am Ende doch noch erhalten bleiben könnte. Vielleicht gelang’s ihm, einen Weg zu finden, die letzte Hypothek anderweitig zu beſchaffen. Er glaubte es, weil er es hoffte. Ganz gegen ſeine Art, überreichte er Diana bei ihrem Wiedereintritt den Brief und beobachtete, während ſie las, ihre Züge.

„Das iſt ſein Stolz und ſeine Rache!“ flüſterte eine Stimme in dem Mädchen; Diana war aufs heftigſte erſchrocken, aber ſie ließ ſich nichts merken und legte das Schreiben zunächſt ſtill und wortlos wieder auf den Schreibtiſch.

„Nun?“ ſtieß Stieglitz heraus. „Eine ſchöne Enttäuſchung! Wie?“

„Darf ich dir etwas raten, Papa?“ fragte Diana, raſch ſich klar werdend und jetzt nur für ihren Vater bedacht.

„Hm?“

„Reiſe nach Hamburg! Sprich mit Herrn Vaſtus. Hinter der Sache ſteckt etwas anderes. Das Geſchäft möchte er doch gern machen. Er will entweder den Preis drücken oder gebeten werden, der Retter zu ſein!“

„Was heißt Retter ſein?“ ſtieß Stieglitz hochmütig heraus, obſchon er ſeine Tochter verſtand.

Als Diana von Stieglitz nach Tiſch in ihrem Zimmer ſaß, ließ ſie den Blick lange ſinnend über Hof und Garten ſchweifen, dann ſchrieb ſie kurz entſchloſſen an Herrn George Vaſtus in Hamburg:

„Geehrter Herr Vaſtus!

Sie leitete, ich fühle, ich weiß es, auch jetzt Ihre Güte für mich. Ihr Feingefühl, das nicht Kränkung durch Kränkung vergelten wollte, entſchied, ſo zu handeln, wie Sie es thaten. Ich werde es Ihnen nicht vergeſſen, obſchon nun dem armen Papa nicht geholfen iſt. Er kommt nach Hamburg, um mit Ihnen zu verhandeln. Was auch geſchieht, ich weiß, Sie haben mir verziehen, daß ich — ein frei und ſtolz denkender Menſch — im Augenblick mich hinreißen ließ, Ihnen ſchroff, ſtatt erkenntlich zu begegnen. Ich bin Ihnen erkenntlich, Herr Vaſtus, und möchte Ihnen das durch dieſe Zeilen an den Tag legen.
Diana von Stieglitz.“

Entweder war’s ſo, wie ſie es ihm ſagte, und ſie glaubte das, während ſie ſchrieb, oder ihr erſtes Gefühl war das richtigere geweſen: daß ihn Stolz und Rachſucht geleitet hatten. Im letzteren Fall baute ſie dem Manne Brücken zu ſeinem beſſeren Ich. Eine ſchlechte Wirkung konnten ihre Zeilen nicht haben; Diana von Stieglitz wußte, was ſie that.

Am nächſten Morgen reiſte der Baron — die letzten Thaler, die ihm noch für den Monat zur Verfügung ſtanden, in der Taſche — nach Hamburg ab.

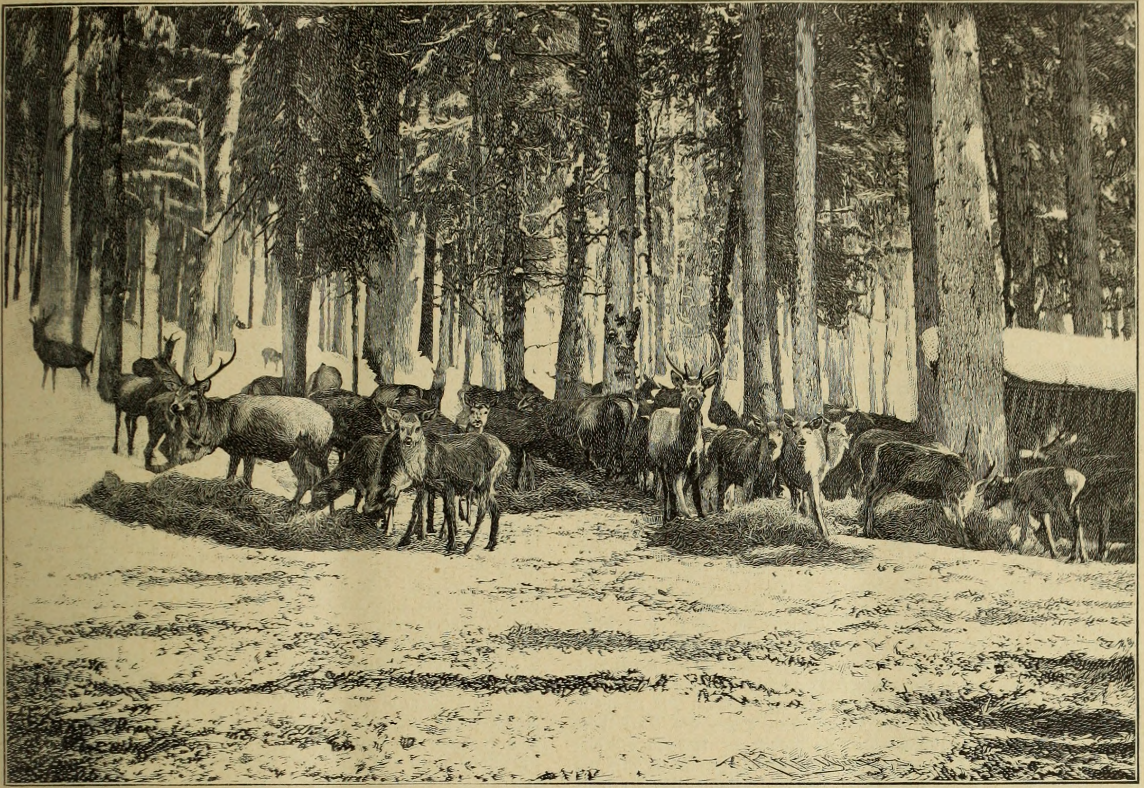
Am Nachmittag machte Ellen-Luiſe einen Spaziergang ins Gehölz, diesmal allein mit der ihr gleichaltrigen Eliſe von Brix. Der junge Graf Oppendorff und Eliſens Bruder wollten ſpäter nachkommen, obſchon ſie am Abend eine große Kneiperei im Wieſenwirtshaus vorhatten. Jeden Sonnabend hielten die Primaner, trotz des Schulverbots, ihre verſteckten Kommerſe dort ab und zogen bereits in ſolcher Weiſe Vergnügungstratten auf den Sonnenglanz der Univerſitätszeit. Als die Mädchen eine halbe Stunde durch den herrlichen grünen Wald mit ſeinen lichtdurchfunkelten Bäumen, Wieſenausſchnitten und verſteckten Ruheplätzen gegangen waren, ſah Ellen-Luiſe, die mit allem, was in Wald und Flur vor ſich ging, genau vertraut war, ein verlaſſenes Krähenneſt auf einem hohen Baum und erklärte, hinauf klettern zu wollen.

„Aber, beſte Ellen! Mit deinem neuen blauen Kleide!“ mahnte Eliſe von Brix, ein blondes Mädchen mit ungewöhnlich ſtraffer Haltung und reizenden Formen. Auch ſie hatte äußerlich etwas kurz Abweiſendes in ihrem Weſen, das ihr ſehr gut ſtand.

„Ach was! Heb’ mich nur ’mal hinauf. Ich klettre dann leicht weiter; die Äſte ſitzen ja ganz dicht nebeneinander.“

„Na, meinetwegen!“ ſagte Eliſe ſich fügend, faßte ihre ſchöne Freundin und hob ſie mit großer Anſtrengung in die Höhe. Als aber Ellen-Luiſe eben den erſten Abſatz erreicht hatte und ſich weiter emporwagen wollte, erſcholl Pferdegetrappel und ein Reiter, ein junger Gutsbeſitzer aus der Umgegend, ein Freund von Ellens Bruder Ferdinand, jagte in ſcharfem Trabe heran. Das veranlaßte Ellen-Luiſe, ſich raſch wieder herabzuducken. Die Kleider tiefziehend, ſetzte ſie ſich auf den breiten, langarmigen Aſt.

(Fortſetzung folgt.)



Wildfütterung im Winter. Nach einer photographiſchen Aufnahme.

## An der Börſe.

(Abdruck verboten.)

„Jeder, der Geld verdienen will und Kapital zur Verfügung hat, ſollte ſofort an uns ſchreiben. Mit 100 M. kann man häufig an einem Tage 1000 M. gewinnen. Bei unſerem Syſtem hat der Kunde vollſtändige Freiheit und weiß genau, was Spekulationen ihn koſten.“

Das ſind einige Sätze aus der Anpreiſung einer ſogenannten Bankfirma. Tauſenden wird ſie von Zeit zu Zeit durch die Poſt geſchickt, in großen und kleinen Zeitungen ſteht ſie als Anzeige. Welche Bewandtnis es mit der Menſchenfreundlichkeit jener Firma hat, kann ſich eigentlich jeder Leſer ſelbſt ſagen, wenn er überſchlägt, was dieſe Rundſchreiben und ſeitenlangen Zeitungsanzeigen koſten müſſen, und dann lieſt, daß die Firma jeden Kursgewinn ungeſchmälert auszahlt und weder Proviſion noch Depeſchen berechnet. Es leuchtet wohl von ſelbſt ein, daß die Firma ſich aus den Verluſten der Kunden bezahlt macht.

Wie iſt es aber möglich, daß ſolche plumpe Liſten immer Erfolg haben? Die Spekulationsſucht des „Publikums“ mag man ſich noch ſo groß vorſtellen, man wird doch nicht annehmen können, daß ſie auch Leute, die nur etwas vom Börſengeſchäfte verſtehen, in das Netz jener Schwindler treibt. Es bleibt alſo nur die Annahme übrig, daß zu der unſeligen Luſt, leicht und ſchnell zu verdienen, die Unkenntnis des Börſengeſchäftes bei den Opfern der Börſenſchlepper hinzukommt.

Und das iſt in der That der Fall.

Sitzt da eines Tages ein Freund neben uns, ein heiterer Herr, dem Ibſen und alle noch moderneren Größen des Peſſimismus nie den Schoppen vergällt hatten. Er ſchleudert die eben angezündete Cigarre mit einem Kraftwort in den Kamin und erklärt die ganze Welt für einen Pfannkuchen. Sohn bei der Garde, Vater knappes Auskommen, verſucht ſich an der Börſe, verliert fünftauſend Mark in zwei Wochen an Centralbahnaktien. „Aber Menſch, in unſerer Zeitung ſtand doch . . . .“ „Habe ich nicht geleſen, muß im Handelsteil geſtanden haben, den leſe ich nicht. Ich verſtehe überhaupt nichts von Börſenſachen und verließ mich auf meinen Bankier.“

Ich hätte es eher thun ſollen, was ich an dieſem Tage that: ich zog meinem Gönner nämlich den Paletot an, ſchob meine Rechte unter ſeinen Arm und zog ihn mit mir nach der Burgſtraße. Er ſollte wenigſtens einen Blick in das Räderwerk der Spekulation thun — einen Blick auf den vielgeſchmähten „Giftbaum“, in den wunderſamen Mechanismus, der mit hundert und aberhundert Veräſtelungen das ganze Land umſpinnt, der das Geld an ſich reißt, gefühllos wie eine Naturgewalt, und der doch durch ſeine vermittelnde und ausgleichende Wirkung nun einmal unentbehrlich ſein ſoll im Zeitalter des Kapitalismus.

Wir hatten ein Viertelſtündchen zu gehen — der Zufall wollte es, daß der Weg uns durch die Linden führte, an den einſtigen Kontors von Hirſchfeld und Wolf und, ſchräg gegenüber, von Friedländer und Sommerfeld vorbei. Mein Freund kannte natürlich die jüngſten Vorkommniſſe und beliebte in ſeiner ſchlechten Laune ein wenig parlamentariſches Wort, das ſich leider aber nicht nur auf jene ſauberen Herren, ſondern auf die geſamte Bankierwelt bezog.

„Liebſter, das geht zu weit. Die Mehrzahl der Berliner Bankiers iſt gewiß integer und verurteilt jene Ehrenmänner, die dort — hüben und drüben — ihre ſchmutzigen Transaktionen, vulgo Unterſchlagungen, ausführten, womöglich noch weit ſchärfer als wir. Und warum ſchützt ſich das liebe Publikum nicht ſelbſt? Warum trägt es nicht ſeine Papiere hübſch zur Reichsbank? Warum läßt es ſich, falls es durch geſchäftliche Rückſichten gezwungen iſt, in Verbindung mit einem Bankier zu treten, mit jenen Geſchäften ein, die durch reklamehafte Annoncen ihre angeblich beſonders günſtigen Bedingungen anpreiſen, anſtatt ſich an eins der großen Bankinſtitute zu wenden, deren Status aus den jährlich veröffentlichten Bilanzen erſichtlich iſt? Warum behält es, wenn es Wertpapiere als Depots hinterlegt, die Talons bez. Dividendenſcheine nicht zurück und macht es dadurch dem Bankier unmöglich, das Papier zu verkaufen oder zu verpfänden? Das ſind ſo einfache Dinge, daß man ſich wundern muß, wie ſie ſo wenig beachtet werden.“

„Kann ich denn jederzeit ein Wertpapier, welches ich meinem Bankier in Depot gab, in natura zurückverlangen oder mir den Dividendenbogen ausliefern laſſen?“

„Selbſtverſtändlich — notabene, wenn Sie auf das Stück jenem nicht Geld ſchuldig waren oder es nicht als Unterpfand für Spekulationen gegeben haben. Aber wir wollten ja nicht von den Depots, ſondern von der Börſe plaudern. Sehen Sie, Verehrteſter, die wenigſten wiſſen, wie ſich der Geſchäftsgang abſpielt, wenn ſie irgend ein Papier kaufen oder verkaufen wollen. Nur zu häufig geben ſie kurzweg den Auftrag, etwa 1000 M. $4^{0}/_{0}$ Deutſche Reichsanleihe zu kaufen, anſtatt den Bankier genau zu benachrichtigen, welchen Kurs ſie dafür anwenden wollen, anſtatt, börſentechniſch geſprochen, den Auftrag zu „limitieren.“ Hat man alſo z. B. aus dem Kurszettel geſehen, daß am letzten Tage der Kurs auf, wir wollen einmal ſagen, 105.50 ſtand, ſo gibt man Auftrag, zu 105.50 zu kaufen. Dann muß der Bankier die Papiere liefern, wenn an der nächſten Börſe der Kurs wiederum gleich hoch oder tiefer ſtand. Hat man anderſeits Auftrag erteilt, die Papiere „beſtens“ anzukaufen, ſo hat der Bankier unter allen Umſtänden für die Lieferung der Ware, aber zum Tageskurſe zu ſorgen, es ſei denn daß jene nach Angabe des Maklers nicht am Markte war. Jedenfalls kann man den Bankier aber ſtets mit Hilfe des Kurszettels kontrollieren.“

Mein Freund lachte. „Als ob dieſer teure Kurszettel für den Laien nicht ein Buch mit ſieben Siegeln wäre!“

Wir waren inzwiſchen am Ziel unſerer Wanderung angelangt und ſtürzten uns in das Gewoge des großen Saals der Fondsbörſe. Um uns ſchwirrte und ſummte die geſchäftige Menge, und hundert Fragen und Antworten ſchallten aus den einzelnen Gruppen in für den unſchuldigen Europäer gänzlich unverſtändlicher Weiſe hin und her. Es wäre wohl heute ein beſonders belebter Tag? meinte mein Begleiter. Ich konnte ihn beruhigen. Es war ſogar ein ſehr ſtilles Geſchäft — der Börſenverkehr vollzieht ſich aber ſtets äußerlich in Formen, die für den Laien den Anſchein äußerſter Erregung tragen.

„Hier an den Wänden, in jenen kleinen Niſchen, ſind die Tiſche der großen Firmen,“ erklärte ich. „Dort ſitzen z. B. die Vertreter der Deutſchen Bank, hier von Bleichröder, von der Nationalbank, von der Dresdener Bank u. ſ. w. Nehmen wir einmal an, die Deutſche Bank hätte von Ihnen geſtern Nachmittag Auftrag zum Kauf jener 1000 M. Konſols erhalten, ſo gibt ihn der Vertreter der Bank hier einem der ‚Vereideten Makler‘ — dort hinter der Schranke ſehen Sie einen Herrn, durch deſſen Vermittelung ſich das reguläre Geſchäft abſpinnt — während der Börſe auf und tauſcht mit ihm ſpäter als Beſtätigung der Verbindlichkeit den „Schlußſchein“ aus. Um 1½ Uhr werden von dieſen vereideten Maklern die ſich nach Angebot und Nachfrage regelnden Kurſe feſtgeſetzt und dann der Kommiſſion mitgeteilt, deren Mitglieder alljährlich aus der Börſenverſammlung ſelbſt als Vertrauensperſonen gewählt werden und dafür Sorge zu tragen haben, daß die Kurſe in dem amtlichen Kurszettel zur richtigen Notiz gelangen, die der Bankier dann ſeinerſeits den Kunden zu berechnen hat. Damit komme ich zu den Ihnen ſo unergründlich ſcheinenden Geheimniſſen des Kurszettels. Wenn es Ihnen recht iſt, will ich Ihnen in einem ſtilleren Winkel der Reſtauration dort drüben dieſe Myſterien mit wenigen Worten erklären.“

Wir ſaßen bald bei einem Glaſe Echten, ich nahm die geſtrige Abendzeitung aus der Taſche und hielt, während das Getöſe aus dem Börſenſaal dröhnend zu uns herüberklang, meine kleine Vorleſung.

„Hier finden wir z. B. zunächſt Preußiſche Staatsanleihe 1868, dahinter den Zinsfuß, den Zinstermin, zu welchem die Koupons fällig werden, den Kurs vom vorgeſtrigen Tage, den Kurs vom geſtrigen Tage und dahinter den Buchſtaben b; derſelbe bedeutet „bezahlt“, d. h. daß geſtern die geſamte, bei den vereideten Maklern aufgegebene Ware des betreffenden Papiers gekauft bez. verkauft wurde. Sie hätten als Auftraggeber alſo von Ihrem Bankier heute die Mitteilung von der Ausführung Ihres Auftrags und innerhalb dreier Börſentage die „Stücke“ ſelbſt erhalten müſſen.

Hier finden wir Preuß. Konſol. Anleihe und hinter der Kursnotierung den Buchſtaben G. Derſelbe bedeutet „Geld“ und ſagt, daß zu dem betreffenden Kurſe bei den Maklern mehr Ware verlangt wurde, als am Markte vorhanden bez. angeboten war; bei der „Geldnotiz“ iſt meiſt nur ein kleiner Kaufauftrag ausführbar.

Das B. hinter Deutſcher Reichsanleihe iſt als „Brief“ zu verſtehen. Das betreffende Papier blieb in dieſem Fall am Markte angeboten; ein Auftrag zum Ankauf mußte alſo unter allen Umſtänden ausgeführt werden; ein zu dieſem Preiſe limitierter Auftrag zum Verkauf war nicht, bei der Bezeichnung b. und B. (bezahlt und Brief) wenigſtens nicht in vollem Umfang zu „effektuieren.“

Die Notiz hier: Kurmärkiſche Schuldverſchreib. 99,90 b. G. (Bezahlt und Geld) endlich beſagt, daß in dem Papier allerdings zu dem Kurſe 99,90 gehandelt wurde, daß es aber geſucht blieb. Nur eine Verkaufsordre zu dieſem Preiſe war alſo unbedingt ausführbar.“

Er hatte mir wirklich mit bewundernswerter Geduld zugehört, trank aber jetzt mit einem energiſchen Zug ſeinen Schnitt aus und meinte: „Ich bin des trocknen Tons nun ſatt. Wo bleibt denn bei all dem die eigentliche Spekulation? Da drinnen toben und rufen die Leute, als ob es ſich um Millionen handele, und Sie erzählen mir hier nur von den Aufträgen aus dem Publikum um 1000 M. Konſols und von Notierungen des amtlichen Kurszettels. Dort ſchwankt doch der Kurs fortwährend, hören Sie nur,“ — er trat in die Thür der Reſtauration und blickte zu der feſt zuſammengeballten Gruppe hinüber, in der Ruſſiſche Noten gehandelt wurden — „199,50 — 198—200 . . . ich nehme . . . ich gebe!“

„Was ich Ihnen bisher ſagte, Verehrteſter, bezieht ſich in der That nur auf das regelmäßige Kaſſageſchäft. Weſentlich anders ſteht es bei dem Zeitgeſchäft, bei dem die Spekulation auf den allgemeinen Liquidationstermin, den gefürchteten Ultimo, hin handelt, die Spekulanten à la hausse kaufen, die Spekulanten à la baisse, die Kontermine, verkaufen bez. durch den Makler kaufen oder verkaufen laſſen. Jene rechnen auf eine ſteigende Bewegung, ſie ſind Optimiſten der Börſe, dieſe, als deren Peſſimiſten, zählen auf das Fallen der Kurſe in der Hoffnung, die verkauften Papiere noch vor Ultimo billiger einkaufen zu können, als ſie dieſelben z. B. heute verkaufen. Der Gebrannte ſcheut zwar das Feuer, aber ich möchte Ihnen doch zurufen: laſſen Sie hübſch die Hand von dieſen Dingen, bei denen mindeſtens für den Privatmann, meiſt aber auch für den Börſenmann jede eigentliche Berechnung aufhört.“

„Auch für den Börſenmann?“

„In gewiſſer Beziehung: ja. Während er aber in jedem Augenblick ſeine Poſition wechſeln, aus der Hauſſe in die Baiſſe übergehen, ſich vor dem Lieferungs- und Abrechnungstermin des Ultimo „decken“ kann, bieten ſich für den Privatſpekulanten alle dieſe Hilfsmittel nicht oder doch nur in äußerſt begrenztem Maß. Er iſt faſt vollſtändig dem guten Willen ſeines Bankiers und Vertreters an der Börſe anheimgegeben, und dies iſt das Feld, auf dem der unſolide Bankier ſeine Schäfchen am erfolgreichſten ſcheren kann. Bei dem Zeitgeſchäft ſchwankt übrigens, wie Sie ganz richtig bemerkten, der Kurs während der ganzen Börſenzeit — wenn der Auftraggeber aus dem Publikum bei ſeiner Kauf- oder Verkaufsordre den Kurs alſo nicht litimiert, ſo hört für ihn faſt jede Kontrolle über den Preis auf, dem jener ihm anſetzt.“

Mein Freund fragte, ob all’ die Unſummen, welche hier an jedem Börſentage umgeſetzt werden, denn wirklich zur Lieferung in den Papieren ſelbſt kämen? „Keineswegs,“ mußte ich antworten. „Dem Schlußſchein nach ſind die Papiere allerdings gekauft oder verkauft; in der Praxis aber ſtellt ſich die Sache meiſt oder doch häufig derart, daß es zur wirklichen Lieferung nicht kommt, daß vielmehr bei der Liquidation am Ende des Monats nur die Differenz z. B. zwiſchen dem Kaufpreiſe und dem ſogenannten Liquidationskurſe herausbezahlt wird. Wir haben damit das ſo beliebte Differenzgeſchäft in ſeiner reinſten Form vor uns, das, was beſonders zu bedauern iſt, ſich heute nicht nur auf die eigentlichen Spekulationspapiere erſtreckt, ſondern auch Induſtriepapiere, Bergwerksaktien ꝛc. in ſeine Kreiſe gezogen hat und durch die Ausſchreitungen des Spiels deren Kurſe oft weit über den wirklichen Wert hinaufzerrt, um ſie dann bei paſſender Gelegenheit wieder ungebührlich zu drücken. Die Mehrzahl aller der Geſchäfte, die Sie ſich hier abſpielen ſehen, ſind Differenzgeſchäfte. Vielleicht intereſſiert es Sie dabei, zu erfahren, daß bei allen Zeitgeſchäften es ſich immer um beſtimmte und recht hohe Beträge handelt, über die auf einmal ‚abgeſchloſſen‘ wird; ſo z. B. in Diskonto-Kommandit-Anteilen mindeſtens über 15 000 Mark, in Dux-Bodenbach-Eiſenbahn-Aktien über 5000 Gulden, in italieniſcher Rente über 10 000 Franks. Übrigens kommt es auch vor, daß ein großer Spekulant oder ein Konſortium gerade auf Lieferung der Papiere ſelbſt am Liquidationstage beſteht, falls er damit rechnet, daß ‚Stückemangel‘ eintritt; dann kann er nämlich unter Umſtänden ſeine Gegner zur willenloſen Ergebung zwingen.“

„Was ſind denn das: Prämien?“ forſchte der Wißbegierige weiter, indem er auf den Kurszettel, den er noch in der Hand hielt, deutete.

„Das ‚Prämiengeſchäft‘ iſt eine beſondere Art des Zeitgeſchäfts und augenblicklich eine ſehr beliebte, mit der man das liebe Publikum dadurch anlockt, daß es gleichſam eine Spekulation mit beſchränktem Riſiko darſtellt. Der Kontrahent behält ſich nämlich dabei das Recht vor, gegen eine beſtimmte Prämie, ein Reugeld, das Geſchäft gewiſſermaßen aufzuheben. Er hat alſo z. B. am Tage vor der Feſtſetzung des Liquidationskurſes als Käufer die Wahl, die Stücke zu beziehen oder das Reugeld zu bezahlen — er hat als Verkäufer die Wahl, die Stücke zu liefern oder ſich von der Lieferung loszukaufen. Es iſt ſomit allerdings ein begrenztes Riſiko vorhanden, Spiel bleibt die Geſchichte aber im übrigen auch. Eine Abart der Prämiengeſchäfte iſt wieder die ‚Stellage‘ — aber es würde zu weit führen, wollte ich auf dieſe börſentechniſchen Feinheiten eingehen.“

Wir hatten uns langſam durch den Saal bis zu jener Stelle hindurchgeſchlängelt, an welcher die Bankaktien gehandelt werden und wo ſich, bei der Vorliebe der Börſe für dieſe Papiere, faſt ſtets ein beſonders reges Leben entwickelt. Kommandit, Öſterreichiſche Kredit, Handelsgeſellſchaft ꝛc. ſind hier bekanntlich die leitenden Papiere.

Der Zufall wollte es, daß ſich grade augenblicklich wirklich ein erregtes Geſchäft abſpielte. Einer der Baiſſiers verbreitete die Nachricht über Schwierigkeiten bei einem großen induſtriellen Unternehmen, an welchem die Diskonto-Geſellſchaft beteiligt iſt. Im Augenblick fielen deren Aktien — der Eingeweihte kann das, ſelbſt ohne das ſtereotype „Ich gebe — ich gebe!“ (d. h. verkaufe) zu beachten, ſchon aus der ganzen Haltung der Gruppe erkennen, aus den ſich vorwärts neigenden Geſtalten, den ſich ſenkenden Zeigefingern. Und wieder eine Viertelſtunde, ſo widerlegte ein Vertreter der Bank das Gerücht, und der Kurs ſchnellte um ein, zwei Prozent in die Höhe. Es iſt das ein ſich faſt täglich wiederholendes Schauſpiel, aber ſo recht kennzeichnend dafür, wie wenig der Privatmann die Chancen des Augenblicks an der Börſe auszunutzen vermag, wie geboten es für ihn iſt, derſelben fern zu bleiben. Keiner der beliebten „Telephonanſchlüſſe zur Börſe,“ mit denen heute gewiſſe Berliner Bankiers ihre Kunden unter dem Vorgeben zu ködern wiſſen, daß dieſe vom Geſchäftslokal des Bankiers aus den Schwankungen der Börſe folgen könnten, vermag dies in Wirklichkeit, ganz abgeſehen davon, daß am Apparat in der Börſe ein — Vertreter des Herrn Bankiers ſelbſt ſitzt, der nicht gegen deſſen Spezialintereſſen Auskunft geben darf.

Die Szene hatte das Intereſſe meines Bekannten aufs neue geſteigert, ja er fühlte faſt ſo etwas wie Mitgefühl mit den erregten Mienen der Börſianer. „Es muß doch auch ein nervenzerrüttender Beruf ſein, dieſes tägliche Spiel,“ meinte er.

„Das iſt es, obwohl die Gewohnheit die Männer abſtumpft gegen die Gefahren, mit denen ſie ſpielen. Und wenn ſie einmal, wie ich ſchon ſagte, zahlloſe Mittel haben, ſich rechtzeitig zu decken, ihr Riſiko zu vermindern, ihre Engagements, wenn dieſe ungünſtig ausſchlugen, auf den nächſten Monat hinüber zu nehmen, zu prolongieren, ſo wiſſen ſie auch — es gilt dies beſonders von den kleineren Spekulanten — daß die Börſe ein weites Herz für ihre Leute hat. Man muß dieſen zugeſtehen, daß ſie, mit verſchwindenden Ausnahmen, ſolange ſie irgend können, ihren Verpflichtungen gegenſeitig gerecht werden; geht’s aber einmal nicht mehr, dann drücken die Gegenkontrahenten häufig bereitwillig beide Augen zu, geben unter der Hand Aufſchub und vertröſten ſich auf eine Wendung des Glücks, die den andern wieder zahlungsfähig macht. Daher kommt es verhältnismäßig doch ſelten zu einem Eklat. Die Börſe wäſcht ihre ſchmutzige Wäſche gern allein, ſie iſt nachſichtig, aber auf der andern Seite auch äußerſt empfindlich gegen offenbare Unſolidität, wie denn z. B. mit dem obengenannten Herrn Löwy, der wohl den traurigſten der Berliner Krachs vollführte, ſeit langer Zeit viele Börſenbeſucher nicht ‚handeln‘ wollten. Schon kurz nach dem bekannten Räuberüberfall in der Türkei verbreitete einer der beliebteſten und gefürchtetſten Börſenwitzbolde einen ulkigen Brief, in dem Herr Athanaſios das Löſegeld der Geraubten ‚meiner Kommanditgeſellſchaft Hugo Löwy & Comp.‘ überwies.“

„Schade und Schande nur, daß das Publikum nicht rechtzeitig vor Ehrenmännern, wie Friedländer & Sommerfeld, Wolff und Konſorten gewarnt werden kann, wenn die Börſe ſelbſt ſolch eine feine Witterung hat,“ meinte mein Freund bitter.

Wir ſtanden draußen vor der Thür und atmeten, nach der drückenden Atmoſphäre drinnen, mit Wonne die friſche Winterluft ein.

„Das Publikum, Beſter? Ich fürchte, das Publikum läßt ſich nicht warnen, oder mit anderen, gröberen Worten: die Dummen und alle die, welche mühelos und ſchnell Geld verdienen wollen, werden, um im Berliner Jargon zu reden, nicht ‚alle‘. Es iſt ja ſchließlich doch meiner feſten Überzeugung nach nur das Publikum, welches der Börſe den Kohl fett macht. Solange es mit ſeinen Aufträgen hinter den Bankiers ſteht, pulſiert das Leben an der Börſe in ſtarkem Schlag, das Geſchäft blüht; wenn es durch Verluſte oder politiſche oder wirtſchaftliche Beunruhigungen vorübergehend dem Börſentreiben ferner bleibt, wie jetzt, iſt das Geſchäft ſtill. Aber es bleibt eben erfahrungsmäßig nur vorübergehend fern: kaum hat es ſich von den letzten Nackenſchlägen erholt, dann fällt es wieder in die ſäuberlich aufgeſtellten Fallen, ſpekuliert in der alten Unkenntnis aufs neue und mäſtet die Börſe, anſtatt ſie im eigenen Fett ſchmoren zu laſſen.

Und die Geſetzgebung! Wünſchenswert wäre es ja, die lieben, thörichten Schäfchen gänzlich vor dem Schermeſſer zu ſchützen — ob’s gelingen wird, muß man abwarten. Der Wille des Privatmannes und die freie Verfügung über ſein Vermögen wird ſich nicht in die Grenzen eines Geſetzes zwingen laſſen, wohl aber wird man durch beſtimmte Geſetzesvorſchriften die Pflichten und Befugniſſe des Bankiers ſchärfer binden können, man wird anderſeits vor allem die Auswüchſe des Börſenſpiels durch energiſche Börſenreformen eindämmen müſſen. Das iſt eine Aufgabe, der zuliebe man wohl die Klinke der Geſetzgebung in Bewegung ſetzen ſollte — hoffentlich mit gutem und dauerndem Erfolg!“ G. S.

---

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812.

Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.

„Und Chriſtine?“ fragte Torbeeken ſchmerzlich.

„Chriſtine und ich ſind Eins geworden und empfinden das Gleiche. Bedeuteten meine Lehren von der Kanzel einen bloßen Irrwahn, ſo würde ihr klarer Geiſt den Wahn und ſeinen Urheber zurückgewieſen haben. Ich will es ohne Sorge auf das ankommen laſſen, was ſie nach meiner heutigen Predigt thut! Und nun bitte ich Sie inſtändig, leſen Sie dieſe Zeitung, und hoffentlich ſagen Sie mir nach Tiſch, wenn wir uns ruhiger wiederſehen, daß Sie mich beſſer begreifen. Wollen Sie, daß ich heute ſo und morgen ſo empfinden ſoll, wie ein Charakterloſer?“

„Das ſei ferne von mir! Aber du biſt jung, nimm Lehre an —“

„Die Not der Zeit iſt meine Lehrmeiſterin. Was ſie über uns verhängt, davon ſollen wir uns fördern laſſen.“

„Zu revolutionären Umtrieben?“

„Nein, Vater, zu Freiheitstrieben! Mit dem Furchtloſeſten unſerer Kirche rufe ich: ‚Hier ſteh’ ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir!‘“

„Ja, Gott helfe,“ ſagte der alte Mann leiſe und winkte ſeinem Schwiegerſohne, ihn allein zu laſſen.

Leberecht ging mit zögernden Schritten zum Küſterhauſe hinüber. Er ſcheute ſich, in dieſer verzweifelten Stimmung ſeiner Frau unter die Augen zu treten. Sogar der Gedanke, ein ſtilles und anmutiges Daheim zu beſitzen, that ihm weh. Auch der heitere Sonnenſchein, die Harmonie und ſchneeige Fleckenloſigkeit der Landſchaft, die in ihrer Eigenart etwas Beruhigendes hatte, ſtießen ihn eher zurück, als ſie ihn innerlich freudiger gemacht hätten. Er ſagte ſich, daß er das ganze Jürgensland haſſe; er beklagte Bauer Finkes feiner geartete Seele, die er der ſeinigen verwandt fühlte, wenn auch dem hohen Siebziger Mark und Kraft zu kühnen Thaten naturgemäß nicht mehr zu Gebot ſtanden. „Ihm wär’s beſſer, er ſtürbe zwiſchen heut und morgen,“ dachte er, „und mir auch! Hätt’ ich Chriſtine nicht, wahrlich, ich würfe die Flinte einfach ins Korn oder dort hinein, in den unergründlichen Brunnen! Wer weiß, ob es nicht einſt in grauen Zeiten dem Ritter Jürgen ebenſo ergangen iſt wie mir, mit dieſen ſchlaftrunkenen Bauerngemütern, als er ſein ſchneidiges Arſenal ins tiefe Waſſer verſenkte. Und hinterdrein wird man heilig geſprochen!“

Unter dieſen Gedanken ſtieg er langſam treppauf, und Chriſtine kam ihm ſchon vor der Stubenthür entgegen:

„Da biſt du endlich, endlich! Komm geſchwind herein! Laß dich umarmen, laß dir danken!“

„Chriſtine,“ ſagte er, als ſie die Thür hinter ihm geſchloſſen hatte, und ließ den Kopf auf ihren Scheitel ſinken, „bleib du mir nahe, tröſte mich. Ich bin grenzenlos entmutigt!“

„Geliebter, weshalb denn? Nach einer ſolchen Predigt, nachdem du mit Menſchen- und Engelszungen geredet haſt!“

„Es iſt nichts geweſen, als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, Chriſtine, obwohl mir’s, bei Gott, an der Liebe nicht gemangelt hat.“

„Einziger Mann, verſündige dich doch nicht an dir ſelbſt und der Gemeinde! Haſt du denn die Geſichter um dich her nicht angeſehen? Iſt dir’s völlig entgangen, wie ſie voll Schaudern und Verwunderung waren?“

„Schaudern über mein Hintenanſetzen der prieſterlichen Würde, die es ſchändet, wenn ſie ihre erſchütterndſte Predigt als profanes Zeitungsblatt mit auf die Kanzel bringt, Verwunderung ob der Märchen, die ich ihnen auftiſchte,“ ſagte er mit herbem Spott. „Ich habe erfahren müſſen, was hinter dieſen Masken ſteckt! Märchen ſind Gaukeleien, und man ſetzt ſie nicht in Leben und Wahrheit um, dies Argument ſteckt hinter ihnen. Ein einziger Idealiſt unter der ſtumpfen Menge, und dieſer Einzige ein Greis und kein Gemeindeglied. Wie hocherhaben ſteht Gerd Arend heute in meiner Erinnerung da, von ihm galt doch wenigſtens: ‚Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem.‘ Ja, dieſe Empfindungen habe ich als Dank für meine Gabe empfangen und deines Vaters ſtrenge Mißbilligung in den Kauf!“

Mit heftiger Bewegung befreite er ſich von Barett und Bäffchen und ſetzte den Fuß hart auf die Diele, als es ihm nicht ſofort gelang, ſich des Talars zu entledigen. Schweigend half ihm Chriſtine, ſchaffte ihm das ganze Ornat aus den Augen, und da er ſich auf den Binſenſtuhl vor ſeinem Arbeitstiſche warf, die Lippen nagend, den Ellbogen geſtützt und die geballte Linke an der Stirn, lehnte ſie ſich gegen ihn und nahm ſeine freie Hand.

„Lieber, erzähle mir alles,“ bat ſie.

Er that ihr den Willen, aber kaum fünf Minuten lang litt es ihn ruhig an ſeinem Platze. Er ſprang auf und durchmaß das kleine Gemach hin und her, während des Redens. Sie ſchlang ihren Arm durch den ſeinigen und hielt Schritt mit ihm.

„Wir ſind doch gute Kriegskameraden,“ tröſtete ſie herzlich. „Es wird auch wieder zum Frieden kommen, und hier bei mir findeſt du ihn immer.“

Leberecht drückte ihre Hand gegen ſeine Lippen. „Du biſt meine Welt, Geliebteſte, aber du biſt nicht die Welt. In der hab’ ich keinen Frieden mehr, ſo, wie es jetzt um mich ſteht! Mein Leben muß anders werden! Ich erſticke in dieſer Luft!“ rief er leidenſchaftlich aus, und da ſie ſeinen Schritt plötzlich hemmte und ihn mit erſchrockenen Augen anſtarrte, blieb er ſtehen und beſann ſich wieder auf ſich ſelbſt. Dann ſetzte er ſich mit ihr auf das trauliche Söllerplätzchen am Fenſter, in den fröhlichen Sonnenſchein, der da draußen über der ſtillen, kleinen Welt lag.

„Die Sonne und du, ihr Herzerquickenden wenigſtens verſchmäht mich nicht!“ ſagte er voll tiefen Gefühls und beugte ſich über Chriſtinens Antlitz, das, im Glanz gebadet, zu ihm aufblickte. Sie verſuchte zu lächeln, als ſie aber ſah, wie ſeine Augen in Thränen ſtanden, war’s mit ihrer

Faſſung vorbei. Sie legte ihren Arm um ſeinen Nacken, er ſtreichelte ihre Wangen, und ſo ſaßen ſie ſtumm in Gottes warmem Sonnenſchein mit ihrer Betrübnis.

„Unſere Thränen ſind fruchtlos, mein Kind,“ unterbrach er zuletzt das Schweigen. „Kannſt du mir ruhig zuhören und mir zu folgen verſuchen, ſo will ich dir meine Empfindung zergliedern. Sieh, ich bin von einem ſtarken und bewußten Drange beſeelt: ‚Vorwärts!‘ heißt dieſer Drang. Was aber nützt alles Vorwärtsſtreben, wenn das Ziel nicht in die Höhe führt? Schreiteſt du in einer Ebene voran, ſo wandelſt du in einer ewigen Täuſchung, die dir Mut und Kraft lähmt. Du meinſt, dem Himmel entgegen zu eilen, weil er am Horizonte in gleicher Linie mit deinem Fuße zu liegen ſcheint, aber ſieh, er weicht vor deinen Schritten zurück. Nur wenn du emporſteigſt, friſch und rüſtig über gefährliches Geröll und an Abſtürzen hin, dann kommſt du endlich dem Himmel näher. Reine Luft, und unter dir die Welt in ihrem eigenem Nebel! Die Schrunden deiner Hände, die Mattigkeit deiner Füße reuen dich nicht länger, du haſt der Ewigkeit einen Schritt entgegen gethan. Und tötet die Einſamkeit, die Abweſenheit aller irdiſchen Labung auch deinen ſterblichen Menſchen, ſo hat doch deine erlöſte Seele nicht mehr weit bis hinauf zur göttlichen Freiheit. Verſtehſt du das?“

„Wie ſollt’ ich nicht? Es iſt ſo klar wie das Waſſer aus unſerem Brunnen.“

„So laß mich meine Parabel zu Ende bringen, geliebtes Kind. Wo wandeln wir jetzt, wir armſeligen Geſchöpfe unſerer Zeit? In der verſumpften Ebene, dem häßlichſten Untergange preisgegeben. Der Schlamm zieht uns hinab und wir verſinken und erſticken in ihm. Und wo der Sumpf nicht iſt, da durchpflügen wir endloſe, troſtloſe Sandſtrecken als knechtiſche Jochtiere, zu Boden gedrückt von den Laſten des Uſurpators. Meine Kraft zu dieſer aufgezwungenen Schwachheit iſt am Rande, Chriſtine! Ich muß mich herausreißen und ſollte ich Mantel und Rock, Hab und Gut im Sumpfe ſtecken laſſen müſſen. Ja, heraus, Chriſtine! wir alle, jeder nach ſeinen Bedürfniſſen! Ich, weil ich von meinen Freiheitsrechten und meiner Menſchenwürde ſo durchdrungen bin, daß ich freudloſe und vergebliche Arbeit als eine Sklaverei verachte, du, weil du ein Teil von meinem Ich biſt, und nur dem ganzen Ich gelingt ſein Streben ganz!“

Sie ſaß mit gefalteten Händen, den Blick von Leberecht abgekehrt, und ſtrengte ſich an, den vollen Sinn ſeiner Worte zu begreifen. Als er ſchloß, wendete ſie ihm langſam ihr Geſicht wieder zu:

„Sage mir in allem die Wahrheit, ſei ſie ſo arg wie ſie wolle. Sag’ mir, ob ich dein Gleichnis recht verſtanden habe: könnteſt du je deinem Amte untreu werden?“

Er ſah ſie feſt an. „Du haſt mich erkannt, Chriſtine. Wenn das Vaterland Männer verlangt mit den Waffen in der Hand, dann ja! Dann laß ich die Fröſche im Sumpf und ſchwinge mich zur Höhe empor. Das Amt iſt nur die Schale, der Geiſt, der in ihm wohnt, iſt der Kern. Der bleibt mir, unverloren, unverändert, ob er nun unterm Talare, oder unterm Soldatenrocke lebt. Ebenſo, wie meine Seele dein bleibt, Chriſtine, ob du ihre vergängliche Hülle, ſichtbar, wie jetzt, in deinen Armen hältſt, oder ob ſie dir entrückt wird.“

Sie barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und drückte ſeine Geſtalt gewaltſam an ſich. Am Heben und Senken ihrer Schultern fühlte er’s, daß ſie weinte.

„Ich kann dich nicht verlieren,“ flüſterte ſie ſchluchzend, „das Ganze lieb’ ich, nicht nur die Seele, auch das, was ich umfaſſe, dich, dich! O Gott! rede nicht weiter davon!“

Leberecht hob ihr Geſicht in die Höhe und küßte es innig. „Sieh mich an, weine nicht, liebſtes Leben! Ich bin bei dir und du bei mir; nimm mich und halte mich, je feſter, deſto lieber. Laß uns unſere Tage auskaufen.“

„Mit Furcht und Zittern,“ ſagte ſie, und ihre Stimme bebte.

Er nahm ihre Wangen zwiſchen ſeine Hände und ſah ihr tief in die Augen. „Unſer ganzes Daſein iſt mit Furcht und Zittern, Chriſtine! Muß ich dir Luthers Wort ins Gedächtnis zurückrufen:

‚Mitten wir im Leben ſind
Von dem Tod umfangen.‘“

„Nicht ſo! nicht ſo!“ rief ſie ungeſtüm. „Wir atmen noch und ſind jung und glücklich und beiſammen! Nein, ich will nicht mehr weinen! Jede Thräne und jede trübe Stunde ſoll mir von jetzt an eine Sünde bedeuten, ſolang ich dich nur habe!“

„Das iſt ein tapferer Entſchluß, den lob’ ich,“ ſagte er. „Halt’ ihn feſt und dazu vergiß noch eines nicht, daß unſer Vertrauen vom Herzen zum Herzen niemals über unſre Lippen und über die Schwelle unſeres kleinen Heims hinausgehen darf.“

„Beichtgeheimnis, Liebſter, das verſteht ſich von ſelbſt,“ verſicherte ſie eifrig und war beſtrebt, ſich zur alten Frohherzigkeit zuſammenzuraffen um ihres Mannes willen. Aber es gelang nicht recht. Der ſtumme, ängſtliche Blick ihrer Augen ſchmerzte Leberecht noch, als ſie längſt bei ihrer beſcheidenen Mahlzeit zu Zweien ſaßen und gefliſſentlich alltägliche Dinge beſprachen.

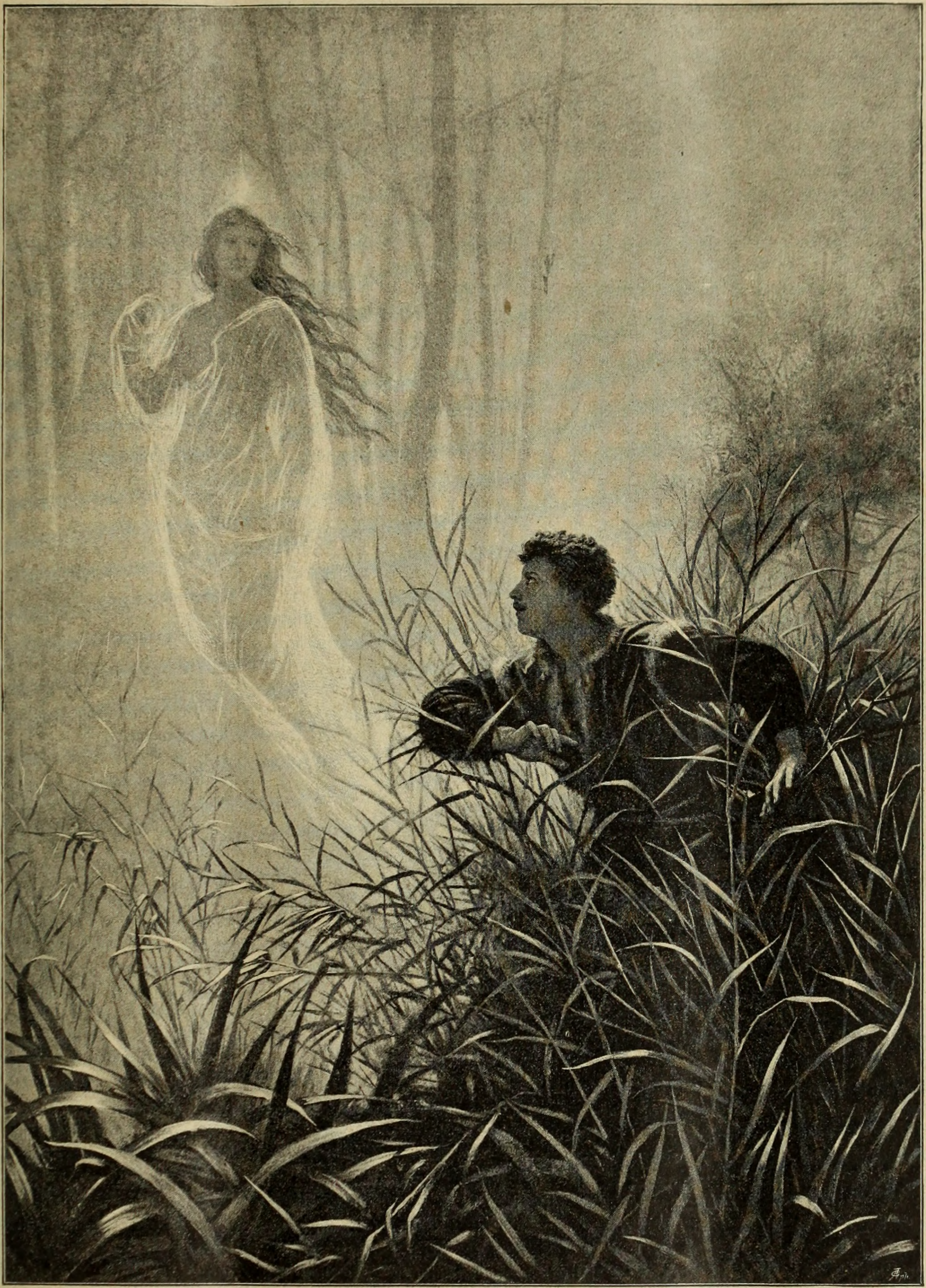
Den Nachmittag und Abend dieſes Sonntags verbrachten ſie im Elternhauſe, dem äußeren Scheine nach in muſterhafter Eintracht. Der Vater, die Güte ſelbſt, die Mutter zwar, nach Art kleinlicher Naturen, zu Anfang ein wenig überhaſtig und zu Wortplänkeleien mit dem Schwiegerſohne geneigt, deſſen Ruhe auch ſie jedoch ſehr bald in Gleichmaß und Freundlichkeit hineinzwang. Das Geſpräch berührte die Politik mit keiner Sylbe. Schweigend hatte Torbeeken Leberecht die Zeitung zurückgegeben, ſchweigend war ſie in Empfang genommen worden. Man bewegte ſich auf dem neutralen Gebiete der modernen Muſik: Gluck ward mit Mozart in Parallele gebracht, Zelter lebhaft mit Reichardt verglichen. Bis über das frühe Abendbrot hinaus dehnte ſich die kleine Debatte zwiſchen Chriſtine und ihren Eltern in ungezwungener Weiſe. Chriſtine ſprach weit angeregter, als ſie’s ſonſt in der Gewohnheit hatte, und that es nur für Leberecht. Sie fühlte ihm an, daß jede Unterhaltung ihm heute zur Pein ward. Er ſaß ſtill in ſeiner gewohnten Sofaecke, und wenn er Chriſtinens Hand einmal aus der ſeinen ließ, ſo geſchah es mit Widerſtreben.

„Glücklich wie Engel ſind ſie miteinander, das iſt mein Troſt!“ dachte die Mutter, ſo oft ſie ihr junges Paar beobachtete, und dann nickte ſie den Beiden mit ihrem hübſchen, guten Geſicht in der Blondenhaube zu.

Den Vater betrübte der erſichtliche Eindruck ſeines heutigen, peinlichen Streites mit Leberecht in tiefſter Seele. Seine milde und friedfertige Natur, die alle Weichheit der Romantiker ſeiner Jugend mit ins Alter genommen hatte, ſehnte ſich nach ausführlicher Verſtändigung, allein Leberecht wies einen erneuerten Meinungsaustauſch ebenſo beſtimmt wie ehrerbietig zurück.

„Jeder von uns beiden weiß jetzt genau, wie der andere denkt, lieber Vater, und weiß auch, daß er ſeine eigene Denkungsart wohl begründen kann und feſt vertreten will. Laſſen Sie dieſes uns nicht mehr entzweien und trennen. Die perſönliche Liebe und Achtung bleiben deshalb, was ſie ſind,“ ſagte er und küßte die väterliche Hand.

Chriſtine hatte dieſen kleinen Zwiſchenfall nicht mit erlebt, da er in des Vaters Studierſtübchen zwiſchen den Männern allein zum Austrag gekommen war. Als ſie, mit der Mutter aus der Küche zurückkehrend, Vater und Gatten in eine litterariſche Unterhaltung vertieft fand, fiel ihr ein Stein vom Herzen, wiewohl ihr der reſignierte Ton in Leberechts kargen Antworten nicht entging. Bald genug geriet auch das Geſpräch wieder ins Stocken. Der Vater rauchte ſchweigend ſeine lange Pfeife und Leberecht mochte ſich nicht zum Vorleſen entſchließen, wie die Mutter anregte. Er ſei innerlich zerſtreut und müde, erklärte er, und dann bat er Chriſtine



Irrlicht. Nach dem Gemälde von Guſtav Spangenberg.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

zu ſingen. Er liebte ihr Muſizieren, und daheim im Küſterhauſe gab es kein Inſtrument.

Sie ſetzte ſich bereitwillig ans Fortepiano und ſang ein Lied nach dem anderen, all ihre eigenen und der Ihren Lieblinge, beſonders die neuen Zelterſchen und Reichardtſchen Kompoſitionen, zu den unvergleichlichen Texten von Goethe. Sie ſchwelgte mit ihrer ſchönen, reinen Stimme darin, und was ihr an Schulung fehlte, das erſetzte die natürliche Wärme des Ausdrucks.

Als ſie das melancholiſche Schäferlied:

„Da droben auf dem Berge,
Da ſteh ich tauſendmal —“

beendet hatte, deſſen weiche, wiegende Melodie ſich ihrem Alt ganz beſonders anpaßte, ſah ſie, umſchauend, daß ihr Mann in ſeiner Sofaecke eingeſchlummert war. Sie legte den Finger auf die Lippen und trug vorſichtig das Licht aus ſeiner Nähe hinweg.

„Ich wecke ihn erſt, wenn's Zeit zum Heimgehen iſt, Mutterchen,“ ſagte ſie leiſe. „Seien Sie mit mir froh, daß es heute nicht ſo ſchlimm um ihn ſteht, wie damals nach dem Wührdener Brande, als er uns dort in der nämlichen Ecke einſchlief!“

Sie ahnte nicht, die junge Frauenſeele, daß es jetzt weit ſchlimmer um ihn ſtand, als damals.

## 7. Kapitel.

Nein, es ſtand nicht gut um ſeinen inneren Menſchen! Er beſchloß an dieſem Abende, während er den Liedern ſeiner jungen Frau lauſchte, es mit einem Betäubungsmittel zur Linderung ſeines ſeeliſchen Fiebers zu verſuchen, und was er zu tragen hatte, allein zu tragen. Nicht als ob er Chriſtine ſein Vertrauen entzog, aber er beſchränkte es bis zur äußerſten Grenze auf das, was er ihrem jugendlichen und weiblichen Verſtändniſſe für zugänglich hielt. Er wußte auch, daß ſich aus einem ſo geſunden und geiſtig nach der Höhe und Tiefe hin ſo normal entwickelten Weſen nicht über Nacht eine Heroine ſchaffen läßt. Unſtät wie jetzt ſein Geiſt war, kämpfend gegen die vereiſenden Waſſer ſeines wirklichen und die mächtigen Feuerſtröme ſeines idealen Berufes, fühlte er nicht die Kraft in ſich, an ſeiner jungen Frau erneute Erziehungsverſuche zu machen. Seine Friedensbringerin und freundliche Leuchte in all den Wirren und Finſterniſſen, die ihn umgaben, ſollte ſie ſein, weiter nichts. Ihr feines Gefühl las jedoch weit beſſer in ihm, als er glaubte. Lange ging ſie mit ſich ſelbſt darüber zu Rate, ob ſie ein Recht habe, ſeine Wunden zu berühren, auf die Gefahr hin, ihm mit ihrer ungeübten Hand noch weher zu thun, trotz aller Liebesmüh; ſie kam zu dem Schluſſe, daß es beſſer ſei, einfach Balſam zu ſpenden und treue Wacht zu halten.

So gingen die wenigen Tage zwiſchen Weihnacht und Neujahr ihnen ſtill dahin. Von früh bis ſpät ſann Chriſtine darauf, ihrem Gatten ſein Daheim lieb und ſchön zu machen, ſeine Wünſche, ſo wenige deren waren, ſchon von fern zu erraten, ſich in zarteſter Weiſe jeder ſeiner Stimmungen anzupaſſen, ohne daß er's bemerkte. Sie beſaß jenen weiblichen Herzenstakt, der eine Fülle ungelernter Weisheit in ſich ſchließt, in reichem Maße. Zu ihrem großen Kummer bemerkte ſie, daß er das elterliche Haus mied, und die mitteilſame Mutter verriet ihr's, auf ihre entſchiedene Frage hin, daß ſich zwiſchen dieſen beiden geliebten Menſchen, dem Vater und dem Gatten, eine Kluft aufgethan hatte, die zu überbrücken nicht in Frauenmacht ſtand. Näheres darüber wußte die Mutter nicht zu ſagen, der Vater habe ſich auf wenige und allgemeine Bemerkungen beſchränkt: moraliſcher Zwang verſchlimmere den Konflikt, jedermann ſtehe oder falle ſeinem Herrn.

Dennoch wagte Chriſtine den Verſuch, ſich mit Leberecht über den ſchmerzenden Punkt auszuſprechen, aber der Verſuch ſcheiterte. Nicht etwa an Aufwallung oder Mißverſtehen, Leberechts Antwort ſchloß nur jedes weitere Nachforſchen aus.

„Du verkennſt uns beide ganz und gar, Meinungsverſchiedenheit iſt kein Zwiſt,“ ſagte er. „Unſer Schöpfer hat die Menſchen nicht ſchabloniert, ſondern ſie mit Geiſtesfreiheit ausgeſtattet. Du mußt es doch fühlen und wiſſen, wie ſehr ich unſeren guten, alten Vater liebe und verehre. Daß ſeine Anſichten in anderer Zeit und anderem Boden wurzeln wie die meinen, das iſt niemandes Schuld, und daß ich unſeren Vater augenblicklich weniger aufſuche, geſchieht, weil ich wünſche, unſere Gemüter möchten ſich erſt beruhigen. Für jetzt ſcheinen mir Kontroverſen noch unvermeidlich, und die verletzen allzuleicht die Ehrfurcht vor dem grauen Haupte.“

Bei dieſer Erklärung hatte Chriſtine ſich ein- für allemal zu beſcheiden, und es blieb, wie es geworden war.

Die politiſchen Ereigniſſe geſtalteten ſich unterdeſſen immer aufregender. Schon in den letzten Dezembertagen hatten alle Deutſchgeſinnten in der Stadt mit Erbitterung die Kunde von des franzöſiſchen Kaiſers Rückkehr nach Paris geleſen. Geheimnisvoll, zu Schlitten, verließ der Attila die Reſte ſeiner unglücklichen Armee, um ſich in ſeinem Seinebabel warm zu betten und das ruſſiſche Gottesgericht im Schnee zu vergeſſen.

Ein keckes Flugblatt tauchte auf und ward mit raſcher Hand unterdrückt, mit grauſamer Strenge an den mutmaßlichen Übelthätern geahndet:

„Er flohe hin im blutigen Gewand,
Marie Louiſens Liebe zu genießen,
Doch ſie hob ihre weiße Hand:
„Hinweg, den Schlächter mag ich nicht,
Den Menſchenmörder nicht begrüßen!“
Da hob auf ſie ſeyn bleiches Antlitz er,
Mit Vampyr-Baſiliskenblicken,
Und ſie, ſie ſträubte ſich nicht mehr.
„Du biſt ein Gott, laß dich herab
Mich Staubgebor'ne zu beglücken!“

Über das ruſſiſche Gottesgericht verbreitete ſich irgend eine feile Feder in geſchraubten Perioden: „Die Details, welche das neueſte Bülletin der großen Armee enthält, können nur den Ruhm, womit ſich das Heer im letzten Feldzuge bedeckt hat, und die Bewunderung, welche die heldenmütige Feſtigkeit und das mächtige Genie S. M. des Kaiſers einflößen, erhöhen. Es gibt wenige Blätter der alten und neuen Geſchichte, welche man an Adel, Hoheit und Intereſſe dieſem denkwürdigen Tageblatte vergleichen kann! Es iſt ein geſchichtliches Denkmal erſten Ranges.“

„Ein geſchichtliches Schandmal erſten Ranges!“ ſagten die Patrioten. Sie mehrten ſich im Lande und begannen zuſammenzuhalten, wie die Schneeflocken, die ſich zur Lawine ballen. Ein Zittern der Kampfbegier flog durch die Herzen, die finſtere Verzweiflung ſchlug plötzlich in ein brennendes Rachelechzen um, dem die Bereſinagerüchte als eine ungeheuerliche Fata Morgana am Horizonte erſchienen: wogende, ringende Maſſen verzerrter Fratzen und verſtümmelter Menſchenleiber über endloſen Waſſerfluten hängend. Und doch ſollte man's inne werden, daß die ungeheuerlichſte Fata Morgana nur ein mattes Spiegelbild der Wirklichkeit war. Die Angeſichter verhüllten ſich über dieſen Zeitungen und den mühſam hereingebrachten Briefen, die Wangen glühten vor Scham. „In einem ſolchen Jahrhundert leben zu müſſen!“ Und dieſe Scham verwirrte manchen klaren Geiſt und trieb wilde Schößlinge an manch' edlem Baume.

Dann kamen die Berichte von des Kaiſers Einzug in Paris. Mit ſalbungsvollen Worten, wie einen Volkserlöſer, einen zweiten Meſſias, begrüßten ihn ſeine Würdenträger: Lacépède, der Senatspräſident, und der Staatsminiſter Defermont.

„Stets iſt, Sire, die Abweſenheit Ew. Majeſtät eine National-Kalamität, Ihre Anweſenheit iſt eine Wohlthat, welche das ganze franzöſiſche Volk mit Freude und Vertrauen erfüllt.“ — „Die im letzten Bülletin der großen Armee enthaltenen Berichte erregen unſere ganze Teilnahme; welche Bewunderung muß nicht die Entwickelung des erhabenſten Charakters während dieſes Monaths der Gefahren und des Ruhmes einflößen, wo der Kummer des Herzens nie die Kraft des Geiſtes zu vermindern vermochte! Erſchienen Ew. Majeſtät jemahls mehr auf der Höhe Ihrer Beſtimmungen, als in jenen Momenten, wo das Glück die Elemente bewaffnend, ſcheinbar daran zu erinnern ſchien, daß es unbeſtändig ſei?“

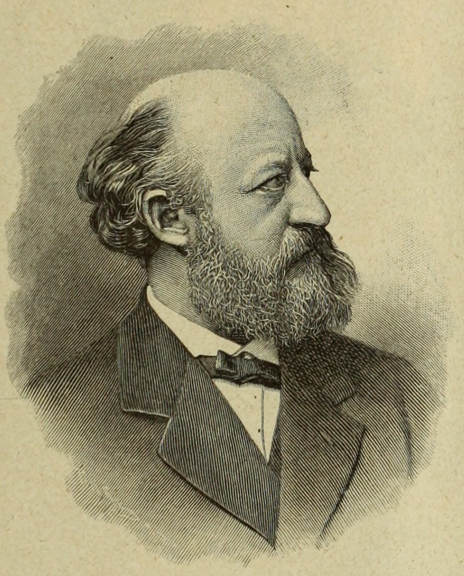
Kurz und kühl antwortete der allmächtige Deſpot: „Wer berufen iſt, einen Staat zu regenerieren, muß beſtändig entgegengeſetzte Prinzipien verfolgen. Frankreichs Ruhm und Macht liegen mir am Herzen, aber meine erſten Gedanken ſind auf das gerichtet, was die innere Ruhe meiner Völker feſtigen und ſie auf ewig vor allen Zerſtörungen der Parteiſucht und der Anarchie ſicher ſtellen kann. Man zerſtört in einem Augenblicke, aber man kann nicht ohne Hilfe der Zeit wieder aufbauen.“

(Fortſetzung folgt.)

## Guſtav Spangenberg †.

(Abdruck verboten.)

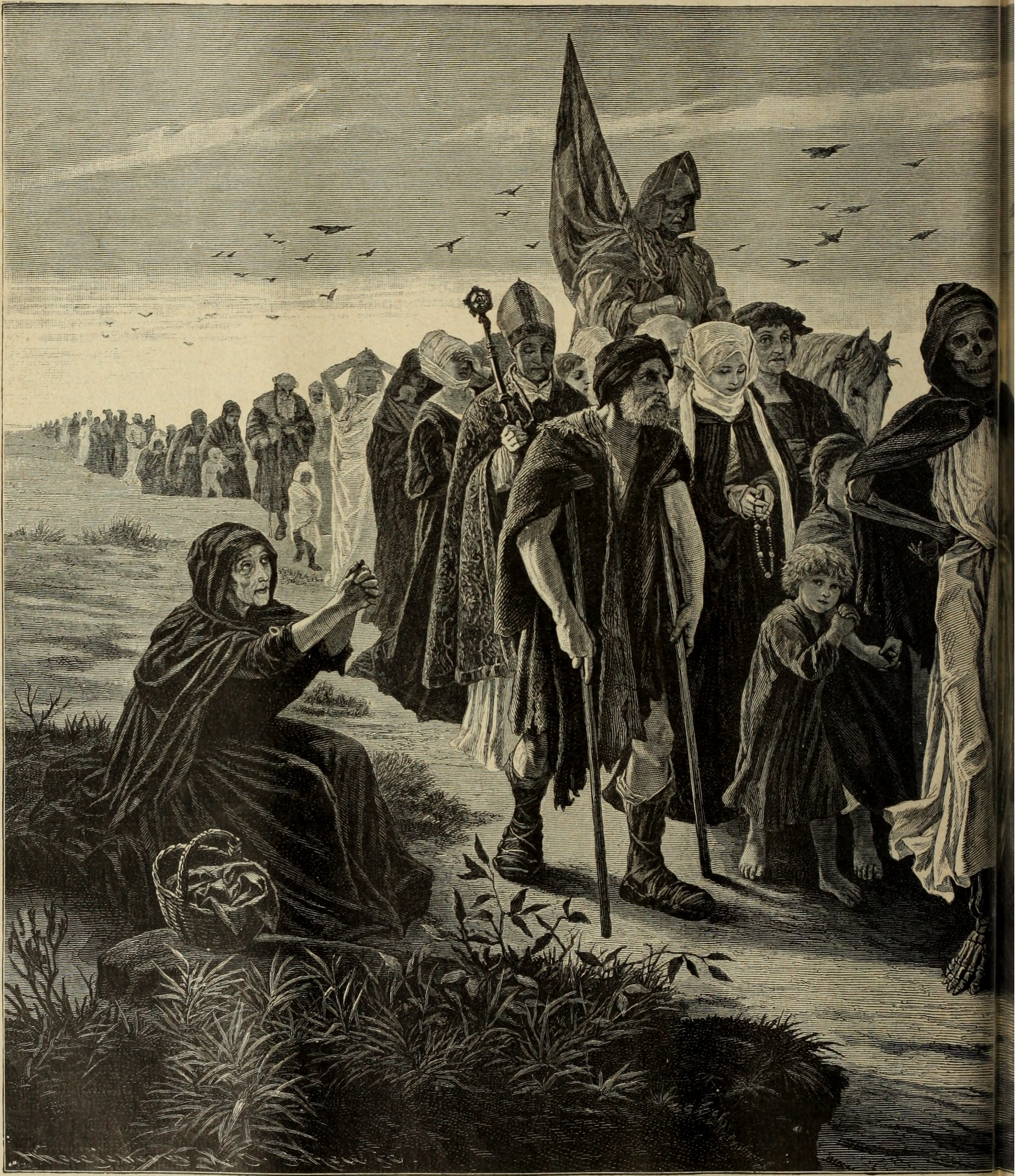
Der große deutſche Maler, deſſen Gedächtniſſe ich dieſe Zeilen widme, der am 19. November dieſes Jahres verſchiedene Guſtav Spangenberg, wurde als Sohn eines Hamburger Arztes am 1. Februar 1828 geboren. Er verlebte vier Jahre ſeiner Kindheit in Italien, von wo er erſt als neunjähriger Knabe in die Heimat zurückkehrte, um in einer bei Hamburg belegenen Penſion untergebracht zu werden. Unter der Leitung von Hermann Kaufmann empfing er dort den erſten Zeichenunterricht, und bald zeigte ſich die ungewöhnliche Begabung des Schülers in ſo hervorragender Weiſe, daß beſchloſſen wurde, ſeinen Wünſchen und Anlagen Rechnung tragend, ihm die Wahl des künſtleriſchen Berufes zu geſtatten. Der Beſuch der Kunſtakademie zu Hanau freilich wurde ihm durch mancherlei ihm bereitete Verdrießlichkeiten verleidet. Deſto erfreulicher geſtaltete ſich das von 1849 bis 1850 betriebene Studium auf der Antwerpener Akademie, dem ſich ſeit 1851 ein ſiebenjähriger Aufenthalt in Paris anſchloß. Der Kreis vorzüglicher Kunſtjünger, welche ſich dort zuſammenfanden, und unter denen neben Guſtav Spangenberg und ſeinem ebendaſelbſt die Malerei ſtudierenden Bruder beſonders Henneberg und Lindenſchmit hervorragten, ſchloß ſich vorzugsweiſe dem berühmten Couture an, der ihr Lehrer war, ohne ihr Vorbild zu werden. Die ihnen eigene Feſtigkeit des echt deutſchen Empfindens bewahrte ſie und zumal Spangenberg vor der Gefahr, der Franzöſelei anheimzufallen. Dabei aber erkannte er wohl, wieviel von den modernen franzöſiſchen Malern zu lernen ſei, und wiederholte Studienreiſen, die ihn beſonders durch Südfrankreich führten, halfen dazu, ihn zu einem gediegenen Kenner der Kunſt jenes Landes zu erziehen. Manche Feinheiten der Stimmungsmalerei, koloriſtiſche Beſonderheiten einzelner ſeiner Bilder beweiſen, daß er im ſpäteren Leben Momente hatte, wo er unbewußt unter dem Einfluſſe der franzöſiſchen Art ſtand, welcher er ſich mit Wiſſen und Willen niemals angeſchloſſen hätte. Denn von jeher ging ſein Streben nach Selbſtändigkeit. Wie er materiell von niemand abhängig war, ſo wollte er auch künſtleriſch er ſelbſt bleiben, eine echte, in ſich abgeſchloſſene, niederdeutſche Natur, die ſich von ihrer Eigenart ſo wenig wie vom vaterländiſchen Weſen losreißen ließ. Innerlich war ſeine Entwickelung beendet, noch ehe die äußerliche recht begonnen hatte. Seit er im Oktober 1858 nach Berlin überſiedelte, hat er die Fremde nur noch ſeiner Erholung, nicht des Studiums, halber wieder betreten. Die Reiſen, welche ihn wiederholt nach Rom führten, dienten dazu, ſeinen überangeſtrengten Geiſt und Körper zu erfriſchen, und es freute ihn, ſeiner Gemahlin, mit welcher er in glücklichſter Ehe lebte, die Herrlichkeiten der ewigen Stadt zu weiſen. Bilder aber zu malen, deren Gegenſtände dem Ideenkreiſe der Antike oder der italieniſchen Renaiſſance angehörten, lag ihm fern, und ſelten und wenig bedeutend ſind die Werke, in denen er von dieſem Grundſatze abging. Ich erinnere hier an das aus des Künſtlers Anfangszeiten ſtammende Gemälde, den Vandalenkönig Geiſerich darſtellend, welcher die Kaiſerin Eudoxia in die Gefangenſchaft führt. Die Schilderung derartiger hiſtoriſcher Vorgänge war wegen des Mangels an tieferem geiſtigem Inhalte für Spangenberg ohne Reiz. Wenn er trotzdem Geſchichtsmaler war, ſo trieb ihn hierzu einerſeits die Liebe zum deutſchen Vaterlande und die Bewunderung für einzelne ſeiner beſonders hervorragenden Männer; anderſeits benutzte er das geſchichtliche Gewand für die Einkleidung ſeiner Menſchen, deren Handlungen und Empfindungen nicht ſowohl einer beſtimmten Zeit, einem einzigen Lande, als vielmehr der geſamten Menſchheit aller Zeiten eigen ſind. Er liebte die reichen, dem Maler ſo günſtigen Trachten des XVI. Jahrhunderts, die Zeit Luthers, ſeines Lieblingshelden, ebenſo, wie Menzel und Meiſſonier das XVIII. Jahrhundert bevorzugten. Die äußeren künſtleriſchen Gründe für die Wahl irgend einer fernen Kulturepoche ſind bei allen Dreien ähnlich. Aber innerlich unterſcheiden ſich Spangenbergs Werke von denen des Franzoſen durch ungleich größere Tiefe, von denen ſeines großen deutſchen Kunſtgenoſſen durch die von keiner Ironie getrübte Auffaſſung des menſchlichen Charakters. Wenn ſeine Geſchichtsmalerei alſo kaum zur Hälfte als ſolche im eigentlichen Sinne anzuſehen iſt, ſo blieb ſie doch trotz ihres größtenteils allgemeinen menſchlichen Inhaltes recht eigentlich deutſch in der Art, wie die Gegenſtände ausgewählt, aufgefaßt und durchgeführt waren.



Guſtav Spangenberg.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Loeſcher & Petſch, Kaiſerl. Hofphotographen in Berlin.

Von ſeinen hiſtoriſchen Gemälden ſeien vor allem die Lutherbilder hervorgehoben, welche in der Zeit von 1864 bis 1876 entſtanden ſind. Da iſt eins der früheſten (1867) die „Hausmuſik.“ Im feierlichen Prieſtergewande ſitzt der große Reformator fröhlich Sonntag nachmittags daheim und begleitet auf der Laute den Geſang ſeiner vier älteſten Kinder, während Frau Katharina mit dem jüngſten im Arme, und ſeitwärts Freund Melanchthon andächtig lauſchen. Zwei Jahre ſpäter behandelte unſer Künſtler die aus Freytags Bildern aus der deutſchen Vergangenheit allbekannte Szene, wie Luther als Junker Jörg im Bären zu Jena mit den Kaufleuten und Studenten zuſammentrifft. Die vielen Vorzüge, welche dieſes Bild in maleriſcher Beziehung beſaß, und die tiefe Wirkung, welche es ausübte, fanden ihre Anerkennung in der Verleihung der kleinen Berliner goldenen Medaille. Es folgte 1871 „Luther auf der Wartburg, die Bibel überſetzend,“ (S. Jahrg. 8 Nr. 3) ein vorzüglich komponiertes Werk, hervorragend durch vortreffliche Porträtmalerei; nur das Ganze vielleicht etwas zu groß und die Farbe nicht durchweg weich genug. Das bedeutendſte Werk dieſer Gruppe endlich iſt „Luthers Einzug in Worms“ (1873) (S. Jahrg. 11 Nr. 1). Über ein enges Plätzchen hin, in deſſen Hintergrunde der Dom emporragt, zieht unter dem Jubel der Menge der todesmutige Glaubensſtreiter auf ſeinem Reiſewagen ein, von einzelnen Freunden begleitet und von Geharniſchten beſchützt. Die alte Kirche iſt verkörpert in einem Bettelmönche, der ängſtlich beiſeite ſchleicht. Alle Figuren ſind in dieſem wie in ſämtlichen Lutherbildern aufs trefflichſte charakteriſiert, nirgends herrſcht das bei modernen Künſtlern ſo häufige fehlerhafte Bemühen, durch allerlei hiſtoriſche Kleinigkeiten Wirkungen zu erzielen. Vor allem aber verdient die Verſtändlichkeit der Bilder Lob. Spangenberg malte Luther, wie ihn das Volk aus dem kleinen Katechismus kennt, nicht wie es wohl ſonſt geſchehen iſt, als einen unbekannten eifernden Mönch oder in anderer unpopulärer Geſtalt. Verſtändlich zu bleiben, ſelbſt auf Koſten der hiſtoriſchen Wahrheit, iſt das erſte Gebot für den Geſchichtsmaler.

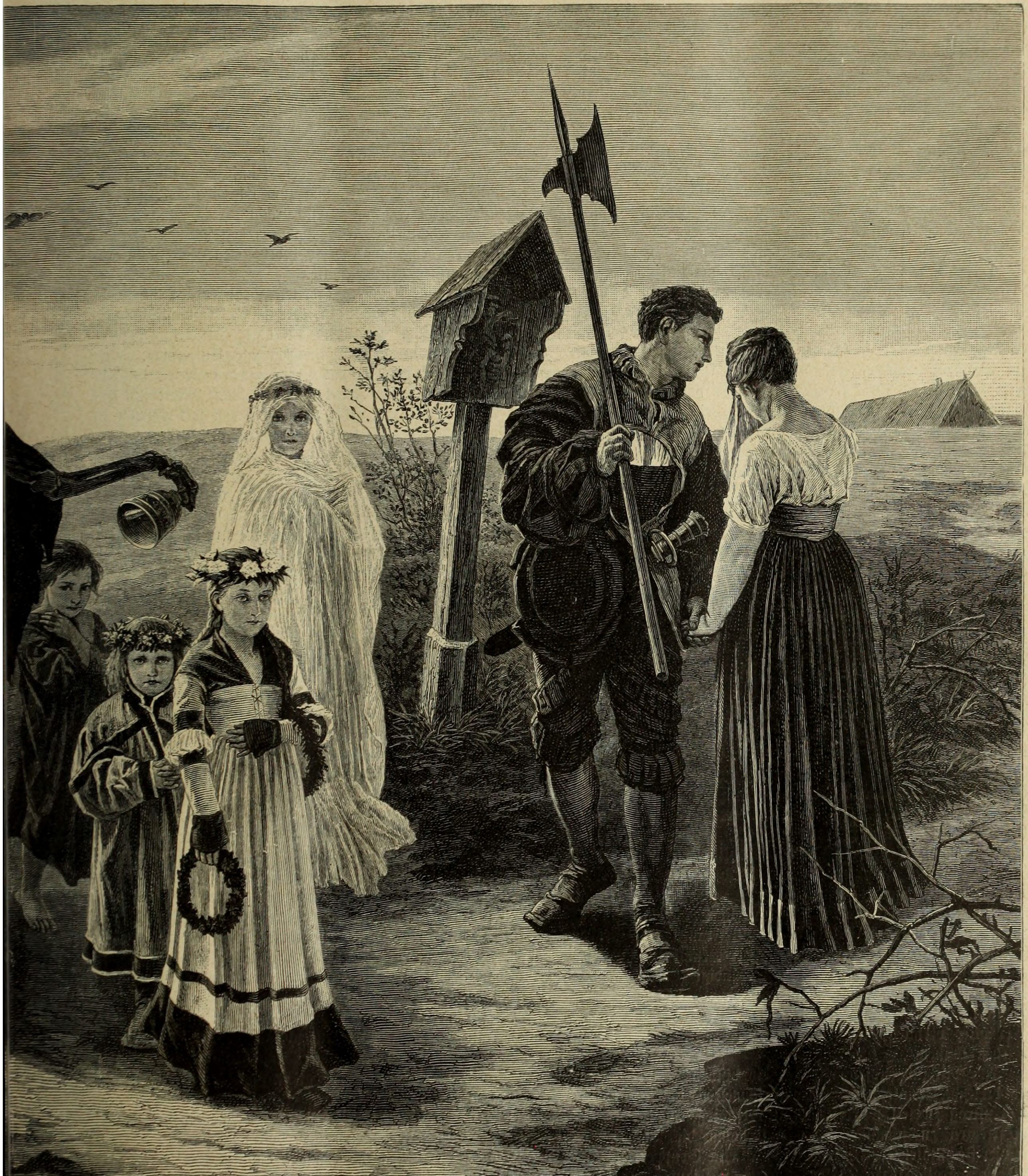
Und am Ende kam es dem Künſtler auf die abſolute Genauigkeit auch bei dieſen ſcheinbar ſo ganz „hiſtoriſchen“ Gegenſtänden wenig an. Ihm mögen die Lutherbilder mehr geweſen ſein als Geſchichtsilluſtrationen. Ich denke mir, daß er jene Szenen weniger um ihrer ſelbſt willen malte, als zur Darſtellung des großen und tiefen, in ihnen verborgenen Sinnes. Denn Guſtav Spangenberg war eine tiefinnerliche, im beſten Sinne ſchwärmeriſche Natur, die es liebte, alles Vergängliche nur als ein Gleichnis anzuſehen, und die Wirklichkeit in Formen und Farben dichteriſch zu verklären und zu ſymboliſieren. Dieſer ſeiner phantaſtiſchen, dabei ſchwermütigen Art verdankten ſeit ſeinem Auftreten mehrere bedeutende Gemälde ihre Entſtehung, ſo zunächſt ſein 1860 erſchienenes, mit großem, gerechtem Beifall begrüßtes Erſtlingswerk: „der Rattenfänger von Hameln,“ ferner die nach Goethe entworfene „Walpurgisnacht“ (1862), vor allem aber ſein berühmtes Hauptbild, der 1876 vollendete „Zug des Todes.“



Der Zug des Todes. Nach dem

(Mit Genehmigung der Phot

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



e von Guſtav Spangenberg.

Geſellſchaft in Berlin.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Das grinſende Skelett, wie ein Meßner gekleidet, tänzelt daher, mit der Glocke läutend, auf deren Klang alles Lebendige ſich ihm anſchließt. Da iſt kein Unterſchied von Alter, Geſchlecht und Rang; Biſchof, Ritter, Bürger und Bettler, Mann, Weib und Kind müſſen dem ſchweigenden, endloſen Zuge folgen, der in dumpfer Verzweiflung über die öde Heide hinwallt dem unbekannten Ziele entgegen. Zur Seite ſtreckt eine arme, kranke Frau flehend ihre Hände dem Tode entgegen, der ihr ein Erlöſer wäre. Ihrer allein achtet er nicht, die es am meiſten wünſcht. Er ſucht ſich andere Opfer. Auf ſeinen Wink nimmt der junge, kräftige Landsknecht Abſchied von der weinenden Geliebten, dort an dem Marterſtocke, wo ſchon einmal der Tod ein blühendes Leben fortgerafft hat. Und zwei liebliche Kinder, mit Kränzen wie zum Spiele geſchmückt, ſchreiten dem Zuge voraus. Der Meiſter kannte ſie wohl, dieſe Kinder! Seine eigenen waren es, die ihm damals ſchnell nacheinander entriſſen waren. Geiſterhaft blicken ihre Augen; es iſt, wie wenn ſie die Rätſel des Jenſeits ergründen wollten. Die tief ſchwermütige Anſchauung des Todes, welche den Künſtler damals infolge ſeines häuslichen Unglücks beherrſchte und die aus den Mienen aller der Dahingeſchiedenen im Zuge des Todes ſpricht, wich von dem Meiſter, nachdem ſich der bittere Schmerz in ſeiner Seele durch dieſes Werk beruhigt hatte. Er hatte ſein ganzes Können, ſeine ganze Individualität dabei eingeſetzt und ein Werk geſchaffen, das für immer zu den Höhepunkten nicht bloß der deutſchen, ſondern aller Kunſt gehören wird, an dem Gedanke, Anlage, Zeichnung, Charakteriſtik, Farbengebung, überhaupt alles, was man nur betrachten mag, über gewöhnliches Lob erhaben iſt.

Die ſymboliſche Auffaſſung menſchlicher Schickſale, welche den „Zug des Todes“ auszeichnet, verſuchte Spangenberg in der Folgezeit mehrfach in bezug auf andere Gegenſtände zu wiederholen, freilich nicht durchaus mit demſelben Erfolge. So ſchuf er 1878 ein Bild, in welchem er der Geſchichte des Herkules am Scheidewege eine Anwendung auf das weibliche Geſchlecht zu geben ſuchte. Einem jugendlichen Landmädchen, welches die über ein ſchilfiges Gewäſſer führende Brücke überſchreitet, geſellen ſich zwei Frauengeſtalten zu. Die eine, ärmlich gekleidet, trägt eine Spindel in der Hand; ſie iſt die Arbeit, welche dem Mädchen den Weg zu einem einfachen, tugendhaften Leben weiſt. Die andere, das Laſter, erſcheint in prunkhaften Gewändern; goldenes Geſchmeide bietet ſie als Lohn, wenn das Mädchen ihre Wege einſchlägt. (S. Jahrg. 16 Nr. 2) — Ein weiteres Erzeugnis dieſer allegoriſierenden Richtung war das 1879 entſtandene „Irrlicht,“ welches wir unſeren Leſern im Bilde vorführen. Ein jugendlich ſchönes, glanzumfloſſenes Weib lockt den pfadlos umherirrenden Jäger in den Tod.

Auch bibliſche Gegenſtände behandelte Spangenberg bisweilen. So malte er 1880 die drei Frauen am Grabe Chriſti, ein Bild, auf welchem er bei der Geſtalt des Engels, der die Botſchaft der Auferſtehung verkündigt (S. Jahrg. 18 Nr. 27), eine ähnliche Lichtwirkung ſchuf, wie bei dem „Irrlicht.“ Doch waren Fälle dieſer Art ſelten bei ihm, da er alles vermied, was irgend nach Effekthaſcherei hätte ausſehen können.

Alle Richtungen ſeiner Kunſt, die hiſtoriſche, ſymboliſche und bibliſche, konnte der Meiſter verſchmelzen, als ihm 1883 der Auftrag zu teil wurde, das Univerſitätsgebäude zu Halle mit Fresken zu ſchmücken. Er unternahm die Darſtellung der vier Fakultäten, deren jede er durch eine Gruppe von fünf Bildern charakteriſierte. Eine allegoriſche Figur nimmt bei allen vier Gruppen die Mitte ein; daneben ſieht man rechts und links meiſt bibliſche Darſtellungen, welche mit den betreffenden Wiſſenſchaften in engem Zuſammenhange ſtehen; endlich befinden ſich an den beiden Ecken jeder Bildergruppe die Hauptvertreter der vier Fakultäten, Leuchten der Wiſſenſchaft, die nicht allein für die Univerſität Halle-Wittenberg, ſondern für die Welt von Bedeutung waren. Steigt man vom Haupteingange im Treppenhauſe empor, ſo ſieht man zuerſt die „Theologie.“ Neben der ſie verkörpernden Figur befinden ſich die beiden berühmten Predigtſzenen des Neuen Teſtaments: Paulus in Athen und Johannes der Täufer in der Wüſte. Als Eckfiguren erwählte der Künſtler Martin Luther und Melanchthon. Bei der gegenüber befindlichen „Philoſophie“ zeigen ſich auf den neben der Allegorie befindlichen Bildern rechts Sokrates, links Ariſtoteles, umgeben von ihren Schülern. Die „Jurisprudenz“ ſchildert die Geſchichte von der Suſanna und das ſalomoniſche Urteil. Die „ärztliche Kunſt“ erſcheint vorbildlich in der Heilung des Lahmen und in der des blinden Vaters des Tobias. Das große Werk war 1888 vollendet und trug dem Künſtler von ſeiten der Univerſität Halle die Ernennung zum Ehrendoktor ein: eine wohlverdiente Anerkennung in Anbetracht der jahrelangen, gewaltigen Arbeit, welche trotz mancher befremdlicher Einzelheiten der Farbengebung zu ſo bedeutenden und eindrucksvollen Ergebniſſen geführt hatte.

In den letzten Jahren arbeitete Spangenberg an einem Werke, welches recht eigentlich wieder ſeiner phantaſtiſch-poetiſchen Art entſprang. Beruhend auf einer Stelle aus Dantes Purgatorio, aber in durchaus unabhängiger Auffaſſung, ſtellte es den Augenblick dar, wo das Schiff mit den Seelen der Abgeſchiedenen nach weiter Fahrt über die blaue Meeresflut den Ufern des Jenſeits ſich naht. Schon harren mit Palmen in den Händen die ſeligen Schatten der früher Verſtorbenen ihrer Lieben, die auf dem Fahrzeuge herbeiſchweben. Und als die Ankömmlinge ſie erblicken, da iſt kein Halten; jubelnd eilen ſie vom Borde des Schiffes in die Arme der Ihrigen.

Wenn je Bilder den Seelenzuſtand ihrer Erzeuger verkündigt haben, ſo gehört das letzte Werk Guſtav Spangenbergs dazu. Die Landung des Schiffes der Seligen zeigt klar, wie ſich ſeine Geſinnung, ſeine Auffaſſung des Todes mit der Zeit geändert hatte. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich dies „Wiederſehen nach dem Tode“ als das Gegenſtück, als die Ergänzung zum „Zug des Todes“ betrachte. Hier leitet kein höhniſcher Knochenmann Verzweiflungsvolle in die ungewiſſe Pein, nein, ernſt und mildblickend führt ein Cherub Jauchzende zu den Gefilden der Seligen, und was dort rauh von einander geriſſen ward, vereinigt ſich hier freudig für die Ewigkeit.

Und mit dieſer friedevollen Zuverſicht im Herzen iſt Guſtav Spangenberg geſtorben und hat ſein Werk unvollendet, nur in Entwürfen fertig, zurückgelaſſen.

Zu Lebzeiten Spangenbergs war es ſelten, daß außer ſeinen nächſten Freunden jemand das Atelier betreten durfte, in dem der Künſtler ſein einſames Traumleben führte, ſeinen Eingebungen nachhängend, die tief aus dem Herzen kamen und deshalb auch zum Herzen gingen. Brachte er ſie dann zur Ausführung, ſo war er von hoher Gewiſſenhaftigkeit, und unzählige Studien, jetzt noch ein ungehobener Schatz, ſprechen davon, wie er jede Figur, jede Gruppe ſorgfältigſt vorbereitete. Er gewann Zeit dazu, weil er ſich wenig um das Treiben der Außenwelt mit ihren modernſten Streitigkeiten kümmerte. Seiner Kunſt, wie er ſie ſich gebildet, blieb er treu von Anfang an bis zum letzten Augenblicke, beharrlich und zielbewußt und mit voller geiſtiger Unabhängigkeit, auch ſich ſelbſt gegenüber. Nur einmal hat er es über ſich gewonnen, ein Gemälde (Am Scheidewege) einem Freunde zuliebe zu wiederholen. Man muß wiſſen, wie ſehr Spangenberg ſeinen Freunden zugethan war, um dies voll würdigen zu können. Auch nur von dieſen und ſeiner Familie malte er bisweilen Porträts, die zumeiſt nicht für die Öffentlichkeit beſtimmt waren. Sein Haus war ihm über alles lieb. Dort führte er ein ſtilles, geräuſchloſes Daſein, in dem er doch fern war von Trübſinn, vielmehr wohl verſtand, denen, die er gern hatte, frohe und genußreiche Stunden zu bereiten. Von allen, die ihm nahe ſtanden, von allen, die in ihm einen Meiſter echter deutſcher Kunſt verehren, wird ſein zu früher Tod tief betrauert.

Dr. Oskar Doering.

### Aſtronomie.

Die Aſtronomie verzeichnete jüngſt ein Forſchungsergebnis von großer Bedeutung: die Entfernung der Erde von der Sonne iſt mit einer bisher nicht erreichten Genauigkeit beſtimmt worden. Der Berechnung lagen die Ergebniſſe der Beobachtungen der Venusdurchgänge in den Jahren 1874 und 1884, für welche das Deutſche Reich bekanntlich Expeditionen ausgerüſtet hatte, zu Grunde. Die größten Hoffnungen ſetzte die gelehrte Welt auf die deutſchen Heliometerbeobachtungen, von denen man die genaueſten Werte der Sonnenparallaxe erwarten mußte. In dieſen Tagen iſt uns von dem Berliner Akademiker Geh. Rat Auwers das Reſultat bekannt gemacht worden. Danach beträgt die Entfernung der Erde von der Sonne 148 Millionen Kilometer, genauer 148 138 000 Kilom.

### Altertumskunde.

Seit einigen Wochen läßt das rheiniſche Provinzialmuſeum zu Bonn an der Aufdeckung der römiſchen Reichsgrenzfeſte (castra stativa) von Novaesium (Neuß) arbeiten und hat dabei bedeutſame Erfolge erzielt. Die Ausgrabungen erſtrecken ſich auf die rechte Seite des Vorderlagerraums (praetentura). Dieſelbe iſt in drei, durch Quergaſſen getrennte Abſchnitte eingeteilt. In dem der Vorderflanke zunächſt gelegenen Teile ſieht man die von drei Gaſſen ſeitlich abgeſchloſſenen Fundamente von zwei Manipel-Zeltreihen, die von zwei Centurien-Zeltreihen begrenzt werden. Es ſind allein hier im ganzen 202 durch Mauern begrenzte Räume für die Zeltgenoſſenſchaften, ſowie für deren Waffen und Gepäck feſtgeſtellt worden. In dem mittleren Teile fand man drei, ebenfalls zahlreiche Zimmer enthaltende Gebäude, die nach Lage und Beſchaffenheit dem Scamnum tribunorum praefectorumque angehören könnten. In dem ſüdlichen Teile liegt zwiſchen der via principalis und der via sagularis ein durch eine breite Mauer begrenzter Raum da, wo im Etappenlager nach römiſchen Schriftſtellern die schola legionis geſucht wird. Die Ausgrabungen werden aller Vorausſicht nach, abgeſehen von allen Einzelfunden, endlich ein klares Bild über Einrichtung eines Legionslagers, aber auch einen lehrreichen Beitrag zur rheiniſchen Städteentwickelung liefern.

### Hygieine.

Der Kampf unſerer Ärzte und Hygieiniker gegen die ſchrecklichſte Krankheit, die Lungenſchwindſucht, iſt nicht ohne Erfolg geblieben. Ein Dr. med. Halle aus Anklam hat neuerdings Unterſuchungen über die Verbreitung der Lungenſchwindſucht mit beſonderer Rückſicht darauf angeſtellt, ob dieſelbe ſeit 1877 zu- oder abgenommen hat. Er iſt dabei zu dem Ergebniſſe gelangt, daß die Lungenſchwindſucht im allgemeinen im Rückgange iſt. Was das Deutſche Reich angeht, ſo ſtellt ſich der Rückgang der Sterblichkeit an Lungenſchwindſucht auf $^1/_2$ ‰ der Lebenden. Zu Grunde gelegt hatte Dr. Halle ſeinen Unterſuchungen die ſtatiſtiſchen Angaben von 208 deutſchen Städten mit 15 000 und mehr Einwohnern.

### Statiſtik.

Nach den „einſtweiligen“ Ergebniſſen der letzten Volkszählung gehören von den Einwohnern der Reichshauptſtadt 1 356 648 dem evangeliſchen, 135 031 dem katholiſchen Bekenntnis an, denen 79 286 Juden gegenüberſtehen; ſeit 1880 haben ſich die Evangeliſchen um 18,4 Proz., die Katholiken um 36,1 Proz., die Iſraeliten um 23,2 Proz. vermehrt. Unter der Geſamtbevölkerung Preußens (29 955 281) befanden ſich 19 230 375 Evangeliſche, 10 252 807 Katholiken, 95 351 andere Chriſten, 372 058 Juden und 4690 anderen oder unbekannten Bekenntniſſes.

### Technik.

Eine ganz neue und überraſchende Anwendung der Elektrizität zeigt der neuerdings in manchen amerikaniſchen Fabriken eingeführte elektriſche Krahn. Derſelbe nutzt die Eigenſchaft eines vom elektriſchen Strom durchfloſſenen Magneten, metallene Gegenſtände feſtzuhalten, aus; der Magnet hängt in einem fahrbaren Krahn, wird auf das zu hebende Eiſenſtück gebracht und hält es, nachdem es angehoben iſt, ſolange feſt, bis man den Strom unterbricht. Es iſt u. a. bereits ein Krahn von 3600 kg Tragefähigkeit in Betrieb.

Die Pferdebahngeſellſchaft in Kaſſel hat jetzt verſuchsweiſe geheizte Pferdebahnwagen eingeführt. Die Wagen ſind neu gebaut und werden durch eine Waſſerheizung in Röhren erwärmt. Das Waſſer wird in einem Keſſel erhitzt, der mit Koksfeuerung verſehen und unter einer Plattform des Wagens angebracht iſt.

### Verkehrsweſen.

Eine der intereſſanteſten neuen Bauten, der Eiſenbahntunnel unter dem St. Clairfluß, durch welchen eine neue Verbindung zwiſchen den Bahnen der Vereinigten Staaten und denen Canadas geſchaffen worden iſt, wurde kürzlich dem Betrieb übergeben. Der 1815 m lange Tunnel iſt nicht ausgemauert, ſondern ganz mit Eiſenplatten bekleidet.

Kürzlich that der König von Siam den erſten Spatenſtich zu den Arbeiten für die erſte Eiſenbahn in Siam, welche die Hauptſtadt Bangkok mit der am Golfe von Siam gelegenen Stadt Pakuam verbinden wird. Der König gab bei der Feier ſeiner Freude über die Errichtung der erſten Eiſenbahn in ſeinem Reiche Ausdruck und meinte, die Zeit ſei nicht mehr ferne, in der alle Siameſen die Eiſenbahn als eine nicht zu entbehrende Notwendigkeit betrachten würden.

### Auswanderungsweſen.

Das deutſche Auswärtige Amt iſt durch ſeine Vertreter in Kanada davon benachrichtigt worden, daß die Regierung Kanadas die Mittel zur Heranziehung von nahezu einer Million Einwanderer zur Verfügung zu ſtellen beabſichtigt. Die Anwerbung von Einwanderern ſoll ſyſtematiſch betrieben werden und zwar hauptſächlich in Norwegen, Dänemark, Holland und Norddeutſchland. Es iſt alſo ausſchließlich auf germaniſche Koloniſten abgeſehen, während man Irländer nicht wünſcht. In Deutſchland dürfte man jedoch ſeitens der Behörden den kanadiſchen Auswanderungsagenten nicht viel Spielraum gewähren.

### Gartenbau.

Die Nelke, einſt erkorener Liebling aller Blumenfreunde, dann lange Zeit vernachläſſigt, kommt wieder zu Ehren. Beſonders werden die Remontantenelken mehr und mehr beliebt, weil ſie für die Binderei im Winter ein ſehr wertvolles Material liefern. In Berlin war kürzlich von der Gartenbaugeſellſchaft eine kleine Ausſtellung von blühenden Nelken veranſtaltet worden, an der fünf Züchter ſich mit einigen hundert Topfpflanzen beteiligt hatten. Bei dieſem geringen Umfange bot die Ausſtellung doch eine Fülle reizender Blumen dar und bewies, wieviel an Farbenpracht und an Wohlgeruch die Kunſt des Gärtners mit der kargen Spätherbſtſonne erreichen kann. J. Tr.

### Meteorologie.

Im Laufe dieſes Jahres ſoll das auf dem Telegraphenberge bei Potsdam neu errichtete, im Rohbau bereits vollendete meteorologiſche Obſervatorium der Benutzung übergeben werden; dasſelbe wird gleich dem dort bereits in Thätigkeit befindlichen magnetiſchen Obſervatorium der unter Profeſſor v. Bezold ſtehenden Centralleitung des preußiſchen meteorologiſchen Stationsnetzes unterſtellt.

### Aufruf.

Am 7. Januar 1894 werden hundert Jahre verfloſſen ſein, ſeit Eilhard Mitſcherlich, der berühmte Chemiker, das Licht der Welt erblickte. Er entdeckte die Iſomorphie und Dimorphie, fand das Band, welches die Form der Körper mit ihrer chemiſchen Natur verbindet, und hat auch als Phyſiker und Geolog Hervorragendes geleiſtet. Es iſt ein aus früheren Schülern beſtehendes Komitee zuſammengetreten, um dem verdienten Forſcher ein Denkmal zu errichten, das, wenn irgend möglich, an ſeinem hundertſten Geburtstage enthüllt werden ſoll. Geldbeiträge zu demſelben ſind an die Geſchäftsſtelle des Komitees, Berlin W., Mauerſtraße 34, zu richten.

### Preisausſchreiben.

Die Akademie der Wiſſenſchaften in München ſchreibt einen Preis von 4000 Mark aus für die beſte Arbeit über: „Reviſion der gemeinrechtlichen Lehre vom Gewohnheitsrecht.“ Einſendungstermin: 1. Auguſt 1894.

Das ſächſiſche Miniſterium des Innern ſtellt folgende Preisfragen: 1) Wie iſt der Stalldünger zur Erhöhung ſeiner Wirkſamkeit in Berückſichtigung der im Königreich Sachſen bebauten Ackerböden zu behandeln (Preis: 2000 Mk.; Einſendungstermin: 31. Dezember 1894). 2) Welches iſt die zweckmäßigſte Ernährung des Schweines (Preis 3000 Mk.; Einſendungstermin: 31. Dezember 1895).

### Kunſt.

Das allbekannte, wundervolle Schlüterſche Denkmal des Großen Kurfürſten zu Berlin ſoll bei Gelegenheit des Neubaues der langen Brücke einen Stufen-Unterbau erhalten. Der Plan ſtößt in Anbetracht der feinen Harmonie, die der Meiſter gerade mit den bisherigen Abmeſſungen erreicht, in Künſtlerkreiſen auf mannigfache Bedenken.

In Bildhauerkreiſen wendet man der antiken Goldelfenbein-Technik, in welcher der olympiſche Zeus, die Athene Parthenos, die Venus Urania in Elis und andere hehre Göttergeſtalten hergeſtellt worden ſind, reges Intereſſe zu. Der Bildhauer Rokolsky hat eine weibliche Idealbüſte in dieſer eigenartigen Technik gefertigt, welche der Kaiſer ankaufte.

### Rechtsrat.

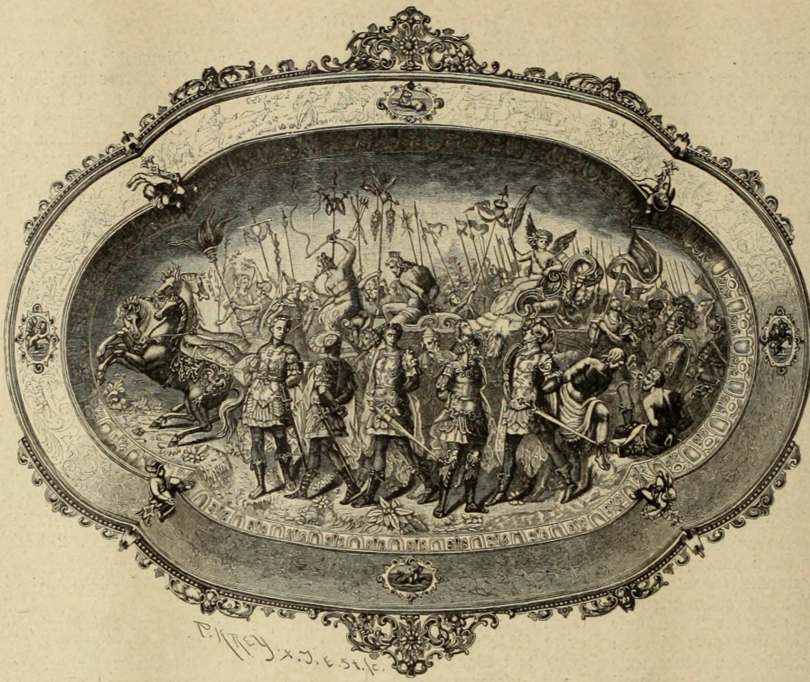
Frage: Erſtreckt ſich die Beſtimmung des Preuß. Einkommenſteuergeſetzes vom 24. Juni 1891, daß Verſicherungsprämien, welche für Verſicherung auf den Todes- oder Lebensfall gezahlt werden, bis zum Betrage von 600 Mk. jährlich von dem ſteuerpflichtigen Einkommen in Abzug zu bringen ſind (§ 9. I, Ziff. 7), auch auf die jährlich zu zahlenden Beträge für Kapitalsverſicherungen, z. B. beim Preußiſchen Beamtenverein in Hannover, welche den Zweck haben, der Familie beim Eintritt der Invalidität des Verſorgers neben der Penſion einen Rückhalt zu gewähren? Frageſteller, welcher wegen Krankheit bei einer Lebensverſicherung nicht aufgenommen werden kann, möchte die Geſetzeswohlthat hinſichtlich einer ſolchen Kapitalsverſicherung, welche im Reſultat auf dasſelbe hinauskommt, wie eine Lebensverſicherung, in Anſpruch nehmen. F. F.

Antwort: Die Anweiſung des Finanzminiſters vom 5. Auguſt 1891 zur Ausführung des Einkommenſteuergeſetzes ſpricht ſich in Artikel 25, Ziff. 2 dahin aus: „Abzugsfähig ſind nur die für die Verſicherung eines Kapitals oder einer Rente auf das Leben des Verſicherten ſelbſt — nicht auch für die Verſicherung auf das Leben ſeiner Angehörigen oder anderer Perſonen — gezahlten Prämien, und zwar nur für Verſicherungen auf den Todes- oder den Erlebensfall (ſog. abgekürzte Lebensverſicherung), nicht auch für Ausſteuer- und andere Verſicherungen.“ Hiernach dürfte der Abzug der für Kapitalverſicherungen zu zahlenden Jahresbeträge ausgeſchloſſen ſein. Wir empfehlen jedoch, entweder bei dem für die Verſicherung in Frage kommenden Verein genauere Auskunft einzuholen oder aber bei Abgabe der Steuererklärung den Poſten als abzugsfähig (mit einem Fragezeichen) aufzuführen und ſo eine Entſcheidung der Veranlagungskommiſſion herbeizuführen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## Ein Prunkſtück deutſcher Goldſchmiedekunſt.

Unter den köſtlichen Stücken, welche die kaiſerliche Schatzkammer in Wien aus der erſten Blütezeit des deutſchen Kunſthandwerks beſitzt, ragen einige Arbeiten weit hervor, die aus den Werkſtätten der kunſtfertigen Familie Jamnitzer ſtammen. Die Jamnitzer, die berühmteſten aller deutſchen Goldſchmiede, kamen ſelbſt aus Wien; in der ſchönen Donauſtadt wurde 1508 Wenzel Jamnitzer, wiederum der größte ſeines Namens, geboren, um dann freilich als Meiſter in Nürnberg zu leben und zu wirken. Mit ihm zugleich arbeitete ſein Bruder Albrecht; „Sie ſchmelzen die ſchönſten Farben von Glas und haben das Silberätzen am höchſten gebracht; was ſie aber von Tierlein, Würmlein, Kräutern und Schnecken von Silber gießen und die ſilbernen Gefäße damit zieren,“ meint der Chroniſt, „das iſt vorhin nicht erhöret worden.“ Die Söhne Wenzels erbten des Vaters Kunſtfertigkeit, und einer von ihnen, Chriſtoph (1563—1618), iſt der Schöpfer der herrlichen großen Prunkſchüſſel, welche wir nebenſtehend abbilden. Die figurenreiche Darſtellung in der Mitte zeigt Amors Triumph, auf dem Rande ſind Bildchen aus Ovids Verwandlungen äußerſt fein eingraviert.


P. Krey
X. J. E. St. f.

Getriebene Schüſſel aus vergoldetem Silber. Von Chriſtoph Jamnitzer
In der Kaiſerl. Schatzkammer zu Wien.

## Kleine Zeitung.

Die Zeitungen Athens befinden ſich ſeit einiger Zeit in einem Taumel des Entzückens. Ein von der griechiſchen Regierung nach der Inſel Milos entſendeter deutſcher Bergkundiger hat daſelbſt ſilberhaltige Barytlager gefunden. Das genügte, um die ohnehin leicht entzündlichen Griechen mit den ausſchweifendſten Hoffnungen zu erfüllen. Von allen Übertreibungen abgeſehen, ſcheint allerdings der Sache ein ernſter Kern zu Grunde zu liegen. Der Fachmann hat das Vorkommen von Silber und die Ertragsfähigkeit der Ausbeute feſtgeſtellt.

In einem kürzlich in Meiningen gehaltenen Vortrage bezeichnete der bekannte Meteorologe Falb den 28. März und den 26. April 1892 als die ſtärkſten kritiſchen Tage des ganzen Jahrhunderts. Im laufenden Jahre würden die Regengüſſe derart zunehmen, daß in den am tiefſten liegenden Gegenden Verſumpfungen eintreten müßten. Das ſind ja recht nette Ausſichten für das eben begonnene Jahr!

Maſſachuſetts beſitzt in Verbindung mit der Havard-„Univerſität“ neuerdings ein ſemitiſches Muſeum, welches alles in ſich vereinigen ſoll, was Bezug auf die Religion und Kultur der Semiten hat: jüdiſche Altertümer, hebräiſche, babyloniſche, aſſyriſche, phöniziſche Inſchriften ꝛc. Bei der Eröffnung des Muſeums äußerte ſich der Präſident des Muſeums, Mr. Elliot: „Die Univerſität iſt entzückt bei dem Gedanken, daß durch das Judentum die Kultivierung, Verfeinerung und Eindrucksfähigkeit überall hin verpflanzt wird, wo immer eine Nation Gelegenheit hat, Juden zu ihren Mitbürgern zu zählen.“ Sehr gut geſagt!

Die Zahl der Gabelsbergerſchen deutſchen ſtenographiſchen Schülervereine beträgt 81 mit 1300 Mitgliedern, die der Stolzeſchen Schülervereine 64 mit 1051 Mitgliedern.

---

## In unſerer Spielecke.

### Arithmogriph.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 4 | 17 | 13 | 15 | 14 | 5 | 17 | 13 | 12 |
| 19 | 13 | 6 | 7 | 5 | 13 | 19 | 19 | 7 |
| 13 | 19 | 17 | 4 | 9 | 10 | 13 | 3 | 16 |
| 19 | 7 | 16 | 13 | 8 | 15 | 5 | 17 | 8 |
| 14 | 5 | 9 | 8 | 1 | 17 | 4 | 18 | 9 |
| 14 | 13 | 5 | 12 | 17 | 8 | 9 | 8 | 12 |
| 18 | 19 | 7 | 6 | 4 | 3 | 7 | 11 | 18 |
| 14 | 5 | 9 | 8 | 18 | 14 | 2 | 5 | 3 |
| 3 | 13 | 19 | 5 | 9 | 20 | 2 | 8 | 12 |

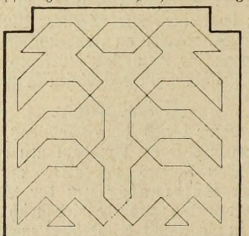
In den Feldern des Quadrats ſind die Zahlen ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die ſenkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und eine der Perſonen in einem Drama von Leſſing nennt. Die übrigen acht wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — bezeichnen:

1. Eine der Perſonen in einer Oper von Mozart,
2. eine Oper von Richard Wagner,
3. eine andere Oper von Richard Wagner,
4. eine der Perſonen in einer Oper von Richard Wagner,
5. eine der Perſonen in einer anderen Oper von Richard Wagner,
6. eine der Perſonen in einem Drama von Schiller,
7. die Geburtsſtadt eines berühmten deutſchen Dichters,
8. einen deutſchen Dichter.

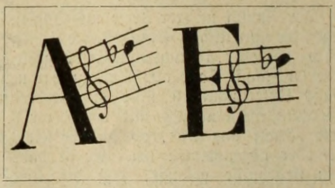
(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 14.

Schlüſſel zum Neujahrskönigszug.



### Bilderrätſel.



Auflöſung des Neujahrskönigszugs.

Heil und Glück den Lieben allen,
Die mit uns durchs Leben wallen;
Denn auch uns erfreun und ſchmücken
Alle Roſen, die ſie pflücken!
Heil dem Edeln, Hohen, Großen,
Das der Menſchheit Adel trägt,
Das, auch von der Welt verſtoßen,
Sonnenwärts die Schwingen regt!
R. v. Gottſchall.

Arithmetiſche Aufgabe.

Man muß die Zahl 18 vierundzwanzigmal, die Zahl 92 dreizehnmal ſtreichen, denn:

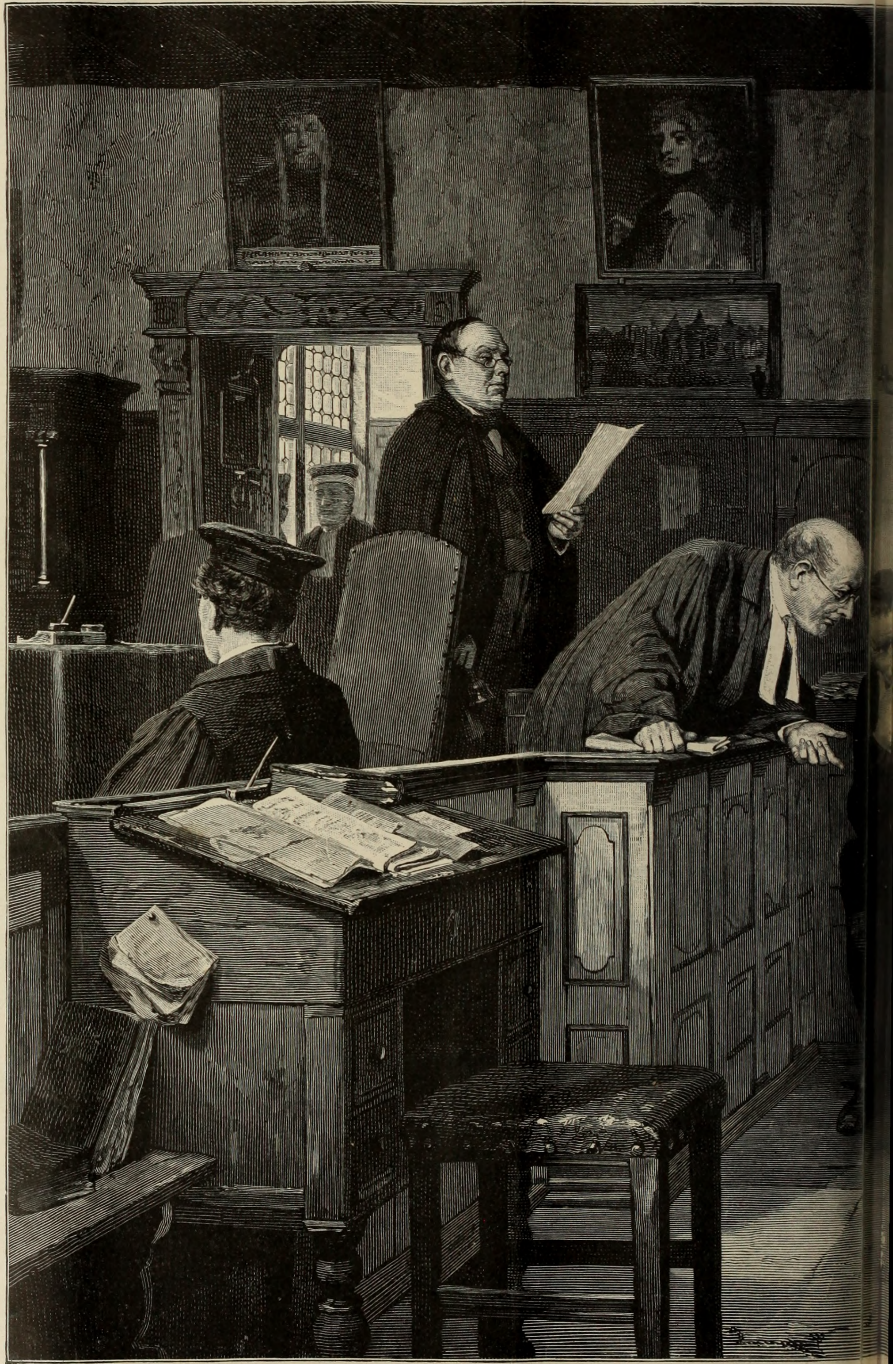
$$18 \times 8 = 144$$
$$92 \times 19 = 1748$$
Summa 1892

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſ. — An der Börſe. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. — Guſtav Spangenberg †. Von Dr. Oskar Doering. Mit einem Porträt und zwei Bildern. — Am Familientiſch: Aſtronomie. — Altertumskunde. — Hygieine. — Statiſtik. — Technik. — Verkehrsweſen. — Auswanderungsweſen. — Gartenbau. — Meteorologie. — Kunſt. — Aufruf. — Preisausſchreiben. — Rechtsrat. — Ein Prunkſtück deutſcher Goldſchmiedekunſt Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

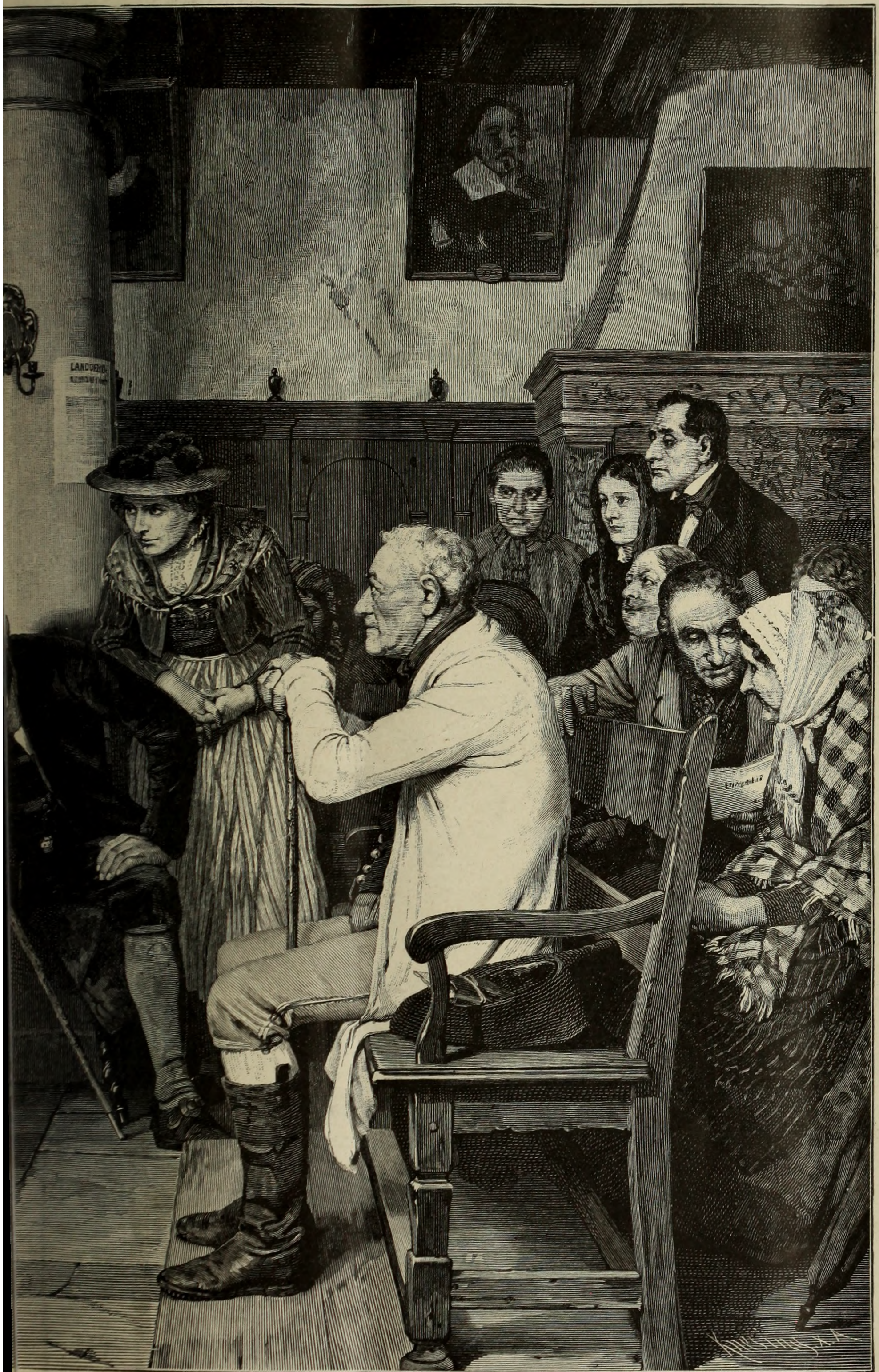
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



Bauern vor Gericht. Nach

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 6.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



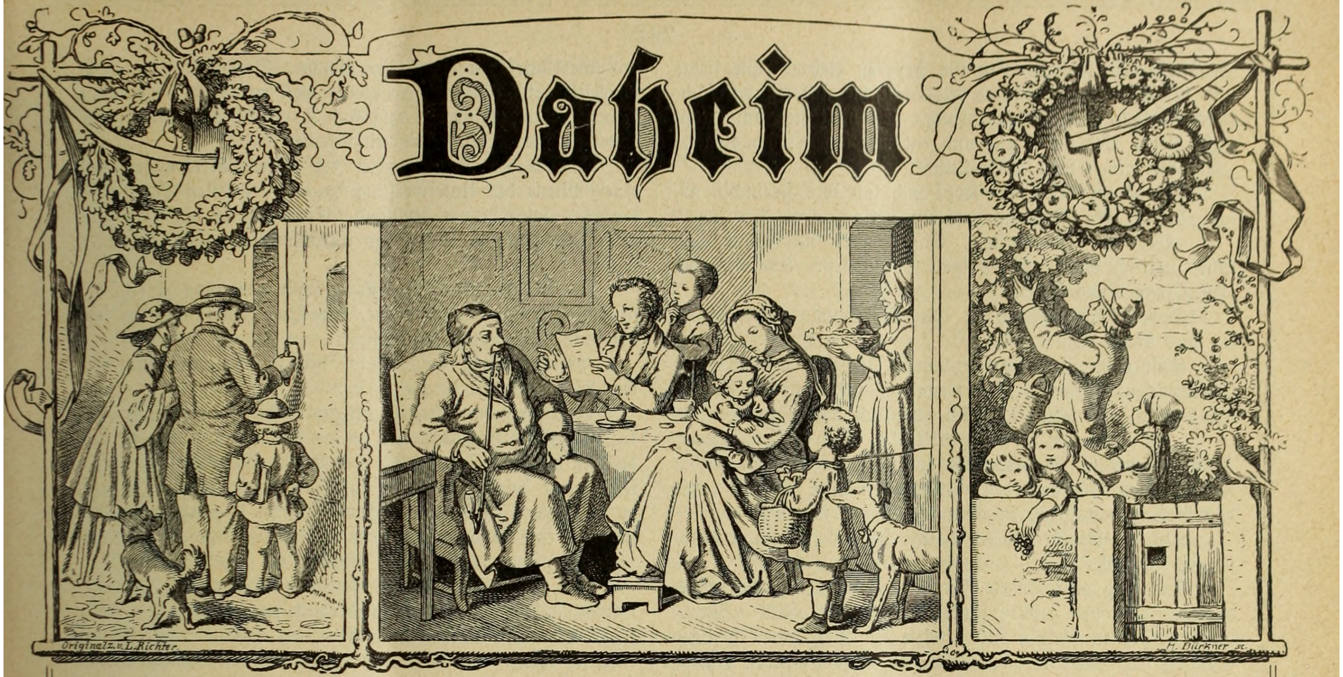
de von B. Vautier.

Nach einer Photographie im Verlage von Franz Hanfſtaengl in München.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Januar 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 16.

# Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Baron Hans von der Münde hielt ſein Pferd an, grüßte höflich und ſah natürlich nach oben.

„Gucken Sie nicht hinauf. Was ſehen Sie hier, Herr von der Münde! Ich will wieder hinunterſpringen. Gehen Sie mit Eliſe voraus. Ich bin gleich bei Ihnen!“

„Schön! Wie Sie befehlen!“ erklärte von der Münde und ſetzte ſein Pferd in Bewegung.

Aber ſtatt vom Baum zu gleiten, kletterte Ellen-Luiſe mit katzenartiger Gelenkigkeit in die Mitte, riß ein rotſeidenes Tuch aus ihrer Taſche und befeſtigte es an dem deutlich ſichtbaren Gezweig des Neſtes. Nachdem dies geſchehen, trat ſie raſch den Rückweg an und ſtieg wie ein Knabe, ohne Rückſicht auf Kleider und Decenz — die Bäume, Amſeln und Rotkehlchen mochten gern zugucken — wieder hinab. Am letzten Aſt raffte ſie die Röcke zuſammen und ſprang mit kühnem Sprung auf die weiche Erde.

Letzteres geſchah nicht ohne Zeugen. Zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, bogen eben aus einem Nebenweg in den Wald und ſahen, welche Übungen Ellen-Luiſe von Stieglitz vornahm. Sie rümpften die Naſe. Ellen-Luiſe aber lief, ſo raſch ſie konnte, den anderen, die jetzt oben am Waldpfad-Ausgang ſtille hielten und ihrer warteten, nach.

Bevor ſich die beiden jungen Mädchen von ihrem Begleiter trennten, ward Ellen-Luiſens bevorſtehender Aufenthalt bei ihrem Bruder Ferdinand erörtert.

„Auf Wiederſehen, nächſte Woche! Ich freue mich ſehr!“ betonte der junge Mann, der ſich ſichtlich für Ellen-Luiſe intereſſierte.

„Ja, ich auch — Adjo!“ entgegnete das trotzige Kind mit einem Ausdruck, der verraten ſollte, daß er keineswegs der Gegenſtand ihrer Wünſche war. Sie mochte ihn ſehr gern, aber ſich das merken zu laſſen, lag nicht in ihrer Art.

„Ein reizender Menſch!“ ſagte Eliſe von Brix. „Ich hab' ihn zu gern!“

„Ja — ganz — nett,“ beſtätigte Ellen-Luiſe gleichgültig, zog die Mundwinkel und ſprach dann über etwas anderes.

„Wo bliebſt du ſo lange? Was wollteſt du mit dem Neſt? Bloß hineingucken?“

„Nein, ich habe für Oppendorff dort oben ein Tuch befeſtigt. Er ſoll es holen. Es iſt das Vielliebchen, das ich an ihn verloren habe!“

„Verrückt! Was ſoll er denn mit dem Tuch?“

„Er wollte es gern haben und bat neulich darum. Ich ſagte, er würde es bekommen, wenn ich das Vielliebchen verlöre. Ich hab's verloren!“

„Warum ſoll er es ſich dort oben abholen?“

„Weil er immer ſo geſchniegelt und machig iſt! Da iſt's ihm ſehr wohlthätig, daß er den Baum hinaufklettern muß.“

„Wenn er aber nicht will?“

„Dann kann er's ja bleiben laſſen!“

„Sag' 'mal, Ellen-Luiſe, ſchwärmſt du für ihn?“

„Ach was! Ich habe überhaupt keinen ‚Schwarm‘. Ich liebe nur meinen Bruder Ferdinand. Der iſt famos!“

Eliſe von Brix ſagte nichts. Sie riß ein paar Blätter von einem Bäumchen und knabberte daran. Sie hatte ſchon ſehr viele Paſſionen gehabt und war immer ſehr ernſthaft dabei geweſen. Ellen-Luiſe ſchien gar kein Mädchenherz zu beſitzen; ſie war ein Junge und doch wieder keiner.

Bisweilen ergriff Eliſe von Brix ein geradezu brennendes Verlangen, Zärtlichkeiten von ihrer Freundin zu empfangen. Ihre trotzige Schönheit reizte ſie!

Sie ſchob ſchmeichelnd ihren Arm unter den Ellen-Luiſens und ſchritt ſchwatzend neben ihr her. Aber während ihr Mund über gleichgültiges plauderte, verzehrte ſie die

Sehnſucht, die Freundin an ihr Herz zu ziehen. Sie liebte und bewunderte ſie, und in beides miſchte ſich ein eiferſüchtiges Verlangen nach Erwiderung. Es hielt ſie auch zuletzt nicht mehr. Sie ſtand ſtill und bat mit begehrlichen Augen: „Gib mir einen Kuß, Ellen-Luiſe!“

Ellen-Luiſe erhob den Kopf und ſah ihre Freundin an, als ob dieſe den Verſtand verloren hätte.

„Was für ein Unſinn, Eliſe,“ ſtieß ſie heraus und fuhr ſpöttiſch fort: „Sag's doch Oppendorff. Er wird ſich nicht lange bitten laſſen.“

Damit bückte ſie ſich zu einer Waldblume herab, die ſie an ihre Bruſt ſteckte.

Eliſe aber fügte ſich gezwungen lächelnd und ſagte zu Ellen-Luiſens Ärger: „Ja, wenn's Hans von der Münde wäre. Ah, oft ſehne ich mich ſchrecklich nach ihm, Ellen!“

„Ich will's ihm ſagen!“ glitt's über Ellen-Luiſens Lippen. Dann wandte ſie ſich abermals zur Seite, bückte ſich wieder nach Blumen und hielt erſt mit Pflücken inne, als der Pfad, das Gehölz verlaſſend, in einen Hauptweg mündete.

Wenige Minuten ſpäter hatten ſie das Ziel ihrer Wanderung erreicht.

Der Tag aber endete für alle Teile nicht ſehr befriedigend. Als die beiden jungen Leute eine halbe Stunde ſpäter zu ihnen ſtießen, fühlte Eliſe von Brix einen heftigen Schmerz am Fuße und humpelte, auf ihren Bruder geſtützt, wortlos einher. Der junge Brix, der ſeine Kneiperei im Kopfe hatte, war überhaupt nur gezwungen erſchienen und von vornherein nicht recht bei der Sache. Oppendorff aber ärgerte ſich ſo ſehr über Ellen-Luiſens kurze Antworten bei ſeinen Artigkeiten und Komplimenten, daß er ihr in ſehr gereizter Weiſe Vorwürfe machte.

„Na, na, Sie ſind ſo, und ich bin ſo!“ erklärte das Mädchen in ihrer unempfindlichen Art.

Oppendorff, ein ſtattlicher, hübſch gewachſener, aber ſehr dandyhaft gekleideter und eitler Burſche, wechſelte die Farbe und ſagte, alle Beſonnenheit verlierend, mit verletzendem Sarkasmus: „Bisweilen könnte man glauben, Fräulein von Stieglitz, daß Sie Ihre Umgangsformen am Tage an Freunde ausleihen und nur Nachts ſich ihrer ſelbſt bedienen. Aber davon hat niemand etwas, man will's bei Tage merken, daß Sie wirklich noch im Beſitz derſelben ſind.“

Ellen-Luiſe erwiderte nichts, behielt aber doch das letzte Wort durch Schweigen und durch das verächtliche Herabziehen des Mundes.

Das brachte den jungen Mann nur noch mehr auf. „Sie haben doch gewünſcht, daß wir dieſe Tour heute wieder unternehmen ſollten, und ich und Brix ſind gekommen, obſchon —“

„Obſchon Sie ſich heute eigentlich bekneipen wollten! Die Rückſicht war wirklich bewunderungswürdig!“ erwiderte Ellen-Luiſe.

„Na, dann machen Sie es, wie Sie es für gut finden,“ ſchloß Oppendorff, außer ſich vor Heftigkeit, wandte ſich zu Brix, der ſeiner Schweſter Arm an Ellen-Luiſe abgab, und ſchritt mit dieſem voran. Ihnen folgten langſam die jungen Mädchen, bis ſie nach einer Stunde die Stadt wieder erreichten.

„Adieu!“ ſagte Oppendorff und faßte mit ſteifer Höflichkeit an die Mütze.

„Adjo!“ gab Ellen-Luiſe mit einer Ausdrucksloſigkeit zurück, die dem Burſchen das Blut ans Herz trieb.

Nun trat er, Eliſe um ſo freundlicher die Hand ſchüttelnd, von ihnen fort und ging langſam, des Kameraden wartend, ſeiner Wege. Brix aber trat noch auf Ellen-Luiſe zu und ſagte gutmütig: „Geben Sie doch ein gutes Wort, Fräulein von Stieglitz. Sie waren wirklich ſehr ſchroff! Thun Sie es mir zuliebe!“

Einen Augenblick zögerte das Mädchen. Dann ſtieß ſie heraus: „Sagen Sie ihm, daß ich das rotſeidene Tuch, das er ſich neulich gewünſcht hat, für ihn heute Nachmittag an dem Krähenneſt befeſtigt habe. Es ſitzt links in der Nähe des Waldſattels in einem der Bäume. Sagen Sie ihm auch, ich hätte mich über ihn geärgert, weil er wieder eine ſolche lächerliche rote Kravatte trug und ſo viele Leutnants-Redensarten machte. Ich kann's nicht leiden!“

Die beiden Brix ſtanden bei dieſen Erklärungen mit einer Miene der Unterwerfung da, als ſei Ellen-Luiſe etwa die Thronfolgerin von Rußland. Sie beſaß in der That eine gebietende Art, durch die ſie ihre Umgebung herabzudrücken wußte.

So gingen ſie auseinander, und der junge Brix, ein prächtiger, gutherziger Burſche, eilte Oppendorff nach, um ihm die gute Nachricht zu verkünden.

„Nun? Was ſagte ſie?“ drängte dieſer, bevor Brix das Wort nehmen konnte.

„Es iſt ein verrücktes Frauenzimmerchen. Sie ſagt, ſie hätte das rotſeidene Halstuch, das du neulich von ihr erbateſt und das ſie dir verweigerte, im Gehölz am Waldſattel an einem Krähenneſt befeſtigt, das da auf einer Buche ſäße. Du ſollſt es dir holen. Und ihre Verſtimmung ſei dadurch entſtanden, weil du eine ſo affige Kravatte trügeſt und ihr ſo viel Komplimente geſagt hätteſt. Sie könnte das nicht aushalten!“

In Oppendorffs Geſicht kamen die Eindrücke, die dieſer Bericht auf ihn machte, ſehr deutlich zum Ausdruck. Dann ſtieß er in leidenſchaftlicher Erregung heraus: „Weißt du, was ich möchte, Alfred? Ich möchte ſie erſt einmal ordentlich durchprügeln und dann halb tot küſſen! Ah — ich möcht' ſie einmal weinen, ſich demütigen ſehen! Die kann einen wirklich verrückt machen! Und geh nur voraus, ich muß mir das Tuch holen. In einer kleinen Stunde bin ich im Wieſenwirtshaus.“

„Wart' doch bis morgen, beſter Freund!“ mahnte Brix gelaſſen. Er begriff dieſe Haſt nicht.

Aber Oppendorff hörte nicht, er ſtürmte davon und nahm wieder den Weg zurück.

* * *

Herr von Stieglitz hatte, ganz entſprechend der Bedeutung ſeiner Perſon, an Streits Hotel in Hamburg telegraphiert, daß er ein Parterrezimmer wünſche und am Spätnachmittage einträfe; an Vaſtus aber hatte er geſchrieben, er möge die Güte haben, ihm nach jenem Hotel Nachricht zu geben, wann er und wo er ihn ſprechen könne.

Er war daher außerordentlich befriedigt, daß einerſeits der Oberkellner ihn bei ſeiner Ankunft bereits auf dem Flur empfing und ſeine Frage nach dem Zimmer mit einem äußerſt devoten: „Jawohl, Herr Baron — bitte gehorſamſt,“ beantwortete, und daß anderſeits der Kellner ihm wenig ſpäter ein Schreiben überreichte, das von Herrn Vaſtus herrührte. Freilich rief dieſes wieder eine große Enttäuſchung hervor. Es lautete:

„Leider war ich beim Empfang Ihrer werten Zeilen gerade im Begriff, eine Reiſe nach Hannover anzutreten, und konnte ſie nicht mehr rückgängig machen.

Da ich nicht weiß, wie lange ich dort aufgehalten werde, bitte ich höflichſt, mich entweder ſchriftlich zu verſtändigen, womit ich Ihnen dienen kann, oder mir zu erlauben, Ihnen nach Rückkehr anzugeben, wann Sie mich ſicher antreffen.

Achtungsvoll
G. Vaſtus.“

Dieſe Worte ließen für jeden, der zu leſen verſtand, der Welt und Menſchen kannte, an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig. „Bemühe dich nicht,“ ſagten ſie, „es iſt vergeblich. Ich will dein Grundſtück nicht kaufen. Um dir und mir Peinlichkeiten zu erſparen, ſchreibe lieber, oder beſſer, ſchreibe weder noch ſprich. Mit dem Handel wird's doch nichts.“ Oder aber: „je weniger ich dem Baron zeige, daß ich Neigung habe, zu kaufen, um ſo begieriger wird er, und je begieriger er iſt, deſto billiger handle ich ein.“

Vielleicht war Herr George Vaſtus gar nicht nach Hannover gereiſt. Auch das war möglich!

Was nun thun? Zurückreiſen? Gar nicht auspacken?

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Beſſer war’s ſchon, den letzten Zug zur Rückkehr zu benutzen. Zwei Tage in Hamburg erforderten für einen Baron von Stieglitz eine Ausgabe von hundert bis hundertzwanzig Mark!

Nein, im Gegenteil: ſich für Enttäuſchungen zu entſchädigen, war immer Stieglitz’ Grundſatz geweſen und mußte es auch diesmal ſein! Stieglitz beſchloß, zu bleiben, erſt zu dinieren, dann das Theater zu beſuchen und ſich am folgenden Morgen in aller Gemächlichkeit wieder auf die Bahn zu begeben.

So geſchah es, und der Zufall brachte ſogar eine Überraſchung. Als der Baron in der zweiten Zwiſchenpauſe ſich am Büffet Kognak und Selterwaſſer geben ließ, um den Wirkungen des üppigen Diners beſſer zu begegnen, trat an dieſes ein ſehr gewählt gekleideter, junger Mann mit intelligenten Zügen und lebensluſtigen Augen heran, und dieſer junge Mann war — Ferdinand, Baron von Stieglitz.

„Ah, du — Papa! Welche Überraſchung!“ ſtieß Ferdinand heraus.

Ferdinand von Stieglitz war in ſeiner Erſcheinung außerordentlich ſympathiſch und beſaß auch einen wahrhaft liebenswürdigen Charakter. Wenn ſeine Herzens- und Gemütseigenſchaften, wenn ſein Humor und ſeine unbefangene Lebensauffaſſung mit Beſonnenheit und Einſchränkungsfähigkeit gleichen Schritt gehalten hätten, ſo wäre er ſogar ein ungewöhnlicher Menſch geweſen. Er hatte aber die Leidenſchaft und Genußſucht vom Vater geerbt und war wie dieſer ewig in Sorgen und Nöten.

Nach den gegenſeitigen Erklärungen verabredeten die beiden Herren, ſich nach dem Theater an dem Ausgang zu treffen, gemeinſam ein Reſtaurant aufzuſuchen, am nächſten Morgen aber zuſammen die Rückreiſe anzutreten.

Als ſie ſich eine Stunde ſpäter im Reſtaurant Zeppenfeld gegenüberſaßen und die erſte Flaſche Wein — der Baron hatte ſich für Wein entſchieden — ausgetrunken hatten, begann Ferdinand, ſicher gemacht durch des Alten äußerſt gemütliche Laune, ſein Herz auszuſchütten und zu bekennen, daß er eigentlich wegen einer Geldverlegenheit noch nicht aus Hamburg abgereiſt ſei. Er erlaube ſich, den Papa zu fragen, ob er ihm vielleicht mit hundert Mark aushelfen könne.

Dieſe Frage war Stieglitz um ſo niederſchmetternder, als er ſie ſelbſt an Ferdinand hatte richten wollen und nur in der feſten Überzeugung, daß der Junge ihm würde dienen können, ſeine gute Stimmung wiedergefunden hatte.

Natürlich ließ er ſich das jetzt nicht merken, wohl aber hielt er dem Jungen eine Vorleſung über ſeinen bodenloſen Leichtſinn.

„Was hatteſt du denn überhaupt in Hamburg zu thun?“ ſtieß er heraus. „Und jetzt gerade in der Erntezeit?“

„Ich wollte einen Poſten von unſerem Butterabnehmer Claußen einkaſſieren, er war aber gerade auch ſchlecht bei Kaſſe. Ich kann erſt im Auguſt auf das nächſte Geld rechnen.“

„Um ſo mehr Veranlaſſung hatteſt du dann doch, ſofort wieder abzureiſen!“ brummte der Baron zornig und beſtellte, einerſeits um ſeines Unmuts leichter Herr zu werden, anderſeits aber, um beſſer die Scham über die Erkenntnis zu unterdrücken, daß dieſe Mahnung mindeſtens ſo gut für ihn ſelbſt paſſe, noch eine Flaſche Rotwein.

„Ich dachte mir anderweit Geld zu verſchaffen. Ich war auch bei unſerem Wildabnehmer Peter Jung und bei Karſtens. Jung war verreiſt und Frau Karſtens wollte Beſcheid ſchicken. Ihr Mann war nicht da. Ich traf den alten Herrn von der Münde, der überredete mich, noch zu bleiben! Du weißt ja, wie das ſo geht, Papa!“

„Wieviel mußt du denn haben?“ fragte der Alte, obſchon er natürlich gar keine Möglichkeit ſah, dem Sohne beizuſpringen.

„Ein paar hundert Mark! Wenn’s aber nicht anders iſt, ſo zahle ich nur die Trinkgelder und berichtige das nächſte Mal die Hotelrechnung. Ich hatte mir das ſchon vorgenommen.“

„Geht denn das?“

„Ja, das geht, obgleich es natürlich nicht angenehm iſt.“

Der Baron war ſchon ziemlich befriedigt. Wenn nur das Nächſtliegende aus dem Wege geräumt war, das Weitere fand ſich.

Ferdinand ließ die Sache fallen, als er ſah, daß der Alte ihm nicht helfen konnte. Da der Baron eine ſo üble Laune hervorgekehrt, war es weiſe, die Angelegenheit ganz ruhen zu laſſen.

Als der alte Baron ins Hotel zurückgekehrt war, fand er von dem von ihm beauftragten Kommiſſionär einen Zettel vor, auf dem geſchrieben ſtand: „Herr George Vaſtus, Uhlenhorſt, iſt verreiſt und kommt erſt morgen früh zurück.“

Das gab den bisher noch immer gehegten Hoffnungen den Reſt. Nun war’s wohl klar, daß Vaſtus ihm ausweichen wollte, ſonſt hätte er ihn ja bitten können, einen Tag zu verziehen.

Der Hotelſpiegel warf ein ſehr verdrießliches Geſicht zurück, als der Baron, nachdem er noch eine ruſſiſche Cigarette verpafft, ſich endlich ans Auskleiden begab und dabei ſich dem Glaſe näherte. Auch lag der Baron noch lange wach und ſimulierte. Einmal ſchüttelte er ſich faſt vor Grauen, als die Zukunft allzu deutlich vor ihm aufſtieg.

Die beiden Herren von Stieglitz langten in keiner ſehr roſigen Stimmung in Viga an. Der alte Baron war mordſchlechter Laune und Ferdinand äußerſt bedrückt.

„Nun, Papa, wie iſt’s geworden?“ fragte Diana, nachdem die erſte Begrüßung vorüber war, während die Baronin ihren Herzensſohn ins Speiſezimmer zog, in dem ein Frühſtück für die beiden Herren hergerichtet war. „Biſt du befriedigt?“

„Er war gar nicht da!“ ſtieß der Baron finſter heraus, tauchte die Hände in ein in ſeinem Wohnzimmer befindliches Waſchbecken und trocknete ſie an dem blitzend ſauberen Leinen ab. „Aber es war auch gleichgültig! Ich fand einen Brief vor, aus dem evident hervorgeht, daß er nicht — will!“

Ein enttäuſchter Ruf entfuhr Dianas Munde, und ſie erbleichte unwillkürlich.

Sehr gedrückt und ohne etwas zu ſagen, verließ ſie das Zimmer und begab ſich ins Speiſegemach, um noch einmal einen Blick über den Tiſch zu werfen. Nun war’s um ſo mehr nötig, daß nichts fehlte. Sie kannte ihren Vater. Es konnte ſonſt furchtbare Szenen geben!

Der Baron aber trat an ſeinen Schreibtiſch, zog den Schnurrbart, ſah die Eingänge durch, meiſt Rechnungen und dergleichen, und betrachtete ſich, bevor er hinübertrat, wiederum in dem Spiegel. Die etwas gerötete Naſe war röter als ſonſt; aber in dem hellen Reiſeanzug ſah er für ſeine Jahre noch ſehr ſtattlich und friſch aus.

Das hob wieder die Stimmung und ſie ward nicht verſchlechtert, als das Rührei, die Kieler Sprotten, der Schinken, die Sardinen, das kalte Geflügel und der Hummerſalat ihm vortrefflich ſchmeckten. Nachmittags brachten ſie insgeſammt Ferdinand — dieſen mit hundert Mark in der Taſche, die er von ſeiner Mutter geliehen, obſchon ſie’s nicht entbehren konnte — und Ellen-Luiſe auf die Bahn. Sie fuhren nach Kraggholz, und die Menſchen, die ihnen begegneten und die auf dem Perron herumſtanden, dachten, als die vornehme und vergnügt dreinſehende Familie vor ihnen auftauchte, wie viel glücklicher und ſorgenfreier doch die ſeien im Vergleich zu ihnen!!

Ja, die hatten’s gut, alles war immer da, was ſie brauchten und wollten — —

* * *

Am folgenden Morgen brachte der Poſtbote nur einen Brief, und dieſer war nicht an die Baroneſſe, ſondern an das Fräulein D. von Stieglitz adreſſiert. Für Titulaturen ſchien George Vaſtus — von ihm war der Brief — kein Verſtändnis zu haben.

Äußerlich gelaſſen legte Diana das Schreiben neben das Frühſtück-Kouvert; innerlich aber tobte die Unruhe in ihr, und

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

ſie konnte es nicht erwarten, ſich nach beendetem Kaffee zu entfernen, um den Brief zu leſen. Er lautete:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Ihre ehrenden Zeilen wurden mir hierher nach Hannover geſandt, wohin ich in Geſchäften gereiſt war. Dies der Grund der ſpäten Beantwortung, die Sie gefälligſt entſchuldigen wollen.

Ihren Herrn Vater habe ich, wegen meiner Abweſenheit, leider nicht geſprochen, ſonſt hätte ich Ihre Wünſche zu erfüllen geſucht. Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben! Ich habe die Ehre, mich zu zeichnen als Ihr ganz ergebenſter

George Vaſtus.“

Zweimal und dann noch einmal überlas Diana die Zeilen und ließ ſie immer von neuem auf ſich wirken. Sie charakteriſierten den Mann nur zu ſehr! Kurz zu ſein, war die Art ſolcher Leute, die ihr Lebzeit nichts anderes gekannt hatten als Geſchäft und Erwerb, die nicht vertraut waren mit den feineren Umgangsformen.

Der Brief enthielt aber doch genau das, was zu beantworten war, und was ſie wünſchte.

Verſchoben iſt nicht aufgehoben! bedeutete bei Vaſtus eine Zuſage: Sicher! Und taktvoll umging er alles Übrige! Indem er erklärte, gewähren zu wollen, zeigte er zugleich, daß er nichts nachtrug, daß er ihr verziehen habe.

Diana war ſicher, daß Vaſtus eheſtens wieder in Viga erſcheinen, daß er ihrem Vater ſogar zuvorkommen werde.

Ihre gehobene Stimmung ward freilich wieder herabgedrückt, als ihre Mutter ihr erzählte, in welchen Nöten Ferdinand ſich befinde, und daß der Vater ihm nicht habe helfen können.

Diana lag alles klar vor Augen. Der Hausverkauf würde doch nur ein vorübergehender Notbehelf ſein! Nach ein paar Jahren war's ebenſo, vielleicht ſchon früher. Was ſollte in Zukunft werden?

Selbſt angenommen, daß ihre Schweſter draußen, Liane, künftig nichts mehr koſten würde, die Eltern ſollten leben! Und Ellen-Luiſe und ſie ſelbſt blieben!

Daß ihr Vater doch auch noch arbeiten könne wie andere, daß er ſein Lebelang nichts weiter gethan habe, als ſeine Neigungen zu pflegen und ſich möglichſt gut zu amüſieren, kam ihr bei dieſer Gelegenheit voll zum Bewußtſein. Ja, warum arbeitete er nicht? Weil er ſich mit allem abgab, aber eigentlich nichts verſtand, als gut zu leben, L'hombre und Schach zu ſpielen und Anekdoten zu erzählen.

Diana liebte ihren Vater, er war ja ihr Vater, aber ſie achtete ihn nicht mehr voll. Erſchreckend kam's über ſie, wie charakterlos, unwahr und der Selbſtbeherrſchung bar, wie tyranniſch, wie roh er war, und wie wenig gute Eigenſchaften dieſen Übeln gegenüber ſtanden! Zum Glück war er rechtlich, ſie zweifelte nicht daran; etwas Unrechtliches würde er nie thun!

Ihr kamen auch Gedanken über den Unterſchied der Stände. Die Männer ihrer Bekanntſchaft ließen faſt alle an innerer Qualität zu wünſchen übrig! Sie hatten Erziehung, verſtanden zu leben, Geld auszugeben und Konverſation zu machen. Aber was war das? Arbeiten mußten ſie, ſchaffen, ſich rühren, das Daſein anpacken! Das war ihr Amt, ihre Aufgabe, das machte ſie glücklich, froh und geſund, das hielt ſie von Thorheiten fern.

Leute wie Vaſtus waren allerdings auch nicht nach Dianas Geſchmack. Ein Mann, wie ſie ihn wollte, mußte Bildung, Kenntniſſe, Intereſſe beſitzen. Er ſollte nicht nur ſeine Lebensaufgabe darin ſehen, Geld zu erwerben.

Was war Geld?!

Eine herrliche Sache, wenn jemand damit Gutes that, an andere austeilte, die weniger beſaßen oder gar darbten!

Aber wann geſchah das?! Nein, von allen Ständen waren ihr die Geſchäftsleute am unſympathiſchſten. Eine Thätigkeit zu haben als Mann, wie Juſtizrat von Wenck, das würde ihr behagen!

Wenn ſie darüber nachgedacht hatte, wen ſie gern heiraten würde, ſo ſtand, wenn's nicht ein vermögender Adeliger ſein konnte, der die ſonſtigen Vorausſetzungen erfüllte, ſtets ein Juriſt vor ihr. Die Offiziere ſchienen ihr Sklaven der Disziplin, die Ärzte hatten einen Körper und Geiſt verzehrenden Beruf. Wie die Gutsbeſitzer daran waren, wenn ſie nicht über erhebliches Vermögen verfügten, wußte ſie zur Genüge, und Künſtler waren wegen ihrer Lebensauffaſſungen nicht nach ihrem Geſchmack. Sie wußten ſich einmal nicht in die Verhältniſſe zu ſchicken; ſie fügten ſich nicht in die Welt, ſondern ſahen in den beſtehenden Ordnungen derſelben etwas ihrer Natur Widerſtrebendes.

An einem der nächſten Tage erzählte der Baron ſeinen Damen triumphierend, daß Vaſtus ſich nun doch von ſelbſt wieder gemeldet habe. Er hatte geſchrieben, daß er am folgenden Tage in Viga eintreffen werde.

„Ich wollte ſchon einen weiteren Schritt thun, aber unterließ es, weil ich dieſes Volk kenne! Ich wußte, daß es ſo kommen werde. Sie glauben, klug zu ſein, dieſe Leute, aber andere ſind auch nicht auf den Kopf gefallen!“ So prahlte der Baron in ſeiner Art. Diana aber atmete auf, ſchwieg und dachte ihr Teil. Schon war ſie mit ſich zu Rate gegangen, wie ſie ihren Vater, ohne ihr Geheimnis preis zu geben, beruhigen, ihm Hoffnungen einflößen könne.

„Kommt Herr Vaſtus wieder zu Tiſch, Papa?“ warf Diana hin.

„Nein, wir wollen uns im Hotel treffen, ich ſpeiſe dort mit ihm. Aber ich denke, wir nehmen den Kaffee hier! Haltet ihn jedenfalls bereit, vielleicht im Garten.“

Als die beiden Herren am nächſten Mittag auf dem Vorplatze des zurückgebauten Hotels „Zum Löwen“ auf und abwanderten, lag noch etwas Unfreies zwiſchen ihnen, obſchon der Baron wußte, was er wollte. Es kam ihnen zu ſtatten, daß ſich inzwiſchen die Stadtvertretung, hauptſächlich durch eine Rede des Juſtizrat von Wenck bewogen, der Mitglied des Magiſtrats war und im übrigen ja keine perſönlichen, ſondern nur die Intereſſen Vigas verfolgte, in den Verkauf des Grund'ſchen Beſitzes unter der Bedingung zu willigen beſchloſſen hatte, daß die Lohgerberei zurückverlegt werde.

Nun hatte das Stieglitz'ſche Haus einen zweifelloſen Wert für Vaſtus.

Aber erſt bei dem dritten Gang des Diners löſten ſich beider Zungen. Vorher waren nur nichts ſagende Reden ausgetauſcht worden: Bedauern, daß man ſich in Hamburg nicht getroffen, daß Vaſtus inzwiſchen allerdings die Magiſtratsentſcheidung wieder andere Gedanken gegeben, und daß man nachher in Ruhe ſprechen wolle, ob und wie die Sache zu machen ſei.

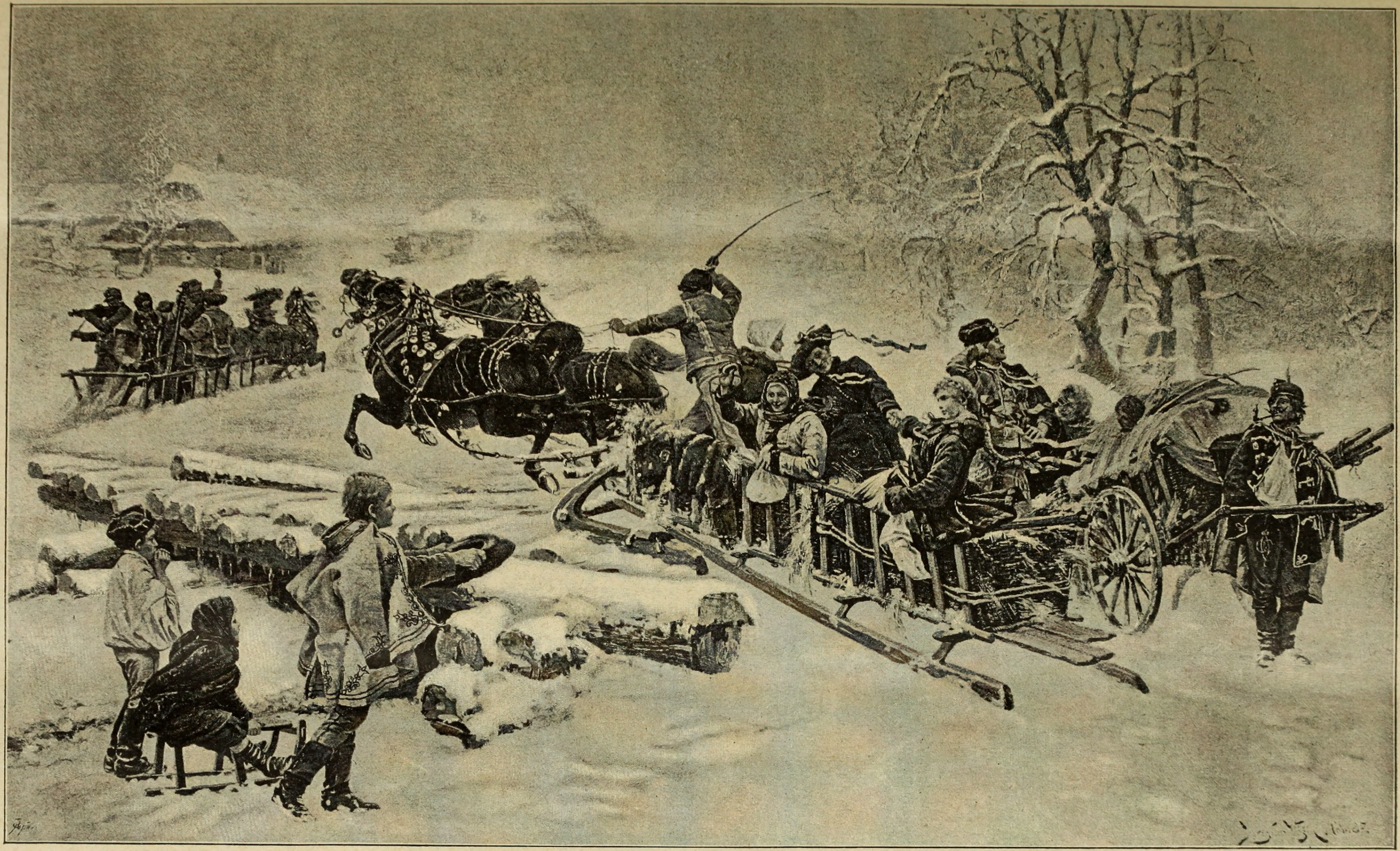
„Ich bin alſo zu Folgendem bereit, Herr von Stieglitz!“ hub George Vaſtus an und ſah Stieglitz, der als vornehme Perſon mit ihm allein am Tafelende ſaß, mit gewinnender Ehrlichkeit ins Auge. „Sie bleiben noch drei Jahre Beſitzer und Bewohner des Hauſes. Nach dieſer Zeit habe ich die Verpflichtung, es Ihnen abzunehmen, Sie aber das Recht, nein zu ſagen. Als Kaufpreis gilt die von Ihnen urſprünglich ſtipulierte volle Summe, auch gebe ich Ihnen ein Darlehn von 6000 Mark. Ich zahle außerdem ſchon jetzt die Differenz zwiſchen den Hypotheken und Ihrer Forderung ſamt Darlehn, doch wird der Poſten für mich eingetragen. Erwerbe ich das Haus nach drei Jahren, ſind wir, abgeſehen von den 6000 Mark, quitt. Lehnen Sie den Verkauf ab, ſo zahlen Sie mir binnen Jahresfriſt den Ihnen dann gemachten Geſamt-Vorſchuß mit vier Prozent per anno Zinſen zurück.“

Und ehe Stieglitz ſich von ſeinem Erſtaunen erholen und zu Worte gelangen konnte, fuhr Vaſtus fort: „Ich rechne ſo: Vor drei Jahren kann ich doch nicht zur Verlegung der Straße gelangen. Sie können alſo ruhig wohnen bleiben und brauchen Ihre Familie nicht zu beunruhigen. Ich will Sie auch in der Folge nicht zu etwas veranlaſſen, was Ihnen ſchwer ſein möchte. Ihre Verlegenheiten werden dagegen beſeitigt, Sie können inzwiſchen mit ſich zu Rate gehen, eventuell mir den Vorſchuß zurückbezahlen, oder ſich von Ihren Verpflichtungen befreien. Ich will Ihnen gefällig ſein, das iſt mein Wunſch.“

(Fortſetzung folgt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t78s7bc0v



Hochzeitszug in der Slovakei. Nach dem Gemälde von J. Veſin.

## Eine merkwürdige Ausſtellung.

(Abdruck verboten.)

Ausſtellungen gehören bekanntlich zu den Sommerblumen. Sobald die erſten Lerchen ſchwirren, beginnt ihr Erſcheinen, und in langer Kette reichen ſie ſich die Hände bis zum Spätherbſt, um dann in den Winterſchlaf zu verſinken. Mit der Reiſezeit müſſen ſie zuſammen fallen, da ihr Erfolg weſentlich von den Mengen herzuſtrömender Fremder abhängt. Eine merkwürdige Ausnahme davon machte eine Ausſtellung, die Ende November v. J. in Hamburg eröffnet wurde, die Fachausſtellung für Schauſtellungen und verwandte Berufsarten. Hier war zum erſtenmal zuſammengeſtellt, was das umherziehende Karuſſell, die Menagerie, das Wachsfigurenkabinett, der Seiltänzer und wie die zahlloſen Beſonderheiten dieſer wandernden Künſtler heißen mögen, zu ihrem Berufe bedürfen. Während des Sommers ſind ſie alle auf der Landſtraße; Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn, das weſtliche Rußland, Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande bilden das geographiſche Verbreitungsgebiet der deutſchen Artiſten. Zum Spätherbſt kehren die meiſten in die Heimat zurück, ein kleiner Teil findet auch während des Winters in größeren Städten Arbeit und Verdienſt. Ein Hauptſammelplatz für den Artiſten iſt nun die luſtige Hamburger Domzeit im Dezember. Auf den großen freien Plätzen in der Vorſtadt St. Pauli ſchlagen ſie ihre zahlloſen aus Leinwand und Holz gebauten, oft gut geheizten und trefflich beleuchteten Buden auf, eine große Zahl von Wirtsſälen bietet einer zweiten Schar bequemen Raum, ſo daß wohl an keinem Ort und zu keiner Zeit eine ſolche Menge von „fahrenden Leuten“ zuſammentreffen mag als hier.

Aber wenn ſie auch im Kampfe der Konkurrenz ſich vor ihren Schauſtellungen mit Stentorſtimme gegenſeitig niederzuſchreien bemüht ſind, ſind ſie ſich doch nach der Arbeit um ſo mehr der Gemeinſamkeit ihrer Intereſſen bewußt und haben ſich deshalb auch in einer internationalen Genoſſenſchaft zuſammen geſchloſſen zur gegenſeitigen Hilfe. Drei Wochenſchriften, der Komet, der Kourier und die Revue, vertreten die Intereſſen dieſes Standes und ſind, was wir ihnen hoch anrechnen wollen, mit Eifer bemüht, alles Gemeine von den Schauſtellungen fern zu halten. Aus dieſen Kreiſen iſt auch der Gedanke hervorgegangen, eine Fachausſtellung zu veranſtalten, durch die einerſeits den „Artiſten“ Gelegenheit gegeben wird, die beſten Quellen für ihre Bedürfniſſe kennen zu lernen, die anderſeits dem Publikum zeigen ſoll, daß auch dieſe, wie meine Großmutter zu ſagen pflegte, brotloſen Künſte dem Gewerbfleiße lohnende Aufgaben ſtellen.

In einem der mächtigen Wirtſchaftsetabliſſements, deren St. Pauli mehrere beſitzt, hatte die Ausſtellung ein mit Geſchick eingerichtetes Heim gefunden. Ein Gang durch dieſelbe belehrte uns, wieviel zu ſolch einer wandernden Schauſtellung gehört, und gibt uns eine Vorſtellung von den zum Teil ſehr bedeutenden Kapitalien, die in derartigen Unternehmen ſtecken. Nehmen wir etwa ein bedeutenderes Wachsfigurenkabinett. Einzelne gut gearbeitete Büſten, natürlich regierende Häupter oder berühmte Verbrecher, koſten 100—300 M. Ganze Gruppen, häufig mit mechaniſchen Vorrichtungen, die in vorzüglicher Weiſe den Eindruck des Lebens hervorrufen, koſten mehr denn tauſend Mark. Zu dieſen koſtbaren Gegenſtänden kommt die Halle: ein Bretterhaus, das wenigſtens an der Vorderſeite durch Draperien und ſtark wirkende Abbildungen geziert ſein muß. Nürnberg, die altberühmte Heimat alles Tandes, hat von ſolchen mit Gold- und Silberflitter, mit bunten Tuchſtücken und großen Glasperlen geſchmückten Vorhängen eine Reihe geſchmackvoller Proben ausgeſtellt. Für die am Eingang der Schauſtellung aufgeſtellten Ausrufer finden ſich die Materialien zu phantaſtiſchen Koſtümen. Muſik iſt unerläßlich, die mächtigen Gallerien des großen Saales zeigen ſich daher gefüllt mit allen Arten mechaniſcher Muſikwerke mit und ohne beweglichen Figuren; auch eine Sammlung anderer Inſtrumente, zu deren Verwertung mehr ein ſtarker Arm als ein feines Gehör nötig ſcheint, iſt vorhanden.

In einer kleinen Rotunde finden wir eine Sammlung der verſchiedenartigſten ſturmſicheren Lampen und daneben eine Ausſtellung von Karuſſellbedürfniſſen. Neben Modellen und Maſchinenteilen von Karuſſells ſtehen dort prächtige holzgeſchnitzte Tiere. Zu den Pferden in verſchiedenſter Ausſtattung treten, wie ſich bei einem Volke mit Kolonialbeſitz ziemt, auch Vertreter der heißen Zonen, Löwen, Panther und Strauße, ſowie phantaſtiſch ausgeputzte Wagen und Schlitten, ja ſogar Boote, die neben der allgemeinen Kreisbewegung noch eine zweite beſitzen, welche das Schaukeln der Wogen mit ſolcher Treue nachahmt, daß ſelbſt die Seekrankheit dadurch hervorgerufen wird.

Daß das Ferne uns näher gerückt iſt, zeigen auch die namentlich von Hamburgern veranſtalteten Ausſtellungen ethnographiſcher Gegenſtände. Familien von Wilden in guter plaſtiſcher Darſtellung, umgeben von echten Erzeugniſſen jener Länder, geben uns ein treues Bild von dem Leben unſerer dunkelfarbigen Landsleute.

Noch werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Einrichtungen für Schießbuden mit ihren mannigfachen mechaniſchen Spielwaren und ihren verſchiedenen Gewehren.

Es ſind nur einige Einzelheiten aus der Fülle des Gebotenen, die hier vorgeführt werden können; werden doch ſehr wenige unter den Leſern ſein, für welche dieſe Ausſtellung praktiſche Bedeutung hat. Aber ſie erſcheint mir nicht bedeutungslos für die Kulturgeſchichte. Wer mit liebevoller Teilnahme das Leben der fahrenden Leute im Mittelalter begleitet, der ſollte ſich nicht vornehm abwenden von ihren jetzt lebenden Kunſtgenoſſen. Auch ſie bilden einen Teil unſres großen Volkskörpers, ihr Leben iſt ein Stück von unſerem Leben. Es iſt nichts Unweſentliches, wie die Vergnügungen auch der unteren Stände ſich geſtalten, ob ſie die ſittliche und geiſtige Haltung desſelben herabdrücken oder erheben. Nicht vergeſſen wollen wir, daß durch dieſe Schauſtellungen auch der Vorſtellungskreis unſers Volkes erweitert wird, und mit welcher Freude werden ſich viele Leſer, die auf dem Lande oder in der kleinen Stadt aufgewachſen ſind, der Genüſſe erinnern, die ihnen durch Schauſtellungen bereitet wurden. Welch eine Welt des Wunderbaren eröffneten ihnen die mechaniſchen Theater, wie manche Stunde ſtand man verſunken im Anblick des ſich drehenden Karuſſells, nachdem längſt der vom Vater geſpendete Marktgroſchen verbraucht war. Erinnerung an die köſtliche Jugendzeit hat auch mich in die Ausſtellung geführt, aus der die Freudeſpender unſerer Kindheit ihr Handwerkszeug holen. H. S.

## Der Eislauf.

(Abdruck verboten.)

> „Wir hingen dieſer Luſt unmäßig nach.“ Goethe.

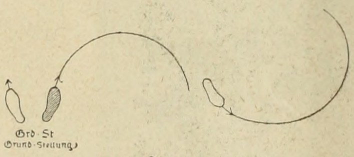


Fig. 1.

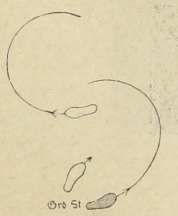


Fig. 2.

Waſſerfreuden! Welche Fülle von Genüſſen liegt nicht in dieſem Begriff! Die Natur iſt des Menſchen Erzieherin, und das Waſſer beteiligt ſich nicht zum geringſten an dieſem Bildungswerke. Der in ſteter Regelmäßigkeit ſich vollziehende Kreislauf des flüſſigen Elements, die ewige Ruheloſigkeit ſeiner Teile hat von jeher der Bewegungsfreudigkeit unſeres Geſchlechts und der Reiſeluſt Nahrung zugeführt: „Vom Waſſer haben wir's gelernt;“ „das hat nicht Ruh' bei Tag und Nacht, iſt ſtets auf Wanderſchaft bedacht“ heißt es in einem deutſchen Liede. Locken uns im Sommer „das Turnen im Waſſer,“ wie man die Schwimmkunſt genannt hat, Ruderei und Segelſport, ſo zieht im Winter der Eislauf jung und alt mit unwiderſtehlicher Kraft auf die ſpiegelglatte Bahn. Wegen ihrer vortrefflichen Einwirkungen auf den menſchlichen Organismus gehören all' dieſe Vergnügungen zu dem Beſten, was dem Körper geboten werden kann, und doch ſind ſie ihrem inneren Weſen nach von einander ſehr verſchieden. Erfordert das Rudern Zucht, Gehorſam, Beſchränkung, ſo iſt der Eislauf die verkörperte Freiheit. In der das ſchnellſte Marſchtempo des Fußgängers überholenden Bewegung bei verhältnismäßig geringem Kraftaufwand, in der bequemen Beherrſchung der Körperlaſt und der müheloſen Überwindung weiter Raumflächen liegt ſein packender Reiz. Und doch ſchließt alles das eine gründliche Durcharbeitung der Muskulatur keineswegs aus. „Bald iſt ſie (die Bewegung) dem Schweben des Vogels ähnlich, wenn er keinen Fittich rührt und die Richtung des Flugs bloß durch ſeinen Willen zu beſtimmen ſcheint, bald iſt ſie mit gelinder, bald mit aller Anſtrengung und mutvollen Geſchicklichkeit des Körpers verbunden,“ ſagt Guts Muts in ſeiner „Gymnaſtik für die Jugend.“ Was Wunder, wenn dieſer Winterſport in allen Kreiſen Freunde gefunden hat, denn nicht die Mutter Gymnaſtik allein hat am emſigen Schlittſchuhlauf ihr ſtilles Vergnügen, auch die Poeſie fühlt ſich heimiſch auf der Eisbahn, auf dem buntfarbigen Tummelplatz aller Stände, Alters- und Berufsklaſſen. Hier ſchwinden die Begriffe Lehrer und Schüler, hier triumphiert der Sohn über den Vater, das rotwangige Kind der freien Natur über den trockenen Stubenhocker; hier findet das zarte Geſchlecht ein willkommenes Feld zur Entwickelung graziöſer Bewegungen. Überall Freude, überall haſtiges Jagen, Fallen

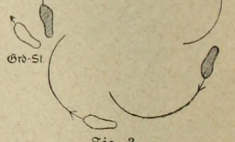


Fig. 3.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

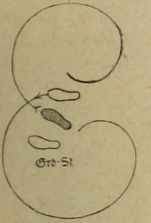


Fig. 4.

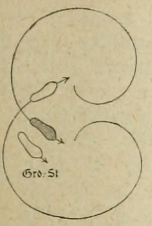


Fig. 5.

und Aufſtehen, Thränen und Lachen in ſchnellem Wechſel: Ein Bild des menſchlichen Lebens!

Wir ſchweben, wir wallen
auf hallendem Meer,
Auf Silberkriſtallen dahin
und daher.
Der Stahl iſt uns Fittich,
der Himmel das Dach,
Die Lüfte ſind heilig und ſchweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin!

heißt's in Herders „Eistanz.“

In techniſcher Beziehung hat der Eisſport einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, und es fehlt heute nicht an Leuten, die ſeinen Betrieb zu ihrem ausſchließlichen Lebensberufe gemacht haben. In Wahrheit mag der Weg zur Virtuoſität hier ebenſo weit ſein, wie auf anderen Gebieten, womit keineswegs jenem Schneefeger recht gegeben werden ſoll, der einem berühmten, mit den Vorſtudien des Schlittſchuhlaufs ſich abmühenden Muſiker ſagte: „Ja, Herr Profeſſor, Schlittſchuhlaufen iſt nicht ſo leicht, wie Violinſpiel.“ Wenn es nun auch zu den Vorzügen des Eislaufs gehört, daß der Schüler ſein eigener Lehrer ſein kann, ſo wird man doch, um die Mühſale der Anfangsübungen bald zu überwinden, gewiſſe praktiſche Winke nicht verſchmähen dürfen. — Schon beim Ankaufe der Schlittſchuhe gilt es, ein offenes Auge zu haben. Es ſoll die Befeſtigungsart und die Form des Eiſens Beachtung finden. Die erſtere iſt bei dem modernen Material ſo zweckentſprechend, daß man in jedem guten Geſchäfte der Weiſung des Händlers ſich wird unterwerfen können. Ein Urteil über die Geſtaltung des Laufeiſens wird aber von dem Käufer ausgehen müſſen und ſich nach den Bedürfniſſen desſelben zu richten haben. Für ein ausgedehntes Tummelfeld, welches zu weiten Touren und zur Entwickelung größter Schnelligkeit einladet, empfiehlt ſich ein die Fußlänge überragender, ſchmaler und gerader Stahl. Iſt man auf ein beſchränktes Gebiet angewieſen, und erblickt man ſein Ideal in zierlichen Schlangenlinien und Spiralen, dann dürfte der Schlittſchuh mit breitem und leicht gekrümmten Eiſen am Platze ſein. — Nun friſch ans Werk! Aller Anfang iſt ja ſchwer; einige zärtliche Berührungen mit der ſchelmiſch lächelnden Spiegelfläche bleiben nicht erſpart, und loſe Spötter ſind bald zur Stelle; aber man denke mit unſerm Goethe, der auch auf dem Eiſe Meiſterliches leiſtete, an das Ziel und tröſte ſich mit dem Kunſtläufer, dem ein Sturz meiſt teurer zu ſtehen kommt, als dem Anfänger:

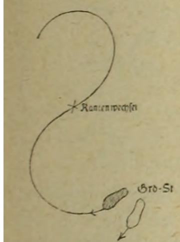


Fig. 6.

Lehrling, du ſchwankſt und zauderſt und ſcheueſt die glattere Fläche.
Nur gelaſſen! Du wirſt einſt noch die Freude der Bahn!
Fallen iſt des Sterblichen Los; ſo fällt hier der Schüler
Wie der Meiſter, doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin!

Alle Bewegungen werden mit der Muskulatur der Schenkel, vielfach unter Beihilfe der Schultern und Hüften ausgeführt; hüten ſoll man ſich dagegen, die Mitarbeit der Arme heranzuziehen. Die Kniee ſind leicht gebeugt, der Körper neigt ſich ein wenig nach vorn. Abwechſelnd werden nun nach rechts und links Gleitübungen vorgenommen, zunächſt ohne, dann mit Aufheben eines Fußes. Sind dieſe Elemente überwunden, dann übe man, um ſich den Übergang zu den ſchwierigeren Stufen zu erleichtern, das Laufen in möglichſt langen Linien, damit der einzelne Fuß im Tragen der Körpermaſſe mehr Sicherheit gewinnt. So kommt man über das A-B-C des Eislaufs hinweg, es tritt allmählich eine Verbrüderung mit der Bahn ein, die Plagegeiſter der Lernzeit: Schmerz in den Gelenken, Froſt im ganzen Körper, ſchwinden, und der Winter mit ſeinem kniſternden Froſte und der tückiſchen Glätte iſt zum vertrauten Freunde geworden.

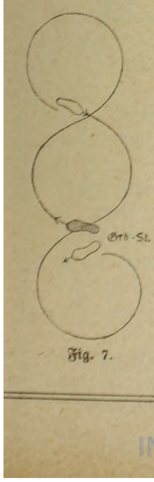


Fig. 7.

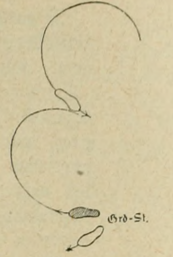


Fig. 8.

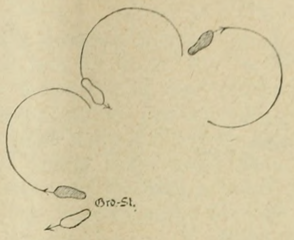


Fig. 9.

Verſuchen wir nun den Rückwärtslauf. Die Grundſtellung iſt ſo, daß die rechte Körperſeite etwas nach vorn gekehrt wird. Die Eiſen ſtehen ziemlich parallel. Jetzt verlegt der Läufer ſein Gewicht auf den linken Schenkel und erreicht durch ein leichtes Beugen der Fußgelenke, daß beide Laufeiſen die Grundfläche nur mit den linken Kanten berühren. Noch ein kräftiger Abſtoß rechts und die gewünſchte Bewegung geht vor ſich. Der rechte Fuß beſchreibt auf dem Eiſe einen weiteren Bogen und nimmt dann die Fortführung des Körpers auf. Iſt dies geglückt, dann verſuche man's mit jedesmaligem Aufheben des abſtoßenden Fußes. Zu mancherlei intereſſanten Abwechslungen bei den bisherigen und ſpäteren Evolutionen bietet das Überſchreiten Gelegenheit.

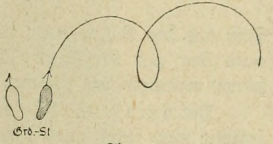


Fig. 10.

Hiermit wäre die erſte Ausbildungsſtufe erledigt. In ihr wurden die Bewegungen im allgemeinen auf der ganzen Breite des Eiſens ausgeführt. Die folgenden Stufen bilden das Bereich des Kunſtlaufs und zwar reihen ſie ſich methodiſch geordnet ſo aneinander:

II. Stufe: Einfacher Kantenlauf: der Bogen;
III. Stufe: Dasſelbe mit Kantenwechſel: Schlangenbogen;
IV. Stufe: Wie III. mit Frontwechſel: Dreier, Doppeldreier;
V. Stufe: Kantenlauf mit Frontwechſel ohne Kantenwechſel: Schlinge.

Wer die Äſthetik des Eisvergnügens würdigt, ſollte dieſen Kapiteln eine ſorgſame Pflege widmen.

Der Bogen wird vorwärts und rückwärts ausgeführt und jede der beiden Arten wieder aus- und einwärts, ſo daß man unterſcheidet: 1. Vorwärts-Auswärtsbogen, 2. Vorwärts-Einwärtsbogen, 3. Rückwärts-Auswärtsbogen, 4. Rückwärts-Einwärtsbogen. Kombiniert man dieſe Grundfiguren, dann gelangt man zu einem überaus reichen Felde intereſſanter Formationen, welche durch Einfügung des Überſchreitens und ſonſtiger techniſcher Bravourſtückchen eine hübſche Ausſchmückung erfahren. Man wird nicht verlangen, daß hier eine Kollektion aller denkbaren Eisarabesken vorgelegt werde; im allgemeinen muß die Herſtellung derſelben aus der Findigkeit des „Eismalers“ erwachſen. Einige Proben werden indeſſen im folgenden vorgeführt werden.

Bei dem Vorwärts-Auswärtsbogen bilden die Schlittſchuhe in der Grundſtellung einen ſpitzen Winkel. Während das rechte Knie in eine leichte Beuge übergeht, legt ſich das Körpergewicht nach dieſer Seite, der linke Fuß ſtößt ab und die linke Schulter ſchiebt ſich nach vorn. Geht die treibende Kraft nach vorn zur Neige, dann poſtiert ſich der linke Fuß ein wenig vor den rechten, und die Körperſtellung wechſelt in entſprechender Weiſe zu einem Linksbogen (Fig. 1).

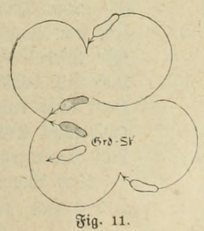


Fig. 11.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

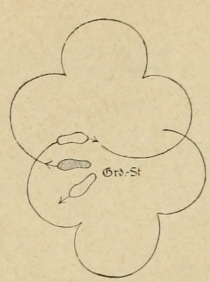


Fig. 12.

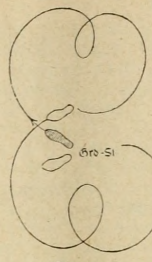


Fig. 13.

In ganz ähnlicher Weise vollzieht sich der Vorwärts-Einwärtsbogen, nur daß abgesehen von der oben schon angeführten veränderten Kantenstellung die andere Schulter vorzustrecken ist (Fig. 2). Eine Verbindung dieser beiden Bogenarten läßt den sogenannten „Kranz“ entstehen (Fig. 3). Nähert man sich bei der Ausführung dieser Bogen immer mehr einem Centralpunkte, so entsteht die „Rose.“

Der Rückwärts-Auswärtsbogen geht von einer mehr parallelen Grundstellung der Füße aus. Wiederum legt sich der Körper auf das rechte, leicht gebeugte Knie. Mit dem Abstoß schwingt sich die linke Schulter lebhaft zurück.

Bei dem Rückwärts-Einwärtsbogen endlich konvergieren in der Grundstellung die Gleiteisen nach vorn. Aus der leichten Beuge des rechten Fußes entwickelt sich der Bogen durch Abstoß links, während die rechte Schulter bei der rückläufigen Bewegung die Führung übernimmt.

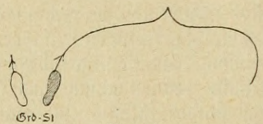


Fig. 14.

In den angeführten Übungen stellt sich der Bogen etwa als Halbkreis dar, vervollständigt man ihn zur Kreislinie, dann entsteht der „Achter“ in seinen mannigfachen Formen (Fig. 4 u. 5).

Die dritte Stufe macht uns mit dem Kantenwechsel bekannt und führt zum Schlangenbogen. Er stellt eine Verbindung von Außen- und Innenbogen dar, welche durch eine kurz ausgeführte Stellungsveränderung erzielt wird (Fig. 6). Auch der Schlangenbogen läßt sich zum „Achter“ entwickeln (Fig. 7).

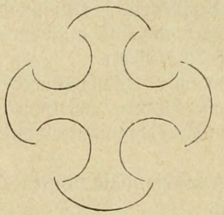


Fig. 15.

In die vierte Stufe treten wir ein, wenn mit dem Kantenwechsel auch eine Frontveränderung des Körpers — eine Kehrtwendung — vorgenommen wird. Durch diese Verknüpfung eines Vorwärts- und Rückwärtsbogens entsteht der Dreier und Doppeldreier (Fig. 8 u. 9).

Die fünfte Stufe, die Schlinge, verbindet zwei Auswärts- bezw. Einwärtsbogen ohne Kantenwechsel. Sie verlangt eine lebhafte Unterstützung durch die Schwungkraft des frei schwebenden Fußes (Fig. 10). Die Figuren 11, 12 und 13 zeigen uns dieselben Formationen in Achtergestalt.

Schließlich mag der umgekehrte Dreier hier noch erwähnt werden. Bei demselben zeigt der Bogenbruch nicht nach dem Bewegungsmittelpunkte, sondern nach außen (Fig. 14).

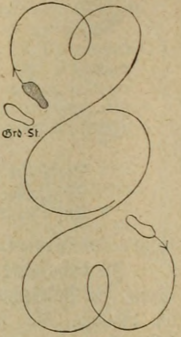


Fig. 16.

Aus diesen Grundfiguren lassen sich nun durch praktische Zusammenstellung allerhand zierliche Gebilde herstellen, die allerdings mit der Feder bei weitem schneller aufgezeichnet sind, als mit dem Gleiteisen. Hier nur einige Beispiele. Fig. 15 zeigt eine Reihe von Vorwärts-Einwärtsbogen. In Fig. 16 vereinigt sich der Schlangenbogen mit der Schlinge; in Fig. 17 der erstere mit dem Dreier. Fig. 18 zeigt einen Vorwärts-Auswärtsbogen mit Schlinge; Fig. 19 und 20 eine Verbindung von Dreiern bezw. umgekehrten Dreiern.

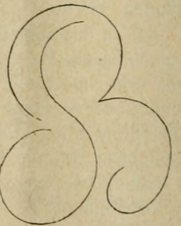


Fig. 17.

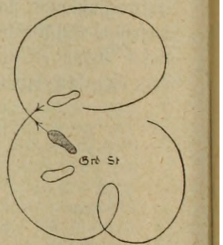


Fig. 18.

Sapienti sat! Wer die angeführten Exerzitien beherrscht, braucht das engere Reich der Eiskapazitäten nicht zu scheuen. Jetzt möge die Praxis an die Stelle des unterweisenden Wortes treten, denn auch hier gilt das Goethesche: „Grau, teurer Freund ist alle Theorie und grün des Lebens goldener Baum.“ Der wahre Zauber des Eissports liegt ja weniger in der technischen Fertigkeit, sondern in einem Etwas, das keine Feder darzustellen vermag: in der Erfrischung des Leibes und der Seele; in der Kräftigung des Nervensystems, in der Belebung der Blutzirkulation und — in der Erhaltung eines guten Appetits. Diese Vorzüge ziehen uns immer wieder ins Freie, so lange die Spiegelbahn gastlich ladet, sie lassen uns Klopstock beistimmen, der dem Eislauf im begeisterten Hymnus das Wort redete:

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin!
Komm mit mir,
Wo des Kristalls Ebene dir winkt.
Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht? Und die Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

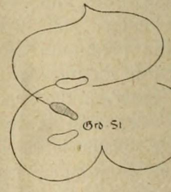


Fig. 19.

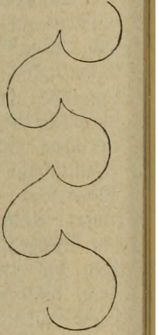


Fig. 20.

---

## Bekehrung.

Früh war ich aufgewacht verdroßnen Muts,
Vom ganzen Tag verhieß ich mir nichts Guts.
Mit Knurren fiel zuerst mein Weib ich an,
Dann kam die Magd und dann die Kinder dran.
So ward ein Stündchen um und um gebellt,
Und endlich trollt' ich bissig mich ins Feld.
An einem Bauernhaus stapft' ich vorbei.
Ei, guter Tiras, welch ein wüst' Geschrei!
Ich kam doch oft daher auf diesen Wegen;
Mit Wedeln sprang der Hund mir sonst entgegen,
Ließ sich behaglich krau'n die zott'ge Mähne;
Heut aber knurrt er muffig, fletscht die Zähne,
Und alles Ernstes, wenig fehlte nur,
Daß schnappend er mir in die Waden fuhr.
Der Bauer schimpft zurück das grobe Tier
Und sprach, sich knapp entschuldigend, zu mir:
„Der kommt nun, merk' ich, auch zum Schinder bald.
Er ist seit kurzem so. Das Biest wird alt.“
Ich grüßte dankend, schritt nur hast'ger aus
Und trollte neu verärgert mich nach Haus.
Ich murrte weiter, Stimmung grau in Grau.
Fast ängstlich aber sprach die arme Frau:
„Du bist seit kurzem so! Was hast du nur?“
Ein Schreck, der seltsam mir zum Herzen fuhr,
Und heimlich dräuend eine Stimme schallt
Von seitwärts mir ins Ohr: „Das Biest wird alt.“
Und jählings ward verwandelt mir der Sinn.
Gott Lob und Dank, daß ich so jung noch bin!
Mit sechzig mag man knurren gut und gern:
Ich aber bin den Fünfzigern noch fern.
Ich küßte meine Frau, ich lächelt' heiter.
An diesem Tage quält' ich sie nicht weiter.

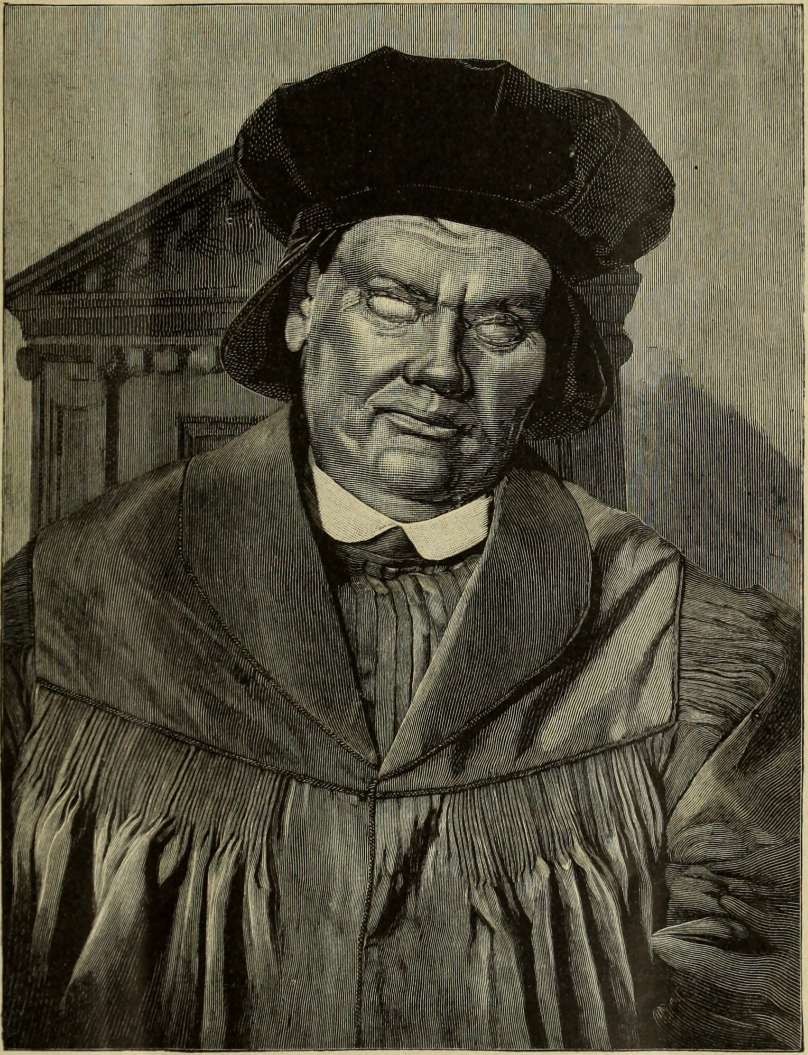
Hans Hoffmann.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Luthers Totenmaske.

(Abdruck verboten.)

Nachdem Martin Luther am 18. Februar 1546 zwiſchen zwei und drei Uhr früh in Eisleben geſtorben war, ſind im ganzen dreimal von ſeiner Leiche Bilder abgenommen worden. Schon am erſten Vormittage malte ein Eislebener, am darauffolgenden der Maler Lukas Fortenagel aus Halle den Kopf des Verſtorbenen. In Lieſchings Verlag, der ſpäter an Mühlmann in Halle überging, erſchien vor einigen Jahrzehnten nach einem angeblich Kranachſchen Gemälde ein Stich: Luther im Leichenhemde auf einem Kopfkiſſen, ein Bruſtbild. Daß Kranach ein ſolches Bild gemalt haben könnte, dafür fehlt jeder geſchichtliche Anhalt. Vielleicht liegt dieſem Stiche eines der erwähnten, in Eisleben nach der Leiche gezeichneten Bilder zu Grunde.



Eine Totenmaske Martin Luthers in der Marienbibliothek der Kirche Unſerer lieben Frauen in Halle a. S.

Eine dritte Nachbildung iſt in Halle vorgenommen worden. Dort hat auf der Überführung nach Wittenberg Luthers Sarg in der Nacht vom 20. zum 21. Februar in der Sakriſtei der Marienkirche geſtanden. Einer alten Überlieferung zufolge iſt in dieſer Nacht nach dem Kopfe Luthers ein Gipsabguß gemacht worden, und danach hat man ſpäter die Wachsmaske gebildet, welche heute in der Bibliothek der St. Marienkirche — nach der Niederlegung des alten Gebäudes im Hofe der prächtigen Pfarrhäuſer befindlich — als Lutherbild gezeigt wird. Merkwürdigerweiſe gibt es über die Herkunft dieſer Wachsmaske auch nicht die geringſte urkundliche Aufzeichnung. Erſt in ſpäterer Zeit, wohl zur Feier des 300jährigen Todestages des Reformators 1846, iſt die Maske zu einer völligen Figur ausgearbeitet worden, ein wenig geſchmackvolles Unternehmen. Luther ſitzt, ein Barett à la Richard Wagner auf dem Kopfe, an einem runden Tiſch auf hohem Lehnſtuhl. Er iſt mit einem Talar bekleidet; die gelben Hände, ſchon ins Dunkelbraune ſpielend, liegen weit ausgebreitet über den Tiſch hin, auf welchem ſich ein alter Foliant befindet. Die Augen ſind, was ſehr zur Entſtellung des Ganzen dient, eingeſetzt, und dabei iſt die Umgebung derſelben mehrfach lädiert. Durch dieſe ungeſchickte Behandlung der Augen und die Verzerrung des Mundes wird ein Geſamteindruck hervorgerufen, der an der Echtheit der Maske ernſtlich zweifeln läßt. Dennoch ſpricht die Wahrſcheinlichkeit dafür, daß wir an dieſem Bilde in der That die von Luthers Leiche abgenommene Maske beſitzen. Zwei ſehr bedeutende Autoritäten haben ſich entſchieden in dieſem Sinne ausgeſprochen: Chriſtian Daniel Rauch und Ernſt Rietſchel, beide im Lutherjahre 1846. In der Saalezeitung (1889, Nr. 94, 3. Beil.) hat der damalige Bibliothekar von St. Marien, Dr. W. Jahn, das Gutachten des erſteren veröffentlicht. Nach einer genauen Unterſuchung gab der berühmte Bildhauer unter dem 2. Juni 1846 folgendes Gutachten ab: „Von beſonderem Intereſſe können an dieſem Kunſtwerke nur die Maske und die Hände ſein, zumal da beide die unverkennbaren Spuren davon zeigen, daß ſie zu einer und derſelben Perſon gehört haben. Ebenſo augenſcheinlich iſt es, daß die Wachsmaske das naturgetreue Porträt des Dr. Martin Luther uns vorführt ... und obgleich es nicht am Orte ſein würde, hier die Authentizität des Lutherbildes zu ermitteln, ſo darf doch im Intereſſe ſowohl der Bibliothek, welcher dieſes Bildnis angehört, als des kunſtliebenden und den großen Reformator verehrenden Publikums ausgeſprochen werden: daß es als eine heilige Pflicht erſcheint, dieſes in ſeiner Art einzige Kunſtwerk durch Abformung in Gips ebenſo vor einer leicht möglichen, und wenn ſie erfolgen ſollte, unerſetzlichen Zerſtörung zu ſichern, wie auch auf eine ihm ſelbſt ungefährliche Weiſe zu vervielfältigen.“ Als auch Meiſter Rietſchel in Dresden ſich in gleicher Weiſe ausgeſprochen hatte, erfolgte im Jahre 1848 die Anfertigung der Form, welche der jetzt im Kunſthandel befindlichen, auf das halliſche Original zurückzuführenden Luthermaske zu Grunde liegt.

D. Leop. Witte.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze=Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Wahrlich, man mußte bei gerechtem Fühlen dieſem großen, unheimlichen Manne auf dem Throne einen Bruchteil von der Rieſenſumme ſeiner Schuld abziehen, wenn man die blinde Vergötterung ſeines Volkes ſah und den übelriechenden Weihrauch ſeiner Schranzen ſpürte!

All dieſe Nachrichten, in den Zeitungen des ſiebenundzwanzigſten und neunundzwanzigſten Dezembers enthalten, gelangten erſt am zweiten Januar, einem Sonnabende, nach der Inſel St. Jürgen.

Die herrliche Winterklarheit der Weihnachtswoche war vorüber und Tauwetter eingetreten. Noch hielt das Eis, aber ſchon hatte ſich der Wind von Nordoſt nach Weſt gedreht. aus ſeinem kräftigen Brauſen war ein weichliches Winſeln geworden. Das Eis krachte und knackte gefährlich. „Die Spanier laufen!“ ſagten die Moorbauern. Über Nacht barſt die ſpiegelnde Fläche nach Ritterhude zu in langen Riſſen und Spalten auseinander: es klang in der dunkeln Stille wie knatterndes Kleingewehrfeuer. Man konnte ſich wirklich aus der Ferne einbilden, daß ein Fähnlein welſcher Arkebuſiere, aus der Zeit des Wallenſteiners, das Moor unſicher mache! Nach der Stadt zu gab es nicht ſo viel Strömungen unter dem toten Waſſer, die das Eis zum Berſten brachten; deshalb hoffte der Bote mit Recht, noch ſicher zurück zu gelangen.

Vorhin, als er gekommen war, um im Küſterhauſe ſein Päckchen abzuliefern, hatte Leberecht gerade über ſeiner Predigt am Schreibtiſch geſeſſen, einſam, denn Chriſtine verbrachte auf ſeinen Wunſch den Nachmittag bei den Eltern. Der Bote legte die Zeitungen ſacht neben Domine’s Ellbogen, ſtrich ſeinen Lohn ein und tappte hinaus, um gleich darauf durch das Schneegeſtöber ſeines Weges weiter zu eilen, nach Waſſerhorſt und Grambke zu.

Es war totenſtill um Leberecht her. Er beendete die letzten Sätze ſeiner Predigt, deren Text, aus der erſten Epiſtel Petri, ihm abermals eine große Verſuchung geweſen war, den Strom ſeiner Beredſamkeit über die ruſſiſchen Greuel zu ergießen. Er hatte der Verſuchung mannhaft widerſtanden, ſchob ſeine Papiere raſch beiſeite und griff nach den Zeitungen.

Tief auf ihre Spalten niedergebeugt, blaß vor Empörung, fand ihn Chriſtine, als ſie eine gute Stunde ſpäter von den Eltern heimkehrte. Mit der vollen Freude geſtillter Sehnſucht, die ihr jedesmal den Tritt beflügelte, wenn ſie ſich für noch ſo kurze Zeit von ihrem Manne trennen mußte, lief ſie auf ihn zu und ſchmiegte ihre roſige Wange, an der die ſchmelzenden Schneeflocken in feinen Tröpfchen hingen, zärtlich gegen ſeine Lippen.

„Da bin ich endlich wieder, ewig lang iſt mir die Zeit geworden!“

Als ſie die neuen Zeitungen und den Ausdruck in ihres Mannes Zügen gewahrte, ſchwand ihr Lächeln.

„O Liebſter! ich wollte wahrhaftig, es würde gar nichts mehr gedruckt in dieſer Welt!“ rief ſie, und er erhob ſich und reckte die Arme vor ſich hin wie ein müder Mann. Seine Stimme erſchien ihr rauh, ganz verändert und verſchleiert:

„Ja Kind, das wünſcht’ ich auch, oder wenigſtens, es würde nicht mehr ſoviel Schandbares gedruckt und ſtatt deſſen etwas Rechtes gethan! Was meinſt du: ob ich den Vater um eine große Güte bitten dürfte? Daß er, falls morgen wider Erwarten Kirchgänger kommen ſollten, noch einmal an meiner Stelle Andacht im Hauſe hielte? Sage mir’s ehrlich; du kommſt eben von ihm, iſt er leidlich wohlauf?“

„Sehr wohl — ſehr gut, ſoweit man’s von ihm verlangen kann,“ entgegnete Chriſtine, „aber erkläre mir nur, weshalb?“

„Mir brennt der Kopf, ich möchte in die Stadt zum Arzte. Frage nicht ſo viel,“ unterbrach er ſie ungeduldig, „es iſt beſſer, ich predige morgen nicht, wie ſoll ich meiner ſelbſt auf der Kanzel Herr bleiben, nach Dieſem!?“

Er ſchlug mit der geballten Linken auf die Zeitungen und fuhr ſich dann mit beiden Händen heftig durch ſein dichtes Haar.

Sie ſah ihm beſtürzt ins Geſicht. Dieſen Ton ihr gegenüber kannte ſie noch nicht an ihm, aber ſie zwang ihre verletzte Antwort nieder und ſagte freundlich:

„Laß mich deine Stirn fühlen — du haſt wirklich ein wenig Fieber. Mit dem Arzte wollen wir’s uns noch überlegen und erſt einmal in Mutters Hausapotheke nachſehen; es iſt gar zu ſchlecht in die Stadt zu kommen. Vater wird dir ſicher nicht nein ſagen, geh’ ſelbſt die paar Schritte zu ihm, willſt du? Die Luft iſt wundervoll friſch, das thut dir gut.“

Während er, ihren Rat befolgend, ſich zur Paſtorei hinüber begab, ſorgte ſie fürs Abendbrot und räumte ihr Stübchen auf. Bei ſo winzigen Platzverhältniſſen war Ordnung die vornehmſte Bedingung zum Wohlbefinden. Der Fußboden um den Schreibtiſch her lag voller Papierfetzen, und als Chriſtine dieſelben ſammelte und beim Lichtſchein betrachtete, ſah ſie mit Schrecken, daß ſie die Bruchſtücke von ihres Mannes morgender Predigt in der Hand hielt. Sie vermochte ſich die Sache nicht zu erklären; konnte ihm der erſte Entwurf nicht genügt und er einen zweiten begonnen haben? Oder wo ſonſt ſollte ſie den Grund einer ſolchen That ſuchen?

Sie faltete die Zeitungen auf dem Tiſche zuſammen, und ein halber beſchriebener Bogen fiel ihr dabei entgegen. Die erſte Zeile beruhigte ſie: das war ganz unzweifelhaft der neue Entwurf; denn den Anfang bildete ein Bruchſtück des verordneten Textwortes für den erſten Sonntag nach Neujahr. Sie las:

„1. Petri, 4.

Darum es iſt Zeit, daß anfange das Gericht. Und ſo der Gerechte kaum erhalten wird, wo will der Gottloſe und Sünder erſcheinen?“

Und weiter:

„Man zerſtört in einem Augenblicke, aber man kann nicht ohne Hilfe der Zeit wieder aufbauen!“

„Napoleon Bonaparte Imperator. Paris am 20/12 1812.“

Und unter dieſem Ausſpruche das Folgende:

„Frevler! Biſt Du Gott, vor dem tauſend Jahre nur wie ein Tag ſind? Nennſt Du die langen Jahre des Druckes, der Schmach, der Not, des Blutes und der Thränen einen Zerſtörungsaugenblick? Du Sünder wider das erſte Gebot! Denn Du machſt Dir ein Bildnis und ein Gleichnis von Deinem Gotte und beteſt es an: Dein eigenes, vermeſſenes Ich! Du aber biſt nicht Gott, und des Allgewaltigen Hand wird Dich treffen und ſchlagen, wenn Du am höchſten und ſicherſten zu ſtehen vermeinſt!

„Deutſche Patrioten aller Stände! Hört auf die Mahnungsſtimme eines Predigers in der Wüſte. Auf! Laſſet uns wirken und für unſere Befreiung kämpfen, ſolange es noch Tag iſt! Ein deutſcher Patriot.“

Am Fuße des Blattes in kleiner Schrift eine Bemerkung für den Drucker in der Stadt:

„Klein=Folio. Antiqua. Unterſtreichungen ſperren.“ Daneben, ſehr fein mit Blei notiert, des Druckers Adreſſe: irgend ein entlegenes Winkelgäßchen.

Chriſtine hielt das Blatt in der zitternden Hand und ſtarrte auf die gefährlichen Sätze aus der Feder ihres Mannes. Indem hörte ſie ihn raſch treppauf kommen. Sie warf das Papier auf den Schreibtiſch zurück und wollte ans andere finſtere Ende des Gemachs fliehen, allein ſie blieb wie verſteinert, wo ſie ſtand. Bewunderung und Entſetzen überſtürzten ſich in ihrer Seele.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

„Was thuſt du?“ rief er in der Thür, eilte auf ſie zu und ergriff heftig ihre Hand beim Gelenk. „Du haſt in meinen Papieren geſtöbert!“

Nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, ihm zu lügen. Sie wurde leichenblaß, dunkel blickten ihre Augen in ſeine zornigen.

„Ja,“ erwiderte ſie, „ich habe es gethan, ich habe die Flugſchrift geleſen, die du veröffentlichen willſt, morgen, wenn du in die Stadt zum Arzt gehſt.“

Er wendete ſein Geſicht ab und ließ auffahrend ihre Hand los. In einem knappen Satze hielt ſie ihm die Wahrheit entgegen: all ſeine Pläne, an denen er ſeit Tagen geſchmiedet hatte, während jeder Einſamkeitsminute und in langen, ſchlafloſen Nachtſtunden.

Sie warf ſich an ſeine Bruſt und kehrte mit beiden Händen ſein widerſtrebendes Antlitz dem ihrigen zu.

„Nein, o nein! Das biſt nicht du! Das iſt nicht mein edler Mann, der wie eine Natter im Verborgenen ſchleicht und ſticht! O, mein geliebter Freund, höre auf mich! Ich bin nicht gelehrt, aber den Unterſchied zwiſchen Tugend und Unrecht hab’ ich doch klar erkennen gelernt. Leberecht, lieber will ich dich klaglos hingeben in offenem Kampfe, aber nicht ſo, nicht für lichtſcheuen Patriotismus! Du antworteſt mir nicht? Sieh mich an, o, ſieh mir ins Geſicht, mein Einziger! Geh’ nicht in die Stadt zum Arzt, laß mich verſuchen, dich zu heilen. Und zerreiß dies Blatt mir zuliebe, dir ſelber zuliebe!“

Sie hielt ihm das Papier hin: „Was wagſt du mir zu bieten,“ ſagte er mit klangloſer Stimme und trat von ihr hinweg.

„Mein Beſtes: treue, ehrliche Liebe,“ gab ſie zurück, umſchlang ihn, trotz ſeines Widerſtandes von neuem und bot ihm abermals das Blatt. „Vernichte es, höre auf mich,“ wiederholte ſie, „ich will dich auf den Knieen darum bitten!“

Allein, ehe ſie es ſo weit kommen ließ, riß er ſie an ſich, ſchaute ihr, unter feſtzuſammengezogenen Brauen hervor, gerade ins Geſicht; dann gab er ſie frei, nahm das unſelige Papier aus ihrer Hand und zerpflückte es in kleine Stücke.

„Still! Kein Wort mehr!“ gebot er ihr, als ſie Miene machte, ihm für das zu danken, was er eben vollbracht. Darauf hüllte er ſich in ſeinen Mantel, ging ins Freie hinunter und ſchritt wohl eine Stunde lang zwiſchen den Gräbern des Friedhofes auf und nieder. Eine Weile kauerte Chriſtine in Todesangſt vor dem runden Fenſterchen und ſpähte, durch Dunkelheit und Schneetreiben, vergeblich nach ihm aus. Sie zwang ſich mit aller Macht, nicht zu weinen, nicht zu fürchten; ſie legte Gott ihre Not ans Herz, und das Gebet machte ſie mutiger, ſo daß ſie ſich ruhig zu ihrer Arbeit ſetzen konnte, bis er wieder zu ihr eintrat, verſchneit, durchweht, aber doch ein anderer, als der vorhin von ihr gegangen war. Nur ſeine matten Augen ängſtigten ſie und daß er ſich kaum mehr auf den Füßen hielt vor Müdigkeit. Sie ließ nicht mit Bitten ab, bis er, nach kaum berührtem Abendbrote, ſich niederlegte. Sie fühlte ſich erſchreckend wach und hätte am liebſten noch Stunden lang mit ihm hin und hergeredet und gerechtet über dies erſte düſtere Blatt im Liebesgedichte ihres jungen Herzens. Allein ſie bezwang die ſelbſtiſche Regung. Damit der Geliebte volles Dunkel und ungebrochene Stille habe, löſchte ſie das Licht, ſetzte ſich auf eine Fußbank an ſeine Seite, lehnte ihren Kopf gegen die Bettkante und kämpfte mit der eigenen Schlummermüdigkeit. Stunde auf Stunde verſtrich; Leberechts Fieberglut fing an, ſich ihr mitzuteilen. Unabläſſig ſeufzte und ſtöhnte er und warf das Geſicht hin und her in den Kiſſen, packte mit haſtigen Fingern die Decke zuſammen, als ſuche er plötzlich einen Halt gegen eingebildetes Verſinken, und wenn Chriſtine ihn leiſe anrief, legte er ſeine brennende Hand auf ihre Lippen:

„Laß mich! ſtill! ſtill!“

Zuletzt jedoch wurde ihr ſeine qualvolle Unruhe ganz unerträglich. Sie erhob ſich von ihrem Binſenſchemelchen und berührte ſeine Schulter, die unter ihrer Hand zuſammenzuckte.

„Lieber, kannſt du denn gar nicht einſchlafen? Willſt du’s nicht verſuchen? Ich werde Licht machen und dir ein Glas Waſſer holen.“

„Kein Licht, laß, laß! ich bin nicht durſtig,“ wehrte er abermals flüſternd ab und wollte ſie zurückhalten. Als ſie jedoch trotzdem zum Fenſter ging, aus dem Steinkruge einſchenkte und ihm den eiſigen Labetrunk an die Lippen hielt, wie einem kranken Kinde, leerte er das Glas in langen, ſchmachtenden Zügen.

„Chriſtine,“ ſagte er dann leiſe zwiſchen raſchem Atemholen, „gib mir deine Hand, hilf mir, wie du’s ſchon einmal gethan haſt. Sieh, der Verſucher, das Böſe in mir, will es nicht zugeben, daß du Recht hatteſt, als du verlangteſt, ich ſolle die Flugſchrift vernichten, das Pamphlet.“

„Lieber, quäle dich nicht ſo entſetzlich darum! Laß den böſen Geiſt austoben. Der gute iſt hundertmal ſtärker in dir, und wenn du auch meinſt, er ſei matt geworden: das geht vorüber, er überwindet doch.“

„Die Erkenntnis wenigſtens ſteht mir bei und doch und doch —“

„Gieb Geduld gegen dich ſelbſt, Liebſter. Du biſt ein Menſch, jeder Menſch muß kämpfen, und du ſtehſt nicht allein in der Welt. Sieh, ich bin jung und unerfahren, aber du haſt mich doch, und mein Herz liebt dich über alles.“

Er drückte ihr ungeſtüm die Hand. „Chriſtine, tauſend Dank, du mein lieber Troſt, wie klein fühl’ ich mich vor dir! Ich habe dir auch noch mit keinem Worte abgebeten, daß ich dir heute Abend ſo ſchroff und lieblos begegnen konnte!“

„Geliebter Mann, ich bitte dich innig, ſchweige davon! Es iſt im großen und kleinen ſchwer, wenn ein Unberufener uns einen Plan vereitelt, von dem wir etwas hoffen. Du hielteſt mich in deiner Erregung für unberufen, du vergaßeſt, daß ich ein Teil von dir ſelbſt bin und das Recht meiner Liebe für mich hatte. Und ich hätte nicht ſo heftig fordern dürfen, was du bei ruhigem Bitten und gemeinſamer Überlegung ſo gewiß unterlaſſen hätteſt, wie dir’s jetzt deine Erkenntnis verbietet.“

„So vergiebſt du mir ganz, Chriſtine?“

„Hätt’ ich dir nur gezürnt! Dürfen Zwei, die ſich lieben, einander in ſolchen Zeiten harter Anfechtung etwas nachtragen? Du haſt ſchwerer zu kämpfen als ich, du, der Mann, und doch bin ich ſtolz, daß du ein rechter Mann biſt! Nun küſſe mich zur guten Nacht und ſchlaf’ in Frieden. Gott ſchütze dich!“

Er fragte nicht einmal, ob ſie der Ruhe bedürfe, drückte den Kopf feſt ins Kiſſen und ſchlang einen Arm um den Nacken ſeiner Frau. So blieb er regungslos, nur daß ſeine heißen Finger ohne Unterlaß an Chriſtinens Halſe zuckten und zitterten.

Draußen krachte und knatterte das brechende Eis eine ganze Zeit lang; es war wie fernes Schlachtengetöſe. Dann pfiff nur noch der Tauwind eintönig und melancholiſch um den Giebel, der das kleine Heim zweier ſchlafloſen Menſchenherzen barg.

Auch in ihnen ward es endlich ſchlummerſtill.

## 8. Kapitel.

Dieſer traurigen Nacht folgten trübe Tage, während welcher Leberecht das Zimmer nicht verließ und niemanden ſehen und ſprechen wollte außer Chriſtine. Kirchgänger ſtellten ſich nicht ein; draußen wütete das Unwetter und trieb den Schnee in Wolken vor ſich her; klirrend rüttelte der feuchte Wind an den Scheiben und packte mit wilder Gewalt den vorſpringenden Giebel. Faſt den ganzen Tag lang ſaß der Leidende auf dem Söller am Fenſter, ſeinen Kopf gegen den Mauervorſprung zurückgelehnt, ſchwermütig in das weiße Gewirbel hinausſchauend. Seine zerfahrenen Gedanken vermochte er nicht zu ſammeln und zu ordnen und

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

er machte auch gar keinen Verſuch dazu. Unabläſſig ſah er die endloſen Truppenzüge der vernichteten, großen Armee an ſeinem Geiſte vorüberſchleichen, Greiſe, Weiber, Kinder in ihrem Gefolge, Vögel mit ſchwarzen Fittigen hinterdrein, huſchende Koſackenhorden am Horizonte. Ohne Laut ſchleppte die Schreckenskarawane ſich dahin, durch tiefen Schnee, unter bleigrauem Himmel. Es war wie eine ungeheure Wandeldekoration, und die Waſſerfläche rings um das Inſelchen wurde zur ſchollentreibenden Bereſina: nirgends eine Brücke, nirgends ein ſicherer Übergang für den Zug des Todes. Wenn dann die Stunde des Abendrots kam, und dieſes in düſterem Feuer über den Baumwipfeln des Ritterhuder Teiches ſtand, dann begann ſein Herz wild zu ſchlagen: das Blut von Tauſenden meinte er, mit dem Blute des Einen, Verhaßten zugleich, über den Schnee dahinſtrömen zu ſehen.

„Chriſtine,“ rief er oftmals wie ein jählings aus dem Schlafe Emporſchreckender. Wenn ſie dann herzueilte, ſank ſein Kopf willenlos gegen ihre Schulter, und ſie fühlte ſeine Hände eiskalt in den ihrigen werden. Nun ließ er ſie nicht mehr von ſich bis zur Schlafenszeit; ſeine gärenden Gefühle ſteigerten ſich in glutvolle Zärtlichkeit hinauf, die ſie quälte und erſchütterte, die ganzen Nächte hindurch mußte das Licht hinter dem heiter-bunten Schirme brennen. Nur kein Dunkel! Der Vorrat an Wachskerzen ging mit der Woche zu Ende.

Chriſtine ängſtigte ſich mit viel heimlichen Thränen über ihres Mannes Zuſtand. Allein die Hausmittelchen der Paſtorei zog ſie gar nicht zu Rate; dies war kein Leiden für Opodeldoc, Régliſſe oder Kamillenthee. Ja, ſie hielt ſogar den teilnehmenden Beſuch der Mutter von Leberecht fern und lief in die Diele hinunter, wenn ſie die kleine Frauengeſtalt, in Shawl und Kapuze gehüllt, aus der Gartenpforte treten ſah. Nur der heilenden Zeit und ihrer eigenen Liebeskraft vertraute ſie.

Zeitungen kamen nicht, und Leberecht that auch keine Frage danach; ſeine gute Natur beſiegte im übrigen den böſen Anſturm ebenſo raſch, wie ſich draußen das böſe Wetter vertobte.

Schon am folgenden Sonntage ſtand er, äußerlich ganz und gar der Alte, wieder auf der Kanzel vor ſeiner Gemeinde, und die Paſtorin ſprach ſich nach dem Gottesdienſte gegen ihre Tochter entzückt über die eben gehörte Predigt aus.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Braſilien als Republik.

Von A. W. Sellin.

(Abdruck verboten.)

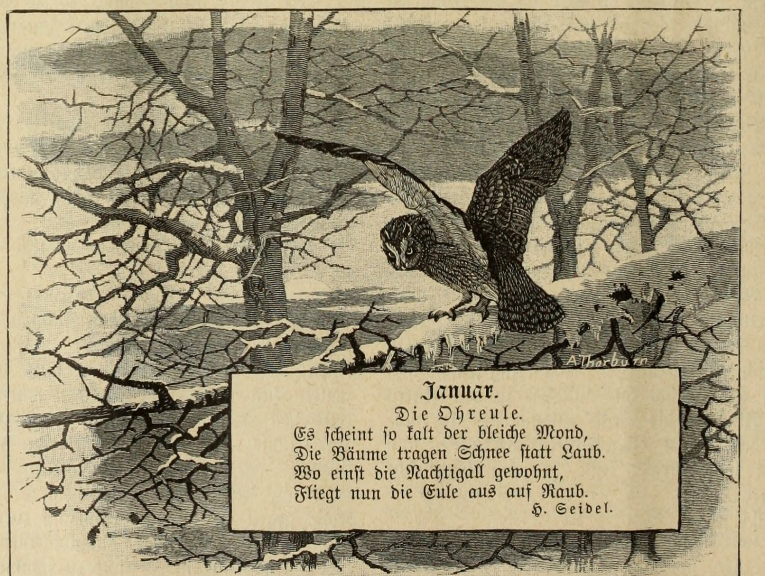
Am 4. Dezember v. J. iſt der Exkaiſer von Braſilien, Dom Pedro II de Alcántara, in Paris ſeinen ſchweren körperlichen und ſeeliſchen Leiden erlegen. Ein ſanfter Tod hat den in ſo ſchmählicher Weiſe von Thron und Reich vertriebenen Monarchen in jene Welt abberufen, in die der Unverſtand ſeiner politiſchen Widerſacher, der Undank ſeines Vaterlandes nicht mehr hinanreichen, er hat ihn wieder vereinigt mit ſeiner Gemahlin, der unvergeßlichen Kaiſerin Dona Thereza, der ſchon vor zwei Jahren der Gram über das auf ihr Haus hereingebrochene Unglück das Herz brach. Ein wahrhaft tragiſches Geſchick hat ſich an dieſer edlen Fürſtenfamilie vollzogen. Infolge der Entſagungs-Akte ſeines Vaters Dom Pedro I im zarten Alter von ſechs Jahren auf den Thron gelangt und am 23. Juli 1840 mündig erklärt, regierte der verſtorbene Kaiſer faſt ein halbes Jahrhundert hindurch ſein großes, ſchönes Reich in ſtreng konſtitutioneller Weiſe. Mit großem Geſchick wußte er die oft ſchroffen Gegenſätze zwiſchen den einzelnen politiſchen Parteien und den Ratgebern ſeiner Krone auszugleichen und das Land vor ſchweren Bürgerkriegen, wie ſie in allen anderen Staaten Südamerikas tobten, zu bewahren, auch nach außen hin die Würde der Nation aufrecht zu erhalten, indem er 1851/52 die Annexionsgelüſte des Präſidenten Roſas von Argentinien und 1865—1870 die Angriffe und Gewaltthätigkeiten des Diktators Lopez von Paraguay ſiegreich bekämpfte. Den Schandfleck der Sklaverei ſuchte er durch Erlaß des Geſetzes vom 28. September 1871 ſo weit zu tilgen, daß wenigſtens fortan alle von Sklavinnen geborenen Kinder als Freie galten und große Fonds zum Loskauf der noch vorhandenen Sklaven gebildet wurden, während unter der zeitweiligen Regentſchaft ſeiner Tochter, der Kronprinzeſſin Izabella, am 13. Mai 1888 die bedingungsloſe Freilaſſung ſämtlicher Sklaven dekretiert wurde. Handel und Verkehr machten unter ſeiner Regierung gewaltige Fortſchritte, und die wichtige Frage der Einwanderung und Koloniſation wurde nach Maßgabe der dafür vorhandenen Mittel gefördert. Die naturaliſierten Fremden und Akatholiken hatten allerdings lange genug gegen den Nativismus der Braſilianer zu kämpfen, aber durch das Wahlgeſetz von 1881 wurde auch ihnen endlich die politiſche Gleichberechtigung ohne Rückſicht auf ihr religiöſes Bekenntnis zuerkannt, und gerade ſeit jener Zeit entwickelte ſich die ganze materielle Kultur des Landes überraſchend günſtig.

Dabei war Dom Pedro ein wahrhaft guter Menſch, der mit ſeiner Gemahlin in der Ausübung chriſtlicher Nächſtenliebe an den Armen und Elenden wetteiferte, ein faſt bürgerlich einfaches Leben führte und den größten Teil ſeiner Zivilliſte gemeinnützigen Zwecken opferte. Selbſt nach mancher Richtung hin wiſſenſchaftlich thätig, ſuchte er die Geiſteskultur ſeines Volkes nach Kräften zu fördern, und thatſächlich verdanken die bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Inſtitute Braſiliens ausſchließlich ſeiner Initiative ihr Daſein.

Es iſt nur natürlich, daß ſein Volk ihn in hohem Maße verehrte und davon bei jeder Gelegenheit öffentlich Zeugnis ablegte. Als er 1888, von ſchwerer Krankheit wieder hergeſtellt, aus Europa zurückkehrte, jubelte ihm die Menge entgegen, und bemerkenswerter Weiſe machte ſich bei der Gelegenheit gerade derjenige zum Sprachrohr der Nation, der ihn ſpäter ſtürzte, der General Manoel Deodoro da Fonſeca, indem er der allgemeinen Freude über die Rückkehr des Monarchen Ausdruck lieh und demſelben die Verſicherung unwandelbarer Treue zu Füßen legte.

Unwandelbare Treue! Wann hätte ſich wohl je die Volksgunſt wandelbarer gezeigt, als in dieſem Falle! Kaum ein Jahr war vergangen, da glückte es einer kleinen Anzahl republikaniſch geſinnter Brauſeköpfe, den General Fonſeca zu dem ſchmählichſten Treubruch an ſeinem oberſten Kriegsherrn zu veranlaſſen. Die Geſchichte der Revolution vom 15. November 1889 iſt ja noch friſch genug in aller Gedächtnis, als daß wir ſie hier des Näheren zu wiederholen brauchten. Der Kaiſer und die kaiſerliche Familie wurden als Gefangene der Rebellen bei Nacht und Nebel an Bord gebracht und nach Europa in die Verbannung geſchickt, ohne daß das Volk eine Hand gerührt hätte, um ſich einer ſolchen Vergewaltigung zu widerſetzen!

Das menſchlich Große in den Charaktereigenſchaften des verſtorbenen Kaiſers iſt ihm zum Verderben geworden. Hätte er in mehr perſönlicher Weiſe regiert, eine größere kaiſerliche Pracht und Macht entfaltet, das Heer weniger vernachläſſigt und weniger Nachſicht mit denjenigen ſeiner Beamten geübt, welche ſein Vertrauen und ſeine Milde zu eigennützigen Zwecken mißbrauchten, ſo würde er wahrſcheinlich den Thron ſich und ſeiner Dynaſtie erhalten haben, während er jetzt, in der Verbannung lebend, den ſchwerſten Erſchütterungen ſeines Landes thatenlos zuſehen mußte. Es ſteht wohl außer Frage,



**Januar.**

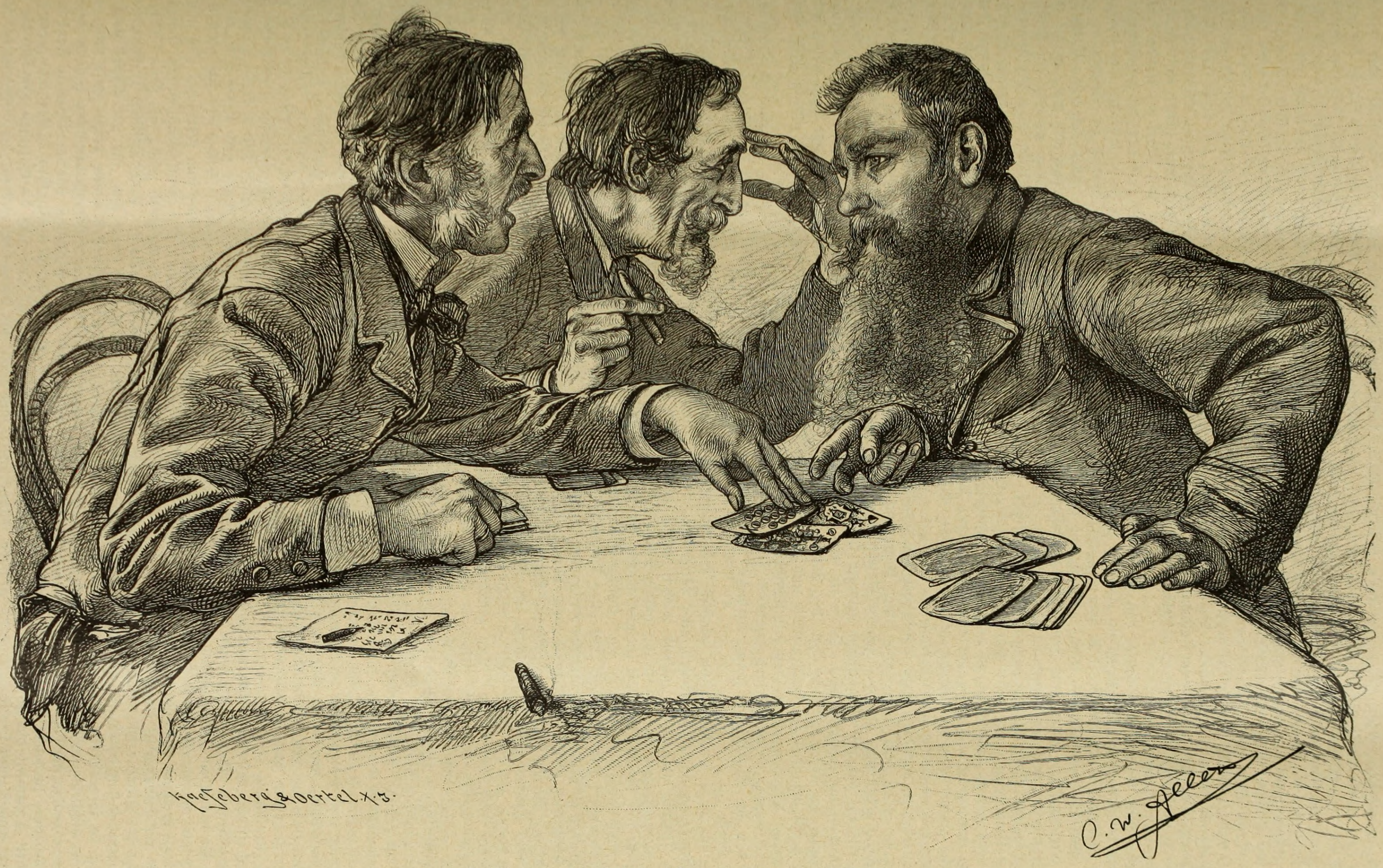
Die Ohreule.

Es ſcheint ſo kalt der bleiche Mond,
Die Bäume tragen Schnee ſtatt Laub.
Wo einſt die Nachtigall gewohnt,
Fliegt nun die Eule aus auf Raub.

H. Seidel.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t78s7bc0v


Kaeseberg & Oertel X.A.
C. W. Allers

„Falſch bedient.“ Nach einer Originalzeichnung von C. W. Allers.

daß die jüngſten politiſchen Vorgänge in Braſilien auf den ohnehin ſchon geſchwächten Geſundheitszuſtand Dom Pedros verhängnisvoll eingewirkt und ſeinen Tod beſchleunigt haben, aber um ſo tiefer und demütigender dürfte auf ſeine politiſchen Gegner und auf die ganze braſilianiſche Nation die Thatſache einwirken, daß er ſeine große Seele mit einem Gebet für den Frieden und das Anſehen des Landes, das ihn geächtet, ausgehaucht hat. Vielleicht gereicht ihnen dies zur Erkenntnis des an dem Toten begangenen Unrechts und zum Heil!

Die geſchichtliche Gerechtigkeit wollte es, daß wenigſtens derjenige, der ſich an die Spitze der Revolution am 15. November 1889 geſtellt hatte, noch bei Lebzeiten des Kaiſers von der Machtſtellung, die ihm ſein Treubruch eingetragen, zurücktreten mußte. Am 23. November v. J. ſah ſich der Diktator Fonſeca veranlaßt, abzudanken, um — wie er ſagte — bürgerlichen Hader und Blutvergießen zu vermeiden, thatſächlich wohl, weil er fühlte, daß er die gegen ihn gerichtete aufſtändiſche Bewegung nicht unterdrücken konnte. Geſchichtliche Gerechtigkeit war es, daß dasſelbe Heer, das er zum Fahneneidbruch veranlaßt hatte, trotz aller Wohlthaten, mit denen er dasſelbe überhäufte, das Schwert nun gegen ihn ſelbſt erhob.

Seine Spießgeſellen waren ſchon vorher von der Bildfläche des politiſchen Lebens verſchwunden. Dr. Benjamin Conſtant de Botelho Magalhães, der Befähigteſte unter ihnen, war geſtorben, Ariſtides da Silveira Lobo, Ruy Barboſa, Eduardo Wandenkolk hatten ſich angeblich wegen den zwiſchen ihnen und dem Diktator beſtehenden Meinungsverſchiedenheiten von der Regierung zurückgezogen.

Es wird der ſpäteren Geſchichtsſchreibung vorbehalten bleiben, den Einfluß, den die Umgeſtaltung des politiſchen Regimes auf die Entwickelung Braſiliens gehabt hat, kritiſch zu unterſuchen; gegenwärtig möchten wir uns nur darauf beſchränken, die bemerkenswerteſten Thatſachen aus dieſer nunmehr zum Abſchluß gelangten erſten Epoche der Republik kurz und objektiv zuſammenzufaſſen.

Wie ſchon angedeutet, war die äußerſt geſchickt geleitete Revolution vom 15. November 1889 dem Kaiſer und ſeiner Regierung nicht minder überraſchend gekommen, als der geſamten Nation, denn nur ſo läßt es ſich erklären, daß der Staatsſtreich gelingen konnte, ohne ſofort eine Gegenrevolution hervorzurufen. Es wurde dies aber auch hauptſächlich dadurch zu ſtande gebracht, daß der Diktator Fonſeca jeden Verſuch des Widerſtandes im Keim erſtickte und die öffentliche Ordnung mit eiſerner Strenge, wie ſie das braſilianiſche Volk bisher nicht hatte kennen lernen, aufrecht erhielt, während ſeine Ratgeber dafür ſorgten, daß die Einführung lange erſehnter Reformen in Ausſicht geſtellt wurde.

Schon das am Tage der Revolution erlaſſene erſte Dekret der proviſoriſchen Regierung fand den Beifall aller derjenigen, welche dem bisherigen Centraliſationsſyſtem abhold waren, indem es die Autonomie der Einzelſtaaten der Föderation gewährleiſtete. Dann aber folgten Geſetze auf Geſetze, die wohl geeignet waren, die Nation mit der Neuordnung auszuſöhnen und eine kräftige Entwickelung des Landes anzubahnen. Die Anhänger der alten Ordnung ſuchte man dadurch zufrieden zu ſtellen, daß man dem verbannten Monarchen eine einmalige Abfindung von 5000 Contos (nach damaligem Kurſe etwa 11 ½ Millionen Mark), ſowie den Fortbezug ſeiner Zivilliſte in der Höhe von 800 Contos jährlich zugeſtand, ein Anerbieten, das jedoch von Dom Pedro, als von einer nicht zu Recht beſtehenden Regierung ausgehend, abgelehnt wurde. Den zahlreich in Braſilien anſäſſigen Fremden verlieh man das früher ſo ſchwer erreichbare Bürgerrecht und ordnete die Naturaliſation auch für die Folgezeit in durchaus zweckmäßiger Weiſe, namentlich aber machte ſich eine völlige Umgeſtaltung der bisherigen Verhältniſſe auf kirchen-politiſchem Gebiete bemerklich, indem durch diktatoriſchen Machtſpruch die Gleichberechtigung der Konfeſſionen, die Säkulariſation der Kirchhöfe 2c. dekretiert wurde, lauter Reformen, die namentlich im Intereſſe der Einwanderung und Koloniſation mit Freuden begrüßt werden konnten und thatſächlich, im Verein mit einer allerdings ſehr anfechtbaren Neuorganiſation des Einwanderungsdienſtes, den Erfolg hatten, dem Lande einen ganz gewaltigen Strom der europäiſchen Auswanderung zuzuführen.

Es iſt begreiflich, daß die ſoeben erwähnten kirchenpolitiſchen Geſetze die allerſchärfſten Angriffe von ſeiten des katholiſchen Klerus erfuhren; jetzt, da demſelben ſeine bisherige Stütze, die Kronprinzeſſin, fehlte, zeigte es ſich aber deutlich, daß ſein Einfluß auf die Nation ein viel zu geringer war, als daß er eine Reaktion mit irgend welcher Ausſicht auf Erfolg hätte einleiten können.

Die Strenge der Diktatur wurde allerdings manchmal recht ſchwer empfunden, namentlich von der Preſſe, die ſich unter dem Kaiſerreiche keinerlei Zwang in ihrer Meinungsäußerung aufzuerlegen brauchte und nun bei jeder mißliebigen Äußerung gemaßregelt wurde; aber das ſtramme Regiment machte ſich doch wieder nach anderer Richtung hin wohlthuend bemerklich, ſo namentlich dadurch, daß jenes lichtſcheue Geſindel, das ſeit Decennien die Hauptſtadt Braſiliens unſicher gemacht und unter dem Namen der Copoeiras die größten Scheußlichkeiten begangen hatte, von den Soldaten ergriffen und nach der Verbrecherinſel Fernando de Noronha verbannt wurde.

So ließ ſich in den erſten Monaten der Republik alles gut an, und es war nur natürlich, daß ſich der Kurs der Landesvaluta auf ähnlicher Höhe hielt, als vor dem Zuſammenbruch der Monarchie, und daß auch die europäiſchen Regierungen ſchließlich kein Bedenken mehr trugen, die Republik der Ver. Staaten von Braſilien anzuerkennen, zumal von ſeiten des geſtürzten Monarchen nichts geſchah, um die Rechte der Krone in entſprechender Form zum Ausdruck zu bringen.

Aber leider wußte ſich die proviſoriſche Regierung nicht lange auf der Höhe der Situation zu halten, und namentlich war es die von ihr geübte Wahlbeeinfluſſung, welche allgemeinen Unwillen erregte. In manchen Diſtrikten fanden die Wahlen zur konſtituierenden Verſammlung unter dem Druck der Bajonette ſtatt und konnten alſo unmöglich den reinen Volkswillen zum Ausdruck bringen. Beſonders verhängnisvoll wurde aber die ganze Art der Finanzverwaltung. Angeblich zur Hebung des wirtſchaftlichen Lebens ſchuf man eine Anzahl großer Emiſſionsbanken, die das Land mit einer wahren Flut an Papiergeld überſchwemmten und der ungeſunden Spekulation Thür und Thor öffneten. Ein Gründungsſchwindel ohne Gleichen war die Folge davon, und dabei blühte die Korruption in den höheren Beamtenkreiſen, welche die Helden der Revolution mit Stumpf und Stiel ausrotten zu wollen vorgegeben hatten, jetzt unter ihrer eigenen Herrſchaft mehr, wie je. Da war nichts zu ſehen von republikaniſcher Einfachheit; üppiges Leben und ſchneller Gelderwerb waren die Loſung, Nepotismus und Beſtechlichkeit fraßen an dem Mark des Landes. Der Kurs der Landesvaluta ſank tiefer herab, als zur Zeit des Paraguaykrieges, der Handel ſah ſich mit völligem Ruin bedroht, und nichts geſchah, um dem hereinbrechenden Unglück Einhalt zu gebieten.

Die Hoffnung der Nation richtete ſich jetzt auf den Kongreß, aber auch als dieſer endlich zuſammengetreten war, wurde es nicht beſſer. Wohl erteilte derſelbe dem Diktator inſofern ein Mißtrauensvotum, als er ihm bei Gelegenheit der Wahl eines Präſidenten der Republik von 234 Stimmen nur 129 gab, aber er wußte ſich nicht zu poſitiven Leiſtungen emporzuſchwingen. Er ließ es geſchehen, daß der von ſo vielen Seiten mißbilligte Handelsvertrag, den die proviſoriſche Regierung mit den Ver. Staaten von Nordamerika abgeſchloſſen hatte, in Kraft trat und bald genug ſeine verderblichen Wirkungen auf den Verkehr mit den europäiſchen Ländern äußerte, gegen die man doch aus finanzpolitiſchen Gründen alle Urſache hatte, gewiſſe Rückſichten zu üben. Aber auch in anderer Beziehung gab der Kongreß zu berechtigten Klagen Anlaß. Die Feſtſtellung des Etats verzettelte er bis zum Oktober d. J., auch die ſo überaus wichtige Reform des Notenbankweſens ſchob er auf die lange Bank und behandelte ſie nur in endloſen Kommiſſionsſitzungen, die wenig dazu angethan waren, die erregten Gemüter zu beruhigen.

So war die Lage der Dinge, als uns der Telegraph am 5. November v. J. die Nachricht von der Auflöſung des Kongreſſes, von der Wiederherſtellung der Diktatur und von der Verhängung des Belagerungszuſtandes über die Städte Rio de Janeiro und Nicterohy brachte. Die unmittelbare Urſache dieſes Gewaltſchrittes Fonſecas war ein zwiſchen ihm und dem Kongreß ausgebrochener Kompetenzkonflikt geweſen, aber es zeigte ſich nun wenigſtens, daß die Nation nicht willens war, ſich dieſe neue Herausforderung gefallen zu laſſen.

Die durch ihren Unabhängigkeitsſinn ſich von jeher auszeichnenden Bewohner des Staates Rio Grande d/S., welche ſich ohnehin ſchon durch die Mißregierung des dortigen Gouverneurs Julio Prates de Caſtilhos geſchädigt glaubten, ergriffen die Waffen, ſetzten eine proviſoriſche Regierung ein und verlangten die Abdankung des Diktators. Aus den Depeſchen, die von dorther über Montevideo und Buenos Ayres nach Europa gelangten, durfte man ſchließen, daß ſie es überhaupt anf eine Losreißung ihres Staates vom übrigen Braſilien abgeſehen hätten und daß daſelbſt ein Bürgerkrieg mit allen ſeinen Schrecken ausgebrochen ſei, aber heute ſteht es bereits zweifellos feſt, daß die ganze kriegeriſche Aktion nur in einer Zuſammenziehung von Truppenmaſſen und in der Befeſtigung des Hafens von Rio Grande zum Schutze gegen das Einlaufen der Unionsflotte und das Landen von Unionstruppen beſtanden hat. Heer und Volk ſcheinen an dieſer aufſtändiſchen Bewegung in gleichem Maße beteiligt geweſen zu ſein. Auch unſere zahlreichen deutſchen Landsleute von Rio Grande haben auf Seiten der Oppoſition geſtanden, wie ſich dies unzweifelhaft aus den deutſchen Blättern, welche kurz vor Ausbruch der Revolution erſchienen ſind, ergibt. Da heißt es u. a. in Koſeritz' Deutſcher Zeitung: „Wenn wir gegenwärtig in die Reihen der Oppoſition gedrängt werden, nun, ſo halten wir in dieſer Oppoſition aus, bis unſere Forderungen berückſichtigt und gewährt werden. Aber auch als Teil der Oppoſitionspartei bleiben wir uns ſelbſt treu, verkaufen uns nicht an politiſche Streber und verbünden uns nicht mit deutſchfeindlichen Elementen. Das deutſchbraſilianiſche Bürgertum iſt für ſich ſelbſt kräftig und machtvoll genug, als daß es nötig hätte, andere um eine Gunſt zu bitten. Eine politiſche Bundesgenoſſenſchaft mit uns iſt, ſobald wir einig ſind, für jede Partei gleichbedeutend mit ‚Sieg.‘ Dieſe kraftvollen Worte zeigen aufs neue, ein wie trefflicher Geiſt in unſeren Stammesgenoſſen jenſeits des Wendekreiſes wohnt, und mit Befriedigung hat man daher in Deutſchland von dem Erfolge des Aufſtandes in Rio Grande Kenntnis genommen. Er hatte die Wirkung, daß nun auch die Garniſon von Rio die Waffen erhob und damit die Abdankung des für die Geſchichte des Landes ſo verhängnisvoll gewordenen Diktators erzwang.

Sein Nachfolger, Peixoto, hat wenig Anlagen zum Diktator, auch dürften ſich die Braſilianer wohl ſchwerlich noch eine zweite Willkürherrſchaft gefallen laſſen, zumal wenn der ſofort zuſammengerufene Kongreß in größerem Umfange als bisher ſeine Schuldigkeit thun und die Wohlfahrt Braſiliens ſeinen reichen natürlichen Hilfsmitteln entſprechend fördern ſollte.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Wir ſtehen im Zeichen des Winters. Zu unſrem heutigen Aufſatz über den Eislauf geſellt ſich der „Hochzeitszug in der Slovakei“ (von J. Veſin) — eine fröhliche Schlittenfahrt von der Kirche zum Hochzeitsſchmauſe. Und auch, mit Verlaub zu ſagen, das Skatbild des allezeit originellen C. W. Allers paßt vortrefflich in den Winter. Was ein rechter Skatſpieler iſt, der „reizt“ zwar gern zu jeder Jahreszeit; im Winter, wenn draußen die Flocken fallen und der Oſtwind im Kaminſchlot ſauſt, ſitzt er aber doch am feſteſten an dem gemütlichen Kartentiſch — ſelbſt dann, wenn er ſich über Nachbar Piepenbrink, der bekanntlich mit Vorliebe „falſch bedient,“ noch ſo gewaltig ärgern muß.

## Miſſionsweſen.

In Japan iſt kürzlich eine bis zum Jahr 1890 reichende kirchliche Statiſtik erſchienen. Aus derſelben entnehmen wir, daß die Geſamtzahl der evangeliſchen Chriſten 1890 ſich auf 32380 belief, während ihre Zahl im Jahr 1886 14263 betrug. Die Zahl der römiſch-katholiſchen Chriſten iſt von 35886 im Jahre 1886 auf 42387 im Jahre 1890 geſtiegen. Die griechiſch-katholiſche Kirche zählte im Jahre 1890 17025 Bekenner gegen 12546 im Jahre 1886. Hiernach hat die Zahl der römiſch-katholiſchen Chriſten in dem erwähnten Zeitraum um 18 Proz., der griechiſch-katholiſchen Chriſten um 30 Proz. zugenommen, während die Zahl der evangeliſchen Chriſten um 127 Proz. wuchs.

## Erdkunde.

Den bisher bekannten Fundſtellen von Kupfer reihen ſich nach neueren Berichten die etwa zwei Tagereiſen ſüdlich Stephanieville im franzöſiſchen Kongogebiet ſeit langer Zeit betriebenen Werke als ſehr zukunftsreich an. Schon jetzt arbeiten dort gegen 350 Neger, freilich in ſehr primitiver Weiſe durch einfache Tagebaue. Das Kupfer, welches in der Form von Malachit vorkommt, wird in kleinen Öfen an Ort und Stelle verhüttet.

## Naturkunde.

In der Dezemberſitzung der „Allgemeinen deutſchen Ornithologiſchen Geſellſchaft“ in Berlin teilte der Vorſitzende Dr. Reichenow mit, daß die ſeit dem vorigen Frühjahr erwartete große Sendung der Herren Dr. Emin und Dr. Stuhlmann aus Innerafrika endlich im hieſigen Muſeum für Naturkunde eingetroffen ſei. Dieſelbe iſt über zehn Monate unterwegs geweſen. Dank der vortrefflichen Präparationsweiſe ſind die 120 Felle von Säugetieren und über 600 Vogelbälge unbeſchädigt angekommen. Die Sammlungen ſtammen vom Süd- und Weſtufer des Victoria Nyanſa. Ein Teil derſelben wurde von Stuhlmann auf einer Reiſe in Uganda geſammelt. Durch dieſe Sendung wird eine Lücke in unſerer Kenntnis des Grenzgebietes zwiſchen der Steppen- und Waldregion in Afrika ausgefüllt und der Wiſſenſchaft überaus wertvolles Material zugeführt. Elf Arten der Eminſchen Ausbeute an Vogelbälgen konnte Herr Dr Reichenow als ganz neu bezeichnen, auch unter den Säugetieren finden ſich intereſſante und merkwürdige Formen, ſo eine neue Zwergantilope und ein neuer Klippſchliefer.

## Statiſtik.

Deutſchland zählte 1891 nach dem ſoeben erſchienenen Reichs-Medizinalkalender für 1892 19630 Ärzte gegen 18846 im Jahre 1890 und 18467 im Jahre 1889; auf 100 Quadratkilometer entfallen alſo im Durchſchnitt 3,58 — auf 10000 Einwohner 3,7 Ärzte. Von einer Überfüllung im ärztlichen Beruf kann man im allgemeinen nur bez. der großen Städte ſprechen (Berlin hat 1615 Ärzte), im übrigen erregt der Zuwachs kein Bedenken. Sehr erfreulich iſt die Statiſtik der Heilanſtalten, deren 2956 mit 181862 Betten aufgezählt ſind gegenüber 2658 mit 136008 Betten im Jahre 1890.

## Univerſitäten.

An den deutſchen Univerſitäten beſtehen gegenwärtig 80 Korps, die nach der Statiſtik des vergangenen Jahres 1020 aktive und 1123 inaktive Mitglieder, zuſammen 2142, zählen.

## Verkehr.

Die Frage, ob der Dampfer das Segelſchiff verdrängt, wurde bisher meiſt in einem dem letzteren ſehr ungünſtigen Sinn beantwortet. Neuerdings macht ſich jedoch eine ſtarke Reaktion geltend, natürlich nur ſoweit es ſich um den Frachtentransport handelt. Die Steigerung der Kohlenpreiſe einerſeits, das ſtete Sinken der Frachten anderſeits führten in England, dann aber auch in deutſchen Häfen dazu, Segelſchiffe in ehedem unbekannter Größe und von ſcharfer Bauart, ganz aus Eiſen oder Stahl, herzuſtellen, die ſich für ausgedehnte Fahrten ungemein bewährten und jetzt den Frachtdampfern empfindliche Konkurrenz bereiten. Es kommt jedoch hinzu, daß die Führung der Segelſchiffe durch die Fortſchritte der Meteorologie in den letzten Jahrzehnten eine ungleich glücklichere geworden iſt. Herr Haltermann, Aſſiſtent der Seewarte, weiſt z. B. in einem kürzlich erſchienenen Aufſatz der Annalen der Hydrographie darauf hin, daß die früher ſo allgemein gefürchtete Fahrt um das Kap Hoorn heute im allgemeinen ihre Schrecken verloren hat, weil die über die Wetterverhältniſſe gut unterrichteten Kapitäne ihre ſegeltüchtigen Schiffe mit weit höherer Umſicht und Entſchloſſenheit zu führen wiſſen, als man ehedem für möglich hielt.

## Technik.

Der Rhein wird immer weiter angezapft. Wie am Rheinfall bei Schaffhauſen, ſo wird z. Z. auch an den Stromſchnellen von Rheinfelden auf badiſchem Grund und Boden unweit Baſel ein Elektrizitätswerk errichtet, welches durch 25 Turbinen von je 1000 Pferdekräften getrieben werden ſoll. Der gewonnene Strom wird nach Baſel und den umliegenden kleineren badiſchen und ſchweizeriſchen Orten geleitet, um dort Motoren zu treiben oder ſich in Licht zu verwandeln.

Das Einroſten von Schrauben ſelbſt bei guter Einfettung iſt eine Laſt, die faſt in jedem Haushalt ſchon einmal empfunden wurde. Neuerdings wird gegen dieſen Übelſtand das Beſtreichen der Schrauben mit ſäurefreier Vaſeline, der man etwas fein pulveriſierten Graphit beimengt, empfohlen.

## Hygieiniſches.

Intereſſante Unterſuchungen über Mikroorganismen in Unterkleidern ſtellte Dr. Hobein an. Dieſelben ergaben, daß Flanell die Staubteilchen und Mikroorganismen am feſteſten hält; auch locker geſponnener, dicker oder rauher Tricotſtoff zeigt das gleiche Verhalten. Die geringſte Anzahl von Keimen wurde in glatten, leinenen und baumwollenen Hemden angetroffen. Die letzteren verändern ſich auch nach der Wäſche nicht hinſichtlich ihrer geringen Aufnahmefähigkeit für Staubteilchen, während Wollſtoffe durch die Einwirkung des Waſſers und das Tragen immer mehr zur Aufnahme der Mikroorganismen geeignet werden.

## Landwirtſchaft.

Dem 2. Jahrgang des Kalenders für Geflügelzüchter und Vogelfreunde, herausgegeben von Bruno Dürigen, entnehmen wir die folgenden Angaben über die Bedeutung der Geflügelzucht in Deutſchland. Im Jahre 1890 belief ſich die Einfuhr von Hühnereiern auf faſt 47 Millionen Mark, während für kaum 800000 Mark ausgeführt wurde; für lebendes Geflügel und Federwild läßt ſich die Einfuhr auf 15300000 Mark, die Ausfuhr auf 759000 Mark bewerten; für geſchlachtetes Federvieh auf 3 Millionen gegen 260000 Mk., für Bettfedern auf 18 Millionen gegen 5600000 Mark. Das ergibt ein Mehr der Einfuhr von nahezu 75 Millionen Mark. Welch ein Antrieb für unſere kleinen Landwirte, dieſen bedeutenden Ausfall durch eine Vermehrung der Geflügelzucht auszugleichen!

## Volkswirtſchaftliches.

Die Münzverwaltung der Vereinigten Staaten veröffentlicht ſoeben einen Bericht, dem wir nachſtehende Angaben über das Verhältnis von Umlaufsmünzen auf den Kopf der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, Deutſchland, Großbritannien und Frankreich entnehmen. Hieraus geht hervor, daß Frankreich am meiſten Umlaufsmünzen auf den Kopf der Bevölkerung beſitzt, darauf folgen die Vereinigten Staaten und faſt unmittelbar Deutſchland und England. Ebenſo iſt auch der franzöſiſche Edelmetallumlauf, nach der Bevölkerungsziffer bemeſſen, am größten; es folgt England, dann Deutſchland, zuletzt die Verein. Staaten. In Bezug auf Papiergeldumlauf ſtehen die Verein. Staaten an erſter Stelle, es folgt Deutſchland, Frankreich, England.

## Marine.

Die Marineverwaltung hat das ausgedehnte Etabliſſement Wilhelminenhöhe am ſüdlichen Ufer der Kieler Föhrde erworben, um eine großartige Erweiterung der kaiſerlichen Werft in Kiel durchzuführen. Der Ausbau der Docks, deren Bauzeit auf ſechs Jahre bemeſſen iſt, und welche zur Aufnahme von Panzerſchiffen bis zu 12000 Tons dienen ſollen, wird einen Koſtenaufwand von 1700000 M. erfordern. Außerdem beabſichtigt die Werftverwaltung, in unmittelbarer Nähe der Werft am Gaarden-Ellerbecker Ufer, gegenüber der Stadt Kiel, eine ausgedehnte Arbeiterkolonie zu gründen. Es ſollen zunächſt 250 Doppelhäuſer zum Preiſe von je 13000 Mark errichtet werden; die Geſamtausgabe für die Anlage wird ſich auf 3400000 Mark beziffern. Das Areal iſt groß genug, um jede Wohnung mit einem Gartengrundſtück zu verſehen. Die Wohnungen ſelbſt ſollen geräumig eingerichtet werden.

## Ausſtellungsweſen.

Unter dem gemeinſamen Protektorat der beiden Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz findet im Laufe dieſes Jahres in Roſtock eine Landesgewerbe- und Induſtrieausſtellung ſtatt, welche ein Geſamtbild des mecklenburgiſchen Gewerbefleißes bieten ſoll.

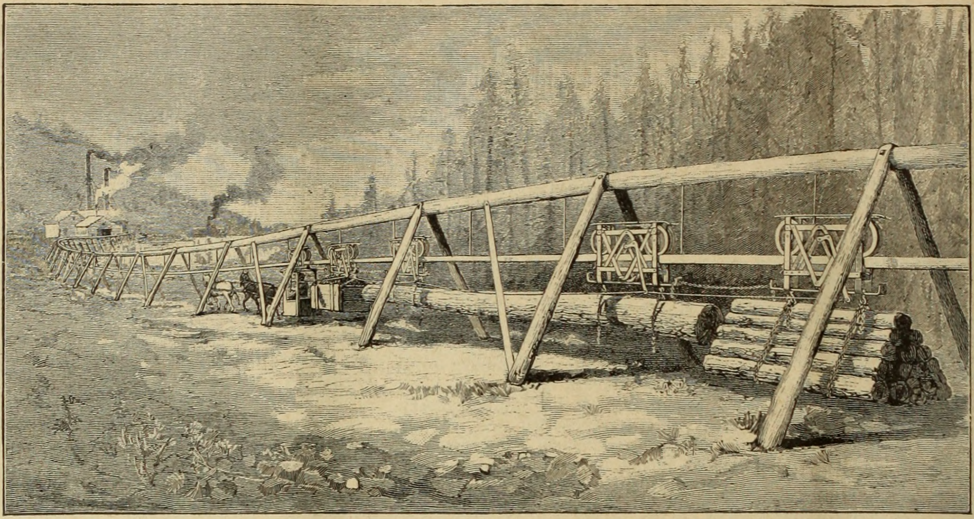
Die Münchener Künſtlerſchaft veranſtaltet auch im Sommer des laufenden Jahres eine große internationale Kunſtausſtellung, für welche die Einladungen bereits ergingen. Der Prinz-Regent hat das Protektorat der Ausſtellung übernommen.

## Kunſt.

Profeſſor Ernſt Zimmermann, deſſen „Anbetung der Hirten“ in unſerer Weihnachtsnummer gewiß jedem unſerer Leſer einen nachhaltigen Eindruck hinterlaſſen hat, wurde von der Société Royal d’Encouragement des Beaux Arts zu Antwerpen mit einer der drei jährlich zur Verteilung kommenden goldenen Medaillen ausgezeichnet.

Der Feſtſaal des Leipziger Buchhändlerhauſes wird, dank einer Spende des Verlagsbuchhändlers Franz Lipperheide in Berlin, durch zwei große Gemälde Prof. Woldemar Friedrichs, von denen jedes eine Breite von 4 Metern bei einer Höhe von 9 Metern hat, einen monumentalen Schmuck erhalten. Das eine der Bilder verkörpert in einem Reigen weiblicher Geſtalten Kunſt und Wiſſenſchaft im Verein mit dem Buchhandel, das andere das Werden und Wachſen desſelben vor und nach Erfindung der „ſchwarzen Kunſt.“

Die berühmte Malerin Roſa Bonheur in Paris hat ein rieſiges Gemälde beendet, an welchem ſie ſeit drei Jahren gearbeitet hat. Das Bild ſtellt zehn Pferde in natürlicher Größe dar, welche Weizenkörner ausſtampfen. Die Künſtlerin hat bereits 300000 Fr. für das Bild zurückgewieſen.



Eine amerikaniſche Waldbahn.

## Eine amerikaniſche Waldbahn.

Bei unſeren Forſtmännern wird das obenſtehende Bild einer neuen Waldbahn um ſo mehr Intereſſe erregen, als die in Deutſchland meiſt zur Holzabfuhr angewandten, tragbaren, zweiſchienigen Bahnen, ſoweit ſolche in größeren Forſten überhaupt ſchon Verwendung fanden, ſich den Unebenheiten des Bodens nicht immer gut anfügen. Die Valley-Bahn ſcheint ſich durch Einfachheit, Anwendbarkeit faſt in jedem Gelände und Billigkeit auszuzeichnen, zumal ſie zum großen Teil aus an Ort und Stelle vorhandenen Hölzern zuſammengefügt werden kann. Die in den Boden gerammten und verſtrebten Pfähle tragen einen Längsbalken, an welchem eine eiſerne Längsſchiene hängt; auf der letzteren rollen (ähnlich wie bei den bekannten Drahtſeilbahnen) kleine Wägelchen, an welchen die Baumſtämme oder, wenn es ſich um die Fortſchaffung loſer Maſſen (Erde) handelt, Käſten angekettet werden. Vorn ſitzt der Führer des ganzen Laſtzuges und kann vermittelſt einer Vorrichtung, die auf die untere und die Seitenflächen der Schiene wirkt, den Transport in wirkungsvoller Weiſe bremſen.

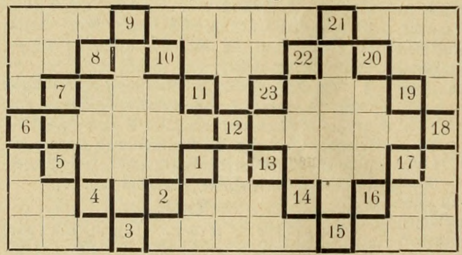
## Kleine Zeitung.

Erſt in neuerer Zeit hat man gelernt, den Inhalt verkohlter, halbverbrannter Bücher und Akten zu entziffern und gleichſam zu retten. Nach dem Kommuneaufſtand in Paris, ſo berichtet die Baugewerbezeitung, fanden ſich in den abgebrannten Tuilerien und auch im Stadthauſe eine bedeutende Menge Akten und wichtige Dokumente in einem Zuſtande, in dem ſie verkohlten Holzblöcken glichen. Alle Verſuche, die Blätter zu trennen, mißglückten, bis ein Beamter einen durch Löſchwaſſer naßgewordenen und ſpäter wieder getrockneten Stoß Akten entdeckte, deſſen einzelne Blätter ſich leicht von einander löſten und auch zu entziffern waren. Er ſchnitt nun zuerſt die Rücken der Einbände weg, ſo daß die einzelnen Blätter keinen Zuſammenhang hatten, tauchte die ganzen Blöcke in Waſſer und trocknete ſie möglichſt raſch. Durch das ſchnelle Verdampfen des in den Zwiſchenräumen enthaltenen Waſſers löſten ſich dieſe von ſelbſt und konnten dann bei möglichſt ſchonender Behandlung von einander getrennt werden, während die Schrift matt auf glänzend ſchwarzem Grunde erſchien. Es wurden auf dieſe Weiſe gegen 70000 beglaubigte Abſchriften von den zerſtörten Dokumenten gewonnen.

Zur Erkennung von betrügeriſchen Radierungen auf Schriftſtücken bietet das Jod ein vortreffliches Mittel. Iſt Bleiſtiftſchrift mit Brodkrume wegradiert worden, ſo nehmen die Joddämpfen ausgeſetzten radierten Stellen eine gelbbraune oder braunviolette Färbung an; beim Befeuchten heben ſich die Stellen ſcharf von dem rein blauen Untergrunde ab. Die mit Brodkrume radierten Stellen zeigen gleichmäßige Färbung, mit Gummi radierte zeigen dunkler gefärbte Streifen. Auf dieſe Weiſe läßt ſich wegradierte Bleiſtiftſchrift auf der Rückſeite ſichtbar und mittelſt Spiegel lesbar machen.

## In unſerer Spielecke.

### Anagrammaufgabe.

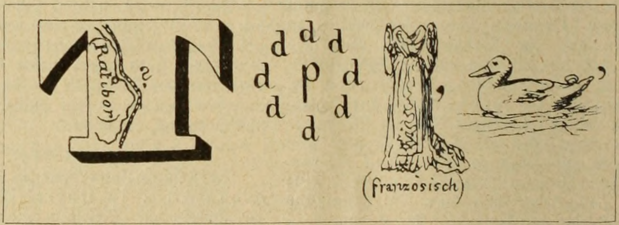


Aus je zwei Wörtern ſoll durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort gebildet werden; z. B. Rad und Naſe = Andreas. So entſteht aus:

1. Newa und Lid ein deutſcher Dichter,
2. Maus und Ade ein männlicher Name,
3. Reh und Trab ein deutſcher Philoſoph,
4. Dom und Neun eine Erſcheinung am Himmel,
5. Gnu und Leda ein deutſcher Sprachforſcher,
6. Inn und Name ein Sänger,
7. Zorn und elf eine Stadt,
8. Eva und Land ein Germane,
9. Dan und Eſel eine Inſel,
10. Kent und Rad ein Männername,
11. Rad und Weſt eine wichtige Perſönlichkeit auf den Schiffen,
12. Ger und Hieb ein Schriftſteller,
13. Ems und Anis eine Stadt.

Werden die gefundenen Wörter buchſtabenweiſe in die ſenkrechten Reihen eingetragen, ſo erſcheint in den durch dickere Umrahmung kenntlich gemachten Feldern in der Reihenfolge der in dieſelben eingetragenen Zahlen ein bekanntes Sprichwort.

### Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 15.

Bilderrätſel.

Amantes, amentes (Verliebt, verdreht).

Arithmogriph.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| S | i | e | g | **F** | r | i | e | d |
| L | e | p | o | **r** | e | l | l | o |
| E | l | i | s | **a** | b | e | t | h |
| L | o | h | e | **n** | g | r | i | n |
| **F** | **r** | **a** | **n** | **z** | **i** | **s** | **k** | **a** |
| F | e | r | d | **i** | n | a | n | d |
| K | l | o | p | **s** | t | o | c | k |
| F | r | a | n | **k** | f | u | r | t |
| T | e | l | r | **a** | m | u | n | d |

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſ. — Eine merkwürdige Ausſtellung. — Der Eislauf. Mit zwanzig Bildern. — Bekehrung. Gedicht von Hans Hoffmann. — Luthers Totenmaske. Von D. Leop. Witte. Mit Porträt. — Im Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. — Januar. Gedicht von Heinr. Seidel. — Braſilien als Republik. Von A. W. Sellin. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Hochzeitszug in der Slowakei von J. Veſin, Falſch bedient von C. W. Allers. — Miſſionsweſen — Erdkunde. — Naturkunde. — Statiſtik. — Univerſitäten. — Verkehr. — Technik. — Hygieiniſches. — Landwirtſchaft. — Volkswirtſchaftliches — Marine. — Ausſtellungsweſen. — Kunſt. — Eine amerikaniſche Waldbahn. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Orig. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Januar 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 17.

## Kaiſer-Trinkſpruch.

Die gute, alte Sitte an deutſchem Tafelrund
Sei auch in unſrer Mitte gepflegt mit Herz und Mund:
Wo ſich zuſammenfinde ein feſtlich froher Kreis,
Der erſte Spruch verkünde des edlen Herrſchers Preis!
Jedwedem gebt das Seine, dem Kaiſer den Tribut,
Beim Feſt in Wort und Weine, im Ernſt mit Gut und Blut.
Die Becher ſollt ihr leeren zur Nagelprobe aus,
Den Kaiſer froh zu ehren und unſer Zollernhaus!

Heut ſtreuet grüne Reiſer, ihr Treuen arm und reich,
Vor Gott und ihrem Kaiſer ſind alle Deutſchen gleich!
Kann wohl die Fahrt gelingen dem ſteuerloſen Schiff?
Wer mag im Kampfe ſchwingen die Klinge ohne Griff?
In Frieden und Gefahren führt uns erprobte Hand!
Wenn nicht die Zollern waren, wo blieb das deutſche Land?
Klug haben ſie gefunden den rechten Pfad und Steg,
Sie blieben bis zur Stunden „guet Zolre alleweg!“

Gut Zollern, was begonnen, vollende feſt und klug!
Glückauf, nicht weicht der Sonnen des ſchwarzen Adlers Flug,
Er ſtrebt durch Sturm und Grauen zur goldnen Strahlenflut,
Ihm wollen wir vertrauen und treuem, deutſchem Mut;
Wir brechen uns die Gaſſen, ſo uns die Schickung wies,
Nie ward von Gott verlaſſen, wer ſich auf Gott verließ!
Die Becher laßt uns heben und leeren bis zum Grund,
Hoch ſoll der Kaiſer leben, Gott halte ihn geſund!

G. v. Rohrſcheidt.

---

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Stieglitz erhob natürlich keine Einwendungen, aber Vaſtus' Hochherzigkeit machte ihn ſtutzig.

War das nicht eine Falle?

Nein! Er ſah keine, denn, wenn er das Grundſtück behalten wollte, fand ſich Vaſtus am Ende auch nach Ablauf der drei Jahre bereit, ihm das Kapital bei prompter Zinszahlung zu laſſen. Und wenn nicht —? Nun, dann war er im Recht. Im übrigen mußte ſich das alles finden. Vorläufig nahm Stieglitz ſeine Hoffnungen für Thatſachen.

Als ſie nach Tiſch zuſammen den Weg ins Südviertel nahmen — viele Leute aus Viga ſahen ihnen nach und ſimulierten, was wohl der vom Wein ſtark gerötete Baron mit dem reichen Fremden aus Hamburg vorhabe — ſagte Stieglitz, indem er eine zweite, ſchwere, ihm von Vaſtus angebotene Havanna-Cigarre in die Spitze ſchob:

„Offen geſtanden, Herr Vaſtus, bin ich neugierig, zu erfahren, was Sie nachträglich zu ſolcher Kulanz veranlaßt hat. Die Sache iſt ja abgemacht, natürlich, mit beſtem Dank acceptiere ich. Aber wollen Sie mir nicht Ihre Gründe ſagen? Sie begeben ſich doch aller Vorteile.“

Vaſtus lächelte vor ſich hin. Dann ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Nein, Herr von Stieglitz, doch nicht! Es ſieht nur ſo aus. Ich weiß, daß ich nach drei Jahren Beſitzer ſein werde. Sollte ich mich aber doch irren, nun, ich hänge ja nicht an dieſem Geſchäft allein. Ich mache dann eben ein kleineres, und hatte die Freude, Ihnen und Ihrer Familie gefällig zu ſein.“

Da die Damen im Garten waren, bat Stieglitz ſeinen Gaſt, voran zu ſchreiten; er träte nur auf einen Augenblick in ſein Zimmer und folge gleich.

Vaſtus nickte zuvorkommend und ſchritt, langſam die Treppe vom Flur herabſteigend und rings ſich umſchauend, über den großen, gepflaſterten Hof. Zwiſchen den Steinen wucherte Unkraut. Als Vaſtus den Garten betrat, ſchlug ihm der ſüße Duft der Roſen entgegen, und andere Blumengerüche miſchten ſich belebend hinein. Es lag etwas friedliches, ſtilles über dem abgeſchloſſenen, eingefriedigten Viereck mit dem heimlichen Zwitſchern der Vögel und der träumeriſchen Muſik der Bienen. Drinnen im Hauſe war alles kühl, lichtgedämpft und nachmittagsſtill — hier aber lag der breite, golden glänzende Sonnenſchein über den Bäumen, Gebüſchen und Blumen, der helle, lebendige Tag in höchſter, prangender Entfaltung.

Vaſtus wurde an ſeine Kindheit, ans Vaterhaus, an deſſen kleinen Garten, an ſeine Eltern erinnert. Es ergriff ihn Wehmut und der Drang nach Verinnerlichung — nach Ruhe — nach Liebe.

Und nun erblickte er die impoſante Geſtalt Dianas, in einem hellen Kleide mit roten und weißen Roſen am Mieder, und daneben die dunkel gekleidete, vornehme Frau mit dem melancholiſchen Blick und den feinen, weißen Händen.

Ja, es war richtig: es gab Raſſenunterſchiede!

Wie ſich die Erzeugniſſe der Natur unterſcheiden, ſo die Menſchen.

Er war ein plumper, plebejiſcher Menſch mit großen Füßen und einer abſtoßenden Geſichtsfarbe; ihm fehlte der Adel der Erſcheinung, hier fand er ihn in den beiden Frauengeſtalten. Ein Etwas, das nicht zu beſchreiben war, umgab dieſe Menſchen, es lag in ihrer Erſcheinung, in ihren Bewegungen, in ihrer Haltung, in ihrer Sprache, und das würde ihn trennen ſein Lebenlang von — ihr! Freilich! Auch ſie hatte er ſich unterthan gemacht durch das Geld. Aber zum erſtenmal lehnte er ſich dagegen auf, zum erſtenmal drückte ihn ein durch Geld errungener Triumph, wollte er’s nicht wahr haben, daß ihm ihr Auge um des Geldes willen ſo freundlich entgegenſtrahlte!

* * *

Am Spätnachmittage brachte Herr von Stieglitz Vaſtus an den Bahnhof. Diana wäre gern mitgegangen. Weshalb? Sie wußte es kaum. Und doch! Der Blick, mit dem ſie ihm bei den Mitteilungen ihres Vaters ſeine Hochherzigkeit gelohnt, der leiſe Druck ihrer Hand, mit dem ſie ihm ihre Empfindungen an den Tag zu legen bemüht geweſen war, genügten ihr nicht. Sie hätte ihm ſagen mögen: Ich bin Ihnen gut, ich fühle, daß Sie ein braver Menſch ſind, daß noch etwas anderes in Ihnen wohnt, als Liebe zum Gelde und zum Erwerb. Und er war auch anders geweſen, als das erſte Mal. Er ſprach nicht viel, er hörte freundlich zu; am Schluß hatte er die Rede auf Viga gebracht und geſagt, zum nächſten Frühjahr werde er auf mehrere Monate kommen und ſich wegen ſeiner Geſchäfte eine Zeitlang in der Stadt niederlaſſen. Ihm gefalle Viga; er werde durch dasſelbe an ſeine Heimat erinnert. Es ſei hier hübſch und anheimelnd.

„Haben Sie noch Familie daheim?“ fragte der Baron.

Vaſtus neigte den Kopf. „Ja, einen Bruder in Schwerin, ſonſt niemanden.“

„Unverheiratet?“

„Jawohl! Er iſt verwachſen, kränklich, ein armer, ſehr bedauernswerter Menſch, der ſich an Krücken ſchleppt —“

Es zog eine Wolke über Vaſtus’ Stirn, er brach ab.

Am Abend ſchrieb Diana an Vaſtus. Sie mußte es, es war unnatürlich, wenn es nicht geſchah. Nicht einen Augenblick hatte ſie Gelegenheit gehabt, ihn allein zu ſprechen, ihm zu ſagen, wie voll ihr Herz war.

„Hochverehrter Herr Vaſtus!

Noch einmal drücke ich Ihnen aus der Entfernung die Hand.

Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben! Ich wußte, was dieſe Worte in Ihrem Munde für eine Bedeutung gewinnen würden. Und nicht wahr, Sie ſagen diesmal nicht: Das Geld beugt die Nacken der Menſchen. Ich meine: Der Menſch kam zum Menſchen und ward nicht getäuſcht. Nochmals innigſten Dank! Diana von Stieglitz.“

* * *

Ferdinand von Stieglitz war in beſter Stimmung. Der alte von der Münde hatte ihm unter den angenehmen Eindrücken der Hamburger Reiſe bei einer kurz nach der Rückkehr ſtattgehabten Begegnung fünfhundert Thaler auf drei Monate überlaſſen und nur gebeten, den Wechſel, den Ferdinand darüber der Ordnung wegen hatte ausſtellen müſſen, prompt einzulöſen.

„Ich ſollte am Tage vor meiner Abreiſe einige größere Poſten erhalten und hatte darauf gerechnet. Nun mußte ich ſo wieder abreiſen. Das bringt mich in Verlegenheit. Haben Sie vielleicht Kaſſe? Ich würde Ihnen ſehr verbunden ſein!“ Ferdinand hatte das leicht hingeworfen, ohne Beklemmung der Thatſachen nur einfach Erwähnung gethan und damit den alten von der Münde ſicher gemacht. Auch war dieſer gerade eben in Stimmung geweſen.

Nachher war ein baldiges Zuſammentreffen verabredet worden.

„Bitte, eſſen Sie, Ihre Frau Gemahlin und Hans, um fünf Uhr bei uns; ich lade noch einige Nachbarn dazu. Abgemacht?“

„Gern, ſehr gern. Wir werden pünktlich erſcheinen.“

Ferdinand wußte, daß Ellen-Luiſe ſich für den jungen von der Münde intereſſierte. Schon aus dieſem Grunde hatte er ein Feſt geplant.

Als er an jenem Tage nach Hauſe zurückkehrte, fand er ſeine Frau, eine ungewöhnlich große, ſchlanke, etwas ſteif ſich haltende und diſtinguiert ausſehende junge Frau im Obſtgarten. Sie war die Tochter eines adligen Oberſtleutnants a. D. in Celle, die Ausſichten, aber kein Vermögen beſaß, und nur eine ſehr ſplendide Ausſtattung mitgebracht hatte.

Das Gut lag ſehr hübſch. Ein nach engliſcher Art gebautes Haus, mit einer langen Reihe von Parterrezimmern war außerordentlich reich und bequem eingerichtet. Kein Zimmer war ohne Teppich, und in jeder Ecke der Gemächer fand ſich ein beſonders gemütliches Plätzchen. Oben in einem Ausbau lagen helle, luftige Schlafzimmer, und im Souterrain hantierte das Geſinde. Ferdinand wie ſeine Frau verſtanden es, gut zu leben und es ihren Gäſten angenehm zu machen. Auch ließen ſie ſich — ſelbſt in Zeiten der Not — niemals etwas abgehen. Die Frau hatte ihren Mann aus wirklicher Zuneigung geheiratet und befolgte den Grundſatz, ſtets mit ihm gute Kameradſchaft zu halten, immer auf ſeine Seite zu treten und nie ſchlechter Laune zu ſein. So waren ſie glücklich. Es wäre zwar gewiß für Ferdinand beſſer geweſen, unter einer führenden Hand zu ſtehen, die ihn zur Überlegung, zur Sparſamkeit und zum Einſchränken anhielt, aber Melanie war dazu nicht fähig. Auch konnte Ferdinand Widerſpruch ebenſowenig vertragen, wie ſein Vater. Beide hofften übrigens auf die Zukunft. Melanie von Stieglitz beſaß einen ſehr reichen Onkel mütterlicherſeits, der alt und gebrechlich war, und ſie galt als ſeine natürliche zweifelloſe Erbin! Dieſe Erbſchaftsausſicht bildete für Ferdinand von Stieglitz ſozuſagen ein Depôt von Wertpapieren, auf das er ſich Kredit nahm. Die ganze Nachbarſchaft glaubte, daß Melanie von Stieglitz dermaleinſt ſehr reich ſein werde.

Ferdinand hielt ſehr auf Ordnung und Sauberkeit. Wohin man ſah, glänzte alles. Freilich koſtete eine ſolche Inſtandhaltung des Hofes, der Gärten und des Hauſes viel Geld, und oft mußte die eigentliche Wirtſchaft, welche die Einnahmen bringen ſollte, darunter leiden, aber auch das hob ſeinen Kredit wiederum und ließ an den innern guten Kern ſeines Weſens glauben.

„Ein flotter, etwas leichtſinniger Kerl, aber doch fix und entſchieden,“ ſagten die Leute von ihm.

Ellen-Luiſe und er liebten ſich ſehr. Gerade weil ſie verſchieden waren, zogen ſie ſich an; beſonders ihre Natürlichkeit war ein feſtes Bindemittel zwiſchen ihnen. Ellen-Luiſe machte keine Redensarten, ſie war ehrlich, wahr und zuverläſſig.

„Wo iſt Ellen-Luiſe?“ war Ferdinands erſte Frage.

„Sie reitet mit Klug.“

„So! Sie kommt doch zum Abendeſſen zurück?“

„Ja!“

„Du, ich habe Mündes Sonnabend zum Diner eingeladen. Wir müſſen gleich überlegen, wen wir dazu bitten. Der Alte hat mir fünfhundert Thaler vorgeſchoſſen.“

Melanie nickte vergnügt und war äußerſt willig.

Während ſie ins Haus gingen, ſagte ſie: „Ich war eigentlich ängſtlich, die beiden fortzulaſſen! Klug war wieder ſo ſonderbar, bisweilen weiß man nicht, was man aus ihm machen ſoll.“

Ferdinand horchte auf.

„Einige ſagen, er trinkt; aber er iſt doch ſtets ſo mäßig. Ich glaube es nicht,“ ſchloß Melanie.

Als Ellen-Luiſe ins Speiſezimmer trat, ſchlang ihr Bruder ſeinen Arm um ihre Geſtalt und ging, wie ein zärtlicher Liebhaber plaudernd mit ihr auf und ab. Bisweilen hatten ſeine brüderlichen Aufmerkſamkeiten ſchon Melanies Eiferſucht rege gemacht. Sie ſah auch heute mit einem eigentümlich gezwungenen Geſichtsausdruck auf die Beiden, bevor ſie, um noch etwas fürs Abendbrot zu beſorgen, das Gemach verließ.

„Na, Strandläufer,“ hub Ferdinand an, „habt ihr euch gut amüſiert? Wo wart ihr? Wollte Klug nicht mit zum Abendeſſen kommen?“

„Es war ſehr nett! Wir waren in Griesholz und ritten nachher durch Tivendt nach Hauſe. Er kommt übrigens nicht. Klug iſt doch ein merkwürdiger Menſch, Ferdinand. So will er zum Beiſpiel immer anhalten und abſteigen. Ich dachte anfangs, er hat vielleicht Durſt, aber er trinkt dann doch nichts.“

„Wir ſprachen auch gerade heute darüber. Ich will ihn einmal auszuforſchen ſuchen. Übrigens eine erfreuliche Mittheilung, Strandläufer: Sonnabend haben wir Diner, von der Mündes kommen und Hans ſoll dich zu Tiſch führen.“

Ellen-Luiſe zeigte keine Überraſchung. Sie bewegte nur den Kopf wie ein übermütiges Kind und zog, um ihre Unempfindlichkeit an den Tag zu legen, den Mund.

„Ach, du! Als wenns dir ganz gleichgültig wäre,“ rief Ferdinand, nahm ihren Kopf in beide Hände und küßte ſie dreimal hintereinander auf die vollen Lippen.

„Ferdinand!“ rief das Mädchen drohend, aber durchaus nicht unzufrieden, wenn ſchon ſie von ihm zurückwich.

In dieſem Augenblick trat Melanie wieder ins Zimmer.

Auch diesmal entſtellten ſich für Sekunden ihre Mienen, aber ſie glätteten ſich wieder, als Ellen-Luiſe ihr zuvorkommend das Heranrücken eines kleinen Tiſches abnahm und auch ſonſt ihr äußerſt aufmerkſam und den Altersunterſchied hervorkehrend entgegenkam.

Gegen Schluß des Abendeſſens trat der Diener ins Zimmer und meldete: „Herr Klug iſt draußen, gnädiger Herr. Er läßt fragen, ob die Herrſchaft —“

In demſelben Augenblick erſchien der Gemeldete bereits in der Thür und ergänzte ſelbſt die Rede des Dieners.

Klug ſah nicht aus wie ein Landmann, ſondern eher wie ein junger Advokat; er war auch ſtädtiſch gekleidet, trug allezeit weiße Seidenrips-Kravatten und tadellos ſitzende dunkle Röcke. Ein ſtarker, blonder Schnurrbart ſaß über ſeinem ausdrucksvollen Mund; das Geſicht war ſympatiſch und intelligent, aber in den Augen lag etwas Unſtätes und Unſicheres. Gerade über dieſen Blick kam man nicht hinweg.

Klug, der vor drei Jahren ſeine beiden Eltern verloren hatte, war Beſitzer eines ſehr ſchönen, an Kroppholz grenzenden Gutes. Er befand ſich in vortrefflichen Verhältniſſen und genoß das Daſein in einer eines Lebenskünſtlers würdigen Weiſe. Bisweilen verſchwand er, war für alle Welt unſichtbar und gab auch ſpäter niemandem Auskunft, wie er denn überhaupt in eigenen Angelegenheiten außerordentlich zurückhaltend war. Kürzlich von einer Reſerveübung zurückgekehrt, hatte er ſich beſonders eng an Stieglitz angeſchloſſen, ja erſchien, ſeitdem Ellen-Luiſe zum Beſuch eingetroffen, täglich.

„Famos, daß Sie noch kommen, Klug!“ rief Ferdinand in ſeiner lebhaften, liebenswürdigen Art. „Bitte, nehmen Sie Platz! Weißen oder Rothen, Klug? Oder wollen wir draußen auf dem Balkon eine Ananasbowle trinken? Was meinſt du, Melanie?“

Melanie nickte bereitwillig und eilte, dadurch zugleich das Zeichen zum Aufheben der Tafel gebend, hinaus, um das Getränk ſelbſt zu bereiten.

„Gehen Sie gütigſt mit Ellen-Luiſe voran, beſter Klug,“ entſchied Ferdinand, indem er ſtehend den Reſt ſeines Weines ſchlürfte und mit ſeiner Serviette noch einmal über die Lippen glitt. „Ich hole Zigarren!“

Als ſie auf dem Balkon getreten waren, ſagte Klug gleichſam entſchuldigend, indem er Ellen-Luiſens Augen ſuchte: „Sie haben ſich wohl gewundert, daß ich doch wiederkam, Fräulein von Stieglitz.“

„Gar nicht,“ gab ſie — ihrer Art entſprechend — kurz zurück.

„So, ſo! Aber es iſt Ihnen nicht angenehm?“ fuhr Klug taſtend fort.

Das Mädchen hob arglos den geſenkten Kopf, warf ihn dann zurück und hob die Schultern.

„Warum nicht?“ ſtieß ſie heraus.

Ob du da biſt oder dich fern hältſt, mir iſt es ganz gleichgültig —, klang aus den Worten.

„Ach!“ rief Klug ſchmerzlich, dann aber ſich wieder faſſend, lächelte er liebenswürdig überlegen.

„Sie ſind wirklich oft ſehr ſonderbar, Herr Klug!“ lenkte Ellen-Luiſe ein. „Wozu machen Sie ſolche Reden?“

„Es iſt, ehrlich bekannt, die Rückwirkung ihres Weſens, Baroneſſe.“

„Na, ich hab' doch gar nichts verbrochen!“

„Nein, aber —“ ſie ſtanden noch beide und ſchauten in den von der Abendſonne ſanft umfluteten Garten. „Das iſt ja gerade das — das — ich wünſchte, Sie —“

Und ohne auszuſprechen, näherte er ſich ihr und umfaßte, nicht imſtande ſich zu bezwingen, ſie leicht.

Aber ſtatt zu erſchrecken, zu ſchmollen, oder ſeine Zärtlichkeit zu erwidern, wandte Sie ſich ruhig um, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Thun Sie das nicht, Herr Klug! Wenn mein Bruder Ferdinand ſähe, daß Sie das Hausrecht verletzten, würden Sie keine Freunde bleiben. Ich möchte das Letztere aber!“

Dabei reichte ſie ihm unbefangen die Hand.

„Sie ſind der netteſte, beſte, liebſte Menſch, das reizendſte Geſchöpf, das mir je vorgekommen iſt.“

„Ja, ein Strandläufer! Doch bitte, Herr Klug, Ferdinand kommt. Setzen Sie ſich raſch drüben hin, ſittſam, wie es ſich ziemt!“

Sie lachte luſtig und ließ ſich ſelbſt nieder.

„Hier Zigarren, Klug! Melanie iſt auch gleich mit der Bowle fertig. Wundervoller Abend! Wie?“

Klug pflichtete eifrig bei.

* * *

Alles war auf Kroppholz für das Diner bereit. Auch die Hummern, die Ferdinand aus Viga verſchrieben hatte und die zu Melanies Unruhe nicht eingetroffen, waren vor einer Stunde gekommen, und eben hatte noch Ferdinand friſche, zierliche Bouquets, die jedes Gaſtes Couvert zieren ſollten, neben die hochaufgerichteten Servietten gelegt. Der mit weiß ſchimmernder Leinwand bedeckte Tiſch ſtrahlte von Silber und Kryſtall, die aus großen Majolikavaſen hervorquellenden Roſen leuchteten in ſanfter Schönheit, und eine blitzende Sauberkeit lag über der Tafel ausgebreitet.

Endlich hörte man Pferdegetrappel, der erſte Wagen nahte ſich und entlud die erſten Gäſte.

Graf Kalck von Oſtendorf mit Frau und Tochter! Graf Kalck ſah aus wie ein vergeblich nach Fröſchen ausſpähender Storch. Er war groß, dünn, mager und ſchritt vornübergebeugt, die Fußſpitzen zuerſt aufſetzend, einher. Schwarz und weiß wechſelte in der Kleidung, die ganz helle Weſte war ellenlang und der Hals faſt noch länger. Die Gräfin, eine ſich äußerſt fein gebende Frau, ſah dagegen ſehr diſtinguiert aus. Komteſſe Kalck, die Tochter, ſchien äußerlich und innerlich nicht zur Familie zu gehören. Sie war ſehr ſtark entwickelt und äußerſt frei in ihrem Weſen.

Ferdinand nahte ſich ihr gleich und ſcherzte mit ihr.

„Fahren Sie noch ſo viel? Warum holen Sie uns nicht mal ab, Komteſſe?“

„Ja, ich komme nächſtens, vielleicht mit Hans von der Münde zuſammen. Wir wollen ein Picknick verabreden, Herr von Stieglitz. Intereſſieren auch Sie ſich dafür, bitte! Ja?“

Ferdinand hörte nur halb zu.

„Ja, natürlich, natürlich,“ entgegnete er dann, ſich aufraffend. „Wir ſprechen noch weiter darüber. Es kommen Gäſte.“

Er flog dem Gutsbeſitzer Konrad von Eicken entgegen. Dieſer trug einen ganz kurz geſchnittenen, hellen Schnurrbart, hatte ein liebenswürdig malitiöſes Geſicht und näſelte ein wenig; die Frau war eine dicke, aufgeputzte, hochmütige Närrin, ſprach affektiert und mediſierte, wo ſie konnte.

Dann erſchienen die alten von der Mündes, äußerſt artig ſich gebende, ſehr ariſtokratiſche Leute, und nach ihnen Hans, der ſich ſogleich Ellen-Luiſe näherte.

Etwas verſpätet, „weil er nich' ſo lang' herumſtehen mochte!“ trat Inſpektor Kugelhahn und mit ihm Hofbeſitzer Mahrt, ein vorzüglicher L'hombreſpieler, ins Empfangszimmer.

Kugelhahn hatte ſelten ganz reine Nägel und beſchrieb nach Tiſch endloſe Kreisbewegungen mit der Zunge im Munde. Kugelhahn war mittelgroß, ſehr korpulent, atmete ſchwer und trug eine die Spuren häufigen Waſchens zeigende weiße Weſte, ſowie übergroße Handſchuhe.

Da er fühlte, daß ihm etwas fehlte, verbarg er ſeine Befangenheit hinter einem künſtlich derben Weſen; er war aber eine ehrliche Haut, tüchtig und zuverläſſig.

Ganz zuletzt erſchienen der Paſtor mit Frau und Tochter, und endlich kamen Ferdinands Eltern mit Diana aus Viga, denen ſich noch ein Rittmeiſter a. D. von Zwerg und Juſtizrat von Wenk — er allein — angeſchloſſen hatten.

Als die letzten Herrſchaften eingetroffen waren, ward das Zeichen zum Diner gegeben. Ferdinand hatte jedem Herrn eine goldumränderte Karte in die Hand geſteckt, auf der ſeine Tiſchdame verzeichnet war.

Die Paare waren vortrefflich geſetzt, was für einander paßte, ſaß beiſammen, und vornehmlich waren Ellen-Luiſe und Konſtanze Kalck zufrieden, die den jungen von der Münde und Klug neben ſich hatten.

Ferdinand hatte der Paſtorin den Ehrenplatz neben ſich gegeben und unterhielt ſich ſehr eifrig mit ihr. Sie war klug, liebenswürdig und durchaus nicht einſeitig.

Juſtizrat von Wenck hatte Frau von Eicken geführt und wußte ſie als vollendeter Geſellſchafter ſehr angenehm zu unterhalten. Wenn ſie ihre ſpöttiſchen Bemerkungen machte, wich er aus und lächelte nur, und wenn er trotzdem reden mußte, warf er wenige, ſtets ſehr zutreffende, aber doch nie verletzende Worte hin. Er war aalglatt.

„Der — der — Herr Kugelhahn — ſieht ja heute recht gewaſchen aus; vielleicht war jüngſt ſein Geburtstag, und jemand hat ihm ein Stück Seife geſchenkt,“ warf ſie unter anderm hin.

„Er macht aber gute Abſchlüſſe, Baron von Brix kann ſich gratulieren, daß er einen ſolchen Mann hat,“ erwiderte Wenck. „Ja, ja, ein wenig ſimple Lebensart — hm! Der Vater war Drechsler in Kappeln.“

Neben Herrn von Eicken ſaß Diana. Sie mochten ſich gegenſeitig ſehr gern. Das Geſpräch kam auf Viga; Herr von Eicken fragte nach allem und warf dann hin: „Und noch nicht verlobt, Fräulein Diana? Unbegreiflich, daß die Männer keine Augen haben! Ein junges Mädchen wie Sie!“

„Ja, ich weiß, daß ich gut bei Ihnen angeſchrieben bin, Herr von Eicken. Andere denken anders! Wie oft habe ich ſchon die Größe meiner Geſtalt und die Winzigkeit meiner Geldtaſche verwünſcht!“

„Ganz mit Unrecht. Nichts ſchöner als eine große, ſtattliche Erſcheinung, wie Sie ſie beſitzen, und Geld — Geld? Mehr als alles Geld iſt die innere Vortrefflichkeit. Ich würde gleich um Ihre Hand angehalten haben! Freilich hätten Sie mir wohl einen Korb gegeben?“

„Zwei, Herr von Eicken, aber in jedem hätte ein Zettel gelegen, auf dem geſtanden: ‚Ich bin nicht gut genug für Sie, mein gnädiger Herr! Sie zu bewahren vor Unglück, wünſcht Ihre Sie anbetende Diana von Stieglitz.‘“

Eicken lachte über den Scherz, ward aber in dieſem Augenblick von dem ihm gegenüberſitzenden und ihm, im Gegenſatz zu ſeiner Frau, ſehr ſympathiſchen Kugelhahn angeredet.

Baron von Stieglitz hatte wieder einmal eine Geſchichte mit unglaublicher Übertreibung zum beſten gegeben, und Kugelhahn referierte, ſich Stieglitz gegenüber ernſthaft gebend, aber Herrn von Eicken durch mokantes Mundziehen verſtändigend, über den Fall.

Der Rittmeiſter von Zwerg, ein baumlanger Herr mit einem Hungerturmgeſicht, aber vornehmen Manieren und ſarkaſtiſchem Humor, hatte der Behauptung des Barons, daß er einmal in Nordamerika den Kilometer per Eiſenbahn in vier Sekunden zurückgelegt, nicht widerſtritten, aber zur Perſiflierung dieſer Aufſchneiderei geſagt: Es ſei das gar nichts. Es wäre erwieſen, daß jetzt eine elektriſche Bahn in San Francisco gebaut ſei, die früher ankomme, als ſie abfahre.

Stieglitz ſah an den Mienen ſeiner Umgebung, daß ſie ſpottend über ihm zu Gericht ſaß, er bereute das Geſagte, aber er nahm nicht nur nichts zurück, ſondern warf eine ziemlich ſchroffe, auf Zwerg gemünzte Bemerkung hin. Raſch fiel nun Diana in das Geſpräch ein, bat Zwerg durch einen flehenden Blick, nichts zu erwidern, und erreichte auch, daß die Sache harmlos verlief. Zwerg war ſogar ſo liebenswürdig, das Rheinweinglas zu erheben und mit einem: „Na, lieber Baron, wir wollen die Fehde begraben“ ihm zuzutrinken.

Eicken aber ſtieß zweimal und dann noch einmal mit Diana an und ſagte: „Sie ſind ein vortreffliches Mädchen! Klug, beſonnen und gut! Tadellos finde ich alles, was ich je von Ihnen geſehen.“ Und zu Ellen-Luiſe hinüber ſchauend: „Wie die Ellen-Luiſe ſich herausgemacht hat! Ein wunderſchönes Geſchöpf. Aber wohl noch immer der Starrkopf, der ſie als Kind war? Herr Gott, wie die kleine Hexe da eben mit von der Münde ins Gericht zu gehen ſcheint!“

Es war richtig: von der Münde hatte tadelnd geſagt, er möge im ganzen nicht, daß junge Mädchen Männerbeſchäftigung trieben, und Ellen-Luiſe hatte erwidert, ſie möge nicht, daß Männer, wie zum Beiſpiel er, etwas Weibiſches an ſich hätten.

„Ich, Baroneſſe? Weibiſch?“

Statt zu antworten, machte ſie ihr trotziges Geſicht.

„Ich bitte, wodurch habe ich das je an den Tag gelegt?“

„Sie ſind ebenſo wie Oppendorff, ſo affig in Ihrem Anzug. Das hat etwas Weibiſches. Laſſen Sie doch den Frauen die Eitelkeit. Männer ſollen ſich nicht putzen, nicht geckenhaft ſein. Und dann ſind Sie bisweilen gräßlich ſentimental, das haſſe ich aus tiefſter Seele.“

Von der Münde, ein feiner und nach allen Richtungen vorzüglicher Menſch, erwiderte anfänglich nichts, dann äußerte er mit Würde: „Sie ſind ſehr ſcharf, Baroneſſe! Wenn der liebe Gott Sie nicht ſo ſchön geſchaffen, wenn Sie nicht den

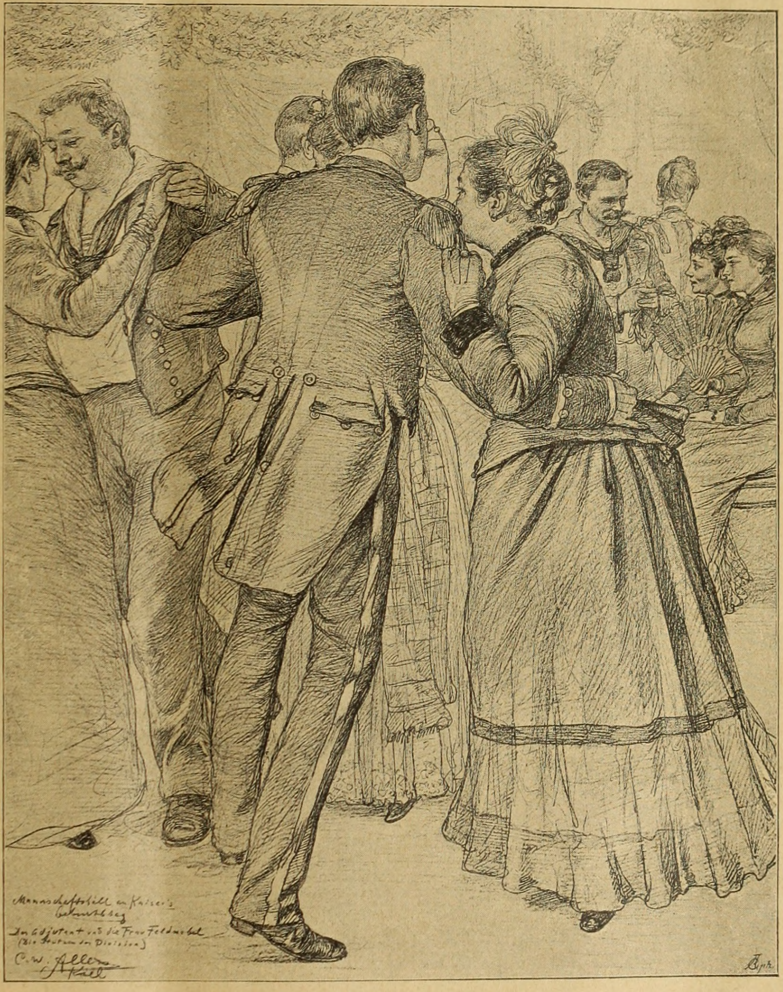
Zauber Ihrer Jugend hätten, würden die Menſchen ſich das nicht gefallen laſſen. Es wird aber auch für Sie die Zeit kommen, wo Sie zu der Einſicht gelangen werden, daß Überhebung ſich den Kopf einrennt. Ich füge hinzu, nur der kennt ſich ſelbſt und bemüht ſich vor eigener Thür zu fegen, der anderer Thun nachſichtig beurteilt.“

Es trat eine lange Pauſe ein. Ellen-Luiſe kämpfte mit ſich. Viele zornige und verletzende Worte brannten ihr auf der Zunge, aber jedes zerſtob an der ehrlichen Einſicht. Am liebſten wäre ſie dem Sprecher um den Hals gefallen und hätte ihm geſagt: „Ich war ſehr unartig und thöricht, bitte ſei mir gut! Ich liebe dich ja grenzenlos.“ Aber da er ihr nicht entgegenkam, jetzt ausſchließlich mit dem Hofbeſitzer Mahrt ſprach und ſpäter dem Paſtor zuhörte, ſo fand ſich keine Gelegenheit, ihm ihre Reue an den Tag zu legen. Klug aber mußte für die Qual, die ſie erfüllte, büßen. Als er ſie fragte, ob ſie den nächſten Tag wieder reiten wollten, entgegnete ſie kurz: „Ich will überhaupt nicht mehr reiten.“

„Aber warum nicht? Bekommt's Ihnen nicht? Oder wollen Sie nicht mit mir reiten, Baroneſſe?“ Er ſprach das ſehr betroffen.

„Gewiß, weshalb nicht, aber ich mag nicht.“

„Kann man ſo raſch ſeine Paſſionen ändern? Geſtern ſchwärmten Sie noch von der ungebundenen Freiheit, von der Herrlichkeit —“


Mannschaftsball an Kaiser's Geburtstag
Der Adjutant und die Frau Feldwebel
C. W. Allers
Kiel

Mannſchaftsball an Kaiſers Geburtstag.
Aus C. W. Allers „Unſere Marine.“ Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.

„Ja, geſtern! Geſtern iſt nicht heute!“

„Das iſt eine große Enttäuſchung für mich, Baroneſſe — Ellen-Luiſe,“ fügte Klug vertraulich flüſternd hinzu.

„Bitte, nennen Sie mich: Fräulein Ellen-Luiſe! Die Baroneſſe ſchenke ich Ihnen, aber das Fräulein nicht. Wie kommen Sie dazu?“

Sie ſah ihn impertinent zurückweiſend an, griff nach ihrem Glaſe, trank es in einem Zuge leer und ſtrich ſich über die heißerregte Stirn.

Der ſonſt gewandte Klug ward ganz faſſungslos.

Wie war dieſer unvermittelten Schroffheit zu begegnen?

Während ſeine Augen noch unruhig fragend an ihr hingen, wandte ſich von der Münde wieder zu ihr und reichte ihr ernſt und höflich eine Kompottſchüſſel. „Befehlen Sie?“

Er ſuchte ihren Blick, nachdem er ſich vergewiſſert, daß Klug, durch Konſtanze Kalck in Anſpruch genommen, ihn nicht beobachtete. Da veränderten ſich ihre Züge, ein geradezu hinreißender Ausdruck trat in ihr Angeſicht, und ſie flüſterte zärtlich und ihn voll Hingebung anſchauend: „Muß ich mich ſehr lange in Reue quälen, weil ich Sie verletzte? Oder können Sie ſchon jetzt der unausſtehlichen Ellen-Luiſe verzeihen?“

Sie ſetzte die Schüſſel ab und ergriff ein eben vom Diener voll geſchenktes Champagnerglas. Und er das ſeine.

„O, wie Sie bezaubernd ſein können, Fräulein von Stieglitz,“ ſtieß von der Münde heraus, und die Sonne des Glückes verklärte ſein Geſicht.

Er ließ die Rechte ſinken, taſtete unter dem Tiſch verſteckt nach ihrer Hand und flüſterte, während er ſie leidenſchaftlich drückte: „Ich reite morgen Vormittag elf Uhr nach dem Moorholzer Gehege. Und Sie?“

„Ich komme!“ gab Ellen-Luiſe ebenſo leiſe und leidenſchaftlich zurück. Während ſie das ſagte, blieb ihr Auge geſenkt, denn ſie fühlte, ohne zu ſehen, daß Klug ſie mit eiferſüchtig erregten Blicken beobachtete.

Kurz nach Tiſch entfernte ſich Klug aus der Geſellſchaft.

„Machen Sie gütigſt Ihrer Frau Gemahlin meine Entſchuldigung,“ erklärte er, Ferdinand beiſeite ziehend. „Mir iſt nicht wohl, ich muß mich nach Hauſe begeben! Nein — wirklich — danke ſehr — ich fühle mich nicht wohl. Es iſt beſſer, daß ich —“

So alles Zureden abſchneidend, ſchob er Ferdinand, der ihn hinaus begleiten wollte, zurück, trat auf den Flur, griff nach Rock und Hut und war im Begriff, ſich in Bewegung zu ſetzen, als er bemerkte, daß die Thür nach dem Eßzimmer offen ſtand und daß ſich niemand darin befand.

Raſch trat er näher, zog die Thür auf Spaltenweite an und griff, ſich über den einem verlaſſenen Schlachtfelde gleichenden Speiſetiſch beugend, nach einer halbvollen Flaſche Rotwein, ſchenkte ein großes Waſſerglas bis oben voll und ſtürzte den Inhalt herab. Bevor er es noch wieder abgeſetzt hatte, öffnete ſich die Thür des anſtoßenden Zimmers und mit den Worten: „Iſt mein Fächer nicht hier liegen geblieben?“ erſchien Ellen-Luiſe in der Öffnung.

(Fortſetzung folgt.)

# Jakob Riedl, der Führer der Tiroler im Lützowſchen Freikorps.

Ein Bild aus den deutſchen Befreiungskriegen.

Von Paul Bellardi. (Abdruck verboten.)

Die ſchwerſte unter den Bedingungen des Preßburger Friedens, von Napoleon dem unterlegenen Öſterreich diktiert, war die Auslieferung Tirols an Bayern — hatte doch das Land ſeit 1363 ununterbrochen unter Habsburgiſcher Herrſchaft geſtanden. Die neuen Herren verſtanden die biederen Bergbewohner nicht zu gewinnen und verletzten vielfach ihre Beſonderheiten und alten Rechte. Bald fing es an zu gären. Die Liebe zum angeſtammten Herrſcherhauſe und Unzufriedenheit mit den neuen Verhältniſſen trieb das tapfere Volk zum Aufſtande; unter Hofer und Speckbacher verrichtete es Thaten, welche Mit- und Nachwelt mit Bewunderung erfüllten — hielten ſie doch oft genug zehnfacher Übermacht ſtand. Napoleons Zorn und Öſterreichs Schwäche machten aber, wie bekannt, alle Opfer vergeblich; Tirol wurde ſchließlich unterworfen, und Hofers Leben endete auf den Wällen von Mantua.

Unter den tapferen jugendlichen Kämpfern hatte ſich Jakob Riedl aus dem Unterinnthal durch ſeine Kühnheit und außerordentliche Treffſicherheit beſonders hervorgethan. Er war (ein Altersgenoſſe Theodor Körners) im Jahre 1791 zu Haßleich bei Zell am Ziller als Sohn eines wohlhabenden Gerbers geboren. Mit dem Schulbeſuch war es nicht ſonderlich beſtellt, deſto beſſer wußte der Knabe die Büchſe zu handhaben, welche ihm ſein Vetter Speckbacher an ſeinem 10. Geburtstage geſchenkt hatte. Der Wildſtand der Tiroler Alpen war ſehr reich, die Jagdgeſetze wurden mild gehandhabt, und ſo lernte Jakob Riedl bald Weg und Steg in den Bergen genau kennen.

Als Hofer ſeine Landsleute zu den Waffen rief, gehörte der damals Achtzehnjährige zu den Erſten, welche dem Rufe folgten; die Jagd galt nun nicht mehr den Gemſen, ſondern den Bayern und Franzoſen. Beim Kampf am Berge Iſel war Riedl bereits Führer eines kleinen Korps und ſtand erſt Speckbacher, dann Hofer als Adjutant zur Seite. Aus jener Zeit ſtammt ein „Zeugnis“ Speckbachers, deſſen Urſchrift noch heute in der Familie Riedls aufbewahrt wird. Es lautet wörtlich:

„— — bezeige ich den Jakob Riedl, daß der Selbe, Bey der Affehre auf den Mehlecke, in Tyrol, 1809, durch Seine Barſchlich Tapferkeit und guten führung ſeine jäger ganz allein zu verdangen habe, daß ich nicht in die Gefangenſchaft des feundes geratten Bien, Auch Bey allen Gefechte zeichnete Sich der Jakob Riedl aus.

Speckbacher,
Obercommandant des unter-
inthal, und Wirklicher
Marjohr.“

Nachdem Tirol völlig vom Feinde überwältigt worden war, verließ eine große Zahl der tapferen Jäger auf Schleichwegen das Vaterland; manche wandten ſich nach Öſterreich, andere nach Preußen. Zu dieſen gehörte auch Riedl. Er kam nach Berlin und erregte bald durch ſein freimütiges, originelles Weſen (er redete jeden, auch den Höchſtſtehenden, mit „Du“ an) und durch ſeinen glühenden Franzoſenhaß die Teilnahme weiter Kreiſe; Friedrich Wilhelm III war ihm wohlgeſinnt und ſah ihn gern am Hofe. Für ſeine geflüchteten Landsleute bildete Riedl den Mittel- und Sammelpunkt. Mit allen ſtand er in Verbindung, und es bedurfte nur eines Winkes, ſie um ſich zu ſcharen. Die Gelegenheit dazu kam bald genug.

Am 3. Februar 1813 erging der Aufruf des Königs zur Bildung freiwilliger Jägerkorps; am 18. ſchon erhielt Major v. Lützow die Genehmigung hierzu, und am 9. März war die „ſchwarze Legion“ bereits in Stärke von einem Bataillon und einer Schwadron marſchfertig. Nun litt es auch die tapferen Tiroler nicht länger.

Am 7. April erſchien in Berlin folgende Bekanntmachung:

„Jakob Riedl aus Tyrol wird, mit höherer Bewilligung, eine Scharfſchützenkompagnie errichten, welche, eine eigenthümliche Kleidung tragend, beſtimmt iſt, ſich dem unter den Befehlen des Herrn Major von Lützow ſtehenden Königl. Preuß. Freikorps anzuſchließen. Bei dieſer Scharfſchützenkompagnie, die bereits einen Stamm von ausgeſuchten Leuten hat, werden nur wohlgeübte, mit guten Büchſen verſehene Schützen angeſtellt. Solche können ſich bei erwähntem Jakob Riedl (in der Poſtſtraße Nr. 12) melden. Diejenigen, welche dies für die große Angelegenheit des Vaterlandes wichtige Unternehmen ihrer beſonderen Aufmerkſamkeit werth achten, werden hiermit erſucht, ihre patriotiſchen Beiträge mit der Bemerkung: „Für die Scharfſchützenkompagnie der ſchwarzen Schaar“ an den vorhin genannten Jakob Riedl, oder an Herrn Jahn (Markgrafenſtraße 39), ferner auch an den Herrn Profeſſor Tourte (Behrenſtraße 21) oder an den Unterzeichneten baldmöglichſt einzuſenden.“

Berlin, den 7. April 1813.

Der Staatsrath Graf zu Dohna-Wundlacken.

Von hohem Intereſſe iſt ein Blick in die Verzeichniſſe der Gaben, welche Opferwillige in großer Menge darbrachten; ſie enthalten viele Dinge, welche für die Geber ſicher von großem Werte waren.

Am 17. April erſchien eine Kabinetsordre des Königs an den General von L'Eſtocq und den Geh. Staatsrat Sack:

„Ich genehmige auf Ihren Bericht vom 9. d. M., daß diejenigen Tyroler, welche ſich unter Jakob Riedl als Scharfſchützen an das Freikorps des Majors v. Lützow angeſchloſſen haben, ihre Nationalkleidung beibehalten dürfen, trage Ihnen aber auf darauf zu achten, daß nicht andere, nicht aus Tyrol gebürtige Leute, welche in dem Lützowſchen Korps Dienſte nehmen, ſich auch dieſer Kleidung bedienen, ſondern die vorgeſchriebene Uniform tragen.“ Friedrich Wilhelm.

Währenddes hatte Körners „Aufruf an meine Landsleute“ dem Lützowſchen Korps weitere 500 Freiwillige in Leipzig zugeführt, und Premierleutnant v. Seydlitz erhielt nun den Auftrag, ein zweites Bataillon zu bilden. Dieſem wurde die Tiroler Schützenkompanie zugeteilt; ſie ſtand unter Führung von Riedl und Dr. Ennemoſer, ſeinem Freunde (ſpäter Profeſſor in Bonn und München), der 1809 Hofers „Geheimſchreiber“ geweſen war. — Ein Berliner Zeitgenoſſe berichtet: „Am 2. Mai hat auch das Tyroler Scharfſchützenkorps Berlin verlaſſen, um ſich zur Armee zu begeben — eine ausgewählte Schaar, welche, von Jakob Riedl angeführt, gewiß von ſich reden machen wird! Durch Uniform, Haltung und Gewandtheit hat ſie ſchon ſeit einiger Zeit die Blicke aller Patrioten auf ſich gezogen. Es mußte befremden, in dieſer Abweichung von der gewöhnlichen Dreſſur Soldaten zu ſehen. Bei genauerer Nachfrage fand ſich jedoch bald, daß die Tapferkeit, als zuſammengeſetztes Produkt moraliſcher und phyſiſcher Eigenſchaften, an keine beſtimmte Form gebunden iſt, und man begriff aus Riedls Erzählungen, wie die Tyroler, ohne förmliche Soldaten zu ſein, Lefebvre mit ſeiner ganzen Armee aus ihren Gebirgen verjagen konnten. Die Grundlage bei dem Tyroler Schützenkorps iſt nicht die Furcht, ſondern die Brüderlichkeit. Nun mag es freilich wahr ſein, daß man auf einer ſolchen Grundlage kein großes Heer errichten kann, aber es iſt nicht minder wahr, daß jedes Korps, welches dieſe Grundlage wirklich hat, zu einer heiligen Schaar wird.“

Der Hauptvorzug der Tiroler lag in der Sicherheit, mit welcher ſie ihre Büchſe handhabten — ſelten verfehlte die Kugel ihr Ziel. Riedl galt damals und noch lange Zeit nachher als unübertroffen in dieſer Beziehung. Eine militäriſche Autorität führt noch im Jahre 1826 in einem Bericht an: „Mit einem Tyroler Doppelhaken ſchoß Hauptmann Riedl, der bei dem Lützowſchen Freikorps ſtand, 2000 Fuß, mit ſeiner Gemſenbüchſe 1000 Fuß und darüber und parirte ſogar mit ſeinen Kuchenreuterſchen Piſtolen auf 400 Fuß auf den Nagel in der Scheibe.“ Riedl hatte ſeine Schützen gelehrt, im Gefecht ſtets die Offiziere und Horniſten aufs Korn zu nehmen, damit weder Befehle noch Signale gegeben werden konnten und Verwirrung in die einzelnen Truppenteile kam.

Lützow hatte ſich über Deſſau und Havelberg nach der unteren Elbe gezogen; hier fand die Vereinigung der Tiroler mit dem Korps ſtatt. — Napoleon waren die „brigands noirs," die Lützower, welche er aus der gefürchteten Verbindung „le Tugendverein" entſtanden glaubte, beſonders verhaßt. In dieſem Haß hatte der Überfall bei Kitzen am 17. Juni, durch den ein Teil der Lützowſchen Kavallerie während des Waffenſtillſtandes zerſprengt und gefangen wurde, ſeinen Grund. Die Infanterie des Freikorps war unter Major von Petersdorf in der Altmark geblieben und war dann mit dem General Woronzow nach Leipzig marſchiert. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes (10. Auguſt) wurde das Korps neben anderen leichten Truppen auf dem äußerſten rechten Flügel der Armee zu einem ſchwierigen und gefahrvollen Vorpoſtendienſt in Lauenburg und an der Stecknitz verwendet. Hier hatte es gegen das Davouſtſche Korps faſt täglich Kämpfe zu beſtehen und blieb immer ſiegreich; es ſeien hier nur die Gefechte bei Lauenburg, Zarrenthin, Mölln und das glänzende Treffen an der Goehrde erwähnt; namentlich in letzterem, wo die 10 000 Mann und 8 Kanonen ſtarke franzöſiſche Diviſion Pécheux gänzlich aufgerieben wurde, zeichnete ſich Riedl mit ſeinen Tirolern beſonders aus. Am 26. Auguſt erlitt das Freikorps durch den Tod Körners bei Gadebuſch einen unerſetzlichen Verluſt.

Im November 1813 ſetzte ſich das Bülowſche Armeekorps, dem die Lützower zugeteilt waren, nach Holland zu in Marſch, mit Beginn des Jahres 1814 folgten letztere nach; während die Kavallerie unter perſönlicher Führung Lützows, der ſich bei dieſer Gelegenheit das eiſerne Kreuz 1. Klaſſe erwarb, beſchwerliche aber ſiegreiche Streifzüge in den Ardennen ausführte, wirkte die Infanterie insbeſondere bei der Cernierung Jülichs mit. Hier erntete, namentlich bei einem der Ausfallsgefechte, das Tiroler Korps neue Lorbeeren; ſein Führer Riedl, mittlerweile zum Premierleutnant befördert, erhielt „für ausgezeichnete Tapferkeit" das eiſerne Kreuz und den ruſſiſchen St. Annenorden.

Nach dem erſten Pariſer Frieden traten die Truppen den Rückmarſch in die Heimat an. Der unſicheren Verhältniſſe wegen wurden aber nur die Landwehr und die freiwilligen Jäger entlaſſen, zu denen auch das Lützowſche Korps gehörte. (Letzteres hörte damit auf, zu beſtehen — aus den Fußtruppen, ſoweit ſie übertraten, wurde das 25. Infanterie-, aus der Kavallerie das 6. Ulanenregiment gebildet —; Oberſtleutnant von Lützow, Führer des letzteren, behielt das Recht, das Siegel des Lützowſchen Freikorps weiter zu führen; dasſelbe befindet ſich z. B. auf einem von Lützow ſelbſt gezeichneten Schreiben an Riedl vom 16. April 1815.)

Unter den Ausdrücken ehrendſter Anerkennung erhielten auch die Tiroler Schützen ihren Abſchied, obgleich, wie Lützow an den General von Bülow ſchrieb, er „dieſe tapfere, mit der Büchſe excellierende Truppe nur ungern verliere." Ein Teil kehrte in die heimatlichen Berge zurück, ein anderer ſuchte in Preußen bleibenden Wohnort, wurde von Riedl nach Berlin geführt und hier entlaſſen.

Am 18. Dezember 1814 verehelichte ſich Hauptmann Riedl mit Auguſte Amalie von Bernard, Tochter eines preußiſchen Kapitäns; unter den Trauzeugen befand ſich auch ſein treuer Waffengefährte Dr. Ennemoſer. Das junge Ehepaar ging nach Tirol, wo Riedl den „adeligen Anſitz" Ginn bei Schwaz im Unterinnthal kaufte. Das Heimweh ſeiner Gattin veranlaßte ihn jedoch zur Rückkehr nach Berlin; ſpäter beſaß er ein Gut Friedersdorf bei Teltow. Der Verſuch, Tiroler Alpenkühe auf märkiſchen Fluren heimiſch zu machen, mißlang, und Riedl bewarb ſich um eine Anſtellung im preußiſchen Staatsdienſt. Aus dieſer Zeit ſtammt ein Brief an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welcher recht charakteriſtiſch für die ganze Perſönlichkeit des treuherzigen Tirolers iſt:

Berlin, den 15. Oktober 1827.

„Grüß di Gott zu Deinem frohen Geburtstag! Das gaiht voran.

I hob Di holt ein Wort ins Ohr neinzuſagen, das Dir grad kain plaisir wird mache, aber Freud wirſt Du habe, wenn Du thuſt, was ich Dir bitt.

— — Wais gar nit, wie es beſſer werden ſoll, wenn Du nit mithilfſt.

Nu mußt mir zuhören, und wenn Du hoſt gehört, ſo wirſt aach ſchon helfe, i kenn halt Dein gutes Gemüth. Wenn die Unterſchrift aſiehſt, do wirſt mi holt ſchon kenne, und waißt, wos i bin. Du waißt, mir Tyroler können ohne den Stutzrl nit ſain, der iſt holt uns lieber wie's Madel im Arm. Was aber bei uns zu Land vor'n Stutzrl kommt, das wird, wenn's grod kain Menſch iſt, hinuntergeſchoſſen, hier bei euch zu Land wolln's aber dös nit han, und i konnt holt nicht leicht von der Oart laſſe, do is kumme, daß i hob a Häsla oder Böckla geſchoſſe und kannſt Dir halt denke, wos ſie vor a Geſchrei machen. Do hobens mich ins Loch herein geſchmiſſen, hoben mich, Deinen alten Kriegskameraden, der Dir hot Dein Land mitgerettet, als a Dieb behandelt. Nu ſogens gar, i ſoll kain Offizier mehr bleiben, meine Ordens wollens mir nehme, und dann wollens mir wais Gott noch hänge und broate; das kannſt Du nit zugebe, das darfſt Du nit laide. I bin kain Verbrecher, i hob'n Thier geſchoſſe, was in der fraien Natur is geweſen, kann aner beweiſen, daß Gott allein für ihn gemacht hot, oder kann er zaigen, daß es ſain Eigenthum is, nu, ſo kann i es bezahlen, aber maine Ehren und Würden, mit mainer Tapferkeit verdient, dos dürfens mir nit nehme. Dos i hob geſchoſſen, dos ſag i Dir holt im Vertrauen, dös mußt nit wiederſagen, denn ſie hoben mir vors Schießen ſchon einmal 3 Monat nach der Feſtung gebracht, und i hob nit Luſt, noch einmal hinzugehen.

I hob Dain Vater dies geſchrieben und hob gebeten, daß er mich ſoll laufen laſſe, i will gleich nach Tyrol zu Haus gehn, und bin i einmol naus aus dem Land, da hats Wild gute Ruh.

Da wollt i holt gebeten habn, daß Du Dain Wort mit hinzugiebſt, denn ſieh, Dain alter guter Papa, der ſchickts an den Miniſter, as i wohl gehört hob, a prächtiger Mann, aber an Gerichts- oder Geſetz-Miniſter is kain Soldat, is kain Tyroler Schütz, der geht holt nach dem Wort, was das Geſetz ſagt und dann wirſt ſehn, dann ſchnappen ſie mich weg. Mußt Dir mit Gewalt neinſchmeißen, dann wirds ſchon gehen. Wenn i z'Haus komme bei mir, da werd ich Dich brav loben, und wenn Du Krieg haſt, komm i wieder und helf Dir. Nu lebwohl, liebs Brüderle, und thu, wos Du kannſt, daß i freikomme und daß i um a bißla Schießen meine Ehren und Würden nit verliere. — Sonſt hob i durch gelehrte Leute ſchreiben laſſen, do glaub i hot immers Herz gefehlt; nu dacht i mußt mol ſelber ſchreiben, es geht, wies geht, und da hob i nun geſchrieben. Das nit beſſer is geworden, dos is nit maine Schuld, i kann nit beſſer, und hoſt Du mi verſtanden, dann wirds ſchon helfen.

Jakob Riedl."

Geholfen hat es — auf Verwendung des Kronprinzen wurde der „Jagdfrevler" ſofort begnadigt.

Die ſpätere Ernennung zum königlichen Oberförſter traf ihn auf dem Sterbebett; am 8. September 1840 endete ſein bewegtes Leben ein ſchmerzloſer Tod; oft genug hat er ihm furchtlos ins Auge geſchaut. Auf dem Kirchhofe in der Lieſenſtraße fand Hauptmann Riedl ſeine letzte Ruheſtatt.

In der Geſchichte Hofers und Lützows wird ſein Name für immer rühmend genannt werden.

Riedl hinterließ vier Töchter, von denen nur eine noch lebt; in Berlin wohnen mehrere ſeiner Enkel und Enkelinnen, deren eine des Verfaſſers Gattin iſt. Ein Urenkel Riedls gehört wieder als Offizier dem preußiſchen Heere an, in deſſen Reihen der tapfere Tiroler ſich einen ſo ehrenvollen Platz errungen hatte.

# Feſte Plätze in den Grenzmarken des Oſtens.

(Zu der untenſtehenden Kartenſkizze.) (Abdruck verboten.)

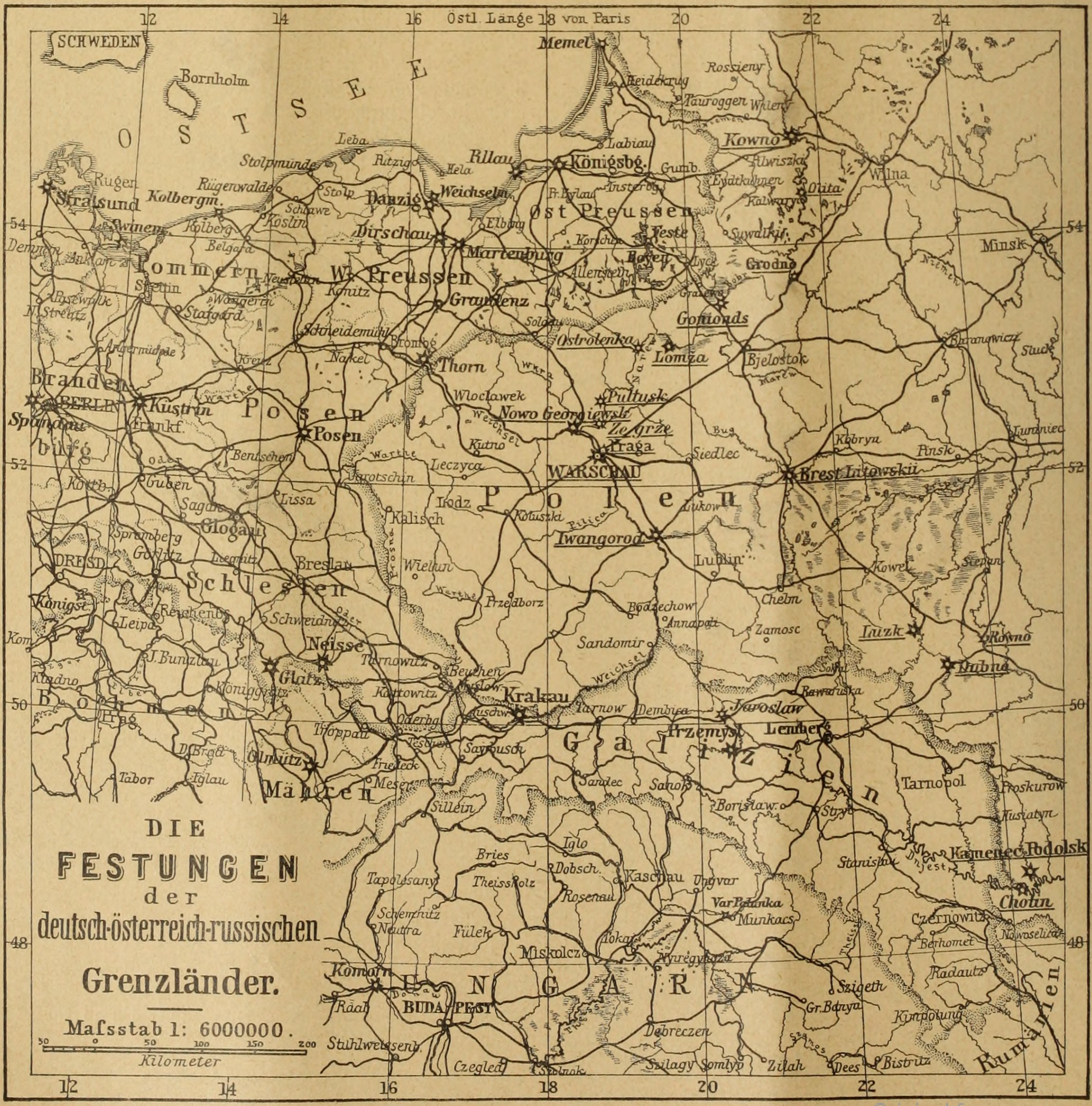
Der Reiſende, der vor zehn Jahren von der deutſchen Grenze nach Petersburg oder Moskau reiſte, wurde von der Vorbereitung einer Grenzverteidigung, von einem zuſammenhängenden Feſtungsſyſtem auf ruſſiſchem Boden ſo gut wie nichts gewahr. Auf der Strecke nach Petersburg gab es, abgeſehen von Dünaburg, gar keine feſten Plätze, auf der Route nach Moskau machten die alte Citadelle von Warſchau mit ihren Miniaturforts und die umwallten Defenſionskaſernen von Breſt-Litowsk einen ziemlich kläglichen Eindruck. Beiden ſah man an, daß ſie nur zur Niederhaltung Polens und als Stützpunkte der ruſſiſchen Truppen im Lande beſtimmt waren, gegen einen auswärtigen Feind mit modernen Geſchützen aber wenig zu leiſten vermochten. Auf beiden Flanken befanden ſich Nowogeorgiewsk (Modlin) und Iwangorod an der Weichſel in gleichem Zuſtande. Wer hätte auch bis zum Jahre 1881 einen militäriſchen Konflikt zwiſchen Preußen-Deutſchland und Rußland für möglich gehalten! In Kaiſer Alexander II beſaß letzteres einen Monarchen, der deutſches Blut in ſeinen Adern, deutſche Bildung in Kopf und Herz trug und deshalb die heutige Losſagung Rußlands von aller Verbindung mit weſteuropäiſcher Kultur und die feindliche Gegenüberſtellung gegen ſeine Nachbarn nie zugelaſſen haben würde.

Seit der Thronbeſteigung des jetzt regierenden Zaren iſt das anders geworden. Die ruſſiſchen Staats- und Kriegsmänner glauben ſich in ihren „berechtigten“ Zielen (dem Beſitz von Zargrad-Konſtantinopel) durch die Mächte des Dreibunds gehemmt und rüſten unabläſſig, um im gegebenen Augenblick mit der erdrückenden Macht des Hundertmillionenreiches dieſen Widerſtand der Friedensmächte zu brechen. In dies Gebiet der ſeit einem Jahrzehnt wahrhaft großartig und ſyſtematiſch betriebenen Rüſtungen gehört auch das von dem genialen Ingenieur-General Totleben entworfene und nunmehr in der Ausführung beendete Feſtungsſyſtem, welches die Weſtgrenze des ruſſiſchen Reiches heute umſpannt.

Eine wunderbare Erſcheinung! Das Deutſche Reich hat ſeit zwanzig Jahren die Erhaltung des Friedens als politiſches Ziel verfolgt, es hat weder in Weſt noch Oſt irgend ein begehrenswertes Objekt vor ſich, deſſen Gewinn ihm einen Krieg erwünſcht erſcheinen laſſen könnte, und doch ſchließen ſich die beiden begehrlich auf Deutſchlands Grenzmarken blickenden Nachbarn durch chineſiſche Mauern gegen uns ab. Das iſt die Wirkung des furor teutonicus von 1870 71.

Frankreich begann mit ſeinen ungeheuern Feſtungsbauten an ſeiner Oſtgrenze, und der Ruhm des franzöſiſchen Miltiades ließ den ruſſiſchen Themiſtokles nicht ſchlafen. Wie am Newaſtrande alles nachgeahmt wird, was an der Seine ausgebrütet iſt (gegenwärtig wieder Gewehr- und Pulverfabrikation im größten Maßſtabe), ſo mußte nun auch Rußland ſeinen Feſtungsgürtel an der Weſtgrenze haben. Der ruſſiſche Generalſtab ging von der Anſicht aus, daß die eigene Mobilmachung und das Heranführen der Truppen an die Grenze langſamer vor ſich gehen werde, als Preußen mit ſeiner affenartigen Geſchwindigkeit es zu leiſten vermöge, und ſuchte das Aufmaiſchgebiet durch eine zuſammenhängende Feſtungslinie abzuſperren. Da trennende Gebirge im Oſten nicht vorhanden ſind, ſo hielt man ſich an die Flußläufe und baute die Feſtungen entlang des Laufes des Niemen, des Bobr, des Narew und der Weichſel, dieſe Flüſſe gewiſſermaßen als zweiten Grenzgraben benutzend. Hinter dieſer vorderen Linie bilden Dünaburg und Breſt Stütz- oder Centralpunkte für eine Verteidigung in zweiter Linie.

Im Jahre 1882 begann man mit dem Bau und ging dabei mit großer Freiheit in der Ausführung zu Werke. Warſchau und Kowno blieben offene Städte und wurden nur mit einem oder zwei Gürteln von Forts umkleidet. Die alten Steinbaukaſten (anders


DIE
FESTUNGEN
der
deutsch-österreich-russischen
Grenzländer.
Maſsstab 1: 6000000.
Östl. Länge von Paris
12
14
16
18
20
22
24
54
52
50
48
SCHWEDEN
Bornholm
OSTSEE
Memel
Rossieny
Heidekrug
Tauroggen
Kowno
Wilna
Labiau
Königsbg.
Pillau
Leba
Stolpmünde
Rügen
Rügenwalde
Stralsund
Kolbergm.
Swinem.
Danzig
Weichselm.
Dirschau
Marienburg
Elbing
Ost Preussen
Feste
Boyen
Suwalki
Grodno
Olita
Minsk
Pommern
W. Preussen
Graudenz
Stettin
Stargard
Goniondz
Ostrolenka
Lomza
Bjelostok
Schneidemühl
Thorn
Bromberg
Brandenb.
BERLIN
Küstrin
Spandau
Frankf.
Posen
Wloclawek
Nowo Georgiewsk
Pultusk
Zegrze
Praga
WARSCHAU
Siedlec
Brest Litowskii
Kobryn
Pinsk
Kutno
Lodz
Polen
Kalisch
Iwangorod
Lublin
Kowel
Lissa
Glogau
Breslau
Schlesien
Wielun
Dresd.
Leipz.
Schweidnitz
Neisse
Glatz
Sandomir
Chelm
Zamosc
Luzk
Rowno
Dubno
Krakau
Beuthen
Kattowitz
Tarnow
Przemysl
Jaroslaw
Lemberg
Galizien
Tarnopol
Proskurow
Olmütz
Troppau
Mähren
Kamenez-Podolsk
Chotin
Czernowitz
Komorn
Raab
BUDA-PEST
UNGARN
Miskolcz
Debreczen
Szigeth
Kimpolung
Rumänien
Kilometer
0 50 100 150 200

kann man ſie kaum bezeichnen) von Nowogeorgiewsk, Iwangorod und Breſt-Litowsk blieben als nunmehrige Kernwerke beſtehen und wurden durch weit um ſie herum gezogene Linien von Außenforts der vernichtenden Wirkung der heutigen Geſchütze entzogen. Endlich legte man zwiſchen den großen Plätzen nach berühmten Muſtern (ſiehe Frankreich) kleinere Befeſtigungen und Sperrforts an, welche einer feindlichen Invaſionsarmee einzelne wichtige Straßen an den Flußübergängen verſchließen ſollen.

Wenn der Leſer ſeine Blicke auf das nebenſtehende Kartenblatt richtet und mit uns einen Spaziergang durch die ſonſt weder landſchaftlich noch menſchlich anmutenden Grenzdiſtrikte von Norden nach Süden antreten will, ſo beginnen wir mit der Niemenlinie, an der Kowno, Olita und Grodno als befeſtigte Punkte zu nennen ſind. Unter dieſen Plätzen iſt Kowno der bedeutendſte ſowohl wegen ſeiner Lage am Einfluß der Wilia in den Niemen, als auch zufolge ſeiner ſtarken Befeſtigung durch 18 größere und kleinere Werke.

Am Bobr liegt in ſumpfiger Gegend die ſtarke Feſtung Gonionds (von den Ruſſen amtlich Oſſowez genannt).

Am Narew ſind neuerdings alle Übergangspunkte befeſtigt: die Gouvernementsſtadt Lomza, ferner Oſtrolenka, Pultusk und Zegrze. Nur Sierozk, das ehemals zum polniſchen Feſtungsdreieck gehörte, iſt nicht wieder befeſtigt worden.

An der Weichſel endlich befinden ſich die ſtärkſten Bollwerke des Zarenreiches: Nowogeorgiewsk, Warſchau-Praga (mit 18 Forts) und Iwangorod an der Mündungsſtelle des Wieprz in die Weichſel.

Mit der Front gegen Südweſt an der galiziſchen Grenze ſind das alte Zamosc und die neuen Plätze in Wolhynien: Luzk, Dubno und Rowno zu nennen.

Wie erſichtlich, iſt ſo ziemlich jede von Weſten nach Rußland führende Straße durch eine Feſtung geſperrt, die chineſiſche Mauer iſt fertig, Rußland kann ruhig dahinter ſchlafen. Wir auch!

Bianca. Von Tito Conti. Verlag von Guſtav Schauer in Berlin.

Gleichzeitig mit dem Feſtungsbau wurde die Herſtellung ſtrategiſcher Eiſenbahnlinien für den Aufmarſch der Armee an der Weſtgrenze gefördert. Von Petersburg führen jetzt zwei Bahnlinien (die Küſtenbahn über Reval, Riga und die große Linie über Dünaburg) nach Kowno. Aus dem Innern des Reiches führen drei Linien auf Bjeloſtok und Warſchau, und ebenfalls drei große durchgehende Linien von Moskau und dem Südoſten des Reichs nach der wolhyniſch-podoliſchen Grenze. Auch in dieſer Richtung iſt das ſofortige Losſchlagen im gegebenen Augenblick gründlich und ſachgemäß vorbereitet. Mehrere Millionen an Truppen können ſchnell — ſo weit es die großen Räume geſtatten — hinter dem ſchützenden Feſtungsgürtel verſammelt werden, um ſich unmittelbar nach der Vereinigung auf das Nachbarland zu ſtürzen. Dieſem furchtbaren Feinde gegenüber hat der uns eng verbündete Kaiſerſtaat an der Donau alle Veranlaſſung gehabt, ſeine äußerſte, ſchwer bedrohte öſtliche Grenzprovinz zu ſichern. In Öſterreich-Ungarn muß man ſich ſagen, daß der erſte Stoß der Ruſſen das offen vor ihren Heeresmaſſen daliegende Galizien treffen muß, das noch dazu durch den hohen Gebirgswall der Karpathen von ſeinem Hinterlande getrennt iſt. Dennoch nötigen alle Verhältniſſe dazu, die öſterreichiſche Armee ſofort in Galizien zu verſammeln, falls man ſich nicht von vornherein hinter der Karpathenmauer verkriechen und das große Kronland Galizien preisgeben will. Nachdem der Entſchluß zum Aufmarſch in Galizien gefaßt war, mußte ſomit der letztere auch durch Stützpunkte geſichert werden. So ward der alte Platz Krakau in eine moderne Lagerfeſtung umgeſtaltet und eine zweite gleichen Stils bei dem Städtchen Przemysl am San neu geſchaffen. Ebenſo ward die Landeshauptſtadt Lemberg durch einige Außenwerke gegen Handſtreich geſichert und Jaroslaw am San zum feſten Platze umgeſtaltet. Durch dies Feſtungsſyſtem kann das weſtliche und mittlere Galizien als geſchützt gelten, und hinter dieſer Grenzwehr werden die öſterreichiſchen und ungariſchen Armeekorps mit der Eiſenbahn verſammelt werden können. Auch für die Ausgeſtaltung des Bahnnetzes iſt dort zu Lande in neuerer Zeit viel geſchehen. Während vor noch nicht langer Friſt Galizien von Ungarn ganz abgeſchloſſen und nur von Weſten her über Krakau zu erreichen war, führen jetzt zwei große Bahnſtränge auf Krakau und drei anderweite über die Karpathen auf Tarnow, Przemysl und Stry-Lemberg. Damit dürfte allen militäriſchen Anforderungen genügt ſein; mit vollem Vertrauen kann Deutſchland auf die Maßregeln ſeines Bundesgenoſſen zur Abwehr des gemeinſamen Feindes blicken.

Die deutſche Heeresverwaltung hat trotz der gewaltigen Feſtungsbauten an ſeinen Grenzen im Oſten und im Weſten und trotz der aus der franzöſiſchen Kriegsentſchädigung verfügbaren großen Geldſummen der Verſuchung ſiegreich widerſtanden, das gleiche Syſtem militäriſcher Grenzſperre durchzuführen. Im feſten Vertrauen auf ihre ſiegreichen Truppen ſieht ſie in dieſen ſelbſt die lebendigen Mauern, die das Vaterland ſchützen ſollen und ſchützen werden, ohne ſich hinter Wall und Graben zu verſtecken. Eine große Zahl kleiner und größerer Plätze muß zur Zerſplitterung der Kräfte verleiten und kann ſehr leicht zu Kataſtrophen führen, da die kleinen Plätze ſchnell einer Panik oder einer kühnen Berennung erliegen werden. Im beſonderen hat der General-Feldmarſchall Graf Moltke innerhalb der Landesverteidigungs-Kommiſſion immer wieder den Grundſatz zu Ehren gebracht: Wenige, aber große und ſtarke Feſtungen! Wie im Weſten Straßburg und Metz den Hunderten franzöſiſcher Plätze allein die Stirn bieten, ſo ſind an der Oſtgrenze Königsberg, Thorn und Poſen in erſter, Danzig, Küſtrin und das alte Glogau in zweiter Linie die Hüter des offenen Landes. Jede der zunächſt bedrohten Provinzen Oſt-, Weſtpreußen und Poſen haben ſomit einen großen Waffenplatz, um der Wehrkraft der Provinz als Stützpunkt zu dienen. Jede Feſtung weniger iſt ein Gewinn für die Operationsfreiheit der Feldarmee.

Von dem deutſchen Bahnnetz braucht füglich hier nicht die Rede zu ſein, da die zur Grenze führenden Linien bekannt ſind. Der Bahnverkehr hat ſich während der letzten Jahrzehnte auch in den Oſtmarken derart gehoben, daß hier wie im Weſten die Loſung gelten kann: Lieb Vaterland, kannſt ruhig ſein!

M. W.

# In Moor und Marſch.

### Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812.

### Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Das war einmal ſchön geredet, maßvoll, verſtändlich! Chriſtine antwortete ausweichend: ſie hatte ſich mit ſchmerzlichem Erſchrecken die große, innere Veränderung klar machen müſſen, die mit ihrem Manne vorgegangen war. Seine Predigt zeigte ein völlig fremdes Geſicht. Trocken und knapp gefaßt, hielt ſie ſich ſtreng an den ihr zugewieſenen Text, der vom Jeſusknaben unter den Schriftgelehrten des jüdiſchen Tempels erzählte. Rein menſchlich legte der Redende ihn aus und wendete ihn aufs ſchlichte Alltagsleben an. Als ihm ein einziges Mal eine Anſpielung auf die Zeitereigniſſe unverſehens mit unterlief, warf er ſie ſchroff und gewaltſam, wie einen ſtürzenden Felsblock, in den ruhigen Fluß ſeiner Worte und ſtieß ſie wieder aus, ohne ſie mit dem geringſten Strahle der Erklärung zu beleuchten. Dann gewahrten ſeine ſcharfen Augen mit einer ſeltſamen Miſchung von Ingrimm und Genugthuung, daß die Bauernköpfe jetzt ſchläfrig nickten, wie vordem bei des alten Domine Predigten.

Der Pflicht ſeiner Seelſorge kam er peinlich nach, weder Wind noch Wetter ſcheuend. Klagten die Leute ihm über die ſchlimmen Zeiten, dann hielt er ihnen entgegen:

„Habt ihr's ſo lange gelaſſen ertragen, ſo ertragt es weiter, bis andere den Wagen für euch aus dem Schlamm heben!“

„Dat könt wi doch ok ſülwſt dhon, Domine,“ meinte dieſer und jener und richtete ſeine prüfenden, verwunderten Augen auf den Geiſtlichen, der ſonſt immer von Dreinſchlagen und Abſchütteln geredet hatte. Auf ſeine Antwort:

„So thut es ſelber und redet nicht viel vorher davon,“ ſtanden ſie breitſpurig auf ihren Thürſchwellen, ſchauten ihm kopfnickend nach und brummten vor ſich hin:

„W'rafftigen Gott, Recht hett de Mann! Je jo! De Mann hett gans Recht: man blot ick mag nich anfangen!“

Da lag der Haſe im Pfeffer! Dierking ſchob den erſten Handſtreich auf Bartels, und Bartels ſteckte beide Fäuſte in die Hoſentaſchen, ſchlurrte über den wippenden Steg zu Ahlers hinüber und ſagte:

„Ahlers, uſe Domine de ſeggt: wi ſchölt dat ſülwſt mit de Revolutſchon in Gang bringen, du büſt'n Vullbuur,*) du mußt dat dickſte Enn' affnieen.“**)

„Nä“, erwiderte Ahlers gelaſſen, „ick heww noch Drög' un' Natt***) genog in'n Huus; ick will mi woahren mit joe Revolutſchon, dat de franſchen Kärls mi allens wegnehmen!“

Auf dieſe Weiſe kam es zu nichts über dem Beſinnen und dem Hin und Her. Leberecht gab ſeine Gemeindeglieder auf. Die gewaltige Zukunft ſelbſt mochte ſein menſchliches Stümperwerk in die Hand nehmen und den ſchweren Torf zu Flammen ſchüren.

Auch ins Teufelsmoor ging er nicht. Sein dortiger Amtsbruder hatte durch irgend einen unberufenen Mund Wind von Harm Finkes Vorſchlägen bekommen und verwahrte ſich dem St. Jürgener Kollegen gegenüber in gereizten Ausdrücken ſeiner Rechte, die noch keine Hand angetaſtet hatte. Man müſſe mit dem Volkscharakter rechnen: der Moorbauer ſei nicht dazu berufen, das Panier der Erhebung voran zu tragen, er ſei des Druckes ſeiner trübſeligen Umgebung, ſeiner ungünſtigen Lebensbedingungen von Natur aus viel zu ſehr gewöhnt, ſchrieb er unter Anderem. Die lebhafteren Geeſtleute, die reichen, kräftigen Marſchſaſſen ſeien ſolchem Wagnis zugänglicher. Er in ſeiner lieben Gemeinde wünſche den Frieden aufrecht zu halten und den Übergang in andere Verhältniſſe ſich möglichſt ruhig vollziehen zu laſſen, falls es des Herren Wille ſei, abermals ein anderes Regiment einzuſetzen.

„Du wäreſt meinem Schwiegervater ein beſſerer Sohn geweſen als ich,“ dachte Leberecht, als er den langatmigen Brief durchlas. Harm Finke's Sohn mahnte ihn auch noch einmal im Namen des Alten: er möge dennoch kommen und ſeine Predigt insgeheim in kleinem Kreiſe halten, er aber blieb bei ſeiner Weigerung. Auch jetzt ſtemmte er ſich ſcheinbar der Zeitſtrömung entgegen. Da draußen in der unruhigen Welt redete man lauter und lauter von Freiheit und Mutfaſſen; er ſaß thatenlos zwiſchen den Waſſern auf ſeiner Inſel: ein Trotziger — ein Träumer.

Chriſtinens Seele durchzitterte das Mitleid. Sie lebte nur für ihn. Jeden Tag an ſeiner Seite kaufte ſie aus, vorſichtig, mit Furcht und Zittern, wie ſie's ihm einſt ausgeſprochen. Denn ſeiner unnatürlichen Ruhe gegenüber befiel ſie oft und oft der Gedanke: er möge eines Tages von ihr gehen, wie in grauen Zeiten der Schwanenritter von der Herzogin zu Brabant, wenn ſie ihn unbedacht fragen würde: „Was ſinnſt du? Was bereitet ſich vor in dir?“ An ſeiner Erſchlaffung reifte und erſtarkte ſie aus dem weichen Mädchengemüte zum klaren und ſchönen Frauencharakter.

Beſonders fiel es ihr auf, daß er ſeine theologiſchen Werke nie mehr zu Rate zog, wenn er arbeitend am Schreibtiſche ſaß. Sein gewohntes Buchzeichen, ein abgebrochenes Falzbein aus Knabentagen, lag nur in der Bibel an irgend einer myſtiſchen Stelle der Apokalypſe oder dem ſchneidenden zehnten Kapitel des Ebräerbriefes: „Denn wir wiſſen Den, der da ſagt: Die Rache iſt mein, Ich will vergelten, ſpricht der Herr, und abermal: der Herr wird ſein Volk richten. — Schrecklich iſt es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. — Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. — Denn noch über eine kleine Weile, ſo wird kommen, der da kommen ſoll und nicht verziehen. — Der Gerechte aber wird des Glaubens leben. Wer aber weichen wird, an dem wird meine Seele keinen Gefallen haben.“

Über dieſen Stellen brütete er wieder und wieder, und mit beklemmender Sorge pflegte Chriſtine den ſtarren Ausdruck ſeiner ſonſt ſo ſprechenden Züge zu beobachten, während ſie nähte oder mit leiſem Fußtritt an ihrem zierlichen Rade ſpann.

Tagaus, tagein blieb es ſo; endlich vermochte ſie's nicht mehr ſchweigend zu ertragen. Eines Abends gegen Ende Januar, als er ſeinen Predigtentwurf mit unwilliger Geſte beiſeite ſchob und abermals die Bibel an der Stelle aufſchlug, die das zerbrochene Falzbein bezeichnete, trat Chriſtine ſacht hinter ſeinen Stuhl, bog ſeinen Kopf gegen ihre Bruſt zurück und las über ſeine Schultern hinweg den Vers, auf den ihr Auge eben fiel:

„Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat! — Das redeſt du dir unabläſſig vor und begehſt ein großes Unrecht damit! Geliebter, was haſt du mir heilig zugeſagt? Weshalb grämſt du dich allein? Haſt du dein Wort vergeſſen, daß deine Frau die Hälfte deines Ich iſt und daß nur dem ganzen Ich ſein Streben ganz gelingt?“

Er ſchloß ſeine Hände um die ihren, und ein bitteres Lächeln zog ſeine Mundwinkel abwärts. „Du junge Weisheit von achtzehn Jahren, du haſt gut reden! Streben? Was ſprichſt du mir von Streben, Chriſtine? Ich habe mein Wort vom halben Ich nicht vergeſſen und du hoffentlich das Gleichnis von der Ebene nicht. Das iſts: ich pflüge Sand und murre wider mein Joch und reibe mich damit auf, in dieſem kläglichen Halblichte den Sümpfen auszuweichen. Solange ich hier auf der Insula perdita ſitzen und mein unverdientes Brot eſſen muß, iſt es nichts mit allem Streben.“

Sie ſtand minutenlang ohne Bewegung und ſah gerade vor ſich gegen das Fenſter hin. Ihre Augen wurden groß und feucht, ihr lieblicher Mund jedoch nahm einen Zug an, der ſie plötzlich Volkmar zum Verwechſeln gleich ſehen machte. Nach einem Weilchen kniete ſie neben ihrem Manne nieder und umfaßte ihn: „Leberecht, du weißt, wie ich an der Insula perdita mit allen Faſern hänge. Aber laß uns fort von hier ziehen. Wo wir auch ſein mögen, bei dir iſt meine Heimat. Nur werde wieder glücklich!“

„Ich wäre ein ſchöner Mann, wenn ich ohne härteſten

---

*) Vollbauer, Großbauer. — **) Das dickſte Ende abſchneiden. ***) Speiſe und Trank (Trocken und Naß).

Kampf gegen mich ſelbſt ein ſolches Opfer von dir annähme, Chriſtine,“ erwiderte er ernſt, hob ſie empor und zog ſie auf ſein Knie.

„Du kämpfſt ſchon ſo hart und ſo lange, laß es genug damit ſein,“ ſagte ſie. „Dieſer Zuſtand iſt für uns beide unerträglich!“

Er ſchüttelte den Kopf. „Armes Kind, was du mit deinem weichen Herzen Kampf nennſt, iſt nur ein Hin- und Herſchwanken,“ entgegnete er. „Das Kämpfen beginnt erſt, wenn ich’s klar weiß, von welcher Himmelsrichtung aus der Sturmwind mich menſchliches Schilfrohr im Sumpfe packen und werfen will.“ Er wehrte das finſtere Bild mit der Hand von ſich ab und preßte die Geſtalt ſeines jungen Weibes eng an ſich. „Vergieb mir, liebſtes Leben, all’ meine Unterlaſſungsſünden der letzten Wochen. Ich bin ein grauſamer Egoiſt geworden, und du haſt’s wahrlich nicht um mich verdient. Es ſoll wieder anders werden: komm, laß uns den ewigen Bücherwuſt und das ewige Spinnrad fortſchieben und einmal wieder Brautleute ſein und dämmern. Willſt du, Chriſtine?“

Ob ſie wollte!

Solch’ eine warme, friſche Jugend läßt ſich nur zu leicht und gern durch eine voll genoſſene Zärtlichkeitsſtunde über alles Ungemach, das beſtehende und das drohende, hinwegtäuſchen. Chriſtinens Paradiesgarten ſtahl vom hellen Abendrot da draußen am Himmel für ſeine neuen Knoſpen. Mit Leberecht war’s anders! Ein fruchtloſer Aufſchwungsverſuch des Vogels mit geſtutzten Flügeln!

Aber die Schwingen ſollten dem Vogel wieder wachſen über Nacht!

Der Januar ging zu Ende. Das beſtändige Schwanken der Witterung hatte den Botendienſt zwiſchen Stadt und Land faſt unmöglich gemacht; die Zeitungen kamen ſpärlich und arg verſpätet. Was ſie brachten, war ein Wirrwarr von Widerſprüchen, die den beſonnenen Leſern baldige Auflöſung beſtehender Zuſtände nach einer oder der anderen Seite hin prophezeiten. Die Optimiſten ſahen in der Ausführlichkeit und Strenge, womit die „Affaire Malet-Frochot“ behandelt wurde, den ſicherſten Beweis dafür, daß der große Kaiſer wirklichen Grund habe, ſich ſeines Lebens nach den ruſſiſchen Mißerfolgen nicht mehr ſicher zu fühlen. Weshalb ſonſt nachträglich noch ſoviel Aufhebens wegen der fälſchlichen Verbreitung ſeiner Todesnachricht durch den exaltierten Grafen Frochot? Weshalb ſonſt dieſe energiſche Betonung von des Kaiſers Geſundheit und feldherrlicher Schärfe bei der Truppenrevue, und die immer wiederholte Ankündigung koloſſaler Heeresmaſſen, die Berlin paſſieren und zur Grande armée ſtoßen würden? Man fing an, die Zeitungen mit allerhand ſpieleriſchen Hofgeſchichtchen, kleinlichem Fürſtenſkandal, witzig ſein ſollenden Entgegnungen auf die Warnungsartikel der „Times“ anzufüllen.

„Wie könnt ihr euch einer ſolch’ blinden Zuverſicht hingeben?“ warnten die Peſſimiſten. „Danzig, Marienburg, Thorn in Belagerungszuſtand, — fühlt ihr da nicht den alten harten Druck? Der Graf Narbonne, des Kaiſers Generaladjutant, hat mit dem Könige von Preußen in Berlin geſpeiſt und ein vertrauliches Schreiben ſeines Monarchen an den Vaſallen-Herrſcher überreicht. Das ſoll die geſpannte Stimmung von einem zum andern bedeuten? Weit gefehlt! Leſt doch weiter: der preußiſche König gibt den Tagesbefehl aus, daß jeder Soldat, den man ohne Urlaub auf dem linken Weichſelufer antrifft, als Deſerteur behandelt und ſtandrechtlich erſchoſſen werden würde!“

„Und Hunderte deſertieren ungeſtraft in Nacht und Nebel!“ lachten die Optimiſten.

Am zwanzigſten Januar erhielt Domine Torbeeken, zugleich mit der amtlichen Bewilligung ſeines Emeritierungsgeſuches auch die Departementszeitung vom ſiebzehnten durch den Stadtboten zugeſtellt. Er ſchickte ſofort in die Küſterei nach ſeinem Schwiegerſohne.

„Sei einmal wieder warm oder kalt, mein guter Sohn,“ ſagte er bewegt und ſtreckte dem Eintretenden, der ein ſeltener Gaſt in ſeinem Studierſtübchen geworden war, ſeine zittrige Hand entgegen. „Wirf die leidige Lauheit und Zurückhaltung über Bord, das iſt doch nichts als fremder Ballaſt; ich will mich beſſer in dich hineinzufinden ſuchen! Du komm’ mir nun auch entgegen: teile wie einſt mit dem Alten, der ſeit heute nur noch ein abgedankter Radnagel iſt und nichts mehr hat und will, als ſeine Lieben und ſeinen Hausfrieden! Nein, das Schreiben haben wir ja lange kommen ſehen; das nur ſo nebenbei,“ fügte er hinzu, als Leberecht den amtlichen Brief zur Hand nehmen wollte, „einſtweilen hat man dich noch bis nach den Oſtertagen mit meiner Vertretung beauftragt, und ſieht meinen und deinen Äußerungen entgegen. Aber nun ſage mir, was du von den Nachrichten hier aus den zuverläſſigſten engliſchen Blättern hältſt?“

„Die Angelegenheiten Napoleons,“ ſo meldete die Times vom zweiten Januar, „ſind, wie Er ſelbſt, in den letzten Zügen, und man hat Urſache zu glauben, daß Ereigniſſe von großer Wichtigkeit eheſter Tage in Frankreich geſchehen werden; wenn ſie nicht ſchon vorgefallen ſind.“ Unter dieſer Timesnotiz Anmerkungen des franzöſiſchen Moniteurs von geradezu verblüffender Lahmheit.

„Hier möchte ich die verfrühten Hoffnungen dämpfen, die ich in Ihren Augen leſe, beſter Vater,“ meinte Leberecht. „Ich habe keinen Seherblick, aber von England verſpreche ich mir nichts. Daß ſeine Seeleute mit den unſrigen bei’m Schmuggel gemeinſame Sache machen und die reichen Wurſter Hausmannsſöhne dazu, das halt’ ich für den Zuſammenfluß verwandter Nationalzüge, die, abgeſehen von aller Politik, ſich anlocken, nun die Gelegenheit ſo günſtig iſt, Kühnheit, Piratentum, Geldſtolz und -gier, Prunken mit der gelobten Unabhängigkeit und dem geliebten Reichtum, vor allem aber denen eine Naſe drehen, die der Unabhängigkeit drohen und nach dem Gelde die Hand ausſtrecken: da liegt’s! England als Staatskörper gibt ſeine anfechtbare Neutralität ſo leicht nicht auf, um uns elenden Franzoſenknechten mit mehr als mit Worten beizuſpringen! Aber laſſen Sie nur einmal einen deutſchen Mann, der etwas gilt, offen hintreten und ſprechen: ‚Nun iſt’s genug mit deiner Halbgottsmacht, Bonaparte, ich thue nach meinem Kopfe und meinem Gewiſſen!‘ Ja, dann will ich die Hoffnung wieder ins Treiben bringen, und mit zwiefacher Bodenwärme, eher nicht! Es iſt für uns alle gut, daß ich ſie für jetzt zugedeckt halte, denken Sie an Ihre eigenen Bitten und Warnungen nach dem neunundzwanzigſten Bulletin.“

Der alte Mann nahm die Hand des jungen zwiſchen ſeine beiden und blickte ihn an mit einem ſchönen Lächeln in ſeinen ruhigen, durchgeiſtigten Zügen. „Jeder junge Heißſporn hat doch ein wenig vom Bühnenhelden an ſich und ſpielt vor ſich ſelber Komödie,“ ſagte er. „Denkſt du, ich ließe mir’s von dir einreden, lieber Sohn, daß mein ſiebzigjähriger Mut in Wahrheit ſtärker ſei, als dein ſechsundzwanzigjähriger? Ich habe dir’s nach deinem eigenen Willen nie ſagen dürfen, wie mir das Verſtändnis für dich erſt aufgegangen iſt bei deinem ‚Hier ſteh ich, ich kann nicht anders.‘ Langſam hab’ ich gelernt, dich zu leſen, aber nun haſt du dich mir auch eingeprägt, und es thut mir gut, daß du mir heute dieſe ruhige Ausſprache Aug’ in Auge nicht wieder auf den Lippen abſchneideſt wie bisher. Deshalb machſt du mich auch nicht glauben, daß du heute ſcheu nach den Fenſtern horchſt, der Spione wegen, wie ich es einſt that, als wir auch laut von unſeren Hoffnungen für das Vaterland redeten! Sieh, ſo alt ich bin, ich danke dir’s, daß du mir das volle Vaterlandsbewußtſein wiedergegeben haſt! Was nützt uns alles Widerſtreben, alle Vorſicht und Angſt, wenn wir’s in uns haben und fühlen müſſen, uns ſelbſt und unſerer kühlen Weisheit zum Trotz.“

Stumm und feſt hielten ſich die beiden Männer umſchlungen. Die Mutter, die darauf zukam, drückte leiſe die Thür zur Eßſtube ins Schloß und zog Chriſtine zurück, die gekommen war, um den Gatten zum Mittagsmahl abzuholen.

„Bring es herüber, Stinchen, laß uns beiſammen bleiben,“ ſagte die kleine Frau mit Thränen in den Augen. „Was ich da drin in Vaters Stube geſehen habe, darüber haben die lieben Gottesengel im Himmel ihre Freude gehabt! Alles iſt wieder gut zwiſchen unſeren Lieben, und nun wollen wir auch glücklich miteinander eſſen!“

Die alte Harmonie, nur abgeklärter und wärmer in dieſem kleinen Kreiſe! Chriſtine war, ſo eigen es klingen mag, überſelig, ihren Mann wieder feurig und zornig politiſieren zu hören, und die Ehrfurcht, mit der er dann des Vaters Entgegnungen hinnahm, machte ihr das Herz vor Dank und Rührung klopfen. Denn nicht nur, wie ſonſt, die Ehrfurcht vor dem grauen Haupte fand ſie heraus, ſondern eine weit höhere und tiefere zugleich: die Ehrfurcht vor dem Manne, den ein ſtolzer, jugendlicher Geiſt über ſich erhaben gefühlt hat.

„Daß du ſo werden und ſein mußteſt, wie du biſt, Chriſtine, das iſt mir heute an deinem Vater klar geworden,“ ſagte Leberecht, als er mit ſeiner Frau am Abende dieſes glücklichen Tages, nach viel trüben, heimging. „Gott wolle ihn uns noch lange am Leben laſſen. Und wenn ich mich wirklich einmal auf eine Zeitlang von dir trennen müßte, jetzt würd' ich's nicht mehr ſo ſchwer empfinden,“ fügte er hinzu und blieb mit ihr am Ufer ſtehen; denn ſie wandelten dort noch ein paarmal auf und ab durch die klare Winterluft.

„Nichts davon!“ bat ſie leiſe und wickelte ſich zitternd in ihren Shawl. „Trübe mir den Tag nicht, laß ihn ganz ſchön ſchließen! Sieh, wie herrlich der Mond über uns ſteht!“

Er wendete mit ihr um, und am Brunnen machten ſie nochmals Halt, um, über den mooſigen Rand gebeugt, in ſeine Tiefe hinabzuſchauen. Da lag das Mondlicht in tauſend Fünkchen und Strahlen, lang und fein, wie ſcharfe Klingen, auf dem Grunde.

„Siehſt du Ritter Jürgens Waffen liegen?“ ſagte Leberecht. „Zum Greifen täuſcht ſie der Mond vor! Man bekommt wahrlich Luſt, ſich da hinunter zu machen und ſie heraufzuholen! Du biſt heute ein Furchthäschen, Kind, auch dabei zitterſt du wieder? Komm ins Haus, vom Söller iſt's ebenſo gut in den Mond ſchauen. Was? Thränen? Haben wir die Rollen getauſcht? Alles iſt in Frieden, ſieh mich wieder heiter an, meine Herzensfrau!“

Sie jedoch vermochte es nicht. Unaufhörlich glitten die Tropfen über ihre Wangen, während ſie ſtill miteinander, vom trauten Dämmerplätzchen aus, in den Mondſchein blickten.

„Wenn Gott uns je einen Sohn ſchenkt, Chriſtine, ſoll er deines Vaters Namen tragen,“ unterbrach Leberecht das lange Schweigen, als die Turmuhr ihre mahnenden zehn Schläge that.

Sie lächelte ihn an und trocknete ihre Thränen. „Und den deinen, dann kann er's ruhig mit dem Leben aufnehmen,“ entgegnete ſie und küßte die Hand in der ihrigen.

Nun war er wieder der Alte! Durch die künſtliche Eiskruſte der jüngſten Wochen brach ſein geſunder, männlicher Trotz wieder als heißer Sprudel. Wie überall im Lande, ſo wagte auch er jetzt noch, weit freier mit ſeiner Meinung hervorzutreten als zu Ende des vergangenen Jahres, und er holte ehrlich nach, was er durch ſeine krankhafte Selbſtzucht faſt einen Monat lang verſäumt hatte. Wie gut wußte er ſich ſeine Texte dienſtbar zu machen! Den Bauernſeelen ward das Einſchlafen wieder ſehr ſchwer gemacht; denn der junge Domine donnerte mit der Fauſt auf die Kanzel, wie wenn er das verwurmte Holz kurz und klein ſchlagen wollte!

Seinen Grund hatte er auch dazu: er murrte wider den Schöpfer, der den Menſchenkindern hier draußen zwiſchen Deich und Waſſer und Moor alle Tage ein anderes Wettergeſicht zeigte, alle Winde durcheinander regieren ließ, dem harten Froſte höhniſch plätſchernden Tauregen entgegenwarf und die Schollen heute feſt ineinander ſchob und Tags darauf die ſichere Decke wieder in ein Heer wandernder Schreckniſſe auflöſte. Zu ſeinem geſunden Trotze geſellte ſich bebende Ungeduld; denn die Mitte des Februar war herangekommen, und ſeit dem 20. Januar auch nicht ſoviel wie ein einziges Zeitungsblatt, geſchweige denn ein Brief! Von Volkmar vier Wochen lang keine Nachricht. Und irgend etwas mußte ſich doch begeben, geändert haben in der Welt!

„Domine,“ ſagte ihm nach dem Gottesdienſte des vierzehnten Februar Bauer Ahlers in ſeiner „dröhnigen“ Weiſe, „verläden Dingsdag, wie ich nach Scharmbeck zu Markt bin, hat mir Freerk Meyer aus Leſumſtotel erzählt: der Marſchalk, den ſie da hinten an d'r pohl'ſchen Grenze zu ſitzen haben, der hätte mit den Ruſſen gegen die Franſchen zuſammen angebunden. Nu ſollen ſie wohl 'n Stücker tauſend franſche Köppe auf Stangen geſpießt haben, meint Meyer, längs d'r Grenze!“

„Was für ein Marſchall iſt denn das, Ahlers?“ fragte Leberecht ungläubig.

„Oben in Wuſten un' Vieland ſollen ſie ſich das hölliſch überlegen,“ fuhr Ahlers unbeirrt fort, „Kork hieße der Mann, meint Meyer. Das muß 'n deftigen Kärl ſein!“

„Marſchall Kork“ war Leberecht durchaus nicht lächerlich, und wider Willen fühlte ſich Chriſtine in ihres Mannes Ungeſtüm, dieſem Bauernmyſterium auf den Grund zu kommen, mit hineingeriſſen.

Sie war es auch, die, ſelbſt mit heißen Wangen wachliegend, ihren Gatten um Mitternacht aus dem beſten Schlafe weckte: „Liebſter, ich hab's! Das iſt kein andrer als der preußiſche General York!“

„Natürlich, Kind, der iſt's, das hab' ich mir ſchon lange gedacht, aber ich wollte dich nicht ſtören.“

Frühmorgens ſtand der Schlitten unter dem Sternhimmel vor der Thür. Gottlob, das Eis hielt ſeit vorgeſtern, und Leberecht fuhr in die Stadt.

## 9. Kapitel.

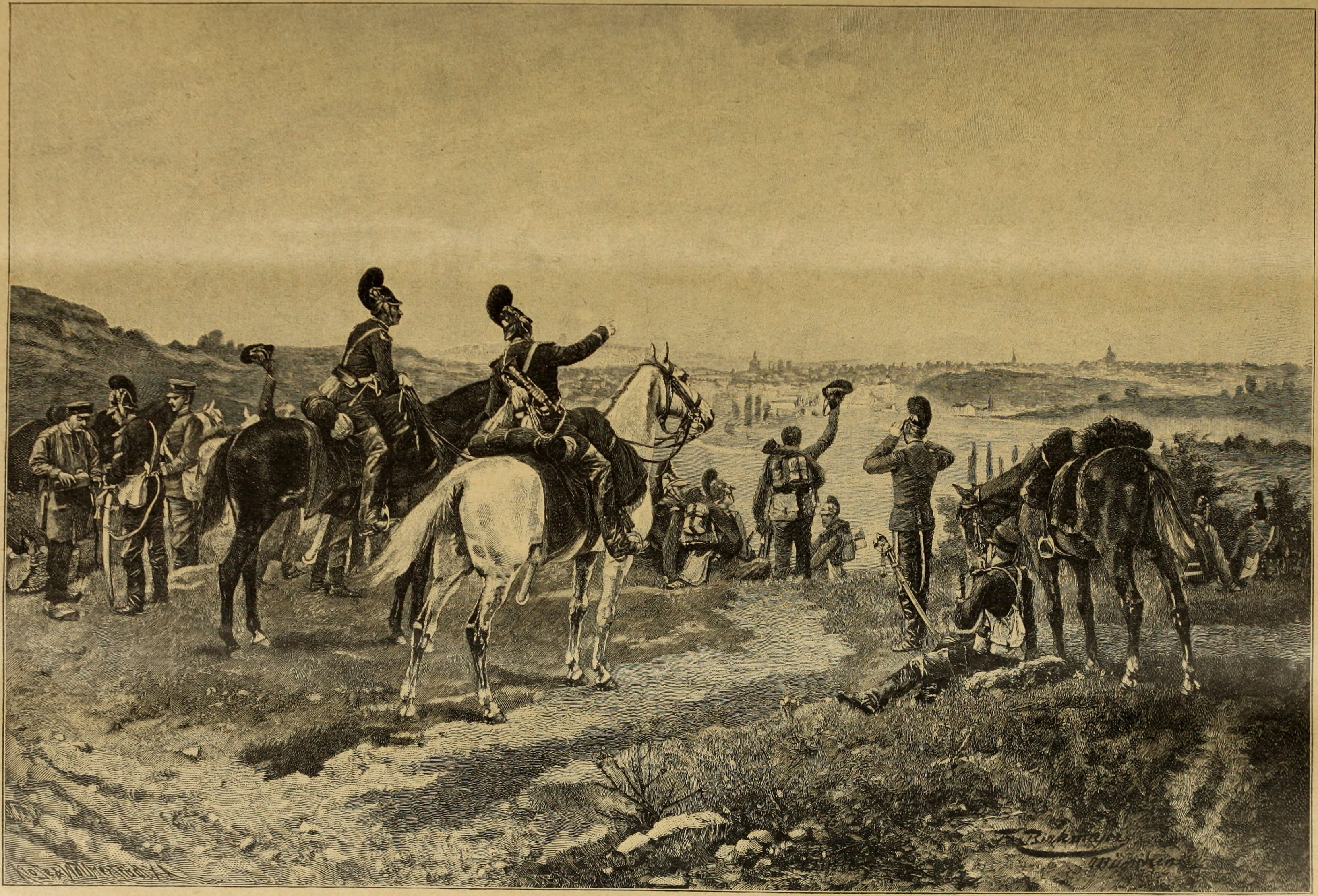
Er kehrte zu ganz unerwartet früher Stunde wieder heim und ſtürmte wie ein Wirbelwind in die gemütliche Eßſtube der Paſtorei zu ſeinen drei Lieben, nachdem er Chriſtine droben im Giebel des Küſterhauſes nicht gefunden hatte.

„Da bin ich zurück, da habt ihr mich! Das iſt eine That! Eine Fülle der Neuigkeiten! Halb von Sinnen komm' ich!“ Er hob Chriſtine mit ſeinen ſtarken Armen vom Boden empor, als wäre ſie nur ein papiernes Püppchen, und küßte ſie feurig. „Du haſt Recht gehabt, Herzlieb: geſegnet, tauſendmal geſegnet ſei der Marſchall Kork, der wackere preußiſche General. Kommt doch, daß ich's euch zeige, eins nach dem andern, und dann ſagt mir, daß es ein wahres Wort von der Kanzel geweſen iſt: ‚Die Nacht iſt vergangen!‘“

Sie ſcharten ſich begierig um ihn her an des Vaters Lehnſtuhl, und nun holte er ſein Zeitungspacket hervor, zerrte die Umſchnürung davon ab und breitete Blatt für Blatt auf dem Fenſtertiſchchen aus. Zuerſt die große That an der Spitze der Zeitung vom 19. Januar: — „und wir haben einen vollen Monat in unſerem alten Sauerteige hingelebt, ohne eine Ahnung davon!“ — die Konvention zwiſchen York und dem Ruſſengeneral Diebitſch, am 30. Dezember in der Poſcheruner Mühle unweit Tauroggen.

„Losgeſagt von der fränkiſchen Waffengenoſſenſchaft das preußiſche Hilfskorps — ohne Königsbefehl! Der eine eiſerne Mann nimmt die rieſenhafte Verantwortung auf ſeine Schultern, heißt ſeine Soldaten ruhig und völlig neutral bleiben und gelobt ſelbſt dann noch volle zwei Monate lang keinen Schwertſtreich gegen ſeine neuen Bundesbrüder zu thun, wenn einer der beiden Monarchen die Anerkennung des Bündnisvertrages verweigern ſollte. Leſt, was er hier an den franzöſiſchen Marſchall, Herzog von Tarent, ſchreibt: ‚Wie auch das Urteil ſeyn mag, welches die Welt über mein Benehmen fällen wird: ich bin darüber wenig beſorgt. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reiffſte Überlegung diktieren es mir, und die reinſten Beweggründe, wie auch der Anſchein immer ſeyn mag, leiten mich.‘ Das nenn' ich eine deutſche Mannesthat!“

„Und nun? was nun weiter?“ (Fortſetzung folgt.)


F. Birkmeyer
München

„Hurra Paris!" Nach dem Gemälde von F. Birkmeyer.

## Hurra Paris!

(Zu dem Bilde auf S. 269.)

Wochenlang Ringen, wochenlang Zerren,
Wollt uns der Feind den Sieg verſperren,
Warfen ihn nieder, der Weg iſt frei.
Vorwärts ins Herz, und das Feldgeſchrei:
Hurra Paris!

Blei und Blut! Sind die Heere geſchlagen,
Trotzige Mauern und Türme noch ragen,
Drohende Thore Verderben ſpei'n,
Aber Viktoria führt uns hinein.
Hurra Paris!

Enger und enger die eiſernen Netze,
Heißer und heißer die harte Hetze,
Bis wir den Fuchs im Bau geſtellt,
Fangen und faſſen den Feind im Zelt.
Hurra Paris!

Endlich, in Fahnen und Fetzen zerfliegen
Nebel und Dampf. Seht die Stolze dort liegen.
Rüſte dich, Schöne, zum letzten Tanz,
Freier ſind da. Jetzt geht's um den Kranz.
Hurra Paris!

Guſtav Falke.

## Friedrich der Große und die Prozeſſe des Müllers Arnold.

(Abdruck verboten.)

„Eine Ungerechtigkeit ohnegleichen“ — „einen willkürlichen Machtſpruch“ — „eine Kränkung des Rechtes und einen Eingriff in das heilige Amt des Richters“: ſo bezeichnet die Mehrzahl der Geſchichtsforſcher und Geſchichtſchreiber die bekannte Stellungnahme Friedrichs des Großen in Sachen des Müller Arnold gegen den Grafen Schmettau. Bis auf die neueſte Zeit kehrt die ſcharfe Beurteilung des Großen Königs faſt in allen Werken, welche ſein Leben behandeln, wieder, eine aktenmäßige Neuprüfung des Prozeſſes hielt man für unnötig, ſo feſt ſtand das Urteil der Hiſtoriker und der Juriſten. Jetzt endlich hat ſich ein Rechtskundiger, Amtsrichter Dickel, der Mühe unterzogen, die im geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Akten eingehend zu unterſuchen, und iſt dabei zu höchſt überraſchenden Reſultaten gelangt, welche er in einer intereſſanten Schrift: Friedrich der Große und die Prozeſſe des Müllers Arnold (Marburg. Ehrhardtſche Buchhandlung) niederlegte.

Der Vorgang ſelbſt iſt ſo bekannt, daß ich mich begnügen kann, ihn ganz kurz wiederzugeben.

Der Müller Arnold war ſeit 1762 Erbpächter der nahe an der Oder am Krebsbach belegenen ſogenannten Krebsmühle im Gerichtsbezirk Pommerzig. Die Mühle befand ſich bereits ſeit mehreren Menſchenaltern im Beſitz der Familie Arnold; der Gutsherrſchaft, dem Grafen Schmettau, war alljährlich ein Zins von drei Maltern Korn, und im ganzen zehn Thalern Meßgeld zu entrichten. Im Jahre 1770 ließ der benachbarte Gutsbeſitzer von Gersdorf oberhalb der Krebsmühle drei Karpfenteiche anlegen und dieſelben aus dem Mühlenfließe bewäſſern. Bisher war Arnold allen ſeinen Verpflichtungen pünktlich nachgekommen, jetzt blieb er mit ſeinem Zins im Rückſtande und entſchuldigte ſich mit der Behauptung, die Mühle gehe nicht mehr regelmäßig, weil durch die Anlegung der Karpfenteiche der Waſſerzufluß ſich erheblich vermindert habe. Er wurde von dem Grafen Schmettau verklagt, zur Zahlung des Rückſtandes verurteilt und gepfändet. Prozeſſe, welche er anſtrengte, auch ein Immediatgeſuch, das er an den König richtete, fruchteten nichts, ſchließlich verlor er 1779 durch Subhaſtation die Mühle.

Am 21. Auguſt 1779 erſchien Arnold perſönlich im Königlichen Schloß zu Potsdam und wurde auf Befehl des Monarchen zu Protokoll vernommen. Am folgenden Tage ſchon ordnete der König eine neue „unparteiiſche“ Unterſuchung an und übertrug ſie dem in Züllichau in Garniſon ſtehenden Oberſt von Heucking, dem von der Regierung zu Küſtrin der Rat Neumann beigeordnet wurde. Zwiſchen letzteren beiden kam es im Laufe der Unterſuchung zu ernſten Meinungsverſchiedenheiten, und der Oberſt berichtete allein an den König, daß die Beſchwerden des Arnold begründet ſeien. Friedrich befahl darauf in ſehr ungnädigen Worten der neumärkiſchen Regierung, „die Sache mit dem Arnold ſogleich in Ordnung zu bringen,“ die Regierung aber erkannte, daß der Müller mit allen ſeinen Anſprüchen abzuweiſen ſei. Die Angelegenheit kam vor das Kammergericht, und auch dieſes entſchied am 8. Dezember zu ungunſten des Arnold. Am 10. erhielt Friedrich Abſchrift des Urteils, am 11. beſchied er ſofort den Großkanzler von Fürſt nebſt den drei Räten Ransleben, Friedel und Grams zu ſich, fuhr ſie ſehr hart an, „daß ſie ſeinen Namen cruel gemißbraucht,“ entließ den Kanzler mit den Worten: „Marſch, ſeine Stelle iſt ſchon vergeben,“ und befahl auf der Stelle die Inhaftnahme der drei Richter; noch an demſelben Tage verfügte er auch die Verhaftung von vier Räten der neumärkiſchen Regierung. Der Kriminalſenat des Kammergerichts erklärte darauf nach eingehender Unterſuchung alle Beſchuldigten für ſchuldlos, der König aber ſtrafte die Richter und Räte teils mit Dienſtentlaſſung, teils mit Feſtung. Der Müller Arnold erhielt ſein Beſitztum zurück und wurde auf Königlichen Befehl für ſeine Verluſte aus dem Vermögen der Verurteilten entſchädigt. „Gerechtigkeit muß handhaben,“ hatte Friedrich einer ſeiner letzten Entſcheidungen hinzugefügt. „Diejenigen, die Ficfaquereien machen, müſſen geſtraft werden, und diejenigen, die gegen ſolche nicht ſprechen wollen, meritieren noch mehr Strafe. — Quod bene notandium, monsieur.“

Das Verfahren des Königs machte in Berlin, im ganzen Lande, ja in ganz Europa ungeheueres Aufſehen. Die Anſichten waren geteilt. Am Mittag des 12. Dezember ſah man vor der Wohnung des Kanzlers von Fürſt eine lange Reihe glänzender Wagen: die höheren Beamten, der Adel wollten dem in Ungnade Entlaſſenen demonſtrativ ihre Hochachtung bezeugen. Einige Tage ſpäter erſchienen Hunderte von Männern vor dem Königlichen Schloſſe: einfache Bauern in blauen Kitteln, die mit abgezogenen Mützen im Schneegeſtöber ſtanden und riefen: „Es lebe der König!“ Als Gegenſtück zu dem bekannten Falle des Müllers von Sansſouci, der auf des Königs Drohung, ihm ſeine Windmühle zu nehmen, unerſchrocken antwortete: „Ja! Wenn's Kammergericht nicht wäre!“ erregte der Arnoldſche Prozeß doppeltes Intereſſe. In den zunächſt beteiligten Kreiſen aber gewann die Überzeugung immer mehr Boden, daß der Monarch, wenn auch im beſten Glauben und aus den edelſten Beweggründen, den Richtern bitteres Unrecht zugefügt, daß er ſich zu einem Akt ſchlimmſter Kabinettsjuſtiz habe hinreißen laſſen. Dieſe Anſchauung iſt, wie erwähnt, von der Mehrzahl der Hiſtoriker angenommen worden.

Und doch iſt ſie entſchieden unrichtig! Friedrich der Große ſtrafte hart, aber nicht ungerecht.

Überzeugend weiſt der Amtsrichter Dickel einmal nach, daß dem König nach dem Standpunkte der damaligen Geſetzgebung, welche den unabhängigen, unabſetzbaren Richter nicht kannte, die unmittelbare ſtrafrichterliche Gewalt über ſeine Juſtizbeamten zuſtand; er hatte das Recht, gegen ſie, und zwar nicht nur wegen vorſätzlicher Rechtsbeugung, ſondern auch wegen Nachläſſigkeit einzuſchreiten. Eine ſolche aber lag — wer die eingehenden Ausführungen des Buches nachlieſt, kann darüber nicht im Zweifel bleiben — im Arnoldſchen Falle vor: die ganze Handhabung des Prozeſſes zeugt, trotz der mehrfachen Unterſuchungen und der gewiß verſchriebenen unzähligen Bücher Papier, zahlreiche Fehler und oft grobe Widerſprüche. Da wird die Ausſage der Zeugen zu gunſten des Arnold nicht beachtet, der von der Regierung ſelbſt beſtellte Sachverſtändige, welcher ſich für den Müller ausſpricht, als nicht maßgebend bezeichnet, das vorhandene Aktenmaterial nur ungenügend geprüft, die geſetzlichen Beſtimmungen werden ſchief gedeutet. Aber das alles iſt nicht die Hauptſache: die Richter hatten ſich in eine verkehrte, unbillige Rechtsauffaſſung verrannt. Es ſcheint, daß ſie der Mehrzahl nach zwar die Thatſache anerkannten, daß dem Müller durch die Anlage der Teiche des Herrn von Gersdorf das Waſſer entzogen ſei, daß ſie ſich aber ein künſtliches „Naturrecht“ konſtruierten, demzufolge dieſer gar nicht danach zu fragen brauche, ob der Müller Arnold Schaden von ſeinen Anlagen habe oder nicht, „denn ein jeder ſei der Herr des Waſſers, welches auf ſeinem Grund und Boden fließe.“ Von dieſem Geſichtspunkte aus urteilten die Richter, mochte ſich auch das Rechts- und Billigkeitsgefühl noch ſo ſehr dagegen ſträuben. Wie Friedrich ſelbſt am 29. September 1779 der Regierung zu Küſtrin ſchrieb, ſo war es: „Es iſt ja wider alle geſunde Vernunft in der Sache zu Werke gegangen, denn, nimmt man dem Müller das Waſſer weg zum Karpfenteich, und er kann nicht mahlen, ſo kann er auch nicht ſeine Abgaben entrichten, ſondern er muß viel mehr Vergütigung haben.“

Der König ſtellte ſich in dem Prozeß lediglich auf die Seite des geſunden Menſchenverſtandes, der lebendigen Billigkeit und Gerechtigkeit; ſeine Entſcheidung galt ſchließlich den richterlichen Beamten noch weniger, als dem ganzen verirrten Juriſtenrecht jener Zeit. Durch ſeinen Machtſpruch verletzte er das Recht nicht — im Gegenteil, er verhalf dem wahren Recht endlich zu der gebührenden Anerkennung.

Am 11. Dezember 1779 war die königliche Entſcheidung gefallen. Am gleichen Tage ſchrieb Friedrich an Carmer nach Breslau: „Ich verlange Euch allhier zu ſprechen und überſchicke Euch zu dem Ende einen Vorſpann-Paß hierbey, damit Ihr forderſamſt anhero kommen könnet. Wobey ich Euch denn im voraus avertire, daß ich Euch zu Meinem Groß-Cantzler hier ernennen werde.“

Die Berufung Carmers aber bedeutete die Reform des ganzen preußiſchen Juſtizweſens; Carmer wurde mit ſeinem trefflichen Svarez der Schöpfer des preußiſchen Landrechts. In ſeinen Folgen geſtaltete ſich ſomit der Prozeß Arnold zum Ausgangspunkt der allein haltbaren Rechtspflege auf der Grundlage des Billigkeitsgefühls und der ſozialen Gerechtigkeit, und niemals kam Friedrichs ſittliche Höhe und die Reinheit ſeines Weſens klarer zur Geltung, als durch den königlichen Machtſpruch des 11. Dezembers 1779.

Haſſo Harden.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Am 27. Januar geht's in Kiel und Wilhelmshaven hoch her: Kaiſers Geburtstag, das iſt ein ganz beſonderer Feſt- und Freudentag für unſere Marine vom älteſten Admiral bis zum kleinſten Schiffsjungen hinab. Die Vorliebe des Kaiſers für ſeine Flotte iſt ja auch im Binnenlande genug bekannt, an der Waſſerkant und zumal in den Marinekreiſen ſpricht man von ihr aber doch mit ganz eigenem Stolz. Was Wunder, wenn man dorten Kaiſers Geburtstag mit allen Feinheiten feiert, die ein militäriſch-maritimes Herz nur erſinnen kann und unter denen natürlich auch der „Mannſchaftsball“ nicht fehlen darf. C. W. Allers gibt uns heute eine Szene von ſolch einem Mannſchaftsball: der flotte Adjutant von der Matroſendiviſion und die behäbige Frau Feldwebel bilden ein Paar, das wie eigens für den Griffel des trefflichen Humoriſten geſchaffen erſcheint.

Tito Conti iſt unter den Schönheitsmalern der Gegenwart einer der beliebteſten und ganz beſonders durch ſeine reizvollen Zeichnungen lieblicher, jugendfriſcher Mädchenköpfe ſchnell bekannt geworden. Auch ſeine „Bianca,“ welche die vorliegende Nummer ſchmückt, zeichnet ſich durch überaus liebenswürdige Auffaſſung aus.

## Forſchungsreiſen.

Die auch von uns erwähnte, auf Koſten Sir Alders ausgerüſtete große Expedition zur Erforſchung des unbekannten Mittelauſtraliens und zur Aufſuchung der Spuren des ſeit 1848 verſchollenen Auſtralreiſenden L. Leichardt iſt nach den neuſten Nachrichten ſehr wenig erfolgreich geweſen. Ganz beſonders trat ein fürchterlicher Waſſermangel den Reiſenden faſt überall hindernd in den Weg.

Der bekannte franzöſiſche Reiſende Brazza ſoll ſeit einigen Wochen im Innern Afrikas auf dem Wege nach dem Tſchadſee ſein, um das mißlungene Werk Crampels zu vollenden und den unglücklichen Forſcher zu rächen. Er führt einen Zug von 60 Europäern, 600 ausgebildeten Negerſoldaten vom Senegal und zahlreichen Trägern, hat Kanonen, zerlegbare Boote und Karren, Tauſchwaren und Vorräte für zwei Jahre mit ſich. Der Zug wurde ſeit Monaten in tiefſter Stille vorbereitet.

## Hygieiniſches.

Anfang d. M. trat in Venedig eine Internationale Konferenz behufs Beratung über eine zeitgemäße Neugeſtaltung des ägyptiſchen Sanitätsweſens zuſammen, an welcher Delegierte aller im alexandriniſchen Sanitätsrat vertretenen Regierungen teilnehmen. Aufgabe der Konferenz wird hauptſächlich die Schaffung beſſerer ſanitätspolizeilicher Maßregeln gegen die Einſchleppung anſteckender Krankheiten, beſonders der Cholera, vom Gebiet des roten Meeres aus über Ägypten nach Europa, ſein.

## Meteorologie.

In Deutſch-Oſtafrika ſind ſeit einiger Zeit meteorologiſche Stationen in Lindi und Dar-es-Salam, Kilwa, Bagamoyo und Tanga errichtet, ſo daß von fünf Stationen monatlich regelmäßige Beobachtungen eingeſandt werden können.

## Geſchichtswiſſenſchaft.

Die berühmte Maya-Handſchrift der Kgl. Bibliothek zu Dresden erſchien kürzlich in einer zweiten photographiſchen Nachbildung in zehn Exemplaren, von denen jedes 150 M. koſtet, und iſt damit wieder auswärtigen Forſchern zugänglich geworden, gleich den übrigen bekannten Maya-Handſchriften in Madrid und Paris. Die Mayaforſchung befindet ſich bekanntlich noch in ihren Anfängen, beſonders iſt unſere Kenntnis der Sprache dieſes hochintereſſanten Volkes, welches zur Zeit der Entdeckung Amerikas die Halbinſel Yucatan bewohnte, ſehr gering. Wir beſitzen zwar Grammatiken und Wörterbücher der Maya-Sprache in ſpaniſchen Lettern und, ſeitdem die Relacion de las cosas de Yucatan von Diego de Landas gefunden wurde, ſogar ein angebliches Alphabet der Maya-Sprache. Indes als der franzöſiſche Gelehrte Praſſeur de Bourbourg und der Engländer W. Bollaert auf Grund des letzteren die Entzifferung der Handſchriften verſuchten, ſtellte ſich bald die völlige Unzulänglichkeit des Alphabets heraus, ſo daß man von neuem verſuchen mußte, die Handſchriften nur aus ſich ſelbſt zu erklären. Nun hat Prof. L. de Rosny in Paris das eigenartige Zahlenſyſtem der Mayas entdeckt, und darauf hin konnten andere Forſcher unſere Kenntniſſe einigermaßen fördern. Man kann jetzt als feſtſtehend annehmen, daß die Dresdener Handſchrift ein religiöſer Feſtkalender iſt. Man weiß ferner, in welcher Richtung und Reihenfolge die Zeichen zu leſen ſind, man iſt zu der Überzeugung gelangt, daß wir es ebenſowenig mit einer Buchſtabenſchrift zu thun haben, wie mit reinen Hieroglyphen in dem Sinne, daß das Zeichen nur für den dargeſtellten Gegenſtand gilt. Aber es iſt noch nicht gelungen, außer Zahlen und Daten irgend eine Gruppe von Schriftzeichen ſo zu entziffern, daß wir uns von dem Sinne der Zeichen eine Vorſtellung machen könnten.

Ein wertvoller hiſtoriſcher Fund wurde kürzlich in der Dorpater Univerſitätsbibliothek gemacht. In einem alten Mauerſchrank entdeckte der Bibliothekar Kordt nämlich gegen 600 Dokumente, unter denen ſich z. B. der Briefwechſel des bekannten ſchwediſchen Feldherrn und Staatsmannes Jakob de la Gardie ſowie zahlreiche Briefe des Grafen Johann Orenſtierna befindet. Auch König Guſtav Adolf iſt mit ſechzig Originalſchreiben und Inſtruktionen vertreten.

## Verkehr.

Nach den neuſten ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen umfaßt die Handelsflotte der Welt 10103 Dampfſchiffe (über 100 Tonnen Gehalt) und 31 666 Segelſchiffe (von 50 Tonnen Gehalt an). Auf die wichtigſten Staaten entfallen davon:

| | Dampfer | Tonnengeh. | | Segelſchiffe | Tonnengeh. |
|---|---|---|---|---|---|
| England | 5471 | 5 369 951 | England | 9751 | 3 563 524 |
| Deutſchland | 761 | 762 915 | Verein. St. | 3504 | 1 519 114 |
| Frankreich | 488 | 500 516 | Norwegen | 3419 | 1 393 481 |
| Verein. St. | 456 | 417 138 | Deutſchland | 1480 | 654 147 |
| Spanien | 349 | 291 259 | Italien | 2010 | 586 984 |
| Italien | 206 | 199 153 | Rußland | 2105 | 447 776 |
| Norwegen | 440 | 221 202 | Schweden | 1481 | 336 937 |
| Holland | 181 | 171 175 | Frankreich | 1573 | 286 114 |
| Rußland | 313 | 149 036 | Griechenl. | 1334 | 281 024 |
| Schweden | 336 | 124 177 | Spanien | 1361 | 243 025 |
| Dänemark | 225 | 112 652 | Holland | 747 | 202 990 |
| Öſterreich | 114 | 100 567 | Dänemark | 857 | 148 447 |
| | | | Öſterreich | 289 | 110 184 |

England verfügt danach, Dampf- und Segelſchiffe zuſammengerechnet, über die weitaus größte Handelsflotte; dann folgen die Vereinigten Staaten, Norwegen, Deutſchland, Frankreich. Da aber die Vereinigten Staaten und Norwegen ihre hervorragende Stelle nur der großen Zahl ihrer Segelſchiffe verdanken, ſo kommt, wenn man außer der Zahl der Schiffe auch noch deren Leiſtungsfähigkeit in Betracht zieht, ſofort nach der engliſchen die deutſche Handelsflotte.

## Technik.

Die neueſten ſtatiſtiſchen Daten über das großartige Kruppſche Etabliſſement in Eſſen werden unſere Leſer zweifellos intereſſieren. Mit einer Erzeugung von 320 Millionen Kilogramm Stahl im Jahre 1890/91 und einer Arbeiterzahl von 15 935 Köpfen, welche am 1. Juli v. J. allein auf den Eſſener Werken beſchäftigt wurden, ſteht dieſe Gußſtahlfabrik an Großartigkeit wohl ohne ihresgleichen in der Welt da. In den Werken ſind 1200 verſchiedene Öfen, 263 ſtehende Dampfkeſſel, 111 Dampfhämmer mit zuſammen 226 630 kg Fallgewicht, 22 Walzenſtraßen in Betrieb. Die Kraft hierfür liefern 420 Dampfmaſchinen, kleine von zwei Pferdekräften bis hinauf zur größten von 3500 Pferdekräften mit zuſammen 33 149 Pferdekräften, die ſchweren Maſſen werden von 430 Krahnen gehoben und fortbewegt, die einzeln zwiſchen 400 und 150 000 kg, zuſammen 4 662 200 kg Tragfähigkeit beſitzen. Der Kohlenverbrauch betrug im Jahre 1890/91 nicht weniger als 722 855 t, alſo durchſchnittlich an jedem Arbeitstag 2410 t oder 5 Eiſenbahnzüge, jeder von 48 Wagen zu 10 t, der Waſſerverbrauch 9 230 000 cbm und der Leuchtgasverbrauch trotz der elektriſchen Beleuchtung 12 000 000 cbm.

## Induſtrie.

Ein vortrefflicher vegetabiliſcher Polſterſtoff, welcher echten Daunen an Elaſtizität und Weiche kaum nachgibt, kommt gegenwärtig als „Kapakwolle“ in den Handel. Die Kapakwolle (auch wohl Pflanzendaunen genannt) ſtammt aus den Frucht- und Samenhaaren der Früchte verſchiedener Wollbäume (Bombaceen) Oſtindiens und Niederländiſch-Indiens, beſonders Javas, und beſteht aus ſehr feinen, etwa 5 mm langen, ſeidenglänzenden, gelblichen oder bräunlichen Faſern. Die beſſeren, gut gereinigten Qualitäten des neuen Stopfmaterials ſollen umfaſſende Verwendung verdienen.

## Gartenkunſt.

Im botaniſchen Muſeum in Berlin befinden ſich getrocknete Blumen von ſehr hohem Alter. Sie ſtammen aus ägyptiſchen Königsgräbern, in die ſie vor 2—3000 Jahren als Totenſchmuck hineingelegt wurden, und ſind ſo wohlerhalten, daß ſie genau beſtimmt werden konnten. Auch in Deutſchland einheimiſche Pflanzen ſind darunter, unſer gemeiner Feldmohn, die Pfefferminze und das großblumige Weidenröschen (**Epilobium hirsutum**), das bei uns zuweilen in Bauerngärten zu finden iſt, übrigens aber häufig in feuchten Gebüſchen und Gräben wächſt und an ähnlichen Orten im Nildelta des alten Ägyptens zu Hauſe war. Zwiſchen den Weidenlaubgewinden der Mumie der Prinzeſſin Nſi Chonſu hat ſich auch eine Kornblume vorgefunden, welche der unſeren ſehr ähnlich iſt, die aſiatiſche Kornblume (**Centaurea depressa**). Merkwürdig iſt es, daß mehrere dieſer getrockneten Blumen noch etwas von ihrer natürlichen Farbe bewahrt haben. So der Mohn, die eben erwähnte Kornblume und eine Ritterſpornart. Dabei ſei erwähnt, daß ſich die violettblaue Farbe unſeres gewöhnlichen Feldritterſporns außerordentlich gut und lange an der getrockneten Pflanze erhält. J. Tr.

## Kunſt.

Eine bemerkenswerte Entdeckung ſcheint Dr. Wibel-Hamburg gelungen, die Wiederauffindung der ſogenannten Wismuthmalerei der Renaiſſance nämlich. Es handelt ſich dabei um eine äußerſt reizvolle Technik, welche in dünnen Lackfarben auf einem Grunde von Wismuth ausgeführt wurde und beſonders bei der Ausſchmückung von Schmuckkäſten zur Anwendung gelangte. Da Wismuth zu ſpröde iſt, um zu feinen Platten gehämmert oder gewalzt zu werden, ſo war man im Unklaren, wie der dünne Wismuthgrund für jene Malereien hergeſtellt wurde. Dr. Wibel fand nun, daß man das Wismuth in Pulverform auftrug. Zunächſt wurde der Holzkaſten mit einer Schicht von Kreide und Leim bedeckt, dieſe getrocknet und geglättet. Auf dieſen Kreidegrund kam eine dünne Leimlöſung, und auf dieſe wurde das Wismuthpulver geſtreut und dann mit dem Polierſtahl geglättet. Um den ſcharfen, weißen Glanz des Wismuths zu mildern, wurde auch dem Pulver noch Rot und Blau zugeſetzt. Der metalliſche Grund erhöhte die Leuchtkraft der Farben und bewirkte, daß die Malerei ſich ſcharf abhob.

Der Maler K. Müller veröffentlichte bei C. Boyſen, Hamburg, „20 Blätter aus dem Soldatenleben,“ in welchen er Freud und Leid des Soldaten in Form eines Tageslaufes, von der Morgentoilette bis zum Zapfenſtreich, humorvoll ſchildert.

## Das Teſtament der Königin Luiſe.

Erfaßt von leiſem Rührungsſchauer
Steht, wer die blaſſe Schrift erkennt;
Denkmal der Güte und der Trauer!
Luiſens kleines Teſtament!

Müd' ſchrieb ſie's nieder vor dem
Sterben,
Mit bleicher Hand, mit wehem Sinn;
Sie hatte wenig zu vererben,
Die arme holde Königin.

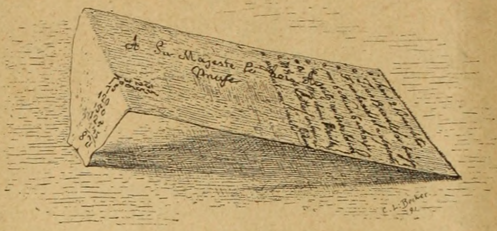
Die Trauer ſtand an ihrem Throne,
Ihr Schmuck hieß Demut, Kraft im
Leid,
Schmerz hieß ihr Kranz und ihre Krone,
Und heiße Thränen ihr Geſchmeid.

Sie hatte wenig zu verſchenken.
Wie ſtiller Thränen herber Tau
Umhaucht's das teure Angedenken:
Das Teſtament der beſten Frau.

Fr. Raimund.

## Kleine Zeitung.

Aus Paris kommt die Nachricht von einer nicht unweſentlich erſcheinenden Erfindung im Orgelbau. Die von V. Muſtel erfundene Celeſta-Orgel beſteht aus zwei derart verkuppelten Inſtrumenten, daß das Anſchlagen einer Taſte beide erklingen läßt. Das untere der beiden Inſtrumente iſt ein Harmonium, das obere hingegen eine Art Hammerwerk, welches 28 Stahlzungen durch ſein Anſchlagen in Schwingungen verſetzt. Dieſe Stahlzungen bilden eigentlich das Charakteriſtiſche an dem Inſtrument; ſie ſollen einen reinen und ſilberhellen Ton beſitzen, der nach den Berichten mit dem Ton des Harmoniums vortrefflich zuſammen paßt.


A Sa Majesté la Reine de Prusse

Couvert des Teſtamentes der Königin Luiſe, mit ſchwarzem Siegel. Auf demſelben befinden ſich Berechnungen und Verfügungen über Schmuckſachen. (Im Hohenzollern-Muſeum zu Berlin.)

Durch die Zeitungen ging kürzlich die Nachricht, daß das Geburtshaus Johann Gottfried von Herders in Mohrungen (Reg.-Bez. Königsberg i. Pr.) gelegentlich einer Zwangsverſteigerung von dem Enkel des Dichters angekauft worden ſei. Ergänzend fügen wir hinzu, daß das ſo thatſächlich der Vergeſſenheit entriſſene Haus ſich anderthalb Jahrhunderte hindurch ohne weſentliche Veränderungen erhalten hat. Es präſentiert ſich, von der Straße aus betrachtet, mit demſelben gotiſchen Giebel, denſelben fünf kleinen Fenſtern, ja, wie alte Leute behaupten wollen, demſelben Abputz, den es am Geburtstage Herders, trug, nur daß unter den beiden Fenſtern im zweiten Stock neben einem Schuhmacherſchilde auf einer ſchwarzen Tafel in Goldbuchſtaben die Inſchrift prangt: „Johann Gottfried v. Herder wurde in dieſem Hauſe geboren am 25. Auguſt 1744 und ſtarb als Präſident des Oberkonſiſtorii zu Weimar am 18. Dezember 1803. Ihm — dem gediegenen Schriftſteller, Dichter, Philoſophen und Orientaliſten — zum Andenken und der Jugend in Mohrungen zur Nacheiferung vom Regierungsrat Lange in Breslau." Dieſe Inſchrift iſt in den fünfziger Jahren angebracht worden. Kurze Zeit ſpäter wurde dem Hauſe gegenüber auf dem freien Platz neben der Kirche eine Säule aus ſchwediſchem Granit errichtet, welche den charakteriſtiſchen Kopf Herders trägt. Das Geburtszimmer Herders liegt im zweiten Stock nach der Straße zu. Es iſt klein und ſehr niedrig. Faſt alles daran iſt ſo geblieben, wie es früher war. Da wenig an dem Hauſe erneuert iſt, hat der Zahn der Zeit ſehr bedenklich daran genagt, ſo daß über kurz oder lang ein ſchonender Umbau unabweisbar ſein wird.

Der verſtorbene Prinz Lucien Bonaparte hat der engliſchen Nation ſein „Kabinet der chemiſchen Elemente" vermacht. Es enthält im Ganzen 60 Elemente in verſchiedenen Mengen. Einige ſind äußerſt wertvoll. Unter ihnen finden ſich das feinſte und reinſte Gold, Platin, $6^1/_2$ Unzen Iridium (das Stück iſt ſo groß, wie eine halbe Wallnuß) und das theurere Germanium.

Bekanntlich ſind alle früheren Verſuche, in der Oſtſee Auſtern zu züchten, an dem zu geringen Salzgehalt des Waſſers geſcheitert, und man hielt jene für endgültig erledigt. Jetzt berichtet jedoch der „Prometheus," daß ganz in der Stille von den Gebr. Fedderſen in Schleswig an einigen beſonders ausgeſuchten Stellen der Schley und der ſchleswig-holſteinſchen Oſtküſte in der Nähe der Schleymündung amerikaniſche Auſtern angeſiedelt worden ſind und die bisherigen Erfahrungen durchaus nicht hoffnungslos erſcheinen.

## In unſerer Spielecke.

### Königszug.

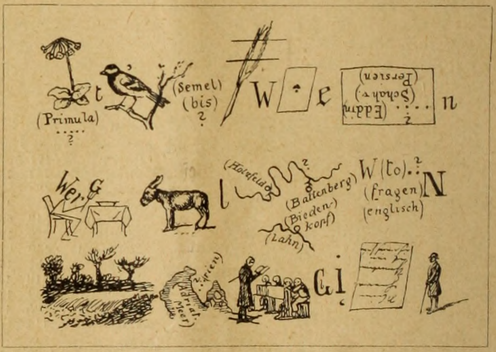
| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | grünt | und | ſprießt | trifft | o | ein | | |
| | da | friſch | und | jung | **Nach** | dich | ben | leid | |
| al | le | was | und | of | ben | all | mit | ler | tem |
| an | lem | ſee | ſen | herz | zeit | blei | ne | feſ | gra |
| die | luſt | en | ſchau | | | dann | rung | dem | blik |
| nießt | ge | in | fel | | | in | ne | ſieh | ke |
| herz | daß | wärts | ſen | laß | tem | er | lem | au | in |
| dein | rück | ke | ſchaun | ſeſ | die | ſtil | ge | gott | das |
| | blik | und | er | ſchik | en | miß | ver | je | |
| | | de | ke | zur | ge | trau | dem | | |

### 1. Rätſel.

Mit Hut und Haupt bin ich den Leuten
Ein Schutz ſowohl als eine Zier,
Und ohne Hut treff' ich zu Zeiten
Jedweden auf der Erde hier.
Wird aber beides mir geraubt,
Wird, was ich ſage, auch geglaubt.

F.

### Bilderrätſel.



### 2. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den beiden großen und den 19 kleinen Buchſtaben, aus denen die vier Wörter „Hagen," „Ill," „hinſenden," „eile" beſtehen, den Anfang einer bekannten Opernarie erhalten?

### 3. Homonym.

Was der Landmann ſcheut,
Was den Krieger freut,
Was der Kaufmann bucht
Und der Müde ſucht,
Das iſt, kehrſt du's um,
Königs Privilegium.

Pſ. J.

### Auflöſung des Bilderrätſels in Nr. 11.

Crampe repetita (Aufgewärmter Kohl).

### Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 16.

Bilderrätſel. Oderint dum probent. (Mögen ſie haſſen, wenn ſie nur gut heißen.)

Anagrammaufgabe.
Andre Laender, andre Sitten.

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| W | A | H | **N** | A | N | F | V | S | **T** | S | H | M |
| i | m | **e** | e | **d** | i | l | a | **e** | a | **t** | e | e |
| e | **a** | r | u | e | **e** | o | **n** | e | n | e | **i** | s |
| **L** | d | b | m | l | m | **r** | d | l | k | w | b | **S** |
| a | **e** | a | o | u | **a** | e | **a** | a | r | a | **e** | i |
| n | u | **r** | n | **n** | n | n | l | **n** | e | **r** | r | n |
| d | s | t | **d** | g | n | z | e | d | **d** | d | g | a |

**Inhalt:** Kaiſer-Trinkſpruch. Gedicht von G. v. Rohrſcheidt. — Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. (Fortſetzung.) — Jakob Riedl, Führer der Tiroler im Lützowſchen Freikorps. Ein Bild aus den deutſchen Befreiungskriegen. Von Paul Bellardi. — Feſte Plätze in den Grenzmarken des Oſtens. Mit einer Kartenſkizze. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. (Fortſetzung.) — Hurra Paris! Gedicht von Guſtav Falke. Zu dem Bilde von F. Birkmeyer. — Friedrich der Große und die Prozeſſe des Müllers Arnold. Von Haſſo Harden. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Mannſchaftsball an Kaiſers Geburtstag von C. W. Allers; Bianca von Tito Conti. — Forſchungsreiſen. — Hygieiniſches. — Meteorologie — Geſchichtswiſſenſchaft — Verkehr. — Technik. — Induſtrie. — Gartenkunſt. — Kunſt. — Das Teſtament der Königin Luiſe. Gedicht von Fr. Raimund. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Januar 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 18.

# Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Ellen-Luiſe prallte erſchrocken zurück, als ſie Klug ſah, aber während er das Glas in höchſter Beſtürzung von ſich ſchob, trat ſie raſch näher und nahm ihren Fächer eilig an ſich.

„Was machen Sie hier, Herr Klug? Gehen Sie nicht auf die Terraſſe?“ fragte ſie, um nur etwas zu ſagen.

„Nein, Baroneſſe! Ich will mich nach Hauſe begeben. Mir iſt nicht wohl. Ich trat deshalb auch noch einmal hier ein, um eine Erfriſchung —“

„So — ſo! Gute Beſſerung denn! Adieu!“ Damit nahm ſie den Weg zum Ausgang.

„Fräulein von Stieglitz,“ ſagte Klug, den dieſe Kälte in eine wahre Raſerei verſetzte, „ich bitte noch einen Augenblick! Hören Sie gütigſt. Ich entſchloß mich, die Geſellſchaft zu verlaſſen, weil ich es nicht zu ertragen vermag, neben Ihnen herzugehen wie ein Geduldeter, während ein anderer, während von der Münde —“ Und mit einer unheimlichen Auflehnung im Ton und in den Gebärden ſchloß er: „Werden Sie morgen reiten, gnädiges Fräulein, werden Sie ſich mit von der Münde treffen, obgleich Sie mir ſagten, Sie wollten überhaupt kein Pferd mehr beſteigen?“

Ellen-Luiſe ſchrak heftig zuſammen. Er hatte alſo das Geſpräch gehört, er wußte alſo, was zwiſchen ihr und Münde bei Tiſch vor ſich gegangen war. Aber ihre Beſtürzung hielt nicht lange an.

„Ja, ich werde reiten!“ erwiderte ſie, erhob den Kopf und ſah ihn trotzig an. „Als ich Ihre Aufforderung ablehnte, dachte ich ſo, wie ich es ausdrückte. Später gelangte ich zu einem anderen Entſchluß. Nicht wahr, ich bin doch auch noch Herr meiner Entſchlüſſe und Ihnen Rede zu ſtehen — Sie deuten das durch Ihren Ton an — in keiner Weiſe verpflichtet?“

„Nein, nein! Gewiß nicht!“ beſtätigte Klug weich. „Ich wollte nur ſagen, wie weh es mir thut. Ich leide ſehr, Fräulein Ellen-Luiſe, leide furchtbar. Leben Sie wohl — leben Sie wohl.“ Dann ſchwankte er hinaus.

Da kam Ellen-Luiſe der Gedanke, daß der Mann um ſeiner Liebe zu ihr willen dem Wein zu ſehr zugeſprochen, es drängte ſich ihr plötzlich auf, daß er nicht verdiene, ſo behandelt zu werden.

Unter dieſem Impuls lief ſie ihm nach, ſah ſich um, ob ſie nicht beobachtet werde, und ſagte, während er bereits die Hand auf den Drücker gelegt hatte, feſt und ausdrucksvoll: „Herr Klug, bitte, noch ein Wort! Wollen wir Freunde ſein? Ich kann Ihnen nicht mehr ſein als ein Freund, aber der werde ich ſein und bleiben! Bitte, geben Sie mir die Hand!“

Da ſah der Mann, der ſchwere Qualen litt, Qualen des Schmerzes unerwiederter Liebe und des Ekels über ſich ſelbſt wegen einer unſeligen Leidenſchaft, die er vor den Menſchen verſteckte, das junge Geſchöpf mit einem unbeſchreiblichen Blick an und ſagte weich, zart und demütig: „Ja, Ellen-Luiſe! Und noch eine Bitte: laſſen Sie mich noch einmal mit Ihnen zuſammen ſein! Darf ich auf übermorgen rechnen? Übermorgen Vormittag am Grenzſtein von Koſelhof?“ So hieß Klugs Gut. „Bitte, bitte!“

Sie nickte — und dann trennten ſie ſich.

* * *

Eine gute halbe Stunde war Ellen-Luiſe geritten. Nun bog ſie um die Ecke des von Wällen eingefriedigten und mit dichtem Knieckholz beſtandenen Weges, von dem linksſeitig ſich der Eingang in das Moorfelder Gehege befand. Sie hielt das ſchnaubende Pferd an und ſchaute ſich um. In den Nußſträuchen ſaß eine Goldammer und hüpfte von Zweig zu Zweig. Aus den Waldgräben blickten bunte Stiefmütterchen und wuchernde Erdbeerpflanzen hervor, neben roten, reifen Beeren noch weißgezackte Blüten, und ihr Duft, vermiſcht mit Heugeruch, der von den Wieſen herüberſtrömte, erfüllte die heiße Luft. So ſtill war's in der Sonne, die brütend über dem Wege lag, die das Erdreich des Weges in graues Pulver verwandelt hatte, die Gräſer verſchmachten ließ und die Gebüſche in eine ſtarre Unbeweglichkeit bannte, als ob die Natur mitten am Tage ſchliefe, als ob ſie ſich träumend dem Unabänderlichen wehrlos füge. Ein Ort lautloſer Einſamkeit, in den einzudringen ſelbſt die ſummenden Bienen ſich ſcheuten.

In dieſem Augenblick machte ſich Geräuſch von der anderen Seite des Weges bemerkbar, und Hans von der Münde kam auf einem weißen Traber, ſchon aus der Ferne winkend, heran. Blitzſchnell war er an Ellen-Luiſens Seite und beugte ſich, obſchon der Gaul rebelliſch ſtampfte und den ſchaumtriefenden Zaum biß, dankend auf ihre Hand herab.

Die Pforte zum Gehege war geöffnet. Sie lenkten die Tiere hinein und waren beſeligt von dem Gedanken, ſich — ganz von der Welt abgetrennt — dem Zauber des ungeſtörten Beiſammenſeins hingeben zu können. Ihre Mienen lichteten ſich und ihre Augen ſtrahlten. Im Nu hatte Hans ſeinen Traber dicht an Ellen-Luiſens Rappen geſchoben und wagte es, die Zügel fallen laſſend, ſeinen Arm um ſie zu ſchlingen. Sie ließ ihn für Sekunden gewähren, dann aber bog ſie ſich ſanft zurück und lenkte ihr Tier von ihm ab.

„Ah, daß Sie kamen, daß Sie Wort hielten, Ellen-Luiſe, Dank, nochmals Dank!" ſtieß Hans heraus und ſuchte ihren Blick.

In ihrem Innern ſchwoll es auf, und als ſie bald eine Wegbiegung erreicht hatten, bat ſie ihn, abzuſteigen und ließ ſich ſelbſt von ihm aus dem Sattel heben.

Raſch band Hans die Tiere an einen ſeine Äſte weit vorſtreckenden Baumſtamm und richtete, mit ihr den Pfad verlaſſend, die Schritte tiefer ins Dickicht. Einige Minuten gingen ſie ſo, dann gelangten ſie an einen freien Platz, auf dem eine Anzahl Baumſtümpfe, aus denen der Sommer hier und dort ſchon wieder junge Schößlinge getrieben und die wie abgehauene Leiber unter den zarten Neupflanzungen hervorſchauten, zum Sitzen einluden. Aber Hans ſtieg mit Ellen-Luiſe eine dicht mit Tannen beſetzte Anhöhe hinauf. Dann ließ er ſie zunächſt allein, eilte zurück, führte die Pferde bis an den freien Platz, wo er ihnen Gelegenheit zum Graſen gab, und eilte nun wieder den Hügel hinan.

Es bot ſich ihm ein wundervoller Anblick, als er neben ihr unter den ſie beſchattenden, hier am Abhang Halt machenden Fichten Platz nahm und den Blick in die Gegend ſchweifen ließ.

Ein breites Thal lag vor ihnen; in ihm Dörfer mit Kirchtürmen und roten und dunklen Dächern, Bauernhöfe und weißſchimmernde Gutshäuſer unter vollem Grün und neben langen Pappelalleen. Daneben kreideweiße, ſanft ſich ſchlängelnde Landſtraßen und mit Knicken beſäumte Wege, ſamtgrüne Wieſen, Felder und bunte Ackerſtreifen. Und darüber die Sonne, die ihre Strahlen wie ſchräg herabfallende Regenſtreifen aus dem Gewölk ſandte und alles in brennendes Gold tauchte.

Nachdem ſie eine Weile ſchweigend auf die Landſchaft vor ihnen geblickt hatten, wandte er ſich zu dem Mädchen, deſſen Bruſt ſich unter dem grauen Reitkleide hob und ſenkte, und ſprach auf ſie ein in jener äußerlich ruhigen, gleichgültige Dinge berührenden, aber das Innere mit tauſend werbenden Worten erfüllenden Weiſe, die einem eiſernen Thor vergleichbar, das einer heißleckenden Flamme den Durchbruch verwehrt. Als er aber dann plötzlich leiſe über ihren zitternden Kopf ſtrich und, ſeiner Gefühle nicht mehr mächtig, ſie umfaſſen wollte, ſchüttelte ſie, wie von einem Schauer ergriffen, den Oberkörper, ſprang jählings empor und eilte den Berg hinab zu den Pferden.

„Ellen-Luiſe! Ellen-Luiſe!" rief Hans von der Münde; aber das Mädchen ſchmiegte ſchweigend ihre Wangen an den Hals ihres Rappen.

* * *

Nachdem Ellen-Luiſe von dem Spazierriet zurückgekehrt war, fragte ihr Vater, beim Eintreten ins Speiſezimmer kurz vor dem Mittageſſen, wo ſie geweſen ſei. Als ſie freimütig erklärte, daß ſie mit Hans von der Münde im Moorholzer Gehege geweſen ſei, ſtieß er heraus: „Das iſt recht unpaſſend, und wenn die alten Mündes es erfahren, wird man uns allerlei unterſchieben. Du wirſt das ferner unterlaſſen! Hörſt du?"

Ellen-Luiſe antwortete nicht, aber eine Falte legte ſich auf die weiße Stirn.

„Hörſt du mich nicht?" ſchrie, über ihre Widerſpenſtigkeit in höchſten Zorn geratend, der Baron. In dieſem Augenblick traten Ferdinand und ſeine Frau ins Speiſegemach und ſchraken bei den lauten Tönen zurück.

Infolge ihres Erſcheinens ward die Angelegenheit nicht weiter berührt, und als dann auch die übrigen, die Baronin, Diana und von Zwerg erſchienen, ſetzten ſich alle in ſcheinbar beſter Stimmung an den Tiſch.

„Ich hatte zu Klug geſchickt, um ihn einzuladen," erklärte Ferdinand, „er ſchreibt mir aber, er wäre ſehr verſtimmt und wolle noch heute verreiſen. Er wird ſich alſo euch wohl anſchließen! Ein ſonderbarer Menſch, dieſer Klug! Was erzählteſt du doch von ihm, Ellen-Luiſe — geſtern nach Tiſch?"

„Ich? Ich weiß nichts," entgegnete Ellen-Luiſe, raſch ihren Bruder durch einen Blick verſtändigend. Sie hatte Freundſchaft mit Klug geſchloſſen, da konnte ihr nichts ferner liegen, als ihn vor allen bloßzuſtellen.

Ferdinand warf ihr einen freundlichen Blick zu, er verſtand ſie und ehrte, was ſie that. Er begann auch raſch ein anderes Geſpräch.

Diana war an dieſem Tage ſehr ſtill. Vieles zog durch ihren Sinn. Wie unnatürlich war doch im Grunde dieſes Feſt geweſen. Eben hatte ihr Bruder in höchſter Bedrängnis Geld geliehen, und ſofort gab er eine großen Aufwand erfordernde Geſellſchaft! Bisweilen findet der ſuchende Blick nicht einen einzigen Lichtpunkt. Diana ging es heute ſo. Des Lebens Schwere, die Nüchternheit des Daſeins laſtete auf ihr und raubte ihr jeden frohen Gedanken. Mit Angſt ſah ſie auf ihre Geſchwiſter, auf Ferdinand, auf Melanie, die alles gehen ließ, die nie nein ſagte und nie hemmte, und auf — Ellen-Luiſe.

Klug reiſte ab, er intereſſierte ſich alſo ſicher nicht für ſie, und Mündes waren viel zu ehrbar-ſtrenge Leute, um je eine Verbindung zwiſchen Hans und Ellen-Luiſe zuzulaſſen. Mündes gingen ungleichen Verhältniſſen mit peinlicher Zurückhaltung aus dem Wege. Diana wußte, daß ſie ihren Vater nicht ſonderlich reſpektierten, in bezug auf Ferdinand ein Auge zudrückten und Ellen-Luiſe nicht beſonders gut erzogen fanden!

In Diana von Stieglitz lebte ein heißer Drang nach dem Guten und Natürlichen. Sie hätte die Arme ausſtrecken mögen, um das Glück, um geordnete Verhältniſſe, Harmonie zwiſchen ihren Eltern, gute Neſter für ihre Geſchwiſter, Liebe und Verſtändnis für ſich ſelbſt an ſich zu ziehen. Aber ſie ſah nur Dunkelheit, wohin immer ihr Auge ſich wendete.

Sie glaubte nicht an Melanies Erbſchaftsausſichten, ſie wußte, daß ihr Vater in berechenbarer Zeit am Bettelſtab ſein mußte, ſie zweifelte durchaus daran, daß ihre Schweſter als ganz armes Mädchen glücklich heiraten würde.

Am Schluß des Diners kam die Rede auf Baſtus. Gar zu gern hätte der Baron alles ausgeplaudert, was er wußte, aber Dianas Blick traf ihn, und die Vorſicht riet zum Schweigen. Statt deſſen gab Stieglitz nun unermeßlich übertriebene Geſchichten von ihm zum beſten. Etwas mußte er reden: „George Baſtus beſitzt, wie ich in Hamburg hörte" (er hatte aber kein Wort gehört), „dreizehn Millionen!"

„Gerade dreizehn?“ fiel Zwerg ein, der eine ſarkaſtiſche Bemerkung nicht unterdrücken konnte. „Schade, da muß ja eine zum Teufel gehen!“

Alle lachten, nur die Baronin nicht, ſie ſaß da mit ihrem ſanften, ſtillen Geſicht und dachte betrübt daran, wie oft ſie nun ſchon Zeuge geweſen, daß ihr Mann übertrieben, wie andere ihre Zweifel über ſeine Geſchichten ausgeſprochen hatten und wie er trotz ſeines Alters und aller Erfahrungen doch immer derſelbe blieb, nichts lernte und nichts vergaß.

Stieglitz aber fuhr, den Ärger herunterſchluckend, fort: „Neulich ſoll Vaſtus in Hannover wieder eine Fabrik für zwei Millionen gekauft haben. Es iſt ein zweiter Strousberg, aber ein beſonnener Menſch. Kein Allesmacher wie der verſtorbene Berliner Spekulant.“

„Wie iſt er denn im Umgang?“ warf Ferdinand hin.

Unwillkürlich kam dem jungen, ſich ewig in Geldverlegenheiten befindenden Mann der Gedanke, ob er George Vaſtus vielleicht zur Beſeitigung ſeiner Verlegenheiten benutzen könne.

„Solche Leute ſind nie liebenswürdig,“ entgegnete der Baron. „Von Strousberg erzählt man, daß er ſich nur glücklich fühlte, wenn er täglich mindeſtens einen ſeiner Diener ohrfeigte! Aber Strousberg war ſehr gutmütig, während Vaſtus — ich weiß nicht, ich werde nicht daraus klug, aber es ſcheint mir ſo — nichts, nichts ohne Berechnung thut, wenn's auch anders ausſieht. Der Mann hat einen ungewöhnlichen Verſtand und Blick! Er iſt ein kaufmänniſcher Bismarck!“

„Wie ſieht er aus, Papa? Elegant?“

Auch das mußte Ferdinand noch wiſſen. Vaſtus intereſſierte ihn ſehr.

„Na, nicht übel. Er trägt ſich wie ein Gentleman. Aber freilich das Geſicht iſt plebejiſch und die Figur plump. Na, der Sohn eines Bäckers in Schwerin! Fürchterlichſte Armut, ja Not. Da iſt auch noch ein verkrüppelter, halbblödſinniger Bruder —“

So wirbelte der Baron Lob und Tadel durcheinander und übertrieb wie gewöhnlich.

Das verletzte Diana, die, wie Ellen-Luiſe, einen ungewöhnlich ausgeprägten Gerechtigkeitsſinn beſaß. Daher nahm ſie das Wort und ſagte: „Ich glaube, der Mann iſt nicht nur äußerlich, ſondern auch innerlich ein Gentleman, wenn er auch kühl iſt und nicht nach Impulſen handelt. Ich glaube, die Schweriner Geſchichte haſt du nicht richtig verſtanden, Papa.“ Zwerg lächelte hier malitiös. „Der Vater war ein angeſehener Konditor in Schwerin; die Verhältniſſe waren durchaus gut, und der Bruder ſoll ein armer, von der Natur vernachläſſigter, aber ſonſt ſehr feiner Menſch ſein, dem Herr Vaſtus im übrigen ſo viel zuwendet, daß er ſich jede Annehmlichkeit zu verſchaffen im ſtande iſt.“

„Na, ja, es iſt wohl möglich,“ beſtätigte Stieglitz, ſchon weil er ſah, daß dieſe Darſtellung dem geſpannt aufhorchenden Ferdinand beſſer gefiel.

Immer und immer ſich zum Mittelpunkt, ſich intereſſant zu machen, das letzte Wort zu behalten, war ſein Drang, er konnte nicht anders.

„Haſt du Vaſtus auch geſehen, Ellen-Luiſe?“ fragte Melanie, die ebenfalls durch das Geſpräch angeregt worden war.

Das Mädchen neigte den Kopf.

„Wie gefällt er dir?“

„Nicht beſonders! Aber ich glaube, er iſt ein ſehr guter, höchſt anſtändiger und zugleich ein unglücklicher Menſch. Man merkt es: er beſitzt eine große Menſchenverachtung, die ihm aus bitteren Erfahrungen erwachſen iſt. Er möchte gar zu gern einmal anſtändigen Menſchen begegnen und ſich ihnen anſchließen.“

„Was dieſer Strandläufer im Stillen alles beobachtet,“ dachte Ferdinand, als er Ellen-Luiſens wohlgeſetzte Worte hörte. Sie war plötzlich nicht das ſtarrköpfige, nur nach Launen handelnde und halb noch als Kind zu nehmende Mädchen, ſondern ein kluger, urteilsfähiger Menſch, der nachdachte und Perſonen und Dinge durchaus nicht gleichgültig an ſich vorüber gehen ließ.

Auch den andern kamen gleiche Gedanken. Dabei hatte ſie ſich nicht mit ihrer Meinung vorgedrängt, ſie hatte beſcheiden geſchwiegen und erſt, als ſie gefragt ward, geantwortet. Der Baron aber war ſo eitel, daß er ſich ärgerte, daß er kein ſo zutreffendes Urteil beſaß, und that deshalb, als ob die Tochter gar nicht geſprochen habe.

Diana aber hätte ihre Schweſter umarmen mögen, weil ſie eine gute Meinung über Vaſtus äußerte. Natürlich — nur zufolge ihres Gerechtigkeitsſinnes!

Die Eltern waren mit Diana nach Viga zurückgekehrt, Ellen-Luiſe aber hatte die Erlaubnis erhalten, noch auf Kroppholz zu bleiben.

Als jene unterwegs in einem Krug gehalten, hatten ſie Klug im Gaſtzimmer hinter einem Glaſe gefunden. Sich Stieglitz anzuſchließen, hatte er dankend abgelehnt, da er im Wirtshaus jemanden erwarte. Er werde ſich aber erlauben, ſie am kommenden oder nächſtfolgenden Tage, den er in Viga zubringen wollte, zu beſuchen.

Nachdem ſie abgefahren waren, ſetzte ſich Klug auf eine vor dem Krug ſtehende Bank, und ſeine Blicke verfolgten unwillkürlich das auf dem Steinpflaſter polternde und jetzt auf dem ſandigen Landweg raſch dahineilende Gefährt.

Kein Geſchäft hielt ihn, wie er behauptet hatte, zurück; er hatte aber keine Neigung empfunden, ſich der Familie anzuſchließen. Er mochte nicht ausgefragt, nicht beobachtet werden.

Das Bild Ellen-Luiſens wich nicht aus ſeiner Seele. Dazu kam die Zerfallenheit ſeines Inneren, der Kampf zwiſchen Wollen und Unvermögen.

Das einzige, was Klug während ſolcher Anwandlungen zuſagte, war der Verkehr mit einfach gearteten Leuten, mit dem Landvolk, ſelbſt mit der dienenden Klaſſe. Sie ergingen ſich nicht in Betrachtungen über ihn, ſie erwieſen ihm, ohne Redensarten die Ehrerbietung, die ihm vermöge ſeiner Stellung und ſeiner höheren Bildung zukam, und er war, ohne daß er Anſtrengungen zu machen brauchte, der Mittelpunkt in ihrem Kreiſe. Keiner fragte oder hielt ſich darüber auf, wenn er dem Glaſe zuſprach, alle lauſchten ſeiner Rede, und die jungen Landmädchen verfolgten ihn mit ihren Augen und geizten nach einem Blick, wenn er in ſeiner trockenen, humorvollen Weiſe, die ihnen gegenüber beſonders zum Ausdruck gelangte, etwas zum beſten gab.

„Klug is en netten, gemeenen Minſchen,“ ſagten die Leute. Alle mochten ihn gern.

Während er noch rauchend und ſimulierend auf der Bank ſaß, ſchritten einige von der Feldarbeit zurückkehrende Knechte und Mädchen vorüber; die Burſchen gebräunt, in Hemdsärmeln, die Harken über den Schultern, die Mädchen in dunklen brabanter Röcken und ebenfalls mit dem Handwerkszeug, das ſie beim Umlegen und beim Aufladen des Heues gebraucht hatten.

Sie grüßten Klug ehrerbietig. Dann wandten ſie ſich der Einfahrtſcheune zu, einem am Tage ſtets geöffneten Gebäude, in das raſtende Fuhrwerke einkehrten, ſtatt vor dem Kruge ſelbſt zu halten. Der Krugwirt Peter Raſch war ein ſehr wohlhabender Hüfner, ein Umſtand, der nicht verhinderte, daß er ſelbſt hinter dem Schenktiſch ſtand und die Gäſte bediente.

Als die Knechte und Mägde vorüber waren, erſchienen von der Dorfſeite zwei ſtädtiſch gekleidete Mädchen, die ſich kurz vor dem Wirtshaus voneinander verabſchiedeten. Die eine, die Schweſter der Krugwirtin, ein volles, ſehr hübſches, ſauberes Mädchen mit klaren, ſchelmiſchen Augen, leichten Bewegungen und jenen ruhigen, durchſichtigen Farben, die man an den nordiſchen Frauen bewundert, trat errötend auf Klug zu.

Sie war bei einem früheren Pächter, der in Eiche, ſo hieß das Dorf, ſich niedergelaſſen, zu einem Kaffee geweſen und kehrte, gekleidet wie eine Städterin, eben von dieſem Beſuch zurück.

„Guten Abend, Herr Klug! Sie hier?“ fragte ſie und es glitt über die luſtige Bemerkung, die Klug ſicher machen würde, ſchon im voraus ein Lächeln über ihr Geſicht.

„Ja, ich wollte eigentlich heute Abend in Venedig ſein, die Pferde waren ſchon angeſpannt, aber ich mußte doch erſt Fräulein Marie abwarten! Man ſagte mir, Fräulein Marie habe der Kaffeegeſellſchaft zu Ehren ein neues Kleid angezogen und ſolle ſo wunderſchön ausſehen!“

„Und das finden Sie denn auch beſtätigt, Herr Klug?“ entgegnete Marie Raſch.

„Na, ob! War's nett, Fräulein Marie? Hat Pächter Reimers recht viel Kognak getrunken und immer dabei geſagt: „Dat ſleit en beten dahl? Dat mut de Minſch hebben.“

„Ja, das hat er!“ entgegnete Marie, diesmal noch etwas breiter ſprechend, als ſonſt. Wenn ſie nicht dieſen etwas platt klingenden Dialekt gehabt hätte, würde jeder ſie für ein Mädchen der bevorzugten Stände gehalten haben.

In dieſem Augenblick trat ihre Schweſter, eine hübſche, reſolute Frau mit ſchönem, blondem Haar, vor die Thür, ſprach nach rückwärts gerichtet mit einer Magd: „Ne, ſett man de Kartuffeln vun hüt Middag över!“ und ſagte dann, zugleich ihrer Schweſter halb überraſcht, halb erfreut zunickend, zu Klug: „Se eten doch bi uns, Herr Klug?“ Und als er zögerte und dabei Fräulein Marie anſah, fuhr ſie fort: „Wi hebbt Brad'n, Fiſch, un Marie hätt hüt Vörmiddag Stikelbeer'ngrütt —“

„Ja,“ fiel Marie ein. „Mir ahnte, daß Herr Klug heute käme, und da habe ich Stachelbeergrütze gekocht, wie man ſie ſich nicht ſaurer denken kann!“

Die Frau lachte und trat, als Klug dankend zuſtimmte, wieder ins Haus. Marie aber hub, noch ſtehen bleibend, an: „Wollen Sie wirklich weiter nach dem Süden? Oder gehen Sie heut Abend aufs Gut zurück, Herr Klug?“

„Ich bleibe ſo lange hier, als mich Fräulein Marie nicht wegjagt. Wie kann man nach Venedig reiſen, wenn Fräulein Marie in einem ſolchen Halbſeidenſtoff, mit ſolcher Filigranbroſche in Silber vor einem erſcheint —“

„Ja, ja,“ entgegnete Marie wieder, in den Mienen ganz ernſthaft beiſtimmend, während in den Augen tauſend Schelme ihr Weſen trieben. „Aber nun muß Fräulein Marie erſt einmal hineingehen und ſich ein bißchen in Poſitur ſetzen! Herr Klug wird ſie gütigſt entſchuldigen.“

Nach dieſen Worten machte ſie eine leichte Verbeugung und ging.

Nach dem Abendbrot, das der Wirt, ſeine Frau und Fräulein Marie mit Klug in einem nach dem Garten ſchauenden Zimmer hinter der Wirtsſtube zur Rechten — links lag die Küche — eingenommen, ging dieſer und Marie am Rande eines durch die Wieſen fließenden Bächleins faſt ſchon im Dunkel ſpazieren.

„Nun, Fräulein Marie!“ begann Klug, während er zugleich das Auge über den in ſanften Windungen ſich hinſchlängelnden Silberſtreifen des Waſſers ſchweifen ließ, „immer noch kein Herr und Ritter angekommen, der Sie auf ſein Schloß mitnehmen möchte?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Nein, es iſt keiner gekommen, Herr Klug. Und wenn auch einer käme, dann würde ich mich bedanken.“

„So ſo—o? Darf man fragen weshalb?“

„Ach, die Männer! Meine Freundin, Emma Nolte, iſt ein Jahr verheiratet in Hamburg. Nun wollen ſie ſchon wieder auseinander!“

„Ja, das kommt vor, Fräulein Marie. Selbſt eine Katze kann mal ins Waſſer fallen und erſaufen, aber ſo ſind ſie doch nicht alle —“

„Doch, Herr Klug, ſie ſind eigentlich alle nichts wert.“

„Wollen mal Gegenbeiſpiele anführen, Fräulein Marie. Ihr Schwager, Pächter Nielſen, Paſtor Emk, und dann — dann —“

„Dann natürlich Sie, Herr Klug,“ fiel Marie in ironiſch neckendem Tone ein.

„So? Auch Herr Klug!? Daß der dazu zählt, das iſt mir intereſſant, zu hören. Kennen Sie den Mann? Ich habe ſchon von ihm gehört, aber immer iſt mir geſagt, es ſei nicht viel an ihm.“

Diesmal erwiderte die ſchlagfertige Marie nichts, ſie bewegte nur die Schultern, und als ihr ein Stein in den Weg kam, ſtieß ſie ihn mit der Spitze ihres Fußes in die Au.

Das Waſſer ſpritzte mit ſilbernem Schaum empor. Die beiden jungen Leute blickten eine Weile ſchweigend vor ſich hin.

Eingefriedigte Hecken, Wälle, alles ernſt, in ſtillem Frieden, und droben am dunklen, blauen Himmel, wie ein hehres Weltauge, die Mondſcheibe.

„Wir ſprachen vorher vom Heiraten, Fräulein Marie,“ begann Klug, jetzt nicht ganz in dem alten leichten Tone, wieder.

„Ja, ſo war es,“ betonte Marie, ebenfalls ein wenig befangen. Und da er nicht einfiel, wohl aber den Blick mit einem eigentümlich fragenden Ausdruck auf ſie richtete, fuhr ſie fort: „Nun werden Sie doch wohl heut Abend aufs Gut zurückkehren, Herr Klug. Es iſt ſo ſpät geworden —“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Nein, was ſoll ich in dem großen, öden Haus! Ach, Fräulein Marie, ich mag nicht mehr allein ſein. Mir iſt oft ſehr trübe zu Mute. Man iſt heiter und fröhlich und doch iſt einem —“

Sie ging wieder in den früheren neckenden Ton über: „Einſam? Warum befolgen Sie nicht den Rat, den Sie mir geben wollten? Weshalb heiraten Sie nicht, Herr Klug?“

„Ich heiraten? Wer will mich, Fräulein Marie? Die, die ich möchte, hat einen andern im Sinn, und die, welche —“

„Nu—n?“

Er kehrte um, und ſie gingen langſam zurück.

„Ach gleichviel,“ fuhr er fort. „Jedenfalls will mich die nicht, die ich mag. Auch liegen noch andere Gründe vor.“

Sie brannte vor Verlangen, zu hören, wer ſein Inneres beſchäftigte. Obſchon ſie nie daran gedacht hatte, daß er ſie heiraten könne, empfand ſie doch den Schmerz der Enttäuſchung, und Unruhe und Eiferſucht nahmen, obſchon ihr vornehmer Sinn ſie zurückzudrängen ſuchte, von ihr Beſitz. Sie liebte Klug, obſchon ſie ſtets nur in leichter und unbefangener Weiſe verkehrt hatten, leidenſchaftlich.

„Ihnen iſt es wohl ganz gleichgültig, ob ich ernſt oder heiter bin?“ ſtieß Klug nach einer Weile heraus.

Da er aus ihrem Schweigen auf Gleichgültigkeit gegen ſeine Perſon und Unempfindlichkeit für ſeinen Kummer ſchloß, regte ſich nun auch in ihm die Enttäuſchung.

„Keineswegs, Herr Klug,“ war die Antwort, „aber ich glaubte, Sie wollten nicht ſprechen. Wie ſollten Sie auch dazu kommen, mich zu Ihrer Vertrauten zu machen!“

Sie ſprach das einfach und ehrlich, und ehrlich war's auch gemeint, weil ſie ihm bisher mit beſcheidenen Gedanken gegenüber geſtanden hatte.

„Ja, ich will mich Ihnen anvertrauen, Fräulein Marie,“ fuhr Klug fort. „Ich muß einen Menſchen, einen Freund haben, dem ich mich mitteilen kann! Es wird mir das die Erleichterung geben, nach der ich ſo ſehr verlange.“

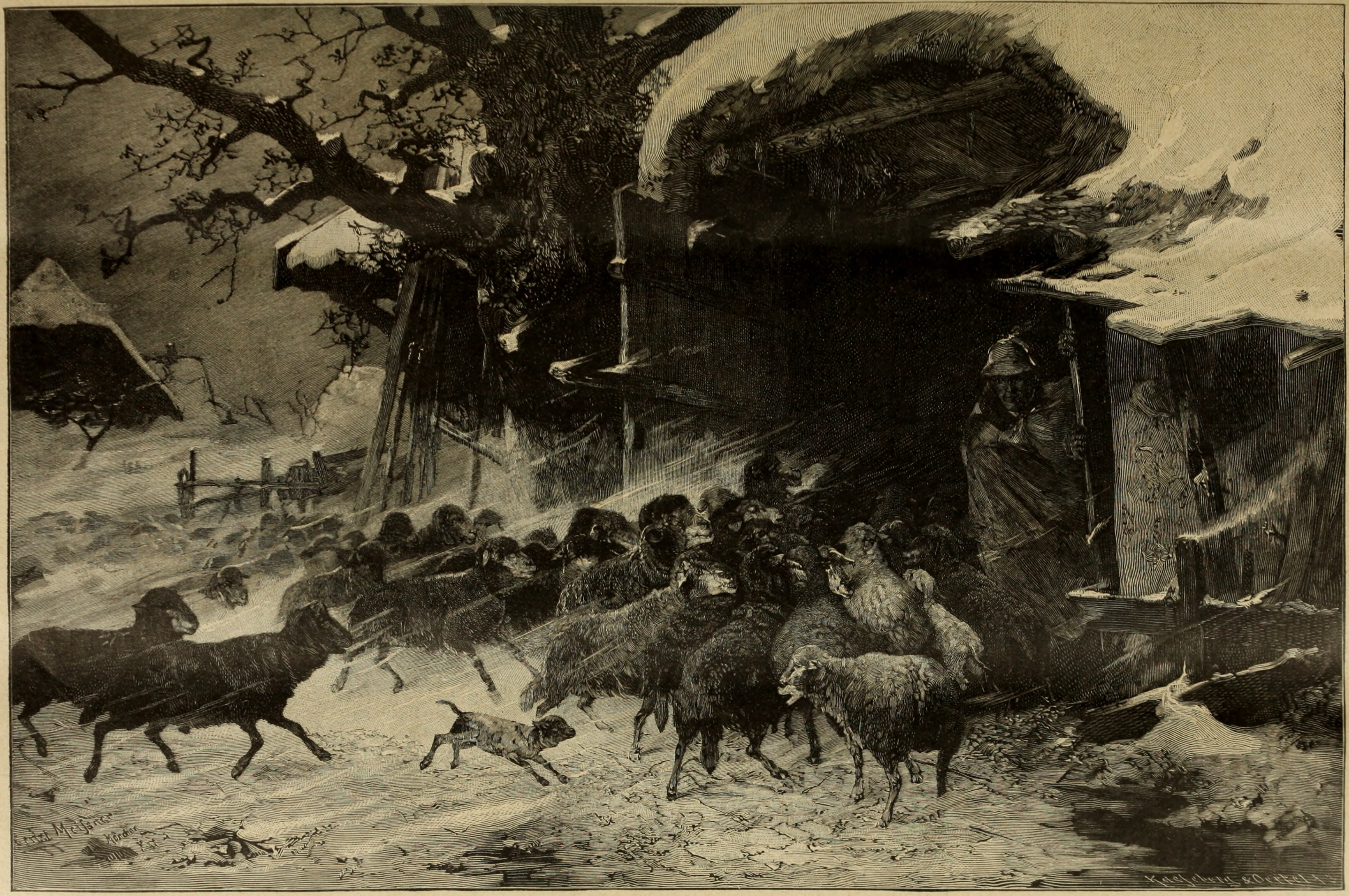
„Ja, Herr Klug?“ kam es leiſe und mit einer Betonung aus Maries Munde, daß Klug aufmerkſam wurde und ſtutzte. Aber als er raſch den Blick zu ihr wandte, ſah er ein wie ſonſt ruhiges Geſicht!

Immerhin ſagte er: „Mir kommt's doch ſo vor, als ob Ihnen das Geſpräch langweilig wäre, Fräulein Marie. Wir wollen's nur laſſen.“

„Nein, Herr Klug. Sie irren ſich! Woraus ſchließen Sie das? Glauben Sie mir nur, daß alles, was Sie betrifft, mir den größten Anteil einflößt, und glauben Sie auch, daß Ihr Geheimnis bei mir aufgehoben iſt, als ſenkten Sie es in einen tiefen Brunnen.“

Sie ſprach das ernſt und warm; ſie zitterte bei dem Gedanken, daß er vielleicht nicht ſprechen würde. Sie konnte es nicht erwarten, zu hören, wen er ihr vorzog.

(Fortſetzung folgt.)



Heimkehr beim Sturm. Nach dem Gemälde von E. Meißner.

# Neue Bücher.

Beſprochen von Th. H. Pantenius. (Abdruck verboten.)

Es iſt eine ganz beſondere Freude, einen litterariſchen Freund, den wir eine Weile Wege wandeln ſahen, auf denen wir ihm nicht folgen wollten, wieder in die Pfade einlenken zu ſehen, auf denen er uns einſt lieb und wert wurde. So geht es mir jetzt mit Theodor Fontane. Mit ſeinem vielgerühmten Roman: „Irrungen, Wirrungen“ konnte ich mich durchaus nicht befreunden und „Stine“ erſchien mir erſt recht als die reine Verirrung. Die Freunde dieſer Dichtungen rühmen ihre Wahrheit, und wenn die Wiedergabe der nackten häßlichen Wirklichkeit unter dieſer Wahrheit gemeint iſt, haben ſie recht. Dieſe Erzählungen ſind verzweifelt wahr. Ein Teil der Berliner der unteren Volksklaſſen iſt in der That ſo beſchaffen, wie die Helden reſp. Heldinnen dieſer Geſchichten, aber ich bin der altmodiſchen Überzeugung, daß Menſchen und Verhältniſſe, weil ſie wirklich ſind, ſich noch lange nicht als Vorwurf für Erzählungen eignen. Das Schlechte kann doch nur dann Intereſſe erregen, wenn es von einer gewaltigen Leidenſchaft geboren wurde. Dieſe Menſchen aber ſind nicht nur ſchlecht, ſie ſind gemein. Hier iſt die Sünde nicht die Frucht eines mächtigen Naturtriebes, ſondern das Reſultat ganz nüchterner Erwägungen, die durch keinerlei ſittliche Anwandelungen geſtört werden. Man iſt ſelbſt gemein, erwartet als verſtändiger Menſch, daß die anderen ganz ebenſo gemein ſind und ſieht ſich in ſeinen Erwartungen auch nicht getäuſcht. In dieſer Welt, in der es weder Gewiſſen, noch Ehrgefühl, noch Leidenſchaft gibt, können natürlich auch keine Konflikte entſtehen, ſondern höchſtens „Irrungen, Wirrungen.“ Dieſe Menſchen laufen ſo kaltherzig auseinander, wie ſie zuſammenkamen.

Es war ein unerfreulicher Anblick, die Fontaneſche Erzählerkunſt angewendet auf dieſe Geſtalten. Glücklicherweiſe hat Fontane denn auch nicht allzulange bei ihnen verweilt. Schon in dem Roman „Quitt,“ der im vorigen Jahr erſchien, hatten wir wieder wirkliche Poeſie vor uns und nur eine widerwärtige, gar nicht zur Sache gehörende, und durchaus nur ſtörende Berliner Rat-Familie erinnerte noch an die eben überwundene Periode. Sonſt iſt der Vorwurf ungemein feſſelnd, die Ausführung vortrefflich. Ein junger Handwerker erſchießt im Rieſengebirge einen Förſter, der ihn ſchwer gereizt hat. Es gelingt dem Mörder, nach Amerika zu entkommen, wo er durch ein tadelloſes Leben die That zu ſühnen ſucht. Vergeblich, er fühlt ſehr wohl, daß das vergoſſene Blut nach wie vor nach Vergeltung ſchreit. Erſt als er, indem er den verirrten Sohn ſeines Herrn ſucht, ſelbſt verunglückt und nun ſo einſam und langſam ſtirbt, wie einſt ſein Opfer, fühlt er, daß er gebüßt, was er verſchuldet hat. Die Erzählung, die zum Teil in den Vereinigten Staaten ſpielt, iſt voll von vorzüglichen Einzelheiten, die Charakteriſtik meiſterhaft.

Auf einen ganz anderen Boden führt uns der diesjährige Roman: „Unwiederbringlich.“ Wir ſind in Schleswig-Holſtein, zu der Zeit, da man dort noch gut däniſch war. Auf ſeinem Schloß am Meer lebt ein Graf, nach unſeren deutſchen Begriffen und nach ſeiner eigenen Anſicht ein leichtlebiger Herr. Seine Frau iſt ſchwereren Kalibers. Sie iſt ſehr brav, ſehr klug, ſehr fromm, aber ihre Bravheit hat etwas Herbes, ihre Klugheit verletzt und ihre Frömmigkeit beläſtigt. So trübt ſich denn allmählich das anfangs vorzügliche Verhältnis. Der Graf findet, daß ſeine Gattin für einen ſo leichtlebigen Herrn wie er allzu tugendhaft iſt, und ſehnt ſich nach einem Schauplatz, auf dem ſeine geſelligen Talente ſich vor einem Publikum ausgeben können, das durch keine religiöſen Vorurteile gehindert wird, ſie voll zu würdigen. Ein ſolcher wird ihm geboten, als er, der Kammerherr iſt, zu einer Dienſtleiſtung nach Kopenhagen geht. An dem Hofe der Prinzeſſin, dem er zugeteilt iſt, gibt es keine Vorurteile als dasjenige gegen eine ſtrenge Auffaſſung ſittlicher Pflichten. Der Graf macht das Treiben mit und muß bei dieſer Gelegenheit erkennen, daß er, mit dem Maße der ihn umgebenden Frivolität gemeſſen, ein arger Philiſter iſt. Das Hoffräulein, um deſſentwillen er ſich von ſeinem Weibe ſcheiden laſſen will, lacht den gewiſſenhaften Deutſchen einfach aus, und der Graf, der mittlerweile ſein Eheglück „unwiederbringlich“ zerſtört hat, erkennt zu ſpät, daß ihn, bei all ſeiner Leichtlebigkeit, ein tiefer Abgrund von jener gewiſſenloſen Welt trennt, die ihn ſo anzog, weil er ſie nicht kannte. Wohl findet ſich das Ehepaar wieder zuſammen, aber das Vertrauen der Gräfin iſt für immer zerſtört und in einem verzweifelten Augenblick ſucht und findet ſie den Tod im Meer.

Dieſer Ausgang erſcheint mir nicht recht glaubhaft. Die Gräfin iſt als eine trotz aller Herbigkeit, die ihr Charakter in ihre Frömmigkeit bringt, doch durchaus gottesfürchtige Frau geſchildert und man empfängt auch nicht den Eindruck, daß ihre Frömmigkeit über dem Schrecklichen, das ſie erlebte, in die Brüche ging. Ich glaube, daß die Gräfin durch das Leid geläutert und vertieft worden und ſchließlich bis zu jener Liebe durchgedrungen wäre, der gegenüber kein bereutes Verbrechen unverzeihlich bleibt. In dieſem Sinne wirklich fromme Menſchen nehmen ſich nicht das Leben. Im übrigen iſt der Roman feinſte Fontaneſche Arbeit. Wie ſchwer war es, einen Charakter, der ſeiner Umgebung durch religiöſe Unduldſamkeit das Leben verdirbt, liebenswürdig erſcheinen zu laſſen und wie anziehend wirkt doch dieſe edle Frau, wie liebenswert iſt ſie. Wie fein iſt ferner in dem Grafen der Gegenſatz zwiſchen dem leichtlebigen und dem frivolen Menſchen zur Anſchauung gebracht. Und nun die feſſelnde Erzählung ſelbſt mit ihrer vorzüglichen Technik, ihren geiſtreichen Dialogen, ihrer anmutigen Schilderung von Land und Leuten! Es iſt ein hoher Genuß, ſich von einem ſolchen Erzähler ſo erzählen zu laſſen.

In zweiter Auflage erſchien ferner Fontanes „Kriegsgefangen“ Erlebtes von 1870. Wer das hübſche Buch noch nicht kennt, dem ſei es warm empfohlen. Man folgt dem Verfaſſer mit Vergnügen vom Heimatsdorf der Jungfrau von Orleans, in dem er in die Hände der Franzoſen fiel, durch ganz Frankreich bis auf das Eiland im Golf von Biskaya, auf dem die wenigen Gefangenen, die der Krieg den Franzoſen zuwies, ihrer Befreiung harrten. Kein Verdruß über ſeine Verhaftung oder über die Leiden der Gefangenſchaft trübte die klugen, hellen Augen, aus denen Fontane in die Welt ſieht. Und was er ſah, beſchreibt er hier in ſeiner wahrhaften und doch feinen und anmutigen Weiſe.

Unter dem Titel: „Aus Mitleid“ hat Alexander Baron von Roberts eine Anzahl Novellen und Skizzen erſcheinen laſſen. Die Sammlung wird durch ein Vorwort von Ernſt Wechſler eingeleitet, in welchem Herr Wechſler Roberts der Beachtung der Leſer empfiehlt.

In dieſem Vorwort heißt es u. a.: „Roberts hat uns ſtets etwas zu ſagen, er fällt ſtets Verdikte in künſtleriſcher Form, ein hochſtehender (ſo!) Seelenarzt, fühlt er ſeiner Zeit den Puls und bringt das Ringen und Gären der Gegenwart zu Protokoll. Sein Schaffen gleicht keiner farbigen Luftſpiegelung, keiner gleißenden Fata Morgana, er iſt kein Träumer, der, verzückte Seufzer ausſtoßend, nach der blauen Blume ſucht und über den erſten Wegſtein ſtolpert, nein, er iſt der Mann der Wirklichkeit u. ſ. w.“

Der Leſer, der mit ſolchen Erwartungen an unſere Sammlung herantritt, wird, fürchte ich, arg enttäuſcht ſein. Ich glaube daher, Herrn von Roberts einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihn vor ſeinem Verehrer in Schutz nehme. Ihm hat bei dieſen ebenſo harmloſen, wie liebenswürdigen Geſchichten gewiß alles andere vorgeſchwebt, als der Zeit den Puls zu fühlen oder das Gären der Gegenwart zu Protokoll zu bringen. Er will ſeine Leſer angenehm unterhalten, und er erreicht ſeinen Zweck vollkommen.

Die einzelnen Arbeiten, aus denen eine ſolche Sammlung entſteht, ſind ſelbſtverſtändig ungleichwertig, unſere haben es aber wohl alle verdient, in ein Buch aufgenommen zu werden, und man wird ſie gern leſen. Roberts iſt ein feiner Beobachter und ein ſehr liebenswürdiger Erzähler. Seine anmutigen Geſchichten erfreuen ſich mit Recht in weiten Kreiſen verdienten Beifalls.

Keine Dichtung, aber in ihrer Art auch ein Roman ſind die Lebenserinnerungen, die unter dem Namen: „Das Leben der Prinzeſſin Ch. A. de Trémoille, Gräfin von Aldenburg 1652—1732“ von Dr. Reinhard Moſen in Oldenburg (Schulzeſche Hofbuchhandlung 1892) herausgegeben worden ſind. Die Verfaſſerin, die Prinzeſſin Charlotte Amalie de la Tremoïlle ſtammte aus einem jener Geſchlechter, die im alten Frankreich in geſellſchaftlicher Beziehung dieſelbe Stellung einnahmen, wie die deutſchen Fürſtenhäuſer unter dem römiſchen Kaiſerreich deutſcher Nation und die ſich daher auch vielfach mit dieſen durch Ehebündniſſe verbanden. Die Mutter unſerer Erzählerin war eine Prinzeſſin von Heſſen-Kaſſel. Die Familie des Vaters ſchwankte zwiſchen dem Proteſtantismus reformierter Konfeſſion und dem in Frankreich ſiegenden Katholizismus. Der Urgroßvater lebte und ſtarb als eifriger Proteſtant, der Großvater trat zum Katholizismus über. Als die Prinzeſſin geboren wurde, war der Vater noch proteſtantiſch, während ihres achtzehnten Lebensjahres erlag er aber den Verſuchungen, welche ſeine Stellung mit ſich brachte, und trat zum Katholizismus über. Er verlangte nun von ſeinen Kindern, daß ſie dieſen Schritt mitthun ſollten, ſtieß aber auf energiſchen Widerſtand. Den beiden Söhnen und der jüngſten Tochter gegenüber wurde nun zu brutaler Gewalt geſchritten, ſeine älteſte und ihm liebſte Tochter aber bewies eine erſtaunliche Charakterſtärke. Obgleich ſie ihre Mutter, die gleichfalls proteſtantiſch blieb, mehr fürchtete als liebte und obgleich ſie Gefahr lief, einem furchtbaren Schickſal zu verfallen — man weiß ja zur Genüge, mit welchen Mitteln die Päpſte und ihre Geſellen die „Gegenreformation“ zu ſtande brachten — blieb die Prinzeſſin allen Lockungen wie Drohungen gegenüber gleich feſt. Man erlaubte ihr denn ſchließlich auch halb und halb, Frankreich zu verlaſſen, und es gelang ihr wirklich, an den Hof der ihr verwandten Königin von Dänemark zu entkommen. Hier fand ſie eine freundliche Aufnahme, wenn auch ihre Stellung eine höchſt ſchwierige war und viel Takt verlangte.

Am däniſchen Hofe lernte ſie nach mancherlei Erlebniſſen den Grafen von Aldenburg kennen, den natürlichen Sohn und Allodialerben des letzten Grafen von Oldenburg. Sie gewährte ihm, den ſie heiß liebte, trotz aller Bedenken ſeitens der deutſchen fürſtlichen Verwandten gegen ſeine Ebenbürtigkeit, ihre Hand und folgte ihm auf ſein Schloß im Oldenburgiſchen. Die Ehe war von nur zu kurzer Dauer. Als ihr Sohn geboren wurde, war ihr Gatte bereits einer Krankheit oder, wie ſie annimmt, einer Vergiftung erlegen. Und nun begannen für die arme Frau die ſchwerſten Prüfungen. Wie eine Löwin ihr Junges, ſo mußte ſie ihren Sohn vor neidiſchen Verwandten, die ihm ſein Erbe nicht gönnten, ſchützen. Ihr Leben verlief unter ewigen Prozeſſen gegen eben dieſe Verwandten, die zugleich Vormünder des Knaben waren. Für dieſen Sohn hat ſie ſchließlich als alte Frau ihre Lebenserinnerungen niedergeſchrieben. Es lag ihr daran, ihm einen Einblick in ihr bewegtes Leben zu gewähren und ihn über die Beweggründe, von denen ihre Handlungen geleitet worden waren, aufzuklären.

Die Erinnerungen ſind in vieler Beziehung ungemein intereſſant. Die Verfaſſerin ſelbſt erſcheint als eine in hohem Maße liebenswerte Frau von großer Frömmigkeit und Charakterſtärke. Wir erhalten ferner einen ſehr intereſſanten Einblick in das Leben der franzöſiſchen Großen des XVII. Jahrhunderts, lernen den däniſchen Hof, der damals noch ein ganz deutſcher war, kennen und werden mit dem Treiben in den kleinen deutſchen Reſidenzen jener Tage genau bekannt.

Die Überſetzung — unſere Erinnerungen ſind in franzöſiſcher Sprache abgefaßt — iſt vortrefflich, und der Herausgeber hat alle zum Verſtändnis erforderlichen Thatſachen mit großem Fleiß zuſammengebracht und dem Leſer mitgeteilt. Daß er aber ſeine zuſammenfaſſenden Überſichten in Abſchnitte zerlegt und über das Buch verteilt hat, halte ich nicht für zweckmäßig. Ich glaube, daß es richtiger wäre, ſie in ein zuſammenhängendes Vorwort zu ſammeln und ſo ein in ſich geſchloſſenes, abgerundetes Lebensbild der Prinzeſſin herzuſtellen. Der Leſer, der dieſes kennen gelernt hat, wäre dann im ſtande, dem Berichte der Prinzeſſin verſtändnisvoll zu folgen und würde das, wie ich meine, mit erhöhtem Intereſſe thun. Er würde, glaube ich, ſich auch, nachdem er die Erinnerungen beendet hat, gern noch einmal das Lebensbild der Erzählerin vorführen laſſen und mit Vergnügen zu dem Vorwort, das nun gleichſam belebt worden, zurückkehren.

Eine Verwandte des Grafen von Aldenburg war eine andere Frau, deren Leben kürzlich wieder einmal zum Gegenſtande einer Lebensbeſchreibung gemacht worden iſt, die Kaiſerin Katharina II von Rußland. Der erſte Band der „Geſchichte Katharinas II“ von Profeſſor von Bilbaſſow iſt ſoeben in einer autoriſierten Überſetzung von M. von Pezold (Berlin, Norddeutſches Verlagsinſtitut) erſchienen. Das Leben dieſer Prinzeſſin führte aus der beſcheidenen Wohnſtätte eines preußiſchen Generals zu der ſtolzen Höhe eines Kaiſerthrones, aber es iſt alles andere als erquicklich. Wohl lernt man hier verſtehen, wie aus dem Prinzeßchen Fieken von Anhalt-Zerbſt allmählich die „nordiſche Semiramis“ wurde, und dieſer Entwickelungsgang iſt nicht nur geſchichtlich, ſondern auch perſönlich ſehr feſſelnd, Sympathien vermag aber dieſe Frau, trotz allem was zu ihrer Entſchuldigung vorgebracht werden kann, nimmer zu erwecken. Der Glanz, der von ihr ausgeht, iſt und bleibt doch phosphoreszierende Fäulnis, und die politiſchen Bahnen, die ſie einſchlug, dieſe Konzentration aller Volkskraft nach außen hin, hat dem ruſſiſchen Reich nicht zum Segen gereicht. Auf lange hinaus gewöhnte man ſich in Petersburg, den Schein für die Sache zu nehmen, erfreute man ſich an der Pracht Potemkinſcher Dörfer und dachte gar nicht daran, an ihrer Stelle allmählich wenigſtens wirkliche erſtehen zu laſſen.

Unſer Band behandelt die Geſchichte Katharinas von ihrer Geburt bis zu ihrer Thronbeſteigung. Als blutjunges Mädchen kommt ſie an den Hof der urſprünglich liebenswürdigen, aber in Grund und Boden verderbten Kaiſerin Eliſabeth und wird dort die Gemahlin des kaum zurechnungsfähigen Thronfolgers. In einer Welt von Intriguen iſt ſie mutterſeelenallein. Erſt allmählich wird ſie ſich der Macht bewußt, die in einer ſolchen Umgebung Klugheit und rückſichtsloſe Energie verleihen. Als die Kaiſerin die Augen ſchließt, und der Herzog als Peter III den Thron beſteigt, iſt ſeine verſchmähte Gemahlin mit den letzten Reſten der in der Jugend empfangenen religiöſen und ſittlichen Eindrücke fertig. Sie hat nichts mehr zu verlieren und kann alles gewinnen, wonach ihr Herz trachtet: Macht und Freiheit für ihre Leidenſchaften. Daß ſie die erſtere in großem Stil gebrauchen wird, ſoll ihr einmal den Namen der „großen“ Katharina einbringen.

Das Buch iſt gut geſchrieben, und der Verfaſſer bemüht ſich mit Erfolg, die Vorgänge, die er ſchildert, innerlich verſtändlich zu machen. Sein Standpunkt iſt im übrigen durchaus derjenige der Bewunderung, und die „Größe“ ſeiner Heldin imponiert ihm gewaltig. Sein Vorwort ſchließt er mit dem lächerlichen Ausſpruch Voltaires: „Glücklich der Schriftſteller, der nach einem Jahrhundert die Geſchichte Katharinas II bieten wird.“

Daß unſer Verfaſſer von der Höhe ruſſiſcher Kultur aus nicht ohne wohlwollende Geringſchätzung auf unſer Volk herabblickt, iſt bei einem ruſſiſchen Schriftſteller unſerer Tage ſelbſtverſtändlich. „Größen“ im Stil der großen Katharina wären ja auch bei uns ganz unmöglich.

Die ſind bei uns von anderem Schlage, und wir Deutſchen ſind der einfältigen Meinung, daß das Wort des franzöſiſchen Spötters auf ihre Geſchichtſchreiber eine ungleich berechtigtere Anwendung findet, als auf Katharina. In ihren Dienſt ſtellt ſich ſchon jetzt ein Unternehmen, das anfangs einigermaßen befremdend wirkt. Herr Dr. Horſt Kohl hat nämlich unter dem Titel: „Fürſt Bismarck. Regeſten zu einer wiſſenſchaftlichen Biographie des erſten deutſchen Reichskanzlers“ (Rengerſche Buchhandlung, Leipzig) den erſten Band eines Werkes herausgegeben, in dem er ein Syſtem, mit dem man ſonſt nur den alten ſächſiſchen und ſaliſchen Kaiſern zu Leibe ging, auf den Fürſten anwandte. Herr Kohl beſcheidet ſich dahin, den Stoff zu einer künftigen Bismarckbiographie zuſammenzuſtellen. Von Tag zu Tage begleitet er ſeinen Helden und ſtellt, ſo weit ſich das ermitteln läßt, feſt, was derſelbe an demſelben that, ſprach, ſchrieb. Hat er ſeine Kenntnis aus einer Veröffentlichung, ſo giebt er die Quelle an. Stammt ſie aus einem in Privatbeſitz befindlichen Brief, ſo nennt er uns den glücklichen Inhaber. Wo es ſich um bedeutungsvolle Kundgebungen handelt, erhalten wir einen kurzen Auszug. Bisher noch nicht Bekanntes, das Herrn Horſt zugänglich wurde, wird im Wortlaut gegeben. Dadurch wird die Trockenheit der Regeſten in der erfreulichſten Weiſe unterbrochen. Hier, da, dort blitzt uns aus dem Geſtein Bismarckſches Gold entgegen. Was für ein Stiliſt iſt Bismarck! Und was für ein Mann ſchafft ſich in dieſem Stil den Ausdruck ſeines Empfindens! Seit Martin Luther hat es keinen ſolchen deutſchen Stiliſten gegeben, weil es ſeit ihm keinen großen Mann gab, ſo ganz deutſch in Art und Unart wie den erſten Kanzler des neuen Deutſchen Reiches. Es iſt, als ob die deutſche Sprache in ſeinem Munde wieder zu ihren Anfängen zurückkehrte: jedes Wort ruft ein Bild wach, Reden und Dichten, Singen und Sagen wird wieder dasſelbe. Auch darin gleicht er ſeinem geſchichtlichen Widerſpiel im XVI. Jahrhundert: ſein Charakterbild wird, von der Parteien Gunſt und Haß zerriſſen, durch die Geſchichtſchreibung ſchwanken, ſeine Werke aber werden fortleben, und unſerer Sprache hat er als Redner und Schriftſteller für alle Zeit den Stempel ſeines Geiſtes aufgedrückt. Auch wer ihn bekämpft, wird künftig ſeine Rede reden.

## Die Armut

von

J. Trojan.

Armut macht frei, Armut macht frei
Von ſo viel Feſſeln und Ketten!
Wie wenig ſie auch willkommen ſei,
Wie hart ſie dich auch mag betten:
Blick' ihr vertrauend ins Geſicht,
Sie kommt vielleicht als Feindin nicht,
Sie kommt vielleicht, dich zu retten.

---

## In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812.

Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Nun hat der preußiſche König,“ berichtete Leberecht weiter, „den verhaßten Machthabern gegenüber den lebhafteſten Unwillen ob dieſer gottgeſegneten Verräterei an den Tag legen und die Verhaftung des General York befehlen müſſen. Er hat ihn auch zum beſſeren Scheine ſeines Poſtens entheben laſſen, und den General Kleiſt an ſeine Stelle geſetzt, aber ſo gewiß wie die edelſte und reinſte deutſche Frau dieſes Königs Gattin und Leidensgefährtin geweſen iſt bis an ihren Tod, ſo gewiß ſchlägt ſein Herz doch voll Dank für den kühnen Bahnbrecher, und er wird's ihm lohnen — er — unſer ganzes Volk! Verhaftet iſt York nicht worden, und ſeine kräftige Hand wird auch in der ſcheinbaren Ungnade und Thatenloſigkeit nicht vom Schwertgriff ablaſſen! Und jetzt leſt hier das fränkiſche Entſetzen über das preußiſche Wagſtück, leſt, wie der Kaiſer Hunderttauſende in all ſeinen Provinzen auszuheben befiehlt: alte Jahrgänge und verfrühte! Das ganze Elend der Maſſenkonſkription beſchwört er wieder über uns herauf. Aber es wird, es kann nicht dazu kommen; denn hier hab' ich das Beſte: eine preußiſche Zeitung vom 3. Februar. Offen, mit begeiſterten Worten wird die Blüte der Männer zur Wehr und Abwehr gegen Frankreich einberufen, York hat unter den Militärpflichtigen der Provinz Preußen ruhig für ſeine Sache weitergeworben, und König Friedrich Wilhelm iſt in Breslau, um freier handeln und ſeine Getreuen erwarten zu können, während in Berlin die franzöſiſchen Generäle und Schranzen ab und zu reiſen, wie die Narren in der Poſſe!“

Sie griffen nach den Händen, die ſo wundervolle, tröſtliche Nachrichten gebracht hatten, ſie küßten ihn und umarmten einander und lachten, und vergoſſen Thränen des Dankes für die Erlöſung, obwohl zwiſchen ihr und der Gegenwart noch endloſe Meilen beſchwerlichen, blutgetränkten Weges liegen würden, wie ſie ſich erſchauernd ſagen mußten.

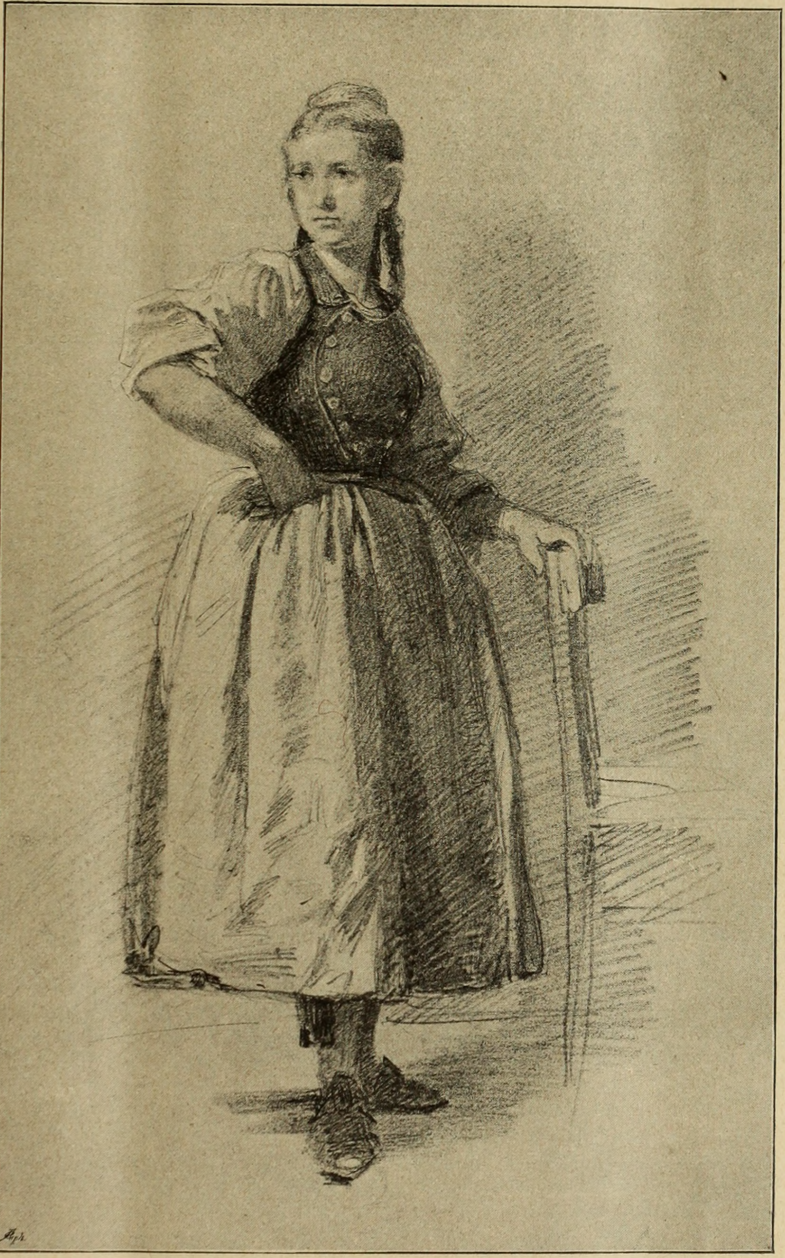
Dennoch riß Leberechts vollſtrömender Enthuſiasmus die beiden ruhigen Alten und die junge Frau gänzlich mit ſich fort. Die kriechenden, von käuflichen Bedientenſeelen verfaßten Ergebenheitsadreſſen deutſcher Städte, deren Anerbietungen von ſo und ſoviel „montierten und equipierten Reutern“ für des erhabenſten und allgeliebteſten Kaiſers große Armee, waren ihnen zu Spott und Verachtung und nicht mehr zu Qual und Weh. All dieſes feile Gewürm! Der mächtige deutſche Sankt Michael ſollte es mit dem Erzdrachen Abbadon gleichermaßen vernichten!

Leberechts Augen glühten wie feurige Kohlen, als er das ausſprach. Er wendete ſich vom Tiſche fort und ſtand am Fenſter allein, während die übrigen noch lebhaft redeten. Seine männliche Geſtalt ſtreckte ſich unwillkürlich ſtraffer und ſtraffer, er drückte die flache Hand hoch über ſich gegen die Fenſterſcheibe, als hätte ſie ſich zum Schwur bei den flimmernden Geſtirnen da draußen aufgehoben, und er meinte, die drei am Eßtiſch müßten das verräteriſche, wilde Hämmern ſeines Herzens unter dem ſchwarzen Rocke hören.

Welch ſtolze Luftſchlöſſer baut ſolche Begeiſterung! In den Himmel ragten ſie ſchon hinein, und Leberecht, der Bauherr, verſchmähte Speiſ' und Trank über ſeinem Planen und Türmen. Am liebſten hätte er die ganze Nacht unter Gottes Sternhimmel verſchwärmt, wie damals die ſechzehnjährigen Klopſtockanbeter auf dem Wurſter Deiche, immer am Ufer hin und her irrend, oder über das ſilberne, weite Eis hinweg in ſtille, duftige Fernen ſchwebend. Allein die ſchlichte Wirklichkeit berührte ihn ſacht in Geſtalt der warmen Hand auf ſeinem Arme und mahnte mit leiſem Drucke: „es iſt Ruhezeit!“

„Und jetzt predige ich auch in Teufelsmoor, gleich morgen ſchreib' ich deshalb an Harm Finke," ſagte er im Treppaufgehen zu Chriſtine.

Wie geſagt, ſo gethan; der Küſter ſelbſt beſorgte den Brief und kehrte mit der Nachricht zurück, daß Domine Claudius am 24. erwartet werde. Bauer Finke wolle ihn ſelbſt holen. Aber es kam anders, als geplant wurde.



Aus den Ateliers berühmter Künſtler: Schwarzwälderin. Bleiſtiftſkizze von Carl Hoff.

Im Laufe des 21. brachte die lahme Botengängerin endlich wieder Nachricht aus Dorum. Zwei umfangreiche Briefe ſogar, einen von „Meßterohm," dem Herrn Oberlehrer, an Domine Torbeeken „zu eigenen Händen," den andren von „Muſchü Volkmar" an Domine Claudius „Vertraulich."

„Ein langes Schriftſtück, großgemalte Buchſtaben, orthographiſche Schnitzer in Menge, holperige Sätze und doch ein Prachtbrief!" So ſagte Leberecht beim Leſen, und ließ Chriſtine, als die Hälfte ſeines Ich, miteinſehen, ohne ſich eines Vertrauensbruches ſchuldig zu fühlen.

„Wüßt' ich nicht, teuerſter, unbekannter Schwager, daß ich's mit einem echten, teutſchen Patrioten zu thuen hätte, ſo ſchrieb ich Ihnen heute kein Wort; denn ehender, daß ich meinem Stienchen einen Stoß in ihr frommes Hertz austheilen mögte, ehender biß ich mir die Zunge im Hals ab! Vor dem Vater zu ſchwärmen, wie ich's muß (ſoll ich nicht drann erſticken), verbiethet mir der kindliche Reſpect. Durch Reemt Arend indeßen weis ich wohl, daß Ihnen die Thaten, die man jetzt im preußſchen, teutſchen Lande zu thuen beginnt, auch als ein edeles Feuer zum Schmieden des germaniſchen Schwerdtes erſcheinen müſſen! Der Herr Oberlehrer wird wider mich angeben beym Vater, daß ich mich mit keiner Gewalt in die Kirche will zwingen laßen ſo lang dort noch, per order du diangter, für den Schänder am teutſchen Recht gebethet wird! In Ketten werden ſie mich doch nicht ſchließen können und hinſchleiffen, und von freyen Stücken thue ich es nicht: Der Jork, der iſt mein Mann, beßter Schwager, der Ihrige doch auch? Der und der Lehensvetter von meinem Eberhart Woyta, der Alexander Dohna, der ſich für die Landtwehr gemeldet hat, ehr, als alle andern Adeligen Junker. Wiewohl Er Seynes Königs Ungnade beſorgt, läßt Er ſich nicht davon abhalten. Mein Eberhart meint, es werde auch an die Knaben, von fünfzehn an, apeliert werden, und er werde auch mitziehen als Fahnenjunker. Und ich, ich muß die verdammte Bäncke weiter drücken; denn von meinem Herren Papa iſt die Erlaubniß nicht zu erreichen, wie von Eberhart ſeynem.

Ich bitte Sie recht ſehr, beßter Schwager, daß Sie mir wieder einmahl ſchreiben, und mir auch mein Stienchen wieder gut machen, wegen deßen, daß ich nicht zur Kirche gehn will, und reden Sie mir recht ſchön beym Vater das Wort, daß er nicht ſo ſtrenge verfährt, ſondern das teutſche Hertz in meiner Bruſt bedenckt.

„Ich leg' Ihnen ein luſtiges Blättgen bey, daß man meinem Eberhart kürtzlich von Breßlau geſchickt hat. Wir haben's dreyfach, Sie dürfen's dreiſt behalten, und keine Noth mehr es vor den Schufften zu hüthen! In Breßlau ſingen's die Jungens auf den Straſſen, den galliſchen Würgern ſtracks in die Ohren! Ich wollte wohl, daß ich's gedichtet hätte, aber bis dato hab ich immer nur Kloppſtock für mein erſtes Vorbild in der Poetick gehalten. Wenn Sie es dem Vater zeigen mögen? Ich wag's nicht, ſeyn Alter macht mich fürchten! Ich laß ihn und die liebe Mutter und mein liebſtes Stienchen ſchönſtens grüßen. Zum Vater fühl' ich, wie der Jüngling in Kloppſtocks Vaterlandsode:

Ungeſtühm fährt er auf um Mitternacht,
Glühend iſt ſeyne Seele,
Die Flügel der Morgenröthe wehn, er eilt
Zu dem Greis und ſaget es nicht —

„Nein, ich kann's ihm nicht ſagen! Ihnen ſag' ich Alles. Sie, Sie ſtehn mir vor, wie Hermann aus Walhall: herrlich, groß, ewig jung! Wen mein Stienchen liebt, den denk' ich mir ſo.

„Er hat mir wegen dem lumpigten Kirchengehn Areſt in meiner Kammer aufgebrummt. Weil ich nun faule Zeit hab, ſchreib ich ſo plauderhafft!“ —

„Den goldnen Jungen muß ich kennen lernen, und unſerm Vater enthalt' ich die Freude an dieſem Kernbrief nicht vor!“ rief Leberecht entzückt. „Komm alſo, mein Stinchen, und trag' ihm ſein Heidentum nicht nach, gib mir einen Kuß für ihn, und höre geſchwind das kecke Gereimſel aus irgend einer Breslauer Studentenfeder, darauf will ich mein Leben verwetten!

„Diebitſch, du Reuße,
York hat, der Preuße
Ein Talglicht entzündet,
Friß du's am einen End',
Weil er's am andren brennt,
Bis in der Mitten Ihr
Schön Euch verbündet!

Diebitſch, du Reuße,
Hilf dem Geſchmeiße
Den Garaus zu machen!
Korſiſcher Kronenglanz,
Galliſcher Mummenſchanz,
Jetzt ſollt Ihr Zwey nicht mehr
Gleißen und lachen!

Diebitſch, du Reuße,
York ſchreit, der Preuße,
Nimmermehr: „Werda, Feind?“
Trinkt dir in Poſchernu
Brüderlich Wodki zu —
Schande dir, ſo du's nicht
Ehrlich gemeint!“

„Wir müſſen ihn beim Vater ernſtlich in Schutz nehmen,“ fuhr Leberecht fort, nachdem er ſeiner Frau das Gedicht vorgetragen hatte. „Der vornehmſte Kern ſteckt in all der Wortflegelei und der Sentimentalität. Und, bei Gott! ich fühl's dem jungen Geiſte nach, daß er kein Falſch in ſich bergen mag! Wenn ich bedenke, was mich all dieſe Zeit das Kanzelgebet für des Kaiſers Majeſtät gekoſtet hat! Jedesmal einen Dolchſtich mitten ins Herz!“

Während ſie noch hin und her ſprachen und überlegten, ob es richtiger ſei, dem Vater Volkmars Brief ganz oder im Auszug mitzuteilen, trat die Mutter zu ihnen ins Stübchen, mit verſtörten Mienen, des Lehrers Sündenregiſter über den hartköpfigen Schlingel unter der Mantille tragend.

„Einzigſten Kinder, ihr müßt helfen, und euch, uns zuliebe, auf ein paar Tage trennen,“ ſagte ſie kläglich, während Leberecht kopfſchüttelnd den ſchulmeiſterlichen Quartbogen durchſtudierte. „Mein Stinchen iſt gut und zieht derweile wieder in ihr Jungfernſtübchen zu uns, und Sie, beſter Sohn, reiſen in Torbeekens Auftrag, mit der Mallepoſt oder eigenem Geſchirr, nach Dorum und ſetzen den Querkopf zurecht! Ach, dies Kreuz mit dem lieben, böſen Jungen!“

„Seien Sie nicht betrübt, Mutterchen,“ tröſtete Leberecht, „in dem Jungen ſteckt mehr und Beſſeres als ein eigenſinniger Querkopf! Laſſen Sie mich's bedenken. Morgen haben wir Montag; am Dienſtag würd' ich da ſein und am Donnerſtag oder Freitag zurück. Dann müßt' ich die Predigt in Teufelsmoor um eine Woche hinausſchieben. Unlieb iſt mir's: ein Mann, ein Wort. Aber die Notſache in der eigenen Familie ſteht voran. Ich will alſo gleich das Schreiben an Harm Finke aufſetzen und befördern laſſen, Chriſtine mag mir mein Felleiſen rüſten, und Sie, beſte Mutter, ſagen dem Vater einſtweilen, daß er ſich der Unruhe begibt. Ich ſpreche abends vor und hole mir meine Inſtruktionen.“

Sehr, ſehr ſorgenvoll empfing der alte Herr ſeinen dienſtwilligen Schwiegerſohn.

„Daß ich bei dir keine Fehlbitte thun würde, das wußt' ich,“ ſagte er und heftete einen langen, ängſtlichen Blick in den Leberechts. „Was mich quält, iſt nur der eine Gedanke: ob es weiſe iſt, einen Hochflieger zum andren auszuſenden?“

„Hochflieger verſchmähen wenigſtens niedrige Bahnen; bei ihnen heißt's: ‚durch Bitternis zu den Sternen empor,‘“ entgegnete Leberecht, „ich meine, dies Bewußtſein ſollte Sie in etwas beruhigen. Mein Mannes- und Sohneswort darauf, daß ich kein unedles Vornehmen, keine unwürdige Handlung bejahen und befördern werde, aber ich bitte Sie auch zum voraus, etwaige erſchwerende Umſtände in Rechnung zu ziehen, lieber Vater. Dem Lehrer will ich zum Guten reden, und find' ich keinen beſſeren Ausweg, ſo bring' ich den unartigen Burſchen mit hierher und verſuch' es ſelber mit dem Erziehungsexperiment, bis man ihn aufs Bremer Gymnaſium thun kann. Wär' Ihnen das genehm?“

„Ich lege es vertrauensvoll in deine Hände,“ gab Torbeeken zurück, „wer weiß, ob es nicht ſo das Geratenſte ſein wird. Dämpfe einer die unüberlegte Jugend, wo das Feuer ſo ſtark unter dem Keſſel brennt!“

„Nur verraten Sie Chriſtine den Plan von Volkmars möglicher Hierherkunft noch nicht,“ bat Leberecht. „Vorfreude, die hernach in nichts zerrinnt, iſt allzu jämmerlich. Meinen Brief von dem Jungen laß ich Ihnen da; und wenn Sie dem Schlingel auch zuerſt beim Leſen zürnen, der helle, klare Ton ſeiner Deutſchgefühle wird ſchließlich den Unwillen ſchweigen machen und darüber hinausklingen. Und Sie, gutes Mutterchen, nehmen mir meinen Schatz in Ihre Obhut.“

Chriſtine gab ihrem Manne, der nun innerhalb einer Woche zum zweitenmal auf Reiſen ging, in der ſonnigen Frühe des Montagmorgens ein kurzes Stück das Geleit. Nur bis dahin, wo die glatte Eisfläche hinreichend mit Schnee bedeckt und der Pfad ganz ſicher war.

„Kein Schlittſchuhlaufen mehr, wenn ich nicht bei dir ſein kann,“ ſagte er und hieß ſie umkehren, dicht vor Vierhaus, wo die erſten Waſſerbracken und das zerfetzte Rohrdach des Entenfanges in Sicht kamen. Dort erſt ſchnallte er ſich den Stahl unter die Sohlen und eilte von dannen in wiegendem Laufe. Sie ſtand auf dem hartkörnigen Schnee und ſtarrte ihm nach, wie er dahinflog, groß und ſchlank, das Haupt ſtolz getragen und ein wenig zurückgeworfen, als wollte der Mund die freie Gottesluft in durſtigen Zügen eintrinken. Einmal hielt er an, blickte ſich um und ſchwenkte die Kappe; dann ging's vorwärts, der Kragenmantel flatterte, das Felleiſen ſchlug ihm luſtig gegen die Hüfte. Wie ein fahrender Schüler war er ſo von weitem anzuſehen.

Kleiner und kleiner ward er und ſie ſtand noch immer, an die nämliche Stelle gebannt, mit einem rätſelhaften Gefühle von Angſt und Weh im Herzen und in den geſpannten Zügen, und verfolgte ihn mit äußerſter Anſtrengung ihrer Augen, bis er, ein bloßes Pünktchen noch, hinter dem Ritterhuder Vordeiche verſchwand.

Als ſie ſich dann zum Rückweg wendete, ſchrak ſie heftig zuſammen; ein ſtreifender Douanier, das Gewehr über der Schulter hängend, kam ihr entgegen und blieb vor ihr ſtehen. Wohlgefällig betrachtete er die ſchöne, junge Geſtalt mit der knappen Kaszawaika, das blaue Flortüchelchen um die goldbraunen Haare geknüpft, und ſchnarrte ſie mit einer galanten Redensart an. Sie war ſonſt keine von den Furchtſamen, als er aber die lange Hand ausſtreckte und ihr ſchäkernd unters Kinn griff, ſchrie ſie hell auf und ſchlug nach ihm. Er hatte augenſcheinlich nur einen kleinen Zeitvertreib im Sinne gehabt, denn er lachte verdutzt und folgte ihr nicht weiter, als ſie mit zitternden Knieen und brennenden Wangen in den Schutz der Inſel zurückjagte. Eine lange Weile ſchluchzte und weinte ſie oben in ihrer friedlichen Einſamkeit und rief Leberechts Namen, bis ſie ſich endlich ſoweit gefaßt hatte, um, ihr Bündelchen in der Hand, zu den Eltern überzuſiedeln.

Von ihrem Abenteuer verriet ſie ihnen nichts, ſie ſchämte ſich nachträglich ihrer Feigheit. Aber eine unangenehme Folge hatte es doch. Der Douanier erſchien mit zwei Gendarmen im Gefolge nachmittags auf der Inſel, und dort hielten ſie unter dem nichtigſten Vorwande ſcharfe Hausſuchung in Küſterwohnung und Paſtorei. Sogar die Kirche ließen ſie ſich aufſchließen und ſtöberten den verjährten Staub unter Altar und Geſtühl auf. Was ſie ſuchten und vermuteten, ob Deſerteure, ob Schmuggelwaren, das verrieten ſie nicht; offenbar lag dem Ganzen bloße Chikane zu Grunde. Sie begnügten ſich damit, Schrecken unter den harmloſen und hilfloſen Leuten zu verbreiten, jenen bösartigen Inſekten gleich, die im Tode noch ihren Stachel in der Wunde laſſen.

Chriſtine erſchien den Eltern ganz verſchüchtert und verändert. Ihr Franzoſenhaß äußerte ſich urplötzlich in krankhafter Heftigkeit und übertriebenen Furchtgefühlen. Sie war durch kein Zureden zu bewegen, allein das Haus zu verlaſſen, und die bloße Nennung von Leberechts Namen trieb ihr Thränen in die Augen. In ihr verödetes Giebelparadies ſtieg ſie jeden Morgen, um dort zu ordnen, aber immer wußte ſie's ſo zu machen, daß die Mutter ſie begleitete. Und während die emſige Hand der flinken Hausfrau mit Beſen und Staubtuch arbeitete, ſaß Chriſtine auf dem Söller im Sonnenſchein und hatte das Geſicht in den Händen: „Mein Daheim, mein liebes Daheim ohne ihn!“ flüſterte ſie mehrmals, weder ihren Satz zu Ende bringend, noch auch die dunkle Furcht, die in ihr nagte, erklärend. Der Mutter Vernunftpredigten prallten an ihr ab: „Eine Trennung von vier oder fünf Tagen, Stinchen, iſt denn das erhört? Was wollteſt du angeben, wenn dein Mann Soldat wäre und einberufen würde? Danken mußt du auf den Knieen für dein ſicheres Los!“

Dann ſprang Chriſtine vom Söller auf und hob und rückte die Möbel und ſtieß, wie von Lufthunger gepackt, die Flügel des Fenſters auseinander, ohne der Blumen zu gedenken.

„Ja, ja! Sie haben recht!“ rief ſie und wand der Mutter das Reinigungsgerät aus den Händen, „geben Sie her, laſſen Sie mich's thun! Ich will nicht mehr weinen!“

Aber ſie weinte immer von neuem, ſobald der leiſeſte Anſtoß die Thränen ins Rollen brachte.

Die beiden Alten ſchoben es auf die Trennung ſo ganz im Beginn des Eheglückes, auf den gewaltigen Eindruck der jüngſten Zeitereigniſſe und die allgemeine Gemütsabſpannung. Sie hegten und pflegten ihr Kind mit zärtlichſter Sorgfalt. Den beſten Troſt jedoch, den Gatten, vermochten ſie ihr nicht vor Ablauf der gewieſenen Friſt zurückzuſchaffen.

„Ein paar kurze Tage!“ wiederholte die Mutter, „und es iſt doch für deinen einzigen Bruder!“

Zum erſtenmal, ſeit ſie ſich entſinnen konnte, antwortete Chriſtine ihr heftig: „Laſſen Sie's ſein, für wen es mag, wär' ich nur mitgereiſt! Säß' ich nur nicht allein, ohne ihn!“

Der Vater hatte ſich in den letzten Wochen, während ſeine Emeritierung ſchwebte, auf die Abfaſſung einer weitläufigen Kirchenchronik, von Olims Zeiten her, geworfen und ſuchte die Tochter beim Nachſchlagen und Kommentieren zu beſchäftigen. Sie aber verwirrte ſich über der Arbeit. Einmal, als er ſie milden Tones ermahnte und ermunterte, nicht ſo grundlos verzagt zu ſein, umklammerte ſie ihm unverſehens mit ihren Armen den Hals, anſtatt der Antwort.

„Vater, Vater,“ brachte ſie endlich hervor, „helfen Sie mir! Sie ſind beide in den Krieg gegen die Franzoſen, mit den Preußen! Glauben Sie mir's, ich fühl' es, ich weiß es!“

Sie vergaßen ihre Chronik und drängten ſich ſtumm und bebend aneinander.

### 10. Kapitel.

Leberecht war, dank der ungewöhnlich ſtarken Wieſenüberſchwemmung dieſes Jahres, faſt bis nach Scharmbek auf Schlittſchuhen gelangt mit ganz kurzen Unterbrechungen. Dann wanderte er während des wundervollen Wintertages quer durch die hügeligen Strecken der Garelſtedter Heide auf Wohlsbüttel zu, wo er den Poſtwagen nach Wulsdorf, Lehe und Dorum hinauf, anzutreffen hoffte. Er beſaß einen vorzüglichen Ortsſinn und einen zuverläſſigen Kompaß und verfolgte ſeinen Weg gemächlich und doch mit gleichmäßig ſtarken Schritten. Weißduftig hob ſich das dichtverſchlungene Gezweig der Büſche in den anmutigen, kleinen Thälern, gegen den dunkelblauen Himmel ab, durch den Schnee drängten ſich eigenwillig die ſtarren, roſtbraunen Äſtchen der abgeſtorbenen Glockenheide, und der Wachholder kam in ſtumpfen, blau überhauchten Tuffs zum Vorſchein. Zwiſchen den ſandigen Anhöhen zogen ſich glitzernde Waſſerfädchen hin, deren leichte Wellen man deutlich unter dem ſchwachen Eiſe gurgeln hörte; da und dort ſetzte ein Haſe in hopſender Eile über Stock und Stein, oder ein vereinzeltes Stück Rehwild trat ſchlank und ſacht aus dem Schatten der Buchenſtämme auf die Lichtung, äugte rechts und links und ſtürzte erſchrocken in ſein waldiges Reich zurück bei des Wandernden Annäherung. Keine Menſchenſeele begegnete ihm, kein Gefährt rollte mit Peitſchenknall und Fuhrmannshallo über ſeinen Weg. Faſt unhörbar knirſchte der Schnee unter ſeinen Schritten, und ſo in lautloſer Einſamkeit, ſeinen Gedanken ganz hingegeben, verfolgte er die Straße von einem Wegſteine zum anderen, dann und wann mechaniſch den Kompaß befragend.

Die Einſamkeit mit ſich ſelbſt und dieſer Natur, die ihm, freilich ins Pygmäenhafte überſetzt, ſeine heimatlichen Berge in die Erinnerung rief, that ihm ungemein wohl.

Er griff weit in ſeine Jugend zurück, um ſich beſſer in die Gefühle des Knaben verſetzen zu können, über den er morgen ein Strafgericht verhängen ſollte und auf deſſen Bekanntſchaft er doch brannte. Er ſah die Seinen wieder, daheim, im väterlichen Hauſe zu Halberſtadt, die leidende Mutter in ihren Kiſſen, die erblindenden Augen grünbeſchirmt, den Vater, einen bejahrten, kräftigen Mann, deſſen linker Rockärmel leer hing, auf dem Tabouret vor dem ungeheuren Kachelofen; er ſelbſt, der Spätgeborene, lag dem Tabouret zu Füßen auf dem Bauche, ganz hineingewühlt in den alten, zottigen Fellteppich, eine Hand unter dem Kinn, in der anderen die Schnauze des grämlichen Hühnerhundes. So hatte er jeden langen Winterabend die gleichen, wilden Kriegsgeſchichten in ſeine feurige Knabenſeele hineingeſchlürft mit unerſättlicher Gier! Roßbach, Leuthen, die Schlappen von Kollin und Kunersdorf, Seydlitz' Schneidigkeit, Ziethens derbe Wucht, des großen Friedrichs Sternenauge über den Schlachten! Und zum Schluß hatte dann der Vater mit Donnerſtimme dies oder jenes der Gleimſchen Grenadierlieder deklamiert: das „Viktoria, mit uns iſt Gott!“ oder das andere:

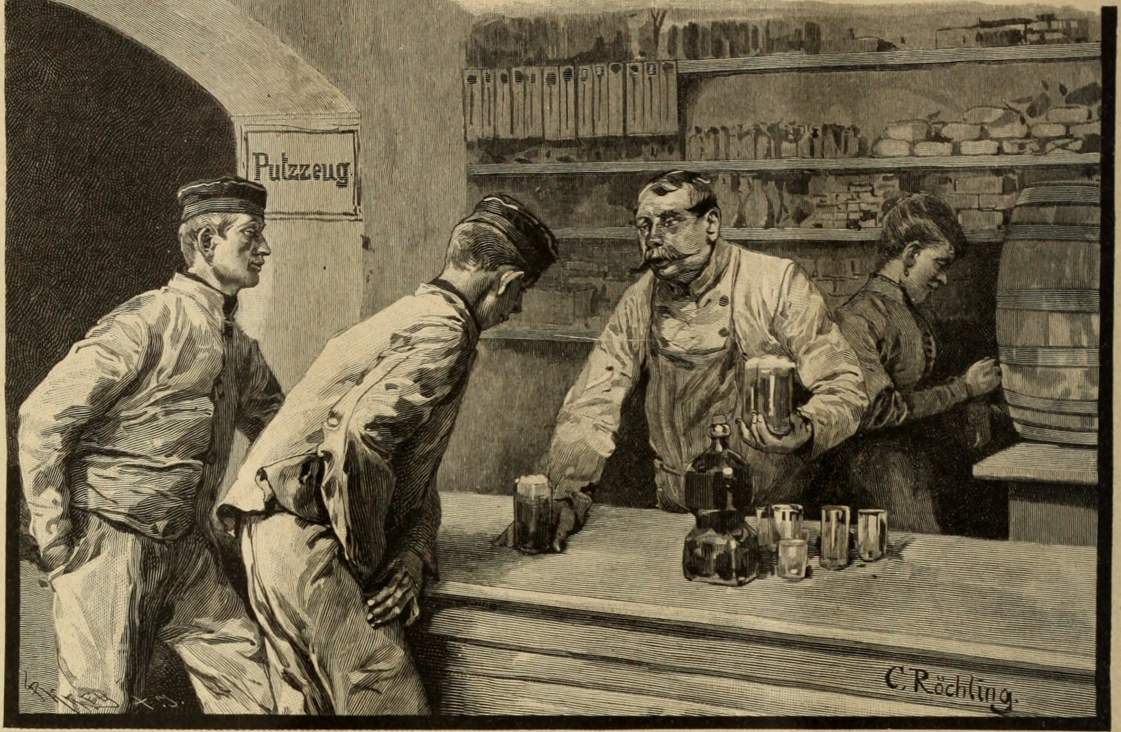
„Gott donnerte, da floh der Feind,
Singt Brüder, ſinget Gott!
Denn Friederich, der Menſchenfreund,
Hat obgeſiegt mit Gott!“

Er meinte ſeine eigene, krähende Knabenſtimme zu hören, in die ſich ſchon bisweilen ein tieferer Ton miſchte: „Vater, was meinen Sie, daß ich werden ſoll, Seydlitz-Küraſſier oder Ziethenhuſar?“ Dann des Vaters Antwort: „Unter die Grenadiere kommſt du, zum Huſaren biſt du zu langbeinig, und bei den Küraſſiers ſoll man Junker ſein, um zu reüſſieren,“ und unverändert als Schluß der Mutter klagendes: „Da ſei Gott vor! An zwei Invaliden haben wir genug im Haus! Daß er doch Domprobſt würde, wie mein Vater ſelig!“

Und der Mutter ſanfter Wille hatte ſchließlich obgeſiegt, wiewohl zum Domprobſt wenig Ausſicht vorhanden ſchien!

„Ein guter Soldat wär' ich geworden!“ Er blieb mitten in der überſonnten Heide ſtehen und ſchwang ſeinen feſten Wanderſtecken durch die Luft, daß es ſauſte. Dabei ſtrauchelte er über eine Baumwurzel, die ſich ihm heimtückiſch vor den Fuß ſchob, und das brachte ihn jählings in die Gegenwart zurück. Nun aber drängten und quollen die Bilder dieſer verhängnisvollen Jetztzeit über die anderen hinweg, mächtig in den Vordergrund. All das Gären und Empören, das nahe Ende des Maulheldentums, die Auferſtehung der Thatkraft ſeines ſchändlich geſchwächten Vaterlandes. „Tapferkeit muß die Religion der Gegenwart heißen, Ströme edlen Blutes dürfen nicht zu koſtbar ſein für die Rückgewinnung der verlorenen Krondiamanten!“ „Und der Einzelne? Was bedeutet der? Im Ganzen ſoll er ſich begraben! Wohl den Freien!“ Der einfältige Knecht hatte den Segen dieſes Wortes beſſer erfaßt, als er! „Wer aber gebunden iſt, heilig, unlöslich?“ Der ſoll trotzdem zuerſt an den Stab denken, deſſen Stärke das heilige Band trägt und hält: an das Vaterland! Will jeder ſtreitbare Mann auf ſeinen Ichrechten beſtehen, ſo zieht wohl kaum ein Fähnlein hingebender Krieger in die Entſcheidungsſchlacht, und wir brauchen doch Tauſende und Abertauſende zur Austilgung der Schmarotzer und ihrer Brut in unſrem Rebgarten!“

(Fortſetzung folgt.)



Civil in der Kaſerne: Beim Kantinenwirt.

## Civil in der Kaſerne.

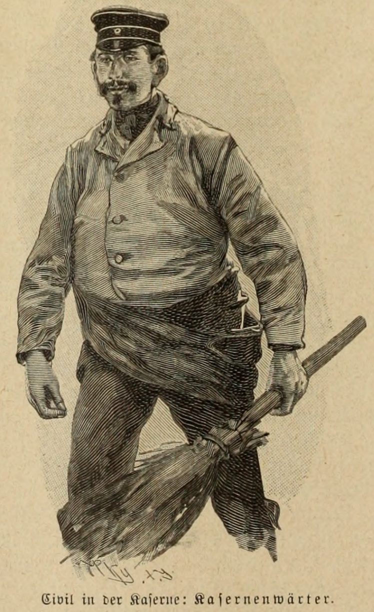
(Abdruck verboten.)

Um des braven, außer Kurs geſetzten Mars willen, denken Sie nichts Schlimmes von mir. Ich will nicht etwa von dem Civil des Herrn Leutnants ſprechen, von dem ſich ja ohnehin meiſt nicht viel Gutes ſagen läßt. Ich will auch nicht von jenen guten und ſchlechten Freunden plaudern, welche mit oder ohne Rechnungen in der Hand die Kaſernenwohnung ebendesſelben Leutnants aufſuchen, und nicht von dem Briefträger, dem ſich die geheiligten Pforten des Soldatenheims willig erſchließen.

Ich will vielmehr kurzweg über diejenigen Perſönlichkeiten Bericht erſtatten, welche trotz ihres bürgerlichen Gewandes mit Fug und Recht in der Kaſerne ſelbſt dauernd hauſen. Die Kaſerne iſt gar nicht die einſame Inſel, auf der die rauhe Soldateska künſtlich gezüchtet wird, wie ſie die lieben Zeitungen manchmal darſtellen — die Kaſerne ſteht ſogar in ſtetigem, regſtem Verkehr mit der Außenwelt beiderlei Geſchlechts.

Da noch keiner unſerer Herren Kriegsminiſter auf den Gedanken gekommen iſt, die Kaſernenbewohner feminini generis zu uniformieren, was übrigens unter Umſtänden ſehr hübſch wäre, ſo gebührt den Frauen der erſte Platz.

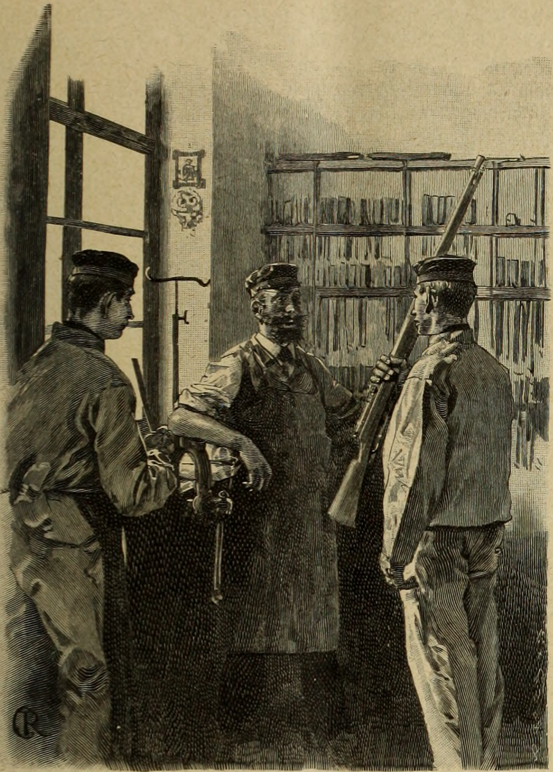
Die Damen in der Kaſerne kann man in Feldwebelsgattinnen und ſolche, die es werden wollen, einteilen. Nicht alle erreichen zwar das Ziel, dann ſind aber gewiß nicht ſie, ſondern ihre Ehemänner Schuld daran und der Umſtand, daß es leider zu wenig Feldwebel- und Wachtmeiſterſtellen in der Armee gibt.



Civil in der Kaſerne: Kaſernenwärter.

An Ehrgeiz fehlt es keiner Frau in der Kaſerne — der Barometer desſelben iſt die Tiefe der Knixe, die ſie machen, wenn der geſtrenge Herr Major ihnen auf dem Korridor begegnet. Nur auf dem Korridor: auf dem offenen Hofe genieren ſie ſich, wie alle Streber, ein wenig und begnügen ſich mit einer ſehr höflichen Verbeugung.

Die Frau Feldwebel iſt für die Kompagnie häufig eine ſtark gehaßte, mindeſtens eine recht gefürchtete Perſönlichkeit, und daß ich's nur gleich ſage: in neunundneunzig von hundert Fällen mit Unrecht. Daß ſie ein wenig den Pantoffel ſchwingt, iſt gewiß — dieſe ebenſo nützliche wie angenehme Thätigkeit üben aber alle Ehefrauen in und außer der Kaſerne. Ausnahmen beſtätigen auch hier nur die Regel. Daß die Frau Feldwebel jedoch ihre Herrſchaft über die Grenze der Wohnung im zweiten Stock, Zimmer 34 und 35 ausdehnt, iſt eine Verleumdung. So ſchwach iſt ihr Gatte doch nicht, daß er dies geſtatten ſollte, und ſo kurzſichtig ſind alle beide nicht, daß ſie nicht wüßten, wie bald der Herr Hauptmann mit ſeinen ſcharfen Augen hinter die Kuliſſen ſehen würde. Die Erzählungen von den Schinken und Bauerngänſen, ſo ihr kurz vor dem Weihnachtsurlaub zugehen ſollen, ſind artige oder vielmehr recht unartige Märchen aus vergangener Zeit. Hin und wieder ladet ſich die Frau Feldwebel wohl einmal einige geeignete Soldatenhände zur freundlichen Mithilfe bei ihren kleinen und großen häuslichen Arbeiten ein,



Civil in der Kaſerne: Beim Büchſenmacher.

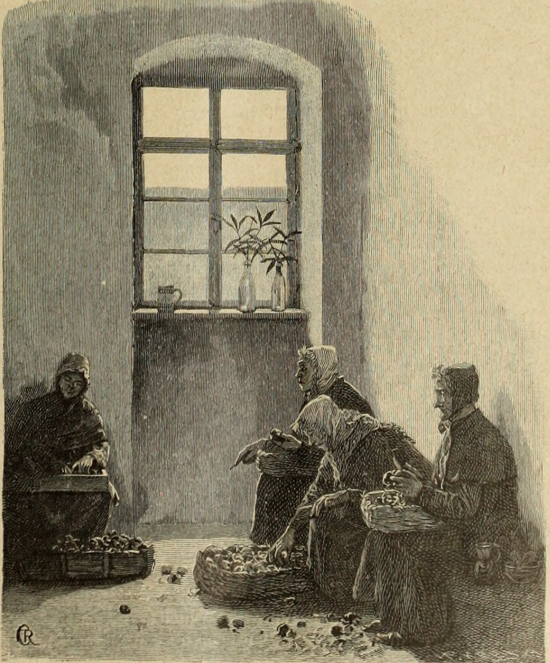
das iſt aber auch alles und doch wohl kein Verbrechen. — Dagegen führt ſie über die Unteroffizierfrauen eine Art milden Regimentes; ſie iſt in ihrem Kreiſe eine kleine Kommandeuſe und hält darauf, daß die Standespflichten nicht gefährdet werden. An Kaiſers Geburtstag, bei den Unteroffizierbällen bemuttert ſie die übrigen Damen — und läßt ſich ſelbſt gern den Hof machen: man ſagt, von den jüngſten Leutnants am liebſten. Dann erſcheint ſie vielbeneidet in ihrem beſten Kleide, der Frucht mehrjähriger Wirtſchaftserſparniſſe, und wenn dasſelbe auch nicht mehr ganz modern iſt, ſo ſchadet das auch nichts; ein Schwarzſeidenes bleibt immer ein Schwarzſeidenes.

Unſere Unteroffizierfrauen ſind aus ſehr verſchiedenen Verhältniſſen hervorgegangen. Ein Teil, aber bei weitem nicht der größere, befand ſich vor der Verheiratung in dienender Stellung, ein weiterer kam vom Lande — der umfangreichſte ſtammt wohl aus kleinen Beamtenfamilien. Faſt ſtets mußte die Frau vor ihrer Verheiratung tüchtig mitarbeiten und lernte den Wert des Geldes und des Guthaushaltens kennen. Das iſt ein Glück, denn ihr Budget iſt ſehr knapp, und wenn ſich erſt die lieben Kinderchen einſtellen, ſo fehlt es ſelten an Sorgen. Wunderbar genug, wie die Frauen oft mit dem ſchmalen Etat auszukommen wiſſen, daß ſie nicht nur für die kräftige Koſt ſorgen können, deren ihr Mann bedarf, daß ſie auch für ihren Anzug und für den Schmuck der Häuslichkeit ſtets etwas übrig haben.

Und auf ihre Wohnung, wie auf ihren Anzug hält die Unteroffizierfrau. Die kleine Wohnung, meiſt aus Stube, Kammer und Küche beſtehend, iſt faſt immer zwar einfach, aber mit einem natürlichen Geſchmack eingerichtet. Selten fehlen friſche Blumen am Fenſter, und oft zwitſchert zwiſchen dem grünen Epheu ein Kanarienvogel ſein luſtiges Lied. — Die Mehrzahl der Unteroffizierfrauen iſt hübſch, oft ſieht man ſogar auffallend ſchmucke Erſcheinungen unter ihnen. Was wunder, daß ſie ſich ein wenig gern putzen. Iſt es auch nur eine hübſche Schleife, die ſie anbringen, ſo ſchmückt ſie doch. Ein neues Kleid aber, das dürfen wir nicht vergeſſen, iſt ein Ereignis in der Kaſerne. Frau Unteroffizier Müller kennt ganz genau die Garderobe von Frau Sergeant Schulze, und wenn Frau Berger eine neue Feder auf ihrem Hut hat, ſo erzählt das ſicher Frau Muckenicht ſofort an Frau Haberkorn. Eine gewiſſe Eiferſucht in dieſer wichtigen Angelegenheit iſt unbeſtreitbar.

Nächſt den Frauen ſpielen unter den nicht uniformierten Perſonen in der Kaſerne die Kinder eine wichtige Rolle. Da Soldaten und Kinder erfahrungsmäßig ſtets enge Freunde ſind, ſo haben es die Kaſernengöhren gut. Iſt die Wohnung von Vater und Mutter auch eng, der Hof iſt deſto größer und auf ihm gibt's allerlei ſchöne Dinge: hier die Turngeräte, dort das herrliche Sandloch für den Tiefſprung, Verſtecke aller Art. Jeder Junge hat nicht einen, er hat zehn Intimi unter den Musketieren vom „Putzer“ des Papa Sergeant bis zum Kompagnieſchreiber, der ihm bei den leidigen Schularbeiten hilft. Und die kleinen Mädchen wieder haben jedes ihre ſpezielle Beſchützerin unter den kinderloſen Ehefrauen — die Kaſerne umſchließt ja gewiſſermaßen eine große Familie. So wachſen die Kinder heran in froher Freiheit und doch in guter Hut, Königstreue, Pflichttreue und unermüdliche Thätigkeit von früh auf vor Augen und im Herzen. Faſt ſtets halten die Unteroffizierfamilien darauf, daß ihre Lieblinge etwas Tüchtiges lernen, ja es wollte mir manchmal ſcheinen, als gingen ſie zu weit in dem Streben, ihre Kinder vorwärts zu bringen. Da muß der Junge in die Realſchule oder auf das Gymnaſium, Grete wird in die höhere Mädchenſchule geſteckt, die Eltern darben ſich das Schulgeld vom Munde ab, und ſchließlich fehlen doch die Mittel, um die unüberlegt begonnene Laufbahn zum guten Ende zu führen. Der Reſt iſt der Fluch unſerer Zeit: die Halbbildung!

Unter den „männlichen Civiliſten“ nahm ehedem Herr Knapphans eine bedeutſame Stellung ein. In ſeiner Kantine konzentrirte ſich ein gut Teil des Kaſernenlebens. Häufig ein früherer Unteroffizier, war er innig vertraut mit allen Bedürfniſſen der Leute, eng verwachſen mit ihren kleinen Leiden und Freuden. Er ſchenkte den Musketieren nicht allein ein Glas Bier oder einen Maison du Nord gegen Baargeld, er ſchenkte ihnen auch gratis die beſten Ratſchläge. Vor der Richterbank ſeines Schanktiſches wurde bei einem Schnäpschen und einem Paar Knobländer ſo manche Streitigkeit begraben,



Civil in der Kaſerne: Kartoffelſchälerinnen.

ſo mancher Rekrut nahm von hier ein gutes Troſtwort mit, wenn ihn das Heimweh übermannte, und ſo mancher alte Eſel ließ ſich durch eine rechtzeitige Warnung von Vater Hans oder Mutter Lieſe — deren Pellkartoffeln ebenſo vortrefflich waren, wie ihr Rollmops — vor der unwiderſtehlichen Sehnſucht nach Philippsruh, dem Arreſtlokal nämlich, bewahren. Und die Herren Knapphänſe ſtanden ſich ſelbſt vortrefflich dabei. Wenn ſie es auch nicht ſo weit brachten, wie jener Kantinenwirt aus der Gewehrfabrik Spandau, der ſich ein ſchönes Rittergut kaufen konnte, ſo legten ſie doch alle ihre hübſchen Spargroſchen zurück. In demſelben Maße, in dem das runde Bäuchelchen des alten Graukopfs zunahm und die Taille von Mutter Lieſe an Schlankitüde verlor, rundete ſich auch ihr Geldbeutel. Sie zeigten dazu beide ſtets die außerordentlichſte Anlage zum Rentierleben. Sobald ſie ihr Schäfchen im Trockenen hatten, ſetzten ſie ſich zur Ruhe und ſchnitten ihre beſcheidenen Kouponchens ab.

Heute iſt der Vater Knapphans faſt ſchon ausgeſtorben, und wenn noch ein Jahrzehnt ins Land geht, wird man nach der Spezies mit der Laterne ſuchen müſſen. Das Beſſere iſt nun einmal des Guten Feind. An die Stelle des Kantinenwirts iſt die von der Truppe verwaltete Kantine getreten; ſie liefert der Mannſchaft den hundertfachen kleinen Krimskrams von der kühlen Blonden bis zur Stiefelwichſe und von der Nähnadel bis zur Klopfpeitſche zu den billigſten Preiſen und bringt den trotz dieſer Billigkeit erzielten Überſchuß den Leuten ſelbſt in Geſtalt etwa von Extrabier am Königs Geburtstag oder von praktiſchen Weihnachtsgeſchenken wieder zu gute.

War der Knapphans ein Bonvivant, ſo iſt der Kaſernenwärter ein ausgeprägter Miſantrop. Ich habe noch keinen Kaſernenwärter geſehen, der ein vergnügtes Geſicht ſein eigen genannt hätte. Man weiß nie recht, was er zu thun hat, aber es müſſen ſehr unangenehme Dinge ſein, denn er geht gern jedem aus dem Wege, der ihn etwa interpellieren könnte. Als das Organ des Herrn Kaſernen-Inſpektors, der ſelbſt bisweilen einen kleinen Krieg mit den hochwohllöblichen Kompanien führt, iſt auch er nicht ſonderlich beliebt — die ſchwarzen Schatten, die der geſtrenge Militärfiskus über die Kaſerne wirft, ballen ſich am dichteſten ganz unten, um ihn, zuſammen.

Dafür iſt der Meiſter Büchſenmacher ein um ſo zugänglicherer Herr. Er iſt Militärbeamter, aber er trägt nur bei feierlichen Gelegenheiten und zwar — abgeſehen von Kaiſers Geburtstag — ſtets nur ſehr ungern Uniform. Das hängt bei ihm mit gewiſſen peinlichen Erinnerungen zuſammen: das vorletzte Mal zog er den Rock zur Muſterung an, als dem Brigadekommandeur die Gewehrſchäfte der Königlichen Neunten nicht gefielen, und das letzte Mal, als er den Hirſchfänger einſteckte, war gar der „Inſpizient der Waffen bei den Truppen“ beim Bataillon eingetroffen, um über die Gerechten nnd die Ungerechten zu richten.

’S iſt eigentlich ein Wunder, daß der Meiſter überhaupt noch vergnügt an ſeiner Drehbank pfeifen kann. Ehedem war’s ja eine Luſt, Büchſenmacher zu ſein: Das brave Zündnadelgewehr hielt einen Puff aus, das war einfach nicht tot zu bekommen. Dann rückte das Mauſergewehr an, und die Geſchichte wurde ſchon bedenklicher — mit den neueſten diffizilen Repetiervorrichtungen aber iſt gar nicht fertig zu werden, meint Meiſter Blaſebalg wohl. Da hat man ihn nach Spandau geſchickt, und er hat den alten Kopf mit immer neuen Konſtruktionen vollpfropfen, immer neue Werkzeuge kennen lernen müſſen, hat ſich die redlichſte Mühe gegeben und kann’s doch niemandem ganz recht machen. Gottlob, daß er ſich keine grauen Haare darüber wachſen läßt: er gehört zu den Naturen, die jedes ihnen anvertraute Ding ſo gut machen, als ſie können, und an ihrer inneren Befriedigung genug haben. Der Meiſter iſt vielleicht der reinſte Optimiſt in der ganzen Kaſerne.

Das hat aber noch einen anderen Haken: er iſt ein Tauſendkünſtler, der ſich überall unentbehrlich zu machen weiß, und dem man daher überall nur ein liebenswürdiges Geſicht zeigt. Dem Herrn Major zerbricht die Ordensſchnalle — flugs repariert ſie der Meiſter; dem Hauptmann hapert’s mit dem neuen Centralfeuergewehr — wozu iſt der Büchſenmacher da; dem Leutnant fehlt ein Nagel, um das Bild ſeiner jüngſten Flamme aufzuhängen — „Johann lauf’ ſchnell zur Büchſenmacherwerkſtatt“; der Suppentopf der Frau Feldwebel iſt leck geworden — Kleinigkeit für unſren Freund; ja ſelbſt der Musketier Szczepanowicz kommt wohl trübſelig in die Werkſtatt: „Hier, Pan Büchſenmaker, mein Koppelſchloß entzweirich und Sergeant bös“ — „Na, gib man her, mein Junge, was gemacht werden kann, wird gemacht!“

Dabei iſt der Meiſter ein Politiker. Während er aber das Leben immer von der roſigſten Seite anſieht, blickt er allezeit ſchwarz in die politiſche Zukunft. Im Unteroffizierkaſino kannegießert er ſtundenlang: daß Rußland und Frankreich mit China im Bunde ſtehen, und daß Abeſſynien ſich ihnen anſchließen wird, iſt offenbar. Eine rabenſchwarze Gewitterwolke ballt ſich zuſammen — rieſengroß! Na und der nächſte Krieg — das wird ein Krieg werden! Ich habe mir lange überlegt, weshalb der Meiſter ſtets als Kriegsprophet auftritt, und endlich bin ich dahintergekommen: er fürchtet, daß dabei zu viel Flinten den Weg alles Fleiſches gehen. Ich kann’s ihm eigentlich nicht verdenken.

Der Büchſenmacher iſt ſtets verheiratet und faſt immer mit einer reichen Kinderſchar geſegnet. Sintemalen er meiſt außerordentlich lange bei der Truppe und alſo auch in der Kaſerne bleibt, hat er den hohen Vorzug, ihr auch die ſchönſten Blüten zu ſtellen. Ich meine nicht etwa jene Kaſernenhofblüten, welche die Fliegenden Blätter in die Mode gebracht haben! Ich meine die hübſchen Büchſenmacherstöchterlein, die oft die einzigen erwachſenen Mädchen in der Kaſerne ſind, die flotteſten Tänzerinnen auf allen Unteroffizierbällen und die geborenen „Feldwebelsgattinaſpirantinnen“.

Doch halt: ich vergeſſe ja noch einen anderen Ort, wo es in der Kaſerne nicht an Mädchen mangelt. Im erſten Stock, in der Küche des Offizierskaſinos nämlich. Dort regiert die unvergleichliche Frau Thomas, die ſo gut kochen kann und es doch den Leutnants nie recht macht, über eine ganze Schar von Aufwaſchfrauen, Kartoffelſchälerinnen, welche übrigens auch in den Mannſchaftsküchen vertreten ſind, und Küchenfeen der verſchiedenſten Jahrgänge. Leider wählt ſich die kluge Alte meiſt abſichtlich recht häßliche ans — ſie muß wohl durch die Erfahrung belehrt ſein, daß das ſo am beſten iſt.

Herr und Frau Thomas repräſentieren in ihrer Art. Sie hätte das gute Recht dazu, denn ſie arbeitet von früh bis ſpät, iſt am Morgen die erſte und am Abend die letzte am Feuerherd. Der Herr Ökonom, ein früherer Kellner, äußerlich erkennbar an dem ausraſierten Kinn und einer dicken goldenen Uhrkette, thäte beſſer, weniger zu repräſentieren. Das iſt leider häufig faſt das Einzige, was er thut. So kommt es denn, daß oft nach kurzer Friſt die Herrlichkeit zu Ende iſt, ſein Kontrakt wird nicht erneuert, und ein anderer Herr Thomas zieht ein, der’s auch nicht viel beſſer treibt. Wie heißt es doch in dem alten Liede? „Sechsmal ſechs iſt ſechsunddreißig; iſt die Frau auch noch ſo fleißig und der Mann iſt liederlich, geht die Wirtſchaft hinter ſich!“

Nun, gibt es nicht in der Kaſerne eine ganze Maſſe „Civil“ — eine Fülle typiſcher Geſtalten? Was bedeuten ſie aber alle gegen jene Civiliſten, die im Herbſt in die Kaſerne einziehen, um der ſchönſten Mannespflicht, der Pflicht gegen das große Vaterland, zu genügen! Was bedeuten ſie gegen jene andere Schar von Civiliſten, die alljährlich die Kaſerne verläßt, um wieder in das bürgerliche Leben hinauszutreten und in dasſelbe die guten Lehren, welche ſie zwiſchen den hohen Backſteinmauern in ſich aufnahmen, hinauszutragen. Unſinn iſt es, von jenen Backſteinmauern wie von einer chineſiſchen Mauer zu ſprechen: die Kaſerne iſt kein Ding für ſich, keine abgeſchloſſene Anſtalt, von der jede Berührung mit der Außenwelt ferngehalten wird — ſie ſteht mit dieſer in gerade ſo enger, unlöslicher Verbindung, wie unſer ganzes Heer mit unſerem ganzen Volke.

Hanns v. Spielberg.

## Zu unſren Bildern.

Vom Schneeſturm iſt die Herde draußen beim erſten Austrieb überraſcht worden. Wie ſich auch Schäfer Chriſtian eilte, mit ſeinen Pflegebefohlenen unter das ſchützende Dach zu kommen, der brauſende Orkan hat ſie doch gefaßt. Nun aber iſt der Stall endlich erreicht, Chriſtian hat das Flügelthor weit aufgeſperrt, und im wilden Durcheinander drängen die Schafe durch die Pforte. E. Meißner hat dieſen Augenblick in ſeiner „Heimkehr beim Sturm“ vortrefflich zu erfaſſen gewußt.

Die „Schwarzwälderin“ iſt ein unſren Mappen entnommenes Erinnerungsblatt an den am 13. Mai 1890 verſtorbenen hochbedeutenden Prof. Karl Hoff, der zum Aufblühen und zur ſelbſtändigen Entwickelung der Karlsruher Kunſtſchule unendlich viel gethan. Das Daheim war wohl das erſte illuſtrierte Blatt, welches ein Gemälde des großen Künſtlers reproduzierte; ſchon in unſrem 3. Jahrgang brachten wir eines der Erſtlingsbilder des damals kaum dreißigjährigen, den berühmten „Kranken Gutsherrn“, von ihm ſelbſt für das Daheim auf Holz gezeichnet.

## Schule.

Recht erfreulich ſind für unſere Volksſchul-Erfolge die Ergebniſſe der letzten Rekrutenprüfung, die bekanntlich bald nach der jedesmaligen Einſtellung des Heereserſatzes abgehalten wird. Danach beſaßen von den 193 318 eingeſtellten Rekruten 187 996 Schulbildung in der deutſchen, 4287 nur in einer fremden Sprache, 1035 waren ohne Schulbildung, d. h. konnten weder leſen noch ihren Namen ſchreiben; es ſind dieſe Analphabeten meiſt in den öſtlichen Provinzen ausgehoben und wohl faſt ausnahmslos nicht in Deutſchland erzogen.

## Erdkunde.

Bei der Durchforſchung des bisher ganz unbekannten Gebiets zwiſchen den Seen Viktoria, Tanganjyka und Albert-Eduard haben dem Mouv. géogr. zufolge, Emin Paſcha und Dr. Stuhlmann einen neuen Fluß, Kifu, entdeckt, der ſeine Quellen in Uhha, einem von Unyamweſi abhängigen Diſtrikt hat, etwa 500 km nach Norden fließt und ſich in den Albert-Eduard-See ergießt. Andererſeits hat ſich ergeben, daß der Kagera, der weſtliche Zufluß des Viktoriaſees, einen viel kürzeren Lauf hat, als man nach Stanleys Angaben annahm, und nach Süden zu nicht den zweiten Parallelkreis überſchreitet. Wenn dieſe Nachrichten zutreffend ſind, ſo wäre der Kifu der ſüdlichſte obere Arm des Nil und damit das uralte Rätſel der Nilquellen gelöſt.

## Altertumskunde.

Neue Ausgrabungen der griechiſchen Regierung am ſog. Grabhügel von Marathon haben neben Aſchen- und Knochenreſten eine große Zahl von Lekythoi, Thongefäßen mit Darſtellungen ſchwarzer Figuren auf hellem Grund, aufgedeckt, wie ſie als Beigabe für die Toten in Attika gerade im 5. Jahrhundert v. Chr. gebräuchlich waren. Damit ſcheint die Behauptung Schliemanns, daß der Grabhügel nicht die Grabſtätte der im Jahre 490 unter Milthiades gefallenen Athener, ſondern weit älteren Urſprungs ſei, widerlegt.

## Hygieiniſches.

Die Entdeckung des Influenza-Bazillus iſt faſt gleichzeitig in zwei von einander unabhängigen Berliner Anſtalten gemacht worden. Während im Kochſchen Inſtitut die Bakterie von Stabsarzt Dr. Pfeiffer gefunden wurde, hat die gleiche Entdeckung im ſtädtiſchen Krankenhauſe zu Moabit ein Aſſiſtenzarzt, Dr. Canon, gemacht. Erſterer hat im Auswurf, letzterer im Blute von Influenzakranken ſtetig wiederkehrend einen Mikroben gefunden, der dem gewöhnlichen Eiterungserreger ähnlich iſt, in Reinkultur gezüchtet und auch auf Tiere überimpft werden kann.

# Am Familientiſch.

Seit dem 1. Jan. d. J. iſt in allen deutſchen Apotheken die Einrichtung eingeführt, daß alle äußerlichen Arzneien in ſechseckigen, mit Längsrippen verſehenen Gläſern abgegeben worden, ſo daß auch in der Dunkelheit des Krankenzimmers eine Verwechſelung nicht wohl möglich iſt.

## Statiſtik.

Der franzöſiſche Gelehrte Richet hat über die Vermehrung der Völker intereſſante Berechnungen gemacht und in einem Werke niedergelegt. Danach werden in einem Jahrhundert Europa von 375 auf 778, Aſien von 775 auf 1000, Amerika von 120 auf 685, Auſtralien von 5 auf 30, Afrika von 75 auf 100 Millionen geſtiegen ſein, wenn die jetzigen Verhältniſſe fortbeſtehen. Rußland wird 340, Deutſchland 115, Frankreich 50, China 550, die Vereinigten Staaten 400, Kanada 40, Mexiko 50, Braſilien 50, Argentinien 30, Chili 30 Millionen Einwohner zählen. Herr Richet weiſt nach, daß die Nachkommen der Spanier, Portugieſen und Franzoſen (Kanada) in Amerika eine ungemein ſtarke natürliche Mehrung aufweiſen und die Germanen vielfach übertreffen. Trotzdem kommt er zu dem Schluß, daß die engliſche Sprache 1992 die verbreitetſte ſein wird.

## Stenographie.

Der 6. allgemeine Verbandstag Rollerſcher Stenographen wurde im Anſchluß an das Berliner Stenographenfeſt in Berlin abgehalten. Nach dem erſtatteten Geſchäftsbericht hat ſich der Syſtemausſchuß unter dem Vorſitz Rollers neu konſtituiert und in vier Ausſchüſſen (für Geſchichte und Theorie, für Unterricht und Praxis, für Propaganda und für Zeitſchriftenweſen) geteilt. An die Spitze der Verbandsleitung wurde Leutnant a. D. Pariſch (München) gewählt.

## Jagd.

In der Nähe Berlins iſt ein Schießſtand der deutſchen Verſuchsanſtalt für Handfeuerwaffen in der Ausführung begriffen. Die Verſuchsanſtalt ſoll, völlig unabhängig von Fabrikanten und Händlern, u. a. „durch Ermittelung der zweckmäßigſten Anordnungen die Schußleiſtung allgemein verbeſſern, das kaufende Publikum über den eigentlichen Wert von Neukonſtruktionen aufklären, zur Säuberung unſeres Marktes von minderwertigen, ausländiſchen Fabrikaten beitragen.“ Ein Ausſchuß aus hervorragenden Weidmännern zuſammengeſetzt (u. a. Graf Alvensleben-Schönborn, Frhr. von Berg-Straßburg, Graf W. Douglas-Karlsruhe, Graf Mirbach-Sorquitten, Landforſtmeiſter Waechter-Berlin) fordert zum Beitritt auf. Jahresbeitrag 10 M., für im Dienſt befindliche Forſtbeamte 3 M. Den Mitgliedern werden die Veröffentlichungen über Verſuche und Erfahrungen durch den Druck zugänglich gemacht, Gewehre zu ermäßigtem Preiſe geprüft. Beitrittserklärungen ſind zu richten an „Deutſche Verſuchsanſtalt für Handfeuerwaffen“ Schießplatz Halenſee bei Berlin-Wilmersdorf.

## Ausſtellungsweſen.

Für die Chicagoer Weltausſtellung ſind bis jetzt 1500 bis 2000 deutſche Anmeldungen erfolgt reſp. geſichert. Hauptſächlich hat ſich bisher der Buchhandel, die Textilinduſtrie, die chemiſche Induſtrie und die Elektrotechnik beteiligt. Die Kunſtinduſtrie iſt noch wenig vertreten. Neuerdings ſind indeſſen Schritte gethan, um eine große Ausſtellung von Edelmetallen, Glas und Porzellan zu ſtande zu bringen; Meißen hat bereits ſeine Beteiligung angemeldet.

## Landwirtſchaft.

Der Weinbau geht in Sachſen immer mehr zurück. Im Jahre 1834 war noch eine Fläche von 1716 Hektar mit Wein bebaut, während jetzt kaum das halbe Areal für den Rebenbau verwendet wird. Auch die Erträgniſſe ſind in den letzten Jahren ſehr zurückgegangen,

## Preisausſchreiben.

Ein für unſere Forſtwirtſchaft wichtiges Preisausſchreiben erläßt der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Berlin: es ſoll angegeben werden ein Verfahren zur Herſtellung von Geſpinſten und Geweben aus Zellſtofffaſern, (Celluloſe), welche mittelſt des Sulfitcelluloſeprozeſſes oder ähnlich wirkender Methoden aus inländiſchen Hölzern gewonnen werden. Preis: goldene Denkmünze und 3000 M. Löſung bis 15. 11. 93. — Ferner hat der nordweſtdeutſche Forſtverein 1000 bez. 500 M. ausgeſetzt für die beſte Beantwortung der Frage: „Wie können die erſten Durchforſtungserträge junger Nadelholzbeſtände induſtriell benutzt werden?“ Löſung bis 1. Dez. 1892 an Prov.-Forſtmeiſter Quaet-Faslem in Hannover, der auch gern weitere Auskunft erteilt.

## Buchhandel.

Von den „Geſammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarſchalls Grafen Helmuth von Moltke“ iſt ſoeben der zweite Band erſchienen (E. S. Mittler & Sohn, Berlin). Derſelbe enthält verſchiedene „vermiſchte Schriften“ vorwiegend hiſtoriſch-politiſchen Inhalts, deren Entſtehung in die Jahre 1831—44 zurückreicht. Der erſte Aufſatz behandelt „Holland und Belgien ſeit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zur Wiedervereinigung unter Wilhelm I.“; der zweite Eſſay „die inneren Verhältniſſe Polens“. Es ſchließt ſich eine Arbeit über unſere „Weſtgrenze“ an, der höchſt merkwürdige Betrachtungen über das Eiſenbahnweſen folgen. Den Schluß bilden kleinere Artikel „Zur orientaliſchen Frage“, in denen Moltke die während ſeines Aufenthalts im Orient geſammelten Erfahrungen verwertete.

Dr. P. Kohlſtock ließ bei H. Peters (Hofbuchhandlung, Berlin) einen „Ärztlichen Ratgeber für Oſtafrika und tropiſche Malariagegenden“ erſcheinen. Das handliche, außerordentlich praktiſche Buch gewinnt dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß der Verfaſſer, jetzt Stabsarzt am med.-chirurg. Friedrich-Wilhelmsinſtitut und mit der Wahrnehmung des ärztlichen Dienſtes in der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes betraut, der Schutztruppe in Oſtafrika ſelbſt längere Zeit angehörte und in vielſeitiger Thätigkeit die reichen Erfahrungen ſammeln konnte, welche er jetzt allen denen unterbreitet, die nach unſeren Kolonien hinausgehen.

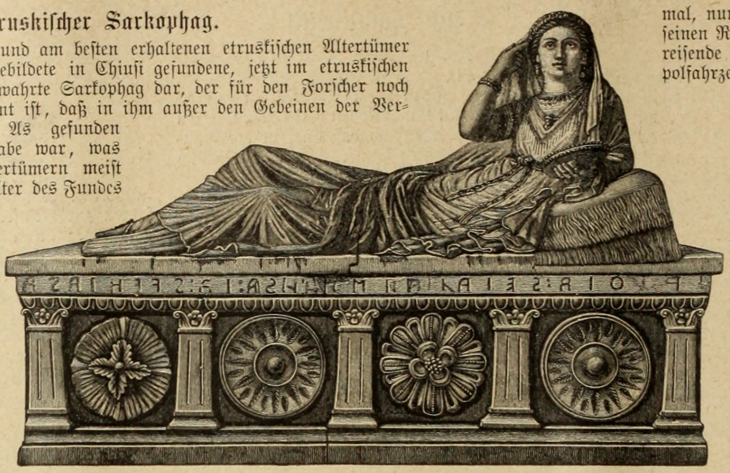
## Rechtsrat.

Frage: Haben nach dem Militär-Reliktengeſetz vom 17. 6. 87 Ehefrauen der darin aufgeführten Beamten-Kategorieen Anſpruch auf die Witwenpenſion (richtiger Witwengeld), wenn die Trauung derſelben vier Tage vor dem Übertritt ihres Ehemanns in das Penſions-Verhältnis, mithin noch innerhalb des Rahmens der Aktivität, erfolgt iſt? M. L. in Bs.

Antwort: Keinen Anſpruch auf Witwen- und Waiſengeld haben die Hinterbliebenen eines penſionierten Offiziers, Beamten ꝛc. aus ſolcher Ehe, welche erſt nach Verſetzung in den Ruheſtand geſchloſſen iſt. Dazu beſagt eine Nachtragsbeſtimmung ausdrücklich: „Bei Offizieren gilt eine Ehe als nach der Penſionierung geſchloſſen, wenn ſie nach dem Tage geſchloſſen, wo die Verabſchiedung ergangen iſt; bei Beamten iſt der Tag des Eintrittes in den Ruheſtand maßgebend.“ Danach erſcheint es unzweifelhaft, daß in Ihrem Fall der Anſpruch auf das Witwengeld berechtigt iſt, es ſei denn, daß die Ehe 3 Monate vor dem Ableben des Mannes und zu dem Zwecke geſchloſſen wurde, der Witwe das Witwengeld zu verſchaffen. Ob in letzterem Falle das Witwengeld trotzdem zu zahlen, entſcheidet das Kriegsminiſterium.

## Etruskiſcher Sarkophag.

Eines der wertvollſten und am beſten erhaltenen etruskiſchen Altertümer ſtellt der nebenſtehend abgebildete in Chiuſi gefundene, jetzt im etruskiſchen Muſeum zu Florenz aufbewahrte Sarkophag dar, der für den Forſcher noch dadurch beſonders intereſſant iſt, daß in ihm außer den Gebeinen der Verſtorbenen ein römiſches As gefunden wurde. Durch dieſe Beigabe war, was ſonſt bei etruskiſchen Altertümern meiſt ganz unmöglich iſt, das Alter des Fundes wenigſtens annähernd zu beſtimmen: er ſtammt aus der Mitte des II. Jahrhunderts vor Chr. Der Sarkophag iſt in den edelſten griechiſchen Formen ausgeführt (auffallend erſcheint nur die ungewöhnliche Länge des Unterkörpers des Bildwerkes) und ſo tadellos erhalten, daß nicht nur die Inſchrift, ſondern auch die Farben, durch welche die außerordentlich ſchönen Ornamente hervorgehoben ſind, bei der Auffindung deutlich erkennbar waren.



Etruskiſcher Sarkophag in Chiuſi gefunden, jetzt im etruskiſchen Muſeum zu Florenz.

## Kleine Zeitung.

Die berühmte Adelsberger Grotte iſt auf Befehl des öſterreichiſchen Ackerbauminiſters Grafen Falkenhayn ſamt allen in den letzten Jahren neuentdeckten, ſehr ſchönen Seitenhöhlen neu aufgenommen, und die letzteren ſind zugleich der Beſichtigung zugänglich gemacht worden. Der Plan iſt im Maßſtab 1 : 1000 aufgenommen, ſoll aber im verkleinerten Maßſtabe veröffentlicht werden.

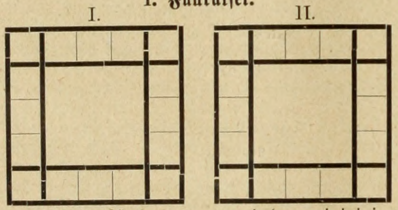
Alpenfexe gibt es nicht nur in der Schweiz, ſondern auch in Neuſeeland, wo ſogar bereits ein richtiger Alpenklub beſteht. Beſonders erſcheint der Aorangi (auf den meiſten Karten Mount Cook genannt) als das vielumſtrittene Ziel der neuſeeländiſchen Bergkletterer, für welche am Fuß der großartigen Gletſcher auch ſchon einige Hotels entſtanden. Der 7069 m hohe Bergrieſe widerſtand lange der Erſteigung, bis jüngſt endlich ein Mr. Mannering den Gipfel erklomm.

Die Elektrizität wird, wohl zum erſtenmal, nun auch einen Forſcher auf ſeinen Reiſen begleiten. Der Polarreiſende Nanſen rüſtet ſein Nordpolfahrzeug mit elektriſchen Beleuchtungsapparaten aus. Es beſteht die Abſicht, den Dynamo mit Dampf zu betreiben, wenn ſich das Schiff in Fahrt befindet; ſonſt ſoll dies, wenn es das Wetter zuläßt, durch auf Deck befindliche Windmotore geſchehen.

Über die allbekannte Merinoſchafzucht zu Rambouillet bei Verſailles berichtet ein kleiner Aufſatz der „Natur,“ daß dieſelbe auf Ludwig XVI zurückzuführen ſei, der 1786 eine Herde von 383 Schafen, darunter 42 Widder, aus Spanien importierte. Die Zucht, welche für die geſamte Schäferei Frankreichs vom größten Einfluß wurde, war mehrere Male in Gefahr aufgelöſt zu werden u. a. auch während der Zeit der großen franzöſiſchen Revolution, wurde aber ſtets durch verſtändige Vorſtellungen bei den Staatsbehörden noch in letzter Stunde gerettet; nach ſachverſtändigem Urteil haben die Tiere der Herde den urſprünglichen Charakter der ſpaniſchen Raſſe rein bewahrt, während die Maſſe der von einem Tier durchſchnittlich gewonnenen Wolle bedeutend vermehrt wurde, ohne daß deren Feinheit Abbruch erlitten hätte.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Füllrätſel.

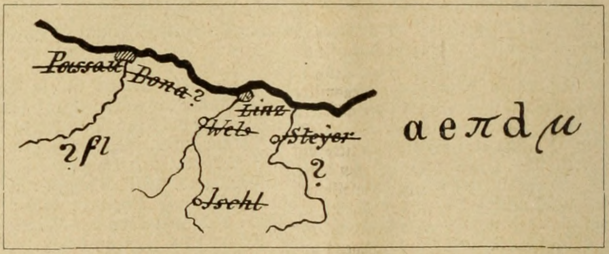


Die Buchſtaben a a a a d d e e i i i i i l l l l m n o o ſ t u ſollen mit Freilaſſung der Eckfelder derartig in die beiden Figuren eingetragen werden, daß acht dreiſtellige Wörter entſtehen. Dieſe ſind: I. 1. oben ein Frauenname, 2. links einer von zwölf Brüdern, 3. unten ein Nebenfluß des Rhein, 4. rechts ein Erfriſchungsmittel; II. 1. oben ein Frauenname aus der griechiſchen Mythologie, 2. links eine Singſtimme, 3. unten eine Temperaturbezeichnung, 4. rechts eine Gedichtform. — Werden dann ſchließlich in die acht Ecken die richtigen Buchſtaben eingetragen, ſo entſtehen acht neue Wörter.

### 2. Vierſilbige Scharade.

Wer kennt im deutſchen Lande die beiden Letzten nicht,
Das Paar, das über alles mit gleicher Weisheit ſpricht?
Scharf ſieht es, wo die Erſten bei ſeinen Gegnern ſind;
Doch gilt's, ſich ſelbſt zu prüfen, ſo iſt es taub und blind.
Es iſt das ſchlimmſte Ganze, an Bitterkeiten reich;
Ihm kommt im deutſchen Volke zum Glück kein andrer gleich.
C. L.

### Bilderrätſel.



### 3. Homonym.

Sitz'ſt du darin und fliegſt du gleichſam fort,
So hüte dich vor dem fatalen Wort!
Und weilſt du an dem ſchöngelegnen Ort,
Bleib, bis die Schwalben dazu rüſten, dort!
M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 17.

Bilderrätſel.

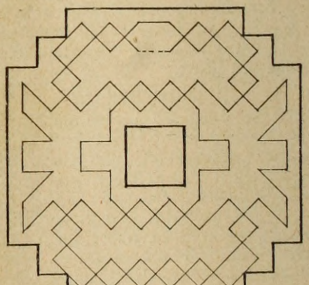
Wer iſt Meiſter? — Der was erſann.
Wer iſt Geſelle? — Der was kann.
Wer iſt Lehrling? — Jedermann.

Auflöſung des Königszugs.

Nach oben lerne allzeit offen ſchauen
In felſenfeſtem ſtillem Gottvertrauen;
Zur Erde blicke, daß dein Herz genießt
Die Luſt an allem, was da grünt und ſprießt.

Trifft dich ein Leid, mit feſtem gradem Blicke
Sieh' in das Auge jedem Mißgeſchicke,
Und rückwärts ſchau'n laß die Erinnerung —
Dann bleiben Herz und Seele friſch und jung.
E. Rittershaus.

Schlüſſel zum Königszug.



**1.** Rätſel. Kleid, Leid, Eid.

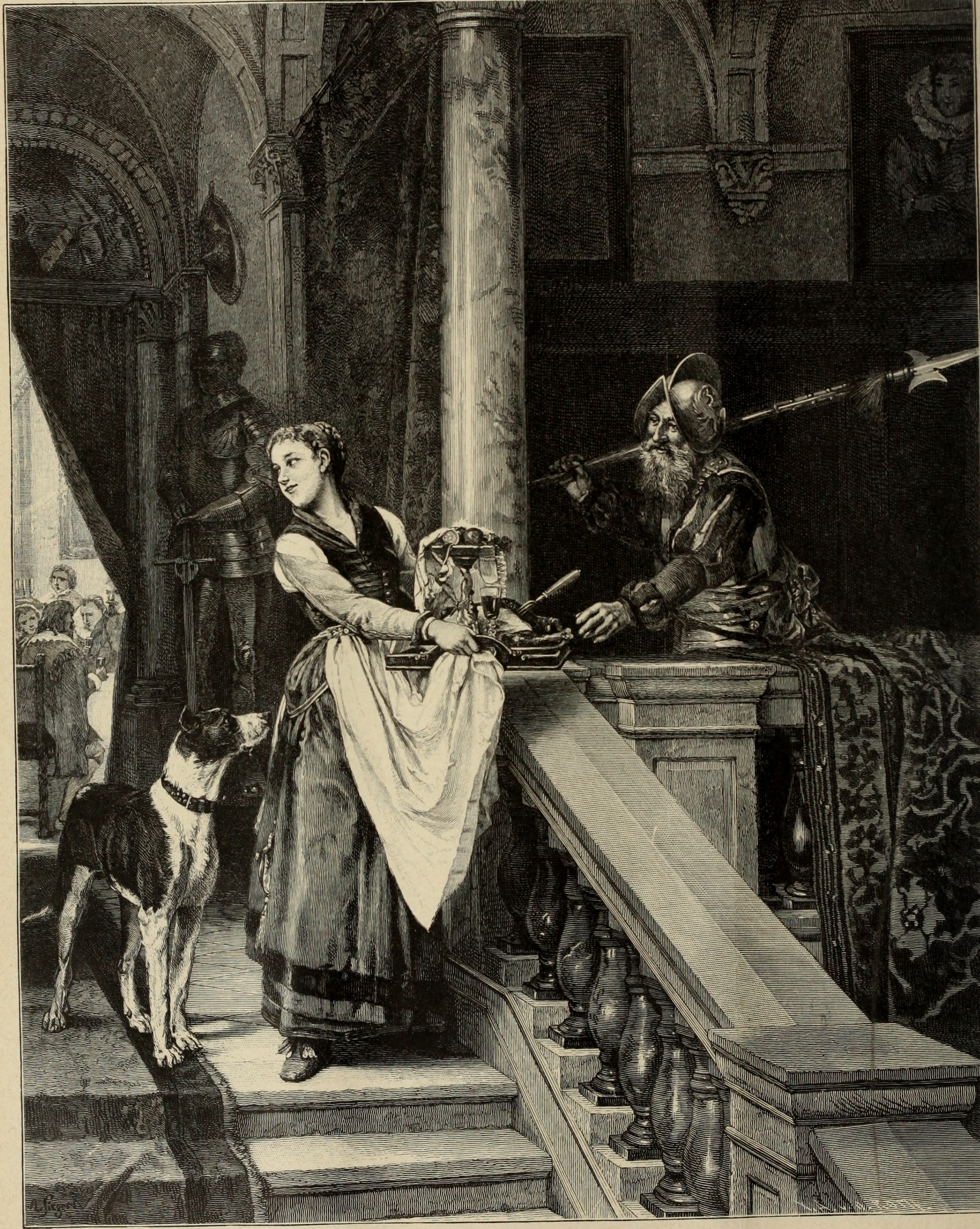
**2.** Rätſelfrage.

Aus den vier gegebenen Wörtern — Hagen, Ill, hinſenden, eile — erhält man durch richtige Zuſammenſtellung der Buchſtaben: „In dieſen heil'gen Hallen.“

**3.** Homonym. Lager, Regal.

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſ. — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Die Armut. Gedicht von J. Trojan. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Civil in der Kaſerne. Von Hanns v. Spielberg. Mit vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſren Bildern: Heimkehr beim Sturm von E. Meißner, Schwarzwälderin von Carl Hoff. — Schule. — Erdkunde. — Altertumskunde. — Hygieiniſches. — Statiſtik. — Stenographie. — Jagd. — Ausſtellungsweſen. — Landwirtſchaft. — Preisausſchreiben. — Buchhandel. — Rechtsrat. — Etruskiſcher Sarkophag. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Gute Freundſchaft. Gemalt von Auguſt Siegert.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 7.

# Daheim

Orig. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Februar 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 19.

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Nachdem Klug ſeine Beichte beendet hatte, antwortete Marie, von Eiferſucht erfüllt, zunächſt nichts.

„Kennen Sie Fräulein Stieglitz, Fräulein Marie?“ fragte Klug endlich, durch ihr Schweigen enttäuſcht.

„Ja, ich kenne ſie. Als ich ein halbes Jahr bei Fräulein von Lynkens in Viga im Hauſe war, kam ſie oft, ſie und Diana. Baroneſſe Diana iſt ein herrliches Mädchen.“

„Sie betonen das ſcharf, Fräulein Marie! Ellen-Luiſe mögen Sie alſo nicht?“

„Offen geſagt, ſie war mir zu unreif und jungenhaft. Jetzt — jetzt — habe ich ſie lange nicht geſehen. Sie kann ja höchſtens vor zwei Jahren konfirmiert ſein.“

Klug nickte. „Ja, eigentümlich iſt ſie, aber der Kern iſt gut. Ich bin ſicher, ich würde mit ihr ſehr glücklich werden.“

„Die Verhältniſſe der Stieglitz ſollen ſehr ſchlechte ſein —“

„Das iſt richtig. Man heiratet ja nicht nur das Mädchen, ſondern auch die Familie!“

Einen Augenblick war's ſtumm, dann ſtieß Fräulein Marie heraus, und Klug horchte hoch auf: „Was blaublütig iſt, findet ſich zuſammen, es iſt wie mit jüdiſchen Leuten. Sie wittern gleich die Raſſe.“

Dieſe Bemerkung bezog ſich auf den Umſtand, daß Klugs Mutter eine Freiin von Tams geweſen war.

Klug gewann ſeinen Humor zurück: „So viel ſehe ich aus allem, Fräulein Marie, Sie ſind mit der Sache nicht zufrieden. Wenn Sie meine Mama wären, würden Sie Ihre Einwilligung nicht geben!“

Als Fräulein Marie hierauf antworten wollte, ſtürmte gerade Kleber, der Jagdhund des Hauſes, der jene aus der Ferne gewittert hatte, auf beide ein und machte ſo viel Wirtſchaft um das Mädchen, daß ſie Mühe fand, ihn von ſich abzuhalten. Erſt als ſie wieder über den Hof ſchritten und ein inzwiſchen anderweitig aufgenommenes Geſpräch abbrachen, ſagte ſie: „Sie meinten vorher, Herr Klug, daß ich Fräulein von Stieglitz nicht möge, und auch ſonſt ſagten Sie allerlei, was nicht zutrifft. Ich habe gar nichts gegen ſie. Übrigens was wollen Sie machen, wenn ſie einen andern liebt. Das heißt, eine Feſtung ohne Zweck belagern.“

„Ja, Fräulein Marie, aber verſtehen Sie nicht, daß man gerade deshalb jemanden noch mehr lieben kann?“

Der Mond, der ſchon eine geraume Zeit ſich lichter vorgedrängt, beſchien in dieſem Augenblick des jungen Mädchens Angeſicht hell; ihre Züge waren deutlich erkennbar. Und da ſah Klug, daß ihr Geſicht einen unendlich traurigen Ausdruck angenommen hatte, und er ſah auch, daß ſie bei ihren Worten die Rechte auf die Bruſt drückte.

„Ob ich es verſtehe!“ ſchien ſie ſagen zu wollen. Aber ſie neigte nur ſtumm den Kopf und wandte ſich ab.

„Ah, Fräulein Marie, auch Sie haben etwas, was Sie bedrückt! Armes, liebes Fräulein Marie. Iſt's aus der Hamburger Zeit? Oder iſt's jemand in Viga?“ fragte Klug voll Teilnahme.

Sie bejahte ſtumm. Und als er wiederholte: „Alſo in Viga? Und auch unglücklich, ausſichtslos?“ ſagte ſie ſanft:

„Nein, nicht in Viga — anderswo. Gute Nacht, Herr Klug.“

Nun war ſie ins Haus geſchlüpft, und er ging langſam nach der Vorderſeite des Hauſes.

Am nächſten Morgen war Klug früh auf. Der Himmel war unfreundlich. Die Sonne ſtand hinter Wolken und ſandte nur einen fahlen Schimmer auf die Erde herab.

Der leuchtenden Erſcheinung des Tagesgeſtirns wartend und gleichſam bis dahin jedes regere Leben zurückdrängend, verharrte die geſamte Natur. Die Vögel ſaßen müde in den unbewegten Zweigen, die Geſträuche, Bäume und Blumen ließen die Köpfe hängen, und die Hühner hockten ſtumm in ſich gekehrt, wie bei Regenſchauern.

Auch Klug ſah mit ausdrucksloſen Augen in den trüben Morgen. Er gedachte des geſtrigen Tages und war unzufrieden mit allem Geſchehenen! Er bereute, daß er ſich Fräulein Marie anvertraut hatte, daß er noch ſpät zechend im Wirtshaus geſeſſen, und zuletzt, daß er überhaupt die Nacht im Krug geblieben war. Unruhige Sehnſucht überkam ihn nach ſeinem Arbeitszimmer, nach den Bequemlichkeiten im eigenen Hauſe. Als ſeine Gedanken ſich dann wieder auf die nächſte Umgebung, auf die Familie Stieglitz und auf Ellen-Luiſe richteten, verflüchtigte ſich das verlockende Bild, und die alte Öde und Traurigkeit und zugleich der Drang, durch Abwechſelungen ſich ſeiner ſchweren Gedanken zu entledigen, nahm von ihm Beſitz. Er wollte zunächſt nach Viga und dann auf mehrere Tage nach Hamburg reiſen, um ſich dort zu zerſtreuen. Während er noch vor dem Krug ſtand, das Frühlied einer vom Felde aufſteigenden Lerche an ſein Ohr dringen ließ und, in ſeinem Ordnungsſinn durch einen am gegenüberliegenden Walle herausgebröckelten ſchweren Feldſtein geſtört, die Blicke auf dieſen und das am Graben wuchernde Unkraut richtete, hörte er eine Stimme ſeinen Namen rufen, und Fräulein Marie, friſch und morgenſchön wie eine Spalierblüte, ſtand, als er ſich umwandte, vor ihm.

„Der Kaffee iſt gleich fertig, Herr Klug! Meine Schweſter läßt fragen, ob Sie ein paar Eier zum Frühſtück wünſchen? Wir ſetzen ſie dann gleich ein, — friſch gelegte.“

Klug nickte und ſeine Mienen lichteten ſich; Marie ſah zu nett aus. Dadurch ward ſein Schönheitsſinn angeregt, und er fand in ihrem Anblick Erſatz für den Anblick der ſonnenarmen Natur. Eine fröhlichere Stimmung überkam ihn.

Nachdem Marie in die offene Hausthür hineingerufen, daß Herr Klug Eier zum Frühſtück haben wolle, trat ſie wieder zu ihm und ſagte: „Mir hat heute Nacht von Ihnen geträumt, Herr Klug. Sie ſaßen auf einem Tier, das war halb Menſch und halb Pferd — wie nennt man doch die Geſchöpfe? — ganz recht, auf einem Kentaur, und ſtürmten durch die Landſchaft. An einer verſchloſſenen, grauverwitterten Pforte, die zu einem ganz von Gebüſch und Epheu umſponnenen, im Walde liegenden Hauſe gehörte, klopfte Ihr Tier mit dem Huf an. Das Thor ſprang auf, Sie aber ſtiegen ab und gingen, die Pforte feſt hinter ſich ſchließend, hinein. Viele Stunden ſaß ich auf einem von Waldroſen umrankten, felsartigen Stein und wartete, daß Sie wiederkommen würden. Als Sie dann aber immer noch nicht wieder erſchienen, begann ich bitterlich zu weinen und meine Thränen floſſen — das iſt doch ſehr poetiſch, Herr Klug? — in die Höhlung eines Buchenbaumſtammes und vermiſchten ſich mit den Regentropfen, die ſich dort angeſammelt hatten. Endlich erklang eine berauſchende Muſik, die Thür öffnete ſich, und Sie traten mit Fräulein von Stieglitz, die ein weißes, ſeidenes Gewand und einen Brautſchleier trug, aus dem geheimnisvollen Hauſe und ſchritten, gefolgt von vielen Herren und Damen, durch den Wald. Dann aber kam das Merkwürdigſte,“ fuhr Marie fort, unterbrach ſich aber und beantwortete durch ein Gegenwort: „Ja, ja, wi kam'n glick!“ ihrer Schweſter Ruf zum Kaffee.

„Nun?“ fragte Klug mit neugieriger Spannung und wanderte langſamen Schrittes mit Fräulein Marie gegen das Haus, „etwas Merkwürdiges?“

„Ja, die Geſtalt Ihrer Braut verwandelte ſich in eine andere, die ich nicht erkennen konnte. Zugleich erhob ſich ein ungeheurer Tumult und im Nu war alles verſchwunden: der Wald, das Haus, die Gäſte, die Braut. Nur das Tier, der Kentaur, erſchien wieder, hob Sie auf ſeinen Rücken und flog wie der Blitz davon. Da wachte ich auf.“

„Und wie legen Sie das aus, Fräulein Marie? Sie ſpielten doch auch eine Rolle dabei! Sie weinten —?“

Klug wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchah. Er fühlte plötzlich, daß ſich ein ernſtes Gefühl für Fräulein Marie in ihm regte; er empfand den Drang, zu hören, daß ſie nicht nur im Traum um ihn geweint haben würde, wenn er Ellen-Luiſe heimgeführt hätte.

Aber nun traten ſie in die niedrige Wohnſtube, in der viele ſtarkduftende Blumen am Fenſter blühten. Der Tiſch in der Mitte war mit einer weißen Serviette bedeckt, darauf ſtand eine große meſſingene Kaffeekanne, und ihr entſtrömte ein verführeriſcher Duft. Und goldgelbe Butter und Landbrot und dicke, ſahnige Milch und ſchneeweiße Eier, in Salz gebettet, daneben. Das war eine angenehme Morgenſtunde! Peter Raſch und ſeine Frau waren offene, ehrliche Menſchen, die deutlich an den Tag legten, daß ſie Klug ſchätzten, und Fräulein Marie, deren ſchönes, braunes Haar wellig gekämmt an der weißen Stirn lag, lachte mit ſo blitzenden Zähnen und ſah dann doch wieder den Gaſt mit ſo teilnehmenden, ſtillen Augen an, mit Augen, die verrieten, was ihr Herz bewegte, daß in Klug plötzlich der Entſchluß aufſtieg, noch einen Tag in Eiche zu bleiben.

Da er doch nur ſeine Gedanken von Ellen-Luiſe ablenken wollte, ſo konnte er ebenſogut hier die Gelegenheit ſuchen. Ja, ſie fand ſich im Grunde nirgend beſſer, denn die Geſpräche mit dem jungen Mädchen beſänftigten ſein Inneres. Er ſah und fühlte, daß ſie Teil an ſeinem Kummer nahm. Freundſchaft weckt Freundſchaft; Klug ſah plötzlich Fräulein Marie mit ganz anderen Augen an, als bisher.

Als er zwiſchen dem zweiten Frühſtück und dem Mittagbrot einen einſamen Spaziergang durch das Dorf und in ein in der Nähe belegenes Gehölz unternahm, und unterdeſſen abermals ſeine Gedanken hin und hergingen, überlegte er, wie wenig verlockend es ſein würde, einen Mann wie den Baron von Stieglitz zum Schwiegervater zu haben. Der Baron war in ſeinen Augen ein Windbeutel, verſtand ſo wenig zu wirtſchaften, daß er ſich in ewigen Nöten befand, und kehrte zudem den Beſſerwiſſer in nicht ſehr angenehmer Weiſe heraus. Sicher: wer eine der Töchter heiratete, der hatte nicht nur ſeine Frau zu ernähren, ſondern auch die Sorgen des Barons mit zu übernehmen.

Da war Peter Raſch ein anderer Mann! Er war rechtſchaffen und ſolide, lebte in geordneten Verhältniſſen und genoß die größte Achtung in der ganzen Landſchaft. Ja, ja! Aber er war doch eben ein Bauer und hieß Peter Raſch. In eine ſolche Familie heiratete kein Mann, der zu der bevorzugten Klaſſe gehörte!

Ob übrigens Fräulein Marie ihn nehmen, und ob Peter Raſch bereit ſein würde, ihm ſeine Schwägerin zum Weibe zu geben, das hatte Klug bisher noch nicht überdacht; jedenfalls war ihm die Möglichkeit noch nicht in den Sinn gekommen, daß man ihn wegen ſeiner Fehler abweiſen könne. Er bildete ſich ein, man merke es nicht, daß er ſeiner Leidenſchaft unterlag. Nur er ſelbſt verſchloß ſich der Einſicht in ſeine Schwäche nicht, er wußte, welch Wagnis für ein Mädchen es ſein würde, ſich mit ihm zu verbinden.

„Es iſt ein Jammer um dich!“ murmelte Klug, als er eben das Gehölz betrat. „Alle Vorausſetzungen zum Glück ſind vorhanden! Du biſt jung, geſund und verſtehſt dein Geſchäft zu leiten, lebſt in guten Verhältniſſen, magſt arbeiten, — und zerſtörſt deinen Körper und Geiſt durch dieſe unſelige Neigung. Wie oft haſt du ihr ſchon entſagen wollen, aber wenn die Flaſche vor dir ſteht, biſt du ſchwach und ſchwankend wie ein vom Winde bewegtes Blatt! Nur noch dies eine Mal! rufſt du dir zu, wenn die Verſuchung an dich herantritt, aber es werden aus einmal tauſendmal!“

Klug warf ſich unter einen Baum und verlor ſich in Träumereien. Dabei umfaßten ſeine Augen die Dinge um ihn her. Er blickte in das Gewirr der jetzt von einem ſanften Licht durchfunkelten Bäume, beobachtete die zierlich haſtigen Bewegungen eines Eichhörnchens, das durch das Herabfallen eines dürren Aſtes aufgeſcheucht ward, und verglich die glattgrauen Stämme der Buchen mit der durchbrochenen Rinde der Eichen. Überall Kraft und Leben, wo Licht und Luft eindrang, aber Verkümmerung und Abſterben, wo das der natürlichen Entwickelung Gedeihliche fehlte. So war's auch mit ihm! Er ſetzte an die Stelle des Geſunden, Natürlichen ein Gift. Statt ſich eines Trunkes Waſſer zur Befriedigung ſeines Durſtes zu bedienen, griff er nach Spirituoſen! O dieſer Fluch, dieſer Fluch!

In dieſem Augenblick machte ſich in der Nähe ein Geräuſch wie von Pferdegetrappel bemerkbar, und als Klug hinſchaute, tauchten zu ſeiner höchſten Überraſchung Ellen-Luiſe und Hans von der Münde vor ihm auf. Raſch ſchob er ſich hinter den Stamm des Baumes und ſuchte ſich den Blicken der beiden zu entziehen. Es gelang ihm auch. Luſtig ſchwatzend und lachend ſtoben jene, die gerade Richtung des Weges verfolgend, vorüber. Kaum aber hatten ſie ſich entfernt, als Klug blitzſchnell emporſprang, an die Wegecke flog und ihnen nachſchaute. Klug ſah die leichte, zierliche Geſtalt Ellen-Luiſens auf ihrem hochgebauten Reitpferd, daneben, ungewöhnlich feſt und ſicher im Sattel ſitzend, Hans von der Münde, und die Eiferſucht bohrte ſich tief in ſein Inneres. So wilde Flammen ſchlugen in ihm empor, daß er die beiden am liebſten von den Sätteln gezerrt und ihnen das ſchwerſte Weh zugefügt hätte. Ihn haßte er, weil er ſie liebte, und ſie, weil ſie, weil ſie —

Doch nun ſtockte Klug, warf noch einen letzten Blick hinüber — jetzt eben verſchwanden ſie in der Ferne in einem den Ausgang des laubbedachten Weges umſchleiernden Nebel — und trat wieder an ſeinen Platz.

Und in dieſem Augenblick kam Klug ein Gedanke und ein Entſchluß. Er wollte die Sache aus dem Kopf haben, ſo oder ſo!

Gleich Mittags wollte er nach Viga abreiſen und am kommenden Tage in aller Form um die Hand Ellen-Luiſens anhalten. Er wußte ſchon, was er zu ſagen hatte!

Zweierlei half ihm! Wenn Ellen-Luiſe ihn auch nicht liebte, ſo war ſie ihm doch zugethan, ſie hatte es ihm ſelbſt geſtanden, und ferner wußte er, die alten von der Mündes würden eine Heirat zwiſchen Ellen-Luiſe und ihrem Sohn nie zugeben.

Unter ſolchen Erwägungen nahm Klug langſam den Weg durch das Gehölz nach Eiche zurück.

Das Dorf lag im Mittagsfrieden. Schon rauchten die meiſten Schornſteine nicht mehr, nur aus einer rückwärts liegenden, halb geöffneten Kate zog langſam der Rauch aus dem Herdſchlot. Hier ein kleines Häuschen mit bunten Blumen an den Fenſtern, daneben ein winziges mit Dorn eingefriedigtes Gärtchen, darin ein Brunnen und aufgeſchichtetes Holz. Und weiter herauf ein ſtattliches Gehöft: ein großes, hochbedachtes, mit Stroh gedecktes Bauernhaus, davor abſchüſſig ein von einem hohen Wall eingefriedigter Platz mit Leiterwagen, Knittelholz, Kindern in Hemdärmeln, einem weißen Spitz und nickend einherſchreitenden Hennen. Klug überkam die tiefe Freude und das ganze Wohlgefallen an dieſer Welt. Er fühlte, daß er hierher gehörte, daß er das Landleben nie würde miſſen können. Die herrlichſte Muſik war nicht vergleichbar den Tönen, die hier an ſein Ohr drangen, dem Zwitſchern und Singen der kleinen, im Sonnenſchein ſich wiegenden Vögel, dem Gewieher der Pferde, dem Brüllen der Kühe. Aber auch den Atem der Wieſen, den Duft der Felder und Wälder tauſchte er nicht gegen parfümierte Waſſer, und keinen mit blitzendem Kryſtall und Silber beſetzten und mit ſeltenen Speiſen beladenen Tiſch gegen die einfachen kräftigen Gerichte daheim. Ja, es ging ihm gut und ganz nach Wunſch; nur eine Frau fehlte ihm, eine die ihn liebte und ihn — beeinflußte. Ellen-Luiſe würde den trotzigen Mund ziehen und ſagen: „Wolle nur! Sei ein Mann!“

Wie Fräulein Marie zu ihm ſprechen würde, wußte Klug nicht.

Er dachte nach. Sie würde das Lachen verlernen und in einer ſtillen Ecke ſich ausweinen.

Klug griff's in die Seele bei dieſer Vorſtellung. Nun aber war er wieder am Krug angelangt, und eben trat Fräulein Marie mit einem alten Bauern aus der Thür.

Als ſie Klug erblickte, fertigte ſie den Alten, einen großen, barhäuptigen, gebückt gehenden Mann, der kurze, hellblaue Leinhoſen und Holzpantoffeln und eine doppeltknöpfige Weſte ſtatt des Rockes trug, raſch ab und ſagte: „Un denn ſchull'n Se ok de Soot utmuhr'n, un das Unkraut vergeten Se nich achter bi de Schühn —“

„Ne, ne, Fräulein Marie —“

„Tag, Herr Klug! Haben Sie guten Appetit mitgebracht?“ fuhr ſie dann luſtig wie ſonſt zu Klug gewendet fort.

„Es kommt darauf an, was in der Hofküche gar geworden iſt?“

„Gebackne Froſchkeulen, Rührei mit Trüffeln, Rehſchnitte mit Champignon!“

„Hm, hm, das geht. Was ſonſt noch?“

„Sonſt können Sie auch Fleiſchſuppe mit Reis, Hühner mit ſüßen Erbſen und Klöße mit Speck und Birnen bekommen.“

„Ja, das iſt nach meinem Geſchmack, Fräulein Marie!“ ſchmunzelte Klug. „Alles von Ihnen gekocht?“

„Nein, von der gnädigen Frau ſelbſt. Fräulein Marie hat nur die Erbſen gepalt und die Klöße angerührt.“

Eben drängte Kleber, der buntgefleckte Jagdhund, ſeine feuchte Schnauze zwiſchen beide, ſtreckte den Kopf empor und wollte geliebkoſt werden, und aus dem Haus drang ein gemiſchter Geruch von Fleiſchbrühe und Suppenkraut. Es duftete außerordentlich lieblich.

„Sind Sie Bekannten begegnet, Herr Klug?“ fragte Fräulein Marie und legte die Hand, die etwas verarbeitet ausſah und nicht den zarten Fingern Ellen-Luiſens glich, gegen die Stirn, um ſich vor der eben heiß und glänzend am Himmel erſcheinenden Sonne zu ſchützen.

„Ja, ich ſah Bekannte, aber gerade zwei, die ich nicht ſehen wollte,“ entgegnete Klug ernſt.

„So? Wen denn?“ fragte Marie neugierig aufblickend und wich unter das Schatten gebende Strohdach des Hauſes zurück.

In dieſem Moment fuhr unter Peitſchenknall ein mit zwei flotten Trabern beſpannter Wagen vor die Hausthür, und auch in die Scheuneneinfahrt lenkte ein Bauer mit ſeinem Gefährt ein. Da dem erſteren ein Klug bekannter Gutsbeſitzer entſtieg, ward das Geſpräch unterbrochen, und erſt nach dem durch die Gäſte etwas verzögerten Mittageſſen fanden ſich Klug und Fräulein Marie wieder zum Sondergeſpräch hinten im Garten zuſammen.

Als ſie in einer dicht bewachſenen Lindenlaube mit vermorſchtem Tiſch auf einer von der Feuchtigkeit etwas grün gewordenen Bank vorſichtig Platz genommen hatten, knüpfte Fräulein Marie an das unterbrochene Geſpräch an und ſagte: „Sie erwähnten vor Tiſch, Herr Klug, daß Sie jemand begegnet ſeien, den Sie nicht ſehen wollten. Darf ich fragen, wer es war?“

Klug nickte und machte ſein ernſthaftes Geſicht.

„Als ich mich unten im Gehölz befand, ritten Herr von der Münde und Fräulein von Stieglitz vorüber. Sie können ſich denken, daß ich lieber jedes andere Bild vor meinen Augen hätte auftauchen ſehen. Aber ich bin dadurch zu einem Entſchluß gelangt. Heute noch fahre ich nach Viga, und morgen halte ich bei dem Baron um Fräulein Ellen-Luiſe an.“

Klug machte erwartungsvoll eine Pauſe. Aber Fräulein Marie nickte nur ſtumm und ſtill.

„Sie geben keine Meinung ab, Fräulein Marie?“

„Wollten Sie eine von mir hören, Herr Klug?“

„Ja, ich bitte darum.“

„Nun, ich wundere mich, daß Sie ſich durchaus etwas Unangenehmes zu bereiten wünſchen.“

„Wie ſo?“

„Sie wiſſen doch, daß Fräulein von Stieglitz einen andern liebt. Weshalb drängt es Sie, ſich einen Korb zu holen?“

„Ich will die Sache aus dem Kopfe haben. So oder ſo!“

„Aber Sie kennen ja das Reſultat vorweg! Weshalb noch einmal fragen?“

„Doch nicht ſo ganz, Fräulein Marie. Die alten Mündes geben zu der Heirat ihre Einwilligung nicht, und Ellen-Luiſe hat mich gern, wenn ſie auch lieber Hans von der Münde heiraten würde.“

„Sie meinen alſo, wenn die Gelegenheit an ſie herantritt, ſo wird ſie zugreifen, bloß um einen Mann zu erhalten?“

Klug zog die Achſeln.

„Ein Mädchen, das ſo handelt, möchte ich nicht heiraten, Herr Klug, und dann, nichts für ungut, zum Heiraten gehört doch allerlei.“

„Ich verſtehe nicht, Fräulein Marie. Wollen ſie ſagen, daß ich kein Mann bin, in den ſich eine Frau verlieben könnte?“

Marie ſchwieg.

„Sie antworten nicht? Bitte, Fräulein Marie.“

„Nein, brechen wir das Geſpräch ab, Herr Klug. Sie thun doch, was Sie wollen, und was mir durch den Kopf ging, war ſehr thöricht.“

„Ich bitte, Fräulein Marie! Sagen Sie, was Sie an mir tadeln?“

„Nichts, nichts, Herr Klug! Ich wüßte nichts. Und Fräulein von Stieglitz habe ich auch Unrecht gethan. Es iſt ſicher richtiger, mit dem Verſtande zu heiraten, als mit dem Herzen.“

„Sie weichen mir aus, Fräulein Marie. Wiſſen Sie, daß ich ſehr aufrichtig dankbar wäre, wenn Sie ſich äußerten?“

Aber Marie ſchüttelte nur den Kopf, riß von der Lindenlaube ein Blatt ab und nagte, ernſt vor ſich hinſtarrend, wie ein Kind an dem ſaftigen Stengel.

Klug wollte indeſſen nun einmal zum Ziel gelangen, es brannte in ihm, zu hören, was ſie an ihm auszuſetzen hatte. Er wollte wiſſen, ob die Leute ihn trotz ſeines Verſteckenſpielens durchſchauten.

So nahm er denn ſtatt ihrer das Wort und ſagte: „Laſſen wir Fräulein von Stieglitz. Ich muß da handeln, wie es mich drängt. Verliere ich das Spiel, ich glaube es ja ſelbſt, dann iſt es gut; gewinne ich es, deſto beſſer! Aber da ſie mir geſtern, ja überhaupt immer zeigten, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig ſei, und da auch ich Ihnen mit ſehr herzlichen Empfindungen gegenüberſtehe, Fräulein Marie, ſo bitte ich, beantworten Sie mir bei unſerer Freundſchaft die Frage: Meinen Sie, ich hätte Fehler, die es einem Mädchen ſchwer machen würden, mir anzugehören?“

Nach dieſem Anruf an ihre Freundſchaft erhob Marie den ſtolz auf den Schultern ſitzenden Kopf und ſagte freimütig: „Ja, Herr Klug, Sie haben einen Fehler. Sie kennen ihn ſelbſt, und ich brauche ihn nicht zu bezeichnen. Dieſer Fehler wird jedenfalls ein Hindernis ſein, daß ſich ein Mädchen ohne Beſinnen Ihnen zu eigen giebt. Sie müßte Sie ſchon lieben wie, wie —“

„Nun, Fräulein Marie,“ fiel Klug erbleichend ein.

„Nun, wie etwa eine Mutter ihren Sohn liebt, oder wie nur wenige Frauen zu lieben verſtehen, die eben ihr eigenes Selbſt zurückſtellen um des anderen willen.“

Nachdem Klug einen Augenblick, in tiefes Nachdenken verſunken, geſchwiegen, ſagte er: „Sie haben recht, Fräulein Marie, und ich danke Ihnen. Sie haben mir die Augen geöffnet. Ich werde nicht um Fräulein von Stieglitz anhalten, damit ſie nicht unglücklich wird. Ja, ſie würde unglücklich mit mir werden. Ich habe es mir bisher nur halb geſtanden, jetzt aber iſt alles klar in mir!“

„Nein, nein, nicht ſo!“ rief drängend das Mädchen und ſuchte Klugs abgewendetes Auge. „Verzagen Sie nicht, Herr Klug. Sie müſſen nur wollen! Dann geht es. Ich weiß ein Rezept für Sie! Ihr Leiden iſt nicht unheilbar, im Gegenteil, in kürzeſter Friſt iſt es zu beſeitigen! Einmal iſt ſchwer, zweimal iſt ſchwer und dreimal. Dann aber hilft ſchon die Natur ſelbſt mit. Denken Sie, daß Sie das Liebſte, was Sie auf der Welt haben, dadurch glücklich machen, daß Sie vor ſich ſelbſt die Achtung zurückgewinnen und der Welt zeigen, daß Sie ein Mann ſind!“

„Wiſſen es denn die Leute alle, Fräulein Marie?“ kam's zaghaft aus Klugs Munde. „Halten Sie mich alle für einen —“ Klug ſtockte mit unſicherem Blick.

„Ja, Herr Klug. Und alle ſagen: es iſt ſchade um den herrlichen, guten Menſchen, den jeder lieb haben muß.“

„Ah, Fräulein Marie, wie gut Sie ſind! Wahrlich Sie ſind ein ſeltenes, edles Mädchen, und nie werde ich Ihnen dieſe Stunde vergeſſen! Täglich will ich den Schöpfer bitten, daß er Sie glücklich macht, daß Ihnen zu teil wird, was Sie erſehnen, daß der Mann, dem Sie mit Ihrem Herzen zugethan ſind, einſehen lernt, welch ein unvergleichliches Mädchen Sie ſind. Leben Sie wohl! Ich will jetzt nach Viga reiten. Aber nicht, um den Baron um ſeine Tochter zu bitten, ſondern um mein Inneres zu beruhigen. Und daß ich an mir arbeiten will, meinen Fehler abzulegen, darauf verlaſſen Sie ſich. Die Leute ſollen ſehen, — um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, Fräulein Marie — daß ich ein Mann bin, und vor allem Sie ſollen mich wieder achten lernen!“

Schon nach einer kleinen Viertelſtunde war Klug unterwegs nach Viga. Als aber wenig ſpäter Fräulein Marie in das hinten gelegene Wohnzimmer trat, und ihre Schweſter, die in der Mahagonikommode nach einem Mädchen-Dienſtbuch ſuchte, ſagte: „Mein Gott, Marie, wat is mit di? Du ſeihſt ja gans verweent ut, fehlt di wat?“ ſchüttelte ſie den Kopf und erwiderte: „O, ne, ne, gar nicks! Mi wär man en Fleeg int Oog flagen —“

Völlig unbefangen wandte ſie ſich hinaus, und da eben ihr Schwager etwas ungeduldig hineinrief: „Twe Käsbotterbrod, ſnell! Da is nüms in de Käk. Wo ſind ji denn, Mine?“ ging ſie in die Küche, um das Verlangte zu beſorgen.

* * *

Es war gegen fünf Uhr, als Diana von Stieglitz ſich aufmachte, um den beiden altjüngferlichen Fräulein von Mückenheim einen lange verſchobenen Beſuch abzuſtatten. Die beiden Fräulein von Mückenheim waren mit den Stieglitz' weitläufig verwandt und bekümmerten ſich um alles, was die Familie anging, aufrichtigen Herzens.

Einen großen Verſtand hatte ihnen der Himmel nicht mitgegeben, aber ſehr gute Seelen und weiche Gemüter. Überdies beſaßen ſie unter ſich eine Übereinſtimmung, die ihres Gleichen ſuchte. Sie ging ſo weit, daß ſie faſt ſtets dasſelbe dachten, vielfach auch zur ſelben Zeit ſprachen oder daß mindeſtens die Eine der Anderen letzte Worte wiederholte. Wenn zum Beiſpiel Fräulein Bertha geſagt hatte: „Wir haben Herrn Rittmeiſter von Zwerg ſtets ſehr artig und rückſichtsvoll gefunden,“ wiederholte Fräulein Kathinka echoartig: „rückſichtsvoll gefunden.“

Eben der Rittmeiſter von Zwerg hatte einmal malitiös, aber nicht unzutreffend von ihnen geſagt: „Sie ſind geiſtige Zwillinge und körperliche Engerlinge.“

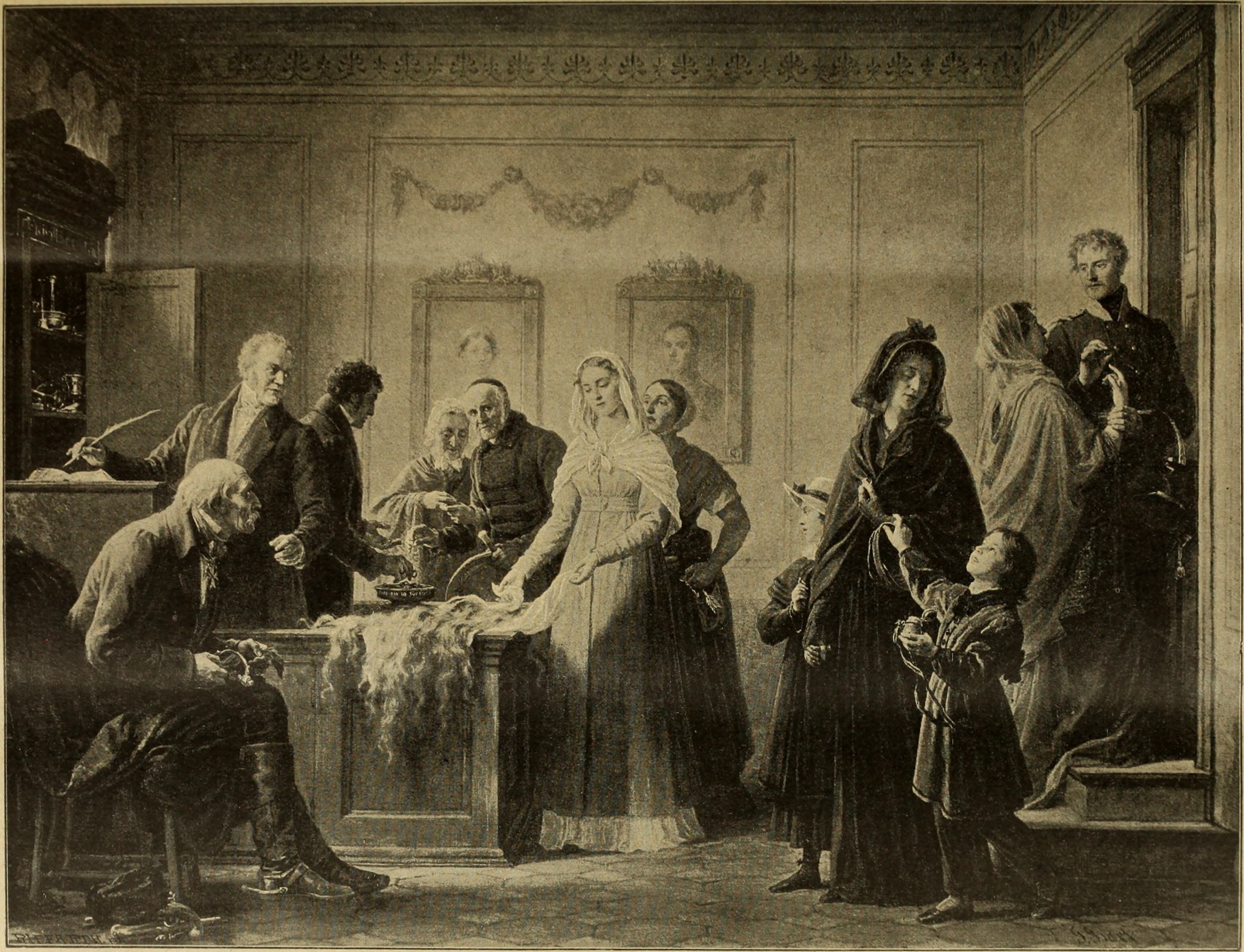
Sie beſaßen wirklich Ähnlichkeit mit Engerlingen, blaßgelb, mager, dünn, langgeſtreckt und langhalſig wie ſie waren.

In ihren netten, mit vielen alten Möbeln und ſonſtigen Gegenſtänden angefüllten Zimmern roch es ſtets nach Kaffee. Dieſes Getränk ſetzte die geringe Blutmaſſe beider einigermaßen in Bewegung und regte auch den Geiſt ſoweit an, als er vorhanden war.

Die beiden Mückenheims liebten Diana zärtlich; es war auch ſchon entſchieden, daß das Vermögen, welches ſie beſaßen, ihr dermaleinſt zufallen ſollte. Freilich, vorläufig dachten ſie nicht an Sterben.

Die beiden Mädchen hatten kaum die Fünfzig erreicht, und Kathinkas Herz war ſogar vor wenigen Jahren noch ſtark berührt worden. Oben in dem ihnen gehörenden Hauſe hatte nämlich eine zeitlang Rittmeiſter von Zwerg gewohnt, und Kathinka behauptete, er ſei deshalb ausgezogen, weil er ſein Inneres in ihrer Nähe nicht habe zur Ruhe bringen können.

(Fortſetzung folgt.)



Vaterlandsliebe im Jahre 1813. Nach dem Gemälde von G. Graef.
(Mit Genehmigung der Photograph. Geſellſchaft in Berlin.)

## Gold für Eiſen.

Zu dem Bilde von G. Graef auf Seite 293.

(Abdruck verboten.)

In vielen deutſchen Häuſern wird unter den Koſtbarkeiten, welche den Familienſchatz bilden, ein unſcheinbares ſchwarzes Ringlein aufbewahrt, das auf dem äußeren Rande die Inſchrift führt: „Gold gab ich für Eiſen.“ Das iſt das ſorgfältig gehütete Erinnerungszeichen an die Erhebung wider die napoleoniſche Gewaltherrſchaft; die Ringe dieſer Art ſchloſſen um Preußen und Deutſchland die Kette der einmütigen patriotiſchen Aufwallung, des gemeinſamen Opfers aller für die Befreiung des Vaterlandes. Als ein guter Prophet hatte ſich Ludwig Friedrich Jahn, der ſpätere Turnvater, erwieſen. Während noch den deutſchen Zeitungen die überſchwenglichen Siegesbulletins von der „großen Armee“ aufgenötigt wurden, äußerte er ſchon grimmig: „Der Krammetsvogel ſitzt in der Schlinge“, und er war es, der, durch geheime Botſchaft unterrichtet, die erſten Mitteilungen von dem Rückzuge — nein, von der Flucht Napoleons verbreiten ließ. Im Dezember 1812 dichtete der Primaner Auguſt — ſpäter Direktor des Köllniſchen Gymnaſiums zu Berlin — das markige Lied, das überall zündende Begeiſterung erweckte: „Mit Mann und Roß und Wagen hat ſie der Herr geſchlagen.“ Noch waren es Funken unter der Aſche, noch befand der König ſich in der Gewalt der Feinde. Da kam in den erſten Januartagen 1813 die Kunde von der kühnen That Yorks, am 22. Januar reiſte der König nach Breslau ab, und von hier erging am 3. Februar der Aufruf zur Errichtung freiwilliger Jägerkorps. Vier Tage ſpäter wurde er in Berlin bekannt, und in weiteren drei Tagen meldeten ſich aus der preußiſchen Hauptſtadt über 9000 Freiwillige, unter ihnen viele Jünglinge, die kaum dem Knabenalter entwachſen waren, allein vom Gymnaſium zum Grauen Kloſter 113. Ähnliches geſchah im ganzen Lande, und nicht blos die Jugend griff zur Wehr, ſondern auch das reifere Alter, Familienväter und Graubärte. Amt und Stellung gaben ſie daran, Beruf und Gewerbe, alle durchdrungen von dem Gefühl, daß die Stunde der Entſcheidung gekommen ſei, daß ein Sieg des Feindes den Untergang des preußiſchen Staates bedeuten würde.

Aber ſo erhebend die allgemeine Begeiſterung war, zum Kriegführen fehlte es am nötigſten, am baren Gelde, und ſo erſcholl denn der Aufruf zu freiwilligen Beiſteuern. Mit leuchtendem Beiſpiel gingen die wohlhabenden Bürger und der Adel voran, und oft brachten ſie beides zugleich, Opfer an Geld und an Menſchen. So ſtellte Graf Reichenbach ſich ſelbſt mit drei Söhnen, und 101000 Thaler bar, 5000 Scheffel Getreide und alle Pferde und Ochſen führte er mit nach Breslau. Ähnlich that ein Müller im Inſterburgiſchen, der ſeine drei Söhne nebſt deren Hauslehrer und zwei Mühlknappen, alle beritten, zum König ſchickte. Aus Waldenburg erſchienen ſechzehn Bergknappen, für deren Ausrüſtung die Knappſchaft 221 Thaler aufgebracht hatte. Mancher, der allein ſtand in der Welt, verkaufte Haus und Hof, legte den Erlös auf den Altar des Vaterlandes nieder und trat ſelbſt als Freiwilliger ein. Über alle die Opfer an Geld und Gut wurde in den öffentlichen Blättern unter der Überſchrift „Vaterlandsliebe“ und mit den Namen der Geber oder der von ihnen beliebten Chiffre Rechnung geführt. Aber ſo bedeutend einzelne Spenden waren, ſo ſelbſtlos viele den größten Teil ihres Vermögens hergaben, die Franzoſen hatten es verſtanden, Preußen zu einem armen Lande zu machen, und angeſichts des gewaltigen Kampfes, der bevorſtand, erſchien es nötig, ſelbſt das Scherflein der Witwe nicht zu verſchmähen. Da wurde am 9. März 1813 eine Spende mit folgendem Begleitſchreiben angezeigt: „Wir haben durch das Kriegsunglück Alles verloren, nichts bleibt uns von Wert übrig, wie einliegend unſere Trauringe; hier ſind ſie.“ Der Name des Ehepaares, das ſein Letztes dahingab, iſt nicht bekannt geworden, aber hohe Freude hat gewiß die Edlen erfüllt, als ſie wahrnahmen, zu welcher großartigen, in der Geſchichte einzig daſtehenden Bewegung ſie den Anlaß gegeben. Ein Bürger, Rudolf Werkmeiſter, regte den Gedanken an, für die goldenen Ringe und ſonſtiges Geſchmeide eiſerne Ringe den Gebern darzureichen, und kaum waren die erſten dieſer eiſernen Ringe fertig, ſo wurden gegen ſolche in Berlin ſofort 150 goldene Trauringe eingetauſcht. Zur Entgegennahme der Spenden wurde ein eigenes Bureau errichtet, an deſſen Spitze der Hofrat Heun trat, und einen beſonderen Aufſchwung erhielt die allgemeine Bewegung durch die Begründung des „Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes.“ Er war eine Schöpfung der preußiſchen Prinzeſſinnen, die am 23. März 1813 unter dem Stichworte „Das Vaterland iſt in Gefahr“ einen Aufruf erließen, in dem es heißt: „Nicht bloß bares Geld wird unſer Verein als Opfer dargebracht annehmen, ſondern jede entbehrliche wertvolle Kleinigkeit, — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohres, den koſtbaren Schmuck des Halſes. Gern werden monatliche Beiträge, Materialien, Leinwand, geſponnene Wolle und Garn angenommen und ſelbſt unentgeltliche Verarbeitung dieſer rohen Stoffe als Opfer angeſehen werden. Solche Gaben, Geſchenke und Leiſtungen geben fortan das Recht, ſich „Teilgenoſſin des Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes“ zu nennen.“

Nicht ohne tiefe Rührung kann man die Verzeichniſſe der Gaben leſen, die von allen Seiten herbeifloſſen. Neben der Spende der Prinzeſſin Ferdinand im Betrage von hundert Thalern ſind angeführt zehn Thaler von einer armen Witwe, die ſich das Geld zu einem neuen Rocke geſpart hat, es aber jetzt mit Freuden hingibt, weil die freiwilligen Jäger es beſſer brauchen können. Die Sendung einer Damenuhr iſt mit der Zuſchrift begleitet: „Oft ſchon waren wir in Verſuchung, dieſes einzige Kleinod zu verkaufen, um daraus das eine oder andere Bedürfnis befriedigen zu können, aber wir verſchoben es von einer Zeit zur andern, ahnend, daß wir es dereinſt zu dem herrlichſten Gebrauch beſtimmen würden.“ Dienſtmädchen bringen ihren geringen Schmuck, Kinder ihre Sparbüchſe, ein kleines Mädchen das Geld, das für eine Puppe beſtimmt war, Soldatenwitwen die Waffen ihres verſtorbenen Mannes, alte Krieger ihre goldenen Ehrenzeichen, und wer gar nichts zu geben hat, der bietet ſeine Arbeit dar: hier ein Lehrer, der den Ertrag ſeiner Privatſtunden für die Freiwilligen beſtimmt, dort eine arme Frau, die für den gleichen Zweck Hemden nähen und Flachs ſpinnen will. So riß die vaterländiſche Begeiſterung alle hin; kein Alter, kein Stand blieb zurück. Allein die Zahl der goldenen Trauringe, die gegen eiſerne Ringe umgetauſcht wurden, wurde auf 150000 geſchätzt.

Am berühmteſten iſt das Opfer geworden, welches die ſchöne, achtzehnjährige Ferdinande von Schmettau in Breslau darbrachte. Die Not des Vaterlandes ſchnitt der Jungfrau um ſo tiefer ins Herz, als ſie nichts mehr von koſtbarem Geſchmeide, nichts von Silber und Gold beſaß. Doch ja, hatte ſie nicht ihr goldenes, wallendes Haar, das bisher der Stolz ihrer Jugend geweſen? Allerdings überbrachte ſie nicht, wie auf unſerem Bilde dargeſtellt iſt, ſelber den unerſetzlichen Schmuck, ſondern der Vorgang trug ſich folgendermaßen zu. Mit der Abſicht, ihr vielbewundertes Haar zu opfern, begiebt ſie ſich zum Friſeur und fragt ihn, wieviel dasſelbe wohl wert ſei. „Zehn Thaler,“ antwortet der Mann, worauf ſie: „Wohlan, ſchneiden Sie 's ab und geben Sie mir das Geld.“ Der Friſeur aber kann ſich zu der That, die er abſcheulich nennt, nicht entſchließen, und ſie muß unverrichteter Sache von dannen gehen. Zu Hauſe ſchneidet ſie ſelber das wallende Gold von ihrem Haupte und überſendet es mit dem Begleitſchreiben: „Der Friſeur hat für dieſes Haar zehn Thaler geboten; es macht mich glücklich, dem Vaterlande dieſes kleine Opfer bringen zu können.“ Die That kam ſpäter zu Ohren des Königs, und Ferdinande wurde eine Stellung bei Hofe angetragen, aber ſie zog ein Leben ſtiller Beſchaulichkeit vor. Unvermählt iſt ſie geſtorben.

Der Vorgang, der in Wort und Bild gefeiert wurde, ſoll mehrfach noch von andern Jungfrauen nachgeahmt worden ſein, doch iſt deren Name nicht auf die Nachwelt gekommen. Herrlich aber leuchtet aus der Erhebung von 1813 der Edelſinn der deutſchen Frau hervor. Mütter, Gattinnen, Bräute, freudig brachten ſie ihre Opfer dem Vaterlande dar und hüteten das Gold der Treue, während die Streiter im Felde das Eiſen führten und die Bruſt dem Eiſen boten.

E. Schubert.

---

## Die Milchkühe der Ameiſen.

(Abdruck verboten.)

Die Milchkühe oder richtiger Zuckerkühe der Ameiſen ſind jene bekannten unangenehmen Blatt- und Schildläuſe, welche dem Blumenfreunde um ſo verhaßter erſcheinen, je öfter er die Wahrnehmung macht, daß ſeine Pfleglinge durch ſie verdorben werden. Man weiß, daß dieſe Tiere einen klebrigen ſüßen Saft abſondern, der die Ameiſen anlockt, aber über die Menge des Saftes, welche eine Blattlaus von ſich gibt, haben die Unterſuchungen des Herrn Büsgen in Jena erſt neuerdings wiſſenswerten Aufſchluß gegeben.

Herrn Büsgen fiel es auf, daß in den Sommermonaten, wenn einige Tage hindurch kein Regen gefallen war, ein unter einer Lindenallee gelegener Pflaſterſteig mit einer klebrigen Flüſſigkeit überzogen ward, die man bei rechter Sonnenbeleuchtung in kleinen, unzähligen, waſſerhellen Tröpfchen von den Bäumen herabſtäuben ſah. Dieſe Erſcheinung iſt nicht auf Ahorn und Linden beſchränkt, ſondern wird auch an kleineren Gewächſen, wie an Hopfen und Erbſen, bemerkt. Von altersher nannte man ſie Honigtau.

Über die Entſtehung dieſer ſüßen Klebrigkeit herrſchten verſchiedene Anſichten. Einige Forſcher betrachteten ſie als eine Abſcheidung der Blätter, andere hielten ſie für den Auswurf der vorhin genannten Schmarotzer. Nach Herrn Büsgens Unterſuchungen ſind die Blattläuſe die wahren Zuckerfabrikanten. Steckt man einen mit vielen Blattläuſen beſetzten Holunderzweig in eine Flaſche mit Waſſer, die man auf eine ſauber gereinigte Glasplatte ſtellt, ſo ſieht man nicht nur, wie ſich bald auf der Platte Honigtautropfen anſammeln, ſondern gewahrt auch kleine glänzende Taukügelchen, welche von den Tieren in weitem Bogen fortgeſchnellt werden. Die Schildläuſe der Camelia ſpritzen den Saft etwa auf die zehnfache Länge ihres Körpers von ſich; dasſelbe Verhältnis ſtellte ſich bei der Lindenblattlaus heraus. Daß die Tiere den „Honigtau“ ſo weit von ſich abthun, iſt ihrem Reinlichkeitsgefühle zuzuſchreiben: er iſt nämlich Unrat, den ſie nicht in ihrer Nähe haben wollen.

Rätſelhaft war bisher die ungeheure Menge des Honigtaus in ſeinem Verhältnis zu den wenigen Tieren, die man fand. Herr Büsgen überwachte die Abſonderung und fand durch genaue Zählung, daß 16 ausgewachſene Blattläuſe in einer Viertelſtunde einen Tropfen, im Laufe eines Tages alſo gegen 100 Tropfen erzeugen. Ein mit 16 Blättern beſetzter Zweig würde demnach, wenn jedes Blatt nur 16 Tiere trägt, bereits jede Minute einen oder im Tage

1440 Tropfen liefern. Im Hochſommer aber kann bei ihrer unglaublich raſchen Vermehrung die Zahl der Schmarotzer auf einem einmal befallenen Baume leicht eine ſo große werden, daß ein ſteter Tropfenregen von Honigtau fällt. Oft ſind die Schildläuſe nur eben noch mit dem Vergrößerungsglaſe aufzufinden; mitunter entdeckt man keine auf den Blättern, die trotzdem von Honigtau glänzen. Alsdann ſitzen die Läuſe höher an den Blüten und beſpritzen die Blätter in weitem Umkreiſe aus der Entfernung.

Die Blattläuſe ſtechen ihre Saugborſten in die Pflanze hinein und laben ſich an dem Zellſaft; was ſie von dieſem nicht verdauen, geben ſie als Honigtau wieder von ſich.

Der ſüße Tau ſcheint als ſolcher die Pflanze nicht geradeweg zu ſchädigen, wohl aber wirkt er nachteilig dadurch, daß er verderblichen Pilzen günſtigen Entwickelungsboden darbietet, welche die Blätter unter Umſtänden zum Abſterben bringen.

Von ungleich ſchwererer Bedeutung iſt die Saftentziehung, welche die Schmarotzer ausüben. Für eine Linde berechnet ergab ſich, daß die ausgeſogene Nahrungsmenge hingereicht hätte, um den ſechſten Teil der an dem Baume befindlichen Blätter zu erzeugen. Die Blattläuſe hindern daher die Ernährung, das Wachstum und die volle Entfaltung der Pflanzen, auf denen ſie ſich anſiedelten.

Manche Ameiſenarten gehen dem Honigtau nach und behandeln die Blattläuſe wie Haustiere, indem ſie Feinde abhalten, den Raupen wehren und ihnen Fürſorge widmen, ſo weit dies in den Kräften einer Ameiſe ſteht. Auch über dies Verhältnis ſind die Anſichten geteilt. Entziehen die Ameiſen den Blattläuſen Nahrungsſaft, ſo werden dieſe geſchwächt und in der Vermehrung zum Vorteil der Pflanze beſchränkt. Anderſeits müſſen die Blattläuſe um ſo mehr ſaugen, je ſtärker ſie als „Zuckerkühe“ von den Ameiſen in Anſpruch genommen werden. — Der praktiſche Verſuch entſchied.

Es wurden Gartenbohnen gepflanzt und zwar auf zwei Beeten, von denen das eine durch geteerte Bretter gegen das Eindringen von Ameiſen geſichert wurde, während man dem anderen ein Neſt ſchwarzer Ameiſen zuerteilte. Die Gartenbohnen werden faſt immer von der dunklen Mohnblattlaus befallen. So geſchah es auch hier. Gar bald aber ſtellte es ſich heraus, daß die Blattläuſe des Ameiſenbeetes ſich viel maſſenhafter vermehrten, als die des geſchützten Beetes, weshalb auf dieſes Blattläuſe übertragen werden mußten, um das Gleichmaß herzuſtellen.

Die Bohnenernte hatte folgendes Ergebnis: auf dem Ameiſenbeete war der Ertrag noch nicht einmal halb ſo groß, wie der auf dem Schutzbeete, die Stengel waren kürzer, es kamen weniger Pflanzen zur vollen Entwickelung, die Bohnen waren kleiner.

Hieraus geht hervor, daß die Blattläuſe, indem ſie für die Ameiſen arbeiten, ihren Wirtspflanzen mehr Schaden thun, als wenn ſie von jenen nicht zu erhöhter Thätigkeit angehalten werden.

Sie ſind jedoch beide ſchwer zu vertilgen, die Ameiſen ſowohl wie ihre Kühe, die Blattläuſe. Die Larve des Marienkäferchens ernährt ſich allerdings von den Blattläuſen, aber dieſer ſtellen wieder verſchiedene Singvögel nach, denen der Menſch Schutz gewährt. So muß der Menſch zuletzt auch noch das Lied des gefiederten Sängers mit dem Mindererertrag an Feld- und Gartenfrucht bezahlen, den Blattlaus und Ameiſe ungeſtört einheimſen. Es iſt eben nichts umſonſt.

J. Stinde.

---

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die ernſten Gedanken ließen Leberecht nicht los, als er, der einzige Fahrgaſt, in Wohlsbüttel den Bockſitz der Mallepoſt neben dem Schwager beſtieg. Das mulſtrige Innere des alten Kaſtens widerte ihn an. Er war froh, daß der Schwager, zornig über den naſſen Tabak in ſeiner Pfeife und das ſpatlahme Handpferd, auf jeden Anſatz zur Unterhaltung verzichtete, und nur wütend mit der Peitſche knallte, als hinter Wittſtedt die Douanenſtation auftauchte. Die Beamten waren ſcharf, und um ſo mehr, da ſie nichts Ordnungswidriges fanden. Einer ritt ſogar noch eine Viertelſtunde lang neben dem Wagen her und ſchnauzte in ſchlechtem Franzöſiſch.

„Du Düvelsmaat, di hang' wi doch noch upp!“ murmelte der Poſtillon ihm nach, als er endlich abritt, und ſchwang die Peitſche, daß die Pferde vor Schreck an den Strängen riſſen. „Dat's 'n ßackerment'ſchen Swinegel, Jürke Meins, Herr!“ ſagte er laut zu ſeinem Paſſagier und fuhr fort, zu fluchen und ſeitab auszuſpucken, als habe der Pſeudofranzoſe ihn genötigt, einen Kübel voll Galle zu leeren.

Es war eine eintönige Fahrt, immer am Ufer des Aueflüßchens, zwiſchen dem Großen und dem Düringer Moore hin. Neun Reiſende unter zehnen hätten ſie zweifelsohne ſterbenslangweilig gefunden. Leberecht genoß ſie, denn dieſe weite, violett überſchimmerte Ebene mit den Hollener Hünenſteinen am abendlich-roſigen Horizonte und den Mühlenflügeln und Kirchturmſpitzen der verſtreuten Dörfer engte ſeiner Gedanken Flut nicht ein. Und es that ihm beſonders wohl, daß er ſich nicht mehr von Waſſer umgeben, von Eis umſtarrt ſah, wie auf ſeiner Insula perdita! Auf feſten Boden fühlte er ſich zurückverſetzt. Auch die wenigen Vorüberkommenden ſchienen ihm einen keckeren und friſcheren Ton zu haben als die Moorbauern. Etwas wie Hoffnungswehen ging durch die Luft.

In Wulsdorf, wo er bei ſinkender Nacht anlangte und im Wirtshauſe zwiſchen zwei knorrigen Eichenbäumen abſtieg, herrſchte reges Leben. Der kleine Ort wimmelte von franzöſiſchen Beamten. Man forderte ihm ſcharf und befehleriſch Paß und Sicherheitskarte ab und begann eine Art von Kreuzverhör. Seinen geiſtlichen Stand ſchien man von vornherein anzuzweifeln.

„Was Pfarrer? Sacré nom d'un chien! Nix Pfarrer — nix beweiſt die Soutane. Voyons! Öffnet den Mantel — öffnet!“

Sie zwangen ihn, ſeinen Kragenmantel abzuwerfen, tuſchelten und ziſchelten und ſteckten die Köpfe zuſammen. Dann muſterten ſie ſeine kraftvolle Geſtalt, wie die eines Rekruten auf Dienſttauglichkeit. Einer der Beamten erdreiſtete ſich ſogar, ſeinen Arm zu umſpannen, um ihn auf und ab zu biegen, aber Leberecht ſtemmte ſich, daß die Muskeln ihm als ſtarre Bündel empor ſchwollen, und riß ſich los: „Hand fort, Schurke, oder —“

Er zitterte und bebte vor Wut. In dieſem Ganzen lag ein ſolches Übermaß von Unverſchämtheit, daß ſein raſches Blut ihm in die Stirn hinauf ſchoß und ſeine Finger zum Fauſtſchlage zuckten. Wie ein niederſchmetternder Blitz durchfuhr es ihn abermals wie an jenem erſten Morgen nach der erſten Predigt auf St. Jürgen: „Ich bin kein Prieſter, ich kann die Maske nicht länger tragen! Gieb Waffen, Gott!“

Er bedurfte all ſeiner Vernunft, um ſich nicht durch irgend eine unbedachte That zum Gefangenen dieſer welſchen Peiniger zu machen.

Schließlich, als ſie gar nicht von ihm ablieſsen, zog er ſeines Schwiegervaters groß zuſammengebrochenes Schreiben an den Dorumer Lehrer aus der Bruſttaſche, und das mächtige rote Kirchenſiegel, das Domine Torbeeken zu aller Sicherheit auf den Brief gedrückt hatte, brachte die franzöſiſche Geſellſchaft endlich zur Beſinnung. Sie hieß den Verdächtigen ſeine Papiere wieder an ſich nehmen und ſeiner Wege gehen.

„Mais — gare à vous!“

Er wußte hinterher wahrlich nicht, wie er ſo glatt davon gekommen war; denn er hätte darauf ſchwören mögen, daß er, noch auf der Thürſchwelle, der ganzen Kleriſei da drinnen ins Geſicht gelacht habe! Und doch, welch eine Herkulesarbeit, das Land von ihnen zu ſäubern!

Eines aber gab ihm friſcheren Glauben. Das war die Art, mit der die Bewohner des Fleckens höhniſch und hochmütig auf die buntröckige Kuckucksbrut herabſchauten. Und je weiter er, im Laufe des folgenden Tages, nach Norden kam, um ſo augenfälliger ward ihm die drohende Haltung des Marſchvolkes. Es machte ihm einen tiefen Eindruck, als ſein Kutſcher, kurz vor Weddewarden, einem Grenzler, der inmitten der Fahrſtraße ſtand, herriſch zuſchrie: „Ut'n Wegg!“

„Rangez!“ ſchrie der Franzoſe zurück, und wies mit leichtverſtändlicher Geſte zur Linken, „à gauche!“

„Dar is nicks to begööſken*), hier geiht de Wagenſpoor.

---

*) beſchwichtigen.

Ut'n Wegg!“ wiederholte der Kutſcher und fuhr geradeswegs in den tiefen Radgeleiſen weiter. „Pack di, du Schävaardt!“*)

Der Franzoſe ſprang zurück, griff an die Waffe, ließ unſchlüſſig wieder davon ab und ſtand, wütenden Blickes, in ſeine Brieftaſche notierend.

Der Kutſcher drehte ſich mit dem halben Leibe um, knallte mit der ſtarken Peitſche nach rückwärts und lachte über ſein ganzes, breites Geſicht: „Schriew' du man! Ehr dat'r dien Goosei**) uutkümmt, bün ick de Hahn in't Hönerwiem!“***)

Luſtig ging's vorwärts; der Kutſcher ſchnalzte mit der Zunge, daß die wuchtigen Pferde ſchlank trabten wie Kutſchengäule, und dann hielten ſie, hinter Dingen, vor Bauer Sibberns ſtattlichem Hofe.

Leberecht ſtieg aus, um, ſeinem Verſprechen gemäß, nach Reemt Arend zu fragen. Allein der Knecht war nicht da.

„Er is auf Verlöff, un ſicher is das nich, wennehr daß'r wiederkommt,“ beſchied der Bauer ſelbſt den Frager und pflanzte ſich preislich, die Arme eingeſtemmt, inmitten ſeines Hausthores auf, als wollte er ſagen: „Kein fremder Fuß darf mir über die Schwelle ſchreiten!“

Leberecht ſpürte auch hier ſofort die offenkundige Feindſeligkeit gegen alles, was nicht der engſten Heimat angehörte, heraus, und hätte vor allen Dingen herausſpüren dürfen, daß er ſelbſt weit eher einem verkappten Kriegsmanne glich, als einem geiſtlichen Herrn. Sobald er dann ſeinen Namen nannte und den Zweck ſeiner Reiſe angab, trat der Bauer zur Seite, ſchüttelte ihm die Hand, hieß ihn eintreten und ſchickte den Kutſcher in die Knechtskammer zum Eſſen mit dem Geſinde. Da Leberecht keiner Erquickung bedürftig war, nötigte Sibbern nicht weiter, ſondern ging mit ihm zurück unters Hofthor.

Der Hof lag ſehr ſtill, nur Marten machte ſich am Schleifſtein mauſig. Weshalb dieſer ſtramme Burſche nicht in der Schule war, darüber gab der Bauer keine Auskunft.

„'t paßt mi ſo —“ damit baſta.

Auch Leberechts Forſchen nach den politiſchen Geſinnungen des Wurſter Landes beantwortete er nur mit einem raſchen, klugen Blicke ſeiner hellen Augen und machte dabei eine ſtreichende Bewegung mit der Flachhand durch die Luft: „Weg d'rmit!“ ſagte die Bewegung ohne Worte.

Am Nachmittage erſt langte Leberecht in Dorum an. Faſt die gleiche franzöſiſche Komödie hier, wie geſtern in Wulsdorf; die Beamten von fieberiſchem Pflichteifer beſeſſen, der Maire mit verbiſſener Miene ſeine Eintragungen machend, die Schreiber, ſoweit ſie deutſche Zwangsknechte waren, läſſig und flegelhaft den Franzoſen vor der Naſe. Man konnte wohl das Gefühl haben: eine Revolution bereite ſich vor. Auf den Straßen ſpielte die Schuljugend lärmend, und die vorbeiſchreitenden Bürger blieben einzeln vor Leberecht ſtehen und ſahen ihn erwartungsvoll an, als wollten ſie fragen: „Was bringſt du Neues, du Fremdling, der doch augenſcheinlich kein Franzmann iſt!“ Ein dicker, eifrig daherſtapfender Bauer, bei dem Leberecht ſich nach der Straße zum Schulhaus erkundigte, drängte ſich gegen ihn und flüſterte geheimnisvoll: „Is He van de Preu'ſche Lannwehr, Här Kaptein? Wennehr geiht de Schandudel†) denn los? Hebb' ji all genoog K'nonens?“

Es gab Leberecht einen wahren Stich ins Herz, als er dem biedren Patrioten eingeſtehen mußte, daß ihm der Kapitänstitel nicht zukomme, und daß es mit den Kanonen leider noch ein Weilchen Zeit haben werde.

„Hä wat!“ entgegnete der Dicke, „wenn ji annern Bangbückſen ſünd, denn willt wi dat all beſorgen. Een Partee mutt anfang'n, hier baven††) an't Watt!“

Der Lehrer, ein ältlicher Mann, empfing Leberecht ſehr devot und ängſtlich. Es ſei ein gar böſer Geiſt in ſeine liebe Pflanzſtätte der menſchlichen Weisheit gefahren: bös oder gut, je nachdem man's nehmen wolle! Der ruhige Büchergelehrte fühle ſich nicht mehr behaglich unter dieſen Wurſtern. Gott wiſſe, was ſich da draußen in der Marſch für ein Unwetter zuſammenziehe! Alle die Bauernſöhne ſeiner Klaſſe ſeien ihm fortgenommen worden ohne weiteres; das Geld habe man ihm auf den Tiſch geworfen, daß es bis dort an den Ofen hin in der Stube umhergeſprungen ſei! Sein vorzüglichſter und nobelſter Schüler, der junge Baron von Woyta, wolle nach Schleſien abreiſen, zur Fahne ſchwören, ſechzehnjährig! Kaum zu glauben, wie man ſich ſo gefährlichen Illuſionen hingeben möge: gegen Bonaparte! man denke! man denke! Indeſſen der Herr Baron Vater habe das Reiſegeld ſofort bewilligt und bereits geſtern durch den Junker von Trebbin einſenden laſſen. Und da nun Musjö Volkmar Torbeeken ſich ſo jammervoll um den Abſchied vom Freunde angegeben habe, ſei ihm, zu deſſen Begleitung bis Neuhaus an der Oſte, nach verbüßtem Arreſt ein kleiner Urlaub konſentiert worden, den er heute abend antreten wolle. Man müſſe es einmal mit Güte verſuchen. Der junge Menſch ſei, der grundſätzlichen Strenge ungeachtet, ein gar zu obnoxes Erziehungsobjekt und völliger Antichriſt geworden. Vielleicht mache es die Milde, daß er in ſich ſchlage! Übrigens wandre ein braver und zuverläſſiger Menſch mit den beiden jungen Herren: ein Hausmannsknecht drunten aus Dingen, und wie er vernommen habe, Musjö Volkmars Kantonsgenoſſe und Spielkamerad von St. Jürgen her.

Reemt Arend! Leberecht wußte längſt genug! Er ſchnitt das umſtändliche Gefüge von lauter Schachtelſätzen kurzweg auseinander und erklärte dem abgetriebenen Hirten ſeiner zuchtloſen Herde von lauter ſtoßenden Böckchen, daß auch er den jugendlichen Schwager höchſt wahrſcheinlich für eine Weile mit heimnehmen und auf St. Jürgen unterrichten werde. So leid es ihm thue, er halte es für weiſe, die Lunte vom Pulverfaß fortzuſchaffen. Der Einfachheit halber zahlte er dem dienernden Männchen das fällige Schulgeld für den laufenden Monat in gutem Silber auf den Tiſch, ließ ſich verſichern, daß außerhalb der Schule keine Klagen gegen Volkmar geführt ſeien, und begab ſich eilends in das ihm bezeichnete Haus am Marktplatze.

Die Thür ſtand offen und unbewacht, drüben am Eck plauderte die Wirtin mit dem Blechenſchläger, der ihren Theekeſſel ausgeflickt hatte, und Leberecht ſtieg auf ſeine eigene Fauſt die zwei engen Treppen hinan, bis dahin, wo er einen Lichtſtrahl durch die klaffende Bretterwand des Dachſtübchens fallen ſah.

### 11. Kapitel.

Alles war totenſtill. Draußen vor der Thür der ſchrägdachige Bodenraum vollgeſtopft mit allerhand ſchadhaftem und wertloſem Gerümpel, Kiſten, Kaſten und Möbeln. Drinnen im Kämmerchen ſah Leberecht einen Schatten ſich vor der hellen Wandſpalte hin und her bewegen, nun kam ein gleichmäßiger, feiner Laut, Schaben und Kratzen und ganz leiſes Pfeifen dazu: die weiche, ſchwermütige Melodie des Tiedgeſchen: „Schöne Minka.“ Jetzt ging das Pfeifen in Summen über und die Worte wurden vernehmlich:

„Du, mein Olis, mich verlaſſen?
Meine Wange wird erblaſſen!
Alle Freuden werd' ich haſſen,
Die ſich freundlich nahn.

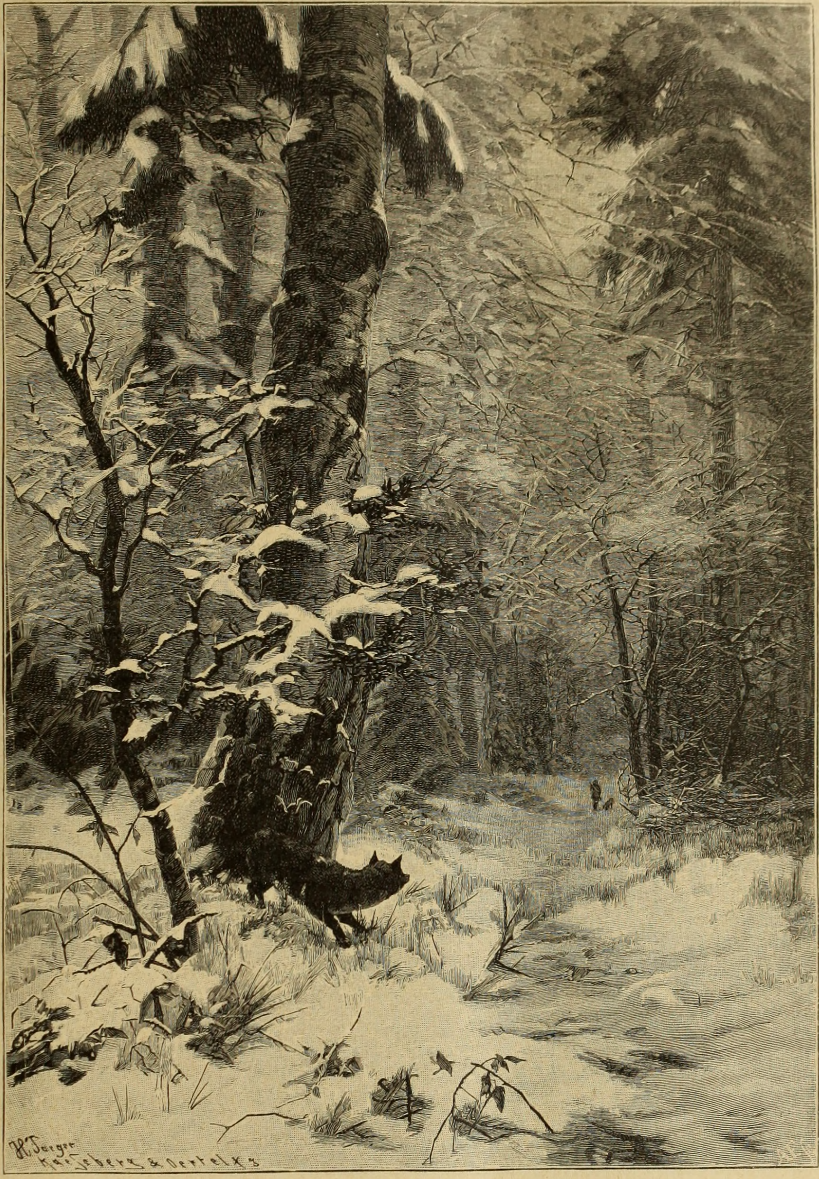
Ob auch all die friſchen Farben
Deiner Jugendblüte ſtarben,
Ja, mit Wunden und mit Narben
Biſt du, Süßer, mein.“

Der Geſang brach ab, die etwas unklare Knabenſtimme räuſperte ſich energiſch, und dann wieder kein Laut mehr, als das emſige Schaben und Scharren, wie von Sandpapier auf einer roſtigen Meſſerklinge.

Leberecht kam's auf eine Überraſchung an. Er hob geräuſchlos das zuſammengeknüpfte Bindfadenende vom Nagel

---

*) Schubjack. — **) Gänſeei. — ***) Hühnerſtall. — †) Skandal. — ††) oben.



Wintermorgen. Nach dem Gemälde von Hans Jäger.

ab, und die Thür öffnete ſich von ſelbſt, nachdem dieſer einfachſte aller Verſchlüſſe beſeitigt war. Indem aber fuhr eine Katze, die wohl verborgen im Thürſchatten geſeſſen hatte, fauchend und pruſtend auf und floh über das Gerümpel davon zur Dachluke, und der Knabe ſprang, jäh erſchreckt, vom Seſſel in die Höhe. Sein Arbeitsgerät: ein Fetzen Schmirgelleinen und eine zierliche, engliſche Piſtole von ſich werfend, ſtand er ſeinem Schwager gegenüber. Rot und blaß in raſchem Wechſel ward das ſchöne, blondlockige Geſicht; die lange, blaugefrorene Hand machte, aus dem kurzen Ärmel heraus, eine inſtinktive Bewegung gegen den Tiſch hin, den ein Wuſt von Schriften, Wäſche und allerlei kleinen Gebrauchsgegenſtänden überſtreute, aber ſie zog ſich ſofort wieder zurück, ohne das Geringſte zu verdecken.

Furchtlos richtete ſich der Kopf empor auf der jungen, überſchlanken Geſtalt, und Chriſtinens große Blauaugen ſchauten den Eindringling keck und trotzig an.

„Wer ſind Sie? Was wollen Sie? Wer hat Ihnen erlaubt, hier einzutreten?“ und die lange Knabenhand griff hinter ſich nach der engliſchen Piſtole, deren friſchgeputzter Lauf im Licht der Talgkerze flimmerte.

„Holla halt! du Tollkopf! Kannſt du dir’s gar nicht denken, wer ich bin?“

„Nein — doch. Ich weiß nicht! Was wollen Sie von mir?“ Der Piſtolenlauf ſenkte ſich ein wenig, und die Blauaugen wurden weit aufgeriſſen.

„So ſieh mich doch einmal richtig an! Ich komme von deinem Vater —“

„Sie werden mich niemals von meinem Vorhaben abbringen! Wer ſind Sie? — ich kenne Sie nicht — das iſt eine bloße Finte.“ Dann nach einem weiteren Prüfungsblicke: „Um Gott! Schwager — Schwager! geliebter Schwager!“

„Nun endlich! Junge, erwürg’ mich nicht, laß mir mein Leben. Laß ab, Junge! Sinnig, du Unband —“

Wie ein gutgeſchnellter Ball war er an der hohen Männergeſtalt aufgeſprungen, hatte den ſtarken Nacken mit klammernden Händen umſchlungen und küßte nun Leberechts Mund mit heißen Lippen, die dabei hart und ſpröde vom Winterfroſt waren. Wie ihm unter der dünnen Jacke das Herz gewaltig ſchlug, wie er kindiſch lachte und ſchluchzte in einem Atem an der brüderlichen Bruſt!

Leberecht hielt den ſchmächtigen Körper feſt gegen ſich, erwiderte die warmen Liebkoſungen und verſicherte zwiſchendurch auf des Knaben überſtürztes Fragen, daß in St. Jürgen alles wohl und ſein liebes Stinchen auch nicht die Spur erzürnt ſei gegen ihren Herzensbruder. „Aber nun erkläre mir nur, was bedeutet dies?“

Er trat zum Tiſch und muſterte das bunte Chaos: hier ein Reiſetäſchchen, mit Brot und einem ſchmalen Schnapsfläſchchen verſehen, dort Wäſche in ein feſtes Bündel gerollt, um in den offenen Torniſter gepackt zu werden, der kein Schulbuch mehr barg, zerriſſene Briefe, ſorgſam gefaltete Flugblätter und Zeitungsausſchnitte; ein handliches Dolchmeſſer und die Piſtole nebſt einem Beutelchen Munition. Auf einem Bogen Konzeptpapier der Gänſekiel quer über den Anfang eines Briefes geworfen: „Theure Eltern — Einziges Stienchen, verzeihet mir, wenn ihr’s könnt —“

Seitab auf der Tiſchkante ein Taſſenkopf voll Tapezierkleiſter und der gekleiſterte Gegenſtand daneben zum Trocknen ausgelegt: eine Art Medaillon von Pappe, ſchwarzumrandet an blauem Florbande hängend. In der ſchwarzen Umrandung ein kleines Stahlſtichporträt der Königin Luiſe, und als Leberecht das Ganze vorſichtig aufhob, um es näher zu betrachten, zeigte ihm die Rückſeite Chriſtinens Schattenriß.

Volkmar nahm ihm das Medaillon fort, errötend wie ein Mädchen, überzeugte ſich davon, daß der Kleiſter völlig trocken war, und ließ ſich das blaue Florband über den Lockenkopf gleiten. Dann öffnete er Jacke und Hemdkragen und verſteckte die beiden Bildchen in ihrem Trauerrahmen auf ſeiner bloßen Bruſt.

„Das iſt mein Amulet, mein Talismann, das Reinſte und das Liebſte, das ich kenne,“ ſagte er und preßte Leberechts Finger hart zuſammen. „Ja, Schwager, ſo iſt es nun, ich gehe mit meinem Eberhard davon in den Krieg. Haltet ihr mich zurück, ſo ſchieß' ich mich tot! Ja, gerade weil ich Vater und Mutter ehre und liebe, geh' ich,“ ſchnitt er Leberechts Einwurf ab. „Was könnt' ich denn Beſſeres und Höheres thun, als mit vielhundert Gleichgeſinnten für die edle Freiheit, fürs Vaterland hinwegziehen? Schwager, Sie werden mich vertreten!“

„Kind, wie willſt du die Strapazen, die Märſche ertragen, du biſt noch ſo jung, zu jung,“ entgegnete Leberecht, faßte des Knaben beide Hände und betrachtete ihn gerührt. Dieſe ſchöne, reine Stirn hegte nichts als Gedanken an blutigen Ruhm; das Herz hinter jener Bruſt, die ſchneeweiß zwiſchen den Falten des offengebliebenen Hemdes hervorſchimmerte, ahnte nicht in ſeinem Tapferkeitsidealismus, was es heißt, ſich dem Feinde unerſchrocken als Kugelziel zu bieten.

„Du biſt noch zu jung, wahrlich, Kind!“ wiederholte er, aber Volkmar rief leuchtenden Auges: „Zu jung? Was wollen Sie? Im März werd' ich ſechzehn.“

„Und wenn du bliebeſt? Wenn deine Eltern dich verlören? Haſt du daran nie gedacht, an ihr grenzenloſes Leid?“

„Hätten Sie's in meiner Lage? Dies Feuer glüht alles andere hinweg, und das ſoll's auch! Das Ganze fürs Ganze! Und ich werde ja wiederkehren; die große, herrliche Sache muß ſiegen! Pſt! pſt! Da kommt mein Eberhard zurück, warten Sie, hören Sie ihn!“

Der Junker in der Pikeſche, eine Bärenmütze auf dem Kopfe, das Peitſchchen im Stiefelſchaft, riß die Thür auf und trabte mit ſtarken Schritten über die altersſchwachen Dielen.

„Noch nicht weiter mit der Arbeit, Tuisko? Es iſt halb ſechs vorbei; Arend und die andren warten — ah! wen haſt du da?“

„Gut Freund, gut Freund! Meinen Schwager, von dem ich dir ſchon ſo oft ſprach, Domine Claudius. Er iſt eingeweiht, ich hab's gethan.“

„Das nenn' ich eine Überraſchung! Alſo Sie wiſſen? Sie billigen es? Vielleicht gar ſchließen Sie ſich uns an für die heilige Sache des Vaterlandes?“

Er ſtreckte ihm die kleine, nervige Hand entgegen und blitzte ihn aus den kohlſchwarzen Slavonenaugen an. Zu einer Erwiderung ließ er Leberecht gar nicht gelangen. Er war viel zu intenſiv mit den Vorbereitungen zum nahen Aufbruch beſchäftigt, und ſeine lodernde Begeiſterung dabei, ſein klares Disponieren über Ort, Zeit und Hilfsquellen und das weichere Herz des Freundes dazu, machten einen großen, erhebenden Eindruck auf den reifen Mann, in deſſen Seele die gleichen Entſchlüſſe unter ſchweren Kämpfen zum Licht drängten. Noch ein Anſtoß, wie die Wulsdorfer Szene, und er machte ſich des Talars ledig! Je länger er dieſen beiden unmündigen Knaben zuſah und zuhörte, deſto heftiger wurmte es ihn, daß ſie ihm ein Beiſpiel gaben und nicht er ihnen. Seinen heimiſchen Banden und Verhältniſſen ſchien er entrückt und entronnen, alles Zarte ward vom Hehren und Gewaltigen in ein Nichts gedämpft.

Er ſtand zwiſchen den Knaben am Tiſche, Volkmar packte, holterdipolter, Eberhard erläuterte dem neugewonnenen Freunde die mutmaßliche Zukunft mittels der Landkarte, die er vor ihm ausbreitete: „Den Weg haben wir uns ſchön ausgearbeitet. Sehen Sie, zuerſt über Midlum nach Weſterwanna, und dann ſchräg vor Otterndorf hin (denn die Städte meiden wir!) nach Belum hinauf, und oberhalb Neuhaus die Oſtemündung entlang. Da iſt der erſte Verſchworene, der bringt uns mit Reemt Arend zuſammen, über die Elbe nach Brunsbüttel. Sind wir nur erſt im Holſteinſchen und Mecklenburgiſchen! In Wismar treffen wir auf meinen Vetter Trebbin, der nimmt uns und ſeine beiden Brüder mit hinunter nach Breslau. Sie wiſſen doch die Kunde aus Breslau? Gib die Blätter herüber, Tuisko, nein, nicht doch, packe ſie lieber ein, ſpute dich!“

Volkmar packte mit einer Hand, die andere ließ den Schwager nicht los, und wieder und wieder forſchte er ihm in den Augen. „Haben wir's nicht gut überlegt?“ fragte er endlich, als er den Ranzen zuſchnallte, während Eberhard noch immer mit ſeinem Rotſtifte im Zickzack auf der Karte hin und her fuhr, Leberechts vielfache Bedenken niederſchlagend, wie Fliegen mit der Klappe. „Sehen Sie hier den Brief vom Junker Trebbin,“ ſagte Volkmar. „Nichts wird uns die Reiſe koſten, als ein wenig Zehrung und müde Füße. Und das auch nur bis ins Mecklenburgiſche, dann ſorgen die richtigen Patrioten für uns, und unſere ganze Equipage gibt uns der König! Laſſen Sie ſich's zeigen, wieviel ich mir erſpart habe!“ Er ſuchte und ſuchte unter der Jacke, bis er das ärmliche Beutelchen mit ſeiner klingenden Habe fand: „Volle drei Thaler, damit kommt man ungeheuer weit!“

Die Augen leuchteten ihm; er ſchulterte den Ranzen und hing den Brotſack um. Sein Blick durchſchweifte das kahle Kämmerchen von Winkel zu Winkel und blieb an dem aufgemachten Bette hängen: „Wo werden wir dieſe Nacht ſchlafen?“ fragte er halblaut, und ein leiſer Ton zaghaften Bedauerns lag in ſeiner Stimme.

„Je härter, deſto beſſer,“ antwortete Eberhard, „ſo daß wir uns ſchon heute an das gewöhnen, was uns bevorſteht, und als kernfeſte Soldaten vor den König hintreten dürfen. Weihen Sie uns,“ ſagte er plötzlich zu Leberecht gewendet, kniete vor ihm nieder, beugte das Haupt und hieß ſeinen Freund das Gleiche thun.

Wie eine wilde Flut durchbrauſte es Leberechts Seele. Furcht, Sorge, Zweifel, alles war von ihr hinweggeſpült! Er legte die Hände feſt auf den dunklen, tiefgeſenkten Kopf und auf den lichten, der ſich wie eine Blume ſeitwärts neigte, und ſegnete ſie ein mit einer Stimme, die rauh klang, weil ſie Gefahr lief vor übermächtiger Bewegung zu brechen:

„Verzage nicht, o Häuflein klein,
Obſchon die Feind' willens ſein,
Dich gänzlich zu verſtören,
Und ſuchen deinen Untergang,
Davon wird dir recht angſt und bang,
Es wird nicht lange währen.

Tröſte dich nur, daß deine Sach'
Iſt Gottes, dem befiehl die Rach',
Laß ihn alleine walten.
Er wird durch ſeinen Gideon,
Den er wohl kennt, dir helfen ſchon,
Dich und dein Wort erhalten.

Amen!“

Sie erhoben ſich, bepackt, bewaffnet wie ſie waren, küßten einander innig und feierlich auf Stirn und Mund und küßten dann des Geiſtlichen ſegnende Hände.

„Sie wären ein rechter, herrlicher Gideon, ziehen Sie doch mit uns,“ ſagte Eberhard und blickte bewundernd zu Leberecht empor, den der Kragenmantel zwiefach ſtattlich machte. „Iſt denn jetzt nicht der Krieger faſt heiliger vor Gott, als der Prieſter?“

„Ich komme auch!“ wollte Leberecht entgegnen, da aber ſchauten ihn wieder Chriſtinens große, fragende Blauaugen an, aus ihres Bruders Antlitz, und er brachte die drei kurzen Worte nicht über ſeine Lippen.

Im Abenddunkel ſtiegen ſie treppab und gingen miteinander durch das ſtill gewordene Städtchen ins Freie hinaus. Am Alſuner Markſtein ſchauten ſie ſich nach den Gefährten um, von denen Eberhard geſprochen, aber ſie ſahen niemand.

„So müſſen wir weiter bis Cappel, dort treffen wir ſie an,“ ſagte Eberhard, und Volkmar fügte bittend hinzu: „Bringen Sie uns doch noch ein Stückchen, liebſter Schwager.“

Leberecht nickte, die beiden nahmen ihn in die Mitte und weiter ging's nordwärts. Sie näherten ſich dem Deiche, und dumpf und ſchwach kam von dort das Geräuſch der gleichmäßig anprallenden Wogen herüber.

(Fortſetzung folgt.)

## Ein Totentanz.

(Zu dem Bilde in der Marienkirche in Lübeck.)

Die alten Künſtler malten Totentänze. —
In ſchaurigtollen, gliedverrenkten Sprüngen
Siehſt du den Knochenmann den Reigen ſchwingen
Mit jung und alt, im Winter wie im Lenze.

Ob auf dem Haupte eine Krone glänze,
Ob Myrten ſich durch goldne Locken ſchlingen:
Nicht Kind, nicht Greis kann ſich dem Arm entringen
Des grauſen Tänzers mit geſchwungner Senſe.

So iſt der Totentanz ein Bild des Lebens,
Ein Mark und Bein erſchütterndes, reales —
Nur nach Verſöhnung ſucht der Blick vergebens!

Es iſt die Wahrheit des Belſazar-Mahles:
Heut, weil wir leben, laßt uns eſſen, trinken,
Weil morgen ſchon wir in den Tod verſinken!

## Der Zug des Todes.

(Zu dem Bilde von G. Spangenberg in Nr. 15.)

Vor einem Bilde bin ich jüngſt geſtanden,
Auf dem der Tod, dem alle wir leibeigen,
In langem Zuge läßt herniederſteigen
Ein unabſehbar Volk aus allen Landen.

Sie folgen paarweis, ſo wie ſie ſich fanden,
Dem grauſen Führer nach in düſterm Schweigen,
Erhobnen Haupts die einen, andre neigen
Den Nacken tief, als die im Schmerz ſich wanden.

So leitet er, ein mördriſcher Herodes,
Der Menſchenkinder ungezählte Herde
Erbarmungslos durchs dunkle Thal des Todes.

Wohl ſchreckt mich ſeine grimmige Geberde,
Doch kann ich noch inmitten ſeiner Schrecken
Die Hand des Glaubens nach dem Kreuze ſtrecken!

Franz Jahn.

---

## Der Thee und die Entwickelung ſeiner Kultur.

(Abdruck verboten.)

Anregende Genußmittel ſind von jeher und überall auf der Erde in Gebrauch geweſen.. Trank der Araber ſeinen Mokka, der Mexikaner chocolatl, der Chineſe Thee, kaute der Inder Betelblatt, der Centralafrikaner Kola —, ſie alle handelten in dem Bewußtſein, daß ihr Nervenapparat, ihre Leibes- und Sinnesthätigkeit zu erneutem Schaffen angeſpornt würde. Dieſe Erkenntnis bewirkte, daß ſich die Mehrzahl dieſer Produkte über das ganze Weltall verbreiten konnte. Kaffee, Kakao und Thee ſind überall zu finden, ſie gehören infolge der Gewöhnung zu den Erforderniſſen des Menſchengeſchlechts. Im Mittelalter gab es eine Zeit, wo Staat und Kirche in Deutſchland gegen die überhand nehmende Schwelgerei zu Felde zog. Allein keine Verordnung vermochte die Kaffeehäuſer zu ſchließen, und bald genug kam die hohe Obrigkeit auf den goldenen Gedanken, ſtatt Strafen — Steuern zu erheben. Und ſo liefern denn heute die Zölle auf Genußmittel einen Hauptteil des Staatseinkommens.

Während aber Kakao und Schokolade auch Nahrungsmittel repräſentieren, ſind Kaffee und Thee faſt ausſchließlich als Genußmittel zu betrachten. Nährend ſind dieſe letzteren beiden Produkte nur da, wo man, wie in Nubien und Arabien, den Kaffee mit dem Bodenſatze oder, wie bei den centralaſiatiſchen Völkern, den Thee mit den Blättern genießt.

Die Kenntnis, daß Kaffee in den verſchiedenſten Weltteilen gezogen wird, iſt ziemlich allgemein verbreitet, dagegen wird von Thee, wenigſtens in Europa, noch immer faſt ausſchließlich „chineſiſcher“ verlangt, obwohl etwa die Hälfte der Geſamtproduktion anderer Herkunft iſt. Der Theeexport Chinas iſt unverkennbar im Rückgange begriffen, während Indien, Ceylon, Java und Japan ihre Produktion alljährlich vergrößern. Wennſchon nun aller ſchwarzer wie grüner Thee von einer und derſelben Pflanze kommt, ſo iſt doch der Geſchmack des Aufguſſes aus den genannten Ländern außerordentlich verſchieden. Dies iſt einmal bedingt durch örtliche Verhältniſſe, welche abweichende Formen des Theeſtrauches erzeugen, ſodann aber, und zwar hauptſächlich, durch die Art der Präparation, techniſch „Mache“ genannt. Man kann gegenwärtig die Geſchmacksrichtung für Thee in vier Gruppen ſondern, und zwar kommt in Rußland ausſchließlich chineſiſcher von mildem, aber aromatiſchem Geſchmack, in England und deſſen Kolonien indiſcher, einſchließlich Ceylonthee in Betracht, welcher ein viel volleres Getränk liefert. In Deutſchland, Öſterreich und dem übrigen Mitteleuropa ſind Miſchungen beider Extreme, in Nordamerika dagegen iſt Japanthee am beliebteſten. Javaniſches Produkt wird weſentlich in Holland, weniger in England konſumiert. Damit ſind die Produktionsländer erſchöpft. Geringe Theemengen werden in Braſilien erzeugt; in Kalifornien und Kaukaſien können die Kulturen als geſcheitert gelten, dagegen berechtigen die ſüdafrikaniſchen zu guten Hoffnungen. Im Mittelmeergebiete haben die Anbauverſuche ihre Inangriffnahme kaum überlebt.

Fragt man nach den Gründen, warum der Thee Chinas an Beliebtheit und damit der Export an Umfang eingebüßt habe, während die übrigen theebauenden Länder ihre Produktion ungemein vergrößern konnten, ſo dürften ſolche wohl hauptſächlich in der Bereitungsweiſe zu ſuchen ſein. Dieſe geſchieht in China, wie vor 1000 Jahren auch heute noch ausſchließlich mittels Handarbeit. Bei den jetzigen, gegen früher außerordentlich niedrigen Preiſen wird aber häufig in China nicht mehr genügende Sorgfalt auf richtige Fermentation, gutes Rollen, Verleſen und Röſten verwendet, während in Indien, auf Ceylon und Java der Betrieb ausſchließlich durch Maſchinen bewirkt wird, was ſchneller geht, billiger iſt und ein gleichmäßig verarbeitetes Fabrikat ergibt. Es wäre nun an ſich nichts einfacher, als Theerollmaſchinen nach China einzuführen, aber man befürchtet einen Aufruhr der Kulis, und niemand hat bisher den Mut beſeſſen, es zu wagen, zumal gerade in neueſter Zeit der Fremden-, beziehentlich Chriſtenhaß ſeitens der Söhne des himmliſchen Reiches wieder eine drohende Höhe erreicht hat.

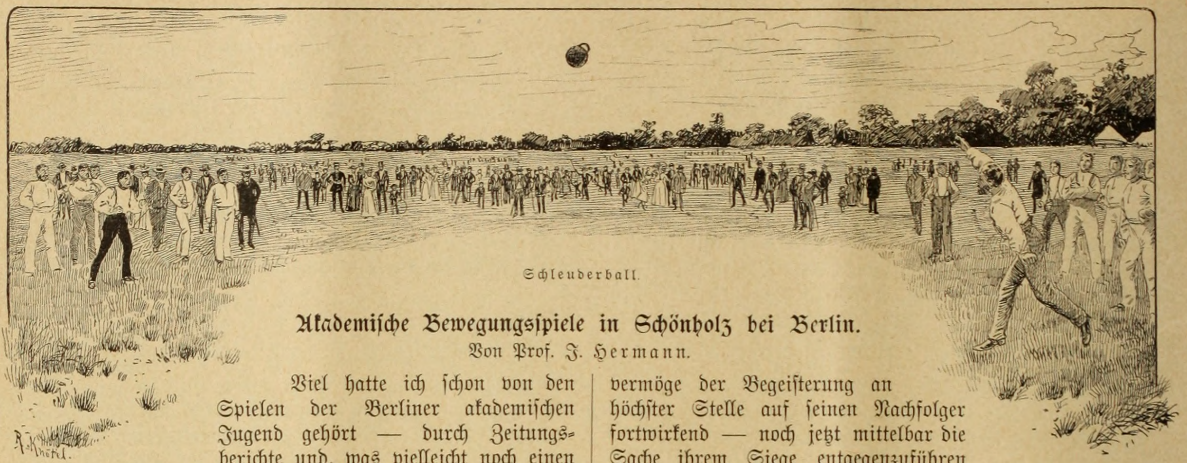
Die Zeit der Einführung der Theekultur in China iſt nicht ſicher bekannt, nach einigen Autoren ſoll der Thee ſchon in den erſten Jahrhunderten n. Chr. dort bekannt geweſen, nach anderen erſt im IX. Jahrhundert aus Korea eingeführt ſein. In Japan läßt ſich der Thee bis 729 zurückverfolgen; Langegg gibt nach alten Geſchichtswerken an, daß in jenem Jahre der Mikado Shommu Tenno die buddhiſtiſchen Prieſter mit Thee aus Korea bewirtete, und ſchon 815 wurden Theepflanzungen angelegt, die ſich ſeit dem Jahre 1200 weiter ausdehnten. In Japan wie in China fehlt Thee bei keiner Mahlzeit, jedem Beſuche wird Thee angeboten und in den Verkaufsläden reicht man den Kunden Thee, ehe ihnen die Ware vorgelegt wird. Macht der Japaner Reiſen oder Ausflüge — auch in Japan ſind Picknickpartien nicht weniger beliebt wie bei uns — immer führt er ſeinen Theeapparat mit ſich. Ebenſo wird durch die Theegeſellſchaft jene intime Geſelligkeitsform erſetzt, welche bei uns in dem nachmittäglichen Kaffee ihren Ausdruck findet, hat ſich doch in manchen Gegenden Europas auch ſchon der 5 Uhr-Thee eingeführt. Die japaniſche Theegeſellſchaft weicht aber darin ab, daß das Erzählen von Märchen beliebt iſt, wozu häufig öffentliche Erzähler, vielfach geradezu Künſtler in dieſem Fache, gedungen werden.

Im Jahre 1887 feierte England neben dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum ſeiner Königin auch das fünfzigjährige Beſtehen der Theekultur auf engliſch-indiſchem Boden, denn abgeſehen von einem 1835 ſeitens der Regierung ohne Erfolg angelegten Verſuchstheegarten bei Lákhimpur datiert der Beginn der Anpflanzungen von 1837. Im folgenden Jahre wurden die erſten zwölf Kiſten Thee, gegen 500 Pfund engliſch, nach England gebracht und dort zu 20 Mark das Pfund verkauft. Daß die Ausfuhr gegenwärtig 100 Millionen Pfund erreicht hat, ſpricht deutlich genug für den großen Erfolg des relativ jungen Unternehmens. Trotzdem das Gelingen des Theebaues in Indien wohl ſelbſt die weitgehendſten Hoffnungen befriedigt hat, ſo wird er doch noch weit von dem auf Ceylon übertroffen. Hier hatte man zwar ſchon 1842 bei dem erſten Auftreten der ſogenannten Kaffeepeſt, eines Blattpilzes, der die ehedem blühenden Kaffeeplantagen bis auf einen geringen Reſt vernichtete, Verſuche mit Theepflanzen angeſtellt, allein erſt 31 Jahre ſpäter wurden dieſelben im großen unternommen. 1873 kamen 23 Pfund Thee von Ceylon in den Handel, während die Produktion des letzten Jahres auf 53 bis 55 Millionen Pfund veranſchlagt wird, wahrlich ein ganz außerordentlicher Erfolg!

Der erſte Pflanzungsverſuch mit Theeſamen auf Java wurde 1826 gemacht, und als Indien ſein Erſtlingsprodukt ausführte, belief ſich der Beſtand der javaniſchen Plantagen bereits auf etwa 8 Millionen Theeſträuche. Mit dem Anwachſen der Menge hatte aber die Güte leider bedeutend abgenommen. Da auch eine Einſchränkung der Kulturen, welche bis dahin ausſchließlich der Regierung gehörten, hierin keinen Wandel ſchaffte, ſo wurde der Anbau 1860 frei gegeben. Von dieſem Zeitpunkte an begann ſich der Wert des Produktes zu heben, die Zahl der Plantagen vermehrte ſich wieder und gegenwärtig ſind deren mehr als fünfzig vorhanden.

Derart geſtaltete ſich in großen Zügen die Entwickelung der Theekultur auf unſerer Erde. Ob die Hoffnung der Engländer, daß der Theeexport aus Indien alsbald den aus China überflügeln wird, in Erfüllung geht, iſt eine noch offene Frage, doch ſpricht vieles dafür. Von beſonderem Intereſſe iſt aber dann, ob auch für Indien wiederum ein Konkurrenzland ſich öffnen wird. Gegenwärtig hat dies allerdings kaum den Anſchein, da die Amerikaner in Kalifornien, die Ruſſen in Kaukaſien vergeblich verſuchten, neue Theeproduktionsgebiete zu ſchaffen. Auch Braſilien ſcheint nicht recht geeignet zu ſein, und in Oſtafrika fehlt es an billiger Arbeitskraft. Daß nichtsdeſtoweniger auch in Deutſch-Oſtafrika verſucht werden wird, Thee zu kultivieren, iſt wohl unzweifelhaft und man darf geſpannt ſein auf den Erfolg.

Dr. Th. W.



Schleuderball.

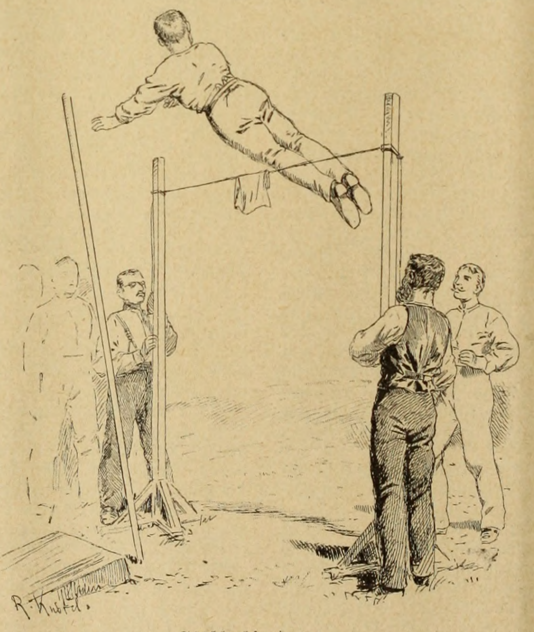
## Akademiſche Bewegungsſpiele in Schönholz bei Berlin.

Von Prof. J. Hermann.

Viel hatte ich ſchon von den Spielen der Berliner akademiſchen Jugend gehört — durch Zeitungsberichte und, was vielleicht noch einen größeren Eindruck auf mich machte, durch begeiſterte Schilderungen von Teilnehmern, deren Stamm niemals ſich zu vermindern ſchien: blieben doch ſelbſt nach Vollendung der Univerſitätsſtudien manche der Sache treu. Ich hatte ſchon oft Veranlaſſung gehabt, mit eigenen Augen zu ſehen, aber wie es geht in der Millionenſtadt: ſo etwas koſtet einen halben Tag; eine Art Landpartie iſt dazu erforderlich, und wie ſelten kann man ſich im Drange der Geſchäfte eine ſolche gönnen. Und wenn man ſie von Berlin W. aus macht, ſo geht man nicht gerade nach Schönholz.

In weiteren Kreiſen iſt Schloß Schönhauſen im Norden von Berlin bekannt als Witwenſitz (ſchon bei Lebzeiten des Gemahls, Friedrichs II des Großen) der wohlthätigen Königin Eliſabeth Chriſtine aus dem Hauſe Braunſchweig-Bevern. Ein herrlicher Park voll ernſter, wehmütiger, wenn nicht gar trüber Erinnerungen an ein geknicktes Fürſtenleben. — Dicht dabei, nur durch einen Fichtenwald davon getrennt, liegt Kolonie und Gut Schönholz. Das letztere war in den ſiebziger Jahren im Beſitze eines Herrn v. L.

Ich erinnere mich lebhaft, wie vor etwa fünfzehn Jahren mich eines Tages Herr v. L. in meiner Wohnung aufſuchte und mir eröffnete, daß er damit umgehe, ſeinen Park in eine Stätte umzuwandeln, welche dem Sport, insbeſondere aber gymnaſtiſch-olympiſchen Spielen geweiht ſei. Er wünſchte meine Unterſtützung bei dem Unternehmen. Es lag damals etwas Olympiſches in der Luft. Die höheren Geſellſchaftskreiſe auch in Preußen fingen an, den letzten Reſt von Vorurteil aufzugeben und das Turnen für etwas anderes anzuſehen, als eine Gelegenheit zur Geheimbündelei. Es bereitete ſich offenbar in der Stille ein völliger Bruch mit der Demagogen riechenden Auffaſſung vom Turnen vor.



Stabhochſpringen.

So war es bezeichnend, daß um jene Zeit mich auch zwei Abgeſandte des Unionklubs beehrten, welche eine Erweiterung des Rennſports durch gymnaſtiſche Wettkämpfe der akademiſchen Jugend in der Weiſe von Oxford-Cambridge ins Auge gefaßt hatten. Zunächſt kam die Sache nicht zu ſtande. Bald jedoch begann derjenige preußiſche Staatsmann ſeine für die Leibesübungen im Lande ſo ſegensreiche Wirkſamkeit, der bis vor kurzem ſelbſt und unmittelbar, aber wie man ſieht, — vermöge der Begeiſterung an höchſter Stelle auf ſeinen Nachfolger fortwirkend — noch jetzt mittelbar die Sache ihrem Siege entgegenzuführen das hohe, unvergeßliche Verdienſt hatte. Parallel gehen bezeichnende Strömungen und Bewegungen innerhalb der deutſchen Turnerwelt und des deutſchen Volkes ſelbſt.

Auf der Turnlehrerverſammlung zu Berlin im Jahre 1883 erklang, nachdem auf den Turntagen zu Dresden und Berlin (1875 und 79) im Vereinsturnen durch nachdrückliche Betonung der volkstümlichen Übungen ein Umſchwung eingeleitet war, der bedeutſame Ruf: „Zurück zur Natur! Zurück zur Einfachheit!“ Zurück zur Einfachheit im Turnbetrieb nämlich, der eine ſteigende Tendenz zur akrobatiſchen Künſtelei zu zeigen ſchien, wodurch die Gefahr entſtand, daß die Zuſchauer mehr abgeſchreckt als für die gute Sache gewonnen, der Zweck alſo verfehlt wurde.

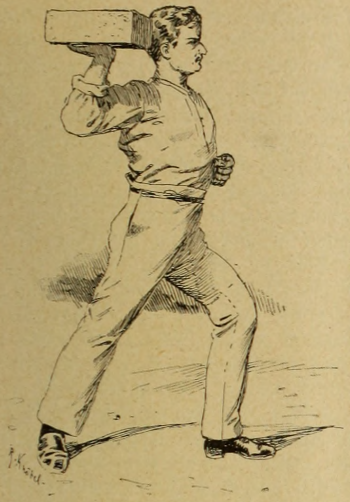
Bald folgte Schlag auf Schlag! Dr. Schmidt in Bonn, der Reichstagsabgeordnete von Schenkendorf in Görlitz erhoben ihre Stimme für die Pflege der Bewegungsſpiele.

Braunſchweig war eine Stätte der Pflege engliſcher Spiele geworden, die ſchon auf dem vorhergehenden Turnlehrertage daſelbſt vorgeführt wurden. Da ſetzte Dr. von Goßler die Macht ſeiner Perſönlichkeit und den Einfluß ſeiner Stellung aus warmem Herzen für die Sache ein: das Turnen trat in ſeine Spielperiode und kehrte damit einigermaßen zu ſeinem Ausgangspunkt, jedenfalls in dieſer Hinſicht zur Natur, zur Einfachheit zurück.

Hatten jene Beſtrebungen zunächſt vorzüglich die Schuljugend im Auge, ſo machte ſich allmählich die Wirkung auch in den Männervereinen geltend. Auf Schauturnen erſchienen nach und nach auch Spielvorführungen als feſtſtehender Teil des Programms.

Neben Görlitz, Bonn und Braunſchweig verdient hierbei Berlin beſonderer Erwähnung. Mit geringerer Öffentlichkeit waren hier von altersher die ſchönen, deutſchen Jugend- und Turnſpiele ununterbrochen geübt worden. Es fehlte nur eine Organiſation und ſyſtematiſche Pflege. Da ging — allen anderen voran — der akademiſche Turnverein ans Werk.

Seit elf Jahren verſammeln ſich Winter und Sommer alle Donnerstage nachmittags (bald auch Sonntags) muntere, friſche, kräftige Jünger der Wiſſenſchaft und Kunſt, üben und üben, freuen ſich ihrer Freude und ihres Erfolges und finden

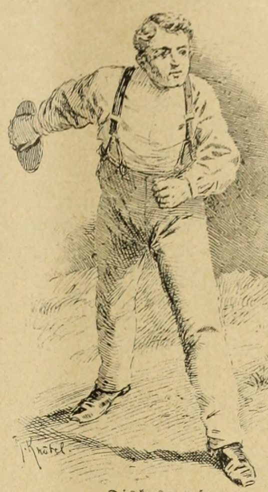


Steinſtoßen.

darin auch ein neues Band der Geſelligkeit, dem der kühle Trunk nach gethaner Spielarbeit bei Geſang und lebhaftem Gedankenaustauſch verdientermaßen nicht fehlt.

Die Sache erregte Aufſehen, der Miniſter und ſeine Räte erſchienen zuweilen und unterſtützten den ſtrebſamen Verein nicht unweſentlich. Vor einem Jahre konnte dieſer zuſammen mit ſeinem 30. Stiftungsfeſt das zehnjährige von „Schönholz“ feiern.

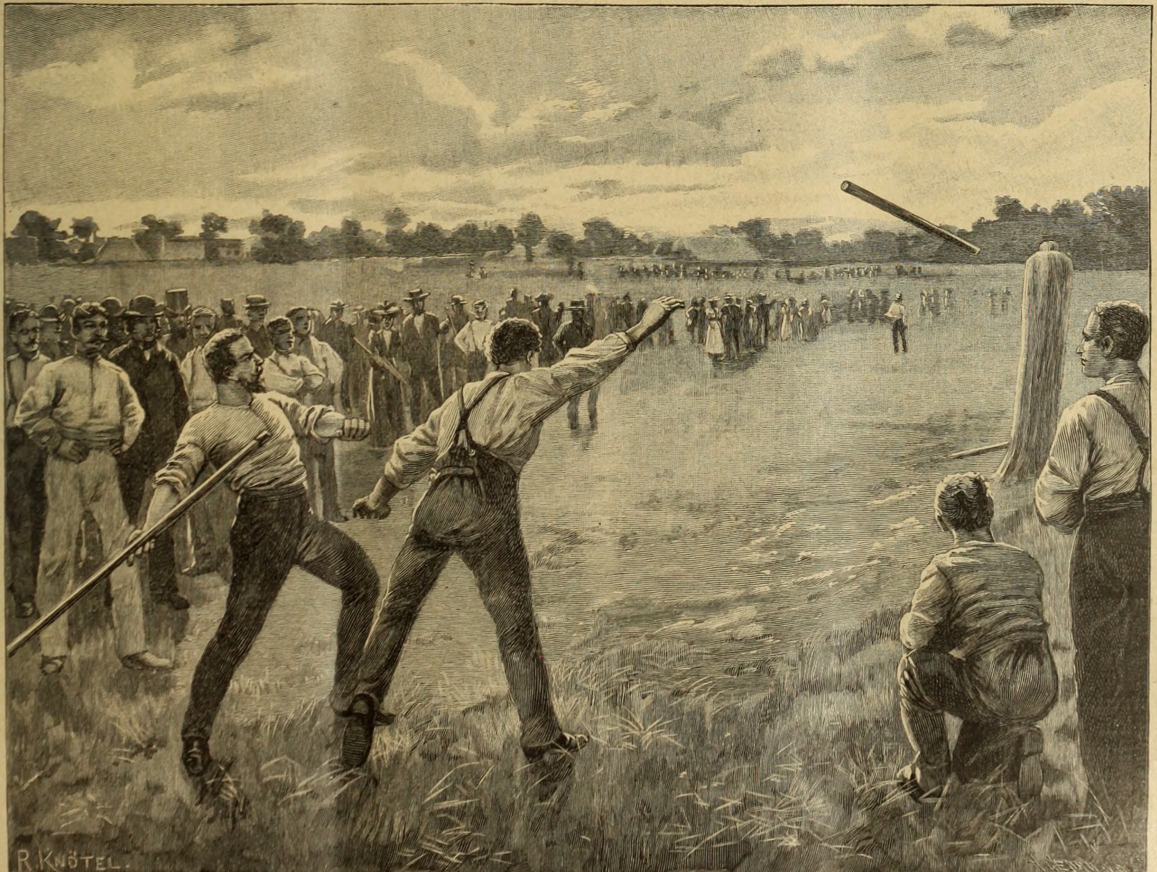
Es war ein Ehrentag der Schönholzer A. T. Ver.*), als am Sonntag, den 20. September 1891, ſich ein erleſener, dabei nach Hunderten zählender Kreis von Zuſchauern in dem Schloßpark einfand, um, gemeinſam mit den Teilnehmern eines an dieſem Tage zum Abſchluß kommenden Spielkurſus für Lehrer, dem anmutenden Treiben von Deutſchlands Muſenſöhnen beizuwohnen. Ich ſelbſt hatte mich endlich einmal losgemacht und miſchte mich unter die Menge, die $^{1}/_{4}$5 Uhr dem Zuge auf der Station der Nordbahn „Schönholz“ entſtieg.



Diskuswerfen.

Ein herrlicher Platz iſt es, den unſere Jugend erwählt hat. So mag die Haſenheide zu Jahns Zeiten angemutet haben, während ſie jetzt ihre Perle, den Turnplatz, in allzu unerfreulicher Schale birgt. Eine Wieſenfläche von 200 Metern Länge und gleicher Breite, rings umgeben von Wald und Buſchwerk. Die ganze Fläche eben, ſtaubfrei und durch die Laub- und Nadelhölzer der Umgebung von geſunder, kräftiger, erfriſchender Luft überweht. Gern verweilte man während der ſchnell enteilenden Nachmittagsſtunden dort und genoß in Wahrheit, was geboten ward.

Das Programm verſprach außer den Spielen auch die in den Turnhallen in der Regel unausführbaren Übungen, welche im Gegenſatz zu den Frei- und Ordnungsübungen ebenſo wie zu den übrigen Gerätübungen als „volkstümliche“ bezeichnet werden, zum Teil mit Unrecht, mit Recht aber inſofern, als ſie — der natürlichen Kraft und Geſchicklichkeit auch ohne längere Schulung und Übung zugänglich — den nicht zünftigen Turnern verſtändlicher und ausführbarer erſcheinen,



Gerwerfen.

---

*) Abkürzung nach ſtudentiſcher Sitte von akademiſchen Turn-Vereinsgenoſſen. — Seit dem letzten Halbjahr ſind es zwei auf identiſcher Grundlage ruhende Vereine, der alte und ſein Kind, der A. T. V. Arminia.

als die Kunſtſtücke am Reck, Barren, Pferd. — Herrlich traten die „durchgeturnten“ Körper der deutſchen Jünglinge und Männer hervor, wenn ſie ſich ſtreckten und bogen und ſchnellten, wenn ſie ſich hoben und ſchwebten und ſicher zum Stande zurückkehrten. Da wurde der Diskus in antiker Weiſe geworfen 20—24 Meter weit, obwohl er von Eiſenblech — bei 200 Millimeter Durchmeſſer und 8 bis 9 Millimeter Dicke — etwas über 4 Pfund wog. Nach berühmten klaſſiſchen Muſtern, nicht zum wenigſten dem herrlichen „Diskuswerfer“ des Myron hatten die Muſenſöhne ſich ihre Stellungen eingeübt: man begriff, was den Bildner zu ſeinem unſterblichen Werk begeiſterte! Vielleicht nicht ganz ſo klaſſiſch ſchön, aber als ein Zeugnis der Leiſtungsfähigkeit der Arme und zugleich des ganzen Körpers bemerkenswert erſcheint das Steinſtoßen, welches den Beginn der ganzen Vorführung bildete, daher leider beim Eintreffen des Zuges ſchon beendet war. So wurde uns der Vergleich mit Brunhildens und Siegfrieds Wettkampf unmöglich gemacht. An Homers Helden dagegen erinnerten unmittelbar die Kernwürfe mit dem 1,80 Meter langen eſchenen, mit Eiſenſpitze verſehenen Ger gegen den mannshohen Gerkopf.

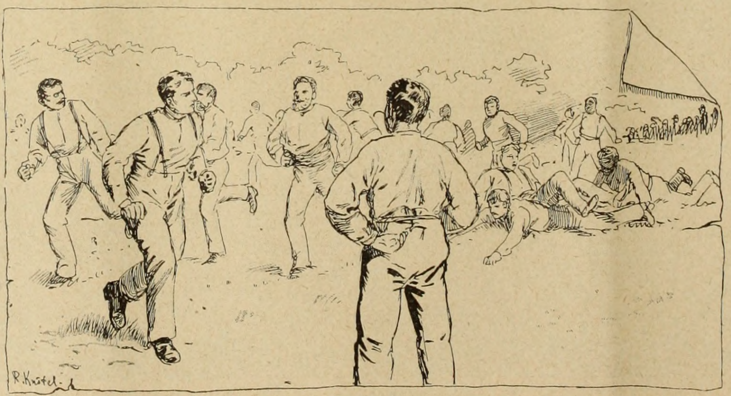
Herrlich kam die harmoniſche Durchbildung des Körpers beim Stabhochſchwingen zur Geltung: Bis faſt 3 Meter hoch ſchwebt der Beſte — noch bis zur Fußſpitze geſtreckt — über die Leine, von verdienter Bewunderung der Beſchauer belohnt.

Aber den Hauptteil der ganzen Vorführung bildeten fünferlei Ballſpiele, Drittenabſchlagen und Barlauf.

Mit Berechnung gepaarte Gewandtheit und Schnelligkeit ſind bei der Mehrzahl die Bedingungen des Gewinnens. Mit echt jugendlichem und ſtudentiſchem Humor zugleich vorgeführt, riſſen ſie nicht ſelten die Anweſenden zu lautem Beifall hin.

Da geht und fliegt ein großer Ball im Kreis von Hand zu Hand; einer der Mitſpieler, welcher ſich nur außerhalb des Kreiſes bewegen darf, ſoll ihn berühren. Es ſcheint ſo leicht! Dicht ſtellt er ſich jetzt neben einen der Genoſſen, der noch dazu herausfordernd ihm den Ball faſt unter die Naſe hält. Der „daran Seiende“ tappt auch darauf zu und — greift ins Leere. Mit aalglatter Wendung hat jener ſich ſchon nach der entgegengeſetzten Seite hin des Balles entledigt. Ein gewiegterer Spieler freilich erſieht aus den Augen des Gegners gleich einem Fechter, wohin die Richtung geht, und iſt ſchnell am Ziel.

Ein großartiges Bild bot das Treib- oder Schleuderballſpiel zweier Parteien von je vier auserleſenen Spielern. In ſchöner und ſachgemäßer Ordnung wechſelten die Teilnehmer in der Führung des Spieles ab. Wenn's aber der Vorderſte verſah, eilte ſchnell einer der anderen hinzu. Mit dreimaligem Kreisſchwung des die Schleife des Balles haltenden Armes und kurzem Anlauf wurden bei zuweilen anſehnlicher Höhe*) Würfe bis zu 36 Meter ausgeführt und bei langſamem Vorſchreiten der ſiegenden Partei in etwa einer Viertelſtunde die andere über die Hälfte des rieſigen Platzes zurückgetrieben, obwohl auch letztere vorzüglich ſchleuderte. Launig und gleichzeitig zur Aneignung von mancherlei Geſchicklichkeiten recht geeignet erſcheint das von jung und alt in Turnerkreiſen gern geſpielte, allbeliebte „Drittenabſchlagen.“ Als etwas ganz Beſonderes aber ſtellt ſich der Barlauf dar.



Barlauf.

Das iſt in Wahrheit das turneriſche Schachſpiel, wenn auch mit lebenden Figuren! Das iſt der rechte Tummelplatz für leichtfüßige Turner, die dabei jeden Augenblick ihren Lauf zu hemmen, ihren Leib im Ausweichen vor dem Gegner zu winden, vor allem aber die Konjunkturen dieſes „Nachlaufens im großen auf begrenztem, viereckigem Platz“ zu berechnen vermögen. Geübte Spieler derſelben Partei, die aufeinander eingeſpielt ſind, kooperieren: der eine lockt den Gegner, der andere erſieht ſcharfen Blickes den Augenblick, in dem er dann den Verlockten in die Gefangenſchaft abführt. Jetzt bildet das Gefängnis (ein einfaches Mal an der einen Seitengrenze einige Schritte vor der Gegenpartei des Gefangenen) einen vielumſtrittenen Punkt: von der Seite der Freunde des „Geſchlagenen“ eilen in möglichſt raſcher Folge Retter herbei; auf jeden muß die Gegenpartei einen der Ihrigen „ſchicken“; immer neue Verſuche werden gemacht: Da — endlich iſt der unbewachte Augenblick gekommen. Alle das Gefängnis Deckenden ſind unterwegs; in ſchnellſtem Lauf kommt ein Retter herangeſtürmt, reicht dem Gefangenen die Hand und — er iſt „erlöſt!“ Oder er wird doch noch zuvor ereilt; dann iſt auch er gefangen. Noch einer dazu, und die ſiegende Partei kann die Luft erfüllen mit dem Jubelruf „Partie.“ Solcher Möglichkeiten aber gibt es ſo mannigfaltige (zuweilen entſteht wohl gar ein ganzer Knäuel übereinander ſtürzender Spieler), daß der Anfänger in dieſem zugleich Nachdenken erfordernden Spiel ſich deutlicher als in anderen von den gewiegten Künſtlern abhebt.

Es ſind in den beiden A. T. V. offenbar eine große Zahl der letzteren Art durch „Schönholz“ herangebildet.

Das Barlaufen war noch in vollem Gange, als es zu dämmern begann und die Zeit des Gegenabendzuges herannahte.

Ich mußte mich losreißen, obwohl eine ſpätere Eiſenbahnfahrt noch möglich geweſen wäre.

So verzichtete ich auf den Kommers, der ſich an den turneriſchen Teil noch anſchloß.

Die Schützengilde, welche in zweiter Hand nach Herrn v. L. das Gut erworben, hat den herrlichen Platz, mit Ausnahme ihrer Schießſtände, und das Schloß an einen Gaſtwirt verpachtet. In dem Königin-Luiſenzimmer hat die Tafelrunde der Schönholzer ihren Stammtiſch.

Es ſoll noch hoch hergegangen ſein an jenem Sonntagabend. Wäre auch gern dabei geweſen! Denn auch die Geſelligkeit des A. T. V. hat einen wohlverdienten Ruf. Doch ich ließ mir genügen und kehrte heim — voll von Freude vor allem über den jugendlich-friſchen Sinn dieſer jetzigen und ehemaligen Studenten. Welch ein Abſtand: die überwiegend dem Kneip- und Menſurleben oder gar modiſchen Neigungen und ſinnlichen Reizungen, vielleicht auch der kraftloſeſten Pedanterei und Philiſterei ergebenen Studenten und dagegen dieſe Schönholzer — Bilder der Kraft und der Geſundheit, der Gelenkigkeit, des Jugendmuts und des Jugendübermuts. Eine wahre Zierde ihres Standes! Eine wirkliche Hoffnung des Vaterlandes.

Glückliche Jugend, die alſo ſchönen Zielen zuſtrebt! Glückliches Volk, wenn einſt die ganze Jugend, vor allem die künftigen geiſtigen Führer, in ſolchem Wettkampf in ihren Freiſtunden ſich verſuchen und um den Ölzweig von Olympia ringen wird.

---

*) Die aber für das Gewinnen unweſentlich iſt.

## Am Familientiſch.

### Miſſion.

Sehr erfreulich ſind die neuſten Nachrichten über den Stand der von dem ſächſiſchen Hauptmiſſionsverein geleiteten Miſſionsarbeit unter den Tamulen Indiens. Zu den 27 Miſſionsſtationen gehören z. Z. 613 Ortſchaften, in denen 14084 evangeliſche Tamulenchriſten wohnen; in 183 Schulen werden 4357 Kinder (darunter 2000 evangeliſche) unterrichtet. Im letzten Jahre wurden 207 Heiden getauft. Die Tamulen gehören bekanntlich zu den Ureinwohnern Vorderindiens und wohnen im ſüdlichen Teile der Halbinſel.

### Univerſität.

Die Univerſität Leipzig iſt den Beſtrebungen derjenigen Frauen, welche ſich in Deutſchland eine akademiſche Bildung aneignen wollen, ein wenig entgegengekommen. Dort dürfen gegenwärtig 20 Studentinnen, meiſtens Amerikanerinnen und Engländerinnen, den Vorleſungen der Profeſſoren beiwohnen. Auch die Univerſität Heidelberg beſchäftigt ſich, dem Vernehmen nach, mit der Zulaſſung weiblicher Hoſpitanten bei der philoſophiſchen Fakultät.

### Aſtronomie.

Die Entdeckung zweier Planeten durch Photographie iſt die neueſte Errungenſchaft, welche die Himmelskunde aufzuweiſen hat. Vor einem Jahrzehnt noch hätte man die Möglichkeit einer derartigen Entdeckung ins Reich der Fabel verwieſen. Dem Privatdozenten Dr. Wolf in Heidelberg iſt die Auffindung dieſer Planetoiden durch die Vergleichung zweier photographiſcher Platten geglückt. Die Anzahl der bis jetzt bekannten kleinen Planeten zwiſchen Mars und Jupiter ſteigt damit auf 323.

### Altertumskunde.

Die auf Veranlaſſung des Kultusminiſteriums eingeleiteten Ausgrabungen an der Ruine des römiſchen Amphitheaters zu Trier, haben zu ſehr bemerkenswerten Reſultaten geführt. Als das überraſchendſte Ergebnis der Ausgrabungen bezeichnet der Leiter der Arbeiten, Prof. Dr. Hettner, die Erkenntnis, daß das Amphitheater einen Teil der römiſchen Stadtbefeſtigung bildete, ob von allem Anfange an, oder, wie es weit wahrſcheinlicher erſcheint, erſt ſeit den ſpäteren Jahrhunderten der römiſchen Herrſchaft, bleibe zunächſt dahingeſtellt. Der ganze öſtliche Halbkreis des Amphitheaters, die Arena und die Sitzplätze des weſtlichen Halbkreiſes lagen außerhalb der Stadtmauer. Das nördliche Eingangsthor der Arena war ſtark befeſtigt.

Auf Dörpfelds belebenden Einfluß hin haben die Forſchungen über das altgriechiſche Theater größeren Umfang gewonnen. So hat im Auftrage der griechiſchen Regierung Profeſſor Kophiniotis Ausgrabungen in dem alten Theater von Argos vorgenommen. Das Reſultat war ein über Erwarten gutes. Er fand nicht nur eine größere Anzahl von Sitzſtufen unterhalb der ſichtbaren Felsſtufen, ſondern deckte auch einen Teil der Orcheſtra und mehrere gut erhaltene Mauern des Bühnengebäudes auf. Trotz der geringen Breite des durch das Theater gezogenen Grabens iſt gerade das Bühnengebäude aus römiſcher Zeit, welches zum Teil auf älteren Mauern aus griechiſcher Zeit erbaut iſt, gut erkennbar. Nach einigen Anhaltspunkten zu ſchließen, ſcheint auch in dieſem Theater eine unterirdiſche Verbindung zwiſchen der Mitte der Orcheſtra und dem Innern des Bühnengebäudes vorhanden geweſen zu ſein. Einen ſolchen unterirdiſchen Gang kannte man bisher nur in den Theatern von Eretria und Magneſia am Mäander. Kürzlich iſt ſeine Exiſtenz auch in Tralles und Sikyon nachgewieſen worden. In dem Theater von Megalopolis ſind die Ausgrabungen von ſeiten der engliſchen archäologiſchen Schule wieder aufgenommen worden. Genaue Pläne wurden angefertigt und ſollen demnächſt veröffentlicht werden.

### Forſchungsreiſen.

Die Geſellſchaft für Erdkunde in Berlin entſendet im nächſten Jahr nach Grönland eine größere Expedition unter Dr. E. v. Drygalski, der vor kurzem von einer erfolgreichen Vorexpedition zurückkehrte. Dieſe Expeditionen haben in erſter Linie den Zweck, die Bewegungsverhältniſſe der grönländiſchen Inlands-Gletſchermaſſen feſtzuſtellen.

Eine andere Nordlands-Expedition iſt kürzlich nach Lappland unter Führung von Dr. Brandel, Privatdozent in Greifswald, und O. Baſch in Berlin abgegangen, um wiſſenſchaftliche Forſchungen über die Natur des Polarlichtes anzuſtellen.

### Meteorologie.

Der deutſche und öſterreichiſche Alpenverein fordert zu Geldbeiträgen zur Anlegung einer meteorologiſchen Station erſten Ranges auf dem Brocken (1142 Meter) auf. Der Fürſt zu Stolberg-Wernigerode hat zur Errichtung der Station und zur Legung eines Telegraphen-Kabels bis zum Gipfel die Genehmigung erteilt. Etwaige Beiträge wolle man an Herrn Generalagent Ernſt Lübrecht in Hannover und an Herrn Kaufmann Karl Salfeld in Braunſchweig gelangen laſſen.

### Volkswirtſchaft.

Die Beſtrebungen zur Errichtung von billigen kleinen Häuſern in den Vororten Berlins (wir verweiſen auf unſere Aufſätze: Arbeiterheim Jahrgang XXVII Nr. 48 und Jahrgang XXVIII Nr. 6) machen erfreuliche Fortſchritte. So haben ſich zur Abnahme eines Hauſes der Baugeſellſchaft „Eigenhaus“ bis jetzt etwa 200 Perſonen bereit erklärt. Im ganzen beabſichtigt dieſe Geſellſchaft gegen 1500 Häuſer zu errichten, und zwar in vier nach Größe und Einrichtung verſchiedenen Arten auf einem 200 Morgen großen Gelände, welches unmittelbar an der Oſtbahnſtation Biesdorf in der zweiten Zone des Vorortverkehrs liegt.

### Landwirtſchaft.

In der jüngſten Jahresverſammlung des deutſchen Pomologenvereins wurde darauf hingewieſen, daß jährlich Obſt im Werte von faſt 6 Mill. Mark nach Deutſchland eingeführt werde — eine Ausgabe, die im Intereſſe des nationalen Wohlſtands durch Hebung des Obſtbaues, durch Einführung von Obſtmärkten und Obſtausſtellungen wohl weſentlich zu vermindern wäre.

### Militär-Hygieine.

Gegenüber den Befürchtungen, welche neuerdings ein vielbeſprochener Vortrag des Prof. Billroth-Wien bez. der Frage angeregt hatte, ob die Ausbildung und Vermehrung des Sanitätsperſonals gleichen Schritt gehalten habe mit dem Wachstum der Armeen und dem zu erwartenden Umfang kommender Kriege, glaubt man in Deutſchland an maßgebender Stelle ſelbſt den weitgehendſten Anforderungen gewachſen zu ſein. Das Sanitätsperſonal des Heeres hat bei uns eine fortgeſetzte, mit der Verſtärkung des Heeres Schritt haltende Verſtärkung erfahren, die Krankenträgerkolonnen der Kriegervereine ꝛc. nehmen in erfreulichſter Weiſe zu. Die Heeresverwaltung verfügt über vortrefflich eingerichtete Sanitätszüge und einen eiſernen Beſtand von mehr als 150 000 Lagerſtätten. Hinzutreten noch die zu hoher Leiſtungsfähigkeit anſteigenden Vorbereitungen der freiwilligen Krankenpflege; ſo beſitzt allein der vaterländiſche Frauenverein über 75 Krankenhäuſer, 10 Krankenpflegerinnen-Inſtitute und mehr als 600 Krankenpflegerinnen-Stationen.

### Heraldiſches.

Im Berliner Verein „Herold“ berichtete jüngſt Herr Kekulé über die heraldiſchen Ergebniſſe einer Reiſe nach Italien. Die von den deutſchen Studenten in früheren Jahrhunderten mit Vorliebe beſuchten italieniſchen Univerſitäten enthalten eine Fülle von Erinnerungen; ganz beſonders gewähren die Grabkapelle der deutſchen Studenten in Siena und der Hof der Univerſität Bologna eine reiche Ausbeute für deutſche Heraldik.

### Induſtrie.

Nach neueren, eingehenden Verſuchen von Lübbert und Roſcher iſt, wie wir unter Bezugnahme auf eine uns zugegangene Anfrage erwähnen, der vielgeprieſene Allerweltsſtoff Aluminium zur Herſtellung von Koch- und Servirgeſchirren, Feldflaſchen, Konſervenbüchſen ꝛc. doch nur mit Beſchränkung verwendbar, weil er von Säuren und Laugen ſtark angegriffen wird. Schon eine einprozentige Eſſig- oder Citronenſäure, Weine, Kaffee und Thee, ja ſelbſt heißes Waſſer wirken auf Aluminium ein, welches anderſeits auch nicht zu ſolchen Dingen geeignet erſcheint, die mit Soda oder Seife gereinigt werden müſſen. Trotz alledem bleibt dem ſchönen Material eine höchſt mannigfache Verwendbarkeit geſichert, zumal der Preis jetzt bereits auf 5 M. für das Kilogramm geſunken iſt. Neuerdings wird auch das Mannesmannſche Walzverfahren zur Herſtellung von Röhren ohne Naht auf Aluminiumfabrikate angewendet. Dieſe Röhren, bei denen das Material durch den Walzprozeß verdichtet und damit feſter geworden iſt, kommen u. a. bereits als Schirmgriffe, Federhalter, Fahnen- und Zeltſtangen, Billardſtöcke, Serviettenringe ꝛc. in den Handel.

### Technik.

Über die Rieſenhängebrücke, welche von Ingenieur Lindenthal zur Verbindung New Yorks mit dem gegenüberliegenden Hudſonufer geplant und zur Ausführung angenommen iſt, wird jetzt berichtet, daß ihre Hauptſpannung etwa 800 Meter betragen ſoll und in zwei Geſchoſſen 14 Bahngeleiſe tragen wird, auf denen täglich 2200 Züge von Ufer zu Ufer geführt werden können.

### Sport.

Einen eigenartigen Diſtanzritt führte jüngſt Kapitän Evans Gordon in Oſtindien aus. Er ritt nämlich von Lehr an der tibetaniſchen Grenze über den Prſotapaß und den Mamikapaß (beide etwa 13 000 Fuß hoch) nach dem 436 km entfernten Srinagar, der Hauptſtadt von Kaſchmir. Der durch ſtarke Schneeſtürme erſchwerende Gewaltritt beanſpruchte nicht ganz 33 Stunden, der Reiter benutzte aber 25 Pferde.

### Gartenkunſt.

Altmodiſch gewordene Topfpflanzen gibt es, von denen manche wieder eingeführt zu werden verdienen. Ich finde ſie aber faſt alle wieder, die vor Jahren beliebt waren, wenn ich die Straßen kleiner Städte durchwandere und eine Fenſterſchau abhalte; am häufigſten in den Straßen, die auf's Feld hinausgehen, wo die Häuſer kleiner und immer kleiner werden.

Da ſind ſie, deren ich mich von meiner Jugendzeit her noch erinnere: die prächtig duftende Volkameria (Clerodendron fragrans) mit den großen herzförmigen Blättern und den ſchönen rötlichen Blüten; die glänzende Wolfsmilch (Euphorbia splendens), die auch Chriſtusdorn genannt wird, mit wenigen Blättern, ſchwarzen Stacheln und ſcharlachroten Blüten, die in Wahrheit keine Blüten, ſondern gefärbte Hüllblätter ſind; das Moſchuskraut mit gelben Blüten und zottigem Laube; die hochwüchſige, dankbar blühende Campanula; der Rosmarin und das Baſilicum, die beide in der Volksdichtung eine Rolle ſpielen; die hyacinthenartige Sanſeviera, die dicke Meerzwiebel und das Sempervivum. Auch die buntfarbigen Calceolarien oder Pantoffelblumen und die ſchönblühenden Kaktusarten gehören dazu. Alle dieſe ſchönen Topfgewächſe finden ſich faſt nur in der Fenſterflora kleiner Leute, die ſich ihre Blumen ſelbſt ziehen, ſtatt ſie auf dem Markt zu kaufen. Eines oder das andere davon verſucht wohl einmal ein Gärtner wieder in den Handel zu bringen, meiſt vergeblich. Es müßte denn mit Liſt als eine „Neuheit“ eingeführt werden.

J. Tr.

## Zwillinge.

Da ſind wir! Es iſt einerlei,
Wer Hans, wer Heinz heißt von uns beiden.
Drum kurz und gut: da ſind wir zwei!
Man kann uns doch nicht unterſcheiden!

Wir haben immer frohen Mut;
Magſt du den einen von uns leiden,
So biſt du auch dem andern gut!
Man kann uns doch nicht unterſcheiden.

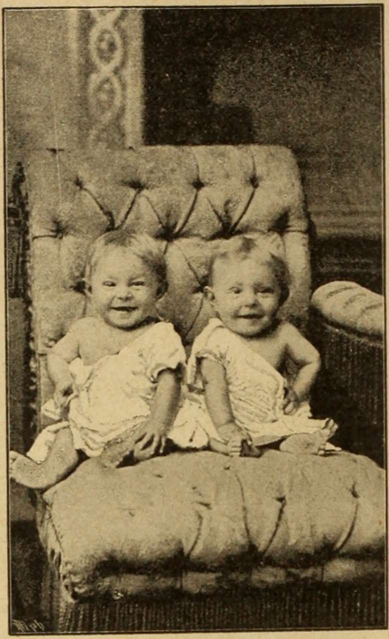
Auch wer uns zürnt, krümmt uns kein Haar,
Wir ſind wahrhaftig zu beneiden,
Wir kleines Doppel-Exemplar!
Man kann uns doch nicht unterſcheiden.

Drum lachen wir hier jedermann
Ganz keck ins Antlitz, wir Zweibeiden.
Verklag' uns einer, wenn er's kann!
Man kann uns doch nicht unterſcheiden!

F. S.

## Kleine Zeitung.

Über einen intereſſanten, wenig bekannten jüdiſchen Volksſtamm berichtet der Globus. Im Kaukaſus leben unter den Bergvölkern gegen 21000 Juden in den Städten als Kaufleute, auf dem Land als Ackerbauer. Sie ſprechen eine iraniſche Sprache, ſind eifrige Anhänger des Talmud, aber ihre Religion iſt ſtark mit heidniſchen, polytheiſtiſchen Elementen durchſetzt. Der äußere Typus der „Bergjuden“ hat ſich durch Vermiſchung mit den kaukaſiſchen Stämmen ſo verändert, daß ſie äußerlich von den Tſcherkeſſen, Lesghiern ꝛc. kaum zu unterſcheiden ſind, denen ſie ſich auch in Kleidung und Bewaffnung anſchließen. Ein Zuſammenhang dieſer Juden mit den verlorenen zehn Stämmen ſcheint nicht von der Hand zu weiſen.



Zwillinge.

Unter der türkiſchen Landbevölkerung iſt ein langes Lebensalter nichts Seltenes. Dagegen iſt der nachſtehende Fall auch im ottomaniſchen Kaiſerreiche ſehr bemerkenswert. Das Amtsblatt von Siwas (Kleinaſien) meldet, daß die Pforte dem Bürger Muſtafa Raba an deſſen 152. Geburtstage ein Jahresgehalt auf Lebenszeit ausgeſetzt habe. Raba dürfte wohl der türkiſchen Staatskaſſe nicht mehr lange zur Laſt fallen.

Über die Arbeitsleiſtung eines Briefträgers während der Neujahrstage gibt nachſtehender Bericht aus Elbing einen Maßſtab. Der dortige Uhrmacher Z. hatte dem Briefträger eines Reviers der inneren Stadt der Wiſſenſchaft wegen einen „Schrittzähler“ zur Benutzung während der letzten Tage gegeben. Mit abſoluter Sicherheit markiert ſolch ein Ding jeden Schritt, welchen ſein Träger macht. Danach hatte der betreffende Briefträger in ſeinem Hin und Her, Trepp auf, Trepp ab, in der Zeit vom 31. Dezember früh bis zum 2. Januar, vormittags 10 Uhr, genau 158900 Schritte gemacht, das ſind, in Meilen umgerechnet, die Meile zu 9500 Schritten, rund 17 Meilen.

Bei uns gilt die Trüffel als eine Delikateſſe für Feinſchmecker und ſteht außerordentlich hoch im Preiſe. In großen Teilen Arabiens bildet dagegen eine Trüffelart, Terfaz, eines der Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung und vertritt faſt völlig die Stelle der Kartoffeln. Glückliches Arabien!

Der mittelalterliche Sport der Falkenjagd hat in England noch immer eine ſtattliche Zahl von Anhängern, die als Mitglieder des „Old Hawking Klub“ ſich mit dem Beizen der verſchiedenſten Arten von Federwild beſchäftigen. Die jungen Jagdfalken werden meiſt in Holland und Belgien angekauft.

Bekanntlich gibt es in Amerika ſogenannte goldgrabende Ameiſen, d. h. Tiere, welche bei ihrem Bau glänzende Steinchen und glitzernde Brocken bevorzugen und dabei gelegentlich wohl auch ein Goldkorn mit benutzen (Pogonomyrmex occidentalis). In allen übrigen Erdteilen iſt das Vorkommen dieſer Tierchen nicht beobachtet worden, trotzdem aber beſaßen ſowohl die Inder wie die Griechen Sagen von goldgrabenden Ameiſen. Aus dieſer allerdings merkwürdigen Thatſache folgert nun ein franzöſiſcher Forſcher, Mr. Vercontre, daß bereits im Altertum ein reger Verkehr und Gedankenaustauſch zwiſchen der alten und neuen Welt ſtattgefunden haben müſſe. Ein kühner, aber immerhin ſehr intereſſanter Schluß!

## In unſerer Spielecke.

### 1. Homonym.

Wenn ich mit Sonnen mich paare,
Bin ich eine Wohlthat der Welt;
Und doch vertret' ich das Bare,
Das ganz gewöhnliche Geld.

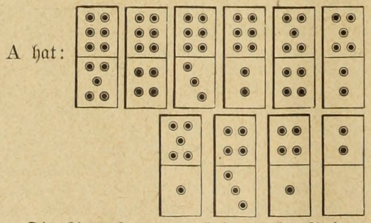
Man ſagt, daß ich trügeriſch wäre?
Und doch beleg' ich zur Stund'
Die Tugenden und die Ehre
Und manchen gewichtigen Bund.

Voreilig werd' ich verachtet
Von jedem redlichen Mann,
Und komm' ich vom Monde, ſo ſchmachtet
Mich mancher Verliebte gleich an.

P. v. W.

### 2. Dominoaufgabe.

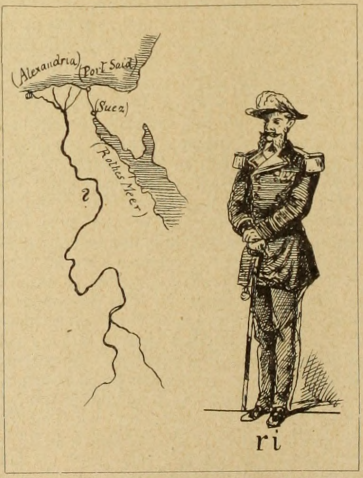
A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.



Die Augenſumme auf den acht Steinen im Talon iſt um 4 größer als die auf den zehn Steinen des B. A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der neunten Runde mit Eins-Vier an Eins ſperrt. Er hat niemals gepaßt. B hat fünf Doppelſteine geſetzt. Die Augenſumme auf den 14 Steinen der Partie beträgt 106.

Welchen Stein behält A übrig? Wie groß war die Augenſumme auf den zehn Steinen des B? Welche fünf Steine behält B übrig? Welcher Doppelſtein liegt im Talon?

### Bilderrätſel.



### 3. Anagramm.

Niemals erſpäht mich dein Blick, umfaßt er nur Berge und Thäler;
Aber zu Schiffe begrüßt häufig dein Auge mich wohl.
Werden die Zeichen verſetzt, entſteht eines Gottes Erzieher,
Der durch ſein Äußeres nicht kündet ſolch' hohen Beruf.
Nochmals verändert iſt ſtets es doppelt in unſerm Beſitze,
Und in vergrößerter Zahl wird es auch gerne verſpeiſt.

M. Sch. (Kaſſel).

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 18.

Bilderrätſel. Influenzaepidemie.

1. Füllrätſel.

I.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| E | i | d | a | M |
| m | | | | e |
| a | | | | i |
| i | | | | s |
| L | i | l | l | e |

II.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| M | i | n | o | S |
| a | | | | o |
| l | | | | d |
| t | | | | e |
| A | l | a | u | n |

2. Vierſilbige Scharade. Splitterrichter.

3. Homonym. Zug.

---

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſ. — Gold für Eiſen. Von E. Schubert. Zu dem Bilde: Vaterlandsliebe im Jahre 1813 von G. Graef — Die Milchkühe der Ameiſen. Von J. Stinde. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Wintermorgen. Nach dem Gemälde von Hans Täger. — Ein Totentanz und Der Zug des Todes. Sonette von Franz Jahn. — Der Thee. Von Dr. Th. W. — Akademiſche Bewegungsſpiele in Schönholz bei Berlin. Von Prof. J. Hermann. Mit ſechs Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Miſſion. — Univerſität — Aſtronomie. — Altertumskunde. — Forſchungsreiſen. — Meteorologie. — Volkswirtſchaft. — Landwirtſchaft. — Militär-Hygieine. — Heraldiſches. — Induſtrie. — Technik. — Sport. — Gartenkunſt. — Zwillinge. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Februar 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. № 20.

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Rittmeiſter von Zwerg hatte ſeinen Bekannten allerdings einen anderen Grund für ſein Ausziehen angegeben; er hatte erzählt, daß er ſich an den beiden niedrigen Buden oben bei Mückenheims den Kopf einſchlage und nachts allzuhäufig mit einem Regenſchirm habe im Bett liegen müſſen. Waſſerdicht könne man die Wohnung der beiden Engerlinge gerade nicht nennen. Andrerſeits leugnete er nicht, daß der ſelbſtgeräucherte Schinken und der Süſterkuchen, den die Engerlinge jeden Sonnabend buken und von dem ſie ihm zweimal die Woche heraufgeſandt hatten, nicht übel geweſen ſeien. Außerdem habe ihm ein Gedicht, das einmal bei Gelegenheit ſeines Geburtstages die Sendung begleitete und Fräulein Kathinkas poetiſchem Geiſt entſprungen war, über einen ſchon wochenlang andauernden ſtarken Melancholieanfall beſtens fortgeholfen. Den Wortlaut dieſer Reime hatte er auswendig gelernt, ſie waren zu ſchön geweſen.

In der Bierkneipe von Engelmann hatte er ſie wiederholt vorgetragen:

„Sie lobten einſtmals, Herr von Zwerg, a. D., Rittmeiſter,
Den Kuchen, den Kathinkas Hand zum Ziel geführt,
Vielleicht war's, weil ſie ihre Freundſchaft und Verehrung
Für Sie mit in das Mehl gerührt!?
Ja, das geſchah! Mit Liebe hat ſie ihn gebacken!
O, zürnen Sie ihr nicht, wenn er ſo ſchön ihr dieſes Mal iſt nicht geraten!“

Rittmeiſter von Zwerg hatte mit folgenden Strophen erwidert:

„Tief gerührt empfing von Bertha ich und von Kathinken
Heute Süſterkuchen, neulich Schinken.
Sende daher meinen Dank voll Innigkeit den Fräulein Mückenheims, die mich durch Gaben ſchönſter Art berücken!“

Als Diana bei den Damen eintrat, ſaßen ſie bei dem ſchon etwas kaltgewordenen Reſt des an ihre Nähtiſche am Fenſter mit hinübergenommenen Nachmittagskaffees, erhoben ſich aber beim Anblick des Beſuches eilfertig.

„Still, ſtill, Lilli! Willſt du wohl? Es iſt ja Diana! Kennſt du die liebe Diana denn nicht mehr?“ ging's aus Berthas Munde, als das halbblinde, weiße Hündchen den alten Mut der Thatkraft früherer Tage durch überflüſſiges Bellen an den Tag legte.

„Nein, welche Überraſchung, bitte, nimm ab, liebe Diana!“

„Nimm ab, liebe Diana,“ wiederholte Bertha.

„Nun, wie geht's zu Haus deiner lieben Mama? So — ſo, hm — hm, nicht gut? Ja, das böſe Kopfweh.“

„Das böſe Kopfweh —“

„Iſt es denn wahr, beſte Diana, daß dein Papa ſein Haus ſo vorteilhaft verkauft hat? Es wurde uns erzählt.“

„Uns erzählt.“

„Und wir haben uns ſo außerordentlich gefreut. Ja, dein lieber Papa hat viele Sorgen. Die große Familie —“

„Die große Familie —“

„So, alſo doch nicht? Aber er iſt heiter? Na, das iſt die Hauptſache. Ihr war't vor vierzehn Tagen bei Ferdinands. Ferdinand iſt doch ein lieber, lieber Menſch.“

„Ein lieber Menſch.“

„Und Ellen-Luiſe amüſiert ſich? Vielleicht kommt ſie als kleine Braut zurück? Herr Klug? Hans von der Münde?“

„Nein, liebe Tanten. Das iſt nichts. Die denken beide nicht daran. Auch hat es jüngſt eine kleine Verſtimmung zwiſchen dem alten Herrn von der Münde und meinem Bruder gegeben. Ferdinand hatte Geſchäfte mit ihm, die ſich nicht ſo raſch abwickelten. Hoffentlich wird ſich's wieder zuſammenziehen.“

„Zuſammenziehen!“ wiederholten beide Damen Dianas Worte in klagend-hoffendem Tone.

„Und wie geht's dir, mein Herzensmädchen?“ hub Kathinka, die ältere, an. „Immer wollten wir ſchon kommen und uns erkundigen. Nein, nein, du haſt gar nichts zu entſchuldigen, du haſt genug im Kopf. Aber wir hatten die letzte Woche Wäſche, und Lili hatte ſich ein Bein verſtaucht.“

„Ein Bein verſtaucht.“

„Bertha war auch gar nicht recht wohl. Wieder den alten böſen Nachthuſten, der ſie ſo angreift. Ja, jetzt ſieht ſie gottlob wieder recht gut aus, meine liebe Bertha. Ei, was für ein hübſches neues Kleid du anhaſt, Diana. Sehr gut gemacht! Von der Nagel?“

„Nein, von Fräulein Ferken. Die Nagel iſt ja ſo beſetzt.“

„So beſetzt!“

„Ja, Bertha hatte ſie auch neulich ſitzen laſſen, als wir zu Klees zum Diner ſollten. Sie mußte nun ihr grünſeidenes anziehen. Es iſt ſehr ärgerlich mit ſolchen Zuſagen, die dann nicht gehalten werden.“

„Gehalten werden.“

Nun nahm Bertha wieder das Wort.

„Welche Nachricht habt ihr denn von eurer Schweſter Liane?“

„Ja, eben — eben deshalb komme ich,“ entgegnete Diana mit plötzlich ganz veränderter Miene und bewegter Stimme. „Mama hat ſehr traurige Briefe von Liane bekommen. Sie liegt ſchon ſeit drei Wochen darnieder, hat infolgedeſſen ihre Stelle verloren und befindet ſich — weil ſie nirgends hin wußte, — augenblicklich bei einer Freundin in Genf, die aber ſelbſt ſehr viel mit ſich zu thun hat. Liane ſchreibt nun wegen Geld, und Mama mag das Papa nicht ſagen. Er kann augenblicklich auch nicht helfen! Mama iſt ganz ratlos.“

„Hm, hm, ganz ratlos! Armes Kind! Was ihr auch immer habt. Wie wird es denn nun?“

„Ja, das iſt es eben, liebe Tante.“

Die beiden Schweſtern ſahen ſich nach dieſen Worten mit ihren langgeſtreckten, gutmütigen Geſichtern an, und ein Ausdruck tiefen Mitleids erſchien in ihren Zügen.

„Ja, dann — dann, liebſte, beſte Diana, dürften wir vielleicht deiner guten Mutter aushelfen?“ begann, nach raſcher Verſtändigung mit der Schweſter, Kathinka und bewegte den mageren Hals etwas ſchief und verlegen.

Diesmal wiederholte Bertha ihrer Schweſter Worte nicht, ſie ſtand gleich auf, öffnete die Pultklappe eines hohen Mahagoniſchrankes, dem ein Geruch von alten Handſchuhen und Veilchen entſtrömte, und ſuchte hier in einer der Schubladen. Kathinka aber legte ihre Rechte auf Dianas Hand und ſuchte, einen warmen, beſänftigenden Blick auf ſie richtend, ihr die Peinlichkeit der Situation zu erleichtern.

Mit unbeſchreiblicher Qual hatte Diana heute dieſen Gang angetreten. Statt ſich zu beſchränken, lebte ihr Vater immer noch als Grandſeigneur, machte die thörichtſten Ausgaben, ja hatte in den letzten Tagen wieder ſtark beim L'hombreſpiel verloren.

Unter ſolchen Umſtänden empfand Diana es faſt als Verbrechen, ein Darlehn zu erbitten. Das war Verſchleierung, das war ein unſittliches, unwürdiges Handeln und Gebaren! Nur um ihrer Mutter den Kummer zu erleichtern, nur aus Mitleid für ihre Schweſter hatte ſie die Scham, die Abneigung, Mückenheims ſich zu eröffnen, überwunden. Wenn ſie auch nicht ſchwatzhaft waren, nicht gerade über den Vorgang reden würden, ſo fiel doch leicht eine Äußerung über die Verhältniſſe überhaupt, und ſtatt daß das Gerede verſtummte, mußte es immer neue Nahrung finden.

Wie oft war es Diana ſchon peinlich geweſen, in einem neuen Kleide oder Paletot auf die Straße zu gehen. Sie ſah es den Mienen der Leute an, daß ſie dachten, es ſei, was ſie trage, unbezahlt. Auf anderer Leute Koſten leben, etwas anderes zu ſcheinen, als ſie war, erſchien ihr als das Unwürdigſte, deſſen ein Menſch ſich ſchuldig machen kann! Und gerade ſie war bereits ſeit ihren Kinderjahren in ſolche Verhältniſſe gedrängt worden.

„Hier, bitte, liebe Diana,“ hub Bertha von Mückenheim an und überreichte Diana eine in ein Briefkouvert gewickelte Geldſumme, die ſie aus verſchiedenen kleinen Kaſſen genommen und zuſammengehäuft hatte. „Wir haben leider kein Papiergeld, auch nicht gerade ſo viel Gold. Wir müſſen dich mit Silber beſchweren. Es ſind ſechzig Thaler Kurant. Leider nicht mehr, aber da wir ſchon ſeit einem halben Jahr oben nicht vermietet haben, ſo — ſo ſind unſere Einnahmen auch kleiner geworden. Ach nein, nein, weine nicht, liebſte Diana. Liebes, gutes Kind, was haſt du denn?“

„Was haſt du denn?“

Beide gute Menſchen ſprachen auf die Beſchämte ein. Sie ſtanden vor ihr mit den langen, mageren Geſichtern, Kathinka mit den ſchmachtenden, braunen Locken, die ihr vom Scheitel herabfloſſen, und Bertha mit dem ungebührlich breiten Scheitel ihres ſchon etwas ergrauenden Haares und tröſteten. Lili, das Hündchen, hatte ſich auch herbei gemacht, und ſein Gehör war noch ſo gut, daß er das zuſammenwirkende Geräuſch aller Seufzer vernahm, und ſeine Seele wurde ſo bewegt, daß er auch mit zu klagen und zu wimmern begann.

Diana mußte trotz ihres Zartſinns und trotz ihres Kummers lächeln, der Anblick war zu komiſch.

Als die guten Mädchen ſahen, daß wieder die Sonne an dem ſonſt ſo freundlichen und heiteren Himmel ihres Lieblings erſchien, gaben ſie ſich einer ungeteilten Freude hin.

„Alſo es iſt nichts mit dem Hausverkauf?“ fragte Kathinka noch einmal. „Verſtehe recht, liebes Kind, ich forſche nur nach, weil ich dir und deiner lieben Mutter wünſchen möchte, daß ihr endlich einmal aus den Sorgen herauskommt.“

Die Sprechende glaubte in ihrer Argloſigkeit immer noch, daß der alte Baron ſich einmal arrangieren würde. Sie hatte keine Ahnung von den wirklichen Verhältniſſen und noch weniger von dem bodenlos egoiſtiſchen Leichtſinn des Alten.

„Ja, es iſt etwas daran, aber anders, als die Leute meinen!“ entgegnete Diana ausweichend. „Papa wird ſeine Verhältniſſe ordnen, gewiß — aber wie lange wird es währen? Und noch eins, liebe Tanten. Das Geld wird euch Mama in drei Raten zurückzahlen; Anfang des Monats ſchon ſoll die erſte einlaufen. Ich danke euch noch einmal von ganzem Herzen. Ich will gleich auf die Poſt gehen und die Summe an Liane abſenden.“

Die beiden Mückenheims nickten und wiederholten gerührt und freundlich kläglich: „An Liane abſenden.“

„Adieu, adieu, ſüße Diana. Grüß' herzlich. Und mit dem Gelde hat es gar keine Eile. Ach Gott, eben ſehe ich, daß es zu regnen anfängt. Haſt du einen Schirm? Warte, gib ihr deinen, Kathinka! Nein, nein, es hat keine Eile. Unſere Brigitte kann ihn heute Abend bei euch abholen. Na, adieu, nochmals adieu. Still, ſtill, Lili! Komm her, komm her, mein liebes Tier,“ ſchloß Kathinka. Dann empfahl ſich Diana und trat aus dem etwas düſter, aber hübſch gelegenen Hauſe mit der breiten, epheuumrankten Front und dem ſchmalen Giebelausbau auf die Straße.

Als Diana ſich abends mit ihren Eltern zum Abendbrot ſetzen wollte, erſchien unerwartet Juſtizrat von Wenck, der geſchäftliche Angelegenheiten mit dem Baron zu beſprechen hatte und ſich zunächſt mit ihm in ſein Zimmer zurückzog.

Als er dann ſpäter zu den Damen trat, legte er wie immer eine ebenſo große Urbanität wie gemütliche Überlegenheit an den Tag, wußte manches Neue zu erzählen und berichtete auch vielerlei über Herrn George Vaſtus.

Dieſer wollte Haus und Gerberei ſchon in allernächſter Zeit abbrechen laſſen. Die Eingabe an den Magiſtrat wegen der Straßendurchlegung war abgegangen, und wenn der Herbſt und Winter milde waren, wollte George Vaſtus auch bald mit den Neubauten beginnen.

Ein Grundſtück ſei ſchon jetzt verkauft, hieß es weiter, und es wäre nicht daran zu zweifeln, daß alles weg ſein würde, ſobald die Parzellierung ſtattgefunden habe. Bei dieſer Gelegenheit ſei wieder bewieſen, wie man nur zuzugreifen brauche, um das auf der Straße liegende Geld aufzuſammeln.

Die Baronin ſeufzte ſtill vor ſich hin, und Diana ſah unwillkürlich auf ihren Vater, der lebhaft beiſtimmte, und den Reſt ſeiner ſchweren Cigarre in die Spitze ſteckend, gewaltigen Qualm verbreitete. Er verſetzte ſich unwillkürlich an die Stelle von Vaſtus, ließ ſeiner Phantaſie die Zügel ſchießen und ſah ſich in Zukunft als Millionär.

„Ja, ja, der Vaſtus, der verſteht's! Das iſt ein großartiger Menſch. Ich habe übrigens neuerdings keine Nachrichten wieder von ihm! Wann kommt er, lieber Juſtizrat?“

„Ich denke am Sonnabend. Er bleibt diesmal acht bis zehn Tage und wird im Löwen wohnen. Er hat noch ein anderes Geſchäft vor, ich weiß aber nicht, was es iſt. Er machte mir nur Andeutungen. Eigentümlich iſt der Mann übrigens. Hat er doch neulich wegen Bezahlung von ſiebzehn Mark die größten Umſtände gemacht. Im kleinen iſt er ein wahrer Knicker, im großen freilich —“

„Das iſt wohl ſtets bei wirklich ſparſamen Leuten der Fall,“ fiel Frau von Stieglitz milde ein. „Sie halten auf das Kleine. Dadurch erreicht man eben, daß man ſeine Finanzen in Ordnung hält.“

Wenck blickte mit ſeinen ſchlauen Augen durch die Brille auf die beiden alten Stieglitz und nickte ſtumm. Dann ſah er auch auf Diana und war erſtaunt, wie ſchön ſie heute ausſah und wie unendlich ſympathiſch der Ausdruck ihrer Mienen und ihres Auges war.

Er ſprach, durch dieſen Eindruck beeinflußt, von dem Wunſche ſeiner Tochter, bald einmal wieder mit Diana zuſammen zu kommen. Nächſtens würden ſie eine kleine Geſellſchaft geben, vielleicht während der Anweſenheit des Herrn Vaſtus. Stieglitz' würden ihn ſehr erfreuen, wenn ſie teilnehmen wollten. Näheres werde er noch mitteilen.

Als er fort war, fragte Diana ihren Papa, der ſehr aufgeräumt ausſah, ob ihm Wenck gute Mitteilungen gemacht habe.

„Ich denke ja,“ entgegnete der Baron mit gehobener Miene. „Jedenfalls geſchah es nicht ohne Abſicht, daß er mir ſagte, der alte von der Münde habe ſich ſehr eingehend nach mir erkundigt. Ich weiß, ich weiß, Sie wollen für ihren Hans wegen Ellen-Luiſe vorhorchen —“

„Ach Papa, woran denkſt du!“ rief Diana, die jedes andere, als dies zu hören erwartet hatte.

Auch die Baronin ſchüttelte den Kopf, als ob ſie ihren Mann nicht begreife.

Der Baron aber zog die Lippen und hob das Haupt. Er wußte es beſſer in ſeinem unzerſtörbaren Sanguinismus!

An einem der folgenden Tage lief ein Schreiben von Ellen-Luiſe an Diana ein, das über verſchiedene Vorgänge in Kroppholz berichtete. Es war „nur für Dich“ überſchrieben und lautete folgendermaßen: „Eigentlich wollte ich Dir das Nachſtehende alles mündlich erzählen. Meine Abreiſe war ſchon feſtgeſetzt, ich ſagte, daß Papa mich zurückhaben wolle, und Ferdinands ſchienen auch einverſtanden. Dann aber kam Ferdinand heute Morgen und erklärte, Papa habe erlaubt, daß ich noch vierzehn Tage bleibe, er wünſche es ſogar, wenn ſie nichts dagegen hätten. Ich komme übrigens — um das gleich zu bemerken — nicht mit meiner Garderobe aus. Bitte ſchicke mir das Grauwollene und das punktierte Helle von vorigem Sommer, ich kann's wenigſtens morgens tragen. Und treibe doch auch Schuſter Mahrt an, daß er mir die Stiefel ſchickt. Alſo ich bleibe noch, habe es hier natürlich ſehr gut und werde furchtbar von Ferdinand verzogen. Der Arme war — ich ſchrieb Dir ſchon kurz darüber — jüngſt ſehr verſtimmt über eine Sache, die er mit dem Baron Münde hatte. Du weißt doch, daß Ferdinand damals, als er von Hamburg zurückkam, von Münde ein Darlehn erhielt. Nun konnte er die Rückzahlung auf Tag und Stunde nicht einhalten und ſchrieb deswegen ſehr höflich an den alten Herrn. Aber ſtatt einer freundlichen Erwiderung kam ein bitterböſer Brief, der ſehr ſchulmeiſterlich abgefaßt war. Die erſte Bedingung für einen Mann ſei Zuverläſſigkeit. Ferdinand habe damals ſelbſt den Termin zur Rückzahlung feſtgeſetzt; es wäre dem Baron durchaus gleich geweſen, wenn er einen längeren Aufſchub für die Rückgabe gewünſcht hätte, aber nun habe er ſelbſt über das Geld disponiert und gerate in Ungelegenheiten. Ferdinand möge beſtimmt erklären, wann er die Rückzahlung leiſten könne, und werde es in Zukunft beſſer ſein, wenn ſolche Geldrelationen, die unter Nachbarn und Bekannten überhaupt lieber unterblieben, vermieden würden. Am Schluß hieß es dann freilich, der Baron habe ſich nur ausgeſprochen und damit ſei die Angelegenheit vergeſſen und vergeben, es war ſogar eine Einladung nach Lindenhof zum Abendeſſen beigefügt, aber Ferdinand kam ſich doch wie ein geſchlagener Jagdhund vor und ging mehrere Tage in höchſter Verſtimmung umher. Hans von der Münde blieb auch gerade um dieſe Zeit fort, während er ſonſt faſt jeden Tag vorzuſprechen pflegte. Und das brachte Ferdinand natürlich auch mit der Angelegenheit in Zuſammenhang.

Sie fragten neulich, meine gnädigſte Diana von Aſturien, Erbprinzeſſin ſämtlicher pyrenäiſchen Halbinſeln, wie es mit Ihrem liebenswürdigen Schweſterherzen ſtehe, ob es ſich nach der Seite der fürſtlichen Linie Münde oder Klug wende. Sie ſchienen mir die Sache etwas ſcherzhaft aufzufaſſen, nur eine kleine Neckerei dabei im Sinne zu haben! Sie haben recht und unrecht. Fürſt Klug ſcheint ſich jedes Gedankens an Ihre unvergleichliche Schweſter entſchlagen zu haben, alſo weder Ihr Scherz noch Ihr Ernſt waren zutreffend. Dagegen hat andrerſeits Ihre wegen wichtiger Erbfolge-Entſcheidungen in der Ferne weilende Schweſter zahlloſe Orte in ihrem Herzen entdeckt, an denen ſich der Name Hans — ganz wie an den Tiſchen berühmter Touriſtenplätze — eingeſchrieben findet. Ja, neuerdings ſind faſt alle Wände der Tempel ihres Innern mit dieſem einzigen Namen bedeckt.

Nur an einem Platze, der zu hoch und unerreichbar — ſelbſt einen Kiſelack würde er abſchrecken — konnte ſich der Name nicht feſtſetzen. Der Platz war auch ſchon vergeben: Ihr Name, Prinzeſſin, prangt dort unauslöſchbar und ſtrahlend, Ihrer und der Ihrer Frau Mama und Ihres Herrn Bruders Ferdinand.

Eines Tages ging Fürſt Münde über die kleinen harmloſen Vertraulichkeiten, die er ſich bisher gegen Ihre liebenswürdige Schweſter erlaubt hatte, hinaus und wurde ſehr, ſehr ernſthaft. Die blauen, dunklen Augen erſchienen zufolge innerer Bewegung ganz klein, die Stimme nahm einen anderen Klang an, und dann ſagte Fürſt Hans: „Lieben Sie mich? Möchten Sie mich durch Ihre Hand glücklich machen?“ (Zum Glücklichſten der Sterblichen, ſagte Fürſt Hans Gott ſei Dank nicht!)

Ihre Schweſter erwiderte: „Ich bin ein armes, kleines Prinzeßchen ohne Land, Verſtand und güldnen Sand. Sprechen Sie mit unſeren beiderſeitigen fürſtlichen Eltern! Und nachdem dann eine atembeſchwerend ungewiſſe Zeit vergangen, erſchien Fürſt Hans und meinte: viel Plaiſir ſchienen ſeine fürſtlichen Eltern an einer Verbindung der beiden Familien nicht zu haben; es ſei zum Sterben traurig, aber Fürſt Hans wolle nochmals mit ihnen ſprechen. Er hoffe doch noch alle Schwierigkeiten zu überwinden, und jedenfalls bäten Durchlaucht Ihre Schweſter, der bei dieſen Mitteilungen ein kleines Bächlein unter den Wimpern hervorrieſelte, den Namen Hans nicht in ihrem Herzen auszulöſchen. Er ſeinerſeits, werde ihr treu bleiben bis zu — — einer beſſeren Partie!

Pfui, nein, das war vielleicht ſchlecht von mir, Prinzeſſin von Aſturien! Aber weil ich ſo traurig bin, kam ich auf ſolche böſe Gedanken! Im übrigen befinden ſich Peter und Fiete, die beiden Wagenpferde von Ferdinand, meine Reitſtute Achilles, die Tauben, Enten und Truthühner nebſt deren Familie, auch Frau von Sau mit ihren ſchwarzgeringelten Söhnen und Töchtern, endlich die Familie Gans mit allen ihren halsgurgelnden Mitgliedern ausgezeichnet, und jeden Tag fahren wir in die Umgegend, um Feld, Wald, Wieſen, Acker und Heide zu ſtudieren. Ach, Prinzeß, wie herrlich wäre Kroppholz, wenn der Beſitzer nicht, wie ſein Vater, in ewigen Geldnöten ſteckte, wenn ich etwa

„güldnen Sand“ verſchenken und alle glücklich machen könnte. Übrigens in Sachen Fürſt Klug: er trinkt, wie es ſcheint, nicht mehr, er iſt ganz verändert, ſehr zum Vorteil. Ferdinand iſt neuerdings ganz unzertrennlich von ihm und erklärt, er ſei der beſte Menſch, der jemals in einem untadelhaften Gehrock einhergewandelt ſei. Nämlich zweiknöpfige Gehröcke trägt er noch immer bis zur Erſchlaffung.

Melde meinen hochfürſtlichen Eltern meine Grüße, ſage Mückenheims, die ſich, wie du ſchreibſt, wieder ſo reizend benommen — die beiden guten Engerlinge — auch ſehr Freundliches und beglücke bald durch die Zuſchrift: „Die Verlobung ihrer Tochter Diana mit dem Fürſten Viga, Erbherr auf Tannenholz, Krickberg und Teufelsbrück“

Deine kleine traurige Schweſter Ellen-Luiſe.

NB. Was macht Oppendorf? Trägt er noch immer Schachbeinkleider? Schrecklich! An Eliſe Brix habe ich geſchrieben.“

Über Dianas Geſicht war, während ſie Ellen-Luiſens Brief las, wiederholt ein Lächeln geglitten, ſchließlich aber blieb ein Zug tiefer Trauer in ihren Mienen haften.

Es war alſo ganz, wie ſie es ſich gedacht hatte. Mündes waren einer Verbindung mit Ellen-Luiſe durchaus abgeneigt, und Wenck hatte — ſie wußte es, trotz ihres Vaters ſanguiniſcher Annahme, — rückſichtslos ſeine Meinung über dieſen geäußert. Gerade daß der alte Münde nicht dem Urteil der Menge allein vertraute, ſondern ſich an zuſtändiger Stelle eine Auskunft eingeholt, bewies Diana, daß er die Sache ernſthaft erwogen hatte.

Wenck war glatt und liebenswürdig gegen jedermann, aber im Grunde ein kalter Verſtandesmenſch und beſonders ſo eiferſüchtig auf ſeinen Ruf als zuverläſſiger Ratgeber, daß er ſchon um deſſentwillen niemals etwas verſchönerte oder verdeckte. Der alte Stieglitz ſteckte wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand und glaubte, daß man ihn ſo beurteilte, wie er es wünſchte. Nein ſicher, es konnte aus einer Verbindung zwiſchen Hans und Ellen-Luiſe niemals etwas werden. Nur einen traurigen Gewinn würde Ellen-Luiſe davontragen: nämlich früh einen tiefen Herzensſchmerz zu erleiden.

Diana ſtellte ſich in ihrem Zimmer aufrecht und reckte ſich wie ein Menſch, der durch eine ſolche Bewegung ein für allemal alles Ungleiche abſchütteln möchte.

„Frei möchte ich ſein! Aus den erniedrigenden und beſchämenden Verhältniſſen möchte ich heraus!“ murmelte ſie ſtürmiſch. „Ach, nur einmal in die Lage geraten, daß die Menſchen ſich nicht nur äußerlich vor mir verneigen, ſondern aus Reſpekt vor meinen Eigenſchaften, vor meiner Perſon. Gutes thun, nützen, etwas Großes ſchaffen, der Befriedigung feinerer und höherer Neigungen nachgehen können, ein kräftiges Mannesherz mein nennen — das möchte ich! Dieſes Leben vermag ich nicht länger zu ertragen! Ich bin kein Dutzendmenſch, der ſich in das, was nun einmal iſt, klaglos einſpannt und ſich das Wünſchen abgewöhnt — die Natur ſchuf mich anders. Ich brauche Arbeit, denn ich habe Hände, ich möchte wandern, denn ich vermag mich fortzubewegen, ich ſehne mich nach Anerkennung und Erfolg, denn ich kann Tüchtiges leiſten!“

Als ſie ſpäter ins Wohnzimmer zu ihrer Mutter kam, fand ſie dieſe in Thränen und erhielt, als ſie erſchrocken nach der Urſache forſchte, die Antwort: „Dein Vater iſt ſehr unzufrieden, daß ich die Tanten durch dich um einen Vorſchuß für Liane gebeten habe. Er ging eben fort und erklärte, er verbäte ſich, daß dergleichen hinter ſeinem Rücken geſchähe.“

„Konnte denn Papa die erforderliche Summe hergeben?“ fragte Diana mit einem Anflug von Auflehnung im Ton.

Frau von Stieglitz bewegte ſtill den Kopf.

„Nein! Das iſt es ja eben! Er vermag nicht herbeizuſchaffen, was wir brauchen, aber wenn im Haushalt etwas fehlt, oder wenn ich auf Kredit nehme, macht er Szenen!“

„Sagteſt du ihm das nicht, Mama?“

„Ach, mein Kind,“ kam es klagend aus der Bruſt der Frau.

Es lag eine lange, ſchmerzensreiche Klage in dieſen Worten, die Beſtätigung des unausgeſprochenen Urteils, das die eigene Tochter fällte: dieſer Mann handelte nicht einſichtsvoll und gerecht, ſondern lediglich nach Stimmungen und Launen.

Noch einmal ergriff Diana das Wort: „Kommt Papa aus ſeinen Sorgen heraus, wenn er die Anzahlung von Herrn Vaſtus zum 1. Oktober empfängt, Mama?“ fragte ſie. „Oder reicht die Summe eben nur aus, um ſeine Schulden zu decken?“

Die Baronin zuckte die Achſeln.

„Du weißt doch, wie es auch in dieſem Punkt mit Papa iſt. Wenn es ihm paßt, iſt alles in Ordnung und ſeine Verpflichtungen drücken ihn durchaus nicht, ja er rechnet mir dann vor, daß er im Grunde gar keine hat. Ein andermal iſt wieder alles ſo dunkel wie möglich. Geſtern warf er hin, daß er nichts, gar nichts übrig behalte, daß Liane für ſich ſelbſt ſorgen müſſe, daß es im Herbſt wenig beſſer werden würde, als vordem. Und doch hat er in dieſen Tagen wieder eine große Partie Roſen gekauft und ſich einen neuen Schrank für ſein Zimmer beſtellt. Ich weiß nicht, wie es werden ſoll.“

Nach einer kurzen Pauſe fuhr ſie, ſich aus ihrer Bedrückung reißend, fort: „Du hatteſt einen Brief von Ellen-Luiſe? Schreibt ſie etwas Erfreuliches? Auch Ferdinands Verhältniſſe ängſtigen mich. Auch dort befürchte ich über kurz oder lang einen Zuſammenbruch.“

„Ellen-Luiſe ſchreibt vergnügt, ſie bleibt — auf Papas Wunſch — nun doch noch bei Ferdinands,“ entgegnete Diana, die Unruhe und Sorge, die ſich ihrer bei ihrer Mutter Worten bemächtigt hatten, gewaltſam zurückdrängend. „Das hängt mit Papas Hoffnungen zuſammen, daß Ellen-Luiſe und Hans von der Münde ein Paar werden würden,“ fuhr ſie fort. „Ellen-Luiſe iſt gottlob ſo verſtändig, daß ſie mehr hofft, als glaubt. Armes Ding! Sie liebt Hans, und auch er hat die Sache ſo ernſthaft genommen, daß er mit ſeinem Vater geredet hat. Inſofern iſt Papa nicht auf falſchem Wege geweſen!“

(Fortſetzung folgt.)

## Friedrich Hiddemann †.

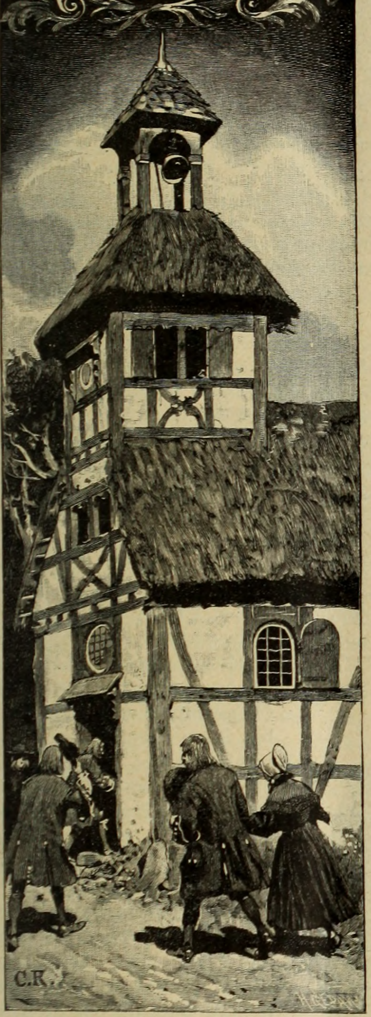
Am 13. Januar d. J. verſchied in ſeiner Vaterſtadt Düſſeldorf im Alter von 62 Jahren der Maler Friedrich Hiddemann. Der Verſtorbene war einer der älteſten und treueſten Freunde unſeres Blattes. Nicht weniger als 23 ſeiner Bilder haben unſere Leſer erfreut, vom I. bis zum XXV. Jahrgang unſerer Zeitſchrift erſtreckt ſich ſeine Mitarbeit. Und Hiddemanns Bilder gehörten recht eigentlich in ein Familienblatt. Der heimgegangene Meiſter malte nicht nur mit beſonderer Vorliebe Szenen aus dem deutſchen Familienleben, er verſtand es auch, ſie mit dem Geiſte deutſcher Innigkeit zu erfüllen. Mit wie freundlichem Humor wußte er ferner deutſches Kinderleben wiederzugeben!

Hiddemann war recht eigentlich ein deutſcher Künſtler. Er hatte mit dem Empfinden der deutſchen Volksſeele die innigſte Fühlung, und er verſtand es meiſterhaft, die deutſche Art in charakteriſtiſcher Weiſe wiederzugeben.

Erſt vor zwei Jahren (XXV. Nr. 43) hat Dr. Adolf Roſenberg aus Anlaß des ſechszigſten Geburtstages Hiddemanns die Arbeiten des Künſtlers im Daheim feinſinnig gewürdigt. Dort finden die Leſer auch ſein Porträt. An uns aber iſt es, dem treuen Mitarbeiter im Namen unſerer Leſer und im eigenen Namen ein herzliches „Hab Dank!“ auf den friſchen Grabhügel zu legen.

Die Redaktion.

# Sparren Glocken



Der Sommer ſtillen Abſchied nahm,
Der Herbſt auf leiſen Tritten kam
In ſeinem fahlen Kleide;
Da griff zum Wanderſtab die Hand,
Ich zog durch brandenburgiſch Land,
Durch Sand und Kiefernheide.

Es wachſen Stämme ſtolz und ſtark
Vom Barnim hin zur Uckermark
In weiten Waldesgrenzen;
Auf höchſtem Hügel ſtand ich da
Und in der Abendſonne ſah
Ein Wipfelmeer ich glänzen.

Die Wellen krönte Dämmerduft,
Hoch oben ſtrich in blauer Luft
Ein Weih auf blanken Schwingen.
Verworrnes Rauſchen kam und ſchwand,
Dann trug der Wind an meinen Strand
Vielſtimm'ges Glockenklingen.

Bald nah, bald wieder ferne ſcholl,
In feierlichem Chore ſchwoll
Das Läuten und das Locken; —
Da wußt' ich, wo ich lauſchend ſtand:
Das war im alten Sparrenland,
Ich hörte Sparrenglocken.

Chriſtoph von Sparr! Der Name war
Im großen Kriege manches Jahr
Dem märk'ſchen Ohr ein Schrecken.
Doch auf ging Preußens Morgenſtern,
Und jener ward dem neuen Herrn
Ein guter Stab und Stecken.

Nun trug er wilden Fehdebrand
Nicht mehr ins heimatliche Land,
Wie einſt als Kaiſerlicher,
Und zog er jetzt das Schwert, ſo war
Der brandenburg'ſche rote Aar
Allwo des Sieges ſicher.

Bei Warſchau in der blut'gen Schlacht
Vom Morgen in die dritte Nacht
Mit der Kartaunen Zungen
Hat er den Polen und Tatarn
Von Brandenburg und ſeinem Sparr'n
Ein dröhnend Lied geſungen.

Das war der letzte Kriegeshall
Für unſern Gen'ralfeldmarſchall,
Ihn zog's zu andern Werken.
In Friedensraſt mocht' er hinfort
An Glockenklang und Gotteswort
Das müde Herz nur ſtärken.

Und wo er in der Sparren Land
Ein Kirchlein ohne Glocken fand
Von Greifenberg bis Prenden,
Da half, von frommem Sinn beſeelt,
Der Alte ſchnell, und was gefehlt
Gab er mit reichen Händen.

Drum klingen dort gar voll und rein
In jedem Dorf, ob's noch ſo klein,
Vom Turm die Kirchenglocken,
Drum wie Choral und Hymne ſchallt
Im Sparrenland durch Feld und Wald
Ihr Läuten und ihr Locken. —

Ich ſtand auf Waldeshöh' allein.
Ich ſah den Herbſtesabendſchein
Das Wipfelmeer erhellen.
Die Heide wogt' und klang um mich
Und meine Seele wiegte ſich
Entzückt auf goldnen Wellen.

Ernſt Behrend.

---

## Eine Reiſe von 400 Meilen die Stunde.

(Abdruck verboten.)

Man hört oft ſagen, wir bewegten uns um die Erde mit der Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel. Das iſt jedoch nicht ganz genau. Jeder Punkt einer Erdparallele dreht ſich um die Erdkugel mit einer Geſchwindigkeit, welche von ſeiner Entfernung von der Erdachſe abhängt. Betrachten wir ein Wagenrad, ſo finden wir doch ſofort, daß die Punkte, die ſeiner Mitte am nächſten liegen, einen ſehr kleinen Kreis beſchreiben, während die am Umkreis gelegenen in derſelben Zeit einen weit größeren Kreis durchlaufen. Hat jener einen Weg von 1 m, der größere dagegen einen ſolchen von 2 m, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß die Geſchwindigkeit der Punkte des weiteren Kreiſes doppelt ſo groß ſein muß. Mit unſerer Erde verhält es ſich nicht anders. Am Äquator iſt jeder Punkt des Erdbodens am weiteſten von der Erdachſe entfernt, demnach muß auch ſeine Umdrehungsgeſchwindigkeit am beträchtlichſten ſein; je nachdem man ſich aber dem Pole, d. i. der Umdrehungsachſe nähert, um ſo mehr vermindert ſich die Geſchwindigkeit, bis ſie ſchließlich auf Null hinabſinkt.

Wenn ein Reiſender von Panama, wo er in der Richtung der Erdrotation mit der Schnelle von etwa 400 Poſtmeilen vorwärts rückte, ſich plötzlich in das nördliche Grönland verſetzte, das ſich mit einer Geſchwindigkeit von 70 Meilen in der Stunde um die Erdachſe bewegt, ſo würde er mit einer Geſchwindigkeit von mehr als 300 Meilen in den Weltenraum geſchleudert werden und wie ein Meteor dahinfliegen, bis der Widerſtand der Luft ſeine Geſchwindigkeit hemmte.

Dieſer ſeltſame Reiſende zeigte hier im großen, was uns auf der Eiſenbahn geſchehen kann. Wenn die neuen Bremſen den dahineilenden Zug plötzlich zum Stehen bringen, ſo wirkt die Bremſe nicht zugleich auf uns Mitfahrende, ſo daß wir die angenommene Geſchwindigkeit in dem Augenblick noch beibehalten, wo der Wagen ſie bereits verloren hat, und wir werden mit um ſo größerer Heftigkeit nach vorn geſchleudert, je plötzlicher der Stillſtand des Zuges herbeigeführt wird. Und in dieſem Falle handelt es ſich doch immer nur um eine Geſchwindigkeit von höchſtens 15 Meilen die Stunde. Welchen Sprung müßte man erſt thun in den Raum hinaus, wenn es ſich um eine Geſchwindigkeit von Hunderten von Meilen handelt!

Die Luft, welche vom Äquator nach unſeren hohen Breiten kommt, bewahrt anfangs zum Teil auch ihre eigene Geſchwindigkeit; allein da der Übergang verhältnismäßig langſam geſchieht, wird dieſelbe auf dem Marſche bedeutend vermindert. Geſchähe dieſe Paſſage vom Äquator nach unſeren Gegenden unmittelbar, ſo müßte ein ſo heftiger Sturm ausbrechen, daß kein Hindernis ihm zu widerſtehen vermöchte. Die Luft, die ſich in Stuttgart im Zuſtande völliger Ruhe zu befinden ſcheint, bewegt ſich demnach von W. nach O. mit einer Geſchwindigkeit von ca. 270 Meilen in der Stunde. Angenommen nun, daß ſie plötzlich auf den 55. Breitengrad überſpränge, ſo wird ſie anfangs auch ihre Geſchwindigkeit beibehalten. Da aber auf dieſem Parallelkreiſe jeder Punkt nur ca. 235 Meilen in der Stunde zurücklegt, ſo wird alſo die Luft in öſtlicher Richtung 35 Meilen gewinnen, und da der Erdboden uns ſtets in Ruhe dünkt, ſo werden wir der Luft eine Geſchwindigkeit von 35 Meilen zuſchreiben.

Das entgegengeſetzte Ergebnis fände ſtatt, wenn eine Luftmaſſe, die ſich auf dem 45. Breitengrade in relativer Ruhe befindet, plötzlich nach dem 49. Grad übertragen würde. Dieſe Luft ſchiene dann mit einer Geſchwindigkeit von 35 Meilen die Stunde von O. nach W. zu gehen. Thatſächlich bewerkſtelligt ſich der Übergang einer Luftmaſſe von einer Parallele zur andern ganz allmählich, indem die Widerſtände verſchiedener Kräfte die Geſchwindigkeiten auszugleichen ſtreben. Gleichwohl findet man dieſen Einfluß nach dem 45. Grad hin ſehr deutlich angezeigt. In dieſer Zone herrſchen die Weſtwinde vor, und die Geſchwindigkeit der Luft nach Oſten muß beſtimmt dem Übermaß an Geſchwindigkeit zugeſchrieben werden, welches dieſelbe aus den Äquatorialgegenden aufbewahrt hat. Die gleiche Beobachtung können wir an den Paſſatwinden machen, die von NO. nach dem Äquator hinwehen.

Gewiß iſt es dem Leſer nicht unintereſſant, genau zu erfahren, wie groß die Geſchwindigkeit iſt, die wir auf jedem Hauptbreitengrade unſerer Erde antreffen. Die Berechnung wäre leicht auszuführen, wenn unſer Planet eine Kugelgeſtalt hätte; allein die Erde iſt keine Kugel, ſondern ein Ellipſoid. L. Lindelöfen, welcher auf dieſe Form ſtreng Rückſicht nahm, hat die Geſchwindigkeit für ſämtliche Breiten von 10 zu 10 Grad nach Metern berechnet, wonach die Geſchwindigkeit der Luft beträgt:

| | | |
|---|---|---|
| Am Äquator . . . | 465 m | auf die Sekunde |
| „ 20. Breitengrade | 437 m | „ „ „ |
| „ 40. „ | 356 m | „ „ „ |
| „ 60. „ | 233 m | „ „ „ |
| „ 80. „ | 81 m | „ „ „ |
| „ Pole . . . . | 0 m | |

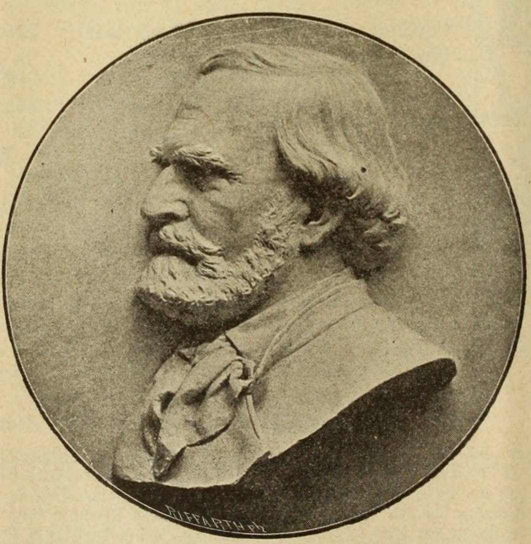
Die größte Geſchwindigkeit iſt demnach 465 m in der Sekunde oder ca. 400 Meilen in der Stunde, ſo daß auf die Bewohner von Mitteldeutſchland immer noch die ganz reſpektable Geſchwindigkeit von ca. 300 m die Sekunde käme. Und wir ſpazieren ruhig weiter, ohne nur einmal auf den Boden zu achten, der mit raſender, Schwindel erregender Raſchheit ſich fortbewegt, ruhiger noch, als der Paſſagier, welcher das Deck eines Schiffes durchſchreitet, das doch 30 Kilometer in der Stunde zurücklegt. Und wenn dennoch die Geſchwindigkeit, mit welcher wir fortgeriſſen werden, ſich plötzlich erſchöpfte und die Erde aufhörte, ſich um ſich ſelbſt zu drehen, welche Überſchwemmung müßte dann eintreten! Das jähe Anhalten der Erde riefe eine ſolche Wärmemenge hervor, daß unſer Planet ſofort zerſchmelzen würde. Die ganze Menſchheit und alle organiſierten Weſen würden augenblicklich von der Tiefe eines feuerflüſſigen Ozeans verſchlungen werden. Ein kurzer Stillſtand nur, und alles Leben wäre vorüber! Von alledem aber haben wir nichts zu fürchten und können unbeſorgt weiter ſchreiten. Das Schöpfungswerk iſt gut; es hat dies ſeit Hunderttauſenden von Jahren gezeigt und wird es auch fernerhin beweiſen.

L. Haſchert.

## Max Duncker.

(Abdruck verboten.)

Vielen unſerer Leſer wird der Name Max Duncker kaum bekannt ſein. Der ausgezeichnete Geſchichtsforſcher und einſichtsvolle Politiker gehörte nicht zu jenen Männern, denen es vergönnt iſt, mit ihrer wiſſenſchaftlichen Arbeit oder im öffentlichen Leben einſchneidende Fragen von gewaltiger Tragweite zur Entſcheidung zu bringen, er zählte nie zu den gefeierten Berühmtheiten des Tages. Wohl war Max Duncker als Hiſtoriker bei Lebzeiten von einem weiteren Kreiſe hochgeſchätzt und von einem engeren als Freund und Lehrer innig verehrt — der großen Mehrzahl der Gebildeten des deutſchen Volkes iſt er erſt durch ſeine kürzlich, fünf Jahre nach ſeinem Hingang erſchienene Biographie (das Leben Max Dunckers erzählt von R. Haym. Berlin. 1891. R. Gärtner) nähergebracht worden. Das treffliche Lebensbild, deſſen Darſtellung überall die liebevolle Freundeshand erkennen läßt, das dabei aber doch mit nicht hoch genug anzuerkennender Objektivität geſchrieben iſt, zeigt uns Max Duncker als einen hochbedeutenden Gelehrten und Staatsmann, der unter den mannichfachſten Wandelungen des Lebens, in oft überaus ſchwierigen Stellungen ſich bewährte, als einen warmempfindenden Patrioten und vor allem als einen Mann von ebenſo einfacher, wie vornehm ſittlicher Geſinnung. Und ſo ſteht Max Duncker auch in der Erinnerung vor mir, dem es noch vergönnt war, vor einem Jahrzehnt zu ſeinen Füßen zu ſitzen und ſeinem ſtets anregenden Vortrag zu folgen. Wer von all uns Offizieren, vor denen er im dritten Coetus der Kriegsakademie über neuere Geſchichte las, könnte des ſtattlichen, ſilberhaarigen Greiſes, aus deſſen klaren Augen die reinſte Herzensgüte leuchtete, vergeſſen, wie er uns in ſcharfen Umriſſen die Entſtehung, den wechſelvollen Verlauf der franzöſiſchen Revolution als ein Kampf berechtigter und unberechtigter Kräfte, wie er uns das Emporkommen Napoleons und das Ringen des preußiſchen Staates um ſeine Exiſtenz ſchilderte. Sein Vortrag trug keinen rein akademiſchen Charakter, es fehlte ihm vielleicht auch an ruhig abwägender Objektivität, er wirkte aber überzeugend durch ſeine Unmittelbarkeit, ſeine ungeſuchte Natürlichkeit; man hatte ſtets den Eindruck einer ausgeprägten, markigen Perſönlichkeit, eines ganzen Mannes, wenn Duncker ſprach. Unter den Kameraden, die um uns ſaßen, gab es gewiß den einen oder anderen, der den Vorträgen ſonſt mit wenig geſpanntem Intereſſe folgte: Duncker riß alle mit ſich fort.



Max Duncker.

Als der Sohn des bekannten Buchhändlers Karl Friedrich Wilhelm Duncker, des Verlegers von Böckh, Ranke, Hegel, wurde Max Duncker am 15. Oktober 1811 geboren. Das gefeſtete, im ſteten Emporblühen begriffene Vaterhaus gab dem Heranwachſenden reiche Gelegenheit, ſich vielſeitig für das Leben vorzubereiten. Der begabte Knabe lernte fleißig auf dem Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Gymnaſium, welches damals unter des trefflichen Spilleke Leitung ſtand, aber die aufs Einſammeln gelehrter Kenntniſſe gerichteten Aufgaben der Schule füllten ihn doch nicht ganz aus. Schon von ſeinem fünfzehnten Jahre an iſt der Gedanke der Selbſterziehung für den Ernſt des Lebens in ihm wach, und mit dem Triebe zum Lernen ging eine Tendenz körperlicher Abhärtung Hand in Hand, die zwar ſeine Geſtalt ſtreckte und ſeine Muskeln ſtählte, die er jedoch bisweilen derart übertrieb, daß die Eltern eine ernſte Schädigung ſeiner Geſundheit befürchteten. Ohne deren Wiſſen hatte er draußen vor der Stadt Schwimmunterricht genommen und bis in den Winter hinein die Flußbäder fortgeſetzt; im Gegenſatz zu den Gewohnheiten des elterlichen Hauſes legte er ſich Enthaltſamkeit in der Koſt auf und einen ganzen Winter hindurch ſchlief er im eiſigen Schlafzimmer unter einer dünnen Decke.

Im Jahre 1830 legte Duncker die Abiturientenprüfung ab. „Durch den ſittlichen Ernſt, welcher ſich in ſeinem Weſen ausſpricht, und durch das bei ihm überall ſichtbar hervortretende Streben nach allem, was edel und vortrefflich iſt, war er ein

Muſter für ſeine Mitſchüler geworden,“ hieß es in ſeinem Abgangszeugnis, welches die ausgezeichneten Fortſchritte, die er in allen Fächern gemacht, beſonders rühmt. Frohen Herzens bezog der Jüngling die Univerſität; in Berlin hörte er neben Hegel, Ranke, Karl Ritter vor allem Böckh, deſſen Vorleſungen über griechiſche Litteratur und Altertümer einen tiefen Eindruck auf ihn machten; in Bonn gab er ſich der frohen Freiheit des Studentenlebens hin und diente zugleich bei den 7. Ulanen ſein Jahr ab — mit Leib und Seele damals ſchon Soldat, wie er denn ſein ganzes Leben hindurch nicht aufgehört hat, für die preußiſche Armee warm zu empfinden. Im Jahre 1833 kehrte er auf der Eltern Wunſch nach Berlin zurück und promovierte im nächſten Sommer.

Mit dem Namen des elterlichen Verlagsgeſchäft (Duncker und Humblot) iſt der Höhepunkt unſerer neueren Geſchichtsforſchung, wie der damaligen ſpekulativen Philoſophie eng verbunden: die Beckerſche Weltgeſchichte, dann vor allem die Werke Rankes auf der einen, die Veröffentlichungen Hegels und ſeiner Schüler auf der anderen Seite bildeten ja die Mittelpunkte der Unternehmungen des Vaters. Im Wettſtreit und Ergänzung traten ſo dem Sohne Geſchichte und Philoſophie, deren Studium er ſich gewidmet, nicht nur aus der allgemeinen Zeitbildung entgegen, ſondern ſie legten ſich ihm zugleich in dem Intereſſenkreiſe der väterlichen Handlung ans Herz. Sein wiſſenſchaftlicher Rat ſollte der kaufmänniſchen Berechnung einen Anhalt geben. So finden wir ihn denn zunächſt als Beirat der Firma, zugleich in emſiger Recenſententhätigkeit und in der Bearbeitung eines Teil der Beckerſchen Weltgeſchichte ſeinen Drang zu ſelbſtändiger Arbeit bethätigend.

Wir haben heute kaum noch das rechte Verſtändnis für die Urſachen der unliebſamen Unterbrechung, welche die Thätigkeit des jungen Gelehrten demnächſt erfuhr. Er — der begeiſterte Patriot, der gewiſſenhafte Staatsbürger — wurde in jene leidigen Unterſuchungen gegen die Burſchenſchaftler verwickelt, welche, man kann dies heute ruhig ausſprechen, wahrlich kein ſonderliches Ruhmesblatt in der Geſchichte der damaligen preußiſchen inneren Politik bilden. Nach endloſen Verhören, die eine lange Zeit qualvoller Ungewißheit mit ſich brachten, traf ihn endlich, obgleich ihm keinerlei andere Vergehen als die Teilnahme an einer burſchenſchaftlichen Verbindung nachgewieſen werden konnten, eine Verurteilung auf — ſechs Jahre Feſtungshaft. So ſchwer hatte die ganze Unterſuchung auf Duncker gelaſtet, daß ſich damals das braune Hauptthaar des ſechsundzwanzigjährigen ſilbern färbte und ein bedenkliches Herzleiden ſich auszubilden begann.

Der König ſetzte die Strafe im Wege der Gnade auf ebenſoviele Monate, als das Gericht Jahre erkannt hatte, herab, und die Verbüßung der Strafe in dem nahen Köpenik nahm, damit der Tragik auch die Komik ſich zugeſelle, eine höchſt milde Form an. Es kam wohl vor, daß der Juſtizrat, in welchem der Staatsgefangene ſeine richterliche Aufſichtsbehörde zu verehren hatte, ihn als Aktuarius zu einem Zeugenverhör mit über Land nahm, daß die Schönen von Köpenik mit dem böſen Verbrecher ſich ungeſtraft mittels zarter Blumenſprache verſtändigen durften oder daß der Demagoge gar ſeinen eigenen Schließer ſpielte.

Während der Haft hatte Duncker nicht nur ſeine litterariſchen Arbeiten fortgeſetzt, ſondern ſich auch für ſeine demnächſtige Thätigkeit als Privatdozent in Halle vorbereitet. Hier finden wir ihn dann in den nächſten beiden Jahrzehnten mehr und mehr zur wiſſenſchaftlichen und politiſchen Reife auswachſend — und ſich zugleich ein glückliches eigenes Heim bereitend: im Frühjahr 1843 führte er die Tochter eines bekannten Hallenſer Arztes, Charlotte Gutike, heim und gewann ſich in ihr eine gleichgeſtimmte Lebensgefährtin, die ihm noch über das Grab hinaus in ihrer Mitarbeit an der uns vorliegenden Biographie ein Denkmal treuer Liebe und Dankbarkeit für einen langen, glücklichen Ehebund weihen konnte.

Die bewegten Zeiten forderten bald von jedem tüchtigen Manne Anteilnahme an der Politik; wie hätte der Hiſtoriker, der vor allen anderen dem Werden der Dinge nachgehen muß, ſich ihr entziehen können. Duncker war ein Altliberaler von jenem Schlage, deſſen Würdigung uns heute faſt verloren gegangen iſt. Preuße durch und durch, untadelhaft königstreu vom Scheitel bis zur Sohle, erkannte er des engeren Vaterlandes hohe Aufgaben für ganz Deutſchland mit weitem, freiem Blick. Daß ſeine und ſeiner Freunde Wünſche ſich mit der thatſächlichen Entwickelung der Dinge nicht immer deckten, darf unſer Urteil über ihr ehrliches, wackeres Wollen nicht trüben. Duncker zumal hat, als ſich ſpäter andere, beſſere Wege zur Verwirklichung ſeines Traumes, zur Erringung der deutſchen Kaiſerkrone für das Hohenzollernhaus, darboten, dieſelben mit freudiger Begeiſterung willkommen geheißen und ſich voll und ganz in den Dienſt der zielbewußten Politik eines König Wilhelm, eines Bismarck geſtellt.

Schon in den aufgeregten Jahren 1848/49 nahm er eine vermittelnde Stellung ein und trat nach Oben wie Unten ſtets für das Vernünftige und Zweckmäßige in die Schranken. Wir ſehen ihn in den Märztagen nach Berlin eilen und ſich freiwillig in die Wachen des Schloſſes einreihen; wir hören, wie er an die Gemahlin des Prinzen von Preußen, unſere ſpätere Kaiſerin Auguſta, eine Denkſchrift über den hiſtoriſchen Beruf Preußens einreicht; wir erfahren, wie er den Verfechtern anarchiſcher Ideen ein donnerndes: „Ein Hundsfott, wer die Krone in dieſem Kampfe verläßt!“ entgegenſetzt. In der Frankfurter Paulskirche, im Erfurter Parlament wirkt er für ſeine Überzeugung, bis die Nutzloſigkeit aller Mühen auch ihm zur Gewißheit wird. Abgeſpannt von den politiſchen Kämpfen, wandte er ſich endlich wieder der hiſtoriſchen Forſchung zu.

Der Niederſchlag ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit war diejenige Arbeit, welche man vielleicht als das Hauptwerk ſeines Lebens bezeichnen darf, ſeine Geſchichte des Altertums. Vielleicht, ſage ich abſichtlich! Es iſt jedenfalls die umfangreichſte und abgerundetſte Arbeit, die wir ihm verdanken; trotzdem nehme ich keinen Anſtand, es an dieſer Stelle auszuſprechen, daß ich ſtets die Empfindung nicht verwinden konnte, Duncker ſei nicht recht mit ganzem Herzen bei ſeiner Geſchichte des Altertums geweſen, und daß ich die einzelnen Bauſteine, welche er in einer ſpäteren Periode zur Geſchichte der neueren Zeit, Preußens insbeſondere, geliefert, ungleich höher ſtelle. Wer ihn kannte, wird mich verſtehen!

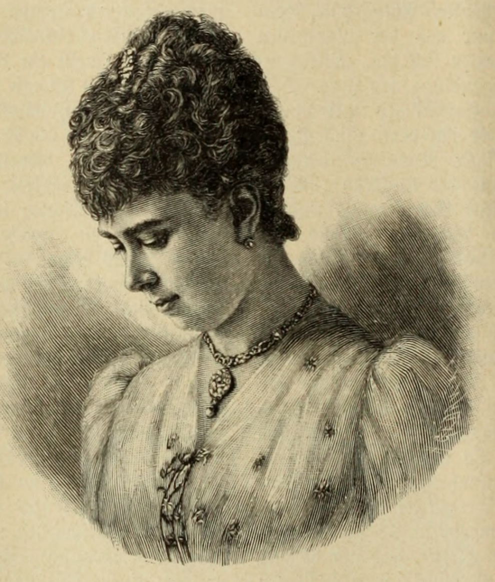
Im Jahre 1857 ſiedelte Duncker nach Tübingen über und lebte ſich ſchneller wohl, als er es ſelbſt erwartet, in der württembergiſchen Univerſitätsſtadt ein. Trotzdem folgte er gern einem Ruf nach Berlin, als dort mit dem Beginn der Regierungsthätigkeit des Prinzen von Preußen, unſeres ſpäteren Königs Wilhelm, ein anderer Geiſt zu wehen begann. Auf eine Aufforderung des Miniſters von Auerswald hin übernahm er die Leitung der offiziellen preußiſchen Preſſe, ſich den Männern anreihend, welche für die kraftvolle Perſönlichkeit und die zielbewußte Politik des Prinzregenten von vornherein das rechte Verſtändnis entwickelten.

Auf die erſte Periode des unmittelbaren Staatsdienſtes näher einzugehen, fehlt hier der Raum. Genug, daß Max Duncker 1861 in eine Stellung gelangte, welche dem Vertrauen entſprach, das König Wilhelm I in ihn ſetzte: er wurde der politiſche Berater des Kronprinzen in einer Zeit, in welcher die ſchwerſten Wirren im Anzuge waren. Seine verantwortliche Aufgabe war es nunmehr, den jugendlichen Thronfolger über das ganze weite Gebiet der Geſetzgebung und Verwaltung auf dem Laufenden zu erhalten, zugleich aber denſelben auch über den allgemeinen Gang der Politik zu orientieren.

Das Schwergewicht der vorliegenden Biographie ruht meines Erachtens in den Abſchnitten, welche ſich mit der Schilderung des Verhältniſſes Dunckers zu dem Kronprinzen beſchäftigen. Wenn je ein Ehrenmann in ſchwieriger Lage ſeine Pflicht gethan, ſo gebührt ihm dieſer Ruhm: in gleichem Maße als Patriot, als weitblickender Staatsmann, als treuer, unerſchrockener Diener, der in den entſcheidenden Augenblicken nicht nur die Laſt einer ſchweren Verantwortlichkeit, ſondern auch die ungerechte Beurteilung der Menge willig auf ſich nimmt.

Es iſt heute allgemein bekannt, daß der Kronprinz

Friedrich Wilhelm in der unheilvollen Konfliktszeit und während der Erörterungen über die ſchleswig-holſteiniſche Frage die politiſchen Maßregeln ſeines erhabenen Vaters nicht immer voll billigen zu können glaubte, daß er ſich wiederholt im Gegenſatz zu den Anſchauungen des Miniſterpräſidenten von Bismarck befand. Der hochherzige, ideal geſtimmte Prinz wollte die rein praktiſchen Ziele der Bismarckſchen Politik nicht verſtehen. Über jene trüben Jahre, welche dem Herzen des königlichen Vaters wie ſeines erlauchten Sohnes gewiß ungezählte Stunden ſchweren Schmerzes brachten, bringt die Dunckerſche Biographie zahlreiche neue Aufklärungen. Aber ſie gefällt ſich nicht etwa in jener Art ſenſationeller Enthüllungen, wie ſie heute an der Tagesordnung ſind, ſie begnügt ſich vielmehr, um den Charakter Dunckers klarzuſtellen, im weſentlichen damit, einen Teil ſeiner Berichte an den Kronprinzen und deſſen Antworten wiederzugeben: einen Schriftwechſel, der — wie man auch über die darin hervortretenden politiſchen Meinungsverſchiedenheiten urteilen mag — für Schreiber und Empfänger gleich ehrenvoll iſt. Niemals vielleicht iſt ein Thronfolger ehrlicher, offener und mannhafter beraten geweſen. Duncker hatte frühzeitig die unbedingte Notwendigkeit der Heeresorganiſation, welche wahrlich die erſte große Herrſcherthat König Wilhelms iſt, und bald auch die klare, wahrhaft deutſche und doch echt preußiſche Politik Bismarcks gewürdigt, obwohl er ſich zuerſt nicht zur Partei des leitenden Staatsmannes zählte. Er ermüdete nicht, dem Kronprinzen immer aufs neue die hohe Aufgabe Preußens vorzuführen und klarzuſtellen, wie große Ziele nicht ohne große Opfer erreicht werden könnten; er warnte den Kronprinzen davor, offen an die Spitze der Oppoſition zu treten, er kämpfte gegen die fortſchrittliche Beeinfluſſung des Thronerbens mit ebenſoviel Eifer, als Mäßigung und mit all der Überzeugungskraft, die ihm ſein ſtaatsmänniſcher Blick und zugleich ſeine aufrichtige Verehrung für den von ihm zu Beratenden verlieh.



Fürſtin Victoria Mary von Teck, Braut des † Herzogs von Clarence.

Der Feldzug 1866, deſſen friſche Lorbeeren gottlob den inneren Konflikt beſeitigten, half auch die Bedenken des Kronprinzen überbrücken. Schon vor dem Ausbruch des entſcheidenden Kampfes hatte indeſſen Duncker um Entlaſſung aus ſeiner Stellung zu dem hohen Herrn gebeten und dieſelbe in gnädigſter Weiſe bewilligt erhalten. Wenn es ihm ſomit nicht vergönnt war, dem Erben des Hohenzollernthrones, den er 1864 ins Feld begleitet hatte, auch 1866 unmittelbar zur Seite zu ſtehen und in erfolgreicher Feldherrnthätigkeit zu bewundern, ſo fand ſeine politiſche Einſicht doch während des bedeutſamſten Wendepunktes der deutſchen Geſchichte anderweitige Verwendung: er übernahm als Civilkommiſſar die Neuordnung der Dinge in Kurheſſen, bis Herrn von Möller die Verwaltung des okkupierten Landes übertragen wurde.

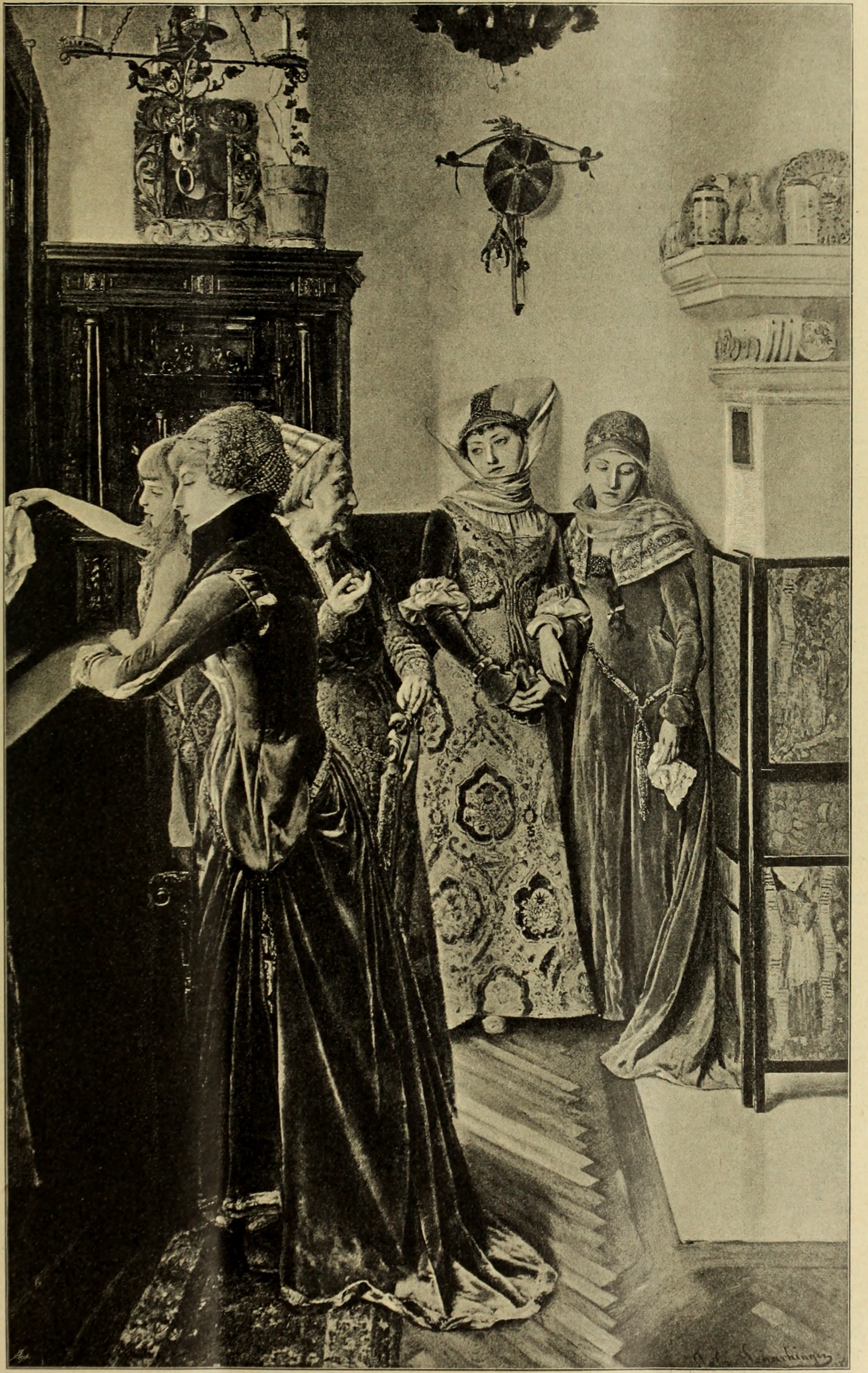
Die nächſten Jahre führten Duncker in das Parlament — derſelbe Wahlkreis, welcher ihn unter ſo ganz anderen Verhältniſſen nach Frankfurt a. M. und nach Erfurt entſendet, der Kreis ſeiner getreuen Hallenſer Verehrer wählte ihn jetzt in den norddeutſchen Reichstag. Aber auch im Staatsdienſt fand ſich bald eine neue Stellung für den ausgezeichneten Mann; er erhielt die Oberleitung der preußiſchen Staatsarchive und bahnte für dieſe eine epochemachende Reform an. Erſt unter ihm wurden die Archive aus der beſchränkten Bedeutung gleichſam fiskaliſcher Anſtalten herausgehoben und den Zwecken gelehrter Forſchung erſchloſſen.

Im engen Zuſammenhang mit der archivaliſchen Thätigkeit bewegten ſich in dieſem letzten Abſchnitt eines reichen Lebens ſeine litterariſchen Arbeiten. Ich habe ſchon einmal betont: ſein Herz gehörte der neueren und zumal der preußiſchen Geſchichtsforſchung — das kam nunmehr überzeugend zum Ausdruck. Schon ſeit 1861 hatte er in Verbindung mit Droyſen und dem Archivrat von Moerner die „Urkunden zur Geſchichte des Kurfürſten Friedrich Wilhelm“ herauszugeben begonnen, jetzt wandte er ſich beſonders der fridericianiſchen und napoleoniſchen Zeit zu. Die Früchte dieſer ſeiner Forſchungen legte er in einer größeren Reihe von Abhandlungen nieder, welche zuerſt in verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, ſpäter aber auch abgeſchloſſen in den Sammlungen „Aus der Zeit Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm III“ und „Abhandlungen aus der neueren Geſchichte“ erſchienen. Daneben gab er mit Unterſtützung der Akademie der Wiſſenſchaften, deren Mitglied er ſeit 1873 war, in Gemeinſchaft mit Droyſen und Sybel die politiſche Korreſpondenz und die Staatsſchriften Friedrichs des Großen heraus.

Über ſeine gleichzeitige Wirkſamkeit an der Kriegsakademie ſprach ich bereits. Sie galt ihm ſelbſt allezeit als eine beſondere Freude; er liebte die Armee ja, wie er den Staat und die Monarchie liebte. Mit Recht hebt ſein Biograph hervor: „Im Unmut über die wenig ſtaatsſinnige Haltung, welche die Häupter des preußiſchen Landtages bis zum Jahre 1868 eingenommen hatten, hatte er ſich wiederholt der Armee getröſtet, die allein die Exiſtenz der Nation ſichere, die den Hader der Parteien beſchämt und unſchädlich gemacht habe. Er war der Meinung, daß daher für die Entwickelung unſeres Vaterlandes kaum etwas anderes von gleicher Wichtigkeit ſei, wie eine ernſte wiſſenſchaftliche Erziehung unſeres Offizierkorps und daß für dieſe die beſten gelehrten Kräfte gerade gut genug ſeien.“ Für die Mühe und Sorgfalt, welche Duncker auf dieſe ſeine Lehrthätigkeit verwandte, iſt ihm die Verehrung ſeiner militäriſchen Hörer in reichem Maße zu teil geworden.

Die vorliegende Biographie wird ſicher, je nach dem Parteiſtandpunkt, eine ſehr verſchiedene Beurteilung erfahren. Anſcheinend bieten Dunckers politiſche Anſchauungen Gelegenheit, ihm den jetzt beliebten Vorwurf zu machen, daß er ſich mit dem Winde gedreht habe: aus dem gemäßigten Liberalen wurde einer der begeiſtertſten Verehrer Bismarckſcher Staatskunſt. Mir erſcheint der Vorwurf an ſich ungerechtfertigt, denn es iſt gewiß nur anzuerkennen, wenn ein Mann wie Duncker ſich beſſerer Einſicht nicht verſchließt. Aber der Tadel iſt auch innerlich falſch. Als Jüngling, als Mann, wie als Greis war Duncker ein Patriot im edelſten Sinne, ein durch und durch königstreuer, hochdenkender Mann, der das Wort Vaterlandsliebe nicht nur auf den Lippen, der den Begriff tief im innerſten Herzen trug.

Hanns v. Zobeltitz.



Szene in einem Berner Patrizierhauſe beim Auszuge der Eidgenoſſen. Nach dem Gemälde von G. Schachinger.
(Verlag der Photographiſchen Union in München.)

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die Knaben ſprachen gedämpft und drückten Leberecht vielfach die Hände. In ihren Taſchen knitterten und kniſterten die Zeitungen und Flugblätter, die ſie mit Liſt und Klugheit geſammelt hatten; lauter Schwamm und Zunder, und ihre Herzen waren Stahl und Stein, die Funken gaben.

Leberechts Tritt beſchwingte ſich, als er ſo zwiſchen dieſen beiden dahin wandelte, die ihm Mut und Glauben wieder ſchenkten, die des Vaterlandes Beſtes und Schönſtes verkörperten, zwei Lichtgenien vergleichbar: Knabenreinheit, Jünglingsfeuer, Manneswillen und die kühle Todesverachtung des Greiſes, der, zu jeder Stunde ſterbensbereit, ſpricht: „Herr, in deine Hände gebe ich meinen Leib und meine unvergängliche Seele.“

Der Wind blies friſch und kalt; es lag wieder Schnee in der Luft, und da tauchten die Häuſer von Cappel auf, da war der Scheideweg nach Midlum hinüber. Drei dunkle Geſtalten, deren größte ein Laterndchen trug, warteten und pfiffen von der Seite der weiten, leeren Felder her den Nahenden ein leiſes Signal entgegen. Nun kam der Laternenſtrahl tanzend heran, drehte ſich, und Reemts Stimme fragte: „Wen hebb ji dar, Jung's? Domine — w'rafftigen Gott, uſe Domine!“

Nur eine kurze Begrüßung; der kleinen Schar ward die Zeit knapp.

„Nä, nä, ick kehr um, achter Brunsbüttel,“ ſagte der Knecht, „ick bün in'n Lanne Wuſten hüert.*) Paß He upp, Domine, wi leernt de Franſchen 't Gruweln!“

„Hier wollen wir Ihnen Lebewohl ſagen,“ ſprach Eberhard und ſchüttelte Leberechts Hand. Volkmar warf ſich ihm abermals ſtürmiſch um den Hals und preßte ſeinen ganzen Körper, der bei aller Magerkeit feſt und geſchmeidig war wie geſchmiedeter Stahl, gewaltſam gegen ihn.

„Gute Nacht, Schwager, teurer, teurer Schwager, gute Nacht! Grüßen Sie unſere Lieben in St. Jürgen, und ſie ſollen nicht zürnen bis aufs Wiederſehen. Nie, oder als Mann tret' ich euch wieder vor Augen. Und Dank, Schwager, ich ſchreibe Ihnen; Dank nochmals!“

Seine Lippen, die er zum Scheidekuß auf Leberechts drückte, bebten, in ſeiner Stimme lag verhaltenes Aufſchluchzen. Und doch! nun nicht matt werden, nun hindurch zur Siegerglorie! Leberecht griff in die Taſche und ſchmuggelte den Louisd'or, für den er Chriſtine ein Geſchenk hatte kaufen wollen, in Volkmars Hand. Jetzt lachte der entzückt über die unerwartete, große Gabe, nickte und ſprang davon, wie ein rechtes Kind, den voranſchreitenden Freunden nach. Leberecht ſah noch, wie ſie alle fünf die Köpfe über dem Goldſtücke zuſammenſteckten. Volkmars fadenſcheiniges Mäntelchen flatterte, einer Fahne gleich, im Winde hinter ihm drein. Schön und heilig dünkte es dem Nachſchauenden, wie die Oriflamme, die vom Himmel geſchenkt ward.

Als die ſchnellen Tritte der Wanderer verhallt und ihre Geſtalten ſeinen Augen entſchwunden waren, kam der Rückſchlag für Leberecht. Unruhe und Gewiſſensbiſſe über das, was er gethan und geſtattet hatte, packten ihn mit Macht an. Des Vaters Auftrag, ſeine eigene Stellung dazu, kehrten ihm in die Gedanken zurück. Er ſah die kleine Schar marſchieren bis zum Morgengrauen, durch die öden Ausläufer der Hohen Lieth und die ſchauerlichen Strecken des Weſter Moores, das vom dumpfen Rufe der Rohrdommel und dem Schrei verflogener Möven widerhallte. Gefahren rings um ſie her, Feinde in der Natur und unter den Menſchen, die jetzt noch die Macht im Lande beſaßen.

Ihn erfaßte der unwiderſtehliche Trieb, dieſen Tollkühnen nachzueilen und ſie zurückzuhalten, aber zahlloſe Wege kreuzten und ſchnitten ſich zwiſchen unabſehbaren Feldern, Deiche ragten auf, da und dort, rückwärts ſtand vor Kappel das uralte, verlaſſene Gehöft am ſchwarzen Nachthimmel auf, in dem einſt Doktor Fauſt, der unheimliche Zauberer, gehauſt haben ſollte, bis der Teufel ihn holte. Die bröckelnde Mauer mit dem Loche: der Teufelseinfahrt darin, ſtand halt- und ſtützelos, und durch jene blinkte ein verlorener Stern zwiſchen haſtenden Schneewolken.

Leberecht trieb es weiter und weiter, bis er unvermutet den äußerſten Deich des Marſchlandes erreicht hatte. Da donnerte das winterliche Meer windgepeitſcht gegen den feſten Wall, auf dem er allein ſtand. Es war hohe Flut; ein fahles, phosphoriſches Leuchten zuckte durch die wilden Waſſer, die Luft fuhr ſcharf und ſalzig daher. Herbe Luft! reine Luft! Gott, wie that ſie dem Einſamen not zum Beſinnen und Beſchließen, wie ſtimmte ſeine erregte Seele ein in dies Kriegs- und Sturmgeſchrei der ewigen Natur, ins Brüllen der Wogen, ins durchdringende Kreiſchen der weißbeſchwingten Möwen.

„Rache! Rache! Kampf bis aufs Meſſer! Der Soldat iſt jetzt heiliger als der Prieſter!“ Es klang und gellte ihm in den Ohren, er wußte ſich vor den Stimmen nicht mehr zu retten.

Sich ſelbſt unbewußt war er in die Knie gebrochen und hatte das abgenutzte, kleine Teſtament aus der Manteltaſche genommen, das ihn niemals verlaſſen hatte während ſeiner Amtsführung. Er hielt es zwiſchen ſeinen gefalteten Händen gen Himmel empor: „Herr, mein Gott! Ich fühle dich, ich erkenne dich, ohne dieſen Buchſtaben. Ich habe geforſcht und gerungen, ob es deine Hand ſei, die mir meinen Weg ins Kampfgetümmel mitten hinein zeigt, aber du haſt meine Augen getrübt. Ziehe den Schleier hinweg, ende meinen Streit und Widerſtreit. Gehe nicht mit mir ins Gericht, daß ich deiner Predigt untreu werde, laß mich durch meinen Tod um deiner höchſten Güter willen predigen, nimm die Laſt meines Amtes von mir! Ich kann ſie nicht länger tragen!“

Eine mächtige Welle verſchlang das dunkle Büchelchen, das aus des Betenden Händen in die Tiefe hinabgeglitten war. Er kniete noch eine Zeitlang unbeweglich auf der Deichkappe im Andelgras, die Hände vor ſeinem Angeſichte, ſonder Gedanken, betäubt von ſeiner eigenen That. Als er ſich dann erhob, den Mantel über der Bruſt zuſammenknöpfte und den gewohnten Druck des Neuen Teſtamentes gegen ſein Herz nicht mehr empfand, ſchüttelte ihm ein unbeſchreibliches, grauenvolles Gefühl die Glieder.

> Weh deinem Tempel und weh ſeinen Dienern,
> Götterverſtoß'nen Empörern.

„Nun iſt's gethan, Apoſtat!“ Er ſtarrte mit wilden Augen in die düſtren Wogen zu ſeinen Füßen hinab. Das toſte und rollte und gebar ſich ohne Ermüden immer wieder aus ſich ſelber heraus; ſeines winzigen Büchleins Spur war längſt verloren in der fortreißenden Meeresſtrömung.

Ihn ſchwindelte, aber die rückwirkende Kraft des Gebetes, zu dem er ſich eben noch vor ſeinem Gotte gebeugt hatte, hielt ihn aufrecht. Er gedachte der Knaben, die ſich mutig frei gemacht hatten, er wünſchte ihnen Heil und Glück auf den rauhen Weg und beneidete ſie nicht mehr und fühlte ſich nicht länger klein und beſchämt vor ihnen. Nein, nun hatte er das grauenvolle Gefühl der Leere von ſeiner Bruſt abgeworfen und wuchs über ſich ſelbſt empor. Er wollte dieſen Knaben folgen, mit der irdiſchen Waffe in der Hand, jetzt endlich ſtand es ſonnenklar, felſenfeſt in ſeiner Seele, und als dann im Oſten die ſchweren Wolken auseinander flogen, und Stern um Stern mit Blitzen und Leuchten hervortrat, da jauchzte es in ihm: „Du haſt die Schleier zerriſſen, mein Opfer verſchmähſt du nicht, Gott!“

Ein unbändiger Thatendrang überfiel ihn. Wohin nun? Nach Dorum zurück ins Wirtshaus unter die Kannegießer? Nein, um keinen Preis! Er beſchloß, auf dem Deiche weiter ſüdwärts zu gehen bis zum Auftauchen des nächſten Kirchdorfes, und dort in einem der Gehöfte anzupochen und Nachtquartier zu ſuchen. So verfolgte er wohl eine Stunde lang ſeinen einſamen Weg; dann begannen ſich im Schutz des Deiches Häuſer aneinander zu reihen, eine Turmuhr zu ſeiner Linken ſchlug neun; da erſchien die Kirche ſelbſt, und jetzt ſtand er, ſchon unweit des Dorfes, vor der Thür des Padingbüttler Deichkruges.

---

*) im Dienſt.

## 12. Kapitel.

Das lange, niedrige Gebäude der Deichſchenke lag ziemlich tief eingebettet in einer muldenförmigen Aushöhlung des Deiches nach dem feſten Lande zu. Schadhafte Fachwerkmauern, ein verwittertes Strohdach darüber, mit Moos und Heideplaggen vielfältig ausgeflickt, die rotbraune Dielenbekleidung des ſtumpfen Giebels von Wind und Wetter angenagt. Vor der Eingangsthür eine Reihe kurzgeſchopfter Weidenſtümpfe, deren verdorrte Äſte wie wirres Haar nach allen Seiten abſtanden. Jeder der Stämme ſchiefgeweht und ſich gegen die große Miſtpfütze hinneigend, um die ein holpriger Weg mit tiefen Radgeleiſen zum Hausthor lief. An der Längswand des Gebäudes Pflöcke, Ringe und Krippen für die Gäule zechender Gäſte. Das ganze Neſt verſteckt, öde, melancholiſch. Die Sterne am Himmel waren längſt wieder verborgen hinter gigantiſchen Wolkenmaſſen, ſo ſchwer und groß, daß ſie des Windes zu ſpotten ſchienen, der mit hohlem Geheul aus Nordweſten daherfuhr auf ſchneeſchweren Schwingen.

Leberecht kam von hinten auf die Schenke zu. Stockfinſter, mit Brettern verſetzt, die drei kleinen Fenſter in weiten Abſtänden. Das vierte jedoch zeigte ſich läſſig verwahrt. Durch den ſchmalen Glasſtreifen, den das Holz frei ließ, und durch die beiden großen Aſtlöcher überſchaute der Kommende den Dielenraum. Eine ganze Bauerngeſellſchaft ſaß dort um den Tiſch beim Branntwein. Knorrige Figuren, aufgeſtützte Fäuſte, blonde Köpfe unter Pelzmützen. Das Geſpräch ging mit leiſen Stimmen hinüber und herüber: kein Wort ward verſtändlich. Ein rieſengroßer Mann hielt ſich von den übrigen abgeſondert, trank, rauchte und blickte ſtarr und nachdenklich geradeaus, wie einer, der eine Rede vorbereitet. An den Wänden hin ſtand und lehnte der junge Nachwuchs dieſer markigen Väter, prächtige Burſchen mit hochfahrenden Mienen. Nun beugten ſie ſich alleſamt über eine Landkarte inmitten des Tiſches, und die Köpfe bildeten eine kompakte Maſſe.

Leberecht ſchaute mit ſo brennendem Intereſſe durch ſein Spionenſcheibchen, daß, ihm ſelbſt unbewußt, ſeine Hand plötzlich ans Glas griff. Bei dem leiſen Klirren fuhren die Köpfe auseinander und herum; der unberufene Späher ſtrebte mit eiligem Tritt durch naſſe Erdſchollen der Fronte zu, und drinnen verwahrten die Bauern das gefährliche Guckloch mit einem Seitenblicke auf ihre ſtattliche Sammlung von Jagdflinten und alten Säbeln dort in der dunklen Ecke. Sogar ein ehrwürdiger Morgenſtern und eine Hakenbüchſe waren dazwiſchen.

Vor der Hausthür ſtand eine kräftige Dirne Wacht. Sie trug das landesübliche Fleppken, die Stirnbinde, und ein Häubchen darüber, der Wind blies ihr die Röcke vom Leibe rückwärts und blähte ihr dunkles Buſentuch.

„Waarhenn will ji, Herr?“ fragte ſie den Herantretenden und verwehrte ihm den Eingang. Im ſelben Augenblick ſah Leberecht zwei Männer den ſteilen Deichpfad herabkommen und erkannte Sibbern mit dem dicken Bauern, der ihn heute Nachmittag in Dorum auf den Landwehrkapitän angeredet hatte.

„Hä, hä, Domine! Is Er bei Wege?“ ſagte Sibbern. „Hier kann Er me'ſchien*) kein Naß und Trocken kriegen, van Avend. Hier ſitzen wir zu Beſchluß, und darf kein Fremder dazwiſchen. Geh' Er nach Padingbüttel in't Loog, da is noch'n heel mooi Wirtshaus. Hilke, weiſ' du Domine den Weg in't Loog.“

„Bauer,“ entgegnete Leberecht, „nehmt mich mit Euch hinein. Um Eſſen und Trinken iſt mir's nicht zu thun. Aber ich habe eben durch das Fenſter dort geſehen, daß die deutſche Landkarte auf dem Tiſch liegt. Wo die iſt, da muß ich auch mit dabei ſein! Tod und Verderben den Franzoſen!“

„He is keen Preeſter. He is doch Kaptein van de Lann'währ,“ warf der Dicke dazwiſchen. „He hett mi van Naam'dag beſchummelt*). För'n Preeſter is He to hartfuchtig.**) Segg' inns: is He Kaptein, is He't nich?“

„Ich will's werden!“ antwortete Leberecht. „Wenn ihr hier im Wurſter Lande den Anfang machen wollt, ſo iſt ein tüchtiger Arm mehr nicht zu verachten. Das Kleid iſt nicht der Mann,“ fügte er hinzu, da er ſah, wie die beiden Bauern ſeinen langen, ſchwarzen Rock betrachteten, von dem der ungeſtüme Wind die Mantelzipfel zurückflattern ließ. „Den Prieſterrock zieh' ich aus, ſobald ich da drinnen bin.“

Sibbern zuckte die Achſeln und ſteckte beide Hände in die Taſchen. „Hilke,“ ſagte er darauf zu der Dirne, „gah binnen, roop***) Tönjes Biehl.“

„He kümmt n'demm†),“ erwiderte Hilke, und mit ihren Worten zugleich trat des Gerufenen Rieſengeſtalt ſchon unter die Thür.

„Ji ſünd laat van Avend,“ ſagte er. „Wat vör'n Lävend maak ji hier buten?††) Kamt binnen. Goddori! watt Eenen hebb' ji daar?“

Die drei rückten nahe zuſammen und beredeten ſich leiſe. Die unumſtößliche Gewißheit, daß der Fremde die Landkarte geſehen und den Zweck der Bauernverſammlung erraten hatte, gab anſcheinend den Ausſchlag.

Biehl hieß die andren beiden in die Schenke eintreten und blieb allein mit Leberecht draußen ſtehen.

„Wer iſt Er?“

„Ein deutſcher Patriot.“

„Was iſt Ihm von unſerem Vorhaben bewußt?“

„Nichts iſt mir bewußt, aber ich ſehe, gottlob, daß ihr hier in der Marſch ungeduldiger auf einen Wandel ſeid, als die Leute in unſerem Moor, und daß jeder von euch laut oder heimlich ſpricht: Nieder mit den Franzoſen!“

„Und iſt Er dasſelbige gewillt und auf die ſelbige Vergeltung geſtellt, wie wir?“

„Würd' ich Euch ſonſt um Zulaß gebeten haben?“

„Blixem! Denn muß Er uns ſeinen Willen beſchwören. Iſt'r 'n falſcher Lork, wenn's zum Schlagen kommt, und gibt an wider uns, ſo kann er ſich geruhig Seine Doodkiſt†††) beſtellen un't Tröſtelbeer*†) dazu. Lebendig kommt 'r nich wieder aus Land Wurſten weg.“

Sie ſtanden ſich gegenüber wie Kampfhähne. Beide groß und ſtolz, und die zwei durchdringenden Augenpaare ruhten ineinander. Dann reichte Leberecht ſtatt der Antwort ſeine Rechte dem Bauern, und der hielt ſie in ſeinen Fingern, hart und heiß wie Eiſen auf dem Ambos. So traten ſie zuſammen in die Diele des Deichkrugs.

Tönjes Biehl ſchloß hinter ſich die ſchwere Thür mittels eines Querbalkens, der in gewaltigen Krampen hing.

„All in Örder, bliewt mi off,“ ſagte er und machte eine imperatoriſche Handbewegung, als die Bauern ſich beim Anblicke des Fremden unwillig murmelnd erhoben. „All in Örder, ſegg ick. He will to Woorde: he will toſwären.“**†)

„Nein,“ entgegnete Leberecht beſtimmt, „eh' ich zuſchwöre, muß ich genau wiſſen, was im Werke iſt. Auf eins aber leg' ich jetzt meinen Eid ab: daß mich Gott ſtrafen möge, wenn ich euch jemals täuſche oder verrate.“

Die Bauernfüße ſchurrten unruhig unter dem Tiſche. Nach einem Weilchen war's totenſtill im Kreiſe; Sibbern und Biehl nahmen Leberecht in ihre Mitte, und er wiederholte die uralte Eidesformel des frieſiſchen Upſtallbooms, die Biehl ihm langſam vorſprach: „zu hören, zu wägen, zu ſchweigen, bei Stock und Stein, in Wiſch und Watt, ſo mich nicht treffen ſoll das Gericht am letzten Tage."

---

*) leider.

*) betrogen. — **) Für einen Prieſter iſt Er zu herzhaft. — ***) ruf'. — †) Er kommt eben. — ††) Was für einen Lärm macht ihr hier draußen. — †††) Sarg. — *†) Leichenſchmaus. — **†) Er will das Wort haben und zuſchwören.

Es war eine maleriſche und feierliche Szene. Der niedrige Raum, unter deſſen tiefbrauner Balkendecke dichter Rauch in graublauen Wolken lagerte, ward vom trüben Thranlampenlicht und verglimmendem Feuerſchein der Herdſtelle mit rötlicher Dämmerung erfüllt; in ſeinen Ständen lag das wiederkäuende Vieh, lauter unſichere Schemen, von denen ein warmer Hauch ausſtrömte. Auf dem abſplitternden Tiſche als einziger, heller Gegenſtand die Landkarte mit Rotſtift und Kreide daneben und um den Tiſch die ſtämmigen Männer und Jünglinge: kantig und breitſchulterig, derbe Hände, lichtes Haar, klare Augen bei friſchen Wangen und ſpärlichem Bartwuchs, die ſchmalen Lippen frei davon und eigenſinnig gegen die Naſe zu emporgekräuſelt. Tönjes Biehls Freunde: lauter reiche Hausmänner, wie er, mit ihren Söhnen, alle von ungemiſchtem Frieſenſchlage.

Bedächtig und mißtrauiſch ging einer nach dem anderen zu dem Fremden hinüber und bot ihm die Hand. Ihm fiel die Kälte und Verſchlagenheit all dieſer Geſichter auf, aber in der Tiefe ihrer Augen flammte hitzige Drohung. Und ſonderbar, gerade deshalb fühlte Leberecht ſich wohl unter ihnen.

„Mach' Er ſich's kammode, Baas, un trink Er mit. Wäärdsmann! 'n ander Buddel un't Glas!"

Der Wirt kam träge aus ſeiner Herdecke hervor und brachte das Verlangte. Es war eine ſchwebende Hitze in der Diele, Leberecht meinte erſticken zu müſſen, und ſeine Umgebung, ſo unbändig in ihrer kalten, äußeren Haltung, regte ihm das Blut immer heftiger auf. Nicht nur den ſchweren Kragenmantel, nein, auch den Rock und die Weſte warf er ab; hängte alles über die hölzerne Brüſtung des nächſten beſten Viehſtandes und ſetzte ſich, in Hemdsärmeln wie die Bauern, mitten unter ſie. Das Geſicht glühte ihm purpurn, und die ſtarken, dunklen Haare bäumten ſich um ſeine große Stirn.

Das Branntweinglas ward, zum Überlaufen gefüllt, vor ihn hingeſchoben; Tönjes Biehl ſtand abermals auf und trank die Landesgeſundheit:

„Gott bewaare Damm un' Dyken,
Siehl un' Bollwark un' derglyken,
Darto unſe Lann' un' Good
Un' en eerlig Wurſter Bloot!"

Dann ſprach er, ſtehen bleibend, mit einer Stimme, die trotz aller Dämpfung bis in die fernſten Winkel des weiten Raumes drang:

„Nabern un' Maatſkupp!
Arvgeſätene Buuern!" *)

De Mann hett recht! Mit verbundenen Augen kann der Ochſe nicht pflügen und der Hahn nicht den Tag ankrähen. Dieſerhalben will ich ihm zu Bedeut bringen, was wir uns vorgenommen haben. Iſt'r 'n Tüſsker**), ſo ſoll es jedwereinem unter uns zuſtehn und frei ſein, ihm vom Leben zum Tod zu verhelfen, wo er Hand an ihn legen kann. Wir ſind nie keine Fransken geweſen, und wollen auch keine Fransken mehr heißen und für Dreck äſtemiert werden, den jeder Schweinehund unter ſeine Füße tritt. Darum haben wir uns beſchloſſen, unſer freies Land Wurſten reinzufegen, und haben uns eiſerne Beſen dazu angeſchafft, jedwereiner nach ſeiner Macht und Vermöglichkeit.

Hier iſt die gedruckte Landkarte, und die iſt die Wahrheit. Dieſes ſtellt das deutſche Land vor, und dieſes iſt das Land Wurſten. Das Land Wurſten ſteht zu öberſt in Deutſchland, als wie der Kopf auf dem Leib. Der Kopf ſimeleert und iſt das klugſte Stück, das reſolveert ſich ſchon, wenn die Arme und Beine noch ſchläfrig ſind. Darum, daß wir hier oben an der ſalzen See die Klügſten ſind, der Kopf, deshalb müſſen wir auch die Erſten ſein, die daran denken, wie der Schaden gebeſſert werden kann und der Krebsgang gewendet. Alle Mann auf Deck! Wir Wurſter, erbgeſeſſene Bauern, haben jedwereiner Macht für ſechs franske Spuchte*), denn wir haben feſte Knochen und ein geſundes Geblüt von alters her und haben unſer Lebtage dickſatt zu eſſen und zu trinken gehabt. Das iſt nicht anders bei uns in der Marſch. Dieſerwegen nehmen wir die Sache auf uns. Wir wollen die Fransken aus der Marſch jagen, und der Himmel wird das jawoll deſtig thauen und regnen laſſen uns zu Gefallen, daß die erbärmlichen Schrögels mit ihren ſchiefen Parlewuhbeinen in Schlick und Klei hacken bleiben und wir ſie rungeneeren**) künnen, Mann bei Mann. Denn das ſind wir den Schubbjacks ſchuldig und dürfen keinem Perdumm***) geben. Dieſes wißt ihr ſchon, Nabern und Maatſkupp, was ihr aber nicht wißt, dazu habe ich euch van Avend hier zuſammengeboten. Ich bin geſtern draußen geweſen, auf dem engelſchen Oorlogſchiff, und die engelſchen Kärls habe ich herum. Die ſind gut für uns, wenn wir einen rechten Anfang machen. Das wollen wir denn auch, und wollen einen von uns als den nennen, der den andern befiehlt und ſagt: Hierin und dahin, und haut, daß ihr was trefft!"

„Tönjes Biehl ſchall de Haup'mann wäſen!"

„Biehl un' Jan Grön!"

„Eerſt laat den Butenkärl†) toſwären!"

„Hä! ick will den Butenkärl nich! Gotts Ssackerment, wat dheit de in unſe Maatſkupp? Wi kenn' em nich!"

„He is'n movien Staafaſt††), laat em drieſt toſwären."

„Jo well! jo well! Du heſt ganz Recht, Sibbern! Laat em toſwären, Tönjes Biehl!"

Sie drängten Leberecht ans obere Ende des Tiſches. Der jüngſte unter den Hausleuten, der einen Ehering am Finger trug und ausſah wie ein unbärtiger Knabe, faßte ihn um die Schultern, preßte ſie ihm rauh zuſammen und funkelte ihn aus wilden, lichtblauen Augen an: „Swärſt du to, denn ſcha'ſt du mien Maat wäſen, dheiſt du't nich, denn tröſt' di upp dien le'ſte Stünn!†††) Dat ſegg ick!"

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Nachbarn und Genoſſen, Erbgeſeſſene Bauern!

**) Täuſcher, Falſcher.

*) Spahn, dürrer Menſch. — **) verderben. — ***) Pardon. — †) Fremden. — ††) Er iſt ein Staatskerl. — †††) deine letzte Stunde.

---

## Zwei Sonntage auf der Evangeliſchen Miſſionsſtation in Dar-es-Salaam.

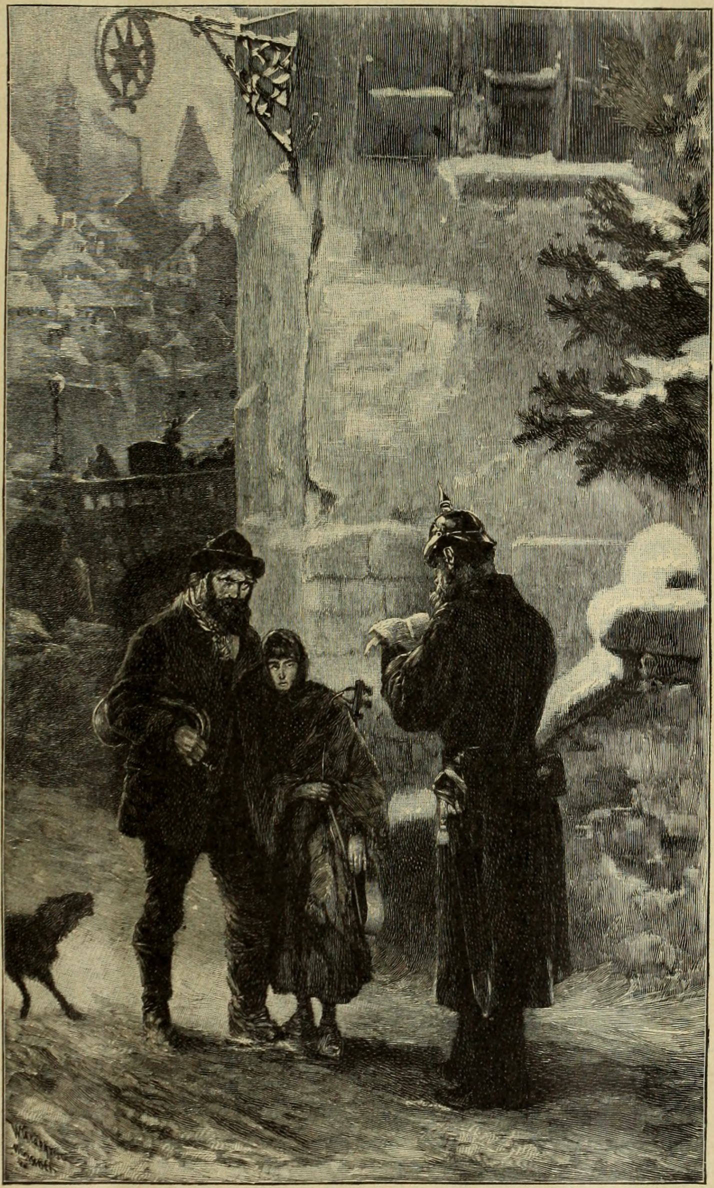
Von F. Frhr. von Nettelbladt.

(Abdruck verboten.)

Es war an einem ſonnenklaren Oktobertage bei 23° R. im Schatten, dem erſten Sonntage, welchen ich an der oſtafrikaniſchen Küſte im Jahre 1889 verbrachte, als ich mir von dem Stationschef von Dar-es-Salaam die Erlaubnis erbat, den engeren Kreis des Stationsgebiets für mehrere Stunden zwecks eines Beſuches bei dem Miſſionar Greiner verlaſſen zu dürfen. Dieſer beſondere Urlaub war durch die Zeitverhältniſſe gerechtfertigt. Wir befanden uns mitten in den Wogen des arabiſchen Aufſtandes und noch am Tage zuvor war ein Warnungsbrief eingelaufen, nach welchem ein Angriff der Horden Buſchiris in Stärke von mehreren tauſend Mann in nächſter Zeit erwartet werden konnte. Somit war es gerechtfertigt, daß ich das Fort wohlbewaffnet verließ, obwohl die Strecke bis zum Miſſionsgebäude kaum 100 Meter betrug. War es ſchon ein eigentümliches Gefühl, den Gottesdienſt in gefechtsbereiter Ausrüſtung beſuchen zu ſollen, ſo ward die Beſonderheit der Lage noch durch die Hinderniſſe geſteigert, welche zwecks Erreichung des Andachtsraumes zu überwinden waren.

Die evangeliſche Miſſion hatte trotz erſt dreijährigen Beſtehens in Oſtafrika damals doch ſchon an Gut und Blut eine Feuertaufe erhalten. Dem emſigem Fleiße des Miſſionars Greiner und ſeiner kleinen Familie war es gelungen, auf dem links von der Hafeneinfahrt gelegenen Cap einige recht anſehnliche Bauten zwecks praktiſcher Inangriffnahme des Bekehrungswerkes unter den Schwarzen fertig zu ſtellen; eben waren ſie bezogen, da brach der Araber-Aufſtand los, und mit knapper Not rettete der Miſſionar bei einem nächtlichen Überfall ſein und der Seinigen Leben. Eine Nichte von ihm ward verwundet, alles, was niet und nagelfeſt war, wurde von den Aufſtändiſchen dem Erdboden gleich gemacht. Doch ſchon nach kurzer Zeit wagte der unerſchrockene Mann einen neuen Verſuch, trotz der zu einem förmlichen Kriege entfachten Unruhen in Dar-es-Salaam feſten Fuß zu faſſen. Er begann einen völligen Neubau auf derſelben Stelle, wo noch die Spuren der früheren Verwüſtung deutlich vorlagen, und hatte die Freude, durch eigne Geſchicklichkeit, wie durch einen günſtigen Vertrag mit einem bauverſtändigen Inder bald das Fundament zu einem ſtattlichen Hauſe, welches nach drei Richtungen freien Ausblick auf Meer und Hafen bot, errichtet zu ſehen. Jeden Morgen wagte Greiner den Ausritt nach der etwa zehn Minuten von der Stadt entfernten Miſſionsſchamba auf dem ſogenannten Immanuelscap, bis die obenerwähnte Kunde von dem Herannahen des Feindes ihn nötigte, ſich vorläufig ganz auf ſeine in der Stadt gelegene Wohnung zu beſchränken. Dies war die Stätte, nach welcher ich an jenem Sonntagmorgen meine Schritte lenkte.

Es iſt eigentlich Ironie, dieſe Behauſung eine menſchenwürdige Wohnung zu nennen! Wenn man in das mit ſchwerer Holzthür verſehene Parterregeſchoß eingedrungen war, umgab den Beſucher zunächſt eine ſchier undurchdringliche Finſternis. Man wagt einige Schritte nach der Mitte zu, ſtolpert über einige undefinierbare Gegenſtände, taſtet ſich an den kahlen und rauhen Wänden entlang und gibt endlich in dem ratloſen Suchen nach einer Treppe einige ſo wirkſame Rufe nach Weiterhilfe von ſich, daß die Inhaber des allein bewohnbaren Oberſtockes aufmerkſam werden und durch ihre laute Stimme den Beſuch auf eine abſeits ſtehende Leiter verweiſen, welche ihn nach einem nicht ungefährlichen Emporklimmen an das Ziel ſeiner Wünſche führt.



Unangenehme Begegnung. Nach dem Gemälde von W. Gräbhein.

Ein aufrichtiger Stoßſeufzer „Endlich angelangt!“ iſt die erſte Kundgebung, dann tritt das Auge mehr in ſein Recht und mehrere dem Gaſte entgegengeſtreckte Hände, ſowie ein herzliches „Grüß Gott!“ zeigen an, daß die Bewohner des Hauſes wirklich Menſchen und nicht Scheitane (böſe Geiſter) ſind. Die ungemein freundliche Aufnahme, die Freude, einen Landsmann in ſo ernſter Zeit bei ſich zu ſehen, entſchädigt reichlich über die Schwierigkeiten des Eintritts. Den vielfachen Erkundigungen nach gemeinſamen Bekannten folgt bald eine Ausſprache über die bevorſtehenden Gefahren, insbeſondere über das Unheil, welches der eigentlichen jüngſt wieder aufgerichteten Miſſionsſtation bei einem wiederholten Einbruch der wilden Gegner drohen müßte. Wie bewunderungswürdig war die Zuverſicht dieſes einfachen Mannes auf den allmächtigen Schutz Gottes, wie getroſten und mutigen Herzens ſah er der Gefahr ins Auge, die ſeine jahrelangen und unermüdlichen Verſuche, Dar-es-Salaam im wirklichen Sinne des Wortes zu einem „Heilshafen“ zu geſtalten, ſo leicht wieder vernichten konnte!

Die kleine Familie meines Wirts beſtand außer aus ihm ſelber, einem kräftigen, unterſetzten Manne, der auf eine fünfundzwanzigjährige Miſſionsarbeit in Syrien und Äthiopien zurückblicken konnte, noch aus der Hausfrau, einer hellfarbigen Äthiopierin mit gewinnenden Zügen, ferner aus der Nichte Greiners, Fräulein Marie F., aus dem Miſſionar Krämer und fünf halbwüchſigen Negern, die in auffallend bunten Koſtümen am Boden kauerten. Die ganze Wohnung enthielt ein langes Zimmer mit mehreren auf den Hof hinausführenden unverglaſten Fenſteröffnungen und zwei bis drei kleinere Gelaſſe nebſt Küche und Flur. Der große Raum war durch einen Vorhang in zwei Stücke geſondert, das größere diente als Wohn-, Arbeits-, Beſuchszimmer, das kleinere als Schlafgemach für Herrn und Frau Greiner. In dem Wohnraum ließen wir uns an einem einfachen Tiſche nieder, an der Wand hinter dem Stuhle lehnte die getreue Büchſe, auf dem Fenſterſims lag der geladene Revolver, alles für plötzlichen Alarm bereit. Durch die Öffnungen drangen aus dem Hof, wo die Haustiere eng zuſammengepfercht waren, unbeſchreibliche Gerüche herauf, langbeinige Weſpen und andere Schmarotzertierchen umſchwirrten unſere Geſichter in der Abſicht, auf dieſem einfachſten aller Wege unſere Bekanntſchaft zu machen, und an den weißen Kalkwänden trieben die niedlichen Eidechſen eine erfolgreiche Jagd auf ganze Scharen von Ameiſen. In dieſem Raum wurde der Gottesdienſt gehalten, zehn Perſonen bildeten die Gemeinde, und auf uns allen laſtete außer der Schwüle des Tages nicht minder der Druck der Unſicherheit aller Verhältniſſe in Kriegszeiten. Und doch durchdrang uns ein erhebendes Gefühl der Dankbarkeit, daß wir trotz des primitiven Zuſchnitts der Umgebung ſelbſt hier ſo fern von der Heimat zu ſonntäglichem Gottesdienſte uns zuſammenfinden konnten. In ſolchen Stunden erkennt man die Wohlthat friedlicher Kulturzuſtände doppelt, weil man ſie entbehren muß; man glaubt den melodiſchen Ton der Kirchenglocken zu vernehmen und will ſich auch rüſten, den feſtlich gekleideten Kirchengängern ſich zuzugeſellen — da begegnet das Auge wie von ungefähr den forſchenden Blicken der Negerkinder oder trifft auf den blinkenden Flintenlauf an der Seite, und fort iſt der Traum, die nackte Wirklichkeit heißt die brennende Sehnſucht wohl oder übel in Schweigen verſenken.

Es war ein einfacher Gottesdienſt, die kurze Predigt hatte das Evangelium über den Spruch „Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen“ zum Gegenſtand. Vor- und nachher ſangen wir, ohne inſtrumentale Begleitung, mehrere Strophen des Liedes: „Nun ruhen alle Wälder“, beſonders ſchien mir der letzte Vers von eigen tröſtlicher Beziehung auf uns und unſere Lage: „Auch euch, ihr meine Lieben, ſoll heute nicht betrüben kein Unfall noch Gefahr. Gott laß euch ruhig ſchlafen, ſtell euch die güldenen Waffen ums Bett und ſeiner Helden Schar!“ und hinwiederum der ſiebente: „Mein Augen ſtehn verdroſſen, im Hui ſind ſie geſchloſſen: wo bleibt dann Leib und Seel? Nimm ſie zu deinen Gnaden, ſei gut für allen Schaden, du Aug und Wächter Israel!“ Dieſer Sonntag iſt mir lange unvergeßlich geblieben. —

Etwa drei Wochen ſpäter bot Dar-es-Salaam ein etwas verändertes Bild. Es war der Schutztruppe gelungen, die Scharen Buſchiris, welche Uſaramo überſchwemmt und unter den Eingeborenen Furcht und Schrecken verbreitet hatten, in dem ſiegreichen Gefechte vom 18. Oktober 1889 aufs Haupt zu ſchlagen; der Rebellenführer irrte als Flüchtling — ſchon beim Beginn des Kampfes hatte er ſein Heil in der Flucht geſucht — im Hinterlande umher und auf lange Zeit war eine Störung des Friedens durch ihn nicht mehr zu beſorgen.*) Hafen und Stadt Dar-es-Salaam waren belebt von einer zahlreichen, ihrer gewöhnlichen Beſchäftigung nachgehenden Bevölkerung. So unternahm auch ich den längſt geplanten Beſuch auf der Miſſionsſchamba auf Kap Immanuel. Es war wieder ein Sonntag, äußerlich klar und heiter wie damals, aber auch im Innern erfüllte des Wanderers Herz eine dankbare Empfindung bei der Erinnerung, wie es bei einem anderen Ausfall des Entſcheidungskampfes um dieſe ſonnige, aufblühende Landſchaft ausgeſchaut hätte. Am Hafen entlang führte der Weg mich durch dichtes Gebüſch, welches den Durchblick auf die blaue Flut des leicht vom Winde gekräuſelten Ozeans immer wieder erlaubte und das Auge ſtets von neuem die anmutig gewellten, dicht bewaldeten Ufer gegenüber ſtreifen ließ. Als wären ſie ſich ſonntäglicher Ruhe bewußt, bevölkerten dichte Gruppen der langſchnäbeligen Strandläufer die weißen Sandſtriche und haſchten emſig nach Kerbtierchen, welche die raſtloſen Wogen einander überſtürzend in Menge „aufs Trockne“ ſetzten. Auch der graziöſeſte aller Vögel, der graue Königsfiſcher, fehlte nicht, in weitem Bogen ſcheint er eine gewiſſe Höhe über den Wogen zu erſtreben, die er dann faſt minutenlang mit beiden Schwingen flatternd innehält, bis er wie der Blitz plötzlich ſenkrecht herabſtürzt, einen winzigen Rückenfloſſer erhaſcht und nach kurzer Mahlzeit auf einer Palme die Jagd von friſchem beginnt. Die Küſte Oſtafrikas iſt belebt von dieſen gefiederten Bewohnern des Waldes und der Lüfte: von den buntkehligen Fliegenfängern, den Kolibris Afrikas, und dem goldbraunen Tippu-Tipp, welcher ſein melancholiſches „guru-ru-guru“ ſchon vor dem erſten Hahnenſchrei ertönen läßt, bis zu der grünen Papageitaube, den Nashornvögeln, dem ſchneeweißen Ibis und Sr. Majeſtät dem König der Lüfte, dem Adler, offenbart ſich die Schönheit der Schöpfung hier in wunderbar anziehender Pracht, Anmut und Mannigfaltigkeit!

Bald war die Schamba erreicht. Mit Staunen ſah ich, wie ſchnell die letzten ruhigen Wochen den Bau des Miſſionshauſes gefördert hatten, das verſprach, eine Zierde der Landſchaft zu werden. Nach Norden, Oſten und Süden hatte man freien Ausſchau nach dem Meere zu, nur wenig beeinträchtigten die Palmen, welche die Gebäude rings umgeben und den Hauptbeſtandteil der Pflanzung bilden, dieſe freie Lage. Es iſt ein beſonders glücklicher Gedanke geweſen, das Kap Immanuel zur Anlage der Station zu wählen, weil ſowohl der Nord- wie der Südoſtmonſum hier ungehinderten Zutritt hat. Die Schamba ſelbſt begreift ein großes, mit tropiſchen Frucht- und Zierbäumen aller Art reich beſtandenes Gelände; außer den Palmen finden wir Apfelſinen-, Mango-, Papajabäume, auch Ananas in großer Fülle und zierlich eingedämmte Fußſteige ſcheiden das Ganze in natürliche Abteilungen. Obwohl für Menſchen noch nicht bewohnbar, beherbergte die Station ſchon eine ſtattliche Schar von Hühnern, Enten und Tauben, welche an einem ſehr praktiſch konſtruierten ſteinernen Baſſin vor der ſüdlichen Front des Hauſes in buntem Durcheinander ſich delektierten. Hier war Wohlſein! Die Kokosnuß „friſch vom Stamm“ erfriſchte den durſtigen Beſucher nicht minder wie die Ordnung, die in der ganzen Anlage ſich zeigte. Die Miſſionare waren gerne bereit, meine neugierigen Fragen nach dieſem und jenem zu beantworten. Auf die Erkundigung nach dem Viehbeſtand erfuhr ich, daß die Rinderherde zuſammen mit derjenigen der Stationsverwaltung auf dem Oſtende der Stadt weide. Die Ergänzung der Herde durch Selbſtzucht iſt nicht ſo einfach wie daheim. Man kann nur alle zwei Jahre auf ein Kalb rechnen, dann gibt die Kuh nur ungefähr vier Wochen lang nach der Kalbung Milch, endlich muß man, um überhaupt Milch zu erhalten, das Kalb ſtets bei dem Muttervieh laſſen oder, wie die Eingeborenen verfahren, ein künſtlich ausgeſtopftes Kalb an die Stelle des wirklichen ſetzen.

Doch nicht Landwirtſchaftsbetrieb allein war, ſo notwendig auch der Neubau zwecks Überſiedlung der Familie erſchien, die Sorge der Miſſionare, allmählich fand ſich auch die durch die Unruhen des Aufſtandes zerſprengte ſchwarze Gemeinde wieder zuſammen. Damals wurde durch Greiner auf Anregung des Stationschefs der Grund zu einer Schule für eingeborene Kinder in Dar-es-Salaam gelegt. —

Noch mehrere Male durfte ich mich des außerdienſtlichen Verkehrs mit den Miſſionaren erfreuen und habe auch, als der nach Norden ſich hinziehende Aufſtand längſt mich von Dar-es-Salaam getrennt hatte, manche gute Kunde von dem Aufblühen der erſten deutſch-evangeliſchen Miſſionsſtation in Oſtafrika erhalten. Heute iſt Dar-es-Salaam ſelbſt zur Hauptſtadt der großen Kolonie erhoben und außer dort hat die evangeliſche Miſſion auch in Tanga und Mlalo (4000 Fuß hoch über der Meeresfläche) eigne Stationen, die zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen. Die Ausdauer und Treue der erſten Sendboten iſt belohnt worden. Vielleicht, daß einer oder der andere derſelben auch an unſere gemeinſam in Leid und Freud verlebten Stunden noch zurückdenkt. Ihm ſei ein freundliches Glück auf! für die Zukunft hier zugerufen!

---

*) Anfangs Dezember 1889 erfolgte bekanntlich die Gefangennahme des Buſchiri ben Salim und am 15. desſelben Monats die Hinrichtung in Pangani durch Henkershand.

# Am Familientiſch.

## Fürſtin Viktoria Mary von Teck.

(Zu dem Bildnis auf S. 312.)

Weit über England hinaus geht die Teilnahme, welche der hinterlaſſenen Braut des Herzogs von Clarence gezollt wird. Fürſtin Viktoria Mary von Teck — am engliſchen Hof allgemein um ihrer Anmut willen und in Abkürzung ihres Namens Prinzeſſin May genannt — iſt die am 26. Mai 1867 geborene Tochter aus der Ehe des Herzogs von Teck, der herzoglichen Linie des Hauſes Württemberg entſtammend, mit einer Schweſter des Herzogs von Cambridge, der Prinzeſſin Mary Adelaide von Großbritannien. Die praktiſchen Engländer haben beſchloſſen, der trauernden Braut auch ein ſichtbares Zeichen ihrer Teilnahme zu geben, indem ſie die Koſten der beabſichtigten Hochzeitsgeſchenke und Hochzeitsfeſtlichkeiten kapitaliſieren und der nicht vermögenden Prinzeſſin überreichen wollen.

## Zu unſeren Bildern.

Im Juni 1476 war's, daß die Eidgenoſſen zum zweitenmale dem Burgunderherzog entgegenzogen, den ſie ſchon in der erſten Märzwoche bei Grandſon ſo empfindlich geſchlagen. Sie zogen hinaus in einen Kampf um Ehre und Freiheit, in einen Kampf auf Leben und Tod. Auf Leben und Tod! Daran denken wohl auch die Patrizierfrauen und Mädchen auf unſerem Bilde — die jüngeren zumal, welche ſoeben vom Gatten, vom Bruder oder Bräutigam ſcheiden mußten, vielleicht auf Nimmerwiederſehen. Ruhiger ſchaut die Alte drein. Sie iſt gewöhnt, daß das wehrhafte Volk, reich und arm, auszieht in den Krieg: „Mut, Kinder, und Gottvertrauen!“ meint man ſie ſagen zu hören. „Denk' immer daran, wie mein Luitpold vor dreißig Jahren gen Italien zog. Da meint' ich auch, ich ſollte vergehen vor Schmerz, bis er heil wieder kam, mit Gold und Ehren reich beladen —“

Eine Szene aus der Großſtadt ſtellt unſer zweites Bild „Unangenehme Begegnung“ dar. Sie thun einem unwillkürlich leid, die beiden Muſikantenleutchen, die „mangels eines Gewerbeſcheins“ von dem geſtrengen Geſetzeshüter notiert werden. Aber Recht muß nun einmal Recht bleiben, und allzu ſchlimm wird das Strafmandat hoffentlich nicht ausfallen.

## Altertumskunde.

Jüngſt berichteten wir, daß ſeitens des Reichs die Erforſchung und Aufdeckung des römiſchen Grenzwalls geplant ſei. Eine jetzt vorliegende Denkſchrift, welche dem Haushaltsentwurf für 1892/93 beigefügt iſt, bringt einige ſehr intereſſante Angaben über den Limes. Danach ſchloß die Grenzſperre die beiden römiſchen Provinzen Rhaetien und Obergermanien in einer Länge von etwa 550 Kilometern gegen das freie Germanien ab; der rhaetiſche Limes begann weſtlich Regensburg an der Donau, welche bis dahin den Grenzſchutz bildete, führte bis Lorch öſtlich von Stuttgart und beſtand aus einer mit Türmen beſetzten Mauer, die noch jetzt, vom Volk „Teufelsmauer“ genannt, auf weite Entfernungen mehrere Fuß aufrecht ſteht. Der obergermaniſche Limes lief, durch den Main auf einzelnen Strecken vertreten, von Lorch über Jagſthauſen, Walldürn, Markoebel, Arnsberg, Feldberg, Holzhauſen, Ems bis nach Rheinbrohl bei Andernach am Rhein, und beſtand aus einem Erddamm mit vorliegendem Graben, zahlreichen Wachttürmen und Kaſtellen. Der Limes iſt das älteſte geſchichtliche Baudenkmal Deutſchlands, und ſeine Aufklärung erſcheint nicht nur wichtig für die Geſchichte des Römerreichs, ſondern auch für die Geſchichte unſeres Vaterlandes.

## Naturkunde.

Über den Umfang der Thätigkeit der „Deutſchen Seewarte“ in Hamburg bringt deren 13. Jahresbericht intereſſante Notizen. Das Inſtitut zerfällt in drei Abteilungen. Die erſte befaßt ſich mit der Sammlung und Bearbeitung meteorologiſcher Beobachtungen, welche auf hoher See und an Küſten von Schiffen aus gemacht wurden; ſie bearbeitete im Berichtsjahre 1890 allein über 500 vollſtändige meteorologiſche Journale von Kriegs- und Handelsſchiffen. Die zweite Abteilung prüft einmal die ihr übergebenen nautiſchen, magnetiſchen und meteorologiſchen Inſtrumente, im Berichtsjahre z. B. 206 Barometer, 458 Thermometer und 168 Kompaſſe, und bearbeitet dann die jährlich angeſtellten Beobachtungen über die Elemente des Erdmagnetismus. Der dritten Abteilung fällt die Löſung der im Publikum bekannteſten Aufgabe zu, ſie hat ſich mit Wettertelegraphie und Sturmwarnungen zu beſchäftigen; im Berichtsjahre gingen von ihr u. a. an 57 Tagen rechtzeitige Sturmanſagen an unſere Küſtenſtationen ab. Die letzte Abteilung endlich prüft Schiffschronometer. Daneben werden auf der Seewarte Lehrkurſe für Navigationslehrer über nautiſche Aſtronomie, aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen und meteorologiſche Beobachtungen auf Reiſen abgehalten.

## Verkehrsweſen.

Die neueſten Zahlen über die Entwickelung des Fernſprechweſens in Deutſchland werden allgemein intereſſieren. Es waren vorhanden:

| | 1890 | 1891 |
|---|---|---|
| Städte mit allgemeinen Fernſprechanlagen | 223 | 275 |
| Fernſprechſtellen | 50508 | 58560 |
| Kilometer Fernſprechlinien | 7000 | 9100 |
| Kilometer Fernſprechleitungen | 79800 | 87000 |

Berlin beſitzt allein mehr Fernſprechſtellen, als ganz Frankreich; das letzte Verzeichnis weiſt über 16 300 Teilnehmer auf.

## Volkswirtſchaft.

Einen Vortrag des Geh. Oberregierungsrats Dr. Thiel vom landw. Miniſterium über die Bedeutung der Landwirtſchaft für das Kultur- und Wirtſchaftsleben der Nation entnehmen wir folgendes: Nach der letzten Berufszählung (1882) waren von den rund 45 Millionen Einw. Deutſchlands 19¼ Millionen in der Land- und Forſtwirtſchaft, 16 Millionen in der Induſtrie und dem Bergbau, 4½ Millionen im Handel und Verkehr, 1 Million in Lohnarbeit beſchäftigt, 2 Millionen befanden ſich beim Militär und in Beamtenſtellungen, 2 Millionen waren ohne jeden Beruf, ¼ Million in Vorbereitung auf einen Beruf. Es halten ſich danach beide Hauptberufsarten, Induſtrie und Landwirtſchaft, ziemlich die Wage. Leider vermag aber die deutſche Landwirtſchaft z. Z. nicht mehr den Bedarf für die geſamte Bevölkerung zu erzeugen. In den letzten zehn Jahren haben wir Roggen jährlich im Werte von 30—160 Millionen, Weizen im Werte von 30—140 Millionen Mark einführen müſſen. Außerdem führen wir jährlich ein für 91 Mill. M. Gerſte, 20 Mill. M. Malz gegenüber einer Ausfuhr von 19 Mill. M. Bier, 71 Mill. M. Tabak, 41 Mill. M. Eier. An reiner Ausfuhr haben wir nur Zucker und Spiritus. An Zucker führt Deutſchland für etwa 162 Mill. M., an Spiritus für 12 Mill. M. aus. An den verſchiedenen Getreidearten haben wir im letzten Jahre für 400 Mill. M. bezogen, trotzdem wir genug kulturfähiges Land haben, um, wenn alles in richtige Kultur genommen wird, unſren eigenen Bedarf anbauen zu können. Die Induſtrie hat ſich ſo gehoben, daß ſie unbedingt auf eine ſtarke Ausfuhr rechnen muß. Leider wird die deutſche Ausfuhr aber immer ſchwieriger; je weniger wir jedoch ausführen, deſto weniger können wir auch einführen. Es iſt deshalb wahrlich an der Zeit, ohne die Induſtrie zu vernachläſſigen, auch der Landwirtſchaft wieder mehr Augenmerk zuzuwenden, um uns unabhängiger vom Auslande zu machen. Der Staat wird immer am geſundeſten und geſichertſten ſein, welcher ſich vom Auslande in der Grundbedingung des Lebens unabhängig macht: in dem Bezug der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe.

## Stenographie.

Die neue bayeriſche Unterrichtsordnung für Stenographie bezeichnet einen Fortſchritt bez. dieſes Unterrichtsgegenſtandes, der ſchon ſeit 1854 fakultativ an den höheren Schulen Bayerns eingeführt iſt. Jetzt werden für dieſen Unterricht an Gymnaſien zweiſtündige Kurſe beſtimmt, welche in der 6. Klaſſe (Tertia der preuß. Gymnaſien) beginnen. Die Verfügung ſchreibt ausſchließlich das Gabelsbergerſche Syſtem vor.

## Kunſt.

Über das neue Luther-Denkmal für Eiſenach, das Profeſſor Donndorf jetzt in Angriff genommen, wird berichtet, daß nach dem Entwurf Luther aufrecht daſteht, thatkräftigen Ausdruck in den Zügen, die Bibel an das Herz drückend. Am Sockel des Denkmals ſind drei Reliefs angebracht; das eine zeigt Luther als Kloſterſchüler, ein anderes als Junker Georg, auf dem dritten erſcheint er als Überſetzer.

## Sport.

Der Berliner Unionklub feiert ſein 25jähriges Beſtehen am 13. Juni d. J., dem Tage des Großen Armee-Jagdrennens zu Hoppegarten. Intereſſant iſt, daß für dieſen Jubeltag ein Veteranenrennen mit zwei Ehrenpreiſen und 4500 Mk. Gold ausgeſchrieben wurde, in welchem nur Herren reiten dürfen, die ſchon einmal an einem Armee-Jagdrennen in Hoppegarten teilnahmen.

## Jagd.

Daß der Verſuch, bei uns Kängurus im Freien zu akklimatiſieren, auch nur gemacht worden iſt, dürfte wenig bekannt ſein, daß er geglückt erſcheint, noch viel weniger. Freiherr v. Böſelager-Bonn hat ſeit dem Jahre 1887 in ſeinem Revier Heimersheim, Kreis Rheinbach, mehrfach Kängurus ausgeſetzt, die ſich, wie der „Weidmann“ im Laufe der Zeit wiederholt berichtete, gut entwickelten und die teilweiſe harten Winter überdauerten. Es handelt ſich dabei um das kleinere Benettkänguru, welches in Tasmanien heimiſch iſt. Die Tiere vermehrten ſich trotz mancher Unbilden ziemlich raſch und bilden dann und wann ſogar ſchon Kolonien in angrenzenden Revieren; ſie ſind ſehr ſcheu, und beſonders den älteren Böcken iſt infolge ihrer Vorſicht und erſtaunlichen Sprungfähigkeit ſchwer beizukommen. In den Wintern war für ſie Fütterung von Rüben, Kaſtanien und Vogelbeeren vorgeſehen, die ſie aber beim Eintritt weicheren Wetters nicht mehr annahmen.

## Ausſtellungsweſen.

Eine Wohlthätigkeits-Ausſtellung japaniſcher Kunſtgegenſtände iſt am 15. Januar im Lichthofe des Berliner Kunſtgewerbe-Muſeums eröffnet worden. Neben der Vorführung der prachtvollen Porzellane aus den königlichen und prinzlichen Schlöſſern der Reſidenz wird hier zum erſtenmale eine Überſicht des reichen Privatbeſitzes Berlins auf dieſem Gebiete gegeben, die uns beſonders wunderbare Bronzen, Waffen und Stickereien zeigt. Die ſehr ſehenswerte Ausſtellung bleibt bis 15. Februar geöffnet.

## Preisausſchreiben.

Der Feſtausſchuß für die Comenius-Feier ſetzt einen Preis von 100 Mk. aus für das beſte Gedicht, welches als Prolog oder Feſtſpruch Verwendung finden kann. Bez. Mitteilungen erbittet Dr. Keller in Münſter i. W.; die Bewerbungen ſind unter Beobachtung der bei derarten Konkurrenzen üblichen Formen bis zum 1. März d. J. einzureichen.

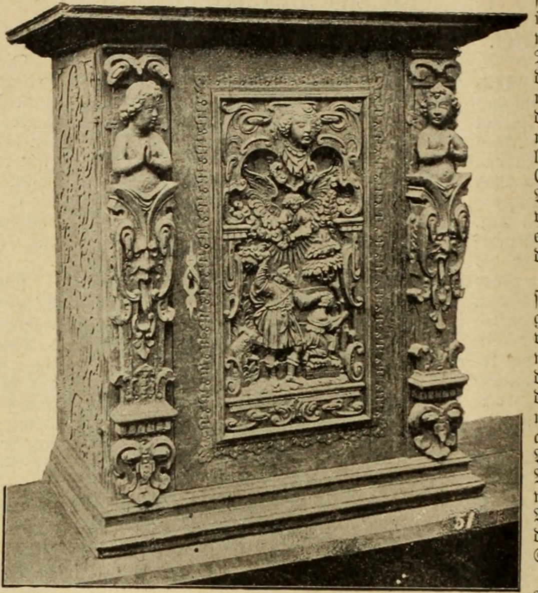
## Geſundheitsrat.

R. S. Die wiſſenſchaftliche Erfahrung bietet keinerlei Anhaltspunkte für die vielfach verbreitete Meinung, daß es für Kinder geſundheitsſchädlich ſei, mit ſehr alten Leuten in demſelben Raume zu ſchlafen, vorausgeſetzt, daß die letzteren nicht mit irgend welchen anſteckenden Leiden behaftet ſind.

## Ditmarſcher Hängeſchrein.

Die zahlreichen ſchleswig-holſteiniſchen Holzſchnitzwerke, welche von kundigen eifrigen Sammlern, vor allen von dem am 11. März 1883 verſtorbenen Profeſſor Thaulow zu Kiel der Vergeſſenheit und Zerſtörung entriſſen worden ſind, bilden nur einen höchſt geringfügigen Bruchteil der einſt vorhanden geweſenen Schätze. Bei weitem die meiſten ſind durch den Alltagsgebrauch, die Unkenntnis oder Mißachtung ihres Werts und Unfälle aller Art allmählich vernichtet worden und unwiederbringlich verloren. Die ungeheure Menge dieſer Holzſchnitzereien, welche vor Jahrhunderten nicht allein in den Gotteshäuſern, ſondern auch in ſehr vielen Bürger- und Bauernfamilien Schleswig-Holſteins als künſtleriſche Zierden des heimiſchen Herdes in Geſtalt von Brauttruhen, Schreinen, Tiſchen, Bänken, Stühlen und zahlloſem anderen Hausrat verbreitet waren, iſt natürlich nur zum kleinſten Teil aus der Hand einzelner gottbegnadeter Künſtler, wie Hans Brüggemann (Bordesholmer Altarblatt von 1521) und ihrer unmittelbaren Schüler hervorgegangen. Der großen Mehrzahl nach verdanken ſie ihre Entſtehung einer im ganzen Lande liebevoll und ſorgſam gepflegten, veredelten Hausinduſtrie, einem nationalen Kunſtgewerbe, welches, das geſamte geiſtige Leben des Volkes durchdringend, dem hohen religiöſen, äſthetiſchen und kulturellen Standpunkt unſerer Altvorderen das rühmlichſte Zeugnis ausſtellt.

Die vorwiegend bibliſchen Stoffe behandelnden Schnitzereien gehören teils der Gotik, teils der Renaiſſance und dem Barock an. Als Probe führen wir unſeren Leſern die Abbildung eines Ditmarſcher Hängeſchreins (Frühbarock; im Thaulow-Muſeum zu Kiel) vor. Zwiſchen den, mit zwei betenden Knaben, Maskarons, Voluten geſchmückten Pilaſtern ſtellt die von ausgeſchlagenem Lederwerk eingerahmte Thürfüllung Abrahams Opfer dar.



Ditmarſcher Hängeſchrein im Thaulow-Muſeum zu Kiel.

## Kleine Zeitung.

Die berühmten Auſternbänke an der Weſtküſte Schleswigs ſollen der Sage nach von dem König Knud dem Großen (1016—1035 v. Chr.) durch Ausſetzen einiger Schiffsladungen engliſcher Auſtern im Wattenmeer begründet worden ſein. Ihre erſte urkundliche Erwähnung findet ſich in einer Aufzeichnung des 1565 zu Odenbüll am Nordſtrand amtierenden Paſtor Petrejus, der die „Öſterlings vor ein Fürſteneſſen“ anſah. Die Auſternfiſcherei war ſchon unter däniſcher Herrſchaft ein landesfürſtliches Regal, das nach der Einverleibung der Herzogtümer in Preußen an den preußiſchen Fiskus überging. Durch ſchweren Froſtſchaden, aber auch durch übermäßige Ausbeute wurden die Bänke, welche noch 1870 einen Ertrag von 6515 Tonnen geliefert hatten, derart erſchöpft, daß der Ertrag bis 1882 auf 535 Tonnen zurück ging. Bekanntlich wurde darauf die Fiſcherei eingeſtellt und erſt nach neunjähriger Schonzeit jüngſt, vorläufigem Vernehmen nach mit gutem Erfolge, wieder aufgenommen. Die Auſternbänke werfen eine jährliche Pacht von 100 000 Mark ab und gewähren etwa 60 Fiſchern von Sylt und Amrum den Lebensunterhalt.

Ein Mr. E. Hudſon, der als Korreſpondent des „Boſton Herald“ im vergangenen Sommer den Kaiſermanövern in der Provinz Sachſen beiwohnte, führte unter Muſikbegleitung den Zöglingen der amerikaniſchen Kadettenanſtalt zu Weſtpoint unſere Manöver in Koloſſalbildern vor, die nach auf dem Manövergelände gemachten Augenblicksaufnahmen im vergrößerten Maßſtabe auf die Leinwand geworfen wurden. Nach dem Beifall, den er in Weſtpoint erzielte, wird Herr Hudſon den Vortrag nun auf alle großen Städte der Union ausdehnen.

Die Herſtellung künſtlicher Augen iſt ſeit kurzem inſofern in ein neues Stadium getreten, als unſere Induſtrie ſich einmal von dem Bezug der bisher allein üblichen Glasaugen aus Paris emanzipierte, alsdann aber auch der Erſatz der Glasaugen überhaupt durch ein dauerhafteres und leichter der leeren Augenhöhle anzupaſſendes Material möglich erſcheint; der Allerweltsſtoff Celluloid iſt auch hier hilfreich eingeſprungen. Bekanntlich wurde das Celluloid ſeit Jahren vielfach als Befeſtigungsmittel für Zahnerſatz benutzt, und ein Zahnarzt, Dr. Hamecher-Berlin, iſt es denn auch, der aus Celluloid geformte künſtliche Augen in die Augenheilkunde eingeführt hat. Man rühmt denſelben im Gegenſatz zu den Glasaugen nach, daß ſie dauerhafter, leichter und vor allem vom Augenarzt ſo zu beſchneiden ſind, daß ſie nicht drücken.

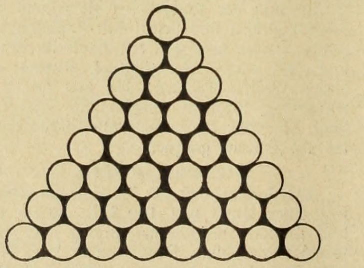
## In unſerer Spielecke.

### 1. Anagramm.

Koſtbar und wertlos zugleich und auch ein gefeierter Name;
Ändert ſich völlig der Sinn, wenn du die Zeichen verſetz'ſt;
Leuchtenden Blicks ſprichſt du's aus, denkſt hoffnungsfroh du an die Zukunft,
Oder mit Thränen im Aug' hängſt der Vergangenheit nach.

M. Sch. (Kaſſel.)

### 2. Kugelpyramide.



Die Kugeln ſind durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende durch Weglaſſen eines Buchſtaben aus der vorhergehenden. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

Der oberſte Buchſtabe bezeichnet eine Note. Die übrigen Reihen — aber in anderer Folge — ergeben: 1. Einen Erzengel, 2. einen Nebenfluß der Elbe, 3. einen männlichen Vornamen, 4. einen Propheten, 5. einen Keim neuen Lebens, 6. eine Republik in Amerika, 7. einen altteſtamentlichen männlichen Namen.

Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben: 3 a, 4 c, 8 e, 5 h, 7 i, 6 l, 3 m.

### 3. Homonym.

Als unzertrennlich du mich kennſt
Von allem, was du Leben nennſt.
Ob Freude jubelnd dich bewegt,
Ob bittres Leid dich tief erregt,
Magſt du nach hohen Zielen ſtreben,
Dich thatenlos der Ruh hingeben,
Erfüllt dich ſehnendes Verlangen,
Hält ſüßer Schlummer dich umfangen,
Gönnt dir ein grauſames Geſchick
Kaum einen flücht'gen Sonnenblick,
Was immer dir beſchieden ſei,
Ich bin dir unverbrüchlich treu,
Bleib' ich mir ſelbſt auch gar nicht gleich
In meinem wohlverborgnen Reich.
Und doch, ſo wunderbar es ſcheint,
Wer atmet, ſieht in mir den Feind,
Der nicht nur reife Früchte pflückt,
Auch Blüten unbarmherzig knickt.
Was ich als Opfer mir erkoren,
Iſt rettungslos dem Licht verloren.
Denn wie dem Leben, ſo dem Tod
Vereint mich der Natur Gebot.

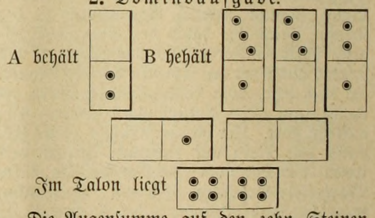
M. Sch. (Kaſſel).

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 19.

1. Homonym. Schein.

2. Dominoaufgabe.



Die Augenſumme auf den zehn Steinen des B betrug 45.

Bilderrätſel.
Nil admirari (Nichts anſtaunen.)

3. Anagramm. Inſel, Silen, Linſe.

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. (Fortſetzung.) — Friedrich Hiddemann. †. — Sparren-Glocken. Gedicht von Ernſt Behrend. Mit Illuſtration. — Die Reiſe von 400 Meilen die Stunde. Von L. Haſchert. — Max Duncker. Von Hanns v. Zobeltitz. Mit Porträt. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. (Fortſetzung.) — Zwei Sonntage auf der Evangeliſchen Miſſionsſtation in Dar-es-Salaam. Von F. Freiherr von Nettelbladt. — Am Familientiſch. Fürſtin Viktoria Mary von Teck. — Zu unſeren Bildern: Szene in einem Berner Patrizierhauſe beim Auszug der Eidgenoſſen von G. Schachinger; Unangenehme Begegnung von W. Gräbhein. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Verkehrsweſen. — Volkswirtſchaft. — Stenographie. — Kunſt — Sport. — Jagd. — Ausſtellungsweſen. — Preisausſchreiben. — Geſundheitsrat. — Ditmarſcher Hängeſchrein. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Februar 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 21.

# Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Frau von Stieglitz erhob gegen ihre Gewohnheit forſchend den feingeſchnittenen Kopf. Was jede Mutter eine Zeitlang als vornehmſter Gedanke bewegt, regte ſich in ihr. Auch ſchöpfte ſie aus Dianas Worten Hoffnung, obſchon ſie ſonſt, durch die Erfahrungen ihres Lebens belehrt, nichts anderes glaubte, als was ihre Augen ſahen.

„Und welchen Eindruck haſt du empfangen, Diana?“

„Daß es nichts werden wird, Mama! Papa iſt ein Hindernis, und er wird das Hindernis für unſer Aller Zukunft ſein.“

Diana ſtieß die Worte hart heraus. Da aber regte ſich wieder die unverſiegbare Liebe der Frau zu ihrem Mann, und jetzt war es die Baronin, die in verſöhnender Weiſe auf Diana einſprach und für den Gatten warm Partei nahm.

Am Ende der Woche fand das Feſt bei Juſtizrat von Wenck ſtatt, und auf beſonderen Wunſch des Barons ging auch Frau von Stieglitz, die ſonſt Geſellſchaften ſchon wegen der Koſten mied, diesmal mit. Es beſtätigte ſich, daß Herr Vaſtus zu erſcheinen zugeſagt hatte. Obſchon Diana eine gewiſſe Gemütsſpannung darüber zu unterdrücken ſuchte, gelang es ihr nicht. Stets erhob ſich in ihrem Innern eine Stimme, die ihr zuflüſterte, es ſei unmöglich, ſich für dieſen, infolge ſeiner Geburt und ſeiner äußeren Erſcheinung unter ihr ſtehenden Mann zu intereſſieren, dann aber ſprach wieder eine andere, welche ſie der Überhebung beſchuldigte. Eine dritte zog das Facit: George Vaſtus iſt ſo viel wie du, ſicher weit mehr, aber heiraten würdeſt du ihn doch nicht können!

Juſtizrat von Wenck ſchien anderer Meinung zu ſein. Er hatte Vaſtus ſeiner Tochter, einer hübſchen, aber nur den ſogenannten höheren Dingen blauſtrümpfelnd zuſtrebenden, ſich ſteif gebenden Dame, als Tiſchherrn zugeſellt.

Wer Wencks kannte, wußte, welche Bedeutung das hatte, welche Abſichten ſicher damit verknüpft waren. Freilich, ſchlechter konnten zwei Perſonen nicht zuſammen paſſen, Vaſtus, der gerade Naturmenſch mit einer ſtarken Auflehnung gegen alles Steife und Künſtliche, und Adele von Wenck, voller Vorurteile, ſtets befliſſen die Standesunterſchiede des Geiſtes und der Geburt hervorzukehren.

Vaſtus befand ſich im lebhaften Redeaustauſch mit dem Bürgermeiſter und einem Stadtverordneten, als Diana mit den Ihrigen eintrat. So empfing ſie von ihm nur einen überaus höflichen, aber von keinem Worte begleiteten Gruß. Erſt nach Beendigung des Soupers, zu dem auch — zu Stieglitz' Überraſchung — die beiden alten Mündes erſchienen waren, näherte er ſich Diana und knüpfte ein Geſpräch mit ihr an. Nachdem ſich dieſes anfangs um allgemeines gedreht und einen gleichgültigen Charakter bewahrt hatte, ward Diana ſpäter von einer ſtarken Befangenheit ergriffen, weil Vaſtus, ohne daß ſie es ſich zu erklären vermochte, fortdauernd den Blick auf ihre Figur richtete. Als ſie endlich fragte, ob ſich etwa an ihrer Toilette etwas verſchoben habe, ſagte Vaſtus zögernd: „Ich wagte nicht, Sie darauf aufmerkſam zu machen, gnädigſte Baroneſſe. Und nicht wahr, Sie ſchenken mir ſpäter noch einige Zeit, ich vertreibe Sie dadurch nicht aus meiner Nähe?“

Diana griff errötend ans Hinterhaupt, fühlte, daß ſich ihr Haar gelöſt hatte, und entfernte ſich raſch unter freundlich verlegenem Dank.

Als ſie zurückkehrte, fand ſie Vaſtus nicht mehr an demſelben Platz. Dieſen hatte der alte Herr von der Münde eingenommen, der ſich mit dem Rittmeiſter von Zwerg eifrig unterhielt. Da der letztere eine große Vorliebe für Diana hatte, begann er gleich mit einer Neckerei und ſagte: „Es fehlen nur die äußeren Attribute, um uns die Göttin Diana leibhaftig vor Augen zu führen, Baroneſſe. Ich geſtatte mir, Ihnen mein Kompliment über Ihr unvergleichliches Ausſehen zu machen!“

Der alte Herr von der Münde machte eine kavaliermäßig-beipflichtende, etwas künſtliche Verneigung, hielt ſich aber ſonſt ſehr zurück! Auch das folgende Geſpräch begleitete er lediglich mit ſtummen, abermals ziemlich gezwungenen Beifallsäußerungen.

Um Klarheit zu gewinnen, ob das Abſicht oder nur Zufall ſei, redete Diana endlich den alten Herrn an und erkundigte ſich unbefangen nach ſeinem Sohn und nach Ferdinands.

„Mein Sohn befindet ſich leider in den letzten Tagen nicht gut; er macht mir ſogar große Sorge,“ entgegnete der Baron ſehr ernſt. „Ihre Verwandten werden wir das Vergnügen haben, morgen Abend bei uns zu ſehen. Es geht ihnen, ſoviel ich weiß, gut.“

Als darauf Zwerg und Diana zugleich auf ihn einſprachen, warf er noch ernſter hin: „Mein Sohn hatte ſchon als Knabe mit dem Herzen zu thun. Wir hofften, daß ſich die Unregelmäßigkeit verwachſen werde, doch ſcheint das leider nicht der Fall zu ſein!“ Und ſich unterbrechend: „Ah, da iſt meine Frau, ſie mahnt zum Abſchied, es iſt ſchon ſpät und unſer Weg weit. Verzeihen Sie gütigſt.“

Mit dieſen Worten verbeugte er ſich überaus höflich, aber ſteif, und ein gleiches geſchah von ſeiten der Baronin. Es war offenbar, daß ſie mit Abſicht dieſe Zurückhaltung an den Tag legten, daß ſie dadurch ihrer Stellungnahme zu dem Herzensplane ihres Sohnes Ausdruck verleihen wollten.

„Mit dem Herzfehler wird's wohl nicht viel auf ſich haben. Reiche Leute beſitzen Krankheiten, die andere nicht einmal dem Namen nach kennen,“ warf Zwerg, der nichts ohne eine ſcharfe Bemerkung vorübergehen ließ, hin. „Der junge Herr ſieht gar nicht aus, als ob er nicht geſund ſei. Oder hat er vielleicht eine andere Herzkrankheit? Mich dünkt, damals bei dem Diner Ihres Herrn Bruders waren der junge Herr von der Münde und die luſtige Mademoiſelle Ellen-Luiſe ſehr d'accord miteinander! Will der Alte vielleicht abwiegeln?“

„Sie ſehen wirklich durch die Wand, Herr von Zwerg!“ entgegnete Diana gegen ihren Willen, aber durch des Rittmeiſters ſcharfen Blick überraſcht.

In dieſem Augenblick ſah ſie Vaſtus ſich ihr nähern, jedoch unſchlüſſig dreinblicken und den Rückzug antreten, als er ſie in der Unterhaltung mit einem anderen fand.

Zwerg, der trotz ſeines gelegentlichen Sarkasmus ein außerordentlich liebenswürdiger und wohlwollender Menſch war, rief, wohl ahnend, worum es ſich handelte, raſch ein artiges Wort zu Vaſtus hinüber. Nachdem dieſer ſich infolgedeſſen genähert hatte und das Geſpräch in Fluß geraten war, ſagte er: „Ich muß einmal nach den braunwürzigen Waſſern ſehen, die man Bier nennt. Freilich bekommt mir das Zeug nach dem Souper nie, aber die Flüſſe treten ja auch häufig über, obſchon ſie wiſſen, daß es der Mutter Erde unzuträglich iſt. Gegen die elementare Gewalt iſt nichts zu machen. Sie ſind nach Tiſche kein Biertrinker, Herr Vaſtus?“

Vaſtus gab genau die Antwort, die Diana erwartet hatte. „Ich trinke überhaupt ſehr wenig Bier.“

Vaſtus that eben ſtets nur das, was vernünftig war. Einem Reiz nachgeben, von dem er wußte, daß er ſchädliche Folgen mit ſich führen könne, entſprach nicht ſeiner Art.

Und eigentlich mochte Diana das nicht, durchaus nicht. Aber häufig erſcheint uns bei anderen unſympathiſch, was lediglich lobenswert iſt; wir ſträuben uns nur deshalb es anzuerkennen, weil wir es ſelbſt nicht beſitzen. Zwerg entfernte ſich.

„Sie thun gewiß niemals etwas, was Sie reuen könnte, Herr Vaſtus!“ hub Diana, ihrem Gedankengang folgend, an und richtete einen halb neugierigen, halb auflehnenden Blick auf den hünenhaften, ſtarkknochigen Mann mit dem roten Geſicht.

„Woraus ſchließen Sie das, wenn die Frage erlaubt iſt?“

„Es will mir ſo ſcheinen! Ich kann mir gar nicht denken, daß Sie jemals eine unzweckmäßige Handlung vornehmen würden.“

„Das iſt ein großes Kompliment.“

„Vielleicht —“

„Vielleicht?“

„Ja, vielleicht, denn es heißt in einem Bodenſtedtſchen Gedicht ſehr richtig: ‚Wer nie thöricht war, war nie weiſe!‘“

„Sehr gut. Aber ich denke, man hat ſeine Lehrjahre; auf dieſe paßt das Wort. Wer nicht lernt, der bleibt ewig Schüler. Und es muß doch auch Meiſter geben.“

„Sie ſind alſo einer?“

„Weshalb ſagen Sie das in ſolchem Tone? Forderten ihn meine Worte heraus, gnädiges Fräulein? Ich denke, Ihr Lob von vorhin reichte weiter, als mein Satz, durch den ich nur eine allgemeine Wahrheit ausſprechen wollte. Ich dachte gar nicht an mich dabei.“

„Dann ſind wir ja wieder einig und gute Freunde!“

„Können Sie Freundſchaft üben, gnädiges Fräulein?“

„Sie zweifeln?“

„Darf ich Ihnen meine Auffaſſung von Freundſchaft mitteilen?“

„Ja, ich bitte darum.“

„Man darf als Freund nie etwas von dem anderen verlangen, muß dagegen ſtets bemüht ſein, zu geben! Indem beide Teile dieſen Grundſatz befolgen, werden die Vorſchriften wahrer Freundſchaft erfüllt.“

„Hm, nicht übel! Und Sie meinen, ich kann nicht geben, nur verlangen? Freilich, ich war bisher nur in der Lage von Ihnen — zu nehmen!“

„O, o, mein Fräulein!“

Es entſtand eine Pauſe. Dann ſagte Diana möglichſt unbefangen: „Wir ſind von dem eigentlichen Thema abgekommen. Ich wollte wiſſen, weshalb Sie meinen, daß ich nicht Freundſchaft üben könne?“

„Das habe ich nicht geſagt!“

„Aber Sie ſtellten doch die Frage!“

„Allerdings.“

„Alſo?“

„Zur Freundſchaft gehören bei den meiſten Menſchen gleiche Lebensverhältniſſe. In dieſem Sinne zweifelte ich.“

„Ah, Sie meinen, ich ſähe die Menſchen erſt auf ihre Geburt und ihre Stellung in der Welt an! Das beweiſt geringes Vertrauen in meine Vorurteilsfreiheit. Der echte, rechte Menſch betrachtet nicht die Schale, ſondern den Kern bei anderen!“

„So ſollte es wenigſtens ſein!“

„Ich geſtehe, daß ich durch Erziehung und Beiſpiel ſeit meiner Kindheit etwas beeinflußt bin. Es gibt Dinge, die ich ſchwer, andere, die ich überhaupt nicht überwinde. Es iſt thöricht, aber Menſchen, denen eine gewiſſe Lebensart fehlt, ſtoßen mich ab. Überhaupt müſſen — Sie haben recht — für mich zur Freundſchaft gewiſſe Vorbedingungen vorhanden ſein. Eine reine Seele allein genügt nicht!“

„Einer Dame — es war drüben in Amerika —“ ſagte Vaſtus, „ward eine Million angeboten, wenn ſie einem Manne, den ſie wegen ſeines Äußeren verabſcheute, einen Kuß ſchenken würde. Sie überwand ſich nicht und büßte thatſächlich die große Summe ein. So würden Sie alſo auch handeln?“

„Nein, denn ich würde mich erinnern, welch eine Unzahl von Armen und Elenden es in der Welt gibt, denen ich durch dieſes Geld die Lebensqual erleichtern könnte. Dieſe Erwägung, der Drang zu helfen, würde mich meinen Abſcheu überwinden laſſen.“

„Alſo auch bei Ihnen iſt das Geld, wir kommen auf das alte Thema zurück, ſchließlich maßgebend?“

Diana ſah Vaſtus, der die Worte halb ernſt, halb ſcherzend, aber jedenfalls ſo geſprochen hatte, daß ſie auch als leichte Neckerei gelten konnten, mit raſch erhobenem Kopf befremdet an.

„Ja, unter Umſtänden allerdings!“ entgegnete ſie. „Aber die Anwendung Ihrer Theſe auf dieſen Fall iſt unzutreffend. Ich bücke, beuge und erniedrige mich ja nicht um meinet- ſondern um anderer willen. Wenn die Bedingung geſtellt würde, ich dürfe das Geld nur für mich verwenden, würde ich den Kuß ablehnen.“

Vaſtus ſah Diana überlegen lächelnd an. Dann ſagte er, abermals in dem leichten Tone wie vorhin: „Würden Sie alſo auch die Hand eines Millionärs ausſchlagen, nur weil ſeine Gewohnheiten Ihren Anſprüchen nicht entſprechen?“

Einen kurzen Moment ſann Diana nach, dann erwiderte ſie: „Ich werde ſicher nie in die Lage geraten, den Fall zu prüfen, ich kann Ihnen alſo auch nur ſchwer auf Ihre Frage antworten. Ich glaube jedoch, daß ich die Hand eines ſehr reichen, aber ungebildeten Mannes ausſchlagen würde.“

Obſchon die letzten Sätze zwiſchen beiden äußerlich beziehungslos geſprochen wurden, ſo hielt es doch jeder für möglich, daß ſie eine geheime Frage und Antwort verbargen. Freilich, Gewißheit beſaß keiner; zum klaren Sprechen fehlte Vaſtus, der ſonſt die Dinge nicht mit Handſchuhen anzufaſſen pflegte, durchaus der Mut, und Diana war im Zweifel, ob ſie eine ſolche Auslegung wünſchen ſollte.

Ihr mißfiel die überlegene Art des Fremden, obgleich ſie dieſelbe reſpektierte.

Hätte er ſich ihr heute genähert, wie die meiſten Werbenden, hätte er ſich vor ihr gedemütigt, hätte er durchblicken laſſen, daß ſie ein Opfer bringen würde — obſchon ſie einſah, daß es durchaus kein Opfer war — ſo würde ſie ihn ermutigt haben, ſich ihr zu nähern.

Freilich, als ſich ihr die Frage aufdrängte, ob ſie ihm auch die Hand reichen würde, wenn er ein mittelloſer Mann wäre, und als ſie die Frage mit einem entſchiedenen Nein beantwortete, lehnte ſie ſich gegen ſich ſelbſt auf. Sie unterlag alſo doch der Macht des Geldes. Er hatte dennoch recht, dieſer George Vaſtus! Das Geld war’s, das ſie beſtimmte. Aber er ſollte nicht recht haben.

Vaſtus warf, als ob er nur halb bei der Sache ſei, ſinnend, nachdenklich, mehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hin: „Ja, es iſt wahr, man muß den Thatſachen gegenüberſtehen. Keiner weiß, wie er handeln würde, wenn die Entſcheidung an ihn herantritt! Bloße Meinungen ſind Schmetterlinge.“ Und dann: „Ich hoffe, mich noch häufiger mit Ihnen unterhalten zu dürfen, gnädiges Fräulein. Vorläufig bleibe ich einige Zeit in Viga. Ihr Herr Papa war ſo gütig, zu erlauben, daß ich bisweilen bei Ihnen vorſprechen darf.“

„Das wird niemand mehr freuen, als mich!“ entgegnete Diana lebhaft. Sie war glücklich, daß das Geſpräch ohne eine Mißſtimmung geendet, aber auch, daß er ſelbſt den Wunſch ausgeſprochen hatte, an dasſelbe wieder anzuknüpfen.

* * *

Gegen Mitte der Woche kehrte Ellen-Luiſe ganz unerwartet und ohne vorher über ihren veränderten Entſchluß berichtet zu haben, nachmittags nach Hauſe zurück.

„Was? Du biſt wieder da?“ rief Diana, die, durch den Klingelton aufmerkſam geworden, auf den Flur trat.

Ellen-Luiſe, inmitten des vor ihr auf die Erde geſtellten Gepäcks ſtehend, dem eben der Kutſcher noch Hutſchachtel und Plaid beifügte, von der Landſtraße beſtäubt und ſichtlich abgeſpannt, nickte kurz mit dem Kopf und ſagte, nachdem ſie Diana mit flüchtiger Zärtlichkeit umarmt und dem höflich dienernden Kutſcher von Kroppholz neben „ſchönen Grüßen“ ein Trinkgeld eingehändigt hatte: „Ja, ich mußte weg! Ich erzähl’ dir alles. Ich habe nur ſchreckliche Angſt vor Papa. Schläft er noch? Du mußt mir helfen, Diana!“

Bevor jedoch Diana hierauf etwas erwidern konnte, öffnete ſich die Thür, und der Baron, der durch das Geräuſch aus dem Schlaf geſtört in äußerſt ſchlechter Laune war, erſchien in der Öffnung.

Ein keineswegs freudiger Ausruf der Überraſchung drang aus ſeinem Munde. Polternd und mit zuſammengezogener Stirn ſprach er auf ſeine Tochter ein, und es würde ſchon auf dem Flur eine erregte Szene gegeben haben, wenn nicht die Baronin, nun ebenfalls durch das Geräuſch des Sprechens herbeigerufen, Ellen-Luiſe nach einem auf ihren Mann gerichteten bittenden Blick mit ſich fortgezogen hätte. Wenig ſpäter ſchlüpfte das junge Mädchen zunächſt oben in ihre Stube, um ſich vom Reiſeſtaub zu befreien, und Diana begab ſich in des Barons Zimmer, um ihm wie gewöhnlich den Kaffee zu bringen. Sie wollte aber auch verhindern, daß er jetzt gleich von Ellen-Luiſe Rechenſchaft über ihre Rückkehr einforderte, und erklärte daher, daß ihre Schweſter, ſoweit ſie vernommen habe, ohne jegliches Verſchulden mit Ferdinand in Streit geraten, und es für beſſer gehalten habe, abzureiſen. Sie werde ihm ſpäter alles ausführlich mitteilen und bäte ihn nur, ſich bis dahin zu gedulden.

Nachdem ſich der Baron in ſolcher Weiſe gleich einem Herrſcher von ſeinem Miniſter hatte Vortrag halten laſſen, begab ſich Diana in den Garten, wo ſie die Ihrigen in der Laube fand. Hier ſtattete Ellen-Luiſe Bericht ab über die Geſchehniſſe in Kroppholz.

„Ich ſchrieb euch,“ begann ſie, „daß mir Hans in einer Unterredung mitgeteilt hatte, wie wenig ſeine Eltern einer Verbindung mit mir geneigt ſeien, daß er aber von einer nochmaligen Rückſprache beſſeres erhoffe. Ich wartete ſeitdem jeden Tag, aber es kam weder ein Brief von ihm, noch bat er mich —“ hier errötete Ellen-Luiſe und vollendete zögernd: „wie ſonſt um eine geheime Unterredung.“

„In der Zwiſchenzeit näherte ſich Klug mir in ganz beſonders teilnehmender Weiſe. Entweder hatte ihm Ferdinand etwas verraten, oder er ſah es meinem Weſen an, daß mich etwas ſehr bedrückte. Er fragte mich geſtern, als wir vor dem Abendbrot im Garten auf und ab gingen, was mir fehle, ob er mir helfen könne, und zuletzt, ob mir — er wiſſe, daß ich Hans liebe — Schwierigkeiten von ſeiten der alten Herrſchaften gemacht würden!

„Er war ſo liebenswürdig, nett und zart, daß ich ganz gerührt wurde und ihm auch offen erklärte, wie die Dinge lägen. Ich ſagte ihm, daß Hans gar nichts wieder habe von ſich hören laſſen, und ich daraus ſchließen müſſe, daß er anderen Sinnes geworden ſei.“

‚Ich glaube, Sie haben recht, Fräulein Ellen-Luiſe!‘ gab er mir zur Antwort. „Aber es hat ſicher einen anderen Grund, als Sie vermuten. Hans von der Münde iſt ein Ehrenmann, der ſich niemals aus nichtigem Grunde zurückziehen wird. Er weiß ſeit kurzer Zeit, daß er ein Herzleiden hat. Ich ſprach Doktor Thomſen, der ihn neuerdings wieder unterſucht hat, zufällig geſtern, und er beſtätigte mir die traurige Thatſache. Hans von der Münde wird Sie wegen ſeiner Krankheit nicht binden wollen. So beurteile ich die Angelegenheit. Doktor Thomſen erzählte mir auch, daß Hans einen Luftkurort beſuchen ſolle und längere Zeit fortbleiben werde.‘

„Dieſe Nachrichten machten mich natürlich ſehr traurig, und ich berichtete, was mir Klug mitgeteilt, an Ferdinands. Aber ſtatt das alles ruhig und ſachlich hinzunehmen, geriet Ferdinand in eine maßloſe Aufregung, ſprach von Mündes in den ſchärfſten und abfallendſten Ausdrücken und ſchloß zuletzt mit den Worten: ‚Es iſt hochmütiges Pack, und der eine iſt nicht beſſer als der andere.‘

„Nun wurde ich ſehr heftig. Es gab eine ganz unerhörte Szene, in der mir Ferdinand erklärte, er werde ſich, wenn ich nicht Hans in der Löſung unſerer Beziehungen zuvorkomme, gänzlich von mir losſagen.

„Ich war ganz ſtarr über dieſe Sprache, verteidigte aber Hans von neuem und erklärte ſchließlich, daß es unter ſolchen Umſtänden wohl am beſten wäre, daß ich ginge.

„Ferdinand erwiderte nichts. Er beſtätigte alſo meine Worte. Nun miſchte ſich Melanie hinein und ſuchte uns zu verſöhnen, aber ich weiß nicht, was in Ferdinand gefahren iſt, es war nichts mit ihm anzufangen. Immer wieder ſprach er davon, daß es unwürdig ſei, dieſen Leuten nachzulaufen, und dann auch, daß ich ſelbſt ſchuld ſei, daß alles ſo gekommen. Ein ordentliches Mädchen gäbe keinem Herrn Stelldicheins; das fortwährende Ausreiten habe Papa ſchon getadelt, und Mündes hätten natürlich eine Abſicht darin erkannt, daß er, Ferdinand, es erlaubt habe. Sie nähmen an, daß wir ihren Sohn umſpinnen wollten. Kurz und gut: er wollte nichts, gar nichts von Mündes hören, fand es auch ganz begreiflich, daß Hans ſich zurückzog, da er ein Mutterſöhnchen ohne eigene Meinung und Charakter ſei, und ſchloß mit den Worten: ‚Da iſt Klug ein anderer Mann. Das iſt ein Gentleman. Ich würde glücklich ſein, wenn der dich heiraten wollte. Aber den haſt du natürlich durch deine Liebeleien mit Münde abgeſchreckt, er will dich nicht!‘

„Hierauf erwiderte ich, ich ſei keine Ware, die nach Ferdinands Gutdünken verkäuflich wäre und nahm Hans abermals in Schutz.

„Damit war dem Faß der Boden gänzlich ausgeſchlagen.

„Ferdinand erklärte, ich thäte beſſer, in Viga darüber nachzudenken, wer von uns beiden recht hätte und brach das Geſpräch ab. Am Abend ſah ich zufällig, daß Klug ihm in ſeinem Arbeitszimmer Geld hinzählte. Klug hat ihm wieder aus ſeinen Verlegenheiten geholfen, daraus erklärt ſich zum Teil ſeine Haltung in der Sache, wie andrerſeits ſeine Heftigkeit gegen Mündes eine Nachwirkung des Briefes iſt, welchen der alte Herr ihm geſchrieben.“

„Wieder Verlegenheiten?“ ſchob Frau von Stieglitz, die all dieſen Dingen mit Angſt und Schrecken zugehört hatte, durch die letzte Bemerkung aber beſonders erſchüttert ward, ein.

Ellen-Luiſe nickte bekümmert. „Ja, Ferdinand muß ſehr in Nöten ſein, Mama. Schon in der vorletzten Woche war er in der ſchlechteſten Stimmung, auch wiederholt äußerſt ſchroff und unfreundlich gegen ſeine Frau. Die Sorgen machen ihn unzurechnungsfähig. Ich hörte bereits von Klagen und von Gerichtsvollziehern.“

Die Baronin erbleichte und drückte unwillkürlich die Hand aufs Herz.

Nun aber nahm Diana, ihre Empfindungen unterdrückend, noch einmal das Wort: „Du haſt noch nicht berichtet, Ellen-Luiſe, ob denn Hans von der Münde gar nichts wieder von ſich hat hören laſſen?“

„Ja, hier!“ entgegnete die Schweſter und zog einen Brief aus der Taſche. „Lies vor!“

Und Diana las:

„Teure Ellen-Luiſe!

Mit meinen Eltern habe ich noch einmal geſprochen, aber das Reſultat iſt dasſelbe. Beide haben durchaus nichts gegen Sie, aber mein Vater muß eine ſtarke Abneigung gegen die Ihrigen und gegen Ferdinand haben. Er erklärt, niemals eine Verbindung zwiſchen uns zugeben zu wollen, ganz abgeſehen davon, daß ich jetzt doch noch nichts ſei und habe.

Es iſt aber nun etwas anderes eingetreten, was unſerer Liebe ein dauerndes Hindernis entgegenſtellt, und das iſt meine Krankheit. Meiner Eltern Stellung an ſich zieht mir wohl Schranken, aber ich würde dieſe doch mit der Zeit, mit den Jahren, wenn Sie mit mir ausharren wollten, teure Ellen-Luiſe, beſeitigen. Mein Leiden indeſſen legt mir die Pflicht auf, Sie nicht an mich zu binden. Ich weiß ſeit kurzer Zeit, daß ich unheilbar herzkrank bin und nicht lange mehr leben kann. Vergeſſen Sie mich, meine teure, unvergleichliche Ellen-Luiſe. Es muß ſein, und wenn Sie können, verzeihen Sie aus Liebe, daß von Liebe und Zärtlichkeit hingeriſſen, Ihnen ſagte, daß er Sie anbete und zu ſeiner Frau zu machen als ſein höchſtes Glück anſehen würde, Ihr armer

Hans von der Münde.“

Nachdem Diana vorgeleſen hatte, drängte ſich den beiden Frauen mit unheimlicher Nüchternheit der Gedanke auf: Nur Trauriges hatte der Beſuch in Kroppholz gezeitigt. Statt Freude und Gewinn: Koſten, Enttäuſchung, Entfremdung und ſchwerſtes Herzeleid. Und auch auf das Nächſtliegende richteten ſich ihre Gedanken. Was würde zu alledem der Baron ſagen? Sicher würde ihn die Mitteilung, daß eine Verbindung zwiſchen Ellen-Luiſe und Hans unmöglich geworden ſei, in die äußerſte Aufregung verſetzen. Zum Glück war der Brief von Hans da, er entlaſtete Ellen-Luiſe von dem Verdacht einer Verſchuldung. Aber ihn zu zeigen, war wegen des gegen den Baron gerichteten Paſſus allerdings auch ſehr peinlich; damit wären ſicher alle Brücken zu Mündes für die Zukunft abgebrochen. Es konnte keinen eigenſinnigeren Mann geben als Stieglitz. Beleidigungen vergaß er nie!

Während die drei Frauen noch berieten, erſchien der Baron, zum Spätnachmittagſpaziergang gerüſtet, im Garten, nickte, an die Laube herantretend, kurz und ſagte kalt aber doch in einem minder ſchroffen Ton als ſonſt: „Nun, Ellen-Luiſe, erzähle, weshalb du ſo plötzlich zurückgekehrt biſt! Diana ſagt, du habeſt dich mit Ferdinand erzürnt? Was gab es denn nun wieder zwiſchen euch?“

„Wieder, Papa? Ich habe doch ſonſt nichts mit Ferdinand gehabt,“ entgegnete Ellen-Luiſe in ihrer auflehnenden Weiſe.

„Alſo gut! Was war es denn?“ wiederholte der Baron, die Gegenbemerkung, die ihm auf der Zunge lag, unterdrückend. Er hatte ſich, auf Dianas Vorſtellungen hin, offenbar vorgenommen, ſeiner Tochter Bericht ſachlich und verſöhnlich entgegenzunehmen.

Statt Ellen-Luiſes nahm jetzt Diana das Wort, ſtellte die Vorgänge in einer für die Schweſter möglichſt günſtigen Weiſe dar und ſchloß mit den Worten: „Der junge Herr von der Münde hat nämlich Ellen-Luiſe erklärt, daß ſeine Eltern die Partie nicht zugeben wollen, und daß er auch ſelbſt wegen ſeines Herzleidens zurücktreten müſſe.“

„Ach, papperlapapp! Herzleidend! Ferdinand hat ganz recht. Es iſt ein hochmütiges Volk, das ſich mit ſeiner eingebildeten Tugend über alle anderen Menſchen ſtellt. Wenn ich ein Millionär wäre, würden ſie alle ſechs Hände ausſtrecken. Geld, Geld! Immer das elende Geld beſtimmt dieſe Art Leute!“

„Nein, Papa, du irrſt! Hans von der Münde iſt ein Ehrenmann. Er tritt wirklich aus dem angegebenen Grunde zurück,“ ſagte Ellen-Luiſe. „Und die Alten, die Alten —“

„Nun?“

„Bei denen iſt's auch nicht das Geld, Papa —“

„Und was denn ſonſt?“ Die Worte klangen ſehr drohend.

Ellen-Luiſe ſchwieg.

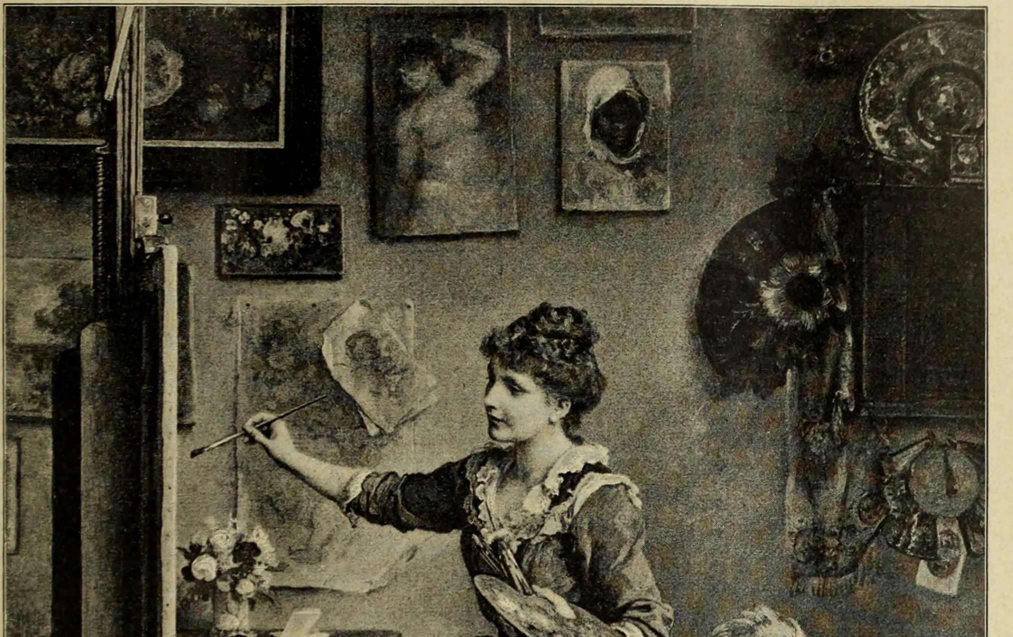
Gerade weil ſie ſchwieg, ward der Baron, der ſehr wohl die wirklichen Gründe der Weigerung der alten Mündes kannte und in dem Schweigen Ellen-Luiſens eine Beſtätigung eben dieſer Motive von ihrer Seite erkannte, der annahm, ſeine Tochter ſtelle ſich über ihn als verdammende Richterin, aufs äußerſte gereizt.

„Nun? Nun?! Ich frage und du kannſt doch antworten? Natürlich weißt du alles beſſer, aber wenn die Sache bei Licht betrachtet wird, war es nur deine Überhebung, und dein Glück haſt du dir drüben natürlich zerſtört. An dir hat's gelegen, an dir allein!“ ſtieß der Mann jetzt rückſichtslos und roh heraus.

Statt auf ſeine Frage Antwort zu geben, ſtatt ſich demütig zu fügen, lehnte ſich das junge Mädchen weinend an ihre Mutter und rief ſchluchzend: „Andere Kinder finden in ihrem Kummer Troſt und Teilnahme im elterlichen Hauſe. Ich aber ging ſchon mit dem Gedanken her, daß mir ſtatt deſſen noch Schlimmeres drohe! Und hier!“ fuhr ſie mit funkelnden Augen fort, riß den Brief, den ſie wieder an ſich genommen, aus ihrer Taſche und ſchob ihn dem Vater mit einer ſtolzen Geberde über den Tiſch. „Hier haſt du alles! Hier ſiehſt du, daß ich recht habe, daß nicht ich mir mein Glück zerſtörte, wie du annimmſt — ſondern, daß es an ganz anderen Dingen lag!“

Kaum hatte ſie geſprochen, als der Baron wie ein wildes Tier auf ſie losſtürzte. Er griff nach Ellens Kopf, ſtieß Diana, die ihn hindern wollte, brutal beiſeite und ergriff Ellen-Luiſe an den Flechten. Dann holte er aus und ſchlug ſie auf das Haupt, wo er eben hintraf. Zuletzt ſtieß er ſie wie einen lebloſen Gegenſtand in die nahegelegenen Stachelbeerbüſche. Niederſtürzend blieb ſie blutend liegen, bis Diana ſie emporhob.

(Fortſetzung folgt.)



Die Malerin und ihr Modell. Nach dem Gemälde von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

## Die Malerin und ihr Modell.

(Zu dem Bilde auf S. 325.)

(Abdruck verboten.)

Es geht heut nicht, — trotz Fleiß und Eile!
Die Frühlingsſonne ſcheint zu hell!
Wer nimmt auch mit dem ſchlimmen Pfeile
Den Gott der Liebe zum Modell!?
Seit ſie ’s mit ihm hält, mit dem loſen,
Geht’s mit der Kunſt verkehrt und ſchief.
Und nun noch dieſe holden Roſen — —
Und nun noch dieſer liebe Brief!

Sonſt hat ſie ſtill und ſtät gerungen,
Mit Fleiß und Ernſt, tagein, tagaus.
Erſt mit dem goldbeſchwingten Jungen
Kam dieſer Übermut ins Haus.

Sie hat ihn freilich arg verzogen,
Nun folgt er nicht und neckt und tollt,
Droht ihr mit ſeinem Pfeil und Bogen
Und lacht noch, wenn ſie zürnt und ſchmollt!

Braunäuglein, laß du heut die Plage,
Laß du die Müh, die doch nicht frommt.
Das Herz jauchzt mit zu lautem Schlage:
Der Liebſte kommt! Er kommt! Er kommt!
Das iſt nun Amors Werk, des böſen! — —
Wär nur der Ferne erſt zur Stell,
Um beide lachend zu erlöſen,
Die Malerin und ihr Modell.

Frida Schanz.

## Der Berliner Dom. I.

(Abdruck verboten.)

Der Bau eines Domes in Berlin iſt eine der großen künſtleriſchen Aufgaben, welche dem Kaiſer Wilhelm II von ſeinen Vorgängern hinterlaſſen wurden. Die Planung für dieſes Werk hat eine lange und nicht immer erfreuliche Geſchichte. Sie geht zurück auf König Friedrich Wilhelm IV und die große Kunſtperiode in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts. Damals ſtand bereits ſeit faſt hundert Jahren der heutige Dom an ſeiner Stelle öſtlich vom Luſtgarten am Ufer der Spree. Der große Architekt Schinkel hatte wohl erkannt, daß dieſer Platz für eine ſehr große Kirche nicht recht geeignet ſei, er ſchlug daher den Leipziger Platz für den von ihm angeſtrebten Neubau vor. Aber man fand jenen damals zu entlegen, und ſo begann die Planung für eine neue Kirche an Stelle der alten, obgleich man die Schwächen dieſer Lage ſehr wohl kannte, nämlich die geringe Breite und die ſehr große Maßſtabsverſchiedenheit zwiſchen den Formen des Schloſſes und des alten Muſeums, welche die Formgebung für den Neubau erſchweren mußte. Es iſt ſehr bezeichnend, daß trotz des Wachſens des preußiſchen Staates und der weltgeſchichtlichen Bedeutung des nun mit der Reichskrone geſchmückten Hohenzollernhauſes mit jeder neuen Bearbeitung das Projekt kleiner und beſcheidener wurde. Man könnte darin Kleinmut erblicken, der das Gewaltige zu unternehmen nicht wagt. Bei genauerem Hinſehen wird man aber erkennen, daß es wachſende Vertiefung in die Aufgabe iſt, welche dem ins Große ſchaffenden Künſtler mehr und mehr die Hand band, und zwar zweifellos zu gunſten der Löſung!

Der Entwurf, welchen König Friedrich Wilhelm IV durch ſeinen Architekten Stüler ſchaffen ließ, war einer der größten. Damals hatten Kunſtgelehrte auf die Verwandtſchaft des evangeliſchen Ritus mit demjenigen der erſten chriſtlichen Jahrhunderte aufmerkſam gemacht, und es hatten namentlich proteſtantiſche Meiſter ſich in Italien die Aufmeſſung der frühchriſtlichen Baſiliken mit ihren ſchlichten, den rechtwinkeligen Raum in gangartige Schiffe abteilenden Arkadenreihen angelegen ſein laſſen. Eine ſolche Baſilika mit fünf Schiffen ſollte der Dom werden. Die Begeiſterung für dieſe Bauform beſiegte alle Bedenken, unter welchen das hauptſächlichſte war, daß es dem Bauplatz, wollte man nach altkatholiſchem Gebrauch den Chor nach Oſten ſetzen, an Längsentwickelung fehlte. Die große Wirkung der Baſiliken liegt aber in der Längsrichtung, während die Breite wenig ins Auge fällt. Obgleich nun die Chorrundungen weit in die Spree, die Schifffahrt hindernd, hineingebaut wurden, konnte die Kirchenlänge über 75 Meter nicht hinausgeführt werden. Dabei ragte die Vorhalle faſt 20 Meter weit in den Luſtgarten hinein, ſo daß dieſer in ſehr empfindlicher Weiſe in ſeiner Wirkung beeinträchtigt worden wäre. Wenn man in der Hauptſtadt Preußens, an dem Regierungsſitz eines der größten proteſtantiſchen Fürſten, mit dem Baſilikenbau an einen Wettbewerb mit Rom dachte, ſo konnte man mit dem Umſtande, daß der Berliner Dom hinter S. Paolo fuori le mura nur zu fünf Achtteilen, dem Lateran und der alten Peterskirche zu fünf Sechsteilen zurückblieb, wohl zufrieden ſein. Anders geſtaltete ſich die Frage hinſichtlich der Verwendbarkeit des Baues für den evangeliſchen Gottesdienſt. Dieſer beruht zunächſt auf der Predigt und dann auf den Sakramenten der Taufe und des Abendmahls. Wir haben uns gewöhnt, dem erſteren dieſer Sakramente in den Kirchen eine nebenſächliche Stelle zuzuweiſen. Da Taufen meiſt nicht vor der Gemeinde, ſondern vor einem kleineren Kreiſe ſtattfinden, ſo hat man vielfach beſondere Taufkapellen angeordnet. So auch hier. Der Altar dagegen ſtand in der Achſe der Kirche, die Kanzel in der Mitte vor dieſem. Hiermit war den Anforderungen der proteſtantiſchen Liturgie mehr als in der gewohnten Weiſe genügt. Aber der berechtigte Wunſch für die Predigtkirche, daß der Redner von allen Plätzen der Kirche gehört und geſehen werden könne, war wenig beachtet. Schon in den erſten Nebenſchiffen wäre es ſchwer geweſen, einen Blick nach dem Altar zu erhaſchen, in den äußeren einfach unmöglich. Nach alter Sitte ſetzte der Architekt auch an das Ende der Schiffe Nebenchöre. Aber was ſollen dieſe dem evangeliſchen Kultus, der ja keinen Heiligendienſt, keine Prozeſſion, keine Meſſe kennt?

König Ludwig I von Bayern baute damals ſeine Baſilika in München und übergab ſie dann den Benediktinern. Es iſt gewiß eine herbe Kritik des beiden Kirchen gemeinſamen Grundriſſes, daß dieſer für den evangeliſchen und für den mönchiſchen Gottesdienſt zugleich geeignet ſein ſollte!

Das Hauptgewicht legte König Friedrich Wilhelm IV auf das ,,Campo santo“. Es iſt bezeichnend, daß man der Begräbnisſtätte preußiſcher proteſtantiſcher Könige damals noch durch einen italieniſchen Namen eine beſondere Würde zu geben glaubte, während unſere Sprache in den Worten „Gottesacker“ und „Friedhof“ Bilder beſitzt, um die andere Völker uns beneiden. Das Campo santo war als ein quadratiſcher Kreuzgang gedacht, eine verkleinerte Nachbildung jenes zu Piſa, wieder mit gegen Oſten gerichteten Choranlagen. Erſt in dieſen Tagen werden die bollwerkartigen Einbauten dieſer Chöre aus dem Stromlaufe der Spree entfernt.

Sie waren die Reſte einer keineswegs erfreulichen Richtung unſeres Bauweſens, einer Hinneigung zu allem Antiquariſchen, ſei es nun griechiſch oder mittelalterlich. Die eigene religiöſe Empfindung trat in dieſen romantiſchen Bauwerken ſchwach hervor, ſie bedurfte der Anlehnung an eine ſtärkere. Man glaubte ſich kirchlich geſtimmt, indem man ſich in den Glauben ferner Jahrhunderte vertiefte, die von dieſen geſchaffenen Formen wiederholte, ſtatt das eigene Bedürfnis künſtleriſch auszugeſtalten. Denn der Glaube iſt kein Vorrecht der Frühchriſten oder des Mittelalters, er lebt auch in uns, in den Männern der Elektricität und der Dampfkraft. Was modern iſt, ſagte damals eine Witzwort, wird bald modern! Wir ſind anderer Meinung geworden: Nur was aus eigener Seele quillt, wird Dauer haben!

Schon Stüler wurde ſich bald klar, daß der Berliner

Dom wichtigere Aufgaben habe, als die aus rein äſthetiſcher Begeiſterung hervorgehende Wiedergabe eines vorhandenen Bauſyſtems. Er nahm die damals lange, ſchon ſeit einem Jahrhundert ſchlafende Idee, einen echt proteſtantiſchen Kirchenbau zu ſchaffen, wieder auf.

Man erkannte nämlich, daß die Wahrheit eine der Grundbedingungen aller Schönheit ſei. In der Malerei und Plaſtik beruht die Wahrheit auf der Natur, in der Architektur iſt ſie ſo einfach nicht gefunden. Nun wurde man ſich mehr und mehr klar, daß ſie in der Zweckerfüllung liege. Der Architekt leiſtet das Höchſte, der den beſonderen Zweck des Baues am reinſten zum Ausdruck bringt, und zwar ſowohl in praktiſcher wie in ſchönheitlicher Beziehung. Der Zweck der proteſtantiſchen Kirche iſt, ein Haus für den Gottesdienſt zu ſchaffen. Wir evangeliſchen Chriſten ſind nicht der Meinung, daß Gott ſelbſt in dem Hauſe wohnt, ſondern daß er ſeinen Sitz in der in ſeinem Geiſte verſammelten Gemeinde hat. Es iſt alſo unſere Kirche ein Gemeindehaus, und als ſolches ſoll es künſtleriſch ſich darſtellen. Die Gemeinde braucht einen Feſtraum, aber auch nur einen, nicht Nebenſchiffe und Nebenkapellen, ſondern eine Halle, in der ſie Gottes Wort vernimmt und die Sakramente empfängt. Keine noch ſo ſchöne Form der griechiſchen oder katholiſierenden Kunſt kann uns genügen, dieſen Zweck auszudrücken. Unſere Baumeiſter mußten ſich ſchon der Mühe unterziehen, zu den neuen Gedanken, welche die Reformation der Welt gab, zu der neuen Geſtaltung des Gottesdienſtes auch neue künſtleriſche Formen zu erfinden. Man wird zwar gut thun, die älteren Kirchenanlagen namentlich jener chriſtlichen Zeiten mit einer der unſeren verwandten Liturgie zu ſtudieren, um damit künſtleriſche Anregungen zu erlangen; man darf ihre Formen zwar anwenden, nicht aber ſich von ihnen beherrſchen laſſen.

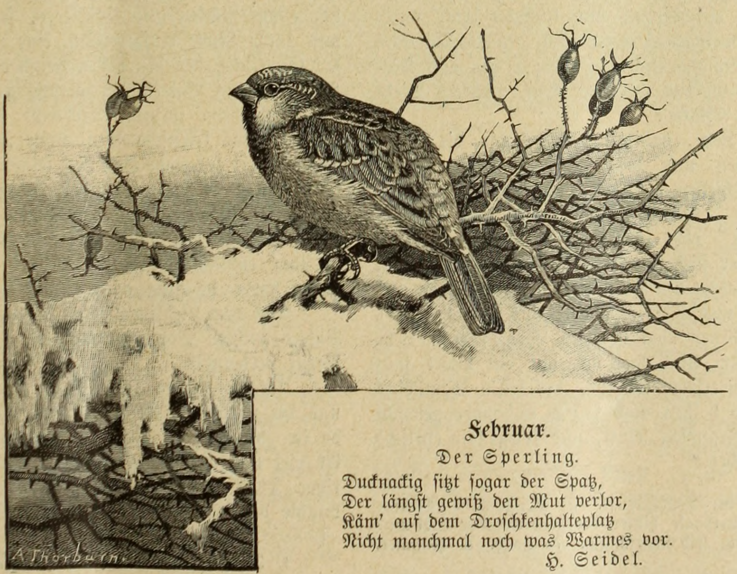
Es giebt wohl kaum einen Bau der Welt, an dem ſo viel Verſuche gemacht worden ſind, die Stimmung unſerer Zeit in ein kirchliches Werk zu tragen, als am Dom. König Wilhelm I ſchrieb einen Wettbewerb aus, der höchſt bemerkenswerte Verſuche zur Löſung der Frage einer modernen proteſtantiſchen Kirche herbeibrachte. Aber das Endergebnis war ein unbefriedigendes, da man ſich über die Vorfragen noch nicht klar geworden war. Es lagen verſchiedene Gedanken in der Luft. Die einen ſagten, ſelbſt der Dom dürfe nichts ſein als eine Gemeindekirche. Seine Form und namentlich ſeine Ausdehnung ſei abhängig von den Anforderungen der Predigt; eine evangeliſche Kirche, welche für die Predigt ſich nicht eigne, ſei keine ſolche. Die Künſtler ſahen hierin zumeiſt noch eine harte und nüchterne Beeinträchtigung ihres idealen Strebens, Berlin ein Werk zu geben, das mit den größten kirchlichen Bauwerken der Welt auf einer Stufe ſtehe. Sie forderten daher eine Feſtkirche neben der Predigtkirche, um ſomit freie Hand in der Geſtaltung eines gewaltigen Raumes zu haben.

Was in dieſer Feſtkirche dereinſt zu geſchehen habe, darüber war man ſich aber nicht ganz klar. Die preußiſchen Könige werden in Königsberg gekrönt, wenn eine Krönung überhaupt beliebt wird; Fahnenweihen, Parlamentseröffnungen, Ordensfeſte ꝛc. finden bei uns nicht in der Kirche ſtatt. Ein „Pantheon für Deutſchlands große Männer“ wollte man ſchaffen. Die Erfahrung iſt nicht günſtig für ſolche Anlagen. Der Dekan von Weſtminſter, dem engliſchen Pantheon, that nach meiner Anſicht ſehr recht, daß er gegen die Aufnahme des Juden Beakonsfield und des Atheiſten Darwin in ſeine Kirche Einſpruch erhob, ebenſo wie die franzöſiſche Geiſtlichkeit ſich gegen Viktor Hugo und Gambetta wehrte. So ſicher dieſe Männer in die nationalen Ruhmeshallen gehören, ſo wenig in die Kirchen. Gäbe es in Spanien einen Tempel der Freiheit, der zugleich Ruhmeshalle wäre, ſo glaube ich, daß ſelbſt der „liberalſte“ Dekan dieſes Tempels Peter von Arbues, den Kardinal Torquemada oder ſelbſt Alba nicht in ſeinen Freiheitstempel aufnähme, obgleich ſie nationale Helden ſind. Man ſoll ohne Not nicht ſich Widerſtrebendes vereinen, bei der religiöſen Spaltung in Deutſchland unvermeidliche Konflikte nicht künſtlich ſchaffen.

Es iſt das Verdienſt der jüngſten Löſung des Domentwurfes, daß die Feſtkirche beſeitigt wurde. Der formal-idealiſtiſche und die Dinge der Welt mit warmherziger Begeiſterung erfaſſende Geiſt Kaiſer Friedrich III hatte ſie zwar noch in ſein Programm aufgenommen. Im Jahre 1888 gab der Architekt Geheimrat Raſchdorff ein Buch heraus, von welchem das „Daheim“ im XXV. Jahrgang, Nr. 9, Bericht erſtattete. Das Buch hieß: „Ein Entwurf Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs Friedrich III zum Neubau des Domes und zur Vollendung des Königlichen Schloſſes in Berlin“. Dieſer Entwurf lag in zwei Varianten über ungefähr demſelben Grundriß vor: drei Zentralräume mit nach Oſten ſich anlehnenden Chören waren längs der Spree angeordnet, deren mittelſter, größter als Feſtkirche, die ſeitlichen als Pfarr- und Grabkirchen bezeichnet waren. Äußerlich kam bei dem einen Plan jeder Raum durch eine Kuppel zum Ausdruck, bei dem anderen nur der mittelſte.

Auf Grund dieſer zweiten Variante ließ Kaiſer Wilhelm II das Projekt durch Raſchdorff weiter ausarbeiten. Wer die Publikation des Entwurfes Kaiſer Friedrichs genauer betrachtet, wird alsbald erkennen, daß dem Fürſten die ſchönheitliche Geſtaltung des Baues am meiſten am Herzen lag. Die Fragen der Inneneinrichtung ſind in dem Projekte vielfach noch ungelöſt, es fehlten die Schnitte vollſtändig, welche über dieſe Aufſchluß erteilen könnten.

Es ſcheint, daß dieſer Umſtand für Kaiſer Wilhelm II der entſcheidende war. In der Abſicht, die künſtleriſchen Pläne ſeines Vaters zu verwirklichen, iſt der Entwurf Kaiſer Friedrichs für die Domfaſſaden bis heute maßgebend geblieben. Als nach Fertigſtellung des Modells ſich herausſtellte, daß der Bau weitaus zu teuer werden würde, ordnete der Kaiſer eine allgemeine Reduktion etwa um ein Zehntel an. So entſtand die Planſkizze, unter welche Kaiſer Wilhelm II ſchon im Sommer mit feſter Hand ſein „Genehmigt“ ſchrieb, und ſo entſtand der Entwurf, welchen Geheimrat J. C. Raſchdorff mit ſeinem Sohne, dem Profeſſor Otto Raſchdorff, durchbildete und am 17. November 1891 Sr. Majeſtät vorlegte. Dr. G.



**Februar.**

Der Sperling.

Ducknackig ſitzt ſogar der Spatz,
Der längſt gewiß den Mut verlor,
Käm' auf dem Droſchkenhalteplatz
Nicht manchmal noch was Warmes vor.
H. Seidel.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die Rede hätte ſich der Burſche ſparen können. Ohne Beſinnen legte Leberecht, unwiderſtehlich fortgeriſſen von ſeiner Umgebung, die Hand auf die Karte des geliebten und geknechteten Vaterlandes und ſchwur, Hieb und Stoß zu thun wie jedes wackere Wurſter Blut und Sieg und Fall treulich mit denen zu teilen, die ihn zu ihrem Genoſſen machten.

Nun erſt gehörte er völlig zu ihnen, und ſie zweifelten keinen Augenblick mehr daran, daß er ſeinen Schwur heilig halten würde, wie ſie es thaten als redliche, ſtolze und vornehme Bauern.

Der Tumult hatte ſich gelegt. Sie ſaßen wieder enggereiht um den Tiſch, rauchten ihren Kanaſter, daß man keine Hand mehr vor Augen ſah und tranken ſtark dazu. Nüchtern jedoch blieben ſie alle, wenn auch die Unterhaltung immer höhere Wogen ſchlug, wie das Seewaſſer draußen gegen den Deich. Trotzdem fielen weder laute noch unbeſonnene Reden. Tönjes Biehl, der ſeinen Branntwein aus einem Bierkruge mit großen Schlucken durch die Kehle jagte, ſtand breitbeinig hinter dem Tiſche, hatte eine ſeiner haarigen Fäuſte auf die Platte geſtemmt und hielt in der anderen den unförmigen Kreideklumpen. Mit dem zeichnete er ein Detail der großen Landkarte auf das Holz in gut erkennbaren Umriſſen: die Wurſter Marſch. An dieſer rohen Zeichnung erklärte er den Bundesgenoſſen ſeinen Schlachtplan.

„Daar is de Diek[1]), Kinners; daar is't Watt, un' hier unnen liggt Lehe, dit's de Karrelsborg. In'n Wuſterdeep[2]) kamt de van't Oorlogſkipp[3]) daal. Well van jo verſtelld de Füerbaake achter de Weddewarder Slüüs?[4]) Well'd jo!“

„Ick, Tönjes Biehl.“

„Un' ick —“

„Un' ick ook, wenn't nich to bieſter Wäär[5]) is, Tönjes.“

„Twee ſünd'r genoog. Ehlert Wiarda, du büſt ſeefaſt. Kann ick mi upp di verlaten? Du un' de fremde Maat, ji ſünd kralloogd[6]). Ji gaht toſam. Wo nennt He ſick, Maat?“

„Claudius.“

„Na, dat's mi leef. Wiarda un' Claudius dreiht de Baake üm: Ooſt — Noordooſt.“

Ehlert mit den milden, lichtblauen Augen zwinkerte zu Leberecht hinüber, und die Flügel ſeiner feinen, kurzen Naſe blähten ſich zitternd vor Luſt und Ungeduld. Plötzlich ſchwang er ſich behend über den Sitz, ging zu ſeinem neuen Kameraden herum, drängte ſich neben ihn auf die Bankecke und klammerte ſich, da der Raum allzu knapp und ſchmal bemeſſen war, mit ſchmerzendem Griffe an Leberechts Schulter feſt, um ſich im Gleichgewicht zu halten. Heftig ſtieß er ihn von Zeit zu Zeit in die Rippen und flüſterte ihm, durch den reichlichen Branntweingenuß vertraulich gemacht, die Geſchichte ſeiner tollen Schmuggelfahrten, ehe er vor acht Monaten ein Ehemann geworden war, ins Ohr, während Biehl ſein Machwerk weiter erklärte:

„Nä, hier is Lehe, dahinzu müſſen wir die ſchiefbeinigen Spuchte jagen und denn nehmen wir uns die Karrelsborg. Das Schießen mit den K'nonen, das thun die Oorlogſchen, und wir — wir thun das Hauen und Stechen. Wer kein' Moordpreem[7]) oder ſonſt'n Meſſer hat, der nimmt 'ne Miſtförke. Un' wer nich will und nich thut, was 'r ſoll und was 'r muß, der gehört den Deich hendaal[8]) ins Watt und verſäuft! Jedwereiner marſchiert mit denen aus ſeinem Loog[9]), und geht weiter mit denen vom nächſten Loog, und in Lehe da treffen wir alltoſam. Und wer von uns ein Wort laut gibt, ehr daß die Rebbeljohn losgeht, der ſoll'n Schubbjack und 'n gemeiner Hund heißen, und ſoll zu Schanden gemacht werden, juſt wie die Fransken ſelber, und kriegt kein ehrlichs Graff bei unſern Kirchen.“

Erregter und erregter ward die Verſammlung; die Köpfe, die Augen brannten, der Schnaps floß dazu in Strömen. Dennoch ſelbſt jetzt kein wüſtes Gelärm, kein Fauſthieb auf den Tiſch, keine Rauferei. Die waghalſigſten Anſchläge, die ſtärkſten und fürchterlichſten Verwünſchungen gegen die welſchen Quäler wurden mit bedeckten Stimmen hervorgerufen als ein Ziſchen — das Ziſchen der Flamme, die unter ſchweren, naſſen Holzkloben ringt und ſchwehlt und Rauch auswirft, bis ſie endlich die Macht gewonnen hat, und ſich hervorreckt, alles verzehrend. Dem dürren Aſte gleich, der längſt lodert, fühlte ſich Leberecht zwiſchen dieſen wuchtigen Klötzen. Er trank mit, ohne nachzudenken; Feuerräder begannen ihm im Hirne zu wirbeln, und der dichte Tabaksqualm, an deſſen Entſtehen er ſich nicht beteiligte, drückte als ein betäubender Nebel auf ſeine Sinne. Nur mühſam vermochte er ſeine Stimme zu dämpfen, die des lauten Redens von der Kanzel herab gewohnt war, und dazu krallte ſich Ehlert Wiardas brennende Hand noch immer über dem dünnen Leinen des Hemdes um ſeine Schulter zuſammen, und die unbärtigen, branntweinheißen Lippen ließen nicht nach mit ihrem Prahlen und Werben und Hetzen im Flüſtertone: „Maat, du un' ick, mi will de Kärls all dwingen!“

Leberecht lieh ſein Ohr, ohne es zu wollen; er war wie ein Magnetiſierter.

Mitten in dieſen Wirrwarr hinein, den ſie Verſammlung tauften, pochte es an die Thür: drei raſche, kurze Schläge.

„Dat's Rickleffs!“

„Jan Grön! Jan Grön, Lüe!“

Einer ſprang auf, riß mit Halloh den Querbalken zurück, daß die Krampen kreiſchten, und da war er! Ein Fuchskopf mit frechblickenden Augen und lederbrauner Haut von zahlloſen, blauroten Äderchen durchſetzt, Narben über der Stirn und um den verſchmitzten, beweglichen Mund. Das dünne Haar klebte ihm hart am Kopfe, und friſche Seeluft ſtrömte mit ihm in dieſe Höhle voll Dunſt und Hitze herein. Er kam eben vom Waſſer, hatte auch mit der Beſatzung des engliſchen Kriegsſchiffes verhandelt und dann die Douaniers ins Naſſe gelockt und genarrt und ihnen Gott weiß was alles unter den Krummnaſen durchgepaſcht. Und einer hatte dran glauben müſſen! Weg war er, untergeduckt! Mit dem Riemen ein paar „Feſte“ über den Schädel: „— verſapen as de Rötte in't Siel[1]): Jürke Meins! de is d'r wäſen, de falſche Hund!“

Jetzt ſchrieen alle Stimmen durcheinander, der Ankömmling ward umringt, ſchallend klatſchten ihm die derben Breithände auf Rücken und Schultern, ſeine Blutthat war dieſen aus ihrer Ruhe Aufgereizten eine Heldenthat. Jan Grön! der Glückliche, der den erſten Feind des Vaterlandes, aus dem Herzen dieſes Vaterlandes heraus geboren, erſchlagen hatte!

Vergebens forderte Leberecht Auskunft über das Ereignis. Das frieſiſche Platt tobte um ihn herum; er fühlte nur, daß der lechzende Haß hier ſeinen erſten großen Löſchungstrunk that; er ſagte ſich, daß Krieg nichts anderes iſt, als Wehr und Abwehr, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es riß ihn hinein in den Mälſtrom: kein Entrinnen mehr! Und als es ihm endlich klar ward, welcher Verräter ſein Leben gelaſſen hatte, da ging auch er und ſchüttelte die Rächerhand.

Aus dem Lieblinge ſeiner Mutter hatte er ſich in ſeines Vaters rechten Sohn verwandelt! „Unſelig iſt, wer ſeinen Beruf verkennt!“

Unterdes hatte Jan Grön den tropfenden Südweſter und die triefende Teerjacke in eine Ecke geſchleudert und ſtand da in „des Teufels Livree,“ dem verſchabten grünen Wams. Er rief nach ſeinem Abendbrote, und der Wirt, ein ſchläfriger Trottel in blaubunter Kattunjacke und Holzſchuhen, brachte die ſchwere Koſt: den Mehlkloß von Kinderkopfsgröße

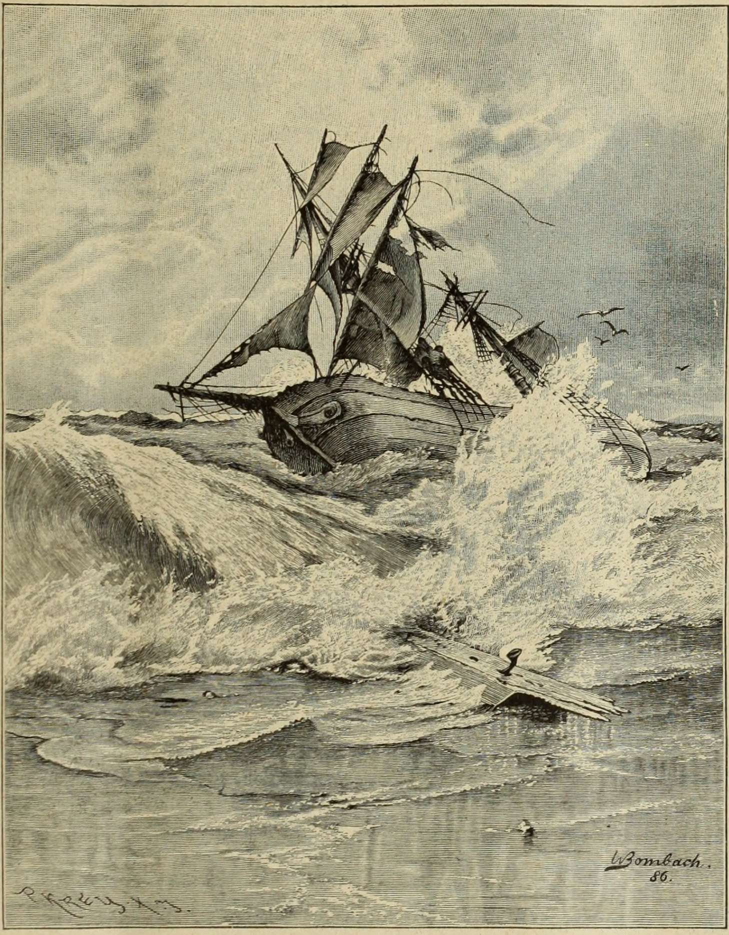
---

1) Deich. 2) In der Wurſtertiefe. 3) Kriegsſchiff. 4) Wer von euch verſtellt die Feuerbaake hinter der Weddewarder Schleuſe? 5) dunkles Wetter. 6) ihr ſeid ſcharfäugig. 7) Dolch. 8) hinunter. 9) Dorf.

1) Erſoffen wie die Ratte im Kanal.

und die Blutwurſt, dampfend aus dem Keſſel. Juſt auf Tönjes Biehls Kreidezeichnung ſtellte er die irdene Schüſſel. Jan Grön bewältigte den Kloß mit wenigen Gabelhieben, rückte den Teller beiſeite und wiſchte dann, noch während des Eſſens, Biehls Plan mit dem Ärmel von der Tiſchplatte fort, zeichnete flugs einen neuen, zweimal ſo großen, und als er damit fertig war, legte er ſeine letzte Scheibe Blutwurſt in die Mitte dieſes Netzes von Kreideſtrichen, ſchlug trommelnd mit den Fäuſten auf die Platte und verſchaffte ſich Gehör.

„Kinners un' Lüe! 1) Dat ſünd de Franske, de gottverdammde Röverkärls!“ Wütend durchſtach er die Wurſtſcheibe mit ſeinem Klappmeſſer und ſpießte ſie auf. „So will wi hör toſamſmieten 2), Kinners un' Lüe, Bloot un' Bloot, un' nicks nich as Bloot, ſowaar as de gleunige Düvel uſe Kaptein is!“ 3)



In der Brandung. Nach dem Gemälde von W. Bombach.

„Jetzt hältſt du ein, jetzt will ich reden!“ Leberecht ſprang in die Höhe, daß die Bank polterte, ſchüttelte Ehlert Wiarda ab und packte mit ſeiner kräftigen, weißen Hand die braungelbe, ſchmutzige des Fluchenden: „Aus dem Spiel hinweg den Satan! Fort mit ihm und ſeinem Anhang! Es geht ums deutſche Vaterland, unſere Sache iſt Gottes und iſt heilig!“

Seine ſtarke Stimme übertönte das laute Durcheinander um ihn herum, die zwingende Macht ſeines Organs und ſeines Auges bewährte ſich an dieſen aufſtändiſchen Marſchſaſſen genau ſo, wie an den phlegmatiſchen Moorbauern im Geſtühl der St. Jürgener Inſelkirche. „Ich hab mich euch zugeſchworen mit Leib und Leben, aber nur für reinen Kampf! Herr, unſer Gott, erleuchte uns, nimm von uns die Macht des Böſen, Herr Gott, führe du uns und ſei mit uns bis zum Ende!“

Tiefe Stille.

Auch das letzte Murmeln war verſtummt. Die Waghälſe zogen ihre Kappen und ſtierten, wie aus wüſten Träumen emporgerüttelt, ſcheu die gefalteten Hände an, die ſich durch trüben Dunſt und Qualm in Extaſe gen Himmel ſtreckten.

„He hett recht, Nabern!“ ſagte Tönjes Biehl laut, ging auf Leberecht zu und ſchüttelte ihm die Hand, „wi ſünd keen' Rövers un' Düvelsdeenſten 4), wi ſünd Wurſter Buuern!“

Jan Grön ſchob ſich ſeitwärts, warf den Kopf hintenüber, ſchlenkerte die aufgeſpießte Blutwurſtſcheibe unter den Tiſch und lachte in ſich hinein. „Wat deent de Hillige hier?“ 1) fragte er den dicken Bauern ſpöttiſch, „will de mit ſien' Prädiken 2) de Fransken dwing'n?“

„Hä wat! He will jo Kaptein wären,“ antwortete der Dicke. „Toſwaren hett e, un' de Füerbaak in't Wuſterdeep will e dreihen, he un' Ehlert Wiarda —“

„Ole Schaapsharm du!“

„Nicks van Schaapsharm! Rickleffs, woar di! Tönjes hett dat beſtimmd, wegen de Füerbaak!“

„Ick will di wat ſeggen, du ole Puuſtert 3), dat dröge Lann' hört Tönjes to, — 't Watt un't Deep, de hören mi to, un' de Baak verſtell ick ſülvſt. Wiarda is nich unmiß 4), aberſt den Preeſter kenn' ick nich un' will ick nich!“

„Ick kenn' em nu, ick will em! Mit mi geiht e!“ ſchrie Wiarda über den Tiſch.

„Gaaht ji na'n Deiker un' ſien Beßmoder, Örder möt ji doch perreern 5)! Wäärdsmann: noch 'n Klütk' un'n Buddel klaar Gottswoort!“

Damit drehte er der Geſellſchaft den Rücken und vertiefte ſich in eine friſche Flaſche ſüßen Genevers, der den Spottnamen des „klaren Gotteswort“ trug. Er wußte allzugut, daß ohne ihn kein Fertigwerden gegen den Franzmann war. Den kleinen Mann im Lande Wurſten hatte er willig und ſicher, der „dikke Buur“ würde ihm ſchon von ſelber wiederkommen!

In ruhiger Gelaſſenheit, wie ſie begonnen hatte, löſte ſich die Verſammlung allmählich auf. Über acht Tage ſollte an gleicher Stelle nochmals Beratung und Rollenverteilung für das wilde Drama ſein, zu dem man ſich rüſtete. Die Waffen wurden ſorgſam unter dem Vorrate des gebündelten Heus verſteckt, und einer nach dem anderen fuhr wieder in Rock und Mantel zum Fortgehen.

Als Leberecht den Genoſſen klar machte, daß er vorerſt in die Heimat zurückmüſſe, entſtand ein neuer Tumult. Aus dem Lande hinaus, die Verſchwörung verraten? Nichts da! Nichts da! Hierbleiben hieß es, helfen, werben, den guten Geiſt zur guten Sache „hochkriegen“, wo er im Argen lag! Den meiſten, beſonders Biehl, hatte des Geiſtlichen ernſte und feſte Art gefallen. Er aber beharrte ruhig bei ſeinem Entſchluſſe: „Seid gerecht, Leute. Heim muß ich. Ihr habt Weib und Kind im Lande bei euch, mit mir iſt es anders,

---

1) Kinder und Leute. 2) So wollen wir ſie zuſammenſchlagen. 3) ſowahr der glühende Teufel unſer Kapitän iſt. 4) Räuber und Teufelsknechte.

1) Was ſoll der Heilige hier. 2) Predigen. 3) du altes Dickgeſicht. 4) unrecht. 5) Ordre müßt ihr doch parieren.

und wie ein Dieb in der Nacht ſchleich’ ich mich nicht davon. Ich will mich in Ordnung vom Lande löſen und den Meinen Lebewohl ſagen.“

Er ſtockte und bog ſich plötzlich zurück mit geöffnetem Munde und ſtarren Augen, als ſähe er ein Geſpenſt in der Ferne aufſteigen. Dann raffte er den Mantelkragen eng über der Bruſt zuſammen und beendete ſeinen Satz: „Fehlen thu’ ich euch nicht, ſo wahr ich hier lebendig vor euch ſtehe. Gebt mir meine Botſchaft, und ich komme auf den erſten Ruf.“

„Ick haal di ſülvſt van Ssann Jördens, Maat, un’ wi will doch toſam de Füerbaak verſtell’n, Blixems-Spill van to!“[1] beteuerte Ehlert Wiarda, deſſen Füße ein wenig unſicher waren, hakte ſeinen Arm feſt in den des neuen Kameraden, ſchwang ſich ſchwerfällig auf die große, fromme Stute, die der Wirt ihm eben aus dem Schuppen herbeiführte, und hieß Leberecht hinter ihm Platz nehmen ſamt Wanderſtock und Felleiſen. Er wollte ihn beherbergen; ſein ſtattlicher Vollhof lag eine ſtarke Viertelmeile unterhalb Padingbüttel, nahe am Außendeich nach dem Watt zu.

Gemächlich trotteten ſie durch die ſtürmiſche, ſternloſe Nacht ihrem Ziele entgegen. Der junge Bauer warf ein paar abgeriſſene Fragen hin, ſeines Gaſtes heimiſche Verhältniſſe berührend: „Du büſt ok keen free Mann mehr? — „Hebb ji all wat Lüttkes[2] överwunnen? — „Nä? Denn ſo tröſt’ di, Maat, unſe Lüttke ſchall to Pingſter junk wären.“ — „Un’ ick will doch mit gegen de verdammde Fransken!“

Er war der jüngſte unter den verheirateten Hausmännern und hatte, ein Patriot von echtem Schrot und Korn, ein freies, gewinnendes Weſen. Kein Wort verlor er über Leberechts geiſtlichen Beruf. Wer ſich dem Vaterlande einmal zum Dienſt ſtellte, hatte alles andere hinter ſich, ſollte friſch und beherzt ſein und ſich nicht unnütz mit dem Gedanken quälen, ob er Witwe und Waiſen zurückließ, falls der Tod über ihn verhängt ward. Die Treue, die Liebe, wenn die nur blieben bis zum letztem Atemzuge, dann ſorgte Gott weiter. Das war Ehlert Wiardas ſchlichte Philoſophie, der es bei aller Schlichtheit an Größe nicht gebrach.

Als ſie in den Hof einritten, ſahen ſie ſchon von weitem, daß die Hausfrau, noch wach und emſig nähend, am hellen Fenſter ſaß. Erſt als die beiden Männer hereintraten, legte ſie das bunte Kinderröckchen beiſeite. Blond und üppig, in robuſter, rotwangiger Geſundheit ſtrahlend, Sprache und Bewegungen weich und läſſig, erſchien ſie Leberecht wie Chriſtinens gerades Gegenbild. Und doch, als der junge Bauer, der die Mitte der Zwanzig noch nicht erreicht haben konnte, ſeine lächelnde Frau, im Schmucke ihrer kleidſamen Stirnbinde unter dem fein gefältelten Brabanter Kantenhäubchen, mit heftiger und derber Zärtlichkeit an ſich zog, da fühlte Leberecht ſein Herz zuſammengepreßt, wie von eiſerner Hand.

Kein Auge ſchloß er zu während dieſer langen Winternacht, in ungebrochener Stille, auf dem einſamen, beengenden Lager der Bettkoje, die ihn, einem Sarge gleich, mit ſchwarzen Wänden umgab. Die Hände unter dem Haupte verſchränkt, wie es ſeine Gewohnheit war, ſann er dem edlen, ſchreckenden Gedanken nach, des Vaterlandes wert zu ſein.

Nichts mehr von Zerknirſchung und Selbſtvorwurf. Nur das eine ließ nicht nach, ihn zu reizen und zu ſtacheln: die Thatſache, daß die mutige Knabenſchar längſt dem herrlichen Ziele entgegenſtrebte, während er, der Mann, ſich kaum erſt die Linie zum Anlauf vorgeſteckt ſah. Allein jene Knaben hatten ein Großes voraus: ſie waren frei!

Was? — frei? — pflichtlos? Ließen ſie nicht Vater und Mutter zurück? Iſt die Pflicht gegen den Vater, der ſeine Kraft zum Wohle des Kindes einſetzt, gegen die Mutter, die dieſes Kind mit Schmerzen zur Welt geboren hat, etwa geringer, als die Pflicht zwiſchen Gatten und Gattin? So rechtete und rechnete er mit ſich ſelbſt. Das Aufgeben ſeines Amtes verurſachte ihm die kleinſte Beſchwer. Im Herzen hatte er es ſeit Wochen ſchon von ſich gethan. Er war ein Soldatenkind und hatte einen Körper von Eiſen. Es harrten genug und übergenug pflichteifrige und gottesfürchtige Prieſterſeelen in ſchwächlicher Hülle auf jede Stelle, die im Lande frei ward. Er bat Gott allein noch, ihm das rechte Abſchiedswort an ſeine Gemeinde einzugeben.

Nur Chriſtine — Chriſtine!

Er warf ſich auf ſein Angeſicht in die ſchweren, dumpfigen Kiſſen ſeines Sarglagers, aber Chriſtinens bange, flehende Augen ließen nicht von ihm ab.

„Ich ſterbe dir ja nicht; ich kehre ja wieder zu dir zurück!“ So oft ſeine Seele ſich dieſen geſtaltloſen Troſt vorhielt, ſo oft antwortete die Stimme eines Unſichtbaren hart und feſt: „Nein!“

In kalten Schweiß gebadet, dem Verzweifeln nahe, ob dieſes entſetzlichen Nachtmahrs bei völlig wachen Sinnen, erhob er ſich endlich, taſtete vorſichtig nach ſeinen Kleidern und hüllte ſich hinein. Da, wo die Pferde in ihren warmen Ständen leiſe ſchnoben und ſcharrten und der Knecht im Traum ſchnaufte und puſtete wie ein Blaſebalg, trat er an eines der Fenſter des Dielenraumes. Behutſam öffnete er das oberſte Scheibchen eine Handbreit. Salzig, ganz erfüllt von großen, taumelnden Schneeflocken, ſtrich die Luft zu ihm herein, er hörte die nahe See eintönig gegen den Deich prallen und mit flappendem Geräuſche zurückſchlagen, und über dieſe dunklen, verborgenen Waſſer gellte der traurig-ſchrille Schrei der Möven dahin.

„Ave Caesar! Morituri te salutant!“ Immer dies eine tönte und brauſte die Schöpfung dem regungsloſen Manne am Dielenfenſter ins Ohr.

Nein: nicht mehr „Ave Caesar“ hieß es! „Ave Patria“: „die Todbereiten grüßen dich, Vaterland“ — „ave Patria, ave Patria!“

Am anderen Morgen fand der junge Bauer ſeinen Gaſt ſchlafend an der Auslucht neben dem Pferdeſtalle ſitzen, das Geſicht gegen die Scheibe gelehnt. Mit Lachen weckte er ihn: „He hett de Koje nich in de Gewohnte!“ und trug ſeiner Frau auf, für die nächſte Nacht lieber die „Leetkant“, das freiſtehende Bett in der Stube, bereit machen zu laſſen.

An Abreiſen war gar nicht zu denken. Ein Schneeſturm, wie man ſich deſſen ſeit mehr als dreißig Jahren nicht zu entſinnen gewußt, verwehte, zur Zeit des Mondwechſels, Weg und Steg im ganzen Lande. Man mußte ſich förmlich durchgraben zu den Dörfern und Gehöften.

Während dieſer unfreiwilligen Gefangenſchaft von neun Tagen hatte Leberecht in aller Ruhe, zuſammen mit Biehl und Sibbern, den Plan zur Inſurrektion ausgearbeitet. Auch Jan Grön, der mehrere anfechtbar ausſehende Individuen mitbrachte, beteiligte ſich einmal daran. Von unzerreißbaren Stahlfäden eingeſponnen fand ſich Leberecht im Kernpunkte der aufſtändiſchen Bewegung, als es endlich, am 6. März, dem Wiardaſchen Geſpann möglich ward, mit dem hohen Wagen nach Lehe und Wulsdorf vorzudringen. Ehlert ſelbſt fuhr und gab ſeinem Gaſte das Geleit.

„Denn ſo upp körten Verlöff, Maat!“ ſchrie er Leberecht noch vom hohen Bockſitz zu, als er ihn in Wulsdorf an der Poſtchaiſe abſetzte und ſeinen Wagen zur Rückfahrt wendete.

„Heimkehr auf kurzen Urlaub!“ Er biß die Zähne zuſammen und wehrte alle weichen Gedanken von ſich ab. Während der langen Poſtſtrecke unterhielt er ſich faſt ohne Pauſe mit ſeinem Reiſegefährten, einem polniſchen, deutſchredenden Handelsjuden in Kaftan und fettigen Peieslocken. Der Mann kam geradeswegs aus Wilna und wußte nicht genug von den Schrecken und Greueln des Bereſina-Überganges zu erzählen. Wie die elende Menſchheit zermalmt, zertreten über Brückentrümmer und aufgequollene Pferdeleichen zu Hunderten in den eistreibenden Fluß gedrängt wurde und

---

1) Teufel noch einmal. 2) Habt ihr ſchon ein Kleines?

1) Alſo auf kurzen Urlaub denn, Kamerad!

umkam, wie die Brücken vor den Augen der zurückgebliebenen Kranken und Schwachen in Brand geſteckt worden waren, und wie man das grauſige Geſchrei dieſer Unſeligen eine halbe Meile weit vernehmen konnte, wie die Koſaken ſie alle, fünftauſend und noch mehr, niedergemetzelt oder bis aufs nackte Leben ausgeplündert hatten. Haarſträubende Einzelheiten!

„Es iſt gut ſo, ich bereue nichts!“ ſagte ſich Leberecht, als der Polack bei Ritterhude links abbog nach Leſum hinüber.

Im Abenddunkel des 8. wanderte er zu Fuß, von Vierhaus ab, durch blendenden Schnee ſeiner „Insula perdita“ zu. Und wieder war's eine Strophe aus des Aulus Serenus' „Visum Praenestinae“, die ihn heimgeleitete:

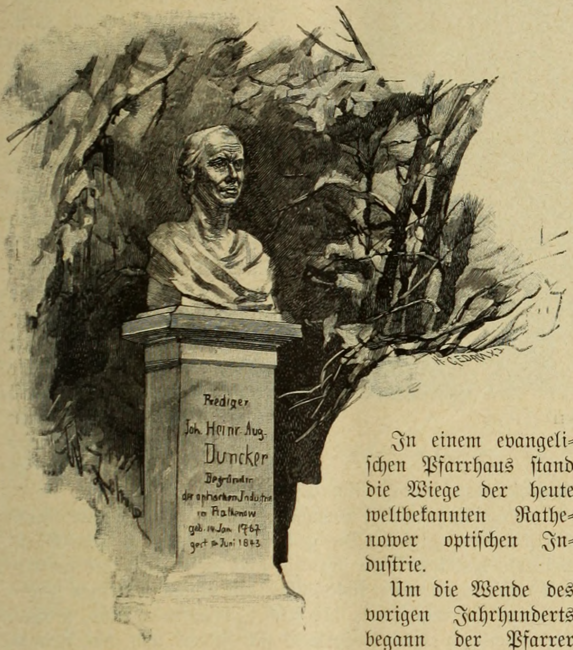
„Ich wallte in der Pinien ſchwarzem Schatten,
Philippi Thermen mir im Rücken laſſend,
Vor mir der Praeneſtina weites Blachfeld. —
Gleich Lanzen blitzten goldne Sonnenſtrahlen,
Der Abendſchein ließ rote Ströme rinnen,
Und es durchbebte mich der Wahrheit Schauer:
Krieg iſt das Leben, Heldentod die Krone;
Der Schwächling nur bangt ſolchem Lohn entgegen.
Und ſeht, dort ſtand Gott Mars auf Wetterwolken
Im blut'gen Weſten, mir beharrlich winkend:
Da warf ich von mir ab, was fleiſchlich zagte!“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die Rathenower Induſtrie.

(Abdruck verboten.)



Büſte des Pfarrers Auguſt Duncker in Rathenow.

In einem evangeliſchen Pfarrhaus ſtand die Wiege der heute weltbekannten Rathenower optiſchen Induſtrie.

Um die Wende des vorigen Jahrhunderts begann der Pfarrer Auguſt Duncker, einmal um ſeinen teilweiſe in recht dürftigen Verhältniſſen lebenden Pfarrkindern einen neuen Induſtriezweig zu erſchließen, ſodann aber auch einer angeborenen Neigung zu mechaniſchen Arbeiten folgend, die erſten Verſuche zur Einbürgerung der Brillenſchleiferei in der alten, guten, märkiſchen Stadt Rathenow.

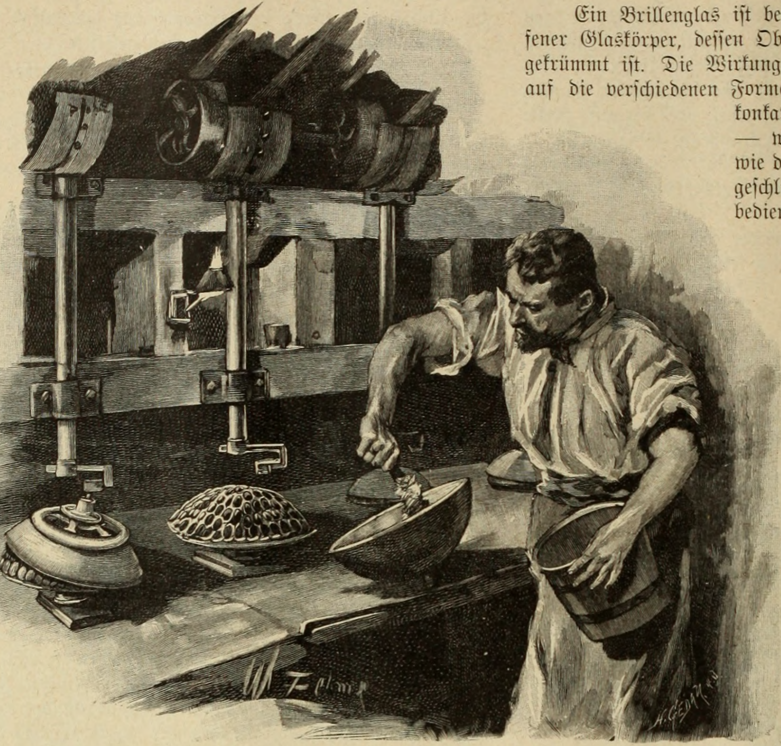
Zu jener Zeit wurden in Deutſchland nur in Nürnberg Brillen gefertigt, und dieſe zählten halb und halb zum Nürnberger Tand. Ohne Beachtung aller Regeln der Optik wurden ſie in Schalen gegoſſen und von Nadlern und Trödlern, natürlich wiederum ohne Beachtung aller wiſſenſchaftlichen Grundſätze, an Kurz- und Fernſichtige verkauft, ſo daß ſie häufig, anſtatt der geſchwächten Sehkraft zu Hilfe zu kommen, dieſe noch mehr ſchwächte. Der Reiche konnte ſich ſeine Brille wohl aus beſſeren engliſchen oder niederländiſchen Fabrikaten auswählen, die in den größeren Städten zu unverhältnismäßig hohen Preiſen zu haben waren, der kleine Mann mußte ſich mit den mangelhaften Erzeugniſſen Nürnbergs begnügen. So war es auch nach dieſer Richtung hin eine That der Menſchenliebe, daß der Rathenower Pfarrherr, der durch ſich früh entwickelnde Schwerhörigkeit auf ein mehr innerliches Leben hingeführt wurde, zunächſt ganz im ſtillen Verſuche zur Herſtellung kunſtgerechter Gläſer machte. Nach zahlloſen, mißglückten Anläufen gelang es dem Unermüdlichen, eine brauchbare Schleifmaſchine zu konſtruieren. Die nach ſeinen Prinzipien gefertigten Gläſer ſandte er zur Prüfung an die „Königliche techniſche Deputation“ nach Berlin und hatte die Freude, ſie als nach allen Regeln der Dioptrik geſchliffen anerkannt zu ſehen.

Sehr klein und ſehr beſcheiden waren die Anfänge der noch heute beſtehenden „Optiſchen Induſtrieanſtalt,“ welche Duncker im Jahre 1800 mit Unterſtützung des Feldpredigers Wagner eröffnete. Die Dachkammern des alten Pfarrhauſes gaben die erſten Arbeiterräume her, und die Militärwaiſenkinder der Stadt ſchliffen unter Aufſicht des Garniſonküſters die erſten Brillen. Allmählich wandte der Staat dem Unternehmen ein thatkräftigeres Intereſſe zu, lieh ſogar zur Erweiterung der Anlage ein kleines Kapital her, aber der unglückliche Krieg von 1806 brachte den erfreulichen Aufſchwung wieder zum faſt völligen Stocken. Die Arbeiterzahl ſank auf ſechs herab und hob ſich erſt 1815 wieder auf dreißig — heute leben (die Familienglieder inbegriffen) reichlich fünftauſend Menſchen in Rathenow von der optiſchen Induſtrie.

Es würde ermüden, die Fortentwickelung des Gewerbes weiter zu verfolgen; wir müſſen uns begnügen, das Verdienſt des Neffen Dunckers, des vor wenigen Jahren verſtorbenen Kommerzienrats Emil Buſch zu erwähnen, dem dies ungeahnte weitere Aufblühen der Induſtrie in erſter Linie zu verdanken iſt, und deſſen, unter der früheren Bezeichnung „Optiſche Induſtrieanſtalt“ fortgeführte Fabrik ſtets ihren altbewährten Ruhm behauptet hat, ſo zahlreiche andere ſich ihr inzwiſchen auch anſchloſſen.

Es iſt ein freundliches Städtchen, das alte Rathenow. Schon die breite Straße vom Bahnhof nach der Altſtadt macht mit ihren hübſchen Villenbauten den Eindruck ſoliden Wohlſtands, und auch die inneren Quartiere erwecken ſofort den Eindruck, daß man ſich am Sitz einer kräftigen, von der Konkurrenz noch nicht zu arg in Mitleidenſchaft gezogenen Induſtrie befindet. Die leidigen Umtriebe der Sozialdemokratie haben freilich auch über Rathenow ſchon ihr Spinnewebenetz auszudehnen verſucht — im großen Ganzen, wie es mir ſcheinen wollte — aber doch nur mit mittlerem Erfolg. Als ich die gute Stadt beſuchte, um mir die Stätten der optiſchen Induſtrie näher anzuſchauen, ſah ich an allen Straßenecken die mächtigen Plakate einer Dilettantenaufführung von Wildenbruchs „Quitzows,“ und Gutunterrichtete erzählten mir, daß dieſe Aufführung, deren Erlös für ein Denkmal Kaiſer Friedrich III beſtimmt war, von ſozialdemokratiſch angehauchten Vereinen ausgehe. Nun, Sozialdemokraten, welche mit dieſem ausgeſprochenen Zweck die „Quitzows“ aufführen, können doch nicht gar zu ernſt genommen werden.

Die äußerſt mannigfaltigen optiſchen Erzeugniſſe werden zum größten Teil in Fabriken hergeſtellt; neben dieſen geht indeſſen eine gut entwickelte Hausinduſtrie her, die in erſter Linie mit der Anfertigung von Brillengeſtellen 2c. beſchäftigt iſt. Die großen Fabriken arbeiten mit Dampfkraft und Maſchinen, welche alle techniſchen Fortſchritte der Neuzeit für ſich nutzbar gemacht haben; die Hausinduſtrie iſt durch kleinere Werkſtätten vertreten, in denen verhältnismäßig nur wenig Frauenarbeit und gar keine Kinderarbeit zur Verwendung gelangt. Übrigens auch ein Zeichen für die eigenartige Entwickelung, welche unſere Arbeiterverhältniſſe genommen haben: der wahrhaft wohlmeinende Paſtor Duncker verband vor hundert Jahren mit ſeinen Beſtrebungen die ausgeſprochene Abſicht, Kindern einen Erwerbszweig zu eröffnen, und heute verwerfen wir die Kinderarbeit völlig. Ich wäre der



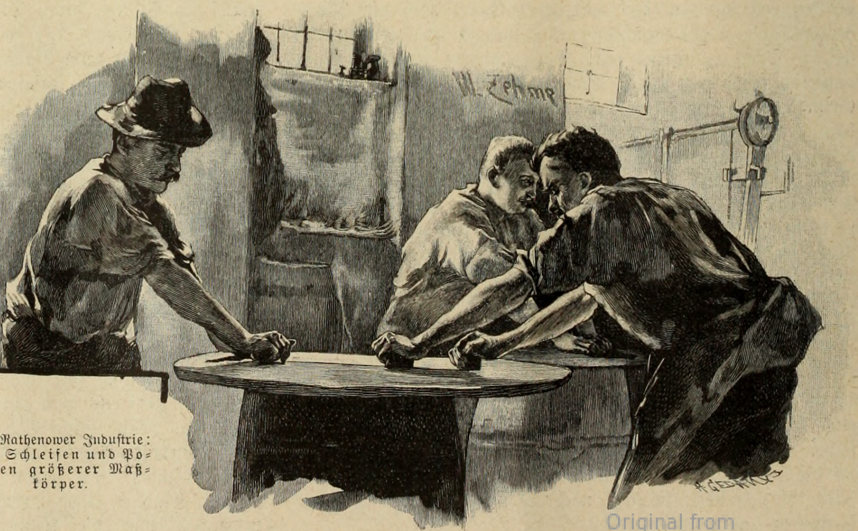
Die Rathenower Induſtrie: Schleifmaſchine für konvexe Brillengläſer.

letzte, welchem dies mißfiele; es ſcheint mir aber wahrlich ein ſprechender Beweis dafür, wie unrecht die arbeitende Klaſſe heute mit ihrer Behauptung hat, unſere Zeit ſpanne ſie ſamt ihren Angehörigen in ein ungehöriges Joch.

Wie eine Brille entſteht? Nun zunächſt einmal nicht als ein Erzeugnis des „Optikers," bei dem ſie gekauft wird. Dieſer iſt vielmehr (mit verſchwindenden Ausnahmen) der Mann des Zwiſchenhandels und der Reparaturen; er bezieht die Brillen völlig fertig oder doch beide Hauptbeſtandteile, Geſtelle und Gläſer, aus der Fabrik.

Das Geſtell, gleichviel ob es aus Gold, Silber, Aluminium, Nickel oder Stahl gefertigt iſt, gleichviel auch ob es „mit doppelten Federn, mit geſchlitzten Federn, mit Federn mit Läppchen, mit Reitfedern," oder in einer der Dutzende von anderen Formen angefertigt ſein ſoll, iſt eigentlich ein einfaches Ding, deſſen Herſtellung kaum zu beſchreiben lohnt. Die Hände der Arbeiter ſtanzen, biegen, vernieten die einzelnen Teile des Geſtells — das Mittelſtück mit den beiden durch den Naſenſteg verbundenen Gläſerfaſſungen, ſowie die Seitenteile (Federn) — mit jener eigentümlichen Gewandtheit und Schnelle, der das Auge des Zuſchauenden kaum zu folgen vermag, und die allein erklärlich iſt durch die ſorgfältige Arbeitsteilung einmal, durch die fortgeſetzte, ſtets nur einem Einzelteil zugewandteÜbung zum anderen.

Ungleich intereſſanter iſt die Herſtellung der Gläſer.

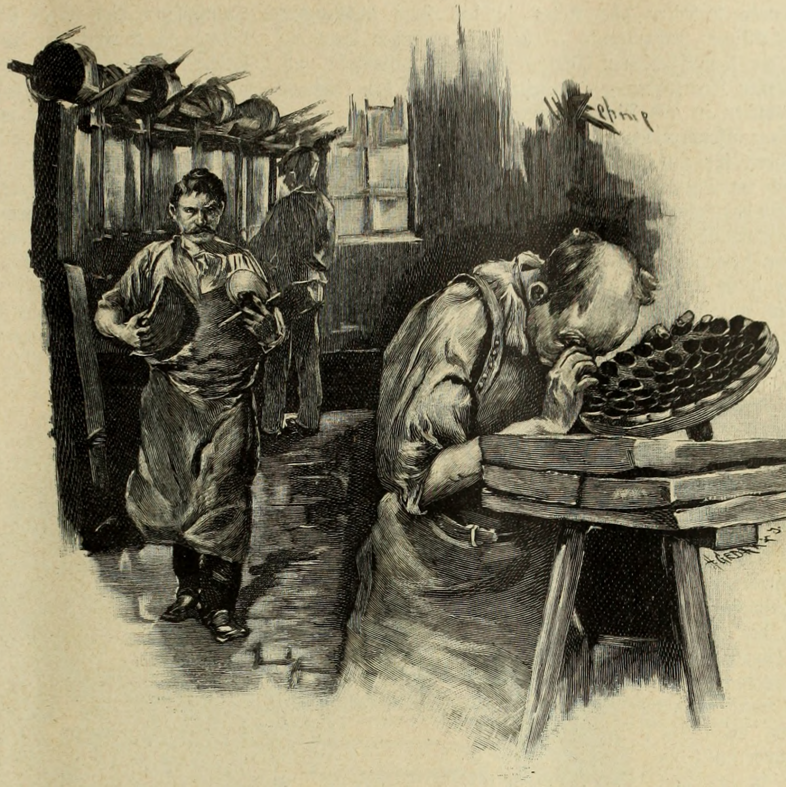


Die Rathenower Induſtrie: Das Schleifen und Polieren größerer Maßkörper.

Ein Brillenglas iſt bekanntlich ein regelmäßig geſchliffener Glaskörper, deſſen Oberfläche mindeſtens an einer Seite gekrümmt iſt. Die Wirkung derartiger Gläſer — ich brauche auf die verſchiedenen Formen: konvex, konkav, bikonvex, bikonkav 2c. wohl nicht näher einzugehen — war ſchon im Altertum bekannt, wie denn der kurzſichtige Nero ſich eines geſchliffenen Smaragds als Augenglas bedient haben ſoll. Die Erfindung der Brillen ſelbſt aber, die meiſt dem Alexander von Spina zugeſchrieben wird, fällt gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts, und die erſte authentiſche Nachricht über die „neulich erfundenen Gläſer, Brillen genannt, ein wahrer Segen für arme Greiſe mit ſchwachem Geſichte" ſtammt aus dem Jahre 1299. Lange Zeit wurden die Brillengläſer ausſchließlich Stück für Stück mit der Hand geſchliffen, und heute noch müſſen Gläſer von beſonders kurzer Brennweite derart gearbeitet werden, ſind daher auch entſprechend teurer. In bezug auf alle übrigen Gläſer dagegen hat längſt die Maſſenfabrikation mit meiſt höchſt ſinnreichen Maſchinen Platz gegriffen, und mit dieſer werden auch wir uns im nachfolgenden hauptſächlich beſchäftigen.

Das Rohmaterial gelangt in Form gewöhnlicher Glastafeln in die Fabrik. Die große Glastafel wird zunächſt in kleinere, handliche Teile zerlegt; aus dieſen ſchneidet der Arbeiter mit einer ebenſo ſinnreichen, wie einfachen kleinen Handmaſchine die rohe Form der Gläſer, oval oder rund, heraus. In mächtigen Haufen türmen ſich neben ihm die kleinen, glitzernden Glasſcherben auf und wandern dann nach der Schleiferei, um hier ihre eigentliche Form zu erhalten.

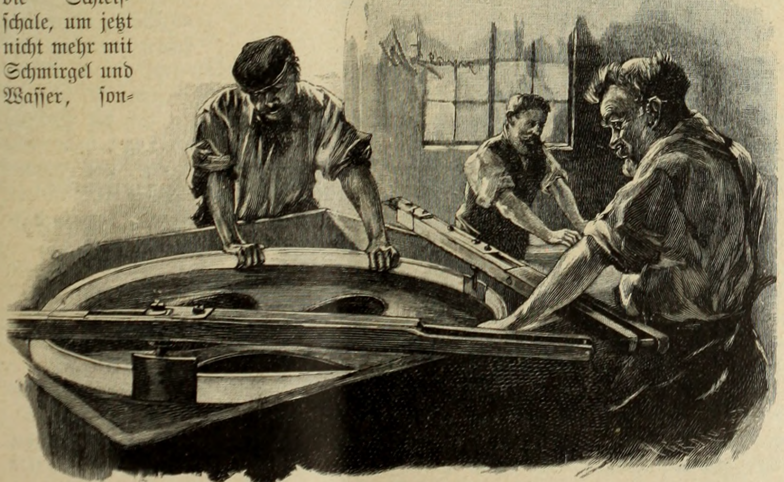
Das techniſche Kunſtſtück der fabrikmäßigen Brillenſchleiferei beruht darauf, eine ganze Anzahl einzelner Brillengläſer von gleicher Brennweite, gleichem Krümmungsradius zugleich fertig zu ſtellen. Dazu dient die Schleifſchale. Auf einer Halbkugel von Metall etwa in der Größe eines ſtarken Kinderkopfes, von einem ganz beſtimmten Durchmeſſer, werden



Die Rathenower Industrie: Untersuchung der polierten (konkaven) Brillengläſer in der Schleifſchale mittels der Lupe.

8—10 oder auch mehr zurechtgeſchnittene Brillengläſer feſtgepicht; denken wir uns nun eine zweite hohle Schale von dem gleichen, genau beſtimmten Durchmeſſer auf die erſte gelegt, zwiſchen beiden Waſſer und Schmirgel, und beide unter geringem Druck in fortgeſetzter, gleichſam ſchaukelnder Drehung, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß jedes der feſtgekitteten Brillengläſer allmählich abgeſchliffen und zwar zu der Form abgeſchliffen wird, welche einem Teil der gekrümmten Oberfläche der Schleifſchale entſpricht. Mit anderen Worten: jedes der Brillengläſer nimmt genau die Krümmung der Schleifſchale an, und es iſt ohne weiteres verſtändlich, daß man alſo für alle Konvexgläſer vertiefte Schalen, für alle konkaven Gläſer nach außen gewölbte Kuppen anwenden muß.

In den großen Rathenower Etabliſſements ſind nun derartige an ſich einfache, aber in den Einzelheiten nach den verſchiedenſten Richtungen umgeſtaltete, raffiniert vervollkommnete Schleifmaſchinen nebſt ihrem umfangreichen Appendix zu großartigen Betrieben vereinigt. Schritt um Schritt kann man die Fabrikation, das Werden der Brillengläſer, verfolgen: Hier in ewigen Dunſt und Dampf gehüllt die Pechküche, in welcher die rohen Gläſer, mit einem Pechklöschen verſehen, ſo daß ſie einem etwas groß geratenem Praliné zum Verwechſeln ähnlich ſcheinen, auf den Schleifſchalen befeſtigt werden; daneben die weitgedehnten Schleifſäle, in denen die allezeit bereite Dampfkraft viele Dutzende von Schalen zugleich in unaufhörlicher Drehung erhält; dann die Räume, wo die auf einer Seite in der Form fertig geſchliffenen Gläſer von den Schalen gelöſt und zum Anſchleifen der zweiten Seite auf neuen Schalen befeſtigt werden, um ſomit wieder in die Schleiferei zurückwandern zu können. Damit indeſſen nicht genug: die roh geſchliffenen Gläſer, die jetzt matt ſchimmern, müſſen noch die eigentliche Politur erhalten. Sie kommen daher noch einmal in die Schleifſchale, um jetzt nicht mehr mit Schmirgel und Waſſer, ſondern mit Polierrot bearbeitet zu werden, bis das Glas von tadelloſeſter Glätte und hellſtem Glanz iſt. Erſtaunlich erſcheint der ſcharfe Blick, mit welchem die Arbeiter bei der Unterſuchung der Schalen erkennen, wann dieſer Moment erreicht iſt, mit welchem ſie anderſeits etwaige noch vorhandene Fehler herausfinden.



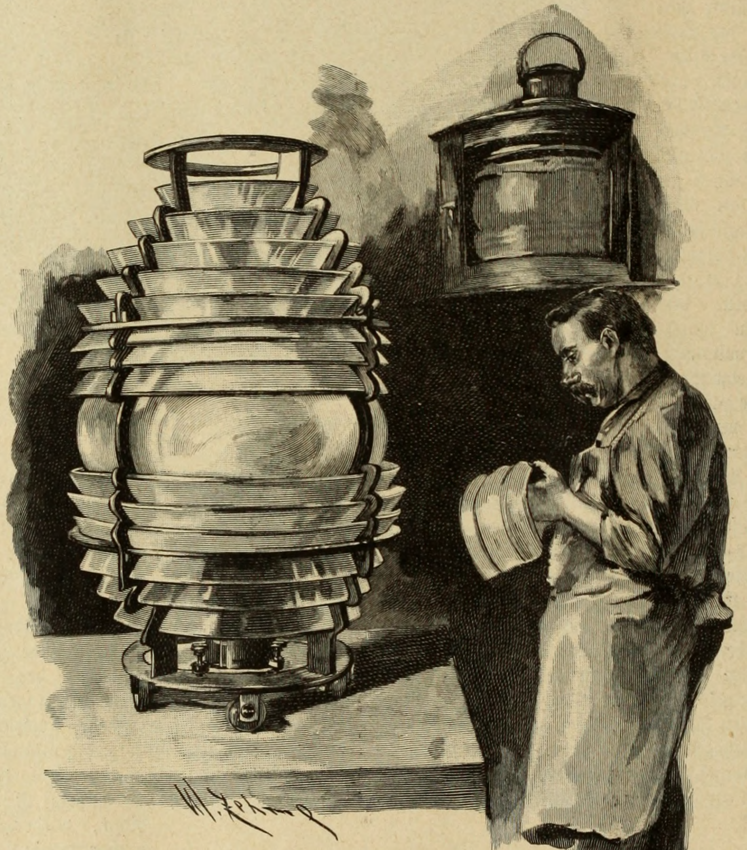
Die Rathenower Induſtrie: Schleifen von Glasringen zu Leuchtturmreflektoren.

Die ſoeben kurz geſchilderte Fabrikation erfährt in ihren Einzelheiten aber ſofort weſentliche Änderungen, ſobald es ſich nicht um die Herſtellung der gebräuchlichſten Gläſer handelt, und die Fortſchritte der Augenheilkunde ſchreiben für zahlreiche Fälle immer mehr Abweichungen von jenen vor. Um nur einige Beiſpiele zu erwähnen, müſſen für manche Augen Gläſer angewendet werden, welche eine cylindriſche Krümmung beſitzen, für andere iſt ein Prismenſchliff bedingt, wieder andere Gläſer ſollen muſchelförmig ꝛc. geſchliffen ſein. Schon ein flüchtiges Durchblättern des Warenverzeichniſſes der optiſchen Induſtrieanſtalt zeigt Hunderte von einzelnen Gläſerſorten, die ſich durch die verſchiedenen Faſſungen ſchließlich faſt ins Unbegrenzte vermehren. Gerade dieſe Mannigfaltigkeit beweiſt aber, wie vorſichtig man bei der Auswahl einer Brille für den eigenen Gebrauch ſein muß, ja daß es ſtets wünſchenswert iſt, jene nicht ohne vorherige Einziehung wirklich ſachverſtändigen, ärztlichen Rats zu treffen. Die Brillenfabrikation bildet, ſo bedeutend ſie iſt, ſeit langer Zeit nur einen Bruchteil der Rathenower Gewerbethätigkeit. Frühzeitig ſchon wandte ſich dieſelbe auch anderen Zweigen der optiſchen Induſtrie zu, ja bereits Paſtor Duncker ſelbſt fertigte Mikroſkope von einer für die damalige Zeit vortrefflichen Ausführung. Heute aber werden in den

Rathenower Fabriken alle Arten in das Fach ſchlagender wiſſenſchaftlicher Inſtrumente — von der einfachen Lupe an bis zu den kompliziertesten Augen- und Kehlkopfſpiegeln und mittelgroßen Fernrohren — hergeſtellt, die aus dem kleinen Havelſtädtchen in alle Welt hinauswandern.

Ganz beſondere Bedeutung erlangte die Fabrikation von Ferngläſern für militäriſche Zwecke, für die Reiſe, für den Gebrauch im Theater — nach einem heißen Wettkampf hat Rathenow das franzöſiſche und engliſche Erzeugnis für Deutſchland faſt vollſtändig aus dem Felde geſchlagen und macht demſelben ſogar auf dem Weltmarkte erfolgreiche Konkurrenz.

Es hieße den Rahmen dieſes Artikels weit überſchreiten, wollte ich auf die Herſtellung der Perſpektivkörper, der Geſtelle, näher eingehen, die Hunderte von Arbeitern beſchäftigt. Ich möchte nur erwähnen, daß das Aluminium, der neue Allerweltsſtoff, hier ſeiner Leichtigkeit halber bereits ausgedehnte Anwendung findet; man kann ſich in der That nichts Angenehmeres denken, als ſolch einen Krimmſtecher, der pfundſchwer ausſchaut und doch, ſobald man ihn in der Hand wiegt, federleicht iſt. Ein Operngucker aus Aluminium iſt nun gar das reizendſte Geſchenk, welches ein aufmerkſamer Ehemann ſeiner Gattin machen kann.



Die Rathenower Induſtrie: Montierung (Zuſammenſtellung) eines Scheinwerfers für Leuchttürme.

Wenn ich es vermeide, auf die Fabrikation der Perſpektivgeſtelle einzugehen, ſo muß ich doch die Herſtellung der Linſen für dieſelben berühren, da ſie ſich von derjenigen der Brillengläſer grundſätzlich unterſcheidet. Während das einzelne Brillenglas, wie wir ſahen, aus einer Glasplatte herausgeſchnitten wird, präſentiert ſich uns die zukünftige Linſe zunächſt als ein ganz unregelmäßig geformtes, kleines Stück Kron- oder Flintglas (bekanntlich beſeitigt man durch das Zuſammenfügen zweier Linſen von chemiſch verſchiedenartig zuſammengeſetztem Glaſe die ſtörende Farbenzerſtreuung, d. h. macht die Ferngläſer achromatiſch), — ein Stückchen Glas, welches lediglich nach Gewicht beſtimmt iſt.

Dieſer kleine Glaskörper wandert behufs weiterer Bearbeitung in den Schmelzofen, bis er erweicht iſt, und wird in einer Form auf die Geſtalt der rohen Linſe gepreßt. So vorbereitet, aber noch von rauher Oberfläche und völlig undurchſichtig, kommt er dann in die Schleiferei, um hier in ähnlicher Weiſe, wie ein Brillenglas, die verſchiedenen Wandlungen durchzumachen, aus denen er endlich ſpiegelklar und glänzend hervorgeht.

Einer ganz eigenartigen Spezialität der Rathenower Gewerbethätigkeit, die nur von einer Fabrik (den vereinigten Firmen Pecht & Comp. und Nitzſche & Günther) gepflegt wird, muß ich ſchließlich noch beſonders gedenken: der in ganz Deutſchland hier allein betriebenen Herſtellung von Linſenkörpern für Leuchttürme, Schiffslaternen und elektriſche Scheinwerfer. Während es ſich bei den übrigen Artikeln mehr oder minder um ziemlich kleine Gegenſtände handelt, iſt hier die Bearbeitung großer Glasmaſſen erforderlich, die aber, ſollen ſie anders ihren Zweck erfüllen, mit äußerſter Genauigkeit und Sorgfalt geformt werden müſſen. Auf höchſt ſinnreich konſtruierten Maſchinen werden die einzelnen Teile: die facettierten Schiffslaterngläſer, die großen plankonvexen Beleuchtungslinſen, die gewaltigen, aus einem Stück geformten Glasringe, geſchliffen, poliert und ſpäter in Bronzefaſſungen zuſammengefügt. Das zuerſt von Brewſter erfundene, ſpäter von Fresnel verbeſſerte Syſtem der ſogenannten vielgürtlichen (polyzonalen) Linſen findet hier ausgedehnte Anwendung. Eine derartige Linſe iſt nämlich aus verſchiedenen Stücken in der Weiſe zuſammengeſetzt, daß eine kleinere Mittellinſe von einer Anzahl konzentriſcher Glasringe umgeben iſt, die prismenähnlichen Querſchnitt zeigen. In ihrer Geſamtheit entwickelt die Konſtruktion dann dieſelbe Wirkung, wie eine gleich große Linſe aus einem Stück, deren Anfertigung aber, ſelbſt von den Koſten abgeſehen, eine techniſche Unmöglichkeit wäre. Ein ſtarker derartiger Beleuchtungsapparat erzeugt ein Feuer, welches noch in der Entfernung von ſieben geographiſchen Meilen von den Schiffen aus geſehen wird, ſelbſt das Feuer kleinerer Schiffslaternen nach dem Fresnelſchen Syſtem iſt noch auf 2 bis 3000 Meter deutlich erkennbar.

Das kleine Städtchen Rathenow ſendet alljährlich Waren im Werte von etwa vier Millionen Mark auf den Weltmarkt. Wie groß aber die Werterhöhung ſeiner Fabrikate durch die Bearbeitung iſt, das erhellt wohl am beſten aus der Thatſache, daß der Zentner gewöhnlichen rohen Brillenglaſes etwa 100 Mark koſtet, daß derſelbe Zentner nach ſeiner Verarbeitung zu optiſchen Zwecken dagegen einen Wert von 1200 Mark und darüber repräſentiert. Wahrlich eines der intereſſanteſten Beiſpiele aus dem Gebiete der Wertveredelung des Rohſtoffs durch Bearbeitung.

Ob es ſich wohl der ſchlichte Begründer dieſes blühenden Induſtriezweiges, der Pfarrer Duncker, je hat träumen laſſen, daß ſeine Schöpfung dereinſt eine ſolche Bedeutung gewinnen würde? Der treffliche Mann beſchloß ſeine arbeitsreichen, ſorgenvollen Erdentage unter ſchweren körperlichen und geiſtigen Leiden — heute gewährt der Gewerbezweig, zu dem er in den beſchränkten Räumen ſeines einfachen Pfarrhauſes den Grundſtein legte, Tauſenden lohnende Arbeit und gibt bis weit über den Ozean hin Zeugniß von deutſcher Erfindungsgabe und deutſcher Arbeitstüchtigkeit.

Hanns von Zobeltitz.

# Am Familientiſch.

## Vereinsweſen.

Der Allgemeine deutſche Schulverein, deſſen ſegensreiche Arbeit zum Schutz des Deutſchtums im Auslande die thatkräftigſte Förderung verdient, hatte leider in den letzten Jahren eine empfindliche Minderung ſeiner Zweigvereine, wie ſeiner Mitgliederzahl und damit auch ſeiner Einnahmen erfahren und erſt neuerdings iſt es gelungen, durch Gründung neuer Ortsgruppen namentlich im weſtlichen Deutſchland den Verluſt einigermaßen einzubringen. Seit dem Herbſt vorigen Jahres gibt der Verein auch ein Monatsblatt „Für das Deutſchthum im Auslande“ heraus. Der Verein zählt z. Z. über 36000 Mitglieder.

Der deutſche Handelstag, welcher kürzlich in Berlin tagte, nahm mit großer Mehrheit eine Reſolution an zu Gunſten der Einheitszeit „nicht nur im inneren Dienſt der Eiſenbahnen, ſondern auch für den Verkehr derſelben mit dem Publikum“; eine Ausdehnung dieſer Zeitrechnung auf das geſamte bürgerliche Leben erſcheine „dringend geboten“.

## Ausſtellungsweſen.

Mit dem 11. Kongreß für innere Medizin, welcher vom 20.—23. April d. J. in Leipzig unter Vorſitz des Prof. Dr. Curſchmann tagt, wird eine Ausſtellung neuer ärztlicher Inſtrumente, Apparate, Heilmittel u. ſ. w. verbunden ſein. Anmeldungen für dieſe Ausſtellung nimmt Privatdozent Dr. Krehl, Leipzig, Thalſtr. 31, entgegen.

Eine Sonder-Ausſtellung alter künſtlicher Arbeiten aus Elfenbein und Bein plant die Direktion des Kunſtgewerbe-Muſeum zu Dresden für das Frühjahr und fordert alle Beſitzer geeigneter Gegenſtände im Königreich Sachſen auf, dieſelben zur Ausſtellung anzumelden. Mit dieſer geſchichtlichen Ausſtellung ſoll eine ſolche von modernen Arbeiten aus ganz Deutſchland verbunden werden, um ein umfaſſendes Bild der geſamten Induſtrie zu geben.

## Altertumskunde.

Der Direktor der amerikaniſchen archäologiſchen Miſſion in Athen, Mr. Valſtein, hat dem griechiſchen Miniſterium für Kultus und Unterricht einen Plan vorgelegt, welcher nichts Geringeres als die Ausgrabung und Erforſchung des alten Sparta bezweckt. Bisher ſind auf der Stelle, wo die alte Hauptſtadt Lakedämons ſtand, noch keinerlei Nachgrabungen vorgenommen, man darf daher auf das Ergebnis des amerikaniſchen Vorhabens geſpannt ſein.

## Gewerbe.

Das Patentblatt bringt eine intereſſante Statiſtik über die Thätigkeit des deutſchen Patentamtes. Danach wurden von 1877 bis Ende 1891 zur Patentierung 129651 Erfindungen angemeldet, von den aber nur knapp die Hälfte, nämlich 61010, Patente erhielten. Auch von dieſen erloſchen jedoch, meiſt durch Nichtzahlung der Gebühren, 46032, ſodaß jetzt nur noch gegen 15000 in Kraft ſind. Im letzten Jahre wurden 5500 Patente erteilt, davon 3631 auf Erfindungen deutſchen Urſprungs. Welche Summe geiſtiger Arbeit mag in dieſen tauſenden von Patenten ſtecken — wie wenige von ihnen aber haben wirklich Erfolge?

## Fiſcherei.

Welchen Aufſchwung der Fiſchverbrauch in Deutſchland in den letzten Jahren genommen hat, kann man aus folgenden Angaben erſehen. Noch vor 20 Jahren hatte eine mit bremiſchem Kapital gegründete Nordſeefiſchereigeſellſchaft ſo wenig Erfolg, daß ſie bald zur Liquidation genötigt war. Der Betrieb erfolgte damals noch ausſchließlich durch Segelſchiffe; erſt nachdem man ſich des Dampfes bedient, iſt ein raſcher Fortſchritt eingetreten. Aus kleinen Anfängen heraus hat ſich allmählich eine ganze Fiſchdampferflotte in den Weſerhäfen entwickelt, die am Ende des Jahres 1891 32 Fahrzeuge zählte. Der ſich immer mehr hebende Betrieb gibt übrigens auch anderen Nebengewerben lohnende Beſchäftigung. Neben dem Verſand entwickelt ſich in den Hafenorten und Küſtenſtädten die Fiſchräucherei, die zum Teil in großartigem Maßſtabe betrieben wird. Die geſamte Fiſchdampferflotte in Geeſtemünde und Bremerhaven unternahm im Laufe des letzten Jahres 954 Fangreiſen. Wie groß der Fang war, iſt noch nicht ermittelt, im Jahre 1890 brachten es die einzelnen Fiſchdampfer durchſchnittlich auf einer Reiſe, die in der Regel 8 Tage währt, auf 12—14000 Pfund Fiſch.

## Hygieine.

Ananas in der Krankenpflege. Die Ananasfrucht enthält ebenſo wie die Frucht des Melonenbaumes (Carica papaya) ein pflanzliches Pepſin, welches bei geſchwächter Verdauungskraft erſprießliche Dienſte leiſtet. Der rein dargeſtellte verdauende Stoff — Bromelin genannt — iſt von angenehmem ſäuerlichem Geſchmack und wurde einem amerikaniſchen Geſchäfte patentiert. Man kann jedoch mit gleichem Erfolge, ohne dem Amerikaner tributpflichtig zu werden, den Saft der Ananas verwenden, den man unregelmäßig Verdauenden eßlöffelweiſe nach der Mahlzeit, namentlich nach Fleiſchgenuß reicht. Es muß aber der friſche Saft ſein, da der eingekochte Saft die verdauende Eigenſchaft eingebüßt hat. Ein Stückchen friſcher Ananas zum Nachtiſch hat aus mediziniſchen Gründen ſeine Berechtigung. Kindern und Kranken gebe man jedoch nur den ausgepreßten Saft. J. St.

## Buchhandel.

Unter dem Titel „evangeliſche Miſſion im Nyaſſa-Lande“ von Jul. Richter, Pfarrer in Rheinsberg, erſchien ſoeben im Verlag der Buchhandlung der Berliner evangel. Miſſionsgeſellſchaft ein vortreffliches Buch (Pr. geb. 2,50 M.), welches in überſichtlicher Darſtellung das Arbeitsfeld der Berliner Miſſion am Nyaſſa ſchildert. Das gut ausgeſtattete, auch mit Kartenbeilagen verſehene Werkchen wird zumal allen denen, welche unſerem Aufſatz Blantyre in Nr. 14 ihr Intereſſe entgegenbrachten, von Wert ſein.

Die Auswahl von Büchern aus der franzöſiſchen Litteratur iſt, inſoweit die Bedürfniſſe des Hauſes und der Familie berückſichtigt werden ſollen, eine höchſt ſchwierige. Wir konnten im Daheim (Nr. 47 Jahrg. 1888) ſchon einmal auf „Twietmeyers Katalog franzöſiſcher Bücher,“ in welchem mit feinem Verſtändnis für das Haus geeignete Erſcheinungen zuſammengeſtellt ſind, hinweiſen. Der treffliche Katalog liegt jetzt in einer neuen Auflage vor, in welcher die alten, bewährten Grundſätze ſcharf eingehalten wurden. Wir möchten bei dieſer Gelegenheit aber auch auf die Sammlung franzöſiſcher und engliſcher Schriftſteller hinweiſen, welche Schuldirektor Alb. Benecke bei Velhagen & Klaſſing, Bielefeld erſcheinen ließ. Obwohl zunächſt für den Schulgebrauch beſtimmt, eignet ſich die, eine Vereinigung der beſten Werke der franzöſiſchen Proſa und Poeſie bildende Sammlung auch vortrefflich für die häusliche Lektüre.

## Preisausſchreiben.

Der Entomologiſche Verein hat ein Preisausſchreiben über die Frage geſtellt: „Welche Tiere aus der Inſektenwelt ſind dem Schutze der Forſtleute, Landwirte und Gärtner, ſowie der allgemeinen Berückſichtigung zu empfehlen und warum?“ Für die beſte Arbeit (nicht über 6 Druckbogen) ſind 300 Mk. ausgeſetzt, unter dem Vorbehalt, daß die Arbeit vollſtändig in das Eigentum des Vereins übergeht und letzterem die Ausnutzung zuſteht. Einreichung des Manuſkriptes bis 1. April 1892. Nähere Auskunft gibt der Vorſitzende des Vereins, H. Redlich-Guben.

## Verkehrsweſen.

Der Hamburger Oberingenieur Andreas Meyer hat ein Projekt ausgearbeitet, die Elbe von Hamburg bis Cuxhaven zu kanaliſieren und mit Schleuſenvorrichtungen zu verſehen; die Koſten ſind auf 120 Millionen Mark veranſchlagt.

## Geſundheitsrat.

J. L. Querſtraße. Die Zahl der gegen den leidigen Froſt in den Händen erſonnenen örtlichen Heilmittel iſt Legion — ein Beweis dafür, daß in beſonders hartnäckigen Fällen alle ſich mehr oder weniger unwirkſam erwieſen haben und daß es ein „Radikalmittel“, wie Sie es wünſchen, bis jetzt nicht gibt. Wir empfehlen — falls es ſich nicht um offene Geſchwüre handelt! — als ein im Hauſe zu bereitendes, allerdings nicht ſehr wohlriechendes Mittel eine Miſchung vou 30 Gramm gereinigtem Petroleum und 60 Gramm Salmiakgeiſt, welche mittelſt Watte täglich mindeſtens einmal (am beſten abends) eingerieben wird, oder aber Beſtreichen der Finger mit Bardelebens Froſtkollodium (50 Gramm Kollodium, 2 Gramm Ricinusöl, 7,5 Gramm Terpentin). Andere vorgeſchlagene Medikamente, wie Jodtinktur, Jodkollodium, Höllenſteinlöſung müſſen vom Arzte verſchrieben werden. Erweiſt ſich ein Mittel bei längerem Gebrauch als unwirkſam, ſo muß eben ein Wechſel ſtattfinden. Ein Hauptgrund für die hartnäckige Wiederkehr des Leidens, namentlich bei Frauen, liegt aber in der geſamten Konſtitution und Blutbereitung; beide ſind durch gute Ernährung und nötigenfalls — bei ausgeſprochener Bleichſucht und Blutarmut — durch den innerlichen Gebrauch von Eiſenpräparaten thunlichſt zu heben und zu verbeſſern.

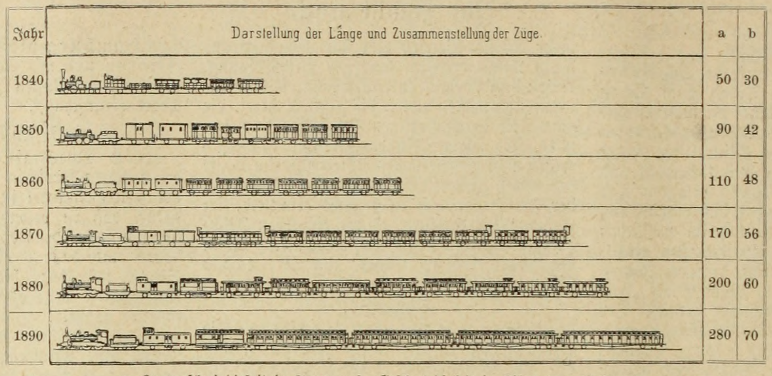
## Rechtsrat.

(Genaue Angabe des Wohnorts und Bezirks der Frageſteller iſt erforderlich.)

Frage: Darf der Eigentümer eines im Rechtsgebiete des Preußiſchen Allgemeinen Landrechts belegenen Feldgrundſtückes, welches als Weide für Milchvieh ausgenutzt werden ſoll, auch gegen den Widerſpruch der Nachbarn, welche durch langjährige ungehinderte Übung das Recht zur Benutzung eines darüber hinführenden Fußweges erworben haben, das Grundſtück einzäunen, ſobald er nur das Paſſieren desſelben den Berechtigten durch Vorrichtungen im Zaun, etwa Anbringung eines ſchwebenden Kreuzes an den Durchgangsſtellen, ermöglicht? Oder können die Nachbarn verlangen, daß der Fußſteig ganz ausgefriedigt wird? — Wie weit muß der Zaun von der Grenze des benachbarten Grundſtücks zurückbleiben? J. J. in L.

Antwort: Der Eigentümer eines mit einer Grundgerechtigkeit behafteten Grundſtücks iſt in der Ausübung ſeiner Eigentumsrechte nur inſoweit beſchränkt, daß dem Servitutberechtigten der nützliche Gebrauch ſeines Rechts nicht erheblich erſchwert wird. Das ehemalige Preußiſche Obertribunal hat anerkannt, daß der Wegeberechtigte der Anlage eines offenen Schlagbaumes nicht widerſprechen kann. Das Gleiche gilt von der Anlage ſchwebender Kreuze; der Eigentümer kann ſogar den Durchgang durch verſchließbare Thüren gegen jeden Unberechtigten abſchließen, ſofern er dem Servitutberechtigten einen Schlüſſel zu den Thüren gibt; letzterer iſt dann verpflichtet, die Thüren jedesmal abzuſchließen (vgl. Koch, Kommentar zum Allgem. Landrecht, 8. Aufl., Bd. 2, S. 727). — Die Zäune müſſen ſo angelegt werden, daß ſie die Grenze nicht überſchreiten und dem Nachbar in dem Gebrauche ſeines Eigentums nicht hinderlich werden, worunter nach geltendem Rechtsgrundſatz nicht ein bloßes Erſchweren (z. B. des Umpflügens an der Grenze), ſondern ein Unmöglichmachen zu verſtehen iſt. Lebendige Hecken müſſen $1\frac{1}{2}$ Fuß von der Grenze zurücktreten. — Die einſchlägigen Geſetzesbeſtimmungen finden ſich im I. Teil des Allg. Landrechts, Tit. 19, §§ 17, 18 und Tit. 8, §§ 150, 173, 174.

## Eiſenbahnweſen.



| Jahr | Darſtellung der Länge und Zusammenstellung der Züge | a | b |
|---|---|---|---|
| 1840 | | 50 | 30 |
| 1850 | | 90 | 42 |
| 1860 | | 110 | 48 |
| 1870 | | 170 | 56 |
| 1880 | | 200 | 60 |
| 1890 | | 280 | 70 |

a. Zugsgeſchwindigkeit in Tonnen; b. Geſchwindigkeit in Kilometer per Stunde.

Die nebenſtehende graphiſche Darſtellung, welche wir der populärwiſſenſchaftlichen Zeitſchrift „Der Stein der Weiſen“ (Wien, A. Hartleben) entnehmen, gewährt einen ſehr lehrreichen Überblick über die Entwickelung des Eiſenbahnweſens ſeit 1840, ſoweit das rollende Material in Betracht kommt. Wir ſehen, wie ſich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Leiſtungskraft der Lokomotiven ſteigert und wie damit — ſämtliche Zahlen ſind ſelbſtverſtändlich lediglich als mittlere Werte anzuſehen — das Gewicht der von einer Maſchine gezogenen Laſt (das Zuggewicht) und die Zuggeſchwindigkeit wächſt: eine Entwickelung, welche noch keineswegs zum Stillſtand gekommen iſt, ſondern im Gegenteil gerade in unſeren Tagen mit immer mehr Energie zu immer größeren Leiſtungen hindrängt. Wer die kleine vortrefflich gezeichnete Skizze recht aufmerkſam betrachtet, findet in ihr übrigens auch die Veränderungen in den Lokomotiv- und Wagentypen in charakteriſtiſcher Weiſe wiedergegeben. Man kann deutlich verfolgen, wie die Lokomotive ſich auswächſt, ihre Laufräder an Höhe zunehmen, die Kuppelungen ſtärker werden; wie ferner die kleineren, älteren Wagen mehr und mehr durch die heutigen Leviathans auf Rädern verdrängt werden, wie die Miſchung von Perſonen- und Güterwagen zu einem Zuge aufhört, wie endlich die automatiſche Bremſe die Handbremſe verdrängt und damit auch die leidigen Schaffnerſitze auf den Wagenverdecken beſeitigt.

## Kleine Zeitung.

Unſer Artikel in Nr. 16 über den Eislauf hat, wie aus zahlreichen Zuſchriften hervorgeht, viel Anklang bei unſeren Leſern gefunden. Beſonders intereſſant erſchienen uns diejenigen Schreiben, welche die Notwendigkeit betonen, dem Bogenlauf eine hervorragende Aufmerkſamkeit zu widmen, da der Bogen in ſeinen vier Formen: vorwärts-auswärts; vorwärts-einwärts; rückwärts-auswärts und rückwärts-einwärts die Grundlage jedes Kunſtlaufs ſei. „Der Bogen iſt,“ ſo ſchreibt eine begeiſterte Anhängerin des Eisſports, „der breite Graben, der den einfachen Läufer alten Styls von dem vorgeſchrittenen Läufer unſerer Tage trennt.“ Da der Februar hoffentlich noch gute Bahn bringen wird, ſo ſei erwähnt, daß die „Lehrkarten zum Schlittſchuhlaufen“ von M. A. Stößer, (Baden-Baden. E. Sommermeyer) u. a. auch eine vortreffliche Anleitung zum Bogenlaufen enthalten.

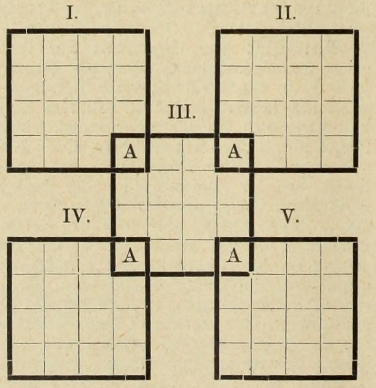
Die allgemeine Meinung ſchreibt die Dauerrötung der Naſe dem Genuſſe geiſtiger Getränke zu, aber mit Unrecht; mancher nüchterne Menſch mußte unter dieſem Vorurteil leiden, bloß, weil die Farbe ſeiner Naſe etwas tief ſchattierte, während „unentwegte“ Alkoholſünder unbeſpöttelt mit bleicher Naſe einhergingen. Nun hat Herr cand. med. Lueddeckens in Leipzig die Beobachtung zuerſt an ſich ſelbſt gemacht, daß ſeine Naſe, nach mehrſtündigem Tragen einer Brille mit dem bisher üblichen Naſenſteg, eine auffallende Röte zeigte, die ſtets in kurzer Zeit verſchwand, wenn die Brille abgelegt worden war, und bald darauf gefunden, daß die meiſten Inhaber roter Naſen gleichzeitig — Brillenträger ſind. Eine genaue anatomiſche Unterſuchung der Naſe belehrte ihn, daß nicht nur Nerven, ſondern auch mehrere Venen von dem Brillenſtege gedrückt werden und namentlich eine Vene, durch die der Abfluß des Blutes nach der Wange hin erfolgen ſoll. Wird dieſe Vene zuſammengedrückt, ſo ſtaut ſich das Blut in den Haargefäßen der Naſenoberhaut und die alſo hervorgerufene Stockung verwandelt ſich in eine bleibende durch die dauernde Erweiterung der kleinſten Äderchen. Ganz beſonders bewirkt Kälte dieſe Erweiterung. Die einfache Froſtnaſe verliert ihre Röte, die Brillenfroſtnaſe behält ſie, ſobald die genannte Stauung des Venenblutes in der Naſenoberhaut ſtattfindet; die Überfüllung der Gefäße durch Alkohol-Blutandrang gibt die ſog. Trinkernaſe. Brille und Alkoholgenuß ſchließen alſo doppelte Schädlichkeit ein. Herr Lueddeckens hat zur Abhilfe einen Steg erſonnen, der den Naſenrücken gänzlich frei von jedem Drucke hält, ſo daß die Brille durch ſeitliche Stützflächen anliegt und kaum merklich drückt. Die Mehrkoſten des neuen Brillengeſtelles ſind nur gering; ſeine Anfertigung hat eine große optiſche Fabrik in Rathenow übernommen, und der Naſe wird das Handwerk gelegt, ihren eigenen Herrn vor aller Welt zu verleumden. —e.

Der erſte ſchwarze Biſchof des Nigerlandes, Samuel Crowther, iſt Ende vorigen Jahres geſtorben. Sein urſprünglicher Name war, wie der „Globus“ berichtet, Ajai; 1812 geboren, wurde er neunjährig in die Sklaverei verkauft, aber durch ein engliſches Kriegsſchiff befreit, in Sierra Leone chriſtlich erzogen und dann als Lehrer in einer Miſſionsſchule angeſtellt. Im Jahre 1841 begleitete er die erſte engliſche Nigerexpedition, erhielt dann im Londoner Church Missionary College die Ausbildung zum Geiſtlichen und wurde 1864 zum Biſchof der Nigerlande ernannt.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Magiſche Quadrate.



Die leeren Felder ſollen derartig durch Buchſtaben ausgefüllt werden, daß fünf magiſche Quadrate entſtehen, in welchen die ſich entſprechenden wag- und ſenkrechten Reihen das nämliche Wort enthalten. Das in der Mitte befindliche Quadrat hat die vier Eckfelder mit den anſtoßenden Quadraten gemeinſam. Obwohl nur die in dieſen Eckfeldern ſtehenden Buchſtaben angegeben ſind, ſo laſſen ſich dennoch durch richtige Kombination ſämtliche Quadrate herſtellen. Dabei entſtehen folgende Wörter:

I. 1. ein ſchlimmes Laſter, 2. ein Frauenname aus einer Oper von Wagner, 3. ein deutſcher Fluß, 4. die Hauptſtadt eines öſterreichiſchen Kronlandes;

II. 1. ein franzöſiſcher Schriftſteller der Gegenwart, 2. ein deutſcher Fluß, 3. eine Pflanze, 4. ein Fluß in Südeuropa;

III. 1. eine Stadt in Indien, 2. eine Stadt in Ungarn, 3. ein durch eine Schlacht im XVII. Jahrhundert bekanntes Städtchen am Lech, 4. ein Frauenname;

IV. 1. eine deutſche Reſidenz, 2. eine Stadt in Böhmen, 3. ein deutſcher Küſtenfluß, 4. eine Stadt in Ungarn;

V. 1. ein römiſcher Gott, 2. eine launenhafte Herrſcherin, 3. ein germaniſcher Gott, 4. ein italieniſcher Maler.

### 2. Wechſelrätſel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Finger | Herde | Deak | Bann | Herz |
| Baſt | Calla | Anhalt | Pfund | Hebel |
| | Miene | Krim | Mut | |

Jedes der obigen 13 Wörter iſt durch Veränderung eines Buchſtaben in ein anderes Wort zu verwandeln. Sind die richtigen 13 Wörter gefunden, ſo nennen die bei der Verwandlung weggelaſſenen und die bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchſtaben je einen berühmten Komponiſten unſeres Jahrhunderts.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 20.

**1.** Anagramm. Stein — einſt.

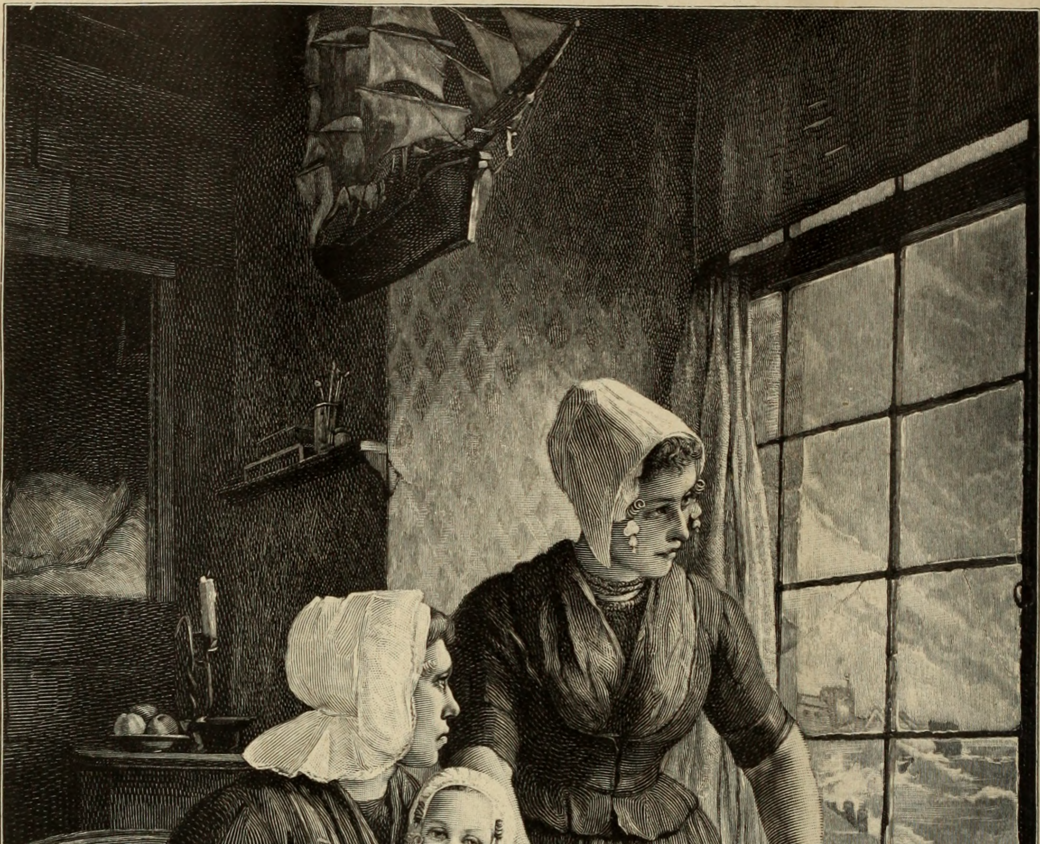
**2.** Kugelpyramide.

e
Ei
Eli
Ihle
Chile
Michel
Michael
Maleachi

**3.** Homonym. Herzſchlag.

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſ — Die Malerin und ihr Modell. Gedicht von Frida Schanz. Zu dem Bilde von L. Knaus. — Der Berliner Dom. I. — Februar. Der Sperling. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — In der Brandung. Nach dem Gemälde von W. Bombach. — Die Rathenower Induſtrie. Von Hanns von Zobeltitz. Mit ſechs Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Vereinsweſen. — Ausſtellungsweſen. — Altertumskunde. — Gewerbe. — Fiſcherei. — Hygieine — Buchhandel. — Preisausſchreiben. — Verkehrsweſen. — Geſundheitsrat. — Rechtsrat. — Eiſenbahnweſen. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Ernst Hausmann

Sturmflut. Gemalt von Ernst Hausmann.

Kunstbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 8.

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Februar 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 22.

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Flehend war die Baronin ihrem Mann in die Arme gefallen und verhinderte ſo wenigſtens Schlimmeres. Stieglitz war ſo beſinnungslos aufgebracht, daß er ſeine Tochter vielleicht getötet haben würde.

Langſam nahmen die beiden Mädchen den Weg in das Haus. Diana stützte ihre ſchluchzende Schweſter und geleitete ſie auf ihr Zimmer.

Der Baron ſaß, den Atem gehemmt, die Beine von ſich geſtreckt und die geballte Fauſt auf den Tiſch geſtemmt, da wie ein finſteres Steinbild.

Er ſprach nicht und kaute nur in der Nachwirkung maßloſer Wut an dem Schnurrbart. Die Frau aber, die in ſich geſunken, ſtill weinend bisher wortlos verharrt hatte, erhob ſich jetzt ſchwerfällig und flüſterte, langſam davonſchleichend: „O, Lebensfreude, wo ſchlugſt du deine Zelte auf? Haſt du ganz vergeſſen, daß ich auf der Welt bin?“

Er hörte ihre Worte, und ſie griffen ihm wie mit Zangen ans Herz. Er hätte ihr nacheilen, ſie umfaſſen mögen, er liebte ſie — ſoweit er zu lieben vermochte — aber er blieb doch ſitzen, weil er ſich nicht zu überwinden vermochte. Sein Fuß ſcharrte im Sande und grub eine tiefe Öffnung, als ob er dahinein verſenken wolle, was ihn im Ekel über ſich ſelbſt quälte und drückte.

* * *

„Ich bleibe nicht im Hauſe! Lieber will ich irgendwo für Geld dienen, als Gleiches noch ferner ertragen!“ ſtieß Ellen-Luiſe heraus, während ſie neben ihrer Schweſter die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufſchritt. Noch bebte ihr Körper von der Gemütsbewegung, und während ſie mit ihrem Sacktuch über die Wangen glitt, von denen das Blut noch immer herabtropfte, fuhr ſie fort: „O, wie ich Papa oft haſſe! Namenlos! Welch ein Beiſpiel für uns! Welch ein Zufluchtsort für Troſtbedürftige!“

Diana ſprach beſänftigend auf ihre Schweſter ein. Als ſie in Ellen-Luiſens Zimmer angelangt waren, ſetzte ſie ihr auseinander, daß ſie unterſcheiden müſſe zwiſchen Heftigkeit, die nicht wiſſe, was ſie ſpreche und thue, und beabſichtigter Kränkung. Es werde dem Vater ſelbſt leid thun, und hoffentlich entwickle ſich daraus jetzt gerade ein beſſeres Verhältnis. Er ſei in ſeinen Hoffnungen betrogen, und nun richte ſich ſein Zorn gegen ſie, nicht weil ſie die Schuld trage, ſondern weil eben ſeine Vorausſetzungen nicht eingetroffen wären. Auch er erleide ja eine bittere Enttäuſchung, und es ſei hart für ihn, daß er noch immer faſt alle ſeine Kinder ernähren müſſe. Die Sorgen drückten ihn, ſie wiſſe es, und man müſſe Nachſicht mit ihm üben.

„Wenn du von Heftigkeit ſprichſt, die nicht weiß, was ſie thut, Diana,“ entgegnete Ellen-Luiſe finſter, „ſo haben wir Kinder ſo oft Strafe dafür erhalten, daß mindeſtens diejenigen, die uns züchtigen, ſich ſelbſt im Zaum halten ſollten. Ich bin aber nicht darüber empört, ſondern weil Papa nur dann freundlich und nachſichtig iſt, wenn ihm die Laune darnach ſteht. Nach ihr teilt er Güte und Strenge aus, nicht nach Verdienſt! Iſt das nicht empörend? Nein, ich will's nicht länger ertragen! Ich verlaſſe das Haus. Heute noch ſchreibe ich an Ferdinand und bitte ihn, daß er mich wieder aufnimmt. Ich ging, weil er zürnte, aber ich weiß, es hat ihm ſchon leid gethan. Weshalb ſoll ich nicht wieder nach Kroppholz? Hans iſt fort; mit Mündes kommen Ferdinands nicht mehr zuſammen. Ich kann mich dort auch nützlich machen.“

„Wenn aber Papa Einwendungen hat, Ellen-Luiſe —“

Einen Augenblick ſchwieg die Schweſter, dann reckte ſie ſich empor und ſagte, von einem raſchen Entſchluß ergriffen:

„Ach, ich weiß, was ich thue. Dann glättet ſich alles von ſelbſt. Er wird dann nichts mehr zu erlauben haben, und ich habe mich nur mit mir ſelbſt abzufinden, mit —“

„Nun?“ forſchte Diana drängend. Aber als Ellen-Luiſe eben anheben wollte, öffnete ſich die Thür, und Frau von Stieglitz trat mit ſorgenden Mienen ins Gemach. So ward das Geſpräch unterbrochen.

Ellen-Luiſe blieb auch für die Folge auf ihrem Zimmer, und immer von neuem beſchäftigte ſie der Schritt, den ſie zu thun beabſichtigte, um eine dauernde Entfernung aus dem Hauſe ihres Vaters herbeizuführen.

Bisweilen ſchien ihr, was ſie vorhatte, leicht und natürlich, dann wieder drängten ſich endloſe Einwände gegen ihr Vorhaben auf. Die Furcht, etwas zu thun, was berechnend erſcheinen konnte, bemächtigte ſich ihrer, und völlig entmutigt ließ ſie oft den Kopf ſinken.

Und ſprechen konnte ſie nicht, ſie mußte ſchreiben. Und raſch mußte es geſchehen, meinte ſie dann wieder.

Sie ſchob das Haar von der erregten Stirn, in ihre Mienen trat ein Ausdruck von entſchloſſener Feſtigkeit und mit kräftiger Hand ſchrieb ſie:

„Geehrter Herr Klug!

Sie ſagten mir wiederholt, daß Sie mir freundlich geſinnt ſeien und daß es Sie glücklich machen würde, Ihre Geſinnung für mich bethätigen zu können.

Ich brauche Sie nun als Freund und bitte Sie, lieber Herr Klug, übermorgen Mittag zwölf Uhr in der Kaſtanienallee neben der alten Burg ſich einfinden zu wollen. Antworten Sie gütigſt nur, wenn Sie nicht kommen können.

Ellen-Luiſe von Stieglitz.“

Der nächſte Tag verging Ellen-Luiſe in der größten Spannung. Wenn ſie ein Buch ergriff oder eine Arbeit vornahm, fand ſie, daß ihre Gedanken gar nicht bei der Sache waren. Sie gingen immer zu Klug, zu dem, was ſie ihm ſagen wollte, und zu dem, was daraus entſtehen werde. Ihren Vater ſah ſie auch an dieſem Tage nicht. Die Mutter erklärte, Ellen-Luiſe ſei noch leidend und müſſe auf ihrem Zimmer bleiben. Die Speiſen wurden ihr hinaufgebracht. Wiederholt ſaß Diana bei ihr, erfuhr aber nicht, was ſie vorhatte. „Wenn’s gelingt, ſage ich’s dir, mißlingt’s, will ich ſchweigen!“ erklärte ſie. „Ich bitte dich, frage nicht!“

Diana trug dieſem Wunſche Rechnung, ermahnte die Schweſter aber wiederholt, nichts Extravagantes zu thun.

Nachmittags wurden Ellen-Luiſens Gedanken durch Beſuch abgelenkt.

Ihre Freundin Eliſe von Brix machte ihr einen Beſuch und erzählte vielerlei, was ſie intereſſierte. Es erſchien freilich dem während dieſer wenigen Wochen aus einem Kinde zu einem erfahrenen Weibe herangewachſenen Mädchen alles, was Eliſe berichtete, wie eine für ſie längſt überwundene Kinderei.

Eliſe ſchwärmte neuerdings für Oppendorff, erzählte von Aufmerkſamkeiten, die er und andere ihr erwieſen hatten, und machte Bemerkungen, die Ellen-Luiſe überaus naiv oder thöricht klangen.

Jene betrachtete alle dieſe Dinge noch immer als eine anmutige, ihr Herz feſſelnde Spielerei; ihr kamen gar keine Gedanken an Verloben oder Heiraten, und doch ſtellte ſie den gleichgültigſten Vorgang als etwas Bedeutungsvolles hin.

Auch die beiden guten Tanten Mückenheims ſtiegen, da ſie gerade an dieſem Tage Beſuch machten, zu Ellen-Luiſe hinauf und bedauerten, daß ſicher der Wechſel zwiſchen Landluft und Stadtluft bei ihrer Verwandten ſo ſtarkes ans Zimmer feſſelndes Kopfweh hervorgerufen habe.

„Hervorgerufen habe!“ tönte das Echo in Ellen-Luiſens Ohren.

Sie luden ſie auch ein, nach ihrer Geneſung ſie doch einmal für einen Nachmittag und Abend zu beſuchen. Es ſei jetzt ſo ſchön in ihrem Garten. Dann entfernten ſie ſich mit vielen gluckſenden, ihre Teilnahme an den Tag legenden Tönen.

Abends meldete Diana, daß ihr Vater Vaſtus und den Bürgermeiſter zum Thee mitgebracht habe. Des Bürgermeiſters Damen waren verreiſt, er war zur Zeit Strohwitwer.

Ellen-Luiſe benutzte die Abendſtunden, um den bisher noch verſchobenen Brief an Ferdinand zu ſchreiben.

Er lautete, bezeichnend für die Verfaſſerin:

„Mein lieber, guter Ferry!

Als ich Euch verließ, ſah ich in Deinem Auge, daß Du mich trotz des Vorgefallenen noch dort behalten wollteſt. Sei dafür bedankt, mein einziger Ferry! Ach, wenn Du wüßteſt, wie lieb ich Dich habe, wie ſchwer es auf mir laſtet, daß Du Deiner kleinen Bachſtelze zürnſt. Bitte, ſei wieder gut und glaube, daß ich Dir nicht weh thun wollte, indem ich Partei für Hans nahm. Ich konnte nicht anders.

Ich ſchreibe Dir heute, weil ſich hier alles ſehr traurig geſtaltet hat. Ich wurde von Papa ganz empörend empfangen. In der Annahme, daß ich die Schuld an der Entfremdung mit Hans und Mündes trage, fiel er, ohne ſich Bericht geben zu laſſen, über mich her, zerzauſte mir die Haare, ſchlug mich an den Kopf und ſtieß mich in einen Stachelbeerſtrauch, aus dem mich erſt Diana befreite. Du kennſt ihn ja und wirſt Dich alſo nicht darüber wundern, aber ich habe es ertragen müſſen.

Ich kann und will nun nicht mehr im Hauſe bleiben und habe beſchloſſen, eine Stelle anzunehmen, irgendwo, am beſten in Nordamerika. Ich kann ja in Klavierſpielen, Sprachen und Handarbeit unterrichten, oder mich als Stütze der Hausfrau irgendwo nützlich machen und mir etwas verdienen, wie Liane.

Über die Mittel, welche für die Equipierung und die Reiſekoſten notwendig ſind, habe ich auch bereits nachgedacht und hoffe, ſie mir zu verſchaffen. Es fragt ſich nur, ob Du mich, bis alles ſo weit iſt, nochmals bei Dir aufnehmen willſt. Jeder Tag, den ich hier mit Papa verleben muß, iſt mir eine grenzenloſe Qual. Nach der erregten Szene habe ich ihn noch nicht wiedergeſehen, und ich möchte auch — ohne Erlaubnis von ihm einzuholen — einfach das Haus verlaſſen. Gutwillig läßt er mich nicht fort, ich weiß es!

Ach, Ferry, in welchen Verhältniſſen leben wir! Ich ſehe alles leider ſo klar, ich bin ja kein Kind mehr. Dieſe letzten Wochen waren wie Jahre. Ich konnte jüngſt noch luſtig an Diana ſchreiben, aber jetzt habe ich das Lachen verlernt.

Hier iſt alles traurig und künſtlich. Diana ſagt, Papa habe wieder ſchreckliche Sorgen, Liane liegt krank in Genf, das Geld, das ſie erbeten, hat Diana von den Tanten Mückenheims leihen müſſen. Die arme, liebe, gute Mama! Wie ſie und Diana mir leid thun! Sie zu verlaſſen, wird mir namenlos ſchwer. Aber ich will und muß aus dieſen Verhältniſſen heraus. Es iſt, als ob Papa mich haßte, als ob er fühlte und wiſſe, wie ſehr ich ihn durchſchaue und wie wenig ich ihn zu achten vermag.

Antworte mir nicht. Der Brief könnte Papa in die Hände geraten. Ich weiß, daß, wenn ich wiederkomme, Du mich aufnehmen wirſt, Du und die liebe Melanie.

Wenn ich Dir doch Deine Sorgen erleichtern könnte, Ferry! Auch das drückt mich ſo furchtbar, und ich komme nun, um ſie abermals zu vermehren. Aber vielleicht erſcheint doch noch einmal ein Prinz mit goldbeladenen Mauleſeln und heiratet Deine Ellen-Luiſe.

Weißt Du, Ferry, daß ich heute die ganze Nacht um Hans geweint habe? Aber nun iſt’s vorbei! Ich will nicht mehr an ihn denken. Wer weiß auch, ob es für uns beide nicht beſſer war, daß er ſo ſchnell wieder aus ſeinen Gedanken ſtreichen konnte Deine arme, kleine

Bachſtelze.“

* * *

Herr Klug ſtand gerade auf der großen Treppe ſeines Hauſes und ſchaute auf den muſterhaften Gutshof, als der Landbriefträger ihm zwei Briefe überreichte. Der eine war von einem Butterkäufer aus Viga. Als Klug den andern, nachdem er ihn ein paarmal hin und her gedreht und die Aufſchrift ſtudiert hatte, las, füllten ſich ſeine Augen mit Thränen.

Es quoll ein unbeſchreiblich ſeliges Gefühl in ihm auf. Er hatte ſich ſeit Jahren nicht in einem ſolchen Glücksrauſch befunden. Siedend heiß jagte es ihm durch die Adern.

Wiederholt küßte er die Zeilen. Dann wandte er ſich über den Gutshof in den parkartigen Garten.

Er durchſchritt die etwas feuchten, von jungen Buchen und Tannen beſchatteten Wege und trat bis an die Grenze. Dort erhob ſich ein mäßig hoher, von einem ſchneeweiß angeſtrichenen Stacket eingefriedigter Hügel mit einer Bank. Von hier aus genoß man eine herrliche, freie Ausſicht über das Land. Unmittelbar an der Gartengrenze, zwiſchen ihr und einer weitausgeſtreckten, ſaftig-grünen Wieſe, in deren Mitte ein wundervoller Eichenbaum ſeine ſtarken, vollbelaubten Äſte ausſtreckte, floß über glattes Geröll ein Waldbach, der ſich ſpäter, ungleichmäßiger im Lauf, aber um ſo maleriſcher in ſeiner Erſcheinung, durch die öſtlich ſich ausbreitenden, Klug gehörenden Landſtriche, durch Felder, Wieſen und Gehölze wand.

Wenn Klug etwas innerlich beſonders ſtark beſchäftigte, pflegte er im Sommer ſich auf dieſer Anhöhe niederzulaſſen, um hier ſeinen Gedanken Audienz zu geben.

Was wohl Ellen-Luiſe von ihm wünſchte? Eben erſt hatte ſie Abſchied von ihm genommen, war kaum in Viga angelangt und ſchon wollte ſie ihn wiederſehen. Das erfüllte den Mann mit einem ſeligen Glücksgefühl. Vielleicht knüpfte ſich an dieſe Unterredung doch noch etwas anderes. Vielleicht war's der Anfang zu einem herrlichen Ende. Er wußte ja, wie die Dinge mit Hans von der Münde lagen.

Klug erhob ſich und ſah mit verklärten Augen in die Gegend; der Geſang der Vögel erklang ihm wie die reizvollſte Muſik, das Leben war ihm noch nie ſo lebenswert vorgekommen. Er rief ſeinen Hund näher an ſich heran und liebkoſte ihn. Das Tier legte die Tatzen auf ſein Knie und richtete ſich an ihm empor. Klug lehnte ſeine Wangen an des Hundes Kopf, und Abel verſtand ihn und bellte freudig.

Endlich nahm Klug den Weg zurück ins Haus und begab ſich in ſein Arbeitszimmer. Hier öffnete er ſeinen Schreibtiſch, zog ein Bild hervor — es war das Bild ſeiner Mutter — und betrachtete es lange. Er hatte ſie ſehr geliebt, und von Zeit zu Zeit, wenn ihn etwas tief beſchäftigte, flüchtete er ſich zu ihr und redete mit ihr, als ob ſie noch lebe. Sie und die Natur waren ſeine beſten Freunde, ihnen flüſterte er zu, was ſeine Seele und ſein Herz bewegten.

Auch eine Photographie von Ellen-Luiſe, die ſie ihm während ihres letzten Aufenthaltes geſchenkt hatte, betrachtete er lange. Es war ein reizendes Bild. So ſchön, ſo trotzig-unnahbar und doch ſo mädchenhaft, ſo begehrenswert erſchien ſie ſeinem Auge. „Süßes, liebes Mädchen!“ flüſterte Klug und küßte wieder und immer wieder das Bild.

Und morgen ſollte er ſie ſehen. Er ſollte mit ihr ein Geheimnis teilen; ſie hatte ihn zu ihrem Berater gemacht.

Die ganze Welt war voll Sonnenſchein. Wäre ein Bettler in dieſem Augenblick in Klugs Zimmer getreten und hätte geſagt: „ich brauche viel, Herr, hundert Thaler!“ er hätte ſie ihm gegeben, denn er war zu glücklich!

Seit fünfzehn Minuten wanderte Klug bereits an der ſogenannten Burg, einem oberhalb der Stadt Viga belegenen Hügel, an den ſich die von Ellen-Luiſe bezeichnete Allee anſchloß, auf und ab. Er war ſchon in der Frühe zu Pferde eingetroffen, hatte noch etwas geruht und ſein Frühſtück verzehrt und war dann auf einem einſamen Umwege bis an den verabredeten Zuſammenkunftsort gegangen. Als abermals fünf Minuten verſtrichen waren, ohne daß Ellen-Luiſe erſchien, befiel ihn eine unruhige Stimmung; er malte ſich aus, daß Hinderniſſe eingetreten ſeien, daß ſie gar nicht kommen würde, daß alle an dieſes Zuſammentreffen geknüpften ſchönen Hoffnungen in nichts zergingen.

Sonderbarerweiſe ſtieg gerade heute neben Ellen-Luiſe das Bild von Fräulein Marie vor ſeinem Geiſt auf und drängte ſich in ſeine Vorſtellungen. Er war er ihr nur zweimal wieder begegnet. Einmal hatte er ſie mit ihrem Schwager im offenen Wagen auf der Landſtraße in der Nähe ſeines Gutes getroffen und ihr ſtilles Weſen war ihm aufgefallen, das andere Mal war er gerade infolge dieſes Zuſammentreffens, das eine mit einem ſtarken Gefühl von Unbehagen verbundene Unſicherheit in ihm zurückgelaſſen, nach Eiche gefahren. Er wollte wiſſen, weshalb ſie ihm ſo fremd begegnet war. Wahrſcheinlich war dies durch ſein langes Fortbleiben hervorgerufen worden. Sie mochte denken: Als du mich brauchteſt, kamſt du, da bliebſt du lange und nahmſt mich faſt den ganzen Tag in Anſpruch. Nun du meiner nicht bedarfſt, meideſt du mich. Gerade weil ich ein einfaches Mädchen bin, weil ich meinem Stande nach nicht zu dir gehöre, ſollteſt du beſonders zartfühlend ſein. Und indem Klug ſich alles dieſes vorhielt, fand er, daß Fräulein Marie recht hatte.

Als er ſie im Krug ſuchte, zeigte ihr Schwager, der hinter dem Schenktiſch ſtand, in ſeiner ruhigen Weiſe ſeitwärts auf die Wohnſtube und ſagte in dem unvollkommenen Hochdeutſch der plattdeutſch Redenden: „Meine Frau is in der Stadt, aber meine Schwägerin is, ſoviel ich weiß, bei's Plätten, Herr Klug. Bitte, wollen Sie mal einkucken.“

Klug nickte und klopfte an die Thür. Als er auf ein helles „Herein“ näher trat, ſah er Fräulein Marie in einem blitzſaubren Morgenrock mit dem Bügeleiſen thätig.

Das Plättbrett ruhte auf zwei Stühlen, neben ihr ſtand ein großer Korb, in dem weiße Wäſche lag, und ſie war eben damit beſchäftigt, die Krauſen an einem Unterrock einzeln auszuplätten.

Sie wurde dunkelrot, und das Plätteiſen ruhte für Sekunden, dann aber ſagte ſie, ihre Verlegenheit mit guter Miene zurückdrängend und die Spitze des heißen Plätteiſens von neuem in eine der kleinen Falten des geſteiften Rockes preſſend: „Das iſt aber eine Überraſchung, Herr Klug. Wir meinten ſchon, Sie wollten mit den Leuten in Eiche nichts mehr zu thun haben. Einige erzählten, Sie wären geadelt! Muß ich auch Herr von Klug ſagen?“

„Eine Frage, Fräulein Marie: ſcherzen Sie, oder ſprechen Sie im Ernſt?“

„Ganz im Ernſt, Herr Klug.“ Sie ſprach's neckend.

„Ja, ich bin auch wirklich geadelt, Fräulein Marie! Und nicht nur mit einem von; Majeſtät hat mich in den Grafenſtand erhoben. Graf Klug, das klingt! Nicht wahr, Fräulein Marie?“

„Nein, das klingt gar nicht, Herr Klug. Sie müſſen Herr Klug heißen. Daran bin ich gewohnt und das iſt mir lieb.“

„Beruhigen Sie ſich, Fräulein Marie! Es iſt nichts mit dem Grafen. Mögen Sie mich nun wieder ein bißchen leiden?“

Fräulein Marie ſchüttelte den Kopf. „Ich ſagte Ihnen doch ſchon, Herr Klug, daß ich böſe auf Sie bin.“

„Nein, Sie ſagten es nicht, Fräulein Marie; aber Sie zeigten es mir neulich, als wir uns bei Schinkel am Kreuzweg begegneten.“

„Ja, ich war böſe, daß Sie ſich gar nicht einmal ſehen ließen, oder eigentlich“ — hier tupfte Fräulein Marie mit dem naſſen Zeigefinger unter das Plätteiſen, in das ſie einen neuen Bolzen geſchoben — „nicht böſe, aber —“

„Nun, Fräulein Marie?“

„Etwas traurig, Herr Klug.“

„Hm, hm,“ machte Klug verlegen, während Marie einen anderen Kragen zum Plätten vornahm.

Es entſtand eine Pauſe.

„Iſt es Ihnen nicht oft ſehr einſam hier auf dem Lande?“ fragte er dann. „Sie haben ſo viele Intereſſen und möchten gewiß lieber in der Stadt leben!?“

„Nein, ich möchte nirgendwo anders leben, Herr Klug. Und einſam? — Ja! Aber für alle Frauen, ob ſie in der Stadt oder auf dem Lande ſind, iſt es einſam. Die Männer haben es beſſer.“

„Ja, das iſt wahr! Alſo hier möchten Sie immer bleiben? Das gefällt mir! Ich will mich auch nie verändern.“

Maries Augen blitzten, während ſie den fertig geplätteten Kragen fortlegte. „Entſchuldigen Sie, Herr Klug, ich muß mir einen Bolzen holen,“ ſagte ſie dann, ihn freundlich anblickend. „In einer halben Stunde bin ich mit Plätten fertig. Dann ſoll ich im Garten Sauerampfer ſchneiden. Sie können mir helfen —“

Das Mädchen lachte und ſchlüpfte hinaus.

Klug war dann noch bis zum Nachmittag geblieben, aber ſie hatten den leichten Ton nicht wieder gefunden, und erſt als er verſprochen hatte, ſehr bald wiederzukommen, war ihr Auge wieder warm und freundlich geworden. —

Klugs Gedanken und Erinnerungen wurden hier unterbrochen, weil endlich Ellen-Luiſe in der Ferne an der Biegung des von der Stadt hinaufführenden Weges auftauchte. Sie trug, da der Tag rauh war, einen eng anſchließenden Herbſtmantel von ſilbergrauer Farbe, mit Taſchen vorn, in die ſie ihre Hände geſteckt hatte. Es lag etwas Keckes in ihrer Erſcheinung und doch war's die Ellen-Luiſe von ehedem nicht mehr, nicht die Ellen-Luiſe, die vor Wochen nach Kroppholz gekommen war und damals noch den Eindruck eines halben Kindes gemacht hatte. Sie erſchien voller, reifer, geſetzter.

Klug ſchritt ihr raſch entgegen. Als er ſie erreicht hatte, ſie vor ihm ſtand, ſtumm und in ſichtlicher Verlegenheit, obſchon ſich in ihrer Haltung das gewohnte Selbſtgefühl ausdrückte, ergriff er ihre Rechte, küßte ſie und ſagte: „Ich hatte nicht die Hoffnung, Sie ſo bald wiederzuſehen. Ich freue mich aber ganz außerordentlich darüber und — und — bitte, iſt es Ihnen gefällig, daß wir ins Gehölz gehen?“

Ellen-Luiſe neigte leicht den Kopf, dann entgegnete ſie: „Sie werden ſich jedenfalls ſehr gewundert haben, daß ich an Sie ſchrieb. Aber ich fand zu Hauſe alles ſehr traurig. Mein Vater war ungerecht und grauſam gegen mich. Ich habe ſehr viel geweint. In meiner Not faßte ich den Entſchluß, mich Ihnen — meinem Freunde — anzuvertrauen.“

Und ohne abzuſetzen und in einem Tone, als ob ſie fürchte, nach einer Unterbrechung nicht ſo geläufig weiter ſprechen zu können, fuhr ſie fort: „Ich muß aus dem Hauſe, ſobald als möglich, Herr Klug. Ich habe beſchloſſen, eine Stellung anzunehmen, mich als Geſellſchafterin oder ſonſt nützlich zu machen. Aber nicht hier in Deutſchland! Ich möchte nach Amerika, weit, weit fort. Und nun komme ich mit einer Frage, Herr Klug, die ich ſchwer über die Lippen bringe. Ich weiß niemanden, an den ich mich wenden könnte, der mir — das iſt es, Herr Klug — die Mittel dazu gibt. Wie es in unſerer Familie ſteht, wiſſen Sie vielleicht. Von meinem Vater iſt nichts zu erwarten. Im Gegenteil! Er wird meinem Vorhaben den größten Widerſtand entgegenſtellen. Meine Verwandten ſind auch nicht in der Lage, mir zu helfen, und ich mag ſie auch nicht darum bitten. Ferdinand hat ebenfalls ſchwere Sorgen. Es iſt überhaupt recht traurig bei uns beſtellt! Schein, alles Schein! Ich leide furchtbar unter dieſer Thatſache!“

Ellen-Luiſe brach ab. Sie wagte es nicht, die Augen zu dem Manne emporzuſchlagen, der mit ſo ernſtem, teilnehmendem Ausdruck neben ihr herging.

„Darf ich mir eine Vorfrage erlauben, Fräulein Ellen-Luiſe,“ begann Klug und betonte jedes Wort. „Wiſſen Ihre Angehörigen, was Sie vorhaben? Billigen ſie es? Und haben Sie wirklich Neigung, eine Stellung anzunehmen, vorausgeſetzt, daß es gelingt, eine ſolche zu finden?“

„Nein,“ entgegnete Ellen-Luiſe und ſchüttelte den Kopf. „Niemand weiß von meinem Vorhaben, und beſonderes Vergnügen macht's mir gewiß nicht. Nicht, weil ich nicht arbeiten will, aber mit mir iſt nicht leicht umgehen. Ich bin ſehr rechthaberiſch und verwöhnt. Ich kenne meine Fehler ſehr gut.“

„Wie Sie das ſagen, wie Sie das ſo ehrlich ſagen,“ ſetzte Klug ein.

Aber Ellen-Luiſe teilte das Entzücken Klugs über ihre Worte durchaus nicht, ebenſowenig den Enthuſiasmus, der für ihre Perſon in ihnen lag.

Sie ſagte ſchroff: „Es iſt leider nur zu wahr! Wie ſoll ich jemandem gefallen? Auch Hans hat mir das oft vorgeworfen —“

Sie ſtockte, ſie wollte von dem Manne, den ſie liebte oder geliebt hatte, heute am wenigſten ſprechen. Ihr Gefühl ſagte ihr, daß es Klug verletzen mußte, wenn ſie ſeiner Erwähnung that, daß es ihn auch weniger geneigt machen würde, ihr zu dienen.

„Iſt denn gar kein Ausweg möglich, Fräulein Ellen-Luiſe? Keine Möglichkeit, daß Sie hier bleiben?“ fragte Klug in ſanftem Tone.

Sie waren an einer Bank angelangt; unwillkürlich ließen ſie ſich auf den Sitz nieder.

Die Sonne war noch immer nicht zum Durchbruch gelangt. Freudelos erſchien der lichtleere Wald; die Bäume ſtanden ſtarr, bewegungslos, als ob ſie in dumpfer Reſignation ihr Schickſal trügen, und das Erdreich, der leuchtenden Farben entkleidet, machte den Eindruck gleichgültiger Lebloſigkeit. Etwas Troſtloſes lag in der geſamten Natur, die ſie umgab.

„Nein, ich ſehe keine Möglichkeit, Herr Klug,“ gab Ellen-Luiſe traurig zurück. Ihr erſchien alles, was geweſen, grenzenlos qualvoll und was ihr bevorſtand, dunkel und ausſichtslos.

„Ich möchte es doch glauben!“ fiel Klug in feſtem Tone ein. „Vorausſenden will ich, daß ich natürlich zu Ihrer Verfügung ſtehe. Die Summe, die Sie brauchen, iſt in jedem Augenblick vorhanden. Alſo nicht deshalb ſpreche ich, ſondern Ihretwegen. Suchen Sie ſich doch einſtweilen mit den Verhältniſſen abzufinden. Ich könnte ja mit Ihrem Herrn Bruder ſprechen. Bei ihm finden Sie jederzeit eine Zuflucht. Allmählich wird ſich dann der Himmel für Sie aufhellen. Darf ich mir noch eine Frage erlauben, Fräulein Ellen-Luiſe! Iſt es — iſt es — ganz vorbei mit Herrn von der Münde? Haben Sie ſich wieder entlobt?“

„Ja, Herr Klug! Und das iſt auch ein Grund! Sie vergeſſen, daß, wenn ich bei Ferdinand bleibe, mein Vater Gewalt über mich hat, und daß ich doch meinem Bruder auf die Länge nicht zur Laſt fallen kann. Nein, nein, es geht nicht.“

„Wie ſchade, daß ich nicht Ihr Bruder bin, Fräulein Ellen-Luiſe,“ ſtieß Klug heraus. Faſt naiv klangen die Worte, die recht eigentlich des Mannes gutem Herzen entſprangen.

Ellen-Luiſe nickte zuſtimmend, wie ein Kind.

„Sie liebten wohl Hans von der Münde ſehr?“ ſetzte Klug wieder ein. Er verſtand es ſelbſt nicht, daß die Frage über ſeine Lippen kam, aber ſein Gefühl drängte nach einem Ausweg; ihm war das Herz ſo übervoll.

„Ja, ich liebte ihn!“ beſtätigte ſie und ſtarrte vor ſich hin.

Wieder entſtand eine Pauſe. Ellen-Luiſe war mit ihren Gedanken bei der Vergangenheit, und Klug beſtand einen ſchweren Kampf. Heute von ſeiner Liebe zu ihr zu ſprechen, erſchien ihm mehr als unzart. Sie kam zu ihm in ihrer Not, ſie wollte ſeine Hilfe, da durfte er von ſolchen Dingen nicht reden. Ihr aber ohne Einſchränkung zuſtimmen, ihr die Hand bieten zur Verwirklichung eines Planes, der ſie vielleicht für immer von ihm entfernte, das entſprach weder der Vernunft noch ſeinem Vorteil.

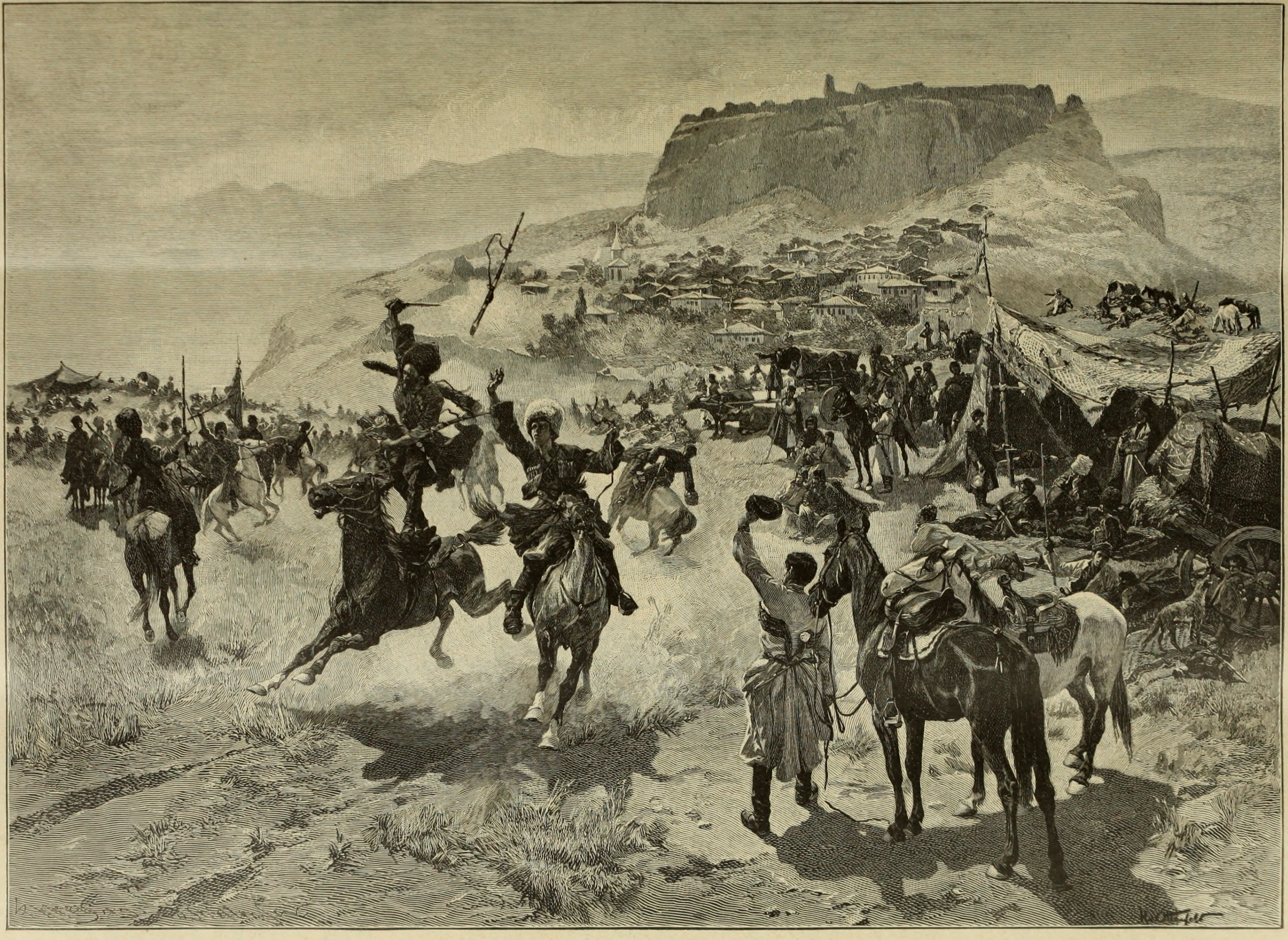
Am einfachſten war's, er ſagte ihr: Fräulein Ellen-Luiſe, kommen Sie zu mir, wenn Sie keine Heimſtätte haben! Ich will Ihnen begegnen, wie einer Schweſter, ich will für Sie ſorgen! Aber welch ein unausführbarer Gedanke war das! Da war eine offene Erklärung doch noch eher am Platz.

„Ich ſinne und ſinne,“ nahm Klug wieder das Wort, erhob den während der Pauſe vornübergebeugten Körper und ſchlug das zur Erde gerichtete Auge empor, „ob ich nicht doch noch einen Ausweg finde. Einen wüßte ich, aber —“

„Aber, Herr Klug?“ Ellen-Luiſens Mienen wurden lebhaft. Sie blickte Klug forſchend, faſt ermunternd an.

Klug ſchlug das Herz, als ob es ſpringen müſſe. Nun galt's, etwas zu thun, was ihm eben noch ganz unmöglich erſchienen war. „Ja, Fräulein Ellen-Luiſe,“ ſagte er mit bebender, eindringlicher, zärtlicher Stimme, „ich kenne einen Ausweg! Entſchließen Sie ſich und werden Sie Heinrich Klugs Frau!“

(Fortſetzung folgt.)



Volksfeſt im Kaukaſus. Nach dem Gemälde von R. von Ottenfeld.
(Verlag der Münchener Kunſt- und Verlagsanſtalt Dr. E. Albert & Co. in München.)

# Volksfeſt im Kaukaſus.

Von A. Gundaccar von Suttner.

(Zu dem Bilde auf S. 341.)

(Abdruck verboten.)

Der europäiſche Einfluß hat heutzutage auch im Oſten ſeinen ſiegreichen Einzug gehalten. Während vor wenigen Jahrzehnten noch ein deutſcher Dichter „die ſchönen Mädchen von Tiflis“ beſang, wie ſie in graziöſem Reigen auf den platten Dächern der georgiſchen Hauptſtadt dahinſchwebten, in Seide von grellen Farben gehüllt, das feine Gewebe des Schleiers im leichten Luftzuge der mondhellen Nacht flatternd, weiden heute auf den letzten platten Dächern der aſiatiſchen Vorſtadt die Ziegen, — und die Schönen wandeln in Rembrandt- oder neckiſchen Kapot-Hüten über den modernen Golowinski-Proſpekt, plaudern franzöſiſch oder deutſch und unterhalten ſich über den letzten ,,raout“ beim Generalgouverneur, wo es in der That ſehr ,,chic“ zuging.

Der Touriſt, der als ſolcher im Fluge das Land durcheilt, das heißt, in Batum den Eiſenbahnwagen beſteigt und meint, die richtigen Eindrücke zu ſammeln, wenn er auf den Hauptſtationen kurzen Halt macht, wird ſich einigermaßen enttäuſcht fühlen. Um das echte, urſprüngliche, wilde Leben zu finden, muß man die Straße der europäiſchen Civiliſation verlaſſen und Gegenden aufſuchen, in die dieſe Allbezwingerin erſt vom Hörenſagen gedrungen iſt, und da dürften als Ziel am meiſten die imerethiſchen und noch beſſer die mingreliſchen Hochlande anzuempfehlen ſein.

Allein mit ſolchen Ausflügen hat es auch ſeine Schwierigkeiten: dieſelben ganz auf eigene Fauſt zu unternehmen, wäre nicht ratſam, denn der Fremde iſt dem Eingebornen in der Regel kein willkommener Gaſt, — noch weniger aber den ruſſiſchen Verwaltungsbeamten, die in jedem Beſucher aus dem Weſten einen verkappten preußiſchen Offizier wittern, welcher in der harmloſen Maske eines Touriſten von ſeiner Regierung abgeordnet iſt, die dortigen, oft recht mißlichen Verhältniſſe zu ſtudieren, gelegentlich auch Plänchen und Kärtchen anzufertigen, — kurz in Dingen herumzuſchnüffeln, die den Nachbar eigentlich nichts angehen.

In ſolchen Fällen ſorgt der Diſtrikts-Chef gewiſſenhaft dafür, daß der p. t. Reiſende eine „Schutz“-Eskorte erhält, welche, ſtatt ihm zu dienen, die Obliegenheit hat, ihn zu überwachen, ihn von allen jenen Punkten fernzuhalten, in welchen etwas faul iſt, und ihn auf dem kürzeſten Wege, — alſo auf der Landſtraße, — nach der Grenze zu geleiten, wo ihn der nächſte Diſtrikts-Kollege in Empfang nehmen mag, um dem Gaſte dieſelben Dienſtleiſtungen zu teil werden zu laſſen.

Anders geſtalten ſich die Dinge, wenn man einen der einflußreichen Häuptlinge, die heutzutage in Kniaz (Fürſt) ruſſifiziert ſind, zum Freund oder Gönner hat. Dann klappt alles weit beſſer; man ſchert ſich nicht viel um die Behörde, man iſt der Gaſt des Fürſten und damit baſta!

Da das Geſetz der Gaſtfreundſchaft im Kaukaſus als eines der heiligſten, ja, als das allerheiligſte gilt, ſo iſt man unter ſolchen Umſtänden in der Lage, in verhältnismäßig kurzer Zeit alle Wünſche befriedigt zu ſehen, die einem die Neugierde diktiert. Schon das Leben an und für ſich auf ſolch einem Fürſtenſitze iſt ein ſo eigenartiges, daß es jeden feſſeln muß, der überhaupt ein Intereſſe für Land und Leute fühlt. Allerdings ſind die Großen auch allenthalben ſo europäiſiert, daß die weſtlichen Sitten in ihrem Haushalte Eingang gefunden haben, zumeiſt aber doch nur bei ihren höchſteigenen Perſonen und jenen, welche zum Stamme gehören, während die Umgebung noch in den altväteriſchen Gewohnheiten ſteckt und nur ab und zu von dem profitiert, was ihr der „Herr“ eben zukommen zu laſſen gewillt iſt.

So wurde es beiſpielsweiſe beim Fürſten von Mingrelien gehalten. Während die Familie ſelbſt und deren Gäſte die Errungenſchaften genoſſen, die der langjährige Aufenthalt in Paris, Homburg und Petersburg mit ſich gebracht, herrſchten in der eingebornen Umgebung noch zum großen Teil jene mittelalterlichen Zuſtände, die ſich von den Ureltern auf die Urenkel vererbt hatten. Alle dieſe kleinen Edelleute, — einſtige Vaſallen, — welche mit Gefolge hergezogen kamen, um in der unmittelbaren Nähe der Sommerreſidenz ihr Lager aufzuſchlagen und dem „Herrn“ ihre Huldigung darzubringen, waren und ſind größtenteils heute noch wilde Kinder einer wilden Natur, — Clan-Häuptlinge, wie wir ſie in den Scottſchen Romanen finden, derer einziger Exiſtenzzweck in jener Lebensweiſe gipfelt, welche von den Rittern des Mittelalters geführt wurde: Jagd, Sport, Trinkgelage, Tanz, Geſang, Spiel und gelegentlich ein kleiner Eingriff ins Nachbargehege, wenn ſich dort gerade ein paar Pferde befinden, die wert ſind, daß man um ihren Beſitz eine Kugel riskiert.

Daß ſolche Gäſte nicht gerade zu den wünſchenswerteſten zählen, wird man begreiflich finden, allein noblesse oblige! Wenn man der Fürſt des Landes iſt, der Nachkomme jener gewaltigen Herren, die das Scepter führten, ſo kann man ſich eben ſolcher Beſucher nicht erwehren und muß mit guter Miene die Maſſen abfüttern und -tränken, die einmal vom alten Brauch nicht laſſen wollen, den Höheren und Reicheren durch ein paar Wochen auf dieſe Art zu brandſchatzen. Und ſchließlich mag ja das Gefühl kein ſo unangenehmes ſein, dieſe Kleinen um ſich ſcharwenzeln zu ſehen, allzeit dienſtbereit, ſei es eine Cigarette zu rollen, Feuer zu bringen, eine Falkenjagd in Szene zu ſetzen oder ein Ballſpiel, eine Fantaſia, — je nach Luſt und Launen des Gebieters.

Den liebſten Zeitvertreib geben die Reiterſpiele ab, in welchen die Eingeborenen eine Geſchicklichkeit und Geſchmeidigkeit entwickeln, um die ſie jeder Cirkuskünſtler beneiden könnte.

Gewöhnlich beginnt das Ganze mit einem Rennen, das ſchon an und für ſich nicht ungefährlich iſt, weil da allerlei Liſten geſtattet ſind, um dem Parteigenoſſen zum Siege zu verhelfen. Was auf unſerem Turf verpönt wäre, iſt dort erlaubt: Die Intereſſenten, — ob ſie nun wetten oder nur für ihren Bevorzugten überhaupt Partei ergreifen wollen, — dürfen beiſpielsweiſe im Hinterhalt liegen und die Pferde der Gegner, falls dieſe an die Spitze kommen, durch allerlei Mittel, Tücherſchwenken, Piſtolenſchüſſe, ſchrecken, um ſo dem Freunde wieder zum Vorſprung zu verhelfen. Manchmal ſetzt es da recht arge Zwiſchenfälle ab, und ein Bein- oder Armbruch gehört nicht zu den Seltenheiten.

Iſt das Rennen beendet und ſind die Preiſe verteilt, dann geht es an das eigentliche Spiel, und da thut nun jeder ſein Beſtes, um den Nebenbuhler an Kunſtfertigkeit und Waghalſigkeit zu überbieten. Hier jagt einer im vollſten Laufe ſeines Pferdes dahin, um plötzlich den Oberkörper ſo tief herabſinken zu laſſen, daß er mit der Hand eine Pelzmütze oder den Baſchlik aufleſen kann, dort ſchleudert ein anderer ſeine geſpannte Flinte ſchräg vor ſich in die Luft, um ſie ſofort wieder aufzufangen und loszudrücken; ein dritter ſchnellt unverſehens im wildeſten Galop aus dem Sattel empor und legt eine Strecke ſtehend zurück, und lautes Beifallsjauchzen lohnt jenem, der die anderen mit einem ſchwierigen Kunſtſtück übertrumpft hat.

Nicht weniger bewundernswert als der Reiter iſt ſein Pferd. Dieſe kleine, unanſehnliche Raſſe bewährt ſich in den ſchwierigſten Lagen. Sei es im ſcharfen Rennen auf der Ebene oder im mühſeligen Klimmen auf den halsbrecheriſchen Gebirgspfaden, immer zeigt das Tier Ausdauer, Kraft und ſolche Sicherheit, daß man auf wirklich gefährlichen Saumpfaden am beſten thut, die Führung ganz ſeinem Pferde zu überlaſſen. Bei ſolchen Vorzügen ſollte man meinen, daß der Kaukaſier zu ſeinem Roß dieſelbe Liebe zeigt, wie der Araber, der dieſen Gefährten wie ein Familienmitglied — und oft beſſer noch — behandelt. Das iſt aber nicht der Fall. Wenn von einer Liebe die Rede ſein kann, ſo zeigt ſich dieſe in der Regel nur zum Pferde des Nachbars, und zwar in der Form, daß man es ſtiehlt, ſobald ſich hierzu eine günſtige Gelegenheit bietet. Das iſt eben dort Sport und noch dazu ein Sport, welcher der Ehre des Thäters keinen Eintrag thut, vorausgeſetzt, daß der Raub gewandt, verwegen ausgeführt wird und — gelingt. Im Kodex der Tſcherkeſſen gab es ſogar einen Artikel, der Viehdiebſtahl nur als ſtrafbar bezeichnete, wenn der Betreffende ungeſchickt genug war, ſich in flagranti ertappen zu laſſen, und dieſer Geſetzesparagraph lebt heute noch inſofern fort, als das Anſehen des findigen Räubers mit jeder neuen That ſteigt.

Wie oft hört man nicht in Mingrelien bei ſtiller Nacht den eigentümlichen langgezogenen Ruf: „Uih! Uih!“, der ſich von Gehöft zu Gehöft fortpflanzt. Das iſt das Alarmſignal, daß ein Räuber in fremdes Gehege einbrach — und, nun wird es allenthalben lebendig. Bald iſt man hinter dem Verwegenen drein, — meiſt in einer und derſelben Richtung, denn es geht in der Regel dem reißenden Fluſſe Ingur zu, über den der Waghals ſchwimmend ſetzt, um nach Abchaſien zu gelangen. Dort drüben iſt er dann ſo gut wie geborgen: allenthalben findet er ſeine Hehler, die jederzeit bereit ſind, das geraubte Gut gegen bares Geld zu übernehmen und in größter Eile weiter zu ſchaffen. Raſch wird das Brandzeichen verändert, der Paß danach ausgeſtellt, und meldet ſich ſchließlich der Eigentümer, der hartnäckig der Fährte gefolgt iſt, ſo iſt er machtlos, denn das jetzige Zeichen ſtimmt nicht mit dem, das er in ſeinem Dokumente aufzuweiſen hat.*)

Sind die Reiterſpiele zu Ende, dann geht es gewöhnlich an ein Trinkgelage. Im allgemeinen iſt der Kaukaſier nüchtern, beſonders der Mingrelier, aber es gibt Gelegenheiten, bei denen er ſeinen Mann zu ſtellen hat und auch zu ſtellen weiß; hauptſächlich in ſolchen Fällen, in welchen es auf fremde Koſten geht. Da wird gegeſſen und getrunken, daß der Körper für eine Woche hinaus geſättigt iſt. Bei beſonders feierlichen Ereigniſſen geht es auch in bezug auf Zecherei ganz formell zu: da darf der Tolumbaſch nicht fehlen, — der Vor- oder Geſundheitstrinker — der oft in dieſem Amte ſeinen Lebensberuf ſieht und von Hof zu Hof wandert, um ſeine Pflicht auf das gewiſſenhafteſte zu erfüllen. Mit feierlich ernſter Miene folgt er dem Manne, der auf einer großen Platte ebenſo viele gefüllte Gläſer trägt, wie Gäſte anweſend ſind. Der Vornehmſte wird zuerſt in wohlgeſetzter Rede bedacht und das Glas auf die Nagelprobe geleert. Eine kurze Pauſe erhabenen Schweigens, bedächtigen Inſichverſunkenſeins, dann kommt der Nächſte an die Reihe, und ſo fort, bis alle Anweſenden mit einem Glaſe gefeiert ſind. Hiermit iſt aber die Aufgabe noch nicht gelöſt: Jetzt heißt es erſt auch der Verwandten der Feſtteilnehmer zu gedenken, und ſo leiſtet oft der Tolumbaſch das Unglaublichſte. Würdevoll, geraden Schrittes, geht er endlich von dannen, nachdem er noch, wenn er gerade einen beſonders guten Tag hat, ein volles Trinkhorn als Gratiszugabe hinuntergegoſſen. Wein, Weib, Geſang! Auch dieſer Spruch ſteht in Kaukaſien in Ehren. Kaum ſind die Lebensgeiſter durch den kräftigen Traubenſaft angeregt, ſo vernimmt man das Klingen der primitiven Laute, und irgend ein Fiſtelſänger gibt ſeine Kunſt in allerlei Improviſationen zum beſten! Anfangs gezogen, melancholiſch, in allen Moll-Modulationen, dann lebhafter; begleitende Stimmen fallen ein, die anderen klatſchen im Rhythmus in die Hände, das Brummen des Tambourins wird vernehmlich, — und jetzt ſchnellt einer empor, um in zierlichen, oft ſehr komplizierten Tanzſchritten den Kreis zu durchſchwirren, der ſich raſch gebildet hat. Vor irgend einer Maid mit langen Zöpfen, mit blitzenden Augen macht er Halt, um ſie unter tiefer Verbeugung zur Partnerin einzuladen, und nun gleitet ſie dahin, von ihm gefolgt — bald fliehend, bald mit jähem Ruck Stand haltend — er umkreiſt ſie, er wirbelt vor ihr auf und nieder — der wahre Sonnentanz eines Libellen-Paares. Lautes Gejauchze, begeiſtertes Händeklatſchen eifert die beiden an, bis ſie erſchöpft vom Schauplatze abtreten, um den Nächſtfolgenden Platz zu machen.

Hat man der Tanzluſt zur Genüge gefröhnt, ſo tritt noch der fahrende Sänger in ſeine Rechte: liſtig blinzelnd ſetzt er ſich in den fröhlichen Kreis, bläſt ſeine Sackpfeife auf und nun geht es im näſelnden Ton an das Beſingen der Schönen, die er der Reihe nach aus den Umſitzenden wählt. Auch das ſtarke Geſchlecht kommt daran, und je nach der Großmut der Betreffenden feiert er ihre Heldenthaten oder geißelt in beißender Ironie ihre Schwächen. So fliegen die Stunden dahin, bis endlich das Dunkel der Nacht hereinbricht und der Feſtlichkeit ein Ende macht.

In manchen Spielen und Volksbeluſtigungen dürfte noch ein Stück klaſſiſchen Altertums ſtecken. So im Ballſpiel, das nicht im Zuwerfen und Fangen des rieſigen ſchweren Lederballs beſteht, ſondern darin, daß man ihn mit den Füßen vor ſich hinſtößt, im geeigneten Augenblick eilig aufrafft und damit das Lager der Freunde zu erreichen ſucht. Dabei entſcheiden die ſchnellſten Beine, die kräftigſten Muskeln, um dem Gegner dem Weg abzulaufen und ihm den Ball zu entreißen.

An dieſem Spiele beteiligen ſich oft ganze Dorfſchaften, die unter Chorgeſang einherziehen, ihr Lager abſtecken und dann den Kampf beginnen. Nicht ſelten ſetzt es Verwundungen ab, teils zufällige, teils abſichtliche, denn die Einleitung beſteht darin, daß eine Perſon auf dem freien Platze zwiſchen den beiden Armeen Aufſtellung nimmt, den Ball in die Luft wirft und dann ſo ſchnell als möglich das Weite ſucht, da nun beide Parteien auf den Punkt losſtürzen, wo die große Lederkugel niedergefallen iſt. Da gibt es dann im Nu ein Gedränge und Gebalge, daß nur alles ſo durcheinander wimmelt, und die, welche in den vorderſten Reihen waren, werden von den Nachſtürmenden oft ſo gepreßt, daß es häufig genug gebrochene Rippen abſetzt. Auch kleine Privatfehden werden dabei unter der Hand mit dem Dolche abgemacht — und man ſuche dann den Thäter, der den günſtigen Augenblick des Gewühls benutzt hat, um ſeine Rache an dem Opfer zu kühlen! Aus dieſem Grunde iſt auch das Ballſpiel mit Beteiligung größerer Maſſen von den Behörden verboten und von der Liſte der großen Volksbeluſtigungen geſtrichen worden.

Die zweite klaſſiſche Kraftübung iſt das Steinſchleudern, oder das Werfen von ganz anſehnlichen Felsklumpen, und dabei kann man oft Proben von Muskelſtärke ſehen, die in der That glauben machen könnten, Herkules in Perſon ſei vom Olymp herabgeſtiegen, um nach langem Schlafe wieder einmal unter den Kindern der Erde zu wandeln.

Doch, wie geſagt, wird das Wilde, Urſprüngliche immer mehr und mehr in die einſamen Diſtrikte zurückgedrängt, in denen man noch in der Weiſe lebt und vegetiert, wie es vor uralten Zeiten gang und gäbe war. Die Städte und deren Umgebung ſind ſchon zu ſehr von ruſſiſchen und weſteuropäiſchen Elementen durchhaucht, um noch an den einſtigen Sitten und Gebräuchen feſtzuhalten. Die Rennen bei Tiflis z. B. ſind matte Nachahmungen abendländiſchen Sports, bei dem die perſönliche Kunſtfertigkeit nicht mehr zur Geltung kommt.

Ein einziges Überbleibſel wären noch die Ringkämpfe, die beſonders in Tiflis regelmäßig veranſtaltet werden, und bei denen man noch in die Lage kommt, ein Stückchen echten Volkslebens zu beobachten. Hauptſächlich die unteren Schichten huldigen mit Leidenſchaft dieſem einigermaßen rohen Sport, und wenn der Held des Tages ſein halbdutzend Gegner in den Sand geſtreckt hat, daß ihnen die Rippen krachten, dann werden dem Manne mit den ſtarken Muskeln ungefähr dieſelben Ehren erwieſen, wie in Europa der Patti mit der ſtarken Stimme. Allerdings die Pferde ſpannt man ihm nicht aus dem Wagen — weil der zerlumpte Kerl in der Regel zu Fuß erſcheint und auch ſo ſeinen Heimweg wieder antritt —, aber der Enthuſiasmus iſt nicht minder groß, und es hat Athleten-Mäcene gegeben, die in ſolchen Augenblicken der Bewunderung und Begeiſterung ſich irgend eines koſtbaren Schmuckſtückes beraubten, um es dem Herkules der Arena zu ſpenden. Das iſt aber auch ſo ziemlich die einzige Gelegenheit, um die einigermaßen phlegmatiſch gewordenen Städter aus dem Häuschen zu bringen.

---

*) Wer ein Pferd aufzieht, verſieht es mit ſeinem ſpeziellen Brandzeichen, das in ein Beſitzdokument eingetragen wird. Verkauft er das Tier, ſo geht dieſer Paß als Beſitzbeglaubigung in die Hände des Käufers über.

Der ruſſiſche Einfluß hat thatſächlich in wenigen Jahrzehnten eine große Umwälzung hervorgerufen. Der Aſiate liebäugelt, trotzdem er den Namen Europa mit etwas wegwerfender Betonung ausſpricht, doch mit dem Weſten und beginnt allmählich ſelbſt zu fühlen, daß er vor allem gewiſſe alte Wildheiten abſtreifen muß, ehe er ſich auf eine Kulturſtufe mit dem Europäer ſtellen kann. Die Kleidung allein macht es nicht aus, wenn er auch gerne im Cylinderhut über den Proſpekt ſtolziert.

Das ſpüren die Eingeborenen ſehr gut, und darum ſenden die Wohlhabenden jetzt häufig ihre Söhne und Töchter nach Europa, um dieſelben dort erziehen zu laſſen. Leider ſieht es aber heutzutage mit der Wohlhabenheit der Georgier nicht glänzend aus, denn zur Zeit der Übergangsperiode waren die Großen noch nicht dazu erzogen, für ihr Fortkommen ſelbſt zu ſorgen. Den Unterthanen lag es ob, den Herrn nebſt den Seinen zu füttern, ihren Anforderungen auf das pünktlichſte nachzukommen, oder, wenn ſie ſelbſt ausgeſaugt waren, doch wenigſtens Heerbann zu leiſten, um beim Nachbar das Fehlende zu ſuchen. Dieſe ſchönen Zeiten ſind aber vorüber — und die Drohnen verhungern im Bau.

Mittlerweile hat ſich ein anderes Element hinaufgeſchwungen, das jetzt den Ton angibt und welches den früheren Herren den Rang abgelaufen hat: die Armenier.

Klein, ſehr klein haben ſie angefangen — als beſcheidene Früchtehändler, Tabakkrämer, Schnittwarenverkäufer, bis es ihnen durch unverdroſſene Zähigkeit gelang, den ganzen Handel an ſich zu reißen und damit auch das Kapital in die Hände zu bekommen. Während die Ariſtokraten das väterliche Erbteil verjubelten, den ruſſiſchen Bezwingern durch närriſchen Aufwand zu imponieren trachteten, arbeiteten dieſe Kleinen ſtill und ruhig fort, ihre Söhne vermehrten die Erſparniſſe der Väter, lebten karg von Zwiebeln und Früchten und kannten nur den Champagner inſofern, daß ſie denſelben um ſchöne Goldrubel an die Herrenſöhne verkauften. Jetzt hat ihrerſeits die dritte Generation genug, um ſich gütlich zu thun, während die Patriziernachkommen froh ſein müſſen, wenn ſie im ruſſiſchen Dienſt als kleine Beamte oder Offiziere ihr kümmerliches Daſein friſten können. Darin gipfelt wohl auch zum größten Teil der Antagonismus der Georgier gegen die Armeniern.

Das iſt aber nicht mehr zu ändern, und man muß ſich mit dem alten Naturgeſetze beſcheiden, daß endlich auch die tauſendjährige Eiche fällt, um einem Nachwuchs Platz zu machen, der nicht immer zur gleichen Gattung gehört.

In der Regel lebt man in Tiflis ſtill und ruhig ſeinen Bürgerpflichten und gönnt ſich nur hin und wieder einige beſcheidene Zerſtreuungen: bricht das Frühjahr an und beginnen die Bäume in der deutſchen Vorſtadt zu grünen, ſo zieht die Familie mit Kind und Kegel in einen der Gärten, um dort den Abend bei Thee und Cigarretten zu genießen. Auch die Zecher geben ſich an jenen Orten mit Vorliebe Stelldichein, und da dehnen ſich die Gelage mit Geſang und Tanz bis tief in die Nacht aus.

Im Winter aber, des Sonntags, packt der pater familias die Seinen zuſammen, Samowar und Lebensmittel dürfen nicht vergeſſen werden, und man wandert in das — Bad, ſo etwa wie der Wiener zum „Heurigen“ zieht. Da plätſchert dann die ganze Smala vergnüglich im heißen Schwefelwaſſer herum, um hernach den Reſt des Tages an Ort und Stelle zu verbringen. Die Zurna, die Nationalmuſik, iſt immer bei der Hand; Laute, Oboe, Tambourin beſorgen die Begleitung, und der Sänger ſchwingt ſich zu den höchſten Jammertönen empor, um den andächtig Lauſchenden zu erzählen, wie einſt die große Königin über dem Lande geherrſcht, wie die Edlen und Großen ſich um ſie geſchart, wie ſie die Grenzen nach Norden und Oſten und Süden mit ihren Paladinen überſchritten und ein Reich hergeſtellt, ſo glänzend, ſo herrlich, ſo mächtig, daß alle die Barbaren gezittert, wenn man den Namen Thamars, der kaukaſiſchen Semiramis, geflüſtert! Da lullen ſich dann die Zuhörer in dieſe ſchönen Zeiten ein, da es noch georgiſche Macht, georgiſche Kultur gegeben, und trübſelig packen ſie endlich wieder ihren Samowar zuſammen, um zur nüchternen Wirklichkeit zurück zu kehren . . . .

---

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

## 13. Kapitel.

„Da warf ich von mir ab, was fleiſchlich zagte!“

Die ganze Inſel weiß überpolſtert, der Schnee in der Bucht hochgetürmt und unberührt, als ob ſeit Ewigkeiten kein Fuß von Menſch oder Tier dies verwunſchene Eiland betreten habe. Droben vom Giebelfenſter des Küſterhauſes ſchimmerte Licht herab: Chriſtine war alſo daheim und hoffentlich allein.

Raſchen Schrittes durchwatete Leberecht den arg aufgeweichten Pfad am Brunnen vorbei zum Küſterhauſe. Die Thüre fand er, wider Gewohnheit, ſchon verſchloſſen. Sein liebſter Schatz fürchtete ſich wohl gar in der Einſamkeit? Volle vierzehn Tage war er fern geblieben, außer ſtande, die geringſte Nachricht nach St. Jürgen ſenden zu können, des böſen Wetters halber. Ihm freilich waren, inmitten der fieberiſchen Aufregung des Wurſter Landes, dieſe vierzehn Tage dahingeflogen wie wenige Stunden; wie aber mochte ſie Chriſtine verbracht haben in der Weltabgeſchiedenheit der verlorenen Inſel und der ſchweigſamen vier Wände des kleinen Heims im Giebel?

Er pochte mit ſeiner Stockkrücke gegen die Hausthür. In der Diele hörte er die Küſtersleute ängſtlich miteinander parlamentieren: „Nä, nä, dat's 'n Spöök*), oder de Franſchen!“

„Goah du, Trientjen!“

„Nä, du bliwwſt bi mi! dat gruugt mi*)! Och! och! wat ſchöl' wi dhon!“

„So öffnet doch! Ich bin's: — Domine.“

Die Küſterin kreiſchte drinnen auf; dann ward der Riegel zurückgeſchoben.

„Gommes**)! Domine, woarafftigen Gott, uſe Domine!“

Der Küſter leuchtete ihm mit dem berußten „Schienfatt,“ der Laterne für Notweg und Sterbefall, wie das Volk ſie nannte, ins Geſicht. „Wi dachden — wi dachden, He wär' d'r nich mehr in'n Lanne, Domine —“

Die Küſterin rannte, in kurzem Rock und Nachtjacke und Schinkenärmeln, ſo wie ſie aus der Bettkoje kam, zu Chriſtine, und Leberecht folgte ihr auf dem Fuße. Nun lief ſie wieder an ihm vorbei, treppab, die hölzernen Klönken klapperten von Stufe zu Stufe. In der Stubenthür ſtand Chriſtine, leichenblaß, die Augen zu unnatürlicher Größe geöffnet. Sie ſtreckte die Finger ſteif vor ſich hin und glitt dann lautlos an ihrem Manne nieder. Kaum, daß er die ohnmächtige Geſtalt in ſeinen Armen auffangen und vor jähem Fallen behüten konnte. Ein eiſiges Grauen überlief ihn, — war er denn ein Totgeglaubter, deſſen Heimkehr wirkte wie eine Geiſtererſcheinung?

Er trug Chriſtine zum Bett und legte ſie auf die Decke nieder. Er netzte ihr die Stirn mit Waſſer, rieb ihre kalten, ſchlaffen Hände, und rief ſie in ſeiner Herzensangſt mit den thörichteſten, ſüßeſten Namen, als ſie da vor ihm lag, ſtill, weiß, die Augen wie gebrochen. Unglaublich zart und ſchmal geworden erſchien ihm ihr liebes, friſches Geſicht.

---

*) Spuk.

*) Es graut mir. **) Bei Gott.

„Wach' auf! Chriſtine — Einzige — trautes Kind, o wach' doch auf!“

Sie regte ſich noch immer nicht, und plötzlich durchfuhr es ihn: „Hab' Erbarmen, Gott, laß ſie nicht wieder erwachen zu dem, was ſie leiden muß!“

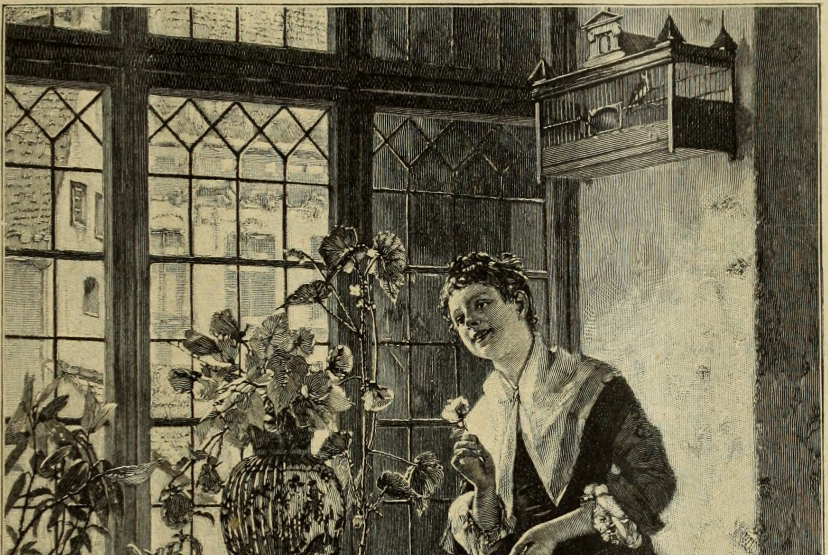
Da aber ſchlug ſie endlich unter ſeinen heißen Küſſen die Augen auf, richtete ſich empor, ſtrich ſich verwirrt die ſchweren Haare aus den Schläfen, und ſank in die Kiſſen zurück. So ſtarrte ſie, noch unfähig zu denken und zu reden, mit matten Augen ihren Gatten an. Er beugte ſich zu ihr nieder, ſchob ſeinen Arm unter ihren Schultern durch und zog ſie ſo zu ſich empor.

„Chriſtine, mein geliebter Engel, hier bin ich ja, bei dir, ſieh mir doch in die Augen, berühre mich, nimm meine Hand, Herzenslieb! Sage mir nur ein einziges, kleines Wort!“

Sie legte ihre kalte Hand in die ſeinige, wendete ihm ſchwerfällig ihr blaſſes Antlitz zu und barg es zwiſchen den drei Kragen ſeines Mantels. Er hatte ſich noch nicht die Zeit genommen, ſeine Reiſekleidung abzulegen. An ſeine Bruſt geſchmiegt, einen Arm ohne Nerv und Willen um ſeinen Hals geſchlungen, ſchluchzte und flüſterte ſie krampfhaft.

„Was iſt es, Liebling? Sprich, ſage mir deine Not, Chriſtine,“ bat er und nahm ſie noch feſter, noch inniger in ſeinen ſtarken und warmen Schutz, „verſuche, dich zu faſſen, laß mich nicht in dieſer Angſt um dich!“

Schauer auf Schauer ſchüttelte ihren Körper, ſie ſeufzte und ſchluchzte und rang nach Worten.



Im Sonnenſchein. Nach dem Gemälde von E. Meiſel.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Ich dachte — o Gott! — ich dachte, du wäreſt fort in den Krieg, du kämeſt nicht wieder! Ich habe dich für tot betrauert, all dieſe langen, langen Tage,“ kam es in abgebrochenen Lauten von des armen Kindes Lippen.

Nun erſt gewahrte er mit Schrecken, daß ſie ihr ſchwarzes Abendmahlskleid trug anſtatt des gewohnten von rötlicher Malvenfarbe.

„Chriſtine, meine geliebteſte Frau, und das konnteſt du mir zutrauen? Daß ich von dir, aus der Welt ginge, ohne Abſchied?“

Langſam richtete ſie den Kopf in die Höhe und ſah in ſeine Augen, die voller Thränen ſtanden.

„Du gehſt wieder, ich weiß es, dies iſt der Abſchied.“

Er vermochte nicht zu antworten, ſie aber ſetzte ſich vollends auf, umſchlang ihn und lehnte ihre thränennaſſe Wange gegen die ſeinige.

„Sage mir die Wahrheit, Leberecht. Die Ungewißheit hat mich faſt von Sinnen gebracht; ich meinte, daß ich daran ſterben müßte. Was es ſei, ich will es tapfer zu ertragen ſuchen, wie ich dir's verſprach, nur ſage mir die volle Wahrheit.“

„Ja, Chriſtine, ich gehe mit in den Krieg, ich kann nicht anders, wenn ich mich ſelbſt nicht verlieren will,“ entgegnete er mit klangloſer Stimme. „Suche es dir klar zu machen, ſage dir, daß Tauſende von Frauen, ärmere, ſchwächere als du, das gleiche Opfer bringen müſſen.“

„Ja, ja! hilf mir, mein Gott, hilf mir!“ Sie drängte ſich mit verzweifelter Liebeskraft gegen den Gatten, ihre Herzen pochten wild, eins an des andern Bruſt, und dann preßte ſie ihre Lippen auf die ſeinen, ſo feſt, ſo lange, als ſollte dieſer Kuß für ſie die Tapferkeit emporlocken aus der Seelentiefe des Geliebten, den ſie laſſen mußte.

„Komm," ſagte er endlich, im Beſtreben, Ruhe und Faſſung zu zeigen, und ihr davon mitzuteilen, „verſuche aufzuſtehen, Kind, verſuch's mir zuliebe. Sieh, ich halte dich, es geht beſſer, als du dir denkſt. So iſt's gut: laß mich dein Haar glattſtreichen, und nimm ein wenig friſches Waſſer für deine Augen. Nun ſeh' ich meinen geliebten Schatz und ſein klares Geſicht wieder. Mut, Mut, Chriſtine!"

Mit feſtem Willen raffte ſie ſich zuſammen und that nach ſeinen Wünſchen. Sie bezwang ihre Thränen, daß ihr die Stirn von der Anſtrengung ſchmerzte, aber es glückte doch. Während er, hie und da eine unheimlich gleichgültige Frage thuend und über den hohen Schnee, die Gefahren des Weges durch Moor und Heide ſprechend, Mantel, Kappe und Stock verwahrte und das Felleiſen auspackte, rief ſie ſich alle jene Geſpräche mit ihm ins Gedächtnis zurück, in denen er ihr ſchon in Brautzeittagen — nein, von Anbeginn ihres Kennens und Liebens, frei und ehrlich geſtanden hatte, daß er ſich nicht werde halten laſſen, wenn das Vaterland einmal all ſeine Männer gegen den Erbfeind fordere und brauche.

„Du haſt gewußt, daß er ſich dir nur leihen konnte," ſprach ſie zu ſich ſelbſt in ihren Gedanken, „du haſt ihm bitter Unrecht gethan, als du meinteſt, er habe ſich heimlich von dir hinweggeſchlichen, wie ein Heuchler, der ſich ſchuldig fühlt. Suche ſeinen Drang nach dem Edelſten auf Erden zu verſtehen und löſche ſein Feuer nicht mit deinen ſelbſtiſchen Thränen. Hoffe auf Gottes gnädige Führung, trage das Unabänderliche und trage es würdig."

An ihren eigenen Gedanken richtete ſie ſich mächtig auf. Ja, wie in ſolchen Zeiten ſchwerſter Prüfung und unabläſſigen Seelenkampfes die Gefühle oft unvermittelt ineinander überfließen, ſo ward ſie urplötzlich von einer wunderbaren Freudigkeit, einem inbrünſtigen Danke dafür ergriffen, daß des Himmels Gnade ihr dieſen heißgeliebteſten aller Sterblichen auf eine kurze Spanne Zeit wiederſchenkte. So ſtark erregte ſie dieſes Gefühl, daß ſie ſich mit einemmale ihres ſchwarzen Kleides ſchämte, in dem ſie ihren Gatten wie einen Toten betrauert hatte. Er lebte! Seine ungeahnte Heimkehr ſollte ihrem Herzen ein gutes Vorzeichen ſeiner glücklichen Rückkunft vom Felde der Ehre bedeuten!

Leiſe ſchlüpfte ſie, hinter der Bettgardine, in ihr malvenrotes Kleid, und als Leberecht, fertig mit Räumen, ſich nach ihr umwendete, lief ſie auf ihn zu, umfaßte ſeinen Kopf und lächelte ihn mit feuchtglänzenden Augen an: „Verzeih' mir meine Schwäche, ich will deiner wert ſein, ich bitte dich, teile mit mir, ſolang' ich dich noch habe, was du darfſt und kannſt. Und zu allererſt — was iſt's mit Volkmar?"

„Gib mir einen Biſſen Abendbrot, wenn du haſt," ſagte er ausweichend, um Zeit zu gewinnen. Sie trug auf, was ſie fand, und beobachtete ihn verſtohlen, während er Brot ſchnitt und über das Meſſer hinweg unbewegten Blickes in die dämmerige Tiefe des kleinen Gemaches ſchaute.

„Volkmar iſt mit ſeinem Freunde zu den preußiſchen Freiſchärlern gegangen," ſagte ſie endlich und legte ihre Hand um Leberechts, die noch immer das Meſſer hielt. „Ich weiß es, ſcheue dich nicht, es mir zu geſtehen."

„Ja, Chriſtine, ſie ſind fort miteinander, und wenn der König von Preußen viel ſolcher wie ſie unter ſeinen Fahnen verſammeln darf, dann, mein' ich, ſteht es gut um unſere deutſche Sache! Volkmar zurückhalten wollen, wäre Unmöglichkeit geweſen. Es gibt Triebe, an deren gewaltſamer Unterdrückung der Menſch einfach zu Grunde geht. So auch dieſer. Du und ich, wir verſtehen unſeren goldenen Jungen, und ſehen den Keim des Mannes in ihm. Sein Freund, der Eberhard Woyta, iſt prächtig, eine edelmänniſche Natur im beſten Sinne. Reemt Arend gibt der kleinen Schar (denn es haben ſich den beiden noch einige andere angeſchloſſen) das Schutzgeleit, bis er ſie ſicheren Freundeshänden überliefern kann, drüben in Holſtein."

„Dies trifft mich vorbereitet," antwortete Chriſtine. „Es konnte ja gar nicht anders mit ihm kommen. Gott behüte ihn uns!"

„Wie aber werden es die Eltern tragen?"

„Mutter wird ſich das Haar weiß grämen — armes, gutes Mutterchen! Vater ahnt es alles, wie ich es vorgeahnt habe. Die Möglichkeit iſt tagtäglich in unſeren Gedanken und Geſprächen geweſen. Volkmars Brief an dich hat ihm Sorge und Verdruß bereitet und ihn gerührt und erfreut, alles miteinander, und dann ſagte er: ‚Gebe der gute Gott, daß dein Mann ihn noch in Dorum findet; vielleicht gelingt es ihm doch, ihn zurückzuhalten.' Aber glauben konnten wir beide nicht daran, und als auch du fernbliebeſt, da — o, nichts mehr von jenen Qualtagen!"

„Chriſtine, ich habe unſerem Bruder ſogar fortgeholfen mit meinem letzten Goldſtücke. Du glaubſt nicht, wie anders als hier es jenſeits des Hammedeiches ausſieht, wie es gärt und ſich regt. Solches Feuer aus irgend welcher irdiſchen Rückſicht dämpfen zu wollen, würd' ich Sünde nennen. Ja, Kind, meine Heimfahrt zu dir iſt auf Schulden gemacht worden, aber, gottlob, ich kann ſie mit Zinſen abtragen. Mein Herz erhoben haben mir die herrlichen Jungen, kurz nachdem mir die fränkiſche Niedertracht in Blut und Galle getreten war! Ja, es muß ein Ende haben, und es wird! Ich wollte —"

„Wann gehſt du von mir?" fragte ſie in ſeinen unterbrochenen Satz hinein. Trotz des feſteſten Willens ſchwankte ihre Stimme und ihre Wangen erblaßten von neuem, ihre Fingerſpitzen erkalteten.

„Es kann ſein morgen, es kann ſein erſt in zwei oder drei Wochen. Sobald mein Ruf kommt."

„Und zu welchem Teile der deutſchen Armee wirſt du ſtoßen?"

„Das iſt das Einzige, was ich dir verſchweigen muß, Chriſtine."

„So will ich nicht weiter in dich dringen. Sage mir nur eins: wie bringt das verarmte Land die Mittel zum Kriegführen auf? Es muß doch Unendliches bedacht werden: Löhnung, Speiſung, Ausrüſtung. Und dann die Verwundeten, die Zurückbleibenden."

Er ſah in ihr Geſicht und die unnatürliche Ruhe der lieblichen, jungen Züge griff ihm ans Herz. Sie nickte zu ihm hinüber: „Erkläre mir das."

„Jeder bringt Opfer, ſo viel und ſo groß er's irgend vermag."

„Sieh, daß ich daran gedacht habe!" Sie ſtand auf und holte eine ganz alte Pappſchachtel hervor, ein rührendes ungeſchlachtes Ding, deſſen Deckel ein roh gezeichnetes und getuſchtes Kinderköpfchen, traurig über ein unmotiviertes Streifchen Wieſengrün ſchauend, zeigte, mit der Umſchrift: „Je suis abandonné!" In dieſer Schachtel bewahrte ſie ſeit Kinderzeiten ihre geringen Schmuckſachen: eine Granatbroſche, eine Zitternadel mit winzigen Türkiſen und Perlen auf dünnem Goldfiligran und zwei oder drei Anhängerchen von unbedeutendem Werte. Dazu hatte ſie die ſchönen Silberſchließen ihres Geſangbuches gelegt und das haargeflochtene Buchzeichen aus ihrer Bibel, mit dem goldenen Kreuzchen daran hängend. „Nimm es," ſagte ſie, „du wirſt wiſſen, wie es am beſten verwendet werden kann. Es iſt nur ſo wenig! Aber Bruder und Gatten beim Heere, o Lieber! Das wiegt die Kleinheit der Gabe auf. Nur meinen Trauring, den laß mich behalten, den und die Wiederſehenshoffnung, und jede Stunde wollen wir beieinander ſein, bis dein Ruf kommt."

Er ſchob ſeinen Teller beiſeite, beugte ſich auf die Hände ſeiner Frau hinab und bedeckte ſie mit heißen Küſſen.

„Ich danke dir! Ich danke meinem Gott wieder und wieder für dich, du Teure, du unausſprechlich Geliebte. Ach, Kind, wenn der Abſchiedsſchmerz auch noch ſo bitter ſein mag, in mir überwächſt ihn das ſelige Glück, daß ein ſolches Herz mein Eigentum iſt für Zeit und Ewigkeit!"

Er kniete zu ihren Füßen nieder, legte ſein Haupt in ihren Schoß, und ſie ſtrich mit ihrer weichen Hand glättend über die widerſpenſtigen Maſſen ſeines Haares.

„Was ich dir bin, das ward ich erſt durch dich," ſagte ſie leiſe mit tiefem Gefühl. „Ich war nichts als ein kleiner, alltäglicher Charakter. Zu wenig hatte ich ins böſe Weltgetriebe hineingeſchaut, zu wenig darunter gelitten, dank der treuen Fürſorge von Vater und Mutter. Dann kamſt du, und du haſt mich allmählich einen ſteilen Hügel hinan geführt. Da ſah ich, je höher ich an deiner lieben Hand ſtieg, in immer weiteren Kreiſen um mich her, da hab ich erkannt, daß die Wiege nicht die Welt iſt und die winzige Inſelſcholle nicht das große Vaterland. Und an meiner unſäglichen Trauer um dich in dieſen beiden öden Wochen hab ich noch eins gelernt, Geliebter: daß du mein Lebensbrot, mein Segensquell biſt. O, wie macht das Entbehren Hunger und Durſt ſo ſcharf! Nun ſtill' ich mir beides wieder bei dir, und du mußt mir Vorrat geben, auf lange Zeit vielleicht, wer weiß es? Du wirſt mich nicht darbend zurücklaſſen, wenn du gehſt!“

Stumm trank er ihre Worte in ſich hinein! Laſt um Laſt fiel von ſeiner Seele ab. Nicht nur körperlich kniete er zu ihren Füßen, auch ſein Geiſt neigte ſich vor ihr. Sie war die Größere im Opferbringen. Ihn trug die Begeiſterung auf mächtigen Flammenfittigen zur Sonnenhöhe empor; ſie blieb in der Erdennot drunten. Aber ihr ſtilles Heldentum ſchickte ſich an, der grauen Aſche ihres Glückes zu entſteigen, ſchön, leuchtend, verklärt gleich dem Vogel Phönix des Märchens. Und als er ihr abermals danken wollte, ſchloß ſie ihm die Lippen.

„Nein, nein, ſo nicht! Das iſt alles an mir, Leberecht. Sieh, dir danke ich's nicht nur, daß ich verſtehe, was mein Bruder wagt und thut, und daß ich ihn deswegen heilig ſpreche: dir werd' ich's auch früh oder ſpät zu danken haben, wenn ich dich mutig ziehen laſſen kann.“

Sie drückte ihr Geſicht einen Augenblick lang in ſeine Hand, dann machte ſie ſich ſanft von ihm los, erhob ſich und räumte, thränenblind, das Zimmer auf, ohne ſich im geringſten bewußt zu ſein, wohin ſie das Gerät trug und ſtellte.

Mitten in dieſer Arbeit fiel ſie ihrem Gatten um den Hals und lachte ſchluchzend unter ſtürzenden Thränen: „Leberecht! o Leberecht! Gott iſt gut, du biſt noch bei mir!“

„Willſt du lieber zuerſt zu den Eltern hinübergehen und ſie vorbereiten?“ ſagte Leberecht in der Frühe des folgenden Tages zu Chriſtine. „Mir kommt, ohne Übertreibung, das Zittern der Angſt, wenn ich daran zurückdenke, wie du geſtern Abend dort in der Thür ſtandeſt und mir für tot in die Arme fielſt.“

Chriſtine wurde rot. „Deshalb ſorg' du dich nicht. Vater iſt immer bei ſeiner Hoffnung geblieben, du würdeſt wiederkommen. Nur ich, ich war feige und kleinlaut. Nein, mach' dich ſelbſt auf den Weg. Lieber, ſage es den Eltern gelaſſen und ſetze Faſſung voraus. Vater wird dir's nicht ſchwer machen, glaube mir's, und bei unſrem Mutterchen thut ein warmes Wort Wunder. Und beruhige du Vater um meinetwegen: du ſiehſt, daß ich mein Los tragen und dir den Abſchied nicht ſchwer machen will.“

Wie Chriſtine vorhergeſagt, ſo kam es. Die Diele der Paſtorei war leer; in der verſchloſſenen Küche hörte Leberecht ſeine Schwiegermutter und Beta mit einer fremden, ſchnarrenden Männerſtimme hin und wieder reden. Er begab ſich ohne weiteres in des Vaters Studierſtube. Dort ſaß der alte Herr am Schreibtiſch, in ſeine ſchweinsledernen Folianten für die große Chronikarbeit vergraben. Die Märzſonne, die draußen fröhlich lachend Schnee und Eis mit Verderben bedrohte, ſchien hell zum Fenſter herein, und der Dompfaff im Weidenkäfig, Volkmars Eigentum, probierte ſchüchtern ſein Stimmchen an den erſten fünf Takten der Lieblingsmelodie ſeines Beſitzers: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden —“

Das Dorumer Dachkämmerchen, der blonde Knabe, ſein unerſchrockener Blick und ſein begeiſtertes, warmes Weſen, alles trat bei dieſen zarten Tönen, die wirklich aus weiter Ferne zu kommen ſchienen, wieder friſch vor Leberechts Seele und erleichterte ihm ſeine Aufgabe.

„Guten Morgen, beſter Vater!“ rief er im Eintreten, den harmloſeſten Gruß wählend, weil ihm das Herz bis hoch in die Kehle hinauf ſchlug; „da bin ich endlich zurück, nach Sturm und Schnee und völliger Pfadloſigkeit.“

„Und was bringſt du mir? Was bringſt du mir von meinem Jungen?“ Die getrübten Augen zwinkerten und zuckten in raſchem Wimperſchlage, die Lippen des eingeſunkenen Mundes bebten; es war, als erwarte der alte Mann das Niederſchmettern einer erhobenen Fauſt auf ſein Haupt.

„Mein lieber Vater, nach ſeinem Briefe an mich wiſſen Sie, auch ohne meine Antwort, was er beſchloſſen und ausgeführt hat. Geſehen, liebgewonnen mit dem ganzen Herzen hab ich ihn noch; aber ich fand ihn geſtiefelt und geſpornt. Ihn zurückzuhalten, das vermocht' ich nicht. Er hätte, allem zum Trotz, Leib und Leben daran geſetzt, um dennoch ſeinen Plan auszutragen. Am Abend des dreiundzwanzigſten vorigen Monats iſt er mit gleichgeſinnten Kameraden hinaufgewandert nach der Elbe zu und von dort nach Holſtein hinüber. In Holſtein werden ſie empfangen, ausgerüſtet und mit anderen vereint. Dann wollen ſie, ein ganzer Zug friſcher, thatkräftiger Jugend, zum Könige nach Breslau.“

Torbeeken ſtützte beide Arme auf ſein Pult und legte den ergrauten Kopf in die Hände, die er ineinander gerungen hatte. „Mein Benjamin, mein einziger!“ ſagte er mit ſchwacher Stimme. „Wie Gott will, wie Gott will! Und auf welche Weiſe werden ſie durch die Grenzpoſten ins Mecklenburgiſche und Preußiſche kommen?“ fragte er nach einer Pauſe zwiſchen den deckenden Fingern hervor.

„Sie haben ihre Pläne von langer Hand ausgearbeitet und bewundernswert klug. So klug, wie es nur der feurigſte Wille bei ſo jungen Jahren zu ſtande bringen kann. Wie geſagt, bei Brunsbüttel ſchon finden ſie ſichere Bedeckung und Fahrgelegenheit. Die Trebbins ſind vielvermögende Leute dort oben im Lande und mit Volkmars Freunde und Marſchgefährten, dem jungen Baron Woyta, vervettert.“

„Wir haben, während du fort wareſt, das welſche Geſchmeiß dreimal hier auf der Inſel gehabt. Wenn die Zeitungen nicht ganz und gar aus Lüge beſtehen, arbeitet ſich's doch wieder lebendig aus Brand und Froſt und Vernichtung hervor. Kein Heuſchreckenſchwarm hat ein zäheres Leben.“

„Die Holzſtöße zu den Feuern wider ſie werden ſchon in allen Feldern geſchichtet. Bald gibt's Rauch und Flammen genug, um die Plage aus der Welt zu ſchaffen.“

„Es ſind ihrer doch zu viele, mein Sohn.“

„Darum müſſen wir uns dagegen ſetzen, Mann für Mann, Vater; unſer tapferer Knabe nicht allein! Wer einen rüſtigen Arm hat, um den Flamberg zu ſchwingen, darf ihn dem Vaterlande nicht vorenthalten. Ein erbärmlicher Feigling jeder, der zurückbleibt und kräftige Hände in den Schoß legt!“

Der alte Mann begriff in ſeinem dumpfen Leide noch nicht, wohin ſein Schwiegerſohn mit dieſer letzten Äußerung zielen, auf welchen neuen Schlag er ihn vorbereiten wollte.

„Mein Benjamin, mein Benjamin!“ flüſterte er immer noch einmal vor ſich hin.

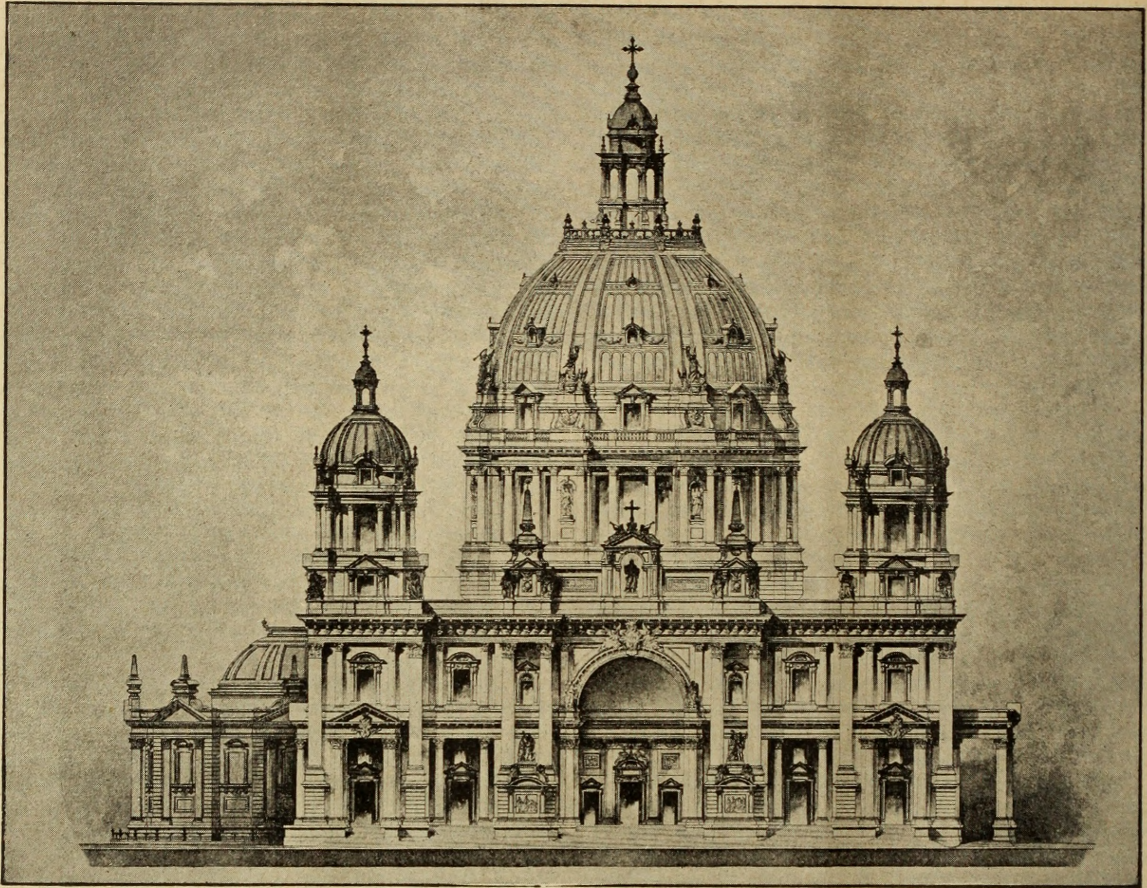
Leberecht legte ihm den Arm um die Schulter. „Guter, beſter Vater, preiſen Sie Gott, der Ihnen einen ſolchen Sohn geſchenkt hat! Daß es Ihnen doch mit mir vergönnt geweſen wäre, Ihre Augen an ſeinem Anblicke zu weiden und Ihr Herz an ſeiner Geſinnung zu erbauen!“ (Fortſetzung folgt.)

---

## Der Wegweiſer ohne Schrift.

Der ſeltſamſte Wegweiſer, den ich fand,
War einer, drauf kein Wort geſchrieben ſtand.
Ausſtreckt' er eine Hand wohl, doch er ließ
Im Dunkel ganz den Ort, wohin ſie wies.
An dieſer Stelle kam ein alter Mann
Entgegen mir, den redete ich an:
„Wohin wohl kommt man, wenn man weiter geht
Dort jenen Weg? Seht, auf dem Weiſer ſteht
Geſchrieben nichts, ſtumm zeigt er ſich und leer.“
„Wohin man kommt? Nach Hauſ'!“ erwidert' er.

J. Trojan.



Der Dom zu Berlin. Aufriß der Weſtſeite. Nach dem Entwurf von J. C. Raſchdorff.

## Der Berliner Dom. II.

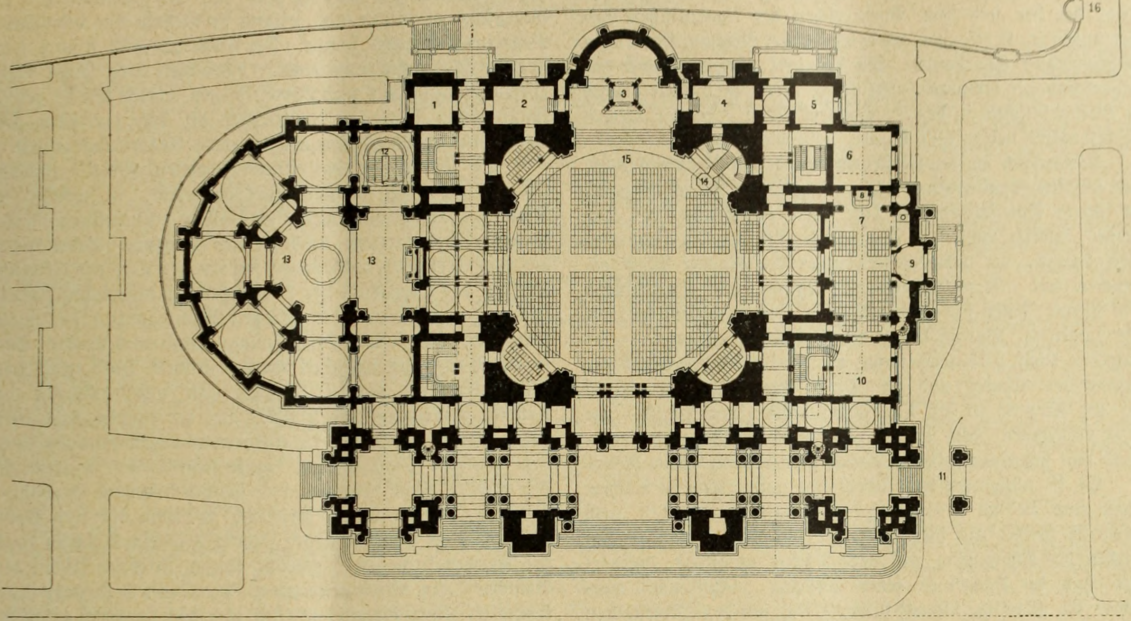
(Abdruck verboten.)

In dem neuen Domentwurfe iſt die „Pfarrkirche“, welche an der rechten Seite der „Feſtkirche“ lag, zur „Kirche für Taufen und Trauungen“ geworden, das heißt zu einem mehr kapellenartigen Nebenraume, in welchem die im engeren Kreiſe des kaiſerlichen Hauſes ſtattfindenden Ereigniſſe ſich abſpielen werden. Bekanntlich beſitzt das königliche Schloß ſchon eine Kapelle über dem Eoſanderſchen Thore unter der Schloßkuppel. Aber da dieſe leider in ihrer Benutzung durch den Mangel guter Akuſtik ſtark beeinträchtigt iſt, wird der neu geplante kirchliche Raum gewiß häufige Verwendung finden.

Die Feſtkirche iſt dagegen zur „Predigtkirche“ umgeſtaltet in der ſehr richtigen Erkenntnis, daß die Vereinigung der Gemeinde in der gläubigen Hingabe an das Wort das höchſte Feſt der Evangeliſchen ſei. Trotzdem iſt der Raum der Kirche gegen den älteren Plan noch beſchränkt worden. Früher maß der quadratiſche Kuppelraum 35 Meter, jetzt nur 31,5 Meter. Es iſt dadurch möglich geworden, was bisher fehlte: Nämlich an der Spreeſeite des Domes den Chor zum Ausdruck zu bringen, der ſich nun halbrund vorbaut, aber trotzdem um 12 Meter hinter der Rundung des alten Fundaments des Stülerſchen Domes zurückſteht. So wird das Strombecken hinter dem Dome ſehr zur Erhöhung der maleriſchen Wirkung ein größeres, und es bleibt längs des Ufers immer noch ein Steg von 1,5 Meter Breite frei, obgleich die Vorderfront des Neubaues in gleicher Flucht mit dem heutigen Dome ſtehen wird.

Der Hauptraum von 31,5 Meter Quadrat, iſt immer noch ein ſehr ſtattlicher: die Kuppelbreite der Nikolaikirche zu Potsdam und der Parochialkirche zu Berlin beträgt 19,5, die der Frauenkirche in Dresden 23, die ovale der Paulskirche zu Frankfurt a. M. 18,7:26 Meter. St. Paul in London hat 35 Meter, der Invalidendom in Paris 37 Meter, St. Peter in Rom 42 Meter, die Sophienkirche in Konſtantinopel 31 Meter Kuppeldurchmeſſer. Wer den Ruhm eines Baues in ſo äußerlichen Momenten ſieht, wie die räumliche Ausdehnung es iſt, wird alſo eine Enttäuſchung am Berliner Dom erfahren. Nach Bauten wie die Alberthalle in London und die Ausſtellungs-Rotunde in Wien ſind die Kirchen ja überhaupt an Größe überholt worden.

Ungleich wichtiger als die Forderungen der lokalen Eitelkeit nach Größe iſt die Frage, ob dieſer Raum für den beſonderen Zweck, für die Predigt, geeignet ſei! In einer evangeliſchen Predigtkirche muß man vor allem gut hören können. Die Verkündigung des Wortes iſt die wichtigſte Handlung im evangeliſchen Gottesdienſt. Eine Kirche, welche dieſer Hinderniſſe in den Weg ſtellt, iſt alſo nicht evangeliſch, ſie mag formell ſonſt ſo ſchön ſein, wie ſie nur will. Einer der Architekten, der die akuſtiſchen Regeln am erfolgreichſten anwendete, der Baumeiſter der Pariſer Oper, Charles Garnier, ſprach einmal ganz offen ſeine Anſicht dahin aus, die praktiſchen Geſetze der Wiſſenſchaft vom Schall ſeien noch ſo wenig klar gelegt, daß man es dem guten Geſchicke überlaſſen müſſe, ob ein Bau akuſtiſch werde, ſelbſt nachdem alles vermieden ſei, was erfahrungsmäßig den Schall in ungeeigneter Weiſe abfangen oder zurückwerfen könne. Bis jetzt kann niemand bei neuen Aufgaben für unbedingten Erfolg ſeiner Anordnungen Sicherheit geben. Raſchdorff geht von der auf Verſuche in vielen Kuppelkirchen begründeten Anſicht aus, daß zumeiſt die glatten Wandungen das Nachklingen des Tones hervorrufen, welches z. B. im Baptiſterium zu Piſa ſo groß iſt, daß ein leiſe angeſtimmter Grundton einen langſam ſich von oben niederſenkenden geradezu ergreifenden Akkord hervorruft, daß ferner das einzelne Wort ein wunderbar vielſtimmiges Widerhallen ſchafft. An ſich iſt dieſes zwar

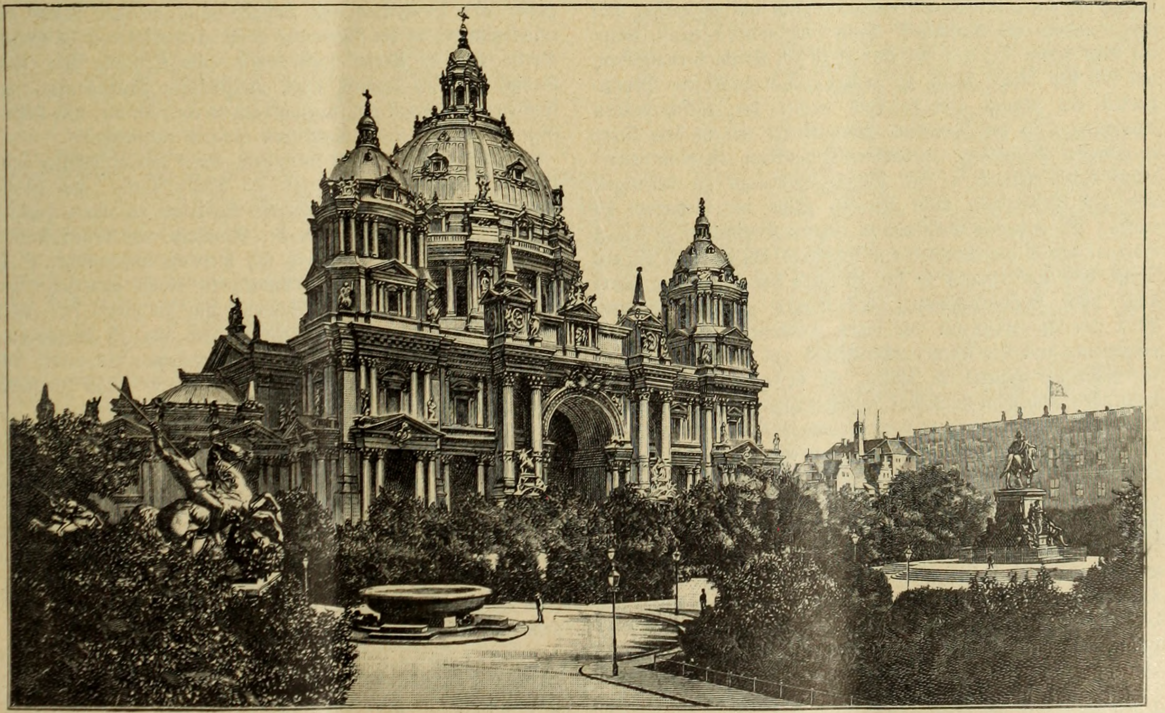


1. Dienſtperſonal, 2 Wartezimmer, 3. Altar, 4. Sakriſtei. 5. Küſter, 6. Sakriſtei, 7. Kirche für Taufen und Trauungen, 8. Altar, 9. Vorhalle, 10. Aufgang Hof, 11. Unterfahrt, 12. Treppe zur Gruft, 13. Gruftkirche, 14. Kanzel, 15. Predigtkirche, 16. Kaiſer Wilhelmsbrücke.

Dom zu Berlin: Grundriß des Erdgeſchoſſes.

ſehr merkwürdig, das Sprechen ſelbſt aber macht es unmöglich. Es iſt demnach Gefahr vorhanden, daß bei der in Berlin gewählten Kuppelanlage, deren lichte Höhe 73 Meter, alſo die eines anſehnlichen Kirchturmes beträgt, die Akuſtik eine ungünſtige ſein wird. Dann würde der Dom ebenſowenig eine evangeliſche Kirche darſtellen, wie z. B. die jetzige Schloßkapelle. Nach den von Raſchdorff gemachten Erfahrungen iſt aber in ſtark ſtukkierten Kirchen, namentlich in jenen des Barockſtiles, jenes Nachklingen des Tones nie bemerkt worden. Deshalb hat er für die Kirche eine ſtark bewegte, in den Hauptformen dem Barock ſich nähernde Dekoration mit kräftiger Modellierung in Stuck gewählt.

Der quadratiſche Grundraum der Kirche erhielt ſowohl in den Achſen, als in den Diagonalen Erweiterungen. In der Hauptachſe befindet ſich dem Eingang gegenüber der Chor. Es iſt in jüngſter Zeit die Exiſtenzberechtigung des Chores für proteſtantiſche Kirchen angezweifelt worden. Die Reformierten haben ihn bekanntlich in ihren älteren Kirchen nicht, weil er der Ort für den Prieſterſtand, eine Art an die Gemeinde angerückten Opfertempels ſei. Das Abendmahl, an welchem bei uns die ganze Gemeinde teil nimmt, müſſe, ſo ſagt man in vielen Gemeinden, als Mahl, ſitzend, nicht in prozeſſionsmäßiger Weiſe gefeiert werden, der Altar gehöre alſo wenigſtens geiſtig mitten



Der Luſtgarten zu Berlin mit dem Dome im Hintergrunde. Konſtruierte Anſicht.

unter die Gemeinde, nicht in geſonderten Raum. Das neue Domprojekt ſchließt ſich dieſer Auffaſſung nicht an, ſondern bleibt bei der ſeit dem Vorherrſchen der romantiſchen Anſchauungen im Kirchenbau wiedererwachten Neigung für kräftig ausgeſprochene Chorbauten. An den drei übrigen Enden der Achſen ſind die Emporen angebracht, deren drei weitere auch die großen Niſchen in den Diagonalen füllen. In der vierten Niſche, rechts neben dem Altare, ſteht die Kanzel.

Wenngleich in der Maßenverteilung des Grundriſſes der Gedanke des Centralbaues völlig eingehalten iſt, ſo iſt durch die innere Einrichtung doch eine ſtarke Zerſtreuung des Intereſſes bewirkt worden. Man denke ſich in die Lage des Kirchgängers, der etwa mitten unter der Kuppel Platz genommen hat. Der Gottesdienſt beginnt mit Vorleſungen vom Altar: Jener ſitzt ſehr richtig ſo, daß er dieſem das Geſicht zuwendet. Darauf betritt der Geiſtliche die Kanzel — er muß den Kopf halb nach rechts wenden! endlich beginnt der Geſang des Chores und das Tönen der Orgel: ſie haben auf der Empore in der Querachſe rechts ihren Platz — um ſie zu vernehmen, muß er ſich ganz rechts wenden; denn niemand läßt ſich einen geiſtigen Genuß gern von der Seite bieten.

Es iſt nötig, auf dieſe Übelſtände aufmerkſam zu machen. Meiſt ſind ſie ja in unſeren proteſtantiſchen Kirchen noch weſentlich größer als hier. Nur zu oft erhält man in den Kirchen den Chorgeſang auf den Rücken appliziert, befindet ſich ſchon die Kanzel in jener Stellung „rechts um“ vom Altar. Es iſt nötig, hierauf hinzuweiſen, um den Proteſtanten zu ſagen: hier fehlt's an eurem Kirchenbau! hier zeigt ſich, daß die alte Forderung, der Altar, der bei den Katholiken zugleich das Grabmal über der Reliquie des betreffenden Kirchenheiligen und die Opferſtätte iſt, dürfe aus idealen Rückſichten nicht von ſeiner herkömmlichen Stellung fortgerückt werden, zum mindeſten dringend der Neuprüfung bedarf. Denn es handelt ſich nicht bloß um die kleine Unbequemlichkeit des Kopfwendens, es handelt ſich um den eigentlichen künſtleriſchen Zielpunkt der ganzen Anlage, um den Kernpunkt des Programms, nämlich um die Frage, in welchem lithurgiſchen Verhältnis Altar und Kanzel zu einander zu ſtehen haben.

Wenn nun die Niſchen an drei Seiten für die Emporen beſtimmt ſind, ſo gehört doch auch wohl an der äſthetiſch gleichwertigen vierten eine Empore hinein. Die Stellung der Kanzel in einer von ihnen erſcheint nicht als organiſche Löſung, ſondern als Notbehelf. Man wird ſicher dereinſt, wenn der Bau fertig iſt, mit der Kanzel in der Kirche herumziehen, um ſich den beſten Platz zu ſuchen. Die praktiſche Benutzbarkeit des Baues gibt ja doch immer den entſcheidenden Ausſchlag. In der Dresdner Frauenkirche, einem dem Dom in gewiſſer Beziehung verwandten Kuppelbau, iſt man neuerdings dahin gekommen, die Kanzel überhaupt zu beſeitigen und ein Rednerpult dicht vor die Sitze der Gemeinde zu rücken. So ſteht der Geiſtliche in engerer Beziehung zu ſeinen Hörern, erhält die Predigt ein innigeres Weſen. Es iſt ein Troſt, daß Änderungen in der Stellung der Kanzel im Dom auch ohne Beeinträchtigung des Baues geſchehen können. Man braucht eben nur die vierte Niſchenempore auch noch einzubauen und die Kanzel unmittelbar vor die Gemeinde, in die Achſe des Hauſes zu rücken, wo ſie nach vieler Anſicht hingehört, und man wird eine proteſtantiſchere, namentlich eine in ſeinem Zwecke einheitlichere Anlage haben.

Während in dieſer Beziehung die endgültige Löſung noch abzuwarten iſt, ſteht die Raumgeſtaltung des Hauptraumes als Predigtkirche nunmehr glücklicherweiſe feſt. Man hätte ſich vielleicht wünſchen können, daß die charakteriſtiſche Sonderform proteſtantiſcher Kirchen, die Empore, mehr ausgebildet worden wäre, daß ſie nicht bloß die Nebenräume ausfüllte, ſondern auf die Hauptarchitektur Einfluß gewonnen hätte, wie dies das XVIII. Jahrhundert mehrfach durchzuführen verſuchte, man hätte dadurch eine ſtärkere Ausnutzung des Raumes vielleicht zu erreichen vermocht, aber es handelt ſich bei dieſen Zeilen nicht um Verbeſſerungsvorſchläge, ſondern um eine Darſtellung des Thatbeſtandes.

Der dritte Hauptraum, die Gruftkirche, hat außerordentlich gewonnen, ſeit ſie aufgehört hat, der „Pfarrkirche“ als Gegenſtück zu dienen und ſeitdem ſie deshalb eine individuelle Geſtaltung erhalten konnte. Der Dom hat nun freilich keine ſymmetriſche Geſtaltung mehr. Aber das wird ſeiner maleriſchen Wirkung nur zum Vorteil dienen, ebenſo wie es ſeinem künſtleriſchen Werte nur zuträglich iſt, daß ein jeder Teil mehr eine ſeinem Zwecke entſprechende Ausbildung erhielt.

Die Gruftkirche hat einen doppelten Zweck. Zunächſt ſoll ſie eine Art Ruhmeshalle darſtellen, in welcher die Statuen dahingeſchiedener Hohenzollern Aufſtellung finden können. Die breiten, niſchenreichen Umgänge bieten hierzu die beſte Gelegenheit. Weiter ſoll ſie der Ort der Feierlichkeit für das Begräbnis der Mitglieder der kaiſerlichen Familie ſein. Hierzu dient der große Mittelraum. In dieſem findet ſich eine kreisrunde Öffnung, durch welche der Sarg in die Gruft hinabgelaſſen werden kann. Dieſe ſelbſt zieht ſich unter dem ganzen Dombau hin und entſpricht den Krypten mittelalterlicher Dome. Bei der großen Zahl fürſtlicher Särge, welche ſich in einer unwürdigen Häufung unter dem heutigen Dome finden, konnte man es den letztregierenden Fürſten nicht verargen, daß ſie ſich beſondere Grabſtätten errichten ließen: König Friedrich Wilhelm III und Kaiſer Wilhelm I in Charlottenburg, König Friedrich Wilhelm IV in der Friedenskirche zu Potsdam, Kaiſer Friedrich III in dem Raſchdorffſchen Neubau daneben. Die Gruft wird zwar ihrem Charakter gemäß einfach und ernſt, aber doch durchweg 4,4 Meter hoch, alſo nicht ein ſchauerliches Gelaß wie die Gruft unter dem jetzigen Dome ſein. Von der Öffnung im Boden der Gruftkirche wird nach Süden ein Gang von etwa 70 Meter Länge hingehen, zu deſſen Seiten ſich Parallelwege in großer Zahl befinden, ſo daß das Geſchlecht der Hohenzollern auf Jahrhunderte hinaus in ſeinen einzelnen Gliedern reich blühen darf, ehe die Enkelenkel einmal keinen Raum mehr in dieſer Gruft finden können. Eine ſtattliche Treppe vermittelt den Zugang von der Kirche in die Gruft, welche immer noch 2 Meter über der Waſſerhöhe der Spree liegt, alſo außerhalb der Überſchwemmungsgefahr.

Vor den drei nebeneinander liegenden Bauteilen zieht ſich ein Gang hin, welcher eine Breite von 9,3 Meter und eine Länge von faſt 90 Meter hat. Auf ihm baut ſich gegen den Luſtgarten die Faſſade auf: an den Ecken die Glockentürme, in der Mitte das mächtige Portal von 13 Meter Breite und 21 Meter Höhe, alſo eine Öffnung von einer Größe, daß die Faſſade eines vierſtöckigen Wohnhauſes von fünf Fenſtern Front gut hineingebaut werden könnte, und deſſen Grundfläche der eines ſtattlichen Saales entſpricht.

So bildet denn der Grundriß einen Geſamtkomplex von etwa 112 Meter Länge und 75 Meter Tiefe. Es bleibt die der Schloßapotheke zugekehrte Südfront in ihren Hauptmaßen noch 20 Meter von der Nordſeite der neuen Kaiſer Wilhelmsbrücke zurück, ſo daß ſich hier ein anſehnlicher Platz für wartende Hofequipagen bildet; es bleibt anderſeits der Blick längs der Front des Muſeums auf die Börſe frei, weil die äußerſte Spitze der Gruftkirche noch um 28 Meter von der Verlängerung der Muſeumsfront abſteht. Es bildet ſich ein ſtattlicher, gartenartig auszuſchmückender Platz zwiſchen dem Dom und der Säulenhalle der Nationalgalerie.

Die Verhältniſſe des Aufriſſes geſtalten ſich jetzt ſo, daß die Geſimshöhe des Hauptgeſchoſſes gleich iſt jener am Königlichen Schloſſe. Die Säulen haben ohne Pilaſter eine Höhe von 21 Metern, jene am alten Muſeum von $12\frac{1}{2}$ Metern, während die an den Portalen des Schloſſes gegen den Schloßplatz etwa 16,3 Meter meſſen. In ſeiner Formenſprache übertrifft der Dom mithin ſeine Nachbarbauten ganz erheblich. Die beiden Glockentürme ſteigen 85 Meter über den Luſtgarten empor, die Kuppel etwas über 100 Meter.

Einer Kritik des Baues und ſeiner zukünftigen Wirkung glauben wir uns enthalten zu dürfen. Wir legen ja die Pläne ſelbſt in getreuen Nachbildungen unſeren Leſern zur Prüfung vor!

Dr. G.

# Am Familientiſch.

## Univerſität.

Auf Grund der Gutachten, welche durch Erlaß des Kultusminiſters über eine Neuregelung der Ferien- und Semeſterordnung eingefordert wurden, iſt neuerdings ein Entwurf ausgearbeitet worden, wonach gegenüber der gegenwärtigen Ausdehnung der Ferien auf 22—23 Wochen etwa 19 Wochen bewilligt werden, die ſich folgendermaßen verteilen: Herbſtferien 1. Auguſt bis 10. Oktober; Weihnachtsferien mindeſtens 10, höchſtens 16 Tage, deren Feſtſetzung dem akademiſchen Senat überlaſſen bleibt; Oſterferien 1. März bis zum Mittwoch nach Oſtern (mit Änderungen, falls Oſtern früh oder ſpät fällt); Pfingſtferien höchſtens ſieben Tage beliebig um das Feſt herum. Pünktliche Eröffnung und Schluß des Semeſters ſind unbedingt erforderlich. Dieſe Punkte werden den Univerſitäten nochmals vorgelegt, und dann ſoll mit möglichſter Berückſichtigung der verlautbarten Wünſche die endgültige Feſtſetzung ſtattfinden.

## Meteorologie.

Über Temperaturmeſſungen, die vom 21. Januar, dem bisher kälteſten Tage dieſes Jahres, mittels Feſſelballons vorgenommen worden ſind, wurde kürzlich in der Berliner Meteorologiſchen Geſellſchaft das Folgende berichtet: der Aufſtieg geſchah bei vollkommener Luftruhe bis zu 715 m. Die Regiſtrierungen haben ergeben, daß ein bedeutender Unterſchied der Temperatur in den verſchiedenen Luftſchichten vorhanden war. Während am Erdboden das Thermometer —12 Grad zeigte, ſtieg die Temperatur in einer Höhe von 20 m um 0,6 Grad und blieb bis 350 m unverändert, ſtieg dann aber, als der Ballon aus einer Nebelſchicht herauskam, bald auf —3 Grad und endlich auf —2,50 Grad, wo ſie ſtehen blieb. Die Annahme, daß dieſe Temperaturunterſchiede durch die Sonnenſtrahlen veranlaßt ſein könnten, trifft nicht zu, da ſie auch noch um neun Uhr abends beſtanden, zu welcher Zeit der Ballon erſt wieder herabgelaſſen wurde.

## Völkerkunde.

Der Generalarzt der bengaliſchen Armee, Mr. Bellew, veröffentlicht ein dem 9. Orientaliſtenkongreß gewidmetes Werk „Unterſuchungen über die Völkerkunde Afghaniſtans,“ in dem er u. a. die Behauptung verteidigt, daß gewiſſe in Afghaniſtan lebende Stämme Nachkommen von Griechen wären, welche im Altertum das Land beherrſchten. Thatſächlich, ſagt er, beſteht das Vokabular ihrer Umgangsſprache mindeſtens noch jetzt zur Hälfte, wenn nicht zu einem größeren Teile, aus entweder unveränderten oder nur wenig umgeſtalteten und leicht erkennbaren griechiſchen Worten.

## Gewerbe.

Durch die vielfache Anwendung des Kupfers in der Elektrotechnik hat die Kupferinduſtrie in den letzten Jahrzehnten einen ganz überraſchenden Aufſchwung zu verzeichnen gehabt. In den ſiebziger Jahren betrug der ganze Kupferverbrauch Deutſchlands 18 Mill. Kilogramm, 1888 ſtieg er auf 22½ Mill., 1889 hob er ſich plötzlich auf 44½ Millionen und 1890 auf 43¾ Millionen. Deutſchland, welches in Mannsfeld ſeine bedeutendſten Kupfergruben beſitzt, deckt nur die Hälfte ſeines Kupferverbrauchs ſelbſt, die andere Hälfte liefert England, das ſein Rohmaterial wieder aus Nord- und Süd-Amerika bezieht. Neuerdings ſind übrigens auch im Kaukaſus bedeutende Kupferbergwerke erſchloſſen worden und zum Teil im deutſchen Beſitz.

## Landwirtſchaft.

Im Berliner „Klub der Landwirte“ wurde jüngſt ein Vortrag über die landwirtſchaftliche Erſchließung der Lüneburger Heide gehalten. Die Beſtrebungen, dem Boden der ſo verrufenen Lüneburger Heide Erträge abzugewinnen, ſo wurde dort ausgeführt, ſind bereits von den erfreulichſten Fortſchritten begleitet; längs der Waſſerläufe hat ſich mit Hilfe regelrechter Bewäſſerung ein ſehenswertes Syſtem höchſt ertragsreicher Wieſen entwickelt; die Aufforſtung wüſter Flächen wird mit Eifer gefördert, allein von ſeiten der provinzialſtändiſchen Verwaltung ſind von 1876 bis 1890 etwa 13000 Morgen mit einem Koſtenaufwande von 108 Mk. für den Hektar aufgeforſtet, von 1830 bis 1880 im Ganzen 34000 Hektar. Ähnlich ſchreitet die landwirtſchaftliche und gärtneriſche Kultur vor. Entſprechend der wachſenden Kultur hat ſich auch der Viehſtand weſentlich vermehrt. Daß die Schafzucht zurückgeht, kann eher als ein erfreuliches Zeichen betrachtet werden. Für den ſteigenden Wohlſtand des Volkes ſpricht die Thatſache, daß 1833 im Regierungsbezirk Lüneburg noch keine einzige Sparſtelle beſtand, während 1870 ſchon 29 und 1890 gar 62 ſolcher Stellen da waren, im Jahre 1878 die Spareinlagen 64000000 und 1890 bereits 111000000 Mk. betrugen, was auf den Kopf der Bevölkerung etwa 264 Mk. ausmacht.

## Fiſcherei.

Der Hamburger Fiſchereiverein hat für jeden im Elbgebiete gefangenen Seehund einen Preis von 5 Mk. bewilligt. Die Zahl der in dieſem Gebiet ſich aufhaltenden Seehunde beträgt weit über tauſend, und wenn man erwägt, daß ein Seehund zu ſeiner täglichen Nahrung zehn Pfund Fiſche braucht, ſo kann man ſich leicht den Schaden, welchen dieſe Tiere der Fiſcherei zufügen, vorſtellen. Die Tiere geraten bei der Jagd, ähnlich wie bei unſerer Lappjagd die Hirſche und Rehe, auf der Flucht in treibende Netze. Der größte Teil der gefangenen Seehunde wird an Thranbrennereien zu einem Preiſe verkauft, bei welchem der Fiſcher nicht mehr beſtehen kann. Der von dem Fiſchereiverein ausgeſetzte Preis hat die Seehundsfiſcher aber veranlaßt, ihr altes Gewerbe wieder aufzunehmen.

## Stenographie.

Nach der Statiſtik des vorigen Jahres ſind folgende Zählungsergebniſſe bezüglich der nachſtehenden Stenographie-Syſteme zu verzeichnen:

| | Vereine | Mitglieder |
|---|---|---|
| Gabelsberger | 753 | 20900 |
| Neu-Stolze | 389 | 9910 |
| Mittel-Stolze | 43 | 998 |
| Arends | 141 | 3147 |
| Roller | 177 | 3034 |
| Faulmann | 20 | 1776 |
| Stenotachygraphie | 113 | 2200 |
| Vereinfachte Stenographie | 188 | 1624 |

## Koloniales.

Die Exportgeſellſchaft von D. Knoop in Bremen beabſichtigt, ein Handelsunternehmen im großen Stile in Angriff zu nehmen. In Gemäßheit eines Vertrages mit der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft wird das Bremer Haus Karawanen in das Innere Deutſch-Oſtafrikas entſenden und Handelsniederlaſſungen daſelbſt errichten.

## Kunſt.

Im Königl. Muſeum zu Berlin hat die Aufſtellung der Sammlung von Gipsabgüſſen nach antiken Skulpturen eine gänzliche Veränderung erfahren, wobei nach Möglichkeit, anſtatt des älteren Arrangements nach gleichartigen Gegenſtänden, ein ſolches nach dem hiſtoriſchen Geſichtspunkt ſtattfand. Dabei kommt die Geſamtentwickelung der antiken Plaſtik, wie auch die Thätigkeit einzelner Meiſter, z. B. des Praxiteles, ungleich ſchärfer und beſſer zum Ausdruck. Die Sammlung bietet in ihrer jetzigen Anordnung ſowohl dem Studium, wie dem äſthetiſchen Genuß weit mehr Anregung denn früher.

Schöne Patina, ein reizvoller natürlicher Roſtüberzug, gilt als der herrlichſte Schmuck von Kunſtgegenſtänden aus Bronze. Über die Urſachen der Bildung der Patina iſt man jedoch immer noch nicht völlig im klaren. Man hat in der Zuſammenſetzung der Legierung die Vorbedingung dazu ſuchen wollen, doch wird dieſer Anſicht von anderer Seite widerſtritten. Kürzlich wurde von berufener Seite in einer Sitzung des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Berlin hervorgehoben, daß jedenfalls der beſte Patinabildner — andere ſind nicht ausgeſchloſſen — der Schweiß der menſchlichen Hand ſei. Darum iſt es verwunderlich, daß in unſeren Muſeen ſich allenthalben die Aufſchrift findet: „Die Berührung der Bronzen iſt verboten.“ Ein ſchlagendes Beiſpiel für dieſe Anſicht bietet übrigens der Begasſche Schloßbrunnen: gerade die Stellen der ſitzenden Frauengeſtalten am Rande, an denen das Publikum anzufaſſen pflegt, zeigen jetzt ſchon Spuren der ſchönſten Patina. Bekannt iſt, daß der Kohlenſtaub jede Bildung ſchöner Patina verhindert: in London ſind daher Bronzeſtatuen, die ſich nach kurzer Zeit gänzlich ſchwarz färben, nahezu zu einer Unmöglichkeit geworden.

## Gartenkunſt.

Die japaniſche Ausſtellung im Berliner Kunſtgewerbemuſeum erhielt Anfang Februar eine eigenartige Bereicherung durch zahlreichen nach japaniſchem Muſter hergeſtellten Schmuck aus friſchen Blumen. Bekanntlich hat ſich in Japan die Kunſt der Blumenbinderei, wenn der Ausdruck in dieſer Anwendung überhaupt zutrifft, in ganz beſonderer Weiſe entwickelt. Es gibt zahlreiche Lehrbücher und eine weitläufige Litteratur über dieſe Kunſt, die ſich weſentlich mit der Dekoration von Gefäßen beſchäftigt, ſo daß das Pflanzenwerk eigentlich nur Zuthat ſein darf. Meiſt werden dabei nur ein, höchſtens zwei Zweige mit wenigen Blüten verwendet; dieſelben ſollen ſchräg aus den Gefäßen herauskommen, aber ſo gebogen ſein, daß ihre Spitze ſich doch wieder über der Gefäßöffnung befindet. Direktor Leſſing vom Kunſtgewerbemuſeum hielt den beteiligten Berliner Gärtnern einen beſonderen Vortrag über die Art der Dekoration, und die erſten Firmen der Reichshauptſtadt hatten ſich an dem Verſuch beteiligt, der manches Intereſſante und Originelle zum Vorſchein brachte und jedenfalls dazu beitragen wird, die ſteifen ſogen. Blumenarrangements, wie ſie jetzt noch vielfach üblich, durch leichte und zierliche Zuſammenſtellungen zu verdrängen.

## Ausſtellungsweſen.

Im April d. J. findet in Petersburg eine großartige Feuerwehr-Ausſtellung ſtatt, zu der auch ausländiſche Ausſteller, jedoch ohne Anſpruch auf Preiſe und Auszeichnungen, unter zollfreiem Einlaß ihrer Einſendungen zugelaſſen werden. Die Ausſtellung iſt gerade für Rußland von beſonderer Wichtigkeit, da bekanntlich kaum noch in einem anderen Kulturſtaat jährlich ſo gewaltige Summen des Nationalvermögens durch Feuersbrünſte vernichtet werden, wie im Zarenreiche.

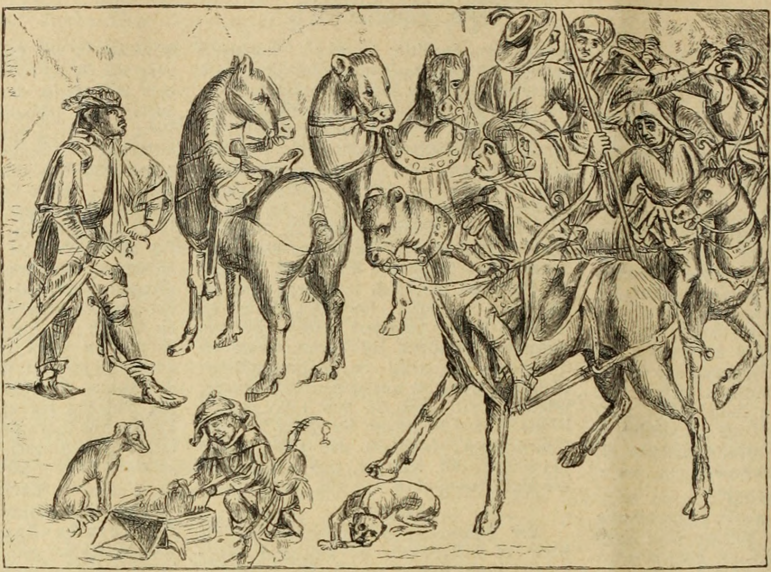
In Amſterdam wird im Juli eine auf zwei Monate berechnete buchgewerbliche Ausſtellung ſtattfinden, in welcher alle verſchiedenen Druckmethoden, alle gebräuchlichen Maſchinen, Papier, Buchbinderei vertreten ſein ſollen. Eine beſondere Abteilung wird einer retroſpektiven Ausſtellung gewidmet ſein zur Veranſchaulichung der Geſchichte des Buchhandels in den letzten fünfzig Jahren. Anfragen und Anmeldungen zu richten an Dr. van Someren Brand. Amſterdam. Ooſteinde 25.

## Sport.

In Berlin iſt ein Verein, „Phylax“ mit Namen, gegründet worden, der ſich die Züchtung deutſcher Schäferhunde und Spitze zur Aufgabe geſtellt hat. Der Verein, dem ſich bereits 51 Mitglieder angeſchloſſen haben, will ſich der bisher arg vernachläſſigten Zucht der genannten Raſſen annehmen, deren Bedeutung auch für militäriſche Intereſſen gerade in letzter Zeit betont worden iſt.

## Ein altes Türkenbild.

Im Jahre 1401 hatte Sultan Bajazeth Konſtantinopel belagert, die Einſchließung aber aufgeben müſſen, weil ein Stärkerer, der Mongole Timur, über ihn kam. Die Schlacht von Angora, in welcher Timur die Macht der Osmanen brach, verſchaffte der abendländiſchen Chriſtenheit eine längere Gnadenfriſt, deren Ausnutzung zur Vorbereitung eines thatkräftigen Widerſtandes leider verſäumt wurde. Schon 1413 hielt Mahmud I ſeinen Einzug in Adrianopel, und wenn auch der Angriff ſeines Sohnes Murad II auf die Hauptſtadt noch einmal ſcheiterte, ſo blieb das chriſtliche Reich ſeitdem doch auf Byzanz und ganz geringe Reſte im Peloponnes und am Schwarzen Meere beſchränkt. Dem ehrgeizigen, kriegeriſchen Muhamed II, dem Nachfolger Murads, gelang es endlich, im Jahre 1453 nach heldenmütigem Widerſtand Konſtantinopel zu erobern. Aus jener Zeit ſtammt die nebenſtehende Handzeichnung, die früheſte bekannte Abbildung türkiſcher Krieger — ein merkwürdiges Blatt, welches zu den Schätzen des Germaniſchen Muſeums in Nürnberg rechnet.



Türkiſche Krieger.
Handzeichnung aus der Zeit Friedrichs III im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg.

## Kleine Zeitung.

Wir berichteten bereits, daß ſich Hammerfeſt, die nördlichſte Stadt unſeres Erdteils, eine elektriſche Beleuchtungsanlage zugelegt hat. Wie jetzt gemeldet wird, fand dieſelbe ſo allgemeinen Beifall, daß thatſächlich jedes einzelne Haus angeſchloſſen worden iſt. Dabei iſt freilich zu bedenken, daß in Hammerfeſt vom 18. November bis 23. Januar eine ununterbrochene Nacht herrſcht. In ſolch einer Nacht von 66 Tagen mag man die Annehmlichkeit des elektriſchen Lichtes würdigen lernen, zumal wenn dasſelbe ſo billig iſt wie dort, wo einige nicht zufrierende Waſſerfälle eine faſt unerſchöpfliche Kraftquelle hergeben.

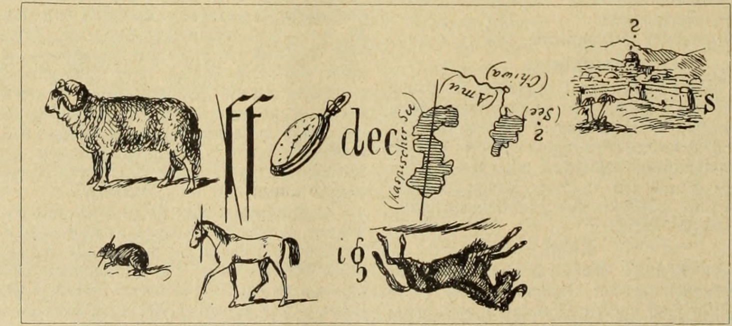
Über die oft umſtrittene Frage, welches eines Kindes erſter Geburtstag ſei, ob der Tag, an dem es geboren oder an dem es ein Jahr alt wurde, hat kürzlich das Reichsgericht entſchieden. Es war gegen ein Schwurgerichtsurteil Reviſion eingelegt, weil eine Zeugin, welche am Tage ihrer Vernehmung und Vereidigung 16 Jahre alt geworden war, noch nicht eidesmündig ſei. Das Reichsgericht erklärte, daß die Zeugin mit Beginn des Termintages, „ihres 17. Geburtstages,“ die Eidesmündigkeit erlangt habe. Es iſt hiermit alſo die alte Streitfrage dahin erledigt, daß der Tag, an welchem ein Kind ein Jahr alt wird, ſein zweiter Geburtstag iſt.

Über das Poſtweſen in China berichtet eine in Shangai erſcheinende Zeitung: China hat die Beförderung der Briefe von Privatperſonen niemals zu den Aufgaben der Regierung gezählt, und nur amtliche Sendungen werden von Staatskurieren befördert. Für die Privatſendungen gibt es beſondere, von Kaufleuten unterhaltene Poſtanſtalten in jeder größeren Stadt, über welche ſich im Innern des Reiches wohnende Europäer günſtig äußern. Alle Briefe und Pakete werden eingeſchrieben, der Inhalt wird zum vollen Wert verſichert, ohne daß hierfür beſondere Gebühren erhoben werden, und in Bezug auf das Gewicht wird große Freiheit gewährt. Zwiſchen den einzelnen Poſtfirmen beſteht ein großer Wettbewerb, und daher kommt es, daß ſie ihre Leute in die Häuſer der Kunden ſchicken, um Sendungen abzuholen, ſtatt daß, wie es ſonſt überall gebräuchlich iſt, die Kunden ihre Briefe und Packete zur Poſt bringen. Der Wettſtreit der Poſtfirmen bewirkt ferner Billigkeit der Tarife; innerhalb eines Umkreiſes von etwa fünfzig Meilen iſt das Porto äußerſt wohlfeil. Darüber hinaus und nach entfernten Provinzen iſt es allerdings für die meiſten unerſchwinglich.

Zwiſchen den Vertragshäfen und Peking, ſowie Tientſin, beſtehen Poſtverbindungen, welche durch Kuriere des kaiſerlichen Seezollamtes unterhalten werden. Dieſe Einrichtungen erfreuen ſich ebenfalls wegen ihrer Zuverläſſigkeit und Billigkeit großer Beliebtheit; ſie beſtehen jedoch nur während der Winterzeit, wenn die Einfahrt in den Peiho durch Eis geſperrt iſt.

## In unſerer Spielecke.

### Bilderrätſel.



### Dreiſilbige Scharade.

Es lenkte einer ſeine Schritte
In der erſten beiden Mitte,
Sagte freundlich: „Bin die dritte.“
O, da gab's ein fröhlich Lauſchen,
Gab's ein luſtig Fragen, Plauſchen
Bei des Abendregens Rauſchen!

Wie die Angeſichter glühten,
Wie vor Luſt die Augen ſprühten,
Roſen auf den Wangen blühten!
Endlich in der Kerzen Glanze
Traten ſie mit ihm zum Tanze:
Edler Mann, du biſt das Ganze. B.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 21.

1. Magiſche Quadrate.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| G | E | I | Z | | | Z | O | L | A |
| E | l | s | a | | | O | d | e | r |
| I | s | a | r | III. | | L | e | i | n |
| Z | a | r | A | G | R | A | r | n | o |
| | | | G | r | a | n | | | |
| | IV. | | R | a | i | n | | V. | |
| G | E | R | A | n | n | A | M | O | R |
| E | g | e | r | | | M | o | d | e |
| R | e | g | a | | | O | d | i | n |
| A | r | a | d | | | R | e | n | i |

2. Wechſelrätſel.

Franz Schubert. — Richard Wagner.
Ringer Heide Deck Bahn Hera
Bart Danton Anwalt Pfand Hegel
Minne Keim Mur

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſ. — Volksfeſt im Kaukaſus. Von A. Gundaccar von Suttner. Zu dem Bilde von R. von Ottenfeld. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Fortſ. — Der Wegweiſer ohne Schrift. Gedicht von J. Trojan. — Der Berliner Dom. II. Mit drei Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Univerſität. — Meteorologie. — Völkerkunde. — Gewerbe. — Landwirtſchaft. — Fiſcherei. — Stenographie. — Koloniales. — Kunſt. — Gartenkunſt. — Ausſtellungsweſen. — Sport. — Ein altes Türkenbild. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 5. März 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 23.

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Das bisher forſchend auf Klug ruhende Auge des Mädchens ſenkte ſich. Dann ſchnellte ſie wortlos von ihrem Sitze empor, wandte ſich ab und legte, während ſie langſam den Weg hinabſchritt, die Hände auf das zuckende und weinende Angeſicht.

Was war das? Klug zogen heiße Schauer durch die Seele. Hatte er ihr ſo weh gethan? Hatte er ihren Stolz, ihr Gefühl ſo tief verletzt?

Er mußte Gewißheit haben. Mit ſtürmiſch raſchen Schritten holte er ſie ein. Er berührte ſanft ihre Schulter, taſtete dann mit ſeiner Rechten nach der ihren und flüſterte weich und bittend: „Sie wußten doch, wie ſehr ich Sie liebe, Ellen-Luiſe. Konnte es Sie da ſo erzürnen, daß mein Herz überquoll? Ach, Sie ahnen nicht, wie ich gelitten habe, daß Sie ſich Münde zuwandten, welche Kämpfe ich deshalb mit mir zu beſtehen hatte. Und um Ihretwillen wollte ich ja auch meine — meine unſelige Leidenſchaft ablegen, habe ich ſie ja in der letzten Zeit bereits ganz bezwungen. Ich hoffte immer noch, daß ich Ihrer wert werden könne! Als ich Ihre Zeilen geſtern morgen empfing, liebe, teure Ellen-Luiſe, da war es mir, als ob ſich der Himmel öffnete, alles ſchwamm um mich herum in hellen, leuchtenden Farben! Sie kamen zu mir, Sie erwählten mich zu Ihrem Vertrauten. Es ſchien mir ſo viel Glück unmöglich. Als Sie nun vorhin davon ſprachen, Sie wollten fort, als von mir dabei gar nicht die Rede war, als ich nur helfen ſollte, Sie von mir zu entfernen, da verſagte meine Selbſtbeherrſchung —“

Aber er kam nicht weiter, denn das junge Mädchen wandte ſich ſtürmiſch um, er faßte ihre beiden Hände, und ſie flüſterte, indem ſie ihren Kopf zu ihm neigte: „O genug, genug, Sie lieber, lieber Mann. Wie ſollte, wie könnte ich Ihnen zürnen? Was bin ich? Nichts. Und was geben Sie mir? Alles! Wollen Sie mich wirklich, ſo nehmen Sie mich, Sie wiſſen ja, wie alles liegt. Ich liebte Hans, und ganz wird die alte Liebe wohl nie erlöſchen. Ich ſage es ehrlich, aber ich bin Ihnen gut wie eine Schweſter ihrem Bruder, und ſchon jetzt fühle ich, daß mein Herz ſich Ihnen zuwenden wird, wie einſt ihm. Er floh in dem Augenblick, wo alles auf dem Spiele ſtand, Sie aber kamen jetzt, wo ich traurig und verlaſſen bin und ſelbſt im Vaterhauſe, aus dem ich fliehen wollte, keinen Troſt finde. Ach bitte, bitte, ſeien Sie recht gut mit mir und haben Sie Nachſicht mit meinen vielen Fehlern, mit meinem ſchroffen, unberechenbaren Weſen.“

Das alles hatte ſie ſchnell, haſtig hervorgeſtoßen. Es kam aus ihrem tiefſten Innern, es war unverfälſcht; wie ſie war, ſo gab ſie ſich. Der Mann aber glitt an dem ſchönen, jungen Geſchöpf nieder und umfaßte es im ſeligen Glücksrauſch der erſten Liebe.

* * *

Es war ſpät im Winter, ſchon ſtreckte der Frühling taſtend die Fingerſpitzen aus, aber gerade gegenwärtig machte die rauhe Jahreszeit ſich noch einmal wieder geltend. Vom Himmel ſchneite und ſtob es, und eine eiſige Naßkälte ließ die nochmalige Wiederkehr der bereits überwunden geglaubten, unfreundlichen Tage doppelt unangenehm empfinden. Soweit das Auge reichte, Schnee und Eis und darüber ein ſchwerer, trüber Himmel, der noch einen gewaltigen Vorrat von naßflockigen Maſſen zu bergen ſchien. Alle Thüren und Fenſter in Viga waren wie verklebt; in ihren Fugen hockten gleich jahrelang eingefreſſenem Unrat des Winters halbſtarre Flocken. Die Steinſtufen waren glatteiſig oder triefend von zerwäſſertem Schnee. Der Verkehr in den Straßen ſchien erſtorben, und im Hafen lagen die Schiffe einſam eingeſchneit, als ſeien ſie abgetakelt und abgethan für immer.

Und doch fuhr trotz Schnee, Kälte und Naß vom Himmel der Gutswagen von Kroppholz vor dem Stieglitzſchen Hauſe vor, und ihm entſtieg mit ſehr bedrückten Mienen Ferdinand.

„Klock fief, Peter!“ rief der junge Mann dem alten, die Zügel ruckenden und ſein Auge wieder auf die beiden großen, braunen Marſchpferde richtenden Kutſcher zu und trat ins Haus. Die Glocke ertönte, Ferdinand ſtand auf dem weiten Flur mit den ſchwarz und weißen Flieſen und ſah an den an der Wand hängenden Garderobegegenſtänden, daß die Bewohner zu Hauſe ſeien. Als ein von unten aus der Küche heraufeilendes, um die Ecke guckendes Mädchen erſchien und ihn zu melden Miene machte, winkte er ihr ab.

„Laſſen Sie nur! Danke! Iſt mein Vater da? Gut —“ Währenddem hatte ſich Ferdinand ſelbſt ſeines Pelzes entledigt und klopfte — er wollte zunächſt ſeinen Vater allein ſprechen — an deſſen Thür. In dieſem Augenblick erſchien oben auf der Treppe Diana, den kräftigen Oberkörper mit einem wollenen Tuch umhüllt, ſah ihren Bruder und eilte ſehr ſchnell die Stufen hinab.

„Ferdinand! Du? Was gibt's? Doch nichts Unangenehmes? Deine Frau —?“

Der Baron hatte auf Ferdinands Klopfen „Herein“ gerufen, ließ ſich aber in ſeiner Gemütsruhe nicht ſtören, als trotzdem niemand erſchien. Dadurch wurde Ferdinand veranlaßt, mit ſeiner Schweſter ins Wohnzimmer zu treten.

„Mama da?“ fragte der junge Mann, angenehm berührt durch die wohlige Wärme, Ordnung und Behaglichkeit des Gemachs.

„Haſt du denn unſren Brief nicht erhalten, Ferdinand!“ rief Diana. „Liane iſt ſo ſchwer erkrankt, daß Mama ſich entſchließen mußte, nach Genf zu reiſen. Wir erwarten gerade heute ein Telegramm —“

„Nichts habe ich erhalten! Das ſind ja wieder ſchöne Nachrichten!“ ſtieß Ferdinand bedrückt heraus. „Und was macht Papa?“

Diana ſeufzte. Leiſe ſprechend und ſich unter plötzlich hervorbrechenden Thränen an ihren Bruder ſchmiegend, ſagte ſie: „Ach, Ferdinand, es iſt ein Trauerſpiel ſondergleichen! Ich verſichere dich, wir haben nachgerade weniger Kredit als jeder Arbeiter. Überall ſind wir ſchuldig, überall bekommt das Mädchen ausweichende Antworten oder muß ſpitze Bemerkungen einſtecken. Papa erklärt, er kann Mama nichts geben. Er muß ganz fertig ſein; auch das Geld von Vaſtus iſt dahin. Wie er wirtſchaftet, ich weiß es nicht. Jedenfalls aber ſtehen die Dinge ſo, daß wir nächſtens nicht mehr wiſſen, wie wir exiſtieren ſollen!“

„Das iſt ja unmöglich!“ fiel Ferdinand in auflehnendem Tone ein. „Ganz unmöglich —“ Aber in ſeiner Stimme lag keine Zuverſicht, und ſeine Mienen verrieten, wie tief er erſchüttert war.

Er wollte es nicht glauben, obgleich es bei ihm kaum beſſer ſtand. Äußerlich hielt er die Wirtſchaft noch obenauf, innerlich aber war auch er faſt am Bankerott. Und gerade heute war er gekommen, um über ein Darlehn mit ſeinem Vater zu ſprechen, dem Ertrinkenden gleich, der nach dem Strohhalm greift.

Nachdem er dann eine kurze Weile vor ſich hingeſtarrt hatte, fuhr er fort: „Und Klugs? Habt ihr etwas von Ellen-Luiſe gehört? Sie ſind noch in Paris?“

„Ja, Klug hat auf meine telegraphiſche Bitte das Reiſegeld für Mama geſchickt. Wir wußten ja keinen Rat.“

„Der gute Menſch,“ flüſterte Ferdinand, und doch empfand er eine Enttäuſchung. Im äußerſten Falle hatte er ſich noch einmal an ſeinen jetzigen Schwager wenden wollen. Nun ſah er, daß ſchon andere das Feld abgegraſt hatten.

Unter dieſen Umſtänden gab er auch den Plan auf, mit ſeinem Vater zu ſprechen. Welchen Nutzen konnte es haben?

Aber bevor ſich Ferdinand zu einem Entſchluß aufraffte, ſagte er zu ſeiner mit einem verlaſſenen Blick auf die beſchneite Straße hinausblickenden Schweſter: „Könnten denn nicht Mückenheims mal aushelfen? Offen geſtanden, ich bin auch gerade in großer Verlegenheit und wollte das mit dir beſprechen, Diana!“

„Ja, ich dachte es mir, Ferdinand!“ gab Diana tonlos zurück und fügte trübe hinzu: „Nein, Lieber, da mache dir keine Hoffnung! Die haben ſchon wiederholt gethan, was ſie konnten. Zudem ſind die Armen ſelbſt in ſchweren Sorgen. Ihre Papiere ſind gefallen und geben dies Jahr keine Zinſen. Sie klagen und ſtöhnen ohne Unterlaß.“

„Und Papa hat wirklich alles verbraucht? Von Mamas Vermögen iſt nichts mehr da? Was hat er nur mit dem Geld von Vaſtus angefangen?“

„Alte Schulden bezahlt. Ihm ſaß das Meſſer an der Kehle —“

Wieder ſah Ferdinand verzweifelt vor ſich hin, dann ſtieß er plötzlich kurz heraus: „Glaubſt du, daß man an Vaſtus herantreten könnte? Ich, für mich? Dann könnte ich ja auch euch helfen!“

„Nein, nein! Nur das nicht!“ rief das Mädchen erſchrocken. „Es wäre ganz nutzlos und — und — nein, ſchlage dir dieſen Gedanken aus dem Sinn! Vaſtus iſt ja auch gar nicht hier, ſondern ſchon ſeit Wochen nach Hamburg zurück.“

„Hat Papa ſich etwa mit ihm überworfen? Oder habt ihr etwas miteinander gehabt?“

„Keineswegs, Ferdinand. Aber glaube mir, es geht nicht! Sein Arrangement mit Papa enthielt ſchon eine beſondere Rückſicht. Gewiſſermaßen iſt ſeine Zahlung nur ein Darlehn! Nun abermals als Bittende kommen und nach ſo kurzer Zeit, das iſt unmöglich! Und überdies —“

„Nun?“

Diana antwortete nicht, ſie ſchüttelte den Kopf, holte tief Atem und ſagte dann: „Er behauptet, jeglichen Nacken beuge das Geld. Sollen dieſe Menſchen immer recht behalten? Er ſieht ſo ſchon auf uns herab, auf das adelige Habenichtsvolk, das nicht arbeitet.“

„Du meinſt? Ich hätte ihn anders beurteilt!“

„Er hätte vielleicht nicht ſo gedacht, wie ich es ausdrückte, nicht in ſo unzarter Weiſe, Ferdinand, aber dem Inhalt nach gewiß ähnlich.“

„Dann will ich mein Heil bei dem Juſtizrat von Wenck verſuchen. Ich weiß keinen Ausweg und muß Geld haben. Ich kann's doch nicht ſtehlen!“

Diana ließ das Haupt ſinken. Sich langſam erhebend, ſagte ſie: „Ach, wäre man doch nie geboren! Dieſes Leben iſt namenlos qualvoll und unwürdig! Ja, wenn ich ein Mann wäre, ich wollte ſchon helfen! Aber mit gebundenen Händen daſitzen!“

„Na, na —“ warf Ferdinand, ſich auflehnend, hin. Er fühlte ſich durch ihre Worte doch getroffen.

Diana machte eine Miene, als ob ſie ſagen wollte: „Ach, was verſtehſt du von meinem Fühlen und Denken: Du biſt und bleibſt ja ewig ein Kind, und du biſt überdem der Sohn deines Vaters!“

Im Begriff, ſich zu verabſchieden, nahm Ferdinand noch einmal das Wort: „Weißt du, ich habe ſchon darüber nachgedacht, ob ich nicht am beſten thäte, alles zu verkaufen und etwa nach Nordamerika auszuwandern.“

„Unſinn!“

„Unſinn?“

„Ja, Ferdinand! Wenn ihr euch einſchränkt, könnt ihr ganz gut auskommen! Aber du lebſt wie ein wohlhabender Mann, während du nur die Verbrauchseinnahmen eines leidlich gut geſtellten Beamten haſt! Ich bitte, werde nicht ungeduldig. Ich wollte dir nichts Unangenehmes ſagen, nur einen Hinweis geben, wie du auch hier im Lande dich einrichten könnteſt! Was beginnſt du in einem fremden Erdteil? Wie willſt du dort leben? Was haſt du gelernt? Ich denke immer, daß es dir ganz gut gelingen könnte, der Sorgen ledig zu werden,“ fuhr ſie fort. „Kannſt du denn nicht eine Hypothek aufnehmen, um endlich reinen Tiſch zu bekommen, und dann ein neues Leben beginnen? Vielleicht kann dir unſer Schwager Klug die Hand reichen, wenn er zurückkommt. Du ſollteſt dich mit ihm offen ausſprechen. Er iſt ein gutherziger Menſch, und Ellen-Luiſe wird gewiß deine Fürſprecherin ſein!“

Ferdinand ſchüttelte den Kopf.

„Er hat auch ſeine Sorgen, Diana! Das Gut trägt die ganze ſogenannte Landſchaft und noch etwas Hypothek dazu. Für ihn war's reichlich, wenn auch ſein Gut, wie alle heutzutage, verzweifelt wenig abwirft. Aber jetzt, wo er verheiratet iſt, reicht's auch nur zu einem anſtändigen Leben! Wie geſagt: ſie haben alle ihre Sorgen! Ja, die paar Großen, wie Mündes! Sonſt iſt's Schein von außen und morſch von innen. Aber was du von der Hypothek ſagſt, das geht mir auch ſchon lange durch den Sinn. Ich kann's aber nicht ohne Papa. Er muß zuſtimmen und hat's bisher immer abgelehnt. Die Gründe weiß ich wohl! Mit dieſer Hypothek verpfände ich wohl das letzte, was wir Stieglitz insgeſamt noch beſitzen.“ Ferdinand ſprach's mit dem Trotz der Verzweiflung.

Diana ließ den Kopf hängen. Alſo ſo weit war's auch dort ſchon! Aber ſie wollte bei dieſer Gelegenheit völlige Klarheit haben, wie die Dinge lagen. So ließ ſie ſich denn nichts von ihren ſchweren Gedanken merken und ſagte: „Und wieviel würdeſt du noch erhalten können, wenn Wenck vielleicht die Hand bietet und mit Papa ſpricht?“

„Na — wohl 40 000 Mark.“

„So! Und wieviel Schulden haſt du?“

Da Ferdinand die Summe nicht zu nennen wagte, gab er eine ausweichende Antwort, aber Diana beantwortete ſich danach ihre Frage ſchon ſelbſt, reichte ihrem Bruder zum Abſchied die Hand und ſank wie vernichtet zuſammen, ſobald der Glockenton der Klingel anzeigte, daß er das Haus verlaſſen hatte.

* * *

Als Herr von Stieglitz das Kontor von Wenck betrat, erklärte Ehnicke nach allerlei devoten Verbeugungen und überflüſſigen Reden, daß der Juſtizrat gerade oben in ſeinem Büreau allein ſei. Ferdinand ſtieg die ſauber gemalten Stufen empor und klopfte ziemlich zaghaft an des Gewaltigen Thür an. „Herein!“ Es klang kurz, aber nicht unfreundlich; Ferdinand empfing Mut durch den Ton.

Der Juſtizrat ſaß in ſeinem dreifenſtrigen Zimmer an einem breiten Schreibtiſch dicht am Fenſter. Der Tiſch war mit Schriften, Büchern und Akten bedeckt, und ebenſo lagen auf den übrigen Tiſchen und auf den Stühlen überall Papiere. Die Möbel waren von ausgeſuchter Gediegenheit, den Fußboden deckte ein herrlicher Perſer, und der Geruch des Kanaſters, den der weißhaarige Beſitzer mit dem glatten, ſcharfklugen Geſicht rauchte, war verführeriſch.

Nun drehte er ſich um, empfing Ferdinand mit ſehr zuvorkommender Miene und nötigte ihn auf einen neben dem Schreibtiſch ſtehenden Stuhl.

„Wie geht's, mein lieber Herr von Stieglitz? Bei dem miſerablen Wetter in Viga? Es ſcheint in dieſem Jahr kein Frühling werden zu wollen,“ leitete Wenck, wie er dies liebte, durch eine kleine Wetterbetrachtung das Geſpräch ein.

„Es geht nicht gut, Herr Juſtizrat,“ betonte Ferdinand, nur den erſten Satz aufgreifend, nahm eine Cigarre aus der Kiſte, die der Anwalt aus einer Schublade des Schreibtiſches hervorgezogen hatte, und hielt dabei in ſeiner Überartigkeit das ihm überreichte faſt herabgebrannte Schwefelholz länger in der Hand, als es ſeinen Fingern wohlthat. „Ich komme heute Morgen, um einmal mit Ihnen über meine Verhältniſſe zu ſprechen, Herr Juſtizrat.“

„Hm — hm —“ nickte Herr von Wenck, nicht eben ſehr angemutet, aber doch von einer gewiſſen Neugierde beherrſcht. „Bitte, ich bin ganz Ohr, mein ſehr verehrter Herr Baron?“

Im Grunde wußte Wenck alles. Daß die Dinge allernächſtens einen verzweifelten Charakter in Kroppholz annehmen mußten, war ihm durchaus nicht unbekannt, auch die Urſache, die Ferdinand angeben würde und durch die er ſich ſelbſt von Schuld entlaſten werde, kannte er, aber es war ihm doch nicht unintereſſant, die Sachlage einmal aus des jungen Mannes eigenem Munde zu hören.

Nachdem Ferdinand von den ſchlechten Konjunkturen, den hohen Löhnen, dem Mangel an Arbeitskräften, den mäßigen Preiſen, den Steuern und Laſten, den heutigen Anſprüchen genug geredet hatte, wozu der Juſtizrat bereitwillig den Kopf neigte, kam er endlich auf den Kernpunkt und erklärte ſeine Abſicht, eine dritte, letzte Hypothek auf das Gut aufnehmen zu wollen. Er bat, Wenck möge mit dem Vater ſprechen, der ſeinerzeit die protokollariſch eingetragene Beſtimmung getroffen, daß fernere Belaſtungen nicht ohne ſeine Genehmigung vorgenommen werden dürften.

Auch jetzt nickte Wenck, und als Ferdinand ſchwieg, ſagte er in einem ſehr liebenswürdigen Ton: „Mit Vergnügen will ich Ihnen gefällig ſein, Herr von Stieglitz, ich werde mit Ihrem Herrn Papa reden. Aber zweierlei muß ich von vornherein bemerken: Ich bin ganz außer ſtande, Ihnen das Geld zu beſorgen! Dritte Hypotheken ſind höchſtens von Halsabſchneidern zu haben, und damit gebe ich mich natürlich nicht ab. Alſo den Darlehnsgeber müßten Sie ſich ſchon ſelbſt verſchaffen. Und nun der zweite Punkt: Was ſoll ich Ihrem Herrn Vater ſagen? Verſtehen Sie recht! Ich muß doch begründen, zu welchem Zweck Sie das Geld aufnehmen wollen? Nicht wahr, Ihr Herr Papa wird danach fragen, um ſo mehr fragen, da, ſoviel ich mich erinnere, das letzte Geld Ihren Geſchwiſtern zufallen ſollte. Erlauben Sie einmal: Sie bekamen das Gut mit der Maßgabe, Ihrem Herrn Papa die Summe von 40,000 Thalern mit 3½ Prozent zu verzinſen —“

„Ganz recht; aber Sie wiſſen doch, wie die Verhältniſſe ſind, Herr Juſtizrat —“ fiel Ferdinand übereifrig ein.

„Bitte, bitte, lieber Herr von Stieglitz. Daß Sie ihm niemals Zinſen bezahlen konnten, weiß ich ja. Ich will nur die Dinge klar ſtellen. Alſo: 20,000 Thaler, die Sie inzwiſchen gemeinſam aufgenommen haben, hatte ſich Ihr Herr Papa als ſein Guthaben ausbedungen, der ebenſo große Reſt ſollte Ihren Geſchwiſtern gehören, die aber bei Lebzeiten Ihrer Eltern keine Zinſenanſprüche zu erheben hatten. Weder Ihnen noch Ihrem Herrn Papa gehört alſo eigentlich das Kapital, obſchon allerdings im Pfandprotokoll darüber keine beſondere Vormerkung gemacht iſt. Es müßten Ihre Geſchwiſter aber doch wohl gefragt werden. — Nun ja, das iſt dann Ihre Sache, nur, wie geſagt, vermag ich Ihnen zur Beſchaffung der Hypothek mit dem beſten Willen die Hand nicht zu bieten. Sie ſelbſt haben mit Ihrem Herrn Papa noch nicht geſprochen —?“

Ferdinand ſchüttelte den Kopf, aber er antwortete nicht ſofort. Wenn Wenck ihm kein Kapital zu verſchaffen wußte, dann war's am Ende gar nicht oder nur mit unerſchwinglichen Opfern aufzutreiben. Welchen Nutzen konnte es alſo eigentlich haben, daß jener mit ſeinem Vater redete?

Aber da ihm das Meſſer an der Kehle ſaß, ließ er ſeine Bedenken nicht aufkommen. Er wußte von einem Manne in Viga, der dergleichen Geſchäfte machte. Zu ihm wollte er gehen und wenigſtens einmal die Bedingungen hören.

So nahm er denn abermals das Wort und ſagte, ſeine Haltung zurückgewinnend, mit einer auf den Juſtizrat nicht ohne Wirkung bleibenden Haltung: „Wenn Sie nur die Güte haben wollen, Herr Juſtizrat, meinen Vater zu fragen, ob er mit der Aufnahme eines Darlehns einverſtanden iſt. Über die Verwendung des Kapitals werde ich, ſofern er überhaupt geneigt iſt, mir entgegenzukommen, ihm dann ſelbſt Erklärungen geben. Jedenfalls —“ hier gab Ferdinand ſeinen Worten einen beſonderen Nachdruck — „wird mein Vater auch Vorteile von der Kapitalaufnahme haben. Zudem werde ich ihm und meinen Geſchwiſtern noch beſondere Sicherheit für dieſes Kapital geben, oder richtiger geſagt: meine Frau kann ihnen eine ſolche bieten. Melanie wird, ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt iſt, Herr Juſtizrat, in nicht zu ferner Zeit in den Beſitz eines erheblichen Vermögens gelangen. Alſo einbüßen wird niemand, der ſich mit der Sache befaßt.“

Durch dieſe Sätze fand Ferdinand einerſeits ſein verloren gegangenes Selbſtvertrauen zurück — er bildete ſich ein, daß er den Inhalt ſelbſt glaubte — und überdies nahm er an, daß er ſein bei dem Juſtizrat geſunkenes Anſehen wieder heben würde.

In der That hatte Wenck nicht erwartet, daß Ferdinand ihm auf ſeine Fragen, die im Grunde nur ſeiner Neugierde entſprangen, ausweichen würde; daß es dennoch geſchah, verriet ihm, daß Ferdinand doch nicht ganz ſo leicht zu nehmen war, wie er dachte, und endlich machten die mit ſo großer Sicherheit geſprochenen, dem Ton nach auf keine beſondere Wirkung berechneten Sätze wegen der Erbſchaft wenigſtens den Eindruck der eigenen Überzeugung, und es war ihnen ſomit doch vielleicht eine gewiſſe Berechtigung beizulegen. Ganz war der Juſtizrat allerdings nicht überzeugt. Er glaubte grundſätzlich nur, was er ſah, aber da Geld für ihn das Alpha und Omega des Daſeins war, ſo ließ ſelbſt er ſich bisweilen täuſchen. Seine mißtrauiſche Zweifelſucht wurde gleichſam eingeſchüchtert.

Ferdinand erhob ſich, verſicherte, daß er, wie auch die Beſprechung mit ſeinem Vater, dem er wegen ſeiner unberechenbaren Heftigkeit in ſolchen Geſchäftsſachen ausweichen müſſe, ausfallen würde, ſich jedenfalls dem Juſtizrat erkenntlich zeigen werde, und machte ſich dann ſogleich zu dem Geldmann, Herrn Oscar Behrens, auf den Weg.

Der Brave wohnte trotz ſeines Reichtums in einem kleinen Spielſchachtelhäuschen im Norden der Stadt, dicht bei der Bahn. Je drei ſchmale Fenſter lagen zu den Seiten der Hausthür. Darüber befand ſich ein kleiner Ausbau, und der ganze, hübſch angeſtrichene und zierlich gehaltene Bau war ſo niedrig, daß ein Mann mit ausgeſtrecktem Arm ſehr wohl das Dach berühren konnte.

Ferdinand ſchaute ſich ſpähend um, bevor er eintrat. Er fürchtete, geſehen zu werden und glaubte, die Leute ſchon reden zu hören: der junge Baron auf Kroppholz geht zu dem Wucherer Oskar Behrens, es muß doch ſehr ſchlecht mit ihm ſtehen!

Er hielt ſich auf der gegenüberliegenden Straße und machte ſich, rechts und links blickend, an einem Schaufenſter zu ſchaffen. Nirgend etwas Beſonderes! Ein paar Kinder jagten ſich mit einem Hunde. Ein Arbeiter war auf dem anſtoßenden Hauſe beſchäftigt, eine defekte Dachrinne nachzuſehen, aber ſo in ſeine Beſchäftigung vertieft, daß er nicht aufblickte. Sonſt nichts! Die Gelegenheit war günſtig, und das Häuschen ſah ſo einladend aus. Die weißen Fenſtergardinen blitzten von Ordnung und Sauberkeit, die bunten Blumen hoben ſich ſo anmutig ab von den mit ſilbernen Bändern verzierten Blumentöpfen, und die meſſingne Thürklinke war ſpiegelblank geputzt. Jetzt, jetzt alſo! Aber als Ferdinand eben über die Straße zu ſchreiten im Begriff ſtand — Überraſchung und Schreck wollten ihm die Glieder lähmen — öffnete ſich die Hausthür, und ſein Vater trat heraus.

Blitzſchnell verſchwand Ferdinand in einem der Häuſer. Hier blieb er unruhig und beklommen wartend auf dem Flur ſtehen, und erſt nach geraumer Zeit wagte er, den Kopf hinauszuſtecken und die Straße hinabzublicken. Er atmete auf, als er ſeinen Vater nicht mehr ſah, und wanderte mutlos und bedrückt den Weg zurück, den er gekommen.

Es war natürlich ganz ausgeſchloſſen, nunmehr Oscar Behrens zu beſuchen. Der Vater war ja bereits zu ähnlichen Zwecken dageweſen! Mehr als ſonſt wollten ſich die Gedanken des jungen Mannes gegen den Älteren auflehnen. Aber dann verzog ſich ſein Mund zu einem bitteren Lächeln.

War er beſſer als jener? Wollte er nicht ſelbſt den Weg beſchreiten, der zum ſicheren Abgrund führte?

Was nun? Ferdinands Stimmung war um ſo verzweifelter, als er ſchon ſeit mehreren Tagen faſt keinen Groſchen im Hauſe hatte. Der erſte ſtand wieder einmal vor der Thür. Zinſen, Löhne waren zu bezahlen; das tägliche Leben erforderte auch Ausgaben! Am nächſten Tag wurde der Tierarzt erwartet, deſſen vorjährige Rechnung noch nicht bezahlt war. Es drückte Ferdinand, den Mann in Anſpruch zu nehmen, ohne ihm ſein Guthaben auszuzahlen. Ja, wer ſich nicht meldete, wer nicht vor ihm erſchien, der machte ihm den Kopf nicht warm, aber wenn die Menſchen, die berechtigte Forderungen hatten, vor ihm ſtanden, dann drückte ihn doch noch die Scham, ſie nicht befriedigen zu können.

Ferdinand beſchleunigte ſeine Schritte, da ihm einfiel, daß er den Kutſcher nach dem Hauſe ſeines Vaters beordert hatte. Er mußte ſich raſch in die Ausſpannung begeben, um ihm einen anderen Beſcheid zu erteilen, auch beſchloß er, gleich an Wenck zu ſchreiben und ſeinen Auftrag wieder rückgängig zu machen. Sein Vater ſollte nicht einmal wiſſen, daß er in der Stadt geweſen war. Diana hatte er ja glücklicherweiſe bereits gebeten, ſeine Anweſenheit zu verſchweigen.

Als er in dem kleinen Wirtshaus anlangte, war der Alte eben im Begriff, anzuſpannen. Ferdinand verſtändigte ihn und trat, von dem Bedürfnis getrieben, etwas zu genießen, in ein nicht weit davon gelegenes Bierhaus.

Hier ſaß er, nachdem er das Briefchen an Wenck abgeſandt hatte, wohl eine Stunde und grübelte über das, was war und was werden ſollte.

Seine Knabenzeit tauchte vor ihm auf: das ungebundene Leben auf dem Lande, die ſorglos glücklichen Tage ſeiner Jugend erſchienen vor ſeinem geiſtigen Auge. Er vergegenwärtigte ſich die Schulzeit in der Stadt. Damals hatte er bei einem Lehrer des Gymnaſiums gewohnt, und er ſah den Doktor mit dem zuſammengekniffenen, bebrillten Geſicht und dem ſtrengen Ausdruck vor ſich und hörte ihn ſagen: „Aus Ihnen wird nie etwas Vernünftiges, Stieglitz. Ein Menſch, der immer nur ſeine Vergnügungen im Kopf hat und nichts lernen mag, paßt nicht in die heutige Zeit. Sie erfordert tüchtige Menſchen. Die Tage ſind vorüber, wo die Unfähigen mit durchgeſchleppt werden; nur wer etwas leiſtet, vermag aufrecht zu ſtehen. Wer nichts kann und keine Energie beſitzt, der wird rückſichtslos von den Fortſtürmenden zermalmt." Und Ferdinand hatte im ſtillen gedacht, welche Phraſen das ſeien. Was ſollte ihm denn geſchehen, wenn er Geld hatte? Er war Erbe des Gutes ſeines Vaters und dieſer ein vornehmer, reicher Mann. Der junge Mann ſeufzte tief auf. Ja, ja, ſo hatte er damals gedacht. Heute dachte er anders! Man hatte ihn nie Pflichten üben gelehrt. Sein Vater hatte ſich um ſeine Erziehung überhaupt nicht bekümmert, und ſeine Mutter war eine zu ſanfte, nachgiebige Natur, um Strenge zu üben! Sie konnte nur beſänftigen, Troſt ſpenden, Thorheiten ausgleichen; ſie war die Liebe und Selbſtloſigkeit ſelbſt.

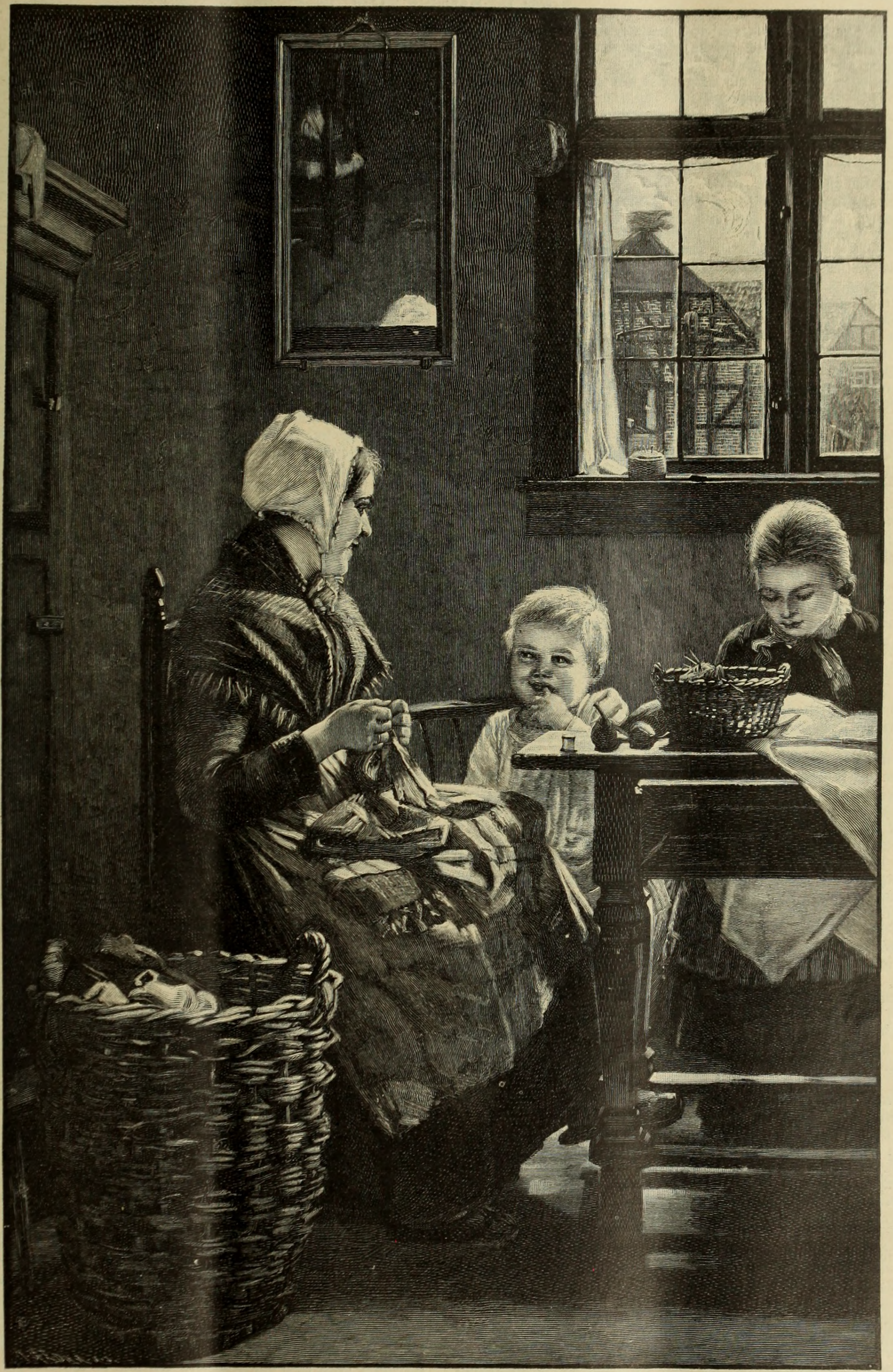
Seine Mutter, ſeine gute Mutter! Wie er ſie liebte! Und nun war ſie, ohnehin das Herz voll Jammer und Sorge, fortgeeilt, um ſeine Schweſter zu pflegen. Ja, an den Frauen, an ihnen konnte ſich die Männerwelt ein Beiſpiel nehmen! Sie ſahen das Leben nicht an als einen Ballſaal, in dem getanzt und jubiliert wird, ſie wußten, daß man ſich die heiteren, frohen, ſorgloſen Tage verdienen muß durch ernſte, ſchwere, der Pflicht gewidmete Arbeit.

Zu viele Männer kannten nur den Genuß, die Frauen meiſt nur die Härte der Pflicht. Wenn ſein Vater ſtarb! Was dann? Wovon ſollte ſeine Mutter, wie ſollten die übrigen Geſchwiſter leben!? Auf ihn waren ſie doch angewieſen in Zukunft. Und was war er?

Ja wenn er ſich aufzuraffen vermocht hätte? Aber was konnte er? Diana hatte recht. Er verſtand eigentlich nichts. Ein großer Schönheitsſinn und die damit verbundene Ordnungsliebe waren ihm eigen, er wußte ſeine Leute anzuhalten, hatte einen praktiſchen Blick, war kein unbefähigter Landmann, aber doch nur dann, wenn alles ihm zufloß, wenn nicht eigentlich Schwierigkeiten vorlagen!

Und endlich: an die Erbſchaft glaubte er ſelbſt nicht, wenigſtens war ſie vorläufig gar nicht in Berechnung zu ziehen. Der Onkel konnte noch zwanzig Jahre leben! Zwanzig Jahre! Da war er ſelbſt vielleicht ſchon lange verweht — tot! Er wünſchte es. Ach, wenn er doch tot wäre!

(Fortſetzung folgt.)



Der kleine Schelm. Nach dem Gemälde von Karl Krichelsdorf.

# Korreſpondenz von der Erde aus mit anderen Welten.

Von Dr. Herm. J. Klein.

(Abdruck verboten.)

Es iſt eine durchaus berechtigte Neugierde, wenn der Menſch zu wiſſen wünſcht, ob auf anderen Weltkörpern auch lebende und vernunftbegabte Weſen vorhanden ſind, und wenn er über Mittel und Wege nachdenkt, wie er ſich mit ſolchen Weſen in Korreſpondenz ſetzen könnte. Von dieſem Geſichtspunkte aus kann man durchaus nichts Ungereimtes darin finden, wenn einmal jemand ein Legat ausſetzt behufs Anſtellung von Verſuchen, mit den Bewohnern eines anderen Weltkörpers eine Verſtändigung anzuknüpfen. Abſurd wird ein ſolches Projekt erſt, wenn es etwas anſtrebt, deſſen Erreichung an und für ſich unmöglich iſt.

Die Zeitungen brachten in den letzten Monaten wiederholt Mitteilungen über ein Legat von 100000 Franken, welches eine Dame der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften ausgeworfen hatte, mit der Bedingung, Verſuche zu einer Korreſpondenz von der Erde aus mit den Bewohnern des Planeten Mars anzuſtellen. Eine Korreſpondenz mit den Leuten auf dem Mars! Dieſe Idee iſt ſo ungeheuerlich, daß man es niemandem verdenken kann, wenn er darüber lacht. In Frankreich aber hat ſie nichtsdeſtoweniger Beifall gefunden, ja, ein dort viel geleſener Schriftſteller hat das Projekt alles Ernſtes verteidigt und hält ſeine Ausführung für möglich. Er findet die Idee weniger kühn, als diejenige des Telephons, des Phonographen, des Photophons u. ſ. w. Das iſt zweifelsohne richtig, denn die Idee an ſich iſt von einer ſehr großen, ſozuſagen verblüffenden Einfachheit; aber wie ſteht es mit den Mitteln zu ihrer Durchführung?

Der Planet Mars kommt der Erde niemals näher als bis auf 57 Millionen Kilometer, und dann erſcheint er ſelbſt in den mächtigſten Fernrohren im Durchmeſſer nur acht oder zehnmal ſo groß, als uns der Mond mit bloßem Auge, dabei aber bei weitem nicht ſo deutlich und hell wie dieſer. Und unter ſolchen Umſtänden ſoll man künſtliche Veranſtaltungen von hier nach drüben und umgekehrt wahrnehmen? Es fragt ſich nur, welcher Art dieſe Veranſtaltungen ſein und in wie großem Maße ſie ausgeführt werden müſſen. Wenn wir annehmen, daß es auf dem Mars denkende Weſen gibt, die ſo kultiviert ſind, wie die Gebildeten und Gelehrten Europas und Amerikas, und wenn wir ferner annehmen, daß jene wiſſenſchaftlich hochgebildeten Marsbewohner auch Ferngläſer beſitzen, ähnlich den vollkommenſten Inſtrumenten unſerer heutigen Aſtronomen, ſo kann man die Frage nach der Art und Größe der Signale, welche wir ihnen zuzuſenden hätten, leicht beantworten.

Dieſe Signale könnten nur in der Herſtellung von einfachen geometriſchen Figuren, von Kreiſen, Dreiecken oder Vierecken beſtehen und dieſelben müßten jedenfalls mehrere hundert Kilometer groß ſein. Es iſt jedoch die Größe allein nicht, welche die Wahrnehmbarkeit eines Gegenſtandes aus großer Entfernung bedingt, ſondern es iſt weiter erforderlich, daß ſich dieſer Gegenſtand durch Helligkeit oder Dunkelheit von ſeiner Umgebung abhebt und unterſcheidet. Rieſengroße Dreiecke oder Vierecke müßten mindeſtens auch in ihren Umriſſen ſtark leuchtend ſein, wenn ſie aus der Entfernung des Mars geſehen werden ſollen, ſie müßten alſo etwa durch ſehr intenſives elektriſches Licht bezeichnet werden. Endlich würde dieſe ganze ungeheure Beleuchtung zu einer Zeit in Thätigkeit geſetzt werden müſſen, wenn der betreffende Teil der Erdoberfläche Nacht hat und vom Mars aus gut geſehen werden kann.

Verſucht man, ſich dieſe Idee auszumalen, ſo gewinnt ſie einen immer lächerlicheren Anſtrich, je mehr man in Einzelheiten eingeht. Zudem iſt auch die ganze Unterlage, auf der ſie beruht, eine völlig vage, denn wer bürgt dafür, daß Marsbewohner, wenn ſie auch wirklich vorhanden und recht kultiviert ſind, Fernrohre beſitzen, die ſo ſcharf ſind wie die unſerigen? Die Inſtrumente, mit denen man heute den Mars beobachtet und welche dort Feſtländer und Meere, Meeresſtraßen und Wolken auf jenen Planeten gezeigt haben, waren vor zweihundert Jahren noch nicht erfunden. Ohne das Genie einiger weniger unter den vielen Millionen gebildeter Menſchen, die ſeit Jahrhunderten lebten, würden wir heute vom Mars noch ſehr wenig wiſſen, denn jene paar Leute haben das Fernrohr in ſeiner gegenwärtigen Vollkommenheit erſt geſchaffen. Wäre z. B. der Glasmacherlehrling Joſef Fraunhofer beim Zuſammenſturz des elenden Häuschens in der Stiftsgaſſe zu München am 21. Juli 1801 erſchlagen, ſtatt bloß verſchüttet worden, ſo wüßte die Menſchheit heute wahrſcheinlich nichts von den Doppelkanälen des Mars.

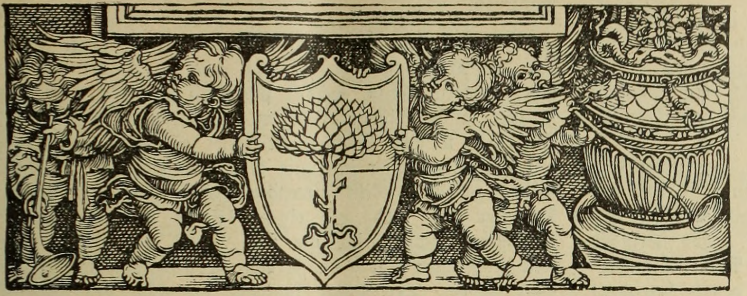
Wer will aber beweiſen, daß die Marsbewohner den Menſchen in Künſten und Wiſſenſchaften gleich, ja überlegen ſind? Das iſt indeſſen die Grundbedingung für jeden Verſuch, mit ihnen in Korreſpondenz zu treten, und hinterher kommen erſt die techniſchen Schwierigkeiten oder richtiger die für unſere immerhin begrenzten Hilfsmittel thatſächlich vorhandene Unmöglichkeit des Verſuchs ſelbſt.

Jene Thatſache, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt iſt, für welchen ſie die Alten hielten, ſondern ein Planet, der mit anderen die Sonne umkreiſt, hat nach und nach die Meinung aufkommen laſſen, daß auch alle übrigen Planeten von vernünftigen Weſen bewohnt ſeien, weil nicht einzuſehen wäre, weshalb die Erde eine Ausnahmeſtellung beanſpruchen ſolle. Dieſe Begründung hat offenbar manches für ſich, und man wird auch ſchwerlich beweiſen können, daß im ganzen Weltall Leben und Vernunft nur allein auf unſerer Erde vorhanden ſein ſollten. Allein bezüglich der Planeten unſeres Sonnenſyſtems liegt die Sache nicht genau ebenſo. Bei dieſen Weltkörpern können wir, geſtützt auf die ſpeziellen aſtronomiſchen Forſchungen der neueren Zeit, die allgemeinen Bedingungen ihrer Weltſtellung ſowohl, als viele Eigentümlichkeiten ihrer individuellen Beſchaffenheit angeben und unter Berückſichtigung dieſer Verhältniſſe ein logiſch begründetes Urteil darüber abgeben, ob ſie als Heimat von Weſen gleich uns Menſchen angeſehen werden dürfen. In meinem Buche „Kosmologiſche Briefe, über Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft des Weltbaues, 3. Auflage, Leipzig 1891,“ habe ich mich hierüber eingehend verbreitet und jeden einzelnen Planeten auf ſeine Bewohnbarkeit hin einer beſonderen Unterſuchung unterzogen. Bezüglich des Mars ergibt ſich, daß dieſer Planet als Wohnplatz für Weſen gleich dem Menſchen ſich kaum eignen würde. Niemand wird dies in Abrede ſtellen können, wenn er weiß, daß dort auch heute noch die großartigſten Umwälzungen vor ſich gehen, wahre Kataſtrophen, dergleichen wir auf der Erde nicht antreffen. Meeresarme, wie das Rote oder das Adriatiſche Meer, verdoppeln ſich auf dem Mars in kurzer Zeit, Feſtländer von der Größe Mitteleuropas werden gewiſſermaßen über Nacht vom Waſſer bedeckt, Schneefälle, die ganze Kontinente überſchütten, treten nicht ſelten ein, und zur Zeit des Frühlings müſſen durch die allgemeine Schneeſchmelze Überſchwemmungen entſtehen, vor denen lebende Weſen nur auf hohen Bergen Schutz und Rettung finden können. Sonach berechtigt nichts zu der Annahme, der Planet Mars ſei die Wohnſtätte hochgebildeter Weſen, und es iſt, bei der praktiſchen Unmöglichkeit der von der Erde aus nach dem Mars zu gebenden Signale, vollkommene Thorheit, an die Möglichkeit einer Korreſpondenz mit dieſem Planeten zu denken.

Weit leichter würde ſich ein ſolcher Verkehr mit dem Monde herſtellen laſſen, wenigſtens was die techniſche Ausführbarkeit betrifft. Denn der Mond iſt nur 384000 Kilometer vom Erdmittelpunkt entfernt, und Gegenſtände von ein paar hundert Fuß Länge und Breite könnten unter günſtigen Umſtänden mittels großer Fernrohre von ſeiner Oberfläche aus noch geſehen werden. Auch hat es nicht an Vorſchlägen gefehlt, mit vorausgeſetzten Mondbewohnern in optiſche Korreſpondenz zu treten. In den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts glaubte ſogar Gruithuiſen die Exiſtenz von Mondbewohnern, die er „Meneen“ nannte, durch Beobachtung beweiſen zu können. Er hat auch viele Eigentümlichkeiten dieſer Meneen beſchrieben. „Es iſt,“ ſagt er, „unbeſtreitbar gewiß, daß es auf dem Monde weder Regen, noch Gewitter, noch Stürme gibt, und ſo bedarf der Mondbewohner während der angenehmeren Tageszeit an dem Orte ſeines Aufenthaltes und ſeiner Beſchäftigung gar keines Obdaches. Ein Ort, der ihn vor rauhem Luftzuge ſchützt, z. B. ein kleiner Ringberg, in welchen er ſich ſeitwärts eine Grotte gräbt, um ſich vor der größten Tageshitze zu ſchützen, und hinter dieſer Grotte eine kleine Wohnung für jene Nachtzeit, die eine unleidliche Kälte bringt, ſind die erforderlichſten Attribute ſeiner Habilität. Aber hieraus würde folgen, daß im eigentlichen Sinne die Mondbewohner Troglodyten ſind, denn ſie müſſen es wegen der Temperaturextreme notwendig ſein; und dieſes iſt das Gewiſſeſte, was wir von der dermaligen Bewohnbarkeit des Mondes wiſſen können. Wie ſie ihren Lebensunterhalt ſich verſchaffen, läßt ſich wenigenteils bloß aus den Spuren der Kultur des Bodens vermuten. Aber ob ſie Jagd, Viehzucht u. ſ. w. treiben, liegt, wenn wir von deren Möglichkeit abſehen, ganz außer der Sphäre unſerer Erkenntnis. Sind alle die auf dem Monde von mir geſehenen geraden Wälle kleinen und großartigen Stils Decken langer hyponomiſcher Räume und von dieſer troglodytiſchen Beſchaffenheit, ſo erklärt ſich freilich die Pragmatik ſolcher Wälle dahin, daß ſie mit dem größten Luxus konſtruierte Wohnungsräume und Hallen geſellſchaftlichen Lebens ſein müßten.“

Der gute Gruithuiſen bewegt ſich hier unter lauter Hirngeſpinſten, und ebenſo irrig iſt ſeine Behauptung, daß mitten auf dem Monde eine große Feſtung mit ungeheuren Wällen liege, denn dieſe angebliche Feſtung iſt nichts als ein Syſtem von natürlichen Bergwällen mit Thälern dazwiſchen, von denen jedes groß genug iſt, die ganze Stadt London in ſich aufzunehmen. In der Deutung wiſſenſchaftlicher Beobachtungen iſt die Phantaſie eine gefährliche Führerin, und ein Naturforſcher, der ſich ihr anvertraut, iſt übel beraten. So erging es auch Gruithuiſen. Nachdem er die „Meneen“ einmal angenommen hatte, hielt er ſie auch für ſehr hoch gebildet, und eine am 25. Juli 1774 an einer Stelle des Mondes wahrgenommene Lichterſcheinung deutete er auf eine Illumination, die vielleicht gelegentlich der Krönung oder Vermählung eines Königs im Monde von deſſen Unterthanen veranſtaltet worden ſei. Börner meinte boshafter Weiſe, jene Erſcheinung ſei vielmehr eine Illumination der „Meneen“ zur Feier des Abfalls der amerikaniſchen Provinzen von England geweſen. Die wiſſenſchaftlichen Beobachtungen der Neuzeit laſſen keinen Zweifel darüber, daß der Mond heute nicht von denkenden Weſen gleich uns bewohnt iſt, weil die Bedingungen dazu, Luft und Waſſer, ſo gut wie völlig fehlen.

Auch eine optiſche Kommunikation mit den Mondeinwohnern iſt alſo ausſichtslos, und der Menſch muß wohl oder übel überhaupt darauf verzichten, mit den Bewohnern anderer Welten in Verkehr zu treten.



Aus Springers Dürerbiographie.

## Eine neue Dürer-Biographie. (Abdruck verboten.)

Das Schickſal der Künſtler und der von ihnen geſchaffenen Kunſtwerke bleibt auch bei gleicher Berühmtheit ein ſehr verſchiedenes: die einen werden nicht nur von allen geprieſen, ſondern gefallen auch wirklich allen; die anderen rühmt zwar ebenfalls jeder, aber nur ſehr wenige finden wirklich Freude an ihnen. Wer überhaupt irgend Sinn hat für die bildenden Künſte, wird von einem Raffaelſchen, einem Murilloſchen Bilde wenn nicht entzückt, ſo doch mindeſtens angenehm berührt, wie wenige aber wiſſen einem Michel Angelo wirklich Geſchmack abzugewinnen! Die Freude an den Werken von Künſtlern wie dieſer muß gewiſſermaßen erarbeitet werden, und das gelingt nicht einmal jedem. Da heißt es betrachten und immer wieder betrachten, bis uns endlich das Verſtändnis aufgeht und ſich mit ihm eine Quelle unerſchöpflichen Kunſtgenuſſes erſchließt.

Zu den Künſtlern, zu deren Würdigung man ſich durcharbeiten muß, gehört Albrecht Dürer. Ich erinnere mich noch lebhaft des Entſetzens, das ich vor vielen Jahren bei einem kunſtverſtändigen Freunde wachrief, als ich den Dürerſchen Chriſtuskopf, den er mir bewundernd zeigte, für eine widerwärtige Fratze erklärte. Und ich konnte doch beim beſten Willen nicht anders urteilen. Mein Freund erbarmte ſich meiner, und nach Jahr und Tag entdeckte ich denn auch, daß der Kopf — es handelte ſich um den Holzſchnitt mit der Dornenkrone — wohl feſſeln könne. Jetzt iſt das Blatt ſeit langer Zeit für mich eins der ſchönſten, die je geſchaffen wurden.

Leſer dieſer Zeilen, denen es geht wie mir im Anfang meiner Kunſterkenntnis, erlaube ich mir darauf hinzuweiſen, daß man beim Studium Dürers mit dem Gefälligen beginnen ſollte. Der große Meiſter ſchuf nicht nur um die Wende eines Jahrhunderts, ſondern auch während des Überganges einer Kunſtepoche in die andere. So trägt denn ein Teil ſeiner Werke für den Nichtkunſtverſtändigen noch einen ganz mittelalterlichen, kindlich erſcheinenden Charakter, während wieder andere ausſehen, als habe ſie ein heutiger Meiſter eben erſt geſchaffen. Man halte ſich bei der Betrachtung zunächſt an dieſe und mache ſich erſt ſpäter an Werke wie die beiden Paſſionen, das Marienleben oder gar die Apokalypſe.

Das eigene Sehen bleibt allen Werken der bildenden Kunſt gegenüber immer die Hauptſache, aber es wäre thöricht, wollte man ſich heute beim Studium eines Künſtlers auf dasſelbe beſchränken. Wie ſehr uns hier das Urteil und die Belehrung eines Kunſtverſtändigen fördern können, leuchtet ohne weiteres ein. Es kommt dazu, daß wir bei einem Künſtler wie Dürer ja auch mit der Geſchichte ſeiner Zeit und ſeines Lebens vertraut ſein müſſen, wenn wir ſeine Werke ganz verſtehen und würdigen wollen.

Ein Buch nun, das dieſen Bedürfniſſen entſprechen ſoll, hat der im vorigen Jahre verſtorbene Kunſtgelehrte Anton Springer uns gleichſam als ein ſchönes Vermächtnis hinterlaſſen: Albrecht Dürer von Anton Springer (Berlin, G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung. 1892). Zwei Monate vor ſeinem Tode hat er das Buch beendet und ſelbſt noch angegeben, welche Werke als Illuſtrationen in dasſelbe aufgenommen werden ſollten. Dieſe Biographie ſetzt freilich ſchon eine gewiſſe Bekanntſchaft mit Dürers Werken voraus, wendet ſich aber keineswegs nur an den Fachmann, ſondern durchaus auch an die gebildeten, kunſtfreundlichen Leſer aller Klaſſen und iſt zur Not auch ohne obige Vorausſetzung verſtändlich.

Die Stellung, die Springer in der Entwickelung der deutſchen Kunſt Dürer anweiſt, hat er folgendermaßen zuſammengefaßt: „Die überlieferten Anſchauungen und Formen ſind in dieſem Zeitalter der Gärung und des Kampfes erſchüttert worden und in Schwanken geraten, die neue Kunſtweiſe entbehrt noch des feſten Grundes. Was noch zugelernt und viel weiter entwickelt werden mußte, das war in erſter Linie das Maßhalten, die Harmonie. . . . Die Freude an wahrheitsgemäßer Schilderung verleitet zur breiten Ausmalung roher Leidenſchaften, zur Übertreibung des Ausdruckes und der Empfindungen. Die wüſten Geſellen der Faſtnachtsſpiele, die Teufelsfratzen der Myſterien leben auch im Kreiſe der bildenden Künſte. Der Naturſinn ferner beherrſcht noch nicht die ganze Phantaſie. Während für die einen Geſtalten die überlieferten Typen gelten, fußt die Wiedergabe anderer ſchon auf ſcharfer Naturbeobachtung. Frauenbilder, wie z. B. die Madonna, dann das Chriſtkind, gehen noch ſelten auf ein eindringliches Naturſtudium zurück. Das letztere ſelbſt wird auf die genauere Kenntnis der Gebärdenſprache beſchränkt, den richtigen Verhältniſſen, den ſchönen Formen der Körper geringere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Wie die Anordnung und Gruppierung der Figuren zwar meiſtens klar und deutlich, aber ſelten fein und frei iſt, ſo erſcheinen die einzelnen Geſtalten wohl lebendig im Ausdrucke, aber gar häufig ſchlecht proportioniert. Selbſt bei tüchtigen Meiſtern wie Adam Kraft und Michael Wohlgemuth ſtößt man auf kurze Beine und lange Oberleiber, bald zu große, bald zu kleine Köpfe, ſtarke Hände und Füße, aber magere, ſchwächliche Beine. Daß die Gewänder bei der Haltung und Bewegung der handelnden Perſonen mitſprechen ſollen, bleibt gleichfalls vielen Künſtlern unverſtändlich.

Um die Kunſt weiter zu führen, that ein Mann not, welcher bei klarer Einſicht in die vorhandenen Schwächen die Abhilfe als ſeine perſönliche Sache erfaßt, den Widerſtreit der Richtungen in ſich ſelbſt tapfer bekämpft und ſeine ganze Kraft für den Sieg der neuen Kunſtweiſe einſetzt. Ein Mann that not, deſſen immer reger Naturſinn auch das Kleinſte und Feinſte in der äußeren Welt achtet, deſſen Wahrheitsliebe das künſtleriſche Gewiſſen ſchärft, der aber über der Fülle der Erſcheinungen nicht die feſten Regeln der harmoniſch ſchaffenden Natur vergißt, in ihrer Erkenntnis und Ergründung ſein Lebensziel findet. Ein Mann that endlich not, deſſen Phantaſie ſo reich mit künſtleriſchen Gedanken geſättigt iſt, daß die zeichnenden Künſte, insbeſondere der Holzſchnitt und der Kupferſtich, welche die erfinderiſche Kraft geradezu herausfordern, jetzt erſt zu ihrem vollen Recht gelangen.

Dieſer Mann war Albrecht Dürer. Die Erzählung von ſeinem Leben deckt ſich mit der Geſchichte unſerer Kunſt in einer ſchickſalsſchweren Zeit."

So erſcheint Dürer als ein Mann, der auf dem Gebiet der Kunſt das Sehnen der Beſten erkannte und erfüllte wie ſein von ihm hochverehrter Zeitgenoſſe Luther in der Religion. Und noch eines iſt beiden gemeinſam: ſie wandten ſich nicht an die Fachkreiſe, ſie wandten ſich an das ganze deutſche Volk. „In der italieniſchen Renaiſſance," ſagt Springer, „tritt der volkstümliche Zug gegen das Kunſtreiche in den Hintergrund zurück. Die großen Schöpfungen der italieniſchen Meiſter waren weder für das Volk beſtimmt, — ſie waren ihm auch ſelten zugänglich, — noch auf das volle, freie Verſtändnis desſelben berechnet. Erſt Dürer wagte mit kühnem Geiſte den Verſuch, das volkstümliche Weſen der Kunſt mit den Forderungen eines geläuterten Formenſinnes zu verbinden. Darauf beruht ſeine geſchichtliche Bedeutung."

Unſere Leſer werden die Art und Weiſe, in der Springer Dürer erklärt, am beſten kennen lernen, wenn wir ihnen ein Dürerſches Blatt vorlegen und die Springerſchen Erklärungen dazu geben. Letztere werden freilich mit Rückſicht auf den uns zur Verfügung ſtehenden Raum nur auszugsweiſe mitgeteilt werden können.

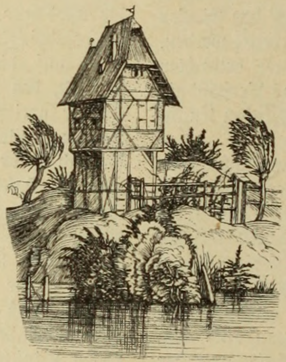
Wir wählen den berühmten Kupferſtich, der unter dem Namen: „Ritter, Tod und Teufel“ ſehr bekannt iſt, und auf deſſen Wiedergabe Springer wohl eben deshalb verzichtet hat.

„Dürer lieſt,“ ſo führt Springer aus, „aus ſcheinbar trockenen Normalfiguren, an welchen er die Maße, die Verhältniſſe der einzelnen Teile zu einander genau bezeichnet und beziffert hat, von ſeiner poetiſchen Phantaſie ihm eingegebene, gleichſam heimlich zugeflüſterte Zuſtände und Handlungen heraus. Die urſprünglich ſeelenloſen Figuren empfangen Stimmung. Dieſe Stellung, jene Bewegung würden Perſonen einnehmen und dieſes Licht, jener Schatten Szenen beleuchten, in welchen dieſe oder jene Empfindungen oder Charakterzüge verkörpert werden. Sind einmal die Geſtalten, die Räumlichkeiten geſtimmt worden, ſo liegt der weitere Weg offen da. Die Stimmung muß erklärt, verſtändlich gemacht werden. Die Szene wird durch mannigfaches Beiwerk reicher ausgemalt, aus dem Traumhaften auf dieſe Art in die hiſtoriſche, lebendige Wirklichkeit übertragen.“

Dürer zeichnete im Jahre 1498 einen Reiſigen in voller Wehr und Rüſtung in ſcharfem Profil. „Das iſt die Rüſtung zu der Zeit in Deutſchland geweſen,“ ſchreibt er darunter. Als er das Blatt nach mehreren Jahren wieder zur Hand nimmt, genügt es ihm nicht mehr. Er läßt das Pferd nun ſchreiten. Im Jahre 1508 iſt auf einem kleinen Kupferſtich bereits aus dem Reiter ein hl. Georg geworden. Nun ſpielt der Tod in der Phantaſie jener Tage eine große Rolle. Dürer ſelbſt hat ihn damals bereits dreimal dargeſtellt.

„Dazu war dieſer ihm auch perſönlich nahe getreten. Seine Mutter verfiel 1513 in eine Todeskrankheit. Da entſteht unſer Stich. Im Gegenſatz zu der gangbaren Auffaſſung, nach welcher der Tod ſtets als Sieger auftritt, denkt Dürer ſich den Reiter, der ſo feſt und ſicher im Sattel ſitzt, als einen tapfern Mann, welcher ſich ſelbſt vor dem Tode nicht fürchtet, allen Widerwärtigkeiten und Gefahren mutig trotzt. In einer finſtern Waldſchlucht reitet er in voller Rüſtung mit geöffnetem Viſier in ruhig gemeſſener Haltung auf einem kräftig gebauten, Mut atmenden Roſſe. Ihm hat ſich als Begleiter der Tod auf einem dürren Klepper zugeſellt. Schlangen winden ſich um ſein Haupt und ſeinen Hals. Mit der Rechten hebt er das beinahe ſchon abgelaufene Stundenglas empor. Den Ritter kümmert die Nähe des Todes ſo wenig, wie ihn das Ungeheuer mit dem Schweinskopf und den Bocksbeinen erſchreckt, welches ihm nachtrottet. Auch die im Sonnenlicht über der Schlucht glänzende Burg, ein Bild der Welt, lockt ihn nicht. Unverzagt, im Ausdrucke unbewegt, ſetzt er den Weg fort, die Furcht dem langhaarigen Köter überlaſſend, welcher mit geſenkten Ohren neben dem Roſſe läuft.“

Dürer ſelbſt hat das Blatt einfach „Der Reiter“ genannt. „Der chriſtliche Reiter“ wäre, wie Springer meint, die richtige Bezeichnung. Dieſer ſchließt ſich der Vermutung an, daß unſer Blatt unter Anlehnung an das Handbüchlein eines chriſtlichen Ritters von Erasmus von Rotterdam entſtanden iſt. „Der chriſtliche Ritter,“ heißt es da, „hat auf dem rauhen Pfade der Tugend mit den drei ſchlimmſten Feinden, dem Fleiſche, dem Teufel und der Welt zu kämpfen. Er ſoll aber alle dieſe Spukgeſtalten und Geſpenſter verachten wie der Virgilſche Äneas. Auch das ſoll er bedenken, daß der hinterliſtige Tod überall lauert und plötzlich die Ahnungsloſen überfällt.“


Aus Springers Dürerbiographie.

Ich kann die Dürer-Biographie Springers allen Kunſtfreunden unter unſeren Leſern nur warm empfehlen. Zahlreiche, vorzüglich ausgeführte Illuſtrationen begleiten ſie und vermehren die Freude an dem ſinnigen Buche.

Th. H. Pantenius.

## Der Kölner und der Ulmer.

(Abdruck verboten.)

Ein Kölner und ein Ulmer,
Die ſaßen einſt beim Mahl
Gemütlich und behaglich —
Da plötzlich ward's fatal.

Der Ulmer pries ſein Münſter,
Der Kölner ſeinen Dom,
Und bald ergoß ſich hitzig
Der Gegenrede Strom.

Und alſo ſprach der Kölner:
„Niemand beſtritt dies je,
Daß über alle Dome
Weitaus der Kölner geh'.“

Darauf der Ulmer ruhig:
„Ja früher galt das ſehr,
Doch ſeit das Münſter fertig,
Seitdem gilt's halt nicht mehr.“

„Der Münſterturm natürlich,“
Mit Hohn der Mann vom Rhein,
„Weil ein paar Fuß er höher,
Muß er auch ſchöner ſein!“

„Nicht höher bloß,“ der Ulmer
Raſch in die Red' ihm fällt,
„Auch ſchöner als der Kölner,
Als alle Türm' der Welt.“

Darauf der Kölner hitzig:
„Für die, ſo ſehen wöll'n,
Kommt lang vor eurem Münſter
Der Dom am Rhein zu Köln.“

Auffährt mit dumpfem Knurren
Empört der Mann von Ulm:
„Ein jeder ſieht im Münſter
Der Baukunſt höchſten Kulm!“

„Ja ſchön iſt euer Münſter,
Schön wie ein Elefant!“
„Buppapperleswerk eurer!“
Der Ulmer wutentbrannt.

„Ha, Frevel!“ ſchreit der Kölner,
„So etwas hört' ich nie!
Sie Schwaben-Dick- und Steckkopf!“
„Sie Kölner Dackel Sie!“

Der Kölner und der Ulmer
Sie ſpringen auf vom Mahl
Und ballen ihre Fäuſte,
Nun wird's erſt recht fatal.

Und jeder hat erhoben
Sein Glas in Kampfbegier.
Voll Wein war das des Kölners,
Des Ulmers Glas voll Bier.

Da ſpricht am andern Tiſche
Ein weiſer, fremder Mann:
„Mir ſcheint, daß man ſich beſtens
Hiebei vergleichen kann.

Weilt man in Köln, muß gelten
Als ſchönſter jener Dom.
Das Münſter ſei das ſchönſte,
Weilt man am Donauſtrom.

Iſt man am dritten Orte,
Dann macht es euch zur Pflicht,
Herr Ulmer und Herr Kölner:
Um Dome ſtreitet nicht!“

Der Weiſe hat geſprochen,
Die beiden ſtimmen ein —
Hell klingt ans derbe Bierglas
Ein zierlich Glas mit Wein.

Richard Weitbrecht.

# In Moor und Marſch.

Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

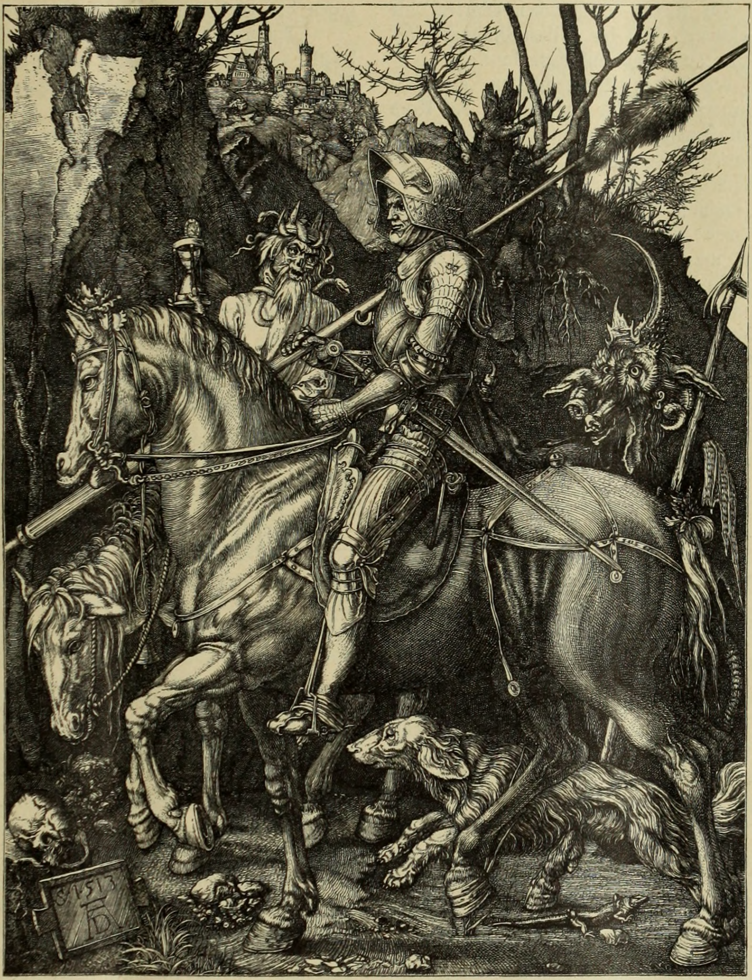
(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Der alte Mann hob den Kopf und ſah den Tröſter mit ſchwimmenden Augen an. „Nur den einen Sohn hab' ich, und ſeine zerfahrene Art hat mir viel ſchweren Kummer im Leben bereitet.“

„So wird er's jetzt gut machen und Ihres ganzen Stolzes auf ihn wert ſein.“

„Und wer tritt in meine Fußtapfen? Hab' ich denn mein Amt ſo ſchlecht verwaltet, daß mein Sohn, wider alles Herkommen in der Familie, nicht Geiſtlicher werden will?“



Ritter, Tod und Teufel. Kupferſtich von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1513.
(Zu dem Artikel auf S. 359.)

„Es gibt mancherlei Weiſe, Gott würdig zu dienen, Vater!“

„Für den Theologen nur die eine, nach Chriſti Verordnung in der heiligen Schrift. Davon gibt es kein Abweichen. Wer das Schwert und den Königsrock trägt, der folgt mir nimmermehr im Talar nach. Du auch nicht, nein, auch du nicht!“

„Gott ſegne Sie dafür, Vater, daß Sie mir mein zweites Geſtändnis leichter machen. Ja, Sie ahnen recht: auch ich werde den Talar von mir werfen und mit der blanken Waffe gegen den verhaßten Feind ins Feld ziehen.“

Torbeeken warf den Oberkörper vor, reckte die Hände mit der Gebärde des tödlichen Erſchreckens empor und ließ ſie dann auf Leberechts Arm zuſammenſinken: „Alſo doch — alſo wirklich auch du? Leberecht! Leberecht! Und mein Kind? mein armes Stinchen?“

„Wir können alleſamt von ihr lernen! Gott hat ihr den ſtarken Geiſt verliehen, der in dieſer Zeit ein unſchätzbares Beſitztum iſt.“

„Stinchen ſtark? Ach, mein Sohn! ich weiß es beſſer!“ Er verhüllte von neuem ſein Antlitz und wiegte ſich hin und her.

„Vater, ſeien Sie getroſt deswegen. Sie iſt wohl ſchwach geweſen, aber ſie hat ſich ſo tapfer durchgerungen, daß ich mich in Wahrheit klein vor ihr gefühlt habe.“

„Sei es denn! Ich bin alt und ſchwach. Ich vermag nicht mehr, mich gegen das Unglück zu ſtemmen, zu empören, wie ihr Jungen es thut. Ich klage nicht, ich mache dir keinen Vorwurf. Wär' ich ſechsundzwanzig gleich dir, wäre mir der Soldat ſchon ins keimende Leben geſenkt worden wie dir, vielleicht hätt' ich mich überhaupt niemals und durch nichts ins geiſtliche Ornat hineinzwingen laſſen, wie du. Ich war ein gewaltiger Starrkopf in deinen Jahren. Was nützt das ‚Wenn‘ und ‚Vielleicht‘? Es gilt, mit einer Thatſache fertig zu werden. Hilf mir dazu und ſage mir klar, was du vorhaſt.“

Leberecht drückte die knochige Greiſenhand liebevoll in der ſeinen: „Dank für Ihre Worte, mein teurer Vater! Bis jetzt ſteht nur ſo viel feſt, daß ich zu jeder Stunde marſchbereit ſein muß. Meinen Eid hab' ich geleiſtet. Den Plan und Zeitpunkt unſerer Operationen erfahre ich wohl erſt beim Aufbruch genau. Bis dahin hab' ich mich zu Stillſchweigen verpflichten müſſen. Raten Sie mir nun noch, wie ich's mit meiner Löſung vom Amt halten ſoll. Ich gebe mich mit dieſer Frage in Ihre bewährte Hand.“

„Verwalte dein Amt gewiſſenhaft, bis du abgerufen wirſt,“ ſagte Torbeeken nach einigem Nachdenken, „dann laß mich für dich ſorgen und handeln nach beſter Kraft und beſtem Gewiſſen. Sieh, auch ich habe mich dir ſchwach gezeigt, aber auch ich werde mich wiederfinden: übe Geduld mit meinen ſiebzig Jahren. Seit ich dich kennen und lieben gelernt habe, ſage ich dir, brechenden Herzens zwar um Chriſtinens willen, aber doch mit dieſem ganzen Herzen: Zieh' aus, und der Allmächtige möge euch, meine beiden Söhne, in Gnaden behüten.“

Während ſie noch beiſammen ſaßen, und, ruhiger geworden, die ſchweren Fragen dieſer nächſten Zukunft hin und her erwogen, kam die Mutter zu ihnen herein, belaſtet mit einem ſchweren Packen Hausſorge. Sie that einen kleinen Schrei, als ſie Leberechts anſichtig wurde, und begann zu kritteln und ihn anzuklagen, weshalb ihr ſeine Rückkehr verheimlicht worden ſei, ihr, die ſich genau ſo bitter geſorgt habe, wie die übrigen! Ach! und dazu dies Leben, dieſe böſe, entſetzliche Zeit!

„Eben iſt wieder einer von den Franzoſen hier geweſen, Ferdinand, der Bougrain; mit einemmale ſteht er hinter mir und Beta in der Küche; gerade wollt' ich einen Sprung zu unſerm Stinchen hinüber thun. Nun hat uns der Unmenſch die Butter ſamt dem Topfe fortgenommen, und kein halbes Ei iſt geblieben und nur zwei geringe Grützwürſte vom ganzen Vorrat! Jetzt wird der Bougrain zuverſichtlich zu Küſters und Stinchen gegangen ſein.“

„Ich will hinüber!“ rief Leberecht und ſprang auf, aber Torbeeken hielt ihn zurück.

„Stinchen und die Küſterin werden heute ſo gut wie die früheren Male allein mit dem Manne fertig; bleib’ noch,“ ſagte er und nahm die Hand ſeiner Frau. „Laß Butter und Eier beiſeit, Minette, komm, ſetze dich zu uns und höre, was Leberecht mir von Volkmar berichtet hat.“

Bei der bloßen Nennung ſeines Namens begannen ihre Thränen zu ſtrömen. Sie ſetzte ſich gehorſam, aber ſie rückte mit dem Stuhle und fingerte und klirrte unruhig mit ihrem Schlüſſelbunde in der Schürzentaſche. Dann lauſchte ſie, Angſt in jedem Zuge, dem, was ihr Mann mit wankender Stimme erzählte, und den kurzen, erklärenden Worten, die Leberecht hie und da einwarf. Als die beiden Männer alles geſagt hatten, zog ſie ihr Tuch und ſchluchzte laut.

„Wie konnteſt du das dulden, Leberecht, du, ein Prediger und unſer Schwiegerſohn? Wie konnteſt du das Kind verführen helfen! Mein Junge ein Soldat! Mitten in der ſchlechten Zucht, beim Kartenſpielen und Plündern und Morden! O, lieber Gott im Himmel! O, ich unglückliche Mutter!“

Sie ſtellten ihr umſonſt vor, für welch große, heilige Sache er zu kämpfen hoffe; ſie blieb in ihrem kleinen Kreiſe, drehte ſich hilflos rings um darin und weinte ſich die Augen rot. „Ach! das winzige Preußen und die barbariſchen Ruſſen, die nichts beſſer ſind als wilde Tiere, gegen das ungeheure, kluge Frankreich! Daran glaubt ihr? Ach, mein beſter Junge! Ich hab’ ihm noch nicht einmal ſeine neuen Hemden und Strümpfe ſchicken können, und gewiß hat niemand daran gedacht, ihm eine Herzſtärkung in ſeine Feldflaſche zu thun, und in was für Betten mag er nun wohl ſchlafen müſſen, er, der immer ſo eigen und peinlich damit geweſen iſt, von Kind auf!“

Arme, gute Mutter mit der Treue im kleinen und der Einfalt im großen! Es war kein Troſt für ſie zu finden, ſie wollte für jetzt mit keinem mehr ſprechen, niemanden mehr ſehen — nein, ſelbſt Stinchen nicht! Ganz allein mußte ſie dies verwinden! Schluchzend ging ſie in ihre Kammer und von dort in die Küche zurück, weil Beta keine Suppe auszuſchäumen verſtand, und der Vater ſollte ſein bischen Eſſen ohne Tadel bekommen, zumal an einem ſolchen Tage des Unglücks.

„Und von meinem Vorhaben weiß ſie noch nichts! Wie wird das werden?“ rief Leberecht aus, als ſie ſich entfernt hatte.

„Sie ſoll es durch mich erfahren, ich kenne ihr Herz und ſeinen goldnen Grund doch am genaueſten,“ entgegnete Torbeeken. „Willſt du nun zu deiner Frau hinübergehen, Lieber? Ich bedarf noch ein wenig der Ruhe. Schaut heute Abend noch ein Stündchen zu uns Alten herein; dann werden ſich, will’s Gott, die bangen Wogen geglättet haben. Sorge dich um uns nicht, gib ihr deine Zeit und dein Lieben, ſolange ſie dich noch beſitzen und halten darf.“

Bewegt und erhoben zugleich durch dieſen Austauſch mit ſeinem Schwiegervater, kehrte Leberecht in ſein Heim zurück.

Chriſtine ſaß ſtill und fleißig am Nähtiſchchen. Sie hatte ihres Mannes Wäſche und Kleidung neben ſich aufgeſtapelt und ließ Stück für Stück durch die ſorgfältig prüfenden Hausfrauenhände gehen. Mit dunklen Ringen um die Augen, erſchien ihr Geſicht im lichten Sonnenglanz ſehr blaß; die Züge hatten ſich verſchärft und vergeiſtigt, und der Ausdruck ſtummer Trauer alterte ſie. Dennoch überkam den Eintretenden, wie immer, ein wunderſamer Friede in ihrer Nähe. Sie hatte von jeher eine feine und geſchickte Hand für Blumen gehabt und auch die Geduld dazu. So war ſie ſelbſt jetzt in ihrer ärmlichen Beſcheidenheit von Nelkenflor und Roſenduft umgeben. Der Goldlack hatte ſchon ſammetbraune Knoſpen und die Brautkranzmyrte ſtand ſchlichtgrün zwiſchen den fröhlich prangenden Farben ihrer blühenden Genoſſen im irdenen Topfſcherben.

Chriſtinens Gedanken mußten ſie weit aus der Gegenwart hinweggelockt haben. Sie ſchrak beim Eintritt ihres Gatten heftig zuſammen und errötete bis unter das Haar, als er ſie umfaßte und küßte und ihr lebhaft berichtete: wie herrlich der Vater dieſe eingreifende Schickſalswendung aufgenommen habe und daß man die bekümmerte Mutter getroſt ſeiner Ruhe und Ergebung anvertrauen dürfe.

Sie ſtichelte mechaniſch weiter, während er zu ihr ſprach. Nur ein paarmal hoben ſich ihre langen Wimpern raſch von den Wangen, und dann blickten die blauen Augen mit eigentümlich zerſtreutem und furchtſamem Ausdrucke ins Leere.

„Kind, was iſt dir? Du biſt ſicher krank!“ rief er endlich, als ſich dies erſchreckte Aufſchauen zum drittenmale wiederholte. Sie jedoch verneinte, legte ihre Stopfarbeit einen Moment aus der Hand und lehnte ſich im Stuhl zurück gegen des Gatten umſchlingenden Arm.

„Ängſtige dich nicht um mich, beſter Mann, ich bin nicht krank, ich denke nur nach. Es kommt alles wieder ins Geleis,“ entgegnete ſie, und während ſie das ſagte, fädelte ſie ſchon ihren friſchen Faden in die Nadel.

„Nein, laß jetzt das Nähen, ſieh mich an, ſieh mir recht in die Augen. Du verbirgſt mir etwas, Chriſtine.“

„Was ſollt’ ich dir denn verbergen, Geliebter? Der Abſchiedsſchmerz wäre das einzige. Möchteſt du mir nicht ein wenig vorleſen? Dabei arbeitet ſich’s ſo gut.“

„Laß uns lieber miteinander plaudern. Wer weiß, wie lange wir noch ſo friedlich beiſammen ſitzen.“

„Ich kann nicht plaudern, Leberecht, verzeih’ mir, ich kann nicht!“

Er nahm die Voſſiſche Homer-Überſetzung vom Bücherbrett, las ihr des Odyſſeus Heimkehr zu Penelope, der Getreuen, und ſie zog ihre Nadel, ohne aufzuſchauen. Zuweilen hielt ſie mitten im Stich ein und beſchattete auf kurze Sekunden ihre Augen mit der flachen Hand, als müſſe ſie die Außenwelt abſchließen, um ganz ungeſtört in ihr Inneres blicken zu können. —

„Vergib mir, Gott, wenn mein Verſchweigen ein Unrecht vor dir war! Du kannſt nicht wollen, daß ich, ſo nahe vor dem Scheiden, ſein geliebtes Herz noch ſchwerer belaſte mit dem, was in mir nur Hoffnung iſt, keine Gewißheit. Gib mir Kraft, mein Gott, es allein zu tragen und die Erfüllung in deinen Willen zu befehlen.“

Sie ſtand, ehe ſie dem vorangegangenen Gatten zu den Eltern in die Paſtorei folgte, noch einen Augenblick allein neben dem alten Grabe mit der eingeſunkenen Tafel im entlegenſten Kirchhofswinkel. Zwiſchen den ſchwarzgrünen Epheublättern kamen die erſten Schneeglöckchen zaghaft hervor, ein ganzer Trupp geſenkter Köpfchen aneinander gedrängt. Chriſtine pflückte ein paar und behielt ſie in der Hand, während ſie den weichen Kreppſhwal feſt um Hals und Buſen zuſammenzog und dann, auf die Grabtafel gelehnt, gen Weſten blickte, in den roten Abendſchimmer, der ſich nur zögernd vom Horizont zu trennen ſchien. Die Luft wehte gelind; über der Waſſerfläche mit ihren dünnen, langſam dahin treibenden Schollen lag ein ſilberbläulicher Hauch; die Kirchhofsweiden trugen ſchon gelbe Kätzchen unter dem leichten, ſchmelzenden Schnee. Der Frühling kam. Und wenn es abermals auf den Winter zuging, hatte ſie wohl längſt Abſchied von dieſer lieben Inſel genommen. Wo würde ſie wohnen, um die Zeit, wenn Leberecht aus dem Kriege heimkehrte? Wie würde es ſein? Welchen Beruf könnte er ſpäter ergreifen im Frieden? Sie ſann und ſann und ſtarrte dabei unverwandt auf die fahlrote Wolkenbank tief im Weſten mit dem gelbgrünen Saume, in dem der Abendſtern blinzelte. Sie fand keine Löſung all ihrer Fragen an die Zukunft. Aber vielleicht hatte ſich bis dahin die geheimnisvolle Hoffnung in ein lebendes, lachendes Glück verwandelt, und dann — o, welch’ ein himmliſches Wiederfinden, welch’ undenkbare Seligkeit! Ihre Augen füllten ſich mit Thränen der Wonne und des Schmerzes zugleich; die grünliche Saumlinie des Horizontes ſchwamm vor ihren Blicken auseinander und ward dunkler. Und plötzlich ſtieg hinter ihr das traurige Kinderköpfchen der alten Schmuckſchachtel auf, das ſchaute ſie an, und ſein Mündchen zitterte kläglich: „Je suis abandonné.“

„Du biſt ja nicht verlaſſen,“ wollte ſie rufen und ſtreckte unwillkürlich die Hand nach dem fremd vertrauten Bildchen aus, da aber war es ſchon mit dem letzten Rot im fernen Weſten zerronnen. Nur der Abendſtern funkelte hell auf dem düſteren Grunde der Dämmerung.

Leberecht hatte ſich um ihr langes Fortbleiben geſorgt und kam ihr ſchon in der Diele des Hauſes entgegen.

„Ich muß mein unvorſichtiges Kind ſchelten,“ ſagte er, wickelte ſie aus ihrem Shwal heraus, in dem ſie wie eine Schmetterlingspuppe ſteckte, und küßte ihre kalten Wangen, die der Abendwind friſch gerötet hatte. „Wo biſt du ſo lange geweſen?“

„Draußen,“ entgegnete ſie, „die Luft war ſo ſchön und that mir ſo gut. Ich hab's gewagt und bin allein auf deinen Hügel geſtiegen,“ fügte ſie leiſe hinzu und drückte ihm die Schneeglöckchen in die Hand. „Da, mein Liebſter, nimm die erſte Frühlingsverheißung und ſage dir dabei, daß deine Frau ſich in der großen Weite, die ihr geſtern troſtlos erſchien, wieder zurecht gefunden hat. Wir müſſen nur erſt lernen, unſerem Geſchicke ſtill zu halten.“

„Komm in die Stube, teile deine Gedanken mit unſerer armen Mutter,“ bat Leberecht und zog die Geliebte nach ſich, „ſie vergeht in ihrem Jammer um deinetwillen.“

## 14. Kapitel.

Nun alſo ſaß er wieder auf der Insula perdita im Moore und wartete. Er hatte ſich dies Harren anders gedacht, als es in Wirklichkeit war. Er hatte gemeint, daß ihm das Losreißen von ihr, die er ſo heiß und zärtlich liebte, ſein Herzblut bis zum letzten Tropfen koſten müſſe, daß er ſchließlich auf das Mahnwort der Bundesbrüder hin als ein pſychiſch gebrochener Mann zum Kampfe ziehen würde, wenn auch äußerlich mit der Tapferkeit des Löwen ausgerüſtet.

Statt deſſen fühlte er ſein Inneres von glühender Ungeduld verzehrt. Warum riefen ſie ihn nicht? Hatten ſie ſich anders beſonnen? Verzichteten ſie auf ihn, dieſe fanatiſchen und doch ſo kühl erwägenden Bauernſeelen hinter der See? Seine Mannesehre litt darunter und bäumte ſich auf wider die Friſt. Fertig gepackt und verſchnürt hing ſein Felleiſen am vorderſten Haken des Schrankverſchlages; Scharpie und Wundpflaſter darin und über dem Felleiſen die Feldflaſche mit dem Reſte des Nordhäuſer Korns und die gute, handliche Piſtole noch vom ſeligen Vater her. Er dachte und ſann kaum etwas anderes mehr, als die kriegeriſche Zukunft. Die Zeit, die Chriſtine bei den kleinen Haushaltsgeſchäften verbrachte, benutzte er, um ſeine Papiere zu ordnen und zu ſichten und für alle Fälle mit Notizen und Anweiſungen zu verſehen. Er ſorgte dafür, daß ſeine kleinen Erſparniſſe in der Stadt auf Chriſtinens Namen übertragen wurden, und ſchrieb die Adreſſen ſeiner wenigen Verwandten in Halberſtadt und Aſchersleben für ſie nieder, mit warmen und herzlichen Begleitworten dabei, damit ſie noch außer ihren Eltern treue Freunde wiſſe, auf die ſie in jeder Notlage zählen könne, die ſein Gedächtnis in ihr immer friſch erhalten würden, weil ſie ſeines Blutes waren. Alle dieſe Maßregeln verbarg er in begreiflicher Scheu vor Chriſtinens Augen. Hundertmal am Tage ſagte er ſich ſelbſt, daß ſein Thun im Grunde übertriebene Vorſicht ſei. So ſterbensbereit er auch als guter Chriſt lebte, den Gedanken, daß er während dieſes Feldzuges in der Seemarſch ſein Leben verlieren könne, ſchob er weit von ſich. Aus den Siegen der Wurſter Bauernſchaft ſollte es ihn vorwärts tragen zu größeren Heldenthaten. Nie wieder auszuziehen gedachte er den Soldatenrock. Wenn nur erſt einmal Breſche geſchoſſen war!

Die Tage zwiſchen dem achten und vierzehnten März verſtrichen, ohne irgend welche Nachrichten aus dem Getriebe der Politik zu bringen, ſoweit dasſelbe die vaterländiſchen Bewegungen im Staate Preußen anging. Die Schifffahrt nach St. Jürgen war wieder offen und ſicher, und die Zeitungen ſtellten ſich mit der erwünſchten Regelmäßigkeit ein. Ein elendes Blatt, dieſes „Journal du département des bouches du Weser!“ Mit wahrhaft genialem Raffinement verkürzte und verſpätete die franzöſiſche Redaktion die Nachrichten nach ihrer Willkür, oder gab ihnen einen Doppelſinn, daß man ſie hin und her wenden konnte, wie jenen neumodiſchen, ſchillernden „Taffetas de Gènes,“ von dem man nie mit Beſtimmtheit anzugeben vermochte, ob die Grundfarbe grün oder roſa ſei. Die Spalten waren überfüllt mit Hofnachrichten, Fürſtenzwiſt, Betrachtungen über das päpſtliche Konkordat und Geſetzesklauſeln ſpartaniſchen Charakters, nicht zu vergeſſen die gewiſſenhafte Notierung jedes montierten und equipierten Kavalleriſten, deren man aus allen Kantonen des galliſchen Weltreiches dem „allgeliebten und bejubelten Imperator“ zur Verfügung ſtellte. Das Blatt vom 7. März brachte in ein und derſelben Spalte die Nachricht, daß zu Hamburg vor dem Altonaer Thore ſechs Unruhſtifter erſchoſſen worden ſeien, und aus Kaſſel die Erzählung vom Streif- und Plünderungszuge des Wolfenbütteler Leutnants Kupfermann mit ſeinem kecken Huſarenpikett. Unter der Hamburger Kunde ſtand die banale Bemerkung: „Dieſe ſchleunige und ſtrenge Juſtiz kann den Unruhſtiftern zur Lehre dienen, daß man das Eigentum und die perſönliche Sicherheit nicht ungeſtraft angreifen darf.“ Der Kaſſeler Artikel ſagte zum Schluß: „Der Deſerteur Kupfermann hat die Feigheit, die ſich von einem Verräter erwarten läßt, an den Tag gelegt, indem er ſich in einem Kornboden, worinnen er ſich verſteckte, von einem einzelnen Gensdarmen verhaften ließ.“

Jede dieſer anekdotiſch hingeworfenen Thatſachen redete von der mächtig wachſenden Auflehnung der unterdrückten Maſſe, und die Steigerung des franzöſiſchen Prahlens, Flunkerns und Drohens ließ für das einigermaßen geübte Leſerauge die verſteckte Furcht vor einem jähen Umſchwung der Dinge deutlich durchblicken.

Dann am 11. der Tagesbefehl aus dem Militärkabinett, der jegliche Ausſchreitung wider die Staatsgewalt, jegliche Schmähung durch Wort, Blick und Geberde kurzerhand mit ſchärfſter, kriegsgerichtlicher Aburteilung bedräute, und am 12., in Ermangelung des üblichen politiſchen Fricaſſées, ein wahrer Zahlentriumph. Zuerſt die Angabe der Stärke ungeheurer, „vom edelſten Geiſte der franzöſiſchen Nation beſeelter“ Truppenzüge, kreuz und quer durch Bonapartes treue, germaniſche Provinzen, zu deren Schutz gegen etwaige, verächtliche Gärungspilze aus der Hefe des ſüßen Gebäcks der Unterthänigkeit; die Berichte von den edlen Truppen flankierte eine pompöſe Schilderung des franzöſiſchen Volksbeglückungsſyſtems. Die enorme Territorialmacht, die geplanten, erhabenen Kunſtſchöpfungen aus den erpreßten Milliarden der Raub- und Thränengelder des Eroberers, und um dieſen Zeugniſſen glücklichſter Selbſtüberhebung eine anmutige Folie zu verleihen, brachten die „Miscellen“ eine harmlos tändelnde ethnographiſche Plauderei aus dem fernliegenden Ottomanenreiche, mit allerhand ſüßlich-pikanten Würzen vermengt.

Keine Silbe vom Naheliegenden! War denn die ganze Bauernverſammlung im Padingbüttler Deichkruge ein Traum, eine Sinnestäuſchung des Wahns geweſen? Alle die kühnen Anſchläge, die wohlerwogenen Abmachungen ein bloßes Puppenſpiel? Auf was hatte man ihm zweimal ſeinen feierlichen Eid abgenommen? Leberecht bedurfte großer, moraliſcher Kraft, um Gattin und Eltern nicht unter ſeiner zweifelſüchtigem Ungeduld ſchwer mitleiden zu laſſen.

Er neigte ſtark dazu, Torbeekens chriſtliche Ergebung Kälte zu nennen, die ſteten Thränen der Mutter Komödie und Chriſtinens ſanftes Weſen und unmerkliches Sorgen Gleichgültigkeit. Ihre Art ſich in das Unabweisliche zu finden, erkannte er nicht nach ihrem vollen Werte. Und doch durfte man ihm kein bewußtes Unrecht daraus machen. Vom Geſchick war ihm allzuwenig Zeit gegönnt worden, um ſich in das ſchöne Studium einer echten, opferwilligen Frauenliebe zu vertiefen. Seine Ehe war kaum drei Monate alt, und dazu verkümmerten ihm die düſteren Szenen auf der Bühne des Welttheaters immer von neuem den reinen Genuß ſeines jungen Glückes.

(Schluß folgt.)

**März.**

Der Buchfink.

Horch! wie es ſchallt: „'s wird Frühling bald!"
Und willſt du's noch nicht glauben jetzt,
So geh zum Finken in den Wald,
Der hat es in Muſik geſetzt.
H. Seidel.

## Die Augen unſerer Kinder. (Abdruck verboten.)

Es war nicht erſt den — luſtigen und ernſten — Künſtlern der Neuzeit vorbehalten, den „Gelehrten" mit der Brille auf der Naſe darzuſtellen: dieſes ſtillſchweigende Zugeſtändnis, daß Gelehrſamkeit mit Schädigung der Augen erkauft wird, findet ſich ſchon in den bildlichen Darſtellungen früherer Jahrhunderte. Aber erſt ſeit der Mitte des XIX., nachdem uns Helmholtz die Mittel und Donders die Methoden zu einer mathematiſchen Beſtimmung der Brechkraft des Auges an die Hand gegeben, war es möglich, in leider ſehr überzeugender Weiſe darzuthun, daß zu dem traurigen Anrecht auf das frühzeitige Tragen einer Brille nicht einmal beſondere Gelehrſamkeit erforderlich iſt, ſondern daß ſchon während des Schulbeſuchs, allerdings zumal der ſogenannten „gelehrten" Schulen, die Augen eines großen Teils unſerer Kinder minderwertig, d. h. ſpeziell kurzſichtig werden.

Geſtützt auf einige wenige Vorarbeiten unternahm es in den Jahren 1865/66 der bekannte Augenarzt Profeſſor Hermann Cohn in Breslau, das Brechungs- und Sehvermögen der Augen von 10060 Kindern aus Schulen mit den verſchiedenſten Anforderungen (Dorf-, Elementar-, höhere Töchter-, Mittel-, Realſchulen und Gymnaſien) einer planmäßigen Prüfung zu unterziehen. Es ergab ſich, daß die Zahl der Kurzſichtigen unter den Zöglingen dieſer Schulen in der eben mitgeteilten Reihenfolge ſtieg und zwar ſo, daß in den Dorfſchulen nur ſehr wenig (1,4 vom Hundert) vorhanden waren, in den Mittelſchulen ſchon 10,3, in den Gymnaſien aber 26,2 %! Es zeigte ſich ferner, daß innerhalb der einzelnen Schulen mit der Zahl der durchlaufenen Klaſſen, alſo mit der Dauer des Schulbeſuches, gleichfalls die Anzahl der Kurzſichtigen ſowohl als der Grad ihrer Kurzſichtigkeit ſchrittweiſe zunahm, derart, daß in der Prima der Gymnaſien 55,8 %, alſo mehr als die Hälfte kurzſichtig waren und zwar in einem durchſchnittlich höheren Grade als in der Sexta dieſer Anſtalten, und daß endlich der Durchſchnittsgrad der Kurzſichtigkeit aller Schüler einer Anſtalt von der Dorfſchule zum Gymnaſium aufwärts, alſo genau entſprechend den geſteigerten Anforderungen, ſtetig anſtieg.

Auf dieſe Anregung hin ſind nun derartige Unterſuchungen an weiteren tauſend und abertauſend Schulkindern von Augenärzten aller gebildeten Nationen wiederholt worden, durchweg mit übereinſtimmenden Reſultaten. Hiernach ſcheint feſtzuſtehen, daß „in der ganzen civiliſierten Welt die Zahl der Kurzſichtigen mit den Anforderungen, welche die Schule ſtellt, und mit den Klaſſen zunimmt."

Freilich hat gerade dieſe allgemeine Gültigkeit der ſo gefundenen Geſetze nicht zu unterſchätzende Anhaltspunkte für die Bekämpfung einſeitiger, die Schule als ſolche für alle dieſe Schädigungen verantwortlich machender Schlußfolgerungen geboten, indem man namentlich auf den großen und von keinem Unterſucher geleugneten Einfluß hinwies, welchen die Vererbung der unter den gebildeten Ständen ſeit lange überwiegenden Kurzſichtigkeit auf die Nachkommenſchaft ausübt. Konnte doch Schmidt-Rimpler in Göttingen in den ſieben von ihm unterſuchten Gymnaſien unter je 100 Kurzſichtigen 67, 76, 26, 59, 55, 49 und 64 mal Erblichkeit nachweiſen; der auffällig geringe Prozentſatz (26) in einer dieſer Anſtalten ließ ſich dadurch zur Genüge erklären, daß der größte Teil der dortigen Schüler unteren Geſellſchaftsklaſſen (Landleuten, Tagelöhnern ꝛc.) entſtammt und erſt infolge einer in den Elementarſchulen erwieſenen Befähigung durch Unterſtützungen auf das Gymnaſium zur Vorbereitung für die katholiſche Theologie gebracht wird.

Da aber aus denſelben Zahlen zweifellos hervorgeht, daß auch eine große Anzahl Kinder nicht kurzſichtiger Eltern während ihrer Schulzeit die Kurzſichtigkeit erwirbt, ſo kann mit Recht auf die hieraus ſich ergebende Gefahr eines allmählichen Kurzſichtigwerdens der geſamten Bevölkerung hingewieſen werden.

Auch das könnte freilich ein unabänderliches ſogenanntes Naturgeſetz ſein, wie man denn in der That behauptet hat, daß es ſich bei der erworbenen Kurzſichtigkeit um einen völlig harmloſen, durch Brillen leicht zu korrigierenden Zuſtand handle, welcher vielmehr als eine Art Anpaſſung für die Arbeit in der Nähe aufzufaſſen ſei. Dieſer Einwurf dürfte ſchon durch den Hinweis darauf entkräftet werden, daß Kurzſichtigkeit an ſich von vielen Berufsarten ausſchließt oder deren Fortſetzung in unliebſamer Weiſe unmöglich macht; vor allem aber darf man auch die von vielen Beobachtern beſtätigte Erfahrung nicht außer Acht laſſen, daß namentlich die höheren Grade dieſes Leidens nicht bloß eine Veränderung der Brechkraft des Auges darſtellen, ſondern auch meiſt mit einer geringeren oder größeren Herabſetzung der Sehſchärfe einhergehen und ſo den Keim zu ernſteren Störungen des Sehvermögens in ſich tragen.

Jedenfalls ſtimmen alle Augenärzte darin überein, „daß anhaltende Nahearbeit, beſonders bei ſchlechter Beleuchtung, geeignet iſt, Kurzſichtigkeit zu erzeugen beziehungsweiſe zu vermehren," und auf dieſer Erkenntnis beruhen alle Vorſchläge zur Abwehr des immer weitere Kreiſe ziehenden Übels.

Welch wichtige Rolle die Beleuchtung dabei ſpielt, geht ſchon daraus hervor, daß ähnliche ſtatiſtiſche Erhebungen bei einem Handwerk, welches ebenfalls anhaltende Nahearbeit erfordert, die aber bei guter Beleuchtung verrichtet wird — bei den Uhrmachern — keinen erheblichen Prozentſatz an Kurzſichtigen (bis höchſtens 10 %) ergeben haben. Umgekehrt fand man bei den wahrhaftig nicht von allzugroßer Gelehrſamkeit angekränkelten und darum auch durchſchnittlich ſehr wenig (etwa zu 8 %) kurzſichtigen Elementarſchülern eine beträchtliche Zunahme (bis zu 15 %) der mit dieſem Leiden behafteten, wenn die Schullokale in der Straßen quetſchender Enge belegen und auffallend dunkel waren.

Wie war es nun bis vor kurzem um die Beleuchtung gerade unſerer höheren Schulen beſtellt? Vorurteilsfreie Beobachter haben wiederholt auf die Thatſache hingewieſen, daß infolge ungünſtiger Lage der Lehrgebäude in engen dunklen Gaſſen mit gegenüberliegenden hohen Häuſern oder

Kirchen, infolge unzweckmäßiger Anordnung des ganzen Bauplanes oder der notwendig gewordenen Anbauten in einer großen Anzahl Schulklaſſen das Tageslicht teils überhaupt höchſt ungenügend, teils unglaublicherweiſe nicht einmal von der richtigen (linken) Seite einfiel, während letzterem Übelſtande durch einfache Umdrehung der Bänke hätte abgeholfen werden können. Aber auch bei günſtiger Lage waren oft, namentlich in ehemaligen Klöſtern, die Fenſter teils viel zu klein, um zumal bei ſtark vorſpringenden Pfeilern genügendes Licht einzulaſſen, teils reichten ſie nicht tief genug herab, um den Schultiſchen zu gute zu kommen; — die Wiſſenſchaft fordert, daß die Glasfläche der Fenſter, deren unterer Rand nicht höher als einen Meter über dem Fußboden gelegen ſein darf, ſich zur Bodenfläche des Zimmers mindeſtens wie 1 : 5 verhalte. Endlich trug die unverhältnismäßige Tiefe mehrerer Schulzimmer, welche nur auf einer Seite Fenſter hatten, nicht ſelten zur Verdunkelung bei: konnten doch unter 2461 Schülern der Gymnaſien einer großen Stadt 459 kein Stückchen Himmel von ihrem Platze aus ſehen!

Faſt jeder unſerer erwachſenen Leſer wird ſich an den einen oder anderen dieſer Übelſtände aus ſeiner eigenen Schulzeit erinnern.

Noch ſchädlicher kann ungenügende oder unzweckmäßig angebrachte künſtliche Beleuchtung wirken; namentlich das ſtete Flackern der offenen Gasflammen, wie ſie ebenfalls noch bis vor kurzem in vielen Anſtalten in Gebrauch waren, mußte infolge des fortwährend wechſelnden Helligkeitsgrades das Auge aufs äußerſte ermüden. Cylinder und trichterförmig nach unten offene Milchglasglocken oder polierte Blechſchirme ſind neben genügender Flammenzahl zu beanſpruchen. Das elektriſche Licht mit ſeiner größeren Helligkeit und geringeren Hitzeentwickelung dürfte auch hier eine neue Aera anzubahnen berufen ſein.

Die zweckmäßige — nicht zu helle und nicht zu dunkle (am beſten hellgraue) — Farbe der Wände, die Anbringung von praktiſchen womöglich ſeitlich verſchiebbaren Rouleaux, deren Abweſenheit neben anderen Unzuträglichkeiten die Blendung durch direktes oder reflektiertes Sonnenlicht begünſtigt, kommen hier gleichfalls in Betracht; auch in dieſer Hinſicht iſt vielfach gefehlt worden.

Beim Kaffee. Nach dem Gemälde von F. Andreotti.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Aber was hätte ſelbſt die ausgezeichnetſte Beleuchtung genutzt, wenn der arme Junge nicht im ſtande war, ſeine Augenaxe, welche in der bei anhaltendem Sehen unbedingt notwendigen Ruheſtellung horizontal liegt, das Leſebuch oder Schreibheft ſenkrecht treffen zu laſſen, ohne ſich demſelben zu ſehr nähern zu müſſen und ohne den Kopf zu ſtark vornüber zu beugen. Erſteres zwingt das Auge zu unnütz ſtarker und andauernder Einrichtung für die Nähe (die immer mit Anſpannung eines inneren Augenmuskels verbunden iſt, welcher erſt beim Sehen in die Ferne erſchlafft), letzteres führt Blutſtauungen im Kopfe herbei — beides befördert die Entſtehung der Kurzſichtigkeit.

Beides aber war unvermeidlich bei der früheren Konſtruktion der Schulbänke: die aus pädagogiſchen Gründen fehlende Rückenlehne zwang zum Vornüberfallen des ganzen Körpers, welches durch die hinter die hintere Tiſchkante zurücktretende vordere Bankkante begünſtigt wurde; dies um ſo mehr, wenn die der Größe des Schülers nicht entſprechende Bankhöhe ein gerades Aufſetzen der Füße verhinderte, vielmehr die Unterſchenkel, wenn zu lang, nach hinten zu ſchlagen zwang, während ſie, wenn zu kurz, jeglicher Stütze beraubt von ſelbſt nach hinten klappten. So ragte denn der Kopf nach vorn faſt über das Buch hinaus und wurde erſt durch faſt ſchlangenförmige Windung des Rückgrats und Annäherung an die zumal horizontale und häufig zu niedrige Tiſchplatte in eine für das deutliche Sehen erforderliche Haltung gebracht, ebenſo geeignet zum Schief- wie zum Kurzſichtigwerden des Kindes.

Deshalb ſollen die Schulbänke (Subſellien) einerſeits ſtets der Größe der Schüler angepaßt ſein, anderſeits aber durch das Vortreten des vorderen Randes des Sitzbrettes bis mindeſtens ſenkrecht unterhalb der Tiſchkante und durch eine Rückenlehne ein gerades Sitzen ermöglichen, während endlich die Tiſchplatte etwas höher als der herabhängende Ellbogen nnd mäßig geneigt ſein ſoll.

Wenn bei ungenügender Beleuchtung und ungünſtiger Kopfhaltung ſtundenlang hintereinander geſchrieben oder geleſen wurde, ſo war eine Schädigung der Augen eigentlich unvermeidlich; die Forderung einer nach dieſer Richtung hin zweckmäßigen Anordnung des Lehrſtoffes iſt daher wohl eine billige zu nennen, ebenſo die der Ausſchließung zu klein oder zu undeutlich gedruckter Leſe- und ſonſtiger Schulbücher, zumal genaue wiſſenſchaftliche Unterſuchungen die für das Auge zuträglichſte Buchſtabengröße und Anordnung hinreichend feſtgeſtellt haben. Auf den von einzelnen Seiten geforderten Erſatz der ſchrägen Schreibſchrift durch eine ſteilere kommen wir demnächſt zurück.

Es hat lange genug gedauert, bis ſelbſt die dringendſten dieſer Forderungen an den maßgebenden Stellen Berückſichtigung gefunden haben, wobei nicht verkannt werden ſoll, daß, wenn es ſich um den Erſatz gänzlich verbauter Schulhäuſer handelte, der Geldpunkt ein gewichtiges Wort mitzuſprechen hatte. Daß man aber auf dem richtigen Wege iſt, geht daraus hervor, daß aus einzelnen vorſchriftsmäßig gebauten und verſtändnisvoll verwalteten, allerdings nicht billigen „Schulpaläſten“ (z. B. in Koburg) bereits eine Abnahme der Kurzſichtigkeit gemeldet wird.

Wie man aber auch ohne allzu große Koſten auf adminiſtrativem Wege den ſchreiendſten Übelſtänden der Schulhygieine in größeren Bezirken abhelfen kann, das zeigen die in den Reichslanden noch auf Veranlaſſung des ehemaligen Statthalters, Feldmarſchall von Manteuffel ſeitens einer ärztlichen Kommiſſion aufgeſtellten Beſtimmungen, deren auf die Verhütung der Kurzſichtigkeit bezügliche Paragraphen als Muſter für die praktiſche Verwertung wiſſenſchaftlicher Forſchungsergebniſſe hier ihre Stelle finden mögen:

„Bei Neubauten höherer Schulen ſind die Klaſſenzimmer, wenn ſie weniger als 5 m breit ſind, durch eine einzige zur Linken der Schüler gelegene Fenſterreihe zu erleuchten; bei allen breiteren Zimmern iſt die doppelſeitige Beleuchtung einzurichten; ausnahmsweiſe kann auch vom Rücken der Schüler Licht einfallen. Bei einſeitiger Beleuchtung iſt dafür Sorge zu tragen, daß die Klaſſenzimmer ihr Licht von Oſt, Weſt oder auch Nord erhalten.

In den jetzt beſtehenden Schulgebäuden iſt die Benutzung derjenigen Räume als Klaſſenzimmer zu vermeiden, welche bei einſeitiger Beleuchtung ihr Licht von Süd erhalten.

Wo die Zimmer nicht genügende Lichtmenge erhalten, iſt dieſelbe durch Abſchrägung der Fenſterniſchen und durch Anbringung von neuen oberen Fenſteröffnungen in den Pfeilern möglichſt zu beſchaffen.

Jedes Schulzimmer iſt mit Rollvorhängen und Vorrichtungen zu künſtlicher Beleuchtung zu verſehen.

Die Schulbänke ſind ſo zu ſtellen. daß auf jeden Platz direktes Licht gelangen kann; bei breiten Pfeilern iſt daher der von dieſen beſchattete Raum freizulaſſen.

In der Nähe der Schulgebäude ſollen ſtark lichtreflektierende Flächen, weiße Mauern u. ſ. w. nicht geduldet werden.

Alle fehlerhaft konſtruierten Subſellien ohne Ausnahme ſind baldigſt zu beſeitigen und durch rationell konſtruierte zu erſetzen. Die Schulbücher, Kartenwerke und Atlanten ſind bezüglich des Druckes auf Buchſtabengröße, Schriftform, Approche und Durchſchuß zu prüfen.

Der Lehrplan iſt thunlichſt in der Weiſe einzurichten, daß in den Beſchäftigungen der Schüler ein planmäßiger Wechſel eintritt und beſonders das Leſen während mehrerer auf einander folgenden Stunden vermieden wird. Die kurzſichtigen Schüler ſollen in den vorderſten Reihen auf die beleuchteten Plätze geſetzt und von allen die Augen angreifenden Arbeiten entbunden werden. Stigmographiſches Zeichnen und feines Zeichnen von Karten oder geometriſchen Figuren iſt zu vermeiden.

Entwürfe für Um- und Neubau einer höheren Schule ſind nach Maßgabe ſolcher Normativbeſtimmungen von einem ſachverſtändigen Arzte, bezw. Medizinalbeamten zu prüfen und zu begutachten.“

Die Forderung eines beſonderen Schularztes tritt hier zum erſtenmale auf, um nicht mehr von der Tagesordnung zu verſchwinden. Er würde nicht nur während der Neueinrichtung, ſondern auch ſpäter ein reiches Feld der Thätigkeit finden und was ſpeziell die Augen betrifft, auch hinſichtlich der rechtzeitigen Einleitung von Maßnahmen gegen die Verbreitung übertragbarer Erkrankungen der Augenbindehaut, welche übrigens nach Ausweis der preußiſchen Rekrutierungsliſten nur noch in den öſtlichen Provinzen eine ernſtere Rolle ſpielen, ſegensreich wirken können.

Seien wir zunächſt zufrieden, daß die ganze Angelegenheit überhaupt in Fluß gekommen iſt. Das allgemeine Intereſſe wird der guten Sache zum Siege verhelfen. Wiſſen wir doch auch, daß an Allerhöchſter Stelle ein Herz warm für die Schule ſchlägt.

Daß das Haus die Schule unterſtützen muß, braucht wohl nicht beſonders betont zu werden: Leſen im Zwielicht, Leſen in Büchern mit kleinem Druck und ſchlechtem Papier, zu lange anhaltendes Leſen überhaupt, Schreiben bei mangelhafter Beleuchtung und in ſchief vornüber gebeugter Haltung muß hier wie dort verhütet werden. Bei der Beſchaffung der Arbeitstiſche wird man die oben an die Schulbänke geſtellten Anforderungen zu berückſichtigen haben. Daß endlich bei beginnender Kurzſichtigkeit die notwendig werdende Brille nicht eigenmächtig beim Optikus ausgeſucht, ſondern vom Arzte verordnet werden muß, iſt ſelbſtverſtändlich. Letzterer wird auch beſtimmen, ob das Augenglas dauernd oder nur beim Sehen in die Ferne zu tragen iſt. Zu ſchwache Brillen bei Nahearbeit ſind bekanntlich ebenſo gefährlich, wie zu ſcharfe.

Dr. S.

---

## Ein neues Säugetier.

In der auſtraliſchen Wüſte, etwa zweihundert geographiſche Meilen nördlich von Adelaide in einer Gegend, die aus nur ſpärlich bewachſenen Dünen roten Sandes beſteht, fand Prof. Stirling, durch etliche von einem Reiſenden ihm zugeſandte Reſte aufmerkſam gemacht, nach langem Suchen ein Säugetier, das den Gelehrten bis jetzt ganz unbekannt geblieben war. Der ſchöne aus griechiſchen Worten zuſammengeſchweißte Name „Notoryctes typhlops“, der dem neu Gegriffenen gegeben ward, bedeutet ſo viel als: blindes Wühltier des Südens; es gleicht den Goldmaulwürfen des Kaplandes, iſt jedoch fahlrot von Farbe und kleiner als unſer Maulwurf. In manchen Merkmalen unterſcheidet es ſich weſentlich von den bekannten Maulwürfen und iſt ohne eine Andeutung von Augen. Wie das Tier lebt, was es thut und treibt, hat man noch nicht ermittelt, da es nicht möglich war, die Gefangenen, die jegliche ihnen gebotene Nahrung verſchmähten, am Leben zu erhalten. In dem Magen fanden ſich allerdings Ameiſen und andere Inſekten, allein die lebenden fraßen die ihnen vorgeſetzten Ameiſen nicht.

Sehr ſchwierig war der Fang der Tiere. Die Eingeborenen kannten das Tier gar nicht; von dem Profeſſor jedoch auf die Spuren aufmerkſam gemacht, gelang es den Wilden, einige Exemplare zu greifen. Der Notoryctes gräbt ſich ſchräg in den Sand ein und durchwandert den Grund in einer Tiefe von fünf bis acht Centimeter; er bedient ſich beim Graben ſeiner kegelförmigen, mit Hornplatten beſetzten Naſe und der verhältnismäßig großen Klauen ſeiner Vorderfüße. Die Hinterbeine werfen den gegrabenen Erdgang wieder mit Sand zu, ſo daß der Entſchlüpfte ſo lange völlig verſchwunden iſt, bis er einige Meter weiter auffſteigt und ſich abermals ſofort wieder eingräbt. Die Geſchwindigkeit und Geſchicklichkeit, die er dabei entwickelt, ſollen bewunderungswürdig ſein; dieſe und die fahlrote Farbe, die der des Sandes gleicht, ſchützen ihn vor dem Erbeutetwerden.

Die Lebensweiſe dieſes Tieres, das ein vergeſſenes Überbleibſel aus früherer Erdenzeit zu ſein ſcheint, würde dem Fachmann ſowohl wie auch dem Laien des Wiſſenswerten und Merkwürdigen viel bieten, wenn es gelingen ſollte, den blinden Südwühler, das älteſte und doch wiederum neuſte Säugetier, in der Gefangenſchaft zu erhalten. Bis jetzt fand es ſeinen Abſchluß in den Spiritusgläſern des Zoologiſchen Muſeums zu Adelaide.

J. Stinde.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Fritzchen iſt ein kleiner Schlaukopf. Die Birnen auf dem Tiſch locken ihn mächtig, aber er traut ſich, ſintemalen er ſchon zwei „Tücker“ bekommen hat, nicht geradezu, die Mama laut darum zu bitten. Auf Umwegen, denkt der Liliput-Diplomat, gelingt's beſſer. Und ſo zupft er Muttchen denn erſt leiſe am Kleide, ſteckt dann den Finger zwiſchen die kleinen Beißerchen und wendet ſchließlich ſein gefährlichſtes Kampfmittel, den unwiderſtehlichen Augenaufſchlag, an. Noch zögert Muttchen zwar, aber um ihre Lippen ſpielt bereits das Lächeln der Gewährung, und wenn ſie zögert, ſo geſchieht dies nur, um dem ſüßen Liebling deſto länger in die bittenden Augen ſchauen zu können. Schließlich: wer vermag es denn überhaupt, ſolch einem „kleinen Schelm“ zu widerſtehen?!

„Beim Kaffee,“ unſer zweites Bild, zeigt einen reizenden Mädchenkopf. Solch eine Kaffeeſchweſter kann man ſich ſchon gefallen laſſen. Der Künſtler, F. Andreotti, iſt ein begabter Vertreter der neueren italieniſchen Kunſt.

## Altertumskunde.

In der Nähe von Schaffhauſen ſind die Reſte einer uralten menſchlichen Anſiedelung unter einem überhängenden Felſen aufgedeckt worden. Dem Anſchein nach iſt dieſelbe weit älter als die Pfahlbauten, ja ſtammt vielleicht aus der Schlußperiode der mitteleuropäiſchen Eiszeit. Nicht weniger als ſieben verſchiedene, übereinander gelagerte Kulturſchichten zeigten ſich bei der Ausgrabung. In den unteren fanden ſich unzählige zum Teil bearbeitete Knochenreſte, darunter ſolche vom Renntier und vom Schneehuhn, aber auch verſchiedene Feuerſteinwerkzeuge; in den mittleren u. a. durchbohrte Muſcheln, Pfriemen, und auf einem Knochen die rohe Zeichnung eines Renntiers. Darunter lag ein großes menſchliches Skelett. In den oberſten Schichte.. endlich wurden zwei neuere Grabſtätten und zahlreiche Topfſcherben aufgedeckt.

## Schule.

Der Centralausſchuß zur Förderung der Jugend- und Volksſpiele hielt Mitte Februar ſeine diesjährigen Sitzungen in Berlin ab. Im Auftrage desſelben veröffentlichen die beiden Vorſitzenden, Abgeordneter von Schenckendorff-Görlitz und Dr. med. F. A. Schmidt-Bonn, eine Schrift über Jugend- und Volksſpiele, die in einer Reihe kurz gefaßter Artikel über Weſen und Ziele, Theorie und Praxis, Geſchichte und Litteratur dieſer Beſtrebungen Auskunft erteilt. Gleichzeitig wird von den Städten und Schulen die Einreichung einer jährlichen Statiſtik, für welche zwölf Fragen aufgeſtellt ſind, erbeten. Zur Ausbildung von Lehrern in den Jugend- und Volksſpielen ſind von dem Centralausſchuß für 1892 in Berlin, Bonn, Braunſchweig, Görlitz und Hannover je zwei achttägige Kurſe (vermutlich vom 30. Mai bis zum 4. Juni und vom 29. Auguſt bis zum 3. September) eingerichtet worden.

## Naturkunde.

Das tote Meer hatte, wie die treffliche Zeitſchrift „Himmel und Erde“ berichtet, bisher den unbeſtrittenen Ruf, daß es alles Organiſche verabſcheut. Am toten Meere findet ſich kein Vogel, in ihm kein Fiſch. Und nicht einmal die ſo anpaſſungsfähige niedere Tierwelt hat, ſo nahm man bisher an, einen Vertreter in dem öden Asphaltſee. Sein Salzgehalt kommt mit 24,5 Prozent der Sättigung nahe. Das Salz erhöht das ſpezifiſche Gewicht desſelben derart, daß der menſchliche Körper unbewegt darauf ſchwimmt, und an den Ufern kriſtalliſiert es fortwährend aus; die tieferen Schichten aber enthalten Brom, ein Element, dem ſicher keine beſondere Liebe zum Organiſchen eignet. Und doch hat Herr Lortet neuerdings einige auch vorher bekannte Lebeweſen darin nachzuweiſen vermocht. Im Waſſer aus dem toten Meere fand er zwei krankheitserzeugende Bacillen, den des gaſigen Brands und den des Starrkrampfs. Die dicken, Glockenſchlägeln nicht unähnlichen Bacillen des erſteren ſind ebenſo unverkennbar, als die wie Nägel mit kugeligem Kopf erſcheinenden des Starrkrampfs — ein Irrtum erſcheint alſo ausgeſchloſſen. Jedenfalls liegt der Schluß nahe, daß eine noch ſo ſtarke Salzlöſung allein keine antiſeptiſchen Wirkungen gegen Starrkrampf und gaſigen Brand hat, daß man daher überhaupt gut thun wird, alle ſteriliſierend erſcheinenden Stoffe immer ſchärfer auf ihre bacillentötende Kraft zu unterſuchen.

## Koloniales.

Dr. Peters hat Nachrichten aus Oſt-Afrika nach Deutſchland gelangen laſſen, wonach der berühmte Afrikaforſcher zwiſchen dem Kilima Ndſcharo und dem Vulkan Donjo Ngai (am ſog. Natronſee) gewaltige Salpeterlager und zu gleicher Zeit auch Quellen mit Brom, Chlor und Schwefelwaſſerſtoffgas entdeckt hat. Das ganze weite Gebiet zwiſchen Kilima Ndſcharo und Donjo Ngai ſoll ein einziges großes Salpeterlager darſtellen.

## Zoologie.

Über den Vogelflug teilt Dr. C. Müllenhoff im „Journal für Ornithologie“ neue Beobachtungen mit, welche ſich beſonders auf den Einfluß des Windes auf den fliegenden Vogel beziehen. Nach dem Verfaſſer ſind die großen Fluggeſchwindigkeiten, z. B. der Brieftauben, weniger das Reſultat ſchneller Eigenbewegung, als einer geſchickten Benutzung der geeigneten Luftſtrömungen. Daher iſt weniger die hervorragende Muskelkraft der Vögel, als die Fähigkeit zu bewundern, ſolche Luftſtrömungen zu erkennen. Dazu dient den Vögeln vor allem der mächtige Akkomodationsapparat ihrer Augen, der es ihnen ermöglicht, Schnelligkeit und Richtung ihres Fluges ſtets nach Bedürfnis abzuändern, indem ſie ihre Eigenbewegungen den herrſchenden Windrichtungen anpaſſen, ſo daß ſie das erſtrebte Ziel in raſcheſter und müheloſeſter Weiſe erreichen. Durch den willkürlich bewegten Apparat erhält der Vogel eine außerordentliche Sicherheit in der Abſchätzung der Entfernungen, vermöge dieſer Sicherheit beurteilt er genau jede Änderung in den Entfernungen und die Richtung und Geſchwindigkeit ſeiner eigenen Bewegungen. Sie befähigt ihn, trotz eines von der Seite kommenden Windes geraden Weges auf ſein Ziel loszufliegen.

Bisher galten die neuſeeländiſchen Moaarten als die größten unter den ausgeſtorbenen Rieſenvögeln früherer Zeiten. Neuerdings ſind ſie jedoch durch Funde foſſiler Vögel in Argentinien weit in den Schatten geſtellt. Die Herren Moreno und Mercerat haben vor kurzem ſolch ein foſſiles Ungeheuer, deſſen Knochen das Muſeum von La Plata beſitzt und dem ſie den Namen Brontornis Burmeisteri gaben, eingehend beſchrieben. Danach beſaß der Vogel z. B. Schienbeine von 76 cm Länge und Schenkel von der Stärke eines mittleren Pferdeſchenkels.

## Bienenzucht.

Nach einer neueren Zuſammenſtellung verteilt ſich die jährliche Gewinnung von Honig nach dem produzierten Quantum geordnet auf die verſchiedenen Länder wie folgt:

| | | Bienenkörbe: | | Kilo Honig: |
|---|---|---|---|---|
| Ver. Staaten | beſitzen | 2 800 000 | liefern | 31 000 000 |
| Öſterreich | „ | 1 550 000 | „ | 20 000 000 |
| Deutſchland | „ | 1 450 000 | „ | 20 000 000 |
| Frankreich | „ | 950 000 | „ | 11 500 000 |
| Holland | „ | 240 000 | „ | 3 000 000 |
| Belgien | „ | 200 000 | „ | 2 500 000 |
| Griechenland | „ | 30 000 | „ | 1 500 000 |
| Rußland | „ | 110 000 | „ | 1 000 000 |
| Dänemark | „ | 90 000 | „ | 1 000 000 |

Die günſtigſten Vorbedingungen zur Honiggewinnung bietet demnach Griechenland mit durchſchnittlich 50 Kilo aus einem Korb; demnächſt Deutſchland mit 13,8 Kilo und Öſterreich mit 12,9 Kilo; Holland, Belgien halten ſich mit 12,5 Kilo die Wage. Frankreich gewinnt 12,1 Kilo, Dänemark 11,1 Kilo, die Ver. Staaten 11,07 Kilo und Rußland 9,09 Kilo. Der größte Bienenzüchter der Welt, Herr Harbiſon in Kalifornien, beſitzt 6000 Schwärme mit einer jährlichen Ausbeute von 100 000 Kilo Honig. — Es iſt berechnet, daß eine Biene, um 1 Gramm Honig entſtehen zu laſſen, 7290 Blüten ihrer Süßigkeit berauben muß. — Rechenexempel: Wie viele Blüten müſſen ihre Süßigkeit zu dem in den Ver. Staaten gewonnenen Honig laſſen?!

## Technik.

Auf den von Schnee oft meterhoch überhäuften Eiſenbahnen Nordamerikas wird eine neu erfundene Schneeräume-Maſchine mit beſtem Erfolge benützt. Die Maſchine beſteht aus einem ſchweren Wagen, in deſſen Innerem ſich eine Dampfmaſchine nebſt Keſſel befindet. Die Maſchine dreht ein vorn angebrachtes Schaufelrad. Die ſcharfen Kanten der Schaufeln ſchneiden ſich in den Schnee ein; dieſer gleitet auf den Schaufeln nach rückwärts und wird infolge der raſchen Drehung des Rades in weitem Bogen 15—20 Meter ſeitwärts vom Geleiſe fortgeſchleudert. Die Maſchine ſelbſt wird von einer oder mehreren ſchweren Lokomotiven in den Schnee hineingetrieben und weitergeſchoben. Sie hat bereits 2 Meter hohe Schneemaſſen weggeräumt.

## Verkehr.

Der Verkehr zwiſchen den wichtigſten Häfen Europas und New York iſt im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte überaus lebhaft geworden, und leider haben damit die Schiffszuſammenſtöße ſich fortgeſetzt vermehrt. Da kann denn die Nachricht nur willkommen ſein, daß die deutſchen, niederländiſchen, belgiſchen und engliſchen Geſellſchaften, welche den Verkehr mit New York vermitteln, übereingekommen ſind, auf der Ausreiſe wie auf der Heimreiſe ſtets den gleichen Kurs zu verfolgen. Da die Kurſe verſchieden ſind, ſo erſcheinen Zuſammenſtöße der Dampfer unter ſich für die Zukunft ausgeſchloſſen, aber auch ſolche der Dampfer mit anderen Schiffen, weil die letzteren nun genau wiſſen, welchen Weg die Steamer verfolgen, und dieſen Weg meiden werden.

## Kunſt.

Das bayriſche Siegesdenkmal gelangt demnächſt in der Münchener Feldherrenhalle zur Aufſtellung. Das von F. v. Miller modellierte, auf Koſten des Prinz-Regenten hergeſtellte Denkmal zeigt die Idealgeſtalt eines ſiegreichen Kriegers, der in der einen Hand die bayriſche Fahne ſchwingt, mit der anderen die den Palmenzweig tragende Göttin des Friedens umfaßt.

Die königliche Nationalgalerie in Berlin hat kürzlich ihren amtlichen Katalog in neunter Auflage erſcheinen laſſen. Es beläuft ſich nach demſelben der Beſtand an Kunſtwerken auf 626 Gemälde, 122 Kartons und 79 Skulpturen.

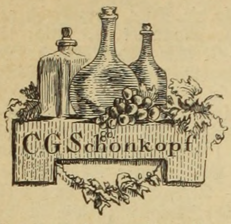
## Buchhandel.

Der bekannte Dichter von „Dreizehnlinden,“ F. W. Weber, hat ſoeben eine neue epiſche Dichtung „Goliath“ vollendet, welche ein norwegiſches Liebesidyll zum Gegenſtande hat. Das Epos erſcheint demnächſt im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

## Ausſtellungsweſen.

In Karlsruhe findet unter dem Protektorat des Großherzogs vom 23. April bis 2. Mai d. J. eine internationale Gartenbau-Ausſtellung, verbunden mit einer Ausſtellung landwirtſchaftlicher Maſchinen und Geräte, ſtatt, welche der Badiſche Landesverein für Gartenbau zur Feier ſeines 25jährigen Beſtehens veranſtaltet. Die Abteilung für die Blumenpflege im Haus und in der Familie bleibt für badiſche Ausſteller vorbehalten, für die übrigen 15 Abteilungen iſt die Beteiligung nicht beſchränkt. Schluß der Anmeldungen am 10. März. Ein Kongreß für Gehölzkunde und ein zweiter für Roſenzüchter ſchließen ſich an.

## Ein von Goethe gezeichnetes Bücherzeichen.



Vignette von Goethe, radiert während ſeines Aufenthaltes in Leipzig.

Die ſchöne Sitte, die Bände der eigenen Bücherei — wo eine ſolche wirklich noch vorhanden iſt — mit charakteriſtiſchen, gut gezeichneten und in Holz oder Kupfer ſorgfältig reproduzierten Bücherzeichen zu ſchmücken, ſcheint erfreulicherweiſe wieder aufzuleben. In Berlin beſteht ſogar ein bedeutender und vortrefflich geleiteter „Ex libris-Verein“ (Vorſitzender: Geh. Rat Fr. Warnecke, Berlin, Friedrich-Wilhelmſtr. 4), der ſich die Pflege dieſes in bibliophiler wie künſtleriſcher Beziehung gleich intereſſanten Gebiets zur beſonderen Aufgabe gemacht hat.

Eins der merkwürdigſten Bücherzeichen dürfte wohl das obenſtehend abgebildete ſein, denn von niemand anderem, als von Goethe, ſtammt der Entwurf und die Zeichnung ſelbſt her. Goethe hatte im Herbſt 1765 die Univerſität Leipzig bezogen und pflegte bei dem Weinhändler C. G. Schönkopf zu Tiſche zu eſſen. Daß der Sechzehnjährige ſich in die hübſche Tochter des letzteren verliebte, war ſelbſtverſtändlich; ihr hat er als Ännchen in „Wahrheit und Dichtung“ ein Denkmal geſetzt, und die Entſtehung des Schäferſpiels „Die Laune des Verliebten“ iſt auf ſeine Zuneigung zu dem anmutigen Mädchen und auf den ſchließlichen durch Goethes eiferſüchtige Launen hervorgerufenen Bruch mit ihr zurückzuführen. Für den Vater aber radierte Goethe das kleine, reizende Bücherzeichen als Geſchenk.

## Kleine Zeitung.

Ein ſeltſame Marotte iſt neuerdings Mode geworden; man färbt Nelken und Kamelien künſtlich grün bez. violett, ohne daß die Blumen Duft und Friſche verlieren. Der Direktor des chemiſchen Laboratoriums der Stadt Paris hat das Färbungsverfahren durch Zufall entdeckt. Die Blumen werden in einen flüſſigen Farbſtoff gelegt, der durch die Kapillarität aufgeſogen wird und ſich den Zellen mitteilt. So wird die weiße Nelke in Tetraethyldiamidotryphenylkarbinol, die weiße Kamelie in Methylviolet gebadet, und nach einiger Zeit weiſt die erſtere eine friſche grüne und die Kamelie eine angenehme violette Farbe auf.

Von der kleinen Königin von Holland erzählte man ſich jüngſt einen drolligen Scherz. Die Königin hat eine engliſche Erzieherin, Miß Winter, welcher neben der Oberaufſicht hauptſächlich der Unterricht in der engliſchen Sprache übertragen iſt. Kürzlich hatte nun die Königin Wilhelmine über ihr Spiel die engliſche Lektion vergeſſen und wurde hierfür von ihrer geſtrengen Gouvernante mit einer Strafaufgabe bedacht; ſie ſollte zur Strafe eine Karte Europas zeichnen. Die Königin aber zeichnete auf ihrer Karte England, das Vaterland der Gouvernante, winzig klein, die Niederlande dagegen rieſig groß. Hoffentlich erleiden die diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen beiden Mächten durch dieſen bedenklichen Zwiſchenfall keine Trübung.

In der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde wurden vor einiger Zeit über die von Spanien geplante Kolumbusfeier Mitteilungen gemacht. In Madrid ſoll eine Ausſtellung vom 12. bis 30. September ſtattfinden, deren erſte Abteilung das auf Amerika, namentlich auf die Entdeckungsgeſchichte Bezügliche enthält; die zweite vertritt die europäiſche Kunſt und Induſtrie der Zeit vom XV. bis XVII. Jahrhundert, die dritte und vierte ſind der modernen nationalen Induſtrie und Kunſt gewidmet. Für litterariſche Zwecke ſind mehrere große Preiſe ausgeſchrieben, vornehmlich ein (internationaler) Preis von 30000 Frank für eine Biographie des Kolumbus, ferner Preiſe von 8000, 4000 und 3000 Frank für eine in ſpaniſcher Sprache abzufaſſende Geſchichte der Entdeckung Amerikas.

Im hiſtoriſchen Verein zu Chur kam letzthin beiläufig zur Sprache, daß der Kaiſer Maximilian I noch jetzt in Chur eine Schneiderrechnung zu bezahlen hat. Man habe vergeblich gehofft, daß die Erben ſie einlöſen würden. Vier Jahrhunderte lang ſei nun ſchon die kaiſerliche Schneiderrechnung unberichtigt!

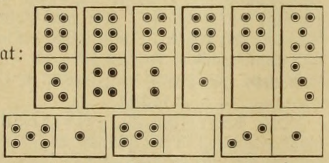
Elektriſche Kuren im Altertum. Zur Zeit Veſpaſians riet der gelehrte Arzt Baſſus den Heilkünſtlern, ihren über Kopfſchmerz klagenden Kranken einen Zitterrochen an die Schläfe zu halten und einige kräftige Schläge des mit ſeltſamer Kraft begabten Tieres durch den Kopf gehen zu laſſen. Baſſus würde dieſe Kurart wohl nicht weiter gelehrt haben, wenn er keinen Erfolg von ihr geſehen hätte; auch darf man annehmen, daß der Kopfſchmerz den Ärzten damals bereits eben ſo viel zu ſchaffen machte, wie heute, und daß ſie alles Mögliche verſuchten, ihn zu vertreiben. Als Baſſus mit ſeinem Latein zu Ende war, griff er zum Zitterrochen.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je neun Steine auf. Ein Stein bleibt verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A ſetzt ſeinen höchſten Stein aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der ſiebenten Runde ſperrt. Er behält zwei Steine mit 9 Augen übrig. B hatte auf ſeinen neun Steinen 18 Augen weniger als A, aber 3 Augen mehr als C. B hat in der zweiten, dritten und fünften Runde gepaßt. Er behält ſechs Steine mit 35 Augen übrig. C hat in der fünften Runde gepaßt, er behält vier Steine mit 14 Augen übrig. B ſetzte in der vierten Runde einen Doppelſtein, C in der erſten und dritten einen Doppelſtein.

Welcher Stein liegt im Talon? Welche Steine behält A übrig? Welche Steine ſetzte B? Welche C?

### 2. Verwandlungsaufgabe.

Aus je zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. Madeira aus Rade und Mai. In derſelben Weiſe ergeben:

1) Chriſt, Amt eine Stadt in der niederländiſchen Provinz Limburg,
2) Leu, Name den Vornamen eines deutſchen Dichters,
3) Rot, Phiole eine Blume,
4) Huſar, Trieſt einen deutſchen Dichter,
5) Torte, Eli ein Spiel,
6) Eltern, Kain einen Ort in der Schweiz,
7) Born, Kreta einen franzöſiſchen Marſchall,
8) Lang, Dohle eine Inſel,
9) Butte, Lauter einen Vogel.

Sind die richtigen neun Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben einen berühmten Ausſpruch.

### 3. Arithmetiſche Aufgabe.*)

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 17 | 97 | 18 | 88 | 17 | 97 |
| 17 | 97 | 18 | 88 | 17 | 97 |
| 17 | 97 | 18 | 88 | 17 | 97 |
| 17 | 97 | 18 | 88 | 17 | 97 |
| 17 | 97 | 18 | 88 | 17 | 97 |
| 17 | 97 | 18 | 88 | 17 | 97 |

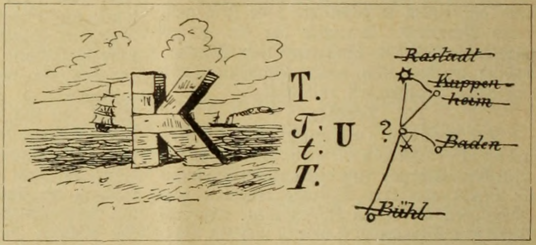
Von den 36 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats ſollen 24 geſtrichen werden und zwar ſo, daß die Summe der übrig bleibenden 12 Zahlen 500 beträgt. Jede der vier Zahlen 17, 97, 18, 88 ſoll wenigſtens einmal geſtrichen werden und wenigſtens einmal übrig bleiben.

Wieviel mal muß man jede der vier Zahlen ſtreichen?

---

*) 1797 Kaiſer Wilhelms I Geburtsjahr. 1888 Kaiſer Wilhelms I Todesjahr.

### Bilderrätſel.



### 4. Metamorphoſenaufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen:

a) Von Schlecht über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen zu Gut?
b) Von Knabe über höchſtens ſieben Zwiſchenſtationen zu Mann?
c) Von Maid über höchſtens elf Zwiſchenſtationen zu Frau?
d) Von Caub über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen nach Waren?
e) Von Saul über höchſtens acht Zwiſchenſtationen zu Amos?
f) Von Eiſen über höchſtens elf Zwiſchenſtationen zu Gold?
g) Von Boot über höchſtens elf Zwiſchenſtationen zu Schiff?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel in Nr. 22.

Bilderrätſel.

Wiedereinfuhrdeklarationsausfertigung.

Dreiſilbige Scharade. Kinderfreund.

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. (Fortſ.) — Korreſpondenz von der Erde aus mit anderen Welten. Von Dr. H. J. Klein. — Eine neue Dürer-Biographie. Von Th. H. Pantenius. Mit drei Illuſtrationen. — Der Kölner und der Ulmer. Gedicht von Richard Weitbrecht. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. (Fortſetzung.) — März. Der Buchfink. — Die Augen unſerer Kinder. — Ein neues Säugetier. Von J. Stinde. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der kleine Schelm, von Karl Krichelsdorf, Beim Kaffee von F. Andreotti. — Altertumskunde. — Schule. — Naturkunde. — Koloniales. — Zoologie. — Bienenzucht. — Technik. — Verkehr. — Kunſt — Buchhandel. — Ausſtellungsweſen. — Ein von Goethe gezeichnetes Bücherzeichen. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 12. März 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 24.

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Eine Viertelſtunde ſpäter war Ferdinand ſchon wieder auf dem Wege nach Kroppholz. Unterwegs kam ihm der Gedanke, ſich trotz Dianas drängendem Abraten doch an Vaſtus zu wenden. Ihn wollte er bitten, ihm eine letzte Hypothek zu geben. Gewiß, es war ein abenteuerlicher Schritt; er war kaum zu begründen, da ſich beide nur einmal im Herbſt in Viga in einer Geſellſchaft geſehen hatten. Ferdinand wußte aber keinen anderen Ausweg.

Je näher Ferdinand ſeinem Beſitz kam, deſto beklommener ward ihm zu Mute. Am liebſten wäre er vor der Gutsallee ausgeſtiegen und hätte ſich auf ſtillem Umwege ins Haus begeben. Er fürchtete den Blick ſeiner Angeſtellten und glaubte, man müſſe es ihm von der Stirn ableſen, welche ſchweren Sorgen er hatte und daß er ohne Hoffnung heimkehrte. Und auch die Fragen Melanies fürchtete er.

„Bring' nur Geld mit, Ferdinand. Ich bin ſchon ſeit Ende voriger Woche ohne einen Groſchen,“ hatte ſie geſagt. Sie wußte allerdings, daß er in Verlegenheit war, aber da er immer Rat ſchaffte, vertraute ſie ſeiner Geſchicklichkeit und ſeinem Glück, und über den wirklichen Stand der Dinge war ſie nicht unterrichtet. Einzelheiten teilte er ihr grundſätzlich nicht über ſeine Verhältniſſe mit.

Auch heute wich er, als ſeine Frau ſpäter fragte, wie ſeine Reiſe verlaufen ſei, in leichtem Tone ſprechend aus. Es ſei noch nichts entſchieden, aber er hoffe, daß ſich alles machen werde. Daraufhin erwiderte ſie, daß es wohl notwendig ſei, demnächſt — als Erwiderung auf verſchiedene Einladungen — eine Geſellſchaft zu geben.

„Wir müſſen notwendig Eickens 'mal wieder haben und Paſtors!“ warf ſie hin.

Ferdinand erſchien ihr Vorſchlag gegenwärtig wie Hohn.

„Heute nicht, heute nicht, Melanie,“ entgegnete er ihr. „Wir wollen's in den nächſten Tagen überlegen. Es beſchäftigt mich augenblicklich ſo vielerlei. Und jetzt muß ich Briefe ſchreiben. Ich gehe auf mein Zimmer. Später — ſpäter —“

Und der Mann trat in ſein Gemach und ließ ſich an ſeinem Schreibtiſch nieder. Aber bevor er die Feder anſetzte, ſprang er wieder empor und wanderte auf und ab.

Endlich entſchloß er ſich kurz und ſchrieb einen langen, achtſeitigen Brief an Vaſtus. Er ſetzte ihm auseinander, daß er durch eine ſchlechte Ernte ein mäßiges Jahr gehabt, daß Zahlungen, die er erwartet, ausgeblieben und er dadurch in Geldverlegenheiten geraten ſei, die er nicht ohne Hilfe löſen könne. Aber Sicherheit für ein Darlehn vermöge er zu gewähren. Das Gut könne ſehr wohl noch 60—80 000 Mark Hypotheken tragen — hier zögerte Ferdinand; es fiel ihm auf die Seele, daß er bewußt eine Unwahrheit ſprach. Aber er ſetzte die Zahlen doch hin; man konnte ihn höchſtens nur einen ſich in Illuſionen wiegenden Mann nennen. Endlich ſchloß Ferdinand nach nochmaliger Durchſicht den Brief und ſteckte ihn in die Taſche. Er wollte ihn ſelbſt an dieſem Abend im Kirchdorf Eiche in den Poſtkaſten ſtecken.

Als er vorher noch einmal ins Wohnzimmer trat, fand er ſeine Frau an einer ſeidenen Schlummerdecke beſchäftigt, die ſie einer ihrer Freundinnen zur Hochzeit überſenden wollte.

Das Geſchenk war fürſtlich zu nennen; ſein Wert ſprang in die Augen. Halb lehnte ſich Ferdinand dagegen auf; er fand es jetzt thöricht, etwas ſo Koſtſpieliges zu ſchenken, halb richtete er ſich aber — ſeltſamerweiſe — daran empor.

Da ſeine Frau gar keinen Unterſchied machte, vielmehr that, als ſei alles wie bisher, fand er eher die Fähigkeit, es ſich auch einzubilden, und der Brief an ſeiner Bruſt erſchien plötzlich nicht als eine unſichere Hoffnung, ſondern bereits als ein Wertdokument, das ihn berechtigte, ſich vorläufig einmal wieder aller Sorgen zu entſchlagen.

Einſicht, Reue, gute Vorſätze waren ſchon wieder zerſtoben! Der alte Leichtſinn hatte ſich von neuem eingeſtellt.

Als er eine Stunde ſpäter von ſeinem Ritt zurückkehrte und ſich mit ſeiner Frau an den Tiſch ſetzte, war er wieder fröhlich und guter Dinge und überlegte ſogar mit Melanie eingehend das demnächſt zu gebende Diner.

Nach einigen Tagen, während deren es Ferdinand gelungen war, vom Krugwirt Peter Raſch in Eiche unter dem Vorgeben, daß von ſeinem Bankier Geld ausgeblieben ſei, ein paar hundert Thaler zu leihen, kam endlich Vaſtus' Antwort.

Kaum im ſtande, ſich zu beherrſchen, eilte Ferdinand in ſein Zimmer, ſchloß ſich hier ein und öffnete mit bebenden Händen den Umſchlag.

„Sr. Hochwohlgeboren Herrn Baron von Stieglitz,
Edelgut Kroppholz.

Geehrter Herr!

Eine ſo große Summe, wie Sie wünſchen, aus meinem Geſchäft zu ziehen und ſo lange feſtzulegen, iſt mir zur Zeit nicht möglich. Sollte Ihnen mit 10 000 Mark gedient ſein, ſtehen Ihnen ſolche zur Verfügung, und ſehe ich Ihren gefälligen Mitteilungen entgegen. Ich habe die Abſicht, in acht Tagen nach Viga zu kommen, und werde Ihnen den Betrag dann ſelbſt aushändigen. Ganz ergebenſt

Georg Vaſtus."

Ah! Ferdinand atmete tief auf. Und Vaſtus wollte ihm offenbar die Summe auf bloßen Schuldſchein geben. Dieſer Vaſtus war unglaublich naiv. Er hielt Ferdinand wirklich für zahlungsfähig? Er brauchte das Wort „zur Zeit"! Später gab er ihm am Ende noch mehr. Indes, gleichviel! Mit 10 000 Mark ließ ſich 'mal wieder eine Zeit wirtſchaften. Später fand ſich das Übrige.

* * *

„Iſt Herr Vaſtus anweſend?"

„Ja, Herr Baron, er iſt oben auf Nummer eins! Soll ich melden?"

Wenige Sekunden ſpäter ſtand Ferdinand vor Vaſtus' Thür und klopfte. Ein wenig zitterte ihm doch das Herz. Er fürchtete ſich vor Vaſtus' Blick. Der Mann war ihm um ſo rätſelhafter geworden, je länger er über den zwiſchen ihnen ſtattgehabten Briefwechſel nachgedacht hatte.

„Herein!" Ferdinand trat näher. Vaſtus mit ſeinem geröteten Geſicht und ſeiner knochigen Figur ſtieß ihn ab wie ſonſt, aber von dem ruhig freundlichen Ausdruck in ſeinen Mienen ward Ferdinand um ſo mehr angezogen.

Die Befangenheit verließ ihn ſogleich.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr von Stieglitz. Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?" klang's höflich aus Vaſtus' Munde.

„Zunächſt nochmals meinen allerverbindlichſten Dank, verehrter Herr!" begann Ferdinand, nachdem ſie ſich geſetzt und den Tabak entzündet hatten. „Sie befreien mich aus einer ſchweren Verlegenheit, und — und glücklich würde ich ſein, wenn ich Ihnen Ihre Güte jemals vergelten könnte."

„Bitte, bitte!" warf Vaſtus leicht hin. „Wir wollen, wenn es Ihnen recht iſt, gleich an die Sache gehen. Ich muß nämlich" — er ſah nach ſeiner Uhr — „mich in einer Viertelſtunde zu einer Konferenz beim Juſtizrat von Wenck einfinden."

Ferdinand verbeugte ſich.

„Alſo, Herr von Stieglitz, wir ſind über die 10 000 Mark einig. Es handelt ſich nur noch um die Formalitäten. Sie wollen mir eine Hypothek aushändigen?"

Ferdinand hörte, und das Herz wollte ihm ſtocken. An die Hypothek hatte er in ſeiner Sorgloſigkeit ſchon gar nicht mehr gedacht. Vaſtus hatte ja von keiner Hypothek geſchrieben. Nun aber war's doch ſein erſtes Wort!

„Ja, allerdings, Herr Vaſtus! Indeſſen möchte ich bitten, daß ſich dadurch die Auszahlung nicht verzögert. Ich werde, wenn Sie wünſchen, Ihnen das Dokument ſpäter aushändigen. Nach Ihren Zeilen glaubte ich —"

„Nein, nein, Herr von Stieglitz. Ich lege gar keinen Wert darauf. Ich mache ja die Sache nicht, weil ich eine beſondere Sicherheit in der Geldanlage ſehe oder höhere Zinſen ziehen will, ſondern um Ihnen gefällig zu ſein. Stellen Sie mir alſo einen Schuldſchein aus, ſchreiben Sie hinein, wann Sie die Rückzahlung leiſten wollen und wie viel Zinſen Sie zahlen können. Vielleicht" — Vaſtus klingelte — „können wir das gleich abmachen."

Und ohne Ferdinands Antwort abzuwarten, zog er aus einer auf dem Tiſch liegenden eleganten, grünledernen Schreibmappe Papier hervor, ſetzte ſich hin und ſchrieb mit Bleifeder einen Entwurf.

„Tinte!" rief er über die Schulter hinweg, als der Kellner erſchien und nach des Gaſtes Befehlen fragte.

Und dann nach kurzer, ſtummer Pauſe las Vaſtus das Geſchriebene vor, Ferdinand nickte bereitwillig zuſtimmend, und der Fremde wandte ſich wieder um und kopierte mit der inzwiſchen herbeigebrachten Tinte den Entwurf.

Nachdem Ferdinand das Original unterſchrieben hatte, ſchob es Vaſtus mit gleichgültig ſorgloſer Gelaſſenheit in die Mappe und ſagte, ihm die Abſchrift überreichend: „Hier die Kopie, damit Sie wiſſen, was Sie unterzeichnet haben, Herr von Stieglitz. Und hier," fuhr er fort, „das Geld."

Damit griff er in die Bruſttaſche, zog ein langes, ſchwarzledernes Portefeuille hervor und entnahm ihm zehn Scheine zu je tauſend Mark.

„Warten Sie, hier iſt ein großes Couvert! So, und nun wären wir ja damit in Ordnung. Und — und —" Vaſtus ſah mit raſcherer Bewegung als ſonſt nach der Uhr.

„Bitte, Herr Vaſtus, ich will Sie nicht aufhalten. Haben Sie nur nochmals herzlichen Dank! Wenn Sie geſtatten, begleite ich Sie ein Stück. Ich will auch gleich nach Kroppholz zurück. Wie lange bleiben Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich reiſe heute Abend wieder ab, ſpäteſtens morgen früh. Im letzteren Fall werde ich wahrſcheinlich noch Ihren Herrn Vater aufſuchen. Soll ich Grüße beſtellen?"

Nein! Das paßte Ferdinand durchaus nicht. Raſch entſchloſſen ſagte er: „Eine freundſchaftliche Bitte, Herr Vaſtus! Mein Vater iſt ein eigentümlicher Mann. Sagen Sie ihm gütigſt nichts von unſerem Geſchäft, Sie verbinden mich doppelt!"

„Nein, nein, mein Beſter, dergleichen liegt nicht in meiner Art," entgegnete Vaſtus in verändertem, faſt rauhem Ton. Und dann ſetzte er, in rätſelhaftem Sinne, während er Ferdinand nötigte, voranzuſchreiten, noch hinzu: „Geld geben und Geld geben iſt zweierlei, entweder gefühlloſe Berechnung oder Barmherzigkeit. Selten iſt's beides! Dann aber ſchweigt der Mund ſicher!"

Aber als Ferdinand den Blick zu Vaſtus emporhob, um eine Aufklärung bezüglich dieſer Worte in deſſen Mienen zu finden, entdeckte er nichts. Der gewohnte geſchäftsmäßige Ausdruck zeigte ſich darin, aber eben auch nur der!

* * *

Ferdinand und Frau waren in Verlegenheit geweſen, wie ſie ſich diesmal zu den Vigaern mit ihrer Geſellſchaft verhalten ſollten. Die Nachrichten über Lianens Zuſtand, die Diana gleich am kommenden Morgen nach der Unterredung gegeben, lauteten zum Glück günſtig. Die Gefahr ſei vorüber, hatte die Baronin telegraphiert. Alſo deshalb konnten ſie ihr Diner geben!

Aber ein unbeſtimmt unbehagliches Gefühl beherrſchte Ferdinand. Er empfand Scheu, gegenwärtig mit ſeinem Vater in Berührung zu kommen, und Diana mit ihrer bedrückten Stimmung paßte nicht in einen luſtigen Kreis hinein. Alſo am beſten war's ſchon, man ließ ſie diesmal überhaupt fort.

Es kam deshalb Ferdinand äußerſt ungelegen, daß am Morgen des Tages, an welchem das Diner ſtattfinden ſollte, Diana, unwiſſend über die Vorgänge in Kroppholz, ſchrieb: ſie komme mit der Poſt gegen zwölf Uhr mittags, da ſie eine wichtige Angelegenheit mit Ferdinand zu beſprechen habe. Am nächſten Spätvormittag werde ſie nach Viga zurückkehren.

„Es wäre ſehr liebenswürdig, wenn du mich in Eiche abholen laſſen oder ſelbſt kommen wollteſt!“ ſchloß ſie.

„Fatal! Äußerſt fatal!“ ſtieß Ferdinand heraus, als ſeine Frau fragend zu ihm emporblickte. „Diana meldet ſich an! Gewiß iſt's nichts Gutes. Und wie ſollen wir das nur mit der Tiſchordnung arrangieren und wie begründen, daß wir die Vigaer nicht eingeladen haben.“

„Und Diana hat gar keine Toilette!“ ſchob Melanie, das Gleichgültigſte als Hauptſache hervorhebend, ein.

„Gewiß, auch das noch! Unangenehm, ſehr unangenehm! Was wohl wieder vorgefallen ſein mag! Ich werde nach Eiche fahren, und Herr von Eicken muß dann zwei Damen führen! Mit ihm ſpricht Diana doch ſonſt am liebſten!“

„Nein, gib ſie dem Baron von Fries, den Eikens mitbringen. Da ſitzt ſie doch einmal neben einem jungen Herrn!“

„Ja, das iſt ein guter Gedanke! Hm — du — das wäre eine Partie für Diana! Wenn der ſich für ſie intereſſieren wollte!“

Die junge Frau nickte lebhaft.

„Ja, ja, die arme Diana, wenn ſie doch endlich einen Mann fände. Sie iſt allmählich in dem Alter, wo es ſich entſcheiden muß.“

Damit entfernte ſich Melanie.

Ferdinand war ein Beſuch in Eiche inſofern nicht ungelegen, als er Peter Raſch das Darlehn zurückzahlen konnte.

Es gewährte ihm eine große Befriedigung, ſo prompt zu ſein, aber auch Diana bei dem Feſte zu haben, war ihm ſchließlich faſt ein angenehmer Gedanke. Er würde ſchon das rechte Wort finden, und wenn es ſich um Geld handelte, er würde es geben. Er hatte es ja! Weil er ſo ſchrankenlos gutmütig war, ſah man ihm auch ſeine Fehler leichter nach.

Peter Raſch ſtand gerade vor der Thür und unterhielt ſich mit dem „Doktor.“ So ward der Barbier genannt, der eigentlich Krümel hieß. Krümel war mittelgroß, etwas dickleibig neben ſonſtiger Magerkeit und hinten verwachſen.

Er gehörte nicht zu den dienernden, überhöflichen und ſchwatzenden Barbieren, er war ein ruhiger Mann und beſaß die Eigentümlichkeit, niemals Geld zu verlangen oder gar eine Rechnung zu ſchreiben.

„O, dat hett ja Tid!“ ſagte er ſtets und in keinem Fall wartete er auf Bezahlung, ſondern ging raſch wieder ſeiner ſonſtigen Thätigkeit nach. Als ihn jemand einmal deshalb gefragt, hatte er erwidert: „Jk hev gor keen Sinn för Geld! Wenn ick wat över hev, denn verſchenk ick dat doch man.“

Gerade eine ſolche Perſönlichkeit intereſſierte Ferdinand außerordentlich. Er war allerdings das unmittelbare Gegenteil von Krümel. Wenn er Millionen jährlich hätte bekommen können, ſie würden für ſeine Bedürfniſſe nicht ausgereicht haben.

„Ick bün Se noch wat ſchüllig, Doktor,“ ſagte Ferdinand, dem Wirt zugleich freundlich die Hand reichend.

„Ah ne, Herr Baron!“

„Ja, ja. Wo veel?“

„Nich veel, un dat hett ja Tid, Herr Baron!“ Damit grüßte er höflich und wandte ſich ins Dorf hinab.

„Hier, Herr Raſch, habe ich das geliehene Geld. Ich danke Ihnen vielmals!“ begann Ferdinand zu Raſch gewendet.

„Bitte, nichts zu danken, Herr Baron!“

Während ſie noch daſtanden, trat Fräulein Marie aus der Scheuneneinfahrt, kehrte aber wieder um, als ſie Stieglitz bemerkte. Ferdinand hatte ſie lange nicht geſehen und war erſchrocken, wie blaß und abgehärmt ſie ausſah!

„Mein Gott! Wie ſieht Ihre Schwägerin elend aus, Raſch,“ ſtieß Ferdinand hervor. „Iſt ſie krank geweſen?“

„Ja, ſie hat dieſen Winter das Nervenfieber gehabt,“ beſtätigte der Bauer, nach Art dieſer Leute ſcheinbar teilnahmlos ſprechend. Aber das lag doch nur im Ton.

„So? ſo? Wie hat ſie ſich denn das zugezogen? Sie iſt doch ein ſo kräftiges, geſundes Mädchen.“

Der Mann bewegte die Schultern, und ein Schatten flog über ſein Geſicht.

„Nun, Raſch?“

„Ach, ſie hatte ſich wohl 'was in den Kopf geſetzt, Herr von Stieglitz. Wie Mädchen ſo ſind.“

„In der That? Eine unglückliche Liebe?“

„Ich glaube ſo 'was, Herr Baron.“

„Armes Mädchen! Jemand hier aus dem Ort?“

„Nein, doch nicht —“

Mehr aber kam aus dem Bauern nicht heraus, und er wich nun zurück, da er die Stimme ſeiner Frau hörte. „Entſchuldigen Sie, Herr Baron! Sieh, da kommt auch ſchon die Poſt um die Ecke!“

Wirklich zeigte ſich der unförmliche, gelbe Poſtkaſten, der Schwager ſetzte das Horn an, und gleich darauf hielten auch ſchon die dampfenden Pferde vor der Thür. Ferdinand half ſeiner Schweſter aus dem Wagen.

Eben als die beiden Geſchwiſter ſich mit großer Zärtlichkeit umarmten, ſchaute Fräulein Marie hinter den Blumen aus dem Fenſter heraus, zog jedoch ebenſo raſch den Kopf wieder zurück und ließ ſich auch nicht ſehen, als Diana und Ferdinand den Kroppholzer Wagen beſtiegen.

* * *

Der letzte Gaſt hatte eben das Herrenhaus verlaſſen. Ferdinand wandte ſich über den Hausflur in die Wohnzimmer zurück und ſah im Vorüberſchreiten die zahlreichen leeren Flaſchen, die der Diener nebeneinander in den ſchmalen, das Eßzimmer mit der Küche verbindenden Korridor geſtellt hatte.

Es war ſtark getrunken worden, und wohl am meiſten hatte Ferdinand ſelbſt ſich an dem Gelage beteiligt. Es beherrſchte ihn jene Weinſeligkeit, die alle Gedanken nur halb aufkommen läßt, die zum Schwatzen und Singen, aber auch zum Streit aufgelegt iſt und nur in Ruhe und Schlaf einen Ableiter findet.

Ihn ärgerte das während des ganzen Tages hervorgetretene ſtumme Weſen ſeiner Schweſter. Selbſt Herr von Eicken hatte ihr kein Lachen entlocken können, und auch ihrem Tiſchherrn, dem liebenswürdigen Gutsbeſitzer Baron von Fries, hatte ſie nur geringe Aufmerkſamkeit geſchenkt. Ihr erſchien dieſes Feſt bei Ferdinands als eine Überhebung, als ein Akt maßloſen Übermuts, dem die Strafe unmittelbar auf dem Fuße folgen müſſe.

Sie hatte ſich, als ihr Ferdinand unterwegs mitgeteilt, daß ſie ein größeres Diner im Hauſe hätten, unwillkürlich ans Herz gefaßt und die Worte: „Ferdinand! Welcher unglaubliche Leichtſinn!“ nicht unterdrücken können.

„Wieſo? Wir mußten notwendig die Leute doch 'mal bei uns haben! Es ging nicht mehr!“ Diana hatte auf des Bruders empfindliche Antwort geſchwiegen und war mit keiner Silbe mehr auf den Gegenſtand zurückgekommen. Aber auch das, was ſie nach Kroppholz geführt, hatte ſie nicht erwähnt. Für Hiobspoſten war der nächſte Tag immer noch früh genug. Und Ferdinand war das Schweigen ſehr angenehm geweſen.

Die beiden Damen ſaßen um den runden Sofatiſch im Salon und erörterten die Vorgänge des Tages in gemütlicher Wechſelrede.

In den Kronleuchtern brannten noch die letzten Reſte der Wachslichter, und eben trat Ferdinand heran, zog ein Schnupftuch aus der Taſche und erſtickte mit kurzem, geſchicktem Schlag die Flamme ſämtlicher Lichter.

„O Ferdinand! Das riecht ſo häßlich!“ rief die junge Frau. „Bitte, löſche die Petroleumlampen nicht aus, ſonſt bekommen wir auch dieſen gräßlichen Dunſt! Hörſt du?“

„Na, du biſt ja ſchrecklich empfindlich!“ entgegnete Ferdinand mit leichtem Lallen und löſchte, gegen den Wunſch ſeiner Frau, gleich darauf doch zwei große, auf den Nebentiſchen ſtehende Lampen aus. Eine Dunſtſäule wälzte ſich aus den Cylindern und erfüllte im Nu mit durchdringendem Geruch das Zimmer.

„Wozu nur, Ferdinand!“ rief die Frau heftig. „Oft biſt du doch wie ein Kind!“

Das Wort entzündete den Widerſpruchsgeiſt in des Mannes Bruſt. Im Rauſch zum Streiten aufgelegt und ohne Kraft, ſeiner empfindlichen Natur Zügel anzulegen, ſchrie er auf ſie ein, ſchalt ſie eine Närrin, die ewig etwas zu nörgeln habe, und überſchüttete ſie mit ſo verletzenden Worten, daß ſie weinend das Zimmer verließ.

Eine Totenſtille herrſchte für Minuten in dem dumpfen Raume. Ferdinand hatte ſich in einen Seſſel geworfen und ſtarrte, in heftigen Zügen den Rauch einer Cigarre von ſich ſtoßend, vor ſich hin.

Diana ſagte nichts. Sie ſaß da mit einem tiefverlaſſenen Ausdruck.

Plötzlich ſchoß Ferdinand empor, durcheilte, ab und zu den toten Gegenſtänden einen Fußtritt verſetzend, das Zimmer und ergoß ſich in Vorwürfen über ſeine Frau. Im Grunde war's nur eine Verteidigungsrede für ſich ſelbſt; er wollte ſein Inneres, in das ſchon Reue eingezogen, dadurch beſchwichtigen.

Auch jetzt äußerte Diana kein Wort. Aber ſie öffnete die Lippen und, während die weißen Zähne ſich zuſammenſchoben, flog's wie ein Schüttelfroſt durch den Oberkörper. Und dann folgte ein langes, ſchmerzensreiches „Ah —“ und die Geſtalt ſank wieder zurück.

Siedend heiß zog's durch Ferdinands Seele. Er wußte, was dieſer Laut enthielt. Es war der Ausdruck des Kummers über all' ſeine Verirrungen, des Schmerzes, daß er nichts lernte durch alle Erfahrungen; es war ein Ausdruck furchtbaren Bangens vor der Zukunft, die auch er fürchtete.

Aber ſie, ſie ſollte nicht daſitzen und die Sentimentale ſpielen. Sie ſollte ihn nicht durch ſtummes Hofmeiſtern erinnern, daß er ein ſtrafwürdig leichtſinniges Leben führte! Das ſich zu ſagen, nahm er für ſich in Anſpruch, weil er ja auch die Folgen trug! Wußte er nicht immer Rat zu ſchaffen? Hatte er nicht auch jetzt wieder alle Klippen glücklich umſchifft — vorläufig wenigſtens?

Was ſaß ſie denn da mit dem ſchulmeiſterlichen Ausdruck und erhob ſich über ihn, als ſei er wirklich das Kind, als welches ſeine Frau auch gewagt hatte, ihn zu bezeichnen? Und ſo ſtieß er denn bitter und höhniſch heraus: „Na, du ſcheinſt ja in dieſelbe Trompete zu ſtoßen, wie Melanie! Statt zu ſprechen, machſt du ein Geſicht, als ſei dir das fürchterlichſte Unrecht geſchehen. Wirklich ſtark, daß ich zum Dank für das Vergnügen, daß ich euch zu bereiten beſtrebt war, ſolche mürriſche Mienen zu ſehen bekomme! Aber das kennt man ja! Ewig Sittenrichterei treiben, weiter verſtehſt du nichts!“

Diana hörte und fand zunächſt kein Wort der Erwiderung. Welche Verkennung ihrer guten Abſichten! Welcher Mangel von Selbſtbeherrſchung! Zu all der Thorheit noch ſolche ungerechtfertigten Ausfälle gegen ſie, die nur zu lange ſchon geſchwiegen hatte.

„O Ferdinand! Ferdinand!“ rief Diana jetzt klagend. „Wie iſt es möglich, daß du ſo ſprichſt und handelſt? Habe ich ein Wort geſagt? Habe ich nicht alle meine Bedenken ſtets unterdrückt dir zuliebe, aus Rückſicht, weil ich deine Empfindlichkeit, deinen leicht erregbaren Zorn kenne, wie ich ihn bei Papa fürchte!“ Und lebhafter fuhr ſie fort: „Seid ihr eigentlich Männer, deren Eigenſchaften Selbſtbeherrſchung, Würde und Weisheit ſein ſollten? Nein, nichts habt ihr davon! Deine Frau hat recht! Nur nach Launen, nach plötzlichen Eingebungen handelſt du, und wenn nicht dein gutes Herz wäre, wenn du nicht doch ſchließlich deiner beſſeren Natur zu ihrem Recht verhelfen würdeſt, du wäreſt wahrlich nichts anderes als ein großes Kind, das man unter Aufſicht ſtellen muß, weil es Dinge thut, die völlig gegen Vernunft und Einſicht verſtoßen. Ja, ich bin hart in meinen Worten, gewiß, aber ich kann nicht anders! Einer muß dir einmal die Augen öffnen und dir zurufen: raffe dich auf, wirf endlich den namenloſen Leichtſinn beiſeite! Ich ſagte es dir ſchon jüngſt ſchonend: Werde, Ferdinand, was du ſein mußt und mit redlichem Willen auch ſein kannſt! Die Natur verlieh dir Thatkraft, Verſtand und Umſicht, nütze ſie zuſammen mit deiner Vernunft, die dir oft genug zuflüſtert — ich weiß es — welch ein ſchweres Unrecht du begehſt gegen dich und gegen uns alle!“ (Fortſetzung folgt.)

---

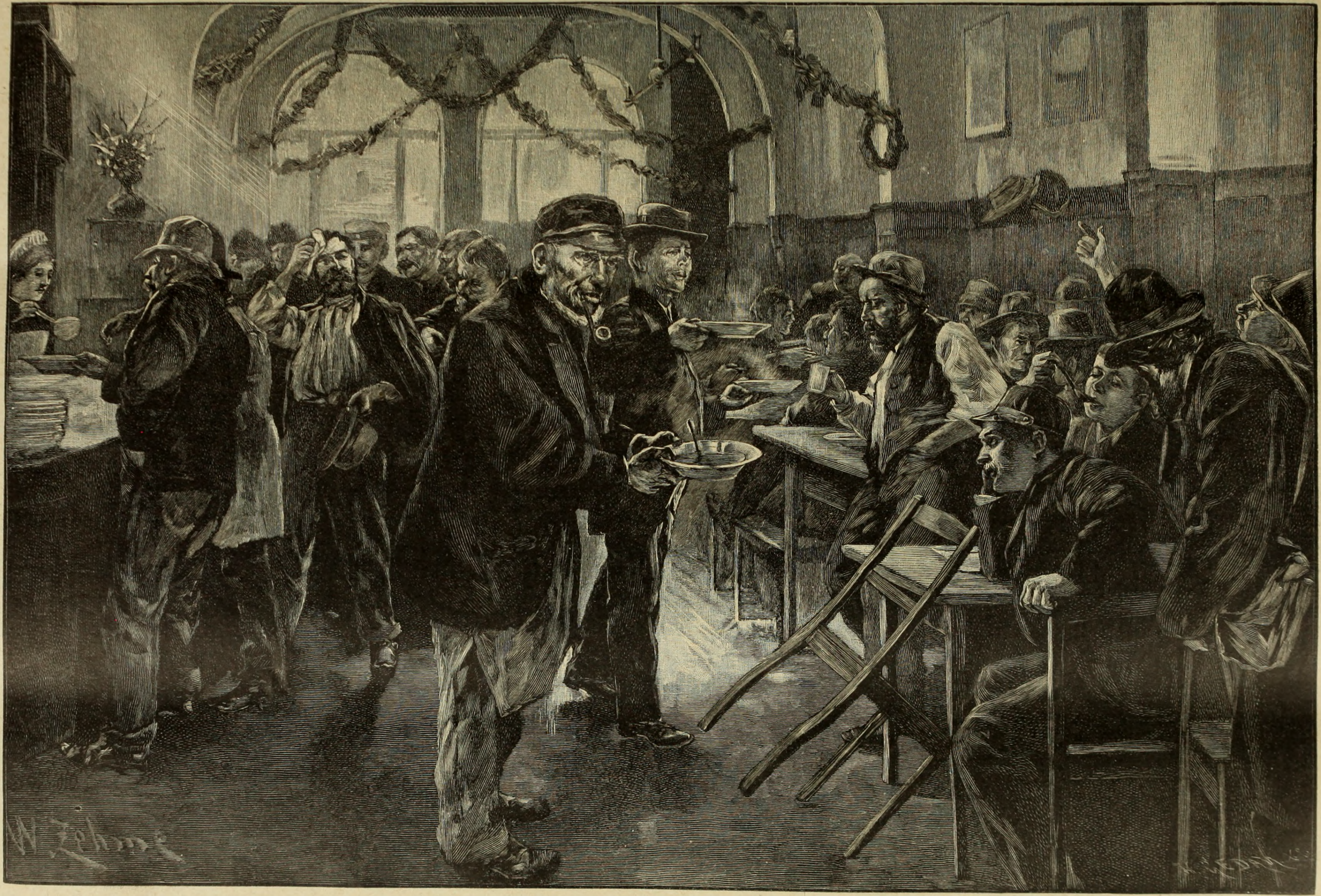
## Volksſpeiſehallen in Berlin.

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.)

(Abdruck verboten.)

Wie ſegensreich die unter dem Protektorat und der lebhafteſten perſönlichen Teilnahme der verewigten Kaiſerin Auguſta errichteten Volksküchen in Berlin gewirkt haben und noch wirken, iſt bekannt. Aber trotzdem in ihnen eine dem nicht verwöhnten Magen vollkommen ausreichende Nahrung zu dem denkbar billigſten Preiſe verabreicht wird, machte ſich doch und zwar um ſo fühlbarer, je mehr die Reichshauptſtadt zu einer Weltſtadt angewachſen iſt, ein Bedürfnis geltend, dem die Volksküchen nicht genügen konnten, wenn ſie nicht aus den Geſichtspunkten, denen ſie ihre Entſtehung verdankten, herauswachſen ſollten. Sie waren gegründet, um der Not abzuhelfen, ſie waren nicht darauf angewieſen, ſich ſelbſt zu unterhalten, ſondern rechneten und rechnen noch heute auf Zuſchüſſe, die ihnen reichlich zufließen. Das gibt ihnen durchaus den Charakter von Wohlthätigkeitsanſtalten, wenn ſie auch bei der Austeilung ihrer Speiſen nicht nach der Bedürftigkeit des Empfängers fragen, ſondern ſie einfach gegen Erlegung des beſtimmten Preiſes verabfolgen. Nun iſt es aber ein gewiß lobenswerter Charakterzug des anſtändigen Menſchen, daß er ſich ſträubt, Wohlthaten anzunehmen, ſolange ihn nicht die Not dazu zwingt. Dieſer anſtändige Menſch, der ſich in dem für Wochenlohn Arbeitenden ebenſo regt wie in demjenigen, der vierteljährlich ſeine Coupons ſchneidet, ſträubte ſich häufig genug dagegen, mit der Inanſpruchnahme der Volksküchen ſich zu einem Almoſenempfänger zu degradieren. Und doch konnte er ſich leicht, trotzdem er Arbeit hatte, wenn auch nicht in Not, ſo doch in Verlegenheit befinden. Die Zahl der Arbeiter, welche heute noch in Berlin ihrer Wohnung ſo nahe beſchäftigt ſind, daß ſie in der Mittagspauſe den Weg nach Hauſe machen können, iſt eine geringe. Meiſt wohnen ſie ſogar ſo entfernt, daß auch die Frauen darauf verzichten müſſen, ihnen das Mittageſſen, wie es früher faſt allgemein üblich war, nach der Arbeitsſtelle zu bringen. Dazu kommt die immer mehr anwachſende Zahl jugendlicher Arbeiter, die ohne Familie ſind. Sie alle ſind häufig darauf angewieſen, auf ein regelrechtes Mittageſſen zu verzichten und ſich mit dem auf den Arbeitsplatz mitgenommenen Brot und dem Stückchen Wurſt zu begnügen, die ein Schluck aus der Schnapsflaſche genießbarer macht. Denn die meiſten Deſtillationen ſind auf warme Küche gar nicht eingerichtet, in den geringeren Reſtaurants verteuert der obligatoriſche Biergenuß die ohnehin meiſt nicht dem Gebotenen entſprechenden Preiſe, und die beſſeren Lokale kommen für den Arbeiter, auch wenn er gut verdient, zum täglichen Beſuch erſt recht nicht in Frage. Ein Bedürfnis, dieſem Teil der Bevölkerung, der eine Wohlthätigkeitsanſtalt weder in Anſpruch zu nehmen nötig hat, noch ſie in Anſpruch nehmen will, eine Stätte zu ſchaffen, wo er ſeinen Bedürfniſſen entſprechend, aber mit dem Bewußtſein nichts geſchenkt zu erhalten, Mittag ſpeiſen kann, lag ſeit Jahren vor; eines jener Bedürfniſſe, bei deren Befriedigung das Großkapital ſich ſegensreich erweiſen konnte, ohne daß ihm ein anderes Opfer zugemutet wurde, als auf weittragende Spekulationen zu verzichten und ſich mit dem beſcheidenſten Gewinn zu begnügen. Denn nur das Großkapital war im ſtande, dem Bedürfnis entſprechende Anlagen zu ſchaffen und durch Großbetrieb bei richtiger Organiſation ein Unternehmen ins Leben zu rufen, das allen Grundſätzen der Billigkeit Rechnung tragen und trotzdem beſtehen konnte. In den Volksſpeiſehallen, deren bisher zwei in den Stadtgegenden, wo das Bedürfnis nach ihnen am meiſten empfunden wurde, in der Wallſtraße und der Neuen Schönhauſerſtraße, eröffnet ſind, ſcheint dieſe Frage einer befriedigenden Löſung entgegenzugehen. Die Einrichtung derſelben iſt ſo ausgezeichnet organiſiert, der Beſuch ein ſo lebhafter, daß an ihrem Beſtand nicht mehr gezweifelt werden kann. Für zwanzig oder dreißig Pfennig, je nachdem er einer halben oder ganzen Portion zu bedürfen glaubt, erhält der Beſucher ein Mittageſſen, das aus einer Suppe und Braten mit Kartoffeln oder Fleiſch und Gemüſe beſteht. Es iſt jeden Mittag nur ein Gericht zu haben, aber der Wochenzettel weiſt eine genügende Abwechſelung auf. Für fünf Pfennig ſchon bekommt man ein Glas Bier, aber der Biergenuß iſt nicht obligatoriſch. Spirituoſen werden gar nicht verabreicht, dagegen wird Milch und Kaffee ausgeſchänkt, und die Abendſpeiſekarte weiſt täglich eine Auswahl von vier bis fünf einfachen aber nahrhaften Gerichten auf. Männer und Frauen ſpeiſen in beſonderen Sälen, ein dritter Raum iſt für Familien beſtimmt. Daß das im beſten Sinne gemeinnützige Unternehmen des lebhaften Intereſſes unſerer Kaiſerin ſicher iſt, bewies die hohe Frau, indem ſie der Eröffnung des Volksſpeiſehauſes in der Neuen Schönhauſerſtraße, das eigens für ſeinen Zweck erbaut iſt, perſönlich beiwohnte.

Otto Preuß.



Eine neueröffnete Volksſpeiſehalle in Berlin. Originalzeichnung von Werner Zehme.

# Mathilde von Rohr.

Konventualin zu Kloſter Dobbertin. † 16. September 1889.

Von Theodor Fontane.

(Abdruck verboten.)

## I.

In ihrer Nummer vom 19. September 1889 brachte die „Kreuzzeitung“ folgende Anzeige:

„Am 16. September, 11 Uhr vormittags, verſchied nach langem, ſchwerem Leiden im 80. Lebensjahre unſere geliebte Tante, Großtante und Schwägerin

Fräulein Mathilde von Rohr
aus dem Hauſe Trieplatz,
Konventualin zu Kloſter Dobbertin.

Im Namen der Hinterbliebenen Chriſtian v. Rohr, Hauptmann u. Kompaniechef im 3. G.-Gr.-Reg. Königin Eliſabeth.“

Das alte Fräulein hatte ich das Glück zu kennen und von ihr und der guten alten Zeit, die wenigſtens dann und wann eine wirklich gute alte Zeit war, will ich in Nachſtehendem erzählen.

* * *

Mathilde von Rohr wurde den 9. Juli 1810 als fünfte Tochter ihrer Eltern in Trieplatz geboren. Ihr Vater, früher Adjutant beim General v. Knobelsdorf, war ein Mann von Geſinnung und Bildung, die Mutter (eine v. Hünecke) eine Schönheit, die ſich ſchon mit achtzehn Jahren verheiratet hatte. Das fiel in den Anfang des Jahrhunderts. Es waren harte Zeiten, als die Kinder geboren wurden, — die Franzoſen im Lande, Durchmärſche, Lieferungen ohne Zahl, und ſo hielt es denn ſchwer, ſich durchzukämpfen. Auch die Jahre nach dem Kriege waren Jahre harter Entbehrung. Mit dem zehnten Jahre kam Mathilde nach Brandenburg in Penſion, aber nicht auf lange; zwei Jahre ſpäter war ſie wieder bei den Eltern, und weil Trieplatz keinen Prediger und keine paſſende Schule hatte, mußte ſie jeden Tag zum Unterricht nach dem eine Meile entfernten Brunne. Während der langen und hellen Sommertage bot das keine Schwierigkeit und Gefahr, aber Winters war es oft ſchon dunkel, wenn ſie den Rückweg antrat, und der Vater, den es ängſtigte, das halberwachſene Mädchen ſo allein auf der verſchneiten Landſtraße zu wiſſen, ging ihr dann entgegen. Mit ihm, immer auf tauſend Schritt voraus, war ſein Hund, der bei jedem Waldeck anſchlug, um die in der Winterdämmerung Heimkehrende ſchon von weither wiſſen zu laſſen „wir ſind da.“ Dieſer Unterricht in Brunne dauerte bis zur Einſegnung.

Das Leben im Trieplatzer Hauſe war ſehr einfach, ſelbſt in die Kirche kam man wenig, weil der Prediger nur ſelten nach dem Filial herüberkam, und ſo ging man denn Sonntags früh auf Wald und Feld hinaus, wo ſeitens des Vaters eine Art Gottesdienſt abgehalten wurde. Man begnügte ſich damals mit wenig, und Gott anbeten in der Natur war ſo gut wie was anderes. Es kam bloß auf „Andacht“ an, ein Standpunkt, der für ketzeriſcher gilt, als er vielleicht ſein ſollte.

Das Leben im Hauſe war von einer rührenden Einfachheit, für die wir heute Sinn und Verſtändnis verloren haben. Erſt im Alter kommt man wieder dahinter, „daß das eigentlich das Wahre ſei.“ Die Töchter hatten die Wirtſchaft zu führen und morgens um vier mit dem Melken zu beginnen. Ein Übelſtand war es, daß die junge Männerwelt mit einer Art Gefliſſentlichkeit von Trieplatz fern gehalten wurde, weil der alte Rohr ſeine Töchter für ſich behalten wollte. Das ging ſo weit, daß, als einer der Gutsnachbarn, ein reicher adeliger Herr, um Mathilde anhielt, dieſer Antrag vor ihr verſchwiegen und ihr erſt viele Jahre ſpäter zur Kenntnis gebracht wurde. Sie hätte ihn übrigens doch nicht genommen, denn ſo reich er war, ſo moraliſch fragwürdig war er, ein Punkt, in dem Mathilde von Jugend auf ſehr diffizil war. Alles, um es noch einmal zu ſagen, trug den Stempel höchſter Einfachheit, trotzdem hatte das Leben einen großen Reiz, ſo groß, daß Frau v. Romberg, eine geborene Gräfin Dönhoff, die zu jener Zeit als junge Gutsherrin auf dem benachbarten Brunne lebte, mir noch nach fünfzig Jahren ſchreiben konnte: „Trieplatz war damals ein Idyll ohnegleichen, und ich kann Ihnen nicht ausſprechen, wie uns jedesmal ums Herz war, wenn ich mit meinem Manne vorfuhr und die ſchönen jungen Mädchen in ihren einfachen Hauskleidern, aber alle wie aus dem Ei gepellt, auf uns zukamen, aus Stall und Küche, vom Butterfaß und von der Bleiche. Zuletzt erſchien dann auch der ſtattliche Vater vom Felde her, wo er die Aufſicht geführt, das weiße Haar im Winde um die hohe Stirn fliegend und die ſchönen tiefblauen Augen unter den buſchigen Brauen von Freundlichkeit leuchtend. Es war alles reizend in ſeiner Patriarchalität und Gaſtlichkeit, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie tief ſich mir dieſe Bilder eingeprägt haben. Dabei der alte Rohr ganz Ritter und Offizier und ein Bild ſchöner Menſchenwürde.“

1832 ſtarb der Vater. Trieplatz wurde verpachtet, und die Mutter zog mit den Töchtern nach Berlin. Das Haus des der Trieplatzer Familie nahe verwandten Generals v. Rohr, damals ein Sammelpunkt der Berliner Geſellſchaft, vermittelte Beziehungen, und ſehr angenehme Tage brachen an. Aber Mathilde trat nicht ſonderlich hervor, was darin liegen mochte, daß einige der älteren Schweſtern ihr an Klugheit überlegen waren, eine jüngere an Schönheit. Sie kam erſt zur Geltung, als ſie bei Gelegenheit eines Beſuchs in Künkendorf, einem in der Uckermark gelegenen Rohrſchen Gute, mit dem alten Biſchof Roß bekannt wurde. Dieſer, im geſegneten Beſitz einer liebenswürdigen, bis ins Greiſenalter hinein ihm treu bleibenden Kindernatur, erkannte ſofort die beſonderen Gaben, die ſich in der bis dahin wenig beachteten Mädchenſeele bargen, und lud das junge Fräulein in ſein Haus, eine Einladung, der ſie Folge gab. In dieſem Roßſchen Hauſe ſchloß ſie ſich alsbald an die durch Klugheit und pikanteſten Eſprit ausgezeichnete Enkelin des Biſchofs an, an Lina Tendering, ſpäter Frau Lina Duncker, der ſie durch alle Zeit hin, auch die Laſſalle-Zeit nicht ausgenommen, eine treue Freundſchaft bewahrte.

Es war um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre, daß dieſe Beziehungen angeknüpft wurden; dieſelben erweiterten ſich ſpäter innerhalb der hauptſtädtiſchen Geſellſchaft und erhielten ihren Höhepunkt, als die vorerwähnte Frau v. Romberg von ihrem Gute Brunne nach Berlin zog, um hier in Gemeinſchaft mit ihrer älteren Schweſter, der Gräfin Schwerin, das alte Dönhoffſche, jetzt Stollbergſche Palais in der Wilhelmſtraße Nr. 63 zu bewohnen. Seitens dieſer Dame (Frau v. Romberg), die die Trieplatzer Tage nicht vergeſſen hatte, wurde das junge Fräulein wie vordem durch Entgegenkommen und Freundſchaft ausgezeichnet und ſehr bald auch bei der Gräfin Schwerin eingeführt, in deren „blauem Salon“ ſich ein gut Teil der damaligen erſten Berliner Geſellſchaft verſammelte. Herren und Damen nahe verwandter, namentlich oſtpreußiſcher und pommerſch-uckermärkiſcher Familien bildeten den Stamm, zu dem ſich hervorragende Perſonen aus Kunſt und Wiſſenſchaft geſellten, darunter Maler wie Hopfgarten, Henning, Kretſchmer. Unter den Gelehrten ſtand der blinde Profeſſor Müller obenan, ein kluger, in litterariſchen Dingen verſierter, zugleich etwas ſpitzer Herr, der mit ſeiner „Ironie“, einer Blume, die damals noch blühte, den Reſt der Geſellſchaft mehr oder weniger intimidierte. Nur als ſich Graf Fritz Eulenburg, der ſpätere Miniſter des Innern, in den Salon einführte, war es mit dieſer Herrſchaft vorbei. Graf Eulenburgs Sarkasmus war doch noch ſtärker als die Müllerſche Ironie. Neben dem Grafen Eulenburg würde ſicherlich auch noch ein anderes Mitglied des Kreiſes ſowohl ſeinem Charakter wie namentlich ſeinem Talente nach, die Kraft zur geſellſchaftlichen Emanzipation von dem ironiſchen Machthaber gehabt haben, wenn eben dieſem Mitgliede nicht ein geradezu krankhafter Reſpekt vor „Wiſſenſchaftlichkeit“ innegewohnt hätte. Dieſer ganz ohne Not ſich Unterordnende war Bernhard

v. Lepel, ein junger Offizier im Regiment „Kaiſer Franz“, der um ſeiner eben damals erſchienenen „Lieder aus Rom“ willen ebenſo ſchnell der Protegé der Dönhoffſchen Schweſtern, wie ganz im beſonderen der intime Freund des Fräulein Mathilde v. Rohr wurde. Dieſe ganz auf litterariſchen Intereſſen aufgebaute, durch drei Jahrzehnte hin fortgeführte Freundſchaft hatte ſchon nach verhältnismäßig kurzer Zeit zur Folge, daß ſich von dem großen Cirkel im Dönhoff-Schwerinſchen Palais ein kleinerer Cirkel abzweigte, dem Mathilde v. Rohr vorſtand und in dem, unter Zurücktritt der Maler und Gelehrten, das Dichter-Element in den Vordergrund trat.

Ich weiß nicht, wie lange dieſer abgezweigte Cirkel ſchon beſtand, als mir eines Tages ein Brief zuging, in dem ich von dem Fräulein v. Rohr aufgefordert wurde, „nächſten Sonntag nach dem ‚Tunnel‘ (deſſen Beſuch wie Kirchendienſt galt und ſelbſtverſtändlich nicht verſäumt werden durfte) den Thee bei ihr zu nehmen.“ Ich ſagte natürlich in freudig gehobener Stimmung zu, war aber nach allem bis dahin in Erfahrung Gebrachten, wonach das Fräulein etwas von einer Queen Elizabeth haben mußte, doch auch in hohem Grade beunruhigt, etwa wie wenn ich in einen geheimen Orden aufgenommen werden ſollte.

Schließlich waren Tag und Stunde heran, und ich ſtieg mit Lepel, der den Introdukteur zu machen hatte, die drei Treppen zur Wohnung des Fräuleins hinauf: Behrenſtr. 72. Es war ein ſtilles Haus, das einem Major von Häſeler gehörte. Die altberliniſche Klingel, deren verbogener Draht nicht recht durch die Öſe wollte, wurde von Lepel ſtark, aber doch auch wieder diskret und wohlanſtändig gezogen, und eine für den Abend engagierte Aufwärterin, die ſich durch ein kleines vertrauliches Lächeln auszeichnete, öffnete. Nun legten wir ab und traten in ein einfenſtriges Empfangszimmer, darin uns das Fräulein, eine Dame von damals nahe an fünfzig, in einem ſchwarzen Atlaskleid empfing. Mit einer Gewandtheit, die teils angeboren, teils innerhalb der verſchiedenſten Wilhelmſtraßencirkel ausgebildet war, wurden die Honneurs gemacht und mir natürlich geſagt: wie glücklich ſie ſei, mich nun auch bei ſich empfangen zu können. Der Gräfin Schwerinſche Kreis, den ich, wie ſie zu ihrer Freude vernommen, demnächſt auch kennen lernen würde, ſei bei hundert Vorzügen, doch von ziemlich bunter Zuſammenſetzung, während ſich der kleine Cirkel, der ſich bei ihr verſammle, lediglich dem Lyriſchen und Dramatiſchen zuwende. So hoffe ſie denn, es werde mir gefallen. Unter allen Umſtänden aber würde ich bald wahrzunehmen im ſtande ſein, wie viele Verehrer meine Dichtungen in dem ihr bekannten Kreiſe bereits hätten. Ich verbeugte mich; Lepel ſchmunzelte, was halb der gelungenen Rede, halb dem von ihm mit nur zu vielem Recht angezweifelten Thatbeſtande galt. Denn ſo befangen er war und ſo ſehr er die litterariſchen Tugenden ſeiner und nun bald auch meiner Freundin überſchätzte, ſo war er doch anderſeits unbefangen genug, dieſe Gefühle nicht auf die Geſellſchaft, die ſich um das Fräulein verſammelte, zu übertragen. Er wußte vielmehr umgekehrt, aus wie litteratur-abgewandten Perſönlichkeiten ſich dieſer Kreis in ſeiner großen Mehrheit zuſammenſetzte. Noch zwei-dreimal wurde die Klingel gezogen und ehe $9\frac{1}{2}$ Uhr heran war, waren alle Geladenen einander vorgeſtellt, und die Thür zum Nebenzimmer ging auf. Jeder ſeine Dame führend, traten wir ein. Hier war es nun wirklich allerliebſt. Das Zimmer niedrig, aber doch doppelt ſo groß als das Empfangszimmer, Lampen und Blumen auf dem Tiſch, alles blinkend von Silber und weißeſtem Linnen.

Wir waren alles in allem acht Perſonen: Major v. Häſeler und Frau, Herr v. Hünecke und Frau, ein Fräulein Wißling (das Theefräulein der Gräfin Schwerin), dann Fräulein v. Rohr ſelbſt, Lepel und ich. Alles ſteht mir noch in voller Deutlichkeit vor Augen, und auch das Geſpräch iſt mir, wenn nicht in ſeinem Wortlaute, ſo doch in ſeinem Inhalte noch ſo gegenwärtig, als ob es geſtern geführt worden wäre. Man war ſehr heiter, alles wohlwollend und die Verpflegung vorzüglich, namentlich auch der Thee, was man damals nicht von allen Berliner Theeabenden ſagen konnte. Wir hatten zu Kaviar- und Sardellenbrötchen einen kalten Braten, einen Reh- oder Hammelrücken, den Trieplatz oder irgend ein befreundetes Gut in Havelland oder Ruppin geliefert hatte. Zum Schluß kam dann „Götterſpeiſe“, die ihrem Namen Ehre machte; ſie beſtand aus in Rum oder Kognak getränkten Biscuitſcheiben, Himbeerkompott und Schlagſahne, welche dreifache Schicht ſich dreimal wiederholte. Zum Schluß wurden Apfelſinen zurechtgemacht, aber während wir unter Andauer dieſer harmloſen Beſchäftigung bemüht waren, unſer Geſpräch, das ſich meiſt um Theater und die mit den Häſelers befreundete Familie Hülſen drehte, fortzuſetzen, war es ganz erſichtlich, daß ſich unſerer liebenswürdigen Wirtin eine gewiſſe Unruhe bemächtigte, die von Minute zu Minute wuchs und ſich namentlich auch in ihren auf die jedesmalige Frage nicht mehr recht paſſenden Antworten zu erkennen gab. Dabei ſah ſie immer eindringlicher nach der Stutzuhr ihr gegenüber, auf der ein goldener Saturn mit Urne lag, bis ſie zuletzt die Konverſation kurz abſchnitt, indem ſie kategoriſch bemerkte: „Die Herren werden jetzt etwas leſen.“ Nun ſchwieg alles, während ſie ſelbſt unter einer kleinen Verbeugung fortfuhr: „Herr v. Lepel und Herr Th. F. wollen nämlich die Güte haben, uns eine von ihnen herrührende ‚Terzine‘ zu leſen.“ Ich wollte, weil ich glaubte, daß ſich das Fräulein verſprochen habe, die Sache richtig ſtellen, Lepel aber warf mir einen groteſk ernſten Blick zu, der mich verſtummen machte, während das Fräulein unbefangen hinzuſetzte: „Dieſe Strophen bilden nämlich eine Art Rede und Gegenrede wie zwei Advokaten, von denen jeder ſeine Sache verteidigt. Wie lautet doch das Thema?“ Lepel, der bereits ſein Manuſkript aus der Taſche gezogen hatte, ſagte: „Das Thema lautet: ‚Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold‘ und bildet eine Tenzone zwiſchen mir und meinem Freunde F.“ Er betonte das Wort „Tenzone“, Fräulein v. Rohr aber merkte nichts, denn Terzine oder Tenzone war ihr dasſelbe. Sie hatte viele herrliche Gaben, und Lyrik war ihr Ideal. Aber die Nomenclatur italieniſcher Formen und nun gar dieſe Formen ſelbſt waren ihr ein Geheimnis geblieben.

Lepel und ich laſen nun unſere Tenzone. Dann trat die herkömmliche Verlegenheitspauſe ein. Der alte Häſeler wirbelte an ſeinem Huſarenſchnurrbart, während ſeine Frau, älter als er und ſchon nahe an achtzig, ihren ſchwarzen Scheitel, der ſich etwas verſchoben hatte, wieder gerade rückte, dabei Lepel und mich verſchmitzt anſehend, wie wenn ſie ſagen wollte: „Kinder, was ſoll das alles? Als ich jung war, waren ganz andere Dinge Mode.“ Sie ſtammte nämlich aus den Gräfin Lichtenau-Tagen und hatte manches erlebt. Endlich nahm Herr v. Hünecke das Wort. „Es muß ſchwer ſein,“ ſagte er, worauf Frau v. Hünecke faſt einen Lachanfall kriegte und gutmütig hinzuſetzte: „ja, Hünecke, du könnteſt es nicht.“ Durch dieſen Zwiſchenfall war das Eis gebrochen, und nun griff auch die alte Häſeler ein und ſagte: „Schwer. Ja was heißt ſchwer? Ich glaube nicht, daß es ſo ſehr ſchwer iſt, und Improviſieren zum Beiſpiel iſt viel ſchwerer. Da war hier vor zwanzig Jahren ein Improviſator Langenſchwarz, ein jüdiſcher, aber ziemlich diſtinguiert ausſehender Mann, und wir hatten damals eine Matinée im Konzertſaal, es war das letzte Jahr unter des hochſeligen Königs Majeſtät. Und das Thema war ‚Alexanders des Großen Tod‘ und jeder, der anweſend war, hatte das Recht, ihm ein Reimwort zuzurufen. Und da war ja nun dieſer ſchreckliche Menſch, der Glasbrenner, d. h. eigentlich war er gar nicht ſo ſchrecklich und konnte es nur ſein, wenn er wollte, der rief Langenſchwarzen, weil er eine Pike gegen ihn hatte, das Wort „Blutwurſt“ zu, ſo daß einige lachten, während wir anderen alle zuſammenſchraken. Aber was denken Sie, was geſchah? Ohne daß dieſer Langenſchwarz ſich verfärbte, nahm er das furchtbare Wort in ſeine Dichtung auf, und ich weiß auch noch, daß er mit ‚Glutdurſt‘ darauf reimte, was damals jeder bewunderte, ſo daß Glasbrenner eigentlich geſchlagen war, und wenn ich mir das alles vergegenwärtige — Hülſen war damals noch Leutnant und hatte die Plätze beſorgt — ſo muß ich doch ſagen, das war ſchwerer.“ Lepel und ich ſtimmten vollkommen ein, Fräulein v. Rohr aber fand dieſen plötzlichen Einwurf in eine Debatte, die ſich doch mit einer ernſten Dichtung zu beſchäftigen habe, ziemlich unangemeſſen und ſagte: „Frau von Häſeler, ich muß Ihnen doch bemerken, daß ich das Gedicht der beiden Herren ſeit vorigem Sonntag abſchriftlich beſitze, und daß ich es ſowohl der Gräfin Schwerin wie dem Prinzen Georg vorgelegt habe, die beide von der beſonderen Schwierigkeit ſprachen. Es wird alſo wohl auch ſchwer ſein. Der Prinz iſt ſelbſt Dichter, wie Sie wiſſen, und ein Mann von Urteil.“

So waren die Abende bei Fräulein v. Rohr, deren ich von nun ab, durch mehr als zehn Jahre hin, zahlloſe verlebte. Der Charakter war immer derſelbe, immer ſechs, acht Perſonen, immer Muſterthee, immer „Götterſpeiſe“, immer Dichtungen vor einem Publikum, das durch Vortrag derſelben grenzenlos gelangweilt wurde. Nur Fräulein v. Rohr ſtrahlte. Sie war nach wie vor Lepels Egeria und bald auch meine.

Vielleicht, daß ich mich dagegen doch mehr oder weniger geſträubt hätte, wenn das Weſen des Fräuleins lediglich darin zum Ausdruck gekommen wäre. Glücklicherweiſe war dies nicht der Fall. Wie der berühmte Böckh nicht ſtolz auf ſeine klaſſiſche Philologie, ſondern auf ſein Engliſch war, das er in einem fragwürdigen Jargon vorbrachte, ſo war Mathilde v. Rohr ſtolz auf ihre „Dichter“ und das dichteriſche Intereſſe, das ſie mit ihnen verband, während ihre wirklichen Werte nach einer ganz anderen Seite hin lagen, derart, daß man füglich von ihr ſagen konnte, erſt wenn ſie das Flitterideal abthat, war ſie ein wirkliches Ideal: gut, treu, praktiſch, hilfebereit, immer das Herz auf dem rechten Fleck, immer voll gutem Menſchenverſtand, immer gerecht. Alles Gewöhnliche, namentlich alles Unhumane war ihr in tiefſter Seele verhaßt, und ihr ſchönſter Zug war ihre jedesmalige Empörung, wenn ſich Adlige unwürdig benahmen und dabei wohl gar noch bis zu dem Glauben gingen: „ſie dürften ſich’s erlauben, *weil* ſie Adlige ſeien.“ Dann war nicht mit ihr zu ſpaßen, und es kamen Szenen vor, wo mir’s innerlich nicht genug war, daß ich ihr gerührt die Hand küßte, nein, wo ich der guten alten Dame recte hätte um den Hals fallen mögen. Da waren damals zwei Grafen in ihrer Nachbarſchaft, beide Unter den Linden. Nun, den einen, einen notoriſchen Geizhals, hatte ſie aufgegeben, ſprach nur mit Achſelzucken von ihm und vermied ihn, wenn ſie ihm in Geſellſchaften begegnete. Den anderen aber, einen in ſeinen Formen ſehr liebenswürdigen und höfiſch verbindlichen Herrn, konnte ſie eigentlich ſehr gut leiden und trat für ihn ein, wenn er angegriffen wurde, bis ihr eines Tages zu Ohren kam, er habe das Prinzip, Handwerker nie aus freien Stücken zu bezahlen, ſondern — um vom Kapital ſo viel und ſo lange Zins zu haben wie möglich — immer erſt die Klage der armen Leute abzuwarten. Einer hatte ihr das unter Thränen erzählt und hinzugeſetzt, er könne nicht mal klagen, denn dann verlör’ er die Kundſchaft vieler anderer dazu. Da ging ſie zu dem Grafen und machte ihm Vorſtellungen, und es half auch; als er aber immer wieder rückfällig wurde, gab ſie auch ihn auf und ſorgte dafür, daß ſein Leumund in der Wilhelms- und Behrenſtraße nicht beſſer wurde. Denn ihr heroiſcher Mut ließ ſie jeden Kampf aufnehmen, wenn es ihr nötig ſchien. Sie hatte etwas Männliches, aber darin war ſie doch auch wieder ganz weiblich, daß ſie ſtarke Sympathien und Antipathien hatte, was mir perſönlich zu gute kam. Ich war ihr Verzug, faſt mehr als Lepel, und konnte thun was ich wollte — ſie fand immer eine Entſchuldigung. Eine Nachſicht und Milde, die ſie keineswegs für jeden hatte! Die letzte Wurzel davon war, gleichviel nun ob es mir zukam oder nicht, ihr großes Vertrauen zu mir, was einmal einen mich tief rührenden Ausdruck annahm. Als ich nämlich vor jetzt zwanzig Jahren in meine gegenwärtige Wohnung zog und ihr erzählte: „das alte Weib, das bis dahin in dieſer meiner Wohnung gewohnt und dieſelbe ſehr ungern verlaſſen habe, habe beim Hinausziehen ſo was wie einen Hexenfluch ausgeſprochen und mir allerhand Böſes gewünſcht, was mir nun doch im Kopf herumgehe,“ da nahm ſie meine Hand und ſtreichelte ſie und ſagte: „Das thut Ihnen nichts; Sie kommen da drüber weg.“ Und ſo verwöhnte ſie mich in allen Stücken, hatte nur Liebe und Güte für mich und war mir auch, um eine Hauptſache nicht zu vergeſſen, bei meinen Arbeiten vom allergrößten Nutzen. Ihrer Natur nach, wie ich nur wiederholen kann, mehr gewollt als wirklich litterariſch, hat ſie mir trotzdem auf eben dieſem Gebiete ſehr erſprießliche Dienſte geleiſtet, und wohl ein Dutzend der lesbarſten Kapitel in meinen „Wanderungen“ verdanke ich ihrem nie raſtenden Eifer, der mir Empfehlungsbriefe ſchrieb und mir mitunter auch fix und fertige Beiträge verſchaffte, die nur ein wenig der Zurechtſtutzung bedurften. Ein ſolcher Beitrag iſt beiſpielsweiſe der ein völliges Charakterbild gebende Brief, der ſich mit der *Frau v. Jürgaß*, einer Tochter des alten Zieten, beſchäftigt. Aber bei ſolchen von den verſchiedenſten Seiten herrührenden Beiträgen blieb es nicht, ſie war auch perſönlich ein wahres Anekdotenbuch und eine brillante Erzählerin alter Geſchichten aus der Mark Brandenburg, beſonders in Bezug auf adelige Familien in Havelland, Priegnitz und Ruppin. Den Stoff zu meinem kleinen Roman „Schach von Wuthenow“ habe ich mit allen Details von ihr erhalten, und wo ich in dem langen Trieplatzkapitel von den verſchiedenſten Rohrs erzählt habe, ſind es Mitteilungen aus ihrem Munde.

Die mit ihr in dem Häſelerſchen Hauſe (Behrenſtraße) verplauderten Stunden zählen zu meinen glücklichſten.

(Schluß folgt.)

---

# In Moor und Marſch.

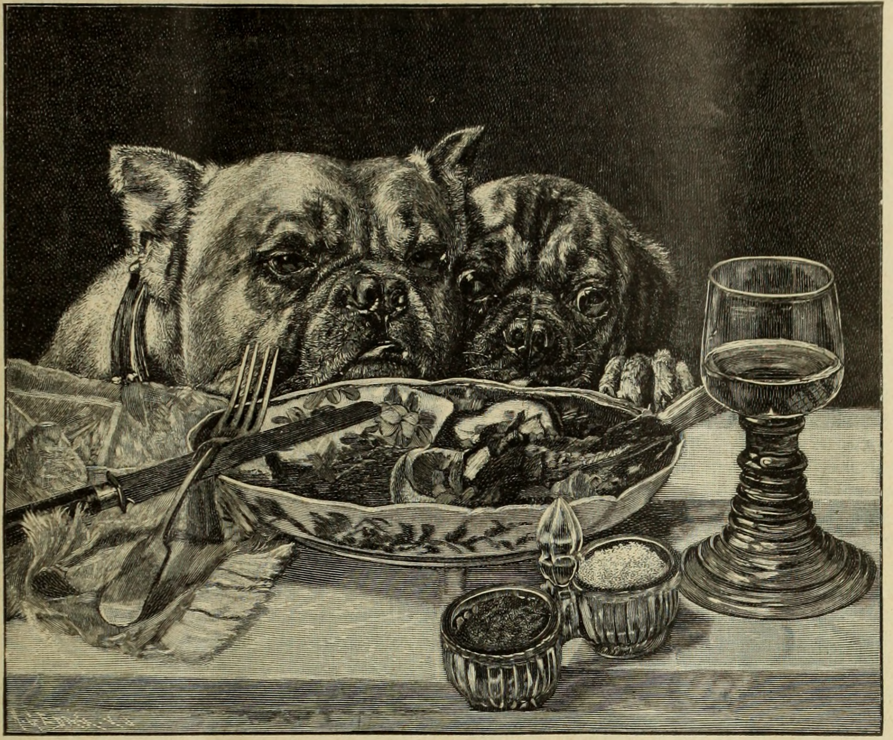
Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Abends jedoch, wenn die Zeitung wieder nichts Greifbares gebracht hatte, wenn der Ruf aus Norden wieder nicht an ihn ergangen war, flüchtete Leberecht unverändert nur zu Chriſtine und klagte ihr, mit der unbewußt fordernden Selbſtſucht, die auch in der vollkommenſten Mannesnatur gern Wurzel ſchlägt, in erregten Worten die unſelige Raſtloſigkeit, die ihn quälte. Der Inſel machte er ihre Abgeſchiedenheit zum Vorwurf, dem Himmel ſeine holde Frühlingsſonne, der knoſpenden Natur ihr erſtes Vogelgezwitſcher nach langen, bangen Wintermonden, weil das, was licht und friedlich war, jetzt ſeine Pein verſchärfte. Auch noch ein zweites vermehrte ſie: daß er Chriſtine jede nähere Auskunft über Ort, Geſtalt und Genoſſen ſeiner Pläne ängſtlich verhehlen mußte. Im Fache der diplomatiſchen Andeutungen und Umſchreibungen war ſein gerader Sinn ein trauriger Stümper geblieben, der allgemeinen Lügenkultur zum Trotze, und ſo ſchwieg er ganz, und krankte an ſeinem Charakter.

Chriſtine ging auf ihn ein mit rührender Geduld, ohne auszunutzen, was ihre hellſehende Liebe erriet und ahnte. Sie gab ihm das Beſte und Innigſte aus dem reichen Schatze ihrer Zärtlichkeit und lächelte Mut in ſeine Seele, ob auch die ihre insgeheim bitter weinte. Hielt er ſie dann in ſeinen Armen oder ließ ſein Antlitz an ihrer Bruſt ruhen, um an dem ſtarken Schlagen ihres Herzens die Größe ihrer Liebe zu ermeſſen, ſo blickte ſie oft über das Haupt des Gatten hinweg ins Weite und ſchloß die Augen vor dem Bilde des klagenden Kinderköpfchens: „Je suis abandonné —!“ Übermenſchliches koſtete es ſie, ihr Geheimnis vor ihm zu bewahren, der, im natürlichen Lauf der Dinge, das erſte und heiligſte Recht daran gehabt hätte. Und doch bewahrte ſie’s und verbarg die alte Schmuckſchachtel drüben in der Paſtorei, im Wandſchrank ihres unbewohnten Mädchenſtübchens, um ſich der Verſuchung zu entziehen, die verblaßte Deckelmalerei anzuſchauen und ſich ſchwarzen Gedanken hinzugeben.



Tantalusqualen. Nach dem Gemälde von R. Strebel.
(Verlag von Dr. E. Albert & Co. in München.)

Die Welt ward ſchöner mit jedem Tag. Zwar noch kein grünes Blatt, aber ein weicher, goldbräunlicher Hauch über Baum und Geſträuch, Krokus und Seidelbaſt im Paſtorengarten und an den Hecken hin der kräftige Geruch, den die wärmer werdenden Sonnenſtrahlen dem modernden zuſammengeharkten Laube entlockte, das den feineren Knollengewächſen und niedrigen Bourbonroſen zur Winterdecke diente. Zwiſchen den Grabhügeln des Kirchhofes hüpften gelbe Ammern und muntere Finken, der Staar lockte und ſchnarrte in den Baumwipfeln, und draußen über dem blanken Waſſer und an den ſumpfigen Ufern der Hamme ertönte der langgezogene Schrei des Entenvolkes. Klar hoben ſich die Deiche und Dächer vom köſtlichen Himmelsblau ab, und klar erſchallte vom altersgrauen Inſelkirchturm der Glockenruf, der den Frommen im Jürgenslande das Nahen des Sonntags anſagte. Sie wußten alle, daß Domine Claudius, über deſſen lange Abweſenheit die wunderlichſten Gerüchte gekreiſt hatten, wieder aufgetaucht war, und ſchon aus Neugier gedachte keiner aus der Moorkolonie, vom Oberende bis Niederende, den morgenden Gottesdienſt zu verſäumen. Auch Harm Finke hatte durch die Seinen im Jürgensland von den geheimnisvollen Fahrten des Zurückgekehrten vernommen und ließ ſein Boot für die Sankt-Jürgener Kirchzeit rüſten. Er wollte doch ſelbſt noch einmal wegen der verſprochenen Predigt anklopfen.

Eine volle Woche vergangen! Schon Sonnabend! Lebrechts Fieberungeſtüm hatte ſeinen höchſten Grad erreicht. Er ſtand am Fenſter und nagte die Lippen über ſeinen Texten zum Sonntage Invocavit. Die Epiſtel an die Korinther von der „angenehmen Zeit“ und „dem Tage des Heils“ dünkte ihm eine Unmöglichkeit in Anbetracht ſeines gequälten Gemütes. Das Evangelium Chriſti Verſuchung durch den Teufel? Wie ließ ſich das auf die Gegenwart und ihre hehren, gewaltigen Ziele auslegen? Noch vor vier oder fünf Monaten hätte er dennoch eine würdige und ergreifende Auslegung gefunden, jetzt aber erſchien ihm die fernere Ausübung ſeines verſchmähten Berufes als ſtrafbare Blasphemie, ihm, der ſein heiliges Buch den Wogen und Winden zum Spiel gegeben hatte. Und doch — ſein Stolz, ſeine Rednergabe wollten es nicht zugeben, daß er ſich mit ſchalen Worten von ſeiner Gemeinde löſte. Unter die edle Saat, aus der Tiefe ſeines prieſterlichen Gewiſſens ans Licht geholt und ausgeſtreut, durfte er keinen tauben Sandhafer miſchen, der die Ernte entwertete. Er grübelte angeſtrengt lange Zeit, verhüllte die Fenſter, weil der Sonnenſchein ihn ſtörte, öffnete die Stubenthür, weil der Duft von Chriſtinens Pfleglingen ihm die Gedanken lähmte — alles vergebens. Endlich legte er Bibel und Schreibgerät fort und beſchloß, wie ſchon mehrmals in letzter Zeit, der augenblicklichen Eingebung auf der Höhe ſeiner Kanzel zu vertrauen. So beſchränkte er ſich auf die Anzeichnung des Liedes im Geſangbuche und wartete ungeduldig auf Chriſtine, die ihren täglichen Morgenbeſuch bei den Eltern abſtattete und ungewöhnlich lange fortblieb.

Da hörte er ſie unten über die Diele laufen — er kannte ihren Schritt unter Hunderten heraus — und nun flog ſie ihm an den Hals, die Wangen roſig, die Augen ſtrahlend, ganz die glückliche Chriſtine der ſchönen Brautzeit.

„Nachricht von unſrem einzigen Jungen, Geliebteſter! Von Volkmar! Vor einer Viertelſtunde iſt ſie gekommen. Ich konnt' es gar nicht abwarten, daß Vater und Mutter damit fertig wurden! Da lies! Freu' dich mit mir!“

Leberecht riß ihr den Brief aus der Hand, derſelbe war, durch Güte des Herrn von Trebbin, ſicher befördert und abgeliefert worden. Er überflog das haſtige Gekritzel, deſſen begeiſterten Ton ungezählte Ausrufungszeichen und Rieſenſchwünge an den Wortendungen noch zu verſtärken ſchienen. Alles war herrlich, wundervoll! Was Strapazen! Was gelegentliches Darben und prickelndes Stroh und dünne Röcke! Der Frühling kam, die Freiheit winkte! Dieſe Vaterlandslieder, die gedichtet, dieſe Schwüre, die getauſcht, dieſe Seelenbündniſſe, die geſchloſſen wurden unter der kleinen Schar!

Im Preußiſchen waren ſie ſchon längſt. Stargardt in Pommern hieß die Stadt, wo dieſer Brief geſchrieben wurde. „Ich hab' ein göttliches Quartier bei einer adligen Wittfrau, und ihre drei Mädgen zerküßen mich eins um's andre, als wär' ich ein Päppelkind! Um fünf in der Früh geht's weiter auf die Stadt Landsberg im Brandenburgſchen zu, und dann auf Frankfurth an der Oder, und dann kommen wir gleich in's Schleſiſche!! Der Konrad Trebbin, der Bruder vom Hamburger, drillt uns ſchon alle Abend und früh zu Rekruten, daß wir rechten Staat vor Sr. Majeſtät machen ſollen! — Wenn Ihr mir noch böſe ſeyd, liebſte Eltern, ſo hilft es nun doch nichts mehr, ich werd' Euch wohl wieder gut machen! Nur, daß Reemt krank am Fieber in Glücksſtadt hat liegen bleiben müßen, das grämt mich, ſehet zu, daß Ihr von ihm Nachricht kriegt, und ſchreibt mirs nach Breßlau, zu Händen des Barons von Woyta, Standesherrn."

Leberecht faltete den Brief zuſammen, wie's gerade kam, glührot ſchoß ihm das Feuer in die Stirn.

„Und ich ſitze noch müßig!" rief er laut, ſchloß die Thür und ging heftig im Stübchen auf und ab, fauſtballend, als müſſe er die vier einkerkernden Wände auseinander treiben. Plötzlich blieb er ſtehen, zog ſeine Frau, aus deren Zügen das flüchtige Glück längſt wieder hinweggewiſcht war, ungeſtüm in die Arme und bedeckte ihr Geſicht mit Küſſen.

„Chriſtine! Morgen ſteh' ich zum letztenmal auf der Kanzel! Übermorgen will ich fort. Wenn du mich liebſt, ſo halte mich nicht länger. Es muß ſein — es muß ſein, oder mein Verſtand geht zu Scherben!"

„Ich liebe dich — ich will dich nicht halten —"

„Geliebte, ſage mir mehr, als dies kurze, kalte Wort!"

Sie blickte ihm mit dem Ausdrucke äußerſter Hilfloſigkeit in die Augen. „O Gott! Was ſoll ich dir ſagen? Daß mein Herz zerriſſen iſt? Du weißt es! Ich brauche all meine Ruhe, all' meinen Mut. Sei barmherzig, öffne die Schleuſen nicht, laß mein Leid zwiſchen ſeinen Dämmen!"

So überfüllt, wie am Sonntage Invocavit 1813, entſannen ſich die älteſten Leute nicht, die St. Jürgener Inſelkirche jemals geſehen zu haben. In den Gängen, am Orgeltreppchen und bis zum Ausgang hin drängten ſich die Bauern, die Thür hatte nicht geſchloſſen werden können. Die Frühlingsluft wehte herein, die Vögel zwitſcherten, und die ſpielenden Kinder ſangen Abzählreime zwiſchen den Gräbern.

Noch einmal rüttelten Leberechts Worte von der Kanzel herab an den Herzen ſeiner Gemeinde. Ein erſchütterndes Glaubensbekenntnis, ein gewaltiges Stück deutſchen Leidens und deutſchen Hoffens legte er in dieſer ſeiner letzten Predigt nieder, und er gründete ſie auf den Troſtſpruch des Pſalmiſten, der dem Sonntage Invocavit ſeinen Namen gegeben hat:

„Er rufet mich an, ſo will ich ihn erhören, ich bin bei ihm in der Not; ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen."

Es war ihm, als predige er nur für zwei Menſchen in dieſer Kirche: für ſeine Gattin, die unbeweglich, den Schmerzenszug um die Lippen, in ihrem Stuhle zurückgelehnt ſaß, und für den ſilberhaarigen Alten, der aus dem Teufelsmoor herübergekommen war und den aufmerkſamen Blick nicht von der Kanzel verwandte, bei jedem Kernworte vor ſich hinnickend. Sehr ſcharf, verblaßt und faltig das Patriarchengeſicht und doch von einem Leuchten des Mutes verklärt.

Immer wärmer, immer beredter ſtrömte die Begeiſterung des Predigenden, bis ſein Auge ſich einmal zufällig zum Ausgange hin verirrte, der von Himmelsblau und Sonnenduft erfüllt war. Da ſtand mitten unter der Wölbung die jugendfriſche, ſtattliche Geſtalt ſeines Boten aus der Seemarſch. Ehrerbietig, die Kappe in der Hand, hielt er ſich von der Gemeinde isoliert, ſeine gedrungene Figur in knappem Tuchwamſe und hohen Stiefeln hatte etwas Heroiſches im Gegenſatze zu den läſſig getragenen der Moorbauern; ſein Profil mit der kurzen Naſe und dem hochfahrenden Munde, über der Stirn das weißblonde, ſchlichte Haar, ſchnitt ſich ſcharf aus dem Lichte heraus. So ſtand er, und gab dem Manne auf der Kanzel ein deutliches Zeichen mit den Augen: „Komm! Die Zeit iſt da!"

Leberecht ſtockte mitten im Satze: ſein Herz ſtand ſtill. „Jetzt! — Endlich!" Die Füße ſchienen unter ihm hinwegzuſchwinden, der ganze Reſt ſeiner Predigt zerſtob. Er ſah nichts mehr, als ſein Geſchick und ſeinen Mahner, dort unter dem niederen Bogen der Kirchthür, und hörte nichts mehr, als das helle Vogelgezwitſcher draußen in der Freiheit, die mit Myriaden goldener Sonnenſtäubchen hereinflutete.

Die Glieder der Gemeinde, die hart vor der Kanzel ſaßen, bemerkten mit Befremden, wie ihr Seelſorger ſich in der Rede verwirrte und ſein Geſicht in einem Atem flammendrot und totenblaß ward. Harm Finke blickte ſich um; er gewahrte den unbekannten Zuhörer, der nicht über die Schwelle des Gotteshauſes trat und doch alles andere eher ſein konnte, als ein franzöſiſcher Spion. In ſeinem alten Hirne dämmerte der Zuſammenhang: er gedachte einer Stunde, vor wenig Tagen erſt, die ihm Schmerz und Stolz zugleich gegeben hatte, und als ſein Auge dem der blaſſen Frau im Predigerſtuhl begegnete, wußte er alles.

„Is dat de junge Paſtoorſche?" fragte er ſeinen Nachbarn leiſe, und als der bejahend nickte, erhob der Alte ſich und ging behutſam auf den Zehenſpitzen zum Predigerſtuhl hinüber, ſich an den Pfeilern entlang drückend. Chriſtinens Hand lag auf der Kante des Thürchens zum Stuhl, ein Beben bewegte die Fingerſpitzen unaufhörlich, und aus den Augen des mädchenhaften Geſichtes rann eine Thräne über die andere hin. Der alte Bauer ſtand eine kurze Weile außerhalb des Stuhles neben ihr, auf ſeinen derben Stock geſtützt, plötzlich fühlte ſie ſeine runzelige Hand über ihren zitternden Fingern. Dann klinkte er das Thürchen auf, ſetzte ſich an ihre Seite, begann ihr ins Ohr zu flüſtern und drückte ihre Hand immer feſter in der ſeinigen. Und ſie flüſterte zurück und beugte ſich ganz zuſammen, weinend zum Herzbrechen. Er hatte ſeinen Sohn hergegeben, zu den ſchwarzen Jägern wollte der um jeden Preis, ſie mußte Bruder und Gatten laſſen und war noch ſo jung.

„Sie ſieht Ihre Beiden wohl wieder, Paſtoorſche, Sie fängt erſt an mit leben," ſagte des alten Bauern verſchleierte Stimme, „aber ich! Zweiundſiebzig, und vier Kinder hab' ich ſchon ins Holz gelegt!"

Leberecht ſah und hörte nichts von dieſer Zwieſprache. Er ſtand dem Sonnenlichte zugewendet und redete, und ein mühſam verhaltenes Jauchzen klang durch ſeine Stimme:

„Brüder! Ohne Unterlaß habe ich Gott angerufen in unſerer Not, bis er meinem Flehen ſein Ohr neigte. Da wies er mir einen Pfad aus dem Elend und eine leuchtende Spur. Da wies er auf den Drachen und ſeine Brut, und ſeine Stimme war gleich den Stimmen der Poſaunen am jüngſten Tage: ‚Schlage den Drachen, tritt ſeine Brut unter deine Füße, werde aus dem Knechte zum Herren durch die Kraft deines Armes und deines Glaubens. Ich will dich herausreißen und zu Ehren machen.' Brüder! Ich folge der rufenden Stimme. Von dieſer Kanzel ſteig' ich herab und ziehe den Harniſch an und gürte mich mit dem Schwerte. Nicht mehr mit dem des Geiſtes, nein, mit dem, das ich ergreifen kann und ſchwingen in dieſen meinen leiblichen Händen. Brüder! Gott gebe, daß viele unter euch mitziehen wider den Erbfeind. Iſt es nicht heute und nicht morgen, ſo will ich darum nicht an euch verzagen, ſondern hoffen, daß mein Beiſpiel in euch doch Frucht bringen möge. Viele Arme, große Kraft, ſtarker Wille, große That! Seid Männer und ſeid Deutſche! Lebt wohl, Gott mit euch und mit mir, Gott für unſer Vaterland!"

Sie umſtanden die Kirche in flüſternden Gruppen, aus ihrer Ruhe geſchreckt, neugierig, beſtürzt. Sie fragten Bauer Finke aus, der eben „Mummeſell Stinchen" heimgebracht hatte, wie ſie Domines Frau noch aus alter Gewohnheit nannten. Aber Harm Finke hatte Eile, in ſein Dorf zurückzukehren und konnte keine Auskunft geben. Seinen Gruß an Domine wollte die Frau von ihm vermelden. Domine ſelbſt war mit dem fremden, jungen Bauern in die Sakriſtei gegangen und hatte hinter ſich abgeriegelt. Schließlich wurde ihnen das Warten zu lange; ſie ſchlenderten zu ihren Kähnen in die Bucht, und ein Schiff nach dem anderen ſtieß ab.

Die Letzten ſahen eben noch, wie Domine und der fremde Bauer zuſammen zur Paſtorei hinübergingen. Der Küſter folgte ihnen mit den Abendmahlsgeräten; die Sonne blitzte auf dem Zinn des Kelches und auf dem Rande des verdeckten Hoſtientellers. Jetzt kam auch Stinchen vom Küſterhauſe her und ſchloß ſich den Dreien an, ſchlohweiß war ihr Geſicht, und ſie ſchlich, als gehe ſie hinter dem Sarge. Sie ſchritt auch allein: der fremde Bauer hatte ſeine Hand auf Domines Schulter gelegt. Nun aber drehte dieſer ſich um, blieb ſtehen und zog ſeine Frau dicht an ſeine Seite.

Da verſchwanden ſie alle durch die Pforte des Paſtorengartens. Der Beſitzer des letzten Schiffes in der Bucht zog ſein ſchwarzes Segel auf, ſtiftete Frieden zwiſchen ſeinen drei Poltergeiſtchen in Pudelmützen und Großvaterröcken, und dahin glitt der Kahn in den frohen Sonnenſchein hinaus; der ſpielende Frühlingswind ſummte leiſe gegen das Segelleinen.

„Mörgen in'r Fröhte, Klock ſäben, an't Ooſterholter Diek; daar bün'k mit de Kaarjol,“ ſagte eine Stunde ſpäter Ehlert Wiarda zu Leberecht und ſchüttelte ihm kräftig die Hand. „Van Dage hebb' ick noch Geſchäfften in't Knutrei. Trööſt' Se ſick mit mien Engelke, Paſtoorske, dat helpt nu nicks! Denn ſo bit mörgen in'r Fröhte, Maat.“

Er ſprang behende zum Küſter in den Nordlandsfahrer, der ihn hinüberbringen und gleich wieder umwenden ſollte, um andren Morgens zeitig für Leberecht bereit zu liegen. Der Küſter, der in ſeiner Taubheit nur ganz nebelhaft begriff, um was es ſich handeln könne, ſchmunzelte von einem Ohr zum andern über das königliche Fährgeld, das ihm der reiche, junge Marſchbauer hinzählte. — —

Die Scheideſtunde war da. Draußen krähte der Hahn, vom Hofe der Paſtorei her, den Morgen an; die Luft wehte ſcharf und kühl, und im Oſten lag ein orangegelbes Streifengewölk hart auf dem Waſſer, das blauſchwarz dagegen abſtach. Im Küſterhauſe regte ſich's ſchon. Die Küſterin klirrte mit dem Geſchirr und klapperte auf ihren Klönken treppan in den Giebel, um den beiden, die eng umſchlungen inmitten ihres kalten Zimmerchens ſtanden, das Frühſtück hereinzuſetzen, das unberührt blieb. Nun ward drunten die Hausthür geöffnet; ſie kreiſchte in den Angeln. Der Küſter ging, in ſeine dicke Friesjacke geknöpft, vornübergebeugt, mit kurzen Schritten zur Bucht hinunter, die Laterne in Händen, deren trübroter Lichtſchein vor ihm über den dunklen Fußpfad herlief.

„Leb' wohl, mein geliebtes Kind, leb' wohl, Chriſtine!“

„Leb' wohl! leb' wohl! o Gott, wie ſoll ich es tragen? O Gott, mein Herz bricht!“

„Dein bleibe ich immer und ewig, zu dir hoffe ich zurückzukehren, beſſer, als ich jetzt von dir ſcheide. Gib Geduld, halte dich an die Eltern — Mutterliebe geht über alles — denke meiner.“

„Tag und Nacht, immer und immer! Hilf mir, mein Gott, hilf mir, Leberecht! Ich kann es nicht tragen!“

„Chriſtine, mein Lieb, du wirſt es tragen lernen! Gedulde dich, es bleibt nicht ſo dunkel, wie es jetzt iſt. Die Dämmerung weicht, der Tag kommt wieder.“

„Da drüben bricht er an, und du mußt von mir! O laß mich weinen, ich kann nicht anders! Sage mir nur, wo meine Gedanken dich ſuchen ſollen.“

„In Gottes Schutz, bei deutſchen Brüdern. Mehr darf ich dir nicht ſagen, Chriſtine.“

„Ich frage nicht, — und morgen, morgen biſt du nicht mehr bei mir.“

„Leb' wohl zum letztenmale, es muß nun ſein, die Zeit drängt. Komm zu mir, näher, und ſieh mich mit deinen geliebten Augen an und laß dir danken für alle Liebe. Weine nicht ſo ſehr, Geliebte! Gott ſegne und behüte dich und ſchenke uns ein Wiederſehen in helleren Tagen! Leb' wohl, noch einmal!“

Sie umklammerte ihn mit verzweifelter Gewalt. „Nicht ſo raſch, mein Glück iſt ſo kurz geweſen. Warte noch; eine Viertelſtunde, eine Minute nur! Nein, nein, geh doch! Ich will dich ja nicht halten, ich will ja ganz ruhig ſein, daß unſere Opfer für unſer Vaterland nicht umſonſt ſind, daß die Kommenden es uns nie vergeſſen, was wir für ſie gethan haben — und hingegeben.“

Er erfaßte ſie plötzlich an beiden Schultern und ſtarrte ſie aus ſchreckensdunklen Augen an.

„Die Kommenden! O Chriſtine! Um Gott, Chriſtine! Und ich muß dich verlaſſen!“ Er warf ſich vor ihr nieder, bedeckte ſeine Augen und weinte heiß und bitter.

Sie kniete neben ihm nieder, nahm ihm die Hände vom Geſicht und legte ſie um ihren Hals zuſammen: „Sieh, nun will ich ſtark ſein! Ich wollte dir's verſchweigen, und doch iſt es gut ſo, daß ich's nicht vermochte. Wir ſind Eins, und was ich hoffe, iſt dein und mein! Und nun weißt du, Beſter, daß ich leben will und kann, weil dein Leben bei mir bleibt, wie es auch kommt. Denn, was mir jetzt das Scheiden von dir zwiefach ſchwer macht, wird mich einſt hundertfach beglücken — oder tröſten, wie Gott es fügt!“

Noch einmal ſtanden ſie, am tiefen Brunnen, vorübergehend ſtill und dachten der Zeit ihrer jungen Liebe, und daß alles anders gekommen war, wie ſie es geträumt hatten. Der Horizont ward heller; das Morgenrot wuchs über das Gelb empor in lodernden Flammen, der ungeſtüme Nordoſt ſprang auf und begann ſein Sauſen und Zerren in den Kronen der Kirchhofsweiden. In der Bucht ſchaukelte das Boot hin und her, denn das Waſſer ſchlug unruhige Wellen im Winde.

Er hielt ſich aufrecht im Schiffe und winkte der regungslos Daſtehenden am grünen Ufer mit der Hand, ſo lange er die liebe Geſtalt noch erkennen konnte. Dann drehte das Boot nach Niederende hinüber, und das ſchwarze Segel ſchob ſich zwiſchen ihn und ſeine Ausſicht. Die Insula perdita verſank, und im Glühlichte der Kriegsfackel, die der neue Tag vom Oſten zum Zenit emporſchwang, ſtieg die Zukunft vor ihm auf: ein mächtiges, ungewiſſes Scheinen.

Chriſtine blieb am Ufer ſtehen und blickte dem Schiffe nach, bis es ihr entſchwand. Dann fühlte ſie mit einemmal, daß ihre Füße im moraſtigen Waſſer ſtanden, und daß die Morgenkälte ſie in Schauern durchrieſelte. Alles war totenſtill um ſie her, nur die kleinen Wellen gluckſten weich, vom Winde aufgekräuſelt. Eine jähe Furcht in dieſer Einſamkeit überfiel ſie. Sie wollte in die Paſtorei flüchten, aber ſie gewann es nicht über ſich, in den Garten einzutreten, der ſich im Morgenlicht zum Hauſe hindehnte, friſch und ſproſſend mit ſeinen erſten übertauten Frühlingsblumen. An der Pforte wendete ſie um und kehrte in ihr verödetes Heim zurück.

Das Stübchen war kalt, und kalt ſtand das Frühſtück auf dem Tiſche, aber der Goldlack im Fenſter, der ſeine braunen Knoſpen erſchloſſen hatte, verbreitete den ſüßeſten Duft, und die Roſen glühten im Widerſchein des Himmels.

Sie zwang ſich dazu, etwas zu genießen und peinliche Ordnung zu machen, anſtatt dem Schmerze nachzugeben, der in ihr bohrte und wühlte. Sie ſtrich über Leberechts zurückgelaſſene Kleider und über die tintenfleckige Platte ſeines Schreibtiſches und wendete die Bücher hin und her, die er geſtern noch geordnet hatte. Als es nichts mehr zu thun gab, ſetzte ſie ſich auf den trauten Söllerplatz, faltete die Hände und ſchaute unverwandt in die duftige Landſchaft hinaus, bis ſie, nach dem ſchweren Tage und der ſchlummerloſen Nacht, eine große Müdigkeit überwältigte. Ihre Augen ſchloſſen ſich, und im Schlafe kam ihr klar und ohne Stocken das Lied aus dem Porſtiſchen Geſangbuche zurück, das ſie ſich am 26. Dezember aufgeſchlagen hatte während der erſten, angſtvollen Nachtwache ihres blutjungen Eheſtandes:

„Laß doch einmal, nach ſo viel Leid
Uns wieder ſcheinen unſre Freud',
Des Friedens Angeſicht;
Das mancher Menſch noch nie einmal
Geſchaut in dieſem Jammerthal.

Sind wir's nicht wert, ſo ſieh doch an,
Die ſo kein Unrecht je gethan,
Die kleinen Kinderlein.
Soll'n ſie denn in der Wiege noch
Mit tragen dieſes ſchwere Joch?

Erbarm' dich, o barmherzig's Herz,
So vieler Seufzer, die der Schmerz
Uns aus dem Herzen zwingt.
Du biſt ja Gott und nicht ein Stein,
Wie kannſt du denn ſo harte ſeyn?"

„Ich will ja weiterleben!"

Sie ſchrak mit dem Rufe aus ihrem kurzen Schlummer empor; die Morgenſonne ſchien ihr golden in die verweinten Augen, und ſie fand ſich in den Armen ihrer Mutter. —

„Watt to laat, is väl to laat! Alleh hüht, Foß*)!" Ehlert Wiarda knallte in ſauſendem Schwunge mit der Peitſche, daß die Braunen wiehernd anſprangen, und dahin raſte das leichte Karriol über den holperigen Scharmbecker Landweg, als gelte es eine Wettfahrt um hohen Preis.

„Goddsblikks! Wi will de Fransken all dwingen, Maat! Hä, watt ſeggſt du, Maat?"

## 15. Kapitel.

Sie hatten die Franzoſen nicht bezwungen.

Der Bauernaufſtand, ſo geheimnisvoll geplant und vorbereitet, ſo vorſichtig ins Werk geſetzt mit den beſten Kräften des Landes, gehoben von edelſter Vaterlandsliebe, war verlaufen, wie eine ungeheure Blutlache im Seeſande verläuft, wenn die hohe Flut darüber hinwegbrauſt. Das Inſurgentenheer in alle vier Winde zerſtoben, die Franzmänner wieder am Ruder, und wie am Ruder! Als ob ſie der Mahnung des Geſchickes, die da ſprach: „es ſoll ein Ende mit euch haben!" ins Geſicht ſchlagen wollten!

Welche Tage für die Wurſter Seemarſch, die zwiſchen dem 14. und 26. März 1813! Zuerſt ging alles der zitternden Rachgier des Volkes nach Wunſch und Willen. Die Huiſſiers und Douaniers, die Gendarmen und die Küſtenbeſatzung, alles ward zu Paaren getrieben. Ja, auch die Greffiers aus der Mairie und die Receveurs in den Einwohnerhäuschen gaben Ferſengeld. Der Reinigungsbeſen ſchien kräftige Borſten und leichte Arbeit zu haben.

Hinter jedem Deiche, aus den Dörfern und Gehöften brachen die Verfolger hervor wie aus dem Boden geſtampft, ſcharten ſich in Horden zuſammen und machten Haſenjagd mit Flinte und Nachtwächterſpieß, Stoßdegen und Hiebſchwert, zackigem Morgenſtern, Knittel und Miſtgabel. Tönjes Biehl hatte das Kommando, Jan Grön und ſeine Kumpane trieben ihr unheimliches Weſen an Baake und Leuchtſchiff draußen am Watt, und dann geſellte ſich, nachdem dieſe Arbeit gethan, die wilde Bande zu den übrigen. Jan Grön ſelbſt ſchwang die zerſchliſſene Standarte des Landes, die er hinter dem Altare einer der ehrwürdigen Granitkirchen hervorgeholt hatte, mit dem Staube von Jahrhunderten bedeckt. Beherzte Dirnen, die von Dienſt und Brot gekommen waren, als ihre Bauern zu Feld zogen, liefen mit, und leichtfertige, die das Ganze als einen Spaß anſahen und ſich an jeden hängten, der ihnen im Vorbeimarſch unters Kinn griff.

So war auch, während ſie auf die Karlſtadt-Batterie marſchierten, ein bekanntes Geſicht vor Leberecht aufgetaucht, verwildert und verkommen, das hatte ſich bei dieſer unvermuteten Begegnung mit dunklem Rot übergoſſen. Geſche Redleffs! Mit Gewalt regte ſich der einſtige Seelſorger im Herzen des Bauernſoldaten, allein die magere Geſtalt der Verdorbenen duckte in der Menge unter und blieb verſchwunden.

In die Karlſtadt-Batterie waren die Franzoſen geflüchtet und verbarrikadierten ſich in Haſt. Als aber der wuchtige Anſturm nahte, kamen ſie hervor und warfen ſich den Bauern und dem engliſchen Militär tapfer entgegen, das vor der kleinen Plate in der Weſermündung an Land geſtiegen war, den Wurſtern zu Hilfe. Dieſe ungeordnete Streitmacht drängte ihre Feinde auf die Karlſtadt zurück, und nun gings an ein regelrechtes Belagern. Kniſternde Feuer loderten auf den Deichen, Gruppen, die Thomas Münzers Scharen Ehre gemacht hätten, lagerten darum her, die bunt zuſammengewürfelten Waffen ſteckten im feuchten Grunde und ragten geſpenſtiſch auf. Hin und wieder tönten die Signalrufe aus Wächterhorn und Hirtenpfeife und der Poſaune des Thurmbläſers durch die laue, ſternhelle Frühlingsnacht, und ſchneidend klangen die Clairons, dumpf die leiſen Trommelwirbel von der Batterie her. Und dann, bald nach Mitternacht, begann ein geheimnisvolles Heranſchleichen und Hineinhuſchen ins Lager der Inſurgenten; da kauerte ſichs zu Boden vor den heranſchwirrenden Kugeln aus den Bauernflinten und bettelte um Pardon und ſchwor und fluchte und ward im Triumph aufgenommen. Franzöſiſche Überläufer, lauter derbe Weſtfalen, die zu den deutſchen Brüdern halten wollten.

Sie ſchrieen und hurrahten am allerlauteſten, als der franzöſiſche Kommandant von der Batterie den Parlamentär herüberſchickte: die Binde vor den Augen, das weiße Tuch in der erhobenen Rechten. „Kapitulation! freier Abzug!" Ohne Waſſer und Lebensmittel, was ſollten ſie auf der Karlſtadt machen? Elendiglich verhungern für ein paar hundert Bauerntölpel? ,,Ma foi! ça ne vaudrait pas la peine!“ Sie lebten gern noch ein Weilchen, ſchon allein um ihre glorreiche revanche an dieſen maudits paysans üben zu dürfen. Keine Sorge, die Stunde würde bald genug kommen!

„Kiek inns! nu könt ji Perdumm bidden, ji verdammde Schrögels! Wi ſünd doch betere Sladoten as ji!" antwortete Tönjes Biehl dem ſchlotternden Parlamentär, beriet ſich eine gute halbe Stunde lang mit ſeinem Stabe und gewährte gnädigſt den Abzug der Beſiegten.

Jetzt hatten die wackeren Wurſter Oberwaſſer. Nun ſelbſt hinein in die Batterie, mit Brot und Salz, Speck und Schinken und Waſſer und Genever in Fülle. Bonaparte ſelbſt ſahen ſie ſich ſchon vor die Füße geſchleift!

Die Leher Bürger mußten mitthun, und ſie thaten mit, ſo lieb ihnen auch die Ruhe in ihren ſauberen Häuſern und Häuschen geweſen war. „Bangbükks" wollte ſich doch keiner von ihnen ſchimpfen laſſen.

Hinter der Geeſte, unweit der Leher Brücke, verſchanzte ſich das Rebellenkorps. Der Mühlenhügel ward mit Kanonen beſetzt. Kleines Kaliber, aber ſie ballerten tüchtig und trafen ihren Mann, oder der Deiker miſchte ſeine Finger ins Spiel hinein! Goddsblikks! die Dinger mußten nur ordentlich regiert werden, und dazu waren die Engländer gut und die deſertierten Matroſen, die ſich vor dem Teufel nicht fürchteten. Zu allererſt aber mußte die Leher Brücke fallen.

Leberecht, der einzig Sprachkundige, im Bauernwams und hohen Seeſtiefeln, wie alle übrigen, die Piſtole im Gurt, das Gewehr über der Schulter, machte den Dolmetſch des engliſchen Kapitäns bei den Leher Bürgern.

,,Destroy the bridge —“

Was? Hörten ſie recht? Ihre ſchöne Brücke aus hartem Holz und gefugten Bohlen zerſtören? Die ſo gut war, wie eine ſteinerne?

„Watt ſeggt de Mann? Laat den engelſchen Kärl doch ſeggen, watt he will, wi weet dat bäter!"

Ja, wenn die Brücke auf Abbruch geſtanden hätte; dann vielleicht — aber ſo? —

„Nä, nä! Nicks d'rvan!" Woher ſollte der Flecken das Geld zum Neubau aufbringen?

,,Take advice, ye blockheads! destroy that bridge!“ beharrte der Engländer, aber die Dickköpfe wollten keinen guten Rat annehmen. Leberecht mochte ſich den Hals abreden, ſtörriſch blieben ſie dabei: „Hä watt! Dekkſel van to! He hatt good preien*), He mutt dat nich betaalen — He is nich van unſe Meente**)!"

Nein, leider Gottes in dieſem Falle. Leberecht war kein Gemeindeglied, und ſo ſchwang ſich die vortreffliche Brücke unverſehrt über den Fluß bis zum 25. in der Frühe. Da jedoch kam es mit Halloh, mit Pauken und Trompeten und flatternden Fahnen, aus der Bremer Richtung herauf. — Franzoſen! Chevauxlegers, Lanciers, Infanterie. Pferde trappelten, Füße ſtampften taktgemäß die Erde, im Duft der Morgenſonne wehten die Haarbüſche, und die ſchmetternden Clairons blitzten wie Gold; „Gare à vous!“ „Aux armes!“ die hohen Offiziersſtimmen ſchnarrten die Kommandos.

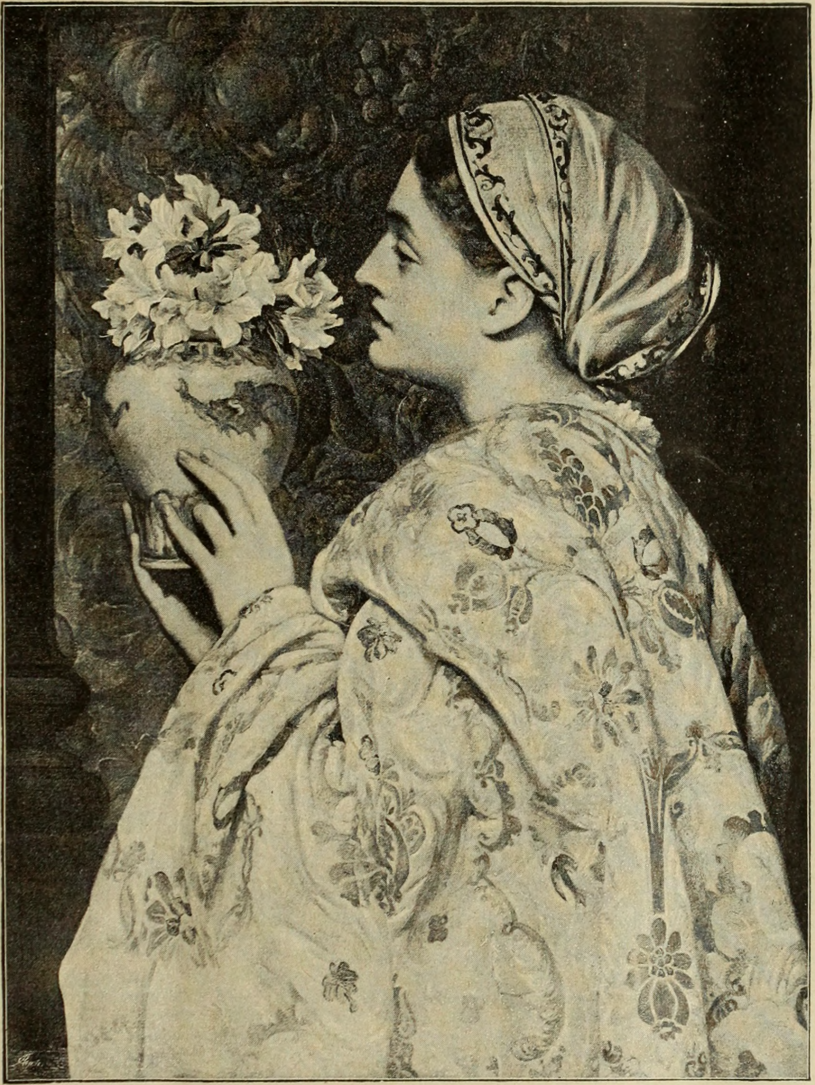
---

*) Etwas zu ſpät iſt viel zu ſpät! Vorwärts, Fuchs!

*) predigen. **) Gemeinde.

Sturm auf die Brücke! Im Laufſchritt hinüber, das Bajonett gefällt und den geſchwungenen Säbel in der Fauſt, die Lanze geſtreckt und dem anſprengenden Roſſe das Spornrad in die Weiche gedrückt! Die Gloire mußte den Sieg haben! Aber wie ein Mann ſtanden die Wurſter hinter Deichen und jenſeits der Brücke und zielten gut, ſo daß die Toten zur Rechten und zur Linken ſanken wie gemäht, und die Verwundeten, ſich hilflos überſchlagend, die Böſchung hinunter kugelten auf den weichen, grünen Groden.

Schon triumphierten die Bauern. Da! was war das? Die Franzoſen ſtürzten ſich in den Geeſtefluß und ſchwammen hindurch, mit Pferd und Waffen. Herr und Heiland! die unſelige, verſchonte Brücke! Niederreißen! Wer riß ſie noch zuſammen? Da waren die Franſken ſchon; nun gnade Gott den Lehern! Herunter die Brückenklappe — die Kette baumelte loſe daneben — und jetzt hinein in den Flecken, trotz der pfeifenden Kugeln: „Sifflez! sifflez toujours! peu nous importe! A nous la gloire! Vive l'Empereur!“



Venetianiſche Edeldame. Nach dem Gemälde von Sir Frederick Leighton.

Und jetzt geworfen, was ſich werfen ließ: Deutſche und Engländer, jung und alt, Weib und Kind!

„Pardon? Hein? Ah, coquin! nix pardon!“

Es ward ein ſchauriges Morden und Plündern durch den ganzen Ort, und dann den toten Engländern die Uniformen von den Leibern geriſſen und angezogen: weg mit den franzöſiſchen! Unter falſcher Maske der argloſen Bauernbeſatzung die Batterie genommen; die harten, frieſiſchen Blondköpfe gegen die Mauer getrieben und über den Haufen geſchoſſen.

Und nun vorwärts in die Seemarſch hinauf und die allzukühne Wurſter unter eiſernen Rutenſtreichen gelehrt, daß es nicht gut und ratſam iſt, mit Halbgöttern und ihren Geſchöpfen Kirſchen zu eſſen.

Sie hatten das Land wieder, blockierten ſeine Küſte, ſtraften und drückten die Aufwiegler mit grauſamen Kontributionen. Die Rädelsführer, Tönjes Biel und Jan Grön, waren entkommen: ob in die offene See hinaus nach Helgoland und weiter, ob im Lande verſteckt, das erfuhr keiner.

Den Überlebenden ſtand es frei, ihre Toten zu beſtatten. Hin und her, zwiſchen Deichen und Feldern gingen die Suchenden. Schluchzende Weiber, bange Kinder mit dem Hofhund im Gefolge, und gebeugte Männer, die, unter der Schmach dieſer fruchtloſen Erhebung, nicht aufzublicken wagten. Ein langer, blaſſer Menſch, dem das Fieber noch Tag für Tag die Glieder ſchüttelte, war auch unter den Suchenden: Reemt Arend, der herrenloſe Knecht, der matt und krank auf ſeiner Streu gelegen hatte, während die andren kämpfen durften. Sein Bauer, das wußte er, war mit Ehlert Wiarda und dreißig Gefährten auf der Karlſtadt erſchoſſen worden. Nun wollte er ſehen, ob er ſeinen Domine nicht irgendwo finden konnte. Es war doch nicht möglich, daß die unmenſchlichen Hunde alles und alles niedergemetzelt hatten! Todmüde ſchlich er bis zum Abend umher, da endlich, hart unter dem Mühlenflügel, fand er den Vermißten. Er lag, wie ein ruhig Schlafender, zwiſchen vielen anderen in einer großen, ſchon halb eingeſickerten Blutlache, die Schläfe mit der tödlichen Schußwunde in das zerſtampfte, reifgeſprenkelte Gras gedrückt. Hundert Schritt davon ſchaufelten ein paar gleichgültige Männer die tiefe Grube aus, die beſtimmt war, morgen alle Leichen im Umkreis einer Viertelmeile aufzunehmen. Die Grabenden rauchten, unterhielten ſich in Brocken, und ſahen ſich gar nicht nach dem kranken Menſchen um, der da hinten neben einem der Toten kniete.

Er legte ihm die Hand gegen die marmorne Stirn und die ſtarre Bruſt, beugte das Ohr zu ihm nieder und horchte mit verhaltenem Atem auf ein Zeichen des Lebens, das längſt entflohen war. Dann ſchob er ſeine Hand in die Taſchen des Wollwammſes, fand aber nichts darin. Vorſichtig und ſchaudernd zog er den neuen, ſchmalen Trauring vom eiſigen Goldfinger der erſtorbenen Rechten, barg ihn in einen Zipfel ſeines Halstuches und ſchlich wieder von dannen.

Drei Tage ſpäter, als die verwittwete Frau ſeines Bauern mit ihren Kindern ins Land Hadeln zu ihrer Sippſchaft fuhr und den Hof leer ſtehen ließ, machte Reemt Arend ſich mit dem Trauringe auf den Weg nach der Inſel St. Jürgen. — —

Seitab vom Wege, in der Stube eines kleinen oſtfrieſiſchen Hauſes, lag Domine Torbeekens große Bilderbibel mit dem Augenglaſe darüber noch manches Jahr auf dem verſchloſſenen Deckel des ſpindelbeinigen Fortepianos. Die letzte Seite der vorgehefteten Familienchronik trug drei Aufzeichnungen zum Gedenken für Kind und Kindeskind.

Zuerſt ein Ausſchnitt aus dem ,,Journal du Département des Bouches du Wéser“ vom Sonntag den 28. März 1813:

„Bremen, den 26. März.

Soeben erhalten wir die befriedigendſten Nachrichten von der unteren Weſer.

Zwei mobile Kolonnen waren nach den Batterien von Blexen und Karlſtadt abgeſchickt, die von Küſtenkanonieren, welche mit ihrer Bewachung beauftragt waren, den inſurgierten Bauern niederträchtiger Weiſe übergeben waren.

Die Engländer waren herbeigekommen und hatten Beſitz von dieſen Batterien genommen.

Die nach Bremerlehe abmarſchierte Kolonne traf geſtern gegen 11 Uhr auf den Feind, warf ihn ungeachtet ſeiner Übermacht, und nahm ihm nach und nach dieſe kleine Stadt und das Fort Karlſtadt weg.

Die Reſultate dieſer Affaire ſind:

19 Engländer und ein Offizier getötet;
14 Engländer und ihr Kommandant gefangen;
2 Fahnen und 2 engliſche Kanonen erbeutet;
150 Bauern getötet;
80 erſchoſſen, weil ſie die Waffen getragen haben;
12 Küſten-Kanoniere oder Deſerteurs von der ſiebenten Kohorte, die im Fort gefunden wurden, erſchoſſen.

Die Kolonne hat darauf die Flüchtlinge verfolgt; alle diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen werden, werden ſogleich eine gerechte Züchtigung für ihre ſtrafbare Verwegenheit erhalten.

Man hat noch keinen Bericht von der links marſchierten Kolonne erhalten, aber man weiß ſchon, daß nach einem lebhaften Gewehrfeuer die engliſche Flagge, die auf der Batterie von Blexen wehte, eingezogen iſt.

Die Braven vom 152. Linienregiment haben die Kaltblütigkeit und Bravour der älteſten Truppen gezeigt. Sie haben den Tod vier ihrer Waffenbrüder zu bedauern. Sechs andere ſind verwundet worden.“

† „Mit den Inſurgenten fiel für die deutſche Sache mein Schwiegerſohn, der Dr. theol. Leberecht Claudius.“

Darunter:

† „Am 17. Junius 1813 iſt mein Sohn Volkmar Torbeeken beim Lützowſchen Freikorps im Gefechte zu Kitzen geblieben.“

„Dulce et decorum est pro patria mori.“

Und zum Schluß:

„Am 26. September 1813 gab meine verwitwete Tochter, Chriſtine Claudius, ihrem vaterloſen Sohne das Leben. Er iſt auf die Namen: ‚Leberecht Ferdinand‘ getauft worden.“

„Der Herr ſegne dich und behüte dich, der Herr laſſe Sein Angeſicht leuchten über dir und ſei dir gnädig, der Herr hebe Sein Angeſicht über dich und gebe dir Frieden.

Dir, mein liebes Enkelkind, und uns allen im deutſchen Vaterlande. Amen.“

„Weißt du, ich kann auch ſchon Kreuze malen, Großvater!“ ſagte triumphierend der ſtämmige, kleine Knabe, der, dem alten Manne gegenüber, auf dem Schoße ſeiner jungen Mutter ſaß und mit ſpitzen Fingerchen die Blätter der ſchweren Bilderbibel umwendete; denn es war Sonntagabend, und draußen über den Feldern ſtand der Himmel in Roſen.

Die Zeit der Not lag ſeit vier Jahren dahinten.

---

## Die Heimat der Diamanten.

(Abdruck verboten.)

Die bisherige Annahme, daß die Diamanten auf geheimnisvollem Wege im Innern der Erde entſtanden und durch vulkaniſche Kräfte mit ihrem Muttergeſtein der „blauen Erde“ an die Oberfläche gehoben ſeien, wird immer unhaltbarer. Nicht aus der Tiefe ſtammt der Diamant, ſondern aus der Höhe, aus unbekannten Fernen. So ſind wir gezwungen jetzt zu denken.

Als im Jahre 1879 L. Graf von Pfeil in ſeinem Buche „Kosmetiſche Strömungen“ Gründe dafür aufſtellte, daß Diamanten aus dem Weltall auf unſere Erde geſtürzt ſeien, mit vielem Scharfſinn den Kohlenreichtum der Erde auf verbrannte Diamanten zurückführte und erklärlich machte, daß heute bei der jetzigen Zuſammenſetzung und Geſtaltung der Erde Diamantfälle ſchwer möglich ſind, weil ſie verbrennen, ehe ſie den Boden erreichen, lehnte die Wiſſenſchaft die Arbeit des Unzünftigen mit ſpöttiſchem Bedauern ab. Zehn Jahre ſpäter entdeckten zwei ruſſiſche Forſcher Diamanten in einem Meteoriten, und auch Herr Weinſchenk fand hierauf in Bruchſtücken einiger in Ungarn gefundener Meteoriten, die im Wiener naturhiſtoriſchen Muſeum aufbewahrt werden, farbloſe Splitter und Körner, die, härter als Rubin, im Sauerſtoffſtrome erhitzt zu Kohlenſäure verbrannten, mithin kriſtalliſierter Kohlenſtoff — Diamant — waren.

Es ließ ſich nicht mehr leugnen, daß dieſe kleinen Diamanten nur außerhalb der Erde entſtanden ſein konnten. Damit war jedoch keineswegs bewieſen, daß nicht auch in der Erde Diamanten gebildet würden, zumal die Diamanten führende blaue Erde in Südafrika gewaltige Gänge ausfüllt, die ſchlotartig aus dem umgebenden Geſtein aufſteigen. Dieſe Schlote ſind ſtets ſenkrecht und haben einen Durchmeſſer von etlichen hundert Metern. Der franzöſiſche Forſcher Daubrée ſchloß namentlich aus der blauen Erde, die nur in den Schloten vorkommt, daß man mit Tiefquellungen aus dem Erdinnern zu thun habe, die unter dem Granit hervorgebrochen ſeien und die dort reichlich vorhandenen Diamanten heraufgebracht hätten.

Seltſamerweiſe aber werden in der blauen Erde oftmals zerbrochene Diamanten gefunden. Der Diamant iſt der härteſte Körper, den wir kennen, er weicht keinem von anderem Geſtein ausgeübten Druck, er ſchneidet und zerbricht unter Anwendung ruhiger Gewalt alles. Bei plötzlichem heftigen Schlag oder Stoß jedoch zerbricht auch er. Ein ſolcher iſt aber bei dem Aufdringen einer beweglichen Maſſe aus der Tiefe völlig ausgeſchloſſen. Nach Maydenbauers Auffaſſung gleichen die Diamantſchlote Südafrikas den Ringgebirgen des Mondes, die durch das Hinabſtürzen und Einſchlagen von Meteoriten entſtanden ſind, und die zerbrochenen Diamanten beweiſen, wie die Fährte das Vorhandenſein eines Tieres, eine ehemalige Stoßwirkung, von deren furchtbarer Macht wir uns keine Vorſtellung machen können. Dieſe Stoßwirkung war der Einſchlag der Diamant führenden Meteoriten, deren Hauptmaſſe die blaue Erde bildete.

Wer Recht behalten wird, das muß ſich einſt ſehr empfindlich zeigen. Iſt der Diamantenvorrat der Erde unerſchöpflich, ſo werden die Schmuckſteine immer mehr im Werte ſinken und ihre Beſitzer Schaden erleiden, ſind die Diamanten dagegen in den Bruchſtücken zertrümmerter Welten auf die Erde geſchleudert, dann verlieren die Minen-Geſellſchaften ihr Geld, ſobald die Gräber die Schlote ausgeräumt haben.

Neuerdings hat die Meinung der Meteorleute wiederum eine Stütze erhalten. Es ſind nämlich in Arizona große Maſſen von Meteoreiſen gefunden worden, von denen ein Stück an Herrn König zur Unterſuchung geſandt wurde. Das Eiſen zeichnete ſich durch ungewöhnliche Härte aus, ſo daß es große Mühe erforderte, einen Durchſchnitt zu gewinnen. Dieſer Schnitt ging durch eine, äußerlich durch nichts angedeutete Höhlung, in der ſich bei näherer Prüfung . . . . Diamanten fanden. Sie ſind freilich klein und ſchwarz und gering an Handelswert, um ſo größer iſt jedoch ihre wiſſenſchaftliche Bedeutung. Ferner konnte man anderen Höhlungen ſchwarze Kohle entnehmen, von der ein Stückchen, mit Salpeterſäure behandelt, einen Kern in Geſtalt eines winzigen weißen Diamanten hinterlies. Zum erſtenmale fanden ſich hier Diamanten in Meteoreiſen.

Iſt der Diamant in der That ein Fremdling? Sind die glitzernden Sterne Diamantenfabriken? Iſt der Mond, der von Meteoren zerfurchte, reicher an Diamanten als die Erde? Wahrſcheinlich, denn er hat keine Sauerſtoffatmoſphäre, in der die Diamanten verbrennen.

Und wenn eine Sternſchnuppe aufglimmt, wenn ein Meteor ſeine feurige Bahn beſchreibt . . . ſind es Diamanten, die im Aufleuchten verbrennen? Vielleicht verbrennen in einer Feuerkugel, die, kaum erblickt, ſchon wieder entſchwindet, Diamanten von unſchätzbarem Wert, vielleicht auch iſt es nur armſelige Kohle?

Wo liegt das Diamantenland? Wer ſandte der Erde den kriſtallenen Kohlenſtoff, um den Menſchen ſchon oft hingaben, was höher wertet als ſelbſt der Kohinor: Ehre — Treue — Rechtſchaffenheit!

Julius Stinde.

# Am Familientiſch.

## Zu unſren Bildern.

Es geht nichts über eine gute Erziehung. Auch Pitt und Fox haben augenſcheinlich eine vortreffliche Erziehung erhalten, aber wie uns Menſchenkindern bisweilen — es iſt das ein wahrer Segen — unſre Erziehung einen gewiſſen Zwang auferlegt, ſo leiden auch die beiden Köter „Tantalusqualen.“ Auf den Reſt Rauenthaler im Glaſe und auf das Pfeffer- und Salznäpfchen würden ſie wohl Verzicht leiſten, aber die Überbleibſel auf dem Teller haben es ihnen angethan. Wenn nur der Herr und Gebieter bald kommt und ſie, im Guten oder Böſen, erlöſt! Ich fürchte, die gute Erziehung könnte ſonſt ſchließlich doch in die Brüche gehen.

Sir Frederick Leighton, der Maler der „venetianiſchen Edeldame,“ gilt als einer der hervorragendſten Künſtler Englands. Geboren im Jahre 1830 zu Scarborough in Yorkſhire, erhielt er, was unſere Leſer beſonders intereſſieren wird, ſeine künſtleriſche Ausbildung zum größten Teil in Berlin und Frankfurt a. M., lebte dann längere Zeit in Paris, bis er, nach der Heimat zurückgekehrt, 1878 Präſident der Londoner Kunſtakademie wurde.

## Das Weihnachtslied.

Wo in dem gleichbenannten Aufſatze in der letzten Weihnachtsnummer des Daheim von den Chriſtbaumliedern die Rede iſt, die heute am meiſten geſungen werden, heißt es: „Unbekannt ſind die Verfaſſer von . . .“ Unter den Liedern, die hier aufgezählt werden, iſt auch das ſchöne und beliebte „Der Chriſtbaum iſt der ſchönſte Baum.“ Der Verfaſſer hat die Unart begangen, ein allgemeines Urteil auszuſprechen, wo ein beſonderes am Platze geweſen wäre. Was ihm unbekannt war, war vielen anderen bekannt. Herr Pfarrer F. Riebeling in Wolfsanger bei Kaſſel hatte die Güte, mir mitzuteilen, daß das genannte Lied von Konſiſtorialrat Johannes Karl zu Hanau (geſtorben 1887) im Jahre 1842 gedichtet wurde. G. Eiſenbach hat es in Muſik geſetzt. Das Lied mit Melodie für zwei Singſtimmen und Klavierbegleitung erſchien als fliegendes Blatt auf Weihnachten 1842 unter dem Titel „Der Chriſtbaum. Weihnachtsliedchen für kleine Kinder. Preis 4 Kreuzer. Hanau 1842.“ Es erregte in Kurheſſen und beſonders im Hanauiſchen in chriſtlichen Kreiſen freudiges Aufſehen.

Mancher Freund dieſes Liedes, das von den Kindern ganz beſonders gern geſungen wird, iſt gewiß dem Herrn Pfarrer Riebeling für dieſe Mitteilung ebenſo dankbar, als der Unterzeichnete.

Jene Bemerkung aber ſei auch für die anderen dort erwähnten Lieder eingeſchränkt auf die ignorantia autoris.

Der Verf. des Aufſatzes: A. Schmitthenner.

## Aſtronomie.

Im Jahre 1892 ſteht die Rückkehr zweier periodiſcher, bereits mehrfach beobachteter Kometen bevor. Der erſte hiervon iſt der Komet Tempel I. Er wurde am 3. April 1857 vom Aſtronomen Tempel aufgefunden und iſt ſowohl 1873 wie 1879 wieder geſehen worden. Seine Umlaufszeit beträgt faſt genau ſechs Jahre. Bei ſeiner letzten Rückkehr konnte er allerdings nicht aufgefunden werden, und auch für dieſes Jahr ſind die Sichtbarkeitsverhältniſſe keine günſtigen. Hingegen wird der Komet Winnecke nach den bereits angeſtellten Berechnungen unter außerordentlich günſtigen Bedingungen wiederkehren, im Juni ſein Perihel paſſieren, und wahrſcheinlich ſogar zur Zeit ſeiner Erdnähe, anfangs Juli, dem unbewaffneten Auge ſichtbar werden. Endlich wird auch der im Jahre 1886 von Brooks aufgefundene Komet IV zurückerwartet, da für ihn eine Bahn mit 6,3 Jahren Umlaufszeit berechnet wurde.

## Naturkunde.

Schwarzen Schnee hat man im Februar bei Piazenza beobachtet. Nach einem faſt 48ſtündigen ſtarken Schneefall erſchienen die Berge gänzlich in Schwarz gehüllt, und bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß die Oberfläche des Schnees von unzähligen winzig kleinen, ſchwarzen Inſekten bedeckt war. Anſcheinend roter Schnee tritt, hervorgerufen durch mikroſkopiſch kleine Organismen, im Hochgebirge bekanntlich öfter auf.

## Zoologie.

Herr Rochus Schmidt, der aus vielfachen Kämpfen bekannte Offizier der oſtafrikaniſchen Schutztruppe, hat dem zoologiſchen Garten in Berlin eine von ihm auf ſeinem Zuge zur Einholung von Emin und Stanley in Innerafrika entdeckte neue Affenart in einem prächtigen Exemplar zum Geſchenk gemacht. Es iſt das die weißnaſige Meerkatze, welche dem Afrikaforſcher ſofort durch den merkwürdig weit abſtehenden weißen Bart auffiel. Vorgeſchlagen wurde bereits, die Meerkatze Cercopithecus Schmidti Mtsch. nov. spec. zu nennen.

## Induſtrie.

Es iſt einige Ausſicht vorhanden, daß unſere Stiefeln billiger werden! Schon ſeit mehreren Jahren taucht wieder und immer wieder die Nachricht auf, daß ſich in dem vielleicht konſervativſten aller Induſtriezweige, der Gerberei, durch ein elektriſches Verfahren ein großer Umſchwung vorbereite. Jetzt verlautet näheres über das Verfahren der Herren Worms und Balé, welches bereits in einer großen Pariſer Gerberei eingeführt iſt und ſich vorzüglich bewähren ſoll. Die Gerbung geht in ſich drehenden, von einem elektriſchen Gleichſtrom durchſtrömten Trommeln vor ſich, und der Prozeß vollzieht ſich in 24—72 Stunden. Wenn man bedenkt, daß gutes Leder nach dem bisherigen Verfahren erſt nach 8—10 Monaten „gar“ wurde, ſo leuchtet es ein, daß die Stiefeln billiger werden könnten — wenn's die Schuhmacher zugeben.

## Landwirtſchaft.

Im Pfarrgarten zu Keſſelsdorf in Schleſien wurden Anfang September im freien Felde Kartoffeln ausgelegt, das Kraut mit Eintritt der Kälte umgelegt und mit einer ſtarken Strohdecke, der Rand mit Laub eingedeckt. Die Früchte ſind vor kurzem geerntet worden, waren völlig reif und wohlſchmeckend. Sind unſeren Leſern ähnliche Verſuche bekannt?

In dem Klub der Landwirte zu Berlin kamen kürzlich die verſchiedenen bekannten Mittel zur Bekämpfung der Kartoffelkrankheit zur Erörterung und zwar beſonders die ſehr gerühmte Anwendung des Kupfervitriols durch die Spritz- oder Beſtäubungsmethode. Bei erſterer werden in je 300 Liter Waſſer 12 Kilogramm pulveriſiertes Kupfervitriol und ebenſoviel Kalk gelöſt, die Flüſſigkeit durch ein Haarſieb gegoſſen und in tonnenartigen Zerſtäubern auf das Feld gebracht; ſie hat den Nachteil, daß ſie eine ſorgfältige perſönliche Kontrole erheiſcht, kann aber bei jeder Witterung angewendet werden. Koſten auf den Hektar etwa 24 Mark. Die Souheurſche Beſtäubungsmethode verwendet eine Miſchung von pulveriſiertem Kupfervitriol und Speckſtein, von der 100 Kilogramm 24 Mark koſten, und die durch einfache Blaſebälge auf die Pflanzen geſtäubt wird. Sie geſtattet eine feinere Verteilung und bietet den weiteren Vorteil, daß auch der untere Rand der Blätter beſtäubt wird, iſt aber nur bei windſtillem, regenfreiem Wetter, am beſten an feuchten Morgen- oder Abendſtunden ausführbar. Man gebraucht auf den Hektar für jede Beſtäubung $21^{2}/_{3}$ Kilogramm. Die Koſten einer dreimaligen Beſtäubung belaufen ſich einſchließlich Arbeitslohn auf 20 Mark für den Hektar.

## Photographie.

Nach den Angaben des Profeſſors Marey in Paris iſt die Aufnahmemethode der verſchiedenen Stadien des Inſektenfluges jetzt derart verbeſſert, daß die Geſchwindigkeit, mit welcher der Apparat arbeitet, faſt ans Unglaubliche grenzt. Zur Aufnahme der Flugbewegungen einer Taube war bisher, da der Vogel in der Sekunde acht Bewegungen ausführt, eine Aufnahmezeit von $^{1}/_{1000}$ſtel Sekunde erforderlich; bei den Inſekten kommen indeſſen viel raſchere Bewegungen vor, ſo bei der Weſpe 110, der Hummel 240, der Stubenfliege 330, und es folgt daraus, daß die Aufnahmezeit auf $^{1}/_{20000}$, $^{1}/_{30000}$ und gar auf $^{1}/_{40000}$ſtel Sekunde abgekürzt werden muß. Das ermöglichen allerdings die neueren Verſchlüſſe und Platten; es reichen jedoch die gewöhnlichen Lichtquellen nicht aus, und es vermag nur das unmittelbare Sonnenlicht eine genügende Helle zu liefern. Die Vorrichtungen Mareys ſind deshalb derart, daß das fliegende Tier ſich ſilhouettenartig von der Sonnenſcheibe ſelbſt abhebt. Die veröffentlichten Nachbildungen von fliegenden Bienen und Schnaken laſſen allerdings an Schärfe wenig zu wünſchen übrig. Ob ſich freilich aus den Bildern Lehren für die Löſung der Flugfrage ziehen laſſen, erſcheint trotzdem zweifelhaft.

Die Momentphotographie ſoll in den Dienſt des Taubſtummenunterrichts geſtellt werden. Die Herren Demeny und der ſoeben genannte Marey vom Collège de France in Paris haben nämlich die Lippenbewegungen einer ſprechenden Perſon in den verſchiedenſten Phaſen vermittels des Schnellphotographen photographiert und nach Art des Anſchützſchen Schnellſehers vereinigt, ſo daß die Taubſtummen durch Nachahmung der vor ihren Augen ſich in dieſem Apparat abſpielenden (ſcheinbaren) Lippenbewegungen nach und nach lernen, ſich mit jedermann zu verſtändigen, ohne ſich der oft recht läſtigen und umſtändlichen Zeichenſprache zu bedienen. Die Unglücklichen können ſich in dieſer Weiſe buchſtäblich jeden Augenblick üben und zu der höchſten Stufe deutlicher Ausſprache gefördert werden, und es leuchtet ein, daß hierbei unendlich viel Mühe und Zeit erſpart wird, denn ſelbſt der geduldigſte und menſchenfreundlichſte Lehrer iſt nicht im ſtande, fortwährend die wenn auch lautloſen, ſo doch höchſt anſtrengenden Sprechübungen ſeinen Zöglingen vorzumachen.

## Vereinsweſen.

Der von uns bereits erwähnte Allgemeine deutſche Verein hielt im Februar unter dem Vorſitz des Wirkl. Geh. Rats von Levetzow ſeine erſte Hauptverſammlung in Berlin ab. Pflege des deutſchen Volkstums, der Vaterlandsliebe, der uns von den Vorvätern überkommenen geiſtigen und ſittlichen Güter in Leben, Haus und Geſelligkeit, in Sprache, Schrifttum, Kunſt und Wiſſenſchaft wurde in dem § 1 der Statuten als die oberſte Aufgabe des Vereins hingeſtellt, der eine eigene Vereinszeitſchrift „Der Deutſche“ herausgeben wird. Das Preisausſchreiben: „Inwiefern iſt eine volkstümlichere Faſſung unſerer Geſetze erforderlich und ausführbar?“ wurde wiederholt. (Einlieferung der Arbeiten bis 1. Mai 1893.)

Eine Geſellſchaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg wurde in Berlin gegründet. Vorſitzender Stadtrat Friedel, der Leiter des Märkiſchen Provinzialmuſeums.

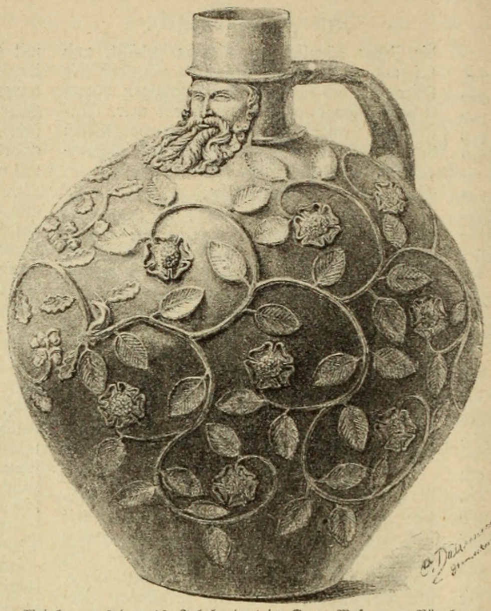
## Buchhandel.

„Erlangung und Sicherung eines deutſchen Patentes“ nennt ſich ein ſoeben erſchienenes Werk von Geheimrat Wilh. Stercken. (Berlin. A. Seydel). Der Herr Verfaſſer, ſtändiges Mitglied des Patentamts, erläutert in dem allgemeinverſtändlich geſchriebenem Buch, wie einwandfreie Patentunterlagen anzufertigen, und was der Erfinder bei Nichtigkeits- und Zurücknahme-Anträgen, bei Patentverletzungen und bei der Übertragung von Patenten zu beachten hat.

Ein „Lehrbuch für Stotternde“ veröffentlicht im Selbſtverlag Fr. Kreutzer, der bekannte Lehrer für Stotternde in Lübeck. Das Buch kommt einem praktiſchen Bedürfnis entgegen.

## Weinkrug aus dem 16. Jahrhundert.

Die deutſche Kunſttöpferei erlebte im 16. Jahrhundert eine ſchöne Blütezeit. Die herrlichen Prunköfen aus jener Periode, wie die köſtlichen thönernen Gefäße für den täglichen Gebrauch gelten unſerer heutigen Induſtrie vielfach als Vorbilder. Farbiger und bildneriſcher Schmuck geben ihnen neben gefälliger Geſtaltung ein wirklich künſtleriſches Anſehen. Selbſt die gewöhnlichſte Steingutware: die gelbweißen Krüge von Siegburg, die braunen von Raeren und Ferchen, die blau und grauen der naſſauiſchen Brennereien hoben ſich weit über die Plattheit hinaus, welche ſpäter und leider teilweiſe noch heute die Gebrauchsware charakteriſiert. Eine eigene Selbſtändigkeit der Formengebung zeichnet ſie aus — man ſieht ihnen die friſche Freude am Geſtalten an, welche den damaligen Meiſtern innewohnte.



Weinkrug aus dem 16. Jahrhundert im Germ. Muſeum zu Nürnberg.

## Kleine Zeitung.

Ehemalige Schüler der altberühmten Roßlebener Kloſterſchule forderten neulich in der „Kreuzzeitung“ nach gutem Brauch zu einem gemeinſamen „Roßleber-Mittageſſen“ auf. Da unter dem Aufruf einige ariſtokratiſche Namen ſtanden, ſo ſtürzte ſich der ſozialdemokratiſche „Vorwärts“ in einem fulminanten Artikel auf die harmloſe Geſellſchaft. Es paſſierte ihm aber dabei das Unglück, daß er „Roßleber“ und Pferdeleber für identiſch hielt, und er ereiferte ſich daher über die Ausſicht, daß der „Hottehüh-Braten“ auf der Tafel der Reichen das Fleiſch für den armen Mann verteuern könnte: „Wenn die vornehme Welt ſich jetzt auch auf Pferdefleiſch-Diners legen will, ſo kann's uns recht ſein, wir wünſchen nur, daß die feinen Herren ſich nicht den Magen verderben an dem Fleiſch, das man bisher voller Zartgefühl für die Proletarier reſerviert hatte.“ Daß die böſen Ariſtokraten ihre Hartherzigkeit dadurch ganz beſonders erwieſen, daß ſie ſich gerade die delikaten Lebern der guten Hottehüs ausgeſucht haben, hebt der Moniteur der Sozialdemokratie in kaum verſtändlichem „Zartgefühl“ übrigens nicht einmal beſonders hervor.

Unſere äußere Größe oder Körperlänge ſchwankt vom Morgen zum Abend. Zahlreiche Meſſungen haben bewieſen, daß der Menſch früh im Bette und beim Aufſtehen länger iſt als abends. Wir ſchrumpfen zuſammen unter des Tages Laſt und Mühe; bei den meiſten beträgt der Unterſchied nicht viel, etwa 1 Centimeter; bei anderen iſt er ſchon merklich, ſie werden um 4 und ſogar 5 Centimeter kleiner. Je höher der Menſch, deſto mehr wird er im Laufe des Tages erniedrigt, und der Fleißigere rückt mehr zuſammen. Anatomiſch erklärt ſich dieſe Erſcheinung durch das Zuſammendrücken der Zwiſchenwirbelſcheiben und der Knorpelüberzüge in den Gelenken. Langſam wächſt der Körper während der Nachtruhe elaſtiſch wieder empor; dann kommt aber die Zeit, wo die Elaſtizität nachläßt und wir mit dem Alter kleiner werden. Das 50. Lebensjahr bildet den Wendepunkt; von da ab nimmt die Körperlänge der Menſchen bis zum höheren Greiſenalter um etwa 7 Centimeter ab.

Auf den 25. April 1895 fällt der 300jährige Todestag Torquato Taſſos. In Italien werden zu deſſen würdiger Feier ſchon jetzt umfaſſende Pläne entworfen. Auf dem Janiculus, auf dem ſich das Kloſter San Onofrio befindet, in welchem der große Dichter ſtarb, ſoll ſeine Bronzebüſte errichtet, auf ſein Grab eine bronzene Krone niedergelegt werden. Ferner bereitet das römiſche Komitee ein Buch über Taſſo und ſeine Werke vor und will Vorleſungen über ihn in Rom und allen größeren Städten Italiens veranſtalten.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Arithmogriph.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | 4 | 4 | 10 | | |
| | | 2 | 11 | 1 | | |
| 6 | 9 | 8 | 7 | 2 | 3 | 4 |
| 4 | 1 | 7 | 9 | 8 | 7 | 1 |
| 4 | 7 | 9 | 5 | 10 | 7 | 3 |
| | | 3 | 7 | 7 | | |
| | | 6 | 9 | 3 | | |

Werden die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo ergeben die drei wagerechten und die drei ſenkrechten Reihen ſechs bekannte Wörter von je ſieben Buchſtaben.

Dieſe Wörter — aber in anderer Reihenfolge — bezeichnen: 1. einen Vogel, 2. einen Fiſch, 3. eine Stadt in Italien, 4. eine Stadt in Frankreich, 5. ein europäiſches Königreich, 6. ein anderes europäiſches Königreich.

### 2. Wechſelrätſel.

1.

Alle, welche zu mir kommen
Werden freundlich aufgenommen,
Möglichſt viele, groß und klein —
Bitte, treten Sie nur ein!

Wem's als Zeitwort widerfährt,
Fühlt ſich meiſt dadurch geehrt;
Nur wenn's ausgeht vom Gerichte,
Iſt's 'ne heikele Geſchichte.

2.

Andern Kopf — und ganz abnorm
Lang und ſchlank iſt meine Form.
Blank von Stahl iſt meine Waffe,
Mit der ich viel Schönes ſchaffe;
Mein Beruf iſt drin zu finden,
Das Getrennte zu verbinden.

3.

Andern Kopf. Ein großes Gedränge
Siehſt du in unzähliger Menge;
Doch möchteſt du etwas Schöneres ſehen,
So laß es durchs Deminutivum geſchehen,
Das ſieht dich mit anderen Augen an,
Daran ſich dein Herz wohl erfreuen kann.

4.

Andern Kopf. Blick' hin und ſchau
Im Vaterlande ein lieblicher Gau;
Nimmſt du es doppelt — (wie mag das geſchehen?)
So wirſt du vom Ganzen ein Teilchen nur ſehen.
Als Zeitwort iſt's ein Geſundheitsmittel
Auch ohne den Apothekertitel. U. S.

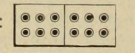
(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 23.

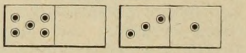
Bilderrätſel. Kammervirtuos.

### 1. Dominoaufgabe.

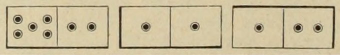
Im Talon lag:



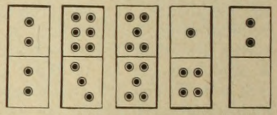
A behielt:



B ſetzte:



C ſetzte:



### 2. Verwandlungsaufgabe.

„Mehr Licht.“

**Maſtricht**
**Emanuel**
**Heliotrop**
**Rittershaus**
**Lotterie**
**Interlaken**
**Canrobert**
**Helgoland**
**Turteltaube.**

### 3. Arithmetiſche Aufgabe.

Man muß die Zahl 17 ſiebenmal, die Zahl 97 elfmal, die Zahl 18 dreimal, die Zahl 88 dreimal ſtreichen.

### 4. Metamorphoſenaufgabe.

a) Schlecht — Schlacht — Schacht — Schaft — Haft — Haut — Hut — Gut.

b) Knabe — Nabe — Rabe — Rade — Rad — Rand — Band — Bann — Mann.

c) Maid — Main — Ain — Ahn — Ahr — Ar — Art — Hart — Haut — Laut — Lau — Flau — Frau.

d) Caub — Laub — Laube — Haube — Habe — Wabe — Ware — Waren.

e) Saul — Saal — Aal — Aar — Ar — Ur — Mur — Amur — Amor — Amos.

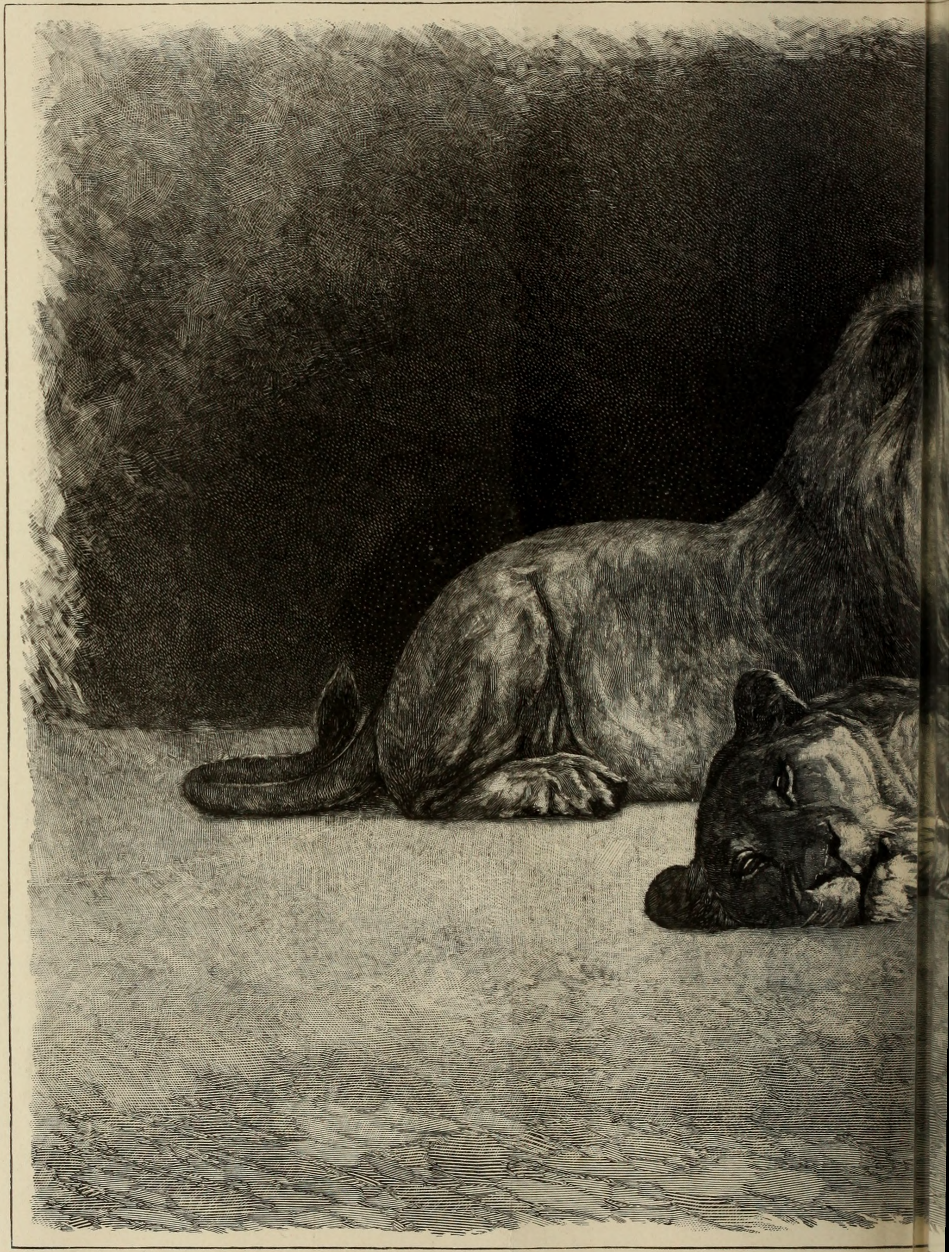
f) Eiſen — Eigen — Eiger — Tiger — Tier — Gier — Ger — Gera — Hera — Herd — Held — Geld — Gold.

g) Boot — Brot — Rot — Rat — Rad — Bad — Bau — Lau — Schlau — Schlaf — Schlaff — Schliff — Schiff.

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermonn Heiberg. Fortſ. — Volksſpeiſehallen in Berlin. Von Otto Preuß. Zu dem Bilde: Eine neueröffnete Volksſpeiſehalle in Berlin, von Werner Zehme. – Mathilde von Rohr, Konventualin zu Kloſter Dobbertin, † 16. September 1889. Von Theodor Fontane. — In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Schluß. — Die Heimat der Diamanten. Von Julius Stinde. — Am Familientiſch: Zu unſeren Bildern: Tantalusqualen von R. Strebel, Venetianiſche Edeldame von Sir Frederick Leighton. — Das Weihnachtslied. Von R. Schmitthenner. — Aſtronomie. — Naturkunde. — Zoologie. — Induſtrie. — Landwirtſchaft. — Photographie. — Vereinsweſen. — Buchhandel. — Weinkrug aus dem 16. Jahrhundert. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung — In unſerer Spielecke.

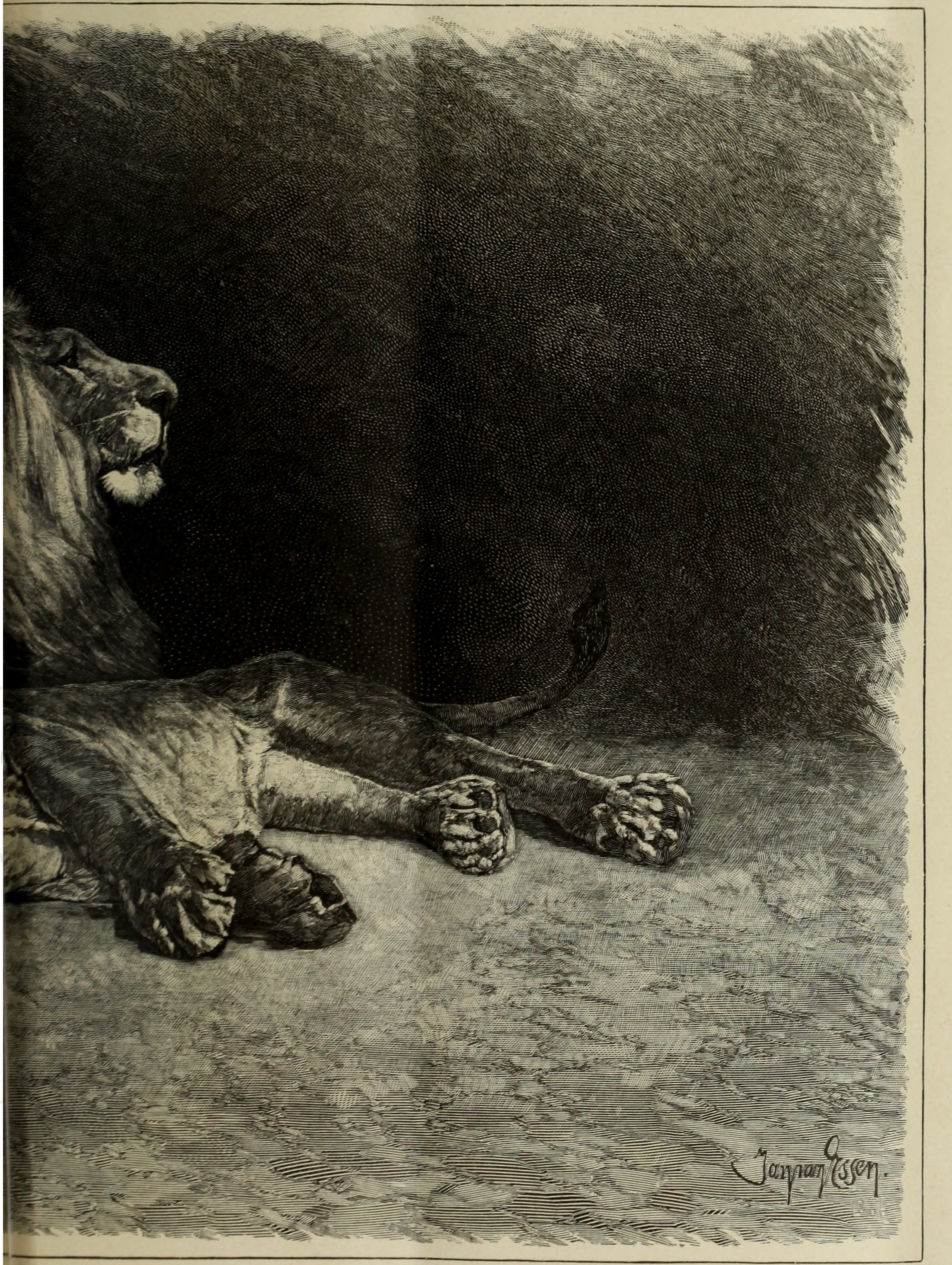
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.



Löwen im Käfig.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 9.


Jan van Essen.

Jan van Eſſen.

Daheim

Orig. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 19. März 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 25.

# Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Iſt es zu glauben, Ferdinand, daß du ein ſolches Feſt gegeben haſt, nachdem du noch eben faſt nicht wußteſt, wovon du die nächſten Tage leben ſollteſt?“ fuhr Diana erregt fort. „Welch ein Ende ſoll das nehmen? Und nun höre und wiſſe alſo, weshalb ich kam. Mama iſt in Genf wegen heftiger Schmerzen in der Bruſt unterſucht worden, und es hat ſich das Vorhandenſein eines lebensgefährlichen Leidens herausgeſtellt, wie es durch Kummer und andauernde Sorge wohl hervorgerufen worden ſein mag. Der Arzt rät, daß ſie im Süden bleibt, daß ſie vorläufig nicht zurückkehrt. Da trieb es mich zu dir, ich wollte mit dir beraten, ich wollte mich bei dir ausweinen, ich wollte Troſt in all der Dunkelheit bei euch ſuchen. Ich nahm an, nach unſerer letzten Begegnung würde ich einen ernſten Menſchen ſehen, und ich finde hier ein Gelage, ich finde einen Unbeſonnenen, Jähzornigen, einen Trunkenen! Mit der Hälfte deſſen, was dich dieſe Geſellſchaft gekoſtet hat, hätte Mama nach Genf reiſen, mit der anderen ſich Wochen pflegen können. Wir aber leihen uns die Gelder für das Notwendigſte von Fremden, und ich ſtehe jetzt wieder ratlos, woher die Mittel zu Mamas Aufenthalt im Süden nehmen!“

Diana brach ab und ließ die Hände in den Schoß fallen. Alles, was ihr auf der Seele ruhte, hatte ſie ausgeſprochen, jetzt erfaßte ſie eine Abſpannung, die ihr die Farbe aus den Wangen trieb. Mühſam Atem holend ſaß ſie da, und als Ferdinand, der wie ein Zerſchmetterter ihr zugehört hatte, ſich jetzt umwandte, ſah er, daß ſich ihre Augen ſchloſſen, daß ſich eine Ohnmacht ihrer bemächtigt hatte.

„O Diana, meine Diana!“ rief der Mann, grenzenlos bedrückt, ſtürzte zu ihr, umfaßte ihre Knie und benetzte die Hände der langſam wieder die Augen Öffnenden mit Thränen.

* * *

Es war über ein halbes Jahr verfloſſen; der Sommer war vergangen, und ein milder Herbſt mit ſonnigen Tagen, ein ſchöner Abglanz der vergangenen, prangenden Herrlichkeit, ließ kaum den Gedanken aufkommen, daß man ſich raſch der rauheren Jahreszeit nähere.

An einem ſolchen Tage, es war Ende September, wanderte Ellen-Luiſe langſamen Schrittes durch den Gutsgarten und wandte ſich dem Lieblingsplatze ihres Mannes, dem an der Grenze des Parks liegenden Hügel zu. Die junge Frau ſah ſehr blaß aus, der einſtige, lebensluſtig-übermütige Ausdruck ihrer Züge war verſchwunden, ein ſchwermütiger Verzicht lag in dem noch immer reizenden, jugendlichen Antlitz. Alles, was ſie umgab und was ſie ſelbſt anging, ſtimmte ſie ernſt und machte ihr Herz traurig. In Viga lag ihre Mutter, die aus dem Süden hoffnungslos heimgekehrt war, ſeit vierzehn Tagen im Sterben, und Ellen-Luiſe wußte, es konnte dieſes langſame Hinſiechen der armen Dulderin noch Monate dauern. Der Vater, materiell völlig bankerott, ſaß entweder dumpf vor ſich hinbrütend in ſeinem Arbeitszimmer oder ſchwatzend im Wirtshaus, um ſeine Gedanken zu töten. Diana ging umher wie ein Schatten; in Moordieck, Ellen-Luiſens eigenem Beſitz, war zum täglichen Weinen genug Veranlaſſung, denn ihr Mann hatte ſich von neuem dem Trunk ergeben!

Und zu allem noch Ferdinands! Vor vierzehn Tagen hatte trotz der guten Sommereinnahmen in Kroppholz eine gerichtliche Pfändung ſtattgefunden.

Die 10000 Mark von Vaſtus hatte Ferdinand in wenigen Wochen ausgegeben. Was für die meiſten ein Thaler, das war für ihn nur eine Mark; ihm fehlte eben jeder Begriff von dem Wert des Geldes! Zwar hatte Klug nach ſeiner Rückkehr eine ſehr bedeutende Summe für Ferdinand und für den alten Baron zur Verfügung geſtellt. Aber das waren nur Waſſertropfen gegenüber der Überzahl von Verpflichtungen und den Tagesbedürfniſſen. Beide konnten ja kein Geld in der Schublade behalten, es war, als treibe ſie die Unruhe, bis der letzte Groſchen wieder ausgegeben!

Nachdem Ellen-Luiſe wohl eine halbe Stunde träumend und grübelnd in die ſtille Gegend geſchaut und die Zukunft überdacht hatte, ſchoſſen ihr plötzlich die Thränen aus den Augen und mit einem ſchier verzweifelten Ausdruck lehnte ſie ſich zurück. Nun hatte ſie ſeit reichlich einem Jahr die Freiheit, nach der ſie ſich geſehnt, hatte Wohlleben und friedliche Verhältniſſe, und doch war ſie nicht glücklich!

Sie hatte Klug geheiratet, weil's eben eine Löſung geweſen und ſie ihm gut war, aber die Liebe zu Hans von der Münde, zeitweilig zurückgedrängt, war doch wieder zum Durchbruch gekommen, und ſeit Klug der alten Leidenſchaft fröhnte, hatte Ellen-Luiſe Augenblicke, in denen ſie ihre Heirat tief bereute.

Noch gewann freilich ihre gute Natur ſtets wieder die Oberhand. Sie fühlte ja die Pflicht, auch das Schwere zu tragen. Jetzt waren Aufgaben für ſie entſtanden, die ſie zu löſen hatte, und gerade wegen ihrer wiedererſtandenen Liebe zu Hans ſchalt ſie ſich wie eine Verworfene. Ihr ſittliches Gefühl lehnte ſich dagegen auf, auch nur in Gedanken eine Untreue gegen ihren Mann zu begehen. Nie konnte ſie ihm vergeſſen, daß er in Not und Bedrängnis ſich ihrer angenommen, nie, daß und wie er den Ihrigen zur Seite geſtanden hatte. Es kam an dieſem Tage über ſie, daß ſie eigentlich viel zu früh geheiratet, daß ihr dadurch die ſchönſten Mädchenjahre entgangen waren! Heiraten hieß nicht leichten Fußes und fröhlichen Sinnes in einen goldenen Himmel treten. Die Ehe brachte Pflichten und Zwang. Eben jetzt war das Sinnen der jungen Frau beſonders trübe und ernſt. Ihr Mann war kurz nach Mittag fortgeritten. Sie wußte, er war in Eiche, dort ſaß er häufig und trank und blieb oft bis in die ſpäte Nacht. Dann kam er zwar einigermaßen nüchtern nach Hauſe zurück, denn er wartete, bis der Rauſch ſich verflüchtigt hatte; er ſchämte ſich, vor Ellen-Luiſe als Trunkener zu erſcheinen. Oh, es war furchtbar!

Endlich nahm Ellen-Luiſe den Weg ins Haus zurück, ſchritt aber, ſtatt das Gartenzimmer zu betreten, über den Hof. Noch ſaßen die Knechte und Mägde unten an der Scheune und ſchwatzten, und eben erſcholl ein raſch wieder verſtummendes Lachen.

Den Hof umflutete die Abendſonne mit ihren Strahlen; ein Kreuz an der Spitze des Kuhſtalldaches hatte goldſchimmernde Linien, und in der Gärtnerwohnung verwandelte ſie einige Fenſterſcheiben in rotglutende Flammen. Ein ſanfter Friede lag über dem ſorgfältig gehaltenen Platz mit ſeinen großen Nebengebäuden, Scheunen und Ställen.

Ein Ort, um des Lebens ganze Fülle zu genießen! dachte die junge Frau. Ein ſchöner Beſitz mit ertragfähigem Land, herrlichem Vieh und erprobten Dienſtleuten, ein Haus mit aller Bequemlichkeit — und doch zwei Menſchen, die ſich nicht in dem ihnen Gewordenen glücklich fühlten.

Er war nicht glücklich, weil die alte Krankheit ihn ergriffen hatte, und weil er wußte, daß er dadurch ſeine von ihm über alles geliebte Frau ſich entfremdete. Sie konnte nicht froh werden, weil neben dem Abſcheu, den ſeine Leidenſchaft ihr einflößte, die erſte Liebe wieder in ihr Herz eingezogen war! — Erſte Liebe! Welch' ein inhaltreiches Wort!

Als Ellen-Luiſe in das Haus trat, fand ſie im Flur auf einem Tiſch, auf den der Poſtbote die Briefe zu legen pflegte, ein an ſie gerichtetes Schreiben. Ihr Atem flog, als ſie die Handſchrift betrachtete und mit zitternden Fingern löſte ſie ſofort das Couvert. Und ſchon während des Leſens wechſelte ſie die Farbe, dann trat ein unbeſchreiblicher Ausdruck in ihre Züge, und langſam ging ſie, den Brief auf ihrer Bruſt bergend, ins Speiſezimmer. —

Um dieſelbe Zeit ſaß Klug im Wirtshaus zur Eiche und trank ein Glas Grog nach dem andern. Und während er trank, ward er immer ſtiller, und immer gläſerner wurden ſeine Augen. Aber er ſchwankte nicht und redete keineswegs Thörichtes, und wenn eine Cigarre ausgeraucht war, ſchob er eine neue in die Spitze und zündete ſie an.

Am Nebentiſch zechten einige Bauern und dampften aus ihren Pfeifen; an Klugs Tiſch befand ſich der in der Gegend wohnende Tierarzt, ein Großbauer, ein Hofbeſitzer aus dem Dorf, der von ſeinem Gelde lebte, und ein Reiſender, der für ein Spirituoſenhaus unterwegs war. Der Wirt ſtand wie immer hinter dem Schenktiſch und hantirte dort entweder mit ſeinen Bierfäſſern und Flaſchen oder miſchte ſich ab und zu unter die Gäſte und ſchob ein Wort ein.

Die Frauen ließen ſich nicht ſehen. Nur wenn einmal ein Teller Butterbrote durch die nach der Küche gehende, mit einem Schiebefenſter verſehene Öffnung geſchoben ward, zeigte ſich für Augenblicke das Geſicht der Frau, und einmal während des Abends auch das blaſſe Angeſicht von Fräulein Marie.

Sie warf blitzſchnell einen Blick zur Linken, da wo die Herren ſaßen, und als ſie Klug dort ſah, verſchleierten ſich ihre Augen.

* * *

Es war faſt Mitternacht geworden, und eine tiefe Dunkelheit lag über dem Dorf, als Klug endlich den Weg nach Hauſe antrat.

Als er das Dorf im Rücken hatte und jetzt, die Augen an die Finſternis gewöhnt, dem ohnehin ungeduldig vorwärtstrabenden Rappen aufmunternd zuſchnalzte, ſchrak plötzlich das Tier mit einem mächtigen Satz zur Seite, und der nicht feſt ſitzende Mann ward durch dieſe unerwartete Bewegung aus dem Sattel gehoben und herabgeſchleudert. Zugleich ertönte ein kurzer, ängſtlicher Schrei aus dem Munde einer fremden Perſon, und ſie fiel in raſcher Entſchloſſenheit dem Tier ſo feſt in die Zügel, daß es zitternd den Lauf hemmte und dadurch dem im Steigbügel hängenden und bereits eine Weile fortgeſchleiften Reiter die Möglichkeit bot, ſich ohne Schaden emporzurichten.

„He — he — willſt du!" klang's heftig aus Klugs Munde, und ſeine Rechte ſtreckte ſich ſelbſt nach der Kandare aus und löſte die fremde Hand ab. Und: „Wer is da? Hör'e Se, hör'e Se? En Ogenblick!" rief Klug, als der oder die Unbekannte, ſtatt ſtehen zu bleiben, raſch und wortlos davoneilte.

Einen Augenblick war der Mann unſchlüſſig. Er wollte ſich auf ſeinen Rappen ſchwingen und den Angerufenen einholen. Aber dann ſchloß er ſeine Gedanken mit einem für ſich gemurmelten: „Na, denn lat ſin!"

Und gleichzeitig klopfte er das noch immer unruhige Tier beſänftigend auf Rücken und Hals und ſetzte, nunmehr ſich in den Sattel ſchwingend, im Galopp über die Landſtraße.

Nach wenigen Sprüngen aber hemmte er das Tier und lauſchte in ängſtlicher Spannung. Ihm war's geweſen, als ob neben ihm etwas atemlos dahinraſe, als ob ſich ein dunkler Geiſt an ſeine Sohlen geheftet habe.

Nein es war nichts! Aber ein Grauen bemächtigte ſich des Mannes, das er nicht bannen konnte, und plötzlich zog's ihm, während er wieder angaloppierte, durch den Sinn, daß dieſe Vorſtellungen im Zuſammenhange ſtanden mit ſeinen durch Alkohol gereizten Gehirnnerven, daß bereits die Folgen des fortwährenden Trinkens ſich geltend machten. Trotz dieſer Einſicht aber wich doch nicht die Angſt von ihm, und ſie blieb, bis er den Hof erreicht hatte. Mit ſchlotternden Knieen ſchritt er, nachdem er raſch ſelbſt das Tier im Stall untergebracht hatte, die Treppe zum Herrenhauſe hinauf. Aber ſtatt es zu betreten, hielt er inne und ſuchte mit ſeinen Blicken die Finſternis zu durchdringen. Auch jetzt war's ihm wieder geweſen, als ob ihn jemand begleite, immer in demſelben Schritt, in derſelben Entfernung neben ihm gehend, weſenlos, ungreifbar, aber mit bewußter, boshafter Abſicht, ihn zu verfolgen, ihn nicht zur Ruhe kommen zu laſſen.

In kaum erkennbaren Umriſſen ſtiegen die Wirtſchaftsgebäude vor ihm auf. Am Ausgang des Hofes ſah er die Spitze des Thorgebäudedaches ſich erheben und daneben zur

Rechten die großen, mächtigen Eichen, die hinter dem Stacket den Park von dem Hof trennten. Auch die Treppenſtufen vor ihm leuchteten deutlicher aus dem Dunkel hervor und hinter jenen faſt geiſterhaft die helle Wand des Hauſes.

Die unſichtbare Geſtalt, die neben ihm gegangen, war verſchwunden, aber das Grauen, das ſich ſeines Innern bemächtigt hatte, war geblieben und beherrſchte ihn dergeſtalt, daß er für eine Weile ſich nicht zu rühren wagte, weil die Furcht ihn feſthielt, er könne die unheimliche Geſtalt durch ein Geräuſch von neuem heraufbeſchwören.

Während er noch in unſchlüſſiger Bedrängnis daſtand, kam ihm der Gedanke, daß er dieſer Beklemmung durch ein Glas Kognak Herr werden könne. Alſo vorwärts ins Haus! — Einen tüchtigen Schluck wollte er noch nehmen und ſich dann zur Ruhe begeben! Da kamen ihm die Gedanken an ſeine Frau, an ſeine zärtlich geliebte Ellen-Luiſe!

Das Grauen verflog, eine andere Gewalt nahm übermächtig von ihm Beſitz: die Reue, der Schmerz über ſich ſelbſt. Während er ſich trinkend im Eßzimmer niederließ und ein entzündetes Licht auf den Tiſch ſtellte, gedachte er der Stunde an der Burg in Viga, in der er auf Ellen-Luiſe gewartet, wie ſelig er geweſen, wie herrlich ihm die Welt erſchienen war und welche Vorſätze er um ihretwillen von neuem gefaßt hatte. Er wollte dieſes teure Geſchöpf, das er mehr liebte, als es auszuſprechen Worte gab, glücklich machen, es auf Händen tragen, ſich dieſes Glück verdienen! Und nun ſaß er hier ſchon nach einem Jahr trunken, dem Kognak zuſprechend, nur um die böſen Geiſter der Unruhe zu verſcheuchen.

Wie ihn der Ekel über ſich ſelbſt ergriff, wie er ſich verachtete, wie ſeine Seele weinte! Denn es gab keine Rettung! Er wußte es. Wenn er wirklich einmal Monate unter Qualen verzichtete, kam der Dämon mit um ſo größerer Gewalt über ihn, riß ihn fort, tötete jede Vernunft und Überlegung in ihm, machte ihn zu einem willenloſen Sklaven. Eine nur hatte es verſtanden, ihn auf den rechten Weg zu bringen: Fräulein Marie.

Sie, ja ſie hätte vielleicht auch ferner mit ihrer Sanftmut auf ihn einwirken können; Ellen-Luiſe verſtand es nicht. Sie duldete trotzig ſchweigend, als ob ſie zu ſtolz ſei, um etwas Selbſtverſtändliches zu betteln. Ihn zu tröſten, zu ermahnen, ihn liebevoll leiten, durch Lob ihn zu ermuntern und durch ſanfte Entſchiedenheit ihn zurückhalten, verſtand ſie nicht, oder ſie wollte es nicht verſtehen. Ja, ſie konnte vielleicht, aber ſie wollte nicht! Sie war ihm gut, aber ſie hatte nicht jene unergründliche Liebe, die alles erträgt, die duldet und hofft, die ſich ſelbſt vergeſſend nur an andere denkt.

Klugs Bruſt entrangen ſich qualvolle Seufzer; er ſtützte mit den Händen ſein Haupt und weinte über ſich ſelbſt, über ſein Schickſal.

Als er die Augen endlich wieder erhob, fiel ſein Blick auf die das Eßzimmer mit dem großen Wohngemach verbindende Thür und da — der Mann zitterte und bebte — ſah er forſchend, ſpähend, ſein Thun mit einem namenloſen Ausdruck beobachtend, im weißen Nachtgewande ſein Weib vor ſich ſtehen. Aber als er emporſprang, um ſich ihr zu nähern, war ſie verſchwunden, und er fand ſie auch nicht, als er das Licht ergreifend, das Wohnzimmer betrat und umherleuchtete.

Wohl aber ſah er etwas anderes: auf dem runden Sofatiſch lag ein Brief und daneben ein Bogen Papier.

Raſch ergriff Klug beides und richtete ſeine unruhigen Augen auf die Schrift. Aber bevor er las, ſchaute er ſich noch einmal in dem teppichbedeckten, durch dichte Fenſterladen von der Außenwelt abgeſchloſſenen Raume um.

Sowohl die Thür, die durch zwei kleinere Kabinette zum gemeinſamen Schlafgemach führte, war geſchloſſen, wie auch der Ausweg von der Wohnſtube zum Korridor. Durch eine dieſer aber mußte Ellen-Luiſe ſich doch wieder entfernt haben. In den Erdboden konnte ſie doch nicht verſunken ſein. War ihre Erſcheinung denn abermals eine Sinnestäuſchung geweſen? Hatten nur ſeine erregten Nerven ihm ihr Bild vor Augen geführt?

Nein, nein! Er hatte ihren ſchwermütig vorwurfsvollen Blick nur zu gut geſehen, einen Blick, der ihm die Seele zerriß, der ihn ſo qualvoll gefoltert hatte, daß er vor ihr niederſinken wollte und rufen: „O verzeih, verzeih, meine Ellen-Luiſe! Ich ſchwöre dir, es ſoll das letzte Mal ſein!“

Klug raffte ſich auf, löſte das Couvert und während er mit vorgebeugtem Körper las, fühlte er, wie in der Erregung ſeine Glieder flogen:

„Teure Ellen-Luiſe!

Nach anderthalbjähriger Abweſenheit bin ich — hoffentlich geheilt, da meine Herzſchwäche ſich nur als ein nervöſes, nicht organiſches Leiden herausgeſtellt — geſtern zurückgekehrt, und mein erſtes Wort gilt, bevor ich den Beſitz meiner Eltern, die nach Viga zu ziehen beabſichtigen, übernehme, Ihnen. Es drängt mich zu ſagen, daß ich Ihrer nie vergaß. Aber noch einmal, bevor wir uns Aug’ gegen Aug’, unter ſo ganz veränderten Verhältniſſen wieder einander gegenübertreten, ſei es wiederholt: ich wollte aus Liebe Sie bewahren, ſich an einen Unheilbaren zu ketten. Sie ſollten frei ſein, und um Sie in Ihren Entſchließungen in keiner Weiſe zu hemmen, ſchrieb ich damals, wie es geſchehen.

Gewiß, auch meiner Eltern Widerſtand verhinderte ein engeres Bündnis, aber ich ſchwöre Ihnen, er war kein maßgebender Grund für mich.

Ich ſehe, daß ich richtig handelte. Sie wurden bald eines anderen Mannes Frau, eines Mannes, der ihrer würdig iſt und dem ich ſolches Glück gönne.

Ich hoffe, teure Freundin, wir ſehen uns in Zukunft oft. Da ich mir meiner Pflichten gegen Sie und Ihren Mann bewußt bin, ſo fürchten Sie nicht, daß ich es je an einer Zurückhaltung fehlen laſſen werde, wie die Umſtände ſie gebieten! Für Sie, teure Ellen-Luiſe, iſt es ja mit keiner Überwindung verbunden, da Sie Ihren Mann lieben und die Gedanken an mich in Ihrem Herzen ausgelöſcht haben.

Verzeihen Sie, daß ich ſo nüchtern alles klar ſtelle, aber ein Wort der Verſtändigung ſchien mir vor unſerer Wiederbegegnung geboten, und das ſchriftliche Wort vermindert die Peinlichkeit einer ſolchen Auseinanderſetzung.

In dieſem Sinne, ich bitte Sie, faſſen Sie auch die Gründe auf, die mich veranlaßt haben, Ihnen zu ſchreiben, Ihnen alles dies zu ſagen ohne Wiſſen Ihres Mannes, dem Sie nach Ihrer Gefühlsentſcheidung dieſe Zeilen mitteilen oder vorenthalten wollen. Sehr dankbar aber werde ich Ihnen ſein, wenn Sie auch ihn vermögen können, mir unbefangen und mit der ehrlichen Freundſchaft gegenüberzutreten, die Ihnen beiden entgegenbringt in alter Treue

Ihr Freund Hans von der Münde.“

Wie beſchämend waren dieſe Zeilen für den Leſenden, wie doppelt beſchämend, da ſeine Frau ſie ihm ohne Zaudern vorlegte. Nun griff er mit fiebernder Haſt nach dem Briefbogen, der Ellen-Luiſens Handſchrift trug, und heiße Thränen drängten ſich unter ſeinen Wimpern hervor: „Lies, Heinrich, wenn du, wie wahrſcheinlich, in ſpäter Nacht trunken nach Hauſe kommſt, dieſe Zeilen! Vielleicht können ſie beſſer eine Umkehr bei Dir bewirken, als alle heimlichen Thränen und Gebete, die ich allabendlich für Dich zum Himmel hinaufſende. Alles Gute, das Du ihr und den Ihrigen erwieſen haſt, kann ja nie vergeſſen und ſchon deshalb nicht aufhören Dich zu lieben Deine arme Ellen-Luiſe.“

Ja, das war beſſer als alles Mahnen! Solche Mittel zur Umkehr hatte auch Fräulein Marie in Eiche nicht zur Hand! Vertrauen, Liebe und Treue gegen Verfall, Zerrüttung und Bruch heiliger Schwüre!

Der Mann ſprang empor und riß ſich in der furchtbaren Qual ſeiner Seele die Kleider von der Bruſt. Mit geballter Hand ſchlug er gegen die Stirn, und dann eilte er an den ſchwach beleuchteten Spiegel, um das Bild des heruntergekommenen Trunkenboldes zu ſehen, des Menſchen ohne Halt, Rückgrat und Willen, den ſein junges, ſeit wenigen

Jahren erſt den Kinderſchuhen entwachſenes Weib zu Boden drückte in Scham durch ihre Würde, durch ihren ſtummen Schmerz. O, wie ſie wohl gelitten hatte? Und nun kam der Mann, der ſie aus allem erlöſen konnte, in deſſen Zeilen jedes Wort die alte Liebe atmete, der ein Muſter war an Rechtſchaffenheit und Selbſtloſigkeit, und ſie legte ihrem Gatten den Brief offen vor und rief: Werde der alte, werde gut, da ich dein bin, da ich dein bleiben will aus Pflicht, Dankbarkeit und Sitte, aus dem Sinn für Recht und Gerechtigkeit! Das alles ſagte ſich Klug und dann krallte ſich doch für Sekunden die Eiferſucht in ſein Herz, weil er fühlte, daß jener mehr war als er, weil ſie doch — jenen mehr lieben mußte, als ihn.

* * *

Vor dem Hauſe des Baron von Stieglitz ſtand, umgeben von einer neugierigen Maſſe, ſchon ſeit geraumer Zeit wartend der leere Leichenwagen und hinter ihm zahlreiches anderes Gefährt, das die Leidtragenden, die eben in den Stieglitzſchen Räumen den Worten des Geiſtlichen lauſchten, gebracht hatte. Hinten im ſogenannten Hofzimmer, das die Hausfrau ſo oft durchſchritten, um von hier in den Roſengarten zu gehen, in dem ſie leichter ihren Gram und Kummer vergeſſen konnte, war ſie gebettet unter hohen, grünen, duftenden Gewächſen.

Alle Fenſter waren verhängt. In dem halbdunklen Raume brannten, obſchon es Spätnachmittagszeit war, Wachskerzen mit gelbſchimmernden Lichtern, und rings umher ſtanden die Menſchen, die ſie während ihres langen Dulderlebens geliebt hatten.

Verzehrend ſchluchzte Diana, und die herbeigeeilte Liane, mit dem zarten, ſchmalen Körper, das Ebenbild der Mutter, ſtand neben ihr wie ein verſteinertes Weſen, dem die Thränen verſagt ſind. Auch Ferdinand, Klug und Melanie ſchluchzten leiſe, und nur Ellen-Luiſe weinte nicht, aber aus ihren Augen ſprach unſagbare Qual und Herzeleid.

Dem Baron hingen die Arme ſchlaff herab, nur mühſam vermochte er das Haupt aufrecht zu halten, nur mühſam dem Körper die Kraft zu verleihen, ohne Schwanken des Predigers Worte bis ans Ende anzuhören.

Einer war auch gekommen aus der Ferne: Georg Vaſtus! Als Diana ihn ſah, krampfte ihr Herz zuſammen. Er kam, ſie fühlte es, um der Toten, aber auch um ihretwillen. Sie hätte auf ihn zueilen, ſeine großen Hände faſſen und ihm ſagen mögen: „Treue zeigt ſich in Thaten! Sie ſind ein treuer Menſch."

Das letzte Wort des Geiſtlichen war verklungen. Langſam ſcharten ſich die ſchwarzgekleideten Freunde des Hauſes hinter dem Leichenwagen. Dann trat die Familie aus dem Hauſe, die Frauen beſtiegen die Wagen, die männlichen Mitglieder, voran der Baron und Ferdinand, ſchritten zu Fuß hinter dem düſteren Gefährt. — — —

Die gemeinſame Tafel, die alle Familienglieder nach der Rückkehr vom Kirchhof vereinigt hatte, war ſoeben aufgehoben worden. Der Baron und Ferdinand traten in des erſteren Arbeitszimmer. Vor der Abreiſe nach Kroppholz wünſchte der Sohn den Vater noch in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen.

„Nun was iſt's?" warf der alte Herr über die Schulter ſprechend und gleich nach der Cigarre greifend, in einem wenig ermunternden Tone hin. „Wieder Verlegenheiten? Ich kann dir nichts geben! Du mußt dich endlich einrichten, oder wir müſſen das Gut verpachten. Ich vermag auch ohne Zinſen nicht mehr auszukommen! Nicht einen Thaler haſt du mir ſeit deinem Antritt vor ſechs Jahren bezahlt. Wo ſoll denn das hinaus?"

Bei ſolchen immer noch ſehr gehobenen Anſchauungen über ſeine Lage ward Ferdinand das Reden doppelt ſchwer. Aber es half doch nun nichts, und heute, unter der Nachwirkung des furchtbaren Seelenſchmerzes, hatte ihn auch eine mit Trotz vermiſchte Gleichgültigkeit erfaßt. Er wollte unter allen Umſtänden von den ſchlafloſen Nächten, von der entſetzlichen Angſt und Unruhe, die durch ſeine verzweifelte Lage hervorgerufen wurden, befreit werden! Als er ſich in der fürchterlichen Not der letzten acht Tage doch entſchloſſen hatte, Behrens zu beſuchen, um ihn wegen eines hypothekariſchen Darlehns zu befragen, hatte dieſer berichtigend und nicht wenig erſtaunt, daß Ferdinand nichts davon wiſſe, erklärt: was das Gut noch tragen könne, habe ſein Vater, um eine drückende Schuld zu löſen, bereits vor neun Monaten aufgenommen. Er bedaure deshalb, dem jungen Herrn nicht dienen zu können.

Während ſich der Baron beim Schluß ſeiner Rede bequem in den Seſſel warf, blieb Ferdinand ſtehen und ſagte ohne Übergang und Einleitung kurz und bündig: „Ich bin ſo tief verſchuldet, daß ich ſchon wiederholt gepfändet worden bin, Papa. Ich kann nicht weiter! Morgen will ich zu Wenck und ihn erſuchen, für mich Konkurs anzumelden. Ich verliere den Verſtand, wenn ich noch ferner ein ſolches Daſein führen ſoll. Melanie weiß von allem, ſie iſt einverſtanden, daß wir hier in Viga irgendwo eine kleine Wohnung mieten und abwarten, bis ſich etwas für mich findet."

Statt zu antworten, griff ſich der Baron wie ein Verrückter an den Kopf. Er war außer ſich. Zunächſt vermochte er in der beſinnungsloſen Wut die Enttäuſchung, die ihn ergriff, nicht auszuſprechen. Dann aber ſprang er empor und ſich gegen Ferdinand auftrotzend, als ob er ihn erwürgen wolle, ſchrie er: „Und das wagſt du, Taugenichts, am Begräbnistage deiner Mutter mir ſo ins Geſicht zu ſagen, als ob du von einer Hochzeitsreiſe ſprächeſt? Alſo Verheimlichungen, fortwährende Verheimlichungen, Thorheiten und Verſchwendung! Ah, es iſt um —! Als ich dir das Gut übergab, warf es neuntauſend Mark ab. Ihr hattet freie Wohnung und was der Mund täglich forderte. Aber natürlich, wenn man 20 000 Mark braucht, koſtſpielige Geſellſchaften gibt, jährlich umfangreiche Anſchaffungen macht, thörichte, ſogenannte Verbeſſerungen ausführt und jeden Sommer eine Badereiſe unternehmen muß, dann — dann ſoll das Geld ſchon zerſtieben! In eine Beſſerungsanſtalt ſollte man dich und deine putzſüchtige Frau ſperren! Dieſe Blamage! Fort, mach', daß du aus meinen Augen kommſt!"

„Nein, nein, keine Gegenrede — Hinaus!" brüllte der Mann, als Ferdinand eine Bewegung zum Sprechen machte. „Und über meine Schwelle tretet ihr nicht wieder!"

Ferdinand ergriff ein ſolcher Zorn, daß er ſeinen Vater am liebſten gepackt hätte. Sein Blut gärte, die Pulſe wollten ſpringen. Aber doch eingedenk, daß er eben ſeinen Vater vor ſich habe, biß er die Zähne aufeinander, verließ das Gemach und trat ſogleich gegenüber ins gemeinſame Wohnzimmer.

„Mein Gott, was iſt's?" riefen Diana und Melanie zu gleicher Zeit. Auch Ellen-Luiſe drängte ſich zärtlich an ihren todbleichen Bruder.

„Er hat Melanie und mir" — hier wies Ferdinand mit der Hand rückwärts — „ein für allemal das Haus verwieſen! Wir ſind fürs Leben miteinander fertig. Komm, Melanie! Wir gehen ſogleich!"

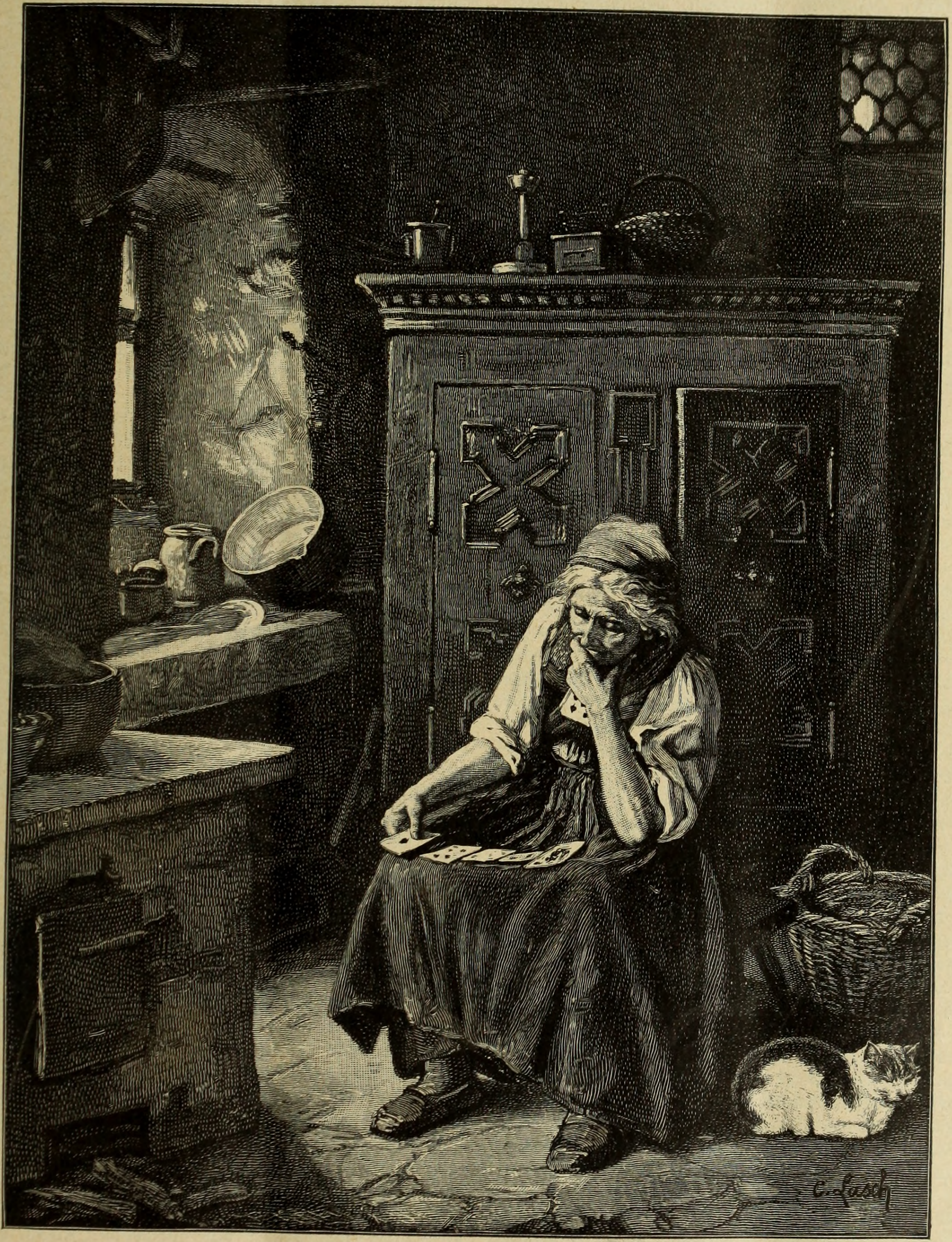
Zunächſt fand niemand ein Wort. Ferdinands Erklärungen wirkten ſo erſchütternd, daß jeder nach dem rechten Ausdruck ſuchte.

„Bitte, bleibe noch," rief Diana, zuerſt das Wort wieder findend. Dann: „Ich gehe hinüber. Ich ſuche ihn zu beſänftigen. O mein Gott! Heute, gerade heute, wo Mama in die Erde geſenkt iſt. Was war denn die Urſache? So ſprich doch —"

Auch die anderen, beſonders Klug, drangen auf Ferdinand ein. Zuerſt ſchüttelte er nur den Kopf und winkte abermals ſeiner Frau. Dann aber beſann er ſich und ſtieß, auch hier den Dingen ein Ende machend, finſter und trotzig hervor: „Ich muß morgen meinen Konkurs anmelden. Das iſt es! —"

Diana und Ellen-Luiſe ſchrieen zugleich auf, und die erſtere ſank wie vom Schlag getroffen zurück. Wenige Minuten ſpäter hatten Ferdinand und Melanie das Haus verlaſſen.

(Fortſetzung folgt.)



Kartenlegerin. Nach dem Gemälde von C. Laſch.

# Mathilde von Rohr,

Konventualin zu Kloſter Dobbertin. † 16. September 1889.

Von Theodor Fontane.

(Abdruck verboten.)

## II.

So gingen die Dinge bis zum Jahre 1869. Zu dieſer Zeit kam die Aufforderung an das Fräulein, ihren Kloſterplatz in Dobbertin in Mecklenburg einzunehmen, wozu ſie, ſo ſchwer ihr das Scheiden aus Berlin auch wurde, ſogleich bereit war.

Über dieſen Kloſterplatz muß ich hier ein Wort einſchalten. Dobbertin iſt eins jener adeligen Fräuleinſtifte, denen wir im proteſtantiſchen Norddeutſchland an den verſchiedenſten Stellen begegnen; in Brandenburg haben wir Kloſter Heiligengrabe, in Pommern Marienfließ, in Mecklenburg verſchiedene: Dobbertin, Malchow, Ribnitz. Dobbertin bei Goldberg iſt unter dieſen dreien das größte. Vordem, wie dies bei all dieſen Stiften der Fall, war es ein Kloſter, und aus dieſer Kloſterzeit ſchreibt ſich wahrſcheinlich das Recht beſtimmter adeliger Familien — darunter auch einige nicht-mecklenburgiſche — her, „ihre Töchter ins Kloſter einſchreiben zu laſſen.“ Das geſchieht, wenn ſie noch Kinder ſind. Verheiraten ſie ſich, ſo erliſcht dies Recht, verheiraten ſie ſich nicht, ſo empfangen ſie von einem beſtimmten Zeitpunkt, wahrſcheinlich von der Zeit ihrer Großjährigkeit an, eine Rente, die ſie zunächſt verzehren können, wo ſie wollen, bis im Kloſter ſelbſt eine „Stelle“ frei wird. Tritt dieſer Zeitpunkt ein, ſo rücken ſie nach der Anciennität oder wohl richtiger nach dem Datum der Einſchreibung in die Stelle ein. Wenn ich nicht irre, liegt hierzu kein Zwang vor, und ein Fernbleiben vom Kloſter, ſogar unter fernerer Empfangnahme der Rente, iſt durchaus zuläſſig; dieſer Fall tritt aber ſehr ſelten ein, weil das Einrücken in die „Stellen“ mit zu großen Vorteilen verknüpft iſt. Geräumige Wohnung ſamt Obſt- und Gemüſegarten, Holz, Fiſch, Wildpret und wahrſcheinlich vieles andere noch gehört zu den Kloſter-Pertinenzien, ſo daß den in die Stelle einrückenden Damen nicht nur Gelegenheit gegeben iſt, die ihnen verbleibende Rente zu gutem Teile zu ſparen, ſondern ſich auch durch Gaſtlichkeit und Einladungen an arme Verwandte zu wahren Freudenſpendern für die ganze Familie zu machen. Könnte man zuſammenrechnen, wie viel Gebrechliche, wie viel kranke junge Frauen und bleichſüchtige junge Mädchen in vielmonatlichem Sommeraufenthalt hier wieder geneſen ſind, ſo würde das eine Zahl von Tauſenden ergeben. Man hat in Mecklenburg, und wahrſcheinlich auch bei uns in Preußen, mit dieſen „mittelalterlichen Reſten“ aufräumen und den Reichtum dieſer Stifte dem Fiskus, dem geſamten Lande zu gute kommen laſſen wollen, ein Vorhaben, über das ich weder nach der Rechts- noch nach der Klugheits- und wahren Vorteilsſeite hin ein Urteil habe. Dieſe „Klöſter“ mögen alſo fallen, wenn ſie durchaus fallen müſſen. Mein perſönliches Gefühl aber iſt für Fortbeſtand derſelben und zwar deshalb, weil ich in ihnen einen beſtimmten, wenn auch vergleichsweiſe nur kleinen Segen direkt und unzweifelhaft vor Augen habe, während ſich alles, was in den „großen Pott“, genannt Fiskus, fließt, meiner Wahrnehmung entzieht Es iſt dasſelbe wie mit den Wohlthätigkeitsanſtalten; ich ziehe es vor, fünf beſtimmten Perſonen jedesmal 1 Mark zu geben anſtatt 5 Mark einer großen Wohlthätigkeitskaſſe zu gute kommen zu laſſen, und keine national-ökonomiſche Gelehrſamkeit kann mir dies Gefühl nehmen. Allerdings gehöre ich auch zu den Ungebildeten, die die indirekten Steuern erträglicher finden als die direkten. Aller Stolz über eine erfüllte Bürgerpflicht „höheren Stils“ iſt mir fremd.

Und nach dieſem Exkurſe kehren wir zu unſerem Fräulein v. Rohr zurück, die nun im Sommer oder Herbſt 1869 — es hatte nicht an allerhand Zwiſchenfällen gefehlt — als „Konventualin“ eintrat und ihre Wohnung in einem alten Kloſterkreuzgang bezog. An der Spitze des Kloſters ſtand damals die Domina v. Quitzow, eine ſchon 90 jährige Dame, die, was Klugheit und Entſchloſſenheit anging, ihrem berühmten alten Namen alle Ehre machte. Selbſt Preußin von Geburt, war ſie froh, in Fräulein v. Rohr „’mal wieder eine Preußin“ im Kloſter zu haben, und in dieſer Geſinnung verblieb die Neunzigjährige bis zu ihrem ſechs Jahre ſpäter erfolgten Hinſcheiden; aber dieſe wundervolle alte Domina war auch das einzige Element, auf das ſich die neue Konventualin mit Sicherheit ſtützen konnte. Kloſterhauptmann zu jener Zeit war Graf Joachim Bernſtorff, Sohn des alten Gartower Grafen, der aus ſeiner welfiſchen Geſinnung kein Hehl machte. Seine Gemahlin, eine Freiin von dem Buſche, vordem Hofdame bei der Königin Marie von Hannover, begriff den Wechſel der Zeiten und verſuchte Frieden zu ſtiften, was ihrem liebenswürdigen Naturell ohnehin entſprach, aber ſie kam damit nicht weit, weil der Graf bei der Mehrzahl der Kloſterdamen ſeinen eigenen Geſinnungen wieder begegnete.

Begreiflicherweiſe hatte Mathilde v. Rohr unter dieſer im Kloſter herrſchenden Strömung zu leiden, bis ihr ein Zwiſchenfall und der Mut, den ſie dabei zeigte, zu einem großen moraliſchen Siege verhalf, der in ſeiner Folge die gegneriſche Partei teils bekehrte, teils ſtumm machte. Das kam ſo. Eine der alten Damen — ich verſchweige den Namen, um nicht nach zwanzig Jahren noch wieder böſes Blut zu machen — erfreute ſich einer kleinen Landwirtſchaft, einer Kuh, die den Milchbedarf des halben Kloſters beſtritt. Aber da kam Krankheit, und die Kuh wurde von einer ſo ſchweren Lungenſeuche befallen, daß der Tierarzt anordnen mußte, ſich ihrer ſo ſchnell wie möglich zu entledigen. Das geſchah denn auch, aber nicht ſehr vorſchriftsmäßig, vielmehr erſchien ein Schlächter aus Goldberg, um die Kuh zu kaufen und zu ſchlachten.

Ein Zufall fügte es nun, daß Mathilde v. Rohr von dem Fleiſche dieſer Kuh ein Suppenſtück in ihre Küche bekam und ſofort den widerlichen und geſundheitsſchädlichen Zuſtand erkannte. Der Fleiſcher wurde citiert und mit Klage bedroht, was dieſen endlich beſtimmte, mit der Sprache herauszurücken und das empörte Fräulein wiſſen zu laſſen, daß eine andere Konventualin ihm dieſe Kuh verkauft habe. Mathilde v. Rohr war ſprachlos und als ſie ſich ſchließlich erholt hatte, ſtand ihr feſt, daß hier ein Exempel ſtatuiert werden müſſe. Die Domina, ganz auf ihrer Seite, berief eine Generalſitzung und hier, in großer Verſammlung, erhob ſich nun unſer altes Fräulein, um mit ſiegender Beredſamkeit von Adel und chriſtlicher Frömmigkeit zu ſprechen, mit denen es freilich ſchlecht ſtehe, wenn dergleichen Ekelhaftes vorkäme, was noch dazu nicht beſſer ſei als Vergiftung. Die Wirkung ging über alles Erwarten hinaus. Das verletzte Rechtsgefühl war in dieſem Augenblicke doch ſo mächtig, daß ein Umſchlag zu gunſten des Fräuleins eintrat, auch bei ihren ausgeſprochenſten Feinden. Von Liebe konnte freilich nach wie vor keine Rede ſein, aber ein voller Reſpekt war gewonnen. Auch der Kloſterhauptmann, dem trotz ſeiner Preußenabneigung das Herz auf dem rechten Flecke ſaß, war bekehrt.

Bald nach dieſem Vorfalle war es, daß ich meinen erſten Beſuch in Dobbertin machte. Kein poetiſcherer Aufenthalt denkbar! Das Zimmer, drin wir das Frühſtück und abends den Thee zu nehmen pflegten, hatte noch ganz den Kloſtercharakter, denn aus ſeiner Mitte ſtieg ein ſchlanker, oben palmenfächriger Pfeiler auf; halb verdeckt davon aber ſtand ein Schaukelſtuhl, von dem aus ich, wenn ich mich im Pfeilerſchatten hin und her wiegte, mal links, mal rechts das Kohlenfeuer ſah, das in dem altmodiſchen Kamin ſtill verglühte. Denn ein Feuer war immer da und auch nötig, trotzdem wir mitten im Sommer waren. Um die Fenſter rankte ſich Blattwerk mit großen, gelben Tulpenblumen dazwiſchen, die bis aufs Dach hinaufwuchſen und dies auf ſeiner Unterhälfte faſt überdeckten. Um all die Baulichkeiten herum lagen Gärten, auch ein Stück Park, und wenn man dieſen mit der Richtung auf die Kirche zu durchſchritt, kam man zuletzt an den Dobbertiner See, in deſſen Nähe ſich tagsüber. nichts regte, bis dann bei Sonnenuntergang die Dohlen und Krähen zu vielen Tauſenden von einem Eichenkamp her herüber kamen, um auf Turm und Kirchendach eine kurze Beratung abzuhalten.

Im Mai 75 ſtarb die die alte Domina v. Quitzow, faſt 96jährig. Bis zuletzt hatte ſie ſich bei Kraft und faſt auch bei Friſche erhalten. Sie hatte viel Ähnlichkeit mit der zu jener Zeit in Berlin lebenden Frau v. Quaſt, Roonſtraße 8 — Mutter des Kunſt-Konſervators und Großmutter des Landrats v. Quaſt — die ſich noch mit 93 Jahren in ihren Geſellſchaften durch Lebhaftigkeit, Eſprit und Decidiertheit hervorzuthun wußte. Der Eindruck, den ich dabei empfing — und mit der alten Domina v. Quitzow ging es mir ebenſo — war aber doch mehr ein Eindruck des Staunens als der Freude. Man kann auch zu lange friſch bleiben und die geiſtige Jugend, die ſich viele ſo ſehr wünſchen, iſt ein zweiſchneidig Schwert; in einem gewiſſen Alter muß man auch alt wirken und wenn dies Natürliche ſich nicht vollzieht, ſo berührt es mehr oder weniger unheimlich. Nach dem Tode der alten v. Quitzow ſollte die „Preußin“ Domina werden, ſo war Wunſch und Wille der Verſtorbenen geweſen. Aber die früheren Antagonismen waren mittlerweile wieder zu Kraft gekommen, und da ſich's traf, daß Mathilde v. Rohr, juſt als die Neuwahl ſtattfinden ſollte, ſchwer krank darniederlag, ſo ſiegte die Gegenpartei, was ſchließlich vielleicht allen angenehm war, auch den vereinzelten, die für ſie geſtimmt hatten. In ihrem beſtändigen Betonen des Rechtsſtandpunktes und der wiederzuerobernden hiſtoriſchen Domina-Machtſtellung — die Domina rangiert, glaube ich, gleich nach den Mitgliedern der großherzoglichen Familie — desgleichen in dem ſtrengen Regiment, das ſie ſicherlich eingeführt und in Kämpfen gegen die „weltliche Macht,“ i. e. gegen den Kloſterhauptmann behauptet haben würde, flößte ſie den verſchiedenſten Parteien eine gewiſſe Beſorgnis für ihre Zukunft, zum Mindeſten für ihre Bequemlichkeit ein. Eine jüngere, traitablere Dame wurde Domina, und als Mathilde v. Rohr wieder eine Geneſende war, war ſie weitab davon, in Indisciplin zu verfallen; ſie nahm die Dinge, wie ſie jetzt rechtmäßig lagen und unterwarf ſich.

Noch zehn Jahre war es ihr gegönnt, friſch und freudig in ihrer Stellung auszuharren und einzelne Freundſchaften, die ſie während eben dieſer Zeit ſchloß, geſtalteten dieſe zehn Jahre, trotz herber Schickſalsſchläge, zu beſonders glücklichen ihres Dobbertiner Lebens. Dann aber kam neue ſchwere Krankheit, ein Herzleiden. Die Anlage dazu mochte ſeit lange da ſein, aber erſt eine große Gemütsbewegung brachte das Leiden zum Ausbruch; ein prinzipieller Streit, den ſie hatte, ſchloß nicht bloß mit einer Niederlage, ſondern, der Form nach, in der ſie ſich vollzog, auch mit einer ſchweren perſönlichen Kränkung für ſie ab. Gewiß hätte dieſe kränkende Form ihr erſpart bleiben ſollen, anderſeits war ſie wohl nicht ganz ohne Schuld, wenn der Satz richtig iſt, daß man auch im Hervorkehren des ſogenannten „Rechtsſtandpunkts“ zu weit gehen kann. Ich fürchte, daß etwas von dieſem „zu viel“ ihrerſeits mit im Spiele war. Aber wie dem auch ſein möge, ſicherlich verſah ſie's darin, daß ſie beim Eintritt in den ihr mehr oder weniger aufgedrungenen Kampf die Kräfte nicht richtig abmaß. Wer ſolchen Kampf aufnehmen und durchfechten will, muß im voraus wiſſen, daß er kraft ſeiner Perſönlichkeit oder kraft der Unterſtützung, die ihm mächtige Verbindungen und glückliche Geſamtverhältniſſe leihen, den Sieg oder doch wenigſtens die Chancen des Sieges in Händen hat. Siegt er nicht, ſo werden nutzlos die Kräfte verzehrt. Und ſo lag es hier. Mathilde v. Rohr heimſte ſchließlich in der von ihr geführten Fehde nichts ein, als ein zum Tode führendes, ſchmerzhaftes Leiden. Dies Leiden ſelbſt trug ſie mit großer Ergebung und beſtrebte ſich dabei, was ihrem natürlichen Menſchen beinahe widerſprach, voll chriſtlichen Sinnes demütig und vergebungsgeneigt zu ſein. Und ſo verzieh ſie denn auch denen, die ſie gekränkt hatten. In zwei Stücken aber blieb ſie ſich gleich bis zuletzt: in der Liebe zu allen, an denen ihr Herz einmal hing und in ihrem perſönlichen Mut. Während ihrer letzten, von aſthmatiſchen Beſchwerden beſtändig heimgeſuchten Leidenszeit hatte ſie das Unglück, eine freche Perſon als Hausmädchen um ſich zu haben, und alle, die's gut mit ihr meinten, wollten dem abhelfen und namentlich in den Nachtſtunden ihr eine zweite Pflegerin geben; aber ſie lehnte dies, trotz ihres abſolut hilfloſen Zuſtandes, ab, weil ſie ihrer moraliſchen Überlegenheit vertraute. Und dies Vertrauen täuſchte ſie auch nicht. Mitunter ſchien ihr Zuſtand ſich zum Beſſern wenden zu wollen, am 15. September 1889 aber ſahen alle, daß es zu Ende ging und am Vormittage des 16. entſchlief ſie. Die Trieplatzer Verwandten kamen; am zweiten Tage ſchaffte man die Tote nach der Kirche hinüber, und am Nachmittage des dritten (19. September) wurde ſie zur Ruhe beſtattet. Unter denen, die zum Begräbnis erſchienen waren, war auch der älteſte Sohn ihres alten Freundes B. v. Lepel.

Ein äußerlich nicht hervorragendes, aber innerlich tüchtiges Leben hatte aufgehört zu ſein. Ihre vollſte Würdigung hatte ſie von der alten Domina v. Quitzow erfahren, die von ihr zu ſagen pflegte: „es gibt nur eine Rohr“ und immer voll Anerkennung jener Ungeſchminktheit und Einfachheit war, die zuletzt unſer Beſtes bleibt. Und einfach und natürlich waren ſchließlich auch noch die Ausſprüche, die ſie während ihrer letzten Krankheit zu Befreundeten that: „Immer erſt das thun, was vor Gott recht iſt; dann erſt kommt die Rückſicht auf andere und die Liebe zu den Menſchen.“ Und bei anderer Gelegenheit: „Nur nicht immer bloß klug ſein wollen; wer bloß klug iſt, da zeigt ſich's über kurz oder lang in abſchreckender Geſtalt, daß ihm das Beſte fehlt: die Wahrheit und die Güte. Und wo die fehlen, da kommt nichts zu ſtande.“

Sie war eine richtige Lutheranerin, noch mehr ihrem Weſen als ihrem Bekenntnis nach, und wußte ſich was damit. Da machte es denn einen großen Eindruck auf mich, daß ſie mir, kurz vor ihrem Tode, als ich ſie noch einmal in Dobbertin beſuchte, mit Ergriffenheit ſagte: „Ja, wir hoffen ſelig zu werden und ich hoffe es auch. Aber wenn dann ſo die Beängſtigungen kommen, da habe ich doch ſchon gebetet, daß es vorbei ſein möchte, und wenn es auch ganz und gar vorbei wäre. Schrecklich zu ſagen, aber die Seligkeitsfrage beſchäftigte mich in ſolchem Augenblicke gar nicht mehr.“

Neben ihrem lutheriſchen Weſen war ſie vor allem ſpezifiſch märkiſch und gehörte zu denen, an denen man alle guten und auch einige ſchwache Seiten des alten Märkertums wie an einem Muſterbeiſpiel ſtudieren konnte; ſie war, um es am Schluſſe noch einmal zu ſagen, tüchtig, verſtändig, zuverläſſig, ja, mehr denn das, treu wie Gold, und ihre ſchlichten, immer aus der Lebenserfahrung heraus geſprochenen Sätze haben durch ein Menſchenalter hin einen großen Einfluß auf mich geübt, auch ſolche Sätze, denen ich jede höhere und mehr noch jede ſchönere Berechtigung abſprechen mußte. „Nie über ſeine Verhältniſſe leben,“ das war natürlich richtig. Und auch das war richtig: „Niemandem zur Laſt fallen, lieber entbehren und entſagen.“ Aber in ihrem am eindringlichſten gepredigten Satze: „Nur von andern nichts annehmen,“ konnt' ich ihr nicht zuſtimmen. Freilich lag gerade die Weisheit dieſes Satzes — wenn er nun mal bedingungsweiſe (und das kann er) für weiſe gelten ſoll — tief in ihrer Natur begründet, von Jugend an. Als ſie zehn Jahre alt war, wollte ihr eine alte Tante durchaus einen Thaler ſchenken; ſie nahm ihn, nach langer Gegenwehr, endlich auch an, aber kaum wieder im Zimmer allein, ſo warf ſie ihn fort und rief weinend: „Ich will keinen Thaler.“ — „Nur nichts annehmen“ — noch einmal, ich ſtehe gegen dieſen Satz. Aber das unter märkiſchen Erfahrungen und Anſchauungen herangewachſene und alle Zeit über unter den entſprechenden Eindrücken verbliebene Fräulein wird lokaliter, ſo viel kann ich zugeſtehen, wohl auch in dieſem Punkte recht gehabt haben. Leider. Es iſt nicht chriſtliche Weisheit, die ſich darin ausſpricht, wohl aber brandenburgiſche. Das arme Land hat eben in den Jahrhunderten eine dieſer Armut entſprechende Weisheit großgezogen.

Der Schein trügt. Nach dem Gemälde von M. Lebling.

# Der Uhrenonkel.

Novellette von Olga Wohlbrück.

(Abdruck verboten.)

Dem Uhrenonkel mochte wohl niemand anſehen, daß er auch einmal jung geweſen.

Tagaus, tagein ſaß er in ſeiner kleinen Werkſtatt am Fenſter, über allerlei Räderwerk gebeugt, ins Auge das Glas mit den breiten ſchwarzen Rändern geklemmt. Hatte er vom Sitzen den krummen Rücken bekommen, oder war er von jeher mit einem kleinen Buckel behaftet geweſen? Auch darauf hätte wohl niemand Antwort geben können.

Die meiſten kannten den Uhrenonkel nur von ſeinem Fenſter aus, denn er verließ ſelten das kleine Häuschen, das er ſeit langen, langen Jahren als einziger und ſtiller Mieter bewohnte. Niemals ſtockte ſein Geſchäft, niemals hatte man ihn geſehen, die Hände müßig in den Schoß geſenkt, außer am Sonntag während der Kirchenſtunden. Die Leute im Orte fragten ſich oft, wo er nur die vielen Uhren hernähme, an denen er herumarbeitete? Einmal zählten ſie, wieviel Wand- und Taſchenuhren es in dem Orte geben mochte, und ſie kamen zu dem Reſultat, daß wenn ſelbſt jeden Tag eine Uhr zu richten geweſen wäre, dies doch noch nicht genügt hätte, dem kleinen Männchen ſo viel Arbeit zu geben.

Im Sommer arbeitete er am offenen Fenſter, und da es niedrig war, ſo reichten die Kunden ihm die Uhren öfters auf dieſem Wege zu, ohne erſt in den kleinen, dumpfen Laden zu treten, in dem es ſo unheimlich tickte, daß es den Leuten den Atem benahm und ſie wieder froh waren, hinauszukommen in Gottes freie Natur, wo man nicht gar ſo laut und aufdringlich an das raſche Weitereilen der Zeit gemahnt wurde.

„'Tag, Onkelchen,“ rief ihm bald dieſer, bald jener im Vorbeigehen zu. „Immer beſchäftigt?“

Das kleine Männchen legte das eingeklemmte Augenglas für einen Moment auf den Tiſch, nickte freundlich mit dem ſpitzen, hageren Kopf und ſagte: „'Tag! Ja, ja, junge Leute, fleißig muß der Menſch ſein, arbeiten muß er… na adjes, hab' keine Zeit…“ Und damit vertiefte er ſich wieder in ſeine Arbeit und bohrte mit den zierlichen Feilen im Räderwerk herum. Für ihn waren alle, ſelbſt die älteſten Leute im Dorfe, „junge Leute!“

Einen weißbärtigen, glatzköpfigen Greis nannte er ebenſo „junger Mann,“ wie einen Jüngling von achtzehn Jahren. Es ſchien, als betrachtete er ſich ſelbſt als den älteſten Mann im Orte, als beſtände darin ſein eigenſter Rang, ſeine eigenſte Auszeichnung, und keiner machte ſie ihm auch ſtreitig.

Der Uhrenonkel zählte zu den Honoratioren des Ortes, wie der Pfarrer, der Apotheker und der Oberförſter. Einmal wollte man ihn ſogar zum Bürgermeiſter wählen, aber er lehnte ab. „Hab' keine Zeit, Kinderchen, hab' keine Zeit.“

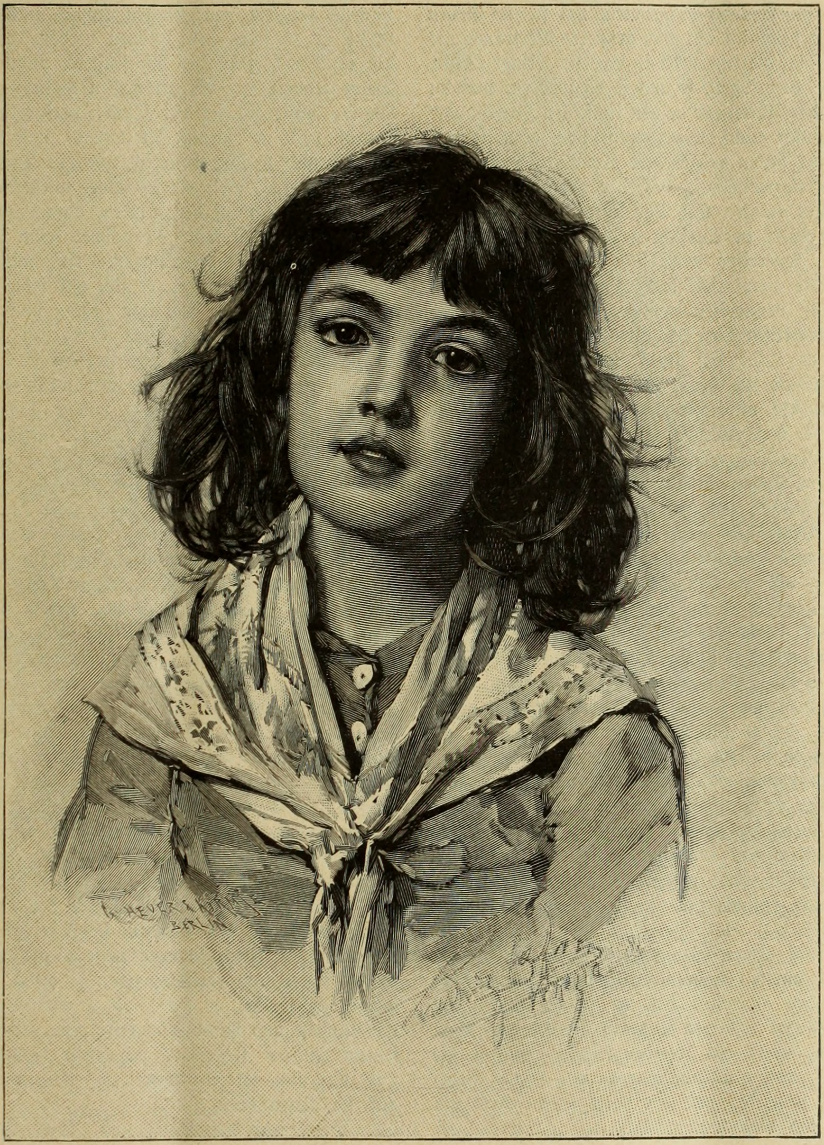
Es war, als trieben ihn die raſtlos tickenden Uhren zu raſtloſer Arbeit an. Er mußte vorwärts, vorwärts . . . wie die Uhren.

Am Sonnabend Nachmittag ſah man ihn ſtets in einem peinlich ſauberen Anzug, mit einer Handtaſche bewaffnet aus dem Hauſe über Land gehen, um „die Kranken in der Umgegend“ zu beſuchen, wie er ſcherzend ſagte.

Dieſe ſogenannten „Krankenbeſuche“ waren ihm, es mochte noch ſo heiß oder noch ſo kalt ſein, mehr ein Vergnügen als eine Laſt. Denn er betrieb ſein Geſchäft nicht bloß als ſolches, ſondern mit einer wahren Paſſion.

In den dem Orte nahegelegenen Villen und Bauerhäuſern entdeckte er oft ſeltene, alte Uhren, die ihn entzückten und die er mit Kennerblicken muſterte und prüfte. Manchmal redete er den Beſitzern einer ſchönen Uhr ein, daß er dieſelbe, um ſie gründlicher auszubeſſern oder zu reinigen, auf acht Tage zu ſich nehmen müſſe. Mit zitternden Händen ſteckte er dann das ſeltene oder koſtbare Stück in ſeine große Ledertaſche und machte ſich ſchleunigſt auf den Heimweg. In ſeinem Laden angekommen, vertiefte er ſich völlig in das neue, intereſſante Räderwerk, das er gänzlich auseinandernahm, mit unſagbarer Vorſicht putzte und feilte, um es dann ebenſo ſorgfältig, mit faſt verliebten Blicken zuſammenzuſtellen.

Und wenn die Uhr dann fehlerlos ging, ſo jubelte er in ſeinem Herzen, denn er hatte die Empfindung, als habe er dieſes Meiſterwerk ſelbſt geſchaffen. Nicht die koſtbaren, neumodiſchen Uhren waren es, die ſein Intereſſe feſſelten, ſondern die alten, abgenutzten Räderwerke in unſcheinbaren, wertloſen Gehäuſen. Brachte er ſo ein Ding nach vieler Mühe in regelrechten Gang, dann beſchlich ihn wohl die ſtolze Empfindung, als habe er einem toten Gegenſtand pulſierendes Leben eingehaucht. In den meiſten Fällen ſuchte er eine ſolche dem „Tode abgerungene Uhr“, wie er ſagte, an ſich zu bringen, ſei es durch Ankauf, ſei es durch den Umtauſch mit einer neueren aus ſeinem eigenen Laden.



Amalietta. Nach dem Gemälde von L. Paſſini.

Befand ſich das neue Uhrwerk endgültig in ſeinem Beſitz, dann kannte ſeine Freude keine Grenze. Ein förmliches Leuchten glänzte in ſeinen Augen, und ſein „'Tag, junger Mann“, wenn man ihn grüßte, klang faſt wie ein Jubelruf.

An den Wänden ſeines Ladens war kaum mehr ein Plätzchen frei. An unzähligen Nägeln hingen große runde Uhren, kleine längliche Taſchenuhren und ganz große tellerförmige — das alles tickte durcheinander, und alle Stunden ging ein Schnarren und Raſſeln durch den kleinen Raum, und es ſchlug und läutete, zwitſcherte und knarrte aus all den Gehäuſen heraus, während der Uhrenonkel mit beſeligtem Lächeln die Augen ſchloß und zufrieden nickte.

Dann wurde alles wieder ſtill, und das Männchen wandte ſich um mit dankbaren, frohen Blicken über das ſtündliche Konzert, das ihm jedesmal eine Belohnung ſeiner unermüdlichen Arbeit zu ſein ſchien. Länger als auf den übrigen, ruhte ſein Auge ſtets auf einer ganz alten, primitiv ausſehenden großen Wanduhr mit vergilbtem Zifferblatt, die über den anderen Uhren prangend und die meiſten an Größe überragend, ſich wie die Urahne eines großen, weitverzweigten Uhrengeſchlechts ausnahm. Ihr Pendelſchlag war lauter und tiefer, ihr Ticken gleichſam ruhiger, beſtimmter. Es lag nichts Haſtiges, Übereiliges in ihrem gleichförmigen Tick-Tack; „ſie hält Takt mit meinem Herzſchlag,“ pflegte das bucklige Männchen zu ſagen, indem es einen traurig liebevollen Blick — einer Liebkoſung gleich — auf das alte Gehäuſe warf.

„Meine Alte,“ nannte er dieſe Uhr halb im Scherz, halb im Ernſt, und die übermütige Ortsjugend hatte ihr bald den Spitznamen „Tante“ zugelegt.

„Es iſt gut, daß Ihr nicht verheiratet ſeid, Onkelchen; Eure Frau müßte ſchön eiferſüchtig ſein auf die alte Tante da, die Ihr immer anblickt, als wäret Ihr ein verliebter Jüngling.“

„Alte Liebe roſtet nicht,“ entgegnete er lächelnd; aber es war ein wehmütiges Lächeln, und ein Schatten trüber Erinnerung huſchte jedesmal über das freundliche, greiſenhafte Antlitz. Und in der That gemahnte ihn dieſe alte häßliche Uhr an eine häßliche That, die einzige, die er in ſeinem Leben begangen. O, das war lange, lange her. Lange Jahre — er konnte ſie kaum mehr zählen. Er war damals ein junger Burſche geweſen mit weißen, zarten Geſichtszügen, wie ein Mädchen, und treuherzigen, blauen Augen. Die Leute glaubten, er wäre ſchwindſüchtig, weil ſeine Schultern gar ſo ſchmal und hoch waren und der Rücken ſich immer mehr krümmte über der eingefallenen Bruſt. Er aber fühlte ſich wohl und munter, wie ein Fiſch im Waſſer, und arbeitete für zwei in der Werkſtatt ſeines Meiſters, der in ihm ſeinen beſten Geſellen ſchätzte und ihm die feinſten Arbeiten übergab, die er ſelbſt auszuführen ſich wohl gar nicht getraute. Am Sonntag ſaß der Geſelle ſtets am Tiſch des Meiſters, und neben ihm die blühende Tochter des Hauſes mit den lebhaften, braunen Augen und dem roten, ewig lächelnden Mund. Es war wahrlich nicht ihre Schuld, wenn der blaſſe Geſelle ſich einredete, daß ſie gerade ihm zulächelte. Sie lächelte unbewußt in den ſonnigen Tag hinein, weil ſie ſich ihres Lebens freute, ihrer Schönheit, ihrer jugendfriſchen Geſundheit, und ſie träumte von einem großen, ſchönen Mann, der ſie in ſeine ſtarken Arme nehmen ſollte, um ſie auch ferner zu ſchirmen und zu ſchützen, wenn ſie das Haus ihrer Eltern verlaſſen würde. Was wußte der ſtille Geſelle von den Träumen eines jungen Mädchens, ſein Herz war voll Liebe und Hoffnung, und dieſe Hoffnung wurde faſt zur Gewißheit, als der Meiſter ihn eines Tages in die gute Stube führte und, ihm zwei altertümliche, ganz gleiche Uhren zeigend, die an der Wand hingen, ſagte:

„Siehſt du, die zwei Uhren — ſie ſind ein altes Erbſtück, gehen aber ſeit vielen, vielen Jahren nicht mehr, trotzdem ich meine ganze Kraft aufgeboten, um ſie ins Gehen zu bringen. Zu dir habe ich ein noch größeres Vertrauen als zu mir ſelbſt; nimm du die Uhren da in Arbeit, gelingt es dir, ſie wieder in Gang zu bringen, ſo magſt du fordern, was du willſt — ſogar eine der Uhren für deinen künftigen Hausſtand.“

Der Geſelle wußte nicht, wie ihm geſchah, er hätte dem Meiſter in die Arme fallen mögen vor freudiger Bewegung, denn es ſchien ihm unzweifelhaft, daß der Meiſter ſeine Gefühle für die Tochter erraten und ihm ihre Hand als Preis für das gelingende Werk in Ausſicht geſtellt.

Mit wahrem Feuereifer warf ſich der Jüngling nun auf die Arbeit. Sie war nicht leicht; oft verzagte er beinahe und irrte wie verzweifelt umher. Den ganzen Tag ſaß er an ſeinem Werktiſch über das alte, komplizierte Räderwerk gebeugt — er nahm ſich kaum Zeit, die Mahlzeiten einzunehmen, er gönnte ſich kaum ein Stündchen Erholung, die Außenwelt exiſtierte nicht für ihn, und ſelbſt die ſonntägliche Speiſeſtunde beim Meiſter kürzte er ab, nur um ſeiner Arbeit keine Zeit wegzuſtehlen. Und immer hoffnungsvoller leuchteten ſeine Augen, immer zuverſichtlicher ward der Ausdruck ſeines Geſichtes, bis endlich der ſtille, aber große Jubel durchbrach. Einſam in ſeiner Kammer ſitzend, lauſchte er dem ununterbrochen ſchwerfälligen Ticken, eine Stunde lang, die andere — und die Uhr ging weiter und blieb nicht ſtehen. Zwei Tage wollte er ſie noch beobachten und dann die freudige Botſchaft verkünden mit dem ganzen Stolze, zu dem er ſich nun berechtigt fühlte. Freilich hatte er im Falle des Gelingens bloß die Hälfte ſeiner Aufgabe erfüllt, aber nun war es ja nicht ſchwer, auch die zweite Uhr zu reparieren, nachdem er „hinter das Geheimnis“ gekommen. Er lächelte ganz ſiegesgewiß vor ſich hin, wie ein Geck, der keinen Augenblick an ſeinen angeblichen Eroberungen zweifelt. Immer wieder mußte er die vielen Stufen zu ſeiner Kammer emporſteigen und ſtreichelnd fuhr er mit der Hand über das große Zifferblatt, über das unförmige Gehäuſe; es ſchien, als halte er das Glück ſchon greifbar in der Hand, als könne es ihm nimmer entſchlüpfen, als rufe das Pendel ihm zu: Bald, bald, bald ....

Endlich kam der Tag heran, an dem er ſein frohes Geheimnis mitteilen durfte, ohne eine Enttäuſchung befürchten zu müſſen. Feſttäglich angethan trat er in die Stube des Meiſters, aber das Wort erſtarrte ihm auf den Lippen, denn neben der Geliebten ſtand ein fremder Mann, den er nie zuvor geſehen oder den er wenigſtens in der letzten, aufgeregten Zeit nicht bemerkt, und der hatte ſeinen Arm um die ſchlanke Taille des Mädchens gelegt.

„Das iſt hübſch von ihm, daß er ſchon ſo zeitig kommt!“ rief der Meiſter ſeinem Geſellen entgegen. „Kannſt auch gleich dem jungen Brautpaar hier gratulieren ...“

Niemand bemerkte, wie aſchfahl der Geſelle plötzlich wurde. Er gratulierte auch gar nicht, ſondern murmelte, wie unbewußt die Augen ſtarrend ins Leere gerichtet:

„Die Uhr geht ...“

Das Mädchen klaſchte in die Hände, der Meiſter aber klopfte dem Geſellen auf die Schulter und rief jovial:

„Na ſieht er, ein Glück kommt nie allein! Die Uhr ſoll das fürnehmſte Hochzeitsgeſchenk für meine Tochter ſein. Und nun, Kinder, leeren wir eine Flaſche Wein und feiern wir das glücklichſte Brautpaar und den geſchickteſten jüngſten Meiſter, denn von nun ab biſt du nicht mehr Geſelle, haſt du doch dein Meiſterſtücklein wacker beſtanden.“

Der bleiche Burſche hört die letzten Worte nicht. Seine Hände ballen ſich krampfhaft zuſammen, maßloſe Verzweiflung bricht aus ſeinen eben noch ſo glückſtrahlenden Augen, und eines Wortes unfähig, ſtürzt er aus der Stube. In ſeiner Kammer ſchließt er ſich ein, Thränen des Zornes, des Schmerzes rollen über ſeine Wangen. Er ſitzt auf ſeinem Bett, den Kopf in die Hände vergraben, und über ihm tickt die altertümliche, zu neuem Leben erwachte Wanduhr, die auch ihn durch ihr Ticken zu neuem Leben zu erwecken ſcheint.

Langſam erhebt er das Haupt. Ein böſes, hämiſches Lächeln verzerrt ſeine blaſſen Lippen, und „ja, das thue ich,“ preßt er zwiſchen den Zähnen hervor. Er rührt ſich nicht, bis es Abend geworden iſt, finſtere, undurchdringliche Nacht. Dann nimmt er mit zitternden Händen die Uhr von der Wand, hüllt ſie in ein Tuch, vorſorglich wie ein Kind; darauf packt er wenige Kleidungs- und Wäſcheſtücke in ein Bündel und verläßt heimlich wie ein Dieb das Haus ...

Wie ein Dieb! Dieſes Wort wiederholt er ſich in einem fort, da er raſch auf der dunklen, öden Landſtraße fortſchreitet, aber er empfindet keine Reue über ſeine That, nur Genugthuung, daß ſie ihm gelungen. Und mit der Sophiſtik des Schuldbewußtſeins redet er ſich auf ſeiner nächtlichen Wanderung ein, daß die Uhr ihm gehöre von Rechts wegen, daß ſie bis jetzt wertloſes, altes Gerümpel geweſen, und daß er ſie zu dem gemacht, was ſie jetzt iſt. Er legt das Ohr an das bergende Tuch, und mit wahrem Wonnegefühl vernimmt er das gleichmäßige, ruhige Ticken, daß ſelbſt ſein raſcher, unregelmäßiger Schritt nicht geſtört. — Endlich hat er einen tagelangen Marſch hinter ſich; er kommt in einem freundlichen kleinen Ort. Die Menſchen, die Gegend, alles heimelt ihn an, und er beſchließt hier zu bleiben ....

Fünfzig Jahre wohnte er nun ſchon in dem kleinen Ort, immer in demſelben baufälligen Häuschen. Das bißchen Geld, das er mitgebracht, reichte kaum für Bett, Stuhl und Tiſch, aber das Stübchen ſchien ihm trotzdem nicht leer, prangte doch die ſtattliche Uhr an der Wand als einziges, aber darum nicht weniger koſtbares Luxusſtück. Bald hatte er den erſten Kunden, dann den zweiten, dritten, und je mehr ſich der Ruf von ſeiner Tüchtigkeit herumſprach, deſto raſcher wuchs ſein Wohlſtand, denn er war der einzige Uhrmacher weit und breit und hatte keine Konkurrenz zu fürchten. Der ſtädtiſche Uhrmacher, der früher alle Wochen einmal herauszukommen pflegte, mußte bald dem ſtillen, kleinen Mann weichen, der allmählich eine beliebte, ſpäter ſogar eine populäre Perſönlichkeit geworden, den der ganze Ort Onkelchen nannte, und den ſelbſt der Bädeker gewiß unter der Rubrik der Sehenswürdigkeiten des Örtchens verzeichnet hätte, wenn er das Örtchen ſelbſt eines Vermerks würdig befunden ... Doch ſeltſamerweiſe wurde das dürre Männchen immer ſtiller und verſchloſſener, je mehr ſein Anſehen nach außen hin wuchs; es war, als gewährten ihm all die Auszeichnungen und Achtungsbeweiſe eine gewiſſe Pein, denn in ſeinem Innern fühlte er ſich einer häßlichen That ſchuldig und rief ſich oft ein Wort zu, das ihm den Angſtſchweiß auf die Stirn trieb.

Dieb! war das Wort, und „Dieb, Dieb, Dieb,“ ſchien die alte Wanduhr in der nur ihm verſtändlichen Sprache zu ticken. Manchmal packte ihn Haß gegen dieſes gleichmütige Ticken, und er hätte das Werk ſeiner Hände, das Reſultat der angeſtrengten Arbeit vernichten mögen, aber ein Etwas hielt ihn immer von dem Zerſtörungswerk ab, eine dunkle Ahnung, daß ſein Lebensatem an dem Ticken dieſer Uhr hing und er ſie einem Talisman gleich hüten müſſe, wollte er nicht zugleich mit ihr ſtillſtehen für immer .... Und merkwürdig, die alte Uhr ging, wie noch nie eine Uhr gegangen war, jahraus, jahrein, ohne je auch nur um eine Sekunde von der richtigen Zeit abzuweichen. „Eher geht die Sonne falſch, als die ‚Tante‘,“ ſagten die Leute im Orte, und fügten dann ſcherzend hinzu: „die hat aber auch den Onkel gehörig unter dem Pantoffel!“

Ja, ja, ſie regierte ihn, den alten Uhrenonkel, dagegen ließ ſich nichts einwenden. Er lebte nach ihrem Glockenſchlag jahraus, jahrein. Morgens galt ihr ſein erſter, abends ſein letzter Blick. Und hatte er einmal etwas Rechtes geſchaffen oder einem armen Teufel eine ſchon längſt aufgegebene, alte Uhr mit unſäglicher Mühe in ſtand geſetzt, dann fragte er wohl leiſe: „Na, Alte, biſt du zufrieden?“ . . . . .

Es war an einem Sonnabend Abend. Die Fenſterflügel des Uhrenonkels waren weit geöffnet, aber er ſelbſt ſaß nicht an ſeinem Werktiſch.

„Er bleibt heute lange aus,“ bemerkten einige im Vorübergehen. Und da es immer ſpäter wurde und noch immer kein Licht im Laden erglänzte, wurden die Leute unruhig, verſammelten ſich auf der Straße und ſchüttelten die Köpfe. Sie beſorgten, es möchte dem alten Mann etwas zugeſtoßen ſein, und ſchon ſchickten ſich einige an, den Vermißten ſuchen zu gehen, als ein kleines Gefährt langſam die ſtaubige Straße heraufkam.

„Ich glaube gar, der Uhrenonkel kommt in einer Equipage angefahren,“ rief lachend ein junger Burſche. „Und neben ihm, ſeht — ja richtig, neben ihm ſitzt ein kleines, niedliches Mädchen.“

Alle umringten das Wägelchen, das vor dem kleinen Haus ſtehen geblieben. Sie halfen dem alten Mann ausſteigen und hoben dann das Mädchen von dem Sitz, auf dem es zuſammengekauert und eingeſchüchtert geſeſſen.

„Was bringt Ihr uns denn da mit, Onkelchen?“ fragten die Leute.

Der alte Mann aber antwortete nicht, wie es ſonſt ſeine Gewohnheit war; er faßte das Kind beim Handgelenk, ſchob es in die offene Hausthür und wendete ſich dann mit gebrochener, zitternder Stimme zu den Umſtehenden: „Schafft mir die zwei Pakete, die im Wagen geblieben ſind, in meine Stube. Ihr braucht ſie mir nur durchs Fenſter zu reichen.“

Damit trat auch er in den Hausflur und ließ die Thür hinter ſich ins Schloß fallen. Einen Augenblick ſpäter hatte er Licht gemacht und trat ans Fenſter. Ein junger Burſche reichte ihm die Pakete hinein und bemerkte, wie bleich und ernſt das alte, runzelige Geſicht war.

„Ihr ſeid nicht wohl. Ihr ſolltet Euch ſchonen,“ ſagte er teilnehmend.

Der Alte ſchüttelte den Kopf und zog ſich langſam, wortlos vom Fenſter zurück. Das kleine Lämpchen erhellte ſpärlich den düſteren Raum und beleuchtete ein kleines, blaſſes Menſchenkind mit rotgeweinten Augen, das ſich ängſtlich an die Wand drückte und mit den Händchen beide Ohren zuhielt.

„So, Lene, jetzt komm du 'mal her zu mir,“ ſagte der Alte, nachdem er die Fenſterflügel geſchloſſen, wodurch es noch dumpfer in dem Raume wurde und das Ticken der Uhren noch lauter zu werden ſchien.

Die Kleine machte zögernd einige Schritte, dann lief ſie haſtig auf den Alten zu, der ſich in ſeinen Lehnſtuhl niedergelaſſen, und verbarg das Köpfchen in ſeinen Schoß. Liebkoſend fuhr das dürre Männchen mit der Hand über das reiche, blonde Haar der achtjährigen Kleinen.

„Mußt dich nicht fürchten, Lene,“ ſagte er leiſe. „Die Uhren thun dir nichts, machen dem alten Großvater — du wirſt mich doch Großvater nennen, Lene — viel Freude. Da, ſchau dich nur 'mal um, wie ſchön es hier iſt.“

Mit den Worten hob er das Köpfchen des widerſtrebenden Kindes empor, um ihm die vielen Uhren zu zeigen. Plötzlich ging ein Geraſſel durch all dieſe Uhren, und ſie verkündeten die neunte Stunde — jede in ihrer Weiſe, am lauteſten und eindringlichſten aber die „Tante“ dort oben.

„Gelt, das iſt ſchön?“ fragte der Alte gütig. Die Kleine aber ſchauerte zuſammen und ſchluchzte laut auf: „Ich fürchte mich hier zu Tod!“

„Wirſt dich ſchon gewöhnen, Lene,“ entgegnete der Alte freundlich-ernſt. „Und jetzt komm ſchlafen, Kind, ich richte dir ein Bett nebenan in der Kammer, du wirſt ſehen, wie ſchön ſich's liegen und träumen läßt bei dem gleichmäßigen Tick-tack — wie bei der ſchönſten Muſik.“ (Schluß folgt.)

## Morgenlied.

Von

Guſtav Falke.

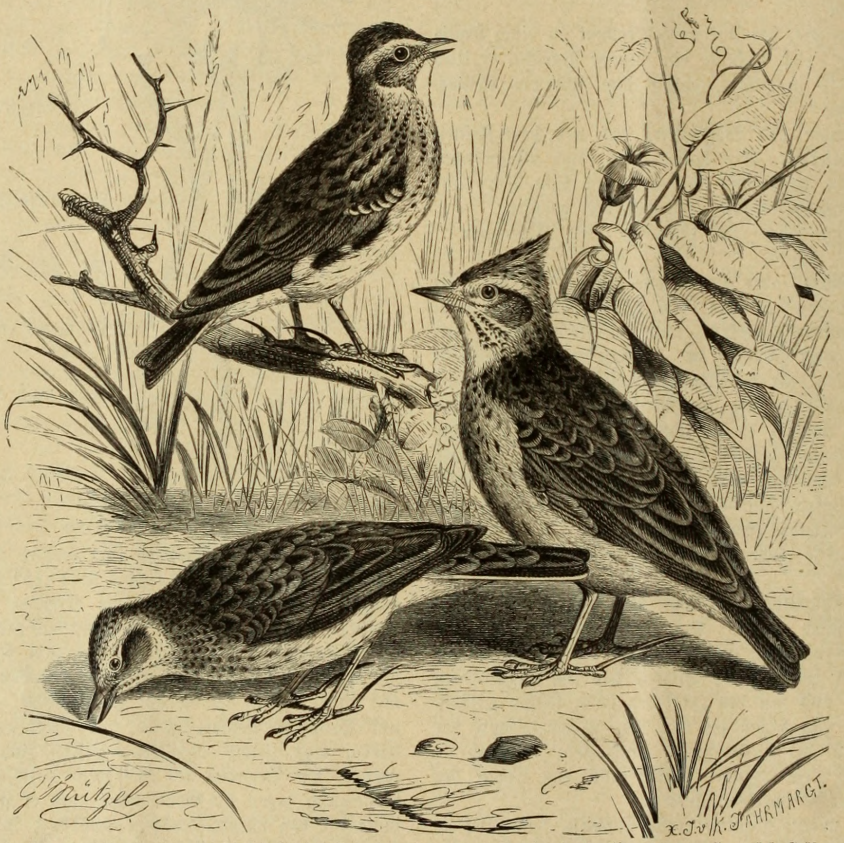
Auf goldnen Leitern ſteigt der Tag
Vom Himmel auf die Erde nieder,
Ruft aus dem Neſt die Lerche wach
Und aus der Bruſt die jungen Lieder.

Wie tiefe Schatten auch die Nacht
In alle Winkel trug und Ecken —
O neuer Glanz, o Morgenpracht,
Nun muß all' Not die Waffen ſtrecken.

## Die Lerchen.

Von Chriſtian Schwarzkopf. (Abdruck verboten.)

Die Leſer des Daheim ſind bereits darauf aufmerkſam gemacht worden, daß Brehms Tierleben in einer neuen, gänzlich umgearbeiteten Auflage erſcheint (Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig u. Wien). Jetzt iſt das prächtig ausgeſtattete, reich illuſtrierte Werk bereits bis zum ſechſten Bande einſchließlich veröffentlicht. In unſerem erſten Hinweis hieß es mit Recht, daß die neuen Herausgeber, Dr. Wilh. Haacke und Profeſſor Pechuel-Löſche, das Werk von allem geſäubert haben, was früher chriſtlichen Leſern zum Anſtoß gereichen mußte. Der Verfaſſer des Tierlebens hatte eine ausgeſprochene Abneigung gegen die Geiſtlichkeit, und er gab dieſer Empfindung oft den überraſchendſten Ausdruck, indem er die Schilderung irgend eines Tierlebens dazu benutzte, um den Verhaßten ein böſes Wort zu ſagen. Dieſe Ausfälle fanden ſich über das ganze Werk zerſtreut und bewirkten, daß zahlreiche Familien es mit gutem Grunde von ihrem Bücherſchatz fernhielten. Erfreulicherweiſe iſt das nun anders geworden, und auch chriſtliche Leſer können ſich unbefangen an dem ſchönen Buche erfreuen. Der verſtorbene Brehm war in der That vorzüglich geeignet, ein ſolches Buch zu ſchreiben. Er hatte von früheſter Jugend an unter und mit Tieren gelebt; er hatte dann im Intereſſe der Tierkunde weite Reiſen gemacht und als Direktor zoologiſcher Gärten Gelegenheit gehabt, auch die Tiere fremder Länder eingehend zu beobachten; er kannte endlich die geſamte in Frage kommende Litteratur. Dazu kam, daß er ungemein friſch erzählte und einen markigen, männlichen Stil ſchrieb. In einer Beziehung hat er freilich auf die Naturbetrachtung mehr verwirrend, als erklärend gewirkt. Brehm betrachtete ſein Leben lang das Tier mit der Naivität eines Naturmenſchen. Ihm waren die Tiere im Grunde nur mit einem angeborenen Pelz oder einem Federkleid verſehene Menſchen, und ſo ſchilderte er ſie auch. Dieſe Anſchauung iſt eine durchaus verkehrte, denn das Tier kann ſich nicht ſelbſt ein Gegenſtand des Nachdenkens ſein, es kennt daher auch keine Sittlichkeit. Das, was Brehm ganz ernſthaft für Äußerungen ſittlicher Eigenſchaften nahm, findet daher bei nüchterner Beobachtung eine durchaus andere Erklärung. Auch in dieſer Beziehung haben die jetzigen Herausgeber das Werk heilſam beeinflußt, wenn ſie auch die Geſamttendenz nicht ändern konnten. Nach dieſer Richtung hin wird alſo der Leſer auch jetzt noch eine gewiſſe Kritik üben müſſen. — Wir entnehmen dem „Tierleben“ eine Anzahl Abbildungen, welche eine uns allen wohlvertraute Vogelgruppe, die der Lerchen, wiedergeben. Es wird unſeren Leſern vielleicht nicht unintereſſant ſein, verſchiedene Vertreter dieſer Familie näher kennen zu lernen. Iſt ſie doch über die ganze alte Welt verbreitet. Wo immer wir während der warmen Jahreszeit weilen, ob in der einſamen Tundra, ob auf der lachenden Flur unſerer Dörfer, ob in einer der ſtarrenden Wüſten Afrikas oder Aſiens — von überall her tönt uns das Lied der Lerchen entgegen. Und wie herzerquickend friſch ertönt dieſes Lied! Es beſteht nur aus wenigen Tönen, aber dieſe werden in immer neuen Verbindungen vorgebracht, ſo daß der Hörer nicht müde wird, ihnen zu lauſchen. Wenn im Oſten eben erſt ein weißlicher Streifen den nahenden Morgen verkündet, beginnt die Lerche ſchon ihr Morgenlied. Zunächſt erklingt es noch leiſe von einer Ackerſcholle her, auf der die Sängerin erſte Umſchau hält, aber noch lange bevor die Sonne über den Horizont kam, hat die Lerche ſich ſchon aufgeſchwungen, und ihr Geſang ertönt, während ſie ſich höher und immer höher erhebt, wie ein Jubelhymnus auf den neuen Tag. Lenau hat dieſes Aufſteigen vorzüglich charakteriſiert, wenn er ſagt, die Lerche „klettere“ an ihren Liedern in die Luft. Es ſieht in der That ganz ſo aus. So ſteigt ſie empor, bis ſchließlich auch ein ſcharfes Auge ſie nicht mehr zu finden vermag. Das Ohr aber vernimmt das Lied noch immer, und je größer die Entfernung iſt, aus der es kommt, um ſo ſchöner klingt es.


G. Mützel
X. J. v K. JAHRMARGT.

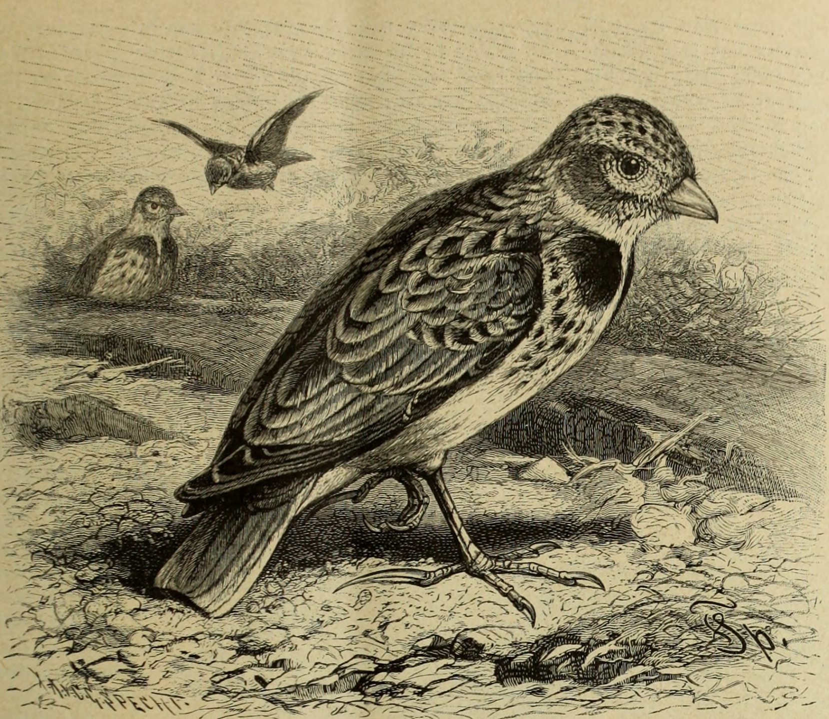
Feldlerche (Alauda arvensis), Heidelerche (Galerita arborea) und Haubenlerche (G. cristata). $^2/_5$ natürl. Größe.

Auf weiten Fluren, wo zahlreiche Lerchen gleichzeitig ſingen, ſcheint ſchließlich die ganze Luft von ihrem Liede erfüllt zu ſein, ſo daß der Wanderer förmlich ermüdet davon wird. Und ſie ſind, wie geſagt, überall. Sie ſchweben über Feldern und Wieſen, über der kleinen Stadt, über Brüchen und Waldblößen, über dem Meeresſtrande. Ihre Zahl iſt unendlich groß.

Und wie ihr Aufſteigen, ſo iſt auch ihr Herabſenken eigenartig und reizvoll. Allmählich läßt ſich die Lerche wieder ſinken und nähert ſich der Stelle, von der aus ſie ſich erhob. In einer gewiſſen Höhe zieht ſie dann die Flügel ein und fällt herab wie ein Stein. Erſt unmittelbar über dem Boden breitet ſie wieder die Schwingen, um ungefährdet ihren Platz einnehmen zu können.

So geht es den ganzen Tag über fort. Hier ſteigt die eine Lerche ſingend empor, dort läßt ſich eine andere ſingend herab. Lerchengeſang allüberall und die ganze warme Jahreszeit über. Im Frühling iſt das Lied beſonders ſchön, und mit der Zeit büßt es erheblich an Reiz ein, aber die meiſten Menſchen hören es auch im Sommer noch gern, und nur das verwöhnte Ohr des Sangeskundigen wendet ſich verſtimmt vom Spätſommerliede der Lerche ab. — Die europäiſchen Lerchen ſind meiſt Zugvögel. Sie thun ſich im Herbſt zu gewaltigen Scharen zuſammen und wandern über das Mittelländiſche Meer nach dem nördlichen Afrika. Sie ziehen am Tage, hauptſächlich vormittags und benutzen den Nachmittag dazu, ihre Nahrung aufzuſuchen. Am Abend wird dann wohl noch ein Stück weiter geflogen. In Italien und an der nordafrikaniſchen Küſte wartet alles, was ein Gewehr tragen kann, auf ſie, und viele tauſend Lerchen verfallen den Jägern, die Zahl der Fremdlinge iſt aber ſo groß, daß Jäger, Raubvögel und widrige Winde den Lerchenbeſtand nicht ernſtlich ſchädigen. Im Frühling iſt jeder freie Platz wieder beſetzt. Vögel werden ja überhaupt von unzähligen Tieren verfolgt: Der Lerchenfalk und der Sperber ſchlagen die Alten, Turmfalken, Raben, Füchſe, Igel, Katzen, Wieſel ꝛc. freſſen die Eier und die Jungen, aber die Fruchtbarkeit der Familie iſt ſo groß, daß ſie alle Verluſte wieder verwindet.

Bei uns iſt die Feldlerche die weitaus verbreitetſte. Sie bewohnt mit Ausnahme des hohen Nordens und der ſüdlichſten Landſtriche ganz Europa und das nördliche Aſien. Was wir bisher von den Lerchen ſagten, gilt in erſter Reihe von ihr. Die Feldlerche iſt ein überaus lebhafter Vogel, der eiferſüchtig darüber wacht, daß kein anderes Männchen in ſein Revier eindringt. Sobald das geſchieht, gibt es einen hitzigen Kampf. So werden allmählich die einzelnen Brutreviere feſtgeſtellt. Dieſem Zweck dient auch das ſingende Aufſteigen, das eben ein Balzflug iſt. Ohne dieſes würde der Lerchenhahn das Eindringen eines Nebenbuhlers gar nicht feſtſtellen können, denn zu Geſicht würde er ihn im Getreide oder Graſe nur ſelten bekommen.



Kalanderlerche (Alauda calandra). ½ natürl. Größe.

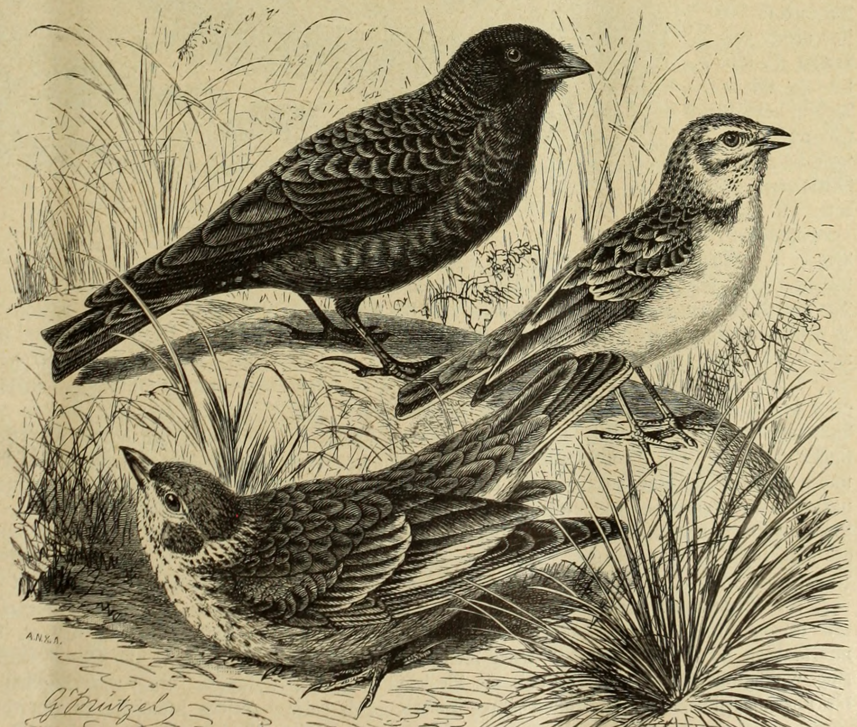
Das ſehr locker gebaute Neſt ſteht in einer kleinen Vertiefung und iſt überaus ſchwer zu finden, weil es ſich von der Umgebung faſt gar nicht unterſcheidet. Hier werden die dunkel getüpfelten Eier — meiſt fünf — ausgebrütet. Die Jungen verlaſſen, lange ehe ſie erwachſen ſind, das Neſt. Ertönt der Warnungsruf der Mutter, ſo ſchmiegen ſie ſich feſt an den Boden und bleiben völlig regungslos, bis die Gefahr vorüber iſt. Auch das ſchärfſte menſchliche Auge kann ſie dann nicht entdecken.

Die Lerchen nähren ſich im Sommer ausſchließlich von Inſekten, im Herbſt und Winter von Körnern und Samen. Die Jungen werden nur mit Inſekten geatzt. Während die Feldlerche mit Vorliebe fruchtbare Landſchaften bewohnt, findet man ihre kleinere Schweſter, die Heidelerche, faſt ausſchließlich in Einöden. Berggipfel oder wenigſtens öde Bergebenen ſind ihre eigentliche Heimat. Hier ſteigt ſie wie die Feldlerche zum Himmel empor und läßt dabei ihr überaus liebliches Lied erklingen. Die einzelnen Töne ſind ſehr melodiſch, der ganze Geſang aber iſt meiſt viel eintöniger als der der Feldlerche. Außerdem trägt das Lied der letzteren einen fröhlichen Charakter, wie die Gegend, über der es erklingt, während der Geſang der Heidelerche durchaus melancholiſch iſt und ſeinerſeits die Traurigkeit der Einöde zum Ausdruck bringt. Einzelne dieſer Vögel ſingen wundervoll, ſolche Meiſter ſind aber ſehr ſelten, und unter den vielen Heidelerchen, die ich im Freien ſowohl wie im Käfig hörte, befand ſich nur ein einziger. An dieſen werde ich freilich mein Leben lang mit Dankbarkeit denken, denn er hat mir mehrere Jahre nicht wenig verſchönt.

Das Lied der Heidelerche muß im Freien einen beſonderen Zauber ausüben, wenn es in einer ſtillen Mondnacht erklingt. Es ſoll das nicht ſelten geſchehen, ich habe es aber merkwürdigerweiſe nie ſo vernommen. Auch in der Gefangenſchaft ſollen die Heidelerchen im dritten oder vierten Jahr zu Nachtſchlägern werden, auch hierüber kann ich aber aus eigener Wiſſenſchaft nichts ausſagen.

Das in ſeiner äußeren Erſcheinung allerliebſte Vögelchen lebt für gewöhnlich natürlich auch auf dem Erdboden, ſetzt ſich aber, ganz im Gegenſatz zu den meiſten Lerchen, auch auf Baumzweige. Es iſt viel weniger ſtürmiſch als die Feldlerche, obwohl es ihm an Lebhaftigkeit kaum nachſteht.

Iſt die Feldlerche der Land-, die Heidelerche der Heidebewohner, ſo iſt die Haubenlerche gewiſſermaßen eine Städterin. In die Straßen der eigentlichen Stadt kommt ſie ja freilich nur im Winter, dort aber, wo die Stadt ſich in das Land verliert, in den großen Gemüſegärten, auf den Bauplätzen fehlt ſie nirgend. Ich liebe dieſen Vogel, der mich immer an die ſogenannten „kleinen Leute“ erinnert hat, ſehr. Da er im höchſten Grade bodenfarbig iſt, kann man ihn nur bemerken, wenn er ſich bewegt oder ſingt. Beides thut er aber meiſt, und da er in der Um-

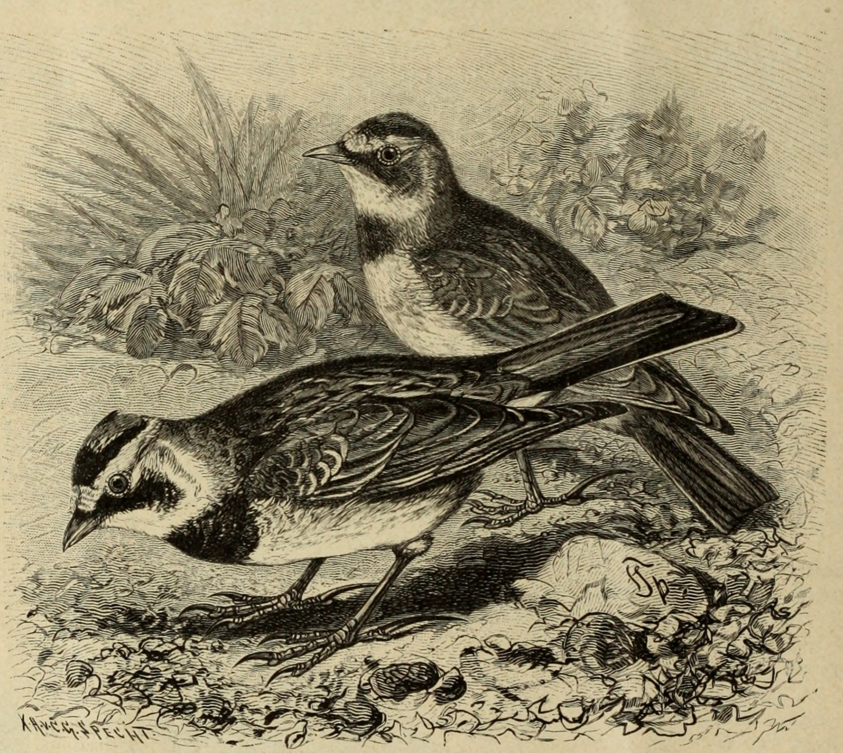


Mohrenlerche (Alauda yeltoniensis), Spiegellerche (A. sicirica), Stummellerche (A. brachydactyla). ½ nat. Gr.

gebung der Städte ſehr furchtlos iſt, kann man ihn nach Herzensluſt beobachten. Die Haubenlerchen ſind derb gebaute Weſen, wie es ſich für Leute aus dem Volke ziemt, und das Pärchen hält brav zuſammen. Der Lockruf, der etwas melancholiſch klingt — wie ein Anklang an das Volkslied — wird oft ausgeſtoßen und gemeinſam raſtlos Nahrung geſucht. Dieſes mit Vorliebe auf der Landſtraße, denn ſo wähleriſch kann man da, wo ſo viele Spatzen den Kampf ums Daſein erſchweren, nicht ſein. Wird dann Feierabend gemacht, und der Gatte ſchwingt ſich empor, ſo geht es etwas wild her. Man tobt ſich ordentlich aus. Während die Feldlerche ſich meiſt dort wieder ſinken läßt, wo ſie aufſtieg, trollt unſer Proletarier in der Regel weit fort durch die Lüfte und fliegt dann in Bogenlinien wieder nach Hauſe. Auch der Geſang hat etwas Ausgelaſſenes.

Die Mauerſegler, die kreiſchend an die Türme jagen, die Spatzen auf den Fenſterſimſen, die Lokomotiven mit ihren ſchrillen Pfiffen haben da etwas Einfluß geübt. Man ſchreit eigentlich mehr, als man ſingt, aus der Ferne aber hört ſich die gut gemeinte Muſik doch ganz luſtig an.

Die Verbreitung der Haubenlerche iſt in Deutſchland eine ganz eigentümliche. In der Umgebung der großen Städte findet ſie ſich überall, auf dem Lande iſt ſie ſelten. In Norddeutſchland iſt ſie mehr verbreitet als ſüdlich des Main. Das iſt deshalb ſehr auffallend, weil ſie in den Mittelmeerländern ein ſehr gewöhnlicher Vogel iſt. Auch in Aſien hat ſie nur beſtimmte Wohnſitze, während ſie in anderen, ganz gleich gearteten Landſtrichen fehlt. Die Vogelkundigen zerbrechen ſich über ſie viel die Köpfe, und zu gelehrten „Annahmen" bietet ſie den ſchönſten Anlaß. Doch mit dieſen haben wir es hier nicht zu thun.



Alpenlerche (Otokorys alpestris). 1/2 natürl. Größe.

Unſer menſchenfreundlicher Vogel errichtet auch ſein Neſt gern in der Nähe unſerer Wohnſtätten, in Kohlgärten, auf Bauplätzen, ſogar auf Bahnhöfen. Es iſt überaus ſchwer zu finden, denn die Frau Haubenlerche fußt ſtets weitab von ihm und nähert ſich ihm nur, wenn ſie ſich unbeobachtet weiß. Der unermüdliche Erforſcher des deutſchen Vogellebens, Profeſſor Liebe in Gera, hat auch ein Paar Haubenlerchen zum Brüten gebracht und berichtet darüber wie über die Aufzucht der Jungen im Brehm, woſelbſt näheres nachzuleſen.

Der Rieſe unter den Lerchen iſt die Kalanderlerche. Sie bewohnt in Vorderaſien, Nordweſtafrika und den Mittelmeerländern die Steppen reſp. trockenen Viehweiden. Sie ſoll eine vorzügliche Sängerin ſein, und die Beobachter rühmen die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit ihres Liedes. Ich hatte mir viele Jahre lang eine gewünſcht und war ſehr froh, als ich endlich in den Beſitz einer Kalanderlerche gelangte. Noch viel froher aber war ich, als ich ſie einige Tage nachher zum Vogelhändler trug, denn ihr Geſang iſt darauf berechnet, in der Entfernung von mehreren Kilometern gehört zu werden. Im Zimmer ſprengt er auch das abgehärtetſte Trommelfell, das ſein entſetzter Beſitzer in das letzte Zimmer des Hauſes zu retten ſuchte.

Ungefähr eben ſo groß wie die Kalanderlerche iſt die Mohrenlerche. „Das Herbſtkleid iſt tiefſchwarz, ein Teil des Gefieders iſabellweißlich geſäumt. Dieſe Säume reiben ſich bis zum Frühjahr hin ab, und der Vogel erſcheint dann rein ſchwarz." Die Mohrenlerche bewohnt die Salzſteppen Aſiens und Oſteuropas und hebt ſich, wenn ſie ſingend emporſteigt, höchſt eigenartig vom blauen Himmel ab. Der Geſang iſt laut und ſehr mannigfaltig. Sie ſingt, wie ich an gefangenen Vögeln beobachtete, auch viel im Laufen, und dieſes Lied iſt nicht übermäßig ſchallend. Ihr Laufen, das mehr wie ein haſtiges Rennen ausſieht, macht im Vogelhauſe einen drolligen Eindruck.

Die Spiegellerche iſt eine nahe Verwandte der Kalanderlerche und teilt mit der vorigen den Aufenthalt. Die Stummellerche bewohnt die Einöden der Mittelmeerländer. Ihr Geſang iſt nicht weit her, und es iſt auch ſonſt nichts Gutes von ihr zu ſagen. Eine reizende Lerche iſt dagegen die Alpenlerche. Dieſe Lerche, die trotz ihres Namens mit den Alpen nichts zu thun hat, iſt ein Kind der Tundra und lebt im hohen Norden Europas, Aſiens und Amerikas. Stirn, Ohrenſtreifen, Kinn und Kehle ſind blaßgelb, eine Querbinde auf dem Hinterkopf, welche ſeitlich über den Schläfen in eine hervorragende Spitze ausläuft und wie ein Horn ausſieht, Zügel ſowie ein breiter halbmondförmiger Kropfſchild ſind ſchwarz, das ganze Federkleid ſpricht ſehr an. Dieſer nordiſche Vogel paſſiert im Winter vielfach unſere Küſten, wo er aber eigentlich überwintert, weiß man nicht. Der Geſang der Alpenlerchen, den ſie oft von Steinen herab erklingen laſſen, wird gerühmt.

Man kennt etwa 110 Arten Lerchen, die von uns vorgeführten ſind aber wohl die einzigen, die deutſche Vogelfreunde oft oder vereinzelt in verflogenen Exemplaren zu Geſicht bekommen können. Mögen die trefflichen Abbildungen von Mützel und Specht dazu beitragen, die intereſſante Vogelfamilie der Aufmerkſamkeit der Naturfreunde unter unſeren Leſern beſonders zu empfehlen.

# Am Familientiſch.

### Zu unſeren Bildern.

Zu den gewerbsmäßigen Wahrſagerinnen ſcheint mir unſere „Kartenlegerin“ trotz der Katze zu ihren Füßen nicht zu gehören. Ich vermute, ſie glaubt ſelbſt an ihre Kunſt, was bei jenen ja wohl ausgeſchloſſen iſt, und will vielleicht etwa die Zukunft irgend einer Enkelin ergründen, deren Herz neuerdings bedenklich in Erregung ſcheint. Hoffentlich fällt der Herzbube an der richtigen Stelle. — „Der Schein trügt.“ Hm! Das ſchwarze Lämmchen muß doch wohl noch ſehr jung ſein, wenn es ſich durch den hölzernen Tugendbold täuſchen läßt. Oder ſollte ſich der Inſtinkt erſt ſpäter entwickeln? Übrigens gehört das Bildchen von M. Lebling zu den beſten der immer originellen Schöpfungen des trefflichen Münchener Tiermalers. — Über den Studienkopf von Paſſini bedarf es keines Wortes: Amalietta ſpricht für ſich ſelbſt.

### Völkerkunde.

Das einſt weit ausgedehnte frieſiſche Sprachgebiet in Nordweſtdeutſchland beſchränkt ſich heute auf zwei kleine Sprachinſeln: auf das Sater- oder Sagterland im oldenburgiſchen Amt Frieſoythe und auf Wangeroge. In dem erſteren liegen, inmitten des ſchwer zugänglichen Hochmoors, noch acht Dörfer, in denen ſich frieſiſche Art, Tracht und Kleidung ziemlich erhalten haben, und von deren 4215 Einwohnern nach der letzten Volkszählung noch 2471 das Frieſiſche als Familienſprache benutzen. Dagegen iſt die Wangerogiſche Mundart dem Ausſterben nahe. Auf der Inſel ſelbſt gebrauchen von den 221 Einwohnern nur noch 12, in der Kolonie Neu-Wangeroge bei Varel von 85 Einwohnern noch 20 das Frieſiſche als tägliche Umgangsſprache; es ſind dies indeſſen faſt nur Erwachſene, die Jugend verſteht die Sprache der Eltern kaum noch.

### Statiſtik.

Die Seßhaftigkeit der Deutſchen iſt eine recht verſchiedene. Aus einer ſtatiſtiſchen Nachweiſung über die betreffenden Verhältniſſe in Preußen entnehmen wir, daß von den geborenen Oſtpreußen 86 vom Hundert in der Heimatprovinz wohnen; von den Weſtpreußen 85, von den Berlinern 83, von den Brandenburgern 82, von den Pommern 85, von den Poſenern 84, von den Schleſiern 90, von den Schleswig-Holſteinern 97, von den Sachſen 90, von den Hannoveranern 95, von den Weſtfalen 92, von den Heſſen 91 und von den Rheinländern 96.

### Verkehrsweſen.

Bekanntlich beſitzen die engliſchen Bahnen zum Teil noch heute eine beſondere, die ſogenannte Weitſpur, welche gegenüber der Spurweite der kontinentalen Vollbahnen (ausſchließlich Rußlands) von 1,435 Meter eine ſolche von 2,135 Meter zeigt — eine Spurweite, die ſ. Z. von Brunel, dem großen Konkurrenten Stephenſons, mit Erbitterung gegen dieſen verfochten und durchgeſetzt wurde. Jetzt kommt die Nachricht, daß man auch auf der engliſchen Weſtbahn die letzten 600 Kilometer Weitſpur beſeitigen will. Es iſt dazu, beiläufig bemerkt, auch die Änderung von etwa 4000 Wagen und 200 Lokomotiven notwendig.

### Chemie.

Das vielgerühmte Maisbrot ſcheint ſich trotz aller Empfehlungen doch nicht übermäßig ſchnell einzuführen, vor allem wohl deshalb, weil es ſehr ſchnell austrocknet. Intereſſant iſt aber ein neues, bei der Weizenſtärke-Fabrikation als Nebenprodukt zu gewinnendes Nahrungsmittel, das kürzlich von Dr. J. Hundhauſen-Hamm erfunden und Aleuronatmehl oder Pflanzeneiweiß genannt wurde. Dasſelbe iſt an Eiweißſtoffen bedeutend reicher, als Eier und Fleiſch, es enthält nämlich 80—83 Prozent Eiweiß, das Hühnerei dagegen nur 12½ und das Rindfleiſch nur 17 Prozent. Es iſt alſo ein ſehr konzentriertes Eiweiß, welches wie ein Extrakt anderen Nahrungsmitteln zugeſetzt werden kann und ihren Nährwert ungemein erhöht. Man verrührt es mit Suppen oder bäckt damit Brot, ſowie allerlei feinere Gebäckarten. Brot aus einer Miſchung von Aleuronat und Weizenmehl, wie es namentlich in der Schweiz hergeſtellt wird, enthält 20—25 Prozent Eiweiß, iſt alſo bedeutend nahrhafter als Rindfleiſch. Wir erwähnen des Aleuronat beſonders deshalb, weil es aus dem meiſt als Abfall fortgeworfenen Kleber bei der Weizenſtärke-Fabrikation erzeugt wird und wiederum ein Beiſpiel von der Verwertung wertlos gehaltener Dinge iſt, wie wir ſie vielfach der Chemie verdanken.

### Gewerbe.

Die älteren japaniſchen Lacke ſind bis heute von unübertroffener Vorzüglichkeit. Wohlverſtanden: die älteren, denn die moderne Maſſenfabrikation liefert auch in Japan höchſt mittelmäßige Erzeugniſſe. Die Vortrefflichkeit jenes Lackes beruht hauptſächlich darauf, daß er nicht aus Harzen, Alkohol, Ölen ꝛc. zuſammengeſetzt iſt, ſondern lediglich aus dem Saft einer Pflanze, Rhus vernicifera, beſteht. Bisher war es nicht gelungen, dieſelbe in Europa zu acclimatiſieren, jetzt hat der botaniſche Garten in Frankfurt a. M. indeſſen „Lackbäume“ mit ſolchem Erfolg gezüchtet, daß die Möglichkeit eines Anbaus im Großen nicht bezweifelt werden kann. Zum Zweck weiterer Verſuche wurden bereits in Europa gewonnene Lackproben japaniſchen Künſtlern zu Erprobungen übermittelt.

### Ausſtellungsweſen.

Im letzten Jahrgang führten wir unſeren Leſern in Wort und Bild einige phantaſtiſche Projekte für Rieſentürme auf der Weltausſtellung zu Chicago vor. Schließlich hat der praktiſche Sinn der Amerikaner doch geſiegt, und man hat auf jene verzichtet. Dafür iſt aber jetzt ein Eiſenturm nach einem, ſtarke Anlehnung an Eiffel verratenden Entwurf von G. S. Morriſon in der Ausführung begriffen, der jedoch 49 m höher als der Turm auf der Pariſer Weltausſtellung, nämlich 349 m hoch werden ſoll.

### Fiſchzucht.

Von der Kenſington-Fiſchzuchtgeſellſchaft wurden Verſuche angeſtellt, um den höchſten Wärmegrad zu ermitteln, den verſchiedene Fiſcharten noch ertragen können. Zu dieſem Zwecke that man die Fiſche in einen Behälter mit kaltem Waſſer, dem warmes Waſſer durch eine Röhre ganz allmählich zugeführt ward. Bei 27,8 Grad Celſius legte zuerſt ein Barſch ſich um, dann folgten Rotauge, Lachs, Elritze, Schleie, Goldſchleie, Karpfen. Der Karpfen ertrug eine Erwärmung des Waſſers bis auf 32,8 Grad Celſius; dann ward auch er ohnmächtig und trieb rücklings oben. Um ferner die Wirkung des Alkohols als Belebungsmittel für Fiſche zu prüfen, nahm man ſie, ſobald die Anzeichen der Erſchöpfung ſich zeigten, flößte ihnen eine kleine Gabe Branntwein ein und ſetzte ſie wieder in das erwärmte Waſſer, das man gemach abkühlen ließ. Die Fiſche erholten ſich und ſchwammen am folgenden Tage, vollſtändig hergeſtellt, in gewohnter Weiſe herum. Längſt bekannt iſt die Thatſache, daß Karpfen, in Stroh verpackt, zur kühlen Jahreszeit über einen Tag unterwegs ſein können und dennoch lebend ankommen, wenn ihnen ein mit Rum getränktes Stück Brot in den Mund geſteckt wird.

### Koloniales.

Im Auftrage der deutſchen Kolonialgeſellſchaft bereiſt gegenwärtig Baron von Uechtritz die deutſchen Gebiete von Südweſtafrika, um im Hinblick auf eine Anſiedelung deutſcher Farmer daſelbſt die dortigen Boden- und Waſſerverhältniſſe zu ſtudieren. Die Berichte des Genannten ſind aus Klein-Windhoek datiert und lauten für eine Anſiedelung ſehr günſtig. Der Ort liegt in einem breiten Thal, aus dem kleine Hügel aufragen. Der Boden iſt fruchtbar, überall am Fluß und auf den Hügeln gibt es prächtige Weiden, die von Quellen durchrieſelt werden. Das Gartenland kann vorzüglich genannt werden. Herr v. Uechtritz iſt der Meinung, daß 45 Familien in Klein-Windhoek ein Unterkommen finden können. Nachdem der Centralvorſtand der deutſchen Kolonialgeſellſchaft in ſeiner letzten Sitzung die Niederſetzung eines Syndikats zur Bildung einer Siedelungsgeſellſchaft empfohlen und als Beihilfe dazu 6000 Mark gewährt hatte, hat der Ausſchuß der Geſellſchaft die vorbereitenden Arbeiten nach Möglichkeit beſchleunigt. Dieſe ſind jetzt ſo weit gediehen, daß zur Zeit dem Reichskanzler ein Geſuch um Abtretung des Gebiets vorliegt, das zunächſt für die Beſiedelung in Ausſicht genommen worden iſt.

### Stenographie.

In Öſterreich wurde das Stenographen-Büreau des Reichsrats, bisher ein Privatunternehmen, in ein ſtaatliches umgewandelt und den Kammer-Stenographen die Eigenſchaft von Staatsbeamten verliehen.

### Buchhandel.

Von „Moltkes militäriſchen Werken,“ welche der große Generalſtab herausgibt, erſchien der erſte Band, die militäriſche Korreſpondenz des Feldmarſchalls während des Feldzugs 1864 enthaltend (Berlin. Mittler & Sohn). Für das Studium des ruhmvollen Winterfeldzugs erſchließt ſich damit eine Fundgrube von höchſtem Wert, bei der eigenartigen Klarheit der Moltkeſchen Schreibweiſe wird der Briefwechſel aber auch weit über die Kreiſe des Heeres hinaus intereſſieren.

### Kunſt.

Eine anonyme Kunſtausſtellung iſt in Kopenhagen eröffnet worden. Sie enthält 120 Bilder, deren Meiſter nicht genannt ſind, ſo daß das Publikum genötigt iſt, ſich eine ſelbſtändige Meinung über die Kunſtwerke zu bilden und dieſelben nach ihrem inneren Werte, nicht nach der Etikette zu beurteilen.

### Sport.

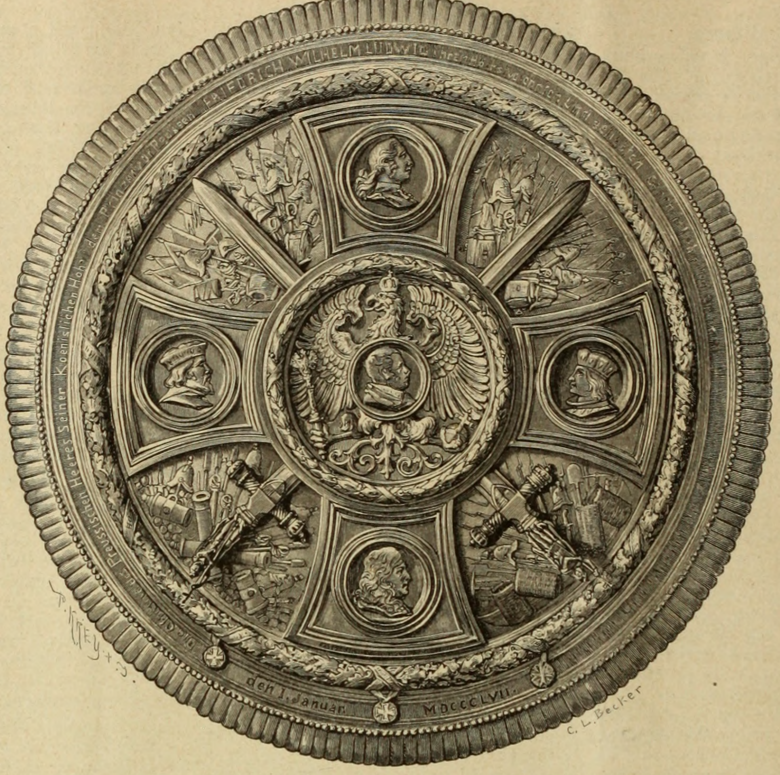
Einen Diſtanzritt, welcher der bedeutendſte ſein dürfte, der bisher gemacht wurde, hat der bisherige Berliner japaniſche Militär-Attachee Major Yaſumáſa Fukuſhima unternommen. Er gedenkt die Reiſe in ſeine Heimat auf dem Rücken einer engliſchen Stute auszuführen. Der Weg des kühnen Reiters, der eine Strecke von etwa 40 000 Kilometern in zwei Jahren zurücklegen will, ſoll über Petersburg, Moskau, Irkutsk, über die Päſſe des Baikalgebirges, dann durch das Amurthal und die Mandſchurei nach der Halbinſel Korea gehen, von deren Südſpitze Fukuſhima aus er nebſt ſeinem Tiere die Überfahrt nach Japan antreten wird.

### Rechtsrat.

Frage: Macht ſich ein Pfarrer dadurch der Beleidigung ſchuldig, daß er an ein Gemeindemitglied, welches ſich und ſeine Familie dauernd vom Beſuche des Gottesdienſtes und vom Genuſſe des hl. Abendmahles fernhält, zu dem Zwecke der Zurückgewinnung zur Kirche einen ermahnenden Brief ſchreibt und darin auf das Wort der hl. Schrift: „Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten“ (Gal. 6, 7) hinweiſt? Der Empfänger des Briefes findet in dieſer Vorhaltung den Vorwurf der Verſpottung Gottes, der Gottesläſterung.

Antwort: Dem Pfarrer, welcher an ein Gemeindeglied in Ausübung ſeiner ſeelſorgeriſchen Pflicht ſchreibt, ſteht ohne jeden Zweifel der Schutz des § 193 des Reichs-Strafgeſetzbuchs zur Seite, wonach derjenige, welcher in Wahrnehmung berechtigter Intereſſen handelt, nur dann wegen Beleidigung beſtraft wird, wenn aus der gewählten Form und dem Zuſammenhang die Abſicht, zu beleidigen, erhellt. Dieſe Abſicht wird kein Richter in dem Hinweis auf den angeführten Bibelſpruch erkennen. Bei dem offenbaren Sinn desſelben hieße es dem Wortlaut Gewalt anthun, wenn man daraus den Vorwurf der Gottesläſterung herausleſen wollte.

# Ein denkwürdiges Schild.



Ehrenſchild von poliertem Stahl, der Kranz ſowie Kreuz, Schwerter, Adler und Medaillons von Silber. Gearbeitet von Friedeberg, Königlicher Hofjuwelier zu Berlin.

Medaillons: Oben Friedrich II, unten Friedrich Wilhelm der Große Kurfürſt, links Kurfürſt Friedrich I, rechts Joachim I.

Der 22. März wird noch auf viele, viele Jahre hinaus in uns froh-ſchmerzliche Erinnerungen wachrufen und unſer Sinnen auf die Heldengeſtalt Kaiſer Wilhelms I zurücklenken, deſſen Wiegenfeſt wir ſo oft voll Freude und Rührung feierten. Aus einer noch nicht vier Jahrzehnte zurückliegenden und uns doch ſo fern dünkenden Zeit, in der noch niemand ahnte, welch erhabener Herrſcher einſt der Prinz von Preußen für ganz Deutſchland werden ſollte, ja in der eigentlich allein das preußiſche Heer ihn voll und ganz würdigte, bringen wir heute die Abbildung einer wenig bekannten Gabe, welche die Offiziere dieſes Heeres „ihrem höchſt verdienten und geliebten General-Oberſt der Infanterie" am Tage ſeines fünfzigjährigen Dienſtjubiläums, dem 1. Januar 1857, darbrachten. Der Schild von poliertem Stahl trägt in ſeinem gebauchten Mittelteil, auf gekreuzten Schwertern ruhend, das mit Medaillonbildern preußiſch-brandenburgiſcher Herrſcher geſchmückte Hohenzollernkreuz; auf den Bändern des Eichenkranzes ſind die Namen der Schlachten und Gefechte, an denen der Prinz teilgenommen — es waren damals ihrer ſchon zwölf — eingraviert. Die Innenſeite des Schildes enthält zwei eigenartige Inſchriften, welche König Friedrich Wilhelm IV ſelbſt (die erſte unter Bezugnahme auf einen Ehrendegen, den ihm der Bruder kurz vorher bei Gelegenheit ſeines fünfzigjährigen Dienſtjubiläums überreicht) angegeben hatte:

„Der König nahm das Schwert,
Empfange du den Schild,
Geſchützt iſt dann der Herd,
Stürmt es auch noch ſo wild."

„Zu Schirm und Schutz,
Zu That und Trutz,
Zu Sieg und Streit,
Vor Gott geweiht."

## Kleine Zeitung.

Nichts Neues unter der Sonne! Das britiſche Muſeum für griechiſche und römiſche Altertümer hat unlängſt eine wertvolle Überlieferung aus der Zeit der Gladiatorenkämpfe erhalten. Es iſt dies ein *Cirkusplakat*, welches auf einer dünnen, 3 Fuß langen Steinplatte die lateiniſche Inſchrift trägt: „Der Cirkus iſt ausverkauft! Ungeheurer Beifall! Die Thüren ſind geſchloſſen." Die Platte iſt in Porto Porteſe (Lanuvium) gefunden worden.

Ein Unikum in deutſchen Landen ſcheint der Ort *Kürnbach*, eine Enklave im Amt Bretten (Großherzogtum Baden) zu ſein. Derſelbe befindet ſich als Kondominat im badiſch-heſſiſchen Beſitz und ſind z. B., wie der Globus erzählt, neuerdings Kirche, Rathaus und Schulhaus in allen Standesamtsſachen dem badiſchen, die Straßen, öffentlichen Wege und die Gemarkung dem heſſiſchen Standesamt zugewieſen worden.

Wie viel Perſonen ſind an der Herſtellung eines buchhändleriſchen Rieſenwerkes, wie etwa des *Brockhausſchen* Konverſationslexikons thätig? Man veranſchlagt die Zahl gewiß hoch, aber es dürfte doch Staunen erregen, daß allein mit der Ausarbeitung und Redaktion der nahezu 100 000 Artikel, in welchen die neueſte Auflage das Wiſſen und Können der Gegenwart zu umfaſſen ſucht, an vierhundert Gelehrte und Fachmänner beſchäftigt ſind, und daß die Herſtellung des Werkes außerdem ein techniſches und buchhändleriſches Perſonal von ſechshundert Köpfen mehr oder weniger regelmäßig beanſprucht.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Zahlenrätſel.

In Tönen hörſt du 1 wie 2 und 3
1, 2 und 3 führt Aufklärung herbei.
Bei 2, 3, 4, ob üppig auch und ſtark,
Verdorrt gar bald des kräft'gen Lebens Mark,
Wird ihm der Halt, dem es ſich eint, genommen.
1, 2, 3, 4 liebt fröhliches Willkommen.
Angſtvoll 3, 4 im Krankenzimmer klingt,
Gebieteriſch wohl auch zum Ohre dringt.
Den höchſten Zweck 5, 6 gar oft verfehlt,
Und 5, 6, 7 meiſt beſcheiden wählt.
Vielfach zeigt 3 bis 7 ſich auf Erden
Und nützlich kann es, ſowie ſtörend werden;
Verachtet hier und eifrig dort geſucht,
Bei ſeiner Schmerzensqual wohl auch verflucht.
Und 1 bis 7? wunderreich begabt
Mit ſeinen Schätzen es die Menſchen labt,
Und viele Jahre zur beſtimmten Zeit
War ihm Alldeutſchlands Segenswunſch geweiht.

M. Sch. (Kaſſel).

### 2. Diagonalrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| · | | | | | |
| · | · | | | | |
| · | | · | | | |
| · | | | · | | |
| · | | | | · | |
| · | | | | | · |

Die 36 leeren Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die ſechs wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Einen Strauch mit wohlriechenden Blüten;
2. einen Schweizer Kanton;
3. eine Stadt in Frankreich;
4. einen männlichen Vornamen;
5. eine Stadt in Nordamerika;
6. eine Stadt am adriatiſchen Meere.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo nennt die erſte ſenkrechte Reihe einen Monat und die ſchräge Reihe von links oben nach rechts unten eine Stadt in Griechenland.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 24.

#### 1. Arithmogriph.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | S | S | I | | |
| | | a | p | t | | |
| O | r | l | e | a | n | s |
| S | t | e | r | l | e | t |
| S | e | r | b | i | e | n |
| | | n | e | e | | |
| | | o | r | n | | |

#### 2. Wechſelrätſel.

Laden — Faden — Maden — Baden.

---

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſ. — Mathilde von Rohr, Konventualin zu Kloſter Dobbertin, † 16. Sept. 1889. II. Von Theodor Fontane. — Der Uhrenonkel. Novellette von Olga Wohlbrück. — Morgenlied. Gedicht von Guſtav Falke. — Die Lerchen. Von Chriſtoph Schwarzkopf. Mit vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Kartenlegerin von C. Laſch, Der Schein trügt von M. Lebling, Amalietta von L. Paſſini. — Völkerkunde. — Statiſtik. — Verkehrsweſen. — Chemie. — Gewerbe. — Ausſtellungsweſen. — Fiſchzucht. — Koloniales. — Stenographie. — Buchhandel. — Kunſt. — Sport. — Rechtsrat. — Ein denkwürdiges Schild. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 26. März 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 26.

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Am Vormittag des nächſtfolgenden Tages, eine Stunde vor Tiſch, beſchritt Heinrich Klug, die neue doppelreihige Joppe feſt zugeknöpft, den Kopf ſtramm gehoben zwiſchen dem hohen, blitzend ſauberen Halskragen, eine runde Jagdmütze auf dem Kopfe und ſeinen Feldſtock in der Rechten, den die beiden Güter verbindenden Landweg nach Kroppholz zu.

Er war heute ganz nüchtern, er war's ſchon ſeit längerer Zeit einmal wieder, er ſah, durch den Gedanken, daß er wieder die Gewalt über ſich ſelbſt zurückgewonnen hatte, aber auch erfüllt von glücklichen Empfindungen, daß nun alles zwiſchen ihm und Ellen-Luiſe wieder wie früher war, ſo lebensfroh, ſo zufrieden aus, daß niemand vermutet hätte, wie ſehr trotzdem ſein Gemüt beſchwert war. Klug war der Tod ſeiner guten Schwiegermutter ſehr nahe gegangen, und nicht minder ging ihm Ferdinands Schickſal zu Herzen.

„Hilf ihm noch einmal, Heinrich!“ hatte Ellen-Luiſe geſagt. Aber er ſchüttelte den Kopf.

„Es hat keinen Zweck, Ellen! Wenn er in Viga ſitzt, will ich ihn gern monatlich unterſtützen; das hat Sinn. Aber jetzt noch große Summen hineinzuwerfen, dient weder ihm noch mir. Ich hab's auch nicht. Ich darf keinen Thaler mehr auf Moordieck aufnehmen, ſollen wir nicht Ähnliches, wie er, erleben. Hätte ich nur damals, gleich nach unſerer Rückkehr von der Reiſe ſchon nein geſagt, ja, ihn zum Konkurs gezwungen! Ganz ohne Zweck habe ich das Geld verloren! Ja, wenn überhaupt die Dinge mit Ferdinand anders lägen. Aber mache ihn heute von allen Schulden frei — nebenbei eine völlige Unmöglichkeit — ſo wird er in einigen Jahren doch wieder drin ſitzen wie heute.“

„Was ſoll dann aber werden?“

„Ich weiß es nicht, Ellen! Ich glaube, es iſt am beſten, er lernt erſt einmal durch Not ſich einrichten. Ich meine das ernſthaft! Er muß eine Schule durchmachen, um den Wert des Geldes zu begreifen, um unterſcheiden zu lernen zwiſchen Notwendigem und Überflüſſigem. Wenn ihm keine Hilfsmittel mehr zur Verfügung ſtehen, wird er das müſſen. Ohne Geld lernt man darben — wenigſtens ſich einrichten. Es gibt keinen andern Weg.“

„Aber die Peinlichkeit, gerade in Viga ſich niederzulaſſen,“ fiel Ellen-Luiſe ein. „Wäre es nicht beſſer, ſie gingen in eine andere Stadt? Oder könnten wir ſie nicht bei uns aufnehmen, Heinrich?“

„Nein, Ellen, wolle das nicht. Es kommt nichts dabei heraus. Glaube mir, es würde Melanie und Ferdinand demütigen, fortwährend als arme Gäſte an unſerem gutgedeckten Tiſch zu ſitzen. Es würde unſere guten Beziehungen ſtören. Er iſt ein prächtiger Kerl, nur nicht erzogen fürs Leben, wofür nicht ihn, ſondern hauptſächlich deinen Vater die Schuld trifft und — verzeihe — auch ein wenig deine verſtorbene Mutter, denn ſie war zu nachſichtig. Sie wechſelte nicht, wie es ſein muß, ab zwiſchen Strenge und Nachſicht. Ich will jetzt einmal hinübergehen und ſehen, wie es dem armen Kerl geht, ihm Mut einflößen, ihm die Beruhigung geben, daß er wenigſtens in nächſter Zukunft nicht darben wird. Ich bin überzeugt, er wird ſich wie im Himmel fühlen, wenn er erſt einmal aus dieſen ungeſunden Verhältniſſen herauskommt. — Biſt du einverſtanden, Ellen?“

Damit hatte Klug, einen langen zärtlichen Blick auf ſeine Frau richtend, geſchloſſen, und ſie hatte ſtumm das Haupt geneigt.

Als Klug auf das Gut kam, begegnete ihm der alte, hinkende Hofknecht, Kriſchan Ohlſen. Sobald er Klug erblickte, zog er die Mütze und blieb entblößten Hauptes ſtehen. „Na, Kriſchan, wo geiht?“

„Ah danke, gud, Herr Klug — dat ſlitt ſik ſo eben weg —“

„Is Herr Baron to Hus?“

„Ne, Herr Klug, he is all in de Frögde wedder nah Viga red’n —“

„So — ſo? Het he Geſchäfte?“

Kriſchan machte eine zweifelnde Bewegung. Dann ſagte er zaudernd und als ob ihm eigentlich das Sprechen darüber nicht zukam: „Ja, ja, ſo wat Ähnliches! Herr Klug weeten wul, dat ſteit nich allto gud mit unſen jungen Herr. Ja, ſe ſegg’n ſogar, he muß Konkurs anmeld’n.“

Mit ſorgender Miene ſtand der Alte da und wiſchte ſich mit der Hand über Mund und Naſe.

„Ja, dat ſegg’n ſe,“ wiederholte er, als Klug nicht gleich etwas erwiderte, und nickte wiederholt mit dem Kopfe.

„Ick hev all dacht — ja, dat hev ’k, Herr Klug kunn’n villicht unſen jungen Herrn biſpringen. Dat wär doch man trurig, wenn he ſo von Hus un Hof kamen ſchull. He hett wat ſwer ſeten, ja — dat hett he, un denn is he ok man to licht mit de Hand. Se wull’n all wat von em, un he kunn nich gut ne ſegg’n!“

„Ja, dat is richtig, Kriſchan. So liggt de Sak,“ beſtätigte Klug, der auf die Weiſe erfuhr, wie die Leute über Ferdinand dachten, und ſich darüber freute, daß man ſeinem Leichtſinn nicht die Schuld allein aufbürdete.

Da er ebenfalls durch dieſen Zuſammenbruch getroffen ward, fand er durch ſolche Worte eine Beſänftigung auch für ſich. Sagt ein Arzt dem Kranken, ſein Leiden ſei ſchmerzhaft, aber es wäre nicht von Belang, dann ſchwindet ſogar die Pein. Auch Klug, ein ſo klar denkender Menſch er war, hörte es lieber, daß die Umſtände Ferdinand zu Fall gebracht hatten, als ſein Verſchulden. Nun grüßte er Kriſchan Ohlſen, ſprach einige gleichgültige Worte und ſchritt auf das Gutshaus zu. Als er es betrat, fand er Melanie im Wohnzimmer beſchäftigt, verſchiedene auf dem Tiſch liegende Gegenſtände, Silberzeug und Schmuck, in eine Kiſte zu packen.

Sie erſchrak, als ſie Klug eintreten ſah, erhob ſich mit einer Miene und mit Geberden, als ob ſie bei etwas Unerlaubten ertappt ſei und griff aufatmend nach dem Rücken, wie jemand, dem das Bücken eine ungewohnte Sache iſt. Klug that aus Zartſinn keine Frage, ſondern folgte ihr in Ferdinands Zimmer, wohin ſie ihn einzutreten bat.

Melanie ſah an dem heutigen Morgen wenig vorteilhaft aus. Ihr Morgenkleid war nicht recht ſauber, und die Magerkeit ihres Körpers trat ſcharf hervor. Aber die Feinheit ihrer Züge und ein ſanftes, wenn auch nicht geſundes Rot ließen ihren Kopf doch ſympathiſch erſcheinen.

„Ich hörte ſchon von Ohlſen, daß Ferdinand früh fortgeritten iſt,“ ſagte Klug, ſich in dem Zimmer, das beſtäubt und unordentlich, wie vor einem Reinemacheangriff ſtehend, ausſah, mit geſtörtem Behagen umſchauend. „Was iſt’s? Doch nicht abermals etwas Unangenehmes?“

„Doch, Klug!“ entgegnete Melanie, ließ ſich ins Sofa ſinken, und die bisher zurückgedrängten Thränen ſchoſſen aus ihren dunklen, ſonſt immer ſo fröhlich und gleichmütig dreinblickenden Augen. „Wir haben in der Frühe ein Schreiben meines Onkels erhalten, daß er ſich — denke dir, Heinrich — in ſeinen alten Jahren wieder verheiraten will. Er ladet uns zur Hochzeit ein, die in acht Tagen ſtattfinden ſoll.“

„Na, und?“ warf Klug ſehr betroffen hin.

„Ich habe Ferdinand beſtimmt, ſofort nach Lüneburg zu reiſen und zu verſuchen, ob der Alte uns nicht heraushelfen will. Wenn wir jetzt nicht noch verſuchen, etwas zu bekommen, erhalten wir gar nichts. Das weiß ich! Er war ſchon lange in den Händen ſeiner Haushälterin — die Perſon will er nämlich heiraten — und nun ſoll ihm Ferdinand ins Gewiſſen reden, da er uns doch Zuſagen gemacht hat. Er will ihm ſagen, daß uns das Meſſer an der Kehle ſitzt und ihn um 50 000 Mark bitten. Damit könnte ſich Ferdinand völlig flott machen, ja, behielte noch etwas übrig. Wir wollen dann auch ein ganz anderes Leben anfangen.“

„Ja, jetzt wollt ihr, da ihr müßt!“ dachte Klug. Und er dachte weiter: „Welche Illuſion, anzunehmen, daß der alte Mann in dieſem Augenblick eine ſolche Summe hergeben wird.“ Aber er ſchwieg wiederum aus Zartſinn und ſah nur ernſt vor ſich hin.

„Nun, du äußerſt nichts, Heinrich? — Sag’, willſt du nicht ein bißchen frühſtücken? Ich habe geräucherten Aal, oder ich könnte dir etwas Hummerſalat raſch zurecht machen. Wir haben Büchſenhummer, ſehr guten.“

„Nein, ich danke, Melanie. Wann gedenkt Ferdinand zurückzukehren? Und ſag’, Liebſte, glaubſt du denn, daß Ferdinands Reiſe von Erfolg ſein wird? Gott, der arme Kerl hatte wohl gar kein Geld. Schon vorgeſtern wollte ich ihm welches anbieten! Wie hat er es denn gemacht?“

Melanie errötete tief. Dann ſagte ſie, die erſten Fragen zunächſt umgehend: „Ferdinand hatte in ſeiner Verzweiflung dieſer Tage an — Hans von der Münde geſchrieben. Der hat ihm hundert Thaler geſchickt. Wir fanden ſie vorgeſtern Abend beim Nachhauſekommen vor.“

„Hans von der Münde?“ rief Klug entſetzt. Ihm war, als ſolle er in die Erde ſinken! Das hatte Ferdinand gethan nach allem, was zwiſchen beiden Familien lag. Welche unglaubliche Charakterloſigkeit legte er dadurch aufs neue an den Tag. Ja, ja, Not beugt die Rücken. Da gab’s keine Scham, keine Bedenken, keinen Stolz, kein — Ehrgefühl.

Sie wurden in ihrem Geſpräch durch eine Meldung des Hausmädchens unterbrochen.

Ein fremder Herr, ein Herr aus Flensburg, ſei da und wolle, da der Herr Baron nicht zugegen ſei, die gnädige Frau ſprechen. Melanie erbleichte, aber Klug befahl, die Magd verſtändigend, eine unbeſtimmte Antwort zu erteilen und den Herrn vorher ins Entreezimmer zu führen —: „Sollte es etwas Unangenehmes ſein? Wart’, ich begleite dich, Melanie. Nötigenfalls werde ich mit dem Mann ſprechen. Oder beſſer noch, bleib du hier! Ich werde ſagen, du ſeieſt unpäßlich, ich wäre von dir beauftragt.“

Melanie nickte, und Klug begab ſich ins Vorzimmer.

Der Mann, der vor ihm ſtand, hatte einen dicken, runden Hinterkopf und ein plattgedrücktes Geſicht mit kleinen, finſteren Augen. Auch um den breiten Mund lag ein harter, gemütloſer Zug. Die Kleidung entſprach der eines ärmlichen Kleinbürgers; die Weſte war ſehr abgeſchabt, und der Hut zeigte alle Spuren ſtarken Gebrauchs.

Nachdem Klug Melanie entſchuldigt und erklärt hatte, wer er ſei, ſagte der Mann: „Ich heiße Pfefferling, Theodor Pfefferling, und bin aus Flensburg. Ich hab’ Ihrem Schwager vor ſechs Monaten auf ſeinen Wechſel 1100 Mark geliehen. Zweimal habe ich ſchon an ihn geſchrieben, daß er mir das Geld ſchicken ſollte, wie es verabredet war, und ich komme jetzt, um mein Geld einzukaſſieren. Ich muß es gleich mithaben, denn ſonſt laſſe ich proteſtieren und Beſchlag legen und beantrage beſchleunigtes Verfahren, denn ich hab’ inzwiſchen gehört, daß Ihr Schwager äußerſt ſchwach ſtehen ſoll. Mir hat er was ganz anderes geſagt. Auch das werde ich vorbringen. Falſche Vorſpiegelungen — ja, mein Herr! Alſo, wie iſt es? Iſt er wirklich nicht zu Hauſe. Unten auf dem Hof ſagten ſie, er wäre da.“

Durch den unverſchämten Ton, in dem der Mann ſprach, gereizt, gab Klug eine ſehr ſcharfe Antwort.

„Nicht ‚er‘, aber der ‚Herr Baron‘ ſei verreiſt! Das Geld werde Pfefferling eventuell mit Verzugszinſen erhalten, wenn die Sache in Ordnung ſei, worüber er vorläufig kein Urteil habe.“

„Wieſo nicht in Ordnung?“ fuhr der Mann offenbar getroffen heraus und griff in die Bruſttaſche. „Hier iſt der Wechſel! Sie kennen wohl Ihres Schwagers Handſchrift?“

„Ja, ja, ganz ſchön. Ob mein Schwager aber wirklich 1100 Mark erhalten hat, das bedarf noch der Klarſtellung!“

„Er hat acceptiert, alſo iſt er wohl ſchuldig,“ gab Pfefferling äußerſt gereizt zurück.

„Das wird ſich finden,“ erklärte Klug. „Wie geſagt, thun Sie, was Sie müſſen. Heute iſt Herr von Stieglitz nicht da und kann Ihnen alſo kein Geld geben. Adieu!“

Dabei machte Klug eine kurze Abſchiedsbewegung und ließ den Mann ſtehen.

Nun murmelte Pfefferling etwas von Schwindel, großen Herren und Ehrenwort. Einen Augenblick war Klug im Begriff, den Mann zu packen und vor die Thür zu ſetzen, dann aber beſann er ſich. Er that, als ob er nichts gehört habe und ſah den Menſchen nur mit einem finſter auffordernden Blick an, ſich zu entfernen. Als dieſer ſich dann langſam und brummend davon machte, dachte Klug, daß der Fremde ja im Grunde recht habe, daß Ferdinand wirklich die Bezeichnungen verdiene, die jener ihm beilegte. Eine Falte legte ſich ihm auf die Stirn, mit ernſter Miene trat er wieder zu Melanie herein und nahm, nach möglichſt rückſichtsvoller Verſtändigung über den Fall, früher Abſchied von ihr, als er gewollt hatte.

„Böſe Sachen," murmelte er, als er nach Moordieck durch den Sonnenſchein zurückwanderte. „Aber freilich, jeder hat ſeine Fehler! Der eine iſt ſtrafwürdig leichtſinnig, und der andere, der über ihn zu Gericht ſitzen möchte, wie Herr Heinrich Klug, der — der — hat ſelbſt — hm — hm —" Klug ſeufzte tief auf, und erſt ein Blick in die von dem Sonnenlicht umfloſſene Gegend glättete wieder ſeine Stirn und gab ihm das frohe Auge zurück, mit dem er vor einer Stunde von Moordieck fortgegangen war.

Als Klug bei Tiſch Ellen-Luiſe gegenüberſaß, galt ihre erſte Frage ſeinem Beſuch bei Ferdinands.

Klug erzählte alles, was er wußte, nur verſchwieg er die Geldſendung von Hans von der Münde. Schamgefühl hielt ihn ab, davon zu ſprechen; bisher hatte er es vermieden, auch nur Hans von der Mündes Namen zu nennen. Seit jener Nacht war nur einmal wieder von ihm die Rede geweſen und zwar an dem Tage, an welchem Hans, einer Aufforderung Ellen-Luiſens zufolge, ſeinen Antrittsbeſuch gemacht hatte. Klug war es nicht entgangen, wie ſeiner Frau das Blut in die Wangen ſtieg bei dem Anblick des Mannes, der ſie unfreiwillig hatte laſſen müſſen. Freilich war des jungen Mündes äußeres Ausſehen bei weitem nicht mehr ſo vorteilhaft, wie in der Zeit ſeiner Werbung um Ellen-Luiſe. Er war recht mager geworden und machte keineswegs den Eindruck eines geſunden Menſchen. Auch hatte er ſich ſehr wortkarg gegeben. Offenbar war er durch Ellen-Luiſens Weſen, die ihm, um jede Peinlichkeit zu vermeiden, mit unbefangener Herzlichkeit und ohne Spuren eines Entſagungsſchmerzes gegenübertrat, enttäuſcht. Er hatte vielleicht eine ſtille, ſchwermütige Dulderin zu finden erwartet — wenigſtens entſprach das mehr ſeiner eigenen Stimmung — fand aber eine lebensfrohe, unbefangene und offenbar mit ihrem Manne im beſten Einvernehmen lebende Frau, die während des Geſprächs auch nicht einmal durch eine Miene an den Tag legte, daß ſo Ernſthaftes zwiſchen ihnen vorgegangen, viel weniger zu erkennen gab, daß ſie ſich gezwungen in das füge, was nun ihr Teil geworden.

Freilich urteilte Heinrich Klug etwas anders als Hans. Was Ellen herauskehrte, war ein Ergebnis ihrer Selbſtbeherrſchung, ihres Willens, das nachwirkende Reſultat der zwiſchen ihnen ohne Erklärungen ſtattgehabten Verſöhnung.

Klug wußte, daß ſie Hans noch immer liebte, daß dieſe Liebe auch nie ganz ſchwinden werde. Abſichtlich hatte er keine Einwendungen erhoben, als ſeine Frau ihn fragte, ob ſie Hans ſchreiben dürfe, daß er kommen ſolle. Widerſtand ſchürte ſolcherlei verſtecktes Glimmen ja erſt recht. Aber er hatte ſich gleich vorgenommen, einen engeren Verkehr nicht zu fördern und allmählich die wiederangeknüpften Beziehungen ganz einſchlafen zu laſſen. Vielleicht heiratete Hans von der Münde früher oder ſpäter; dann würde ſeine Frau auch ſchon dafür ſorgen, daß die Gutsgrenzen ſich immer mehr auseinanderſchoben.

Bei ſolchem Entſchluß war es Klug im höchſten Grade überraſchend, daß Ellen-Luiſe offenbar mit ſchwerer Überwindung, aber doch in einem leichten Ton herausſtieß: „Übrigens, ich vergaß dir zu ſagen, Heinrich, daß kurz vor deiner Rückkehr Hans von der Münde hier war um —"

„Wie? Hans von der Münde?" rief Klug, zum zweitenmal an dieſem Tage bei Nennung des Namens ſehr betroffen, und forſchte mit keiner ſehr ermunternden Miene in Ellen-Luiſens Zügen. „Was wollte der denn wieder?"

In Ellen-Luiſens Geſicht erſchien der bekannte trotzige Ausdruck von früher; dann ſagte ſie im Bewußtſein ihres reinen Gewiſſens mit freiem Blick und mit Würde: „Was er wieder wollte, Heinrich? Ich verſtehe dich nicht. Er kam, getrieben von ſeinem gutem Herzen. Er hat gehört, daß es Ferdinand ſchlecht geht, wollte ſich erkundigen, ob und wie man ihm gründlich helfen könne, und ſich mit dir darüber ausſprechen. Er will wiederkommen, wenn du ihn nicht beſuchſt, was ich natürlich in Ausſicht ſtellte."

„Natürlich — ?" ſtieß Klug trotz Ellen-Luiſens Mitteilungen in dem früheren Tone hervor. Er war entwaffnet, aber noch hatte ſich ſein kochendes Blut nicht beruhigt.

„Ja, ich denke doch, Heinrich," beſtätigte Ellen-Luiſe, und dann plötzlich mit einem ganz verändertem Ausdruck ihm die Hand hinſtreckend, fuhr ſie weich fort: „Heinrich Klug iſt böſe mit mir und hat doch gar keinen Grund! — Nun, Heinrich — ?"

Und da quoll's in Klug auf, und über den Tiſch herüber küßte er die kleine Hand zärtlich wieder und immer wieder.

Zum völligen Ausgleich der Verſtimmung aber erzählte nun Klug doch, was er drüben von Melanie über Hans von der Münde erfahren hatte. Er brauchte das zur Entlaſtung ihrer Annahme, daß ihn Launen beherrſcht hatten.

„Sieh, das war's eigentlich, Ellen, was mich ſo verſtimmte! Daß Münde Beſuch gemacht und ſich erkundigt hatte, konnte mich doch nicht irritieren. Aber die Peinlichkeit, daß gerade dieſer Mann von Ferdinand angeſprochen iſt, beſchwerte mich! Wie ſtehe ich da? Es muß ja den Anſchein haben, als ob ich meinen eigenen Schwager im Stich gelaſſen!"

„Gewiß, ich begreife!" beſtätigte Ellen-Luiſe ſinnend, aber dann klar und nüchternd wägend, fuhr ſie fort: „Wenn Hans nicht hier geweſen wäre, Heinrich —"

„Bitte, ſage nicht Hans! Nenne ihn von der Münde."

Diesmal lachte Ellen-Luiſe überlegen.

„Aber Heinrich, wie kann man ſo eiferſüchtig ſein! Doch gut, wie Ew. Hochwohlgeboren wünſchen!" Dann fuhr ſie ernſt fort: „Alſo, wenn von der Münde nicht hier geweſen wäre, würde auch mir dieſer Schritt von Ferdinand namenlos peinlich geweſen ſein. Gerade, da er kommt, zeigt er aber, daß er die Situation völlig durchſchaut, daß er die Dinge anſieht, wie ſie wirklich ſind. Sein Beſuch hebt in der That jegliche Peinlichkeit."

„Doch wohl nicht ſo ganz, Ellen! Aber allerdings ſtimme ich dir bei, daß ſich die Unannehmlichkeit dadurch weſentlich mildert. Hm — hm — nun ja, ich will ihn beſuchen, ſchon weil ich es dir und mir ſchuldig bin, die Verhältniſſe ins rechte Licht zu ſtellen. Ferdinand iſt freilich niemals zu entlaſten. Eher konnte er Kriſchan Ohlſen um Geld angehen, als Hans von der Münde!"

Ellen-Luiſe wollte etwas erwidern, ſie wollte ihrem Manne ſagen, daß er Hans verkehrt beurteile, wenn er annähme, er werde ſolcherlei Dingen nicht mit vornehmen Geſinnungen gegenübertreten. Daß im übrigen Münde jetzt etwas hergeben ſolle, lag ganz außerhalb des Bereiches ihrer Gedanken. Sie ſagte deshalb: „Nicht wahr, zu helfen iſt Ferdinand nicht mehr? Du wirſt Münde nicht ermuntern, ſich weiter zu engagieren? Welch ein Glück, wenn Melanies Onkel ein Einſehen hätte."

„Ich weiß nicht einmal, ob das zu wünſchen wäre, Ellen," entgegnete Klug, die erſte Frage mit einem ablehnenden Worte erledigend. „Ja wenn der Onkel eine größere Summe unter der Bedingung gäbe, daß ſie für Melanie ſicher angelegt werde, daß ſie davon die Zinſen zögen, um leben zu können, das wäre ein Glück."

„Und die Gläubiger, Heinrich?"

„Ja, die Gläubiger! Schließlich ſollen doch in Zukunft die beiden Menſchen exiſtieren. Ferdinand iſt ja nicht im ſtande, ſich einen Groſchen zu verdienen! Die Idee, eine Stellung zu finden, iſt ganz ſchön, aber in der Praxis bleibt's ſicher eine Phantaſterei. Er kann ſich auch gar nicht fügen, und dann: ſage ſelbſt, was kann Ferdinand?"

„Er ſoll doch ein guter Landmann ſein," ſchob Ellen-Luiſe, für ihren Bruder eintretend, ein.

„Ja, er ſoll es ſein, ich meinte es auch, Ellen! Aber hat das Endreſultat bewieſen, daß er es iſt? Er verſteht wenigſtens nicht zu disponieren, und das iſt doch ein Haupterfordernis. Vielleicht würde er als Inſpektor oder Verwalter ſich eignen, denn er hat bei allem ſeinen Leichtſinn Pflichtgefühl. Ja, das könnte man für ihn überlegen!" ſchloß Klug ſinnend.

* * *

Melanie hatte die Aufforderungen Klugs, ſich während Ferdinands Abweſenheit möglichſt bei ihnen in Moordieck aufzuhalten, abgelehnt, aber zugeſagt, gleich Nachricht zu geben, wenn von Ferdinand Mitteilungen eintreffen würden. Als am dritten Tage Klugs eine ſolche nicht erhielten, erhöhte ſich die ſie ohnehin beherrſchende Unruhe, und ſie beſchloſſen, vor dem Abendbrot Melanie zu beſuchen und ſich zu erkundigen.

Am Morgen waren ſchwerwiegende Nachrichten von Diana eingelaufen. Sie ſchrieb, daß der Vater in einer ſchrecklichen Stimmung ſei, daß Liane deshalb in den nächſten Tagen wieder abreiſen wolle, obſchon ſie noch nicht wiſſe, wie das Reiſegeld zu beſchaffen ſei, daß ihr Vater davon ſpreche, entweder das Haus ſchon jetzt an Vaſtus abzutreten und ſich anderswo mit ihr, Diana, einzumieten, oder aber beabſichtige, Ferdinands zu zwingen, im elterlichen Hauſe Wohnung zu nehmen. Daß er darauf beſtehen werde, trotz ihrer Abmachungen und Bitten, ängſtige ſie aufs höchſte. Es könne ja nur Ungelegenes, Unerfreuliches daraus ſich entwickeln! Sie ſei überhaupt ratlos. Wenn nicht ein Wunder geſchähe, wiſſe ſie nicht, wie es werden ſolle.

Klugs hatten das alles geleſen, und ihnen wollte das Herz ſtocken!

Sie verſuchten, ſich dagegen zu ſträuben, daß wirklich die Notlage ſo weit gediehen, aber Dianas Worte ließen keinen Zweifel.

Es handelte ſich jetzt nicht nur um Ferdinands allein, ſondern um alle Stieglitz'. Der Zuſammenbruch war da!

In ſolcher Stimmung kamen ſie nach Kroppholz und zogen, um ihre Anweſenheit ſchon vorher anzukündigen, die Klingel an der Thür des Gutshauſes.

In demſelben Augenblick ward ſie geöffnet, und Ferdinand und Melanie, offenbar zu einem Spaziergang gerüſtet, traten ihnen, ſehr vergnügt ausſehend, entgegen.

„Ah, ihr ſeid's? Das iſt ja reizend! Gerade wollten wir zu euch hinüber!" erklärte Ferdinand und ſchüttelte erſt Klug und dann ſeiner Schweſter in dem alten, luſtigen Frohmut die Hand.

Da, wie erwähnt, Klugs ohne jegliche Nachricht von Ferdinands geblieben waren, vermochten ſie um ſo weniger dieſe gehobene Stimmung zu begreifen, ſahen aber vorläufig von Fragen über den Ausfall der Reiſe ab und ſuchten ſich über ein ferneres Zuſammenſein zu verſtändigen.

Ferdinands hatten ſich darauf eingerichtet, bei ihnen das Abendbrot einzunehmen, und Klugs umgekehrt bei Stieglitz'.

„Ja, wenn's euch nicht geniert, gehen wir ſehr gern mit," hub Ferdinand an. „Aber da ihr doch nun einmal hier ſeid, wäre es doch wohl einfacher —"

Da Ellen-Luiſe merkte, daß ihr Bruder lieber in Moordieck den Abend zubringen wollte, ſchnitt ſie kurz alle Auseinanderſetzungen ab und ſagte: „Nein, bitte, kommt mit uns!"

So nahmen ſie denn den Weg wieder zurück, und Ferdinand berichtete ſogleich, daß es ihm gelungen ſei, Melanies Onkel zur Hergabe von 50 000 Mark, wodurch ſie allerdings ein für allemal abgefunden worden ſeien, zu bewegen. Er, Ferdinand, wolle nun zunächſt alle ſeine Schulden bezahlen, dann auch ſeinen Vater veranlaſſen, das Haus zu verkaufen und ſich mit Diana anderweitig einzurichten, ihm vierteljährig Zinſen bezahlen und ſelbſt ſich in Zukunft nach Möglichkeit einſchränken. „Wart', hier," — unterbrach er ſich — „darf ich dir eine Hamburger Cigarre anbieten, Heinrich? Ganz ausgezeichnet und für die Güte nicht teuer, 600 Mark das Tauſend."

Klug nahm das Gebotene, aber über Ferdinands Abſichten, ſich nunmehr nach Möglichkeit einzuſchränken, kamen ihm bei dem Preiſe der Cigarre ganz eigene Gedanken. Doch äußerte er ſie nicht, ebenſowenig wie er Bedenken über die beabſichtigte Verwendung der 50 000 Mark erhob. Am Ende war's doch jedes Menſchen vornehmſte Pflicht und für jeden Ehrenſache, ſeine Schulden zu bezahlen. Daß Ferdinand dies in erſter Linie im Auge behielt und daß er ſeinen Vater und ſeine Schweſter unterſtützen wollte, konnte die gute Meinung über ihn nur erhöhen. Ihm zuzureden, lieber die Zukunft ins Auge zu faſſen, als die Befriedigung der dringendſten augenblicklichen Verpflichtungen, ihn auch darauf hinzuweiſen, daß das Geld im Grunde nicht ihm, Ferdinand, ſondern Melanie gehöre, ſchien ſehr bedenklich. Ferdinand konnte Klug eine ſolche Auffaſſung verübeln, er konnte ihn des Mangels anſtändiger Geſinnungen beſchuldigen!

Jedenfalls war der bisher düſtere Himmel wieder ganz aufgehellt. Schon am kommenden Tage wollte Ferdinand nach Viga und Wenck mit der Ordnung ſeiner Angelegenheiten betrauen.

„Haſt du denn das Geld ſchon erhalten, Ferdinand?" warf Klug hin. Er fragte, obſchon er dies aus Ferdinands ganzer Haltung als ſicher annahm.

„Nein noch nicht —" gab Ferdinand ſorglos zurück. „Der Alte hat auch ſo definitiv noch nicht zugeſagt, aber ſeine künftige Frau hat mir feſt verſprochen, ihn dazu zu bewegen, und morgen erwarte ich die ſchriftliche Zuſage und weitere Mitteilungen über die Auszahlung."

Klug hörte und wollte ſeinen Ohren nicht trauen. Alſo alles war bisher nur eine Hoffnung, und der ſanguiniſche Mann nahm's bereits als vollendete Thatſache.

So enttäuſcht war Klug, daß er nur ein ſehr mattes: „So — ſo — ſteht alſo die Sache," herausbrachte.

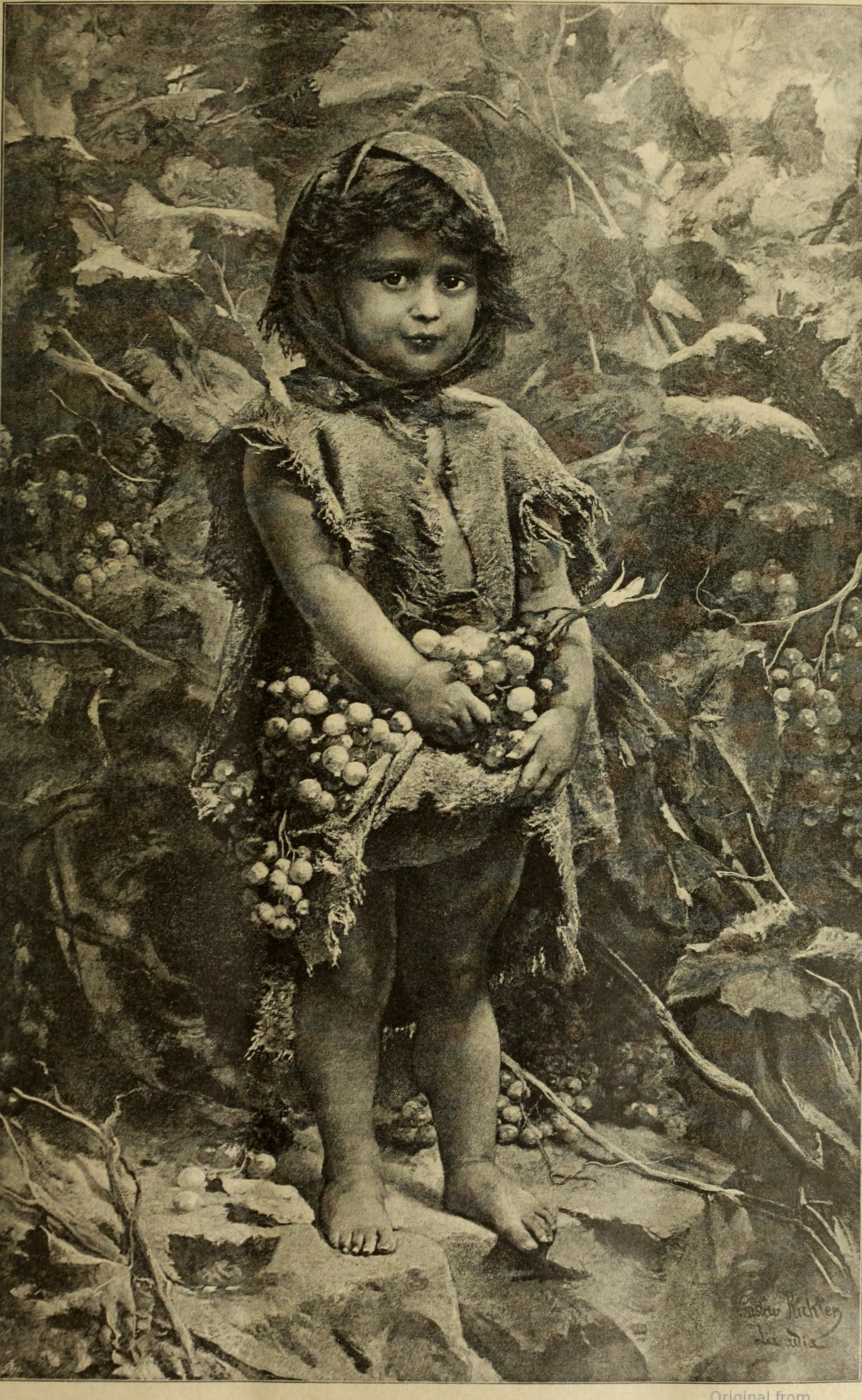
„Aber, das iſt doch ganz ſicher, Heinrich!" fiel Ferdinand übereifrig ein. „Die Frau war ſo nett und liebenswürdig bei der Sache, daß an der Realiſierung gar nicht zu zweifeln iſt."

„Ja, ganz gut, Ferdinand. Aber ſchließlich kommt's doch auf den Onkel an. Was ſagte der denn eigentlich?"

„Na, er machte Ausreden. Da er ſich wieder verheiraten wolle, habe er in erſter Linie Pflichten gegen ſeine Frau. Gewiß wolle er uns nicht leer ausgehen laſſen, aber gegenwärtig —! Erſt als ich ſagte, daß Melanie ſich ein für allemal mit 50 000 Mark zufrieden ſtelle, ſchwieg er und wurde, wie mir ſchien, gefügiger. Die Frau nahm mich dann beiſeite und ſagte: ich ſolle nur jetzt nicht mehr auf ihn einreden, ſie kenne ihn, er müſſe die Dinge erſt in ſich verarbeiten, ſie werde ſchon mit ihm weiter ſprechen und mir dann gleich telegraphieren."

„So — ſo —" machte Klug, als ob er überzeugt ſei, aber die Darſtellung der Vorgänge befriedigte ihn ſo wenig, daß die Zweifel nur noch wuchſen. Er hörte auch all den ſanguiniſchen Auseinanderſetzungen, die Ferdinand auch ferner im Laufe des Abends über die Verwendung der zu erwartenden Gelder machte, zu, als ob ein Menſch rede, den in ſeinen Vorſtellungen nicht zu ſtören, geraten erſcheint. Nachdem Ferdinands ſich ſpät am Abend, fröhlich und hoffnungsvoll von ihnen getrennt hatten, ſagte er aber zu Ellen-Luiſe: „Weißt du, was ich glaube, Ellen? Nicht einen Groſchen bekommt Ferdinand. Das Frauenzimmer hat ihm nur deshalb abgewinkt, weiter zu ſprechen, weil ſie fürchtete, er könne den alten Mann doch am Ende bereden. Sie hat ſicher alles gethan, um jegliche Hergabe zu verhindern, ja ſie wird gewiß die Gelegenheit benutzen, um ſich nun gleich alles bis auf den letzten Pfennig verſchreiben zu laſſen."

(Fortſetzung folgt.)



Ein Zigeunerkind. Nach dem Gemälde von Guſtav Richter.
(Mit Genehmigung der Photograph. Geſellſchaft in Berlin.)

# Johann Amos Comenius.

Von Diviſionsprediger Lic. Dr. von Criegern-Leipzig. (Abdruck verboten.)

Am 28. März dieſes Jahres wird der 300jährige Geburtstag des Johann Amos Comenius, auf Anregung eines von Herrn Archivrat Keller in Münſter ergangenen Aufrufs, feſtlich begangen werden. Comenius iſt in der That ein großer Mann, deſſen Andenken heilig gehalten zu werden verdient; ja, wenn anders das Wort Melanchthons wahr iſt, daß die Bildung der Jugend ein größeres Werk iſt als die Eroberung Trojas, ſo iſt Comenius der größeſten Männer einer, denn ſein Gebiet war die Pädagogik. Sowohl in Bezug auf den in der Schule zu behandelnden Stoff, als auch in Bezug auf die Art und Weiſe, wie derſelbe behandelt werden muß, hat er Grundſätze aufgeſtellt, welche eigentlich erſt in unſerer Zeit richtig gewürdigt und nach Möglichkeit durchgeführt worden ſind. Daher hat man ihn mit Recht einen über ſeine Zeit hinaus in die ferne Zukunft weiſenden Propheten genannt. Hinter dieſer ſeiner Bedeutung für die Schule tritt zwar die für die Kirche zurück, weil er hier in keiner Hinſicht ſchöpferiſch gewirkt hat, allein eine hohe Bedeutung hat er auch in kirchengeſchichtlicher Hinſicht, da er nicht nur äußerlich angeſehen der letzte Biſchof der alten böhmiſch-mähriſchen Brüdergemeinde war, ſondern auch deren innere Beſonderheit in ſeiner Perſon zuſammenfaßte.

Mit ſeiner Kirche iſt er geſtanden und gefallen. Geboren zu Nivnitz in Mähren, in der Nähe des Ortes Komna, nach welchem ſich ſeine Familie genannt hat, hat er in Ungariſch-Brod und Straßnitz Elementarunterricht erhalten. Derſelbe litt, wenn er auch verhältnismäßig gut war, da die Brüder immer ſehr auf ihr Schulweſen bedacht waren, doch jedenfalls an den Mängeln, welchen abzuhelfen Comenius nachmals ſich zur Aufgabe machte, nämlich an Inhaltloſigkeit in Bezug auf den Stoff und an Schwerfälligkeit der Methode. Seine theologiſche Bildung holte er ſich in Deutſchland, wie denn überhaupt von jeher die Slaven auf die deutſche Wiſſenſchaft angewieſen geweſen ſind und in abſehbarer Zeit auch bleiben werden, und zwar beſuchte er die reformierten Hochſchulen Herborn, jetzt Sitz des Predigerſeminars für das ehemalige Herzogtum Naſſau, und Heidelberg, da die Brüder ſeiner Zeit der Meinung waren, daß die Lehrweiſe der reformierten Kirche, ſelbſtverſtändlich nicht der ſtrengen niederländiſchen, ſondern der milderen deutſchen, ihnen verwandter ſei als das Luthertum. In die Heimat zurückgekehrt, iſt er zuerſt im Schuldienſte beſchäftigt worden und zwar in der Stadt Prerau, welche damals um ihres blühenden evangeliſchen Gemeindelebens willen den Jeſuiten als Sitz der Ketzerei verhaßt war, darnach durch die Gegenreformation wieder ganz in geiſtliche Nacht verſenkt ward und erſt jetzt wieder, ſeit 1874, eine Kapelle für ſeine ungefähr zwanzig Familien zählende evangeliſche Gemeinde erhalten hat. 1618 ward er als Geiſtlicher in Fulneck angeſtellt, wo er ein Jahr lang nicht nur amtlich ungeſtört gewirkt, ſondern ſich auch des häuslichen Glückes in Gemeinſchaft mit ſeiner erſten, wahrſcheinlich aus der Slowakei ſtammenden Gattin (er iſt dreimal verheiratet geweſen) erfreut hat. Als nach der verhängnisvollen Schlacht am weißen Berge die Verfolgung über die Brüderkirche hereinbrach, hat der edle Karl von Zerotin, der Obadja der Gemeinde (vgl. 1. Kön. 18), 24 Predigern derſelben, unter ihnen dem Comenius, Unterkunft und Schutz gewährt; da ſie aber auf die Dauer hier nicht ſicher waren, mußten ſie ſich 1628 zur Auswanderung verſtehen. Comenius begab ſich nach Polniſch-Liſſa, wo der Brüderkirche durch den dem Evangelium zugethanen Wojwoden Raphael Leſzczynski eine zweite Heimſtätte bereitet ward. Hier hat Comenius von 1628–1656 gewirkt, zuerſt im Schuldienſte und dann im Kirchendienſte, predigend vor den des Troſtes aus Gottes Wort dringend bedürftigen tſchechiſchen Landsleuten; reiſend im Intereſſe der Gemeinde, welches von ihm, da er bereits wegen ſeiner Schriften über das Unterrichtsweſen in Deutſchland nicht nur, ſondern auch in England, den Niederlanden und Schweden bekannt geworden war, mit ſehr gutem Erfolge wahrgenommen werden konnte; die Gemeinde leitend in der Stellung als Senior der tſchechiſch redenden Brüder. Es kam der 27. April 1656. Die Polen hatten den nicht mehr auf der Höhe der Guſtav-Adolf'ſchen Schule ſtehenden Schweden einen feſten Punkt nach dem andern abgenommen und rückten vor Liſſa. Die Aufforderung, die Stadt zu übergeben, ward von der Bürgerſchaft zurückgewieſen; am 28. April aber ward ſie von der ſchwediſchen Beſatzung verlaſſen; da die Bürgerſchaft ſchutzlos war, floh ſie auch, und am 29. ward die Stadt von den Polen beſetzt, geplündert und eingeäſchert. Comenius rettete wie ſo viele andere Evangeliſche nur das nackte Leben. Nach kurzem Aufenthalt in Schleſien fand er eine liebevolle Aufnahme in dem gaſtlichen Hauſe des ebenſo reichen als frommen Lorenz de Geer in Amſterdam, deſſen Vater ihm bereits ein hochherziger Beſchützer geweſen war. Hier hat er dem Zwecke, welchen er ſein ganzes Leben hindurch vor Augen gehabt hatte, in Muße den Reſt ſeiner Tage widmen können. Dieſer Zweck war, wie bereits angedeutet, zunächſt die Schulwiſſenſchaft. Um den Stoff für die Bildung zuſammenzuſtellen, ſuchte er eine ſogenannte Panſophie zu ſchaffen, d. h. ein großes encyklopädiſches Werk, welches das ganze „Wiſſen der Gegenwart" in ſich vereinigen ſollte, und zur Verbeſſerung der Methode verfaßte er Lehrbücher. Anderſeits ſorgte er für ſeine Kirche nach Kräften, verſuchte, die da und dorthin zerſtreuten Glieder derſelben zuſammenzuhalten, und ſchrieb für ſie Erbauungsbücher in großer Zahl, von denen allerdings, da die Jeſuiten ihnen mit Fanatismus nachſtellten, nur wenige Exemplare auf uns gekommen ſind. Von dieſer ſegensreichen Wirkſamkeit rief ihn der Herr über Leben und Tod ab am 15. Novbr. 1670. Mit ihm ſtirbt die böhmiſch-mähriſche Brüderkirche, deren letzter und bedeutendſter Vertreter er geweſen iſt.

Wie bewegt nun aber auch ſein äußeres Leben geweſen iſt, ſein inneres Leben hat ſich gleichmäßig fortentwickelt; weder haben die erſchütternden Ereigniſſe, welche auf ihn einſtürmten, ihn an der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften hindern, noch hat die Schwere der Zeit ihm den friſchen hoffnungsvollen Mut nehmen können, den der haben muß, welcher den Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft beſſern will; und das hat er nicht nur ehrlich gewollt, ſondern er hat dazu auch den richtigen Weg eingeſchlagen. Dies läßt ſich zunächſt an ſeinen ſogenannten panſophiſchen Beſtrebungen nachweiſen. Er war kein Mann der Einzelforſchung, ſondern er wollte eine allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung verbreiten. Er hat darum keinen Zweig der Theologie oder ſonſt einer Wiſſenſchaft durch eine ſelbſtändige Arbeit gefördert, was ihm zum Beiſpiel auf dem Gebiete der Sprachvergleichung möglich geweſen wäre, für welche er ſehr viel Sinn und Begabung verrät; ſondern er hat ausſchließlich fremde Forſchungen zuſammengetragen und verarbeitet. Ganz beſonders hat er ſich an den deutſchen Johann Valentin Andreae angeſchloſſen, einem Mann, welchem in der Geſchichte der Pädagogik der gebührende Platz noch nicht eingeräumt worden iſt. Die mit Recht am meiſten bekannt gewordenen Stellen in der großen Unterrichtslehre des Comenius und die ergreifendſten Schilderungen aus dem Seelenleben in ſeinen tſchechiſch geſchriebenen Andachtsbüchern ſind wörtlich aus Andreae hinübergenommen! Die damalige Zeit dachte nun einmal über geiſtiges Eigentum weitherzig — wie hätte da der Slave Comenius Bedenken tragen ſollen, den Deutſchen Andreae tüchtig zu plündern? Darum haben wir es auch keineswegs zu beklagen, daß die Sammelhefte des Comenius bei der Belagerung von Liſſa verloren gegangen ſind, und daß ſein in Amſterdam angefangenes panſophiſches Werk nicht vollendet worden iſt, denn was darin geſtanden hat, können wir in anderen noch vorhandenen Werken aus jener Zeit nachleſen. Für ſeinen Zweck aber war dieſe Sammelarbeit notwendig;

er wollte lernen, um zu lehren! Es kam ihm darauf an, alles, was ein Menſch wiſſen muß, zuſammenzuſtellen, und das bedeutete der damaligen Unterrichtsweiſe gegenüber einen ungemeinen Fortſchritt, denn es fehlte in den Schulen ſeiner Zeit alle Beziehung zur Wirklichkeit. Die jungen Leute, ſo klagt Comenius, kommen aus denſelben heraus, ohne den geringſten Begriff von dem wirklichen Leben zu haben, ſie wiſſen nichts von der Naturkunde, nichts von den Erfindungen, deren zu ſeiner Zeit ja recht wichtige gemacht worden, nichts von den Bedürfniſſen und Beſchäftigungen der Menſchen. Darum iſt Baco von Verulam ein Mann nach ſeinem Herzen, deſſen auf genauer Beobachtung begründete Behandlung der Naturwiſſenſchaft er in der Schule eingeführt wiſſen will. Wenn er ein phyſikaliſches Kabinett, wie es jetzt jede Lehranſtalt beſitzt, zur Verfügung gehabt hätte, wie glücklich wäre er geweſen! Denn ſeine Schüler ſollen etwas ſehen, und zwar ſollen ſie es richtig ſehen. Von dieſem Geſichtspunkte aus hat er für die verſchiedenen Klaſſen, in welche er die Schule einteilte, verſchiedene Lehrbücher geſchrieben, deren bekannteſtes das für die unterſte Stufe, nämlich der orbis pictus (die Welt in Bildern) iſt. Dieſes Buch iſt mit Recht nicht nur immer wieder aufgelegt, ſondern auch in unſerer Zeit den Bedürfniſſen und Fortſchritten entſprechend durch Schulrat Dr. Lauckhardt bearbeitet worden. Durch dasſelbe iſt Comenius der Vater des Anſchauungsunterrichtes geworden.

Sachlich ſoll der Unterricht auch in den Sprachen ſein. Daher tritt in ſeinen Lehrbüchern über dieſen Gegenſtand, den ſogenannten Sprachenthüren, das lexikaliſche Element vor dem grammatiſchen in den Vordergrund. Die Menge der dargebotenen Wörter iſt eine ſehr große; allein zu dem Geiſt der Sprachen öffnen dieſe Thüren den Zugang nicht. Um ſo beſſer iſt die Methode des Comenius auf den Elementarunterricht anzuwenden. Er geht nämlich von dem Gedanken aus, daß der Unterricht leichter und angenehmer für die Schüler gemacht werden muß; die Schule zu beſuchen, ſoll nicht eine Qual, ſondern eine Freude ſein. Das wird dadurch erreicht, daß man auf eine naturgemäße Weiſe unterrichtet: man fange bei dem an, was dem Kinde am nächſten liegt, und gehe von da aus ſtufenweiſe weiter, ſo wird der Menſch ſich in der Weiſe bilden, wie ein Baum wächſt.

Es wäre nun aber falſch, wenn man Comenius wegen der ſteten Beziehung der Schule auf das praktiſche Leben für einen Vertreter der gewöhnlichen Nützlichkeitstheorie hielte; vielmehr iſt er ideal, wie nur irgend ein Schulmann ſein kann. Er will, daß die Kinder nicht nur zu nützlichen Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft, ſondern vor allem zu Bürgern des Gottesreiches erzogen werden. Darum iſt für ihn das Verhältnis der Kirche zur Schule, welches in unſren Tagen wieder einmal ſehr lebhaft beſprochen wird, gar nicht fraglich; denn er kennt keine andere Schule als eine im Sinne der Kirche geleitete, in welcher nicht nur der Religionsunterricht im Mittelpunkte ſteht, ſondern auch in allen anderen Fächern ſo unterrichtet wird, daß der Menſch dadurch zu Gott hingeführt wird. Auch hier hält Comenius naturgemäßen Fortſchritt ein; und auch hier iſt das für die unterſte Stufe, nämlich für das Alter von 0—6 Jahren geſchriebene Lehrbuch, die „Mutterſchule“, ſo wunderbar ſchön, daß es heute noch von jedem, der auf Weckung des religiöſen Sinnes im Kindesherzen hinzuwirken berufen iſt, geleſen zu werden verdient. Für die Mittelſchule ergibt ſich aus der Forderung des erbaulichen Charakters für den ganzen Unterricht folgerichtig der Ausſchluß der heidniſchen Schriftſteller aus den Schulen; darüber ſpricht ſich auch Comenius, hier wörtlich aus dem Theophilus des Andreä entlehnend, an vielen Stellen aus; doch will er den im Glauben befeſtigten Schülern die Klaſſiker in die Hände geben, was ja auch nach der Anſicht der jetzt maßgebenden Gymnaſialpädagogen unbedenklich geſchehen kann. Die Schulzucht ſoll vom Geiſte wahrer Frömmigkeit getragen ſein. Die Hauptmacht, welche die Schulordnung aufrecht erhält, ſoll das lebendige Gefühl für Anſtand und Sittſamkeit ſein, nur in Fällen von Läſterung gegen das Heilige ſollen ſtrenge Züchtigungen verhängt werden. Endlich ergibt dies für die Perſon des Lehrers, daß die ganzen guten Grundſätze der Unterrichtswiſſenſchaft in derſelben verwirklicht und anſchaubar werden: er ſoll nicht nur eine wandelnde Encyklopädie ſein, ſondern auch ein Vorbild wahrer Frömmigkeit und Sittlichkeit.

Die Frömmigkeit, welche Comenius meint, iſt die ſeiner Kirche, der böhmiſch-mähriſchen Brüdergemeinde. Eine ſcharfe und beſtimmte Durchbildung der Lehre, wie im Luthertum oder im ſtrengen Calvinismus, kann man bei ihr ſchon darum nicht ſuchen, weil ſie urſprünglich auf die wiſſenſchaftliche Bildung ihrer Kirchendiener keinen Wert legte, ja ſogar gegen dieſelbe den Argwohn hegte, als ob ſie die wahre Herzensfrömmigkeit beeinträchtigen könnte; ſodann auch darum, weil ſie, je nachdem es die äußeren Verhältniſſe mit ſich brachten, bald mehr ihre Verwandtſchaft mit der lutheriſchen, bald mehr die mit der reformierten Kirche in den Vordergrund treten ließ. Daher erklärt es ſich, daß Comenius über die Abendmahlslehre, den hauptſächlichſten Streitpunkt zwiſchen den beiden großen evangeliſchen Kirchen, ſich nicht beſtimmt ausſpricht. Die Lehre von der Gnadenwahl war ihm ganz fremd, wie ſie ja auch in keinem der deutſch-reformierten Bekenntniſſe ausgeſprochen iſt. Was ſodann die Lehre von der Erbſünde betrifft, ſo ſteht zwar die Thatſache derſelben für ihn feſt, allein da er den Zweck verfolgt, die Menſchheit zu bilden, ſo iſt es natürlich, daß er die dem Menſchen verbliebene Gottebenbildlichkeit mehr hervorhebt als die durch Adams Fall hinzugekommene Verderbtheit. Als ein rechter Sohn ſeiner Kirche erweiſt ſich nun aber Comenius in ſeinem Eifer für die Kirchenzucht! Wenn er in ſeinem tief ergreifenden „Teſtament der hinſterbenden Mutter“ (d. i. der böhmiſch-mähriſchen Kirche) der lutheriſchen Kirche gerade dieſes geiſtliche Gut zum Erbe vermacht, ſo hat er freilich recht damit, daß es um die Kirchenzucht in derſelben nie ſehr gut beſtellt geweſen iſt. Man darf aber auch nicht vergeſſen, daß unter Slaven, da bei ihnen die einzelne Perſönlichkeit ganz in der Maſſe aufgeht, eine ſtrenge Ordnung viel leichter durchzuführen iſt als bei den Deutſchen, die ein ſehr ausgeprägtes perſönliches Bewußtſein haben. Was den Geſamtcharakter ſeiner Frömmigkeit betrifft, ſo iſt es der einer innigen Herzensfrömmigkeit, welche, fern von weichlichem Weſen, in einem reinen und ſtillen Wandel ſich offenbart und in den Zeiten der Verfolgung ein bewundernswertes Heldentum hervorbringt. Dies ſpricht ſich auch deutlich in ſeinen vielen kleinen Erbauungsſchriften aus, unter welchen das „Labyrinth der Welt“ als eine, dem Andreä zum Teil wörtlich entlehnte, ſehr anſchauliche Darſtellung der Bekehrung des Sünders von der Eitelkeit des weltlichen Lebens zum ſtillen Wandel eines wahren Gotteskindes, und das Unum neccessarium „Eins iſt not“ als der Schwanengeſang des greiſen Comenius, in welchem er ſich zu dem ganzen Werke ſeines Lebens mit freudigem Bewußtſein bekennt, hervorgehoben zu werden verdienen.

Wenn er nun auch mit Bewußtſein ſeiner Kirche angehörte, ſo war er doch fern von aller konfeſſionellen Engherzigkeit. Es war ihm tiefſchmerzlich, zu ſehen, wie die Evangeliſchen ſich leidenſchaftlich untereinander befehdeten, denn er war eine friedliche Natur, wie Männer, die ſich mit Weltverbeſſerungsplänen tragen, ſein müſſen. Sein Streben ging deswegen dahin, aus allen Bekenntniſſen und allen Völkern eine Geſellſchaft von Männern zuſammenzubringen, welche mit ihm gemeinſchaftlich die Erziehung der geſamten Menſchheit auf Grund einer ebenfalls von ihnen gemeinſchaftlich aufzuſtellenden Geſamtwiſſenſchaft betreiben ſollten. Daher hat er mit gleichgeſinnten Männern in Deutſchland vor allem, dann aber auch in England, Holland, Schweden und Norwegen Annäherung geſucht und Briefwechſel gepflegt. Auch aus dem Lager der römiſchen Kirche wären ihm Mitarbeiter willkommen geweſen, denn er war unparteiiſch genug, die große formelle Geſchicklichkeit der Jeſuiten in Erteilung des lateiniſchen Unterrichts und ihre Beiträge zur Kenntnis der ſüdamerikaniſchen Indianerſprachen anzuerkennen, allein er fand hier gar keine Gegenliebe.

Von einem ſo reichen, treuen und unermüdlichen Wirken, wie das des Comenius war, ſind auch Wirkungen zu erwarten. Schon zu ſeinen Lebzeiten ward er als Schulmann anerkannt und allenthalben zu Rate gezogen. Seine Lehrbücher für den Sprachunterricht und ſein Orbis pictus ſind nie ganz außer Gebrauch gekommen, und in unſerer Zeit hat ſich ihm die Aufmerkſamkeit der ganzen pädagogiſchen Welt wieder zugewandt. Weit geringer ſind die Nachwirkungen ſeiner Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete, doch fehlen ſie auch hier nicht. Denn zunächſt haben ſeine Erbauungsſchriften ſehr viel dazu beigetragen, ſeine verfolgten Glaubensbrüder im Feſthalten am Bekenntniſſe zu ſtärken. Sodann iſt die „Biſchofsweihe“, das ſog. „Depositum“, von ihm durch Vermittlung von Jablonsky Vater und Sohn auf Zinzendorf, den Gründer der Herrnhuter Brüdergemeinde, übergegangen. Wenn derſelbe auch von Comenius erſt zu der Zeit etwas erfuhr, als er ſchon geiſtig ganz ſelbſtändig geworden war, ſo hat er doch nicht nur, indem er ſeine Gemeinde die „erneuerte Brüderunität“ nannte, das Erbe des Comenius angetreten, ſondern er iſt ihm auch innerlich verwandt.

Als Herr Senior Lic. Dr. Trautenberger in Brünn ſich einſt nach Nivnitz in Mähren begab, um in der Heimat des großen Schulmannes Comenius Nachrichten über ihn zu ſammeln, mußte er lange vergebens Umfrage halten, da die Gegenreformation hier jede Spur evangeliſchen Weſens vertilgt hat, bis er an ein altes Mütterchen kam, welches als Erinnerung aus ſeiner früheſten Kindheit meldete: zu ihrer Mutter ſei öfters ein ſteinalter Mann gekommen, welcher erzählt habe, in früherer Zeit ſei in Nivnitz ein großer Gelehrter geboren worden, der nicht katholiſch geweſen ſei; in der zweiten Mühle des Ortes habe er das Licht der Welt erblickt, ſpäter habe er fortgemußt. — Möge die bevorſtehende Comeniusfeier den Erfolg haben, daß an Stelle dieſer dürftigen Sage ein lebensvolles Gedenken an den großen Schulmann trete. Wahrlich, er iſt deſſen wert.

---

## Der Uhrenonkel.

Novellette von Olga Wohlbrück.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Die arme kleine Lene konnte aber trotz der Prophezeiung des alten Mannes keine Ruhe auf ihrem Lager finden. Hin und her wälzte ſie ſich; dann lag ſie wieder mäuschenſtill, den Kopf in die Kiſſen vergraben, oder ſie richtete ſich auf, ſchreckhaft dem lauten Ticken und Pendeln aus dem Nebenzimmer lauſchend, die Augen weit aufgeriſſen in herzbeklemmender Angſt . . . .

Wie konnte aber auch ein Menſch ſo viel Uhren haben! Die alte Großmutter, die ſie heute begraben, hatte auch eine Uhr gehabt, eine große, große Uhr, aber die machte keinen Spektakel, die ſtand ganz ſtill und bereitete einem keine Angſt, die liebe alte Uhr, welche die fremden Leute heute dem Uhrmacher verkaufen wollten für weniges Geld, nur, um das „Gerümpel“ los zu ſein. Und der Sargdeckel war noch nicht geſchloſſen über der Großmutter, da ſchickten die Wirtsleute die kleine Lene ins Nachbarhaus, um den Uhrenmann zu holen: „Er ſolle ſich ’mal die Uhr da anſehen, er war ja ein Liebhaber von alten Uhren, und die konnte er billig haben.“

Lene fürchtete ſich beinahe, als ſie dem greiſen, buckligen Männchen gegenüberſtand und ihren Auftrag ausrichtete, und doch hörte er ſie ſo freundlich an und ſagte ihr, ſie möge nur einen Augenblick warten, bis er hier fertig ſei, dann könnten ſie mitſammen gehen, und er wolle die Uhr gerne anſehen und auch bezahlen nach gutem Gewiſſen, was ſie wert ſei. Zehn Minuten ſpäter traten ſie ins Sterbezimmer. Die Leute hämmerten gerade den Sargdeckel zu, und Lene fing bitterlich an zu weinen. Die Wirtin aber zeigte dem dürren Männchen mit ſüßlichem Lächeln die Uhr an der Wand und liſpelte: „Ein altes Familienſtück, ein ſeltenes Exemplar von einer Uhr. Sie geht zwar nicht, aber —“

Sie blieb mitten im Satze ſtocken, denn ſie ſah, wie kreidebleich der alte Mann vor ihr wurde. Auch Lene hörte auf, zu weinen, und trat nach Kinderart neugierig näher, da ſie ihn wanken und nach einer Stütze greifen ſah.

„Gehörte dieſe Uhr der Verſtorbenen da?“ kam es abgeriſſen von ſeinen Lippen, und er ſtreckte die Hand nach dem Sarg aus.

„Ja wohl, und ſie hielt ſehr viel auf dieſe Uhr, die ſie von ihrem Vater, der Uhrmacher war, geerbt. Da es ihr ſchlecht ging, ſo redeten wir ihr zu, ſie möchte ſie einem Liebhaber verkaufen; hätte vielleicht ein hübſches Stück Geld dafür bekommen, aber ſie wollte nicht — eigenſinnig, wie ſie war, und darbte mit ihrer Enkelin, der Lene, die ſie uns nun als Erbe hinterlaſſen, mitſamt dem alten Uhrkaſten, deſſen Verkauf nicht einmal den Sarg bezahlen wird.“

Der alte Mann hörte nicht mehr die letzten liebloſen Worte, ſchwere Thränen rollten über ſeine Wangen, während ſeine Vergangenheit wieder mit aller Macht vor ihm auferſtand.

„Komm, Lene,“ ſagte er milde zum Kind, „gieb mir deine Hand, und geben wir deiner Großmutter das Geleite. Ich habe ſie gut gekannt vor vielen, langen Jahren,“ ſetzte er wie erklärend hinzu.

Lene konnte gar nicht mehr weinen, ſie fühlte ſich nur beklommen, und ein ängſtliches Gefühl beſchlich ſie bei dem Gedanken, was denn nun aus ihr würde, nachdem ſie die Großmutter begraben und der Greis ſie verlaſſen. Als ſie aber zurückkamen vom Friedhof, da blieb der alte Mann lange allein mit der Wirtin, und dieſe hatte verweinte Augen und blickte die kleine Lene ſo freundlich an, wie nie zuvor.

Der alte Mann beugte ſich über das Kind und fragte: „Willſt’ zu mir kommen, Lene? Ich werde dein Großvater ſein . . . es ſoll dir nichts abgehen.“

„Wirſt es gut bei ihm haben, Lene,“ beſtätigte auch die Wirtin, ließ ein Pferd vor das kleine Wägelchen ſpannen und ſetzte das Kind mit einem freundlichen „Behüt’ dich Gott“ auf die Bank. Dann ſtieg auch der Alte ein, und nun fuhren ſie fort ins Land hinein, bis vor das Häuschen des Großvaters, wie ſie den alten Mann von jetzt ab nennen ſollte.

O Gott, wie ſchaurig es nun wieder raſſelte im Dunkel der Nacht, und jetzt ſchlug es auch von allen Uhren zehnmal. Lene zog die Decke über den Kopf und legte die Hand auf das ängſtlich pochende Herz.

Ob der Großvater Großmutters ſtille Uhr auch aufziehen, ob ſie auch ſo ticken und ſchnarren und ſchlagen würde?

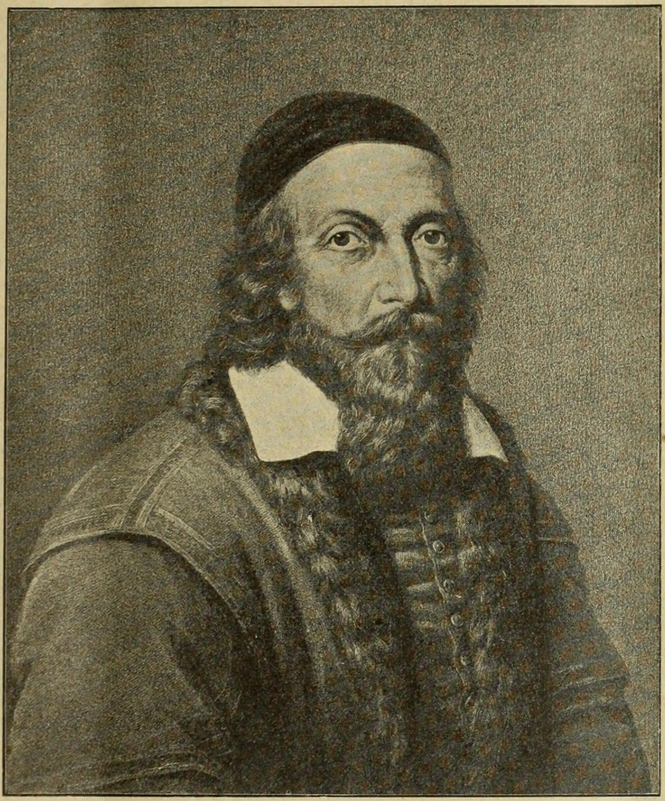
Lene ballte die Händchen unter der Decke und murmelte eigenwillig: „nein, nein, das leid ich nicht . . . .“

Sie wäre am liebſten aus dem Bett geſprungen, um den Großvater zu bitten, der alten Uhr ja nichts zu thun, ſie war ja gar nicht dazu da, um zu gehen. Aber ſie ſcheute ſich, im Dunklen durch den unbekannten Raum zu ſchreiten, ſie wußte auch nicht, ob der Großvater noch im Laden war und, wo ſie ihn ſonſt finden konnte.

So ſchloß ſie denn die Augen und blieb wieder mäuschenſtill liegen, mit beiden Ärmchen das Kiſſen umſchlingend.

Der alte Uhrenonkel hatte in der That längſt den Laden verlaſſen und ſich in ſeine kleine Schlafkammer zurückgezogen. Er ſaß auf ſeinem Bett, im Schoß die große, ſtumme Uhr, die ihn zurückverſetzte in jene Nacht vor fünfzig Jahren, welche er in herbem Kampf durchwacht, um ſchließlich doch zu unterliegen. War es nicht eine ſeltſame Fügung, daß nun doch beide Uhren in ſeinem Beſitze waren, jene Uhren, die die entſcheidende Rolle in ſeinem Leben geſpielt; es erſchien ihm dies als ein Beweis, daß ſein Vergehen nun doch Gnade gefunden vor dem Höchſten, und er die Scharte auf ſeiner Vergangenheit als ausgewetzt betrachten könne. Oh nein, er dachte gar nicht daran, dieſe ſtille, große Uhr zu neuem Leben zu erwecken; die, der ſie gehörte, weilte ja auch nicht mehr unter den Lebenden, und nun hatte er ein beſſeres, koſtbareres Gut zu pflegen, ein junges Menſchenleben.

„Ja, Lene, an dir will ich nun arbeiten, daß auch du in rechten Gang kommſt und nicht abweichſt vom Zifferblatt der Tugend,“ murmelte der Greis und fügte mit wehmütigem Humor hinzu: „Wenn meine alte Alte mir nur Zeit läßt …“



Joh. A. Comenius.

Nach einer im Verlage von E. H. Schröder erſchienenen Lithographie von C. Süßnapp, einem alten ſich in Liſſa befindlichen Ölbilde nachgebildet, welches Oliver Cromwell für das „Lange Parlament“ anfertigen ließ. Der Name des Malers iſt unbekannt.

Dann hüllte er die große Uhr wieder in ein Tuch und verwahrte ſie in einer altertümlichen Holztruhe. Vorſichtig ergriff er das Lämpchen und ging leiſen Schrittes in den Laden. Er leuchtete herum, daß das Licht grell auf jede einzelne Uhr fiel und nickte befriedigt.

„Brav, Kinder, brav.“

Zum Schluß blieb er vor ſeiner „Alten“ ſtehen. „Tick-tack, tick-tack,“ dröhnte der ſchwere Pendel.

„Haſt dich gar nicht aus der Faſſung bringen laſſen, Alte, durch das Wiederſehen — das iſt recht. Mich hat’s doch ein bißchen angegriffen!“

Und der großen Uhr zunickend, wie einem lebenden Weſen, verließ er ebenſo leiſe wie er gekommen, den Laden.

Er legte ſich nieder, aber ſein Schlaf war ſchwer und unruhig; quälende Träume peinigten ihn und ſpäter als gewöhnlich erwachte er, Angſtſchweiß auf der Stirne, im ganzen Körper eine ungewohnte Schwäche fühlend.

Die kleine Lene hatte die Nacht über faſt gar nicht geſchlafen. „Hier halte ich’s nicht aus, morgen laufe ich fort,“ ſagte ſie ſich und ſehnte das Frührot herbei. Wie konnte der Großvater nur ſagen, daß man bei dem Lärmen ſchlafen ſollte? Da — da raſſelte es wieder — und eine Uhr, die hörte ſie ſchon unter all den anderen heraus, ſo furchtbar laut pendelte und ſchlug ſie. Alle anderen Uhren hätte ſie ja noch ertragen, aber gerade dieſe, dieſe eine, machte ihr das Blut in den Adern gerinnen.

Es war, als wenn jemand mit dem Hammer an die Wand klopfte. Oh, wie ſtill und anheimelnd war doch Großmutters Uhr, und bei der Erinnerung an die verſtorbene Großmutter und die ſtille Uhr brach Lene wieder in Weinen aus. Dann ſchlief ſie ein. Früh am Morgen erwachte ſie. Raſch kleidete ſie ſich an, mit dem Wunſche, dem unheimlichen Uhrenſpuk zu entrinnen. Bis der Großvater erwachte, konnte ſie ja draußen vor dem Hausthor ſitzen und dem Zwitſchern der Vögel lauſchen. Das war doch eine andere Muſik, als dieſes gleichförmige, atembeklemmende, haſtige Tick-Tack. Sie öffnete ihre Kammerthür und trat in den ſonnenüberfluteten Laden. In demſelben Augenblick aber begann es wieder in allen Gehäuſen zu ſchnarren und zu raſſeln und es ſchlug von allen Uhren faſt gleichzeitig ſechs. Lene verkroch ſich in einen Winkel und ließ ihre Augen wie verzweifelt über die Wand ſchweifen. Plötzlich riß ſie die Augen weit auf in ſtarrem Schreck, und ein halbunterdrückter Schrei entfuhr ihren Lippen. Da oben, ganz oben, da war ja Großmutters Uhr . . . und ſie ging, ja wohl . . . ſie pendelte gleichmäßig weiter. Oh, ſie erkannte dieſes Pendeln, es war dasſelbe, das ihr dieſe Nacht eine ſolche Angſt eingeflößt, und nun hatte ſie eben die ſechſte Stunde geſchlagen, zugleich mit den übrigen, aber noch lauter, noch dröhnender.

Ein namenloſer Zorn ſtieg jetzt in der Kinderſeele auf, ein Zorn gegen den alten Mann, der Großmutters ſtille Uhr verhext.

Und dieſe Uhr gehörte ja von rechtswegen ihr, der Lene, nicht dem fremden Mann, den ſie Großvater nennen ſollte, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Und wenn die Uhr bis jetzt ſtill geſtanden, ſo ſollte ſie auch ferner nicht gehen und ſie, die Lene, würde ſie ſchon zum Stehen bringen, das war ihr gutes Recht, ja das mußte ſie ſogar thun, wollte ſie das Andenken ihrer Großmutter ehren. Sie hatte oft mit dem Pendel der ſtillen Uhr geſpielt, aber jetzt, jetzt fürchtete ſie ſich vor ihm, wie er ſo ſelbſtändig hin- und herbaumelte. Indeſſen ſie war ein tapferes, kleines Ding und wollte die Furcht überwinden.

Sie ſah ſich nach einem paſſenden Stuhl um, und als ſie einen entdeckt, der höher war, als die andern, ſtellte ſie ihn an die Wand, ſtieg auf denſelben, riß mit beiden Händchen zornig an dem Pendel und klopfte dann, ganz blaß vor Aufregung, in kindiſcher Wut auf das Gehäuſe.

„Still ſtehen, dumme Uhr —“ preßte ſie zwiſchen den Zähnen hervor.

Und dann, als ſie im Innern der Uhr ein eigentümliches Geräuſch vernahm, hielt ſie die Hände entſetzt vor die Ohren — ſie vermeinte zum zweitenmal das Todesröcheln ihrer Großmutter zu vernehmen, es war wie ein menſchliches Stöhnen und Ächzen geweſen. Aber der Schreck verflüchtigte ſich, da ſie ſah, daß der Pendel regungslos herabhing.

Lene war befriedigt, es war leichter gegangen, als ſie gedacht. Sie ſtieg langſam vom Stuhl und ſtellte dieſen wieder an ſeinen Platz zurück. So, und jetzt ſchien es ihr gar nicht mehr ſo unheimlich in dem Laden, ſie fand es ſogar höchſt vergnüglich, dem vielſeitigen Ticken zu lauſchen. Aber plötzlich wurde ihr doch bange bei dem Gedanken an den Großvater. Was er wohl ſagen würde? O ſie wollte ihm ſofort geſtehen, was ſie gethan, es war ja nichts Unrechtes, und er hätte ſie doch auch erſt fragen können, ob er die ſtille Uhr aufziehen dürfe.

Nun war Lene wieder ganz beruhigt. Sie öffnete die Fenſterflügel und beugte ſich weit über die Brüſtung vor, hinausſpähend auf die ihr unbekannte Straße. Sie gefiel ihr ganz gut, auch die Leute fand ſie nett, die ſie im Vorbeigehen freundlich anlächelten, als kennten ſie ſie ſchon ſeit langer Zeit. Sie wurde ganz übermütig unter der Wirkung dieſes ihr ungewohnten freundlichen Lächelns, das ihr jeder ſpendete. Es ärgerte ſie nur, daß niemand ſtehen blieb, um mit ihr zu ſprechen, denn ſie langweilte ſich ſchon ein bißchen, ſo ganz allein zu ſein, und dann war ſie auch hungrig. Ah, da kam ja wieder ſo ein netter Mann einher mit guten Augen.

„Morgen, kleine Range!“ rief er lachend. „Na, ſchon ausgeſchlafen? Siehſt ja ganz fröhlich drein. Als ich dich geſtern aus dem Wagen hob, da hatteſt du eine rote Naſe vom vielen Weinen. Biſt du eine Verwandte vom Uhrenonkel?“

Lene ſchüttelte den Kopf, und da es ſie freute, daß ſie mit jemand plaudern und ihren Hunger vergeſſen konnte, erzählte ſie, wie ſie zum „Großvater“, der ja eigentlich gar nicht ihr Großvater war, gekommen.

„Fürchteſt du dich nicht vor den vielen Uhren,“ fragte der junge Burſche und lugte neugierig in den Laden hinein.

Lene wollte gerade, zutraulich geworden, die Epiſode dieſes Morgens erzählen, als der Burſche plötzlich erſchrocken ausrief: „Die Tante ſteht!“

„Welche Tante?“ fragte Lene und blickte um ſich.

Der Burſche aber ſtreckte die Hand aus und zeigte auf die große Uhr.

„Das iſt ja...“ Lene vollendete den Satz nicht; ihr ward auf einmal recht unbehaglich zu Mut, und ſie fühlte inſtinktiv, daß ſie eine entſetzliche Unthat begangen.

„Was iſt denn mit der Uhr?“ fragte ſie kleinlaut.

Der Burſche erzählte nun in abgeriſſenen Sätzen, wie ſehr der Alte an dieſer Uhr hing, die ſeit fünfzig Jahren nicht einmal ins Stocken geraten war, und wie er den Aberglauben hegte, ſterben zu müſſen, wenn die Uhr einmal ſtill ſtände.

Lene brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Biſt eine gute, kleine Seele!“ ſagte der Burſche, den Grund ihres Weinens verkennend. „Na, na, beruhige dich nur, der Alte braucht darum doch nicht zu ſterben, iſt ja bloß ſo ein dummer Aberglaube von ihm.“

Er fuhr mit der Hand tröſtend über das blonde Kinderköpfchen und ſchritt langſam weiter.

Lene weinte wie eine Verzweifelte. Sie hatte die Uhr gewiß mit Großmutters Uhr verwechſelt, weil ſie ihr ähnlich ſah, und nun ſchwebte ſie in Todesangſt, was der Großvater zu der Miſſethat ſagen würde. Nun könnte ſie ſich aber nimmer entſchließen, dieſelbe zu geſtehen, lieber wollte ſie fortlaufen, weit weg, wie ſie ſich's ſchon dieſe Nacht vorgenommen.

In dem Augenblick wurde von der zweiten Kammer aus die Ladenthür leiſe geöffnet, und der Uhrenonkel trat auf die Schwelle. „Schon wach, Lene?“ fragte er freundlich.

Die Kleine zuckte zuſammen und wendete ſich um, dem Alten ihr verweintes Geſichtchen zeigend; aber ſie rührte ſich nicht vom Fleck und duckte ſich, als fürchte ſie Schläge, da der Greis auf ſie zutrat und die runzelige Hand erhob, um ihre Wange zu ſtreicheln.

„Mußt nicht ſcheu ſein, Lene, dir geſchieht hier nichts,“ ſagte er liebevoll. „Jetzt laß mich nur Umſchau halten, und dann wollen wir frühſtücken. Es iſt ja ſchon viertel acht vorbei, würde es wahrhaftig nicht glauben, daß ich ſo ein Langſchläfer, wenn die Uhren es mir nicht einſtimmig ſagten.“

Er ſchüttelte den Kopf und warf einen Blick auf ſeine „Alte.“

„Lene,“ kam es zitternd von ſeinen Lippen, und ſtarr blieben ſeine Augen an dem regungsloſen Pendel haften. „Lene, ſie geht nicht mehr.“

Das Kind ſenkte die Augen zu Boden und antwortete nicht. Das dürre bucklige Männchen wiederholte aber immer wieder, halb unbewußt: „Sie geht nicht mehr, meine Alte! Lene, ſie geht nicht.“

Dann ſchritt er langſam mit ſchlotternden Knieen auf ſeinen Lehnſtuhl zu und ließ ſich in demſelben nieder, die Augen immer auf die große Uhr gerichtet. Schwere Thränen rollten über ſeine Wangen, er bewegte die Lippen leiſe, wie im Gebet, endlich ſagte er mild: „Komm Lene, armes Kind!“

Das Mädchen trat furchtſam näher. Jetzt würde der Großvater gewiß fragen, warum die Uhr ſtehen geblieben war. Aber er fragte gar nichts. Es war ihm ja auch gleich, auf welche Art ſie ſtehen geblieben — ſie ſtand eben! Er wiederholte immer nur: „Armes Kind, armes Kind!“

Der Greis war ſtiller noch als ſonſt den ganzen Tag über, er arbeitete auch läſſiger und ſagte den Vorübergehenden mit mattem Lächeln: „Mir iſt heute nicht ganz wohl, werde heute ſonntäglich feiern . . .“

Die Uhr hatte er neuerdings aufgezogen, und Hoffnung belebte ſeine Züge, als er ſie wieder pendeln hörte — aber es kam ihm vor, als wäre der Pendelſchlag nicht mehr ſo ſicher und ruhig, wie früher — und er mußte immer hinhorchen, ob ſie auch noch ging. Die Lene ließ ſich nur zu den Mahlzeiten im Laden ſehen, ihr bangte vor den traurigen Blicken des Alten, aber auch ſie freute ſich über den lauten Pendelſchlag.

Die Kunde, daß die „Tante“ ſtehen geblieben, hatte ſich raſch im Ort verbreitet, und faſt jeder hielt es für ſeine Pflicht, an den Fenſtern des Uhrenonkels vorbeizugehen. Es war wie eine Prozeſſion den ganzen Tag. Niemand traute ſich jedoch nach der großen Uhr zu fragen. Nur gegen Abend faßte ſich einer das Herz und erkundigte ſich halb ſcherzend, was die „Tante“ zum neuen Beſuch ſage.

„Heute Morgen haben wir uns gezankt,“ entgegnete der Uhrenonkel mit wehmütigem Lächeln, „ſie hat mir die Freundſchaft gekündigt, wohl aus Eiferſucht auf die Lene — jetzt ſind wir ſchon wieder ausgeſöhnt.“

Aber er glaubte wohl ſelbſt nicht an dauernden Frieden, und immer häufiger und ängſtlicher irrten ſeine Augen zur „Alten“ hinüber. Nachts, da alles im Orte ſchlief, ſetzte ſich der Greis an ſeinen Werktiſch, aber diesmals hatte er nicht kleine Räderwerke vor ſich, ſondern Tinte und Papier.

In großen, ungefügigen Buchſtaben ſchrieb er ſeinen letzten Willen nieder. Er hatte nicht viel zu ſagen, aber das Wenige war die Beichte ſeiner Schuld und ſeiner Sühne.

Seine „Alte“ vermachte er dem Pfarrer und die Lene dem Orte; die Leute daſelbſt mochten aus ihr einen braven Menſchen machen, in Erinnerung an den alten Uhrenonkel. „Was er ſonſt an Hab' und Gut beſitze, komme der Lene zu, von Rechtswegen.“

Er ſchrieb noch einmal: „von Rechtswegen“ und unterſtrich das Wort. Dann ſetzte er ſeine Unterſchrift darunter, mit ſteifen, altmodiſchen Schnörkeln verſehen, verſiegelte das Papier und atmete befriedigt auf. Nun war ihm auch leichter und wohler zu Mut, nun konnte er ſchlafen gehen und dann wieder weiter leben, bis er abberufen würde zum tiefen, ewigen Schlaf.

Der Greis wollte es am andern Morgen kaum glauben, daß ſeine Alte immer noch ging — um ſo weniger, als er ſich ſelbſt wieder recht hinfällig fühlte.

Die Lene ſchlich ſtill und traurig im Laden umher, ſie hatte den Großvater lieb gewonnen, aber ſie wagte es doch nicht, ihm ihre That zu geſtehen.

Am Nachmittag ging ſie vors Thor. Der alte Mann blieb an ſeinem Werktiſch ſitzen, und die Vorübergehenden ſahen durch das offene Fenſter ihn, wie gewöhnlich über ein feines Räderwerk gebeugt, im Auge das Glas mit den breiten ſchwarzen Rändern. Da wurde er müde. Er lehnte ſich zurück, mit Wohlbehagen die warme, würzige Luft einatmend — er lauſchte dem Ticken ſeiner geliebten Uhren und verfolgte aufmerkſam das Pendeln ſeiner „Alten“.

Und — ſeltſam — er hörte plötzlich aus ihrem Pendelſchlag das „bald, bald, bald“ heraus, das ihm vor fünfzig Jahren ſo viel Glück zu verkünden ſchien. Ja, ja, es war ganz deutlich: bald, bald, bald. Ob ihn dieſes „bald“ auch jetzt narren würde? Er ſchloß die Augen und liſpelte leiſe, wie in Fortſetzung des Pendelns, das unhörbar für ihn aufgehört: „bald . . . bald . . .“

Und die kleinen Uhren tickten luſtig weiter, trotz des ſtrengen Schweigens der großen Tante.

Der Uhrenonkel war geſtorben, hieß es eine Stunde ſpäter im Orte. Der Arzt aus dem nächſten Städtchen konſtatierte: „an Altersſchwäche,“ die Leute aber wußten es beſſer: weil die „Tante“ ſtehen geblieben war!

Es war ein gar feierliches Begräbnis, das man dem Verſtorbenen bereitete. Alle im Orte gingen als Leidtragende hinter dem Sarge. Die Kirche war zu klein, um die Menge zu faſſen, von der ein Teil draußen ſtehen bleiben mußte.

Lene ſchluchzte herzbrechend in ihre neue, ſchwarze Schürze hinein. Sie wußte es ganz genau, warum der Großvater geſtorben war. Er lebte gewiß noch heute, wenn ſie nicht ſelbſt die große Uhr zum Stehen gebracht hätte! —

Es iſt nur gut, daß die Leute im Orte nicht ahnen, welche Schuld ſie am Tode des Uhrenonkels trug, ſie würden ſie ſonſt gewiß nicht ſo zärtlich „unſere Lene“ nennen.

## Auf dem Eigenen.

Was wohl iſt — man ſoll's mir zeigen —
Beſſer noch als dies zu ſehn:
Mann und Frau auf ihrem Eigen,
Wenn ſie durch den Garten gehn!
Was ihr Fleiß im Frühling ſä'te,
Wuchs empor und blüht' heran,
Und nun ſchaun ſie ihre Beete
Fröhlich und zufrieden an.

Auf dem ſaubern Gartenſteige
Gehn ſie ruhig hin und her,
Über ſie die grünen Zweige
Neigt ein Baum von Früchten ſchwer.
Und ich ſeh' ſie freundlich nicken,
Fühl' es mit, wie ſie's erfreut,
Wenn ein Strauch dann ihren Blicken
Noch ein ſpätes Röslein beut.

Faſt betracht' ich ſie mit Neide
Und nicht ſatt kann ich mich ſchaun.
Welchen Schutz in Leid und Freude
Doch gewährt ein ſchwacher Zaun!
Wollte Gott, mir würd' hienieden
Ein beſcheidnes Glück wie dies!
Eignes Heim mit ſeinem Frieden
Iſt ein Reſt vom Paradies.

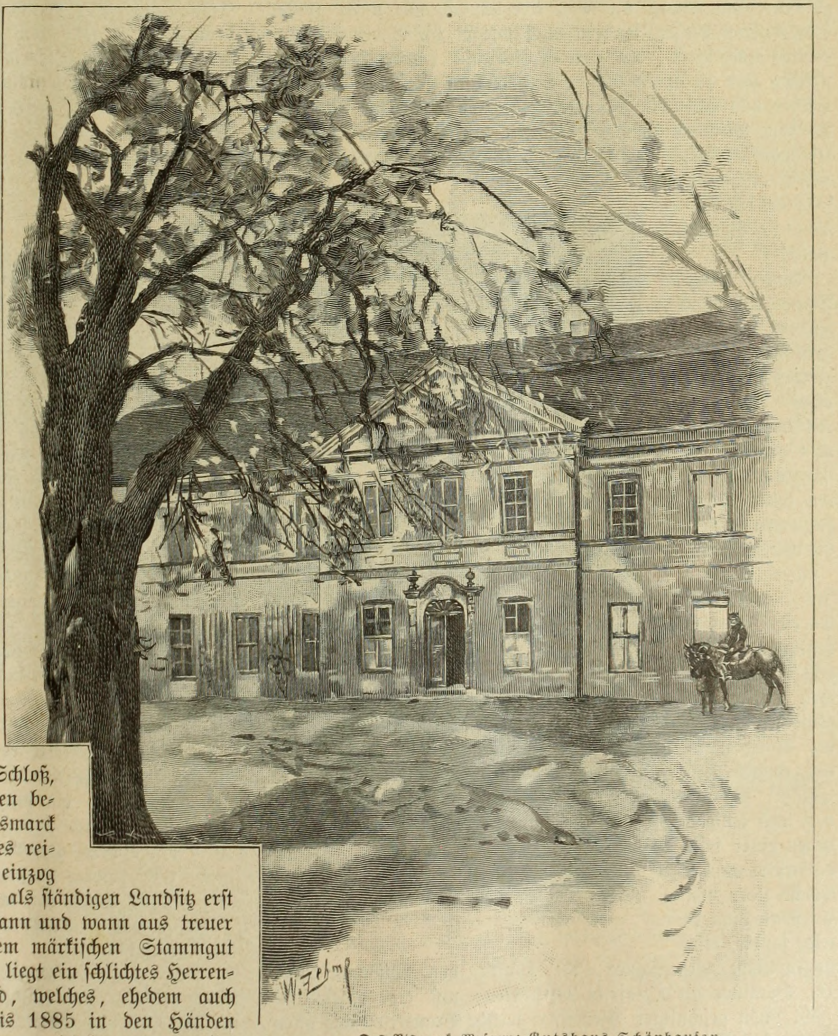
J. Trojan.

---

## Das Bismarck-Muſeum in Schönhauſen.

— Zum 1. April 1892. —

(Abdruck verboten.)



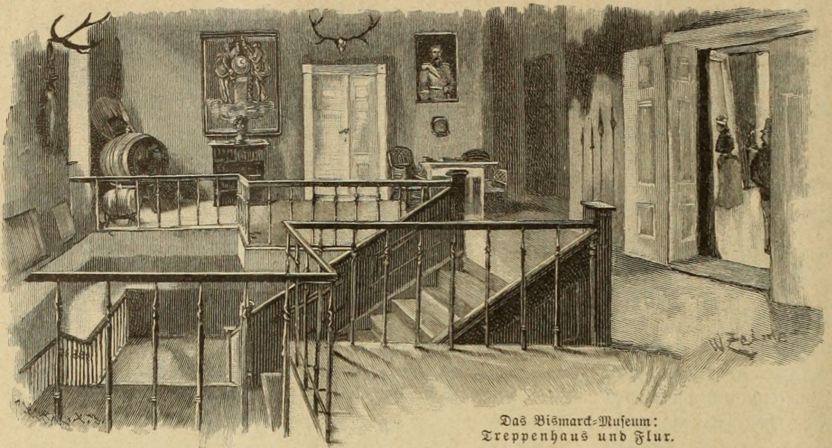
Das Bismarck-Muſeum: Gutshaus Schönhauſen.

Schönhauſen iſt ein ſtiller Ort, wie es andere märkiſche Dörfer auch ſind. Etwas größer vielleicht, als der Durchſchnitt, aber darum nicht viel belebter. Auch die Bahnſtation trägt faſt ganz den Typus der kleinen Bahnhöfe, an denen jeder Schnellzug verachtungsvoll vorüberſauſt: das Gebäude iſt vielleicht ein wenig geräumiger, das Ausweichgeleiſe etwas länger — das iſt alles.

Und dennoch ſtiegen, als ich in Schönhauſen ankam, mit mir zugleich mehrere Herren aus, und wir pilgerten alle, wie auf Verabredung, zu dem Manne mit der roten Dienſtmütze und fragten, wann das „Muſeum“ geöffnet ſei.

Denn Schönhauſen beſitzt ſeit einigen Monaten ein Muſeum und eins der merkwürdigſten auf dem ganzen Erdenrund dazu: ein Muſeum, zuſammengetragen von der Verehrung der Fürſten aller civiliſierten Staaten, gebildet aus den Gaben der Liebe eines dankbaren Volkes — ein Muſeum, großartig und rührend zu gleicher Zeit.

Wenn man, vom Bahnhof kommend in die große Hauptſtraße des Dorfes tritt, ſo liegt rechts das Schloß, das aus Hunderten von Abbildungen bekannte Haus, in welchem Fürſt Bismarck vielleicht die glücklichſten Jahre ſeines reichen Lebens wohnte, in das er einzog als junger Ehemann und welches er als ſtändigen Landſitz erſt 1867 mit Varzin vertauſchte, um dann und wann aus treuer Anhänglichkeit immer wieder in dem märkiſchen Stammgut ſeines Geſchlechts einzukehren. Links liegt ein ſchlichtes Herrenhaus, zu jenem Rittergut gehörend, welches, ehedem auch Bismarckſcher Beſitz, von 1835 bis 1885 in den Händen einer Familie Gärtner war und dann endlich, am 70. Ge-

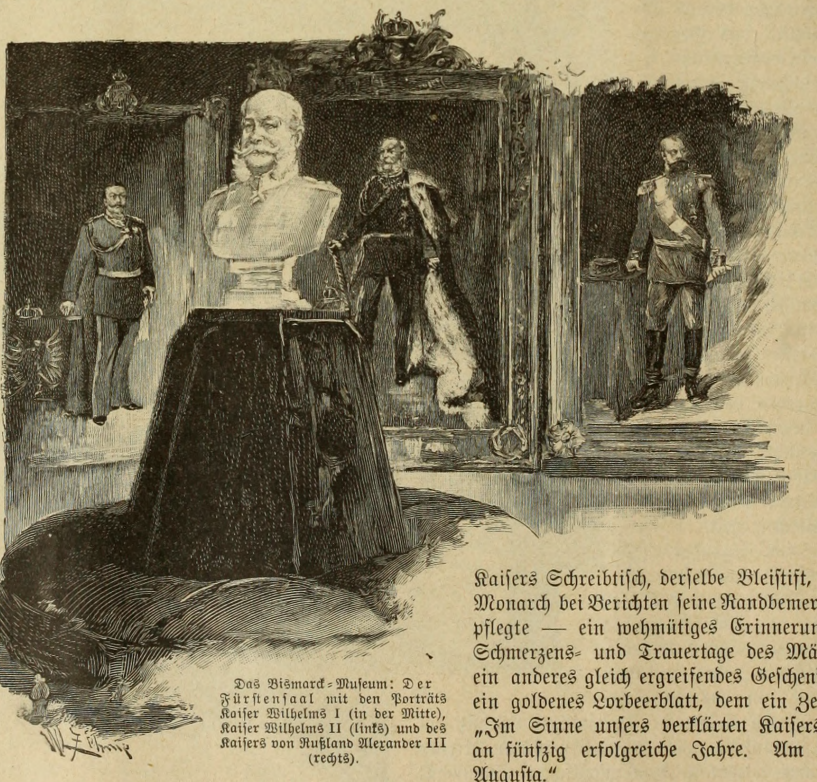


Das Bismarck-Muſeum: Treppenhaus und Flur.

burtstag des Reichskanzlers, dieſem wieder als ein Nationalgeſchenk zu eigen wurde: ein einfacher Bau, aus Erdgeſchoß und einem Stockwerk beſtehend, umſchattet von herrlichen Baumrieſen.

In dieſem Hauſe hat der Fürſt im Laufe des letzten Jahres zu einer großen Sammlung die ſchier unzähligen Ehrengeſchenke und Gaben vereinigt, welche ihm während ſeiner ruhmvollen Laufbahn aus allen Teilen der Erde, von Hoch und Gering, von Arm und Reich zugegangen ſind — zu einer Sammlung, die nicht nur beweiſt, wie unſer großer Staatsmann geehrt, ſondern auch wie er die Gaben der Verehrung und Liebe, die ihm dargebracht wurden, ſelbſt zu ſchätzen und zu ehren wußte, gleichviel ob dieſelben in Gold, Silber und Edelſtein prangten oder ob es kleine und beſcheidene Geſchenke waren. Ja, wie oft mag dem mit Ehren Überhäuften wohl eine ſchlichte, ſinnige Aufmerkſamkeit wertvoller erſchienen ſein, als ein koſtbares Prunkgerät!

Eine breite Treppe führt im Innern des Gutshauſes vom Erdgeſchoß zum Korridor des oberen Stockwerks, in dem die Sammlungen in mehreren mittelgroßen Zimmern, dieſelben völlig füllend, untergebracht ſind. Auf dem Korridor bereits beginnen die höchſt mannigfachen und im allgemeinen im bunten Durcheinander aufgeſtellten Schätze. Da ſtehen und hängen neben einer koſtbaren Bronzeuhr, welche Herr von Carſtenn-Lichterfelde ſandte, ethnographiſche Gegenſtände, die Major von Wißmann und Dr. Bumiller in Oſtafrika erbeuteten, und eine anſehnliche Zahl ſchön geſchnitzter Bierfäſſer, welche Brauereien aus allen Teilen des Reichs dem allezeit getreuen Verehrer des Gerſtenſaftes darbrachten, oder Fäſſer voll edlen Weins, wie jenes aus Sicilien mit der Aufſchrift: „Trinke Kraft zu kühnen Kämpfen.“

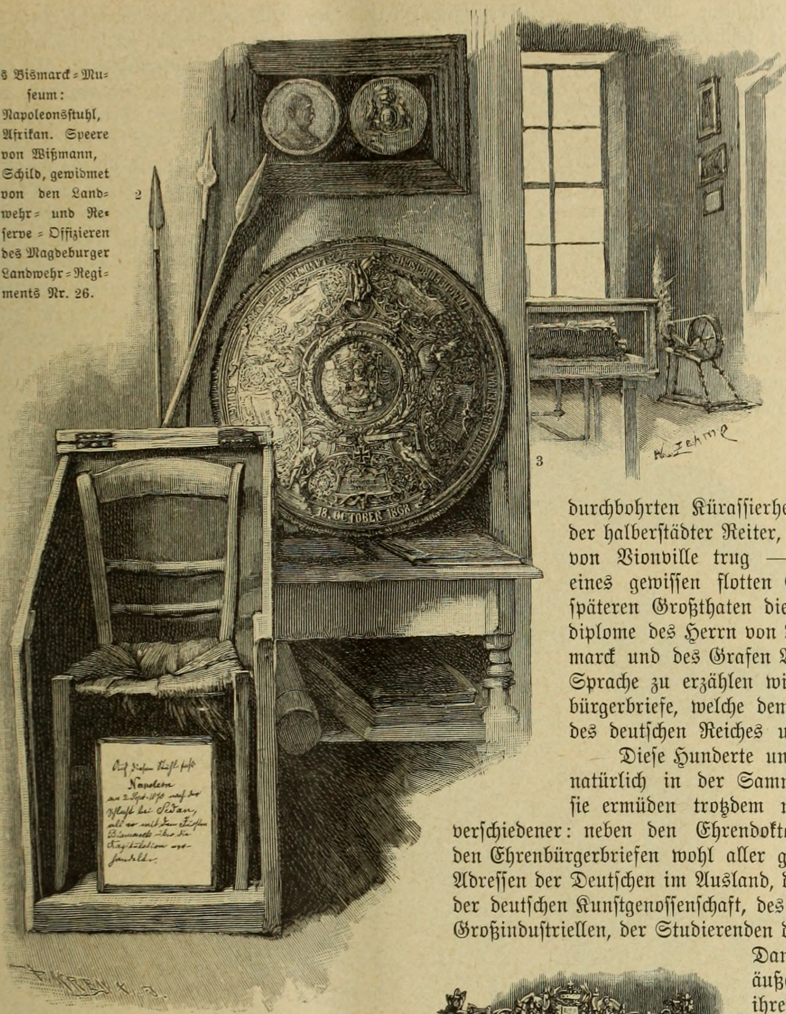


Das Bismarck-Muſeum: Der Fürſtenſaal mit den Porträts Kaiſer Wilhelms I (in der Mitte), Kaiſer Wilhelms II (links) und des Kaiſers von Rußland Alexander III (rechts).

Gradeaus öffnet ſich eine Flügelthüre zum Fürſtenſaal, welchen die meiſten der großen Portraits ſchmücken, die dem Fürſten von ſeinen Kaiſerlichen Herren und von den Herrſchern der Deutſchland verbündeten Staaten verehrt wurden: Bildniſſe Kaiſer Wilhelms des I, Kaiſer Wilhelms II, des Kaiſers von Öſterreich, des Königs Humbert von Italien, der Königin von England, des Czaren. In den anſchließenden Räumen reiht ſich dann auf zahlreichen Tiſchen die endloſe, eigentliche Sammlung an, aus welcher Einzelnes herauszugreifen ich mich billigerweiſe beſchränken muß, denn dieſelbe enthält Tauſende von Stücken.

Überaus zahlreich ſind vor allem die Gaben unſres ewig unvergeßlichen Heldenkaiſers. Sie erſcheinen, wenn man etwa von der Kopie des Wernerſchen Gemäldes „Die Kaiſerproklamation in Verſailles“ abſieht, welche dem Kanzler an ſeinem 70. Geburtstag von der geſamten Kaiſerlichen Familie geſchenkt wurde, durchaus nicht als die koſtbarſten Stücke der Sammlung, aber ſie ſind in meinen Augen die wertvollſten, denn jedes einzelne von ihnen erſcheint mir als ein Zeichen der Liebe und des reinen Dankbarkeitsgefühls, welches den Kaiſer ſeinem erſten Paladin gegenüber beſeelte. Sie alle — zum großen Teil Bronzen — ſprechen für mich eine beredte Sprache: Der greiſe Herrſcher dachte an jeden Feſttag Bismarcks, erzählen ſie; keinen wollte er vorübergehen laſſen, und jedesmal ſann er nach: Womit könnteſt du dem Fürſten wohl eine kleine Freude bereiten? Es mag ſchwer geworden ſein mit den Jahren, aber es fand ſich immer noch etwas von dem großen Abguß der Siegesſäule bis zur Nachbildung des Niederwalddenkmals! Und dem allen reiht ſich endlich eine Gabe der Kaiſerin Auguſta an: ein ſchlichter, großer Bleiſtift von des Kaiſers Schreibtiſch, derſelbe Bleiſtift, mit welchem der Monarch bei Berichten ſeine Randbemerkungen zu machen pflegte — ein wehmütiges Erinnerungszeichen an die Schmerzens- und Trauertage des März 1888 — und ein anderes gleich ergreifendes Geſchenk der hohen Frau, ein goldenes Lorbeerblatt, dem ein Zettel beigefügt iſt: „Im Sinne unſers verklärten Kaiſers zur Erinnerung an fünfzig erfolgreiche Jahre. Am 25. März 1888. Auguſta.“

Von unſerem regierenden Kaiſer finden ſich u. a. eine ſelbſtgezeichnete Marineſtudie, eine Kabinettphotographie mit der Unterſchrift: „Wilhelm, Prinz von Preußen, 1. April 1884. Zum Zeichen ſeiner treuen Anhänglichkeit und herz-

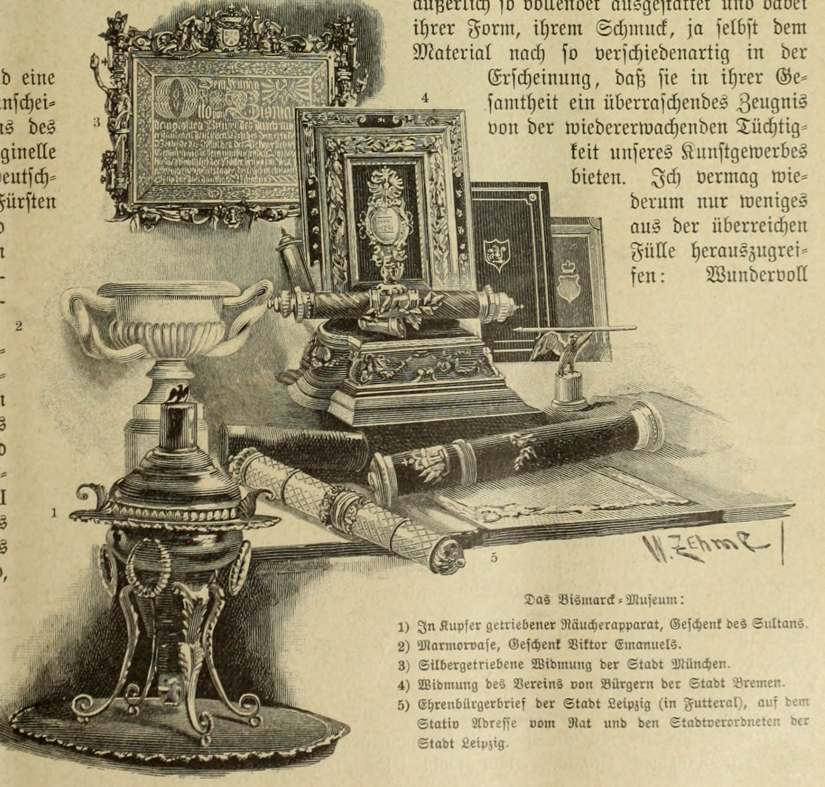


Das Bismarck-Muſeum:
1) Napoleonsſtuhl,
2) Afrikan. Speere von Wißmann,
3) Schild, gewidmet von den Landwehr- und Reſerve-Offizieren des Magdeburger Landwehr-Regiments Nr. 26.

lichen Verehrung. Cave. Adsum.“ und eine Majolikaplatte, die Prinz Wilhelm anſcheinend gelegentlich des Zuſtandekommens des Dreibundes anfertigen ließ. Die originelle Zeichnung zeigt außer den Wappen Deutſchlands, Öſterreichs und Italiens den Fürſten als mittelalterlichen Bannerträger, und trägt in hübſcher Anſpielung auf den Bismarckſchen Wappenſpruch (in trinitate robur) den Wahlſpruch: „in trinitate pax.“

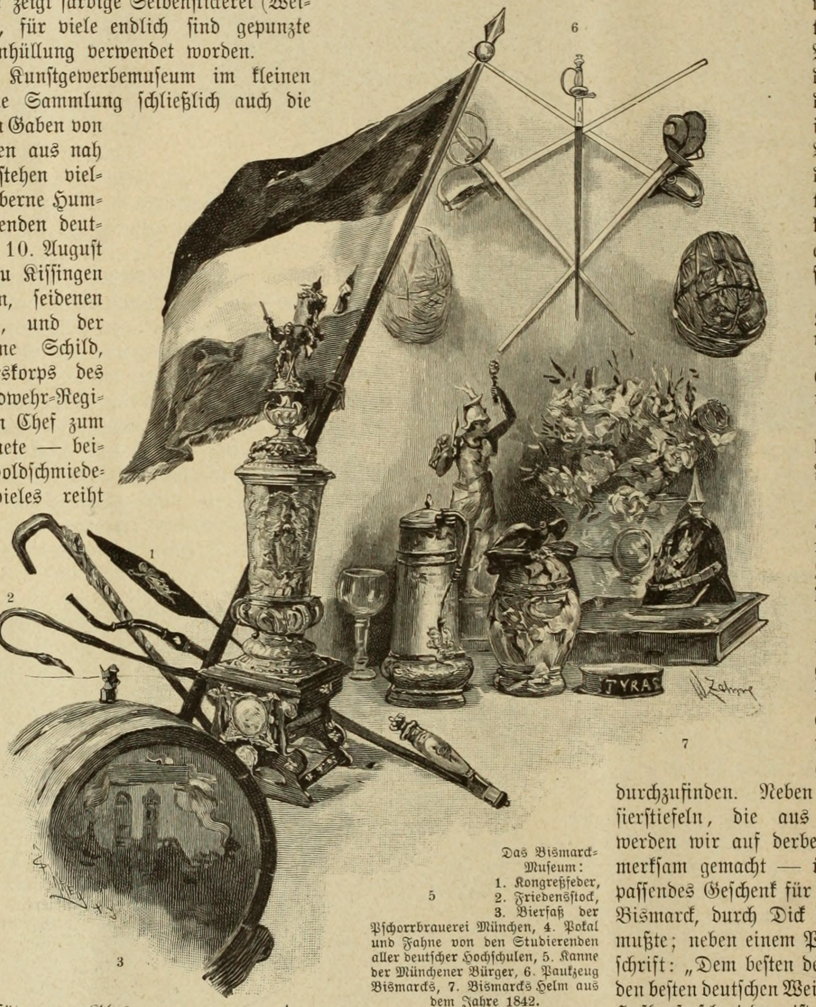
Und nun die endloſe Reihe der übrigen Gaben gekrönter Häupter und berühmter Perſönlichkeiten: die herrlichen Marmorbüſten Kaiſer Joſephs und des Prinzregenten Luitpold, das Bruſtbild des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, die Porträts Papſt Leos XIII (ein köſtlicher Charakterkopf von Lenbachs Meiſterhand), Antonellis, Thiers, des Fürſten Orloff, des Lord Beaconsfield, des Fürſten Hohenlohe, zwei merkwürdige Bildniſſe des Prinzen von Siam; eine mächtige Marmorvaſe, welche König Viktor Emanuel ſchenkte, ein rieſiger Räucherapparat, wundervoll in Kupfer getrieben, der vom regierenden Sultan ſtammt, ein gewaltiger, kunſtvoll geſchnitzter Elfenbeinzahn, welchen die Kaiſerin von China ſandte. Dazwiſchen allerlei hiſtoriſche Denkwürdigkeiten: da lehnt im einfachen Holzgehäuſe der Rohrſtuhl, auf dem Napoleon III während ſeiner Unterredung mit Bismarck in Donchéry nach der Schlacht von Sedan Platz genommen hatte und den ein Herr Balduin Schwarz aus Köln käuflich an ſich gebracht, um ihm dem Fürſten zu verehren, da ſteht ein kleines Kaſtenſchreibpult von Mahagoniholz, auf welchem im Mai 1776 die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika unterzeichnet wurde; da findet ſich neben alten Helmen, die Bismarck ſelbſt getragen, eine getreue Abformung des von Kugeln durchbohrten Küraſſierhelms, den Graf Schmettow, der Führer der halberſtädter Reiter, während des Todesritts in der Schlacht von Vionville trug — da fehlt endlich auch das Paukzeug eines gewiſſen flotten Göttinger Studenten nicht, von deſſen ſpäteren Großthaten die künſtleriſch ausgeführten Ernennungsdiplome des Herrn von Bismarck-Schönhauſen zum Grafen Bismarck und des Grafen Bismarck zum Fürſten in ebenſo beredter Sprache zu erzählen wiſſen, wie die 442 Adreſſen und Ehrenbürgerbriefe, welche dem großen Staatsmann aus allen Gauen des deutſchen Reiches und von jenſeits des Ozeans zugingen.

Dieſe Hunderte und aber Hunderte von Adreſſen nehmen natürlich in der Sammlung einen breiten Raum ein. Aber ſie ermüden trotzdem nicht. Einmal iſt ihr Inhalt ein ſehr verſchiedener: neben den Ehrendoktor-Diplomen der Univerſitäten, neben den Ehrenbürgerbriefen wohl aller großen deutſchen Städte finden ſich hier Adreſſen der Deutſchen im Ausland, der verſchiedenſten Berufsgenoſſenſchaften, der deutſchen Kunſtgenoſſenſchaft, des Düſſeldorfer ‚Malkaſtens‘, der deutſchen Großinduſtriellen, der Studierenden deutſcher Hochſchulen, des Köſener S. C. ꝛc. Dann aber ſind faſt alle dieſe Adreſſen äußerlich ſo vollendet ausgeſtattet und dabei ihrer Form, ihrem Schmuck, ja ſelbſt dem Material nach ſo verſchiedenartig in der Erſcheinung, daß ſie in ihrer Geſamtheit ein überraſchendes Zeugnis von der wiedererwachenden Tüchtigkeit unſeres Kunſtgewerbes bieten. Ich vermag wiederum nur weniges aus der überreichen Fülle herauszugreifen: Wundervoll



Das Bismarck-Muſeum:
1) In Kupfer getriebener Räucherapparat, Geſchenk des Sultans.
2) Marmorvaſe, Geſchenk Viktor Emanuels.
3) Silbergetriebene Widmung der Stadt München.
4) Widmung des Vereins von Bürgern der Stadt Bremen.
5) Ehrenbürgerbrief der Stadt Leipzig (in Futteral), auf dem Stativ Adreſſe vom Rat und den Stadtverordneten der Stadt Leipzig.

ſind z. B. die Adreſſe der Stadt München in Geſtalt einer Tafel von getriebenem Silber mit koſtbarem Rahmen, der oben die Kaiſerkrone, unten das Münchener Kindl trägt; der unter geſchnittenem Ebenholzdeckel geborgene Ehrenbürgerbrief der Stadt Bremen mit einer trefflichen Aquarelle Fitgers, die Diplome von Leipzig, Hanau, Augsburg und Dresden. Alle Zweige der Kleinkunſt ſind bei der Ausſtattung dieſer und anderer Adreſſen vertreten geweſen. Hier präſentiert ſich die eine als eiſerne Kaſſette, die andere als eine ſilberne Rolle, die dritte ruht in einem köſtlich geſchnitzten Holzkäſtchen; jene iſt in Marmor ausgeführt (Gemeinde Zſchieren bei Pirna), dieſe ſtellt ſich als wuchtige Eiſentafel dar (Chemnitz), die dritte zeigt farbige Seidenſtickerei (Weißenburg in Bayern), für viele endlich ſind gepunzte Lederarbeiten zur Umhüllung verwendet worden.



Das Bismarck-Muſeum: 1. Kongreßfeder, 2. Friedensſtock, 3. Bierfaß der Pſchorrbrauerei München, 4. Pokal und Fahne von den Studierenden aller deutſcher Hochſchulen, 5. Kanne der Münchener Bürger, 6. Paukzeug Bismarcks, 7. Bismarcks Helm aus dem Jahre 1842.

Und zu einem Kunſtgewerbemuſeum im kleinen Maßſtabe machen die Sammlung ſchließlich auch die zahlreichen, wertvollen Gaben von Vereinen und Privaten aus nah und fern. Obenan ſtehen vielleicht der köſtliche, ſilberne Humpen, den die Studierenden deutſcher Hochſchulen am 10. Auguſt 1891 dem Fürſten zu Kiſſingen nebſt einem ſchweren, ſeidenen Banner überreichten, und der wunderſchöne, ſilberne Schild, welchen das Offizierskorps des Magdeburgiſchen Landwehr-Regiments Nr. 26 ſeinem Chef zum 70. Geburtstag widmete — beides Meiſterwerke der Goldſchmiedekunſt. Aber wie vieles reiht ſich dieſen Stücken würdig an. Da ſandten die Deutſchen in Konſtantinopel einen koſtbaren Ehrenſäbel, die Deutſchen in Birma kürzlich erſt einen geſchnitzten Elefantenzahn, der an Schönheit der Ausführung nicht hinter dem Geſchenk der Kaiſerin von China zurückſteht, die Deutſchen in Japan eine hohe Bronzevaſe; Herr von Poſchinger zwei rieſige Tafelaufſätze von Glas aus ſeinen eigenen Hütten im bayriſchen Hochwald, „Hamburger Damen“ eine große Jardiniere Meißener Arbeit. Auch eine äußerſt reichhaltige Bibliothek von allen möglichen, teils dem Fürſten gewidmeten, teils doch auf ihn bezug habenden Werken, eine Sammlung von Zeitungsausſchnitten mit der Aufſchrift ‚Meminisse juvabit!“ und endlich eine lange Reihe von „Bismarckbüſten“ in der denkbar verſchiedenſten Auffaſſung darf ich wohl in dieſem Zuſammenhang erwähnen.

Es iſt ja aber ſchließlich, ich muß es noch einmal wiederholen, nicht die Koſtbarkeit und auch nicht die künſtleriſche Bedeutung, welche uns ein Andenken, ein Geſchenk teuer und wert machen. Und ſo erſcheinen mir denn die Tauſende von Kleinigkeiten in der Sammlung beſonders bedeutſam, denn ſie wiſſen mir am beſten davon zu berichten, wie deutſche Herzen für Bismarck ſchlagen. Es liegt in einem der Schränke eine allerliebſte Kinderphotographie, daneben ein winziges Schälchen von wohl ſelbſtgearbeitetem Silberfiligran: das kleine, rührende Dingelchen iſt charakteriſtiſch für jene Reihe von Gaben, zu denen ich nun übergehe.

Aber wo anfangen in dieſem Raritätenkabinet? Bei den gehäkelten Geldbörſen, bei den Kaffeetaſſen, Federhaltern, bei den Schreibzeugen, bei den originellen Briefbeſchwerern, deren gewiß ein Dutzend vorhanden ſind, oder bei den Tabakspfeifen, die wohl noch für fünf Generationen Bismarcke ausreichen würden? Am merkwürdigſten ſind vielleicht die Stöcke. Da iſt unter vielen ein Spazierſtock mit einer Germania an der Krücke, den ein ſchlichter Bahnwärter in ſeinen Mußeſtunden ſchnitzte, ein anderer mit dem Abbild des Reichshundes, welchem ſelbſtverſtändlich auch einige Halsbänder gewidmet wurden, ein dritter (von Faber in Nürnberg), der ſich durch Abſchrauben des Elfenbeingriffs in einen rieſigen Bleiſtift verwandeln läßt, ein vierter endlich, ein knorriger Eichenaſt, mit der Inſchrift:

> „Dem eiſernen Kanzler — den eichenen Stecken,
> Es ſchütze die Eiche — den eiſernen Recken.“

Man muß ſich bedingungslos der Führung des Muſeumsverwalters, Herrn Joly, der übrigens mehrere Jahre hindurch den Fürſten als Polizeiwachtmeiſter überallhin begleitete, anvertrauen, um unter allen dieſen Kurioſitäten ſich einigermaßen hindurchzufinden. Neben geſtickten Küraſſierſtiefeln, die aus Bayern kamen, werden wir auf derbe Holzſchuhe aufmerkſam gemacht — übrigens ein ſehr paſſendes Geſchenk für jemand, der, wie Bismarck, durch Dick und Dünn gehen mußte; neben einem Pokal mit der Inſchrift: „Dem beſten deutſchen Mann — den beſten deutſchen Wein“ auf einen vom Hofkupferſchmiedemeiſter Seitz-München ſtammenden, entzückenden kupfernen Humpen: „Und der is koa Münchner, dem's Bier nit guet g'fallt — Und der is koa Deutſcher, der's mit Bismarck nit hoalt!“ „Schottiſche Arbeiter“ ſandten eine Taſchenuhr; aus China kam ein wundervolles Schachſpiel; Becher aller Art, die verſchiedenſten Nippes, Tabakskaſten, Bilderſtänder, Leuchter, Eßbeſtecke, Etuis mit Medaillen, Notizbücher in allen Größen, Stickereien, Spieldoſen, ſelbſt ein reizendes Spinnrad — ja wer vermag über alle dieſe einzelnen Stücke in Kürze auch nur eine leidliche Überſicht zu geben. Nur eines möchte ich noch erwähnen. Unter Glas und Rahmen ſteht der poetiſche Erguß eines Aachener Bürgers, unterzeichnet (außer mit dem vollen Namen): „Einer Ihrer früheren beſten Haſſer und jetzigen größten Verehrer.“ Wie vielen iſt es gegangen wie dieſem Manne — und wie vielen wird, vielleicht freilich erſt nach langen Jahren, klar werden, was uns unſer Fürſt Bismarck, der eiſerne Kanzler, war!

Hanns von Zobeltitz.

## Im Weinberg.

(Zu unſerem Bilde auf S. 405.)

Weinbauer, biſt du eingenickt?
Jetzt gält's mal, einem Dieb zu wehren!
Mit kleinem frechem Schnabel pickt
Ein Wandervöglein deine Beeren!

Braun iſt's und jung und flaumenzart,
Sein Blick verſchmitzt, ſein Lied voll Trauer,
So recht nach ſcheuer Vogelart. — —
Wo ſteckt er nur, der Rebenbauer?

Am End' iſt's ihm wohl gar nicht neu,
In Gnaden einmal wegzublicken,
Wenn ſolche Vöglein, wild und ſcheu,
Sich ein paar ſüße Beeren picken?!

F. Reimund.

## Himmelskunde.

Vor einiger Zeit berichteten wir darüber, daß Profeſſor Anwers die Entfernung der Erde von der Sonne auf Grund des Vorübergangs der Venus vor der Sonnenſcheibe in den Jahren 1874 und 1882 auf 148 138 000 km oder 19 085 066$^1/_2$ Meilen berechnet hat. Es iſt intereſſant, wie dieſe Entfernung ehedem geſchätzt bez. berechnet wurde, und wir geben nach einem Artikel der „Natur“ die nachſtehenden Zahlen: Pythagoras ſchätzte die Entfernung von Erde und Sonne auf 16 000 bis 18 000 Meilen, Ptolomäus auf 1200 Erdradien, Huygens berechnete ſie auf 25 086 Erdradien oder 160 Millionen km, der große franzöſiſche Aſtronom Richer 1672 auf 129 bis 146 Millionen km, Encke 1835 auf 153 Millionen km, welche Zahl als ganz ſicher angenommen wurde, bis ſich nun herausſtellte, daß die Werte bei ihrer Berechnung um $^1/_{30}$ zu hoch eingeſetzt waren. Ob die jetzt als maßgebend betrachteten, jüngſten Berechnungen wirklich richtig ſind, wird erſt bei den nächſten Venusdurchgängen feſtzuſtellen ſein, die auf die Jahre 2004 und 2012 fallen.

## Erdkunde.

Daß die Waldloſigkeit der Prairien Nordamerikas lediglich durch ſich ſtets wiederholende Grasbrände, nicht durch andere zwingende Gründe, hervorgerufen wird, erhebt eine Abhandlung von Miller Chriſtie in den Veröffentlichungen der Londoner geographiſchen Geſellſchaft faſt zur Gewißheit. Seine eingehenden Beobachtungen des Bodens, des Tier- und Pflanzenlebens laſſen kaum einen Zweifel daran, daß das Prairiegebiet, wenn man vor einem halben Jahrhundert den Prairiebränden Einhalt gethan hätte, heute bereits zum großen Teil bewaldet wäre.

## Forſchungsreiſen.

Nachdem Emin-Paſcha nach Wadelai zurückgekehrt iſt, fangen ſeine Freunde wieder an, Expeditionen zur Unterſtützung des abenteuerlichen Mannes auszurüſten. So ſucht Dr. Finſch, ein reicher Deutſch-Amerikaner, in Ägypten Sudaneſen anzuwerben, ließ in Bombay Elefanten kaufen und gedenkt von Britiſch-Oſtafrika aus nach Äquatoria vorzudringen. Ob ihm die Engländer dies geſtatten werden, erſcheint indeſſen äußerſt zweifelhaft — falls es nämlich nicht in ihrem eigenen Intereſſe, in Hinſicht auf eine etwaige Erwerbung von Äquatoria, liegt.

## Verkehr.

Die im Bau begriffene transandiſche Eiſenbahn macht erfreuliche Fortſchritte. Sie iſt zunächſt beſtimmt, die Eiſenbahnſyſteme von Chile und Argentinien zu verbinden und führt demgemäß über die ſüdamerikaniſchen Anden. Die Geſamtſtrecke der Bahn beträgt 240 Kilometer, und die größte Höhe, welche ſie erreicht, liegt auf 3188 Meter, Im ganzen werden acht Tunnels gebaut, deren Bohrung deshalb ein beſonders ſchweres Stück Arbeit iſt, weil Brennmaterial nicht zugeführt werden kann und damit die Verwendung von Dampfmaſchinen ausgeſchloſſen iſt. Eine entfernte Waſſerkraft benutzt man zur Erzeugung ſtarker elektriſcher Ströme, welche bis zu den Bohrſtellen geleitet werden. Dieſe Bahn wird ein Glied des vom panamerikaniſchen Kongreß zu Waſhington beſchloſſenen Baues einer nord-ſüdamerikaniſchen Weltbahn bilden, dem würdigen Seitenſtück der im Werden begriffenen ſibiriſchen Bahn.

## Technik.

Das Aluminium ſoll jetzt auch bei Bauten Anwendung finden. Ein amerikaniſches Fachblatt berichtet, daß die Kuppel des Turmes der neuen City Hall in Philadelphia aus Aluminium konſtruiert werden ſoll. Das Gewicht der Kuppel wird dadurch ganz bedeutend vermindert, und außerdem wird, da Aluminium unter gewöhnlichen Verhältniſſen nicht oxydiert, der ganze jetzige und künftige Anſtrich geſpart. Das Haupthindernis in der allgemeineren Verwendung des Aluminiums bei Bauten dürfte einzig im Preiſe liegen, denn obwohl er jetzt ein verhältnismäßig niedriger iſt ſo ſteht er doch noch viel zu hoch, um Eiſen erſetzen zu können.

Der neueſte Feind des Geldſchrankes iſt die Sauerſtoffſtichflamme geworden. In kurzer Zeit läßt ſich mit ihrer Hilfe in den Eiſen- und Stahlpanzern ein Loch herſtellen, welches einen Eingriff in das Innere des Schrankes geſtattet. Ein lehrreiches Beiſpiel, wie ſolch Kunſtſtück gemacht werden kann, wurde kürzlich in der Fabrik für elektriſches Signalweſen, Telegraphie ꝛc. der Herren Emanuel Berg und Co. in Berlin einer geladenen Verſammlung vorgeführt, zugleich aber auch das von dieſen Herren erfundene Schutzmittel für den Arnheim dargelegt. An einer 7,5 Millimeter ſtarken Eiſenplatte wurde die zerſtörende Wirkung dieſer Sauerſtoffſtichflamme gezeigt. Innerhalb zehn Minuten wies die Platte acht bis zehn Löcher von Haſelnußgröße auf — die Flamme hatte das Eiſen durchgeſchmolzen. Daß die gewiegteſten Gauner ſich dieſes unwiderſtehlichen Mittels bedienen, haben Vorfälle in London bewieſen. Als Schutzmittel haben nun die Herren die Elektrizität zu Hilfe gezogen. Der Schrank wird zu einem „noli me tangere,“ denn bei irgend welcher Berührung von unberufener Hand ſetzt der elektriſche Strom, da auf dem Schranke ein kleiner Einſchalteapparat aufgeſtellt iſt, das bei dem fernen Wächter befindliche Läutewerk in Bewegung.

## Fiſcherei.

Im letzten Cirkular des deutſchen Fiſchereivereins wird über intereſſante Verſuche berichtet, welche der engliſche Naturforſcher Archen an der norwegiſchen Küſte mit Lachſen angeſtellt hat. Gefangenen Lachſen befeſtigte er an der Rückenfloſſe numerierte Blättchen, auf denen der Fangtag angegeben war, und ſetzte ſie wieder ins Waſſer. Durch die an dieſen Fiſchen gemachten Wahrnehmungen wurde feſtgeſtellt, daß der Lachs oft bis zu 145 Kilometern von der Küſte ſich entfernt, im allgemeinen aber in den von ihm beſuchten Fluß wieder zurückkehrt. Die von Archen gezeichneten Lachſe kamen wieder bis zu dem Orte, wo ſie zuerſt gefangen worden waren. F. Tr.

## Kunſt.

Im Berliner Kunſtgewerbemuſeum erregt neuerdings ein Prachtſtück der deutſchen Induſtrie Aufſehen, ein Ofenſchirm, welcher dem Kaiſer von der großherzoglich Badiſchen Familie dargebracht wurde. Der Ofenſchirm iſt nach einer Zeichnung der Karlsruher Kunſtſchule im Eiſenwerk Gaggenau ausgeführt und zeigt in ſeinem, von einer reichen ſchmiedeeiſernen Umrahmung eingeſchloſſenen Mittelſchild den farbigen Reichsadler auf hellem Grund. Beſonders bemerkenswert iſt die ſehr gelungene Verwendung der Emailfarben auf Eiſen.

## Buchhandel.

Soeben erſchien nach jahrelangen Vorbereitungen die erſte Lieferung der neuen, dritten, ſtark vermehrten Auflage des Andreeſchen Handatlas. Wir kommen auf das durch Schönheit, Zuverläſſigkeit und Wohlfeilheit gleich ausgezeichnete Werk in unſerer nächſten Nummer ausführlicher zurück und bemerken hier nur, daß das nationale Kartenwerk, um demſelben eine möglichſt große Verbreitung zu ſichern, in wöchentlichen Lieferungen zu 50 Pfennigen ausgegeben wird.

Nach dem bekannten Litteraturkalender von J. Kürſchner, der beiläufig bemerkt 11 961 deutſche Schriftſteller in ſeinem neueſten Jahrgang aufführt, erſchienen im Jahre 1890 in Deutſchland 18 875 litterariſche Erzeugniſſe. Davon entfielen auf die ſchöne Litteratur 1731, auf Theologie 1763, auf Rechtswiſſenſchaft, Politik, Statiſtik, Verkehrsweſen 1638, Heilkunde 1353, Naturwiſſenſchaft, Chemie, Pharmacie 909, Pädagogik, Schulbücher 2099, Jugendſchriften 521, altklaſſiſche Sprachen, Altertumswiſſenſchaft, Mythologie 626, neuere Sprachen, altdeutſche Litteratur 602, Geſchichte, Biographie, Memoiren 814, Geographie und Reiſewerke 600, ſchöne Künſte 787. Wie vieles, kaum veröffentlicht, ſofort wieder in das Reich der Vergeſſenheit hinabſank, davon wiſſen nur die „Krebslager“ der Buchhändler zu erzählen.

## Vereinsweſen.

Im Saale der Kriegsakademie tagte am 27. Februar die Generalverſammlung der deutſchen Adelsgenoſſenſchaft unter dem Ehrenvorſitz des Herzogs Ernſt Günther zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg. Aus den Reſultaten der Verhandlungen heben wir die nachſtehende, mit großer Mehrheit angenommene Theſe hervor: „Der Adelstag legt, eingedenk der mit ſeinem Statut übernommenen Verpflichtung der Hingabe für das gemeine Wohl und Wahrung der überkommenen Treue für Thron und Vaterland, den Mitgliedern der deutſchen Adelsgenoſſenſchaft die Förderung des ſozialreformatoriſchen Genoſſenſchaftsweſens, wo ſich ihnen immer Gelegenheit dazu bietet, warm ans Herz, und er empfiehlt auf Grund der erhöhten Bedeutung, welche die deutſche Central-Genoſſenſchaft durch die eingegangene enge Verbindung mit den ſich genoſſenſchaftlich organiſierenden Handwerker-Innungen für die Kräftigung des Mittelſtandes gewonnen hat, insbeſondere die Förderung der deutſchen Central-Genoſſenſchaft.“

Eine Litteraturarchiv-Geſellſchaft iſt in Berlin zu dem Zweck begründet worden, ein Archiv für deutſche Litteraturgeſchichte einzurichten. Die Geſellſchaft wünſcht Handſchriften und Briefe deutſcher Schriftſteller zu erwerben oder auch als Depoſita in Verwahrung zu nehmen, ſowie die in Privatbeſitz befindlichen handſchriftlichen Sammlungen einheitlich zu regiſtrieren. Vorſitzender iſt Prof. Dr. K. Weinhold, Schriftführer Dr. H. Meiſner, Berlin NW., Philippſtraße 6, an welchen Anfragen über die Mitgliedſchaft und etwaige Angebote wertvoller Handſchriften ꝛc. zu richten ſind. Beiſitzer ſind die Profeſſoren W. Dilthey, Erich Schmidt, W. Wattenbach und Schulinſpektor Dr. F. Jonas.

## Preisausſchreiben.

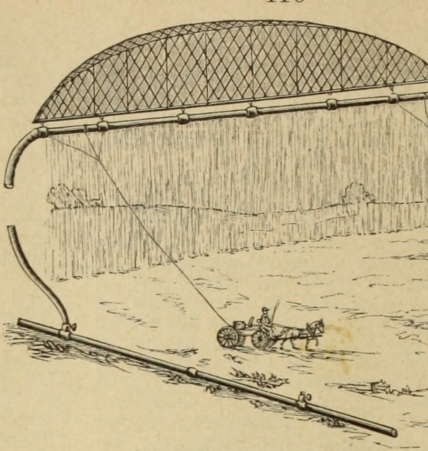
Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt hat folgende Preisaufgabe geſtellt: „Was läßt ſich zur Pflege einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreiſen thun?“ Auf die beſte Abhandlung iſt ein Preis von 500 Mark geſetzt; der Verfaſſer behält das Recht, über ſeine Arbeit frei zu verfügen. Manuſkripte ſind bis zum 15. Dezember d. J. unter den üblichen Formen an Profeſſor Dr. W. Heinzelmann in Erfurt einzureichen.

## Sport.

Der Wiener Touriſt Hans Schmitt hat kürzlich die ſagenberühmte Martinswand in kurzer Zeit ohne Unfall erſtiegen, ein um ſo verwegeneres Unterfangen, als gerade jetzt das Geſtein leicht abbröckelt und dann ein Sturz in die Tiefe an der ſenkrecht aufſteigenden Wand unvermeidlich iſt.

## Eine Regenmaſchine.

Der arme Jupiter pluvius wird nachgerade im Lande der Yankees völlig auf den Ausſterbeetat geſetzt. Über die verſchiedenen Verſuche, das erquickende Naß mittels großer explodierender Sprengmaſſen aus den Wolken herabzuholen — Verſuche, über deren Erfolg die Anſichten immer noch ſehr geteilt ſind — haben wir früher bereits berichtet. Anders faßt ein Mr. E. Chapmann in Colorado die Kunſt des Regenmachens an. Er will einen länglichen Rieſenballon konſtruieren, der wie aus der nebenſtehenden Abbildung erſichtlich iſt, ein mit vielen Löchern verſehenes Rohr trägt, in welches das Waſſer vermittels eines Verbindungsrohrs von der auf dem Erdboden verlegten Waſſerleitung oder von einem natürlichen Waſſerlauf aus gepumpt werden ſoll. Mit dieſem Apparat denkt er über die durſtenden Felder zu fahren und ihnen den Segen eines „natürlichen Regens“ zuzuwenden. Welche Blaſen der Erfinderwahn wohl noch ſchlagen wird?



Eine Regenmaſchine, amerikaniſches Projekt.

## Kleine Zeitung.

Bluttransfuſionen ſind ſeit Jahrzehnten bekannt und werden ausnahmsweiſe auch noch angewendet. Jetzt ſchlägt aber Dr. Conſt. Paul-Paris vor, nervös Kranken die graue Hirnſubſtanz des Schafes einzuſpritzen, um dadurch das Nervenſyſtem anzuregen, und behauptet mit ſeinem Verfahren glänzende Erfolge erzielt zu haben. Ein Berliner Witzblatt bemerkt zu den ernſthaften Erörterungen boshaft, zu jeder derartigen Transfuſion ſeien zwei Schafe notwendig.

Der franzöſiſche Geflügelzüchter Prevot du Handray hat mit Hilfe des Phonographen die Hühnerſprache ſtudiert und will dabei zu poſitiven Ergebniſſen gelangt ſein, die er demnächſt der Akademie der Wiſſenſchaften vorzulegen gedenkt. Das iſt wirklich reizend! Wie ſchön, wenn Frau Henne jeden Abend der Hausfrau vorgackert, wie viel Eier ſie zu legen gedenkt oder der erſte Band Liebesgedichte des Monſieur Hahn veröffentlicht werden wird.

Jakob Leeſe, der Begründer von San Francisco, ein Deutſcher oder Schweizer, iſt kürzlich in der Goldſtadt verſchieden. Vor ſechzig Jahren erbaute er am Strand des Stillen Ozeans, nahe dem „goldenen Thor“ ſein Blockhaus und traf mit der Wahl ſeiner erſten Hausſtätte ins Schwarze. Ein Jahr darauf fand Kapitän Sutter die erſte große Goldader, als er zur Anlage einer Sägemühle den Boden aufgrub, und wieder ein Jahr ſpäter fluteten ſchon Rieſenzüge von Goldgräbern nach Kalifornien. Jakob Leeſe aber ſah San Francisco in ſchnellem Wachstum zu ſeinem heutigen Glanze emporſteigen auf demſelben Boden, auf welchem er 1833 den erſten Balken zum erſten Häuschen für ſich ſelber aufgerichtet hatte.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Logogryph.

Wir Menſchen können unſre Erde
Wohl nennen ſo mit Fug und Recht;
Denn ihr entſtammt durch höh’res „Werde“
Das aufrecht gehende Geſchlecht.

Sie beut uns alles, ſo wir wiſſen,
Nur recht zu brauchen Kopf und Arm,
Und wenn am Ziel wir ſcheiden müſſen
So bettet ſie uns — weich und warm?

Nein, hart und kalt, doch wohlgeborgen,
Und in der ſchönen Sommerzeit
Dem müden Herzen, ſtatt der Sorgen,
Entſprießt ein buntes Blütenkleid.

Den Anfang um ein Zeichen mehre,
Und mit der Wehmut iſt’s vorbei,
Wenn du auch zugibſt, daß die Ehre
Des Amtes eine Qual oft ſei.

Wer vielleicht gar auf ſchlechtem Sitze
Die Nacht durch tapfer es erfüllt,
Nur Derer denkt in Staub und Hitze,
Für die es ſich zu opfern gilt,

In ihrer Augen heitrem Strahlen
Den ſchönſten Lohn für ſich erblickt —
Kannſt du die Liebe beſſer malen
Wenn ſie dich ſo auch nicht entzückt?

M. Sch. (Kaſſel.)

### 2. Rätſel.

So klein das Wort, iſt’s häufig doch von Wert,
Und Manchen es bei froher Feier ehrt.
Wenn unzertrennlich ſich’s der Schule eint,
In lockend neuem Reize ſie erſcheint.
Dem ſchlichten Amt gewährt es Heiligkeit
Und großen Zwecken es den Meiſter weiht.
Genuß wie Druck kann es bedeutend mehren,
Das Waſſer plötzlich viel mit ihm verheeren.
Gefühl und Sinn weiß Adel es zu leih’n,
Dem Mut dagegen raubt’s den Glorienſchein.
Der Eb’ne gibt’s ein neues Intereſſe
Und den Geſang begleitet’s bei der Meſſe.
Die Würden weiht es in beſondrer Art,
Und hier und da ſich’s auch der Kirche paart.
Gebirg’ und Land es maleriſch geſtaltet
Und am Gericht zum Schreck der Sünder waltet.
Die Öfen facht es zu gewalt’ger Glut,
Der Sommer ſüßt mit ihm der Traube Blut.
Ein Heim für viele ſchafft’s am grünen Rhein,
Und herrlich mundet dort der edle Wein.
Dem Jäger lieber macht es Wald und Wild,
Und mit der Zeit es Herzenswünſche ſtillt.

M. Sch. (Kaſſel.)

### 3. Silbenrätſel.

2. 1.

Wer gerne lebt im Überfluß,
Dem macht es immer nur Verdruß;
Doch wenn es auf ihn ſelber paßt,
Iſt’s vielleicht gar nicht ihm zur Laſt.

3. 1.

Sich mächtig regen in der Bruſt
Muß Forſchungstrieb und Reiſeluſt,
Sucht den gewalt’gen Waſſerlauf
Man in der weiten Ferne auf.

1. 4.

Ein freundlich Städtchen, bergumgeben,
Und reich an mannigfachem Leben,
Zu Handel und Gewerbfleiß ſchuf
Ihm eine Bildungsanſtalt Ruf.

2. 2.

Du weißt dich nicht mehr zu erinnern,
Als dir zuerſt der Laut gelang,
Doch nie verhallt in deinem Innern
Sein dir zuerſt geweihter Klang.

1. 2. 3. 4.

In treuer Wacht von Bergeshöh’
Ich auf das Land herniederſeh’,
Das ſich voll Pracht und Herrlichkeit
Hier dem entzückten Auge beut.
Beſchützen möcht’ ich vor Gefahren
Mein Volk und ihm den Frieden wahren,
Den es nach blut’gem Kampf errungen,
Doch wird der Krieg ihm aufgezwungen,
So führ’ ich es zu neuen Siegen,
Und nimmer laß ich’s unterliegen.

M. Sch. (Kaſſel).

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 25.

**1.** Zahlenrätſel. Gaſtein.

**2.** Diagonalrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| **J** | a | s | m | i | n |
| **A** | **a** | r | g | a | u |
| **N** | a | **n** | t | e | s |
| **U** | l | r | **i** | c | h |
| **A** | l | b | a | **n** | y |
| **R** | a | g | u | s | **a** |

---

## Zur gefälligen Beachtung.

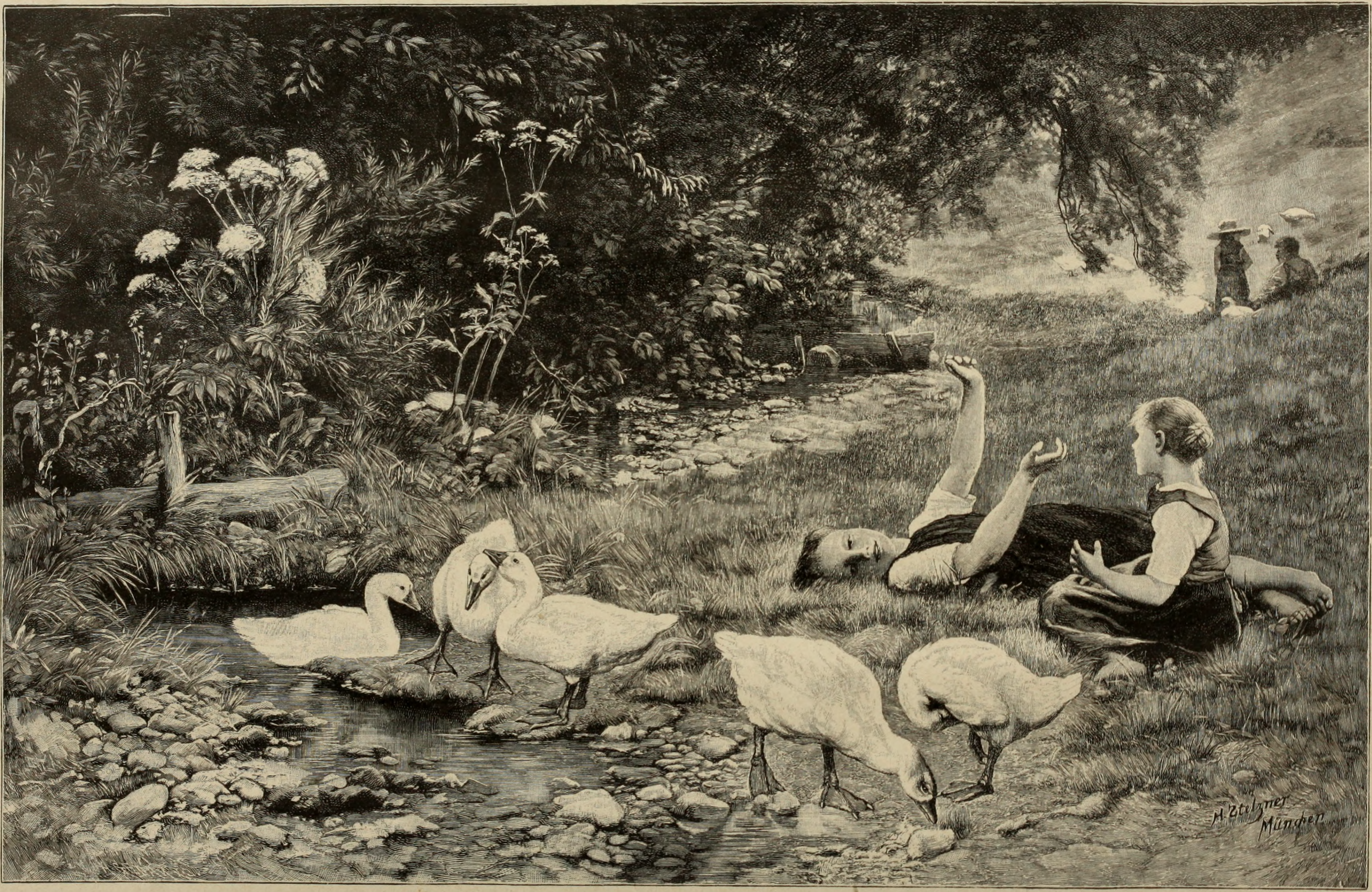
Mit der nächſten Nummer beginnt das dritte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das neue Quartal ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

In Nr. 27 beginnen wir mit der Veröffentlichung eines neuen, ſpannenden Romans **„Excentriſch“** von Gräfin **M. Keyſerling.** Der Roman ſpielt in den Kreiſen der öſterreichiſchen Ariſtokratie, welche die Verfaſſerin, unſeren Leſern durch die mit ſo vielem Beifall aufgenommene Erzählung: „Das Fritzche“ (XVI. Jahrgang) wohl bekannt, aus eigener Anſchauung heraus ſchildert. Daneben führen wir den Roman: „Die Familie von Stieglitz“ von Hermann Heiberg zu Ende, dem kleinere Erzählungen erſter Autoren folgen werden.

**Die Daheim-Expedition. Leipzig,** Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

**Inhalt:** Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. (Fortſ.) — Johann Amos Comenius. Von Diviſionsprediger Lic. Dr. von Criegern-Leipzig. Mit Porträt. — Der Uhrenonkel. Novellette von Olga Wohlbrück. — Auf dem Eigenen. Gedicht von J. Trojan. — Das Bismarck-Muſeum in Schönhauſen. Zum 1. April 1892 Von Hanns v. Zobeltitz. Mit ſechs Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Im Weinberg. Gedicht von F. Reimund. Zu dem Bilde: Zigeunerkind von Guſtav Richter. — Himmelskunde. — Erdkunde. — Forſchungsreiſen. — Verkehr. — Technik. — Fiſcherei. — Kunſt. — Buchhandel. — Vereinsweſen. – Preisausſchreiben. — Sport. — Eine Regenmaſchine. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


H. Stelzner
München

Ein Frühlingsidyll. Gemalt von H. Stelzner.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 10.

# Daheim

L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 2. April 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 27.

## Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

Das Schloß des Grafen Ferenz Jaſzaki war in allen ſeinen Fenſtern erleuchtet, und die Geigentöne einer Zigeunerkapelle, welche wie keine anderen Schwermut und Freude in den Herzen der Hörer zu entfeſſeln verſtehen, drangen bis in den Garten, in welchem in lautloſen Gruppen die Hof- und Dorfbewohner ſtanden und mit bewundernden Blicken den Paaren folgten, welche, im Glas der deckenhohen Spiegel verzehnfacht, durch die Säle ſchwebten; die ſchlanken, glänzend geſchmückten Frauengeſtalten in den Armen der gold- und ſilberblitzenden Offiziere. Denn die Eskadron des nächſten Städtchens war geladen und machte das Feſt zu einem äußerſt anziehenden für die Damen, welche einen großen Teil des Jahres einſam auf ihren Landſitzen zubrachten und von den entſchädigenden Feſten des Winters träumten.

In einem kleinen Rundgemach, deſſen blaßrote Seidendraperieen den Vergleich mit einer blattreichen Roſe in den Gedanken des Eintretenden wachriefen, und das eine roſa Glasampel mit den Streifen ihres weichen Lichtſcheins nur mäßig erhellte, ſtand ein Leutnant, welcher die kleidſame Uniform der königlich ungariſchen Leibwache trug und von den Freuden des Balles offenbar keinen Anteil begehrte. In ſeinem ſilbergeſtickten Scharlachrock lehnte er an einem Pfeilertiſchchen; die Füße in den denkbar eleganteſten, gelbledernen Reiterſtiefeln mit Silberſporen, das Tigerfell, das eine breite, edelſteinbeſetzte Agraffe auf der Bruſt zuſammenhielt, noch nicht von den Schultern gelöſt, ſo ſah er mit unzufriedenen Blicken auf die ſpiegelnden Parketteinlagen, während ſeine Rechte mit den ſilbernen Schnüren, welche das Bruſtteil der Uniform verzierten, nervös ſpielte. Das hübſche Geſicht war leicht gerötet und zeigte einen deutlichen Unwillen in allen Linien; überhaupt hatte dies Geſicht etwas jugendlich Stürmiſches, obgleich ſeine Formen bereits feſte, männliche waren und der dunkle, überlange Schnurrbart ihm einen martialiſchen Anſtrich gab.

Dieſer elegante Offizier hieß Paul Ferasi und war ſonſt durchaus nicht den Freuden des Tanzes abgeneigt, in jener Nacht dagegen hätte er, ſeiner leidenſchaftlichen Natur Folge gebend, am liebſten einem jeden Anweſenden verſichert, daß er volle Urſache habe, zornerfüllt zu ſein. Er war in die Frau des Hauſes verliebt, oder — wie er behauptet haben würde — liebte ſie, — ſeit Jahren. Er hatte ſie heranwachſen ſehen und ihr jene zahlloſen, kleinen Ritterdienſte erwieſen, welche der Jugendfreund erfinderiſch für die reizende Freundin erſinnt. Sein Herz war dabei naturgemäß nicht ruhig geblieben, ſchon um deswillen nicht, weil Melanie Fabriz eines jener eigentümlichen Mädchen war, welche, ohne ausgeſprochen hübſch zu ſein, einen Reiz an ſich haben, der wie eine Naturgewalt jeden Mann, jung oder alt, an ſich zieht. Sie erlangte, ohne bewußtes Zuthun, dadurch den Ruf, unwiderſtehlich zu ſein, ſo daß, wer von ihr ſprach, alt und jung, eben auch mit einer gewiſſen gedehnten Betonung, welche den Superlativ der Bewunderung ausdrückte, rief: „Ach, Fräulein Fabriz! Wie liebenswürdig ſie iſt! Wie charmant! Das Urbild der Sympathie!“

Daß er dies überall und immer wieder hörte, hatte Paul in eine Ekſtaſe der Anbetung verſetzt, in welcher ſein Entſchluß reifte, dieſes vollkommene Weſen zu ſeiner Frau zu machen. Es dünkte ihm ſelbſtverſtändlich, daß er von allem das Vollkommenſte haben mußte, da ihm das Schickſal den Verſtand gegeben, um es zu erkennen, und die Mittel — er war jung, vornehm und reich — um es ſich anzueignen.

Er wollte, ehe er ſich die vollkommene Frau holte, nur erſt noch einige Tigerjagden in Indien mitmachen, zu welchen er von einem dort lebenden Freund eingeladen worden war, darnach über Rußland zurückkehren und in Littauen Elentiere jagen. Waren dieſe Zerſtreuungen zu ſeiner Zufriedenheit abgethan, dann beabſichtigte er, ſich zu ſeiner ungariſchen Tante, welche ihn erzogen hatte, zurück zu begeben und die heimatliche Perle, ſeine vielbewunderte Melanie, heimzuführen.

Die Reiſen und Jagden wurden mit vollem Erfolg abgeſchloſſen, und der befriedigte Nimrod kehrte nach Ungarn zurück, um bei ſeiner Ankunft zu erfahren, daß ſein Vetter, Ferenz Jaſzaki, während ſeiner Abweſenheit den zweiten Teil ſeines Programms ſich angemaßt habe, auszuführen und mit Melanie Fabriz bereits vermählt ſei. Seit einigen Wochen lebte das junge Paar auf einem von dem jungen Ehemann angekauften Gut und freute ſich darauf, wie die Tante dem Heimgekehrten mitteilte, den glücklichen Jäger bei ſich zu zu ſehen. Er traute ſeinen Ohren nicht, als er die Nachricht bekam, denn er hatte keine Ahnung von dieſer Ehe. Bei dem Wanderleben, das er auf ſeinen Jagdreiſen geführt, hatten ihn Briefe aus der Heimat ſo ſchwer erreicht, daß er ſich gar keine mehr hatte ſchreiben laſſen, und an eine Möglichkeit wie die, welche inzwiſchen zur Gewißheit geworden, hatte er nicht einen Augenblick gedacht. Er ſuchte ſich nun in ſie hinein zu finden, und dies gelang ihm nur, indem er die phantaſtiſchſten Gründe für ſie erſann. Melanie war zu dieſer Ehe gezwungen, das heißt mindeſtens überredet worden, man hatte ſie verſichert, er, Paul, beabſichtige nicht ernſtlich, ſie zur Frau zu nehmen, — wer mochte wiſſen, was man noch alles ihr vorgeſpiegelt hatte, genug, ſie war jedenfalls ein Opfer von Eigennutz, Selbſtſucht und Intrigue und unglücklich dadurch! Ja, unglücklich war ſie, das ſtand in dem geprellten Manne feſt.

Er machte einen Beſuch bei dem Ehepaar, um dieſe Anſichten in ſich zu verſtärken, und durch einen unheilvollen Zufall fand er die junge Frau leidend; ſie hatte Migräne, ſah bleich und übel aus und zeigte ſich ſtill und, wie Paul meinte, gedrückt. Das genügte. Mit einer gewiſſen grimmen Befriedigung nährte der frühere Bewerber ſeitdem die Überzeugung in ſich, nur er hätte das liebliche Weſen glücklich machen können, an der Seite eines andern aber müſſe es dahinſiechen in unverſtandenem Weh und ſich in Sehnſucht nach ihm, dem Verlorenen, verzehren.

Die Einladung zu dem Ball nahm er an, um ſich an dieſer ſchmerzlichen Gewißheit zu weiden, denn daß es ihm eine gewiſſe Genugthuung gewährte, ſeinen Gram geteilt zu ſehen, mußte, ſeiner Anſicht nach, der Hartherzigſte verzeihen.

An dieſem Abend nun aber war die Unglückliche ihm ſo maienfriſch entgegengetreten, ein Lächeln in dem lieblichen Geſicht, das dieſes verklärte, wie das Sonnenlicht die junge Blüte, die ſich wohlig darin aufthut, und ein Freudeglänzen in den Blicken, das eine verwünſchte Ähnlichkeit mit der Spiegelung inneren Glücks hatte und den Unzufriedenen geradezu verblüffte.

Was ſollte denn das heißen? Konnte er ſich das erſte Mal getäuſcht haben, und hatte ſie ihn, Paul, und den Trennungsſchmerz überwunden und vergeſſen? Er wollte es nicht glauben. Ein leidenſchaftliches „Nein!“ ſprach in ihm, das er unbedingt für berechtigt annahm, dagegen fand er die Erklärung, daß der Glücksausdruck der geliebten Frau durch ſeine Nähe erzeugt werde. Dies konnte, dies mußte es ſein! Und in dieſem tröſtenden Gedanken blieb er auf dem Feſte, einen Augenblick erwartend, wo er der Reizenden ſagen könne — was? — das wußte er ſelbſt nicht; aber etwas, das für ſie und ihn außerordentlich erhebend ſein werde; ſo viel war gewiß für ihn.

Und ſo hielt er ſich dem Tanze fern und trieb ſich mit einer düſtern Unzufriedenheit in den verſchiedenen Räumen umher, bis er endlich in dem reizenden Rundgemach weltverloren haften blieb und überlegte. Es fing alles an, furchtbar langweilig zu werden. Für ſeine ſtürmiſche Natur hatte das Inſichverſchließen von Gram und Grimm ſchon viel zu lange gedauert. Thäte er nicht am beſten, von hier fortzugehen und von Sſemeſnyes, dem Gut ſeiner Tante, abzureiſen? Wenn Melanie ſo leicht lernen konnte, ihn zu entbehren, ja, wenn ſie dies konnte, dann ſollte es auch ihm nicht ſchwer werden, das Gleiche zu lernen. Aber ſeine Tante, oder wie er ſie ſtets nannte: ſeine Pflegemutter — ſie hatte ihm in allen Stücken auch die eigene, früh verlorene Mutter erſetzt — durfte er ihr das anthun? Er verſpürte nicht den Mut dazu. Und wieder hierbleiben, aufs Unbeſtimmte, und täglich ſehen, wie ein anderer das Glück ſeines Lebens verzehrte, das ertrug er nicht! Dazu war er nicht der Mann.

Während er ſich noch mit dieſen unerquicklichen Gedanken quälte, ſtrahlten plötzlich ſeine hübſchen, braunen Augen in einem warmen Licht; er richtete ſich auf und nahm eine weniger läſſige, wenn auch immer noch düſtere Haltung an: gramvoll noch, einen mühſam in Schranken gebannten Schmerz ausdrückend, jedoch nicht mehr zürnend und grollend.

Melanie war unter den Seidenportièren der Thür erſchienen; er ſah ihr ſanftes, helles Geſicht zuerſt vor ſich im Spiegel. Aus den ſchönen, dunkeln, weichblickenden Augen ſchien es mitleidsvoll zu forſchen, was ihm fehle, dieſes ſanfte Geſicht, zart, duftig und weich! Unter dem hochfriſierten aſchblonden Haar, in welchem Silberähren und Roſen lagen, dünkte es dem jungen Mann ſelbſt wie eine helle Maienblume. Ein Kleid von Silberbrokat und roſa Sammet umfloß die weiche Geſtalt, und als ſie neben ihm ſtand, nahm der Graf minutenlang ſtumm ihr ſchönes Bild in ſich auf, ſo, als wolle er es für die Dauer eines Lebens feſtbannen.

Sie ſchien ein wenig überraſcht und ſprach mit ihrer ſanften Stimme zuerſt: „Ich bitte Sie, was iſt Ihnen, Paul, daß Sie ſich ſo von uns abſchließen? Sind Sie krank, oder gefällt es Ihnen bei uns nicht mehr?“

Und er entgegnete, ſie noch immer mit den Augen verſchlingend, ſo heftig, wie ſie ſanft: „Nein! es gefällt mir nicht! Wie könnte es mir auch noch gefallen? Und ich werde abreiſen! Ich bleibe nicht!“

„Aber warum?“ fragte ſie, ihn mit den ſchönen Augen ihrerſeits in wachſendem Erſtaunen betrachtend.

Wenn man ſie ſo anblickte, ganz nahe, entdeckte man die Fehler ihres Geſichts: es war zu voll; der Mund mit den ſehr weichen, zarten Lippen ein wenig breit, die Haut zu weiß, ohne jenen roſigen Hauch, welcher ihr ein erhöhtes Leben verleiht, die Naſe ein Stutznäschen, das Kinn ſtumpf, die Stirn niedrig, aber — das Ganze doch von einem ſüßen, weichen, frauenhaften Reiz, in dem ſich jedes Mannes Herz verlor.

Paul antwortete leidenſchaftlich: „Sie wiſſen warum, Melanie! Ich liebe Sie, liebte Sie, ehe ich reiſte und — Sie nahmen einen andern! An mir iſt die Frage: Warum? Warum thaten Sie das? . . .“

Und als ſie nicht gleich darauf erwiderte, fuhr er fort: „Es iſt ein ſchweres Unrecht, das Sie an mir begingen! Ich kann nie mehr glücklich werden! Nie mehr, und Sie haben mich auf dem Gewiſſen!“

„Paul!“ hauchte die junge Frau entſetzt.

Doch er eiferte in nur noch heißerem Ton: „Gewiß! Und wenn ich jetzt ein ganz leichtſinniger Menſch werd’ und ein ſchlechter Kerl, Sie ſind ſchuld. Ich weiß nicht, was ich anfangen werd’, um Sie zu vergeſſen! . . .“

„Paul!“ ſagte ſie wieder, über alle Maßen erſchrocken. „Sagen Sie ſo etwas nicht! Ich hab’ ja das nicht gewußt . . .“

Er aber unterbrach ſie außer ſich: „Nicht gewußt? Behaupten Sie das mit Recht? Melanie, ich hab’ mich doch nicht verſtellt! Aber freilich: ich hätt’ mich auch offen erklären müſſen. Daß ich das nicht gethan hab’, war mein Unrecht und iſt jetzt mein Unglück; unſer Unglück, Melanie, laſſen Sie mich’s wenigſtens ausſprechen, haben wir den Mut, es einmal uns zu geſtehen! Schon dieſer Mut kann ein Troſt ſein für mich. Ja, auch Sie ſind nicht glücklich, armes Kind! Melanie, nicht wahr, Sie liebten mich?“

Sie ward ſehr blaß und wich zitternd vor ihm zurück, der ihre beiden Hände faßte.

„Nein, Paul! das — das wäre ſehr unrecht. Ich liebe meinen Mann. Er iſt doch Ihr Vetter und ich bin mit ihm verheiratet. Sie dürfen ihn auch nicht ſo kränken, daß Sie noch anders an mich denken, als an eine liebe Verwandte und — und Freundin."

Seine Augen flammten düſter.

„Ah!" rief er hart, „alſo lieben Sie ihn? Sagen Sie das noch einmal, und ſehen Sie mich dabei an. Es iſt mir angenehm, es zu wiſſen. Bitte, wiederholen Sie es . ."

Melanie war voll Angſt. Sie kannte den Grafen als einen excentriſchen Menſchen, der als Knabe ſchon zu den tollſten Streichen aufgelegt geweſen, ja, der zu allem den Mut fand, nur nicht dazu, ſich als unterlegen zu erklären; und ſie ſah ſchon ein Piſtol in ſeiner raſch entſchloſſenen Hand und die Mündung auf ſein ungeduldiges Herz gerichtet. Sie ſah dies nur im Geiſt, hatte aber ſolche Furcht, es in Wirklichkeit auch zu ſehen, daß ſie ausweichend ſtammelte: „Aber Paul! Es iſt doch meine Pflicht, meinen Mann lieb zu haben. Ich müßte es lernen, wenn ich es nicht ſchon könnte. Und Sie, Paul, Sie müſſen ſich beherrſchen . . ."

„Muß ich?" fragte er bitter. „Verlangen Sie es von mir? Gut! ich will Ihr Verlangen erfüllen, wenn Sie dagegen ſagen wollen, daß Sie mich vermiſſen, daß Sie meine Liebe einmal erwidert haben. Ich muß das wiſſen, muß es als einen Troſt mit mir nehmen. Sagen Sie es, Melanie!"

Er umfaßte ſie mit einem Arm und näherte ſein Geſicht dem ihren, ſo, als wolle er die Worte ihr von den Lippen nehmen, während ſeine Rechte ihre beiden, weichen Hände hielt und leidenſchaftlich drückte.

Und indem dies noch geſchah, verdunkelten ſich ihre Blicke, und ein Schrei entglitt ihrem völlig erblaſſenden Mund.

Sie ſah im Spiegel ihren Mann, welcher unter den Seidenfalten der Vorhänge jetzt auftauchte.

Ferenz ſchritt ſogleich vor und fragte heftig: „Paul, was ſoll das heißen? Wie unterſtehſt du dich, mit meiner Frau zu verkehren?"

Paul richtete ſich auf, und in ihm brach ſeine volle, excentriſche Neigung für alles Ungewöhnliche aus. War er doch von je ſo geweſen: je verzweifelter ihm eine Lebenslage erſchien, je verlorener er in ihr ſich vorkam, um ſo mehr ſpannte ſich ſein Mut, fühlte er ſeine Thatkraft wachſen.

„Recht!" ſagte er mit feurigem Trotz: „Es iſt mir lieb, daß du mich ſo triffſt. Ich liebe deine Frau, habe ſie geliebt, ehe du ſie zum Altar führteſt, und ich glaube auch . . ."

„Von ihr wieder geliebt zu werden," wollte er enden, aber Melanie fiel ihm ins Wort. Sie lehnte ſich an ihren Mann und legte ihren weichen, weißen Arm auf deſſen Schulter.

„Ich bitt' dich, Ferenz, die Sache hat nichts auf ſich," ſagte ſie angſtvoll beſchwichtigend. „Denk', ihr waret wie Brüder, und ich ſchau' ihn jetzt noch an, als ob er mein Schwager wär'. Und du weißt, wie unverſtändig er iſt! Sei du verſtändig," flüſterte ſie ihm flehend ins Ohr.

Die Ermahnung wirkte.

„Es iſt wahr, wir waren wie Brüder. Meine Mutter hat ja auch dich aufgezogen, und um ihretwillen will ich jetzt ruhig mit dir ſprechen. Man muß dir ſchon etwas nachſehen, da du ſtets unvernünftig biſt. Ich bitte dich alſo nur, mein Haus nicht mehr zu betreten, damit nicht noch Ärgeres daraus entſteht. Du wirſt mir willkommen ſein, ſobald du meine Frau als ſolche reſpektieren gelernt haſt; vorher nicht."

Paul brauſte auf.

„Du verbieteſt mir dein Haus? Weiſeſt mir die Thür?"

Melanie verſuchte abermals einzulenken.

Sie ſchmiegte ſich dichter an Ferenz und ſah flehend zu Paul hinüber: „Nein, Paul, nein! Wir bitten Sie nur. Und ſchauen Sie, ich bin ſo glücklich, hab' ihn ſo lieb, meinen Mann, Sie müſſen mir dies Glück gönnen, gerad' dann, wenn Sie ſagen, daß Sie mich gern mögen. Sie wollen es doch nicht zerſtören?

Pauls Züge waren wie mit Blut übergoſſen. Er fühlte ſich wie ein Schuljunge, den man auf einem dummen Streich ertappt: „Wahrhaftig, Sie lieben ihn? . . ."

„O, ich kann nicht ſagen wie ſehr!"

„Ah, dann freilich, dann Ferenz, beunruhige dich nicht! Dann geh' ich ganz von ſelber . . ." Und er lachte, ein ſchrilles, höhniſches Lachen, und machte kehrt, um ſich zu entfernen. Doch Melanie eilte ihm nach und hielt ihn zurück.

„So nicht, Paul, ſo nicht! Denken Sie doch: wir ſind Geſchwiſter, und Sie kränken uns tief, wenn Sie ſo von uns ſcheiden."

„Es iſt gut, ich komme wieder," rief er, ſchon wieder ſchwankend zwiſchen Rührung und Zürnen: „Nur jetzt, jetzt laſſen Sie mich gehen."

„Nein, nicht, ehe Sie geſagt haben, daß es ohne Feindſchaft geſchieht."

„Ja, Paul," ſagte nun auch Ferenz wieder zu ihm tretend: „Nimm Vernunft an! Sprich als Bruder zum Bruder." Und er hielt ihm die Hand hin.

Jener ergriff und drückte ſie haſtig und dann auch die Melanies. „Gut! gut! Ich dank euch! Ihr ſeid gewiß im Recht und — ich hab eine Dummheit gemacht. Aber — es iſt halt nicht angenehm, ſo die Rolle eines Eſels zu ſpielen, der aufs Eis gegangen iſt. Alſo laßt mich für heut nur gehen."

Und er riß ſich von ihnen und entlief.

Die beiden kehrten zu ihren Gäſten zurück. Melanie indeſſen blieb blaß und mußte das Lächeln auf die zitternden Lippen zwingen, und auch Ferenz zwang nur die Maske des liebenswürdigen Wirts auf ſein Geſicht, ſo ſehr hatte ihn des Bruders unerwartetes Geſtändnis erregt.

Als endlich die Gäſte aufgebrochen und beide Ehegatten allein waren, brach die junge Frau in ein krampfhaftes Weinen aus.

Und Ferenz, gleichfalls überreizt, fragte herb: „Weshalb weinſt du? Etwa um dieſen Paë? Dieſen unſinnigen Menſchen?"

Sie warf ſich an die Bruſt des Fragenden.

„O Ferenz, ich hab ſo viel Furcht. Er iſt ſo unbeſonnen, wer weiß, was er angeben wird!"

„Kümmer' dich darum nicht! Thu' nur du deine Pflicht. Das iſt, was dich angeht bei der Sach'."

„Ferenz, denk an deine Mutter! Du weißt, wie lieb ſie ihn hat, beinahe lieber als dich. Die Gute! Er hat ihr ſo viel Sorge gemacht, und ſie hat ihn mit ſo viel Mühen behütet, den wilden Buben, bei allem, was er ſchon angegeben hat. Wenn es ein Unglück mit ihm gäb' . . ."

Ferenz wurde nachdenklich. „Du haſt recht! Wenn er etwas angäbe, etwas Verkehrtes, ſie ertrüg es nicht. Und ſicher iſt man vor nichts. Denn das Verkehrteſte iſt ihm allemal das Liebſte. Aber was ſoll ich anfangen, um's zu verhindern?"

„Schreib' ihr, daß ſie verſuchen möchte, ihn zur Vernunft zu bringen, ihm vorzuſtellen, wie er uns betrübt; wie lieb wir ihn haben und wie uns ſeine Thorheit ſchmerzt. Wenn ſie es iſt, die ihm das ſagt, wird er ſichs merken. Du weißt, er hört auf ſie."

„Ja," ſagte Ferenz, „ich werd' auch an ſie ſchreiben. Morgen in aller Früh."

Er that es und ſchickte den Brief mit einem reitenden Boten. Dieſer jedoch brachte eine Antwort von Paul ſelbſt zurück. Sie enthielt ein Lebewohl an die Geſchwiſter, denn nach dem Vorgefallenen würde es ihm zu peinlich ſein, beide wiederzuſehen, erklärte der Schreiber, gerade weil er einſähe, daß er unrecht gehandelt habe. Sie möchten ihm verzeihen, und wenn er nach Jahr und Tag wiederkäme, wollte er ſich an ihrem Glück erfreuen.

Das klang merkwürdig verſtändig, und obgleich das Ehepaar bedauerte, daß der kaum in die Heimat Zurückgekehrte dieſe um des Vorgefallenen willen ſchon wieder verließ, war es ihnen doch ein tröſtender Gedanke, daß dies mindeſtens verſöhnt geſchehe. Aber ihre Gemüter wurden aufs neue bedrückt, als nach kurzem Ferenz' Mutter beide beſuchte und in Klagen ausbrach, daß ſie es dazu haben kommen laſſen, den Bruder vom Hauſe zu vertreiben.

Melanie hatte die volle Wahrheit geſagt, als ſie ihren Mann daran erinnert, ſeine Mutter liebe den wilden Paul beinahe inniger als ihre eigenen Kinder. Sie hatte den ungeſtümen Jüngling vom zweiten Jahr an aufgezogen, und der ſchöne Bub' mit dem heißen Blut, dem trotzigen Sinn und dem ſchnellſchlagenden Herzen hatte ihr ſo viel Sorge gemacht, daß ihr Mutterſinn keine Stunde mehr hatte einſchlafen können und dadurch reger für ihn zu ſprechen ſich gewöhnt hatte, als für ihre eigenen, ruhigeren Söhne. Auch die wilde Zärtlichkeit des liebenswürdigen Buben hatte ihre Neigung für ihn verſtärkt; er hatte ſich bisweilen fügſam und bisweilen reuig erwieſen vor der Pflegemutter mahnendem Wort, wenn er auf kein anderes gehört, und die alternde Frau wußte, der unüberlegte Mann konnte ſie und ihr Sorgen nicht entbehren, ſo wenig wie der ungezogene Knabe ſie hatte entbehren können.

Mit ihren Söhnen, obgleich beide verſtändiger als er geweſen, hatte er dagegen häufig in Streit gelebt; mit Ferenz beſonders, der in ſeinem Alter war, entzweite ihn häufig der eiferſüchtige Wunſch, es ihm in allem zuvor zu thun; an ihr, der Mutter indeſſen, hing er mit der blinden Ehrfurcht ſchrankenloſer, kindlicher Bewunderung. Aber freilich, ſeine Fehler war ſie nie im ſtande geweſen zu mildern, niemals auszumerzen. Körperlich und ſeeliſch von der Natur mit großen Gaben verſehen, hatten ſich dicht neben dieſe auch Schwächen und Untugenden geſtellt. Er lernte es nicht ertragen, daß einer ſeiner Jugendgenoſſen mehr leiſtete als er, daß jenem eine Anerkennung ward, die nicht er auch erwarb. Er war edelmütig, nachgiebig, gut, ſolange er ſich als der erſte fühlte, abweiſend, feindlich, rachſüchtig, ſobald er ſich zurückgeſetzt wähnte.

Und jetzt ſollte er ertragen, daß das Mädchen, das er ſich einbildete, für ſich begehrt zu haben, einen andern vorgezogen habe und dieſen andern liebe? Nur ſeine Pflegemutter begriff, was er dabei leiden müſſe, und hätte ſie geahnt, daß er einſt Abſichten gehabt, Melanie ſelbſt zum Weibe zu nehmen, ſie hätte mit allen Mitteln ſeine Heimkehr hintertrieben. Jetzt litt ſie mit ihm, wie ſie immer mit ihm gelitten, wenn er Schmerzen getragen, und als ſie mit Melanie allein war, ſagte ſie zu ihr: „Was gibſt du an? Du biſt nicht ſchön und richteſt mehr Unheil an, als wenn du es wärſt. Was iſt an dir, das den Verſtand der Männer lähmt, daß ſie nicht mehr wiſſen, was ſie thun, wenn ſie dich ſehen?“

Melanie brach in Schluchzen aus und rührte dadurch wieder das weiche Herz der Mutter: „Nun, gib nur Ruh! Du kannſt am End' nichts dafür!“ ſagte ſie und liebkoſte das blonde Haar der Schluchzenden: „Aber mir thut es weh um den Buben, der nun freudlos in der Welt herumirrt. Er hatte nichts in ihr als uns, und das iſt nun auch für ihn hin. Denn von uns will er nichts mehr wiſſen und kommt nicht mehr hierher.“

Melanie empfand den Vorwurf bitter. Sie konnte ihn nicht verwinden und ſann von da ab Stunde um Stunde, was ſie thun könne, um das, was ſie unbewußt verſchuldet, wieder gut zu machen.

Als ſie dann nach einiger Zeit zu Beſuch bei der alten Dame war, ſagte ſie ſchüchtern: „Weißt Mutter, ich mein', ich hab jetzt ein Mittel gefunden, was deinen Paë wieder herziehen könnt' und feſthalten —, ohne Gefahr.“

„Was meinſt du?“ fragte die Gräfin geſpannt, wenngleich ungläubig, und Melanie ſprach weiter: „Wenn wir jemanden einladen, der ihm recht gefiel, — ein junges Mädchen. Da iſt die Liſi Ellrodt. Wenn er die ſäh . .!“

„Ach, die! . . .“ Die Gräfin ſeufzte, und der Unglaube zeichnete ſich deutlicher in ihrem guten Geſicht: „Ich bitt' dich, ſie iſt noch excentriſcher als er.“

„Gerad' deswegen. Sie muß ihn feſſeln, und wenn's eine mit ihm aufnehmen kann, iſt's die. Und klug iſt ſie auch und hübſch.“

„Hübſch, ja, das iſt ſie, aber im übrigen nichts von dem, gar nichts, was er ſich wünſcht. Ich bitt' dich, zwiſchen ihr und dir, welch' ein Unterſchied!“

„Das ſchon, aber . . .“ begann nochmals die junge Frau, doch die alte unterbrach ſie: „Nein, nein! damit iſt's nichts — das laß nur. Ich hab gar nicht den Mut, ſo etwas zu verſuchen; lieber bleibt er dann ſchon, wo er iſt.“

Und Melanie wagte in ihrer ſchüchternen Weichheit nicht zu widerſprechen, aber ſie dachte immer wieder daran, und als im Frühjahr die Gräfin durch einen unglücklichen Fehltritt ſich den Fuß verſtauchte, veranlaßte ſie Franz, ihre Abſicht zur Ausführung zu bringen.

Die Gräfin mußte lange liegen, und die junge Ellrodt erhielt in Wien Anfang April von der Freundin einen Brief, darin dieſe ſchrieb: „Es iſt ein gutes Werk, Liebe, das Du thuſt, wenn Du Dich bei meiner Schwiegermutter anſagſt. Ich kann nur wenig vom Haus, bin an meine Chaiſelongue gebunden, und ſie liegt einſam auf der ihren. Die Stunden müſſen ihr lang werden. Wenn Du nicht zu viel Verehrer dort unglücklich machſt, ſo ſtell die Schuh, die Du ſchon durchtanzt haſt, in den Schrank, ſetz' Dich auf die Bahn und komme.“

Acht Tage darauf wurde in Sſemeſnyes das hübſcheſte Fremdenzimmer in Stand geſetzt. Der Toilettetiſch und das Bett erhielten duftige, weiße Spitzenvorhänge, und auf den kleinen Schreibtiſch wurde auf Befehl der Hausfrau eine veilchengefüllte Schale geſtellt, denn der Abendzug ſollte das Freifräulein von Ellrodt bringen.

Als dieſes im Reiſeanzug, in dunkelm Mantel und Filzmützchen, vor ihr ſtand und ihr die Hand küßte, war die Gräfin überraſcht; ſo ſchön hatte ſie das Mädchen, das ſie im Backfiſchalter zuletzt geſehen, nicht in der Erinnerung gehabt. Und als es, von Hut und Mantel befreit, zum Abendtiſch kam, hatte die alte Dame denſelben Gedanken.

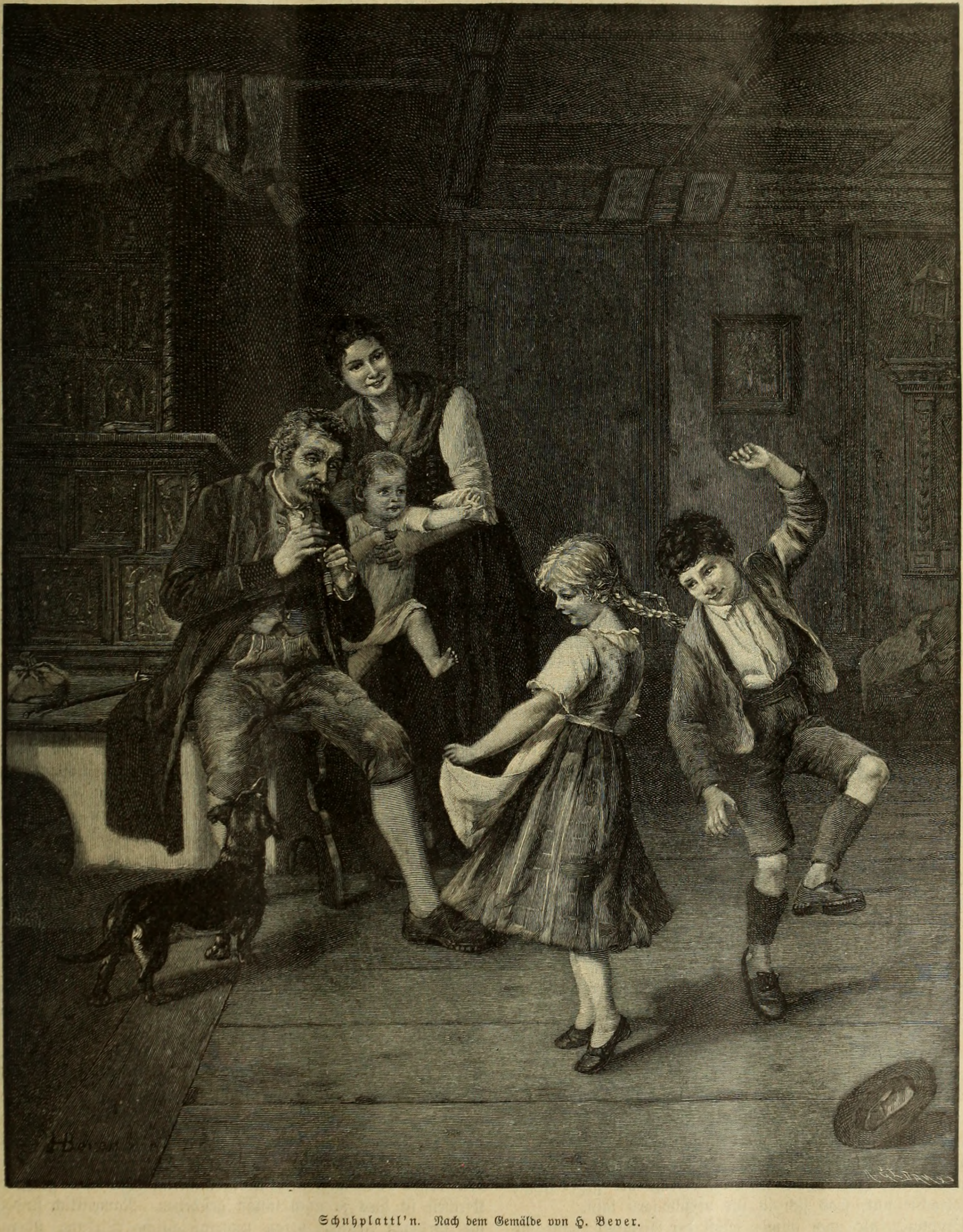
Das reiche Haar, ſeidenweich, von dunkel rotbraunem Glanz, türmte ſich über einem feinen, länglichen Geſicht, deſſen Haut licht und roſig war; der Mund, ſchmal und von edlem, ausdrucksvollem Schnitt, zeigte beim Lachen kleine, weiße, enggeſtellte Zähne, die Augen ſahen unter glänzenden Wimpern und ſcharf geſchnittenen Brauen eigentümlich ruhevoll ernſt. Sie waren von ſo dunkelm Blau, daß ſie häufig für ſchwarz gehalten wurden, und es lag etwas unter ihrer Ruhe, was gegen dieſe Mißtrauen einflößte. Man erriet, daß dies Mädchengemüt eine große Leidenſchaftlichkeit berge und nur nach außen ſich zu beherrſchen ſtrebe.

Die Jaſzaki beunruhigte der Ausdruck dieſes Geſichts. Sie ſtudierte ihn voll Nachdenken und wünſchte danach, Paul möge nicht kommen, ſolange ſie dieſen Gaſt beherberge, ja, ſie beſchuldigte Melanie in ihrem Innern, daß ſie eine Dummheit nach der andern begehe. Ein Begegnen mit dieſer leidenſchaftlichen Liſi konnte ſchlimmer werden, als mit der ſanften erſten Liebe des excentriſchen Paë. Und dann — — je länger die alte Gräfin es ſich überlegte, um ſo klarer wurde es ihr, daß eine Ehe zwiſchen dieſen beiden Menſchen eine Unmöglichkeit wäre. Sie begriff nicht, daß ſie daran nicht gleich gedacht und Melanie noch ſchärfer darauf hingewieſen hatte.

Indeſſen: Paul kam fürs erſte gar nicht, und während dieſer Zeit veränderten ſich die Anſchauungen der Gräfin, denn Liſi machte ſich ihr in derſelben unentbehrlich.

Die einſame, alte Dame fand ihre jugendliche Geſellſchafterin geradezu entzückend und ſpielte ſchließlich ihr gegenüber die Rolle, die ſie Paul zugedacht hatte; ſie verliebte ſich förmlich in ſie.

Das wandelte denn doch ihre Anſichten, und ſie hätte Pauls Anweſenheit jetzt oft gern geſehen. Sie hatte dieſem auch von ihrem Leiden geſchrieben, und daß ſie wünſche, ihn bei ſich zu haben; aber er antwortete, er könne jetzt nicht kommen, ſein Adjutantendienſt feſſele ihn an Wien und geſtatte ihm fürs erſte nicht, Urlaub zu nehmen. (Fortſetzung folgt.)



Schuhplattl'n. Nach dem Gemälde von H. Bever.

# Kunſt in der Dorfkirche.

Von Hans Schliepmann.

(Abdruck verboten.)

Nicht nur die großen Kathedralen mit ihren himmelwärts ſtrebenden Wölbungen, dem geheimnisvollen Dämmerlicht ihrer farbigen Fenſter und der Fülle ihrer Kunſtdenkmäler können das Gemüt mit Empfindungen reiner Kunſt erfüllen. Auch im kleinſten Kirchlein kann die Kunſt der Gottesverehrung die Stätte bereiten. Es wird eine andere Poeſie ſein; es kann aber immer Poeſie ſein. Und ſie ſollte nicht fehlen. Der Bauer und der kleine Mann kommt aus dem Staube des Alltages in die Kirche; ſein ungeſchulter Geiſt bedarf der Stufen, um zum Unbegreiflichen hinanzuklimmen; wollt ihr ihn dazu führen, ſo laßt es durch Veredlung der Sinnenthätigkeit, eben durch Kunſt, geſchehen. Nicht „ſinnlich“ braucht die Kunſt zu ſein; gerade Weihe und Ahnung des Übermenſchlichen kann und ſoll ſie erwecken.

Und deshalb ſoll auch die Dorfkirche nicht der Schönheit, der Poeſie bar ſein. Sie iſt es an ſich ſchon nicht, ſicherlich nicht. Schiller hat wohl gewußt, weshalb er ſich ſeiner Lotte in der Verſchwiegenheit einer Dorfkirche angelobte. Frieden und Anſpruchsloſigkeit, die das Gemüt auf ſich ſelbſt zurückführen, ſind mit der Dorfkirche unauflöslich verbunden.

Aber das Schwinden der Poeſie, eines naiven Kunſtgefühls und Kunſtbedürfniſſes in der Maſſe des Volkes, anderſeits der Verfall der Kunſtübung im Handwerk hat unſere Dorfkirchen vielfach zu nüchternen Scheunen herabgewürdigt, in denen der Bauer ſich gerade ſo fremd und nüchtern fühlt wie in ſeiner mit ſtädtiſchem Blendkram ausgefüllten „guten Stube.“

Eine Änderung dieſer Troſtloſigkeit kann „von oben her“ nicht wohl erfolgen. Die Anregungen müſſen aus der Gemeinde ſelbſt, hauptſächlich vom Pfarrer, kommen. Man kann gerade hier mit Vergnügen zugeſtehen, daß der Dorfkirchenbau ſich von Jahr zu Jahr von der Schablone, die in den dreißiger bis ſechziger Jahren unſeres Jahrhunderts herrſchte, weiter und weiter entfernt. Die Staatsbauverwaltung hat es durchaus gewürdigt — und verſchiedene Gemeinden ſind ihr hierin freudig zur Seite getreten —, daß nicht in der Regelmäßigkeit, im Akademiſchen die Möglichkeit liegt, einen kleineren Kirchenbau poeſievoll zu geſtalten, ſondern im Maleriſchen, im Anſchmiegen an die umgebende Natur, in der Schaffung des Traulichen, Intimen. Es iſt daher begründete Hoffnung, daß mit der Zeit die Übernahme bäuerlicher Architekturmotive — breiter Formen, kleiner Vorbauten, unregelmäßiger Ausbildung, roter oder farbiger Ziegeldächer, Fachwerkgliederungen — in der kirchlichen Baukunſt Fortſchritte machen wird, wodurch dann wieder die Bauart des Bauernhauſes heilſam beeinflußt und den charaktervollen Vorbildern des Mittelalters angenähert werden würde.

Aber mit der Schaffung des Gehäuſes iſt die Kunſt, die Poeſie in der Dorfkirche noch nicht geſchaffen. Auch wäre ja die Schönheit für alle die Gemeinden nun völlig ausgeſchloſſen, die ein Gotteshaus aus der trüben Zeit des verknöcherten Antikeſchemas beſitzen. Die Schönheit aber kommt doch erſt recht eigentlich durch den Sinn der Beſitzer, geradeſo, wie dieſelbe koſtbare Ausſtattung in denſelben Räumen beim protzigen Emporkömmling öde und erlogen, bei feinfühligen Vollgebildeten künſtleriſch vollendet wirken kann.

Von dem nun, was durch allmähliches Wirken von Gemeinde und Geiſtlichkeit an Schönheit geſchaffen werden kann, möchte ich hier ſprechen, um ſo vielleicht einige Anregungen zu geben, die Freude und Poeſie um das Dorfkirchlein verbreiten helfen. Ich nehme alſo die Kirche als gegeben an und betrachte nur, was ſich in ihr verſchönern läßt.

Wichtiger, als noch immer ſelbſt der Architekt meint, iſt für den Allgemeineindruck eines Bauwerkes die Umgebung. Die durch Überlieferung und Glaubensanſchauung geheiligte Umgebung der Kirche iſt der Gottesacker. Seine Hügel mit ihrem Baumſchmuck, ihren ſchiefen Kreuzlein und Leichenſteinen bilden einen Hauptteil melancholiſcher und doch friedvoller Poeſie. Aber die Natur wird doch noch nicht genug herangezogen, die hübſche Kirche noch zu verſchönen, die häßliche zu verhüllen. Wo die ſchattende Linde vor dem Portal, die Eſchen mit ihren leiſe flüſternden, geſenkten Häuptern um den Chor, die Ranken des Eppich und des wilden Weines noch fehlen, die Kirche mit der Natur in innige Beziehungen zu ſetzen, da ſollte man wenigſtens mit deren Pflanzung ſobald wie möglich beginnen, um doch den Enkeln zu ſichern, was unſre Ahnen beſeſſen haben. Mit der Vegetation wird dann auch die öde Farbloſigkeit des Putzes, der jetzt noch die älteren Kirchen aus Ziegeln oder Granitfindlingen umhüllt, verſchwinden, um den ſatten Farben des eigentlichen Bauſtoffes Platz zu machen. Wenigſtens ſollte man bei allen Ausbeſſerungen des Putzes — die eigentlich immer der Ordnungsfanatismus zum Schaden des Maleriſchen veranlaßt — die großen Flächen und alle Holzteile alten Fachwerkes verſchonen und nur die allzu ungenau gemauerten Ecken und allenfalls die Anſchlüſſe an Fenſter und Thüren mit Putzanwurf verſehen.

Im Inneren, wo des anderen Maßſtabes wegen die Fläche als ſolche ſchon ganz anders in die Erſcheinung kommt als in der Landſchaft, würden ſtärkere Buckel und Höhlungen in der Ebene des natürlichen Mauerwerkes ſtörend ſein; hier alſo mag im Notfalle der Putz ſeine Stelle finden. Aber da der dörfliche Maurer in der Regel doch keine ſauberen Flächen herſtellen kann, ſo prüfe man ſorgfältig, ob durch den Putz — etwa wegen ſchlechter Beleuchtung der Kirche — wirklich Beſſeres geſchaffen wird, als die nackten Mauerflächen bieten würden. Jedenfalls vermeide man das Kalkweiß, töne vielmehr den Putz gleich beim Anrühren durch Zuſatz von gelbem oder grauem Farbſtoff, oder wähle den rauhen, ſogenannten Stipputz, der Unebenheiten minder deutlich hervortreten läßt. Die Mittel, dieſe Putzfläche zu beleben, werden auch ſtets nur primitiver Natur ſein dürfen, damit ſie die Fähigkeit der Handwerker nicht überſteigen; denn nichts iſt ſtörender und zeigt mehr Roheit, als ſtümperhafte Ausführung des Schmuckwerkes. Lieber kahl, als gepfuſcht. Mag's auch dem Bauer, der längſt von Geſchmack keine Ahnung mehr hat, ſo gefallen: es gilt eben, ihn zu künſtleriſchen Empfindungen zu erziehen, und ſollten es auch die primitivſten ſein! Man kann mit wenigen breiten farbigen Streifen, etwa noch mit einem einfarbigen Schablonenmuſter, wenn beides nur richtig getönt iſt und dem braven Malermeiſter ſeine abſcheulichen Leibfarben: Schlemmkreide, Caput Mortuum, Violett und Berliner Blau trotz deren Billigkeit etwas unter Verſchluß gelegt werden, ganz vortreffliche Wirkungen erzielen. Da es aber auf die Farbenwahl ganz beſonders ankommt ſo muß dieſe durch einen wirklich Feinfühligen, Maler, Architekten oder begabten Dilettanten, nicht durch den Polier oder Malermeiſter erfolgen.

Freilich wird man beim traditionstreuen Dickkopf unſres norddeutſchen Bauern einen ſchweren Stand haben, wenn man „in die Farbe gehen“ und etwa die Apſis oder einen den Altar umrahmenden Teil der Rückſeite des Schiffes in tiefem Rot oder Moosgrün, die übrigen Wandteile aber heller gelblich halten will. Aber ein gutes Wort findet auch hier guten Ort, zumal wenn es der Geiſtliche iſt, der aufrecht erhält, daß Farbe noch nicht gleich „bunt“ und damit „unkirchlich“ iſt. Mehr als alle Form beeinflußt die Farbe die Stimmung auch der Nichtkunſtverſtändigen; geben wir einmal zu, daß das Stimmungmachen durch die Kunſt dem Kultus nicht ſchädlich, ſondern förderlich iſt, ſo wird man in der Farbe den erſten Verbündeten ſuchen müſſen. In den größeren Kirchen iſt dies ja auch längſt geſchehen. Namentlich ſind es die farbigen Fenſter, deren unvergleichliche Wirkung überall gewürdigt wird. Die Koſten dieſes herrlichen Schmuckes ſind freilich ſtets ſo hohe, daß ſeine Anſchaffung für eine Dorfkirche ſchwerlich in Frage kommen kann. Selbſt das billigere Rautenglas, Kathedralglas oder farbige Umrahmungen, werden nur in Ausnahmefällen in Frage kommen können. Aber ich möchte hier ganz beſonders nachdrücklich auf den, durch den bekannten Schriftſteller Victor Blüthgen erfundenen Erſatz der

Glasmalerei, die ſogenannten Chryſolanbilder, verweiſen. Ich bin ein ausgeſprochener Feind aller Surrogate, und ſo lange es die Fabrikanten nur darauf abſahen, Bleiverglaſung und ſteife Formen als „Stilechtheit“ nachzuahmen, konnte ich in ihren Bemühungen nichts als verlorene Liebesmüh’ erblicken. Neuerdings aber hat ſich die Chryſolantechnik auf ſich ſelbſt beſonnen und beginnt unbefangen das zu ſchaffen, worauf ſie von ihrer Natur geſtellt iſt. Sie erzielt einfach durchſichtige Gemälde, die auf einer Glasſcheibe unlösbar befeſtigt werden können, ein Verfahren, gegen das ſtiliſtiſch nichts einzuwenden iſt und deſſen Wirkungen ganz überraſchende ſind. Es iſt dringend zu wünſchen, daß kleinere Kirchen die Scheu vor der Neuerung überwinden und ſich durch dieſe einen ganz unvergleichlichen Schmuck verſchaffen.

Durch Kultusrückſichten den Neuerungen minder zugänglich erſcheint der Altar mit ſeiner Umgebung. Hier hat ſich jedenfalls der Künſtler durchaus dem Kult zu fügen. Ich möchte deshalb nur die Frage berühren, ob vorhandene alte Werke, namentlich aus dem ſpäten Mittelalter oder aus der ſpäten Barockzeit, bei einer durchgreifenden Kirchenerneuerung zu erhalten oder zu beſeitigen ſind. Dieſe Werke ſcheinen dem jetzigen Empfinden „unkirchlich,“ die früheren wegen ihrer vielen kleinen, verzerrten Figuren, die allerlei gräßliche Vorgänge aus der Märtyrergeſchichte zeigen, die ſpäteren wegen ihres theatraliſchen Pathos, das namentlich zum proteſtantiſchen Kultus in ſcharfem Gegenſatze ſteht. Trotz alles Widerſpruches der Kunſtforſcher und -ſammler ſtehe ich hier keinen Augenblick an, zu ſagen: „Nur der Lebende hat Recht!“ Widerſpricht der alte Altarſchmuck dem gegenwärtigen Empfinden, dann fort damit, fort vom Altare wenigſtens! Was an ſich künſtleriſch bemerkenswert iſt, findet wohl an anderer Stelle geeigneteren Platz. Es führt zu Stumpfſinn, Gleichgültigkeit und Widerſinn, wenn der wenig Gebildete dergleichen an ſolcher Stelle ſieht. Ein bezeichnendes Beiſpiel möchte ich nicht verſchweigen: Über dem Taufbecken einer Dorfkirche hing an einem Hanfſeil eine ſchwebende Engelsfigur, eine Hand wie winkend ausſtreckend. Durch die Schwankungen der atmoſphäriſchen Feuchtigkeit verlängerte oder verkürzte ſich das Seil ganz wenig und die Figur machte dementſprechend kleine Drehungen. Dabei nun wies der Arm zuweilen auf eine Thür, aus der gewöhnlich die Toten zum Friedhof getragen wurden. Die Bauern, denen das gar nicht üble Künſtleriſche der Engelsfigur verſchloſſen blieb, mußten doch ihre Gedanken mit ihr beſchäftigen, und ſo entwickelte ſich der Aberglaube, daß es einen nahen Todesfall bedeute, wenn der Arm ſich auf die ſeitliche Thür richte. Der Geiſtliche hat mit gutem Fug die hübſche Figur entfernt.

Das iſt noch keine Bilderſtürmerei. Man wird auch jeden einzelnen Fall erwägen müſſen. Aber im allgemeinen iſt zu betonen, daß wir dem Überlieferten, dem „Stilechten“ in der Kunſt heutigen Tages doch zu große Zugeſtändniſſe machen. Damit will ich nicht geſagt haben, daß die vielfach ſüßlichen Altarblätter der Gegenwart höheren künſtleriſchen Wert haben; zur Erſtarkung des Kunſtgefühles müſſen wir aber doch erſt durch die Phaſe des Wohlgefallens und nachdrücklichen Vertretens der gegenwärtigen Geſchmacksrichtung hindurch gehen. Wohl aber ſollte man ſich des Gegenſatzes bewußt werden, den das heutige kirchliche Gefühl zwiſchen gemeißelter und gemalter Kunſt beſtehen läßt. Während der maleriſche „Realismus“ — ſchon der Name iſt anſtößig! — auf den Altarblättern ſtreng verpönt iſt und der Maler ſeine Geſtalten in Lichtblau und Roſenrot hüllen und ſeine Modelle erſt wie mit Brenneiſen und Schminktöpfchen friſieren muß, gilt in der Darſtellung des Gekreuzigten auch der herbſte Realismus noch als ſchicklich. Sobald man ſich erſt über das hierin liegende Vorurteil hinweghilft, wird man ganz von ſelbſt dazu kommen, die von viel tieferer, ſeeliſcher Durchdringung zeugenden Darſtellungen unſerer beſten neueren Meiſter auch der kirchlichen Erbauung dienſtbar zu machen. Sehr verſchieden läßt ſich über den anderen Schmuck denken, der nach alter Sitte in vielen Kirchen Wände und Pfeiler bedeckt. Die Bilder verſtorbener Geiſtlicher ſind gewiß ein pietätvoller Schmuck, und vor das Auge der Gemeinden gehören ſehr wohl die Ehrentafeln für gefallene Krieger, wenn ſie nur nicht immer ſo gar hölzern von den Wänden ſtarrten! Iſt die Gemeinde arm, ſo wird freilich ein koſtbarerer Stoff als Holz nicht zur Verfügung ſtehen. Bei Werkſteinkirchen empfiehlt ſich dann aber eine farbige Schrift auf der Mauerfläche ſelbſt viel mehr, und auch beim bemalten Holz ſollte man von dem harten Schwarz auf Weiß abgehen, mindeſtens das Holz im Naturtone erhalten. Inwieweit nun die Ablenkung der Gedanken auf Perſönliches durch ſolche Schildereien noch dem Weſen des Gotteshauſes entſpricht, iſt nicht meine Sache zu entſcheiden; vom künſtleriſchen Standpunkte möchte ich faſt eher noch der Aufhängung der Brautkronen und Totenkränze das Wort reden, die namentlich der Orgelempore ein charakteriſtiſches Gepräge leihen. Ich meine aber, daß es die ländliche Kirche auch nicht profaniert, wenn die Erinnerung an die lebendige Natur im Inneren des Gotteshauſes mehr als bisher gepflegt würde. Man bekränzt am Palmſonntage, zu Pfingſten, am Erntedankfeſt und zum Chriſtfeſt Kanzel und Altar; aber man ſollte mehr als bisher namentlich die Erinnerung an den Felderſegen lebendig erhalten, indem man unverwelkliche Kränze und Gehänge, etwa aus Ähren, Maiskolben, Tannen an Pfeilern und Thüren anbringt. Der Landmann ſollte lernen, die Gaben der Natur nicht nur auf ihren Geldwert anzuſehen, ſondern auch in ihrer Schönheit zugleich die der Natur zu erkennen. Auch können ſolche Gehänge ſelbſt ein ſchlechtes Geſtühl und eine dürftige Kanzel freundlich erſcheinen laſſen.

Über letztere noch einige Worte. Neuerdings wird ſelbſt in Dorfkirchen auf charakteriſtiſches Gepräge des Holzwerkes Wert gelegt. Vielerorten läßt ſich aber eine Erneuerung des alten Geſtühles nicht erſchwingen. Dann ſollte man bei Ausbeſſerungsarbeiten wenigſtens überall die alte Ölfarbe abweichen, das Holz einfach ölen oder lackieren und durch ſparſame farbige Linien oder einfache Schablonenverzierungen eine farbenkräftigere Wirkung zu erzielen ſuchen. Es läßt ſich darin viel mehr leiſten, als man gewöhnlich glaubt; man muß nur nicht gleich fürchten, „bunt“ zu werden. Farbenſcheu iſt immer unkünſtleriſch; und wenn wir dem Bauer zeigen, daß ſein Gotteshaus die Farben ſehr wohl vertragen kann, ſo wird er auch ſeinen maleriſchen Nationaltrachten, die ja leider mehr und mehr zu verſchwinden drohen, treuer bleiben.

Über das Gerät kann ich mich kurz faſſen. Es wird ja faſt immer von irgend einem Fabrikanten fertig bezogen. Und zum Glück hat hier das Kunſtgewerbe ſolche Bahnen eingeſchlagen, daß man mit einiger Vorſicht kaum etwas Häßliches erſtehen kann. Nur ſollte man ſich vor ſolchen Arbeiten hüten, die in plumper Weiſe bei gebotener Billigkeit irgendwelche Verzierungen zeigen, die man als „ſtilecht“ aufgeſchweißt hat. Faſt immer werden gotiſche Formen gewählt, und da laufen denn Fialen an Kandelabern und Fenſtermaßwerke an Taufſteinſockeln mit unter, damit auch der Laie den „Stil“ erkennt. Der iſt aber gar nicht ſo weſentlich! Daß ein Bronzeleuchter nicht wie aus Holz oder Marmor boſſiert erſcheint, iſt viel wichtiger. Überdies haben die meiſten älteren Dorfkirchen als reine Nützlichkeitsbauten gar keinen Stilcharakter; es iſt daher keineswegs notwendig, vor allem auf ſogenannte „ſtrenge“ Formen zu halten. Nur echt ſei alles, Bronze ſoll nicht Gold, Holz nicht Stein ſcheinen; jedes hat ſein natürliches Gepräge, und das ſoll ihm bleiben, damit auch die Menſchen lernen, feſt auf ſich zu beruhen. Und deshalb ſoll aller Schmuck der Dorfkirche auch nicht ſtädtiſch, ſondern gut bäuerlich ſein. In dem Einfachen, Robuſten, Markigen liegt eher für den Städter Nachahmenswertes. Auf die angedeutete Weiſe läßt ſich manches zur Pflege der Schönheit thun; aber man hüte ſich auch vor zu vielem Experimentieren. Beide Zeilen Chamiſſos haben auch heut noch ihren Klang:

> „Es ſproßt der Stamm der Rieſen aus Bauernmark hervor;
> Der Bauer iſt kein Spielzeug, da ſei uns Gott davor!“

## Ein neuer Atlas.

Die Worte Goethes, die er den Bürger am Oſtermorgenſpaziergange ſagen läßt, haben heute noch Geltung:

> „Nichts Beſſres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
> Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,
> Wenn hinten, weit, in der Türkei
> Die Völker aufeinander ſchlagen.“

Nun liegt freilich für uns die Türkei nicht mehr weit, denn alle Entfernungen auf dem Erdball ſind durch die enorme Entwickelung des Verkehrs zeitlich kleiner geworden. Uns Kulturmenſchen intereſſieren aber nicht nur Krieg und Kriegsgeſchrei oder eine Revolution in Mittelamerika, ſondern auch die Chriſtenverfolgungen in China, und wir wollen genau die Orte wiſſen, bis wohin Emin wieder in die Äquatorialprovinz vorgedrungen iſt, oder wo Dr. Peters am Kilimandſcharo Natron gefunden haben will. Über alle Neuigkeiten werden wir durch die Tageszeitungen unterrichtet. Der aufmerkſame Zeitungsleſer wird ſich damit aber nicht begnügen, ſondern die Gegenden und Orte, von denen er wichtige Nachrichten geleſen hat, auf der Landkarte aufſuchen. Er wird ſich unterrichten über die Lage unſerer Kolonialgebiete im Vergleich mit den auswärtigen Beſitzungen der anderen Großmächte; er kann aus der Karte ableſen, daß er in 30 Tagen von Hamburg nach Buenos Aires fährt oder in 49 Tagen von London nach Sydney, und kann ſich zuſammenrechnen, wie lange eine Reiſe um die Erde heute dauert. Die Karten zeigen uns, wo man in Grönland die Kryolithgruben zu ſuchen hat, wo auf der Inſel Trinidad Asphalt gewonnen wird und wo der Tabak unſerer Neuguineazigarren wächſt. Wir können ohne Übertreibung ſagen, ein Atlas iſt ein unentbehrlicher Hausfreund, der in keiner Bücherei fehlen ſollte. Wir haben früher (Jahrgang 1881, Nr. 5) einmal erzählt, „wie ein Atlas entſteht.“ Damit gaben wir eine Entwickelungsgeſchichte des berühmten und weitverbreiteten Andreeſchen Handatlas und haben nun jetzt die Freude, unſeren Leſern die dritte Auflage dieſes prächtigen Werkes anzeigen zu können. Der Atlas iſt in der geographiſchen Anſtalt von Velhagen & Klaſing in Leipzig völlig neu bearbeitet und ſtark vermehrt worden. Die Karten ſind jetzt nur auf eine Seite des Papiers gedruckt, wodurch die Herſtellung großer ſchöner Doppelblätter ermöglicht wurde. Deshalb konnte eine große Zahl doppelſeitiger Spezialblätter der Staaten und Provinzen des Deutſchen Reiches in ſo großem Maßſtabe hergeſtellt werden, wie ſie ſich in keinem andern Handatlas finden. Dieſe Blätter werden eine Hauptzierde der neuen Auflage bilden und den weiteſtgehenden Anforderungen für den praktiſchen Gebrauch genügen. Der Umfang der neuen Auflage wird 140 bedruckte Kartenſeiten betragen (gegen 96 der erſten und 120 der zweiten Auflage) faſt zur Hälfte völlig neu geſtochene Doppelblätter, die außer den deutſchen Spezialkarten die wichtigſten europäiſchen und außereuropäiſchen Länder in größeren Maßſtäben geben. Dem Werke wird auch ein Verzeichnis ſämtlicher im Atlas enthaltenen Namen (etwa 160 000) beigegeben mit Angabe des Platzes auf den Karten, wo man jene zu finden hat.

Die bisher erſchienenen Lieferungen und Probeblätter geben uns ein klares Bild der dargeſtellten Länder. Die fortſchreitende Technik geſellt ſich hier zur wiſſenſchaftlichen Arbeit der Kartographie, um den geſteigerten Anſprüchen des Publikums gerecht zu werden. Auf den Überſichtskarten von Deutſchland und Öſterreich-Ungarn ſehen wir außer der politiſchen Einteilung auch die Hauptverkehrslinien. Bei den Meridianen ſind überall die Minutenwerte für die im mitteleuropäiſchen Eiſenbahndienſte geltende Einheitszeit angegeben. In den zwei gleichgroßen Nebenkarten der Umgebung von Berlin und Wien können wir über die Größe und räumliche Ausdehnung beider Weltſtädte lehrreiche Vergleiche anſtellen. Wien hat am 1. Januar 1891 ſämtliche Vororte einverleibt und dadurch ſein Gemeindegebiet bedeutend erweitert. Berlin hat zwar als Stadtkreis ein kleineres Areal, aber ſeine bebauten Flächen ſind ausgedehnter als die der Donauſtadt. Die Karte von Südafrika zeigt uns die Reſultate aller neuen Reiſen und Forſchungen, wie der vielen Grenzabmachungen. Südengland iſt auf einer ſchönen Spezialkarte dargeſtellt, der ſich ſpäter Nordengland und Schottland in zwei Doppelblättern anſchließen werden. Der Schweiz iſt ein außerordentlich plaſtiſch wirkendes Doppelblatt gewidmet, welches alles enthält, was der Touriſt zu einem orientierenden Vorſtudium für ſeine Reiſe braucht. Der Atlas erſcheint in 48 Lieferungen zu 50 Pfennig, wodurch es ermöglicht wird, daß das wertvolle Werk in die breiteſten Schichten des Volkes getragen werde und ſich auch da Eingang verſchafft, wo dem Bildungsbedürfniſſe nur beſchränkte Mittel zur Seite ſtehen. Wir empfehlen den Atlas unſeren Leſern und allen, die für ein geringes Opfer ein ſchönes und inhaltreiches Belehrungsmittel erwerben wollen.

S.

---

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

In einem alten, bereits aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ſtammenden Hauſe in Schwerin ſaß am folgenden Tage ein blaſſer, kränklicher Mann am Schreibtiſch und durchflog einen Brief, den er ſoeben empfangen hatte. Der Fremde war der Rentner Guſtav Vaſtus, wie er in Schwerin genannt wurde, und das Schreiben kam von George aus Hamburg.

George ſchrieb:

„Mein lieber Guſtav!

Endlich finde ich Zeit, Dich einmal zu beſuchen. Ich habe die Abſicht, Sonntag früh einzutreffen und am Montag Morgen wieder abzureiſen. Sei, liebſter Guſtav, nicht am Bahnhof, es macht Dir Ungelegenheiten, ich weiß es, und mir iſt es angenehmer. Ich bin ſehr glücklich, Dich wiederzuſehen, mein Junge! Dein George.“

Ein Zittern der Aufregung überfiel den ſchwachen, verwachſenen Mann mit dem wachsfarbenen Geſicht und den durchſichtigen mageren Händen. Er humpelte, auf ſeine Krücke geſtützt, durch das Zimmer und zog die Klingel, und als nicht gleich jemand erſchien, öffnete er die Thür und blickte mit ungeduldiger Spannung hinaus.

Der Kopf geriet bei dem vergeblichen Warten in ein heftiges Zittern, und die Hände flogen hin und her.

„Na, endlich!“ ſtieß er heraus, als jetzt eilfertig ein alter, freundlicher Mann, ſein Diener, herangelaufen kam und ihm, dem Krüppel, beim Wiederbetreten des Wohngemaches, behilflich war.

Dieſes Gemach war inſofern eine Sehenswürdigkeit, als man ſich kaum den Charakter einer verſchwundenen Zeit beſſer, als durch einen Blick auf ſeine Einrichtung verdeutlichen konnte. Sämtliche Möbel ſtammten aus der Empirezeit, Schränke, Tiſche, Stühle, aber auch Uhren und zahlreiche Ausſchmückungsgegenſtände zeigten die ſteifen Formen und blendenden Verzierungen dieſer Periode. Aber alles war glatt, glänzend, wie neu, auch die anſtoßenden Gemächer, in deren letztem der Diener ſchlief, bekundeten die Wohlhabenheit und den beſonderen Geſchmack des Beſitzers.

Soweit es ſein Zuſtand zuließ, war Guſtav Vaſtus fortwährend beſchäftigt. Er malte, ſchnitzte, muſizierte, ſammelte allerlei Seltenheiten und intereſſierte ſich für Blumen und Vögel. Auch las er viel, namentlich alles, was Schwerin betraf, und jeden Tag ging er mit Ehlers, ſeinem Diener, ſpazieren und eine Stunde vor dem Abendbrot ins Wirtshaus.

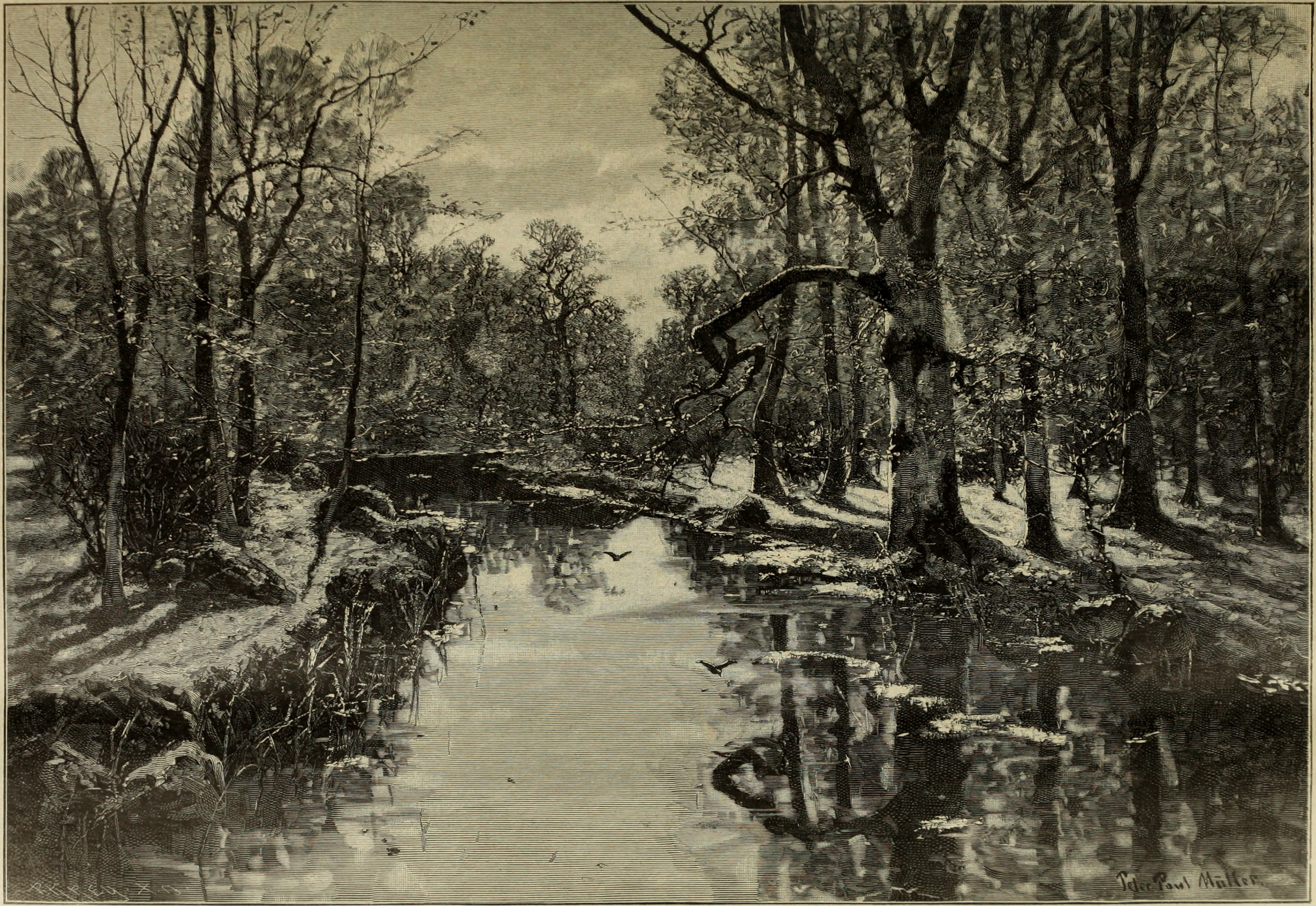
Hier, wie überall, ward er von jedermann gern geſehen. Seine ſich ſtets gleich bleibende Beſcheidenheit, ſeine ungewöhnliche Güte hatten ihm die Herzen gewonnen, auch achtete man ſeine vielen Kenntniſſe und ſeinen großen Wohlthätigkeitsſinn.

Schon ſeit ſeiner Jugend war Guſtav Vaſtus von Schmerzen geplagt und halb gelähmt geweſen und litt an Ohnmachten und nervöſen Zufällen, die mit ſeiner zarten Konſtitution im Zuſammenhange ſtanden.

Sein Höchſtes war neben dem Schöpfer über den Wolken ſein Bruder George. Aus deſſen milder Hand floß ihm alles zu, denn ſein körperlicher Zuſtand ſchloß jegliche Erwerbsthätigkeit aus; ſelbſt Handarbeiten vermochte er auf die Dauer nicht auszuführen, da ihn unverſehens ſeine Schwächezuſtände überfielen. Nur ein ſehr ruhiges, von körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen freies Leben gab ihm die Möglichkeit einer längeren Lebensdauer. Als Guſtav, in der Furcht, ſeinem Bruder dauernd zur Laſt zu fallen, als junger Mann einmal verſucht hatte, ſich durch Cigarrendrehen Geld zu verdienen, hatte George ſogleich Einſpruch erhoben.

„Ich habe genug Geld und kann es dir geben, ſoviel du brauchſt, und willſt du mehr, das dreifache, das fünffache, Guſtav!“ hatte George geſchrieben, und Guſtav hatte unter Thränen ſeines Bruders Zeilen geküßt. Ein beſſerer, liebevollerer Bruder, ein zartſinnigerer Menſch konnte auf Erden nicht zu finden ſein!

Es gibt keine Sprache, auszudrücken, wie grenzenlos der Mann George liebte und bewunderte. Und nun wollte George


Peter Paul Müller

Waldbach. Nach dem Gemälde von Peter Paul Müller.

ihn auch einmal wieder nach längerer Zeit beſuchen! Das nahm Guſtav alle Faſſung.

„Ehlers, Ehlers, mein Bruder kommt morgen mit dem erſten Zug und bleibt einen ganzen Tag hier. Was thun wir, um ihm eine Freude zu machen? Ich denke, wir bekränzen die Thüren, den ganzen Flur! Sie müſſen gleich mal fragen, ob Albers, der Gärtner beim Schloß oben, die Dekoration übernehmen kann, ganz früh oder wie er es ſonſt meint, Ehlers. Horchen Sie vor! Und es kann gern etwas koſten, Ehlers, wenn es nur hübſch wird. Und Wein kaufen Sie von der Sorte zu zwei Mark, auch für Bier, Selterwaſſer müſſen wir ſorgen. Iſt noch alles da? Etwas Obſt auch! Hier iſt Geld. Warten Sie, warten Sie, Ehlers —“

So ſprach Guſtav Vaſtus haſtig, nur erfüllt von dem einen Gedanken, George auch durch äußere Zeichen ſeine Freude an den Tag zu legen.

Als ſich am folgenden Morgen die Brüder gegenüberſaßen, lag ein froher Glanz auf Guſtav Vaſtus’ Angeſicht. George ſah ſo friſch, ſo geſund, ſo lebensfroh und thatkräftig aus, und er hatte in Guſtavs Augen ein ſo überaus vornehmes Äußeres! Die Kleidung war tadellos: der Kammgarnanzug, die gelbledernen Schuhe, die ſeidenen Strümpfe, die Wäſche, die Goldſachen machten auf Guſtav einen gewaltigen Eindruck.

Und immer nur von ihm wollte Guſtav etwas hören, und immer miſchte ſich in jede Rede die dankerfüllte Hindeutung, daß er ja nur lebe und das Daſein genieße vermöge Georges edelmütiger Güte!

„Du biſt der beſte, der herrlichſte Menſch, den die Erde trägt, mein George!“ rief der Krüppel mit verklärtem Ausdruck und lehnte ſich wie ein Kind an den großen, geſundheitſtrotzenden Mann.

Beim Frühſtück brachte Guſtav dann die Rede auf ſeines Bruders Leben und deſſen Zukunft.

„Daß du nicht heirateſt, George, verſtehe ich nicht!“ begann Guſtav. „Niemand würde eine Frau ſo glücklich machen, wie du!“

„Ich möchte auch wohl heiraten, Guſtav,“ beſtätigte George, das Lob durch ein kurzes Kopfſchütteln ablehnend, „aber du magſt es glauben oder nicht: daß ich der Sohn eines Konditors bin, daß lediglich das Leben mich erzog und nicht das Beiſpiel in einem vornehmen Hauſe, und daß doch eben ein gewiſſes Etwas mir deshalb fehlt, das hindert mich, eine Frau zu bekommen, wie ich ſie mir wünſche. Geld thut meiſtens, doch nicht immer, alles! Es gibt, obſchon ich ſelbſt das Gegenteil oft behauptet habe, doch auch Menſchen, die anderes höher ſchätzen als das Geld, die auch in der Not ſich nicht blenden laſſen. Offen geſtanden, Guſtav, ich liebe ein armes Mädchen aus adliger Familie. Und ſie weiß es, daß ich ſie zu meiner Frau machen möchte, ſie fühlt es, daß ein einziges ermunterndes Wort, ein auffordernder Blick mich ſprechen laſſen würde, und doch kommt ſie mir auch nicht im geringſten entgegen. Ihr Stolz läßt es nicht zu; meine Geburt, mein Äußeres ſchrecken ſie ab. Ich habe mich nun auch drein gefunden, denn ich weiß, ſie würde niemals mein werden!“

„Aus vornehmem Stande, ſagſt du?“ ſchob Guſtav, der mit größter Spannung zugehört hatte, forſchend ein. „Iſt’s, wenn ich dich fragen darf, eine Hamburgerin?“

„Nein, Guſtav. Sie wohnt in Viga, und heißt Diana von Stieglitz.“

„So — ſo —“ ſtieß Guſtav langgezogen hervor und wiederholte dann: „Diana von Tieglitz —“

„Nein, Stieg — Stieglitz, Guſtav! Es iſt ein altes, aber gegenwärtig ſehr heruntergekommenes Geſchlecht.“

„Und du kannſt ſie nicht fragen, George? Sollteſt du dich nicht doch irren? Einen Mann, wie dich, nicht wollen, iſt doch eine Verrücktheit!“

George lächelte. „Ja, mein guter Guſtav, in deinen Augen. Aber die Menſchen denken nicht wie du! Und dann: Ich bin auch draußen ein anderer, als ich mich dir gegenüber gebe. Hier bin ich faſt der Knabe von ehedem. Wenn ich dir gegenüberſitze, erſcheint’s mir wie ein Traum, daß ich ſo lange in fremden Erdteilen war, heute faſt ein Millionär bin, ein Heer von Leuten kommandieren kann und für einen kalt-wägenden Geſchäftsmann gelte. In Wirklichkeit habe ich noch die alte Knabenſeele, und hier in meiner Heimat, bei dir, iſt’s mir, als wäre ich noch derſelbe harmloſe Junge, der mit dem Konditorkorb ausgeſchickt wurde, durch die Straßen lief und ſelig war, wenn ihm einer einmal einen Groſchen zuſteckte. Nur miſcht ſich ein wehmütiges Sehnen in dieſe Empfindungen, daß ich doch eben kein Kind mehr bin, ſondern ein reicher Mann, und daß nie, nie die herrliche, ſorgloſe, unbeſchreiblich glückliche Zeit wiederkehrt, daß ſie verloren iſt für immer, daß ich ſie mit allem meinen Gelde nicht zurückkaufen kann. So iſt es, Guſtav, und nur eins könnte mich entſchädigen, mich ſo glücklich machen, wie damals, wenn ich das Mädchen, von dem ich dir ſprach, heimzuführen vermöchte. Aber George Vaſtus und Diana von Stieglitz! Das hieße, zu einer Edelroſe eine Neſſel geſellen wollen! Standesunterſchiede beſtehen einmal, Bruder! Sie ſind nicht wegzudisputieren. Es war eine große Thorheit, daß ich mein Gefühl nicht gleich unterdrückte. Nein, nein, lieber Guſtav — —

„Aber nun ſprechen wir endlich von dir! Ich habe ſo vieles zu fragen.“

Acht Tage waren ſeit George Vaſtus’ Abreiſe bereits verfloſſen, aber keine Stunde hatte es während dieſer Zeit gegeben, in welcher Guſtav nicht den Gedanken verfolgt hatte, wie es zu ermöglichen ſein könne, George zu dem von ihm geliebten Mädchen zu verhelfen. Da bot ſich ja endlich vielleicht eine Gelegenheit, ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen! Die unausführbarſten Pläne gingen durch ſeinen Kopf. Einmal beſchloß er, an das Fräulein von Stieglitz zu ſchreiben, und gab doch ebenſo raſch die Idee wieder auf. Ein andermal wollte er nach Viga reiſen, ſich bei dem Fräulein melden laſſen und ſie bitten, ihm zu ſagen, wie ſie über George denke. Aber wenn er den einen oder den anderen Plan ſich zurecht gelegt hatte und nunmehr auch an die Ausführung zu gehen ſich vornahm, ſtieg plötzlich ſein Bruder vor ihm auf, und er hörte ihn mit tadelnder Stimme ſagen: Hätteſt du nicht in falſcher Haſt eingegriffen, wäre noch alles gut geworden. Durch dein Dazwiſchentreten haſt du alles verdorben, haſt mich auch noch bei dem geliebten Mädchen in ein falſches Licht geſetzt.

Dann überfiel Guſtav Vaſtus ein ähnliches Zittern, wie jüngſt beim Leſen des Briefes ſeines Bruders, aber es war nicht Freude, ſondern eine namenloſe Angſt, die über ihn kam.

Am Ende aber ſetzte ſich doch der Entſchluß unumſtößlich feſt, nach Viga zu reiſen und Herrn Baron Ferdinand von Stieglitz, von dem George damals auch erzählt hatte, um eine Unterredung zu bitten. Wenn Guſtav ſich Ferdinand anvertraute, dann ſchien ihm die Sicherheit vorhanden, daß George — wie auch die Dinge ausfallen mochten — nicht kompromittiert werden konnte.

Am Anfang der folgenden Woche ereignete ſich denn nun auch das für Ehlers nach den bisherigen Erfahrungen Unerhörte, daß Guſtav erklärte, er wolle, über Hamburg reiſend, einen Ausflug nach Viga unternehmen. Ehlers ſolle ihn begleiten und ſofort alles vorbereiten!

Niemals war Guſtav Vaſtus während ſeines Lebens bisher aus Schwerin herausgekommen, und ſo lange keine Nötigung vorgelegen, hatte der Mann bei dem bloßen Gedanken, eine Reiſe anzutreten, ſich den damit für ſeinen zarten Körper verbundenen Zufälligkeiten auszuſetzen, ein Gefühl höchſter Unruhe und Angſt gehabt. Wo es ſich nun aber um ſeines Bruders Glück handelte, raffte er ſeine ganze Willenskraft zuſammen. Wenn ihn ein zaghaftes Gefühl beſchleichen und ihn überwältigen wollte, ſchalt er ſich einen ſelbſtſüchtigen Feigling, der in dem Augenblick, wo es galt, Dankbarkeit an den Tag zu legen, ſchnöde die Flucht ergriff. Und es war doch nur ein kleines Opfer, eine kurze Reiſe anzutreten und jemanden um eine Unterredung zu bitten! Da gab's wahrlich bedeutungsvollere Dinge!

Ehlers, ein mittelgroßer Mann mit kurzem, ringellockigem, ins Rötliche ſpielendem Haar und einem unendlich gutmütigen, geſund geröteten Geſicht, ward blaß vor Schreck, als ſein Herr ihm den Willen kund that, eine mehrtägige Reiſe antreten zu wollen. Ganz beſonders aber ward ſein Nachdenken durch den Umſtand angeregt, daß ihm Guſtav tiefſte Verſchwiegenheit auferlegte. Niemand ſolle in Schwerin wiſſen, daß er fortreiſe und was er vorhabe, namentlich ſolle Ehlers nicht von Viga ſprechen. Wenn er ſpäter gefragt würde, dann möchte er ausweichend ſagen, er wiſſe von nichts.

Die ganze Nacht vor dem Tage der Abreiſe machte Guſtav Vaſtus kein Auge zu, und als er ſich am nächſten Morgen erhob, befand er ſich in einem ſolchen Zuſtand körperlicher und geiſtiger Abſpannung, daß Ehlers erklärte, es ſei unverantwortlich, in ſolcher Verfaſſung eine Reiſe anzutreten. Und Guſtav gab nach. Aber nicht aus Feigheit vor der Gefahr, die ſeinem Körper drohte. Er hatte doch die Abſicht, ſeinem Bruder zu nützen. Da das durch ſeinen aufgeregten Zuſtand in Frage geſtellt ward, verſchob er die Abreiſe und nahm ſich gleichzeitig vor, nicht den Morgen-, ſondern lieber den Nachmittagszug zu benutzen.

Wirklich ſchlief er die nächſten Nächte wieder gut, und ſo gekräftigt, machte er ſich an einem Freitag Nachmittag mit Ehlers auf den Weg.

Als er eine halbe Stunde ſpäter, ohne jegliche Fährlichkeit, vielmehr mit einem Gefühl großen Behagens im Eiſenbahnkoupee ſaß, als er, zurückdenkend, ſich vergegenwärtigte, daß die Schweriner gar nicht die Faſſung verloren hatten, als ſie ihn auf dem Bahnhof geſehen, daß man ihn vielmehr ebenſo arglos und freundlich gegrüßt hatte wie immer, daß doch auch niemand ahnen konnte, welche Abſichten ihn bei dieſer Reiſe leiteten, lächelte er über ſich ſelbſt, war ſehr vergnügt und fand auch alles, was ihm noch bevorſtand, leicht und angenehm.

In Hamburg, das er ſchon nach Verlauf von anderthalb Stunden erreichte, dienerte der Wirt des Hotels und das Perſonal ſehr tief, als er erklärte, er ſei der Herr Guſtav aus Berlin — ſo hatte ſich Vaſtus genannt —, der das beſte und ruhigſte Zimmer vor einigen Tagen beſtellt, wieder abbeſtellt und abermals gewünſcht habe. Und in der That befand ſich der Gaſt ſehr gemütlich in dem ihm angewieſenen, teppichbedeckten Raum, die Speiſen, die er genoß, mundeten ihm vortrefflich, und von dem Ausflug, den er noch ſpät zu Wagen um die Uhlenhorſt unternahm, war er aufs äußerſte befriedigt. Ja mehr! Guſtav Vaſtus hielt's kaum für möglich, daß ſeine Augen das alles geſehen, daß eine ſolche Fülle und Pracht an Häuſern und Paläſten an ihm vorübergezogen war.

Viel hatte er über Hamburg und andere große Städte geleſen, und Bilder hatten ihm vor Augen geführt, was es in ihnen Sehenswertes gab, aber ſo großartig hatte er es ſich doch nicht gedacht! Ein wenig beunruhigt war er vor der Fahrt geweſen, daß ihm George begegnen könne, aber als er ſich unterwegs befunden, war die Befürchtung ganz geſchwunden. Im ſchlimmſten Falle hätte er erklärt, er habe dem Verlangen nicht widerſtehen können, ſich einmal herauszumachen und ihn, George, habe er nicht ſo bald wieder beläſtigen wollen.

Guſtav Vaſtus waren Mut und Selbſtvertrauen mit jeder Stunde gewachſen; jetzt begriff er noch weniger, daß er ſich das alles als ſo unüberſteigbar vorgeſtellt hatte!

Guten Mutes beſtieg er am nächſten Morgen mit Ehlers abermals die Bahn und fuhr nach Viga.

Dort wollte er im Löwen abſteigen. Man hatte ihm geſagt, daß dies das beſte Hotel ſei.

* * *

In der Zwiſchenzeit waren die Ereigniſſe in Kroppholz auch nicht in Stillſtand geraten, aber ſie hatten ſich durchaus nicht nach Wunſch und Vorausſetzung geſtaltet.

Klugs Bedenken waren nur zu gerechtfertigte geweſen, denn Melanies Onkel hatte nicht nur kein Geld geſandt, ſondern in unzweideutiger Weiſe an den Tag gelegt, daß ſeine Abſichten inzwiſchen vollkommen andere geworden ſeien.

Das an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig laſſende Schreiben hatte folgendermaßen gelautet:

„Sehr geehrter Herr von Stieglitz!

Anknüpfend an unſere jüngſt bei mir ſtattgefundene Unterredung muß ich Ihnen leider mitteilen, daß ich mich nicht in der Lage befinde, Ihren Wunſch zu erfüllen; ich vermag Ihnen weder ein größeres Darlehn zu geben, noch kann ich mich ſchon jetzt dazu verſtehen, Dispoſitionen über mein Vermögen zu treffen.

Wir alten Leute denken leicht an Sterben, wenn wir Teſtamente ausfertigen ſollen. Schelten Sie mich abergläubiſch, aber ich mag, ſo lange ich noch rüſtig bin, nicht an Dinge mich machen, die erſt nach meinem Tode eintreten können. Und ferner: Sie würden in meinem Falle auch in erſter Linie an Ihre Frau denken; das iſt menſchlich und begreiflich. Daß ich meine einzige Nichte nicht ganz leer ausgehen zu laſſen die Abſicht habe, ſage ich Ihnen gern heute wieder, aber meine Frau wird bei der endgültigen Feſtſtellung ein Wörtlein mitzuſprechen haben. Wollen Sie glauben, daß ich trotz meiner notgedrungenen Ablehnung mit aufrichtigen Gefühlen Ihnen beiden zugethan bin. Stets Ihr ergebenſter

Karl v. Treff, Major a. D.“

Und die glückliche Braut hatte heuchleriſch hinzugefügt:

„Ich bin ſehr, ſehr traurig, geehrter Herr von Stieglitz, daß ich meinen lieben Bräutigam trotz aller Verſuche und ganz gegen Erwarten nicht habe bewegen können, Ihren Wunſch zu erfüllen. Möge es Ihnen trotzdem gelingen, die vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden! Meine aufrichtigſten Wünſche begleiten Sie und Ihre Frau Gemahlin, der ich mich angelegentlichſt zu empfehlen bitte.“

Zähneknirſchend hatte Ferdinand „dieſes Machwerk der Herzloſigkeit,“ wie er es bezeichnete, in den Händen zerknittert und war dann wie gebrochen zuſammengeſunken.

So, nun war alles aus! Und von den höchſten Höhen der Hoffnung war er in den jähſten Abgrund herabgeſtürzt.

In großer Spannung war Melanie, als ſie geſehen hatte, daß ein Schreiben eingelaufen ſei, in Ferdinands Zimmer geeilt. Sie hatte ſich ſchon hoffend vorgeſtellt, daß Ferdinand ſie nach ſeiner Art lebhaft umfaſſen und ſich mit ihr im Zimmer herumdrehen werde, und nun hockte er da, bleich, verſtört, wie ein Zerſchmetterter.

„Alſo nichts? Nichts?“ rief die Frau entſetzt, und als er nur verneinend das Haupt ſchüttelte, ergriff ſie das auf dem Tiſch liegende Schreiben und ſank, nachdem ſie es geleſen, wie vernichtet zurück.

Das war das Ende aller Hoffnungen, ſo handelte der einzige Bruder ihrer Mutter. Nicht einmal eine kleine Unterſtützung ſandte er ihnen in ihrer verzweiflungsvollen Lage!

Nun kamen erſt die wirklichen ſchweren, mit ſo vielen Demütigungen verbundenen Tage! Da lief nach der Konkurserklärung ein anonymer Brief ein, in dem Ferdinand Worte entgegengeſchleudert wurden, die ihn in tiefſter Seele trafen. Er ſei ein gewiſſenloſer Lump, der auf Koſten anderer gepraßt habe. Ja, das ſei bequem, die Zahlungsunfähigkeit anzukündigen! Nun könnten die Handwerker und kleinen Leute ſehen, wie ſie es machten. Sie würden alles verlieren, er aber, der Herr Baron, werde natürlich ſein mit Nichtsthun verbundenes Wohlleben fortſetzen! Er möge ſich jedoch hüten! Man werde ihn öffentlich an den Pranger ſtellen, wenn er ſein bisheriges Leben fortſetze, man werde ihn wegen Betrugs dem Staatsanwalt überliefern.

In ſolchen Augenblicken brannten die qualvollen Gedanken wie Feuerſäulen dem Manne ins Gewiſſen. Dann verurteilte er ſich faſt noch mehr, als die Menſchen draußen ihn. Er hätte ſein Haupt verbergen, fliehen und zur Sühne für ſein leichtſinniges Leben Jahre büßen mögen! Dann ſtiegen die heiligſten Entſchlüſſe für die Zukunft in ihm empor, und er ſchalt nicht den Unbekannten, der ihm einen Spiegel vorgehalten, nein, er faßte im Geiſt deſſen Rechte und drückte ſie in tiefer Zerknirſchung. (Fortſetzung folgt.)

---

## Johann von Werth, ein Abenteurerleben aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Von R. Wille. (Abdruck verboten.)

(Zu dem Bilde auf S. 429.)

Der dreißigjährige Krieg, welcher alle normalen Exiſtenzbedingungen des Staats- und Volkslebens in Mitteleuropa geradezu auf den Kopf ſtellte, zeitigte natürlich auch eine Anzahl höchſt eigenartiger Charaktere. Einige wurden dafür ſchon von ihren Zeitgenoſſen mit dem halb tadelnden, halb lobenden Beinamen „der Tolle“ bedacht; ſo Herzog Chriſtian von Braunſchweig, der ſich nach dem Siege von Fleurus den zerſchoſſenen Arm unter Pauken- und Trompetenſchall abnehmen und aus dem erbeuteten Silber Münzen ſchlagen ließ mit der Aufſchrift: „Altera restat!“ (der andere iſt noch da); oder der „tolle“ Helmold Wrangel, welcher ſich in der Nacht vom 29. Juli 1647 vermaß, Kaiſer Ferdinand III. mitten im öſterreichiſchen Lager vor Eger aus dem Bett zu holen; in der That konnte die Majeſtät den bereits in ſein Zelt gedrungenen Wrangelſchen Reitern nur durch eiligſte Flucht im „Nachthabit“ mit knapper Not entſchlüpfen.

Ein Anrecht auf jenen zarten Zunamen hatte ſich auch Johann von Werth erworben; er iſt ihm aber von der undankbaren Mit- und Nachwelt leider vorenthalten worden.

So hoch ſein Ruf in gutem wie in böſem Sinne ſpäter auch ſtieg, ſo iſt doch die früheſte Jugend des Schwertgewaltigen in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Sein Geburtsjahr iſt unbekannt, zwiſchen 1590 und 1600 muß man es annehmen; ſeine Herkunft, ſein Geburtsort ſind zweifelhaft.

Um 1618 nahm Johann bei den Spaniern Dienſt, ſpäter bei den Bayern. In jedem Gefecht durch Wagemut ſich auszeichnend, ſtieg er raſch von Stufe zu Stufe und war 1633 ſchon General — eine damals und für den unbekannten Bauernſohn unerhört raſche Laufbahn. Übrigens ward ſeine niedere Herkunft bald vergeſſen, als ihn der Kaiſer für ruhmvolle Auszeichnungen zum Freiherrn erhob.

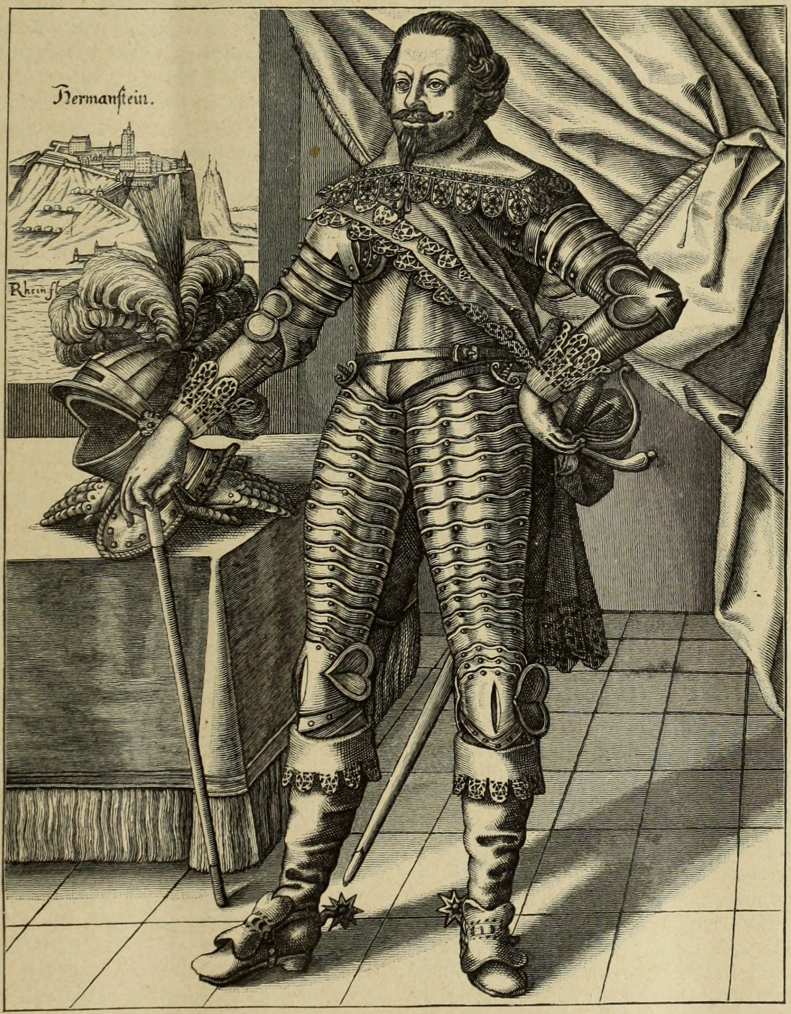
Anfangs hatte ſich Werth einen gefürchteten Namen beſonders durch das ſehr beliebte „Aufſchlagen der Quartiere“ gemacht, durch nächtliche Überfälle eines allzu ſorglos raſtenden Gegners; doch allgemach wurden dem erfolgreichen Reiterführer auch größere Unternehmungen anvertraut. So im Sommer 1636, als der Kardinal-Infant Don Fernando, vereint mit Werth und Piccolomini, Frankreich von den Niederlanden aus angriff.

Den Feldzug in der Picardie und Isle de France, welcher Werth für hundert und mehr Jahre zum Helden der franzöſiſchen Volksmuſe machen ſollte, eröffnete ein mißlungener Handſtreich gegen Lüttich. Nach dem Überſchreiten der franzöſiſchen Grenze nahm dann das öſterreichiſch-ſpaniſche Heer, welches 12000 Mann zu Fuß und 20000 Pferde zählte, la Capelle en Thierache, wandte ſich oſtwärts und erſchien am 13. Juli vor Guiſe. Hier befehligte der ebenſo tapfere wie großſprecheriſche Graf Guébriant. Die Aufforderung, ſich zu ergeben, lehnte er mit franzöſiſcher Ruhmredigkeit ab: „Ich werde mit Vergnügen dreißig Ellen aus der Stadtmauer herausbrechen laſſen, wenn Monsieur le Prince (Prinz Thomas von Savoyen) einen Sturm wagen will!“ Da letzteres ohne Vorbereitung durch Geſchütz, an dem es mangelte, nicht anging, ſo wurde am 16. der Marſch fortgeſetzt und Le Chatelet nach kurzer Beſchießung genommen, während Werths leichte Reiter bereits weit voran auf dem linken Ufer der Somme ſtreiften und die eben erſt begonnene Mobiliſierung der franzöſiſchen Streitkräfte ſtörten.

So weit war alles vortrefflich gegangen; nun aber gerieten die „zwei Seelen“ des kaiſerlichen Heeres in Zwieſpalt und damit auch das ſo glückverheißend begonnene Unternehmen ins Stocken. Der ſtürmiſche Werth wollte ungeſäumt den „Stoß in des Feindes Herz“ führen und in Eilmärſchen gegen Paris vorrücken, um das ſiegreiche habsburgiſche Banner auf den Zinnen des Louvre aufzupflanzen. Dieſer Plan ſah verwegener aus, als er war, und würde bei entſchloſſener Durchführung ohne Zweifel geglückt ſein. Aber der Kardinal-Infant und Piccolomini klebten — durchaus im Geiſte ihrer Zeit — allzu bedächtig an „Schlüſſelpunkten“ und „beherrſchenden Stellungen“, um ſich mit Werths Gedanken befreunden zu können. Sie begnügten ſich mit der Wegnahme von Roye, Montdidier und Corbie, welches letztere zu ihrem Hauptwaffenplatz eingerichtet wurde. Werth ſelbſt jedoch ließ ſich wenigſtens von einer ſehr nachdrücklichen Einſchüchterung der feindlichen Hauptſtadt durch nichts abhalten; nach dem glänzenden Gefecht bei Nesle ſchob er einen großen Teil ſeiner Reiterei ſogar bis Pontoiſe und St. Denis vor. In Paris herrſchte unter dieſen Umſtänden ein ähnlicher lähmender Schrecken, wie in Rom nach Cäſars Übergang über den Rubicon. Was irgend fort konnte, floh, und die gezwungen Zurückbleibenden erſchöpften ſich in fruchtloſen Klagen und in Verwünſchungen gegen Richelieu, welcher allgemein als Urheber des anſcheinend unabwendbaren Elends galt. Selbſt mut- und ratlos, wurde der Kardinal aus ſeiner Lethargie erſt durch das weniger höfliche, als energiſche Zureden ſeines klugen Beraters, des Kapuzinerpaters Joſeph, aufgerüttelt, der ihn in dürren Worten mit einem „begoſſenen Huhn“ verglich. Doch bald fand der außerordentliche Mann die Klarheit und Spannkraft ſeines Geiſtes wieder. Weder die drohende äußere Gefahr, noch der offenkundige Haß der aufrühreriſchen Bevölkerung, noch endlich das übel verhehlte Mißtrauen des Königs und des Hofes vermochten ſeinen oft bewährten Gleichmut zu erſchüttern. Mit Umſicht und Schnelligkeit traf er alle Maßregeln zu kräftigem Widerſtand, und ſein Beiſpiel flößte auch den Zaghaften für den Augenblick eine Art kriegeriſcher Begeiſterung ein. Die ganze Stadt ſchien ſich plötzlich in ein Feldlager verwandelt zu haben. Dies raſch aufflackernde Strohfeuer erfüllte wenigſtens ſeinen nächſten Zweck. Binnen kurzem gebot der König über eine Heeresmacht von 50000 Mann. Es gebrach ihr zwar völlig an innerem Halt, auch würde ſie gegen die kriegsgewohnten kaiſerlichen Truppen, obwohl ſie ihnen an Zahl reichlich um das doppelte überlegen war, auf dem Schlachtfeld ſicherlich eine traurige Rolle geſpielt haben. Indes genügte ſchon das nach Corbie dringende, vielfach übertriebene Gerücht von den Rüſtungen des Feindes, um den Kardinal-Infanten zum Rückzug nach den Niederlanden zu bewegen. Am 1. September brach der König von Paris auf; doch von einer Verfolgung des weichenden Gegners war gar keine Rede. Im langſamſten Tempo und auf allerhand unnützen Zickzackwegen ſchob man ſich vorwärts, froh, anfangs Oktober Corbie zu erreichen, mit deſſen gemächlicher Belagerung der ruhmloſe Feldzug beſchloſſen wurde. Die unglaubliche Läſſigkeit der Franzoſen im Sicherungsdienſt bot dem unermüdlichen Werth, welcher die kaiſerliche Nachhut führte, noch einmal die erſehnte Gelegenheit zu einer derben Lehre. Mit 50 Kompanieen zu Pferde überfiel er in der Nacht vom 12. Oktober vier Reiterregimenter mit ſolchem Ungeſtüm, daß eins, bevor es nur aufſitzen konnte, gefangen und ein zweites auf der Flucht faſt vernichtet wurde. Corbie aber fiel erſt am 14. November, als der Mundvorrat ausging.

Im Januar 1637 vermählte ſich Werth zu Köln mit einer Gräfin Sparr oder Spaur (in erſter Ehe war er mit Chriſtina Beuth, nach anderen mit Gertrud Gent verheiratet). Kaum war die Hochzeitsfeier vorüber, als ihm am 28. Januar nachmittags ein Spion die Nachricht brachte, daß der heſſen-kaſſelſche Oberſtleutnant Durmenſtein 80 Wagen mit Lebensmitteln von Dorſten nach Hermannſtein (Ehrenbreitſtein) führe, um die notleidende franzöſiſche Beſatzung dieſer kurtrieriſchen Feſte zu verſorgen; der Zug ſolle am 29. abends vor Ehrenbreitſtein eintreffen. Keinen Augenblick zögerte der raſtloſe Werth, ſich Hymens jungen Banden zu entreißen, um ſeine ſoldatiſche Pflicht zu erfüllen. Sofort warf er ſich aufs Pferd und jagte, nur von 50 Reitern begleitet, durch die Nacht rheinaufwärts. Am nächſten Tage erreichte er Andernach, ließ alle in der Umgegend lagernden bayriſchen Truppen zuſammenziehen, ſetzte über den Strom und legte ſich in der Nacht zum 30. Januar ſüdlich Grenzhauſen in einen Hinterhalt. Als nun der arme Durmenſtein in der Morgenfrühe ruhig nach dem Ehrenbreitſtein hinaufziehen wollte, wurde er unverſehens von den hinter einem Hügel hervorbrechenden Bayern angefallen. Die überraſchten Heſſen wehrten ſich trotzdem anfangs tapfer, vermochten aber der Überzahl der Angreifer nicht ſtandzuhalten; die meiſten wurden niedergemacht, der Reſt entfloh, und die glücklichen Sieger zogen angeſichts der Feſtung mit ihrer leicht erkämpften Beute nach Montabaur ab. Werth widmete ſich nun mit gewohntem Eifer der förmlichen Belagerung des Ehrenbreitſteins. Hunger und tödliche Seuchen zwangen denn auch die Verteidiger, ſich am 26. Juni zu ergeben.

Vom Ehrenbreitſtein, als deſſen glorreichen Überwinder ihn unſer Bild darſtellt, marſchierte Werth durch die Wetterau nach dem Oberrhein, um dort mit 6000 Mann einen mehr als verwegenen Angriff auf die feſten Schanzen der Weimaraner bei Wittenweiher zu wagen. Nach vergeblicher Aufopferung des tapferen Regiments Haßlanger mußte der Sturm bei ſinkender Sonne mit 1000 Mann Verluſt aufgegeben werden. Dagegen glückte es, den Franzoſen die Brückenköpfe von Rheinau abzunehmen. Der Widerſtand war äußerſt ſchwächlich; nur 60 Mann vom deutſchen Regiment Schmidtberger fochten bis aufs äußerſte. Der Befehlshaber von Rheinau, de Privat, klagte dem hohnlächelnden Werth ſchluchzend, daß er Ludwig XIII. erſt vor acht Tagen „die Verteidigung des unüberwindlichen Paſſes gegen die ganze Welt“ feierlich angelobt habe. Das gefangene franzöſiſche Geſindel ließ Werth, um ihm ſeine Verachtung auszudrücken, mit „weißen Stecken“ in den Händen (d. h. gleich bettelnden Strolchen ausgeſtattet) unbehelligt laufen.



Johann von Werth. Nach einem Stich von Paulus Fürſt aus dem Jahre 1637.
(Die Feſtung Hermanſtein im Hintergrunde iſt das heutige Ehrenbreitſtein.)

Leider waren die Franzoſen keineswegs ebenſo bereit, ihn ohne Entgelt freizulaſſen, als ihn im folgenden Jahr (1638) die furchtbare Niederlage, welche Bernhard von Weimar in der (zweiten) Schlacht von Rheinfelden den kaiſerlichen Waffen beibrachte, in ihre Hände lieferte. Werths ohnmächtige Wut über dieſen tiefſten Abgrund der Schmach ſteigerte ſich zu förmlicher Tobſucht, als er vernehmen mußte, daß der König ſeine Überführung nach Paris verlangt habe. Die Reiſe glich freilich faſt einem Triumphzug, jedoch mit manch' unangenehmem Beigeſchmack. „Wo er ſich zeigte,“ berichtet ein Schriftſteller jener Tage, „ward er vom Volke angeſtaunt wie ein Löwe oder — indiſcher Elefant.“ Wieder, wie vor zwei Jahren, bemächtigten ſich die franzöſiſchen Dichterlinge ſeines Namens; ſehr volkstümlich wurde beſonders ein ſchier endloſer Sang, der alle Trophäen von Rheinfelden einzeln aufzählte und jede Strophe mit dem ewig wiederkehrenden „et Jean de Wert — et Jean de Wert“ ſchloß. Man brachte ihn zunächſt in das Staatsgefängnis von Vincennes, und unter den vornehmſten Damen der Geſellſchaft wurde es bald zur Modeſache, den in Banden ſchmachtenden Simſon durch häufige Beſuche angenehm zu zerſtreuen, ſowie ſeine und ſeiner Mitgefangenen ungeheuerliche Leiſtungen im — Trinken, Rauchen und Schnupfen anzuſtaunen. Nachdem er ſein Ehrenwort gegeben hatte, auf jeden Fluchtverſuch zu verzichten, durfte er ſich in Paris frei bewegen und wurde auch zu den Hoffeſten hinzugezogen, auf denen er durch urwüchſigen Mutterwitz glänzte. So hatte er in Vincennes einen ehrwürdigen Prieſter, Abbé de St. Cyran, kennen gelernt, der durch jeſuitiſche Umtriebe unſchuldig ins Gefängnis gebracht worden war; als Werth nun einem prachtvollen, von Richelieu veranſtalteten Ballet beiwohnte, deſſen Aufführung ein choreographiſch hochgebildeter Biſchof leitete, gab er ſeinen gemiſchten Gefühlen durch das geflügelte Wort Ausdruck: „Von allem, was ich in Frankreich geſehen, hat mich nichts ſo befremdet, als die Heiligen im Kerker und die Biſchöfe in der Komödie zu finden.“

Endlich nach vierjährigem Harren, am 24. März 1642, ſchlug ihm die Befreiungsſtunde; unweit Breiſach wurde er gegen den ſchon bei Nördlingen (1634) in Gefangenſchaft geratenen ſchwediſchen Feldmarſchall Graf Horn ausgewechſelt.

Daß er übrigens in dem üppigen Pariſer Leben nichts weniger als ſein Capua gefunden hatte, bewies er den Franzoſen ſehr bündig durch die gelungenen Überfälle von Tuttlingen (1643) und Mergentheim (1645), bei denen die Heeresteile des (vor Rottweil tödlich verwundeten) Guébriant und Turennes gänzlich zerſprengt wurden.

Weniger hold war ihm das Glück in der Schlacht bei Allerheim (3. Auguſt 1645) gegen Enghien, Turenne und Grammont, die faſt allein durch Werths Schuld verloren ging. Mit ſeiner Reiterei hatte er gleich anfangs den rechten franzöſiſchen Flügel völlig über den Haufen geworfen und den Marſchall Grammont ſelbſt gefangen genommen. Statt ſich aber nun um den weiteren Gang des Gefechts zu kümmern, ließ er ſich von ſeiner tollköpfigen Raufluſt fortreißen und ſetzte den Fliehenden bis in nebelgraue Ferne nach. Als er ſich endlich zum Schlachtfeld zurückwandte, war hier ſchon alles entſchieden. Nach fünf abgeſchlagenen Stürmen der Franzoſen auf das verſchanzte Allerheim gab endlich ein ſechſter, von den braven Heſſen unter General Geiſo mit unwiderſtehlicher Entſchloſſenheit durchgeführter Angriff gegen den rechten bayriſchen Flügel den Ausſchlag. Werth blieb nichts übrig, als ſich dem durch ſeinen Mangel an wirklichen Feldherrngaben verurſachten Rückzug des Heeres auf Donauwörth anzuſchließen.

Die ärgſte Bedrängnis Bayerns, welche zugleich für Werths Geſchicke zum entſcheidenden Wendepunkt werden ſollte, begann indes erſt im Jahre 1646, als Wrangel und Turenne gemeinſam über das unglückliche Land herfielen, im September Günzburg, Lauingen, Donauwörth, Rain und Freiſing nahmen und auch das linke Iſarufer grauſam verwüſteten. Der Kurfürſt, welcher nach Waſſerburg, dann nach Braunau flüchten mußte, ſandte Eilboten über Eilboten an den Erzherzog Wilhelm Leopold, der mit dem öſterreichiſch-bayeriſchen Heer ruhevoll im fernen Oberheſſen raſtete. Gemächlich, mit einem ungeheuren Umweg bis hart an Böhmens Grenze, näherte ſich dieſer unfähige Heerführer ſchließlich den bedrohten Verbündeten und entſetzte das belagerte Augsburg, ſchlich dann aber ſachte um den Feind herum nach Memmingen, während die Schweden und Franzoſen ſich der Lechbrücke bei Landsberg bemächtigten und den ihnen ſo geöffneten neuen Pfad der Vernichtung wiederum durch die Flammenſäulen ungezählter Ortſchaften bezeichneten. Der greiſe Maximilian, tief ergriffen von dem unſäglichen Elend ſeines treuen Volkes, war mit Recht überzeugt, daß ihm von dem Erzherzog keine Rettung kommen würde. Nach langem inneren Kampf nahm er deshalb die ſchon früher angeknüpften Unterhandlungen mit Mazarin wieder auf und ſchloß am 15. März 1647 einen Waffenſtillſtand mit Frankreich und Schweden. Ferdinand III, dem dieſer Abfall Bayerns höchſt ungelegen war, hatte in Vorausſicht des Kommenden ſchon im Dezember General Gallas ermächtigt, *den Übertritt des bayeriſchen Heeres unter Habsburgs Fahnen herbeizuführen, da es ja als „Reichsvolk“ dem Kaiſer zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet ſei!* Alle Schritte in dieſem Sinn blieben jedoch verlorene Liebesmühe, ſelbſt die kaiſerlichen „Abberufungs-Schreiben“, welche an die hervorragendſten bayeriſchen Generale gerichtet wurden. Nur Johann von Werth, ohnehin tief erbittert, weil er zur Strafe für Allerheim ſchon zweimal zum Generaliſſimus übergangen war, und wie Pappenheim dem Kaiſer mehr, als ſeinem Kurfürſten ergeben, machte ſich in der That anheiſchig, das noch 20000 Mann zählende Heer von Landshut nach Böhmen zu führen. Aber Offiziere wie Soldaten verweigerten ihm einmütig den Gehorſam und bedrohten in offenem Aufruhr ſein Leben, ſo daß er ſich durch ſchleunigſte Flucht retten mußte. Nur vom General-Wachtmeiſter Spork und einigen Dienern begleitet, erreichte er das kaiſerliche Lager zu Wodnian, wo ihn Ferdinand nichtsdeſtoweniger glänzend empfing und reich belohnte. Gleichzeitig erklärte ihn Maximilian als meineidigen, ehrloſen Hochverräter für vogelfrei und ließ die reichen Güter, welche Werth aus den „Erſparniſſen“ ſeiner einträglichen Züge erworben hatte, in Aſche legen. Und als der unnatürliche Zwieſpalt zwiſchen Kaiſer und Kurfürſt nach kaum halbjähriger Friſt glücklich wieder beigelegt war, da mußte Werth dem Groll des unverſöhnlichen Maximilian geopfert und auch aus dem öſterreichiſchen Heer „entfernt“ werden. Für einige Zeit verſchwand er völlig von der Weltbühne, um ſeine Demütigung und ſeinen Ingrimm in Verborgenheit bis zur Hefe auszukoſten.

Doch bald ſollte dem von allen Geächteten und Gemiedenen wieder ein günſtiger Stern leuchten. Nach der Niederlage der Kaiſerlichen unter Melander von Holzappel bei Zusmarshauſen (17. Mai 1648) ſtatteten die unzertrennlichen Dioskuren Wrangel und Turenne dem ſchutzloſen Bayernlande wiederum einen ihrer gefürchteten Beſuche ab, drangen unter Sengen und Brennen bis zum Inn vor und nötigten Maximilian zur Auswanderung nach Salzburg. In dieſer Not erſchien an der Spitze der willkommenen Erretter neben Piccolomini und Fugger auch Johann von Werth. Die Feinde wichen auf Landsberg aus. Sie erreichten das in unſerer Zeit durch Adele Spitzeders „Banken“ ſo bekannt gewordene Dachau am 4. Oktober; an demſelben Tage rückte Piccolomini in München ein. Trotz dieſer gefährlichen Nähe des Gegners mochte ſich Wrangel als leidenſchaftlicher Weidmann das unbedachte Vergnügen nicht verſagen, in dem wildreichen Dachauer Moos eine Hirſchjagd zu veranſtalten, welcher auch Turenne und zahlreiche Offiziere beiwohnten. Der Saum des rings von Sümpfen umgebenen Waldes war mit einer dichten Poſtenkette beſetzt und gegen München überdies eine geſchloſſene Truppe von 600 Reitern aufgeſtellt. Werth jedoch, der inzwiſchen mit 2000 Pferden die Iſar überſchritten hatte, wollte ſich die verlockende Gelegenheit nicht entſchlüpfen laſſen, den feindlichen Heerführern ihre gar zu ſorgloſe Luſt gründlich zu verſalzen. Mit ſeinen beſten Leuten warf er ſich wie ein Wetterſturm auf die 600 Mann, ſprengte ſie auseinander, vertrieb die Poſten längs des Waldrandes und fiel dann über die beſtürzten Jäger her. Wrangel und Turenne hatten ihre Rettung nur der Schnelligkeit ihrer edlen Roſſe und dem glücklichen Umſtand zu danken, daß ihnen ein flüchtiger Hirſch den einzigen gangbaren Pfad durch den Sumpf wies. Werths Jagdbeute beſtand in 800 Gefangenen, vielen Pferden und — Wrangels Degen. Der unwirſche Kurfürſt aber, welcher damals auch Piccolomini und Gronsfeld häufige Proben einer überaus deutlichen Grobheit gab und der vor allem Werth gar nichts Gutes mehr zutraute, beſchuldigte dieſen, daß er den Eigentümer des Degens abſichtlich habe entwiſchen laſſen!

Zum letztenmal zog Werth ſein Schwert in dem für die Kaiſerlichen nachteiligen Gefecht bei Rain, in welchem eine bayeriſche, aus der Feſtung blindlings gegen das Getümmel der Kämpfenden abgefeuerte Stückkugel um ein Haar ſeinem Leben ein Ende bereitet hätte; ſie riß ihm den Hut vom Haupt und zerſchmetterte einen Mann an ſeiner Seite.

Nach dem weſtfäliſchen Friedensſchluß bewohnte er in ſtiller Zurückgezogenheit das ihm vom Kaiſer geſchenkte Schloß zu Neu-Benatek (nordöſtlich Prag), unfern der Stätte, wo zwei Jahrhunderte ſpäter der Siegesdonner von Königgrätz erdröhnte. Der wohlverdienten friedlichen Ruhe ſollte er ſich indes nicht lange erfreuen; ſchon am 12. September 1652 raffte ein typhöſes Fieber den in Hunderten von Gefechten verſchont gebliebenen Kämpen hinweg.

Er hinterließ keinen Erben ſeines Ruhmes; ſein Wappen iſt verſchollen; aber ſein Name als eines der verwegenſten, geſchickteſten und glücklichſten Reiterführer aller Zeiten, der indes durchaus *kein Feldherr* war, wird für immer unvergeſſen bleiben. Dazu hätte es ſogar des ihm auf dem Altenmarkt zu Köln im Jahre 1884 errichteten Denkmals (vom Bildhauer W. Albermann) kaum bedurft.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

„Was ein Häkchen werden will, krümmt ſich bei Zeiten," und auch das „Schuhplatt'ln" will erlernt ſein, wie es am beſten die höchſt komiſchen Verſuche der Touriſten beweiſen, welche daheim den im bayeriſchen Hochland geſchauten Tanz nachahmen wollen. Nun — die kleinen Geſchwiſter in der Bauernſtube, welche uns Hermann Bever vorführt, werden ihre Sache dereinſt beſſer machen. Die Eltern wenigſtens, zweifellos Sachverſtändige erſten Ranges, ſcheinen davon völlig überzeugt.

Der „Waldbach," unſer zweites Bild, iſt die Holzſchnittwiedergabe eines ſtimmungsvollen Gemäldes Peter Paul Müllers, welches auf der letztjährigen Münchener Ausſtellung allgemein gefiel. Das Original wurde, wie die meiſten Werke des trefflichen Landſchafters, nach Amerika verkauft.

## Himmelskunde.

Im Berliner Zweigverein der meteorologiſchen Geſellſchaft berichtete Profeſſor Spörer kürzlich über die am 13. Febr. beobachteten gewaltigen erdmagnetiſchen Störungen und ihre Beziehungen zu der großen Sonnenfleckengruppe, die vom 9. bis 15. Februar ſichtbar war. Nach den Darlegungen des Gelehrten, der einige ſehr ſchöne Photographieen der Sonne aus jenen Tagen vorlegte, geht mit Wahrſcheinlichkeit hervor, daß die Störungen, welche ſich an den erdmagnetiſchen Inſtrumenten bemerkbar machten, mit den Sonnenflecken in Zuſammenhang ſtehen.

Der im Januar d. J. aufgetauchte neue Stern im Bilde des Fuhrmanns ſcheint nach weiterer Beobachtung durchaus keine etwa neuentſtandene Welt zu ſein. Es handelt ſich vielmehr wahrſcheinlich um ein Doppelſternſyſtem, in welchem zwei ſich mit gewaltiger Geſchwindigkeit bewegende Einzelſterne in großen Zwiſchenräumen einander ſo nahe kommen, daß in ihren Atmoſphären jene Störungen entſtanden, die das plötzliche, uns als neuer Stern erſcheinende Aufleuchten bewirkten.

## Volkskunde.

Die Geſamtzahl der Deutſchen in Braſilien wird auf zwei- bis dreihunderttauſend Seelen geſchätzt. Zöller nimmt an, daß in Rio Grande do Sul etwa 100000, in Santa Catharina etwa 60—70000 derſelben leben. Ihre Geſamtzahl dürfte alſo in den beiden ſüdbraſiliſchen Staaten 160—170000 betragen; ihnen ſtehen dort gegenüber 550000 „Luſo-Braſilier" (Weiße von portugieſiſcher Abkunft) und Miſchlinge, 75000 Neger und 100000 Italiener. Bilden ſo die Deutſchen einen weſentlichen Teil der Geſamtbevölkerung, ſo gilt das noch in erhöhtem Maße hinſichtlich ihrer kulturellen Bedeutung; ſie bilden das wirtſchaftlich leiſtungsfähigſte Element des Landes. Der Handel iſt zum großen Teil in ihren Händen; der Ackerbau findet in ihnen ſeinen Hauptträger; deutſche Sprache iſt ihnen erhalten geblieben, und vierzehn Zeitungen deutſcher Zunge halten das Volkstum aufrecht.

## Erdkunde.

Nach einem Vortrag des Dr. O. Warburg in der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde über die Flora Neu-Guineas kennt man z. Z. aus dem Inſelland gegen 2000 verſchiedene Pflanzen, ungefähr gleichviel wie in Deutſchland bekannt ſind. Neu-Guinea, entſchieden in bezug auf die Pflanzenkunde einer der intereſſanteſten Teile der Erde, bietet aber noch fortgeſetzt ſo viele neue Typen, daß der Redner glaubte, die genannte Zahl würde ſich in abſehbarer Zeit mindeſtens verdreifachen.

## Landwirtſchaft.

Ein Muſterbienenſtand iſt von der preußiſchen Regierung in Proskau, vorläufig mit zwölf Stöcken Krainer Bienen, angelegt worden. Ebendaſelbſt werden Unterrichtskurſe in der Imkerei, an denen auch Volksſchullehrer teilnehmen ſollen, abgehalten werden.

Im Berliner Klub der Landwirte wurde letzthin angeregt, die Strafgefangenen zu landwirtſchaftlichen Zwecken heranzuziehen. Die Zahl der in preußiſchen Strafanſtalten internierten Gefangenen beläuft ſich durchſchnittlich auf 52000. Von dieſen ſind, gering gerechnet, 15000 für landwirtſchaftliche Arbeiten geeignet. Die überwiegende Mehrzahl derſelben wird jedoch induſtriell beſchäftigt und bereitet dem Handwerk eine ſchwere Konkurrenz. Daß ein Landwirtſchaftsbetrieb mit Strafgefangenen auch in größerem Umfange möglich ſei, wurde an dem Beiſpiel der belgiſchen Kampine bewieſen, eines öden Landſtreifens, der durch die Arbeit von Sträflingen mit beſtem Erfolg der Kultur erſchloſſen worden iſt.

## Forſchungsreiſen.

Eine große Expedition nach Central-Aſien iſt gegenwärtig ſeitens der Kaiſerl. geographiſchen Geſellſchaft in Petersburg in Vorbereitung. Die Leitung derſelben, zu welcher teils die Geſellſchaft ſelbſt, teils einzelne Private bedeutende Mittel ſpendeten, haben die Gelehrten N. Potanin und M. N. Bereſowski übernommen.

## Statiſtik.

Ein trübes Licht auf die allgemeine wirtſchaftliche Lage wirft eine ſoeben vom Reichspoſtamt veröffentlichte Nachweiſung über den Umfang des Poſtpäckereiverkehrs während der letzten Weihnachtszeit. Nach derſelben hat der Verkehr nämlich — allen früheren Beobachtungen entgegengeſetzt — im Jahre 1891 unter 43 Städten über 50000 Einwohner in nicht weniger als 14 Orten eine teilweiſe gar nicht unbedeutende Abnahme gezeigt (z. B. Danzig über 4, Lübeck über 2%). Insgeſamt hat der Verkehr freilich auch in dieſem Jahre in den 43 Großſtädten eine wenn auch nur ſchwache Steigerung (1,778%) erfahren.

## Vereinsweſen.

In Berlin beſtanden bisher zwei Tierſchutzvereine, der ältere „Deutſche" und der jüngere „Berliner," die ſich jetzt nach langen Verhandlungen endlich zu einem großen, 4000 Mitglieder zählenden „Deutſchen Tierſchutzverein zu Berlin" zuſammengethan haben. An der Spitze desſelben ſteht Dr. Karl Ruß.

## Gewerbe.

Von der elektriſchen Gerberei, von der wir neulich berichteten, laufen jetzt von allen Seiten weitere Nachrichten ein, die ſich übereinſtimmend höchſt günſtig für das neue Verfahren ausſprechen. Die techniſche Zeitſchrift Prometheus bringt bereits genauere Daten über die Abkürzung der Gerbezeit, welche dasſelbe den älteren Methoden gegenüber ermöglicht; danach dauerte u. a. das Gerben leichter Kalbfelle früher drei Monate, jetzt 24—32 Stunden; das Gerben ſchwerer Ochſenhäute früher 12—15 Monate, jetzt 96 bis 108 Stunden. Das Verfahren ſoll zudem billiger als das frühere ſein, und mindeſtens gleich gute Qualität liefern. Von beſonderer Wichtigkeit wird die elektriſche Gerbmethode zweifellos für die viele Häute produzierenden Länder ſein, und man plant in Braſilien, Argentinien und Uruguay bereits großartige Anlagen, ja bei Rio de Janeiro iſt ſchon eine elektriſche Gerberei im Betrieb, welche auf eine Produktion von jährlich 70000000 kg Leder erweitert werden ſoll.

Über den Umfang der Diamantenfunde in Südafrika gibt der letzte Jahresbericht der weitaus größten der dort thätigen Kompanieen, der bekannten De Beers Diamant-Geſellſchaft, intereſſanten Aufſchluß. In ihrem Betriebsjahr 1890—91 förderte dieſelb nämlich nicht weniger als 1978153 Ladungen diamanthaltiger Erde und unterzog 2105182 Ladungen dem Waſchungsprozeß. Die Ausbeute an Diamanten betrug 2020515 Karats oder 404103 g, wofür die Geſellſchaft 2974670 Pfund Sterling einlöſte. Der durchſchnittliche Karatpreis beträgt demnach 29,50 Mark (29½ Shilling). An Dividende wurden 20 Prozent des 240 Millionen Mark betragenden Aktienkapitals verteilt. Ein glänzender Erfolg, trotzdem der Preis der Diamanten infolge der faſt überreichlichen Ausbeute etwas geſunken iſt.

## Buchhandel.

Von der im Auftrag der Eiſenacher Kirchenkonferenz revidierten Auflage der Bibel (ſ. Daheim, Jahrgang 1885, Nr. 23) ſind ſoeben von der v. Canſteinſchen Bibelanſtalt die erſten Pflicht- und Dedikationsexemplare verſandt worden; der allgemeine Verſandt der trefflich ausgeſtatteten, nur 6000 Exemplare ſtarken Auflage (Preis 5 M.) ſteht bevor; eine billige weitere Ausgabe wird vorbereitet.

Im Verlage von E. J. Mittler & Sohn, Berlin, erſcheint ein „Handbuch des preußiſchen Adels, herausgegeben unter Förderung des königl. Heroldsamtes." Das Handbuch ſoll den geſamten blühenden Adel des Königreichs Preußen, ſoweit derſelbe nicht bereits auf Grund erworbener höherer Standestitel durch die gothaiſchen Taſchenbücher Veröffentlichung findet, umfaſſen und in wenigen Jahrgängen ein genaues Bild von ihm in ſeinem Verhältniſſe zum Grundbeſitze, in ſeinen Beziehungen zum Hofe, ſeinen Stellungen und in ſeinen wechſelſeitigen und ſonſtigen Verſchwägerungen geben.

Unſern Büchertiſch ziert heute ein kürzlich zu Ende geführtes Werk, welches ſich im deutſchen Sprachgebiet wie im Auslande bereits ſolche Anerkennung errungen hat, daß zwei Auflagen in deutſcher, zwei in franzöſiſcher, eine in italieniſcher, ſpaniſcher und ruſſiſcher Sprache erſchienen ſind: die „Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgerätſchaften der Völker alter und neuer Zeit," gezeichnet und beſchrieben von F. Hottenroth (in zwei Prachtbänden 120 M. Verlag von Guſtav Weiſe, Stuttgart). Wenn man ſich vergegenwärtigt, daß die Hand eines Künſtlers und Gelehrten auf 240 Farbdrucktafeln über 3000 ganze Koſtümfiguren und über 4500 Abbildungen von Schmuck und Geräten zuſammengetragen und gemalt und dazu über 400 groß 4° Seiten Erklärung in knappſter Form gegeben hat, ſo wird man dieſer Frucht deutſchen Fleißes und ernſteſter Hingabe an ein Lebenswerk ſeine Anerkennung nicht verſagen. Das Werk iſt eine Art illuſtrierter Kulturgeſchichte auf dem Gebiete des Koſtüms; es gibt aber nicht nur die Trachten an ſich ſamt ihrem Beiwerke: dem Kopf- und ſonſtigen Aufputze, dem Schmuck ꝛc., ſondern auch die Gegenſtände des täglichen Gebrauches in Haus und Feld, die Waffen, die Transportmittel zu Waſſer und zu Land, Erzeugniſſe der Goldſchmiedekunſt, der Töpferei, der Tiſchlerei ꝛc. Es wird deshalb dem Künſtler und Kunſthandwerker ebenſo unentbehrlich, wie dem Geſchichtsfreunde, dem Archäologen, überhaupt jedem gebildeten Hauſe willkommen ſein, und wir möchten wünſchen, daß niemand dieſe aufrichtig empfehlenden Worte lieſt, ohne ſich mindeſtens die erſte Lieferung zur Prüfung kommen zu laſſen.

## Kunſt.

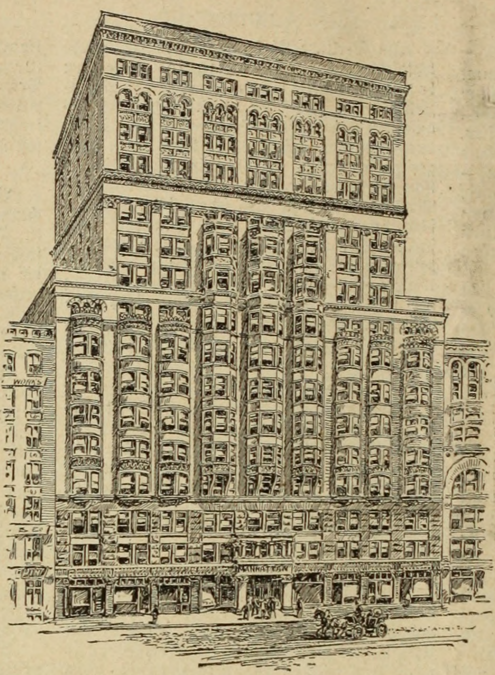
Vor einigen Jahren fand in Berlin eine Ausſtellung von Gemälden aus der Zeit des Großen Kurfürſten ſtatt; jetzt wird eine Ausſtellung von Werken aus der Zeit Friedrichs des Großen im Akademiegebäude vorbereitet. Der Kaiſer wird vorausſichtlich für die Sammlung eine Reihe wertvoller Stücke hergeben. An der Spitze des Komitees ſteht Graf Dönhoff-Friedenſtein.

Der Rat der Stadt Amſterdam bewilligte für den Bau eines Muſeums zur Aufnahme von Gemälden moderner Meiſter, für welche im „Reichsmuſeum" nicht genügender Platz vorhanden iſt, die Summe von 500000 Gulden. Das Gebäude wird auf Koſten der Stadt ausgeführt bis auf 150000 Gulden, welche die bekannte kunſtliebende Familie Van Eeghen ſchon früher zu dieſem Zwecke ſtiftete.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## Amerikaniſches Rieſenhaus.

Die fabelhafte Steigerung des Bodenwertes hat in Nordamerika, ganz beſonders aber in Chicago, dazu geführt, Häuſer von zehn und mehr Stockwerken zu errichten — unheimliche Rieſenhäuſer, auf welche die Yankees aber nicht wenig ſtolz waren und die ſie bis vor kurzem für ein unübertreffliches Aushilfsmittel hielten. Dieſe turmartigen Kaſernenbauten, von denen das Manhattan-Gebäude mit nicht weniger als ſechzehn Etagen das bekannteſte iſt, beſtehen im weſentlichen nur aus Hohlziegeln und Eiſenſchienen unter gänzlicher Vermeidung alles Holzes, ſind hauptſächlich für Geſchäftsräume beſtimmt und entbehren im Innern faſt gänzlich aller Treppen, die durch zahlreiche ununterbrochen auf- und niedergehende Aufzüge erſetzt ſind. Trotz der glänzenden äußeren Ausſtattung — das Manhattanhaus iſt z. B. bis zum fünften Stockwerk mit Granitplatten, vom ſechſten aufwärts mit Terrakotten bekleidet — machen dieſe ungeheuren Bauten nach dem übereinſtimmenden Urteil aller Sachverſtändiger einen kahlen, überaus eintönigen Eindruck. Sie ſind aber nicht nur unſchön, ſondern auch im hohen Grade feuergefährlich. Wenigſtens haben die amerikaniſchen Feuerverſicherungen, durch mehrfache Verluſte belehrt, ſeit kurzem es rundweg abgelehnt, Gebäude, welche höher als 36,6 Meter ſind, in die Verſicherung aufzunehmen. Es iſt alſo auch dort dafür geſorgt, daß die „Häuſer nicht in den Himmel wachſen.“



Das Manhattan-Gebäude in Chicago.

## Kleine Zeitung.

In vergangenen Zeiten muß es doch leichter geweſen ſein, Karrière zu machen: Hannibal überſchwemmte im Alter von 29 Jahren mit ſeinen Heeren Italien, Scipio lieferte die ſiegreiche Schlacht bei Zama, als er 32 Jahre alt war. In demſelben Alter ſtarb der große Alexander, die Welt zu ſeinen Füßen. Prinz Condé zählte als Sieger von Rocroi 22 Jahre. Auguſtus Octavianus war Herrſcher über alle Länder der Erde mit 33 Jahren; Coſimo, Herzog von Florenz, regierte mit 17 und Pitt war Miniſter mit 23 Jahren.

Seit einiger Zeit erſcheint eine hauptſächlich kaufmänniſchen Intereſſen dienende engliſche Zeitung in Sanſibar: „The Gazette for Zanzibar and East-Africa.“ Es iſt dies die erſte in Oſtafrika erſcheinende Zeitung.

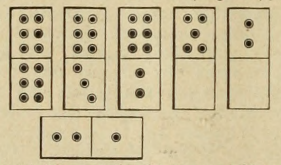
Dem Goethe- und Schillerarchiv in Weimar iſt ſoeben der Nachlaß Karl Immermanns einverleibt worden. Die koſtbaren Handſchriften ſind von der Tochter des Dichters, Frau Geheimrat Geffcken, dem litterariſchen Archiv der Frau Großherzogin Sophie von Sachſen zur Verfügung geſtellt worden. Wohl kein zweiter Nachlaß eines deutſchen Dichters dürfte an Vollſtändigkeit dem Immermanns gleichen. Faſt alle Werke des Dichters des „Oberhof“ ſind im Original-Manuſkript vertreten, und außerdem ſind noch zahlreiche, unveröffentlichte Tagebuchblätter und Korreſpondenzen mit berühmten Zeitgenoſſen vorhanden.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine mit zuſammen 15 Augen liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



C hat auf ſeinen ſechs Steinen 14 Augen weniger als B, aber 2 Augen mehr als D. Im Talon liegen zwei Doppelſteine. A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der dritten Runde ſperrt. Er behält drei Steine mit 10 Augen übrig. B hat zwei Steine (in der zweiten Runde einen Doppelſtein) geſetzt. Er behält vier Steine mit 27 Augen übrig. C hat in der erſten Runde geſetzt, in der zweiten gepaßt. Er behält fünf Steine mit 24 Augen übrig. D hat zwei Steine geſetzt. Die Summe der Augen auf den acht Steinen der Partie beträgt 74.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine ſetzte B? Welchen Doppelſtein behielt B übrig? Welchen Stein ſetzte C? Welche Steine ſetzte D?

### 2. Anagramm.

Seit der Phönizier Zeit hab’ häufig den Herrn
ich gewechſelt;
Aber der britiſche Leu gibt mich wohl nimmermehr frei.
Umgeſtellt iſt noch der Name mit ſeinem Ruhm
nicht erloſchen,
Flicht auch dem Mimen nicht oft dauernde
Kränze die Welt.
M. Sch. (Kaſſel.)

### 3. Zahlenrätſel mit Anagramm.

| | |
|---|---|
| 7, 15, 7, 12, 14, 3, 8 | ein Abzeichen eines für das Leben geſchloſſenen Bundes, |
| 4, 7, 17, 7, 12 | ein Volk des Altertums, |
| 18, 12, 6, 14, 3 | ein öſterr. Land, |
| 13, 6, 8, 10, 3, 7 | eine Waſſerfläche, |
| 9, 6, 13, 19, 11, 7, 12 | eine däniſche Inſel, |
| 3, 7, 2, 1, 19 | ein römiſcher Geſchichtſchreiber, |
| 3, 1, 12, 4, 6 | eine Oper, |
| 6, 17, 13, 7, 12 | ein Vogel, |
| 8, 12, 7, 14, 5 | eine deutſche Stadt, |
| 1, 19, 11, 7, 12, 3 | ein Feſt, |
| 3, 6, 4, 10, 12 | eine Stadt in Belgien. |

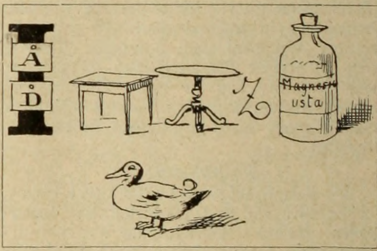
In dieſer Aufgabe ſollen a) durch Erſetzung der Zahlen durch die entſprechenden Buchſtaben die angedeuteten Wörter geſucht, b) die gefundenen Wörter durch Weglaſſung irgend eines Buchſtaben in andere Wörter verwandelt und c) dieſe anderen Wörter durch Umſtellung der Buchſtaben zu neuen Wörtern umgebildet werden; z. B. a) Opfer, b) Oper, c) Pore; a) Heſſen, b) Eſſen, c) Senſe. Die Anfangsbuchſtaben der unter c gefundenen Wörter nennen einen großen deutſchen Dichter.

### 4. Schieberätſel.

| | | |
|---|---|---|
| Schiefergebirge | Eſthland | Brindiſi |
| Darmſtadt | Bildhauer | Angerburg |
| Grabſtein | Anhalt | Friedrich |

Die obigen neun Wörter ſind Buchſtabe unter Buchſtabe genau unter einander zu ſchreiben und dann ſo lange nach der Seite hin zu verſchieben, bis eine ſenkrechte Reihe eine Hauptrolle in einem Drama von Schiller nennt. Iſt dies der Fall, ſo ergibt eine andere ſenkrechte Reihe eine Hauptrolle in einer Oper von Richard Wagner.

### Bilderrätſel.



### 5. Wortkette.

Zu ſuchen ſind 12 dreiſilbige Wörter, welche eine Wortkette bilden, d. h. die Endſilbe eines jeden Wortes ſoll gleich der Anfangsſilbe des folgenden und die Endſilbe des letzten gleich der Anfangsſilbe des erſten ſein.

Die 12 Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen: 1. einen deutſchen Staatsmann unſeres Jahrhunderts, 2. eine Stadt am adriatiſchen Meere, 3. ein Geſangſtück, 4. eine Stadt in Spanien, 5. eine Stadt in Portugal, 6. einen römiſchen Philoſophen, 7. eine Inſelgruppe, 8. eine Stadt in Italien, 9. eine andere Stadt in Italien, 10. eine andere Stadt in Italien, 11. einen Wahlſpruch, 12. eine Waſſerbewohnerin.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel in Nr. 26.

1. Logogryph. Allmutter — Ballmutter.

2. Rätſel. „Hoch.“

3. Silbenrätſel.
Mager, Niger, Gera, Mama, „Germania.“

---

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Kunſt in der Dorfkirche. Von Hans Schliepmann. — Ein neuer Atlas. — Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſ. — Johann von Werth. Von R. Wille. Mit einem Bildnis. — Am Familientiſch: Zu unſeren Bildern: Schuhplattl’n von Hermann Beyer, Waldbach von Peter Paul Müller. — Himmelskunde. — Volkskunde. — Erdkunde. — Landwirtſchaft. — Forſchungsreiſen. — Statiſtik. — Vereinsweſen. — Gewerbe. — Buchhandel. — Kunſt. — Amerikaniſches Rieſenhaus. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v / Public Domain in the United States / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 9. April 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. № 28.

# Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Darüber wurde es Mai, und im Garten erſchloſſen die Roſen ihre ſüßduftenden Kelche.

Liſi ſaß eines Nachmittags dort. Sie war ſchwärmeriſch veranlagt und hatte einen Band Petöfi auf den Knieen, ſah jedoch über ihn hinweg in die ihr zur Seite blühende Hecke, in welcher ſich die ſchmalen, langen, gelbroſa Blumen des Geisblattes mit den zarten, wie aus Schnee geformten des Wegedorns verrankten. In der Linde über der Sitzenden ſpielten die grünen Blätter und ließen bald hier einen Sonnenſtrahl auf das roſige Oval des Geſichts, das dann durchſichtig ſchimmerte, bald dort einen auf das weichwellende Haar fallen, aus welchem ein tiefes Rotgold glühte. In den Roſen war ein trunknes Surren der Bienen und Schwirren der Junikäfer. Hier ließ ſich träumen, auch ohne einen Dichter. Mit einemmal aber richtete die Sinnende ſich auf. Hinter der blühenden Hecke erſchien ein Reiter, ein Leutnant in der prunkvollen Uniform der Leibgarde. Er ſaß brillant zu Pferd und ſah auffallend gut aus, ſchien dies aber auch zu wiſſen, denn er warf während des Reitens einige raſche Blicke über die Hecke nach der Sitzenden hin, und ein Kundiger hätte in dieſen Blicken leſen können, daß der Kommende von der ſchönen Zuſchauerin die gebührende Bewunderung erwarte und bereit ſei, dieſe einzuheimſen.

Als Liſis feines Geſicht indeſſen ſeinen Ausdruck kaum veränderte, hielt der Reiter ſein Pferd plötzlich an, lenkte es dann ein klein wenig nach links, und — ehe ſie den Gedanken noch ganz zu Ende gebracht, was er nun angeben werde — ſtand er aufrecht auf dem Rücken des Rappens und flog im Schwung über die Hecke. Da dieſe gerade bis zum Rücken des Pferdes reichte, war der Sprung eine verblüffende Leiſtung; der Leutnant aber ſchritt ſo, als ob nichts Ungewöhnliches an ihr ſei, im Innern des Gartens weiter, auf die einſame Dame zu und verbeugte ſich vor ihr. Der Rappe, an ſolche Evolutionen gewöhnt, blieb draußen wie angewurzelt ſtehen, während ſein Herr, die Rechte an die Pelzmütze gelegt, ſehr ernſt fragte: „Habe ich den Vorzug, die Baronin Ellrodt zu ſprechen?“

„Ja,“ ſagte Liſi, ebenſo ernſt das heiße Geſicht des vor ihr Stehenden muſternd: „Und Ihre Vorſtellung führt Sie als den Grafen Paul Feraſi bei mir ein. Man nennt Sie den beſten Reiter Ihres Regiments, und ich glaube auch nicht, daß ich jemanden kenne, der es Ihnen in ſolchem Sprunge gleichzuthun wagt.“

Paul verbeugte ſich abermals mit verbindlicher Miene, aber er war im Innern mit ihrer Anerkennung nicht zufrieden; denn ihre auffallend ſchönen Züge veränderten ſich auch jetzt noch nicht, und anſtatt der Überraſchung, welche er erwartet, lag nur eine ruhige Höflichkeit darin.

Dieſe veranlaßte ihn für die Art ſeiner Einführung eine gleichſam entſchuldigende Erklärung zu geben.

„Ich hatte mir ſchon vorgenommen, Sie, wenn's möglich wäre, vor meiner Pflegemutter zu ſprechen. Denn ich möcht' Sie bitten, dieſe auf mein Kommen vorzubereiten. Nach dem, was ſie mir ſchrieb, ſcheint ſie leider ſo angegriffen, daß ihr die unerwartete Freude ſchaden könnt'.“

„Ich werde Sie anmelden,“ antwortete Liſi, ſich jetzt erſt erhebend, „denn ſie hat ſchon öfters davon geſprochen, wie ſehr ſie den Wunſch habe, Sie hier zu ſehen; erwartet hat ſie Ihr Kommen jedoch nicht.“

„Ich habe mich auch nicht angeſagt,“ ſagte Paul, „weil ich auf der Reiſe einige Freunde beſuchen wollte und vorher nicht angeben konnte, wie lange ich mich bei einem jeden aufhalten würde. Wenn Sie alſo jetzt die Güte haben wollen, das von mir Verſäumte nachzuholen, werd' ich währenddeſſen meinen ſchwarzen Peter unterbringen.“

Liſi ging, ſeinen Gruß erwidernd. Als ſie ihm dann einige Minuten darauf im Schloß entgegentrat, teilte ſie ihm kurz mit, daß ſeine Pflegemutter benachrichtigt ſei und er ſie, ohne die Überraſchung zu fürchten, begrüßen könne.

Er aber ärgerte ſich mehr und mehr über ihre Gleichgültigkeit. War dieſelbe nur anſcheinend, ſo mißfiel ihm, daß die junge Dame es für nötig hielt, dieſe vornehme Kühle wie eine Maske über ihr ſchönes Geſicht zu legen. Wäre ſie häßlich geweſen, ſo hätte er ſich darüber hinweggeſetzt, ſie mit dem höflichen Ehrentitel eines „eingebildeten Fratzen“ belegt, und dann ſich nicht mehr um ſie gekümmert, denn ſo kühle Naturen waren ihm zuwider. Aber ſie war eine wundervolle Erſcheinung, etwas ganz Außergewöhnliches, und da hatte er natürlich den Wunſch, auch auf ſie den Eindruck zu machen, den ſie auf ihn nicht verfehlte. Und nun ſollte ihm dies nicht gelingen?

Er begrüßte ſeine Pflegemutter und vergaß bei ihr eine Weile, daß ſein erſtes Eintreten in das Haus kein erfreuliches geweſen. Sobald er jedoch allein war, beſchäftigte es ihn wieder. Er hatte nicht im mindeſten die Abſicht, ſich in das gleichgültige Fräulein zu verlieben, davor hatte er ein Grauen ſeit ſeinem Erlebnis mit Melanie, aber wenn er einige Wochen im ſelben Haus mit ihr leben ſollte, mußte ſich doch ein erträgliches Verhältnis herſtellen laſſen, und dazu ſchienen ihm die Ausſichten gering.

Hätte er indeſſen in Liſis Inneres ſehen können, ſeine Gedanken wären völlig andere geweſen Sein Erſcheinen war eine förmlich erſchütternde Begebenheit für ſie, und die Art ſeiner Einführung, die ſeinem Ruf vollkommen entſprach, hatte ſie gerade im Sturm gewonnen. Seinen Ruf als erſter Reiter beider Monarchieen und des kühnſten, unwiderſtehlichſten Kavaliers überhaupt kannte ſie ſchon von Wien, aber ſie hatte dort noch nicht Gelegenheit gehabt, den viel Beſprochenen zu ſehen, und ſeit ſie in Sſemeſnyes war, hegte ſie im geheimen deshalb fortdauernd den Wunſch, der ſtürmiſche Pflegeſohn der Gräfin möge ſeinen Beſuch anzeigen. Sie hatte ſich indeſſen ſchon darein ergeben, daß ihre Unruhe nicht befriedigt werden ſolle, und nun — nun war er gekommen und ganz nach ſeiner Weiſe, unerwartet, unangezeigt und auf ſeinem Rappen geradezu über Hecken und Mauern in das Haus hineinſtürmend.

Wenn die junge Dame, trotz dieſer verblüffenden Leiſtung, keine Bewunderung äußerlich gezeigt, ſo war dies von ihrer Seite eine ebenſo große, und ſie war auch nicht wenig ſtolz darauf. Dieſe Bewunderung dem Hereinbrechenden zu zeigen, hätte dem Benehmen eines Backfiſches entſprochen, war alſo ganz unter ihrer achtzehnjährigen Würde. Und die kühle Ruhe, die ſie nach außen hin in den ungewöhnlichſten Fällen bereits zur Schau trug, hatte ſie mit unſäglicher Mühe ſich angeeignet, ſie hätte alſo um nichts in der Welt dieſen koſtbaren Erwerb leichtſinnig preis gegeben.

Aber ſobald ſie in ihrem Zimmer war, begann ſie eine beſonders ſorgſame Toilette zu machen, um in den Augen des verwöhnten Offiziers nicht etwa geſchmacklos zu erſcheinen. Sie zog ein Kleid von grauer Seidengaze an, von dem ihre ſchönen, ſchimmernden Farben ſich glänzender abhoben und das die ſchlanken und weichen Umriſſe ihres ganzen Körpers vorteilhaft zeigte. Das allzu einförmige Grau hob um den Hals ein ſchmales, lichtblaues, gold- und roſendurchwebtes Band, das in langen Enden von der linken Schulter flatterte, und ein zweites, ebenſolches, das die ſchlanke Figur umſpannte. Während ſie indeſſen mit den zarten Fingern die Schleife knüpfte, war ſie zerſtreut und ſuchte ſich der Geſchichten zu erinnern, welche von dem übermütigen Grafen in der Wiener Geſellſchaft in Umlauf waren: Reiterabenteuer, Schwänke, luſtige und ſchaurige Dinge. Sie kam zu dem Reſultat, daß er jedenfalls einer der intereſſanteſten Männer war, die in ihren Geſichtskreis gekommen, und daß es nicht unter der Würde eines wähleriſchen Geſchmacks ſei, ſich für ihn zu intereſſieren.

Doch die Schleife war gebunden, und der Geſamteindruck der Erſcheinung mußte noch im Spiegel gemuſtert werden. Die Achtzehnjährige konnte mit ihm zufrieden ſein. Die Ruhe des feinen Geſichts war nicht geſtört. Es ſah von Natur träumeriſch aus, und nur in dem Glanz der dunkeln, länglich geſchnittenen Augen verriet ſich eine noch unerweckte Leidenſchaft. Sie ſelbſt erkannte dieſelbe nicht; ſie ſah mit der Ahnungsloſigkeit ihres Alters nur auf Äußerlichkeiten und ging mit jener angenehmen Spannung in die Wohnräume, welche ein Ereignis hervorruft, von dem man eine willkommene Abwechslung erhofft.

Die erſte Enttäuſchung war, daß der Kavalier ſich ziemlich ſteif und unzugänglich zeigte. Am Nachmittag ritt er gar allein ſpazieren unter dem Vorwand, den Stand der Felder auf einem Gut, das an das der Gräfin grenzte und ihm gehörte, beſichtigen zu wollen, und kam erſt gegen Abend wieder.

Liſi meinte, dieſe Beſichtigung hätte auch ſpäter noch ſtattfinden können, und fühlte ſich ihrerſeits verletzt; zeigte ſich dadurch jedoch nur noch kühler, ſo daß ein freundliches Einvernehmen immer ſchwieriger wurde.

Es war unter dieſen Umſtänden beiden jungen Leuten erwünſcht, daß bereits für den zweiten Tag noch mehr Beſuch angeſagt war. Einige entfernte Verwandte der Gräfin ſollten zum Sommeraufenthalt kommen, und Liſi beaufſichtigte das Inſtandſetzen der Fremdenzimmer. Nachdem dies geſchehen war, ging ſie in den Garten, um Blumen zu pflücken und die Schalen der Wohnräume friſch mit ihnen zu ſchmücken.

Paul lag im Rauchzimmer am offenen Balkon auf einem Schaukelſtuhl und ſah hinunter. Der Anblick des ſchönen Mädchens unterhielt ihn angenehm.

Wenn ſie zugänglicher wär' und nicht ſo ein „Bild ohne Gnad,“ würd' ich zu ihr gehen, dachte er und überließ ſich ſtatt deſſen ſeinem faulen Behagen.

Sie verſuchte unten aus den Zweigen eines Akazienbaums die weißen Blüten zu brechen — hob ſich dabei auf die Fußſpitzen und griff mit beiden Armen in das Grün. Ihr Hut fiel in den Nacken, und die Sonne vergoldete die rotbraune Laſt des weichverſchlungenen Haars und tauchte gleichſam die ganze, junge, ſchmiegſame Geſtalt in einen freiflutenden Strom von Gold. Hatte ſie den Obenſitzenden bemerkt und war es eine berechnende Koketterie, ſich ihm in dieſer verführeriſchen Beleuchtung zu zeigen? Feraſi war geneigt, der ſelbſtgeſtellten Frage ein „Ja“ zu ſprechen, und ein Lächeln zuckte unter ſeinen Schnurrbartſpitzen, das ſehr nachſichtig mit dieſer mädchenhaften Schwäche ausſah, während ſein Blick ein zunehmendes Gefallen verriet.

Er ſtand auf, drückte ſeine noch glimmende Cigarette aus und ging hinunter.

„Ich hab mir eine Weile das ſelbſtſüchtige Vergnügen gegönnt, Sie von oben aus zu bewundern, danach iſt mir eingefallen, daß dieſes Vergnügen noch einer Steigerung fähig wär', falls Sie mir geſtatten wollten, Ihnen behilflich zu ſein,“ ſagte er, als er unten neben ihr ſtand.

„Sehr gern,“ antwortete ſie, „wenn Sie ſich nützlicher dabei machen wollen, als durch wohlfeile Komplimente. Ich erreiche dieſe Zweige nicht. Bitte, brechen Sie mir einige Blumen von ihnen.“

„So viel Sie befehlen . . .“ Und er reichte ihr mehrere Händevoll hin.

Jetzt wollen wir ihr einmal ſcharf den Hof machen und ſehen, wie ſie das nimmt, dachte er dabei, da in der Nähe ihre zarte, lichtumwebte Schönheit ihm noch beſſer gefiel.

Sie hatte die Hutbänder gelöſt und machte eine Bewegung, um den Hut wieder aufzuſetzen, und er ſtreckte, wie leicht bittend, die Hand aus: „Laſſen Sie Ihr Haar doch unbedeckt. Es flammt wie Nixenhaar, wie das der Lorelei ‚mit goldenem Kamm gekämmte,‘ und ſchaut wundervoll ſo aus.“

„Ich werde es thun,“ ſagte ſie ruhig, „denn ich kann den Hut brauchen, um die Blumen hinein zu ſchütten. In

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

dem Körberl werden ſie nicht alle Platz haben. Und ſo, ſchauen Sie, an den Arm gehängt, erſetzt er mir ein zweites. Wollen Sie, bitte, das andere tragen?“

Er gehorchte und ging neben ihr her, bisweilen die Zweige haltend, von denen ſie die Roſen ſchnitt, oder die Dornen von den geſchnittenen entfernend. Dabei dachte er, ihre Bewegungen ſeien ungewöhnlich anmutig und die Ruhe, mit welcher ſie andauernd ſeine Komplimente aufnahm, ſtehe ihr gut.

Sie ſprach lieber deutſch als ungariſch, weil ſie das letztere nicht vollkommen beherrſchte, obgleich ihr Vater ein Ungar geweſen war, und ſie hatte einen leichten, fremdartigen Accent, wenn ſie es ſprach, aber auch dieſer mißfiel ihrem Begleiter nicht. Er hatte deshalb den Entſchluß gefaßt ihr auch beim Ordnen der Blumen in die Schalen behilflich zu ſein, wenn ſie mit dem Schneiden fertig ſein werde, obgleich er davon gar nichts verſtand, als ein Wagen in die Einfahrt lenkte und in ſchlankem Trab vor das Schloßthor fuhr. Drinnen ſaß das Ehepaar Jaſzaki, und als er es erkannte, ſtieg in Pauls Geſicht eine verräteriſche Glut. Er kehrte ſich von ſeiner Begleiterin ab, um ihr den Eindruck zu verbergen, den ihm das Erſcheinen dieſer Gäſte machte, aber er bewältigte ihn mühſam und brauchte ſeine ganze, vielgeübte, geſellſchaftliche Beherrſchung, um, wie es ſich gehörte, an den Wagen zu treten, die Thür zu öffnen, dem herausſpringenden Ferenz die Hand zu ſchütteln und diejenige Melanies zu küſſen, nachdem er ihr heraus geholfen. Das Wiederſehen der beiden war für ihn eine harte Prüfung; dennoch hatte gerade Melanie, ſobald ſie von ſeiner Anweſenheit gehört, den eiligen Beſuch gewollt. Es lag ihr ſoviel daran, das frühere freundſchaftliche Verhältnis zwiſchen ihm und ihrem Gatten wieder herzuſtellen, daß ſie nicht warten wollte, bis die Ausſöhnung etwa durch ein Zaudern und Zurückweichen Pauls erſchwert werde. Ihn ſogleich begrüßen, verwandtſchaftlich innig und mit ruhiger Freundlichkeit, ſo als habe nie etwas zwiſchen ihnen gelegen, ſchien ihr das Rechte. Beſſer, wenn es zu gar keiner Ausſprache über das Vergangene kam, die bei Pauls Unbeſonnenheit und leidenſchaftlichem Temperament ſtets eine peinliche Wendung nehmen konnte. Unter der Menge der Gäſte, die gerade an jenem Tage in Sſemeſnyes erwartet wurde, mußte ſich eine ſolche Ausſprache von ſelbſt verbieten, und der herzliche Ton früherer Zeiten würde ſich auch von ſelbſt wiederfinden, ſobald die Verlegenheit der erſten Begrüßung überwunden war.

Ihre Überlegung erwies ſich als eine kluge. Liſis Anweſenheit legte zuerſt den Brüdern eine wohlthuende Beſchränkung auf, und kaum war eine halbe Stunde, ſeit der Ankunft des Ehepaars verſtrichen, als auch ſchon der zweite Wagen mit Beſuchern: der Familie Vötörö, vorfuhr.

Paul lag, als Sohn des Hauſes, deren Bewillkommung ob, und er unterzog ſich ihr alsbald mit ſeiner vollen, natürlichen Freundlichkeit. Es war das keine ſo leichte Aufgabe, denn das Ehepaar Vötörö brachte einen Schwerkranken mit, den einzigen Sohn, einen Jüngling von einigen zwanzig Jahren, welcher den Körper eines Knaben und die nervöſe Reizbarkeit einer hyſteriſchen Dame hatte. Er wurde unter Pauls Leitung in einem Fahrſtuhl die Treppe hinauf getragen, und als er nach einer Stunde im Wohnzimmer erſchien, drehte ſich geraume Zeit alles nur um ihn und ſeine Wünſche, die zu erfüllen Dienerſchaft und Geſellſchaft ſich die eifrigſte Mühe gaben.

Dieſer Gaſt verſprach nicht gerade unterhaltend zu werden, obgleich er ſich bereits eines beträchtlichen Ruhms erfreute. Er war Dichter, hatte einige lyriſche Bändchen herausgegeben und das Glück gehabt, daß ſie beſonders in vornehmen Kreiſen großes Gefallen erregten. Das jedoch hatte ſeine armen Eltern, welche ſchon vorher den unglücklichen Kranken vergötterten, um jedes Maß der Nachgiebigkeit gebracht. Sie lebten nur noch, um jeder ſeiner Launen gehorſam zu ſein, und beanſpruchten mit einer blinden Naivetät ein gleiches von allen, mit denen ſie in Berührung kamen. Die alte Gräfin Jaſzaki hatte ſich mit der Einladung der drei daher keine kleine Laſt auferlegt; aber der Vater war ein armer Beamter, der ſich das ganze Jahr hindurch in Wien abquälte, um die Kuren und Ärzte für den Sohn zu bezahlen, und nun war dieſem eine Landaufenthalt empfohlen, und die Gräfin hatte davon gehört. Da hatte ihr gutes Herz ſie ſogleich getrieben, Sſemeſnyes anzubieten.

Paul meinte übrigens, er wenigſtens werde für das wenig anſprechende Weſen des kranken Dichters entſchädigt werden. Als vierte begleitete die Eingeladenen nämlich eine junge Dame in Liſis Alter, die Schweſter von Frau von Vötörö, welche der Graf von Wien her ſchon als eine pikante Schönheit kannte. Liſis gerades Gegenteil, vereinigte ſie alle jene Eigenſchaften in ſich, die jener fehlten: ein dreiſtes, keckes Entgegenkommen ſolchen Herren gegenüber, die Gnade vor ihren Augen fanden, eine Lebhaftigkeit, die ſie bis zur Unſchicklichkeit ausdehnte, und eine ungeniert zur Schau getragene Koketterie, deren Unerſättlichkeit nur von der ihrer Eitelkeit übertroffen ward.

Dieſe Eigenſchaften waren gerade ſolche, wie ſie Paul zu einer regelrechten „Flirtation“, die er entſchloſſen war, zur Zerſtreuung ſeiner ſchlechten Laune ins Werk zu ſetzen, für nötig erklärte. Und während er in jeder Minute das lebhafteſte Unbehagen darüber ſpürte, Ferenz und Melanie anweſend zu ſehen, ohne ihnen auszudrücken, wie viel Reue er noch immer in ſich fühle, und daß er nicht glauben könne, daß ſie ihm ganz verziehen hätten; während er fortwährend dieſe aufregenden Gedanken in ſich fühlte, ohne doch etwas von ihnen auszuſprechen, war er bald in einem ſo luſtigen Geplänkel mit der ſchönen Gabriele, als ob ſie und ſie allein in der Geſellſchaft ſein Intereſſe erwecke.

Die Ellrodt vernachläſſigte er darüber gänzlich, und es fiel ihr die Rolle zu, ſich dem Kranken zu widmen, der übrigens vom erſten Anblick an eine lebhafte Sympathie für ſie zeigte.

Nach dem Mittagsmahl, das ſpät eingenommen worden war, befand ſich die Geſellſchaft in dem Wohnzimmer der Gräfin, das durch zwei Flügelthüren auf eine breite Terraſſe hinausführte. Dieſe waren geöffnet, und die Juniluft ſtrömte mit duftbeſchwertem Blütenatem herein. Die Gäſte hatten ſich in Gruppen geſondert. Melanie und Frau von Vötörö ſaßen zuſammen in zwei niedrigen Stühlen, und die ältere der Frauen ſprang aus dem ihren häufig auf, um dem Sohne zuzueilen, wenn ſie annahm, daß dieſer ihrer bedürfe. Ihr Mann ſpielte unterdeſſen mit Ferenz, Jaſzaki und deſſen Mutter, an deren Langſtuhl ein Tiſchchen gerückt war, eine Partie Whiſt. Paul aber ſaß in einer Ecke ſehr dicht neben Gabriele Battiani und betrachtete mit ihr Photographieen. Sie hielt ein Album auf ihren Knieen, er wendete die Blätter darin um, und beide kicherten und ſprachen bald ganz vertraulich leiſe, bald übergeräuſchvoll laut, hielten die Köpfe zuſammengebeugt, berührten häufig eines des anderen Hände und ſahen ſich mindeſtens ebenſo oft wie die Bilder im Album an, mit glänzenden Augen und lachenden Lippen. Sie machten den Eindruck, als ob ſie ſich ganz vortrefflich unterhielten.

Fräulein Battiani hatte ein blaues Florkleid an, das ſie wie in eine Wolke von Himmelsglanz tauchte, und ihr roſiges Köpfchen lachte wie ein Moosröschen aus einer duftigen weißgefältelten Krauſe. Sie beſaß eine Eigentümlichkeit, die ſie unter den Schönheiten Wiens raſch zu einer der beliebteſten gemacht hatte, nämlich ein dichtes, gewelltes, vollkommen weißes Haar, das ihr kleines, zartes Geſicht wie feingeſponnene weiße Seide umglänzte. Paul fand dies Haar ſehr reizend, wie ihm auch die zwar kleine, doch wohlgeformte, puppenhaft zierliche Figur des luſtigen Dämchens ſehr gefiel. Liſi nannte er im Vergleich zu ihr ſchwerfällig und gratulierte ſich im erſten Anfall ſeiner reuebeſchwerten Laune dazu, daß es ihm jetzt geſtattet war, ſich mit einer weniger anmaßenden Schönheit zu zerſtreuen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Ihr dagegen verurſachte die lebhafte Unterhaltung der zwei eine gewiſſe Unruhe, deren ſie ſich nicht erwehrte. Es war doch merkwürdig, nein, es war beinahe beleidigend für ſie, daß dieſer Ferasi ſie ſo weit vernachläſſigt hatte, am erſten Tage ſeiner Ankunft einen Ritt zu machen, der ihn bis zum ſpäten Abend ferngehalten, und danach ſich kaum mit ihr beſchäftigte, während er mit dieſer weißhaarigen Kokette des Scherzens kein Ende finden konnte! — Freilich ſo eine Unterhaltung wie die, welche er mit jener Dame führte, hätte ſie ihm nicht geſtattet. Sie war geradezu „mauvais genre“, dieſe ſeidenhaarige Schöne!

Sie blieb etwas empört darüber und den Aufmerkſamkeiten, die ihr der Dichter erwies, dadurch zugänglicher, als ſie es ſonſt wohl geweſen wäre. Der Poet war ein geiſtreicher Menſch, und er würdigte das junge Mädchen, das er gebeten hatte, ſich zu ihm zu ſetzen, bald einer Unterhaltung, die weit über das Gewöhnliche hinausging. Sie hatte ihm erzählt, daß ſie ein Bändchen ſeiner Gedichte geleſen und großen Genuß daran gefunden habe, und daran anknüpfend, hatte er ſich und ſie ſchnell in eine Fülle litterariſcher Betrachtungen geriſſen. Liſi, nicht ganz fähig, allen ſeinen Erörterungen zu folgen, fühlte ſich dennoch dadurch geehrt, daß er offenbar annahm, ſie könne ihn vollkommen verſtehen, und beſonders befriedigte ſie der Abſtand des Geſprächs, das er mit ihr führte, von jenem, welches der ſchöne Reiteroffizier drüben mit ſeiner leichtfertigen Nachbarin flüſternd und kichernd unterhielt.

Während die junge Dame dies dachte, ſtudierte ſie den Kopf des Dichters. Wenn man dieſen allein anſah, ohne den Blick über die abgezehrte, ſchmalbrüſtige Geſtalt zu lenken, konnte man ihm beinahe das Prädikat „ſchön“ erteilen. Ein Geſicht, in deſſen großen, ſcharf geſchnittenen Zügen der Ausdruck auf das lebhafteſte wechſelte, eine hohe Stirn mit ſchön gezogenen Brauen, ein paar große, dunkle Augen, aus denen bisweilen ein reiches Feuer feſſelnder Gedanken, bisweilen eine ſeeliſche Leidenſchaft, die den Kranken förmlich zu verzehren ſchien, ſprühten. Dieſe Züge erſchlafften nur, ſobald ein Wunſch des Dichters unbefriedigt blieb; dann ſah der Kopf müde, welk und verdrießlich aus, und die ganze Haltung gab die üble Laune des Innern wieder; ein gereizter Blick brach aus den Augen, und die ſchmalen, gelben Lippen wurden von ungeduldigen und hämiſchen Falten umzogen. Wandte dies Geſicht mit liebenswürdigem Lächeln ſich jedoch darauf einem der Anweſenden zu, ſo konnte es ſofort wieder ſehr gewinnend werden.

Der junge Mann war für die achtzehnjährige Liſi ein Rätſel, das ſie mit noch größerem Eifer ſich bemüht hätte zu ergründen, wäre nicht der glänzende Ferasi auch ein ſolches geweſen, und eines, das denn doch in ein anziehenderes Gewand gekleidet war.

Fräulein Battiani beglückte ihrerſeits die Entdeckung, daß der verwöhnte Kavalier ſie der ſchönen Ellrodt ſo offenkundig vorziehe. Eine dagegen, die dieſelbe Bemerkung mit großer Unzufriedenheit machte, war Melanie Jaſzaki. Wie war es möglich, fragte ſie ſich, daß von dieſen beiden Mädchen Paul die alberne und oberflächliche Battiani bevorzugte, nur weil ſie ein niedliches Lärvchen hatte? Wenn er in ſeinen Sympathien ſo unverſtändig war, dann konnten ſeine Auszeichnungen für Damen vornehmer Denkungsart wirklich keine erwünſchten ſein. Die junge Frau war geradezu ärgerlich, daß er für ihren fein ausgedachten Plan ſo gar kein Verſtändnis bewies. Auch nur mit dem leiſeſten Anfang, der zu dem Ende, das ſie erſonnen, führen konnte, wäre ſie zufrieden geweſen, aber keine Spur davon war zu merken. Die ſchöne Ellrodt ſchien für den Unverſtändigen ſo gut wie gar nicht vorhanden und die kindiſche Battiani ihm förmlich die Blicke zu blenden.

Den halben Abend mußte die Unzufriedene das mit anſehen, und ſchon ſann ſie auf eine kleine geſellſchaftliche Intrigue, um die beiden eigenſinnig zuſammenhaltenden Paare auseinander zu bringen, als Paul plötzlich, ohne irgend welchen Grund, ſelbſt begann, ſeine lebhafte Unterhaltung mit der weißhaarigen Schönheit abgeſchmackt zu finden. Die Ellrodt war ihm augenblicklich auch gleichgültig, aber da es ihm als ledigem Kavalier nun einmal zufiel, dieſe „jungen Schneegänſe zum Schnattern zu bringen“, wie er ſich ungalant in ſeinen verſtimmten Gedanken ausdrückte, ſtand er, abermals ſeiner Laune nachgebend, von dem Sopha, auf dem er neben Gabriele ſaß, auf, brach das Geſpräch ganz unvermittelt ab und ſchritt quer durch den Saal zu Liſi.

„Sie ſingen, Baronin Ellrodt,“ ſagte er, „und haben mir bis jetzt noch nicht die Ehre erwieſen, mir etwas zu hören zu geben, obgleich ich ein leidenſchaftlicher Muſikliebhaber bin. Wollen Sie uns jetzt nicht durch ein Lied erfreuen?“

In des Dichters Zügen zeigte ſich die Verdrießlichkeit, die ihnen einen ſo unangenehmen Ausdruck lieh.

„Sollten wir uns da nicht zuvor erkundigen oder richtiger abwarten, ob die Hausfrau beliebt, Muſik zu hören?“ fragte er ungezogen, ſein innerſtes Begehren ausdrückend, die junge Dame an ſeiner Seite zu behalten.

Dieſe hätte ſich ſeinen Ausflüchten anſchließen, ja, eine noch beſtimmtere Ablehnung ausſprechen können, und es wäre das nur eine gerechte Strafe für des Grafen Vernachläſſigung geweſen, aber ſie war etwas ermüdet durch des Dichters geiſtreiche Unterhaltung, und ihre geheime Sympathie für den launenhaften Grafen wirkte in ihr. Sie wollte jedoch auch den Kranken, der ſo artig gegen ſie geweſen, nicht verletzen.

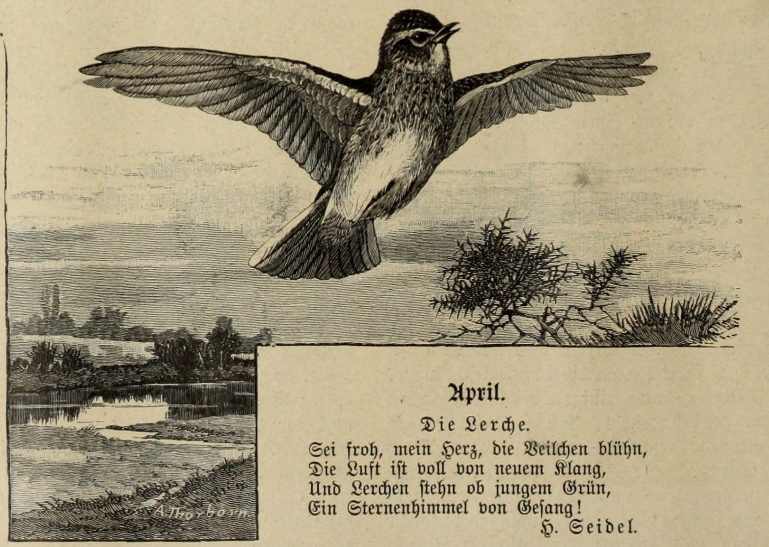
„Ich kann eines Ihrer Lieder ſingen,“ ſagte ſie mit liebenswürdigem Lächeln, „die Gräfin ſprach neulich den Wunſch aus, Ihre „Liebeswonne“ zu hören. Ich werde es vortragen.“

Tibor Vötörös Eitelkeit war beſchwichtigt, und ſein Geſicht nahm gleichfalls wieder ſein gewinnendes Lächeln an.

„O, es wird mir aus Ihrem Munde in neuem Reiz erſcheinen,“ ſagte er, den Kopf in ſeiner halb liegenden Haltung verbindlich neigend.

Ferasi begleitete Liſi an den Flügel in das Nebenzimmer.

(Fortſetzung folgt.)



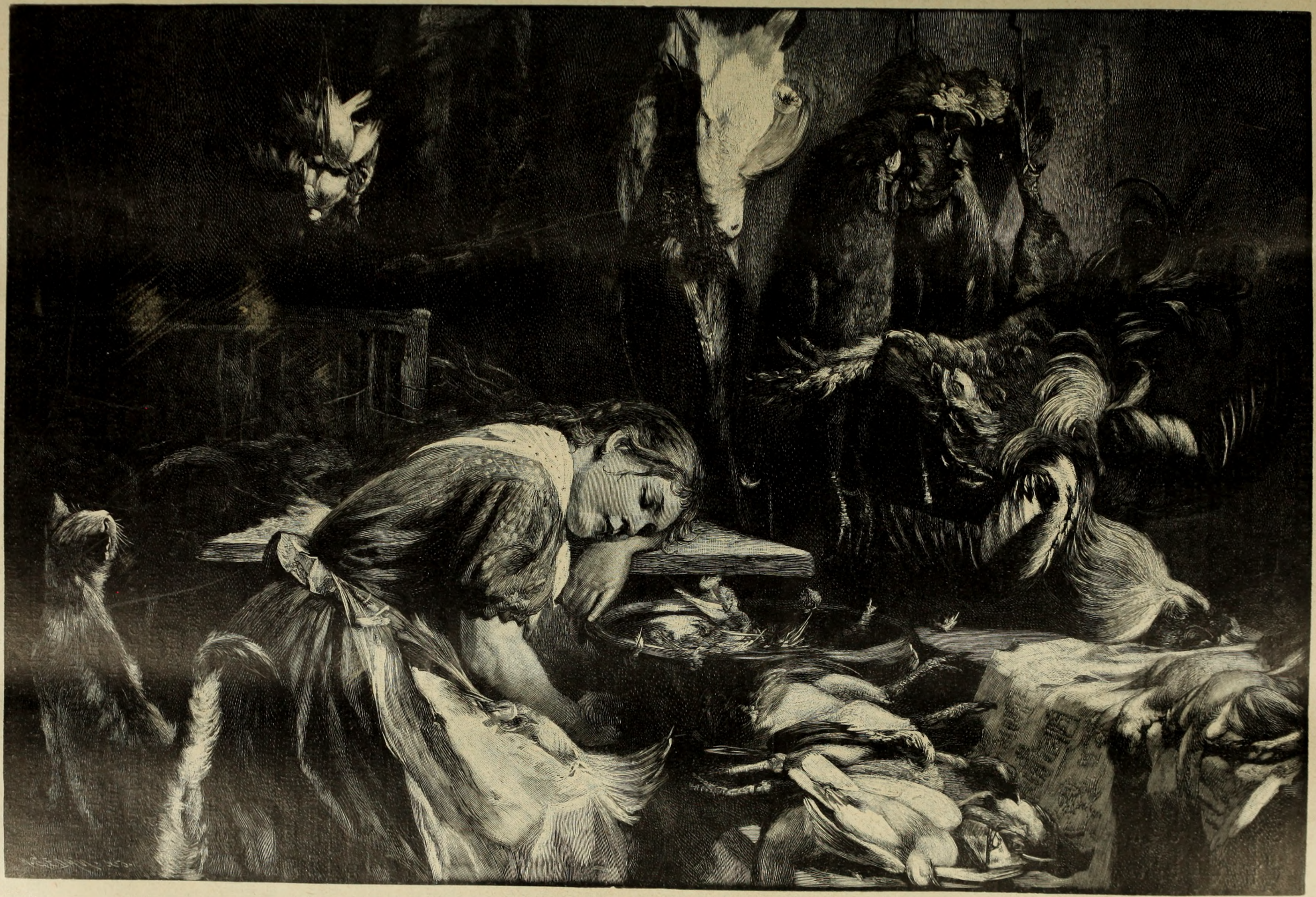
**April.**

Die Lerche.

Sei froh, mein Herz, die Veilchen blühn,
Die Luft iſt voll von neuem Klang,
Und Lerchen ſtehn ob jungem Grün,
Ein Sternenhimmel von Geſang!
H. Seidel.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t78s7bc0v



Geflügelhändlerin. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

# Eine Hammelgeſchichte von anno Sechsundſechzig.

Von G. von Pohrſcheidt.

(Abdruck verboten.)

„Hier laßt uns Hütten bauen! Tête Halt — zugweiſe links aufmarſchieren! Setzt die Gewehre zuſammen! So, da hätten wir wieder ein Gefechtchen hinter uns. Nun zieht dem halben Dutzend gelieferter Schafsköpfe das Fell über die Ohren und euch die paar Brocken Schöpſenfleiſch zu Gemüte. Trollt euch aber, Jungens, wer weiß, ob wir viel Zeit haben. Bitte, die Herren Ihre Züge auszurichten, Gepäck ablegen zu laſſen, Waſſer- und Holzholer herauszuziehen!“

So ungefähr klang's in dröhnendem Baſſe von dem bartumbuſchten Munde des „Alten,“ wie ſonſt wohl überall der Kompaniechef, nur hier mit entſchieden größerer Berechtigung genannt wurde.

„Ich wünſche natürlicherweiſe dem Herrn Hauptmann eine gute Nacht,“ empfahl ſich höflich der Bataillonszahlmeiſter, welcher perſönlich die Ablieferung der verſchiedenen Biwachtsbedürfniſſe überwacht hatte.

„Danke, danke, Herr Zahlmeiſter, ſchlafen Sie wohl.“

„Natürlicherweiſe bitte ebenfalls, danke gehorſamſt! Die Häute von den Hammeln wollen der Herr Hauptmann natürlicherweiſe zum Bataillon zurückſchicken, der Herr Intendanturrat hat ſchon verſchiedene Monita wegen verſpäteter Ablieferung der Felle ergehen laſſen.“

„Dieſe intendanturrätlichen Schmerzen laſſen mich ſehr kühl. Jetzt iſt Krieg, verſtanden, verehrter Herr? Alſo nochmals, gute Nacht!“

„Natürlicherweiſe — gute Nacht, Herr Hauptmann.“

Hauptmann Jagnitz war zwar erſt vor einigen Jahren zu ſeiner Charge aufgerückt, befand ſich aber bereits tief in der Schattenſeite der Vierziger. Von 1848 an, als er ſchon eine Staffel im Bergfach erklommen, war er faſt ununterbrochen zur Fahne eingezogen, im badiſchen Feldzuge Landwehroffizier geworden und hatte ſchließlich ſolchen Geſchmack am Waffenhandwerk gewonnen, daß er zur Linie übertrat. Das Haupt war jetzt des Schmuckes der Locken beraubt, der ungeheure Bart ſtark mit Grau gemiſcht, doch der ganze Mann als Menſch und Soldat ein Prachtexemplar geblieben, immer in guter Laune, die höchſtens durch Mangel an rauchbaren Cigarren etwas ſtiller werden konnte, und in den ſchwierigſten Lagen kaltblütig und flink bei der Hand. Seine Kompanie, Offiziere wie Mannſchaften, vergötterte ihn faſt, und ein einziger, mißbilligender Blick aus den dunkelgrauen Augen war für den Betroffenen unangenehmer, als ſonſt eine donnernde Standrede.

Der Waffenrock des wohlwollenden Geſtrengen zeigte jetzt im letzten Drittel des Juli 1866 einige nicht unbedeutende Querfalten, welche trotz ſeiner Rührigkeit und Liebe zur Jagd auf eine ſchöne Leibesrundung zu friedlichen Zeiten ſchließen laſſen durften; das that aber der Laune des Trägers nicht den geringſten Abbruch.

So zum Beiſpiel war er vor einigen Tagen bei einem alten Pfarrer einquartiert, der bei der Ankunft des ungeladenen Gaſtes das Haus feſt verſchloſſen hielt. Die ſich ſehr in die Länge ziehende Vorſtellung von Pyramus und Thisbe wurde ſchließlich doch dem gutmütigen Feinde verdrießlich, und er begann mit dem Degenknauf kräftig an die ungaſtliche Pforte zu trommeln. Da endlich öffnete der ängſtliche Hausherr, zog vor dem wildbärtigen Kriegsmann demütig ſein Käpplein ab und ſtammelte: „Schonen Sie mein kahles Haupt, ich bin ein Mann des Friedens!“

Lächelnd lüftete nun auch Jagnitz den Helm und zeigte die ebenſo vortreffliche Politur ſeines gewaltigen Schädels.

„Darum keine Sorge, alter Herr, pares cum paribus facillime congregantur! Ob früher Kummer oder flotte Jugend, wer kann's wiſſen? Das Reſultat bleibt dasſelbe.“

Die beiden würdigen Plattenträger vertrugen ſich denn auch in der Folge ausgezeichnet, das Herzenseis des Pfarrherrn taute vollſtändig auf, und der Reſt war eitel Freundſchaft.

Am heutigen Tage hatten nach dem Überſchreiten der Tauber einige Rekognoszierungsgefechte ſtattgefunden, anſcheinend war aber der Mainfeldzug nun auch im Verglimmen, denn die entſcheidenden Tage bei der böhmiſchen Armee waren vorüber. Im Abenddunkel trafen auf der Straße von Wertheim nach Würzburg die preußiſchen Vortruppen bei dem Dorfe Üttingen ein und ſchickten ſich nach dem Ausſetzen der nötigen Feldwachen zur Biwacht an; Jagnitz war mit ſeiner Kompanie als erſte Aufnahmeſtellung für die Wachen des linken Flügels herausgeſchoben. Schnell entſtanden Kochlöcher und Herde unter den geübten Händen ſeiner Grenadiere, klappernd mit den Keſſeln tummelten ſich die Waſſerträger, und im nahen Gehölz knackten und rauſchten Bäume und Buſchwerk. Bald glühten die Kochfeuer durchs Dunkel, und jener der Naſe des Feldſoldaten ſo bekannte Duft verbreitete ſich rings in der Gegend. Der Geruchsſinn ruft am ſicherſten und ſchnellſten alte Erinnerungen wach, denn dieſer eigentümliche Brodem, eine Miſchung aus dem ſchwelenden Brande friſchen Holzes, aus den Dünſten der verſchiedenen Brat- und Kochkünſte, dem Auswaſchen der pulververſchleimten Gewehrläufe, aus Pferde- und Strohgeruch, aus Tabaksqualm und anderen ſchönen und unſchönen Dingen mehr zaubert im tiefſten Manöverfrieden im Nu vergangene hiſtoriſche Tage vor dem Auge des alten Kriegsmannes herauf.

„Donnerwetter, das waren doch ſchöne Zeiten anno dazumal!“ denkt da wohl mancher wackere Bauer und Handwerksmann, Eheherr und Familienvater und ſchielt nach den Bändern im Knopfloch, die er heute zur pflichtſchuldigen Inaugenſcheinnahme der manövrierenden Truppen angelegt hat. „Tempi passati!“ ſeufzen andere, und der Emerit vom Fach zerdrückt verſtohlen eine Thräne, die vorwitzig in den Schnurrbart kollern wollte. Nur das Gute und Herzerhebende aus verklungener Zeit bleibt im Gedächtnis haften; Hunger und Durſt aber, Näſſe und Kälte, Hitze und Staub, wunde Füße und Totmüdigkeit bis zum Hinſtürzen, endloſer Feldwachtdienſt und mancher fürchterliche Rüffel, vulgo Naſe, von ſeiten der lieben Vorgeſetzten, alles das iſt als Nebenſache faſt vergeſſen. Ja, wie ändern ſich die Zeiten und wir uns mit ihnen! Früher trabte man als feſcher Reiter auf flinkem Rößlein durch die Welt, oder ſchritt als blanker Schütz ſtolz und ſelbſtbewußt durch Feindesland, die Hand am Kolben der treuen Waffe. Seht dort, ihr Jungen, den alten Philiſter! Müde gearbeitet ſchaut er drein, aber auf der Bruſt blitzen neben den Medaillen das Eiſerne Kreuz und das Militär-Ehrenzeichen. Der war auch vordem ſo trotzig und frohmütig wie ihr; jetzt zieht er ſchon lange wieder den Pechdraht durchs Leder oder kauert tagaus tagein auf dem Schreibbock. Frau und Kinder wollen leben, da holt der Kuckuck die blühenden Wangen und die ſtraffe Haltung. So wird's vielen unter euch auch dereinſt gehen, 's iſt eben Menſchenlos!

Auf dem Lagerplatze der Kompanie wuchſen im Umſehen Laubhütten für die Offiziere und der runde Windſchirm ums große Feuer für die Mannſchaften empor. Die bewußten Hammel brieten und kochten in den nicht mehr ganz tadelloſen Blechgeſchirren. Friſch Holz, friſch Fleiſch, aber brennen muß das eine und ſchmecken das andere trotzdem, dazu helfen Übung, gute Zähne und geſunder Hunger. Die Häute der Schlachtopfer hingen bereits ſauber ausgebreitet auf einer Hecke, denn der Fourier muß ſie vollzählig zu weiterer militärfiskaliſcher Verwertung abliefern; bei den Preußen geht's ſelbſt im Kriege mit der bekannten haushälteriſchen Sparſamkeit zu. Der Leibküchenmeiſter des Hauptmannes, ein gelernter Koch, hatte trefflich ſeines Amtes gewaltet — es gab Nierenſchnittchen mit ſaurer Speckbrühe und funkelnagelneuen, friſch ausgewühlten Kartoffeln — und braute nun zum Schluß aus fränkiſchem Landwein einen Schlummertrunk für die Offiziere und den Feldwebel, welche im Kreiſe um ihr kleines Feuer ſaßen. Jagnitz holte mit leiſem Bedauern die letzte „Echte“

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

aus der büffelledernen Cigarrentaſche und blies mit Behagen blaue Wölkchen durch die Naſe.

Der Fourierunteroffizier trat an ihn heran und ſtand abwartend in ſtrammer Haltung.

„Was bringen Sie, Bartels?“

„Herr Hauptmann, der Herr Zahlmeiſter hat befohlen, daß die Hammelhäute ſofort nach dem Schlachten an ihn abgeliefert werden ſollen.“

In dieſem Augenblick knallte in der Entfernung ein Schuß, doch um eine derartige Kleinigkeit kümmerte ſich niemand in dieſen Tagen.

„Was, bei nachtſchlafender Zeit? Dummes Zeug, dazu iſt morgen früh immer noch Gelegenheit, das iſt ja jetzt ſchlimmer, wie im Manöver. Dieſe Angſtmeierei machen wir nicht mit, Sie bleiben bis auf weiteres hier.“

Der Fourier machte kurz Kehrt und entfernte ſich mit heimlichem Beifallsſchmunzeln.

„So, meine Herren,“ ſagte der Alte und legte ſich bequem zurück, „jetzt genehmigen wir uns noch einen Glimmſtengel und ein paar Becher Glühwein, dann begeben Sie ſich aber lieber zur Ruhe. Sie haben heute viel leiſten müſſen, und marſchiert wird morgen unter allen Umſtänden, wenn's nicht wieder gar zum Treffen kommt. Schade wäre es übrigens um jeden weiteren Tropfen Blut, denn entſchieden iſt der Rummel doch bereits, viel kann am Endreſultat nicht mehr geändert werden. Bis zwölf Uhr will ich wachen, dann bitte ich Lattern bis ein, Barrow bis zwei Uhr. Um dieſe Zeit wollen Sie mich wieder wecken. Ich würde Ihnen heute gern die ganze Nacht laſſen, aber in Anbetracht deſſen, daß ich viel zu Fuß war, gönnen Sie mir wohl zwei Stündchen Schlaf?“

„Aber Herr Hauptmann,“ rief der Premier, „der Kompanieſouverän befiehlt, und wir ſind ſchon ſehr froh, daß wir diesmal keine Feldwachen haben.“

„Das iſt mir um ſo angenehmer — doch da kommt eine Meldung — nun, was gibt's, Probſt?“

„Meldung vom Unteroffizierspoſten Sergeant Hierling. Ich habe geſchoſſen. Ein feindlicher Reiter, ohne Feldbinde*) paſſierte meinen Poſten und verſchwand nach dem Schuß im Walde.“

„Iſt die Nebenfeldwache benachrichtigt?“

„Zu Befehl!“

„Es iſt gut, ich werde die Meldung weiter reichen, gehen Sie auf Ihren Poſten zurück.“

Jagnitz ſchrieb einen Zettel und ſchickte denſelben ſofort zum Bataillon. „Hm,“ meinte er nachdenklich, „die Bayern waren doch im ruhigen Abmarſch. Was wollen denn die teuren, feindlichen Brüder noch wiſſen, ſie haben uns ja erſt vor ein paar Stunden verlaſſen? Feldwebel, laſſen Sie zugweiſe die Mäntel anziehen, das Lederzeug überſchnallen und die Patronenbüchſen in die Brotbeutel ſtecken. Die Leute ſollen ſich dann gleich aufs Ohr legen.“

Allmählich trat Stille ein, abgeſehen vom Schnarchen der verſchiedenen Biedermänner, welches ſich je nach der Individualität von Naſe und Gaumenſegel vom ſanften Flötengetön bis zum tiefen Grollen des Baſſes oder zum ſcharfen Knarren der Holzſäge verſtieg.

Der vereinſamte Kompanievater zog einen Span aus dem Feuer und ſetzte eine friſche Cigarre in Brand. Lächelnd brummte er in den Bart:

„Lieb Vaterland, magſt ruhig ſchlafen gehn,
Deine Heldenſöhne — ſchlafen auch!“

Der Grenadier, welcher den Rapport ans Bataillon gebracht hatte, meldete ſich unterdeſſen zurück, kroch ſodann neben den Fourier Bartels ins Stroh und flüſterte ihm ins Ohr: „Herr Unteroffizier!“ Bartels hob den Kopf und lüftete etwas die Feldmütze. „Was denn?“

„Der Zahlmeiſter hat furchtbar auf Sie geſchimpft und iſt wieder gleich hierhergeritten.“

„Nee, Fritze, hier war er nicht. Kann mir außerdem ganz Wurſcht ſein, unſer Alter wird ihm ſchon das Klarinettenblaſen beibringen.“ Damit zog er ſich die Mütze wieder herunter und ſchlief ruhig ein.

Dem Alten aber auf ſeinem Platze am Feuer ging manches im Kopf herum. Die Biwacht der Brigade dicht unter bewaldeten Höhen erinnerte ihn unwillkürlich an Hochkirch. Die Sorgloſigkeit des Brigadekommandeurs gefiel ihm gar nicht, durch das Eintreffen der friedlichen Nachrichten aus Böhmen ſchien ſie nicht genügend entſchuldigt. Denn obgleich er ſelbſt auch nicht mehr recht an kriegeriſchen Ernſt glaubte, ſo war nach ſeiner Meinung trotzdem Anſpannung bis zum letzten Moment ſoldatiſch das einzig Richtige.

Um Mitternacht weckte er ſeinen Stellvertreter und legte ſich zur Ruhe; doch der Schlaf wollte ungeachtet der körperlichen Ermüdung nicht recht kommen, nur in kurzen Pauſen ſchlummerte er ein. Im Morgengrauen erhob er ſich, ließ die däniſche Braune vorführen und ritt hinter den Feldwachen entlang; die letzte derſelben ſchloß ſich im Haken rückwärts biegend an die Frontſtellung an, am äußerſten linken Flügel neben ihr ſtand ein Unteroffizierpoſten von ſeiner Kompanie.

„Nun, wie ſteht's, Hierling?“ fragte er, dort angelangt, nach den erledigten Formen des Anrufens.

„Hier iſt alles ſtill, Herr Hauptmann,“ erwiderte der tapfere Rotbart, „meine letzte Patrouille will zwar wieder einen feindlichen Kavalleriſten bemerkt haben, der im Galopp zurückging, zum Melden war mir die Sache aber nicht wichtig genug.“

Der Alte ſann einen Augenblick nach.

„Ich werde von Feldwache 3 aus im Bogen vorwärts reiten und kehre über Ihren Poſten zurück. Gute Wacht!“

Eigentlich war das nun durchaus nicht das Amt des Führers einer Replikompanie, aber Jagnitz ſetzte ſich in Anbetracht des guten Zweckes über dies Bedenken hinweg.

Der Feldwache 3 war ebenfalls Meldung von einem einzelnen Reiter zugegangen, deſſen aber in der Dunkelheit nicht habhaft zu werden war. Der Hauptmann ritt bergauf in das vorliegende Gehölz ein und langſam horchend und ſpähend im weiten Bogen nach dem linken Flügel zu; den Revolver hielt er ſchußfertig in der Hand.

Endlich, nach geraumer Zeit, vernahm er ein Knacken von dürren Zweigen ſeitwärts in der Entfernung von etwa zwanzig Schritten. Augenblicklich riß er ſeinen Dänen herum und ſah in der Dämmerung, wie ein Mann eben die Zügel vom Aſt ſtreifte und aufs Pferd klettern wollte.

„O, weile doch, du biſt ſo ſchön!“ dachte Jagnitz vergnügt und ſchrie gleich darauf mit Donnerſtimme: „Halt, Mann — nicht gerührt oder ich gebe Feuer!“

Der Angerufene zog den Fuß wieder aus dem Bügel und blieb gehorſam ſtehen.

„Was für ein Landsmann?“ fragte der preußiſche Offizier barſch.

„Die Stimme kommt mir natürlicherweiſe ſehr bekannt vor,“ erwiderte der andere kleinlaut, aber es klang wie aus ſehr erleichterter Bruſt.

„Mohrenelement, Menſchenkind, Fletſcher, wie kommen Sie hierher?“ rief der Hauptmann in ſtaunender Verwunderung — „und wie ſehen Sie aus?“

Der arme Zahlmeiſter ſah allerdings recht mitgenommen aus. Über die Rockbruſt ging ein klaffender Riß, ein Achſelſtück hing herunter, Kopfbedeckung und Brille, welche letztere an ihm als notwendige Zubehör betrachtet werden konnte, fehlten gänzlich, und das Geſicht war erheblich geſchunden und blutig gekratzt. Jetzt griff er atemholend in die Taſche ſeiner Pantalons, holte die zerknüllte, weiße Feldbinde hervor, ſtreifte dieſelbe mit etwas verlegener Miene über den linken Ärmel und begann abgebrochen zu berichten.

„Natürlicherweiſe befinde ich mich hier ganz gegen meinen

---

*) Die preußiſche Mainarmee und ihre Verbündeten trugen eine weiße Binde am linken Arm, das deutſche achte Bundeskorps eine ſchwarz-rot-gelbe, die Bayern kein beſonderes Abzeichen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Wunſch. Ich hatte nämlich die Abſicht, das Lager der 6. Kompanie noch einmal zu beſuchen.“

„Aha, wohl wegen der Schafkleider?“ ſchaltete Jagnitz ein.

„Hm, ja, allerdings, natürlicherweiſe. Unterwegs ſcheute in der Dunkelheit mein Pferd und ging durch. Ohne daß ich wußte wie, waren wir im Walde. Hier ging mir's nicht gut, wie der Herr Hauptmann bemerken werden. Ein Zweig riß mir die Brille gleich zu Anfang aus dem Geſicht, und ich habe leider natürlicherweiſe keine optiſche Reſerve bei mir. Als mein dummer Gaul ſich endlich beruhigte, hatte ich natürlicherweiſe keine Ahnung mehr, wo ich war. Es wäre mir nun ſehr fatal geweſen, wenn mich der Deutſche Bund noch kurz vor Thorſchluß erwiſcht hätte, und ſo ſteckte ich natürlicherweiſe die Feldbinde in die Taſche. Ich fing an, nach einem Ausweg zu ſuchen, dabei ſchoß mir irgend ein Tölpel die Mütze vom Kopf, und ſo beſchloß ich, abzuſitzen und den Tag zu erwarten, denn ohne Brille ſehe ich bei hellem Licht nicht viel, bei Nacht natürlicherweiſe noch viel weniger.“

„Blieben Sie immer hier auf demſelben Fleck?“

„Nein, wenn ich Geräuſch oder Stimmen hörte, ſaß ich auf und machte mich ſchleunigſt unſichtbar. Bei Ihnen, Herr Hauptmann, habe ich mich, Gott ſei Dank, in der Müdigkeit etwas verſpätet.“

„Hahaha!“ lachte Jagnitz, ſtockte aber plötzlich und bog ſich lauſchend vor.

In nicht weiter Entfernung vernahm man den Maſſenſchritt einer zahlreichen Infanterietruppe, jetzt ertönte auch ein Kommando in ſcharf ausgeprägter ſüddeutſcher Klangfarbe.

„Das ſind die Hellblauen! — Aufſitzen, ſchnell, um des Himmelswillen — ſo — nun reiten Sie dicht hinter mir! Galopp — Marſch!“

Die Beiden jagten in gerader Linie auf die preußiſche Vorpoſtenkette zu, ihre Pferde bewieſen recht geſunde Vorderknochen, ſonſt hätten ſie ſich bergab überſchlagen müſſen.

„Dort an der Parkmauer muß doch ein Doppelpoſten ſtehen!“ dachte Jagnitz und ſtieß gleich darauf einen grimmigen Fluch aus.

„Verwünſchter Leichtſinn, die ganzen Feldwachen ſind ſchon im Abrücken!“ Seine Kompanie hatte er bald erreicht. Noch hingen im traulichen Stillleben die ſechs Wollröcke auf der Hecke, aber ſelbſt Herr Fletſcher würdigte ſie diesmal ſchändlicher-, oder vielmehr natürlicherweiſe nicht eines Blickes.

„An die Gewehre!“ brüllte der Alte noch im langen Galopp, nach wenigen Augenblicken ſchon ging er mit ſeinen Grenadieren ausſchwärmend dem Feinde entgegen. Sehr zu rechter Zeit; oben aus dem kaum verlaſſenen Waldrande quollen bereits maſſenhafte weiße Wölkchen hervor und den lagernden Preußen unten im Thal ſummten plötzlich Schauer von Podewilsgeſchoſſen um die Ohren. Der überraſchende Vorſtoß der bayriſchen Diviſionen traf die preußiſche Avantgardenbrigade ziemlich unvorbereitet, und dieſe letztere konnte von Glück ſagen, daß bereits andere Truppen im Vormarſch auf Würzburg anlangten und ſofort ins Gefecht eingriffen.

So entwickelte ſich noch kurz vor dem Niederrauſchen des großen Vorhangs das blutigſte Treffen des Mainfeldzuges, aber ſelbſt dieſes war nicht im ſtande, die Frage um die Reſte der vorerwähnten Wollträger aus der Welt zu ſchaffen.

Längſt ſchon, wohl über ein Jahr, war der Friede wieder im Lande, da erſchien ein großes Schreiben von der Intendantur, welches ſich eingehend nach dem Verbleib der Häute von ſechs, am 25. Juli 1866 der 6. Kompanie des Xten Regiments gelieferten Hammeln erkundigte.

Natürlicherweiſe war für Zahlmeiſter Fletſcher die Sache ſehr gleichgültig, denn nach ſeinem großen Nachtabenteuer hatte er ſich gewöhnt, viele Dinge mit philoſophiſcher Ruhe zu betrachten. Der Brandbrief ward daher brevi manu dem Kompaniechef zu gefälliger Äußerung zugeſendet.

Höhniſch lächelnd ſchrieb Jagnitz unter anderem darunter:

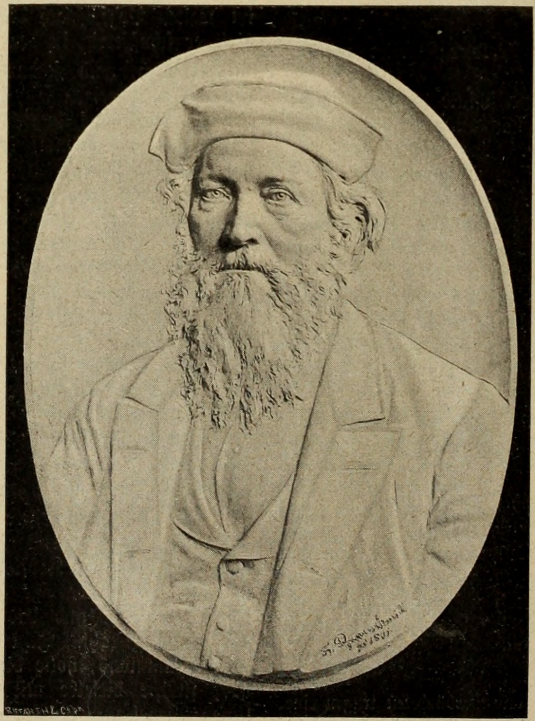
„An erwähnten Tagen trug meine Kompanie ihre eigenen Häute zu Markt, und mir war daher deren Schickſal ungleich intereſſanter, als dasjenige von ſechs Schöpſenfellen.

Sollte die Königliche Intendantur aber geneigt ſein, am Thatorte nachforſchen zu laſſen, ſo wäre es vielleicht möglich, daß die Objekte ſich auf der in anliegendem Croquis mit H—H—H bezeichneten Hecke vorfänden.“

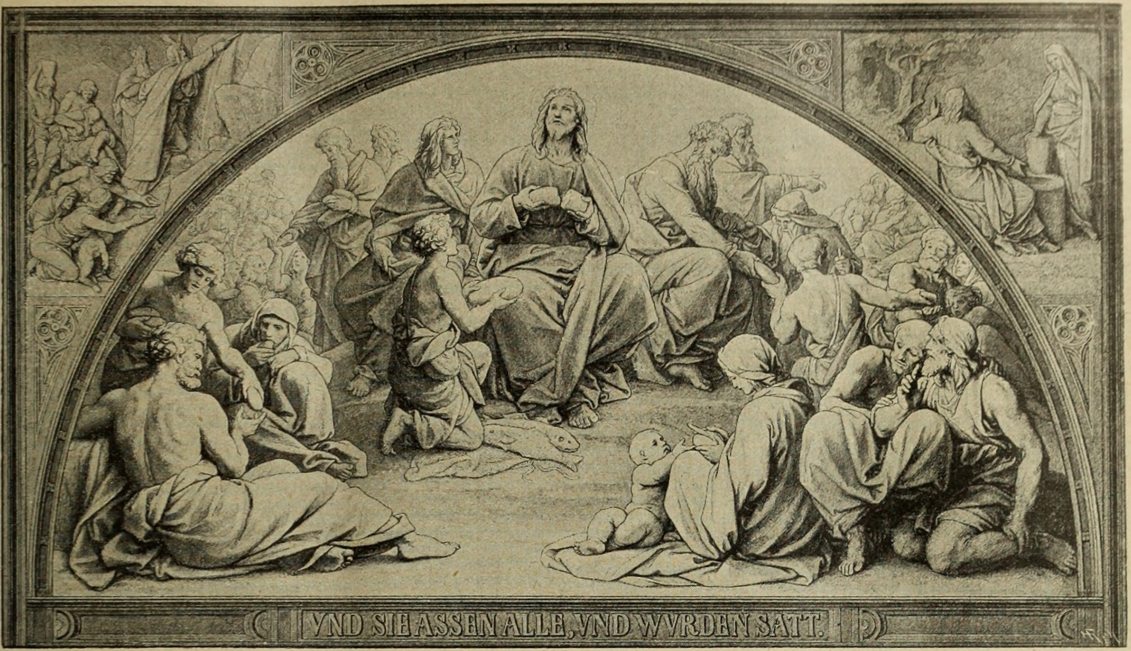
## Pfannſchmidt's „Vaterunſer.“

(Abdruck verboten.)

Mit Profeſſor K. G. Pfannſchmidt, dem Ehrendoktor der theologiſchen Fakultät der Berliner Univerſität, iſt am 5. Juli 1887 einer der letzten wirklich hervorragenden Vertreter der chriſtlichen Kunſt dieſes Jahrhunderts aus dem Leben geſchieden. Nicht daß Maler und Bildhauer aufgehört hätten, ihre Stoffe der heiligen Geſchichte zu entnehmen. Es wird ſich kaum eine größere Kunſtausſtellung finden, auf welcher der Beſchauer nicht einem gekreuzigten Chriſtus, einer Bergpredigt oder einem Fiſchzug Petri begegnet. Aber dieſe Bilder ſind entweder aus dem Bedürfnis der Kirchen nach einem Altarſchmuck, nicht aus dem innerlichen Bedürfnis des Künſtlers entſtanden, oder ſie tragen deutlich das Gepräge, daß den Künſtler nur das maleriſche Motiv, nicht der Geiſt zur Ausführung gedrängt hat. Uhde und wenige andere machen eine Ausnahme. Sie ſchaffen allerdings von innen heraus, ihrem eigenen Bedürfnis folgend. Aber der Chriſtus, den ſie malen, iſt weder Gott noch Erlöſer, ſondern nur ein irdiſcher Weltverbeſſerer, und die Zeit des Wandelns Chriſti auf Erden ſcheint ihnen nur die Zeit einer Epoche machenden ſozialen Bewegung zu ſein. Zu welchen Anachronismen aber es führt, wenn der Künſtler aus reiner Liebe zum Stoff ſich der bibliſchen Geſchichte bemächtigt, das erkannte man am beſten aus einem Bilde der Berliner internationalen Kunſtausſtellung, deſſen Schöpfer der Meiſter moderner Genremalerei, Ludwig Knaus iſt. Ein „Daniel in der Löwengrube“, ein verwunderliches Bild! Offenbar hat Knaus das Bedürfnis gefühlt, den Kunſtkritikern zu beweiſen, daß er auch noch etwas anderes malen könne, als Genreſzenen. So hat er einen mit vielen Löwen beſetzten kellerartigen Raum gemalt, in deſſen Mitte ein nackter Menſch kniet und betend die Hände faltet. Das nackte Fleiſch ſcheint eine Studie nach einem ſchon in Verweſung übergegangenen Leichnam zu ſein, die Löwen ſind in jeder Art von ſpielender Bewegung mit dem Blick eines großen Künſtlers aufgefaßt, mit der Technik eines vollendeten Meiſters gemalt. Das ganze Bild aber zeigt nur einen unnatürlichen und deshalb unverſtändlichen Vorgang, einen Menſchen, der nicht von Löwen zerriſſen wird, trotzdem er kein Tierbändiger iſt und mitten unter den Beſtien weilt. Wenn Knaus den Vorgang überhaupt malen wollte, ſo mußte er auch das Schwergewicht auf die Erklärung, die Daniel für die Möglichkeit des Vorganges gibt, legen: „Mein Gott hat ſeinen Engel geſandt, der den Löwen den Rachen zugehalten hat, daß ſie mir kein Leid gethan haben.“ Dieſe Hilfe des Herrn, das Wunder, mußte zum Ausdruck kommen, wenn der Titel „Daniel in der Löwengrube“



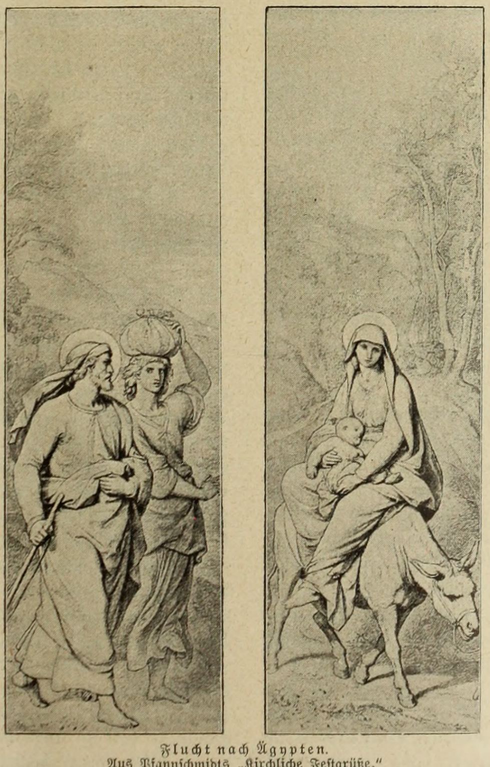
K. G. Pfannſchmidt. Relief von ſeinem Sohne Fr. Pfannſchmidt.


VND SIE ASSEN ALLE, VND WVRDEN SATT.

Speiſung der Fünftauſend. Aus Pfannſchmidts „Vaterunſer.“

für das Bild eine Berechtigung haben ſollte. — Je weniger die moderne Kunſtrichtung, die das Schwergewicht auf die Technik, nicht auf den geiſtigen Gehalt eines Kunſtwerkes legt, ein baldiges Wiederaufleben chriſtlicher Kunſt erhoffen läßt, um ſo höher werden wir das Vermächtnis jener Meiſter ſchätzen, die von Kornelius bis Pfannſchmidt eine Blüteperiode chriſtlicher Kunſt des neunzehnten Jahrhunderts ſchufen. Profeſſor Pfannſchmidts reifſtes Werk, der Bildercyklus „das Vaterunſer“, wurde auf der Ausſtellung der Königlichen Akademie der Künſte zu Berlin im Jahre 1884 durch die große goldene Medaille ausgezeichnet; die acht Tuſch-Zeichnungen, aus dem Titelblatt und den ſieben Bitten des Vaterunſers beſtehend, ſind in den Beſitz der Königlichen National-Galerie übergegangen und gehören zu den wertvollſten Schätzen dieſer hervorragendſten deutſchen Sammlung moderner Kunſtwerke. Seit dem Entſtehen des Werkes ging der Wunſch aller Kenner desſelben dahin, die Blätter vervielfältigt und in würdiger Ausſtattung einem größeren Kreiſe von Kunſtliebhabern und ſpeziell den Freunden chriſtlicher Kunſt zugänglich gemacht zu ſehen. Vor kurzem iſt nun dieſem Wunſche Rechnung getragen; Pfannſchmidts „Vaterunſer“, in Kupferätzung reproduziert, iſt nebſt dem erläuternden Text des Künſtlers und in einer dem künſtleriſchen und ethiſchen Wert des Werkes entſprechenden äußeren Ausſtattung in Berlin erſchienen unter dem Titel: Die ſieben Bitten des Vaterunſer. Acht Kupferätzungen nach den Tuſch-Zeichnungen von K. G. Pfannſchmidt, nebſt erläuterndem Text des Künſtlers. Großfolio in Originalband. Preis 30 Mk. Verlag von Rud. Schuſter, Berlin SW., Jeruſalemerſtraße 13.

Dem chriſtlichen deutſchen Hauſe iſt damit ein Prachtwerk geboten, das mehr bietet als auch die reinſte Quelle künſtleriſcher Genüſſe zu bieten vermag, ein Kunſtwerk, das in ſeiner Vollendung nur entſtehen konnte, weil der lebendige Glaube des Künſtlers Augen ſchauen und ſeine Hand geſtalten ließ. Eine bildliche Auslegung des Vaterunſers gehört gewiß zu den ſchwierigſten Aufgaben, welche der Kunſt geſtellt werden können. Mehrfach iſt ihre Löſung verſucht worden, über rein illuſtrative Bilder des Gebettextes iſt vor und nach Pfannſchmidt kein Künſtler hinausgekommen. Damit indeſſen hat ſich Pfannſchmidt nicht begnügt.



Flucht nach Ägypten.
Aus Pfannſchmidts „Kirchliche Feſtgrüße.“

Der heimgegangene Künſtler, der ſein Ehrendiplom als Doktor der Theologie nicht nur um ſeiner religiöſen Gemälde willen verdient, kommentiert die einzelnen Bitten durch beziehungsweiſe Zuſammenſtellungen von Szenen aus dem Alten und Neuen Teſtament, deren Darſtellung ihm das Zeugnis eines großen Künſtlers ausſtellt, während ihre Auswahl ihn als einen wahren Schriftgelehrten und geiſtvollen Mann zeigt. So ſchöpft nicht nur der Glaube Erbauung und das Auge künſtleriſchen Genuß aus dieſen Bildern, auch der Geiſt findet ſeine Rechnung und wird durch ſie zu ernſten Studien angeregt.

Da die einzelnen Blätter dem Publikum vorläufig nicht anders als im Zuſammenhange geboten werden ſollen, ſind wir leider nur in der Lage, unſeren Leſern den oberen Teil eines dieſer acht Blätter in verkleinerter Reproduktion als eine Probe des Werkes zur Anſchauung zu bringen. Unſer Bild iſt ein Teil von Pfannſchmidts bildlicher Darſtellung der vierten Bitte: „Unſer täglich Brot gib uns heute.“ Es ſtellt im Rundbogen die Speiſung der Fünftauſend dar, in den Zwickeln links Moſes, der an den Fels ſchlägt und den Iſraeliten in der Wüſte irdiſches Waſſer fließen läßt, rechts Chriſtus am Brunnen, welcher der Samariterin Waſſer des Lebens kündet. Um einen vollen Eindruck des ganzen Bildes zu erhalten, muß ſich der Leſer die unteren Zweidrittel des Blattes in Gedanken vervollſtändigen. In ihrer Mitte ſehen wir in edelſter Auffaſſung die Chriſtusgeſtalt, in der rechten Hand das Brot, in der linken den Kelch, als das wahre Brot des Lebens. Zu ſeinen Füßen wachſen Korn und Wein, die Symbole aller Speiſe. Hinter der das Ganze beherrſchenden Chriſtusgeſtalt iſt die Tafel für alle gedeckt, mit Dankſagung wird das tägliche Brot vom Hausherrn empfangen. Der Gaſtfreund wird von dem älteſten Sohn begrüßt, die Töchter geleiten die Armut an den Tiſch, und die Söhne halten Speiſe und Trank für ſie bereit. Im Hintergrunde ſieht man den grabenden Adam, die ſpinnende Eva, den ſäenden Kain, Abel, der die Herden hütet und Noah, der den Weinſtock pflanzt, der letztere den Überfluß andeutend, den Gottes Güte des Lebens Nahrung und Notdurft hinzufügt. Über dem Ganzen wölbt ſich der Regenbogen als Zeichen, daß, ſolange er am Himmel ſteht, nicht aufhören ſoll Saat und Ernte. Tiefe der Empfindung, Klarheit

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

und Reinheit des Verſtändniſſes, Gedankenreichtum und die Schönheit der edelſten Formen vereinigen ſich in den Pfannſchmidtſchen Bildern.

Unſere beiden anderen Bilder ſtammen aus dem bekannteren Werk „Kirchliche Feſtgrüße,“ zehn Kompoſitionen in Kupferdruck von Profeſſor D. Pfannſchmidt, mit begleitenden Gedichten von Renate Beutner und einem Vorwort des Oberhofpredigers D. Rud. Kögel (Verlag von Otto Brandner, Dresden) und ſtellen die Flucht nach Ägypten dar, das eine Maria mit dem Jeſuskinde auf dem Eſelein, das andere Joſeph rüſtig voranſchreitend.

Des Künſtlers Vaterſtadt Mühlhauſen i. Th. hat an ſeinem Geburtshauſe eine Gedächtnistafel anbringen laſſen, die ein Werk eines Sohnes desſelben, des ſehr talentvollen und im Geiſte ſeines Vaters thätigen Bildhauers Friedrich Pfannſchmidt iſt. Dieſelbe zeigt das Bruſtbild des verſtorbenen Meiſters, das wir unſern Leſern als eine willkommene Erinnerung an ihn wiedergeben. Otto Preuß.

---

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

In ſolchen Stunden tiefer Reue und Einſicht maß ſich Ferdinand von Stieglitz alle Schuld allein bei, obſchon auch die Verhältniſſe zu ſeinem Sturze mit beigetragen hatten.

Er wagte aber nicht mehr, ſich den Menſchen zu zeigen, auf verſteckten Feldwegen ging er ſpazieren, und als er, da das Gut mit allem, was dazu gehörte, am nächſten Tage öffentlich unter den Hammer gebracht werden ſollte, Kroppholz verließ — das anzuſehen und mitzuerleben, vermochte der Mann nicht — erſchien ihm ſein Fortgang als eine Erlöſung aus den größten Qualen!

Eine mit ſchweren Eindrücken verbundene Szene war ihm auch noch in den letzten Tagen von Pfefferling, dem Gelddarleiher aus Flensburg, bereitet worden. Der Mann hatte ſich in ſeinem Arbeitszimmer vor ihm aufgeſtellt und mit Denunzierung wegen falſcher Vorſpiegelung gedroht, wenn der Schuldner ihm nicht wenigſtens die Hälfte der angeliehenen Summe gleich und eine ſichere Bürgſchaft für den Reſt, etwa von ſeinem Schwager Klug, verſchaffe. Klug aber, der bereits ſo viel gethan, noch damit wieder zu kommen, war für Ferdinand faſt das Schrecklichſte von allem. Er vermochte es nicht.

„Gehen Sie ſelbſt zu meinem Schwager! Ich erreiche nichts, ich weiß es!“ hatte Ferdinand erklärt.

Und Pfefferling war gegangen, Ferdinand aber hatte entſetzliche Stunden der Unruhe verlebt. Wenn Klug jetzt nicht noch einmal Hilfe leiſtete, war's völlig aus. Pfefferling war in ſeiner Gereiztheit zu allem fähig.

Gegen Abend erſchien Klug. Er war wieder einmal leicht angetrunken, obſchon er es zu verbergen trachtete, und erklärte, daß er die Bürgſchaft für einen etwaigen Ausfall, den Pfifferling bei der Verteilung im Konkursverfahren erleiden würde, zu decken ſich verpflichtet habe. Klug wußte Geſchäfte zu handhaben; ein ſolcher Ausweg wäre Ferdinand nicht eingefallen, und befreit von ſeinen qualvollen Vorſtellungen, atmete er auf und umarmte Klug in ſtürmiſcher Dankbarkeit. Aber nachdem es geſchehen, betrachtete er ſeinen Schwager, der mit blöden Augen daſaß, und neuer Lebensjammer kam über Ferdinand in anderer Geſtalt.

Das war Ellen-Luiſens, ſeiner geliebten, herrlichen Schweſter, Los und Schickſal geworden!

Wohin Ferdinand von Stieglitz blickte, ſah er in Abgründe. Abſchreckend, widerlich war ihm Klug, aber zugleich ergriff ihn ein tiefes Mitleid für den in allen anderen Dingen ſo liebenswerten Menſchen! — —

Nun war Ferdinand ſchon ſeit zwei Monaten in Viga, bewohnte mit ſeiner Frau eine kleine hübſche Wohnung, zu der ihm ſein Vater die Möbel geliehen hatte, und wartete gleich jenem unthätig und tief herabgedrückt auf beſſere Zeiten.

Er lebte vorläufig von dem, was ihm durch den Konkursverwalter täglich mit Zuſtimmung der Gläubiger ausgezahlt ward. Der Baron aber hatte irgendwo noch eine fremde Geldſchublade für ſich geöffnet.

In den Tagen, als die höchſte Not an die Thür pochte, als Diana nicht einmal mehr im ſtande war, Brot und Milch herbeizuſchaffen, erklärte der alte Herr, er habe die ihm noch gebliebene Rente für das nächſte Jahr veräußert und dadurch Mittel gewonnen, es zunächſt wieder eine Zeit anzuſehen!

„Und dann, Papa?“

„Nun dann — dann — ſehen wir weiter! Bei der definitiven Abtretung des Hauſes bleibt reichlich noch ſo viel, dieſe letzte kleine Anleihe zurückzuzahlen, und dann müſſen wir uns eben mit dem einrichten, was mir durch die Rente geſichert iſt.“

„So laß uns lieber gleich beginnen, Papa!“

Aber er hatte ſich mit auflehnender Bewegung abgewandt, den Kopf wie ein Menſch geſchüttelt, den man mit überflüſſigen Thorheiten quält, und, die Thür ungeduldig hinter ſich zuſchlagend, das Zimmer verlaſſen. So ſtanden die Dinge, als Guſtav Vaſtus Ende September mit dem Vormittagszuge in Viga eintraf.

Er hatte ſich vorgenommen, Ehlers nach Tiſch mit einem Brief zu Ferdinand von Stieglitz zu ſenden und ihn darin zu fragen, ob, wann und wo er die Ehre genießen könne, dem Herrn Baron aufzuwarten.

Und ſo geſchah es! Ehlers erkundigte ſich, wo der Baron wohnte, ließ ſich das Haus zeigen und kehrte ſchon nach einer halben Stunde mit dem Beſcheide zurück, daß der Herr Baron, da er doch des Weges gehen werde, bei dem fremden Herrn aus Hamburg vorſprechen würde. Da Ehlers eine Art Livree trug, hatte ſich Ferdinands eine mit einer unbeſtimmten angenehmen Erwartung vermiſchte Neugierde bemächtigt, zu erfahren, was der Fremde: Herr Particulier Guſtav aus Hamburg, von ihm wolle.

Viel größer aber war Guſtavs Erregung und Spannung; ja, er befand ſich in einer ſolchen Unruhe, daß er ſchon ſeit einer halben Stunde im Hotelzimmer auf- und abhumpelte. Nur hin und wieder unterbrach er ſeine Wanderung und betrachtete ſich in dem Spiegel, um ſich von neuem zu vergewiſſern, ob er ſo vor dem Herrn Baron erſcheinen könne. Jedes Wort, daß er Ferdinand vortragen wollte, holte er aus ſeinem Gedächtnis hervor, und jede Entgegnung, die ſich aus dieſem Geſpräch entwickeln könnte, ließ er an ſeinem Geiſt vorübergehen. Und zwiſchendurch bemächtigten ſich ſeiner Gefühle höchſter Ernüchterung. Wenn nun auch Ferdinand wirklich mit ſeiner Schweſter ſprechen wollte, natürlich ſo, daß George nicht diskreditiert ward, dann war doch noch immer nichts entſchieden. Dann kam erſt die Hauptſache!

Und wenn ſchließlich die Baroneſſe erklärte, ſie könne George nicht heiraten, was dann? Aber es mußte doch eben verſucht werden! Und weil Guſtav ſich das vorhielt, weil er ſich ſagte, daß ohne Wagen kein Gewinnen, faßte er immer wieder Mut und Hoffnung.

Endlich wurde geklopft! Guſtav Vaſtus ſtützte ſich feſter auf ſeine Krücke und drückte die Hand auf das ſtürmiſch pochende Herz.

⁂

Das war eine lange Unterredung geweſen, aber ſie fiel weit günſtiger aus, als Guſtav ſich hatte träumen laſſen.

Kein hochfahrender, ſondern ein lebhafter, liebenswürdiger und artig zuvorkommender Mann war ihm entgegengetreten, ein Mann, der raſch ſich in alles hineingedacht und ohne Beſinnen Antwort erteilt hatte. Schon in einigen Stunden wollte er ſich bei Herrn Guſtav Vaſtus, als welcher ſich Guſtav alsbald zu erkennen gegeben hatte, wieder einſtellen; und wirklich war Ferdinand ſchon wieder zugegen, als Guſtav nach einer Rundfahrt durch Viga ſich verabredeter Maßen um ſechs Uhr im Hotel einfand.

Rauchend und guter Dinge ſaß Ferdinand vor der Thür des Gaſthofes, als der Fremde mit dem Wagen ankam, und in ſehr artiger Weiſe war er ſogar dem ſchwerfälligen Krüppel beim Verlaſſen des Gefährts behilflich.

„Bitte tauſendmal um Verzeihung, daß ich habe warten laſſen!“ dienerte Guſtav und drückte, ſeine zitternde Geſtalt mit ganzer Willenskraft zuſammenſchiebend, Ferdinand die Hand.

„Bitte, bitte, geehrter Herr Vaſtus!“ entgegnete Dianas

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Bruder, und unter vielen gegenſeitigen Komplimenten traten ſie in ein zur ebenen Erde gelegenes Zimmer ein.

Nachdem Ehlers ſich entfernt hatte, nahm Ferdinand, eine ihm von Guſtav angebotene Cigarre dankend entzündend — ſie war recht ſchlecht, aber er begriff, daß dieſer einfache Mann nichts Beſſeres rauchte — ſogleich das Wort und ſagte dem atemlos Aufhorchenden ermunternd zunickend: „Na, in erſter Linie alſo die Mitteilung, geehrter Herr Vaſtus, daß ich bei der Sondierung durchaus nicht auf eine Ablehnung geſtoßen bin.“

„Ah!“ machte Guſtav, tief Atem holend und ſich wie befreit zurückbiegend.

Was er hörte, klang ihm wie berauſchende Muſik. Auch ſein Selbſtgefühl hob ſich, der Hals ſaß dem Hoffenden für Sekunden mit ſtrafferer Haltung auf den Schultern.

Dann aber ergriff ihn die alte, ſeiner liebenswürdigen Natur entſpringende Beſcheidenheit, und er drang in Ferdinand, der ſich wie immer höchſt zuvorkommend, aber zugleich doch mit einem kleinen Anflug protektionsartiger Wichtigkeit gab, ſich näher auszulaſſen.

Im Grunde war freilich ſo viel wie nichts mehr zu ſagen. Ferdinand hatte in der Unterredung, die er mit Diana herbeigeführt, geſchickt die Rede auf Heiraten gebracht und dann hingeworfen: „Du, wenn du einen Mann wie George Vaſtus finden könnteſt, würdeſt du ihn nehmen? Ich meine, ſofern er um dich anhielte?“

„Na, lieber nicht, Ferry. Ich halte ihn zwar für einen vortrefflichen Menſchen, wir ſprachen ſchon wiederholt darüber, und ich intereſſiere mich auch ſehr für ihn — aber heiraten?! Doch darüber zu reden, iſt ſehr müßig. Erſt wenn der Fall an mich heranträte, würde ich über meine Gefühle mir ſelbſt Klarheit verſchaffen können. Ich beſitze dieſe eben nicht, weil ich die Möglichkeit mir nie ernſtlich vorgeſtellt habe, und im übrigen denkt wohl Vaſtus ſo wenig an dergleichen wie ich!“

So hatte ſie geſprochen, aber da Ferdinand hoffte, daß Diana nicht Nein ſagen werde, nahm er ihr Ja als ſelbſtverſtändlich an, zog alſo nur die ihm genehme Antwort aus der Unterredung.

„Wie das Geſpräch im einzelnen verlaufen, vermag ich Ihnen nicht zu ſagen, Herr Vaſtus. Nur ſo viel iſt ſicher: wenn Ihr Herr Bruder um meine Schweſter anhält, empfängt er keinen Korb. Sie ſagte, ſie glaube nicht, daß er ſich für ſie intereſſiert. Aber das wiſſen wir ja nun beſſer.“

„So — ſo,“ ſtieß Guſtav ganz glücklich heraus. „Alſo Sie meinen wirklich? Ich kann mich feſt darauf verlaſſen? Ich könnte meinem Bruder ſagen, daß Sie vorgefragt und eine Bejahung erhalten hätten?“

„So liegt's doch nicht, Herr Vaſtus. Eine direkte Frage habe ich nicht geſtellt, und meine Schweſter hat ſie alſo nicht beantworten können. Da ich gar nichts über Sie verlauten laſſen durfte, mich eben nur zu beſchränken hatte auf den Hinweis einer Eventualität —“

„Hm — ja! Allerdings.“ Guſtav ſprach's wieder herabgeſtimmt. Es kam ihm plötzlich auch ſein Bruder, der doch gleichfalls eine Hauptperſon bei dieſer ſeltſamen Werbung war, in den Sinn.

Mit George war nicht zu ſpaßen. Halbe Sachen eigneten ſich nicht für ihn! Wenn die Angelegenheit einen wirklich greifbaren Wert haben ſollte, dann mußte ſchon Ferdinand ſeiner Schweſter gegenüber mit offenen Karten ſpielen.

In dieſem Sinne begann denn Vaſtus noch einmal. Ob der Herr Baron wohl die große Güte haben würde, ohne Zurückhaltung mit Diana zu ſprechen, ihr zu ſagen, daß Guſtav gerade zu dieſem Zweck nach Viga gereiſt ſei? „Sehen Sie, Herr Baron! Mein Bruder iſt zudem ein ſchwerreicher Mann! Ich ſchätze ihn auf eine Million Thaler —“ (Ferdinand fand das nicht gerade ſehr viel, er war ſogar enttäuſcht, da ſein Vater ganz andere Summen genannt hatte. Aber Guſtav konnte vielleicht nicht genau unterrichtet ſein.) „Das fällt ja in menſchlichen Verhältniſſen doch auch ins Gewicht.“

Abermals gab dieſer Satz Ferdinand zu einem ſtillen Kommentar Anlaß. Ja, was ſollte denn ſonſt Diana veranlaſſen George Vaſtus zu heiraten?

„Gewiß, gewiß, Herr Vaſtus!“ beeilte er ſich, einzuſchieben.

„Vor allem aber iſt mein Bruder der edelſte, beſte Menſch, den die Sonne beſcheint,“ fuhr Vaſtus lebhaft fort. „Ihr Fräulein Schweſter erhält ein Juwel!“

Dann kamen die Herren nochmals darauf zurück, daß ein beſtimmter Erfolg erzielt werden müſſe, und Ferdinand ſchied und verſprach, am folgenden Vormittag, hoffentlich mit den beſten Nachrichten, wieder vorzuſprechen.

Als Ferdinand am kommenden Tage zu ſehr früher Stunde in das Haus ſeines Vaters trat, ſchritt Diana gerade mit Handbeſen und Wiſchtuch über den Flur.

„Nun, ſchon ſo früh?“ fragte ſie erſtaunt. Sie war ſo gewohnt, daß die Männer ihrer Umgebung ſpät in den Tag hineinſchliefen und ihn dann mit Nichtsthun ausfüllten, daß jede Abweichung ſie befremdete. „Was gibt es? Doch nicht wieder etwas Unangenehmes?“

Ferdinand ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein, ich ſtand nur heute früh auf, und da ich vorüber ging, dachte ich, ich wollte ein bißchen mit dir ſchwatzen.“

Diana bewegte nicht gerade ſehr zuvorkommend den Kopf, auch ließ ſie ſich, als er ihr ins Wohnzimmer folgte, in ihrer Thätigkeit nicht ſtören, ſchlug in dem geöffneten Fenſter Decken und Kiſſen aus, räumte beiſeite, was im Wege ſtand, und begab ſich zuletzt ans Staubwiſchen.

Zum erſtenmal fiel es Ferdinand auf, daß Diana weniger gut ausſah, als ſonſt. Ihre Geſichtsfarbe war fahl, und die erſten, gleichſam unſichtbaren Falten, jene, die den Zügen die jugendliche Friſche nehmen, zeigten ſich in ihrem Antlitz.

„Was machſt du nun den ganzen Morgen, ich meine, wenn du hiermit fertig biſt, Diana?“ fragte Ferdinand in mitleidiger Regung, daß ſeine Schweſter ſo viel im Hauſe arbeiten mußte.

Die Magd war abgeſchafft, nur ein Laufmädchen kam morgens und nachmittags und verſah die gröbere Arbeit.

„Was ich mache, Beſter? Faſt alles. Es gibt ſo viel zu thun, daß ich erſt abends fertig bin. Ich koche ſelbſt. Überdies ſticke und nähe und male ich. In dieſer Woche habe ich mir vierzehn Mark verdient —“

„Du ſtickſt und nähſt für Geld? Für euch?“

Diana bejahte ſtumm.

Ferdinand ſtellte unwillkürlich Vergleiche an; Melanie that gar nichts. Sie las, muſizierte, und im übrigen langweilte ſie ſich.

„Welch ein herrliches Mädchen biſt du doch, liebe Schweſter! Wahrhaftig, von dir könnten wir alle lernen.“

„Ihr thut's nur nicht,“ gab Diana ganz im Gegenſatz zu ihrer ſonſtigen milden Art zurück.

„Nein, wir — wir thun's nicht,“ beſtätigte der Mann innerlich betroffen und verlegen vor ſich hin.

Er war ſehr eindrucksfähig, immer voll guter Vorſätze, aber in der Wirklichkeit ließen ſie ihn im Stich.

Unter dem ſtarken Eindruck ihres Wertes gewann es Ferdinand nicht über ſich, jetzt mit dem von ihm beabſichtigten Geſpräch zu beginnen. Ihr von einer Heirat ohne Liebe zu ſprechen, ihr zuzumuten, ſich gleichſam zu verkaufen für ſie alle, das wagte er nicht.

So ſtand er denn herum, ſprach, nachdem er ſich auch nach Klugs erkundigt und von Diana erfahren hatte, daß Klug eine ganz ſchlimme Periode habe, über nebenſächliche Dinge und wußte kein Ende zu finden.

Dieſes unthätige Herumſtehen reizte nun Diana ſo ſehr, daß ſie plötzlich ſagte: „Bitte, Ferry, fange irgend etwas an! Werde meinetwegen Cigarrendreher, aber arbeite. Ich habe ein ſolches Gefühl von Trauer und Auflehnung über eure Unthätigkeit, daß ich es nicht zu beſchreiben vermag! Ach Gott,

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

wie iſt das Leben düſter! Ich hab's faſt ſatt.“ Und als Ferdinand ihr eine empfindliche Antwort gab, fiel ſie in einen der Seſſel und bedeckte mit den runden, weißen Händen ihr liebes, ſchönes Angeſicht. Sie weinte bitterlich.

Und da ſchüttelte der Mann ſtatt in ſeinem Entſchluß beſtärkt zu werden, alle Bedenken ab. Die Lebensöde und Sorge erfaßte ihn mit ſolcher Gewalt, daß er raſch entſchloſſen nach Dianas Hand griff und ihr zurief: „Bitte, Diana, komm mit mir in den Garten. Ich habe dir etwas ſehr Wichtiges mitzuteilen.“

„Nun?“ ſtieß ſie heraus und richtete einen erſchrockenen Blick auf ihren Bruder. „Was iſt's denn? Ach ich fühle es, wieder Schreckliches!“

„Nein, nein, Diana, nichts Schreckliches, wahrſcheinlich etwas ſehr Gutes. Ich muß mit dir ſprechen. Ich kam deswegen, ich fand nur den Mut nicht —“

So griff ſie denn nach einem Tuch, das auf einem Haken im Flur hing, und rüſtete ſich, mit ihrem Bruder in den Garten zu gehen.

In dieſem Augenblick ertönte die Klingel, die Hausthür ward geöffnet, und George Vaſtus ſtand vor ihnen. Beider bemächtigte ſich eine außerordentliche Befangenheit.

Ferdinand war Vaſtus, von dem er kurz vor ſeinem Konkurs noch eine ſo erhebliche Summe geliehen hatte, bisher nicht wieder gegenüber getreten. Vaſtus hatte nur den Empfang der Zahlungs-Unfähigkeitserklärung ohne Nebenbemerkung beſtätigt. Die Scham drückte deshalb Ferdinand faſt zu Boden. Über Diana aber kam dasſelbe gemiſchte Gefühl von früher. Sie fühlte ſich halb zu ihm hingezogen, halb ſtieß er ſie ab.

„Ah, meine Herrſchaften! Um Verzeihung! Ich wünſchte Ihren Herrn Papa zu ſprechen! Iſt er da? In ſeinem Zimmer? Werde ihn nicht ſtören? Danke ſehr. Ich hoffe, Sie noch zu ſehen. Ich empfehle mich Ihnen.“

Darauf verbeugte er ſich gegen beide gleich artig, klopfte an des Barons Thür und war nach wenigen Sekunden verſchwunden.

Während nun aber Diana, ihre Unruhe bekämpfend, eine auffordernde Bewegung gegen Ferdinand machte, in den Garten zu treten, ſtand er noch immer in ſtarker Beklommenheit da.

„George Vaſtus hier! George Vaſtus hier!“ murmelte Ferdinand. „Na, das gibt eine ſchöne Geſchichte“ — und langſam ſchritt er neben ſeiner befremdet aufblickenden Schweſter durch das Hofzimmer in den Garten hinab. Als er aber nach einer kleinen halben Stunde in noch immer anhaltender großer Erregung den Gaſthof wieder erreichte, um Guſtav Vaſtus aufzuſuchen, überreichte ihm der Portier, der zugleich meldete, daß Herr Guſtav aus Hamburg wieder abgereiſt ſei, ein kleines Couvert mit der Firma des Hotels, und als Ferdinand in ſehr großer Spannung öffnete, las er die Worte:

„Hochverehrter Herr Baron!

In aller Eile teile ich Ihnen ergebenſt mit, daß mein Bruder in Viga iſt. Ich bitte Sie herzlich und dringend, alle unſere Pläne ruhen zu laſſen und zu verzeihen, daß ich, ohne Sie geſprochen zu haben, wieder abgereiſt bin. Näheres brieflich von Schwerin aus. Verzeihen Sie, ich bitte herzlich, daß ich Sie bemühte. Ihr zu jeder Dankesthat für Ihre große Güte bereiter, ſehr ergebener

Guſtav Vaſtus.“

Einen Augenblick ſtarrte Ferdinand das Schreiben an, dann verbarg er es in ſeiner Bruſttaſche und wanderte langſam auf einem Umwege ſeiner Wohnung zu.

* * *

Es lag hoher Schnee überall auf Feldern und Wieſen. Der Hofplatz in Moordieck war kaum zu paſſieren, und im Gutshaus fror die Herrſchaft und das Geſinde, da bei der ſtrengen Kälte die Öfen ihren Dienſt verſagten. Aber auch ein ſchweres, innerliches Fröſteln war über die Gutsherrin gekommen. Sie ſaß meiſt in grenzenloſer, ſtummer Schwermut, oft bitterlich weinend, allein in ihrem kleinen Kabinett. Das alte Leid nagte an ihrem Herzen.

Bisweilen ſtieg ſie die Treppen hinauf bis auf den oberſten Boden. Von dort hatte man eine Ausſicht über die ganze Gegend. Aber ſtets richtete ſie das Auge auf denſelben Punkt, nach Krege und Lindenhof, dem Mündeſchen Beſitz, der erkenntlich war an einem großen, neben den weißſchimmernden Gutshäuſern emporragenden ſpitzen Turm.

War's Unrecht, war's Sünde, daß ſie es that? Ja es war Sünde. Und ſo ſtieg ſie denn, immer das Herz voll Reue und zugleich voll Verzweiflung, wieder hinab und richtete mit Gewalt ihre Gedanken allein auf ihren Mann. Aber ſie ſchauerte vor ihm, namentlich vor ſeinen Zärtlichkeiten.

Die junge Frau hatte jetzt niemanden, an den ſie ſich anſchließen konnte. Früher fand ſie in Ferdinands Geplauder, in ſeiner ſtets frohen Laune, in ſeiner brüderlichen Zärtlichkeit Erſatz; ſie hatte auch die ſtets liebenswürdige Melanie gern gehabt. Nachdem damals Heinrich von Krege und Lindenhof zurückgekehrt war, hatte er ſehr freundlich über Hans geſprochen. Er ſei in der That ein prächtiger Menſch. Aber zu einer Einladung hatte ſich doch Klug nie aufraffen können. Und da Ellen-Luiſe ſich feſt vorgenommen hatte, nicht wieder das Wort für Hans zu nehmen, waren ſie auch nicht ein einziges Mal in Berührung gekommen.

Hans von der Münde ſeinerſeits konnte ohne Aufforderung nicht erſcheinen. Reiſen zu unternehmen, durch ſie ſich Abwechſelung verſchaffen, war Klug nicht in der Lage. Die erheblichen Summen, die er für die beiden Stieglitz hergegeben, legten ihm für einige Zeit höchſte Sparſamkeit auf. Es konnte einige Jahre dauern, ehe er die Verluſte wieder einholte. Auch ſeine unglückliche Leidenſchaft koſtete Geld, beſonders deshalb, weil er ſchon anfing, allerlei über ſie zu vernachläſſigen.

Alles das überſah Ellen-Luiſe mit klarem Blick! Sie ſah ſeinen Ruin herankommen, wenn er nicht umkehrte. Jetzt war's noch Zeit! Noch waren es Mauſelöcher; aber wenn erſt die Ratten ſich eingeniſtet hatten, dann ging's raſch. Sie konnten bald ein ganzes Gebäude in ſeinen Grundfeſten erſchüttern.

Noch immer trug Ellen-Luiſe ihrem Manne ein warmes Gefühl entgegen, ſchon ſein gegen die Ihrigen an den Tag gelegter Edelmut verhinderte, daß ihr Herz ſich ganz von ihm abwandte. Aber nur in den Zeiten, wo er ausnahmsweiſe ſeiner unſeligen Leidenſchaft nicht fröhnte, war ſie mit ihrer Seele ganz bei ihm. Sonſt trug ſie ihr Leid mit ſtummer Bitterkeit. Sie ſprach ihn nicht mehr an, ſie ermahnte ihn nicht, ſie haderte nicht mit ihm, ſie hatte es aufgegeben, ihn auf den rechten Weg zu leiten. Sie zeigte vielmehr nur Widerwillen und Verachtung vor ſeiner unmännlichen Schwäche.

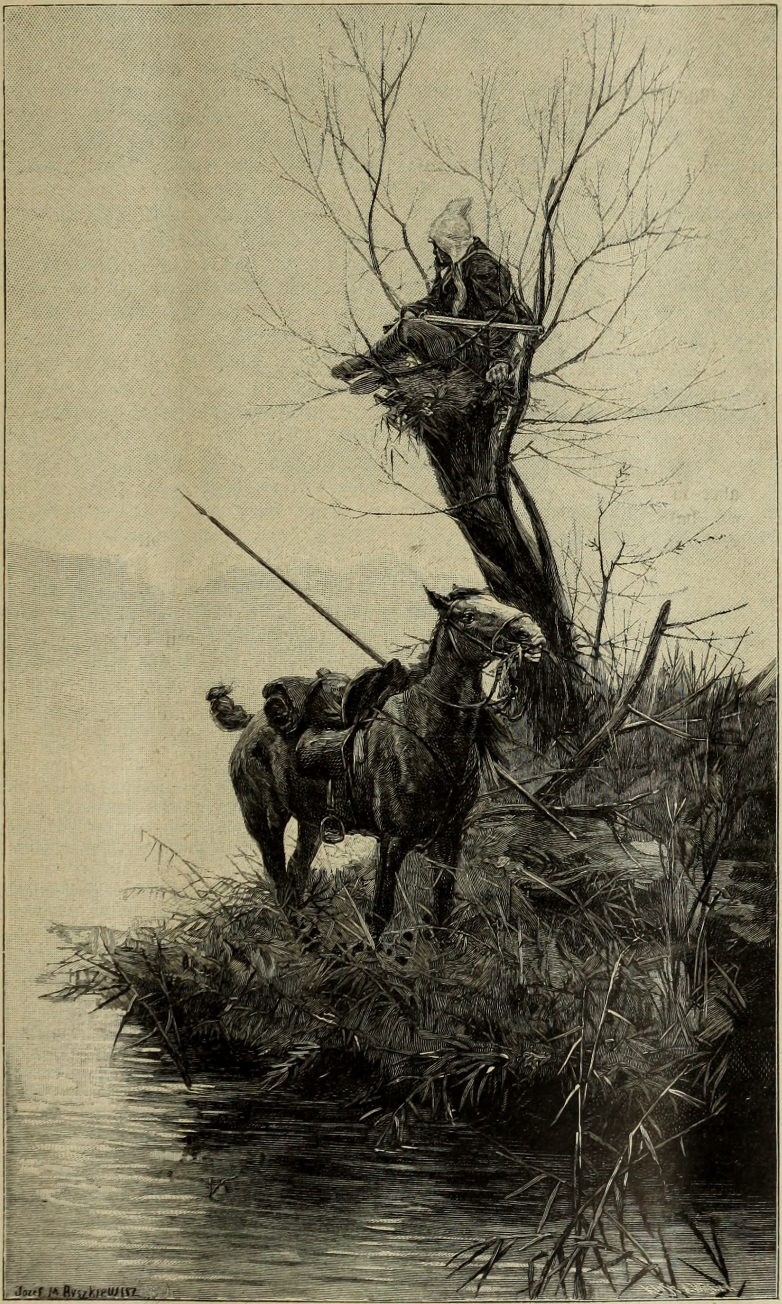
Aber eine andere hatte wieder die Sprache gewonnen, Fräulein Marie! Zu ihr flüchtete ſich Klug, bei ihr ſuchte er Troſt und fand Erleichterung. Immer hatte ſie für ihn ein gutes Wort der Ermunterung und der Teilnahme.

Es war der 23. Dezember, ein Tag vor dem heiligen Feſte, als Heinrich Klug, von Viga heimkehrend, wo er für ſeine Frau Geſchenke eingekauft hatte, gegen vier Uhr nachmittags in die Nähe des Krugs von Eiche gelangte und, trotz ſeines feſten Vorſatzes, nicht einzukehren, doch dem Verlangen nicht zu widerſtehen vermochte, raſch ein Glas Grog zu trinken und Fräulein Marie guten Tag zu ſagen.

Als er nach Einſtellung ſeines Wagens in die Durchfahrt, in das Krugzimmer trat, ſah er Fräulein Marie mit tief herabgeneigtem Haupt hinter dem Büffettiſch ſitzen und äußerſt eifrig ſticken. Als ſie ihn erblickte, räumte ſie raſch und faſt verlegen die Arbeit beiſeite und erhob ſich.

„Was hatten Sie denn da, Fräulein Marie? Darf man es nicht einmal ſehen? Bitte!“ ſagte Klug, trat näher und überflog, gerade heute von ihrer Erſcheinung gefeſſelt, mit tiefſtem Wohlgefallen Mariens Geſtalt. Eine weiche

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



Ein Koſak auf Vorpoſten. Nach dem Gemälde von J. M. Ryszkiewicz.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Bläſſe hob das tiefe Dunkel ihrer Augen; ein ſchwarzes Kleid mit einem kleinen weißen Kragen umſchloß die ſchlanke Geſtalt, und das glänzende Haar hatte Fräulein Marie, wie früher häufig, wellig an die Stirn gekämmt. Sie glich nicht einer Deutſchen, ſondern einer Südländerin; nie hatte Klug ſie ſo ſchön gefunden.

„Ach, das iſt wirklich gar nichts Sehenswertes, Herr Klug,“ wich Fräulein Marie aus. „Aber erzählen Sie mir etwas! Kommen Sie von Viga? Haben Sie hübſches eingekauft für Ihre Frau Gemahlin? Darf man das mal ſehen? Ja?“

„Gewiß, wenn Sie Vergnügen daran finden,“ entgegnete Klug überraſcht. Faſt noch nie hatte ſie nach Ellen-Luiſe gefragt, ſie ließ ſich nur von ihr erzählen.

Ohne jedoch ihrem Wunſche zu entſprechen, ſagte Klug dann in der alten neckenden Weiſe: „Heute ſieht Fräulein Marie einmal wieder zum Abpflücken ſchön aus! Ein neues Kleid? Wohl ſchon ein Weihnachtsgeſchenk vor der Zeit?“

„Ja, da mir Herr Klug nichts ſchenkt, ſo muß ich mir wohl ſelbſt etwas kaufen. Vielleicht gibt's morgen Abend noch ein paar Apfelkuchen; damit iſt denn die Sache abgemacht.“

„Doch nicht, Fräulein Marie! Ich habe wirklich etwas für Sie! Ich wagte es nur nicht anzubieten —“

„Ja, kann mir's ſchon denken!“

„Nein, nein, wirklich, Fräulein Marie! Raten Sie einmal —“

„Wie ſoll ich raten? Jedenfalls iſt's kein Schloß am Rhein, ſoviel weiß ich —“

„Nein, ein Schloß am Rhein kann Ihnen ja auch nichts nützen. Sie gehen ja doch nicht aus Ihrem lieben Eiche fort, es ſei denn —“

„Nun?“

„Na, ich meine, wenn Sie endlich einem der Vielen Gehör geben, die Sie gern zu ihrer Frau machen möchten.“

„Nun ſind Sie ſchon wieder bei dem langweiligen Thema, Herr Klug. Wollen Sie nicht ſo gut ſein und mal gleich Ihr Notizbuch herausziehen und zu Ihrer beſſeren und endlichen Erinnerung hineinſchreiben, daß ich überhaupt nicht heiraten will. Nun? Weshalb ſehen Sie mich ſo ſonderbar an? Habe ich etwas an mir? Sitzt etwas nicht richtig?“

„Gewiß — nur zu ſchön! Ach, Fräulein Marie, Sie ſehen reizend aus! Und es iſt wirklich ſchade —“

„Was?“

„Daß Sie ein Patent auf Ledigſein nehmen wollen.“

„Schade? Ihnen, Herr Klug, kann's doch wahrhaftig gleich ſein! Sie haben bekommen, was Sie wollten. Ihre Frau Gemahlin iſt ſchön, wie keine, liebenswürdig, ganz mit ihren Gedanken bei Ihnen. Mehr ſogar bei Ihnen, als ihr Herr Gemahl ſelbſt bei ihr zu ſein ſcheint.“

„Ja, in dieſem Augenblick wenigſtens, Fräulein Marie! Ich finde Sie ſo niedlich, daß ich Ihnen ſchrecklich gern einen Kuß geben möchte. Bitte, Fräulein Marie — bitte —“

„Aber Herr Klug!“

Das Mädchen wich tief errötend zurück, Klug jedoch, halb übermütig, halb fortgeriſſen, umfaßte das ihm während der Unterhaltung näher getretene Mädchen und war eben im Begriff, der Widerſtrebenden einen Kuß auf die weichen Wangen zu geben, als die Thür geöffnet ward und — Hans von der Münde, den ſchweren Pelz aufknöpfend und den Schnee von den Füßen ſtampfend, in das Krugzimmer trat.

Mit einem leiſen Schrei wich Fräulein Marie zurück und verſchwand blitzſchnell durch die nach der Küche gehende Thür. Klug aber griff in höchſter Verlegenheit nach ſeinem halben Glas Grog und machte zugleich eine faſt linkiſche, ſehr verlegene Verbeugung gegen den unwillkommenen Störer.

In Hans von der Mündes Geſicht war ein Ausdruck von mit Verachtung vermiſchter Auflehnung getreten, und da er auch ſonſt alle Veranlaſſung hatte, dem Mann, der ihm ſo deutlich an den Tag gelegt, daß er nichts mit ihm zu ſchaffen haben wollte, auszuweichen, gab er den Gruß ſo ſteif und zurückhaltend zurück, als ob er einen ihm völlig Fremden vor ſich habe und ſprach dann ſogleich auf den unmittelbar darauf eintretenden, Klug vertraulich zunickenden, Raſch ein.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Moltkeſche Dichtungen.

Der ſoeben erſchienene 1. Band der Geſammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarſchalls Grafen Hellmut v. Moltke (Berlin. E. S. Mittler & Sohn), auf deſſen hochintereſſanten Inhalt wir in einer unſerer nächſten Nummern zurückkommen werden, bringt u. a. einige metriſche Überſetzungen von Gedichten Thomas Moores. Der greiſe Feldmarſchall hat die Dichtungen, deren Auswahl bezeichnend für ſeine Empfindungsweiſe iſt, erſt in den Creiſauer Mußeſtunden ſeiner letzten Lebensjahre „mit redlichem Gefühl in ſein geliebtes Deutſch“ übertragen. Die nachſtehenden Strophen erſchienen uns beſonders bemerkenswert:

Das kühle Gras ſoll mein duftender Schrein,
Der Wind in den Bergen mir Orgelklang ſein,
Mein Dom, ſo weit das Himmelszelt ſteht,
Und all' mein Denken ein ſtilles Gebet.

Des Laubes Rauſchen bei Mondenſchein
Soll meiner Andacht Beichtiger ſein,
Wenn in tiefem Schweigen das endloſe Meer
Lobpreiſet des Herrn Macht und Ehr'.

Am Tage, in ſonniger Einſamkeit,
Schau ich das Bild Seiner Herrlichkeit
Und weiß bei der Stille der tiefen Nacht
Mein Gebet von Seinen Sternen bewacht.

Deine Werke, o Herr, ſind die heilige Schrift,
Geſchrieben mit flammenden Zügen von Licht,
In welcher mein ſtaunendes Auge lieſt,
Wie groß, allmächtiger Gott, Du biſt.

Ich las Deinen Zorn in der Gipfel Wallen,
Wenn Deine Donner vom Himmel erſchallen,
Und las Deine Milde im Abendlicht,
Das zitternd durch goldne Wolken bricht.

Denn nichts iſt ſo leuchtend, ſo klar und ſo hehr,
Das nicht ein Bild Deiner Allmacht wär',
Von der Blume, die lieblich im Thal erblüht,
Bis zum Stern, der hoch am Himmelszelt glüht.

Und auch bei der tiefſten Finſternis
Bin ich Deiner Gnade und Liebe gewiß
Und harre getroſt in der dunkelſten Nacht,
Daß ein Strahl Deines leuchtenden Morgens erwacht.

* * *

Die Glut des Begegnens, die Thräne beim Scheiden,
Welches von Beiden war größeres Glück?
Die Wonne des Grußes, des Abſchiedes Leiden
Ruf' ich mit gleichem Entzücken zurück.
So ſich zu treffen war himmliſche Freude,
So ſich zu trennen berauſchendes Glück,
Und ähnlich waren Begegnen und Meiden
Wie der Liebe Lächeln und ihr Thränenblick.

* * *

Du Holde, du Reine, ſei du wie die Taube,
Die ſchüchtern entflieht in des Waldgrundes Laube,
Mit Flügeln, ſo rein und ſo weiß wie der Schnee,
Sich badet in dem kryſtallnen See.
Sein lichter Spiegel warnet ſie dann,
Schwebte der drohende Falke heran,
Und eh er die Beute zu faſſen vermag,
Flieht eilend ſie unter das ſchirmende Dach.
    O ſei wie die Taube,
  Du Reine, du Holde, ſei gleich dieſer Taube.

Die heilige Schrift — Gottes eigenes Buch —
Sei dir jener Spiegel ohne Flecken und Trug,
Der ewige Born, der kryſtallene Quell,
Bei Tag wie bei Nacht, gleich leuchtend und hell.
Und nah'n ſich dir Feinde, o fliehe ſofort,
Du ſiehſt ihre Schatten, du kennſt deinen Hort.
Es mögen nie ihre ſchwarzen Schwingen
Zwiſchen dem Himmel und dir eindringen.
    O ſei du die Taube,
  Du Holde, du Reine, ſei gleich dieſer Taube.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Profeſſor Paul Meyerheim iſt im Daheim von altersher ein lieber Gaſt. Schon in unſerem VIII. Jahrgang brachten wir ſeinen markigen „König der Wüſte“ und ſeine reizende Zeichnung: „Rotkäppchen und der Wolf.“ In der „Geflügelhändlerin“ zeigt der treffliche Künſtler nicht nur ſeine alte Meiſterſchaft in der Darſtellung der Tierwelt — er führt uns auch ein anmutiges Menſchenkind unter all dem bunten Federvieh vor. Die Kleine iſt beim Rupfen eingeſchlafen, und der ſonſt ſo artige Kater ſcheint auf dem beſten Wege, ſich ihr Schlummerchen zu nutze zu machen. Die Katzen können eben das Mauſen nicht laſſen — ſelbſt wenn ſie es zu ſolchen Vertrauensſtellungen gebracht haben, wie ſie dem Kater im Hauſe einer Wildhändlerin zuſtehen.

Der „Koſak“ hat ſich einen Beobachtungspoſten ausgeſucht, der ſeiner Findigkeit alle Ehre macht: im hohen Neſt zwiſchen Weidenäſten ſitzt der ſeltene Vogel und ſpäht, das Gewehr im Schoß, mit ſeinen Adleraugen zur Grenze hinüber, indes unten ſein getreues Pferdchen bereit ſteht. Ein Bild aus dem Leben — ein zeitgemäßes Bild!

## Univerſitäten.

Im letzten Halbjahr waren auf deutſchen Univerſitäten 28 515 Studierende eingeſchrieben, von denen 4251 evangeliſche, 1301 katholiſche Theologie, 8916 Medizin (außerdem 250 auf den militär-ärztlichen Bildungsanſtalten), 7202 Rechtswiſſenſchaften ſtudierten, 6845 bei den philoſophiſchen Fakultäten eingeſchrieben waren. Den 28 515 Studierenden entſprachen 2445 Dozenten.

## Erdkunde.

Bekanntlich werden in Nord-Sibirien zahlreiche Mammutreſte gefunden, ja der Preis des Elfenbeins wird ſogar durch die foſſilen Stoßzähne des Mammut ſtark beeinflußt. Uber das Vorkommen der bisweilen vollſtändig erhaltenen, noch mit Fleiſch, Haut und Haaren verſehenen Rieſenleichen auf den neuſibiriſchen Inſeln berichtet der Globus in einem intereſſanten Artikel näheres. Die Tiere liegen danach nicht in dem Grundeis ſelbſt, ſondern in gefrorenen Lehmmaſſen über oder neben demſelben und zwar in ſo reicher Fülle, daß alljährlich die Bewohner des gegenüberliegenden Feſtlandes auf die Inſeln, namentlich die große Ljächow-Inſel, kommen, um ſie auf das auswaſchbare Mammutelfenbein auszubeuten.

## Naturkunde.

Zu den Rätſeln des Meerlebens rechnen Kundige die Thatſache, daß Auſtern von Orten verſchwunden ſind, wo ſie in früheren Zeiten in reicher Vermehrung gediehen. Auf dieſes Verhalten wirft eine merkwürdige Erſcheinung einiges Licht, die im vorigen Jahre bei Sydney in dem Jackſonhafen beobachtet wurde, deſſen Waſſer ſich plötzlich ſo rot färbte, daß es zum Schrecken der Bewohner wie Blut ausſah. Die wiſſenſchaftliche Prüfung des Waſſers ergab ſeine Bevölkerung mit unzählbaren Kleinweſen von roter Farbe, die ſich nicht nur unglaublich vervielfältigten, ſondern auch ſchmarotzend größeren Lebeweſen an den Leib gingen. Muſcheln und Schnecken wurden überall da, wo der rote Eindringling das Feld gewann, faſt ausgerottet. Dieſe erſtmalig beobachtete maſſenhafte Vernichtung des Lebens durch ein ſcheinbar ſo unbedeutendes Geſchöpf zeigt, wie beſchränkt noch die Kenntnis von den Urſachen iſt, welche Einfluß auf die Meeresnahrung ausüben, und läßt vermuten, daß ſtellenweiſe auch die Auſternbänke durch ſolche Waſſerpeſtilenz verödet wurden.

## Hygieine.

Heißes Waſſer als Heilmittel. Die entzündungmildernden, hitzelindernden kalten Umſchläge ſind Krankenpflegern geläufig; ihrer ſei hier nur deshalb gedacht, damit der Gegenſatz — die heißen Umſchläge — nicht überraſche, ſondern leichteres Entgegenkommen finde. Hartnäckige Kopfſchmerzen, die kalten Umſchlägen und Arzeneien nicht weichen wollen, hören oft auf oder ſchwächen ſich ab, wenn in heißes Waſſer getauchte Leinwand auf den Nacken gelegt und ein recht warmes Fußbad genommen wird. Eine in heißes Waſſer getauchte, raſch ausgewundene Serviette auf den Magen gelegt, wirkt beinahe augenblicklich gegen Koliken. Ein ebenſo bereiteter Umſchlag bringt bei Zahnſchmerzen und Neuralgie bald Erleichterung und ſchneidet die Entwickelung von Rheumatismus ſowie von Lungenentzündungen ab, wenn er gleich beim Beginn auf die ſchmerzenden Stellen gelegt wird. — Ein Flanellſtreifen in heißes Waſſer getaucht, und um den Hals eines von Croup befallenen Kindes gelegt, erzeugt in fünf bis zehn Minuten auffallende Beruhigung, namentlich bei dem ſog. falſchen Croup, wo man ſtatt des Flanells ſich ſehr zweckmäßig eines Schwammes bedient. Durch dies einfache Hausmittel ſoll — wie jetzt behauptet wird — manche ſchwere Krankheit abgewendet oder doch gemildert werden können.

## Statiſtik.

Über den Umfang des deutſchen Tabakbaues dürften vielfach irrige Vorſtellungen verbreitet ſein. Nach den jetzt vorliegenden ſtatiſtiſchen Nachweiſungen für das Jahr 1890/91 wurden im Reiche von 83 039 Tabakpflanzern 41 276 351 kg Tabak geerntet. Recht intereſſant iſt auch die Verteilung der Kultur auf die einzelnen Staaten und Provinzen: In Preußen wurden 10 307 676 kg gewonnen, davon am meiſten in der Provinz Brandenburg (faſt 4 Millionen kg), dem der Reihe nach zunächſt Pommern, dann Hannover folgt, ſelbſt Oſtpreußen iſt noch mit 136 729 kg beteiligt; im Reiche ſteht Bayern (die Pfalz) mit 7 809 226 kg obenan, dem Elſaß-Lothringen mit 4 400 868 kg folgt. Nach dem Auslande ausgeführt wurden nur pfälzer und elſaſſer Tabake; den Reſt konſumieren wir ſelbſt, oft gewiß als die Perle der Havanna.

## Verkehr.

Der Plan, Paris zu einem Seehafen zu machen, wie man es auch mit Berlin plant, iſt von dem dafür eingeſetzten Komitee ausgearbeitet und eingeliefert worden. Der große Kanal, der Paris mit Rouen verbinden ſoll, wird hiernach eine Länge von 182 Kilometer und eine Tiefe von 6,2 Meter erhalten. Für größere Seeſchiffe ſoll ein Hafen zwiſchen St. Denis und Clichy angelegt werden. Die Koſten ſind auf 150 Millionen Frank berechnet.

## Technik.

In Creil bei Paris iſt im Lauf der letzten Monate ein Haus mit höchſt eigenartiger Heizung gebaut worden. Dasſelbe hat Doppelwände, zwiſchen denen die, in einer im Keller angeordneten Heizungsanlage erzeugte, warme Luft emporſteigt. Allerdings beſitzt jedes Zimmer einen Kamin, der jedoch nur ganz ausnahmsweiſe gebraucht wird, während für gewöhnlich alle Räume nur durch die Ausſtrahlung der Wände erwärmt werden.

Die Widerſtandsfähigkeit der modernen Schiffsmaſchinen iſt ſtaunenswert. Schon eine ununterbrochene Fahrt etwa von Hamburg nach New York ſtellt an ſie die größten Anſprüche, deren Überwindung man noch vor fünfzig Jahren für faſt unmöglich gehalten hätte und die ſie jetzt ſpielend bewältigen. Neulich hat ein engliſcher Dampfer, „Toka“, aber ſogar die Reiſe von Teneriffa bis Neu-Seeland — 12 057 Seemeilen — ohne jede Unterbrechung zurückgelegt. Wie viele Umdrehungen mußte die Schiffsſchraube auf dieſer Rieſentour wohl ausführen?

Intereſſant iſt eine Verordnung des kaiſerl. Gouverneurs in Deutſch-Oſtafrika, wonach die Aktiengeſellſchaft für Monierbauten in Berlin das ausſchließliche Recht der gewerblichen Verwertung des ſogenannten Monierverfahrens im deutſch-afrikaniſchen Schutzgebiet erhält. Das Monierverfahren ſoll beim Bau von Fachwerkhäuſern in den Tropen angewendet werden. Die aus eiſernen, mit Draht zu einem Netz verbundenen Stäben beſtehenden Fächer werden mit einer Cementmörtelſchicht beiderſeits überzogen, ſo daß in ſenkrechter Richtung eine Luftſchicht dazwiſchen bleibt. Von außen mit Ölanſtrich verſehen, laſſen die alſo aufgerichteten Wände keine Feuchtigkeit durch und bieten gerade in den Tropen manche hygieiniſche und bauliche Vorteile.

## Kunſt.

Die Ausführung des für Caub geplanten Blücher-Denkmals iſt endgültig dem Prof. Schaper übertragen worden, nachdem der Kaiſer er das Modell beſichtigt und ſeine Zuſtimmung zu demſelben ausgeſprochen hat. An Beiträgen für das Denkmal ſind bisher 32 000 Mark eingegangen, weitere Gaben ſind ſehr erwünſcht und einzuſenden an Herrn Regierungs-Präſidenten von Tepper-Laski in Wiesbaden.

Die Stadt Annaberg beabſichtigt, anläßlich des auf das laufende Jahr fallenden, dem Datum nach freilich nicht feſtzuſtellenden 400jährigen Geburtstages des Vaters unſerer Rechenkunſt, Adam Rieſe, ihrem berühmten Mitbürger, ein einfaches, würdiges Denkmal zu ſetzen. Das Grundſtück, welches Rieſe bewohnte, führt noch heute den Namen Rieſenburg.

## Vereinsweſen. Kongreſſe.

Der diesjährige Chirurgenkongreß findet vom 8.—11. Juni in Berlin ſtatt und zwar, wie mit Sicherheit angenommen wird, bereits in dem der Vollendung nahen Langenbeckhauſe. Für die erſte Sitzung iſt eine Beſprechung über die Wirkung der modernen Feuerwaffen in Ausſicht genommen.

Ein internationaler Kongreß für vorgeſchichtliche Archäologie, Anthropologie und Zoologie wird ſich im Auguſt d. J. in Moskau verſammeln. Mit demſelben ſoll eine große geographiſche Ausſtellung verbunden werden.

Der bisherige Vorſteher der Genoſſenſchaft freiwilliger Krankenpflege im Kriege, Direktor Dr. Wichern-Hamburg, iſt auf ſeinen Wunſch von den immer mehr anwachſenden Geſchäften dadurch entlaſtet worden, daß die Genoſſenſchaft ſich einen proviſoriſchen Vorſtand wählte, dem außer Dr. Wichern u. a. angehören: Miniſterialdirektor Kügler (Vorſitzender), Graf Douglas, Konſiſtorialrat Prof. Kleinert, Generalarzt Dr. Mehlhauſen, ſämtlich in Berlin.

## Ausſtellungen.

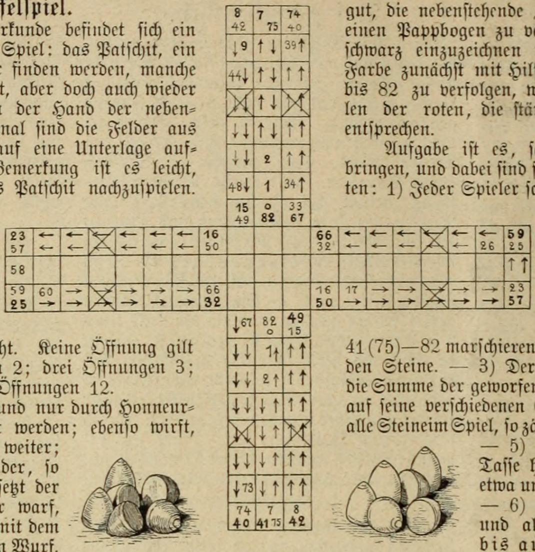
Im Berliner Kunſtgewerbe-Muſeum fand Ende März eine Ausſtellung von Paramenten ſtatt, welche, neben ausgezeichneten, ausſchließlich oder doch faſt ausſchließlich für den katholiſchen Kultus beſtimmten Kunſtwebereien aus Crefeld, eine große Anzahl köſtlicher Stickereien, Altarbekleidungen ꝛc. für die Ausſtattung evangeliſcher Kirchen vorführte. Die Ausſtellung zeigte nicht nur eine erfreuliche Entwickelung des künſtleriſchen Geſchmacks und der techniſchen Fertigkeiten, ſie legte auch Zeugnis ab von der umfaſſenden Thätigkeit, welche unſere Paramenten-Vereine in den letzten Jahrzehnten entfaltet haben. Wir kommen vorausſichtlich auf die Anregungen, welche hier geboten wurden, noch ausführlicher zurück.

Die Amerikaner überbieten ſich ſelbſt an Aus- und Schauſtellungsideen, die auf der bevorſtehenden Weltausſtellung in Chicago zur Ausführung gelangen ſollen. So ſoll daſelbſt eine Kollektivausſtellung der Erzeugniſſe weiblichen Schaffens und Denkens ſtattfinden, in der man es nicht etwa mit weiblichen Handarbeiten zu thun haben wird, vielmehr werden es die hervorragenden Leiſtungen der Frau auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Gewerbe ſein, welche die Beſchauer feſſeln ſollen. Ein eigenes Gebäude, deſſen Plan von einer Architektin ausgearbeitet worden iſt, wird die Ausſtellung weiblichen Denkens und Schaffens beherbergen. Wie man ſieht, verſtehen es die Amerikanerinnen in jeder Beziehung, ihr Geſchlecht zur Geltung zu bringen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## Ein indiſches Würfelſpiel.

Im Berliner Muſeum für Völkerkunde befindet ſich ein intereſſantes, aus Birma ſtammendes Spiel: das Patſchit, ein Würfelſpiel, welches, wie unſere Leſer finden werden, manche Ähnlichkeit mit dem beliebten Puff hat, aber doch auch wieder vielfach von demſelben abweicht. An der Hand der nebenſtehenden Zeichnung — bei dem Original ſind die Felder aus bunten Stoffſtücken geſchnitten und auf eine Unterlage aufgenäht — und der nachfolgenden Bemerkung iſt es leicht, den Birmaneſen ihr höchſt amüſantes Patſchit nachzuſpielen.



Patſchit-Spiel aus Birma.

Zwei Spieler — von denen der eine ſechs rote, der andere eben ſo viel ſchwarze Steine hat — werfen abwechſelnd mit je ſechs Kaurimuſcheln (od. gekennzeichneten Fruchtkernen, Bohnen ꝛc.) in eine flache Taſſe. Die mit der Öffnung nach oben fallenden Muſcheln gelten, alle übrigen nicht. Keine Öffnung gilt 6; eine Öffnung 10; zwei Öffnungen 2; drei Öffnungen 3; 4 Öffnungen 4; 5 Öffnungen 25; 6 Öffnungen 12.

10 und 25 gelten als Honneurs, und nur durch Honneurwürfe können neue Steine eingeführt werden; ebenſo wirft, wer Honneur oder 12 geworfen hat, weiter; fallen aber drei Honneurs hintereinander, ſo zählen alle drei gleich Null. Daher ſetzt der Spieler nur, wenn er kein Honneur warf, ſofort, wartet bei einem Honneurwurf mit dem Setzen aber bis zum nächſten bez. dritten Wurf.

Auf unſerer Zeichnung geben die ſchwächeren Pfeile den Weg der roten, die ſtärkeren den der ſchwarzen Steine an — beide bei der Zahl 1 beginnend. Man thut, wenn man den Gang des Spieles ſich klar machen will, gut, die nebenſtehende Zeichnung etwa um das vierfache auf einen Pappbogen zu vergrößern, Zahlen und Pfeile rot und ſchwarz einzuzeichnen und dann die Marſchrouten für jede Farbe zunächſt mit Hilfe der Pfeilſtriche und der Zahlen genau bis 82 zu verfolgen, wobei auch wieder die ſchwächeren Zahlen der roten, die ſtärker gezeichneten der ſchwarzen Partie entſprechen.

Aufgabe iſt es, ſämtliche Steine in das Mittelfeld zu bringen, und dabei ſind folgende weiteren Spielregeln zu beobachten: 1) Jeder Spieler ſchlägt den Gegner, wo er ihn trifft; die Steine auf einem Felde können aber nur durch eine gleiche Zahl feindlicher Steine geworfen werden. Geſchlagene Steine ſind nur durch Honneurwurf wieder einzuführen. — 2) Geſchützt, nicht zu ſchlagen, ſind die auf der Mittellinie, alſo von 75 (7)—82 und 41 (75)—82 marſchierenden und die in den Feſtungen ⊠ ſtehenden Steine. — 3) Der Spieler kann die geworfene Zahl bez. die Summe der geworfenen Zahlen (bei Honneurwürfen) beliebig auf ſeine verſchiedenen Steine verteilen. — 4) Hat ein Spieler alle Steine im Spiel, ſo zählt er für jeden Honneurwurf Eins mehr. — 5) Fällt eine Muſchel beim Wurf über die Taſſe hinaus, ſo zählen dieſer Wurf und die etwa unmittelbar vorhergegangenen gleich Null. — 6) Sind alle eigenen Steine im Spiel und alle Steine des Gegners im Mittelfelde bis auf einen, ſo kann man dieſen ſchlagen, wenn man ihm gegenüber Stellung nimmt, z. B. 39 ſchlägt 76, 49 ſchlägt 82. Man zwingt den Gegner dadurch, dieſen Stein neu einzuführen, was wiederum nur durch einen Honneurwurf geſchehen kann.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſten kurz und flüchtig ſcheinen,
Wenn ſie voll Glück und Seligkeit —
Und ach! wie lang ſind ſie zum Weinen,
Wie endlos, drückt uns Sorg' und Leid!

Des Kommunismus argen Lehren
Die Dritte lieh ein willig Ohr;
Zu umſtändlich iſt das Bekehren,
Drum zieht ſie ſchnelle Praxis vor.

Es mag im dolce far niente
Dem Ganzen recht behaglich ſein,
Kann es ſich einer hohen Rente
Und angemeſſ'nen Phlegmas freun.

Doch zu verleugnen jedes Streben
Und nichts zu leiſten in der Welt —
Der Arme! dem ein ſolches Leben
Genügt und dauernd wohlgefällt!

M. Sch. (Kaſſel.)

### 2. Füllrätſel.

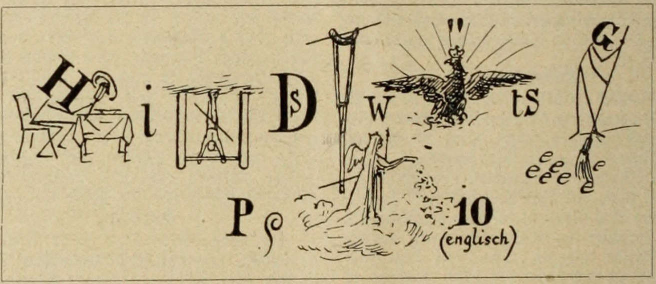
| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| · | r | * | * | p | · |
| · | r | * | * | u | · |
| * | * | * | * | * | * |
| * | * | * | * | * | * |
| · | a | * | * | o | · |
| · | i | * | * | l | · |

Die mit einem Punkt oder einem Sternchen bezeichneten Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die dritte und die vierte ſenkrechte Reihe gleich den entſprechenden wagerechten lauten und einen beliebten Schriftſteller unſerer Zeit nennen.

Die übrigen vier wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. einen Frauennamen,
2. einen römiſchen Namen,
3. einen öſterreichiſchen Feldherrn,
4. einen Staatsmann reſp. Parlamentarier unſerer Zeit.

### Bilderrätſel.



### 3. Rätſel.

Man legt mich, man trägt mich,
Man reicht mich ein und nimmt mich an.
Und mancher ſetzt viel Fleiß daran;
Und doch will es ihm nicht gelingen,
Die rechte Stimmung hineinzubringen.

F.

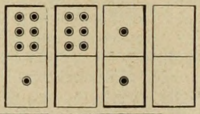
(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 27.

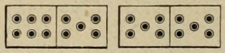
Bilderrätſel. Adamitiſche Zuſtände.

1. Dominoaufgabe.

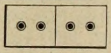
Im Talon liegen:



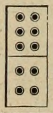
B ſetzte:



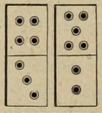
B behielt den Doppelſtein:



C ſetzte:



D ſetzte:



2. Anagramm. Malta, Talma.

3. Zahlenrätſel mit Anagramm.

| | | |
|---|---|---|
| a. Ehering | b. Hering | c. Gehirn |
| a. Meder | b. Eder | c. Rede |
| a. Krain | b. Rain | c. Iran |
| a. Lagune | b. Laune | c. Lenau |
| a. Falſter | b. Alſter | c. Laſter |
| a. Nepos | b. Epos | c. Poſe |
| a. Norma | b. Nora | c. Arno |
| a. Adler | b. Ader | c. Rade |
| a. Greiz | b. Reiz | c. Zier |
| a. Oſtern | b. Stern | c. Ernſt |
| a. Namur | b. Amur | c. Raum |

4. Schieberätſel.

Ferdinand — Eliſabeth.
Schie**f**erg **e**birge
**E**ſth **l**and
B**r**ind **i**ſi
**D**arm**ſ**tadt
B**i**ldh **a**uer
A**n**ger **b**urg
Gr**a**bſt **e**in
A**n**hal **t**
Frie**d**ric **h**

5. Wortkette.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Caprivi | Vicenza | Zamora | Raguſa |
| Samoa | Adria | Arie | Evora |
| Ravenna | Najade | Deviſe | Seneca |

---

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. Fortſetzung. — April. Die Lerche. — Eine Hammelgeſchichte von anno Sechsundſechzig. Von G. von Rohrſcheidt. — Pfannſchmidts „Vaterunſer". Mit Porträt und drei Illuſtrationen. Von Otto Preuß. — Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſetzung. — Moltkeſche Dichtungen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Geflügelhändlerin von Paul Meyerheim; Ein Koſak auf Vorpoſten von J. M. Ryszkiewicz. — Univerſitäten. — Erdkunde. — Naturkunde. — Hygieine. — Statiſtik. — Verkehr. — Technik. — Kunſt. — Vereinsweſen. Kongreſſe. — Ausſtellungen. — Ein indiſches Würfelſpiel. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Daheim

Orig. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 16. April 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 29.

## Karfreitagszauber.

> „Glaube dem Erfahrenen. Du wirſt etwas mehr in den Wäldern, als in den Büchern finden. Holz und Stein werden dir ſagen, wovon die Meiſter nicht zu reden wiſſen.“
> Der hl. Bernhard.

Karfreitagsmorgen! — Duft des jungen Graſes
Und ferner Lerchenſang im Frühlichtſchein! — —
Wie ſchimmert über mir der Himmel rein
Und wonnigblau im Glanz kryſtallnen Glaſes,
Wie grüßen heut vertraut mich Knoſp' und Stein.

⁂

Begeiſtert leuchtet, wie von edlem Wein,
Der Schöpfung Aug' mir ſeelenvoll entgegen,
Wie wird bedeutſam heute mir, was klein,
Wie rückt dem Blick, was fern war und entlegen,
So nah vertraut zum Herzen und wird mein.

O heil'ger Leidensmorgen, laß den Segen,
Den du uns bringſt, das Erbe Seiner Pein,
Das All durchſtrömen, bis die Erde Sein
Und alle ſich zu Seinen Füßen legen.

⁂

Laß Halm und Blume reden, was der Chriſt
Verſchweigt, weil's ſeine Seele nie erfahren,
Was es ums Rätſel höchſten Leidens iſt.
Auf daß ein Seufzen möge offenbaren
Der Kreatur, was nie ein Mund ermißt:
Der Liebe Abgrund und die Leidenstiefen,
Die Er gelebt, zu dem die Armen riefen,
Von deſſen Reichtum Flur und Auen triefen! —

Carl Hunnius.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Feraſi öffnete den Flügel und legte die Noten zurecht; danach drehte er die Seiten um und hörte aufmerkſam zu, während die vor ihm Sitzende mit einer ſchönen, klangvollen Altſtimme ſang:

„Er liebt mich! Er liebt mich!
Wem ſoll ich es ſagen,
Was heimlich mir Sinne und Seele berückt?
Mein Herz hat beſeligt an ſeinem geſchlagen,
Und Lippe hat heiß ſich auf Lippe gedrückt.

Nach Zaudern und Zagen
Du ſtrömende Wonne,
Die, wie brauſende Flut, mir die Adern beengt!
Dir will ich es jauchzen, du ſtrahlende Sonne!
Daß es nicht mir das Herze, das klopfende, ſprengt.

Er liebt mich! Er liebt mich!
Die himmliſchen Sphären,
Sie kennen kein hehrer', kein ſeliger' Wort!
Empor durch des Äthers weitleuchtende Leeren
Trägt jubelnd der Engel Schar freudig es fort.

Und in goldener Schrift,
Unauslöſchlich geſchrieben,
In den wandernden Sternen bleibt droben es ſtehen:
Wenn zweie tiefſinnig auf Erden ſich lieben,
Sie haben die Wonnen des Himmels geſeh'n.“

Als Liſi das Lied zu Ende geſungen, ſtand ſie auf, machte das Klavier zu und entfernte ſich. Paul hinderte ſie nicht. Er betrachtete ſie nur ſtumm, wie ſie an ihm vorüberſchritt und ihre tiefblauen Augen ſekundenlang ſein Geſicht ſtreiften. War ihm der Zauber ihres Weſens bis dahin entgangen, oder ſtand er jetzt unter dem des vernommenen Geſanges? Sein Puls ging ungeſtüm, und er fand die Sängerin wunderbar reizend. Ja, hatten ſchöngefügte Worte, ſchmelzend klingende Töne eine ſolche Macht, daß ſie des Hörers Vernunft beſtrickten? Oder blickte er plötzlich wirklich in die Tiefen dieſer jungfräulichen Seele, und war ſie fähig, die Gewalt einer ſolchen Liebe zu fühlen? Sie hatte ſo ergreifend ausdrucksvoll geſungen — konnte man ſo ſingen, ohne, was man ſang, auch zu empfinden?

Er fragte es ſich mit einer Aufregung, die ihn ſelbſt wunderte, dann eilte er in den Garten und ſchritt dort unruhig zu dem Akazienbaum, unter dem er heute die Blumenpflückende geſehen. Der Baum ſtand jetzt im Dunkel, und ſeine weißen Blüten leuchteten geheimnisvoll. Feraſi bog wieder die ſtachligen Zweige hernieder und brach eine der Blüten.

Doch dann lachte er. Es war wohl alles Unſinn und phantaſtiſche Kinderei! Er kannte dieſes Mädchen kaum. Warum ſollte gerade dieſe . . .?

Sie hatte freilich einen königlichen Gang voll vornehmer, anmutiger Ruhe und einen träumeriſchen Glanz in den ſchwarzblauen Augen, welcher unbeſchreiblich anziehend war.

Er lachte plötzlich nochmals ärgerlich und gereizt. In Melanie hatte er ſich verliebt ihrer edlen Eigenſchaften halber; ſie hatte er von Kindheit auf gekannt, ſollte er ſich jetzt zur Abwechſelung etwa in eine verlieben, von der er ſo gut wie nichts wußte?

Den Blütenzweig aus ſeiner Hand ſchleudernd, kehrte er ins Schloß zurück. Im Saal ſaß Liſi ſchon wieder neben dem Dichter, aber ihre dunkeln Augen ſahen den Eintretenden groß und fragend an, und ihr edles Geſicht erſchien ihm mehr wie vorher einer ſchönen, knoſpenden Blume ähnlich. Die Dichter richten immer Unheil an, dachte er ſpottend für ſich, hört man ihr poetiſches Gewäſch nun gar von einer ſchönen, ſüß einſchmeichelnden Stimme, ſo iſt es vollends angethan, närriſche Empfindungen zu erwecken.

Aber die Stimmung blieb in ihm und es wurde ihm ſchwer, ſeine Blicke von Liſi zu löſen.

Gabriele hüpfte auf ihn zu. „Ach Graf, wir haben noch von Muſik geſprochen, und es heißt, Sie ſollen ausgezeichnet auf dem Kamm blaſen. Ich mag das ſo ſehr gern. Geben Sie uns doch jetzt etwas darauf zum beſten.“

„Nach dem Geſang der Baronin und dem poetiſchen Liebeslied?“ Paul ſelbſt fand das albern, aber er war in ſo merkwürdig überreizter Stimmung, daß er trotz deſſen bereit war, darauf einzugehen.

„Ach, das macht gar nichts aus. Varietas delectat.“ Und Gabriele holte einen Kamm.

Auf Tibors Lippen ſpielte eine vornehme Verachtung. Paul blies den Radetzkimarſch. Er bewies ein wohlentwickeltes, muſikaliſches Gehör beim Treffen der Melodie, aber die Töne blieben barbariſch, grotesk und ohne Harmonie. Gabriele fand die Leiſtung indeſſen entzückend, und die übrigen Gäſte lachten; nur Liſi ärgerte ſich, beſonders da Gabriele nach Beendigung des Stücks bei Paul Unterricht nahm, alle Augenblick mit ihren weißen Fingern nach ſeinen Lippen griff und das Inſtrument von dort an die ihren wandern ließ.

Tibors Mutter hatte unterdeſſen bereits wie auf Kohlen geſeſſen. Sie befürchtete, das lange Aufſitzen in Geſellſchaft nach der anſtrengenden Reiſe werde ihrem Kranken ſchaden, und wagte dies, weil er offenbar gern dablieb, doch nicht auszuſprechen. Endlich jedoch bezwang ſie ſich nicht mehr.

„Aber das — das iſt ja ſchrecklich! Um das anzuhören, muß man ja Nerven haben, wie die Stricke! Und Tibor, du biſt ſo ſchon angegriffen! Ich bitt' dich, zieh dich jetzt zurück, du mußt dir auch Kräfte auf morgen ſparen.“

Er kehrte ſeine verdrießliche Miene hervor.

„Mama, mach' mich nicht lächerlich. Ich bin kein Kind und weiß ſelbſt, was ich zu thun hab!“

„Aber — aber,“ fuhr die Mutter faſt weinend fort, „ich weiß doch, daß du's nicht verträgſt. Willſt du denn wieder kränker werden?“

Er rückte ſich heftig im Stuhl zurück. „Ich bitt' dich, hör' jetzt auf! Du verbitterſt mir das Leben durch dein Übermaß von Pflege. Laß mich doch einmal eine Viertelſtunde lang vergeſſen, daß ich nicht bin wie andere Menſchen.“

Frau von Vötörö trocknete ſich die Augen, und ihr Mann ſagte, ängſtlich vermittelnd: „Sei gut, Tibi! Kränk' die Mutter nicht! Sie meint's gut! Und du, Pepi, ich bitt' dich, reg' ihn und dich nicht auf! Ihr werdet beide dadurch nur kränker.“

Die Gräfin, gütig wie immer, dachte, daß die blaſſe, magere, ſchattenhafte Mutter der Ruhe mindeſtens ebenſoſehr bedürfe, wie der Sohn, den ſie ſo ſklavenartig bediente, und ſie hob die Geſellſchaft auf.

Liſi ſann in ihrem Zimmer noch lange über die empfangenen Eindrücke nach. Dieſe Familie Vötörö hatte etwas überaus Unſympathiſches, und es war merkwürdig: das junge Mädchen empfand eine Art von Herzensbeklemmung bei dem Gedanken, wochenlang mit ihr hier zu verleben, ein Gefühl, das ſich nicht einmal ſo recht aus der Unliebenswürdigkeit der Charaktere heraus erklärte, — denn zuletzt: wer zwang ſie, an dieſe Menſchen ſich zu binden? Aber dieſe Gabriele, die zudringliche Närrin, ſie würde ſchwerer abzuſchütteln ſein, und auch ſie war Liſi zuwider. Dem Grafen dagegen, dem Feraſi, ſchien ſie zu gefallen. Paul Feraſi — des Mädchens Gedanken verloren ſich in einem goldenen Nebel, welcher von dem Glanz des Namens ausging und mit welchem ſie der Traumgott, der über dem Schlaf der Jugend waltet, bald dichter umfing. Vor ihr hob ſich Asgard aus purpurnen Wolkengebilden und über die Brücke, die in ſieben Farben erglänzend zur Erde hernieder fiel, ritt in ſtrahlendem Panzer ein Held. Er war halb Gott, halb Menſch und hatte die hehren Gaben des einen und die Fehler und Schwächen des anderen, die den Helden dem menſchlichen Verſtändnis näher bringen, und er trug die jugendlich männlichen Züge des übermütigen Feraſi.

⁂

Liſi hatte gleich nach ihrer Ankunft in Sſemeſnyes der Gräfin die Führung der Wirtſchaft abgenommen und gab ihr Amt auch jetzt nicht aus den Händen, obgleich es ſie einen Teil des Tages, beſonders am Morgen von den Jugendgenoſſen entfernte. Da Paul jedoch fortfuhr, auf jede Albernheit Gabrielens ohne Bedenken einzugehen, blieb die ernſtere Beſucherin verſtimmt und zog ſich nicht ungern zurück.

Am erſten Vormittage gab Paul in der Reitbahn, welche den Vorratskammern gegenüber lag, der Battiani Reitſtunde. Ilka Szeſnady, die Tochter eines Nachbarn der alten Gräfin, welche dieſe zu Gabrielens Geſellſchaft hatte holen laſſen, beteiligte ſich als Zuſchauerin, da ſie ſchon reiten konnte, und gab häufig ſehr laut ihren Beifall oder Jubel zu erkennen. Die junge Dame führte in der Gegend den Beinamen „die Rieſenjungfrau“ oder „das eiſerne Pferd,“ weil ihr Liebreiz — behauptete man — das Gewicht eines Doppelcentners erreichte. Dieſe wuchtige Erſcheinung hinderte ſie jedoch nicht, an Ausgelaſſenheiten und vergnügungsluſtiger Laune mit der zierlichen Gabriele zu wetteifern.

Dieſe ſtellte ſich beim Reiten kindiſcher als ſonſt, kreiſchte, lachte, war unglaublich furchtſam und eben dadurch vielleicht ebenſo unglaublich ungeſchickt. Ihre angeborene Koketterie verließ ſie aber auch in dieſen Furchtanfällen nicht, und Liſi beobachtete zornig wie ſich die Ungeſchickte von den Armen des jungen Reiteroffiziers vollkommen auf den Rücken des Pferdes heben ließ. Einmal im Sattel ſaß ſie dann auch lange noch nicht feſt, ſondern fiel vier-, fünfmal in dieſe ſie auffangenden Arme zurück, ehe ſie endlich Sitz faßte. Der Graf aber war merkwürdig geduldig bei dieſen Prozeduren, lachte und ließ, wenn ſie ſchließlich ſaß, auch noch ſeinen Arm um ihre Taille, ſein hübſches, heißes, übermütiges Geſicht dicht zu dem ihren hinauf gerichtet.

Eine Erklärung für dieſe Geduld ließ ſich in dem Ausſehen der kindiſchen Reiterin finden. Sie erſchien in der dunkelblauen, knapp anliegenden Amazone fein und zierlich wie ein Nippfigürchen, auf dem ſeidigen, hochfriſierten Haar wiegte ſich ein Jokeymützchen, unter dem das lachende Kindergeſicht ſchelmenhaft, zum Küſſen friſch, hervorguckte. Wie ein Porzellanpüppchen, ſolange ſie ſich nicht bewegte; that ſie das aber, dann erſchien ſie allerdings täppiſch und anmutlos.

Der Graf ſah dies nicht, oder es verdroß ihn doch nicht, was Liſi nicht begriff. Denn er ſelbſt verſtand es, dem Pferd förmlich Flügel zu leihen, und Liſis Herz hob ſich wider ihren Willen in ſtürmiſcher Bewunderung, als er am Schluß der Lehrſtunde ſein eigenes Können zeigte. Auf ungeſatteltem Pferd und auf geſatteltem, liegend, ſitzend, ſtehend, eilte er dahin, und jeder Muskel in dem jugendlichen Körper ſpielte in leichter, freier Beweglichkeit, als ob es keine Schranke, kein Geſetz irdiſcher Schwere gäbe.

Liſi hätte in dieſen Augenblicken hinaus eilen, den Genuß dieſes Reitens teilen oder auch in lauten Applaus ausbrechen mögen; aber wenn der Reiter darauf wieder mit der kindiſchen Gaby ſpielte, ſie, die auf geſatteltem Pferd nicht ſitzen konnte, auf das ungeſattelte zu heben verſuchte oder doch ſo that, als wollte er es verſuchen, wandelte ſich ihre Begeiſterung in Unwillen, und ihre Augen ſprühten verächtliche Blicke.

Währenddeſſen ſah ſie aber an einem Fenſter im gegenüberliegenden Flügel des Schloſſes etwas, was ihr das Herz zuſammenzog. An jenes Fenſter drückte ſich das Geſicht des Dichters, blaßgelb, ſchmerzverſtört und in allen ſeinen müden Zügen den Wunſch ausſprechend, es dem kühnen Reiter dort gleich zu thun. Der kranke Denker ſah das Urbild körperlicher Kraft und Gewandtheit mit einem Neid, welcher ihm die eigene Unfähigkeit der Bewegung zehnfach verſtärkt zum Bewußtſein brachte.

Jener unten war glücklich, er wußte, was leben heißt, wärend er, der arme, ſchmerzengepeinigte Krüppel, immer zwiſchen Tod und Leben ſchwebte und gleichſam den Vernichtungsdruck der Parze ſtündlich wirken fühlte.

Im Knabenalter bereits von einem unheilbaren Rückenmarksleiden befallen, war er jetzt mit vierundzwanzig Jahren kaum ein halber Mann, verdammt dazu, von den Frauen nur mit Mitleid betrachtet zu werden! Mitleid! wie er die Empfindung haſſen gelernt hatte!

Was war das für eine Empfindung dagegen, mit welcher die Blicke der Mädchen an dem Reiter hingen! Wie ein Halbgott mußte er ihnen erſcheinen! Und das ganze elende Stückwerk ſeiner ruhmverheißenden Zukunft würde der kranke Dichter in jener Stunde darum gegeben haben, hätte er, wie jener, die geſchmeidigen Glieder regieren können.

Die Thränen zitterten ihm in den Augen. Weinen hätte er mögen, weil er wußte, daß dies ihm nie werden könne, wäre Weinen nicht auch wieder unmännlich geweſen.

Liſi las alles dies in dem langen, müden, gelblichen Geſicht, und ſie erſchrak vor der bittern Offenbarung von Unfrieden und Gram, die ſich ihr in deſſen Linien zeigte.

Sie begriff plötzlich, daß die Mutter dieſes Mannes ihr Leben zu einem Märtyrerdienſt machte, um das ſeine erträglicher zu geſtalten, und den ganzen Tag über fühlte ſie den Schrecken, den ihr in jener Morgenfrühe das Schickſal des Kranken gebracht hatte.

Unter dieſem Eindruck zeigte ſie ſich fortdauernd weich und nachſichtig gegen ihn und nahm ſeine Aufmerkſamkeiten freundlicher als ſonſt die anderer Männer entgegen. Er aber machte einen reichen Gebrauch von ihrer Güte und beſchäftigte ſie beinahe ohne Unterlaß mit ſich.

Paul fand dies langweilig. Wie am erſten Abend, ſo hätte er ſich auch ſpäter gern in gewiſſen Zwiſchenräumen von dem Zuviel der Liebenswürdigkeit, das er bei den beiden andern Damen fand, in Geſellſchaft dieſer ernſteren erholt; nachdem er das aber einige Male vergeblich verſucht hatte, ward er eigenſinnig und ging überlegter zu Werke, um es zu erreichen. Liſi ſtand zeitig auf und ging morgens allein in den Garten. Am dritten Tage erhob ſich auch Paul früh und folgte ihr. Er fand ſie in den Erdbeerbeeten, wo ſie ein Körbchen voll der reifen Früchte pflückte, Sie ſah in ihrem einfachen blau und weißgeſtreiften Morgenkleid, einen Strohhut auf dem goldglänzenden Haar, ſehr friſch und reizend aus.

„Darf ich auch hier meine Hilfe anbieten?“ fragte er.

„Ich danke! Wie Sie ſehen, iſt mein Körbel bereits voll,“ antwortete ſie und trat zu ihm heraus. Es berührte ſie angenehm, daß er ſie allein, alſo um ihretwillen, hier aufſuchte.

Paul betrachtete ſie und die Erdbeeren und ſagte mit keckem Lächeln: „Dann werd' ich zwei Bitten ausſprechen: Geben Sie auch mir einige dieſer ſchönen Beeren, und laſſen Sie mich die ſchöne Hand, die ſie gepflückt hat, dafür küſſen.“

Sie lachte und reichte ihm den Korb: „Wenn ich eine von beiden erfüll', wird's für diesmal genug ſein. Auch das Schickſal erfüllt nie alle unſere Wünſch'.“

Er ſeufzte: „Ja, und immer die, welche uns am meiſten am Herzen liegen, nicht. Alſo grauſam wie das Schickſal!“ Und danach aß er mit betrübtem Geſicht ſo viele von den Erdbeeren, daß ſie ihm das Körbchen wieder fortnahm.

„Wenn Sie ſich ſo reichlich an denen entſchädigen, die Ihnen weniger am Herzen liegen, muß ich auch hier das Maß weiſe beſchränken.“

„Darein will ich mich fügen. Aber, bitte, gehen Sie noch nicht ins Haus. Es iſt ſo viel ſchöner hier draußen. Wir können noch einen Gang durch die Allee machen.“

„Gern. Ich geh' jeden Morgen hier durch die Linden und hör' die Vögel ſingen.“

„Und lernen von ihnen. Wirklich, wenn ich das hör', geht mir auch das Herz förmlich auf, und ich begreif' nicht mehr, wie es Menſchen geben kann, die in ſolch' einer Welt unzufrieden ſind. Jetzt horchen Sie nur,“ ſagte er, am Eingang der mächtigen Allee ſtehen bleibend. „Iſt's nicht wie ein Glücksjauchzen der Natur? Und doch was haben die Vögel beſſeres wie wir, daß ſie ſo voller Wonne ſind?“

Liſi antwortete nicht. Sie ſtand ſtill und berührte mit ihrem Körbchen ſeinen Arm. Er blickte ſie an und blieb gleichfalls ſtehen. In ihren großen, glanzvollen Augen drückten ſich Schrecken und Mitleid aus, und wie er ihrem Blick folgte, führte dieſer ihn zu Tibor, welcher am Ende der Allee, auf den Arm eines Dieners und auf zwei Holzkrücken geſtützt, Gehverſuche anſtellte.

„Armer Kerl,“ murmelte Paul, den ein förmlich beſchämendes Gefühl der eigenen Kraft überkam. Liſi aber ſagte haſtig: „Treten wir zurück, hinter einen der großen Stämm’. Es müßt’ ihm peinlich ſein, wenn er entdeckte, daß wir ihm zuſchauen.“

Er gehorchte und hielt ſich neben ihr hinter einem der mächtigen Bäume verſteckt.

Der Leidende ſah ſie nicht, er war einzig mit ſeinen Übungen beſchäftigt. Seine Züge waren dabei ſchmerzverzehrter wie ſonſt, die Haltung gebückt, der Gang ſchlaff; die Krücken mußten ſichtlich das beſte bei ihm leiſten, und allein in den Augen lag eine Kraft, ein Wille, welche fähig ſchienen, auch den zäheſten Widerſtand zu überwinden.

Nach wenigen Minuten indeſſen zeigte es ſich, daß beide nicht ausreichten, um dem elenden Körper zu geben, was ihm verſagt geblieben.

„Wir müſſen aufhören, Görgei, ich kann nicht mehr,“ murmelte der Lahme. „Bring’ mich zum Seſſel. Aber nicht wahr, es ging heute ſchon beſſer?“

„Gewiß, Herr,“ antwortete in unterwürfigem Überzeugungston der Diener, „die Füße parieren ſchon etwas mehr. Und mit dem rechten Bein traten Euer Gnaden heut’ ein paar Mal beinahe ſchon allein auf.“

„Ja,“ murmelte der Dichter wieder, „ich merkte es auch, aber unter welchen Schmerzen! Doch das thut nichts, wenn ich nur erreiche, daß ich einige Schritt weit allein machen kann.“

„Mit der Zeit, Euer Gnaden,“ antwortete der Diener: „Gewiß werden’s noch ſo weit kommen!“ und er hob mit ſeinen breiten Händen, vermittelſt einer einzigen kraftvollen Bewegung, den haltloſen Leib des Kranken in den Fahrſtuhl. Dann entkorkte er eine Flaſche und reichte dem Sitzenden ein Glas Wein.

Dieſer trank und gab das geleerte Glas zurück.

„So, Görgei, und nun laß mich allein. In einer halben Stunde erſt komm und fahr’ mich ins Haus zurück, bis dahin bleib’ ich hier.

Görgei entfernte ſich, und Liſi flüſterte, das ſchöne Geſicht zu Paul kehrend: „Bitte, Graf, gehen Sie jetzt auch. Ich will zu ihm und ihm ein wenig Geſellſchaft leiſten.“

„Ich geh’,“ antwortete Feraſi und ſchritt vorſichtig auf dem weichen Raſenteppich neben den Lindenſtämmen hin, den Weg ins Schloß zurück. „Armer Kerl!“ murmelte er dabei wiederholt: „Der hat wirklich verwünſcht wenig von ſeinem Leben.“

Liſi ſtand jedoch im Begriff, ihre Meinung in Bezug darauf zu ändern. Denn auch das Geſicht des Dichters änderte ſich. Er hatte ein Notizbuch hervorgezogen, und ſeine abgemagerten Finger faßten den Stift, während ſein Blick ſinnend ins Weite ſchweifte. Ein Glanz kam in dieſen, der alle Linien des Kopfes gleichſam durchleuchtete und mit einem weihevollen Ernſt verklärte. Ja, die Verklärung erſtreckte ſich über den ganzen unbeholfenen Leib und verhüllte, wie mit überirdiſchem Schleier, den Ausdruck ſeiner Leiden.

Liſi wagte es nicht mehr, dieſe Weihe durch ihr Hervortreten zu ſtören; ſie beſchloß, ſich geräuſchlos zu entfernen, ihr Hut blieb jedoch an einem Lindenaſt hängen, und bei dem Verſuch ihn loszulöſen, trat ihr Fuß auf einen dürren Aſt; bei dem Knarren des brechenden Holzes aber kehrte der Dichter den Kopf nach ihr.

„Baronin! Baronin Eliſe!“ rief er ſogleich im Ton freudigſter Überraſchung: „O bitte, kommen Sie zu mir!“

Und als ſie ſeine Bitte erfüllte und ihn begrüßte, fügte er hinzu: „Sie ſind ſchon auf? Aber es wundert mich nicht. Zu allen Schönheiten dieſer goldenen Morgenfrühe gehört eben auch die Ihre, wenn uns dieſe glanzvolle Gotteswelt vollendet erſcheinen ſoll.“

Die Artigkeit war mit jener Ekſtaſe geſagt, aus welcher zu viel aufrichtige Bewunderung ſpricht, als daß ſie einer Dame mißfallen könnte, und Liſi lächelte dazu: „Sie ſprechen als Dichter,“ ſagte ſie, „und ich fürchtete, den Dichter zu ſtören; deshalb hätte ich mich ohne Aufforderung nicht heran gewagt. Sie hatten ein Ausſehen, als ſeien ſie in goldene Träume gehoben, und ich meinte, Sie wünſchten mit ihnen allein zu ſein.“

„Allein? Ja und nein. Die meiſten Menſchen ſind ſo arm, daß ſie uns nichts geben, wenn ſie ſich ſelber bringen. Aber es gibt welche, deren Nähe ein Geſchenk iſt, ihre Exiſtenz allein eine Gottesgnade, die jedem das Leben erhellt, der ſie ſchauen darf. Und ich meine, zu dieſen Gottbegnadeten gehören auch Sie.“

Liſi ſchüttelte lachend den kleinen Kopf: „Sie ſchwärmen! Und wer weiß, welche Traumgeſtalt Sie, ſtatt meiner, jetzt ſehen.“

„Traumgeſtalt? Nein! Idealgeſtalt!“ ſagte er, ſeine Hand ganz leiſe, beinahe ehrfurchtsvoll auf die ihre legend. „Idealgeſtalt, Baronin Eliſe! Sie begeiſtern mich! Und ich vergeſſe mein Leiden, wenn ich Sie ſehe; ich fühle mich wohl und glücklich.“

Sie war gerührt. „Wirklich?“ ſagte ſie ergriffen. „Dann will ich bei Ihnen bleiben . . .“

„Wollen Sie? Ich nehme Sie beim Wort. Setzen Sie ſich zu mir! Bleiben Sie!“ Und der Glanz ſeiner großen Augen erhöhte ſich, wie er den verzückten Blick auf ſie heftete.

Liſi zog einen Gartenſtuhl heran und that, wie er begehrte: „Aber nun laſſen Sie mich auch in Ihren Himmel ein!“ ſagte ſie dann lächelnd. „Sie waren in ihm, als ich Sie ſtörte. Welche Schätze birgt dieſes Heft?“ Und ſie zeigte auf ein Manuſkript, daß auf ſeinen Knieen lag.

„Ah, das? Ein erzählendes Gedicht: Abälard und Heloïſe. Der Stoff iſt nicht neu,“ erklärte er, „aber er ſchien mir nie in ſeiner ganzen leidenſchaftlichen Tiefe erſchöpft worden zu ſein. Deshalb verſuchte ich mich an ihm. Wollen Sie etwas daraus hören? Intereſſieren Sie ſich dafür?

Sie bejahte und er las vor:

> „Zu Paraklet ſchläft ſtill der Mondenſchein
> Auf dem Gemäuer. Im Olivenhain
> Dort unten tanzt und ſpielt er auf den Wellen
> Des Stroms, die wie bewegte Pulſe ſchwellen . . .“

Es folgte eine Schilderung des Parks, des Kloſters in dem Schweigen der Mondennacht; der Geſang der Nachtigall, die vor den Zellen der ſchlafenden Nonnen ſang, durchbrach es. Er weckte Heloïſe, und ſie trat in die Einſamkeit des mondenhellen Gartens.

Es war nur ein Stimmungsbild, aber die ganze, warme Schilderungskraft des jungen Dichters offenbarte ſich in ihm.

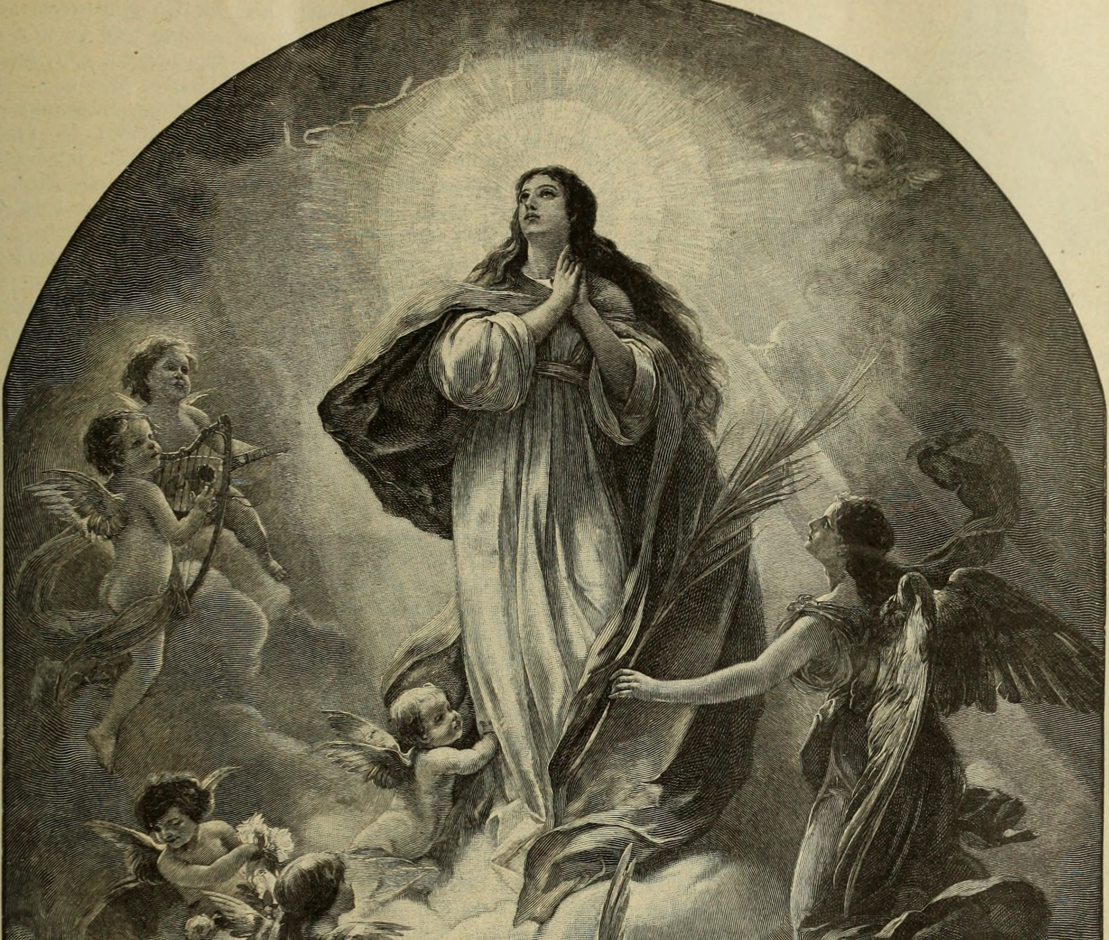
Liſi lauſchte, und ihre Seele füllte ſich mit Entzücken. Sie faltete die feinen Brauen ungeduldig, als der Leſende unterbrochen ward, ehe das Gedicht noch halb vorgetragen war.

Gabriele und Ilka kamen laut lachend den Weg herauf. Erſtere vom Inſtinkt geleitet. Sie hatte ein Geräuſch wie Sporenklirren auf den Stufen der Treppe von ihrem Zimmer aus gehört und darauf ſich in ihr Morgenkleid geworfen, um nur herunterzukommen. Daß Liſi früh aufzuſtehn pflegte, hatte die faule, weißhaarige Schöne zu ihrem Leidweſen bereits bemerkt; wenn nun auch Feraſi dieſe Gewohnheit annahm, ſo konnte der Genuß ſo einer Morgenfriſche zu zweien für die Ausſichten anderer ſehr ſtörend werden. Das mußte der kluge Seidenhaſe denn doch verhindern.

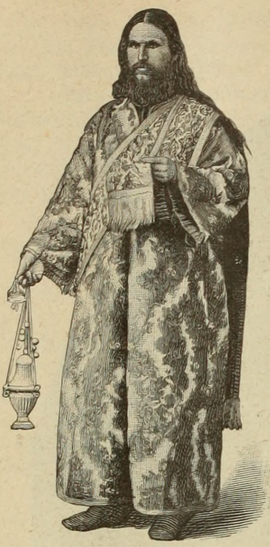
Tibor war über die Störung nicht weniger ärgerlich, wie ſeine Hörerin. „So, jetzt iſt’s vorbei,“ ſagte er mit ſeiner gereizten Schärfe und klappte ſein Heft zu. „Die Gänslein ſind in ihrer Art ganz nette Vögel, aber ſie haben keinen Sinn für Nachtigallentöne.“

Gabriele war beruhigt, als ſie ſah, daß der Graf bei dem Kunſtgenuß fehlte. Sie machte ein paar alberne Bemerkungen und mahnte dann, man ſolle zum Frühſtück hineingehen.

(Fortſetzung folgt.)



**Madonna.** Nach dem Gemälde von L. Löfftz.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)



Griechiſcher Pope.

# Griechiſche Oſtern am goldnen Horn.

Von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

Unſer proteſtantiſch- und römiſch-chriſtliches Oſterfeſt habe ich Ende März im Winterpelz zu Paris gefeiert, und nun, während ich in der wundervollen Sultansſtadt bei meinen lieben Freunden in der Grande rue de Péra weile, naht das griechiſche Oſterfeſt heran, das, über einen Monat ſpäter, in die erſten Maitage fällt. Der Paſcha, mein Gaſtgeber, deſſen Liebenswürdigkeit ihresgleichen ſucht, hat mir den Vollgenuß der öſterlichen Feier ſeiner Landsleute verſprochen, und ich freue mich nicht wenig darauf!

Schon der Vorabend, der des zweiten Mai, trägt ein beſonderes und feſtliches Gepräge, und eine freudige Bewegung geht ſeit dem Morgen durch die Menge. Der außergewöhnlich heiße Tag hält meine Gaſtgeberin und mich im Hauſe; wir inſtallieren uns mit unſern Erfriſchungen auf dem urgemütlichen Divan des Glaserkers, der die eleganteſte Strecke der großen Peraſtraße vollſtändig beherrſcht, und haben unſer helles Vergnügen an dem frohen Treiben. Hier laufen Diener und Laſtträger eifrig ſtraßab und ſtraßauf mit ſchweren Körben belaſtet oder leichte Körbchen haltend, in denen die ſüßen, zopfartig geflochtenen Oſterbrote zum Geſchenk für Freunde und Verwandte liegen. Dieſe Behältniſſe ſind mit hochrotem Seidenpapier ausgeſchlagen oder mit ebenſolchem Tarlatan umhüllt, mit Grün ausgeputzt. Auch die Oſterlämmer dort drüben in der Schlächterei zeigen vergoldete Füße, und die Nieren, der Leckerbiſſen, ruhen auf ausgezackten Goldpapierſtreifen. Dazu werden unabläſſig die Blumen der Oſterzeit ausgerufen, üppige Syringen, lila und weiß, ſtarkduftende Narziſſen. „Páskalia! Foulia!“ rufen die Gärtnerjungen. Sie tragen ihre holde Laſt in flachen Wannen auf dem Kopfe, und die Fülle der Dolden hängt über den Rand hinab und verbirgt, ſchattenwerfend, die braunäugigen Geſichter der ſchlanken Burſchen. Und da kommt auch der ſtämmige Chiot mit ſeinen Citronen und Apfelſinen und preiſt ſie mit mächtigem Bruſttone an:

„Lemoni! — Portuka — li!“ —

Auf den Trottoirs wogt die geputzte Menge. Neue Hüte: Paris und Pſeudo-Paris, klare Sommerkleider, Spitzen und Schmuck, friſche und geſchminkte Schönheit, trippelnde Kinder wie aus einem luxuriöſen Puppenladen genommen. Dazwiſchen die ſtrammen Figuren der Laſtträger (Hamals) im Sonntagsſtaat: blaue Hoſen, ſehr faltig, mit nachwippendem Bauſch, eng um die Wade ſchließend, buntſtreifige Schärpen, Fes und die Uhrkette als reiches Silbergeſchnür mit Troddeln, Schiebern und Berlocques über der Bruſt. Nun ein paar tintenſchwarze Negerinnen in gelbſeidenen Feredje's, unverſchleiert, die Füße in billige, hochhackige Tanzſchuhe gezwängt; die eine der beiden führt ein niedliches Mulattenbaby im kraßblauen Volantkleide und himmelblauem Hütchen auf den Wollhaaren. Jetzt ein kleiner Trupp beſonders fremdartiger Geſtalten: Araber aus Bagdad, in wallenden Seidenkaftans, weiß und blaßgrün, goldene Sonnenſtrahlen in den Stoff gewirkt, dazu ſchwarze Turbans, ſchwarzbraune Geſichter. Sie wandern majeſtätiſch an ihren langen Stäben, der untergehenden Sonne entgegen. Im tiefen Rot des Abendhimmels blinkt ſchon der erſte Stern. — Mir fällt die bibliſche Geſchichte und die Jugendzeit ein, und es geht mir durch die Gedanken, was der Evangeliſt von den Weiſen aus Morgenland erzählt, die dem heiligen Sterne nachzogen.

So kommt die Nacht, aber die Straßen werden nicht ſtill. Ich gebe das Schlafen auf und ſetze mich in die große Niſche meines offenen Fenſters. Wie lind die Luft; droben am Himmel blinken und zucken Milliarden Sterne — eine Nacht zum ſeligen Träumen und heimlichen Schwärmen geſchaffen. Drunten jedoch heulen und kläffen die Hunde, Wagen raſſeln, Schüſſe knallen faſt ohne Pauſe, und Scharen Andächtiger ſtrömen mit brennenden Kerzen zur Meſſe in die Kirchen. — — Plötzlich aber jagt ein Reiter durch den Menſchenhaufen, ihn rückſichtslos auseinanderſprengend: „jangyn wâr! jangyn wâr!“ Feuer! Und da kommt die wilde Horde der toulumbadji, die freiwillige Feuerwehr. Mit pfeifendem Geheul ſtürzen ſie vorüber, niederwerfend, niedertretend, was ihnen im Wege iſt. Die Menge ſtiebt nach rechts und links zu beiden Seiten des Trottoirs und preßt ſich mit ihren flackernden Lichtchen gegen die Hausmauern, — Siouxindianer in Freiheit können nicht barbariſcher und gewaltthätiger ſein, als die Toulumbadji. Wie eine Viſion raſen ſie vorbei, die Fäuſte und Ellenbogen an die nackte Bruſt gedrückt, barfuß — dumpf ſtampfen die haſtenden Sohlen den unebenen Boden, die Arme fliegen, die kleine Spritze, die ihrer acht an Stangen auf den Schultern tragen, ſchwankt wie toll, und irgend ein Lichtblitz trifft das ſtrahlenumgebene Muttergottesbild über der Handhabe.

Da verſchwinden ſie im Dunkel der Straße in der Richtung von Tatavola mit ſeinem Gewirr enger Gäßchen und hölzerner Baracken. Sie gehen angeblich auf Rettung aus, aber ſtill davon, wie ſie meiſtens zu retten pflegen!

Endlich iſt die laute Nacht vergangen, und mein Paſcha in ordenſtrahlender Uniform pocht, weil der Wagen bereit ſteht.

„Christos anésti!“ Chriſt iſt erſtanden! Der herrliche, himmelblaue Tag, der mit dieſem friſchen und ſtrahlenden Morgen anbricht, ſcheint in den Jubelruf einzuſtimmen. Wir fahren direkt von Pera zur alten Hafenbrücke und hinüber. Dann längs der grauen Mauerreſte hin durch die vorſtädtiſchen Bezirke Djubbali-Kapuſi, vorüber an der Roſenmoſchee, Gül Djami, durch das chriſtliche Viertel von Imi-Kapu. Überall feſtliche Erregung; unverſchleierte Frauen, Blumen in Händen, den Oſterkuß tauſchend, glänzende Männertrachten in reicher Abwechslung, Montenegriner im weißen Rock, Bulgaren im geſtickten Jäckchen und bunter Schärpe, Naxioten mit hellblauem Beinkleid, Landgriechen in der hunderfaltigen Fuſtanella. Dazwiſchen Zigeunerinnen: Tſchinganie, Schleiertücher nach Art der Heiligenbilder loſe über den Kopf geworfen und vorn in den dichten Scheitel eine einzelne Blume geſteckt, Narziſſe, Goldlack, lichtblauen Boretſch. Das ſteht ſo reizend zu den bronzebraunen Geſichtern mit ihrem indiſchen Gepräge, daß man bei einzelnen dieſer wilden Schönen an die märchenhafte Prinzeſſin Sakuntala denken könnte.

Zur Kirche iſt's noch viel zu früh. Wir werden über Treppen und Treppchen und durch verwickelte Gänge in ein Zimmer des Patriarchats geführt, das einſt Nonnenkloſter war. Ganz ſtill iſt's drin, vom Straßenlärm dringt nichts herauf, durch die offenen Fenſter blicken wir weit, weit über das goldne Horn und ſeine Hügelzüge hin und abwärts in den Hof, wo ſich die Andächtigen ſchon verſammeln. Ein Diener ordnet geräuſchlos umher — er hat ein großes, finſteres Geſicht: Bulldoggenphyſiognomie, aber daß er ein guter Diener iſt, ſieht man an einer Kleinigkeit: Die welkende Roſe, die inmitten des großen Tiſches wie zufällig liegt, ſchiebt er, nach dem Abſtäuben, behutſam an ihren urſprünglichen Platz zurück. Dann tritt ſein Herr, ein ſtreng blickender Prieſter, ein, grüßt ſehr tief, läßt uns Konfitüren und das übliche friſche Waſſer bringen und ſetzt ſich zum Schreiben. Alle Augenblick ſchellt er dem Diener, gibt flüſternde Befehle und bietet den Beſuchern, die in ganzen Zügen hereinkommen, die Hand zum Kuſſe: „Christos anésti!“

Nach und nach erſcheinen immer mehr Prieſter hoher und niederer Grade; alle haben die Haarflechte am Hinterkopf gehoben und unter das hutartige Barett verſteckt. Das Schermeſſer darf ſie nicht berühren.

Wahre Apoſtelgeſichter unter ihnen. Der Schönſte jedoch iſt uns noch vorbehalten. Der kommt erſt zur Erſcheinung, als wir, nach langem Harren zwiſchen einer oberflächlich plaudernden Menge, von Coumbari-Efendi, dem Direktor der Sternwarte, in den großen Saal geleitet werden, wo die Einkleidung Seiner Allerheiligkeit, des Patriarchen, vor ſich gehen ſoll.

Inmitten des Raumes ſteht ein Tiſch, beladen mit den herrlichſten Gewändern, goldſtrotzend, in lebhaften Farben prangend, und mit Miſſalen, Tafeln, auf deren Goldgrund Heiligenbilder gemalt ſind, mit der edelſteinbeſetzten Krone, einer Kuppel, von ſchwerem Reif ſich emporwölbend. Dazwiſchen auf der feinen filierten Decke Leuchter mit langen, ſchräggeſteckten Wachskerzen. Der ganze Saal iſt von unzähligen dieſer Kerzen feenhaft erleuchtet, und durch die offnen Fenſter herein bricht die liebliche Maienſonne.

Nun verſammeln ſich die Herren vom diplomatiſchen Korps mit ihren Damen und Kindern. Bevorzugte aus dem Fanar und Pera kommen hinzu — der Leibarzt des Sultans, ein liebenswürdiger, betagter Philoſoph, auf deſſen Anweſenheit ich beſonders gezählt habe, fehlt noch. Er iſt von macedoniſcher Herkunft, trägt den Fürſtentitel und ſpricht unſere deutſche Sprache ſehr gut für einen Ausländer. — Die Diener, deren Livree ganz mit Gold verſchnürt iſt, treten zur Seite, und jetzt kommt die Geiſtlichkeit in langem Zuge. Mit wenig Ausnahmen kräftige und ſtattliche Männer, als der letzte der Patriarch, ein weißbärtiger Greis, von ſeinem jungen Diakonen geleitet.

Dieſer Diakon iſt eine ideale Erſcheinung. Die Geſtalten aus „Ben Hur“ und dem Ebersſchen „Homo sum“, Johannes der Täufer und der Evangeliſt, ziehen an meinem Geiſte vorüber, als dies Antlitz vor mir auftaucht in ſeiner völlig unglaublichen und übernatürlichen Schönheit. Bei uns zu Lande haben wir ohnedies keine Vorſtellung von ſolchen Angeſichtern. Seltſam kontraſtieren die lichtblauen, von dichten, kohlſchwarzen Wimpern geſäumten Augen mit den bräunlichen Zügen vom alleredelſten griechiſchen Schnitt, ſehr hohe und ſchmale Brauen, ſehr ruhiger, blaßroter Mund mit wahren Perlenzähnen inmitten des ſchwarzen Gabelbartes. Nur die Geſtalt ein wenig zu klein für dieſes auffallende Haupt. Er trägt ein langes Meßgewand, ſchwere, weiße Seide mit rotgoldenen Ornamenten: eingewirkten ſtiliſierten Lilien. Später, als er ſeine hohe Mütze abnimmt, wallt ihm eine Überfülle dunklen Kraushaares, dem das Licht kupferfarbene Reflexe entlockt, bis weit über die Hälfte des Rückens hin, und fällt in weichen Wellen an den Wangen nieder.

Joakim, der Diakon, bedient den Patriarchen, der mit ſich hantieren läßt, als ſei er eines der bunten, holzgeſchnitzten Heiligenbilder und kein lebender Menſch. Sein ſchwarzer Talar fällt von ihm ab und ein golddurchwirktes, hemdartiges Untergewand wird ſichtbar: das Stikharion. Darüber werfen die Prieſter ihm ein zweites: das Petrakhilion, und darüber ein unbeſchreiblich prachtvolles Überkleid, den Saco, ſtarrer Brokat, ſchneeweiß, mit bunten eingeſtickten Heiligenbildern in Goldornamente gerahmt, dann folgen der Perizomou, der Gürtel, und die ſteifen, rotgoldenen Handmanſchetten: Ipomenika. Zum Schluß drückt er ſich die blitzende Patriarchenkrone auf das langhängende, graue Haar und nimmt die Engolpia, das Kreuz und Bild Mariä. Seine Kleidung iſt ſo ſchwer, daß er ſich allem Anſchein nach nur mit Mühe vorwärts bewegt.

Auch die übrigen Geiſtlichen haben ſich vor unſeren Augen in ihre prächtigen Ornate gekleidet und ihre Haare gelöſt. All den ernſten Geſichtern iſt damit eine große Würde aufgeprägt. Die Farbenglut in dieſem Gemiſch von Rot, Gelb, Violett, Lichtgrün und Dunkelblau iſt gar nicht in dürren Worten zu ſchildern. Während der ganzen Ceremonie des Ankleidens ſingt ein Knabenchor im Hintergrunde des Saales unaufhörlich uralte byzantiniſche Kirchenmelodien, das „Kyrie eleison“ und „Christos anésti“, in ewigen Wiederholungen, aber erhebend iſt dies näſelnde und plärrende Lobpreiſen des auferſtandenen Erlöſers keineswegs.

Dann nehmen die Prieſter die Silberleuchter vom Tiſch, entzünden die ſchräggeſteckten Kerzen und tragen ſie dem Patriarchen nach. Der Zug bewegt ſich zur Kirche hinab. Wir folgen, von Coumbari-Efendi geleitet, dem Patriarchen auf dem Fuße, eilen zwiſchen türkiſchen, ſalutierenden Soldatenreihen hin, von einer aufgeregten Volksmenge bedrängt und bedroht und durch ein Schlupfpförtchen in die Kirche. Sie iſt nicht groß, aber ſehr eigenartig mit ihrer geſchnitzten und perlmutterverzierten Kanzel und dem Patriarchenthron in ciſelierter Metallarbeit, ſo fein wie die der Damaszenerklingen. Zu beiden Seiten des faſt tauſendjährigen Ehrenſitzes ſchlanke Säulen, mit doppelköpfigen, elfenbeinernen Adlern geſchmückt. Das Elfenbein ſpielt überhaupt in der Ornamentik eine große Rolle. Starke Gitter ſperren die Menge vom teppichbelegten Hauptgange der Kirche ab, und die Teppiche ſind mit Blumen und Lorbeerzweigen beſtreut. Der herrliche Duft der Narziſſen und Pomponröschen und der würzige des Lorbeers miſchen ſich mit dem ſüßkränklichen, der den Weihrauchfäſſern der Prieſterſchaft entquillt.

Unſer philoſophiſcher Freund, der Leibarzt Sr. Majeſtät und augenſcheinlich des Sultans Stellvertreter bei dieſer großen Feier, hat ſich auch eingefunden und nimmt den Platz neben dem Patriarchenthrone ein. Von ſeiner Uniform ſieht man nur ſehr wenig, ſo ganz bedeckt iſt ſie von Sternen, Bändern und geſtickten Goldarabesken.

Mir wird zwiſchen den Damen der hohen Diplomatie ein Platz im reſervierten Geſtühl angewieſen. Hinter uns, Kopf an Kopf die drängende, wildbewegte Maſſe des Volkes, ganz beſeſſen von Neugier, Eifer und Kampfluſt. Dermaßen preſſen all die Menſchenleiber gegen die Rücklehnen unſeres Geſtühls, daß denſelben arge Gefahr droht. Die ſtarken Nägel weichen aus dem Gemäuer; wehe uns und unſerem Leben, wenn ein Zuſammenbruch erfolgen und die Laſt dieſer Körper auf uns einſtürzen ſollte.

Das Publikum benimmt ſich zum Erſtaunen unwürdig nach unſeren Begriffen. Das prügelt einander, pufft, ruft, ſpricht, läßt Knallerbſen explodieren, feuert gefahrloſe Teſchinſchüſſe ab, und wird von den türkiſchen Soldaten mit Kolben und Bajonnetten hinausgejagt. Dazwiſchen Kindergeſchrei, beruhigende mütterliche Stimmen, das ungenierte Geſchwätz der eleganten Welt rings umher und das wimmernde Singen des Kirchenchors.

Nach endloſen Gebeten, Litaneien, Reſponſorien und Benediktionen beginnt die Verleſung des Oſterevangeliums und zwar nach einander in fünf verſchiedenen Sprachen: albaneſiſch, perſiſch, arabiſch, franzöſiſch und italieniſch. Die Vorleſer, alle verſchieden gekleidet, ſtehen im Halbkreiſe und treten einzeln heraus, gegen den Patriarchenthron hin. Drüben, auf der Kanzel erſcheint der Diakon Joakim und ſpricht die Auferſtehungskunde griechiſch mit merkwürdig weicher Stimme und melancholiſch-ſingender Betonung. Die blauen Augen hält er mit großem, warmem Blicke emporgeſchlagen, und die Sonne durchleuchtet ſein Haar, das wie eine dunkle Wolke um ſein Antlitz zu ſchweben ſcheint. Ganz eigentümlich berührt in der neugriechiſchen Zunge der geliſpelte „dh“-Anlaut, der genau wie das engliſche „th“ klingt.

Während dieſes Evangelienvortrages geht ſeitwärts in einer Art von Altarniſche, zwiſchen den nicht leſenden Prieſtern und dem Patriarchen, eine ſtille Meſſe und das Weihen der Opfergaben vor ſich. Mich dünkt es, als werde die Feier heute überhaupt kein Ende mehr nehmen; denn die fremden dumpfen Laute des Perſiſchen, die näſelnden des Arabiſchen bleiben mir und den meiſten unverſtändlich. Der Albaneſe jedoch ſpricht zum Schluß in ſeinen tiefen Gutturaltönen wie ein Dramatiker, verdeutlicht auch die Lektüre durch die lebhafteſten Geſten und beendet ſie mit einem förmlichen Knalleffekt. Als er darauf ſein Evangelienbuch raſch zuklappt, herzhaft küßt und energiſchen Schrittes vom Podeſt herab und hinwegſchreitet, lacht die andächtige Menge ungezwungen und höchlichſt beluſtigt hinter ihm drein, wie er, die langen ſtraffen Haarſträhnen in den Nacken ſchüttelnd, von dannen trabt. Unwillkürlich wartet man, ob nicht ein hundertſtimmiges Bravo und Beifallsklatſchen dieſe kleine öſterliche Szene abſchließen wird.

Dann kommt mein alter, beſternter Freund, der droben neben der kaiſerlichen Reſidenz, dem Yildiz-Kiosk, in einem reizenden Landhauſe wohnt, bietet mir den Arm und führt mich durchs Gewühl, über die zertretenen Blumen wieder treppan in den Saal des Patriarchen, wo neben deſſen Thronſeſſel Körbe und ſilberne Teller ſtehen mit Säckchen aus rotem und weißem Tarlatan. Sie enthalten goldene und rote Oſtereier. Ich habe das Glück, mit meinem Begleiter die Armſeſſel unmittelbar zur Seite des Thrones einnehmen zu dürfen. Und nun kommen die Prieſter abermals im Zuge herein und, auf den Diakon geſtützt, erſcheint der Patriarch, ſehr müde ausſehend, im ſchlichten, ſchwarzen Gewande. Oſterküſſe auf beide Wangen werden getauſcht, ſtehend erteilt der Greis uns allen den Segen, und dann gehen wir einzeln an ihm vorüber, beugen uns zum Kuß tief auf die Hand des ehrwürdigen, alten Mannes und empfangen dafür einen geflüſterten Oſtergruß und ein Säckchen mit Oſtereiern.

Erſt daheim in der Grande-rue habe ich es geöffnet und nehme es als liebe Erinnerung an dieſen ſtrahlenden Auferſtehungsmorgen mit ins deutſche Vaterland, das goldene Wort auf roſenrotem Grunde:

„Christos anésti.“

---

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Dieſer Zwiſchenfall veranlaßte Klug unter den Worten: „Hier, Raſch, für ein Halbes. Ich muß weiter!“ ſogleich aufzubrechen.

Nachdem er den letzten Reſt eilig ausgetrunken und nach ſeiner Mütze gegriffen, verließ er, den ihm den Rücken wendenden Freund ſeiner Frau ignorierend und nur ein allgemeines Guten Morgen hervorſtoßend, die Wirtsſtube und ging in die Einfahrt. Hier brachte er mit Beihilfe des Knechtes raſch das Geſpann in Ordnung und hatte wenige Minuten ſpäter auf ſeinem Wagen den Krug im Rücken.

Von Fräulein Marie hatte er nichts entdecken können, aber er wollte auch heute keine weitere Begegnung mit ihr, weil er abermals von Hans von der Münde in ihrer Geſellſchaft geſehen zu werden fürchtete und weil er tiefe Reue empfand, daß er ſich — zum erſtenmal — hatte hinreißen laſſen, die Ehrerbietung gegen ſie beiſeite zu ſetzen.

Das Geſchehene war ihm ſo überaus peinlich, die ſteife Zurückhaltung, ja die Verachtung, die Hans von der Münde an den Tag gelegt, beſchwerte und beſchäftigte ihn dermaßen, daß er kaum ſah, was um ihn her vorging, daß er wie mechaniſch auf die Braunen einhieb und mit rückſichtsloſer Schnelligkeit über den tiefen, ſchlechten Weg dahinjagte. Endlich, als die Braunen immer ſtärker ſchnaubten, ward er gewahr, was er eigentlich that, und hemmte ihren raſenden Lauf. Aber ſeine Gedanken wichen nicht, ſie richteten ſich auf die Folgen, auf das, was geſchehen mußte.

In erſter Linie ſtand's in ihm feſt, daß er am folgenden Tage nochmals nach Eiche fahren und ſich bei Fräulein Marie entſchuldigen mußte, auch nahm er ſich ſchon aus kluger Vorſicht vor, ſeiner Frau von allem Mitteilung zu machen und — und — aber nun ſtockte Klug doch!

Der Vorfall mußte Ellen-Luiſe doppelt peinlich berühren. Daß er ein Schenkmädchen geküßt — als ein ſolches ſah ſeine Frau, wie er wußte, Marie an — das warf kein günſtiges Licht auf ihn, und daß Hans von der Münde gezeigt, daß er mit ihm nichts mehr zu ſchaffen haben wollte, würde Ellen-Luiſen noch weniger erfreuen.

Klug hatte bisher noch immer eine geheime Hoffnung gehegt, daß Hans das Ausbleiben einer Einladung ohne Empfindlichkeit beurteilen werde, daß er den Verhältniſſen in hochherziger Weiſe Rechnung trage, jetzt aber hatte er ſich vom Gegenteil überzeugt. Wenn er Ellen-Luiſe Mitteilung machte, würde er zudem die alten Dinge wieder aufrühren, obſchon er nur zu gut wußte, daß ihre Gedanken oft bei Hans waren. Er konnte ihr ja auch nicht einmal einen Vorwurf daraus machen.

Was bot er ihr? Wie hatte er ſein oft gegebenes Wort gehalten? Nach langer Zeit fiel's Klug wieder auf die Seele, wie unrecht er eigentlich gegen Hans gehandelt hatte, wie künſtlich die Verhältniſſe verſchoben waren. Wäre es nicht viel natürlicher geweſen, wenn Ellen-Luiſe Hans von der Münde geheiratet hätte, und wenn er entweder ledig geblieben wäre oder — Fräulein Marie die Hand geboten hätte? Fräulein Marie! Heute wollte ſie Klug durchaus nicht aus dem Sinn!

Ja, ſie paßte ganz für ihn, und die arme Ellen-Luiſe, die daſaß in finſterer Verlaſſenheit und wortkarger Abwehr, gehörte zu jenem Manne, der vordem kaum ſeinen Gruß erwidert hatte. Aber das waren doch eben nur Erwägungen, die der nächſte Augenblick bereits wieder verwiſchte. Eine grenzenloſe Eiferſucht krallte ſich in Heinrich Klugs Herz ein bei dem Gedanken, daß Ellen-Luiſe den Jugendfreund immer noch liebe. Und doch konnten die Dinge nicht ſo bleiben; etwas mußte geſchehen, wenn er ſie nicht verlieren ſollte. Er mußte ſich ändern, endlich ändern — und vermochte es nicht!

Als Klug in ſein Haus trat, fand er auf dem Flur eine arme Frau aus der Umgegend, die ſtets kurz vor dem Feſt erſchien und bereits ſeiner gewartet hatte.

Er gab ihr ſogleich etwas Geld mit der Frage, ob ſie denn ſeine Frau nicht geſprochen habe. Von ihr ſolle ſie doch Kleidung, Brot, Kartoffeln und Weihnachtskuchen erhalten.

„Nein, was die gnädige Frau iſt — ſie iſt nicht zu Hauſe!“ erklärte die Alte.

So trat Klug, die Frau auf den nächſten Morgen wieder beſcheidend, zunächſt in die Wohngemächer. Er ſchaute ſich um, weil er trotz der Mitteilung der Frau annahm, daß Ellen-Luiſe da ſei; ſie hatte ſich wohl nur verleugnen laſſen. Aber er fand ſie nicht, es fiel ihm dagegen auf, welche ungewöhnliche, peinliche Ordnung in den Räumen herrſchte. Sie erſchienen ihm heute, als ob ſie gar nicht bewohnt ſeien, ja, als ob ſie ſeit Jahren nicht mehr betreten wären.

Eine unbeſtimmte plötzliche Angſt bemächtigte ſich ſeiner. Um ſich von ſeinen Vorſtellungen zu befreien, trat er an Ellen-Luiſens kleinen Arbeitstiſch am Fenſter im Kabinett. Aber ſtatt, daß die Empfindung ihn verließ, ward ſie noch verſtärkt. Eine bangende Unruhe wollte ihn nicht verlaſſen. Der Tiſch ſah anders aus als früher. Er war geſchloſſen, auf der Platte ſtand nicht wie ſonſt der Arbeitskorb, ſie war kahl und blank, und nichts deutete ringsum auf eine vordem ſtattgefundene Thätigkeit hin.

Nun eilte Klug in ſein Zimmer, aber bevor er die Klingel zog, um den Diener zu rufen, fiel ſein Blick auf ſeinen Schreibtiſch, auf dem ein an ihn gerichteter, von Ellen-Luiſens Hand geſchriebener Brief lag. Mit pochendem Herzen, von den furchtbarſten Ahnungen ergriffen, riß er das Couvert auf und las:

„Es geht ſo nicht mehr, Heinrich! Ich halte es nicht aus! Vorgeſtern kamſt Du wieder erſt um ein Uhr nach Hauſe und warſt ſo trunken, daß ich vor Ekel vor Dir mich mit Abſcheu abwandte.

Du willſt nicht! Ich ſehe es jetzt. Rückſicht, die Dich früher gegen mich leitete, beſitzeſt Du nicht mehr. Du ſinkſt immer tiefer. Dein Ehrgefühl und Deine Selbſtachtung, Dein Stolz und Dein Pflichtgefühl ſchwinden mit jedem Tage mehr! Du biſt kein Mann, Du biſt nur ein willenloſes Werkzeug Deiner ſchlechten Triebe.

Ich kann Dich nicht mehr küſſen — ich kann Dich kaum noch anſchauen! Du kannſt es auch nicht verlangen, daß ein feiner organiſiertes Weſen an Deiner Seite leben ſoll.

Du biſt unheilbar, es bleibt nicht einmal Hoffnung auf eine Änderung.

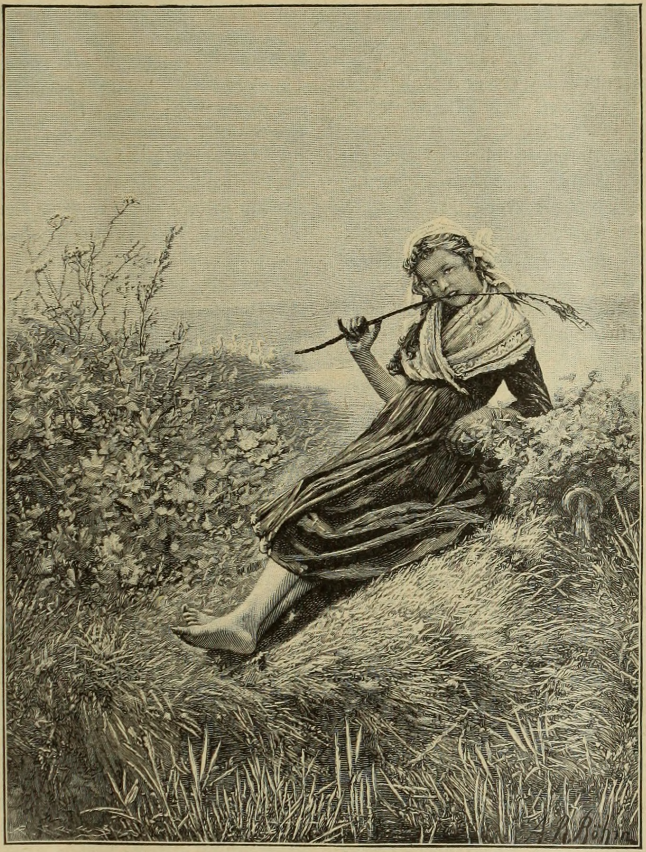
Du haſt gegenwärtig alles in mir getötet: Achtung, Liebe und Vertrauen. Es blieb nur meine nie ſchwindende Dankbarkeit für das, was du den Meinen gethan. Wäre ſie nicht, Heinrich Klug, ich hätte mir in der Verzweiflung ſchon den Tod gegeben, mir oder — Dir!

So, nun haſt Du einen Einblick in mein Inneres.

Ich gehe fort. Ich weiß nicht, was aus mir wird. Aber eins iſt ſicher: Ich gehe weder zu Hans von der Münde, noch kehre ich wieder zu Dir zurück. Am liebſten läge tief, tief unter der Erde die, welche einſt nur Dir gehören wollte:

Ellen-Luiſe.“

Nachdem Heinrich Klug geleſen hatte, ſtürzte er wie ein Raſender an die Klingel, und dann fiel er hin und küßte unter Thränen den Brief ſeiner Frau. Und ſie ſtieg vor ihm auf in ihrem kindlichen Zauber, in ihrer Schönheit, und eine ſolche leidenſchaftliche Liebe zu ihr, die er verloren, ergriff den Mann, daß er glaubte, ſterben zu müſſen, wenn ihn nicht der nächſte Augenblick wieder in ihre Nähe brachte, wenn er nicht an ihrem Halſe ſich ausweinen konnte. Ja, das waren Qualen, das waren noch weit entſetzlichere Qualen, als wenn ihn die deliriſchen Vorſtellungen marterten, — wenn die Mäuſe an den Wänden krochen, er draußen Stimmen zu hören vermeinte, Brüllen von Löwen, Schreien von Hyänen, die ſich nahten, um ihn anzufallen, bei deren Stimme ihm vor Angſt das Herz ſpringen wollte. Nein, das war alles nichts gegen dieſe Reue, dieſe Angſt und Verzweiflung.



Gänſelieſel. Nach dem Gemälde von A. R. Böhm.

„Ellen! Ellen! komm zurück,“ ſchrie der Mann wie beſinnungslos. „Es ſoll ſicher alles anders werden. Ich ſchwöre es! Du haſt recht. Ach wenn du mich doch nur öfter ermahnt hätteſt! Ich wiegte mich in dem Gedanken ein, du merkteſt nicht, daß ich der alten Leidenſchaft nachginge! Doch nein! Es iſt anders! Ich war in einem Taumel, ich hatte mich überhaupt des Nachdenkens entraten. Ich wußte nicht, was ich that. Ach Ellen, ich bin ja krank, ſehr krank, habe Mitleid, ſtatt mich zu verachten.“

Nun kam endlich der Diener und gab dem mühſam ſeine Haltung Bewahrenden die Auskunft, die er zu erteilen vermochte. Die gnädige Frau ſei ſchon bald nach Mittag in Mantel und Hut über den Gutshof gegangen. Sie habe geſagt, ſie wolle einen Spaziergang unternehmen und nach Dorf Pries wegen des morgigen Weihnachtsfeſtes gehen.

„Es iſt gut! Friedrich ſoll mir gleich den Fuchs ſatteln. Ich muß noch einmal fort. Wenn meine Frau zurückkehrt,“ ſchloß Klug ſich verſtellend, „ſagen Sie, daß ich etwas vergeſſen hätte und bald zurückkehre.“ Zehn Minuten ſpäter war er im Sattel und jagte den Weg, den er eben gekommen, wieder zurück. Sicher! In Viga hatte er Ellen-Luiſe zu ſuchen. Wohin ſollte ſie ſich ſonſt gewendet haben. Sie hatte abſichtlich erklärt, daß ſie in das Dorf Pries gehe, ſie wollte die Spur von ſich ablenken!

Bei dem raſenden Dahinjagen ſpritzte Klug die flüſſig ſchmutzige Erde der Landſtraße um das Geſicht; der Gaul war bedeckt mit ſchlammigem Kot und mit Schweiß. Aber Heinrich Klug achtete nicht darauf. Vorwärts, nur vorwärts, um ſie einzuholen, ſie womöglich noch an dieſem Abend zurückzubringen! Es gab einen Weg, der faſt ganz über Felder und einige Male durch kleine Gehölze führte: ihn hatte Ellen-Luiſe, um ihm auszuweichen, wie Klug annahm, gewählt. Das war um ſo wahrſcheinlicher, da er ihr bei der Rückkehr von Viga nicht begegnet war.

Er ſah auch alles bereits im Geiſt deutlich vor ſich — Ellen-Luiſe hatte ſich Diana anvertraut. Ohne ihre Schweſter geſprochen zu haben, würde ſie Viga nicht verlaſſen! Diana und Klug waren ſich neuerdings fremd geworden, ſie konnte ihren Abſcheu vor ſeinem Laſter nicht verbergen. Aber die beiden Schweſtern hielten enger zuſammen denn je zuvor, ihr wenig erfreuliches Schickſal führte ſie naturgemäß zuſammen.

Bei Ferdinand würde Ellen-Luiſe auch keine Zuſtimmung für ihren Entſchluß finden. Klug wußte, daß er in Ferdinand einen treuen Verbündeten beſaß. Sie beide ſtanden aus anderen Gründen zu einander. Jeder war nachſichtig, weil er ſelbſt Nachſicht gebrauchte!

Plötzlich bemächtigte ſich Klugs wieder eine andere Vorſtellung. Wenn er Ellen-Luiſe nicht in Viga fand? Wenn der Abend verging, die Nacht kam, ohne daß er ihre Spur entdeckt hatte? Was dann? Dann hatte ſie ſich gewiß ein Leid angethan? O, Gott im Himmel! Wenn ſie am Ende nicht mehr lebte?

Der Mann ſchwankte im Sattel, er zog die Zügel unwillkürlich feſter an. Ihm kam auch die Erinnerung an ſeine Begegnung mit Hans von der Münde. Welch ein merkwürdiger Zufall! Oder war's kein Zufall? Sollte etwa ein Einverſtändnis zwiſchen beiden beſtehen? Nein, Ellen-Luiſe verſchmähte die Lüge! Sie war nicht zu ihm gegangen und würde ſich, wie ſie erklärt hatte, nicht zu ihm flüchten! Stolz und Pflichtgefühl verboten ihr den Schritt.

So zogen die Gedanken qualvoll und marternd durch Klugs Gehirn, während er ſich Eiche und dem Kruge raſch näherte. Zugleich ſtieg das Verlangen nach einem Trunk in ihm auf. Für Minuten nahm ihn die Gier nach Sättigung ſeiner Leidenſchaft ſo gefangen, daß nur ſie Raum in ſeiner Seele hatte.

Aber er bezwang ſich, und einen Umweg einſchlagend, peitſchte er, als ob ein Verhängnis hinter ihm aufgetaucht ſei, auf den Fuchs ein und hatte nach zehn Minuten ſchon das Dorf im Rücken.

Nun ſtellte er ſich vor, daß er Ellen gefunden hatte. Er ſank vor ihr nieder, wiederholte ſeinen Schwur, und ſah in ihrem Auge, daß ſie ihm noch einmal glaubte! Ach, welch ein Wahn! Hatte ſie nicht geſchrieben: eines ſei ſicher, daß ſie nicht zu ihm zurückkehren werde! Ja, ja, ſie hatte es wohl geſchrieben. Aber er kannte ihr Herz, ihr Pflichtgefühl, er wußte auch, wie arm und verlaſſen ſie war — arm und verlaſſen? Ja! Das war ſie geweſen, als ſie damals ſich an ihn gewandt in ihrer grenzenloſen Not und Bedrückung! Und welchen Schutz hatte er ihr denn nun gewährt?

„Ach —“ rief der Mann plötzlich laut und riß die Trenſe zurück, daß der Gaul ſchnaubend und bebend ſtoppte.

„Ich weiß, was meine Sache ſein ſoll! Ich will vor ſie hintreten und ſagen: Damit du ſiehſt, wie ſehr ich dich liebe, trotz meiner Verirrung, wie ich bereue, ſo will ich auf dich verzichten. Werde Hans von der Mündes glückliches Weib!“

Aber dieſem gewaltigen Impuls folgte, wie dem Rauſch die Ermattung, auch hier bald der Rückſchlag. Die Ernüchterung kam über ihn, und die kühle Vernunft erhob ihre Stimme.

Wenn er auch wirklich ſo ſprechen wollte, konnte er es? Und wenn er's wirklich über ſich vermochte, war's zu ermöglichen? Nein! —

Was würden die Menſchen ſagen? Auch würden ſicher die alten Mündes Einſpruch einlegen. — Und ſelbſt wenn das nicht, ſo mußte er ſich doch von Ellen-Luiſe ſcheiden laſſen, und der zuſtändige Richter würde fragen, weshalb? Ja, weshalb? Trunkſucht war kein Grund zur Scheidung! —

Es gibt eben Dinge in der Welt, die ſich in keiner Weiſe wieder ausgleichen laſſen. Eine zerſprungene Glasſcheibe kann man nicht von neuem zuſammenfügen!

Nun endlich hatte Klug die Vorſtadt von Viga erreicht. Zehn Minuten ſpäter war auch ſchon ſein Pferd eingeſtellt, und er nahm den Weg zum Hauſe ſeines Schwiegervaters. Aber je näher er demſelben kam, deſto unbehaglicher ward ihm. Die Scham überfiel den Mann ſo lebhaft, daß er, vor dem Haus angelangt, nicht den Mut fand, die Thür zu öffnen

Bisher war zwiſchen ihm und dem Baron nichts vorgefallen, ſie gingen, gegenſeitig wiſſend, daß ſie einander nicht mochten, höflich aber kalt nebeneinander her. Aber nun ſah Klug den jähzornigen Mann wütend auftrotzen, ihn, falls Ellen-Luiſe nicht gefunden würde, mit Vorwürfen überſchütten.

Und ſeltſam — als Klug den Drücker der Thür faßte, flüſterte ihm eine Stimme zu: „Weshalb willſt du das Haus betreten, ſie, die du ſuchſt, iſt ja doch nicht da! —“

Trotzdem ſtand Heinrich Klug, von einem ſchier wahnſinnig machenden Schrecken erfaßt, eine Sekunde ſpäter auf dem beleuchteten Flur, und als auf den Klingelton Diana den Kopf aus der Wohnſtubenthür ſteckte, rief er ihr heiſer und in höchſter Aufregung zu: „Iſt Ellen-Luiſe bei euch?“

„Ellen-Luiſe? Nein! Nein! Was iſt? — Du erſchreckſt mich?“

Heinrich Klug taumelte für Sekunden zurück, wie von einem Schlag getroffen, und geſenkten Hauptes folgte er dann der bebend Voranſchreitenden ins Wohngemach.

* * *

Und wieder war Heinrich Klug am nächſten Vormittag auf der Landſtraße. Eine faſt an Empfindungsloſigkeit ſtreifende Stimmung hatte ihn erfaßt; ſein Gehirn konnte nicht mehr denken, er war ſo weit, daß er ſich in das Unvermeidliche fügte. Aber ſeine Angſt war eine geringere geworden, weil Diana — nun, da die Not es erforderte, wie immer eine milde Tröſterin — ihm ausgeredet hatte, daß Ellen-Luiſe ſich ein Leid angethan. Sie habe ſicherlich den Weg nach dem Norden eingeſchlagen und wäre nach Kopenhagen gegangen. Was Ellen vorhabe, könne ſie natürlich nicht beurteilen, aber ſie ſei überzeugt, daß ſie ſehr bald einen Brief von der Schweſter erhalten werde, und dann wolle ſie ihm unverzüglich Nachricht geben.

„Und willſt du dem Papa Mitteilung machen?“ hatte Klug gefragt.

Zu ſeiner nicht geringen Beruhigung hatte er ſeinen Schwiegervater nicht zu Haus gefunden. Der Alte ſaß bereits ſeit längerer Zeit wieder jeden Abend im Klub und ſpielte L'hombre.

„Nein. Ich ſchlage vor, wir laſſen vorläufig gar nichts verlauten! Erſt wenn wir ſelbſt klarer ſehen, werde ich ſprechen.“

„Und wenn unſere Hoffnung vergeblich iſt, Diana?“

„Ach, wer wird gleich ſo zaghaft ſein! Ellen-Luiſe hat in einem Anfall ſehr ſtarker Erregung gehandelt. Ich denke, ſie beſinnt ſich von ſelbſt wieder, Heinrich.“

So hatte Diana geſprochen, obſchon ſie ſelbſt wohl faſt noch bedrückter war und ſchwärzer ſah als Klug.

Es mußte weit zwiſchen beiden gekommen ſein! Welch ein neues Leid! Welch ein Skandal! Eine Frau der höheren Stände lief ihrem Manne fort, weil er ein Trinker war. Alle Welt erfuhr's, und diejenige, deren Namen in aller Mund kommen mußte, war ihre Schweſter! Und wenn es wirklich gelang, die beiden Menſchen wieder zuſammenzuführen, was dann? Ehe ein Jahr verlief, ſtanden die Dinge wie heute. Es gibt Menſchen, die nicht zu heilen ſind: der einſt ſo achtungswerte, der prächtige Klug ſchien Diana rettungslos verloren.

Und noch eine andere Angelegenheit war rettungslos zerſtört. Als Diana an jenem Morgen mit Ferdinand im Garten auf- und abgegangen war und er ihr zu ihrem nicht geringen Erſtaunen mitgeteilt hatte, wer ſich in Viga befinde, und mit welchen Abſichten Vaſtus' Bruder die Reiſe von Schwerin unternommen, hatte ſie ihm anfangs mit einem Gefühl froher Hoffnung zugehört. Keine Frau iſt unempfänglich für die Thatſache, daß ein Mann für ſie ſchwärmt, um ſie werben möchte und es nur nicht wagt. Dadurch gelangt oft eine vorher ſelbſt nicht erkannte Gegenneigung zum Ausbruch. Was bisher Intereſſe war, wird zur Liebe.

Als Ferdinand ſah, welchen Eindruck die Mitteilungen auf ſeine Schweſter machten, als ihm zweifellos ſchien, daß ſie bei einigem Zureden ja ſagen werde, ſuchte er das Gewonnene dadurch noch zu befeſtigen, daß er ſich über George Vaſtus in das höchſte Lob erging und alle ſeine vorzüglichen Eigenſchaften hervorkehrte. „Wie wohlwollend, wie zartfühlend er iſt, weiß ich am beſten!“ ſchloß Ferdinand im unbeſonnenen Eifer. „Hat er mir doch damals, als ich in furchtbarſter Not war, ohne beſondere Sicherheit 10 000 Mark vorgeſchoſſen und kein Wort des Vorwurfs gehabt, als ich Konkurs erklärte.“

Aber er gelangte nicht weiter, weil ihn ſeine Schweſter jäh und mit allen Zeichen des Schreckens unterbrach.

„Wie? Du haſt Vaſtus um Geld gebeten, damals, als du ſchon wußteſt, daß du nicht die geringſte Gewähr hatteſt, es ihm zurückzubezahlen? Einen ſolchen Betrug konnteſt du begehen? Ja, Betrug!“ rief das Mädchen. „Was ſoll der Mann von unſerer Familie denken! Alle kommen ſie und hängen ſich an ſeine Rockſchöße.“

„O — O —“ fuhr Diana tief aufatmend fort. „So iſt denn auch der letzte unſerer Bekannten und Freunde um Geld angegangen worden, und er, der einſt rief, daß jedermann das Geld beuge, hat Recht behalten. Ja, du warſt es, gewiß und nicht ich. Aber für mich iſt's dasſelbe. Ich finde den rechten Ton nicht mehr ihm gegenüber, ich bin befangen, ich bin in meinem Ehrgefühl und Stolz gekränkt, ich will ihn jetzt nicht, wenn er auch mich will. Der Mann ſoll nicht denken, ich verkaufte mich auch um Geld wie alle, wie die ganze Welt!“

Durch dieſes Geſpräch hatte dann die ganze Angelegenheit ihr Ende erreicht und doppelt, da Ferdinand bei ſeinem Eintritt ins Hotel das Schreiben von Guſtav Vaſtus vorgefunden. Dieſer hatte auch ſpäter noch an Ferdinand geſchrieben und offen erklärt, es habe ihn bei ſeines Bruders Anblick Angſt und Reue erfaßt.

Ferdinand hatte Guſtav wohlweislich verſchwiegen, wie Diana zu der Sache ſtand, aber die Gelegenheit benutzt, letzteren mit der Bitte „ſtrengſter Diskretion“ um 1500 Mark anzugehen, die denn auch Guſtav, begleitet von ritterlichen Worten nochmaligen Dankes für die freundliche Beurteilung des Zwiſchenfalles, geſandt hatte. — — —

Klug wich diesmal dem Wirtshaus nicht aus. Er wollte einerſeits zu erfahren ſuchen, ob man ſchon etwas von der Entfernung ſeiner Frau erfahren habe, und anderſeits wollte er Fräulein Marie ſeine Entſchuldigung ausſprechen. Freilich war's ihm — zum erſtenmal — peinlich, ihr gegenüberzutreten. Er würde ihr nicht wie ſonſt ins Auge ſehen können! Vielleicht würde ſie ſich gar verleugnen laſſen!

Als Klug in die Wirtsſtube eintrat, fand er Peter Raſch mitten im Zimmer ſitzen, und neben ihm ſtand Krümel, der ihn raſierte. Da Krümel eben des Wirtes Naſe nach oben gerichtet hatte, vermochte Raſch nur eine undeutliche Entſchuldigung hervorzuſtoßen, die Klug mit einem „bitte, bitte, laſſen Sie ſich gar nicht ſtören!“ beantwortete.

„Mich können Sie auch mal raſch vornehmen, Doktor,“ erklärte Klug, nachdem Peter Raſch ſich die Backen gewiſcht hatte und ſetzte ſich auf einen weiter in die Ecke des Zimmers gerückten Stuhl. Als jedoch Krümel gerade das noch einmal an dem Leder geſchärfte Meſſer anſetzen und ſeinen mit Seifenſchaum bedeckten zweiten Klienten vornehmen wollte, erſchien unglücklicher Weiſe Frau Raſch mit den haſtig hervorgeſtoßenen Worten:

„Ne, hüt hebbt de Höhner wedder nich leggt, Peter — und heſt denn hürt, Klug ſin Fru is ſit geſtern nahmiddag furt. Se ſchall em weglopen ſin —“

Klug hörte die Worte und hätte in die Erde ſinken mögen. Der erſchrockene Wirt aber winkte ihr mit dem Daumen, auf Klug hinweiſend, eifrig ab und gab dadurch Veranlaſſung, daß die Frau blitzſchnell wieder verſchwand.

So erfuhr Klug, daß die Menſchen ſich bereits mit ſeinen Angelegenheiten beſchäftigten. Nun blieb nur noch die Unterredung mit Fräulein Marie, die ohne Aufſehen herbeizuführen nicht leicht war.

Da Raſch, nachdem Klug von Krümel raſiert worden war und deſſen: „Ach, dat hett ja Tid, Herr Klug,“ beſeitigt hatte, keine Frage wegen Ellen-Luiſe an den letzteren richtete, gab ſich Klug die Miene, als ob er die über ſeine Frau gefallenen Worte gar nicht gehört habe. Er ſprach über gleichgültige Dinge, kam ſpäter auf Hans von der Münde und fragte, woher der geſtern gekommen ſei und ob er auf dem Wege nach ſeinem Gut geweſen wäre?

„Nein, er will das Feſt in Viga bei ſeinen Eltern feiern,“ erllärte Raſch.

„Hat er was von mir geſagt?“ ſtieß Klug mit zögernder Befangenheit heraus.

„Ah — nee, Herr Klug —“

Aber Klug wußte, daß es anders ſei, und er hätte gar zu gern etwas gehört. Schließlich fragte er geradezu nach der Wirtsfrau und nach Fräulein Marie.

„Ja, ich glaub' meiſt, ſie ſind bei und putzen den Tannenbaum auf. Wollen Sie 'mal hingucken, Herr Klug? Hinten!“ gab Raſch in ſeinem halben Hochdeutſch zur Antwort.

Ja, das wollte Heinrich Klug, ſchritt aber nicht von der Wirtsſtube in das Wohnzimmer, ſondern öffnete die mit der Einfahrt in Verbindung ſtehende Thür, um vom Hof aus erſt einmal zu ſondieren.

Der Zufall fügte es, daß diejenige, die er ſuchte, gerade mit dem alten Ausläufer ſprach, der für die Familie Gänge und ſonſtige Dienſtleiſtungen verſah. Er ſollte ins Dorf zum Kaufmann und einholen. Marie hatte ihm aufgeſchrieben, was gebraucht wurde.

Nun konnte Fräulein Marie Klug nicht ausweichen. Er trat denn auch ſogleich auf die bei ſeinem Anblick Errötende zu und begrüßte ſie.

Unwillkürlich nahmen ſie den Weg über den Hof auf den Kuhſtall zu, blieben vor ihm eine kurze Weile ſtehen und traten dann in unbewußter Übereinſtimmung in das Innere des Raumes.

Der warme Moſchusduft des Stalles ſchlug ihnen anheimelnd entgegen. Das Heu atmete ſeinen dumpf-aromatiſchen Geruch aus, und die Abgeſchloſſenheit und Stille des Raumes that das übrige, um das Verlangen in ihnen zu wecken, hier eine Weile zu plaudern.

Dennoch machte Fräulein Marie eine unſchlüſſige Bewegung und ſagte: „Ich habe eigentlich keine Minute Zeit. Herr Klug. Es iſt noch ſehr viel für heut Abend zu thun. Wir bekommen Gäſte, die Karpfen und Pfannkuchen bei uns eſſen wollen. Auch ſind wir mit dem Baum noch nicht ganz fertig.“

„Ja, wer miteſſen könnte,“ fiel Klug ein. „Ach, welch' ein Weihnacht! Sie haben erfahren, daß meine Frau mich verlaſſen hat?“

Fräulein Marie nickte. „Ich hörte heute Morgen, daß Ihre Frau Gemahlin geſtern Abend ſpät auf dem Bahnhof in Viga geſehen worden wäre.“

„Wie? Was? Das wiſſen Sie, Fräulein Marie? Von wem? Um Gotteswillen, ſprechen Sie!“

Der Mann war außer ſich, und Marie, unbekannt mit den inzwiſchen eingetretenen Vorgängen, ſchrak bei dem heftigen Ausbruch zuſammen. Aber auch ein tiefer Schmerz erfaßte ſie. Sie liebte Klug noch immer mit gleicher Stärke, und ſeine Erregung bewies ihr, wie ſeine Seele an der Entflohenen hing. Er verlor Faſſung und Ruhe, ſobald es ſich um ſeine Frau handelte.

Aber Marie war ein tapferes Mädchen. Sie bezwang ſich und ſagte: „Munk von Sendorf kam ſchon heute Morgen um ſechs Uhr hier durch. Er erzählte es — mein Schwager war früh nach Eiche hinunter — meiner Schweſter, und etwas ſpäter kam auch ein Bauer aus Eiche, Sie kennen ihn, Hans Klas, der wußte zu ſagen, daß Ihre Frau Gemahlin geſtern heimlich von Moordieck fortgegangen wäre! Es iſt alſo wirklich ſo, Herr Klug?“

„Ja, Fräulein Marie!“ beſtätigte Klug, mit langſamer Beiſtimmung den Kopf bewegend, und fuhr dann, halb für ſich ſelbſt ſprechend, lebhafter fort: „Alſo ſie hat ſich mit der Eiſenbahn entfernt! Sie iſt nach Hamburg gegangen! Ich muß ſogleich wieder umkehren, ihr nach.“ Und zufolge eines fragenden Blickes ſeiner Begleiterin, ſchloß er ſchnell und haſtig ſprechend, als ob er jede Minute Verzug fürchte: „Ich ſuchte meine Frau geſtern vergebens in Viga. Ich habe furchtbare Angſtſtunden verlebt. Erſt zuletzt hat mich meine Schwägerin beruhigen können, ich fürchtete, Ellen habe ſich ein Leid angethan. Dem Himmel ſei Dank, daß es noch nicht zu ſpät iſt. Ich weiß, ich werde ſie finden. Sie will ſich ſicher nach Amerika, nach New-York, einſchiffen. Schon früher hatte ſie ſolche Pläne. Aber wie dem auch ſei, ich muß es verhindern — —“

(Fortſetzung folgt.)

## Die Paramentenausſtellung im Berliner Kunſtgewerbemuſeum.

Von Hans Schliepmann. (Abdruck verboten.)

Im herrlichen Lichthofe des Berliner Kunſtgewerbemuſeums iſt augenblicklich eine Sammlung von kirchlichen Stoffen, Gewändern und geſtickten Paramenten ausgeſtellt, die durch ihre Reichhaltigkeit und die Pracht ihrer Stoffe und Farben Laien und Kenner entzückt. Zum erſtenmale erhält man hier ein glänzendes Geſamtbild von einem nicht unwichtigen Zweige kirchlichen Kunſtſchaffens, der lange genug dürr und blütenlos geweſen war. Es iſt daher zu hoffen, daß die Anregungen aus dieſer Ausſtellung ſich nicht auf paſſiven äſthetiſchen Genuß beſchränken, ſondern zu thatkräftiger Förderung der neu belebten Kunſtübung führen werden.

Iſt auch der überwiegendſte und prunkvollſte Teil der ausgeſtellten Gegenſtände für den katholiſchen Kultus beſtimmt, der ja von jeher die Schönheit, ſelbſt nach der Seite ihrer berauſchenden Wirkungen hin, mehr als der proteſtantiſche zu ſeinem Dienſt heranzog, ſo zeigt doch eine ganze Reihe trefflicher Werke, daß neuerdings auch den proteſtantiſchen Altar ernſt ſtiliſierte Kunſt umſpinnen darf.

Und ſobald man die Schmuckverachtung des ſtrengen Calvinismus nicht mehr für durchaus erforderlich hält, iſt auch nicht wohl einzuſehen, weshalb die bedeutſamſten Teile des proteſtantiſchen Gotteshauſes nicht *in ihrer Art* ebenſo ſinnig künſtleriſch ausgeſtattet werden ſollten, wie die der katholiſchen Kirche, wenn auch die proteſtantiſche Auffaſſung es ausſchließt, daß zugleich der Geiſtliche ſich in überaus koſtbare Gewänder uralten Schnittes hüllt.

Letztere, in außerordentlich reichen Muſtern älterer und neuerer Herkunft vertreten, werden daher die meiſten unſerer Leſer mehr nur aus techniſchen und äſthetiſchen Rückſichten zu näherer Betrachtung verlocken, während die Paramentenausſtattung tieferes Intereſſe erregen dürfte. Ich möchte mich deshalb auch auf dieſe beſchränken und überdies die Aufmerkſamkeit mehr auf allgemeinere Geſichtspunkte, die durch die Ausſtellung klar gelegt wurden, als auf die einzelnen Werke hinlenken, da deren Betrachtung doch nur der Minderzahl unſerer Leſer zugänglich iſt.

Bis vor wenigen Jahren begnügte man ſich — in gewiſſermaßen berechtigtem Gegenſatz zu katholiſchem Gebrauch —, Altarbekleidung und Kanzelpultdecke lediglich durch gediegenen Stoff, Samt oder Plüſch, würdig herzuſtellen. Den einzigen Schmuck bildeten goldene oder ſilberne Borden und Franſen; als Mittelpunkt ward meiſt ein Kreuz angeordnet; ſeltener ſchon kam noch ein Bibelſpruch hinzu.

Als man nun unter dem Einfluß des allſeitig ſich regenden neuen Kunſtſtrebens und des Studiums früherer Kunſtepochen zu empfinden begann, daß doch einerſeits auch ſolch einfacher Behang eben noch ein Parament, d. h. ein Schmuckſtück ſei, daß aber anderſeits ſolchem Schmucke eine gewiſſe Nüchternheit, Härte, ja Liebloſigkeit anhafte, da begann man ſich unter den Werken der Vergangenheit nach Vorbildern umzublicken, die auch dem neuen proteſtantiſchen Bedürfniſſe zu genügen vermöchten. Liegt es doch dem Weſen kirchlicher Kunſt nahe, den Anſchluß an die Tradition zu ſuchen und den Naturalismus zu meiden, der allzu nahe an das tägliche Leben, das Irdiſche heranführt, um die Seelen auf Überſinnliches zu ſtimmen — wenigſtens vorläufig noch, wo unſere Erziehung nicht genügend dahin geſtrebt hat, in jedem ſchönen Naturobjekt uns den geheimnisvoll erhabenen Zuſammenhang mit dem Naturganzen ſeeliſch wachzurufen.

Nun war die kirchliche Kunſt, als ſie ſich endlich auch der reicheren Ausbildung des Paramentes zuwandte, bereits ſeit etwa fünfzig Jahren mit ausgeſprochenſter Vorliebe auf die Formenwelt des Mittelalters zurückgegangen. Es iſt vielleicht nicht unangebracht, hier einmal wieder darauf hinzuweiſen, daß dieſe Vorliebe minder religiöſen als patriotiſch-äſthetiſchen Motiven entſprungen iſt. Der Proteſtantismus bildet einen ſcharfen Gegenſatz zur ganzen mittelalterlichen Kunſtauffaſſung, und dieſe ſelbſt war beim Entſtehen jenes bereits dem Manierismus verfallen. Die Freude der *romantiſchen* Bewegung an der mittelalterlichen politiſchen und ſozialen Größe Deutſchlands war es, die die Gotik wiederbelebt hat. Auch ſoll gar nicht geleugnet werden, daß die Gotik noch Lebenskeime genug in ſich trug, daß ihr innerſtes Lebensprinzip ſogar ein geradezu unſterbliches iſt: die Verklärung der Konſtruktion.

Indeſſen, man ſollte durchaus nicht vergeſſen, daß der Proteſtantismus keineswegs ſeinem Weſen nach an die gotiſche Formenſprache *gebunden* iſt, daß ſeine jetzt übliche Verknüpfung mit ihr erſt ziemlich neuen Datums iſt. Hieraus wird ſich für die weiteren Betrachtungen mancherlei ergeben.

Die Thatſache aber, daß die meiſten deutſchen Kirchen gotiſche Stilformen tragen, macht es erklärlich, daß man zunächſt auf gotiſche Vorbilder zurückgriff, als man dem Parament reichere Ausbildung zu geben wünſchte. Man konnte dies um ſo eher, als die ſtrenge Abwandelung aller Naturmotive zu ſtiliſierten Formen dem kirchlichen Bedürfnis weit entgegen kam und weil in den gotiſchen Muſtern das Reſultat einer ſehr alten Entwickelung vorliegt, in der deshalb eine ſehr hohe Reife erreicht war.

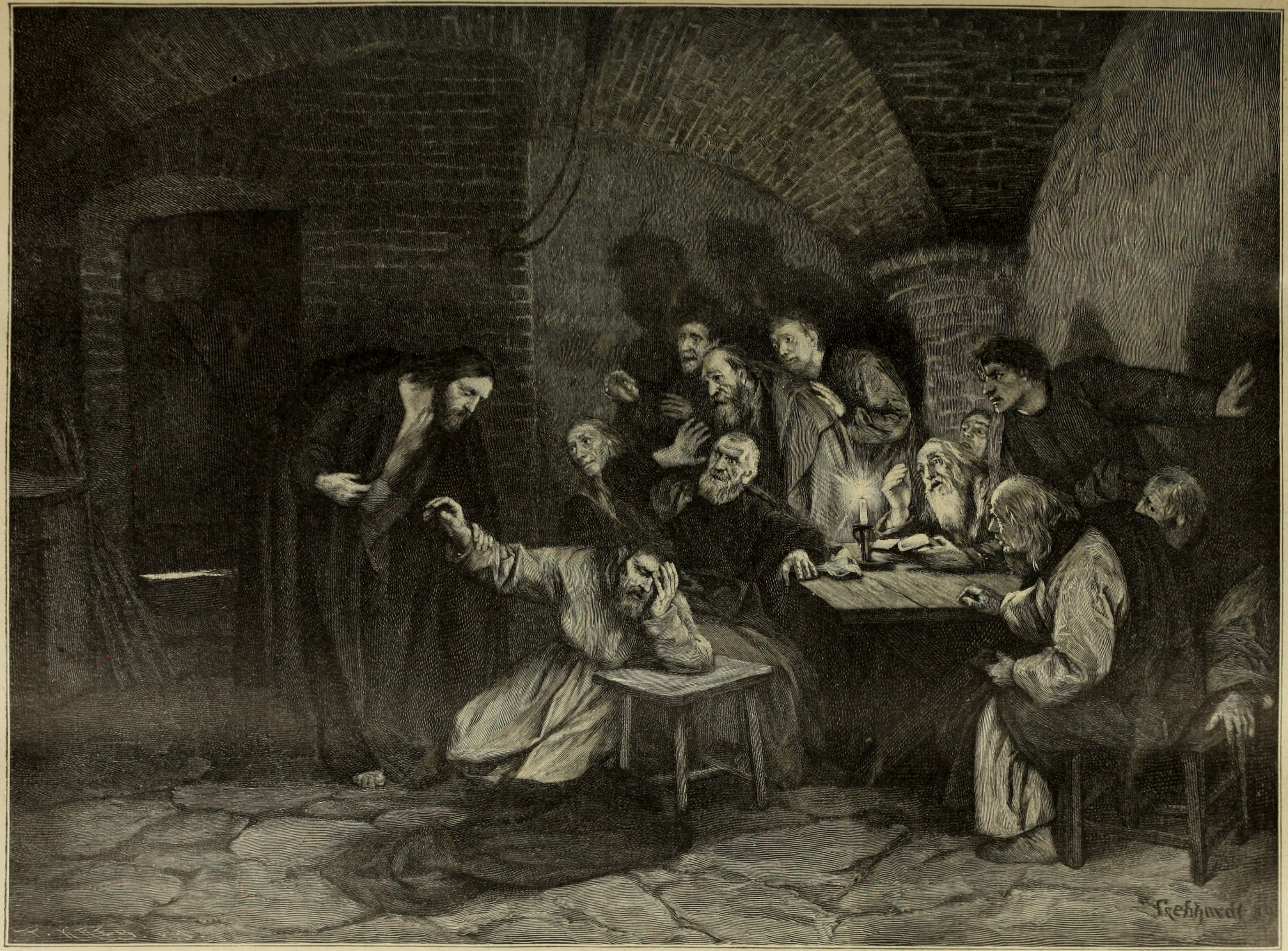
Das Hauptmotiv, ein gleicharmiges Kreuz über einer Sonnenſcheibe, findet ſich bereits als Meißel- oder Schnitzarbeit auf altchriſtlichen Werken, hat aber unendlich viele Abwandelungen erfahren, ſo daß als das Weſentliche beinahe die rein äſthetiſche Vorliebe für ein medaillonartiges großes Mittelſtück erſcheint, die der ganzen Altarbekleidung in glücklicher Weiſe einen monumentalen Maßſtab verleiht, den Charakter des hängenden Tuches aber ſogleich unterdrückt. Dementſprechend ſind denn auch die nach der ſakralen Dreizahl häufig hergeſtellten Nebenfelder nicht mit hängendem, ſondern mit aufrecht ſtehendem Ornament bedeckt. Prächtig gezeichnete Muſter dieſer Anordnung ſind auf der Ausſtellung mehrfach vertreten.

Ich möchte nun dahingeſtellt ſein laſſen, ob nicht der proteſtantiſchen Auffaſſung vom Weſen des Altars eine *Decke* in der, einer ſolchen eigenen Charakteriſierung, d. h. mit *abwärts* gerichtetem oder mit richtungsloſem Ornament, angemeſſener wäre als die Herſtellung einer Bildtafel aus Stoff, wie ſie der katholiſche Ritus ausbildet, indem er das Gewebe nur der Leuchtkraft der Farben und der Textur halber zur Bekleidung ſeines Sarkophag-Altars verwendet.

Jedenfalls ſah ich, daß eine ſolche Empfindung hier und da ſchon lebendig wird, z. B. in einem Entwurfe von Otzen, der ja überall die Formen der Gotik in freieſter Individualiſierung behandelt und auch hier von der üblichen Form weit abgegangen iſt. Zwar hat er noch das Schema einer Füllung, alſo eine abgeſchloſſene, faſt richtungsloſe Form gewählt; aber ſein Verſuch, eine nahezu gleichmäßige Verteilung des Ornaments über die ganze Fläche der Decke durchzuführen, ſcheint mir ebenſo gelungen wie nachahmenswert. Übrigens iſt aus zwei vorzüglich geſtickten Decken aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zu erſehen, daß dieſe Betonung des Stoffdecken-Charakters mit gleichmäßiger Ornamentverteilung zu Ausgang des Barocks bereits üblich war. Entſprechen jene Muſter auch unſeren heutigen Begriffen von kirchlicher Stiliſtik nicht entfernt, ſo laſſen doch anderſeits mehrere moderne Decken in grünem Tuche trotz der anſprechenden, wohlſtiliſierten Zeichnung ihres lediglich in Goldfaden hergeſtellten Ornaments den nüchternen Stoff zu ſehr zur Wirkung kommen, als daß man ihn mit äſthetiſchem Wohlgefallen ſozuſagen als *Bildgrund* gelten laſſen möchte. Je reicher der Grundſtoff iſt, deſto weniger ſelbſtändig hebt ſich das aufgeſtickte Ornament von ihm ab. Trotz Farben und Stoffkontraſtes erſcheint beides doch zuſammengehöriger. Dies wird am deutlichſten gegenüber einem der ausgezeichnetſten Werke, in welchem der intereſſante und höchſt gelungene Verſuch gemacht iſt, das Damaſtmuſter des weißen Seidengrundes ſtellenweiſe durch leichte Goldſtickerei herauszuheben, ſo daß dadurch ein ganz vorzüglicher Übergang zu der maſſigeren Goldſtickerei der Medaillons und Umrandungen geſchaffen wird. Zugleich wird durch das Streben nach ſo wohlthätiger, einheitlicher, dabei prächtiger Wirkung die Technik des Stickens eine ziemlich beſtimmte Umgrenzung erfahren.

Man wird das Sticken von *Bildern* vermeiden und ſich auf ornamentalen Schmuck pflanzlicher und geometriſcher Art, der dem Stoffe ſeinen Charakter beläßt, beſchränken. Bereits das vom katholiſchen Ritus bevorzugte Lamm mit der Fahne, das häufig als Symbol in dem mittleren Medaillon erſcheint, iſt nicht nur als Kompoſition, ſondern auch ſtiliſtiſch anfechtbar, da die Stickerei bei ſeiner Darſtellung Mittel anwenden muß, die ihrer ſonſtigen monumentalen Haltung nicht mehr ganz entſprechen. Noch weniger glücklich wirkt ſo auch eine geſtickte Kirche als Medaillonfüllung.

Im übrigen kann gerade der Technik nur die höchſte Anerkennung gezollt werden. Höchſte Gediegenheit, reiche Fernwirkung, prächtige Farbenwahl, dabei eine Durcharbeitung,



Der ungläubige Thomas. Nach dem Gemälde von Ed. v. Gebhardt.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

die in der Nähe immer neue Feinheiten entdecken läßt, zeichnen faſt gleichmäßig alle ausgeſtellten Arbeiten aus. Mit Freuden ſieht man, wie aufrichtige Hingebung an ſo dankbare Kunſtübung bereits allerorts Vortreffliches zeitigt. Beſonders hervorhebenswert indeſſen bleibt noch, daß es nicht die Induſtrie allein iſt, welche ſolchen Aufſchwung hervorgebracht hat. Die in mehreren Städten begründeten Paramentenvereine, der Kunſtfleiß vornehmer Damen, die ſpärlichen Mußeſtunden der Schweſtern in manchen Krankenhäuſern ſogar haben Werke hervorgebracht, die hinter den käuflichen Arbeiten keineswegs zurückbleiben; es kann nicht warm genug begrüßt werden, daß ein größerer Kreis unſerer Frauen ſich ſo edler künſtleriſcher Handarbeit zuwendet. Gewiß wird dadurch den proteſtantiſchen Kirchen in Zukunft noch manch ziemlicher und freudebringender Schmuck beſchert.

Über dieſe Zukunftsarbeiten aber noch einige Worte. Da das Techniſche nun überwunden iſt, da man den Alten alles abgelernt hat, ſo, meine ich, ſollte man nun anfangen, über ſie hinwegzuſtreben, zunächſt durch freiere Auffaſſung der Stiltradition. So gut die Gothik in ihrer Kraftfülle orientaliſchen Einflüſſen gern Eingang geſtattet — viele Stoffmuſter, wie ſie neuerdings in Crefeld wieder vorzüglich nachgebildet werden, ſind ſarazeniſcher Herkunft — ſo ſollte man keineswegs ängſtlich an ſtrenger Gotik kleben, namentlich aber ſich von der katholiſchen Überlieferung zu größerer Eigenart loslöſen. Otzen bezeichnet einen Weg; doch nur einen; es gibt ſehr viele. Alles Traditionelle iſt doch auch einmal neu geſchaffen worden, war originell. Nur Zeiten nachlaſſender Kunſtkraft wagen nicht über das Überlieferte hinauszugehen. Eine Stiliſierung iſt allerdings erforderlich, um monumental zu bleiben, kirchliche Würde zu zeigen; aber man ſtiliſiere in mehr individueller Weiſe und neuere Motive — unter den Pflanzen z. B. die Paſſionsblume, den Palmwedel — und man verſuche, den Charakter des Behanges, der Decke durch weitere, reichere Ausbildung der nach unten ſtrebenden Endigungen mehr zu betonen. Bleibt die Farbenwahl und der Formenmaßſtab im Stilcharakter der Kirche, ſo können nur Stilfanatiker eine Disharmonie entdecken, wenn das Stoffliche freier behandelt wird. „Stilvoll“ im bleibenden Sinne wird man hier immer dann ſein, wenn man dem Weſen der Sticktechnik und des Stoffes treu bleibt, alſo weder Bildhauer- noch Architektenarbeit mit der Nadel ausführen will. Dieſen Vorwurf kann man keiner der ausgeſtellten Arbeiten machen; einer Umkehr bedarf es alſo erfreulicherweiſe nicht. Um ſo mehr iſt von einem weiteren Fortſchreiten zu hoffen.

---

## Das Programm des Chriſtentums.

(Abdruck verboten.)

Mit jeder Schrift des Laienpredigers Drummond mehrt ſich, trotz des Widerſpruches mancher Theologen, ſein engliſcher und deutſcher Leſerkreis. Als zu Weihnacht v. J. das vierte ſeiner Büchlein: „The Programme of Christianity“ in London herauskam, war in wenigen Tagen eine Auflage von 80000 Exemplaren vergriffen. Und doch iſt auch dieſes ebenſo wie die früheren von allem ſenſationellen Aufputz frei, vielmehr ſchlicht und ernſt gehalten und nur durch die Keckheit des Gedankenganges und die Tiefe des Inhalts feſſelnd. Etwas Beſonderes haben die Büchlein allerdings. Der geniale Schotte hat dem großen Heidenapoſtel das Hauptgeheimnis ſeines Predigterfolges abgelauſcht. Wie Paulus es verſtand, „jedermann allerlei zu werden,“ „denen die ohne Geſetz ſind als ohne Geſetz, den Schwachen als ein Schwacher“ ꝛc., ſo verſteht Drummond es, zu den Naturkundigen als ein Naturforſcher, zu den Philoſophen als ein Philoſoph, ja zu der modernen Welt insgemein als ein Moderner zu reden und ihnen dadurch das alte Evangelium in neuer Form nahe zu bringen.

Seit dem Jahre 1887 hat Drummond dieſe ihm verliehene Gabe zuerſt in Amerika, dann in Schottland geübt. Tagelang hat er den Studenten zahlreicher amerikaniſcher „Colleges“ religiöſe Vorträge gehalten und dieſe Arbeit ſeitdem in Glasgow fortgeſetzt. Seine Zuhörer gehörten und gehören verſchiedenen evangeliſchen Kirchengemeinſchaften, verſchiedenen Glaubensrichtungen und verſchiedenen Studienzweigen an. Aber alle verſteht er gleichmäßig zu feſſeln. Einer von ihnen, ein Student der Naturwiſſenſchaften, der von Zweifeln vielfach umgetrieben, mit allem Glauben faſt ganz gebrochen hatte, ſagte mir, er ſei durch die Anſprachen Drummonds ſo tief ergriffen worden, wie noch nie durch eine Predigt; es ſei ihm geweſen, als ob er zum erſtenmal etwas von Chriſtus gehört habe, und er habe ſich ſeitdem wieder auf den alten Weg zurückgefunden.

An die Menſchen der Neuzeit, welche das Chriſtentum entweder geradezu verwerfen, oder im beſten Falle noch mit „Hochachtung“ vornehm davon reden, obgleich ſie ſich rühmen, „keine Frommen zu ſein,“ wendet ſich Drummond denn auch in der ſoeben deutſch erſchienenen Schrift: „Das Programm des Chriſtentums.“ Deutſche autoriſierte Ausgabe von Julie Sutter. 1.—25. Tauſend. Preis 1 Mk. Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klaſing).

„Das Programm des Chriſtentums,“ oder kürzer ausgedrückt, „das Reichsprogramm“ findet Drummond in der alten Weisſagung des Propheten Jeſaias 61, 1—3:

Frohe Botſchaft bringen den Elenden,
Die zerbrochenen Herzen verbinden,
Den Gefangenen eine Erledigung predigen,
Alle Traurigen tröſten;
Ihnen Schmuck für Aſche,
Freudenöl für Traurigkeit
Und ſchöne Kleider für einen betrübten Geiſt geben.

Mit jenem ehrwürdigen, altteſtamentlichen Worte begann Chriſtus bekanntlich ſeine Lehrthätigkeit zu Nazareth, da er aufſtand, es dem Volke zu verleſen. Zur Verwirklichung dieſer großen Ziele ſtiftete er eine Reichsgenoſſenſchaft oder Reichsgemeinde. „Der Name, unter dem dieſe Genoſſenſchaft bekannt wurde, iſt das Reich Gottes,“ das, von altersher erhofft und erſehnt, mit ihm erſt in die Welt kam. Durch die Reichsgenoſſen, die Glieder dieſer Gemeinde, in deren Herzen er noch heute wohnt, hat er auch nach ſeinem Scheiden von der Erde an dem Ausbau des Reiches Gottes gearbeitet und wird nicht ruhen, bis er es vollendet hat.

Wie Drummond ſich das Reich Gottes denkt, laſſe ich ihn mit ſeinen eigenen Worten ſagen: „Durch die Entwickelung der Völker, durch das Leben der einzelnen kommt dies Reich. Chriſtus hätte ja all dies für ſich mit ſeinen Händen vollbringen können. Aber das wollte er nicht. Es iſt Schmuck und Krone ſeiner königlichen Liebesabſicht, daß er die Ausführung in die Hände von Menſchen legte. Es iſt Schmuck und Krone der Menſchheit, daß die Werkzeuge zu ihrer Erlöſung aus ihrer Mitte genommen werden! — Das Reich Gottes macht kein Weſen von ſich, und die gewöhnlichen Wege, für eine große Sache Raum zu gewinnen, hat Chriſtus nicht eingeſchlagen. Das Schwert wies er ab, Geld hatte er keines, litterariſcher Hilfe bediente er ſich nicht, die Kirche verachtete ihn, der Staat kreuzigte ihn. Den Herzen einiger wenigen armen Leute pflanzte er ſeine Ideale ein, und ohne Waffen und Trompetenklang ſandte er ſie aus, die Welt umzugeſtalten. Sie geſtalteten die Welt auch um, ſie thaten es, indem ſie ſich Freunde erwarben — und Feinde; ſie gingen umher, thaten Gutes, ſäeten ihren Samen, ſtarben und lebten fort im Leben derer, die ſie angeregt hatten. Dieſe wiederum oder doch ein Teil von ihnen, thaten daſſelbe. Sie hielten ſich zuſammen, ſie beteten, ſie bewahrten das Andenken Chriſti, ſpendeten Liebe, gingen umher in der Welt und lieferten ihr Geheimnis weiter durch Wort und That. Das Werkzeug des Reiches Gottes iſt rein ſozialer Art. Es pflanzt ſich weiter nicht durch Zwang, ſondern durch Übertragung; nicht durch Befehl, ſondern durch Wohlthun. „Das Reich Gottes iſt gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und mengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchſäuert ward.“

Wie man auch über dieſes Programm denken möge, das wird niemand in Abrede ſtellen können, daß es in hohem Grade geeignet iſt, die Zweifler, ja die Gottentfremdeten zu veranlaſſen, ſich einmal wieder mit dieſen alten Dingen zu beſchäftigen und „das große Troſtbuch der Menſchheit,“ wie ſelbſt Renan die Bibel genannt hat, wieder zur Hand zu nehmen. Sie werden dann auch weiter kommen und in die Tiefe der chriſtlichen Erkenntnis dringen, die vielleicht mancher in der Darlegung Drummonds vermißt. Ihm kam es ja zunächſt darauf an, Chriſti Lebenslehre gegenüber dem Dogma der Kirche, das viele zurückſtößt, zu betonen.

Übrigens fehlen auch die Grundzüge des dogmatiſchen Chriſtentums in ſeiner Darſtellung keineswegs. Daß es ohne den lebendigen Chriſtus kein Chriſtentum gibt, iſt auch Drummond völlig gewiß. Man kann das nicht nur zwiſchen den Zeilen ſeines neuen Büchleins leſen, er ſpricht es auch ganz beſtimmt aus, wenn er ſagt: Die Macht, das Herz zu ändern, die Triebfedern des Handelns zu erneuern, kommt von Chriſtus. Und die Erkenntnis des unendlichen Wertes einer einzigen Seele und der Möglichkeit der Rettung ſelbſt des am tiefſten Gefallenen, iſt ein Geſchenk Chriſti. Das Loswerden von der Schuld, die Vergebung der Sünde kommt von Chriſti Kreuz; die Hoffnung der Unſterblichkeit erſteht aus Chriſti Grab!‘“

Mit dieſem echt pauliniſchen Worte bezeugt Drummond allen denen, die den „Kern und Stern der frohen Botſchaft“ in ſeinen Schriften vermiſſen, daß auch er auf demſelben Grunde ſteht, wie ſie, wenn ſeine Rede auch einen modernen Klang hat. Deshalb, anſtatt zu tadeln und zu mäkeln, ſollten auch die, welche mit Drummonds Laienpredigten nicht ganz einverſtanden ſind, ſich dieſer begeiſterten Mithilfe am Ausbau des Reiches Gottes freuen, wenn auch nur als eines Vorhofdienſtes am Heiligtum.

Robert Koenig.

# Am Familientiſch.

## Zu unſren Bildern.

Die „Madonna“ von L. Löfftz zeigt alle Vorzüge des Münchener Meiſters: ein feines künſtleriſches Empfinden, vornehmes Schönheitsgefühl und treffliche, ſorgſamſte Durchbildung aller Einzelheiten. Ludwig Löfftz, geb. 1845 zu Darmſtadt, betrieb bis zum Jahre 1868 das Tapezierhandwerk, beſuchte dann erſt die techniſche Hochſchule ſeiner Vaterſtadt und die Kunſtſchule zu Nürnberg und ging 1870 nach München, wo er unter des trefflichen Diez Leitung ſich überraſchend ſchnell entwickelte. Schon im Jahre 1873 erzielte er mit ſeinem Bilde „Der Spaziergang“ auf der internationalen Ausſtellung in Wien einen erfreulichen Erfolg und wurde bereits im nächſten Jahre als Lehrer an die Münchener Akademie berufen, an welcher er ſeitdem unter ſtetig ſteigender Anerkennung wirkt.

Zu den ergreifendſten Schöpfungen des realiſtiſcheren Düſſeldorfers Ed. v. Gebhardt gehört ſein Gemälde „Der ungläubige Thomas.“ Nachſicht und tiefſchmerzliche Bewegung zugleich leuchtet aus dem Antlitz des Erlöſers, der dem Zweifler ſeine Wundmale offenbart — in ſich zuſammengebrochen iſt Thomas an einem Schemel niedergeſunken: „Mein Herr und mein Gott!“ ruft er von Reue und Scham überwältigt. Der Heiland aber ſpricht milde verweiſend: „Selig ſind, die da nicht ſehen und doch glauben.“ Außerordentlich ausdrucksvoll ſind die Apoſtelgeſtalten. Staunen und Freude über die Erſcheinung des Herrn ſpiegelt ſich in ihren Zügen. In jedem Geſicht tritt der Charakter, die Empfindung des einzelnen Jüngers ſcharf und eigenartig hervor, während der Aufbau der ganzen Gruppe doch der gemeinſamen Handlung trefflich gerecht wird.

## Gänſelieſel.

(Siehe unſer Bild auf S. 453.)

Bunte Blüten weit und breit!
Hei — nun hat mit Prangen
Gänſelieſels gute Zeit
Wieder angefangen!

Sonnenſchein grüßt warm und weich.
Lenz ſchweift durch die Lande.
Gänſelieſels Königreich
Steht im Prunkgewande.

Winter hatte hart und roh
Ihr die Macht genommen. —
Gänſelieſel, ſei du froh,
Daß der Lenz gekommen!

F. Werner.

## Naturkunde.

Der Selbſtmord der Skorpione, die ſich, wie ſeit jeher erzählt wird, mit ihrem eigenen Stachel töten, ſobald ſie von einem Ring rotglühender Kohlen umgeben werden, iſt neuerdings in das Reich der Fabel verwieſen. Verſuche haben ergeben, daß ein Skorpion zwar ſeinen eigenen Körper an ungeſchützten Stellen ſtechen kann, daß jedoch ſein Gift für ihn ſelbſt unwirkſam iſt. Sogar wenn zwei Skorpione verſchiedener Gattung miteinander kämpfen und ſich einander verwunden, ſo ſterben ſie nicht, ſobald man ſie rechtzeitig trennt und ihnen Zeit zur Erholung gibt, woraus hervorgeht, daß ſie gegen ihr Gift gefeit ſind. Meiſtens endet ein ſolcher Kampf damit, daß der Stärkere den Schwächeren in Stücke reißt. Wird ein Skorpion in Bedingungen gebracht, die ihm unbehaglich ſind, dann ſchlägt er, ſowohl in Angſt wie in Wut, mit dem Schwanze umher und läßt auch den Stachel austreten. Durch dies Verhalten entſtand die Meinung, der in den Kohlenring geſperrte Skorpion erſteche ſich, um dem unentrinnbaren Feuertode durch Selbſtmord zuvorzukommen, in Wirklichkeit aber treibt ihn Todesangſt zu jener Bewegung, denn eine trockene Hitze über 50 Grad Celſius kann er nicht vertragen. Steigt die Temperatur höher, verfällt er zunächſt einer Wärmeſtarre und dann dem Tode, nicht frei wie ein Held, ſondern als das Opfer der Quälerei.

## Verkehr.

Staatsſekretär Dr. v. Stephan teilte im Reichstage mit, daß der Weltpoſtverein zur Zeit ſeiner Gründung im Jahre 1874 rund 40 Mill. Quadratkilometer mit 350 Mill. Einwohnern umfaßte. Nach dem letztjährigen Wiener Poſtkongreß, auf dem u. a. Auſtralien beitrat, umſpannt der Weltpoſtverein jetzt aber 96 Millionen Quadratkilometer mit 946 Millionen Einwohner. 52 Staaten ſind an ihm beteiligt. Die Geſamtzahl der Poſtſendungen beträgt jährlich fünfzehn Milliarden Stück.

## Vereinsweſen.

Am 12. April d. J. konnte der Vaterländiſche Frauenverein auf eine ſegensreiche 25jährige Wirkſamkeit zurückblicken. Er ging hervor aus den zahlreichen Frauenvereinen, welche ſich während des Feldzugs 1866 in Berlin und in den preußiſchen Provinzen zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Soldaten, ſowie zur Unterſtützung ihrer Familien gebildet hatten; nach dem Friedensſchluß ſchloſſen ſich dieſelben zu einem großen unter dem Protektorat der Königin Auguſta ſtehenden Verein zuſammen, deſſen endgültige Konſtituierung am 12. April 1867 ſtattfand. Im Lauf der Jahre haben die Beſtrebungen des Vereins ſehr bedeutſame Erweiterungen erfahren, zumal in bezug auf die Organiſation und das Zuſammenfaſſen der privaten Wohlthätigkeit des ganzen Landes. Waren 1868 mit dem Berliner Hauptverein nur 44 Zweigvereine verbunden, ſo ſtieg der letzteren Zahl allmählich auf rund 800 mit über 100000 Mitgliedern und das Geſamtvermögen auf etwa 5½ Millionen Mark. Immer mehr erweiterten ſich die urſprünglich nur auf den Kampf gegen außerordentliche Notſtände gerichteten Aufgaben des Vereins, der bald nicht nur die Gebiete der Kranken- und Armenpflege zu umſpannen ſuchte, ſondern ſich auch wichtigen Fragen des Erziehungs- und Wirtſchaftsweſens thatkräftig zuwandte: 10 Krankenpflegerinnen-Inſtitute, 75 Kranken- und Kinderhoſpitäler, 32 Waiſenanſtalten, 13 Kinderrettungs- und Erziehungsanſtalten, 198 Kinderbewahranſtalten und Aſyle, 106 Näh-, Sonntags- und Dienſtbotenſchulen, 2 Irren- und Blinden- bez. Taubſtummenanſtalten, 157 Volksküchen und Kaffeeſchänken ſprechen nach dem Jahresbericht 1890 für das werkthätige Schaffen des Vereins, der mit den Schweſtervereinen in den übrigen deutſchen Staaten in enger Verbindung geblieben iſt und, abgeſehen von aller Friedensarbeit, ſeinen urſprünglichen Hauptzweck durch eine wohlverbreitete Organiſation für den Kriegsfall ſtets im Auge behielt. Mögen die deutſchen Frauen nach einem zweiten Vierteljahrhundert auf ihren Verein mit der gleichen Befriedigung zurückblicken können, die heute eine Rückſchau auf ſeine Entwickelung in den vergangenen 25 Jahren gewährt.

## Technik.

Der größte Dampfhammer der Welt befindet ſich, dem Prometheus zufolge, zur Zeit in den Vereinigten Staaten und zwar im Eiſenwerk zu Bethlehem. Der Koloß iſt 27 m hoch, die Fallhöhe des Hammers beträgt nahezu 5,5 m! Das Geſamtgewicht dieſes Dampfhammers beträgt die Kleinigkeit von 2000 t, wovon auf den Hammer 125 t, auf den Ambos 475 t entfallen. Der größte Dampfhammer in Europa befindet ſich bekanntlich in Creuſot. Dieſer Dampfhammer beſitzt bei einer Höhe von 19 m eine Fallhöhe von 5 m und ein Geſamtgewicht von 1280000 kg, wovon 80000 kg auf den Hammer entfallen.

## Gartenbau.

Zum Vertreiben der Schnecken von Pflanzen wird neuerdings das Begießen der Blätter mit einer Alaunlöſung empfohlen. Man nimmt auf je 1 Kilo Waſſer 35 Gramm Alaun und überbrauſt die Gewächſe mittelſt einer Gießkanne. Auch Blattläuſe werden durch die Alaunlöſung vernichtet, welche in der angegebenen Verdünnung die Pflanzen nicht ſchädigt.

J. St.

## Kunſt.

Bei der Preisbewerbung um ein Denkmal für Kaiſer Wilhelm I und den Reichskanzler Fürſten Bismarck in Ruhrort hat den erſten Preis von 3000 M. Bildhauer Prof. Eberlein-Berlin, den zweiten (2000 M.) Bildhauer Meiſen-München, den dritten (1000 M.) Bildhauer Stöckmann-Karlsruhe erhalten. Eberleins Entwurf zeigt einen Obelisken, überragt von der Kaiſerkrone, über welcher ein Adler ſeine Schwingen breitet. In halber Höhe des Obelisken ſchwebt die Siegesgöttin und hält einen Kranz über dem Haupte des Kaiſers. Dieſer ſteht auf den Stufen des Unterbaues und hört die Verleſung der Kaiſerproklamation durch den einige Stufen tiefer ſtehenden Kanzler an. Zu Seiten des Unterbaues ſitzen die Geſchichte und der bewaffnete Frieden, vorn hält ein Löwe mit der Tatze die Friedenspalme.

## Buchhandel.

Der „Verein zur Verbreitung chriſtlicher Zeitſchriften“ unter Leitung des Herrn Prediger Hülle (Berlin SW. Alte Jakobſtr. 129) verſendet ſeinen neueſten Zeitungskatalog. Die von ihm in einer Auflage von ½ Million verbreiteten chriſtlichen und volkstümlichen Wochenblätter wenden ſich an alle Berufskreiſe, an den induſtriellen und ländlichen Arbeiter, Bürger und Bauern, Soldaten und kleinen Beamten und wollen „die Religion erhalten und den Patriotismus pflegen.“ Der Preis der verſchiedenen Blätter von 10 Pf. bis 50 Pf. pro Quartal bei portofreier Zuſendung iſt beſonders auf die unentgeltliche Verteilung derſelben ſeitens der beſitzenden Klaſſen zugeſchnitten, Probenummern und Preisverzeichniſſe ſtehen auf Verlangen gratis zur Verfügung.

## Preisausſchreiben.

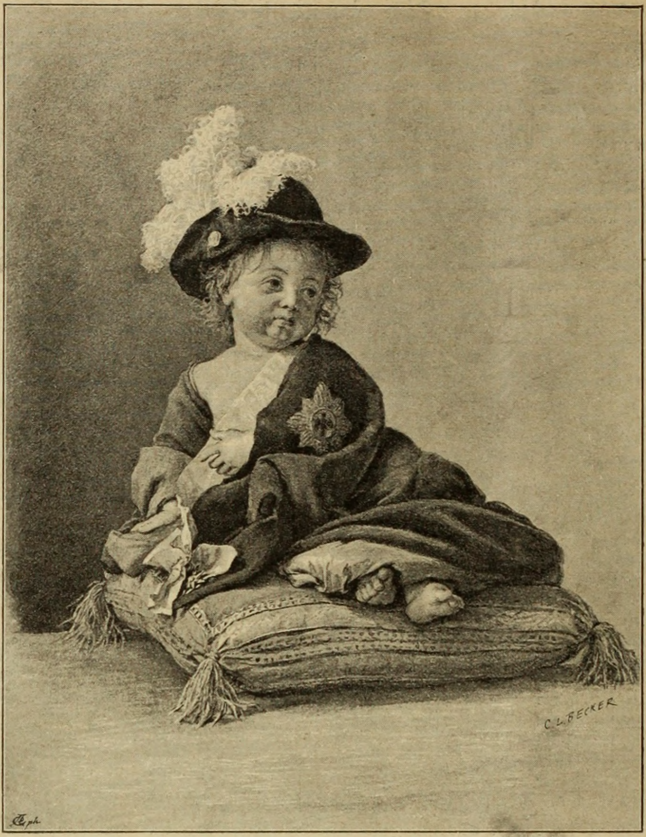
Die Univerſität Greifswald fordert zur Bewerbung um folgende Preisausſchreiben auf: 1. Geſchichte der öffentlichen Meinung in Preußen und ſpeziell in Berlin während der Jahre 1795—1806. 2. Die Entwickelung des deutſchen Kirchenſtaatsrechts im XVI. Jahrhundert. 3. Es ſollen die Geſchichtswerke des Thomas Kantzow kritiſch unterſucht, und es ſoll auf Grund dieſer Unterſuchung eine kritiſche Textausgabe der beiden hochdeutſchen Bearbeitungen der pommerſchen Chronik hergeſtellt werden. 4. Entwickelung der Landwirtſchaft in Preußen nach der Bauernbefreiung. Letzter Einſendungstermin: 1. März 1896; Preiſe: für die drei erſten Themata je 2000, für die letzte Arbeit 1000 Mark.

## Geſundheitsrat.

Paſtor D. in R. Die richtigſte Schlafenszeit für den Erwachſenen iſt unbedingt diejenige von etwa 10 Uhr abends bis 5—5½ Uhr morgens. Es iſt nachgewieſen, daß der Menſch vor und bis Mitternacht am tiefſten ſchläft. Zum Teil beruht dieſe Thatſache ohne Zweifel darauf, daß die angegebene Zeit diejenige der größten Dunkelheit und der vollſtändigſten äußeren Ruhe iſt, alſo die wenigſten ſchlafſtörenden Sinnesreize aufkommen läßt. Dazu geſellen ſich nicht näher bekannte Urſachen, welche die geſamten Lebensäußerungen (Stoffwechſel, Körpertemperatur, Puls ꝛc.) auch unabhängig von Nahrungsaufnahme, willkürlicher Thätigkeit ꝛc. innerhalb der täglichen 24ſtündigen Periode in beſtimmter Weiſe regeln. Sicher verſtößt derjenige, welcher die Nacht zum Tage (und umgekehrt) macht, gegen dieſe natürliche Ordnung. Die Folge davon iſt über kurz oder lang ſtets eine Überanſtrengung des Central-Nervenſyſtems, welche in allgemeiner Nervoſität oder beſtimmten nervöſen Leiden von der leichteſten bis zur ſchwerſten Art zu tage tritt.

## Friedrich der Große als Kind.

Von den Bildern, welche Friedrich den Großen als Kind darſtellen, iſt das Gemälde von Antoine Pesne am bekannteſten, auf dem der kleine, etwa fünfjährige Kronprinz mit der Trommel neben ſeiner Schweſter Wilhelmine, der ſpäteren Markgräfin von Bayreuth, ſteht, während ein Mohr mit Sonnenſchirm und Papagei ſich hinter ihnen hält. Das Hohenzollern-Muſeum im Monbijoupalais enthält jedoch noch ein anderes, höchſt eigenartiges Jugendporträt des großen Königs: das nebenſtehend wiedergegebene Wachsbildnis nämlich, ein außerordentlich fein ausgeführtes, künſtleriſch vollendetes Werk, das beweiſt, wie hoch damals die Kunſt des Boſſierens in Wachs entwickelt war. Leider ſind alle Ermittelungen nach dem Schöpfer des kleinen Kunſtwerks vergebens geblieben.



Friedrich der Große als Kind.
Wachsporträt im Hohenzollern-Muſeum zu Berlin.

## Kleine Zeitung.

Unter den Kurioſitäten der ſächſiſchen Kunſtkammer befand ſich noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Hirſch in Lebensgröße, der aus Holz geſchnitzt und mit einer Hirſchhaut überzogen war und in ſeinem Innern eine ganze Hirſchapotheke trug; dieſelbe war von dem Hofapotheker Johann Meiſinger angefertigt, um zu zeigen, wie heilſam der Hirſch und die einzelnen Teile desſelben in der Medizin zu gebrauchen wären. Die „Hirſchapotheke“ enthielt nicht weniger als 39 Mittel, teilweiſe der wunderlichſten Art. So fand man darin „Hirſchthränen“, Ringleien von Hirſchſchalen gegen Krämpfe, Hirſchnerven, Pulver aus Herzen, Lungen, Lebern und Nieren von Hirſchen, Hirſchſchweißſpiritus, Hirſchhornliquor, Hirſchkreuzſalbe, Zähne und Haare vom Hirſch in Spiritus zum Einreiben gegen Gicht und Podagra, Hirſchfeiſt gegen Geſchwüre, und Riemen, zu rechter Zeit aus der Hirſchhaut geſchnitten, gegen Huſten und Lungengebreſte um den Hals zu legen. Als koſtbarſtes aller dieſer Mittel galt die Eſſenz aus Hirſchgehirn, „unfehlbar“ gegen Peſt und andere anſteckende Krankheiten.

Die meiſten Juden unter allen Städten der Erde beſitzt New York. Im Frühjahr 1890 wurde dort bereits die Anzahl der Juden auf 200 000 geſchätzt, von denen etwa 50 000 aus Rußland und Polen, 50 000 aus Deutſchland, je 25 000 aus Rumänien und Ungarn und 50 000 aus anderen Ländern ſtammten; im Laufe des Jahres 1891 ſind mindeſtens 50 000 weitere Iſraeliten hinzugekommen, und die Vermehrung des jüdiſchen Elements in der großen Handelsmetropole iſt immer noch in der Zunahme begriffen.

In der Umgegend von Hamburg wird die Klapperſchlangenjagd im großen Maßſtab und völlig gewerbsmäßig betrieben, um aus den Eiern der Schlange ein Öl herzuſtellen, das als ein untrügliches Mittel gegen Rheumatismus und Neuralgie gilt und ſehr teuer bezahlt wird. Die Schlangenjäger ſind, ſo erzählt der „Globus“, mit einem lanzenartigen Gerät bewaffnet, mit dem ſie die Schlangen aufreizen und mit deſſen breiter, meſſerartiger Klinge ſie dem ſich aufrichtenden Tier den Kopf abſchlagen; finden ſich dann Eier im Leibe der Schlange, ſo werden dieſe mit Waſſer zu einem, wie Vaſeline ausſehenden Öl ausgekocht. Gemeint iſt natürlich — Hamburg in Connecticut.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Magiſches Kreuz.

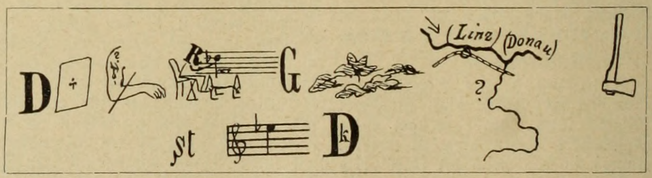
| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | a | a | a | | | |
| | | | a | a | a | | | |
| | | | a | a | c | | | |
| c | e | e | e | f | f | g | g | h |
| h | i | l | o | o | p | p | r | r |
| r | r | r | r | r | r | s | s | s |
| | | | s | t | t | | | |
| | | | t | t | t | | | |
| | | | t | t | t | | | |

Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Wörter von je neun Buchſtaben ergeben.

Die drei Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Eine der Perſonen in einem Drama von Leſſing;
2. ein Feſt;
3. Ein Kap, deſſen Name durch eine Seeſchlacht allgemein bekannt iſt.

### Bilderrätſel.



### 2. Metamorphoſen-Aufgaben.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen
a) von Oſtern über höchſtens 13 Zwiſchenſtationen (darunter Heil und Wald) zu Lenz?
b) von Oſtern über höchſtens 7 Zwiſchenſtationen zu Gold?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 28.

Bilderrätſel.

Hiſtoriker ſind rückwärts gekehrte Propheten.

1. Dreiſilbige Scharade. Tagedieb.

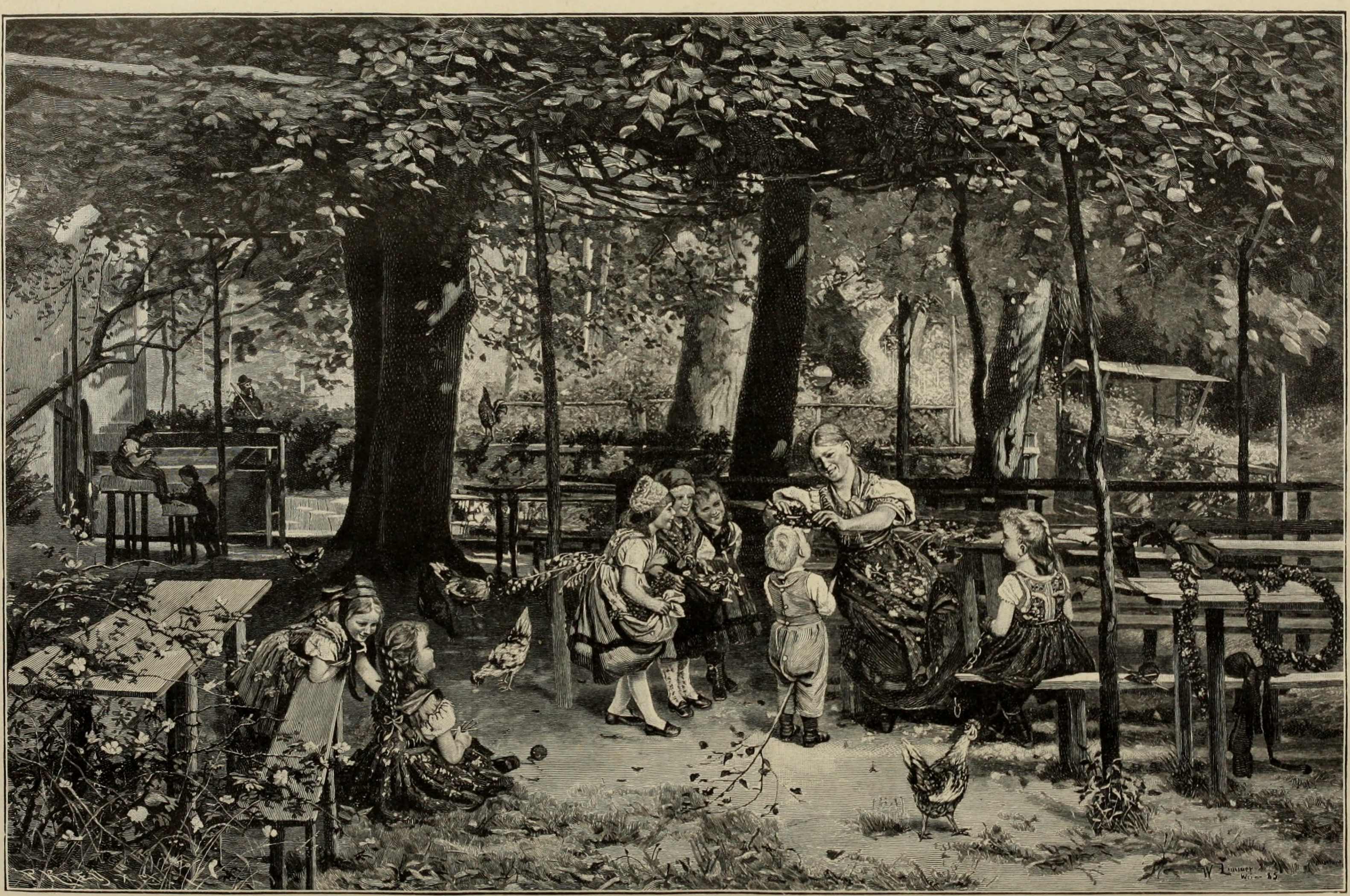
2. Füllrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| C | r | **J** | **S** | p | i |
| B | r | **u** | **t** | u | s |
| **J** | **u** | **l** | **i** | **u** | **s** |
| **S** | **t** | **i** | **n** | **d** | **e** |
| L | a | **u** | **d** | o | n |
| G | i | **s** | **e** | l | a |

3. Rätſel. Rechnung.

**Inhalt:** Karfreitagszauber. Gedicht von Carl Hunnius. — Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. Fortſ. — Griechiſche Oſtern am goldnen Horn. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Mit einer Illuſtration. — Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. Fortſ. — Die Paramentenausſtellung im Berliner Kunſtgewerbemuſeum. Von Hans Schliepmann. — Das Programm des Chriſtentums. Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Mariä Himmelfahrt von L. Löfftz; Der ungläubige Thomas von Ed. von Gebhardt. — Gänſelieſel. Gedicht von F. Werner. Zu dem Bilde von A. R. Böhm — Naturkunde. — Verkehr. — Vereinsweſen. — Technik. — Gartenbau. — Kunſt. — Buchhandel. — Preisausſchreiben. — Geſundheitsrat. — Friedrich der Große als Kind. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


W Zimmer
Wien 85

Im Frühling. Gemalt von W. Zimmer.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 11.

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 23. April 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 30.

# Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Liſi bat den Dichter, nachmittags die Vorleſung fortzuſetzen. Er war dazu bereit und verabredete ein erneutes Zuſammentreffen im Garten.

Sie trug bis dahin den Rauſch der dichteriſchen Worte in ſich; als ſie jedoch nach Tiſch in der geisblattumrankten Laube die erſehnte Fortſetzung hörte, ſpielte Ferasi mit Ilka und Gabriele nur wenige Schritt davon Lawn-tennis, und die Lachlaute der hellen Stimmen drangen ablenkend durch die grüne Dämmerung des Blätterdaches. Da dauerte es nicht lange, ſo ertappte ſich Liſi darauf, gedankenlos dem Vortrag des Dichters zu folgen und, anſtatt den Sinn ſeiner Worte zu faſſen, auf die draußen lachenden Stimmen zu horchen, mit dem Verſuch, ihr Plaudern zu verſtehen. Sie ärgerte ſich, als ſie es bemerkte, ſchämte ſich vor ſich ſelbſt und gab ſich Mühe, nichts als die Dichtung zu hören. Aber es war ein Zwang, und als ſie ſich demſelben fügte und ſitzen blieb, um noch ein zweites Werk zu vernehmen, verlor ſich ihre Aufmerkſamkeit vollends, weil die Stimmen draußen verſtummten. Sie konnte es kaum mehr erwarten, daß der Vortrag zu Ende ging.

Als ſie dann endlich aus der Laube hinaustrat, lag der Garten vereinſamt, und die blumenduftende Fläche kam ihr melancholiſch vor. Die großblättrigen Kelche der Klematis hingen ſchlaftrunken, ſchwerfällig an den Ranken, die weißen Narziſſen in den Beeten ſtanden in ſteifer Würde, und es war, als nähme alles, was ſonſt poetiſch und reizend war, einen pedantiſchen, gelangweilten Ausdruck an.

Das lag an ihr — gewiß! Sie ſah nach außen eben nur von innen heraus und ärgerte ſich abermals, daß ſie nicht im ſtande war, dieſe thörichte Beeinfluſſung zu bekämpfen und die des Dichters auf ſich wirken zu laſſen. Um ihm und ſich dazu zu verhelfen, ging ſie ins Haus, ſetzte ſich ans Klavier und ſang — ſeine Lieder. Er ſelbſt hatte ſich ermüdet zurückgezogen; aber von ſeinem Zimmer aus hörte er ſie und ſchwelgte in dem Gedanken, daß er ihre junge, fein empfindende Seele ganz gefangen nehme.

Ein neuer Beſuch unterbrach den Geſang und legte Liſi die Pflicht der Unterhaltung auf, bis die übrige Jugend, die in die Haide gefahren war, zurückkehren würde. Die neuen Gäſte waren gleichfalls Nachbarn der Jaſzaki, ein Baron Galen mit ſeinem Sohn, welche in der Nähe große Beſitzungen hatten, auf denen ſie jedoch nur ſelten lebten. Der Sohn, etwa in Ferasis Alter, war als Arzt in Wien thätig, zu ſeinem Vergnügen, denn die Familie war außerordentlich vermögend. Der junge Mann genoß deshalb den Ruf eines Sonderlings, den er mit ſtoiſcher Ruhe trug.

Er machte ſich aus der Geſellſchaft nichts; ja, diejenige der Damen war ihm unangenehm. Aber heute hatte er plötzlich ein anderes Gefühl. Liſis vornehme Schönheit ſtreifte die gewohnte Gleichgültigkeit von ihm. Ihre träumeriſchen Augen zogen ihn an. Er betrachtete ſie mit einem verlegenen Intereſſe.

Sehr bald kamen jedoch auch Ilka und Gabriele, und unter ihrem zarten Einfluß ward die Geſelligkeit ganz ſo lärmend, wie es dem jungen Gelehrten zuwider war.

Paul kehrte mit dem feſten Entſchluß zurück, ſich jetzt ernſtlich Liſi zu widmen. Seit dem Morgen waren ſeine Gedanken bei ihr, und jetzt ſah er ungeduldig, daß ſie ihm durch neue Gäſte entzogen ward. Er ſetzte ſich zu ſeiner Pflegemutter, welche an ihrem Kartentiſchchen Patiencen legte.

„Leg für mich auch eine, Mutti!“ bat er.

„Ja, was ſoll's denn? Was willſt denn wiſſen?“

„Ob die Dame meines Herzens, die neue, die jetzige, mir gnädig ſein wird?“

Die alte Gräfin ſeufzte und ſchüttelte ihr graues Haupt:

„Nichtsnutziger Bub! Fragen wir da lieber, ob du beſtändig ſein wirſt? Gabriele, ich bitt' dich, laß jetzt Muſchi einmal in Ruh'!“

Gabriele hatte den weißen Seidenſpitz ergriffen, ihn auf den Tiſch vor ſich geſetzt, ihm Pauls Huſarenmütze aufgeſtülpt und ließ ihn ſo dienen. Da die Mütze dem kleinen Tier aber über die Schnauze fiel, winſelte es und verſuchte die Bedeckung abzuſchütteln.

Gabriele lachte und die Gräfin ärgerte ſich.

„Paul,“ ſagte ſie halblaut, „geh' hin und nimm ihr den Muſchi fort. Sie hat wirklich nur Albernheiten im Kopf.“

Paul befreite den Pinſch, ward aber dadurch ſelbſt wieder zum Gefangenen, denn Gabriele legte ſofort Beſchlag auf ihn, während Tibor Liſi einen längern Vortrag hielt. Der jüngere Galen ſaß ſchweigſam und betrachtete die Hörerin. Er war ſo häßlich und bäuriſch plump, wie ſein vornehmer Vater weltgewandt und ſchön, doch in ſeinem großknochigen Geſicht lag ein Ausdruck von Güte und Intelligenz, die jedem feiner fühlenden Beſchauer das Herz erwärmte und einen weit tieferen Einfluß, als die gepflegte Schönheit des älteren Barons, ausübte.

Die Jaſzaki beobachtete mit prüfendem Blick alle ihre Gäſte und war unzufrieden mit ihnen. Gott ſteh' mir bei, dachte ſie, wenn's ſo weiter geht, bekomm ich noch den weißhaarigen Fratzen zur Schwiegertochter, der Aff' ſcheint ja ganz vernarrt in Paë. Und er? Nun, 's iſt nie bei ihm zu wiſſen, was man ihm in ſolchen Dingen zutrauen kann . . .

Ihr ward angſt, und ſie befragte die Karten. Wahrhaftig! Da ſtand Gabriele dicht neben dem unbeſonnenen Buben und — und es gab eine Hochzeit.

Das war der alten Dame zu arg. Sie rief Liſi geradezu heran, von Tibor weg. Jetzt wollte ſie ſelber Schickſal ſpielen.

„Ich bitt' dich, ſetz' dich einmal da her,“ ſagte ſie, ihre Kerze putzend, — ſie hatte neben ſich auf einem Tiſchchen noch eine ſilberne Lichtputzſchere und eine Kerze, an welcher in goldenen Lettern zwiſchen bunten Farbenwindungen die Stundenzahlen prangten, welche die Flamme herniederwandernd verzehrte, — „was machſt du mir für Sachen? Du haſt nicht das Alter dazu, um an dem überſpannten Dichter einen Narren zu freſſen, und wenn du etwas von ihm wiſſen willſt, lies ſeine Bücher, da ſteht's ja ſchon alles drin, was er mehr wie andere Menſchen wiſſen will, und da haſt du's wenigſtens noch ſauber, in elegantem Einband und ſchönklingenden Verſen, aber von ihm ſelber ſich das alles vortratſchen laſſen, weißt, das begreif' ich nicht, wenn eins dein Alter hat. Und während du in der ſchönen Litteratur ſchwelgſt, geht mir mein Paë in einem anderen Narrengarten ſpazieren und hängt ſich an den Affen, die Gaby Battiani. Sie gefällt mir nicht, die alberne Dingin, weißt, für einen Gigerl mag ſie taugen, aber ein vernünftiger Menſch kann nun und nimmermehr ein Gefallen an ihr haben. Aber freilich, wenn du dem Paë ein Geſicht ziehſt, als wärſt du die Trauben und er der Fuchs, für den ſie zu hoch hängen, nachher thut er's ſchon aus Trotz, daß er ſich zu dem Affen hält . . .“

Die alte Dame hatte ſich in Eifer geſprochen, ſtrich jetzt mit ihrem Spitzentaſchentuch über die erhitzte Stirn und fächelte ſich Kühlung zu. Liſi dagegen ſah währenddeſſen wieder zu ihren Altersgenoſſen hinüber und unwillkürlich ſtieg auch ihr das Blut ins Geſicht.

Paul hatte mit Gabriele ein neues Spiel begonnen, ſie hielten ſich abwechſelnd die Fingerſpitzen zum leichten Zuſchlagen hin. Der Schlagende ſuchte zu berühren, der Gegner zurückzuziehen. Das gab ein Gekicher und ſcherzhaftes Streiten, ein Ab- und Zurückrücken der Sitze, ſich zu einander Neigen und Zurückſchrecken, welches die beiden unruhigen Gemüter ſehr zu ergötzen ſchien. Feraſi faßte bisweilen die kleinen, weißen, fetten Hände mit einer raſchen ungeduldigen Bewegung, hielt ſie feſt und machte lachend allerlei Bedingungen, um ſie wieder frei zu geben, während die junge Dame, immer kichernd, ſchmollte und ſchalt und behauptete, dies ſei unſtatthaft, oder wie ſie ſich ausdrückte „unfair“, ohne doch das eigentlich Unpaſſende in dem Spiel zu empfinden.

„Gräfin, darf ich Sie bitten, einmal ſelber das Paar zu betrachten?“ ſagte Liſi. „Das Freundſchaftsbündnis, welches beide geſchloſſen, iſt doch ſo intim, daß ein Mut dazu gehört, den ich nicht beſitze, ſich dazwiſchen zu drängen. Und als dritte im Bunde möchte ich auch nicht aufgenommen werden.“

Die Gräfin ließ ihr Taſchentuch fallen, betrachtete die beiden Spielenden, und der Ärger, der ſich in Liſis Wangen zeigte, ſtieg in den ihren auch hochrot empor: „Unerhört!“ murmelte ſie. „Und hier bei mir! Ein ganz dummer Fratz, dieſe Gabriele, der gar nicht weiß, was ſich ſchickt. Aber ich werd' jetzt dafür ſorgen, daß dem Buben die Augen aufgehen.“

Liſi erwiderte nichts mehr. Eine Aufregung bemächtigte ſich ihrer, welche die Geringfügigkeit der Urſache ihr ſelbſt nicht erklärte. Die Röte, die ihre Stirn gefärbt hatte, wich tiefer Bläſſe, und ſie ſtand auf und verließ das Gemach. Paul ward dadurch aufmerkſam und beſann ſich. Er hatte ihr ja den Hof machen wollen und ſtatt deſſen ſich wieder von Gabriele fangen laſſen. Das bereute er jetzt, wo ſie ſo blaß den Saal verließ. In dieſe Stimmung klang der Ruf ſeiner Pflegemutter.

„Paë, komm einmal zu mir!“ rief ſie, entſchloſſen, den Widerſpenſtigen als zweiten Strafwürdigen ins Gebet zu nehmen. „Was denkſt' dir eigentlich dabei, daß du dich an den weißhaarigen Affen verklampelſt? Ich begreif' dich nicht! Dieſe Närrin, die unter dem Haar einer Greiſin das Hirn eines Säuglings trägt, iſt mit der Liſi Ellrodt doch nicht zu vergleichen; ja, wenn ich wählen müßt' zwiſchen den dreien, wär' mir ſogar die Szaſnady noch lieber, aber du thuſt, als ob du nur Augen gerad' für die albernſte der drei hätteſt. Und ich muß dir ſagen, ſogar wenn du kein großes Gefallen an ihr fändeſt, ſchickte es ſich doch für dich, als Sohn vom Haus, daß du gegen die Ellrodt dich zuvorkommender zeigteſt. Sie iſt hierher gekommen, meiner einſtigen Freundſchaft mit ihrem verſtorbenen Vater zulieb', um mir alten Frau Geſellſchaft zu leiſten, und hat monatelang bei mir ausgehalten, das iſt kein Vergnügen für ein verwöhntes, junges Mädchen, und das Wenigſte, was wir jetzt dafür thun können, iſt, uns artig gegen ſie zu zeigen. Ich hoff' alſo, du wirſt dich daran erinnern, daß dich meine Gäſt' ſtets auch als meinen Sohn anſchauen, wie dies ja nur in der Ordnung iſt.“

Paul, ganz in der Stimmung, die Strafpredigt als verdient aufzunehmen, küßte ſeiner Pflegemutter die Hand und antwortete: „Du haſt recht, Mutter. Und wenn die Baronin mich gnädig annimmt, werd' ich gleich jetzt mich in ihre Dienſte ſtellen.“ Und damit begab er ſich hinaus, um Liſi aufzuſuchen; ein Gang, der ihm gar nicht ſauer ward.

Jemand anderes aber war vor ihm Liſi ſchon gefolgt, nur auf die Gelegenheit lauernd, ſich bei ihr einzuſchmeicheln. Es war dies Tibors Mutter. Dieſe Frau, welche, wie ein mißhandelter Hund an ſeinem ungerechten Herrn, mit blinder Ergebenheit an dem launenhaften Sohne hing, hatte ſich unaufgefordert ſofort zur geheimen Bundesgenoſſin ſeiner neueſten Glückspläne gemacht. Liſi mußte ihm gewonnen werden, da er doch für ſie eine phantaſtiſche Leidenſchaft gefaßt hatte.

Vielleicht konnte der Beſitz, wenn er errungen ward, den Kranken in etwas mit ſeinem Schickſal verſöhnen, vielleicht ihn erträglicher für ſeine Umgebung machen, vielleicht die Bitterkeit, die ihn jetzt ſo oft zu böſen Launen reizte, in eine wohlthuende Herzensbefriedigung verwandeln.

Jedenfalls knüpfte die müde Frau allerhand Hoffnungen an das Gelingen und beſchloß deshalb, ihr natürliches Talent zur Intrigue, wie alle ihre ſonſtigen Talente in den Dienſt ihres Einzigen zu ſtellen, und die Schwächen des Mädchens, welche Tibor in ſeiner Verliebtheit nicht ſah, zu benutzen.

Liſi war in einem halbdunkeln Zimmer ſtehen geblieben. Es kam ihr jetzt erſt deutlich zum Bewußtſein, daß ſie eigentlich keinen Grund habe, ſich Feraſis Spielereien mit Gabriele ſo zu Herzen zu nehmen, wie es geſchehen war. Sie hätte ihm gefallen mögen, das konnte ſie nicht leugnen, aber, nun, er hatte ſie ja eher geſehen als dieſe Gabriele und nicht den Eifer gezeigt, den … Da waren wieder die beunruhigenden Vergleiche und Gedanken, und ſie wollte ſich doch Mühe geben, ſie zu vertreiben.

Aber ſie ward in dieſen Bemühungen geſtört, denn plötzlich ergriff jemand ihre Hände, bedeckte ſie mit Küſſen und befeuchtete ſie mit Thränen, und als die im Dunkel Stehende überraſcht und beinahe erſchreckt kaum erkannt hatte, daß der ſtürmiſche Angriff von des Dichters Mutter kam, hörte ſie dieſe unter Schluchzen rufen: „O, meine liebe, liebe Baronin, wie dank' ich Ihnen! Und wie liebe ich Sie! Wenn Sie wüßten, welche Gefühle ich für Sie habe! Eine Heilige! So voll Liebe und Güte, wie Sie's ſind, kenn' ich ja gar keine mehr! Und mein armer Tibi! Er iſt jetzt endlich auch einmal glücklich wie andere Menſchen! Und er möchte Sie dafür auf Händen tragen, auf ſeinen armen, ſchmerzensſchwachen Händen! Ach, er iſt ſo gut! Wenn Sie wüßten, wie gut. Es ſcheint manchmal, als ſei er's nicht. Aber was hat er auch ausgeſtanden!“ Und nun folgte ſeine Leidensgeſchichte vom Zahnen des Säuglings an bis zu den glänzenden Erfolgen des gefeierten Dichters. Mitleid, Bewunderung, Selbſtgefühl, alle dieſe leicht erklingenden Saiten wurden in der jungen Bruſt der Hörerin geſchickt berührt; aber bei allem günſtigen Empfinden, das ſie erweckten, verſpürte Liſi doch auch den ſtark aufquellenden Widerwillen gegen die überſchwengliche Zudringlichkeit der Erzählerin.

Dennoch konnte ſie dieſen Widerwillen nicht kund thun; die Höflichkeit ſchon erforderte, daß ſie für all die ihr geſpendeten Artigkeiten ſich erkenntlich zeige, und ſo äußerte ſie ihre Sympathieen für den geiſtvollen Dichter, die ja bis zu einem gewiſſen Grad auch von Herzen kamen, und verſchwieg das andere.

Frau von Vötörö aber nahm dieſe Anerkennung auf, als ob ſie die Verſicherung ſchrankenloſeſter Hingebung enthalte.

Sie ſchloß die junge Dame ſchluchzend in ihre dünnen Arme, drückte ihr kleines, welkes, thränenfeuchtes Geſicht gegen die duftige Mädchenwange und flüſterte: „O ich wußte es! Sie werden ihn nicht verlaſſen, werden ſein guter Engel, ſeine Schutzheilige ſein! Und wir werden Sie ſegnen, wie die Heiligen geſegnet werden! Ach, verſprechen Sie es: Sie werden nicht von ihm weichen, nun Sie ſein Troſt, ſeine Stütze geworden!“

Liſi ſchwindelte. Sie wußte ſelbſt nicht, was ſich lebhafter in ihr rührte, der Stolz über die Verſicherung, daß ſie ſolch einem bedeutenden Menſchen wirklich bewundernswert erſcheine, oder die Furcht durch die Überſchwänglichkeit der Mutter aus dieſer angenehmen Rolle einer begeiſternden Muſe in drückendere Verpflichtungen gezwungen zu werden.

„Aber ich bitte Sie,“ ſagte ſie ausweichend, „Sie überſchätzen meinen Einfluß. Er hat mich ja kaum kennen gelernt, und in ihm arbeitet die Phantaſie eines Dichters, die leicht ein jedes weibliche Weſen verklärt.“

Aber die entſchloſſene Mutter war nicht zu beirren. „Nein!“ rief ſie, „das glauben Sie nicht! Er hat nie ein weibliches Weſen ausgezeichnet, wie er Sie auszeichnet, nie eine ſo als Verkörperung ſeiner Muſe begeiſtert gefeiert, wie Sie! Und — ich ſpreche nicht als Mutter — aber, Baronin Liſi, ich muß ſagen, daß ich, wenn ich noch ein Mädchen wäre, keinen höheren Lebenszweck wüßte, als einen Samariterdienſt, edel wie der, ſolch einem begabten Manne, einem Dichter, die Begeiſterung für ſeine unſterblichen Werke zu verleihen, ſozuſagen ihm den Ruhmeskranz mit meiner geweihten Hand zu reichen.“

Liſi war achtzehn Jahre alt und der letzte Satz gefiel ihr ſehr. Sie war leicht exaltiert und hatte es von jeher ſich wirklich als das Herrlichſte gedacht, ihr Leben irgend einem großen, erhabenen Zweck zu weihen. Daß ihr Herz gerade in dieſem Augenblick ſchon für etwas anderes ſchlug, als für dieſen Zweck, darüber täuſchte ſie die Exaltation hinweg, die der ſchmeichelnden Frau Worte in ihr entzündet hatten. Sie antwortete deshalb mit einer gewiſſen Trunkenheit des Geiſtes: „Was ich gegeben habe, nehme ich nicht zurück. Wenn er in mir das findet, was Sie ſchildern, ſoll es ihm bleiben. Und verſichern Sie ihn, daß ich ihn aufrichtig zu ſchätzen weiß.“

Das war gar nichts, drückte gar kein beſonderes Verſprechen aus, aber Frau von Vötörö empfing es ſo, als ob es ihrem Sohne alles ſichere, was Liſi zu vergeben habe. Sie ſchloß das Mädchen wieder zärtlich in die Arme und dankte ihr mit einer Flut von rührenden Worten. Und als ſie ſchließlich ſie verließ, um zu dem Kranken zurückzukehren, hatte Liſi ſelbſt ein unbeſtimmtes, beunruhigendes Gefühl, etwas Bindendes geſagt zu haben. Sie war dabei freilich über die Alltagsempfindungen gehoben, und ihre Pulſe klopften in beſchleunigten Schlägen; ihre Wangen glühten und in ihrem Gehirn gärte etwas wie ein Rauſch, in dem ſie ſich ſelbſt verherrlicht und mit Eigenſchaften ausgeſtattet ſchien, die ſonſt in ihr nicht waren.

In dieſer gehobenen Stimmung kehrte ſie in den Geſellſchaftsſaal zurück, und im Zimmer vor dieſem trat Paul auf ſie zu.

Auch er war erregt, und obgleich er lachte, ſprach aus ſeinem Geſicht ein aus der Tiefe quellendes Gefühl.

„Baronin Liſi,“ ſagte er unvermittelt, wie es in ſolchen Stimmungen ſeine Art war, „ich hab gerade jetzt Ihretwegen eine derbe Strafpredigt bekommen. Meine Mutter wirft mir vor, ich ſei nicht artig genug gegen Sie. Aber an wem iſt die Schuld? Doch nicht allein an mir! Wenn Sie mir geſtatten, Ihren Ritter zu ſpielen, wahrhaftig, ich bin bereit, mein Knie vor Ihnen zu beugen, falls ich nur hoffen darf, angenommen zu werden.“

Der Graf machte ſeine Sache ſchlecht. Er geſtand, daß er von ſeiner Mutter geſandt ſei, und das mußte eine Natur wie die Liſis empören, beſonders, da ſie durch ſeine Kokettericen mit der gefallſüchtigen Gabriele ſchon verletzt worden war. Zu ihr kam er auf Befehl der Gräfin, die weißhaarige Kokette hatte er verſtanden, allein zu finden. Und wieder trieb der Gedanke an die vor kurzem beobachtete Szene den Ärger in des Mädchens Sinne. Dazu kam das ſchwindelnde Gefühl der Schätzung, die ihr von dem Dichter wurde.

Sie richtete ſich deshalb ſelbſtbewußt auf und antwortete, den kleinen Kopf etwas zurückwerfend, herb: „Ich verſteh' nicht, Graf, was Sie wollen. Wenn eine Vernachläſſigung verletzen ſoll, muß ſie als ſolche empfunden werden. Mir genügt die Art, wie wir miteinander verkehren, und ich vermiſſe nichts darin. Bitte, thun Sie ſich daher keinen Zwang an, und kehren Sie zu Fräulein Battiani zurück.“

Für Paul war das ein Sturz kalten Waſſers, richtiger ein Stich, der ihn an ſeiner empfindlichſten Stelle, in ſeiner Eitelkeit, traf. Das Lächeln um ſeinen hübſchen Mund, das vorher warm geweſen, ward ſpöttiſch, und er verneigte ſich ſteif und ſagte: „Das iſt etwas anderes. Ich bedank' mich und werd' die Lehr' ad notam nehmen.“

„Das hab ich davon!“ ſagte er danach, in den Saal zurückkehrend, zu ſich ſelbſt: „Was ſie ſich nur einbild't? Jetzt werd' ich's der Mama ſagen: ſie kann ſie ſich unter eine Glasglocke ſtellen. Ich werd' mich nicht mehr von ihr abkanzeln laſſen wie ein Schulbub.“

Liſi ging nicht in den Saal. Sie fühlte, kaum war Paul fort, ein Erſchrecken über ihre eigenen Worte. Warum hatte ſie das zu ihm geſagt? Das war zu anmaßend, zu ſcharf geweſen! Das konnte er nicht verzeihen! Und wenn er keinen Verſuch mehr machte, ſich ihr nochmals zu nähern, dann hatte ſie auch keine Möglichkeit, ihr herbes Vorgehen wieder gut zu machen.

Sie fühlte ſich plötzlich unendlich unglücklich, ging in ihr Zimmer und weinte bitterlich.

Dann wieder ſchämte ſie ſich ihrer Thränen, trocknete die Augen und zündete Licht an.

Auf ihrem Schreibtiſch lag ein weißes Paket, das ſie nicht dorthin gelegt hatte. Sie griff haſtig danach. Es war ein Heft und trug auf dem Umſchlag in großen, ſtark verſchnörkelten Buchſtaben die Aufſchrift: „An Liſi.“

Es war Tibors Schrift. Das Heft enthielt Gedichte. Liſi ſchlug es auf, ſetzte ſich hin und las.

Die Verſe waren ſchön, glutvoll, ja häufig ſchwärmeriſch, und etwas von der Dankbarkeit, die ſeine Bewunderung in ihr erweckte, bewegte wieder das Gemüt des Mädchens… etwas… Aber in der Tiefe blieb ſie mutlos und niedergeſchlagen, und das freudige Selbſtbewußtſein, das ſie kurz vorher ſo ſtolz hatte reden laſſen, wollte nicht wiederkehren. Dennoch las ſie das Heft bis zur letzten Seite; ja, las einzelne Gedichte wieder und wieder, bis ſie ſich ihrem Gedächtnis einprägten. Sie waren wirklich ſchön, und wenn der Geiſt des Dichters in ihnen ausgedrückt hätte, was das Herz eines anderen empfunden, dann — dann wäre die Leſende ſehr glücklich geweſen.

So ſaß ſie, nachdem ſie das Heft zugeſchlagen hatte, lange und ſtarrte in die flammende Kerze, und endlich löſchte ſie dieſe und legte ſich hin.

Kaum aber war dies geſchehen, ſo fing ein wunderlicher Spuk an. Die Verſe brauſten ihr noch in den Ohren, klangen und ſangen in melodiſchen Rythmen — die Verſe, die Tibor verfaßt hatte. Aber Paul war es, der ſie ihr zuflüſterte. Sie ſah deutlich im Dunkeln den jugendſchönen Kopf des Reiteroffiziers vor ſich, in den braunen Augen den offenen, gewinnenden Blick, den Blick, den er gehabt hatte, als er ihr anvertraut, daß ſeine Pflegemutter ihn geſcholten habe um ihretwillen, — ein warmes Lächeln um die Lippen, und ſeine melodiſche Stimme weihte ihr die Strophen:

„O ſchweig und öffne deine Lippen nicht!
Laß mich aus deinen engelsmilden Augen
Den Troſt, die Hoffnung meines Lebens ſaugen,
Eh' ihm dein Mund das Todesurteil ſpricht.

Der ſchöne Mund iſt herb und ſtreng gewillt,
Mich zu verdammen und mein thöricht' Lieben,
Doch in den blauen Augen ſteht geſchrieben:
Dein Herz entſchuldigt, was die Lippe ſchilt.

So laß den Fleh'nden dir zu Füßen ruhn,
Und dulde nichts, als daß von deiner Nähe
Der Schönheit Hauch balſamiſch mich umwehe. —
Ein Dienſt, den Heil'ge oft auf Erden thun.

Es ſchuf ein Gott dein ſüßes Angeſicht,
Den Menſchen Himmelswonne zu verleihen —
Und göttlich iſt die Tugend zu verzeihen!
So ſchweig' und öffne deine Lippen nicht!"

Liſi ward es heiß; ſie richtete ſich im Bette auf. Vielleicht daß ſie dadurch die Viſionen verſcheuchte. „Es ſind die Lieder des Dichters Vötörö!" ſagte ſie ganz laut, und lachend antwortete Pauls Stimme:

„Es hat mein Mund ihr nie geſagt:
Ich liebe dich!
Die Augen nur, ach! unverzagt
Verrieten mich.

Ihr Wimpern bergt mit Neigen drum
Der Augen Licht!
Die Lippe ſchweigt, der Mund bleibt ſtumm,
Die Augen nicht."

Liſi ertrug es nicht länger; es war ihr, als ob dies myſtiſche Seelengeflüſter ein Unrecht an Tibor verübe.

Sie ſprang aus dem Bett, zog im Dunkeln ihre Kleider an, knotete ihr Haar feſt zuſammen, ſetzte ein Hütchen auf, faßte ihre Reitgerte und ging durch das ſchlafende Haus die Treppe hinab ins Freie.

Über den Hof, in dem nur die Hunde ſchnuppernd umherliefen und ſich in ihrem dicken, weißflockigen Fell wie Schneeballen aus dem Dunkel hoben, eilte ſie in den Stall und ſattelte ſelbſt ihr Pferd.

Sie führte es hinaus, ſchwang ſich hinauf und ritt davon. Ihr ward wohl bei der Bewegung im Freien, wohl in der kühlen, herbwehenden Luft.

An dem heller werdenden Himmel glänzten die Sterne. Der Tag graute ſchon, und ein Rauſchen zog durch die dunklen Bäume; das klang, als ob ſie einander gewaltige Dinge ſagten. Aber als Liſi an den Roſen des Gartens vorüber kam, hingen dieſe ſchwer mit halboffenen Blättern, wie vom Schlaf erwacht in den Zweigen, und wieder raunte in ihr die geheimnisvolle Stimme:

„Es hat geſtreift am lichten Tage
Die Knoſpe deines Atems Hauch,
Und ſehnend hat die ſüße, zage
Zu Nacht geöffnet ſich am Strauch.

Ich pflückt' mit unbedachten Händen
Die duftende am grünen Rain,
Und wie ſich mir die Düfte ſpenden,
So ſaug' ich deinen Atem ein.

Fühl' ich ſie nun am Herzen hangen,
Wird auch an mir das Wunder kund,
Träum' ich in ſehnendem Verlangen
Von dir und deinem ſüßen Mund."

Liſis Pferd ging langſam. Es war aus dem Galopp, den die Reiterin anfangs von ihm begehrt, in Trab verfallen, dann in Schritt. Liſi ließ es gewähren. Sie lenkte es, ohne ſelbſt ſich bewußt zu ſein wohin. Ihre ſpähenden Blicke waren in eine Ferne gerichtet, in welcher verheißungsvoll ein neuer Tag heraufglomm. Und ihr Herz klopfte ſo, als müſſe jener ihr wunderſames bringen; nie war es ſo voller Erwartungen geweſen, wie auf dieſem einſamen, nächtlichen Ritt.

Dann umfing ſie ein ſonderbares Grauen, als das Tier ſie mitten in den Wald hinein trug. Erloſch hier ihr Hoffen, wo alles in tieferer Nacht unterging? Die Zweige hingen ſo ſchwer auf den Weg, auf dem das Gras im Tau glänzte, während zwiſchen ihnen ein geſpenſtiſches Halblicht blitzte. Der Wind flüſterte hoch in den Zweigen, aber unter den Stämmen herrſchte Stille. Nichts rührte ſich; kein Blatt an den Büſchen, keine Nadel an dem wildwuchernden Rosmarin oder ſchwarzſtruppigen Wacholder. Und Liſi ſpürte etwas wie Schickſalsfurcht, nicht Furcht vor augenblicklichen Ereigniſſen, aber vor denen, die, wie hier der Wald, noch ſtill im Dunkel ſchliefen und in einer fernen Zukunft vor ſie treten mußten.

Das war ein wechſelndes Empfinden, von Zagen und Hoffen, das ihr den Sinn beſchwerte und der Natur machtvoll wandelnde Phyſiognomien aufdrückte.

Und Paul? Was fühlte er? Er hatte in dieſer Nacht ſo wenig ſchlafen können wie Liſi. Ja, er hatte ſich gar nicht niedergelegt. Der Ärger über der jungen Dame ungezogene Zurückweiſung war nicht von ihm gewichen. In der Uniform, wie er aus dem Geſellſchaftszimmer gekommen, ging er in dem ſeinen ſtundenlang auf und ab. Er hatte den Rock nur aufgeknöpft und rauchte zahlloſe Cigarretten. Bisweilen auch hielt er ſie kalt in den Händen und trat gedankenvoll an eines der Fenſter und ſah ins Dunkel. Aber er ſah nichts von dem, was draußen vorging, ſondern blickte nur in ſein Inneres.

Woran lag es, daß kein reines, edles Weib ſich für ihn erwärmte? Daß, ſo oft ihm ein ſolches eine ernſtere Neigung einflößte, oder er ſelbſt fühlte, er ſtehe vor der Gefahr, eine ſolche zu faſſen, die Begehrte ihm zeigte, ſie wolle von ihm nichts wiſſen? und, was bitterer war, ſich einem andern zuwandte? . . .

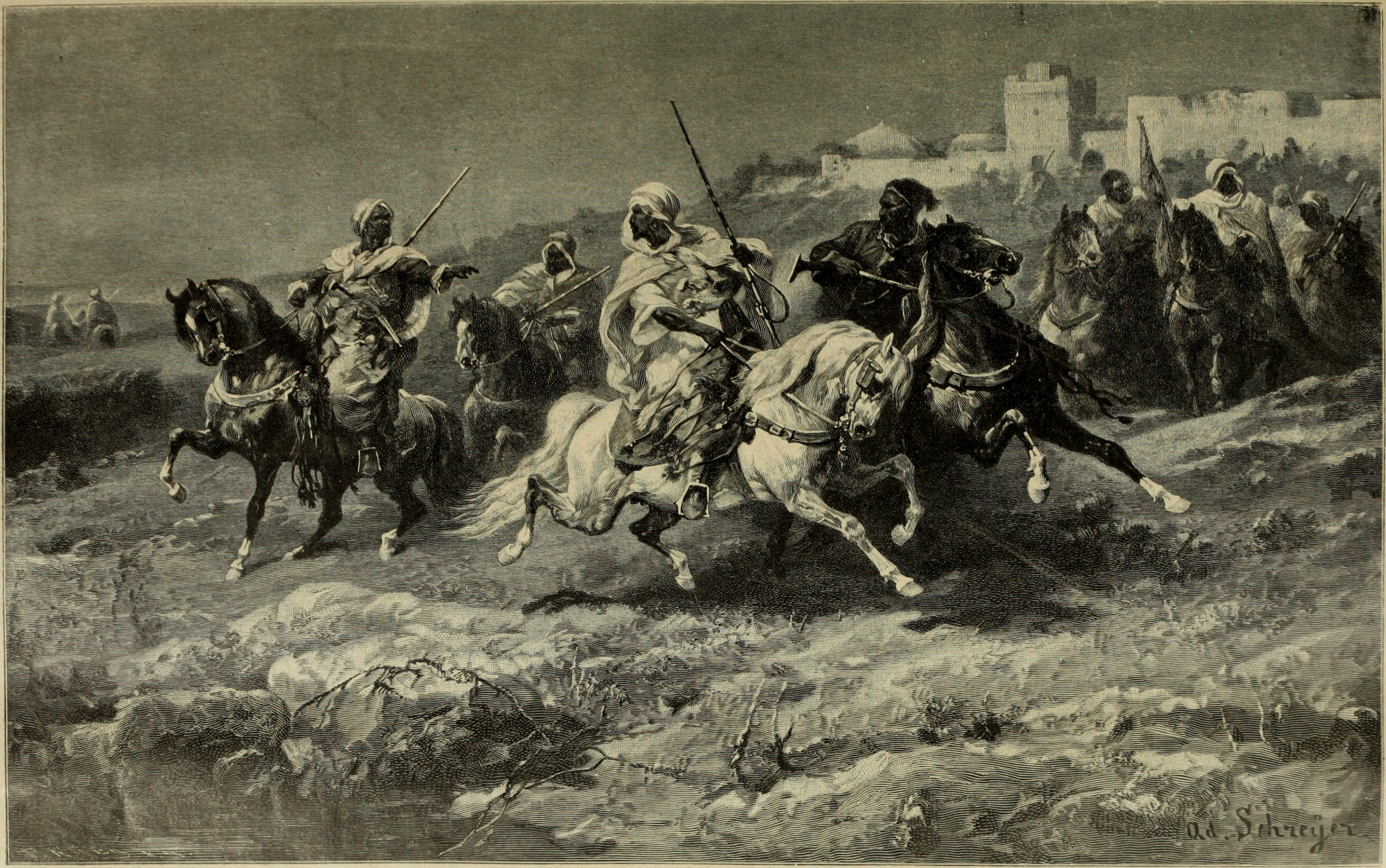
War er nicht wert, daß eine ſchöne und edle Frau ihn liebte?

Er hatte Fehler, er wußte es. Sein leidenſchaftlicher Sinn hatte ihn allzu oft hingeriſſen, die thörichtſten Dinge zu thun; ſo unüberlegt, ſo willkürlich, wie er als Knabe oft das Tollſte verſucht, ſo that er es bisweilen noch als Mann. Aber wenn eine Hand ſich fand, die ihn milde leitete, die er verehrte, eine liebe, kluge, gütige, dann ward aus dem ungefügen Mann ein gefügiges Kind, dann war er vor allem zu behüten, zu allem zu bewegen . . .

Und dieſe Hand ſollte gerade er nicht finden?

Solche Mädchen, wie dieſe kleine Gans, dieſe Gaby, waren Feuer und Flamme, ſobald er im mindeſten ſich um ſie bemühte. Ilka, das klaſſiſche Walroß, wie er ſie wenig galant nannte, die Koloſſalgeſtalt mit der plumpen Schönheit und dem plumperen Geiſt, hatte nur einen Blick urteilsloſer Bewunderung aus den vorſtehenden, runden Augen; aber Liſi legte den ſchlanken Kopf wie eine Königin zurück und ſah verächtlich über ihn hin.

(Fortſetzung folgt.)


Ad. Schreyer

Auszug des Scheiks. Nach dem Gemälde von Ad. Schreyer.

# Das Schlachtſchwert Mi-Moun's.

Zu dem Bilde von Adolf Schreyer: Auszug des Scheiks.

Von Fedor von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

Beim Oberſten Reuttiers, dem Kommandeur des zweiten Zuavenregiments, fand ein Empfangsabend ſtatt. Er war belebter als ſonſt, da das Regiment am nächſten Morgen gegen den Stamm der Beni-Snaſſen zu Felde ziehen ſollte, der ſich unter der Führung ſeines Scheik's Mi-Moun in heller Empörung gegen die franzöſiſchen Eroberer befand. Der größte Teil des in Oran garniſonierenden Offizierskorps war anweſend, und in der ſtrahlenden Beleuchtung der mit behaglichem Luxus eingerichteten Salons kamen die bunten und glänzenden Uniformen der Herren zu voller Geltung. Man verkehrte gern bei dem ſchnauzbärtigen, alten Kommandeur, der ein reizendes Töchterchen beſaß, für reich galt und deſſen Geſellſchaften in dem ſonſt ſo langweiligen Oran Oaſen im Wüſtenſande glichen.

In einem kleinen, ganz orientaliſch eingerichteten Kabinet ſaß nach beendeter Tafel ein engerer Kreis von Damen und Offizieren beim Kaffee und den Cigaretten: Fräulein Blanche Reuttiers, die Tochter des Kommandeurs, ein neunzehnjähriges Mädchen von pikanter Schönheit, mit ihren Freundinnen, und rings um ſie die Ritter ihres Liebeshofes: Kapitän Desfarges, Graf Gleißen von der Fremdenlegion, Leutnant von Reynier von den Chaſſeurs d'Afrique und Kapitän Charles Bertier vom erſten Spahi-Regiment.

Das Geſpräch drehte ſich um den bevorſtehenden Feldzug, den „Jagdausflug“ an die marokkaniſche Grenze, wie Herr von Reynier ſich ausdrückte. „Gott ſei Dank, daß wir wieder einmal aus der Einöde des Garniſonlebens herauskommen,“ ſagte der blonde Leutnant und ließ ſeinen parfümierten Schnurrbart durch die Finger gleiten; „a propos, Fräulein Reuttiers, was ſoll ich ihnen mitbringen? Ich bin Ihnen noch ein Vielliebchen ſchuldig und denke, daß Ihnen eine Campagne-Erinnerung vielleicht am meiſten Freude machen wird.“ „Das kommt darauf an, Herr von Reynier!“ lachte die Angeredete und warf die dunklen Locken über die Schultern zurück. „Gar zu billig dürfen Sie ſich die Sache nicht einrichten!“ „Bewahr' mich Mohammed, Gnädigſte — ich erfülle jeden Ihrer Wünſche! Soll ich Ihnen den Kopf Mi-Moun's, fein ſäuberlich einbalſamiert und in Staniol verpackt, als Kriegsbeute mitbringen?“ „Fi donc, Sie Barbar, ſchonen Sie meine Nerven!“ „Aber den Turban des Scheiks!“ ſchlug Fräulein Géneviève Martel, die blonde Tochter des Brigadegenerals, vor. „Oder ſein Schlachtſchwert,“ vervollſtändigte Kapitän Desfarges; „vielleicht könnten Sie es als Papiermeſſer benutzen, gnädiges Fräulein!“ Blanche wiegte lächelnd den Kopf auf ihren ſchönen Schultern hin und her. „Sein Schlachtſchwert — das wäre ſo übel nicht!“ ſcherzte ſie. „Ich würde es über meinem Schreibtiſche aufhängen und täglich mit friſchen Roſen umkränzen, um dem Symbol des Krieges ſeinen blutigen Charakter zu nehmen. Alſo gut, Herr von Reynier, Sie werden mir den Säbel Mi-Moun's als Trophäe nach Hauſe bringen — dann ſind wir quitt!“ . . . „Ganz quitt, Fräulein Blanche?“ Eine leichte Röte färbte die Wangen der jungen Dame. „Ei gewiß,“ entgegnete ſie raſch; „Sie haben ja nur ein Vielliebchen an mich verloren!“

„Kinder, wie beneide ich euch!“ ſagte in dieſem Augenblick ein neu ins Zimmer tretender Offizier vom 103. Linienregiment. „Ihr rückt morgen friſch-fröhlich in den Krieg, und wir Ärmſten müſſen von hier aus zuſehen, wie ihr euch draußen Narben und Lorbeeren holt! Tantalusqualen, meine Damen! — Bertier, Ihnen geht's freilich geradeſo wie mir. Übrigens, ich verſtehe nicht recht, warum die erſten Spahis zu Hauſe bleiben müſſen!“ „Deckung der Garniſon,“ antwortete Kapitän Bertier und zog die Schultern hoch. Er war ein ſchöngewachſener, ſchlanker Mann, mit tiefbraunem Geſicht und melancholiſchen Augen. „Ich denke mir, der Gouverneur wird fürchten, daß die Maïa-Stämme im Süden der Provinz den Abzug des Militärs von Oran zu einem Überfall benutzen könnten. Das mag wohl ein mitſprechender Grund für unſer Bleiben in der Garniſon geweſen ſein! Taktiſche Maßnahmen, gegen die ſich nichts ſagen läßt!“

„Halloh — Bertier!“ erdröhnte in dieſem Augenblick die Stimme Oberſt Reuttiers in der Zimmerthür. „Ich gratuliere, Kapitän. Halten Sie ſich marſchfertig — es braucht freilich nicht gleich zu ſein! Im Ernſt, Kapitän; eine Ordonnanz meldet mir ſoeben, der Diviſionär habe beſtimmt, daß auch das erſte Spahi-Regiment mit in das Inſurrektionsgebiet rücken ſoll. Dafür bleiben das dritte und vierte Bataillon der Fremdenlegion in Oran zurück.“

„Sapriſti, was bin ich froh, daß ich zum zweiten Bataillon gehöre,“ brummte Graf Gleißen, ein weſtfäliſcher Edelmann, der ſich vor ſeinen Gläubigern nach Afrika hinüber gerettet und in der Legion raſch Karriere gemacht hatte. Kapitän Bertier aber hatte ſich erhoben, und der ganzen Geſellſchaft fiel es auf, wie furchtbar bleich der Mann plötzlich geworden war. Sein dunkles Auge ſtarrte den Oberſt an, und eine helle Verzweiflung ſprach aus dieſen Blicken.

„Zum Teufel, Kapitän, was iſt Ihnen?“ rief Reuttiers. „Sie ſehen ja aus, als ging's in die Hölle, aber nicht in einen fröhlichen Kampf!“ . . . „Verzeihung, mein Oberſt,“ ſtammelte Bertier, „ein plötzliches Unwohlſein hat mich übermannt. Geſtatten Sie, daß ich mich für einige Minuten zurückziehe. Pardon, meine Damen!“

Und er ſchwankte aus dem Gemach. Aller Augen ſtarrten ihm nach. „Was ſoll das heißen?“ polterte der Oberſt los, „hat er etwa — ah bah, Bertier hat zehnmal im Kampfe geſtanden und kennt kein Kanonenfieber!“ . . . „Herr Oberſt verzeihen,“ warf Reynier ein, „aber ich vermute, daß es Bertier noch immer ſchwer fällt, gegen ſeine ehemaligen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen. Er iſt eine eigengeartete Natur!“ . . . „Ah, iſt Kapitän Bertier arabiſcher Abkunft?“ fragte das Generalstöchterchen neugierig. „Allerdings, Gnädigſte,“ erwiderte Reynier, „es iſt allgemein bekannt, ſonſt würde ich diskreter ſein. Ich meine, man ſieht ihm ſeine Nationalität auch an.“ „Aber ich denke, unſere Militärs arabiſchen Geblüts können nur bis zum Leutnant avancieren,“ warf die Blondine abermals ein, „und Herr Bertier iſt doch ſchon Kapitän?“ . . . „Bertier iſt ein ſo vorzüglicher Offizier, daß man mit ihm eine Ausnahme gemacht hat, gnädigſtes Fräulein. Zudem iſt er bereits vor langen Jahren zum Chriſtentum übergetreten und ſoll, wie man mich verſichert, gläubiger Katholik ſein; der verſtorbene General Bertier war ſein Taufpate, und nach ihm hat er auch ſeinen jetzigen Namen angenommen.“

Blanche Reuttiers erhob ſich mit einem Geſichtsausdruck, als langweile ſie das Geſpräch. Die kleine Gruppe löſte ſich auf — man rüſtete zum Nachhauſegehen. Blanche trat in ein Nebenzimmer, und Herr von Reynier folgte ihr heimlich, ungeſehen von den Andern.

„Ich wollte Ihnen Lebewohl ſagen, Fräulein Blanche“ — er reichte ihr die Hand und zog dann die ihre an die Lippen; „ſo Gott will auf Wiederſehn!“ . . . „Warum ſo ſentimental, Herr von Reynier?“ lachte ſie zurück, „Sie ſprechen ja mit wahrer Grabesſtimme!“ „Blanche!“ unwillkürlich preßte der junge Offizier die kleine Hand, die er noch in der ſeinen hielt, feſter, und der Ton wurde warm und innig, „denken Sie daran, daß die Wechſelfälle des Waffenglücks unberechenbar ſind, vielleicht kehre ich nicht mehr zurück! Denken Sie auch an meine neuliche Frage — haben Sie mir nichts, nichts weiter zu ſagen?“ . . . „Ah bah“, und ſie lachte wieder, und ihre Zähne blitzten, „Sie werden friſch und geſund heimkehren, Reynier, und dann,“ ſie ſchüttelte kokett die dunkeln Locken, „dann hoffe ich auch zuverſichtlich darauf, daß Sie Ihr Vielliebchen einlöſen werden!“ . . . „Vielliebchen!“ jubelte Reynier und verſuchte, die vor ihm Stehende an ſich zu ziehen, „Blanche, ſoll ich mir dies Wort als eine Hoffnung deuten, die mich in den Kampf begleitet?“ Er brach ab, denn eiſig kühl entzog die junge Dame ihre Hände den ſeinen, und ein hochmütiger Ausdruck trat auf ihr hübſches Geſicht. „Bitte, Herr von Reynier“, entgegnete ſie, „mißverſtehen Sie mich nicht! Ich ſprach von dem Schlachtſchwert Mi-Moun's und nur von dieſem!“

Ein leiſes Hüſteln und ein Sporenſchritt ward hörbar: Kapitain Bertier erſchien in der Thür. Reynier ſchlug die Abſätze zuſammen und verneigte ſich förmlich vor Blanche. „Alſo auf ein Wiederſehn, gnädiges Fräulein!“ und er verließ das Gemach.

Der Kapitän trat näher, und Blanche merkte ſofort, daß ſein Antlitz noch bleicher war, als vordem. Sie war in tiefſten Herzen ärgerlich über die Störung; ſie hätte gern noch ein Weilchen mit ihrem getreueſten Anbeter geplaudert und kokettiert. Er machte ſich gar zu drollig, der gute Reynier, als ſchmachtender Minneritter! „Nun, Kapitän?“ man hörte es ihrer Stimme an, wie gereizt ſie über die Störung war. „Noch immer ſo geiſterhaft bleich? Hat Sie die Nachricht über die Mobiliſierung Ihres Regiments in der That ſo gewaltig erſchreckt?“. . . „Ja“, erwiderte der Kapitän, „es iſt, wie Sie ſagen! Ich wollte Abſchied von Ihnen nehmen, gnädiges Fräulein, und Sie bitten, mir ein freundliches Andenken zu bewahren.“ Er ſtreckte ihr mit einem heiß flehenden Blick aus ſeinen dunklen Träumeraugen die Hand entgegen. Aber ſie nahm dieſe Hand nicht. Es war der Dämon der Koketterie, der wieder in ihrem ſelbſtſüchtigen Herzen erwachte. Sie wußte, daß auch dieſer braune Araber im Banne ihrer Reize lag! „Mit Verlaub, Kapitän“, gab ſie zurück und jedes ihrer Worte kam dolchſpitz von ihren Lippen, „wie ſoll ich Ihnen ein freundliches Andenken bewahren, wenn Sie mir ſelbſt beſtätigen, daß es Sie erſchreckt hat, als Sie die Nachricht empfingen, Ihr Regiment ſolle mit gegen die Beni-Snaſſen zu Felde ziehen? Ich finde nur für — ritterliches Empfinden Reflexe in meinem Herzen . .“ Bertier ſtarrte ſie an. „Ah, Fräulein Blanche — Sie halten — Sie halten mich für — feig?!“ „Ich habe das nicht geſagt, mein Herr!“ „Aber Sie denken es! O leugnen Sie doch nicht — Sie denken es! Wiſſen Sie, daß Sie mir damit das herbſte Weh bereiten, das mir jemals im Leben zugefügt worden iſt? Und noch Eins: Haben Sie vergeſſen, daß ich mir die drei Medaillen, die ich auf der Bruſt trage, im ehrlichen Kampfe erworben habe?“ Sie zuckte mit den runden Schultern. „Um ſo größer war mein Erſtaunen, Sie erbleichen zu ſehen, als Sie die Meldung meines Vaters hörten!“

Bertier ſchwieg, und ſeine Augen irrten düſter über ſie hinweg in die dunklen Ecken des Zimmers. Es zuckte ſchmerzhaft um ſeinen Mund. Dann verbeugte er ſich. „Ich gehe, gnädiges Fräulein“, ſagte er, „unter Verzicht auf meine Bitte, daß Sie meiner freundlich gedenken mögen, während ich im Felde ſtehe. Nur für feige will ich nicht gelten, deshalb hören Sie, was mir vorhin das Blut aus den Wangen trieb! Die Beni-Snaſſen ſind der Stamm, aus dem ich hervorgegangen bin und dem meine Familie angehört; Mi-Moun, der gegenwärtige Scheik des Stammes, aber iſt mein Bruder! — Ich habe die Ehre, mein Fräulein!“

Er ging. Blanche biß ſich auf die Lippen. Scham und Ärger und verletzte Eitelkeit kämpften in ihr. „Kapitän!“ rief ſie, und ein ſonniges Leuchten flog über ihr Geſicht, als er ſtehen blieb. „Es war nicht ſo böſe gemeint — ich werde Ihrer freundlich gedenken wie immer!“ Und dann ſtachelte ſie wieder die Luſt am Kokettieren; ſie ſah ſein noch immer tiefernſtes, ſchwermütiges Geſicht und wollte ihn eiferſüchtig machen. „Alſo nicht böſe ſein, Kapitän, und — und wenn Sie Reynier ſehen, erinnern Sie ihn an unſer Vielliebchen und an das Schwert Mi-Moun's!“

„Ich werde nicht verfehlen!“ entgegnete Bertier ſteif und ging.

Blanche ſtrich ſich über die Stirn — verwirrt, wie betäubt. Sie war allein im Zimmer, und plötzlich dämmerte, grauſig und fröſtelnd, die Ahnung in ihr auf, daß ſie vielleicht immer allein bleiben würde mit ihrem leidenſchaftsloſen Herzen, das nur ſpielen konnte — nur ſpielen! —

* * *

Der Morgen dämmerte über der Oaſe auf. Ein kurzer Dämmer, der nur wenige Minuten währte. Faſt aus dem Dunkel heraus flammte der Tag über die Ebene empor. Die Steinmauer, die Aïn-Sidi-Melluk umgab, leuchtete in goldenen Tönen, und die Palmen, die ſich über ſie neigten, warfen Schatten, die ſich vom weißen Mauerwerk wie phantaſtiſche Reliefbilder abhoben. Aus dem Innern des Kſur's, der Oaſenſtadt, aus dem Gewirr der engen Gaſſen, der niedrigen, grauenhaft ſchmutzigen Lehmhäuſer, der Kubbas und Minarets, die in Kuppeln und ſchlanken Türmen zum Himmel ragten, ſtrömte allerhand Volk, braunes und tiefſchwarzes, Araber, Kabylen und Neger, hinaus auf das mit roſtbraunem Mooſe, Ginſter und Wachholder bewachſene Felsplateau. Das war der Sammelplatz. Siebenhundert Reiter hatte Mi-Moun zuſammengebracht zum Kampfe wider die franzöſiſchen Steuereintreiber. Steuern — wozu?! Piff paff hatte man die Beamten des Bureau arabe niedergeknallt, die in ihrem Dienſteifer dem Scheik die Kellerthüre verſiegeln wollten, als er ſich weigerte, die Abgaben für ſich und ſeinen Stamm zu zahlen. O dieſe fränkiſchen Tyrannen, dieſe Rumih's! Wie haßte Mi-Moun dieſes Volk, das ihm den Vater erſchlagen und den einzigen Bruder abſpenſtig gemacht hatte! Wie dürſtete er nach Rache! Er ritt die Front ſeiner Siebenhundert hinab, hochaufgerichtet auf dem tanzenden Berber, eine ſtattliche Erſcheinung mit ſeinem bronzefarbenen, ſchwarzbärtigen, edel geſchnittenen Geſicht, dem wallenden Burnus, der langſchäftigen Flinte auf dem Rücken und allerhand blitzendem Rüſtzeug in der bunten Schärpe. Ein ſtolzes Lächeln glitt über ſein Geſicht, als ſein Auge auf der grünen Fahne des Standartenträger haften blieb. Die grüne Fahne — ihr hatte er es zu danken, daß ſich ſo viele zuſammengefunden hatten auf ſein Geheiß, daß die Rebellion bis tief hinab zur marokkaniſchen Grenze ihre Wellen warf. Vor hundert Jahren hatte der Bey von Algier den Beni-Snaſſen dieſe grüne Fahne verliehen, weil die Tradition — eine uralte Tradition — beſagte, daß der ganze Stamm ſich vom Propheten herleiten könne. Und das Grün war die heilige Farbe Mahomets — deshalb trugen die Beni-Snaſſen auch grüne Tücher in der Turbanbinde!

Der Scheik ſchoß ſeine Flinte in die Luft ab, und dann ſprengte der ganze Schwarm, gefolgt vom Jubel des Volks, hinein in die Ebene. Die weißen Mäntel flatterten, die Waffen glänzten, und hell leuchtete die grüne Fahne im Sonnenſchein. Nach Weſten ging's, in die von Korkeichen und Oliven beſetzten Berge von Sidi-Mauſſa. Hier, wo man jeden Pfad kannte und jeden Felsſtein, wollte man den Feind im Hinterhalte erwarten. Aber der Feind war durch Spione von dem Plane des Scheiks unterrichtet worden und ihm zuvorgekommen. Die Tirailleurketten der Jäger beſetzten die Höhen, eine Batterie Gebirgs-Artillerie hatte das Dèfilé, das unumgänglich paſſiert werden mußte, unter Schuß genommen, und in den Thaleinſchnitten ſtanden, gedeckt durch die Spahis und Zuaven, zwei Fußregimenter. Und plötzlich gellten die Hörner der Jäger, und die Artillerie ließ ihre Donnergrüße ertönen, und hundertſtimmiges wildes Geſchrei ſcholl im Echo wieder. Wie die Teufel kämpften die Araber, eingepreßt und eingekeilt in den Schluchten, von allen Seiten erfaßt und geworfen. Ein Todeskampf war's — Mi-Moun wußte es. Seine Munition war verſchoſſen, aber den Säbel hatte er noch, das getreue Schwert, das er vom Vater ererbt und auf dem im Handgriff als Knauf ein großer, milchweißer Mondſtein ſchimmerte. Und wie ſauſte das Schwert rings um ihn her — welch grauſige Arbeit verrichtete es! Wo es hintraf, floß rotes Blut und ſcholl ſterbendes Röcheln. Plötzlich ſah der Scheik, daß der

Standartenträger vom Pferde ſank, und ſah die grüne, die heilige Fahne in den Händen eines Spahioffiziers. Hochauf bäumte ſein Berber, ſo tief preßte ihm Mi-Moun die Sporen in die Weichen — dann ſtand er dicht neben dem Spahi und ſein Säbel blitzte. Aber im ſelben Augenblick tönte ein Schmerzenslaut von ſeinen Lippen. Der Spahi, der in der Rechten die Fahne hielt, hatte mit der Linken ſein Piſtol in den Oberarm des Scheiks abgeſchoſſen, der Arm ſank ſchlaff hernieder, und den ſich löſenden Fingern entfiel das Schwert. Was nun folgte, geſchah blitzſchnell hintereinander — im Verlauf einer einzigen Minute. Der Spahikapitän riß ſein Pferd herum, neigte ſich tief aus dem Sattel und griff nach dem gefallenen Schwerte. Im gleichen Augenblick hatte auch ſchon der Scheik dem nächſten neben ihm Kämpfenden den Säbel entriſſen und einen furchtbaren Streich nach ſeinem Feinde geführt. Mit gellem Wehlaut glitt der Spahi vom Pferde — aber als Mi-Moun ſich hohnlachend über ihn beugte, ihm die rollende Fahne zu nehmen, trafen ſich die Augen der beiden. „Mi-Moun,“ flüſterte der Kapitän, „wie danke ich dir, daß ich von deiner Hand falle! Sieh' mir ins Auge. Ich bin Abdallah, dein Bruder!“ Jäh fuhr der Scheik in die Höhe, ein Grauſen packte ihn, und bis in die Lippen hinein entfärbte ſich ſein Geſicht. „Abdallah!“ ſchrie er auf — es war ſein letzter Laut. Mit praſſelndem Kleinfeuer fegten die Fremdenlegionäre, die der Reiterei gefolgt waren, die Schlucht rein. Eine Kugel traf den Scheik in die Bruſt — mitten ins Herz. Stumm ſank er um und ſtürzte neben den Bruder nieder, und die Falten der grünen Fahne deckten ſie beide.

Die Trompeten riefen zum Sammeln. Der Feind war vernichtet und in die Flucht geſchlagen, die Poſition in den Händen der Franzoſen. Neben dem ſterbenden Kapitän kniete ein Offizier der afrikaniſchen Jäger. Auf dem Geſicht Bertiers lag ein mildes, verſöhnliches Lächeln, die ſtille Heiterkeit gefundenen Friedens. „Legt mich in ein Grab mit Mi-Moun,“ ſagte er leiſe, „Reynier, verſprechen Sie es mir! Es iſt die letzte Liebe, die ich von Ihnen erbitte, und ich will ſie auch nicht umſonſt. Der Säbel, den noch meine Hand umſpannt, iſt das Schlachtſchwert des Scheiks der Beni-Snaſſen — das Vielliebchen für Blanche! Sagen Sie ihr meine Grüße und, und ſagen Sie ihr, ich hätte ſie ſehr — ſehr geliebt, und ich wäre als ein Tapferer geſtorben.

Über die zuckende Lippe perlte ein blutiger Tropfen. Kapitän Bertier war tot.

* * *

Erſt nach zwei Monaten kehrten die Truppen nach Oran zurück. Mit der Vernichtung der Beni-Snaſſen war der Aufruhr noch nicht gedämpft. Neue Rebellenhaufen hatten ſich zuſammengezogen und mußten niedergeworfen werden. Aber das Glück war mit den Adlern Frankreichs; ſieggekrönt und Lorbeerzweige an Kappen, Mützen und Kopftüchern zogen die Regimenter im Juli wieder in Oran ein.

Blanche Reuttiers ſchaute vom Fenſter aus dem Einmarſch der Truppen zu. Durch ihren Vater hatte ſie bereits erfahren, daß Kapitän Charles Bertier einen ruhmvollen Tod gefunden. „Und Reynier?“ hatte ſie darauf, ohne ein Wort des Bedauerns für den Gefallenen, haſtig und doch ſtockend gefragt. „Der iſt mordsmäßig geſund geblieben, Täubchen,“ war die lachende Antwort; „paſſe nur auf beim Einzuge, er führt die dritte Kompanie ſeines Bataillons an Stelle von Desfarges, dem ein dunkelhäutiger Kabyle den rechten Arm zerſchmettert hat!“

Und wie hatte Blanche Reuttiers aufgemerkt, als die Truppen über den Gouvernementsplatz zogen! Mit pochendem Herzen und weit offenen Augen! Trara, trara — blieſen die Hörner der Jäger, und dann ſchwenkten die bunten Reihen aus der Querſtraße ein — trara, trara! Dicht unter dem Fenſter, an dem Blanche ſtand, ging es vorüber. Reynier mußte hinaufſchauen, und er that es. Er ſchaute hinauf und ſalutierte, aber ſo ernſt, ſo gemeſſen und förmlich, daß es Blanche wie mit eiſiger Hand ins Herz griff. Großer Gott, was war das? Hatte er im Kampfgewühl ſeine Liebe vergeſſen? Thorheit, o Thorheit! Dummes Herz, poch' nicht ſo laut und ſo ängſtlich, er wird ja kommen und du wirſt ihn widerſehn!

Ja, er kam. Schon in den erſten Nachmittagsſtunden meldete der Diener ihn an. Blanche ſtand mitten im Zimmer, bereit, an ſeine Bruſt zu ſinken, wenn er die Arme ausbreiten ſollte. Denn die acht Wochen Einſamkeit hatten es ihr bewußt gemacht, daß ſie ihn liebte. Und er trat ein, ein verſchnürtes Packet im Arm, verbeugte ſich, ſchritt dann auf ſie zu und reichte ihr die Hand. „Ich freue mich von Herzen, Sie, gnädiges Fräulein, geſund und blühend wiederzuſehen,“ ſagte er. Sie blieb tonlos bei dieſer landläufigen Phraſe, zog einen Seſſel herbei und nötigte Reynier mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen. Aber er blieb ſtehen. „Verzeihung, gnädiges Fräulein,“ fuhr er fort, „ich ſtehe auf dem Sprunge, Oran zu verlaſſen. Ich bin in das Mutterland zurückverſetzt worden, nach Lille, und um ſechs Uhr ſtößt mein Dampfer ab. Nur eines Auftrags möchte ich mich vorher erledigen. Ich bringe Ihnen das Wettobjekt unſeres letzten Vielliebchens: das Schlachtſchwert Mi-Moun's. Aber nicht ich ſelbſt habe es erkämpfen können, ſondern Charles Bertier ſendet es Ihnen. Er ſendet es Ihnen mit ſeinen letzten Grüßen und — und mit der Verſicherung, daß er Sie ſehr geliebt habe.“

Herr von Reynier überreichte ihr das Packet. Blanche ſtarrte den vor ihr Stehenden entgeiſtert an. Sie wußte nicht, wie ihr geſchah, doch es war ihr, als thue ſich plötzlich ein abgrundtiefer Schlund vor ihr auf, und jenſeit des Abgrunds, unerreichbar für ſie, ſtand der, dem ihr Herz gehörte.

„Leben Sie wohl, Fräulein Blanche,“ hub Reynier von neuem an, und ſeine Stimme klang weicher als vorhin, „und haben Sie Dank für all das Gute und Schöne, das ich in der Erinnerung an Sie mit in die alte Heimat nehme. Leben Sie wohl!“

Er küßte ihre Hand und ging, aber ſie rief ihn zurück mit zitternder, ſüßer und einſchmeichelnder Stimme. „Herr von Reynier, ein Wort noch! Ihr Vielliebchen hab' ich, aber, Herr von Reynier, ſind wir nun quitt, ganz quitt?! Haben Sie mir nichts mehr zu ſagen?“

Er dachte daran, wie er einſt gleiche Worte zu ihr geſprochen hatte –– auch in einer Abſchiedsſtunde — und wie ſie mit ihm geſpielt und getändelt hatte, mit ihm wie mit dem armen Toten, deſſen letzte Grüße er ihr überbracht. Und er fühlte, daß ſein Herz ruhig und regungslos blieb. Sie hatte den Schmelz des Begehrenswerten mit eigener Hand von ſich geſtreift.

„Ich danke, gnädiges Fräulein,“ antwortete er ſchon an der Thür — „wir ſind ganz quitt! Ich habe nur ein Vielliebchen verloren.“

Wann er gegangen war, wußte ſie nicht. Ihre Zofe fand ſie ohnmächtig neben dem Seſſel, auf dem das Schlachtſchwert Mi-Moun's lag.

---

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

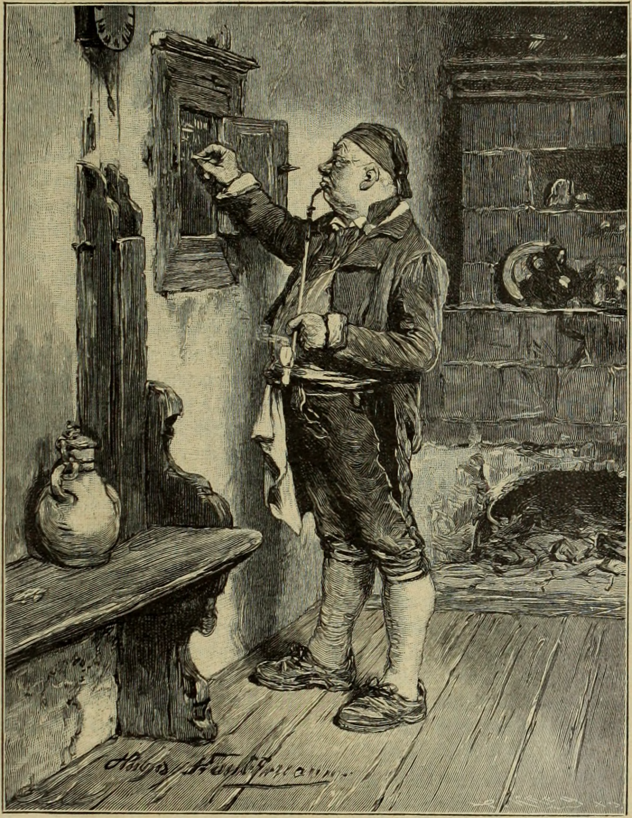
Alſo ſprach Klug, ohne zu ſehen, welchen tiefen Eindruck ſeine Worte auf Marie hervorriefen, und machte nun auch eine Bewegung, den Kuhſtall wieder zu verlaſſen. Aber als er dabei den Blick zu ihr erhob, ſah er, daß ſie unheimlich blaß geworden war, daß die durchſichtigen Farben, die ſie damals nach der Krankheit zurückbehalten, wieder ihr Angeſicht färbten.

„Was iſt Ihnen? Fräulein Marie, iſt Ihnen nicht wohl?“ forſchte Klug in ehrlicher Sorge.

Er trat ihr näher, ſtrich ſanft über ihre Schultern und wagte auch, in dem Gefühl, ſeine Teilnahme an den Tag legen zu müſſen, mit ſeinen Lippen leiſe ihre Wangen zu berühren. Aber während es geſchah, während ſie ſeine Zärtlichkeit halb duldete, halb ihr widerſtrebte, ſtieg's plötzlich erhellend in ſeinem Innern auf. Er wußte nun, weshalb ſich ihre Wangen entfärbt hatten, weshalb ſie in ſeinen Armen bebte, und er ſagte, ſie feſter an ſich ziehend, weich und innig:

„Sie ſind mir gut, ich fühle es, Fräulein Marie, obgleich ich es nicht verdiene, daß irgend ein Menſch ſich mit mir abgibt. Aber ich will Ihnen doch heute einmal meinen Dank ausdrücken für alles Gute, das Sie mir erwieſen haben, will Ihnen ſagen, daß auch ich Sie ſehr lieb habe, daß ich nächſt meiner Frau niemandem ſo gut bin, niemanden ſo hoch ſchätze, wie Sie. Und bitte, bleiben Sie mir auch ferner freundlich geſinnt. Wer weiß, ob ich nicht bald einen Menſchen brauche, der mir zur Seite ſteht. So, und nun feiern Sie den heiligen Abend recht vergnügt, Fräulein Marie. Denken Sie ein wenig an den armen Kerl, der vielleicht zur ſelben Stunde in Hamburg ſucht und ſucht und doch nicht findet . . .“

Er faßte bei den Schlußworten nochmals ihre Hand und zog die reizende Geſtalt an ſich. Dann beugte er ſich herab, und ſie wich ihm nicht aus, als er einen ſanften Kuß auf ihre Lippen drückte.



Doppelte Kreide. Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann.

* * *

Um die Nachmittagſtunde desſelben Tages trat Diana von Stieglitz in das Häuschen der Fräulein von Mückenheim und übergab dem ihr auf dem Flur entgegentretenden Mädchen zwei mit Namen überſchriebene, Weihnachtsgeſchenke enthaltende Packete. Sie flüſterte ihr zu, das eine, ungeſehen von Fräulein Kathinka, an Fräulein Bertha, und das andere ungeſehen von Fräulein Bertha, an Fräulein Kathinka auszuhändigen. Und dann ſchlich Diana, dem Mädchen abwinkend, raſch an die Wohnſtubenthür und klopfte.

Ein ganzes und ein halbes Herein ertönte:

„Herein!“ „Rein!“ Ohne Echo vollzog ſich kein Laut im Mückenheimſchen Hauſe. Und es war auch das übrige, wie ſonſt. Die beiden alten Damen ſtanden mit vielen Willkommensworten auf, und gleichzeitig erhob der vergeblich vermahnte Köter, abwechſelnd an allen dreien emporſpringend, ein lautes, die Ohren beleidigendes Gebell. Sie fragten, klagten, bemitleideten, wiederholten und ſorgten ſich mitleidig wie immer. Die angenehm erwärmende Wohnſtube war, wie ſtets, von einem ſanften Duft von Räucherkerzen durchweht, und allerlei Krankheitsgeſchichten ihrer eigenen Perſon und Leidensgeſchichten anderer Menſchen wurden im Laufe des Geſprächs klagend zum beſten gegeben.

„Ob Klugs den heutigen Abend bei ihnen zubrächten?“ fragten ſie, und Diana wich aus und erwiderte, es ſei noch ungewiß.

„So, weshalb? Halb?“

„Ja, es macht ſich diesmal nicht, Ellen ſcheint nicht recht wohl zu ſein.“

„Ach, was du ſagſt? Doch nichts Gefährliches? Oder iſt vielleicht endlich ein freudiges —?“

„Freudiges —“

„Ja, ja das iſt wohl möglich.“

Nun beruhigten ſich die beiden Damen.

„Und wie geht's Papa?“

„Gar nicht gut! Er klagt ſehr. Vorgeſtern iſt er den ganzen Tag im Bett geblieben, und jede fünf Minuten hatte er einen anderen Wunſch. Er iſt ſehr ſchwer zu behandeln.“

„Handeln. Ja, ja!“

„Und Liane? Hat ſie etwas von ſich hören laſſen?“

„Ja, es geht ſo ziemlich. Sie iſt noch immer gern bei der franzöſiſchen Familie, in der ſie Unterricht erteilt.“

„Und Ferdinands? Sie ſind natürlich bei euch?“

„Ja, ſie kommen! Na, es geht ihnen körperlich gut, aber die fortdauernde Unthätigkeit und die Ausſichtsloſigkeit, etwas anzufangen, macht ſie natürlich nicht froh. Am erſten Januar hören auch für Ferdinand die Zahlungen auf. Wie's dann werden ſoll, weiß ich nicht?“

„Weißt du nicht. Das iſt allerdings eine traurige Geſchichte.“

„Ja, in der That. Es müßte ſchon ein großes Wunder geſchehen, wenn's noch einmal gut mit uns werden ſollte,“ beſtätigte Diana in tiefer Bedrückung.

Nachdem ſie dann nach Hauſe zurückgekehrt war, begab ſie ſich ins Wohnzimmer und befeſtigte noch eine Anzahl kleiner Lichte, die ſie unterwegs eingehandelt hatte, an dem Tannenbaum. Dann machte ſie ſich im Speiſezimmer an das Ordnen des Tiſches, auf dem ſie einige Kleinigkeiten, die ſie für ihren Papa und ihre Geſchwiſter angefertigt hatte, niederlegte.

Als ſie die für Klug und Ellen beſtimmten Geſchenke hervorholte, ward ſie erinnert, daß noch immer keine Nachricht von letzterer eingelaufen war, und von einer plötzlichen, durch die Sorge hervorgerufenen Herzbeklemmung erfaßt, ließ ſie ſich in einen Seſſel fallen und ſtarrte vor ſich hin.

Es ergriff ſie eine furchtbare Angſt. Am Ende hatte ſich ihre Schweſter doch ein Leids angethan, am Ende beſtätigte ſich Klugs entſetzliche Befürchtung. Eine ſolche ungeheure Unruhe bemächtigte ſich Dianas, daß ſie jählings wieder emporſchnellte, aus dem Zimmer eilte und nach dem unten in der Küche beſchäftigten Laufmädchen fragend hinunterrief, ob denn keine Briefe eingelaufen ſeien?

„Ja, gnädiges Fräulein. Die hab' ich in des Herrn Barons Zimmer gelegt.“

Dem Himmel ſei Dank! Vielleicht war noch eine Hoffnung! Eben kam das Mädchen herangelaufen.

„Nein, es iſt gut. Ich werde ſchon ſelbſt nachſehen!“ Sie taſtete in ihres Papas Gemach nach Kerze und Feuerzeug und flog, nachdem ſie erſtere entzündet, an des Barons Schreibtiſch.

Neben einer Zeitungsnummer, dem Hamburgiſchen Korreſpondenten, lag ein Brief. Und er war von Ellen, er trug ihre Handſchrift.

Als ſei Diana das größte Erdenglück geworden, ſo griff ſie nach dem Schreiben.

Aber als ſie zu leſen beginnen wollte, ertönte die Klingel. Sicher, ihr Papa kam nach Hauſe. Sie verbarg haſtig den Brief und trat ihm entgegen. Während ſie ihm den Paletot auszuziehen behilflich war, rief ſie nach dem Mädchen, raſch für den gnädigen Herrn eine Lampe zu entzünden.

„Schön, danke, mein Kind!“ Der Baron ſprach's in freundlicherem Ton, als ſonſt. „Sind die anderen ſchon da? Ferdinands und Klugs? Haben ſie geſchrieben, wann ſie eintreffen?“

Diana ſtockte der Atem.

„Nein, noch nicht, Papa!“ Und raſch überlegend, fuhr ſie fort: „Ich habe aber ſoeben einen an mich gerichteten Brief bei dir vorgefunden. Er iſt vielleicht von Ellen. Bitte, tritt nun erſt in dein Zimmer. Ich benachrichtige dich ſodann.“

„Nun gut! Ich habe dann auch etwas für den Weihnachtstiſch zu geben. Es mag in den Packeten bleiben, du kannſt ſie jedem auf den Platz legen.“

„Schön, Papa! Ja!“

Diana nickte und eilte, nicht mehr im ſtande, ſich zu beherrſchen, ins Wohngemach.

Sie riß das Kouvert auf und las:

„Dir, meine Diana, in namenloſer Betrübnis dieſe Zeilen! Ich mußte handeln, wie es geſchah. Forſcht nicht nach mir! Ich will in einem andern Weltteil verſuchen, mir eine Exiſtenz zu gründen. Aus den Erſparniſſen meines Haushaltungsgeldes habe ich ſo viel zurückgelegt, daß ich einige Zeit leben kann. Gott wird weiter helfen. Bitte, behaltet mich lieb, beruhige Papa und hindere Heinrich, auch nur den Verſuch zu machen, meinen Entſchluß zu ändern. Er findet mich nicht, und wenn er mich findet — ich kehre nie wieder nach Moordieck zurück. Das iſt mein unabänderlicher Wille. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir!

Deine arme Ellen-Luiſe.“

Einen Augenblick ſtand Diana unſchlüſſig da. Sie überlegte die Thatſache und die Folgen, und ſie ſuchte ihre, zwiſchen Qualbefreiung und bleibender Sorge kämpfenden Gedanken zu ordnen. Dann aber raffte ſie ſich auf. So mochte es denn ſein. Einmal mußte es ja doch geſchehen, und je früher ſich das Gewitter entlud, deſto beſſer war's. Mit dem Briefe in der Hand trat ſie zu ihrem Vater ins Gemach.

„Bereite dich auf etwas Ungewöhnliches, nicht Erfreuliches vor, Papa!“ hub ſie, zu ihm gewendet, an.

„Nun?“ ſtieß der Mann, das breite Antlitz mit der geröteten Naſe und den brutalen Zügen in ungeduldiger Auflehnung von der Zeitung erhebend, heraus. „Was iſt denn nun wieder?“

„Ellen iſt von Klug fort, Papa, hier iſt ihr Brief, wahrſcheinlich von Hamburg. Der Poſtſtempel iſt nicht deutlich erkennbar.“ Sie reichte ihrem Vater den Brief hin.

„Von Klug fort? Was heißt das? Fortgelaufen?“ ſchrie Stieglitz, warf die Zeitung beiſeite und riß Diana das Schreiben aus der Hand.

Die Röte ſtieg ihm ins Angeſicht, und ſeine Bruſt arbeitete heftig. Und dann las er, und nachdem er geleſen, ſprang er empor und ſtieß wuterregt heraus: „Und der Grund? Natürlich — weil ſich der Lumpenkerl täglich betrunken hat! O, dieſer Hallunke! Ich könnte ihm die Gurgel eindrücken.“ Und wie toll auf- und abrennend, fuhr er fort: „Ich will dieſen Menſchen, der ſein Glück mit Füßen tritt, züchtigen wie einen Hund. Ich werde ihm eine Kugel in die Rippen jagen, dem elenden Burſchen. Wo iſt er? Wo iſt er?“

„Aber Papa, bitte,“ wagte Diana, die in Todesängſten den Ausbruch verfolgt hatte, vorwurfsvoll einzuſchieben.

Aber nun richtete der ſinnlos aufgebrachte Mann ſeinen Zorn gegen ſie, die Unſchuldige.

„Natürlich ſteckſt du auch dahinter, haſt Ellen-Luiſe aufgereizt zu dem komödiantenhaften Entſchluß! Ihr habt ſo übertriebene Geſchichten im Kopf, daß ihr auf die unſinnigſten Gedanken kommt. Man muß euch alle, dich, Ellen und Ferdinand, mal gründlich zur Raiſon bringen! Immer was Beſonderes, immer hoch hinaus, und ich ſoll dann all den Unſinn nachher wieder glatt machen! Wie ſteht ihr da in der Welt? Bald iſt's der eine, bald iſt's der andere, der zum Skandal Veranlaſſung gibt. All meine Bemühungen, das Anſehen der Familie aufrecht zu erhalten, ſind —“

„Genug, Papa!“ rief das junge Mädchen, bleich vor Empörung. Noch nie war ſie ihrem Vater entgegengetreten, heute aber mußte es geſchehen. Es riß ihr ans Herz und an die Seele, jeder Nerv und jeder Muskel zuckte.

„Ich frage dich, woher du die Berechtigung nimmſt zu ſolchem Vorwurf gegen uns? Was thaten wir, daß du uns ſo beſchimpfſt? Ich frage dich und ich will Antwort! Und nicht wie damals Ellen-Luiſe laſſe ich mich züchtigen und in die Büſche ſtoßen! Ewiger Gott, welch ein freudeloſes Leben führe ich nun ſchon ſeit Jahren durch deinen Mangel an Würde und Überlegung. Ein unverantwortlich leichtſinniger Hausvater biſt du, und gerade du haſt uns zu dem gemacht, was wir ſind! Niemals wäre es mit Ferdinand ſo weit gekommen, wenn du ihm nicht ſeit ſeiner Jugend ein ſolches Beiſpiel gegeben. Und was that Ellen? Sie gab dem ungeliebten Mann die Hand, weil der alte Münde ſich weigerte, in eine verwandtſchaftliche Beziehung zu dir zu treten. Und die endlichen Folgen? Nun, der Brief ſagt genug!

Und um nun auch von mir zu reden! Ich frage dich und ſehe dir ins Auge, ob ich je etwas Unweibliches, Schlechtes oder gar Unehrenhaftes that?!

Ja, doch eine Extravaganz beging ich! Du ſollſt ſie hören. Als es damals Vaſtus abgelehnt hatte, dich aus deinen Sorgen zu befreien, ſchrieb ich ihm insgeheim und erbat — mich erniedrigend — als eine Gunſt gegen mich nachträglich das, was er dir verweigert hatte. Das Reſultat kennſt du, Papa! Das that ich aus jener Liebe zu dir, die mich nicht verlaſſen hat bis auf dieſe Stunde. Ja, ich habe mich bemüht, ſie dir noch in ſtärkerem Maße an den Tag zu legen, ſeitdem meine Mutter, die Unvergleichliche, der du auch oft ohne Grund weh gethan haſt, hinübergegangen iſt. Ich wollte dir, dem einſam Gewordenen, nach Kräften den Verluſt erſetzen. Ich gelobte mir es damals an ihrem Totenbette, als ich zum letztenmal die erſtarrte Hand mit meinen Lippen berührte. Und du, Papa, behandelſt mich nun wie eine Verworfene.“

Diana von Stieglitz kam nicht weiter. Sie ſank nach den letzten Worten zuſammen.

Tiefe, dumpfe Stille herrſchte in dem Gemach.

Der Baron ſtand am Fenſter, ſeine Hände zitterten auf dem Brett, die Zähne waren feſt aufeinandergepreßt. Er ſagte nichts, er wandte ſich nicht um, als er ſie ſchluchzen und weinen hörte. Nun aber ertönte draußen die Glocke. Man hörte Stimmen. Da raffte ſich Diana auf, flog auf ihren Vater zu, fiel nieder und umklammerte ſeine Kniee.

„Verzeih, verzeih, Papa,“ drang's in langgezogenen Tönen aus dem Munde des edlen Weſens. „Ich ſprach manches, mit dem mein Herz nichts gemein hat. Es war die Leidenſchaft, die nicht weiß, was ſie thut. Aber nicht wahr, du warſt auch —“ es kam abgeriſſen, mit gebrochener Stimme, über die Lippen der Weinenden — „ſehr, ſehr grauſam gegen deine arme Dian —“

Er hatte ſich, auch während ſie ſprach, nicht zu ihr gewendet, aber ſie fühlte an dem Gegendruck ſeiner Rechten, die ſie ergriffen hatte, an dem Zittern ſeines Körpers, daß etwas durch ſeine Seele zog von dem, was ſie erſehnte. Und dann ſprang ſie empor und eilte auf den Flur, um Ferdinands zu verhindern, Zeugen zu ſein, daß einer ſich gedemütigt hatte, der bisher nichts anderes zu kennen ſchien als rückſichtsloſe Herrſchſucht und brutale Eigenliebe.

* * *

An demſelben Abend, faſt um dieſelbe Stunde entzündete Guſtav Vaſtus unter Erichſens Beihilfe die Lichter an dem kleinen Tannenbaum, den er für ſich, aber beſonders auch für eine Anzahl von Kindern ärmerer Leute aus der Nachbarſchaft aufgeſchmückt hatte. Allerlei nützliche, aber doch zugleich das Kinderauge reizende Dinge lagen auf einem Tiſche und neben den Gegenſtänden Zettel, damit jeder der bereits draußen Harrenden ohne Anleitung wußte, was ihm von ſeinem mildthätigen Freunde beſchieden war.

Nachdem Guſtav noch einmal den Baum genau betrachtet und die letzte Umſchau über den Gabentiſch gehalten hatte, gab er Erichſen Auftrag, die Kinder hereinzulaſſen. Gleich darauf ſtürmte die kleine Schar ins Zimmer.

Zuerſt mußten ſie den Tannenbaum bewundern, und jeder durfte ſich das von dem Baum abſchneiden, was ihm beſonders gefiel. An ihm hingen Gegenſtände, die mehr dem Genuß als der Nützlichkeit dienten; auch dafür hatte der freundliche Mann mit dem guten Herzen Sorge getragen.

Da ſich Erichſen nicht wieder hatte blicken laſſen, wollte Guſtav ihn rufen, denn auch ſeiner wartete in einer der Ecken ein noch mit einem Tuch bedeckter Tiſch, aber er vergaß es in ſeinem Eifer und ſeinem Intereſſe für die Kinder.

In der geöffneten, das Wohngemach mit dem anſtoßenden Raume verbindenden Thür erſchien, jedoch ungerufen und von Guſtav ungeſehen, die Geſtalt Erichſens, und neben ihm, mit einem Ausdruck tiefer Rührung in den Zügen trat George Vaſtus hervor.

Er hatte Erichſen tags vorher geſchrieben, daß er ſeinen Bruder überraſchen wolle.

Nicht Rührung allein durchdrang Georges Inneres, ſondern auch ein Gefühl von Sehnſucht bemächtigte ſich ſeiner, während er hier verſteckt dem Thun ſeines Bruders lauſchte. Freuden, wie Guſtav ſie ſich zu verſchaffen vermochte, waren ihm verſagt. Auf Dinge, wie ſie ſeinem Bruder in den Sinn kamen, geriet er nicht einmal, und wäre dem doch einmal ſo geweſen, ihr naives Genießen würde ihm nicht zu teil geworden ſein. Er hatte ja nur geringen Glauben an Uneigennützigkeit und insbeſondere an menſchliche Dankbarkeit. Er hatte auf ſeinen Wanderungen durch die Welt zu tief in die Seele der Menſchen geſchaut, er hatte zu bittere Erfahrungen gemacht.

Hier aber war ein unverfälſchtes Bild von wahrer Herzensgüte, und was ſich in den Kindern regte, trug den Stempel echter Empfindung.

Sein Bruder beſaß ein goldenes Herz, und ertrug zudem das Schickſal fortwährenden Krankſeins mit einer Geduld, die ihresgleichen ſuchte. Deshalb liebte George ihn auch über alles. Er würde ein Stück ſeines Daſeins hingegeben haben, wenn er ihn hätte geſund machen können, ſchon um ihn zu befähigen, jegliches ohne Nachteil zu genießen, ihn, der einen ſo ausgeprägten Sinn für alles Schöne beſaß.

Nachdem die Ausbrüche der Überraſchung und Freude, die Guſtav bei ſeines Bruders Hervortreten an den Tag gelegt, vorüber, nachdem auch die Kinder entlaſſen waren und die Brüder ſich an dem von Erichſen reichlich hergerichteten Tiſch zum Abendbrot niedergelaſſen hatten, erhob Guſtav das Glas mit einem dankerfüllten Blick.

„O, daß du mir dieſe Freude gemacht haſt, George!“ rief er. „Kein größeres Feſtgeſchenk hätte mir werden können. Ich bin ſo froh und glücklich, daß ich die Welt umarmen möchte. Deine Liebe iſt das höchſte Gut, das ich beſitze. Ich danke dir für alles!“

George war es nicht gegeben, in ſolchen Worten zu reden; er mied Gefühlsausbrüche und liebte ſie auch in der Regel bei anderen nicht.

Aber die Worte aus dem Munde ſeines Bruders klangen ihm doch berauſchend. Auch er hatte niemanden auf dieſer Welt, der ſeinem Herzen nahe ſtand. In Guſtav vereinigte ſich all ſein Fühlen. Denn auf die, welche er hätte heimführen mögen, hatte er ja verzichtet. Er wußte, ein Werben um Diana war ein nutzloſes Planen! Aber über ſie zu reden, ſein Herz auszuſchütten, war ihm heute gerade noch mehr denn je ein Bedürfnis. Und der, welcher ihm gegenüberſaß, war ſein einziger Freund, ſein Bruder, vor dem er kein Geheimnis hatte.

So hub denn George Vaſtus, einen Umweg in ſeiner Rede machend, an und ſagte: „Du haſt mir nicht zu danken, Guſtav, wohl aber ich dir. Du ſtellſt dich auf den Standpunkt, daß ich der Gebende bin. Du aber biſt es, der mir zuteilt. Geld? Ach, lieber Freund, was iſt das? Iſt’s ein Verdienſt, daß ich von dem Reichlichen, das ich beſitze, dir einen Teil zuwende? Ich wollte, du begehrteſt mehr, du hätteſt es z. B. für eine andere Perſon nötig, für einen Freund, oder beſſer noch für dein eigenes Weib! Dein Leiden wäre, ſo wie es gottlob ſich jetzt geſtaltet, kein Hindernis, ſag’, warum willſt du eigentlich nicht heiraten? Du ſtellteſt mir bei unſerem letzten Beiſammenſein dieſe Frage, aber ich habe ſie mit größerem Recht an dich zu richten!“

Guſtav wechſelte bei den Worten ſeines Bruders in auffallender Weiſe die Farbe. Durch ſie kam ihm die Erinnerung an etwas, das ihm namenloſe Qual und Unruhe bereitet hatte. Seit er damals von Viga zurückgekehrt war, hatte ihn nur die Frage beſchäftigt, wie machſt du ungeſchehen, was du ohne Georges Genehmigung eingefädelt haſt. Du haſt ſicher etwas gethan, was ihm nicht nützlich, ſondern ſeinen Plänen verderblich iſt! — Alle Gegeneinwände verfingen nicht. Die Stimme in ſeinem Innern flüſterte immer von neuem, ſeine Fahrt nach Viga ſei etwas Verkehrtes geweſen, George werde ſie mißbilligen, George werde ſich für immer unverſöhnlich von ihm abwenden, wenn er davon erführe.

„Iſt dir nicht wohl? Du biſt blaß und zitterſt, Guſtav?“ rief ſein Bruder voll Sorge, als Guſtav ſchweigend vor ſich hinſtarrte. „Soll ich dir deine Tropfen holen, ſoll Erichſen kommen?“

„Nein, nein, liebſter George, es iſt nichts. Aber ſprich nicht von Heiraten,“ ſtieß Guſtav heraus.

„Wie, haſt du auch eine traurige Erfahrung gemacht, armer Junge?“ ſagte George teilnehmend.

„Vielleicht, vielleicht, George! Reden wir nicht weiter davon, du magſt ja auch nichts darüber hören!“

„Nein,“ beſtätigte George ſinnend. „Im Grunde nicht. Aber weißt du, Guſtav, das Mädchen kommt mir doch nicht aus dem Sinn, und ich gäbe mein halbes Vermögen darum, wenn ich einen guten Blick von ihr erhaſchen könnte —“

„So—o— Ah!“ flüſterte Guſtav tiefbedrückt, und abermals überfiel ihn eine ſolche Angſt und ein ſolches Herzklopfen, daß er, für Sekunden völlig ratlos, zitternd und bebend daſaß.

Nun aber ward George, der gewohnt war, ſtets Menſchen und Dingen mit ſtarkem Mißtrauen gegenüberzutreten und nur Guſtav gegenüber bisher voll Vertrauen geweſen war, aufmerkſam; ſein ſcharfer Blick ſagte ihm, daß irgend etwas vorliege, das mit ſeiner Perſon in Zuſammenhang ſtand, daß ſein Bruder vielleicht ſogar etwas von Diana wiſſe, was ihm ſelbſt unbekannt geblieben war.

So ſagte er denn zu Guſtavs Entſetzen: „Höre Guſtav, du haſt etwas, das mich betrifft, du möchteſt es mir verheimlichen. Ich fühl’s aus deiner Antwort heraus, ſehe es dir an! Du biſt kein Mann der Verſtellung, du biſt zu ehrlich. Bitte, wirf die Zurückhaltung von dir und —“ ſchloß er, als er ſeines Bruders ängſtlich flehender, wahrhaft verzweifelter Miene begegnete, „nimm die Verſicherung, daß ich mich, was es auch ſei, darein finden kann und daß du mir durch deine Mitteilung nichts Unangenehmes bereiteſt, ſondern einen großen Dienſt erweiſeſt.“

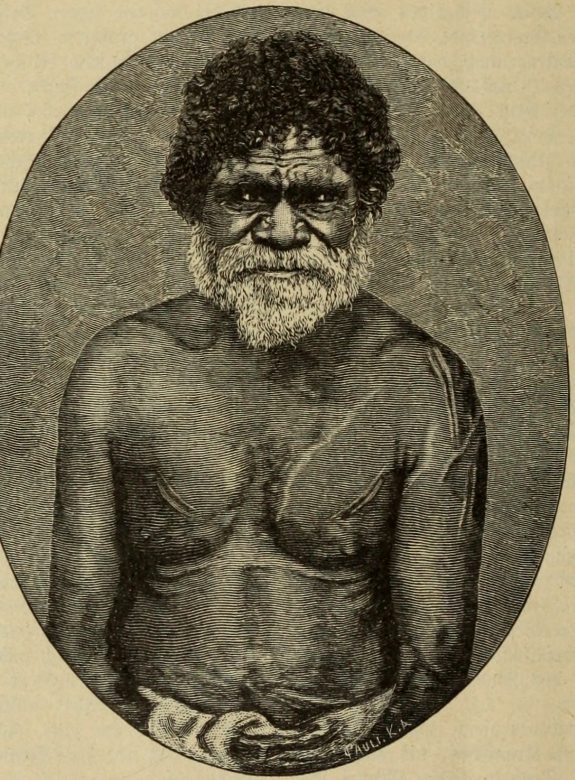
(Fortſetzung folgt.)

# Ein neues Werk über Auſtralien.

Von Haſſo Harden.

(Abdruck verboten.)

Gegenüber dem Ringen Europas um die Gunſt des recht widerſpenſtigen Afrika iſt in der letzten Zeit unſer Intereſſe an den anderen Erdteilen ſichtlich zurückgetreten, und während der Büchermarkt mit Werken über den vielumworbenen ſchwarzen Kontinent geradezu überflutet wird, ſind ernſtere, inhaltreichere Arbeiten über die unerforſchten Gebiete der übrigen Erde verhältnismäßig ſeltener geworden. Schade darum: ich glaube, wir werden allmählich doch ein wenig afrikaſatt — mir wenigſtens machte es wahrhafte Freude, einmal wieder den Forſchungen eines tüchtigen norwegiſchen Gelehrten, Dr. Karl Lumbholtz, zu folgen, welche denſelben auf einer faſt vierjährigen Reiſe durch weite Strecken des auſtraliſchen Feſtlandes führten, und deren Ergebniſſe er jetzt in einem anziehend geſchriebenen Buche niederlegte. Ich bedauere nur, daß er für dasſelbe den etwas nach Senſationshaſcherei klingenden Titel: „Unter Menſchenfreſſern“ (Deutſche Überſetzung. Hamburg. Verlagsanſtalt vorm. J. F. Richter. 1892) gewählt hat; wenn der Kannibalismus bei dem Auſtralneger auch, wie der Verfaſſer nachweiſt, noch immer eine Rolle ſpielt, ſo tritt deſſen Erwähnung gegenüber dem vielſeitigen und feſſelnden ſonſtigen Inhalt des Werkes doch völlig in den Hintergrund.



Älterer Mann von Townsville, Nord-Queensland.

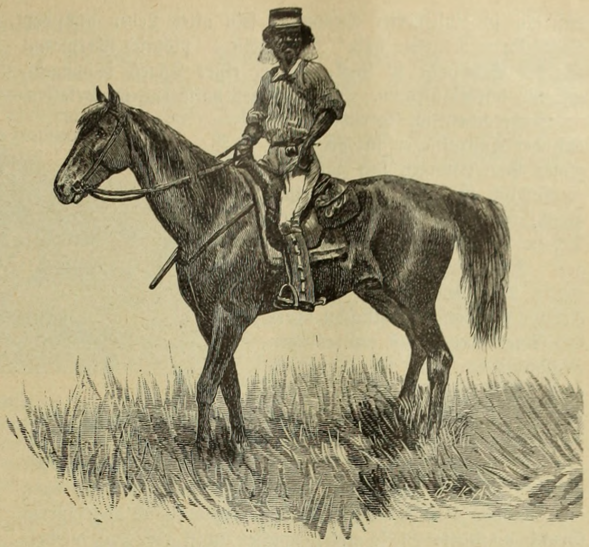
Das Buch iſt zunächſt nach der ethnographiſchen Seite hin ſehr intereſſant. Dr. Lumbholtz wählte als das Hauptfeld ſeiner Thätigkeit das nördliche Queensland und damit ein Gebiet, deſſen Ureinwohner im Gegenſatz zu den ſüdlichen Teilen des Kontinents bisher ſehr wenig zum Gegenſtand eingehender ethnographiſcher Forſchung gemacht worden ſind. Zum anderen aber widmete der Reiſende der auſtraliſchen Fauna ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit; ſeine Expedition galt nämlich in erſter Linie der Bereicherung der zoologiſchen Sammlungen an der Univerſität Chriſtiania, der er denn auch eine überaus große Zahl zum Teil bisher ganz unbekannter Tiere zuführte, u. a. allein 700 Vögel. Die Schilderung der behufs ſeiner Sammlungen unternommenen Streifzüge iſt um ſo anziehender, als er ſie mit ganz vortrefflichen Abbildungen begleitet: beſonders die Tierbilder, von denen wir einige reproduzieren, zeichnen ſich durch eine ungemein ſcharfe Charakteriſtik aus.

Vierzehn Monate lebte Dr. Lumbholtz ganz allein unter den Auſtralnegern, unter einer Menſchenraſſe, deren Kulturſtandpunkt, ſoweit man von einem ſolchen überhaupt ſprechen kann, wohl als der niedrigſte bezeichnet werden muß, auf dem das Geſchlecht homo sapiens heute ſteht. Es ſind wenig erfreuliche Bilder, die er uns enthüllt — wenig erfreulich iſt, was er über die Raſſe ſelbſt ſagt, weitaus unerfreulicher, was er über das Verhältnis des Weißen zu den Ureinwohnern zu berichten weiß.

Anſcheinend freilich iſt es der geiſtig ſchwächſte Teil der Urbevölkerung, mit welchem Dr. Lumbholtz während ſeines Aufenthalts in Queensland hauptſächlich in Berührung kam. Der Auſtralneger ſcheint im Süden wenigſtens einer etwas höheren intellektuellen Entwickelung fähig zu ſein, als im Norden. Mit verſchwindenden Ausnahmen körperlich häßlich, dünngliederig, wenig muskulös gebaut, reiben ſich die Eingeborenen in ihrem raſtloſen harten Kampf ums Daſein, bei ihrer ſchlechten, oft widerwärtigen Nahrung ſchnell auf — am ſchnellſten die Frauen, deren Stellung, wie bei allen tiefſtehenden Volksſtämmen, eine ſehr untergeordnete iſt. Dem Weibe fällt weſentlich die Sorge für den täglichen Bedarf an Lebensmitteln zu, es muß alle Bagage ſchleppen, wenn von einem Ort zum anderen gezogen wird, hat die Hütte zu bauen, Holz und Waſſer heranzuſchleppen. „Bei jeder Wanderung, und die Stämme ſind faſt ununterbrochen unterwegs, ſieht man den Mann vorangehen, frei und munter, mit einigen leichten Waffen beladen, während ſeine Frauen wie die Packeſel belaſtet ſind. Meiſtens tragen ſie vier bis fünf Körbe, in denen gewöhnlich Lebensmittel enthalten ſind, manchmal ſteckt auch noch ein Kind darin, und außerdem trugen ſie oft noch ein größeres auf der Schulter. Der Beitrag des Mannes fürs Haus beſteht gewöhnlich in Honig, manchmal auch in Eiern, Wild, Eidechſen ꝛc. Animaliſche Speiſe behält er am liebſten für ſich, und die Frau iſt meiſt auf Pflanzenkoſt angewieſen. Er betreibt die Jagd mehr aus Vergnügen als zum Nutzen der Familie, um die er ſich nicht bekümmert, da er gar keine Pflichten als Familienvater fühlt; er lebt nur für ſeine Bequemlichkeit, geht vormittags erſt auf die Jagd, wenn das Gras nicht mehr naß iſt vom Tau, und kommt oft mit leeren Händen ins Lager zurück, nachdem er das Erlegte auf der Stelle verzehrt hat. Seine Frau behandelt er nach Gutdünken, iſt oft ſehr grauſam und kann ſie töten, wenn er Luſt hat. Iſt die Nacht noch ſo kalt und regneriſch, jagt er ſie dennoch hinaus, um Waſſer und Holz zu holen. Als ich einmal eine Nacht auf einer Farm zubrachte, hörte ich einen entſetzlichen Schrei aus einem Lager der Schwarzen, und als wir frühmorgens hinkamen, fanden wir ein junges Weib in einem kläglichen Zuſtand, weinend, in Blut gebadet und mit mehreren abgebrochenen Fingern. Sie erzählte uns, ihr Mann habe ſie in der Nacht ſo arg geprügelt, und als ich ihn wegen ſeiner Grauſamkeit zur Rede ſtellte, antwortete er, die Nacht ſei ſo kalt geweſen, und das Weibsbild habe nicht gleich Holz zum Feueranmachen holen wollen. Und das war ein ungewöhnlich tüchtiger Neger, der unter anderem einen Miſſionar quer über den Kontinent nach dem karpentariſchen Golf begleitet hatte. Bei allen ſeinen guten Eigenſchaften hatte er doch nicht gelernt, ſeine Frau beſſer zu behandeln, als ſeine ſchwarzen Brüder es thun, die das Weib nicht als Menſch anſehen.“

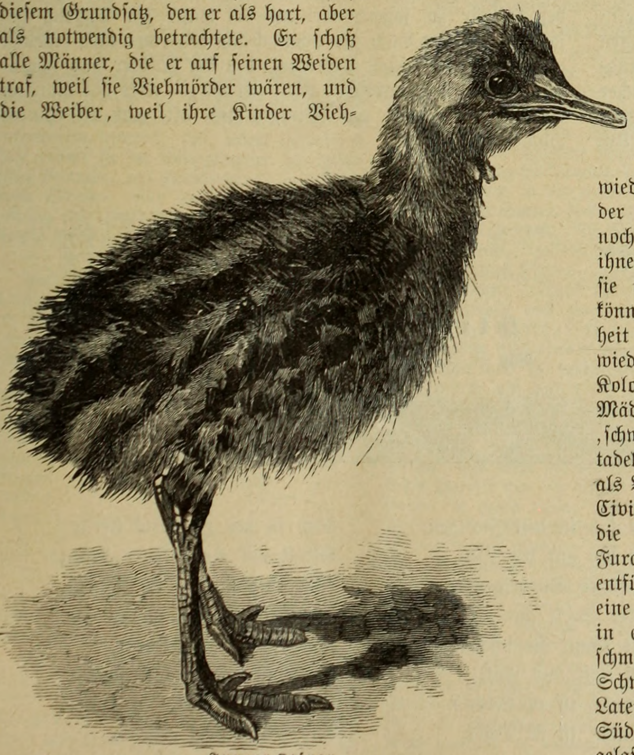
Nach Dr. Lumbholtz ſind die Eingeborenen in Nord-Queensland (und an vielen anderen Orten) durchweg Kannibalen und machen durchaus kein Geheimnis daraus, daß ſie Menſchenfleiſch (talgoro) als die größte Delikateſſe anſehen — die Einzelheiten, die der Forſcher beibringt, ſind geradezu furchtbar und hier nicht wiederzugeben. Nur ſelten kommt die „ſchwarze Polizei,“ welche die Regierung zum Schutz der Anſiedler in den noch wenig koloniſierten Gegenden von Queensland organiſiert hat, zum Einſchreiten.

Der Geſamteindruck, den der Forſcher von der Urbevölkerung empfing, war ſomit ein nichts weniger als günſtiger. Er hatte ſie als unzuverläſſig, verräteriſch, durch und durch unmoraliſch kennen gelernt — faſt der einzige angenehm berührende Zug, den er hervorhebt, iſt die Liebe der Mütter zu ihren Kindern. „Ich war mit voller Sympathie für dieſe Volksraſſe zu ihnen gekommen, aber nach den langen Monaten des Zuſammenſeins war alle Sympathie verſchwunden und nur Intereſſe zurückgeblieben.“



Schwarzer Poliziſt zu Pferde.

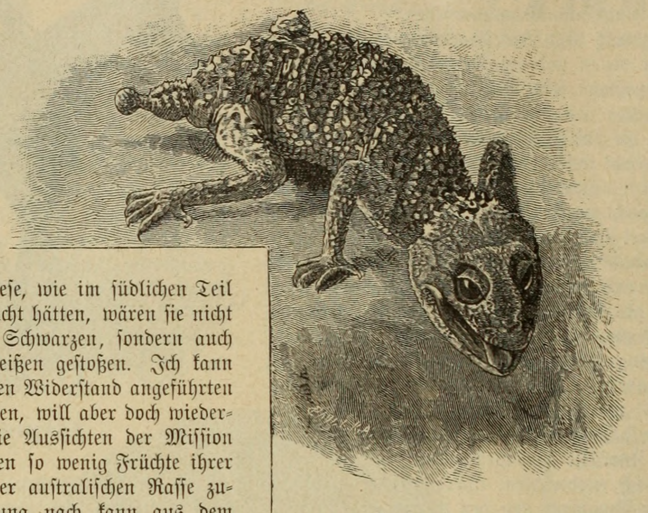
Trotzdem muß ich wiederholen, unerquicklicher noch als das Bild, welches Dr. Lumbholtz von den Schwarzen entwirft, iſt, was er über das Verhältnis der Weißen zu den Eingeborenen berichtet, aus eigener Anſchauung berichtet. „Man ſchätzt das Leben eines Wilden, namentlich in Nordauſtralien, ſo gering, daß mir Koloniſten ſogar das Anerbieten gemacht haben, einige Schwarze zu ſchießen, damit ich ihre Schädel in Empfang nehmen könne. Allerdings wird ein an einem Wilden begangener Mord geſetzlich mit Hängen beſtraft, die Entfernungen in dieſen unciviliſierten Gegenden ſind jedoch ſo groß, daß ein Weißer in Wirklichkeit mit den Wilden thun kann, was er will; ihr Leben gilt ihm nicht mehr als das eines Hundes. In Nord-Queensland hörte ich oft Ausſprüche wie folgenden: ‚Die alleinige Behandlungsart, welche für die Schwarzen paßt, iſt, ſie alle zu erſchießen.‘ Ein dortiger Squatter handelte nach dieſem Grundſatz, den er als hart, aber als notwendig betrachtete. Er ſchoß alle Männer, die er auf ſeinen Weiden traf, weil ſie Viehmörder wären, und die Weiber, weil ihre Kinder Viehmörder werden würden. Die Folge hiervon iſt, daß in jenen Diſtrikten ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen beiden Raſſen beſteht, und während ich mich dort aufhielt, geſchah es ſogar einmal, daß Gift für die Eingeborenen ausgelegt wurde.“



Junger Kaſuar.

Dr. Lumbholtz übernimmt die volle Verantwortung für die Wahrheit dieſer Thatſachen, und der Ernſt ſeines Werkes beweiſt, daß er ſich dieſer Verantwortung bewußt iſt. Wie können derartige Dinge aber in einer engliſchen Kolonie möglich ſein? Sind ſie weniger ſchlimm, als jene Vorgänge bei der Nachhut der letzten Stanleyſchen Expedition, die in der ganzen Welt einen Schrei der Entrüſtung hervorriefen?

Selbſtverſtändlich beziehen ſich alle dieſe Mitteilungen hauptſächlich auf die unkultivierten Diſtrikte. Anderwärts hat es an Verſuchen nicht gefehlt, die Eingeborenen zu ſchützen, hier und dort hat ſich auch ein beſſeres Verhältnis herausgebildet; auf manchen Stationen befinden ſich Schwarze als Schaf- und Viehhirten, und dieſe nehmen dabei einen gewiſſen Grad von Civiliſation an, der wenigſtens beweiſt, daß ſie nicht ganz entwickelungsunfähig ſind. „Dieſe Art von Civiliſation aber, auf welche ſie ſehr ſtolz ſind, geht doch nie recht ins Blut über, und ihre tieriſchen Eigenſchaften treten immer wieder hervor, auch erſtirbt in ihnen nie die Sehnſucht nach der früheren Freiheit und den Wäldern, mögen ſie es auch noch ſo gut bei den Weißen haben. In der Regel gibt man ihnen daher auch jährlich eine Ferienzeit, während welcher ſie ihre Jagdkameraden beſuchen und deren Freuden teilen können. Es kommt dann auch vor, daß die Luſt nach Freiheit bei den Wilden ſo ſtark hervorbricht, daß ſie, wenn ſie wieder Waldesluft atmen, nie wiederkehren. In einer der Kolonien nahm die Frau des Gouverneurs ein kleines ſchwarzes Mädchen aus einer Miſſionsſchule, um ſie zu erziehen. Die ‚ſchwarze Sarah‘ wurde ſpäter Kammerjungfer, führte ſich tadellos auf, ging regelmäßig in die Kirche und galt überall als Beweis dafür, daß auch Schwarze einen hohen Grad von Civiliſation zu erreichen vermögen. Eines ſchönen Tages war die ſchwarze Sarah plötzlich verſchwunden, und man hegte Furcht, daß ſie von einigen Wilden, die in der Nähe hauſten, entführt worden ſei. Als die Gouverneurin einige Zeit darauf eine Reiſe machte, entdeckte ſie wirklich die ſchwarze Sarah in einem Lager der Wilden, mit Fett und Erdfarben beſchmiert und in ein Opoſſumfell gehüllt.“ Ein anderer Schwarzer war in England erzogen worden und hatte ſogar Latein und Griechiſch gelernt. Bei ſeiner Rückkehr nach Neu-Südwales wurde er als Gaſt am Tiſch des Gouverneurs zugelaſſen. Man ſollte nun annehmen, meint Dr. Lumbholtz, daß ein ſo civiliſierter Schwarzer ſein altes Leben auf den Jagdfeldern vergeſſen habe! Doch nein — plötzlich übermannt ihn die Sehnſucht ſo ſtark, daß er eines Tages davongeht, um nie wiederzukehren. Seine Kleider hatte er zurückgelaſſen.

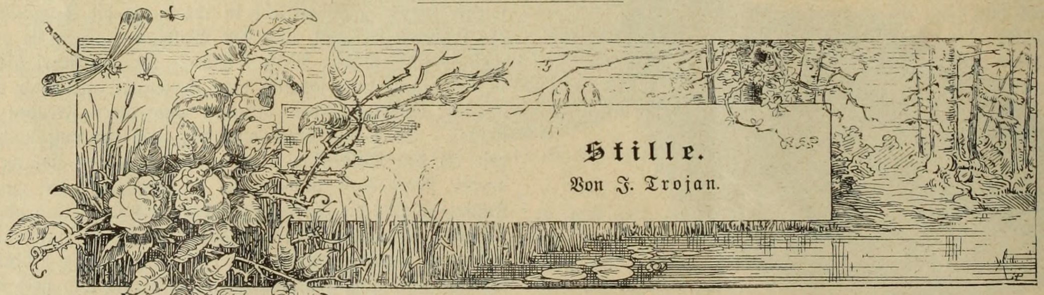


Nephrurus asper

Außerordentlich betrübend iſt, daß der Auſtralneger für alle religiöſen Einwirkungen faſt ganz unempfindlich iſt, und daß es ſelten glückt, ihm mehr als den äußeren Schein des Chriſtentums beizubringen. Mir liegen keine näheren Daten über den Umfang und die Erfolge der Miſſionsthätigkeit unter den Eingeborenen des auſtraliſchen Feſtlandes vor, nach Dr. Lumbholtz aber ſind überhaupt wenig Miſſionäre in Auſtralien thätig, und wo dieſe, wie im ſüdlichen Teil des Kontinents, ernſte Verſuche gemacht hätten, wären ſie nicht nur auf Unempfänglichkeit bei den Schwarzen, ſondern auch auf den paſſiven Widerſtand der Weißen geſtoßen. Ich kann auf den von dem Verfaſſer für dieſen Widerſtand angeführten Grund an dieſer Stelle nicht eingehen, will aber doch wiederholen, daß er ſeine Anſicht über die Ausſichten der Miſſion dahin präziſiert: „Daß die Miſſionen ſo wenig Früchte ihrer Arbeit ernten, darf nicht allein der auſtraliſchen Raſſe zugeſchrieben werden. Meiner Meinung nach kann aus dem Auſtralneger nur ein Chriſt gemacht werden, wenn er von Kindesbeinen an bei den Weißen erzogen wird. Viele Eingeborene haben denn auch leſen, ſchreiben, rechnen, ſingen ꝛc. gelernt, und man will bemerkt haben, daß ihnen das Lernen leichter fällt, als den weißen Kindern, daß ſie das Gelernte aber auch leichter wieder vergeſſen.“

Wie die Verhältniſſe heute liegen, bringt der Verkehr mit den Weißen dem Auſtralneger ſchließlich auch unter dem Deckmantel der Kultur faſt überall nur die Demoraliſation. Gerade die Eingeborenen, welche ſich in der Nähe der Anſiedelungen aufhalten, reibt der Branntwein und neuerdings das von den Chineſen importierte Opium völlig auf. Es iſt traurig, aber nur allzu wahr: „ſie haben keine Hoffnung, keine Heimat mehr, keine Zukunft — ſie ſind ein zum Tode verurteiltes Volk. Die beiden Raſſen können nicht nebeneinander leben. Greift der Auſtralneger die Weißen oder deren Herden an, ſo wird er niedergeſchoſſen; verſucht er die Freundſchaft der Fremden zu erlangen, ſo geht er ebenſo ſicher ſeinem Untergang entgegen.“ Es wird den Auſtralnegern nicht anders ergehen, wie den Tasmaniern. Von einer Urbevölkerung von etwa 5000 Menſchen, die in Tasmania 1803 bei Beginn der Koloniſation vorgefunden wurde, ſtarb der letzte Überlebende bekanntlich im Jahre 1872. Die Urbevölkerung des Feſtlandes wurde auf einige Hunderttauſend angegeben, jetzt ſchätzt man ihren Reſt auf etwa 60 000 Menſchen. Nach wenigen Generationen wird das ganze Geſchlecht vom Erdboden verſchwunden ſein.

Ungleich freundlicher, als der ethnographiſche Teil des Werkes, muten uns die Schilderungen der Jagdzüge an, auf denen Dr. Lumbholtz ſeine Sammlungen zu vervollſtändigen ſuchte. Da führt er uns in The Great Diving Range, in die auſtraliſchen Cordilleren mit ihrer tropiſchen Vegetation, ihren undurchdringlichen Palmenwäldern und üppigen Schlinggewächſen. Wir ziehen mit ihm in Begleitung des mit achtzehn Ochſen beſpannten, vollbeladenen Wagens über Land, wir lagern mit ihm im Buſch unter ſeiner Laubhütte, ſehen ihn mit der Fertigkeit des Buſchmannes den Teig von Mehl und Waſſer zu dem unvermeidlichen runden „Damper“ kneten oder ſich gar gleich den Eingeborenen mit eßbaren Käfern und Schlangen begnügen, die am, durch Reiben von Holz auf Holz entzündeten, Feuer mühſam geröſtet wurden. Mit der Unermüdlichkeit des echten Forſchers iſt er hinter ſeiner Jagdbeute her. Heute wird mit dem Dingo, dem auſtraliſchen Hund, dem Känguru nachgeſtellt, morgen gilt es den Kaſuar zu jagen; wie an der Küſte der Dugong gefangen, wie am Bach die phantaſtiſche Krageneidechſe erbeutet wird oder der kurioſe Lachvogel, den die Siedler den laughing jakass, den lachenden Eſel, nennen — alles das plaudert er mit der Freude am Gelingen und oft auch mit gutem Humor aus.



# Stille.

Von J. Trojan.

O Einſamkeit, du traute,
Die mich umfangen hält,
Wie liegt ſo fern die laute,
Die friedeloſe Welt!
Die Augen kann ich ſchließen
Vor allem, was da ſtört,
Die Ruhe ganz genießen,
Nach der ich lang begehrt.

Nichts regt ſich in den Zweigen,
Nichts regt ſich auf der Flut.
O ſchaurig-ſüßes Schweigen,
Du thuſt der Seele gut.
Ihr iſt, als könnt’ ſie ſchweben,
Befreit von Laſt und Not;
Ich weiß nicht, iſt es Leben?
Ich weiß nicht, iſt es Tod?

Nun in des Himmels Ferne
Blinkt auf ein goldner Kranz.
Wie friedlich ſeid ihr Sterne,
Wie ſtill iſt euer Glanz!
Mir klingen alte Lieder,
Die einſtmals mich beglückt,
Mir iſt, als würd’ ich wieder
Ans Mutterherz gedrückt.

## Himmelskunde.

Auf der Sonne ſind in der jüngſten Zeit höchſt bemerkenswerte Vorgänge beobachtet worden. In der franzöſiſchen Akademie teilte Herr Deslandres mit, daß er am 3. März eine Flammenmaſſe von ganz außerordentlich blendendem Glanze habe emporſteigen ſehen, und zwar genau an der Stelle, an der jene mächtigen Sonnenflecken beobachtet wurden, über die auch wir kürzlich berichteten. Der Ausbruch der glühenden Gaſe dauerte zehn Minuten, während welcher Zeit die Flammenmaſſe kompakt zuſammenhielt, nachher aber in ungeheure Wirbelbewegung geriet.

## Einheitszeit.

Nachdem die mitteleuropäiſche Zeit vom 1. April d. J. ab bereits bei den bayeriſchen, württembergiſchen, badiſchen, pfälziſchen und Reichsbahnen auch im äußeren Dienſt (auf den Fahrplänen, Bahnhofsuhren ꝛc.) eingeführt worden iſt, wurde kürzlich feſtgeſetzt, daß dieſe Einheitszeit vom 1. April 1893 an auch bei allen preußiſchen Bahnen im äußeren Dienſt zur Anwendung zu bringen ſei.

## Ethnographiſches.

Zu jenen wenigen Erfindungen menſchlichen Scharfſinnes, welche ſehr frühzeitig zur völligen Ausreife gelangten und ſpäter keiner Verbeſſerung unterlagen, gehört das Netzmachen. Der Netzknoten hat ſich bekanntlich von altersher unverändert erhalten; er iſt derſelbe bei den von Maſchinen geknoteten Netzen des europäiſchen Fiſchers, wie bei dem roh gefertigten Netz irgend eines Wilden. Da iſt es denn ſehr intereſſant, daß, einem Artikel des „Globus“ zufolge, ein engliſcher Forſcher, William Churchill, bei einem Volksſtamm Neu-Britanniens einen gänzlich anderen Netzknoten beobachtet hat, als den ſonſt auf faſt der ganzen übrigen Erde gebräuchlichen, und zwar einen Knoten, der entſchiedene techniſche Vorzüge beſitzt: er ſoll feſter ſein, ohne Nadel und aus einem ununterbrochenen Faden gefertigt werden können. Von einer ähnlichen Art des Netzflechtens wird nur noch von der Weſtküſte von Britiſch-Amerika berichtet. Intereſſenten können nähere, durch Abbildungen erläuterte Angaben über den Knoten im Popular Science Monthly (Nov. 1891) finden.

## Zoologie.

Erfreulicherweiſe iſt neuerdings die Ausübung der Jagd auf Paradiesvögel im Kaiſer Wilhelmsland einer geſetzlichen Regelung unterworfen worden. In jedem beſonderen Fall bedarf ſie der Genehmigung der kaiſerlichen Beamten; auf Zuwiderhandlungen ſtehen harte Strafen. Nur ſo läßt ſich der Ausrottung des ebenſo ſeltenen, wie prachtvollen Vogels vorbeugen.

## Statiſtik.

Nach der neueſten Statiſtik verteilt ſich die Ausbreitung des Telephon nach Zahl der Abonnenten und der im Jahre 1891 abgehaltenen Geſpräche wie folgt auf die verſchiedenen Länder:

| | Abonn. | Geſpräche. | |
|---|---|---|---|
| Verein. Staaten | 490 000 | 450 | Millionen |
| Deutſchland | 59 086 | 223 | „ |
| Schweden | 19 367 | 21 | „ |
| Schweiz | 10 945 | 5½ | „ |
| Belgien | 6 015 | 12 | „ |
| Italien | 10 481 | 16¾ | „ |
| Großbritanien und Irland (nach Schätzung) | 40 000 | 75 | „ |

Daß letztere Länder ſo weit zurückſtehen, wird damit erklärt, daß ſich die Regierung allen Neuerungen und Verbeſſerungen im Telephonweſen abhold gezeigt hat.

Über den Kinderſegen in Berliner Familien gibt das ſtatiſtiſche Amt der Stadt Berlin in ſeinen neueſten Veröffentlichungen mancherlei intereſſante Auskunft. Der Klapperſtorch beehrte im Jahre 1890 rund 45 000 Familien mit ſeinem Beſuch und brachte unter dieſen 645 den zehnten, 347 den elften, 250 den zwölften, 155 den dreizehnten, 72 den vierzehnten, 42 den fünfzehnten, 29 den ſechzehnten, 12 den ſiebzehnten, 5 den achtzehnten, 2 den neunzehnten und 5 den zwanzigſten Sproß.

## Verkehr.

Von Schweden aus wird eine neue Dampfſchiffs-Verbindung mit Deutſchland über Trelleborg-Saßnitz geplant, welche den Verkehr mit dem Kontinent zu einem noch ſchnelleren und beſſeren geſtalten ſoll. Die Dampfbootverbindung zwiſchen Trelleborg und Saßnitz ſoll das ganze Jahr hindurch aufrecht erhalten werden. Dieſelbe wird die Reiſe von Stockholm nach Berlin um 17, nach Paris um ungefähr 12, nach London um 10 Stunden verkürzen.

## Technik.

Bei der inneren Ausſchmückung des Reichstagsgebäudes wird anſtatt echten Materials zum Teil aus Erſparnisrückſichten der ſogen. Incruſtaſtein zur Verwendung gelangen. Nach einer Beſchreibung im „Centralbl. der Bauverwaltung“ beſteht derſelbe aus zerkleinerten Stücken des nachzuahmenden Stoffes und einem Bindemittel, iſt hart und nicht riſſig, läßt ſich als Wandputz verwenden, zu Formſteinen preſſen und gleich einem natürlichen Hauſtein mit Hammer und Meißel bearbeiten. Selbſt gewiegte Kenner ſollen den Kunſtſtein nur ſchwer vom echten Material unterſcheiden können. Das iſt ja alles recht ſchön — ſchöner aber wär's doch, wenn gerade im deutſchen Reichstagsgebäude die Verwendung von Surrogaten nicht nötig geworden wäre!

Ein Chemiker in Limoges hat eine für die Keramik ſehr wichtige Erfindung gemacht; dieſelbe beſteht darin, alle Farben bei ſcharfem Feuer auf hartem Porzellan einzubrennen. Bis jetzt gab es nämlich nur wenige Farben, welche dem ſcharfen Ofenfeuer widerſtehen, die meiſten verbleichen und verflüchtigen ſich bei der Ofenhitze. Bei dem neuen Verfahren wird die Maſſe für Hartporzellan nicht geändert; das Verfahren beſteht nur darin, die Beſtändigkeit der Farben herzuſtellen. Dabei ſoll es ſehr leicht im Großen angewandt werden können.

## Landwirtſchaft.

In Auſtralien ſind im Laufe des letzten Winters zahlreiche Molkereien mit Dampfbetrieb entſtanden, welche auch der deutſchen Butterfabrikation empfindliche Konkurrenz machen dürften. Sie beabſichtigen ihre Waren den europäiſchen Märkten zuzuführen und zwar um 10 Prozent billiger als man heimiſche Ware in den Handel bringen kann. Bei geringen Sorten ſtellt ſich die Differenz ſogar auf 20 Prozent. Die Ware geht zunächſt nach England, woſelbſt bis Februar etwa 40 000 Centner Butter eingetroffen ſind.

Die Herren Fälſcher haben wieder etwas neues erfunden und zwar diesmal auf dem Gebiete der Butterfälſchung; die Kunſt beſteht darin, aus einem Pfunde Butter zwei zu machen und iſt verhältnismäßig einfach. Man nimmt ein halb Liter kuhwarme Milch, 453 Gramm Kochſalz und 1 Gramm des Fälſchungsmittels, das unter dem Namen Gilt Edge Butter Compound in den Handel gelangt, und ſorgt für vollſtändige Auflöſung. Wird hiermit nun ein Pfund Butter gut verrieben, ſo gehen Milch und Salz durch die Wirkung des Mittels bis zum Verſchwinden in die Butter hinein. Im Anſehen gleicht die ſo erhaltene Verdoppelung der reinen Butter täuſchend, unterſcheidet ſich aber durch Weichheit. Je weniger Milch und Salz man nimmt, um ſo ſchwerer iſt die „Füllung“ zu erkennen. Der Name „gefüllte Butter“ iſt von den ſog. gefüllten Seifen abgeleitet, denen mit Hilfe von Waſſerglas bis zu ſieben Achtel ihres Gewichtes an Waſſer zugefüllt wird, ohne daß ſie feucht erſcheinen. Solche Seife ſchrumpft beim Trocknen zu einem winzigen Stücklein ein, und ebenſo gibt die gefüllte Butter in der Pfanne nur die Hälfte aus. — Das Geheimmittel iſt analyſiert, es beſteht aus 7 Teilen roſa gefärbtem Glauberſalz und 3 Teilen Pepſin. Das roſa Glauberſalz iſt auch wieder Schwindel, da nur dem Pepſin die „füllende“ Wirkung zukommt. Die Koſten ſoll das Publikum tragen.

## Kunſt.

Das 1508 von Raphael für einige Edelleute in Siena gemalte, völlig verſchollene Madonnenbild „Madonna da Siena“ will ein Herr Steincher aufgefunden haben. Das Bild fiel ihm bereits vor ſechs Jahren bei einem Petersburger Antiquitätenhändler auf; er kaufte es aber erſt ein halbes Jahr ſpäter, als der Händler den Preis etwas herabſetzte. Das Gemälde iſt 165 cm hoch, 120 cm breit, von Holz auf Leinwand übertragen, welch letztere auch bereits vor längerer Zeit erneuert wurde. Die Beſtätigung der Echtheit bleibt abzuwarten.

Viele unſerer Leſer werden auf der Piazetta von Venedig den auf roter Granitſäule prangenden Löwen, das Wahrzeichen der Lagunenſtadt, ſelbſt geſehen haben — den Markuslöwen, welchen Domenico Michieli 1127 bei ſeiner ſiegreichen Heimkehr aus Paläſtina von einer Inſel des griechiſchen Archipels mitgebracht hatte. Derſelbe iſt kürzlich herabgenommen worden, um die im Laufe der Jahre an ihm entſtandenen Schäden ſo weit als möglich wieder gut zu machen. Die Wiederherſtellung ſoll ein hartes Stück Arbeit geweſen ſein, woran namentlich die Verſchiedenartigkeit des antiken und des heutigen Metalles Schuld trug. Der Ingenieur Luigi Vendrasco überwand dieſe Schwierigkeit aber endlich, indem er von der inneren Konſtruktion des Löwen einen Abdruck nahm und nach dieſem einen Bronzeguß von entſprechender Stärke anfertigte, welcher, unterſtützt von einem Metallgerüſt, nun im Innern des koſtbaren Tieres ſitzt und deſſen Beſtand hoffentlich auf weitere Jahrhunderte hinaus gewährleiſtet.

Die Grundſteinlegung des Kaiſer-Wilhelm-Denkmals auf dem Kyffhäuſer iſt für den 10. Mai angeſetzt worden. Von den Koſten, welche der Erbauer Bruno Schmitz auf 700 000 Mk. veranſchlagt, ſind ſeither 450 000 Mk. aufgebracht.

## Zeitungsweſen.

In dem Zeitungs-Muſeum zu Aachen befindet ſich ein Exemplar der größten Zeitung der Welt, nämlich der „Illuminated Quadruple Constellation“ von 8½ Fuß Höhe und 6 Fuß Breite. Dieſe Zeitung erſchien im Jahre 1859 in New York am Tage der Unabhängigkeitsfeier; ſie enthält 8 Seiten von je 13 Spalten, deren jede 48 Zoll hoch iſt. Das Papier des Blattes, welches alle hundert Jahre nur einmal herausgegeben werden ſoll, iſt ſehr dauerhaft und ſtark. Vierzig Perſonen haben acht Wochen unausgeſetzt gearbeitet, um dieſe erſte Nummer zu ſtande zu bringen. Sie koſtete damals 50 Cents und wurde in 28 000 Exemplaren gedruckt, von denen heute wohl nur noch wenige vorhanden ſein mögen. Der Text der Nummer, die auch ſauber ausgeführte Holzſchnitte enthält, könnte einen mäßigen Quartband füllen; merkwürdigerweiſe findet ſich keine Reklame darunter.

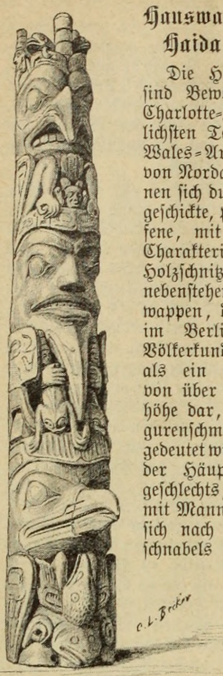
## Ausſtellungsweſen.

In Nürnberg ſoll vom 27. Auguſt bis 7. September d. J. eine große Fiſcherei-Ausſtellung ſtattfinden, auf der außer toten und lebenden Waſſertieren alle Vorrichtungen zur Aufzucht, zum Fang, zur Aufbewahrung und Verwertung derſelben zur Vorführung gelangen werden.

## Jagd.

Das öſterreichiſche Occupationsgebiet (Bosnien-Herzegowina) ſcheint ein Eldorado für alle Jäger zu ſein. Allein an Raubwild wurden im Lauf des Jahres 1891 dort nicht weniger als 105 Bären, 298 alte und 414 junge Wölfe erlegt, davon allein im Bezirk Serajewo 41 Bären und 87 Wölfe.

## Hauswappenpfeiler der Haida und Kaigáni.



Hauswappenpfeiler der Haida und Kaigáni (Nordamerika).

Die Haida und Kaigáni ſind Bewohner der Queen-Charlotte-Inſeln und des ſüdlichſten Teils des Prince of Wales-Archipels (Weſtküſte von Nordamerika) und zeichnen ſich durch außerordentlich geſchickte, phantaſtiſch entworfene, mit ungemein ſcharfer Charakteriſtik durchgeführte Holzſchnitzereien aus. Das nebenſtehend abgebildete Hauswappen, deſſen Original ſich im Berliner Muſeum für Völkerkunde befindet, ſtellt ſich als ein rieſiger Holzpfeiler von über doppelter Manneshöhe dar, deſſen krauſer Figurenſchmuck folgendermaßen gedeutet wird. Zuoberſt prangt der Häuptling des Rabengeſchlechts, eine Vogelfigur mit Manneskopf, deſſen Naſe ſich nach Art eines Rabenſchnabels krümmt. Auf dem Scheitel trägt er vier cylindriſche Hutaufſätze als Häuptlings-Abzeichen; hinter jedem derſelben ſtehen zwei Fröſche (Angehörige des Rabengeſchlechts), und hinter jedem der letzteren wieder ein Häuptlingskopf. Nach unten folgt die Frau des Häuptlings des Rabengeſchlechts, abermals eine Vogelfigur mit einem Frauenantlitz, als letzteres kenntlich durch einen löffelartigen Anſatz in der Unterlippe; die Kinnpartie des Geſichts verlängert ſich in den Rabenſchnabel; zwiſchen den Armen der Häuptlingsfrau erſcheinen zwei Häuptlinge und zwei Fröſche. Zuunterſt folgt, als Gottheit und Wappentier des Geſchlechts, der Rabe ſelbſt, zwiſchen den Klauen ein Heilblatt und einen jungen Rabenſprößling tragend. Das Ganze ſoll eine Begegnung des Stammvaters des Rabengeſchlechts mit dem Raben als der Gottheit — dem Tage und dem Bringer des Lichts — darſtellen.

## Kleine Zeitung.

In Turin iſt eine unbekannte Handſchrift Torquato Taſſos entdeckt worden. Der Fund iſt um ſo wertvoller, als gerade dieſes Manuſkript von einer Reiſe des Dichters nach Ägypten ſpricht, wovon man bisher nichts wußte. Der Dichter hat wahrſcheinlich die von ihm im „Befreiten Jeruſalem“ beſchriebenen Stätten perſönlich beſucht.

Nach der letzten Volkszählung gab es in den Vereinigten Staaten 842 Neger-Advokaten, 792 -Ärzte, 1420 -Großkaufleute und 995 „ſtudierte“ Neger-Prediger oder -Profeſſoren. Die Neger verfügen zudem über 7 Colleges, 17 Akademien und 49 Hochſchulen, und das Geſamtvermögen der ſchwarzen Raſſe in den Unionsſtaaten wird auf 60 Millionen Pfund Sterling geſchätzt.

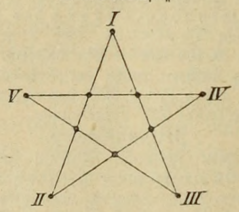
Der Ausdruck Flitterwochen für die erſten Wochen einer jungen Ehe ſchreibt ſich nicht, wie man wohl annimmt, davon her, daß den Neuvermählten die Wonnemonde wie von Glanz und eitel Flitter erfüllt ſcheinen ſollen. Es iſt vielmehr ſehr wahrſcheinlich eine Umformung eines althochdeutſchen Wortes; es bedeutet nämlich flitarazan ſo viel, als liebkoſen, ſchmeicheln, dem auch das mittelhochdeutſche gevlitter, heimliches Lachen, entſpricht. Die Sprache bringt überhaupt oft merkwürdige Umwandelungen zur Erſcheinung. So iſt „Währwolf“ aus Werwolf entſtanden, dem Manne (wër-vir), der ſich in einen Wolf verwandeln kann; und der Name Maulwurf ſtammt nicht etwa davon her, daß man geglaubt hat, das Tierchen werfe die Erde mit dem Maule auf, ſondern iſt von dem alten Worte molte (Staub, Erde) abgeleitet, welch letzteres noch in unſerem heutigen Müll, Gemülle wiederklingt.

Warum werden bei gewiſſen feſtlichen Anläſſen gerade 101, nicht 100 Kanonenſchüſſe abgefeuert? Der Gebrauch ſoll aus der Zeit Ludwigs XIV ſtammen. Früher war es Sitte, 100 Schüſſe, als runde Zahl willkürlich angenommen, abzufeuern. Aus Verſehen war aber einmal eine Kugel zu wenig mitgenommen worden, ſo daß nur 99 abgeſchoſſen werden konnten. Der kommandierende Offizier wurde von dem in perſönlichen Angelegenheiten ſehr empfindlichen Könige beſtraft. Gleichzeitig traf man „für alle Fälle“ die Beſtimmung, daß immer 101 Kugeln mitgenommen werden ſollten. Ein ſchlimmes Verhängnis wollte es jedoch, daß kurz darauf nicht 100, ſondern alle mitgenommenen Kugeln, alſo 101, verſchoſſen wurden. Der zur Rechenſchaft gezogene Offizier antwortete dem Könige, daß er, wenn er noch einmal ſo viel Kugeln gehabt hätte, dieſe ſämtlich auch in ſeiner Begeiſterung verſchoſſen haben würde, und König Ludwig freute dieſe Schmeichelei ſo ſehr, daß er ſofort anordnete, es ſollten nunmehr ſtets 101 Schüſſe abgegeben werden.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Drudenfuß.



Die zehn Punkte der Figur ſind ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß die folgenden vierlautigen Wörter entſtehen:

I—III ein Baum,
II—I ein Baum,
II—IV eine Inſel,
V—IV eine Hafenſtadt,
III—V eine der Hauptrollen in einer Oper von Richard Wagner.

### 2. Ergänzungsaufgabe.

ab be bi born buſch berg ca de di ga ga go ka ka kles ko lon ne nit no o pa pe per pel re ſar ſe ſy the

Zu ſuchen ſind 15 dreiſilbige Wörter, deren Anfangs- und Endſilben oben gegeben ſind. Hat man die richtigen Wörter gefunden, ſo laſſen ſich dieſelben ſo ordnen, daß ihre Mittelſilben ergeben:

1. einen altteſtamentlichen männlichen Namen,
2. eine Blume (ein achtlautiges Wort),
3. einen Namen in dem Titel eines Gedichts von Schiller,
4. einen weiblichen Vornamen,
5. eine Blume (ein fünflautiges Wort).

### 3. Arithmetiſche Aufgabe.

Welcher Tag dieſes Jahres läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen?

Addiert man die 96 fache Datumszahl und die 65 fache Monatszahl, ſo iſt die Summe gleich der Jahreszahl.

### 4. Buchſtabenrätſel.

Beim Saitenſpiel fällt 1 ſehr ins Gewicht,
1 2 und 3 gaſtfreundlich klingt es nicht.
2 3 und 4 iſt Fluch hier und dort Segen.
3 4 und 5 ſchallt luſtig dir entgegen.
Wenn neues Leben 4 und 5 durchbricht,
Verfehlt es ſeine höchſten Zwecke nicht.
Wohl dir, nennſt du 3 4 5 6 dein Eigen!
5 6 weiß oft den Ort dir anzuzeigen.
Die 7 iſt in unſrer Sprache häufig,
Im Leben wie im Sterben dir geläufig.
8 9 und 9, der Hungernde hört's gern,
Und 9 hält ſich dem Anfang ziemlich fern.
Nun 1 bis 9? ſoll feſt man auf mich bauen,
Mir fürder ſchenken Glauben und Vertrauen,
So darf ich's nicht zu offenbaren wagen,
Drum ratet, bitte, ohne weit're Fragen.

M. Sch. (Kaſſel.)

### 5. Zweiſilbige Scharade.

Berechtigt iſt der Letzten eifrig' Streben,
Viel Erſte ſtets um ſich vereint zu ſehn,
Denn von den Erſten muß das Ganze leben
Und ohne Eins kann keine Zwei beſtehn.

Fr. St.

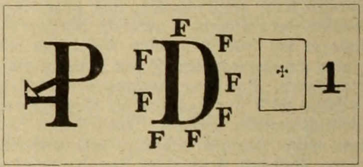
### 6. Rätſel.

Man nennt mich eine fromme Stadt,
Die große Heiligtümer hat;
Doch ſchiebſt du in das Herze mein
Noch einen Doppellaut hinein,
So werde ich zur Klangfigur
Und von der Stadt bleibt keine Spur.

Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Bilderrätſel.



### Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 29.

Bilderrätſel.

Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.

1. Magiſches Kreuz.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | O | P | T | | | |
| | | | s | a | r | | | |
| | | | t | t | a | | | |
| O | s | t | e | r | f | e | s | t |
| P | a | t | r | i | a | r | c | h |
| T | r | a | f | a | l | g | a | r |
| | | | e | r | g | | | |
| | | | s | c | a | | | |
| | | | t | h | r | | | |

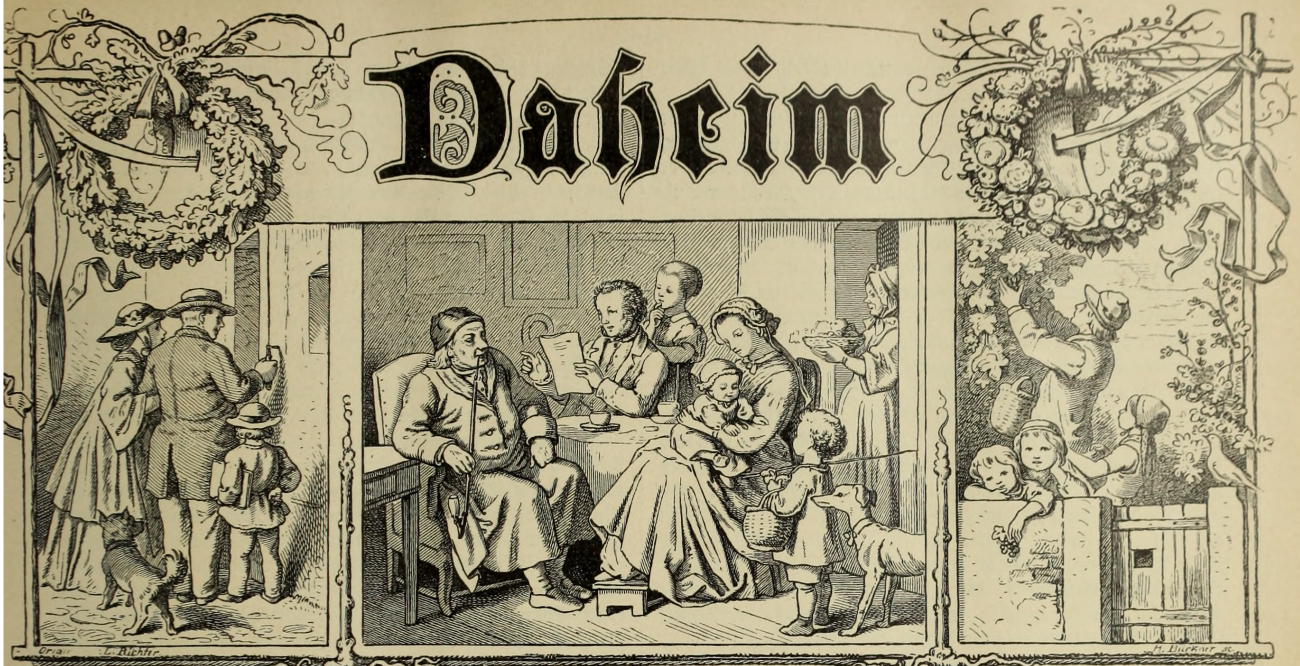
2. Metamorphoſen-Aufgaben.

a. **Oſtern** — Stern — Stein — Steil — Teil — Heil — Hell — Hall — Wall — Wald — Wild — Wind — Lind — Linz — **Lenz.**

b. **Oſtern** — Oſten — Poſten — Poſen — Polen — Pole — Sole — Sold — **Gold.**

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſ.) — Das Schlachtſchwert Mi-Mouns. Von Fedor von Zobeltitz. Zu dem Bilde: Auszug des Scheiks von Adolf Schreyer. — Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. (Fortſ.) — Doppelte Kreide. Nach dem Gemälde von Hugo Kauffmann. — Ein neues Werk über Auſtralien. Von Haſſo Harden. Mit fünf Illuſtrationen. — Stille. Gedicht von J. Trojan. — Am Familientiſch: Himmelskunde. — Einheitszeit. — Ethnographiſches. — Zoologie. — Statiſtik. — Verkehr. — Technik. — Landwirtſchaft. — Kunſt. — Zeitungsweſen. — Ausſtellungsweſen. — Jagd — Hauswappenpfeiler der Haida und Kaigáni. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Orig. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

# Daheim

**Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.**

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 30. April 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 31.

## Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Es lag eine Demütigung in Liſis Benehmen, die Paul förmlich raſend machte. Was hatte ſie für eine Veranlaſſung, für einen Grund? Er dachte an die Anekdoten, die über ihn in der Geſellſchaft kurſierten und an denen doch nur ein Atom Wahres war, ſoviel wie die Schneeflocke, aus der die Lawine ſich bildet. Ob ihr dieſe dummen Geſchichten mißfielen? Früher hatte er gelacht, wenn er etwas von dem Unſinn gehört, jetzt dachte er an ſie mit dem Bangen, das jeder wohl einmal bei der Frage verſpürt, wie viel die böſen Zungen gierig von ſeinem Glück gezehrt hätten?

Paul trat ans Fenſter und trommelte mit den Fingern eine Melodie des Aufruhrs an die Scheiben: die Marſeillaiſe. Da ſah er eine ſchlanke Geſtalt über den Hof gleiten, eine Frauengeſtalt, gerade die, die ihn quälte — Liſi! Er erkannte ſie trotz des Dunkels am Gang, an der Geſtalt, der Haltung des kleinen Kopfes, den das Hütchen mit der Reiherfeder, das ſie beim Reiten gerne trug, bedeckte. Sie verſchwand im Stall und kam bald darauf mit geſatteltem Pferd heraus.

Ein Reitknecht in Hemdärmeln hielt dieſes, die Dame ſelbſt prüfte die Sattelgurte, ſaß auf und ritt davon, — zum Hofthor hinaus, welches der Reitknecht öffnete.

Paul folgte dem Vorgang mit aller Kraft ſeiner Sinne. Was ſollte er bedeuten? Nachts ritt ſie ſpazieren! Allein und im Dunkel! Ja, was ſuchte ſie denn da? Das mußte er wiſſen. Wie im Sturm riß er ſelbſt ſeine Mütze vom Nagel, rannte in den Stall, ließ ein zweites Pferd ſatteln, ſchwang ſich darauf und raſte hinter der Reiterin her.

Dieſe war ſchon außer Sicht, als er vor's Thor hinaus kam, aber er hatte die Richtung beobachten können, die ſie genommen, und die friſchen Spuren der Hufe, die er im Halbdunkel mühevoll entdeckte, leiteten ihn. An den flüſternden Bäumen des Parkes, an den Roſen, die über den Gartenzaun lugten, ritt er vorbei, und der Duft der blühenden Kelche drang mit der friſchen Luft zu ihm. Er ſtreckte die Hand über den Zaun und brach im Vorüberreiten einen Zweig. Zwei halb aufgebrochene Knoſpen von zarteſtem Rot und friſchem, ſüßeſtem Duft hingen daran. Waren ſie nicht das Sinnbild eines Mädchengemüts, wie er es ſuchte, ſüß duftend, jugendlich friſch? Er hob im Spiel der Phantaſie die Blüten an ſeinen Mund und berührte mit ihm die Blätter.

Da, wie er den Zweig ſinken ließ, tauchte vor ihm die ſchwebende Geſtalt der Reiterin auf. Ihr langes, dunkles Kleid wehte im Wind, ſonſt erriet Paul mehr die Linie des Körpers, als daß er ſie ſah. Aber er ſah, wie ſie ritt, und nannte es meiſterhaft. Ihre Haltung war leicht, wohlig, frei, und kam ein Hindernis, eine Hecke, ein Baumſtamm, ein Graben, ſo ſetzte ſie darüber hin, als ob den Gaul Flügel höben.

Erſt war ſie im Galopp geritten; dann ließ ſie das Tier Trab gehen, verlangſamte auch dieſe Gangart und ritt wie im Traum — den Blick in die Ferne gerichtet — im Schritt weiter. Pauls Herz ſchlug in Unruhe, voll Spannung. Wen ſuchte ſie dort? Wer würde ihr entgegen kommen?

Er hielt ſein Pferd vorſichtig auf dem Raſen, damit ſie nicht deſſen Huftritt höre. Ja, er war froh, als ſie in den Wald bog, wo das Moos den Schall dämpfte. Nach einer Weile ſah er mit Staunen, daß ſie ohne weiteren Aufenthalt einen Weg einſchlug, welcher nach Haus zurückführte. Sie erwartete niemanden, hatte keine Verabredung, war nur aus excentriſchem Naturgefühl geritten, um die Stille und Schönheit der Nacht zu genießen.

Pauls Herz füllte ſich mit Freude, als er dies entdeckte, mit einer Freude, die ihn völlig vergeſſen ließ, daß er kurz zuvor ſich durch die excentriſche Reiterin ſchwer verletzt gefühlt und damals geſchworen hatte, ihr kein gutes Wort mehr zu geben.

Jetzt ritt er im Halbbogen um ſie herum und ſchwenkte ihr dann entgegen; er bückte ſich vergnügt unter die ſchwarzen, tief niederhängenden Zweige der Eichen und Fichten, die er im pfadloſen Dickicht ſtreifte, er leitete mit ſo fröhlicher Aufmerkſamkeit ſein Pferd zwiſchen den grauen Bäumen über die Knorren der Wurzeln und Stümpfe, als gelte es das ſeltenſte Reiterabenteuer, und als er ſchließlich wieder auf den lichteren Waldweg kam, den von beiden Seiten die ragenden Bäume in geordneten Reihen einſäumten, hob er ſich elaſtiſch im Sattel und ermunterte ſein Pferd zum Galopp, da er die Reiterin ihm entgegenkommend erblickte. Sobald er ihr ſo nahe war, daß auch ſie ihn zu erkennen vermochte, legte er die Rechte an ſeine Mütze und rief in ſeinem übermütigſten Tone: „Guten Morgen, Baronin, oder, — wir ſind ja an der Schwelle, auf der Nacht und Tag von einander ſcheiden: Gute Nacht, wenn Sie's lieber hören."

Liſis Geſicht übergoß purpurne Röte. War ihr doch, als träte der Reiter, ſo wie ſie ſein Bild vor ſich ſah, aus ihren Träumen, aus ihrer Phantaſie ihr plötzlich gegenüber. Sie hatte das Schickſal befragt, was es im Dunkel dieſer Nacht für ſie webe, und aus der ſchwarzen Waldeinſamkeit ſandte es ihr die ſtrahlende Lichtgeſtalt des Reiters.

Das verwirrte ſie ſo, daß ſie unüberlegt fragte: „Wo kommen Sie her? Warum reiten Sie in dieſer Stunde?"

Er lachte: „Aber das könnte ich weit eher Sie fragen! Doch würden wohl beide Antworten dieſelben ſein. Es iſt ſo ſchön in dieſem nächtig ſchweigenden Wald zu reiten."

„O ja!" ſagte ſie aus tiefſtem Herzen und fügte ſchwärmeriſch hinzu: „Die ſchönſte Stunde, um die Natur zu bewundern. Welch eine köſtliche Stille, welch wohlthuendes Sicherholen der Schöpfung! Der Wald ſcheint zu ſchlafen und atmet eine unendliche Ruhe, ſo daß man glauben kann, man fände ſelbſt eine größere darin als im Schlummer."

Aha, dachte er, da haben wir die Ekſtaſe, die ſie dazu führt, ſich an den Dichter zu verklampeln. Sie hat wirklich ſo einen Zug in ſich. Und laut antwortete er: „Gewiß iſt's ſchön, aber ich muß ſchon ſagen, daß ich die Natur immer ſchön find' und mir eine Stunde ſo lieb wie die andere in ihr iſt. Aber wenn Sie dieſe bevorzugen, möcht' ich bitten, ſie in der Zukunft nicht ſo allein zu genießen, ſondern mich zu Ihrer Begleitung zu befehlen. Es wird mir immer eine Freude ſein, mich Ihnen anzuſchließen, und im Dunkel oder Halbdunkel allein zu reiten, iſt für eine Dame denn doch gar zu gefährlich."

„O ich fürcht' mich nicht," behauptete ſie ohne Nachdenken wie vorhin.

„Aber Sie ſollen ſich fürchten," ſagte er ernſt, „die Gegend hier iſt durchaus nicht ſicher."

Sie ſah ganz flüchtig zu ihm hin. War er wirklich ſo beſorgt um ſie, war ſein Anerbieten, ſeine Dienſte ihr zu widmen, ihm ernſt? Dann — ihr Blut klopfte wieder in freudigem Schrecken — dann bedeutete ſie mehr für ihn wie Ilka, als Gabriele! Und wenn das wäre, wenn? Nein, ſie mußte den Gedanken daran verbannen, denn er verwirrte ſie.

Er hatte ihren Blick nicht bemerkt, weil er den ſeinen auf die Roſen ſenkte. „Ich habe eine Beute, obgleich ich nicht als Jäger ausgezogen bin," ſagte er und reichte ihr den Zweig: „Darf ich ſie Ihnen anbieten? Sie gleichen Ihnen in ihrer reizenden Friſche."

„Ich dank'," ſagte ſie und nahm die Blüten: „Doch ohne das Kompliment wären ſie mir lieber geweſen. Sie wiſſen, ich geb' nichts auf ſolche Sachen."

„O und ich find', man darf in unſerer närriſchen Geſellſchaft den Damen nur zu wenig ſagen, daß man ſie bewundert. Es fällt ſchwer, es zu unterdrücken, wenn das Herz einem wirklich voll davon iſt. Nur der Dichter darf es," ſagte er ungehalten, „weil — nun, weil er in Verſen ſpricht und in ihnen ſich jedes Geſtändnis geſtatten darf. Warum? Was iſt das für ein Grund? Warum ſoll die gebundene Rede entſchuldigen, was ſonſt nicht zu entſchuldigen wäre? Ich begreif' das nicht und beneide die Dichter dieſes ungerechten Vorzugs wegen."

Liſi errötete tiefer. Konnte er von den Gedichten ahnen, die ſie in dieſer Nacht geleſen, und ahnte er auch die Stimmung, in die ſie dieſelben verſetzt hatten? Das war unmöglich! Aber ihre Unbefangenheit war dahin; ſie ſenkte das Geſicht auf die Roſen, hob es wieder und ſagte: „Reiten wir ſchneller? Galopp iſt ſo viel angenehmer, und der Weg hier breit genug."

„Wie Sie befehlen," antwortete er kühl, übermittelte ſeinem Pferd ihren Willen, und beide ſauſten dahin und ließen den Wald ſchnell hinter ſich. In dieſer Gangart konnten ſie nicht miteinander ſprechen, dagegen hatte Paul dadurch Muße zu überlegen. Er hatte ihre Verwirrung bemerkt und fragte ſich, wo er den Grund für dieſelbe ſuchen ſolle. War ſie wirklich in den lahmen Dichter verliebt? „Aber das war ja unmöglich!" ſagte er ſich, genau ſo wie ſie es auf ihre Frage auch geſagt. Auch ſeine übermütige Stimmung war dahin, und er ritt ſchweigſam in den Schloßhof ein.

Der Tag brach lichtgrau an. Ein Stalljunge, durch den Schall der Hufe geweckt, kam ungelenk und verſchlafen aus einer Thür und hielt Liſis Pferd, und Paul hatte kaum Zeit, aus dem Sattel zu kommen, da war ſie auch ſchon aus dem ihren, grüßte flüchtig und lief ins Schloß hinein.

„Ich wollt' ſie wär' weniger geſchickt und ſchnell," dachte er und folgte, „Reitſtunden mit ihr wären mir lieber wie mit der Rieſenjungfrau und der einfältigen Gaby."

Liſi betrachtete oben die Roſen, führte ſie langſam an ihre Lippen und ſog den Tau ein, der noch auf den zarten Rundungen der Blätter lag. Sie ſchloß danach die Augen und ließ ſich von dem Duft umſtrömen. So ſüß meinte ſie ihn nie empfunden zu haben. Wann würde ſolch ein Morgen wiederkehren, wann ſolche Nacht voll tiefer, ſommerlicher Schöne? Ihr Sinn war förmlich ſchwer von innigem Genießen, und in einem wohligen Halbtraum ſtellte ſie die Roſen ins Waſſer, entkleidete ſich und ſank in die Kiſſen.

An jenem Morgen, einige Stunden ſpäter, lag Gabriele in ihrem Bett, rauchte Cigaretten und aß zwiſchendurch Süßigkeiten aus einem Schachteldeckel, der auf ihrer Bettdecke lag. In ihrer hübſchen Schlafſtube, die mit blumenbedruckter Kreton ausgeſchlagen war, ſah es wunderlich aus. Auf dem weichen, blumendurchwirkten Teppich zu Füßen des Lagers waren die Überkleider des Fräuleins durcheinander geworfen, teilweiſe höchſt elegant, von bunter, geſteppter und geſtickter Seide, und teilweiſe weiß mit breiten Stickereien, doch von zweifelhafter Reine. Daß dieſe Kleider auf den Stuhl gehörten, fiel der Beſitzerin offenbar nicht ein. Ebenſo lagen durch die ganze Stube Dinge verſtreut, die niemand Zeit zu haben ſchien, an den richtigen Platz zu bringen: Bürſten, Kämme, Cigarettenſchächtelchen und andere, nützliche und unnütze Gegenſtände. Es hätte ein Eintretender die lehrreichſten Studien über die Lebensbedürfniſſe einer jungen Dame der gebildeten Stände an dieſem maleriſchen Chaos machen können.

Inmitten des Wirrwarrs die Herrin; ihr weißes, ſeidiges Haar in Strähnen und Knoten über die roſigen Wangen bis auf den Hals herab hängend, in faulem Halbſchlaf in den Kiſſen ruhend. Die kleinen, grauen Augen hatten unter den halb zugekniffenen Lidern einen Blick katzenhafter Tücke, und das ganze roſige Geſicht, wenn es in Ruhe war, hatte dieſen Ausdruck, der beim Lachen und in der Bewegung verſchwand. Die Erſcheinung blieb trotz deſſen anziehend, wie ein allerliebſtes Spielzeug, ein Püppchen, geſchaffen zum Tändeln, Küſſen und Koſen.

Aber es war dem Fräulein zweifelhaft, wie weit es der Wirkſamkeit dieſer Reize trauen dürfe, und deshalb war ſie heute nur mäßiger Laune. Sie hatte den lebhaften Wunſch, Paul Feraſi zu bewegen, ihr einen Antrag zu machen. So viel Herz, als ſie in ihrem Buſen barg, widmete ſie dem glänzenden Reiter. Er hatte ja auch alle Eigenſchaften, die für ſie dazu erforderlich waren. Jung, hübſch, elegant, ſogar bis zu einem gewiſſen Grade ſeiner Unerſchrockenheit, Gewandtheit und Liebenswürdigkeit halber berühmt, war er ſehr begehrt, und derjenigen, welche er einſt zur Gattin erwählte, würde die Folie des Glücks, welche dasſelbe für die Frauen ſo ſehr erhöht, der Neid der Schweſtern nicht fehlen; daß er Graf war und über ein bedeutendes Vermögen verfügte, konnte ſeinen Wert nicht ſchmälern. Und dann ſtand er in Wien, dem einzigen Ort, in dem ſich Gabrielens Begriffen nach anſtändig leben ließ, kurz, es war wirklich nichts an ihm auszuſetzen. Die junge Dame war deshalb bei jedesmaligem Nachdenken feſter zu dem Entſchluß gekommen, der und kein anderer ſolle den Vorzug haben, dem Juwel ihrer ſeidenhaarigen Schönheit die würdige Faſſung zu geben.

Sie war nicht ſo dumm, wie ihre Schweſter, die abgemagerte Pepi, die einſt ebenſo hübſch, wie ſie, Gaby, geweſen und nichts anzufangen gewußt hatte, als einen armen Staatsbeamten zu heiraten, der nun mühſelig ſich und den kranken Sohn ernährte, während die thörichte Frau den letzten Reſt ihrer Schönheit in der Pflege des letzteren verzehrte. Nein, Gabriele wollte ihr Leben genießen, und ſie hätte auch keinen Augenblick gefürchtet, ihr Entſchluß, Paul zu gewinnen könne nicht von Erfolg gekrönt werden, wäre ſie nur hier allein in Sſemeſnyes mit ihm geweſen. Aber da war erſtens dieſe Ilka. Plump und dumm, wie ſie war, blieb ſie nicht ohne allen Eindruck auf ihn, denn ihre koloſſale Schönheit konnte immerhin mit den Puppenreizen Gabys rivaliſieren. Aber ernſtlich war ſie nicht zu fürchten, ſondern vielmehr nur Liſi, hochmütig und eingebildet, wie Ilka und Gabriele ſie nannten. Sie ſprach ja kaum mit dem Grafen, that ſo, als ob ſie einzig um den Krüppel ſich kümmere, dennoch witterte Gabriele da eine Gefahr, ſagte ſich, dieſes Gleichgültigthun könne eine infame Koketterie in ſich bergen. Es war jedenfalls alle Urſache da, um zu mißtrauen, denn gewiſſe Blicke Pauls, welche der ſich Entfernenden gefolgt waren, gewiſſe Bewegungen, wenn ſie ins Zimmer getreten war, verrieten, daß er einen Zug zu der Prinzeſſin Hochmut hatte, der durch einen Zufall nur verſtärkt werden durfte, um ihn von anderen völlig abzuſchließen.

Und heute morgen, ehe im Schloß ſonſt noch jemand wachte, hatte die ſüßträumende Gaby behaglich in ihren Kiſſen vergraben gelegen, als Hufſchlag, der vom Hof bis zu ihr hinauf erſchollen war, ſie geweckt hatte. Mit einer Ahnung, einem unangenehmen, ihr die Seele durchzuckenden Vorempfinden drohenden Ungemachs ſprang die Erwachte aus ihren Pfühlen, lief mit nackten Füßen ans Fenſter, lüpfte die Vorhänge und ſah hinunter. Da — ſie traute ihren eigenen Blicken nicht — kehrten Feraſi und Liſi vom gemeinſamen Ritte heim. Sie waren alſo allein geritten, in der Nacht, während alles ſchlief. Und am Tage weigerte die Ellrodt ſich, an den Ritten der anderen teilzunehmen!

Gabriele faßte ein tödlicher Schrecken. War es möglich, daß beide ſchon ſo weit, ſo völlig einig waren? Denn ſolch ein Ritt zur Nacht bewies ja doch wohl eine vollkommene Verſtändigung, oder — oder war dieſe Ellrodt denen, auf die ſie am Tage herabſah, in den Künſten der Koketterie ſo weit überlegen, daß — —? Ah verwünſcht! Die verblüffte Schönheit biß ſich die Lippen und ballte die weißen Hände. Hätte ſie wenigſtens, was ſie geſehen, verraten und den Ruf ihrer Gegnerin dadurch rettungslos ſchädigen können! Aber auch das durfte ſie nicht, denn dadurch gerade konnte der ritterliche Graf gezwungen werden, ſich zu erklären. Immerhin möglich, wenn er bereits verliebt genug war. Jedenfalls mußte die Möglichkeit in Betracht gezogen und vermieden werden, deshalb hieß es ſchweigen! Aber wenn je ein Tag kam, an dem die hübſche Weißhaarige ſich an der überlegenen Sirene würde rächen können, ſie wollte ihn als einen der ſchönſten ihres Lebens preiſen!

Für jetzt mußte ſie freilich ſich damit begnügen, ſich zu ſagen, es ſei immerhin eine Errungenſchaft, daß ſie Liſis heimlichen Ritt mit dem Grafen entdeckt. Einmal ſpäter konnte er ſich vielleicht doch noch verwerten laſſen, und wenn nicht, wenn die Verhaßte ſiegte, nun dann brauchte ihr die zierliche Nebenbuhlerin mindeſtens den Triumph der Überraſchung nicht zu gönnen. Sie war dann vorbereitet. Auch das war etwas wert.

Gabriele verbrachte nichtsdeſtoweniger einige Stunden in ſehr unangenehmem Empfinden und ſuchte ſich zu tröſten, indem ſie zahlloſe Cigaretten rauchte und noch zahlloſere Bonbons verſchluckte. Dann ſtand ſie auf, raffte ihr weißes Haar unter ein roſabebändertes Häubchen, wuſch ſich eilig, zog einen weißen, reichgeſtickten Schlafrock an und begab ſich in die Wohnzimmer.

Paul war beim Frühſtück, Liſi indeſſen noch nicht erſchienen, kam auch während des Mahles nicht. Er dagegen war noch beſſerer Laune als gewöhnlich, und ſeine braunen Augen ſprühten vor innerlichem Vergnügen. Gaby ſah darin ein böſes Zeichen und wurde unruhiger und aufgeregter. Äußerlich zeigte ſie davon nichts und lachte und neckte ſich mit dem übermütigen Ungetreuen, als ahne ſie nichts. Es konnte ja doch noch einen günſtigen Zufall geben, der ihr dienlich ward.

Tibor war nervöſer denn je; ſeine Augen hingen ohne Unterlaß an der Thür. Er meinte jede Minute, Liſi müſſe eintreten und dann müſſe er auf ihrem ſchönen, geliebten Geſicht leſen, daß ſie ſeine Gedichte erhalten und durch ſie gerührt worden ſei, daß er ihr Herz ſich unlöslich verbunden habe.

Daß ſie nun heute gerade zögerte zu kommen, kränkte ihn.

Sie aber hatte dem Recht der Jugend Tribut gezahlt und den Schlaf, den ſie in der Nacht verſäumt, nachgeholt.

Nachdem das Frühſtück beendet war, begab ſich die Geſellſchaft auf eine Terraſſe, von welcher aus man einen ſchönen Fernblick in die bewaldete Ebene und auf die an ihrem Saume ſich bläulichgrün abhebenden Berge hatte.

Paul machte ſich hier nützlich, indem er die Blumen der hohen Zierpflanzen, welche in Kübeln in bunten Gruppen ſtanden, abpflückte, zu Sträußchen band und dieſe den Damen verehrte.

„Mein lieber Bub',“ ſagte die alte Gräfin, „wenn du dir die Mühe gäbſt, die Blumen für deine Aufmerkſamkeiten im Garten zu holen, würde ihr Wert dadurch für die Damen erhöht und für mich wär's auch angenehmer.“

Tibor, dem der glänzende Offizier auch heut ein Dorn im Auge war, hatte dies gehört und ergänzte mit ſeinem gehäſſigen Lächeln: „Ein angenehmes Gefühl das, die Welt in allen ihren Geſtalten zum Privatgebrauch für ſich erſchaffen zu wähnen. Glückliche Menſchen, die da meinen, die Sonne gehe für ſie allein unter und auf.“

Er hatte es halblaut geſagt, aber Paul, der es vernommen, fuhr klirrend mit den Sporen zuſammen. Mit der Miene, mit der er gewohnt war, einer Herausforderung zu begegnen, richtete er ſich auf und that einen Schritt nach dem hämiſchen Beobachter hin. Aber ein Blick auf deſſen haltlos hingeſtreckte Geſtalt genügte, um ſeinen Ausdruck zu ändern. Eine mitleidige Verachtung blieb allein in ſeinen hübſchen Zügen, er zuckte die Achſeln und machte Kehrt.

In dieſem Augenblick kam Liſi, morgenfriſch, mit roſigen Wangen, die bläulich dunkeln Augen, von der Farbe der reifen Schlehen, halb von den weichfallenden Wimpern verhüllt, mit einem Lächeln, das ſcheu um die zarten Mundwinkel ſpielte. Paul trat, den Lahmen ſogleich völlig vergeſſend, ihr entzückt entgegen, und ſie errötete in Gedanken an den Ritt, der ein Geheimnis zwiſchen ihnen war. Als die Blicke beider ſich trafen, brach denn auch ein Leuchten aus ihnen, das unvorſichtig etwas von den Vorgängen in ihrem Innern verriet und das keines doch ganz zu unterdrücken vermochte.

Als die Eingetretene ſich danach dem Dichter zukehrte, kam ihr ein leiſes Gefühl der Scham. Seine Lieder, ſeine ſchönen Lieder, mit denen er ihr ſein Beſtes gegeben, kamen ihr in Erinnerung. Wie treulos hatte ſie dieſelben verwertet! Schuldbewußt näherte ſie ſich ihm und reichte auch ihm die Hand. Er aber hatte den Vertrauensaustauſch in ihren und

Pauls Blicken geſehen, und damit war es um ſeine letzte Faſſung geſchehen. Er berührte kaum ihre Fingerſpitzen, die eben noch in der Hand ſeines Feindes gelegen, und ſein Geſicht ward wie Eis.

„Ich danke Ihnen!“ flüſterte Liſi, ſich zu ihm neigend, doch er ſchien nichts davon zu verſtehen.

„Mir iſt unwohl,“ ſagte er, ſich ſeiner Mutter zukehrend, „und ich bin dem Vergnügen der Geſelligkeit heut' nicht gewachſen. Bitte, laß mich fortbringen.“

Frau von Vötörö eilte, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Sie ſelbſt hatte gezittert, als er nicht davor zurückgeſchreckt war, den Sohn des Hauſes zu beleidigen, und hätte da beinahe einen Tadel gewagt, jetzt ging dieſer unter in erneuter Beſorgnis und geſteigertem Bedauern: „Er iſt ſchlimmer, der Ärmſte, ich hab es ſchon gemerkt, ehe er es eingeſtand,“ ſagte ſie, als der Unliebenswürdige entfernt worden war, zu den Gäſten. „Und ich muß wirklich um Nachſicht bitten. Er erträgt ſich ja manchmal ſchwer; aber dann weiß ich immer, daß es ſeine Schmerzen ſind, die ihn unleidlich machen, und da muß man doch Mitleid haben.“

Die ſchnippiſche Gabriele antwortete: „Du ſollteſt aber ſo wenig wie er vergeſſen, daß auch das Mitleid ein Ende hat, wenn die Geduld gar zu ſehr auf die Probe geſtellt wird. Er war wirklich unausſtehlich heut, mein Herr Neffe.“

„Du biſt immer die ungeduldigſte von allen,“ klagte Frau von Vötörö und hatte gleich die Augen voller Thränen, doch die Jugend vergaß den Zwiſchenfall ſchnell. Paul gelang es, Liſi zu überreden, heute Morgen ſchon an den Vergnügungen der anderen teilzunehmen, und beide beſchloſſen, einen Spaziergang in Park und Garten.

Ilka, die zur Reitſtunde kam, mußte ihr Reitkleid ausziehen, denn Paul wollte vom Reiten ſchlechthin nichts hören, und Gabriele, welche den Grund kannte, fügte ſich. Ihre Freundin dagegen war in ihrer Ahnungsloſigkeit völlig überraſcht und konnte die Veränderung, die aus des Kavaliers Blicken und Mienen ſprach, ſich nicht erklären.

„Der hat ja aber nur noch Augen für dieſe Liſi!“ ſagte ſie, die ihren in ihrer ganzen Rundung weit aufreißend. „Er thut ja ganz närriſch mit ihr, und ich glaub', 's iſt am beſten, wir machen uns drauf gefaßt, er geht uns noch durch die Lappen.“

Und Gabriele beantwortete den Sportston unehrlich, mit affektierter Gleichgültigkeit. „Ich weiß nicht, was Sie erwartet haben, aber ſoviel Anſprüche, wie ich an ihn ſtell', erlaube ich mir meinerſeits aufrecht zu halten. Wenn er ſich einen Tag einmal etwas eifriger mit einer anderen beſchäftigt, ſo ſagt das noch nicht, daß er nicht auch das bald ſatt haben wird. Und daß ihn dieſe junge Dame verblüfft, trotz ſeiner Erfahrungen, macht ihr alle Ehr'. Sie verſteht etwas von der Kunſt der Koketterie, dieſe Ellrodt, und manövriert ganz geſchickt. Aber das zieht eben für den Augenblick. Sie iſt ja durchaus nicht ſo beſonders hübſch: das Geſicht zu lang, der Unterkörper nimmt nie ein End', und nun erſt der Gang! Sie geht wie auf Walzen. Iſt Ihnen das noch nicht aufgefallen? Sehen Sie ſich's doch einmal an! Mit ihrer Schönheit einen ſolchen Aufſtand zu machen, wie's von vielen geſchieht, find' ich deshalb lächerlich. Er wird's auch ſchon ſehen, über kurz oder lang, und dann — ich weiß ſchon, die Herren kehren zuguterletzt immer zu pikanteren Erſcheinungen zurück.“

Während ſie dies ſelbſtbewußt ſagte, bückte ſie ſich auf ein Beet roter Nelken, brach einige von ihnen und ſteckte ſie ſeitwärts unter ihren feinrandigen Strohhut in das weiße, weich gewellte Haar. Der Schmuck kleidete ſie allerliebſt, und ſie ſchien das ohne Spiegel auch zu wiſſen, denn ein ſieghaftes Lächeln umſpielte ihre feinen, roſenroten Lippen.

Doch auch das war umſonſt. Paul ſah heute nichts davon, und als die beiden Nachzüglerinnen das voranſchreitende Paar einholten, ſtreifte ſein Blick blind über ſie hin. Er ſchwamm in einem Roſennebel von Sympathie für ſeine goldhaarige Nachbarin, und dieſe — trotz einiger leiſe mahnenden inneren Stimmen — fühlte ſich wie mit Schwingen erhoben.

Die Stunden ſchienen beiden um die Hälfte verkürzt, gleichgültig, was ſie thaten. Eine Weile fuhren ſie im Kahn auf dem See, welcher eine Seite des Parks begrenzte. Er war von hohen Bäumen umſtanden, zwiſchen denen blätterreiche Büſche einen blühenden Kranz um ihn bildeten. Die verſchlungenen Zweige neigten ſich über den Spiegel, und die Fiſche ſchnappten bisweilen nach den Inſekten, die auf den grünen Blattinſeln ſich niederließen. Dann ſpritzte das Waſſer perlenwerfend in die Höhe und fiel wieder zurück, und es bildeten ſich langſam, breit und breiter verſchwimmende Ringe. Liſi ſah das gern. Sie hatte vor Pauls Ankunft ſtundenlang allein hier im Boot geſeſſen, die Schwäne kamen, reckten die lichtweißen Hälſe und ſchwammen rings um den Kahn und langſam, majeſtätiſch wieder davon, wie ſchöne, ſtolzgeſchmückte Segel. Unter dem wilden Apfelſtrauch, den rotblühenden Tamarisken rankten Himbeeren in rauhgeripptem Blattgewirr, und die rund geformten, roten Früchte leuchteten über dem Waſſer.

„So friſch ſchmecken ſie nirgend anders wie hier,“ ſagte Liſi, und Paul lenkte das Boot dicht hinzu, um ſie zu pflücken.

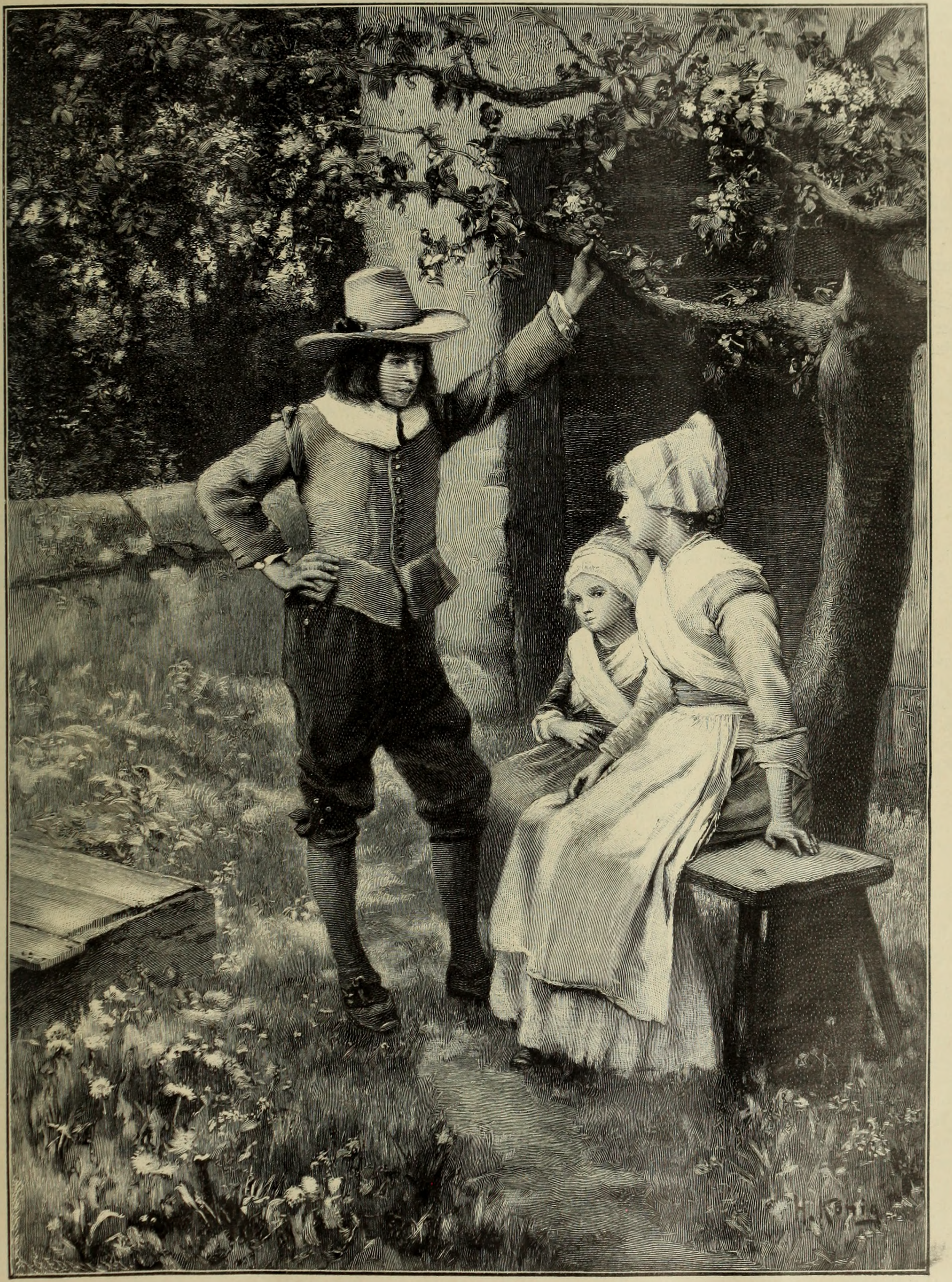
Liſi bog ſich vor und verſuchte die Ranken zu haſchen, aber die Zweige der anderen Büſche umpfingen ſie und umſchloſſen ihr Kopf und Nacken. Da ließ Paul die Ruder fahren, trat nach vorn und befreite die Gefangene von dem zudringlichen Grün. Sekundenlang ſtanden beide in den verſtrickenden Zweigen, und ſeine Hand lag auf ihrem Nacken. Er ſah in ihre Augen; ihr ſchönes Geſicht war dicht an dem ſeinen. Er dachte, er hätte ſie halten und küſſen mögen. Dann war ſie ſein. Aber da waren Ilka und Gabriele, und die Konvenienz ſaß abmahnend zwiſchen ihnen und zwang die beiden, welche ein elektriſches Liebesahnen zu einander führte, ſich zu trennen. Paul zog mit einer raſchen, leidenſchaftlichen Bewegung die ſchlanke Geſtalt aus den Blättern, ſah noch einmal flüchtig in ihre Augen, gab ſie frei und kehrte auf ſeinen Sitz zurück.

Das Boot ſchaukelte, Gabriele kreiſchte und verlangte ans Ufer, denn ſie war furchtſam. Ilka ſchlug ein albernes Lachen auf, und der Lenkende trieb zurück.

Als ſie ausgeſtiegen waren, fing es an, zu regnen, und ſie flüchteten in den Park und von dort in die nahe Ziegelei. Sie betraten einen Schuppen, welcher zur Hälfte mit ungebrannten, aus friſchem Lehm geformten Ziegeln gefüllt war. Ilka und Gabriele fanden ein langes, ſchmales Brett von zweifelhafter Reine, das ſie über einen am Boden ruhenden Balken legten und ſich ſo eine ſchwebende Schaukel machten, auf deren beiden Enden ſie unter vielem Gekicher wippten. Paul war dagegen mit Liſi an eine der Öffnungen getreten, welche fenſtergleich in länglicher Breite in die Hallenwände geſchnitten waren. Beide ſahen in den rinnenden Regen, der in einen grünlichen Tümpel fiel. Schilf wuchs darin und rauſchte im Winde; es krönte ſich ſchon mit ſchwankenden Federbüſcheln, und zwiſchen ihnen ragten ſchlanke Aaronsſtäbe mit dicken, braunen Sametköpfen. Sonſt war eigentlich nichts zu ſehen; der Nebel deckte die Berge, und die graue, nackte Lehmerde dehnte ſich bis zur Hürde hin. Dennoch ſahen die beiden Nebeneinanderſtehenden freudig in die farbenarme Ferne. Sie hatten ein wohliges Empfinden, das ſich in den jungen, ausdrucksvollen Geſichtern malte. Paul erzählte von den Wildenten, die gern in dieſe Tümpel fielen und auf die er im Tagesgrauen oder Abendſinken oft hinterm Schilf gewartet habe; und Liſi horchte mit geſpanntem Intereſſe auf dieſe Jagdgeſchichten und merkte kaum, daß der Regen durch die Lücken des leichten Ziegeldaches tropfte und ihr Kleid beſpritzte.

Gabriele war's, welche erklärte, man müſſe nach Hauſe, denn hier könne man den Tag nicht verbringen, und der Himmel umziehe ſich mehr und mehr, ſo daß es noch ſtundenlang regnen könne. Paul und Liſi verließen den ärmlichen Schuppen ungern. Es war, als ahnten ſie, daß die goldenen Schleier, in welche ihr junges Glück ſich hüllte, draußen zerriſſen werden ſollten.

(Fortſetzung folgt.)



Unter'm Apfelbaum. Nach dem Gemälde von H. König.

# Auf dem Auerhahnfalz.

Eine Jagdſkizze von Anton von Perfall.

(Abdruck verboten.)

„Na da könnt's euch wund derzähln, das glaub i amal net, daß ſo a dumm's Viech gibt, das aus lauta Liab 's G'hör und 's G'ſicht verliert, dem g'hörat wirkli' net mehr, als daß ma's d'erſchiaßt,“ ſagte Reſ'l, die Poſthalterstochter, mit einem überlegenen Lächeln.

„Wenn's aber der Herr Förſter ſagt,“ bemerkte ein junger, ſchmucker Burſch, der, die muskulöſen, nackten Arme über die Bruſt gekreuzt, an dem Ofen lehnt, der Metzgerburſche mit dem aufgerollten Schurze und dem blitzenden Wetzſtab.

„Nach'er ſoll i's glei' glaub'n — o mei Sepp! An dir haben's freili' den Richtinga zum Anplauſch'n, die Herrn,“ erwiderte Reſ'l ſpöttiſch.

„Reſ'l, man muß nix verred'n in ſolche Sach'n,“ bemerkte ich.

„Und d'erſchiaſſ'n liaßt'n a net glei', wenn's grad auftreffat, daß deinatweg'n einer zum Auerhahn wirat!“ ergänzte der Förſter und ließ dem Scherz eine ſchmetternde Lache und einen tiefen Trunk folgen.

„War kei Schad' d'rum, Herr Förſter; grad' umkehrt, mein' i, war's; d' Liab macht ſcharf Aug'n und feine Ohr'n.“

Reſ'l legte ihren vollen Arm um den breiten Nacken des Förſters und ſah ihm ſchelmiſch lachend in das männlich gebräunte Antlitz.

„Damit man all das Schöne und Guate was bringt, recht g'nau hör'n und ſeh'n kann,“ ſagte ſie in einem weichen Tone.

Der Alte nahm ſchmunzelnd die Pfeife aus dem Munde, ein Schimmer der Jugend huſchte über die derben, verwitterten Züge.

„O du Hauptkalfakter,“ ſagte er gutmütig drohend, „aber 's gibt halt do ſo damiſche Viecher auf der Welt.“

Reſ'l raffte mit behendem Griffe die leeren Gläſer zuſammen; ich machte Jakl, dem Jäger, ein Zeichen, daß es Zeit ſei, aufzubrechen. Das Durchkneipen hatte ich längſt aufgegeben; nur einige Stunden auf dem Heu, in der dem Falzplatz zunächſt gelegenen Winterſtube, haben für den Körper unendlichen Wert und laſſen ihn wochenlang dieſe Opfer der Nachtruhe ertragen.

„Eine leid's ſchon no,“ meinte Reſ'l.

Jakl kniff die Wehrloſe — ſie trug ſechs Krüg'l und die Reſte einer gewaltigen Kalbshaxe — in die Baken und blinzelte ihr ſeine Zuſtimmung zu. Da iſt nichts zu machen.

Der Förſter ſah auf die Uhr: „Neune erſt? In einer Stunde ſeid's auf der Hütt'n, da preſſirt's do net ſo. Weil wir grad' von die Hahn red'n, da hab' i a mal an Forſtg'hilf'n g'habt, den Ennhuber Max'l, wenn's vielleicht von ihm g'hört haben.“

Eine allgemeine Bewegung entſtand: der Sepp zog ſich gähnend in die Küche zurück, der Poſthalter fuhr bei dem bekannten Namen aus ſeinem Halbſchlummer auf, ſchob die Mütze auf die andere Seite und blinzelte verſchmitzt auf den Jakl hinüber, der eine möglichſt bequeme Stellung einnahm, um die endloſe, längſt bekannte Geſchichte in Ruhe über ſich ergehen zu laſſen. Der Förſter war noch nicht über den alten Ennhuber, ſeinen Spez'l und Weidgenoſſen hinaus, und der Max'l noch gar nicht geboren, als ich Jakl, den Jäger, energiſch zum Aufbruch ermunterte.

„Bringen's fein ſo an dalgart'n Waſch'l, i möcht gern an ausg'ſtopft hab'n in meiner Kammer,“ ſagte kichernd Reſ'l, und der Förſter verſprach mir die G'ſchicht vom Max'l für morgen Abend.

Es iſt eine laue Mainacht. Ein fludriger Wind verſpricht Regen bis zum Morgen; zerriſſenes Gewölk jagt haſtig vom Weſten her, hie und da blitzt die Mondſcheibe auf, eine Silberwelle huſcht dann über den See, und die Schneiden und Spitzen ringsum leuchten auf wie ein großer Gedanke. Die Weiden am Wege flüſtern und blitzen, ringsum zieht das Rauſchen der Wälder, bald im fernſten Thal erſterbend, bald von neuem ſtürmiſch anwachſend. Ängſtliche Unruhe herrſcht in der Natur, ein allgemeines Drängen, Haſchen. Wie fliehende Reitergeſchwader flattern die ſchwarzen Büſche und Sträucher nach vorwärts. Die Farben fahl, gebrochen. Ich gedenke dankbar des Stübchens, das ich eben verlaſſen, des traulichen Lichtes, der ruhigen, behaglichen Wärme. Im Wald iſt's ſchwül, üppiger, ſchwerer Geruch ſteigt auf, über uns knarren und ſtöhnen die Wipfel, die Äſte, neben uns lärmt in unendlichen Variationen der Waldbach. Jakl zündet die Laterne an, der Ziehweg, der ſich durch den Hochwald hinaufwindet, iſt ſchmal und abſchüſſig. Ein Lichtſchein gaukelt von Stamm zu Stamm, läßt groteske Formen erſcheinen und verſchwinden, krauſes Wurzelwerk, verirrte Felsblöcke, aus deren Ritzen Farrenbüſchel ſich drängen, dunkle Grotten, träumeriſche Tümpel. „A Teufelsmad'l is ſcho die Res,“ denkt Jakl laut. Dann geht's wieder ſchweigend biergauf.

„Wie's nur den Rixnertoni ſo viel mög'n kann,“ argumentiert er eine Viertelſtunde ſpäter.

„Was kann man da ſag'n,“ erwidere ich etwas verſchlafen. Da fällt der Lichtſtrahl auf eine Thür, wir ſtehen vor der Winterſtube. Im „Gelieger“ ſchnarchen zwei Holzknechte. Elf Uhr! Drei Stunden Schlafenszeit. Jakl ſtellt den Wecker und löſcht das Licht.

„Wiſſen's, z'ſag'n wär da eigentlich viel,“ brummte er neben mir. „A Lump is er, der Toni, ſauf'n thuat'r, und ſonſt is er a — na gut Nacht, mir kann's gleich ſei.“

Schwarze Nacht um mich her, draußen krachen die Stangen, als gält's ein fröhlich Turnier.

Der Jakl und der Toni rennen aneinander, ſie kämpfen wutentbrannt, oben auf der Tribüne ſitzt der König mit der Krone auf dem Haupte, er hat einen langen weißen Bart und dampft aus einer großen Pfeife — der Förſter. An ſeiner Seite ſitzt die Reſl, ſie lächelt mir zu — „ſchieß doch!“ Der Jakl und der Toni ſind verſchwunden, zwei Auerhähne recken die Hälſe gegeneinander, ſträuben die Federn, ich lege an, da raſſelt's und poltert's, die Auerhähne ſtreichen davon, der Wecker iſt abgelaufen, und ich erwache.

Jakl ſteht ſchon unter der geöffneten Thüre. „'s feinſt' Wetter, koa Nadl rührt ſi'!“ In den Höhen über uns funkeln die Sterne. Das Auge ſammelt gierig das zerſtreute, ſtumpfe Licht, jeden Sternenſtrahl. Wir erreichen einen Schlag, der eine breite, ſich bis zur Schneid' hinaufziehende Mulde bildet; drüben in dem gemiſchten Beſtand falzt der Hahn. „Da müaſſ'n wir'n hör'n,“ flüſtert Jakl. Noch iſt's zu früh, der Saum der Nacht im Oſt iſt noch unberührt, nur ein kühles Lüftchen zieht den Berg herab, und die Sterne werden weniger. Auf den Bergſtock geſtützt, mit verhaltenem Atem lauſchen wir. Die Ruhe iſt nicht mehr vollſtändig. Es neſtelt in den Zweigen, es raſchelt im Laub zu meinen Füßen, die erſte Schnepfe gront über uns, im Thal ſchallt ein Reh, die Sehnſucht erwacht nach dem ſtrahlenden Morgen.

Allmählich trennen ſich die formloſen, ſchwarzen Maſſen, das Ohr lauſcht erwartungsvoll, das Auge durchſpäht den Oſt.

Die zackigen Bergketten, die kühnen Firnen ſaugen die blauſchwarze Nacht in ſich auf, kaltes, farbloſes Zwielicht zurücklaſſend. Jetzt iſt es Zeit. Jakl beugt ſich immer weiter vor, das erſte „Sakra“ iſt ſchon zwiſchen den Zähnen zerdrückt. Plötzlich weiſt er nach der Schneid. Wie aus Erz gegoſſen ſteht die dunkle Silhouette.

Tek — Tek — Telek!

Das iſt der erſehnte Silberton, der ſich mir ſo oft ins Ohr geſchlichen während des langen Winters, Frühjahrsmorgen zaubernd. Aber dem Tone nach iſt der Hahn ganz oben auf der Schneid, und man muß ſteil aufwärts ſpringen, eine mißliche Sache!

„Ja dos kann ja do net — dos is ja do — der Herrgottshahn! grad da drunt' war er geſtern,“ knirſchte zornig Jakl.

Tek — Tek! Nur zwei Schnakler, gerade vor uns auf der anderen Seite des Schlages, und damit wir uns nicht täuſchen können, gibt auch der andere oben an.

Ich werfe einen ängſtlichen Blick nach dem Oſten, was ich eben ſehnſüchtig erwartete, fürchte ich jetzt, das wallende Erglühen der Kanten; und jetzt ſchlägt ſchon die erſte Droſſel.

Tek — Tek — Telek!

Vorwärts über einen Windwurf hinüber! Halt, das Wetzen verſtummt. Ich bringe den linken Fuß nicht mehr vom Boden. Jetzt beginnt es wieder, aber das „Tek“ will nicht enden, das „Telek“, der Anlauf zum Hauptſchlag, währenddeſſen der Hahn nicht hört und ſieht, nicht kommen. Endlich! Zwei krachende Sprünge durch Brombeerſtauden, mehr wag' ich nicht! Er muß dicht am Rande des Gehölzes ſitzen, zehn Sprünge berechne ich noch über den Schlag hinüber. Jakl bleibt zurück. Der Hahn falzt fleißig. Ich ſpringe, ſtürze, rutſche über Wurzelwerk, peitſchende Stauden.

Tek! — ſo, jetzt iſt's aus, kein Laut mehr, der oben auf der Schneid falzt luſtig weiter, wie zum Hohne. Immer purpurner zieht's herauf zwiſchen dem ſchwarzen Geäſt der Buchen, den Wipfeln der Tannen; der Droſſel hat ſich ſchon ein ganzer Chor angeſchloſſen. Nur noch einmal, dann muß ich ihn ſehen. Da! Tek — Tek — Telek telek tek ganz dicht vor mir, ja wo denn, wo denn? Ich ſtehe ja noch auf dem Schlag. Zwanzig Schritt vor mir ſteht ein ſtruppiger Fichtenbuſchen, vom Schneedruck, der den Wipfel knickte, zu einem horſtartigen Gebilde zuſammengedrückt, der iſt wohl im Wege. Ich mache noch einen Sprung zur Seite. „Stehen bleiben!“ ſchreit Jakl. Der Hahn verſtummt. Eſel! Das war von ihm doch dem „dummen Vieh“ zu viel zugemutet! Da regt ſich der ganze Buſchen, wie in einem Neſt ſitzt mein Hahn darin, dreht den Kopf, und jetzt — o weh! ſchlägt mit den Flügeln! „Tek!“ Ich ſehe den gebogenen Schnabel ſich öffnen, den Hals nach vorwärts ſinken, den Stoß ſich aufſtellen. Telek! ſüßer Weidmannsſchauer! Hoffen, Fürchten! Ein Zittern geht durch das edle Tier, ein Wonnerauſch, die klare Silberſtimme verwirrt ſich, wird zum wahnſinnigen Ziſchen und Lallen. Der Finger ſchleicht um den Drücker. Ich bin ſchußbereit. Der Hahn drückt ſich zu ſehr in das Nadelwerk — wenn er ſich erhebt aus ſeinem Wahn.

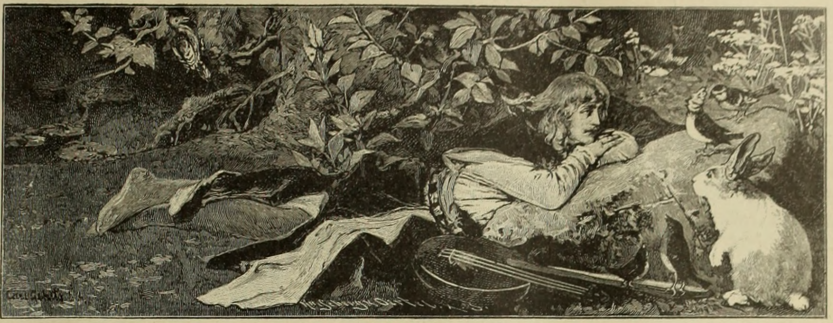
Jetzt! Ein Blitz! In ſchwerem Fall ſinkt er herab, der glühende Werber. Das letzte Echo verhallt, wie ich ihn triumphierend an den „Füßen“ Jakl entgegenhalte.

Triumphierend! Worüber? Daß ich den Waldesfrieden gebrochen? Mitten in das ſtrotzende Leben ringsum, das ich mit allen Sinnen aufſchlürfe, rief ich erbarmungslos den Tod! Jakl kannte die Reflexion nicht. „I gratulier', a ſakriſcher Hahn, der alte Tropf is guat weg,“ dabei reißt er eine Schwungfeder aus, ſteckt ſie durch die Naſenlöcher, bildet daraus eine Schlinge und hängt die Beute weidgerecht an den Bergſtock. Ich muß lachen. Das iſt praktiſche Philoſophie. Der alte Tropf muß weg — Platz!

Ein Strahlenmeer bricht ſiegreich herein, überflutet Berg und Thal, Wald und Feld, es brandet an den bemooſten Stämmen empor, beſpült ſiegesgewiß die tiefſten Schatten. Wir eilen mit den Flügeln des Erfolges dem Dorfe zu. In den bunten Wieſen vor den Gehöften ſauſt ſchon die erſte Senſe, herrlicher Duft ſteigt auf. Auch hier fließt friſcher Lebensſaft. Platz für Neues iſt die Loſung.

„Die Reſl wird ſchau'n, jetzt wird's do dran glaub'n müſſ'n,“ meint Jakl.

Wir nähern uns der Poſt auf einem zwiſchen blühenden Obſtbäumen ſich windenden Fußweg. Jakl bleibt plötzlich ſtehen: „da ſchauen's!“ Er deutet auf eine liebliche Gruppe. Ein junger Mann in blauen Leinenkittel hält ein Mädchen im Arme, das üppige Gras reicht ihr bis an die Bruſt, von oben ſenken ſich, ſie faſt verbergend, duftige weiße Schleier —



## Liebeszauber.

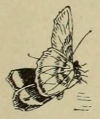
Von Ernſt Lenbach.

An dem Ort, da müſſen blühn
Primeln und Violen,
Wo ein Paar zum erſtenmal
Sich geküßt verſtohlen;

An dem Ort da weilt die Sonn',
Länger ihn zu ſchauen,
Und es läßt auf ihn die Nacht
Perlen niedertauen;

Waldesvöglein ſingen ihm
Ihre ſchönſte Weiſe,
Biene ſäumt und Schmetterling
Auf der Honigreiſe.

Und wenn vor des Winters Zorn
Sang und Duft vergingen,
Regt der Sturmwind leiſer dort
Seine Rabenſchwingen;



Und er wird von ſolchem Ort
Durch die Lande tragen
Einen ſüßen Liebeshauch
Aus den Frühlingstagen.

Apfelblüten. „Die Reſl und der Toni,“ flüſtert Jakl, dann lacht er verſchmitzt, „i bitt', bleiben's grad' a bisl ſteh.“ Er birſcht ſich ſorgfältig von Baum zu Baum auf das liebliche Wild an. Sie hören nicht, ſie ſehen nicht im zärtlichen Koſen. Auf fünf Schritt ſchleicht er heran, die Büchſe unter dem Arm. Mir wurde ordentlich bang, doch keine Cavalleria rusticana? Sie küßten ſich! „Soll i'n jetzt d'rſchiaß'n,“ rief er dann plötzlich, hinter dem Baume hervortretend. Reſl ſchrie auf und trat ſchützend vor den Burſchen. „Verflixter Jaga,“ ſagt ſie dann, als ſie Jakl erkennt, die Fauſt gegen ihn ballend, „nu wart' nur!“ Als ſie aber mich erblickt, entflieht ſie ins Haus. Toni verzieht ſich grollend. —

Eine Viertelſtunde darauf brachte mir Reſ'l den Morgenkaffee, über mir an der Wand bei der Büchſe hing der Hahn. Sie war wie mit Blut übergoſſen und wünſchte mir in einem ſchüchternen Tone, der gar nicht an den geſtrigen erinnerte, einen guten Morgen; dann zupfte ſie verlegen an der Schürze und begann: „Schaun's, i will ja gern alles glaub'n, was die Herrn d'erzählt hab'n geſtern von dem Vogel da oben, und g'wiß nimmer ſo rechthaberiſch ſein, aber net wahr, dem Vater ſagn's net und dem Förſter a net, i ſchamet mi z'todt, der Jakl hat mir's ſcho verſproch'n in d'Hand nei.“ — Ich that gern wie der Jakl und habe mein Wort getreulich gehalten bis heute. Heute aber iſt der Toni ſchon längſt Poſthalter, die ſchöne Reſl ſein Weib, und dem Jakl wird's nimmer gelingen, ſich ſo fein anzubirſchen an die zwei. An den Auerhahn aber auch nicht, wenn die Falzzeit vorbei. —

---

## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Ich fühle, daß dir zufällig etwas von der Familie Stieglitz zu Ohren gedrungen iſt,“ ſagte George erregt. „Ja, ich bin deſſen ſo ſicher, daß ich dich frage: Hat ſich das Fräulein etwa verlobt? Laſeſt du eine Anzeige in den Blättern, die mir entgangen iſt? Oder ſprachſt du jemanden, der ſie kennt? Ich bitte dich, Guſtav, rede und befreie dich dadurch auch ſelbſt von dem peinlichen Zuſtand!“

Im erſten Augenblick vermochte Guſtav nicht zu antworten; dann aber taſtete er nach Georges Hand und ſtieß, ſie zärtlich ſtreichelnd, ängſtlich und zagend heraus: „Iſt's wirklich ſicher, ganz ſicher, George, daß du nicht bös werden, mir nichts nachtragen wirſt? Ja, ich habe ſeit Monaten etwas auf dem Herzen, das mich drückt, das mir Schlaf und Ruhe raubte und mich völlig unfähig machte, dir gerade ins Antlitz zu ſehen.“

„Nun — nun?“ betonte George in höchſter Überraſchung und mit ſehr ernſter Miene.

„Siehſt du, George, ſchon bei den erſten Worten wirſt du erregt. Ach, hätte ich doch den alten, guten Spruch befolgt: Was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Fürwitz!“

„Du irrſt, Guſtav!“ entgegnete George ſich bemeiſternd. „Ich bin ganz ruhig, du erſchreckſt mich nur durch die Ängſtlichkeit deines Weſens. Und nun nochmals, ſprich. Ich bitte dich innigſt, ſprich dich aus.“

Jetzt endlich begann Guſtav und erzählte ſeinem Bruder von ſeiner Reiſe nach Viga, von ſeiner Unterhandlung mit Ferdinand. Nichts verſchwieg er, und zuletzt berichtete er auch von ſeiner plötzlichen, durch Georges Erſcheinen hervorgerufenen Heimkehr.

„Nachdem ich mir nun aber geſagt hatte, daß ich verkehrt gehandelt habe, verfolgte mich der Gedanke, Herr von Stieglitz könne am Ende trotz ſeiner Erklärungen doch ſeiner Schweſter ſchon etwas mitgeteilt haben, und ſie könne die Vermutung hegen, das alles ſei nicht mein Werk, ſondern von dir veranlaßt. O George, George, was habe ich gethan! Wenn ſich meine Vermutung beſtätigt, wirſt du mir nie verzeihen können.“

Einige Minuten ſaß George Vaſtus in tiefes Nachdenken verſunken. Dann aber ſah er Guſtav mit einem unbeſchreiblich liebevollen Blick an, ſtand auf, nahm den blaſſen, kranken Kopf zwiſchen ſeine großen Hände und küßte den Bruder zärtlich auf die Wangen.

„O du einziger, du herrlicher Menſch, der du noch bangſt, es könnten die Äußerungen deiner Liebe ſtrafwürdig ſein! Und ich ſollte dir zürnen? Ich möchte dir ausdrücken können, was ich für dich empfinde! Laß ſie glauben da oben in Viga, was ſie wollen! Meine Neigung zu dem Mädchen iſt ja ohnehin kaum etwas anderes als ein Schemen. Aber daß du mich lieb haſt, iſt etwas Greifbares, und dafür habe Dank!“ Und wieder zurücktretend und den alten Gedanken doch wieder aufnehmend, fuhr er fort: „Und nun noch eins: Der junge Stieglitz meinte, meine Ausſichten wären nicht ſchlecht? Ach, wenn's ſich beſtätigte, Guſtav! Aber ich fürchte, er hat nur geredet, er glaubt, was er vielleicht wünſcht.“

So brach's aus dem ſonſt ſo verſchloſſenen Manne hervor, jetzt, da er ſich ohne Rückſicht gab, ganz wie ſein Inneres beſchaffen war. Dem Kranken aber füllten ſich im Freudentaumel die Augen immer von neuem mit Thränen.

Es war ſpät, als ſie auseinandergingen. Mit keiner Silbe hatte Guſtav erwähnt, daß er Ferdinand auf ſeine Bitte Geld geſandt, wohl aber neckend geſagt: „Du ſollteſt ihm zu helfen ſuchen, George. Er iſt ja — der Bruder deiner —“

George hatte melancholiſch fragend aufgeſchaut.

„Nun ja, deiner künftigen Frau, George. Ich fühle, es wird noch alles gut werden! Muß man dich denn nicht lieben?“

* * *

Wer hatte an einem Weihnachtsabend Zeit, ſich um eine Entflohene zu bekümmern? Selbſt die Polizei wollte einmal Ruhe haben; es war wie ein ſtillſchweigendes Übereinkommen zwiſchen den Verbrechern und den Wächtern der Gerechtigkeit, daß heute niemand dem anderen Anlaß gab, die Augen weit zu öffnen, und daß, wenn's dennoch nötig, dieſe Augen weniger ſcharf aufblickten, als ſonſt.

Das ſagte ſich Klug, als er gegen Abend Hamburg erreichte. Ja, er hätte bei Stieglitz' das Feſt feiern können; am nächſten Tage mochte noch Zeit genug ſein, um dieſe Abendſtunde aber war's ein vergebliches Beginnen, ſeiner entflohenen Frau nachſpüren zu wollen. Es ging auch kein Schiff in dieſen Tagen vom Hafen nach New York ab — das hatte er ſchon erfahren. Freilich, bei dem Gedanken, das Feſt bei Stieglitz zu feiern, war über Klugs Geſicht ein bitteres Lächeln geglitten.

Feſte feiern, er!? Bei Stieglitz', denen ſelbſt Angſt und Sorge die Kehle zuſchnürte? Und er, er hatte das veranlaßt. Dem Schweren, was über die Familie gekommen, hatte er das Schwerſte hinzugefügt. Wie würden ſie reden und ſpotten, die Menſchen, und ſich in Tadel ergehen!

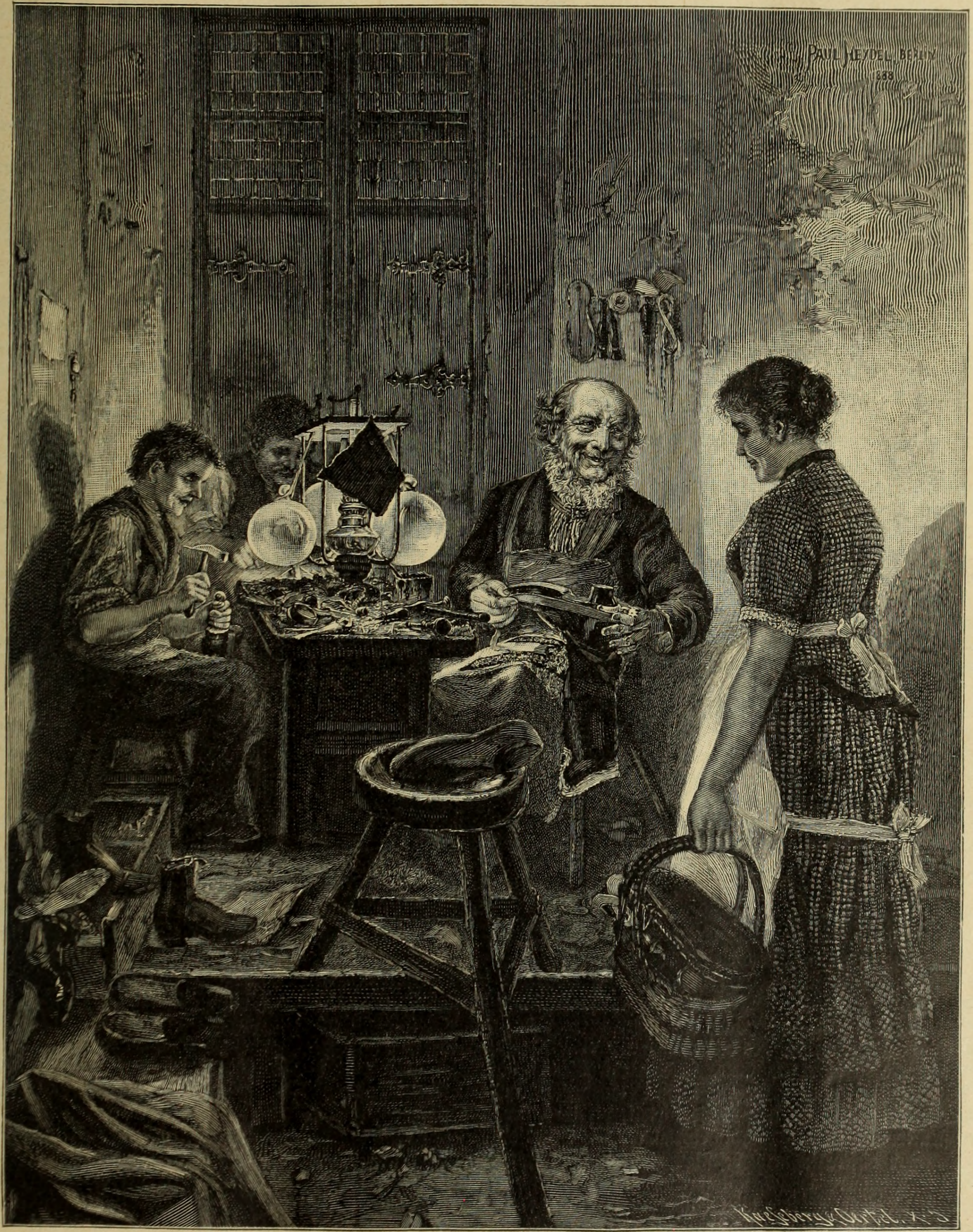
Der Mann bedeckte ſein Antlitz mit beiden Händen! Das war alſo das Ende vom Ende! Und war es nicht auch eine Thorheit und Unmöglichkeit, ſie wieder zurückzuführen? Aber gab's nicht Mittel, die noch weit ſchlimmere Dinge ausglichen? Vergaß die Welt nicht ebenſo raſch, wie ſie ſich ereiferte? Er konnte eine Weile mit Ellen-Luiſe auf Reiſen gehen, inzwiſchen verbreiten laſſen, es ſei alles Mißverſtändnis, ſie lebten im beſten Einvernehmen und würden demnächſt zurückkehren!

Und wenn ſie wieder da waren, würden ſie durch fröhliche Geſichter alle thörichten Vermutungen widerlegen. Ja, das und anderes ließ ſich machen, aber zweierlei mußte dem allen vorhergehen: Er, Klug, mußte Ellen-Luiſe finden, und er mußte ſich ſelbſt ändern —

Wenn der Unglückliche ſeine gute Periode hatte, ſchien's ihm undenkbar, daß er jemals einen Rückfall erleiden könne, aber wenn's ihn packte, dann war ihm ebenſowenig möglich, dieſe Krankheit durch den bloßen Willen zu bezwingen, wie irgend eine andere, wie Fieber oder körperlichen Schmerz.

Klug ſaß in dem Zimmer des Alſter-Hotels, in dem er ſich eingemietet hatte, wie ein Zerſchmetterter.

Am beſten — abermals kam ihm der Gedanke — war's,


PAUL HEYDEL, BERLIN
1888
Kaeseberg & Oertel. X.A.

Geſchenk für den Geliebten. Nach dem Gemälde von Paul Heydel.
(Mit Genehmigung der Photograph. Geſellſchaft in Berlin.)

er machte Ellen-Luiſe und Hans von der Münde die Wege frei. Er ging dahin, wo es keine Sorgen und Qualen mehr gab! Sterben! Seine Mutter hatte er oft ſagen hören, nichts ſei verwerflicher, unchriſtlicher, feiger, als ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.

Ja, aber war denn ſein Zuſtand noch ferner zu ertragen? Und wem konnte er noch nützen? Nun ſtockte Heinrich Klug doch wieder. Ja, er konnte noch viel Segen verbreiten, er vermochte Gutes auszuteilen, und er ward auch ſelbſt — Fräulein Marie trat in Klugs Gedächtnis und ſeine Augen feuchteten ſich — er wurde ſelbſt noch ein wenig geliebt, trotz ſeiner traurigen Leidenſchaft.

„Marie! Marie! wärſt du mein Weib geworden, du hätteſt mich geheilt. Ich fühle es,“ flüſterte der Mann.

Endlich raffte Klug ſich auf und ſchritt hinab. Stundenlang wanderte er durch die Straßen. Kein Haus faſt, hinter deſſen Scheiben nicht Kerzen brannten. Tannenbäume überall, unzählige, und ſie hatten gleichſam in jedes Haus für dieſe Stunde den Frieden gebracht, einen Schimmer von Glück oder volle Freude, jauchzendes Genießen! Er aber ging wie ein Heimatloſer durch die Gaſſen und mied die Menſchen, deren Lachen hinter den Scheiben hervortönte.

„Wo biſt du, Ellen, meine Ellen!“ ſchluchzte der Mann wie ein zagendes Kind, bog in eine einſame dunkle Twiete ein und lehnte ſeinen Kopf gegen die feuchte Mauer.

„Ach, wenn du mich je wirklich ein wenig geliebt hätteſt, würdeſt du mich nicht verlaſſen haben, du würdeſt geahnt haben, wie grenzenlos elend ich ohne dich bin. Ellen — Ellen —“ wiederholte er, taumelte wie ein Trunkener über die Gaſſe und erntete ein verächtliches Pfui der Vorübereilenden, daß ſelbſt heute ein ſolcher Trunkenbold ſich nicht zu bezwingen wiſſe.

Es war ſpät, als Heinrich Klug in dem Hotel ſein Lager aufſuchte. Aber er ſchlief nicht. Ratten und Mäuſe liefen an den Wänden auf und ab, Stimmen folterten ihn, wie oft, bis zum halben Wahnſinn, und erſt gegen Morgen nahm ſich der Schlaf des Gemarterten an und befreite ihn von ſeinen Qualen.

⁂

Aber auch Ellen-Luiſe weinte in dieſer Nacht mehr Thränen, als in Jahren vorher. Man kann auch mit trockenen Augen weinen, die Thränen ſickern dann ins Innere und ſtauen ſich. So geſchah's der jungen Frau. Sie hatte ſich unter dem Namen eines Fräulein Skilden, aus dem Norden kommend, in einem Hotel auf der Grenze zwiſchen Hamburg und Altona eingemietet und war in fiebernder Angſt, daß man ſie auffinden könne, ſeit ihrer Ankunft nur zweimal auf kurze Zeit aus dem Hauſe gegangen.

Nach zahlloſen, immer wieder verworfenen Überlegungen und Plänen war ſie gerade an dieſem Abend zu dem Entſchluß gelangt, ſich dennoch einem Menſchen anzuvertrauen und deſſen Hilfe anzurufen. Sie wußte durch Diana und Ferdinand von George Vaſtus genug, um ſicher zu ſein, daß ſie ſich in ihren Vorausſetzungen nicht täuſchen werde.

Sie wollte ja auch kein Geld, ſondern nur Ratſchläge und Empfehlungen, und da gerade Vaſtus lange Zeit in Amerika geweſen war, gab's keine Perſönlichkeit, die ihr beſſer dienlich ſein konnte. Er war ohnehin einmal mit den Stieglitz' verknüpft, auch dieſer Umſtand befeſtigte Ellen-Luiſens Entſchluß. Und lehnte er ab, ſich mit ihren Angelegenheiten zu beſchäftigen, vielleicht, um den Baron nicht zu erzürnen, nun dann war's eben nur ein Verſuch geweſen. Stand die Verzweiflung in völliger Nacktheit vor ihrer Thür, ſo war immer noch einer vorhanden, bei dem ſie ſicher nicht vergeblich anpochte: Hans von der Münde. Die Gedanken flogen mit der alten, ſchwermütigen Sehnſucht zu ihm, ſie ergriffen die arme Frau zeitweilig mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie wie faſſungslos niederſank und vor ſich hinſtarrte.

O, wie grauſam war doch das Schickſal.

Noch in der Weihnachtsnacht ſchrieb ſie folgenden Brief an Vaſtus:

„Hochverehrter Herr!

Wie arm wir an Freundſchaft ſeien, werden Sie denken, da nun auch ich an ihre Thür klopfe und zu Ihnen flehe: helfen Sie mir! Aber es iſt wohl anders. Es gibt ſo wenig hilfreiche, edle, verſchwiegene Menſchen! Da Sie einer ſind, nahe ich mich Ihnen bittend.

Ich brauche kein Geld! Fürchten Sie nichts, ich möchte Sie nur um Ihren Rat und um ſonſtige Hilfe erſuchen, da ich, nachdem ich meinen Mann verlaſſen mußte, nach Amerika zu gehen beabſichtige.

Alſo zweierlei, hochverehrter Herr Vaſtus: wann darf ich Sie ſprechen und wo? Und ferner: niemand von den Meinigen darf etwas von meinem Aufenthalt erfahren — bewahren Sie alſo mein Geheimnis und ſchreiben Sie mir gütigſt ſobald wie möglich unter der Adreſſe: Fräulein Marie Skilden aus Roeskilde, als welche ich mich hier im Hotel eingemietet habe.

Hotel Stadt Hamburg. Ellen Klug.
geb. von Stieglitz.“

Dieſes Schreiben ließ Ellen-Luiſe am erſten Weihnachtstage durch einen Hoteldiener in die Wohnung von Vaſtus tragen und befahl ihm, auf Antwort zu warten. Nach längerer Zeit kehrte der Bote mit dem Beſcheide zurück, daß Herr George Vaſtus nicht in Hamburg ſei, er werde aber noch heute zurück erwartet. Der Brief ſolle ihm dann ſogleich übergeben werden.

Dieſe Nachricht beunruhigte Ellen-Luiſe aufs höchſte. Sie hatte die Abſicht gehabt, Hamburg zu verlaſſen und bis zur Abfahrt nach New York irgend einen kleinen Ort in der nächſten Umgebung aufzuſuchen. Daß Klug ſie aufzufinden ſuchen würde, wußte ſie, und durch ihre Zeilen an Diana hatte ſie ſelbſt die Spur auf ſich gelenkt. Freilich beruhigte ſie ſich ſpäter wieder. Was konnte ihr geſchehen, wenn er ſie ausfindig machte? Zu zwingen vermochte er ſie nicht. Man würde doch keine Gewalt gegen ſie anwenden, ſelbſt ihr Vater nicht! Immerhin aber verlief ihr der Tag in ihrer Einſamkeit voll Bangen, und zu ihm geſellte ſich eine an Lebensüberdruß ſtreifende Troſtloſigkeit. Als der Abend heranrückte, ohne daß Vaſtus etwas von ſich hören ließ, überkam Ellen-Luiſe ſogar eine nicht zu bannende Angſt. Sie ſtellte ſich vor, daß ſie ſich durch ihre Zeilen verraten habe, ſie glaubte ſchon das Hotel umſtellt und würde ſich nicht gewundert haben, wenn Klug plötzlich ins Zimmer getreten wäre.

Nach einer ſchrecklichen, durch unruhige Träume geſtörten Nacht galt ihre erſte Frage einem etwa für ſie eingelaufenen Schreiben, und als der Kellner die Antwort brachte, es ſei nichts eingegangen, geriet ſie in einen fieberhaft-erregten Zuſtand, der ſich noch mehr ſteigerte, als gegen Mittag der Wirt mit verlegener Miene erſchien und ſie bat, ihm womöglich nachzuweiſen, daß ſie wirklich Fräulein Skilden ſei. Es ſei ihm höchſt unangenehm, ſie beläſtigen zu müſſen, aber die Polizei fahnde nach einer Frau E. Klug aus Moordieck bei Viga. Sie habe in ſämtlichen Hotels nachgeforſcht, in denen einzelne Damen abgeſtiegen ſeien, und auch ihn erſucht, zur Auffindung behilflich zu ſein.

In dieſem Augenblick erſchien zu Ellen-Luiſens Glück Vaſtus in der Thür, und ſei es, daß er ſchon bei dem Portier etwas erfahren hatte oder bei ſeinem ſcharfen Blick die Situation durchſchaute, er redete Ellen gänzlich unbefangen als Fräulein Skilden an und bewirkte dadurch, daß der Wirt ohne weitere Nachfrage tief dienernd das Zimmer verließ.

„Es war unſer Glück, gnädige Frau,“ hub Vaſtus nach ſeinem Fortgang, leiſe ſprechend, an, „daß die Sache ſo ablief. Wenn der Wirt gefragt hätte, würde ich ihm die Wahrheit haben ſagen müſſen. Ich bitte, beruhigen Sie mich! Die Ihrigen wiſſen, daß Ihnen nichts zugeſtoßen iſt, daß Sie nur nicht wieder zurückkehren wollen?“ fragte er. „Ich glaube Ihre Zeilen ſo verſtanden zu haben, denen erſt heute Folge geben zu können ich lebhaft bedauerte!“

Ellen-Luiſe reichte Vaſtus in tiefer Bewegung die Hand. Dann aber ging ſie nach kurzer Einleitung ſogleich auf die Hauptſache über: „Zunächſt eine Erklärung der näheren Umſtände, Herr Vaſtus, damit Ihnen mein Beginnen nicht als eine verwerfliche Thorheit erſcheint. Ich begreife, daß mein Fortgang, mein Aufenthalt hier und meine Pläne Ihnen als ſolch eine Thorheit erſcheinen müſſen, aber ich hoffe, Sie werden mich entlaſten, wenn ich Ihnen alles geſagt habe. Ich habe ſo gehandelt, weil ich keinen anderen Weg wußte, weil ich keine Stätte habe, wohin ich mich wenden kann.“

Und nun entwarf Ellen-Luiſe eine Schilderung von dem Charakter ihres Vaters, wie er ſich weder beherrſchen noch beſchränken könne und im Grunde allein das Unglück über die Familie gebracht habe, wie er ihrer Verbindung mit Münde im Wege geweſen und die Urſache geworden ſei, daß ſie Klug geheiratet habe. Und ſo fort, ohne Erregung, nüchtern die Thatſachen wiedergebend bis auf den letzten Tag ihrer Ehe mit Heinrich.

„Ich frage Sie: Was ſollte ich thun?“ endete ſie, die Augen voll heißer Thränen. „Bleibt mir etwas anderes übrig, als den Verſuch zu machen, mich auf eigene Füße zu ſtellen?“

Einen Augenblick ſann Vaſtus, der aufmerkſam und teilnehmend zugehört hatte, nach, dann ſagte er milde und ernſt: „Doch, meine gnädige Frau! Ich bin der Meinung, daß Sie bei Ihrem Manne ausharren müſſen! Sie fragen mich nach meiner Anſicht, und ich ſpreche ſie offen und rückhaltlos aus. Sie haben mich ja doch auch nicht gerufen, damit ich nur ‚ja‘ ſage, ſondern damit ich auf Grund meiner beſten Einſicht, Überzeugung und Erfahrung Ihnen rate. Was harrt Ihrer drüben? Ich verſichere Sie, nur Elend, im beſten Fall eine ſchwere und ungewiſſe Exiſtenz! Es wäre das Verkehrteſte, was Sie beginnen können, gnädige Frau, wollten Sie auswandern. Muß es abſolut ſein, können Sie nicht heimkehren, — ich glaube es nicht —, dann bleiben Sie wenigſtens im Lande! Und was nun den Schritt an ſich betrifft: Sie ſagen ſelbſt, Ihr Mann habe alle Tugenden, nur der eine Fehler mache ein Zuſammenleben mit ihm ſchwer, oder wie Sie ſich ausdrücken, unmöglich. Gewiß, es mag nicht leicht ſein; ſeine Schwäche iſt vielleicht die unerträglichſte, die einer Frau zu ertragen auferlegt wird. Aber es gibt eine Heilung, und ich fürchte — nicht wahr, Sie zürnen mir nicht ob meiner Sprache? — Sie haben eine ſolche zu bewirken nicht einmal den Verſuch gemacht! Ich bitte, ich beſchwöre Sie nochmals, kehren Sie zu Ihrem Manne zurück, und ich bitte Sie ferner, treten Sie mit ganzer Willenskraft dem Gedanken an Ihre erſte Liebe entgegen. O, glauben Sie,“ ſchloß Vaſtus, als er ſah, welchen Eindruck ſeine Worte auf Ellen-Luiſe machten, „es gibt noch weit ſchwerere Schickſale! Glauben Sie mir, der meiſten Menſchen Daſein iſt eine Qual. Sie aber haben viel, ſehr viel vor anderen voraus! Sie ſelbſt ſind geſund. Sie leben in geordneten Verhältniſſen; alles, wonach Ihr Geiſt und Ihre Sinne verlangen, können Sie ſich verſchaffen, und Ihr Name iſt und Ihr Leben war tadellos! Welche Fülle von Vorzügen! Sehen Sie, meine gnädige Frau, ich war in der weiten, großen Welt und fand faſt nur Schmutz und Komödie. Sie offenbarte ſich auch dort, wo ich ſie nicht im entfernteſten vermutete. Tugend und Rechtlichkeit waren nur angemalt: überall fand ich Schein, Lüge, kraſſeſten Egoismus und nur zu oft Gemeinheit der Geſinnung. Sie ſollen nur wollen, dann wird auch Ihr Mann wollen und können! Auch das glauben Sie mir! Haben Sie nicht auch Pflichten? Und ich weiß, meine teure, gnädige Frau, Sie werden ſich ihnen nicht entziehen. Ich will Ihnen helfen nach beſten Kräften. Schlagen Sie ein! Seien wir Bundesgenoſſen, und verſprechen Sie mir mit Handſchlag, daß Sie zu Ihrem Manne zurückkehren wollen!“

Es hatte in Ellen-Luiſens Geſicht gezuckt, als ob kämpfende Wetter darin ſich mit Sonnenſchein ablöſten, aber immer heller und heller ward's in ihrem Innern. Sie beugte wie ein Kind das Haupt, als er noch einmal tröſtend und in verſöhnendem Sinne auf ſie einſprach, und während ſich Thränen der Hoffnung und Rührung aus ihren Augen löſten, flüſterte ſie, ſeine Rechte ergreifend, in tiefer Bewegung: „Ja, nicht der iſt der Rechte, welcher unſeren Irrtümern beipflichtet, ſondern der, welcher uns den neuen Weg zum Glück weiſt. Haben Sie Dank, innigſten Dank. Und ich will's verſuchen, ich folge Ihrem Rat. Nur einige Tage laſſen Sie mir noch Zeit, damit ich mich wieder faſſe, damit ich alles von neuem in meinem Innern geſtalten kann.“

* * *

Es war am Nachmittag des folgenden Tages, als in den Weg an Eiche vorüber zur Rechten ein Reiter einbog und im raſchen Trabe dem Gute Lindenhof zuſtrebte. Am Morgen hatte die Sonne geſchienen und den Schnee weggeſchmolzen; die Landſtraße war nach dem dann eingetretenen milden Froſt herbſtrein und trocken, eine kräftige, die Lungen belebende Luft erfriſchte Herz und Seele und übte auch ihre Wirkung auf den Reiter, Heinrich Klug, aus.

In der Dauer einer Stunde hatte ſich Klug entſchieden, Hamburg wieder zu verlaſſen. Nachdem die Nachforſchungen der Polizei ſich als vergeblich erwieſen hatten, war's plötzlich über ihn gekommen, ſofort zurückzukehren, zunächſt Diana zu ſprechen, die vielleicht inzwiſchen von ſeiner Frau etwas erfahren hatte, und dann Hans von der Münde aufzuſuchen. Er wollte auf Ellen-Luiſe verzichten! Hans ſollte ſie zurückrufen, wenn er wollte, und ſie dann zu ſeiner Frau machen.

Klug wollte das Unrecht, das er begangen, ſühnen. Es würde ſchon ein Mittel geben, die Scheidung vor dem Gericht zu rechtfertigen! Nicht hindern wollte er, ſondern mit allen Mitteln helfen. Aber vor allen weiteren entſcheidenden Schritten wünſchte er ſich über Mündes Abſichten zu unterrichten. Alles hatte ſich Klug zurecht gelegt. Wenn Hans einverſtanden ſein würde, wollte er eine letzte Unterredung mit Ellen-Luiſe herbeiführen. Denn am Ende, er zweifelte nicht daran, würde er ſie finden, und mit ihr, wie ihr beſter Freund beraten, wie ſich die Dinge nach ihren Wünſchen geſtalten könnten. Und nachdem das Ziel erreicht war, wollte er ſeinen Beſitz verkaufen und — und —

Ja, was blieb ihm dann? Aber zunächſt hieß es Münde ſprechen.

Da tauchte ja auch ſchon Lindenhof unter den Tannen empor, und wenig ſpäter war Klug vom Pferde geſprungen.

„Der Herr iſt gerade vor einer Stunde von Viga zurückgekehrt und im Herrenhauſe! Es iſt Beſuch da!“ erklärte der Diener.

„So gehen Sie hinein und fragen Sie, ob ich nachher dem Herrn Baron aufwarten darf!“

Der Mann nickte bereitwillig und entfernte ſich. Klug aber ließ ſich in der angenehm erwärmten, mit allerlei alten Bildern bedeckten Halle nieder und gab ſich ſeinen Gedanken hin.

Wer ihm einſt geſagt hätte, er werde bei Hans von der Münde im Vorgemach ſitzen, um ihn zu bitten, Ellen-Luiſe zu ſeiner Frau zu machen, den würde er für irrſinnig erklärt haben. Und nun ſaß er doch hier und wartete wie ein Antragſteller, daß man ihm zu dieſem Zweck eine Unterredung gewähre! Eine grenzenloſe Traurigkeit bemächtigte ſich Heinrich Klugs wieder, und plötzlich ſchoſſen ihm die Thränen ſtromweiſe unter den Wimpern hervor.

Endlich erſchien der Diener und richtete aus, daß der Herr Baron Herrn Klug erwarte.

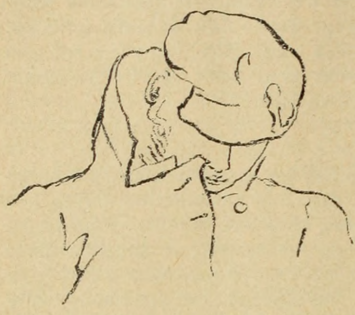
Klug bebten die Kniee vor innerer Erregung, dann aber raffte er alle Kraft zuſammen und trat feſten Schrittes in Mündes Arbeitszimmer.

„Ich komme,“ hub er freimütig an, nachdem Münde ihm mit ſteifer Artigkeit einen Platz angeboten und durch ein kalt höfliches: „Womit kann ich Ihnen dienen?“ ſeinen kühlen Empfindungen Ausdruck verliehen hatte, „ich komme, um Sie wegen meiner gegen Sie ſeit Ihrem Beſuch beobachteten Haltung um Entſchuldigung zu bitten.“

(Fortſetzung folgt.)

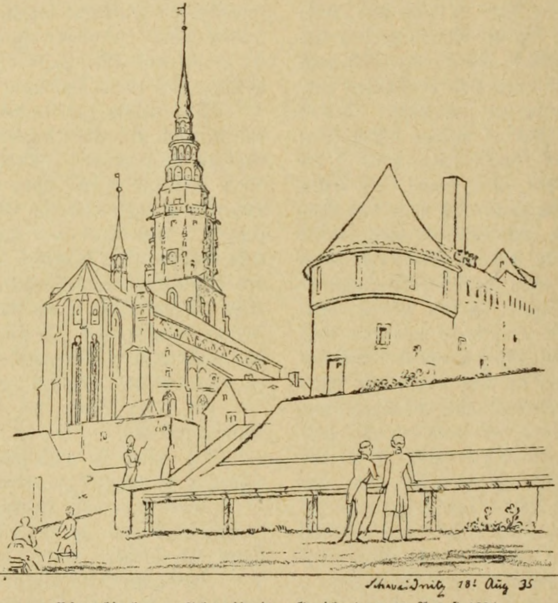
# Zu Moltkes Lebensgeſchichte.

Mit fünf Handzeichnungen Moltkes nach den in Band I der geſammelten Denkwürdigkeiten enthaltenen Reproduktionen.



Im Regen zwiſchen Tſchernetz und Krajowa.
Selbſtbildnis von Helmuth von Moltke. 1835.

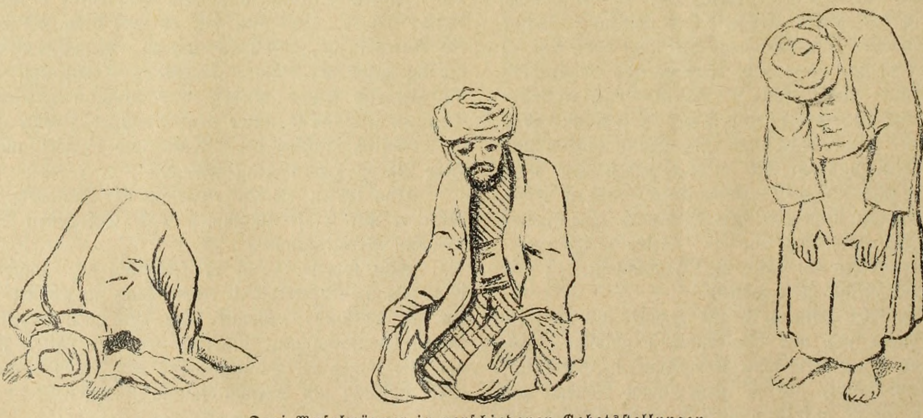
Aus der Reihe der geſammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarſchalls Grafen Helmuth von Moltke liegt jetzt der erſte Band: Zur Lebensgeſchichte (E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1892.) vor uns. Wir waren bereits in der Lage, aus demſelben in unſerer Nr. 28 einige poetiſche Übertragungen Thomas Mooreſcher Gedichte zu bringen; der vielſeitige Band erfordert aber doch noch eine eingehendere Würdigung. Soviel auch ſeit dem gerade jetzt jährig gewordenen Tag, der uns den großen Mann entriß, über Moltke geſchrieben worden iſt, man wird ja nimmer moltkemüde, jede neue Veröffentlichung zeigt uns den verehrten Toten vielmehr von immer neuen Seiten, lehrt uns immer neue ſchöne Züge aus ſeinem reichen Leben kennen und erhöht die Bewunderung nicht für ſeine Thaten allein, ſondern vor allem für ſeinen edlen, herrlichen Charakter. Er iſt eine von den wenigen weltgeſchichtlichen Perſönlichkeiten, die — man mag ihr Leben nach allen, auch nach den intimſten Seiten hin durchforſchen — nicht verlieren, ſondern nur gewinnen.



Pfarrkirche zu Schweidnitz. Gezeichnet am 18. Auguſt 1835.

Der vorliegende Band hat für uns inſofern ein ganz beſonderes Intereſſe, als er u. a. auch das Lebensbild enthält, welches Moltke unter dem friſchen Eindruck der Siege von 1866 für das Daheim ſchrieb, und das wir in der ſeinem Andenken geweihten Nummer 32 des XXVII. Jahrgangs in autographiſcher Wiedergabe veröffentlichten. Als einen unſchätzbaren Beitrag zu dem Geſamtbilde des Verſtorbenen haben wir die Aufnahme dieſes Beitrags in die geſammelten Schriften gern zugeſtanden, während wir die eigenhändige Niederſchrift des Feldmarſchalls als wertvollſten Schatz dem Daheimarchiv bewahrten. Im übrigen enthält der Band eine reiche Fülle des verſchiedenartigſten Materials; es iſt in ihm alles mit liebevoller Sorgfalt zuſammengetragen, was der Familie Moltke an ſchriftlichen Aufzeichnungen zur Verfügung ſtand. Der Inhalt erſcheint daher keineswegs aus einem Guſſe, der Band macht vielmehr den Eindruck eines Sammelwerkes. Perſönliche Aufzeichnungen wechſeln mit Mitteilungen aktenmäßigen Charakters ab, und zu ihnen geſellen ſich einige kürzere Aufſätze, welche diejenigen Lücken ausfüllen ſollen, die dadurch entſtanden ſind, daß der Feldmarſchall im Laufe ſeines arbeitreichen Lebens häufig keine Muße zu eigenen Aufzeichnungen fand, ſo ſehr er dieſe ſonſt augenſcheinlich in einer unſerer haſtenden Zeit faſt fremd gewordenen Weiſe liebte. Zu dieſen Aufſätzen von fremder Hand gehören u. a. ein Lebensbild der Gattin Moltkes, eine warm geſchriebene Schilderung ſeines Thuns und Wirkens in Creiſau und ein kurzer, ergreifender Bericht über die letzten Lebensſtunden, den der Neffe des Feldmarſchalls, Major Helmuth von Moltke, in der Nacht vom 24. zum 25. April, wenige Stunden alſo nach dem ſo plötzlich und überraſchend erfolgten Tode ſeines Oheims niederſchrieb.

Eine Gabe höchſt eigenartiger Art bringt der Band in dem Wiederabdruck einer Novelle, welche der achtundzwanzigjährige Leutnant von Moltke im Jahre 1827 in der damals in Berlin erſcheinenden Zeitſchrift: „Der Freimütige, Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leſer“ veröffentlichte. Die ziemlich umfangreiche Erzählung, „Die beiden Freunde,“ ſpielt während der letzten Tage des ſiebenjährigen Krieges und führt uns in einer ſehr romantiſchen Fabel die Erlebniſſe zweier preußiſcher, junger Offiziere vor, welche nach allerlei mehr oder weniger möglichen Abenteuern ſchließlich die Erkorenen ihrer Herzen, die Tochter und die Nichte eines öſterreichiſchen Generals, heimführen. Ich müßte lügen, wollte ich zugeben, daß die Geſtalten der Helden der Erzählung mich menſchlich erwärmt hätten; die



Drei Muſelmänner in verſchiedenen Gebetsſtellungen.

ganze Behandlung des Stoffes, in manchen Einzelheiten an den Modeſchriftſteller jener Tage, an L. Tieck, gemahnend, geht meines Erachtens viel zu ſehr ins Äußerliche, als daß man lebhaftes Intereſſe an den Trägern der Handlung empfinden könnte. Moltke kann des Ruhmes, unſeren hervorragenderen Erzählern angereiht zu werden, wohl füglich entbehren. Intereſſant bleibt die Novelle ja immerhin als ein Beweis von der Vielſeitigkeit ſeines Schaffenstriebes, der auch vor einer ihm ſo fern liegenden Aufgabe nicht zurückſcheute; intereſſant auch um deswillen, weil der jugendliche Offizier in der Geſtalt des einen ſeiner Helden ohne Zweifel ein Spiegelbild ſeiner eigenen Perſönlichkeit zu ſchaffen verſucht hat. Der ſchweigſame, ſpröd-herbe Leutnant Holm der Erzählung trägt die unverkennbaren Züge des ernſten, von mancherlei Sorgen und Zweifeln niedergedrückten jungen Moltke.

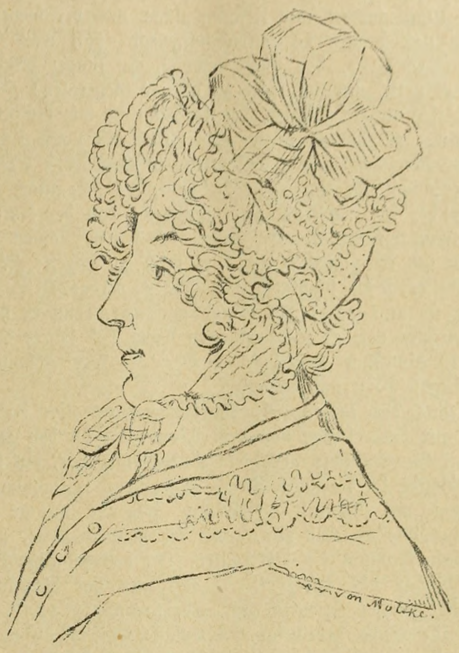
Tief ergreifend iſt die Zuſammenſtellung aller Handſchreiben und Kabinettsordres, welche Moltke im Laufe ſeiner Dienſtzeit von ſeinen allerhöchſten Herren erhielt — eine Sammlung von Briefen und Dokumenten, welche das Verhältnis zwiſchen dem Feldmarſchall und ſeinen oberſten Kriegsherren im Lichte ſchönſter Menſchlichkeit zeigen. Ich weiß nicht, wie viele dieſer Urkunden bereits früher veröffentlicht worden ſind; jedenfalls erſcheinen ſie erſt hier, im Zuſammenhang wiedergegeben, in der richtigen Beleuchtung.

Unter dieſen Briefen nehmen ſelbſtverſtändlich diejenigen unſeres unvergeßlichen Heldenkaiſers den breiteſten Raum ein und das größte Intereſſe in Anſpruch. Es iſt rührend, wie der greiſe Monarch immer neue Worte der Anerkennung und des Dankes für den Feldmarſchall findet, wie er immer neue Kundgebungen ſeiner Dankbarkeit erſinnt. Ich möchte aus den zahlreichen Briefen nur den einen hier herausgreifen, den der Kaiſer am Weihnachtsabend des Jahres 1871 Moltke in Begleitung eines Porträts überſandte.

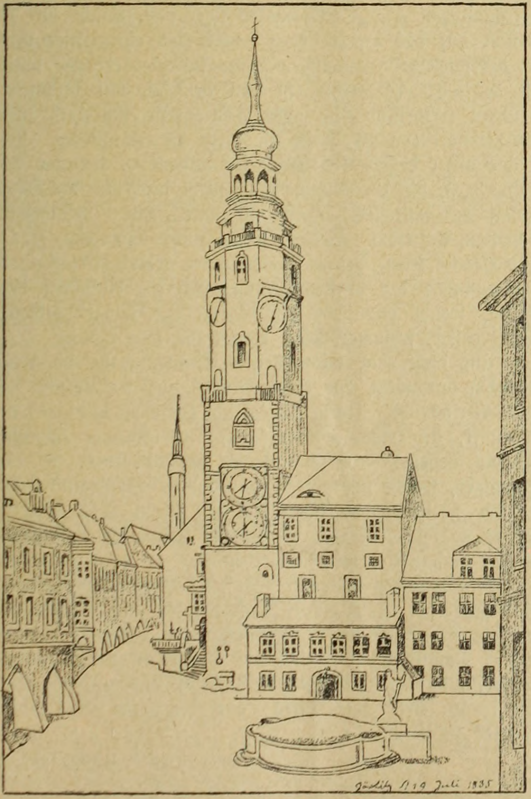
Der Monarch ſchrieb:

„Der Hand, die das wohlgeſchliffene Schwert in drei ruhmreichen und glorreichen Jahren leitete, und Armee und Volk zu einer kaum je geahndeten Höhe erhob, darf ich am Schluſſe des Jahres, das uns einen ſegensreichen Frieden brachte, nicht vergeſſen, um nochmals meine tiefgefühlte Dankbarkeit Ihnen zu beweiſen. Ich benutze darum das Weihnachtsfeſt, um Ihnen die Züge deſſen zu vergegenwärtigen, der nie aufhören wird, die Vorſehung zu preiſen, daß er Sie in dieſer Zeit mir zur Seite ſtellte, um ſo Großes und Ruhmreiches zu erkämpfen.

Ihr dankbarer König Wilhelm.„



Gräfin Julie von Kospoth.



Das Rathaus am Untermarkt zu Görlitz. Gezeichnet am 19. Juli 1835.

Es iſt unſtreitig wahr, wenn in dem die Briefe begleitenden Text geſagt wird: Niemals hat zwiſchen einem großen Fürſten und einem großen Unterthanen ein Einklang beſtanden, der edler und reiner geweſen wäre, als der zwiſchen Kaiſer Wilhelm und ſeinem Feldmarſchall. — Das Verſtändnis zwiſchen beiden iſt derart, daß man in der Geſchichte unſers Volkes vergeblich nach etwas ihm Ähnlichen ſucht; es iſt das einer hehren Freundſchaft zwiſchen echten Männern und erſcheint als die Vollendung des Ideals germaniſcher Männertreue. — Beiden großen Männern blieb die erhabene Schlichtheit, das ſichere Gleichgewicht der Seele gewahrt, beide erklommen gelaſſen, auf Gott, ihr Recht und ihre Kraft vertrauend, die höchſten Stufen menſchlichen Ruhms und menſchlichen Glücks, ohne daß es ſie ſchwindelte, ohne daß der ſie umtoſende Dankesruf ſie einen Augenblick berauſchte. Nur um ſo feſter ſchloſſen ſie ſich aneinander, nur um ſo mehr achtete, ehrte und liebte einer den andern, und ſo haben ſie für einander gefühlt, bis der Tod ſie trennte.

Wie übrigens Kaiſer Wilhelm ſeinen Moltke entdeckte, erzählt Frau Gräfin Maxa von Oriolla, geborene von Arnim, in einem höchſt intereſſanten, ebenfalls in dem Bande enthaltenen Briefe: „Eines Abends bald nach dem Kriege 1870/71 plauderte ich auf einem Hoffeſte mit dem Feldmarſchall lebhaft über alte Zeiten, als Kaiſer Wilhelm an mich herantrat und fragte: ‚Was haben Sie denn ſo wichtiges mit dem Feldmarſchall zu verhandeln?‘ — ‚Wir ſprachen von Jugenderinnerungen und übermütigen Streichen aus jener Zeit,‘ erwiderte ich. Darauf ſagte Seine Majeſtät: ‚Da will ich Ihnen etwas Neues mitteilen. Wiſſen Sie denn eigentlich, daß ich den ganzen Moltke erfunden habe?‘ — Ich: ‚Wie iſt das möglich?‘ — Der Kaiſer: ‚Moltke war ein ganz einfacher, beſcheidener Offizier; niemand wußte etwas von ihm. Da wurden mir Feſtungspläne und verſchiedene Arbeiten von jungen Offizieren vorgelegt. Ich war erſtaunt über einen Plan, den unter anderen ein junger Moltke gearbeitet hatte, und ich ſagte zu meinen Generalen: ‚Ich bitte auf dieſen jungen Offizier, der ſo dünn iſt wie ein Bleiſtift, ein Auge zu haben, denn ſeine Arbeit iſt vorzüglich; aus dieſem Menſchen kann gewiß etwas werden. Sie ſehen doch daraus, daß ich ihn erfunden habe.‘ — Komiſcher Weiſe ſchien der Feldmarſchall zu empfinden, daß der Kaiſer mit mir über ihn ſprach. Er hatte auch ſeinen Namen nennen hören und Neugierde genug, um mich zu fragen: ‚Was hat der Kaiſer denn wichtiges mit Ihnen verhandelt?‘ — Da lachte ich und ſagte: ‚Allerdings wichtiges, denn er hat mir anvertraut, daß er Sie erfunden habe bei Ihrer Jugendarbeit, die ihm vorgelegt wurde.‘ — Der Feldmarſchall ſchmunzelte dazu und ſchwieg.“

Aus der kurzen Zeit der Regierung Kaiſer Friedrichs liegt nur eine einzige von dem Monarchen an den Chef des großen Generalſtabes gerichtete Kundgebung vor, ein kleines, dem Bande im Facſimile-Druck beigegebenes Oktavblatt, auf welchem mit Bleiſtift geſchrieben folgende wenige Worte ſtehen: „Bleiben Sie mir, was Sie meinem Vater geweſen ſind, ein Freund, ein Vertrauter, der heldenmütige Berater zum Wohle des Heeres.“ — Darunter hat Moltke ſelbſt bemerkt: ‚Kaiſer Friedrich III., Charlottenburg 12./3. 88.‘

Die Reihe der bekannten Erlaſſe Kaiſer Wilhelms II, in denen er das wiederholte Abſchiedsgeſuch Moltkes mit der Entbindung desſelben von den Geſchäften als Chef des großen Generalſtabes unter Ernennung zum Präſes der Landesverteidigungs-Kommiſſion beantwortet — dasſelbe iſt ebenfalls im Facſimile beigefügt —, der Kabinets-Ordres zum 70jährigen Dienſtjubiläum und zum 90. Geburtstage u. ſ. w. ſchließt die Zuſchriften der oberſten Kriegsherren an ihren vielbewährten Strategen ab. Weniger bekannt dürfte darunter eine Kabinets-Ordre des Kaiſers ſein, in welcher er Moltke am 7. Februar 1891 die Ernennung des Generalleutnant Grafen von Schlieffen zum Chef des Generalſtabs der Armee kundgibt und dabei hervorhebt: „Wenn Ich Ihnen in Meiner Ordre vom 10. Auguſt 1888 ausſprach, daß Ich, ſo lange Ich lebe, Ihren Rat nicht entbehren könne, und hieran die Erwartung knüpfte, daß Sie ſich auch ferner mit den wichtigeren Angelegenheiten des Generalſtabs in Verbindung halten und Ihrem Nachfolger geſtatten würden, Ihren Rat in allen Fragen von Bedeutung zu erbitten, ſo iſt es Mein warmer Wunſch, auch dem neuernannten Chef des Generalſtabs der Armee, welchen Ich hiernach angewieſen habe, Ihren ſtets hochbewährten Rat nicht zu verſagen.“

Rührend klingt ein Schreiben der Kaiſerin Auguſta aus: „Was Ich Ihnen als Königin, als Frau und Mutter zu danken habe, bedarf keiner Worte. Wohl aber glaube Ich bei dieſem Anlaß (dem Rücktritt von der Leitung des Generalſtabes), Ihnen im Namen desjenigen noch einmal die Hand reichen zu ſollen, deſſen Geſinnung für Sie Ich ſo lange teilen durfte und in deſſen Andenken Sie Mir noch näher ſtehen als bisher. Leben Sie wohl, lieber Feldmarſchall, ſtets Ihre Auguſta.“

Und aus der gleichen Stimmung heraus ſchrieb, wie die Mutter, ſo auch die erlauchte Tochter bei derſelben Gelegenheit: „Sie ſind ſo unauflöslich mit dem Bilde unſeres verklärten großen Kaiſers Wilhelm verbunden, daß nach ſeinem Hinſcheiden ihr wachſames Auge, Ihre ſtarke Hand mir um ſo unentbehrlicher ſchienen für Armee und Vaterland. — Vielleicht führt Sie einmal, nun Sie über mehr freie Zeit verfügen, Ihr Weg wieder hierher. Das mit Ihrem Bilde geſchmückte und Ihren Namen tragende Zimmer ſteht immer für Sie bereit. — Die Zeit geht über die Trauertage dieſes Frühjahrs hinweg, die Erinnerung bleibt in ihrer ſchmerzlichen Tiefe unberührt; mit ihr die Dankbarkeit für diejenigen, welche jene große Zeit der Vergangenheit in die Gegenwart übertrugen.“

Wir wiſſen, der gewaltige Feldherr war ein wahrhaft frommer Mann. Das neue Teſtament lag ſtets entweder auf ſeinem Arbeitstiſche oder auf dem kleinen Tiſchchen vor ſeinem einfachen Bett — dasſelbe Neue Teſtament, welches ſeine geliebte Gattin bei Lebzeiten in ſtetem Gebrauch gehabt hatte. Zwiſchen die Blätter hatte Moltke eine kleine Photographie der Verewigten gelegt, dem Bande ſelbſt aber ein weißes Blatt angeheftet, auf welchem er die nachſtehenden Lieblingsſprüche aus der heiligen Schrift aufgemerkt hatte:

„Meine Kraft iſt in den Schwachen mächtig.

Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, ſo will ich ſie alle zu mir ziehen.

Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Perſon nicht anſieht, ſondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thuet, der iſt ihm angenehm.

Es werden nicht alle, die zu mir ſagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“

Der ernſte, aufs Innerliche gekehrte Mann hat ſeine Gedanken oft und viel aufwärts gewandt. Die Religion war ihm ein tiefes Herzensbedürfnis, und es iſt bezeichnend, daß ſeine letzte Niederſchrift von Bedeutung — Aufzeichnungen, in denen er ohne Zweifel das Fazit ſeines innerlichen Lebens ziehen wollte — religiöſen Betrachtungen gewidmet iſt. Wie ernſt er dieſe Aufgabe anfaßte, wie heilig ſie ihm erſchien, das geht ſchon rein äußerlich daraus hervor, daß jene Schrift in nicht weniger denn vier verſchiedenen Umarbeitungen vorliegt. Immer wieder vertiefte er ſich in ſeinen Gedankengang, immer wieder genügte ihm, was er vorher niedergeſchrieben, nicht, immer aufs neue rang er nach einer reineren, erſchöpfenderen Faſſung. Das merkwürdige Manuſkript lag in Creiſau während ſeiner letzten Lebensjahre ſtets auf ſeinem Schreibtiſch, und jedesmal, wenn er nach dem Landſitz zurückkehrte, nahm er es aufs neue zur Hand und unterwarf es einer erneuten Umarbeitung.

Es war vorauszuſehen, daß die Veröffentlichung dieſer Betrachtungen — „Troſtgedanken über das irdiſche und Zuverſicht auf das ewige Leben“ hatte der ehrwürdige Greis ſie überſchrieben — allgemeines Aufſehen erregen würde. In der That hat denn ein Teil der ſich mit beſonderem Behagen freigeiſtig nennenden Tagespreſſe ſich auch beeilt, den Verſtorbenen als einen der ihren zu reklamieren. Man möchte unter dieſen Umſtänden faſt bedauern, daß die Aufzeichnungen, die der Feldmarſchall wohl kaum für die Öffentlichkeit beſtimmt hat, überhaupt unter ſeinen geſammelten Schriften Aufnahme fanden, wenn nicht anderſeits eine ſo himmelweite Kluft, jedem Unbefangenen ſofort erkennbar, die Anſchauungen des ernſten Denkers von den Anſichten derer ſchiede, welche aus jenen jetzt Kapital zu ſchlagen gedenken. Sein ernſter, frommer Sinn trennt ihn von ihnen.

Und dieſe edle, reine Geiſtesrichtung, welche die Troſtgedanken durchweht, das ernſte Ringen nach Erkenntnis, nach einer Verſöhnung, einem Ausgleich zwiſchen Glauben und Vernunft, die immer wieder ſcharf hervortretende Zuverſicht auf ein beſſeres Jenſeits ſind die Eigenſchaften, die auch denjenigen, welche auf einem ganz andern Standpunkt ſtehen, als der greiſe Feldmarſchall ſich am Abend eines bewegten Lebens angeeignet hatte, die Lektüre ſeiner letzten Aufzeichnungen verſtändlich machen werden.

Wir brauchen hier auf den faſt von allen Tagesblättern wiedergegebenen Inhalt der Troſtgedanken nicht näher einzugehen, ſie gipfeln in den Schlußworten: „Wenn, wie der Apoſtel Paulus ſchreibt, einſt der Glaube in die Erkenntnis, die Hoffnung in die Erfüllung aufgeht, und nur die Liebe beſteht, ſo dürfen wir hoffen, auch der Liebe eines milden Richters zu begegnen.“

Hanns v. Zobeltitz.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Der Frühling iſt gekommen — nicht nur nach dem Kalendermann, ſondern auch, wie es ſich gebührt, mit Sonnenſchein und Blütenzauber. Da iſt unſer Bild „Unterm Apfelbaum" recht am Platze. Es erzählt nicht allein von duftender Maienpracht, es plaudert auch von der Freude und dem Glück jugendlicher Herzen.

Ein kleines Herzensgeheimnis verrät auch unſer zweites Bild. Dörthe erſcheint nicht nur als Küchenfee, ſie iſt auch die Herzensfee eines ſchneidigen Huſaren. Leider hat nicht allein des Reitersmannes Herz Schaden gelitten, ſondern auch ſeine — Stiefeln, und Dörthe hat es übernommen, für die Reparatur beider Schäden Sorge zu tragen. Meiſter Pech wird die Sohle unter Aſſiſtenz ſeiner beiden grinſenden Adlaten ſchon wieder in Ordnung bringen — für das geknickte Huſarenherz muß Dörthe aber ſchon ſelbſt den Balſam beſorgen. Vielleicht birgt ihn der Einholekorb bereits, den ſie in ihrer kräftigen Linken trägt.

## Schule.

Über die Abiturienten der preußiſchen Gymnaſien im Schuljahr 1890/91 bringt die „Deutſche Schul-Poſt" eine ſtatiſtiſche Abhandlung, der wir entnehmen, daß die Zahl der Abiturienten im Vergleich zu den Vorjahren eine weſentliche Zunahme nicht aufweiſt und daß ferner die Zahl derjenigen Abiturienten, welche ſich dem Univerſitätsſtudium widmen wollen, abnimmt. Die Tabelle der Berufsſtatiſtik zeigt, daß ſich von den im ganzen aufgeführten 3619 Abiturienten die ſtärkſte Zahl der Theologie zugewendet hat, nämlich 832 (475 evangeliſche, 353 katholiſche, 4 jüdiſche); es folgen u. a. Medizin mit 770, Jura mit 733, Militär und Marine mit 263, Poſtfach mit 196, Baufach mit 93 und erſt an ſiebenter Stelle ſteht die klaſſiſche Philologie mit 89. Der Prozentſatz der Nichtſtudierenden ſtellte ſich 1884/85 auf 13 Proz., 1888/89 auf 21 Proz., 1890/91 auf 27 Proz. Trotz des Wachſens der Bevölkerung iſt alſo eine Verringerung der Studierenden und eine Zunahme der Nichtſtudierenden zu beobachten.

## Naturkunde.

Noch einmal der künſtliche Regen, über welchen jetzt endlich beſtimmtere und anſcheinend zuverläſſigere Nachrichten aus Nordamerika vorliegen! Denſelben zufolge iſt den Verſuchen, welchen übrigens das meteorologiſche Büreau der Vereinigten Staaten ganz fern blieb, während ſie ſich des regen Intereſſes des landwirtſchaftlichen Miniſteriums zu erfreuen hatten, ein gewiſſer Erfolg nicht abzuſprechen. Die Exploſion gewaltiger Maſſen von Sprengmitteln hat wiederholt — hier ſtärkere, dort ſchwächere — Regengüſſe hervorgerufen; die Koſten jener Exploſionen ſind aber ſo enorm, daß eine praktiſche Verwendbarkeit des Experiments kaum glaublich erſcheint. Ein hübſcher Gewitterregen ſtellt ſich nämlich auf etwa 21 000 Dollar, gleich rund 84 000 Mark.

## Zoologie.

In der Kapkolonie werden gegen 200 000 Strauße gehalten, von denen jedes Stück etwa 200 Frank jährlichen Reingewinn abwirft. In Zeiträumen von je acht Monaten findet das Ausrupfen der Schmuckfedern ſtatt. Bei ſchwächeren Tieren begnügt man ſich mit höchſtens 60 Federn, um gefährliche Entzündungen der Haut zu verhüten. Innerhalb der letztverfloſſenen drei Jahrzehnte betrug der Wert der exportierten Straußfedern gegen 90 Millionen Mark. Die Zucht iſt indeſſen in ihren Ergebniſſen von der Witterung ſehr abhängig; ganz beſonders leiden die Straußenfarmen unter den nicht ſeltenen Perioden großer Trockenheit.

## Hygieine.

Eiſen iſt zur Blutbildung des Körpers unumgänglich nötig. Seltſamerweiſe enthält die Milch — das ausſchließliche Nahrungsmittel der erſten Zeit — nur ſehr wenig davon. In 100 Teilen Spinat ſind gegen 35 Teile Eiſen; im Eidotter 10—24; im Rindfleiſch gegen 17; in Erbſen, Linſen, Bohnen 6—9, in der Milch nur 2,3. Dieſe Erſcheinung wird aber durch den Umſtand erklärt, daß der Körper Neugeborener ungemein reich an Eiſen iſt und keiner großen Zufuhr von außen bedarf. Es muß ferner der Eiſengehalt der Jungen, ſo lange ſie ſich ausſchließlich von Milch nähren, allmählich abnehmen und erſt wieder ſteigen, wenn ſie die eiſenarme Milch mit einer eiſenreicheren Nahrung vertauſchen. Dies hat Herr C. Bunge nun auch nachgewieſen. Bei den Verſuchskaninchen nahm das Eiſenverhältnis zum Geſamtkörper bis zur vierten Woche ſtetig ab und ſtellte ſich dann bleibend feſt. Bei Meerſchweinchen war die Abnahme ſchon am zweiten Tage beendet. Dies ſtimmt mit der Erfahrung, daß Kaninchen erſt nach drei Wochen neben der Milch Krautiges zu ſich nehmen, während Meerſchweinchen ſchon am erſten Tage ſich nicht auf Milch beſchränken. Stimmen dieſe Wahrnehmungen auch für den Menſchen, ſo würde ſich ergeben, daß weder bei Geſunden noch Kranken ausſchließliche Milchnahrung zu lange fortgeſetzt werden darf.

## Koloniales.

Nach dem neueſten Bericht des kaiſerlichen Kommiſſars, Herrn von François, leben in Deutſch-Südweſtafrika zur Zeit 622 Europäer, darunter 310 Deutſche, 273 Engländer, 19 Schweden und 10 Holländer; die Zahl der Eingeborenen beträgt 116 000. An Pferden zählte man 4000, Rindern 353 000, Kleinvieh 3,6 Millionen Stück. Der Geſundheitszuſtand war vortrefflich.

Der engliſche Miſſionar Herr Swan, welcher ſich vier Jahre lang bei dem König Mſiri in Katanga, dem im äußerſten Süden des Kongoſtaates belegenen, von dem Lualaba durchfloſſenen, noch wenig durchforſchten Gebiet, aufhielt, hat der Kongoregierung in Brüſſel intereſſante Aufſchlüſſe über das geheimnisvolle Land gegeben. Das Gebiet iſt geſund, fruchtbar, ſehr wildreich und ſcheint für die weiße Raſſe koloniſierbar. In dem ſich nach dem Norden zu ausdehnenden gebirgigen Gebiete können Ackerbau-Kolonien errichtet werden. Im Gegenſatze zu den anderen Teilen Mittelafrikas bebauen in Katanga die Männer ſelbſt das Feld und unterhalten große Kulturen von Reis, Mais, Erdnüſſen, Tabak, Bananen ꝛc. Salz iſt ein bedeutender Handelsartikel; Kupfer iſt im Übermaß vorhanden. König Mſiri iſt ein blutdürſtiger Deſpot. Erſt die Niederlaſſung von Europäern wird allmählich den Greueln der Menſchenſchlächterei und des Sklavenhandels ein Ziel ſetzen können.

## Technik.

In Deutſchland bohrte man bisher wenig arteſiſche Brunnen, während dieſe Art der Waſſerverſorgung in anderen Ländern verhältnismäßig häufig und zwar ſeit langer Zeit angewendet wurde; ſo iſt in Frankreich, im alten Karthäuſer-Konvent zu Lilles, ſogar ein arteſiſcher Brunnen aus dem XII. Jahrhundert bekannt. Erſt neuerdings hat man auch bei uns dieſen Brunnen mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt. So läßt u. a. die Stadt Zeulenroda i. Thür. eine Tiefbohrung ausführen, welche 400 cbm Waſſer, und Kaſſel einen Brunnen herſtellen, welcher 4000 cbm Waſſer in 24 Stunden liefern ſoll.

Bekanntlich erregte auf der vorjährigen elektrotechniſchen Ausſtellung in Frankfurt a. M. die mit glänzendem Erfolg in Szene geſetzte Kraftübertragung von Lauffen am Neckar nach dem Ausſtellungsplatz allgemeines Aufſehen. Die Frage war nur, wieviel Prozent der urſprünglichen Kraft in Frankfurt a. M. wieder zur Entfaltung gelangte, und man nahm allgemein an, daß 50 Prozent ſchon als ein ſehr günſtiges Reſultat angeſehen werden müßten. Jetzt hat ſich nach den nachträglich angeſtellten Berechnungen aber ergeben, daß thatſächlich ein Nutzeffekt von 74—82 Prozent erzielt worden iſt, das Reſultat alſo die kühnſten Erwartungen weit übertrifft und die ſchönſten Hoffnungen für die Ausnutzung der Waſſerkräfte berechtigt erſcheinen läßt.

## Vereine und Kongreſſe.

In Brüſſel wird vom 7. bis 14. Auguſt d. J. unter dem Protektorat der belgiſchen Regierung ein internationaler Kongreß für Kriminal-Anthropologie tagen, an dem die bedeutendſten Irrenärzte Europas teilnehmen werden. U. a. ſollen zur Erörterung gelangen: Krankhafte Neigung zum Verbrechen; Einfluß der Berufsarten auf die Kriminalität; gibt es einen anatomiſch zu beſtimmenden Verbrechertyp?

Anläßlich der Kolumbusfeier ſoll vom 4. bis 11. September in Genua ein internationaler botaniſcher Kongreß ſtattfinden. Gleichzeitig wird daſelbſt ein Kongreß für internationales Seerecht tagen und eine italieniſch-amerikaniſche Ausſtellung die vielfachen ökonomiſchen Beziehungen zwiſchen den beiden Ländern veranſchaulichen.

Die Centralſtelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen in Berlin veranſtaltete am 25. und 26. April d. J. eine Konferenz, in welcher die Arbeiterwohnungs- und die Arbeitererholungsfrage behandelt wurden. In Anlehnung hieran fand eine Ausſtellung von Plänen, Modellen, Skizzen ſtatt, welche den Schöpfern von Wohlfahrtseinrichtungen, ſowie denjenigen Geſellſchaften und Vereinen, welche den Bau von Arbeiterwohnungen unternehmen, Muſter vorführte.

## Preisausſchreiben.

Zum Wettbewerb um den großen Staatspreis auf dem Gebiet der Malerei und der Architektur ladet die Königliche Akademie der Künſte in Berlin die preußiſchen Künſtler, die das 32. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, ein. Nach den neuen, weſentlich veränderten Beſtimmungen wird jedes Stipendium nur für ein Jahr und nur in Höhe von 3000 Mark (dazu 300 Mark Reiſekoſtenentſchädigung) verliehen. Für Maler und Bildhauer kann es unter Umſtänden auf ein Jahr verlängert werden. Die Hauptbeſtimmung der neuen Satzungen liegt aber darin, daß jetzt nicht mehr eine beſondere Preisaufgabe geſtellt wird, ſondern daß die Bewerbung nunmehr durch Einſendung beliebiger ſelbſtändiger Werke der Künſtler erfolgt. Eine Sichtung auf Zulaſſung erfolgt durch die Akademieen von Berlin, Düſſeldorf, Königsberg und Kaſſel, ſowie durch das Städelſche Inſtitut in Frankfurt a. M. Sodann werden die zugelaſſenen Werke in Berlin ausgeſtellt, ein Ausſchuß der Akademie übernimmt die Vorprüfung, erſtattet ſchriftlichen Bericht, und die Geſamtſektion der bildenden Künſte entſcheidet angeſichts der Werke über die Zuerkennung der Preiſe.

## Sport.

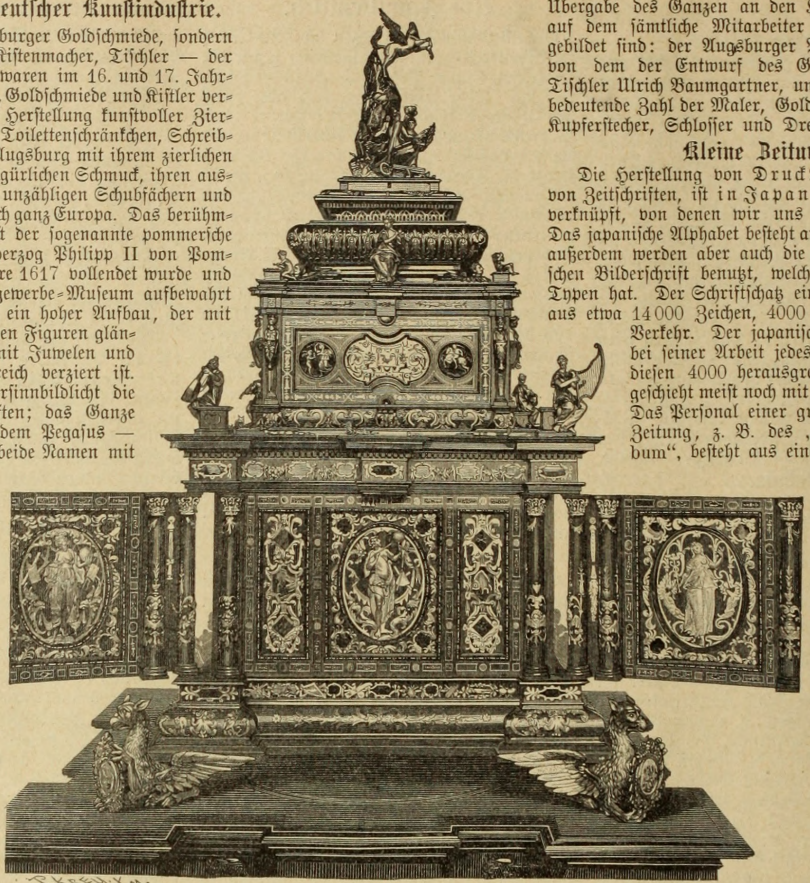
In Amerika kommt jetzt ein neuer Typ für ſchnellſegelnde Yachten auf, welcher, wie der „Prometheus" meint, in ſtarker Anlehnung an eine frühere Erfindung des bekannten Profeſſors Raoul Pictet, auf der Anwendung ſehr flacher und ſo ſtark von hinten nach vorn zu abgeſchrägter Schiffsböden beruht, daß ein Längsſchnitt durch das Fahrzeug faſt die Geſtalt eines Dreiecks zeigt. Dieſe eigenartige Form bewirkt inſofern eine erſtaunliche Erhöhung der Schiffsgeſchwindigkeit, als das Fahrzeug durch die auf den ſchrägen Boden wirkende Waſſermaſſe um ſo mehr aus dem Waſſer gehoben wird, je größer die Fahrgeſchwindigkeit iſt — es gleitet ſchließlich faſt auf der Oberfläche dahin.

## Weinbau.

Es dürfte nur wenig bekannt ſein, daß Rußland jährlich gegen 250 Millionen Liter Wein produziert, wovon mehr als die Hälfte auf den Kaukaſus entfällt. Die Krim lieferte in den letzten Jahren durchſchnittlich 14 Mill. Liter, und zwar größtenteils Qualitätsweine.

## Ein Prachtſtück deutſcher Kunſtinduſtrie.

Nicht nur die Augsburger Goldſchmiede, ſondern auch die „Kiſtler“ — Kiſtenmacher, Tiſchler — der guten Stadt Augsburg waren im 16. und 17. Jahrhundert hochberühmt, ja, Goldſchmiede und Kiſtler verbanden ſich vielfach zur Herſtellung kunſtvoller Ziermöbel: die „Kabinette“, Toilettenſchränkchen, Schreibtiſche, Hausaltäre von Augsburg mit ihrem zierlichen Aufbau, ihrem reichen figürlichen Schmuck, ihren ausgelegten Wänden, ihren unzähligen Schubfächern und Behältniſſen gingen durch ganz Europa. Das berühmteſte Werk dieſer Art iſt der ſogenannte pommerſche Kunſtſchrank, der für Herzog Philipp II von Pommern gefertigt, im Jahre 1617 vollendet wurde und jetzt im Berliner Kunſtgewerbe-Muſeum aufbewahrt wird. Der Schrank iſt ein hoher Aufbau, der mit maleriſchen und plaſtiſchen Figuren glänzend ausgeſtattet und mit Juwelen und Schmelzwerk faſt überreich verziert iſt. Der Figurenſchmuck verſinnbildlicht die Künſte und Wiſſenſchaften; das Ganze krönt der Parnaß mit dem Pegaſus — wobei der Zufall, daß beide Namen mit mit dem P beginnen, ganz im Sinne jener Zeit an das Doppel-P in Philippus Pomeranus anklingen ſoll. Auf der Rückſeite befindet ſich ein Orgelwerk, das mit köſtlichen Buchsbaumſchnitzereien, die Thaten des Herkules darſtellend, bedeckt iſt. Das Kunſtgewerbe-Muſeum bewahrt außer dem noch erhaltenen Teil der zierlichen Gebrauchsgegenſtände und Spielereien, welche den Inhalt der vielen Behältniſſe des Schrankes ausmachten, auch ein Gemälde auf, das die Übergabe des Ganzen an den Herzog darſtellt und auf dem ſämtliche Mitarbeiter an dem Werk abgebildet ſind: der Augsburger Patrizier Hainhofer, von dem der Entwurf des Ganzen ſtammt, der Tiſchler Ulrich Baumgartner, und neben dieſen eine bedeutende Zahl der Maler, Goldſchmiede, Bildhauer, Kupferſtecher, Schloſſer und Drechsler.



Der pommerſche Kunſtſchrank im Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin.

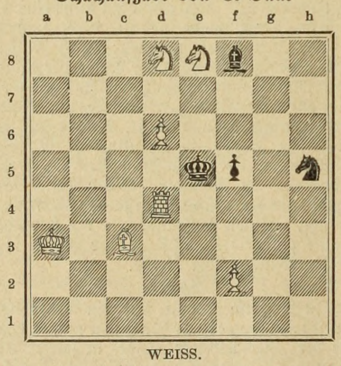
## Kleine Zeitung.

Die Herſtellung von Druckwerken, beſonders von Zeitſchriften, iſt in Japan mit Schwierigkeiten verknüpft, von denen wir uns nichts ahnen laſſen. Das japaniſche Alphabet beſteht aus 47 Schriftzeichen, außerdem werden aber auch die Zeichen der chineſiſchen Bilderſchrift benutzt, welche faſt 20000 eigene Typen hat. Der Schriftſchatz eines Gelehrten beſteht aus etwa 14000 Zeichen, 4000 dienen im täglichen Verkehr. Der japaniſche Schriftſetzer muß bei ſeiner Arbeit jedesmal eine Letter aus dieſen 4000 herausgreifen. Das Drucken geſchieht meiſt noch mit der alten Handpreſſe. Das Perſonal einer größeren japaneſiſchen Zeitung, z. B. des „Nichi Nichi Shimbum“, beſteht aus einem politiſchen Direktor, einem Hauptredakteur, 5 Hilfsredakteuren, 4 Korrektoren, 1 Stenographen, 12 Reportern, 3 oder 4 Setzern, von denen jeder mehrere Gehilfen hat, 12 Druckern und einer Menge unterer Angeſtellten. Alles in allem etwa 150 Perſonen.

In Wien wurde vor kurzem eine Schmetterlingsſammlung für den Preis von 50000 fl. an den Chef des Londoner Hauſes Rothſchild verkauft.

## In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von C. Bull.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

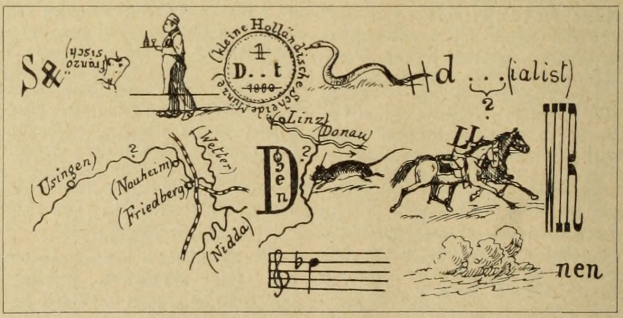
### Dreiſilbige Scharade.

Mit meinen Erſten iſt geſchmückt
Manch hochverdienter, tapfrer Mann,
Und meine Letzte hoch beglückt,
Wer ſie im Wettbewerb gewann.

Und doch ſteh' ich als Ganzes nur
Wenig beachtet auf der Flur. Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

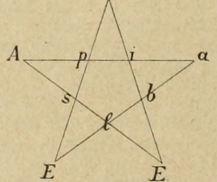
### Bilderrätſel.



### Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 30.

Bilderrätſel. Kampf ums Daſein.

1. Drudenfuß.



2. Ergänzungsaufgabe.

Syenit Karoſſe Galere
Beliſar Nomade Bianka
Abſalon Korinthe Paderborn
Neapel Diego
Gadebuſch Perikles
Perleberg Cacao

3. Arithmetiſche Aufgabe.
Der erſte Oſterfeiertag dieſes Jahres 17. 4. 1892.

4. Buchſtabenrätſel. Geheimnis.

5. Zweiſilbige Scharade. Gaſtwirt.

6. Rätſel. Trier, Triller.

---

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſ.). — Auf dem Auerhahnfalz. Eine Jagdſkizze von A. v. Perfall. — Liebeszauber. Gedicht von Ernſt Lenbach. — Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. (Fortſ.) — Zu Moltke Lebensgeſchichte. Mit fünf Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Unterm Apfelbaum von H. König; Geſchenk für den Geliebten von Paul Heydel. — Schule. — Naturkunde. — Zoologie. — Hygieine. — Koloniales. — Technik. — Vereine und Kongreſſe. — Preisausſchreiben. — Sport. — Weinbau. — Ein Prachtſtück deutſcher Kunſtinduſtrie. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Mai 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 32.

## Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Im Schloß fanden Paul und Liſi denn auch die Vötörös, die Galens; ſie wurden ſogleich von einander getrennt und gehörten der Geſellſchaft an, die ihre Rechte an ſie geltend machte.

Gabor Galen bekundete durch ſeine ſchweigſame Gefolgſchaft ſeine Bewunderung für Liſi wie bereits zuvor; die liſtige Gabriele aber verſuchte unterdeſſen, den Vater mit allerhand kleinen Künſten zu umſpinnen. Sie erwog, daß es immerhin der Mühe wert ſei, den Verſuch zu machen, ſich dieſen neuen Heiratsfähigen zu ſichern, da ſeine Reichtümer die des vielumworbenen Grafen überſtiegen und ſein Alter ihn vielleicht Huldigungen von zarter Seite zugänglicher machte. In der That wies der höfliche Mann nie das Entgegenkommen einer Dame zurück. Er beſaß die Galanterie der alten Schule und weigerte ſich keiner Liebenswürdigkeit, die man von ihm begehrte; was er dabei empfand, wußte indeſſen niemand, und niemand traute ihm, denn er kannte jeden Schatten, entdeckte jede Schwäche und führte in ſeinem Gedächtnis ein untrügliches Regiſter aller Familien beider Monarchien und ihrer vorteilhaften und unvorteilhaften Geheimgeſchichten.

Liſi beobachtete er ſcharf, und ihre Schönheit machte, ſobald er ſah, daß ſie bereits ganz von den jüngeren Verehrern in Beſchlag genommen ſei, geringen Eindruck auf ihn, denn er gehörte zu den Männern, die nur da bewundern, wo ihre Bewunderung des Dankes ſicher iſt. Er bildete ſich über das ſchöne Mädchen daher ein Urteil, das auf einigen loſe aneinander gereihten Beobachtungen fußte und hauptſächlich den Zweck hatte, ihm ſelbſt zu verſichern, daß er keine Urſache habe, ſich über ſein Zurückſtehen gegen die jüngeren Herren unmäßig zu betrüben.

Gegen Abend verſammelte man ſich in dem großen Wohnzimmer. Es war kühl genug, um ein Feuer im Kamin zu entſchuldigen, wie es die Gräfin liebte. Im Flammenſchein der ſtarken Scheite belebten ſich die altdeutſchen Geſtalten eines gemalten Glasſchirms, der zur Linken der Gräfin ſtand. Ein Kartentiſch, ſowie ihr Fahrſtuhl waren davor gerückt. Sie ſpielte mit dem Vater Vötörö und Ferenz wieder ihre Partie Whiſt.

Der ältere Galen beteiligte ſich nicht, ſondern hatte ſich zu der Jugend geſetzt, zu der er ſich auch am Tage gehalten. Man machte bunte Reihe und ſpielte ſchwarzen Peter. Paul, mit ganzer Seele beim Spiel, hatte die Erlaubnis erhalten, Liſi einen Schnurrbart zu malen. Er zog die entſtellenden Linien mit einem Eifer, als ob er ein Kunſtwerk damit vollende, und während ſeine Fingerſpitzen die duftige Wange ſtreiften, und er über das feine errötende Geſicht ſich beugte, fühlte er, daß auch in ſeinem Herzen ſich eine Geheimſchrift vollende, deren Runen er ſein Schickſal unterwerfen müſſe.

Liſi ſtand unter dem gleichen Bann beinahe machtloſer noch als er, nur eine Unruhe bedrückte ihr Gewiſſen und durchbrach damit bisweilen jenen. Frau von Vötörö erſchien ab und zu mit ihrer ſchattenhaften Geſtalt geräuſchlos in dem Zimmer wie ein Geiſt, und unter den thränengeröteten Lidern ſtahl ſich ein Strahl des Vorwurfs nach Liſi hin. Dann ſenkte ſie jedesmal den Kopf mit einer ſchmerzlichen Bewegung und ſchwebte wieder hinaus.

Liſi fand dies unerträglich. Es kam ihr geradezu roh vor, unter dieſen ſtummen Mahnungen ſitzen zu bleiben, und doch fragte ſie ſich ungeduldig, welch ein Recht die alternde Frau habe, ſie fortzuholen? Aber eine Stimme ihres Gemüts antwortete darauf: „Das Recht auf deine Dankbarkeit. Der kranke Dichter, der verlaſſen und in Schmerzen liegt, hat dir die höchſten Gaben ſeines Geiſtes gegeben, und du, was gibſt du ihm dafür?“

Tibor hatte ſich tagsüber nicht mehr blicken laſſen, ſondern ſich in ein Zimmer, das ihm eingeräumt worden war, zurückgezogen, auch jede Speiſe zurückgewieſen, und die Eltern erklärten bei Tiſch auf Befragen der Hausfrau wehmütig, daß er ſich ſehr elend fühle. Und nun drängte das bleiche Geſicht der Mutter Liſi die Schuld daran auf. Der Vorwurf war doch ſo arg, daß ſie, ſobald das Spiel beendet war, hinausging, um die mahnende Frau aufzuſuchen und nach dem Kranken ſich zu erkundigen.

Sie fand Frau von Vötörö im Zimmer vor dem des Sohnes, und näherte ſich ihr mit innerer Überwindung, da ſie ſah, daß das blaſſe Geſicht ſchon wieder in das Taſchentuch gedrückt war und die Alleinſitzende weinte.

„Frau von Vötörö, was iſt Ihnen?“ fragte ſie. „Iſt denn wirklich Anlaß zu ſolchem Kummer?“

Jene rieb mit dem Zipfel des Taſchentuchs die geſchwollenen Lider und ſchluchzte: „O Gott! Sie fragen und — vielleicht macht Sie’s böſe, wenn ich es ſage, aber, Baronin Liſi, Sie ſind doch daran ſchuld! Er — er iſt ſo ſchwach! Und, und wenn er mir nun ſtirbt! Ach, ſein Leben hängt ja ſo nur an einem Faden.“

„Stirbt?“ fragte Liſi erſchrocken. „Mein Gott, ſo ſchlimm kann es doch nicht ſein! Und wie ſoll ich ihm denn helfen? Klagt er über mich?“

„Klagen, o nein! Dazu iſt er ja zu ſtolz! Aber im Innern, da verzehrt es ihn. Er hat immer gewartet, ob Sie nicht kommen würden. Ich ſah es an ſeinem Blick, jedesmal, wenn die Thüre ging, an dem langen hoffenden Blick, aber Sie kamen nicht, und da wurde er bleicher und ſchwächer, und die Schmerzen, die ihm ſo furchtbare Anfälle bringen, kamen über ihn! Er wand ſich in ihnen, und ich mußt’ es mit anſehen, ohne ihm Hilfe zu bringen.“

Liſi hatte ein wirkliches Gefühl von Schuld.

„Und jetzt?“ fragte ſie voll Schrecken. „Iſt er jetzt ſtill? Und — und meinen Sie, daß es ihm gut thun würde, wenn Sie mich zu ihm führten?“

Frau von Vötörö faltete über dem feuchten Taſchentuch beide Hände: „O wenn Sie das thun möchten! Sie würden all ſeine Schmerzen lindern, ihm den Schlaf der Nacht bringen!“

Liſi hätte ſich gar nicht mehr weigern mögen; ſie meinte, es ſei ihre Pflicht, dem Drängen der Weinenden nachzugeben, wenn auch ein Widerſtreben tief innen in ihr blieb.

„Wenn Sie das glauben,“ ſagte ſie ſtockend, „dann bitte, führen Sie mich hinein.“

Sofort ſchnellte die ſchwache Frau in die Höhe, legte eine Hand auf die Schulter der vor ihr Stehenden und lenkte ſie nach der Thür.

„Treten Sie ein! Dicht zu ihm hin. Fürchten Sie ſich nicht. Ich bitte!“ flüſterte ſie, öffnete die Thür und ſchob die Verwirrte hinein.

Es war ein Erkerzimmer, in welchem der Dichter ſich nur bei Tage aufhielt; eigentlich das Blumenzimmer der Gräfin, war es mit blühenden Topfgewächſen gefüllt, und zwiſchen ihnen, förmlich in einem Wald von Myrten, Granaten, Rhododendron und Palmen ſtand der Divan des Kranken, auf welchem dieſer in weiße, ſeidene Kiſſen gebettet lag. Von der Decke hing eine Ampel, die unter milchweißer Glocke ein geiſterhaftes Licht über das Grün ausgoß, und in dieſem ſah die Eingetretene den Dichter lang hingeſtreckt, das ſchmerzensmüde Geſicht auf den Kiſſen mit geſchloſſenen Lidern und eine Ruhe in den wächſernen Zügen, ſo ähnlich der des Todes, daß das Mädchen erſchauerte.

Sie hätte ſich nicht getraut vorzuſchreiten, wenn die hinter ihr Stehende ſie nicht fortdauernd geſchoben hätte. Aber als ſie dann vor dem Lager ſtand, wagte ſie nicht zu ſprechen, nicht des Ruhenden Namen zu nennen. Dennoch war es, als fühle er ihre Nähe, denn er ſchlug die Augen auf, ohne ſich ſonſt zu rühren, und aus ihren dunklen Sternen brach eine ſolche Leidenſchaft, ein ſo zehnfach vertieftes Leben, welches in dem toten Körper geſchlummert zu haben ſchien, daß Liſi ſich wieder ſchaudernd ergriffen fühlte.

„Eliſe!“ murmelte er mit leiſer, ſchmerzlichfreudiger Stimme, „Sie kommen zu mir? Aber — aber warum? Iſt es ein Opfer, das Sie mir bringen? Meine Mutter hat Sie gebeten? Ein Opfer will ich nicht!“

Sie neigte ſich ein wenig zu ihm: „Ich bring’ Ihnen auch keins. Ich bin aus freien Stücken hier und wär’ auch früher gekommen, hätt’ ich nicht gefürchtet, Sie zu ſtören.“

Das letzte war eine Lüge, aber eine, welche die beſchönigende Entſchuldigung des Mitleids für ſich hatte, und des Kranken glückerhellter Blick, als er ſie hörte, ließ ſie Liſi nicht bereuen.

„Ich träumte von Ihnen, ehe Sie kamen,“ murmelte er wie vorhin, „und von einem wunderſchönen, lichtumſtrahlten Reiche, von dem die Dichter fabeln, in das ihre Seelen nach dem Tode von verklärten Geiſtern gehoben werden: von Avalun, dem Feenreich. Ich wandelte dort mit Ihnen, Eliſe, und kannte keine Schmerzen mehr — nur Wonne.“

Er betrachtete ſie wieder mit dem vertieften Blick der leuchtenden Augen, und ſie ſchwieg im weihevollen Grauen.

Da faßte er ihre Hand, zog ſie leidenſchaftlich an ſeine Lippen, ſeine Bruſt, ſeine Augen und flüſterte: „Wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe, wie Sie in den kurzen Stunden, die ich Sie geſehen, mir alles geworden ſind! Meine Gedichte, Eliſe, ſcheinen mir kalt und ſchwach gegen dieſe Liebe, die ich für Sie fühle!“

In ſeinem Blick aber lag unter aller Leidenſchaft die eine Frage, wie ſeine Lieder auf ſie gewirkt hätten?

Doch Liſi war weit erſchrockener als vorher. Sie ſpürte den Druck ſeines krankhaft erregten Willens, hätte ihn abſchütteln mögen und vermochte es nicht. So erwiderte ſie wie gezwungen: Ich hab’ ihre Gedichte bewundert und ich — ich dank’ Ihnen dafür. Aber Herr von Vötörö, bitte, regen Sie ſich nicht auf! Sie dürfen nicht! Es ſchadet Ihnen. Laſſen Sie mich gehen!“

Er aber hielt ſie feſt und umklammerte ihre Hände.

„Nicht gehen, Eliſe! O, wenn Sie ſich entſchließen könnten, mein zu bleiben, meine Muſe, mein Weiheengel! In Höhen des Ruhms wollt’ ich Sie heben, mit einem Glorienſchein umgeben, wie er kein Weib zuvor verklärt. Ich fühl’ es, Eliſe, Sie begeiſtern mich zum höchſten Können; alle dichteriſche Kraft, die in mir liegt, befreien ſie und rufen ſie ins Leben. Und das Höchſte werd’ ich erreichen, wenn Sie mein ſein wollen! Denn, Eliſe, mehr als meine Kunſt lieb’ ich Sie!“

Liſi zitterte. Ihr Grauen wandelte ſich in Entſetzen. Sie ſah ſich nach des Kranken Mutter um, ſie gegen die Leidenſchaft des Erregten zu Hilfe zu rufen. Doch dieſe war verſchwunden, hatte das Zimmer verlaſſen, und in dem geiſterhaften Licht der Ampel bekamen die wachsgelben Züge mit jeder Sekunde etwas Schreckhafteres.

„Ich bitt’, Sie dürfen ſich nicht ſo aufregen, von ſo etwas nicht ſprechen! Sie bekommen ja Fieber!“ verſuchte ſie, die Ermahnungen der Mutter nachzuahmen und ſich den wie Klammern um ſie liegenden Händen zu entwinden.

Doch er gehorchte ihr nicht.

„Ah, Sie wollen nicht!“ hauchte er, „Sie ſuchen Ausflüchte! Und ich, Eliſe, ich vergehe vor Eiferſucht! Sie bevorzugen ja dieſen Gecken, dieſen Feraſi, der nichts als die rohe Geſundheit für ſich hat! Eliſe, was können Sie an dieſem Menſchen finden? Sie haben Geiſt, Verſtändnis für alles Edle! Sie werden zu Grunde gehen an der Seite dieſes gedankenloſen Mannes.“

Liſi war ſprachlos. Was ſollte ſie machen? Sie durfte ja dem Kranken nicht widerſprechen, ſie war ja gekommen, um ihn zu beruhigen, ſeine Schmerzen zu lindern; aber das freilich, das hatte ſie nicht erwartet, dieſen maßloſen Ausbruch einer Leidenſchaft, die ſie nur entſetzte, dieſe Forderungen, die für ſie wie die eines Wahnſinnigen waren! Und während ſie ſich voll Furcht fragte, was ſie thun könne, um ſie zurückzuweiſen, ohne den Unglücklichen zu verletzen, ſprach Tibor, ſich mühevoll und ſchwer in den Kiſſen aufrichtend, ſchon weiter: „Sie können glücklich werden, auch mit mir, Eliſe! Es gibt ein Glück an meiner Seite, zweifeln Sie daran nicht! Der Geiſt iſt mehr als der Körper; gerade Sie, Eliſe, können das verſtehen! Ich bin lahm, aber der arme Lahme hat Flügel, und ſie tragen ihn auf die höchſten, ſeligſten Höhen. Dort, vereint mit mir, im Reich des ewig Schönen, in den Zonen der reinen Geiſter, im Himmel ſchon auf Erden, ſollen Sie leben. Wollen Sie, Eliſe? Sagen Sie Ja! Verſprechen Sie mir, daß Sie wollen?“

Liſis Geſicht ward beinahe ſo geiſterhaft wie ſeines. Aber ſie gewann dennoch die Herrſchaft über ſich und mit einem Schauder riß ſie ihre Hände aus den ſeinen. „Ich beſchwöre Sie, liegen Sie jetzt ſtill,“ entrang es ſich ihr. „Ich kann darauf nicht antworten, und Sie vertragen dieſe Aufregung gar nicht. Seien Sie ruhig! Schlafen Sie! Gute Nacht!“

Und ſie eilte hinaus, beſtürzt, verängſtigt, mit einem Gefühl, als habe der Kranke eine wirkliche Macht über ſie, als könne er ſeine Forderungen geltend machen! Ihre Gedanken ſuchten vor ihm Rettung und klammerten ſich an Feraſi! Sie atmete auf, als ſie ſich den Namen nannte. „Die rohe Geſundheit!“ O ja! die wohlthuende, die ſie ſchützen, die ihr das Glück, das wohlige Leben eröffnen würde! Und die Geſpenſter eines drohenden Zwanges wichen vor ihm.

Unwillkürlich ſchritt ſie ſehr ſchnell, wie gejagt, durch die dunkle Zimmerflucht, welche das Erkerzimmer von dem Wohnzimmer trennte, blieb dann aber plötzlich beſchämt ſtehen. Wie thöricht! Wer konnte ſie denn zwingen, auf die unſinnigen Ideen des Kranken einzugehen? Worin beruhte ſeine Gewalt, wenn nicht in ihrer überreizten Phantaſie? Sie lächelte jetzt und preßte die Hände auf das furchtſam klopfende Herz. Wirklich, ſie war kindiſch. Sich durch alles ſo aufregen zu laſſen! Würde ſie immer ſo bleiben, ſo mit allen ihren Gefühlen unter dem verblüffenden Einfluß des Augenblicks?

Darauf gab ihr nichts Antwort; doch noch war es ihr, als könne ihr Schrecken erſt ganz ſich verlieren, wenn ſie das Bild der behaglich Verſammelten, wie ſie es vor kurzem verlaſſen, wieder vor ſich ſähe: die jugendfrohen, lachenden beiden Mädchen und Pauls Lichtgeſtalt zwiſchen ihnen, die Perſonifizierung der Kraft, des freudigen, warm atmenden Lebens. Sie öffnete die Thür, die in den Saal führte, aber ſie fand ihn dunkel und leer. Die Geſellſchaft hatte ſich getrennt und in ihre Gemächer zerſtreut.

Nur aus dem Nebenzimmer, dem Schreibzimmer der Gräfin, drang ein Lichtſtreifen durch die Portiere, Liſi hörte drinnen Stimmen und erkannte die der Gräfin und ihres Pflegeſohnes. Sie ſchwankte, ob ſie eintreten ſolle, es war ſchon ſpät, und vielleicht hatten Mutter und Sohn etwas Vertrauliches zu beſprechen. Da hörte ſie ihren Namen von Feraſi nennen, blieb ſtehen und horchte. Sie hätte es nicht thun ſollen, ſie hätte fortgehen müſſen oder ganz hineintreten, aber die erſten Worte, die ſie hörte, erſchütterten ſie ſo, daß ſie dazu gar nicht mehr die Kraft fühlte, weder die phyſiſche noch moraliſche, ſondern nur alle ihre Sinne anſtrengte, damit ihr nichts entgehe. Und nach kurzem taſtete ſie im Dunkeln nach einem Stuhl, ſetzte ſich darauf und vernahm wie von einem Vehmgericht das Urteil über ſich.

„Liſi kann niemand etwas nachſagen,“ bemerkte die Gräfin, „und — was kann ſie für ihre Mutter?“

„Nichts!“ antwortete der Sohn, „aber ihr Name iſt Ellrodt, und das Geſetz der Vererbung exiſtiert; es läßt ſich nicht wegleugnen. Alſo, ſie hat ihrer Mutter Blut in ſich. Das iſt's, was ich von ihr weiß. Im übrigen, was weiß ein Mann überhaupt von einem achtzehnjährigen Mädchen? Sie iſt immer eine Sphinx für ihn. Was ſchlummert in ihr und kann bei jeder zufälligen Berührung erwachen?“

„Aber ich bitt' dich,“ warf die alte Dame gereizt ein, „wenn du ſo denkſt, wirſt du nie heiraten können. Denn du wirſt doch nicht eine alte Schachtel nehmen mögen, bei der du ein paar Dutzend Jahre beobachtet haſt, was an ihr iſt.“

Paul fing an, langſam im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Nein,“ erwiderte er, ohne zu lachen, „das will ich nicht, aber ich will nur ein Mädchen wählen, welches ich kenne, und es laſſen ſich auch ſolche jüngere finden. Schau, zum Beiſpiel gleich Melanie. Das war der Grund, wegen deſſen ich vernarrt in ſie war, es nicht verwinden konnte, daß ein anderer ſie vor mir nahm. Alle Welt ſprach wie von einer Heiligen von ihr, und ich ſelbſt wußte, ſie ſei das Urbild reinſter, edelſter Sitte. Solch eine Frau aber brauche ich, hab ich mir gewünſcht von jungen Jahren an. Sie ſoll mir das Höchſte ſein auf Erden, ich will ſie verehren, wie — ja, wie ich dich verehre und alles Gute und Edle und Schöne. Alle ſollen zu ihr hinaufſehen, wie zu einem vollkommenen Weſen, denn auch ſtolz will ich auf ſie ſein. Und nur wenn ich das kann, werd' ich glücklich mit ihr. Es darf mir nie ein Zweifel kommen, ob ſie auch wert ſei, daß ich, daß andere ſie ſo wie einen reinen Edelſtein betrachten. Dieſen Zweifel aber — bei Fräulein von Ellrodt hätt' ich ihn ſchon jetzt, ſchon von Anfang an. Und könnt' ich ihn mit der Zeit nun auch überwinden, die anderen könnten's doch nicht, die Welt würde reden, wie dieſer Galen heut' geredet hat, und wüßt' ich das, wär' ich der unglücklichſte Menſch, denn von meiner Frau ertrüg ich's eben nicht.“

Das gute Geſicht der Jaſzaki umzog ſich immer deutlicher mit Trauer und Mitgefühl.

„Wenn du das ſagſt, dann freilich muß ich ſchon alle meine Plän' in ein Schachterl packen und beiſeite ſtellen“, ſagte ſie, „du wirſt es ja wohl gemerkt haben: ich hab' das Mädchen ſo gern und hatte gehofft, du würdeſt ſie auch lieb haben, und ich würde euch zu einem Paar werden ſehen.“

Er nickte. „Ich weiß und, Mutter, ich verſteh' dich. Ja, dieſe goldhaarige Sirene hat etwas an ſich, was auch mich zu ihr zieht, nicht weniger als dich. Ich ſpür's ganz deutlich hier drin, ich bin ſchon in ſie verliebt, würde, wenn ich nicht meine ganze Kraft zuſammennähm', bald ganz vernarrt in ſie ſein, weit mehr als in Melanie, die ich mir vorgenommen hatte zu heiraten, weil ſie eben eine Muſterfrau abgiebt. Aber, es iſt zuletzt doch das Aber dabei. Um Melanie hätte ich angehalten, auch wenn ich gar nicht in ſie verliebt geweſen wär', um dieſe Liſi möchte ich nicht anhalten, auch wenn ich zum Sterben verliebt in ſie wär'. Denn ich vertrüg' keine excentriſche Frau und mag deshalb auch keine.“

Die Gräfin ſeufzte, legte indeſſen mit einer reſignierten Bewegung ihre Hände zuſammen.

„Wenn's ſo iſt, werd' ich nicht mehr zureden“, meinte ſie, „doch dann wär's wirklich beſſer, das arme Ding verließ recht bald Sſemeſnyes. Sie bildet ſich am End' doch noch etwas ein. Du haſt doch einmal ſo eine Art, einſchmeichelnd mit Frauen zu verkehren. Wenn ich nur wüßte, wie ich ſie fort brächt, ohne ſie dabei zu kränken.“

„Das mußt du nicht verſuchen“, ſagte er jedoch ſchnell. „Denn ſchau, ich kann ja nur noch kurze Zeit hier bleiben, dann muß ich fort, und das iſt auch beſſer. Sie iſt dir lieb, und ich will ſie nicht von hier vertreiben. Es iſt ja auch ſo, als ob ich gar kein Glück mehr hier hätt', hier, wo ich doch ſo gern bin. Freilich zuletzt iſt's, wie man's auffaßt: daß ich Melanie nicht bekam, war vielleicht doch ein Glück, da ich jetzt merk', daß ich's gar nicht ſo ſehr ſchwer überwind', und daß ich vor dieſer ſchönen Liſi beizeiten gewarnt worden bin, auch das kann günſtig für mich ſein. Der Verkehr mit ihr bleibt deshalb doch angenehm, und es braucht ja nicht immer gleich geheiratet zu ſein.“

Das war es, was Liſi hörte. Danach ward noch mehreres beſprochen, von dem ſie nichts mehr vernahm oder deſſen ſie ſich ſpäter nicht mehr erinnerte.

Zuletzt lachte Paul, mit jenem frohen Lachen, das kein anderer als er hatte. Er umfaßte mit ſeiner ſchmeichelnden Zärtlichkeit die alte Dame und redete ihr zu, ſich zu Bett zu begeben, ſtützte und führte ſie dann, und ſie war auch beruhigt. In dem Glücksgefühl, das beſte in dem ſtürmiſchen

Mann, ſeine dauerndſte und ernſteſte Liebe, für ſich zu haben, vergab ſie ihm, was er jüngeren und fremden Frauen gegenüber unſtatthaftes gethan, und vergaß damit auch Liſi.

Dieſe aber ſaß im Dunkeln im Nebenzimmer und fühlte das Blut in ihren Adern gerinnen, ſo als werde auch ſie alt. Auch ſie hätte einer Stütze bedurft, um ſich zu erheben, denn nur noch das Herz hatte in ihr Kraft, freilich verzehnfacht, und ein Schmerz wühlte darin, der förmlich phyſiſch war. Und währenddeſſen wurden ihre Füße ſchwer, ihr Nacken, ihre Arme und Hände, und ſie konnte ſich nicht regen, machte auch keinen Verſuch dazu. Nur zu denken verſuchte ſie. Aber es war, als ſchwankten auch da alle Stützen, an denen ſie bisher gewohnt geweſen, einen Halt zu ſuchen.

Wenn jemand unter klarem, blauem Himmel, in ſchöner, gewohnter Umgebung geht, und plötzlich ſtürzen um ihn die bekannten Gebäude zuſammen, der Himmel verfinſtert ſich, das Licht erliſcht, und der Ahnungsloſe verſinkt unter rollenden Trümmern, ſo wird ihm meiſt zuerſt alle Kraft der Beſinnung ſchwinden. Was iſt mit ihm geſchehen? Warum mußte das Furchtbare über ihn kommen? Und was wird weiter werden? Wird er ſich je noch retten, wird aus dem Furchtbaren, das ringsum mit Vernichtung droht, jemand ihn ins Licht zurückbringen? Langſam, eine nach der andern, ringen ſich dieſe Fragen los, aber alle vermehren nur den Schrecken, denn auf keine findet er Antwort, und keine kann ihm ſichere Hoffnung geben.

So war Liſi zu Mute. Sie konnte nichts begreifen, nichts verſtehen. Nur die troſtloſe Gewißheit, daß ihr alles plötzlich genommen ſei, was die Luſt ihrer Jugend, die Luſt ihres Lebens geweſen, nur das legte ſich mit erdrückender Schwere auf ſie.

Was war geſchehen? Was hatte dem Mann, der drinnen geſprochen, die Berechtigung gegeben, ſo über ſie zu urteilen, den Stab über ſie zu brechen?

Eine Weile verſtrich, wie lang, ſie hätte es nie zu ſagen gewußt; dann raffte ſie die ſchweren Glieder auf und taſtete ſich im Dunkeln in ihre Stube. Dort ſank ſie vor dem Sofa hin. Sie hatte nicht die Kraft, ſich nochmals zu erheben, und machte auch nicht den Verſuch, ſondern drückte nur den Kopf auf den Sitz, als wollte ſie ſich in der Einſamkeit verbergen, ſich und das, was ſie tief in ſich fühlte.

Sie liebte ihn, liebte ihn ſo ſehr! Das war das Bitterſte von allem, daß nicht der Haß, den ſie jetzt gegen ihn ſpürte, daß der Groll nicht dieſe Liebe verzehrte.

Aber warum, — warum tötete er jedes Vertrauen in ihr, fand ſie nur gut genug, um mit ihr zu ſpielen? Warum verſchmähte er ſie?

Sie hatte nie etwas gethan, was Anlaß zu dem leiſeſten Makel geben konnte, und ſie trug ihren jungen Kopf ſtolz und hatte ein Recht, ihn ſo zu tragen. Sie war zurückhaltend, kühl gegen alle Männer, war es anfangs auch gegen ihn geweſen. Was denn gab ihm ein Recht, zu fürchten, die Welt könne einſt übles von ihr reden?

Langſam kamen durch das Dunkel traurige Antworten zu ihr: „Liſi kann niemand etwas nachſagen!“ hatte die alte Gräfin geſagt. „Was kann ſie für ihre Mutter?“

Und Feraſi darauf: „Nichts! Aber das Geſetz der Vererbung! Sie hat doch ihrer Mutter Blut in ſich!“

Das war's! Liſis Mutter, die ſchöne, leidenſchaftliche Frau, die von der Tochter vergöttert ward, — halb Wien hatte ſie gehaßt und halb Wien hatte ſie geliebt, als ſie in der Blüte ihrer glanzvollen Jugend ſtand. Und ihre Siege waren ihr nicht verziehen worden. Unbeſonnen, unvorſichtig, nie mit der Kleinlichkeit des Klatſches rechnend, ſo war ſie heute mit vierzig, ſo mußte ſie mit zwanzig geweſen ſein. Und ſo hatte ſie Lügengewebe hervorgerufen, nichtswürdig und tückiſch erſonnene Abſcheulichkeiten, — die Tochter zweifelte nicht daran, obgleich ſie nicht einmal die geflüſterten Geſchichten dem Inhalt nach kannte.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“. Wie kam das Lied dem Mädchen plötzlich jetzt in den Sinn? Sie hatte es am Tage geſungen — für Paul. Da hatte ſie es gedankenlos gethan, hatte die wehmütigen Worte klagend herausgeſtoßen, wie die Nachtigall ihr Schluchzen, ſüßtraurig, eindrucksvoll, ohne im Innern ſelbſt davon berührt zu werden. Jetzt plötzlich kam ihr ein ſchmerzhaftes Verſtändnis.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.“ Auf ihr Herz war er gefallen, und es war drinnen der Jugend Blühen und Keimen zerſtört, das zukunftsfrohe Vertrauen, das lenzesfriſche Hoffen!

Sie richtete ſich auf und ſah im Dunkel furchtſam um ſich. Gab es keine Möglichkeit, dieſer Nacht zu entfliehen?

Sie hatte zwei Güter gehabt auf Erden: ihren Stolz und ihre Liebe für ihre Mutter. Weiter nichts! Sie war ja ein armes Mädchen! Sollte der Mann, der ihr Herz geraubt, auch dieſe beiden ihr nehmen können, ohne etwas dafür zu geben?

Nein! ſchrie es in ihr, und zehnfach nein! Sie konnte ſich wehren, ſich von ihm kehren, ihn verachten, wie er ein Recht zu haben glaubte, es mit ihr zu thun. Und ſie wollte es!

So hoch wollte ſie ſich heben, daß ſie für ihn, den Alltagsmenſchen, unerreichbar wurde, daß er einſehen mußte, ſie überwiege weit das gewöhnliche Maß der Frauen. Dann vielleicht kam ihm die Reue, kam ihm der Wunſch, ſie in ſein Leben als höchſtes Kleinod zu fügen, und dann ſollte es zu ſpät ſein, ſollte er empfinden, was ſie heute empfand — durch ihn.

Tibor, dem kranken Dichter, wollte ſie ſich weihen, wollte jedem Genuß des Daſeins, dem Frohſinn, den Freuden der Jugend entſagen, um den Leidenden zu pflegen und ihm, wie er ſelber es bezeichnete, „die begeiſternde Muſe, der mildhelfende Weiheengel zu ſein.“

Der Tag brach an; die erſten matten Lichter des Morgens drangen ein. Die Wachende eilte an das Fenſter und öffnete es. Um dieſe Stunde war ſie geſtern geritten, in geheimnisvoller Dämmerung, und dann war Er ihr entgegengekommen, und ſie hatte gewähnt, daß er ſie liebe. Närrin, die ſie geweſen, arme, leichtgläubige Närrin! Aber ſie wollte anders werden! ja, ſie wollte!

Liſi trat ins Zimmer, ergriff die Roſen, die dort noch im Glaſe blühten, und ſchleuderte ſie hinaus.

Im Oſten tauchte ein roſiger Streifen auf. Die Natur ſchmückte ſich, um dem jungen Tag entgegenzugehen.

Liſi erſchauerte; dann plötzlich ſank ſie in die Knie und breitete beide Arme nach dem leuchtenden Himmel auf.

„O Gott,“ rief ſie, „da Du es denn willſt, werde ich mich einzig dem Dienſt der Barmherzigkeit weihen. Die Verlaſſenen auf Erden, die Breſthaften und Elenden ſollen in mir Deine Prieſterin finden! Und Du heilige mich zur Entſagung! Stärke mich, auf daß ich würdig werde, ganz meine Pflicht zu erfüllen!“

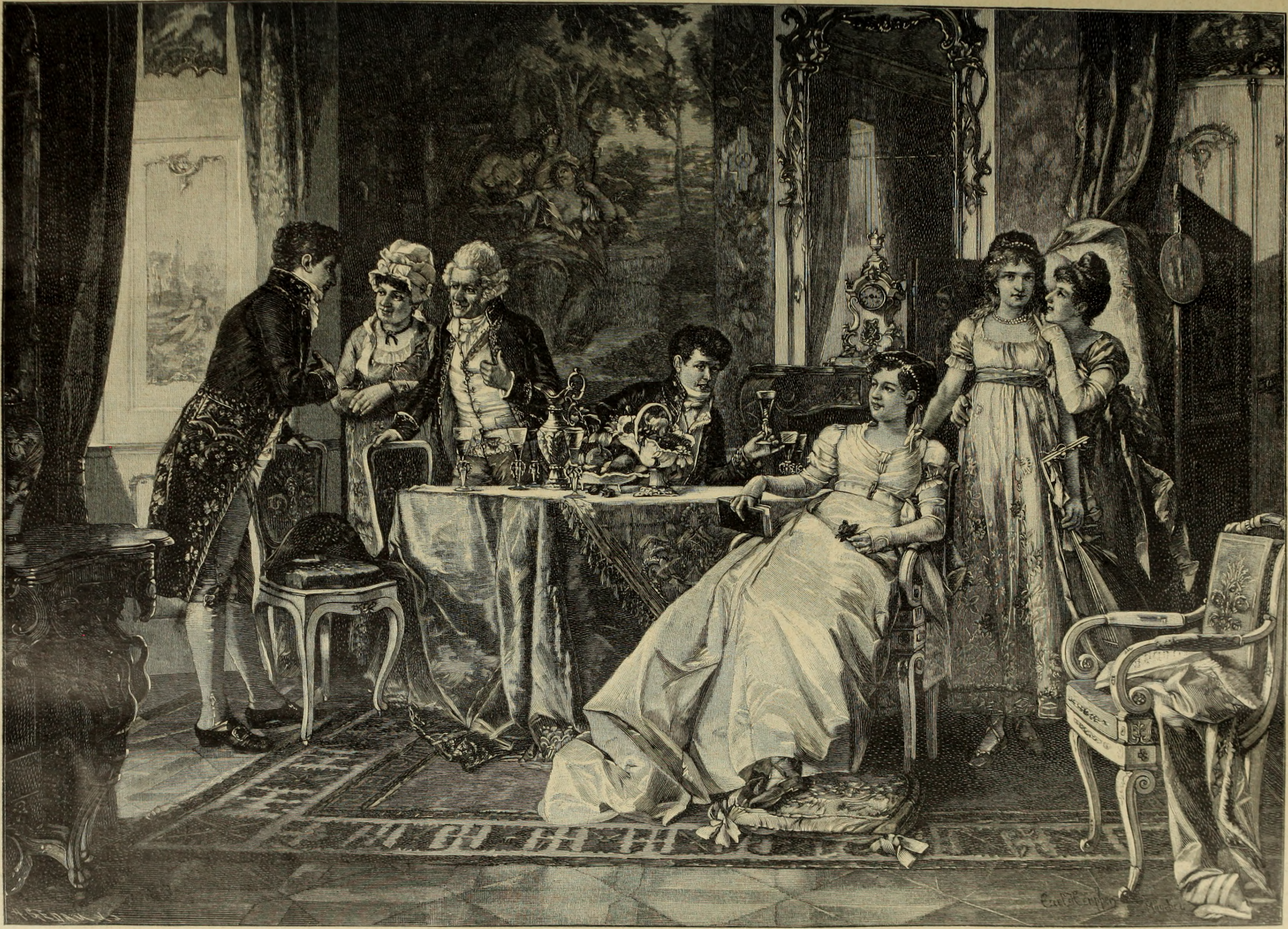
Sie ſtand auf, und für ein Kurzes war ihr ſo, als empfinde ſie wirklich etwas von der Weihe, die ſie im Gebet erfleht; aber während ſie noch verſuchte, ihre Gedanken weiter zu ſammeln und auf Tibor zu richten, ſtrömte feiner Roſenduft auf ſie ein, und mit ihm alle Erinnerungen, die ſie hatte von ſich weiſen wollen.

Sie erſchrak und betrachtete ihre Hände; die Blumen hatte ſie doch fortgeworfen! Aber da — da hing ein Blatt auf ihrer Bruſt, in den Spitzen des Kleidereinſatzes, und wie ſie es in die Finger nahm, quoll aus ſeiner roſig durchſichtigen Fläche der ganze, volle, ſüße Duft, der in beiden Kelchen geſchlummert hatte.

Und eine neue Furcht füllte ihr Gemüt: war das auch mit der Liebe ſo? Glaubte man, ſie aus dem zuckenden Herzen zu reißen und zerſtückte, damit es nur gelänge, ſein Leben, und blieb dann doch etwas von ihr zurück, in einer Falte, in der verborgenſten vielleicht, quoll plötzlich auf und wurde mächtig und ſtark, als habe man nie verſucht, ſie zu zerſtören.

Sie glaubte es beinahe, ihr bangte davor, und ohne Troſt ſah ſie in den Morgen, der in voller, goldener, ſommerlicher Pracht mit dem jubelnden Anſchwellen der Vogelſtimmen und dem glutvollen Aufwellen der Sonnenſtrahlen ſeinen Einzug hielt.

(Fortſetzung folgt.)



Der Freier. Nach dem Gemälde von Karl Herpfer.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

## Welche Handſchrift ſollen wir unſeren Kindern lehren?

Eine praktiſche und geſundheitliche Frage.

Von Dr. E. von Sallwürk.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1880 beſah ich in Brüſſel die vom „Unterrichtsverein“ gegründete Muſterſchule, an der für einen Schulmann viel zu ſehen war: geräumige Schulſäle, die ſich um einen prächtigen Lichthof herumlegten, ſo daß auch von einem Punkte aus die ganze Schule überſehen werden konnte, in den Schulräumen eine über alle vier Wände ſich hinziehende Schultafel, welche dem Lehrer der Geometrie geſtattete, die Schüler alle ſo heraustreten zu laſſen, daß ſie, während er in der Mitte des Zimmers ſtand, jeder an dem ihm zugewieſenen, mit Kreide, Schwamm, Zirkel und Lineal ausgeſtatteten Abteil der Wandtafel zu gleicher Zeit ihre Figuren entwarfen und ihre Rechnungen ausführten, und noch viele Dinge, die wir gutheißen würden, aber bei der Dürftigkeit der Mittel, die den Schulen in der Regel bei uns zugewieſen werden, nicht nachahmen könnten. Wohl aber ſchien eines mir auch für unſere Verhältniſſe möglich und nachahmenswert.

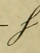
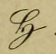
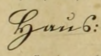
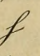
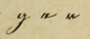
Als ich in eines der Schulzimmer trat und, um den Unterricht nicht zu ſtören, meinen Standpunkt hinter der Klaſſe nahm, fiel mir die *tadelloſe Haltung der Schüler* auf. Sie ſaßen aufrecht mit gleichen Schultern, die Arme leicht auf die Bank gelegt, da und ſchienen auf dem vor ihnen liegenden Papier zu ſpielen. Thatſächlich fertigten ſie eine ſchriftliche Arbeit an; aber man hätte nach ihrer leichten, ungezwungenen Haltung und dem freien Spiel der Hände und Finger eher geglaubt, ſie zeichneten etwa Karikaturen. Ihre Schrift war eigentümlich, der Rundſchrift ſich nähernde, faſt aufrecht ſtehende Züge, auf den erſten Blick nicht ſchön, aber ſehr deutlich, ungefähr das Gegenteil unſerer lang gezogenen, ſchief liegenden Kaufmannshandſchrift. Dabei hielten ſie die Hand ſo, wie wir in der Schule ſie gerne gelegt hätten, wenn es uns die Lehrer nicht immer wieder ſtreng verboten hätten, nämlich auf der Seite des kleinen Fingers ruhend und nach links etwas geöffnet. Das Heft ruhte vor der Mitte des Leibes, der durchaus ſeine aufrechte Haltung beibehielt; der Kopf neigte und bewegte ſich wenig, als ob ſie alle weitſichtig wären; Bruſt und Schulter verharrten in der für ungehemmte Atmung bequemſten Lage. Ich erſtattete in einem unſerer angeſehenſten pädagogiſchen Monatsblätter Bericht über meine Wahrnehmungen noch im Jahre 1880; aber meine Vorſchläge wurden wenig beachtet. Die deutſchen Ärzte fingen damals erſt an, die Urſachen der in den Schulen ſo häufigen Rückgratsverkrümmungen zu ſuchen. Heute ſind ſie einig darüber geworden, daß unſere ſchiefe Schulſchrift dabei eine weſentliche Schuld trifft. Die Schulen machen jetzt Verſuche mit einer der von mir empfohlenen ähnlichen Schrift, und es ſcheint an der Zeit zu ſein, auch das Haus für unſere in mehr als einer Beziehung praktiſche Frage zu intereſſieren. Dieſen Zweck verfolgen die nachſtehenden Zeilen, welche, auf das in erwünſchteſter Fülle vorliegende phyſiologiſche Unterſuchungsmaterial verzichtend, die Frage von ihren augenfälligſten Seiten zu beleuchten verſuchen *).

Unſere Kaufmanns- und Schulſchrift verlangt, daß die innere Handfläche dem Tiſche möglichſt nahe gebracht werde, daß die Hand auf dem rechten Teile der Handwurzel und etwa noch auf der Spitze des kleinen Fingers ruhe und daß die Federſpitze, die bei natürlicher Lage der Hand gern nach links zeigt, ſich möglichſt nach rechts wende. Dieſe Lage der Hand hat zur Folge, daß der Kopf des Schreibenden, um die Züge, die er aufs Papier bringt, verfolgen zu können, ſich nach links beugt. Der Rumpf folgt dieſer Drehung, und es entſteht jene ſchiefe Haltung mit einſeitiger Schulterhebung, welche beſonders bei den zarter gebauten Mädchen zur Rückgratskrümmung führt. Wenn man, um dem Übelſtande vorzubeugen, das Heft rechts vom Leibe legen läßt, ſo macht derſelbe ebenfalls eine Wendung, und es entſteht eine ähnliche Art von Verkrümmung. Wer der Schule entwachſen iſt und viel zu ſchreiben hat, hilft ſich, wie er eben kann; die meiſten laſſen die Hand ganz auf dem rechten Rande ruhen, öffnen ſie nach links und kehren auch die Feder etwas nach dieſer Seite: ſie ſchreiben dann aufrechter und müſſen nur beklagen, daß die Schule ſie nicht in die Lage verſetzt hat, die Schrift, die ſie jetzt annehmen, in einer dem praktiſchen und äſthetiſchen Bedürfniſſe entſprechenden Weiſe auszubilden; denn dazu gibt ihnen das Leben jetzt keine Zeit mehr. Wenn die mit der Feder bewaffnete Hand in natürlichſter Haltung ſich auf das Papier legt, ſo bringt das Spiel der Finger, die ſich um die ſogenannten Köpfchen der Mittelhandknochen bewegen, Züge hervor, welche faſt ſenkrecht zur Mitte des Leibes ſtehen. Bei ſolcher Haltung des Leibes und der Hand liegt die Schrift unmittelbar unter den Augen; der Kopf braucht, damit die Augen die Arbeit, die ſie leiten und beaufſichtigen müſſen, bequem und genau betrachten können, ſich nur leicht zu neigen, während das Rückgrat aufgereckt bleibt und die Schultern in gleicher Höhe, parallel zum Sitz und zur Tiſchkante ſtehen. Will man nun aus Gründen der Gewohnheit — denn andere möchten kaum geltend zu machen ſein — die ſchiefe Schrift beibehalten, ſo braucht man nur das Blatt, auf dem man ſchreibt, oben nach links zu verſchieben, welches die gewöhnliche Heftlage unſerer Schulen iſt; dann ſtehen die zur Leibesmitte ſenkrecht gezogenen Grundſtriche der Schrift doch ſchief auf der Zeile. Es tritt aber dabei ein anderer Übelſtand ein. Der Leſende hält das Buch „gerade“ vor ſich; er bringt das Buch in eine ſolche Lage, daß die Horizontallinie der Augen, d. i. eine die beiden Augäpfel verbindend gedachte Linie, die man wohl auch die Grundlinie heißt, den Zeilen des Buches parallel ſteht: die „Grundlinie“ ſeiner Augen würde, wenn er die Augen dem Buche bis zur Berührung näherte, mit den Zeilen vollſtändig zuſammenfallen. Wenn man einem Leſenden das Buch nach rechts verdreht, wendet er den Kopf nach rechts; wenn man es linksſchief legt, bringt er den Kopf in die entſprechende Haltung nach links. Wenn wir alſo die Grundſtriche unſerer Schrift ſchief zur Zeile ſtellen, ſo dreht der Kopf ſich in die durch die Zeile gegebene Richtung, auch wenn jene Grundſtriche ſenkrecht zur Leibesmitte ſtehen. So kommen wir wieder zur Verkrümmung. Es bleibt alſo nur *eine* Richtung der Schriftzüge und nur *eine* Lage des Schreibblattes übrig, wenn wir ſchwere leibliche Schädigung verhüten wollen: *die ſenkrechte oder nahezu ſenkrechte Schrift bei gerader Lage des Heftes vor der Mitte des Leibes.*

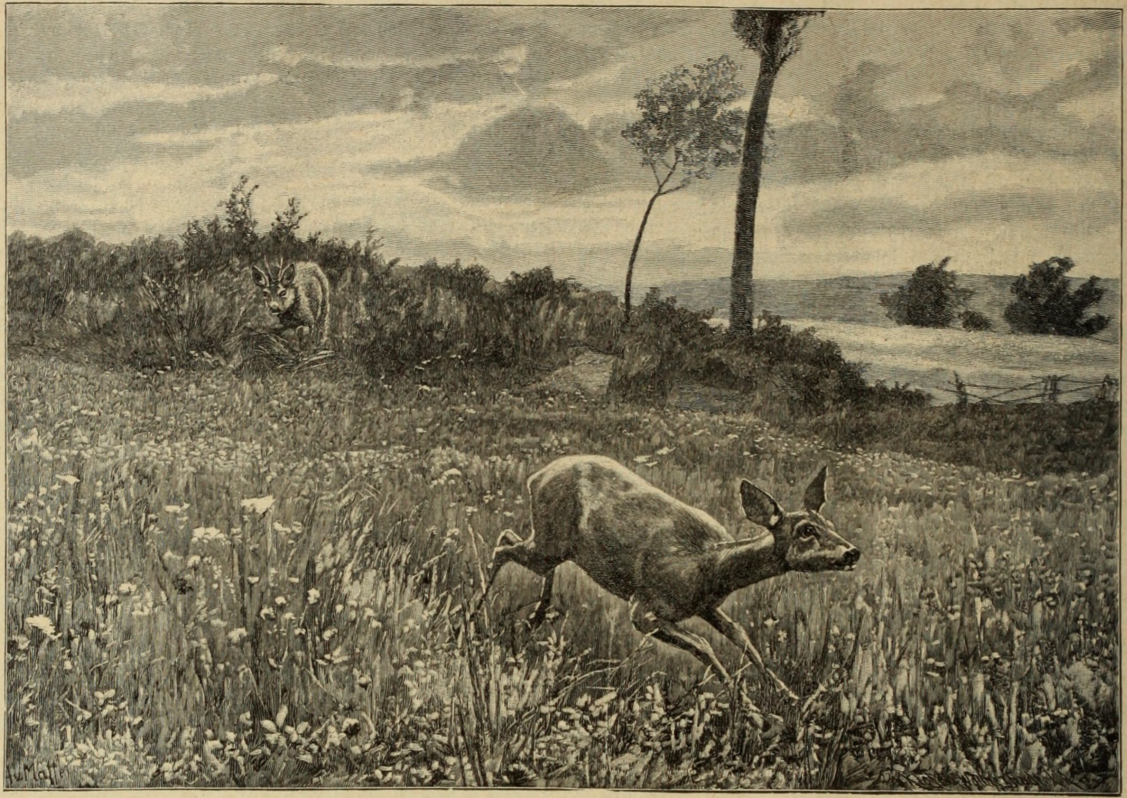
*Ganz ſenkrecht* müßten die Grundſtriche werden, wenn die Federſpitze genau vor der Mitte des Leibes einſetzte und die Hand ſich ſo legte, daß der Zeigefinger parallel zur Tiſchkante ſich ausſtreckte. Das wird in der Regel *nicht ganz* der Fall ſein, und es entſpricht den geſundheitlichen Forderungen aus dieſem Grunde auch die *faſt* ſenkrechte Schrift. Außerdem ziehen die Finger in der von uns angenommenen Lage der Hand nicht gerade Striche, ſondern, da ſie wie die Uhrzeiger an einem Ende feſtliegen und nur mit dem anderen, den Fingerſpitzen, ſich bewegen, beſchreiben ſie gekrümmte Linien, die man etwa als eirund bezeichnen kann. Die Schreiber auf den Kanzleien, welche ihre Hand in Schwung ſetzen wollen, wenn ſie den erſten großen Buchſtaben ſchreiben, bringen auch ſo geformte Linien auf das Papier. Dem entſpricht nun unſere deutſche Handſchrift, wie ſie die Schule lehrt, ſo wenig, daß diejenigen, welche nicht mehr unter dem Auge des Schreiblehrers ſchreiben, die Züge ihrer deutſchen Schrift immer in dieſer oder jener Weiſe abrunden, ſo daß niemand mehr alle die ſteifen kleinen und kleinſten Winkel ſchreibt, die ihm die Schule gelehrt hat. Wäre es nun nicht angezeigt, unſere deutſche Schrift trotz Bismarck, der ſie doch ſelbſt möglichſt wenig ſchulgerecht ſchreibt, ſondern ihr wenigſtens den Grad von Steilheit gegeben hat, den wir für richtig halten, aufzugeben?

---

*) Genaue wiſſenſchaftliche Darlegungen findet der Leſer in folgenden Schriften: J. Daiber, die Schreib- und Körperhaltungsfrage. Stuttgart, Schickhardt und Ebner, 1889. — E. Bayr, Steile Lateinſchrift. 3. Aufl. Wien, Pichlers Witwe und Sohn, 1892.

Unſere Frakturſchrift iſt gotiſch ſtiliſierte Antiqua, alſo urſprünglich Lateinſchrift; als ſolche findet ſie ſich heute noch in dem Setzkaſten des franzöſiſchen Druckers. Dem deutſchen Drucker wird ſie manchmal unbequem; er hat keine paſſende ſchiefe Form derſelben, die der bequemen und geſchmackvollen italique des lateiniſchen Druckes entſpräche, und muß darum, wenn er ein Wort in der Zeile hervorheben will, zum Sperren ſeine Zuflucht nehmen; wenn er in Majuskeln ſetzen will, was den lateiniſchen Druck vornehm und fein macht, wird er unleſerlich (WILHELM — WILHELM). Indeſſen, wir haben nicht vom Drucken, ſondern vom Schreiben zu reden. — Aus der Fraktur hat ſich die ſogenannte Kanzleiſchrift gebildet, welche ältere Leute wie der Schreiber dieſer Zeilen wohl noch im Schönſchreibunterricht der Elementarſchule haben erlernen müſſen. Sie iſt noch in den Kanzleien einiger deutſcher Staaten in Übung. Dieſe Kanzleiſchrift hat die Kaufmannshand geſtreckt und geräder gebogen zur heute üblichen deutſchen Kurrentſchrift. Der Buchſtabe H h iſt in der Fraktur H h, in der Kanzleiſchrift H h geworden und ſtellt nun als kleiner Buchſtabe in deutſcher Schreibſchrift eine flach gezogene Schleife dar —  —, welche kaum mehr an ihre urſprüngliche Form erinnert, die der große Buchſtabe etwas treuer feſthält in . Auf dieſem Wege iſt nun unſere Kurrentſchrift, wenigſtens für die Minuskel, die hier vorzugsweiſe in Betracht kommt, der Fraktur, die ja nun doch einmal unſere deutſche Nationalſchrift ſein ſoll, unähnlicher geworden, als ihr die lateiniſche Schrift iſt. Man vergleiche nur die Formen haus — haus — : man wird finden, daß die erſte der zweiten näher ſteht als die zweite der dritten d. h. daß wir unſere deutſche Fraktur treuer und gefälliger durch lateiniſche Kurrentſchrift wiedergeben würden als durch die deutſche, daß wir alſo beſſer und ſchöner deutſch ſchreiben würden, wenn wir, auch unter Beibehaltung der gebrochenen deutſchen Drucklettern, unſerer Handſchrift den Duktus der lateiniſchen gäben. Dieſe hat nun aber eben als Grundzüge jene eirunden Formen, die wir als einfachſte Linien der in natürlichſter Haltung zum Schreiben ſich hinlegenden Hand kennen gelernt haben. Wollen wir alſo eine vom phyſiologiſchen und geſundheitlichen Standpunkt untadelige Schrift wählen, ſo müßte es die aufrechte oder nahezu aufrechte runde lateiniſche ſein, die zumal, wie wir eben geſehen, auch unſer Nationalgefühl nicht im mindeſten verletzen kann. Mit dieſer Wahl verbänden ſich aber für die Schule ein fernerer, ganz bedeutender Vorteil. Die Buchſtaben  und (für h — e der deutſchen und h — e der lateiniſchen Druckſchrift) zeigen, wie weit mit der Zeit die deutſche Hand von den ſchönen und klaren Formen der Antiqua, aber auch von der deutſchen Fraktur ſich entfernt hat. Unſere Kinder lernen daher im erſten Schuljahr zwei ganz verſchiedene Alphabete der kleinen Buchſtaben, wozu noch die in der Druckſchrift und Schreibſchrift ſehr erheblich von einander abweichenden zwei großen Alphabete kommen: das gibt zuſammen vier Alphabete. Die lateiniſche Druckſchrift und Schreibſchrift lernen ſie ſpäter ziemlich raſch, weil ſie eben unter ſich wenig verſchieden ſind und mit der deutſchen Druckſchrift mehr Verwandtſchaft haben, als dieſe mit der deutſchen Schreibſchrift. Man fange nun im Schreibunterricht mit der ſo viel handlicheren Lateinſchrift an und laſſe auf dieſe die deutſche Fraktur oder die Antiqua im Leſen folgen, ſo wird man, wie jeder Schreiblehrer ausrechnen kann, nur die Hälfte der bisher erforderlichen Zeit brauchen, um eine genaue Kenntnis der Buchſtaben und eine ſichere Formung derſelben in der Schrift zu erzielen. Statt der ſechs Alphabete, die wir jetzt lehren, wären es dann nur vier; dieſe vier ſtehen ſich aber ſehr nahe, und die lateiniſche Schreibſchrift, welche die aus der gebrochenen deutſchen Druckſchrift abgeleiteten Häkchen und Zäckchen unſerer deutſchen Schreibſchrift nicht kennt, ſondern für  viel einfacher g e r ſchreibt, braucht, abgeſehen von der handgemäßeren Form ihrer Züge, nur ſiebzig geſonderte Handbewegungen, wo die deutſche hundert braucht. Endlich läßt ſich die lateiniſche Schrift in der Schule ganz in der Form lehren, welche dem Schnellſchreibenden die bequemſte iſt. Dagegen formt der deutſche Schüler jetzt für das Schnellſchreiben ſich ſeine eigene Hand, und das geſchieht in der Regel nicht mit großer Sorgfalt. Durch die Einführung des Lautierens in den Leſeunterricht ſind unſeren Kindern viele qualvolle Stunden erſpart worden, und dabei lernen ſie wohl ein Jahr früher leſen, als bei der Buchſtabiermethode möglich war. So groß wird der Gewinn nicht ſein, wenn wir die deutſche Schreibſchrift aus dem Elementarunterricht verdrängen; aber er wird groß genug ſein, um bei der Erweiterung, die unſere Volksſchullehrpläne ſchon erfahren haben und noch erfahren werden, ins Gewicht zu fallen. Wäre aber der Zeitgewinn auch gar nicht anzuſchlagen, ſo müßten uns geſundheitliche Rückſichten zu einer ernſten Überlegung in dieſer Angelegenheit veranlaſſen.

In dieſem Sinne ſtellen wir die Frage, ob wir nicht in Deutſchland von der ſchiefen deutſchen zur ſteilen lateiniſchen Schreibſchrift übergehen ſollen, auch an die deutſchen Familien. Wir bitten ſie, die Verſuche, die unſere Ausführungen nahe legen, mit eigener Hand vorzunehmen und dann — ſo zu handeln, wie das leibliche Wohl ihrer Kinder es ihnen befiehlt. In Wien ſind ſteilſchreibende und ſchiefſchreibende Klaſſen und dann auch einzelne Schüler, wie ſie ſchräg und wie ſie ſteil ſchrieben, photographiert worden. Die Steilſchreibenden ſitzen aufrecht und ſcheinen ihre Arbeit mühelos zu vollbringen; die anderen haben die leider allbekannte ſchiefe und verkrümmte Haltung ſo vieler Schulkinder, die man ſpäter auch mit dem Schnürleib nicht mehr zurecht bringen kann. Dieſe Photographien, die vielleicht überzeugender wirken als meine Worte, findet der Leſer in dem oben angegebenen Buche von E. Bayr. Die dort mitgeteilten Schriftproben werden ſeinen Geſchmack vielleicht nicht befriedigen. In der That fällt auch das Mißverhältnis zwiſchen den übermäßig langen Grundſtrichen der langen und denen der kurzen Buchſtaben der deutſchen Schrift bei ſteiler Lage noch unangenehmer in die Augen als bei ſchiefer Richtung; aber dieſes Mißverhältnis iſt ſelbſt ein Fehler der deutſchen Handſchrift, das die lateiniſche, welche überdies nicht ſo viele lange Buchſtaben hat wie die deutſche, vermeidet. Dazu tritt noch der Vorteil, daß die lateiniſche Schrift jeden Buchſtaben durch den letzten runden Zug deutlich abſchließt, während in dem deutſchen Worte „immer“, wenn es wirklich mit zwei m geſchrieben wird, es auf den erſten Blick zweifelhaft ſein muß, ob man zwei m oder drei n vor ſich hat. Um dieſem Zweifel zu begegnen, ſchreiben wir lieber m mit dem Strich darüber, wie wir u durch das Häubchen vom n ſcheiden; aber dieſe Zeichen über dem Buchſtaben halten den eiligen Schreiber auf und bezeugen, daß unſere deutſche Schreibſchrift auch den Vorzug der Deutlichkeit nicht für ſich hat. Möge ſie daher aus den Schulen ſchwinden; wir Ältere thun eben für uns, was die Gewohnheit uns heißt und erlaubt. Vollkommen deutlich und leicht leſerlich ſind aber nur diejenigen Schriftzüge, die ſenkrecht auf den Zeilen ſtehen, weil die Augen gewöhnt ſind, ſich ſo einzurichten, daß ihre Grundlinie ſenkrecht zu den Dingen ſteht, welche ſie betrachten. Jetzt aber zwingen wir die Hände unſerer Kinder, die die ſenkrechte Linie für die ſchönſte halten und ſie am leichteſten ſchreiben, zur ſchiefen, und wenn ſie dann zu zeichnen beginnen, iſt ihnen das Maß und Geſchick für die ſenkrechte Linie ſchon verloren gegangen.



Im Frühling. Nach dem Gemälde von G. von Maffei.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

## Die Familie von Stieglitz.

### Roman von Hermann Heiberg.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Wenn ich ausdrücklich betone,“ fuhr Klug nach einer Pauſe fort, „daß ich vom erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft bis auf den heutigen Tag nur von den Gefühlen der höchſten Achtung für Sie erfüllt war, und daß mein Benehmen lediglich in bedauerlicher Eiferſucht ſeinen Grund fand, zu der Sie, wie ich ebenfalls hervorheben will, durch Ihr kavaliermäßiges Verhalten mir nicht den geringſten Anlaß gegeben, ſo hoffe ich, daß Sie etwas milder urteilen werden. Einem Manne, wie Ihnen, brauche ich nicht eindringlich ans Herz zu legen, menſchlichen Schwächen, zumal wenn deren Urſprung und Entwickelung ſo offenkundig vorliegt, Rechnung zu tragen. Und ferner, Herr Baron, ich komme und frage, ob Sie, wenn es möglich iſt, mir verzeihen, mir Ihre alte Freundſchaft wieder ſchenken wollen.“

Hans’ Züge hatten ſich bereits beim Beginn dieſer unerwarteten Rede gelichtet. Die freundlich-ehrliche Miene, mit der er früher Klug entgegengetreten war, erſchien in alter Weiſe, und nachdem Heinrich geendet, reichte er ihm mit hinreißender Liebenswürdigkeit die Hand.

„Gewiß, ich verſtehe alles, Herr Klug,“ begann er, ehe jener fortfahren konnte, „und gehe auf Ihren Vorſchlag von ganzem Herzen und gern ein.“ „Laſſen Sie uns wieder Freunde ſein, engere, wärmere als vordem,“ fuhr er fort. „Und bitte, erlauben Sie mir gleich eine Frage: ich hörte“ — Münde ſprach’s zögernd — „daß ſich Ihre Frau Gemahlin plötzlich von Moordieck entfernt habe. Allerlei Gerüchte knüpften ſich daran. Natürlich bin ich ſehr geſpannt, von Ihnen näheres, hoffentlich zu erfahren, daß alles wie ehedem iſt?“

„Nein, es iſt nicht wie ehedem, Herr von der Münde, und eben das iſt der Grund, weshalb ich Sie aufſuche. Hören Sie alſo, ich bitte! Meine Frau hat mich verlaſſen, weil ich eine Schwäche beſitze, die ich nicht zu bemeiſtern vermag. Sie kennen meine unſelige Leidenſchaft. Ich begreife, daß Ellen mit einem Manne nicht leben will, der ſo wenig Selbſtbeherrſchung an den Tag legte und der ihr oft in einem wahrhaft verabſcheuungswürdigen Zuſtand entgegentrat. Da ich nun fühle, daß ich gegen dieſe Krankheit — es iſt eine Krankheit, und Sie dürfen mir glauben, daß ich unbeſchreibliche Qualen dabei empfinde — machtlos bin, da ich einſehe, daß es nicht anders werden wird, bin ich entſchloſſen, meiner Frau die von ihr erſtrebte Freiheit zurückzugeben. Ich bin dazu als ehrlicher Mann verpflichtet. Ich habe ihr nicht halten können, was ich verſprach, als ich um ſie warb, aber ich will wieder gut machen, was ich verſchuldete. Noch iſt es vielleicht nicht zu ſpät, und ich will ihr wenigſtens an den Tag legen, daß ich da die männliche Kraft und Energie beſitze, wo nicht eine höhere Gewalt mich hindert!“

### Dem Kronprinzen Wilhelm zu ſeinem zehnten Geburtstag.

Gottes Gnade, Königsſohn,
Sei Dein Schild und großer Lohn.
In der Taufe ward er Dein,
Jeſus gab ſein Kreuz hinein.

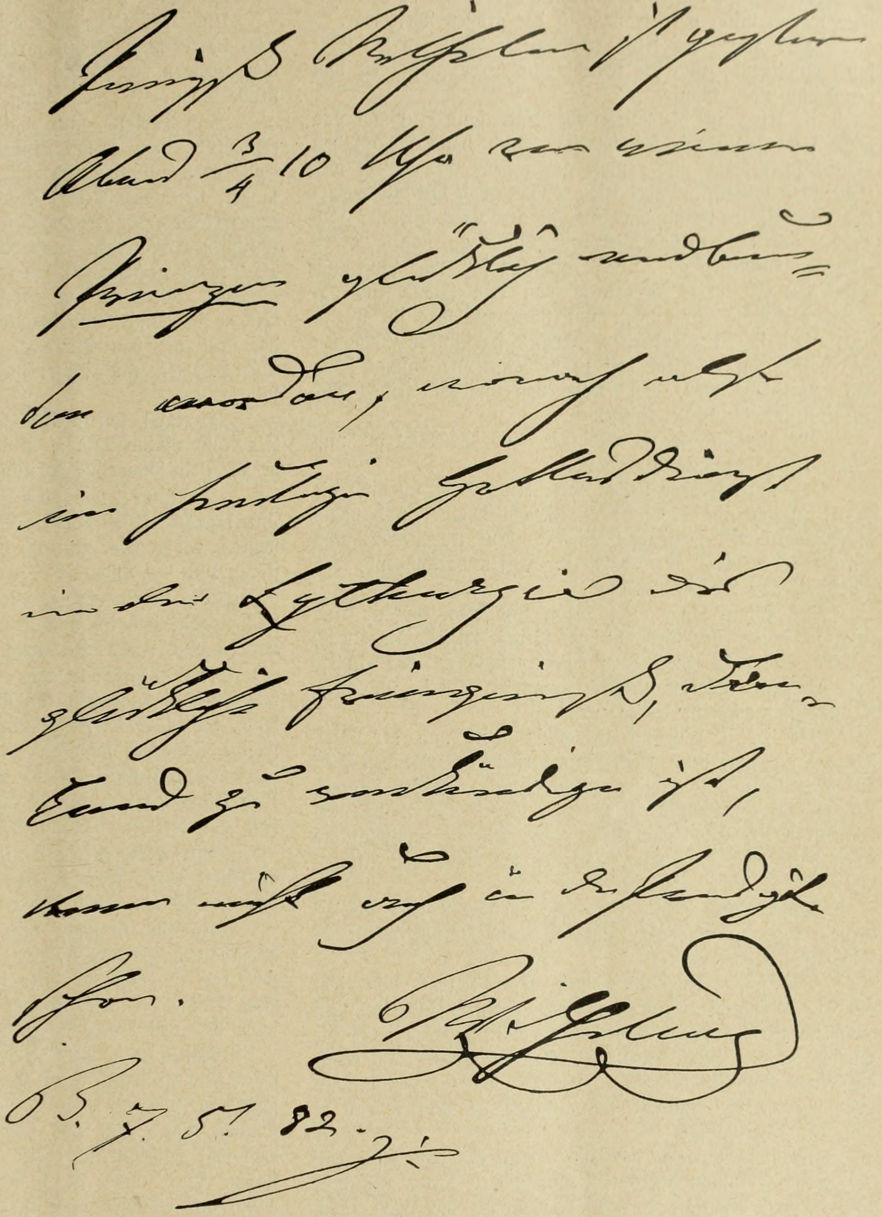
Gottes Wort — es ſei Dein Schwert,
Ew’ger Siege iſt es wert.
Sieh! Das Evangelium
War ſchon Deiner Väter Ruhm.

Gottes Will’, ein Helm im Streit,
Schütze, Wilhelm, Dich allzeit!
Kämpf’ Dich ritterlich hindurch,
Gott ſei Deine feſte Burg!

Rudolf Kögel.

Klug machte eine kleine Pauſe. Da er jetzt das ausſprechen ſollte, was ihn hergeführt hatte, und da ihm das namenlos ſchwer ward, ſtockte er in ſeiner Rede. Münde jedoch, der ihm mit einem Gefühl tiefer Rührung zugehört hatte, ward von ſeinen weichen Empfindungen hingeriſſen und rief, ihm die Hand hinſtreckend: „Ich bitte, ich beſchwöre Sie, werfen Sie alle die ſchrecklichen Gedanken von ſich. Sie haben keinen Anlaß, zu verzweifeln, und Sie dürfen ſich nicht aufgeben. Auch ich glaubte vor Jahren, ich ſei unheilbar, und mir ward doch das Glück, meine Geſundheit wiederzufinden. Nehmen Sie ſich in dieſer Hinſicht an mir, ich bitte, ein Beiſpiel! Und dann ſuchen Sie Ihre verehrte Gattin auf und vereinigen Sie ſich von neuem mit ihr. Es wird Ihnen ſicher gelingen! Auch ſie hat gewiß nur im Affekt gehandelt! Rufen Sie ſie an, Ihnen zu helfen. Ich weiß, ihre Gefühle für Sie beruhen auf Achtung und Sympathie, ſie verheißen, als Grundlage, die größte Dauer deſſen, was wir Liebe nennen. Ich möchte Ihnen ſo gern helfen! Sehen Sie, lieber Freund, ich habe Ihnen auch ein Bekenntnis zu machen, etwas mitzuteilen, was mich namenlos glücklich ſtimmt. Vor einigen Tagen habe ich mich mit Fräulein Eliſe von Brix verlobt, und bald werden wir Hochzeit machen!“

* * *



Prinzeß Wilhelm ist gestern
Abend 3/4 10 Uhr von einem
Prinzen glücklich entbun-
den worden, wonach also
im heutigen Gottesdienst
in der Liturgie des
glücklichen Ereignisses, dan-
kend zu gedenken ist,
wenn nicht auch in der Predigt
schon.
Wilhelm
6. 5. 82.

Handſchreiben Kaiſer Wilhelms I an Herrn Oberhofprediger D. R. Kögel aus Anlaß der Geburt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

Heinrich Klug war wieder unterwegs auf der Landſtraße! Zeitweilig hatte er geſchwankt, ob er nach Moordieck zurückkehren ſolle, aber am Ende hatte er ſich dafür entſchieden, ſich nach Eiche zu begeben. Dort wollte er — unbeſtimmt lebte der Gedanke in ihm — noch einmal fühlen, daß ein Menſch ihm gut war, ſeinen Kopf noch einmal an ein warmes Herz drücken und dann — ja, was ſollte ihm die Zukunft bringen?

Sein Gang zu Hans von der Münde war mißlungen, und jetzt, da dem ſo war, begriff Klug gar nicht, daß er überhaupt einen derartigen Entſchluß hatte faſſen können. Nur völlige Hilfloſigkeit und Verzweiflung vermochten einen ſolchen unausführbaren Gedanken auszudenken. Welch ein Glück, daß er gar nicht zum weiteren Sprechen gelangt war! Aber anderſeits war durch dieſen verfehlten Beſuch dann auch nichts geändert, alles blieb beim alten, ſeine letzten Hoffnungen zerſtiebten.

Je näher Klug dem Krug kam, deſto unheimlicher ward ihm zu Mute. Er hielt ſein Pferd wiederholt an und ſchaute in die Gegend. Die Wieſen lagen faſt da wie im erſten Frühjahrskeimen. Einzelne Schneeſtreifen unterbrachen wohl die eingefriedigten Flächen, und in den Gräben hatten ſich die Schollen, gleichſam aufbäumend, über die Ränder geſchoben. Aber überall auf den Feldern erſchien ſchon Grün.

Nur das in der Ferne auftauchende Eichner Gehölz lag noch in winterlicher Todesſtarre. Klug ſchauderte, während er hinüberblickte. Und doch zog's ihn dorthin! Dieſen Wald hatten damals Hans und Ellen-Luiſe in ſeliger Ausgelaſſenheit durchſtreift, und Klug hatte ihnen in eiferſüchtiger Leidenſchaft nachgeſpürt. Jetzt war dieſe gewichen, aber dafür die Verzweiflung bei ihm eingekehrt. Und welche Thorheit war's, Scheu zu empfinden, das Eicher Wirtshaus zu betreten! Entweder ſie fragten nicht, dann war's gut, und geſchah's doch, dann würde er erklären, er habe ſeine Frau nicht gefunden, wiſſe aber von ſeiner Schwägerin Diana, daß ſie am Leben ſei. Jetzt war's ja völlig gleich, was dieſer oder jener dachte, ob die Menſchen lachten oder weinten, ob's kalt oder warm, luſtig oder traurig in der großen Welt war.

„He! He!" rief Klug nach kurzer Weile in die Einfahrt einbiegend, und der Knecht eilte herbei und hielt ihm den dampfenden Gaul.

Als Klug in die Wirtsſtube trat, fand er Raſch und ſeine Frau ſchwatzend beiſammen. Raſch hatte ſich an den Schenktiſch gelehnt und rauchte gegen ſeine Gewohnheit aus einer kurzen Pfeife. Dabei ſtieß er wiederholt mit dem Zeigefinger der linken Hand die Aſche in dem Kopf herunter und wiſchte ſich den zurückgebliebenen Staub an ſeinem grobgewirkten Beinkleid ab. Die Frau aber ſaß, was ſonſt auch nicht ihre Art war, auf einem von dem Stammtiſch abgerückten Stuhle zur Linken und hörte zu, was ihr Mann ſagte. Als ſie Klug erblickten, ſchraken ſie ſichtlich zuſammen und ſuchten ihre Verlegenheit zu verbergen, ſo daß es Klug ganz zweifellos war, daß gerade von ihm und ſeinen Angelegenheiten die Rede geweſen ſei.

„Na, da ſind Se ja wedder!" hub der Wirt an und reichte Klug freundlich die Hand.

Und „Na, wedder torüg, Herr Klug!" ſprach auch die Frau, als er ihr ebenfalls die Rechte drückte, und nahm in andauernder Befangenheit, eine ſie abrufende Beſchäftigung nicht durch Worte, aber durch ihr Weſen vorſchützend, den Weg nach der Küchenthür.

Nun ſchnitt Klug alles drum und dran kurz ab und fragte: „Haben Sie vielleicht 'was Neues, wiſſen Sie etwas, Raſch? Ich habe meine Frau nicht gefunden." Er richtete ſich bei ſeinen Worten zugleich gegen die Wirtin und hielt ſie dadurch noch eine Weile zurück.

„Na ja, ik dach mi dat all!" ſagte nun der Wirt, Klugs Frage umgehend, warf einen verſteckt beſtätigenden Blick auf ſeine Frau und fügte hochdeutſch hinzu: „Wir ſprachen nämlich, offen geſtanden, gerade von Ihnen, Herr Klug. Es war heute Morgen jemand hier, der Sie in Hamburg geſehen hatte und Frau Klug auch in der Nähe von Altona. Aber, da ſie nicht zuſammen —"

„Wie? Meine Frau iſt geſehen worden? Wer war's? Bitte, erzählen Sie mir näheres," unterbrach Klug des Krugwirts Rede.

„Ja, ſünſt weeten wi ok nicks, Herr Klug," nahm jetzt die Frau berichtigend und allen weiteren Auseinanderſetzungen ausweichend, das Wort, führte mit gelaſſener Bewegung die Schürze an den Mund und glitt über die Lippen, als ob ſie dort einen Schmerz beſänftigen wolle. „Na, wi ſpreken wull noch, Herr Klug! Marie is in Viga; da mut ik nah de Kök ſehn," ſchloß ſie.

„Fräulein Marie iſt in Viga?" Auch das regte Klug auf.

„Ja, ſe kummt abers vör Dunkelwarn torüg. Se mut bald kam'n," beſtätigte der Wirt, während die Frau, noch einmal leiſe den Kopf bewegend, ſich fortbegab.

Klug ſagte nichts mehr, forderte einen halben Grog und ſchob ſich in die Ecke des Stammtiſches.

Er war wieder grenzenlos bedrückt und trank in haſtigen Zügen. Er blieb auch ſtumm, obſchon Raſch, der hinter den Schenktiſch zurückgetreten war, zu ihm auffordernd hinüberblickte. Das Auge geſenkt, mechaniſch rauchend, ſtarrte er vor ſich hin.

Nicht lange darauf kamen Gäſte, Fuhrleute und Bauern, nickten ſtumm, forderten Getränke und verließen oft ſchon nach wenigen Minuten wieder die Schenke.

Endlich ſchob ſich die bereits angebrochene Dämmerung tiefer herab, und Raſch entzündete Licht, ſah auch nach dem eiſernen Ofen, ſchürte, da es kalt geworden, die geſunkenen Kohlen und ſchob Torf hinein.

Einmal erhob Kleber, der Hund, den Kopf und knurrte, dann ſtreckte er, die Schnauze auf die Vordertatze ſchiebend, ſich wieder aus und ergab ſich von neuem der Ruhe. Klug ſah auf das Tier, und es regte ſich der Neid in ihm. Was wußte der Hund von Seelenqualen, er fraß, lief umher, ſchlief und fraß abermals. Welcher Vorzug, kein vernunftbegabtes Weſen zu ſein, nicht denken zu müſſen.

Und was ſollte nun geſchehen? Fräulein Marie kam noch immer nicht, und wenn ſie erſchien, war's kaum möglich, ohne Zeugen mit ihr zu ſprechen. Eine ſchier nicht zu bannende Sehnſucht ergriff Klug.

Nach Verlauf einer halben Stunde, als weder Gäſte erſchienen, noch jemand im Hauſe den ſtill vor ſich Hingrübelnden anſprach, fiel auch Klugs Kopf vornüber und ein langer, tiefer Schlaf kam über ihn. Die Abſpannung nach all dem Erlebten, den körperlichen Anſtrengungen und den ſtarken ſeeliſchen Erregungen bemächtigte ſich ſeiner, als ſeien ihm die Glieder gelähmt. Es war faſt Mitternacht, als er wieder erwachte. Verwirrt und zuerſt unfähig, ſich zurechtzufinden, rieb er die Augen und ſchaute ſich um. Der Wirt war nicht da, aber die von der Decke herabhängende Lampe brannte noch halbhell, und hinter dem Schenktiſch ſaß — Fräulein Marie.

„Herrgott, hab ich geſchlafen! Wohl ſehr lange!" ſtieß Klug ſich reckend heraus. Und mit einer Entſchuldigung trat er Fräulein Marie näher und reichte ihr verlegen die Hand.

„Ja, Herr Klug. Es iſt bald zwölf. Und die anderen ſind lange im Bett," nickte Marie freundlich gelaſſen. „Sie wollten Sie wecken, aber ich hielt ſie ab, ich mochte Sie nicht ſtören und — und —"

„Wie liebenswürdig, wie gut das war, Fräulein Marie! Wiſſen Sie, daß ich nur kam, um Sie noch einmal zu ſehen, daß ich nur Ihretwegen noch einmal vorſprach —"

„Noch einmal ſagen Sie, Herr Klug? Ich denke, wir ſehen uns noch oft! Und um gleich zu fragen, Herr Klug, wiſſen Sie wirklich nichts von Ihrer Frau Gemahlin? Meine Schweſter ſagte ſo."

„Nein, Fräulein Marie. Warum ſollte ich es verhehlen. Und wäre ich ſonſt hier? Und es iſt nun auch alles gleich! Ich war bei —" Klug ſtockte.

„Bitte? Herr Klug?" knüpfte Fräulein Marie forſchend an, hielt aber, um ihre Spannung zu verdecken, die Hand vor den Mund, als ob ſie ein Gähnen befalle.

„Sie ſind ſo müde! Es iſt unrecht von mir, Sie noch aufzuhalten, Fräulein Marie. Gehen Sie ins Bett, ich will fort, fort — noch in dieſer Nacht auf Nimmerwiederſehen. Ach, Fräulein Marie, warum iſt das Sterben ſo ſchwer, obſchon das Leben eine ſolche Pein iſt?"

„Wiſſen Sie, daß ich Ihnen ganz böſe werden könnte, wenn Sie ſo reden, Herr Klug? Ja, gewiß, Sie haben es ſchwer mit ſich ſelbſt — obſchon Sie das wohl ändern könnten, wenn Sie nur recht von Herzen wollten — und was jetzt geſchehen iſt, heißt auch nicht auf ſeidenen Decken liegen. Aber immer gleich ſterben wollen! Nein, Sie ſollen leben, und es wird noch alles gut werden."

Klug ſagte nichts, er fiel in einen Stuhl, bedeckte das Angeſicht und ſchluchzte leiſe.

Jetzt trat das Mädchen hinter dem Schenktiſch hervor und näherte ſich ihm.

„Herr Klug!" drang's ſanft aus ihrem Munde.

„Fräulein Marie?"

„Bitte, ſeien Sie nicht ſo traurig, ich kann's nicht anſehen."

Nun glitten die Hände von ſeinem Angeſicht, aber ſchwer aufſeufzend und mit tiefer Verlaſſenheit in dem Blicke, in ſtummer Verzweiflung das Haupt bewegend, ſtarrte er vor ſich hin. Dann aber raffte er ſich plötzlich empor, ergriff Fräulein Maries Hände und ſagte, ſie an ſich ziehend, weich: „Sehen Sie, ſo iſt es, Fräulein Marie. Ich hätte Sie damals bitten ſollen, meine Frau zu werden. Dann wäre ich heute nicht ſo weit, daß ich nur noch an Sterben denken kann. Vielleicht hätten Sie ja geſagt trotz meiner Schwäche. Ach, Marie, ich habe Sie ſo ſehr lieb und wenn — Ich war bei Herrn von der Münde, Marie!" ſtieß er jetzt wie mit einem plötzlichen Entſchluß hervor. „Zu Ihnen mit Vertrauen geſprochen, ich ſagte ihm alles, ſagte, daß ich mich ſcheiden laſſen wollte, um meiner Frau Glück nicht im Wege zu ſtehen, und ob er dann —“

Marie fuhr bei den letzten Worten, wie von einem Schlage getroffen, zurück und ſtarrte Klug an

„Sie haben ihm angeboten, Ihre Frau zu heiraten, Herr Klug?“

„Ja—aa—. Ich wollte wenigſtens. Iſt's ſo ſchrecklich? Was haben Sie?“

Sie erwiderte nichts, aber Schauer flogen über ihren Körper.

Da war's, was ſie erſehnt hatte in ſo vielen Nächten mit Wachen und Weinen. Er wollte ſich frei machen um ihretwillen! Nun konnte ſie es erreichen, das Glück ihres Lebens, und war's auch ein Daſein voll Aufopferung, Sorge und Scham.

Aber was fragte ſie danach? Sie liebte ihn. Sie liebte ihn mit ſolcher Leidenſchaft, daß ſie ihm in den Tod gefolgt wäre, hätte er es in dieſem Augenblick von ihr verlangt. Und noch eins mußte ſie wiſſen!

„Und — und — er — er, Herr von der Münde, ſagte nein?“

„Nein!“ Ein tiefer, ſchreiartiger Ton drang aus dem Munde des Mädchens. Feuer wirbelte durch ihre Seele, ihr Kopf wollte ihr ſpringen.

Aber wie jählings ein Blitz die ganze Gegend erhellt, ſo erhellte ſich jetzt auch mit einemmal ihr Inneres.

Eines wollte ſie von dieſem Augenblick erhaſchen, ſie wollte einmal an ſeiner Bruſt ruhen, ſich ausweinen, noch einmal wieder ſeinen Mund auf ihren Lippen fühlen. Dann aber, dann ſollten alle ihre Sinne und Gedanken, alle ihre Kräfte darauf gerichtet ſein, den Verlorenen zu retten und ihn ſeinem Weibe zurückzugeben. Und ſo ſah ſie ihn denn mit einem Blick an, in den ſie ihre ganze Seele legte, und als er ſie ſtürmiſch an ſich zog, wehrte ſie ihm nicht, ſondern ſuchte, das Haupt emporhebend, ſeine Lippen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Der große Hamburger Brand

vom 5. bis 8. Mai 1842.

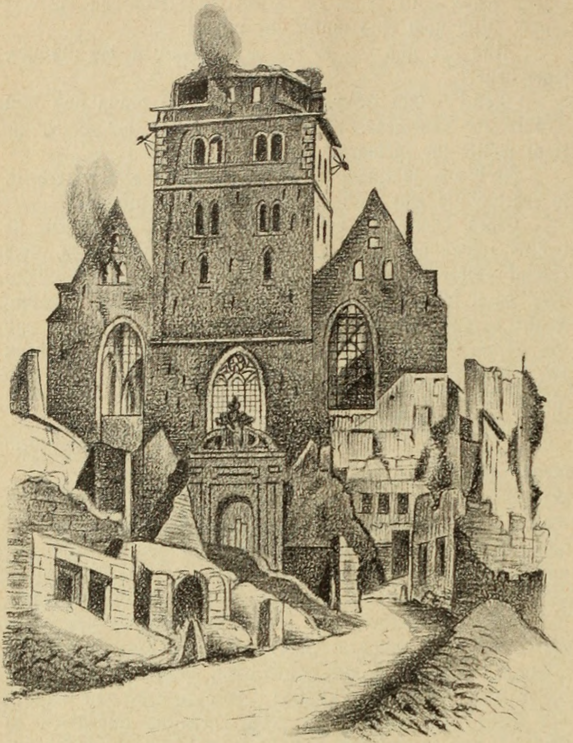
(Abdruck verboten.)

Seit Jahrzehnten hatte der Frühling in Norddeutſchland nicht ſo frühzeitig und herrlich ſeinen Einzug gehalten, als im Jahre 1842. Die warme Frühlingsſonne hatte rechtzeitig das Eis von der Elbe hinweggenommen, und mit der eröffneten Schiffahrt hatte ſich in Hamburg lebhafter Handel und rege Thätigkeit auf allen Gebieten entfaltet. Mit beſonderer Freude ſahen die Bewohner der alten Hanſaſtadt dem Himmelfahrtstage, dem 5. Mai, entgegen, der diesmal noch eine ganz beſondere Bedeutung durch die bevorſtehende Eröffnung ihrer erſten, nach Bergedorf erbauten Eiſenbahn gewann.

Da, in der Nacht vom 4. auf den 5. Mai, etwa eine Stunde nach Mitternacht, ertönte plötzlich die Sturmglocke. Es brannte im Nikolaikirchſpiel in der Deichſtraße, unweit des Hafens. In einem mit Tabak und Lumpen gefüllten Speicher nahm das Feuer ſeinen Anfang. Wodurch es veranlaßt iſt, wird wohl immer im Dunkel verhüllt bleiben. Bald war die Feuerwehr zur Stelle, aber eine eigentliche Beunruhigung veranlaßte damals in weiteren Kreiſen der Bewohner Hamburgs ein Feuer nicht. Hatte Hamburg auch früher durch Feuersbrünſte ſchwer zu leiden gehabt, ſo waren doch ſeit dem Jahre 1684, wo am 23. Juni 241 Häuſer und dem Jahre 1750, wo am 10. März der ſchöne, von Sonnin erbaute Turm der Michaeliskirche in Flammen aufgegangen, keine erheblichen Brände geweſen; es galten außerdem die Löſchanſtalten Hamburgs für vorzüglich. Dieſelben waren durch Johann Georg Repſold, der als ausgezeichneter Mechaniker weit über die Grenzen ſeiner Vaterſtadt hinaus ſich einen Namen gemacht hat, neu eingerichtet worden, und hatte er ſelbſt auch 1830 in ſeinem Berufe ſein Leben eingebüßt, ſo erbte ſich doch das Vertrauen der Hamburger auf ſeinen Sohn A. Repſold und den ihm beigeordneten Spritzenmeiſter J. E. Bieber fort. Dazu kam, daß für die Hamburger Bürger eine Verpflichtung, beim Feuer hilfreiche Hand zu leiſten, nicht beſtand, ſondern nur dem Bürgermilitär die Pflicht oblag, die vom Brande ergriffenen Straßen abzuſperren. In den erſten Stunden hatte es auch diesmal nicht den Anſchein, als ob Gefahr drohe, und erſt, als das Feuer die nahen Speicher ergriff, welche mit Getreide, Spiritus und Schellack gefüllt waren, und ſich ein ſtarker Südoſtwind erhob, begannen die Kundigen, die Gefahr zu ahnen. Mit namenloſer Schnelle bahnte ſich das Feuer ſeinen Weg; bald ſtanden auch die Speicher des Rödingsmarktes, welche nur ein ſchmaler Kanal von der Brandſtätte trennte, in hellen Flammen. An ein Löſchen war bald nicht mehr zu denken, zumal die Herbeiſchaffung des Waſſers dadurch erſchwert wurde, daß die benachbarten Arme der Elbe, Fleete genannt, mit brennendem Öl und Spiritus überſchwemmt waren.

So verging die Nacht, und der Morgen des Himmelfahrtsfeſtes brach an. Von allen Türmen luden die Glocken zum Gottesdienſte, und nur wenige Bewohner der Stadt wußten, wie gefahrdrohend die Sache ſtand. Auch in der vom Feuerlärm umbrauſten Nikolaikirche wurde nicht nur am Morgen, ſondern auch noch um 12 Uhr Gottesdienſt gehalten. Der Kandidat H. Wendt predigte in Vertretung des Paſtors Mönkeberg, der gerade in dieſer Stunde ſeinen Vater begrub, „von dem Erbe, das uns behalten wird im Himmel,“ und ſchloß mit den Worten, welche die letzten auf dieſer Kanzel geſprochenen ſind: „Wir wollen treu ſein in der Liebe und demütig im Glück, geduldig ausharren in Trübſal, wir wollen das Herz ſchon jetzt dahineinſchicken, wo wir ewig zu ſein wünſchen und uns die Krone des Lebens nicht rauben laſſen“.

Inzwiſchen hatte aber das Feuer eine Wendung genommen, welche das Schlimmſte befürchten ließ, es hatte den Hopfenmarkt ergriffen. Die hier befindlichen Fleiſcherſtände, ſogenannten Schrangen, boten eine Menge ausgedörrten Holzwerks, die Häuſer ringsum waren mit leicht entzündlichen Stoffen, vorzugsweiſe Manufakturwaaren angefüllt, und in wenigen Augenblicken zerſtörte die Feuersbrunſt, was jahrelanger Fleiß gebaut hatte. Der Hopfenmarkt brannte bald auf beiden Seiten, er glich einem toſenden Feuermeere, Waſſer ſprühte nur noch ziſchend als Dampf zurück, und voll Sorge und Bangen begann eine ungeheure Menſchenmenge ſich der Brandſtätte zu nähern. Denn mittags gegen 1 Uhr hatte ſich die Schreckenskunde durch die Stadt verbreitet: „Die Nikolaikirche brennt!“ Die Nikolaikirche war aus der Kapelle hervorgegangen, welche im Jahre 1164 bei der Gründung der Neuſtadt Hamburg durch Adolph III. von Schauenburg dem Sankt Nikolaus, dem Schutzpatron der Schiffer, geweiht worden war. Ihre damalige Geſtalt hatte ſie ſeit 1658, und ihr Turm zeigte die anſehnliche Höhe von 400 Fuß und war von dem maſſiven Mauerwerk an ganz mit Kupfer gedeckt. In ſeiner Laterne hing ein ſchönes, holländiſches Glockenſpiel, welches morgens um 6 und mittags um 1 Uhr eine halbe Stunde lang Choräle ſpielte. Wie viele Herzen ſchlugen in Sorge um das geliebte Gotteshaus, war doch auch voraus zu ſehen, daß der Einſturz ſeines Turmes für die Nachbarſchaft weithin Unheil und Verderben bringen müſſe. Offenbar war durch die Glut das Holzwerk unter dem Kupfer in Brand geraten, leichte Dampfwolken, wie Nebel anzuſchauen, ſtiegen zuerſt aus dem Kupfer auf; dann züngelten einzelne Flämmchen aus der Turmkuppel hervor. Wohl ergoſſen die Spritzen ihr Waſſer über die Kuppel, wie ſilberne Strahlen rieſelte es nach allen Seiten wieder herab; bald begann das Kupfer zu ſchmelzen und ergoß ſich in Strömen in die gedrängt gefüllten Straßen; immer gewaltiger ſchlugen in roten, grünen und gelben Farben die Flammen um den herrlichen Bau, — da begann er ſich ſelbſt ſein Schwanenlied zu ſingen. Sein herrliches Glockenſpiel, man weiß nicht, ob durch die Hitze oder eine



Ruine der Nikolaikirche am 7. Mai 1842.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung.

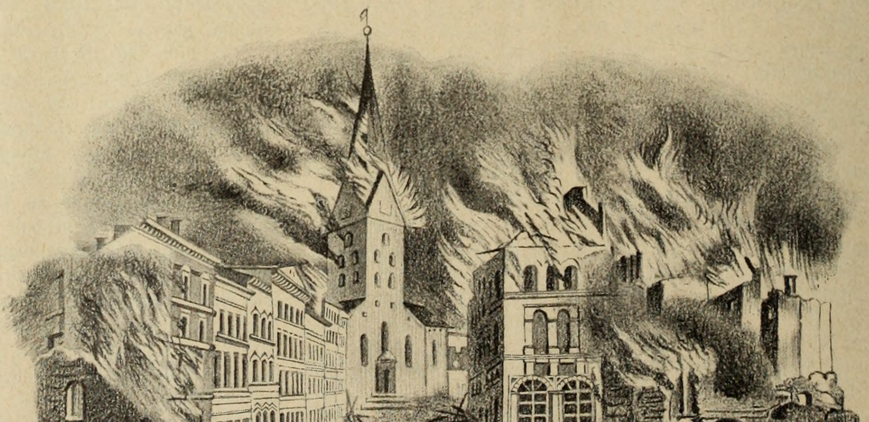
andere Kraft in Bewegung geſetzt, begann zu tönen, doch nicht einer ſeiner gewohnten Choräle, ſondern eine Melodie voll wilden Schmerzes, voll herzzerreißenden Wehes erklang über die brennende Stadt hinweg. Schon um 3 Uhr nachmittags hatte das Feuer den ganzen Turm ergriffen, gegen 5 Uhr wankte die Spitze und wenige Minuten darauf ſtürzte ſie, zum Teil die Häuſer der Geiſtlichen zertrümmernd, zum Teil in das Innere der Kirche ſich ſenkend. Hier wüteten die Flammen weiter. Nur die Kirchenbücher und Altargeräte wurden gerettet, alles andere wurde ihr Raub. Immer mehr ergriffen Schrecken und Verzweiflung die Bewohner der umliegenden Straßen, namentlich der Neuenburg, der Bohnenſtraße und des großen Burſtah.

Jederman verließ ſein Haus, von ſeinen Habſeligkeiten auf Wagen und Schuten rettend, was er konnte. Um größere Lücken zu ſchaffen, welche die Verbreitung des Feuers aufzuhalten vermöchten, griff man zu dem, namentlich von den engliſchen Ingenieuren Lindbey und Giles vorgeſchlagenen Mittel, vermittelſt Pulvers Häuſer in die Luft zu ſprengen; aber unaufhaltſam ſchritt das Feuer auch über die geſprengten Lücken hinweg, und als die Nacht des erſten Tages anbrach, war es zwar mit großer Mühe gelungen, die Katharinenkirche vor dem Schickſale ihrer Schweſterkirche zu bewahren und das Katharinenviertel, welches in ſeinen großen Speichern die reichſten Waarenvorräte barg, zu retten, aber auf der anderen Seite ſtand nun auch die Bohnenſtraße in Flammen. Bald miſchten ſich dieſe mit den Brandwogen der Neuenburg, und nun waren die nur durch einen nicht zu breiten Kanal von der Brandſtätte getrennten öffentlichen Gebäude, das Rathaus, das Archiv, die Bank, die alte Börſe in höchſter Gefahr. Eine bewundernswerte Ruhe und Beſonnenheit hatte ſich der Senat in dieſer ſchweren Unglückszeit bewahrt. Die Glieder der Behörde, ſofern ſie nicht, wie die beiden Polizeiherren, unmittelbar bei der Anordnung der Löſchanſtalten beteiligt waren, hatten ſich in dem Rathauſe zur permanenten Sitzung verſammelt.

Die ſchwerſte Stunde war es, als ſich der Senat der Erkenntnis nicht mehr zu verſchließen vermochte, daß eine Sprengung des Rathauſes unumgänglich notwendig wäre. Rechtzeitig ſchon waren die wichtigſten Papiere und Dokumente, namentlich die Hypothekenbücher und die wertvollſten Urkunden in dem Gewölbe der großen Michaeliskirche in Sicherheit gebracht worden. Allein bald nach Mitternacht mußte ſich der Senat entſchließen, von der Stelle Abſchied zu nehmen, an welcher länger als 500 Jahre das Wohl und Wehe der Stadt beraten worden war. Es muß ein ergreifender Augenblick geweſen ſein, als der präſidierende Bürgermeiſter Bartels mit herzlichen Abſchiedsworten die anweſenden Glieder des Senats aufforderte, ihm in das Stadthaus am Neuenwall zu folgen, und dieſe nun im ernſten Zuge ſich dorthin begaben, um weiter die ſchwere Pflicht ihres Amtes zu üben. Mit donnerähnlichem Gekrach flog kurz darauf ein Teil des Rathauſes in die Luft, der größere Teil jedoch widerſtand der Sprengung und wurde allmählich, ebenſo wie die benachbarte Bank, durch das Feuer verzehrt. Die Keller der Bank, in welcher große Vorräte an Gold- und Silberbarren lagen, blieben zwar erhalten, aber auch die alte Börſe fand ihren Untergang.

Als der Morgen des neuen Tages anbrach, lagen nicht nur ganze Straßen, nein, ſchon ganze Quartiere in Schutt und Trümmern, und doch war noch lange nicht das Ende des unheilvollen Brandes erreicht, ja zu keiner Zeit hat das Feuer ſo gewaltig gewütet, wie gerade in den Tagesſtunden des 6. Mai.

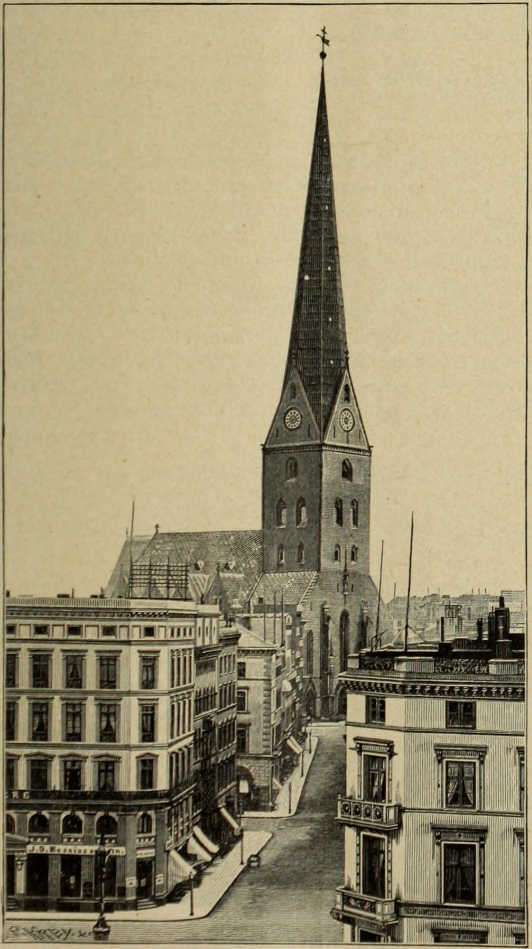
War es gelungen, die Flammen von der Neuſtadt zurückzuhalten, ſo hatte ſich doch das Feuer dem Mönkedamm mitgeteilt, und dadurch waren nicht nur der Altewall, ſondern auch der Neuewall und Jungfernſtieg von der höchſten Gefahr bedroht. Ein Haus nach dem anderen fiel den Flammen zum Opfer; durch die Glut gerieten die zahlreichen, auf den Fleeten liegenden Fahrzeuge, mit Möbeln und Waaren beladen, in Brand, und unaufhaltſam wälzte ſich der Feuerſtrom dem Jungfernſtiege zu. Zwar kam nun von allen Seiten reichliche Hilfe. Hatte die Nachbarſtadt Altona ſchon am erſten Tage alle ihre Spritzen geſandt, ſo trafen jetzt auch aus Lübeck und Lüneburg, Glückſtadt und Itzehoe, kurz aus der ganzen Umgegend mehr als hundert Spritzen ein;



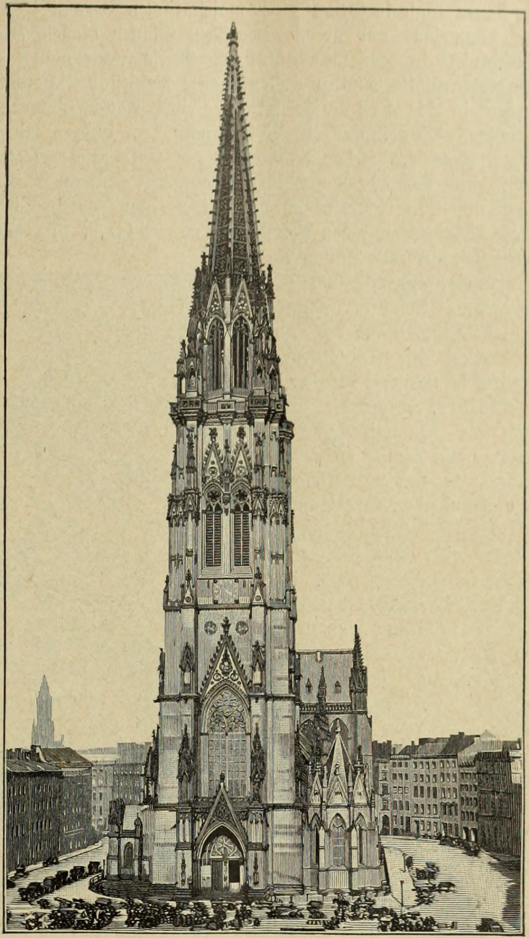
Die Petrikirche vom Berge aus geſehen am 7. Mai morgens zwiſchen 9 u. 10 Uhr 1842. Nach einer gleichzeitigen Zeichnung.

aus Stade und Harburg war die Artillerie mit ſchwerem Belagerungsgeſchütz gekommen, und auf die Aufforderung des Senates hin ſtellten ſich viele Freiwillige an die Spritzen. Diplomaten und Profeſſoren, Ärzte und Kaufleute, Handwerker und Matroſen leiſteten Hilfe, ſelbſt Frauen ſollen ſich willig zur Ablöſung erboten haben.

Aber alle Anſtrengungen vermochten den Flammen nicht zu wehren, und allen angewendeten Sprengungen zum Trotz geriet die neue Börſe am Adolphsplatze mehr und mehr in Gefahr. Man hatte, auf die feuerſichere Bauart dieſes erſt im Dezember 1841 eingeweihten Prachtbaues vertrauend, den inneren Raum desſelben vielen Tauſenden von Flüchtlingen eingeräumt, welche dort ihre Habe bargen; aber als die Gefahr immer drohender wurde, mußten ſie alle ihren Zufluchtsort räumen. Jeder hielt die Börſe für verloren, und waren auch durch den Sekretär der Kaufmannſchaft, den ſpäter ſo berühmten Bürgermeiſter Dr. Kirchenpauer, die wichtigſten Papiere geborgen worden, ſo ergriffen doch Beſtürzung und Trauer die ganze Bevölkerung über dieſen ſchweren Verluſt. Doch der aufopferungsvollen Thätigkeit des Kommerzbürgers Theodor Dill, welcher mit wenigen Genoſſen in der Börſe zurückgeblieben war, gelang es, das Gebäude zu retten. Mit erſtaunlich geringen Mengen Waſſers, welche ihnen nur zu Gebote ſtanden, auf das ſparſamſte haushaltend, das koſtbare Löſchmittel nur tropfenweiſe verwendend, erſtickten ſie die Flammen, welche an den verſchiedenſten Teilen des Gebäudes aufloderten, und abends zwiſchen acht und neun Uhr konnte dem Präſes der Kaufmannſchaft durch einen Boten, der auf den beſchwerlichſten Pfaden ſich den Weg gebahnt hatte, die vollendete Rettung angezeigt werden.



Die Petrikirche in Hamburg in ihrem jetzigen Zuſtande.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von E. Linde & Komp. in Berlin.



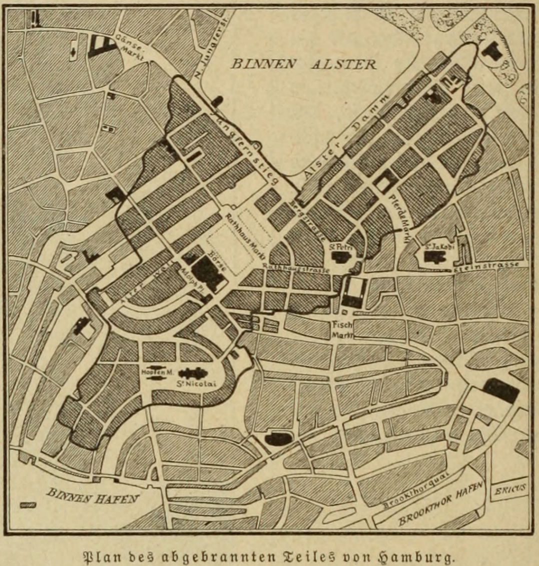
Die Nikolaikirche zu Hamburg in ihrem jetzigen Zuſtande.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von E. Linde & Komp. in Berlin.

Furchtbar hatten gleichzeitig die Flammen auf dem Alten- und Neuenwall, den großen Bleichen und dem alten Jungfernſtiege gewütet. Mit wenigen Ausnahmen fielen ihnen alle Häuſer zum Opfer. Ein grauſes Schauſpiel bot namentlich der Jungfernſtieg, denn nicht allein auf dem Lande wogte das Feuer, es waren auch auf der Alſter ganze Fahrzeuge, mit den koſtbarſten Hausgeräten und Waren, welche ſich durch die Lombardsbrücke hindurch retten wollten, vom Feuer ergriffen worden, und ihre Flammen einten ſich mit der zum Himmel emporſchlagenden Lohe der Gebäude. Nur durch ausgedehnte Sprengungen vermochte man endlich den Gänſemarkt und den neuen Jungfernſtieg zu retten und errang am Abend des 6. Mai wenigſtens an dieſer Stelle die Ausſicht, die weitere Verbreitung des Feuers verhindern zu können.

Dagegen hatte dasſelbe auf der Südoſt- und Oſtſeite die verderblichſten Fortſchritte gemacht. Die ganze große Johannisſtraße, die große und ein Teil der kleinen Bäckerſtraße, auch der größte Teil der kleinen Johannisſtraße lagen als Trümmer, darunter auch das Eimbeck'ſche Haus, ein öffentliches Gebäude, welches ſchon 1325 die alleinige Berechtigung erhalten hatte, das berühmte Eimbeck'ſche Bier zu verſchenken. Später waren an die Stelle des Biers die edelſten Weine getreten, und alle öffentlichen Feſte Jahrhunderte lang darin abgehalten worden. Auch diente es einer ganzen Reihe von Behörden zum Sitze.

Um ſechs Uhr nachmittags war aber noch eine neue Gefahr im Anzuge. Das verderbliche Element bedrohte die Petrikirche, das älteſte Gotteshaus der Stadt. Schon um das Jahr 1100 ſtand an ihrer Stelle eine St. Petrikapelle; ihr damaliger Bau ſtammte etwa aus dem Jahre 1350.

Der Turm ragte in Geſtalt einer majeſtätiſchen Pyramide 446 Fuß himmelan, und neben gewaltigen Glocken hingen zwei Glockenſpiele in demſelben. Auf jede Weiſe ſuchte man dies ehrwürdige Gotteshaus zu retten; ganze Reihen von Häuſern wurden in die Luft geſprengt oder mit Kanonen niedergeſchoſſen. Aber immer ein Poſten nach dem andern mußte geräumt werden. Schon waren das am Holzdamm gelegene Zucht- und das Werk- und Armenhaus den Flammen verfallen, und nun richteten ſich die Blicke vieler Tauſende voll banger Beſorgnis auf den Petrikirchturm. Dicht an ihm vorüber zogen glühende Rauchwolken, rings umſprühte ihn der Feuerregen. Dank der unausgeſetzten Thätigkeit wackerer Männer, welche mit Todesverachtung auf dem Turme die Feuerwacht hielten, wurden die ganze Nacht die Flammen gelöſcht. Als aber kein Waſſer mehr vorhanden war, und vom Kirchendache herauf ſchon die Flammen am Turme hinaufkletterten, räumten auch jene dem übermächtigen Feinde das Feld. Um neun Uhr vormittags etwa geriet der Turm in Brand, ſchon gegen zehn Uhr ſtürzte die hölzerne Pyramide herab und bald ſank auch das Dach der Kirche dem Turme nach. Aber noch als die Nacht hereinbrach, leuchteten aus den großen gotiſchen Fenſtern die roten Gluten hervor, und öde lag das herrliche Gotteshaus da. Glücklicherweiſe waren durch das Eingreifen des Paſtors Helms aus Wilhelmsburg in Hannover und eines Leutnants von der Garniſon die Kirchenbücher, Abendmahlsgeräte und der größte Teil der wertvollen Gemälde und Schnitzereien geborgen und in die Jakobikirche gebracht worden.



Plan des abgebrannten Teiles von Hamburg.
(Der abgebrannte Teil iſt durch eine andere Schraffierung und eine denſelben einfaſſende Linie bezeichnet.)

Das gegenüberliegende neuerbaute Johanneum, welches das Gymnaſium, die Realſchule und die wertvolle Stadtbibliothek enthielt, wurde mit unendlicher Mühe dadurch gerettet, daß man ſeine Fenſter vermauerte; auch die Jakobikirche blieb unverſehrt. Aber noch den ganzen Sonnabend und die folgende Nacht wüteten die Flammen, die freundliche Gertrudenkapelle und faſt alle Gebäude zwiſchen der Alſter, dem Wall und der Breiten Straße vernichtend. Selbſt die Vorſtadt St. Georg ſchien ernſtlich bedroht. Da gelang es am Sonntag Morgen, an den kurzen Mühren, das Feuer in ſeinem weiteren Fortſchreiten zu hemmen, und ſchon um zwei Uhr nachmittags konnte der Senat verkünden, daß mit des Allmächtigen Hilfe der Feuersbrunſt Einhalt gethan ſei.

Nun lag ſie in Trümmern da, die alte, ſtolze Hanſaſtadt: 4200 Wohnungen waren vernichtet, 120 Menſchen waren getötet oder ſchwer verletzt, mehr als 20 000 irrten obdachlos umher. Den ganzen Schaden berechnete man auf 90 Millionen Mk. Banko. Aber Hamburgs Bürger hatten den Mut nicht verloren, ſondern, auf Gottes Beiſtand vertrauend, ſich in ihrer alten Kraft geſammelt. Dazu mahnten auch, oft in tiefergreifender Weiſe, die am Pfingſtfeſte und am 7. Juni, dem allgemeinen Buß- und Bettage, gehaltenen Predigten, darin ging mit lobenswertem Beiſpiele der Senat voran. Von allen Seiten reichte man der ſchwer heimgeſuchten Stadt hilfreiche Hand, große Summen, mehr als 3 Millionen Mk. Bko., gingen für die Geſchädigten ein. So erſtand die Stadt bald ſchöner als zuvor aus ihren Trümmern. Nach einem zweckmäßigen, unter Mitwirkung von Profeſſor Semper entworfenen Plan wurde ſie neu aufgebaut. Heute, nach fünfzig Jahren, ſtehen die niedergebrannten Kirchen größer und ſchöner da; das im Bau befindliche Rathaus gibt einen ſpäten, aber um ſo vollkommeneren Erſatz für das durch die Flammen vernichtete; die Eiſenbahn, welche am 5. Mai ohne jeden Glanz durch Hinwegführung armer Obdachloſer eröffnet wurde, hat ihre Rieſenarme weithin ausgedehnt; Handel und Schiffahrt, Kunſt und Gewerbe blühen und haben neuen Aufſchwung durch den kürzlich vollzogenen Anſchluß an den Zollverein genommen. Möge das ſtolz aufgeblühte Hamburg in Gottesfurcht und Treue, in Fleiß und Arbeit weiter gedeihen, und wie es ſeit Jahrhunderten deutſche Sitte und Kultur in die fernſten Länder getragen hat, auch für kommende Zeiten Träger deutſcher Geſinnung, eines echt deutſchen Weſens bleiben.

Otto Weinrich.

---

## Zu dem Aufſatz „**Volksſpeiſehallen in Berlin**“ von Otto Preuß in Nr. 24 des Daheim.

Die Irrtümer, welche der geehrte Verfaſſer über den Verein der Berliner Volksküchen von 1866 ausſpricht, ſind geeignet, den Leſern dieſer geſchätzten Zeitſchrift falſche Begriffe von dieſen Anſtalten beizubringen, indem er gerade das Gegenteil von dem behauptet, was ihr Weſen und ihre Bedeutung für die öffentliche Wohlfahrt ausmacht. Herr Preuß ſagt: „Sie waren nicht darauf angewieſen, ſich ſelbſt zu erhalten, ſondern rechneten und rechnen noch heute auf Zuſchüſſe, die ihnen reichlich zufließen. Das gibt ihnen durchaus den Charakter der Wohlthätigkeitsanſtalten, wenn ſie auch bei der Austeilung ihrer Speiſen nicht nach der Bedürftigkeit des Empfängers fragen, ſondern ſie einfach gegen Erlegung des beſtimmten Preiſes verabfolgen.“

Ganz entgegengeſetzt dieſen Behauptungen hat es von Beginn ab in der Abſicht der Begründerin gelegen und iſt als erſter Grundſatz in das Statut aufgenommen worden: die Volksküchen nur auf Selbſterhaltung einzurichten, um ihnen jeden Schein des Almoſens zu nehmen, damit kein Bedürftiger zurückſchrecke, den Bedarf aus ihnen zu entnehmen. § 1 des Statuts lautet: „Der Verein der Berliner Volksküchen von 1866 läßt in den von ihm eingerichteten, auf dem Grundſatze der Selbſthilfe beruhenden Küchen billige und geſunde Speiſen bereiten, welche er an jedermann ohne Unterſchied verkauft.“

Außer dem Anlagekapital im Jahre 1866, welches durch Sammlung 4359 Thaler 14 Sgr. 3 Pf. betrug, iſt in den 26 Jahren ihres Beſtehens niemals ein Pfennig Zuſchuß von irgend einer Seite zum Betriebe der Volksküchen angenommen worden. Die einzige Hilfe, welche geleiſtet wird, iſt die perſönliche Thätigkeit der Vorſtandsmitglieder, der Vorſteherinnen und Ehrendamen zur Aufſicht, Leitung und Kontrolle der Küchen.

Der Verein befindet ſich auch in der glücklichen Lage, keiner Zuſchüſſe zum Betriebe zu bedürfen, da er das Ziel der Selbſterhaltung ſeit 1868 erreicht und bei einem Konſum von jährlich zwei und dreiviertel Millionen Portionen bereits einen Reſervefonds von 100 000 Mark beſitzt, der ihm geſtattet, auch in den Zeiten der Teuerung keine höheren Preiſe zu nehmen, obgleich die Generalunkoſten um das Vierfache geſtiegen ſind; allein die Mieten für die ſechzehn Lokale betragen mit Steuern 30 000 Mark.

Da die Volksküchen keine Speiſen verſchenken dürfen, begründeten die teilnehmenden Damen eine Unterſtützungskaſſe zur Erteilung von Gratisſpeiſen an Bedürftige, in welche alle Geſchenke von Wohlthätern und Behörden fließen und welche allein im verfloſſenen Winter über 3000 notleidende Familien unterſtützte.

Was die Volksküchen von den Volksſpeiſehallen unterſcheidet, die ſehr gut organiſiert und gewiß auch ſegensvoll für wenig Bemittelte ſind, iſt der Umſtand, daß dieſe letzteren auf Aktien begründet ſind und den Aktionären Dividende zahlen, der Volksküchenverein jedoch ſeine kleinen Überſchüſſe nur dem Reſervefonds zuweiſt.

Lina Morgenſtern, Begründerin und ſeit 26 Jahren
Vorſitzende des Vereins der Berliner Volksküchen von 1866.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Baron Theodor wird, glaube ich, nicht vergeblich um ſeine Luiſe anhalten, der glückliche „Freier“. Die Schwiegereltern haben wenigſtens das verbindlichſte Lächeln aufgeſteckt, die ſchöne Frau Schwägerin lächelt, ohne ſich in ihrer behaglichen Ruhe ſtören zu laſſen, olympiſch über den beſorgten Jüngling — und die Erkorene ſelbſt? Die Mandoline bebt in ihrer Linken, und nur mit halber Aufmerkſamkeit lauſcht ſie den Worten der Freundin. Alle ihre Gedanken ſind bei dem Geliebten — wenige Minuten noch, und ſie wird an ſeiner Bruſt glückſelig lächeln über ihr Hangen und Bangen in ſchwebender Pein. Glück auf, ihr jungen Liebesleute. — „Im Frühling“ iſt ein ſtimmungsvolles Landſchaftsbild, in dem die Staffage beſondere Beachtung erfordert, denn Guido v. Maffei gilt mit Recht als einer unſerer beſten Tiermaler und hat ſich gerade durch die Darſtellung von Rehen ſeit Jahren ausgezeichnet.

## Schule.

Die im Vorjahr neubegründete Geſellſchaft für deutſche Erziehungs- und Schulgeſchichte hielt am 11. April in Berlin ihre Generalverſammlung, unter Vorſitz des Prof. Wätzold, ab. Die Geſellſchaft hat trotz der kurzen Zeit ihres Beſtehens bereits feſten Fuß gefaßt, zählt jetzt 342 Mitglieder und beſitzt beſondere Gruppen in Anhalt, Oldenburg, der Schweiz und in Württemberg. Als Zweck der Geſellſchaft wurde in § 1 der Satzungen endgültig die möglichſt vollſtändige Sammlung, kritiſche Sichtung, geſchichtliche Verarbeitung und wiſſenſchaftliche Veröffentlichung des in Archiven und Bibliotheken zerſtreuten Materials, ſoweit es Bezug hat auf die Erziehungs- und Schulgeſchichte in deutſchen Ländern feſtgeſtellt.

## Altertumskunde.

Dem Reichskanzler iſt ſeitens des Ausſchuſſes des Geſamtvereins der deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine eine Denkſchrift unterbreitet worden, in welcher behufs Förderung der Geſchichtsforſchung und des Unterrichts die Herſtellung hiſtoriſcher Karten nach einheitlichem Maßſtab unter ſtaatlicher Unterſtützung befürwortet wird.

## Hygieine.

Die herannahende warme Jahreszeit veranlaßt vielfach einen ſtarken Gebrauch von Eis, das nicht ſelten unmittelbar in die zu kühlenden Getränke geworfen wird. Durch Unterſuchungen im Kaiſerlichen Geſundheitsamt iſt neuerdings aber feſtgeſtellt worden, daß das zu wirtſchaftlichen Zwecken in den Handel kommende Eis ſelbſt bei gutem Anſehen oft zahlreiche in ihrer Entwickelungsfähigkeit nicht veränderte, geſundheitsgefährliche Mikroorganismen enthält. Es iſt dadurch wahrſcheinlich geworden, daß die häufig beobachteten Krankheiten nach dem Genuſſe von Getränken, welche durch Hineinwerfen von Eisſtückchen gekühlt wurden, weniger durch die Kälte der Erſteren, als durch die im Eis vorhandenen Krankheitserreger verurſacht worden ſind. Ebenſo können ſogar auch feſte Nahrungsmittel durch Liegen auf ſolchem Eiſe verdorben werden. Wenn man daher eine derartige Verwendung von Eis überhaupt möglichſt vermeiden ſollte, ſo iſt vor allem unbedingt darauf zu halten, daß das Roheis nicht aus Gewäſſern gewonnen wird, die durch zufließende Unreinlichkeiten geſundheitlich Bedenken erregen können, zumal nicht aus Flüſſen an oder dicht unterhalb bebauter Ortſchaften.

## Zoologie.

Einem intereſſanten Aufſatz der Natur zufolge, der ſich mit der Geſchichte und Abſtammung der Haustiere beſchäftigt, muß unſer **Haushuhn** als der Abkömmling des in Vorder- und Hinterindien, ſowie auf den Inſeln des indiſchen Archipels wild lebenden Bankiwa-Hahns angeſehen werden. In Afrika ſcheint dasſelbe erſt ſpät Eingang gefunden zu haben, da die pharaoniſchen Denkmäler keinerlei bezügliche Abbildungen enthalten; in Amerika fanden die europäiſchen Entdecker ebenfalls kein Haushuhn vor. Die Hausente ſtammt, wie die Gans, von in Europa noch jetzt wildlebenden Geſchlechtsgenoſſen, der Wildente und der Graugans, ab, dagegen ſoll unſere Haustaube kein Abkömmling unſerer Waldtaube, ſondern der Felstaube (columba livia) ſein, welche ſowohl im Norden Europas, wie beſonders an den Küſten des Mittelmeeres und in Oſtindien heimiſch iſt.

## Verkehrsweſen.

Auf der Pennſylvaniabahn, einer der am beſten verwalteten nordamerikaniſchen Strecken, fanden kürzlich intereſſante Verſuche zu dem Zweck ſtatt, feſtzuſtellen, wie raſch die neueſten und kräftigſten **Bremſen** bei beſonders ſchneller Fahrt wirken. Es gelang dabei, einen mit einer Geſchwindigkeit von 96 Kilometern in der Stunde fahrenden, nicht allzu ſchweren Perſonenzug auf eine Entfernung von 275 Metern zum Stillſtande zu bringen; bei einer Fahrtgeſchwindigkeit von 128 Kilometern ſtand der Zug auf 490 Meter, bei 145 Kilometern auf 618 Meter und bei 160 Kilometern auf 768 Meter. Dies gilt aber nur bei wagerechten Strecken und trockenem Wetter; bei Nebel und auf Gefällen iſt an ein Anhalten auf ſo kurze Entfernungen nicht zu denken. Auch ſpielt die Schnelligkeit, mit welcher ein Menſch von dem Gedanken zur That, d. h. hier der Maſchinenführer, zur Ergreifung des Bremshebels übergeht, eine bedeutende Rolle. Man wird daher gut thun, die Entfernung nahezu zu verdoppeln und anzunehmen, daß ein Zug bei der Geſchwindigkeit von 96 Kilometern — die höheren kommen bisher ja kaum in Betracht — ſich frühſtens auf eine Entfernung von etwa 500 Metern zum Stillſtand bringen läßt. Bei dem fortgeſetzten Beſtreben, die Fahrtgeſchwindigkeit zu vergrößern, werden derartige Verſuche ſicher auch bei uns im großen Maßſtabe angeſtellt werden müſſen, denn von der Schnelligkeit der Bremswirkung hängt die Sicherheit des Betriebes weſentlich ab.

## Landwirtſchaft.

Ein **neues Mäuſegift**, das für alle anderen Tiere, ſowie für Menſchen durchaus unſchädlich ſein ſoll, iſt auf dem Wege der Bakterienforſchung von Loeffler gefunden und mit Erfolg geprüft worden. Die Mäuſe werden nämlich von einem Typhus befallen, der nur allein ihresgleichen, dagegen nicht die übrigen Tiere anſteckt und tötet und von einer eigenen Art Typhusbazillen herrührt. Werden von dieſen Bazillen nach den Regeln der Wiſſenſchaft Reinzüchtungen hergeſtellt, und an Brot oder Sämereien haftend, auf die von den Nagern heimgeſuchten Felder gebracht, ſo entſteht alsbald eine Typhus-Verſeuchung unter den Mäuſen, die um ſo größeres Sterben verurſacht, als die lebenden Mäuſe die Leiber ihrer verendeten Stammesgenoſſen verzehren und ſich dadurch vergiften. Katzen, Hunde, Ratten, Singvögel, Tauben, Kaninchen, Schweine werden vom Magen aus durch das Mäuſetyphusgift nicht angegriffen. Ob es möglich ſein wird, dieſes Gift in Mäuſejahren handelsfähig zu machen, iſt abzuwarten.

## Technik.

In New York iſt eine **Bohrmaſchine** erfunden worden, welche in Diamanten und andere Edelſteine Löcher von nur $2\frac{1}{2}$ Hundertſtel Millimeter Weite in kurzer Zeit bohrt. Solche Steine mit faſt mikroſkopiſchen Öffnungen werden zum Ausziehen ſehr dünner Drähte, ſowie bei der Fabrikation von Präziſionsinſtrumenten gebraucht. Der Stahlbohrer wirkt hauptſächlich durch den Staub des Edelſteins, der ſich an ſeiner Spitze anſammelt.

## Buchhandel.

Das beliebte „**Meyers Hand-Lexikon**“ erſcheint in fünfter, gänzlich umgearbeiteter Auflage unter dem veränderten Titel: Meyers kleines Konverſations-Lexikon in 66 Lieferungen (Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig). Die Verlagshandlung verſpricht: größere Genauigkeit in den Erklärungen, planmäßige Durchführung der Nachweiſe, Berichtigung und Ergänzung bis zur Gegenwart, Vermehrung des Stoffes um 7—8000 neue Artikel bei deutlichem Druck mit größerer Schrift und Vermehrung der Beilagen.

Bei der L. Schwannſchen Verlagsbuchhandlung in Düſſeldorf gibt Paul Clemen im Auftrage des Provinzialverbandes und der Geſellſchaft für rheiniſche Geſchichtskunde ein reich illuſtriertes Werk: „**Die Kunſtdenkmäler der Rheinprovinz**“ heraus. Das Werk ſoll das ganze Gebiet der Kunſtthätigkeit von den römiſchen und germaniſchen Funden und Anlagen an bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts umfaſſen.

## Kunſt.

Am 8. April fand in **Breslau** die Feier des hundertjährigen Beſtehens der dortigen **Kunſtſchule** unter ſtarker Beteiligung der Behörden und der ganzen Bevölkerung ſtatt. Gleichzeitig wurde eine Ausſtellung von Kunſtwerken in der Schule eröffnet.

## Ausſtellungsweſen.

Eine vom Verein Berliner Kaufleute und Induſtrieller kürzlich einberufene Verſammlung von Intereſſenten für die geplante große **Internationale Ausſtellung in Berlin** faßte den Beſchluß, „die Frage der Weltausſtellung 1896/97 in Berlin und im ganzen Reiche ungeſäumt in Fluß zu bringen und die Zeichnung eines Garantiefonds in gegebener Zeit zu veranlaſſen.“ Ebenſo hat der Magiſtrat von Berlin bereits ſeine Zuſtimmung zur Unterſtützung des Unternehmens ausgeſprochen. Man rechnet auf einen Zuſchuß von mindeſtens 10 Millionen Mark aus kommunalen Mitteln.

In Paris wird vom Auguſt bis zum November d. J. im Induſtriepalaſt eine Ausſtellung für weibliche Kunſtfertigkeit veranſtaltet. In einer ihrer Abteilungen ſoll eine **Geſchichte der franzöſiſchen Mode** dargeſtellt werden. Lebensgroße Wachsfiguren, nach den beſten überlieferten Vorbildern von den erſten Schneidern koſtümiert und von den geſchickteſten Haarkünſtlern friſiert, ſollen in ſiebzehn in ſich abgeſchloſſenen Bildern die hiſtoriſche Entwickelung der Mode von 1480—1860 veranſchaulichen.

## Vereinsweſen.

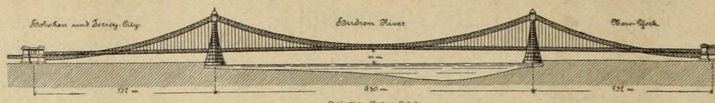
Die Begründung eines großen **Berliner Kunſtvereins** wird gegenwärtig von einer Reihe angeſehener Berliner Künſtler vorbereitet. Wir nennen die Maler Paul Meyerheim, Karl Ludwig, J. Wentſcher, Conrad Fehr, den Architekten Baurat Kyllmann, die Bildhauer Ludwig Manzel und Otto Rieſch. Es handelt ſich nicht etwa um einen neuen Konkurrenzverein gegenüber dem alten Verein der Berliner Künſtler, vielmehr ſoll der neue Verein im Anſchluß an jenen gebildet werden und mit demſelben in dauernder Verbindung bleiben; er ſteckt ſich dagegen das beſondere Ziel, das Intereſſe für die Kunſt in möglichſt weite Kreiſe zu tragen.

## Sport.

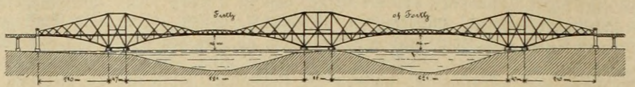
Der **Radfahrerſport** hat im Lauf des letzten Jahrzehnts in Deutſchland einen kaum je geahnten Aufſchwung genommen. Während ſich 1882 kaum 2000 Männer auf das Zwei- oder Dreirad wagten, dürfte heute die Zahl von 100 000 deutſchen „Radlern“ nicht zu hoch gegriffen ſein. Die meiſten Vereine, welche das Radfahren lediglich als Touren- oder Rennſport betreiben, gehören dem gegenwärtig ca. 16 000 Mitglieder zählenden, über ganz Deutſchland verbreiteten Deutſchen Radfahrerbund an, deſſen Sitz ſich ſeit der im Jahre 1884 in Leipzig erfolgten Gründung in Magdeburg befindet. Ärztlicherſeits betrachtet man das Radfahren als einen äußerſt geſunden Sport.

## Moderne Rieſenbrücken.

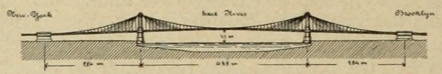
Wir haben ſ. Z. ausführlich über die ſchottiſche Forthbrücke und kürzlich auch über die projektierte Hudſonbrücke, welche vorausſichtlich eines der größten techniſchen Wunderwerke der Erde werden dürfte, berichtet. Erſt durch den Vergleich treten aber die ungeheueren Abmeſſungen dieſer Bauten recht deutlich hervor. Nebenſtehend haben wir daher Abbildungen der vier größten ausgeführten bez. projektierten Brücken zuſammengeſtellt, zu deren Erläuterung wir eine ganz kurze Charakteriſtik der Bauart jeder derſelben hinzufügen.



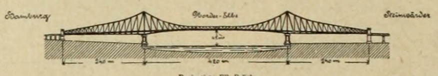
Projectirte Hudson-Brücke



Forth-Brücke



East River-Brücke



Projectirte Elb-Brücke

Die **Hudſonbrücke** bei New York (Projekt, deſſen Ausführung aber geſichert. Ingenieur: G. Lindenthal) wird als verſteifte Hängebrücke gebaut, deren vier Tragkabel von je 1,2 Meter Durchmeſſer über 157 Meter hohe Stahltürme laufen. Größte Spannweite 930 Meter. Bauzeit vorausſichtlich 5 ½ Jahre; Baukoſtenanſchlag 64 Millonen.

Die **Forthbrücke** bei Edinburgh (Ingenieure: John Fowler und Benjamin Baker) wurde als feſte Trägerbrücke gebaut. Größte Spannweite: 521 Meter. Bauzeit 7 Jahre. Baukoſten ca. 60 Millionen.

Brücke über den **Eaſt River** (Ingenieur Röbling jun.) zwiſchen New York und Brooklyn iſt eine nicht verſteifte Hängebrücke. Größte Spannweite: 488 Meter.

**Elbbrücke** (Projekt. Ingenieur: M. Buchwald) bei Hamburg iſt als feſte Trägerbrücke gedacht. Größte Spannweite 420 Meter. Vorausſichtliche Bauzeit 4 Jahre; Baukoſten auf 20 Millionen Mark veranſchlagt.

## Kleine Zeitung.

Herr **Adebar** befindet ſich in arger Gefahr. Man ſollte es nicht glauben, aber thatſächlich hat jüngſt der Gouverneur von Algerien auf Antrag der Muſeumsdirektion zu Algier an diejenigen Gemeinden des Landes, in deren Gebiet ſich archäologiſch intereſſante Bauten und Ruinen befinden, den Erlaß gerichtet, daß ſie auf jede Weiſe für die Ausrottung der Störche ſorgen ſollten, da dieſe Vögel beſonders gern auf alten Trümmern ihre Neſter anlegen und dadurch deren Verfall bedeutend beſchleunigen. Der arme Adebar! Das hat er davon, daß die Volksvermehrung in Frankreich ſo ſehr hinter allen Erwartungen zurückbleibt.

Das **Wachstum Londons** geht faſt mit geſetzmäßiger Regelmäßigkeit vor ſich. Durchſchnittlich werden jeden Monat 900 neue Häuſer gebaut. Die Waſſergeſellſchaften verſorgten im November 1891 779 308 Häuſer.

Eine **Zählung des Verkehrs in der London „City“** hat ergeben, daß dieſer Teil Londons im Laufe von 24 Stunden von der enormen Zahl von 1 186 094 Fußgängern und 92 372 Fuhrwerken aller Art paſſiert worden iſt.

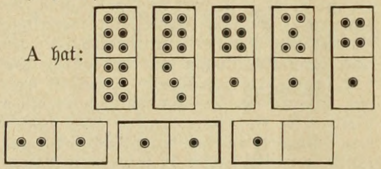
In neuerer Zeit gelangen große Sendungen **friſchen Obſtes und junger Gemüſe** aus dem Kaplande, von den Antillen, ſelbſt aus Auſtralien und Neu-Seeland nach England, ſo daß dasſelbe in Europa zur Winterszeit auf den Markt kommt, während auf der ſüdlichen Halbkugel noch der Sommer herrſcht. Die Ware wird in Kühlkammern verpackt und überſteht den Transport vortrefflich.

---

## In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.



Die Augenſumme auf den acht Steinen des B iſt um 12 kleiner, als die auf den acht Steinen des C. C hat fünf Doppelſteine. A ſetzt einen Doppelſtein aus, B, C und A ſetzen an. B und C paſſen. A ſetzt an. B und C paſſen. A ſperrt die Partie mit einem Doppelſtein. Die Augenſumme auf den ſechs Steinen der Partie beträgt 40.

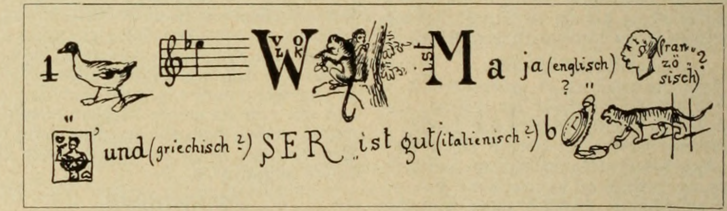
Welche Steine liegen im Talon? Wie groß war die Augenſumme auf den acht Steinen des B und auf den acht Steinen des C? Welchen Stein ſetzte B? Welchen Stein C? Welchen Stein ſetzte A in der dritten Runde? Welche drei Steine hatte C außer den Doppelſteinen?

### 1. Homonym.

Sie ſind famoſe Muſikanten,
Obwohl mitunter alte Tanten,
Sie treiben's ſpät bis in die Nacht,
Indes der Mond am Himmel wacht;
Doch ſchrecklich plagen dieſe Sänger
Bei Nacht und Tage ihre Fänger,
Verwirren dir den ganzen Kopf.
Laß ſie doch fahren, armer Tropf!

B.

### Bilderrätſel.



### 2. Verwandlungsaufgabe.

Nahe Paris Stinde Mais Siam
Minsk Prater Scheitel Lindau Zamora

Aus jedem der obigen zehn Wörter läßt ſich durch Verwandlung eines Buchſtaben und durch Umſtellung der übrigen Buchſtaben ein neues Wort bilden. Die zu ſuchenden zehn Wörter bezeichnen:

1. einen deutſchen Dichter unſerer Zeit,
2. eine Stadt im Königreich Sachſen,
3. einen Fluß in Oſtpreußen,
4. eine Stadt in Italien,
5. einen Gott der Römer,
6. einen bibliſchen Namen,
7. einen Vogel,
8. einen Fiſch,
9. einen Propheten,
10. einen Komponiſten.

Sind die richtigen zehn Wörter gefunden, ſo ergeben die zehn bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchſtaben den Titel einer beliebten Oper.

### 3. Wechſelrätſel.

Mit i iſt es von altem Klange,
Schon ſeit Jahrhunderten im Gange,
Verſchwunden iſt's bei uns ſchon lange.
Mit e iſt es ein großer Geiſt,
Doch unverſtändlich allermeiſt,
Selbſt manchem, der ihn lobt und preiſt. B.

### 4. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Geburtstag einer edlen deutſchen Fürſtin läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen. Die Summe der Jahreszahl und der 8fachen Monatszahl iſt gleich der 180fachen Datumszahl. Der Unterſchied der Jahreszahl und der 92fachen Monatszahl iſt gleich der 150fachen Datumszahl.

Weſſen Geburtstag iſt gemeint?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 31.

Bilderrätſel.

Setzen wir Deutſchland ſo zu ſagen in den Sattel; reiten wird es wohl können.
(Fürſt Bismarck.)

Schachaufgabe.

1. S e 8 — f 6 1. L f 8 : d 6 †
2. T d 4 — b 4 ♯

A.

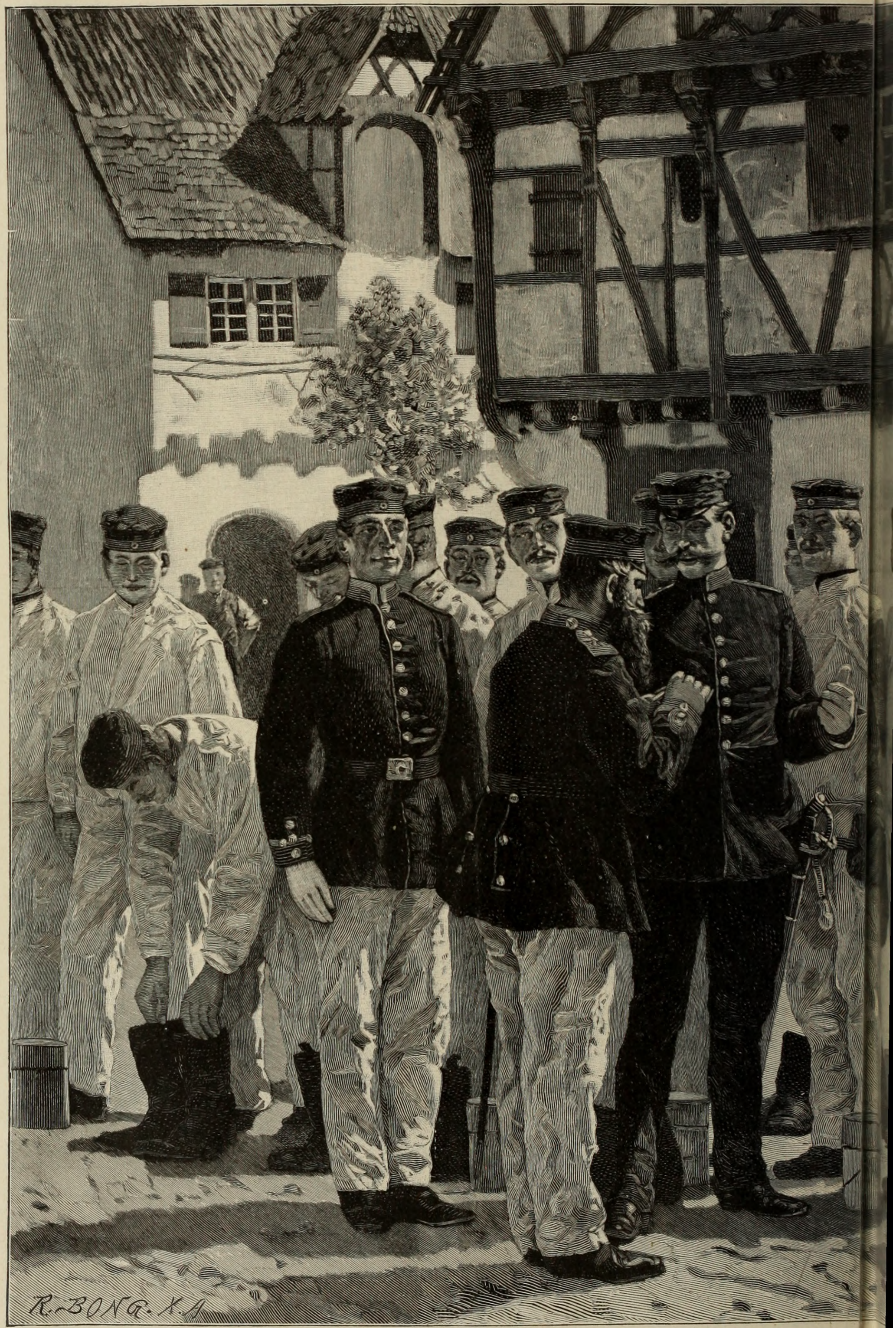
1. . . . 1. K e 5 oder
S h 5 : f 6
2. T d 4 — g 4 oder f 2 — f 4 ♯
(Andere Spielarten leicht.)

Dreiſilbige Scharade. Ehrenpreis.

---

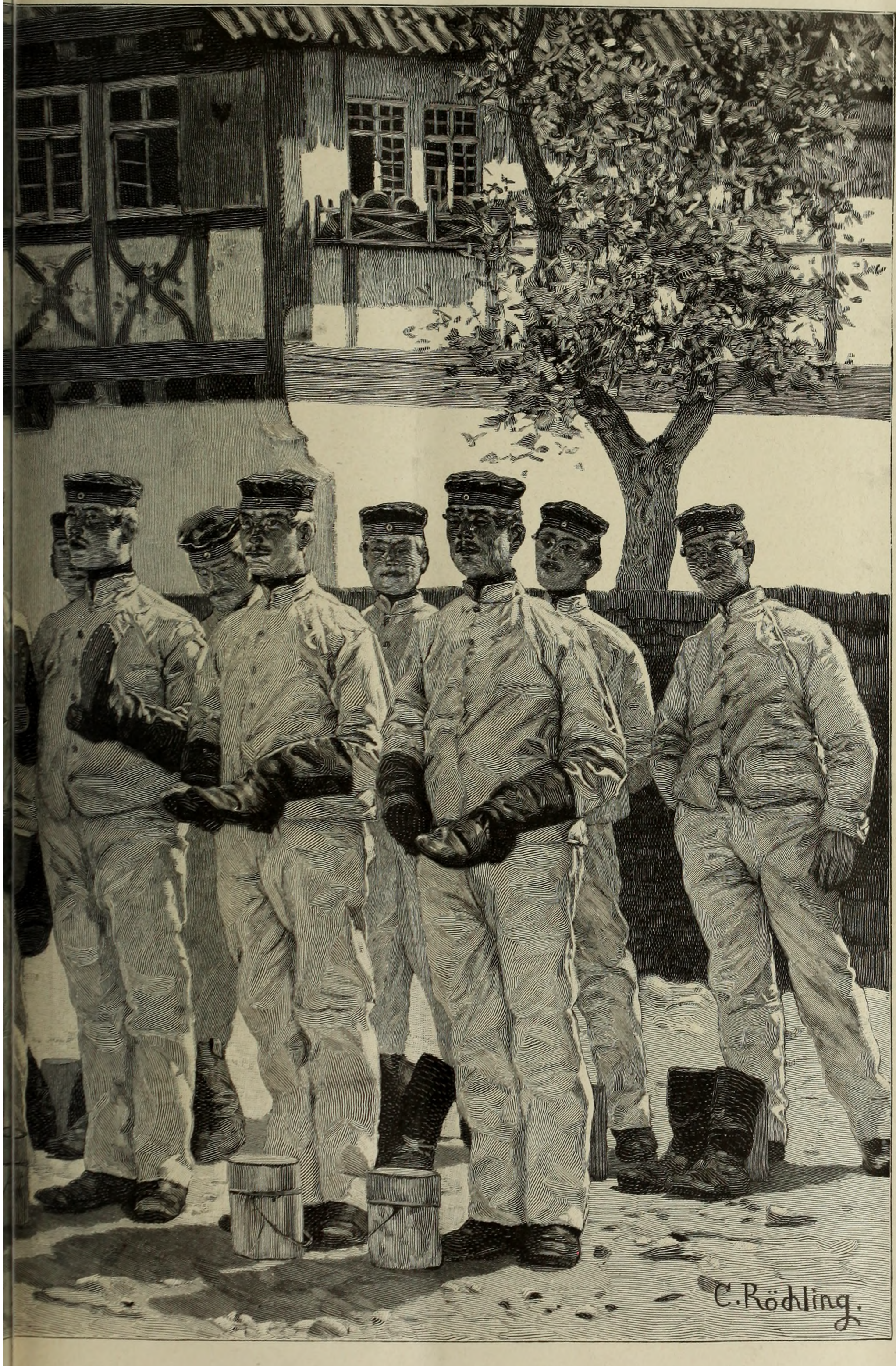
**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſ.) — Welche Handſchrift ſollen wir unſeren Kindern lehren? Eine praktiſche und geſundheitliche Frage. Von Dr. E. von Sallwürk. — Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. (Fortſ.) — Dem Kronprinzen Wilhelm zu ſeinem zehnten Geburtstag. Gedicht von Rudolf Kögel. Mit dem Fakſimile eines Handſchreibens Kaiſer Wilhelms I an Oberhofprediger Kögel. — Der große Hamburger Brand vom 5. bis 8. Mai 1842. Von Otto Weinrich. Mit vier Illuſtrationen und einem Plan. — Zu dem Aufſatz „Volksſpeiſehallen in Berlin“. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der Freier von Carl Herpfer; Im Frühling von G. v Maffei. — Schule. — Altertumskunde. — Hygieine. — Zoologie. — Verkehrsweſen. — Landwirtſchaft. — Technik. — Buchhandel. — Kunſt — Ausſtellungsweſen. — Vereinsweſen. — Sport. — Moderne Rieſenbrücken. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Stiefelappell.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 12.



lt von C. Röchling.

# Daheim

Originale v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 14. Mai 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 33.

## Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Wie kam Graf Feraſi dazu, Liſi Ellrodt plötzlich ſo herb zu verurteilen? Um Antwort darauf zu geben, muß die Erzählung einige Schritt zurückgehen.

Sobald ſie Liſi ſicher in das Zimmer des Kranken gelotſt hatte, war Frau von Vötörö in dasjenige, in welchem ſich die Geſellſchaft befand, zurückgekehrt. Sie entſchuldigte dort unaufgefordert Liſis Ausbleiben, indem ſie erzählte, dieſe habe ſie aufgeſucht und ſich freiwillig erboten, die Pflege des Leidenden für den Reſt des Abends zu übernehmen. In überſchwänglichen Ausdrücken rühmte ſie dabei des Mädchens Bewunderung für den Dichter und die innige Freundſchaft, welche beide verband.

Feraſis Geſicht verfinſterte ſich. Er that der Berechnenden den Gefallen, genau das zu empfinden, was ſie in ihm zu erwecken wünſchte. Er war eiferſüchtig — mehr noch, er war empört. Es erſchien ihm ſo unſchicklich von Liſi, die Geſellſchaft zu verlaſſen, um den launenhaften Kranken zu verwöhnen und ſich mit ihm einzuſperren. Das ging denn doch entſchieden über die erlaubten Beweiſe des Mitleids.

Darüber nachſinnend hörte der Verſtimmte auf, zu ſprechen, und der ältere Galen bemächtigte ſich des Worts. Selbſtverſtändlich wählte er dabei — nachdem die Vötörö den Saal im geeigneten Augenblick verlaſſen — zum Gegenſtand der Unterhaltung Liſi, mit der ja eines jeden Gedanken beſchäftigt waren.

„Eine intereſſante Erſcheinung, dieſes Fräulein von Ellrodt! Aber ſehr eigentümlich! Sie erinnert lebhaft an ihre Mutter. Kennen Sie dieſe? Nicht? Ah, eine wunderſchöne Frau, die Maxi Ellrodt, heute noch beinahe ſchöner wie die Tochter, blendender ganz entſchieden und auch origineller, pikanter, anziehender. Freilich, das wird ſich bei der Tochter ſchon noch herausbilden. Dieſelben Anlagen hat ſie, das ſieht man ſchon an ihren Augen. Außergewöhnliche Augen, in denen, wie in einem verzauberten Weiher, Wunder und Märchen ſchlafen. Ja, das Alltägliche iſt für die Damen Ellrodt nichts; aber die Ekſtaſe, das ganz Unberechenbare, Excentriſche, das lockt ſie, das wohnt in ihnen und verbindet ſich ſogleich, wie elektriſche Kräfte, mit dem, was von außen gleichgeartet ihnen entgegentritt. Die Augen der älteren Ellrodt ſind ſchwarz, die der Tochter blau, aber der Blick iſt derſelbe. Vor zwanzig Jahren zündete er, wo er nur hinfiel.“

Hier machte der Erzähler eine ganz kleine Pauſe, um die Wirkung ſeiner Mitteilungen zu beobachten. Er konnte mit ihr zufrieden ſein. Jeder der Anweſenden war geſpannt und hatte den lebhaften Wunſch, mehr zu hören. Und Gabriele warf ein: „Sie haben die ältere Baronin Ellrodt damals gekannt? Ja, ſie ſoll ſehr gefährlich geweſen ſein.“

Galen nickte: „Sehr gefährlich. Und ſie ſelbſt blieb nie unberührt von den Flammen, die ſie entzündete. Sie nahm immer ihr Teil Brandwunden auf ſich, und ich glaube, daß man von ihr ſagen kann, ſie hat viel gelitten, denn ſie hat viel geliebt.“

„Ja,“ ſagte Gabriele mit einem langen Atemzug innerer Aufregung, — ſie hätte eigentlich an der Erzählung als junges Mädchen direkt keinen Anteil nehmen dürfen, aber in ihr wogte die Wonne, als ſie beobachtete, wie die Unterhaltung auf Paul wirkte, und ſie fand es wichtiger, den Impuls zur Fortſetzung zu geben, als die übliche mädchenhafte Zurückhaltung zu zeigen. „Ja,“ ſagte ſie deshalb, „damals ereignete ſich ja wohl die Geſchichte mit dieſem Szemſur, den ſie aus dem Gefängnis befreite, weil ſie ihn liebte, aber nachher ruhig hinrichten ließ, weil — nun ich glaube, weil ihr Herz ſchon wieder einem andern ſich zuneigte.“

„Man ſprach damals davon,“ antwortete der Baron, welcher nun am Brennpunkt ſeiner Erzählung angekommen war. „Die Sache verhielt ſich aber ſo: Dieſer Szemſur war bekanntlich ein ebenſo feuriger Patriot, wie ein feuriger Verehrer der Damen. Er beteiligte ſich 1848 bei der Erhebung ſeines Komitats und ſchloß ſich Görgei an. Als der unglückliche General am 13. Auguſt bei Világos kapitulierte, gehörte Szemſur zu denen, welche unter der Anklage des Hochverrats ſtanden. Er ſaß zu Peſt im Gefängnis, und Feldzeugmeiſter Haynau fertigte unter der Menge der andern auch ſein Todesurteil aus. Auf eine Hinrichtung mehr oder weniger, die einem der unſern den Kopf kürzte, kam es damals ja nicht an. Dieſer Szemſur aber hatte vor andern voraus, daß er vor ſeiner Gefangennahme für Frau von Ellrodt ſein Herz erwärmt hatte, und — wie aus dem Folgenden hervorgeht — ſie das ihre jedenfalls auch für ihn. Sie ſetzte alſo Himmel und Erde in Bewegung, um gerade dieſen Märtyrer der guten Sache zu retten, und bewirkte, da ſie die notwendigen Verbindungen hatte, denn auch richtig eine kaiſerliche Begnadigung. Mit dieſer reiſte ſie von Wien nach Peſt und trug die frohe Nachricht dort ſelbſt ins Gefängnis, in das ſie Einlaß fand. Hier aber nun geſchah das Wunderbare, das für ſie ſo charakteriſtiſch iſt: in einer Zelle mit Szemſur ſaß ein anderer, jüngerer Mann, ein Herr Mohaß. Ihn ſehen und ſich in ihn verlieben, war für die feurige Frau eins, und — ſie befreite nicht Imre Szemſur, ſondern Jelko Mohaß, indem ſie den einen für den andern ausgab. Mohaß verließ an ihrer Seite das Gefängnis, und die Wärter merkten den Irrtum nicht oder wollten ihn nicht merken. Wer weiß es? Geld macht ja oft die ſcharfſehendſten Augen blind. Imre Szemſur dagegen ward hingerichtet, hoffentlich ohne allzugroße Enttäuſchung. Er kannte ja das Leben, ehe er den Tod empfing, und mußte wiſſen, daß inmitten ſeines ewigen Wandels das Wandelbarſte ein Frauenherz iſt.“

Der Baron legte ſich im Lehnſtuhl zurück, um den Geſamteindruck ſeiner Erzählung zu genießen. Die Haltung ſeiner Hörer konnte ihn befriedigen. Gabriele hatte die weißbewimperten Augenlider geſenkt und ſpielte mit zwei ſeidenen Kordeln, welche ihr Kleid verzierten. Sie rief jetzt, da ihr Zweck erreicht worden, den Ausdruck mädchenhafter Prüderie auf ihr hübſches Geſicht, welcher ſich für die Sachlage ſchickte; aber ihre Mundwinkel umzuckte ein ſpitzbübiſches Lächeln, das ſie nicht völlig unterdrückte, und das im Gegenſatz zu den niedergeſchlagenen Lidern verriet, welch angenehme Schadenfreude ſie über die Darſtellung empfand. Aus Ilkas runden Stielaugen dagegen ſtrahlte volle Entrüſtung. Sie war auch die Erſte, welche dieſer Empfindung Worte verlieh. „Aber das war ja ein Verbrechen — ein Mord!“ rief ſie aus.

Der ältere Galen lächelte: „Aber einer, der die Thäterin nicht vor die Gerichte bringt. Es gibt Morde, welche durch keine Anklageſchrift veröffentlicht werden, und gerade ſie werden häufig von ſchönen Händen ausgeführt.“

Der Sohn Galen rückte unruhig auf ſeinem Sitz hin und her, preßte ſeine roten Finger ineinander und ſcharrte mit den großen Füßen. Ihm waren die Bemerkungen des Vaters äußerſt unangenehm, und er hätte längſt verſucht, dieſelben zu widerlegen und dem Bericht Einhalt zu thun, wenn er nicht geſellſchaftlich hierzu zu ungeſchickt geweſen wäre.

Paul dagegen ſtand hinter ſeinem Stuhl, Kopf und Oberkörper leicht vorgeneigt und die feurigen Blicke feſt auf den Erzähler gerichtet, als wolle er jedes Wort desſelben verzehren. Endlich fragte er ungeduldig: „Iſt dieſe Geſchichte denn aber auch verbürgt?“

„Aber gewiß!“ antwortete der Baron, „ich habe ſie hundertmal erzählen und nie widerlegen hören.“

„Und Sie finden, daß die Tochter der Mutter ähnlich iſt?“ fragte der Graf abermals ſcharf.

„Auffallend! Das heißt im Weſen; im Äußern erinnert ſie dagegen mehr an den Vater, der ja auch ein ſchöner Mann geweſen iſt. Aber was die Natur der Dame anbelangt, — ich pflege da alles auf den Ausdruck zu geben, und dieſer zeugt für Ekſtaſe, für dieſelbe Ekſtaſe, die der Mutter eigen iſt, wie ich vorhin ſchon bemerkte.“

Die alte Gräfin ward erſt jetzt auf das Geſpräch aufmerkſam.

„Von wem redet ihr denn,“ fragte ſie von ihrem Kartentiſch aus.

„Von Fräulein von Ellrodt,“ antwortete ihr Feraſi mit bitterer Ironie, „und von ihrer Mutter; der Baron unterhielt uns durch gewiſſe intereſſante Abſchnitte aus deren Leben.“

Die alte Dame machte ein ſehr unzufriedenes Geſicht. „Ah,“ ſagte ſie, „da kann ich mir denken, daß das keine vorteilhaften waren. Aber die Maxi Ellrodt war ſehr ſchön und hat deswegen auch viele Neider, ich will ſagen: ‚Neiderinnen‘ gehabt, und da weiß man, was für Giftmittel die lieben Mitſchweſtern gegen eine allzu eifrige Bewunderung zu miſchen pflegen. Übrigens hat die Liſi Ellrodt auch einen Vater gehabt, und dem kann man wirklich nur Edles nachſagen. Die Töchter aber arten, wie bekannt, den Vätern nach, die Söhne dagegen den Müttern. Hier haben wir einen wiſſenſchaftlich gebildeten Mann, der mir recht geben wird, nicht wahr?“

Sie wendete ſich mit den letzten Worten an den jüngeren Galen, welcher dadurch die lang herbeigewünſchte Erlöſung fand.

„Ja,“ erklärte er mit Eifer, „die Töchter arten den Vätern nach.“ Doch dann kam ſein pedantiſch wiſſenſchaftlicher Wahrheitsſinn und ließ ihn die Wirkung ſeiner Beſtätigung abſchwächen, indem er ſtockend den Nachſatz ſprach: „Wenigſtens in den meiſten Fällen, und — und ſoweit man bis jetzt beobachtet hat.“

Die Gräfin empfand die Abſchwächung unzufrieden und ſagte: „Nun alſo! Warum ſpricht man denn da grad’ immer von Liſis Mutter, wenn doch ſoviel Lobenswerteres vom Vater zu berichten iſt?“

Die Stimmung, welche durch den angenehm vorgetragenen Klatſch erzeugt worden war, wurde durch die ungehaltene Bemerkung geſtört. Man begann ſich ungemütlich zu fühlen und brach nach kurzem, wie durch Verabredung, auf.

Paul wünſchte, die Geſellſchaft möge ſich entfernen, ehe Liſi zurückkehre. Er war erzürnt, er fühlte förmlich etwas wie Abneigung gegen ſie, und dennoch hatte er den ungeſtümen Wunſch, nicht beobachten zu müſſen, wie die Blicke derer, welche ſoeben des älteren Galen Diagnoſe ihrer Charakterfehler gehört, etwa höhniſch prüfend auf ihr ruhen würden.

Die alte Gräfin war ärgerlich auf alle, welche ihr ſehr unerzogen erſchienen, weil ſie den Mut hatten, über einen von ihr ſichtlich bevorzugten Gaſt ſo unvorteilhaft zu ſprechen. Sie ſah es deshalb gleichfalls gern, daß ihre unfügſame Geſellſchaft ſich verabſchiedete, und behielt nur Paul bei ſich, um ſich ihm gegenüber deutlicher auszuſprechen.

„Dieſes Gifthaferl, der Vater Galen,“ äußerte ſie zornig, ſobald die Gäſte außer Hörweite waren. „Ich begreif’ nicht, was er davon haben kann, ſolche Geſchichten herzugeifern! Warum haſt du ihm auch nicht das Wort abgenommen?“

„Weil ich ſeine Geſchichten hören wollte,“ antwortete Paul in ſchlechteſter Laune.

„Das Weibergewäſch! Wer weiß, ob etwas Wahres daran iſt! Und wenn ja, ſo haben ſie doch aus einem Stecknadelknopf einen Turmknauf gemacht!“

„Kann ſein! Es iſt aber manchmal gut, auch davon etwas zu wiſſen. Der Ruf einer Frau muß ſo ſein, daß kein Weibergewäſch ſich an ihn wagt, oder er muß wenigſtens immer wieder rein daraus hervortauchen, wie der Schwan, den eine böswillige Hand mit Schmutz bewarf.“

„Gut! Hier handelt ſich’s aber doch um den Ruf von Liſis Mutter. Und was kümmert der dich ſo ſehr? Liſi kann niemand etwas nachſagen, und was kann ſie für ihre Mutter?“

Von dieſen Worten an hörte Liſi ſelbſt das Geſpräch, und es hatte die Wirkung auf ſie, welche ſo verhängnisvoll für ſie ward. Paul geſtattete ſich die ungeſtüme Erklärung, die jedes Hoffen in ihr vernichtete, und ſie faßte mit demſelben Ungeſtüm auch ihre Entſchlüſſe, welche dieſer Vernichtung erſt volle Kraft verliehen.

Umwallt von einem weiten, faltenreichen, weißen Kleid, wie eine Novize, die zum Gelübde ſchreitet, trat ſie am nächſten Tage kurz vor der Frühſtücksſtunde hinaus, um unten im Garten Tibor zu ſuchen.

Es war wie ein Fatum, daß ihr im Flur ſchon Frau von Vötörö entgegentrat.

Liſis Fuß ſtockte, und ihr Blut wurde ſeltſam klamm, wie in der Stunde, da ſie Feraſis zerſchmetterndes Wort gehört. Es war ſo, als befalle die Lähmung jetzt ſogar ihre Zunge, denn ſie brachte keinen Laut hervor.

„Meine ſüße Liſi!“ rief Frau von Vötörö, „wie ſchön ſind Sie! Ah, jeden Tag werden Sie ſchöner! Und mein armer Tibor, ich weiß nicht, ſoll ich's ihm wünſchen, daß er Sie ſo ſieht, oder ſoll ich ihn daran hindern!“

Liſi ſah ſehr bleich und ſchweigend vor ſich hin, als habe ſie von all dem Lob nichts gehört.

Aber die wortreiche Frau, welche eine unbeſtimmte Ahnung der in dem Mädchen wirkenden Stimmung hatte, fuhr eilig fort: „Aber ſo kommen Sie doch mit! Es hilft ja doch nichts, wenn er Sie auch nicht ſieht. Er hat Sie ja doch geſehen und das ſüße Geſicht ſchon in ſich aufgenommen. Und wo er iſt, denkt er ja nur noch an Sie!“

Liſi machte zwei halbe Schritte und ſtockte wieder, während die liſtige Mutter wiederholte: „Aber ja! bitte, bitte, gehen Sie doch zu ihm. Sie ſind ja mehr für ihn wie Frühling, Morgenlicht und Sonne! Sie ſind ihm alles: Leben, Luſt und Licht!“

Und ſie ſchob, genau wie am Abend vorher, die Zaudernde vor ſich hin.

Tibor lag in ſeinem Fahrſtuhl unter der Linde und dichtete, wie damals, als ſie, von Mitleid getrieben, zu ihm getreten war, als ſie von Feraſi ſich losgelöſt hatte, um zu dem Leidenden zu gehen. Sie ſchauderte, wie ſie der Gedanke erfaßte. Es erſchien ihr wie eine Vorbedeutung. Auch jetzt löſte ſie ſich von Feraſi für immer los, um ſich dem Kranken zu geben.

Und unwillkürlich ſtockte ihr Fuß ein drittes Mal, und ſie ſah ſich ſuchend um, mit dem Wunſch, zu fliehen. Aber die Vötörö hielt ſie feſt und ſchob ſie mit Aufwand aller Kräfte unbarmherzig vorwärts.

Da ſtand ſie vor dem Dichter, der heute hilfloſer in ſeinem Langſtuhl lag als je. Seine Augen ſahen eingeſunkener aus den herabhängenden Lidern, das Geſicht erſchien wächſerner und das Leben in dem elenden Körper ſo matt, als ſolle es jeden Augenblick verlöſchen.

„Eliſe!“ hauchte er und heftete einen Blick, der aus überirdiſchen Gefilden zurückzuwandern ſchien, auf die Weißumwallte: „Sie kommen zu mir wie ein Gebild aus Himmelshöhen! Ach, wenn Sie einmal mir ſo blieben!“

Es wäre ſo einfach geweſen, darauf zu antworten; die Antwort war eigentlich gegeben, und Liſi brauchte ſie nur noch mit den Lippen zu formen: „Ich will Ihnen bleiben! Ich gehöre Ihnen!“

Aber das Mädchen fand ſie nicht. Sie hatte ſich eine lange und rührende Rede vorher zurecht gemacht, in der Pflicht, Freundſchaft, höchſte Lebensziele als Schlagworte prangten; als ſie jedoch in das wächſerne Geſicht des Liegenden ſah, fand ſie keinen Zuſammenhang und ſtammelte das Vorbereitete einzeln in ſinnloſen Sätzen her.

Er ſah ſie zuerſt ohne Verſtändnis an. Als er die ſchreckensbleichen Züge aber eifriger durchforſchte, fing er an, in den furchtſam geſtammelten Worten ihre Entſchlüſſe zu erraten. Er ahnte mit einem gewiſſen grauſamen Inſtinkt, daß ſie ein wahnſinniger Opfermut in der Ekſtaſe des Augenblicks ihm in die Arme treibe, und hielt ſie mit dem gierigen Egoismus des Kranken und Liebenden feſt.

„Sie wollen mein ſein, Eliſe?“ rief er mit unvorſichtiger Überraſchung. „Sie ſind dazu entſchloſſen! Wie glücklich macht es mich!“

Und er breitete die mageren Arme nach ihr aus, ſie zu ſich herabzuziehen. Aber ſie widerſtand, und es gelang ihm nur, ihre Wange mit ſeinen langen, feuchten Fingern zu berühren, und während er es that, ſchüttelte es das Mädchen in ablehnendem Schauder.

Frau von Vötörö fühlte indeſſen nach, was dasſelbe empfand, und eilte Liſi in der raſch aufſteigenden Furcht zu Hilfe, die Schaudernde könne ſich beſinnen und nach kaum vollzogener Entſcheidung zurücktreten.

„Tibi, mäßige dich in deiner Freude!“ ſagte ſie, ſich zwiſchen ihn und die Zitternde ſchiebend: „Ich meine, mein lieber Tibi, genieße mit Maß! Die Baronin Ellrodt, unſere Liſi, will ich ſagen, iſt ſo voll Güte, daß ſie ſich nicht weniger um dich ſorgt, wie ich. Sie iſt ein Engel, und der Himmel hat ſie uns gewiß geſchickt, um uns in unſeren Prüfungen zu tröſten. Sie Liebe, Gute, Schöne!“

Gleichzeitig zog ſie Liſi an ſich, dieſe dadurch geſchickt des Sohnes Liebkoſungen entwindend.

Und dieſesmal den Impuls der Furchtbenommenen wirken laſſend, legte ſie einen Arm um ihre Hüfte und drängte ſie wieder dem Hauſe zu. „Sie bedürfen der Sammlung! Sie müſſen Ruhe haben!“ ſagte ſie, und während Liſi mit wortloſem Gehorſam in ihrer Stube ſich verſteckte und dort troſtlos ſich ſagte, es ſei alles Komödie, weil ihr Herz doch nicht bei dem Opfer, ſondern mit jedem Schlage ſich dagegen wehre, rannte die erregte Frau triumphierend im Schloß herum und ſchwang die große Glocke, um das Ereignis bekannt zu geben.

Die erſte, welche mit einer Mitteilung bedacht wurde, war die alte Gräfin. Sie ſaß in ihrem Boudoir, und Paul, welcher ſoeben vom Spazierritt zurückgekehrt war, auf dem er ein junges Pferd probiert hatte, ſtand neben ihr. Im ſtillen, ganz im geheimen hatte er gehofft, er könne Liſi wieder begegnen, und das hatte ihn ſo zeitig hinausgetrieben; dann, wie er ihr Pferd im Stall ſtehen ſah, hatte er einen leiſen Verdruß geſpürt, mochte ihn ſich aber nicht eingeſtehen und war trotz deſſen geritten.

Jetzt berichtete er über die Eigenſchaften des Pferdes, als ob das allein ihn intereſſiere. Da ſtürzte die Vötörö herein und rief: „Verzeihung, wenn ich ſtöre, meine Liebe! Aber ich bin zu ſehr im Taumel, um recht verantwortlich zu ſein! Das Glück, das ich empfinde! Aber ich weiß, Sie werden's mit mir fühlen! Denken Sie, die Baronin Liſi, dieſe entzückende Liſi, hat ſich mit meinem Tibor verlobt! Soeben — unten im Garten!“

Die alte Gräfin war viel zu ſehr Weltdame, um nicht ſogleich das liebenswürdige Lächeln zu finden, welches für die Gelegenheit ſich eignete.

„Aber das iſt ja ſchön!“ ſagte ſie in ruhig herzlichem Ton. „Da gratulier' ich, meine liebe Frau von Vötörö, und freue mich recht herzlich mit Ihnen.“

Sie drückte die Hand der aufgeregten Frau und ſah dabei auf dieſe und dann erſt auf Paul, um zu ſehen, wie er das Ereignis aufnehme.

Dieſer hatte ſeine Reitpeitſche in den Händen und ſpielte mit ihr. Er bog Stiel und Spitze zuſammen und ſchnellte ſie wieder auseinander. Dabei fiel die Gerte auf die Diele, und er bückte ſich nach ihr. Sein Geſicht ward rot, und als er ſich wieder aufrichtete, lachte er laut und anſcheinend ohne Urſache. Gleich darauf aber hielt er ebenfalls Frau von Vötörö die Hand hin und ſagte leicht: „Da darf man ja auch gratulieren.“

Die Dame dankte mit einem Zwinkern der geröteten Augenlider, das ihrem Geſicht einen unangenehm falſchen Ausdruck gab, und ſchwärmte weiter: „Die Bewunderung zieht ſie zu ihm. Sie iſt ganz berauſcht von ſeinen Gedichten, ſeinem Genie. Es iſt Liebe — geiſtige Liebe, ich verſichere Sie! Wie ſo ſelten iſt dieſe in unſeren proſaiſchen Zeiten. Aber ſie iſt eben auch ein ſeltenes Weſen, unſere Liſi.“

„Gewiß,“ ſagte die Gräfin, „ein ſehr reizendes Mädchen, nur auch — auch ein wenig phantaſtiſch dabei.“

„Oh, aber es iſt auch Fonds da, viel Fonds, ich verſichere Sie.“

„Gewiß,“ wiederholte die Gräfin ein wenig beunruhigt, weil Paul einen ziemlich unſchicklichen Spektakel mit dem Seidenſpitz machte. Er ließ den Hund über die vorgehaltene Reitgerte ſpringen, lobte und ermunterte ihn: „Hopp! Ei ſchön! — ſchön! Brav! Hoch! Allez! Schön! ſchön! ſchön!“

Dieſes Spiel ſchien beiden, Hund und Herrn, ſolche Beluſtigung zu gewähren, daß ſie nichts anderes hörten, und Paul ſetzte es ſo lange fort, bis Frau von Vötörö das Zimmer verließ.

„Nun, was ſagſt du dazu, Paul? Da wären ja meine Verſorgungsgedanken ſehr ſchnell verwirklicht,“ bemerkte die Gräfin, den Pflegeſohn aufmerkſam beobachtend. „Aber es kommt doch überraſchend und beweiſt, daß ſie wirklich überexcentriſch iſt, dieſe Liſi!“

„Verrückt!“ rief Paul und lachte nicht mehr, ſondern ſchnellte ſelbſt auf, wieder ſehr rot im Geſicht. „Verlobt mit dem hyſteriſchen Krüppel! Es iſt unglaublich!“

„Das klingt roh,“ ſagte die Gräfin unangenehm berührt, aber er antwortete: „Ja wohl, die Wahrheit klingt Frauen immer roh! Deshalb verſteht ihr auch mit der Wirklichkeit nicht fertig zu werden. Ich jedoch ſehe die Sache, wie ſie iſt. Mir graut vor dieſem Menſchen!“

Und er begab ſich hinaus.

Es verdrießt ihn, daß ſie nun ein anderer heimführt, dachte die alte Gräfin, und doch hat er ſie nicht gemocht! Aber ſo ſind die Männer! Und da will er über die Frauen ſprechen! Aber, er wird ſich ſchon beruhigen! Und da er ſie doch nicht will, iſt's eigentlich ſo noch am beſten.

Sie irrte. Paul beruhigte ſich nicht, denn es war ihm mit ſeiner Verſicherung, Liſi ſei keine Frau für ihn, durchaus nicht ernſt geweſen. Er hatte ſie in der Erregung des Augenblicks hervorgeſtoßen, in der überreizten, verärgerten Stimmung, welche durch Galens Erzählung in ihm geweckt worden war. Die unglücklichſte Stunde, die bei ſeiner leicht aufwallenden Natur die alte Gräfin hatte wählen können, um eine Heirat mit Liſi in Vorſchlag zu bringen, war von ihr erleſen worden.

Und nun tobte ein Sturm von Gefühlen in ihm, die er ſelbſt nicht zu überſehen, nicht zu bändigen vermochte. In den nächſten vierundzwanzig Stunden aber handelte er immer unter dem Einfluß desjenigen, das gerade die Oberhand gewann. Zuerſt ſiegte der Zorn gegen Liſi, der ihn ganz zu durchglühen ſchien. Er fand ihr Benehmen ungebührlich, ihren Entſchluß unverzeihlich; beſonders aber wollte es ihm vorkommen, als ob ſie ſich damit ſchwer an ihm verſündige.

Liſi dagegen hatte eine Marter zu erdulden, die ſie nicht in Berechnung gezogen, und die ihre Kräfte nahezu überſtieg. Sie mußte der Flut der Glückwünſche Stand halten, den ſpöttiſch lächelnden Mienen, den beluſtigten Blicken, die ihr Entſchluß bei den Damen, dem ernſten forſchenden Erſtaunen, das er bei den Herren hervorrief, und dazwiſchen der überſchwänglichen Zudringlichkeit ihrer zukünftigen Schwiegermutter, die ſich fortdauernd zu ihr drängte. Es war eine Heldenthat, dabei den Kopf mit ſo entſchloſſenem Stolz zu tragen, wie ſie es gewohnt war, das Lächeln in den Zügen zu behalten, das ſie ſtets mühevoll hineinzwang, ehe ſie die Wohnzimmer betrat.

Es gelang ihr aber, wie es jedem Mädchen gelingen wird, das ſich vorgenommen hat, die Märtyrerrolle der glücklichen Braut vor einer Geſellſchaft zu ſpielen, welche nur darauf lauert, ihre geheimen Qualen zu entdecken. Die Seelenfolter, die ſeine geſellſchaftliche Stellung ihm auferlegt, verſteht ja jedes Weib ſtandhaft zu ertragen.

Einer aber, der mit allen Fibern ſeines Herzens hoffte, Liſi werde dieſe Standhaftigkeit nicht zeigen oder wenigſtens doch nicht durchführen können, war Feraſi. Sie hatte erwartet, in dem Augenblick, da er ihr zur Verlobung gratulieren mußte, einen Triumph zu feiern. Sie wollte das Gefühl gewinnen, hoch über ihm zu ſtehen; ſie wollte ſeine Bewunderung, ja vielleicht ſeine ſchmerzliche Bewunderung in Mienen, Blicken, Worten erkennen. Statt deſſen trat er auf ſie zu mit einem ſo impertinent höhniſchen Ausdruck in ſeinen leuchtenden Augen, einem ſo keck ſpöttiſchen Lächeln um die übermütigen Lippen, daß ſie vor dieſer Ungezogenheit faſſungslos blieb.

Nachher wartete er nur auf eine Gelegenheit, um ihr dies Benehmen zu erklären und beobachtete ſie den ganzen Tag, immer ungeduldiger hoffend, ſie werde die Maske fallen laſſen, oder er werde, ſobald er ſie nur allein ſähe, ihr dieſe nötigenfalls mit Gewalt entreißen.

Aber erſt nachmittags, nachdem ſeine Ungeduld bereits aufs höchſte gediehen, wurde ſein Wunſch erfüllt. Zu der Stunde, wo im Haus jeder ſich zur Sieſta in ſein Zimmer zurückzog, ſah er die ſchlanke, hohe Geſtalt mit dem kleinen, eigentümlich ſtolz getragenen Kopfe unten im Garten.

Sie ging ungeduldig ſchnell, ſo, als wolle ſie jedem etwa ſie verfolgenden Auge entfliehen, und erſt, als ſie in den ſchützenden Alleen war, verlangſamte ſich ihr Schritt wie in ſchwerer Müdigkeit.

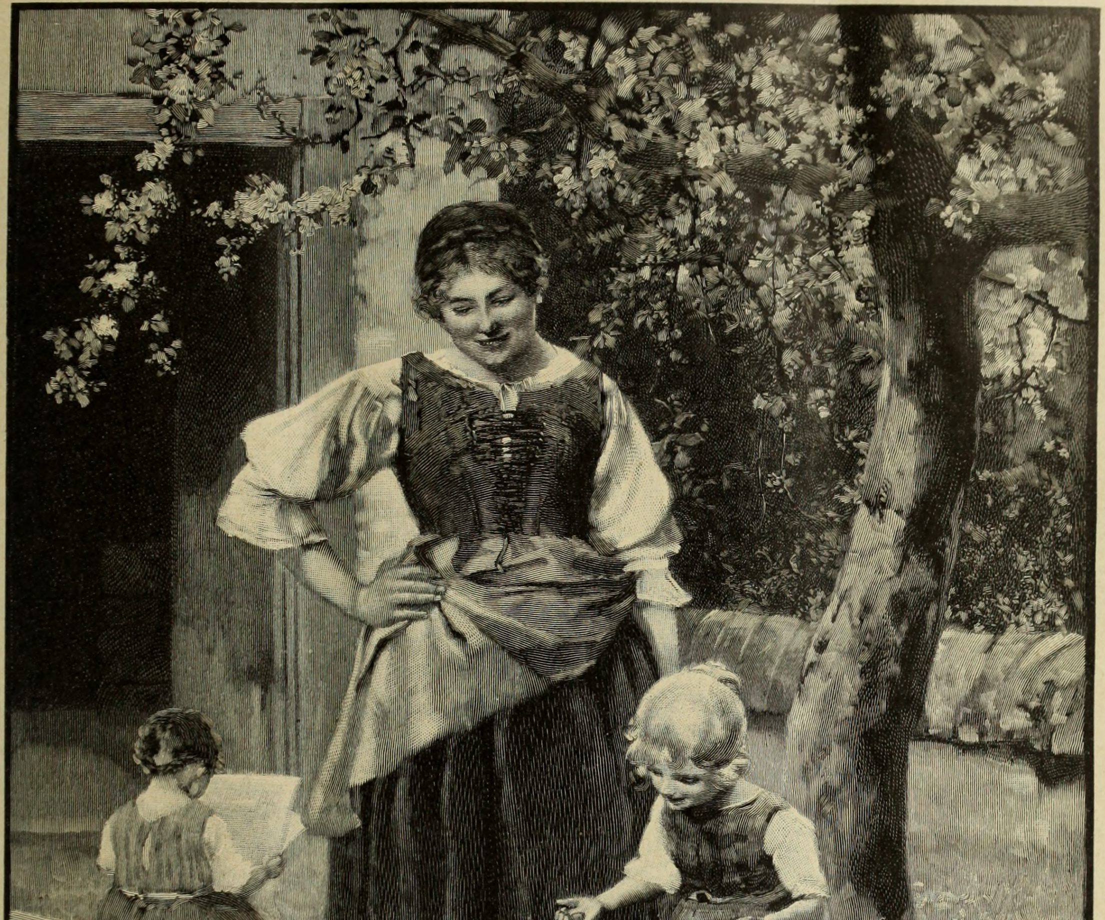
Paul ging hinter ihr her und richtete ſeine Bemühungen zuerſt darauf, daß ſie ihn nicht zu früh erblicke.

Sie aber ſchritt alle Wege ab, die ſie am Tag vorher mit ihm gegangen war, und ſein Herz ſchlug heftiger, als er dies bemerkte. Der Teich, an deſſen Ufer er ſie aus den hängenden Ranken befreit, feſſelte ſie lange. Sie trat einmal bis dicht an die Stelle und neigte ſich vor. Paul durchzuckte es. Er wußte nicht, was er fürchtete, aber eine Sekunde ſchoß ſein Blut wie im Wirbel durch ſeine Adern. Schon wollte er vorſpringen, da bog ſie ſich zurück und hob einen Zweig, den ſie gepflückt. Sie betrachtete ihn, näherte ihn ihrem Geſicht und hielt ihn dann wieder von ſich. Waren das Tropfen des quellenden Waſſers, die da auf den Blättern blinkten, oder waren es Thränen? Eine Welt hätte Paul darum gegeben, es zu wiſſen. Es kam über ihn mit einer Gewalt, wie er ſie nie gefühlt. Er rührte ſich nicht, ſondern ſah auf die Stehende hin, und in ſeinem Innern lebte nur die eine Frage: „Dachte ſie an ihn? Liebte ſie ihn, liebte ſie ihn ſo, wie er ſie?

Liſi ſtreckte die Hand weit vor, der Zweig fiel zurück ins Waſſer und ſchwamm dahin. Wie ein Gruß, der wandernd hinausgeſchickt wird ins Ungewiſſe, und vielleicht niemals den, dem er gilt, erreicht. Und dann machte ſie kehrt und verfolgte ihren Weg, vorüber an den gepflegten Gängen, den vollblättrig geſenkten Zweigen der Bäume, hinaus ins Feld, bis zu dem zweiten verödeten Teich vor der Ziegelei. Auch hier blieb ſie ſtehen. Waſſerſpinnen zogen ihre Ringe auf der grünlich ſchimmernden Oberfläche und liefen, wie an Fäden, darüber hin. In der Mitte lag das Waſſer frei und krauſte ohne Unterlaß in ſchwellenden Runden. Am Ufer aber, unterm Schilf, wuchſen Binſen und zogen ſich bis zum Grund mit dem grünen Geſtiel; weiter vorn wieder ſchwammen große Blattinſeln, und über ihnen ſchwebten blauſchillernde Fliegen und Libellen mit durchſichtigen, farbig glänzenden Flügeln. Dicke, ſchwarze Käfer ſchoſſen manchmal blitzſchnell unter den Blattflächen hervor und verſchlangen die ſpielenden Fliegen. Es war eine Welt im kleinen, welche hundertfältig Freud und Leid bewegte, nicht anders als die große draußen, und auch in ihr gab es hunderterlei zu ſehen. Aber die, welche jetzt hineinſchaute, ſah es nicht. Sie ſah, was ſie geſtern hier geſehen, und lauſchte, als höre ſie wieder den Regen und zwiſchen dem Fall der Tropfen eine volle, männliche Stimme. In ihr ſprach das Echo von dem, was geweſen, und ihr Blick ſtreifte gedankenverloren den Himmel. Ein paar Wolken wanderten graulicht auch heut über ihn hin, und ein paar Tropfen fielen herab; ſie trübten kaum den Spiegel des Teichs.

„So tropfe Waſſer zum Waſſer,“ murmelte das Mädchen, an ein altes, ſchwermütiges Volkslied denkend: „Regen zu den Wellen und zu dem Regen Thränen.“

(Fortſetzung folgt.)



Maikätzchen. Nach dem Gemälde von Hugo König.

# Unter dem Roten Kreuz.

Von Dr. Otto Dornblüth.

(Abdruck verboten.)

Ueber die Gefahren eines zukünftigen Krieges beſteht nirgends ein Zweifel. Die Wunden unſerer letzten Kriege ſind noch nicht vernarbt, ſo ſchwer ſind ſie geweſen, aber ſie müſſen erblaſſen vor der Vorſtellung von dem Unglück, das ein Kampf der ins Ungemeſſene wachſenden Heere mit den ſtetig verbeſſerten Waffen mit ſich bringen muß. Da iſt es wahrlich an der Zeit, auch den Mitteln alle Gedanken zuzuwenden, die den weiteren Gefahren des Kriegsſchauplatzes vorbeugen, die Verwundeten der Heilung zuführen, die Erkrankten dem Untergange entziehen wollen. Gewiß hat der Staat die Pflicht nicht gering geachtet, allen Opfern des Krieges in ihrer Geſamtheit ausreichenden Beiſtand zu leiſten, aber das Weſen des Krieges bringt es mit ſich, daß die Leiſtungen den Nöten nicht immer entſprechen können. Deshalb gewinnen die Worte aus hohem Munde immer mehr Geltung: „Den Abſtand, um welchen das ſtaatlich Erreichbare hinter den berechtigten Forderungen der Menſchenliebe zurückbleibt, vermag nur die freiwillige Krankenpflege auszufüllen.“

Den Mittelpunkt der freiwilligen Krankenpflege im Kriege bilden die Vereine vom roten Kreuze, die ihnen verbündeten deutſchen Landesvereine, ſowie die Ritterorden (Johanniter, Malteſer, St. Georgsritter), die ſich ſchon im Frieden der Krankenpflege widmen. Sie alle genießen im Kriege den Schutz des Genfer Vertrages vom 22. Auguſt 1864, der ihnen Neutralität zuſichert und ein rotes Kreuz auf weißem Grunde als Abzeichen vorſchreibt.

Es iſt ohne weiteres klar, daß ein wirklicher Nutzen der freiwilligen Krankenpflege nur durch ihre feſte Einfügung in den amtlichen Sanitätsdienſt möglich iſt. Während ſie früher nur geduldet wurde, wird ſie jetzt als berechtigt anerkannt, und dementſprechend hat ſie natürlich auch beſtimmte Verpflichtungen zu übernehmen. Der Entſchluß zur Beteiligung iſt freiwillig, aber mit dem vollzogenen Eintritt hört das Recht auf, nach eigenem Ermeſſen zu handeln. Nur innerhalb der erhaltenen Zuſtändigkeit iſt Raum zur freien Selbſtthätigkeit. Die Hilfsthätigkeit iſt die Regel, denn der Kriegsſanitätsdienſt der Armee ſteht in erſter Linie und ſoll nur da, wo er nicht ausreicht, die Unterſtützung der freiwilligen Krankenpflege in Anſpruch nehmen. Die ſelbſtändige Wirkſamkeit kommt im weſentlichen nur für die Errichtung von Erfriſchungs- und Verbandſtationen, für die Ausrüſtung von Sanitätszügen, für die Übernahme einzelner Wirtſchaftszweige in den Reſerve- oder Feſtungslazaretten und für die Errichtung von Vereinslazaretten und Reconvaleszentenſtationen in Frage.

Auf dem Kampfplatze reicht in der Regel der amtliche Sanitätsdienſt und das Sanitätsperſonal der Armee aus. Um ſo wichtigere Aufgaben hat das rote Kreuz im Bereiche der Etappeninſpektionen und der Beſatzungsarmee zu erfüllen; die größte Anſpannung aller Kräfte reicht oft nicht einmal zur vollen Bewältigung der Not aus, die hier in den auf eine Schlacht folgenden Tagen durch den Verwundetenandrang erwächſt. Wenn alſo die freiwillige Krankenpflege auch ausnahmsweiſe Transportkolonnen zu den Sanitätsdetachements der kämpfenden Armee entſendet, wenn ſie Vereinslazarette auf dem Gefechtsplatze errichtet, Krankenpfleger und -Pflegerinnen für die Feldlazarette ſtellt und Verwundete und Kranke zur Eiſenbahn befördert, ſo iſt dies doch niemals ihre Hauptaufgabe. Dieſe liegt vielmehr in dem nach rückwärts ſich anſchließenden Gebiet, dem Bereich der Etappenbehörden, und beſteht in der Krankenpflege innerhalb der ſtehenden Kriegslazarette und der Etappenlazarette, im Krankentransport und Depotdienſt. Zumal an der Krankenpflege in jenen beiden Lazarettarten nimmt das Perſonal des Roten Kreuzes einen wichtigen Anteil. Krankenpfleger und -Pflegerinnen, Köche und Köchinnen finden hier wie auf den ebenfalls im Etappenbereich liegenden Verband-, Erfriſchungs- und Übernachtungsſtationen die ihren Leiſtungen entſprechende Verwendung. Nicht weniger wichtig iſt ihre Thätigkeit beim Transport der Kranken und Verwundeten in Lazarett-, Hilfslazarett und Krankenzügen. Man verſteht unter Lazarettzügen die ſchon im Frieden vorbereiteten, unter Hilfslazarettzügen aber die improviſierten Züge für ſolche Schwerverwundete und Kranke, die nur in beſonderen Lagerungsvorrichtungen transportiert werden können, unter Krankenzügen endlich die Züge für jene Leidenden, die ſich, wenn auch mit Unterſtützung, noch ſelbſt in den Wagen begeben und eine längere Fahrt in ſitzender Stellung ertragen können. In jenen hat die freiwillige Krankenpflege im allgemeinen eine unterſtützende, in dieſen ſtets eine ſelbſtändige Rolle.

Der am weiteſten vom Feinde entfernte Bereich, der der Beſatzungsarmee, beginnt an der Grenze des eignen Landes oder an der Grenze der einem Generalgouverneur unterſtellten feindlichen Gebietsteile. Hier iſt der Platz der Reſervelazarette, die dazu beſtimmt ſind, die vom Kriegsſchauplatz kommenden Kranken und Verwundeten aufzunehmen. Die Beteiligung an der Lazarettpflege im Lande muß für die Zeit des Krieges als die bei weitem wirkſamſte und wichtigſte Aufgabe der freiwilligen Krankenpflege anerkannt werden. Hier ſind zunächſt vollkommen ausgebildete Krankenpfleger und -Pflegerinnen zu ſtellen, ſodann Verwaltungszweige zu übernehmen, ferner die in den erſten zehn Mobilmachungstagen einzurichtenden Reſervelazarette zu erweitern, ja es kann der freiwilligen Krankenpflege die ehren- und arbeitsvolle Aufgabe werden, innerhalb der genannten Zeit ſelbſtändig Reſervelazarette fertig zu ſtellen. Endlich können beſondere Vereinslazarette, Rekonvaleszentenſtationen, Privatpflegeſtätten, Begleitungen auf dem Transport, Verpflegungs und Erfriſchungsſtationen übernommen werden. Die letzten und nicht geringſten Aufgaben beſtehen in der Sammlung und Zuführung der freiwilligen Gaben für die Krankenpflege des Etappen- und des Beſatzungsbereichs und in der Beteiligung an der Nachrichtenvermittelung.

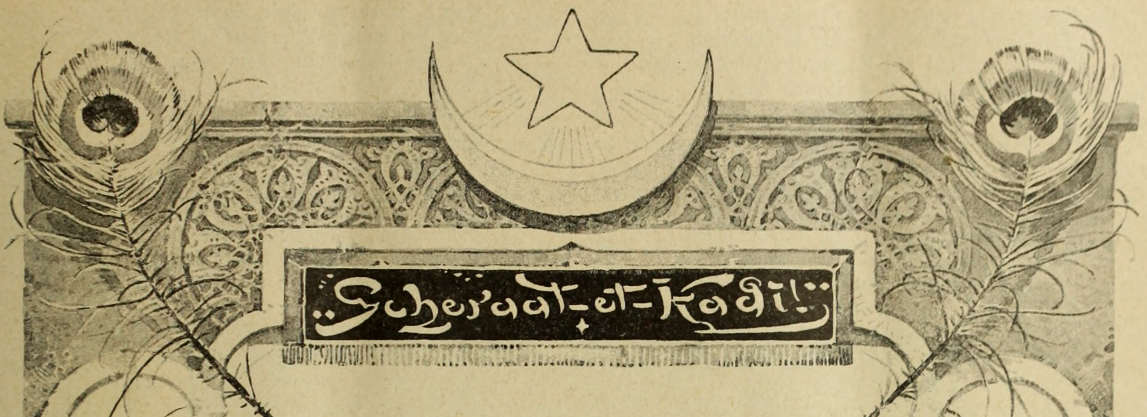
Dieſe kurze Aufzählung des von der freiwilligen Krankenpflege zu Leiſtenden gibt einen Begriff von dem ungeheuren Umfange, den ihre Thätigkeit im Zukunftskriege annehmen muß, wenn ſie den wechſelnden Kriegsgefahren einigermaßen entſprechen ſoll. Gegenwärtig reichen ihre Mittel an Perſonal, Material und Geld noch unvollkommen, und namentlich würde die Einrichtung von Reſervelazaretten dem Roten Kreuz vorläufig faſt unmöglich ſein. Dazu kommt, daß mit dem Friedensſchluſſe ſeine Aufgaben noch lange nicht beendet ſind. Die ergänzende Friedensthätigkeit beſteht darin, daß die Vereine auch im Frieden allen denen ihre Hilfe angedeihen laſſen, die noch an den im Kriege erhaltenen Wunden und Krankheiten oder deren Folgen leiden. Auch die Beſchaffung künſtlicher Glieder dürfte hierher zu rechnen ſein.

Die Aufgaben der freiwilligen Krankenpflege im Kriege an ſich und in ihrem Zuſammenhange mit den Einrichtungen des amtlichen Sanitätsdienſtes ſind im Vorſtehenden nach einem das ganze Gebiet in klarer Darſtellung erſchöpfenden Werke (Lehrbuch der freiwilligen Kriegs-Krankenpflege von F. von Criegern-Thumitz, herausgegeben im Auftrage des Zentralkomitees der deutſchen Vereine vom rothen Kreuze. Leipzig, Veit & Comp., 1890) angedeutet worden, das in Zukunft ſicher die Grundlage aller dieſer Beſtrebungen bilden wird. Einen weiteren wichtigen Teil dieſes Buches nimmt aber die Beſprechung derjenigen Friedensthätigkeit ein, welche die Kriegsthätigkeit, wenigſtens mittelbar, vorbereitet. Auf die letztere muß die Organiſation ganz und gar zugeſchnitten werden. Diejenige Thätigkeit der Vereine, die mit dem Kriege in keinem Zuſammenhange ſteht, z. B. die Armenpflege, Hilfeleiſtung bei großen Unglücksfällen und Epidemien, dient gewiß dazu, die Lebens- und Leiſtungsfähigkeit der Vereine an ſich zu erhöhen, wie ſich das namentlich an den Frauenvereinen vom Roten Kreuz zeigt, aber ſie birgt die Gefahr in ſich, daß die kriegsvorbereitende Thätigkeit dahinter zurückbleibt. Wie die Vorbereitung der Kriegsthätigkeit am beſten einzurichten ſei, iſt ebenfalls in dem Criegern'ſchen Buche dargelegt. In dieſer Richtung wird es ganz beſonderen Segen ſtiften, denn nach dem Kriege von 1870/71 konnte der Königliche Kommiſſar über die Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege mit Recht urteilen, daß „die Organiſation über Nacht erfolgen mußte.“ Vielfach trat Verwirrung ein, und wenn auch großes geleiſtet wurde, ſo hätte doch mit den vorhandenen Mitteln mehr geleiſtet werden können, wenn über die Verwendung von Anfang an Klarheit geherrſcht hätte. Auf Grund dieſer Erfahrungen hat die Kriegsſanitätsordnung von 1878 das Recht zur Teilnahme an den Arbeiten der freiwilligen Krankenpflege auf die Vereine beſchränkt, die ſich ſchon im Frieden den Zwecken der Krankenpflege widmen. Das Kriegsminiſterium teilt alljährlich dem kaiſerlichen Kommiſſar mit, welche Vorbereitungen die freiwillige Krankenpflege für den Mobilmachungsfall treffen muß, und erſieht aus den von jenem einzureichenden Überſichten, inwieweit ſie im ſtande iſt, dieſen Aufgaben zu entſprechen.

Die vorbereitenden Friedensaufgaben müſſen zunächſt Aneignung und Verbreitung der erforderlichen Kenntniſſe der Heereseinrichtungen und der über die Sanitätspflege beſtehenden Vorſchriften im Auge haben, ſodann iſt der Mobiliſierungsplan im ganzen aufzuſtellen und im einzelnen die Richtung zu bedenken, auf die der Verein ſeine Thätigkeit konzentrieren will, ferner iſt die Frage der Perſonenverwendung zu bearbeiten, endlich der Sachetat der Mittel an Geld und Material aufzuſtellen und das Budget zu erwägen. Das Buch des Herrn von Criegern-Thumitz gibt über alle dieſe Fragen genau Auskunft. Die Leitung der freiwilligen Krankenpflege in ihrer Geſamtheit und in ihren einzelnen Zweigen, die zahlreichen Punkte, die bezüglich des Perſonals, ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Rechte, ſeiner Aufgaben, ſeiner Ausbildung zu berückſichtigen ſind, endlich das Material der freiwilligen Krankenpflege erfahren eine ausführliche Darlegung.

Die Betrachtung aller dieſer Einzelheiten in ihrer verwickelten, viel umfaſſenden Zuſammenſetzung zeigt am deutlichſten, ein wie ungeheures Maß von Arbeit und Verantwortung hier freiwillig übernommen wird. In dem Augenblicke, wo das Vaterland ruft, wo es gelten wird, die Heimat zu ſchützen, wird ſich aber die Notwendigkeit der übernommenen Arbeit zeigen. Damit uns dann kein „Zu ſpät!“ entgegenſchalle, muß noch viel, unendlich viel geſchehen. Mögen alle patriotiſch Geſinnten der Sache des Roten Kreuzes ihre werkthätige Unterſtützung zuwenden und durch perſönliche Mitarbeit wie durch Gewährung von Geldbeiträgen das große Werk fördern, das im Augenblicke der Not ſo tauſendfachen Segen zu ſpenden verſpricht!

---


Scheraat-et-Kadi!

## Kadi, ſprich Recht!

Einem türkiſchen Volksſänger nachgedichtet von Bernhardine Schulze-Smidt.

I.

Kadi, ſprich mir Recht, du Born des Wiſſens!
Dieſe klag' ich an, die arge Dirne,
Vierzehnjährig kaum, mein Weib, das junge!

„Stiehlt ſie dir die Ruhe deines Kiſſens,
Dieſe Liebliche mit weißer Stirne?
Stach ſie dich mit allzuſpitzer Zunge?
Iſt dem Waſſerträger allzuhold ſie?
Oder drückt des Bäckers freie Linke?
Oder gibt dem Ruderer Augenwinke?
Oder trotzt vor dir um Putz und Gold ſie?
Dieſe Lieblichen ſind ſchlau und eitel,
Und die deine gar, vom Zeh zum Scheitel,
Iſt das Bild der Paradieſesgnaden,
Die dir winken an kriſtall'nen Bächen
Wo du ruhſt, der Liebe Frucht zu brechen!
Nenne mir, Efendim, ihren Schaden,
Du, der ſelbſt ſie vor Gericht geladen.
Sei ſie thöricht, ſtörriſch, untreu, ſchlecht,
Strafe find' ich im geſchriebenen Recht."

II.

Kadi, ſprich mir Recht, Geſetzverkünder! —
Wäre doch ſie andrem Mann gewogen!
Wahrlich — meinen Dolch hätt' ich gezogen,
Und erſtochen Sünderin und Sünder,
Hätte dann die Paradieſesgaben
In des Meeres ärgſtem Schwall begraben,
Ruhe meiner Seelenqual geſchafft,
Die mir nagt an meines Leibes Kraft!
Kadi — nein! Verſtecktes Augenwinken
Und verſtohlenen Händedruck der Linken
Kennt ſie nicht, ſowahr die Roſen blühen,
Putz und Tand, ſowahr die Sterne blinken,
Sind ihr allermindeſtes Bemühen.
Keines Mannes Auge, nur das meine
Schaut ihr Antlitz, mein's, Herr, und das deine!
Ich allein reich' ihr den Krug zur Labe,
Reiche ſelbſt ihr lock'ren Brotes Gabe,
Wie ein Püppchen lebt ſie, ſtill und züchtig,
Dennoch, Kadi, bin ich eiferſüchtig; —
Alſo klagt dir dein ergebener Knecht,
Kadi, Klugheitspfeiler, ſprich mir Recht!

III.

„O Efendim! Eiferſucht, erblindet,
Taſtet, bis ſie Elendsberge findet,
Berge, die wir Maulwurfshügel nennen,
Rieſen, die als Zwerge wir erkennen!
Eiferſucht zerreißt der Mutter Kleid,
Und befleckt der Schweſter Lilienwange
Fügt zur Liebe namenloſes Leid
In verblendetem Zerſtörungsdrange!
Schlägt die Krallen tief ins Fleiſch mit Haſten,
Tötet und vergiftet ſonder Raſten,
Spricht und ſinnt viel tauſend Lügentücken
Dir ins Angeſicht, dir hinterm Rücken!
O Efendim, deck' mir auf beſonnen
Deiner Eiferſucht verborgnen Bronnen,
Gieße ſeines Inhalts ganzen Graus
Seine trüben Waſſer vor mir aus."

IV.

Kadi, ſprich mir Recht! Mein Weib iſt ſchuldig,
Macht mich krank und macht mich ungeduldig!
Zehnmal mehr als mich liebt ſie die Sonne;
Unſre Roſen, die ſich knoſpend ranken,
Sind, ſtatt meiner, ihre ganze Wonne,
Auf zum Monde ſeufzt ſie in Gedanken —
Ihre Blicke ſchmachten in die Ferne,
Ihrer Wangen Samt vergräbt ſie gerne
In Jasminſtrauchs weiße Blütenſterne,
Ihre Füßchen, die pantoffelloſen,
Läßt ſie von der blauen Flut umkoſen,
In des Maienmorgens Silbernebeln
Sah ich ſie den bunten Tauber ſchnäbeln,
Sah ſie an gewundner Muſchel lauſchen,
Die dem Öhrchen ſang wie Meeresrauſchen,
Und mit ſchmeichelnd hingeſtreuten Brocken
Goldne Fiſchchen ſich ans Ufer locken.
Ach! mit Erd' und Himmel, Haus und Garten,
Dieſen Freuden meiner ſanften Zarten,
Lieg' ich im erbitterten Gefecht — —
Kadi: Weisheitseckſtein, ſprich mir Recht! —

V.

„O Efendim! Hitzig tobt dein Leiden!
Kühlung, Herr, iſt dir zuerſt von nöten
Und alsdann Verſöhnungsrat euch Beiden.
Durch den Schleier ſieh dein Weib erröten,
Gleich dem Weſten bei der Sonne Scheiden!
Die Geſtirne kann dein Zorn nicht töten,
Noch vermag er, mit dem Schwert der Schmerzen,
Frühlingsblütenfülle auszumerzen!
Recht zu fordern, Herr, biſt du gekommen,
Und das Recht ſei jetzt von dir vernommen:
Auferlegt ſei dir und deiner Zarten
Zum Verſuch noch eines Jahres Warten.
Jedes gehe friedſam und gemach

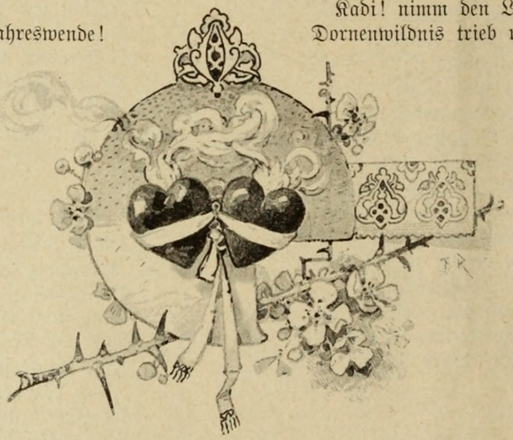
Seiner Tagespflicht und Freude nach;
Abends aber, wenn der Tag entſchwindet,
Wenn die Nacht den Sternenkranz ſich windet,
Sollt, umhaucht vom Dufte der Violen,
Und in Ruheſeligkeit verbündet,
Guten Rat ihr bei der Liebe holen,
Bittend: daß ſie euch den Funken kündet,
Der an eurem Himmel freundlich zündet
Einen Stern, der hell euch Beiden glänzt,
Daß ſie heimlich pflanzt im Mondenſcheine
Euch im Garten ihrer Ranken eine,
Die euch knoſpend, herzverbindend kränzt,
Daß ſie lockt ein Täubchen zu euch Zweien,
Das in Silbernebelduft des Maien
Rotes Schnäblein bietet ſo zum Küſſen,
Daß ſich eure Lippen treffen müſſen.
Geht von hinnen — tragt vereintes Leiden,
Jedes ſei des andren Herr und Knecht,
Möge nur der Tod dereinſt euch ſcheiden,
Eure Treue ſei demantenecht. —
Allahs Segen wandle mit euch beiden,
Allahs Hand verſchlinge eure Hände,
Allahs Huld befehl' ich euer Recht!“
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

VI.

Kadi, — ſei gegrüßt zur Jahreswende!

„O Efendim! Iſt die Not zu Ende?
Allah ſei geprieſen! Beichte treulich,
Wie du ſchlugſt die Eiferſucht abſcheulich!“

Kadi! Liebe war mein Waffenträger,
War des mörderiſchen Schakals Jäger,
Hat den lügneriſchen Hund bezwungen,
Mit der Giftbereiterin gerungen!
Liebe wußte jauchzend uns zu ſagen
Süßes Wort, im Nachtigallenſchlagen,
Liebe hat die Ampel ſchöngerundet,
Hat des Mondes Silberkreis entzündet,
Wandelte mit mir und meiner Zarten
Schweigſam, ſchmiegſam durch den duftigen Garten,
Liebe ließ den Stern vom Himmel fallen
Uns zum Lichtchen in des Hauſes Hallen,
Liebe gab mir meiner Liebſten Ich:
Winzig, zierlich, hat's verdoppelt ſich!
Seine weichen Roſenärmchen ranken,
Sich um uns und unſre Glücksgedanken,
Holder als Jasminſtrauchs Blüten ſchmeicheln
Weiße Fingerſpitzchen uns mit Streicheln,
Unſre engverbundnen Hände koſen
Mit den Füßchen, den pantoffelloſen,
Nicht bedürfen wir der Zuckerbrocken
Uns das goldne Fiſchchen anzulocken,
Und das Taubenſchnäblein aus Korallen
Beut uns Küſſe, beut uns lieblich Lallen,
Das ſo ſanft wie Muſchelſingen tönt! —
— — — — — — — — — —
Kadi! nimm den Lohn, wir ſind verſöhnt!
Dornenwildnis trieb uns Roſenblüte: —
— Daß mir Allah meinen Sohn behüte! —
Allah ſegne ihn und ſein Geſchlecht! —
— — — — — —
Kadi! nimm das Gold für goldnes Recht!



## Die Familie von Stieglitz.

Roman von Hermann Heiberg.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Einmal — ein—mal!“ hauchte Marie. „Gott wird's verzeihen. Du lieber, teurer Mann! Weshalb ſprachſt du nicht. Schon immer gehörte dir ja alles, was Marie iſt und hat. Ja, ich habe dich mehr geliebt, als Worte ſagen können, und ich liebe dich noch unermeßlich, unſagbar. Aber“ — und nun löſte ſich ihr Schmerz und ihr Glück — „weil dem ſo iſt, will ich, daß du wieder glücklich werden ſollſt, du und dein Weib.“

„Und ſo hören Sie, Herr Klug!“ fuhr ſie in gänzlich verändertem Tone fort, „Ihre Frau iſt mir unterwegs begegnet, ſie iſt zurück nach Moordieck. Sie bereut, und — ſie wartet Ihrer!“

Klug richtete ſich empor, als ob ein Geiſt zu ihm geſprochen habe. Der Atem ſtockte, die Augen feuchteten ſich, und die Stimme, als wollte ſie den Worten den Dienſt verſagen, verlor ſich in unzuſammenhängenden Lauten.

Und dann fiel er vor dem armen Mädchen, das unſagbare Qualen erduldete, nieder und rief: „Laſſen Sie mich alles wiſſen, Marie! Jedes Ihrer Worte iſt Balſam, und hier ſchwöre ich es: Ich werde meiner Leidenſchaft entſagen für immer, wenn Ellen-Luiſe mir noch einmal verzeihen kann.“

Marie litt ſo furchtbar, daß auch ſie längere Zeit vergeblich nach Worten rang.

Endlich ſtieß ſie aber doch heraus: „Es iſt, wie ich ſage! Wenn Sie jetzt nach Hauſe reiten, finden Sie Ihre Frau! Sie wartet Ihrer in Angſt und mit Herzeleid.“

Nach dieſen Worten fiel Marie zurück. Er aber küßte ſie auf die todesblaſſen Wangen und den zuckenden Mund. Dann ſtürmte er hinaus in die Kälte, um zu ſeinem Weibe zu gelangen.

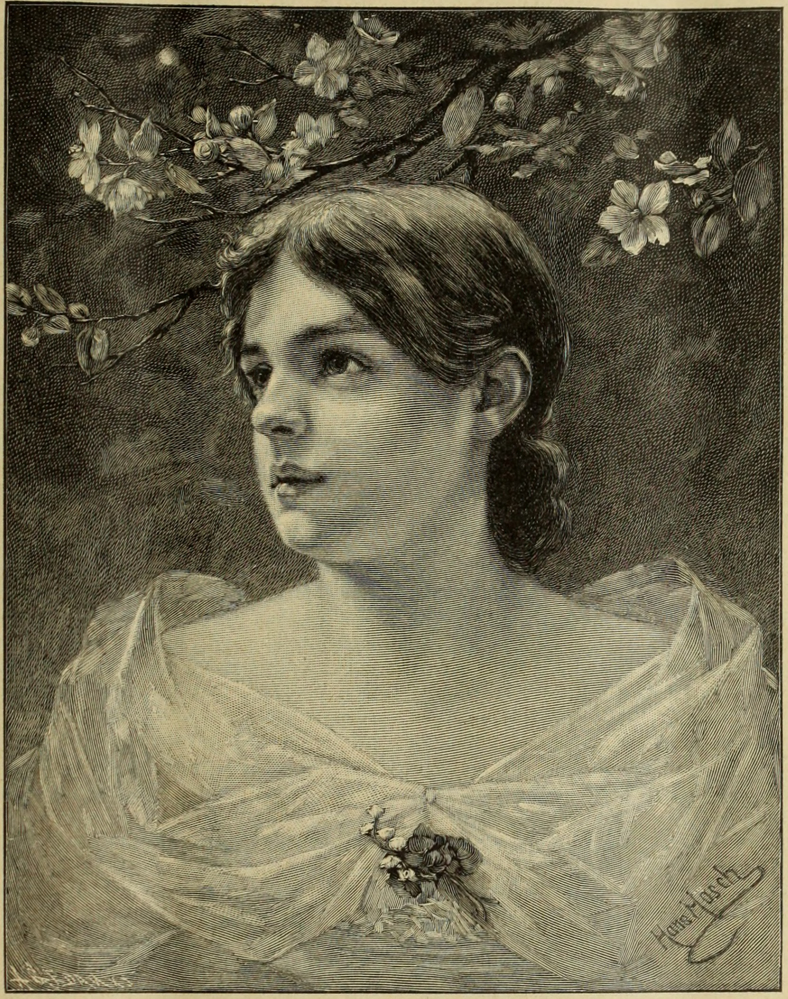
* * *

Vaſtus hatte Ellen-Luiſe zu überreden gewußt, ſchon früher zurückzukehren, als es urſprünglich in ihrer Abſicht gelegen. Anfangs konnte ihr ſtolzes Herz nicht über den Widerſpruch ihrer Handlungsweiſe fortkommen. Eben hatte ſie noch ihren unabänderlichen Willen ausgeſprochen, ſich von Klug zu trennen, und nun kehrte ſie ſchon nach wenigen Tagen wieder zu ihm zurück! Sie ſchämte ſich vor Diana, vor ihrem Vater. Dann aber gedachte ſie der Worte von Vaſtus, der ihr Herz geweckt, ſie an ihr Pflichtgefühl erinnert und hinzugefügt hatte: „Sie werden durch Ihren Entſchluß nicht Tadel und Spott einernten, ſondern das Lob aller Beſſergeſinnten! Bedenken Sie auch, in welcher Aufregung ſich Ihr Mann befindet, bedenken Sie, wie ſchrecklich es für Sie wäre, wenn er ſich Gewalt anthäte!“

So trieb es denn Ellen-Luiſe ſelbſt, ſobald wie möglich nach Viga aufzubrechen; ſie ſandte aber, da ſie es doch nicht über ſich gewann, jetzt gleich den Ihrigen gegenüberzutreten, ein Schreiben an Diana, in dem nur die Worte ſtanden:

„Ich wußte nicht, was ich that! Ich habe mich ſelbſt wiedergefunden, habe eingeſehen, wo allein mein Platz iſt, und kehre heute nach Moordieck zurück. Wenn wir uns demnächſt ſehen, ſollſt du erfahren, wer zu ihrem Manne zurückführte Deine Ellen-Luiſe.“

In Viga angelangt, ſchlüpfte die junge Frau, um ſich den Blicken der Menſchen zu entziehen, raſch aus dem Koupee, beſtieg einen von ihr telegraphiſch außerhalb der Stadt beſtellten Wagen und wollte ſoeben abfahren, als auch Marie in dem Gefährt ihres Schwagers zufällig den Rückweg nach Eiche antrat. Blitzſchnell und wie von einer höheren Eingebung beeinflußt, bildete ſich in Marie Raſch der Entſchluß, auszuſteigen und ſich mit der jungen Frau in Verbindung zu ſetzen.



Im Frühling. Nach dem Gemälde von Hans Höſch.
(Verlag der Münchener Kunſt- und Verlagsanſtalt Dr. C. Albert & Co.)

Wie Ellen-Luiſe darüber denken mochte, was daraus entſtehen konnte, überlegte ſie nicht, ihre edle Seele drängte nur danach, ihm, den ſie liebte, zu nützen. Sie ſprang vom Wagen und eilte auf Frau Klug zu.

„Ich bitte, gnädige Frau, verzeihen Sie,“ ſtieß ſie mit gedämpfter Stimme haſtig heraus. „Aber da ſoviel auf dem Spiele ſteht, unterdrücke ich alle Bedenken. Wiſſen Sie etwas von Ihrem Gemahl? Er iſt in einem geradezu furchtbaren Zuſtande nach Hamburg gefahren, um Sie zu ſuchen! Mir ahnt, daß er Sie nicht gefunden hat! Was wollen Sie thun? Ich beſchwöre Sie, würdigen Sie mich einer Antwort. Mich leitet, bei Gott, nur ein rein menſchliches Intereſſe für Sie und ihn! Ich möchte ein Unglück verhüten. Und vertrauen Sie meiner Verſchwiegenheit. Alles können Sie mir ſagen! Nichts ſoll über meine Lippen kommen!“

Im erſten Augenblick ſchrak Ellen-Luiſe, der nichts peinlicher war, als jetzt mit irgend einem Bekannten in Berührung zu kommen, heftig zuſammen, und ſtarke Abwehr malte ſich in ihren Zügen. Als aber Marie in ſo beredter und dringlicher Weiſe fortfuhr, als Ellen-Luiſe ſah, daß ſie nirgend beſſer Auskunft einholen konnte, als hier, wich ihr Mißtrauen, ja, es überkam ſie ſogar ein drängendes Verlangen, gerade mit Marie Raſch zu ſprechen. Sie ſtieg hurtig aus dem Wagen, ließ ihn langſam vorausfahren und ſchritt, ganz erfüllt von dankbaren Empfindungen, neben Marie her.

Das Mädchen berichtete alles, was ſie wußte, wie Klug gelitten, wie er ſich nach Eiche geflüchtet in der Verzweiflung über ſich ſelbſt, wie ſehr er ſeine Frau liebte, und wie er es verdiente, daß man Nachſicht gegen ihn übe. Nichts verſchwieg ſie, ſie opferte ſich ſelbſt, nur um den Zweck der Wiedervereinigung beider herbeizuführen, und als ſie zum Schluß zu äußern wagte, es läge ſicher nur an ihr, an Ellen-Luiſe, Klug zur Vernunft zurückzuführen, ſchnitt es dieſer tief in die Seele. Sie fühlte, daß die Sprechende Recht hatte.

Unter der Abrede, daß Marie Klug benachrichtigen ſolle, ſobald er — was wohl ſicher anzunehmen — wieder in Eiche einkehren werde, legten die beiden Frauen die Hände zum Abſchied ineinander.

„Sie ſind meinem Manne gut, Fräulein Raſch! Aus jedem Wort fühle ich das heraus! Haben Sie meinen Dank dafür, überhaupt für alles,“ nahm Ellen-Luiſe noch einmal das Wort. „Bleiben Sie ihm eine Freundin und werden Sie es mir. Ich bitte Sie von ganzem Herzen darum. Helfen Sie mir, und glauben Sie, daß ich Ihnen ganz vertraue, nun, da ich Sie kennen lernte. Die Menſchen haben mir vielerlei zugetragen, haben Sie verdächtigt, Sie als ein Mädchen hingeſtellt, das meinen Mann mit allerlei Künſten an ſich zöge. Ich weiß es jetzt beſſer! Und nun leben Sie wohl und Dank, nochmals innigen Dank!“

Als Ellen-Luiſe nach der Trennung von Marie den einſamen Weg dahinfuhr, wollten ſich freilich andere Gedanken in ihr regen. Eine begreifliche Eiferſucht bemächtigte ſich ihrer vorübergehend aufs neue, und indem ſie darin zugleich die Beſtätigung fand, daß ſie doch mit keineswegs gleichgültigen Gefühlen Klug gegenüberſtand, lehnte ſich ihr ariſtokratiſches Weſen dagegen auf, daß dieſes Mädchen ſich unaufgefordert in ihre innerſten Familienangelegenheiten gedrängt hatte. Aber am Ende blieb doch nach wiederholter Überlegung und Prüfung der urſprüngliche Eindruck, dem ſie in ſo beredter Weiſe gegen Marie Ausdruck verliehen hatte, und beſonders, als ſie ſich zum Schluß nochmals die ehrlichen Mienen und das ſympathiſche Weſen ihrer Rivalin vor Augen geführt, ſiegte die Überzeugung vollends, daß hier weder Mißtrauen noch Hochmut am Platze ſei. Ihre Gedanken wendeten ſich Marie wieder mit den wärmſten und dankbarſten Empfindungen zu.

Nie war doch auch ihr Klug anders als liebevoll und rückſichtsvoll begegnet, ein hartes oder auch nur ein unfreundliches Wort hatte ſie nie von ihm gehört. Sie war oft allein geweſen, ſein Zuſtand flößte ihr Abſcheu ein, aber auch in dieſem hatte er ihr gegenüber nie ganz den Kavalier verleugnet. Er war ihr wenigſtens nach Möglichkeit ausgewichen, er hatte ſtets ſo viel Beſinnung gehabt, daß er ſich in ſein Zimmer zurückzog, wenn er ſeiner Leidenſchaft gefröhnt hatte.

Ihr Vater hatte ſie geſchlagen. Im elterlichen Hauſe hatte ſie nur Sorge, Unfrieden, nur künſtliche Verhältniſſe gekannt ſeit langen Jahren. Bei ihrem Gatten war alles geordnet; er war, wenn ihn nicht ſeine Krankheit ergriff, ein umſichtiger und verſtändiger Haushalter. Die jedem Menſchen anhaftende Eigenliebe erhob mit dem wiedererwachten Pflichtgefühl zugleich machtvoll ihre Stimme. Was harrte ihrer in der Welt draußen? Not und Entbehrung! Vaſtus hatte hervorgehoben, was ſich ihr ahnungsvoll ſchon auf die Seele gelegt hatte. Gedanken waren federleicht, aber die Wirklichkeit hatte ſpitze Stahlſplitter und ging nicht auf weichen Schuhen! —

So betrat denn die junge Frau nach den wenigen Tagen der Entfernung ihr Haus mit Gefühlen, als ſei ihr von neuem ein herrliches Geſchenk geworden.

„Die gnädige Frau?“ war der Zofe erſtauntes Wort, als ſie Ellen-Luiſe auf dem Flur begegnete.

„Ja, was iſt denn?“ ſagte Ellen-Luiſe, als ſei nichts vorgefallen. „Iſt mein Mann ſchon zu Hauſe?“

„N—ein —“

„Nun, dann wird er ſich verſpätet haben. Sage Karl, daß gleich Licht gebracht und geheizt wird. Und ſorge für eine Taſſe Thee.“

Während die Zofe forteilte, wandte ſich Ellen-Luiſe gelaſſen zurück, bezahlte den Kutſcher und richtete ihre Schritte dann in die Wohnräume, in die ihr der Diener, ſchnell herbeigeeilt, ſchon Licht vorantrug.

Nachdem er gegangen, leuchtete Ellen-Luiſe rings umher, und eine übermächtige Stimmung ergriff ſie, als ſie alles ſo wiederfand, wie ſie es verlaſſen, ihren kleinen Arbeitstiſch, die Blumen, die Möbel, die heimlichen Ecken. Das Glücksgefühl, im eigenen Heim zu ſein, kam mächtig über ſie.

Dann öffnete Ellen-Luiſe ihres Mannes Zimmer und warf einen Blick hinein. Und da fielen ihre Augen auf große und kleine Packete, und ſie wußte, es waren Weihnachtsgeſchenke, die er für ſie in den letzten Tagen gekauft hatte. Plötzlich war's Ellen-Luiſe, als ob ſie Heinrich nie wieder ſehen werde, als ob dieſe Gaben die letzten Lebenszeichen von ihm bleiben würden. Eine ſo brennende Empfindung ſehnſuchtsvollen Schmerzes ergriff ſie, daß ſie in einen der Seſſel ſank und leiſe zu weinen begann.

Sie begriff jetzt gar nicht, wie ſie dazu gekommen war, Moordieck zu verlaſſen. Sie wußte ſich wohl in ihre entſetzliche Stimmung zurückzuverſetzen, aber ſie verſtand nicht, warum ſie nicht noch einen Verſuch gemacht hatte, ihren Gatten zu ſich ſelbſt zurückzuführen. Wie erſchienen ihr jetzt ihre Briefe an Diana, an George Vaſtus — ihre Zeilen an Heinrich? Was hatte darin geſtanden? Sie werde niemals wieder zu ihm zurückkehren und niemals wieder Hans von der Münde ſich nähern!

Hans! Seltſam, auch die Liebe für ihn ſchien in ihr erſtorben. Etwas Fremdes war zwiſchen ſie getreten, ſie wußte nicht was. Während die Frau ſann, griffen ihre Hände nach einem der Packete. Sie löſte die Umhüllung: Spitzenkragen, kleine, reizende Überflüſſigkeiten, ein Tuch in ſchwerer bunter Seide, das ſie ſich einſt gewünſcht hatte, um es im Hauſe in den kalten Korridoren und Gängen um die Schultern zu legen, fand ſie darin — Gaben voll Aufmerkſamkeit, Zeichen der Liebe — —

Ellen ſchoſſen abermals die Thränen unter den Wimpern hervor. Und dann plötzlich war's ihr, als ob an der Hausthür gerüttelt werde, als ob ſie Heinrichs Schritt auf dem Flur höre. Sie ſchrak jäh empor, ihre Finger ergriffen in nervöſer Haſt das Papier, ſie wickelte die Gegenſtände wieder ein und aufrecht ſtehend horchte ſie nach dem, was draußen vor ſich ging. Sie hörte Laute, des Dieners Stimme — und jetzt, jetzt — ja es war kein Zweifel — —

Die Farben wichen aus Ellen-Luiſens Angeſicht, die Linke legte ſich aufs unruhig arbeitende Herz, und für Sekunden ſtand ſie wie machtlos. Dann aber ſtürmte ſie hinaus, ihm entgegen, und als ſie ihr Kabinett erreicht hatte und ihn vor ſich ſah, breitete ſie in ſelig-trunkner Freude die Arme aus. Er aber glitt an ihr nieder, umfaßte ſie und küßte immer von neuem weinend und ſchluchzend ihre Hände.

„Ellen-Luiſe — mein Alles, mein ſüßes Weib! Du kommſt zurück zu dem Unwürdigen, der ſo oft ſein Wort brach, der dich ſo elend machte, der —“

Aber nun verſchloß ſie ihm den Mund. Gelöſt von der Angſt und Qual, aber auch fortgeriſſen von der warmen Empfindung in ihrer Bruſt, preßte ſie zum erſtenmal wieder nach langer Zeit ihre Lippen feſt und feſter auf die ſeinen.

„Komm, Heinrich,“ ſagte ſie dann mit hingebender Zärtlichkeit weich und innig. „Laß uns ein neues Leben beginnen! Du wirſt jetzt wirklich wollen, und ich will auch. Sollteſt du einmal wieder ſtraucheln, ſollteſt du Stärkung, Troſt und Halt brauchen, dann flüchte dich, ich flehe dich an, mein Heinrich, zu mir, komm zu deiner Ellen, die jetzt erſt erkannte, wie ſehr ſie dich lieb hat, die jetzt allezeit dein beſter Kamerad, dein treueſter Freund ſein will.“

„Ellen! Ellen!“ hauchte Heinrich Klug, „und dich wollte ich jemals laſſen?“

Befremdet fragend erhob ſie den Blick. Er aber ſchüttelte den Kopf und flüſterte, ſie von neuem umſchlingend, weich und zärtlich: „Verſtehe mich nicht falſch! Nur aus grenzenloſer Liebe, aus dem Gefühle meiner Unwürdigkeit wollte ich dich laſſen, Ellen, wollte ich auf dich verzichten! Aber du ahnſt nicht, wie ſchon bei dem bloßen Gedanken meine Seele weinte, wie mein Herz ſchmerzte! Und noch eins wiſſe: Hans hat ſich dieſer Tage mit Eliſe von Brix verlobt. Nun gönnt auch er mir mein Glück, unſer Glück, Ellen, mein teures, unvergleichliches Weib!“ ſchloß Heinrich Klug, als ſie ſich nach dieſen letzten Worten an ſeine Bruſt drückte und ihre Lippen, ſelbſt der Verzeihung bedürftig, ſich noch einmal ſtumm zu den ſeinen drängten.

* * *

George Vaſtus hatte nichts in Viga zu thun, aber er rüſtete ſich trotzdem zu einer Reiſe dahin. In den Koffer, den er ſelbſt packte, ließ er auch ein Packet gleiten, das die Firma eines Hamburger Juweliers trug. Er hatte tagsvorher einen Brillantſchmuck gekauft, Halsband, Armbänder und Ohrringe, und er hatte bei dem Einkauf ganz ſeltſam vor ſich hin gelächelt.

Nachdem er alle ſeine Vorbereitungen getroffen, ließ er ſich, des Wagens wartend, in ſeinem Arbeitszimmer auf einem Seſſel nieder und zog einen Brief aus ſeiner Juchten-Ledertaſche hervor. Das Schreiben war von Guſtav und lautete wie folgt:

„Lieber Bruder, mein einziger George!

Dieſe Zeilen ſchreibe ich unter dem etwas ungemütlichen Eindruck, daß ſie möglicherweiſe umherirren werden, bevor ſie Dich erreichen. Aber warten kann ich doch nicht, Dir zu ſagen, was ſich ereignet hat.

Höre alſo, liebſter George! Vor vierzehn Tagen empfing ich einen Brief von dem jungen Herrn von Stieglitz mit der Anfrage, ob ich vielleicht geneigt ſei, ihm das Geld zum Ankauf eines in der Nähe von Viga befindlichen Gutes zu überlaſſen. Seine Gläubiger ſeien mit fünfzig Prozent abgefunden worden, und er müſſe nun trachten, etwas zu beginnen. Verſuche, eine kaufmänniſche Stellung zu erhalten, wären ohne Erfolg geweſen, auch habe er eingeſehen, daß er ſich doch nur für die Landwirtſchaft eigene. Der betreffende

Beſitz ſei ungewöhnlich preiswürdig. Er werde dort ſicher fortkommen. Auskünfte von Sachverſtändigen könnten vorgelegt werden. Es handle ſich um eine Anzahlung von 40 000 Mark, die hypothekariſch ſicher geſtellt werden ſollten. Ich ſchrieb ihm natürlich zurück, daß ich eine ſolche Summe nicht zur Verfügung habe, aber ich wollte Dich eventuell fragen, ob Du, genügende Sicherheit vorausgeſetzt, dort Kapital anlegen wollteſt. Sofort kam ein Brief zurück, in dem er ſagte, ich möge ja nicht mit Dir ſprechen! Du könnteſt darin eine Unbeſcheidenheit erblicken, die er unter allen Umſtänden vermeiden wolle. Es werde auch ſicher vergeblich ſein. Damit war denn die Sache, wie ich glaubte, erledigt. Zwei Tage ſpäter aber erſchien Herr von Stieglitz plötzlich bei mir in Schwerin, und nun kommt eben das, was ich Dir melden wollte, Dir freilich ſehr viel lieber mündlich geſagt hätte, es aber nicht vermochte, weil Du lieber, unruhiger Sindbad ja wieder auf Reiſen warſt.

Die Verhältniſſe ſind bei Stieglitz' ſehr traurig. Der alte Baron liegt fortwährend im Bett; er hat die Marotte, daß er nicht mehr aufſtehen kann, ſchließt ſich von allem ab und weiſt alles, was einen unangenehmen Charakter hat, von ſich. Fräulein Diana muß im weſentlichen durch Handarbeit verdienen, was ſie brauchen, das Übrige gibt der Schwiegerſohn in Moordieck, obſchon ihn der alte Baron brieflich auf Piſtolen forderte. Diana hat ihren Vater gebeten, das Haus zu vermieten und irgendwo ſich klein einzurichten, aber er will nicht! Er könne das Deinetwegen nicht. Es iſt nicht zu glauben, wie unverſtändig der Alte iſt und wie das arme Mädchen leidet. Dem Herrn Ferdinand aber reichen die Waſſer ſo an die Kehle, daß er erſt recht nicht mehr weiß, wie er exiſtieren ſoll.

In ſeiner Verzweiflung ging er mich um etwas Geld an. Er erklärte, wenn er einen Kapitaliſten für den neuen Beſitz gefunden habe, es mir zurückerſtatten zu wollen! Na ja, wie das denn ſo iſt! Aber bei dieſer Gelegenheit kam auch die Rede auf unſere frühere Angelegenheit, liebſter George, und ich erfuhr, daß der Baron mit ſeiner Schweſter damals doch geſprochen hat. Ich war natürlich etwas erregt über dieſen Vertrauens-Mißbrauch, aber er ſchwur mir zu, daß es bereits vor Empfang meiner Zeilen geſchehen wäre. Er ſei aus Rückſicht für meine Geſundheit bisher der Erörterung ausgewichen. Jetzt, wo Gras darüber gewachſen und ich ihm ſo freundſchaftlich begegne, habe er das Bedürfnis, keine Heimlichkeiten vor mir zu haben.

Vielleicht hatte er auch andere Gründe, jedenfalls aber erklärte er, daß ſeine Schweſter damals erſt ‚ja‘ geſagt, dann aber aus Zorn, daß er, Baron Ferdinand, dich um Geld angegangen, erklärt habe, Scham und Empörung verböten ihr, ſich auch nur mit dem Gedanken einer Verbindung mit Dir zu beſchäftigen. Ihr Gefühl lehne ſich dagegen auf, ſolche Pläne auch nur in Erwägung zu ziehen. Aus den Vorgängen würdeſt Du entnehmen müſſen, ſie ſpekuliere auf Dein Geld. Du habeſt wiederholt geſagt: Geld beuge den Nacken! Sie aber wenigſtens wolle nicht zu denen gehören, auf welche dies Wort zutreffe.

Lieber George! Ich habe den beſtimmten Eindruck, daß Du ihres Jaworts ſicher biſt, daß Du nur zu ſprechen brauchſt. Willſt Du es nicht thun? In Liebe Dein treuer Guſtav.“

Still lächelnd bewegte George Vaſtus den Kopf, nachdem er geleſen hatte, und ließ nochmals die Eindrücke des Geſchriebenen auf ſich wirken.

Gleich nach Empfang dieſer Zeilen, die ihn in Kopenhagen trafen, hatte ſich der Entſchluß in ihm feſtgeſetzt, endlich Klarheit herbeizuführen. Weil er Diana liebte, hoffte er; ſein Verſtand ſagte ihm zudem, daß Ferdinand keine leeren Worte geſprochen habe. So wie dieſer ſeine Schweſter bei der Unterredung geſchildert hatte, ſo war Diana ja auch ihm erſchienen. Seine eigene Beobachtung ſtimmte mit dem Geſagten überein. Jetzt wollte er vor ſie hintreten und ohne lange Einleitung erklären: „Ich ſuche eine Frau und ich liebe Sie. Sagen Sie ja, ich verſpreche Ihnen, daß ich Sie glücklich machen will.“

Zweierlei war doch nur möglich. Entweder ſie willigte ein oder ſie wies ihn ab. Aber auch im letzteren Fall war die traurige Gewißheit beſſer, als der Zuſtand, in dem er ſich ſeit dem Tage der mit ihr angeknüpften Bekanntſchaft faſt andauernd befunden hatte. Vaſtus war kein Menſch, den unerwiderte Liebe zur Verzweiflung trieb, der ſich ſtöhnend und weinend dem Schmerz faſſungslos hingab, aber der allgewaltigen Macht, die den größten Menſchen überwältigt, der Macht der Liebe war auch er erlegen.

* * *

Als George am nächſten Tage aus dem Hotel in Viga trat, um ſich zu Stieglitz zu begeben, ging zufällig Juſtizrat von Wenck vorüber. Die Herren ſchüttelten ſich die Hände.

„Vortrefflich, daß ich Sie gerade ſehe, verehrter Herr Vaſtus,“ hub Wenck an. „Eben wollte ich Ihnen ſchreiben. Es iſt nämlich —“ fuhr er, gedämpfter ſprechend, fort, machte ſein pfiffig-kluges Geſicht und ſchob vertraulich ſeinen kurzen runden Arm in Vaſtus' langen rechten, „es iſt, wie ich ſicher höre, die Anlegung eines Zweigbahnhofes auf Ihrem Terrain von der Regierung poſitiv beſchloſſen. Man wird eheſtens an Sie herantreten und unterhandeln. Nach meiner Anſicht können Sie ſehr wohl unſeren damals feſtgeſetzten Preis fordern. Ein hübſches Geld, 80 000 Mark.“

„Minus 8000, Herr Juſtizrath!“ beſtätigte Vaſtus, den angenehmen Eindruck mit Bonhomie verbergend.

„Wieſo? Ah, danke verbindlichſt! Sehr gütig, verehrter Herr Vaſtus,“ machte Wenck künſtlich überraſcht, daß auch ihm hiervon Prozente erwachſen ſollten, während ſeine Rede nicht zum mindeſten auf die Neubeſtätigung einer Beteiligung hingezielt hatte.

Er lud Vaſtus zu Tiſch ein. „Wir können dann weiter plaudern!“ warf er aalglatt hin und fuhr lebhaft fort. „Was führt Sie übrigens nach Viga? Neue Geſchäfte? Werden Sie auch die Stieglitz' beſuchen? Traurige Verhältniſſe! Er liegt fortwährend im Bett, die Tochter Ellen iſt um Weihnacht ihrem Manne davongelaufen, die ältere verblüht und härmt ſich, der Junge iſt ein arbeitsſcheuer Herumtreiber, die Schweſter in Genf hat ihre Stelle verloren und will, wie ich höre, zurückkehren oder iſt ſchon daheim. Ein Jammer um die Menſchen. Alle Subſidien ſind erſchöpft. Neuerdings habe ich dem Alten 'mal wieder etwas vorgeſchoſſen. Aber es iſt das letzte Mal geweſen.“

Das Bild, das ſich vor Vaſtus erſchloß, war nicht ſehr verlockend; er ſah voraus, was geſchah, wenn Diana ſein Weib wurde. Er heiratete nicht nur ſie, er übernahm auch die Sorge für alle ihre Angehörigen.

So ſchritt er denn, nachdem er ſich von Wenck verabſchiedet hatte, mit etwas unbequemen Empfindungen ſeinem Ziele zu und hemmte, durch ſeine Gedanken veranlaßt, wiederholt den unwillkürlich raſchen Gang.

Immer wieder ließ er alles für und wider durch ſeinen Kopf gehen. Diana liebte er. Zur Verwirklichung ſeiner Wünſche ſich ſelbſt größere Opfer aufzuerlegen, ward ihm nicht ſchwer. Aber er wünſchte nicht in dauernde Ungelegenheiten und in Abhängigkeit zu geraten! Um einer ſolchen zu entgehen, durfte er künftig ſich nicht in Viga niederlaſſen, er mußte ſogar vielleicht Hamburg gegen einen anderen Ort vertauſchen. Dem Alten würde er eine Rente geben, dem Jungen ein Gut kaufen und ihm einen zuverläſſigen Verwalter zur Seite ſetzen.

Ja, ſo konnte es gemacht werden, und kleinliche Bedenken waren nicht am Platz. Als ſie kommen wollten, ſprach eine mahnende Stimme auf Vaſtus ein und flüſterte: „Wozu beſitzeſt du dein Geld? Willſt du nicht ſie, die du liebſt, glücklich machen? Haſt du nicht weit mehr, als du brauchſt? Iſt's nicht jammervoll, nur an dem Gelde zu hängen, weil's Geld iſt?“

So ſchloß denn Vaſtus ein für allemal ſeine Gedanken ab und legte mit feſter Entſchloſſenheit die Hand auf den Thürdrücker der Stieglitzſchen Wohnung.

Eine Weile verharrte er trotz des Klingeltons auf dem

Flur, ohne daß jemand erſchien, dann aber trat ein ihm unbekanntes junges Mädchen mit ſehr feinen Zügen und einem überaus liebenswürdigen Geſichtsausdruck eilig aus der Wohnſtube.

Vaſtus verbeugte ſich höflich und fragte: „Kann ich die Ehre haben, Fräulein Diana von Stieglitz zu ſprechen? Mein Name iſt Vaſtus.“

„Ah, ſehr erfreut! Leider iſt meine Schweſter — ich heiße Liane Stieglitz — nicht da. Sie iſt nach Moordieck zu meinem Schwager gefahren. Aber bitte, wollen Sie nicht näher treten?“

Etwas enttäuſcht folgte Vaſtus ins Wohnzimmer. Nachdem beide Platz genommen, erklärte Liane auf Vaſtus' nähere Fragen und Zwiſchenreden: „Meiner Schweſter war es ſehr nötig, einmal ein wenig herauszukommen. Der Papa liegt im Bett, er empfängt niemanden, aber ich werde ihm Ihre Grüße beſtellen. Es iſt ſehr freundlich, daß Sie ſo großes Intereſſe an ihm nehmen. Ich danke Ihnen, Herr Vaſtus.“

(Schluß folgt.)

## Die weißen Ratten.

Eine wahre Geſchichte aus dem Berliner Tiergarten.

Von Heinrich Seidel. (Abdruck verboten.)

Der Berliner Tiergarten enthält und bietet viele Merkwürdigkeiten. Vor allem iſt er ſelber eine, die man nicht allerorten findet. Denn einen Wald von dieſer Größe, er iſt etwa 210 Hektar oder 820 preußiſche Morgen groß, der vollſtändig innerhalb einer Stadt liegt, wird man kaum irgendwo anders entdecken. Ich betone das Wort Wald, denn der Tiergarten iſt kein Park, wie z. B. die Londoner, ſondern ein wirklicher Wald mit nur geringen parkartigen Teilen, und das iſt gut, obwohl die Tante Voß es gern anders haben möchte. Darum druckte ſie auch mit beſonderem Behagen die Äußerungen eines Indiers ab, der ſich über die gräßlichen Dſchungeln des Tiergartens baß entſetzt hatte. Auch auf einen anderen Lieblingsplan kommt ſie ſtändig zurück. Sie möchte nämlich für ihr Leben gern mitten in dieſem Walde eine Reſtauration haben, wo ſie mit ihrem Strickſtrumpf ſitzen und Kaffee trinken kann, allein auch die Erfüllung dieſes Wunſches ſcheint glücklicherweiſe noch in weiter Ferne zu liegen.

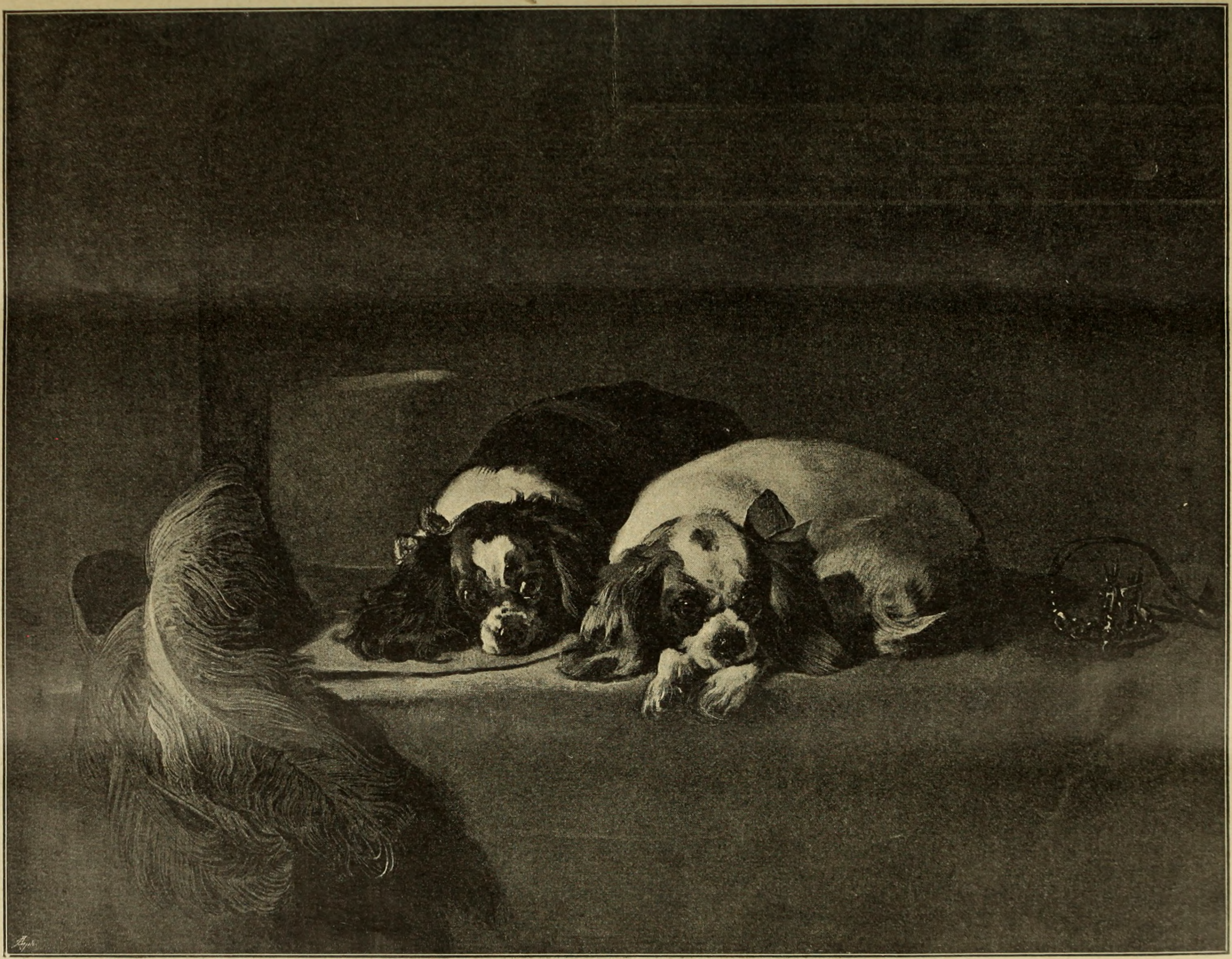
Eine weitere Merkwürdigkeit des Tiergartens beſteht in einem Mangel, der ihn vorteilhaft vor andern öffentlichen Anlagen dieſer Art in Deutſchland auszeichnet. Man mag dieſen Wald durchſtreifen in jeder Richtung, niemals wird man eine Warnungstafel finden. Selbſt das Beliebte: „Dieſe Anlagen ſind dem Schutze des Publikums empfohlen!“ fehlt, und von drakoniſchen Strafandrohungen iſt keine Rede, ſowie ebenfalls nicht von Spekulationen auf die Habgier tückiſcher Denunzianten, wie jenes berühmte: „Die, die die, die die Anlagen beſchädigen, zur Anzeige bringen, erhalten fünf Thaler Belohnung!“ Und dieſem Vertrauen entſpricht der Berliner in vollem Maße, denn ſein Tiergarten iſt ihm heilig, und die gelangweilten Schutzleute, die dort ſo ſparſam herumwandeln, daß man ſtundenlang gehen kann, ehe man einen zu ſehen bekommt, führen ein beſchauliches Daſein.

Das iſt um ſo merkwürdiger, als der Tiergarten zuweilen, beſonders um die Herbſtzeit, von zahlreichen Indianerbanden durchſtreift wird, die ſich ſämtlich auf dem Kriegspfade befinden und mit ihren Federkronen, Tomahawks, Laſſos, Bogen und Lanzen, ſowie durch gräuliche Kriegsbemalung einen ſchreckhaften Anblick darbieten. Zumal nach jenem Sommer, als Carver mit ſeiner Wild-Weſt-Truppe in der Nähe des Bahnhofs „Zoologiſcher Garten“ ſeine Vorſtellungen gegeben hatte, war zwiſchen allen anwohnenden Stämmen das Kriegsbeil ausgegraben worden, und in den einſamen Teilen des Waldes hallte überall Kriegsgeſchrei. Die Lieblingswaffe war der Laſſo, und welche Verwüſtungen in dieſer Zeit unter den mütterlichen Wäſcheleinen angerichtet wurden, iſt einfach unglaublich. Als ich damals einſt in die Gegend des ſogenannten „Charlottenburger Hippodroms“ kam, ſah ich über einen Buſch hinweg, über jenem freien Platze ein ſonderbar ſchwirrendes Gewimmel in der Luft, das ich mir anfangs gar nicht zu erklären vermochte. Beim Nähertreten bemerkte ich, daß dies von Hunderten von Laſſos herrührte, die von ebenſovielen jugendlichen Cowboys und Indianern mit und ohne Kriegsbemalung geſchwungen wurden. Solche fürchterliche Wirkung hatte „Wild-Weſt“ auf die Berliner Jugend ausgeübt. Später ſah ich auf einem der ſandigen Reitwege in derſelben Gegend ein anderes Bild. Dort wurde der „Pferdedieb“ aufgeführt. Zuerſt ein heftiger Streit um die beliebte Titelrolle, aus der ein ſtämmiger kleiner Stöpſel als Sieger hervorging. Dieſer markierte nun den Pferdediebſtahl, wurde dann von den anderen mit den geſchwungenen Laſſos verfolgt und nicht ohne Geſchicklichkeit eingefangen. Nach dem Beiſpiel der Cowboys in „Wild-Weſt“ warfen ſie ihn auf den Rücken und ſchleiften ihn dann im Galopp an den Laſſos durch den Sand, während die andern nebenherſprengten und mit eingebildeten Revolvern auf ihn ſchoſſen, wozu ſie kräftig „Puh!“ machten. Und das bedauernswerte Opfer dieſer Lynchjuſtiz pflügte durch den Sand, daß ihm der feine graue Staub in den Halskragen hinein und bei den Hoſenbeinen wieder hinauslief, und war glücklich. Ein wohlwollender Spaziergänger, der ebenfalls dieſer Scene voll Teilnahme zuſchaute, ſagte zu mir mit behaglichem Schmunzeln und wahrſcheinlich in liebevoller Erinnerung an die eigene glückliche Jugendzeit: „Na, die Senge, wenn der heute Abend nach Hauſe kommt.“

Doch eigentlich bin ich auf die Tiere aus, die dieſer Wald beherbergt, denn auch davon läßt ſich merkwürdiges mitteilen. Vor allem ſind da die wilden Enten, die ſich dort vor etwa ſieben Jahren anſiedelten und nun alle Gewäſſer in Scharen bedecken und ſich ſo zutraulich benehmen, daß ſie zum Teil aus der Hand freſſen. Es iſt in neuerer Zeit ein merkwürdiger Zug in der Vogelwelt zum Vorſchein gekommen, der die ſcheuſten Wald- und Waſſerbewohner, wie z. B. die Amſel, die Ringeltaube und die Stockente, antreibt, ſich geradezu in den Schutz des Menſchen zu ſtellen und ſich ſozuſagen vor ſeiner Naſe anzuſiedeln. Das älteſte und allgemein bekannte Beiſpiel dieſes Verfahrens bietet der Storch. Sein nächſter Verwandter, der ſchwarze Storch, iſt dagegen ein einſamer und ſcheuer Waldvogel geblieben.

Die oben genannten Vögel haben dies ſchlaue Verfahren erſt in dieſem Jahrhundert eingeſchlagen und ſtehen ſich gut dabei, inſonderheit die Enten im Tiergarten, die von allen Menſchen gefüttert werden und die der Berliner mit Stolz jedem Fremden zeigt, als ein neues Beiſpiel, wie gut es innerhalb ſeiner Stadt zu wohnen iſt.

Mitunter kommen im Tiergarten aber auch höchſt merkwürdige Geſchöpfe vor, die dort zu ſuchen man gar keine Berechtigung hat, und ſolches Beiſpiel habe ich einmal erlebt, als ich an einem ſchönen Frühlingstage mit zwei von meinen Knaben ſpazieren ging. An einem ſchmalen Wege, der von der Berlin-Charlottenburger Chauſſee nach dem Bellevue-Park führt, ſah ich plötzlich an einem Baumſtamm zwei ſchneeweiße Ratten ſitzen, die offenbar durchaus nicht wußten, was ſie mit ſich anfangen ſollten. Wir traten ganz nahe hinzu, doch das beängſtigte ſie nicht im geringſten, ſondern ſie ſchnüffelten mit den roſigen Schnäuzchen wie ſuchend umher, richteten ſich zuweilen mit den Pfötchen an dem Baumſtamme auf und benahmen ſich wie zwei ausgeſetzte Königskinder, die nicht wiſſen, was ſie in der weiten, unbekannten Welt beginnen ſollen. Ja, ausgeſetzt waren ſie unbedingt, denn rings um ſie war eine Menge Brot geſtreut, doch als ich mich unwillkürlich umſah, ob nicht in der Ferne jemand laure, der ſich von dem Schickſal der Verlaſſenen zu überzeugen ſtrebe, ſah ich niemand; es war ganz einſam und menſchenleer in der Gegend. Es ſtand feſt, das wir die Tierchen nicht ihrem Schickſal überlaſſen durften, denn es war nicht unwahrſcheinlich, das dieſes dann ein furchtbares oder grauſames ſein würde. Es konnten herzloſe Barbaren ſich ihrer bemächtigen und ſie in den benachbarten Kanal werfen, ſie konnten Tierquälern oder einem Viviſektor in die Hände fallen, es konnte ein Mann kommen mit einem Rattenbeißer, welcher Köter ſie im Umſehen in die Ewigkeit befördert haben würde, es konnten



King Charles. Nach dem Gemälde von Edwin Landſeer.
(Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clement & Cie., Dornach i/E. und Paris.)

mit einem Wort haarſträubende Dinge mit ihnen paſſieren. Die harmloſen und ganz zahmen Tiere hatten etwas Rührendes in ihrer unbeholfenen Verlaſſenheit, und wir beſchloſſen, uns ihrer anzunehmen. Ich ergriff ſie, die ſich nicht im geringſten ſträubten, ſteckte ſie in die Taſche meines Sommerüberziehers und ging mit meinen Knaben, die natürlich eine unbändige Freude an dieſem Abenteuer hatten, weiter. Wer weiß wie oft hieß es nun aber auf dem Nachhauſewege: „Ach, Vater, laſſ' uns noch mal die Ratten ſehen!“ Ich ſchlug dann die Klappe zurück und hielt die Taſche ein wenig geöffnet. Die beiden Knaben ſtanden gebückt und ſahen mit großer Teilnahme zu, wie die Tiere, auf den Hinterbeinen ſtehend, mit den Pfoten an den Wänden der Taſche fingerten und die roſigen Schnäuzchen ſchnüffelnd hervorſtreckten. Wir ſetzten ſie, zu Hauſe angelangt, in ein Vogelgebauer mit Heu, ſie tranken mit Behagen Milch, aßen dazu Weißbrot, das ſie zierlich zwiſchen den Pfoten drehten, und waren überaus zahm, wie ſolche Tiere werden, wenn ſie in der Gefangenſchaft aufwachſen und niemals den Gebrauch der Freiheit kennen gelernt haben. An Flucht dachten ſie nie — ſie ahnten keine Möglichkeit, kein Wort von ſo verwegenen Dingen.

In den nächſten Tagen ſchon ſtiegen mir gewichtige Bedenken auf. Ihr zärtliches Benehmen gegeneinander ließ mich ſchließen, daß wir in Eduard und Kunigunde — ſo waren ſie getauft worden — ein Paar vor uns hatten. Ich ſchlug im Brehm nach, und durch eine leicht auszuführende Rechnung eröffnete ſich mir die fürchterliche Perſpektive, daß, wenn alles gut ging, wir bereits im Laufe eines halben Jahres im Beſitz von über hundert Nachkömmlingen, Kindern und Enkeln dieſes holden Paares ſein konnten. Mich ſchauderte. Wo ſollten wir mit all den Ratten hin? Ich konnte Eduard und Kunigunde von nun ab nur noch mit finſterem Nachdenken betrachten und ſah trübe in die Zukunft. Mir ward klar, daß hier rechtzeitig etwas zu geſchehen habe. Die Tiere mußten wieder aus dem Hauſe, ehe es zu ſpät war, und da ergab ſich nach weislicher Überlegung kein beſſeres Mittel, als ſie wiederum auszuſetzen. Es erſchien uns zwar ein wenig grauſam, aber die Pflicht der Selbſterhaltung zwang uns dazu, denn was ſollten wir wohl mit über hundert Ratten anfangen? Die hätten uns ja die Haare vom Kopfe gefreſſen. Und nun gar nach einem Jahre, da würden es viele Tauſende geworden ſein. Hier galt es, ſchnell zu handeln.

Wir wollten aber, den Geboten der Menſchlichkeit folgend, die guten Tiere der ungewohnten Freiheit unter günſtigeren Bedingungen ausſetzen, als unſer unbekannter Vorgänger. Wir wollten ihnen die Möglichkeit gewähren, in ſicherem Schutze ſich aus zahmen Stubentieren in wilde, freie Ratten umzuwandeln, die dem Kampfe ums Daſein gewachſen ſind. Zu dieſem Zwecke barg ich ſie eines Tages wieder in meine Taſche und trug ſie in Begleitung meiner beiden Knaben hinaus zum Tiergarten. Dort hatte ich mir bereits vorher einen jener großen Reiſighaufen auserſehen, die ſich überall in vom Wege abgelegenen Gegenden finden und beſtimmt ſind, die Abfälle des Waldes aufzunehmen. An einer Stelle hatte ſich durch übereinander geworfenes dürres Aſt- und Buſchwerk eine Art Höhle gebildet, die ſich, allmählich verlaufend, in den Haufen hineinzog und einen natürlichen Eingang in dieſes Zweiglabyrinth bildete. Dort, dachte ich, ſeien ſie gut aufgehoben, dort fanden ſie Schutz und Wohnungsgelegenheit die Menge und konnten ſich allmählich in die ungewohnte Freiheit einleben. Nachdem wir genügenden Proviant in das Innere der Höhle geworfen hatten, ſetzten wir die Ratten hinein und ſahen, daß die ſchneeweißen Tiere, einer angeborenen Neigung, ſich in Löcher und Winkel zu verkriechen, folgend, luſtig zwiſchen dem verwirrten Gezweige umherkletterten und binnen kurzem unſeren Blicken entſchwanden. Mit den herzlichſten Wünſchen für ihr ferneres Wohlergehen verabſchiedeten wir uns und ſetzten den begonnenen Spaziergang fort.

Nichts war natürlicher, als daß wir gegen Abend des nächſten Tages uns wieder zu dem Reiſighaufen begaben, um uns nach den Ausgeſetzten umzuſehen. Schon von ferne bemerkten wir dort einen weißen Schimmer, und als wir leiſe näher ſchlichen, ſahen wir, daß das Pärchen in ſeiner Höhle behaglich vor der Hausthür ſaß und ſich des ſchönen Frühlingsabends erfreute. Es war ein niedliches Bild, wie ſich die ſchneeweißen Tiere von dem dunklen Hintergrunde abhoben. Eines aber mißfiel mir ſehr, nämlich, daß wir ganz nahe hinzutreten konnten, ohne daß die Ratten ſich viel um uns kümmerten. Im eigenen Intereſſe der Tiere mußte dies ſchöne Vertrauen in die Menſchheit beſeitigt werden, und eine grauſame Pflicht gebot mir, mit rauher Hand dies liebliche Idyll zu ſtören. Ich ſprang ſchnell vor, ſchlug mit dem Stock heftig auf die Büſche und hatte die Freude, daß die Ratten mit ziemlicher Geſchwindigkeit im Innern des Reiſighaufens verſchwanden. Indem ich dies Verfahren einige Abende wiederholte, hatte ich ſie bald ſo weit, daß ſie zuletzt bei dem geringſten Geräuſch wie der Blitz davonhuſchten.

Der Grund, weshalb die Ratten von uns ſo regelmäßig an ein und derſelben Stelle vorgefunden wurden, war der, daß wir Futter dort ausſtreuten, jedoch nach einigen Tagen fiel es uns auf, daß wir immer nur eine dort bemerkten. Ich ſtellte die Vermutung auf, daß dies Eduard ſei, und Kunigunde wahrſcheinlich durch häusliche, oder ſagen wir es gerade heraus, mütterliche Pflichten im Innern der großen Wohnung zurückgehalten werde. Welche Ausſichten thaten ſich uns auf. Sollten durch uns die Merkwürdigkeiten des Tiergartens um eine weitere vermehrt werden, ſodaß im Laufe der Jahre alle Reiſighaufen von weißen Ratten bewohnt waren?

Eins hatte ich leider bei der Auswahl dieſer Wohnung außer acht gelaſſen, und das fiel mir ſchwer auf die Seele, als heiße, trockene Tage eintraten — es war nämlich kein Waſſer in der Nähe. Wir warfen den Ratten zwar Äpfel hin, die ſie auch verzehrten, allein konnte dies auf die Dauer genügen? Ich erinnere mich, daß ich einſt nach einem ſehr heißen Tage in der Nacht aufwachte und hörte, wie der Regen in den Blättern der Gartenbäume rauſchte und auf dem Fenſterbleche trommelte. „Wie gut,“ dachte ich, „nun haben ſie was zu trinken,“ und ſchlief ſehr befriedigt wieder ein.

Jedoch, wie das ſo zu gehen pflegt, im Laufe der Zeit kamen wir immer ſeltener dazu, die Ratten aufzuſuchen, und ſchließlich vergingen Monate darüber, ohne daß wir uns dort hatten ſehen laſſen. Ich wußte ja auch, daß ſie nun ſo weit waren, ſich allein durchbringen zu können, und daß eine richtige Ratte wie Unkraut nicht ſo leicht zu Grunde geht.

An einem ſchönen ſonnigen Tage im Herbſt aber erinnerten wir uns zufällig wieder unſerer früheren Schützlinge und beſchloſſen, unſern Spaziergang nach jener Gegend zu lenken, um uns nach ihnen umzuſehen, obwohl ich eigentlich nicht die Hoffnung hegte, ſie dort noch vorzufinden. Unterwegs begegneten wir einigen Weibern, die dort die Steige fegen. Sie ſchwatzten miteinander, und ich fing ein Bruchſtück ihres Geſpräches auf, das mir nachher wieder einfiel, als ich mir den Zuſammenhang erklären konnte. „Jräßlich ſah et aus,“ ſagte die eine, „dat janze Jeſicht voll Blut.“ Als wir dann in die Nähe des großen Reiſighaufens kamen, bemerkten wir eine Anzahl von Leuten, die auf dem Wege ſich angeſammelt hatten, dort hinüberſtarrten und ihre Unterhaltung mit gedämpfter Stimme führten. In demſelben Augenblick ſah ich, daß dort, gerade an der Stelle, wo wir die Ratten ausgeſetzt hatten, ſteif aufgerichtet zwei Schutzleute ſtanden, die etwas zu bewachen ſchienen. Zu ihren Füßen lag gerade quer vor dem Eingang der uns ſo wohl bekannten Höhle eine längliche dunkle Maſſe ausgeſtreckt. Ein Selbſtmörder war es, den man vor kurzem dort erſchoſſen gefunden hatte, nachdem der Knall des Schuſſes einige Spaziergänger aufmerkſam gemacht hatte.

Seitdem haben wir uns nie wieder nach den weißen Ratten umgeſehen, und was aus ihnen geworden iſt, kann ich nicht ſagen.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Echte Frühlingsbilder, die für ſich ſelbſt ſprechen, ſind Hugo Königs harmlos-anmutige „Maikätzchen“ und der ſchöne Studienkopf „Im Frühling“ von Hans Höſch.

Das Bild mit den beiden „King Charles-Hündchen“ — ein Luxushund, deſſen Raſſe in Deutſchland heute faſt gar nicht, höchſtens einmal auf einer Ausſtellung zu finden iſt — entſtammt dem meiſterlichen Pinſel Edwin Landſeers; die eigenartige Fähigkeit des großen britiſchen Tiermalers, ſeine Sujets zu charakteriſieren, tritt auf dieſem Bilde ebenſo ſcharf hervor, wie ſeine bekannte Virtuoſität in der Wiedergabe namentlich auch der Felle. Selbſt aus der Reproduktion fühlt man gleichſam noch das ſeidenweiche Haar der kleinen Damenlieblinge heraus.

## Juſtiz.

Der Grundſatz „Kauf bricht Miete,“ welcher in dem erſten Entwurf des neuen Civilgeſetzbuches für das Deutſche Reich aufgenommen war und faſt allgemeine Mißbilligung fand, iſt bei den weiteren Beratungen der Kommiſſion nicht nur ausgemerzt, ſondern in das Gegenteil verwandelt worden. Wird ein verpachtetes oder vermietetes Grundſtück veräußert, ſo ſoll der Erwerber nicht in die Rechte allein, ſondern auch in alle Pflichten des bisherigen Beſitzers eintreten.

## Naturkunde.

Zu den herrlichſten Wundern des nordamerikaniſchen Yellowſtone-Parks gehören bekanntlich die Geyſirs. Im Jahre 1885 fand ein waſchender Chineſe zufällig, daß man deren meiſt ſehr unregelmäßige Ausbrüche künſtlich durch Hineinwerfen eines Stückchen Seife hervorrufen könne. Eine wiſſenſchaftliche Erklärung für dieſe Thatſache, welche von den Beſuchern bald im umfangreichſten Maßſtabe ausgebeutet wurde, fehlte bisher, und erſt jetzt hat man erkannt, worauf die Erregbarkeit der Geyſirs durch Seife beruht. Wie „Petermanns Mitth.“ berichten, bildet ſich nämlich bei dem „Anſeifen“ auf dem Waſſer eine leichte Deckſchicht, unter der ſich dann ſchnell überhitztes Waſſer anſammelt, das ſich in Explosionen Bahn bricht. Außerdem ſoll durch die Einführung der Alkalien und die dadurch hervorgerufene Änderung der chemiſchen Zuſammenſetzung des Waſſers eine Verlegung des Siedepunktes und damit eine Beſchleunigung des Ausbruchs herbeigeführt werden.

Indien iſt noch immer das Land der Giftſchlangen. In den britiſchen Gebieten gingen an Schlangenbiſſen in den acht Jahren vor 1887 jährlich im Durchſchnitt 19 880 Menſchenleben und 21 000 Stück Vieh zu Grunde. 1889 ſtieg dieſe Zahl ſogar auf 22 480 Menſchen und 3793 Stück Vieh. Obgleich in dieſem Jahre die ungeheure Zahl von 578 415 Schlangen getötet wurde, wofür die Behörden 23 556 Rupien an Prämien gewährten, ſo ſtarben 1890 doch noch 21 412 Menſchen und 3948 Stück Vieh an Schlangenbiß. Im Jahre 1890 wurden 510 659 Schlangen gegen einen Koſtenaufwand von 19 004 Rupien getötet. Die Durchſchnittsſterblichkeit für alle Provinzen beläuft ſich alſo auf etwa 20 000 Menſchen jährlich.

## Medizin.

Gegenüber den Erwartungen, welche man an manchen Stellen, fußend auf die Veröffentlichungen vor allem franzöſiſcher Ärzte, auf die Heilwirkung des Hypnotismus ſetzte, ſind die Ausführungen intereſſant, in denen ſich einer der hervorragendſten deutſchen Nervenärzte, Prof. Binswanger-Konſtanz, auf dem diesjährigen Kongreß für innere Medizin gegen alle übertriebenen Hoffnungen ausſprach. Seine Ausführungen gipfeln darin, daß die hypnotiſche Heilmethode nicht nur ſehr ſchwer anzuwenden, ſondern auch als ſolche durchaus unſicher ſei; es fehlt die phyſiologiſche Grundlage, wir wiſſen nicht, was wir bei dem Kranken erreichen. Trotz aller dieſer Bedenken habe die Einführung des Hypnotismus in die Medizin den großen Nutzen gebracht, daß er auf die pſychiſchen Heilmethoden aufmerkſam machte, daß der Arzt den Kranken wieder mehr durch freundliche Worte aufmuntert und in ihm das Vertrauen zu wecken und zu ſtärken ſucht.

Im Berliner ſtädtiſchen Krankenhauſe Moabit haben die bewährten Bacillenforſcher Dr. Canon und Dr. Pielicke kürzlich auch den Maſernerzeuger entdeckt und in Reinkulturen gezüchtet. Wenn man nur auch die entſprechenden Bacillenvertilger finden könnte — davon iſt aber alles ſtill.

## Koloniales.

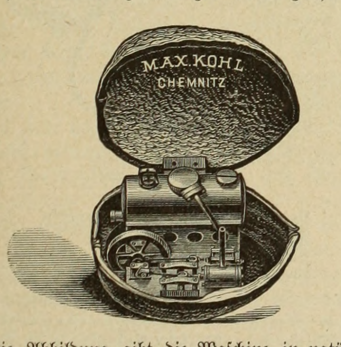
Im Brüſſeler „Mouvement géographique“ äußert ſich ein belgiſcher Offizier, Kapitän Jaques, ungemein anerkennend über die Zuſtände in Deutſch-Oſtafrika und zumal über die Verwaltung der wichtigen Station Tabora. Der an der Karawanenſtraße nach dem Tanganjikaſee gelegene Ort, den der betr. Offizier als Führer der belgiſchen Antiſklaverei-Expedition berührte, zählt außer etwa 70 Mann der deutſchen Beſatzung unter Leutnant Sigl 85 Araber, 5000 Wangnanas und etwa viermal ſo viel Unjamweſis als zum Teil freilich ſehr wechſelnde Einwohnerſchaft. Übrigens ſah Kapitän Jaques in Tabora u. a. auch als neueſtes Kulturmittel zwei — Fahrräder; auf denſelben hatten engliſche Miſſionäre einen großen Teil des Weges von der Küſte aus zurückgelegt.

## Schiffahrt.

In Frankreich macht z. B. eine Erfindung eines Baron Alleſſandro einiges Aufſehen, welche darin beſteht, daß man anſtatt des heute bereits vielfach zur Beruhigung der Wellen angewendeten Öls das Meer rings um ein Fahrzeug mit einem ſchwimmenden, feinmaſchigen Netze bedeckt. Bekanntlich üben die Algen, welche hier und dort größere Strecken der Meeresoberfläche bedecken, auch eine beruhigende Wirkung auf dieſe aus, und ſo ſtellt ſich die neue Erfindung denn im weſentlichen als eine Nachahmung des Sargaſſomeeres vor.

## Technik.

In Nr. 14 d. Jahrg. berichteten wir über eine Miniaturdampfmaſchine, welche, in einer Nußſchale untergebracht, durchaus exakt arbeitet. Der Freundlichkeit des Herrn Max Kohl-Chemnitz, in deſſen Werkſtätten der junge Gehilfe, welcher das kleine Kunſtwerk ſchuf, thätig iſt, verdanken wir die nachſtehende Abbildung des originellen Dingelchens.



Die Abbildung gibt die Maſchine in natürlicher Größe wieder.

Wo bleiben die geleerten Konſervenbüchſen? Das iſt eine Frage, die ſich wohl jeder bereits vorgelegt hat, dem es auffiel, ein wie verſchwindend kleiner Bruchteil der Büchſen wiederholt in Benutzung genommen wird. In der That gehen mit den gebrauchten Weißblechbüchſen bedeutendere Kapitalien verloren, als man gemeinhin denkt; über den Verbrauch Deutſchlands liegen uns keine näheren Notizen vor, jedenfalls iſt er aber beſonders in den Konſervenſtädten Braunſchweig und Lübeck enorm; in Amerika werden, wie der „Prometheus“ mitteilt, allein in Baltimore jährlich 45 Millionen, am lachsreichen Columbiariver 19 Millionen Büchſen verarbeitet; Nantes bedarf für ſeine Sardinenbüchſen jährlich durchſchnittlich 2 750 000 Kilogramm Weißblech. — Weißblech beſteht nun aus Eiſen mit Zinnüberzug, und neuerdings hat man gelernt, das Zinn von dem Eiſen zu trennen und dadurch wieder verwertbar zu machen. Natürlich geht die Prozedur unter Benutzung des elektriſchen Stromes vor ſich. In Zukunft werden die Konſervenbüchſen alſo nicht mehr zum Gemülle gehören.

## Landwirtſchaft.

Aus Frankreich wird über ein neues Hufbeſchlagſyſtem berichtet, bei welchem die Nägel zur Befeſtigung des Eiſens vollſtändig vermieden werden. Das Befeſtigungsmittel beſteht aus einem dünnen, an beiden Enden abgerundeten und durchbohrten eiſernen Bande. Dieſes Band, das über dem Vorſchuh befeſtigt wird, umgibt die äußere Seite und ſchließt ſich, um das Eiſen unter demſelben feſtzuhalten, an jedem Ende des Hufeiſens mittels kleiner Schrauben feſt an. Dieſe neue Befeſtigungsart ſoll, wie die bisherigen Verſuche ergeben haben, nicht nur ſicher, ſondern auch leicht anwendbar ſein.

In neueſter Zeit hat man in Frankreich und in Italien Verſuche gemacht, die Seidenraupe ſtatt mit Maulbeerblättern mit den Blättern des gemeinen Löwenzahns (Leontodon Taraxacum) zu füttern. Dieſe Verſuche ſind fehlgeſchlagen. Die gewonnene Seide war minderwertig und nicht zu benutzen. Nunmehr ſind Fütterungsverſuche mit den Blättern von Maclura Auriantica angeſtellt worden. Das Ergebnis ſoll ein vorzügliches ſein, wenigſtens ſind die Cocons ungemein ſtark geworden. In Paris wird gegenwärtig eine Prüfung angeſtellt, ob jene Seide eben ſo glänzend, elaſtiſch und ſpinnfähig iſt, wie ſolche, die von Raupen, welche eine Fütterung von Maulbeerblättern erhalten, gewonnen wird. In Fachkreiſen wird dem Ergebnis der Prüfung mit großer Spannung entgegengeſehen.

## Kunſt.

In der Konkurrenz um das zu Altorf zu errichtende Telldenkmal gewann der Bildhauer Kießling-Zürich den erſten Preis. Der Entwurf zeigt Tell mit der Armbruſt auf dem Rücken, ſeinen Knaben an der Hand führend.

## Ausſtellungen.

In Danzig veranſtalteten die dortigen Innungen eine eigenartige Ausſtellung. Dieſelbe enthält ſämtliche Urkunden, Siegel und Schauſtücke der dortigen Gewerkſchaften. Unter den künſtleriſch wertvollen Schauſtücken befindet ſich auch ein ſilberner Pokal, der dem Bernſteindrehergewerk von der Königin Luiſe zum Andenken an ihren Aufenthalt in Danzig im Juli 1798 gewidmet worden iſt. Dem Geſchenk iſt ein eigenhändig geſchriebener Brief beigefügt, der von der Herzensgüte der edlen Frau ein beredtes Zeugnis ablegt.

Mitte April fand zu Berlin eine 1. internationale Kaninchenſchau ſtatt, welche ein umfaſſendes Bild der heutigen Zucht bot und den Freunden des billigen „Zukunftsbratens“ faſt ſämtliche bekannten Spezialitäten vorführte von den ſchweren belgiſchen Rieſenkaninchen bis zu den langohrigen engliſchen Butterflies.

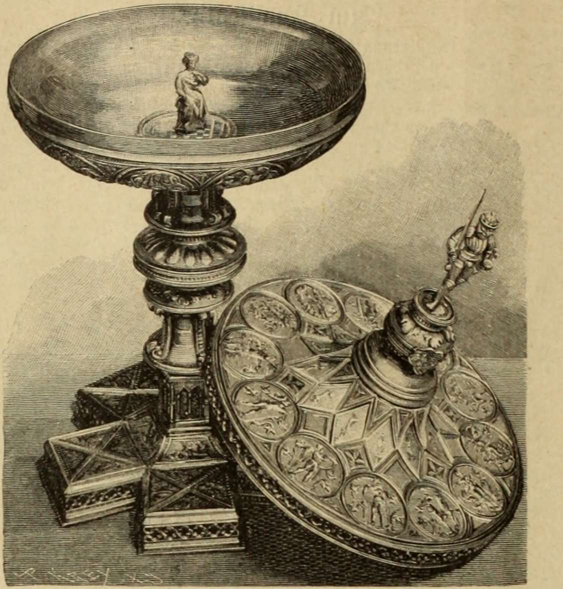
## Preisausſchreiben.

Ein Ehrenpreis von fünftauſend Dollars iſt von Canfield Rubber Co. in New York für das beſte Lied oder Gedicht ausgeſetzt, welches bei Eröffnung der Chicagoer Weltausſtellung 1893 geſungen bezw. geſprochen werden ſoll.

## Funde.

Bei der Reſtauration der Kloſterkirche Königsfelden im Aargau wurden u. a. auch zwei Grabſteine gefunden, welche die Gebeine von ſechs in der Schlacht bei Sempach gefallenen Rittern decken.

## Der Kaiſerpokal von Osnabrück.



Der Kaiſerpokal aus dem Ratsſilber zu Osnabrück.

Das Ratsſilber von Osnabrück zeichnet ſich, wenn es auch nicht an die herrlichen Schätze des einſtigen Lüneburger Magiſtrats heranreicht, durch einige außerordentlich ſchöne Stücke aus, unter denen bisher der ſogenannte „Kaiſer“ den erſten Rang einnahm. Die allgemeinere Aufmerkſamkeit wurde auf denſelben indeſſen erſt durch die Kölner kunſthiſtoriſche Ausſtellung des Jahres 1876 gelenkt, und leider — unſeres Erachtens wenigſtens: leider — ſind dem Bekanntwerden des Prunkpokals in weiteren Kreiſen auch bald verlockende Anerbietungen einzelner Sammler gefolgt, denen der Rat der guten Stadt ſchließlich nicht widerſtehen konnte. Ein Frankfurter Nabob bot für den Becher eine Viertelmillion Mark; die Regierung verweigerte zwar anfangs ihre Zuſtimmung zu dem Verkauf, ließ aber dann ihre Bedenken fallen, und ſo iſt das prächtige Kunſtwerk, welches die Stadt jahrhundertelang durch alle Kriegsſtürme und alle Nöte ſchwerer Zeiten hindurch ſich gerettet, jetzt endgültig in Privatbeſitz übergegangen. Nur eine galvanoplaſtiſche Nachbildung wird die Osnabrücker in Zukunft daran erinnern, daß ſie ehedem eines der ſchönſten Stücke mittelalterlicher Edelſchmiedekunſt ihr eigen nannten.

Der Pokal, deſſen Höhe 40, deſſen größte Breite 19 cm beträgt, iſt eine flache Schale auf einem hohen, runden Ständer mit fünfſeitigem, durch vorgelegte Quadrate verſtärktem Fuß. In der Schale befindet ſich auf einem runden Teller von Grubenſchmelz — einem blau und goldenen, von vier Drachen auf rotem Grunde umgebenen Schachbrett — eine getriebene weibliche Bildſäule, von welcher Staatsarchivar Dr. Fr. Philippi (Die älteſten Osnabrückiſchen Gildeurkunden nebſt einem Anhange über das Ratsſilber von Osnabrück. Rackhorſtſche Buchhandlung, Osnabrück) anſcheinend mit Recht annimmt, daß ſie früher die Stelle des jetzt den Deckel krönenden Kaiſerbildniſſes eingenommen habe; in der That erſcheint ſie an ihrem jetzigen Platz etwas gezwungen eingefügt. Die untere Außenſeite der Schale enthält u. a., auf unſerer Zeichnung nicht erkennbar, zwölf ſpitzbogige Einzelfelder, welche köſtliche Koſtümfiguren zeigen: eine dreimal wiederkehrende Reihe von weiblichen Geſtalten in langen Gewändern. Die Mitte des Ständers bildet ein einfach ornamentierter Knopf, an den ſich nach oben und unten runde, verzierte Glieder anſchließen. Der reich mit Maßwerk geſchmückte Fuß läuft in Quadrate aus, die teils graviert, teils in blau und rot emailliert ſind.

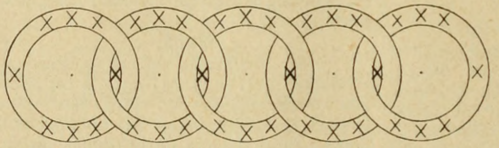
Beſonders ſchön erſcheint der Deckel, deſſen dekorative Ausſchmükkung der Untenſeite der Kuppe entſpricht. Hier wiederholen ſich in zwölf Rauten die weiblichen, anmutig bewegten Gewandfiguren, denen in ebenſo viel Rundbildern Zeichnungen verſchiedenen Inhalts (Engel; Ritter; Jüngling ꝛc.) angereiht ſind. Oben ſchließt der Deckel mit einem Renaiſſanceknopf ab, auf deſſen Spitze eine ſchön modellierte Kaiſerbildſäule mit Panzer, Krone, Schwert und Reichsapfel angebracht iſt, die einem früher über dem Hauptportal des Rathauſes angebrachten, jetzt im ſtädtiſchen Muſeum befindlichen Koloſſalbildnis Karls des Großen nachgebildet erſcheint.

Der Pokal, an welchem beſonders das Nebeneinandergehen antikiſierender Formen und gotiſcher Gliederungen intereſſant iſt, dürfte aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts ſtammen; bereits in dem älteſten vorhandenen, auf der Innenſeite des hinteren Deckels eines Stadtbuches befindlichen Verzeichnis des Ratsſilbers aus dem Jahre 1581 iſt als erſtes Stück: „der keiser mit synem schwerde“ aufgeführt.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Kettenrätſel.



Die Kreuzchen ſind durch je einen Buchſtaben ſo zu erſetzen, daß die fünf Ringe bezeichnen: 1. Einen beliebten Komponiſten unſerer Zeit, 2. den Vornamen eines beliebten Dichters, 3. ein Ländergebiet im nordweſtlichen Afrika, 4. ein Gouvernement in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, 5. die Hauptſtadt eines europäiſchen Königreichs.

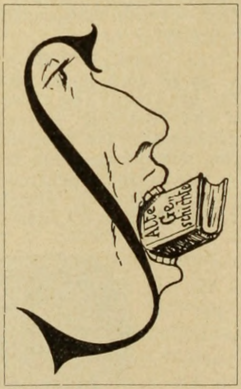
Sind die richtigen fünf Wörter gefunden, ſo ergeben die vier Buchſtaben an den Verknotungspunkten der Ringe einen bekannten altteſtamentlichen Namen. Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben:

5a, 3b, 1c, 2d, 4e, 1g, 1h, 3i, 2l, 1m, 3n, 1o, 3r, 4ſ, 2t.

### 2. Dreiſilbige Scharade.

Drei Mägdlein hatten einſt die Dritte
Und ſchwuren darin feierlich,
Wie das bei ihnen ſo die Sitte,
Sie blieben 1 2 ſicherlich.
Da kam ein ſchmucker Burſch gegangen,
Ein friſcher, fröhlicher Geſell,
Wie brannten einer da die Wangen,
Wie gingen alle Pulſe ſchnell!
Die andern ſahen es und lachten:
„Vor Amors Pfeil bewahr dein Herz!“
Der Frühling kam, und ſieh, da machten
Das Ganze ſie bei Spiel und Scherz. B.

### Bilderrätſel.

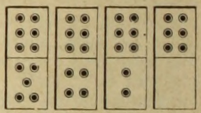


### 3. Rätſel.

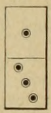
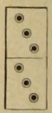
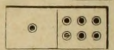
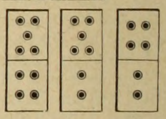
Lateiniſch bin ich ein Imperativ,
Franzöſiſch aber produktiv;
Zumal wenn Muſikanten
Bedürfen der Sekundanten. F.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Dominoaufgabe.

Im Talon lagen: 

Die Augenſumme auf den acht Steinen des B betrug 38, auf denen des C 50.

B ſetzte:  C ſetzte:  A ſetzte in der dritten Runde  C hatte außer den Doppelſteinen: 

---

### Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 32.

Bilderrätſel.

Ein ganzes Volk in Waffen iſt an Majeſtät dem Kaiſer ebenbürtig.
(Miniſter Kaunitz zu Kaiſer Joſef II.)

1. Homonym. Grillen.

2. Verwandlungsaufgabe.
„Der Prophet.“

| Dahn | Rieſa | Inſter | Piſa | Mars |
|---|---|---|---|---|
| Simon | Trappe | Schleihe | Daniel | Mozart |

3. Wechſelrätſel. Schilling, Schelling.

4. Arithmetiſche Aufgabe.
Der Geburtstag der preußiſchen Königin Luiſe 10. 3. 1776.

---

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſ.) — Unter dem Roten Kreuz. Von Dr. Otto Dornblüth. — „Kadi, ſprich Recht!“ Von Bernhardine Schulze-Smidt. — Die Familie von Stieglitz. Roman von Hermann Heiberg. (Fortſ.) — Die weißen Ratten. Eine wahre Geſchichte aus dem Tiergarten. Von Heinrich Seidel. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Maikätzchen von Hugo König; Im Frühling von Hans Höſch; King Charles von Edwin Landſeer. — Juſtiz. — Naturkunde. — Medizin. — Koloniales. — Schiffahrt. — Technik. Mit einer Illuſtration. — Landwirtſchaft. — Kunſt. — Ausſtellungen. — Preisausſchreiben. — Funde. — Der Kaiſerpokal von Osnabrück. **Mit einer Illuſtration.** — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 21. Mai 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 34.

# Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Aber Liſi weinte nicht. Ihre Augen ſchauten halbgeſchloſſen, wie aus einem Traum, wieder und wieder auf die grüne Fläche.

Da hörte ſie die Stimme, die ſie in ſich trug, von außen. Paul trat vor und grüßte, förmlich die Hand an die Mütze legend. „Verzeihen Sie, wenn ich es wage, Ihre Einſamkeit zu ſtören,“ ſagte er und ſtockte.

Liſi öffnete die Lider und richtete den glänzenden Blick auf ihn. War er ihr gefolgt und hatte er bemerkt, daß ſie den Spuren des Geſtern nachgegangen? Das wollte ſie nicht! Er ſollte nicht wiſſen, daß ſie an ihm hänge, wie ſchwer ſie ſich auch von ihm trenne.

Wie ſie es dachte, hatte ſie Mühe, mit ihrer hochmütigen Kälte ſich aufzurichten, wie ſonſt. Dennoch gelang es ihr, und ſie ſagte: „Ich wollte ins Dorf, ging hier vorüber, und da blieb ich ſtehen. Der melancholiſche Tümpel mit dem wehenden Schilf und dem grünlichen Waſſer hat etwas Anziehendes.“

„Ja wohl,“ antwortete er, bei der Erklärung ſich nicht aufhaltend. „Iſt's mir erlaubt, Sie zu begleiten?“

„Es iſt ſo heiß. Ich habe meinen Entſchluß geändert und werde zurückkehren — ins Schloß.“

Er verneigte ſich: „Ich gehe ebenſo gern nach dort zurück.“

Sie wurde unruhiger. Was wollte er? Es war doch wunderlich, daß er ſich jetzt noch an ſie drängte. Oder meinte er, jetzt gerade, da ſie Braut war, könne er das ohne Fährnis wagen?

Eine Sekunde lang hob ſie wieder die Augen, und er las darin ihr Erſtaunen.

Da brach er hervor, ohne noch zu zögern: „Sie wundern ſich, daß ich Sie, wie ein Wegelagerer, überfalle, mich Ihnen aufdränge? Aber ich will es gerad' heraus ſagen: es läßt mir keine Ruh'! Die Frage brennt mir da innen und drängt ſich mir auf die Lippen: wer hat Sie zu dieſer Verlobung überredet? Was kann Sie beſtimmen, ſich freiwillig in ſolche Sklaverei zu begeben?“

Sie antwortete nicht gleich, ſo überraſchte ſie die Frage. Mußte er nicht wiſſen, daß es nur eine Lüge als Antwort darauf gab? Kannte er nicht, wie ſie, den Zwang der Etikette, unter dem ſie eher zu Grunde gehen mußte, als daß ſie es wagen durfte, ihn zu brechen? Oder hätte ſie ſagen können: Ihr Mangel an Vertrauen, Ihre Mißachtung trieben mich dazu, Ihr Verlaſſen und Verleugnen?

Das konnte ſie nicht, und ſo empörte es ſie nur, daß er jetzt noch fragte, ſo, als habe er gar kein Schuldgefühl, er, der doch erklärt, er werde ſie nimmer zur Frau nehmen!

Sie ließ ſo viel von dieſen Gedanken durchblicken, wie ſtatthaft war, als ſie endlich erwiderte: „Ich ſchloß dieſe Verlobung in dem Wunſch, einen Mann zu beglücken, der mir vertraut, in dem Wunſch, mein Leben einem großen und edlen Zweck hinzugeben, einem Zweck, der lobenswert iſt.“

„Alſo eine Exaltation,“ entgegnete er ungerührt. „Eine excentriſche Handlung, ſchlimmer als das Feueropfer der indiſchen Witwen. Denn dieſe erliegen den Qualen einer furchtbaren Stunde. Sie aber wollen ſolche Qualen auf ihr ganzes Leben ausdehnen.“

Ihre Wangen flammten auf, ihr Zorn wuchs: „Mit unſern Thaten wachſen unſre Kräfte. Ich muß doch wohl fühlen, daß die meinigen ausreichen, um einen edlen Menſchen zu beglücken.“

„Sie täuſchen ſich,“ antwortete er trocken, „und werden ſelbſt ſehr unglücklich ſein. Aber auch ihn werden Sie nicht davor behüten, es gerade durch Ihre Täuſchung zu werden.“

Liſi war außer ſich. Daß er auch jetzt ihren Entſchluß nicht bewunderte, ihn vielmehr nur tadelte, erregte jeden Blutstropfen in ihr.

„Wir verſtehen uns nicht," ſagte ſie eifrig. „Es gibt ein Glück, das Sie augenſcheinlich nicht kennen, das Glück, eine ſchöne Pflicht zu erfüllen. Solch eine Pflicht nehme ich auf mich und — etwas anderes ſuche ich nicht."

Paul hatte ein nervöſes Lächeln um die Lippen. Mechaniſch griff er in einen Jasminbuſch zu ſeiner Linken, brach einen Zweig von ihm ab, riß mit eigentümlich gereizt verächtlicher Bewegung die weißen Blumen eine nach der andern vom Holz und warf ſie ſeitwärts von ſich.

„Wir ſpiegeln uns ſelbſt eben manchmal vor, eine große That zu vollbringen, und wenn wir ſie näher betrachten, ſchrumpft ſie zu einer winzig kleinen zuſammen, an der wir ſelbſt gar nichts mehr bewundern," ſagte er herbe.

„Was meinen Sie damit?" fragte Liſi, ſich hoch aufrichtend und blitzte ihn aus ihren ſchönen Augen zornig an.

Er zerknickte den blütenberaubten Zweig zwiſchen den Fingern und warf ihn ärgerlich beiſeite. „Es kommt mir vielleicht nicht zu, es auszuſprechen, — ich möcht's ja auch verſchweigen, wenn ſich ein anderer fänd', der es ſtatt meiner ſagen möcht'! So aber — Sie ſpringen mit beiden Füßen in einen Sumpf, nur weil Sie meinen, eine Decke prächtig blühender Blumen zu ſehen, und keiner die Menſchlichkeit hat, Ihnen zuzurufen: Achtung! Da gibt's keinen Grund! Kehren Sie um, wenn Sie nicht untergehen wollen!"

„Laſſen Sie die poetiſchen Gleichniſſe, die ja doch zu Ihnen nicht paſſen, und ſagen Sie einfach, was Sie meinen!" entgegnete ſie.

„Ich meine, daß — verzeihen Sie, wenn's möglich iſt — daß ſie dieſen ganzen wahnſinnigen Schritt aus Eitelkeit thun!"

„Herr Graf!" rief die Dame empört.

„Nun ja, ich hab es gewußt, ich ziehe mir Ihre Ungnade zu. Aber ich kann mir nicht helfen, ich muß es einmal ſagen! Schau'n Sie, ſo ein Dichter, das iſt freilich etwas anderes als wir anderen gemeinen Sterblichen. Wenn der zehnmal krank, launenhaft, zuwider iſt, er hat doch die Begabung, ſich unſterblichen Ruhm zu erwerben, hat die Bewunderung der Welt, das Höchſte, was es für Frauenaugen gibt. Die, welche er liebt, verklärt er, wie ſich ſelbſt, man ſpricht von ihr, man nennt auch ſie mit der gleichen Bewunderung. Und ſie fühlt gleichſam den Lorbeer, der ſeine Stirn umkränzt, auch die ihre umgeben. Das ſchmeichelt, das beglückt — eine Zeitlang wenigſtens, bis die Eitelkeit befriedigt iſt, und das Herz etwas Beſſeres begehrt."

Liſi wurde abwechſelnd blaß und rot.

„Wenn Sie glauben, daß das der beſtimmende Grund für mich iſt, dann weiß ich nicht, warum Sie es der Mühe wert halten, mich noch zu warnen. Ein ſo armſeliges Geſchöpf, das ſo kleinlich fühlt, würde ich in ſeiner Eitelkeit untergehen laſſen, ohne nur ein Wort zu verlieren!" ſagte ſie aufs tiefſte verletzt.

Er blieb ſtehen und machte in der Luft eine Handbewegung. „Ach, Sie müſſen das Ding nicht ſo tragiſch nehmen! Solch einen großen Vorwurf mache ich Ihnen nicht daraus. Alle Frauen ſind eitel, mehr oder weniger, das Ungewöhnliche kommt über ſie wie ein Rauſch, und da ſcheint eben alles verändert, bis man wieder ernüchtert iſt. Aber ich möcht' gerad' deswegen nicht, daß Sie zu hart für einen Fehler geſtraft werden, den Sie eben nur mit allen Ihren Schweſtern teilen."

Was er ſagte, erbitterte ſie mehr und mehr. Dieſe beiden Menſchen, die nichts weiter verlangten, als ſich gegenſeitig in die Arme zu ſinken und ſich durch die drei Worte: „Ich liebe dich!" zu beglücken, waren durch den Einfluß der geſellſchaftlichen Macht ſo eingeſchüchtert, daß ſie dieſe erlöſenden Worte nicht zu finden wußten, und dafür hundert andere fanden, die ſie voneinander immer weiter trennten.

Hätte Paul den Mut gehabt, die Wahrheit zu ſprechen: „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Sie an einen anderen zu verlieren," hätte er das rechte Wort gefunden, ſein Schickſal hätte ſich gewendet und das ihre mächtig in ſeine Bahnen gezogen, trotz allem bereits Geſchehenen. Das hätte er, wie der Sturmwind, ſiegreich hinweggefegt. Aber er fand das Wort nicht. Die Eitelkeit, die er ihr vorwarf, wirkte gerade ſo in ihm und beſtimmte ſein Handeln. Ja, wenn er ſicher geweſen wäre, ſie nach dieſem Geſtändnis an ſeine Bruſt ſinken zu ſehen mit der Verſicherung, daß ſie ihn liebe und nicht den Dichter, daß ſie ihren Irrtum einſehe! Das aber wußte er doch nicht beſtimmt. Sie konnte ihn auch zurückweiſen, ſie konnte Nein ſagen! Und die Furcht davor bannte das Wort hinter ſeine Lippen, das eine, das ſie beide hätten erlöſen können.

Und in dem, was er an Vorwürfen hervorkramte, ſah ſie nur eine neue Beleidigung, fühlte ſich nur tödlicher durch dieſe verletzt. Hochfahrend antwortete ſie: „Sie haben mir Ihre Meinung geſagt, hören Sie jetzt die meine: Ich hab' mich mit Herrn von Vötörö verlobt, weil ich beabſichtige, damit einen edlen Lebenszweck zu erfüllen, einen, von dem — nun, von dem freilich die meiſten eben nichts verſtehen. Ich hab' mir's überlegt, eh' es geſchehen iſt, und werd' jetzt mein Wort halten. Da Sie das nicht begreifen können, ſo iſt aber wohl eine weitere Unterhaltung darüber überflüſſig."

Sie grüßte ihn mit jenem hochmütigen Neigen des feinen Kopfes, das ihn ſo oft an ihr entzückt und ſo oft verletzt hatte. Dann verließ ſie ihn und ſchlug einen Seitenweg ein.

In ihm aber wogte ein Grimm, den die Leidenſchaft nährte. Hätte er doch lieber ganz geſchwiegen! Was wollte er auch? Sie heiraten? Nein! Was alſo ſonſt? Er war nicht fähig, logiſch zu denken, ſich, was er wollte, ſelbſt klar zu legen. Das einzige, was er fühlte, war, daß ſie entzückend und er unſinnig verliebt in ſie ſei!

Am beſten war's, er reiſte ab, da am Beſtehenden doch nichts zu ändern war. Am nächſten Tage ſchon verwirklichte er den Plan, packte ſeine Sachen und verließ Sſemeſnyes. Der Abſchied zwiſchen ihm und Liſi war kühl. Er verneigte ſich und berührte kaum die Hand, die ſie ihm der Form halber bot.

Kaum war er fort, ſo wollte jedoch auch ihr der Aufenthalt in Sſemeſnyes ganz unerträglich ſcheinen. Sie, die nie launenhaft geweſen, wechſelte in jeder Stunde die Stimmung, ſehnte ſich in der Geſellſchaft nach Einſamkeit und fieberte in der Einſamkeit nach Geſellſchaft. Als am dritten Tag Ferenz Jaſzaki ſie holte, um Melanie, welche ernſtlich unwohl war, zu pflegen und die Führung ſeines Haushalts zu übernehmen, fühlte ſie ſich wie erlöſt. Sie war in Vilanes von früh bis abends thätig, ſo daß Ferenz oft erſtaunt äußerte: „ſo viel praktiſchen Sinn hätt' ich der hübſchen Träumerin nicht zugetraut." Als er aber ſelbſt freudeſtrahlend ſeinen in ſchneeweiße Kiſſen gebundenen Erſtgeborenen ihr zeigte, überraſchte ſie ihn abermals, und er ſchüttelte nachträglich diesmal mißbilligend den Kopf. Sie hatte erſt mit ſtaunendem Ernſt auf das winzige Geſchöpfchen geſehen und war dann plötzlich in Schluchzen ausgebrochen.

Erſchrocken trat ſie danach ſelbſt beiſeite: „Er iſt herzig, und — und ich weiß nicht, warum ich weinen muß! Es hat gewiß keinen Sinn! Aber die Thränen werden ihm kein Unglück bringen."

Eine Thräne war auf die Stirn des Kleinen gefallen, und Ferenz wiſchte ſie mit dem Finger lachend ab: „O nein! Daran glaub' ich nicht. Sie ſind übermüdet und müſſen ſich mehr Ruhe gönnen."

„Das arme Ding! Sie kann einem leid thun," ſagte er im Vertrauen nachher zu ſeiner blonden Frau, die bleich, aber glücklich lächelnd aus den Kiſſen ſah, als er das Baby zurückbrachte. „Weißt, ſie ſpürt ſchon jetzt, daß ſie mit dieſer Verlobung ſich eine Laſt auferlegt, die über ihre Kräfte geht."

„Es iſt unbegreiflich," murmelte Melanie. „Und ich hoffte, ſie und Paul würden ſich finden. Jetzt hat ſie lauter große Worte von weihevollem Leben und Opferliebe, aber ich kann unter ihnen allen nicht ein armſeliges kleines Gefühl entdecken."

„Sie iſt hineingetaumelt worden, glaub' mir," ſagte Ferenz überlegen, „wie auf einer amerikaniſchen Luftſchaukel, wo die Leut' meinen, ſie fliegen, während ſie nur gedreht werden. Aber wenn ſie jetzt wenigſtens im Taumel bleiben möchte und nicht merken, daß nichts dahinter iſt. Es iſt das einzige, was man ihr noch wünſchen kann!"

Als Melanie ſo weit war, daß ſie auf dem Langſtuhl lag, den kleinen Ferenz auf ihren Knieen, während der große entzückt über ihre Schulter hin auf das kahle Köpfchen des kleinen ſchaute, das in ſeinen blanken Flächen eine komiſche Ähnlichkeit mit dem ſeinen zeigte, begann Liſi ſich auch hier überflüſſig zu fühlen.

Ihre Mutter erwartete ſie in Wien und ſehnte ſich nach ihr. Sie nahm Abſchied und kehrte nach der Hauptſtadt zurück.

Zu Hauſe! Zu Hauſe mußte alles beſſer werden! Sie wollte dort die alte, entſchloſſene, warmherzige, opferfähige Liſi wiederfinden, und dieſe ſollte ſich voll freudigen Eifers den neuerwählten Pflichten hingeben.

Als ſie indeſſen in der kleinen Mietswohnung ſtand, in der ſie trotz aller Sorgen mit der geliebten Mutter ſo ruhig glückliche Stunden verlebt, ehe ſie Melanies Brief nach Sſemeſnyes gelockt hatte, preßte ſich ihr das Herz doppelt ſchmerzlich zuſammen. Der Mut, den ſie gehofft hatte, hier neu zu beleben, ſchwand mehr und mehr, und ihr ward, als käme ſie von einem Maskenfeſt, auf dem ſie unter dem Einfluß fremdartiger Geſtaltungen viel thörichte Dinge gethan, die ſie nun in der vernünftigen Wirklichkeit des Alltagslebens nicht zu verantworten wußte.

Die Mutter empfing ſie mit der heiteren Freude, die den Grundton ihres Weſens und damit auch ihren eigenſten Reiz ausmachte. Sie war jetzt zweiundvierzig, aber noch überraſchend ſchön; der Schnitt ihres Geſichts ſchien ein wenig groß, die weiche, weiße Haut, die lebhaften ſchwarzen Augen die junoniſche Geſtalt aber feſſelten noch allgemein. Liſis feines Geſicht, weit mehr vergeiſtigt, hatte doch nicht die Glut, die Leidenſchaftlichkeit im Schnitt, Ausdruck und Blick, welche an Maxi Vardos ſo gefährlich geweſen.

Die prachtvolle Erſcheinung dieſer Frau nahm ſich übrigens in den niedrigen und kleinen Zimmern des dritten Stocks, in welchem die Wohnung belegen war, größer aus, als ſie dies in freierem Raum gethan haben würde. Sie eignete ſich ſo wenig für dieſe Zimmer, wie die Möbel derſelben, die aus Zeiten ſtammten, in denen beide Frauen der höchſte Luxus umgeben hatte, und ſo koſtbar waren, daß manches Stück an ſich eine Sehenswürdigkeit ausmachte. Schöne Bilder im ſchweren Barockrahmen belaſteten die Wände, darunter eines, das die Hausfrau in ihrer Blütezeit darſtellte. Seidene Möbelbezüge, weiche Teppiche, glänzende Stoffdekorationen hätten einen geſchmackvollen Schmuck für weite Säle gegeben, bedrückten aber hier, wo die ſchmalen Fenſter und einfachen Thüren ſich ſchamhaft hinter ihnen zu verſtecken ſchienen. Das Dienſtmädchen, das morgens barfuß, im buntgeblümten Kopftuch durch dieſe Herrlichkeiten hinging, erſchien vollends wie eine Ironie auf dieſelben.

Vor dem Salon, dem überladenſten der drei Gemächer, befand ſich ein Balkon. Eine Kanna blühte dort zwiſchen einigen Geranienſtöcken. Das war der Sommer der Frauen. Eine zudringliche Sonne, welche die Luft wie die eines Backofens erhitzte, und der Staub, den die unten vorbeirollenden Fiaker und Laſtwagen hinaufſchickten, gaben außerdem noch recht unbequeme Zeugen für die ſchöne Jahreszeit ab; aber der luſtige Straßenlärm, der gleichzeitig mit Staub und Hitze empordrang, war der Baronin ein ſo lieber Geſellſchafter, daß ſie um ſeinetwillen die anderen ertrug und die Thür beinahe immer geöffnet hatte.

In dieſem kleinen Salon hatte die Mutter am Nachmittag der Ankunft die Lichtgeſtalt der ſchönen Tochter gemuſtert und dann lachend gerufen: „Gott ſei Dank! Sie iſt die Alte und hat alles heimgebracht, wie ſie's mitgenommen hat. Schau, es iſt halt doch, als ob das beſte vom Leben mir fehlt, wenn du nicht bei mir biſt!"

Liſi zwang ein Lächeln auf die zarten Lippen, drückte aber gleich darauf die volle Geſtalt der vor ihr Stehenden auf ein Sofa, ſetzte ſich zu ihren Füßen auf einen Schemel, legte einen Arm auf ihre Knie und ſenkte den feinen Kopf.

„Mutterl, ich bin doch nit ganz die Alte! Nein! Weißt, ich will dir etwas ſagen, aber etwas, was du ganz ruhig anhören mußt."

Der Ton, in welchem das Mädchen das Geſtändnis machte, klang bedrückt, aber in den ſchwarzen Augen der Mutter verdoppelte ſich das Freudeſtrahlen. „Was iſt's denn, was mei' lieb's Mäderl für ein Geheimnis auf'm Herzen hat?" fragte ſie luſtig und neugierig.

Sie war nur auf Angenehmes gefaßt. Von ihrer ſchönen Tochter erwartete ſie ſeit langem eine Wandlung ihres Lebens, von ihr mußte, wie von dem Glückskind im Märchen, ſobald ſie nur hinaus ins Leben trat, das Herrlichſte ausgehen. Die Mutter war deſſen ſicher, und nun waren in dieſem Sſemeſnyes verſchiedene unverheiratete, reiche und vornehme Kavaliere geweſen. Es konnte gar nicht anders ſein, es mußte ſich Liſis ſchüchtern ausgeſprochene Mitteilung auf einen von ihnen beziehen.

Sie war nur ungeduldig, den Namen zu hören, nur geſpannt, ob Liſi ohne ſie auch am klügſten gewählt habe, während dieſe das ſchmale Geſicht ſenkte und mit dem Blut kämpfte, das heiß aus ihrem ängſtlich klopfenden Herzen ſtieg.

Es war ſo furchtbar ſchwer, der Mutter das Bekenntnis zu machen. Daran hatte ſie vorher nicht gedacht. Jetzt fühlte ſie plötzlich, wie es all deren Hoffnungen zertrümmern, welch ein Schlag es für die heißblütige Frau ſein müſſe.

Und ſie konnte gar keine Worte finden, um zu entſchuldigen, zu erklären.

Endlich kam es ſtockend, leiſe von ihren Lippen: „Ich hab' mich mit Tibor Bötörö verlobt, will ihm eine treue Pflegerin werden."

„Jeſus Maria!" Frau von Ellrodt kreiſchte es förmlich und ſchlug die weißen Hände ineinander: „Ja, Liſi, biſt' denn jetzt rein närriſch? Der Jammerpepp, der Kinderzulp! Aber der iſt ja gar kein Mann! Ein Kind in der Fatſchen iſt nicht hilfloſer, wie der, und nicht widerwärtiger und verzogener! Ich bitt' dich, mit dem kann ſich doch nur eine verloben, die nie ans Heiraten denkt."

Liſi ward immer ſchüchterner und ſenkte die Stirn tiefer. „Mutter, er iſt doch Dichter!"

„Sie ſagen's, daß er's iſt!" antwortete jene verächtlich. „Gut iſt's — dann mögen ſeine Leſerinnen ſich in ihn verlieben, nun ja, da will ich nichts einwenden, auch nicht bei dir! Das iſt ja ſo Mode! Aber das braucht doch dann nicht ernſt genommen zu werden. Das hört auf mit dem Leſen ſeiner Gedichte. Aber die Eh'! Liſi, die Eh' ſoll doch keine Spitalverſorgung ſein! Ich bitt' dich, dann doch lieber gleich barmherzige Schweſter!"

Sie ſprach nicht von ſich, mit keinem Wort, und dennoch —, in allem, was ſie ſagte, drückte ſich ihre leichte, frohe Lebensauffaſſung aus, dieſe Lebensauffaſſung, die ſo ganz verſchieden war von der jener Familie, in die Liſi eintreten wollte.

Liſi fühlte es und blieb ſtill. Die empörte Frau ſprach dagegen weiter: „Du haſt's aber auch nicht gethan! Ich glaub's noch gar nicht! Es kann dein Ernſt nicht ſein!"

Und Liſi antwortete kleinlaut: „Doch, Mutter, doch! Aber du — du machſt es mir ſo ſchwer! Und ich hab' mein Wort gegeben und kann doch nicht mehr zurück."

Das Mädchen war eigenſinnig, war es von Kind an geweſen. Wenn eine exaltierte Idee ſich ſeines Gehirns bemächtigte, haftete ſie darin und ließ ſich ſchwer daraus vertreiben. Frau von Ellrodt wußte es und fürchtete es. Sie ſprach ſich dennoch in Eifer, verſuchte alle ihre Überredungskünſte, ſchalt und weinte. Und Liſi weinte mit ihr, zeigte ſich teilnehmend, traurig, demütig; doch das Endreſultat war immer: „Ich hab' mein Wort gegeben und muß es halten.“ Weiter brachte die Mutter ſie nicht.

Eine Woche verging, in welcher dieſer Streit täglich erneuert wurde, aber ſchon während derſelben beſuchte Liſi ihren Bräutigam, verbrachte Stunden bei ihm und kam immer ernſter, immer verſchloſſener zurück.

Langſam, verzweiflungsvoll ſah die lebensfrohe Ellrodt ein, daß ſie ſich in das Schreckliche werde ergeben müſſen, daß es ihr nicht gelang, die Tochter von ihrem Entſchluſſe loszuringen.

Die Verlobungsanzeige erſchien. Die Gratulanten kamen. Die Mutter empfing ſie mit Klagen, Thränen. Sie machte kein Hehl aus ihrer Stimmung, wie ſie es eigentlich niemals machte, und man bedauerte ſie und teilte ihre Verwunderung.

Sie aber ſtand vor dem Begebnis wie vor einem Rätſel und hätte am liebſten erklärt, ihre Liſi ſei verhext. Indeſſen das alles änderte nichts, und es war ein Schlag, ſchwerer als jeder, den die Geprüfte bisher zu beſtehen gehabt hatte.

Und das Leben war nicht leicht für ſie geweſen. Durch den Tod ihres Mannes plötzlich aus hoher, ehrenvoller Stellung in ein unſcheinbares Witwenleben gezwungen, hatte ſie zwei Schrecken kennen gelernt, gegen welche ſie nicht anzukämpfen gewußt: Armut und Entſagen. Sie ſollte ſich einſchränken und wußte nicht, wie es gemacht wird; ſie ſollte der Weltluſt Valet ſagen, und die Weltluſt war doch Lebensatem für ſie.

Sie verſuchte es mit neuen Pflichten, aber die Ausführung mißlang ihr. Nach einem Jahr war ſie mit den Trümmern des großartigen Luxus, welchen ſie in ihrem Eheleben geführt hatte, fertig und machte Schulden. Sie war nicht im ſtande, zu begreifen, was ſie anders hätte thun können. Bald aber fingen die Gläubiger an zu drängen, und nun wußte ſie ebenſowenig, was anfangen, um die Unbeſcheidenen zu befriedigen. In der höchſten Bedrängnis halfen ihr einige Freundinnen, welche ſie noch aus ihrer Glanzzeit hatte. Es gibt auch unter den Frauen weiße Raben, welche mild urteilend, nachſichtig und hilfreich ſind und ſogar die Fehler einer ſchönen Weltſchweſter zu entſchuldigen wiſſen. Die Aufmerkſamkeit des Kaiſers wurde auf die bedrückte Lage der einſt ſo Verwöhnten gelenkt, und die allerhöchſte Gnade gewährte einen jährlichen Penſionszuſchuß. Dieſelben freundlichen Hände, die den Weg ſo weit geebnet hatten, mühten ſich dann, Ordnung in die geſtörten Verhältniſſe zu bringen. Die Schulden wurden bezahlt und jene beſcheidene Wohnung genommen, in der ein Schein des alten Glanzes feſtgehalten ward. Auch in ihr wurde die Witwe nicht verlaſſen, ſondern ihr die Möglichkeit gegeben, vereinzelte Beziehungen aus der ihr ſo lieben Vergangenheit feſtzuhalten.

Aus dieſem Leben heraus aber richteten ſich Frau von Ellrodts tröſtlichſte Gedanken auf die Zukunft, welche im Liebreiz ihrer Liſi heranzublühen ſchien. Kein Mann war vornehm genug, keiner ſtand ſo erhaben, daß es nicht der bewundernden Mutter nur natürlich erſchienen wäre, hätte er die Hand nach ihrem Kleinod ausgeſtreckt, um ſie beide, Mutter und Tochter, wieder in das Reich des Glückes zu erheben. Und es war der lebhaften Frau ein liebes Spiel, alle heiratsfähigen Größen Wiens genau zu betrachten und die Namen prüfend mit demjenigen Liſis zu verknüpfen.

Und nun waren alle Hoffnungen geknickt. Tibor Vötörö! Ein Krüppel! Ein Beſitzloſer, ein Dichter! Und wenn er noch liebenswürdig, wenn ſeine Familie eine ſolche geweſen wäre, daß es der warmfühlenden Frau hätte gelingen können, ſich mit ihr zu befreunden. Aber es ſchüttelte ſie beim bloßen Gedanken an die Vötörös, ſo gingen ihre Neigungen auseinander.

Liſi kam dieſe Erkenntnis als die betrübendſte.

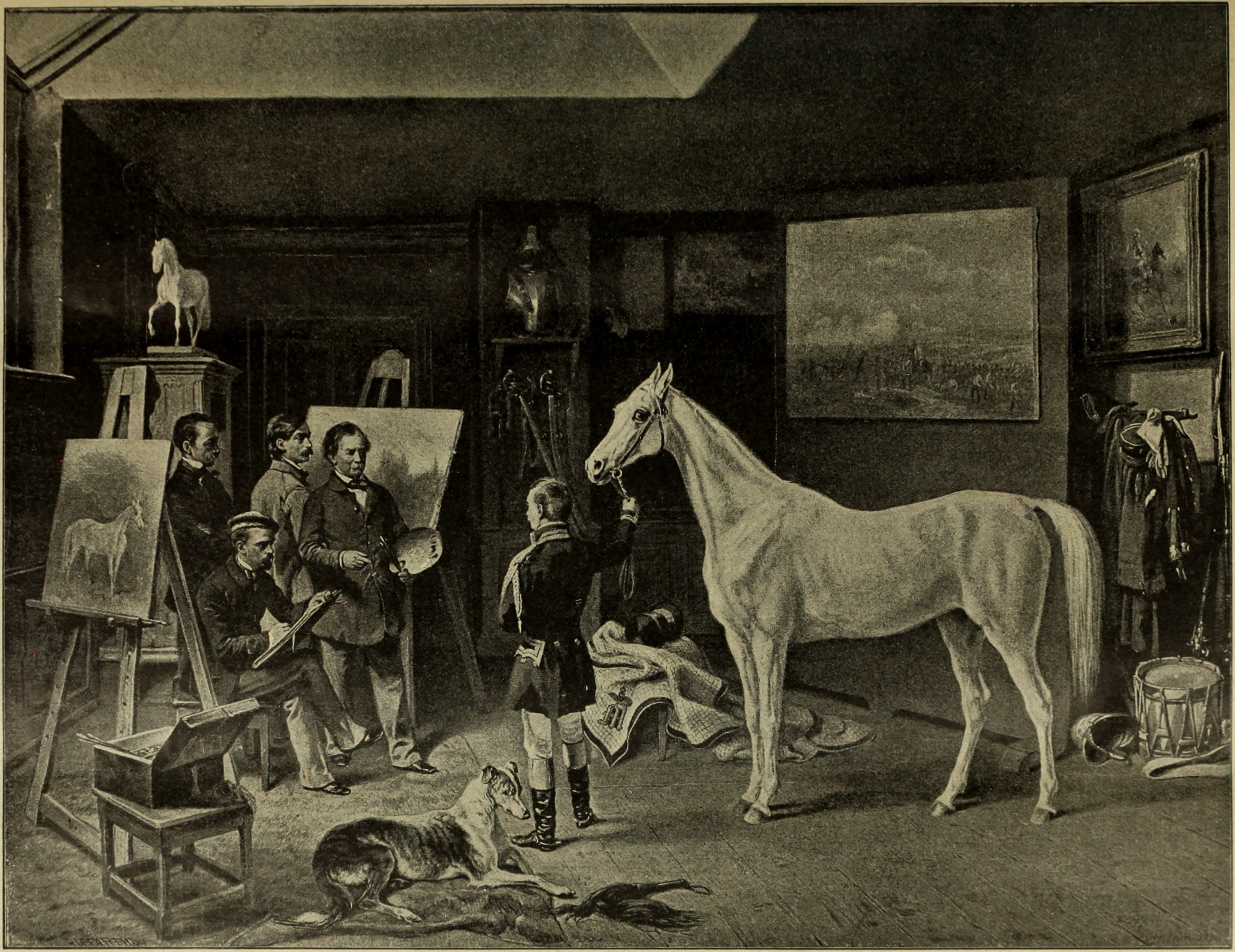
(Fortſetzung folgt.)

---

## Die Künſtlerfamilie Adam.

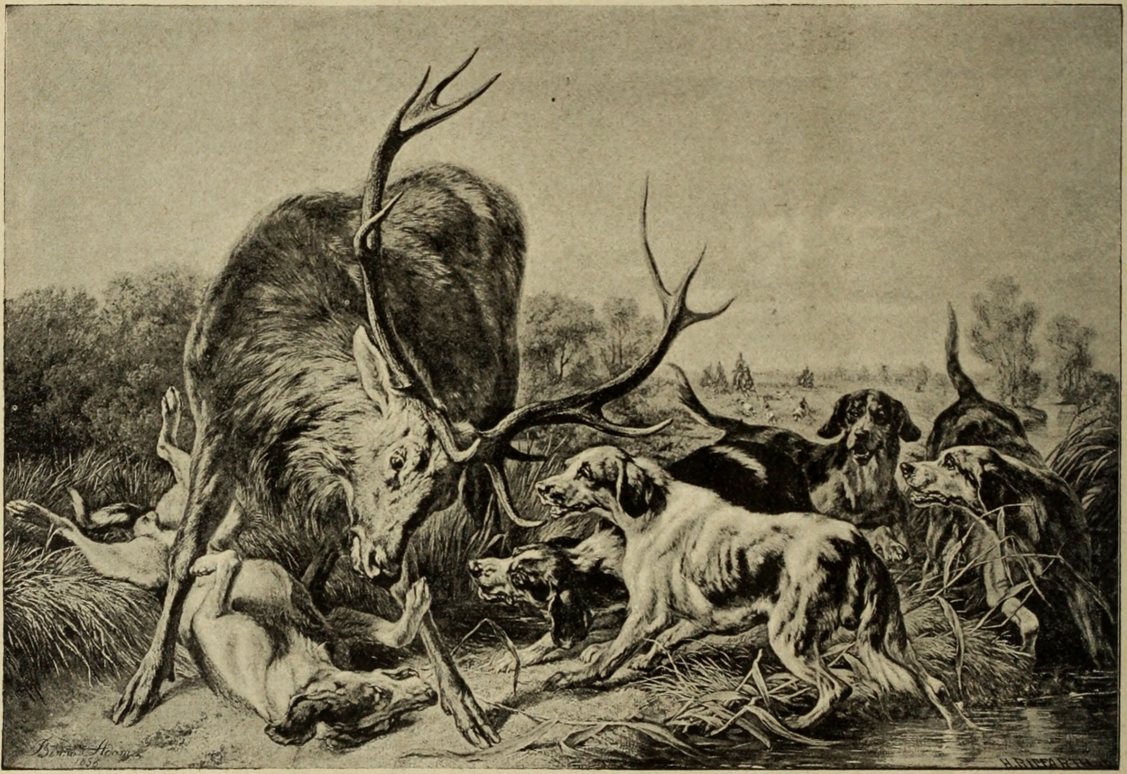
Am 8. März d. J. iſt der letzte der vier Söhne Albrecht Adams, die ſich unter der Leitung und liebevollen Förderung ihres Vaters der Kunſt gewidmet, in Kelheim, wohin er ſich vor einiger Zeit aus dem Geräuſch und dem verwirrenden Zwieſpalt des Münchener Künſtlerlebens zurückgezogen, im Patriarchenalter, wenige Monate vor Vollendung ſeines achtzigſten Lebensjahres, geſtorben. Benno Adam, der Erſtgeborene des Begründers des wackeren Künſtlergeſchlechts, beſaß auch die zäheſte Lebenskraft. Er hat alle ſeine Brüder überlebt und bis in die ſiebenziger Jahre hinein ſeine Kunſt geübt, die in der Darſtellung der Haustiere und des jagdbaren Wildes im Stande der Ruhe, wie in dramatiſch bewegten Szenen ihren Schwerpunkt fand. Ihm war auch das Glück beſchieden, daß ſein 1843 geborener Sohn Emil in der dritten Generation der würdigſte Vertreter des künſtleriſchen Ruhmes der Familie geworden iſt.

Was dieſe Familie für die Entwickelung der Malerei nicht bloß in München, ſondern auch im übrigen Deutſchland und in Öſterreich durch ihre unerſchöpfliche, wenn auch zumeiſt in beſchränkten Kreiſen wirkſame Produktion gethan hat, haben wir erſt in den letzten Jahren durch zwei dankenswerte Veröffentlichungen in vollem Umfange kennen und ſchätzen gelernt: zuerſt 1886 durch die von Dr. H. Holland veranſtaltete Herausgabe der Selbſtbiographie Albrecht Adams, die der Herausgeber durch einen ergänzenden Anhang und durch Mitteilungen über die Söhne des Meiſters vervollſtändigt und abgerundet hat, und ſeit 1890 durch eine in großem Maßſtabe angelegte, photographiſche Vervielfältigung der Hauptwerke der Familie Adam, die unter dem Titel „Das Werk der Münchener Künſtlerfamilie Adam“ mit erläuterndem Text von H. Holland im Verlage von S. Soldan in Nürnberg in Lieferungen erſcheint. Dieſer letzteren Veröffentlichung verdanken wir auch unſere beiden Abbildungen, von denen uns die eine, die ein von Albrecht Adam ſelbſt gemaltes Bild wiedergibt, unmittelbar in das einträchtige Zuſammenwirken dieſer ſeltenen Künſtlerfamilie führt, von deren Mitgliedern keines die häßlichſte, aber auch häufigſte Untugend des Künſtlers, den Neid, kannte. Der alte Adam war das Muſter eines Familienvaters und Erziehers zugleich, und ſeinen trefflichen pädagogiſchen Grundſätzen iſt es neben der von der Natur geſchaffenen Grundlage wohl in erſter Linie zuzuſchreiben, daß ſich das ſchöne, wahrhaft ideale Verhältnis zwiſchen ihm und den Söhnen bis zu ſeinem Tode ungetrübt erhielt. Er gibt ſelbſt in ſeinen Aufzeichnungen Rechenſchaft über die Methode ſeiner Erziehung. „Mit der Anſicht,“ ſchreibt er, „daß die Erziehung, ſolange die Kinder noch klein ſind, der Mutter angehören, konnte ich mich nicht recht befreunden. Gleich von der Geburt an behielt ich ſie ſcharf im Auge und beobachtete ihre Anlagen, ihre Neigungen und Leidenſchaften, denn dieſe bringt der Menſch ſchon mit auf die Welt. Ihnen die möglichſt gute Richtung zu geben und Entartungen entgegenzuwirken, iſt die erſte Aufgabe der Erziehung . . . Sobald meine Kinder heranwuchſen und die Söhne ſich dem Jünglingsalter näherten, ſuchte ich unvermerkt den Weg vom ſtrengen Vater zum Freund anzubahnen und einen ganz vertraulichen Umgang herbeizuführen, was ſie vollends an mich feſſelte. In den Jahren 1828, 1829, 1833 und 1837, in denen ich mich in Geſchäften oft veranlaßt ſah, längere Zeit vom Hauſe abweſend zu ſein, nahm ich immer einen oder zwei meiner Söhne mit auf Reiſen, um ſie in die Welt einzuführen, und hatte die Freude, zu ſehen, daß man überall, wohin ich ſie brachte, ſelbſt in den höchſten Kreiſen, großes Wohlgefallen an dieſen, wie man ſagte, wohlerzogenen und gutgeſitteten jungen Leuten fand. Das ſchönſte Verhältnis, welches zwiſchen Eltern und Kindern beſtehen kann, trat von nun an ins Leben und führte eine ungemein heitere und glückliche Zeit für die Familie herbei. Die Räumlichkeiten des Ateliers wurden erweitert. Dort ſaß der Vater mit drei



Albrecht Adam mit ſeinen Söhnen Franz, Eugen und Benno im Atelier zu München: Der vom Vicekönig von Ägypten für den Herzog Maximilian von Leuchtenberg beſtimmte Araber wird gemalt. Nach dem Gemälde von A. Adam.
(Aus: Das Werk der Künſtlerfamilie Adam, Verlag von S. Soldan in Nürnberg.)

Söhnen im vertraulichen Umgang und arbeitete mit Luſt und heiterem Sinn; es herrſchte ein großer Eifer für das Vorwärtsſchreiten in der Kunſt, und es war eine Freude zu ſehen, wie ſich die Talente dieſer jungen Leute täglich mehr entwickelten.“



Der geſtellte Hirſch. Nach dem Gemälde von Benno Adam.
Aus: Das Werk der Münchener Künſtlerfamilie Adam. Verlag von S. Soldan in Nürnberg.

Zu dieſer Schilderung in Worten hat der Meiſter ſelbſt ein bildliches Seitenſtück in jenem Gemälde geſchaffen, das uns einen Blick in das „erweiterte“ Atelier gewährt, deſſen einfache Ausſtattung in ſchroffem Gegenſatze zu dem umſtändlichen, raffinierten Apparate ſteht, der die Arbeitsräume unſerer modernen Pferde- und Schlachtenmaler kennzeichnet. Das Bild, das ſich jetzt im Beſitze des Herzogs Nikolaus von Leuchtenberg befindet, iſt 1854 gemalt worden, zu einer Zeit alſo, als Albrecht Adam im achtundſechzigſten Lebensjahre ſtand. Bis in ſein hohes Alter behielt der kräftige Mann, der ohne ernſten Schaden die Beſchwerden des ruſſiſchen Winterfeldzuges von 1812 beſtanden und durch eigene Kraft unter den größten Fährniſſen ſeine Rettung bewerkſtelligt hatte, ſeine ſtraffe, aufrechte Haltung. — Der von einem Reitknecht vorgeführte milchweiße Araber, den Meiſter Adam mit dem prüfenden Blicke des unfehlbaren Pferdekenners betrachtet, war ein Geſchenk des Vizekönigs von Egypten an den Herzog Maximilian von Leuchtenberg (1817—1852), den zweiten Sohn des edlen Herzogs Eugen, des Vizekönigs von Italien. Der letztere hatte Albrecht Adam im Jahre 1809 in Wien kennen gelernt und ſo viel Gefallen an ihm und ſeiner Kunſt gefunden, daß er ihn an ſeinen Hof nach Mailand zog und ihn dort bis zum Sturze der napoleoniſchen Herrſchaft beſchäftigte. Dadurch wurde Herzog Eugen der Begründer des Glücks der Familie Adam. Durch ſeine Aufträge ermöglichte er nicht nur in einer unruhigen Zeit ein ununterbrochenes Schaffen des jungen Malers, ſondern er gab ihm auch Gelegenheit, in ſeinem Gefolge den großen kriegeriſchen Ereigniſſen, die damals Europa erſchütterten, als Zuſchauer aus unmittelbarer Nähe beizuwohnen. Ohne ſolche Fürſtengunſt hätte in jener Zeit ein Maler, der ſich der Schilderung des kriegeriſchen Lebens, dem Pferde- und Sportbilde jeglicher Art gewidmet hatte, nicht ſein Daſein friſten können, und wenn auch mit Adams Stellung als Hofmaler in Mailand mancher Zwang, manche Beſchränkung verbunden waren, ſo hatte der junge Künſtler auch Energie genug, ſeine Würde zu wahren, wobei ihm freilich der vornehme Sinn des Herzogs und ſeiner Gemahlin, einer bayriſchen Prinzeſſin, entgegenkam. Eugens Sohn, Herzog Maximilian, hatte die künſtleriſchen Neigungen ſeines 1824 geſtorbenen Vaters geerbt. Er ließ von Adam vierzehn Bilder malen, welche die hervorragendſten Kriegsthaten des Herzogs Eugen darſtellen, und deren Ausführung Albrecht Adam gerade in einer Zeit, in der eine andere, der ſeinigen entgegengeſetzte Kunſtrichtung in München die Herrſchaft hatte, eine lohnende Beſchäftigung bot. Bis in die dritte und vierte Generation hinein hat ſich die Gunſt der Familie Leuchtenberg für die Familie Adam erhalten. In Mailand endlich legte Albrecht Adam auch den Grund zu ſeinem glücklichen Hausſtand. Dort lernte er Magdalena Sander kennen, die er 1811 in München als ſein Weib heimführte.

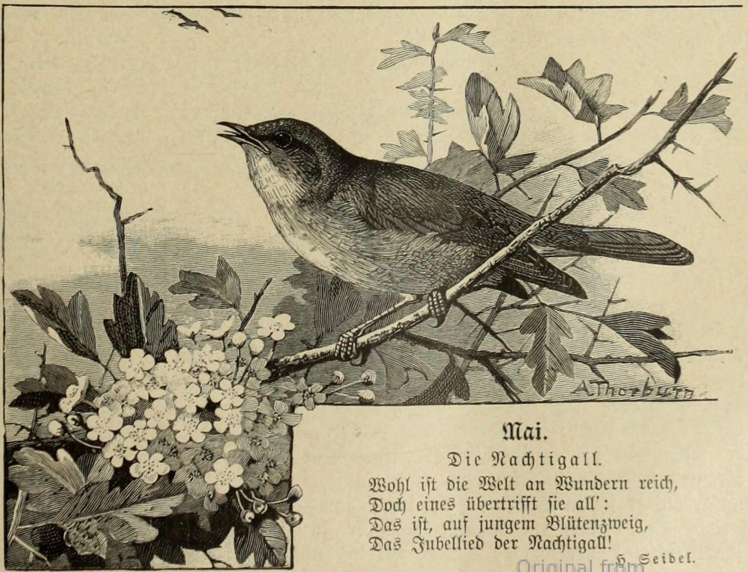
Auf dem Atelierbilde ſteht der älteſte ſeiner Söhne, der jüngſt verſtorbene Benno, am weiteſten zurück, zwiſchen der Staffelei und dem Ofen. Als ſein Vater dieſes Bild malte, war Benno bereits ein Künſtler von völlig ausgereifter und ſcharf ausgeprägter Eigenart. Sein erſter Erfolg, „Kühe an einem Brunnen“ mit einem noch von Albrecht Adam gemalten landſchaftlichen Hintergrunde, lag ſchon zwanzig Jahre zurück, und im Laufe von zwei Jahrzehnten hatte er ſich ein Gebiet des Schaffens zu eigen gemacht, das ſein Vater und ſeine Brüder nur ſelten betraten. Sein Vater charakteriſiert ihn in ſeinen Aufzeichnungen, ſoweit ſie Holland veröffentlicht hat, nur mit dem einen Satz: „Der älteſte meiner Söhne, Benno, hatte frühzeitig ſchon Leiſtungen gezeigt, welche zu den Erwartungen berechtigten, die er auch ſpäter rechtfertigte.“ Nach dieſen knappen Worten hat es faſt den Anſchein, daß Benno Adam ſehr bald ſeine eigenen Wege gegangen iſt. Im Gegenſatz zu den kriegeriſchen Neigungen ſeines Vaters und ſeiner Brüder Franz und Eugen intereſſierte er ſich mehr für das Leben und Wirken der Nutz- und Haustiere auf der Weide und im Stall und für die Darſtellung von aufregenden Hirſch- und Fuchsjagden, die in den Kreiſen hoher Jagd- und Sportsfreunde ſo lebhaften Beifall fanden, daß Benno Adam den Beinamen des „deutſchen Landſeer“ erhielt. Er verdient ihn nicht allein, weil er ähnliche Motive wählte wie der engliſche Meiſter des Tierſtücks, ſondern weil er ihm auch in der immer mehr auf breite, dekorative Wirkung gerichteten maleriſchen Behandlung verwandt war. Eines ſeiner beſten Werke, eine 1858 gemalte, im Beſitz des Kaiſers von Öſterreich befindliche Hirſchjagd, gibt unſere zweite Abbildung wieder.

Der zweite Sohn Albrechts, Franz Adam (1815—1886), war der begabteſte der ganzen Familie. Es iſt der junge Mann mit dem ſchlicht ins Geſicht geſtrichenen Haar, der auf dem Atelierbilde unmittelbar hinter dem Vater ſteht, bereit, ſofort mit der Arbeit zu beginnen. Es ſcheint, daß ihm der Alte in feiner Abſicht dieſen Platz angewieſen, als wollte er damit zeigen, was er dieſem ſeinem Sohne verdankte. „Er war mir ſehr ergeben,“ ſchreibt er in ſeinen Erinnerungen über ihn, „und ſtand mir immer bereitwillig und hilfreich zur Seite, nachdem ich längſt aus dem Atelier meiner Söhne ausgeſchieden war.“ Er rühmt ihn als einen „in allem, was er that, ſehr genialen Menſchen, als einen wahren Feuergeiſt.“ Der alte Adam hat es nicht mehr erlebt, welche Höhe der künſtleriſchen Entwickelung dieſem Feuergeiſte zu erreichen beſchieden war. Nachdem Franz bis zum Tode ſeines Vaters zumeiſt nur in deſſen Gefolgſchaft, ſozuſagen unter ſeiner Flagge gearbeitet, in den letzten Jahren ſogar ſo umfangreich und eingreifend, daß die vier großen Schlachtenbilder Albrecht Adams, die Schlachten von Novara und Cuſtozza, die Erſtürmung der Düppeler Schanzen in der Neuen Pinakothek und die Schlacht bei Zorndorf im Maximilianeum zu München bereits als die erſten Verſuche Franz Adams zur Reform und künſtleriſchen Geſtaltung der modernen Kriegsmalerei zu betrachten ſind, wurde ſeine wirkliche Begabung in ihrem vollen Umfange erſt durch die Kriegsthaten der deutſchen Heere in den Jahren 1870 und 1871 zur Entfaltung gebracht. Als Koloriſt hatte er ſich ſchon bei Lebzeiten des Vaters dieſem überlegen gezeigt, namentlich in kleinen Bildern aus dem Leben der Czikos in der ungariſchen Pußta, auf denen ſich auch ſein großes Talent für die Darſtellung der höchſten dramatiſchen Bewegung im Keime zeigte. Was er wirklich konnte, erfuhr man zuerſt 1867 auf der Pariſer Weltausſtellung, wo er mit einem Bilde erſchien, das den Rückzug verwundeter Öſterreicher hinter der Front der Armee auf der Straße zwiſchen Solferino und Valeggio am Tage der Schlacht vom 24. Juni 1859 darſtellte. Das Gemälde machte damals durch die ergreifende Wahrheit der Schilderung und die meiſterhafte Beherrſchung der Luft- und Lichtſtimmungen einen ſo tiefen Eindruck, daß es Julius Meyer noch 1872 als „eine der bedeutendſten Leiſtungen der neueren Malerei“ pries. Wie weit wurde ſie aber übertroffen durch das erſte der großen figurenreichen Schlachtenbilder, das Franz Adam 1874, alſo faſt ſechzig Jahre alt, im Auftrage des Herzogs von Sachſen-Meiningen vollendete! Es handelte ſich um die Darſtellung eines der ſpannungsvollſten und aufregendſten Momente aus dem großen Drama vor Sedan, um den Reiterangriff franzöſiſcher Lanciers und Chaſſeurs d'Afrique gegen das 95. meiningenſche und 32. preußiſche Infanterie-Regiment bei dem Dorfe Floing, und zwar nicht um die Schilderung einzelner Epiſoden oder um die ſummariſche Wiedergabe eines wilden Durcheinanders von Reiterei und Fußtruppen, ſondern um ein klares Bild der geſamten, den weiten Abhang herabſtürmenden Reitermaſſen, ihres Zuſammenpralls mit den vorderſten Reihen der Gegner und der verheerenden Wirkungen, die das Schnellfeuer der Infanterie unter den franzöſiſchen Reitern hervorruft. Mit der in jedem Betracht meiſter- und muſterhaften, auch vor ſtrenger militäriſcher Prüfung Stich haltenden Löſung dieſer überaus ſchwierigen Aufgabe lieferte Franz Adam den glänzenden Beweis, daß die moderne Schlacht, auch bei ſtarker Ausdehnung des Gefechtsfeldes, ſich keineswegs den Mitteln echt künſtleriſcher Darſtellung entzieht. Auf gleicher Höhe der Vollendung ſtehen die 1879 gemalte Epiſode aus der Einnahme von Orleans (die Erſtürmung eines Eiſenbahndammes durch bayeriſche Infanterie), der Gefangenentransport nach der Schlacht bei Sedan, das ſächſiſche Regiment Nr. 107 bei Petit Moncelle in der Schlacht bei Sedan und der Reiterangriff der Brigade Bredow in der Schlacht bei Mars-la-Tour, den er nicht ganz vollendet hinterließ.

Auch ſeinem Bruder Eugen (1817—1880), dem dritten auf dem Atelierbilde Dargeſtellten, war es noch vergönnt, einem Teile des deutſch-franzöſiſchen Krieges beizuwohnen. Er brachte über zweihundert Zeichnungen und Studien heim, die nachmals die bayeriſche Regierung ankaufte; aber er fand keine Gelegenheit zu einer Schöpfung, die ſich wenigſtens in ihrem Vorwurfe mit den Meiſterwerken ſeines Bruders vergleichen ließe. Gleich ſeinem Vater pflegte er mehr die Epiſode der Schlacht, das militäriſche Genrebild, das Pferdeporträt, Jagd- und Volksſzenen u. dgl. m., und auf allen dieſen Gebieten hat er als Maler und Zeichner eine große Fruchtbarkeit entfaltet. Des Zeugniſſes, das ihm ſein Vater in der Familienchronik ausgeſtellt, hat er ſich bis zu ſeinem letzten Atemzuge würdig erwieſen. „Mein dritter Sohn Eugen,“ ſchreibt Adam, „iſt ein milder Charakter, voll Herzensgüte und jeder Aufopferung fähig; er war ſtets nur zu aufopfernd für alle Menſchen.“

Die künſtleriſche Thätigkeit der Familie Adam umfaßt ein volles Jahrhundert. Als ſie begann, ſtand Albrecht mit ſeiner Meinung, daß die Natur und die von ihr geleiteten alten Niederländer die oberſten und vornehmſten Lehrmeiſter der Kunſt ſeien, ſehr vereinzelt da. In guten und böſen Tagen hielten er und die Seinigen an dieſer Anſchauung feſt, und ſie haben alleſamt noch die Zeit erlebt, daß ihre Meinung zum Siege durchdrang, an dem ihre Arbeitſamkeit einen ſtarken Anteil gehabt hat.

Adolf Roſenberg.



## Mai.

### Die Nachtigall.

Wohl iſt die Welt an Wundern reich,
Doch eines übertrifft ſie all':
Das iſt, auf jungem Blütenzweig,
Das Jubellied der Nachtigall!

H. Seibel.

## Zur Erinnerung an den Sänger des Mirza Schaffy †.

Von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)

Am Abend des Oſtermontags, den 18. April, an der Schwelle ſeines 73. Geburtstages, ſchied einer der beliebteſten und fruchtbarſten Dichter der Neuzeit zu Wiesbaden aus dieſer Zeitlichkeit — Friedrich Martin von Bodenſtedt. Er war ein grunddeutſcher Mann, und doch verdankte er ſeinen Ruhm einer „kleinen Liedergabe“, die — vor vier Jahrzehnten „harmlos mit beſcheidnem Schritt in das Geräuſch des Tages eingetreten“ — dem fernen Kaukaſus entſtammte. Obgleich es längſt kein Geheimnis, daß Mirza Schaffy nur ein Pſeudonym iſt, kennt man Bodenſtedt doch zumeiſt unter dieſem Namen in der ganzen gebildeten Welt; als Mirza Schaffy wird er auch unter uns fortleben.

Unvergeßlich werden mir die Stunden bleiben, die ich gegen Ende der ſechziger Jahre in Bodenſtedts gemütlichem gaſtfreien Hauſe zu Meiningen verleben durfte. Da hörte ich aus ſeinem eignen Munde zum erſtenmale die authentiſche Entſtehungsgeſchichte der „Lieder des Mirza Schaffy“, die er auf mein wiederholtes Drängen ſpäter im Daheim u. d. T. „Mirza Schaffy im Liede und in der Wirklichkeit“ (VIII. S. 262 ff.) mitgeteilt hat. Da gewährte er mir einen Einblick in das vergilbte Quartheft, in welchem er unter dem ſonnigen Himmel Georgiens ſeine erſten Mirza-Schaffy-Lieder mit ſchöner, klarer Schrift eingetragen hatte. Dazwiſchen ſtanden einige engliſche Gedichte, zu denen ihn eine anmutige junge Dame — wenn ich nicht irre, die ganz engliſch erzogene Tochter des Gouverneurs von Moskau, General Neidhart — begeiſtert. Dasſelbe Heft enthielt auch Zeichnungen ſeiner Hand von kaukaſiſchen Landſchaften und Leuten, nach denen er ſpäter die Skizze komponierte, die dem Daheimbilde zu Grunde lag, das ihn und Mirza Schaffy in ſeiner hochgelegenen Wohnung zu Tiflis darſtellt. Damals lernte ich ihn auch als Überſetzer kennen. Er war gerade mit dem Hamlet beſchäftigt, den er für ſeine deutſche Shakeſpeare-Ausgabe ſelbſt übertragen hat. Bewundernswert erſchien mir ſein nachempfindendes Verſtändnis des großen engliſchen Dramatikers und die nachdichtende Gewandtheit, mit welcher er die tiefen Gedanken des Originals wiederzugeben wußte.

An dieſe erſte Begegnung reiht ſich die Erinnerung an eine Nacht in Äckerleins Keller in Leipzig. Wie ein moderner Minneſänger mit dem Äußeren eines Profeſſors ſaß er vor dem kleinen Freundeskreiſe, der ſich ihm zu Ehren dort verſammelt hatte. Seine klugen, freundlichen Augen blitzten ſchalkhaft durch die Brille, und ein geiſtreich angenehmes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, während er bei ſchäumendem Sekt uns durch ſeine wundervolle Erzähler- und Improviſatorgabe bis in die frühen Morgenſtunden feſſelte.

Bei dieſer letzten Zuſammenkunft ſtand Bodenſtedt in der Mitte der fünfziger Jahre. Am 22. April 1819 war er in dem hannöverſchen Landſtädtchen Peine geboren, von dem er ſpäter in dem Gedichte „Mein Lebenslauf“ erzählte:

„Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt;
Bedeckt von Torf- und Haidemooren
Und Acker, der den Bauer nährt,
Liegt rings das Land, der Kunſt verloren,
Der es ein Obdach nie gewährt —
Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt.“

Schon früh verſuchte er ſich im Verſemachen. Als neunjähriger Junge richtete er eine ſchwungreiche Ode an einen Bauernburſchen, der ihn an den Haaren aus dem Waſſer gezogen und dadurch vor dem Ertrinken bewahrt hatte. Auch wurde er oft von dem Lehrer getadelt, wenn er mitten in die lateiniſchen Exercitien ſeine jugendlichen Reimereien hineinkritzelte. Den Vater ärgerte das um ſo mehr, als er ſeinen Sohn für den Kaufmannsſtand beſtimmt hatte. Dem Jünglinge behagte es aber in dem braunſchweigiſchen Handelshauſe, wo er als Lehrling hatte eintreten müſſen, ganz und gar nicht, auch ruhte er nicht eher, als bis er dem lange widerſtrebenden Vater die Erlaubnis abgerungen hatte, das Kontor mit dem Gymnaſium vertauſchen zu dürfen. In Göttingen, München und Berlin ſtudierte er danach Philoſophie und Geſchichte, daneben alte und neue Sprachen.

Im Jahre 1841 ging Bodenſtedt als Erzieher der Söhne des Fürſten Gallizin nach Moskau. Als er nach dreiwöchentlicher Eilpoſtfahrt von Petersburg dort eintraf, mußte er zunächſt ein Examen ablegen, ehe er in ſeine Stellung eintreten konnte. Er beſtand es glänzend und bewährte ſich auch als Lehrer ſo vortrefflich, daß er drei Jahre in dem fürſtlichen Hauſe verblieb. Dort lernte er die vornehme ruſſiſche Geſellſchaft und gleichzeitig die ruſſiſche Sprache und Litteratur gründlich kennen. Mit großem Erfolge verſuchte er ſich auch bald in der Verdeutſchung ruſſiſcher Dichter und gab bereits 1843 eine Blütenleſe aus den Poeſieen Koslows, Puſchkins und Lermontoffs heraus, von der Alexander Herzen rühmte, daß ſie den ruſſiſchen Originalen völlig ebenbürtig ſei. Durch den nachmaligen Deutſchenfreſſer Katkoff lernte er die ukrainiſchen Volkslieder kennen, von denen er eine Reihe der ſchönſten überſetzte und u. d. T. „die poetiſche Ukraine“ veröffentlichte.

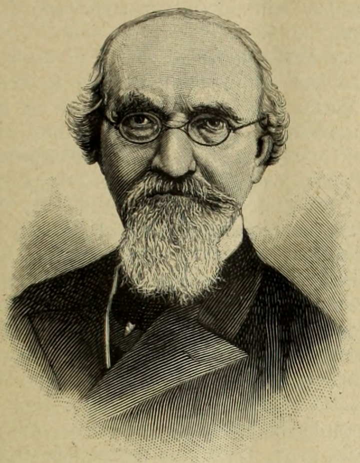
Inzwiſchen war General Neidhart, in deſſen Hauſe er viel verkehrt hatte, als Statthalter nach dem Kaukaſus verſetzt worden. Dieſer lud ihn ein, ihm nach Beendigung ſeiner Moskauer Aufgabe nach Tiflis zu folgen, um dort eine Stelle am Gymnaſium als Lehrer der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache zu übernehmen. Im Oktober 1844 fuhr er in einer Troika durch ſtarrende Schneemaſſen nach der bergumragten Hauptſtadt Georgiens, wo er nach vierwöchentlicher Reiſe ankam. Dort machte er ſich ſofort an das Studium der tatariſchen Sprache, durch welche man ſich in den vielzüngigen Ländern des Kaukaſus am beſten verſtändigen kann. Unter den ihm empfohlenen Lehrern wählte er dazu den der ruſſiſchen Sprache mächtigen Gelehrten Mirza Schaffy, der in beſchaulicher Zurückgezogenheit und in den beſcheidenſten Verhältniſſen lebend, in Tiflis eine ziemlich unbekannte Größe, aber von den wenigen, die ihm näher ſtanden, geliebt und geehrt war. Außer dem Tatariſchen lernte Bodenſtedt von ihm, zuſammen mit Georg Roſen, das Perſiſche und machte ſich auch bald an die Überſetzung perſiſcher Gedichte, welche Mirza Schaffy ihnen vorſang und welche nicht nur nachzuſchreiben, ſondern auch nachzuſingen die beiden Schüler ſich redlich bemühten, wobei es zuweilen komiſch genug herging.

„Es konnte nicht ausbleiben,“ ſagt Bodenſtedt darüber, „daß unter ſolchen Beſchäftigungen und Einflüſſen manche perſiſche Weiſe in meinen eignen Gedichten nachklang, deren Quelle damals ſehr ergiebig ſprudelte.“ In einem kleinen ſympathiſchen, meiſt aus Deutſchen oder doch aus Deutſchredenden beſtehenden Kreiſe von Herren und Damen gab er dann zum Beſten, was er in jenen Tagen dichtete. Seine erſten Lieder zum Preiſe des Weines, beſonders des rotfunkelnden Kachetiners, und allerlei muntere Sprüche in Verſen entſtanden damals an einer höchſt gemütlichen kleinen Tafelrunde. Die Damen waren davon ausgeſchloſſen, aber doch galt als unverbrüchliche Richtſchnur:

„In Gemeinheit tief verſunken
Liegt der Thor vom Rauſch bemeiſtert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken —
Trinken wir — ſind wir begeiſtert!“

Häufig ſaß er auch mit ſeinem Freunde Mirza Schaffy, der in dieſem Punkte den Vorſchriften des Koran zuwider handelte, in irgend einem dunklen, wohlverwahrten Schenken-Hinterſtübchen von Tiflis und ſuchte mit ihm im Wein die Wahrheit und die Weisheit.

So gut es aber Bodenſtedt in der Stadt am „brauſenden Kur“ und in den fleißig durchſtreiften Kaukaſusländern



Friedrich v. Bodenſtedt

Friedrich Martin von Bodenſtedt †.
Nach einer Photographie von Karl Schipper in Wiesbaden.

gefiel, zog es ihn doch mächtig nach der Heimat. Überdies war ſeine Geſundheit durch die anſtrengenden Studien etwas erſchüttert, auch hätte er ruſſiſcher Unterthan werden müſſen, um in ſeiner Lehrerſtellung bleiben zu können. So zog er denn durch die grünen Wälder von Kolchis, dann in abenteuerlicher Fahrt auf einer offenen, von Koſaken geruderten Barkaſſe über das Schwarze Meer nach der Krim. Von dort ſetzte er ſeinen Weg fort nach Odeſſa, wo ihn ein ruſſiſches Kriegsſchiff aufnahm und nach Konſtantinopel führte. Über Trieſt, Wien und Prag gelangte er endlich in die Heimat zurück. Dort vollendete er zunächſt ſein hiſtoriſch-ethnographiſches Werk: „Die Völker des Kaukaſus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Ruſſen,“ das er in Tiflis begonnen hatte. Den Winter 1847 verbrachte er unter den Ruinen und Kunſtſchätzen Roms in anregendem Verkehr mit Gelehrten und Dichtern, wie Tycho Mommſen, Wilibald Alexis, Putlitz u. a. Die Revolutionsſtürme des Jahres 1848 verlebte er zum Teil in Trieſt, zum Teil in Wien, wo ihn Berthold Auerbach anregte, „den Quell ſeiner Erzählungen aus dem Morgenlande durch den Kanal der Feder in das Meer der Öffentlichkeit zu leiten.“ So entſtand die „Liebesgeſchichte des Mirza Schaffy,“ die zuerſt im Feuilleton des „Öſterreichiſchen Lloyd“ zum Abdruck kam.“

Aus dieſen Anfängen erwuchs ſodann ſein Buch „Tauſend und ein Tag im Orient,“ welches 1849 von ihm in Berlin zu Ende geführt wurde. Den Mittelpunkt ſeiner darin erzählten Wandererlebniſſe bildet die Charakterzeichnung Mirza Schaffys. „Mir ſchwebte dabei der Plan vor,“ ſagte er mir, „den kaukaſiſchen Philoſophen mit poetiſcher Freiheit lebenswahr zu ſchildern, wie er ſich mit all ſeinen individuellen Eigentümlichkeiten meiner Erinnerung eingeprägt hatte, und ihn zugleich als Gattungstypus eines morgenländiſchen Gelehrten und Dichters erſcheinen zu laſſen, ihn alſo bedeutender zu machen, als er war, denn ein wirklicher Poet war er nicht, obgleich in der Kunſt des Reimens wohlerfahren. Er überſetzte, ohne viel nachzudenken, in meiner Gegenwart Lieder aus dem Perſiſchen ins Tatariſche und umgekehrt, allein von den Liedern, die er mir als von ihm ſelbſt herrührend vorſang, konnte ich nur ein einziges gebrauchen, das kleine, übermütige Lied:

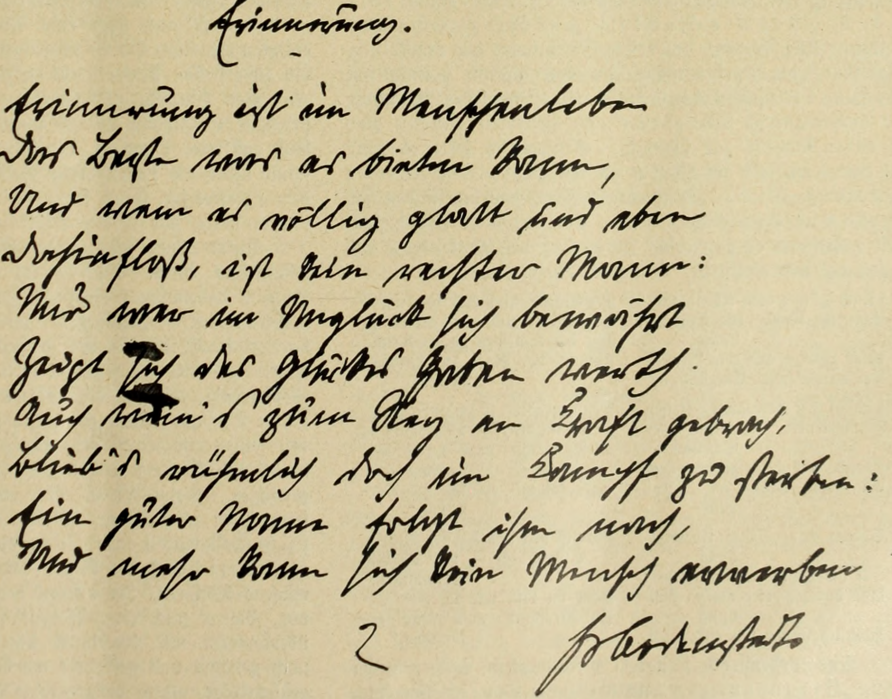
> „Mullah, rein iſt der Wein
> „Und Sünd' iſt's, ihn zu ſchmähn — ꝛc.

Seine übrigen Lieder erſetzte ich durch eigene, welche ſeinem Charakter und der Situation, in welcher ich ihn vorführte, angemeſſen waren. Andere, ſchon früher in Tiflis entſtandene Lieder wurden dann einzelnen Abſchnitten meines Buches als Anhang beigefügt, um das Bild eines kleinen morgenländiſchen Divans zu vollenden. Die fremdartige Form und das obligate Selbſtlob des Dichters durfte dabei nicht unberückſichtigt bleiben, aber ich hütete mich wohl, der fremden Form zuliebe dem Genius der deutſchen Sprache Gewalt anzuthun; wo ſich die Ghaſelreime nicht zwanglos von ſelbſt ergaben, ſang ich in heimiſchen Liederweiſen.“

Dem Scharfblick des Verlegers dieſes Reiſewerkes entging es nicht, daß die eingeflochtenen Lieder noch ganz anders wirken würden, wenn ſie aus dem umfangreichen zweibändigen Buche herausgelöſt als ein beſonderes Büchlein erſchienen. Durch eine Auswahl ſeiner, von der Sonne des Oſtens nicht beſchienenen Gedichte und Sprüche vermehrt, entſtand ſo die jetzt weltbekannte Sammlung der „Lieder des Mirza Schaffy,“ welche in alle Kulturſprachen, daneben auch ins Hebräiſche überſetzt, im Original bereits die 125. Auflage erlebt hat. Zu dem Haupttitel hatte er den Zuſatz gemacht: „mit einem Prolog von Friedrich Bodenſtedt,“ welcher mit folgenden Zeilen ſchloß:

> „Und alles was ich recht verſtand,
> Und was ich ſchön und nützlich fand,
> Das führ' ich jetzt an meiner Hand
> Heim in mein deutſches Vaterland.
> Und weil es voll von Liebe iſt,
> Keuſch angethan im Friedenskleid:
> Edlitam, ſei es dir geweiht,
> Die du den Frieden mir beſchieden,
> Die du die Liebe ſelber biſt!“

Edlitam war niemand anders, als Mathilde, eine Tochter



Erinnerung.

Erinnerung iſt ein Menſchenleben
Das Beſte was es bieten kann,
Und wenn es völlig glatt und eben
Dahinfloß, iſt kein rechter Mann:
Und wer im Unglück ſich bewährt
Zeigt ſich des Glückes Gaben werth.
Auch wenn's zum Tag an [illegible] gebracht,
Bleibt's wünſchlich doch im Kampf zu ſterben:
Ein guter Name folgt ihm nach,
Und mehr kann ſich kein Menſch erwerben!

2

F. Bodenſtedt

des heſſiſchen Oberſten Oſterwald, die er inzwiſchen als ſeine Frau heimgeführt hatte, und mit der er als Redakteur der Weſerzeitung von Berlin nach Bremen übergeſiedelt war.

Die Mehrzahl der Kritiker betrachtete die Mirza-Schaffy-Lieder als eine Überſetzung und zog eine ſcharfe Scheidelinie zwiſchen dem Dichter Mirza Schaffy und dem Dichter Friedrich Bodenſtedt, obgleich der letztere ſchon 1854 einen aufklärenden Bericht über die Sachlage in der Augsburger Allgemeinen Zeitung gegeben hatte. Noch Jahre nachher forſchten berühmte Reiſende, wie Heinrich Brugſch, in Tiflis nach dem inzwiſchen (1852) verſtorbenen Mirza Schaffy und ſeinem poetiſchen Nachlaſſe, und wunderten ſich, daß ein in Deutſchland ſo bekannter perſiſcher Dichter in ſeiner Heimat völlig unbekannt ſei! Auch heute fehlt es nicht an ſolchen, die trotz aller inzwiſchen erſchienenen Erklärungen den Weiſen von Tiflis für einen ebenſogroßen Dichter halten, wie den berühmten „Sänger von Schirâs,“ Hafis, deſſen Dichtungen Bodenſtedt 1877 ins Deutſche lebenswarm übertragen hat.

Dieſes Mißverſtändnis iſt um ſo verwunderlicher, als die Mirza-Schaffy-Lieder neben zahlreichen Blüten orientaliſcher Lyrik viele unverkennbar deutſche Klänge (z. B. „Wenn der Frühling auf die Berge ſteigt“ u. a.) enthalten. Es iſt deshalb ungemein komiſch, wenn einige Kritiker geradezu von den ſpäter erſcheinenden Dichtungen Bodenſtedts behaupteten, daß er zwar auch ein recht hübſches poetiſches Talent habe und hin und wieder ſogar lebhaft an ſeinen genialen Lehrer Mirza Schaffy erinnere, ihn aber nie ganz erreiche! Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß er ſeine große Beliebtheit nicht ſo ſehr ſeinen deutſchen Gedichten verdankt, als den orientaliſch nachempfundenen Liedern, die mit ihrem unnachahmlichen Wohlklang ſich dem Ohre wie der Phantaſie gleich gefällig einſchmeicheln und dem Gedächtnis raſch einprägen. Durch ſeine weinſeligen Lieder im Tone der heimlichen Trinker des Orients, durch ſeine die Reize Zuleikhas und Hafiſas verherrlichenden Liebeslieder, durch ſeine Lobpreiſungen der irdiſchen Glückſeligkeit und der ungezügelten Lebensluſt hat er die poetiſche Anſchauungsweiſe der Morgenländer uns zu eigen gemacht, und darüber iſt oft ſeine eigene, freilich ſehr verſchiedenwertige Dichtung in den Schatten geſtellt worden.

Ehe ich von derſelben ſpreche, muß ich aber noch einer Ergänzung der Mirza-Schaffy-Lieder gedenken, die 1874 u. d. T. „Aus dem Nachlaſſe des Mirza Schaffy“ erſchien. Alle Vorzüge der erſten Sammlung, der muſikaliſche Wohllaut, die Farbenfriſche, die eigentümlich orientaliſche Miſchung leidenſchaftlichen Gefühls und beſchaulichen Behagens, die unverwüſtliche Lebensfreude und Heiterkeit kommen auch in dieſer Nachleſe zur Geltung. Gelegentlich fehlt es nicht an einem Ausfall auf Pfaffen und Mucker, wie in der erſten Sammlung auf die „Miſſionäre,“ aber daneben finden ſich manche ernſt beſchauliche Sprüche, und mit aller Entſchiedenheit proteſtiert er gegen die Intoleranz des Unglaubens und gegen die materialiſtiſche Weltanſchauung:

„Auch zu uns vom Abendlande
Kam die Kunde der Ergründung
Alles Lebens aus dem Brande
Der mechaniſchen Entzündung.

Hadſchi Kiß, von langen Reiſen
Heimgekehrt, ſucht in der Schenke
Abends gründlich zu beweiſen,
Wie der Stoff ſich ſelber lenke.

Sprach er: „Ohne Übertreibung
Sei die Lehre euch verkündet:
Wie durch zweier Hölzer Reibung
Plötzlich Feuer ſich entzündet,

So entſteht auch das bewußte
Geiſtesleben nur durch Reibung,
Wie der Glutkern zu der Kruſte
Kommt der Geiſt zur Einverleibung.

Denn im Stoff iſt ew'ge Regung,
Selbſt im dürrſten Wüſtenſande,
Dieſe wächſt ſtets durch Bewegung
Und kommt endlich zu Verſtande.“

Klar iſt mir des Stoffes Stärke,
— Sprach ich — ſeit ich dich vernommen,
Aber du biſt, wie ich merke,
Zu Verſtand noch nicht gekommen.“

Aus Bodenſtedts weiterem vielbewegtem Leben, in das ſeine „Erinnerungen aus meinem Leben“ uns intereſſante Blicke thun laſſen, ſeien nur nachfolgende Hauptpunkte hervorgehoben.

In ſeiner redaktionellen Stellung zu Bremen duldete es ihn nicht lange. 1852 finden wir ihn in Kaſſel; 1853 zog ihn der Herzog Ernſt von Koburg-Gotha an ſeinen Hof; ein Jahr darauf berief ihn König Maximilian von Bayern an ſeine Tafelrunde von Dichtern und Gelehrten, zu der neben Geibel auch Paul Heyſe, Lingg, Felix Dahn, Viktor Scheffel u. a. gehörten. Der König hatte ihm eine Jahresrente zugeſichert; außerdem wurde er bald nach ſeiner Ankunft zum Profeſſor der ſlawiſchen Sprachen und Litteraturen an der Univerſität München ernannt. Daneben war er dichteriſch ſehr vielſeitig thätig. Außer einem Bande neuer Gedichte erſchien 1856 ſein Trauerſpiel „Demetrius“, wozu ihn das bekannte Fragment Schillers angeregt hatte, mit einer Widmung an König Max II; 1860 ein Epos: „König Autharis Brautfahrt“ ꝛc. ꝛc. Dazwiſchen unternahm er es, in ſeinem Buche: „Shakeſpeares Zeitgenoſſen und ihre Werke“, durch eine ſyſtematiſche Auswahl und Übertragung der bedeutendſten altengliſchen Dramen die Vorläufer und Mitbewerber Shakeſpeares in Deutſchland bekannt zu machen. Daran ſchloß ſich ſpäter die Herausgabe der Shakeſpeareſchen Sonette in deutſcher Nachbildung, und eine neue Überſetzung von Shakeſpeares Werken, welche er im Verein mit mehreren hervorragenden Dichtergenoſſen, Otto Gildemeiſter, Paul Heyſe, Adolf Wilbrandt u. a. herausgab. Auf Wunſch des kunſtſinnigen Bayernkönigs leitete er auch öfters die Aufführung klaſſiſcher Dramen auf der Münchener Hofbühne. Dies war wohl die Veranlaſſung, daß der Herzog Georg von Meiningen ihn nach dem frühzeitigen Tode Maximilians zum Intendanten ſeines Hoftheaters berief, bei welchem Anlaß er ihn gleichzeitig in den Adelsſtand erhob. Nur ein paar Jahre hielt er es in dieſer äußerſt dornenreichen Stellung aus, aber die glänzenden Erfolge, welche die berühmten Gaſtſpiele der wandernden Meininger ſpäter erzielten, ſind zum Teil ſeiner Belehrung und Einwirkung zuzuſchreiben. Auch nach ſeinem Scheiden aus der Intendantenſtellung blieb er noch mehrere Jahre in Meiningen.

Nachdem er vorübergehend in Hannover und Berlin, wo er die Tägliche Rundſchau ins Leben rief, ſeinen Wohnſitz genommen, erwählte er Wiesbaden, die reizende Taunusſtadt, zum dauernden Wohnſitz ſeines Alters. Anfang der achtziger Jahre, als einundſechzigjähriger Mann, unternahm er von dort aus noch eine Vortragsreiſe nach den Vereinigten Staaten, die er in ſeinem Werke: „Vom atlantiſchen bis zum ſtillen Ocean“ ſehr anziehend beſchrieben hat.

Von Amerika zurückgekehrt, war er noch bis über das ſiebzigſte Lebensjahr hinaus unermüdlich thätig, und wer in ſein gaſtfreies Haus in der Rheinſtraße einkehrte, war erſtaunt über die jugendfriſche Geſichtsfarbe des Greiſes unter dem ſilberweißen Haar, der noch immer ſo friſch erzählte und improviſierte, wie in der Blüte ſeines Mannesalters.

Unter ſeinen ſehr zahlreichen Werken iſt vieles von vergänglichem Werte und bereits vergeſſen. Die Leſer des Daheim haben ihn in früheren Jahren als Romanſchriftſteller („Die letzten Falkenburger“ im VII. Jahrgang), wie als patriotiſchen Dichter in dem großen deutſch-franzöſiſchen Kriege kennen gelernt, aber auf beiden Gebieten lag ſeine Stärke ebenſowenig, wie auf dem dramatiſchen, wo er trotz wiederholter Verſuche keinen durchſchlagenden Erfolg erzielte. Auch mit ſeinen epiſchen Dichtungen („Ada, die Lesghierin“, „Andreas und Marfa“ u. a.) hat er nur einen Achtungserfolg errungen. Seine Lieder aber verdienen, neben den beſten ſeiner Zeit fortzuleben. Viele von ihnen zeichnen ſich durch friſche Sangbarkeit aus. So in ſeiner Sammlung: „Einkehr und Umſchau“ die Lieder vom Rhein, wie die aus Thüringens Wäldern. In andern herrſcht die grübelnde Reflexion vor, die er als eine Mitgift ſeiner norddeutſchen Heimat überkommen und die durch die orientaliſche Spruchweisheit noch genährt und gefördert wurde. Durchweg war ihm eine geſchmeidige, glatte, vielgewandte Virtuoſität der Form, — ein raſches Erſchauen und leichtes Geſtalten — eigen, aber im Grunde war er mehr ein anempfindendes als ein ſchöpferiſches Dichtertalent und darum auch als Übertrager aus fremden Sprachen ſo unübertrefflich. Übrigens war er fern davon, ſeine Gabe zu überſchätzen. Sein Lied: „Mein Lebenslauf“ ſchließt mit den anſpruchsloſen, für ſein Leben und Dichten charakteriſtiſchen Verſen:

„Ich dürſte nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab ꝛc.“

Noch im vorigen Jahr beſchenkte der Ewigjunge ſeine Verehrer mit einer größeren Dichtung: „Theodora“ — einem anmutigen Sang aus den Harzbergen. Sechs Monate vor ſeinem Tode ſandte er an das Daheim eines ſeiner letzten Spruchgedichte, das in getreuer Nachbildung dieſem Erinnerungsblatt beigegeben iſt. In den Schlußworten hat er ſich ſelbſt einen ebenſo ſchlichten wie wahren Nachruf geſchrieben:

„Ein guter Name folgt ihm nach,
Und mehr kann ſich kein Menſch erwerben.“

---

## Die Familie von Stieglitz.

### Roman von Hermann Heiberg.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Liane ſprach’s weich, von einem ehrlichen Gefühl fortgeriſſen. Das gefiel George.

„Werden Sie länger in Viga bleiben?“ fuhr ſie dann fort.

„Nur einige Tage, denke ich. Ich pflege bisweilen wegen meiner Geſchäfte herzukommen.“

„Ja, ich weiß es, Herr Vaſtus. Ich hörte oft von Ihnen, obſchon ich nicht hier lebte.“

„In der That? Hoffentlich nur Gutes!“ Vaſtus warf’s in einem leichten ſcherzenden Tone hin.

„Gewiß! Und nicht nur Gutes — das Beſte.“

„Sie beſchämen mich, gnädiges Fräulein.“

„Mit Unrecht. Ich habe ſogar ſehr das Bedürfnis, Ihnen einmal zu ſagen, wie dankbar ich Ihnen auch meinerſeits für alle Güte bin, die Sie unſerer Familie erwieſen haben, Papa, meinem Bruder, Diana —“

„Ich bitte, ich bitte ſehr, mein Fräulein. Nun gar Fräulein Diana? Ich habe ihr meines Wiſſens niemals etwas geboten, das des Dankes wert wäre.“

„Doch, Herr Vaſtus. Durch die Form, durch die Art und Weiſe, wie Sie ihr ſtets begegneten. Ich weiß, meine Schweſter ſchätzt Sie ſehr. Wir ſprachen noch in dieſen Tagen kurz vor ihrer Abreiſe wiederholt von Ihnen.“

„Sehr gütig. Bleibt Ihre Fräulein Schweſter lange fort?“

„Nein, ſie kehrt ſchon morgen zurück, ſie wollte nur einmal einen Tag in anderer Luft und in anderer Umgebung verleben. Diana hat es ſehr nötig, ſich auszuruhen, und ich hoffe ſie auch zu überreden, daß ſie, da ich ſie nun bei Papa ablöſen kann, bald einmal für längere Zeit in Moordieck bleibt. Papa verlangt leider, daß ſie, gerade ſie, fortwährend um ihn ſein ſoll. Darin liegt die Schwierigkeit.“

Vaſtus ſtimmte, gerührt durch dieſes anſpruchsloſe Einfügen in die Launen des egoiſtiſchen Mannes, lebhaft bei, erkundigte ſich dann, teils aus ehrlichem Anteil, teils um nicht allzu raſch wieder abzubrechen, eingehend nach Lianens künftigen Lebensplänen und warf zum Schluß, mehr um noch etwas zu plaudern, als weil er vorausſetzte, daß ihm Neues von Liane mitgeteilt werden könne, eine Frage nach Ellen-Luiſe hin.

„Es geht ihr jetzt ſehr, ſehr gut!“ erwiderte Liane mit freudiger Betonung. Aber mit einem ſtarken Anflug von Verlegenheit und Bedrückung fuhr ſie fort: „Sie wiſſen ja am beſten, wieviel Trauriges meine Schweſter und mein Schwager inzwiſchen erlebten. Sehen Sie, Herr Vaſtus, das iſt noch etwas, was uns alle zu nicht auszulöſchendem Danke gegen Sie verpflichtet hat. Wären Sie nicht geweſen, wer weiß, welch furchtbares Herzeleid über uns gekommen ſein würde. Wehren Sie nicht ab! Diana hat mir alles erzählt, ſie ſagt mit Recht, Sie ſeien der Retter unſerer Familie geworden, durch Ihr Dazwiſchentreten ſei Furchtbares von unſer aller Schickſal abgewendet! Und wir haben wahrlich ſchon genug zu tragen.“

Dem Mädchen feuchteten ſich bei der Erinnerung alles deſſen, was geweſen und noch war, die Augen. Vaſtus war tief ergriffen.

Aber eben dieſe Eindrücke, ſowohl die Mitleidenſchaft, in die ſein Gemüt gezogen wurde, als auch die aus dieſer Unterredung ſich ihm aufdrängenden günſtigeren Ausſichten für ſeine Pläne befeſtigten ſeine Entſchlüſſe und verſcheuchten gänzlich die ihm durch Wenck noch einmal gekommenen Zweifel.

Er fühlte, daß hier das Feld war, auf dem ſich Glück ſäen ließ. Hier fand er Gelegenheit, ſich durch Thaten der Menſchlichkeit jene Gefühle innerer Befriedigung zu verſchaffen, um die er Guſtav ſo oft beneidet hatte. Ja, er wollte nicht nur ſuchen, Diana heimzuführen, ſondern dann auch alle Mittel anwenden, dieſen Menſchen durch geordnete Verhältniſſe und dauernde Einwirkung ein ſorgenfreies Leben zu verſchaffen.

Sich bereits in dieſe Rolle verſetzend, wurde er deshalb auch weit ſtärker fortgeriſſen, als es ſich ſonſt mit ſeiner knappen, den Dingen nicht vorgreifenden Art vertrug, und ſagte warm: „Ich bitte, weinen Sie nicht, mein liebes Fräulein. Ich verſichere Sie, es wird noch alles gut werden. Und helfen Sie ſelbſt, Sie können es! Hören Sie gütigſt: Ich bin heute eigentlich in Ihr Haus getreten — in offenem Vertrauen ſpreche ich es aus — um mit Ihrer Fräulein Schweſter zu reden, mit ihr zu beraten, was geſchehen kann, um — um — ja, ohne jegliche Umſchweife ſei’s Ihnen bekannt, um ſie zu fragen, ob ſie ſich entſchließen könne, meine Frau zu werden. Sie begreifen deshalb auch wohl meine Enttäuſchung, Diana nicht anweſend zu finden! Nicht wahr, es iſt ſicher, daß ſie morgen zurückkehrt? Iſt’s aber nicht der Fall, dann, ich bitte, werden Sie mein Bundesgenoſſe und vermitteln Sie, daß wir uns bald begegnen!“

Über Lianens Geſicht zog ein heller Widerſchein von Hoffnung, Glück und Überraſchung, während ein durch ihr weibliches Feingefühl hervorgerufenes feines Rot der Verlegenheit ihre Züge färbte. Aber ſie überwand ſofort ihre Befangenheit. Mit hingebender Herzlichkeit ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Vaſtus. Zu allem Guten fügen Sie heute das Beſte, denn ich habe die feſte Überzeugung, daß meine Schweſter Sie liebt.“

Vaſtus hielt die Rechte des trefflichen Mädchens und drückte ſie feſt und feſter.

Ihm war’s durch die von Liane geſprochenen Worte und die dadurch in ihm wachgewordenen Empfindungen, als ſtehe er ſchon an der Schwelle ſeines Lebensglücks.

⁂

Nachdem Vaſtus ſich entfernt hatte, flog Liane an den Schreibtiſch: „Meine liebe Diana,“ ſchrieb ſie, „ich bitte Dich ſehr, bereits morgen früh wieder zurückzukehren. Es liegen zwingende Gründe vor, daß ich Dich darum bitte, aber eines ſei dir zur Beruhigung geſagt, es iſt nichts Unangenehmes, ſondern etwas ſehr Erfreuliches, was Deiner wartet. Schriftlich kann ich Dir keine näheren Mitteilungen machen, ich muß Dir mündlich ſagen, was vorliegt. Grüße Klug und die Bachſtelze und ſchilt nicht, daß ich ſo eigenmächtig über Dich verfügte — ich ſagte in Deinem Namen bedingungslos zu, daß Du erſcheinen würdeſt. Deine Liane. Da es ohne Nachſchrift ja nie bei mir geht: Papa befindet ſich ganz gut. Die Hühnerſuppe von Mückenheims hat ihm vortrefflich geſchmeckt.“

Um elf Uhr am folgenden Morgen war infolge dieſer Benachrichtigung Diana wieder in der Stieglitzſchen Wohnung angelangt, und noch in Hut und Mantel drang ſie auf ihre Schweſter ein, ihr mitzuteilen, was denn ſo Außerordentliches geſchehen ſei. Aber während Liane lebhaft und eindringlich über alles berichtete, ertönte draußen die Thürglocke, und wenig ſpäter ward, nach einem unverſtändlich an das Ohr der Damen dringenden Zwiegeſpräch zwiſchen dem Aufwartemädchen und einem Fremden draußen, die Thür geöffnet und erſtere meldete: „Herr Vaſtus bittet um die Ehre, Fräulein Diana ſprechen zu dürfen.“

Was war das? Zwiſchen George und Liane war verabredet worden, daß letztere Nachricht nach dem Bahnhof-Hotel geben ſolle, ſobald Diana eingetroffen ſei, und in dieſer Mitteilung ſollte zugleich die Stunde bezeichnet werden, welche für die Zuſammenkunft zwiſchen beiden auserſehen war.

Nun aber erſchien er ohne vorherige Anmeldung. Diana klopfte das Herz, und Liane ſah mit unruhiger Angſt auf ihre Schweſter, die zwar allem mit größter Spannung und in ſichtlicher Bewegung zugehört, aber bisher noch gar keine Antwort erteilt hatte.

Jetzt aber folgte auch ſchon ein kurzes Klopfen, und im nächſten Augenblick trat — zu beider Mädchen höchſter Befremdung — ein an einer Krücke humpelnder, blaß und kränklich ausſehender Fremder in das Zimmer.

Diana trat mit nicht gerade übermäßiger Zuvorkommenheit, aber doch mit einem Anflug von Mitleid dem Manne entgegen und fragte kurz: „Sie wünſchen, mein Herr?“

„Ich — ich bin — mein Name iſt Guſtav Vaſtus, mein gnädiges Fräulein. Dürfte ich Sie vielleicht um eine Unterredung erſuchen? Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen.“

„Ah, der Bruder von Herrn George,“ ſtieß Diana höchſt überraſcht, aber mit großer Artigkeit heraus und bat den zitternden und ſich den Schweiß von der Stirn wiſchenden Mann Platz zu nehmen. Auch vermittelte ſie die Vorſtellung zwiſchen ihm und Liane, die dann ſogleich, ihrer Schweſter einen fragenden Blick zuwerfend, das Zimmer verließ. Als beide allein waren, ſah Guſtav mit einem bittenden, faſt flehenden Blick Diana an und ſagte weich: „Ich bin ein armer, von der Natur vernachläſſigter Geſelle, mein gnädiges Fräulein, auch demzufolge keiner, den man gern ſieht. Das menſchliche Auge ſucht nach freundlichen Eindrücken, und mit Recht. Wer beſchwert unnötig ſein Gemüt oder verletzt den Schönheitsſinn durch häßliche Bilder? Ich muß alſo vorweg Ihre Verzeihung einholen, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich in Ihr Haus dränge, vor Ihnen erſcheine. Nun aber, ich bitte, hören Sie mich an!“

„Danke, danke, herzlichen Dank,“ ergänzte Guſtav Vaſtus bewegt, als Diana ihn unterbrach, um ihm zu verſichern, daß ſie nicht zu denen gehöre, die an Äußerlichkeiten Anſtoß nehmen, und daß ſie glücklich ſei, den Bruder von George Vaſtus kennen zu lernen, den Mann, den George, wie ſie wiſſe, ſo ſehr liebe.

„Sie ſprechen von meinem Bruder, gnädigſtes Fräulein! Um ſeinetwillen gerade trete ich vor Sie hin. Ich wollte mir erlauben, bei Ihnen ein gutes Wort für ihn einzulegen. Freilich, nun, wo ich die Ehre habe, Ihnen gegenüberzuſitzen, weiß ich nicht, wie ich meine Worte einkleiden ſoll. Ich möchte ihr Zartgefühl nicht verletzen, ihn nicht in ein verkehrtes Licht ſtellen! Ich ſage es nicht, weil er mein Bruder iſt, ſondern ich rede die Wahrheit, wenn ich behaupte, es gibt keinen herrlicheren Menſchen, wie meinen Bruder George, keinen vornehmeren Charakter, keinen, der ſo liebenswert iſt, wie er. Ich verfolgte ſein Thun und Treiben im großen und kleinen ſeit ſo vielen Jahren. Von mir, dem er immer der zärtlichſte, beſte Freund geweſen iſt, will ich nicht ſprechen, aber ich kann ſagen, ich ſah nur Bewunderungswürdiges. Er iſt ebenſo beſonnen wie weiſe, ebenſo gerecht wie herzensgut.

Und weil ich ihn ſo ſehr liebe, und weil er es ſo ſehr verdient, glücklich zu ſein, möchte ich ſo gern dazu helfen. Sein Glück aber würde ſein — zagend geht nun das Wort über meine Lippen und zitternd ſehe ich Ihnen in die Augen während dieſer Worte, gnädigſtes Fräulein — Ihre Liebe zu gewinnen, Sie als ſeine geliebte Frau heimzuführen! Nun iſt es heraus und doch verſtehe ich nicht, daß ich es zu ſagen gewagt habe. Sie ſind ſo ſchön, ſo vornehm, daß es mir als unſühnbare Zudringlichkeit erſcheint, vor Sie mit ſolcher Frage hinzutreten. Und doch — es wird ja kein Menſch dadurch befleckt, daß ein anderer ihn liebt? O bitte, ſagen Sie mir, daß Sie mir nicht zürnen, und wollen Sie mein Herz mit namenloſem Glück erfüllen, ſagen Sie auch, daß ich für meinen Bruder hoffen darf. Er weiß nicht, daß ich bei Ihnen bin. Wahrſcheinlich befindet er ſich noch auf der Reiſe! Ich ſchrieb ihm, daß Herr Ferdinand von Stieglitz mir geſagt habe, daß Sie ihm — wohl — gut ſeien, daß er glaube, Sie könnten ja ſagen. Ich empfing keine Antwort, obgleich ich weiß, daß er nichts anderes denkt, als Ihre Zuneigung zu gewinnen. Da packte mich die Unruhe für ihn. Ich möchte ihn überraſchen, ihm bei ſeiner Wiederkehr entgegeneilen, ihm ſein Glück verkünden dürfen.“

Der Mann hielt inne. Während der Rede hatte ſich ſein bleiches Angeſicht gerötet, eigentümliche Farben lagen auf den Backenknochen, die Augen glänzten in der Erregung überirdiſch. Aber in dieſem Glanz drückte ſich zugleich das ſchöne Menſchliche aus, das dieſe edle Natur vor Millionen ſeiner Mitmenſchen auszeichnete.

Aber auch Diana war tief ergriffen, und neben der Rührung erfaßte ſie ein anderes, ihrem beſſeren Ich entſpringendes, mächtiges und kräftiges Gefühl, das nichts mehr gemein hatte mit der ihr durch ihre Erziehung aufgedrückten, wägenden Sinnesart.

Gewiß! Nicht Geburt und Äußeres beſtimmten den Wert eines Menſchen, ſondern die mit wahrer Sittlichkeit verbundene innere Vortrefflichkeit. Und dadurch trennt ſich der Beſſergeartete von dem Durchſchnitt, daß er zu unterſcheiden verſteht, daß er den Drang fühlt, das Gute zu thun und ſich mit dem Guten zur Förderung des Guten zu verbinden! Jedem war eine Aufgabe zuerteilt für ſich und fürs Ganze! Und ein edler, guter Menſch, wie Vaſtus kam, und ſie ſollte ihn abweiſen aus einem falſch verſtandenen Stolz und nicht minder verkehrten Schamgefühl? Nein, ſie wollte jetzt! — Seit ſeiner Begegnung mit Ellen-Luiſe war bereits eine Veränderung in Diana vorgegangen, ein drängendes Gefühl der Sehnſucht, ihn wiederzuſehen, war in ihr aufgeſtiegen, der heiße Wunſch ihm zu ſagen, wie hoch ſie ihn ſchätze. In dieſem Augenblick aber erſt fühlte ſie wirklich, daß ſie ihn liebte, ja, Eiferſucht, Bangen ergriff ſie, er könne ihr doch noch verloren gehen!

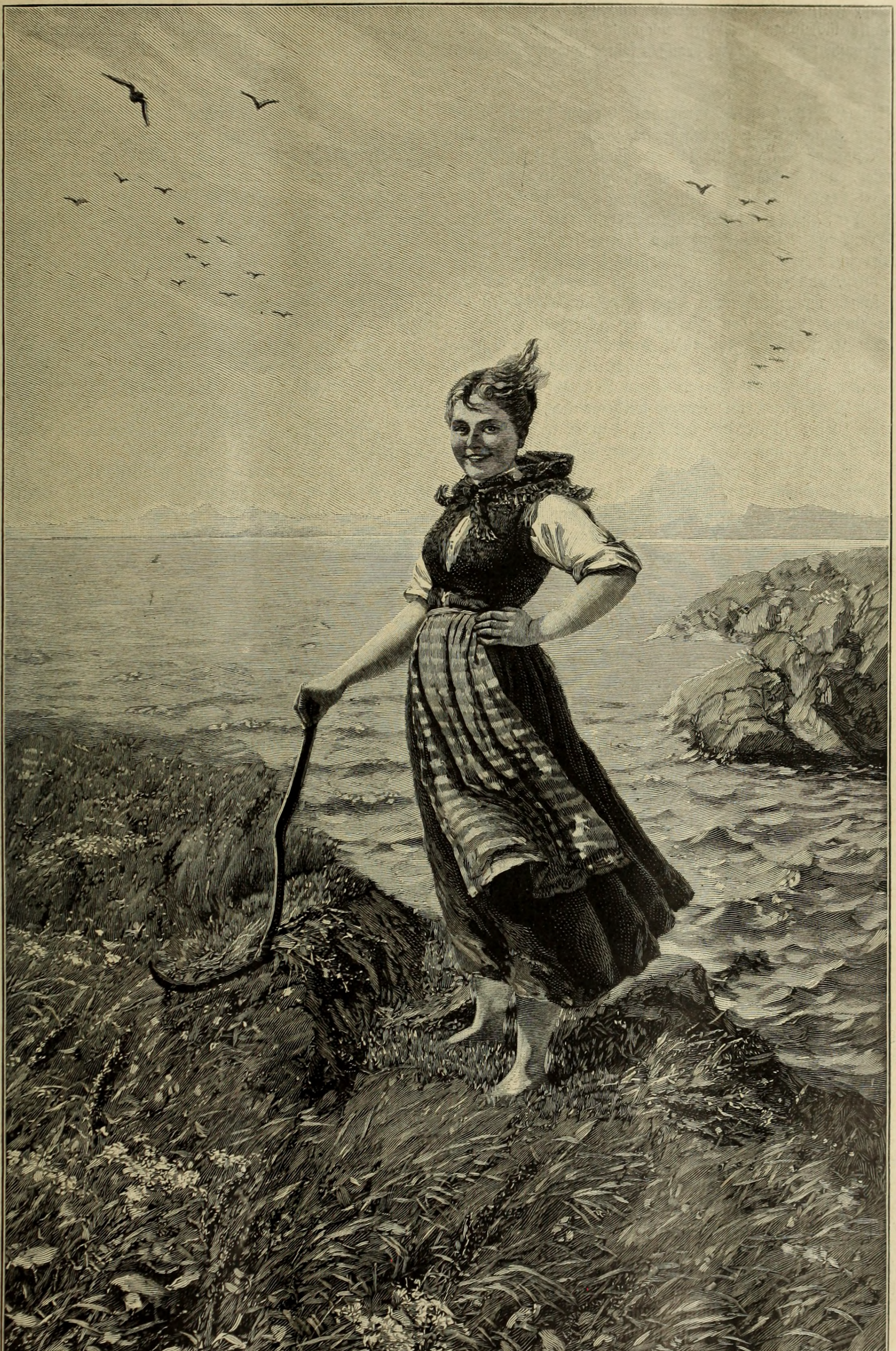
Tief ergriffen wandte ſie ſich an Guſtav.

„Vorerſt nehmen Sie meinen innigſten Dank, Herr Vaſtus, ſodann die zwar kaum nötige Verſicherung, daß mir nichts ferner liegen kann, als Ihnen für Ihren Schritt zu zürnen. Ich müßte kein Menſch ſein, wenn mich nicht im Gegenteil Ihr Erſcheinen und Ihre Worte bewegt hätten!

Ich ſehe, Sie gleichen Ihrem Bruder an zarter Geſinnung. Und da Sie eine Antwort wollen: Ja, ich habe ihn, dieſen trefflichen Mann, lieb, es wird mich ſtolz und glücklich machen, mit ihm Freud und Leid zu teilen. Sagen Sie es ihm! Es wird mir dadurch die Beſchämung erſpart, ihm eingeſtehen zu müſſen, daß es erſt einer Spanne Zeit bedurfte, um mich von Vorurteilen zu befreien. Freilich vermag niemand über ſein Ich fortzuſpringen, und mich entlaſtet wohl, daß ich ihn nicht genügend, daß ich jedenfalls ſeinen hohen Wert nicht kannte. Aber wer weiß, ob es nicht ſo auch beſſer war! Jetzt wird nichts mehr unſer Einvernehmen ſtören, er erſcheint mir nicht nur ebenbürtig, ſondern ich wiederhole, ich bin ſtolz darauf, daß er mich zu ſeinem Weibe machen will! Aber nun zunächſt noch eins! Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß er hier iſt. Er befindet ſich ſeit geſtern in Viga. Schon richtete er ſelbſt durch meine Schweſter die gleiche Frage an mich, und ich ſtand im Begriff, ſie zu beantworten.“

Guſtav hatte bei den letzten Worten die Farbe gewechſelt. Zweifel, Furcht und Bangen wollten ihn ergreifen, aber ſie wichen ebenſo raſch der glückſeligſten Empfindung.

„George hier? Welche Nachricht! Und Sie ſagen, gnädigſtes Fräulein, er habe ſelbſt ſchon um Sie geworben? Ah — ah — dann iſt alles gut. Ich that nichts gegen ſeinen Willen, ja ich Glücklicher darf ihm verkünden, daß Sie ſeiner warten.“



Im friſchen Wind. Nach dem Gemälde von Hans Dahl.

Nach dieſen Worten ſprang der Mann wie ein Jüngling auf, griff nach ſeiner Krücke und eilte, nachdem er dem ſanft lächelnden Mädchen nochmals Dankesworte entgegengeſtammelt hatte, an den draußen ſeiner harrenden Wagen.

* * *

Einige Wochen waren vergangen, George Vaſtus hatte mit ſeiner jungen Frau, nachdem ſie Guſtav in Schwerin einen Beſuch abgeſtattet, eine längere Reiſe nach dem Süden angetreten, und Liane war vorläufig mit Ferdinands nach Lindenhof gegangen, welches ſein Schwager gekauft hatte, da Mündes ihre Abſicht, ganz nach Italien überzuſiedeln, ausführten.

Des Hochzeitsfeſtes Lärm und Glanz lag in der Erinnerung ſchon wie eine der Vergeſſenheit angehörende Zeit hinter allen, und mit der Anpaſſung an gewohntes, ruhiges Leben kamen namentlich auch Klug wieder die Gedanken an die für einige Zeit in den Hintergrund getretenen Perſonen.

Als Ellen-Luiſe ihm eines Nachmittags erklärte, ſie wolle einen Beſuch in der Nachbarſchaft machen, entſchloß ſich Heinrich, nach Eiche zu reiten, um Fräulein Marie, die er in der Zwiſchenzeit nur einmal wiedergeſehen, guten Tag zu ſagen. Klug fühlte ſich bedrückt, daß er ſo lange Zeit hatte verſtreichen laſſen. Er wußte am beſten, wie vielen Dank er dem Mädchen ſchuldete.

Während er dahinritt, überdachte er das Einſt und Jetzt, und ſein Herz füllte ſich mit glücklichen Empfindungen. Der alte Baron, dem die Schwiegerſöhne ein Jahresgehalt ausgeſetzt hatten, lag zwar nach wie vor im Bett, aber er rauchte, aß, las, trank ſeinen Rotwein und empfing wieder Menſchen. Nachdem ihm die Sorgen abgenommen waren, fühlte er ſich plötzlich geſund, doch am Aufſtehen fand er keinen Geſchmack. Eine umſichtige Haushälterin und ein Diener ſorgten für ſeine Bedürfniſſe; er erhob ſeit ſeiner Krankheit keine Anſprüche an beſondere Beachtung, wenn man ihn nur in Ruhe ließ und namentlich den rechtzeitigen Eingang der Monatsraten veranlaßte.

Und auch die andern waren verſorgt; Ferdinand ſchien als Verwalter des Vaſtusſchen Gutes ganz an ſeinem Platz, zumal die umſichtige Liane ihm und ſeiner verwöhnten Gattin zur Seite ſtand.

Ellen-Luiſe aber — und das war das Schönſte — ſchien erſt jetzt, einer allmählich ſich entfaltenden Blume gleich, ganz entwickelt zu ſein. Etwas Weiches, Anſchmiegendes trat häufig bei ihr zu Tage, ohne daß ſie doch ihre reizvolle Eigenart verleugnet hatte! Jedenfalls aber liebte ſie Klug von ganzem Herzen, und mit den von ihr ſich ſelbſt geſtellten Aufgaben nahm ſie es ernſt.

So ſah denn, wohin das Auge ſich richtete, alles hell und freundlich aus. Die Familie Stieglitz war glücklich, und Klug war's nicht minder bis auf ſein Leiden, gegen das er aber jetzt, von Ellens Fürſorge geſtützt, ernſtlicher und mit mehr Erfolg denn je, ankämpfte, und bis auf — Fräulein Marie.

Gerade heute empfand Klug das alte Verlangen nach ihr, eine Sehnſucht, wie ſie jemanden erfaßt nach einem lieben Freunde, und eben heute verſchärften ſich in ſeinem Innern die Vorwürfe, daß er ſie vernachläſſigt hatte.

Als Klug ſich Eiche näherte, überlegte er — nicht die Landſtraße durch das Kirchdorf einſchlagend, ſondern auf dem Nebenpfad dem Kruge zureitend — wie er wohl mit Fräulein Marie ohne Zeugen würde plaudern können. Er hatte ihr ſo viel zu ſagen. Als er aber gerade um die Wegecke biegen wollte, fuhr ein offener Wagen vorüber, und in ihm ſaß, hinter dem Kutſcher, eine junge Dame.

„Marie, Marie! Das iſt ja Marie!“ flüſterte Klug, und unwillkürlich hemmte er den Trab ſeines Pferdes. Aber ſie mußte es doch wohl nicht geweſen ſein. Sie ſchaute nicht empor, ſondern ſah beiſeite; auch der Kutſcher war Klug fremd, und im übrigen eilte das Gefährt ſo raſch, und die Wegbiegung entzog es ſeinen Blicken ſo ſchnell, daß er zu einer näheren Prüfung nicht gelangen konnte. Als er jedoch ſchon ſchlüſſig geworden war, den Weg nach Eiche weiter zu verfolgen, überkam's ihn plötzlich mit Allgewalt, daß es doch Fräulein Marie geweſen ſei, die an ihm vorübergefahren, und im Nu riß er ſeinem Traber in die Zügel, ſetzte ihm die Sporen in die Weichen und ſtürmte dem dahinfliegenden Wagen nach. Wenige Minuten ſpäter hatte er ihn eingeholt, und ohne ſich noch einmal beſonders zu vergewiſſern, rief er dem Kutſcher mit einem „He, Holla!“ zu, anzuhalten.

Und dann drängte er den ſchnaubenden Gaul zur Seite des Wagens, und „Fräulein Marie, Fräulein Marie! Alſo doch, Sie waren's!“ klang's haſtig aus Klugs Munde. „Haben Sie mich denn nicht erkannt, Fräulein Marie? War's Abſicht, daß Sie ohne Anruf an mir vorüberfuhren?“

„Nein, Herr Klug. Aber ich glaubte, Sie wollten mich nicht ſehen!“ entgegnete das Mädchen, einen mit ſanftem Vorwurf gemiſchten Blick auf ihn richtend.

„Ich Sie nicht ſehen wollen, Fräulein Marie? Welche Annahme und Vorausſetzung! Und wie blaß Sie ausſehen, liebes Fräulein Marie. Waren Sie krank? Wir haben uns — ſo — lange — nicht geſprochen.“

„Nein, Herr Klug. Denn ſonſt würden Sie wiſſen, daß ich faſt vier Wochen ſehr krank war.“

„Ja, ja, ich war ſchlecht, ſehr ſchlecht gegen Sie! Aber was hat Ihnen denn gefehlt, liebes Fräulein Marie?“

„Ach, gleichviel, Herr Klug. Wie aber geht's Ihnen? Ich ſehnte mich ſehr danach, Sie einmal wieder zu ſprechen, von Ihnen ſelbſt zu hören, daß es Ihnen und Ihrer Gattin gut gehe.“

„Ja, Sie ſind und bleiben immer dieſelbe! Sie ſind eine ſeltene, unvergleichliche Freundin.“

Marie machte eine abwehrende Bewegung, aber Klug fuhr fort: „Darf ich fragen, wohin Sie gehen? Mein Gott, da ſteht ja ein Koffer hinten im Wagen! Sie wollen doch nicht fort von Eiche? Ja, wahrhaftig, Sie wollen fort, Fräulein Marie. Wohin, bitte? Und weshalb?“

„Nein, Herr Klug! Es iſt ein fremder Koffer. Ich will nur nach Viga und Einkäufe machen.“

„So — ſo. Ich wurde ſchon ganz ängſtlich. Gottlob! Sie kommen alſo heute zurück?“

„Ja, heute Abend.“

„Das iſt herrlich. Dann ſehe ich Sie morgen. Ich wollte Sie gerade beſuchen, Sie und die Ihrigen, aber nun komme ich morgen Nachmittag wieder. Sie weinen ja, Fräulein Marie. Was haben Sie? Iſt Ihnen nicht gut?“

„Ich habe dieſe leichte Erregbarkeit nach der Krankheit behalten. Es iſt nichts. Sicher nicht! Beunruhigen Sie ſich nicht, Herr Klug.“

Einen Augenblick verharrte Klug, ohne zu ſprechen, ſo heiß zog's ihm durch die Bruſt. Dann reichte er ihr die Hand und ſagte leiſe: „Bitte, eins, bevor wir uns trennen, Fräulein Marie. Sie zürnen mir doch nicht?“

Sie ſagte nichts, ſie bewegte nur den Kopf, und in ihre Augen trat ein ſolcher Ausdruck von Güte und Freundlichkeit, daß Klug tief davon berührt ward.

„Dank, Dank, liebes Fräulein Marie! Und auf Wiederſehen morgen.“ Er reichte ihr nochmals die Hand. „Adieu, Adieu!“

Sie nickte, und der Wagen ſetzte ſich in Bewegung. Heinrich Klug ſchaute ihr nach in der Erwartung, ſie werde ſich noch einmal umſehen. Aber ſie that es nicht. Nun war auch das Gefährt ſeinen Augen entſchwunden.

Und er hat ſie nie wiedergeſehen. Sie reiſte, wie Klug ſpäter im Kruge von Raſch erfuhr — und als er es hörte, zitterte ihm das Herz vor Rührung — an dieſem Tage über Hamburg nach Schottland, um dort in einer deutſchen Familie eine Stelle anzutreten. Sie vermochte nur einmal zu lieben, und aus Liebe verließ ſie ihn und ihre Heimat für immer.

Es war wohl am beſten ſo — am beſten für alle.

## Im friſchen Wind.

(Zu dem Bilde auf S. 541.)

Am rauhen Fjord, wo die Möven ziehn,
Mäht ſie die Matten, das Nordlandskind.
Wie würzig duftet der Rosmarin! —
Wie glänzt dein flatterndes Haar, Karin,
Im friſchen Wind!

Dein Schritt ſo feſt, und dein Blick ſo blau,
Dein Mund ſo rot wie die Roſen ſind!
Das macht der Sturm und der Wellentau.
Schön iſt das Leben — gar ſchön und rauh
Im friſchen Wind!

Umflöſſ' dich ſchmeichelnder Sonnenſchein,
Es wär' dir zehnmal zu lau und lind!
Luſt, Leid und Lieb' muß beiſammen ſein!
Glückſeliges Leben: tagaus, tagein
Im friſchen Wind!

F. Reimund.

## Miſſion.

Die evangeliſche Miſſionsgeſellſchaft für Deutſch-Oſtafrika ſchickt ſich an, ihre Thätigkeit auf das weitere Hinterland von Dar-es-Salaam auszudehnen. Der Miſſionar Greiner wird demnächſt im Gebiet Uſaramo, unter den Waſaramos, eine neue Station gründen.

## Altertumskunde.

Die Ausgrabungen am alten Hera-Tempel in Argos, welche von amerikaniſcher Seite unter Leitung von Dr. Waldſtein ſtattfinden, fördern ungemein intereſſante Reſultate zu Tage. Der Grundriß des älteſten Tempelbaues, der im Jahre 420 v. Chr. zu Grunde ging, iſt vollſtändig und deutlich erkennbar aufgedeckt; von dem ſpäteren Bau, den noch das II. Jahrhundert n. Chr. im vollſten Glanze ſah, ſind wertvolle Teile der Architektur und des plaſtiſchen Schmuckes gefunden worden. Außerordentlich reich iſt die Ausbeute an uralten Gefäßſcherben, an Terrakotten und Bronzen.

So viele Mumien auch in Ägypten im Laufe dieſes Jahrhunderts gefunden worden ſind, ſo gehört doch die Aufdeckung noch ganz unberührter Sarkophage aus der älteren Zeit des Pharaonenreiches zu den größten Seltenheiten. Da iſt es denn intereſſant, daß es kürzlich Prof. von Kaufmann gelang, gelegentlich großer Ausgrabungen auf der Oaſe Fayum, unmittelbar an der Pyramide König Uſorteſen II, in einem tiefen Schacht einen mächtigen, aus Kalkſtein trefflich gearbeiteten Sarkophag zu finden, der vorausſichtlich aus der Zeit der 11. Dynaſtie (etwa 2300 v. Chr.) ſtammt. Der Sarkophag wird nach Kairo geſchafft und erſt dort geöffnet werden.

## Erdkunde.

Ende April 1891 wurde der engliſche, in britiſch Neu-Guinea thätige Miſſionar und Arzt Dr. Montague durch eine Horde eines wilden Völkerſtammes von ſeiner Station Barpiloninka, etwa 50 km von der Grenze des niederländiſchen Anteils an der Rieſeninſel entfernt, geraubt und fortgeſchleppt. Er blieb bis zum 1. Februar d. J. unter den Wilden, an welchem Tage er von dem Kapitän Scherplier vom Paketdampfer Camphais, der an der Küſte vorüberkommend eine Prau mit einem Europäer bemerkte, erlöſt wurde. Kürzlich brachte der Globus einen Auszug aus den erſten Berichten über ſeine Gefangenſchaft; danach gehörten die Räuber zum kriegeriſchen Stamm der Tugere, die, auf niederländiſchem Gebiet wohnend, alljährlich Einfälle in das britiſche Gebiet unternehmen. Drei Monate mußte Dr. Montague bei den Tugeres ſelbſt ausharren, die von weit her aus Neugier, einen Weißen zu ſehen, zuſammenſtrömten; dann entließen ſie ihn, und er trat eine abenteuerliche Wanderung längs der Küſte bis zur Grenze des britiſchen Anteils an, wobei er Gebiete durchſtreifte, welche bisher noch kein Europäer betreten hat. Das Land ſchildert er als ungemein fruchtbar und dicht von Stämmen bevölkert, deren Angehörige, abweichend von den übrigen bekannten Bewohnern Neu-Guineas, körperlich und geiſtig verhältnismächtig gut entwickelt und teilweiſe von hellgelber Hautfarbe ſind. Die bebauten Felder ſind ſehr ausgedehnt und faſt überall künſtlich bewäſſert. Das Klima ſei „nicht ſchlechter, als in anderen tropiſchen Gegenden.“

## Volkskunde.

Im Allgemeinen deutſchen Verein in Berlin trat vor kurzem Profeſſor Dr. Kirchhoff aus Halle in einem Vortrage für die Errichtung eines großen deutſchen Nationalmuſeums für Landes- und Volkskunde ein. Das Muſeum ſoll die wichtigſten Stellen unſeres Vaterlandes in großen Gemälden, in Reliefdarſtellungen und in Karten zur Anſchauung bringen; es ſoll ferner eine Ausleſe aller weſentlichſten Geſteinsvorkommniſſe in Geſtalt von Durchſchnitten enthalten, ſowie einen Überblick über die einheimiſche Pflanzen- und Tierwelt geben. Endlich ſoll es Volkstrachten, Kleider, Schmuck, Waffen, Hausgerät u. dgl. dem Beſchauer vorführen.

## Koloniales.

Emin Paſcha iſt es nicht geglückt, nach Äquatoria vorzudringen, ſagt die neueſte Poſt. Durch Krankheit und Hunger gezwungen, mußte er, ſchon ehe er die Grenze Wadelais erreichte, nach dem deutſchen Gebiet umkehren. Was wird nun aus ihm und ſeinem Begleiter Dr. Stuhlmann werden, die unzweifelhaft die ihnen gewordenen Weiſungen eigenmächtig überſchritten? Es wird neuerdings freilich behauptet, Emin habe die Aufforderung, in den Reichsdienſt zu treten, gar nicht erhalten — das erſcheint aber doch kaum glaublich.

## Weinbau.

Die Fläche, von der in Deutſchland Wein geerntet wurde, ſchwankte in den zehn Jahren 1881—1890 zwiſchen 118 609 und 120 935 Hektar. Ein geringes Anwachſen der Weinkultur iſt alſo unverkennbar. Der Weinertrag ſchwankte in den genannten Jahren zwiſchen $1\frac{1}{2}$ und $3\frac{3}{4}$ Millionen Hektoliter; das beſte Weinjahr war 1885, das ſchlechteſte 1886. Durchſchnittlich wurden $2\frac{2}{3}$ Millionen geerntet, denn die Summe für alle zehn Jahre beträgt 26,7 Millionen. Von unſerer Weinernte ging ein beträchtlicher Teil, in den genannten zehn Jahren 1 864 000 Doppelcentner, ins Ausland. Dagegen haben wir vom Auslande 6 047 000 Doppelcentner empfangen, und zwar aus Frankreich 346, aus Öſterreich-Ungarn 139, aus Italien 100, aus der Schweiz 6, aus Großbritannien 7, Spanien 76, Portugal 32 und Griechenland 8 Tauſend Doppelcentner. Gegen 44 Millionen Mark wandern alljährlich für Wein ins Ausland.

## Induſtrie.

Unſere deutſchen Kaſſenſcheine ſind bekanntlich auf einem Papier gedruckt, in dem zur Verhütung von Fälſchungen einzelne gefärbte Faſern eingeſtreut werden. Das Verfahren iſt vorzüglich, aber recht koſtſpielig; deshalb iſt vielleicht eine ähnliche, vereinfachte Methode von Intereſſe, die ſich kürzlich ein Amerikaner auch in Deutſchland patentieren ließ, und bei der dem Papierzeuge Blättchen von buntem Papier beigemiſcht werden. Die Nachahmung ſoll ebenſo ſchwierig, wie diejenige des Faſerpapiers, die Herſtellung aber weſentlich billiger ſein.

## Technik.

Das Marine-Departement der Vereinigten Staaten läßt fünf von den jetzt im Bau begriffenen Kriegsſchiffen mit Celluloſe ausfüttern. Der Faſerſtoff wird unmittelbar hinter den äußeren Panzerplatten angebracht. Die Verſuche haben ergeben, daß die Celluloſe eine Schußlücke ſofort von ſelbſt wieder ausfüllt. Auf dieſe Weiſe hofft man dem Eindringen des Waſſers zu wehren, wenn der Panzer durchſchoſſen iſt.

## Verkehr.

Den Verluſt der Handels- und Kriegsmarinen aller Kulturſtaaten für das Jahr 1891 berechnet der engliſche Loyd auf 983 Schiffe mit einem Geſamtgehalt von 597 450 Tonnen. Etwas über die Hälfte aller Unfälle traf Segelſchiffe; auf Strandungen entfielen 54 °/₀, auf Zuſammenſtöße 10 °/₀, auf Brände an Bord 5 °/₀ ꝛc. Obwohl dieſe Zahlen erſchreckend ſcheinen, ſo verſchwinden ſie doch, wie der „Prometheus“ treffend bemerkt, der Geſamtſtärke aller Flotten gegenüber; es verunglückten nämlich nur etwa 0,275 °/₀ aller ſeefahrenden Schiffe.

Die rieſige Entwickelung des Eiſenbahnnetzes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ergibt ſich aus folgenden Zahlen. Die Union beſaß Ende der dreißiger Jahre 37 km, 1840 bereits 4535 km, 1860: 30 350 km, 1876: 108 966 km, 1878: 131 588 km, Ende 1891: 280 000 km.

## Kunſt.

Am 24. April fand zu Wien in Anweſenheit des Kaiſers, unter regſter Beteiligung aller Kreiſe der Hauptſtadt, die Enthüllung des Radetzky-Denkmals ſtatt. Das von Prof. v. Zumbuſch geſchaffene Denkmal iſt eine auf hohem, mit Reliefs geſchmückten Poſtament ſtehende Reiterſtatue des Feldmarſchalls.

Die Ausführung des Standbildes am Kaiſer Wilhelm-Denkmal der Porta westphalica hat ebenfalls Prof. v. Zumbuſch, ein geborener Weſtfale, übernommen.

Nicht weniger als 25 evangeliſche Kirchen werden gegenwärtig in Berlin gebaut oder geplant.

Bei v. Zahn & Jaenſch, Dresden, findet am 30. Mai eine große Auktion von Handzeichnungen alter und neuer Meiſter, ſowie von Kupferſtichen aller Schulen ſtatt. Der Katalog wird unentgeltlich verſandt.

## Vereinsweſen.

In Berlin bildete ſich kürzlich ein deutſcher Centralverein zur Hebung der Landespferdezucht und Pferdepflege, der vor allem die Zucht des Gebrauchspferdes fördern, ſelbſt die Anlegung von Geſtüten in die Hand nehmen und durch Begründung eines hippologiſchen Auskunftsbüreaus, ſowie hippologiſcher Lehranſtalten ein beſſeres Verſtändnis für rationelle Zucht verbreiten will. Präſident: General v. Baczko; Vizepräſident: Kammerherr Frhr. v. Cramm.

In Rom tagte Ende April der internationale Kongreß der Geſellſchaften des roten Kreuzes. Die von etwa 200 Delegierten aus allen Kulturländern beſuchte Verſammlung nahm u. a. den Antrag an, die Regierungen aufzufordern, die Wohlthaten der Genfer Konvention, ſoweit es thunlich, auch auf den Seekrieg auszudehnen.

In Leipzig hat ſich kürzlich ein deutſcher Zeichnerverband gebildet, der die Intereſſen der Muſterzeichner für Stickerei, Weberei, Stoff- und Tapetendruckerei vertreten will. Verbandsdirektor iſt der Zeichenlehrer Hirth in Leipzig.

## Jubiläum.

Am 25. Mai beginnen in Celle die auf drei Tage berechneten Feſtlichkeiten zur Feier des 600jährigen Beſtehens der altehrwürdigen Stadt. Zu Pfingſten (25. Mai) 1292 erteilte Herzog Otto der Strenge allen, welche ſich in ſeiner neuen Stadt Celle anſiedeln wollten, Abgabefreiheit und Erlaß vom Grundzins. Gleichzeitig verlieh er dem Gemeinweſen das Recht der Stadt Lüneburg. Möge die gute Stadt ſich auch durch lange weitere Jahrhunderte kräftig entwickeln!

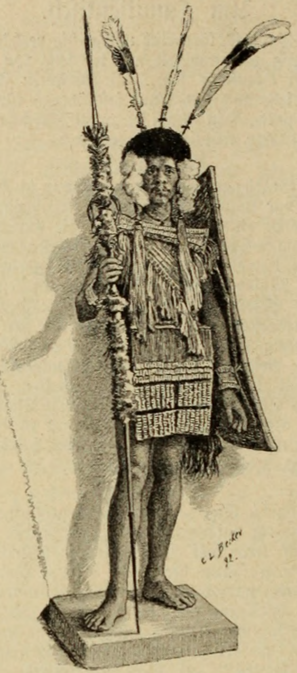
## Buchhandel.

Die J. G. Cottaſche Buchhandlung, Stuttgart, gibt eine auf zehn Bände berechnete hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe der Politiſchen Reden des Fürſten Bismarck heraus, deren erſter Band die Reden im Vereinigten Landtage, im Deutſchen Parlament und im Landtag, 1847—1852, enthält. Das Werk ſoll bis Herbſt 1894 abgeſchloſſen vorliegen.

## Lhota-Nagâ aus Aſſam.

Das Berliner Muſeum für Völkerkunde ſucht u. a. durch ganz vortreffliche lebensgroße Gewandfiguren, deren Ausſtattung ſelbſtverſtändlich durchaus echt iſt, inſtruktiv zu wirken und erreicht den Zweck dank der ausgezeichneten Ausführung der Modelle, die auch den Körperbau und Geſichtsſchnitt der betreffenden Völkerſchaften oder Stämme in höchſt charakteriſtiſcher Treue wiedergeben, im vollſten Maße. Die Herren wiſſenſchaftlichen Leiter der Sammlungen haben unſerem Künſtler in bereitwilligſter Weiſe geſtattet, einige der Gewandfiguren abzubilden, und wir eröffnen die Reihe der intereſſanten Reproduktionen mit dem nebenſtehenden Lhota-Nagâ.

Die Lhota-Nagâ zählen zu den wilden Grenzſtämmen Aſſams, der durch ihren mächtig aufblühenden Theebau bekannten nordöſtlichen Provinz des britiſch-indiſchen Kaiſerreiches. Unſere Figur zeigt einen Stammesangehörigen in Kriegstracht, an dem mit Kaurimuſcheln beſetzten länglichen Gehänge quer über der Bruſt als Häuptling kenntlich. Bruſt und Schultern ſind im übrigen mit einem kreuzweis getragenen, bandelierartigen Längsſtreifen, von welchem lange Franſen aus Ziegenhaaren herabhängen, bekleidet; ein weißer Gürtel umſchließt die Hüften, die Bekleidung des unteren Leibes iſt reich mit Kaurimuſcheln geſchmückt. Höchſt eigenartig iſt die ſchwarze, turbanartige, aus Pflanzenfaſern gebildete Kopfbedeckung, die drei Federn des Nashornvogels als beſonderer Häuptlingsſchmuck zieren.



Lhota-Nagâ aus Aſſam in Kriegstracht.

## Kleine Zeitung.

Das erſte Wappen des Deutſchen Reiches, welches ſich im Hohenzollernmuſeum befindet, iſt ein Stück Buchbinderarbeit und hat, wie erzählt wird, eine recht eigenartige Geſchichte. Als man in Verſailles die Kaiſerproklamation vorbereitete und an die Ausſchmückung des Spiegelſaales im alten franzöſiſchen Königsſchloſſe ging, bemerkte man in letzter Stunde, daß man kein Wappen des neuen Reichs beſaß. Kronprinz Friedrich Wilhelm ließ daher in aller Eile durch Graf Harrach einen Entwurf anfertigen, aber die Ausführung desſelben war bei der Kürze der Zeit ſchwierig, da ſich in Verſailles geeignete Arbeitskräfte nicht ſofort auffinden ließen. Schließlich ſtellte ſich heraus, daß einer der Angeſtellten eines Armeelieferanten gelernter Buchbinder war. Demſelben wurde die Arbeit übertragen, und er kam leidlich damit zu ſtande — bis auf den Perlenſchmuck der Krone. Für dieſen mußte eine Putzmacherin herangezogen werden, welche ihre Sache denn auch vortrefflich machte. So iſt des neuen deutſchen Reiches erſtes Wappen, das der Kronprinz vor dem Untergang rettete, aus der gemeinſamen Arbeit eines deutſchen Buchbinders und einer Verſailler Modiſtin hervorgegangen.

Daß ein Kirſchbaum 2400 Mark wert ſein ſoll, wird unſeren Leſern verwunderlich erſcheinen. Thatſächlich hat aber der glückliche Beſitzer eines ſolchen Obſtbaumes, der in Niederlahnſtein der Erweiterung des Bahnhofs zum Opfer fiel, dieſe Summe erhalten, da er nachwies, daß der Durchſchnittsertrag ſich ſogar höher bewertet, als die Zinſen des Kapitals.

Ein eigenartiges Denkmal weihen dem erſten deutſchen Kaiſer die Bewohner des Kirchdorfes Barlt in Dithmarſchen. Man hat dort einen mächtigen, 100 000 Pfund ſchweren Felsblock bloßgelegt und will ihn als Gedenkſtein für Kaiſer Wilhelm I im Dorfe errichten.

## In unſerer Spielecke.

### Röſſelſprung.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | mit | tag | meer | men | | |
| | tern | da | hie | im | du | bel | |
| wüch | nis | tief | macht | mag | ob | kom | weißt |
| hei | ten | es | in | nie | ging | den | ne |
| ſter | ſe | nig | | | ein | nicht | cher |
| ſei | gibt | um | den | nern | den | nicht | frie |
| durch | fin | mond | ſon | uns | wird | glei | herz |
| ſo | len | die | die | ein | uns | zu | ein |
| | licht | trü | als | da | ſüß | das | |
| | | al | nacht | ſchwer | ſtill | | |
| | be | nern | wogt | nie | ten | er | |
| | von | **Ge** | zei | in | da | ße | |

### 1. Dechiffrieraufgabe.

v2q — t32k2r — v6mrbgſ — 2mſz2gqſ
— t32k
v2q — t32k2r — g1ſ — t2qx2gqſ —
t32k
z2rbg23cm2q — v4mrbg — 4mc —
l5rr3f2q — f2m4rr
g1ſ — t32k — t2qfm6f2m — 4mc —
v2m3f — t2qcq4rr

### 2. Silbenrätſel.

1. 2.
Das Rüſtzeug, dem ich wichtig bin,
Zeigt keinen kriegeriſchen Sinn;
Und dennoch ſtöre ich den Frieden,
Zumal, wenn mir Erfolg beſchieden.

3. 4.
Ich ſteure falſcher Offenheit
Und bin zu manchem Dienſt bereit,
Vertrau'n wirſt du indes nur Dingen,
Die frei von mir, entgegen bringen.

1. 4.
Liegt dir auch Schweres auf, thu's nicht!
Du ſteigerſt ſonſt noch das Gewicht,
Und was erreichen ſolche Klagen?
Geduld und Mut hilft beſſer tragen.

3. 2.
Wie häufig die Natur verheert,
Was liebevoll ſie kaum genährt!
Auch ich zähl' zu den Plagegeiſtern,
Die Menſchenkraft und Vorſicht meiſtern.

1. 2. 3. 4.
Ganz ohne Scheu dem Morden weiht
Sich meines Daſeins Thätigkeit;
Und keine Strafe mich bedroht
Für meiner Opfer ſtillen Tod.

M. Sch. (Kaſſel.)

### 3. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den ſieben Wörtern „Keim,“ „Buch,“ „heilen,“ „miſſen,“ „dick,“ „leider,“ „er“ eine bekannte Stelle aus dem Text einer beliebten Oper erhalten?

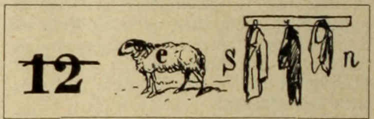
### 4. Homonym.

Dort als Sternbild ſah ich's funkeln
An dem hehren Firmament.

Doch als Zeitwort liegt's im Dunkeln,
„Mißlich“ es der Kluge nennt.
Nur wer Beides, klug und kühn
Wird auch daraus Vorteil ziehn!

Pf. J.

### Bilderrätſel.



### 5. Zweiſilbige Scharade.

Wer noch ſo hoch das Haupt mag heben,
Wird ruhig ſich darein ergeben,
Daß höher, wenn ſie ihm zu eigen,
Die Erſte noch empor will ſteigen.

Wenn friſches Leben in der Zweiten,
Kann ſie Entzücken uns bereiten,
Doch erſt erſtorben ihr's gelingen,
Den reichſten Nutzen uns zu bringen.

Des Ganzen Ruhm weiß zu bekunden,
Was hehre Geiſteskraft, verbunden
Raſtloſem Fleiß und kühnem Streben,
Großartiges erreicht im Leben.

Als Leuchte auf der Forſchung Wegen,
Menſchheit und Wiſſenſchaft zum Segen,
Mag viele Jahre ſeinem Walten
Es der Allmächt'ge noch erhalten.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 33.

Bilderrätſel.
Es iſt eine alte Geſchichte.

1. Kettenrätſel.
„Abel.“
Mascagni
Adalbert
Berberei
Eſthland
Liſſabon

2. Dreiſilbige Scharade.
Jungfernkranz.

3. Rätſel. Scribe.

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſ.). — Die Künſtlerfamilie Adam. Von Adolf Roſenberg. Mit zwei Illuſtrationen. — Mai. Die Nachtigall. Spruch von H. Seidel. — Zur Erinnerung an den Sänger des Mirza Schaffy †. Von Robert Koenig. Mit Porträt und einem Fakſimile. — Die Familie von Stieglitz Roman von Hermann Heiberg. (Schluß.) — Am Familientiſch: Im friſchen Wind. Gedicht von F. Reimund. Zu dem Bilde von Hans Dahl. — Miſſion. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Volkskunde. — Koloniales. — Weinbau. — Induſtrie. — Technik. — Verkehr. — Kunſt. — Vereinsweſen. — Jubiläum. — Buchhandel. — Lhota-Nagâ aus Aſſam. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Original ... L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 28. Mai 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 35.

# Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Liſi gab ſich zuerſt ganz der Siſyphusarbeit hin, ein annehmbares Verhältnis zwiſchen ihrer Mutter und den zukünftigen Verwandten herzuſtellen, aber ſie fühlte ihr eigenes Daſein nur dadurch zerriſſen und kam keinen Schritt weiter. Die Charaktere waren von Grund aus zu verſchieden; es ſchien ganz ausgeſchloſſen, daß ſie jemals ſich verſtehen, zweifelhaft, ob ſie auch nur ſich ertragen lernen würden.

Und langſam keimte in der Verlobten eine erſte ſchmerzensvolle Reue auf.

Sie hatte doch wohl etwas vergeben, worauf ſie kein Recht gehabt hatte: das Schickſal ihrer Mutter. Warum hatte ſie daran nicht gedacht, als ſie ihre Entſcheidung getroffen und Tibor ihr Jawort zugeſtanden hatte? Sie begriff es jetzt nicht. Es war doch ihre erſte, heiligſte Liebe auf Erden, die Liebe zu ihrer Mutter! Ja, ſie hätte ihr Leben freudig hingegeben, um das der ſchönen, warmherzigen Frau glücklich zu geſtalten, und ſtatt deſſen hatte ſie im entſcheidenden Augenblick dieſer Liebe völlig vergeſſen und ſich ein Opfer dabei auferlegt, unter dem die gegen ihren Willen Beteiligte mehr litt als ſie.

Es wollte ihr gar nicht mehr ſo verdienſtlich ſcheinen, was ſie auf ſich genommen, ja bisweilen war es ihr plötzlich, als leuchte eine geheime Schrift in ihrem Innern qualenerzeugend auf. Feraſis Worte brannten darin: „Nun alſo, ich meine, daß — verzeihen Sie, wenn's möglich iſt — daß Sie dieſen ganzen wahnſinnigen Schritt aus Eitelkeit thun.“

Und doch ſpornten gerade dieſe Worte ſie nur zu einer immer krankhafteren Thätigkeit. Sie drängte die Vorwürfe ihres Gewiſſens in bezug auf das Leiden ihrer Mutter gewaltſam zurück und warf ſich auf die neu übernommenen Pflichten mit einem Eifer, der Tibor Vötörö über ihre Gefühle leicht hätte täuſchen können, ihn mindeſtens hätte befriedigen müſſen.

Aber der Kranke war von einem ſteten Mißtrauen. Er wurde immer maßloſer in ſeinen Anſprüchen, und die bräutliche Pflegerin ſah zu ihrem Erſtaunen, daß ſeine Dankbarkeit für all ihre aufopfernden Mühen durchaus ſo groß nicht war, als ſie erwartet hatte.

Sie erwähnte das nicht gegen ihre Mutter, dieſe aber merkte es an ihrer Stimmung, ihrer oft nur mühſam bewältigten Traurigkeit und nährte im Geheimen leiſe tröſtende Hoffnungen, daß alles noch ſich ändern könne, ja ändern werde.

Der Sommer ging darüber hin. Es war November geworden, und die geſelligen Feſte begannen, die oberen Schichten Wiens angenehm zu beſchäftigen. Auch Liſi mußte ausgeführt werden, denn das ſtand bei Frau von Ellrodt feſt, daß dieſer unſinnige Brautſtand die blühende Tochter wenigſtens nicht wie eine Kloſterfrau von der Welt ausſchließen durfte, ehe ſie dieſelbe noch betreten hatte. Die Abende verbrachte ſie ſo wie ſo ja meiſt zu Haus, weil der Kranke abends zur Unterhaltung unfähig war. Die angenehmſten Erwartungen ließen ſich aus den nächſten Ideenverbindungen ausſpinnen. Liſi erſt in einer anderen glücklicheren Umgebung, Liſi in dem Glanz und in der Luft, in die ſie gehörte, müßte ſich auf ſich ſelbſt beſinnen, und wie ein edler Vollblutrenner, der vor einen elenden Laſtkarren geſpannt worden, aufbäumen und zeigen, was ihre eigentliche Beſtimmung ſchien.

Es war daher nichts Unerwartetes, aber etwas ſehr freudig Begrüßtes, als die Einladung zum erſten Ball eintraf. Beinahe gleichzeitig kam eine wundervolle Toilette für Liſi, ein Geſchenk von deren Pate, der Gräfin Veroni Bardegen, welche zu den Getreuen der beiden Damen zählte.

Als Liſi eines Mittags ziemlich müde von ihrem Bräutigam heimkehrte, fand ſie beides, Einladung und Ballkleid, vor. Letzteres, ein duftiges Gewebe von elfenbeinfarbenem Tüll und zartrieſelnden Spitzen über gleichfarbiger Seide, war auf den Ausziehtiſch gelegt; eine Garnitur lichtgelber Roſen, mit leicht roſigem Hauch in den zarten Kelchen, vervollkommnete die ſchöne Toilette, zu der auch im übrigen nichts fehlte: weder die langen achtzehnknöpfigen Handſchuhe, der federnbeſetzte Fächer, noch die ſeidenen Schuhe und Strümpfe, der ſchwanengeſchmückte, mit reicher Litzenſtickerei verſehene weißſeidene Überwurf.

„Du darfſt nur hineinſchlüpfen!“ rief die entzückte Mutter, die in begeiſterter Bewunderung vor dem blendenden Staat geradezu auf den Knieen lag. „Und ausſchaun wirſt du darin wie ein Feenkind! Ja, iſt's nicht herzig von deiner Pat'? Richtig wie im Märchen, weißt', wo die gute Fee das herrlichſte Ballkleid ſchickt.“

Liſis Geſicht hatte ſich belebt. Aus ihm ſtrahlte, wie aus einem Spiegel, das gleiche Entzücken, das die ſchönen Züge der Mutter ausdrückten.

„Herzig iſt's,“ ſtimmte ſie zu, jedes einzelne Stück bewundernd, „und eine Pracht.“

Und ein klein wenig bedenklich werdend, fügte ſie hinzu: „Aber die Elfenbeinfarb', Mutterl, ob ſie mir nur ſteht?“

„Das wollen wir gleich probieren!“ rief die ſtattliche Frau im vollen Eifer, ſprang auf und rief Zacharia, genannt Zadi, zu Hilfe, die Pußtaſchönheit im rotblumigen Kopftuch, deren ſchwarze Augen beim Anſchauen der Pracht wie im Fieber glühten.

Der Staat wurde anprobiert.

Liſi ſah ſo ſchön darin aus, daß der mütterliche Stolz ſich kaum genug thun konnte.

Der Duft erſter Jugend lag über ihr, und in den tiefblauen Augen, die überraſcht in den Spiegel blickten, glänzte jene Frage, die faſt jedes Mädchen mit in die Welt hinausnimmt: Was wird kommen? Wie herrlich wird es draußen werden? Welch wundervolles Glück werde ich finden?

Tibor war vergeſſen, und vergeſſen war, daß ſie an ihn gebunden ſei. Auch nicht der leiſeſte Zweifel kam ihr, daß ſie den Ball beſuchen müſſe. Das Ballkleid wirkte, noch nachdem es abgelegt war, auf alle drei Frauen Wunder. Zadi war unbrauchbar für den Reſt des Tages, weichte im Waſchzuber eine Anzahl wollener Unterkleider mit einem Reſt Citronencrême, ſtatt mit Gallſeife ein und malte in ihr Kontobuch lauter Roſen, anſtatt die Auslagen einzuſchreiben. Sie träumte nur noch von erleuchteten Sälen, glänzenden Seidenkleidern und Walzerklängen. Aber auch ihre beiden Herrinnen trugen etwas wie einen Abglanz der geſchauten Pracht in den anmutigen Geſichtern.

Tibor entdeckte ihn ſogar noch in demjenigen Liſis, als ſie nachmittags zu ihm kam.

„Was iſt dir?“ fragte er und ſtudierte das feine roſige Oval, deſſen Umriſſe lieblich unter dem goldbraunen Haar, das ein moosgrünes, veilchengeſchmücktes Hütchen umſchloß, hervortraten.

Liſi wurde rot. Sie kam ſich plötzlich kindiſch vor und wagte nicht, die Stimmung, in die das hübſche Kleid und die Ausſicht, in ihm der Welt ſich zu zeigen, ſie verſetzt hatten, in Worten wiederzugeben.

„Es iſt nichts Beſonderes,“ ſagte ſie und ſenkte die Augen, „nur das Leben erſcheint mir gerad' heut' ſo ſchön.“

Tibor traute noch nicht und blieb verſtimmt. Es war eine Eigentümlichkeit von ihm, daß er meiſt beſonders übler Laune wurde, wenn ſeine Braut frohgelaunt war; ſah er ſie dagegen bedrückt, ſo regte ihn dies zu dem Verſuche an, ſie zu zerſtreuen und in ſeine geiſtige Sphäre zu ziehen. Heiter war er nie, und ſein Frohſinn beſtand höchſtens darin, die menſchliche Geſellſchaft von ſeiner geiſtigen Überlegenheit aus wie aus der Vogelperſpektive zu betrachten. Das gab ihm Gelegenheit zu mancher launigen Bemerkung, aber Liſi war nicht immer fähig, ſeinem Sarkasmus Beifall zu ſchenken.

Heute ſpielte er nervös mit den langen Fingern auf der Decke, die ſeinen abgezehrten Unterkörper umhüllte, und ſchoß unter den müde fallenden Lidern unzufriedene Blicke auf die beiden Frauen.

„Echt weiblich, ohne logiſch erklärlichen Grund ſich ſtets wechſelnden Stimmungen hinzugeben. Dadurch bekommt der Charakter recht viel Halt!“ ſagte er inſtinktiv ärgerlich, ohne noch genau zu wiſſen, weshalb.

Liſi antwortete auf ſolche Äußerungen krankhafter Reizbarkeit nie.

„Wollen wir nicht leſen?“ fragte ſie nach einer Minute freundlich, mit unveränderter Miene.

„Nein! Wenn du ſo ſchöne Dinge geſehen haſt, daß dir das ganze Leben durch ſie verherrlicht ſcheint, teile mir lieber über ſie etwas mit.“

Sie dachte nach. Geſchehen mußte es doch. Vielleicht beſſer, ſie gab die Erklärung gleich und nahm die üble Laune, in der er nun doch einmal ſchon war, in den Kauf. Sie konnte ihm die ſie durchwogenden Gedanken auf die Dauer doch kaum verbergen.

„Du klagſt mich an, weil ich die Neigungen anderer Mädchen teile,“ ſagte ſie noch mit ihrem glücklichen Lächeln, „aber ich bin doch ein Weib und kann darum nicht anders fühlen. Wir haben eine Einladung zum erſten Ball, meine Mutter und ich.“

Sie fügte keine Erklärung hinzu, aber Tibor fuhr, ſeine Ahnung beſtätigt findend, auf: „Das iſt's! So geht alſo die Gaudi ſchon an! Die Narrenkomödie, bei welcher derjenige König iſt, welcher die höchſten Sprünge thun kann. Wer eröffnet denn da den Reigen?“

„Die Einladung iſt von Darenborns, und meine Pat' hat mir eine Balltoilette dazu geſchickt.“

„Die aber nun den Triumph der Narrenbewunderung doch nicht einheimſen wird.“

„Warum? Ich hab ſie anprobiert, und ſie paßt mir ſehr gut. Ich kann ſie ganz ſo tragen, wie ſie iſt.“

„Was ſoll das heißen? Du denkſt doch etwa nicht daran, hinzugehen?“

Aus Liſis Zügen waren das Lächeln und der Glücksſchein geſchwunden. Sie konnte es nicht hindern, daß ſie ſich wieder wie auf einer Schuld ertappt fühlte, oder mindeſtens ſo, als habe ſie die Abſicht, eine zu begehen. Und dennoch — ihre Mutter! Konnte ſie ihr nur ſagen, ſie werde den Ball nicht beſuchen? Durfte ſie ihr dieſe eine harmloſe Freude verderben? Sie fühlte herber als je den Widerſpruch ihrer Pflichten und ſagte mit bittender Stimme: „Tibor, ich muß hin! Du ſollteſt das doch einſehen! Meine Tage, ſchau, verbring' ich ja hier und vernachläſſige um deinetwillen ganz meine Mutter. Aber die Abende, die kann ich ihr doch geben, und die Geſellſchaften ſind nun einmal ihre Freud'. Ich weiß, ſie würde es ſchmerzlich entbehren, begleitete ich ſie nicht zum Ball.“

Tibor zog verächtlich die Lippen: „Ja ſo! Gründe ſind wohlfeil. Eine Frau von vierundvierzig, die kein höheres Vergnügen kennt, als in den Tanzſälen herumzuſpringen!“

„Tibor!“ warnte Liſi, welche anfing, ſich zu erregen, „du ſprichſt von meiner Mutter!“

Aber der Kranke hörte die Mahnung nicht. Er war eiferſüchtig. Er empfand im voraus die Pein, ſeine ſchöne Braut in den Armen anderer zu wiſſen, freiatmend in der Luft der Jugend, im Tanz, in Fluten von Glanz und Licht. Was er ihr nie verſchaffen konnte, würden ihr andere dort geben: das Bewußtſein, daß ſie jung und ſchön und berechtigt ſei, auch die flüchtigen Freuden der Welt zu genießen. Dieſer Welt, die er ihr nahm, in deren Beſitz er ſie beſchränkte! Und die, welche das Hinaustreten Liſis in die Welt vermittelte, ja begehrte, war ihre Mutter, ſie, auf welche der Kranke Rückſichten nehmen, gegen welche er keinen Tadel laut laſſen werden ſollte. Er haßte ſie um ihrer heitern Lebensauffaſſung willen, um ihres Hanges zum Vergnügen und ihrer Rechte auf Liſi. Liſi ſollte ihm und ihm allein gehören, und ehe er dieſe Mutter nicht verdrängte, eher erreichte er das nie. Sie hatte ja auch gar kein Hehl daraus gemacht, daß ſie ihm, dem kranken Krüppel, die ſchöne, blühende Tochter mißgönnte, ſie mied ſeine Familie, zu der ſie ſich nicht zugehörig fühlte, und dafür gärte in dieſer ein nur mühſam unterdrückter Groll gegen ſie.

Aus dieſer Empfindung heraus antwortete der Kranke: „Ich weiß, daß ich von ihr ſpreche. Aber es iſt Zeit, daß ihr endlich einmal die Augen aufgethan werden, deiner Mutter. Und wenn du von deinen Pflichten gegen ſie redeſt, ſo ſage ich dir, es iſt deine erſte, ihr reinen Wein einzuſchenken. Deine Mutter tanzt ja noch, wie eine Fünfzehnjährige, und das ſchickt ſich nicht für ſie. Die Welt ſpottet über ſie, und das ſollſt du ſie einſehen lehren, dann wird ſie vielleicht Vernunft annehmen. Sie hört ja auf niemanden ſonſt, wenn's ihr auch geſagt wird. Nicht wahr, Mutter?“

Mit der letzten Frage richtete er ſich an Frau von Vötörö, welche im Zimmer anweſend war, einen ſtarkriechenden Kräuterthee kochte und dabei an einer Krankendecke ſtrickte, bei der Wendung, welche das Geſpräch genommen, aber mit eigentümlichem Lauern in den eingefallenen Linien des blaſſen, welken Geſichts, trotz ihrer verſchiedenartigen Beſchäftigungen, geſpannt zuhörte.

„Ja, ſie hört auf niemanden,“ ſagte ſie ſogleich giftig, als ſie angeſprochen ward, „und doch ſpricht die Welt Verſchiedenes von ihr, und ſie ſollte dafür, ſchon weil es jetzt auch andere mittrifft, empfindlicher ſein. Ich bin gewiß für kindliche Pietät, aber ſie kann auch falſch angewendet werden. Und in dieſem Fall, ſo unbeſonnen wie deine Mutter ſchon iſt, Liſi, thuſt du ihr einen Gefallen, wenn du ſie an ſolchen Narrheiten verhinderſt.“

Liſis Geſicht kündete Gewitter. In ihr wogte ein Zorn, den ſie nur ſchwer bekämpfte. Sie ſtieß ſcharf zwiſchen den kleinen Zähnen hervor: „Habt ihr noch etwas zu bemerken?“

„Gewiß!“ rief Frau von Vötörö ohne Überlegung. Ihre diplomatiſchen Anlagen gingen in dem Haß gegen die gefeierte, lebensfrohe Schönheit unter, die in einem höheren Alter als das ihrige es noch wagte, an den Freuden der Jugend teilzunehmen. Sie hatte lange ſchon eine Gelegenheit erſehnt, ihrem innerlichen Ärger Luft zu ſchaffen, und meinte, Liſi ſei ihnen ja jetzt ſicher, und ſie brauche deshalb keine Vorſicht und Selbſtbeherrſchung zu üben. „Ich zum Beiſpiel bemerke,“ rief ſie, „daß deine Mutter jetzt zu unſerer Familie gehört, und es uns ſchon deswegen nicht gleichgültig ſein kann, wie man von ihr ſpricht. Ich hab' aber ſchon genug und mehr als genug gehört, und deshalb haben wir wohl ein Recht darauf, zu verlangen, daß du ſie an neuen Dummheiten verhinderſt.“

Liſi ſtand auf wie ein zürnender Engel und warf ihr weiches, rotgoldenes Haar zurück. „So!“ ſagte ſie, „ich hab' jetzt auch genug gehört. Das Einzige aber, was ich euch darauf ſag', iſt: ihr habt gar kein Recht, euch um das zu kümmern, was meine Mutter thut! Ich nehm' mir nicht heraus, ihre Handlungen zu richten, und viel weniger werd' ich dulden, daß es von euch geſchieht.“

Hätte Tibor jetzt geſchwiegen, ſo hätte er zugegeben, daß er im Unrecht geweſen. Das aber wollte er nicht. Er war nicht an Widerſpruch gewöhnt und hielt, was er einmal geſagt, als etwas Unumſtößliches, auch wenn es unrichtig war, den Seinen gegenüber, ſchon aus Prinzip, aufrecht.

„Und was für einen Nutzen bringt dir dieſe Unterwerfung?“ fragte er darum. „Den, daß du gar keinen Einfluß auf dieſe Frau haſt, die mit vierzig Jahren lebt, als ob ſie vierzehn wär'.“

Liſi nahm ihren Hut und ſchickte ſich an, ihn aufzuſetzen. „Ich werde für heut' gehen,“ ſagte ſie nur noch kurz.

Der Kranke richtete ſich halb auf ſeinem Lager auf.

„Ah und du gehſt gerne, nicht wahr?“ keuchte er. „Ja, wenn das deine Abſicht war, dann freilich werden wir uns durch das Unſchuldigſte entzweien. Was kann ich aber anderes verlangen? Es iſt ja ſo viel unterhaltender auf dieſen luſtigen Bällen, als bei dem armen Leidenden. Und du haſt's lange ſatt, ihn zu pflegen, ihm das Opfer deiner Wünſche zu bringen; ich ſpür's! In Worten freilich, da machte ſich das ſehr ſchön, aber in Thaten — da iſt's anders, und da vergißt man denn nur zu gern, was man verſprochen hat.“

Er brachte das Letzte kaum noch hervor. Seine Bruſt flog, er atmete ſchwer, das Geſicht war bläulichgrau, und die Hände griffen konvulſiviſch zuckend nach der Decke.

„Tibor!“ ſchrie ſeine Mutter und ſtürzte zu ihm. „Reg' dich doch nicht auf, mein Tibor! Du bekommſt die Krämpf'! Hier nimm deine Tropfen und denk' nicht mehr an den Ball! Liſi, kein Wort mehr von dem Ball! Du ſiehſt, er bekommt die Krämpf'!“

Liſi trat beiſeite und legte ihren Hut wieder ab. Mechaniſch ging ſie dann zum Fenſter und ſtützte die Stirn ans Kreuz. Sie fühlte ihren Zorn, ihren Widerſtand in eine ſtumpfe Mutloſigkeit verſinken. Sollte ſie jetzt gehen? Es wäre lieblos geweſen. Sie hörte den Kranken ſtöhnen, die Mutter jammern, die Medizinflaſchen leiſe klirren, dazwiſchen eine Uhr eintönig ticken. Und unten brauſte das Straßenleben Wiens. Glänzende Equipagen, in denen ſchöne Frauen nachläſſig hingelehnt ruhten, Offiziere auf feurigen Pferden, Künſtler mit breitkrämpigen Hüten und loſen Samtjacken, Studenten mit impertinent ſitzenden Zwickern, die Spazierſtöckchen wie Gewehre auf den Achſeln tragend, Schuſterjungen dazwiſchen, welche Stiefel balancierten, in Holzpantoffeln ſchlenderten und pfiffen, es ſah alles luſtvoll, kraftvoll, lebensvoll aus, ſo voll eifriger, eilender Bewegung, und Liſi ſtand ſtill oben am Fenſter mit ſchwerem, ſtockendem Sinn, als ſei ſie eine Gefangene und ſolle dieſe helle Luſt da draußen nie mehr atmen.

Sie drehte ſich langſam um. Tibor lag jetzt ruhig mit eingeſunkenen Augen und tief gehendem Atem. Ein kalter Umſchlag deckte ſeine Stirn, und die Luft war von penetrantem Ätergeruch durchwogt, welcher betäubend auf Liſis Nerven wirkte.

Frau von Vötörö aber machte ihr ein Zeichen, und ſie glitt leiſe an ſein Lager.

„Setz' dich zu ihm,“ flüſterte die welke Frau, „und faſſ' ſeine Hand, deine Nähe beruhigt ihn, wenn er ſie im Halbſchlaf ahnt. Aber rühr' dich nicht, daß du ihn nicht ſtörſt.“

Liſi gehorchte und ſaß, die magere, kalte, feuchte Hand in der ihren haltend. Aber es kam auch über ſie wie ein Halbſchlaf, und nur ihr Körper ſaß neben dem Lager, ihre Seele wanderte.

Und ſie ſah in einen Teich, in welchen der Regen tropfte und in dem das Waſſer in verſchwimmenden Ringen ſpielte. Das Schilf rauſchte, und die Aaronsſtäbe mit den langen, ſamtbraunen Häuptern wurden jetzt von den wehenden Büſcheln der hohen Halme verdeckt, jetzt wieder freigegeben. Das Mädchen ſah das alles und ſah es auch wieder nicht. Was es eigentlich ſah, war eine Männergeſtalt in ſcharlachroter, ſilbergeſtickter, eng anliegender Attila, jung, lebensſtark und froh, und ſie hörte eine Stimme, durch welche ein Lachen klang, das in den braunen Augen wiedererglänzte.

Der Kranke huſtete, und die Träumende ſchrak auf. Die Viſion entſchwand, die ihren Geiſt entrückt hatte, und ſie befand ſich wieder im Krankenzimmer. Die Uhr tickte, das Waſſer über der Krankenlampe brodelte, und die langen hölzernen Stricknadeln der blaſſen Frau klappten aneinander mit leiſem, trockenem Geräuſch. Die unermüdliche Pflegerin ſtrickte an ihrer Decke breite Streifen, violett und grün, eifrig, wortlos, ohne aufzuſehen, als ſei ſie eine Maſchine, die nicht müde wurde. In eine zweite, ähnliche Decke war der Kranke gewickelt, nur waren die Streifen dunkelbraun und blau. Und der Geruch von Äther, Baldrian und Kampfer wogte durch das Zimmer, und die halbgefüllten Medizinflaſchen ſtanden mit den langen Zetteln und dem dunkelblinkenden Inhalt auf den Tiſchen bereit. Es war alles unverändert, wie vor einer halben Stunde, und Liſi dachte, es ſei unabänderlich, daß auch alles immer ſo bleibe, und daß man alt, runzlig und grau darinnen werde, zuſammenſchrumpfen müſſe an Leib und Geiſt, wie die weinerliche Mutter oder das graue isländiſche Moos in der hohen gläſernen Doſe.

Sie ſtand auf, nun doch plötzlich mit einem Gefühl der Unerträglichkeit, und näherte ſich der abſeits Strickenden.

„Laß mich fort,“ flüſterte ſie, „mir wird ſo ſchlecht in der ſtark riechenden Luft. Sag' ihm, ich komm' morgen wieder.“

Und ſie ſetzte nun doch ihren Hut auf.

Aber Tibor vermißte ſie und öffnete die Lider.

„Bleib' hier!“ hauchte er.

„Tibor, ich muß fort! Mir iſt ſelbſt nicht wohl! Nur heut' laß mich. Ich kann nicht bleiben!“

In ſeine ſchwarzumſchatteten Augen traten Thränen.

„Du wirſt es nie mehr können!“ ſtöhnte er, „wenn du erſt in deinen kerzenerhellten Sälen geweſen biſt. Du wirſt mich dort vergeſſen und mir untreu werden!“

„Nein, Tibor, nie!“ ſagte ſie und reichte ihm beide Hände, auf die ſeine Thränen fielen.

Sein Blick drängte ſich an ſie, ſo ſchmerzhaft, daß es ſie ergriff. „Verlaß mich nicht!“ flehte er. „Liſi, mein Glück, Du Wonne meines müden, ſchmerzensvollen Lebens!“

Sie nahm die Bitte mit ſich und fühlte ſie quälend in ſich, auch dann, als ſie in ihrer Mutter ſchöne, glückſtrahlende Augen blickte.

Dieſe ſprach nur von dem Feſt, hatte noch hunderterlei zu fragen und vorzubereiten, freute ſich wie ein Kind auf Weihnachten auf den Ball und war nicht weniger ungeduldig wie ein Kind.

Auf Liſi dagegen lag der ſchwere Ernſt des Lebens. Was war ihre Pflicht? Konnte ſie ihre Seele teilen, und wenn ſie das vermocht hätte, ſo doch nimmer ihren Körper, den auch jedes der beiden für ſich begehrte?

Sie wich ängſtlich einer Scene, wie die, welche bei den Vötörös ſtattgefunden hatte, aus, ſprach dort nicht mehr von dem Ball, und Tibor wußte den Abend nicht, zu dem er angeſetzt war; er fragte auch nicht nach ihm, war aber verdüſterter, reizhafter, ſchwerer zu befriedigen in allem, was ſeine krankhaften Stimmungen forderten, als vorher.

Liſi war todmüde, ehe der Feſtabend herankam, und glaubte, auch der Ballſaal könne nicht mehr mit ſeinem erſten Zauber auf ſie wirken. Aber ſie irrte. Etwas von dem wunderlichen Reiz kam doch wieder über ſie, als ſie glänzend vor dem Spiegel ſtand und die lebhafte Mutter — diesmal in nervöſer Erwartung der Meinung der Welt ein wenig zurückhaltender, — ſie aufs neue bewunderte.

Als ſie ſich die Roſen ins Haar ſteckte, lächelte ſie unwillkürlich doch auch wieder ſich ſelber zu, und es war dasſelbe glückliche Lächeln, das ſie beim erſten Anlegen des Ballkleides gehabt.

Alle Müdigkeit war verſchwunden und machte der Erregtheit Platz, die jedes junge Weltkind beim erſten Hinaustreten in ſo freudiger Schüchternheit bewegt. Und als ſich der Ballſaal öffnete, als jene leiſen, kaum hörbaren Worte ertönten, welche die Muſterung eines Erſtlings begleiten, hatte die Geſchmückte in dem immer furchtſamer klopfenden Herzen nur noch den einen Gedanken: „Wie werde ich gefallen?“

Sehr ſchnell aber ging auch dies Gefühl unter in der Flut des Fremden, das auf ſie einſtürmte Die Vorſtellungen, die Aufforderungen zum Tanz drängten ſich. Und ehe ſie noch zu vollem Beſinnen gekommen war, ertönten die Walzerklänge, glitt ſie in wirbelndem Tanz dahin.

Sie hatte ſo viel Vergnügen, wie ihr der heitere Wirbel bereitete, nicht erwartet, nicht geglaubt, daß man ſoviel darinnen finden könne. Es war wie ein tiefer Zug aus einem Becher feurigen Weins nach langem Durſten. Und ſie wunderte ſich ſelbſt darüber. Sie hatte das alſo wirklich doch entbehrt, dieſe Luſt der Welt, dieſe rauſchende, gedankenloſe, die Tibor ſo ſehr verachtete. Tibor? Wie unendlich weit war er von ihr, ſo weit, daß ihn kaum noch einer ihrer flüchtigſten Gedanken ſtreifte.

Und doch hatte er recht gehabt: der Tanz, die Wonne der Bewegung in Glanz und Licht wären für ihr achtzehnjähriges Herz genug geweſen, um es zu feſſeln — für lange, indeſſen vielleicht doch nicht für immer; aber nach der erſten Viertelſtunde verband ſich der erſten eine zweite Macht, welcher das ſchwindelnde Herz vollends nicht gewachſen war.

An einer der offenen Thüren lehnte Paul und beobachtete ſie. In den Augen, um die Lippen ein leiſes lebensfrohes Lächeln, mit der breiten Dehnung der freiatmenden Bruſt ein Bild wohlig zuſammengeraffter Kraft, folgte er den Bewegungen Liſis.

Und in ihr ſtürmten in hochwogendem Herzſchlag hundert Fragen auf. Wie würde er ſich ihr gegenüber verhalten? Würde er kommen, ſie anzuſprechen, zum Tanz aufzufordern? Warum hatte er es anfangs nicht gleich gethan? Wollte er ſich ihr fern halten, den Fremden ſpielen? Und ſie — wenn er käme, wie würde ſie ihn empfangen, wie ſich zu ihm ſtellen? Sie war noch nicht bis zum Entſchluß gekommen, da ſtand er ſchon vor ihr und verneigte ſich, und ſie ſahen ſich in die Augen und fanden das gleiche Lächeln darin.

Es war ſonderbar —, ſie hätte ihm grollen müſſen, aber ſie ſpürte nichts von ſolchem Groll, ſie empfand nur ein wunderlich freies Glück, als ſei jetzt der Höhepunkt des Feſtes erſt da und verleihe ihr ein Gefühl, als ob ſie über alles Alltägliche hinaus fliegen könne in klare, ſonnige Regionen.

Er ſprach unbefangen, bat um eine Extratour, und ſie gewährte ſie. Als ſie dann an ſeiner Bruſt ſich fühlte, überkam es ſie mitten im Glück wie ein Schmerz, ſie fühlte ein Stocken jener ſchönen Schwungkraft und hätte nicht vorwärts können, hätte ſein ſtarker Arm ſie nicht mit ſich getragen.

„Haben Sie einen Tanz für mich frei?“ fragte er, als er ſie auf ihren Platz zurückführte.

Sie zeigte ihm ihre Karte, deren Reihen gefüllt waren. Nur der Kotillon war noch nicht vergeben.

„Zu dem wollten wir nicht bleiben.“

Er nahm die Karte und ſchrieb ſeinen Namen hinein.

„Man ändert manchmal ſeine Entſchlüſſe,“ ſagte er und gab das kleine, goldumränderte Blatt mit übermütigem Blick zurück: „Ich hab's gewagt.“

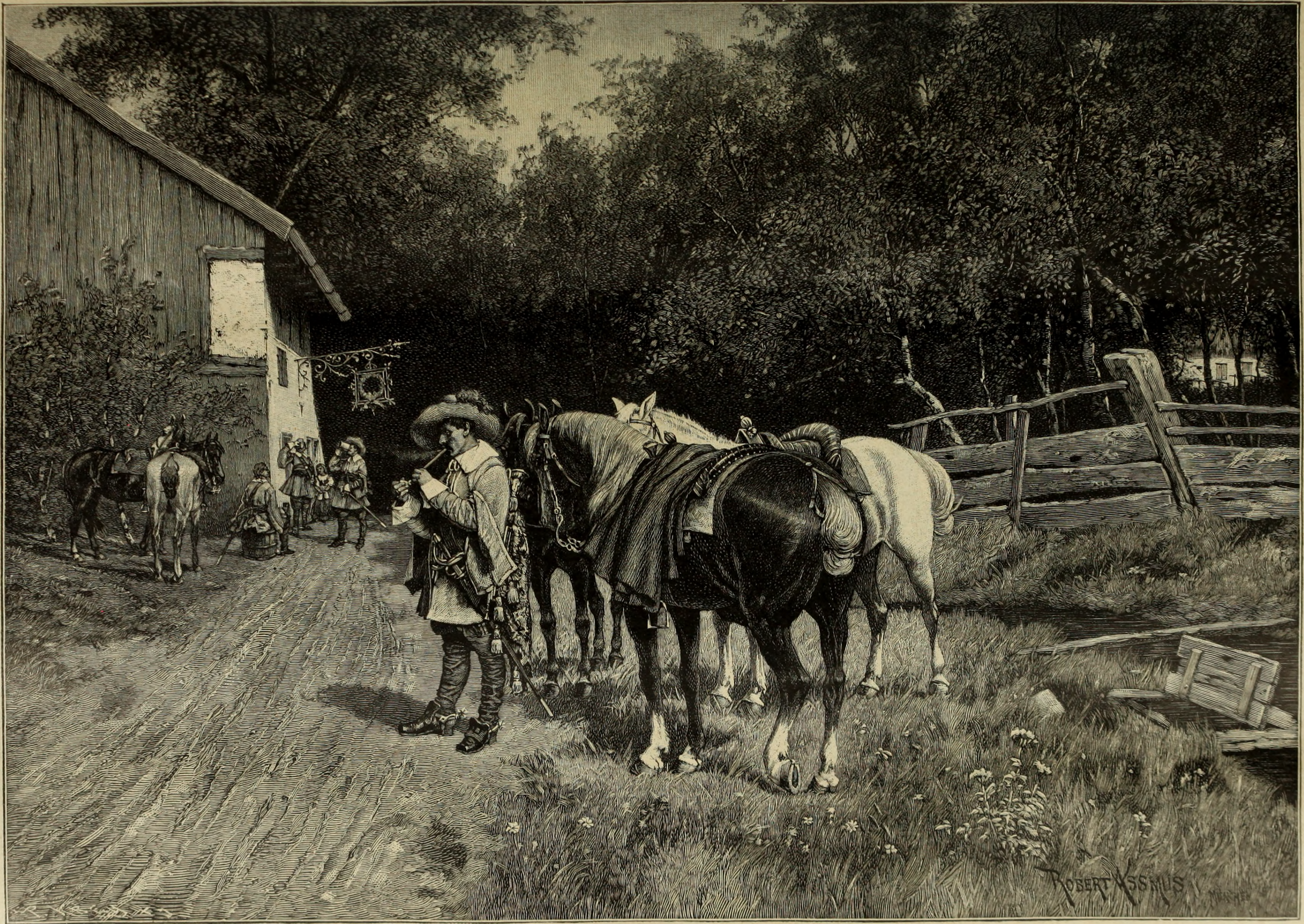
Sie ſagte nichts. Das war feige. Sie hätte ſagen müſſen: „Nein! Wir können nicht bleiben.“ Aber ſie ſenkte bloß die Wimpern und ſteckte die Karte zurück. Und er verneigte ſich und ging.

Der Reſt der Nacht verſtrich ihr dann wie im Rauſch. Es löſten ſich Geſtalten aus der Menge, die zu ihr in nähere Beziehung traten, und ſie lachte und plauderte mit ihnen; aber es war, als ſeien es nur Schattenfiguren, die alle leblos zurücktraten hinter dem Einen, der dem Feſt erſt Leben gab.

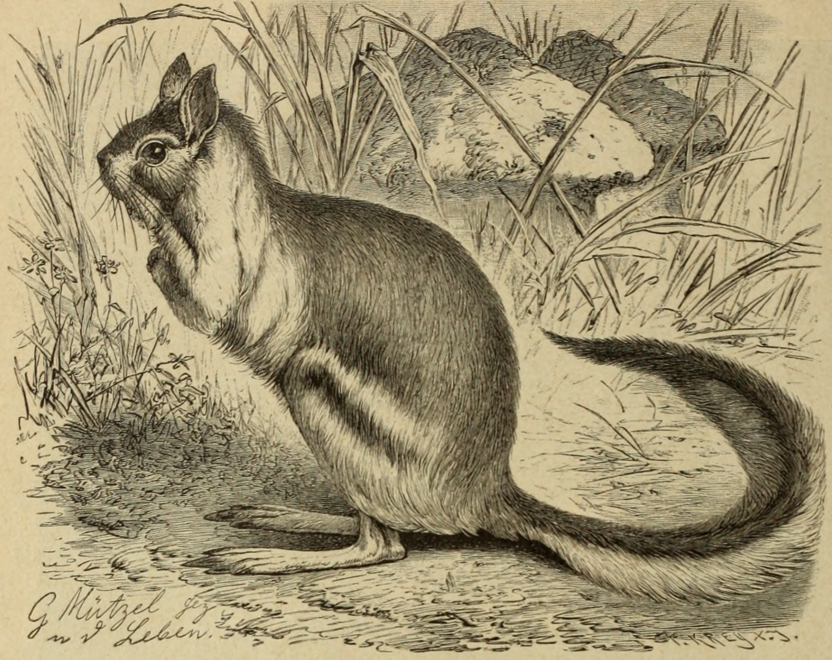
Unter jenen andern war ein ſonderbarer alter Mann, ein Fürſt Lubin. Er ſpielte eine große Rolle in der Geſellſchaft, und Liſis Mutter durchrieſelte geheime Wonne, als ſie ſah, daß der Einflußreiche ſich zum Gefolgsmann der ſchönen Tochter machte. Dieſe dagegen fand die Auszeichnungen des neuen Verehrers nur ſpaßhaft, ebenſo wie ihn ſelbſt, und lachte über ihn, wenn er ihr den Rücken kehrte. Er führte ſeit langem einen hartnäckigen Kampf mit dem Gothaer Almanach, der ſo indiskret war, ihn als Sechzigjährigen zu verzeichnen, während ſeine Kleidung und Maske ihn etwa als Dreißigjährigen hinſtellten. Das nach allen Regeln der Kunſt gemalte Geſicht ſah roſig unter braungelockter Perrücke hervor, der Schnurrbart über den geſchminkten Lippen war gleichfalls glänzend braun, und Schnürleib und Geradehalter vervollſtändigten die Stützen, welche der Natur gegeben waren. Was dieſes lebende Kunſtprodukt jedoch erträglich machte, war, daß unter all den gemalten Linien noch etwas von dem Geiſt hindurch ſchien, welcher dem Mann in ſeiner Jugend Berühmtheit verliehen und ihn zum beliebteſten Geſellſchafter mächtiger Potentaten gemacht hatte. Die Welt fürchtete ſogar jetzt noch ſeinen biſſigen Witz.

Aber Liſi begriff die Gefährlichkeit dieſes gefürchteten Bewunderers nicht und nahm den Ausdruck ſeiner Verehrung ſo ahnungslos auf, wie den eines andern Sonderlings; dieſer aber war für ſie ſchon ein guter Bekannter, den ſie unter der Menge plötzlich entdeckte.

(Fortſetzung folgt.)


ROBERT ASSMUS

Am Krug zum grünen Kranze. Nach dem Gemälde von Robert Aßmus.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)


G. Mützel fez.
n. d. Leben.

Der afrikaniſche Springhaſe im zoologiſchen Garten zu Berlin.
Originalzeichnung von G. Mützel.

## Der afrikaniſche Springhaſe.

„Kommen Sie mit zu dem Springhaſen," ſagte kürzlich der liebenswürdige Leiter des Berliner zoologiſchen Gartens zu mir, „der Abend bricht herein und wir werden ihn daher ſchon munter finden." Bereitwilligſt ſagte ich zu, und bald waren wir vor dem Käfig des Springhaſen angelangt. Er war gerade aus ſeinem täglichen Schlummer erwacht und begann eben ſeine Abend- oder eigentlich Frühtoilette, indem er mit den kleinen kurzen Vorderpfoten ſein roſtbräunliches ins Fahlgelbe hinüberſpielendes Kleid ſorgſam putzte. Mit großer Geſchicklichkeit wurden die langen Haare geglättet, bald ſtrich die linke, bald die rechte Pfote über Hinterkopf und Nacken, erſt wurde das eine, dann das andere Ohr ergriffen und fein ſäuberlich von etwa anhaftenden Sandkörnchen mit ungeahnter Gewandtheit gereinigt. Aber unſer Staunen über dieſe Geſchicklichkeit wuchs noch, als der Springhaſe nach beendeter Toilette ſich anſchickte, ſeine Mahlzeit, die aus Weizen und etwas Salat beſtand, zu ſich zu nehmen. Mit ein paar bedächtigen Sprüngen war er bei dem Futter angelangt, hatte ſich auf die Sprungbeine niedergeſetzt und griff nun mit den Vorderfüßen in die Weizenkörner hinein; abwechſelnd führte er die beiden Pfötchen zu dem kleinen, kaum ſichtbaren Munde und ſofort begann die mahlende Bewegung der Kinnbacken. Das Ergreifen und zum Mundführen der Körner geſchah ſo ſchnell, daß wir trotz größter Aufmerkſamkeit nicht erkennen konnten, wie er die Körner erfaßte. Auch die Salatblätter verzehrte der Springhaſe auf dieſe ſonderbare Weiſe, indem er blitzſchnell ein Stück aus dem ſaftigen Blatte herausgriff und in den Mund ſteckte, ſodaß man meinen ſollte, er beſitze die vollendetſten Greifhände. In der That ſind aber die fünf Zehen der überaus kurzen Vorderfüße mit langen ſtarken Krallen bewehrt, und das Tier wird die Körner wohl in der Weiſe faſſen, daß es die Krallen mit den Körnern gegen die innere Sohle des Fußes drückt, etwa wie wenn ein Menſch zwiſchen den geſchloſſenen Fingern und der inneren Handfläche einen Gegenſtand feſthält.

Im Gegenſatz zu den vorderen Gliedmaßen ſind die Hinterglieder kräftige, außerordentlich lange Sprungbeine, deren vier Zehen mit ſtarken, hufartigen, ſcharfen Nägeln verſehen ſind; die Mittelzehe überragt die anderen an Länge bedeutend. Der ſehr lange, dünne Schwanz iſt von der Wurzel bis zur Spitze mit langen rötlichen Haaren dicht bedeckt. Das Tier hat die Größe unſeres Haſen, und da es dieſem ſowohl in der Färbung als auch in der Form, beſonders der des Kopfes, ſehr ähnelt, ſo hat es den Namen Springhaſe (Pedetes caffer) erhalten. Seine Heimat iſt der Süden Afrikas, wo es vom Kap bis faſt zum Tanganyikaſee hinauf in allen ihm zuſagenden Gegenden, ſowohl des Gebirges, wie der Ebene vorkommt. Bedingung für ſein Vorkommen iſt trockene Lage ſeines Wohnortes, feuchte Gegenden meidet es vollſtändig, da die Näſſe ihm ſehr verhaßt iſt. Bei andauernd naſſer Witterung iſt der Springhaſe matt und hinfällig und wird dann ſogar von einem laufenden Menſchen eingeholt, den er ſonſt, wenn er verfolgt wird, in kürzeſter Zeit weit hinter ſich läßt, da ſeine gewöhnlich fünf bis ſechs Fuß weiten Sprünge in der Gefahr das vier bis fünffache betragen und ihn daher ſehr raſch fördern. Bei dieſen Sprüngen ſchnellt er ſich mit großer Kraft in die Höhe und fällt dann auf die Sprungbeine herab, ohne die Vorderfüße, die er dicht an die Bruſt gedrückt trägt, zu gebrauchen. Als echtes Nachttier ſchläft der Springhaſe tagsüber in ſelbſtgegrabenen Bauen und Höhlen; erſt wenn die Sonne ſinkt, beginnt er ſeine Thätigkeit; wer daher das ſelten in der Gefangenſchaft vorkommende Tier beobachten will, muß, wie wir, die Abendzeit wählen, denn bei Tage findet er den ſonderbaren Geſellen immer in ſitzender Stellung, den Kopf an den Leib gedrückt und die langen Sprungbeine weit vorgeſtreckt, in tiefem Schlafe vor. Dr. L. Staby.

---

## Michel Aubertin.

### Eine Erzählung aus dem lothringer Lande.

Von E. Plaſtein.

(Abdruck verboten.)

In einem Seitenthale der mit Reben bepflanzten, von Laubwald gekrönten Moſelberge, einige Kilometer ſtromaufwärts von Metz liegt das Pachtgut des Michel Aubertin. Eine ſchmale, guterhaltene Straße zieht zwiſchen wogenden Feldern und üppigen, reichbewäſſerten Wieſen hin und an den Gebäulichkeiten des Hofes vorbei. Dieſer ſelbſt bildet gleichſam den Abſchluß des ſich immer mehr verengernden Thales und hebt ſich, das alte, turmflankierte Herrenhaus in der Mitte, von dem dahinter aufſteigenden waldigen Höhenzuge maleriſch ab.

Auf der glänzenden Schieferbedachung des ſtattlichen Mittelbaues und deſſen geſchloſſenen weißen Fenſterläden funkelt die Sonne, und über den ſeitwärts gelegenen Wirtſchaftsgebäuden tummelt ſich eine Schar buntgefiederter, ſchillernder Pfauentauben in der warmen Morgenluft.

Vor einen kleinen, dunkelgrün lackierten Wagen, ein leichtes, vierräderiges Vehikel, wie es der lothringer Pächter zu benutzen pflegt, wenn er zur Stadt fährt, hat ſoeben ein Knecht zwei kräftige Braune geſpannt und mit einem langen ſchmetternden Peitſchenknalle, bei welchem die Tiere erſchreckt die Köpfe heben, verkündet, daß alles zur Abfahrt bereit iſt.

Nun erſcheint in der Thüre der mit den Ställen und Scheunen unter demſelben Dache liegenden Pächterwohnung der „Fermier", Michel Aubertin, in ſauberer blauer, mit weißen Nähten abgeſteppter Blouſe, deren offenſtehender Schlitz den darunter befindlichen ſtädtiſchen Anzug ſehen läßt, einen breitrandigen ſchwarzen Filzhut auf dem Kopfe, die kurze, gemaſerte Holzpfeife im Munde. Bevor er an den Wagen herantritt, läßt er noch einmal ſeine Blicke durch den weiten Hofraum, an den Ställen und Scheunen vorbeiſchweifen und nickt, offenbar befriedigt über den Befund, leicht mit dem Kopfe: alles in Ordnung. Dann gibt er ſeiner Frau, welche hinter ihm aus dem Hauſe getreten, die Hand.

„Au revoir, Marguerite." — „Und du, Henri, eh bien," ſagte er zu ſeinem daneben ſtehenden Sohne, du willſt wirklich eine Flinte haben?"

„Ja freilich, Vater," erwiderte dieſer, ein hoch aufgeſchoſſener Burſche von dreizehn bis vierzehn Jahren, „ja, aber eine richtige Flinte, mit der man Vögel und Katzen totſchießen kann — und ſpäter einmal die Prüſſiens," ſetzte er leiſer hinzu.

„Und ſonſt allerlei Unheil anſtellt," lachte der Alte, die letzten Worte Henris abſichtlich überhörend, „nun, wir wollen einmal ſehen.“

Er betrachtete den ſchlanken Buben mit Wohlgefallen und ſchlug ihm freundlich auf die Schulter.

„Aber du haſt es mir ja verſprochen,“ verſetzte der Junge.

„Alſo nimmſt du mich beim Wort!“ Er hatte den einen Fuß ſchon auf dem Wagentritte. „Was iſt da zu machen? Ich werde mein Verſprechen ſchon halten müſſen.“

„Und das Verſprechen, Michel, das du mir gegeben?“ ließ ſich jetzt die Frau vernehmen. Sie hatte in dieſe Worte einen ſo bittenden, außergewöhnlich warmen Ton gelegt, daß der Mann unwillkürlich ſeinen Fuß vom Tritte zurückziehen und ſich nach ihr umſehen mußte. Er ſtreckte ihr nochmals die Hand hin: „Der Teufel ſoll mich holen, Marguerite, wenn ichs nicht ſein laſſe.“

Ein dankbares, wenn auch halb ungläubiges Lächeln glitt über das ernſte blaſſe Geſicht der jungen Frau. Und als ſchon die Pferde anzogen, rief ſie ihm noch angſtvoll nach: „Um deiner ſelbſt, um Henris willen, Michel!“

Während Aubertins leichtes Gefährt der mächtigen Feſte zurollte, deren altersgraue, ſtattliche Kathedrale, von weitem erkennbar, die Stadt zu ihren Füßen ſtolz überragt, wurde er dort ſchon mit Ungeduld erwartet.

In einem Hinterſtübchen des dritten Stockwerks eines jener Arkadenhäuſer, welche dem Sankt Ludwigsplatz in Metz ſein eigenartiges Gepräge verleihen und an die anheimelnden Laubengänge der ſüdtiroler Ortſchaften erinnern, ſaßen an dieſem Morgen zwei Männer in eifrigem Geſpräch. Der eine war der noch nicht lange aus dem Oberelſaß zugezogene Fruchthändler Iſidor Bour, ein großer, kräftig gebauter Mann mit glattraſiertem Geſichte von markierten, nicht unſchönen Zügen. Die durchdringenden beweglichen Augen ließen auf ſcharfe Beobachtungsgabe und Intelligenz ihres Beſitzers ſchließen. Der andere war ein ziemlich verkommen ausſehender Menſch mit roter, aufgedunſener Phyſiognomie und ſtruppigem, ſchwarzem Vollbart. Ihm fehlte das linke Auge, und die nur vom Lide bedeckte eingeſunkene Augenhöhle erhöhte das Abſtoßende der ganzen Erſcheinung.

Auf dem Tiſche zwiſchen beiden ſtand eine Flaſche dunklen Weines.

„Hätte mir's geſtern nicht träumen laſſen,“ lachte der Einäugige, „daß ich mit dem guten Michel noch einmal in ſolche Geſchäftsverbindung treten ſollte. Seitdem er mir dazumal das Auge ausgeſchlagen, hab' ich ſtets nur mit Ingrimm an die Affaire gedacht. Nun findet ſich für ihn die ſchönſte Gelegenheit, bei ſeinem alten Kameraden alles wieder wett zu machen. Solch ein Schlag ins Auge, denk' ich, iſt wohl die kleine Gefälligkeit wert, die wir von ihm heiſchen wollen. Meint Ihr nicht auch, Iſidor?“

„Daß Ihr ihn ſchon kennt, Goulon, iſt allerdings ein glücklicher Zufall,“ nahm Bour das Wort. „Denn mit Aubertin gerade müſſen wir's verſuchen. Seit die verdammten Grünröcke uns in den Vogeſen auf die Schliche gekommen ſind, iſt dort nichts mehr zu machen. Und auf Meilen in der Runde gibt's keinen Unterſchlupf, der wie Aubertins Ferme fürs Geſchäft ſich eignet.“

„Wahr iſt's,“ entgegnete der Einäugige und füllte ſein Glas von neuem, während Bour, dem er ebenfalls eingießen wollte, abwehrend das ſeinige mit der Hand bedeckte. „Wahr iſt's! Kenn' die Gegend von früher her noch ſo ziemlich genau. Wundre mich nur, daß Ihr's ſo bald ausgekundſchaftet hattet, Iſidor.“

„Je nun,“ ſagte dieſer leichthin, „dafür iſt man vom Metier. Der Wald reicht faſt ohne Lücke bis über die Grenze, und das Dorngeſtrüpp und Unterholz ſteht, dank der alten franzöſiſchen Wirtſchaft, hier noch überall ſo dicht verwachſen, daß nur Fuchs und Wolf hindurchkriechen mag.“

„Und allenfalls Raubzeug wie wir,“ ſchaltete der andere lachend ein. „Weiß wohl. Sollen uns 'mal aufſpüren darinnen, die Grünen, mich und meine Kerls. Ob lothringer Wälder oder elſäſſer Vogeſenſchluchten, das gilt uns gleichviel!“

„Sind die Waaren erſt in die Keller unter dem alten Turme des Herrenhauſes, das nie bewohnt wird, eingepaſcht, hat's weiter keine Gefahr, denn um das Hereinſchaffen durch die Thore der Stadt mach' ich mir wenig Sorge. Aubertin gilt, wie ich ſicher erkundet, für einen ehrenwerten Mann und ſteht mit den Octroileuten auf dem beſten Fuße; in ſeinen Kornfuhren ſucht keiner von ihnen eine Contrebande.“

Er machte eine Pauſe und fuhr dann langſamer fort: „Allein wenn Aubertin am Ende doch nicht von der Partie wäre? Was dann?“

„Heißt das,“ ſagte der andere mit einem widerwärtigen Grinſen, „wenn er nicht bloß als ehrenwerter Mann gilt, ſondern auch einer iſt! Hm! Dann muß man eben den Fehler korrigieren.“

„Hört, Goulon, Ihr wißt, daß ich zu Euch unbedingtes Vertrauen beſitze. Aber diesmal ſcheint mir's faſt, als nähmt Ihr die Sache zu leicht.“

„Unbeſorgt, Iſidor, unbeſorgt!“ erwiderte jener. „Kenn' den Michel auswendig und inwendig wie meinen Tabaksbeutel. Iſt einer von jenen, die einem feſten Willen auf die Dauer nicht widerſtehen. Laßt nicht locker, ſo thut er ſchließlich, was Ihr wollt. Übrigens,“ ſetzte er hinzu, indem er liſtig mit ſeinem einen Auge zwickerte und ſein Glas bedachtſam leerte, „der Michel und die Flaſche ſind von jeher gute Freunde geweſen, werden's ja wohl noch ſein; ſolche Freundſchaft vergeht nicht ſo ſchnell. Drum wird's nicht fehlſchlagen, verlaßt euch drauf!“

Damit erhob er ſich, ſtülpte den Hut auf und ſtieg noch eine Treppe höher nach dem Speicher hinauf. Hier ſpähte er durch eine Dachluke aufmerkſam nach der Straße hinab.

Unten auf dem Ludwigsplatze hatte bereits eine Anzahl fruchtbeladener Bauernwagen Aufſtellung genommen. Es war Getreidemarkt heute in Metz. Immer neue Fuhrwerke kamen von allen Seiten heran. Welch' ein bewegtes buntes Treiben da unten! Hier ſtand eine Gruppe von Bauern in lebhafter Unterhaltung, Bekannte, welche ſich ſeit dem letzten Markttage nicht geſehen hatten und denen es ebenſo darum zu thun ſchien, ihre kleinen Erlebniſſe als ihren Ernteſegen an den Mann zu bringen; dort wiederum war man eifrig am Geſchäfte, Fruchtſäcke wurden herabgehoben und die Körner in der Hand prüfend beſichtigt; nicht weit davon feilſchten andere um den Preis. Dazwiſchen aber drängten ſich Knechte mit ausgeſpannten Pferden, Sackträger, Händler und Neugierige.

Ob Aubertin wohl ſchon angelangt war? Ein ungetrübtes Auge hätte gewiß Mühe gehabt, ihn unter ſo vielen, ſich hin und her bewegenden Geſtalten zu entdecken. Aber dem hier oben Auslug haltenden Einäugigen, der auf ſeinen Streifzügen als Schmuggler und Wilderer ſelbſt im Dunkel der Nacht Gegenſtände deutlich zu unterſcheiden gelernt hatte, welche einem anderen kaum den äußeren Umriſſen nach erkennbar waren, ihm, in deſſen einem Auge die Sehkraft des fehlenden ſich vereinigt zu haben ſchien, war das ein Leichtes. Er hatte den Geſuchten, obgleich er ihn ſeit Jahren nicht mehr geſehen, alsbald mitten aus einer Gruppe von mehreren Bauern herausgefunden. Ohne ſich weiter um ſeinen Gefährten Bour zu kümmern, ſtieg Goulon die Treppen hinab.

Aubertin war ſichtlich unangenehm überraſcht, als er ſich nach einem Manne, der ihm auf die Schulter klopfte, umdrehte und ſich dem Einäugigen gegenüber ſah. Die Begrüßung ſeinerſeits war eine halb verlegene, nichtsweniger als freundliche. Aber Goulon that, als merke er das nicht. Er ſchlug einen biederen, warmen Ton an, als ſeien er und Aubertin ſtets die beſten Kameraden geweſen. Er ließ auch, wie ſehr ſich Aubertin anfänglich dagegen ſträubte, nicht nach, bis dieſer eingewilligt hatte, ſpäter, am Nachmittage vielleicht, in einer Wirtſchaft, welche den Pächtern und kleinen Gutsbeſitzern der Umgegend als Stelldichein zu dienen pflegte, mit ihm zuſammen zu treffen.

Aubertin machte heute ein ſehr gutes Geſchäft. Er verkaufte ſeinen ganzen Vorrat an Korn, mehrere ſchwergeladene Wagen, welche ſeine Knechte frühmorgens angefahren hatten, an Bour um einen Preis, wie ſie ſonſt keiner an dieſem Markttage erzielte. Der ganze Betrag, gegen achtzehnhundert Franken, ſollte ihm noch heute gegen Abend in der Ville de Lille, einem kleinen Reſtaurant, ausbezahlt werden.

Er hatte ſich nun freilich vorgenommen, zeitig wieder zu Hauſe zu ſein; aber er durfte doch ſein Geld nicht im Stiche laſſen. Marguerite würde begreifen, daß er diesmal doch nicht ſo frühe heimkehren konnte, als er verſprochen hatte.

Nachdem Aubertin noch einige kleine Geſchäfte in der Stadt beſorgt, ſeiner Frau einen neuen Regenſchirm, ſeinem Henri eine richtige Flinte, mit der man Vögel und „anderes“ totſchießen konnte, eingekauft und dieſe Dinge dann ſorgfältig in ſeinem Wägelchen untergebracht hatte, blieb ihm faſt noch der ganze Nachmittag zur freien Verfügung. Er nahm mit einigen Bekannten das Mittagsmahl ein und ging darauf — was ſollte er anders anfangen — mit ihnen ins Kaffeehaus. Als man nach dem Mazagran, dem in einem Glaſe ſervierten ſchwarzen Kaffee, welchem der Lothringer gern ein Mirabellenwaſſer oder einen Treſternſchnaps zuſetzt, noch zwei Flaſchen Wein beſtellte, konnte Aubertin ſich zwar nicht ausſchließen, allein er nahm ſich feſt vor, daß es dabei diesmal ſein Bewenden behalten ſolle. Es durfte ihm nicht wieder ergehen, wie ſonſt. Er hatte es Marguerite hoch und heilig verſprochen, daß er dem Laſter des Trunks, dem er ſich — er konnte es nicht leugnen — zeitweiſe und namentlich wenn er nach Metz zum Markte fuhr, hinzugeben pflegte, nicht mehr fröhnen werde, und er wollte Wort halten. Er würde doch Manns genug ſein, den Gaumenkitzel zu überwinden!

Die Flaſchen waren nach kurzer Zeit geleert. Da erhob ſich Aubertin mit einem jähen Ruck vom Tiſche, ſetzte ſeinen Hut auf und verließ haſtig und trotz allen Zurufens ſeiner Genoſſen die Schenke.

Nun war er auf der Straße — Gott ſei Dank! Es bedurfte wirklich nur eines energiſchen Entſchluſſes und raſchen Handelns, um allen Anfechtungen aus dem Wege zu gehen. Er fühlte ein eigenes, ſtolzes Gefühl in ſich aufſteigen. Oh, er war durchaus nicht der Gewohnheitstrinker, als den man ihn wohl zuweilen bezeichnet hatte — er war imſtande ſich zu beherrſchen, wenn er nur ernſtlich wollte!

Voll von dieſen Gedanken und ohne zu wiſſen, wohin er die Schritte lenkte, eilte Aubertin, wie auf der Flucht, die Straße hinab. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm der Einäugige, welcher unter einem Thorwege am Ende der Straße hervorkam, den Weg verſperrte. Diesmal begegnete der Pächter ſeinem früheren Kameraden weniger unfreundlich als heute Morgen. Er hatte raſch das ſiegreiche Bewußtſein erlangt, daß er jetzt, da er erſt eine Probe ſeiner Willensſtärke abgelegt, von dieſem alten Zechgenoſſen nnd Verſucher nichts zu fürchten brauche. Seine Mienen ſchienen ausdrücken zu wollen, daß er gerüſtet ſei, jeden Angriff abzuſchlagen. Aber der Einäugige ſchien, ganz ſeiner früheren Gewohnheit zuwider, gar nicht geneigt, in einer der zahlreichen Trinkſtuben einzukehren. Er ſchlug Aubertin einen Spaziergang um die Wälle vor.

Bald darauf ſaßen die beiden Männer auf einer der Bänke, welche in den Anlagen auf der Feſtungsumwallung zwiſchen Sankt Marzellen — Theobalds — und Römerthor an lauſchigen Plätzen da und dort angebracht ſind.

Goulon erzählte ſeine Lebensgeſchichte. Es war ihm, als er ſich damals wegen des Raufhandels über die Grenze nach Frankreich hinein flüchtete, anfänglich nicht aufs beſte ergangen. Er hatte es zuerſt als Agent und Mäkler in den Grenzorten verſucht, dann als Händler ſich unſtät umhergetrieben. Aber nichts wollte recht glücken. Eines Tages, als er ſich in den Vogeſen befand, machte er zufällig die Bekanntſchaft von Leuten, deren Gewerbe ihm ſo zuſagte, daß er als Kompagnon beitrat. Sie betrieben ein zwar nicht gefahrloſes, aber gerade deshalb ihn anreizendes Geſchäft, das großen Gewinn abwarf. Er konnte es Aubertin ja wohl anvertrauen: man ſchmuggelte Waren, beſonders Seidenzeuge und Wein, über die Grenze. Das dauerte einige Jahre. Nun aber war in der letzten Zeit wegen der beſonders verſchärften Wachſamkeit, welche die Douaniers, von Forſtbeamten unterſtützt, den Vogeſenpäſſen zuwendeten, das Geſchäft einſtweilen eingeſtellt worden, und er wollte ſich während der „Geſchäftspauſe“, wie er ſich ausdrückte, einmal wieder ſeine alte Heimat anſehen.

Goulon hatte dies alles in ſo treuherziger Weiſe vorgetragen und mit Aubertin dabei ſo vertraut gethan, daß dieſer, im Grunde eine gutmütige Natur, ſeine Abneigung und Zurückhaltung mehr und mehr überwindend, auch ſeinerſeits zu erzählen begann, wie es ihm ſeither ergangen war. Eigentlich war da nicht viel zu berichten. Er hatte vor einigen Jahren ſeine erſte Frau, die ihm einen Sohn, Henri, geſchenkt, verloren und bald darauf ſich zum zweitenmale verheiratet. Sein früheres Pachtgut hatte er dann mit dem heutigen vertauſcht, ohne daß ſich dadurch ſeine Lage weſentlich verbeſſert hätte. Es war ja eine hübſche Ferme, die er bewirtſchaftete, allein der Pachtzins war hoch und der Erlös aus den Produkten in der Regel nur ein mäßiger. Man konnte dabei eben beſtehen und durchkommen, von Erringen und Erübrigen, von wirklichem Vorwärtskommen aber war keine Rede. Wenn man einmal einen Preis erzielte, wie z. B. auf dem heutigen Markte, war das eine Ausnahme.

So war die Zeit allmählich vorgerückt, und Aubertin dachte daran, Bour aufzuſuchen und ſein Geld zu erheben.

In dem oberen Zimmer der in einer engen Seitenſtraße der Altſtadt gelegenen Ville de Lille waren, obgleich es draußen noch nicht dunkelte, ſchon die Läden geſchloſſen, die Vorhänge zugezogen und die Lampen angezündet, als Aubertin und Goulon eintraten.

An einem mit Wachstuch überkleideten Tiſche ſaßen mit Bour ſieben oder acht Männer, welche beim Glaſe Wein plauderten. Beim Erſcheinen der beiden neuen Gäſte ſtockte das Geſpräch einen Augenblick, und die allgemeine Aufmerkſamkeit wendete ſich ihnen zu. Aubertin und Goulon nahmen am Tiſche Platz, beſtellten ebenfalls eine Flaſche Wein, und bald kam die Unterhaltung wieder in Fluß.

Aubertin waren die ſämtlichen Anweſenden unbekannt, und er beteiligte ſich nur wenig an ihrem Geſpräche; er hörte nur mit halbem Ohren zu und dachte vielmehr an die Summe, welche ihm Bour nun gleich auszahlen ſollte und die nahezu die Hälfte des ganzen Pachtzinſes ausmachte. Er berechnete im ſtillen für ſich zum ſo und ſo vielten Male die Einnahmen und Ausgaben des Jahres, ohne indeſſen auch diesmal zu einem anderen Ergebniſſe zu gelangen, als daß auch heuer wieder Erübrigungen kaum möglich würden.

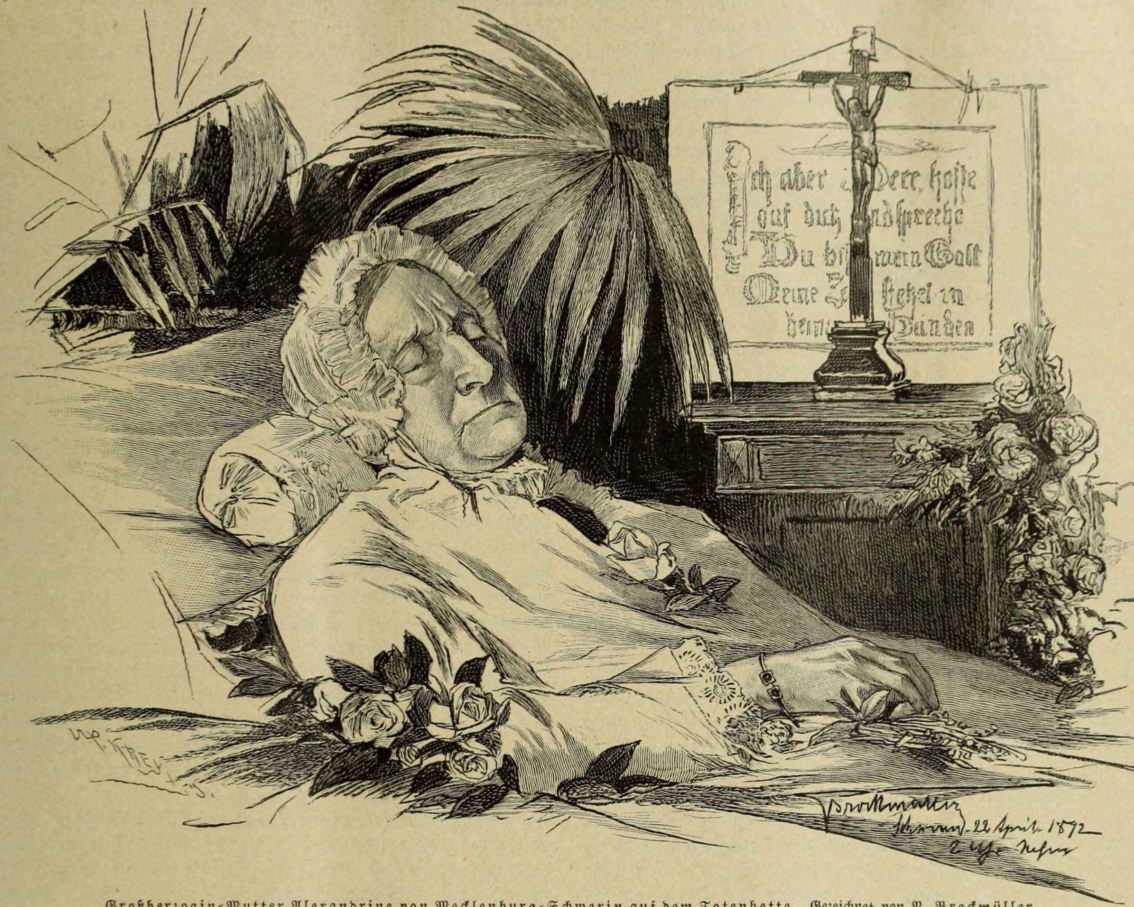
Goulon beobachtete ihn unausgeſetzt und ermunterte ihn gelegentlich zum Trinken. Allein Aubertin blieb des ſeiner Frau gegebenen Verſprechens eingedenk und hielt ſich, ſo gut er vermochte, zurück.

Als draußen auf der Straße die Laternen angezündet wurden, und Bour noch immer zögerte abzurechnen, erhob ſich Aubertin mit dem Bemerken, daß er nun nach Hauſe müſſe. Längeres Bleiben lehnte er ab. Goulon und Bour wechſelten einen ſchnellen Blick, worauf dann Bour an einem Seitentiſche dem Aubertin das Geld aufzuzählen begann, während Goulon aus dem Zimmer verſchwand.

Nach einiger Zeit erſchien Aubertin in der Wirtſchaft, wo er ſeine Pferde eingeſtellt hatte und gab Weiſung, ſofort anzuſpannen; er ſelbſt legte eifrig mit Hand an.

Diesmal war er alſo wirklich der Gefahr, ſeinem Verſprechen untreu zu werden, entronnen. Aber welche Mühe hatte es gekoſtet! Es ſchien faſt, als ſei es darauf abgeſehen geweſen, ihn in der Geſellſchaft und bei der Flaſche feſtzuhalten. Nur ſeiner Standhaftigkeit hatte er es zu verdanken, wenn er nicht wieder unterlegen war, wie ſchon ſo oft. Nun war er gerettet — die Pferde zogen an — nach Hauſe!

(Fortſetzung folgt.)



Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin auf dem Totenbette. Gezeichnet von P. Brockmüller.

# Bei der letzten Schweſter Kaiſer Wilhelms I.

Ein Erinnerungsblatt.*)

(Abdruck verboten.)

Heller Winterſonnenſchein lag auf dem Schnee, der den Schloßplatz von Schwerin bedeckte. Die vielen zierlichen Türme des wunderſchönen Schloßbaues trugen weiße Kuppen, der weite See, an deſſen Ufer er ſich erhebt, war mit einer weißbeſchneiten Eisdecke belegt, am fernen Horizont zeichneten ſich waldige Hügel in die duftige helle Winterluft. Wir ſchritten durch das Bogenportal des prächtigen Gebäudes, welches vielleicht das einzige Monument moderner Baukunſt iſt, dem nicht das Epigonenhafte unſerer Zeit anhaftet, und betraten die dämmrigen weiten Gänge des unteren Stockwerkes. Der Geiſt, der dieſen Bau mit ſo viel Liebe geſchaffen, iſt auch zur Ruhe gegangen. Der geliebte Landesvater, der hochherzige deutſche Fürſt, der fromme treue Diener ſeines Gottes, Großherzog Friedrich Franz II, ein Freund unſers unvergeßlichen Kaiſers Wilhelm I, ruht ſeit Jahren in dem ſchlichten Steinſarkophag der Blutskapelle des Schweriner Domes. Still iſt es geworden in den weiten Gemächern, den Prachtſälen, wo der bunte Schwarm geſchmückter Gäſte, überflutet vom Kerzenglanz, beim Klange fröhlicher Fanfaren aus- und einzog, ſtill auf der wunderſchönen gewundenen Treppe von ſchwarzem Marmor, deren goldenes Geländer, ein Meiſterſtück ſeiner Art, in zierlichem Rankwerk uns begleitet, während wir geräuſchlos auf dem roten Teppich die Stufen hinan ſteigen. Fröhliche Menſchen in hellen ſeidenen Schleppen, ſchillernde Brillanten, bunte Uniformen, lachende Geſichter ſieht man nur noch im Geiſt hier auf- und niederwallen. Still iſt es aber auch geworden in jenen anderen Räumen, wo ſonſt der treue Landesherr Arbeit und Kraft ſeines Lebens einſetzte zum Wohl des Staates in Rat und That, wo ihm zur Seite eine glückliche und geliebte Gattin waltete, wo fröhliche Kinderſtimmen jauchzten und plauderten und glückliche Jugend, wie ſelten unter fürſtlichem Dach, ihres Lebens froh werden durfte. Leer iſt es überall und ſtill, verweht und zerſtreut, die einen vor der Zeit in ihrem letzten Bettlein hinausgetragen aus dem Vaterhaus, die anderen weit in die Welt, nach Nord und Süd hinausgezogen. Eine nur war noch geblieben. Einſam im weiten Prachtbau. Sie, die ſie alle kommen und gehen ſah, die 89 Jahre an ſich vorüber rollen ließ, faſt ein ganzes Jahrhundert. Die letzte jener Kinderſchar, die einſt die holdeſte und ſchönſte aller Königinnen umſpielte, die Tochter der Königin Luiſe, die Schweſter Kaiſer Wilhelms I — wir ſtehen an ihrer Thür. Hier im zweiten Stockwerk des Schloſſes, in einigen hohen, luftigen Zimmern, die einen freien Blick gewähren, hat ſie ihr Heim aufgeſchlagen. Das Palais in der Stadt unten, wo ſie bisher manches Jahr gewohnt, hat ſie verlaſſen, dieſe weiten Räume vorziehend, von wo aus es ihr an milden Wintertagen auch leichter iſt, den Garten zu erreichen, der, geſchützt durch den hochragenden Schloßbau, ſich zwiſchen dieſem und dem Seeufer in ſchmalem Streifen hinzieht.

Wir treten aus dem Vorzimmer über die Schwelle. Inmitten des weiten Raumes hebt ſich eine prächtige Palme empor, um dieſe gruppieren ſich, mit dunkelrotem Damaſt überzogen, ein kleines Ruhebett und ein weiter bequemer Stuhl. In letzterem ſitzt die ein wenig gebeugte Geſtalt der hohen Frau. Im ſchwarzen Kleide, das immer noch ſchöne und anziehende Antlitz umgeben von einer weißen Tüllhaube, über welche ein ſchwarzer Spitzenſchleier ſeine durchſichtigen Falten legt, zu ihren Füßen ein kleiner, altersgrauer Mops. So reichte ſie mir eine ihrer faltenbedeckten Hände zum Kuß und hieß mich freundlich willkommen. Ich habe ſie gekannt in ihrer ſtolzen fürſtlichen Schöne, eine imponierende Erſcheinung, jeder Zoll eine Fürſtin. Ihre ſtolze, gerade Haltung ließ uns Jüngere unwillkürlich die ſchlaffen Schultern aufrichten. Das war nun dahin, aber die vornehme fürſtliche Frau ſpricht auch jetzt noch aus ihrer Erſcheinung. Und eine ergreifende Ähnlichkeit zwiſchen Kaiſer Wilhelm und ſeiner Lieblingsſchweſter läßt das Auge mit Ehrfurcht und Liebe an den regelmäßigen, tief durchfurchten Zügen hängen.

---

*) Die nachſtehende Erinnerung ging uns kurz vor dem Heimgang der hohen Frau von einer Freundin unſeres Blattes zu.

Sie hat eine gar freundliche und liebenswürdige Weiſe zu ſprechen. Es war ja die Art faſt aller Kinder der holden Königin, daß ſie bei imponierender Vornehmheit und dem unverkennbaren königlichen Anſtand, der ihnen natürlich, doch einen ſo liebenswürdigen, gewinnenden, menſchlichen Umgangston fanden, der ihnen alle Herzen gewann. Die Großherzogin ſchließt die Augen viel beim Sprechen, müde der Außenwelt, dann aber blitzen die immer noch ganz blauen Sterne unter den ſchweren Lidern auf, und man ſieht, daß ſie doch noch ſtrahlen können, daß es keine teilnahmloſe alte Frau, daß es ein lebendig empfindendes Menſchenherz iſt, ein reger Geiſt, der in der ehrwürdigen Hülle wohnt. Sie klagte über ihr abnehmendes Gedächtnis, und doch erinnerte ſie ſich oft kleiner Umſtände mit großer Deutlichkeit. Ich ſagte, ſie müßte doch einen wahren Schatzkaſten von Erinnerungen haben. „Ach ja, ich habe viel erlebt,“ erwiderte ſie, „viel Freude im Leben gehabt und viel, viel Trauriges auch. Und ich ſitze immer noch hier,“ fügte ſie lächelnd hinzu. Von ferne betrachtet iſt ja das Leben dieſer Frau ein überaus glänzendes und reiches geweſen. Sie ſtand auf den Höhen des Lebens. Die Schweſter des erſten Kaiſers und größten Herrſchers unſers Jahrhunderts, die Mutter eines Fürſten wie Friedrich Franz II, geliebt und verehrt von ihrem ganzen Hauſe, von ihrem Mecklenburger Lande, wo „Unſere Großherzogin-Mutter,“ ſo viel bedeutete, wie unſer beſonderer Schatz, und darüber hinaus von allen, die ſie kennen, und wiſſen, wie lieb ſie unſerem unvergeßlichen Kaiſer war. Sie hat den glorreichen Aufgang deutſcher Kaiſerherrlichkeit erlebt, wen hat er mehr erfreut als des Kaiſers Schweſter, ſie hat auch in ihrem kleineren Vaterland — ſie ſagte mir ſelbſt: „ich bin ſiebzig Jahre in Mecklenburg“ — einen Aufſchwung aller Verhältniſſe, ein ſich Klären verworrener Zuſtände, ein ſich Entfalten ſchlummernder Kräfte unter der Regierung ihres Sohnes geſehen. Ein glückliches Familienleben, Kinder und Kindeskinder, ja Urenkel ſind um ſie erblüht, viel Freude fürwahr. Aber in kurzen Sätzen baut ſich das Leid dazwiſchen, darüber und darein. Gottes Wege gehen mit uns Menſchen doch immer in die Tiefe. Die Mutter verlor dieſes reizende und lebhafte Kind ſchon im ſiebenten Lebensjahr. „Ich erinnere mich ihrer kaum“, ſagte ſie ſelbſt, „wie lebhafte Kinder zu ſein pflegen, ſah ich alles und eigentlich nichts ordentlich. Nur einmal, weiß ich es noch, ſie hatte ein lila Kleid an, was mir ſo beſonders gefiel, da iſt mir auch ihr Geſicht im ganzen wenigſtens in der Erinnerung geblieben. Im einzelnen nicht.“ Dann vermählte ſich die blühende Prinzeſſin mit 18 Jahren an den Erbgroßherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, aber in der Blüte ſeiner Jahre ward dieſer plötzlich nach kurzer Krankheit dahin gerafft. Sie ſah nacheinander ihre Tochter, ihre beiden Söhne, zwei Schwiegertöchter, zwei Enkelkinder, eine Urenkelin und ihre ſämtlichen Geſchwiſter ins Grab ſinken. Den Enkel und jetzigen regierenden Herrn feſſelt ein dauerndes Leiden häufig ans Krankenbett und zwingt ihn, den größten Teil des Jahres in einem ſüdlichen Klima zuzubringen.

Wie viel Kreuz und Leid liegt in den wenigen Thatſachen. Dort neben ihrem Schreibtiſch ſteht das große Bruſtbild ihres älteſten Sohnes, Großherzog Friedrich Franz II, das war der ſchwerſte Schlag für das Mutterherz. — „Aber in dem allen überwinden wir weit, um deswillen, der uns geliebet hat,“ das ſteht ja über dem Chriſtenleiden aller Zeiten. Auch auf dieſem ſtillen ehrwürdigen Geſicht, in dieſem abgeklärten, nicht abgeſtumpften Weſen, welches Dinge und Verhältniſſe immer noch mit klarem richtigen Blick zu faſſen vermag, aber nicht mehr mit der Leidenſchaft junger Jahre, ſondern mit der ruhigen Weisheit des Alters, liegt etwas von jenem Frieden, der nicht hier, ſondern dort oben ſeine Quelle hat und ſeine Erfüllung ſucht.

Nichts von der Bitterkeit und Grämlichkeit des Alters haftet der hohen Frau an. „Ja, er iſt auch alt, wie ich,“ ſagte ſie freundlich ſcherzend von ihrem Hündchen. Wir ſprachen von dem Anwachſen Berlins. „Als ich einmal dort war, wollten mich die Kutſcher herum fahren, damit ich ſehen ſollte, wie Berlin geworden iſt. Da fuhr ich und fuhr immer fort und wußte gar nicht mehr recht, wo ich war, alles iſt bebaut, wo ſonſt gar nichts war,“ meinte ſie. Der pflichttreue Sinn der Hohenzollern, wie ſprach er ſich aus in dem, was ſie über den kranken Enkel äußerte. „Ich ſchrieb ihm, daß ich mich ſeiner Geneſung freue, beſonders weil er dann heimkehren und ſich um ſein Land kümmern könne.“ — Als ich die prächtige Treppe mit dem wunderſchönen Goldgeländer wieder hinabging, war ich reicher um eine liebe Erinnerung. Kaiſer Wilhelms Schweſter! Gott ſegne ſie!

---

## Unter den Raſen.

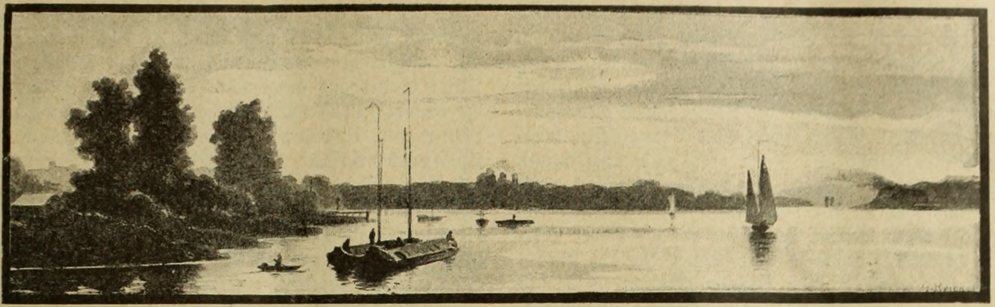
Wenn Frühlingslüfte koſen,
Dann fällt mir wieder ein,
Wie einſt ich unter Roſen
Getrunken goldnen Wein.
Am Moſelſtrande war es —
Mir iſt es noch wie heut —
Zur ſchönſten Zeit des Jahres,
Zur Roſenblütezeit.

In eines Winzers Garten,
Zu dem man uns entbot,
Da blühten voll die zarten,
Die Roſen weiß und rot.
Ein Keller lag darunter,
Gefüllt mit gutem Wein,
Da ſtiegen wir hinunter
Und tauchten tief hinein.

Da, wo die Fäſſer winkten,
War dunkel es und kühl,
Nur wenig Lichtlein blinkten
Und führten uns ans Ziel.
Aus manchem Faſſe probten
Wir drauf das edle Naß
Und prieſen laut und lobten
Und leerten Glas um Glas.

Als dann wir aus dem Keller
Aufſtiegen an das Licht,
Noch niemals glänzte heller
Der Tag uns ins Geſicht.
Wie ſchien uns Sorgenloſen
So ſchön die Welt zu ſein!
Das kam von all den Roſen,
Vom Frühling und vom Wein.

J. Trojan.



Blick auf den Jungfernſee.

## Von der Matroſenſtation in Potsdam zur Pfaueninſel.

Von Bernhard Rogge.

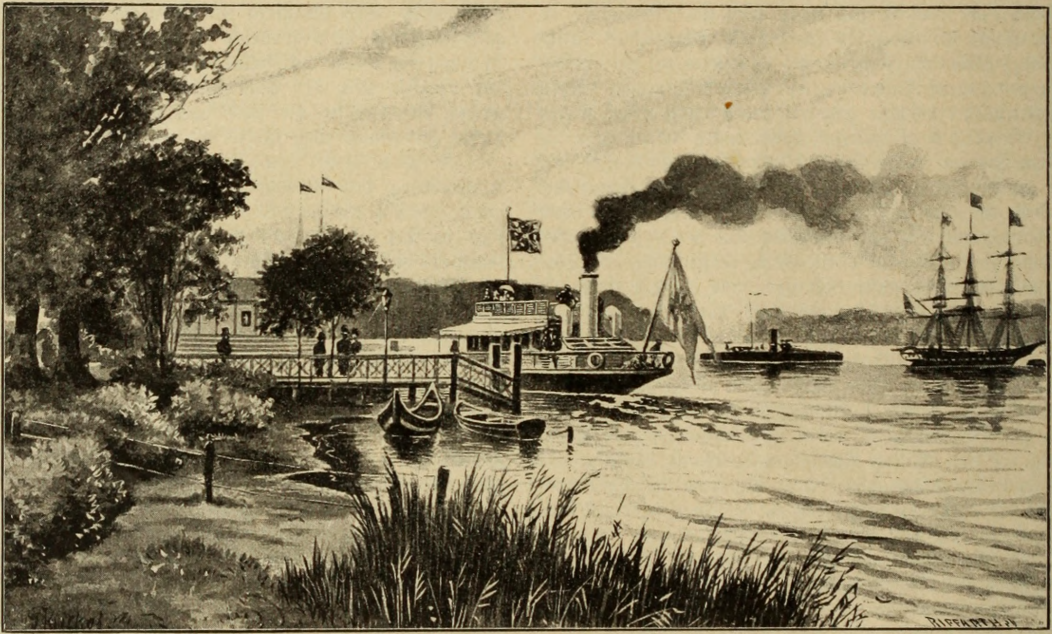
(Abdruck verboten.)

Die Vorliebe der Hohenzollern für ihre Havelreſidenz hat von jeher zum nicht geringſten Teil den waldumkränzten weiten Waſſerflächen gegolten, von denen die Inſel Potsdam umſchloſſen iſt, und längſt, bevor ſchmucke Dampfboote in ſchneller Fahrt die bläulichen Fluten des Havelbeckens durchſchnitten, gehörten Luſtfahrten auf denſelben zu den liebſten Erholungen der an ihren Ufern reſidierenden Herrſcher. Schon König Friedrich I beſuchte gern auf der prächtig ausgeſtatteten Jacht, die er ſich in Holland hatte bauen laſſen, und die in ihrem Innern mit allem in damaliger Zeit erdenklichen Luxus ausgeſtattet, auch mit 22 ehernen Kanonen ausgerüſtet war, das von ihm erworbene Schlößchen Caputh. Dumpf rollte dann wohl der Kanonendonner aus den Geſchützen des königlichen Fahrzeuges über die breite Waſſerfläche des Tornow, und das Echo antwortete aus dem dunklen Forſt der Pirſchheide und von den damals noch mit alten mächtigen Eichen beſetzten Anhöhen am Templin und bei Baumgartenbrück. König Friedrich Wilhelm II wählte mit beſonderer Vorliebe den Heiligen See für ſeine Luſtfahrten zu Waſſer, und ſie wurden ihm die nächſte Veranlaſſung, ſich an den Ufern desſelben im Marmorpalais einen ſtattlichen Sommerſitz zu gründen. Unter ſeinem Nachfolger Friedrich Wilhelm III wurde dann die Pfaueninſel, die er ſich zum Lieblingsaufenthalt für die Sommermonate erkoren, der Ausgangspunkt häufiger Fahrten auf den ſie umgebenden Gewäſſern. Hier iſt zuerſt die Matroſenſtation begründet worden, die ſich jetzt am Ausgang des Neuen Gartens in der Nähe der Schwanenbrücke befindet, und von der aus Kaiſer Wilhelm II ſo gern die Havelgewäſſer nach allen Richtungen durchkreuzt.

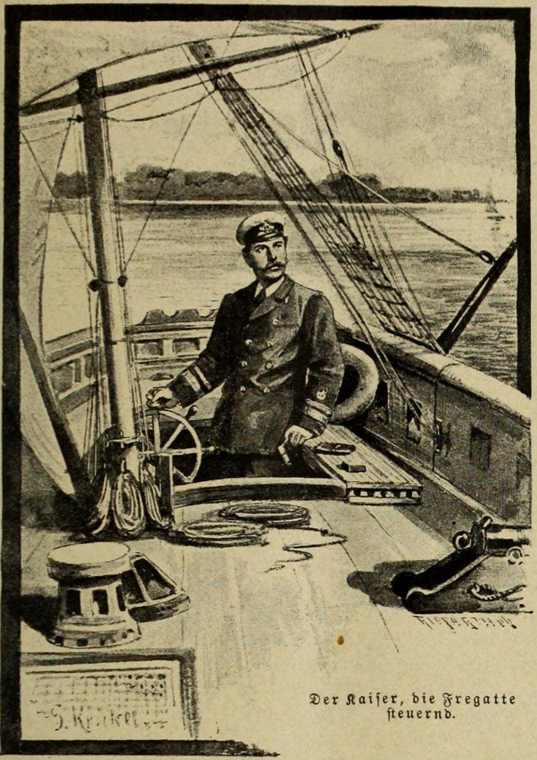
Die nächſte Veranlaſſung zur Begründung einer dauernden Matroſenſtation gab dem König Friedrich Wilhelm III die heute noch vorhandene ſchmucke Fregatte „Royal Luiſe,“ ein Geſchenk König Wilhelms IV von England. Schon König Georg IV hatte bei Gelegenheit des Beſuches, den Friedrich Wilhelm III nach dem Sturze Napoleons dem verbündeten England machte, demſelben ein kleines in Form einer Kriegsfregatte erbautes Fahrzeug verehrt, das auf dem Wege über Hamburg befördert wurde und am 30. September 1814 bei der Pfaueninſel anlangte. Infolge ungenügender Vorkehrungen zur Überwinterung der kleinen Fregatte war dies Fahrzeug, welches übrigens nur für wenige Perſonen und die Matroſen Raum enthielt, ſchon nach ſechzehn Jahren völlig unbrauchbar geworden. Auf die Kunde davon ließ König Wilhelm IV von England eine neue etwas größere Fregatte bauen, deren Tiefgang genau dem Waſſerſtande der Havel entſprechend eingerichtet wurde. In den königlichen Dockjards zu Woolwich aus Mahagoniholz erbaut, wurde das mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtattete Fahrzeug Ende Mai 1832 nach Hamburg überführt und von da die Elbe hinaufbefördert. Gegen Mitte Juni traf die Fregatte wohlbehalten bei der Pfaueninſel ein und wurde von einem eigens nach Potsdam entſandten Bevollmächtigten dem König Friedrich Wilhelm III übergeben. Die engliſchen Matroſen, welche die Fregatte nach Potsdam geleitet hatten, verblieben auf den Wunſch des Königs noch längere Zeit auf der Pfaueninſel, um die zur Führung und Bedienung des Fahrzeuges beorderten Gardepioniere im Auf- und Abtakeln zu unterrichten. Des Schickſals der erſten kleinen engliſchen Fregatte eingedenk, ließ Friedrich Wilhelm III diesmal für die Bergung des neuen, viel koſtbareren Fahrzeuges Sorge tragen. Am öſtlichen Ufer der Pfaueninſel wurde für die Überwinterung der Fregatte die dort noch heute vorhandene, überdachte Hafenbucht eingerichtet.

Nachdem dann König Friedrich Wilhelm IV von der Seehandlung den Dampfer „Alexandria“ angekauft hatte, wurde die Matroſenſtation am 1. Juli 1849 von der Pfaueninſel an ihre jetzige Stelle zwiſchen dem Ausgang des Neuen Gartens und der Glienicker Brücke verlegt. Die hierhin überführte engliſche Fregatte, die nun während der Sommermonate etwa hundert Schritt vom Ufer entfernt vor Anker liegt, bildet ſeitdem einen weſentlichen Schmuck in der landſchaftlichen Schönheit der Gegend und iſt zu einem Wahrzeichen des Havelufers bei Glienicke geworden. An die Stelle der bis dahin zur Bedienung der Schiffsfahrzeuge beorderten Gardepioniere traten mit der Begründung einer preußiſchen Marine im Jahre 1850 wirkliche Matroſen, ſo daß erſt ſeitdem in vollem Sinne von einer Matroſenſtation die Rede ſein kann. Die von König Friedrich Wilhelm IV erworbene „Alexandria,“ die mit der Zeit unbrauchbar geworden war, iſt im Jahre 1886 durch einen neuen geſchmackvoll eingerichteten Dampfer gleichen Namens erſetzt worden, für welchen Kaiſer Wilhelm II noch als Prinz Wilhelm eigenhändig die in den Akten der Matroſenſtation aufbewahrte Zeichnung entworfen hat. Zur Bergung des Dampfers iſt ein verdeckter Schuppen in die Havel hineingebaut. Unweit desſelben läßt der Kaiſer ein norwegiſches Blockhaus errichten, das als Empfangsgebäude für den Kaiſer und ſeine Gäſte bei Waſſerpartieen dienen ſoll. Dasſelbe verſpricht, von geſchmackvollen Gartenanlagen umgeben, ein neuer Schmuck des Havelufers zu werden. Außer den erwähnten beiden größeren Fahrzeugen liegen an der Matroſenſtation eine größere Anzahl von Booten: ſo das vom Kaiſer zum Selbſtrudern benutzte Gig „Arkona,“ ferner ein norwegiſches, an ſeinem hohen Steeven erkennbares Boot und ein vom Kaiſer aus Konſtantinopel mitgebrachtes Kaik. Auch ein zweirudriges Gig, das der Kaiſer während ſeines Aufenthaltes in Bonn zu Fahrten auf dem Rhein benutzt hat, iſt hier untergebracht. Beſonderes Intereſſe gewährt ein kleines Ruderboot, auf welchem der Kaiſer als Prinz Wilhelm in der Zeit von 7 Stunden und 21 Minuten eine Umfahrt um die Inſel Potsdam zurückgelegt hat, eine Leiſtung, von der noch heute auf der Matroſenſtation bewundernd erzählt wird. Die Beſatzung der Matroſenſtation, die von dem Herrn Schiffsführer Vetter beaufſichtigt wird, beſteht aus einem Unteroffizier vom Seebataillon, neun Matroſen und zwei Heizern. Die Matroſen werden neuerdings von dem Schiffe „Hohenzollern“ geſtellt und zur Hälfte aus Mannſchaften der Oſtſeeſtation in Kiel, zur anderen aus der der Nordſeeſtation Wilhelmshaven entnommen.

Das beliebteſte und häufigſte Ziel für die Havelfahrten des Kaiſers iſt, abgeſehen von den weiteren Fahrten nach Spandau, welche faſt immer zu Waſſer unternommen werden, die durch die Lieblichkeit ihrer Lage, wie durch mannigfache Erinnerungen aus der Geſchichte des Königshauſes gleich ausgezeichnete Pfaueninſel. Welch eine Fülle der herrlichſten landſchaftlichen Bilder ziehen auf dieſer verhältnismäßig kurzen Strecke an dem Auge des Beſchauers vorüber. Kaum hat das königliche Dampfboot an der Matroſenſtation die Anker gelichtet, da geht es in weitem Bogen an der die Havel überſpannenden Glienicker Brücke vorüber, hinter der die Zinnen von Babelsberg, ſowie der aus Baumwipfeln hervorlugende Turm des völlig neu erbauten Jagdſchloſſes von Glienicke herüber grüßen. Zur Rechten bleibt das jetzt verlaſſen ſtehende Sommerſchloß des verewigten Prinzen Karl von Preußen mit ſeinen herrlichen Parkanlagen, mit ſeinen ſmaragdenen Raſenflächen unter den ſchattigen Buchen- und Eichenwipfeln, mit dem hart ans Ufer vorſpringenden, an eine alte römiſche Villa erinnernden und mit reichen Altertumsſchätzen ausgeſtatteten „Kaſino“; zur Linken dehnt ſich das von anmutigen, waldgeſchmückten Geländen umſäumte Becken des Jungfernſees aus, über deſſen Ufern die mächtigen Türme des Pfingſtberges emporragen. Geradeaus fällt der Blick auf die „Heilandskirche“ von Sakrow, die weit in die Havel vorſpringt und in ihrem, der Landſchaft angepaßten Stile ein beſonders ſtimmungsvolles Bild erzeugt. Mit bewußter Rückſicht auf eine Verſchönerung dieſer Gegend des Havelufers hat König Friedrich Wilhelm IV die Stelle ausgeſucht, auf welcher die im reinſten Baſilikenſtil erbaute Kirche ſich erhebt, ein ſchönes Denkmal königlichen Kunſtſinnes, dem vorüberſegelnden Schiffer ein Mahnruf zum Höchſten und unter den landſchaftlichen Bildern der Umgebungen Potsdams ein wahres Juwel. Es wird erzählt, daß grade Schiffer in der kleinen Bucht geankert hätten, als der König dieſe Bauſtelle ausſuchte, und daß er ihr darum den Namen „Heilandskirche am Port“ gegeben habe. Es ſei hier beiläufig bemerkt, daß König Friedrich Wilhelm IV die am 21. Juni 1844 eingeweihte Kirche von Sakrow bis zur Vollendung der Friedenskirche während des Sommeraufenthaltes in Potsdam faſt allſonntäglich beſucht hat. Bei günſtigem Wetter fuhren der König und die Königin gewöhnlich zu Waſſer zur Kirche. Auch nach Vollendung der Friedenskirche und noch in den Tagen ſeiner Krankheit hat Friedrich Wilhelm IV noch immer gern dann und wann dieſes mit kunſtſinnigem Verſtändnis von ihm erbaute und ausgeſtattete Gotteshaus aufgeſucht. Seit dem Tode des Königs ſah die einſame Dorfkirche ähnliche Tage des Glanzes wie damals nicht wieder. Unweit der Kirche, hinter den Bäumen eines ſchattigen Parkes verſteckt, liegt das kleine Schlößchen von Sakrow, das König Friedrich Wilhelm IV nebſt den dazu gehörigen Ländereien im Jahre 1840 erwarb. Mit ihm ging auch die an Sakrow geknüpfte Fährgerechtigkeit in königlichen Beſitz über. Der an der Überfahrt auf der Seite von Sakrow gelegene Fährkrug, nach einem früheren Pächter namens Fauſt „zum Dr. Fauſt“ genannt, erhielt durch König Friedrich Wilhelm IV eine des benachbarten Schloſſes würdige Umgeſtaltung und gehört ſeitdem zu den geſuchteſten Ausflugsorten für die Bewohner Potsdams. Ihm gerade gegenüber führt auf der anderen Seite des Havelufers ein im Tudorſtil erbautes Thor in den Park von Glienicke. Nur wenige hundert Schritte von demſelben entfernt bildet die Havel eine tief ins Land einſchneidende Bucht, „Moorlake“ genannt, an welcher ein Forſthaus gleiches Namens liegt, das ebenfalls für Berliner und Potsdamer im Sommer ein beliebtes Ziel für Ausflüge bildet.


Norwegiſches Fiſcherboot. Ruderboot des Kaiſers. Alexandria. Torpedoboot Fregatte.
Die Matroſenſtation in Potsdam.

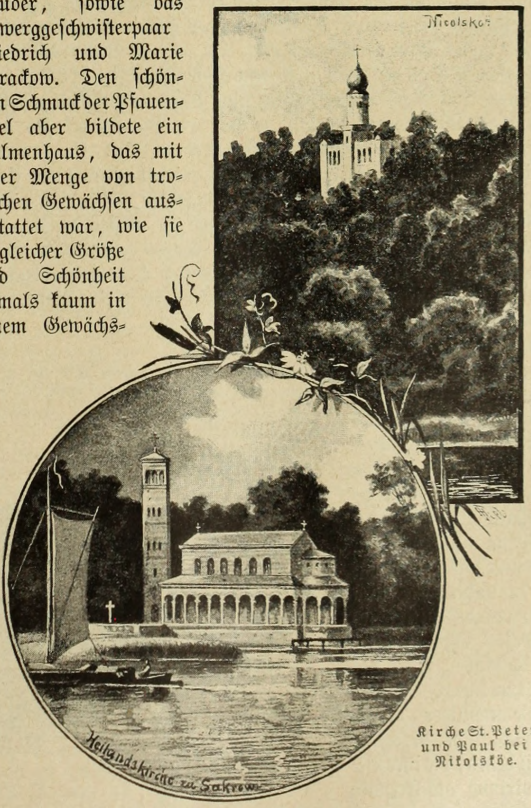
Auf einer bewaldeten, meiſt von Kiefern beſtandenen Anhöhe, die zwiſchen Moorlake und der Pfaueninſel aufſteigt, erhebt ſich auf einem der letzteren zugewandten Abhange die einſam gelegene Waldkirche von St. Peter und Paul bei Nikolsköe, die Pfarrkirche des etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfes Glienicke. Im ruſſiſch-griechiſchen Stile erbaut, hat auch ſie, ähnlich wie die Kirche von Sakrow, in Rückſicht auf die Verſchönerung der Landſchaft hier, und nicht in dem Dorfe, für deſſen Gemeinde ſie beſtimmt iſt, ihre Stelle gefunden. Den Namen Nikolsköe führt urſprünglich nicht die Kirche, ſondern ein in Form ruſſiſcher Blockhäuſer erbautes Bauerngehöft, welches König Friedrich Wilhelm III ſeinem Kutſcher Iwan zur Wohnung eingeräumt hatte. Die vor der Kirche von Nikolsköe von einer halbrunden Mauer umſchloſſene Plattform gewährt eine entzückende Ausſicht auf die gegenüberliegende Pfaueninſel und die ſie umgebenden Waſſerflächen. Neuerdings hat die ſtille Waldkirche, die träumeriſch von der Höhe herabblickt, noch dadurch eine wehmütige Bedeutung erlangt, daß in ihr der



Der Kaiſer, die Fregatte ſteuernd.

am 15. Juni 1885 im Jagdſchloß Klein-Glienicke verſtorbene Generalfeldmarſchall Prinz Friedrich Karl ſeine letzte Ruheſtätte fand. Er liegt dort abſeits von jedem geräuſchvollen Verkehr an der Seite ſeiner vorangegangenen Eltern, des Prinzen Karl und ſeiner Gemahlin, der Prinzeſſin Marie von Preußen, in einer unter dem Altar erbauten Gruft.

An der Pfaueninſel ſelbſt, die das Ziel unſerer Havelfahrt bildet, dürfen nur königliche Fahrzeuge landen. Um auf ſie zu gelangen, muß man ſich der königlichen Fähre bedienen, die, von angeſtellten Überfahrern in Matroſenkleidung bedient, nach Bedürfnis herüber und hinüber fährt. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war die heutige Pfaueninſel, ehemals Kaninchenwerder genannt, eine faſt unbekannte, mit uralten Eichen und dunklen Kiefern bedeckte Inſel, auf der der Große Kurfürſt ein Kaninchengehege mit einem Hegerhauſe hatte einrichten laſſen. Im Jahre 1685 ſchenkte ſie der Große Kurfürſt dem berühmten Alchymiſten Johann Kunkel von Löwenſtern, der hier ein möglichſt abgelegenes und ſchwer zugängliches Plätzchen für die von ihm betriebene Fabrikation von Kriſtallglas und des von ihm erfundenen Rubinglaſes fand. Das geheimnisvolle Dunkel, in welches der Alchymiſt ſeine Arbeiten zu hüllen wußte, die ſchwarzen Rauchwolken, die an der nordöſtlichen Seite der Inſel, wo Kunkel ſeine Glashütte errichtet hatte, aufſtiegen, ſind wohl hauptſächlich die Veranlaſſung geweſen, daß Kunkel für einen Schwarzkünſtler galt, der ſich mit Goldmachen, mit der Erfindung des Steines der Weiſen und mit anderen abenteuerlichen Dingen beſchäftige. Nach dem Tode des Kurfürſten geriet Kunkel in mancherlei Unterſuchungen wegen angeblicher Unterſchlagungen, deren er ſich ſchuldig gemacht haben ſollte. Doch konnte ihm keine Schuld nachgewieſen werden, und er ſetzte noch längere Zeit ſeine geheimnisvollen Arbeiten auf der Inſel fort, bis er ſie im Jahre 1692 verließ, um in den Dienſt König Karls XI von Schweden zu treten, dem er den Adel und ſeinen Beinamen von Löwenſtern zu verdanken hat. König Friedrich I kaufte zwar die Pfaueninſel von ihm zurück, aber faſt noch ein Jahrhundert ſollte vergehen, ehe derſelben die Aufmerkſamkeit und Pflege geſchenkt wurde, deren ſie bei ihrer reizenden traulichen Lage wohl längſt wert geweſen wäre. Zu ſeinem vollen Rechte iſt das anmutige Eiland erſt unter König Friedrich Wilhelm III gelangt, der die Pfaueninſel zu ſeinem Lieblingsſitz erwählte, wenn auch das nahe am ſüdlichen Ufer belegene Schlößchen, das die Geſtalt einer künſtlichen Ruine hat, ſchon unter ſeinem Vorgänger erbaut worden iſt. Zu dem Schlößchen ließ Friedrich Wilhelm III das mitten auf der Inſel belegene Kavalierhaus hinzufügen. Wie in Paretz als kronprinzliches Paar, ſo haben König Friedrich Wilhelm III und die Königin Luiſe nach ihrer Thronbeſteigung auf der Pfaueninſel die glücklichſten Tage, umgeben von den um ſie her aufblühenden Kindern, verlebt, und zahlreiche Andenken in den beſcheidenen engen Räumen des Schlößchens erinnern an dieſe Zeit ſtillen Glückes, denen die im Jahre 1806 über Preußen hereinbrechende Kataſtrophe ein ſo jähes und ſchmerzliches Ziel ſetzte. Aus den Kriegsſtürmen zurückgekehrt, fand der vereinſamte König die ſtille Ruhe der Pfaueninſel noch anziehender als zuvor, und die anfänglich nur auf die nächſte Umgebung des Schloſſes beſchränkten Garten- und Parkanlagen wurden allmählich faſt auf die ganze Inſel ausgedehnt. Namentlich ſeitdem ein an dem ſüdlichen Ufer angelegtes Waſſerwerk mit Dampfkraft es ermöglichte, die neugeſchaffenen Anlagen mit Waſſer zu verſorgen, wußte Lennés Künſtlerhand die früher verwahrloſte Inſel in ein Paradies umzuwandeln. Ein beſonderer, in angemeſſener Entfernung von dem Schloß belegener Teil der Inſel wurde zur Anſiedelung fremder Tiere benutzt, die dann ſpäter zum Teil den erſten Stamm für die Gründung des Zoologiſchen Gartens in Berlin gebildet haben. Neben einem Affenhauſe und Abteilungen für Känguruhs, Lamas, Mongokatzen fehlte der Löwenkäfig und der Bärenzwinger nicht. Am Ufer waren Buchten für ſeltene Schweine, für Renntiere, ſowie ein Biberbau angelegt. Aſtrachaniſche Schafböcke mit Fettſchwänzen und ſeltene Ziegen in großer Zahl, ein Büffelſtier, ſowie ſchottiſche Schafe weideten auf eingehegten Plätzen; dazwiſchen lagen Vogelkäfige, die von Papageien, Araras, Inſeparables, bevölkert waren. Zu den Sehenswürdigkeiten der Inſel gehörten in jener Zeit auch ein Rieſe namens Karl Licht und ſein etwas kleinerer Bruder, ſowie das Zwerggeſchwiſterpaar Friedrich und Marie Strackow. Den ſchönſten Schmuck der Pfaueninſel aber bildete ein Palmenhaus, das mit einer Menge von tropiſchen Gewächſen ausgeſtattet war, wie ſie in gleicher Größe und Schönheit damals kaum in einem Gewächs-



Kirche St. Peter und Paul bei Nikolskoe.

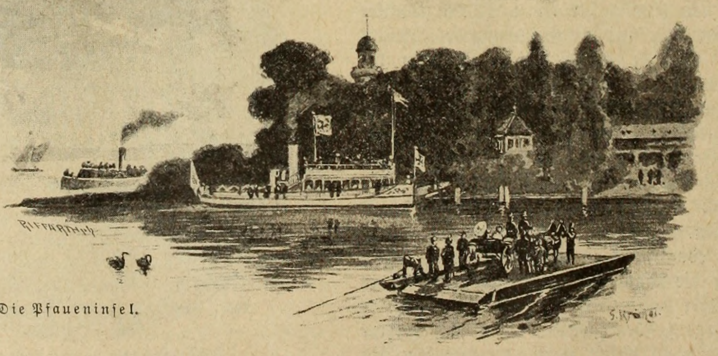
Heilandskirche von Sakrow.

haus Europas zu finden waren. Leider iſt dasſelbe im Jahre 1880 infolge der Schadhaftigkeit einer im Laufe der Zeit vernachläſſigten Heizungsanlage ein Raub der Flammen geworden. Viele Jahre hindurch war die Pfaueninſel nicht nur die Freude des beſcheidenen Königs, ſondern die Luſt des ganzen Landes. Tauſende ſtrömten alljährlich dorthin, um die mächtigen Eichen der Inſel nnd die ſchönen, durch eine mannigfaltige Tierwelt reich belebten Anlagen zu bewundern. Unter den letzteren war namentlich der von Lenné angelegte Roſengarten weithin berühmt. Den nächſten Anlaß zur Anlage desſelben gab der Ankauf einer ſeltenen Roſenſammlung, die der in Berlin ſeiner Zeit allgemein bekannte Dr. Böhm hinterlaſſen hatte. Nach und nach reich vermehrt, enthielt dieſer Roſengarten über 3000 hoch- und halbſtämmige Roſen, und vom erſten aufknoſpenden Mairöschen bis zum herbſtlichen Schneefall fand man in ihm beſtändig blühende Roſen. Unfern von dem Roſengarten wurden zahlreiche Gruppen ungewöhnlich großer Hortenſien mit beſonderer Sorgfalt gepflegt. Auch eine ruſſiſche Rutſchbahn, die noch heute vorhanden iſt, gehörte zu den von alt und jung bewunderten Sehenswürdigkeiten, deren Beſichtigung Dienſtags und Donnerſtags allen Einheimiſchen geſtattet war, den Fremden aber auch an anderen Tagen mit größter Bereitwilligkeit gewährt wurde.

Mit dem Tode König Friedrich Wilhelms III wurde es freilich ſtiller und einſamer auf der Pfaueninſel, wenn auch Friedrich Wilhelm IV und ſeine Gemahlin an manchem ſchönen Sommertage dorthin kamen, um in engerem Kreiſe des Hofes in der Nähe des Schloſſes den Thee einzunehmen, hin und wieder wohl auch eine größere Geſellſchaft um ſich zu ſammeln. So geſchah dies am 13. Juli 1852, als während der Anweſenheit des Kaiſers und der Kaiſerin von Rußland die berühmte Schauſpielerin Rachel vor dem geſamten Hofe einige Stellen aus Phädra, Virginie und Adrienne Lecouvreur vortrug. Zur Erinnernng an jenen Abend ließ König Friedrich Wilhelm IV auf dem hinter dem Schloſſe belegenen Raſenplatze an der Stelle, wo die berühmte Schauſpielerin ihren Triumph gefeiert hatte, eine Marmorſtatuette derſelben aufſtellen. In den ſpäteren Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms IV wurden die Beſuche der Pfaueninſel von ſeiten des Hofes immer ſeltener, aber die mit ſo vieler Liebe geſchaffenen Anlagen ſind von dem Hofgärtner Fintelmann und ſeinem Nachfolger Reuter darum nicht minder pietätvoll erhalten und vervollkommnet worden, ſo daß die Pfaueninſel bis heutigen Tages ein beſonders lohnenswertes Ziel für ſommerliche Ausflüge bleibt. Freilich hat dieſelbe für viele einen großen Teil ihrer Anziehungskraft eingebüßt, ſeitdem am Maſchinenhauſe nicht mehr die ihrer Zeit in weiten Kreiſen bekannte „Mutter Friedrich“ ſchaltet, der es geſtattet war, in der lauſchigen Umgebung ihrer am Waſſer belegenen Wohnung die ihr bekannten Beſucher der Inſel mit Erfriſchungen zu erquicken. Wie viele Tauſende gedenken heute noch dankbar dieſer originellen Frau, die hier als ſtrenge Wirtin ſchaltete und ſich die Freiwilligkeit ihres Wirtſchaftsbetriebes dadurch zu wahren wußte, daß ſie zudringlich und unbeſcheiden fordernd auftretende Gäſte ohne weitere Umſtände von der Thür wies. Um ſo dienſtwilliger und freundlicher begegnete ſie denen, die ihre Bewirtung als Freundſchaftsdienſt in Anſpruch nahmen und als ſolchen zu würdigen wußten. Sie durfte ſich rühmen, Kaiſer und Könige, alle Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes, auswärtige Fürſtlichkeiten und die höchſten Staatswürdenträger zu ihren „Freunden“ zu zählen, und verſtand es, in naiver Harmloſigkeit mit ihnen als ſolchen zu verkehren. Selbſt für den Kaiſer Wilhelm hatte ſie keine andere Anrede als „Herr König.“ Ihr Stolz und ihre Liebhaberei war eine Sammlung von Sahnentöpfen in allen Größen, die ihr vornehme Beſucher ihrer ländlichen Wirtſchaft zum Andenken geſchenkt hatten und die an den Geſtellen ihrer blank geputzten Küche zu Hunderten aufgehängt waren als Trophäen der Eroberungen, die ſie gemacht hatte. Viele derſelben waren mit den Bildniſſen der Geber geſchmückt. Lange grämte ſie ſich, daß unter ihren mit Sorgfalt behüteten Koſtbarkeiten noch immer eine Gabe König Friedrich Wilhelms IV fehlte, der doch ſo gern unter den ſchattigen Bäumen und Lauben ihres Gartens weilte, und als ſie ihm eines Tages ihre Schätze zeigte, gab ſie ihm deutlich ihren Wunſch zu verſtehen, daß er die ſchmerzlich empfundene Lücke ausfüllen möchte. „Ach Mutter Friedrichen,“ erwiderte der König, „Sie hängen mich ja doch nur auf.“ — „Nein, Herr König,“ erwiderte ſie, „das will ich gewiß nicht thun.“ Er überſandte ihr eine koſtbare goldene Taſſe nebſt Sahnenkanne mit ſeinem Bildnis, und als er wiederkam, führte ſie ihn triumphierend in ihre Küche, wo ihr Gatte, der ein berühmter Meiſter in kunſtvoll eingelegten Arbeiten, ſogenannten Intarſien, war, ein vergoldetes Geſtell angebracht hatte, auf welchem des Königs Gabe ſtand.

Die der „Mutter Friedrich“ gewährte Erlaubnis zur Bewirtung ihrer „Freunde und Bekannten“ iſt mit ihrem Tode erloſchen. Die ſchattigen Plätze und Lauben um das Maſchinenhaus her, die ehemals an ſo manchem wonnigen Sommertage bis in die Abendſtunden von fröhlichen Gäſten belebt waren, ſtehen verlaſſen. Tiefes Schweigen lagert jetzt meiſtens über der Inſel, auf der nur dann und wann einmal ein bewegtes Leben einkehrt, wenn Kaiſer Wilhelm und die Kaiſerin mit einer geladenen Geſellſchaft landen und vor dem Schlößchen unter den Klängen einer Militärmuſik ihre Abendtafel halten, oder wenn der Kaiſer, wie es in den letzten Jahren mehrfach geſchehen iſt, ſeinen Miniſtern und hervorragenden Mitgliedern des Reichstages wie des Landtages hier ein ländliches Feſt veranſtaltet. Das am Lande wartende königliche Dampfboot führt ihn dann am Abend wieder zur Matroſenſtation, von der wir ausgegangen ſind, zurück.

Wir aber können nicht von dem friedlichen Eiland mitten im Havelſtrome ſcheiden, das Preußens Könige in ein Paradies umgeſchaffen haben, ohne eine wehmütige Erinnerung aufzufriſchen, die ſich an dasſelbe knüpft. Hier fand Kaiſer Wilhelm I in den ſtürmiſchen Märztagen von 1848 Zuflucht, nachdem er als Prinz von Preußen auf Befehl ſeines königlichen Bruders die Hauptſtadt verlaſſen hatte, weil ſich die erbitterte und irregeleitete Volksſtimmung, die ihren ganzen Haß auf ſeine Perſon häufte, bis zu der Forderung ſeiner Entſagung der Thronfolge geſteigert hatte; von hier aus iſt er am 22. März, an ſeinem 51. Geburtstag, in aller Stille aufgebrochen, um unerkannt auf Landwegen an die Hamburger Bahn zu gelangen und ſich nach England zu begeben.



Die Pfaueninſel.

# Am Familientiſch.

## Zu unſerem Bilde.

Es iſt trefflich raſten beim Heurigen am „Krug zum grünen Kranze.“ Heraus aus dem Sattel, nach dem langen Ritt in der heißen Sonne thut ein kühler Becher gut. Reitersleute aus den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges ſcheinen es zu ſein, die uns Robert Aßmus in ſeinem friſchen Bilde vorführt — ziemlich mit der Zeit fortgeſchrittene Kriegsleute ſogar, denn der eine „frißt bereits Feuer,“ d. h. raucht behaglich ſeine Pfeife mit dem damals eben erſt bekannt werdenden Kraut Tabak. Hoffentlich ſind die Herren der Wirtin zum grünen Kranze nicht ſchuldig geblieben, was ſie tranken — es ſoll dies damals dann und wann vorgekommen ſein. Reitersleute ſind eben leichtlebiges Volk!

## Kirche.

Das preußiſche Abgeordnetenhaus hat die Vorlage über die Verlegung des Buß- und Bettages angenommen. Danach wird der allgemeine Bußtag in Preußen in Zukunft am Mittwoch vor dem letzten Trinitatis-Sonntage, in der zweiten Novemberhälfte, abgehalten werden, 1892 am 16. November. Leider iſt es auf abſehbare Zeit ausgeſchloſſen, in der Feier des Bußtages eine Übereinſtimmung in ganz Deutſchland herzuſtellen.

## Erdkunde.

Polarreiſen und Polarforſchungen galten bisher als wiſſenſchaftlich hochverdienſtliche, praktiſch total unfruchtbare Thaten. Jetzt lenkt im Gegenſatz hierzu Kapitän W. Bade die Aufmerkſamkeit auf die Reichtümer der Polarwelt und ihre Bedeutung für Deutſchland. Er weiſt einmal auf die ergiebige Fiſcherei in nordiſchen Meeren und die Verwertung von deren Produkten zur Guanofabrikation hin, ſodann aber vor allem auf die mit Sicherheit konſtatierten gewaltigen, faſt offen zu Tage liegenden Steinkohlenlager z. B. Spitzbergens und der Bäreninſel und meint, daß deren Ausbeute in abſehbarer Zeit um ſo mehr lohnend werden müſſe, als die Eisverhältniſſe der modernen Schiffahrt keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr in den Weg ſtellen.

In der Orange-Republik, nahe bei der Hauptſtadt Praetoria, ſind neuerdings Diamantenfelder aufgefunden worden, denen Zeitungsberichten zufolge eine außerordentliche Ergiebigkeit zuzumeſſen iſt. Die Entdeckung ſcheint für den Diamantenhandel um ſo folgewichtiger, als ſich die Beſitzer der übrigen ſüdafrikaniſchen, hauptſächlich um Kimberley konzentrierten Diamantenfelder erſt kürzlich zu einer umfaſſenden Einſchränkung des Betriebes vereinigt hatten, um den ſtark geſunkenen Preis der Edelſteine wieder zu heben.

## Naturkunde.

Die wiſſenſchaftliche Durchforſchung der großen Hermannshöhle zu Rübeland (Harz) iſt neuerdings nach längerer Pauſe wieder aufgenommen worden. Außer zahlreichen Knochenreſten von Höhlenbären, Wolf, Zobel, Schneehaſen, Renntier, Schneehuhn ꝛc. wurde auch ein eigentümlich geformter Feuerſtein gefunden, deſſen künſtliche Bearbeitung mindeſtens ſehr wahrſcheinlich iſt und der um ſo mehr für die Exiſtenz des Menſchen in der Umgebung der Höhle zur ſpäteren Diluvialzeit zu ſprechen ſcheint, als Feuerſteine ſonſt in den Nachbargebieten gänzlich fehlen.

Herr Devaux, ein franzöſiſcher Forſcher, hat Verſuche über die Waſſerfeſtigkeit der Ameiſen angeſtellt, um zu erfahren, wie lange Zeit Ameiſen zum Ertrinken gebrauchen und iſt dabei auf merkwürdige Erſcheinungen geſtoßen. Wie eine Reihe anderer Kerbtiere haben Ameiſen bereits 90 Sekunden nach dem Untertauchen im Waſſer ſcheinbar Empfindung und Bewegungsfähigkeit vollkommen verloren. Nimmt man die regungslos gewordene Ameiſe aus dem Waſſer und legt ſie auf Fließpapier, ſo beginnt ſie ſofort Bewegungen zu machen und erhebt ſich ſehr bald. Dauerte das Untertauchen mehrere Stunden, ſo bedürfen die Ameiſen zu ihrer Erholung oft eine halbe Stunde; ſelbſt nach zwölfſtündigem Verweilen im Ertränkungsgefäß kehrte ihnen im Verlauf einiger Stunden die volle Lebenskraft wieder. Einzelne kamen ſelbſt nach hundertſtündigem Untertauchen wieder zu ſich. Dieſe Eigenſchaft ſichert den Ameiſen die Fortdauer, ſelbſt wenn Regen und Überſchwemmungen ihre Wohnſtätten längere Zeit unter Waſſer ſetzen ſollten.

St.

## Hygieine.

Welchen ſegensreichen Einfluß der oft freilich äußerſt läſtige Maulkorbzwang auf die Vermeidung der Tollwut in verſchiedenen Ländern gehabt hat, beweiſt die Thatſache, daß in Holland bis 1879 die fürchterliche Krankheit unter den Hunden häufig auftrat, ſeit der Einführung des Maulkorbzwanges in jenem Jahre aber nur drei Fälle beobachtet wurden. In Berlin wurden 1852 noch 107 Hunde als wutverdächtig getötet, als aber im nächſten Jahre der Maulkorbzwang eingeführt wurde, kam faſt kein Fall von Tollwut zur Meldung, und, ſeitdem 1875 die Angelegenheit für ganz Preußen geſetzlich geregelt iſt, iſt die Krankheit beim Menſchen ſo gut wie erloſchen. — Über die Erfolge der Paſteurſchen Impfungen verlautet übrigens, daß von 1886 bis Ende 1891 11 029 Perſonen Heilung im Pariſer Inſtitut ſuchten, von denen nur 98, alſo noch nicht ein Prozent, trotz der Behandlung ſtarben. Freilich iſt gewiß auch nur ein Bruchteil der Patienten wirklich von tollwütigen Tieren gebiſſen geweſen.

## Forſchungsreiſen.

Der norwegiſche Geograph Ekroll, Begleiter des Kaiſers Wilhelm auf ſeinen Nordlandsfahrten, plant eine Expedition nach dem Nordpol von Spitzbergen aus, wobei er ſich eines von ihm erſonnenen Bootſchlittens zu bedienen gedenkt. Der Kaiſer ſoll ſich für dieſes Unternehmen ſehr intereſſieren.

In Hamburg wird eine Expedition zur Erforſchung der Südſpitze Amerikas vorbereitet. Sie bildet die Fortſetzung der im Rahmen der internationalen Polarforſchung 1882/83 in erſter Linie von magnetiſch-meteorologiſchen Geſichtspunkten unternommenen deutſchen Expedition nach Südgeorgien. An der Spitze des Komitees für dieſe Forſchungsreiſe ſteht Profeſſor Neumayer, Direktor der Seewarte in Hamburg.

## Schiffahrt.

Der bekannte engliſche Schiffbauer Thornycroft hat eine Vorrichtung erfunden, welche das Schlingern der Schiffe und damit zugleich die — oder doch eine der Haupturſachen der Seekrankheit beſeitigen ſoll. Ein ſtarkes Gegengewicht im Kielraum des Schiffes wird durch einen elektriſchen Pendelapparat derart verſchoben, daß ſeine Wirkung fortgeſetzt derjenigen des Wellenganges entgegentritt. Thornycroft hat den Ruf eines außerordentlich geſchickten Konſtrukteurs — ob er uns aber wirklich von der Seekrankheit befreien wird, erſcheint doch noch recht zweifelhaft.

## Verkehr.

Was in den modernen Staaten nicht erreicht iſt, verdanken die Chineſen der abergläubiſchen Verehrung, welche dortzulande Verſtorbenen gezollt wird: alle Telegraphenleitungen ſind unterirdiſch. Und das hängt folgendermaßen zuſammen. Es gilt für eine Verunglimpfung der Familie, auf die Grabſtätte eines Verwandten einen Schatten fallen zu laſſen. Zählen Friedhöfe in China im allgemeinen zu den Seltenheiten, ſo iſt es in den ländlichen Bezirken Brauch, die Verſtorbenen in nächſter Nachbarſchaft zu beſtatten. Bei der reichen Bevölkerung Chinas iſt es begreiflich, daß man derartigen Ruheſtätten auf Schritt und Tritt begegnet. Als man ſich nun daran machte, die erſten Telegraphenſtangen aufzurichten, geriet man mit den Eingeborenen in die ernſteſten Mißhelligkeiten. Es ſtellte ſich heraus, daß die Telegraphenſtangen zu gewiſſen Tageszeiten ihren Schatten auf Gräber werfen — eine Beleidigung, die nur durch Entfernen des ungelegenen Schattenſpenders geſühnt werden konnte. Weder mit Geld noch guten Worten war dieſem Aberglauben beizukommen — und China hat nur unterirdiſche Telegraphenleitungen bis auf den heutigen Tag.

## Induſtrie.

Von Drahtnetzen durchzogenes Glas fertigt neuerdings die Aktiengeſellſchaft für Glasinduſtrie vorm. Fr. Siemens in Dresden an. Der Draht wird in die Maſſe eingefügt, ſolange dieſelbe noch flüſſig iſt, bleibt vor dem Verroſten geſichert und verleiht dem Glaſe große, beſonders bei deſſen Verwendung zu Dächern und zu Gefäßen für chemiſche Induſtrieen wichtige Feſtigkeit.

## Vereine.

Der XI. deutſche Kongreß für erziehliche Knaben-Handarbeit findet vom 10. bis 12. Juni d. J. zu Frankfurt a. M. ſtatt; eine internationale Ausſtellung von Erzeugniſſen des Handarbeits-Unterrichts im dortigen Kunſtgewerbe-Muſeum ſchließt ſich an. Zu näherer Auskunft ſind Herr Dr. v. Fritzſche-Frankfurt a. M. und Herr v. Schenkendorff-Görlitz bereit.

In Hannover tagte kürzlich die Generalverſammlung des Vereins für Reformationsgeſchichte unter dem Vorſitz des Konſiſtorialrats Prof. Dr. Köſtlin. Zwei Vorträge: „Die Reformationsgeſchichte und die Gegenwart“ (Prof. Dr. Tſchackert-Göttingen) und „Antonius Corvinus, ein Märtyrer des evangeliſchen Bekenntniſſes“ (Abt Uhlhorn) feſſelten die Teilnehmer im hohen Grade.

## Statiſtik.

Der deutſche Steinkohlenbergbau hat ſich vom Jahre 1881 bis 1890 um 44,3 %, was die Maſſe der Förderung, um 113,3 %, was deren Wert, und um 40,9 %, was die Arbeiterzahl betrifft, gehoben. Im letztgenannten Jahre, mit welchem die jüngſten Angaben der Vierteljahrsſchrift für die Statiſtik des deutſchen Reiches abſchließen, förderten 262 475 Arbeiter auf 425 Werken 70,2 Millionen Tonnen im Wert von 538 Millionen Mark. Nur die Ausbeute Großbritanniens (184,5 Millionen Tonnen) übertrifft in Europa noch diejenige der deutſchen Werke; Frankreich ſteht um faſt die Hälfte gegen die letztere zurück.

## Kunſt.

Die Marienkirche zu Sigtuna am Mälarſee, das intereſſanteſte Denkmal ſchwediſcher Frühgotik aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, zeigt Spuren raſchen Verfalles. Es hat ſich deshalb eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden gebildet, um die zur Renovierung des Gotteshauſes nötigen Mittel zu beſchaffen. Sie führt den Namen: „Föreningen för Sigtuna kyrkas restaurering.“ Der Vorſitzende, Vilhelm Lundſtröm, Dragarbrunnsgaban 58, Upſala, nimmt Gaben dankend entgegen. W.

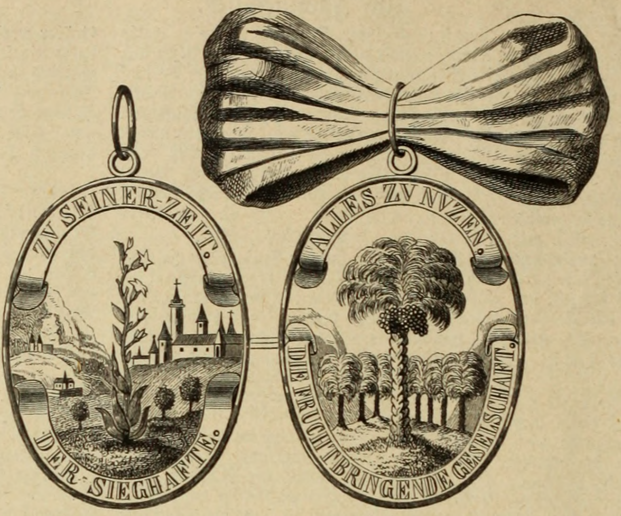
Das Berliner Muſeum erwarb kürzlich einen außerordentlich ſchönen, antiken Marmorkopf, der einen vornehmen Griechen im reiferen Mannesalter darſtellt und ohne Zweifel aus der Blütezeit der attiſchen Bildhauerſchule ſtammt. Sehr intereſſant iſt es, daß Profeſſor Kekulé in einer der letzten Sitzungen der archäologiſchen Geſellſchaft den Nachweis zu führen verſuchte, daß jener Kopf ein Bildnis des Dichters Anacreon (560—478 v. Chr.) ſei.

## Jagd.

Nicht nur europäiſche Jagdfreunde ſuchen überſeeiſche Wildarten in unſeren Revieren zu acclimatiſieren, ſondern die Amerikaner bemühen ſich umgekehrt auch einzelne unſerer Federwildarten in den Vereinigten Staaten einzubürgern. So hat Mr. Mackay in ſeinen Revieren von New Yerſey großartige Faſanerieen angelegt. Während ſich dieſe vortrefflich entwickelten, ſind die Verſuche, aus England eingeführte Rebhühner in den Staaten New York und New Yerſey zu acclimatiſieren, dem Waidmann zufolge merkwürdigerweiſe nicht von Erfolg begleitet geweſen.

## Ordenskleinod der Fruchtbringenden Geſellſchaft.

Unſere modernen Sprachreiniger und Fremdwortfeinde haben bedeutſame Vorgänger ſchon vor einem Vierteljahrtauſend gehabt. Im Jahre 1617 — nicht lange vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges — bildete ſich in Deutſchland nach dem Vorbilde der Florentiner Accademia della crusca, d. h. der „Akademie der Kleie“, die das reine Italieniſch — das gute Mehl — von den eingemengten Barbarismen — der Kleie — reinigen wollte, die Fruchtbringende Geſellſchaft. Ihr Hauptziel war, „daß man die hochdeutſche Sprache in ihrem rechten Weſen und ſtande ohne einmiſchung frembder ausländiſcher Wort aufs möglichſte und thunlichſte erhalte und ſich ſowohl der beſten Ausſprache im reden, als der reinſten art im ſchreiben und Reime-Dichten befleißige.“ An der Spitze der Geſellſchaft ſtand Ludwig, Fürſt zu Anhalt-Köthen — der „Nährende“ —, als Ehrenoberhaupt galt Kaſpar von Teutleben — der „Mehlreiche“; zahlreiche Fürſten (unter dieſen auch der Große Kurfürſt — der „Untadelige“) und Herren, aber auch hunderte von Gelehrten und Dichtern gehörten der Geſellſchaft an, die zwar unmittelbar für die Poeſie kaum etwas Nennenswertes geleiſtet, mittelbar aber der Entwickelung unſerer Mutterſprache doch manchen Dienſt erwieſen hat. Es war in jener Zeit immerhin von Bedeutung, daß eine Reihe hervorragender Männer offen für deren Anwendung und Reinhaltung eintrat. Eine ganze Reihe weiterer Sprachgeſellſchaften, u. a. die „aufrichtige Tannengeſellſchaft“ in Straßburg, die bekannte „teutſchgeſinnte Genoſſenſchaft“ in Hamburg, der „gekrönte Blumenorden“ oder „die Geſellſchaft der Schäfer an der Pegnitz“ in Nürnberg bildeten ſich nach ihrem Beiſpiel.


ZV SEINER ZEIT.
DER SIEGHAFTE.
ALLES ZV NVZEN.
DIE FRVCHTBRINGENDE GESELSCHAFT.

Ordenskleinod der Fruchtbringenden Geſellſchaft für den Fürſten Auguſt von Anhalt-Köthen.

Als Sinnbild hatte die Fruchtbringende Geſellſchaft den „Indianiſchen Palmbaum“ mit dem Spruch „Alles zu Nutzen“ gewählt. Außerdem legte ſich aber jedes Mitglied als Abzeichen noch eine beſondere Pflanze oder Frucht neben ſeinem Namen und Sinnſpruch bei und ließ dieſe auf der einen Seite ſeines goldenen, am grünen Bande zu tragenden „Geſellſchaftspfennigs“ abbilden, während die andere Seite Zeichen und Spruch der ganzen Geſellſchaft tragen mußte. So zeigt der uns erhaltene Geſellſchaftspfennig des Fürſten Auguſt von Anhalt als Sinnbild das Kraut Allermannsharniſch (gladiolus communis), als Sinnſpruch: „Zu ſeiner Zeit“ und als Geſellſchaftsnamen des Beſitzers: „der Sieghafte.“

## Kleine Zeitung.

In welchem Maße ſich in Berlin der Wert der Grundſtücke ſeit 150 Jahren geſteigert hat, davon gibt das in der Oranienburgerſtraße belegene Haus, in welchem Alexander v. Humboldt wohnte, ein bezeichnendes Beiſpiel. Im Jahre 1746 wurde das Grundſtück um 4350 Thlr., 1796 um 21 800 Thlr., 1803 um 35 200 Thlr., 1824 um 40 000 Thlr., 1865 um 140 000 Thlr. verkauft und bewertet ſich heute ſicher auf den doppelten Preis des letzten Betrages. Man ſieht übrigens aus dieſen Zahlen, daß die Preisſteigerung des Berliner Grund und Bodens keineswegs erſt in unſerer Zeit begonnen hat. In den letzten Jahrzehnten aber erfaßte ſie auch die Umgebung Berlins: ſo erfuhr das Terrain, auf welchem ſich die jetzige Villenkolonie Grunewald erhebt, von 1839 bis heute eine Preisſteigerung auf mehr als den dreißigfachen Wert.

In Norwegen ſammelt man gegenwärtig einen Betrag von 60 000 Kronen, für welchen man eine getreue Nachbildung des bei Gogſtad im Sandefjord im Jahre 1880 aufgefundenen Wikinger-Schiffes in natürlicher Größe herſtellen will; das Fahrzeug ſoll über den atlantiſchen Ozean ſegeln und in Chicago ausgeſtellt werden.

Die alte Univerſität Ferrara feierte Ende April das Feſt ihres 500jährigen Beſtehens. Die Univerſität iſt 1391 von dem Markgrafen Albert V von Eſte gegründet worden und galt zwei Jahrhunderte hindurch als eine der angeſehenſten Hochſchulen Italiens; erſt als Ferrara 1593 dem Kirchenſtaat einverleibt wurde, fiel der Beſuch der Univerſität, die gegenwärtig nur etwa 200 Hörer zählt.

## In unſerer Spielecke.

### Arithmogriph.

|  |  |  |  |  |
|---|---|---|---|---|
| 12 | 5 | **7** | 4 | 3 |
| 8 | **5** | 11 | **3** | 11 |
| **14** | 5 | 8 | 6 | **2** |
| 7 | **6** | 1 | **7** | 13 |
| 10 | 11 | **9** | 11 | 1 |

Werden die Zahlen in den Feldern des Quadrats durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo bezeichnen die fünf wagerechten Reihen, aber in anderer Folge: 1. Den Vornamen eines deutſchen Dichters unſeres Jahrhunderts; 2. einen Komponiſten; 3. ein Gebirge; 4. einen weiblichen Vornamen; 5. einen deutſchen Dichter.

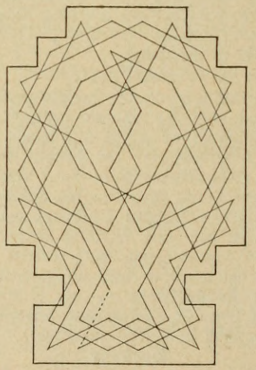
Sind die richtigen fünf Wörter gefunden, ſo nennen die acht Buchſtaben an den durch ſtärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, welche ein auf der Spitze ſtehendes Quadrat bilden, einen beliebten Lieder-Komponiſten.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 34.

Bilderrätſel.
Wölfe in Schafskleidern.

Schlüſſel zum Rösſelſprung.



Auflöſung des Rösſelſprungs.

Genieße ſtill zufrieden
Den ſonnig heitern Tag,
Du weißt nicht, ob hienieden
Ein gleicher kommen mag.

Es gibt ſo trübe Zeiten,
Da wird das Herz uns ſchwer,
Da wogt von allen Seiten
Um uns ein Nebelmeer.

Da wüchſe tief im Innern
Die Finſternis mit Macht,
Ging nicht ein ſüß Erinnern
Als Mondlicht durch die Nacht.
J. Sturm.

1. Schlüſſel und Auflöſung der Dechiffrieraufgabe.

Setzt man ſtatt der Zahlen der Chiffreſchrift die entſprechenden Vokale, alſo ſtatt a 1, ſtatt e 2, ſtatt i 3, ſtatt u 4, ſtatt ä 5, ſtatt ü 6 und ſtatt jedes Konſonanten der Chiffreſchrift den nächſtfolgenden des Alphabets, ſo erhält man den folgenden Spruch von Friedrich Güll:

Wer vieles wünſcht, entbehrt viel.
Wer vieles hat, verzehrt viel.
Beſcheidner Wunſch und mäßiger Genuß
Hat viel Vergnügen und wenig Verdruß.

2. Silbenrätſel.

Angelhaken. Angel, Haken, Anken, Hagel.

3. Rätſelfrage.

Stellt man die beiden großen und die 30 kleinen Buchſtaben der ſieben gegebenen Wörter richtig zuſammen, ſo erhält man:
„Blick' ich umher in dieſem edlen Kreiſe.“
(Wolfram von Eſchenbach in Wagners „Tannhäuſer.“)

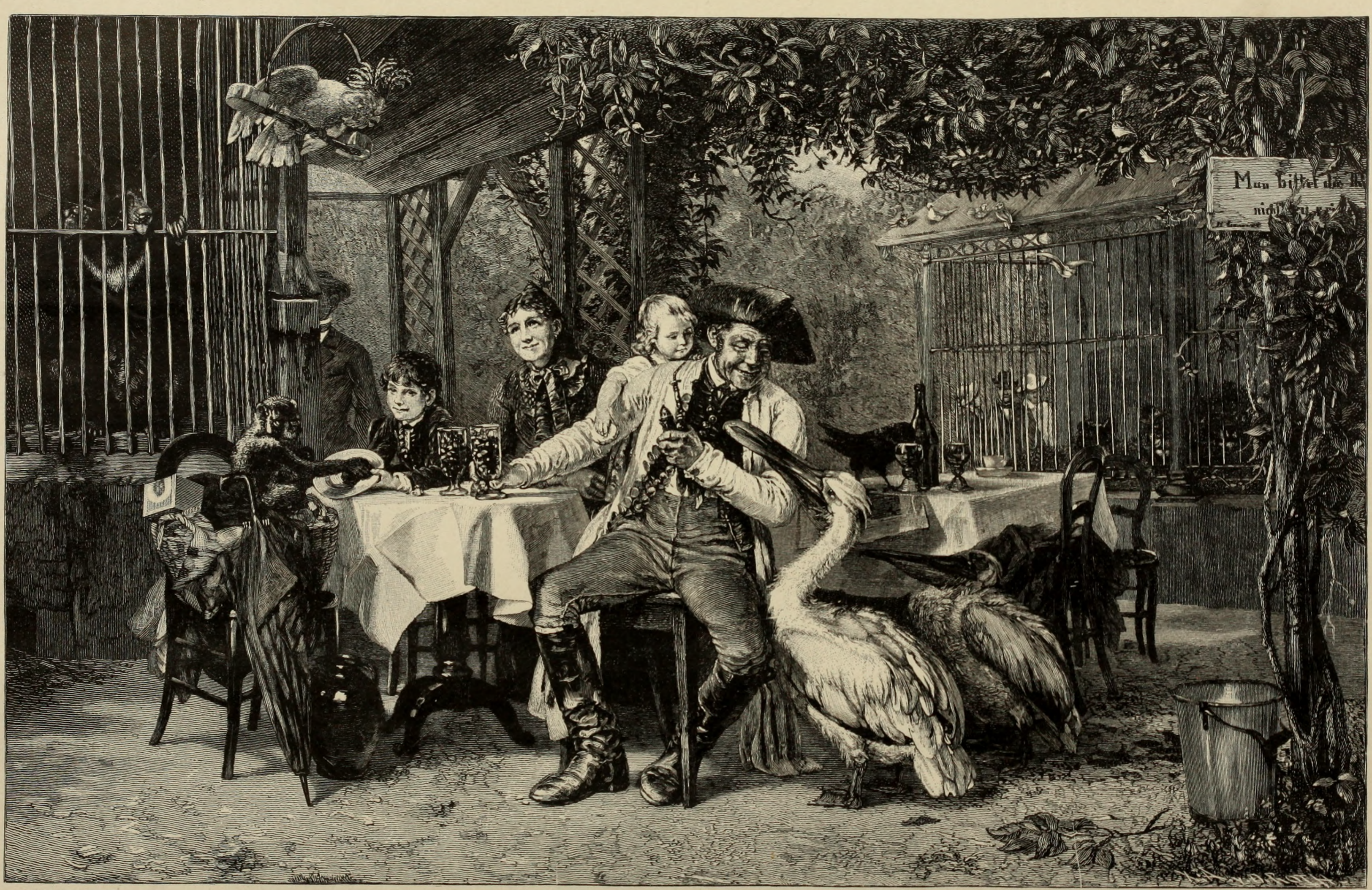
4. Homonym. Wagen, wagen.

5. Zweiſilbige Scharade. Helmholtz.

---

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſetzung.) — Der afrikaniſche Springhaſe. Von Dr. Staby. Mit einer Illuſtration. — Michel Aubertin. Eine Erzählung aus dem Lothringer Lande. Von E. Plaſtein. — Bei der letzten Schweſter Kaiſer Wilhelms I. Ein Erinnerungsblatt. Mit einem Bildnis. — Unter den Roſen. Gedicht von J. Trojan. — Von der Matroſenſtation in Potsdam zur Pfaueninſel. Von Bernhard Rogge. Mit fünf Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſerem Bilde: Am Krug zum grünen Kranze von Robert Aßmus. — Kirche. — Erdkunde. — Naturkunde. — Hygieine. — Forſchungsreiſen. — Schiffahrt — Verkehr. — Induſtrie. — Vereine. — Statiſtik. — Kunſt. — Jagd. — Ordenskleinod der Fruchtbringenden Geſellſchaft. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Man bittet die

Schmarotzer. Gemalt von Heinrich Schaumann.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 13.

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

**Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.**

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Juni 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 36.

## Pfingſten.

Sein ſchönſtes Feſt, ſein Feſt im Freien,
Sein Freudenfeſt begeht das Jahr.
Schmückt Thür und Thor mit grünen Maien,
Mit Maien Gräber und Altar!
Stellt Rotdornzweige und Hollunder
Ins ärmſte Armenſtübchen heut!
Das Feſt der Zeichen und der Wunder,
Hat ſonnenfunkelnd ſich erneut.

Im Blütendufte ſtehn die Reben,
In allen Stämmen quillt der Saft, —
Die alte heil'ge Luſt am Leben
Flammt wieder auf mit ſtarker Kraft.
Die erſte Beere ſchwillt im Laube,
In ſchlanken Halmen ſteht die Saat.
Nun wachſ' auch du, du froher Glaube,
Und du, du heit're, gute That!

Wohl jedem, deſſen tiefſtes Leben
Das wahre Sonnenlicht geſtreift,
Daß wie die Saaten und die Reben
Die Liebe in ihm blüht und reift!
Von Treue, Demut und Verzeihen
Ein neuer Geiſt werd' offenbar! — —
Schmückt Thür und Thor mit grünen Maien,
Mit Maien Gräber und Altar!

Frida Schanz.

## Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

In einer einſamen Ecke des Ballſaals, den Klapphut in den großen, mit hellen Glacees überzogenen Händen, ſtand der jüngere Galen. Den Kopf ſchwerfällig nach vorn gebeugt, die mächtigen Füße den Vorübergehenden quer in den Weg geſtreckt, umklammerte er mit beiden Fäuſten den ſeidenen Deckel, als ob dieſer ein Rettungsanker wäre, und in den groben Zügen ſpiegelte ſich eine hilf- und maßloſe Langeweile. Wie kam er hierher? fragte Liſi ſich, fragte ſich die verwunderte Geſellſchaft. Er wußte offenbar ſo gar nicht, was er mit dem Ball anfangen ſolle, und der Ball, was mit ihm.

Um ihn drehten ſich die glänzenden Geſtalten, wie kreiſchende Singvögel um eine Nachteule, welche es wagt, ſich im Licht zu zeigen, und ebenſolch' hilflos blödes, befangenes Geſicht, wie der gefoppte Vogel, machte der arme Gelehrte.

Liſi mußte lächeln und empfand doch Mitleid mit ihm; es trieb ſie zu ihm.

Sie benutzte eine der Tanzpauſen, um ihn aufzuſuchen.

„Sie auch hier, Baron? Aber Sie tanzen nicht?“ fragte ſie freundlich, ihm die Hand hinreichend.

Sein Geſicht verklärte ſich, und mit einer linkiſchen Verbeugung antwortete er: „Meine Zeit erlaubt mir ſonſt nicht, derartige Vergnügungen mitzumachen, und mein Geſchmack ſpricht auch nicht dafür. Aber Sie, Baronin Liſi, Sie gehören hierher und gefallen ſich hier?“

Und er betrachtete ſie mit einem Blick, in dem ſich Bewunderung und ſchwermütiges Forſchen miſchte.

Liſi fuhr fort zu lächeln, ihr ſchönes, gedankenloſes, jugendliches Lächeln, während ſie antwortete: „Ja, ich bin gern hier. Ich tanze gern, und mir macht's auch Vergnügen, die vielen, ſchönen Menſchen zu ſehen.“

„Schön?“ fragte er. „Sind ſie's wirklich? Ich hab' gar kein Auge dafür und muß ſagen, ich hab' außer Ihnen noch niemand Schönes hier geſehen.“

Er ward unſicherer, als er dies geſagt hatte, in dem Gedanken, es ſei unſchicklich, und ſein Geſicht nahm einen unglücklichen Ausdruck an. Auch drehte er ſeinen Hut krampfhaft hin und her, ſo, als müſſe dieſer dafür gezüchtigt werden.

Aber Liſi lachte nun hell. Es war ſo etwas Luſtiges für ſie, daß der ſchwerfällige Gelehrte ihr eine Artigkeit ſagte.

„Man hat Sie verleumdet!“ antwortete ſie dann. „Sie machen Komplimente, und man ſagte mir von Ihnen —“

„Ich ſei ein Flegel,“ fiel er ihr ins Wort, „nicht wahr? Vielleicht hat man Ihnen doch die Wahrheit geſagt; nach der Auffaſſung der Geſellſchaft wenigſtens — da bin ich ſchon ſo etwas. Aber ſchauen Sie, Baronin, die junge, ſchöne Frühlingsſonne lockt auch den brummigſten Bären aus ſeiner Höhle und macht ihn gelenkig. Und ſo meine ich: Sie ſind ſo etwas wie die Sonne, und ich — nun ja, ich — — gewiß, bin ſo etwas wie der Bär.“

Liſi lachte abermals.

„Das kann ich nicht zugeben. Denn — wenn wir ſchon von Sonnen und Sternen ſprechen — man nennt ja gerade Sie einen Stern der Wiſſenſchaft. Aber für heut haben wir uns genug Komplimente geſagt. Gute Nacht, Baron.“

Sie reichte ihm nochmals die ſchmale Rechte, und es unterhielt ſie wieder, wie unbeholfen er ſich dabei benahm. Sein großer Fuß ſtreifte ihre Schleppe und trat eine Roſe von dieſer ab.

Liſi beachtete es nicht, ſondern ſchritt weiter; er aber bückte ſich und hob die Blume auf. Sollte er ſie ihr nachbringen? Einige Sekunden hindurch verſank er darüber in Nachdenken. Aber was ſollte ſie mit der zertretenen Blume? Und er behielt ſie ſo gern. Er blickte ſich ſcheu um, und da ihn keiner zu beobachten ſchien, ſchob er ſie in ſeine Taſche. Bald darauf verließ er den Ballſaal.

Draußen zog er ſeinen breiten Filzhut in die Stirn, ſeine Glacees von den Händen, nahm dann die Roſe und hielt ſie ans Geſicht. Er trug einen fremden Schmerz in ſeinem Innern und gleichzeitig eine fremde Wonne, und beide, ſo ſehr ſie ihn bewegten, hätte er nicht miſſen mögen. Er war verliebt, zum erſtenmal in ſeinem Leben. Seit Sſemeſnyes hatte er Liſi nicht vergeſſen können und war auf dieſen Ball gegangen nur in der geheimen Hoffnung, ſie zu ſehen. Und nun es geſchehen, hatte ihr Anblick ſtärker auf ihn gewirkt als je, und er meinte, es gäbe nichts Lieblicheres auf Erden, nichts, das auch den Traurigſten und Schwermütigſten ſo froh machen könne.

Wie das gekommen war? Er wußte es nicht. Sie paßte ja wohl nicht zu ihm! Ganz und gar nicht! Ja wenn er ſich mit Überlegung hätte verlieben können, wäre ſie nicht diejenige geweſen, die er dazu erwählt.

„Die Sterne, die begehrt man nicht.“

Aber er hatte ja auch nicht überlegt und überlegte auch jetzt nicht. Er trieb dahin im Ozean ſeiner Liebe, wie ein Kind, das ohne Steuer und Ruder in einem Kahn auf ein leuchtendes Meer hinausfährt. Es ſchwimmt ins Weite und weiß nicht wohin, aber ohne Furcht, ohne Beſinnen ſaugt es ſelig die Herrlichkeiten rings um ſich ein, die freie, feuchtwehende Luft, das blitzende Blau, den Glanz des wogenden Waſſers.

So ging der Gelehrte lächelnd und trug ſeine Roſe ſpazieren, die halbe Nacht, und vergrub ſeine Naſe darein und war glücklich in kindlicher Innerlichkeit.

Währenddeſſen hatte Liſi oben in den feſtlich erleuchteten Sälen dasſelbe Gefühl, nur für einen anderen. Ihr war noch immer, als habe ſie die Kraft erlangt, zu fliegen, und als ſei es Paul, welcher ihr dieſe Kraft verleihe. Ihr Glück war intenſiver, als das des feinfühligen Gelehrten, aber es kannte, wie jenes, kein Vorwärts- und Rückwärtsdenken.

Und nebenher genoß ſie den Triumph eines ſchrankenloſen Erfolges. Die Stimmung ſelbſt, in der ſie ſich befand, verklärte ihre Schönheit, ſo daß dieſe die Beſchauer förmlich elektriſierte. Um den alten Fürſten war es nach der Hälfte des Balles bereits vollſtändig geſchehen. Er beobachtete eiferſüchtig Feraſi und ließ ſich von ſeiner Bewunderung ſchließlich ſo weit hinreißen, einen Tanz zu wagen, eine Extratour, bei welcher er freilich Mühe hatte, ſeinen ſteifen Gelenken den gleichen Schwung zu geben, wie ſeinen erregten Gefühlen.

Doch auch eine reiche Schar anderer Verehrer umringte die junge Dame, ſo daß deren Mutter kaum in weniger hohen Glücksſphären ſchwelgte, als ſie.

Gegen Ende des Balles teilten etwa ein Dutzend Kavaliere der ſchönen Witwe mit, ſie würden ſich erlauben, ihre Aufwartung zu machen, und ihr ſanguiniſches Temperament war danach wohl berechtigt, die ſchon gefaßten Hoffnungen in betreff Liſis noch um mehrere Grade höher zu ſchrauben.

Feraſi aber hatte mancherlei Gedanken, welche ſich mit den ihren begegneten. Er vergaß völlig, daß Tibor vorhanden und daß dieſer für Liſi eine Feſſel ſei.

„Wir werden uns oft ſehen, hoff' ich, und dieſe Saiſon wird für mich dadurch eine ſehr ſchöne werden, die ſchönſte, die ich erleben werd',“ ſagte er am Schluß des Balles mit einem glückſtrahlendem Blick in die blauen Augen ſeiner Erwählten.

Sie ließ ihm ihre Hand und erwiderte den Blick und das Lächeln, ſo daß er in dem Glauben blieb, ſie teile ſeine Vorſätze.

Es war gegen Mittag des nächſten Tages, als die Damen Ellrodt ihr erſtes Frühſtück einnahmen. Liſi war vor der Mutter im Zimmer, gewohnt, für die verwöhnte Frau all' jene kleinen Luxusgegenſtände bereit zu ſetzen, ohne welche dieſe meinte, nicht leben zu können. Doch heute ſaß die ſonſt ſo Sorgſame unthätig und ſtarrte träumeriſch vor ſich hin. Wohl ſtand ſie einmal auf, als die ſilberne Schokoladenkanne auf dem Kohlenbecken ſich rückte, ſetzte ſie wieder gerade und ſtellte auch die Meißener Mundtaſſe der Mutter zurecht, doch das alles mechaniſch, mit ſchweren, ſchleppenden Bewegungen und trübe verdunkelten Pupillen, ſo als habe ſie die Ermüdung der Nacht noch in allen Gliedern.

Es war nicht das; was ſie bedrückte, war etwas anderes. Wie hatte ſie vergeſſen und vergeben können, was in Sſemeſnyes geſchehen war, als habe ſie nie Feraſis verletzende Äußerungen gehört? Wie hatte ſie ihr Gelübde vergeſſen können, dieſem leichtſinnigen Grafen ſich fern zu halten und ihr Leben ernſten, heiligen Zwecken zu weihen? Ein Gelübde, das ſie nicht nur Tibor gethan, ſondern Gott?

Sie begriff es nicht und dachte ſchmerzhaft nach. Wenn das ſo weiter gehen ſollte, wenn ſie verurteilt wäre, Feraſi häufig zu ſehen, dann würde es bald um ihre Kraft geſchehen ſein, um ihre ach ſo armſelige Kraft, die ſie ſo mühſam aufrecht hielt.

Und durfte das ſein? Durfte ſie ihr Wort brechen? Sollte ſo kläglich enden, was ſo groß, ſo ſchwungvoll begonnen worden war?

Sie ſchlug plötzlich die Hände vors Geſicht, als wolle ſie es vor jemandem verſtecken. Ja, ſie ſcheute ſich. Wie würde ſie heute Tibors argwöhniſche Blicke aushalten, wenn ſie zu ihm mußte? Würde er nicht wieder in ihren Mienen leſen, und würde das, was er jetzt darinnen fand, nicht ſeine Vorwürfe rechtfertigen?

Das wollte ſie nicht. Feraſi ſollte nicht ſolche Macht über ſie behalten! Und ihr Geſicht befreiend, ſuchte ſie angſtvoll mit allen ihren Gedanken, wie ſie dem entrinnen könne. Sie fürchtete ſich, genau ſo wie vor Monaten in Sſemeſnyes, vor ihren eigenen Gefühlen, vor ihres Herzens mädchenhafter Schwäche; und wie damals, ſuchte ſie nach einem Zwang, der mächtig genug war, ſie vor ſich ſelbſt zu ſchützen. Ja, etwas finden, was ſie in jeder Minute an ihr Gelübde erinnern, was den Wankelmut des Grafen wie mit Flammenſchrift ihr vorhalten könne.

Ihr fiel etwas ein, etwas, was dem Mahndurſt des Augenblicks genügte, und entſchloſſen ſprang ſie auf und lief in den Salon. Dort lag auf dem Schreibtiſch ihrer Mutter ein orientaliſcher Dolch, eine haarſcharf geſchliffene, fein ciſelierte Klinge in koſtbarer Scheide. Die riß ſie heraus und ſtreifte den Ärmel über ihren linken Arm herauf. Die ſchöne Rundung der weißen Haut leuchtete ihr entgegen, und die blauen Adern zogen ſich zart hindurch. Begierig ſetzte das Mädchen die Spitze des Meſſers an und ritzte hinein. Das that weh, und unwillkürlich zuckte ſie zurück. Mit einer grimmen Befriedigung ſetzte ſie aber aufs neue an und ſchnitt mutiger weiter. Sie wollte nicht feige ſein! Gerade ihr Mut ſollte ſich ſtählen und hier konnte er die erſte Probe beſtehen. Und unbarmherzig, langſam ritzte ſie weiter in die weiße Rundung, drei Buchſtaben, die alsbald rot darin prangten: nie. Ja, nun war es deutlich zu leſen und würde in der Narbe beſtehen bleiben, auch wenn der Schmerz aufhörte, das Blut nicht mehr rann. Nie wollte ſie ihrer Schwäche für den Grafen mehr nachgeben, nie mehr ſollte er ſie bethören, nie in Ausübung ihrer Pflicht wanken machen!

Sie band ihr Taſchentuch über die Wunde und ſtreifte den Ärmel wieder herab; dann ging ſie ins Eßzimmer mit einer gewiſſen Befriedigung im Innern zurück. Wenn ſie jetzt die Narbe betrachten, ja, wenn ſie dieſe nur heimlich mit einem Finger berühren würde, dann mußte jene ſie an alles mahnen. Aber nicht genug damit. Nie mehr durfte ſie ſich freiwillig einer Begegnung mit dem Gefürchteten ausſetzen, nie mehr dieſe Feſte beſuchen, die ihr ein ſo beſtrickendes, verlockendes Glück brachten. Es nützte nichts, ein Herz mußte zerriſſen werden, wenn ſie das Opfer, das ſie gelobt hatte, vollziehen wollte, und ſo mußte es das ſein, welches ihr das liebſte war, das ihrer Mutter.

Dieſe trat gerade herein, in weißen, mit Gold und bunter Seide geſtickten Gewändern, den ſchönen orientaliſchen Geweben, die ſie aus guter Zeit gerettet hatte und morgens trug. Unter dem turbanartigen Tuch, das ihr dunkles Haar umſchloß, leuchtete ihr heiteres Geſicht königlich ſchön, und die ganze Jugendlichkeit, welche der Tochter fehlte, ſchien ſich in ihre frohen Züge geflüchtet zu haben.

Liſi lehnte bleich an der Thür und hatte Mühe, ſich ſo weit zu beherrſchen, um nicht in Thränen auszubrechen. Doch die Mutter, nichts ahnend, liebkoſte und beklagte ſie.

„Du arm's Haſcherl, ſchauſt ſo blaß aus! Hältſt gar nix mehr aus! Biſt ganz zermartert von deinem ewigen Krankendienſt. Aber das muß anders werden. Jetzt hat auch das Leben wieder ein Recht an dich!“

Und ſogleich ging ſie auf die Freuden des vergangenen Feſtes über und rief ſie ſich mit allen Einzelheiten ins Gedächtnis. Liſi ließ ſie gewähren. Es war noch nicht die Stunde, der Mutter den erneuten Schmerz der Enttäuſchung zu bereiten, und alles, was das Mädchen ihr gönnen konnte, ohne dem eigenen Gelübde untreu zu werden, wollte ſie ſo gern zugeſtehen.

Sie hörte zu, antwortete, lächelte, bediente die fröhlich Plaudernde und legte dazwiſchen mit asketiſcher Befriedigung die ſchmale Rechte um den linken Unterarm, den Schmerz dort ſpürend, den ihr die mahnende Wunde bereitete.

Ein paar Tage hatte der berühmte Uhu der Wiſſenſchaft, der verſchrieene Arzt Galen, mit einer Thätigkeit verbracht, die ihm niemand zugetraut hätte; er hatte Tibor Vötörös Gedichte geleſen, ſämtliche Werke des kranken Dichters, welche im Druck erſchienen waren. Die dicken Bände mediziniſcher Gelehrſamkeit hatte er beiſeite geſchoben und in dem kleinen, mit Goldſchnitt verzierten Büchelchen geblättert.

Aber es war nicht der Dichter, den er eigentlich dadurch kennen lernen wollte, es war Liſi, die er auf dieſen Umwegen ſuchte. Er wollte in ihre Seele, in ihr Geiſtesleben einen Einblick gewinnen, ſie verſtehen lernen. Sie liebte dieſen Vötörö. Warum liebte ſie ihn?

In dieſen Gedanken las er die Bändchen, und manches gefiel ihm, manches rührte ihn darin; aber im ganzen gaben ſie keine Antwort auf ſeine Frage und verſtärkten nur ſeine Sehnſucht nach Liſi. Er wollte ſie wiederſehen. Mehr begehrte er nicht. Das Licht ihrer Schönheit, die Anmut ihres Weſens ſollten auf ihn wirken, wie der Schein eines ſchönen Sterns auf den, der im Dunkel ſeine Bahn zieht. Wie aber ſollte er es anfangen, um zu ihr zu gelangen?

Einen Beſuch bei der Mutter? Zu den Dingen, die dem Gelehrten das Leben ſchwer machten, gehörten die hundert Vorſchriften der geſellſchaftlichen Etikette, unter deren Zwang ſein vornehmer Vater ſich ſo leicht bewegte, und in denen der Sohn ſich nicht zurechtfinden lernte.

Hatte er ein Recht, ſolch einen Beſuch zu machen? Warum machte man überhaupt Beſuche und was zog man dazu an? Zwängte man ſich wieder in einen Frack, helle Glacees und Lackſtiefel?

Ein paar Tage ſann er qualvoll darüber nach, dem Vater wollte er nicht verraten, was er im Sinn habe — dann machte er ſich auf den Weg, ziemlich korrekt, ſeiner innerſten Eigenart nachgebend, ohne Frack, in ſeinem beſten Straßenanzug.

Aber er traf die Mutter Ellrodt allein und zwar in Thränen. Sie machte ihn auch gleich zum Vertrauten ihres Grams und ſchien gar nicht verwundert über ſeinen Beſuch. Das ermutigte ihn. Geduldig hörte er ihre Klagen an.

„Denken Sie ſich, ſo weit hat er meiner ſchönen Liſi den Kopf verrückt, daß ſie jetzt gar keinen Ball mehr beſuchen will. Es ſei gegen ihre Pflicht. Als ob nicht dieſe ganze Verlobung gegen ſie wär'! Ein Mädchen wie meine Liſi und ſo ein Jammerpepp', — 's iſt um närriſch zu werden.“

„Die Baronin Liſi iſt eine ſo ernſte Natur, hat ſelbſt ſo viel Innerlichkeit,“ entgegnete er ſchüchtern, „und ſieht deshalb wohl auch nur auf dieſe.“

„Glauben Sie's nicht,“ eiferte dagegen die Mutter, „excentriſch iſt ſie! Oben hinaus, und lebt auf Gott weiß welchem Stern und nicht auf dieſer Erd'! Aber wann ſie herunter fällt, gibt's einen Jammer, der dann wieder nicht zum Anſchauen iſt! O Gott, wenn ſie nur jemand vorderhand warnen möcht'!“

„Sie haben keine Gewalt über ſie?“

Die ſchöne Witwe ſchüttelte troſtlos den Kopf: „In dieſer Sach' nicht. Sie hat mich ſonſt doch ſo gern, thut mir alles zu Gefallen, aber nur in dieſem Einen . . . 'S iſt als ob da etwas wirkt, was ich gar nicht verſteh'. Ja, manchmal denk' ich, ſie iſt gar nicht mehr recht richtig hier.“

Sie tippte mit dem Zeigefinger an ihre Stirn und fuhr bittend fort: „Wenn Sie ſie eine Weil' beobachten möchten und mir die Sach' erklären? Sie ſind doch Doktor, Sie haben doch eine Urſach', zu dem Kindszulp zu gehn. Ich mag nicht hin. Ich kann's nicht mit anſchaun das Gefrett mit der Krankenpfleg' und wie ſie meine Liſi quälen.“

Es war nur das, was Gabor wünſchte. Er befolgte den Vorſchlag ſchon am nächſten Tage.

Frau von Vötörö empfing ihn gerührt, mit ihrer ewigen thränenertränkten Dankbarkeit.

„Solch eine Berühmtheit und aus freien Stücken nach ihrem Tibor ſehen! Welche Güte, welch ein edles Gemüt! Und welche Freude würde es ihm machen! Freilich es ſei ein Fall von eminentem Intereſſe, vielleicht einzig daſtehend, jedenfalls der Beobachtung wert.“

Und nun kamen alle Einzelheiten, und der geduldige Verliebte wurde eine halbe Stunde lang im Vorzimmer aufgehalten. Aber er hörte Liſis melodiſche Stimme im Nebenraume. Sie las des Kranken Gedichte. Das neueſte Bändchen lag in ihren Händen. Es trug in fett gedruckten Buchſtaben die Widmung: „An Liſi!“, und der Dichter verzehrte jedes der von den Lippen der Leſerin fallenden Worte, als kenne er es nicht. Sie dagegen war zerſtreut und folgte kaum dem Sinn der melodiſchen Reime.

Tibor bemerkte es und rügte gereizt: „Du biſt nicht bei der Sache. Woran denkſt du wieder? Wahrhaftig, du kannſt einen zur Verzweiflung bringen. Man möchte oft glauben, die geiſtloſeſte Perſon vor ſich zu haben.“

Liſi blickte ihn mit den müden, träumeriſchen Augen an und ſagte, ohne ihre Abweſenheit zu leugnen: „Ich konnte nicht folgen. Ich horchte auf die Stimmen im Nebenzimmer und wunderte mich, wer drinnen iſt.“

„Was geht das dich an? Es kann dir gleichgültig ſein!“

Es konnte! Aber ſie war nervös, erwartete immer etwas Unvorhergeſehenes, Wunderbares, zuckte bei jedem Geräuſch zuſammen und hatte tief innen ein krankhaft eigenſinniges Hoffen. Auf was? Sie wußte es nicht. Aber alles, was jugendlich in ihr war, flüſterte, es müſſe anders werden!

Frau von Vötörö trat herein und teilte Tibor den Beſuch des Arztes mit. Und ſofort belebten ſich auch deſſen Mienen und zeigten eine ungewohnte, freudige Freundlichkeit. Ein Arzt und eine Berühmtheit! Welcher Kranke hoffte nicht etwas von ihm? Um die Teilnahme dieſes Mannes hatte ſich Tibor in Sſemeſnyes ſchon bemüht, aber ihn damals wortkarg und verſchloſſen gefunden. Und nun kam er zu ihm. „Geh!“ ſagte er zu Liſi, „empfang’ ihn, ſei liebenswürdig mit ihm!“ Liſi war gern bereit. Der Beſuch war eine willkommene Unterbrechung der Eintönigkeit, unter der ſie litt. Und dieſer jüngere Galen hatte all ihre Sympathien. Ein ſo guter Menſch und ſo drollig dabei! Sie ging ihm entgegen und ſtreckte ihm beide Hände hin: „Mein lieber Baron, wie unendlich freundlich von Ihnen!“

Das war der Dank, den der Arzt begehrte. Mit einem leiſen Erzittern des Herzens hielt er die ſchönen Hände in den ſeinen. War er wert, ſo empfangen zu werden? Aber alle ſeine Skrupel wichen, als er in das feine Mädchengeſicht ſah. So überzart ſah es aus, ſo weiß und nonnenhaft ernſt.

So hatte Liſi in Sſemeſnyes nicht ausgeſehen, ſo noch nicht auf dem Ball. Galen beobachtete ſie unabläſſig vom Krankenbett aus, an dem er ſaß. Aber Tibor merkte es und ärgerte ſich, obgleich der Arzt teilnehmend nach allen ſeinen Beſchwerden fragte. Die Aufmerkſamkeit der Berühmtheit ſollte ganz ihm gehören.

„Liſi, du kannſt dich entfernen! Geh hinaus, du kannſt mir jetzt hier nichts nützen!“ ſagte er daher befehlend, und der Arzt war erſtaunt, zu ſehen, daß ſie dem Befehle ſich fügte, gleichmütig, als ſei ſie an dieſen Ton gewöhnt und fände nichts Ungehöriges in ihm.

Sein eigenes Mißfallen veranlaßte ihn jedoch zu ſagen, ſobald ſie gegangen war: „Ich muß Sie doch bitten, die Baronin nicht derart zu verbannen, wenn ich öfters kommen ſoll. Es iſt die Bitte ihrer Mutter, die mich eigentlich hierher geführt hat. Ich will ſie beobachten, denn ſie ſoll Symptome von Krankheit zeigen.“

„Liſi krank? Aber ich bitt’ Sie! Ihr fehlt gar nichts. Sie iſt die Geſundheit ſelbſt. Es iſt nur die Sorge um mich, die ſie angreift. Meine Braut iſt rührend darin, Sie wiſſen nicht, wie ſie mich liebt.“

Der Arzt glaubte der Verſicherung nicht, er gewann den unvorteilhafteſten Eindruck von dem Dichter und ſeiner Mutter, und ſagte ſich mit Frau von Ellrodt nun auch: „Unmöglich, daß des Mädchens Herz hier gefeſſelt iſt.“ Dieſer Eindruck verſtärkte ſich, als draußen Liſi wieder ſeine beiden Hände nahm und angſtvoll bat: „Sie gehen ſchon fort? Aber Sie kommen doch wieder, nicht wahr?“ Und den ſchönen Kopf ſinken laſſend, fügte ſie ſchüchtern, entmutigt hinzu: „Ja ſo, ich vergaß! Sie ſind ja ein berühmter Arzt. Ihre Zeit iſt koſtbar. Da darf man ſo etwas nicht verlangen, beſonders hier, wo ja doch wohl nicht viel zu helfen iſt.“

Er antwortete warm: „Ich werde kommen, ſo oft Sie es wünſchen. Hierher, zu Ihnen, wohin Sie wollen.“

Ihre wunderſchönen, ſchwermütigen Augen wurden heller. „Nein, hierher, bitte. Es iſt ſo einſam hier, ſo erſchrecklich einſam! Und der Kranke —, Sie wiſſen, Kranke klagen gern. Es wird ihn erleichtern, wenn er ſich gegen noch einen andern ausſprechen kann!“

„Ja wohl,“ ſagte er und beobachtete ununterbrochen ihre Augen. Tiefblau, von der Farbe reifer Schlehen, mit ſchwarzen, beinahe unnatürlich großen Pupillen, wunderſchön! Aber es lag ein ſeltſamer Glanz darin, — wie hatte ihn Gabors Vater genannt? Der Glanz der Ekſtaſe? Nein! Der Arzt hätte ihn anders nennen mögen. Er ſchrieb gerade jetzt an einem Werk: „Die Einwirkung des Wahnſinns auf die Pupille.“ Wenn er hier Stoff zu ſeinen Studien fände? Nein, hier nicht, nur nicht hier! Und doch, wenn die Mutter Ellrodt recht gehabt hätte mit ihrer gar nicht ernſt gemeinten Behauptung? Es ließ ſich doch ſonſt gar nicht erklären, was das Mädchen zu dieſer Verlobung hatte treiben können.

Und mit einer großen Unruhe im Herzen beſchloß der Arzt, zu beobachten, wie er es verſprochen. Wenn ſich ſeine Furcht berechtigt erwies, war es vielleicht noch Zeit, vorzubeugen — zu retten. Er wollte alles daran ſetzen, um die, welche er liebte, vor ſo troſtloſem Schickſal zu bewahren. Nicht für ſich, nein, nur für ſie wollte er arbeiten, ſeine Kraft anwenden, um ſie glücklich zu ſehen. Das mußte ja auch ihn beglücken.

Das Geheimnis, das Frau von Ellrodt ſo wenig wie Gabor Galen enträtſeln konnte, war es, was Liſi aufrecht hielt. Der beinahe rohen Ausnutzung ihrer Kräfte, wie ſie die ſelbſtſüchtige Familie Vötörö betrieb, wäre ſie erlegen, die Eintönigkeit des Krankendienſtes hätte ſie aufgerieben, hätten alle Wurzeln ihrer Seele nicht Nahrung aus jenem geheimen Wunderreiche geſogen, in dem die Jugend immer mit halben Sinnen lebt.

Denn die Entfernung, in welche ſie ſich von Feraſi verſetzt, war eine rein äußerliche, und — zum eigenen Staunen — nahm das Mädchen es wahr, auch der Zwang, mit dem ſie an die Vötörös ſich band, blieb ein äußerlicher. Nach innen dagegen wirkte er in der wunderlichſten Art. Je mehr ſie in der Familie des Dichters verkehrte, um ſo mehr entfremdete ſie ſich ihr.

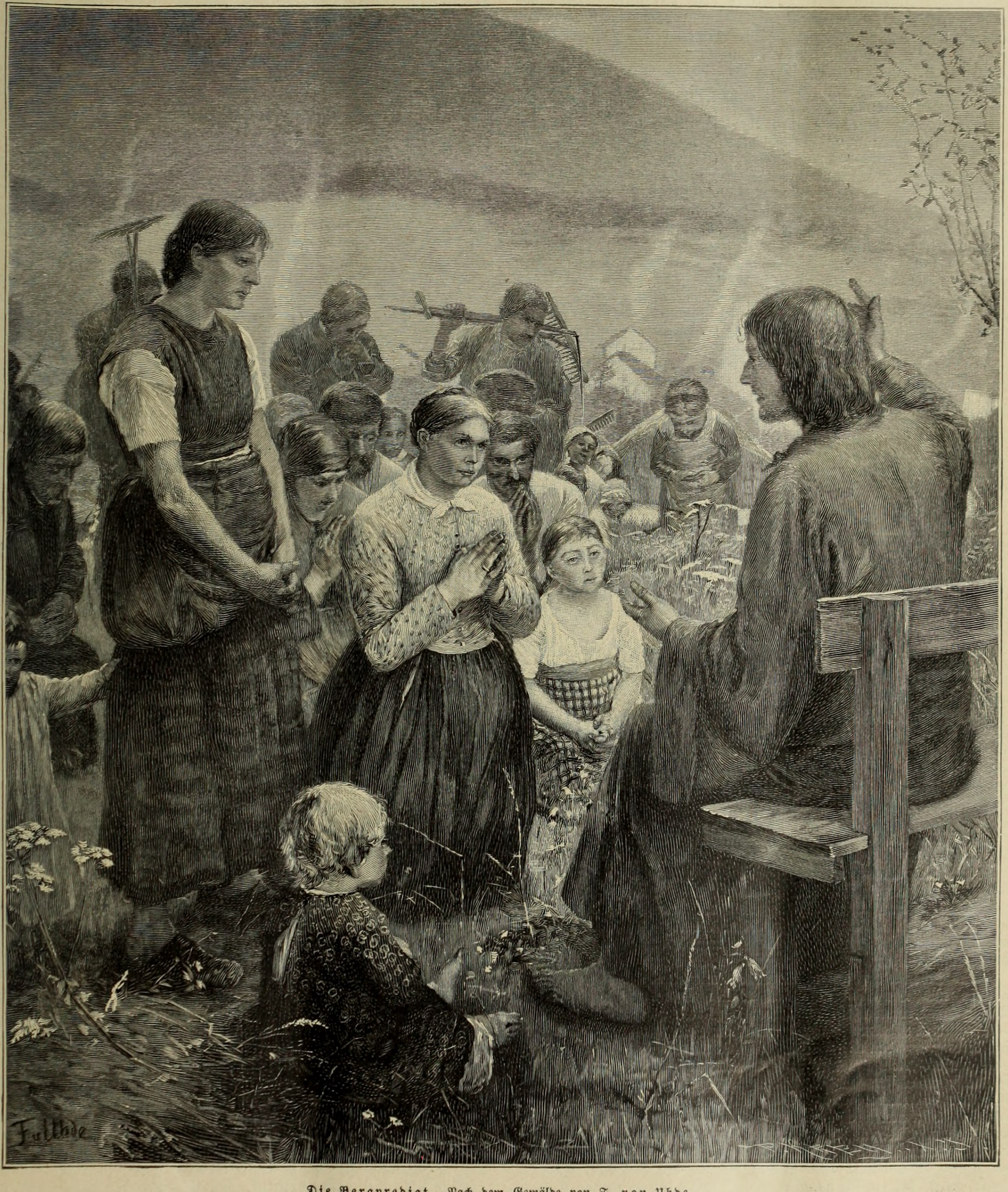
Es war nichts mehr, was ſie an ihrem Verlobten ſchätzte und achtete, und ſie fragte ſich oft, wenn ſie an ſeinem Lager ſaß: Wie konnten dieſes Mannes Gedichte ſo ganz etwas anderes ausdrücken, als was ſein Weſen offenbarte?

Dieſe ſchön klingenden Strophen, in denen die edelſten Gefühle austönten, wie paßten ſie zu der entſetzlichen Selbſtſucht, mit welcher der Gelähmte ſeine Umgebung quälte?

Und die Ermüdete löſte das Rätſel, indem ſie ſich ſagte, dieſe Gedichte ſeien nichts als eine ſchöne Lüge, geſchaffen, um die Fernſtehenden zu bethören. Aber als ſolche konnte ſie die Kunſt ihres Verlobten nicht mehr bewundern.

Damit war das letzte geiſtige Band zwiſchen ihm und ihr zerriſſen, denn die Bemühungen, ſeine Ungezogenheit zu mildern oder ihn doch zu einer freundlicheren Behandlung ſeiner abgehärmten Mutter zu beſtimmen, hatte ſie längſt aufgegeben. Sie fruchteten nichts, er mußte ſo ertragen werden, wie er war, da jeder, auch der leiſeſte Tadel ſeine Reizbarkeit nur verſchlimmerte.

(Fortſetzung folgt.)



Die Bergpredigt. Nach dem Gemälde von F. von Uhde.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

# Friedrich der Große als Kronprinz in Ruppin.

(Abdruck verboten.)

Die Jugendgeſchichte des großen Königs iſt ſo eingehend und ſo gründlich durchforſcht worden, daß der Stoff, falls ſich nicht unerwarteterweiſe noch neue archivaliſche Quellen erſchließen ſollten, als faſt vollſtändig erſchöpft gelten kann. Auch die intereſſante Rheinsberger Epiſode hat in Andrew Hamilton — „Rheinsberg, Friedrich der Große und Prinz Heinrich von Preußen“ — einen Bearbeiter gefunden, der ſich kaum etwas Weſentliches entgehen ließ. Dagegen liegt zwiſchen der Begnadigung des Kronprinzen und der Zeit ſeines Rheinsberger Aufenthaltes eine Periode, die merkwürdigerweiſe die ihr unzweifelhaft gebührende Berückſichtigung bisher noch nicht gefunden hatte. Es ſind dies die Jahre 1732—1736, während deren der jugendliche Kronprinz als Regimentschef in Ruppin lebte. Sämtliche Biographen gehen über dieſe Jahre ganz kurz hinweg, ſelbſt der unermüdliche Carlyle begnügt ſich mit der Wiedergabe einiger ſchlecht oder gar nicht verbürgter Anekdoten. Und doch fällt gerade in die Zeit von 1732—1736 der eigentliche Ausgleich zwiſchen Vater und Sohn, der mit der formalen Begnadigung des letzteren noch keineswegs vollzogen war, fallen in ſie jene Tage ernſter militäriſcher Berufsthätigkeit, in denen der Kronprinz ſich zum Truppenführer ausbildete, in denen ſich vor allem die ihm ehedem fremde Liebe, das richtige Verſtändnis zum Dienſt in ihm entwickelte.

Die Urſache, warum dieſe Jahre — unter des Kronprinzen Lehrjahren wahrſcheinlich die wichtigſten — bisher ſo überaus ſtiefmütterlich behandelt wurden, liegt darin, daß die Quellen für ſie ungemein ſpärlich fließen oder doch ſo verſteckt erſcheinen, daß es eines ganz außerordentlichen Fleißes und einer ſehr ausgedehnten gründlichen Kenntnis der geſamten, in Betracht kommenden Litteratur bedurfte, um ſie zu erſchließen. Es iſt das Verdienſt des Oberſt Becher, in ſeinem jüngſt erſchienenen Buche — „Der Kronprinz Friedrich als Regimentschef in Ruppin. Berlin. Alexander Dunker. 1892“ — das geſamte Material zuſammengeſtellt und zu einem überſichtlichen Bilde vereinigt zu haben.

Ende November 1731 hatte der König ſeinen Frieden mit dem Sohne geſchloſſen, ihn wenigſtens äußerlich wieder in Gnaden aufgenommen. Wohl in dem erklärlichen Beſtreben, einem erneuten Bruch mit dem, ihm in der Charakterrichtung, wie in ſeinen Neigungen gleich unverſtändlichen Jüngling durch eine räumliche Trennung möglichſt aus dem Wege zu gehen, zugleich aber in dem Wunſch, Friedrich in größerem Maße wie bisher in den militäriſchen Dienſt einzuführen, ernannte er den Thronfolger am 29. Februar 1732 zum Oberſt und Chef des Goltzſchen Infanterieregiments. Dasſelbe hatte in ſieben verſchiedenen kleinen märkiſchen Garniſonen gelegen, wurde jetzt aber mit je einem Bataillon nach Nauen und Ruppin, unter gleichzeitiger Anweiſung des letzteren Ortes als Regimentsſtabsquartier, verlegt.

Ruppin war zu jener Zeit ein äußerſt beſcheidenes, kleines Ackerſtädtchen von etwa 2—3000 Einwohnern, von dreifachen Wällen umſchloſſen, im Innern winklig gebaut, die Straßen ſchlecht oder gar nicht gepflaſtert; noch von der böſen Schwedenzeit her lagen zahlreiche Grundſtücke wüſt. Der König mochte ſelbſt empfinden, daß der Ort einen wenig angenehmen Aufenthalt für einen Thronfolger bilde; noch ehe Friedrich ſeinen Einzug in Ruppin hielt, befahl er daher, „der Kot ſolle aus den Straßen geſchafft und die Häuſer, ſo noch nicht abgeputzt ſind, ſollen abgeputzt werden“; auch ließ er die für den Kronprinzen beſtimmten Häuſer — zwei einfache Fachwerkgebäude, die jetzt zu einem verbunden wurden — „abweißen und aptieren.“ Trotzdem blieb die Unterkunft eine äußerſt dürftige, ſo dürftig, daß es ſelbſt dem gewiß einfachen König unmöglich erſchien, nach der Vermählung ſeines Sohnes die junge Prinzeſſin in der kleinen Stadt wohnen zu laſſen; ſie hat denn auch thatſächlich nie in Ruppin reſidiert, blieb vielmehr bis zum Ankauf von Rheinsberg in Berlin, wo dem kronprinzlichen Paar ein eigenes Palais — jetzt das der Kaiſerin Friedrich — angewieſen wurde, oder lebte auf Schloß Schönhauſen, welches ihr der König geſchenkt hatte.

Das Schönſte an Ruppin waren die mit alten prächtigen Eichen, Rüſtern und Buchen beſtandenen Wälle; es war eine der erſten Sorgen des Kronprinzen, die ſchon eingeleitete Zerſtörung derſelben zu verhindern: „Anno 1732 inhibierten Ihre Königliche Majeſtät (der Kronprinz) das weitere Raſieren,“ ſchreibt die Ruppiner Chronik, „und konſervierten alſo die übrigen Wälle, ſo noch ſtehen und gegen Norden und Weſten die ganze Länge der Stadt bekleiden; ließ ſie auch mit vielerlei Baumſorten bepflanzen, wodurch ſie zum angenehmſten beſchatteten Spaziergang voll Nachtigallen geworden ſind, den der am Ende nachs Berliner Thor hieran angelegte prinzliche Garten zieret.“ Dieſer ſchöne Garten iſt heute, nachdem die kronprinzlichen Wohnhäuſer dem großen Brande des Jahres 1787 zum Opfer fielen, das einzige ſichtbare Gedenkzeichen für Friedrichs Aufenthalt in Ruppin; im Beſitz des Kreiſes werden die Anlagen von „Amalthea, meinem lieben Garten von Ruppin,“ wie Friedrich einſt ſelbſt an Suhm ſchrieb, vortrefflich unterhalten; auf einem gewaltigen Granitblock aber ließ ein Bürger der Stadt hier die Worte eingraben: „Unter dem Schatten dieſer Bäume überdachte der Kronprinz Friedrich der Einzige die Pläne, welche er als König zur Ausführung brachte.“

So war die Garniſon des Kronprinzen äußerlich beſchaffen, und nicht ſonderlich anregender ſcheint das geiſtige Leben in ihr geweſen zu ſein. Es läßt ſich annehmen, daß Friedrich wenigſtens in den erſten Jahren ſeines ruppiner Aufenthalts ein Daſein geführt hat, das ſich nicht weſentlich von dem damaligen Garniſonleben anderer junger Offiziere unterſchied; neben dem Dienſt erhielten die derberen Genüſſe, wie jene Zeit ſie liebte, ihr Recht. Man erzählt uns von einem großen Opferfeſt, bei dem im kronprinzlichen Garten die Kameraden auf Friedrichs Geheiß ihre alten, goldbordierten Uniformen feierlichſt zu Ehren der neuen ſilberverſchnürten, welche dem Regiment auf beſonderen Wunſch ſeines Chefs verliehen worden waren, den Flammen übergaben; man erzählt uns weiter von einigen im Übermut zerbrochenen Fenſterſcheiben — die Jugend wollte eben austoben. Lange aber konnte das tolle Leben, das ſelbſtverſtändlich vor dem geſtrengen Herrn Vater aufs ſchärfſte verheimlicht werden mußte, dem regen Geiſt des Kronprinzen doch nicht genügen; er wandte ſich neben ſeinen dienſtlichen Pflichten auch anderen ernſten Beſchäftigungen zu; die geliebte „Prinzipeſſa,“ die Flöte, kam wieder zu Ehren, und der vielſeitige, alle Gebiete des Wiſſens ſtreifende Briefwechſel mit den führenden Geiſtern jener Zeit hub bereits in Ruppin aus.

In erſter Reihe ſtand in der Garniſon jedoch ſtets der militäriſche Dienſt. Mochte das Intereſſe, welches Friedrich ſeinen Pflichten als Regimentschef entgegenbrachte, anfangs auch ſtark auf die Wünſche des Vaters zugeſchnitten ſein, die eigene Vorliebe für alles Militäriſche, die nun einmal allen Hohenzollern angeboren iſt, kam doch bald auch bei ihm zum Durchbruch.

„Mein Regiment ſoll kein Salat-Regiment werden“ (Salat-Regimenter pflegte der König diejenigen Truppenteile zu nennen, welche ſchlecht exerzierten), hatte Friedrich bei Übernahme des Kommandos geſagt, und er hielt Wort. Schon bei der erſten Revue errang das Kronprinzen-Regiment nicht nur in ſeinen Exerzitien, ſondern auch in der Ökonomie die vollſte Anerkennung des ungemein ſchwer zu befriedigenden oberſten Kriegsherrn. Hatte der Vater noch vor Jahresfriſt, als Friedrich ihn, kaum von Küſtrin zurückgekehrt, inſtändigſt um die Wiederverleihung des Offizierportepees bitten ließ, ganz verwundert ausgerufen: „Iſt denn der Fritze auch ein Soldat?“, ſo erkannte er jetzt ſchnell, daß der Sohn ſogar alle Anlagen zu einem vortrefflichen Truppenführer beſaß. Oberſt Becher bringt in ſeinem Buch aus dem Briefwechſel zwiſchen Vater und Sohn eine Fülle von Belegen für den Eifer des jungen Kommandeurs, aber auch, eng damit zuſammenhängend, von dem ſtetig wachſenden Einverſtändnis zwiſchen beiden. Die Briefe Friedrichs laſſen auf jeder Seite ein ſcharfes Verſtändnis für alle militäriſchen Dinge, bis auf die ſcheinbar geringfügigſten Kleinigkeiten hinab, erkennen; er berichtet dem Vater über die verſchiedenartigſten Dinge, über Exerzieren, Verpflegung, Krankenſtand, Bekleidung, Streitigkeiten der Offiziere und Avancementsverhältniſſe innerhalb ſeines Regiments.

„Soignez les details, ils ne sont pas sans gloire,
C'est le premier pas, qui mène à la victoire“ —

ruft er einmal aus, den militäriſchen Grundſätzen ſeines Vaters poetiſchen Ausdruck verleihend.

Eine beſondere Rolle ſpielen in den Briefen ſelbſtverſtändlich die Werbungsangelegenheiten. War das Rekrutieren der Regimenter damals an ſich ſchon ſtets eine der ſchwierigſten Aufgaben für jeden Kommandeur, da die Armee nur zu einem Drittel aus Landeskindern, zu zwei Dritteilen aber aus geworbenen Ausländern beſtand, ſo glaubte Friedrich, der die Schwäche ſeines Vaters für lange Kerle kannte, ganz beſondere Aufmerkſamkeit auf den Erſatz ſeines Regiments, das er in nicht ſonderlich günſtigem Zuſtand übernahm, verwenden zu müſſen. Er erreichte es in der That, daß er z. B. bei der Revue des Jahres 1738 im erſten Gliede ſeiner Leibkompanie 10 Unteroffiziere und 28 Mann über 6 Fuß vorſtellen konnte; in der ganzen Kompanie maß kein Mann unter 5 Fuß 8 Zoll. Der Kronprinz wußte ſehr wohl, was er that. „Mein Regiment hat bei der Revue Wunder gethan,“ ſchrieb er im Juni 1737 etwas ironiſch an ſeinen Freund Suhm, „die Handhabung der Waffen, ein wenig Mehl auf den Kopf der Soldaten geſtreut, Leute von mehr als 6 Fuß und viele Rekruten erwieſen ſich als ſtärkere Gründe, denn die Verleumdungen meiner Gegner.“

Die Beſchaffung der langen Kerle verurſachte dem Kronprinzen indeſſen ungemeine Koſten, die zu ſeinen ſehr geringen Einnahmen in ſchlechtem Verhältnis ſtanden und die Urſache fortgeſetzter Geldverlegenheiten wurden. „Um durch Vermittelung meiner Koloſſe Fortune zu machen,“ durchſchweiften ſeine Werbeoffiziere ganz Europa; nicht nur aus Deutſchland, auch aus Schweden, Dänemark, Frankreich, Ungarn und Italien trafen die „ſechsfüßigen Argumente“ in Ruppin ein. „Ohne weiter ins Moraliſieren einzugehen, erlauben Sie mir, Ihnen ein phyſiſches Phänomen anzukündigen, welches in dieſer Zeit nicht gleichgültig iſt,“ berichtete Friedrich u. a. an den Oberſt Camas. „Es beſteht dies nämlich darin, daß ich durch die Anziehungskraft von 6000 Thalern aus den ſchönen holländiſchen Gründen einen Kerl von 6 Fuß 4 Zoll an mich herangezogen habe; ein Phänomen, welches eben ſo ſchön und außerordentlich iſt, wie ein Komet mit ſeinem Schweife, und binnen wenigen Tagen am Ruppiner Horizonte glänzen wird. Jetzt, meine Herren, könnt Ihr Euch alle vor mir verſtecken, damit ein ſolcher Moſes-Glanz Euch nicht blende.“ Übrigens blieben die längſten der langen Kerle meiſt dem eigenen Regiment nicht einmal erhalten; der König beliebte vielmehr meiſt ſolche Rieſen bei Gelegenheit der nächſten Revue für das Potsdamer Leibregiment in Anſpruch zu nehmen. So ſtellte der Kronprinz 1739 anderthalbhundert Rekruten vor, die durch Größe und Schönheit derart auffielen, daß der Herr Papa ſofort ſechs Mann von ihnen für ſein Leibregiment ausſuchte; er bezahlte zwar 10000 Thaler für die ſechs Rieſen, aber dieſe Summe reichte auch nicht annähernd aus, um die Werbekoſten zu decken. Die Schwierigkeit der Werbung zeitigte die ſonderbarſten Erſcheinungen. Wenn ſonſt jede Deſertion aufs härteſte beſtraft wurde, ſo ſuchte man doch beſonders gut gewachſene Leute, ſobald ſie einmal erſt ins Ausland gelangt waren, ſelbſt durch das Verſprechen vollſtändiger Verzeihung wieder zu erlangen — man fertigte ihnen förmliche Pardonbriefe aus.

„Heute habe aus Copenhagen Briwe vom Hauptmann Gräbenitz gekriget“ — der Brief Friedrichs iſt, wie alle an den König gerichteten, deutſch geſchrieben und gewährt einen intereſſanten Einblick in die Orthographie des hohen Herrn. „Er ſchreibet, das ein hauf Deſerteurs von uns bei ihm geweſen wehren, und ihn gebeten, wieder in dinſten zu kommen, er ſchreibet, es weren die meiſten leute von 10 bis 11 Zoll, alſo bitte meinen Gnädigſten Vahter ganz unterthänigſt mihr ein Stücker 10 pardon Briwe zu ſchicken, damit er ſolche leute von ihren captens loskaufen möchte.“ Der König bemerkte eigenhändig auf dem Schreiben: „gut 12 Pardon Briffe.“

So ſehr der Kronprinz, durch die Verhältniſſe gezwungen, ſich in die militäriſchen Anſchauungen ſeiner Zeit zu ſchicken ſucht, ſo finden ſich doch auch zahlreiche Anzeichen dafür, daß er über deren Horizont hinaus ſich ſchon damals mit Ideen trug, welche dem Geiſt jener Jahre ſonſt wohl recht fremd waren. In ſeinem Briefwechſel mit Oberſt Camas ſchreibt er u. a.: „Was die Art Gefreite zu beſtrafen anbelangt, ſo meine ich, daß man ihnen mehr Ehrgefühl einflößen könnte, wenn man ſie durch die Sergeanten der Kompanien arretieren ließe, wie man überhaupt nicht Fleiß genug darauf verwenden kann, Menſchen, die wenig Gefühl haben, Ehrliebe beizubringen.“ Für die Unteroffiziere ſeines Regiments erwirkt er bei dem König eine Zulage: „Ich habe Meines allergnädigſten Vaters gnädigen Befehl wegen Zulage derer Unteroffiziers mit allerunterthänigſtem Reſpect erhalten und bin verſichert, daß Meines allergnädigſten Vaters Dienſt ein Vieles darunter vortheln wird, indem der kleine Dienſt viel auf die Unteroffiziers und deren Treu ankommt.“ Am charakteriſtiſchſten aber iſt eine Stelle in einem an Voltaire gerichteten Briefe: „Wir ſind hier beſchäftigt, Menſchen aus Geſchöpfen zu bilden, die bisher nur das Antlitz von Menſchen haben. Militäriſche Geſetzgeber, üben wir uns darum nicht minder in der Kunſt, Menſchen zu erziehen; ein beſtändiges Studium des menſchlichen Geiſtes mit dem Endzweck, die ſtumpfſten Seelen für den Ruhm empfänglich zu machen, auffäſſige und unruhige Gemüter unter die Zucht zu beugen, lockere Burſchen, Libertiner und Verbrecher ſittlich zu heben. So undankbar dieſe Aufgabe ſcheinen kann, man thut ſie mit Vergnügen.“

Der Ruppiner Aufenthalt des Kronprinzen wurde zweimal auf längere Zeit unterbrochen. Das erſte Mal durch ſeine Teilnahme an dem Feldzug 1734, jenem wenig ruhmvollen, thatenloſen Feldzuge am Rhein, in dem er an der Seite des greiſen, jede Gefährdung ſeines Ruhms fürchtenden Prinzen Eugen ſich die erſten Sporen verdienen ſollte. Es gab freilich nichts zu lernen dort für einen Friedrich — es müßte denn die allerdings für ſein ſpäteres Leben ſo überaus wichtige Erfahrung geweſen ſein, daß ſich das Kaiſerliche, aber noch mehr das Reichsheer in einer wenig vorteilhaften Verfaſſung befand. Die zweite Entfernung von Ruppin wurde 1735 durch eine Inſpicierungsreiſe nach Preußen hervorgerufen, die der König angeordnet hatte, damit Friedrich die dortigen Verhältniſſe aus eigener Anſchauung kennen lerne: „weil ihr doch dereinſt dies Land beherrſchen müſſet und überaus übel daran ſein werdt, wenn ihr blos den ſpecieuſen Berichten derer meiſtenteils eigennützigen Bedienſteten glauben müßtet. Ich habe ſolches mehr als zuviel erfahren, und da es eines von meinen ſchönſten Ländern iſt, ſo muß ich doch geſtehen, daß es noch in ſchlechter und miſerabler Ordnung iſt.“

Es war dieſe preußiſche Reiſe der erſte größere und wichtige Auftrag, mit dem der Vater das wieder erwachende Vertrauen zu ſeinem Sohne bekräftigte, und der ſtrenge Mann, der das Herz dabei ſo auf dem rechten Flecke hatte, wie es nur ein Vater haben kann, mag glücklich geweſen ſein, als er ſich mit dem Ausgang der Inſpicierungsreiſe durchaus einverſtanden erklären konnte. Langſam, und immer noch durch einzelne Zwiſchenträgereien gefährdet, hatte ſich das Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn gerade in den Jahren des Ruppiner Aufenthalts gebeſſert; der König begann nicht nur das energiſche Streben des Kronprinzen anzuerkennen, er gewann auch Achtung vor deſſen vielſeitiger Befähigung. Und umgekehrt regte ſich in dem Sohne nicht nur die zeitweiſe unterdrückte Zuneigung zu dem Vater, er lernte auch deſſen große Regenteneigenſchaften in der eigenen Mitarbeit ſchätzen — jene Regententugenden, denen er ſelbſt in der Geſchichte ſeines Hauſes das ſchönſte Denkmal mit den Worten geſetzt: „Wenn es wahr iſt, daß wir den Schatten der Eiche, die uns ſchützt, der Eichel verdanken, durch die ſie erzeugt wird, ſo muß die ganze Welt geſtehen, daß man in dem arbeitſamen Leben dieſes Fürſten und in ſeinen weiſen Maßregeln die Keime des gedeihlichen Zuſtandes findet, deſſen das Königshaus nach ſeinem Tode genoſſen hat.“

Hanns von Zobeltitz.

---

## Das Langenbeck-Haus.

(Abdruck verboten.)

In dieſer Pfingſtwoche ſieht Berlin eine Anzahl von Männern bei ſich als Gäſte, die man füglich mit gutem Recht „Männer von Blut und Eiſen“ nennen könnte, und die doch die berufenſten Wahrer milder Friedenswerke ſind.

Vom 8. bis 11. Juni findet nämlich in der Reichshauptſtadt der einundzwanzigſte Kongreß der „Deutſchen Geſellſchaft für Chirurgie“ ſtatt, und es iſt eine ſchöne, alle Teilnehmer mit Stolz und Freude erfüllende Urſache, die den Vorſtand dieſer Geſellſchaft bewogen hat, den Kongreß in die Pfingſtwoche zu verlegen, ſtatt ihn in der Oſterwoche abzuhalten, wie ſeit zwanzig Jahren üblich war. Es gilt, in dieſen Tagen ein Haus zu weihen und zu eröffnen, das den Namen des großen Altmeiſters deutſcher Chirurgie trägt, den Namen Bernhard von Langenbecks.

Bernhard von Langenbeck wurde am 8. November 1810 zu Padingbüttel im Lande Wurſten geboren; er war vermöglicher Leute Kind. Als Neffe des tüchtigen Göttinger Anatomen und Chirurgen gleichen Namens, mit dem er ſchon in jungen Jahren in herzlicher Zuneigung verbunden war, ſtudierte auch er Medizin, zuerſt in Göttingen, dann längere Zeit in England und Frankreich; 1838 habilitierte er ſich in Göttingen als Phyſiologe und Chirurg. Seine außerordentlich vielſeitigen Kenntniſſe, ſeine Geſchicklichkeit beim Operieren, ſeine ſtaunenerregende Sicherheit im Erkennen von Krankheiten machten ihn bald ſo anerkannt, daß er 1842 als Profeſſor der Chirurgie nach Kiel und 1847 als Nachfolger des genialen Dieffenbach an die Berliner Hochſchule berufen wurde.

Wie nur im rechten Boden ſich die Pflanze voll entwickeln kann, ſo entwickelte ſich auch Langenbeck erſt hier in dieſer erweiterten Thätigkeit zu ſeiner ganzen Größe. Durch die Erfindung neuer Inſtrumente, durch die Verbeſſerung alter und das Erdenken neuer Operationsmethoden, unter denen eine der folgenreichſten die Einführung der konſervativen Chirurgie iſt, wurde er der erſte Chirurg einer neuen Zeit, die ihn neidlos und bewundernd als ſolchen anerkennt. Ihm verdanken wir die Erkenntnis, daß es nicht immer nötig ſei, ſchwer verletzte oder faſt zerſtörte Glieder zu entfernen. Zu dieſem Zweck erſann er die ſubperioſtale Reſektion der Knochen, d. h. die Operation, durch die er die erkrankten oder zerſtörten Knochen entfernte, indem er die neue Knochen bildende Knochenhaut ſorgfältig erhielt. Von ſeinen weiteren zahlreichen erfinderiſchen Großthaten ſeien hier nur kurz erwähnt: die plaſtiſchen Operationen im Geſicht, die Gaumennaht bei geſpaltenem Gaumen, die Knochendurchmeißelungen unter der Knochenhaut, ſowie die Knochenzertrümmerungen unter der Haut (ſubcutan) zur Geraderichtung ſchiefgeheilter Brüche oder aus anderen Urſachen verkrümmter Knochen und ſteifer Gelenke, und die Vervollkommnung und häufigere Anwendung des Gipsverbandes. Alle dieſe und viele andere teils neue, teils verbeſſerte Operationsmethoden ſind durch ihn und ſeine Schüler Gemeingut der Ärzte der ganzen Welt geworden, zum Heile all der Unzähligen, die früher elend und entſtellt ein jammervolles Daſein hinleben mußten. Doch nur wer ſich vergegenwärtigt, daß dieſes ſchöpferiſche Vorgehen des Meiſters zum großen Teil in eine Zeit fällt, in der die antiſeptiſche Wundbehandlung noch nicht beſtand und der Gebrauch des Chloroforms eben erſt feſteren Boden faßte, kann die ganze Kühnheit würdigen, mit der dieſe Neuerungen erdacht waren.

Als Leiter des Sanitätsweſens in den Kriegen 1864, 1866 und 1870 erwarb ſich Langenbeck Verdienſte, die ihm den Adel und die höchſten ſtaatlichen Ehren eintrugen. In dieſen Kriegen teilte er ſich mit unſren Heeren redlich in die blutige Arbeit, heilend, wo jene ſchlugen, helfend, wo jene zerſtörten.. Auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten bewährte ſich ſeine hohe organiſatoriſche Begabung, ſeine Menſchenfreundlichkeit fand ein unermeßliches Arbeitsfeld.

Trotz ſo vielſeitiger Thätigkeit war Langenbeck von ausgiebiger litterariſcher Fruchtbarkeit und ein ſtets anregender

Lehrer voll Geiſt und Wohlwollen. Aus ſeiner Schule ſtammen ſechzehn Profeſſoren der Chirurgie, und ungezählte tüchtige Chirurgen nennen ihn mit Dankbarkeit ihren Lehrer.

Als in den ſiebziger Jahren jene gewaltige Entdeckung Liſters in die Welt trat, die den ſiegreichen Kampf mit den Fäulniserregern in den Wunden begann, war es Langenbeck wiederum, der neben ſeinen Kollegen Bardeleben und Volkmann, erſt vorſichtig prüfend, dann aber mit Begeiſterung die neue Lehre anerkannte. Ein geradezu heroiſch zu nennendes Opfer aber brachte Langenbeck ſeiner ehrlichen, ſelbſtloſen, die Wiſſenſchaft über alles liebenden Erkenntnis dadurch dar, daß er, als er ſein Augenlicht ſchwinden, die Sicherheit der Hand ſich vermindern fühlte, freiwillig aus all den Lehrämtern ſchied, an denen er mit ganzem Herzen hing. Er verließ 1882 Berlin, um, jüngeren Kräften ſeinen Platz anvertrauend, in Wiesbaden ſein Leben zu beſchließen; hier, in ſeinem tusculum am Neroberge, ſtarb er im Jahre 1887.

Wie Langenbeck ſich niemals engherzig wiſſenſchaftlichen Neuerungen, auch denen anderer Nationen, verſchloß, ſo pflegte er auch rückhaltloſe Kritik an eigenen Leiſtungen zu üben und zu vertragen. Immer trat er für den Gedanken ein, daß die Wiſſenſchaft nicht, wie ein Patent, der Beſitz eines einzelnen ſei, ſondern allen angehöre, die ihr dienen. Aus dieſer Erkenntnis entſtand das Bedürfnis und der Wunſch gegenſeitigen Austauſches von Erfahrungen und Anſichten, erwuchs der Gedanke, eine Vereinigung aller nach gleichen wiſſenſchaftlichen Zielen Strebenden zu begründen. So entſtand die deutſche Geſellſchaft für Chirurgie.

Als erſte wiſſenſchaftliche Geſellſchaft im neu geeinten Reiche 1872 von Langenbeck ins Leben gerufen, wurde die deutſche Geſellſchaft für Chirurgie von ihm jahrelang in umſichtiger, klarer, parteiloſer Weiſe geleitet. Sie ließ es ſich bis auf den heutigen Tag angelegen ſein, neben den perſönlichen Erfahrungen ihrer Mitglieder die großen allgemeinen Fragen der Chirurgie zu beſprechen, ſie zu klären und feſte Geſichtspunkte für Vornahme oder Unterlaſſung einſchneidender Operationen zu finden. Faſt alle deutſchen Profeſſoren der Chirurgie, viele Ärzte, die für Chirurgie Intereſſe haben, auch manche außerdeutſche hervorragende Gelehrte gehören zu den über 500 Mitgliedern, die augenblicklich die Geſellſchaft bilden. In ihr haben Fragen wie die operative Behandlung der Tuberkuloſe der Knochen und Drüſen; die Urſache und Prognoſe des Krebſes; die Ausſichten über die Exſtirpationen des Kropfes; die Ausführung des Steinſchnittes; die Nierenexſtirpation; die Magenreſektion; der Wert und die Wirkung des Jodoforms; die Bedeutung der Ptomaïne d. h. der giftigen Stoffwechſelprodukte im Menſchen — und viele andere die chirurgiſche Welt bewegende Probleme durch lebhafte Diskuſſion und eingehendſte Erörterungen Aufklärung und zum Teil endgültige Erledigung gefunden. Es liegt hiernach auf der Hand, daß die Thätigkeit dieſer Geſellſchaft nicht nur Tauſenden von Leidenden zu gute kommt, ſondern auf die geſamte mediziniſche Wiſſenſchaft fördernd wirkt. In ihren Sitzungen zeigte ſich bald der hohe Wert perſönlicher Ausſprache, die häufig Männer einander näherte, die ſich in ihren Schriften gegenüberſtanden, hier wurde der Grund gelegt zu gemeinſamen erſprießlichen Forſchungen.

Alljährlich in der Oſterwoche kommen zu dieſen Sitzungen, dem „Chirurgenkongreß,“ die Teilnehmer aus allen Gauen des Vaterlandes herbei, zu ihnen ſenden Öſterreich, die Schweiz, ſelbſt Rußland, England, Schweden, Italien und Amerika ihre Vertreter als hochwillkommene Gäſte. Alle aber, die da kommen, zu lehren oder zu lernen, zu geben oder mitfortzunehmen, alle verehren in Langenbeck den zielbewußten, weitausſchauenden Schöpfer dieſes ſegensreichen Bundes.

Es war von jeher ein ganz beſonderer Wunſch Langenbecks geweſen, daß die deutſche Geſellſchaft für Chirurgie für ihre Sitzungen ein Haus beſäße, „ein eigenes Heim,“ wie er ſagte, „wo wir Herren unſeres Thuns und Laſſens ſein könnten.“ Bei dem Mangel eines eigenen Gebäudes, wie ihn Berlin für alle dieſe Gelegenheiten, wo mediziniſche Geſellſchaften mit größerer Mitgliederzahl tagen wollten, bis jetzt bot, traten in der That ſtörende Unzulänglichkeiten hervor. So mußte der internationale Ärztekongreß im Zirkus Renz, die Berliner mediziniſche Geſellſchaft jahrelang im Speiſeſaal eines Hotels (!), ſo muß ſie jetzt in den gemieteten Räumen eines Poſtgebäudes ihre Sitzungen halten, ſo müſſen viele andere mediziniſche Verſammlungen ſich mit unpaſſenden Räumlichkeiten begnügen. Vor allem aber konnten bis jetzt die Sammlungen dieſer Geſellſchaften an Büchern, Präparaten und Inſtrumenten weder würdig, noch ſicher, noch für Studienzwecke nutzbar aufgeſtellt werden. Solche unleidliche Verhältniſſe abzuſchaffen, ein Haus zu bauen, das nur dieſen Zwecken dienen, dieſe räumlichen Anforderungen erfüllen ſollte, war der Gedanke Langenbecks. Hatte doch England ſolche Häuſer, beſtanden ſie doch in Frankreich; und in Berlin, das der Mittelpunkt der geiſtigen Bewegung im Vaterlande ſein ſollte, konnte ähnliches nicht erlangt werden? Langenbeck hat es nicht erlebt, daß hochherzige Förderer ſeinem Streben Verwirklichung werden ließen. Auch den auf das gleiche Ziel gerichteten Bemühungen Volkmanns, des zu früh dahingegangenen Hallenſer Chirurgen, gelang es nicht, dieſen Plan zu verkörpern, wenn es auch ihm in erſter Linie zu danken iſt, daß ſchon 1887 die Geſellſchaft für Chirurgie beſchloß, ihr ganzes Vermögen der Erwerbung eines eigenen Heims zu widmen.

Erſt der verſtändnisvollen Anregung der Kaiſerin Auguſta, der edlen, unvergeſſenen Förderin aller humanitären Beſtrebungen, war es vorbehalten, dem Gedanken Geſtalt zu verſchaffen. Als unmittelbar nach Langenbecks Tode, am 28. September 1887, die Berliner mediziniſche Geſellſchaft beſchloſſen hatte, eine Sammlung zur Errichtung eines Denkmals für ihren Ehrenpräſidenten Langenbeck ins Werk zu ſetzen, und dieſer Plan durch den damaligen Kultusminiſter von Goßler der hohen Frau zu Ohren gekommen war, war ſie es, die in einem Schreiben an den Miniſter, den ihr wohlbekannten Herzenswunſch Langenbecks nach einem Vereinshauſe betonend, die Anſicht ausſprach, daß die Begründung eines ſolchen Hauſes ein herrlicheres Denkmal für den großen Dahingeſchiedenen ſein würde, als ein noch ſo ſchönes Denkmal von Erz und Stein.

Dieſer von allen beteiligten Seiten begeiſtert aufgenommenen Andeutung folgte nun unter Ernſt von Bergmanns, des warmherzigen Schülers und Nachfolgers Langenbecks auf dem Berliner Lehrſtuhl, energiſcher Führung, ſchnell die That. Im April 1888, jenem traurigen Frühling, da Alldeutſchland ſeinen Heldenkaiſer betrauerte, um ſeinen todesſiechen zweiten Kaiſer bangte, beſchloß die deutſche Geſellſchaft für Chirurgie, zuſammen mit der ihr zu gleichem Zweck vereinten Berliner mediziniſchen Geſellſchaft, „nicht bloß in flüchtiger Tagesfeier, ſondern auch in Form eines bleibenden Andenkens ſich Langenbecks für alle Zeiten erinnern zu wollen,“ und regte an, um ein Vereinshaus im Langenbeckſchen Sinne zu erbauen, gemeinſame Sammlungen zu veranſtalten. Sie beſchloß ferner, daß die Berliner mediziniſche Geſellſchaft dieſes Haus zur Abhaltung ihrer Verſammlungen mieten, daß aber die deutſche Geſellſchaft für Chirurgie, die mit ihrem Vermögen ein paſſendes Grundſtück kaufen wollte, Eigentümerin des Hauſes werden ſolle.

So entſtand, unterſtützt durch die hochherzigen Spenden der erlauchten Protektorin, der Kaiſerin Auguſta, zu denen noch nach ihrem Ableben ein reiches Vermächtnis kam, durch ein Geſchenk Kaiſer Friedrichs und eine wahrhaft kaiſerliche Gabe Kaiſer Wilhelms II, ſowie durch Stiftungen und Zuwendungen der Familie v. Langenbeck, deutſcher und fremdländiſcher Ärzte das Langenbeck-Haus!

Im Mittelpunkt der Stadt ſteht es mit einer Front von 28 Meter Länge an der Spree, von der Weidendammer Brücke bis zum Kupfergraben ſichtbar. In gleicher Flucht mit dem öſtlichen Flügel der unmittelbar daranſtoßenden königlichen chirurgiſchen Klinik, bildet es den Hintergrund eines geräumigen, mit Gartenanlagen geſchmückten

Hofes, in den man durch den 4 Meter breiten Thorweg der neuerbauten chirurgiſchen königlichen Poliklinik in der Ziegelſtraße gelangt. Auf einem Sandſteinunterbau erheben ſich, ſchlicht und ſchmucklos, ſeine mit roten Verblendſteinen verkleideten Mauern. In der den Hof begrenzenden Front befinden ſich der Haupteingang, der gerade dem Einfahrtsthorweg gegenüber liegt, und zwei Nebeneingänge. Durch erſteren gelangen wir in einen, das ganze Haus durchziehenden, langen Korridor, der uns, vorbei an des Pförtners Wohnung und den Garderobeniſchen, zu dem Treppenhauſe führt, das an der Spreeſeite des Gebäudes liegt. In ihm führt eine ſich in zwei Arme teilende Treppe in das erſte Stockwerk zu einem von der Spree bis an die Hofſeite reichenden Raum, der durch beide Stockwerke ſich erhebt und nach oben mit zwei Gewölben und einem Kuppelbau abſchließt. Dieſer freie und luftige Raum iſt die Wandelhalle, dazu beſtimmt, den Mitgliedern bei anſtrengenden Sitzungen Erholung und auch ſonſt Gelegenheit zu gegenſeitiger, nicht ſtreng wiſſenſchaftlicher Ausſprache zu gewähren; ſie entſpricht alſo dem Foyer in unſerem Reichstagsgebäude. Aus dieſer hellen, geräumigen Halle führen drei Thüren in den Hauptteil des ganzen Baues, den großen Sitzungsſaal. Auf ihn hat der Erbauer dieſes Hauſes, der Architekt Ernſt Schmidt, ſeine ganze Sorgfalt verwendet. Der 20 Meter tiefe und 18 Meter breite Saal, der durch alle drei Stockwerke geht, wird durch Oberlicht erhellt. Eine Gallerie, die denſelben an der Grenze des erſten und zweiten Stockes auf drei Seiten umzieht, iſt dazu beſtimmt, die bei größeren, namentlich feſtlichen oder beſonders intereſſanten Sitzungen verſchiedener Kongreſſe, vor allen des Chirurgenkongreſſes, nie fehlenden, „wißbegierigen“ Nichtmitglieder der tagenden Geſellſchaft aufzunehmen, die bisher noch immer eine rechte Behinderung der ordentlichen Mitglieder aller Kongreſſe waren, indem ſie ihnen Luft, Licht, Ausſicht und die zum verſtändnisvollen Hören ſo nötigen Sitzplätze über die Gebühr verkürzten. Für die berechtigten Zuhörer ſind in dieſem holzgetäfelten Saale auf den drei Seiten unter der Gallerie die aus Klappſitzen beſtehenden Sitzreihen amphitheatraliſch ſo angeordnet, daß auch der in der oberſten Reihe Sitzende unbehindert auf den freien Raum blicken kann, der zwiſchen der erſten Sitzreihe und der vierten Wand des Saales liegt. Dieſer ſeltene Erfolg iſt dadurch erreicht, daß die Sitzreihen nicht in einer geraden Linie vom Fußboden aufſteigen, ſondern in einer nach innen gebogenen Krümmung. In der Mitte aber jener ſitzfreien vierten Wand befindet ſich, auf einem erhöhten Podium, die Rednertribüne, vor der die Tiſche des Vorſitzenden und der übrigen Vorſtandsmitglieder ſtehen. Auf dem ſchon oben bezeichneten, $2\frac{1}{2}$ Meter breiten, freien Raume werden die Vorſtellungen von Kranken und Geheilten, von Inſtrumenten und Präparaten ſtattfinden. Auf beiden Seiten dieſes großen Sitzungsſaales liegen zwei Säle; der erſte, an der Spreeſeite, iſt der Leſeſaal der mediziniſchen Geſellſchaft geworden und birgt die reichen Schätze ihrer Bibliothek. Über demſelben liegt im zweiten Stock ein ebenſo großer Saal, der beſtimmt iſt, die koſtbare Bücherſammlung der deutſchen Geſellſchaft für Chirurgie in ſich aufzunehmen; beide ſind durch einen Bücheraufzug miteinander verbunden. Genau ebenſo verhalten ſich die Räume an der Hofſeite des Hauſes. Von dieſen iſt der im erſten Stock belegene Saal zum Verſammlungsraum für Vereinigungen von 100 und mehr Perſonen beſtimmt, während in ihm gleichzeitig Vorkehrungen getroffen ſind, ihn nicht nur ſchnell und völlig verdunkeln zu können, um die lehrreichen Bilder des großen elektriſchen Projektionsmikroſkops vorzuführen, ſondern um überhaupt in ihm alle

Am Brunnen. Nach dem Gemälde von R. Epp.

Arten von Unterſuchungen und Vorſtellungen aus dem Gebiete der Augen-, Naſen- und Kehlkopfheilkunde zu ermöglichen. Der Saal endlich, der auf der Hofſeite über dem eben beſchriebenen liegt, birgt die überaus reiche Präparatenſammlung der chirurgiſchen Geſellſchaft. Sämtliche Räume des Gebäudes werden elektriſch beleuchtet, woneben eine Gasbeleuchtung vorgeſehen iſt. Für den großen Sitzungsſaal iſt Luftheizung, für die Nebenſäle Waſſerheizung gewählt worden.

So ſteht es nun vor uns, das Haus, nicht mehr Wunſch, nicht mehr Gedanke, ſondern verkörpert durch die Gunſt verſtändnisvoller Förderer aus allen Kreiſen der Geſellſchaft. Angeregt durch eine hohe, edle Frau, getragen von der Teilnahme ihrer erhabenen Familie, kühn begonnen, mutig durchgeführt durch das Zuſammenwirken zweier großer gelehrter Vereinigungen, durch die ſelbſtloſe Darangabe von Männern, die unermüdlich für das Gelingen arbeiteten, iſt ein Werk geſchaffen, einzig in Deutſchland, das erſte Vereinshaus deutſcher Ärzte!

Aber, wenn auch ſchon viel gethan iſt, viel bleibt noch zu thun.

Noch fehlen die Summen, die das Beſtehen des Hauſes ſichern ſollen; es ruhen Laſten und Schulden auf ihm, die abzuwälzen nur gelingen kann, wenn die Opferfreudigkeit von Ärzten und Laien nicht erlahmt. Von den vielen ärztlichen Geſellſchaften Berlins hat für den Augenblick nur die Mediziniſche die Benutzung des Sitzungsſaals und der Bibliothekräume ſich auf 25 Jahre geſichert, aber es iſt wohl zu hoffen, daß das einzige Haus, welches Berlin für wiſſenſchaftliche Zwecke und Demonſtrationen beſitzt, auch von anderen Vereinen begehrt werden wird. Und dieſe Hoffnung erſcheint als Gewißheit, wenn wir ſehen, mit welcher Teilnahme die neue Schöpfung von allen Seiten begrüßt wird.

Wiederum war es unſeres Kaiſers huldvolle Güte, die den erſten Schmuck dem neuen Hauſe verlieh, die Marmorbüſte der Kaiſerin Auguſta. Auch die Familie von Langenbeck ſchmückte es mit einem großen Bildniſſe des Vaters, und die Schüler Volkmanns brachten deſſen lebensvolle Büſte. Der ehemalige Kultusminiſter von Goßler überſandte eine Menge chirurgiſcher Werke, die Langenbeckſche Familie überließ der Deutſchen Geſellſchaft für Chirurgie des Meiſters koſtbare Bibliothek. Ein Arzt aus dem Rheinland ſtellte der Geſellſchaft nach ſeinem Tode ein ſehr beträchtliches Vermögen in Ausſicht, die Geheimräte von Bardeleben und Eulenburg und noch andere hochherzige Gönner haben dem Langenbeckhauſe bedeutende Zuwendungen gemacht.

So hat ſich denn wieder das alte Wort bewährt, daß Einigkeit ſtark macht. Durch vereintes Streben gelangten ſie zum Ziele, die erſehnten, was heute vor uns ſteht. In dem Hauſe aber, das ſie erbauten, möge ſegensreich und ſchützend der Geiſt Bernhard von Langenbecks walten.

Dr. E. Adler.

---

## Michel Aubertin.

Eine Erzählung aus dem lothringer Lande.

Von E. Plaſtein.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Aber was war das? Kaum bog Aubertin aus dem Thore in die Straße ein, als ſich der Wagen zur Seite neigte und faſt umſtürzte. Eins der Vorderräder des Wagens hatte ſich von der Achſe getrennt. Vergeblich blieb alles Suchen nach der fehlenden kleinen Schraube, welche Rad und Achſe zuſammenzuhalten beſtimmt war — ſie war nicht aufzufinden.

„Gewiß habt Ihr die ſchon auf dem Herwege verloren,“ meinte Goulon, der wie zufällig dazu kam, um ſich eben noch von Aubertin zu verabſchieden, wie er ſagte.

Es blieb nichts übrig, als geduldig abzuwarten, bis ein Schmied herbeigeholt und der Wagen wieder in Stand geſetzt ſein würde. Das konnte eine halbe Stunde und länger dauern. Warum ſollte Aubertin, nachdem der Wirt zugeſagt hatte, das Nötige zu beſorgen, nicht den Vorſchlag Goulons annehmen und mit ihm wieder zur Geſellſchaft zurückkehren? Es war ohnehin nur ein paar Schritte bis zur Ville de Lille.

Als nun die beiden miteinander abermals die oberen Zimmer jenes Reſtaurants betraten, bot ſich Aubertin ein neues, ungewohntes Bild dar. Das Wachstuch auf dem Tiſche hatte einer grünen Decke Platz gemacht: man ſpielte und Bour hielt Bank. Goulon beſtellte für ſich und Aubertin eine Flaſche „vin cacheté“, alten geſiegelten Wein, zum Abſchiedstrunk, auf gute Heimkehr. Aubertin konnte die Einladung nicht gut ablehnen; was verſchlug es ihm auch, ſchließlich noch ein Glas mehr zu trinken, in einer halben Stunde ging er ja doch.

Und während er nun mit den Augen eines Neulings dem wechſelvollen Spiele zuſah und dazu von dem lieblich mundenden Weine ſchlürfte, regte ſich in ihm unwillkürlich die Luſt, auch einmal das Glück zu verſuchen.

„Wer zum erſtenmale ſpielt, hat Glück,“ raunte ihm der Einäugige zu.

Und in der That, das Glück ſchien Aubertin hold, denn nachdem er ſich erſt zu einem Einſatze entſchloſſen hatte, gewann er ein paarmal raſch nacheinander. Aber das war nicht von Beſtand. Herüber, hinüber rollten die Goldſtücke. Bald hielt der Verluſt dem Gewinn die Wage. Allmählich wurde Aubertins mit Zwanzigfrankenſtücken gefüllte Geldkatze, die er ſorglich um den Leib geſchnallt trug, leichter und leichter. Immer mehr nahmen der ſich ſteigernde Verluſt, die Aufregung des Spiels und der Wein Aubertins Sinne gefangen. Seine Augen glänzten, ſeine Wangen glühten; raſch und raſcher, wie das Gold über den Tiſch, rollte das Blut durch die Adern, und vergebens verſuchte er mit dem von Goulon ſtets neu gefüllten Glaſe ſchweren Burgunders die innere Erregung und Glut zu kühlen.

Stunde um Stunde verrann. Vergeſſen waren die Verſprechungen, welche Aubertin dem nun ſchon lange ſeiner Heimkehr harrenden Weibe gegeben, untergegangen alle guten Vorſätze in der Leidenſchaft des Spiels und des Weins. —

Einſam und ſtill lagen die nur noch von einzelnen Richtungslaternen ſpärlich erhellten Gaſſen der alten Stadt, als Aubertin mit ſchwerem Haupt und leichtem Beutel ſein Gefährt endlich heimwärts lenkte.

Unter dem dunkeln Thorwege der Ville de Lille ſtanden in leiſem Geſpräche Bour und der Einäugige.

„Unſer Plan iſt bisher gut geglückt,“ murmelte erſterer, „aber das Schwerſte, die Hauptſache, bleibt noch zu thun.“

„Meint Ihr?“ erwiderte Goulon. „Denk’ doch, es müſſe leichter ſein, Michel zur Annahme des Geldes zu bewegen, als es ihm abzujagen war. Zieht Ihr ſeine Verlegenheit in Rechnung, kann’s Euch kaum fehlſchlagen. Iſt übrigens Eure Sache. Und nun, au revoir, Bour, ich reiſe mit dem Nancyer Nachtzuge und treffe einſtweilen alle Vorkehrungen — au revoir!“

Damit verſchwand er in der Dunkelheit, während Bour langſam ſeiner Wohnung zuſchritt.

* * *

Michel Aubertin war am nächſten Morgen mit wüſtem Kopfe erwacht. Unruhig hatte er ſich die Nacht auf dem Lager gewälzt, von beängſtigenden, wirren Träumen gequält. Erſt allmählich reihten ſich jetzt die einzelnen Vorgänge des geſtrigen Tages klarer aneinander: die Begegnung mit dem Einäugigen, das Geſchäft mit Bour, der Spaziergang um die Wälle, das Hindernis, das ſich ſeiner Abfahrt entgegenſtellte, das Gelage und das Spiel in der Ville de Lille. Das Spiel! Er hatte verloren, viel verloren!

Mit einem Sprung war er aus dem Bette und griff nach der auf dem Tiſche liegenden Geldkatze. Von den achtzehnhundert Franken enthielt ſie kaum mehr als vierhundert.

Aubertin glaubte vor Schrecken umzuſinken und mußte ſich am Tiſchrande feſthalten.

In wenigen Stunden hatte er vierzehnhundert Franken verſpielt. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen ſein. Und doch hatte er nichts, gar nichts Unregelmäßiges bemerkt. Vierzehnhundert Franken! Womit ſollte er ſeinen Pachtzins bezahlen? Noch wenige Wochen nur, und Martini ſtand vor der Thür. Er fuhr ſich verzweiflungsvoll nach der Stirne.

Und was würde ſeine Frau dazu ſagen, ſeine Frau, der er nun wieder — und zum wievieltenmale! — ſein heiliges Verſprechen gebrochen? Würde Marguerite es ihm wohl glauben, daß er den beſten Willen gehabt, zu widerſtehen, daß nur Zufall, Verhängnis ihn zu den Spielern zurückgeführt hatte, und daß es diesmal wirklich nicht ſeine Schuld allein war, wenn alles ſo gekommen? In ihren Augen blieb er doch ein Eidbrüchiger, ein Elender, ein energieloſer Feigling. O ja, ſie hatte das Recht, ihn dafür zu halten!

Aber wo war ſie? Als er heute Nacht nach Hauſe gekommen, lag ſie anſcheinend in tiefem Schlafe; am Morgen mußte ſie ſich ſchon früh und leiſe vom Lager erhoben und aus dem Zimmer entfernt haben. So ſehr er ſich auch ſcheute, ihr ins Auge zu ſehen, und ſo ſchwer es ihm wurde, ſein klägliches Verhalten einzugeſtehen, er mußte zu ihr, er konnte keine Ruhe finden, bis ſie ihm Verzeihung gewährte.

Raſch hatte Aubertin das von dem Weingenuß und der Aufregung der Nacht noch gerötete Geſicht mit kaltem Waſſer erfriſcht und ſich in ſeine Kleider geworfen. Er ſpähte nach ſeiner Frau in Haus und Hof, in Stall und Scheune. Er frug die Mägde, die Knechte nach ihr. Niemand hatte ſie geſehen. Er lief nach dem Obſtgarten, der ſich hinter dem Herrenhauſe hinzog — auch hier war ſie nicht.

„Marguerite,“ rief er mit bebender Stimme, „Marguerite.“

Keine Antwort.

Sein Herz begann zu pochen, ſein Atem flog, als er ſo von einem Orte zum andern eilte. Wenn ſie ihn verlaſſen oder ſich gar ein Leids angethan hätte! Wie kam er nur auf dieſe ſchreckliche Idee? Aber den Gedanken nur zu denken, brachte ihn faſt um den Verſtand.

Seine Knien zitterten; die große Halsſchlagader pulſierte plötzlich ſo heftig, daß er den Hemdenkragen aufreißen mußte, um nicht zu erſticken.

Trotzdem Aubertin nicht ſtark genug war, ſeiner Frau zuliebe das Laſter der Trunkſucht ernſtlich zu bekämpfen und ſeinen liederlichen Gewohnheiten zu entſagen, trotzdem er ſie in brutaler Weiſe oft rauh anließ, war er ihr aufrichtig zugethan. Ihre guten Eigenſchaften des Herzens und Charakters kennen zu lernen, hatte er im Laufe einer faſt zehnjährigen Ehe reichlich Gelegenheit gehabt. Und wenn er auch ihren Wert im allgemeinen mehr inſtinktiv fühlte, als daß er ihm völlig und klar zum Bewußtſein und zum Verſtändniſſe gelangte, ſo hatte ſich doch nach und nach in ihm die Überzeugung gefeſtigt, daß zu ſeiner eigenen Fortexiſtenz Marguerite die unerläßliche Vorbedingung bildete. Er fand in dem charakterſtarken Weibe die Stütze, die er ſo notwendig brauchte.

Aber war es nicht Thorheit, ſich derartig aufzuregen? War denn das, was er gethan, wirklich ſo ſchrecklich, daß er mit Grund fürchten mußte, Marguerite ſei dadurch zum Äußerſten getrieben worden? Wenn er ruhig darüber nachdachte, war es in der That Thorheit, an ſo etwas nur zu denken.

Allmählich beruhigten ſich ſeine aufgeregten Sinne etwas. Er ſetzte ſich, den Kopf in die Hand geſtützt, an das Fenſter der Schlafſtube, von welchen aus man den Hof überblicken konnte.

Er wußte nicht, wie lange er ſo geſeſſen, denn bald hatten ſich unwiderſtehlich und bleiſchwer die Lider über ſeine müden Augen geſenkt, als er durch das Geräuſch der ſich öffnenden Stubenthür geweckt wurde.

Seine Frau, ein Tuch von der Schulter nehmend, ſtand vor ihm.

„Marguerite,“ ſagte er mit unſicherer Stimme „Marguerite, ich habe dich ſchon überall geſucht, wo warſt du denn?“

Er ging auf ſie zu und verſuchte den Arm um ſie zu legen. Sie aber trat, indem ſie abwehrend die Hand ausſtreckte, raſch zurück.

„Laß mich!“ Ihre Stimme klang ſo ernſt, ihre Miene war ſo tieftraurig, daß Aubertin nicht den Mut fand, ein Wort zu entgegnen oder eine weitere Frage an ſie zu richten.

Sie nahm die helle, geſtreifte Kattunhaube vom Kopfe und verwahrte ſie mit dem Umhängetuch in einem Gefache des großen zweithürigen, mit blanken Meſſingbeſchlägen verzierten Kleiderſchranks, der faſt die ganze eine Wand des Zimmers einnahm. Dann ging ſie, eine Schürze vorbindend, nach der anſtoßenden Küche, um hier, wie alltäglich, ihres Amtes zu walten.

Aubertin hatte ſtillſchweigend und mit Herzklopfen dies Thun beobachtet. Als die Thüre ſich hinter ihr geſchloſſen hatte und er ſie der Magd in der Küche die gewohnten Weiſungen erteilen hörte, ſchwand die ängſtliche Spannung aus ſeinen Zügen. Es würde alſo kein außergewöhnliches Ereignis, vor dem ihm ſo ſehr bangte, eintreten. Zu Auseinanderſetzungen und Erklärungen ſchien die Zeit jetzt allerdings nicht günſtig, er mußte eine andere Gelegenheit, die ſich wohl im Laufe des Tages finden würde, abwarten. Leichteren Herzens ging nun auch er an ſein Tagewerk und griff in Haus und Feld bei der Arbeit rüſtig mit zu. Aber die Arbeit freute ihn nicht; die Hände arbeiteten, der Kopf war nicht dabei. Der Verluſt des vielen Geldes drückte wie eine Centnerlaſt auf ihn. Es ſchien ihm nicht möglich, den Verluſt vor ſeiner Frau zu verheimlichen. Wenn er ihr nur erſt dieſe Unglücksbotſchaft beigebracht haben würde!

Als am Nachmittage Frau Marguerite, die mit ihrem Manne kein Wort mehr gewechſelt hatte, ſtill bei einer Flickarbeit am Fenſter ſaß, wobei ihr hie und da eine große Thräne langſam über die Wange rollte, und Henri, die neue Flinte auf der Schulter, durch die Scheune in den Obſtgarten gegangen war, faßte Aubertin ſich ein Herz, rückte den Stuhl näher heran und begann erſt ſtockend, dann geläufiger und überzeugender ſeine geſtrigen Erlebniſſe zu erzählen. Seine Frau hörte anſcheinend teilnahmslos, mit halbabgewendetem Kopfe zu; ihre Nadel zog unaufhörlich und gleichmäßig den Faden durch die Leinewand. Erſt als Aubertin von dem Spiele berichtete und wie beiläufig fallen ließ, daß er auch von dem vereinnahmten Gelde einen Teil verloren habe, ließ ſie die Hände in den Schoß ſinken, ſchlug die Augen zu ihm auf und ſagte, mühſam das Schluchzen unterdrückend: „Auch das noch! O, meine Ahnung!“ Dann aber brach der ſeit lange zurückgehaltene Thränenſtrom übermächtig hervor.

Das waren für Aubertin beängſtigende Augenblicke. Hätte ſeine Frau ihn mit Schmähungen und Scheltworten überhäuft, er würde ſie als gerechte Strafe vielleicht ruhig über ſich haben ergehen laſſen; aber daß ſie einem faſſungsloſen Schmerze ſich hingab, daß ſie, wie vorauszuſehen, wiederum tagelang in wortloſem Kummer umherging, das marterte ihn, das erſchütterte ihn aufs tiefſte. Er beſchwor ſie, ſich zu beruhigen, und machte ihr die heiligſten Verſprechungen, ſich zu beſſern.

Endlich wurde ſie anſcheinend wieder etwas ruhiger. Sie entzog ihm ihre zitternde, eiskalte Hand, die er gefaßt hielt. Und als er ſeine liebkoſenden Worte und ſeine Beteuerungen zu wiederholen verſuchte, antwortete ſie ihm mit faſt tonloſer Stimme: „Ich bin heute morgen zur Frühmeſſe ins Dorf gegangen und habe Gott angefleht, daß er mir Kraft verleihe, das Leben noch länger zu ertragen. Seit Jahren gelobſt du, dich zu beſſern, zehnmal, hundertmal haſt du deinen Eid gebrochen, und geduldig bin ich dir ſtets aufs neue zur Seite geblieben. Nun geht meine Kraft zu

Ende — ich fühle es — — der Allbarmherzige ſei mir gnädig, wenn ich eines Tages unterliege!“

Aubertin hatte mit ſteigendem Entſetzen zugehört. Alſo war ſeine Furcht doch nicht unbegründet geweſen! Welche Seelenqualen mußte Marguerite ſchon erduldet haben? In welcher Gemütsverfaſſung mußte ſie ſich befinden, um ſo Schreckliches zu denken, auszuſprechen! War er blind geweſen in der letzten Zeit, daß er die ſich vollziehende Änderung in dem Weſen ſeiner Frau gar nicht beachtet hatte?

Nun galt es, das ſah er ein, einen unabänderlichen Entſchluß zu faſſen. Das Wohl, der Friede, die ganze Zukunft ſeines Hauſes ſtand auf dem Spiele. Er wollte, er mußte ein anderer werden!

Energiſch ſprang er auf und trat vor ſeine Frau hin, welche, die Augen mit den Händen bedeckend, den Kopf auf das Fenſterbrett gelegt, regungslos daſaß.

„Marguerite — der barmherzige Gott mag mir beiſtehen: es ſoll jetzt anders werden!“

* * *

Wochen waren vergangen. Ein rauher, trockner Oſtwind blies über die kahlen Felder, riß von den jungen, die Landſtraße beſäumenden Kirſchen- und Apfelbäumchen, denen die für das Landſchaftsbild bisher charakteriſtiſchen ſtolzen Pappelalleen hier und dort hatten weichen müſſen, die ſpärlichen, halbwelken Blättlein herab und wirbelte ſie mitten in einer Trombe von Staub, die hinter dem raſch dahineilenden Einſpänner herlief, hoch in die Lüfte. Graue Wolken jagten einzeln und einander überholend am dunkelnden Abendhimmel dahin, und im Weſten ſtieg eine ſchwarze Wand, hinter welcher es unaufhörlich wetterleuchtete, langſam, unheildrohend empor. Kein menſchliches Weſen war mehr im Felde oder auf der Landſtraße zu erblicken. Das Zirpen, Flöten und Singen, die tauſend Stimmen, die ſich des Abends ringsum hören ließen, waren verſtummt; die ſonſt im Widerſcheine des untergegangenen Tagesgeſtirns auf- und abtanzenden Schwärme von Inſekten, wie die kleinen gefiederten Sänger waren verſchwunden und hatten ihre ſchützenden Wohnungen in den Erdrillen und unter dem Blätterdache der Bäume aufgeſucht. Nur eine verſpätete Krähe ſtrich eilenden Flugs mit widerlichem Geſchrei dem nahen Walde zu.

Ein unfreundliches Wetter. Und dazu ſtimmte das unfreundliche Geſicht Aubertins, der ſeinen Braunen zu immer ſchnellerer Gangart antrieb. Erſt als er ſein Gefährt in den zum Pachthofe hinaufführenden Weg einlenkte, verlangſamte er das Tempo des dampfenden Tieres. Ohne ein Wort zu reden, warf er, ſobald der Hof erreicht war, einem in Holzſchuhen heranſtolpernden Knechte die Zügel zu, ſchlug die ihm bis zur halben Bruſt reichende, ſteiflederne Klappe des Vorderſitzes zurück und ſprang vom Wagen. Vor ſeiner Wohnung blieb er einen Augenblick tiefatmend wie zögernd ſtehend, dann öffnete er entſchloſſen die Thüre. Er hatte nicht bemerkt, daß drüben auf der anderen Seite des Hofes ein kleiner, dem ſeinen ähnlicher fremder Charabanc ſtand.

„Umſonſt war’s,“ rief er in grollendem Tone ſeiner Frau zu und ſchleuderte ſeinen Hut unwirſch auf den Tiſch. „Die alte Hexe, ich ſagte dir’s ja, war zäh wie ein alter Riemen. Wenn wir nicht pünktlich zahlen, haben wir uns von ihr des Schlimmſten zu verſehen. Hernach wollt’ ich noch bei Bour mein Glück verſuchen, hab’ ihn aber nicht getroffen — der will ſich vielleicht nicht treffen laſſen!“

„Wenn’s nun doch einmal Bour ſein muß,“ entgegnete Frau Marguerite, „hätteſt du auch zu Hauſe bleiben können, denn er war hier und frug nach dir.“

„Der Bour hier?“ fragte Aubertin erſtaunt und wie neu belebt. „Ja, wo iſt er denn?“

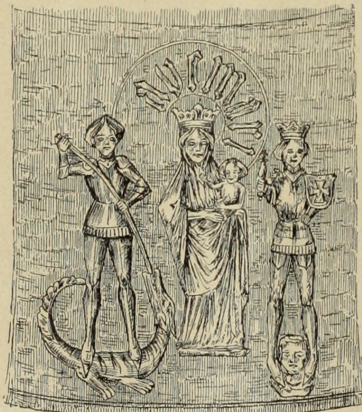
„’s iſt keine Stunde her, daß er ſein Pferd und ſeinen Wagen einſtellte; er ging dann nach dem Dorfe hinab und wird nun wohl bald zurückkehren.“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Sanct Jürgen — der Schauplatz von „In Moor und Marſch.“

(Abdruck verboten.)

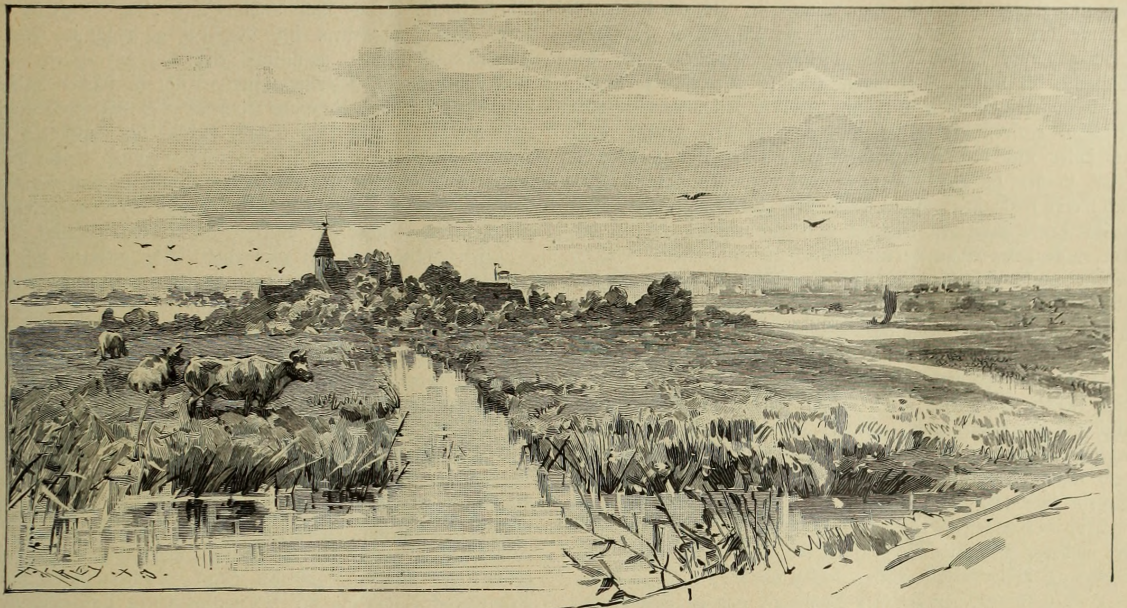


maria + ik + hete .
✠ dat + carspel + to + sante + jürgen + heft + my + laten + gheē .
anno + dn̄i + mcccclxxxiii +

Glockeninſchrift in der Kirche zu St. Jürgen

Wohl nirgends in deutſchen Landen, wo auch nur dem heiligen Georg, PATRONUS EQUITUM, ein Heiligtum geweiht ſein mag, hat er landab, landauf ſich eine eigenartigere Stätte ausgeſucht, als in „Sante Jürgens Lanne, im Stichte van Bremen,“ wie eine alte Urkunde es nennt; und Bernhardine Schulze-Smidt hat ſich für ihren Roman: „In Moor und Marſch“, der ja großenteils in St. Jürgen ſpielt, gewiß eine dankbare Scenerie gewählt, als ſie das Hinübertönen und Wiederklingen des großen Schmerzensliedes, das ganz Deutſchland bewegte, in dieſer ſtillen ultima Thule ſchildern wollte. Seitdem iſt manches anders geworden, manches freilich auch damals ſchon anders geweſen. Will der freundliche Leſer uns folgen zur „insula pērdita“? Wer ein wenig Raubvogelgeſchmack hat, um mit der holdſeligen Jungfrau Praxedis zu reden, der wird nicht unbefriedigt von dem Ausfluge heimkehren; Maler und Dichter gewiß auch nicht!

Wenn man die langweiligen Gefilde der Bahnſtrecke Hannover-Bremen glücklich hinter ſich hat und nach Geeſtemünde der Nordſeeküſte zufährt, fühlt das Auge ſich plötzlich gar angenehm berührt beim Anblick der weiten, üppigen Wieſen und Weiden des Bremer Blocklandes und der noch ausgedehnteren Grasebene, welche ſich öſtlich von Leſum — dem Leſer vielleicht aus dem Roman der oben genannten Schriftſtellerin: „Er lebt“ noch bekannt — zwiſchen den Deichen der Wümme und der Hamme ausbreiten. Wie ein engliſcher Park liegt dies Wieſenfeld vor uns, wenn wir in Ritterhude die Eiſenbahn verlaſſen. Wo einſt vor Jahrtauſenden ein ödes Wattenmeer im trüben Nebel die ſandige Küſte der heutigen Geeſt umrauſchte, da dehnt ſich nun ein Grasmeer aus, deſſen hohe Halme im Winde wogen, als ſei es ein Ährenfeld. Unzählige Gräben, Fleete und Kanäle kreuzen ſich darin, auf denen hie und da ein ſchwarzes, ſeltener ein mövenweißes Segel ſeine ſtille Bahn zieht. Verſtreut im weiten grünen Gefilde liegen die einzelnen Gehöfte, verſteckt im dichten Kranz der ſie umgebenden Baumgruppen von Eichen, Weiden, Pappeln und Erlen; das zahlreich weidende, wohlgenährte Vieh bildet eine charakteriſtiſche Staffage für das ländlich-friedliche Bild. Mitten in dieſer grünen Savanne zieht ſich, von Weidenbüſchen umſäumt und von Gräben begrenzt, auf denen in den hannoverſchen Landesfarben die gelben und weißen Waſſerroſen ſchwimmen, die einzige ſandige Straße durch das St. Jürgensfeld hin, wie es hierzulande heißt, urſprünglich eine ſchmale Düne, jetzt längſt ein Weg, der von Dutzenden holzüberbrückter Gräben durchſchnitten wird. Und auf dem höchſten Punkte dieſer Düne erhebt ſich der alte romaniſche Bau des St. Jürgens-Kirchleins, das mit ſeinem

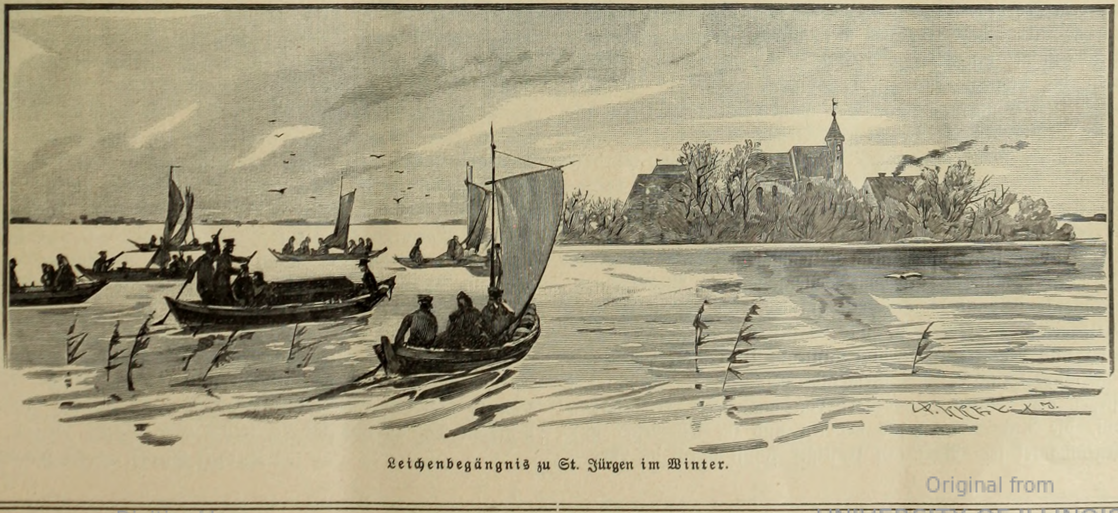


St. Jürgen im Sommer.

ſtarken Turm und den weißen Mauern aus dem Grün der mächtigen Eichen freundlich hervorſchimmert und weit ins flache Land hinein ſichtbar iſt. Wie eine gaſtliche Oaſe umfängt dies ſtille Plätzchen mit ſeinem Eichenſchatten den müden Wanderer. Nur die Kirche, das Pfarrhaus und die Schule liegen auf dem wohlbefeſtigten Warf, der hierzulande jede Menſchenwohnung gegen Flut und Eis der Winterzeit ſchützt; eine Aufhöhung, welche ſich zwölf bis fünfzehn Fuß hoch über der Wieſenfläche erhebt und durch ſtarke feſtungsartige Maſſivmauern mit durchbrochener Crenelierung oder durch ein feſtes Eichenbollwerk nach außen geſchützt iſt. Rings um das Kirchlein liegt der alte Kirchhof mit den gewaltigen Grabſteinen, deren Inſchriften zum Teil noch die ſchönen Kernlieder der evangeliſchen Kirche zeigen, und die Schatten der hundertjährigen Bäume ſpielen mit den Sonnenlichtern über den Gräbern. Eine niedrige Bogenthür führt durch den Turm mit ſeinen meterdicken Mauern, innerhalb derer die gewundene Treppe zu den Glocken hinaufgeht, in das freundlich helle Gotteshaus, deſſen innere Verhältniſſe durch ihre einfache, aber künſtleriſch reine Anordnung ſehr wohlthuend wirken. Leider iſt die durch einen tiefgehenden Rundbogen vom übrigen Schiff getrennte Apſis durch eine Rokoko-Vermalung der Altarwand in der Zopfzeit ſehr entſtellt; doch iſt eine ſtilgerechte Wiederherſtellung des Innern bereits beſchloſſen, deren Anfänge ſich ſchon in Muſivfenſtern, Altarſchranken und Taufſtein zeigen. Zwei herrliche goldene Abendmahlskelche, deren kleinerer mit der Jahreszahl 1524 offenbar der frühere Prieſterkelch geweſen und zur Lutherfeier 1883 wieder für den Gebrauch der nun rein evangeliſchen Gemeinde (mit der Inſchrift: Trinket Alle daraus!) hergeſtellt iſt, enthalten ein ganzes Stück Geſchichte. An der Südwand ſehen wir zwei kleine Alabaſterſtatuen des Ritters Georg.

Und nun die Treppe hinauf zum Glockenturm, deſſen Wetterfahne wieder den St. Georg, niederdeutſch St. Jürgen, zeigt, der hoch zu Roß auch die Wetterfahnen der Pfarre und Schule ſchmückt. Da fallen ſofort die Glocken ins Auge, eine kleine von älteſter Form, zwei größere aus den Jahren 1474 und 1477 mit prächtiger Arbeit mittelalterlicher Gießkunſt; eine Probe davon gibt unſere Vignette. „Maria ik hete, Katrina ik hete,“ ſo ſtellen ſie ſich uns in gotiſchen Buchſtaben vor. Das Bildwerk darauf iſt ſehr charakteriſtiſch: die heil. Jungfrau mit dem Kinde unter derſelben Aureole, welche auch noch dem St. Jürgen zu teil wird, während daneben die Königsgeſtalt mit dem Verdenſchen Kreuzſchilde, dem Scepter und dem Zeichen des Blutbanns ſteht.

Aus den doppelbogigen Schallluken, aus denen ſchon mehr als vier Jahrhunderte lang die Glocken ins weite Land hinausgerufen haben, eröffnet ſich vor unſeren Blicken eine



Leichenbegängnis zu St. Jürgen im Winter.

faſt unbegrenzte Fernſicht. Von Süden her glänzen die hohen Türme der alten Hanſeſtadt und der Kuppelbau des Ausſtellungsplatzes herüber. Der vielfach gewundene Lauf der Wümme, die mit Recht Krümme genannt zu werden verdiente, blitzt zwiſchen grünem Gebüſch hervor. Kilometerweit vom Kirchhof entfernt reiht ſich Hof an Hof der weithin ausgedehnten und doch kleinen Gemeinde. Unter uns im Wieſenfelde, in dem die Heuernte noch nicht begonnen hat, iſt alles ſtill; eine reiche Waſſerflora, gelbe Jris, rötliche Blumenbinſen, weißblitzende Seeroſen leuchten zwiſchen braunen Schilfkolben und nickendem Rohr hervor; auf den zahlreichen Waſſerläufen treibt ſich hier und da eine Familie Enten, Rallen oder Kriefen herum, und am Ufer ſteht finſter lauernd der Feind aller Fiſcher, der Reiher. Wiederkäuend ruht das Vieh im weichen Graſe. Drunten vor dem weinumrankten Pfarrhaus mit der grünen Veranda liegt heller Sonnenſchein über dem kleinen Vorgarten, und weiter unten plätſchert träumeriſch ein Springbrunnen. Öſtlich auf dem Kanal fliegt ein leichtes Ruderboot dahin; einige ſchwerfällige Torfſchiffe aus dem fernen Teufelsmoor treiben mit den großen ſchwarzen Segeln ſüdwärts nach Bremen. — Ein friedlicher, träumeriſcher, weltvergeſſener Hauch liegt über dem allen — ſelbſt der moderne gewaltige Schornſtein der großen Entwäſſerungsanlage am Wümmedeich vermag dieſen Eindruck nicht zu ſtören.

Das iſt St. Jürgen im Sommer: ein zu beſchaulicher Ruhe einladender ſtiller Erdenwinkel, eine reiche Fundgrube für den Botaniker und den Ornithologen, ein Dorado für den Fiſcher und Jäger — eine köſtliche Erholungsſtätte für alle, welche Frieden und Einſamkeit begehren.

Aber ſeine ganze Eigenartigkeit, ſeinen Zauber und auch ſeine Schrecken entfaltet dies Land erſt im Winter.

Wenn die Herbſtſtürme zur Äquinoktialzeit das Meereswaſſer von Nordweſten her in die Weſermündung hinauftreiben, wenn das Weidevieh in die Ställe zurückgekehrt iſt und die Wieſenflächen öde und farblos liegen, dann öffnen ſich die Siele, um das „Winterwaſſer“ in das weite Becken einzulaſſen; unmerklich, nach und nach immer aufdringlicher hervorſchimmernd, jede Furche raſch in Beſitz nehmend und ausfüllend, oder mit brutaler Gewalt einbrechend, über die niedrigen Sommerdeiche hereinſtürzend und raſch alles überſchwemmend beginnt das Waſſer wieder ſeine Herrſchaft für die Winterzeit auszuüben. Dann wiederholt ſich vor unſeren Augen, was wir in der Jugend vom Zirknitzer See laſen: wo noch kürzlich Rinder, Pferde und Schafe friedlich weideten, wo rüſtig des Schnitters Senſe erklang, da rauſcht nun die trübe Flut dahin, in der die hohen Rohrhalme die buſchigen Wedel bedenklich hin und her neigen. Die Gäſte des Herbſtes, die Bekaſſine, der Regenpfeifer, der melancholiſche Brachvogel ſind davongezogen, mit ihnen die graziöſe Seeſchwalbe und der muntere Kiebitz. Aus hoher Luft tönt heiſer der unheimliche Schrei des wandernden Reihers und des Kranichs. Nun kommen andere Gäſte aus dem Norden; die graue Wildgans, deren Ketten wohlgeordnet, im „Gänſemarſch,“ mit rauhem Krächzen am wolkigen Himmel hinziehen, die Stock-, Brand-, Fuchs-, Spießenten, die Taucher und andere Fremdlinge ſuchen jetzt gern den weiten Binnenſee auf. Der Landmann wartet daheim ſeines Viehſtandes oder knüpft ſeine Netzgarne für den Sommer. Zur Schule kommen morgens die kleinen Geſellen, würdige Genoſſen des „kleinen Hydrioten“, im ſchwarzen Kahn herangeſegelt, den ſie ſchon ganz ſicher zu lenken verſtehen, oder ſchieben ihn mit dem einen Krückruder flink durch die Wellen. Der Poſtbote fährt mit ſeinem Lotſenmatroſen Haus bei Haus zu Schiff herum, oft arg vom Wellenſchlag und Wogenſchaum durchnäßt. Sonntags iſt's ein eigener Anblick, wenn der Gottesdienſt zu Ende iſt, und Segel auf Segel ſich entfaltet und dem fernen Gehöft zufliegt. Und auch der Geiſtliche muß, wenn er ſeine Gemeinde beſuchen, der Geſelligkeit pflegen oder ſeinen Hausbedarf von auswärts her beſorgen will, die Ruder zur Hand nehmen und im Südweſter und Regenmantel ſein Boot mit kräftiger Fauſt durch die Wogen führen, wenn Äolus ihm nicht geſtattet, das Segel zu entfalten und den Sturm ſich dienſtbar zu machen. Das iſt eine nervenſtählende, männliche Arbeit!

Eigentümlich feierlich geſtaltet ſich in ſolcher Zeit ein Begräbnis auf dem einſamen Kirchhof. Jn ſchwarzen Kähnen naht der düſtere Zug: das Schiff, welches den Sarg trägt und auch bei günſtigem Winde ſtets gerudert wird, in der Mitte, umher das Gefolge in zahlreichen Kähnen, zum Teil mit dunkeln Segeln, dem Zuge voraufeilend, der Friedhofspforte entgegen, an welcher der Pfarrer die Leiche empfängt.

Freundlicher, ja oft zauberhaft ſchön geſtaltet ſich aber das Bild, wenn in ſtiller Nacht der Winterfroſt die Brücken baut. Freilich kann's wohl geſchehen, daß eine Zeitlang das Eis „nicht hält und nicht bricht“ — dann ruht aller Verkehr; die Speiſekammer iſt vorſorglich gefüllt, für geiſtige Nahrung ſorgt Litteratur und Kunſt, beim Landmann das Sonntagsblatt und die Volksbibliothek; und wenn dann zuerſt der Bote Stephans wieder erſcheint und damit die Herſtellung der feſten Eisbahn verkündet, dann bringt er einen ganzen Vorrat von Briefen und Zeitungen ins Haus, oft verſpätete Botſchaften, wie im Jahre 1888, wo der Tod des hochſeligen Kaiſers erſt tagelang nachher den „St. Jürgensleuten“ bekannt wurde, die darauf aber getreulich, trotz beſchwerlicher und gefährlicher Wege, Haus bei Haus, wochenlang ſelbſt die Trauerglocken läuteten für den entſchlafenen Landesherrn.

Jſt das Eis erſt feſt und gut, dann iſt's Alt und Jung eine Luſt, über die blitzende Ebene auf dem Stahlſchuh meilenweit dahin zu fliegen; alle Entfernungen hören auf, ein reger Verkehr tritt ein. Kryſtallener Rauchfroſt hängt in Rohr und Buſch und Schilf, hell glänzt die endloſe Fläche im bleichen Winterſonnenſchein, ein anziehendes Bild auch für den Städter, der dann gern St. Jürgen zum Ziel ſeiner Eisfahrt wählt. Und die Kleinen, die eben laufen gelernt, bis zum Siebzigjährigen, ſie alle wiſſen den Schlittſchuh zu gebrauchen. Der Poſtbote mit der Brieftaſche, der Jäger mit dem Gewehr, alles läuft Schlittſchuh.

Naht dann der Frühling, ſo tritt er gerade hier mit überraſchender Schnelligkeit ein: die Siele „ziehen“, d. h. fördern das Waſſer wieder in die Stromläufe zurück, und mit mächtigen Kreiſelpumpen arbeitet das Dampfſchöpfwerk. Maſſen von Fiſchen werden in den Reuſen gefangen; Scharen von Wildenten treiben im niedrigen Waſſer, und eines ſchönen Tages iſt das ganze Land wieder grün, die gelben Caltablumen blühen zu Tauſenden, es iſt Lenz geworden „über Nacht.“

Die Geſchichte von St. Jürgen reicht weit zurück; ſchon im Jahre 1200 etwa wird die Gemeinde erwähnt. Die Kirche iſt wohl urſprünglich eine Kapelle des Bremer Domkapitels geweſen. Was aber an Urkunden vorhanden war, iſt mit Ausnahme einiger Pergamente in der großen „Manntränke“, der Waſſerflut vom Jahre 1682, bei der das Waſſer über dem Altar der Kirche geſtanden haben ſoll, verloren gegangen. Von der Einführung der Reformation jedoch erzählen nicht nur die beiden Kelche, deren ältern, den Prieſterkelch, man damals beſeitigte und für die Gemeinde einen großen, reich geſchmückten fertigen ließ, ſondern auch ein altes Dokument vom Jahre 1535. Damals war „Kerkher in Sante Jürrigens Lanne, im Stichte van Bremen, de eeraftige Heer Warnerus Wever.“ Nun aber wollten „de Kerspels lüde, mit Vullboord eenes werden Dom-Capituls tho Bremen — — eenen andern Kerkhern keesen unde erwälen,“ nämlich einen proteſtantiſchen; daher haben ſich die „Kerksworen mit Hern Warner vorbenömet genslicken un gütigen vereenget unde verdragen, so dat see eeme gegeven unde gegenwordig avergestellet, in redem baaren gelde, Sostich Bremer Marck, deselvten gedachte Heer Warner tho sick genamen“ u. ſ. w. So hat ſich St. Jürgen ganz friedlich und ſtille, dabei auch recht billig, für ſechzig Bremer Mark, die Reformation erkauft und eingeführt. Seitdem iſt die Gemeinde rein evangeliſch geblieben bis auf den heutigen Tag — und wird's, will's Gott, allzeit bleiben.

Ludolf Pariſius-St. Jürgen.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Die Uhdeſche „Bergpredigt“ gehört zu denjenigen ein religiöſes Motiv behandelnden Bildern des Münchener Meiſters, welche deſſen Eigenart ſcharf hervortreten laſſen und dabei doch weniger zum Widerſpruch herausfordern, als etwa ſein „Laſſet die Kindlein zu mir kommen“ oder ſeine „heilige Nacht“. Die realiſtiſche Anſchauungsweiſe, aus welcher heraus freilich auch dieſes Gemälde geſchaffen iſt, wird durch die warme Innigkeit der Auffaſſung, durch den tiefen Ernſt der Darſtellung aufgewogen. Auch wer die Uhdeſche Art, bibliſche Motive zu behandeln, nicht billigt, muß die Kraft ſeiner Charakteriſtik anerkennen.

Die Zeit iſt nahe, in der Hundertauſende dem Dunſt der Städte entfliehen, um in erquickender Wald- und Höhenluft Erholung und Geneſung zu ſuchen, — da iſt ein Bildchen aus den bayriſchen Bergen ſicher willkommen. Es iſt ja nicht allein die unvergleichliche Schönheit und Pracht der Alpennatur, die uns entzückt — auch der treuherzige, kernige Menſchenſchlag der Gebirgsbewohner iſt unſerer Sympathie allezeit ſicher und erfreut unſer Herz. Wer könnte ohne innerſtes Wohlgefallen an einem Pärchen vorüberſchreiten, wie es uns R. Epp in ſeinem Bilde „Am Brunnen“ zeigt?!

## Erdkunde.

Die Berliner Geſellſchaft für Erdkunde beabſichtigt zur Kolumbus-Feier eine Feſtſchrift herauszugeben, deren Erſcheinen durch ein Geſchenk von 15000 Mark aus der Privatſchatulle des Kaiſers ermöglicht worden iſt. Dieſe Schrift wird einen Atlas von 35 Kartenblättern enthalten und ca. 31 noch nicht veröffentlichte Karten, deren Originale Dr. Kretſchmer bei ſeinen Studien in der vatikaniſchen Bibliothek aufgefunden hat.

## Naturkunde.

Bisher hielt man wohl allgemein den Tau für nützlich und ſchrieb ihm einen erfriſchenden Einfluß auf den Pflanzenwuchs zu. Kürzlich hat jedoch Profeſſor E. Wollny in München auf Grund mehrjähriger Verſuche in anſcheinend recht überzeugender Weiſe nachgewieſen, daß dies doch nicht unbedingt richtig iſt. Nach ſeinen Unterſuchungen wird der Tau nicht, wie man meiſt glaubt, durch Verdichtung der über den Pflanzen befindlichen Luft, ſondern durch aus dem Boden ſtammenden Waſſerdampf gebildet, bez. er iſt ein Produkt derjenigen Waſſermengen, welche die Wurzeln im Boden aufſaugen und die ſich ſpäter bei ihrem Austritt aus den Pflanzenteilen an dieſen niederſchlagen; der Tau fällt alſo nicht, ſondern ſteigt auf. Es ſcheint daher feſtzuſtehen, daß der Tau überhaupt nur bei reichlicherem Waſſervorrat im Boden in größerer Menge entſtehen kann, er bleibt in Zeiten wirklicher Trockenheit mehr oder weniger aus. Nicht er iſt es daher, welcher die Pflanzen am Morgen friſcher erſcheinen läßt; wenn dies der Fall iſt, ſo haben ſich vielmehr die Sproſſen und Blätter nur infolge fortgeſetzter Waſſerzufuhr aus dem Boden bei während der kühleren Nachtſtunden verminderter Verdunſtung wieder mit Feuchtigkeit gefüllt und dadurch neue Widerſtandsfähigkeit gewonnen. Der Tau kann dieſen Prozeß höchſtens unterſtützen, indem er die Pflanze gleichſam mit einer die Verdunſtung mindernden Schutzdecke überzieht.

Das Felsgerüſt der Erde beſteht bekanntlich zum nicht unbedeutenden Teil aus kohlenſaurem Kalk. Das kalkige Geſtein iſt ohne Zweifel in vielen Fällen tieriſchen Urſprungs. Die Kalkſchalen von Foraminiferen türmten ſich in Jahrtauſenden zu Kreidefelſen, die Korallentierchen ſind beim Aufbau von Riffen unermüdlich thätig, und die rieſigen groteſken Dolomiten Tirols ſind ebenfalls das Produkt von Lebeweſen, welche in ihnen Werke aufbauten, gegen welche die rieſigſten Bauten der Menſchenhand wie winzige Zwergarbeit erſcheinen. Woher aber, ſo wird in der Monatsſchrift „Himmel und Erde“ gefragt, woher nehmen die Thiere den Kalk, zumal das Meerwaſſer nur verſchwindende Mengen davon enthält? Es iſt nun neuerdings durch die Forſchungen zweier ſchottiſchen Gelehrten, Woodhead und Irvine, mit ziemlicher Gewißheit erwieſen worden, daß die Tiere eine beſondere Fähigkeit beſitzen, den im Meereswaſſer aufgenommenen Gips in feſten kohlenſauren Kalk zu verwandeln und auszuſcheiden.

## Pflanzenkunde.

Der Kampferbaum wird neuzeitlich in Florida mit günſtigſtem Erfolge angebaut und verſpricht weit mehr Gewinn abzuwerfen als jede andere Nutzpflanze. In den letzten Jahren ſind die Preiſe des aſiatiſchen Kampfers ungeheuer geſtiegen, weil ſein Verbrauch zur Herſtellung von Celluloid in ungeahntem Maße zunahm. Celluloid, ein Erzeugnis aus Schießbaumwolle und Kampfer, dient zum Erſatz des Elfenbeins und zu hunderterlei gewerblichen und kunſtgewerblichen Zwecken; man macht nicht nur allerlei Tandware und Schmuck daraus, ſondern auch nützliche Gebrauchsgegenſtände, mediziniſche und wiſſenſchaftliche Geräte, Gummiwäſche, Gebiſſe und dahin Gehöriges. Je rückſichtsloſer die Elefanten erſchlagen werden, um ſo ſeltener und teurer wird das Elfenbein und um ſo ſtärker vermehrt ſich die Anwendung ſeines Erſatzes, des Celluloids. Was Afrika mit der Ausrottung der Elefanten verliert, gewinnen in Aſien und Amerika die Kampferpflanzer. Sehr merkwürdig iſt noch der Umſtand, daß der Floridakampfer einen anderen kräftigeren Geruch beſitzt, als der Japan-Kampfer, obgleich die Stammpflanze dieſelbe iſt. Eine ähnliche Erſcheinung beobachtet man am. Weinſtock. Dieſelbe Rebenart, die in Ungarn guten Landwein gibt, liefert am Rhein edelſtes Hochgewächs mit köſtlicher Blume, in Kalifornien dagegen ein Getränk, das einem Europäer zu amerikaniſch ſchmeckt, als daß es ihm mundete. Boden und Wetter beeinfluſſen die Eigenſchaften der Frucht mehr, als im allgemeinen angenommen wird.

## Verkehr.

Für den ſchon lange geplanten Berlin-Oſtſeekanal iſt neuerdings ein Berliner Grundbeſitzerverein eingetreten. Falls der Staat nichts für die Schaffung des Oſtſeekanals thun würde, ſo führte ein Redner dieſes Vereins aus, müßten Berlins Bürger den Plan zur Ausführung zu bringen ſuchen. Es wurden ſofort 2200 Mk. für die Inangriffnahme der Vorarbeiten gezeichnet, und ein Fabrikant zeigte an, daß er jede Summe bis zu 10000 Mk. für den Zweck beiſteuern werde.

Höchſt eigenartige Fahrzeuge werden vorausſichtlich demnächſt auf den Vorortſtraßen Berlins auftauchen. Es wird nämlich in der Reichshauptſtadt die Einführung ſogenannter Polycycles beabſichtigt, einer Fahrradgattung, welche gleichzeitig von 8 bis 12 Perſonen benutzt werden kann. Wer eine Strecke auf dem Polycycle fahren will, muß alſo nicht nur bezahlen, er muß auch „mittreten“. Wie lange wohl der Reiz der Neuheit dauern wird?

## Landwirtſchaft.

Das Kochſche Tuberkulin ſcheint für die frühzeitige Erkennung der Rindertuberkuloſe thatſächlich ein Mittel von weſentlicher Bedeutung zu werden. Wie die „Deutſche med. Wochenſchrift“ meldet, darf bereits jetzt in mehreren Staaten Nordamerikas nur Milch von Kühen, die als frei von Tuberkuloſe erklärt ſind, in den Handel gelangen. Die für die betreffenden Unterſuchungen erforderlichen beträchtlichen Mengen Tuberkulin werden im Inſtitut Paſteur in Paris bereitet.

## Kunſt.

Michael von Munkácſy arbeitet gegenwärtig in ſeinem großen Atelier in Neuilly bei Paris an einem Koloſſalgemälde von 14 m Länge zu 8 m Höhe, welches die Hauptwand des großen Sitzungsſaales im neuen Parlamentsgebäude zu Budapeſt ſchmücken und in drei Jahren vollendet ſein ſoll. Das Bild, welches wohl das figurenreichſte des Meiſters werden wird, hat zum Vorwurf: „Die Beſitzergreifung Ungarns durch den großen Arpád.“

## Denkmäler.

Am 10. Mai fand der feierliche Akt der Grundſteinlegung zum Kaiſer Wilhelm-Denkmal am Kyffhäuſer ſtatt. Der Fürſt zu Schwarzburg-Rudolſtadt, welcher die erſten Hammerſchläge that, gedachte in einer Anſprache der nationalen Bedeutung des Denkmals und des Kaiſers, deſſen Andenken dasſelbe gewidmet iſt. Oberpfarrer Heſſe-Frankenhauſen hielt die Weiherede.

Die Stadt Amalfi am Golf von Neapel wird ihrem Landsmanne, dem kühnen Seefahrer Flavio Gioja, welchem die Entdeckung der Eigenſchaft der Magnetnadel oder doch deren Anwendung zum Kompaß zugeſchrieben wird, eine Statue errichten.

## Ausſtellungen.

Eine Spezialausſtellung für Städtereinigungs-Angelegenheiten plant der von der deutſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft eingeſetzte „Sonderausſchuß für Abfallſtoffe.“ Die Sache iſt für die großen Städte im Hinblick auf die immer dringender werdende Reform der Beſeitigung der Kehricht- und Müllmaſſen, die man hofft, für die Landwirtſchaft nutzbar zu machen, eine recht zeitgemäße.

## Kongreſſe.

Zur Zeit der Weltausſtellung in Chicago wird auch ein Weltkongreß der Zahnärzte tagen, auf welchem die Zahnheilkunde als ſelbſtändige Wiſſenſchaft erklärt werden ſoll. Vier deutſche Zahnärzte ſind in das Komitee gewählt worden.

## Rechtsrat.

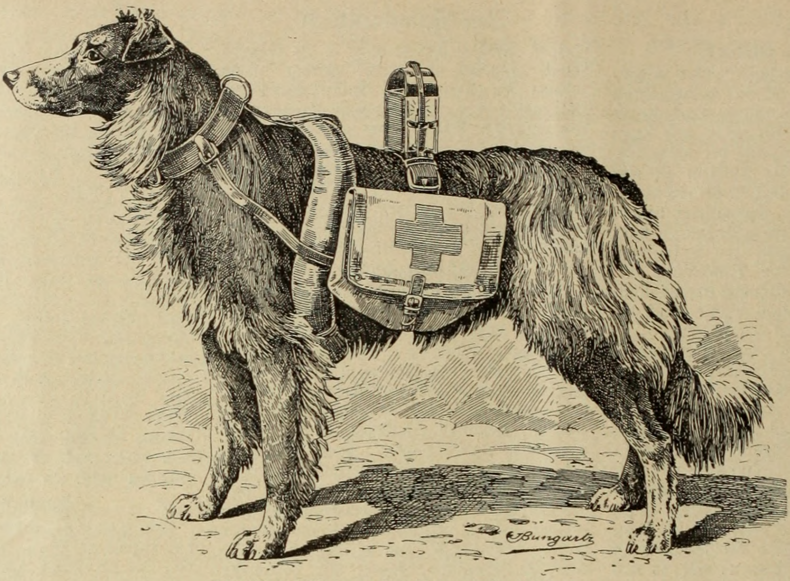
Frage: Mein Sohn befindet ſich ſeit dreiviertel Jahren auf einem Kontor in der Lehre. Ich möchte nun jetzt, daß er die übrige Lehrzeit in einem andern Geſchäft im Auslande zubringt. Ein Lehrvertrag iſt nicht abgeſchloſſen, ebenſowenig ſind mit dem Prinzipale meines Sohnes über die Dauer ſeiner Lehrzeit oder ſeines Verbleibes in dem Geſchäft auch nur mündliche Vereinbarungen getroffen worden. Kann ich meinen Sohn aus der Lehre wegnehmen? Kann ich dies ſofort thun oder muß ich eine Kündigungsfriſt — und welche — innehalten?

Langjähriger Abonnent in W.

Antwort: Artikel 61, Abſatz 2 des Allgemeinen Deutſchen Handelsgeſetzbuches beſtimmt inbetreff der Handlungslehrlinge, daß die Dauer der Lehrzeit nach dem Lehrvertrage und in Ermangelung vertragsmäßiger Beſtimmungen nach den örtlichen Verordnungen oder dem Ortsgebrauche zu beurteilen iſt. Sie werden alſo gut thun, ſich zunächſt über das in W. hinſichtlich der Dauer der Lehrzeit geltende Ortsrecht, bezw. Ortsgebrauch zu vergewiſſern. Die Aufhebung des Lehrverhältniſſes vor Ablauf der ortsüblichen Lehrzeit kann in der Regel nur im Wege gütlicher Vereinbarung mit dem Prinzipal erfolgen; aus wichtigen Gründen kann ſie jedoch nach Art. 62 des Handelsgeſetzbuches verlangt und nötigenfalls im Wege des Prozeſſes erzwungen werden, wobei dann die Beurteilung der Wichtigkeit der Gründe dem Ermeſſen des Richters überlaſſen bleibt. Als ſolche wichtige Gründe werden in Art. 63 beiſpielsweiſe angeführt: thätliche Mißhandlungen oder ſchwere Ehrverletzungen gegen den Lehrling. Ebenſo wird Vernachläſſigung der Pflichten des Lehrherrn gegen den Lehrling in einer die Geſundheit, die Sittlichkeit oder die Ausbildung des letzteren gefährdenden Weiſe als wichtiger Aufhebungsgrund anzuerkennen ſein. Doch können früher bereits verziehene Vorgänge allein die Aufhebung des Lehrverhältniſſes nicht begründen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## Der Hund im Dienſte des Roten Kreuzes.



Schottiſcher Collie in der Ausrüſtung als Sanitätshund.

Daß der allgemeine Hausfreund, der Hund, in den nächſten Feldzügen eine gewiſſe Rolle ſpielen wird, iſt bekannt. Wir haben im XXIV. Jahrg. (1888) den „Kriegshund“ und deſſen Aufgaben bereits ausführlich behandelt; ſeitdem ſind im Heere, beſonders bei den Jägerbataillonen, die Verſuche über die Brauchbarkeit der verſchiedenen Raſſen ꝛc. fortgeſetzt worden. Neu iſt dagegen die Verwendung des Hundes im Sanitätsdienſt, wie ſie der bekannte Tiermaler und vielerfahrene Hundekenner J. Bungartz in ſeinem jüngſt erſchienenen Schriftchen: „Der Hund im Dienſte des Roten Kreuzes. Leipzig, A. Twietmeyer“ vorſchlägt und eingehend erörtert. Herr Bungartz will einmal den Sanitätsdetachements leichte, von Hunden gezogene Ambulancewagen mitgeben, durch welche der Transport der Verwundeten zum Verbandplatz erleichtert werden ſoll, er will aber weiterhin vor allem Hunde zum Aufſuchen der Verwundeten und zum Botendienſte innerhalb des Rayons des Sanitätsdienſtes, alſo etwa vom Verbandplatz an die auf dem Gefechtsfeld thätigen Krankenträger, verwenden. Ganz beſonders ſcheint die zweite Aufgabe, das Aufſuchen der oft in Kornfeldern, im dichten Unterholz eines Forſtes hilflos liegenden und ſelbſt von den aufmerkſamſten Krankenträgern ſchwer zu findenden Verwundeten, dem Spürſinn des Hundes zu entſprechen. Auf Grund umfaſſender Verſuche hat Herr Bungartz eine eigene Ausrüſtung für den Sanitätshund zuſammengeſtellt, die, wie aus der obenſtehenden Abbildung erſichtlich, aus einem ledernen Halsband, einer gerollten Hundedecke aus waſſerdichtem Segeltuch, einer Laterne, um beim Gebrauch des Hundes in der Nacht zum Verwundetenſuchen dem Führer die Richtung anzugeben, in welcher er jenem zu folgen hat, und ſchließlich zwei Taſchen aus Segeltuch, die Verbandzeug, aber auch eine kleine Futterration für den Hund enthalten. Die ganze Ausrüſtung wiegt nur fünf Kilogramm und iſt bei den Verſuchen von den Hunden ſtundenlang ohne jede ſichtbare Beſchwerde getragen worden. — Sehr wichtig iſt die Auswahl der Raſſe. Herr Bungartz glaubt, daß unſere Jagdhunde trotz aller ihrer trefflichen Eigenſchaften nicht recht geeignet ſind, da der angeborene Jagdtrieb ihnen nicht völlig abzugewöhnen iſt; er meint dagegen, daß in dem ſchottiſchen Schäferhund, dem Collie, alle diejenigen Eigenſchaften vereinigt ſind, welche für den Sanitätshund erforderlich erſcheinen: unbedingter Gehorſam, Anhänglichkeit, Wachſamkeit, Ausdauer, große Widerſtandsfähigkeit gegen Witterungsunbill und hohe Intelligenz. Wahrſcheinlich beſitzt aber der deutſche Schäferhund alle dieſe Vorzüge ebenfalls. Die Beſtrebungen, eine konſtante Raſſe desſelben — konſtant nicht nur in den äußeren Eigenſchaften, ſondern vor allen in den Tugenden — zu erzielen, ſind freilich noch ſehr jungen Datums und ihr Erfolg muß erſt abgewartet werden.

## In unſerer Spielecke.

### Pfingſt-Röſſelſprung.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | wie | tief | bat | und | | | |
| | | du | ſab | wei | vom | dich | ſtil | | |
| | | he | pfingſt | ſenkſt | le | der | blitzt | | |
| mit | o | in | em | tau | feſt | ne | in | früh | wacht |
| all | pfin | heil | und | | | liegt | er | gen | hül |
| tag | hebſt | mein | welt | | | mein | bel | rings | lings |
| den | e | ner | ger | herz | die | tag | nacht | le | mor |
| | | him | neu | gold | iſt | wie | ter | | |
| | | kraft | lich | Aus | wärts | o | der | | |
| | | | mel | aufs | lieb | lich | | | |

### 1. Wechſelrätſel.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Bann | Baſe | Bebel | Bern | Hebel | Eli | Haſe |
| Hall | Homer | Heide | Graf | Gedicht | Kaſſel | Krim |
| Kain | Aera | Elle | Dach | Poet | Main | Wunde |

Jedes der obigen 21 Wörter iſt durch Veränderung eines Buchſtaben in ein anderes Wort zu verwandeln. Sind die richtigen 21 Wörter gefunden, ſo kann man aus den bei der Verwandlung fortgelaſſenen und den bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchſtaben ſieben Wörter bilden, welche einen Feſtgruß an unſere Leſer ergeben.

### 2. Ergänzungsaufgabe.

D. — G.i.t — v.m
— B.t.r — .u — h.
.l.g.r — G..ſt —
D.. — u.. — E.n.u
.u.g — .es — H.r.
e.s — v.rh..ß. —
O — k..m — .n. —
k.h.e — .u. — b..
— ..s — e.n —
D.ß — w.r — e.. —
T.m..l — d.. — H
.ch.t.n — ſ..n —
E.h.l.e — ..s — F.
i.d.n. — t.u..s
— P.a.d —
J. — u.ſ.r.m — d.
u.ſ..e. — B..e.l
..d —
U.. — w. — u.t.r —
B.u..n — d.. — N.
t.e. — ſ..le.c.t —
D. — g..b — ..ß —
i.r — S.a..e. — .
.s — n.ch. — e.r..
ch. —

### 3. Dechiffrieraufgabe.

x32grs c5 15r 3l l4qf2mq4s
l2qh2 c2m rnq5bg c3q f5s
z2rr2q 3l r1bh 23m rſ6bhk23m zq4s
1kr 23m2 d2c2q 1l g5s.

### 4. Arithmogryph.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2 | 1 | 10 | 7 | 6 | 14 | 11 | 13 | 7 |
| | 1 | 3 | 8 | 11 | 5 | 7 | 4 | |
| | | 13 | 8 | 7 | 14 | 11 | | |
| | | | 10 | 9 | 4 | | | |
| | | | | 12 | | | | |

Werden die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo bezeichnen die wagerechten Reihen (aber in anderer Folge): 1. Eine Göttin, 2. ein Feſt, 3. einen Vornamen, 4. einen Vornamen und die ſchrägen Reihen von oben nach unten ein Geſchoß und eine britiſche Kolonie.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſung der Aufgabe in Nr. 35.

Arithmogriph.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| G | r | **a** | u | n |
| I | **r** | e | **n** | e |
| **F** | r | i | t | **z** |
| A | **t** | l | **a** | s |
| H | e | **b** | e | l |

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſ.) — Friedrich der Große als Kronprinz in Ruppin. — Das Langenbeck-Haus. Von Dr. E. Adler. — Michel Aubertin. Eine Erzählung aus dem lothringer Lande. Von E. Plaſtein. Fortſ. — Sanct Jürgen — der Schauplatz von „In Moor und Marſch.“ Von Ludolf Pariſius. Mit drei Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Bergpredigt von F. v. Uhde; Am Brunnen von R. Epp. — Erdkunde. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Verkehr. — Landwirtſchaft. — Kunſt. — Denkmäler. — Ausſtellungen. — Kongreſſe. — Rechtsrat. — Der Hund im Dienſte des Roten Kreuzes. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Original v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Juni 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 37.

## Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

So blieb Liſi nur jener eine Ausweg, den ihre innerſte Natur ſich ſuchte: ſie war körperlich bei dem Kranken, geiſtig weit entfernt von ihm. Eine geheimnisvolle Macht umwebte ſie und zog ihre Gedanken mit ſich fort. Zu wem? Zu Paul! Sie konnte ihn nicht vergeſſen, ſo ſehr ſie es wollte, ſondern meinte oft förmlich die Atemzüge ſeiner Seele und ein erſchreckend deutliches Bewußtſein ſeiner Nähe zu ſpüren.

War das nur eine Vorſpiegelung ihrer Phantaſie? Wenn ſie abends, in ihren Mantel gehüllt, die Vötörös verließ und an der Seite der Magd, welche ſie abgeholt hatte, die Gaſſen durchſchritt, löſte ſich eine männliche Geſtalt von einer Straßenecke und folgte den beiden Frauen in behutſam gehaltener Entfernung. Beim Schein einer Laterne ſah Liſi, wenn ſie zurückblickte, eine Huſarenmütze und einen pelzverbrämten Mantel, weiter nichts; ſie wandte den Kopf ſtets eilig und ſcheu fort, dennoch hätte ſie den Schnitt des jungen Geſichts unter der Mütze mit geſchloſſenen Augen zeichnen können, und bisweilen, wenn ein plötzlicher Aufenthalt ſie dem Folgenden näher rückte, hörte ſie klirrende Sporen. Sie konnte ſich täuſchen, wenn ihr Herz dann einen Namen nannte, — es ſchritten durch die Straßen Wiens ſo viele Offiziere —, aber ihr klopfendes Herz ſagte eigenſinnig: ſo wie dieſer ſchritt keiner, und keiner ſonſt auch folgte ihr.

Seitdem ſie dieſe geheimnisvolle Gefolgſchaft entdeckt, drängte eine nervöſe Unruhe ſie täglich zu früherem Aufbrechen. Ihr Blick hing an der Uhr, welche in der letzten Stunde ſo unerträglich langſam ging, und ſie zählte die Minuten, ohne an dem, was im Krankenzimmer geſchah, irgend welchen Anteil zu nehmen.

Das war unrecht; das war wieder die alte, elende Schwäche, die ſie ſelbſt verdammte. Aber wenn dieſe Schwäche ſtärker war, als jede Kraft in ihr? Und das war ſie, denn ihre Kraft fühlte ſie täglich ſchwinden, als ob ihre Jugend ſich vor der Zeit verlöre und die ſtumpfe Mattigkeit des Alters ſie überſchliche.

Seit ein paar Tagen nahm dieſe Mattigkeit noch mehr zu. Die Geſtalt, welche ſonſt der Heimwandernden zu folgen pflegte, war ausgeblieben. Warum? Liſi fragte es ſich zuerſt, ſo unruhig, ſo nervös, wie ſie ſonſt den Gefolgsmann erwartet hatte; dann unterdrückte ſie die Frage und ward noch ſtumpfer als vorher.

Als ſie an einem dieſer freudloſen Abende in ihre Wohnung kam, fand ſie die Mutter in vollem Schmuck. Die ſtattliche Frau ſtrahlte in Seide, Blumen und Brillanten und ſah, wie immer, ſchön und jugendlich aus. Ihr Geſellſchafter dagegen, der jüngere Galen, der jetzt oft bei ihr war, ſchien gar nicht an ſeinem Platz, ſo plump und unanſehnlich nahm er ſich aus. Aber Liſi bemerkte es nicht. Sie fand längſt nichts Komiſches mehr an dem Gelehrten und ſah auch ſeine Häßlichkeit nicht mehr. Er war's ja, den ſie nächſt der Mutter am höchſten ſchätzte, für den ſie ſelbſt jetzt eine freundſchaftliche Wärme, ein ernſtes Lächeln fand. Sie hatte ihn kennen gelernt, wo er den glänzendſten Kavalier ſchlug, im Krankenzimmer. Dort war er nicht unbeholfen, nicht linkiſch und befangen, ſondern ſicher, gewandt, erfahren, und jede ſeiner Bewegungen, jedes ſeiner Worte bedeuteten eine Hilfe, einen Troſt für den Leidenden und ſeine Umgebung.

Nachdem ſie ihn deshalb freundlich begrüßt, ſetzte Liſi ſich auf ein Schemelchen zur Mutter, zog ihr die Handſchuhe an und liebkoſte dabei die vollen, weißen Hände.

„Wie ſchön du wieder biſt, Mutterl! Eine Freud iſt's, dich anzuſchauen.“

„Ich glaub's,“ antwortete die Mutter wehmütig, „du ſiehſt freilich auch nicht viel ſchön's den langen Tag über, armer Herzkäfer! Aber ſchau, mei Schönſt's fehlt halt doch mir, mei Liſi! Nach der ſchaun halt alle zuerſt, wann ich in den Saal hineintret'." Und Thränen traten in ihre großen ſchwarzen Augen, während ſie ſich erhob, um zu gehen.

Der Arzt begleitete ſie an den Wagen. Die Geſellſchaft war bei ſeinem Vater, und dieſer hatte der ſchönen, älteren Freundin ſein Koupee zur Verfügung geſtellt. Der Gelehrte hob ſie hinein. Er lernte Unglaubliches, ſeit er bei den Ellrodts verkehrte.

Und ſeine ſpäte Gelehrigkeit lag wie eine Schuld auf ihm. Er hatte erreicht, was ihm als ein Glück vorgeſchwebt, er ſah Liſi jetzt beinahe täglich, bei Tibor, bei ihrer Mutter, und ſie war gütig und freundlich zu ihm; ja, ihr hilfeſuchender Blick, das Feſthalten ſeiner Hand und andere unſchuldige Vertraulichkeiten ſagten ihm, ſie möge ihn gern, ſchätze ihn als Freund. War er damit zufrieden? Nein! Er fühlte ſich ſo unglücklich, wie nie vorher, ſein Herz war krank, voll Unruhe, ſeine Gedanken verließen Forſchung und Wiſſenſchaft und wanderten zu Liſi. Was wollte er? Sie loslöſen von allen anderen, für ſich gewinnen! Jetzt mußte er ſich geſtehen, nur das war ſein Ziel. Aber die Entſchuldigung dafür fand er dann auch, als Arzt und Liebender: ſie liebte ja den Dichter nicht und ging zugrunde an deſſen Pflege.

Mit der Peinlichkeit des gewiſſenhaften Gelehrten hatte er ſich das alles, das Für und Wider, Stunde für Stunde in den letzten Tagen vorgelegt, aber es war doch ſein Herz, das ſchließlich die Entſcheidung traf. Er wollte mit Liſi ſprechen, ihr ſeine Liebe geſtehen und ihr ſeine Hand bieten.

Was ſollte dann aus dem Kranken werden? Das war der Stachel in des Arztes Gewiſſen. Aber er beſchwichtigte ſich, indem er entſchied: ſeine Freundſchaft und Hilfe ſeien dem ſelbſtſüchtigen Dichter ſchon jetzt beinahe mehr wert, als die der ermüdeten Braut.

Und heute war Liſi allein. Das war die Stunde, die Gabor nützen mußte. Er brauchte nur zurückzukehren, ſobald die Mutter fortgefahren war, und — ja, brauchte nur das Klopfen ſeines Herzens, das ihm nahezu die Gewalt der Sprache raubte, zu mäßigen, ſeine unſelige Schüchternheit zu bewältigen, um ſich ſein Glück zu ſichern.

Liſi aber ſaß oben im Zimmer und dachte, wenn die Mutter zurückkommt, wird ſie erzählen — wird erzählen vom Balle und ahnungslos ſeinen Namen nennen. Liſi wußte ſie darauf zu bringen, lockte alles aus ihr hervor, vorſichtig, mit hundert Liſten, und ſo erfuhr ſie, was er gethan, wer ihm gefiel, wen er bevorzugte.

Das war nach langem Durſten ſtets ein tiefer Zug aus einem kühlen Bronnen; und Liſi that ihn mit der Inkonſequenz ihrer achtzehn Jahre und machte ſo all die ſchweren Opfer nutzlos, die ſie ſelbſt ſich auferlegt.

Und wie ſie jetzt ſaß und die Stunden zählte, die vergehen mußten, bis die Mutter wiederkehrte, erklang draußen ein Schritt, und ſie hob den Kopf und ſah geſpannt nach der Thür. Wer konnte kommen? Wenn er es wäre? Ach, ſo ſinnlos, ſo grundlos und unverſtändig hoffen kann nur ein Mädchen, das verliebt iſt!

Die Thür ging auf, und der Arzt ſtand in ihr. In Liſis Augen traten Thränen. Nur Galen!

Dann aber ſchämte ſie ſich. Er war ſo gut, der Beſte aller, die ſie kannte, und ſie, ſie hatte ſich ſo hohe Ziele der Tugend geſteckt! Ließ ſie jetzt, ſtatt daß ſie dieſe erreichte, auch die einfachſte Dankbarkeit im Stich?

Mit gewinnender Bewegung rückte ſie einen Sitz neben ſich zurecht und ſagte: „Wie freundlich, daß Sie nochmals kommen, lieber Baron. Wollen Sie mir von unſerm Kranken ſprechen?"

„Nein," antwortete er rauh, mit heiſerer Stimme, die ihn ſelbſt erſchreckte, „nicht von ihm —, von Ihnen." Und dann ſtarrte er auf ſeine großen Füße und ſuchte ſeine Aufregung zu bekämpfen. Aber es gelang ihm nicht, und plötzlich ſah er auf, faßte Liſis Hand und preßte ſie, daß das Mädchen leiſe aufſchrie. Dann zog er ſeine Rechte erſchrocken zurück.

„Aber ich bitt' Sie," ſagte Liſi, „was dachten Sie jetzt? Oder richtiger, wen dachten Sie im Griff zu haben? Doktor! Doktor! Sie ſind zerſtreut!"

Er ward nur verwirrter und ſeufzte, ihr feines, blaſſes Geſicht betrachtend, während in dem ſeinen ſich namenloſe Angſt malte.

„Baronin, wie fühlen Sie ſich?" fragte er dann mit ſeltſam dringlicher Betonung.

Liſi lachte. Er blieb doch komiſch, und das unterhielt ſie wieder. Ein reizender Zug mädchenhafter Schelmerei ſpielte um ihre Mundwinkel.

„Aber, mein Lieber, mir iſt wirklich, als ſollt' ich Sie das fragen!" antwortete ſie neckend. „Und wären Sie nicht, der Sie ſind, vor jedem andern fürchtet' ich mich."

Doch ſeine Schwerfälligkeit war nicht wegzuſcherzen, und ſeine Gefühle hingen in dem Ideenkreis feſt, in den er ſie ſeit kurzem gebannt.

„Nein, ſcherzen Sie nicht!" ſagte er ernſt, „Sie ſind krank. Ich ſeh's und fühl's! Sie ſind ſeeliſch wie körperlich leidend! Sie haltens nicht aus, die Pfleg' und — und die Launen des Kranken. Warum ſagen Sie mir's nicht? Ich bin doch Arzt und bin — Ihr Freund."

Er wollte ſie veranlaſſen, zu ſprechen, und ihr dann ſagen, daß er ihr helfen, ſie retten wolle. So mußte es leichter ſein.

Ihr ſchönes Geſicht ward auch ernſt und wieder bleicher. Dennoch verſtand ſie ihn nicht und kam mit keiner Ahnung ſeinen Wünſchen entgegen.

„Ah, ich verſteh', meine Mutter hat Ihnen ihre Beſorgniſſe um mich mitgeteilt," ſagte ſie. „Die Arme, ſie leidet mehr als ich. Ja, ſchaun Sie, Doktor, wenn's ging, um ihretwillen möcht' ich zurück. Sie iſt ja ſo unglücklich darüber, und ich weiß, wie ſie mich vermißt. Aber ich darf's nicht. Auch der Kranke hat nichts als mich, und nun ich mich einmal ihm gegeben, kann ich nicht zurück."

Das war der Stich gerade in ſein Gewiſſen, den er als Arzt noch ſchmerzlicher fühlte. Aber er zuckte nur zuſammen und fuhr mit dumpfem Eigenſinn fort: „Wenn Sie aber ſelbſt zu Grund daran gehen? Verträgt ſich das auch noch mit Ihren Pflichten? Fräulein Liſi, mir iſt bang um Sie! Ich glaub', Ihre Seele verlangt mehr, als Ihr Körper im ſtand iſt, zu leiſten. Sie wiſſen nicht, wie Sie ausſehen. Es muß denen, die Sie lieben, angſt dabei werden."

Liſi ließ die Stirn ſinken.

„Und wenn ich's thät', wenn ich von ihm ging," flüſterte ſie, als wage ſie nicht, laut vor ſich ſelbſt davon zu ſprechen, „was ſollt' dann werden? Wo ſollt' ich hin? Doch nicht in die Geſellſchaft? Das ging nicht, das wäre gegen Ehr' und Gewiſſen. Sie würden ja mit Fingern zeigen auf mich, hier in Wien, und — und ich könnt's auch nicht. Das nähm' mir erſt recht die Ruh', und ich würd' ſicher krank davon werden."

Galen antwortete leiſe, den großen Kopf weit vorgeneigt, den ganzen, ſchweren Körper zitternd vor innerer Bewegung: „Hier nicht — nicht hier bleiben, nein! Aber fort gehen, fort, mit Einem, der Sie lieb hat, der ſein Leben für Sie gibt. Die Welt iſt ſo weit, ſo ſchön — für zwei, die ſich lieben. Liſi, möchten Sie dies nicht? Mit — mit ſo Einem?"

Liſi ſchüttelte ſich. Eine ahnungsvolle Furcht kam über ſie, die Furcht vor neuen Feſſeln. War das ein Gedanke ihrer Mutter? Hatte ſie dem gutmütigen Arzt das eingegeben?

„O nein!" ſagte ſie, „mit keinem! Ich mag mit keinem leben! Nur allein, allein will ich ſein und frei, frei wenigſtens zu denken und zu fühlen — was ich will."

Das genügte. Jedes Hoffen des Arztes erloſch, und er fühlte nur noch einen Schmerz, der ſogar phyſiſch ihm das Herz zuſammenſchnürte.

„So wollen Sie alles laſſen, wie es iſt?" fragte er noch, und mit demſelben Ausdruck der Furcht antwortete ſie:

„Gewiß! Nur nichts ändern. Um des Himmels Barmherzigkeit willen, nichts ändern."

Er ſtand auf.

„Gute Nacht!" ſagte er ſtill und reichte ihr eine kalte Hand; ſie blieb mit beſchwertem Gemüt zurück.

Was hatte er nur gehabt? Was ſollte ſie glauben, fürchten? Nein, ſie wollte nichts weiteres wiſſen! Galen ſollte ihr Freund bleiben, und es ſollte nichts zwiſchen ſie treten! Sie brauchte ihn, und Tibor brauchte ihn. Und wenn die Mutter thörichterweiſe in ihrer blinden Liebe dem guten Menſchen etwas eingeredet, das würde bei ihm vergehen, ſobald die Wiſſenſchaft ihn wieder ganz für ſich begehrte. Des Mädchens Gedanken verließen den Gelehrten, um ſich wieder dem zuzuwenden, den ſie gelobt hatte, zu vergeſſen.

---

In einem roſa Gazekleid, aus welchem ihr weißes Köpfchen mit dem toupierten Seidenhaar in entzückender Friſche auftauchte, tänzelte Gabriele Battiani ſchon ſeit mehreren Stunden im Galenſchen Hauſe herum, ſteckte ihr feines Näschen in alles und that, unter dem Vorwand, ſich nützlich zu machen, die thörichtſten Fragen, auf welche die wohlgeſchulte Dienerſchaft die reſpektvollſten Antworten gab, unter denen ſich die ebenſo reſpektloſeſte Wut verbarg.

Dennoch hütete ſich jeder, den Zorn der impertinenten Schönen zu wecken, denn der Hausherr zählte zu ihren Verehrern und konnte belieben, ſie über kurz oder lang zur Gebieterin zu machen.

Sie ſelbſt hatte beſchloſſen, daß dies geſchehen ſolle, ſobald ſie ſich gezwungen ſähe, jede Hoffnung auf Feraſi aufzugeben. Der ſchöne Graf nun war leider ein Fiſch, der ſchon mancher Fiſcherin aus dem Netz geglitten war; als Lückenbüßer den älteren Galen bereit zu halten, ſchien daher ein kluger Zug, den das weißhaarige Fräulein ſeit Sſemeſnyes nicht aus den Augen ließ. Der reiche Witwer machte eines der glänzendſten Häuſer Wiens, und das arme Fräulein, welches in einem Vorſtadtſtift mit wenig Geld und vielen Anſprüchen lebte, verſpürte jedesmal, wenn ſie in dem palaſtähnlichen Hauſe war, den lebhaften Wunſch, darinnen zu bleiben, anſtatt in die Schachtelzelle ihres Stifts zurückzukehren.

Im Palais ihres Verehrers den Kobold zu ſpielen und die beiden Hauptmächte, den würdevollen Haushofmeiſter und die noch würdevollere Schweſter Galens, gegen einander zu hetzen, war aber zudem ein Zeitvertreib, welcher der jungen Ränkeſpinnerin außerordentliches Vergnügen machte.

Fräulein Sidonie Galen hatte, in ärmlichen Verhältniſſen ergraut, viel Neigung zur Sparſamkeit. Sie verſtand nur, mit kleinen Zahlen zu rechnen und ſah ſtets mit Entſetzen den Luxus im Haushalt des Bruders, überzeugt, daß es kein Vermögen gäbe, welches ſolchen Ausgaben ſtand halten könne.

Gabriele, welche dieſen Luxus gerade ganz nach ihrem Geſchmack fand, machte ſich dennoch den Spaß, das Entſetzen der „filzigen alten Schachtel," wie ſie ihre Freundin im ſtillen nannte, zu ſchüren und ſie in ihren zahlloſen Nörgeleien kräftig zu unterſtützen. Hinterher, ſobald ſie ſelber zur Herrſchaft kam, wollte ſie die Kleinkrämerin deſto kräftiger auslachen, ihr eine Naſe drehen und ſie vor die Thür ſetzen.

Auch heute hatte ſie ſich einige Stunden vor dem Ball zu dem löblichen Zweck, die größtmöglichſte Verwirrung anzurichten, eingeſtellt und beſichtigte an der Seite des alten Fräuleins des Haushofmeiſter Wendelmeyers Einrichtungen. Vor den ſilbernen Speiſewärmern ſtehend, erklärte ſie mit wichtiger Miene: „Die Kohlen müſſen in den Wärmeſchüſſeln angezündet werden. Es iſt Verſchwendung, ſie ausgeglüht hineinzugeben, da ſie dann vorher nutzlos brennen."

„Erlaube mir unterthänigſt zu bemerken, daß die brennende Holzkohle ſchädliche Dünſte erzeugt. Die Herrſchaften würden, wenn man dieſe Kohle zur Tafel brächte, Schwindel, Kopfſchmerz und Übelkeit erleiden," erwiderte der Haushofmeiſter.

Gabriele zuckte verächtlich die weißen Schultern.

„Ach was! Das wird wohl ein Aberglaube ſein. Ich müßt's jedenfalls ſelber erſt ſehen, eh' ich's glauben möcht'."

Das lange Geſicht Wendelmeyers legte, wie eine Maske, den Ausdruck vornehmer Verſchloſſenheit an. Dieſe Dummheit überſtieg in ſeinen Augen ſogar das Maß, zu welchem er den höheren und höchſten Ständen ein Recht einräumte.

Das Fräulein indes, welches es langweilig fand, lange bei einer Sache zu bleiben, naſchte ſchon Bonbons von den ſchön geordneten Tafelaufſätzen. Doch plötzlich ſtieß es einen durchdringenden Schrei aus.

„Sie zünden in den Empfangszimmern ſchon die Kerzen und Lampen an! Eine Stunde bevor die Gäſt' kommen! Was iſt das wieder für eine Verſchwendung!"

Fräulein von Galen, welche auf einem möglichſt unbequemen Seſſel ſteif aufrecht ſaß, um ihr Kleid nicht zu zerknittern, das, citronengelb und mit roter Seide ausgeflammt, ihr das Ausſehen einer verwelkten Schwertlilie gab, ſagte mit mißbilligendem Kopfſchütteln, ihre Haubenbänder über die ſpitzen Schultern hin wehend: „Unerhört! Und es wird ſo ſchon ſo erſchrecklich viel für Beleuchtung aufgeſetzt."

„Ja, und die Stuben werden vor der Zeit übermäßig erhitzt, es riecht alles nach Kerzen."

„Gewiß! gewiß! Aber machen Sie einmal da etwas! Die Leute hören ja auf niemanden."

„Hier fehlt eine energiſche Hand, welche die Zügel feſt aufnimmt und dieſer ſinnloſen Verſchwendung ein Ende macht!" ſagte Gabriele beſtimmt und hob ihr Näschen befehlshaberiſch, als fühle ſie die Fähigkeit in ſich, dieſe Energie zu entwickeln.

„Je eher, je beſſer!" ſtöhnte Fräulein von Galen, „ehe es zu ſpät geworden iſt."

Gabriele nickte: „Solchem Hineinwüſten kann kein Vermögen widerſtehen. Ich muß noch einmal hinaus und ſehen, ob die Weinflaſchen abgezählt ſind, damit der Tiſchwein nicht etwa auch in Strömen fließt."

Und ſie ſtürzte in den Speiſeſaal und Anrichteraum, die gelbe Baronin, gerade wie ein exercierender Soldat, hinterher.

Beide waren indeſſen noch nicht weit in ihren Bemühungen gediehen, als unter einer der Thüren die Geſtalt des Hausherrn erſchien.

Sofort nahm Gabrielens unverſchämtes Frätzchen einen holdſeligen Ausdruck an.

„Baron, Sie verzeihen, wenn ich hier hinter die Kouliſſen dringe und ein wenig Aſchenputtel ſpiele," ſtammelte ſie, eine liebliche Verwirrung heuchelnd.

Der Hausherr trat heran und küßte eine ihrer runden, weißen, vom Handſchuh noch freien Hände.

„Das iſt eigentlich nicht zu verzeihen. Die Roſen gehören in den bevorzugten Teil des Gartens und nicht in die Küchenbeete. Il faut mettre ses trésors en montre, und auch Aſchenputtel betrat den Königsſaal, ſobald ſie im Feenkleid ſtrahlte," ſagte er galant und bot ihr den Arm: „Ich darf wohl bitten, daß Sie ſich nach vorn bemühen."

Und zu ſeiner Schweſter gewendet, ſetzte er hinzu: „Auch dich bitt' ich, dich hier nicht zu echauffieren. Du ſiehſt ſchon jetzt unvorteilhaft aus, und die erſte Pflicht einer Dame, mein' ich, iſt, das zu vermeiden. Leg' jetzt Reispuder auf und verſuche, dich abzukühlen. Die Dinge hier werden auch ohne dich gehen."

Das Fräulein, welches nie wagte, dem vornehmen Bruder zu widerſprechen, exercierte in ihre Gemächer, und der Baron fuhr, ſich zu ſeiner Dame wendend, fort: „Es erwartet Sie drüben auch ſchon jemand. Mit welcher Ungeduld, das werden Sie von ihm ſelbſt lieber hören als von mir."

Feraſi! — Gabriele hatte Mühe, ihre Freude zu verſtecken. Daß ſie vor dem Beginn des Balles ſchon Gelegenheit hatte, mit ihm zu ſprechen, erfüllte ihre innerſten Wünſche. Es ließ ſich da viel beſſer kokettieren; man verſchwand noch nicht unter einer Schar glänzender Schweſtern. Wenn ſie nun gar noch ganz allein mit ihm hätte ſein können, würde ſie ſich die kühnſten Erfolge verſprochen haben.

Trotz dieſer Überlegung ſah ſie mit dem unſchuldigſten Erſtaunen in das Geſicht ihres Führers.

„Wer kann das ſein? Ich wüßt' eigentlich keinen, von dem ich ſo etwas ganz b'ſonders gern hört'!“

Der Baron lächelte. Dieſe hübſch geſpielte Unſchuld düpierte ihn nicht, aber ſie ergötzte ihn. Er erriet lange ſchon, was die weißhaarige Schönheit beabſichtigte, aber ihre Abſichten ſtießen auf gewiſſe Sympathieen bei ihm. Sie begehrte durch ein goldenes Thor in die Ehe zu treten, ein Wunſch, den Galen bei einem jungen, ſchönen und mittelloſen Mädchen berechtigt fand.

Feraſi begrüßte die kluge Kokette mit jener lachenden Vertraulichkeit, welche beinahe an Unverſchämtheit grenzt, jedoch der ſicherſte Beweis iſt, daß ein Herr in der Gunſt der Frauen eine hohe Stelle einnimmt.

„Ich hab ſo danach verlangt, Sie vor'm Beginn des Balles noch zu ſprechen,“ ſagte er, „und jetzt iſt's mir doch auch geglückt. Ich hab nämlich etwas für Sie, ein Vielliebchen. Darf ich mir erlauben?“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ergriff er ein Lederkofferchen feinſter Arbeit, das ſeitwärts auf einem Tiſchchen ſtand, holte es herbei und zeigte es.

Gabrielens Augen glänzten vor Neugierde. Ihr Verehrer aber hielt noch eine Vorrede, ehe er den Wunderkaſten ſich aufthun ließ.

„Es iſt zwar etwas, das man ſich ſonſt meiſt nicht getraut, einer Dame zu überreichen, aber ich mein', wir ſetzen uns über ſolche Beſchränkungen der perſönlichen Freiheit hinweg. Geniale Geiſter haben das von jeher gethan. Und wiſſen Sie, wie ich nachſann, was ich wählen könnt', tanzten mir immer Ihre reizenden Füßerln im Kopf herum. Sie haben einmal geſagt, nur der Peſther Cſechlani verſteh' es, Damenſtiefletten zu machen, nun ſchauen Sie, bitte, ob er das Maß der kleinſten Füße getroffen hat.“

Er drückte an der Feder des Schloſſes, und der Deckel des Koffers ſprang auf. In ſeinem Innern, auf fein abgeſteppter Polſterung von mattroſa Seide, lag ein Paar der denkbar zierlichſten Reiterſtiefelchen von Corduanleder mit ſeidenen Kordeln und ſilbernen Sporen.

Gabriele lachte: „Nein, aber ſo etwas! Wie Sie auf ſo einen Gedanken kommen konnten. Das ſieht Ihnen gleich! Etwas, das ſonſt gar niemanden einfällt.“

„Eine Erinnerung an unſere Reitſtunden,“ ſagte er, „die ja leider ein ſo frühes End' genommen haben.“

„Reizend ſind ſie!“ geſtand Gabriele, welche es nicht über ſich gewinnen konnte, das Geſchenk zurückzuweiſen: „Und ich bin eigentlich zu neugierig, ob ſie ſitzen.“

„Das müſſen Sie eben jetzt gleich probieren!“ antwortete er und beſtand auf ſeinem Wunſch, in welchem der Hausherr ihn unterſtützte.

Gabriele zierte ſich ein wenig.

„Das iſt aber eigentlich unpaſſend.“

„O bewahre! Zumal nicht, wenn der Schuhmacher Cſechlani heißt, denn ſeine Stiefel paſſen immer.“

Der wohlfeile Scherz wirkte; die Dame lachte und zog ſich für einige Minuten ins Nebenzimmer zurück. Als ſie wieder kam, klirrten die Sporen unterm Saum der kniſternden Seidenſchleppe.

Die Herren beluſtigte ſchon der Klang; ſie baten nun aber auch, die ſchönſten Füßchen der Erde in dem Meiſterwerk des Peſther Schuhmachers bewundern zu dürfen. Gabriele lachte wieder, zauderte in kurzem Beſinnen, ob es vorteilhaft wäre, dem Begehren nachzugeben; entſchied ſich dafür, hob ein wenig den Saum des Kleides, ſtellte die Füße auswärts, wie ein Grenadier, klirrte mit den Sporen und ſtand wieder aufrecht, wie unterm Ruf: „Präſentiert das Gewehr!“

In dieſem Augenblick öffneten ſich die Flügelthüren, und Frau von Ellrodt trat ein. Der Hausherr applaudierte, Feraſi rief: „Bravo!“ und kniete in einem erkünſtelten Paroxismus nieder, um den entzückenden Anblick ganz in der Nähe zu genießen. Eine befehlende Bewegung der kleinen, fetten, weißen Rechten machte, daß er dieſe ergriff und wieder empor ſprang, und danach verneigten beide Herren ſich vor der neu Angekommenen, welche Zeuge des ganzen Vorgangs geweſen, und Gabriele gab lachend eine kurze Erklärung.

Der Hausherr war übrigens zu liebenswürdig, um ſeine neuen Pflichten zu verſäumen; er widmete ſich Frau von Ellrodt, und Gabrielens kühnſter Wunſch ward dadurch auch noch halb erfüllt: Feraſi blieb ihr überlaſſen. Sie manövrierte ihn geſchickt in eine Ecke, möglichſt weit von dem ältern Paare fort. Der Baron brauchte nicht alles zu hören, was ſie mit dieſem ihrem jüngern Verehrer verhandelte.

Feraſi war ſtets aufgeregt, wenn er die Mutter Ellrodt ſah; es kam dann über ihn wie Schmerz und Trotz zugleich. Er erinnerte ſich der Tochter und fühlte wie ein Unrecht, das dieſe an ihm beging, ihr Nichterſcheinen.

Er wurde unter dieſem nervöſen Reiz auch jetzt nur noch lebhafter und ſcherzte ſo ausgelaſſen mit Gabriele, daß Frau von Ellrodt während ihrer Unterhaltung beide geſpannt beobachtete. Rittlings auf einem kleinen Seſſel vor ihr ſitzend, flüſterte der elegante Kavalier der weißhaarigen Schönen allerlei ins Ohr, was ſie in beſtändigem Kichern hielt. Die Finger des Offiziers ſpielten dabei auf der Stuhllehne, und das Blumengeſichtchen der Dame, lachend, übermütig, friſch, war oft ſo nahe bei dem ſeinen, daß die Spitzen ſeines Schnurrbarts es beinahe berührten.

„Und Sie haben die beneidenswerte Gabe, meinen Buben zu feſſeln,“ ſagte der Vater Galen, „ich kann mir leider nicht ſchmeicheln, die gleiche zu beſitzen. Können Sie's glauben, daß ich ihn oft tagelang nicht ſeh'? Das Mittagsmahl, das wir meiſt gemeinſam einnehmen, iſt die Zeit, die uns zuſammenführt; aber wenn ich außer Hauſ' ſpeiſ', ißt er im Wirtshaus, und dann bekomm' ich ihn nicht zu Geſicht.“

„Es geht Ihnen wie mir,“ antwortete wehmütig die Baronin. „Schaun's, meine Liſi, mit der iſt's um ein Haar das gleiche. Schön und geſcheit, könnt' ſie eine Stellung haben, um die ſie manch' Eine beneiden möcht', und eine Figur machen in der Welt, daß es eine Freud' für mich wär', aber ſie hängt ſich an einen Krüppel, und ich bring' ſie in gar keinen Ballſaal mehr.“

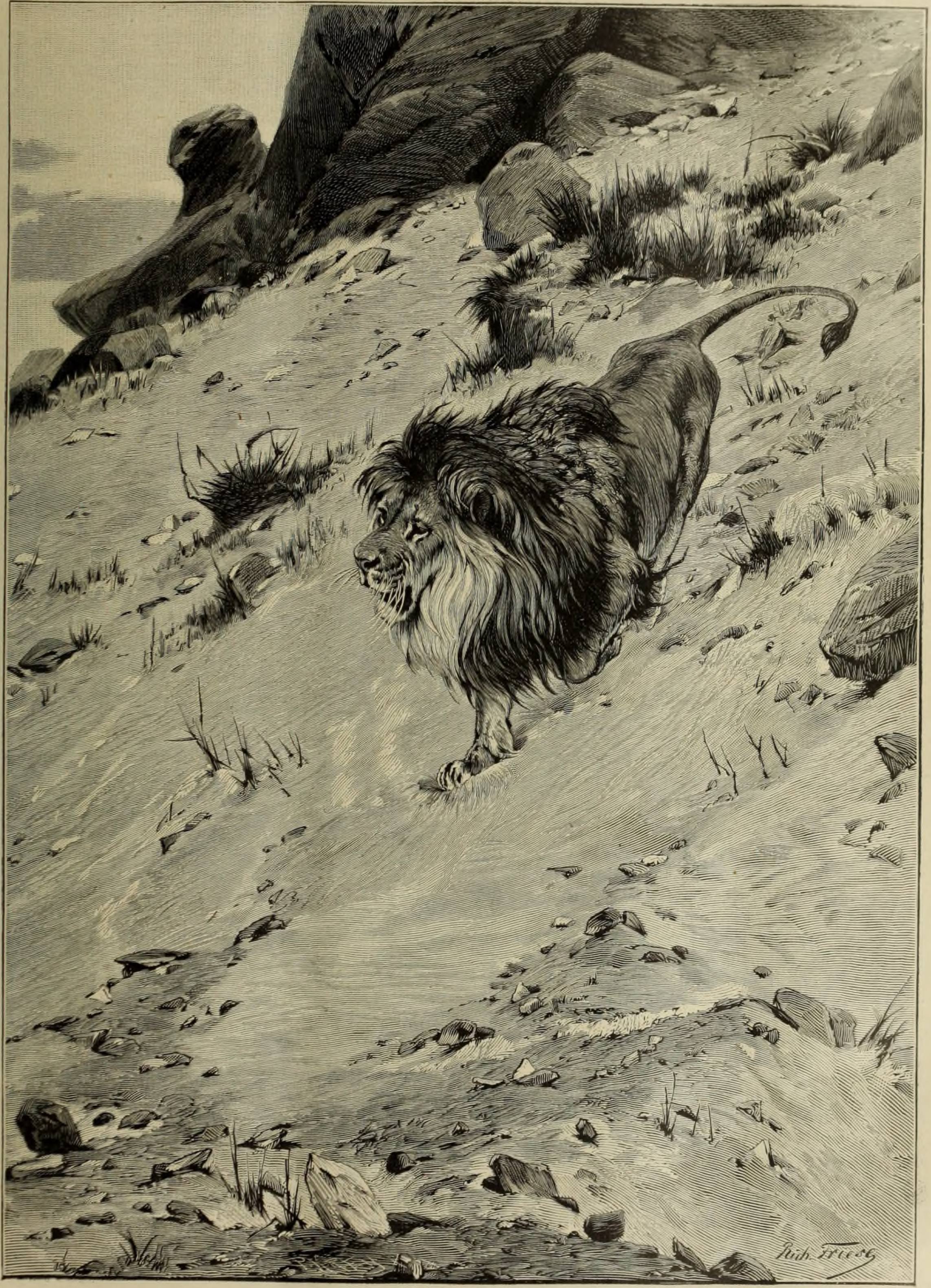
„Wie haben Sie's aber nur gemacht, um dem Schuhmacher ſo ein richtig's Maß anzugeben?“ fragte Gabriele, und Feraſi antwortete mit einer galanten Lüge: „Das war das Einfachſte von der Welt. Ich hab' dem Mann halt geſagt: Machen Sie ein Paar Stiefeln für den kleinſten und wohlgeformteſten Fuß der Welt. Nun, er hat's gethan, und Sie ſehen, das ideale Modell war das rechte.“

Gabriele hätte leicht von ihrem Mädchen erfahren können, daß der kecke Courmacher ſich einen Maßſtiefel heimlich hatte geben laſſen und dieſen dem Peſter Schuhmacher geſchickt habe; doch lag ihr nichts daran, das zu wiſſen, ſie glaubte viel lieber ſeiner liebenswürdigen Lüge.

„Ja,“ ſagte der ältere Galen, „es iſt wunderbar, die jungen Leut' haben eine g'wiſſe geiſtige Ähnlichkeit. Beide dieſelbe närriſche Paſſion, ſich aufzuopfern und ſich das Leben eigenſinnig zu erſchweren.“

„O Ihr Sohn,“ erwiderte Frau von Ellrodt, „bei dem iſt's doch noch etwas anderes. Er iſt ein Gelehrter, ein Mann der Wiſſenſchaft und ſo geſcheit! Die Welt, in der wir leben, iſt ihm zu banal; ſie verſteht ihn nicht. Das kann man ſchon begreifen. Es iſt aber gewiß für einen Mann ein Unglück, ſo gar geſcheit zu ſein; denn er find't ſich unter den andern Männern nicht zurecht. Und dann — ſo gut iſt er — kindgut, wiſſen Sie, wir bewundern ihn ſehr! Und ich glaub', wenn wir im Mittelalter lebten, er wär' ein Heiliger, und wir lägen alle vor ihm auf den Knieen. Denn aus den Frauen macht er ſich nichts, ſo wenig wie aus der Geſellſchaft, und nur die guten Werke, die intereſſieren ihn. Bei einem Arzt iſt das ſchon ſchön und eher zu verſtehen, als bei einer jungen Dame, die doch in die Welt hinein gehört.“

(Fortſetzung folgt.)



Der alte Herr vom Berge. Nach dem Gemälde von Rich. Frieſe

# Keetmannshoop.

Von Dr. R. Ludloff-Coburg.

(Abdruck verboten.)

Eine Reiſe, die ich zu meiner Belehrung über die landwirtſchaftlichen Verhältniſſe nach Deutſch-Südweſtafrika unternommen, führte mich in den erſten Monaten des vorigen Jahres von der Walfiſchbai zunächſt ins Innere Damaralands. Ich hielt mich zwei Wochen in Otyimbingue, im altbekannten Hauſe der deutſchen Familie Hälbig auf und war dann zwei Wochen Gaſt im Auguſtineum zu Okahandya, der Stiftung einer evangeliſchen deutſchen Fürſtin, woſelbſt durch Miſſionar Viehe begabte junge Hereros und Namas zu Lehrern für die Miſſionsſchulen ausgebildet werden. Dann war ich einige Wochen zu Gaſte bei der deutſchen Schutztruppe in Windhoek und konnte mich dort nicht nur in der weiteren Umgebung gut umſehen, ſondern erhielt auch Gelegenheit, die Hochebene des Khomas-Gebirges zu durchſtreifen und in Begleitung einer kleinen Abteilung der Truppe den berüchtigten Nama-Häuptling Hendrik Witbooi in ſeinem feſten Platze Hornkranz zu beſuchen. Über dieſe Fahrten habe ich in Reiſebriefen der „Coburger Zeitung“ ausführlicher berichtet. Es waren Reiſen, die mich teils im Ochſenwagen, teils zu Pferde wochenlang durch die Wildnis führten. Rehoboth, eine deutſche evangeliſche Miſſion an der Grenze Nama- und Damaralands, bildete den Endpunkt eines zehntägigen Rittes über das Gebirge und zu Witbooi. Von dort aus gab mir Leutnant v. Francois, der Bruder des bekannten Entdeckungsreiſenden, Gelegenheit, mit einem Ochſenwagen der Schutztruppe, der nach dem Orangefluß gehen ſollte, weiter ſüdwärts zu kommen, und ſo habe ich nun in achtzehntägiger Fahrt die ungeheure, öde, dürre Landſtrecke von Rehoboth über Gara-Geikois, Daberas nach Keetmannshoop durchmeſſen. Nach entbehrungsvollem Reiſen in der Wildnis begehrt man, wieder einmal unter ein Dach und zu geſitteten Menſchen zu kommen, und ſehnlichſt ſtrebten wir dem letztgenannten Platze, der nächſten deutſchen Miſſions-Niederlaſſung im fernen Weſten Namalands zu.

Wir hatten nach einer böſen Gewitternacht auf der Steppe und nach einem langen, heißen Marſche eine Meile vor Keetmannshoop am Ufer eines der trockenen Flüſſe dieſes Landes unſere Mittagsraſt gehalten. Gefreiter Meiburg, mein Begleiter von der Schutztruppe, hatte den üblichen Hammel und Kaffee gekocht. Dann wurden die ſechs Paare Zugochſen wieder eins vorm anderen an das lange Zugtau unſeres Leiterwagens geſpannt, die beiden Bergdamaras ſetzten die Ochſenherde, für welche die Truppe an dem Orangefluß Schafe eintauſchen will, in Bewegung, und ſo zogen wir über die letzten Bergrücken unſerm nächſten Reiſeziele entgegen. Der Weg führt durch ein mit zerſtreuten, niederen Dornbüſchen und weißem Toagraſe dünn bewachſenes Steppenland allmählich auf die Höhe eines Bergzugs, der eine prächtige Ausſicht nach den fernen felſigen Gebirgen des ſüdlichen Namalands, über weite baumloſe Grasflächen und Buſchſteppen, über die Baumlinien trockener Flußbette, kurz ein prächtiges, ernſtes, afrikaniſches Landſchaftsbild gewährt. Dann neigt ſich der breite Bergrücken ſüdwärts, und auf dem ſanft abfallenden Hange, inmitten einiger ſchöner baſaltiſcher Bergkuppen, ſtehen auf weiter Fläche zerſtreut etwa achtzig der runden, bienenkorbartigen Hütten von Namas, mit dem Zubehör von Viehkraalen, Wagen und Zelten. Eine Gruppe von ungefähr zwanzig ſchönen, großen Bäumen der Dornakazie bildet die Mitte der ausgedehnten Siedelung, und hinter den Bäumen ſchimmern die hellen Mauern und Giebel des Miſſionshauſes. Welch ein herzerfreuender Anblick, ſolch ein gemütliches deutſches Heim in der weiten Wildnis!

Auf einem der freien Plätze beim Miſſionshauſe ſpannte meine Kolonne aus und traf ihre Vorbereitungen für einen Raſttag; ich aber ſuchte den Miſſionar und ſeine Frau auf, und wie ich die lieben Leute begrüßt und ein Stündchen mit ihnen verplaudert hatte, da war mir auch ſchon ein Stübchen für einen mehrtägigen Aufenthalt bereitet, eine Gaſtſtube — in der Sakriſtei der Kirche. Es iſt ein kleiner, merkwürdiger Raum, dieſe Sakriſtei, in der ich nun dieſe Zeilen niederſchreibe; drei Schritte im Geviert, darin ſtehen eine eiſerne Bettſtelle, ein Tiſch, zwei Stühle, mein Reiſegepäck; in einem offenen Wandſchränkchen ſind einige Dutzend Schulbücher der bibliſchen Geſchichte in der Namaſprache; das Waſchgerät ſteht auf dem Harmonium, das aus der Kirche hierher geſchafft wurde. Ein kleines Fenſterchen ohne Scheiben, zwei Thüren ohne Schloß führen hinaus; eine niedere Decke aus einigen knorrigen Äſten des Dornbaumes, belegt mit zerriſſenen Binſenmatten, ſchließt den Himmel ab. Trete ich aus der einen Thüre, ſo ſehe ich jenſeits einiger Schutthaufen die Front des Miſſions- und Schulgebäudes; trete ich aus der anderen Sakriſteithüre — in die Kirche, ſo ſtehe ich im Freien auf einem wüſten, rieſigen Schutthaufen. Die Kirche iſt nicht mehr; ſie iſt zuſammengeſtürzt, iſt vor kurzem durch ungeheuere Wildwaſſer weggeriſſen, mit ihr manch' anderes Haus, auch ein großes Stück des Miſſionsgebäudes. Als einziger Reſt der Kirche ſteht noch der niedere, turmartige Stumpf der ehemaligen Sakriſtei, und weil den Miſſionsleuten auch alle Gaſtzimmer weggeriſſen und fortgeſchwommen ſind, ſo haben ſie für Fremde, die ja hier doch nirgends anders bleiben können, als bei ihnen, in aller Not und Liebe eine Herberge in den Ruinen der Sakriſtei eingerichtet. Ich aber poche ungerufen und unberufen an die weiten deutſchen Herzen im Daheim und bitte, dieſer fernen Stätte deutſchen Weſens in ihrer Not zu gedenken. Die Not iſt groß und die Sache bedeutend. Der Mann, welcher der hieſigen Miſſion in nunmehr dreizehnjähriger ſegensreicher Wirkſamkeit vorſteht, bürgt mit ſeinem ſchaffensfreudigen Weſen für eine gute Verwendung jeder Hilfe. Gebe Gott, daß hier wieder in nicht zu ferner Zeit die Glocken aus einem neuen Gotteshauſe klingen, das Evangelium zu verkünden, die Getauften zu rufen, zum Lobe derer, die hier mitbauen wollen.

Keetmannshoop gehört, wie alle evangeliſchen Miſſionen in Nama- und Damaraland, zur Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft. Seine Errichtung iſt zuerſt 1850 durch den altberühmten Miſſionar dieſes Landes, Dr. Hahn, angeregt worden, und der damalige Präſident der Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft, Bankier Keetmann in Elberfeld, erfaßte dieſe Anregung mit ſo viel Wärme, daß man 1865 bei ſeinem Tode ein Vermächtnis von eintauſend Thalern für die Gründung vorfand. Demnach wurde die Miſſion Keetmanns-Hoffnung, in der holländiſchen Verkehrs- und Kirchenſprache dieſes Landes „Keetmannshoop“ genannt. Der Platz war von heidniſchen Namas bewohnt, und obwohl die Frauen derſelben wiederholt um einen Miſſionar gebeten, zeigten die Männer doch ſo große Abneigung gegen das Chriſtentum, daß ſie zum großen Teil unter Führung ihres alten Häuptlings Zeib nach einer entfernten Werft auswanderten, als 1866 der Miſſionar Schröder hier einzog. Schröder aber ließ ſich nicht beirren, er blieb und gewann die Guten und baute in kurzer Zeit mit eigener Hand ein Miſſionshaus, eine Schule und eine Kirche. Ich betone: er baute mit eigener Hand; wir daheim wiſſen ja gar nicht, wie unſagbar mühſam es iſt, zu bauen, wo es keine Maurer und keinen Zimmermann, keine gebrannten oder gehauenen Steine, keinen Mörtel und kein Bauholz gibt. Hier muß der Miſſionar ſelbſt ſeine Lehmſteine formen, er muß ſie auch ſelbſt aufmauern; will er zum Dache nicht Binſenmatten und die knorrigen Äſte des Dornbaums, will er Thüren, Fenſter, Dielen, ſo müſſen Bauholz, Bretter, Zinkplatten ſehr teuer in Kapſtadt gekauft und viele Tagereiſen weit auf ſchauderhaften Wegen von der Küſte herangeſchleppt werden. Im Laufe der Jahre ſind wohl einige Eingeborene ſo weit angelernt worden, daß ſie zur Not mauern und zimmern können; man hat auch angefangen, Ziegelſteine und Kalk zu brennen. Aber heute noch muß der Miſſionar, will er bauen, eigenhändig den größten Teil aller Bauarbeit thun, und was an Kirchen, Schulen und ſonſtigen Miſſionsgebäuden in Nama- und Damaraland beſteht, iſt mit dem Schweiße deutſcher Miſſionare gebaut.

Miſſionar Schröder blieb vier Jahre in Keetmannshoop, dann veranlaßten kriegeriſche Unruhen den Stamm, ſeinen Platz zu verlaſſen, und mit dem Miſſionar zogen 39 Getaufte fort. Ein Jahr darauf, 1871, kam der junge Miſſionar Dubiel, das Werk von neuem aufzunehmen; aber es wollte nicht ſonderlich gelingen, und nach zwei Jahren vergeblicher Arbeit ging Dubiel wieder. Dann war Keetmannshoop zwei Jahre verwaiſt, bis 1874 Miſſionar Hegner von der vier Tagereiſen entfernten Station Berſeba hierher zog und innerhalb zwei Jahren eine Chriſtengemeinde von 59 Getauften neu erwarb. Aber Hegner mußte ſchon 1876 nach Berſeba zurück. Da ſchickte die Rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft endlich einen jungen Miſſionar eigens aus Barmen nach Keetmannshoop; er kam am 11. Juni 1877 an und hat ſeitdem im ununterbrochenen Wirken, in geſegneter kraftvoller Arbeit hier gelebt. In dieſen letzten dreizehn Jahren ſind in Keetmannshoop 218 Erwachſene zum Chriſtentum bekehrt und 470 Kinder getauft worden; durch einen neuerlichen Zuzug von Namas aus den ſüdlichen Landesteilen iſt die Bevölkerung des Platzes und der zugehörigen Werfte, die vordem ſchon gegen 800 Köpfe zählte, außerdem um dreihundert vermehrt worden, von welch letzteren ſich gegenwärtig ſiebzig durch den Miſſionar für die Taufe unterrichten laſſen. Das alte Schul- und Miſſionshaus, welches Schröder gebaut hatte, reichte längſt nicht mehr aus, es wurde beträchtlich vergrößert; die ſchöne, ſtarke Quelle, die nahe beim Miſſionshauſe entſpringt und von der das Sein oder Nichtſein dieſer afrikaniſchen Gemeinde abhängt, wurde mit ſtarkem Mauerwerk gefaßt und eine beſondere Tränkeſtelle für die zahlreichen Viehherden des Platzes angelegt; ein Garten, der ſeine Bewäſſerung vom Überfluß der Tränkſtelle erhielt, wurde mit Feigenbäumen, Weinſtöcken und edlem Obſte angepflanzt, mit hoher Steinmauer umgeben; er verſprach ein Muſtergarten für das Land zu werden, wie die Miſſion ſelbſt in ihrem freudigen Gedeihen eine muſterhafte war. Da kam am 24. Februar 1889 nach anhaltenden, ſtarken Regengüſſen von den nahen Bergen und höher gelegenen Flächen ein ſo gewaltiges Wildwaſſer, daß das alte Flußbett, in welchem faſt nie ein Tropfen Waſſer iſt, die Waſſermaſſe nicht mehr zu faſſen vermochte; ein neues Flußbett entſtand, das Waſſer nahm ſeine Richtung gerade gegen die Miſſionsgebäude und fegte im raſenden Anſturm Bäume, ſteinerne Mauern, einen Teil des Gartens und der Gebäude mit hinweg. Die Nacht vom 26. auf 27. Oktober 1890 brachte mit ſchweren Gewittern und wolkenbruchartigem Regen noch gewaltigeres Wildwaſſer, das eine ganze Mauerſeite der Kirche und große Gebäudeteile des Miſſionshauſes fortriß und in ſtockfinſterer Sturmnacht ſo plötzlich und gefahrdrohend in das Haus flutete, daß es dem Miſſionar nur mit großer Mühe möglich war, ſich und ſeine Familie aus den Fluten zu retten. Die Arbeit vieler Jahre war vernichtet, und was das Waſſer übrig gelaſſen, ſtürzte zum großen Teile ſpäter ein. Nun glaube man aber ja nicht, daß die ſo hart Betroffenen den Mut verloren; wie ſollte ein rechter Miſſionar verzagen! Schon jetzt (1891) iſt die Hand, die hier im letzten Jahrzehnt ſo viel geſchaffen, rüſtig an neuer Arbeit; ein neues Miſſionshaus, feſt und ſchön aus Bruchſteinen an ſicherem Platze gebaut, iſt im Entſtehen, und dieſelbe Hand, die in den Lehrſtunden Buch und Feder führt, führt in den anderen Tagesſtunden Kelle und Winkelmaß. Auch für den Neubau der Kirche liegt ein ſchlichter, ſchöner Bauplan bereit, und die Gemeinde, dieſe armen Namas, hat ſchon eine große Menge Bauſtoffe wie zum Neubau des Miſſionshauſes, ſo auch zu dem der Kirche angefahren. Aber daraus kann noch keine Kirche wieder erſtehen, und weil ich das und die Not dieſer braven Leute ſehe, ſo will ich ſuchen, ihnen Hilfe im Daheim zu werben.

Ich möchte aber bei ſolcher Gelegenheit überhaupt die Aufmerkſamkeit daheim auf das ſtille, geſegnete Wirken der evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaften, zumal auch auf unſere Miſſionen in Nama- und Damaraland hinlenken. Wir haben über der kolonialen Erregung die reine, ernſte Arbeit unſerer Miſſionare gering geachtet, und bekannte koloniale Perſonen haben ſich ſogar in abfälliger Weiſe über die evangeliſchen Miſſionen geäußert. Ich meinesteils verſtehe es nicht, wie Leute von Geiſt und Herz, welche die entbehrungsreiche Arbeit unſerer Miſſionare, das opfervolle Leben einer Miſſionarsfamilie aus eigener Anſchauung kennen, die je am einſamen Grabe eines Glaubensboten in der Fremde geſtanden, auch nur ein herbes Wort über irgend welche Unvollkommenheiten dieſer ſo ſchweren, ſo ernſten und guten Sache haben können. In ſolchem Werke gibt es nichts Vollkommenes, der Liebloſe wird überall zu tadeln finden, welcher chriſtlichen Konfeſſion auch eine Miſſion angehört. Aber die Kraft, die allein berechtigt iſt, über derlei Dinge zu urteilen, „deutet nichts zum Argen,“ und bei einem Vergleiche, was dieſe oder jene Konfeſſion durch ihre Miſſionen leiſte, ſcheint nur das Wort Sirachs über Gotteswerke am Platze: Man kann nicht ſagen, dieſes iſt ſchlechter als jenes, denn alles bewährt ſich wohl zu ſeiner Zeit.

---

## Eine neue Kampfesweiſe gegen zerſtörende Inſekten.

Seit Jahrhunderten ſchon hat man ſich oft gefragt, wohin nur all' die ſchädlichen Tiere kommen, die in einer Gegend auf einmal in unzähligen Mengen erſcheinen und nach der Vernichtung der Vegetation wieder verſchwinden. Als im heißen Sommer von 1842 in einem großen Teile unſeres Vaterlandes ganze Scharen von Mäuſen die Fluren verwüſteten, ſah man ſie auf einmal im Spätherbſt immer ſeltener werden; mit Einbruch des Winters waren ſie ganz verſchwunden. Eine Seuche hatte ſie hinweggerafft, ſagte man. Und als im Jahre 1853 der Nonnenſchmetterling (Liparis monacha) in wolkenartigen Maſſen über die oſtpreußiſchen, lithauiſchen und maſuriſchen Forſten hereinbrach und ſeine Raupe, ungeachtet aller Verfolgungen ihrer zahlreichen Feinde aus der Inſektenwelt, bis zum Jahre 1862 über 400 000 Morgen Fichtenbeſtände verheerte, verſchwand endlich auch dieſes Inſekt, indem eine Epidemie über dasſelbe hereinbrach, welche durch einen Pilz hervorgerufen wurde.

Am Kiefernſpinner machte man dieſelbe Erfahrung. Nachdem derſelbe in den Jahren 1838 und 1839 in dem preußiſchen Reviere Thiergarten eingefallen war und durch ſeine Verheerungen die Fällung von 60 949 Klaftern Holz veranlaßte, fand man im folgenden Jahr kaum noch ein lebendes Exemplar. Spätere Beobachtungen haben gezeigt, daß der Waldverderber regelmäßig im vierten Jahre nach ſeinem Auftreten von einem Keulenpilz befallen wird, deſſen Sporen unter den Raupen eine tödliche Epidemie hervorrufen.

War es nun nicht ganz natürlich, daß all' dieſe Thatſachen ſchließlich den Gedanken entſtehen ließen, ſich von den pflanzenzerſtörenden Inſekten dadurch zu befreien, daß man ſie durch ihre eigenen Paraſiten umbringen läßt? Als vor nunmehr faſt drei Jahrzehnten die Reblaus ihre erſten Verſuche in der Verwüſtung der Weinkulturen machte, ſchlug Profeſſor Blanchard der mit der Unterſuchung dieſes Inſektes beauftragten Kommiſſion vor, den begünſtigten Paraſiten der Reblaus aufzuſuchen und ſeine Sporen um die Weinſtöcke herum zu ſtreuen, damit ſie ſich auf dem Unhold niederließen und ihn umbrächten. Die Idee gelangte damals nicht zur Ausführung; in jüngſter Zeit iſt man darauf zurückgekommen.

In Rußland verſucht man nämlich ſeit einiger Zeit einen Hohlrüſſelkäfer (Cleonus), der auf den Rübenfeldern große Verwüſtungen anrichtet, mittelſt eines ſchmarotzenden Pilzes (Isaria destructor), der von Metſchnikof entdeckt wurde, auszurotten. Ebenſo glaubt man, die Spur eines paraſitiſchen Pilzes gefunden zu haben, der als Vertilger der Heuſchrecken in Algerien vortreffliche Dienſte zu leiſten verſpricht.

Jedermann kennt den Engerling, die im Boden ſich hinwühlende, anſehnliche weiße Larve des Maikäfers, welche der Landwirtſchaft bisweilen ungeheuren Schaden verurſacht, indem ſie von den Pflanzen nicht nur die zarten Saugwurzeln abnagt, ſondern zum Teil auch die Knollen aushöhlt. Alle Verſuche, ſich von dieſer Plage zu befreien, ſind geſcheitert. Schließlich bildeten ſich unter der Leitung der Behörden zahlreiche Geſellſchaften, welche für die Vernichtung der Maikäfer und deren Larven anſehnliche Prämien auswarfen. Ungeheure Maſſen wurden vernichtet, aber trotzdem bemerkt man in manchen Diſtrikten kaum eine Verminderung.

Da kam man auch hier auf den glücklichen Gedanken, ſich nach dem Paraſiten dieſes ſchädlichen Inſekts umzuſchauen. Wo aber in aller Welt ſollte man dieſen finden? Natürlich doch nur da, wo die Käferlarve ſelbſt ſich heimiſch niederläßt. Als man im Spätſommer 1891 auf einer Wieſe bei Ceaucé in Frankreich, auf welcher die Engerlinge faſt alle Graswurzeln abgenagt hatten, Nachgrabungen anſtellte, erblickte man auf einmal eine beträchtliche Menge toter Larven, die ſämtlich mit einer Art weißen Schimmels überzogen waren, der ſich durch den Erdboden nach allen Richtungen hinzog. Im Herbſt hatten ſich die von dem Pilz befallenen Larven bis auf 70 Prozent vermehrt, während man wenige Wochen vorher nur 10 Prozent zählen konnte. In demſelben Verhältnis aber, in welchem die anſteckende Seuche unter der Inſektenbrut um ſich gegriffen hatte, zeigte ſich auch der Graswuchs beſſer.

Im Monat Mai vorigenJahres durchſuchte man ein Terrain, das von dem vorigen 150 m entfernt lag, und fand daſelbſt eine Menge Engerlinge, die von dem Paraſiten befallen waren; und doch befanden ſich alle dieſe Larven wenige Monate vorher noch völlig geſund. Die Fortpflanzung des Paraſiten bewerkſtelligt ſich demnach im Erdboden ziemlich raſch. Die Konſequenzen liegen auf der Hand. Daß der neuentdeckte Schmarotzer zu den Schlauchpilzen gehörte, erkannte man auf den erſten Blick, und durch eine genauere Unterſuchung gelangte man zur Überzeugung, daß das weiße Flockengewebe, mit welchem die toten Engerlinge bedeckt waren, aus den Fäden eines Scheibenpilzes, des Botrytis terrella, gebildet wird, dem bereits Breſadola bei Trient an einem völlig entwickelten Maikäfer begegnet war, und deſſen nächſter Verwandter (B. Bassiana) durch ſeine Entwickelung an lebenden Seidenraupen die unter dem Namen „Muscardine“ bekannte, höchſt verderbliche Krankheit verurſacht.

Weitere Verſuche ergaben mit Sicherheit, daß der Paraſit nicht nur leicht kultiviert werden kann, ſondern daß auch die auf den Boden geſtreuten Pilzſporen, welche aus dieſen Kulturen hervorgehen, den Tod der Maikäferlarven herbeiführen, ohne der Vegetation im mindeſten zu ſchaden.

Man kann bereits die Zeit vorausſehen, wo die Aufzucht dieſes ſchmarotzenden Pilzes aus dem Laboratorium in die Werkſtätte irgend eines Induſtriellen geraten wird. Nach dem Paraſiten des Maikäfers aber wird man wahrſcheinlich auch gegen die übrigen zerſtörenden Inſekten nach und nach andere Paraſiten entdecken und an die Stelle der chemiſchen Inſektentöter lebende ſetzen, deren Wirkungen weit mächtiger und zuverläſſiger ſein dürften. Der Wirtſchaftsplan der Natur bietet uns ſelbſt die Verteidigungsmittel gegen unſere läſtigen kleinen Feinde.

L. Haſchert.

---

# Michel Aubertin.

Eine Erzählung aus dem lothringer Lande.

Von E. Plaſtein.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Während der Pächter an dem runden Tiſche ſitzend, über dem eine Petroleumlampe qualmte, von der Suppe aß, die ihm ſeine Frau in buntbemaltem Blechteller aus der Küche brachte, und ſich dann den kuchenförmig gepreßten, weißen Käſe zu dem hausbackenen, ungeſäuerten Weißbrote munden ließ, berichtete er eingehender über das Ergebnis ſeiner heutigen Reiſe nach Metz

Vergeblich hatten in der letzten Zeit Aubertin und ſeine Frau miteinander überlegt, in welcher Weiſe die am Pachtſchillinge fehlende Summe zu beſchaffen wäre. Es wollte ſich ihnen kein Ausweg zeigen. Schließlich einigten ſie ſich dahin, daß man die Eigentümerin um Gewährung von Ausſtand bitten ſollte. Schlage dies fehl, nun, ſo müſſe der Verſuch gemacht werden, Geld gegen Wechſel aufzunehmen. Aubertin dachte dabei zunächſt an Bour.

Mit der Ausführung dieſes Planes hatte Aubertin bis jetzt gezögert und ſeinen Beſuch in Metz von einem Tage zum andern verſchoben, als müſſe von irgendwoher noch ein unverhoffter Glücksfall ſeiner Bedrängnis ein Ende machen. Aber es ereignete ſich kein Wunder. Und der Mißerfolg des heute endlich unternommenen, ſchweren Ganges hatte ſeinen Befürchtungen nur zu ſehr Recht gegeben. Er hatte von der zähen Alten nur die Gewißheit mit fort genommen, daß ſie, unterrichtet von der mißlichen Lage ihres Pächters, nunmehr auf der pünktlichſten Zahlung des fälligen Pachtſchillings bis auf den letzten Centime unerbittlich beſtand.

In gedrückter Stimmung ſaßen die Eheleute einander gegenüber. Das langſame Ticken der in dem hohen, hölzernen Kaſten untergebrachten Schlaguhr wurde nur hin und wieder von einem leiſen Seufzer der Frau Marguerite unterbrochen.

Da trat unerwartet Bour ein.

„Aha, da ſeid Ihr ja,“ rief er Aubertin zu und ſetzte ſich, einen raſchen Blick von der einen zum andern gleiten laſſend, ungeniert an den Tiſch. „Zwar wollte ich gleich wieder anſpannen und nach Hauſe fahren, aber nun werde ich den erſten Guß des Unwetters abwarten müſſen; den Wagen habe ich ſchon unter den Schuppen ſchieben laſſen.“

In dieſem Augenblicke vernahm man den rollenden Donner des losbrechenden Gewitters und das Praſſeln des Regens gegen die Fenſterſcheiben. „Da hab ich mich gerade noch rechtzeitig ins Trockene geflüchtet. Aber daß wir hier nicht allzu trocken ſitzen, Aubertin, holt eine gute Flaſche Wein herauf,“ ſagte Bour und betrachtete herzhaft ſeinen Wirt. „Ich hab’ ohnehin mit Euch zu reden.“

„Und ich mit Euch,“ erwiderte Aubertin. „Ich wollt’ Euch heute in Metz aufſuchen, traf Euch aber nicht.“

Alſo endlich! dachte Bour. Laut aber ſagte er in möglichſt harmloſem Tone: „Seht, das trifft ſich ganz gut.“

Aubertin, in der Kunſt der Verſtellung nicht erfahren und zum Verkehr mit Leuten vom Schlage Bours wenig geſchickt, ſchüttete dieſem, von der zur Schau getragenen biedermänniſchen Art beſtochen, ſein ganzes Herz aus. Und ohne viele Umſchweife trug er ihm ſein Anliegen vor.

Aber Bour lehnte eben ſo beſtimmt wie freundlich ab. Geld auf Wechſel? Solche Geſchäfte mache er grundſätzlich nicht, beteuerte er. Und als Aubertin in der Aufregung, die ſich nun ſeiner zu bemächtigen begann, darauf anſpielte, daß ja Bour eigentlich Schuld daran ſei, daß er ſich in dieſer Lage befinde, weil er ihm vierzehnhundert Franken abgenommen habe, erwiderte dieſer im Tone des Erſtaunens.

„Vierzehnhundert Franken ſagt Ihr? Sacrebleu! So hoch hab’ ich Eueren Verluſt nicht taxiert. Ich ſelber habe davon leider keine drei Napoleons behalten, denn die Kerls haben mir nachher wieder alles abgejagt. So geht’s eben beim Spiel,“ ſetzte er kopfnickend hinzu und ſchob die Pfeife aus dem einen Mundwinkel in den anderen.

Mit dieſer Ablehnung benahm er Aubertin die letzte Hoffnung, das wußte Bour. Die Berechnung des Zeitpunktes, wann ſeinem Opfer das Meſſer bis an die Kehle geſtiegen ſein werde, wann er als Retter in der Not erſcheinen und alsdann für ſeine Hilfe den höchſten, ſelbſtbeſtimmten Preis fordern könne, ſtimmte wunderſchön — er kam keinen Tag zu früh und keinen Augenblick zu ſpät. Nach den Enttäuſchungen des heutigen Tages war darauf zu zählen, daß Aubertin ſeinen Vorſchlägen ein günſtiges Ohr leihen und nicht gar zu bedenklich ſeinen Motiven nachforſchen werde.

Grauſam wie ein Raubtier, unter deſſen Tatze die ſichere Beute zuckt, weidete ſich Bour eine Zeitlang an der Angſt und Verzweiflung, die ſich in den Mienen und dem Verhalten Aubertins und ſeiner Frau abſpielte und die vor ihm zu verbergen, beide ſich vergeblich bemühten.

„Apropos,“ hob Bour nach einer Pauſe peinlichen Stillſchweigens wiederum an, „da kommt mir ein Gedanke — auf dieſe Art wäre ja vielleicht zu helfen — falls wir handelseinig werden.“

Aubertin horchte hoch auf. „Was ſagt Ihr? Auf welche Art? Was meint Ihr? Von welchem Handel ſprecht Ihr?“ kam es haſtig über ſeine Lippen.

Bour ſchenkte ſich das Glas voll, lehnte ſich behaglich in ſeinen Stuhl zurück und ſagte, den Kopf nach dem Fenſter wendend, welches ſoeben ein Blitz erhellte, während der Regen von neuem mit Heftigkeit an die Scheiben ſchlug: „Ich kann’s Euch heute ebenſogut mitteilen, wie morgen oder ſpäter, wenn’s für mich auch eigentlich keine ſolche Eile hat, denn bei dem Unwetter werdet Ihr mich doch nicht fortlaſſen wollen.“

Und nun ſetzte er den aufmerkſam lauſchenden Eheleuten auseinander, wie er in Erfahrung gebracht habe, daß unter dem Herrenhauſe geräumige, unbenutzte Keller ſich befänden, gerade wie er ſie für ſein Geſchäft brauche und hier herum ſuche; als Miete wolle er dafür gern einen ſehr guten Preis zahlen.

Als Aubertin den Kopf hängen laſſen wollte und meinte, dieſe Angelegenheit gehe nicht ihn an, ſondern die Eigentümerin, wußte ihn Bour mit bereit gehaltenen Gründen ſo gewandt zu widerlegen und ihm verſtändlich zu machen, er allein und nur er habe das Verfügungsrecht über die Keller, daß Aubertin ihm nur allzu willig ſein Ohr lieh.

Wenn in Aubertin noch ein Reſt von Bedenken zurückgeblieben war, ſo ſollte derſelbe bald wie Nebelgewölk vor der ſiegreich durchbrechenden Sonne verfliegen.

Nachdem man auf Bours Wunſch eine flüchtige Beſichtigung der von der Pächterwohnung aus zugänglichen Keller vorgenommen und ſich darauf wieder bei einer neuen Flaſche niedergelaſſen hatte, ſchlug der Gaſt plötzlich, als habe er ſich nun endgültig ſchlüſſig gemacht, mit der Fauſt auf den Tiſch und rief: „Hört, Aubertin, ſchöner und gelegener konnte ich mir die Keller nicht wünſchen. Wenn wir einig werden, ſpielt der Preis keine Rolle. Wie viel wollt' Ihr haben? Zweitauſend Franken? Ihr ſchweigt? Iſt's Euch nicht genug? Sagen wir fünfundzwanzig Hundert! He? Was meint Ihr?"

Aubertin verſagte die Sprache. Er ſaß mit aufgeriſſenen Augen da und ſtarrte Bour mit einem Geſichte an, auf welchem Erſtaunen, freudiger Schrecken und Zweifel abwechſelten. Wollte ihn Bour zum Beſten haben? Oder war ihm der Wein zu Kopf geſtiegen? Aber er rauchte ſo ruhig aus ſeiner Pfeife und ſah ihn ſo ernſthaft und fragend an, als warte er auf die Zuſage, daß kein Grund vorlag, an der Aufrichtigkeit ſeines Angebots zu zweifeln.

Dachbodenidylle. Nach dem Gemälde von W. Schütze.

Als Aubertin, in dem die Aufregung arbeitete, immer noch nicht antwortete, ergriff Marguerite für ihn das Wort und rief mit einem Eifer, als könne Bour ſein Wort gereuen:

„Stellt Euere Bedingungen, Herr, wir nehmen ſie zum voraus an — für fünfundzwanzighundert Franken ſind die Keller Euer, ſo lange Ihr wollt!"

„So iſt's recht, Madame," lachte Bour in zutraulichem Tone, „redet Eurem Manne nur zu, daß er einſchlägt, den Preis biete ich nicht zum zweitenmale. Ja, ja, ich hab's immer geſagt, in den Frauen ſteckt', wenn's gilt, mehr Handelsgeiſt als in den Männern!"

Und als Aubertin immer noch ſchwieg, fuhr er fort: „Nun, überlegt's Euch. Indeſſen iſt's ſchon ſpät geworden, der Regen hat nachgelaſſen, 's iſt Zeit für mich, an den Heimweg zu denken." Er ſah zum Fenſter in die dunkle Nacht hinaus, griff nach dem Hute und machte Miene aufzubrechen.

Nun kam in Aubertin Leben.

„Fünfundzwanzighundert Franken? Und was verlangt Ihr weiter dafür? Wenn's nichts Unrechtes iſt — und das wird's ja nicht ſein — laßt uns das Geſpräch gleich zu Ende bringen. Warum habt Ihr's ſo eilig? Setzt Euch doch! Bleibt — wir werden hoffentlich noch heute handelseinig!"

Und ſie wurden handelseinig. Bour ſtellte nur zwei Bedingungen: Niemandem gegenüber dürften Aubertin und ſeine Frau von dem Vertrage etwas verlauten laſſen, und niemand dürfe es erfahren, wenn er ſeine Waren hereinbringe. Er habe hierfür beſtimmte geſchäftliche Gründe, die er nicht näher darlegen wolle, die Aubertin auch gleichgültig ſein könnten.

Kaum eine Viertelſtunde ſpäter fuhr Bour zum Hofe hinaus. Bei der Biegung des Weges, da wo er unten, in der Nähe des Dorfes, in die große Straße einbog, ſchwang ſich eine Geſtalt, die ſich aus dem Dunkel der Hecken loslöſte, behende auf den Wagen.

„Eh bien?" fragte der Einäugige.

„L'affaire est dans le sac!" *) gab Bour zurück und klatſchte vergnügt mit der Peitſche.

Als das Rollen der Räder in der Ferne verklungen war, raffte Aubertin mit zitternden Händen die zwölfhundertfünfzig Franken, welche Bour als erſte Halbjahrsrate im voraus in blanken Goldſtücken auf den Tiſch gezählt hatte, zuſammen und verſchloß ſie in die am Kopfende ſeines Bettes ſtehende alte, eiſenbeſchlagene Truhe, von welcher er ſorgfältig den Schlüſſel abzog.

Seit faſt zwei Monaten war dies die erſte Nacht, in der er, von ſchwerer Sorge befreit, ſich zur Ruhe begab. Doch wollte kein erquickender Schlaf ſich auf ſeine erregten Sinne niederſenken, und von beängſtigenden Träumen gequält

---

*) Etwa das Deutſche: „Die Sache iſt im Blei."

warf er ſich bis zum Morgen unruhig auf ſeinem Lager hin und her.

* * *

Pünktlich auf Martini hatte Aubertin ſeinen Pachtzins entrichtet. Am Nachmittage war ihm Bour begegnet, der ihn in Kenntnis ſetzte, daß am künftigen Donnerſtage, abends, der erſte Warentransport eintreffen werde.

„Aber dann iſt ja Patronatsfeſt*) im Dorfe,“ meinte Aubertin.

Bour wußte das recht wohl, ja gerade deshalb hatte er dieſen Tag gewählt; Aubertins Geſinde würde dann im Dorfe beim Tanze ſein, und um ſo leichter könnten die Waren unbemerkt hereingebracht werden.

Das vermochte nun zwar Aubertin nicht recht einzuſehen, denn ein auf der Strecke daherkommender, nach dem Pachthofe herauffahrender beladener Wagen würde der Aufmerkſamkeit der Leute, welche zahlreicher als ſonſt an dieſem Tage alle Wege belebten, nicht entgehen können. Aber er ſagte nichts; er fügte ſich ſtillſchweigend dem Wunſche Bours, der mochte ſelber die Folgen ſeiner Anordnung tragen.

Gäſte und Geſinde in Aubertins Hauſe waren heute, am Haupttage der fête patronale, mit ſchmackhaften Speiſen und Wein reichlich bedacht worden. Frau Marguerite hatte ſich zum Feſte, das nur einmal alle Jahre wiederkehrte, aber mehrere Tage dauerte, mit angemeſſenen Vorräten verſehen, ſo daß, trotzdem in dieſelben ſchon tüchtig Breſche gelegt war, die Kammer, in welcher ſie aufbewahrt wurden, noch immer einen wohlgefüllten Eindruck machte. Die Speckſeiten, Kalbskeulen und Guirlanden hausgemachter Fleiſchwürſte, die Körbe mit Eiern und Obſt, die flachen, faſt wagenradgroßen Weißbrotlaibe und die ungezählten Brioches, aus feinem Mehl, Butter und Eiern hergeſtellte ſüßliche Kuchen, welche zwiſchen einer Menge buntetikettierter Flaſchen mit verſchiedenen gebrannten Waſſern und von zwei mit rotem Papier verkleideten Zuckerhüten flankiert, bergartig aufgetürmt lagen, mochten wohl noch dem Anſturm einiger Feſttage ſtand halten.

Bald nach dem Mittageſſen gingen Knechte und Mägde mit unbeſchränktem Urlaub ins Dorf herab. Aubertins Gäſte, Verwandte und Freunde der Familie, waren noch bis zum Dunkelwerden plaudernd ſitzen geblieben, die Männer bei „Geſiegeltem“ aus der wohlbekannten Gemarkung von Ancy, die Frauen bei Kaffee, Kuchen und ſüßen Likören. Dann war die Mehrzahl von ihnen aufgebrochen, um zu ihren heimatlichen Dörfern zurückzukehren; die übrigen nebſt Marguerite und Henri ſchlugen den Weg nach dem Dorfe ein, um ſich an den Herrlichkeiten in den Buden der ambulanten Händler zu ergötzen, das bunt ausgeputzte, in Glas- und Silberflimmer und Lichterglanz glitzernde Karuſſell zu bewundern und vielleicht auch ein Tänzchen auf dem Kirchplatze unter dem jungen Volke zu wagen.

Aubertin verſprach, nachzukommen; außer einer alten tauben Magd war er der einzige, der zu Hauſe blieb.

Am lebhafteſten ging es gewöhnlich auf dem, einerſeits von einer Reihe von Bauernhäuſern — inmitten derer das ſtattliche, mit einigen Kränzen geſchmückte Wirtshaus hervortrat —, andrerſeits von der Kirche und dem Pfarrhauſe eingeſchloſſenen Platze zu. Hier ließ der Wirt, der bei der Verſteigerung des Feſtes der Meiſtbietende geblieben war, tanzen. Große Vorrichtungen freilich hatte der Feſtgeber nicht getroffen. Zwiſchen den paar Lindenbäumen hingen an aufgeſpanntem Drahte als Lichtſpender einige alte Laternen und ein Dutzend farbige Papierlampions, die eine italieniſche Nacht verſinnbildlichen ſollten. Auf einem ſeitwärts herangeſchobenen Leiterwagen ſaßen, die Füße gegen die ſchon empfindliche Kühle des Novemberabends in Stroh vergraben, die vier Muſikanten, welche in den Dienſt Terpſichorens geſtellt waren. Den Luxus eines hölzernen Podiums für die tanzenden Paare geſtattete man ſich hier ebenſowenig, wie in den meiſten anderen lothringer Dörfern. Mit dem tags zuvor beſorgten Hinwegſchaffen der Scherben und allzu großer Steine, dem reichlichen Begießen der Fläche mit Waſſer und oberflächlichen Einebnen derſelben war für die Herſtellung eines geeigneten Tanzplatzes alles geſchehen, was man herkömmlicher- und billigerweiſe verlangen konnte. Auch der lothringer Bauer „nennt die Gewohnheit ſeine Amme.“ Hatten Väter und Vorfahren mit ihren Liebſten auf dem blanken Erdboden tanzend ſich gedreht, der Enkel wünſchte es nicht beſſer, und ſelbſt die Städter, welche ſich zum Feſte einſtellten, nahmen an der althergebrachten Sitte keinen Anſtoß.

Als Frau Marguerite mit ihren Gäſten anlangte, war gerade eine Tanzpauſe eingetreten. Fünfzehn oder zwanzig Paare, junge Bauernburſche, die Haare kokett in die Stirn gekämmt, das ſchwarze Filzhütchen kühn zurückgeſchoben, ihre Tänzerinnen, meiſt kleine dralle Dirnen, am Arm oder um Hals und Hüfte faſſend, drängten zu gleicher Zeit lachend und johlend durch die Thüre in die Wirtſchaft. Die Ankommenden durchquerten den ſchon weidlich zerſtampften, eher einer Arena als einem Tanzboden gleichenden Platz und folgten dem jungen Volke nach. Der Wirt war ein Vetter Aubertins, und jeder begriff, daß man an einem ſolchen Tage nicht an ſeinem Hauſe vorbeigehen dürfe, ohne vorzuſprechen.

Durch mehrere mit fröhlichen Gäſten gefüllte Zimmer hindurch, in welchen der Tabaksqualm, vom Luftzuge bewegt, hin und her wogte und das Licht der von der Decke herabhängenden Lampen wie mit einem Schleier umhüllte, führte die erfreute Wirtin ihren Beſuch nach einem rückwärts gelegenen Raume. Nur wenige Gäſte hatten hier Platz genommen: die Honoratioren des Orts, der Maire, der Adjunkt, der Schullehrer und noch einige ältere Männer. Ihnen hatte ſich der erſt vor zwei Tagen eingetroffene neue Grenzaufſeher angeſchloſſen.

Dieſer, François Lallier, war auch ein Kind des Dorfes. Bald nach der Annexion Elſaß-Lothringens war er in deutſche Dienſte getreten und ſeitdem im Elſaß ſtationiert geweſen. Seine Verſetzung aus der Heimat weg hatte er damals ſelbſt gewünſcht und eifrig betrieben, da ſich von dem „Renegaten“ alles abwendete. Die früheren Kameraden wichen ihm aus, ſeitdem er den deutſchen Waffenrock angezogen, die Bauern in der Schenke verſtummten und rückten zur Seite, wenn er ſich an ihren Tiſch ſetzte, die Dorfſchönen drehten ihm ſchnippiſch den Rücken, wenn er ſie anſprach oder zum Tanze aufforderte. Ja, die Fama wollte wiſſen, daß der alte Spezereihändler Blaiſe, der noch unter General Bourmont in Algier gegen die Kabylen gekämpft hatte, worauf er nicht wenig ſtolz war, François Lallier die Hand ſeiner Tochter Marguerite rundweg abgeſchlagen habe, weil ein wackerer, alter franzöſiſcher Troupier einem, der zu den Pruſſiens überlief, nicht zum Schwiegerſohn annehmen könne. Und Leute, die zu den Eingeweihten gehörten, wußten, daß es zwar bei Marguerite viel Herzeleid und Thränen gab, daß aber der alte Starrkopf Blaiſe, obgleich er nichts übrig und Lallier ein hübſches kleines Vermögen von ſeinen Eltern geerbt hatte, unerbittlich blieb und ſeiner Tochter außer Enterbung ſogar mit ſeinem Fluche drohte, wenn ſie ſich ungehorſam zeigen würde.

Marguerite Blaiſe war bald, nachdem François Lallier der Heimat den Rücken gekehrt, ihrem Vater zuliebe, mit deſſen Vermögensverhältniſſen es raſch abwärts ging, die Frau des wohlhabenden jungen Witwers Michel Aubertin geworden.

Seit jener Zeit war manches Jahr verſtrichen, und von Lallier ſah und hörte man nichts mehr. Auf alles andere war Marguerite eher gefaßt geweſen, als auf dieſe Begegnung mit ihm. Sie glaubte ihr Herz ſtillſtehen zu fühlen, als er auf ſie zutrat und ſie begrüßte; alle Farbe wich aus ihren Wangen. Und dann fluteten plötzlich wieder heiße Blutwellen nach ihrem Kopfe, und ein Beben ging durch ihren ganzen Körper.

„François!“ Welch’ ſüße und zugleich ſchmerzliche Gefühle rief nicht dieſer Name wach! Wie machte dieſe ſo lange nicht gehörte Stimme mit einemmale wieder alle Saiten ihrer Seele erklingen, alle Fibern in ihrem Innern erzittern!

---

*) Kirchweihfeſt.

Hatte auch ein Jahrzehnt nicht vermocht, die Erinnerung an den einſt Geliebten auszutilgen, ſo war doch ſein Bild allmählich mehr und mehr verblichen, ſo vermochte ſie endlich doch der alten Zeiten ohne leidenſchaftliche Bewegung zu gedenken. Und nach jahrelangem, redlichem Kampfe hatte ſie ſich durch Pflicht und Ehre gegen Empfindungen gefeit gewähnt, wie ſie jetzt ſo plötzlich und unerwartet in ihr wieder emporzuwallen drohten. Sie verſtand ſich in dieſem Augenblicke ſelbſt nicht mehr.

Aber ſie rang mit Macht gegen dieſen ſeeliſchen Zwieſpalt und fand anſcheinend raſch das innere Gleichgewicht wieder. Den Arm um die Schulter Henris ſchlingend, der halb verwundert, halb trotzig zu dem fremden Manne in der ſchmucken Uniform aufſchaute, vermochte ſie ruhiger und unbefangener, als ſie ſelbſt es für möglich gehalten, die Begrüßung zu erwidern.

Marguerite, welche bei ihrem zurückgezogenen Leben den Schwankungen der öffentlichen Meinung und der Entwickelung der Dinge, die außerhalb ihres häuslichen Wirkungskreiſes lagen, nur wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken pflegte, bemerkte indeſſen mit Staunen die Wandelung, welche die Zeit in den Anſchauungen ihrer Dorfgenoſſen hervorgebracht zu haben ſchien. Nicht nur, daß man ſich von dem „Renegaten“ nicht mehr zurückzog, die erſten und maßgebenden Perſönlichkeiten des Orts rechneten es ſich ſogar augenſcheinlich zur Ehre, mit ihm zu verkehren. Was würde wohl ihr Vater, den nun ſchon ſeit geraumer Zeit die Erde deckte, geſagt haben, wenn er das noch erlebt hätte?

Und damit kehrten ihre Gedanken wieder zu vergangenen Zeiten zurück, und die alten Erinnerungen bewegten aufs neue ihr Inneres. Sie vermochte eines Gefühls tiefer Traurigkeit, das, einer dunkeln Wolke gleich, ſich auf ihre Seele lagerte und ſchlecht zur allgemeinen Feſtesfreude paßte, nicht Herr zu werden. Es litt ſie nicht länger unter der fröhlichen Geſellſchaft, und ſie floh vor den Blicken, die François ab und zu nach ihr herüber ſandte, in die Küche, wo die Wirtin, ihre Baſe, eifrig am Herde hantierte. Erſt hier, in einer Ecke ſitzend und nur mit halbem Ohre dem lebhaften Geplauder der jungen Frau zuhörend, gewann ſie nach und nach ihre Ruhe, die volle Herrſchaft über ſich ſelbſt wieder.

Den in lebhafter Unterhaltung begriffenen und ganz mit ſich ſelber beſchäftigten Gäſten in der Hinterſtube war in dem Verhalten Frau Marguerites nichts aufgefallen, kaum daß ſie deren Entfernung beachteten. Nur François Lallier entging nicht der raſche Wechſel der Farbe, die ängſtliche Spannung in ihrem Geſichte.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Auf einſamen Wegen.

Auf einſamen Wegen, im grünenden Hain,
Wie traulich ſich's wandert, wie ſicher zu zwei'n!

Die Menſchen ſind fern, und das Laub iſt ſo dicht,
Das Herz ſchließt ſich auf, und die Lippe ſie ſpricht.

Der Blick ward zum Wort, und zum Kuß wird das Wort;
Doch bleibt's nicht verſchwiegen, wie ſtill auch der Ort.

Der Wind hat's erlauſcht, und die Sonn' hat's geſchaut,
Der Nachtigall haben's die beiden vertraut.

Und im Flieder, der blühend dein Fenſter umzieht,
Singt ſie nun allnächtens ihr bräutliches Lied.

E. Lenbach.

---

## Viktor von Strauß und Torney.

Von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)

Kaum hat eine andere Erzählung des „Daheim“ zur Zeit ihres Erſcheinens ſo viel Beifall gefunden und iſt ſo feſt in der Erinnerung der Leſer haften geblieben, wie „Tuvia Panti“ von Viktor von Strauß. Noch jetzt nach ſiebenundzwanzig Jahren kommen ältere Daheimfreunde gern darauf zurück, wenn ſie von den Anfängen ihres Lieblingsblattes ſprechen. Und es iſt nicht zu leugnen — dieſe Zigeunergeſchichte, welche in den erſten Nummern des neugeborenen Blattes (I. Jahrgang S. 181 ff.) erſchien, iſt in ihrer Art ein kleines Kabinettſtück deutſcher Erzählerkunſt, deſſen Wert durch wiederholtes Leſen ſich am beſten erprobt. Zahlreiche andere Novellen aus derſelben Feder ſind im Laufe der Jahre auf „Tuvia Panti“ gefolgt, die eine nicht geringere Anziehungskraft auf die Daheimleſer geübt haben. Auch iſt wiederholt an mich die Bitte gerichtet worden, im „Daheim“ etwas zu erzählen von dem Verfaſſer dieſer Geſchichten und von ihrer Entſtehung.

Am 12. Juni d. J. feiert der hochbetagte, aber noch immer geiſtes- und leibesfriſche Viktor von Strauß das ſeltene Feſt der ſ. g. „diamantenen Hochzeit.“ Gleichzeitig aber darf er in dieſem Jahre auf eine ſechzigjährige Schriftſtellerthätigkeit mannigfachſter Art zurückblicken. Da will ich denn nicht länger zögern, den Wunſch ſeiner Verehrer zu erfüllen und aus ſeinem Leben und Dichten einiges erzählen, was ich zum Teil aus ſeinem eigenen Munde gehört, zum Teil aus zuverläſſigſter Quelle erfahren habe.

Als ich im Sommer 1855 den Vorzug hatte, den damaligen Bundestagsgeſandten des Fürſtentums Schaumburg-Lippe, Geheimrat v. Strauß, in Norderney kennen zu lernen, ſtand derſelbe im ſechsundvierzigſten Lebensjahre. Am 18. September 1809 in der weltfernen, ſtillen Reſidenzſtadt Bückeburg als der Sohn wohlhabender Bürgersleute im altererbten Hauſe ſeiner Väter geboren, hat er nur von ſeiner frommen Mutter eine traumhafte, aber nachhaltig wirkſame Erinnerung bewahrt.

„O könnt' ich dich umſchlingen!
Wie ward meine Liebe ſo neu!
O Mutter, was kann ich dir bringen
Für all deine Liebe und Treu'?

Deine Enkel will ich führen
Einſt an den mooſigen Stein;
Da ſoll dein Hauch ſie berühren,
Dein frommer Geiſt ſie weihn.“

rief er der Verklärten in das Grab nach, in das ſie ihrem Manne folgte, als Viktor noch ein Knabe war.

Unter vormundſchaftlicher Überwachung begann der jung verwaiſte Knabe ſeine Gymnaſialſtudien in ſeiner Vaterſtadt und vollendete ſie auf dem königlichen Pädagogium zu Halle. In der alten Saaleſtadt war der Geiſt Auguſt Hermann Franckes damals einer ſcharf rationaliſtiſchen Luft gewichen. Kanzler Niemeyer und Profeſſor Wegſcheider waren von beſtimmendem Einfluſſe auf die ſtudierende Jugend. Der letztere, in deſſen Hauſe der junge Strauß viel verkehrte, wollte ihn zum Studium der Theologie bewegen, aber er erklärte ihm, daß er ſich dazu nicht entſchließen könne; der geiſtliche Stand ſei doch völlig entbehrlich, wenn es keine höhere Offenbarung gäbe und ein jeder aus ſeiner Vernunft die Religion zu ſchöpfen vermöge. Sehr angezogen fühlte ſich der Jüngling durch Goethe, den er auf einem Ausfluge in Weimar aufſuchte, und durch Ludwig Tieck, deſſen Vorleſungen über Shakeſpeare er in Dresden hörte. An beiden bildete er ſein dichteriſches Talent, und bereits mit neunzehn Jahren (1828) veröffentlichte er ein Trauerſpiel: „Katharina.“ So trieb er auch in den erſten Jahren ſeines Univerſitätsſtudiums in Erlangen und Bonn mehr Poeſie und Philoſophie, als ſein juriſtiſches Berufsſtudium.

Nachdem er in Göttingen ſeine Studienjahre beendet, und die Staatsprüfung beſtanden, trat er 1832 in den Staatsdienſt ſeiner Heimat und zog am 12. Juni mit ſeiner jungen Frau Albertine, aus dem alten hannöverſchen Geſchlechte von Torney, das ſeit Jahrhunderten zur lüneburgiſchen Ritterſchaft gehörte, in das ſtattliche Familienhaus zu Bücke-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

burg. Aus ſeiner Brautzeit und dem erſten Jahrzehnt ſeiner Ehe ſtammen die meiſten ſeiner Jugendgedichte. Sein Eheglück ſpiegelt ſich beſonders ſchön ab in dem Liede: „Zeitrechnung“:

„Als ich dein Bräutigam war
Und du warſt meine Braut,
Da ſchien mir die ganze Erde
Mit Blüten übertaut,

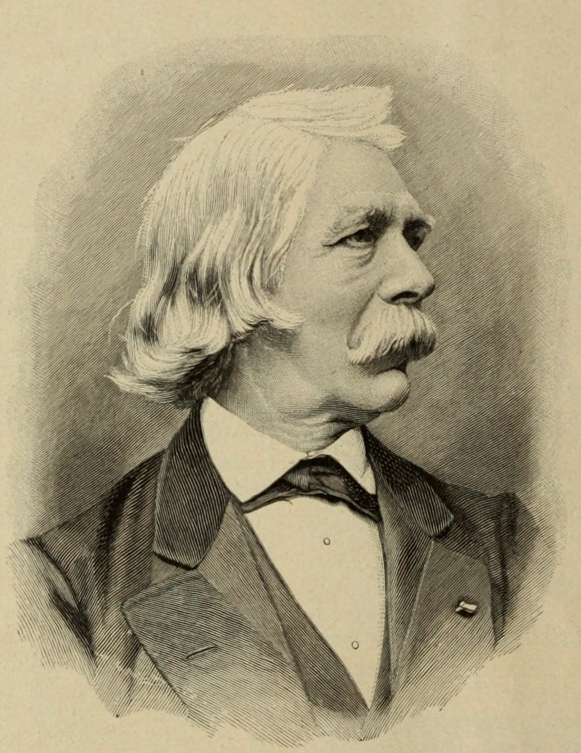
Da zogen, wohin wir ſchritten,
Uns ſüße Düfte nach,
Da war mir das ganze Leben
Ein Nachtigallenſchlag.

Die Menſchen da draußen ſagen,
Das ſei nun manches Jahr;
Sag an, du Liebe, reden
Die Menſchen da draußen wahr?

Die Menſchen da draußen zählen
Der Zeiten gar mancherlei;
Ich halte dich feſt im Arme
Und mir iſt's immer noch Mai.“

Während der erſten Jahre ſeiner Ehe ließen ihm ſeine Berufspflichten ausreichende Muße, ſich durch das Studium unſerer mittelalterlichen und der griechiſchen Poeſie, namentlich des Homer und Sophokles, dichteriſch fortzubilden. Auch hielt er Vorleſungen über deutſche Litteratur und übertrug die „Antigone“ ins Deutſche (1842).

Das Jahr 1835 gab ſeinen Studien wie ſeiner Lebensanſchauung eine neue Richtung. Seit den Tagen von Halle war ſein religiöſes Leben ein ziemlich farbloſes geweſen. Aus den Quellen des Chriſtentums hatte er ſelten geſchöpft. Da erſchien „Das Leben Jeſu“ von David Strauß, in welchem dieſer die evangeliſche Geſchichte aus dem Mythus zu erklären verſuchte, und erregte ein ungeheures Aufſehen in der ganzen Chriſtenheit. Zahlloſe Gegenſchriften folgten. Unter dieſen machte Neanders Widerlegung einen großen Eindruck auf Viktor Strauß, und veranlaßte ihn, das Werk ſeines Namensvetters zu leſen, das ihn tief erregte. Dabei kam ihm ſein Mangel an theologiſchem Wiſſen zum Bewußtſein. Sogleich rührte ſich ſeine entſchloſſene Thatkraft. Um zu erfahren, wer recht habe: David Strauß oder Neander, wollte er die Urkunden der evangeliſchen Geſchichte ſelbſt ſtudieren. Seine wahrheitſuchende Natur drängte ihn aber, dieſe Unterſuchung aufs gründlichſte zu betreiben. Er beſchloß ein vollſtändiges theologiſches Studium durchzumachen. Selbſt die ihm bisher fremd gebliebene hebräiſche Sprache machte er ſich völlig zu eigen. So gelangte er an der Hand des fortſchreitenden Wiſſens im Gegenſatz zu dem Tübinger Profeſſor von dem mythiſchen zu dem hiſtoriſchen Chriſtus. Seitdem war er von der Wahrheit der chriſtlichen Geſchichte und Lehre ebenſoſehr überzeugt, wie von der Unhaltbarkeit des Rationalismus. Was er von den Vätern ererbt, hatte er ſich zu einem dauernden Beſitztum erworben. Die perſönliche Aneignung dieſes Beſitzes vollzog ſich freilich erſt im Laufe ſeines Lebens. Was in jener Zeit ſeine Seele bewegte, brachte er zum künſtleriſchen Ausdruck in ſeinem 1839 erſchienenen Roman „Theobald,“ der zur Zeit der Franzoſenwirtſchaft unter König Jerome in Weſtfalen ſpielt. Der Einfluß Tiecks iſt darin unverkennbar. Die Erzählungsweiſe des großen Romantikers mit ihren langatmigen Erörterungen und geiſtreichen Geſprächen über allerhand Zeitfragen herrſcht vor und hindert den Fortſchritt der an ſich ſehr belebten und ſpannenden Handlung.



Viktor v. Strauß und Torney.

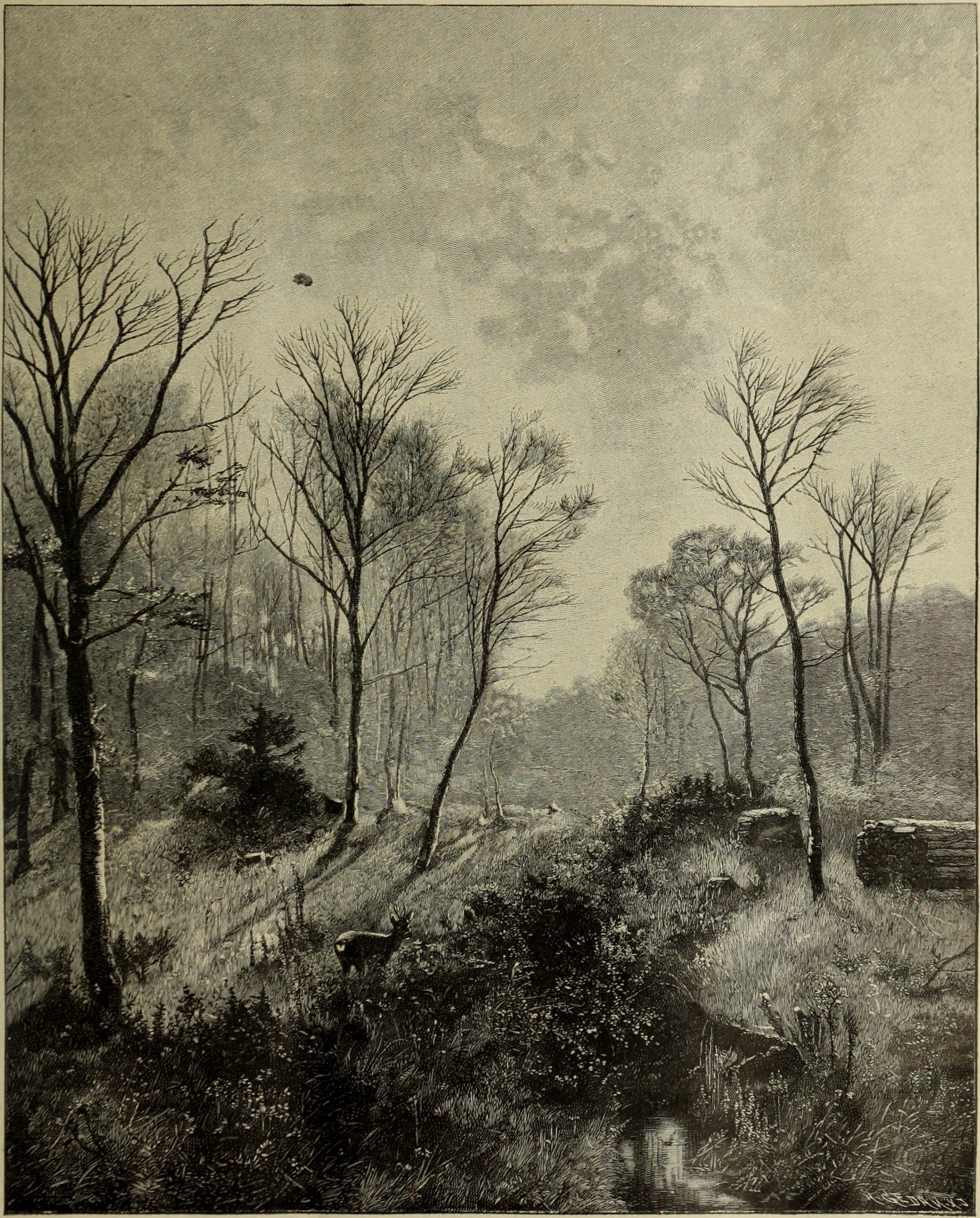
Schon damals plante übrigens Strauß eine wiſſenſchaftliche Verwertung ſeiner theologiſchen Studien. Als ich ihn in Norderney kennen lernte, war er mit den „Meditationen über das erſte Gebot“ beſchäftigt, die 1866 erſchienen, und wenn ich mich recht erinnere, ſteckte er ſich damals ein „Leben Jeſu“ als das letzte Ziel ſeines Strebens. Ob er dieſen Plan ſeither weiter verfolgt hat, iſt mir nicht bekannt, aber durch ſeine Verdienſte um den kirchlichen Liederſchatz unſeres Volkes und die Hebung der Geſangbuchsnot, wie durch ſeine kirchenpolitiſchen und religionsphiloſophiſchen Schriften hat er den Ehrendoktor der Theologie, den ihm die Leipziger Fakultät 1882 verlieh, vollauf verdient.

Im Jahre 1840 zum Archivrat in Bückeburg ernannt, beteiligte er ſich in den nächſten zehn Jahren aufs lebendigſte an den kirchlichen und politiſchen Kämpfen der Zeit. Als Abgeordneter zu der Berliner Konferenz der deutſchen evangeliſchen Kirchenregimente (1846), bei welchem Anlaß ihn Friedrich Wilhelm IV empfing und zu einer Schrift über „die Geſangbuchſache in Preußen“ veranlaßte, trat er ebenſo entſchieden für das Feſthalten am kirchlichen Lehrbegriffe ein, wie er ein Jahr zuvor in markigen Schriften gegen die ſ. g. „Lichtfreunde“ aufgetreten war. Als dann 1848 die politiſchen Stürme losbrachen, ſtellte er ſeine Feder in der mannigfaltigſten Weiſe in den Dienſt des Kampfes für die geſchichtlichen Ordnungen und ſozialen Gliederungen des monarchiſchen Staates und eines im Glauben der Väter feſtgegründeten Kirchentumes. In dieſem Sinne ſpiegelte ſeine Erzählung „das Erbe der Väter“ die Ereigniſſe von 1848 wider, und dieſelbe Tendenz kam in ſeinen erſten Novellen, die 1854 unter dem Titel „Lebensbilder“ erſchienen, zum Ausdruck.

Dazwiſchen war 1841 ſeine erſte Sammlung „Gedichte“ erſchienen, aus denen ich oben zwei Proben mitgeteilt habe. Dieſelben atmen durchweg eine tiefe und wahre Empfindung, und viele von ihnen haben durch ihre Sangbarkeit die Tonkünſtler zur Kompoſition angeregt. Auch manches treffliche geiſtliche Lied, wie das neben anderen der ſpäteren Zeit in die Geſangbücher übergegangene: „O mein Herz, gib dich zufrieden,“ findet ſich darunter. Das Beſte aber, was er auf dem Gebiete der religiöſen Lyrik geleiſtet, enthalten die „Lieder aus der Gemeine für das chriſtliche Kirchenjahr“ (1843). Durch ſie reiht er ſich den bedeutendſten geiſtlichen Sängern der neueren Zeit, insbeſondere Spitta und Knapp, würdig an. Frei von aller ungeſunden Gefühls- und Redſeligkeit erinnern dieſe einfachen innigen Lieder (z. B.: „Biſt du, Herr der Meere, nur mit uns im Nachen“ u. a.) an die beſten Schöpfungen der altkirchlichen Poeſie.

Die amtliche Hauptthätigkeit im Dienſte ſeines engeren und weiteren Vaterlandes fällt in die Jahre 1848—1866. Vom fürſtlichen Kabinettsrate, zu welchem ihn das Vertrauen ſeines Fürſten 1848 mit dem Auftrage, ein neues Kollegium zu bilden, beförderte, rückte er 1850 zum Geſandten des wiederhergeſtellten Bundestages in Frankfurt mit dem Prädikat

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



Frühjahr. Nach dem Gemälde von Aug. Fink.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

eines Geheimen Kabinettsrates empor. Abwechſelnd lag er ſeitdem ſeinen Dienſtpflichten zu Frankfurt und Bückeburg ob, bis das Jahr 1866 durch die folgenſchwere Entſcheidung der Bundesverſammlung am 14. Juni, wobei auch er das Votum ſeiner Kurie gegen Preußen abgab, ſeine Dienſtentlaſſung herbeiführte. (Vgl. ſeine Schrift vom 14. Juni 1866: „Mein Anteil an der Abſtimmung der Bundesverſammlung“)

Bald nach ſeinem Eintritte in die Bundesverſammlung war er ohne ſein Zuthun auf die Fürſprache ſeines Fürſten vom Kaiſer von Öſterreich in den erblichen Adelsſtand erhoben worden. Als 1864 der letzte Verwandte ſeiner Frau, der Landdroſt von Torney in Lüneburg ohne Kinder ſtarb, fielen die Güter an die hannöverſche Krone zurück. König Georg ließ die Bitte, welche Viktor von Strauß und ſeine Frau an ihn richteten, ſie gegen Zahlung des Taxwertes mit den Hunderte von Jahren im Beſitz der Familie von Torney befindlichen Gütern zu belehnen, ganz unbeachtet und verlieh ſie einem ſeiner hannöveriſchen Edelleute. Um wenigſtens den Namen der erlöſchenden Familie zu erhalten, beſchloß V. v. Strauß, für ſich und ſeine Nachkommen ſeinem Namen und Wappen diejenigen der Familie von Torney hinzuzufügen. Aus dem „Geh. Kabinettsrat“ war inzwiſchen der „Wirkliche Geheimrat“ mit dem Prädikat „Excellenz“ geworden.

Die litterariſche Thätigkeit, welche Viktor von Strauß in dieſen achtzehn Jahren entwickelte, war eine ſehr große. Außer zwei Dramen: „Gudrun“ und „Polyxena,“ dichtete er im treuen Anſchluß an die Evangelienharmonie ein Oſterſpiel „Judas Iſchariot;“ zwei Epen: „Richard“ und „Robert der Teufel,“ (nach der alten normanniſchen Sage) in denen die Abſicht, den Zeitgeiſt zu befehden, zu ſtark vorwaltet, ferner 1865 einen Roman „Altenberg,“ deſſen Tendenz ſich gegen das ſpekulierende Großkapital und den ſelbſtſüchtigen Induſtrialismus richtete.

In die Frankfurter Zeit fallen auch die erſten acht Daheimnovellen (I.—IV. Jahrgang, 1872 in Buchform erſchienen), die ich für die ausgereifteſten und künſtleriſch vollendetſten Früchte ſeines Dichteringeniums halte. Die Beſprechungen über den Erwerb derſelben führten mich mit dem Dichter zu wiederholten Malen in Frankfurt und Leipzig, wie ſpäter wegen weiterer Beiträge, in Erlangen und Dresden zuſammen, und ich durfte manchen intereſſanten Blick in die Art und Weiſe ſeines dichteriſchen Schaffens thun. Vielen dieſer Geſchichten, wie dem „Tuvia Panti“, lag nach ſeiner eigenen Erklärung ein wirkliches Faktum zu Grunde; „die Einkleidung und dichteriſche Ausbeutung“ gehörte dem Verfaſſer. Als er mir am 3. Auguſt 1864 die erſten vier Novellen („Tuvia Panti“, „Für meine Kinder“, „Aufzeichnungen eines Untergegangenen“, „Ein churfürſtlicher Beſuch“) überſandte, fügte er hinzu: „Eine fünfte Novelle ähnlicher Kunſtart („Eine Erbtochter“) habe ich unter der Feder und faſt fertig. Ich beabſichtige dann noch drei nach denſelben Grundſätzen zu ſchreiben, ſo daß es im ganzen acht werden.“ Unter „Kunſtart“ verſtand er die verſchiedenartig erfundene Einkleidung bald in Mitteilungen aus polizeilichen Akten, bald in Nachlaßpapieren, bald in Tagebuchform, bald im Briefſtil einer vergangenen Zeit, den er mit vollendeter Meiſterſchaft nachzubilden wußte. Die Grundſätze aber, nach denen er dieſe Novellen ſchrieb, waren die Beiſeitelaſſung jeder Bezugnahme auf vorübergehende Zeitfragen und das Beſtreben, nur reine, ſchöne Kunſtwerke zu ſchaffen.

Charakteriſtiſch für ſeine Schaffensart darf auch die Niederſchrift ſeiner Dichtwerke genannt werden. Die gleichmäßigen, zierlichen und doch kräftigen Schriftzüge mit den fein geſchnörkelten Anfangsbuchſtaben verraten ebenſoſehr Feſtigkeit der Grundſätze, wie Liebe zum Schönen. Nie war ein Wort in ſeinen Manuſkripten ausgeſtrichen. Wie er mir erklärte, ſchrieb er jeden Satz erſt dann nieder, wenn er ihn im Kopfe völlig ausgeſtaltet und abgerundet fertig hatte. Die Kleinigkeiten, die er aber nachher noch „glättete und putzte“, waren nach einer ſo ſorgfältigen Radierung eingefügt, daß nur ein ſehr geübtes Auge die Verbeſſerung entdecken konnte. Es überraſchte mich auch nicht, daß er den Wunſch äußerte, ſeine Manuſkripte von den Setzerhänden unberührt zurückzuerhalten. Ich ließ ſie daher abſchreiben, ehe ſie in die Druckerei gingen, und ſpäter ſah ich die Originalhandſchriften in zierlichem Einbande in einem den eigenen Werken gewidmeten beſonderen Schranke ſeiner Bibliothek zu Dresden wieder. Für ſeinen Kunſtſinn zeugt auch eine andere Bedingung, die er in betreff des Abdrucks ſeiner Novellen der Redaktion ſtellte. Nach Einſicht der erſten Nummer des Daheim ſchrieb er mir im Verfolg einer Reihe ſehr treffender Bemerkungen über dieſelbe u. a.: „Unangenehm iſt es, daß die Novelle durch eine zu einem ganz andern Aufſatz gehörige Illuſtration unterbrochen wird. Es iſt das zwar typographiſche Sitte geworden, aber gar nicht zu loben. Für meine Novellen muß ich es mir alles Ernſtes verbitten.“

Am 5. Februar 1866 ſchrieb er mir aus Bückeburg: „Am 19. März gedenke ich nach Frankfurt zu gehen und dort bis Anfang Auguſt zu verweilen. Es wäre hübſch, wenn ſich dort Stimmung und Zeit zu einigen Novellen fände.“ Es kam anders, wie er es gedacht. Die Luſt zum Fabulieren verging ihm in den Stürmen der Zeit, und aus der ihm nicht zuſagenden Gegenwart flüchtete ſein Geiſt in die Vergangenheit und zwar nach dem äußerſten Oſten Aſiens. Aus dem deutſchen Dichter wurde in Erlangen, wohin er 1869 überſiedelte, ein Sinolog erſten Ranges. Seine Überſetzung und Kommentierung des auf einer Trinitätsidee erbauten philoſophiſchen Werkes „Taò-te-king“ von Laò-Tſè, einem Zeitgenoſſen des Konfucius, wird von gelehrten Kennern als meiſterhaft bezeichnet.

Erſt acht Jahre ſpäter ſandte er der Redaktion wieder eine Novelle: „Das weiße Kind“ (XII. Jahrgang). Zwei andere Novellen, „das Glück“ und „Renata“ (XIII. und XV. Jahrgang) folgten in den nächſten Jahren. Alle dieſe Novellen kamen aus Dresden, wohin V. v. Strauß 1872 übergeſiedelt war, und wo er noch heute ſeinen Wohnſitz hat. Auch die Überſetzung des kanoniſchen Liederbuches der Chineſen, „Schi-king“ iſt ein Beweis für ſeine wiedererwachte Dichterluſt (vgl. XVI. Jahrgang S. 151). So getreu und formgewandt auch die Übertragung ſich den originalen und originellen Liedern des fremden Landes und der fernen Zeit anſchmiegt, ſo lebt darin doch eigene Liedeskraft. Oft mutet es den Leſer geradezu wie deutſcher Liederton an; ſo in dem Klageliede, welches vor mehr als $2^{1}/_{2}$ Jahrtauſenden die einſam wartende Weihoa ihrem in der Ferne weilenden Manne nachruft:

„An des Oſterthores Breite
Blüht der Krapp dem Wall zur Seite.
Ach das Haus, da iſt es nah,
Doch ſein Herr iſt in der Weite.

Bei des Thors Kaſtanien draus
Steh'n gereihet Haus an Haus.
Wie gedächt' ich da nicht deiner?
Doch du trittſt mir nicht heraus.“

Die Hauptthätigkeit des greiſen Dichters blieb aber wiſſenſchaftlichen Forſchungen gewidmet. Fünf Jahre nach der erwähnten Überſetzung gab er ein gelehrtes Werk über den „altchineſiſchen Monotheismus“ heraus. Seitdem zog er das Alt-Ägyptiſche in den Kreis ſeiner Studien. Als achtzigjähriger Mann veröffentlichte er 1889 den erſten Teil eines großen Werkes über den „altägyptiſchen Götterglauben.“ Aber auch in den drei darauf folgenden Jahren iſt ſein Forſchertrieb, wie ſeine Darſtellungskraft, ebenſo unermüdlich wie erfolgreich geweſen. Während ich dies ſchreibe, wird ein neues Werk von ihm „Über die menſchliche Freiheit“ als demnächſt erſcheinend angekündigt.

So ſteht zu hoffen, daß der Dreiundachtzigjährige wie vor zehn Jahren den Tag der goldenen Hochzeit, auch den des ſechzigjährigen Ehebundes an der Seite ſeiner edlen und in allen chriſtlichen Liebeswerken noch immer thätigen Gemahlin und im Kreiſe ſeiner Kinder und Kindeskinder in unverminderter Rüſtigkeit erleben und noch manche ſchöne Frucht ſeines reichen Geiſtes unſerem Volke ſchenken wird.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Beim Scheiden des Frühlings, der diesmal ein recht trübſeliger, unzuverläſſiger Geſelle war, bringen wir unſeren Leſern noch ein letztes „Frühlingsbild“ von Aug. Fink — eine ſtimmungsvolle Landſchaft, über welcher ein eigener poetiſcher Hauch ruht.

Dem Landſchaftlichen reiht ſich billigerweiſe das Figürliche an: ein allerliebſtes „Dachbodenidyll,“ aus dem die Katze im kleinen Maßſtabe, und ein großes Tierſtück, aus dem uns der gewaltigſte Vertreter des Katzengeſchlechts, „der Alte vom Berge,“ entgegenſchaut. Das letztere Bild iſt eine hervorragende Schöpfung des bekannten Berliner Tiermalers Richard Frieſe, der ſich in den letzten Jahren wiederholt als einer der ſchärfſten Beobachter und beſten Darſteller des Königs der Wüſte erwieſen hat.

## Kirche.

Vom 6.—8. September d. J. findet in Bremen die diesjährige Hauptverſammlung des Guſtav-Adolph-Vereins ſtatt. Anträge ſind bis 10. Juli, beabſichtigte Vorträge bis 20. Auguſt bei dem Central-Vorſtand in Leipzig, Thomaskirchhof 25, anzumelden.

## Univerſitäten.

In Frankreich bereitet ſich dem Vernehmen nach eine Umgeſtaltung des Hochſchulweſens vor. Bisher beſtehen in Frankreich eigentlich nur Fachſchulen, Fakultäten; man zielte ſeit den napoleoniſchen Neueinrichtungen weniger auf eine allgemeine Geiſtes-, als auf eine praktiſche Fachbildung hin. Die Ergebniſſe der letzten Jahrzehnte haben die Mängel dieſes Syſtems aber aufgedeckt, und der jetzige Unterrichtsminiſter Bourgeois hat in Verbindung mit dem Direktor des höheren Lehrweſens, Liard, die Initiative zu einer Neugeſtaltung im deutſchen Sinne ergriffen. Es iſt eine Gruppierung der Fachſchulen nach dem Muſter unſerer Univerſitäten geplant.

## Naturkunde.

Daß auch in Deutſchland giftige Spinnen vorkommen, iſt wenig bekannt. Profeſſor Bertkau hat aber im vergangenen Jahr auf dem Rochusberg bei Bonn zahlreiche Exemplare einer giftigen Art (Chizacanthium nutrix) aufgefunden und auch aus dem Odenwald ſtammende Spinnen derſelben Art unterſucht. Der Biß erzeugte neben einer leichten Schwellung als unmittelbare Folge einen heftigen, brennenden Schmerz, der ſich nicht nur auf das gebiſſene Glied beſchränkte, ſondern auch über benachbarte Körperteile ausbreitete und tagelang anhielt.

## Koloniales.

Das „Deutſche Kolonialblatt“ bringt in einer ſeiner letzten Nummern einen Erlaß des Gouverneurs von Deutſch-Oſtafrika über das Verhalten der Karawanen. Die Stationsvorſteher ſollen den Führern der durchziehenden Karawanen zur Pflicht machen, ſich jeglichen Regierungsaktes, ſowie überhaupt jeder politiſchen Einmiſchung zu enthalten und friedlich, ohne die Pläne und Abſichten der kaiſerlichen Regierung zu durchkreuzen, dem Ziel ihrer Reiſe entgegen zu ziehen. Nur im Falle wirklicher Notwehr haben ſie das Recht, von den Waffen Gebrauch zu machen. „Tribut“ zu fordern und Lebensmittel zu „requirieren“ wird ſtreng unterſagt. Ebenſo wird den Häuptlingen verboten, im Schutzgebiet Durchzugsgeld zu erheben.

## Verkehr.

Zwiſchen St. Louis und Chicago (460 km) iſt eine elektriſche zweigeleiſige Bahn geplant, mit deren Bau demnächſt begonnen werden ſoll. Die, des leichteren Überwindens des Luftwiderſtandes halber vorn zugeſpitzten, ſehr langen Wagen werden mit einer Geſchwindigkeit von 160 km (?) in der Stunde kurſieren und ſollen ſich auf 800 m bremſen laſſen; für den durchgehenden Verkehr iſt eine Zugintervalle von einer Stunde vorgeſehen, zwiſchen dem aber Wagen in halbſtündiger Intervalle für den Lokalverkehr eingeſchaltet werden. Anderthalb Kilometer vor und hinter jedem Zuge wird in der Nacht die ganze Bahnſtrecke elektriſch beleuchtet ſein.

Bekanntlich ſetzen ſich unſere Bahngeleiſe aus einzelnen Schienenpaaren zuſammen, die mittelſt Laſchen verbunden ſind. Neuerdings hat man nun in Amerika den Verſuch gemacht, an Stelle dieſer Laſchenverbindung die einzelnen Schienen auf Strecken von vielen Kilometern durch eine elektriſche Schweißung zu einem Ganzen zu vereinigen. Den bisherigen Nachrichten zufolge ſoll ſich dies Verfahren, welches ohne Zweifel eine bedeutende Erſparnis und auch erhöhte Betriebsſicherheit mit ſich bringen würde, ungemein bewährt haben. Uns iſt nur nicht klar, wie man dabei die Wirkung der Temperaturunterſchiede, welche ein ſtetes Zuſammenziehen und Ausdehnen der Schienen mit ſich bringt, berückſichtigen will — eine Einwirkung, welche bisher durch die kleinen Zwiſchenräume zwiſchen den Einzelſchienen, die gleichſam einen Spielraum bildeten, ausgeglichen wurde.

## Hygieine.

Über die Menge des Blutes, die bei jeder einzelnen Zuſammenziehung des Herzens aus der linken Herzkammer in das Gefäßſyſtem des Menſchen tritt, ſchwankten die Zahlenangaben bisher ungemein — nämlich zwiſchen 45 und 187 gr. Neuerdings iſt der wahrſcheinliche Mittelwert bei dem geſunden Menſchen durch die Forſchungen R. Tiegerſtedts auf 51 bis 69 gr beſtimmt worden.

Eisfleiſch, d. i. in Froſtkälte aufbewahrtes Fleiſch, läßt ſich von friſchem Fleiſche durch das Mikroſkop unterſcheiden, was ſehr wichtig iſt, da das gefrorene Fleiſch ſich beim Auftauen um ſo leichter zerſetzt, je länger es in der Kälte verweilte, und raſchen Verbrauch erheiſcht. Man bringt ein wenig Fleiſchſaft aus dem Innern des zu unterſuchenden Stückes zwiſchen zwei Glasplatten bei ſorgfältiger Vermeidung des Antrocknens und beobachtet ſofort. Bei friſchem Fleiſche ſieht man durch das Mikroſkop in deutlicher Weiſe zahlreiche rote Blutkörperchen von runder Form in einer klaren Flüſſigkeit ſchwimmen; war dagegen das Blut gefroren, ſo findet man kein einziges regelrechtes Blutkörperchen, ſondern ſie ſind ſämtlich entſtaltet und entfärbt, während ihre flüſſige Umgebung eine verhältnismäßig dunkle Farbe zeigt.

## Statiſtik.

Nach der ſeit kurzem vorliegenden offiziellen Bearbeitung der letzten Volkszählung in den Vereinigten Staaten betrug die Bevölkerung am 1. Juni 1890 mit Ausſchluß der Weißen im Indianerterritorium, der Indianer auf den Reſervationen und der Einwohner von Alaska 62 622 250 gegenüber 31 443 321 im Jahre 1860, 12 866 020 im Jahre 1830, 5 308 483 im Jahre 1800. Wie wir dem „Globus“ ntnehmen, iſt dabei charakteriſtiſcherweiſe das Bevölkerungscentrum im Laufe der letzten hundert Jahre längs des 39. Breitegrades regelmäßig von Oſten nach Weſten fortgeſchritten; im Jahre 1790 befand es ſich 23 miles öſtlich von Baltimore, jetzt liegt es 20 miles öſtlich von Kolumbus im Staate Indiana.

## Metallurgiſches.

Rußland hat ſo viel Platina, daß es allen Bedürfniſſen entſprechen kann, und ganz beſonders häufig findet man dieſes koſtbare Metall im Permiſchen Gouvernement. Das gewonnene Platina geht im Rohzuſtande nach Petersburg und gelangt von dort aus auf die ausländiſchen Märkte, beſonders nach London, wo die engliſche Bank große Vorräte dieſes Edelmetalls beſitzt, und wo auch deſſen Börſenpreis beſtimmt wird. Von 1886 bis 1890 ſtieg der Preis von 3000 auf 12 000 Rubel für das Pud (16 Kilogramm). Bearbeitet kehrt dann das Platina nach Rußland zurück.

## Technik.

Bei dem Kaiſerlichen Patentamt in Berlin iſt bekanntlich eine neue Einrichtung getroffen, welche es ermöglicht, für kleinere Erfindungen jeder Art einen dem Patentſchutz völlig gleichwertigen Schutz zu erlangen. Man meldet nämlich die Erfindungen als Gebrauchsmuſter an. Dieſe Gebrauchsmuſter umfaſſen alle erdenklichen Gebiete und werden in Klaſſen eingeteilt, z. B. Beleuchtungsweſen, Wirtſchafts- und Reiſegeräte, Geſundheitspflege. Eine neue, beſondere Wochenſchrift bringt fortlaufend illuſtrierte, allgemein verſtändlich geſchriebene Referate über dieſelben. In dieſen „Berichten über die Gebrauchsmuſtereintragungen des Kaiſerl. Patentamtes“ (Verlag von Dr. J. Schanz und A. Hauptvogel, Dresden, Oſtraallee 23, 5 M. vierteljährlich) werden nicht nur Fabrikanten, Ingenieure, Chemiker, Techniker, ſondern alle Gewerbtreibende Anregung und Belehrung finden.

In London beginnt man die Kraft des Windes für die Zwecke der elektriſchen Beleuchtung nutzbar zu machen. Auf dem Dach des zu beleuchtenden Gebäudes iſt eine Windmühle angebracht, die durch eine Dynamomaſchine eine Anzahl Akkumulatoren ladet; von dieſen aus werden dann die betreffenden Lampen geſpeiſt. Durch die Akkumulatoren, deren Konſtruktion in neueſter Zeit große Fortſchritte gemacht hat, iſt eine Aufſpeicherung der Kraft möglich geworden, welche die wohlfeile, aber ungleichmäßige Wirkung des Windes zu benutzen geſtattet.

## Kunſt.

In dem Wettbewerb um das Kaiſer Friedrich-Denkmal auf dem Schlachtfeld von Wörth haben die Bildhauer Baumbach, Maiſon und Hidding die erſten Preiſe erhalten; die Entwürfe und Modelle ſind z. Z. in der Ausſtellung der Berliner Akademie der Künſte ausgeſtellt.

## Gartenbau.

Bei der diesjährigen Gartenbau-Ausſtellung in Karlsruhe ſtimmte der gleichzeitig tagende Verein deutſcher Roſenfreunde der geplanten Vereinigung mit den engliſchen, belgiſchen, holländiſchen, franzöſiſchen Roſenvereinen zu und trat für die Verdeutſchung der Roſennamen ein. Bei der gleichen Gelegenheit wurde der ältere Koniferenverein in eine dendrologiſche Geſellſchaft verwandelt, welche die Aufgabe verfolgen will, fremde Baumarten auf ihre Acclimatiſationsfähigkeit für Deutſchland und ihren wirklichen Nutzwert zu prüfen, ſowie die Forſtwirtſchaft im allgemeinen zu fördern.

## Vereinsweſen.

Der Verein zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwiſſenſchaften hält in der erſten Oktoberwoche d. J. in Berlin ſeine nächſte Verſammlung ab. Es ſind fünf Abteilungen: für Phyſik, Chemie, Geologie und Mineralogie, für Tier- und Pflanzenkunde, für Erd- und Himmelskunde, für Mathematik und geometriſches Zeichnen gebildet worden. Beitrittserklärungen nimmt Herr Oberlehrer Pietzker-Nordhauſen entgegen.

## Jagd.

Auf der fürſtl. Eſterhaſyſchen Beſitzung Szanny in Ungarn iſt der Verſuch gemacht worden, Pfauen im Walde auszuſetzen. Wie der „Waidmann“ berichtet, glückte derſelbe vollkommen. Ein Hahn und drei Hennen haben ſich auf 32 Stück vermehrt, unter denen ſich wahrhafte Prachtexemplare befinden. Die Pfauen, die Alten wie der Nachwuchs, bewieſen gegen die letzten recht ſtrengen Winter eine große Widerſtandsfähigkeit, und das Wildpret der im Walde aufgezogenen jungen Pfauen iſt, wie beſonders betont wird, überaus zart und wohlſchmeckend.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## Ein Prunkſtück des Grünen Gewölbes.

Aus der ſchweren Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte ſich von allen Künſten die Edelſchmiedekunſt und die ihr mehr oder minder verwandte Kleinbildnerei am glücklichſten in das nächſte Jahrhundert hinübergerettet. Dresden wurde damals unter ſeinen pracht- und kunſtliebenden Kurfürſten der Hauptſitz dieſer bildneriſchen Kleinkünſte, und ſchon Kurfürſt Auguſt I (1553—1586) legte im Dresdener Schloſſe eine größere Sammlung von Raritäten an, eine „ſekrete Kammer“, die ſich unter ſeinen Nachfolgern allmählich zu dem berühmten Grünen Gewölbe ausgeſtaltete. Woher dieſe Bezeichnung ſelbſt ſtammt, iſt nicht genau bekannt; wahrſcheinlich von der Wappenfarbe der ſächſiſchen Raute, die ſ. Z. bei der Ausſchmückung der Räumlichkeiten beſondere Verwendung fand.

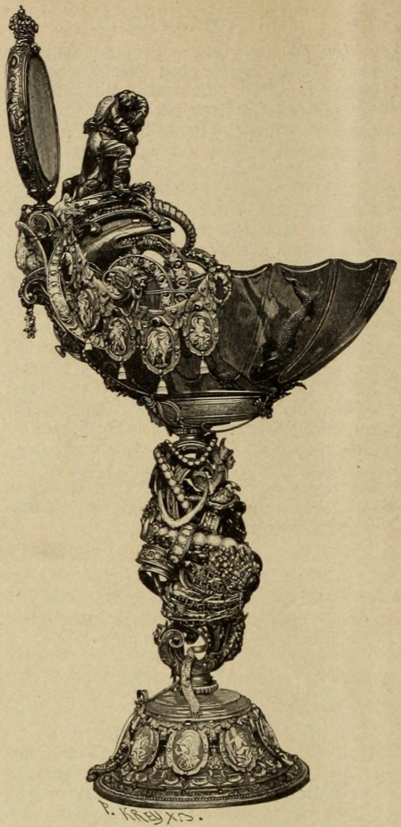
Seine heutige künſtleriſche Einrichtung, die Sichtung und Ordnung der von ihm bedeutend vermehrten Sammlungen verdankt das Grüne Gewölbe dem Kurfürſten Auguſt II dem Starken, König von Polen, der dasſelbe auch dem Publikum erſchloß. Er zog eine ganze Anzahl hervorragender Kleinkünſtler an ſeinen Hof, unter denen ſich neben dem trefflichen Goldſchmied Johann Chriſtoph Köhler in erſter Linie Johann Melchior Dinglinger auszeichnete. Der 1664 in Biberach unweit Ulm geborene Meiſter, deſſen Haus in Dresden zum Sammelpunkt aller dortigen Künſtler wurde, und den ſeine Zeitgenoſſen als den deutſchen Benvenuto Cellini feierten, hatte ſeine Ausbildung in Augsburg, Nürnberg und Paris genoſſen und arbeitete meiſt mit zwei Brüdern gemeinſam, von denen der eine, Georg Chriſtoph, ein ausgezeichneter Goldſchmied, der andere, Georg Friedrich, ein trefflicher Emailleur war.

Eine ganze Anzahl der köſtlichſten Prunkſtücke des Grünen Gewölbes verdankt den wunderbar geſchickten Händen Melchior Dinglingers die Entſtehung. Wie kaum ein zweiter verſtand er es, die verſchiedenartigſten Materialien künſtleriſch zu verwerten und zu bearbeiten: er ſchnitt, wie er das bildſame Gold formte, aus dem harten Eiſen die zierlichſten Kunſtwerke und wußte die damals beliebten, ſeltſam geformten Monſtreperlen, wie die ganze Reihe der Edelſteine und Halbedelſteine in faſt ſtets überraſchender Weiſe in den Rahmen ſeiner Schöpfungen einzupaſſen. Neben ſeinem berühmten „Bad der Diana“, ſeinem phantaſtiſchen „Thron und Hofhalt des Großmoguls“, der u. a. nicht weniger denn 132 Einzelfiguren enthält, und dem „Tempel des Apis“ iſt die nebenſtehend abgebildete „Schale mit den Arbeiten des Herkules“ eine ſeiner beſten Arbeiten.

Die Schale zeigt auf dem hervorragendſten Teil der Faſſung Herkules als Löwenbändiger vor einem goldgefaßten Spiegel, deſſen Rückſeite das ſchmelzgemalte Bildnis Auguſt des Starken enthält — eine dem ſchmeichleriſchen Geſchmack jener Zeit ganz entſprechende Zuſammenſtellung. Um die Schale und den Fuß ziehen ſich Goldmedaillons, auf denen die weiteren Thaten des Herkules dargeſtellt ſind.

Wenn die Mehrzahl der Dinglingerſchen Arbeiten auch inſofern keinen ganz ungetrübten künſtleriſchen Genuß gewährt, als ihnen häufig ein etwas ſchwülſtiger, überladener und kleinlicher Zug anhaftet, ſo verdienen ſie doch in der überaus ſorgfältigen Vollendung aller Einzelheiten und meiſt auch in ihrem trefflichen Aufbau volle Bewunderung.

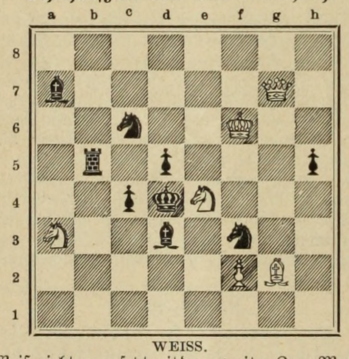
Melchior Dinglinger, der, nebenbei bemerkt, fünfmal verheiratet war und alle fünf Frauen überlebte, ſtarb im Jahre 1631 — zwei Jahre vor ſeinem königlichen Gönner, der ihn mit Ehren und Auszeichnungen überſchüttet hatte.



Die Schale mit den Arbeiten des Herkules.

## In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von Edwin Anthony.



Weiß zieht an u. ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

### Rätſel.

In ſtillen Abendſtunden
Erſchallt mein Gottesgruß.
Doch ſchlägt man mir zwei Wunden,
Je ab den Kopf und Fuß,
Dann zittern meine Blätter,
Ob gut, ob ſchlecht das Wetter. F.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 36.

### Schlüſſel und Auflöſung des Röſſelſprungs.

Aus lichter Morgennebel Hülle
Wie lieblich iſt der Tag erwacht!
Rings liegt die Welt in Sabbatſtille
Und blitzt vom Tau der Frühlingsnacht.

O goldner Tag! O Pfingſtfeſtweihe!
Wie ſenkſt du tief dich in mein Herz
Und hebſt mit heil'ger Kraft aufs neue
All mein Empfinden himmelwärts!

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | 44 | 47 | 24 | 27 | | | |
| | | 46 | 23 | 42 | 29 | 48 | 25 | | |
| | | 43 | 40 | 45 | 26 | 31 | 28 | | |
| 54 | 39 | 22 | 63 | 30 | 41 | 6 | 49 | 32 | 17 |
| 61 | 64 | 55 | 52 | | | 19 | 16 | 5 | 8 |
| 38 | 53 | 62 | 21 | | | 50 | 7 | 18 | 33 |
| 65 | 60 | 37 | 56 | 51 | 20 | 15 | 34 | 9 | 4 |
| | | 66 | 59 | 36 | 13 | 10 | 3 | | |
| | | 57 | 12 | 1 | 68 | 35 | 14 | | |
| | | | 67 | 58 | 11 | 2 | | | |

### 1. Wechſelrätſel.

„Allen Freunden des Daheim ein frohes Pfingſtfeſt.“

| | | | |
|---|---|---|---|
| Bahn | Baſt | Bibel | Berg |
| Hobel | Elf | Haſt | Hals |
| Hofer | Heine | Gran | Gericht |
| Keſſel | Keim | Kahn | Pera |
| Elſe | Fach | Poſt | Mais |

Wende

### 2. Ergänzungsaufgabe.

Du Geiſt vom Vater, du heiliger Geiſt,
Der uns Erneu'rung des Herzens verheißt,
O komm und kehre nun bei uns ein,
Daß wir ein Tempel des Höchſten ſein!

Erhalte des Friedens teures Pfand
In unſerem deutſchen Vaterland,
Und wo unter Blumen die Natter ſchleicht,
Da gib, daß ihr Stachel uns nicht erreicht!
(E. v. M.)

### 3. Schlüſſel und Auflöſung der Dechiffrieraufgabe.

Setzt man ſtatt der Zahlen der Chiffreſchrift die entſprechenden Vokale, alſo a ſtatt 1, e ſtatt 2 u. ſ. w. und ſtatt jedes Konſonanten der Chiffreſchrift den nächſtfolgenden des Alphabets, ſo erhält man den folgenden Spruch von Rudolf Baumbach:

Ziehſt du aus im Morgenrot,
Merke den Spruch dir gut:
Beſſer im Sack ein Stücklein Brot
Als eine Feder am Hut.

### 4. Arithmogriph.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| P | F | I | N | G | S | T | E | N |
| | F | o | r | t | u | n | A | |
| | | E | r | n | s | T | | |
| | | | I | d | A | | | |
| | | | | L | | | | |

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſetzung). — Keetmannshoop. Von Dr. R. Ludloff-Coburg. — Eine neue Kampfesweiſe gegen zerſtörende Inſekten. Von L. Haſchert. — Michel Aubertin. Eine Erzählung aus dem lothringer Lande. Von E. Plaſtein. Fortſ. — Auf einſamen Wegen. Gedicht von E. Lenbach. — Viktor von Strauß und Torney. Von Robert Koenig. Mit Porträt von V. v. Strauß. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der alte Herr vom Berge von R. Frieſe; Dachbodenidylle von W. Schütze; Frühjahr von Aug. Fink. — Kirche. — Univerſitäten. — Naturkunde. — Koloniales. — Verkehr. — Hygieine — Statiſtik. — Metallurgiſches. — Technik. — Kunſt. — Gartenbau. — Vereinsweſen. — Jagd. — Ein Prunkſtück des Grünen Gewölbes. Mit einer Illuſtr. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Juni 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 38.

# Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Galen fühlte ſein Herz angenehm berührt. Er betrachtete aufmerkſam das Geſicht der Dame. Was lag eigentlich darin? Sie war noch auffallend ſchön, aber was verrieten ihre Züge? Waren von den Gerüchten, die der Betrachtende ſelbſt oft herumgetragen, wirklich Linien darin, die für deren Wahrheit zeugten?

Augenblicklich malte ſich in dem Antlitz nur ein beherrſchtes Erſtaunen, und der Baron folgte dem Blick der großen, glänzenden, ſchwarzen Augen und lächelte überlegen.

„Ah, ja, Ihre hübſche, zukünftige Verwandte,“ meinte er, „hat es offenbar wieder einmal darauf angelegt, einen von uns um den Verſtand zu bringen. Es ſteckt ein Kobold unter der ſeidenhaarigen Perrücke.“

„Ich hab' die Stieferln angenommen, weil ſie gar ſo herzig ſind,“ ſagte gerade Gabriele, „bezahlen aber will ich ſie. So etwas kann ich nicht als Geſchenk annehmen. Jetzt gleich hol' ich mein Portemonnaie!“

„Das wäre eine Beleidigung, wenigſtens müßt' ich es als eine ſolche auffaſſen,“ erwiderte der Huſar mit Würde, „denn Sie haben mir die Gunſt zugeſagt, ein Vielliebchen von mir zu nehmen, welche Sie dadurch zurückziehen.“

Das Wortgeplänkel ging weiter, und Gabriele that ſo, als wolle ſie ſich entfernen. Er aber ſuchte dies zu verhindern, indem er, beide Arme ausbreitend, ihr den Weg verſperrte. Sie wollte unter dieſen Armen hindurchſchlüpfen, indeſſen fing er ſie auf und hielt ſie ſekundenlang gefangen. Ihre lachenden Geſichter mit den roten, halboffenen Lippen waren dicht beieinander; die Blicke tauchten in die Augen.

„Es fehlt jetzt nur noch, daß ſie einander küſſen,“ dachte Frau von Ellrodt, „an Luſt dazu ſcheint's ihnen nicht zu fehlen.“ Und zu Galen ſagte ſie: „Hier werden wir wohl bald eine Verlobung haben.“

Galen ſelbſt beobachtete die Scene mit Intereſſe. Sollte Feraſi ſich wirklich vor ihm hinreißen laſſen? Der Gedanke verurſachte ihm eine angenehme Erregung, ähnlich wie beim Spiel, wenn er ſich mit ſtarken Summen engagierte. Wenn der Graf ſo fortfuhr, würde ihm bald nichts anderes übrig bleiben, als einen Heiratsantrag zu machen. Nun und aus Unüberlegtheit konnte er kaum ſo handeln, als ob er in die ſeidenhaarige kleine Kokette wirklich verliebt wäre.

Feraſi gab ſie jetzt doch frei, und ſie entfloh, hochrot, kichernd, wie ein gejagtes Kätzchen, und kauerte ſich an die Schweſter des Hausherrn, welche ſoeben wieder erſchienen war, und flüſterte dieſer etwas ins Ohr. Nach einigem Hin- und Herwerfen der Haubenbänder verſchwand dieſe ſchnell, kam wieder und drückte etwas in die Hand der jungen Dame. Es war eine funkelnagelneue Zwanzigguldennote, welche Gabriele ſich von ihr borgte, denn das Portemonnaie hatte ſie zu Hauſe gelaſſen und das war leer.

So kehrte ſie triumphierend mit der Banknote zu Feraſi zurück und verſuchte, ſie ihm aufzudrängen. Er aber blieb ſtandhaft, die Annahme zu verweigern, und ſo ſetzte ſich die Dame plötzlich ſchmollend nieder, ergriff ein naheſtehendes Käſtchen mit türkiſchem Tabak und drehte eine Cigarrette, wozu ſie aber nicht das vorhandene Papier, ſondern die Banknote benutzte. Feraſi hatte auf das, was ſie that, nicht genau geachtet; ſie bot ihm jedoch die fertige Cigarrette in ihrem roſigen Handteller an.

„Alſo nehmen Sie mindeſtens dieſe Gegengabe.“

„Gewiß, ſehr gern! wenn's geſtattet iſt?“ Er wendete ſich zu Frau von Ellrodt und Fräulein von Galen, und als dieſe zuſtimmten, bat er Gabriele: „Aber — um die Gnad' vollſtändig zu machen, bitte, rauchen Sie ſie an.“

Sie beſann ſich nicht, ſondern entzündete die Cigarrette an einer Kerze und reichte ſie ihm nochmals hin; erſt als er ſich dankend verneigte, bemerkte er die Liſt.

Er lachte jedoch nun wieder und rief: „Charmant, das nenn' ich ſeinen Willen durchſetzen! Ich erkläre mich für geſchlagen!" Und dabei that er ein paar Züge aus der Cigarette.

Die Säle füllten ſich mit Gäſten, welche der Hausherr empfing, und auch das Paar wurde getrennt. In einer Tanzpauſe näherte ſich Paul Liſis Mutter. Er hatte ein brennendes Verlangen, von Liſi zu hören, aber die Frage wollte nicht über ſeine Lippen. Was wollte er? Liſis Eiferſucht erregen, ſie zwingen, an ihn zu denken, mit ihm ſich zu beſchäftigen? Der Gedanke, ſie könne ihn vergeſſen, war ihm unerträglich, und doch — was hatte er von ihr? Jeder Verſuch, den er gemacht, ſich ihr zu nähern, hatte zu nichts geführt. Er hatte es deshalb ſeit kurzem aufgegeben, ihr auf ihren Gängen heimlich zu folgen. Der neue Verſuch, ſich in Gabriele zu verlieben, in den er ſich jetzt ſtürzte, bot ihm wenigſtens eine Abwechſelung. Was nachher kommen ſollte, überlegte er nicht. Es dünkte ihn bisweilen alles gleichgültig, wenn Liſi nun doch verloren für ihn ſei.

Als er ſich endlich entſchloß, mit ihrer Mutter zu ſprechen, ſtand gerade der Fürſt neben ihr und that bereits die Frage, die Paul auf dem Herzen hatte.

Mit einer zornigen Beluſtigung ſah der jugendfriſche Offizier auf den kleinen Alten herab. Dieſer wackelige Raupenpelz ſtelzte über das Parkett, als ſei es die inhaltſchwerſte Aufgabe der Welt, ſein ſteifes Beingeſtell mit Anſtand über dieſen glatten Fußboden zu bewegen.

„Nun und Ihre ſchöne Tochter?" krähte er die Ellrodt an. „Warum bringen Sie ſie nicht mit? Sie fehlt doch in unſeren Ballſälen ſehr."

„Ah, Durchlaucht ſprechen nur aus, was ich empfind'! Sie fehlt mir überall. Aber Durchlaucht wiſſen, ſie opfert ſich auf für ihren kranken Bräutigam."

„Schade, ſchade! Verkennt ihre Beſtimmung! Eine Schönheit erſten Ranges und — und — hm — ſchade — ſcheint doch excentriſch."

Excentriſch! excentriſch! Es war, als ob das Wort ein Echo fände. Paul hörte es überall, man flüſterte es in den Ecken und rief es achſelzuckend laut im Saal.

Auch der Hauswirt vernahm es, aber ihn leitete es in Gedanken nur zu ſeinem Sohn, den er gleichgeartet genannt.

Das Feſt war in vollem Gange; man konnte den Hausherrn kaum für eine Viertelſtunde vermiſſen, und ſo eilte er nach dem Flügel des Hauſes, den der Arzt bewohnte. Weit abgelegen, enthielten jene Räume eine Reihe in ſich abgeſchloſſener Zimmer: phyſikaliſche Kabinette, ein Laboratorium, ein Bibliothek- und Sprechzimmer, einen Raum für Operationen.

Der Vater trat, ohne anzuklopfen, in die Bibliothek und fand den Sohn am Schreibtiſch. Derſelbe kehrte ihm den Rücken zu und hielt etwas in der Hand, das er ſinnend betrachtete. Es war Liſis Bild. Der Vater jedoch ſah dies nicht, denn ſobald der Einſame ein Geräuſch hörte, ſchloß er die breite Hand bergend um die Karte und ließ dieſe gleich darauf in ein Schubfach ſeines Schreibpults ſinken. Ein Blatt Papier, das wunderliche Schnörkel enthielt, Roſen um ein L, glitt gleichfalls in eine Mappe. Danach erſt kehrte er das Geſicht fragend dem Eintretenden zu.

„Ah," ſagte dieſer nach der erſten Begrüßung, „immer fleißig, immer bei der Arbeit, bis ſpät in die Nacht! Gewiß biſt du wieder bei der Behandlung einer wiſſenſchaftlichen Frage oder ſchreibſt etwas, was deinen Ruhm vermehrt?"

„Vielleicht!" antwortete ausweichend der Sohn. „Aber du? Weshalb verläßt du deine Geſellſchaft, um mich in meinem Studierzimmer zu beſuchen?"

„Ich möcht' dich gern drüben haben, aufrichtig geſagt, auch einmal unter Menſchen; unter meinen Gäſten, dich, der du mir doch der liebſte Gaſt biſt."

„Mich?" antwortete der Arzt herb. „Vater, ich gehör' da nicht hinein. Ich hab' es einmal verſucht, weißt du, damals beim Ball, und die Folgen ſind für mich bittere geweſen. Ich habe wieder einſehen gelernt, daß ich bei euren Feſten nur die Rolle des Nachtvogels ſpiele, den man ins Licht bringt und der dadurch geblendet wird."

Der ältere Galen ſchwieg und ſah einige Sekunden ſorgenvoll auf ſeinen Einzigen. Er war bereits wieder vor dem Thor, welches ihm das Seelenleben des Sohnes verſchloſſen hielt.

„Aber du mußt dich doch recht einſam fühlen, wenn du in deinen freien Stunden dich immer hier einſchließeſt."

Das ſtarkknochige Geſicht des Sohnes, das bereits einen ihm ungewohnten Ausdruck des Kummers getragen hatte, verdüſterte ſich noch mehr.

„Einſam, ja, das fühle ich mich. Aber wer kann da helfen?"

Der Blick des älteren Galen trübte ſich jetzt ernſtlich.

„Ich möcht' es, mein Bub', ich möcht' es gar zu gern! Wenn ich die Menſchen zuſammen bringen könnt', die dir gefallen möchten, alle die andern, die ſich meine Freund' nennen, gäb' ich dafür her."

Gabors Brauen zuckten.

„Ich dank' dir," ſagte er, „aber was nutzt's? Ich kenne keine ſolchen."

Der Vater wartete wieder, dann ſagte er zögernd: „Ich mein' doch: die beiden Damen Ellrodt, Mutter und Tochter! Haſt du ſie denn nicht gern?"

Die kummervolle Miene des Arztes verſteinerte ſich. Er ertrug es nicht, wenn man ihm ins Herz ſehen wollte, und ſagte kurz: „Es ſind Frauen, von denen du ſprichſt, und mit Frauen verſteh' ich nicht umzugehen. Ich bin ihnen willkommen, wenn ſie mich brauchen; nachher — — da werden ſie mich auch wieder entbehren lernen."

Der Vater hätte unter dieſem Wort eine ſchmerzliche Bitterkeit erraten können, er war aber zu ſehr gewohnt, nur den Gelehrten in dem Sohne zu ſehen, als daß er ſein gerade jetzt in voller menſchlicher Schwäche erzitterndes Herz verſtehen konnte.

Er ſagte daher nur beklommen: „Alſo auch die nicht? Das thut mir leid, doppelt leid! Du kannſt dich dabei im Grund doch nimmer glücklich fühlen."

„Glücklich? wer iſt denn glücklich?" fragte der Sohn. „Kennſt du viele, die's ſind?"

Der ältere Mann ſeufzte und ſchwieg. Seine Weltauffaſſung war eine andere, und nur das Glück hatte einen Platz in ihr; aber freilich — er war auch nicht ſo geſcheit, wie ſein Sohn, ſo unheimlich geſcheit!

„Entziehſt du dich nicht zu lang deiner Geſellſchaft?" fragte jener, dem das anhaltende Forſchen peinlich war.

„Mein Gott, ſie amüſieren ſich da drüben auch ohne mich; aber freilich, man hat auch ſeine Pflichten, welche die Welt Freuden nennt!" antwortete der Vater, mit einem ſchwachen Verſuch, den asketiſchen Ton des Gelehrten zu treffen. „Gut' Nacht, mein Bub', überarbeit' dich nit," und er hielt ihm herzlich die Rechte hin.

Er hatte die Wahrheit geſprochen, als er ſagte: „Wenn ich die Menſchen zuſammenbringen könnt', die dir gefallen möchten, alle andern gäb' ich darum." Der häßliche Gelehrte, der ernſte, menſchenſcheue Mann war ſeines Herzens Schwäche, richtiger, ſeines Herzens innige Freude, ſein höchſter, heiligſter Stolz.

Er war doch ſeiner Mutter ſo ähnlich, ſeiner häßlichen, linkiſchen Mutter, welche für den vornehmen Weltmann, ſo lange ſie an ſeiner Seite gelebt, eine fremdartige und peinliche Erſcheinung geblieben war.

Er hatte ſie ihres großen Vermögens halber geheiratet, als armer Kavalier, dem es an allen Mitteln fehlte, ſeinen luxuriöſen Geſchmack zu befriedigen. Dann hatte ſie ſich neben dem vornehmen Mann bewegt: häßlich, unbeholfen, eckig, mit dem grauen Geſicht von grobem, gewöhnlichem Schnitt, den plumpen Händen, die nie eine fleckige Röte verließ, der ſchwerfälligen Geſtalt, dem ſpärlichen, an den Schläfen glatt

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

anliegenden Haar. Durch ihre eigene, unglückliche Erſcheinung war ſie ſo bedrückt, daß ſie nie eine qualvolle Schüchternheit los wurde, die das Fehlen aller geſellſchaftlichen Gaben nur um ſo deutlicher zeigte.

Sie hatte unter dieſem Gefühl ſchwer gelitten, und in dem Bewußtſein, daß ſie das, was ihr ſchöner, weltkundiger Mann ſich von ſeiner Frau wünſchte, nicht gewähren konnte, war ſie inmitten des goldenen Meeres, in dem ſie lebte, ein armes Weib geblieben. Denn unter der unſchönen Geſtalt verbarg ſich ein tiefes, weiches Gemüt von zarteſtem Empfinden, und ſo viel Mühe Galen ſich auch gab, den äußeren Formen zu genügen, wußte doch die Schüchterne, die ihn bewunderte und liebte, daß ſie nichts in ihm als Mitleid und Ungeduld weckte.

Dann ſollte ein Kind geboren werden, und eine ſtille Hoffnung erfüllte das Herz der unſchönen Mutter, daß es ein Band von Herzen zu Herzen bilden und die Freude ihr bringen werde, die ſie bis dahin entbehrte. Die kleinen Kinderfüße ſollten den Weg zum Glück finden und auch die Mutter zu ihrem Gatten leiten.

Sie erlebte es nicht. Sie ſtarb gleich nach der Geburt des Heißerſehnten, und — es war merkwürdig: der vornehme Mann vermißte die Häßliche, Ungeliebte.

Die tiefe Neigung, die ſie für ihn gehegt, hatte ihn gerührt, und ihr ſtilles Wirken, das ſtets nur der Befriedigung ſeiner Wünſche gegolten, fehlte ihm.

Aber das Kind wuchs heran, und er hoffte, aus ihm das Ideal eines Mannes zu machen, wie es in ſeiner Seele ſtand. Da ſah er mit Schrecken, daß dies unmöglich war. Es hatte alle Eigenheiten der Mutter geerbt; häßlich, linkiſch, verſchloſſen, machte es ſich aus keinem Menſchen etwas, und führte ein verträumtes Innenleben, das dem weltfrohen Vater ein Rätſel blieb.

Dieſer ward darüber viel ungeduldiger, als einſt über die mangelnde Begabung der Mutter. Er war ehrgeizig und wollte ſeinen Sohn einmal eine glänzende Rolle ſpielen ſehen: als höherer Staatsmann, als Offizier. Dieſen Wunſch indeſſen mußte er ſehr bald aufgeben; dem täppiſchen Menſchen konnte ſich keine Karriere öffnen. Und dabei hatte dieſer ſeltſam verſchrobene Anſichten — einen plebejiſchen Zug, ein Hinneigen zu allem Ärmlichen und Niedrigen. Der Luxus war ihm zuwider, die Form des Geſellſchaftslebens unangenehm.

Und der Vater hatte gar keine Einwirkung auf ihn, weil ein Eigenſinn in dem Jüngling ſich entwickelte, den ſchon das ſpielende Kind gezeigt. Er blieb allen Dingen, die ihm nicht aus eigenem Verſtändnis heraus bemerkenswert erſchienen, ſtumpf gegenüber.

Schließlich verzweifelte der Baron daran, aus dieſem hartköpfigen Buben, der anſcheinend keine Ader von ihm hatte, etwas zu machen, und ließ ihn ſeine eigenen Wege gehen.

Der junge Mann ſtudierte und ward Mediziner; eine Zeitlang entfremdete ſich ihm der Vater mehr und mehr. Dann aber geſchah das Wunderbare, daß er aus dem tiefinneren Impuls der Liebe heraus das Weſen des Sonderlings verſtehen lernte.

Dieſer kam auf ſeine Art zu Ruhm und Anſehen; er ſchrieb ein paar Arbeiten, die in der mediziniſchen Welt Aufſehen machten, er vollzog Operationen, welche ſeinen Namen auch unter die Laien trugen, kurz — er war, ehe er noch die Dreißig erreicht hatte, wirklich ſchon ein berühmter Mann. Aber er nützte ſeinen Ruhm nicht aus, um die Stellung zu erringen, die der Vater als beneidenswert geachtet hätte, ſondern blieb derſelbe Knorren wie zuvor. In Wien und auf ſeinen Gütern wirkte er als freiwilliger Armenarzt, richtete eine große Klinik ein und kümmerte ſich weit mehr um die Geringen und Niedrigen als um die Reichen und Vornehmen.

Dennoch lernte auch der Vater ihn jetzt verſtehen. Seine entſagungsvolle Thätigkeit, ſein nie ermüdender Wiſſensdrang erweckten eine hohe Bewunderung in dem Manne, der über die Hälfte ſeines Lebens in gedankenloſem Genießen verbracht hatte. Er fing an, die Gleichgültigkeit, welche der Hochbefähigte dem frivolen Treiben der Geſellſchaft gegenüber empfand, zu begreifen; er fühlte ihm nach, daß, wer ſo viel Gehalt in ſich trug, auf die Form, die jeder Hohlkopf erlernte, nur wenig Wert legte. Und in dieſer neuen Wertſchätzung ging ihm eine ebenſolche für die Mutter ſeines Sohnes auf. Von ihr hatte dieſer alle ſeine Gaben, nur hatte ſie dieſelben in ihrer Lebensſphäre nicht bethätigen können. Aber die ernſte Innerlichkeit, welche keiner aus ihrer Umgebung verſtanden, hätte am richtigen Platze gewiß ſchöne Früchte getragen.

Und beide, die Tote und der Lebende, wurden für den Weltmann Galen ein paar höhere Weſen, zu denen er mit beinahe ſcheuer Verehrung aufſah.

Aber freilich — zum Glück ſchienen ſolche nicht geſchaffen. Und da war ein Reſt, den des Vaters Verſtändnis noch nicht erfaſſen konnte. Er hätte den Sohn, den er ſo edel ſah, nun auch ſo gern glücklich geſehen, aber konnte dieſer es überhaupt werden? Er war ſtets ſo ernſt, ſo ſchweigſam, ganz erſchloß ſein Innenleben ſich keinem, und jenen, mit denen er verkehrte, zeigte er immer nur den Arzt, den Gelehrten. Der Menſch in ihm blieb einſam. Konnte der denn dabei auch ſeine Befriedigung finden?

Er hatte den Sohn heute gefragt und die Antwort bekommen, die ihm eine peinigende Gewißheit gab. Nein, Gabor war nicht glücklich, und wenn etwas in ſeinem reichen, glanzvollen Leben war, was dem Vater ein Unbehagen bereitete, ſo war es das.

Niemand von der Geſellſchaft merkte, was ihn bewegte; er war liebenswürdig, überall lächelnd, ein unvergleichlicher Wirt, und ſein ſchönes Geſicht zeigte nur heitere Linien, aber im Innern erwog er fortdauernd die Frage: Wie könnte man doch dem Buben helfen und ihn ſeiner Einſamkeit entreißen?

---

In der kleinen Schlafſtube unter dem ſchweren, rotſamtnen Betthimmel, von welchem rotſeidene Vorhänge, goldene Schnüre und Quaſten niederhingen, ſaß Liſi aufrecht und erwartete noch die Mutter. Auf ihren Wangen brannte die Röte des Fiebers, aus ihren ſchönen, dunkelblauen Augen ſtrahlte der große, glänzende Blick, welcher den Arzt Galen beunruhigte und dafür zu zeugen ſchien, daß die Ruhe eines geſunden Schlafs dieſen Augen nur zu häufig fehle. Dennoch ſah das zarte Geſicht unter den gelöſten Maſſen goldroter Flechten lieblich aus.

Das erſte Wort der heimkehrenden Mutter bezeugte das.

„Mauſerl!“ rief die lebhafte Frau, „du bleibſt halt immer die Schönſte, und wenn ich draußen noch ſo viel ſeh! In deinem weißen Nachtſpenzer kannſt du's mit allen aufnehmen, und wenn ſie ſich alle Goldklamperln, alle Seidenfetzen Wiens hinaufhingen.“

„Wirklich?“ fragte Liſi lächelnd und halb an anderes denkend: „Haſt du keine ſchönere geſehen?“

„Schönre, nein, gewiß nicht! Aber freilich eine, die ihre Schönheit beſſer an den Mann zu bringen verſteht!“

„Wen?“ fragte Liſi mit eigentümlichem Ahnen und einem Zittern der Lippen, das ihr verwehrte, weiter zu fragen.

Frau von Ellrodt hatte ſich in vollem Ballſtaat auf ihr Bett geſetzt; ſie war ſo erfüllt von dem, was ſie geſehen, daß ſie es nicht ſchnell genug los werden konnte. Und mit einem Lachen, das aus ihren ſchwarzen Augen glänzte, rief ſie: „Der Seidenhas! Deine zukünftige Tant'! Der weißhaarige Fratz! ich ſag' dir, die verſteht's.“

Liſi fragte jetzt nicht mehr; ſie ſenkte die Stirn, und ihre feinen Finger ſpielten ſo nervös mit der ſeidenen Decke, die ſie verhüllte, rollten die Ecken ineinander und glätteten ſie wieder, daß die Mutter etwas hätte merken müſſen, wären nicht alle ihre Gedanken in den Ballſaal zurückgekehrt geweſen.

Deshalb fuhr ſie fort, zu erzählen, ſich dabei Blumen und Juwelen aus den Haaren windend und eine genaue Schilderung des Erlebten gebend, nicht ſo genau freilich, daß ſie ſich nicht geſtattet hätte, noch ein wenig hinzuzufügen. Sie ahnte nichts von der Folter, die ſie dem geliebten Weſen zufügte.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Für ſie war es ein Vergnügen, das Erlebte wiederzugeben, und ſie war glücklich, zu ſehen, daß Liſi wenigſtens an der Beſchreibung der Geſellſchaften noch ein Intereſſe habe.

Plötzlich aber ſtand das Lachen auf ihren Lippen ſtill, und in ihre Augen drängte ſich der Ausdruck des Schreckens.

Liſi ward bleich wie das Leinen, worauf ſie ſaß, und hob eine Hand gegen die Schläfe, als ſchmerze ſie dieſe. Dann fiel die Hand zurück, ihre Augen ſchloſſen ſich, ſie ſank in die Kiſſen und blieb regungslos liegen.

„Jeſus Maria! was iſt dir?“ ſchrie die Mutter, aber die Liegende antwortete und rührte ſich nicht; kein ſchnell angewendetes Hausmittel wollte helfen und kein Schmeichelruf ſie zum Bewußtſein bringen.

Mit fliegendem Haar, im Ballkleid, über das der Pudermantel geworfen war, lief die geängſtigte Frau ſchließlich in Zadis Kammer.

„Zadi, Zadi, meine Liſi iſt tot! Nimm einen Nachtfiaker und fahr’ zum Doktor. Um Gotteswillen, geſchwind! Vielleicht rettet er ſie!“

Als Gabor Galen eine halbe Stunde ſpäter kam, war die unglückliche Frau noch in ihrer Feſtkleidung. Sie hatte nicht mehr daran gedacht, auch nur eine Nadel zu entfernen, ſondern rannte nur weinend, jammernd und händeringend umher.

Der Arzt war, wie immer, äußerlich ruhig, er verſuchte auch, die Weinende zu beruhigen und konnte ſie nur mit Mühe veranlaſſen, ſich aus dem Zimmer zu entfernen. Dann ſtand er eine Minute allein und ſuchte die Ruhe ſelbſt auch innerlich zu gewinnen, die er nach außen hin zeigte. Vor ihm lag das Mädchen, das er liebte, ſtill wie eine Tote, und in dieſer Stille noch lieblich, überwältigend ſchön.

Für wen würde er ſie erwecken? für wen das Herz, das jetzt ſtockte, zu neuen Schlägen bewegen? Als er ſich über das Geſicht beugte und die feinen Linien desſelben betrachtete, glühte ein Wunſch in ſeiner Seele, ſo heiß, wie nie einer zuvor. Wenn er ſie dem Leben rettete, — für ihn — für ihn ſollte es ſein, damit das ſeine zu jener Verklärung des Glücks gedieh, die er bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte und doch mit jedem Blutstropfen erſehnte.

---

Liſi ſah nicht anders aus, als vor ihrer Erkrankung. Sie war recht abgemagert und hatte müde, langſame Bewegungen; man konnte unter der durchſichtigen Haut den Lauf der bläulichen Adern verfolgen, aber das war ſchon vorher ſo ähnlich geweſen. Nur der Glanz der ſchönen, tiefblauen Augen ſchien jetzt noch erhöht, und die Wangen belebte eine feine, leicht wachſende Röte. Es waren jene Zeichen, welche dem Arzt die erſte Beſorgnis eingeflößt hatten. Doch was dieſe in der Ferne geſehen, war mit Sturmſchritt herangerückt. Liſis eigentümliche Geiſtesrichtung hatte die Kraft ihres Körpers jäh geknickt, und ihre Seele ſelbſt lag nach dem Hereinbrechen der in voller Gewalt heraufbeſchworenen Bewegung tief darnieder. Sie litt an einer vollkommenen Apathie, die nicht zu heben war. Zwar nahm ſie Trank und Speiſe und bewegte ſich ſo viel, als notwendig war, aber ſie ſprach nie unaufgefordert einen Wunſch aus und handelte auch nicht aus eigenem Antrieb. Sprach man ſie an, ſo antwortete ſie kurz und einſilbig, bei längerem Reden aber ſchien ſich ihre Aufmerkſamkeit zu verflüchtigen, und man wußte nicht mehr, ob ſie überhaupt noch höre.

Zu dieſem Zuſtande war ſie aus ihrer Ohnmacht erwacht, und alle Mühe, ſie ihm zu entreißen, war während einiger Wochen vergebens. Die lebhafte Mutter aber regte er in eben dem Maße auf, wie er die Tochter verzehrte.

„Weiberl, was iſt’s? was haſt?“ fragte ſie hundertmal am Tag und ſtets antwortete jene mit dem glanzvollen Blick der großen Augen.

„Was ſoll’s ſein, Mutterl? Mir iſt wohl.“

„Willſt nicht aufſtehen? ausfahren? ſpazieren gehen?“

„Nein! laßt mich liegen. Ich bin müd’.“

Was ſollte daraus werden? Gabor zog andere berühmte Ärzte zu Rat; ſie ſchüttelten die Köpfe, machten bedenkliche Geſichter und ſprachen von einer Anſtalt für Nervenleidende, von Reiſen und einer Ortsveränderung.

Da reifte ſein Plan. Er ſelbſt wollte ſie fortbringen, wie er es einmal ſchon gewollt, als die Gefahr noch nicht ſo nahe geweſen; ſeine Praxis wollte er eine Zeitlang aufgeben, ſeiner Wiſſenſchaft einſtweilen entſagen, um nur die Kranke unter dem ſonnigen Himmel Italiens zu pflegen.

Dieſer Plan hatte etwas unendlich Verlockendes. Wenn er gelang und Liſi während dieſer Entführung geſundete, gehörte ſie dem Mann, der ſie begleitet hatte. Er mußte ſie geradezu heiraten, wenn er ein Ehrenmann war, denn — was würde die Welt ſonſt ſagen? Die Welt, dieſe unfaßbare Macht, welche dem Arzt ſonſt ſtets als etwas Feindliches gegolten, er wollte ſie diesmal zu ſeiner Bundesgenoſſin machen.

Und ſchon war er entſchloſſen, die Reiſe mit Liſis Mutter zu beſprechen, da kam plötzlich ein Anſtoß von anderer Seite, der der Kranken ſelbſt Anlaß zu einer Willensäußerung gab.

Gabor ſaß neben dem Diwan, auf welchem ſie lag und las ihr ein Märchen vor. Er ſah aber an der ſtarren Unbeweglichkeit des ſchönen Geſichts auch diesmal, daß ſie nicht zuhörte.

Plötzlich erſchallte im Flur heftiges Stimmengewirr; er erkannte die höhniſche Stimme von Frau von Ellrodt und den weinerlichen, vorwurfsvollen Ton von Frau von Vötörö. Letztere ſchien ſich den Eingang erzwingen zu wollen, den die Dame des Hauſes ihr verwehrte; doch die zudringliche Fremde ſiegte, denn eine Thür ging auf und die Stimmen ſprachen in der anſtoßenden Stube weiter.

Liſi aber horchte und über ihren Körper lief ein Schauder. Ihre Wangen erblaßten, ihre Pupillen verdunkelten ſich und — wie noch der Arzt ſie anblickte — richtete ſie ſich auf und folgte dem Geſpräch drinnen mit voller Aufmerkſamkeit.

„Ich glaub’ gar nicht einmal an dieſe Krankheit,“ ſagte die weinerliche Stimme, „am wenigſten daran, daß ſie ſo ſchlimm iſt, daß die Liſi gar niemand ſollt’ ſehen können.“

Und die Antwort lautete: „Zur Beſſerung wird Ihr Anblick jedenfalls nicht beitragen. Es kann ſchon einem Geſunden ſchlecht davon werden. Was Sie ſonſt aber auch glauben, iſt mir gleich. Ich pfleg’ die Liſi, und ſo lang ich ſie pfleg’, kommt mir niemand zu ihr, von dem ich’s für beſſer halt’, daß er draußen bleibt.“

„Unverſchämt!“ fauchte die andre, „aber ich merk’ ſchon, was Ihre Abſicht iſt. Sie wollen die Braut mit Gewalt dem Bräutigam entfremden, wollen ſie zwingen, ihre Lieb’ zu unterdrücken.“

„Lieb’!“ lachte Frau von Ellrodt höhniſch, „von der iſt nie die Red’ geweſen.“

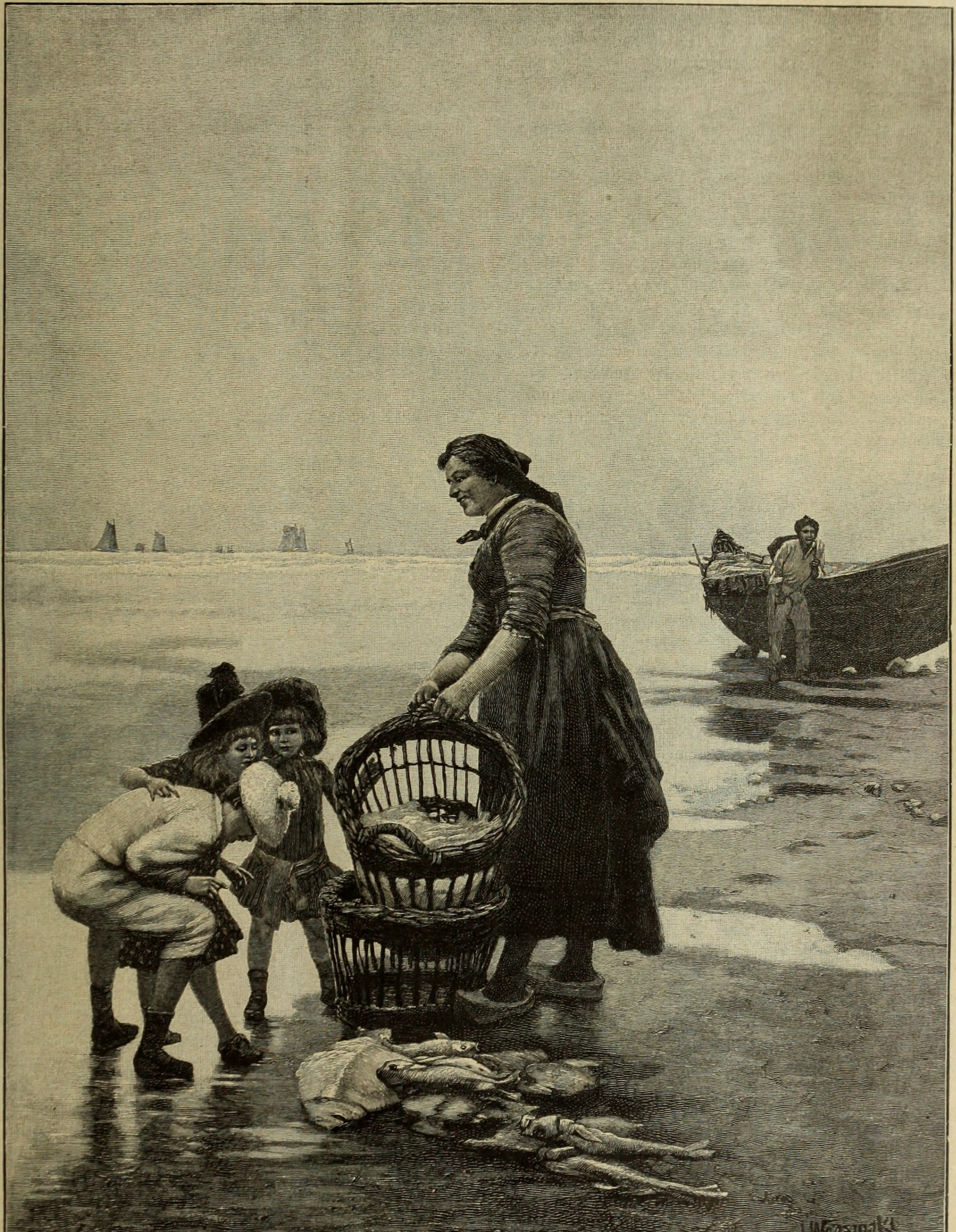
„So? Wiſſen Sie das? Ich denk’, Sie ſind die Vertraute Ihrer Tochter nicht. So, wie wir ſie kennen, hat ſie wenigſtens, Gott ſei Dank, andere Plän’ und Gedanken wie Sie. Denn worauf die Ihren gerichtet ſind, weiß ja jeder. Sie können ja nicht hoch genug hinaus und möchten am liebſten einen Fürſten für Ihre Tochter, wenn Sie nur gerad’ wüßten, wo Sie einen hernehmen ſollten.“

„Wo ich einen hernehmen ſollt’?“ fragte Frau von Ellrodt, alle Vorſicht vergeſſend. „Das will ich Ihnen ſagen, die Liſi kann einen haben, wenn ſie einen will. Fürſten oder Grafen, — es warten ſchon welche auf ſie.“

„So?“ kreiſchte Frau von Vötörö wieder. „Da haben wir’s ja! Geſtehen Sie’s jetzt ein? Dann ſagen Sie nur auch gleich das: nach wem angeln Sie denn? Iſt’s der Graf oder der Fürſt, den Sie haben müſſen? Luſt ſoll ja gerad’ keiner von beiden recht haben. Aber mit der nötigen Geſchicklichkeit —“

Liſi ſprang auf; ſie ſtand auf beiden Füßen, zitternd, aber aufrecht und lebhaften Anteil nehmend. Für das letztere zeugte ſchon die glühende Röte, welche jetzt ihr feines Geſicht übergoß, und Gabor war kaum weniger erregt als ſie. Aber er rührte ſich nicht; er wollte ihre Willenskraft ganz erwachen laſſen.

(Fortſetzung folgt.)



An der Oſtſee. Nach dem Gemälde von J. Wodzinski.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## Zum Gedächtnis Guſtav Schwabs.

(Abdruck verboten.)

In Schwaben, wo man es von jeher verſtanden hat, das Gedächtnis hervorragender Landeskinder zu feiern, wird in dieſen Tagen das Andenken an einen Dichter erneuert, dem bei dieſer Gelegenheit auch dieſes Blatt einige pietätsvolle Worte widmen darf, weil er, mehr vielleicht als irgend ein anderer Dichter der letzten Generationen, deſſen Streben und deſſen Leſerkreis innerlich verwandt war. Es iſt Guſtav Schwab, den wir meinen: vor hundert Jahren, am 19. Juni 1792, iſt er zu Stuttgart geboren worden. Ganz unbekannt wird er allerdings keinem ſein, der ſich etwas im deutſchen Dichterwalde umgeſehen hat. Sein „Bemooſter Burſche zieh' ich aus“ iſt das Nationallied des deutſchen Studenten beim Ende ſeiner Studienzeit geworden und hilft ihm den Übergang ins Land der Philiſter überſtehen; einzelne ſeiner Gedichte, wie „Der Reiter und der Bodenſee,“ „Das Gewitter,“ „Das Mahl zu Heidelberg“ gehören zum Inventar unſerer landüblichen Leſebücher; andere wie die beſonders ſchönen und warm empfundenen „Die Engelskirche auf Anatolikon,“ „Die Thurbrücke bei Biſchofszell,“ „Der Fleiſcher von Conſtanz,“ begegnen uns zuweilen auf den Programmen der Kaiſergeburtstagsfeier an ſolchen Schulen, welche den vernünftigen Gedanken haben, an dieſem Tage nicht bloß patriotiſch Zugeſpitztes, ſondern Schönes und Herzerhebendes von überallher vorzuführen: auch die „Schönſten Sagen des klaſſiſchen Altertums“ und die Bearbeitung der „Deutſchen Volksbücher,“ vom einſtigen Reutlinger Markt „gedruckt in dieſem Jahr,“ haben von dem Reiz, den ihnen das in der That außergewöhnliche Erzählertalent Schwabs gegeben, noch nichts verloren. Aber ſonſt weiß die Litteraturgeſchichte nicht weiter viel von ihm zu ſagen, als daß ſie ihn neben Uhland, Juſtinus Kerner, Mörike in ihr Schubfach „Schwäbiſche Dichterſchule“ legt, die es ſo eigentlich nicht einmal gegeben hat.

In der That, eine tiefgreifende oder ins Große gehende Wirkung hat G. Schwab nach keiner Seite hin geübt, ſo anregend er in ſeinem nächſten Kreiſe als Lehrer, Dichter, Pfarrer, Schulmann oder auch als bloßer Geſellſchafter geweſen iſt, und ſo thätig und wohlthätig er die 58 Jahre ſeines Lebens ausgefüllt hat. Aber wir wüßten kaum ein Lebensbild aus der deutſchen Litteraturgeſchichte dieſes Jahrhunderts, deſſen Betrachtung uns eine reinere Befriedigung gewährte. Noch ſehe ich ihn vor mir — es ſind mehr als vierzig Jahre ſeitdem ins Land gegangen — den wohlgebauten, kerngeſunden, nicht großen und nicht kleinen Mann, mit der blühenden Geſichtsfarbe, dem herrlichen klaren braunen Auge, den blendend weißen Zähnen, wie er in lebhaft ſprudelnder Rede jede Geſellſchaft, groß oder klein, belebte, in den Bannkreis ſeines raſtlos arbeitenden Geiſtes zog — dem Trivialſten, einer Begegnung auf der Straße, einem Traum, einer Thorheit ſeiner Kinder oder Schüler oder Bauern in ſeiner Wiedergabe eine originelle Geſtalt verlieh; — wie er ſich über jede Art von Gemeinheit mit derbem Wort entrüſtete, und wieder ſein warmes Blut aufwallte bei irgend einer braven Handlung, von der das letzte Zeitungsblatt gemeldet hatte — wie in Liebe und Zorn ſeine feurige Empfindung, ſeine lebhafte Phantaſie ſich überſtürzte, bis etwa ein ſanftes nüchternes Wort ſeiner geſcheiten, gutherzigen, ruhigen Gattin ihn wieder auf die ebene Erde brachte. Niemand, weder Kinder noch Erwachſene, konnten dem Zauber dieſer Perſönlichkeit widerſtehen. Es erhöhte dieſen Zauber, daß darin nichts Gemachtes war, der Mann ihn ſelbſt nicht kannte, wenigſtens nicht daran dachte — bei aller männlichen Kraft ein kindliches Gemüt bewahrte, das es ihm auch leicht und natürlich machte, ſeine Dichtungen von allem Gemeinen, Unreinen, Lüſternen, Giftigboshaften frei zu halten; und vor allem gewann es ihm die Herzen, daß er von Überſchätzung des Eigenen und Neid auf Fremdes nichts wußte. Nichts gewährte ihm größere Genugthuung als an andern zu bewundern, was er ſich ſelbſt nicht zutraute, und nicht bloß Schiller, deſſen Leben er in einem ſchönen warmen Buche geſchrieben, oder Uhland, an dem er mit der Liebe und Bewunderung eines jüngeren Bruders hing, ſondern ſelbſt Dichtern wie Platen oder Lenau, neben denen ſeine eigne Muſe ſich doch immerhin zeigen durfte, gegenüber verſchwand ihm ſein eigenes Verdienſt völlig.

Wir denken aber heute an etwas anderes. In jener alten Geſchichte fragt Kröſus den Solon, ob er ſchon einen Allerglücklichſten kennen gelernt hätte: wenn jemand dieſe Frage an den Verfaſſer dieſer Zeilen richten würde, ſo würde er ohne Bedenken als dieſen Allerglücklichſten Schwab nennen, ungeachtet oder vielmehr weil ihm bei einem im großen und ganzen voll und ruhig dahinfließenden Leben auch das Herbe des Menſchendaſeins nicht völlig erſpart geweſen iſt. Ein Blick auf dieſes Leben wird dieſe Auffaſſung rechtfertigen.

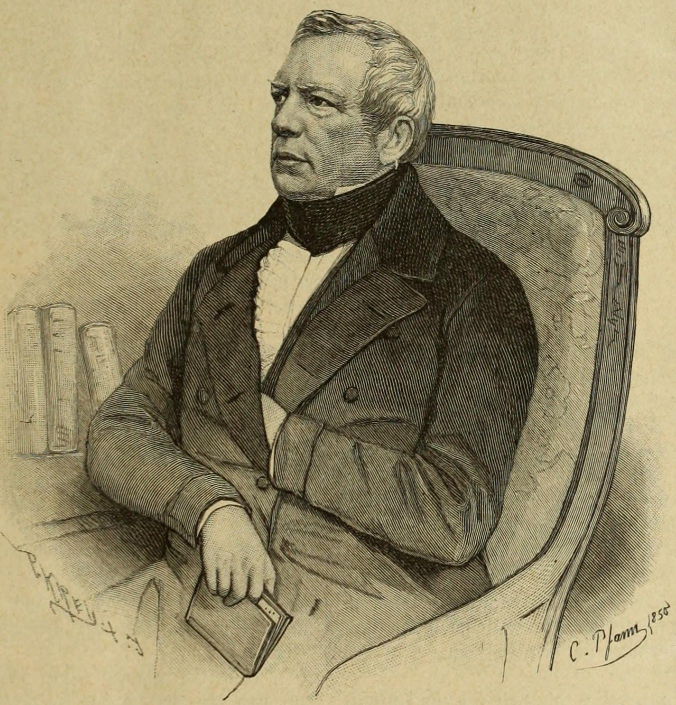
In den wohlgeordneten Verhältniſſen eines der bürgerlichen Beamtenariſtokratie des württembergiſchen Landes angehörigen Hauſes, der Sohn des Hofrats Johann Chriſtoph Schwab, den man als einen von Schillers Lehrern an der Hohen Karlsſchule kennt, wuchs Schwab mit einigen wohlbegabten Geſchwiſtern als Jüngſter heran, trat, wohlausgerüſtet mit jener etwas einſeitigen aber gediegenen klaſſiſchen Bildung, die wir mittlerweile an den Encyklopädismus und Dilettantismus verloren haben, mit 17 Jahren in das theologiſche Stift zu Tübingen ein, verlebte eine überaus glückliche Studentenzeit, die ihn mit nicht wenigen nachmals bedeutenden Männern zu lebenslanger Freundſchaft verband; fleißig ſtudierend, dichtend, philoſophierend, geſellig froh gelangte er, ſoviel ich irgend weiß, ohne ſchwerere innere Kämpfe, zu einer nichtsdeſtoweniger wohlbegründeten chriſtlichen Überzeugung, machte dann nach löblicher ſchwäbiſcher Theologenſitte zur Ergänzung ſeiner Univerſitätserziehung die große Tour, eine geiſtlich-weltliche Reiſe, die ihn — Nürnberg die Bettenburg, Dresden, Weimar, Berlin — allenthalben über geweihte Schwellen zu den Koryphäen der Dichtung und Wiſſenſchaft, auch vor Goethes Angeſicht führte, und ihm namentlich in Berlin, wo er die Freude über den zweiten Einzug der Alliierten in Paris mitmachte, vielſeitige Eindrücke für ſein ganzes Leben mitgab. Mit Schätzen beladen kehrte er als „Repetent“ nach Tübingen zurück, verlebte ſo eine zweite Blüte- oder Erntezeit des Univerſitätslebens, und wurde dann, ohne die ſchwere Not eines Profeſſorats- oder Präzeptoratsexamens durchzumachen, ohne Seminar- und Probejahr, ſozuſagen auf ſein ehrliches Geſicht hin, mit 26 Jahren zum Profeſſor am oberen Gymnaſium zu Stuttgart mit dem für jene Zeit ſehr annehmbaren Gehalt von 1200 Fl. ernannt (1818). Hier gründete er ſich den eigenen Herd, und die Jahre bewieſen, daß, wie es ſein ſoll, ſein Herz verſtändig gewählt hatte. In dieſer in jeder Hinſicht beneidenswerten Thätigkeit blieb er bis zum Oktober 1837. Wir können hier nicht einmal ſeiner amtlichen Wirkſamkeit folgen, ſo anziehend es wäre, den geiſtvoll Lebendigen in ſeinen Horaz- oder Sophoklesſtunden zu ſchildern; die letzteren gab er einer Anzahl ſtrebſamer Jünglinge morgens von 6 bis 7 Uhr. Einen Normallehrplan gab es damals an dem Stuttgarter Obergymnaſium, das immer einen etwas akademiſchen Schnitt beibehalten hat, noch nicht, und die Individualität des Lehrers gab ſich noch in Löblichem und Unlöblichem ohne Zwang mit einer heute kaum mehr ſtatthaften und in jedem Fall ſehr ſelten gewordenen Freiheit kund. Noch weniger dürfen wir uns geſtatten, der ſtaunenswürdig reichen und vielſeitigen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, die ſogleich anſetzte und in einer Fülle von Produktionen, Gedichten, Proſa, Überſetzungen, Sammlungen neben der nicht gerade karg bemeſſenen dienſtlichen Arbeit herging, kritiſch oder auch nur aufzählend nachzugehen.

Schwab arbeitete gern und ſehr leicht, und ſo blieb ihm Zeit auch für die Pflege geſelliger und freundſchaftlicher Beziehungen, die ſich, ſeitdem er 1826 die Redaktion des poetiſchen Teils des Morgenblattes übernommen hatte, ſehr weit ausdehnten. Seine Verbindung mit Cotta, ſein wachſender

Ruf, ſein neidlos freundliches Entgegenkommen führte eine große Anzahl werdender Berühmtheiten über ſeine Schwelle. Gelegentlich führte ihn die Reiſeluſt, die in ſeinem Temperament lag, auch weiter als auf die ſchwäbiſche Alb und an den Bodenſee, ſo 1827 nach Paris, wobei ihm das in ſeinem Familienkreiſe faſt ſprüchwörtliche Reiſeglück, das ihm ſein Leben lang treu blieb, nicht nur das ſchönſte Wetter, ſondern auch die intereſſanteſten Kammerverhandlungen und vor allem die intereſſanteſten perſönlichen Bekanntſchaften, u. a. den Biſchof Grégoire, den Admiral Sidney Smith, den ſpäteren Kybernetes von Griechenland Grafen Kapodiſtrias, den General La Fayette ꝛc. zuführte.

Nach und nach wuchs ihm, da er er nicht die Fähigkeit des Ablehnens beſaß und keiner freundlichen Bitte ein höfliches Nein entgegenſetzen konnte, doch die Arbeit über den Kopf, und ſo kam ihm der Gedanke, von dieſem Umtrieb ſich, eine Zeitlang zum mindeſten, auf die Stille einer ländlichen Pfarrei, nach dem einige Stunden von Tübingen entfernten Dorfe Gomaringen zu retten. Es ſcheint nicht, daß an dieſem Entſchluß die theologiſche Kontroverſe, welche ſich an Strauß' Leben Jeſu (1835) entzündete, vielen Anteil gehabt hat, wie manche vermuteten. Schwab bekannte allerdings ſeinem Freunde, dem Theologen Ullmann in Heidelberg, daß er zwar nach Leſung dieſes Buches in ſeiner Überzeugung im großen nicht wanke, aber doch ſich „angeſtoßen“ fühle: indes wurde er doch, da im allgemeinen dieſe Art von Kritik ihm ſehr fern lag, mit dem gefährlichen Buche leicht fertig. „Nimm, Freund, zurück dein großes Straußenei,“ ſchreibt er in einem Sonett, welches mit den Worten ſchließt, die für dieſen Teil ſeines Weſens durchaus charakteriſtiſch ſind:

„Ich ungelehrter Chriſt, unus multorum,
Behalt' an meiner Bibel Gottes Wort,
Und leſ' in ihr des heil'gen Geiſtes Zeugnis.“



Guſtav Schwab.
Nach einer Lithographie vom Jahre 1850 aus dem Verlage von Eduard Ebner in Ludwigsburg.

Mit Freude warf er ſich in das Pfarramt, das er am 26. Oktober 1837 antrat. Gerne möchte ich bei dieſem Idyll von Gomaringen länger verweilen — dem Pfarrhauſe, einem alten Ritterſchloß, mit dem herrlichen Ausblick auf die Kette der Schwäbiſchen Alb; dem ſchönen Familienleben, der erquickenden Gaſtfreiheit, die einer nie abreißenden Kette von Beſuchern, von der nahen Univerſitätsſtadt wie aus weiteſter Ferne entgegenkam; dem Pfarrherrn ſelbſt, der hier auf neue Weiſe die volkstümliche Ader, die in ihm ſchlug, der bäuerlichen Gemeinde gegenüber walten ließ und ſich freute, wenn ihm etwa ſein redſeliger Küſter das kritiſche Wort eines geſcheiten Bauern über ſeine letzte Predigt zutrug; dem friſchen Walten und Schaffen eines harmoniſchen Geiſtes, der in den Vollbeſitz aller ſeiner Kräfte gelangt war. Er hatte das ungemeine Glück, in jener kritiſch aufgeregten Zeit, wo an Strauß' Leben Jeſu die hiſtoriſche Quellenkritik der „Tübinger Schule“ ſich anſchloß und manches ehrliche Herz in ſchwerem Zwieſpalt des Glaubens und Wiſſens rang, mit ungeteiltem Gemüt dem geiſtlichen Amt leben zu können und das apoſtoliſche: „Alles iſt euer“ an ſich wahr zu machen: eben hier ſind die „ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Altertums“ (1838—1840) und iſt „Schillers Leben“ (1840) entſtanden.

Übrigens war auch ſonſt dafür geſorgt, daß er nicht verbauerte. Er war ein geſchätztes Mitglied der Kommiſſion, welche das neue Geſangbuch für die württembergiſche Landeskirche zu redigieren hatte (1838), und hat ſich hier im ſtillen große Verdienſte erworben, und er hielt 1839 bei der Enthüllung des Thorwaldſenſchen Schillerdenkmals in Stuttgart die Weiherede, was ihm von der pietiſtiſchen Partei im Lande ſehr verdacht wurde, welche von dieſer Art von Harmonie keine Vorſtellung hatte.

Das letzte Jahrzehnt ſeines Lebens 1841—1850 brachte er wieder in ſeiner Vaterſtadt zu, wohin er als Stiftsprediger berufen wurde. Der Tod ſeines jüngſten Knaben, an dem er ſehr hing, die Entfernung der mittlerweile herangereiften älteren Kinder aus dem elterlichen Hauſe ließ ihm die Überſiedelung aus dem Dorfe nach der Stadt erwünſcht erſcheinen, und an neuen anregenden, aufregenden Eindrücken ließ es die allmählich in ſtürmiſcheren Wogen gehende Zeit nicht fehlen. Bald wurde er von der Kanzel in das Kirchen- und Schulregiment berufen, Konſiſtorial- und Studienrat, und gab hier, in einer ziemlich büreaukratiſchen Verwaltung, ein erfreuliches Beiſpiel, wie man mit Untergebenen, mit geängſteten Kandidaten in Frack und weißer Halsbinde frei und natürlich menſchlich verkehrt; die große Geſchäftslaſt bewältigte er unſchwer, da er im Arbeiten ebenſo raſch wie unermüdlich und immer dazu aufgelegt war; es gehörte zu ſeinen Eigentümlichkeiten, die ſich mir aus den früheſten Kinderjahren eingeprägt haben, daß er ſtets bei geöffneter Thür und am liebſten mitten in dem Lärm, der aus der Kinderſtube oder dem Geſellſchaftszimmer herdrang, arbeitete. Sein Leben geſtaltete ſich ſehr reich; der eine ſeiner Söhne war in Griechenland als Hauslehrer, der andere in New York als Kaufmann, eine Tochter lebte in Tübingen verheiratet. Nach allen Seiten hin dehnten ſich, wuchſen die ſchon zuvor zahlreichen Verbindungen, die jedoch faſt alle erfreulicher Art waren: zu einer größeren litterariſchen Arbeit iſt er hier nicht mehr gekommen. Es kam die große Kriſis unſeres Jahrhunderts, das Jahr 1848, und den Kreislauf der furchtbaren Bewegung, von deren Wogen er ſich, wie alle Welt anfangs, mit einer Art grauſigen Behagens ſchaukeln ließ, hat er noch ganz mit durchgelebt. Sein ſanguiniſches Temperament machte ihn zum Politiker wenig, zum feurigen Patrioten ſehr geeignet; er war Konſtitutioneller, und hat, anders als Uhland, den Ausgang aus dem deutſchen Elend in dem preußiſchen Erbkaiſertum geſehen, wie es der ihm befreundete Paul Pfizer in dem Briefwechſel zweier Deutſcher ſchon 1832

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

dargelegt hatte. Mitten in dieſen Umſchwüngen, die den erregbaren Mann ſtark bewegten, aber doch nicht eigentlich in der Tiefe erſchütterten, den Schwankungen von Anarchie zu Reaktion und vom Hoffen zum Verzagen hat er noch ſchöne Tage verlebt, ſeine ganze Familie, und alle in glücklich aufblühenden, glückverheißenden Verhältniſſen lebend, um ſich verſammelt; er ſelbſt geiſtig und körperlich noch in voller Friſche, nach allen Seiten im Geben und Empfangen jede Kraft ſeines Geiſtes und Herzens auslebend; umringt von Freunden und, was in jenen Tagen faſt wunderbar zu nennen war, ohne einen Feind. Und nun wurde ihm zu teil, was der alte Herodot ſeinen Solon ſagen läßt, daß ein Menſch nur dann glücklich zu preiſen ſei, wenn er ein ſchönes Leben auch ſchön geendigt habe. Am 2. November 1850 ſprach er noch mit ſeiner wohlklingenden, ſeelenvollen Stimme einen von ihm gedichteten Prolog bei einem Konzert, das in jenen ſchlimmen Tagen zum Beſten der Schleswig-Holſteiner veranſtaltet wurde. Die Dichtung ſchloß mit dem Wort an Germania:

Unſterblich Weib, hoff' auf den Freier,
Der dir mit kühner Hand den Schleier
Von der umflorten Stirne hebt.

Am folgenden Abend, Sonntag den 3., hatte er eine kleine Geſellſchaft der nächſten Verwandten und engſten Angehörigen um ſich. Das Geſpräch, belebt wie immer, wo er dabei war, berührte Höhen und Tiefen des Menſchenlebens: ruhig trennt man ſich um 10 Uhr; in der Nacht, gegen Morgen erwacht er mit Beklemmung des Herzens, die raſch zunimmt, und in wenigen Sekunden das Ende herbeiführt. „Es wird ernſthaft — lebet wohl in Jeſu Chriſti Namen“ — ſo oder ähnlich vernahmen, zur Hilfe herbeieilend, Frau und Tochter ſeinen letzten Gruß.

Hatten wir Unrecht, auf dieſes Menſchenleben die Bezeichnung eines allerglücklichſten anzuwenden? Sonnenhelle Kindheit und Jugend — Ernſt und Fröhlichkeit, Liebe und Strenge, immer in glücklicher Miſchung und geſundem Wechſel; ſchöne Gaben, nicht im Übermaße, ſondern in jenem erwünſchteſten Maße verliehen, das zur Arbeit anreizt und ſie mit reichlichem Ertrage lohnt; ſicheres Ergreifen des zuſagenden Berufs ohne Zagen und Schwanken; die Gipfelhöhe des Lebens und Wirkens in ruhigem Wanderſchritt erreicht; ohne ſchwere Seelenkämpfe eine feſte religiöſe Überzeugung errungen, mit der ſich eine friſche Begeiſterung für alles Schöne in Dichtung und Kunſt zu einer nie geſtörten Harmonie verbindet: und vor allem die Liebe in aller ihrer beglückenden Mannichfaltigkeit, als Eltern-, Geſchwiſter-, Gatten-, Kinder- und Freundesliebe verſchwenderiſch ausgegoſſen, rein empfunden, feurig erwidert. Es war ein reiches Leben, für das wir vielleicht ein andermal noch die Aufmerkſamkeit der Leſer erbitten; faſt gewaltſam drängen ſich uns die Erinnerungen an die vielen eigenartigen und bedeutenden Perſönlichkeiten jenes Kreiſes zu. Für heute, zum Gedenktage des Dichters, mag dieſe flüchtige Skizze genügen.

O. Jäger.

---

## Michel Aubertin.

Eine Erzählung aus dem lothringer Lande.

Von E. Plaſtein.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Als man ſich endlich auf Frau Marguerites Vorſchlag, früher wie ſonſt wohl üblich und wie manchem lieb, zum Aufbruche rüſtete, erhob ſich auch François Lallier, hing ſeine Büchſe über die Schulter und ſchloß ſich den Heimkehrenden an, da ihn ſein nächtlicher Patrouillengang doch bei dem Pachthofe vorbeiführte.

Hier angekommen, wollte er ſich verabſchieden. Marguerite glaubte ihre Unbefangenheit am beſten dadurch beweiſen zu können, daß ſie ihn in höflicher Weiſe einlud, mit den übrigen noch einen Augenblick im Hauſe einzukehren. Zu ihrem nicht geringen Schrecken erklärte ſich Lallier dazu bereit, und ſo traten denn alle durch das kleine neben dem Thore befindliche Mauerpförtchen in den Hof ein.

* * *

Aubertin hatte ſich unterdeſſen die Zeit bis zur Ankunft des erwarteten Waarentransports, ſo gut es gehen wollte, zu vertreiben geſucht. Erſt ſaß er noch eine Weile an dem mit Speiſereſten und geleerten Flaſchen bedeckten Tiſche und blickte den Ringeln nach, die ſeiner Holzpfeife entſtiegen, wie ſie ſich in die Länge zogen, allmählich auflöſten und verſchwanden. Dann griff er nach einem ſchon geleſenen franzöſiſchen Zeitungsblatte, legte es aber nach einem Verſuche, in dieſer oder jener Spalte etwas Neues zu finden, bald wieder beiſeite. Nach einem Gange zu den Ställen, durch deren Thür er einen Blick ins Innere warf, trat er vors Hofthor, ſpähte in die Nacht hinaus und horchte, ob ſich noch nicht das Geräuſch nahenden Fuhrwerks vernehmen laſſe. Und von hier kehrte er wieder in die Stube zurück.

Die Waren ließen lange auf ſich warten. Ei, wenn die anderen ſich bei Muſik und Tanz und Wein im Dorfe vergnügten, da wäre es doch thöricht, hier allein trocken zu ſitzen; beim Glaſe Wein verging die Zeit mindeſtens angenehmer.

Aubertin holte eine friſche Flaſche vom Gelbgeſiegelten herbei, entkorkte ſie, ſtrich mit dem Ballen der Hand über die Öffnung, um ſie von den anklebenden Teilen des Siegellacks zu ſäubern, goß ſich ein Glas des purpurnen Saftes ein und ſchlürfte ihn, ſich in den ledergepolſterten Voltaire, den er heranrückte, zurücklehnend, behaglich hinunter.

Allmählich ſank er, der Einwirkung des reichlichen Mahles des feurigen Weines und der wohligen Wärme, die im Zimmer herrſchte, erliegend, in einen leichten Halbſchlaf.

Horch!

Aubertin fuhr aus ſeinem Schlummer in die Höhe.

Hatte es nicht leiſe an das kleine vergitterte Fenſter geklopft, welches nach dem außerhalb des Gehöftes entlang ziehenden Waldwege hinausging? Er lauſchte geſpannt. Da ließ ſich dasſelbe Geräuſch wiederum, diesmal deutlicher, vernehmen. Es war kein Zweifel, draußen pochte jemand an das Fenſter. Wer konnte das ſein? Wollten ſich etwa junge Burſchen von der Kirchweih einen Scherz mit ihm erlauben?

Aubertin ſprang, einen Fluch auf den Lippen, zornig auf und riß den dunkeln Kattunvorhang zurück, der vor dem Fenſterchen hing. Aber er war nicht wenig erſtaunt, als er in der Perſon, welche ihr Geſicht ans Gitter drückte, den Einäugigen erkannte.

„Allons, macht auf, wir ſind da!“ rief ihn Goulon mit gedämpfter Stimme zu.

„Ihr ſeid's?! Mit den Waren?“ Und als Goulon nur mit dem Kopfe nickte, fuhr Aubertin fort: „Das Hofthor iſt offen, fahrt nur herein — hab' Euch gar nicht ferne kommen hören.“

„Macht lieber die Hinterthür auf, wir kommen durch den Wald,“ murrte der Einäugige. „Beeilt Euch!“

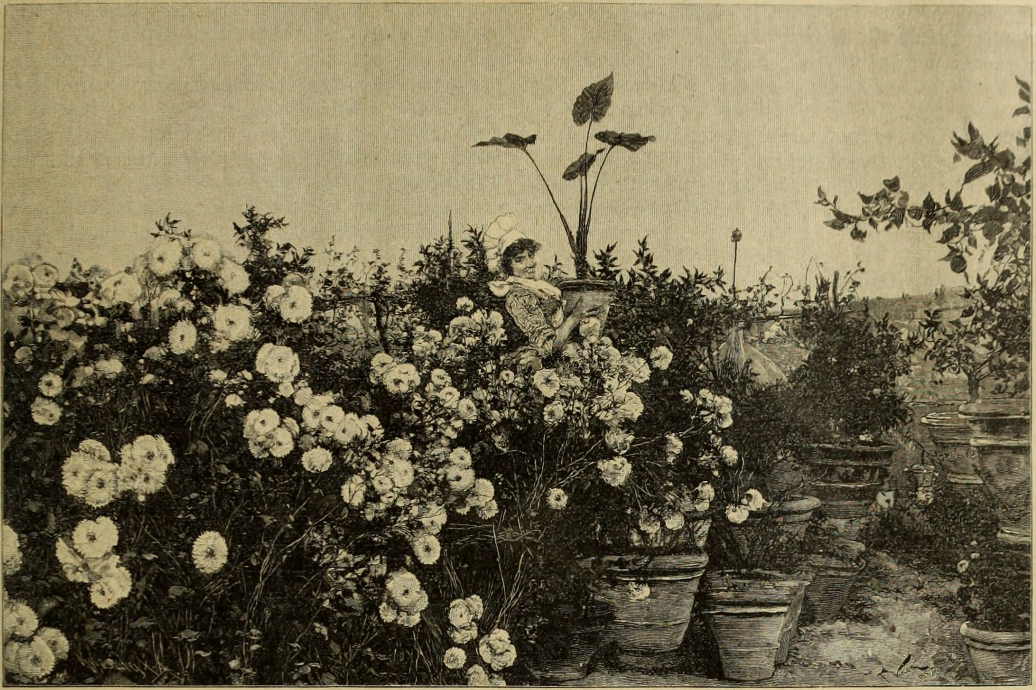
Aubertin begriff nicht. Aber er begab ſich doch nach der Thüre, welche an der Rückſeite des Hauſes nach dem Walde zu lag, und öffnete.

Sofort drängten ſich, Goulon an der Spitze, acht bis zehn mit ſchweren Packen beladene Männer in den Hausflur, von denen der letzte die Thür wieder ſorgfältig verſchloß.

Aubertin kam dies ſo überraſchend, daß er unfähig war, ein Wort zu ſprechen, und als Goulon ihn aufforderte, den Weg nach dem Raume zu zeigen, wo die Waren untergebracht werden ſollten, ging er in einer Art von Betäubung dem Zuge voran die Stufen zu den Kellern hinab.

Wie Schuppen fiel es ihm mit einemmale von den Augen: franzöſiſche Schleichhändler waren dieſe Männer,

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



Unter Blumen. Nach dem Gemälde von F. Vinea.

gepaſchte Waren befanden ſich in den Ballen, die ſie trugen, Goulon war der Anführer der Bande, Schmuggelei war Bours Geſchäft! Gerechter Gott im Himmel! Und in ſeinem Hauſe ſtapelten dieſe Leute nun ihre Vorräte auf, er ſelbſt war gewiſſermaßen ihr Genoſſe geworden! Eine namenloſe Angſt überkam ihn, er fühlte ſich plötzlich ſo ſchwach auf den Beinen, daß er ſich gegen die Mauer anlehnen mußte, um nicht umzuſinken.

Die Schmuggler, unterſetzte, ſtämmige Burſchen mit keckten Mienen, richteten ſich, nachdem ſie die Warenballen ſorgfältig aufgeſchichtet, mit dem Stroh, das Aubertin auf Bours Geheiß ſchon vor einigen Tagen heimlich in den Keller geſchafft hatte, und mit den wollenen Decken, die ſie bei ſich trugen, raſch ein Lager her. Nur matt erhellte eine an der Mauer befeſtigte Kienfackel den Raum. Geiſterhaft huſchten bei ihrem flackernden, rötlichen Lichte die Schatten der hin- und hereilenden Männer an den Wänden entlang, bald zu winzigen Zwerggeſtalten zuſammenſchrumpfend, bald zu barocken Rieſen anwachſend, die ſich im Dunkel einer fernen Ecke oder der hohen Gewölbe verloren.

Es blieb bei einem ſchwachen Verſuche Aubertins, ſich dem Verbleiben der Schmuggler zu widerſetzen, denn man ſchenkte ihm kein Gehör und lachte über ſeine Bedenken. Und was konnte er bei dem paſſiven Widerſtande der Bande, die ſich an dem herbeigeſchafften Weine gütlich that und ſich hier bereits ganz heimiſch zu fühlen ſchien, anderes anfangen, als ſich vorläufig ſtillſchweigend zu fügen?

Da regte es ſich im Hofe. Marguerite kehrte mit ihren Gäſten unerwartet früh nach Hauſe zurück.

Aubertin eilte die Treppe hinauf, die Heimkehrenden zu empfangen. Beim Anblicke der grünen Uniform des Grenzaufſehers ergriff ihn ein ſolcher Schrecken, daß er kaum imſtande war, Lallier, den er noch nicht kannte, zu begrüßen. Die Veränderung in ſeinem Weſen, die Bläſſe, die ſein ſonſt gerötetes Geſicht überzog, entgingen Marguerite nicht; und als Aubertin unter dem Vorgeben, Wein aus dem Keller holen zu wollen, ſich in auffallender Haſt entfernte, vermutete ſie, daß ſich inzwiſchen etwas Beſonderes ereignet haben müſſe.

Aber Aubertin vergaß nicht nur das Licht, ſondern auch den in der Ecke ſtehenden Flaſchenkorb, und Marguerite beeilte ſich, ihm beides nachzutragen. Gleichzeitig erhob ſich Lallier und ergriff den Korb mit der Bitte, behilflich ſein zu dürfen.

Sie traten in den Hausgang, in welchem die zwei Kellerthüren, die zum Weinkeller des Pächters und zu den Kellern des Herrenhauſes führten, nebeneinander lagen. Da blies der Zugwind das Licht aus, trotzdem Marguerite es mit der Hand vorſorglich ſchützte, und ſie kehrte nach der Stube zurück, um es von neuem zu entzünden. Inzwiſchen öffnete Lallier die eine der Thüren, indem er lachend der Davoneilenden nachrief: „Bis Ihr zurückkommt, Marguerite, hab' ich längſt Eueren Weinkeller entdeckt und geplündert. Was gilt's, ich finde ihn auch im Dunkeln! Ich habe ſchon ganz andere Verſtecke ausgeſpürt!“

In dem Augenblicke, als Lallier den Fuß auf die oberſte Stufe ſetzte, um ſich an der Wand entlang langſam die finſtere Treppe hinabzutaſten, verloſch unten die Kienfackel der Schmuggler, und hinter dem erſten Mauervorſprung knackte leiſe der Hahn einer Büchſe.

„Kommſt du uns hier auch ſchon wieder in die Quere, verfluchter Hund von einem Renegaten!“ ziſchte Goulon durch die Zähne, „dann hat heute deine letzte Stunde geſchlagen!“ Und er drückte ſich, den Atem anhaltend, das Gewehr im Anſchlage, feſt an die Mauer.

Lallier war beinahe ſchon die ganze Treppe hinabgeſtiegen — noch zwei, drei Schritte, und er bog um den Mauervorſprung — da erſchien oben an der Thüre Marguerite mit dem Lichte.

Blitzſchnell hatte ſie begriffen, als ſie dieſe Thüre, die ſonſt ſtets verſchloſſen blieb, offen ſtehen fand, daß Bours Waren in ihrer Abweſenheit hereingebracht worden waren und daß die Verſtörung ihres Mannes nur damit zuſammenhängen konnte. Eine unerklärliche Angſt überfiel ſie plötzlich. Wie ein Hilfeſchrei in höchſter Not rang ſich der Ruf: „François!“ von ihren Lippen.

Lallier blieb ſtehen. War das nicht ein Klang, ein herzbewegter Ton, wie aus alten — ach! vergangenen — Zeiten?

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

„Ihr ſeid auf dem falſchen Wege, François, kommt herauf!“ ſtieß Marguerite hervor.

Er wandte ſich um und ſtieg die Stufen wieder empor.

Sie ahnte es nicht, welch' drohender Gefahr ſie ihn entriſſen hatte. Aber als er wieder neben ihr ſtand, hatte ſie das Gefühl, als werde eine ungeheuere Laſt von ihrer Seele gewälzt. Ihre Augen füllten ſich unwillkürlich mit Thränen, und ſie war unfähig, ihn daran zu hindern, daß er teilnahmsvoll ihre Hand ergriff und ſtillſchweigend an ſeine Lippen führte.

* * *

So war Aubertin der Genoſſe, der Hehler der Schmuggler geworden. Und ſo war es gekommen, daß jene alten Beziehungen zwiſchen Marguerite und Lallier zu einem neuen Bande wurden, das die beiden, je weniger ein jedes es ſich ſelber eingeſtehen wollte, um ſo feſter aneinander feſſelte.

Bald war Aubertin in den Händen Bours und des Einäugigen ein faſt willenloſes Werkzeug geworden. Wollte ſich auch hie und da das Gewiſſen bei ihm regen, die Summen, welche ihm aus dem Gewinne reichlich zufloſſen, brachten dasſelbe ſtets zum Schweigen. Das Gefühl der Furcht, das ihn anfangs häufig peinigte, verſchwand nach jedem neuen, gelungenen Zuge der Schleichhändler mehr und mehr — und wurde, wenn nötig, noch in ſchwerem Burgunder, an welchem ſein Keller keinen Mangel mehr hatte, gründlich ertränkt. Allmählich fand Aubertin ſogar Gefallen am „Geſchäft“. Er wob um dasſelbe eine Art von patriotiſchem Glorienſchein, zum teil weil er, dem es an genügender Urteilsfähigkeit fehlte, den Phraſen Bours wirklich Glauben ſchenkte, zum teil weil er das Bedürfnis empfand, ſein Verhalten vor ſich ſelber und vor Marguerite einigermaßen zu rechtfertigen. Ja, als Henri, deſſen Phantaſie Goulon mit ſeinen Schmuggler- und Wilderergeſchichten erregt und erfüllt hatte, eines Nachts mit den abziehenden Schmugglern heimlich entwich, nahm er denſelben bei ſeiner Stiefmutter, die ſich hierüber mißbilligend ausſprach, eifrig in Schutz. Marguerite ihrerſeits ſtand den vollendeten Thatſachen machtlos und ſchließlich faſt teilnahmlos gegenüber. Sie mußte den Dingen ihren Lauf laſſen.

Unbehelligt führte Goulons Bande nun faſt ſchon ein Jahr lang ihre kühnen, nächtlichen Schmugglerzüge aus. Aubertin war auf den liſtigen Vorſchlag des Einäugigen, ſich mit Lallier, ihrem gefährlichſten Feinde, anzufreunden und ihn beſonders an Abenden, an welchen Transporte gepaſchter Waren über die Grenze gingen, bei ſich zu Hauſe möglichſt feſtzuhalten, unbedenklich eingegangen. Und Lallier leiſtete den wiederholten Einladungen Aubertins nur allzuwillig Folge. Bald hatte er erkannt, daß nicht die Liebe, ſondern nur die Pflicht das Band war, welches Marguerite an ihren Mann feſſelte und daß trotz der von ihr zur Schau getragenen Ruhe und Zufriedenheit, ihr Inneres von ſchweren Kämpfen und Leiden zerwühlt wurde. Er konnte ſich des Mitleids, das ihn für die unglückliche, junge Frau erfüllte, nicht erwehren und machte ſich glauben, die Nächſtenliebe allein ſei es, die ihn zu ihr hinziehe. Er geſtand es ſich nicht ein, daß es die alte Leidenſchaft war, die für die einſt Geliebte in ſeiner Bruſt aufs neue emporflammte.

Wie heftig ſich Marguerite auch anfangs gegen die Zumutung ihres Mannes, Lallier öfter zu ſehen, ſträubte, den wahren Grund ihrer Weigerung konnte ſie ihm nicht mitteilen; ſie konnte ihm nicht ſagen, daß ſie für den Frieden ihres Herzens bange. Aubertin hatte bisher niemand darüber aufgeklärt, daß Lallier derjenige ſei, der ſich vor ihm um Marguerite Blaiſe beworben hatte. So gab ſie ſeinem Andrängen ſchließlich nach. War ſie ſich zwar auch bewußt, welch' verwerfliche Rolle ſie Lallier gegenüber ſpiele, wenn ſie dazu half, ihn ſeiner Pflicht abwendig zu machen, ſo drängte andrerſeits doch wieder die Erwägung, daß, wenn er von ſeinen nächtlichen Dienſtgängen an jenen Abenden möglichſt lange zurückgehalten werde, ſich die Gefahr eines Zuſammenſtoßes mit den Schmugglern vermindere, ihre Gewiſſenszweifel zurück; und was der Überredungskunſt ihres Mannes allein wohl nicht gelungen wäre, das brachte die Sorge um das ihr teure Leben zuwege. Aber was in ihrem Innern vorging, davon durfte François nichts merken. Sie wappnete ſich mit der ganzen Würde des Weibes, mit dem ganzen Pflichtgefühle der Gattin und vermied es ſorgfältig, in ihrem Verkehr mit Lallier jemals einen wärmeren Ton durchklingen zu laſſen.

Lallier kam oft und öfter. Manchmal traf er Aubertin zu Hauſe, häufiger befand er ſich mit Marguerite allein. Und wenn ſich die beiden ſo Aug' in Auge einander gegenüber ſaßen und vergangener Zeiten gedachten, wurde es ihnen oft nur allzuſchwer, über ihre eigenen, früheren Beziehungen ſtillſchweigend hinwegzugehen, und es bedurfte ihrer ganzen Willensſtärke, die immer gewaltſamer ſich regenden Gefühle alter, leidenſchaftlicher Liebe unter einer gleichmütigen, kühlen Außenſeite zu verbergen. Zuweilen freilich, beim Geſpräche über die alltäglichſten Dinge und anſcheinend ohne Grund, füllten ſich Marguerites Augen mit Thränen, und wenn ſie, immer tiefer über ihre Arbeit ſich beugend, ſie ſchließlich nicht mehr verheimlichen konnte, erhob ſie ſich raſch und entfernte ſich ohne Wort und Gruß aus der Stube. Meiſt kam ſie dann nicht mehr zurück, und Lallier erhob ſich nach kurzem Warten ſeufzend von ſeinem Platze, nahm ſeine Büchſe und verließ ſchweigend den Hof.

Wie heldenhaft aber auch Lallier gegen die alte Leidenſchaft kämpfte, er fühlte, daß er eines Tags unterliegen müſſe. Was ſollte dann werden? Würde er Marguerite nicht noch unglücklicher machen, als ſie es bereits war? So rang ſich bei ihm der Entſchluß durch, dieſem Verhältniſſe, das nicht andauern konnte, ein Ende zu machen. Die einzige Rettung vor ſich ſelber war, daß er Aubertins Haus mied; und mochte er Marguerite auch wehe thun, er wußte, ſie würde ihn verſtehen, ſeine Handlungsweiſe gut heißen und es ihm Dank wiſſen.

Es war ein trüber, regneriſcher Abend, „zum Abſchiednehmen juſt das rechte Wetter,“ als Lallier mit der feſten Abſicht, daß es das letzte Mal ſein ſollte, den Pachthof betrat. Er traf Marguerite allein zu Hauſe. Wie gewöhnlich ſetzte ſie ſich mit einer Näharbeit ihm gegenüber. Aber es wollte heute keine rechte Unterhaltung in Gang kommen. Lallier, ſonſt der beredtere von beiden, ſaß, häufig ſchwer aufatmend und wie geiſtesabweſend zu Marguerite hinüberſtarrend, ſtumm auf ſeinem Platze. Sein verändertes Weſen konnte ihr nicht entgehen. Und wie oft ſie auch die Frage unterdrückt hatte, ſchließlich löſte die Sorge, die Furcht vor etwas Ungewiſſem, Unheildrohendem ihr die Zunge.

„Was fehlt Euch, François? Ihr ſcheint auffallend verändert heute. Fühlt Ihr Euch unwohl?“

Marguerites Stimme hatte gegen ihren Willen einen herzlicheren Ton angenommen, der Lallier ſichtlich wohlthat. Um ſo ſchwerer dünkte es ihm nun, ſeinen Entſchluß auszuführen. Aber er raffte ſeine Kraft gewaltſam zuſammen — es mußte ausgeſprochen ſein.

„Was mir fehlt, Marguerite?! Ihr könnt ſo fragen?“ ſtieß er erregt hervor.

Marguerite fühlte alles Blut aus ihrem Herzen zurückweichen. Was hatte dieſer plötzlich ſo veränderte Ton, aus dem die verhaltene Empfindung herauszuhören war, zu bedeuten? Was ſollte ſie hören?

„François, um Gottes willen!“ rief ſie erſchreckt, die Hände wie zur Abwehr ausſtreckend.

Lallier ſprang in die Höhe. Alle guten Vorſätze, wie er Marguerite die Notwendigkeit, ſie zu verlaſſen, in nüchterner Rede auseinanderſetzen, wie er ſie ſeiner ferneren Freundſchaft verſichern und dann mit einem kühlen Händedruck Abſchied nehmen wollte, gingen in der übermäßig hervorbrechenden Leidenſchaft wie in einer ungeheueren Woge unter. Worte heißer, inbrünſtiger Liebe, fürchterliche Anklagen gegen die göttliche Vorſehung und die menſchliche Ungerechtigkeit, der ganze Jammer eines zerſtörten Lebensglücks,

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

das alles floß unaufhaltſam und in herzerſchütternden Tönen über ſeine Lippen. Und als er mit vor Schluchzen faſt erſtickter Stimme in abgeriſſenen Sätzen hervorſtieß, daß er heute gekommen ſei, um für immer Abſchied zu nehmen, da ging ein Zittern durch den ganzen Körper des ſtarken Mannes. Und ſeiner nicht mehr mächtig, ſchlang er um das geliebte Weib, das, die Hände vor das totenbleiche Geſicht gepreßt, in namenloſem Schmerze wortlos vor ihm ſtand, in leidenſchaftlicher Glut ſeine Arme und drückte heiße Küſſe auf ihr Haar und ihre Wangen.

Widerſtandslos ließ ſie es geſchehen. Aber plötzlich drängte ſie ihn zurück und machte ſich aus ſeinen Armen frei.

„Geht, François, geht! Lebt wohl! Für immer!“

Und fort eilte er in die kalte Nacht, auf Nimmerwiederkehr! Und dunkel wie der Himmel, der ſich über die Erde ſpannte, ſo war es auch dunkel in ſeiner Bruſt geworden, finſter und ſternlos.

Sie aber ſank, als ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, zum Sterben matt, auf den Stuhl zurück und weinte bitterlich. — —

Beide hatten in ihrer Erregtheit das heiſer gellende Lachen nicht gehört, das ſich vor dem kleinen vergitterten Fenſter plötzlich hatte vernehmen laſſen, und Lallier, deſſen ſcharfem Auge ſonſt ſo leicht nichts entging, bemerkte die beiden Geſtalten nicht, die ſich in den tiefen Schatten der Mauer drückten, als er auf dem ſchmalen Wege, der am Pachthofe vorbei nach dem Walde führte, dahinſtürmte.

„Die Büchſe her, Goulon,“ knirſchte Aubertin und entriß dem Zögernden die Waffe. „Du biſt zum letztenmale im Taubenſchlage geweſen, den, ich Thor, dir ſelbſt geöffnet, verfluchter Marder!“

Und leiſe, wie der ein Wild beſchleichende Jäger, glitt Aubertin in der Richtung, die Lallier gegangen, hinter ihm drein in den Wald.

Unterdeſſen traf Goulon Anſtalten, die in der Nähe verſteckten Schmuggler mit ihren Waarenballen möglichſt geräuſchlos ins Haus zu ſchaffen. Dabei überlegte er, ob es nicht klüger geweſen wäre, Aubertin von einem übereilten Schritte abzuhalten. Aber dieſer hatte ſo haſtig die Büchſe an ſich geriſſen und Lallier verfolgt, daß ihm zum Überlegen keine Zeit geblieben war. Wenn Lallier ein Unglück zuſtieß — je nun, er hatte es um die Schmuggler, als deren gefährlichſter Feind er ſchon in den Vogeſen galt, längſt verdient! Freilich würde dadurch der „Geſchäftsbetrieb“ wohl für einige Zeit in Frage geſtellt werden — indeſſen daran war jetzt nichts mehr zu ändern — man mußte den Ereigniſſen ihren Lauf laſſen und abwarten.

* * *

Aubertin kehrte in dieſer Nacht nicht nach Hauſe zurück. Marguerite, die ſich bereits an ein ſolches Wegbleiben ihres Mannes gewöhnt hatte, ſah darin nichts Auffälliges. Allein mit ſich und ihren Gedanken, gewann ſie in der Stille der Nacht Zeit, ſich wieder zu ſammeln. Sie beruhigte ſich. Hatte ſie doch nichts gethan, was mit ihrer Pflicht und Ehre unvereinbar geweſen wäre und was ſie bei ernſtlicher Prüfung vor ihrem Gewiſſen nicht hätte verantworten können.

Auch am nächſten Tage ließ ſich Aubertin nicht blicken. Gegen Mittag verbreitete ſich das Gerücht, daß in der vergangenen Nacht, kaum ein paar hundert Schritte vom Pachthofe entfernt, da wo die Landſtraße den Waldweg kreuzte, Lallier erſchoſſen worden ſei. Marguerite traf dieſe Nachricht, welche ihr eine geſchwätzige Magd zutrug, wie ein plötzlich vom Himmel niederfahrender Blitz.

(Schluß folgt.)

---

## Gefüllte Blumen.

Es kann dir jeder Gärtner ſagen,
Daß gefüllte Blumen nicht Früchte tragen.
Auch die gefüllt ſo prächtig blühn,
Muß man aus einfachen Blumen ziehn.

J. Trojan.

---

## Die Remontierung des Heeres. (Abdruck verboten.)

Mit vier Illuſtrationen von Georg Koch.

Morgen iſt in Groß-Kallehn Remontemarkt!

Groß-Kallehn würden wir zwar ſelbſt auf ſämtlichen Meßtiſchblättern des Großen Generalſtabs umſonſt ſuchen, wir wollen aber annehmen, daß es ein kleines Neſt in einem der pferdereichſten Gebiete der preußiſchen Monarchie iſt, im Herzen etwa von Oſtpreußen. Da hat der jährlich wiederkehrende Remontemarkt denn ſeine beſondere Bedeutung für die ganze liebe Nachbarſchaft. Ein wenig Pferdezüchter iſt dort herum jeder Gutsbeſitzer, und faſt jeder Bauer, und wer nicht ſelbſt Pferde zieht oder mit Pferden handelt, hat wenigſtens Verſtändnis für die edlen Quadrupeden. Ja, ſelbſt wem dieſes Verſtändnis abgeht, der ſpricht — und zwar vielleicht erſt recht — mit Vorliebe von graden klaren Beinen, von viel Hals und gutem Aufſatz, von Senkrücken und von Gallen.

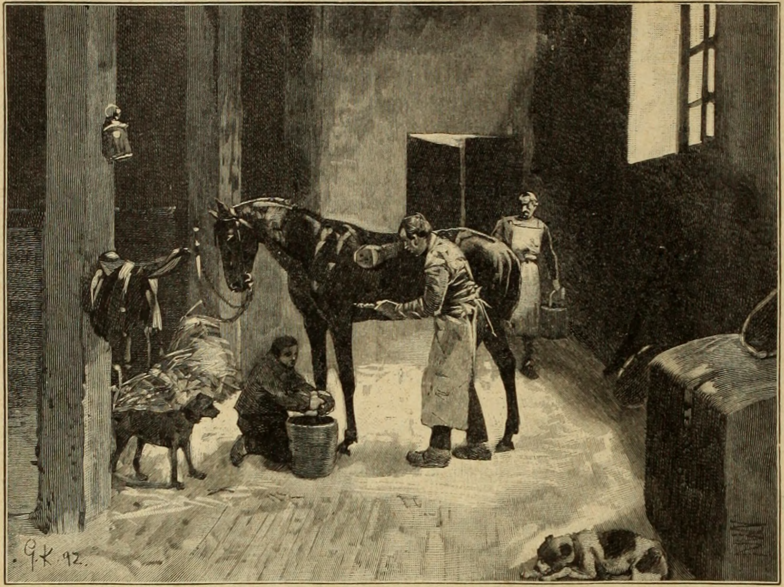
Am Abend vor dem großen Tage iſt bereits ein oder der andere Händler mit ſeiner Ware in die Ausſpannungen des Städtchens eingezogen, am Morgen kommen die Gutsbeſitzer und die Bauern mit ihren Schätzen, der diesjährigen Ernte. Die jungen Tiere werden fein ſäuberlich aufgebaut; daß ſie ebenſo fein ſäuberlich aufgeputzt wurden, dafür iſt ſchon vorher Sorge getragen worden. Beim Pferdehandel hört bekanntlich die Gemütlichkeit auf, und irgend einen kleinen Kunſtkniff anzuwenden, ſcheut ſich ſelbſt der ſolideſte Verkäufer nicht. Daß Mähnen und Stirnhaar über Nacht auf das ſorgſamſte eingeflochten waren, verſteht ſich von ſelbſt, daß der kleine Rotſchimmel geſtern vorn ein paar neue Eiſen erhielt, um etwas an Maß zu gewinnen, und der Fuchs, der leicht den Schwanz einklemmt, ein Portiönchen Ingwer, gilt überall als verzeihlich. Daß Mosjöh Scholem freilich den Rappen dort nach beliebter Methode „gemaulacht“ hat, d. h. durch allerlei künſtliche Operationen die Kennzeichen der Zähne zu verändern verſuchte, dürfte ihm vor den geſtrengen Augen der Herren, denen der Gaul demnächſt vorgeführt wird, ſicher nicht durchgehen.

Dieſe geſtrengen Herren aber ſind die Mitglieder der Remonte-Ankaufskommiſſionen.

Der Wichtigkeit der Remontierung der Armee entſprechend, beſteht für ſie — um zunächſt bei den preußiſchen Verhältniſſen zu bleiben — im Kriegsminiſterium eine eigene Remontierungs-Abteilung, welche fortlaufend alle auf den Erſatz der Dienſtpferde bezüglichen Fragen bearbeitet. Unter dieſer höchſten Inſtanz ſtehen die einzelnen Remonte-Ankaufskommiſionen, welche während der Sommermonate die Monarchie bereiſen, um den Bedarf auf den von ihnen anzuberaumenden Remontemärkten möglichſt unmittelbar von den Produzenten, den Züchtern, einzukaufen.

Daß Preußen den Bedarf nicht nur ſeines eigenen Heeres zu decken vermag, ſondern auch noch an andere Kontingente der deutſchen Armee alljährlich eine bedeutende Zahl von Pferden abgeben kann, iſt in erſter Linie das Verdienſt ſeiner Herrſcher, welche die Pferdezucht des Landes in ebenſo umſichtiger, wie energiſcher Weiſe zu fördern wußten. Während die Armee noch zu Anfang des Jahrhunderts einen großen Teil der Dienſtpferde aus dem Ausland beziehen mußte, — es wurden jahraus jahrein Remonte-Offiziere bis nach der Türkei entſendet —, iſt ſeitdem nicht nur die Leiſtungsfähigkeit, ſondern auch die Zahl des einheimiſchen Materials ſo geſtiegen, daß das Inland ſelbſt im Mobilmachungsfall den größten Anforderungen entſprechen kann. Deutſchland hat zur Zeit einen Beſtand von über $3^1/_2$ Millionen Pferden, von denen auf Preußen allein $2^1/_2$ Millionen entfallen, die ſich indeſſen auf die einzelnen Landesteile ſehr ungleich verteilen. Am bedeutendſten iſt die Pferdezucht in Oſtpreußen. Die ausgedehnten Weideländereien der Provinz wieſen frühzeitig auf Einbürgerung der Zucht hin, und die Schöpfung des Trakehner Geſtüts durch Friedrich Wilhelm I, den ſcharfblickenden, unermüdlichen Landesverwalter, gab ihr eine feſte Stütze, wie denn überhaupt das edle Vollblut ſtets der Schöpf-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



Remontepferde: Toilette vor der Beſichtigung.

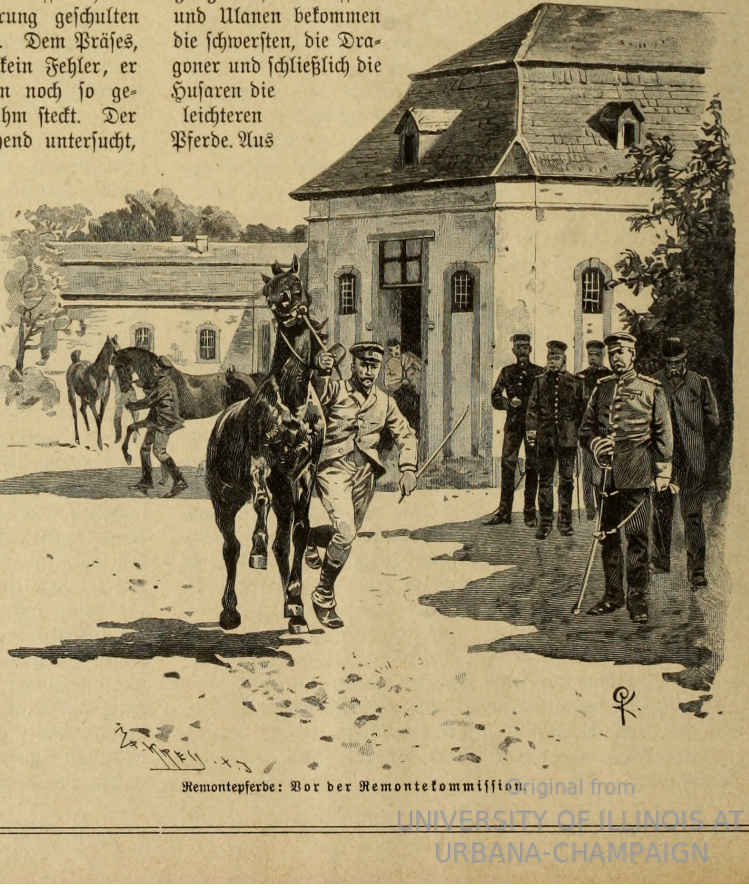
brunnen für die Verbeſſerung der Zucht bleiben muß. Dank dieſer fortgeſetzten Veredelung, iſt der Oſtpreuße das im In- und Ausland anerkannte Soldatenpferd par excellence geworden, leiſtungsfähig und ausdauernd in jeder Beziehung. Oſtpreußen liefert mehr als 65 Prozent aller preußiſchen Remonten, von der ſtarken Ausfuhr nach anderen Teilen Deutſchlands ganz abgeſehen. Neben Oſtpreußen kommen Weſtpreußen, Hannover und neuerdings Schleswig-Holſtein in erſter Linie in Betracht, denen ſich dann erſt Pommern, Poſen, Brandenburg und Schleſien anreihen, während die weſtlichen Provinzen nur einen geringen Bruchteil des Bedarfs ſtellen.

Die Herren von der Remonte-Ankaufskommiſſion haben ſcharfe Augen, einen durch vielſeitige Erfahrung geſchulten Blick, kurz einen profunden „Pferde-Verſtand“. Dem Präſes, einem älteren Stabsoffizier, entgeht ſo leicht kein Fehler, er ſieht, auch wenn der Verkäufer ſeinen Rappen noch ſo geſchickt vorführt, dem Gaul ſofort an, was in ihm ſteckt. Der Ober-Roßarzt aber, der das Tier dann eingehend unterſucht, iſt ein nicht minder gewiegter Kenner und ein mit allen Kniffen und Pfiffen des Marktes genau vertrauter Mann, dem auch der geriſſenſte „Koppſcheller“ kein X vor ein U machen kann. So wickelt ſich auf dem Remontemarkt das Geſchäft denn meiſt glatt, wenn auch ſelten zur vollſten inneren Befriedigung der Verkäufer, die ihre Gäule aus Prinzip für tadellos halten, ab. Die angekauften Pferde werden zunächſt von dem Schreiber der Kommiſſion „angekreidet“, d. h. auf der Flanke mit einer proviſoriſchen Kreidenummer verſehen, in die Liſten eingetragen und erhalten in der nächſten Schmiede die fortlaufende Remontenummer aufgebrannt. Der Preis, welcher gezahlt wird, iſt natürlich ein ſehr verſchiedener; er ſchwankt z. B. zwiſchen 300 und 1500 Mark.

Die Remonte-Ankaufskommiſſionen erſtehen im allgemeinen dreijährige und nur in Ausnahmefällen vierjährige und ältere Pferde. Nur in Ausnahmefällen werden die Remonten auch ſofort den Regimentern zur Ausbildung überwieſen. Mit drei Jahren ſind die Pferde, und zumal die verhältnismäßig ſpät zur vollen Leiſtungsfähigkeit gelangenden preußiſchen, noch zu weit in ihrer Entwickelung zurück, als daß ſie den Anſtrengungen der Dreſſur und des Dienſtes gewachſen wären. Den Ankaufskommiſſionen ſind deshalb kleine Kavallerie-Kommandos beigegeben, durch welche die gekauften Pferde den Remontedepots zugeführt werden.

Auf dieſen Remontedepots, geeigneten ſtaatlichen Gütern, bleiben die jungen Tiere ein bis zwei Jahre. Bei ausgiebigem, kräftigem Futter, ſorgſamer Pflege, energiſcher Bewegung in großen Laufhöfen reifen ſie hier zur vollen Entwickelung heran. Die Mehrzahl ſchließt erſt im Depot ihr Wachstum ab, alle gewinnen an Form und Ausſehn, und der Züchter würde oft Mühe haben, ein ihm ans Herz gewachſenes Tier nach Ablauf dieſer Übergangsperiode wieder zu erkennen. Preußen beſitzt vierzehn ſolcher Remontedepots, davon ſieben: Jurgaitſchen, Neuhof-Ragnit, Kattenau, Brakupönen, Pr.-Mark, Sperling, Liesken alle in Oſtpreußen; in der Provinz Brandenburg: Bärenklau; in Pommern: Neuhof-Treptow a. R. und Ferdinandshof; in Poſen: Wirſitz; in Schleſien: Wehſe; in Sachſen: Arendſee und in Hannover: Hunnesrück. Jedem der Depots ſteht ein erfahrener Ober-Amtmann als Adminiſtrator vor, dem ein Ober-Roßarzt als veterinärer Berater beigegeben iſt.

Alljährlich bereiſt der Chef der Remontierungs-Abteilung im Kriegsminiſterium die Depots und verteilt meiſt bei dieſer Gelegenheit die Pferde auf die einzelnen Truppenteile, deren Bedarf vorher angemeldet wurde. Dabei erhält die Artillerie, außer einer Anzahl Reitpferde, die zu Zugtieren beſonders geeigneten, die Küraſſiere und Ulanen bekommen die ſchwerſten, die Dragoner und ſchließlich die Huſaren die leichteren Pferde. Aus

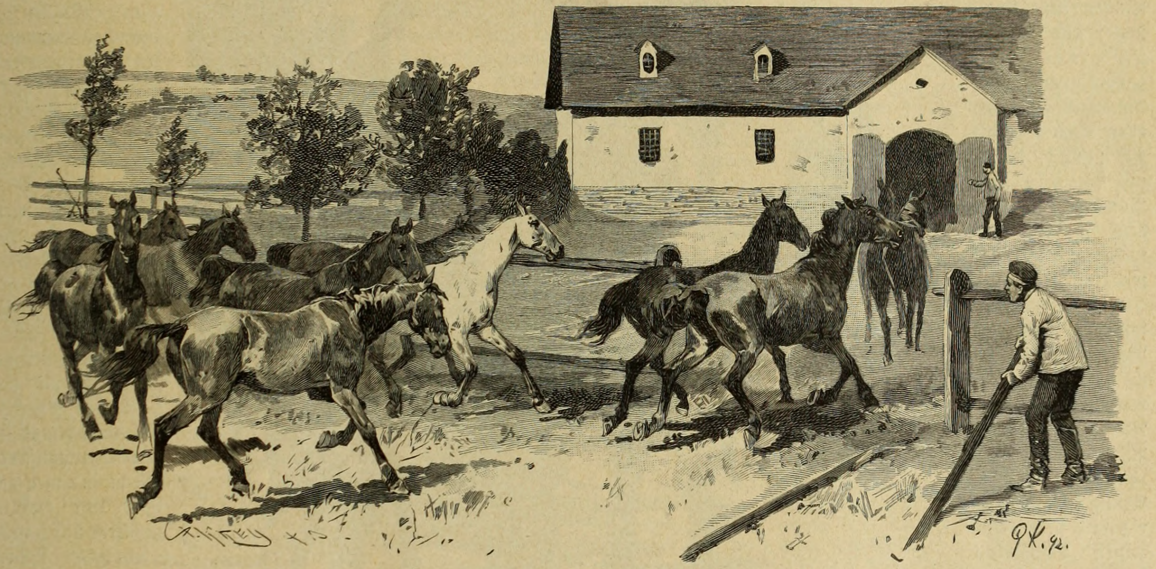


Remontepferde: Vor der Remontekommiſſion.

der Verſchiedenheit des Pferdematerials ergibt ſich, nebenbei bemerkt, ſchon die Einteilung der Reiterei in ſchwere und leichte: man kann einen kleinen Schimmel nicht mit einem hochbeinigen, maſſigen Rappen in dasſelbe Regiment einreihen.

Inzwiſchen haben die Regimenter Abholungs-Kommandos zur Empfangnahme der Pferde nach den Depots geſandt. In den achtziger Jahren fand vorübergehend der Transport auf der Bahn ſtatt, jetzt hat man, wie ich glaube, zur großen Freude unſerer Reiterei, wieder auf die frühere Methode zurückgegriffen und führt die Remonten den Truppenteilen per Fußmarſch zu.

Zur großen Freude unſerer Reiterei, meinte ich, denn man neigt in kavalleriſtiſchen Kreiſen wohl im allgemeinen der Anſicht zu, daß die Remonten ſich auf jenen Märſchen allmählich an Anſtrengungen gewöhnen, daß ſie zutraulich werden und ſich dann leichter in die Stallpflege bei der Truppe hineinfinden. Für den zur Führung des Remonte-Kommandos beſtimmten Offizier, dem nur ausgeſucht zuverläſſige, nüchterne und beſonnene Leute beigegeben werden, birgt die Aufgabe eine Fülle von Verantwortlichkeit: es iſt nichts Kleines, wenn der bisweilen wochenlange Marſch durch die halbe Monarchie mit den noch völlig rohen Pferden ohne jeden Unfall abgeht, und wenn irgendwo zeigt ſich bei ſolchen Gelegenheiten die Umſicht, Fürſorge und Energie des richtigen Reitersmannes.

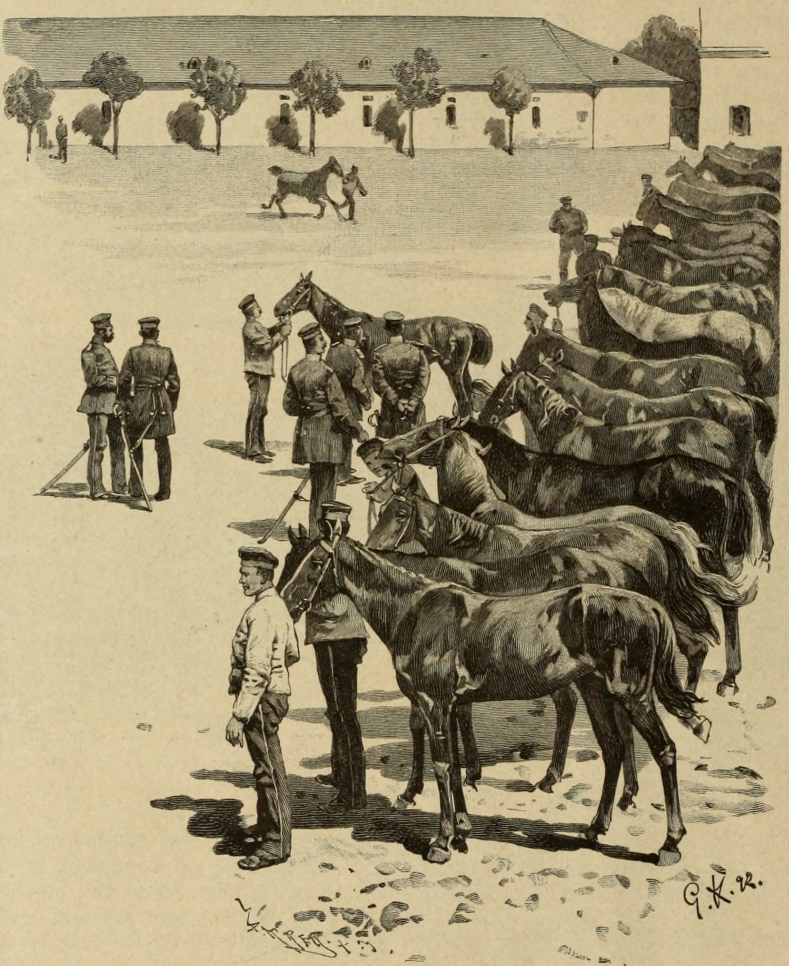

Remontepferde: Im Depot.

Solch ein Remonte-Kommando bringt auf der andern Seite aber auch eine faſt ſtets willkommene Abwechſelung von dem Einerlei des Garniſondienſtes mit ſich. Auf dem langen Marſch laſſen ſich die mannigfachſten kavalleriſtiſchen Erfahrungen ſammeln, man lernt Land und Leute kennen, und ſelbſt ſo manche, heute ſonſt rar gewordene romantiſche Blüte ſproßt für den flotten Kameraden längs der einſamen Chauſſeen, auf denen er mit den ihn anvertrauten, recht ungeberdigen Vierfüßlern ſeines Weges zieht. In allen Garniſonorten, die er berührt, wird er freudig begrüßt und als Gaſt gefeiert, auf allen Gütern, auf denen er Raſt hält, mit der alten preußiſchen Gaſtfreundſchaft, die ſicher einmal lieber zu viel, denn zu wenig thut, willkommen geheißen. Es iſt doch etwas ganz anderes, im Manöver, bei den Herbſtübungen, oder etwa auf einer Kavallerie-Übungsreiſe mit einem halben oder mindeſtens viertel Dutzend Kameraden zuſammen auf irgend einem weltentrückten Landſchloß einquartiert zu ſein, denn als einzelner Gaſt. Jene werden ehrenvoll aufgenommen, dieſen grüßt man als einen lieben Gaſt. Für die Manövereinquartierung war im großen Speiſeſaal die lange Tafel gedeckt, und das Mittagsmahl nahm den Charakter eines feierlichen Diners ein, bei welchem für den Leutnant nur höchſt ausnahmsweiſe einmal eine Tiſchdame abfiel; den Remonteoffizier nimmt man im engſten Kreiſe der Familie auf, führt ihn in der Wirtſchaft umher, läßt ihn ſogar einen Rehbock ſchießen, ja, holt ihn, wenn das nächſte Nachtlager ein Bauernquartier iſt, vielleicht im eigenen Wagen noch einmal in das eigene Haus zurück. Wie viele alte Beziehungen vom Vater und von der lieben Vetterſchaft her werden dabei erneuert, wie viele neue angeknüpft — nicht ſelten ſogar Beziehungen zarteſter Natur, deren endgültiger Abſchluß dann nach einiger Zeit in den Familiennachrichten der Kreuzzeitung urbi et orbi kund und zu wiſſen gethan wird.

Anders, als in Preußen, ordnet ſich die Remontierung bei einigen ſelbſtändigen Kontingenten des Reichsheeres. Es übernimmt freilich Württemberg ſeinen Bedarf ohne eigenen Ankauf unmittelbar aus den preußiſchen Remontedepots, Bayern aber kauft jährlich etwa tauſend Remonten in Oſtpreußen, Mecklenburg remontiert ſeine beiden Dragonerregimenter und ſeine Artillerie im eigenen Lande, Sachſen deckt den ganzen Erſatz durch Ankauf ausgewachſener, volljähriger Tiere bei Händlern und übergibt die Pferde ſofort der Truppe. Überall im Deutſchen Reiche aber gilt die ſchließlich folgende Verteilung der Remonten innerhalb des Regiments an die Eskadrons und Batterien als einer der wichtigſten Tage des Dienſtjahres. Lange Zeit vor der gewichtigen Entſcheidung beſchäftigen ſich die Herren Rittmeiſter, bezüglich Hauptleute, und nicht minder die meiſt ebenſo ſorgen- wie körperſchweren Herren Wachtmeiſter mit dem großen Ereignis. Da wird nicht nur der Stall für die „jungen Remonten“ in Stand geſetzt, es werden nicht nur die tüchtigſten und zuverläſſigſten Unteroffiziere für deren Ausbildung ausgeſucht und inſtruiert, man wendet auch die verwegenſten Kniffe und Pfiffe an, um bei der demnächſtigen Verteilung irgend einen kleinen Extravorteil zu erlangen. Rittmeiſter A. von der dritten Eskadron behauptet, unbedingt einen beſonders ſtattlichen Gaul als Standartenpferd notwendig zu haben, Rittmeiſter B. weiſt überzeugend nach, daß die zweite Schwadron „ſeit Jahren“ am ſchlechteſten fortgekommen ſei, dem Rittmeiſter C. iſt im letzten Manöver durch den zur erſten Eskadron kommandierten Kriegsakademiker vom X$^{\text{ten}}$ Infanterieregiment das einzige brauchbare Offizierpferd „total ruiniert worden, wofür doch niemand kann.“ Wunderbar, die Herren verſuchen's immer wieder und wiſſen dabei ganz genau, daß es ihnen nichts

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

nutzt. Der Regimentskommandeur und die Remontekommiſſion, an deren Spitze der etatsmäßige Stabsoffizier ſteht, verteilen die eingetroffenen Pferde doch ganz gleichmäßig, im Anſchluß an deren aus dem Remontdepot übermittelten „Nationale“, nach Alter, Bauart, Farbe und Geſchlecht auf die Eskadrons oder Batterieen. Daß jeder der Herren Chefs wiederum behauptet, bei dieſer Verteilung am ſchlechteſten fortgekommen zu ſein, iſt ſelbſtverſtändlich — ebenſo ſelbſtverſtändlich iſt aber auch, daß er bald darauf in Begleitung ſeines Adlatus, des Wachtmeiſters, händereibend die Stallgaſſe entlang ſchlendert und vergnügt lächelnd meint: „Sind doch ſo übel nicht, unſere jungen Remonten — hm, hm! Und was ihnen noch fehlt, wollen wir ihnen ſchon verſchaffen — hm, hm!“ Und dann ſchreitet er unter Benutzung der überlieferten Namensliſte zur Namensgebung ſeiner neueſten Lieblinge. Das iſt unter Umſtänden gar kein leichter Akt, ſintemalen alle Remonten eines Jahrganges grundſätzlich innerhalb der Schwadron Namen erhalten müſſen, welche mit demſelben Buchſtaben anfangen, ſo daß man ſpäter aus den Namen ſofort auf das Einſtellungsjahr ſchließen kann. So bequem ſich die Sache nun etwa bei A macht: Agamemnon, Alexander, Albrecht, Ajax, Aſtarte, Alpenkönig, Antilope, Arnim ꝛc., ſo ſchwierig wird ſie bei einzelnen Buchſtaben des Alphabets. Wer's nicht glaubt, mag's verſuchen, auch nur dreizehn leidlich geeignete, mit X anfangende Namen zuſammenzuſtellen; dreizehn junge Remonten erhält nämlich im Durchſchnitt jährlich die Eskadron. Daß dabei die alte Geſchichte mit beſonderer Vorliebe geplündert wird, iſt bekannt — mir iſt's aber immer gleich ſpaßhaft vorgekommen, wenn der Rekrut Chriſtian Peterſen oder Stanislaus Petſchoreck von „ſeinem Hannibal“ oder „ſeiner Minerva“ ſprach.


Remontepferde: Verteilung auf dem Kaſernenhof.

So vortrefflich die Pferde ſich in den Depots entwickelt haben mögen, ſie ſind doch meiſt noch weich und bedürfen, um gute, längere Jahre brauchbare Dienſtpferde zu werden, nicht allein einer ſehr vorſichtigen, ruhigen und nur allmählich fortſchreitenden Dreſſur, ſondern auch ſorgſamſter Pflege und Schonung. Zwei Winterperioden hindurch werden ſie daher noch als Remonten behandelt, und die „jungen“, wie die „alten“ Remonten ſpielen im Dienſtbetrieb jeder berittenen Truppe eine bedeutungsvolle Rolle. Erſt nach Ablauf des zweiten Winters ſind ſie zur vollen Entwickelung ihrer Leiſtungsfähigkeit gelangt, bleiben dafür aber vielfach überaus lange brauchbar und friſch. Ich kannte z. B. noch 1884 bei einem Dragonerregiment einen oſtpreußiſchen Wallach, der als ſechsjähriger den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte und immer noch ein nicht nur ſtattliches, ſondern auch in jeder Beziehung brauchbares Pferd war.

Aber wir brauchen nicht die Durchſchnittsqualität und die praktiſche mittlere Brauchbarkeit der Remonten des preußiſchen Heeres zu rühmen; ſie ſind allbekannt und von den Kavalleriſten faſt aller europäiſchen Armeen, zumal aber der franzöſiſchen, viel beneidet. Welche hervorragend ſchönen, und welche ausgezeichnet leiſtungsfähigen Tiere ſich jedoch unter den Remonten befinden, das beweiſen nicht zuletzt die dieſen als Chargenpferde entnommenen Pferde. Bekanntlich erhält jeder Leutnant der Kavallerie und reitenden Artillerie aus den „alten“, d. h. vor zwei Jahren eingeſtellten Remonten zum dienſtlichen Gebrauch ein ſogenanntes Chargenpferd, welches nach fünfjähriger Benutzung ſein freies Eigentum wird. Wer die Annalen des deutſchen Herrenſports kennt, weiß, wie mancher vielbewunderte Steapler aus den Reihen dieſer ausgedienten Chargenpferde hervorgegangen iſt, und wer heute den Marſtall unſerer höheren Offiziere durchmuſterte, würde in ihnen gar viele alte trefflich gerittene und ſtatiöſe „Chargés“ finden, mit deren Verkauf nach der beſtimmungsmäßigen Gebrauchszeit nicht nur der Börſe des betreffenden Kavallerieoffiziers, ſondern oft noch mehr dem Käufer, der es verſtändiger Weiſe nicht auf ein junges, ſondern auf ein zuverläſſiges Pferd abſah, geholfen wurde.

Aber alles hat ſeine Zeit. Aus der jungen Remonte wird der erfahrene „Schwadröner“, und ſchließlich ſchlägt, früher oder ſpäter, im Durchſchnitt etwa im Alter von ſechzehn Jahren, doch einmal auch ſeine Stunde. Mit leiſer Wehmut ſetzt ihn der Rittmeiſter auf den Ausſterbeetat, der Militärfiskus iſt ja ein harter Geſelle, der das Wort Gnadenbrot nicht kennt. Die ausrangierten Pferde werden auf dem Kaſernenhof in öffentlicher Auktion verkauft, und nur zu oft wird ihnen nach langer, treuer Dienſtzeit ein ſchweres, hartes Los zu teil. Glücklich noch der Gaul, dem ein ruhiger Lebensabend bei einem Ackerbauer beſchieden iſt; weitaus häufiger iſt der Sandkarren, der Müllwagen, die Droſchke ſein Los, bis er endlich „in den Sielen“ ſtirbt.

Hanns v. Zobeltitz.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## Zu unſeren Bildern.

Die ſchöne Ferienzeit ſteht vor der Thür. In den Bergen, am Oſtſeeſtrand ſollen die kleinen Blaßgeſichter der Großſtadt wieder friſche Farben bekommen. Gelt, das wird eine Freude werden von Zoppot bis nach Haffkrug und Glücksburg! Und was es nicht alles am Meeresgeſtade zu ſchauen und zu bewundern gibt? Nicht nur Waſſer und den herrlichen Sand, in dem ſich ſo prächtige Burgen bauen laſſen, nicht nur Bernſtein und Muſcheln gibt's ja am „Oſtſeeſtrand“, es gibt ſogar auch Fiſche und das Allermerkwürdigſte, wie wenigſtens Kleinelschen findet, lebende Heringe. Aber was erzählte doch neulich Onkel Fritz? Daß das Meer ja nur ſo ſalzig wäre, weil ſo viele Heringe darin umherſchwimmen. Ob er wohl recht hat? Zu trauen iſt dem guten Onkel nicht.

Als ein ſonniges Bildchen erſcheint „Unter Blumen“ des Italieners F. Vinea — ein rechtes Bild für die kommenden Sommertage, zu denen hoffentlich der Himmel ſeine ſchönſten Sonnenblicke ſpendet.

## Kirche.

In der letzten Generalverſammlung des evangeliſchen Kirchenbau-Vereins für Berlin wurde durch den von Herrn von Mirbach, Oberhofmeiſter der Kaiſerin, vorgetragenen Jahresbericht konſtatiert, daß die Beſtrebungen des Vereins erfreulicherweiſe von Erfolg gekrönt wurden. Der Verein iſt in neun Gemeinden thätig und verfügt, unter Einſchluß der bereits für begonnene Bauten verausgabten Gelder, über etwa $1^1/_2$ Millionen Mark. Wenn indeſſen auch in etwa 3 Jahren 24 neue Kirchen fertig geſtellt wären, ſo genüge dies keineswegs; es müßten ſchon jetzt weitere 20 Kirchen neugebaut werden, um nur einigermaßen erträgliche Verhältniſſe herzuſtellen. Erfordert doch zudem allein der jährliche Zuwachs von 40—50 000 Proteſtanten jährlich mindeſtens drei neue Gotteshäuſer.

Der evangeliſche Bund für Deutſchland hält ſeine diesjährige Generalverſammlung am Taufſtein des Proteſtantismus, zu Speier, in den Tagen vom 13. bis 15. September ab; am 15. September findet ebendort die feierliche Grundſteinlegung der Gedächtniskirche der Proteſtation von 1529 ſtatt.

## Schule.

Auf der Univerſität Jena finden auch in dieſem Jahre, vom 3. bis 17. Oktober, Fortbildungskurſe auf verſchiedenen Gebieten der Naturkunde für akademiſch gebildete Lehrer und Lehrer an Seminaren ſtatt. Nähere Auskunft erteilen die Profeſſoren Rein und Detmer in Jena.

Auf dem orientaliſchen Seminar in Berlin ſollen demnächſt im Intereſſe unſerer Kolonien auch Vorleſungen über Tropenhygieine, Tropenagrikultur, Tropenbotanik und über den Handel in den Tropen abgehalten werden.

## Völkerkunde.

Eine für die Zähne ſehr unvorteilhafte Küche führen die Küſtenindianer Nordamerikas von der Juan de Fucaſtraße bis zum Kupferfluſſe in Alaska, indem ſie ihre Speiſen in waſſerdichten Körben und Holzkiſten kochen und zwar vermittelſt glühend gemachter Steine. Die in einem großen Feuer erhitzten Steine werfen ſie nach und nach mit einer Zange in die Kochgefäße, ſo daß die darin befindliche Speiſe, wie es die Erfahrung lehrte, ſtets im Kochen bleibt. Die Steine werden jedoch durch das öftere Ablöſchen mürbe und zerbröckeln, der ſo entſtehende ſcharfe Sand miſcht ſich dem Eſſen bei und ſchleift die Zähne der Eſſenden nach und nach ab. Daher kommt es, daß die Bevölkerung jener Gegend im Alter bis auf die Wurzel abgeſchliffene Zähne hat. So berichtet Philipp Jakobſen, der Völkerforſcher. St.

## Botanik.

Es galt bisher als eine unumſtößliche Thatſache, die man ſchon in der Schule lernte, daß Lucullus die Sauerkirſche aus dem Pontus in Italien eingeführt habe. Trotz der Autorität von Plinius ſcheint hier, wie jüngſt Prof. Hausknecht in Weimar nachgewieſen hat, ein Irrtum vorzuliegen. Ihm zufolge wuchs und wächſt die Sauerkirſche (Prunus Cerasus) auch in Italien wild, ebenſo wie unſere einheimiſche Zwergkirſche (Oſtheimer Kirſche) nur die buſchige Stammform jener ſei. Die bekannte Bemerkung von Plinius über das Verdienſt des Lucullus würde daher wohl auf die Einführung einer edleren Kirſchſorte zurückzuführen ſein.

## Induſtrie.

Gegenüber der oft ausgeſprochenen Vermutung, daß die Naphtaquellen Kaukaſiens dem Verſiegen nahe wären, ſpricht die ſtatiſtiſche Nachweiſung, daß ihr Ertrag ſich in den Jahren 1870—1890 von 1 703 465 Pud (1 Pud = 16,4 kg) auf 200 897 000 Pud gehoben hat.

Neuerdings wird eine auſtraliſche Holzart, das Jarraholz (Eukalyptus masginata) in ſtetig zunehmenden Maſſen nach Europa eingeführt. Dasſelbe eignet ſich, wie das Centralblatt der Bauverwaltung berichtet, in hervorragender Weiſe für alle Bauten in der Erde und unter Waſſer, zumal für ſolche, welche abwechſelnd dem Einfluß von Luft und Waſſer, von Ebbe und Flut ausgeſetzt ſind, alſo z. B. für Brücken, Hafenbauten ꝛc. Eine beſonders günſtige Eigenſchaft des Holzes iſt, daß kein Bohrwurm es angreift.

## Landwirtſchaft.

Nutzen der Quecke. Das vom Landmanne und Gärtner ſorgſam aus den Äckern entfernte wuchernde Unkraut Quecke (Triticum repens) wird am Oſtſeeſtrande in einigen Gegenden als das beſte Mittel zur Feſtigung der Wege angewandt. Das ausgeeggte Wurzelwerk der Quecke bildet auf den Wegen ein feſtwerdendes Polſter, das ausſchlägt und grünt und ſelbſt im lockeren Sande nach und nach einen für ſchwere Gefährte fahrbaren Boden bildet. Dieſe Verwendung des läſtigen Unkrautes iſt für die am Strande nur über windbewegten Sand hinführenden Wege, ſowie allgemein für ſandige Heiden zu empfehlen.

## Kunſt.

Für ein gewaltiges Kriegerdenkmal in Indianopolis kam jüngſt ein Preisausſchreiben zur Entſcheidung, der zufolge der Berliner Bildhauer Nicolaus Geiger den erſten Preis für den großartigen, den Unterbau des Denkmals umlagernden Waffen- und Trophäenkranz erhielt. Es bedeutet dies für die deutſche Kunſt in Nordamerika einen neuen Erfolg, der ſich würdig jenem andern anreiht, welchen Meiſter Dr. R. Siemering mit ſeinem großartigen Waſhington-Denkmal errang; das Modell des letzteren iſt übrigens z. Z. in der Ausſtellung der Kgl. Akademie zu Berlin ausgeſtellt und erregt allgemeine Bewunderung.

Ein Dante-Mauſoleum ſoll in Ravenna errichtet werden und zwar aus Beiträgen, für welche in der ganzen civiliſierten Welt geſammelt werden wird. Bekanntlich lebte der Dichter ſeit 1315, nach ſeiner Verbannung aus Florenz, ſeiner Geburtsſtadt, in Ravenna, wo er am Hofe des Fürſten Guido Novello da Polenta freundliche Aufnahme fand. Hier vollendete er etwa den dritten Teil der Divina commedia, hier ſtarb er am 14. September 1321 und wurde in einer Grabkapelle neben der Franziskanerkirche beigeſetzt.

## Vereinsweſen.

Nach dem Jahresbericht für 1891/92 des deutſchen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonieen hat die Mitgliederzahl des Vereins ſich auf 1270 erhöht. In Oſtafrika, in den Lazaretten von Bagamoyo und Kilwa, wirken z. Z. vier Schweſtern aus dem Clementinenhauſe zu Hannover, in Neu-Guinea, in Stephansort, zwei Schweſtern; zwei weitere Schweſtern ſind nach Friedrichshafen Neu-Guinea unterwegs; ſchließlich iſt auch die Entſendung zweier Schweſtern nach Kamerun beſchloſſen. Anfragen, den Verein betreffend, ſind zu richten an Frau A. Müſeler, Berlin W, Schillſtr. 16.

Das Protektorat über die Abteilung Deutſchland des Scheffelbundes hat der Erbgroßherzog von Baden übernommen; die öſterreichiſche Abteilung ſteht unter dem Protektorat der Erzherzogin Valerie. Der Leiter des Bundes iſt bekanntlich Profeſſor J. Stöckle in Schwetzingen bei Heidelberg.

## Funde.

In Venedig entdeckte man kürzlich bei einem Hafenbau auf dem Meeresgrunde einen großen Schiffskörper. Durch Taucher wurde feſtgeſtellt, daß es ſich um ein mächtiges Fahrzeug, offenbar um eine venetianiſche Galeere handle, die wohl in einer Seeſchlacht untergegangen iſt. Die Breite des Schiffes wurde auf ſieben Meter feſtgeſtellt, während deſſen Länge noch nicht ermittelt werden konnte, da ein großer Teil derſelben von Erde und Sand bedeckt iſt. Das Alter des Fahrzeuges wird auf etwa vierhundert Jahre geſchätzt.

## Technik.

Man denkt bereits daran, das Aluminium, den neuen Allerweltsſtoff, auch für den Schiffsbau zu verwenden. Wenn es damit ſicher auch noch gute Wege hat, ſo iſt eine Berechnung, welche der „Prometheus“ in dieſer Beziehung bringt, doch recht intereſſant. Er vergleicht nämlich eine Yacht von 8,25 Meter Länge, aus Aluminium gebaut, mit zwei anderen aus Holz oder Eiſen gebauten, und kommt zu dem Schluß, daß das Geſamtgewicht (Rumpf, Ausrüſtung, Takelage, Ballaſt) bei jenem 9 Tonnen, bei der Eiſenyacht ebenſoviel, bei der Holzyacht 10 Tonnen betragen würde. Dieſer Unterſchied wäre an ſich nicht bedeutend; da der Rumpf in Aluminium aber kaum halb ſo ſchwer, als derjenige in Eiſen und ſogar um 2,10 Tonnen leichter, als derjenige der Holzyacht ſein würde, ſo iſt der Aluminiumyacht bei obiger Berechnung ein bedeutend höherer Ballaſt zugemeſſen. Dadurch kommt der Schwerpunkt der letzteren ſehr viel tiefer zu liegen, was eine größere Stabilität des Fahrzeuges und eine beträchtliche Vermehrung der Segelfläche geſtatten würde.

Die Waſſerkräfte des Rheins, welche durch die Elektrotechnik nutzbar gemacht werden können, entſprechen — nach Mitteilungen des Hofrats Dr. Engler in der erſten badiſchen Kammer — mit 300 Kubikmeter Waſſer in der Sekunde bei Niederwaſſerſtand in ſeinem oberen Lauf, bis 500 Kubikmeter bei Mannheim, von Waldshut bis Mannheim nominell 1 020 000 Pferdekräften, zu deren Erzeugung jährlich 80 bis 90 Millionen Doppelcentner Steinkohle erforderlich ſein würden. Im Vergleich hierzu wurden in ganz Baden im Jahre 1890 für Maſchinenbetrieb und Heizwerke nur 13 170 000 Doppelcentner Steinkohlen verbraucht. Die günſtigſte Stelle zur Ausnutzung der Waſſerkräfte für Baden wäre an der Grenze von Schaffhauſen bis Baſel. Hier ſtehen nominell etwa 250 000 Pferdeſtärken zur Verfügung. Zur Ausbeutung dieſer Kräfte ſeien jedoch ungeheuere Summen erforderlich; das obenbezeichnete Rheinfelder Projekt allein erfordert ein Anlagekapital von 10—12 Millionen Mark. Seit einiger Zeit ſind Ingenieure in Großlaufenburg mit Vermeſſungsarbeiten zu Anlagen behufs Gewinnung der Waſſerkräfte des Rheins für elektriſche Kraftausnutzung beſchäftigt.

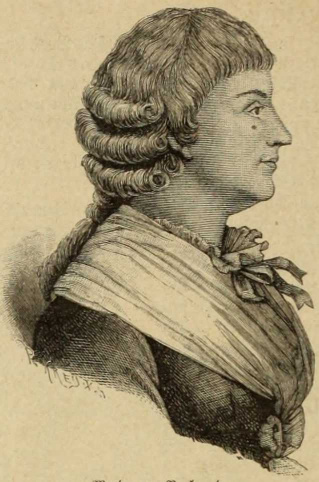
## Koloniales.

In einem dem engliſchen Parlament erſtatteten Bericht über den Handel in Sanſibar im Jahre 1891 wird, was für die deutſche Kolonialpolitik beachtenswert iſt, zahlenmäßig ein ſtändiges Wachſen der Einfuhr von der deutſchen Küſte nach Sanſibar nachgewieſen. Die Ausfuhr nach dem deutſchen Küſtengebiet hat wiederum nachgelaſſen. Der Bericht führt dies vornehmlich auf die Erleichterungen zurück, welche bei direkter Verſchiffung von Deutſchland nach Tanga, Bagamoyo und Dar-es-Salaam auf den deutſchen Dampfern beſtehen.

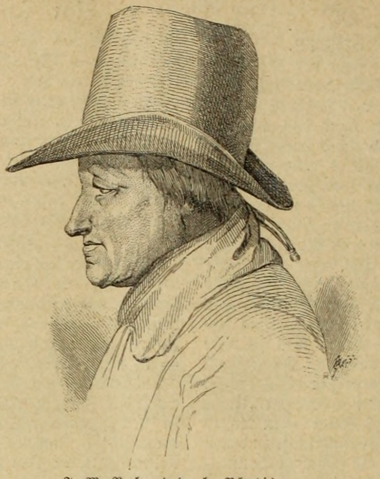
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## J. M. Roland und Frau.

Es ſind faſt auf den Tag hundert Jahre verfloſſen, ſeit Jean Marie Roland de la Platière, unter den die franzöſiſche Revolution vorbereitenden Staatsmännern einer der hervorragendſten, zum erſtenmale in einen ſcharfen Gegenſatz zu ſeinem königlichen Herrn trat. Um die Mitte des Juni 1792 war es, daß die geſetzgebende Verſammlung die Zuſammenziehung eines Lagers von 20000 Föderierten in der Nähe von Paris und gleichzeitig die Deportation aller den Eid auf die Verfaſſung verweigernden Prieſter beſchloß. Der erſte dieſer Beſchlüſſe ſollte ein Gegengewicht gegen die königliche Garde bilden und bedrohte die Sicherheit des Monarchen unmittelbar — die zweite war von ſolch ſinnloſer Grauſamkeit, daß Ludwig XVI ausnahmsweiſe einmal mit Energie auftrat und ſich den Forderungen widerſetzte. Darüber kam es zum Bruch mit dem girondiſtiſchen Miniſterium, deſſen geiſtiger Leiter Roland war, und dieſer ſchrieb dem König jenen bekannten Brief, der, ein Muſter von Inſolenz, mit den Worten aushub: „Gerechter Gott, haſt du die Machthaber der Erde mit Blindheit geſchlagen?“ Die Folge war, daß Ludwig Roland nebſt zweien ſeiner Kollegen entließ.



Madame Roland.
Gleichzeitiges Porträt.



J. M. Roland de la Platière.
Nach der Natur gezeichnet von Gabriel.

Die politiſche Rolle des am 18. Februar 1734 geborenen Mannes war damit indeſſen keineswegs ausgeſpielt. Kaum war vielmehr durch die Revolte des 10. Auguſt 1792 der Umſturz des Thrones unzweifelhaft geworden, als Roland wieder in das Miniſterium eintrat, in dem er jetzt, wie man zugeben muß, den anarchiſchen Bewegungen der Jakobiner ſich ſcharf entgegenſtellte. Dieſe Beſtrebungen führten mit dem Emporwachſen der Bergpartei bald zum Bruch, Roland nahm ſeine Entlaſſung und ſuchte nach dem Sturz der Girondiſten ſeine Rettung in der Flucht.

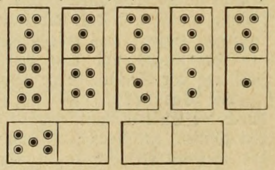
Inzwiſchen aber war ſeine geiſtreiche, energiſche Gattin, die Tochter des Pariſer Goldſchmiedes Phlipon, als begeiſterte Girondiſtin dem Revolutionstribunal in die Hände gefallen und hatte am 9. November 1793, an demſelben Tage, an welchem in der altehrwürdigen Kirche von Notre Dame das erſte Feſt der „Göttin Vernunft“ gefeiert wurde, auf der Guillotine geendet. Die Nachricht von ihrem Tode erreichte Roland am 15. November auf ſeiner Flucht in Rouen und trieb ihn in den freiwilligen Tod. Die Schreckensherrſchaft brach herein, und ihre erſten Opfer waren die Girondiſten, welche zu ſpät erkannten, daß ſie die Geiſter, die ſie heraufbeſchworen, nicht mehr zu bannen vermochten.

## In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſieben Steine auf.

A hat:



A ſetzt aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird. B hat in der erſten, dritten und fünften Runde geſetzt, in der zweiten, vierten und ſechſten Runde gepaßt. C und D haben in der erſten und dritten Runde geſetzt, in den übrigen Runden gepaßt.

D hatte auf ſeinen ſieben Steinen 17 Augen weniger als B, aber 2 Augen mehr als C. B behielt vier Steine mit 38 Augen, C fünf Steine mit 26 Augen, D fünf Steine mit 28 Augen übrig.

Wie groß war die Augenſumme auf den ſieben Steinen des B, wie groß auf den ſieben Steinen des C und wie groß auf den ſieben Steinen des D?

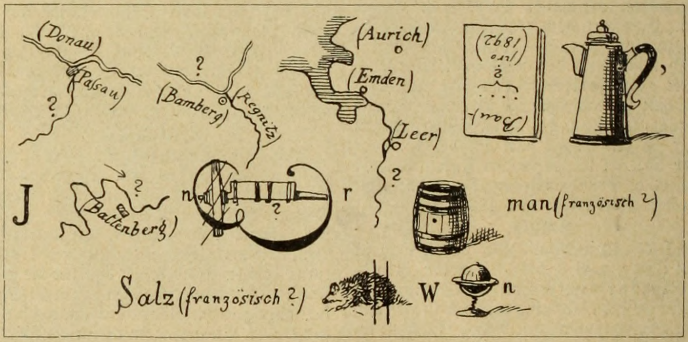
Welche drei Steine ſetzte B? Welche beiden Steine ſetzten C und D?

### 1. Vierſilbige Scharade.

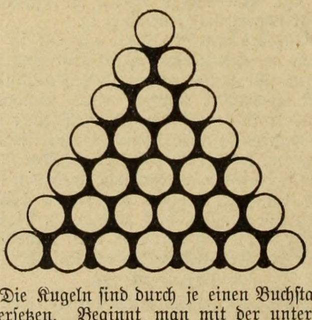
Sinkt auch die Sonne deines Lebens,
Trifft dich doch eins ihr letzter Strahl,
Fühlſt du, du ſtrebteſt nicht vergebens
Und bleibt dir zwei, drei, vier, nach Wahl.

Kannſt du dann noch das Ganze üben
In ſtiller Unabhängigkeit,
Wird Herz und Seele dir betrüben
Auch weniger der Brüder Leid. Fr. St.

### Bilderrätſel.



### 2. Kugelpyramide.



Die Kugeln ſind durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende aus der vorhergehenden durch Weglaſſen eines Buchſtaben. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

1. Ein weiblicher Vorname; 2. eine der Hauptrollen in einer Oper von Mozart; 3. eine Stadt in dem ruſſiſchen Gouvernement Eſthland; 4. ein Name in dem Titel eines Dramas von Shakeſpeare; 5. ein Fluß in Frankreich; 6. ein Maß; 7. eine Note.

Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben: 7 a, 6 e, 2 i, 4 l, 6 r, 3 v.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſung der Aufgabe und des Rätſels in Nr. 37.

Schachaufgabe.

1. D g 7 — g 5 1. S f 3 (d 5) : e 4
2. S a 3 : b 5 ♯

A.

1. . . . 1. K d 4 : e 4
2. D g 5 — h 4 ♯
(Auf 1. . . 1. anders; 2. D g 5 — e 3 ♯)

Rätſel. Veſper — Eſpe.

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſetzung.) — Zum Gedächtnis Guſtav Schwabs. Von O. Jäger. Mit einem Porträt. — Michel Aubertin. Eine Erzählung aus dem lothringer Lande. (Fortſetzung.) — Gefüllte Blumen. Gedicht von J. Trojan. — Die Remontierung des Heeres. Von Hanns v. Zobeltitz. Mit vier Illuſtrationen von Georg Koch. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: An der Oſtſee von J. Wodzinski; Unter Blumen von F. Vinea. — Kirche. — Schule. — Völkerkunde. — Botanik. — Induſtrie. — Landwirtſchaft. — Kunſt. — Vereinsweſen. — Funde. — Technik. — Koloniales. — J. M. Roland und Frau. Mit zwei Porträts. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

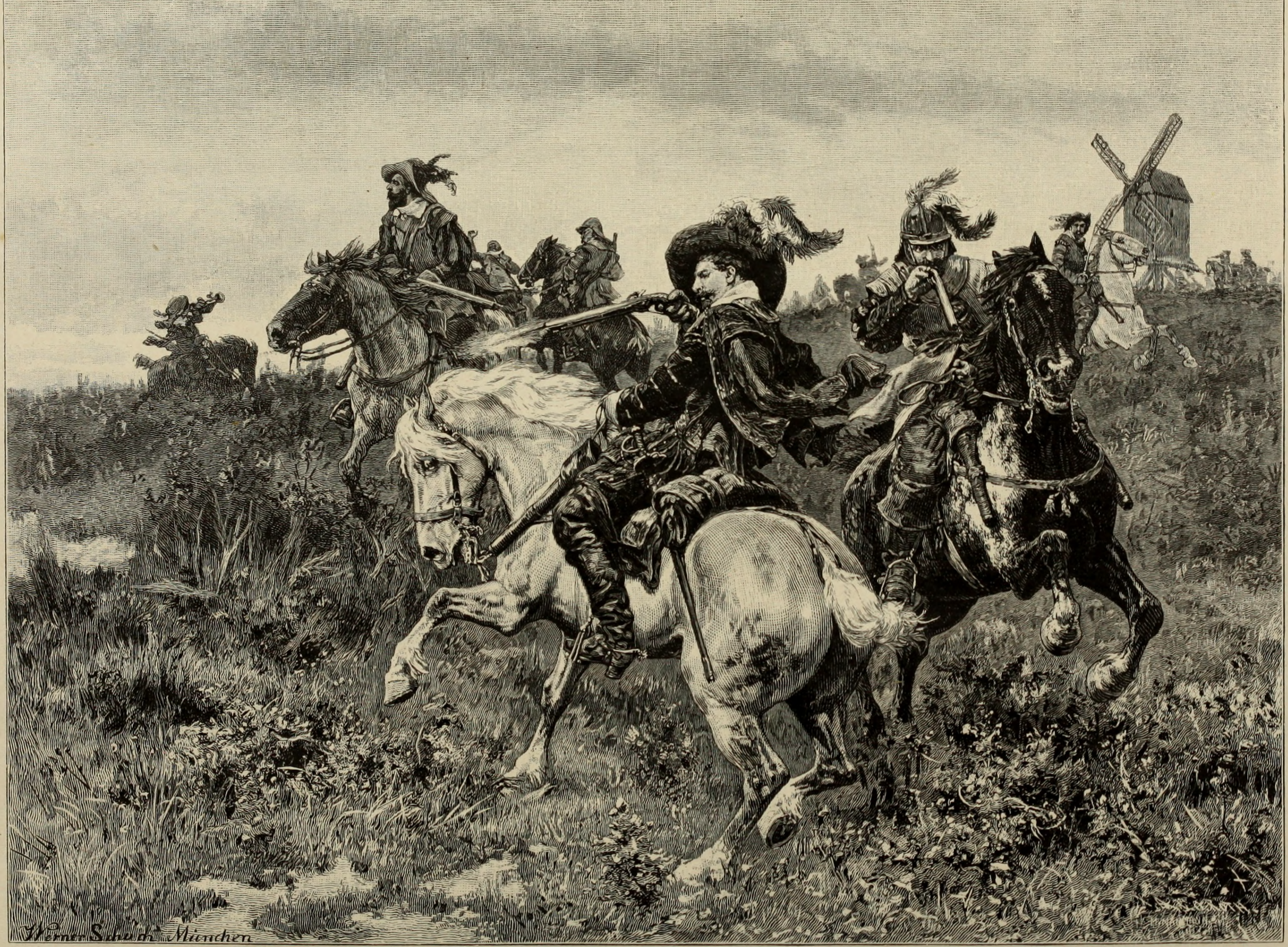
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

INTERNET ARCHIVE

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t78s7bc0v



Vorpoſtengefecht zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Gemalt von W. Schuch.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 14.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Juni 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 39.

# Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Da bewegte ſich die eichene Thür; die beiden Damen ſtritten offenbar jetzt in Liſis nächſter Nähe, und Frau von Vötörö ſchrie: „Und ich werd' ſie ſelber danach fragen.“ Frau von Ellrodt: „Das leid' ich nimmer!“

Die ſchmächtigere der beiden Frauen war jedoch jedenfalls die geſchicktere, denn die Thür flog auf, ſie erſchien auf der Schwelle, und — Liſi von dort aus erblickend — wechſelte Frau von Vötörö ohne Mühe den Ton.

„Da biſt du ja! meine Süße! meine Liebe! endlich ſeh' ich dich wieder!“ rief ſie erhitzt, wie im Rauſch, und wollte mit ausgebreiteten Armen auf ſie zueilen.

Der Arzt aber erhob ſich, Schlimmes ahnend, und wirklich wankte Liſi zitternd zurück; wieder ſchüttelte ſie der Schauder, der ſie vor der unwahren Frau bei jeder Berührung befallen hatte. Sie umklammerte mit beiden Händen Gabors Arm und murmelte: „O nicht! die ſoll nicht her! Laſſen Sie ſie nicht.“

Der Arzt ſtützte ſie und ſagte ſehr ernſt, zu der Eindringenden gewendet: „Entfernen Sie ſich, ich bitte, ſofort. Sie ſehen, die Baronin erträgt Ihren Anblick nicht.“

Die hartnäckige Frau war indeſſen nicht ſo leicht zu beſtimmen.

„Aber das iſt nicht möglich!“ rief ſie weinerlich. „Sie liebt mich ſo! Man hat ſie gegen mich eingenommen.“

„Ich erſuche Sie in meiner Eigenſchaft als Arzt, ſich augenblicklich zu entfernen!“ wiederholte Gabor ſehr beſtimmt, denn Liſi verbarg mit einer Bewegung des Grauens ihren Kopf an ſeiner Bruſt.

Frau von Vötörö brach in ihr hyſteriſches Schluchzen aus; die Mutter Ellrodt aber zog ſie von hinten zurück und nötigte ſie dann mit Zadis Hilfe, das Haus zu verlaſſen.

Während der wenigen Minuten, die dieſer Akt dauerte, war Gabor wieder mit Liſi allein und hielt ihren Kopf an ſeiner Bruſt. Ein Gefühl von ſo ſchmerzlicher Süße durchzuckte ihn, daß er vor Erregung beinahe ſo ſchwach war wie ſie. Er beugte ſein Geſicht auf ihr ſchönes, leuchtendes Haar, und ſeine Lippen berührten es.

„Meine Liſi,“ flüſterte er, leiſe wie ein Hauch, der aus der Tiefe der Seele dringt.

Inzwiſchen kehrte Frau von Ellrodt mit einem Schwall von Worten, geſtikulierend, mit Augen, Händen und Lippen ſprechend, und in ihrer eigenen Erregung nichts von der des Arztes merkend, in das Zimmer zurück.

„Meine Liſi! mein arm's geplagt's Mauſerl!“ rief auch ſie. „Sie haben dich genug gequält, aber jetzt, gewiß, jetzt biſt du ſie los! Die kommt nimmer wieder, diesmal hat ſie ſich genug geſchaut.“

Die bekannte Stimme rief Liſi zur Beſinnung. Sie hob den Kopf und ſtreckte beide Hände verlangend der Mutter entgegen, und als die große Frau ſie in ihre Arme nahm und die zarte Geſtalt liebkoſte, brach Liſi wie ein Kind, das ſeine Furcht verweint, in Thränen aus und ſchmiegte ſich feſt an die geliebte Tröſterin an.

Und Gabor erkannte, daß die mächtigſte Liebesgewalt, die zwiſchen Mutter und Kind, hier wohlthuender wirke, wie jedes fremde Eingreifen, verſchloß in ſeinem Innern, was er fühlte, und ging.

Wie ewig lange dauerte doch Liſis Abweſenheit von Wien! Gabor wenigſtens meinte das, obgleich er als Arzt hätte anders denken müſſen, und wenn er ſich die Zahl der Tage nannte, die verfloſſen waren, ſeit ſie die Hauptſtadt verlaſſen hatte, ſo war dieſe zu gering, um ſchon eine vollkommene Heilung erhoffen zu laſſen. Aber ſein Urteil, das für ſo unumſtößlich

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

galt, war in dieſem Falle getrübt, und er lernte nur die alte Wahrheit neu, daß jedes Zeitmeſſen, das Menſchenverſtand erdacht, hinfällig wird, wenn das Herz ſich daran macht, die Zahlen zu prüfen.

Die Stunden dehnten ſich für ihn ins Maßloſe, und was er auch vornahm, nichts wollte die Ungeduld bezwingen, die ihn marterte. Weshalb hatte er es ſchließlich auch nicht verſtanden, ſeinen Willen durchzuſetzen und die Geliebte zu begleiten? Die Mutter hatte ihm die Frage über dem Kopf fortgenommen und war ſchon am Tage nach der entſcheidenden Scene mit Frau von Vötörö mit Liſi nach Böhmen abgereiſt, in die Nähe von Prag, auf den Landſitz einer Freundin. Liſi ſelbſt begehrte dorthin; der Gedanke dieſer Reiſe war ihr angenehm und — Gabors unſelige Schüchternheit hinderte ihn, ſeinen Wünſchen Geltung zu ſchaffen, ja, dieſe nur erneut zum Ausdruck zu bringen.

Nun aber quälte er ſich in ſeiner Einſamkeit. Es war noch immer eine unſichtbare Macht zwiſchen Liſi und ihm, obgleich ſie doch jetzt frei war; der Arzt empfand es, jedoch er ſagte ſich, dieſe trennende Macht ſei nur ſeine Unbeholfenheit; verſtände er, in der rechten Art zu werben, das rechte Wort zu finden, ſo werde es ihm das Thor des erſehnten Herzens ſprengen. Und er mußte Liſi erwerben, oder das Leben war wertlos für ihn. Alſo harrte er ihrer Rückkunft entgegen und härmte ſich unterdeſſen.

Mit ſkrupulöſer Gewiſſenhaftigkeit fügte er der Pein aller ſeiner unſicheren Gefühle auch noch die Vorwürfe hinzu, die ihm die Vötörös aufbürdeten. Verſteckt und offen ſagten ſie es ihm, daß er, ihrer Auffaſſung nach, Liſi zu ihnen hätte zurückführen müſſen. In ſeiner wortkarg ernſten Art rechtfertigte er ſich mit bedrücktem Gewiſſen und trug in Pflege und ärztlichen Dienſten die Schuld ab, die er ſelbſt in ſeiner geheimen Liebe für die ſchöne Entfernte fühlte.

Mutter und Sohn erleichterten ihm in ihrer ſchmähſüchtigen Wut und in ihrem förmlich naiven Eigennutz die Rechtfertigung vor ſich ſelber, und nur der ſtille Vater, der als Helfer in der langen, immer gleichen Not ſeines freudloſen Familienlebens, der geplagteſte, geiſtige Taglöhner war, machte es dem Feinfühligen ſchwer. Sein weiches Geſicht, in deſſen zahlloſen Falten und Runzeln Sorge und Gutmütigkeit wohnten, blickte ſo bekümmert, während er frug: „Mein lieber Doktor, mußte das ſein? Konnten Sie uns dieſen Lichtblick wirklich nicht laſſen, den einen, der uns gegeben war? Es war mit Liſi ſo viel Friede in unſer trauriges Haus eingekehrt, — mußte der uns auch genommen werden?“

Doch dann kam der Tag, an dem Gabor das alles vergaß und ſeine Seele nur ein Gefühl hatte: das der ungeduldigſten Erwartung der Geliebten.

Er hielt den Brief in Händen, in dem die Mutter ihre Rückkehr mitteilte. „Zu früh!“ hätte der Arzt ſagen müſſen; es waren kaum vier Wochen ſeit der Abreiſe verſtrichen. Doch Frau von Ellrodt ſchrieb, Liſi ſei ſo friſch, daß man die Heimkehr ohne Beſorgnis wagen könne. Die Aufhebung der widerwärtigen Verlobung habe Wunder gewirkt.

Und alle Befürchtungen ſchwanden, als Gabor die Heimkehrenden erblickte. Liſi ſah wirklich gut aus und hatte wieder etwas von der Friſche und Jugendlichkeit der Liſi von Sſemeſnyes, ja, in dem Lachen, das der Arzt bisweilen von ihren roſigen Lippen hörte, klang ſogar der Frohſinn neuerwachter Mädchenhaftigkeit wieder, der im Krankenzimmer des pedantiſchen Dichters völlig entwichen war. Ihr ganzes Weſen aber ging auf in Zärtlichkeit für die Mutter. Wie ein folgſames Kind achtete ſie auf deren leiſeſten Wink und ſchien förmlich wie aus ihrem Geiſte heraus das Leben neu zu verſtehen. Und dieſe wieder fand der Arzt nur von dem einen Wunſche beſeelt, die ſchöne, wiedergewonnene Tochter in die Geſellſchaft zurückzuführen und den Zerſtreuungen, denen ſie ſo lange hatte entſagen müſſen, wiederzugeben.

Für Gabors Herz war das eine herbe Bitterkeit. Beide Frauen ſuchten nicht das, was er für ſie bereit gehalten: die Innigkeit eines tiefen Gefühls, ein warmes, tief empfindendes Herz und die Teilnahme an ernſten und großen Lebenspflichten, ſondern die rauſchenden Freuden der Welt, in denen er, der Gelehrte, nicht heimiſch war und die er ihnen nicht erſchließen konnte.

Und das, was beide nach ihrer Wiederkehr faſt ganz allein beſchäftigte, war doch nur die Sorge, wer ſie ihnen von neuem eröffnen werde. Die Rückkehr in dieſe Welt war nicht ſo leicht, wie Frau von Ellrodt gehofft hatte.

Man tadelte Liſis Rücktritt von der Verlobung; die alten Feindinnen der Mutter waren auch gegen die Tochter thätig geweſen, und die jungen, denen Liſis Schönheit Neid einflößte, hatten ſich ihnen zugeſellt. Gabriele war eine der eifrigſten geweſen und hatte nicht Worte des Mitleids genug für den verlaſſenen Neffen gefunden. So fand Frau von Ellrodt die Geſellſchaft gegen ſich eingenommen, die Häuſer, auf deren Gaſtlichkeit ſie gerechnet hatte, verſchloſſen.

Sie war aufs äußerſte erregt, ja, ein Schrecken erfaßte ſie, wie er ſie ſogar bei der Ankündigung von Liſis Verlobung nicht befallen hatte. Denn ſie wußte, welche Wirkung das „Anathema sit!“ der Geſellſchaft beſitzt, daß es einen Bann bedeutet, der das Weltkind zerſchmetternd trifft. Wer half den beiden Frauen in dieſer neuen drohenden Gefahr? Jene wenigen Getreuen, die ſchon einmal die ſchöne, gedankenloſe Frau vom völligen Ruin errettet, waren es nun, auf die ſie ihre letzte Hoffnung ſetzte.

Auf einen Nachmittag war für die wichtige Angelegenheit bei Liſis Pate eine Beratung in aller Form angeſetzt. Die Zeit dieſer vornehmen Weltdame war ungemein in Anſpruch genommen, und es galt ihr ſchon an ſich als Freundſchaftsdienſt, daß ſie den Damen nur eine Stunde opferte. Doch wurden gleichzeitig noch andere bedeutſame Dinge erledigt.

In einem Seitenkabinett, deſſen Portiere zurückgeſchlagen war, ſaß ein junger, blaſſer Maler und arbeitete an einer Anzahl Skizzen, die vor ihm ausgebreitet lagen. Die Zeichnungen bedeuteten Entwürfe zu Maskenkoſtümen und wurden mit dem Beiſtand — oder richtiger trotz desſelben — eines Vetters der Gräfin, eines echten Gigerl, angefertigt. Dieſer ſaß hochelegant gekleidet auf dem Tiſch und hatte die Füße, in Schnabelſchuhen, auf die Lehne eines Phantaſieſtuhls geſtützt, eine Haltung, die ihn keineswegs befähigte, die Zeichnungen beſſer zu ſehen. Das letztere ſchien er, ſeit Liſi im Nebenzimmer war, indeſſen auch nicht mehr nötig zu finden, denn er klemmte ſtatt deſſen ſein Monokel ein und betrachtete die Dame, fuhr dabei aber fort, von oben herab Ratſchläge zu erteilen, die der blaſſe Maler unermüdlich höflich bemüht war, von ſich abzuwenden.

In ihrem Boudoir von crêmegelber Seide mit bunten Blumenbordüren und granatroten Plüſcheinfaſſungen hatte unterdeſſen die Gräfin Bardegen auf einem niedrigen Tabouret Platz genommen, das Kinn in die weiße, weiche Hand geſtützt und mit einer Miene, welche den ganzen Ernſt des zu beratenden Ereigniſſes verriet.

Auf niedrigen kleinen Tiſchchen war Thee, Kaffee und Schokolade ſerviert und ſüßes Konfekt, von dem die Damen während der wichtigen Beratungen naſchten. Eine junge Verwandte der Gräfin, mit ſchmächtiger Figur und einem klugen Gaſſenjungengeſicht unter kurzverſchnittenem Haar, ſchwenkte ſich dabei auf einem Rundſtuhl und drehte dem Vetter im Nebengemach manchmal eine Naſe oder ſchnitt eine entſetzliche Grimaſſe, wenn ſein Blick an ihr vorüber zu Liſi ging.

„Es gibt überhaupt nur einen Weg zurück, einen einzigen, und das iſt der an der Hand eines Beſchützers, der die Geſetze der Geſellſchaft beſtimmt!“ entſchied die Gräfin.

„Ja, aber wo gleich einen ſolchen hernehmen? und einen, der ſich genügend für uns intereſſiert?“ ſeufzte die Ellrodt.

„Ich wüßt' nur einen,“ antwortete die Bardegen, „allerdings einen, der uns alle regiert und dem wir uns blindlings unterwerfen.“

„Und der wäre?“ fragte die Baronin geſpannt.

„Der Papagei des Fürſten Lubin. Wen der für geſellſchaftsfähig erklärt, der iſt es. Da gibt's keinen Einwand mehr und keinen Zweifel."

„Ja, der!" ſagte kleinlaut die ſchöne Frau Maxi. „Aber wie kommen wir zu ihm? Da liegt die größte Schwierigkeit."

Die Gräfin nahm eine gebrannte Mandel und drehte ſie zwiſchen den ſpitzen, feinpolierten Fingernägeln. „Biſt du nicht mit dem alten Fürſten bekannt?" fragte ſie.

„Mit ihm wohl, aber nicht mit ſeiner Mutter. Liſi wollte früher ja nicht hin."

„Dann müßt ihr jetzt hin, und das ſo bald's zu machen iſt. Denn hier darf nichts verſäumt werden. Und dann muß der Vogel um ſein Wort angegangen werden."

„Aber," begann die Ellrodt wieder verzagt, „wenn es ungünſtig ausfiele?"

Die Gräfin zuckte die Achſeln.

„Dann wär's freilich ſchlimm, denn da wär' nichts zu machen. Ihr müßtet fort."

Die Baronin wurde blaß, und ihre Hand zitterte, ſo daß ſie die Taſſe hinſetzte.

„Fort — von Wien!" ſtammelte ſie, „das wär' mein Tod."

„Du mußt eben das beſte hoffen," ermutigte die Bardegen.

Aber der Schrecken vor der Verbannung lähmte den Mut der frohſinnigen Freundin zu ſehr, als daß dieſer Troſt hätte wirken können.

„Der Vogel ſoll ſo unberechenbar ſein!" murmelte ſie.

„Ich hab wieder gehört, er ſoll einen merkwürdig ſichern Blick haben und beinahe immer das Rechte treffen," erwiderte die Gräfin, die ſich durch die Frage eben doch nicht ſo ſehr betroffen fühlte.

„Beinah! Und davon abhängen zu ſollen und vielleicht für immer von der Geſellſchaft geſchieden zu werden!"

Die Bardegen zuckte wieder mit den vollen Schultern und entgegnete: „Mein lieber Schatz, der Zufall ſpielt auch bei menſchlichen Richterſprüchen ſtets ſeine Rolle. Darein müſſen wir uns alle ergeben."

„Das Fatum," ſagte Liſi ſchwermütig und ſah träumeriſch vor ſich hin, wobei ſie dem Vetter im Nebenzimmer ſo reizend vorkam, daß er aufgeregt ſein Monokel einklemmte, es wieder abwarf, ein bedeutſames Räuſpern vernehmen ließ und — wie ein Storch, wenn er auffliegen will — den langen Hals vorreckte.

Die jüngere ſeiner Baſen ſtreckte ihm die kleine Zunge heraus und kniff die Augen zu; ſie faßte mit den Fingerſpitzen beide Ohrläppchen und zog daran, und die Zunge fuhr, wie bei einem Hampelmann, deſſen Band man anzieht, wieder hinein, während ſie die Augen weit aufmachte.

Der elegante Herr Vetter lachte, balancierte von ſeinem hohen Sitz herab und erſchien unter der Thür. Die Skizzenblätter, welche er vorher mit einer nachläſſigen Bewegung unter der Hand des arbeitenden Künſtlers zuſammengerafft, brachte er mit und legte ſie vor die Gräfin hin.

„Ich bitt' um Verzeihung, wenn ich einen Überfall wage," ſagte er, ſich auf ſeinen Schnabelſchuhen wiegend, „aber Bibi" (die unruhige junge Baſe hieß Beatrix) „ſcheint den Ernſt der geheimnisvollen Sitzung nicht länger ertragen zu können. Ich fürcht', ſie bekommt den Veitstanz, wenn er länger andauert, und ich eile ihr deshalb zu Hilfe. Eine Ritterpflicht, die mir, hoff' ich, um ſo eher verziehen werden wird, als ich nicht mit leeren Händen komm'. Wie gefallen dir die Skizzen, Vroni? Ich glaub', meinen Intentionen iſt ein ganz annehmbarer Ausdruck verliehen?"

„O charmant!" ſagte die Gräfin und betrachtete mit Entzücken die Blätter, und zu den beiden Gäſten gewendet, fuhr ſie fort: „Er hat Talent, mein Vetter; es fehlt ihm nur die Zeit zur Ausbildung. Es iſt wirklich ſchad'! Er hätt' arm geboren werden müſſen. Ein Genie, das an ſeiner bevorzugten geſellſchaftlichen Stellung zu Grund' geht! Sehen Sie nur, wie herzig all die Sachen ſind!"

Das blaſſe Genie im Nebenzimmer, das an einer vernachläſſigten geſellſchaftlichen Stellung zu Grunde ging, räuſperte ſich und machte ein paar Schritte, als ob es die Kühnheit beſäße, eintreten zu wollen und das ihm gebührende Lob für ſich einzuheimſen; aber es beſaß dieſelbe nicht, und blieb drinnen, mit einem ſchmerzlichen Lächeln dem Vorgang folgend.

Der junge Fant kröpfte ſich. „Ja, ich glaub', es hätt' etwas aus einem werden können, wären die leidigen Abhaltungen nicht, die Anſprüche der Geſellſchaft," krähte er, aufs neue Liſi fixierend.

Die kleine ungezogene Komteſſe drehte mit nachgeahmt jüdiſch verächtlicher Bewegung beide Hände nach auswärts und mauſchelte: „Nu, wie haißt Geſellſchaft? Wird die Geſellſchaft leben können auch ohne dich! Probir's! Ich will alt werden hundert Jahr, auch wenn ich dich und dein großes Genie entbehren muß."

Die Anweſenden lachten, und der junge Mann lachte auch, wenn auch etwas gereizt.

„Glücklicherweiſ' ſind nicht alle deiner Anſicht. Darf ich einmal um die Ihre bitten, Baronin? Ich mein' nicht über mich, ſondern über meine Skizzen," ſagte er, ſchob einige der Blätter Liſi zu und beugte ſich ganz dicht über ſie.

Der junge Maler im Nebenzimmer that einen verzweifelten Schritt mit dem leiſen Ruf: „Meine Skizzen!" Der vornehme Narr hatte nicht einen Bleiſtiftſtrich daran gemacht, und ſeine Ratſchläge hatten die letzte Ausführung geradezu behindert. Aber der mittelloſe Künſtler war darauf angewieſen, die Fabel des Genies, welchem die Zeit zur Ausbildung fehlte, zu unterſtützen, um nicht verhungern zu müſſen, und im rechten Augenblick noch beſann er ſich darauf und trat reſigniert zurück.

Drinnen aber kam kein anderes Geſpräch mehr auf. Die beiden Ellrodt waren ebenſo Nebenſache geworden, wie der verhungernde Maler. Und beide Parteien wurden zum Schluß verabſchiedet, ohne daß man ihrer Intereſſen mit einem Wort mehr gedacht hätte.

Fürſt Lubin folgte der Bitte eines liebenswürdigen Billets und ſtellte ſich bei Maxi Ellrodt ein. Die ungeduldige Frau hatte ſich zu dem Entſchluß durchgerungen, den widerwärtigen Alten zum Verbündeten zu werben. Er hatte ja eine Schwäche für Liſi und kam öfters zu den Damen, ſeit jene in der Wohnung zu finden war. So hoffte die heißblütige Mutter das Günſtigſte und empfing ihn, als er kam, allein.

Er frug indeſſen ſofort nach Liſi.

„Oh, der geht's leider nicht gut! Sie iſt ſo entſetzlich angegriffen! Dieſes unverantwortliche Benehmen eines Teils unſerer Bekannten reibt ſie ganz auf. Sie kann ſich nicht darein finden, daß die Welt ſo ſchlecht ſein ſoll. Ein ſolches End' dieſes wahnſinnigen Brautſtandes hat doch jeder erwarten müſſen, hat es auch ſicher erwartet, und jetzt machen ſie dem Kind daraus ein Verbrechen und thun, als ob es gegen ihre Ehr' ging, uns wieder in die Geſellſchaft aufzunehmen. Und die Liſi, ihr bricht's das Herz, ſie geht mir zu Grund daran!"

Der alte Fuchs merkte ſofort, worauf es hinausging. Er hatte ſchon etwas gewittert und ſeinen Vorteil überlegt. Jetzt fiſtelte er: „O das bedaure ich aber, — bedaure es ungemein. Die Baronin ſollten ſich jedoch dieſe Sache nicht ſo zu Herzen nehmen. Die Geſellſchaft —, ſagen Sie ihr doch meine Anſicht, bitte — die Geſellſchaft iſt es gar nicht wert, daß man ihr und ihrem Urteil nachfragt. Ich ſage mehr: für die Baronin iſt es ein Vorteil, wenn ſie überhaupt nicht hineinkommt! Sich ihren ſchönen zarten Teint zu ſchanden zu tanzen, ihre an ſich ſchon zarte Geſundheit in den überfüllten Räumen vollends zu erſchüttern, und — um es poetiſch auszudrücken — ſchließlich doch nur den duftigen Schmetterlingsſtaub der Unſchuld von den Schwingen der Seele zu ſtreifen, der jetzt ſo entzückend an ihr iſt —, das iſt doch nicht wert, ſich die ſchönen Augen trüb zu weinen."

Frau von Ellrodt wurde nervös.

„Aber Durchlaucht können doch einem achtzehnjährigen Mädchen nicht zumuten, dieſe Auffaſſung zu teilen. Wir alle meinen, die geſellſchaftliche Welt ſei das Paradies, ſo lange wir nur von außen hineingeſehen haben. Und der Engel, der ſie uns mit einem Flammenſchwert verſchließt, iſt eben nur ein verderblicher Rachegeiſt für uns."

Der Fürſt richtete den trüben Blick auf eine Rokokoetagere mit Porzellanchineſen, welche ſich über Frau von Ellrodts Sitz befand. Er hatte keine Eile, auf die Pläne der Dame einzugehen, ſondern ſpann im Innern den Faden ſeiner Betrachtungen, wie eine Spinne. In die Welt einführen, Liſi, er? Die Idee hatte etwas ungemein Angenehmes, doch gleichzeitig auch etwas Furchterregendes. Sie einführen, damit ſie von andern umſchwärmt, umworben werde? Nur das nicht! Dazu wollte er die Hand nicht bieten. Aber als ſein eigen? ſein Kleinod, um das ihn die andern beneideten — als unzertrennliche Gefährtin, ſein Weib?

Dieſer Gedanke vermochte ſeinem mattſchleichenden Blut eine beinahe jugendliche Wallung zu geben. Er hatte eine Bewunderung für Liſi, die alles, was noch lebensfähig in ihm war, in Bewegung brachte. War ſie nicht geeignet, ſeinem kalten, leeren Palaſt, in dem er ſich ſelbſt mehr und mehr erſtarren und veröden fühlte, einen neuen, erwärmenden Glanz zu leihen? Ja, aber — wenn ſie erſt wieder in dieſer Welt wäre, dann würde mancher ſie begehrenswert finden, mancher, der mehr zu bieten hatte, als er, der Greis.

Und die Gier des Beſitzes erwachte in ihm, wie er ſie ſonſt gehabt hatte, wenn er eine Koſtbarkeit geſehen: ein wertvolles Bild, eine ſeltene Antike, einen ſchönen Edelſtein. Er war reich an Schätzen, aber ſolch eine junge, lebende, leuchtende Schönheit fehlte ihm.

„Nun ja, hm . . . wenn der Sinn der jungen Baronin ſo ſehr danach ſteht, dann muß eben dieſe Wiedereinführung verſucht werden," antwortete er und betrachtete, aus den geröteten Lidern hervor, lauernd ſeine Wirtin.

Ihre dunklen Augen ſtrahlten in hoffensfrohem Eifer.

„Ja darum, darum wollte ich Ew. Durchlaucht bitten," fing ſie an. „Die Bardegen meinte nämlich — ſie iſt doch unſre Freundin, die Bardegen, und ſie will uns helfen, aber allein — allein kann ſie gegen die feindliche Strömung nichts ausrichten. Es mangelt uns eine zweite, mächtigere Stütze. Und ſie ſagte — alſo die Bardegen: wenn Durchlaucht ſich bewegen ließen, dieſe Stütze zu ſein und für uns einzutreten, ſo wär' unſere Rehabilitierung gewiß. Durchlauchts Stimme iſt darin maßgebend. Wen die Fürſtin Mutter geruhen, bei ſich aufzunehmen, gegen den wagt niemand in Wien verleumderiſch vorzugehen. Wenn Durchlaucht deshalb ſo viel Freundſchaft für uns zeigten, — Sie würden uns fürs Leben verpflichten."

Der Ausdruck des routinierten Fürſten verwandelte ſich vom lauernden zum gerührten. „Oh, das wäre eine Wohlthat, die ich mir alſo ſelbſt erwieſe," ſagte er und legte die welke, faltenreiche Rechte aufs Herz. „Sie wiſſen, Baronin, Ihre ſchöne Tochter hat keinen zuverläſſigeren Verehrer als mich; ein Dienſt, den ich ihr erweiſen könnte, wahrhaftig, ich betrachtete ihn als ein Glück, une faveur de la fortune. Jedoch dieſer hier will wohl erwogen und mit Vorſicht ausgeführt ſein, damit er nicht zum Gegenteil von dem ausſchlage, was das Ziel Ihrer Wünſche iſt. Die Geſellſchaft, meine Verehrteſte, iſt ein Minotaur, wie ich ſchon bemerkt, welcher häufig nicht nur die Jungfrauen, die er zum Opfer fordert, ſondern auch ganz gereifte Frauen und Männer verſchlingt. Deshalb ſage ich: wir müſſen mit Umſicht vorgehen."

Die parfümierte Rechte glitt, nachdem er dieſes geſagt, hinauf zu der geſchminkten Stirn und ſtützte dieſe, wobei die Hand durch ihr Zittern die braune Perrücke verſchob, ſo daß die grauen Haare unter dieſer ſichtbar wurden. Mit dieſer ſchief ſitzenden Perrücke, die ihm ein noch lächerlicheres Anſehen gab, fuhr er fort: „Die Baronin kann nur reüſſieren, wenn ſie eine mächtige Stütze hat, darin hat die Bardegen recht, aber wie kann ich eine ſolche für ſie werden? Als ein Fremder jedenfalls nicht, denn — bedenken Sie nur die Verleumdungen, die böſen Nachreden, — vor dieſen kann ich ſie als Fremder nicht ſchützen; das kann nur jemand, der die unbeſtrittenſten Rechte hat. Ich meine — ahem —, das heißt, meine Meinung iſt die: die Baronin darf als Mädchen den Verſuch gar nicht machen, wieder einzutreten, ſie muß unter einer neuen Würde, als Frau eingeführt werden. Da fällt ihr die Stellung, die es ſonſt erſt gälte, ſich zu erobern, mühelos, von ſelber zu. Und nun, meine Verehrteſte, ahem . . . Sie werden ſagen: Ja, wie iſt das aber zu machen, das heißt, wo gleich einen geeigneten Mann hernehmen? Nun, da kann ich Sie angenehm überraſchen: der Mann iſt da, und er iſt der geeignetſte, den Sie erhoffen können; ja, Ihre eigene Wahl iſt auf ihn gefallen, nur wagten Sie, Ihre Erwartungen nicht ſo hoch zu ſpannen, wie er es möglich machen wird, — mit einem Wort: ich ſelbſt biete meine Hand der Baronin an."

Er krähte den Schluß triumphierend, mit gut bewahrtem, ſelbſtgefälligem Aplomb, bei dem er jedoch den Blick aus den roten Lidern wieder lauernd auf ſeine ſchöne Wirtin warf.

In ihren Zügen aber malte ſich gar keine angenehme Überraſchung, ſondern nur maßloſe und faſſungsloſe Beſtürzung. An ſo etwas hatte ſie gar nicht gedacht, ſie verlor bei dieſer Überrumpelung des alten Gecken für den Augenblick ihre ganze, geſellſchaftliche Selbſtbeherrſchung.

„Wie? Ah ſo, ich verſtehe! Sie können ſich in Ihr Glück nicht gleich finden! Und freilich, das iſt zu begreifen, ein fürſtlicher Heiratsantrag, das iſt ſogar bei einer Schönheit, wie Ihre Tochter, etwas Seltenes. Nun ja, jeder hat nicht wie ich, eine Krone zu bieten und — und unermeßliche Reichtümer," meinte er nachdrücklich und ſichtlich gereizt.

Maxi Ellrodt ſammelte ſich.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Der Trepang, eine Delikateſſe im himmliſchen Reiche.

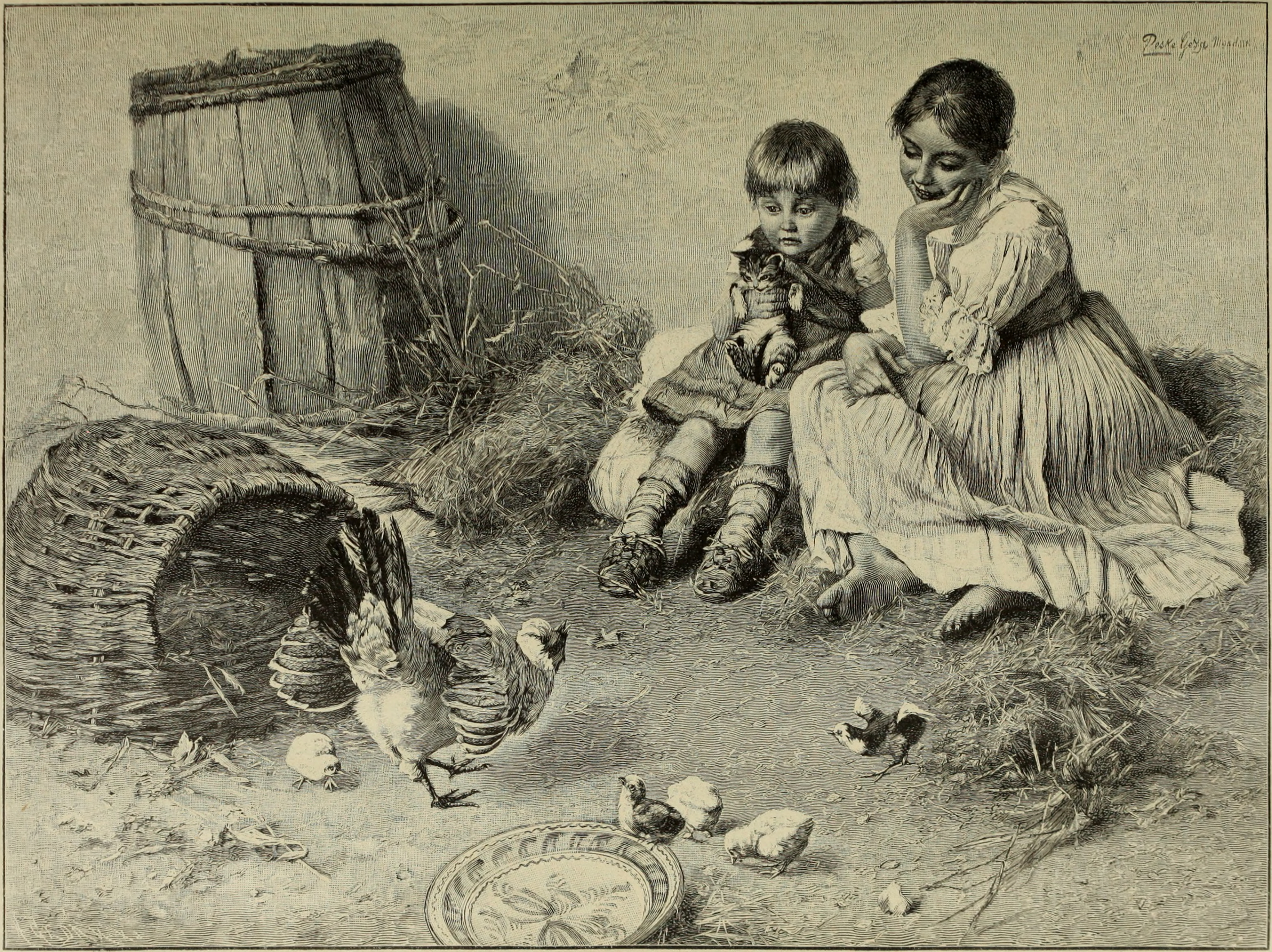
Von William Marſhall. (Abdruck verboten.)

Es iſt wunderlich, auf welcherlei Nahrungsmittel aus dem Tier- und Pflanzenreiche die Menſchen nicht ſchon verfallen ſind. Man könnte ſagen: „Je nun, es ſind der Menſchen viele auf Erden, und jeder will eſſen, die meiſten auch möglichſt wohlfeil, und da hat man eben allerlei verſucht und gekoſtet." — Zugegeben! aber gerade die wunderlichſten Gerichte ſind gar keine Nahrungsmittel der breitern Schichten der Bevölkerung, es ſind vielmehr koſtbare Leckerbiſſen bevorzugter Stände. Weinbergſchnecken, Froſchkeulen, — Hunderttauſende von Landleuten in Deutſchland brauchten jene Weichtiere und Amphibien nur zu fangen, dann könnten ſie ſich Schüſſeln zurecht machen, nach denen Feinſchmecker erſten Ranges ſich alle zehn Finger ablecken. Aber fragt nur einmal einen biedern thüringer Bauer, wie er über jene Delikateſſen denkt. Wenn er nicht einfach ſchweigt, weil er Euch für übergeſchnappt hält, ſo könnt Ihr 'was erleben, und ich denke, die feinſten Regiſter ſeiner Beredtſamkeit werden es nicht ſein, die er ziehen wird.

Nirgends aber hat man ſo ſeltſame Liebhabereien im Eſſen entwickelt, wie einſt bei den alten Römern und bei den heutigen Chineſen, wenn dieſer foſſilen Geſellſchaft gegenüber von „heutig" noch die Rede ſein kann.

Was figuriert nicht alles auf dem Speiſezettel der ſchlitzäugigen Bewohner des Reiches der Mitte: faule oder angebrütete Eier, fette Käferlarven, Raupen, Regenwürmer, Haifiſchfloſſen, Ratten, Hunde, indiſche Vogelneſter und vor allen Dingen als Feinſtes vom Feinen — Trepang. Was iſt Trepang?

Trepang oder Tripang iſt ein Sammelname, mit dem eine ganze Anzahl von Arten jener ſonderbaren Meerestiere bezeichnet wird, welche man ſonſt auch Seewalzen, Seegurken oder mehr wiſſenſchaftlich Holothurien, auf franzöſiſch aber cornichons de mer nennt. Unglaublich ſtumpfſinnige Beſtien, gegen die ein Regenwurm ein heller Kopf und ein Maikäfer ein Genie iſt! Geiſtige Begabung und Schnelligkeit der Bewegung entſprechen ſich bei den meiſten Tieren: je langſamer ein Geſchöpf iſt, um ſo weniger intelligent pflegt es zu ſein. Die Seewalzen werden aber an Trägheit faſt nur von feſtſitzenden Tieren übertroffen. Da liegen ſie, graue, braune und ſchwarze Schläuche oder Walzen auf dem Boden



Ungebetene Gäſte. Nach dem Gemälde von Peske Geza.

des Meeres! Ihr könnt, wenn Ihr gerade nichts Beſſeres vorzunehmen wißt, halbe Tage lang zuſchauen, und Ihr werdet kaum eine Bewegung an ihnen gewahr werden. Nach Stunden erſt ſind ſie, wenn ſie ſich recht beeilt haben, vielleicht ein oder zwei Fuß weit gekrochen. Ihre Klaſſengenoſſen, die übrigen Stachelhäuter oder Echinodermen, ſind weit hurtiger: ein Seeigel oder ein Seeſtern kommt doch ganz hübſch vom Fleck, und die Schlangenſterne, die intelligenteſten Angehörigen der ganzen Geſellſchaft, wiſſen ihre langen, ſchlanken, vielgegliederten Arme geſchickt als Beine zu gebrauchen und ſind flink und raſch wie Krabben.

Beim erſten Anblick ſollte man nicht meinen, daß die Meerwalzen Verwandte der Seeigel und Seeſterne ſeien. Denn iſt bei dieſen die Haut durch Kalkſtücke feſtgepanzert und der ſtrahlige Bau leicht erkennbar, ſo iſt das bei jenen durchaus nicht der Fall. Die Haut iſt bei den meiſten und bei denjenigen, welche den Trepang liefern, ſtets lederartig, derb und liegt der Muskelſchicht dicht auf. Dennoch fehlen auch ihr Kalkeinlagerungen nicht, aber ſie ſind klein, mikroſkopiſch, liegen zerſtreut und ſtellen allerlei ſeltſame Gebilde, Stühlchen, Schnallen, Räderchen ꝛc. dar. Die ſtrahlige Architektur des langgeſtreckten Leibes iſt bei vielen noch leicht erkennbar, bei anderen und namentlich bei Formen der Tiefſee, die man erſt neuerdings kennen gelernt hat, aber auch nicht. Doch das iſt eine modernere Erſcheinung. Der alte typiſche Bau aller Stachelhäuter iſt ſtrahlig, und die Zahl ihrer Strahlen iſt fünf oder ein Mehrfaches von Fünf. Wenn die Strahlen in anderen Zahlenverhältniſſen (1, 4, 6 als Grundzahl) auftreten, iſt dies auf eine ſpätere Abweichung zurückzuführen. Während bei den Seeigeln und Seeſternen der Mund auf einer der Breitſeiten des mehr oder weniger abgeflachten Körpers, auf der als Mund- oder wohl auch, aber nicht ganz richtig, als Bauchfläche bezeichneten Körperregion liegt, iſt das bei den Seewalzen anders. Bei dieſen ſtreckt ſich der Leib in der Richtung vom Munde zum andern Pol, die Tiere blieben nicht flachgedrückt, wie ihre Verwandten, ſondern wurden wurmartig geſtreckt. Daher bewegten ſie ſich nicht mehr auf der Mundfläche, ſondern, indem ſie zufolge der Längsentwickelung der Hauptaxe ihres Leibes gewiſſermaßen umzufallen genötig waren, auf einer Seite des Körpers. So ſind ſie aus einem ſtrahligſymmetriſchen Bau in einen bilateralſymmetriſchen, rechts und links anatomiſch ſcheinbar, phyſiologiſch wirklich gleichſeitigen übergegangen und gleichen, oberflächlich betrachtet, plumpen, dicken Würmern. Um den Mund herum findet ſich meiſt ein Kranz von Anhangsgebilden, Tentakeln, bald ſchildförmig, bald mannigfach verzweigt, welche zum Taſten und Spüren, vielleicht auch mit zur Atmung dienen. Die Größe unſerer Geſchöpfe iſt ſehr verſchieden: es gibt und beſonders in den Tiefen der nordiſchen Meere Formen, welche bloß wenige Centimeter groß werden, während tropiſche, in der Nähe der Oberfläche lebende Arten bis zwei Fuß und mehr lang werden können. Ihr Stumpfſinn und ihre trägen Bewegungen entſprechen der Art ihrer Ernährung. Sie füllen ſich ihren Darm mit Sand, Schlamm, beſonders aber mit dem Detritus zerfallener Korallen, gehen alſo nicht auf Beute aus, ſtellen ſolcher nicht nach, brauchen daher keine Augen und raſch funktionirende Bewegungsorgane. In jenen Bodenſätzen des Meeres finden ſich genug organiſche Subſtanz, Verweſungsprodukte, Algen, Tiere niederſter Art, um den bei ihrer Bewegung nur langſamen Stoffwechſel im Gange zu halten. So ſchwerfällige Tiere würden bald der immer lauernden, ewig hungrigen Räuberſchar des Meeres zum Opfer fallen, wenn ſie ſich auf ihre Gewandtheit und Flüchtigkeit verlaſſen müßten. Sie ſcheinen aber andere Mittel zu beſitzen, welche ihnen die Feinde vom Leibe halten; vielleicht ſind ſie für dieſe übelſchmeckend, oder ihre zähe, lederartige Haut läßt ſie den fleiſchlüſternen Mitbewohnern des Meeres als wenig begehrungswerte Biſſen erſcheinen. Eine höchſt ſeltſame Gewohnheit iſt ihnen noch eigen. Wenn man ſie nämlich reizt, ſie derb anfaßt oder aus dem Waſſer nimmt, dann werden ſie nervös, es wird ihnen übel, — ſie ziehen ihren ſehr muskulöſen Leib krampfhaft zuſammen und erbrechen ſich demzufolge. Aber ſie erbrechen nicht nur den Inhalt ihres Magens oder beſſer ihres Verdauungsrohres, nein, dasſelbe reißt hinten ab, und Darm nebſt Inhalt wird ausgeſpieen. Aber dieſe, uns fürchterlich ſcheinende Selbſtoperation, dieſes Miſerere in der Potenz, iſt lange nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht. Der Darm erſetzt ſich nämlich vollſtändig, und nach geraumer Zeit des Faſtens iſt unſere Seewalze wieder auf dem status quo ante. Es iſt das eine merkwürdige, bis jetzt noch nicht völlig genügend unterſuchte Erſcheinung der Regeneration oder Erſatzbildung.

Die Holothurien ſind, wie alle Stachelhäuter, ausſchließliche Bewohnerinnen des Meeres, wir kennen wenigſtens keine im ſüßen Waſſer vorkommende Form, und außerhalb des flüſſigen Mediums, auf dem Lande lebende, ſind für den Zoologen nicht denkbar. Im Meere ſelbſt aber iſt das Vorkommen der Seewalzen ein faſt univerſelles: von Pol zu Pol ſind ſie vertreten und in allen Tiefen, von nur wenigen Fuß unter der Oberfläche bis in ſolche von 5000 Metern und mehr.

So hätte ich denn, wie ich hoffe, meine verehrten Leſer mit der wunderlichen Geſellſchaft, von welcher der Trepang die Elite bildet, wenigſtens oberflächlich bekannt gemacht, ſehen wir uns jetzt einmal dieſen crême de la crême ſelbſt etwas näher an.

Ein früherer holländiſch-indiſcher Beamter, welcher die Verhältniſſe des Wundergebietes „Inſulinda“ genau kannte, Lion, behauptet, es gäbe kaum eine Inſel im indiſchen Archipel, in deren Nachbarſchaft Trepang nicht gefunden würde, was ein Engländer Jameſon beſtätigt, der als die Heimat dieſer Tiere das ganze Meer von Sumatra bis Neuguinea kennt. Hier kommt Trepang überall da vor, wo die Brandung nicht zu ſtark iſt und meiſt in Tiefen von 6 bis 9 Metern, auf flachem mit Korallenſand bedecktem, aber nie auf ſchlammigem Boden. Hier mäſten ſich die Tiere, wie uns das der Engländer Guppy beſchreibt und vorrechnet. Ein Individuum irgend einer Trepangart von 12 bis 15 Zoll Länge frißt täglich $^2/_5$ Pfund des verwitternden Korallenſandes, wie er ſich von der Oberfläche der Riffe loslößt, — doch „freſſen“ iſt eigentlich nicht der richtige Ausdruck: es läßt die Maſſe, welche doch nur einen ſehr geringen Bruchteil nährender Subſtanz enthält, das Darmrohr paſſieren. Es würden mithin 15 bis 16 ſolcher Tiere innerhalb eines Jahres eine Tonne Sand, das iſt etwa 18 Kubikfuß verarbeiten. Guppy nennt das eine „organic denudation“, einen durch belebte Urſachen ſich vollziehenden Verwitterungsprozeß der Korallenriffe.

„Das himmliſche Reich,“ ſagt der erwähnte Jameſon, „kann ohne Trepang und (indiſche) Vogelneſter nicht exiſtieren,“ daher iſt die Nachfrage nach dieſen Artikeln eine ſo große, daß eine Überfüllung des Marktes nicht leicht zu befürchten iſt. Das haben ſich die findigen Yankees zu nutze gemacht. Sie fiſchen die Holothurien bei den Bermudas, ſowie in Weſtindien und exportieren ſie beſonders von Boſton nach China. Wahrſcheinlich werden ſie dieſelben aber hier nicht als Heimbürgerinnen der atlantiſchen Geſtade der neuen Welt verkaufen, ſondern unter echte indiſche gemiſcht an den Mann zu bringen verſuchen. Seit etwa 80 Jahren wird auch bei Ceylon und Isle de France gefangener Trepang von dieſen Inſeln nach China in den Handel gebracht und hier auch gern genommen, aber er rangiert, weil er nach chineſiſchem Geſchmack nicht gut genug zubereitet iſt, unter der geringſten Qualität von den Molukken.

Die hauptſächlichſten Trepangfiſcher ſind die Bugineſen und die Bewohner der Inſel Goram. Es thun ſich Flottillen von 30 bis 40 kleinen, zerbrechlich ausſehenden, aber doch ſehr ſeetüchtigen Fahrzeugen zuſammen, welche man in Oſtindien Prauwen nennt, mit einer Beſatzung von etwa 1000 Mann. Die Fiſcher erhalten keinen Lohn, es wird ihnen vielmehr von holländiſchen und chineſiſchen Händlern alles zur Expedition Nötige, Lebensmittel u. ſ. w. vorgeſchoſſen; dieſe haben dann aber das Eigentumsrecht an dem ganzen Fang zu einem vorher ausbedungenen, nachzuzahlenden Preis, an dem jeder Teilnehmer der Fahrt, wie im Mittelmeer die Korallfiſcher, ſeinen Anteil hat. Die Gefahren, welche mit einer ſolchen Expedition verbunden ſind, ſcheinen nicht gering zu ſein. So erzählt der berühmte Reiſende und Naturforſcher Wallace von einer Geſellſchaft von zwanzig Fiſchern, welche von den Goraminſeln auf den Trepangfang mit zwei Prauwen nach Neuguinea ausgefahren war. Nur ſechs von ihnen kamen in einem jammervollen Zuſtande, halbverhungert in einem kleinen Boot wieder, die andern vierzehn waren von den wilden Papuanern erſchlagen und die Fahrzeuge bis auf das eine Boot geraubt worden. Das Geſchäft muß aber immerhin ein lohnendes ſein. Wenn wir das auch nicht den Malayen und Chineſen nachrechnen können, ſo haben wir dafür doch einen andern Beweis. Nämlich Kapitän Eagleſton, ſelbſtredend auch wieder ein Yankee, der von den guten „businesses“ Wind bekommen hatte, faßte den Entſchluß, ſich die Geſchmacksrichtung der Chineſen auch zu nutze zu machen. Er rüſtete alſo hintereinander fünf Expeditionen aus, von denen er 4 467 Pikol (à 61,5 Kilogr.) Trepang, das ſind ca. 4 913 700 Stück (man rechnet durchſchnittlich 1100 Stück auf das Pikol) mit heimbrachte. Die Sache hatte ihm 10 337 Dollars gekoſtet, aber ſein Reingewinn waren 67 924 Dollars.

Sind die Fiſcher an Ort und Stelle angelangt, ſo beginnt der Fang, der im allgemeinen noch auf etwas primitive Art und Weiſe betrieben zu werden ſcheint. Große Exemplare im flachen Waſſer werden einfach geſpießt, kleinere aber durch Taucher heraufgeholt, und auf dieſe Art werden die meiſten gefangen. In tieferem Waſſer bedient man ſich auch äußerſt einfacher Schleppnetze, welche an langen Bambusſtäben befeſtigt ſind.

Hat man eine entſprechende Menge von Trepang erbeutet, ſo begibt man ſich auf eine benachbarte Inſel, um ihn zu bereiten. Hiervon hängt ſehr viel ab. Zuerſt werden die Seewalzen aufgeſchlitzt und ausgenommen, dann drückt man das Waſſer heraus und reibt ſie außen und innen mit trocknem Kalk, von den malayiſchen Fiſchern tsilumam genannt, ein. Dann werden ſie getrocknet und zwar entweder an der Sonne — indeſſen iſt dieſe Sorte minderwertig — oder aber in beſondern Hürden, unter denen aus den Zweigen und Blättern gewiſſer Bäume ein ſchmauchendes Feuer erhalten iſt. Das gibt erſt den wahren haut-gout. Schließlich wird der Trepang in Säcke gepackt, und die Sache iſt ſo weit fertig. Von dem Ausſehen dieſes Leckerbiſſens gibt Wallace keine gerade ſehr verlockende Beſchreibung: „Trepang,“ ſagt er, „ſieht aus wie Würſte, die, nachdem ſie im Schlamm gewälzt worden waren, durch einen rußigen Schornſtein gezogen wurden.“ Die Sorte, von der ich gelegentlich Proben in Delikateſſengeſchäften bei uns zu Lande bewundert habe, ſah nicht ganz ſo ſchlimm aus, war aber wahrſcheinlich auch nicht eine von den beſten.

Der gewonnene und zubereitete Trepang wird nun an beſtimmte Plätze gebracht, wo zu gewiſſen Zeiten eine Art Meſſe ſtattfindet. Ein ſolcher Platz iſt für die Bugineſen, die eifrigſten Trepangfiſcher, die kleine Inſel Kilwaru zwiſchen Ceram-Laut und Geßir, eigentlich nur eine Sandbank von 50 Ellen Breite und Länge, 3 bis 4 Fuß über dem Meeresſpiegel und rings von Korallenriffen umgeben. Andere ſolche Plätze befinden ſich auf den Aruinſeln und ſonſt noch hin und wieder im auſtralaſiatiſchen Archipel. Sehr viel wird nach dem Hauptſtapelplatz Makaſſar gebracht. Neuerdings hat übrigens Java angefangen, dieſem Eiland bezüglich des Trepanghandels ſtarke Konkurrenz zu machen.

Der Marktpreis dieſes köſtlichen Leckerbiſſens hängt nun durchaus nicht von der Größe der einzelnen Individuen ab, ſondern von andern Eigenſchaften, welche für jeden, der nicht ein ganz gewiegter Kenner iſt, geheimnisvoll und myſteriös ſind. Das verſtehen nur die chineſiſchen Händler und Sortierer, auch die eingebornen Fiſcher haben keine Ahnung davon. Crawford unterſcheidet dreißig verſchiedene Qualitäten, als die beſte gilt „Takker Itam,“ welche an Ort und Stelle 300 Mark das Pikol koſtet, als die geringſte „Kuaſſa“ oder „Peku goreng,“ von der man ſich das Pikol ſchon für 20 Mark anſchaffen kann. Als ſehr gut gilt auch eine von den Mariannen kommende Sorte mit dem melodiſchen Namen „Guam.“

Von den Aruinſeln werden jährlich durchſchnittlich 1510 Pikol (Wert an Ort und Stelle 108 000 Mark), von Java etwa 6000 und von Makaſſar 8000 bis 9000 nach China ausgeführt. Die Geſamtmenge, welche das himmliſche Reich jährlich verbraucht, beträgt 90 000 Pikol, aber die Nachfrage iſt immer weit ſtärker als das Angebot, und ein Volksnahrungsmittel iſt Trepang in China noch lange nicht. Denn, iſt die Zahl von Seewalzenindividuen, welche jährlich dort verzehrt werden, immerhin auch auf 99 Millionen anzuſchlagen, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß China mindeſtens 380 Millionen Einwohner hat, mithin kommt noch nicht auf jeden vierten Chineſen jährlich eine Holothurie. Der Marktpreis in China ſelbſt beträgt von 85 bis zu 500 Mark der Pikol, je nach der Qualität, und nehmen wir als Durchſchnitt den Preis zu 200 Mark an, ſo geben die ſonſt ſo ſparſamen mongoliſchen Söhne des Himmels jährlich 18 Millionen Mark für jenes Seegewürm aus!

Über die Art der Zubereitung dieſer Delikateſſe habe ich leider nichts Genaues in Erfahrung bringen können, wahrſcheinlich wird aber gerade hierin das Hauptkunſtſtück zu ſuchen ſein. Chineſiſch zu lernen, bloß um chineſiſche Kochbücher zu ſtudieren, dazu habe ich mich doch noch nicht entſchließen können; ich kann meinen verehrten Leſerinnen nur ſo viel verraten, daß Jameſon verſichert, jene Zopfträger verſtünden ſehr kräftige und wohlſchmeckende Suppen, ſowie verſchiedenartige Frikaſſees daraus zu bereiten. Wohl bekomm's, wem's ſchmeckt!

---

## Michel Aubertin.

Eine Erzählung aus dem lothringer Lande.

Von E. Plaſtein. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Marguerites Herz drohte, ſtill zu ſtehen, und nur die äußerſte Willenskraft verlieh ihr ſo viel Selbſtbeherrſchung, um nicht in Gegenwart der Unglücksbotin vor Schmerz und Jammer laut aufzuſchreien. Um ihre erſt mühſam erkämpfte Ruhe war es wiederum geſchehen.

Sollte Lallier in der Überreiztheit ſeiner Seele, in der hochgradigen Aufgeregtheit, in der er ſie geſtern Abend verließ, ſo ganz ſich ſelber verloren haben, daß er Hand an ſich legte? War ſie dann nicht ſchuld an ſeinem Tode? Sie mochte, ſie konnte das Gräßliche nicht ausdenken. Sie fühlte, wie ihre Sinne ſich zu verwirren drohten, wie die Widerſtandskraft ihres Geiſtes zu erlahmen, zu weichen begann, und es dünkte ihr, als ob das Geſpenſt des Wahnſinns mit hohlen Augen ſie angrinſe und mit Polypenarmen nach ihrem Hirn greife.

Indeſſen brachte der alte Feldhüter im Vorbeigehen bald die Nachricht auf den Hof, daß Lallier noch lebe. Er ſei, am Rande des Straßengrabens liegend, von einem vorüberfahrenden Arzte, den man nachts zu einem Kranken rief, aufgefunden und nach dem Dorfe geſchafft worden. Freilich beſtehe wenig Hoffnung, den Schwerverwundeten am Leben zu erhalten; die Kugel ſei von rückwärts dicht unter der Schulter in den Körper eingedrungen und könne nach Anſicht des Arztes edlere Teile verletzt haben. Es unterliege keinem Zweifel, daß es ſich um einen mörderiſchen Überfall handelte; man nehme an, daß überraſchte Wilderer die That verübt hätten.

Er lebt! Er hat nicht ſelbſt Hand an ſich gelegt! Du biſt ſchuldlos! Das war das einzige, was Marguerite ſich immer und immer wiederholte. Und wie von einer Bergeslaſt befreit, atmete ihre ſorgengequälte Bruſt freier auf.

Endlich kam Aubertin nach Hauſe. Mit vom Wein gerötetem Geſichte, unheilverkündenden Wolken auf der Stirne, ohne Gruß trat er in die Stube.

Marguerite war es zwar nichts Ungewohntes mehr, daß ihr Mann in ähnlichem Zuſtande heimkehrte. Aber heute fielen ihr ſein barſches, finſteres Weſen, die ſcheuen Blicke, die er aus ſeinen unnatürlich hervorquellenden Augen zuweilen nach ihr herüberwarf, beſonders auf. Ja, ſie konnte ſich ſogar, was ſie ſonſt nie empfunden hatte, eines gewiſſen unerklärlichen Gefühls von Schauder und Furcht vor ihm nicht erwehren.

„Du kommſt aus dem Dorfe, Michel?“ unterbrach ſie das Schweigen.

Keine Antwort.

„Haſt du auch von dem Unglück gehört? Sag’, was weißt du? Lebt Lallier? Iſt Hoffnung, daß er gerettet werde?“

Aubertin ſtieß ein heiſeres Lachen aus. „Nimm dich in acht, du — du — du auch!“ und er ſchlug dröhnend auf den Tiſch, daß Teller und Gläſer klirrten, und blickte Marguerite drohend an.

„Ich verſtehe dich nicht — was verſetzt dich denn ſo in Wut?“

Wieder ertönte ſein unheimliches Lachen. „Du verſtehſt nicht?! Heuchlerin! Schlange! Warum zermalme ich dich nicht ebenſo —“ ſchrie er mit Donnerſtimme und ſetzte dann plötzlich leiſe und, nur zwiſchen den Zähnen ziſchend, hinzu: „— wie jenen Elenden!“

Er war aufgeſprungen und drohte Marguerite mit geballten Fäuſten — ſeine Augen funkelten vor Wut.

Tödlicher Schrecken lähmte Marguerite, ein fürchterliches Geheimnis war ihr offenbar geworden! Aubertin mußte ihren Abſchied von Lallier beobachtet haben, glaubte ſie des Treubruchs ſchuldig und hatte die Mordwaffe gegen jenen abgefeuert. Er war der Mörder, und ſie alſo doch die Veranlaſſung zu jener Schreckensthat!

Unfähig all den wechſelndem ſeeliſchen Erſchütterungen, die ſo Schlag auf Schlag einander folgten, länger zu widerſtehen, ſank die Bedauernswerte ohnmächtig zu Boden.

Den Bemühungen einer Magd gelang es erſt nach geraumer Zeit, ihre Herrin wieder zum Bewußtſein zurückzurufen.

Aubertin war verſchwunden.

Als endlich für Marguerite nach einer, unter den martervollſten Seelenkämpfen ſchlaflos durchwachten Nacht, den ſchrecklichſten Stunden ihres Lebens, der Morgen anbrach, da ſtand für ſie unabänderlich der Weg vorgezeichnet, den ſie nun gehen müſſe: Trennung von ihrem Manne, das war die einzige Löſung, die ihr blieb. Zwiſchen ihr und ihm, deſſen Hand ſich mit dem Blute eines Schuldloſen befleckt, gab es keine Gemeinſchaft mehr; er ſelbſt hatte einen unüberbrückbaren Abgrund zwiſchen ſie beide gelegt.

Die Turteltaube.
Rings Sonnenglut und harz’ger Duft,
Und manchmal nur von Zeit zu Zeit
Ein Taubengurr’n aus ſtiller Luft —
Wie lieb’ ich dich, Waldeinſamkeit!
H. Seidel.

Noch hielt ſie ſich allerdings durch ihre Pflicht gebunden. Konnte, durfte ſie, ſolange nicht die Scheidungsklage eingeleitet und ſie gerichtlich nicht dazu ermächtigt war, das Haus ihres Ehemannes eigenmächtig verlaſſen? Nimmermehr! Sie wies dieſen Gedanken entſchieden von ſich. Zwar wußte ſie wohl, daß ſie mit dieſem Ausharren an einem Orte, wo ihr der Boden unter den Füßen brannte, ſich ein ſchweres Opfer zumutete, eine Aufgabe übernahm, die zu erfüllen, ihre ganze Kraft und Selbſtverleugnung erfordern werde. Tage, Wochen vielleicht, ſollte ſie noch gleichmütig neben dem Manne hergehen, der nie ihre Liebe beſeſſen und den ſie aus Gewohnheit ertragen hatte, der ihr aber jetzt nur noch Schauder einflößte. Aber ſie hatte ſchon ſo manches Schwere erduldet und überwunden, und ſo würde mit Gottes gnädigem Beiſtande wohl auch dieſe Prüfung ein Ende nehmen.

Nie hatte ſie ſo inbrünſtig gebetet, als in dieſer Zeit, wenn ſie des Abends in ihrer einſamen Speicherkammer, wo ſie ſich fortan zur Ruhe zu legen pflegte, vor dem mit einem kleinen elfenbeingeſchnitzten Heilande geſchmückten, ſchwarzen Holzkreuze in die Kniee ſank. Und indem ſie um die Erhaltung des ihr heute, wie einſt ſo teueren Lebens François’ flehte, dachte ſie frommen Sinnes an nichts anderes, als daß von ihrem und Aubertins Gewiſſen die Blutſchuld abgewälzt werden möge.

Und ihr Gebet ſchien Erhörung zu finden. Täglich berichtete der alte Feldhüter, wenn er auf ſeiner Tournée, wie er ſeine Gänge durch die Gemarkung nannte, am Hofe vorbei kam, über Lalliers Befinden. Lange ſchwebte dieſer in höchſter Gefahr, aber allmählich wuchs die Hoffnung des Arztes, ihn am Leben zu erhalten. Lalliers geſunde und kräftige Konſtitution ſchien eine weitere Bürgſchaft für einen günſtigen Verlauf der Heilung zu ſein.

So fand Marguerite einigen Troſt und die nötige Kraft, ihre Pflichten als Hausfrau von einem Tage zum andern weiter zu erfüllen. Ernſt und ſtill verrichtete ſie die ihr obliegende Arbeit. Sehr erleichtert übrigens wurde ihr dies durch Aubertins Verhalten. Zwiſchen den Gatten war ſeit jenem ſchrecklichen Abende kein Wort mehr gewechſelt worden. Und hatte Aubertin ſchon vorher die Beſorgung ſeiner Ackerwirtſchaft faſt vollſtändig dem Großknechte überlaſſen, jetzt kümmerte er ſich um dieſelbe gar nicht mehr; er und Henri hatten ſich gänzlich den Schmugglern angeſchloſſen und ließen ſich nur noch ſelten und dann meiſt zur Nachtzeit und für wenige Stunden zu Hauſe blicken.

Die wegen des Mordsverſuchs an Lallier eingeleitete, gerichtliche Unterſuchung führte zu keinem Ergebniſſe. Niemand hatte Aubertin im Verdachte der Thäterſchaft; man dachte an keinen Racheakt und neigte nach wie vor der Anſicht zu, daß der Schuß von überraſchten, unbekannten Wilderern abgefeuert worden ſei. Lallier ſelbſt vermochte über den rätſelhaften Überfall nichts Beſtimmtes zu bekunden, und Marguerite — ſchwieg. Anfangs waren einige Streifpatrouillen von Förſtern und Grenzaufſehern ausgeſandt worden; aber da ſie nichts Verdächtiges entdeckten, hatte die Wachſamkeit der Behörden anſcheinend nachgelaſſen. Goulons Bande war bald wieder eifriger als je zuvor am Werke.

* * *

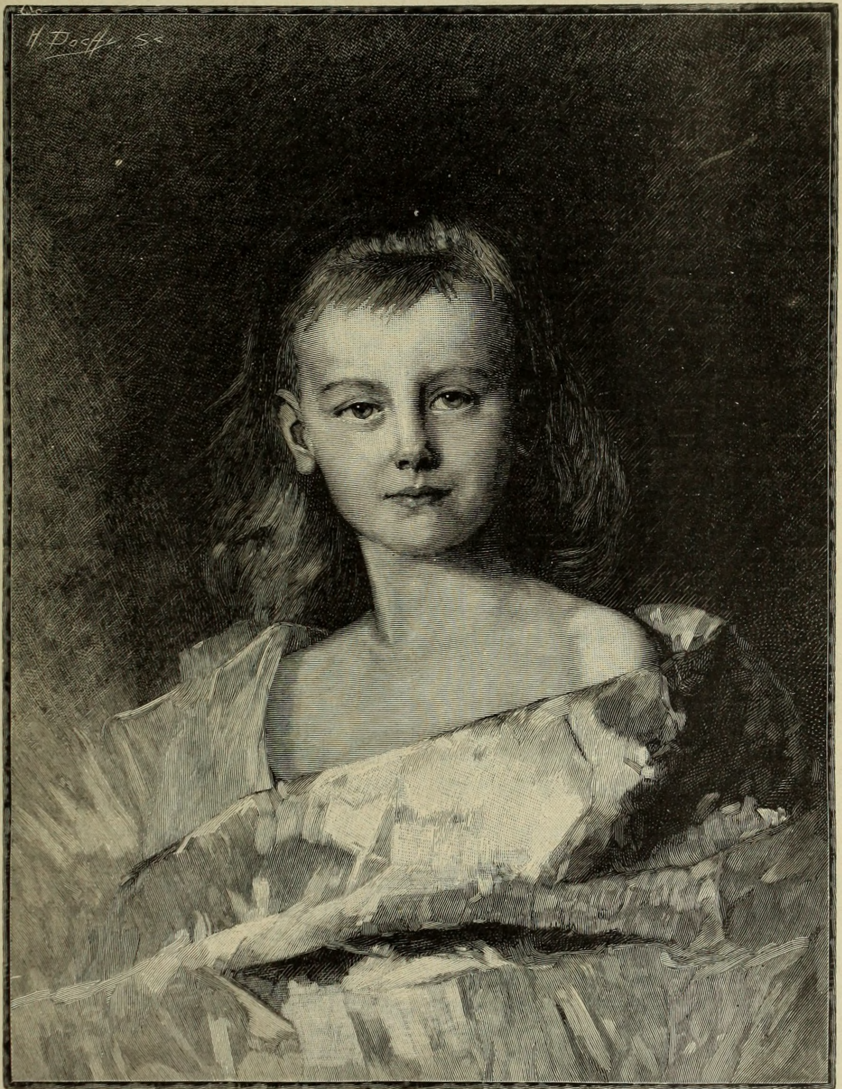
Es ging auf Weihnachten zu. Reichlicher Schnee bedeckte die Niederungen und die Höhen, die Waldbäume ächzten unter der Laſt, die auf ihren Zweigen lag, und ein ſchneidender Nordoſt wirbelte die weißen, ſtaubartigen Maſſen durcheinander und fegte ſie auf dem vom Pachthofe zum

Dorfe hinabführenden Wege da und dort zu förmlichen Wällen und die Paſſage hemmenden Barrieren zuſammen. Dies hinderte aber Marguerite, welche ſeit einigen Tagen den alten Feldhüter nicht zu Geſicht bekommen hatte, nicht, noch am ſpäten Nachmittage ſich auf den Weg ins Dorf zu machen, um über François' Befinden, das jetzt ihre ganze Sorge ausmachte, ſelbſt Erkundigungen einzuziehen.

Die Sonne war hinter einer grauen Nebelwand glanzlos verſunken, und die Schatten der kurzen Dämmerung verdichteten ſich zu einer raſch zunehmenden Dunkelheit, die ſich wie ein ſchwarzer, da und dort mit Silberborten glitzernden Schnees verbrämter Mantel auf die Erde legte, als aus dem Walde über den Weg hinweg eine Geſtalt huſchte und vorſichtig an der Hausmauer entlang ſchlich — Aubertin. Nur einen Augenblick hielt er an dem kleinen, vergitterten Fenſter an und warf einen forſchenden Blick ins erleuchtete, leere Gemach. Gleich darauf, nachdem er nochmals ſorgfältig nach allen Seiten umhergeſpäht hatte, trat er in den Hof, dröhnend das Thor ins Schloß werfend. Er wollte wohl den Anſchein erwecken, als ſei er den Weg vom Dorfe herauf gekommen. Eine Magd ſtreckte neugierig den Kopf zum Küchenfenſter heraus. Von dieſer erfuhr Aubertin, daß ſeine Frau nicht zu Hauſe ſei. Eigentlich war ihm das lieb, und er trat unbefangener, als dies ſeit lange geſchah, in die Wohnſtube, wo er ſich am warmen Ofen niederließ.

Welche Veränderung war in den letzten Wochen mit ihm vorgegangen! Er ſchien um Jahre gealtert. Seine Züge ſahen ſchlaff und übermüdet aus, ſeine Augen lagen tief in den Höhlen, ſein Haar, das ihm unordentlich um Stirn und Schläfen hing, hatte ſich faſt ganz grau gefärbt. Der noch vor kurzem in Kraft und Geſundheit blühende Mann bot, wie er ſo halb in ſich zuſammengeſunken daſaß, den Anblick eines körperlich und ſeeliſch ſchwer Kranken dar. Unverwandt ſtarrte er in die Glut des Herdes, dann und wann entrang ſich ein leiſes Ächzen der ſchweratmenden Bruſt, und dann ſchüttelte es ihn plötzlich wie Fieberfroſt.

Ein Hund im Hofe ſchlug an; Aubertin fuhr aus ſeinem dumpfen Hinbrüten empor. Der „Fakteur", der Briefbote, die kleine Blendlaterne an der Bruſt befeſtigt, mit deren Hilfe er ſich den Weg durch die Dunkelheit und die Schneeverwehungen gebahnt, trat ein und überreichte dem Pächter ein mit einem amtlichen Siegel verſchloſſenes Schreiben. Aubertin ſchrak ſichtlich zuſammen und fand kaum den Mut, dem pflichtgetreuen Stephansjünger, der ſich puſtend und ſtampfend den Schnee abzuſchütteln ſuchte, den Brief aus der Hand zu nehmen. Seit jener Unglücksnacht, da er in einer Art von Wutanfall die todbringende Waffe auf Lallier gerichtet hatte, und ſeitdem nach dem Thäter gefahndet wurde, befand er ſich in einem Zuſtande ſo hochgradiger nervöſer Erregung, daß ihn das alltäglichſte Vorkommnis, wenn er nicht darauf vorbereitet war, ein harmloſes Wort, ein Geräuſch in Schrecken verſetzen konnte.



Wilhelmine, Königin der Niederlande. Nach dem Gemälde von Thereſe Schwartze.

Was mochte das Schreiben enthalten? Mit zitternden Fingern erbrach er es endlich.

Er las — er las nochmals — —

„Ladung zum Sühneverſuch in der Eheſcheidungsſache der Marguerite Aubertin, geb. Blaiſe, gegen ihren Ehemann Michel Aubertin —" ſtand da mit großen Buchſtaben geſchrieben.

Ein Schrei, wie der eines zum Tode Verwundeten, entrang ſich ſeiner Kehle — das Papier fiel zu Boden — vor ſeinen Augen wurde es dunkel — er wankte wie ein Trunkener.

Alſo dahin war es gekommen! Erbarmungslos ihm den Rücken kehren wollte ſie! Ihn verlaſſen, ihn ſeinem Schickſale preisgeben! Ihr Weg ſollte ſich auf ewig von dem ſeinigen ſcheiden!

Freilich konnte er ſich ſelber von der Schuld an dieſem Entſchluſſe Marguerites nicht frei ſprechen. Doch wie alle ſchwachen Charaktere vermochte er es auch nicht, die ganze Verantwortung allein zu tragen, und er ſuchte den größeren

Teil davon auf Marguerite abzuwälzen. Warum verheimlichte ſie ihm ihre früheren Beziehungen zu Lallier? Wie konnte ſie zugeben, daß jener Menſch ſich ſolche Vertraulichkeiten gegen ſie erlaubte? Nein, nicht er, ſie, ſie allein trug die Schuld daran, daß er zum Verbrecher geworden, ja an dem Verbrechen ſelbſt!

Durch ſolche Betrachtungen verſetzte ſich Aubertin allmählich in einen Zuſtand ingrimmigen Zorns. Das Blut ſtieg ihm zu Kopf, ſobald er Lalliers gedachte. Der Dieb! Der Räuber ſeiner Ehre! Verdient hatte er die Kugel, die ihn — leider nicht für immer — zu Boden ſtreckte! Drohende Verwünſchungen murmelnd ſchritt er heftig im Zimmer auf und ab.

Da trat Marguerite ein. Sie konnte, als ſie Aubertin erblickte, eine Bewegung des Erſchreckens nicht verbergen und überlegte einen Moment, ob ſie ſich nicht lieber in ihre Kammer zurückziehen ſollte. Aber Aubertin, deſſen Augen feſt auf ſie gerichtet waren, entging dies nicht, und er ließ ihr dazu keine Zeit; er ſprang auf ſie zu und zog ſie, mit eiſernem Griffe ihren Arm umfaſſend, ins Gemach.

„Was ſoll das?!“ ſtieß ſie ſchreckensbleich hervor. Es war das erſte Mal, daß er ſich derart thätlich an ihr vergriff.

„Du ſollſt hier bleiben — ich habe mit dir zu reden —“ ſchrie Aubertin. Und indem er ihr die gerichtliche Ladung entgegenhielt, fügte er mit einer Stimme, die ſpöttiſch klingen ſollte, aber von verhaltener Wut bebte, hinzu: „Scheiden alſo wollen Madame ſich laſſen? Ei, wie heimlich man das betrieben hat! Und warum denn, wenn ich fragen darf? Iſt dies etwa auch ſchon mit — mit — dem Renegaten, dem Herzallerliebſten — hahaha — vereinbart?! —“

Marguerite nahm all ihren Mut zuſammen. Schon oft war es ihr durch furchtloſes Standhalten, durch Ruhe und Würde gelungen, den Aufgeregten zu beſänftigen und in Schranken zu halten. Auch heute galt es — vielleicht zum letztenmale — ihre Kraft zu erproben. So ſchwer bei der tödlichen Beleidigung, die Aubertin ihr noch ſoeben ins Geſicht geſchleudert, es ihr auch wurde, ſie zwang ſich gewaltſam zur Ruhe. Kaum merkbar klang die Erregung durch, die in ihrem Inneren wallte, als ſie ihrem Manne ernſt und gelaſſen die Gründe zu entwickeln ſuchte, warum ein ferneres Zuſammenleben unmöglich ſei. Unabänderlich ſtehe ihr Entſchluß feſt, ein Band zu löſen, welches ihr Seelenheil bedrohe, eine Feſſel zu ſprengen, welche ſie ſchwerer empfinde, als ein Bagnoſträfling ſeine am Beine nachſchleppende Eiſenkugel.

Keine Silbe der Verteidigung aber kam über ihre Lippen in bezug auf das Verhältnis zu Lallier, welches Aubertin ihr in ſo ſchonungsloſer Weiſe vorgeworfen hatte; ſie hielt es unter ihrer Frauenehre; ſie fühlte ſich zu ſchuldlos, zu rein, als daß das Gift ſeiner Worte nachhaltig zu wirken vermochte.

Diesmal jedoch täuſchte ſich Marguerite über die Macht, welche ihre kühle Gelaſſenheit ſonſt wohl auf Aubertin übte. Die Überzeugung, die ſich ihm mit ſchrecklicher Gewißheit aufdrängte, daß Marguerite von ihrem Entſchluſſe, die Scheidung durchzuſetzen, ſich nicht mehr abbringen laſſen werde, ihr Stillſchweigen auf die Anſchuldigung des Treubruchs, das er ihr als Verſtocktheit auslegte, ſteigerten ſeinen ohnmächtigen Zorn. Er hörte kaum mehr auf Marguerite und raſte ſich bei dem Gedanken, der nicht von ihm wich, daß er in Lallier einen begünſtigten Nebenbuhler gefunden, in eine unſinnige Wut hinein. Von rohen Scheltworten, ſchmählichen Beſchuldigungen, greulichen Flüchen floſſen ſeine Lippen über, und Marguerite, die er wiederholt thätlich bedrohte und in brutaler Weiſe am Arme zerrte, ſtand ſchließlich leichenblaß, wortlos und ratlos dem Raſenden gegenüber.

Plötzlich knatterten in der Nähe des Hauſes mehrere Schüſſe. Aubertin ſchrack zuſammen.

Es ward ihm ſofort klar, daß jener Augenblick, vor dem ihm ſtets ſo ſehr gebangt, da war, daß die Grenzwächter den Schmugglern, welche gerade in dieſer Nacht wieder einen Transport gepaſchter Waren einbringen ſollten, endlich doch auf die Spur gekommen waren und eben mit ihnen im Kampfe lagen. Nun war es auch um ihn geſchehen! Flucht, ſchleunige Flucht, war ſein nächſter Gedanke. Er riß Hut und Büchſe von der Wand.

Schon im Begriff, die Stube zu verlaſſen, drehte er ſich nochmals um und rief mit wütender Geberde, die Fauſt gegen ſeine Frau ſchüttelnd: „Die kommen dir wohl gelegen, die Hunde von Douaniers, die Freunde deines Freundes? Du haſt ſie vielleicht ſelber hierher gelockt?!“

„Und wenn dem ſo wäre?“ erwiderte trotzig Marguerite, welcher mit einemmale der Mut zurückgekehrt war. „Mag kommen was da will, das Schlimmſte kann nicht ſchlimmer ſein, als ein Leben fortzuſetzen, wie ich es führte!“

„Und du meinſt wirklich, mich wie einen räudigen Hund mit Füßen von dir zu ſtoßen, um dich hernach in die Arme deines Liebhabers werfen zu können?!“

Er ſtieß ein heißeres Gelächter aus, und ſeine Augen rollten wie die eines Wahnſinnigen.

„Aber da haſt du die Rechnung ohne mich gemacht — noch lebe ich — noch bin ich frei, um dies zu verhindern — und wenn ich ihn auch nicht aufs Leben traf — dieſe Kugel,“ er hob in blinder Raſerei ſeine Büchſe, „ſoll ihr Ziel nicht verfehlen — Euer Blut komme über Euch ſelber —“

Donnernd krachte der Schuß durchs Gemach. Aber in dem Augenblicke als Aubertin losdrückte, wurde die Waffe in die Höhe geſchlagen, und vier kräftige Arme rangen den ſich wütend Wehrenden zu Boden. Zwei Grenzwächter, welche den Pachthof heimlich beſetzt hatten, waren durch den lauten Streit Aubertins und Marguerites herbeigelockt, gerade zur rechten Zeit ins Zimmer geeilt, um ein fürchterliches Verbrechen eines Wahnſinnigen abzuwenden.

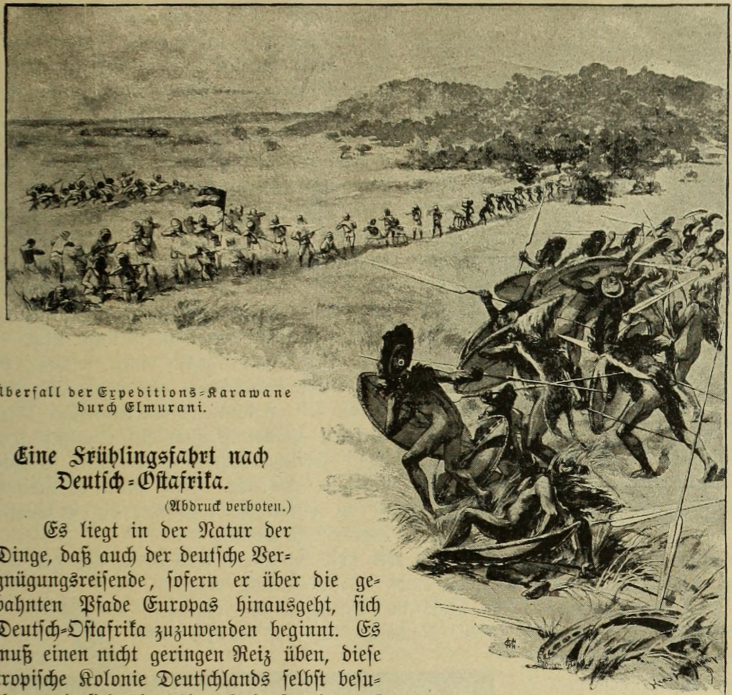
Jetzt ließen ſich Stimmen und Schritte im Hofe vernehmen. Der Kampf mit den Schmugglern, die unter Hinterlaſſung ihrer Warenballen die Flucht ergriffen hatten, war zu Ende, und eine Abteilung von Zollwächtern nahte ſich in langſamem Zuge. Die vorderſten der Männer trugen den entſeelten Körper Henris, der noch die Flinte mit der ſtarren Hand krampfhaft umklammert hielt. Eine Kugel hatte den jungen Leben ein Ende gemacht.

Aubertin, der gefeſſelt, ſtumm und finſter blickend bei Seite ſtand, ſchrie, als ſich ihm dies unerwartete Schauſpiel darbot, vor Schmerz und Weh laut auf und brach bewußtlos über der Leiche ſeines Sohnes zuſammen.

Und als der Gefangenenwärter am nächſten Tage die Zelle öffnete, um Aubertin dem Staatsanwalte vorzuführen, da blieb er beſtürzt an der Schwelle ſtehen — der Verbrecher hatte ſelber der irdiſchen Gerechtigkeit vorgegriffen, und ſeine Seele ſtand bereits vor einem höheren Richterſtuhle.

* * *

Nicht allzu viele Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, aber an jene Ereigniſſe denkt heute, in unſerer raſchlebigen Zeit, kaum noch der eine oder andere flüchtig zurück. Neue Begebenheiten, neue Eindrücke haben die alte Geſchichte in der Erinnerung verblaſſen laſſen. Ein neuer Pächter bewohnt den Pachthof, hinter dem der Wald jetzt ſtark gelichtet und zum Teil ganz ausgerottet iſt. Den Namen Aubertins hört man nicht mehr nennen. Nur dem alten Feldhüter ruft das einfache Eiſenkreuz mit dem Namen Henri, das auf dem kleinen Dorfkirchhofe einen grünen Hügel ſchmückt, wenn er alljährlich am Tage Allerheiligen einen Ericakranz an demſelben aufhängt, die Vergangenheit lebhaft ins Gedächtnis zurück. Aus einem Vogeſenthale, wohin ſich der wiedergeneſene Lallier mit ſeiner Frau Marguerite zurückgezogen, werden ihm die ſchlichten Haideblumen jedesmal zugeſchickt; keine Zeile, keine Nachricht begleitet ſie; der Alte aber weiß doch, von wem ſie kommen und für wen ſie beſtimmt ſind. Und dann ſpricht er, ſeine Dienſtmütze vom ergrauten Haupte ziehend, fromm ein ſtilles Gebet für die Seelen von Henri und Michel Aubertin.



Überfall der Expeditions-Karawane durch Elmurani.

## Eine Frühlingsfahrt nach Deutſch-Oſtafrika.

(Abdruck verboten.)

Es liegt in der Natur der Dinge, daß auch der deutſche Vergnügungsreiſende, ſofern er über die gebahnten Pfade Europas hinausgeht, ſich Deutſch-Oſtafrika zuzuwenden beginnt. Es muß einen nicht geringen Reiz üben, dieſe tropiſche Kolonie Deutſchlands ſelbſt beſuchen und ſich über ihre Zukunft ein auf den Augenſchein begründetes Urteil bilden zu können. So ſind denn außer den thatendurſtigen eigentlichen Kolonialſchwärmern, die ja meiſt als „Chefs“ irgend welcher Art in Afrika eine Stellung fanden, ſchon mehrfach wohlhabende Jäger und Maler in die Kolonie gegangen. Ihren Spuren iſt im vorigen Frühling Herr Friedrich Kallenberg aus Bayreuth gefolgt, und was er in Deutſch-Oſtafrika erlebte, hat er in einem intereſſanten Buche: „Auf dem Kriegspfade gegen die Maſſai. Eine Frühlingsfahrt nach Deutſch-Oſtafrika.“ (München. C. G. Beckſche Verlagsbuchhandlung 1892) erzählt.

Was Herr Kallenberg für gewöhnlich treibt, geht aus der Vorrede nicht hervor, wohl aber läßt ſich aus ihr entnehmen, daß er ein „vielgewanderter“ Mann iſt und daß er auszog, „als harmloſer Touriſt mit Pinſel und Palette zu einer Frühlingsfahrt.“ Wie die zahlreichen Abbildungen, die ebenſo anſprechend wie lebenswahr ſind, beweiſen, weiß er dieſe wohl zu handhaben. Aus dem Text aber gewinnt man die Überzeugung, daß unſer Reiſender nicht nur ein wohlmeinender und wahrheitsliebender Mann, ſondern auch ein guter Beobachter iſt.

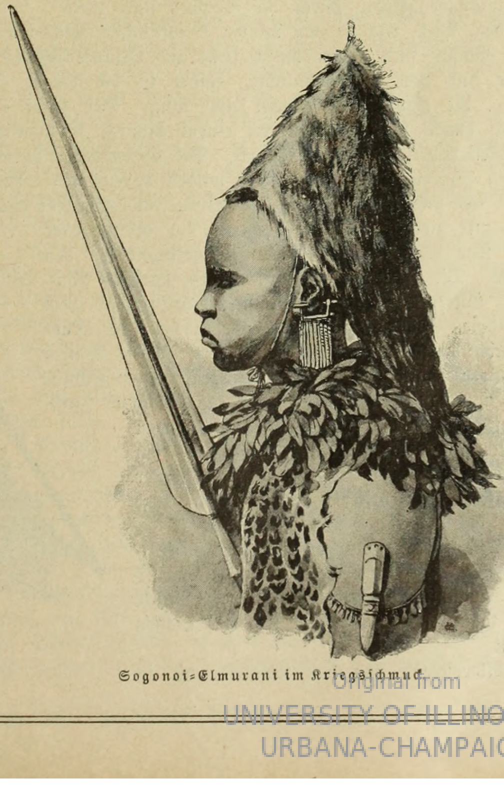
Zuerſt von dem Verlauf der Reiſe, die zum Teil eine unerwartete Wendung nahm. Herr Kallenberg begab ſich zunächſt nach Bagamoyo und entſchloß ſich dort, auf den Rat des bekannten um die Kolonie ſehr verdienten Chef Leue, nach dem Kilima Ndſcharo aufzubrechen. Dorthin bot ſich eben eine gute Reiſegelegenheit. Die franzöſiſche Miſſion in Bagamoyo ſchickte nämlich eine von zwei deutſchen Miſſionaren geführte Karawane in das Innere. Dieſe brach von Pangani aus auf, und Herr Kallenberg ſchloß ſich ihr dort an.

Die Ausrüſtung hatte in Bagamoyo geſchehen können. Ebenſo waren dort die nötigen Träger gewonnen worden. „Die Anwerbung der Träger geſchieht auf die leichteſte Weiſe; wer deren bedarf, und ſeien es auch mehrere Tauſend, wendet ſich an Siwa Hadji, den reichen Großkaufmann, und findet dann die nötige Anzahl Leute zur rechten Zeit verfügbar.“ Das Gefolge von Herrn Kallenberg beſtand aus elf Leuten, mit denen er leidlich zufrieden war. Ungleich zahlreicher war die Karawane der beiden Miſſionare Rohmer und Blanchard, der er ſich anſchloß. Dieſe zählte nicht weniger als 180 Laſten und war von zehn Askaris begleitet.

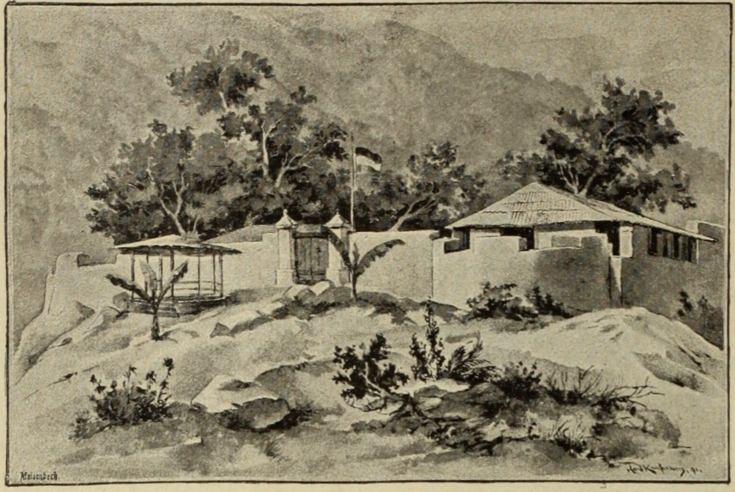
Am 20. Februar brach man auf und marſchierte zunächſt über Korogwe nach Mauri und von dort weiter nach dem Fort Maſinde. Dieſes Fort, das die Reſidenz des berüchtigten Sultans Simbodja von Uſambara beherrſcht, hat auch inſofern eine große ſtrategiſche Bedeutung, weil hier jene Ebenen beginnen, welche von den räuberiſchen Stämmen der Maſſai durchſtreift werden. Wir werden dieſe Herrſchaften gleich näher kennen lernen.

Als Herr Kallenberg in Maſinde eintraf, befand ſich die Beſatzung in nicht geringer Aufregung. Man erwartete täglich die Rückkehr Wißmanns von ſeiner Expedition nach dem Kilima Ndſcharo. Obgleich man von ſeinem Anmarſch Kenntnis hatte, waren doch alle Verſuche, ihn in den Beſitz der ſeiner harrenden Briefe zu ſetzen, vergeblich geweſen. Banden in der Steppe umherſchweifender Maſſai machten das unmöglich.

Während dieſer Tage unternahmen Herr Kallenberg und der Pater Rohmer einen Ausflug in das ſich über Maſinde erhebende Gebirge. Durch die pfadloſe Wildnis ging es in harter Arbeit bergan. Endlich lag der Grat, der, nach der Annahme unſerer Bergſteiger, die Vorberge mit dem eigentlichen Gebirge verband, vor ihnen, aber welche Enttäuſchung, der Grat hatte gar keine Verbindung mit der hinter ihm liegenden Bergwand. „Ein ungeheurer Abgrund, auslaufend in ein mit üppiger Vegetation beſtandenes Thal, gähnte uns entgegen. Drüben, in ſchwindelerregend ſteilen und langen Fluchten, erhoben ſich noch etwa 1000 Fuß höher die Wände, das Ziel unſerer Wünſche. In den Schroffen wuchſen Raphiapalmen, und während in den Alpen eine derartige Gruppe mit unwirtlichen, verwitterten Zacken abſchließt, bedeckten hier grüner Buſch und hohe Bäume ihren Rand.“ Auf einer Felſenplatte, welche einen herrlichen Rundblick bot, wurde ein Flaggenſtock zwiſchen Steinen aufgerichtet und die ſchwarz-weiß-rote Fahne gehißt. Die Stätte aber erhielt den Namen „Auguſta Viktoriahöhe.“



Sogonoi-Elmurani im Kriegsſchmuck.



Fort Maſinde.

Am 8. März traf endlich Herr von Wißmann im Fort ein. Er machte auf Herrn Kallenberg ganz denſelben imponierenden Eindruck, wie auf jeden, der ihn in Afrika geſehen. „Offiziere, Mannſchaften, wie die eingeborene Bevölkerung hängen mit Liebe und Verehrung an ihm. Zahlreiche Anekdoten, die ſeinen liebenswürdigen Charakter illuſtrieren, ſind unter den Schwarzen im Umlauf.“

Obgleich Wißmann nur einen Tag in Maſinde verweilte, beſchloß er doch hier, ein Streifkorps gegen die Maſſai auszuſchicken und geſtattete Herrn Kallenberg, ſich demſelben anzuſchließen. Chef dieſes aus 63 Sudaneſen, 120 Zulus, zwei Askaris und über 100 Trägern beſtehenden Korps war Herr Johannes. Schon am 10. März brach dieſe Truppe behufs Erfüllung der ihr geſtellten ſchwierigen Aufgabe auf.

Die Maſſai ſind ein ausgeſprochenes Räubervolk, und ihre Organiſation hat eine gewiſſe Ähnlichkeit mit der, welche die Koſaken des XVI. Jahrhunderts ſich gegeben hatten. Seßhaft ſind nur die älteren verheirateten Männer und ihre kleinen Kinder. Die jungen Männer ſchweifen, zu kriegeriſchen Banden zuſammengethan, durch die Steppen und leben von dem Vieh, das ſie den minder kriegeriſchen Nachbarn rauben. „Die Maſſai ſind ungewöhnlich hohe und ſchlanke Geſtalten. Die Beine ſind von ungewöhnlicher, ſofort in die Augen fallender Länge, die Hände ſehr ſchmal und lang. Der Kopf iſt klein, ſeitlich etwas plattgedrückt, von einem dichten, kurzwolligen und perrückenartigen Haarwuchs bedeckt. Die Geſichtszüge haben etwas ſeltſam Weibliches, ungeachtet der wilden Lebensweiſe. Die Augen liegen tief und ſind von wulſtigen Brauen überſchattet; eine gerade Naſe mit ziemlich weiten Flügeln, ein breiter aber nicht ſehr aufgeworfener Mund vervollſtändigen den Typus. Die Hautfarbe iſt ein dunkles, ſtark ins Aſchgraue ſpielendes Schokoladebraun. Entſprechend dem beſtändigen Gebrauch ſchwerer Waffen erſcheint die Muskulatur überaus ſtraff und entwickelt. Dieſe Waffen beſtehen ansſchließlich in einem breiten, ovalen Schilde aus Büffelhaut mit in rot, weiß und ſchwarzer Farbe ausgeführten heraldiſchen Zeichen und einem ziemlich gut geſchmiedeten Hauſpeere, deſſen Klinge eine Länge von 70, deſſen eiſerner Schaftteil 75 Centimeter mißt. Der ganze Speer hat die Länge von 2 Metern.

Pflanzenkoſt genießen nur die verheirateten Maſſai. Die Krieger, die Elmurani, leben ausſchließlich von Fleiſch oder Milch, wozu dann noch das Blut lebender Ochſen kommt.

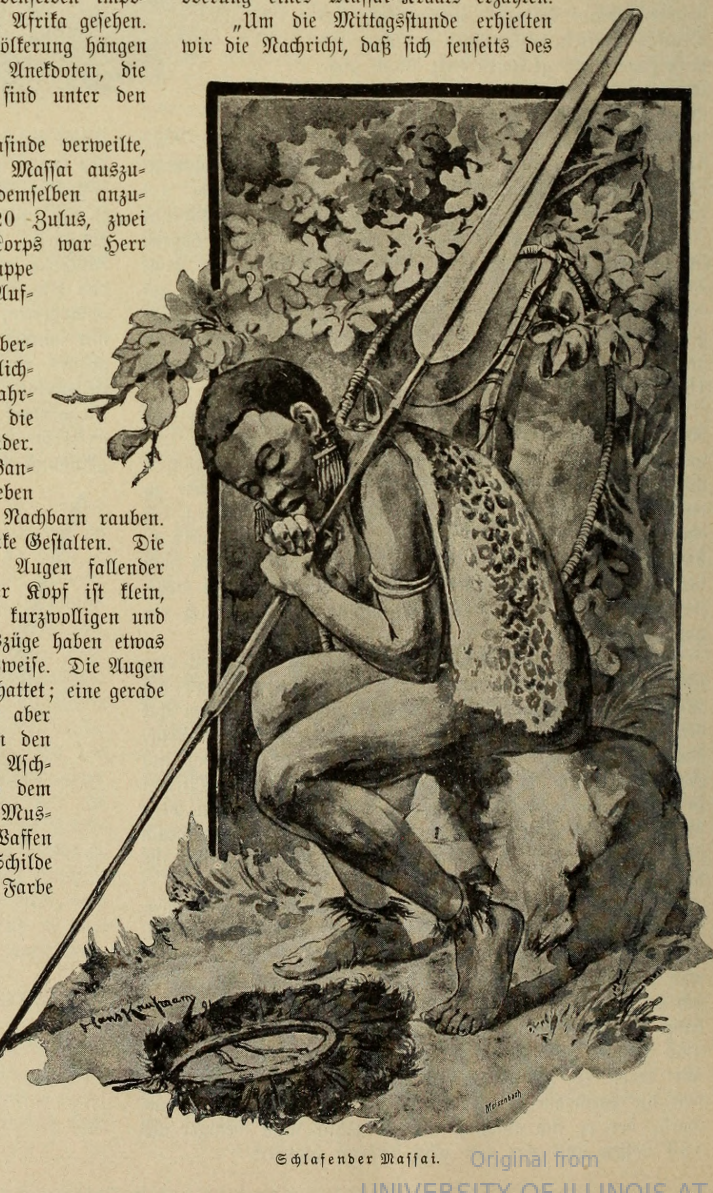
Abweichend von den Koſaken, die in ihren Lagern kein Weib duldeten und jede Frau, die ſich in dasſelbe eingeſchlichen hatte, ausnahmslos töteten, führen die Elmurani die jungen Mädchen ihres Stammes mit ſich. Das bedingt, daß ſie ſich flüchtige Kraale errichten, in denen ſie die jungen Weiber bergen und von denen aus ſie ihre Raubzüge unternehmen.

Dieſe Kriegerkaſte iſt natürlich von dem ganzen Hochmut und der rückſichtsloſen Grauſamkeit erfüllt, welche eine ſolche Lebensweiſe mit ſich bringt. Dazu kommt, daß kein, wenn auch noch ſo entſtelltes, ideales Prinzip dieſer zu Grunde liegt.

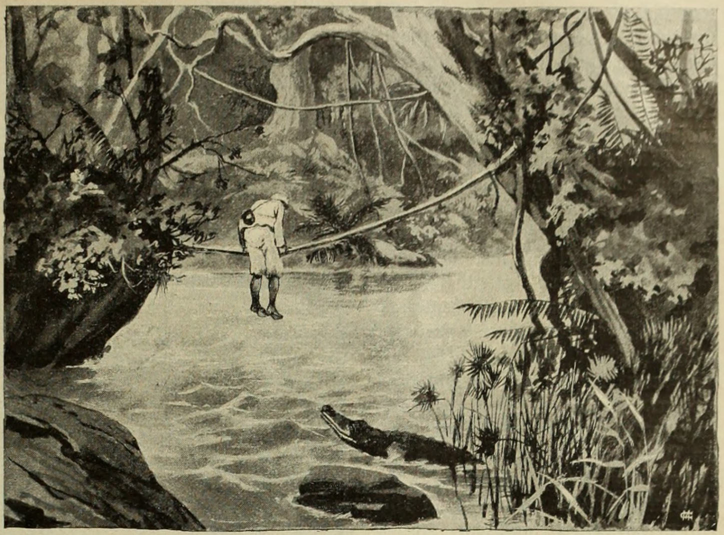
Der Kampf gegen einen ſolchen, an das Klima gewöhnten und gegen alle Unbilden der afrikaniſchen Steppenwüſte abgehärteten Feind iſt auch für eine mit heutigen Schießgewehren ausgerüſtete Truppe überaus ſchwierig. Nur wenn es gelingt, ſie zu überraſchen, können die Flüchtigen überwältigt werden.

Laſſen wir uns von Herrn Kallenberg von der Eroberung eines Maſſai-Kraals erzählen.

„Um die Mittagsſtunde erhielten wir die Nachricht, daß ſich jenſeits des



Schlafender Maſſai.

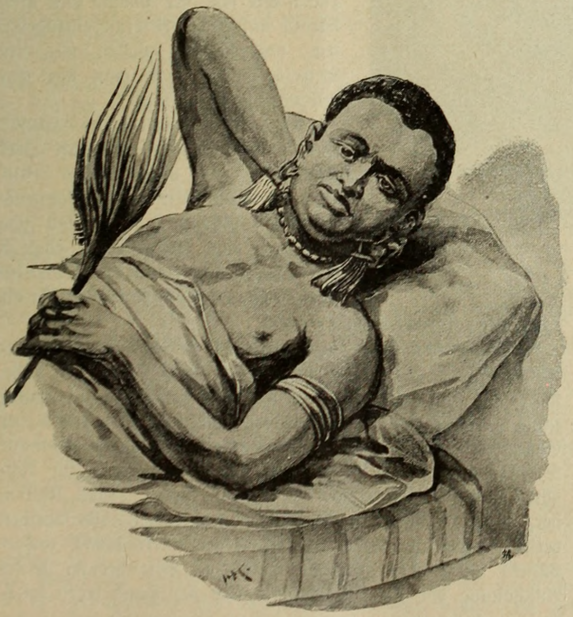


Gefährliche Paſſage.

Mkumaſi ein Maſſai-Kraal befinde. Die Maſſai ließen uns ſagen, nachdem ſie von den vielen Soldaten gehört, wollten ſie keinen Krieg mit den Waſungu, d. h. den Deutſchen. Ihre ſonſtige Verſchlagenheit hinderte ſie nicht daran, dieſe Erklärung für hinreichend zu erachten, um den Krieg von ſich abzuwenden. Sie wähnten, daß wir von derſelben Furcht vor ihnen beſeſſen ſeien, wie die umwohnenden Neger.

Da die Maſſai ſehr viel Vieh beſaßen, ſo wollte Chef Johannes den Abend abwarten, bis es eingetrieben war. Um halb fünf Uhr marſchierten wir nach dem Kraal, drei Züge zu je dreißig Mann unter der Führung von Johannes, Prince und de la Frémoire. Mann hinter Mann überſchritten wir unter möglichſter Vermeidung jeden Geräuſches den Bach, und weiter ging es durch die Büſche. Der Kraal lag in der Ebene, und es war den Maſſai unmöglich, unſeren Anmarſch zu verfolgen. Nach einer Viertelſtunde verriet das Blöken der Rinder und Schafe, daß wir nahe an den Kraal herangekommen waren. Als uns nur noch wenige Büſche von den ahnungslos in ihrem Kraal ſitzenden Maſſais trennten, ließ Johannes halten, um einen raſchen Überblick über die Situation zu gewinnen. Sehend, ohne geſehen zu werden, erblickten wir die Maſſai, die größtenteils im Schatten einer großen Akazie verſammelt waren. Sämtliches Vieh war eingetrieben und der Augenblick günſtig.

Der ſchwarze Fahnenunteroffizier entrollte das Banner, Chef Johannes gab das Kommando: „Fällt das Gewehr, marſch, marſch!“ und wie eine Sturmwolke aus heiterem Himmel fegte das deutſche Hurrah über die entſetzten Feinde hinweg. Etwa ein Dutzend Schüſſe fielen, aber die ſchnell gefaßten Maſſai überſprangen flüchtend die Dornenhecken ihres Kraals mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß die dem Überfall ſich unmittelbar anſchließende Verfolgung die Kräfte unſerer Soldaten auf das Äußerſte anſpannte. Im Kraal entſtand eine fürchterliche Verwirrung, Rinder, Schafe, Ziegen, Eſel rannten ſchreiend und blökend durcheinander, in gellenden Rufen miſchte ſich dazwiſchen der Jammer der von den Männern verlaſſenen Weiber.“



Sultan Mandara von Moſchi.

Ein Kraal, wie der hier eroberte, beſteht aus einer kreisförmigen Umwallung von ein bis zwei Meter hoch übereinander geſchichteten Dornzweigen. Innerhalb desſelben ſind aus Zweigen geflochtene Hütten errichtet, welche mit einer einen Zoll dicken Schicht Kuhdünger belegt ſind. In dieſen Hütten, die gern im Schatten eines Baumes errichtet werden, herrſcht vollſtändige Finſternis.

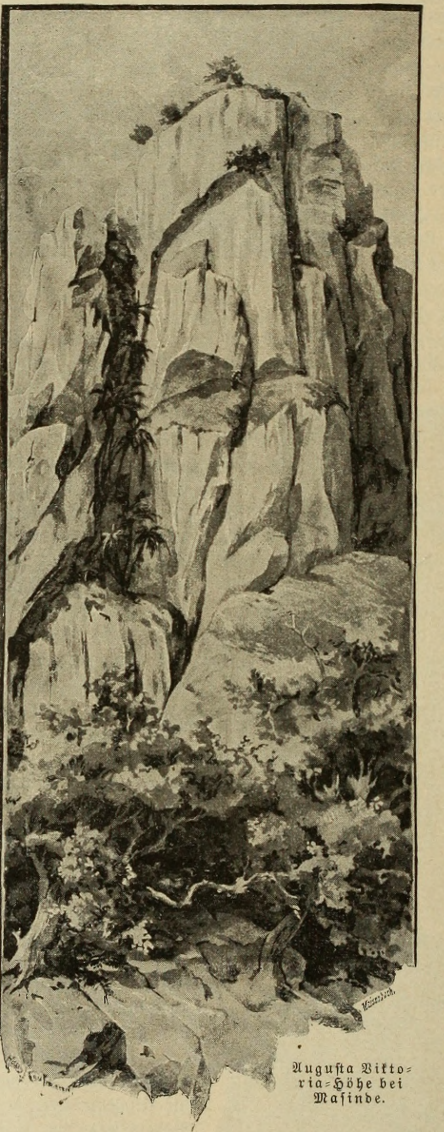
Die bei Gelegenheit dieſes Überfalles gefangenen Weiber machten einen wenig ſympathiſchen Eindruck. „Vorzüge der Schönheit,“ ſagt Kallenberg, „zeichnen ſie nicht aus, ſie ſind faſt durchweg häßlich. Der ſchmale, nach hinten auffallend ſtark gewölbte Schädel iſt vollkommen glatt raſiert, die Hüften ſind kaum hervortretend, die Beine wie bei den Männern ſehr lang und die Waden fehlen ganz. Dieſe negativen Reize werden noch verſtärkt durch das Fehlen der Augenbrauen und durch einen finſtern Geſichtsausdruck, in welchem wir Verſchlagenheit und cyniſchen Gleichmut laſen. Die unſchönen Geſtalten ſind belaſtet mit einer Bürde von Schmuck aus Eiſen- und Meſſingdraht. In dicht geſchloſſenen, drei Millimeter dicken Spiralen umſpannt derſelbe nicht nur das Handgelenk, ſondern auch den Oberarm, das Bein vom Knöchel bis zum Knie und den Hals in breitem Stuartkragen.“

Obgleich dieſe jungen Damen, wie man ſieht, auf ihre Eroberer einen durchaus abſtoßenden Eindruck machten — und die Bilder, die unſer Buch von ihnen bringt, laſſen das ſehr begreiflich erſcheinen, — machten die Elmurani doch verzweifelte Anſtrengungen, wieder in den Beſitz ihrer Schönen zu kommen. Es kam darüber noch zu einem hitzigen Gefecht, das Herr Kallenberg anſchaulich beſchreibt.

Die Maſſai, denen man eine Anzahl Kraals zerſtörte, machten übrigens der Expedition kaum mehr zu ſchaffen, als die Unwegſamkeit der Gegend, ſobald man die Steppe verließ. Namentlich die Flußübergänge waren oft mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Wenn man ſie ſich von unſerem Berichterſtatter ſchildern läßt, begreift man ſehr wohl, daß nur eine eiſerne Natur einen ſolchen Zug ungeſtraft mitmachen kann.

Endlich wurde das am weiteſten vorgeſchobene deutſche Fort Moſchi erreicht. Dieſes liegt neben der Reſidenz des Häuptlings Mandara, der in den am Fuß des Kilima Ndſcharo liegenden Dſchagga-Landſchaften die Vorherrſchaft führte. „Auf den erſten Blick,“ ſagt Herr Kallenberg von dieſem, wenn wir nicht irren, mittlerweile verſtorbenen Häuptling, „erkennt man in Mandara den bedeutenden Menſchen. Er ſpricht ruhig, faſt leiſe, aber raſch und bewies in der Unterhaltung viel Schlagfertigkeit. Fragen politiſcher Natur behandelt er ſehr geſchickt, und da er den Deutſchen ſehr zugethan iſt, kann man ihm Vertrauen ſchenken.“ — Die politiſchen Verhältniſſe verhinderten Herrn Kallenberg daran, weiter gegen die Seen hin vorzudringen. Er kehrte mit der Expedition über Maſinde nach Pangani zurück und begab ſich von dort nach Sanſibar. Von dort aus kehrte er nach einem Ausflug nach Lindi und Moſambique in die Heimat zurück.

Wie urteilt nun unſer Reiſender über Deutſch-Oſtafrika? Er ging, wenn auch nicht als „Kolonialſchwärmer,“ ſo doch als ein warmer Anhänger der Kolonialpolitik nach Afrika, und es ſei gleich hier geſagt, daß er auch ein ſolcher geblieben iſt, obgleich er über die Sachlage ſehr nüchtern urteilt. „Fünf Achtel des geſamten Flächenraums ſind unkultivierbar, drei Achtel nur bedingungsweiſe und in ſehr verſchiedenem Maße zur Koloniſation geeignet.“ Wißmann ſoll ſich dahin ausgeſprochen haben, daß nur etwa ein Achtel für die Kultur in Frage komme. Zu dieſem würde die Küſte mit einem Hinterlande von etwa 100 Kilometern Breite gehören. Ebenſo die öſtlichen Abhänge der Gebirge von Uſambara, Pare, Uſagaro, Kilima Ndſcharo und Meru. In allen dieſen Landſchaften droht dem Europäer freilich das Fieber. Auch im Gebirge, am klaren Gebirgsbach bleibt er von ihm nicht verſchont. So heißt es z. B. dort, wo von dem Beginn der Maſſai-Expedition die Rede iſt: „Wißmann folgte, nachdem die Station Maſinde an Premierleutnant Sulzer übergeben worden war, Leutnant Stentzler, deſſen Geſundheitszuſtand einen längeren Aufenthalt im Innern nicht ratſam erſcheinen ließ. Aber ſchon nach vier Tagen brachte man Sulzer bewußtlos nach der Küſte, da ein heftiges Fieber ihn befallen hatte. Zur ſelben Zeit reiſte Leutnant von Bülow mit von den ausgeſtandenen Strapazen total geſchwächtem Körper nach Bagamoyo, lag Herr von Perbandt in Pangani am Fieber darnieder, ſtarben in Sanſibar in einem Hauſe drei Beamte der Orientalbank kurz nacheinander und begannen ſich bei dem Pater Rohmer die erſten Anzeichen von Fieber zu zeigen.“ Herr Kallenberg ſelbſt kam ganz ohne Fieber davon, das lag aber wohl nur daran, daß er verhältnismäßig kurze Zeit in Afrika verweilte. Er ſelbſt meint: „eine Abhärtung gegen das Tropenklima gibt es nicht. Wer dieſelbe verſucht, begeht Selbſtmord. Was jeden, mag er noch ſo große Widerſtandsfähigkeit mitbringen, drüben erwartet, iſt Abnützung, die ſich je nach Lebensweiſe und Schickſalen langſamer oder raſcher vollzieht, immer aber unausbleiblich iſt.“ Das gilt ſogar von dem Aufenthalt in den höheren Lagen der Gebirge. „Man ſetze ſich nie (ungeſchützt) auch nur eine Minute lang den Sonnenſtrahlen aus, denn die Sonne iſt zu fürchten von Aufgang bis Untergang. Man ſchlafe nie unter freiem Himmel.“ Vor allem gefährlich iſt die Näſſe in jeder Form. Ferner verlangt das Klima die äußerſte Mäßigkeit nach jeder Richtung hin. Geiſtige Getränke meide man womöglich, Morphium unter allen Umſtänden ganz. „Daſſelbe ſpielt leider eine große Rolle in Oſtafrika und der Morphiniſten gibt es dort genug.“ Die größte Gefahr bringt außer dem Fieber die Zerrüttung der Nerven, „welche ſich nach längerem Aufenthalt in Oſtafrika mit Sicherheit einſtellt und ebenſoſehr zu Härte und Zornesausbrüchen hinreißt, wie entmutigend und die Thatkraft ſchwächend wirkt.“



Auguſta Viktoria-Höhe bei Maſinde.

In bezug auf die Entwickelung der Kolonie als ſolcher äußert ſich Herr Kallenberg „mit ehrlichem Schmerz“ dahin, „daß die bezüglichen Eindrücke im allgemeinen nicht günſtige waren.“ Das deutſch-engliſche Abkommen ſoll ſehr entmutigend gewirkt haben. Auch die Ablöſung der Militär- durch eine Civilverwaltung wird vielfach für verfrüht gehalten. Anderſeits wurde gegen die Militärbehörden der Vorwurf erhoben, daß ſie den Koloniſten unnötig das Leben erſchwerten. „Ich ſelbſt,“ ſagt Herr Kallenberg, „vermochte mich in einer Reihe von Fällen des Eindruckes nicht zu erwehren, als ob militäriſche Expedition, Koloniſierung, ja ſogar Miſſion und Krankenpflege von einzelnen als Sport betrieben würde, geeignet, auf möglichſt kurzem Wege zu Ehren und Auszeichnung zu verhelfen.“ „Bisher ſcheint es, von wenigen Ausnahmen abgeſehen, am nötigen Ernſt, auch an der Befähigung gefehlt zu haben.“ Von den Plantagenunternehmungen ſoll man an Ort und Stelle mit mitleidigem Lächeln geſprochen haben und nach dem, was Herr Kallenberg mitteilt, mit nur zu großem Recht. Eine dieſer „Plantagen“ beſtand in einem Hauſe, in dem ein fieberkranker Franzoſe Kognak verkaufte. Auf der Plantage Lewa, von der man ſich ſo viel verſprach, ſah unſer Reiſender „weder Verſuchskulturen, noch ſtehenden Tabak, noch verſandtfertige Ware.“

Der Chef einer Plantage ſprach Herrn Kallenberg gegenüber das große Wort gelaſſen aus: „Wiſſen Sie, das Geld für unſere Plantage liefern die Kolonialpolitiker. Das wird nun noch ein paar Jahre dauern, und dann packen wir ein. Es kommt uns nicht darauf an, einen Gewinn einzuheimſen, ſondern wir wollen nur den Beweis liefern, daß man hier eine Plantage anlegen kann.“

Von dem Treiben dieſes „Chefs“ und ſeines Genoſſen entwirft Herr Kallenberg ein unglaubliches Bild, thut es aber mit voller Namensnennung. Geprügelt wird nach ihm allerorten nach Herzensluſt, obgleich Chef Johannes durch die That bewies, daß man auch ohne dieſe Strafe Disziplin aufrecht erhalten kann.

Schließen wir mit den Worten, in denen unſer Reiſender den Eindruck, welchen die Perſönlichkeit des Herrn von Wißmann auf ihn machte, zu einem leuchtenden Bilde zuſammenfaßt: „Keiner der Afrikareiſenden und Expeditionschefs der Gegenwart vereinigt wie dieſer Energie und wohlangebrachte Strenge mit ſoviel Herzensgüte und Gewandtheit im Umgange mit den Eingeborenen. — Wir haben Herrn Kallenberg möglichſt ſelbſt zu Worte kommen laſſen. Im übrigen verweiſen wir auf das nur zwölf Bogen ſtarke hübſch ausgeſtattete Buch, das niemand ohne eine Bereicherung ſeiner Anſchauung von Deutſch-Oſtafrika aus der Hand legen wird.

## Zu unſeren Bildern.

Eine liebliche kleine Majeſtät ſtattete in den erſten blütenreichen Tagen des Juni unſerm Kaiſer in ſeinen beiden Reſidenzſtädten Berlin und Potsdam ihren Beſuch ab; es war die jugendliche Königin Wilhelmine der Niederlande, die zugleich mit ihrer Mutter, der Königin Emma, am deutſchen Kaiſerhofe weilte. Unſeren Leſern wird das nach einem Originalgemälde der holländiſchen Malerin Thereſe Schwartze reproduzierte Bildnis der kleinen Fürſtin gewiß nicht unwillkommen ſein. Der Beſuch der königlichen Damen galt als eine Erwiderung des unſerm Kaiſer im vorigen Jahr im Haag zu teil gewordenen, ſo überaus herzlichen Empfanges. Daß es auch unſer Hof an freundlichen Verherrlichungen ſeiner Gäſte nicht fehlen ließ, liegt ſehr nahe; feſtliche Veranſtaltungen und glänzende militäriſche Schauſpiele wechſelten miteinander ab. Die zwölfjährige Königin iſt ein anmutiges junges Mädchen von munterem, heiterem Weſen, deſſen blondes Köpfchen von Regierungsſorgen freilich noch wenig beſchwert ſein mag. Mit dem Tode ihres Vaters, des Königs Wilhelm II, erloſch die jüngere Linie des Hauſes Naſſau-Oranien auch im Mannesſtamme, und nach der niederländiſchen Verfaſſung vom Jahre 1848 ging die Krone auf die einzige Erbin des greiſen Königs über. Ihre Mutter, Königin Emma, eine geborene Prinzeſſin Waldeck, die Regentin des Landes bis zur einſtigen Volljährigkeit der Tochter, hat ſich die Zuneigung der Niederländer bekanntlich in hohem Grade erworben, und daß die holländiſchen Backfiſchchen für ihre reizende kleine Königin aufs lebhafteſte ſchwärmen, läßt ſich ohne weiteres annehmen.

### Störender Beſuch.

(Zu dem Bilde S. 613.)

Hör Einer doch Frau Glucke ſtreiten,
Ein Zornesſtrom, der ſich ergießt!
Sie denkt: Wozu noch Höflichkeiten,
Wenn 'mal die Galle überfließt?

Die Küchlein juſt beim Morgenfutter
Und ſtörender Beſuch dazu.
Das bringt die ſtillſte Hühnermutter
Um ihre liebenswürd'ge Ruh. —

„Da bringt ſolch' unvernünft'ger Bube
Gar eine Miez, die uns bedroht!
Man hat mit ſeiner Kinderſtube
Schon ohnedies die größte Not.

Nicht zwei Sekunden iſt man müßig,
Das rennt und ſchwätzt und piept und ſchreit.
Beſuch iſt gänzlich überflüſſig
In dieſer ſorgenvollen Zeit?

Geht ihr denn endlich? Ich wills hoffen!“
So keift und gluckt das biedere Huhn.
Sie ſagt's den Gäſten doch hübſch offen,
Was andere Mütter ſelten thun.

F. Reimund.

## Himmelskunde.

Profeſſor Weineck in Prag hat vor kurzem einen neuen Mondkrater entdeckt, deſſen Durchmeſſer 2 Kilometer beträgt. Aus dieſer Entdeckung folgern die Selenographen, daß auf dem Monde ſich gegenwärtig bedeutende vulkaniſche Vorgänge abſpielen.

## Altertumskunde.

Zwei Stunden von der Hauptſtadt Tunis entfernt liegt der ſchon in Vergils Äneide erwähnte Berg Djebel-Bu-Romin, der zweiköpfige Berg. Auf demſelben finden zur Zeit ſehr intereſſante Ausgrabungen ſtatt, die bereits reiche Funde lieferten und vorausſichtlich noch reichere gewähren werden. Unter anderm iſt ein großer puniſcher Tempel des Baal-Saturn freigelegt worden, der ſich durch vielſeitigen bildneriſchen Schmuck auszeichnet. Intereſſant iſt u. a., daß auf allen Abbildungen des Gottes die Namen Baal und Saturn gleichzeitig eingegraben ſind. Wenn die Übertragung von Götternamen im Altertum von Volk zu Volk auch an ſich nichts Seltenes iſt, ſo iſt es doch merkwürdig, daß in dieſem Fall die Beſiegten ihrem Gotte einen Namen aus dem römiſchen Olymp beifügten.

## Forſchungsreiſen.

Neun deutſche Studenten aus Bonn und Leipzig bereiſen gegenwärtig Finnland und die finniſchen Lappmarken behufs Studium der nordiſchen Flora.

## Völkerkunde.

Im Verein für Erdkunde in Berlin hielt vor kurzem Herr Dr. R. Büttner einen Vortrag über ſeine Reiſen in Togoland, dem wir folgende intereſſante Einzelheiten entnehmen. In Tſchautjo blüht neben der Zucht des Rindes die des Pferdes und dementſprechend der Reitſport. Man reitet nur die Hengſte; die Stuten bleiben beim Züchter auf dem Lande. Die Tiere werden ſehr gut behandelt, geliebkoſt und bei Feſtlichkeiten reich geſchmückt. Hohe Sättel, feines Zaumzeug, Spitzſchuhe mit Sporen als Steigbügel bilden die Ausrüſtung für das Reitpferd, ohne Reiterſpiele geht es bei keiner Veranlaſſung ab. Die Landwirtſchaft ſteht in hoher Blüte. Schon in aller Frühe ſieht man die Bauern bei der Arbeit, welche reichen Ertrag liefert. Regelmäßige Märkte vermitteln den Abſatz der Erzeugniſſe. In der Reſidenzſtadt Paratau wurde Dr. Büttner vom Könige Abobuka ſehr freundlich empfangen. Der ſchwarze Monarch unterſchied ſich dadurch vorteilhaft von den meiſten Negerfürſten, daß er in keiner Weiſe den Reiſenden auszubeuten verſuchte. Seine Regentenpflichten erfüllt Abobuka in einer für Afrika ungewöhnlich gewiſſenhaften Weiſe. Er nimmt lebhaftes Intereſſe an dem Wohlergehen ſeiner Unterthanen, erkundigt ſich regelmäßig nach ihren Verhältniſſen und beſucht ſie. Es gibt ſogar Schulen in Tſchautjo, und in dieſen wird die Hauſſaſprache gelehrt, wie es dem Vortragenden ſchien, mit Benutzung arabiſcher Schriftzeichen.

## Technik.

In Amerika hat man ein Verfahren gefunden, mittels deſſen die Seile und Taue, die für das Rettungsweſen auf See gebraucht werden, nicht unter Waſſer ſinken, alſo ſchwimmen. Man erzielt das durch eine Einlage von Korkſtücken, die ſich eng aneinander reihen. Dieſe Seele von Kork wird in verſchiedenen Richtungen mit einem Flechtwerk von Bindfaden aus Baumwolle umſponnen, wodurch ein ſolches Seil, trotzdem es nur 25 Millimeter dick iſt, die Zugfeſtigkeit von 460 Kilogramm erhält. Die ſo hergeſtellten Seile ſind ſehr biegſam und elaſtiſch und verknoten ſich nicht.

## Fiſcherei.

Die franzöſiſche Regierung hatte die Fiſcher in der Bretagne, welche ſchon lange unter der Ungunſt der Verhältniſſe litten, veranlaßt, an der tuneſiſchen Küſte einen Fiſchereiverſuch zu machen. Derſelbe iſt ſo glänzend ausgefallen, daß ſich nahezu hundert bretoniſche Fiſcherfamilien dauernd in der Nähe von Biſerta an der nördlichen Küſte Tuneſiens angeſiedelt haben. Dadurch fühlen ſich die italieniſchen und malteſiſchen Fiſcher in ihrem Gewerbe beeinträchtigt; es kommt aber noch hinzu, daß die neuen Kollegen von ihrer Regierung durch allerhand Vergünſtigungen unterſtützt werden. Sollten noch mehr franzöſiſche Fiſcher nach Tunis kommen, was mit Beſtimmtheit zu erwarten iſt, ſo ſind in der That viele hundert italieniſche und malteſiſche Familien ſchwer gefährdet. Der einträglichſte Teil der tuneſiſchen Fiſcherei, der Thunfiſchfang, welcher in manchen Jahren über eine halbe Million Franks Reingewinn abwirft, kommt den franzöſiſchen Fiſchern übrigens nicht zu gute. Derſelbe iſt nämlich Monopol und in den zwanziger Jahren von dem damaligen Bei von Tunis für eine geringe jährliche Abgabe der Familie des italieniſchen Grafen Raffo auf 99 Jahre übertragen worden.

## Preisausſchreiben.

Die Kgl. Generaldirektion der ſächſiſchen Staatseiſenbahn hat ſoeben eine Preisbewerbung für den Entwurf eines Empfangsgebäudes des Perſonenbahnhofes Dresden-Altſtadt unter den Architekten des Deutſchen Reiches ausgeſchrieben. Die in den jetzigen Bahnhof einmündenden Bahngeleiſe kreuzen die Prager Straße, eine Hauptader des ſtädtiſchen Verkehrs in Dresden, was ungemein viele Unzuträglichkeiten im Gefolge hatte und nun endlich abgeändert werden ſoll. Der Entwurf ſoll ſich auf die Hochbauten, die Räume unter den Hochgeleiſen und die Straßenunterführung erſtrecken und mit einer Baukoſtenſumme von 5 500 000 Mark rechnen. Für die beſten Entwürfe ſind ein erſter Preis von 10 000 Mk., ein zweiter von 5000 Mk. und fünf dritte Preiſe von je 1000 Mk. ausgeſetzt. Der Einlieferungstermin iſt der 1. September d. J.

## Vereine und Kongreſſe.

Über das ſegensreiche Wirken des Oberlin-Ortsvereins für die Stadt Berlin gibt der ſoeben erſchienene Jahresbericht 1891/92 Auskunft. Auf den 7 Stationen des Vereins, die ſich meiſt in der Peripherie der Stadt befinden, arbeiteten 25 Schweſtern, die 19 745 Beſuche und Pflegegänge, gegen 1000 Tagpflegen und 402 Nachtwachen zu leiſten hatten. Die Unterhaltung der Stationen erforderte 27 078 Mark. Zu näherer Auskunft iſt der Vorſitzende, Dr. von Strauß und Torney, Berlin W., Kurfürſtenſtr. 87 b, bereit.

Der zehnte internationale Orientaliſtenkongreß findet vom 21. September bis 1. Oktober in Liſſabon ſtatt. Nach Schluß des Kongreſſes finden Ausflüge nach Cintra, Batalha, Sevilla, Cordova und Granada, wo die arabiſche Sektion eine Sitzung in der Alhambra abhalten wird, ſtatt.

Die Goethegeſellſchaft in Weimar, unterſtützt durch ein Komitee angeſehener Männer Deutſchlands und Öſterreichs, fordert in einem Aufruf zu Beiträgen für den Bau eines Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar auf. Der Ertrag der Sammlung ſoll als Jubelgabe dem großherzoglichen Paar von Sachſen-Weimar zu ſeiner goldenen Hochzeit am 8. Oktober d. J. überreicht werden. Das Bankhaus Warſchauer u. Co. in Berlin nimmt Beiträge entgegen.

## Denkmäler.

In Leipzig fand am 26. Mai die Enthüllung des vor dem Neuen Konzerthauſe errichteten Felix Mendelsſohn-Bartholdy-Denkmals ſtatt. Es ſtellt den Meiſter in ſchlichter Auffaſſung dar, von faltigem Mantel umwallt, mit der Rechten ſich auf ein Notenpult ſtützend. Das Poſtament, auf dem er ſteht, trägt die Worte: „Edles nur künde die Sprache der Töne.“ Zu den Füßen des Tondichters, auf die Stufen des Granitpiedeſtals poſtiert, iſt die Figur der Muſe ſichtbar. Engelgruppen nehmen die Seiten ein. Die Gußarbeiten ſind von Howaldt in Braunſchweig ausgeführt.

Für die Errichtung eines Denkſteins für Friedrich v. Bodenſtedt iſt in Wiesbaden ein Komitee zuſammengetreten, dem die erſten Notabilitäten der reizenden Badeſtadt angehören. Das Bankhaus von M. Berlé & Co. in Wiesbaden iſt zur Entgegennahme von Beiträgen bereit.

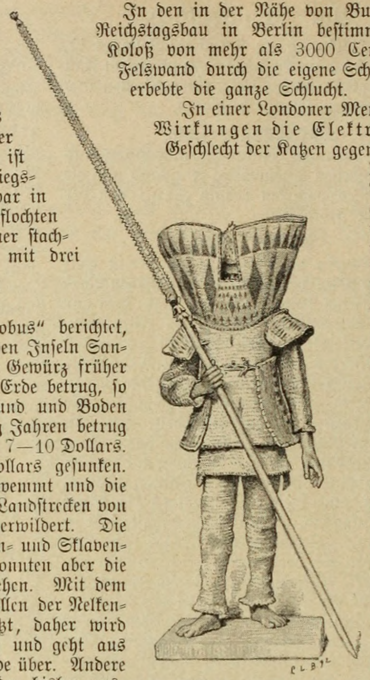
Am 24. Juli 1894 ſind fünfzig Jahre verfloſſen, ſeit das Lied „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ zum erſtenmale geſungen worden iſt. Bei Gelegenheit des erſten Schleswig-Holſteinſchen Sängerfeſtes erklang es, und der Dichter, M. E. Chemnitz, war Mitglied, der Komponiſt, C. G. Bellmann, Dirigent des Schleswiger Geſangvereins, der jetzt beiden Männern ein Denkmal zu errichten wünſcht. Ehrenvorſitzender des Komitees iſt Oberſt v. Fürſen-Bachmann-Schleswig. Anfragen ſind zu richten an den Schriftführer, Gymnaſiallehrer Terno-Schleswig.

## Kingsmill-Inſulaner.

Aus der Abteilung Oceanien des Berliner Muſeums für Völkerkunde bringen wir nebenſtehend die Abbildung eines Kingsmill-Inſulaners. Die Kingsmills ſind die beiden ſüdlichſten Eilande des Gilbertarchipels, der ſich im Südoſten der Marſchallinſeln hinzieht. Der Inſulaner iſt in ſeiner vollen, höchſt originellen Kriegsrüſtung dargeſtellt, die gänzlich, und zwar in höchſt kunſtvoller Weiſe, aus Stricken geflochten iſt; den Kopf bedeckt ein Helm aus einer ſtachligen Fiſchhaut. Die lange Lanze iſt mit drei Reihen Haifiſchzähnen bewehrt.

## Kleine Zeitung.

Bis vor kurzem war, wie der „Globus“ berichtet, der Anbau der Gewürznelken auf den Inſeln Sanſibar und Pemba, deren Ernte an dieſem Gewürz früher vier Fünftel der geſamten Ausbeute der Erde betrug, ſo gewinnbringend, daß faſt der ganze Grund und Boden Sanſibars damit beſtellt war. Vor wenig Jahren betrug der Preis für das Fraſila (35 Pfund) noch 7—10 Dollars. Jetzt iſt der Preis auf 2½ bis 2¾ Dollars geſunken. Der Markt iſt mit Gewürznelken überſchwemmt und die Nachfrage vermindert. Heute ſind große Landſtrecken von Sanſibar dank der Araberwirtſchaft verwildert. Die Araber kümmerten ſich nur um Elfenbein- und Sklavenhandel und um die Gewürznelkenkultur, konnten aber die veränderten Zeichen der Zeit nicht verſtehen. Mit dem Aufhören der Sklavenjagden und dem Fallen der Nelkenpreiſe ſahen ſie ſich aufs Trockene geſetzt, daher wird Grund und Boden auf Sanſibar billig und geht aus arabiſchen in indiſche und europäiſche Hände über. Andere Tropenerzeugniſſe werden an die Stelle der bisher ausſchließlich gebauten Nelken treten.



Kingsmill-Inſulaner in Kriegsrüſtung.

In den in der Nähe von Bunzlau befindlichen Steinbrüchen iſt kürzlich ein für den Reichstagsbau in Berlin beſtimmter Sandſteinblock von rieſigen Dimenſionen, ein Koloß von mehr als 3000 Centnern, gebrochen worden. Als er von der Höhe der Felswand durch die eigene Schwere nach dem Grunde des Steinbruches befördert wurde, erbebte die ganze Schlucht.

In einer Londoner Menagerie wurden jüngſt Verſuche darüber angeſtellt, welche Wirkungen die Elektrizität auf die Tiere ausübe. Man fand, daß das Geſchlecht der Katzen gegen die Einwirkungen des elektriſchen Stromes am empfindlichſten ſich zeigte; dieſen Tieren zunächſt kommen die Affen und Wölfe; auf die Flußpferde machte der Strom gar keinen Eindruck, und die Elefanten ließen denſelben mit dem größten Behagen auf ſich einwirken. Die Verſuche hatten inſofern auch einen praktiſchen Wert, als ſie zeigten, wie man störriſche Pferde beim Beſchlagen bändigen kann. Man unterwirft die widerſpenſtigen Tiere einige Sekunden lang dem Einfluſſe eines ſtarken Stromes, indem man die Elektroden mittels einer Art metalliſchen Naſenklemmers an ihren Nüſtern befeſtigt. Das Pferd verfällt dann in einen faſt hypnotiſchen Zuſtand, und der Schmied kann ruhig ſein Werk verrichten.

Den ergiebigſten arteſiſchen Brunnen wohl der ganzen Erde beſitzt das an fließendem Waſſer ſo arme Neu-Südwales. Derſelbe befindet ſich auf der Liſſington-Station im Bourke-Diſtrikt. In der Tiefe von 1070 Fuß kam man auf einen Waſſerſtrom von koloſſaler Gewalt; das Waſſer trieb ſofort den geſamten Bohrapparat in die Höhe und ſtieg noch etwa 20 Fuß über das daſelbſt errichtete 60 Fuß hohe Gerüſt. Ein Sachverſtändiger hat den täglichen Waſſerausfluß dieſes arteſiſchen Brunnens auf mehrere Millionen Gallonen berechnet. Man geht jetzt damit um, dieſe unterirdiſchen Waſſermaſſen zur Berieſelung großer Landflächen nutzbar zu machen, was die Landwirtſchaft Auſtraliens, im allgemeinen geübt, ſehr heben würde. Man iſt auch in anderen Teilen Auſtraliens bemüht, Waſſer durch Bohrungen zu beſchaffen.

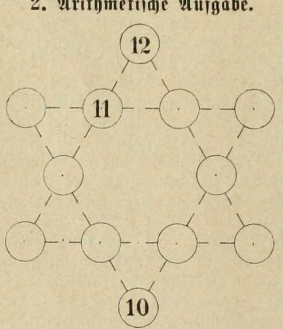
## In unſerer Spielecke.

### 1. Wechſelrätſel.

Der Geſchwiſter Zahl iſt recht anſehnlich,
Doch bin ich ihnen wenig ähnlich.
Sie ſind ſteif und feſt, ich bin beweglich,
Mir iſt Stillſtand beinah' unerträglich;
Doch genau zeig' ich den Menſchen an,
Was ihr Auge ſonſt nicht ſehen kann.

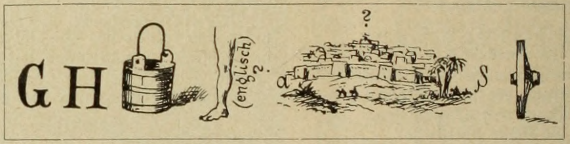
Zwei der Zeichen ändre, und alsdann
Iſt's ein Kerl, den man nicht achten kann,
Der Hilfe zwar verheißt, doch bringt Verderben,
Und ſeine Opfer läßt er zahlreich ſterben.
Doch ſein Geſchäft kommt dadurch nicht zu Falle.
Warum: die Dummen werden niemals alle.
U. S.

### 2. Arithmetiſche Aufgabe.



Die neun leeren kleinen Kreiſe der Figur ſind mit je einer der Zahlen 1 2 3 4 5 6 7 8 9 ſo auszufüllen, daß die ſechs Summen, welche man durch Addition von je vier auf derſelben Linie ſtehenden Zahlen erhält, alle unter einander gleich ſind.

### Bilderrätſel.



### 3. Anagramm.

Große Thaten, großer Zeiten
Pries ich unter Saitenklang
Einſt in zündendem Geſang.
Kleine Tagesneuigkeiten
Meldet euch mein Mund noch jetzt,
Wenn ihr einen Laut verſetzt. C. L.

### 4. Dreiſilbige Scharade.

Wenn die Erſten in der Dritten fehlen,
Mag der Bruder Studio ſie nicht wählen,
Sollte ſie auch zu den Perlen zählen.
Wenn das Ganze ſtimmt zum Sang die Leier,
Hebt des deutſchen Jünglings Bruſt ſich freier
Zu des Vaterlandes hehrer Feier. B.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

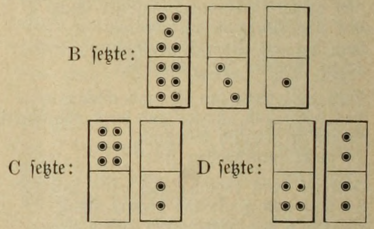
### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 38.

Bilderrätſel.

„In meinem Staate kann jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.“ Friedrich der Große.

Dominoaufgabe.

Die Augenſumme auf den ſieben Steinen des B betrug 53, auf denen des C 34, auf denen des D 36.



1. Vierſilbige Scharade.
Mildthätigkeit.

2. Kugelpyramide.
a
Ar
Are
Lear
Reval
Elvira
Valerie

---

## Zur gefälligen Beachung.

Mit dieſer Nummer ſchließt das dritte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das vierte Quartal (Juli bis September 1892) ſofort aufzugeben, um Unterbrechung in der Zuſendung zu vermeiden.

**Die Redaktion und Expedition des Daheim.**

**Inhalt:** Excentriſch Erzählung von Gräfin M Keyſerling. (Fortſ.) — Der Trepang, eine Delikateſſe im himmliſchen Reiche. Von William Marſhall. — Michel Aubertin. Eine Erzählung aus dem lothringer Lande. Von E. Plaſtein (Schluß.) — Die Turteltaube. Gedicht von H. Seidel. — Eine Frühlingsfahrt nach Deutſch-Oſtafrika. Mit ſieben Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Wilhelmine, Königin der Niederlande von Thereſe Schwartze; Störender Beſuch. Gedicht von F. Reimund. Zu dem Bilde Ungebetene Gäſte von Peske Geza. — Himmelskunde. — Altertumskunde. — Forſchungsreiſen. — Völkerkunde. — Technik. — Fiſcherei. — Preisausſchreiben. — Vereine und Kongreſſe. — Denkmäler. — Kingsmill-Inſulaner. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Juli 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 40.

# Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Und dieſer Mann ſtreicht ſeine fürſtlichen Vorzüge heraus, wie ein Jud'!“ dachte Liſis Mutter, „er weiß nicht einmal mit Anſtand zu werben. Abſcheulich!“

Laut brachte ſie die Worte zuſammen: „Natürlich, ja, die Ehre! Es konnt' keines daran denken. Aber Durchlaucht, ich fürcht', meine Liſi wird ſich auch gar nicht getrauen, ſo hohe Pflichten — — Sie iſt noch ſo jung und — und wirklich ein halbes Kind. Und dann die fürſtliche Familie! Ihr wird dieſe Mesalliance nicht recht ſein.“

„O, ich habe über mich zu beſtimmen.“

„So? Nun ja — aber — wenn auch —“

„Mir ſcheint, Sie ſuchen Ausflüchte!“ fiel der Alte verletzt ein, „wollen ſich etwa gar ſträuben? Da möchte ich mir doch erlauben, Sie an Ihre Pflichten zu erinnern. Die Baronin Tochter iſt noch jung, wie Sie ſelber ſagen, und unerfahren; ſie kann nicht wiſſen, was es bedeutet, ohne Schutz und Mittel in die Welt zu treten. Aber Sie haben das ſchon erfahren. Ich gebe Ihnen allein die Koſten, die Ausgaben für Fiaker, Toiletten und dergleichen zu bedenken? Wer wird das zahlen? Sie haben doch gar nicht die Mittel und würden in Schulden geraten, müßten alſo dann ſchließlich doch zu einem reichen Bewerber Ihre Zuflucht nehmen und —“

Die Ellrodt fand dieſe Wendung brutal. Die groteske Mumie wurde ihr dadurch nur widerwärtiger.

„Mein Gott, das iſt doch meine Sach'!“ ſagte ſie nun auch gereizt. „Oder haben Durchlaucht etwa Kenntnis von meinen Mitteln?“

Er räuſperte ſich und überhörte gefliſſentlich ihre Frage. „Frauen,“ krähte er, „handeln manchmal unüberlegt, merkwürdig unüberlegt, wenn es ſolche Wünſche zu befriedigen gilt, wie es die Ihren jetzt ſind. Da müſſen dann eben andere für ſie denken.“

„Nun,“ ſagte die verzweifelnde Mutter, „ich allein kann doch hierin nicht entſcheiden, ſondern höchſtens Ihren Antrag meiner Tochter übermitteln.“

„Gewiß, aber ich rechne dabei auf Ihre Mitwirkung. Wie geſagt, die Baronin Tochter iſt zu jung, um ihre Lage völlig richtig zu beurteilen. An Ihnen iſt es, ihr dieſe klar zu machen, das heißt, zu meinen Gunſten zu reden.“

„Eher ſterb' ich,“ ſprach die Baronin in ihrem Innern und ſagte dann laut: „Gewiß! Durchlaucht können überzeugt ſein, ich werd' die Ehr', die ihr widerfährt, ihr recht ins Bewußtſein bringen.“

„Nicht nur die Ehr', das Glück, das ſie als Fürſtin, als meine Frau finden wird,“ ſagte der Greis. „Il s'agit de lui montrer son vrai bonheur. Ja, dann verſtehen wir uns. Alles, ſobald die Baronin meine Frau iſt und ich als ihr Gatte ſie in die Geſellſchaft einführe — nichts vorher, nichts ohne das!“

Er erhob ſich und ſtapfte auf die ihm gegenüber Sitzende zu. Dabei erſchütterte er die kleine Etagere, und die Chineſen begannen im ganzen Dutzend zu nicken, als ſtimmten die bezopften Schädel alle dem bedrohlichen Pakte zu.

„Wann darf ich mir das Ja der Baronin Tochter holen?“ krähte die wunderliche, kleine Männerfigur und hielt ſich ſteif aufrecht.

„In — in acht Tagen!“ ſtieß die gequälte Mutter hervor und dachte: „Wenigſtens gewinne ich ſo viel Zeit.“

„Wozu ſo lang?“ ſchnarrte er jedoch. „Die Zeit, die wir ſo verlieren, iſt koſtbar. Ich werde mir erlauben, in drei Tagen wieder anzufragen.“

Mari Ellrodt ſtöhnte. Durchlaucht aber geruhten dieſen Laut des Unbehagens für einen ſolchen der Zuſtimmung zu nehmen; er verbeugte ſich und drückte einen Scheinkuß auf die volle weiße Hand der Dame, die er ergriffen hatte. Frau v. Ellrodt vermochte es kaum über ſich, die Hand nicht mit einer Bewegung des Ekels zurückzuziehen. Der bemalte Greis aber ſtapfte unerſchüttert hinaus.

„Du alter Sünder, könnt' ich dir nur die geſchminkte Fratze zerkratzen!“ rief die Unglückliche halb erſtickt, ihre Hand ſchüttelnd und mit dem Taſchentuch die Berührung wegwiſchend. „Dir meine Liſi! Eher ſoll ſie den Stephansturm erklettern.“ Und ſie ſtarrte troſtlos vor ſich hin. Aber die Chineſen wackelten mit ihren zwölf Zöpfen, und die Entſetzte ſah die ausdrucksloſen Schädel gleichmäßig nicken.

Sie war ſo überreizt, daß ſie wie aus Furcht vor einem unheimlichen Omen laut aufſchrie und förmlich Weinkrämpfe bekam.

„Um Gotteswillen, was haſt' jetzt?“ fragte die hereintretende Liſi.

„Ja, frag' nur! Es iſt alles aus! Er will dich heiraten, will dich als ſeine Frau einführen!“ ſchluchzte die Befragte wild und höhniſch.

„Der?“ Liſi brach in ein helles, mädchenhaftes Lachen aus. „Aber das iſt ja doch nur g'ſpaßig! Der alte Geck, der Fadian!“

„Ja, lach' nur. Ihm iſt's bitter ernſt damit! Als ſeine Frau oder gar nicht!“

„Dann lieber gar nicht, allerdings!“ murmelte Liſi, ſich noch vor Lachen ſchüttelnd.

Doch die Mutter klagte: „Du unglückliches Kind! Du ſollteſt lieber weinen. Biſt du denn mit dem Fluch geboren, einer lächerlichen Ehe zu verfallen? Zuerſt die mit einem ſelbſtſüchtigen Krüppel und jetzt die mit jenem greiſen faden Wurſt'l von Fürſten.“

Liſi blieb ziemlich gelaſſen.

„Sei nur ruhig, Mutter, es wird immer heißer gekocht wie gegeſſen. Das nächſte Mal, wenn der alte Fadian kommt, empfang' ich ihn, dann wollen wir ſehen, ob der Brautſtand unvermeidlich iſt.“

Und ſie liebkoſte die Mutter, bis dieſe, wie immer unter den weichen Händen des ſchönen Kindes, ſich beruhigte und neue Hoffensfreudigkeit faßte.

Als nach drei Tagen die zuſammengeſchrumpfte Figur des Fürſten wirklich wieder in der Ellrodtſchen Wohnung erſchien, empfing ihn Liſi allein.

Mit ihrem ſchwebenden Gang, der königlichen Haltung des kleinen Kopfes, in den ſchöngeſchnittenen Augen den großen, glanzvollen Blick, trat ſie ein und begrüßte entſchloſſen den fürſtlichen Hofmacher.

Das war mehr als dieſer ertrug. Sein vertrocknetes Herz zuckte, und er hatte das Gefühl, das ihn immer in der Nähe des Mädchens überkam, als ſolle es noch einmal auch für ihn Frühling werden, Spätfrühling, der alle ſchon entſchlafene Wonne weckte. Aber dieſes Gefühl verwirrte ihn ſo, daß es ihn um ſeine ganze vielgerühmte Sicherheit brachte. Er ſtellte gar keine Bedingungen, wie bei der Mutter, ſondern ergab ſich ſeiner bewunderten Schönen als ſelbſtloſeſter Ritter. Sie ſelbſt erklärte ihm unumwunden, daß ſie den Entſchluß, ſich ein zweites Mal zu verloben, noch nicht faſſen könne, die Erinnerung an ihren erſten Brautſtand laſte noch zu ſehr auf ihr. Daraufhin verſicherte er ihr, er könne auch warten, wenn ihm nur geſtattet werde, Hoffnungen zu hegen und ſich als begünſtigten Bewerber zu betrachten. Und Liſi hatte nicht einmal das zugeſtanden, ſondern ausweichende Antworten gegeben; dennoch war der alte Geck wie in einem Rauſch der Freude von ihr gegangen, nachdem er die Bitte ausgeſprochen hatte, die beiden Damen am nächſten Empfangsabend ſeiner Mutter bei ſich ſehen zu dürfen.

Erſt als er fort war, ernüchterte er ſich und überlegte, daß er thöricht, recht wie ein Verliebter, eigentlich alle Vorteile aus den Händen gegeben habe. Das reute ihn nun, und er beſuchte am nächſten Tage abermals die Mutter, um von dem Zugeſtandenen wenigſtens etwas zurückzunehmen. Ihr gegenüber verwirrte er ſich nicht, ſondern trat impertinent und zudringlich auf, genau wie bei der erſten Beſprechung.

„Ich habe meine Wünſche denen ihrer Tochter untergeordnet,“ ſagte er, „aber Sie werden nicht vergeſſen, daß ich dadurch auch Rechte gewinne. Ich erhebe den Anſpruch, der bevorzugte Bewerber zu bleiben. Und über kurz oder lang werde ich meinen Antrag wiederholen, den Sie dann ſelbſtverſtändlich befürworten werden.“

„Ja, jawohl!“ ſtammelte die aufs neue entſetzte Mutter, während die Farbe ihr ſchönes Geſicht verließ. „Gewiß, ſoweit dies in meinen Kräften ſteht.“

„In Ihren Kräften ſteht viel. Ihre Tochter liebt ſie mehr als ſonſt jemanden. Alſo ich bitte um ein förmliches Verſprechen.“

Er hielt die molluskenartige, gelbliche Rechte hin, und die Bedrängte berührte ſie ſchaudernd, als ob ſie die Hand des Todes berühre.

Nach dieſen Verhandlungen blieb ein Stachel in ihr zurück, und wenn ſie ihre Liſi anblickte, raubte er ihr häufig alle Freude, denn die Frage raunte in ihr: Haſt du ſie verkauft, die ſchöne, geliebte Tochter, an dieſes wandelnde Totengerippe? Gilt dein entſetzliches Verſprechen? Das wäre ein Verbrechen, das mit allem Golde der Erde nicht aufzuwiegen iſt!

Wo aber war der natürlichſte Beſchützer der verlaſſenen Liſi? Er, deſſen Herz für ſie geglüht hatte, der jede Gelegenheit, ihr Ritter zu ſein, als das glücklichſte Ereignis geprieſen hätte?!

Paul Feraſi hatte ſich ſelbſt verbannt. Er war nicht mehr in Wien, ſondern in Ungarn, an des Reiches Grenze. Nach jenem Ball bei Galens, auf dem er aus Liebesüberdruß und verzweifelter Langeweile der Battiani ſo auffallend den Hof gemacht hatte, war er am nächſten Tage in übelſter Laune erwacht.

Auf ſeinem Bette ſitzend, hatte er eine Weile tiefſinnig ein zottiges Bärenfell betrachtet, in das er ſeine Füße vergrub, dann aufſpringend plötzlich ausgerufen: „Donnerwetter, Menſch! Du biſt ein Eſel! Wenn du ſo fortfährſt, wirſt du in allernächſter Zeit gezwungen ſein, dieſen weißhaarigen Fratzen zu heiraten, den du nicht magſt, der es aber verſtehen wird, dich für alle deine dummen Streiche zu ſtrafen. Alſo wie entgehſt du dem? Du biſt zu verliebt, um verſtändig zu handeln, das Leben iſt dir hier zum Ekel, und du taumelſt aus einer Narrheit in die andere, alſo fort! Wohin?“ Das war die Frage, die ihn in den nächſten Stunden vollſtändig beſchäftigte. Aber ſie wurde ſchnell zu ſeiner Zufriedenheit entſchieden. Sein General, dem er ſich anvertraute, verſetzte ihn an die ungariſche Grenze, in ein Neſt, in dem ſtete Kämpfe zwiſchen Schmugglern und Grenzwächtern die Garniſon in Atem hielten. Für Paul gerade das Rechte. Dort mußte es auch einmal etwas anderes als ein Scheingefecht geben, und man konnte ſeinen perſönlichen Mut erproben. Er war fort, ehe es die ihm zunächſt Stehenden ahnten. Als die Geſellſchaft es ſpäter erfuhr, wunderte ſie ſich; aber ſie war an Verwunderliches bei ihm gewöhnt, und ſo ſprach niemand lange davon. Nur Liſi gedachte ſeiner mit leiſem Troſt, als ſie wieder genas, aber ihre Lippen blieben verſchloſſen.

Und noch eines anderen gedachte ſie, ohne von ihm zu ſprechen. Auch er bedrückte ihr Gewiſſen, und ſie mochte kaum an ihn denken: Gabor Galen. Ihn ſelbſt bekümmerte die neue Lebensweiſe der beiden Frauen, die er liebte, und er ließ ſich ſelten bei ihnen ſehen. Manchmal aber trieb es ihn doch hin; er mußte die Sehnſucht nach Liſi beſchwichtigen, wenn auch niemand ihn dazu ermutigte.

So kam er an dem Abend, an dem ſie zu Lubins gebeten waren. Die Mutter war ſchon beim Friſieren, Liſi noch im einfachen Hauskleid, in dem der Arzt ſie am liebſten ſah. Doch ein Schatten lief über ihr helles Geſicht, als ſie ihn erblickte. Sie las in ſeinem ehrlichen Blick die Frage, die ſein Mund verſchwieg, und ihre Lider ſenkten ſich.

Dann plötzlich zwang ſie ſich, aufzuſehen und zeigte ihm die Thränen, die in ihren Augen glänzten.

„Ich weiß,“ murmelte ſie, „Sie denken, ich ſei ſchlecht. Ich habe ihn vergeſſen. Aber ich kann nicht davon ſprechen! Ich kann nicht! Denn wenn Sie wüßten, wie es mich immer noch quält, — bedrückt —!“

„Ah!“ ſeufzte der Arzt wie erlöſt. „Aber ich mein', es müßt' Ihnen doch eine große Beruhigung ſein, zu hören, ſich zu verſichern —“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein! Es bleibt doch ein Unrecht, das ich an ihm beging, und ich möcht' es loswerden und kann nicht! Ich fürcht' mich, daran zu denken.“

„Armes Kind!“ murmelte er.

„Nein, bedauern Sie mich nicht,“ rief ſie, „aber verurteilen Sie mich auch nicht. Sie nicht, von Ihnen ertrüg' ich's nicht, denn ich hab Sie lieb!“

Gabors Stimme erſtickte; er hätte ſie an ſich ziehen und küſſen mögen, und ſeine Geſtalt zitterte ſo ſehr, daß ihm Kraft und Beſinnung fehlten. Sie fuhr fort, zu ſprechen: „Und Sie ſollen alles wiſſen. Schauen Sie, ich ſelbſt will zurück — in die Welt, ich — nicht meine Mutter allein will's! Ach, Sie werden das nicht begreifen, und doch, ſie wollen mich ausſchließen, verdammen, ächten, und das leid' ich nicht! Von jenen hat keiner das Recht, von jenen nicht, denn ich hab gelitten und gekämpft, mehr als ſie wiſſen, und die, die in der Geſellſchaft, die dürfen mich nicht ſchuldig ſprechen.“

Gabor nickte: „Ich verſteh'!“ ſagte er, „aber ich würde nichts auf ihr Urteil geben.“

„Ich weiß,“ rief ſie wieder ekſtatiſch, „aber Sie ſtehen auch ſoviel höher, ſind ſoviel beſſer wie ich! Und jetzt, nicht wahr, o jetzt verachten Sie mich?!“

Er ſchüttelte trübe den Kopf: „Gewiß nicht, Liſi, ich kann nicht Richter ſein über Sie! Und was auch geſchieht, was Sie thun werden, ich bleibe Ihnen. Sie werden mich finden, was und wo Sie auch ſind, und ich werde glücklich ſein, wenn Sie mich ſuchen werden.“

Sie hielt ihm, unter Thränen lächelnd, beide Hände hin: „Mein lieber Baron, wie gut Sie ſind! O wie gut! Und wie bewundere ich Sie.“

„Liſi,“ rief die Mutter im Nebenzimmer, „wo bleibſt du? Du mußt zum Friſieren! Es iſt die höchſte Zeit.“

Liſi lächelte, hauchte ein: „Auf Wiederſehen!“ und huſchte hinein.

Gabor Galen entfernte ſich. Wie liebte er ſie! „Denn Sie hab ich lieb!“ ſo klang eine holde Stimme in ſeinem Innern nach, und die Muſik der Engel war arm neben dieſem Wort, das er als den köſtlichſten Klang der Erde mit ſich nahm.

---

Die alte Fürſtin Lubin lebte nur nachts und auch da nur ein geſpenſtiges Scheinleben, das eine Geſtalt vergangener Zeit aus ihr ſchuf. Sie trug die Tracht, die zur Zeit des erſten Napoleon Mode war, und auch die Einrichtung ihres alten Palaſtes zeigte die ſteife Feierlichkeit des premier empire.

Inmitten dieſer düſtern Pracht ſaß die Greiſin zuſammengeſunken im hohen Lehnſtuhl, eine Anzahl joujoux in den Falten der altmodiſchen Gewänder, von welch erſteren ſie bisweilen eines zwiſchen die fleiſchloſen Finger nahm, es mit erloſchenen Augen betrachtete und ihm in abgeriſſenen Sätzen eine Anſprache hielt. Es waren Reliquien einer verſunkenen Zeit, von denen die Erinnerungen der vereinſamten Frau zehrten und die zuweilen ihren Geiſt belebten. Gepudert, geſchminkt und in Brillanten erſtrahlend, aber ſtarr und leblos, ſah ſie in manchen ſtillen Augenblicken wirklich wie eine bemalte Mumie aus, weit verfallener als ihr Sohn, der doch mit dem Leben, das ihn umgab, noch zuſammenhing und mit den Menſchen ſeiner Zeit in Verkehr ſtand.

Dennoch war es gerade die alte Fürſtin, die dem Hauſe Anziehung und Anſehen gab. Sie war in ihrer Jugend die Freundin der berühmteſten Herrſcher geweſen, hatte Napoleon, deſſen beide Gemahlinnen, Joſephine und Marie Luiſe, und die ſchöne Königin von Preußen, Luiſe, gekannt, und am Hofe Rußlands lange eine einflußreiche Rolle geſpielt. Man wußte zahlreiche Anekdoten von ihr und flüſterte ſich hinterm Fächer zu, ſie ſei die Beraterin dieſes und jenes Monarchen geweſen. Dadurch hielt ſie eine ehrfurchtsvolle Scheu in den Gemütern der Beſucher wach, und dieſe betrachteten ſie wie eine Geſtalt aus der Vergangenheit, die gleichſam das Sterben vergeſſen hatte und unter ihnen ſitzen geblieben war.

Ein ſonderbares Weſen, das immer in ihrer nächſten Nähe weilte und das Intereſſe der Welt nicht minder in Atem hielt, war ein Papagei, der auf vergoldetem Geſtell mit Ringen und Stangen ein beſchauliches Daſein führte. Älter als ſeine Herrin, war auch er der Mittelpunkt vieler drolliger Geſchichten. Der Zar Peter, ſagte man, habe ihn Friedrich Wilhelm I geſchenkt, und nach einigen weiteren Wanderungen durch berühmte und ſtaatenlenkende Hände ſei er in den Beſitz der Fürſtin gekommen. Sie hatte ſich ihm, als dem einzigen lebenden Weſen, das noch aus ihrer Vergangenheit ſtammte, ſo ſehr untergeordnet, daß ſein Urteil ihre Sympathien und Antipathien, ſo viel ſolche in ihrem welken Herzen ſich noch regten, vollkommen beeinflußte.

Der Vogel hatte einige Worte und Sätze gelernt, welche er oft an überraſchend richtiger Stelle anbrachte, und die junge Marie Luiſe, Napoleons zweite wenig glückliche Gattin, hatte ſich — ſagte man — die Zeit damit vertrieben, ihm einige kleine Bosheiten beizubringen, deren geſchickte Anwendung ſie unterhielt. Wenn er einem der goldſtrotzenden Höflinge in dem Augenblick, in dem dieſer ſeinen unterthänigſten Kratzfuß machte, ein durchdringendes „Aff!“ zurief, erheiterte ſich das meiſt gelangweilte Geſicht der jungen Kaiſerin, und wenn ſie dem gefiederten Freund nach einem Empfang der neugebackenen und vielfach zweifelhaften Größen ihres Hofs die Frage vorlegte: „Qu'en dis-tu, Jaquot, est-il des nôtres?“ ſträubte der grüne Kamerad ſeine Federn und ſchrie: „Pas du tout! pas du tout! connais pas! voyou! voyou galonné!“ worauf er von ſeiner ſchönen Herrin geliebkoſt wurde. War der rückſichtsloſe Ratgeber dagegen gnädig, ſo kreiſchte er zur Erwiderung: ,,Certainement! est de quartier; tout à fait charmant!“ und wiegte den krummen Schnabel, tiefſinnig mit den liſtigen Äuglein blinzelnd.

Es war eine Kinderei —, aber nichts machte der Wiener Geſellſchaft mehr Vergnügen, als den grünen Philoſophen ſein Urteil fällen zu hören, und ſo groß war der Reſpekt vor ihm, daß man ſeine eigene Meinung meiſt ohne Überlegung der ſeinigen unterordnete, wie es die Fürſtin ſelber machte. Wer dem kletternden Richter mißfiel, der errang ſich auch in den fürſtlichen Salons keine angeſehene Stellung oder hatte doch Mühe, eine ſolche ſich zu erringen; wen er dagegen lobte, der fand ſogleich auch den Beifall der gedankenloſen Schar, welche die Säle des Lubinſchen Palaſtes zu beleben pflegte.

Für die beiden Damen Ellrodt machte dieſe lächerliche Gewohnheit das Urteil des Vogels förmlich zur Lebensfrage. Die kritiſche Lage, in der ſie ſich befanden, war, wie die Gräfin Bardegen richtig bemerkte, nur zu ändern, wenn jemand, der einen bedeutenden Einfluß hatte, die Stimmung der Welt zu ihren Gunſten wandelte. Das ſchöne Geſchlecht war faſt einmütig bereit, ſie hinauszuweiſen; ihr Schickſal hing an einem Haar, und die Entſcheidung, vor welcher beide zitterten, war — — in den Schnabel eines Vogels gelegt.

Als Liſi im erſten Saal des prunkvollen Palaſtes ſtand, überlief es ſie kalt. Hunderte von Augen richteten ſich auf ſie; in allen lag eine Kritik, eine herbe, ſtrenge, — kein Blick der Huld, des Wohlwollens, wohin ſie den ihren auch wendete.

Der Fürſt ſelbſt war gemeſſen und begrüßte ſie ohne Eifer oder irgend ein Zuviel der Liebenswürdigkeit. Hier, bei ſich, trug er ſeine volle Würde zur Schau, wollte ſich nichts vergeben und nicht vor der Zeit einen Enthuſiasmus zeigen, den die Geſellſchaft, der er doch die letzte Entſcheidung zuſprach, vielleicht nicht unterſtützen würde.

Und doch ſah Liſi wundervoll aus. Ihr Kleid, meergrün mit Silberbrokat, ließ ſie wie eine Nixenkönigin erſcheinen. Die lang nachflimmernde Schleppe, das Diadem bunter, koſtbarer Steine in dem rotgolden leuchtenden Haar, die Haltung der edlen Geſtalt machten ihre Erſcheinung königlicher denn je.

Kurze Zeit nach ihrem Erſcheinen begann ihre Schönheit auf die Männer zu wirken, unter denen ſich bald die Meinung befeſtigte, daß man eine zweite Dame von ſolcher Schönheit in Wien nicht mehr aufzuweiſen habe. Die Stimmung der Frauen ward um ſo feindlicher.

Liſi wurde zum Tanzen aufgefordert, umringt, es wurde ihr der Hof gemacht, ehe noch das Urteil entſchieden war. Die Damen beſchloſſen, ſich dafür zu rächen. Sie aber tanzte und lächelte automatenhaft. Denn in ihrem Innern erſtarrte alles, außer dem Gedanken: „Werde ich vorgeſtellt werden, und wie wird die Entſcheidung ausfallen?“ Und wenn ihr Blick dem ihrer Mutter begegnete, ſtockte ihr das Blut in den Adern. Die lebhafte Frau war heute ſo furchtbar bleich. Sie zwang ſich mit Mühe, heiter zu erſcheinen, aber ſie litt wie Liſi unter der Qual, und die Stunden dehnten ſich entſetzlich lang für beide.

Es gab Nächte, in denen die alte Fürſtin aus ihrem ſeeliſchen Halbſchlaf gar nicht erwachte; dann beachtete ſie keinen der Vorgänge um ſich her. Der Fürſt ſtellte ihr dann niemand vor, weil ſie in ſolchem Zuſtande nicht zu bewegen war, ſich mit etwas anderem als mit ihren Träumen zu beſchäftigen. Wenn dieſe Nacht eine ſolche war? Zwei Stunden waren die Ellrodts ſchon anweſend, und noch war ihnen keine Aufforderung geworden, ſich dem Gemach zu nähern, in das nur die Auserwählten treten durften.

Liſi — es war in einer Pauſe, und ſie ſtand neben der Mutter — Liſi hob nervös die Blicke zu der Uhr, die in koſtbarem ciſeliertem Silbergehäuſe auf einem Kaminſims ſtand; da endlich nahte der Fürſt den beiden zum zweitenmal, ſeit ſie ſein Haus betreten hatten. Er war aufgeregt, und die ſteifen Beine machten ungleiche Schritte, die Hände bewegten ſich wie in Zuckungen.

„Darf ich Sie jetzt vielleicht meiner Mutter vorführen?“ fragte er, dicht vor den Damen ſtehend, ſeine krähende Stimme ſoviel als möglich dämpfend.

Frau von Ellrodt antwortete etwas, von dem nur „Ehre“ verſtändlich war, und erhob ſich, um den ihr gebotenen Arm zu nehmen. Der Vorraum, in welchen der Fürſt die Bevorzugten zuerſt führte, war eine Glasgalerie, in welcher, umgeben von Palmen, Schlingpflanzen und blühenden exotiſchen Zierſträuchern, einige marmorne Büſten ſtanden: die des erſten Napoleon, der Kaiſerin Marie Luiſe, Friedrichs und Peters des Großen. Liſi empfand plötzlich ein kaltes Gefühl, als ob ſie in eine Leichenhalle träte. Dann wieder fühlte ſie die Demütigung, die darin lag, daß ſie ſich dieſem Gang unterwarf. Dieſe großen Toten, — hätten ſie nicht gelächelt, wenn ſie die beiden, Mutter und Tochter, auf dieſem Marterweg, der ſie in die große Welt führen ſollte, wirklich hätten ſehen können?

Aber ſchon ſchlug der Fürſt eine Doppelportiere zurück, und Liſi erblickte ſeine berühmte Mutter. Wie ein indiſches Götzenbild, kaum noch einem menſchlichen Weſen ähnlich, lag der dürre, zuſammengeſchrumpfte Leib in dem großen, vergoldeten Lehnſtuhl, zu deſſen beiden Seiten ſteife, goldbetreßte Lakaien ſtanden. Hohe, falſche Lockentuffen umkränzten das geſchminkte Geſicht, ein Stirnband zog ſich durch ſie, und ein funkelndes Schmuckſtück hing inmitten der künſtlich geglätteten Stirn. Perlen und Diamanten bedeckten den mit Emaillemalerei verjüngten Hals, der Ausſchnitt des Seidenkleides war mit feinen Handſtickereien verſehen, eine Mantille mit feinen Spitzen lag über der Lehne des Stuhles, doch alles war vergilbt, verblaßt, verſchoſſen, die Pracht einer erſtorbenen Zeit. Der geſchminkte Kopf der Fürſtin ſank tief auf die Bruſt, und die welken Hände, über welche weite Handſchuhe gezogen waren, zitterten auf den Knieen, ſo daß die Geſtalt auf den Beſchauer den Eindruck eines morſchen Stammes machte, den ein Windſtoß zu Boden zu werfen drohte.

Und dennoch ſtanden Liſi und ihre Mutter vor dieſem Schatten einer geweſenen Größe mit blaſſen, erregten Geſichtern, und wagten kaum, Atem zu holen in Erwartung, daß die geſpenſtige Erſcheinung zu ihnen ſprechen werde.

Auf ſeinem vergoldeten Ständer hockte, zwei Schritt vom Lehnſtuhl entfernt, der gefürchtete Papagei; er hatte den Kopf unter den aufgepluſterten Flügel geſteckt und ſchlief. Das war ſchlimm, denn wer ſagte den beiden, ob er Luſt haben werde, zu erwachen und ob ſeine Laune, falls man ihn wecke, nicht eine ſchlechte ſein werde?

Beide wurden noch bleicher, zumal auch die Fürſtin, den blöden Blick reglos auf ihre Knie heftend, gar nicht bemerkte, daß ſich ihr jemand nahte. Ihr zur Seite ſtand ein niedriges vergoldetes Tiſchchen, auf welchem jene vielen kleinen Andenken lagen, mit denen ſie gern ſpielte. Koſtbare goldene Doſen, mit Brillanten verziert und mit Bildniſſen in Emaillemalerei geſchmückt, fein geſchnitzte, edelſteinbeſetzte Fächer, Flacons und Trinkſchalen, aus Elfenbein geſchnitzte Notiztafeln und goldene Stifte.

Im Zimmer ſtanden ferner einige Spieltiſche, viereckige, weißlackierte Tiſche mit vergoldeten Kanten und Ecken, umgeben von hochlehnigen, unbequemen Stühlen. Aber es ſaß niemand auf ihnen und niemand ſpielte.

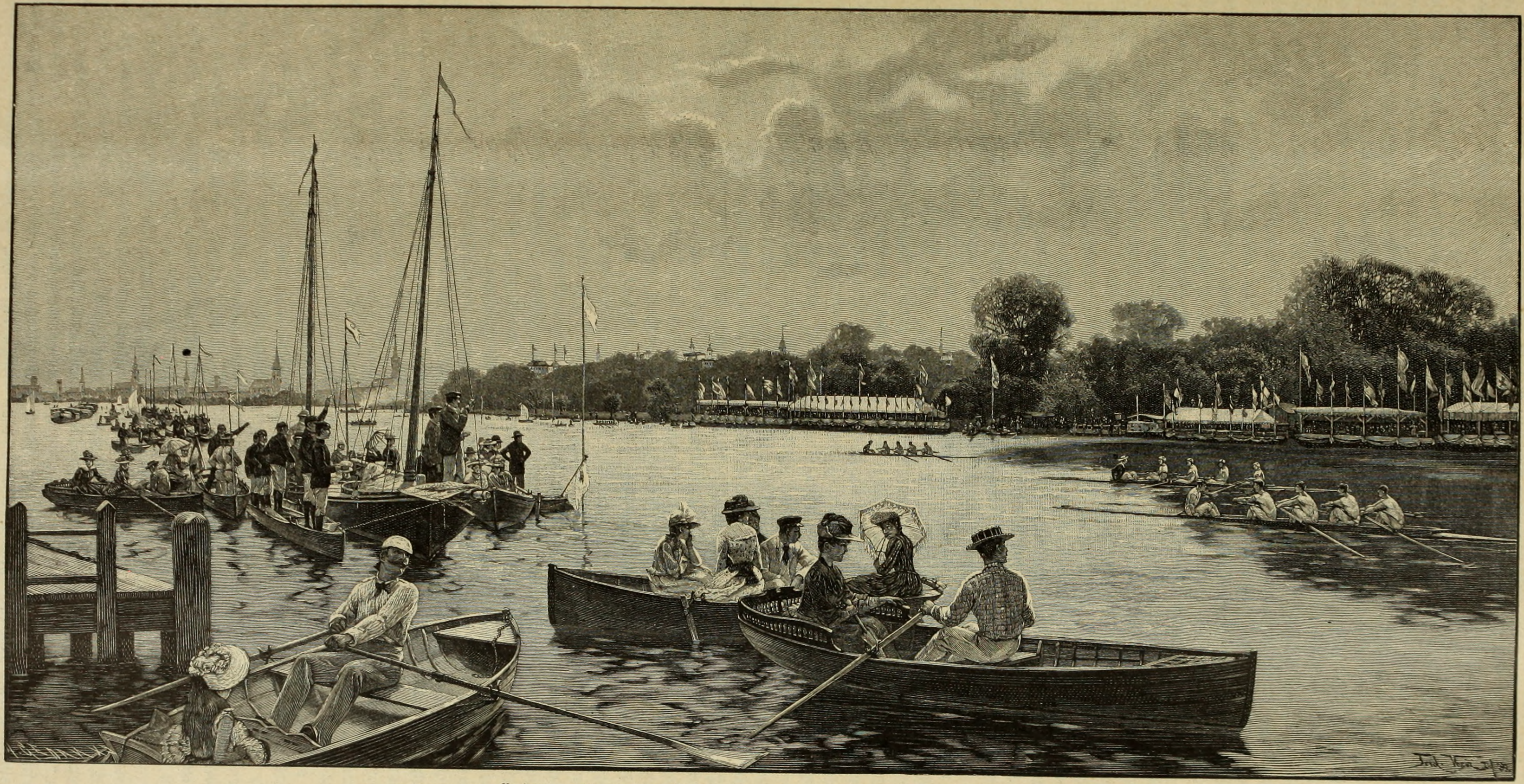
In dieſem Raume wagte man nicht, ſich zu bewegen oder laut zu ſprechen. Einige Gruppen ſtanden ſcheu zuſammengedrückt, flüſterten und ſchlichen auf den Zehen, wenn ſie kamen und gingen.

Liſi ſah das alles, und immer mehr war es ihr, als ob ſie Grabeshauch umfinge und ſie nicht etwa hierher gebracht worden ſei, damit ſich ihr ein glanzvolles Leben eröffne, ſondern damit eine geſpenſtige Stimme ihr hier das Todesurteil ſpreche. Immer wieder fühlte ſie die Blicke ſämtlicher Anweſenden auf ſich gerichtet, und es hätte ſie nicht gewundert, wenn in dem unheimlichen Schweigen plötzlich die Worte erklungen wären: „Der Delinquent iſt zu vernehmen.“ Aber es waren die Fiſteltöne des Fürſten, welche ſie hörte, und er ſchnarrte, während ſeine faltigen Lippen unruhiger zuckten: „Liebe Mutter, darf ich mir erlauben, Ihnen dieſe Damen vorzuſtellen?“

Keine Antwort. Die geſpenſtige alte Dame wackelte nur einmal mit dem dürren Hals, ſo daß die Brillanten im Lockentoupet zitterten, und ſaß dann wieder in ſich zuſammengeſunken, gleichgültig und ſtumpf. War die Bewegung eine Verneinung? Dann — dann war alles ſchon entſchieden. Liſis Knie wankten, es wurde ſchwarz vor ihren Augen, und ihr ward übel. Aber nur hier nicht ohnmächtig werden! nur noch die Kraft behalten, hinauszukommen — aufrecht mit erzwungener Haltung!

Die Überwindung gelang, der ſtarke Wille bezwang die Schwäche, und überdies ward ihr eine Hilfe, und zwar von einer Seite, von welcher ſie's am wenigſten erwartet hätte. Einer der Lakaien, dem die beiden ſchönen, vornehmen Frauengeſtalten gefielen und der in ihren Mienen leſen mochte, was für ſie von der Laune der Fürſtin abhänge, ſtreckte die Rechte vor und bewegte einen Knopf an einer Spieldoſe, die in den Falten des Kleides auf den Knieen der Träumenden lag. Sogleich erklang in dünnen, zitternden Tönen eine leiſe Melodie. Sie wirkte. Die alte Dame hob ein klein wenig die Stirn und horchte. Dann ſummte ſie mit blecherner Stimme einige Takte und murmelte: „Ah ſi, ſi! es war das Wiegenlied des kleinen Napoleon. Marie Luiſe ſang es ihm, und der Kaiſer — der Kaiſer lächelte, wenn er den König von Rom dabei einſchlummern ſah. Sie ſchliefen alle ein, auch ungewiegt. Marie Luiſe, Joſephine, die ſo eiferſüchtig war, der große Kaiſer und ſein kleiner König, und die alte Doſe ſpielt, aber niemand hört es mehr!“ Und ſie nickte, murmelte und ſah trübe vor ſich hin.

Es war nicht das Richtige geweſen. Die Doſe hatte ein Stück geſpielt, das traurige Erinnerungen in ihr geweckt hatte. Infolgedeſſen ward die alte Dame jedesmal ungnädig und wollte von der Gegenwart nichts wiſſen. (Fortſetzung folgt.)



Ruderregatta auf der Außenalſter. Nach dem Gemälde von Ferd. Vezin.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

# Die Sturmwirbel der Tropen.

Von Dr. Klein.

(Abdruck verboten.)

Der furchtbare Orkan, der am 29. April über die Inſel Mauritius hinbrauſte und mehr als 1200 Tote neben 4000 Verwundeten zurückließ, hat die Aufmerkſamkeit wieder einmal jenen furchtbaren Sturmwirbeln zugewandt, unter denen die Tropengegenden nicht ſelten ſo furchtbar zu leiden haben. In erſter Reihe kommen hier in Frage: Weſtindien, wo die Stürme Hurrikane genannt zu werden pflegen, der Indiſche Ozean, berüchtigt durch die ſogenannten Mauritiusorkane und die Chineſiſche See, wo die Stürme gewöhnlich als Taifune bezeichnet werden. Auch in den ihnen benachbarten Meeresteilen kommen bisweilen furchtbare Orkane vor, ſo im Bengaliſchen Meerbuſen und nördlich von Neuſeeland. Die Hurrikane treten meiſt in den Sommer- und Herbſtmonaten auf, die Taifune im September und Oktober. Von den Verwüſtungen, welche ein ſolcher Hurrikan anrichten kann, gibt die Schilderung des Sturmes von Barbados am 10. Auguſt 1831 durch Reid eine ſchwache Vorſtellung: „Der Sturm begann nach heiterem Wetter abends 9 Uhr mit mäßigem Nordwinde, eine halbe Stunde ſpäter folgten Blitze, Windſtöße und Regenſchauer. Nach Mitternacht wurde das unausgeſetzte Flammen der Blitze ſchrecklich, und der Sturm brauſte wütend aus Nord und Nordoſt. Um 1 Uhr morgens wuchs die raſende Wut des Windes, und der Orkan wandte ſich plötzlich nach Nordweſt. Etwas nach 2 Uhr ward das Heulen des Orkans ſo heftig, daß keine Sprache es zu beſchreiben vermag. Ein Offizier hatte unter dem Fenſterbogen eines Hauſes Schutz geſucht, vor dem Wüten des Sturmes hörte er nicht das Einſtürzen des Daches und des oberen Stockwerkes. Um 3 Uhr nahm der Wind ab, allein wütende Stöße kamen aus Südweſt bis Nordweſt. Feurige Meteore fielen vom Himmel, darunter eines von Kugelform in tiefroter Farbe. Einige Minuten nach dieſer Erſcheinung ſank das Geräuſch des Windes zu einem majeſtätiſchen Gemurmel herab, und die Blitze erſchienen eine halbe Stunde lang mit neuer Heftigkeit. Eine große Dunſtmaſſe ſchien die Häuſer zu berühren. Dann brach der Orkan plötzlich von Weſten herein, mit unbeſchreiblicher Gewalt, tauſend Trümmer als Geſchoſſe vor ſich hertreibend. Die feſteſten Gebäude erbebten in ihren Grundmauern, ja die Erde ſelbſt zitterte, als der Zerſtörer über ſie hinwegſchritt. Kein Donner war zu hören, denn das gräßliche Geheul des Windes, das Brauſen des Ozeans, deſſen mächtige Wellen alles zu zerſtören drohten, was die anderen Elemente etwa verſchonen mochten, das Geraſſel der Ziegel, das Zuſammenſtürzen der Dächer und Mauern, die Vereinigung von tauſend anderen Tönen bildeten ein Entſetzen erregendes Getöſe. Nach 5 Uhr ließ der Sturm einige Augenblicke nach, und da hörte man deutlich das Fallen der Ziegel und Bauſteine, die zu bedeutenden Höhen emporgeriſſen worden waren. Um 9 Uhr war wieder ſchönes Wetter. Am Strande rollten die Wogen ſo gigantiſch, als böten ſie jeder Zerſtörung Trotz; ſowie ſie ſich aber an der Werft brachen, verloren ſie ſich unter Trümmern aller Art. Balken, Schiffstaue, Tonnen, Kaufmannsgüter, bildeten eine zuſammenhängende, ſchwappende Maſſe. Nur noch zwei Schiffe waren aufrecht, viele umgekehrt oder ſie lagen auf der Seite im ſeichten Waſſer. Vom Turme der Kathedrale zeigte ſich ein Bild allgemeiner Zerſtörung. Die ganze Gegend glich einer Wüſte, der Boden ſah aus, als wenn Feuer durch das Land gezogen und alles verſengt und verbrannt hätte. Einige wenige ſtehen gebliebene Bäume, ihrer Blätter und Zweige beraubt, gewährten einen winterlichen Anblick, und die zahlreichen Landſitze in der Umgebung, früher von dichten Gebüſchen beſchattet, lagen nun frei in Trümmern.“

Bei den weſtindiſchen Hurrikanen machte man ſchon früher die Wahrnehmung, daß während ihres Verlaufes der Wind eine ganz beſtimmte Drehung zeigt, und 1831 ſprach Redfield die Überzeugung aus, daß dieſe Stürme nichts anderes als ungeheure Wirbel ſind, in denen die Luft in der Richtung von Süd durch Oſt nach Nord und Weſt um ein Centrum kreiſt, in welchem letzteren der Luftdruck am niedrigſten iſt. Streng genommen iſt die Luftbewegung um das Sturmcentrum nicht kreisförmig, ſondern geſchieht in Spiralen, und im Centrum ſelbſt findet eine aufſteigende Bewegung der Luft ſtatt. Die Geſchwindigkeit der Luftbewegung, und damit die Wut des Sturmes, nimmt in dem Maße zu, als man ſich dem Centrum nähert, hier aber herrſcht Windſtille oder es wehen veränderliche Winde. Der erfahrene Schiffer, der von einem tropiſchen Wirbelſturm überfallen wird, weiß, daß, wenn nach dem heftigſten Wüten des Windes plötzlich Stille eintritt, dieſe nicht lange dauern, und der Sturm bald aus der gerade entgegengeſetzten Richtung mit erneuter Kraft einſetzen wird. Stetige Begleiter dieſer tropiſchen Orkane ſind ungeheure Regengüſſe, hervorgerufen durch die Kondenſation des Waſſerdampfes der aufſteigenden feuchten Luft, die unten ſpiralförmig gegen die Axe des Sturmwirbels einſtrömt und oben ſich wieder entfernt. Das anſchaulichſte Bild der Zuſtände bei einem Orkan hat A. Schück, ein ſehr erfahrener Seemann und aufmerkſamer Beobachter, auf Grund der eigenen Erfahrungen gezeichnet.

„Schon in größerer Entfernung vor dem Sturme — ſagt er — manchmal ſchon Tage vor ſeinem Eintreffen, gibt das Barometer leiſe Warnung durch Unregelmäßigkeit in ſeiner täglichen Bewegung, ſein Fallen iſt ſtärker als das Steigen. Die Abenddämmerung färbt die Wolken nicht mehr ſanft, ſondern bald grell, bald verwiſcht und ſchmutzig. Der Seemann ſagt draſtiſch, aber charakteriſtiſch: die Luft ſieht ſehr ſchmierig aus. Nachts flimmern die Sterne eigentümlich. In der Gegend, aus der das Unwetter kommen will, blitzt es bald außerordentlich grell, bald flackern dort fortwährend Blitzſtrahlen und Wetterleuchten auf. Bricht der Morgen an, ſo rötet ſich der Himmel nicht zuerſt am Horizont, ſondern hoch oben am Scheitelpunkt. Dichte Dunſtmaſſen bilden ſich auf dem Waſſer und verſchwinden gleich raſch. Allmählich wird das Ausſehen des Himmels bleiartig, und man fühlt auch die Luft wie Blei auf dem Körper laſten. Eine ſchwere Wolkenbank von ungewöhnlich drohender Erſcheinung ſteht am Horizont, man weiß kaum, wie und wann ſie an ihre Stelle gekommen. Der Seegang iſt höher, hohl und wirr geworden, die Köpfe der Wellen ſind ſpitz und brechend. Ängſtlich kreiſchend kommen die Vögel herbei, auf dem Schiffe Schutz ſuchend, aber erſchreckt durch deſſen heftige Bewegungen fliegen ſie wieder fort, ſie kehren zurück, wagen jedoch nicht, ſich niederzuſetzen. Der Inſtinkt ſagt ihnen, daß ſie ſitzend der Gewalt des Orkans nicht widerſtehen können; ſchwebend halten ſie ſich an der dem Winde abgekehrten Seite der Segel. Noch war der Wind vielleicht unbeſtändig in ſeiner Richtung, er flatterte ſogar hin und her; dies hört auf, er nimmt an Stärke zu, zwiſchen den Hölzern und Tauen der Takelung beginnt es zu ſauſen und zu heulen. Der Himmel hat ſich ganz und gar bedeckt. Noch jagen über die bleigraue Schicht ſchwere, drohende Wolken hin, aus denen der Regen ſtrömt, aber zuletzt kann man auch dies nicht mehr unterſcheiden: Wolken, Regen und der Giſcht des Meeres ſind eine Maſſe, ſie werden vom Sturme gemiſcht und gejagt, ihre Berührung mit der Haut iſt ſtechend. Hat der Seemann nicht früher Vorkehrungen getroffen, Schiff und Takelung vor Schaden zu ſichern, ſo iſt es jetzt zu ſpät. Segel, die nicht ſehr gut befeſtigt ſind, zerreißen, Stangen und Maſten, die nicht beſonders gut geſtützt ſind, brechen, und glücklich iſt der, dem es gelingt, ſich raſch der Wrackſtücke zu entledigen, ehe ſie durch Schlagen und Scheuern die Verbindungen der Planken lockern und ſchwere Lecks verurſachen. Das Schiff iſt in allen Fugen erſchüttert, es zittert und ſtöhnt, von Bewegungen iſt nur ſelten die Rede, es wird faſt auf das Waſſer gedrückt. Die Wellen können nicht mehr brechen, da die Köpfe ihrer Pyramiden in Giſcht zerſtäubt und weggeweht werden, aber ihre Bewegung iſt nicht aufgehoben; noch wälzen ſie ſich durcheinander und über das Schiff und ſchlagen an dieſes wie an eine Klippe. Man iſt nicht mehr im ſtande, zu gehen oder zu ſtehen, unter dem Schutz des Schanzkleides kriecht man auf dem Deck; wer ſtehen muß, iſt feſtgebunden worden. Heftigere Böen, noch ſtärkeres Fallen des Barometers deuten auf das Herannahen des Centrums, der Gegend mit dem geringſten Luftdruck. Sobald man in dieſes Gebiet gelangt, löſt Windſtille und leichter, veränderlicher Wind den Orkan ab. Für die erſchreckten und nahezu betäubten Menſchen iſt es kaum eine Erholung zu nennen, weil der plötzliche Wechſel aufregt und die Rückkehr des Unwetters aus entgegengeſetzter Richtung deutlich genug zu erkennen iſt. Bis dieſe eingetreten, ſcheint ſich der Himmel, beſonders im Scheitelpunkte aufzuhellen, Inſekten, Vögel, Laub und Splitter, die von dem Wirbelwinde nach ſeinem inneren Rande getrieben wurden, fallen auf das Schiff. Lange pflegt die Windſtille nicht anzuhalten, denn, dem Vorrücken des Centrums folgend, kommt der Orkan aufs neue aus entgegengeſetzter Richtung, und die Wettererſcheinungen wiederholen ſich in umgekehrter Reihenfolge.“

Den Hurrikanen ſtehen die Mauritiusorkane — ſo benannt nach der Inſel Mauritius, öſtlich von Madagaskar — an Heftigkeit und zerſtörender Gewalt nicht nach, ja ſie übertreffen jene bisweilen vielleicht noch.

Im nördlichen Teile des Indiſchen Ozeans ſind ſo heftige Stürme ſelten; daß ſie aber nicht ganz fehlen, beweiſt der Wirbelſturm, welcher vom 1. bis 3. Juni 1885 im Golf von Aden wütete und den Untergang des deutſchen Kriegsſchiffes „Auguſta“ mit 238 Mann Beſatzung, ſowie des franzöſiſchen Aviſo „Le Renard“ mit 107 Mann verurſachte. Im allgemeinen kam dieſer Orkan ziemlich unvermutet, am deutlichſten warnte noch der hohe aus Oſten kommende Seegang. Nach dem Berichte der Deutſchen Seewarte waren indeſſen doch das drohende ſchwarze Ausſehen der Luft im Oſten und Nordoſten, ein Hof um den Mond und die eigentümliche grelle Beleuchtung bei Sonnenauf- und Untergang, wozu ſich fortwährendes Blitzen geſellte, von vielen Seeleuten ſchon aus einer Entfernung von etwa 300 Seemeilen vom Centrum des Orkans wahrgenommen und als Vorboten eines Unwetters angeſehen worden, ſo daß wohl kein Schiff ganz unvorbereitet in dieſen Wirbel geriet. Die Gewalt des Sturmes war ſo ungeheuer, daß auch die Dampfer mit ihren mächtigen Maſchinen ihr gegenüber völlig hilflos blieben. Die näheren Umſtände, unter denen die verunglückten Schiffe zu Grunde gingen, blieben natürlich verborgen, nur von dem „Speke Hall“ weiß man genaueres, da wunderbarer Weiſe ein einziger Mann der Beſatzung gerettet worden iſt. Der Dampfer „Peiho“, der Truppen transportierte, hatte nach dem Sturme am 5. Juni den Hafen von Aden verlaſſen und befand ſich etwa 100 Seemeilen entfernt auf offenem Meere, als ein Soldat in großer Entfernung auf dem Waſſer einen Gegenſtand ſah, den er für einen, an ein Holz ſich anklammernden Menſchen hielt. Alle Augen richteten ſich ſogleich dahin, und der wachhabende Offizier erkannte von der Kommandobrücke mittelſt des Fernglaſes, daß der geſehene Gegenſtand in der That ein an eine Spiere ſich anklammernder Menſch war, der mühſam Verſuche machte, durch Winken mit der Mütze die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Sogleich wurde ein Boot ausgeſetzt, dem es auch gelang, den in völlig erſchöpftem Zuſtande um ſein Leben kämpfenden Mann an Bord des „Peiho“ zu bringen, wo ihm alle Pflege und Sorgfalt zu Teil wurde. Kurze Zeit vor dieſer Rettung war das Schiff zwiſchen Wrackſtücken, Teilen von Booten, Kajütenthüren und anderen Trümmern hindurch gefahren, die vermuten ließen, daß dort eine Kataſtrophe ſtattgefunden habe. Dieſem Umſtande verdankte der Mann ſeine Rettung, da alle Augen auf die treibenden Gegenſtände gerichtet waren. Der Gerettete war der zweite Steuermann des Dampfers „Speke Hall“, der einzig Übriggebliebene von der aus 57 Köpfen beſtehenden Beſatzung. Nachdem er ſich erholt hatte, erzählte er den Vorgang. Der „Speke Hall“, ein 2500 Tons großer Dampfer, war mit einer Kohlenladung von Liverpool nach Bombay auf Reiſe und hatte nach guter Fahrt den Golf von Aden erreicht. Dort überfiel ihn der Orkan, und die See raſte ſo furchtbar, daß das Schiff völlig unfähig war, dagegen anzukämpfen. Das Meer, ſagte der Gerettete, glich einem kochenden Topfe; die Nacht war pechſchwarz, und von allen Seiten liefen Waſſerberge auf das Schiff, alles mit fortreißend, womit ſie in Berührung kamen. Dennoch kämpfte das Schiff noch immer brav gegen die umtoſenden Gewalten, aber See auf See ſtürzte über das Verdeck und goß Maſſen von Waſſer in die Schiffsräume. Die Ingenieure hielten mutig bei der Maſchine aus und thaten das Möglichſte, um das Schiff gegen den raſenden Sturm anzuhalten. Oben waren alle Boote fortgeriſſen, das letzte ward, wie eine Pappſchachtel zuſammengequetſcht, auf dem Kamm einer Woge fortgeſchleudert. Drei Stunden hielt das Schiff dem Unwetter Stand, aber um 3 Uhr früh wurde es allen klar, daß jede Hoffnung, der Dampfer werde den Sturm durchwettern, aufgegeben werden müſſe. Noch konnte das Schiff gegen den Sturm angehalten werden, aber von Minute zu Minute ſank es tiefer, und nur mit der äußerſten Anſtrengung war es den Ingenieuren noch möglich, die Maſchine im Gange zu halten. Da plötzlich fühlte ein jeder, daß der verhängnisvolle Moment gekommen ſei. Mit einer gewaltigen Niederwärtsbewegung wurde der Bug des Dampfers unter der quer darüber hinſtürzenden See begraben und hilflos ſanken Schiff und Mannſchaft in den Abgrund der See, um ſich niemals wieder zu erheben. Es blieb keine Zeit, um auch nur irgend etwas zu thun. Die Ingenieure müſſen, bei ihrer Arbeit bis zur letzten Minute aushaltend, im Maſchinenraum ertrunken ſein, ſie ſtarben den Heldentod der Pflicht. Der zweite Offizier, nämlich der oben gerettete Steuermann, und ein anderer Kamerad ſprangen von der Kommandobrücke in die ſchäumende See, beide eine Rettungsboje erfaſſend. Als der Steuermann wieder an die Oberfläche kam, fühlte er eine treibende Spiere und klammerte ſich in der Verzweiflung an dieſelbe. Trotz des heulenden Sturmes hörte er die Stimme ſeines Kameraden, den er wegen der Finſternis nicht ſehen konnte und vernahm, daß derſelbe ſich an einem Faſſe halte. Das war aber auch das letzte, was er von ihm hörte, dann erſcholl kein menſchlicher Laut mehr. Als es hell wurde, war kein menſchliches Weſen an der Oberfläche der See zu erſpähen. Drei Tage und zwei Nächte trieb der einzig Übriggebliebene, an das Holzſtück geklammert auf dem Meere, ohne Nahrung und ohne einen Tropfen Trinkwaſſer. Wohl ſah er einige Schiffe in der Ferne vorüberfahren, aber keines bemerkte ihn. Immer entſetzlicher wurde ſeine Lage, aber mit dem Mute der Verzweiflung hielt er das Holz feſt, welches ihn über den Abgrund der See trug, und endlich, am Abend des 5. Juni, wurde ihm Rettung aus der furchtbaren Not.

Die Chineſiſche See iſt durch ihre Taifune ſehr verrufen, denn dieſe ſtehen an Heftigkeit den furchtbarſten Wirbelſtürmen Weſtindiens nicht nach. Nach Doberck, dem Regierungsaſtronomen zu Hongkong, ſind die erſten Anzeichen eines Taifuns feine Cirruswolken, die wie Haare, Fäden oder wollige Streifen aus öſtlicher Richtung am Himmel nordwärts ziehen. Das Wetter iſt dabei heiß und trocken. Rückt das Centrum näher, etwa bis auf 800 Seemeilen, ſo bedeckt ſich der Himmel mit Haufenwolken, ferne Gewitter tauchen auf, das Barometer beginnt zu fallen. Gleichzeitig nimmt der Wind an Stärke zu, und wenn das Centrum bis auf 150 Seemeilen näher gekommen iſt, ſo fällt ſchwerer Regen, in 60 Seemeilen Entfernung gießt dieſer Regen in Strömen, und der Wind weht ſo ſtark, daß kein Segel ſtand hält. In einem ſolchen Taifun ging in der Nacht vom 2. zum 3. September 1860 der Schooner „Frauenlob“ der preußiſchen Expedition nach Oſtaſien mit der ganzen Bemannung zu Grunde, während die Dampfkorvette „Arkona“ Segel, Raae und Spieren ſowie zwei Boote verlor und nur durch ihre Maſchine gerettet wurde. In den Taifunen kreiſt, wie in allen übrigen tropiſchen Stürmen, die Luft in ſpiraligen Wirbeln um ein Centrum. Dieſe Wirbel ſind meiſt nicht von ſehr großem Durchmeſſer, meiſtens überſteigt derſelbe nicht 500 Seemeilen, bisweilen iſt er ſogar geringer als 100 Seemeilen. Das windſtille Centrum iſt bei dieſen Orkanen ſehr ausgeprägt, und ſein Durchmeſſer beträgt in einzelnen Fällen bis zu 30 Seemeilen.

Fragt man nun ſchließlich nach der Urſache, wodurch die vorhandenen Wirbelſtürme der Tropen entſtehen, ſo kann die Wiſſenſchaft darauf noch keine vollſtändige Antwort geben. Wir wiſſen, daß im Centrum der Cyklone ein Aufſteigen der warmfeuchten Luft ſtattfindet, und es ſind die Bedingungen ermittelt worden, unter welchen dieſes Aufſteigen, nachdem es einmal eingeleitet iſt, fortdauert. Sobald dies der Fall iſt, ſtrömt ununterbrochen von allen Seiten Luft gegen den Ort des Aufſteigens, und infolge der Erdumdrehung gewinnt dieſe zuſtrömende Luft die Tendenz zu einer Kreisbewegung, die auf der nördlichen Erdhälfte von Oſt durch Nord nach Weſt und Süd gerichtet iſt. Damit iſt der Wirbel da, und in dem Maße als das Aufſteigen raſcher und allgemeiner erfolgt, ſtürzt die umgebende Luft mit größerer Wucht herbei, d. h. ſie wirbelt heftiger und ſtürmiſcher. Soweit ſind die Thatſachen erklärt, d. h. auf ihre mechaniſchen Bedingungen hin erkannt worden, aber was jeweils die unmittelbare Veranlaſſung zu dem beginnenden Aufſteigen der Luft iſt, darüber gehen die Anſichten auseinander.

## Hans Hugo von Kleiſt-Retzow †.

Von A. Andrae (Roman).

(Abdruck verboten.)

Vor einigen Jahren machte mir einmal die Frage große Unruhe, ob ich die Wiederwahl zum Vorſitzenden eines Vereins, der öffentliche Zwecke verfolgte, annehmen müſſe oder nicht. Aus ſachlichen wie perſönlichen Gründen ſträubte ſich in mir alles dagegen. Wochenlang habe ich mich mit dem Für und Wider herumgeſchlagen, bis ich mit meinem älteſten und bewährteſten Freunde, Hans von Kleiſt-Retzow, darüber ſprechen konnte. Er hatte, ohne auf meine Gegengründe irgendwie einzugehen, nur die Frage: „Kennſt du eine andere geeignete Perſönlichkeit?“ Und auf meine Verneinung die Antwort: „Dann mußt du die Wahl annehmen.“ Das charakteriſiert die eine Seite des ſeltenen Mannes, deſſen müder Leib am 23. Mai unter der von ihm erbauten ſchönen Kapelle die letzte Ruheſtätte gefunden hat. Pflichttreue, bedingungsloſe Pflichttreue in allem, was er als recht erkannt hatte, mit voller Rückſichtsloſigkeit gegen ſich ſelbſt, das war der Inhalt ſeines ganzen Lebens bis zu ſeinem Ende, ja buchſtäblich bis zu ſeinem Ende. Am 3. und 4. Mai wohnte er der Konferenz des lutheriſchen Vereins in Belgard ſchon nicht mehr in alter Friſche bei. Die meiſten Zuhörer werden es kaum bemerkt haben, wie ſchwer ihm ſein Vortrag über die letzte Generalſynode geworden iſt, den er diesmal — ich glaube faſt zum erſtenmal in ſeinem Leben — nicht frei hielt, ſondern ablas. Niemand ahnte, daß es ſein letzter ſein würde. Der ſchwache Leib war gewöhnt, dem feurigen Geiſt zu gehorchen, aber er fühlte ſich recht unwohl, wie er mir ſpäter zugeſtand. Trotzdem reiſte er am 5. zu einer Sitzung des Provinzial-Synodal-Vorſtandes nach Stettin. Während der Sitzung ſteigerte ſich ſein Unwohlſein, beſonders ein böſer Huſten, zumal er noch wiederholt das Wort ergriff, ſo ſehr, daß er endlich unſeren dringenden Bitten nachgab und ſich zu Bett legte. Mit Mühe wurde er am anderen Morgen zur Bahn gebracht, und ohne Hoffnung nahm ich von ihm Abſchied. So hat ihn der Herr, wie es ſeine Freunde nicht anders erwarteten, mitten aus der vollen Arbeit heraus aufs Krankenbett geworfen und am 20. Mai zu ſich genommen. Was im 90. Pſalm köſtlich genannt wird, ein Leben voll Mühe und Arbeit, war ihm in reichem Maße beſchieden. Köſtlich wurde ihm die Arbeit inſonderheit dadurch, daß es ihm ein wahres Herzensbedürfnis war, Gutes zu ſchaffen. Ich habe nie einen Menſchen gekannt, dem es nur annähernd eine ſolche Freude geweſen wäre wie ihm, ſeinem Gott und ſeinem Vaterlande zu dienen und ſeinen Mitmenſchen Liebe zu erweiſen. Neben der Treue war es ja die Liebe, die ſein Thun und Denken ganz erfüllte, und wenn in Blättern anderer Richtung ſeine Treue oft als fanatiſcher Starrſinn, als reaktionäre Verſtocktheit, als unduldſames Muckertum hingeſtellt iſt, weil jedes Verſtändnis dafür fehlte, ſo hat ſeine Liebe doch jedes gehäſſige, bittere, ungerechte Auftreten ſeinerſeits auch im heißeſten Kampfe verhindert, ſeine Ehrlichkeit und Offenheit, ſeine herzgewinnende Freundlichkeit gegen jedermann haben ihm die volle Achtung auch ſeiner Gegner erobert.

Als in einem kleinen Kreiſe einmal jemand dem Fürſten Bismarck gegenüber äußerte, in der ganzen konſervativen Partei kenne er nicht eine einzige regierungsfähige Perſönlichkeit, erwiderte dieſer: „Oh, ich kenne wohl eine, der alle Staatsmänner Europas nicht wert ſind, die Schuhriemen aufzulöſen,“ und als der andere etwas verletzt fragte: „Darf ich wohl fragen, wie dieſe Perſönlichkeit heißt?“ fuhr jener fort: „Sie heißt Hans von Kleiſt-Retzow, aber“ — nach einer kleinen Pauſe — „er iſt zu gerecht,“ indem er an das „Seid nicht allzu gerecht“ im Prediger Salomo 7, 17 anknüpfte. Gewiß war Kleiſt-Retzow ein Staatsmann erſter Größe, zum Diplomaten fehlte ihm auch nicht die Schneidigkeit, wohl aber die Geſchmeidigkeit. Seine unbeugſame, ehrliche Wahrhaftigkeit und Geradheit, ſein rückſichtsloſes Feſthalten an dem, was er als recht erkannt, hat ihm oft im Wege geſtanden, auch beide Male, als im Jahre 1848 mit ihm Verhandlungen angeknüpft waren wegen Übernahme eines Miniſter-Portefeuilles. Für einen Heuchler oder Mantelträger hat ihn niemals jemand gehalten. Alles Unwahre und Unreine war ihm verhaßt. Wo ſein ſchon ſeit Jahrzehnten ſilberweißes Haupt erſchien, war man ſicher, daß Chriſtentum, Königtum und glühende Vaterlandsliebe mit Kraft und Geſchick vertreten wurden. Und bei all ſeinen reichen Gaben war eine tiefe Herzensdemut ſeine hervorragende Eigenſchaft. Während auch die höchſte irdiſche Autorität ihn nicht vermocht hätte, etwas gegen ſeine Uberzeugung zu thun oder zu ſagen, nahm er keinen Anſtand, ſeinen geringſten Diener um Verzeihung zu bitten, wenn einmal ſein feuriges Temperament ihn zu einer Übereilung hingeriſſen hatte. Deshalb wären auch ſeine Untergebenen für ihn durchs Feuer gegangen.

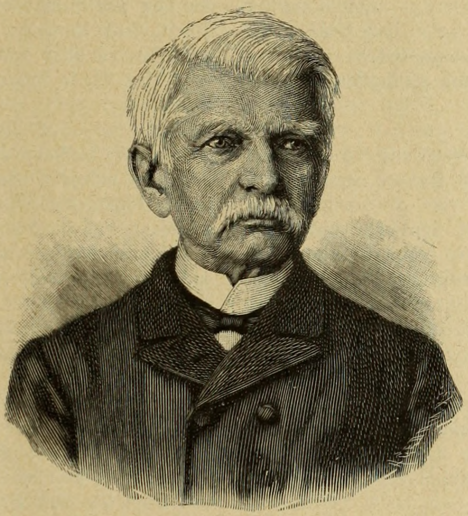
Auch der geringſte Dienſt zu Gottes Ehre und ſeinen Mitmenſchen zu Liebe war ihm nicht zu gering, und ſtets wurde er mit ſolcher Einfalt, ich möchte ſagen, mit ſolcher Kindlichkeit, als etwas ganz Selbſtverſtändliches geübt, daß jeder Gedanke an etwas Demonſtratives völlig ausgeſchloſſen blieb. Schon damals trat dies hervor, als er als Referendar am Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. arbeitete. Es fehlte vorübergehend an einem Gefängnisgeiſtlichen. Der ihm befreundete Kandidat Jahn (ſpäter Hofprediger in Schwerin) übernahm die Gottesdienſte der Gefangenen, er war aber ganz unfähig, den Geſang zu leiten; ſofort erbot ſich dazu der Referendar von Kleiſt-Retzow, und ſeine kräftige Stimme, wie ſeine Sicherheit im Geſange halfen ihm das neue Amt zu voller Befriedigung aller Beteiligten zu führen. Welcher junge chriſtliche Juriſt hätte wohl in unſerer Zeit den Mut zur Nachfolge?

Mit gleicher Unbefangenheit zog er auch andere Leute zu ſeinen Geſangesübungen heran. Er hatte, wie ich, in der Jugend wenig Geſangbuchslieder gelernt, und wir holten das auf einſamen Fahrten gern nach. Als wir einmal mit dem Schirrmeiſter im Cabriolet der Schnellpoſt ſaßen, forderte er dieſen ſogleich auf, mit uns zu lernen: „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern.“ Auch der Poſtillon wurde zugezogen. Kleiſt-Retzow ſprach je zwei Zeilen vor, bis wir die ganze Strophe wußten und dann ſangen, doch zog ſich der Schirrmeiſter auf der nächſten Station in das Innere des Wagens zurück. Gleich darauf fragte ein Herr, der ſich als Juſtizrat N. aus

Berlin vorſtellte, ob wir erlaubten, daß er zu uns einſtiege. „Sehr gern,“ antwortete Kleiſt, „aber wir lernen ein Lied, da werden Sie ſchon mithelfen müſſen.“ — „Gewiß,“ rief der Juſtizrat lachend, da er es für einen Scherz hielt. Er verließ uns aber erſt wieder, nachdem er ein paar Verſe tapfer mitgelernt und geſungen hatte.

Als Kleiſt in den vierziger Jahren das erſte Konzert zum Beſten der Armen veranſtaltete, kam eine große Anzahl Muſikfreunde zum Teil aus weiter Ferne zuſammen. Nicht wenige waren an häusliche Andachten gewöhnt, und der Landrat von Kleiſt wurde gleichſam als Hausvater aufgefordert, für die Morgenandacht zu ſorgen. Er ging ſofort in ſein Geſchäftszimmer und kam mit der Bibel unter dem Arm quer über den Markt in den Gaſthof zurück, um vor dem gemeinſamen Frühſtück allen Gäſten eine tiefe erbauliche Andacht zu halten. Faſt bis zu ſeinem Tode haben ſich dieſe durch ſeine große Liebe zur Muſik angeregten, für die Armen ſehr einträglichen Konzerte unter ſtets wachſender Teilnahme erhalten.

Es gelang eben alles, was er in die Hand nahm, trotz der oft gewaltigen Gegnerſchaft, die er zu überwinden hatte; denn neben ſeinem Wahlſpruch: „Fürchte dich nicht, glaube nur,“ hielt er den anderen nicht weniger hoch: „Erſt wägen, dann wagen.“ Was er aber wagte, das griff er an mit Einſetzung all der herrlichen Gaben, mit denen Gott ihn ſo reich geſegnet hatte. Und das war ſo überaus wohlthuend, daß der Mann, deſſen ganzes Leben ein Kampf war um die höchſten Güter des Lebens, auch das Kleine und Kleinſte mit gleicher Liebe und Treue erfaßte.



Hans Hugo von Kleiſt-Retzow †.
Nach einer photogr. Aufnahme von Jul. Braatz in Berlin.

Mit derſelben Energie und Umſicht, mit der er als Oberpräſident große Strecken Ödland in der Eifel aufforſtete und in fruchtbare Äcker und Wieſen verwandelte, drainierte und rieſelte er ſeine Güter; mit derſelben ſelbſtloſen Hingebung, mit der er als Rechtsritter des Johanniterordens die Pflege der Verwundeten auf den böhmiſchen Schlachtfeldern und das Krankenhaus in Polzin leitete, ſorgte er auch für das kranke Kind ſeines Tagelöhners, für das von ihm gegründete Rettungshaus für verwahrloſte Kinder. Mit demſelben Ernſt, mit derſelben Freudigkeit, mit dem er ſein Amt verwaltete als Vorſitzender des General-Synodalvorſtandes, hielt er ſeine täglichen Hausandachten und die reich geſegneten Paſtoralkonferenzen in Kieckow. Mit demſelben Feuereifer, mit dem er in Parlament und Synode ſeine gewaltigen hinreißenden Reden hielt, ſpielte er mit ſeinen und meinen Kindern Verſteck in den dunkeln Ecken ſeines alten Herrenhauſes. Keinen begeiſterteren Kämpfer für ein einiges mächtiges Vaterland, für ein ſtarkes Königtum, für eine freie, lebendige Kirche konnte es geben, keinen liebevolleren, ſorgſameren Familienvater.

Es war nichts Halbes an ihm, alles voll und ganz, alles Harmonie, und weil er ſo früh ſchon den rechten Grund und Boden gefunden hatte, ſo früh ſchon mitten hinein gezwungen war in das öffentliche Leben und bis in ſein hohes Alter ſtets derſelbe blieb, gibt es in Preußen außer Bismarck keinen Mann unſerer Zeit, der ſoviel Einfluß ausgeübt hat auf die vaterländiſche Entwickelung als Hans von Kleiſt-Retzow.

Am 25. November 1814 iſt er auf dem väterlichen Gute Kieckow in Hinterpommern geboren. In ſeiner Kindheit mußte er mancherlei Fährlichkeiten durchmachen und ging nach einer kurzen Penſionszeit bei dem benachbarten Ortspaſtor nach Schulpforta, wo er ſich durch Fleiß, Zuverläſſigkeit und gute Fortſchritte auszeichnete. Nach wohlbeſtandenem Examen hielt ſein älterer, mit ihm ſtets in inniger Liebe verbundener Bruder darauf, daß er vor weiterem Studieren zunächſt ſeine Dienſtzeit als Freiwilliger bei deſſen Schwadron in Belgard durchmachte, um ſeinen ſtark angeſtrengten Geiſt auszuruhen und den jungen, nicht ſehr kräftigen Körper zu ſtärken. Als Auskultator arbeitete er nachher beim Stadtgericht zu Berlin, als Referendar 1840 am Oberlandesgericht zu Frankfurt a. d. O. unter dem Präſidenten Ludwig von Gerlach. Dieſe Zeit war für ſein ganzes Leben von hoher Bedeutung, nicht nur weil er ſich dieſem hervorragenden Manne voll von ſtrengem, unparteiiſchen Rechtsgefühl, tiefer Frömmigkeit, großer Geiſtesklarheit und begeiſterter Vaterlandsliebe aufs engſte anſchloß und von ihm reichlich empfing, wonach ſeine Seele dürſtete, ſondern auch, weil er hier in einen Kreis junger Männer eintrat, die mit ihm auf einem Grund und Boden ſtanden und wie er ſich des guten Bekenntniſſes zu Jeſu Chriſto, ihrem Heilande, nicht ſchämten. Unter ihnen war der Referendar Wagner, ſpäter erſter Redakteur der Kreuzzeitung, der hervorragendſte.

Die Angſt vor den Pietiſten und Muckern war damals nicht geringer als heute; daher erhob ſich eine ſtarke Gegenſtrömung, als er 1844 zum Nachfolger ſeines Vaters im Landratsamt als Kandidat aufgeſtellt wurde. Trotzdem wurde er aber gewählt, und ſeine unermüdliche Thätigkeit, ſeine volle Unabhängigkeit nach unten und oben, ſein ſtrenger Gerechtigkeitsſinn und ſeine große Liebenswürdigkeit gewannen ihm bald aller Herzen.

Auf der Hochzeit ſeines Jugendfreundes Moritz von Blankenburg lernte er Otto von Bismarck kennen. Wenn auch die erſte Begegnung etwas Komiſches hatte — Blankenburg hatte ſich den Scherz gemacht, beiden ein ſehr lautes Sprechen zu empfehlen, da „der andere“ ſchwerhörig ſei, ſo daß ſie ſich zum Erſtaunen der Gäſte mit großer Kraftanſtrengung anſchrieen — ſo fanden ſich die beiden gleichgeſinnten Männer doch ſo ſchnell zuſammen, daß ſogleich ein feſtes und inniges Freundſchaftsverhältnis entſtand. Eine merkwürdige Vorausſicht war es, daß des Bräutigams Vater in einem Toaſte Bismarck als künftigen Miniſter, Kleiſt als künftigen Oberpräſidenten feierte. Eine Prophezeiung, deren Erfüllung wohl niemand ſo nahe ahnte, als ſie wirklich eintraf.

Als kurz darauf die 1848er Stürme Europa durchbrauſten und auch den Hohenzollernthron erſchütterten, als der Prinz von Preußen vor dem Haſſe des Volkes ſein Vaterland auf heimlichen Wegen verlaſſen mußte, war Hans von Kleiſt-Retzow der erſte, der öffentlich ſeine Stimme für ihn erhob und am 19. April ſeine Kreisſtände in begeiſterter Rede zu dem einmütigen Entſchluß beſtimmte, den königlichen Prinzen in einem Schreiben der unentwegten Treue ſeiner Pommern zu verſichern und ihn einzuladen, ſich getroſt in deren Mitte zu begeben. Eine ſehr huldvolle Antwort vom 2. Mai dankte für das Zeichen alter Treue in böſer Zeit und verſprach des Prinzen Beſuch nach ſeiner Rückkehr. Im Juli deſſelben Jahres, als von Kleiſt-Retzow, von Bismarck, von Below-Hohendorf eben in Reinfeld bei Herrn von Puttkamer verſammelt waren, um die Bildung einer feſtgeſchloſſenen, kampffähigen konſervativen Partei zu beſprechen, erhielten ſie die Nachricht, der Prinz von Preußen werde mit ſeiner Gemahlin und mit ſeinem Sohne nach Stettin kommen, um die pommerſchen Stände, deren viele dem Vorgange des erſteren gefolgt waren, hier zu begrüßen. Kleiſt reiſte ſofort mit ſeinen vier Kreisſchulzen dahin. Freilich verurſachten dieſe zunächſt einige Verlegenheit, da ſich an der gemeinſamen Mittagstafel im Remter des Schloſſes kein Platz für die Bauern finden wollte; da aber Landrat von Kleiſt erklärte: „Wo meine Bauern bleiben, bleibe auch ich,“ wurde ſchnell Rat geſchafft und er mit ihnen von dem edlen, prinzlichen Paare in beſonderer Weiſe ausgezeichnet.

Es iſt hier nicht der Ort, ſich über die politiſche und kirchliche Thätigkeit des bedeutenden Mannes weiter auszuſprechen. Im Jahre 1848 wurde er in die zweite Kammer gewählt, bewohnte mit Bismarck, bei deſſen beiden älteſten Kindern er Pate wurde, dasſelbe Zimmer und kämpfte mit ihm Schulter an Schulter in vollſter Einigkeit. 1850 berief ihn der König ins Staatenhaus zu Erfurt und dann zum Oberpräſidenten der Rheinprovinz (Bismarck zugleich zum Bundestagsgeſandten zu Frankfurt a. M.). Kleiſt hatte nicht verhehlt, daß er ſeiner alten Hausordnung gemäß ſeine täglichen Andachten und das Tiſchgebet — auch bei offiziellen Diners — nicht aufgeben könne. Und Friedrich Wilhelm IV hatte ihm ſeine große Freude und Befriedigung darüber ausgeſprochen.

1851 führte Kleiſt die ihm völlig gleichgeſinnte Gräfin von Stolberg-Wernigerode, Tochter des Hausminiſters, als Ehefrau heim. Mit ihr führte er bis zu ihrem Tode eine überaus glückliche, mit drei Söhnen und einer Tochter geſegnete Ehe, von denen erſteren ihnen einer im blühendſten Jünglingsalter wieder genommen wurde. Wie völlig eins Kleiſt ſich mit ſeiner Gattin fühlte, davon mag es zeugen, daß er, als ich ihn zu Gevatter bei meinem Sohne und um ſeine ſämtlichen Vornamen bat, mir antwortete: „Ich heiße Hans Hugo Charlotte, da haſt du die Auswahl.“

Seine Zurdispoſitionsſtellung verminderte ſeine Arbeit nicht, machte ihn nur freier zu raſtloſer, freiwilliger Thätigkeit, die ganz unmöglich geweſen wäre, wäre er im Staatsdienſt geblieben.

Faſt ein halbes Jahrhundert war er einer der erſten Führer auf politiſchem wie kirchlichem Gebiet, auch als achtundſiebzigjähriger Greis noch von dem Feuereifer des Jünglings beſeelt. Ein Staats- und Kirchenmann erſter Größe. Ein ſeltener Mann, geehrt und geliebt von ſeinen Freunden, gefürchtet und geachtet von ſeinen Gegnern, aber ganz ohne perſönlichen Feind, ein echter, chriſtlicher, deutſcher Edelmann von altem Schrot und Korn, vom Scheitel bis zur Sohle, für den kein beſſerer Leichentext gefunden werden konnte, als der von Präſes Rübeſamen zu ſeinem Begräbnis ausgewählte: „Selig ſind die Toten, die in dem Herrn ſterben von nun an. Ja der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Off. Joh. 14, 13.

---

## Zur rechten Zeit.

Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

Hui, wie es wehte! Oben am Himmel jagten dunkle Streifen wild und zerriſſen über eine gleichmäßig graue Wolkendecke, die keinen Sonnenſtrahl durchließ, und unten peitſchte der Weſtſturm den ſüdlichen indiſchen Ozean, der ſeine lichtblaue Farbe ebenfalls mit düſterem Grau vertauſcht hatte. In unabſehbaren Zügen, wie wandernde Bergketten rollte die ſchwere Dünung einher, und der weiße Giſcht ihrer überbrechenden Kämme erſchien wie Schnee, der auf ihren Kuppen lagerte.

Vor ihr und dem Winde flog unter Sturmſegeln ein ſchlankes Schiff durch die Fluten dahin, die Hamburger Bark „Marianne“, die ſich auf dem Wege nach Sydney und ungefähr in der Mitte zwiſchen dem Kap der guten Hoffnung und Auſtralien befand.

Ihr Kapitän war ein junger, intelligenter Mann, der als ſolcher ſeine erſte Reiſe machte, im übrigen aber viele Jahre die fremden Meere durchſtreift und ſich einen reichen Schatz ſeemänniſcher Kenntniſſe erworben hatte. Er ſtammte aus guter Familie, beſaß eine höhere Bildung, als man ſie bei ſeinen Fachgenoſſen gewöhnlich findet, und verfolgte mit regem Eifer die wiſſenſchaftlichen Forſchungen auf dem Gebiete des Seeweſens, die ſeit den letzten zwei Jahrzehnten ſich für die praktiſche Schiffahrt, namentlich in Bezug auf Kürzung der Reiſen, ſo außerordentlich nutzbringend erwieſen hatten.

Der größte Teil des Schiffes gehörte ihm ſelbſt, und er war dadurch ziemlich unabhängig. Er konnte deshalb nach ſeinem Belieben neue Verſuche auf hydrographiſchem Gebiete anſtellen, ohne Vorwürfe von Reedern beſorgen zu müſſen, wenn ſie die erwarteten Erfolge nicht erzielten. Ein ſolches Experiment war auch nach dem Paſſieren des Kaps der guten Hoffnung das allmähliche Aufſuchen des 45. Breitengrades, weil die neuen Segelanweiſungen des berühmten, um die Schiffahrt ſo hochverdienten Amerikaners Maury, dort kräftigere und beſtändigere Weſtwinde verhießen, als auf dem bisher üblichen Wege, 70—80 Meilen nördlicher.

Dieſe Verheißung hatte ſich auch bewahrheitet. Je ſüdlicher das Schiff kam, deſto kräftiger wurde die weſtliche „Luft“, und als nun nach einigen Tagen der 45. Grad erreicht war, da hatte es den Anſchein, als ob es des Guten doch zu viel werden ſollte.

Wind und See waren zuſehends gewachſen, ein Segel nach dem andern mußte geborgen werden, und ſeit dem Abend vorher konnte die „Marianne“ nur noch dichtgerefftes Großmarsſegel und gereffte Fock führen. Das ſchöne neue Schiff durchſchnitt zwar faſt mit der Geſchwindigkeit eines Eiſenbahnzuges die Wellen, und eine ſolche Fahrt thut dem ſeemänniſchen Herzen, namentlich des Kapitäns immer wohl, allein in den letzten Stunden war die See nach Anſicht des Steuermanns. welcher die Morgenwache hatte, doch etwas zu grob geworden.

Wenn ein Schiff platt vor einem Sturme ſegelt oder lenzt, wie es techniſch heißt, iſt alles recht hübſch, ſo lange die Geſchwindigkeit der Wogen hinter der des Schiffes zurückbleibt oder ſie wenigſtens nicht überholt. Wird ſie aber größer, dann ſieht die Sache ſchlimmer aus. Es kann dann ſehr leicht der Fall eintreten, daß die See das Schiff überläuft, durch ihre Gewalt das Heck einſchlägt, und dann erſteres mit ſich in den Abgrund nimmt. Da heißt es für den Seemann, nicht zu lange zu warten und rechtzeitig beizudrehen, d. h. das Schiff mit dem Kopfe unter ganz kleinen Sturmſegeln ſo nahe wie möglich an den Wind zu legen, damit es nicht mehr ſegelt, ſondern langſam quer abtreibt, und ſich die Sturzſeen an dem breiten Kielwaſſer, das der Schiffsrumpf glättet, unſchädlich verlaufen.

Dieſer Augenblick ſchien dem Steuermann gekommen. Die Wogen näherten ſich bereits in drohender Weiſe dem Heck, und wenn ihre Kämme donnernd überbrachen, dann trug der Sturm ihren Giſcht bereits über das ganze Schiff. Der Steuermann hatte deshalb den Kapitän geweckt und dieſer auch dem Rufe ſofort Folge geleiſtet.

Es begann eben hell zu werden, und das ungewiſſe Zwielicht ließ alles nur noch düſterer, unheimlicher erſcheinen. Der Wind heulte und pfiff in der Takelage und in den Blöcken; das Schiff holte in der ſchweren Dünung ſo nach beiden Seiten über, daß die Verſchanzung faſt das Waſſer berührte, die Segel blähten ſich zum Springen, und der Bug wühlte große Schaumberge vor ſich auf.

Der Kapitän ſtand auf dem Hinterdeck und beobachtete mit prüfendem Blick die heranrollenden Seen. Wenn, wie das bei ſolchem Wetter in ziemlich regelmäßigen Zwiſchenräumen geſchieht, drei beſonders mächtige ſchnell aufeinander folgten, dann brach ſich zwar die erſte noch in ziemlicher Entfernung an dem Kielwaſſer, aber die zweite rückte ſchon bedenklich näher, und die dritte köpfte brüllend ſo nahe dem

Heck über, daß das ganze Schiff zitterte. Wehe ihm, wenn es von der vernichtenden Kraft getroffen wäre! Es ſah ſchlimm genug aus, aber die Geſichtszüge des jungen Kapitäns verrieten keineswegs die Beſorgnis, wie ſie ſich in denen des Steuermanns ausdrückte; im Gegenteil flog es über das männlich ſchöne Antlitz, dem der Typus des echten Seemanns aufgeprägt war, wie eine Art Befriedigung.

Der Steuermann wartete eine geraume Zeit, ob der Kapitän nicht die betreffenden Befehle geben werde, doch als dieſer noch immer ſchwieg, trotzdem ſich wieder eine ſchwere See hinter dem Heck brach, wagte er eine Äußerung.

„Es iſt wohl hohe Zeit, daß wir beidrehen, Kapitän?“ ſagte er mahnend aber in beſcheidenem Tone. „Die See hat auf meiner Wache ſo an Fahrt zugenommen, daß es bald zu ſpät ſein möchte, wenn wir nicht fürchten ſollen, bei dem Manöver einen Brecher über zu bekommen, der klar Deck und noch ſchlimmeres als das macht.“

„Sie haben recht,“ erwiderte der Angeredete, indem er ihm das Geſicht zuwandte, das jedoch keinerlei Beunruhigung verriet, „aber es wäre wirklich zu ſchade, wenn wir uns den ſchönen Wind über den Kopf fortwehen laſſen müßten, während er ſo uns täglich faſt 300 Seemeilen vorwärts bringt. Jedenfalls,“ fügte er hinzu, indem es ſchelmiſch um ſeine Lippen ſpielte, „will ich jedoch vor dem Beidrehen erſt noch ein kleines Zaubermittel anwenden. Hoffentlich wird uns dasſelbe die Seen vom Halſe halten, ſo daß wir ruhig weiter lenzen können.“

Der Steuermann, einer von den alten konſervativen Seeleuten, die jeder Neuerung mißtrauiſch und feindlich gegenüberſtehen, ſchaute verwirrt auf ſeinen Vorgeſetzten. Offenbar wußte er nicht, was er von deſſen Reden halten ſollte. Ein Scherzen unter ſo ernſten Verhältniſſen ſchien ihm durchaus nicht angebracht, wenngleich ihm bekannt war, daß der Kapitän eine humoriſtiſche Ader in ſich trug.

„Ja, ja!“ äußerte dieſer, der bei dem erſtaunten Geſichtsausdrucke des Steuermanns ein Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte, „ich ſpreche in vollem Ernſt; ich beſitze ein Mittel, das Wunder wirkt. Es iſt ſchon dreitauſend Jahre alt, aber bewährt, und ich habe es ſchon öfter mit Erfolg angewandt. Schicken Sie durch die Leute der Wache eine Reſerve-Bramleeſegelſpiere*) hierher, und laſſen Sie an ihrem dünnen Ende einen Block**) mit durchgeſchorener Flaggleine feſt machen. Dann beſorgen Sie einen Segeltuchſack, füllen ihn mit Werg und ſchaffen ihn nebſt einer Kanne Brennöl ebenfalls hierher.“

Der Steuermann ſtand wie eine Bildſäule, und in ſeinen Zügen ſpiegelte ſich Beſtürzung. Wollte ihn der Kapitän zum beſten halten, oder war derſelbe nicht im vollen Beſitze ſeiner Sinne? Mit halboffenem Munde blieb er in der Erwartung auf ſeinem Platze, noch weiteres zur Aufklärung des ihm unfaßbar erſcheinenden Rätſels zu hören.

Der Kapitän entließ ihn jedoch mit den wenigen, etwas ſcharf gehaltenen Worten: „Ich denke, Sie werden mich verſtanden haben,“ und kopfſchüttelnd ging die alte Theerjacke nach vorn, um den ſonderbaren Auftrag auszuführen.

Als die befohlenen Gegenſtände ſich an Ort und Stelle befanden, ſchob er die Spiere nach Anordnung des Kapitäns mit ihrer Spitze etwa 20 Fuß nach hinten über das Heck hinaus. Das Werg in dem Segeltuchſacke wurde reichlich mit Öl getränkt, in die eine untere Ecke des Beutels eine kleine Öffnung geſchnitten, letzterer, oben zugebunden, an der durch den Block geſchorenen Leine befeſtigt und ſo weit hinunter gelaſſen, daß er einige Fuß über der Waſſerfläche hing.

Noch immer war der Steuermann im Zweifel, ob er es nicht mit einem Irrſinnigen zu thun habe, und ebenſo verblüfft ſtarrten die Matroſen auf ihren Kapitän, um ſo mehr, als dieſer ſeine Umgebung gar nicht zu beachten ſchien und ſogar ein Liedchen vor ſich hinpfiff. Welch ſchrecklicher Übermut, an Bord zu pfeifen und noch dazu bei einem Sturm. War denn noch nicht genug Wind und See da? Das hieß ja das Unglück geradezu herausfordern.

„So!“ rief der Kapitän, als alle Vorbereitungen beendet waren, in heiterem Tone aus, „der Zauber iſt fertig, und nun kann die Sache vor ſich gehen. Seht, dort hinten kommen gerade drei ſchwere Brecher angerollt, denen wollen wir zunächſt Handwerk legen.“

Kaum waren die Worte geſprochen, als auch ſchon die erſte See mit dumpfem Donner heranlief, der das Brauſen des Sturmes übertönte. Zwar brach ſie ſich noch an dem glatten Kielwaſſer, aber ihre Wucht war ſo gewaltig, daß jenes weit von ihren ſchäumenden Wirbeln überflutet und in eine brodelnde gebrochene Maſſe verwandelt wurde. Dadurch verlor es zum großen Teil ſeine ſchützende Kraft und der zweiten, gleich darauf folgenden See wurde der Weg gebahnt. Drohend ſchwoll ihr Kamm zu immer größerer Höhe, und ihr kochender Schaum wälzte ſich mit unheilkündender Geſchwindigkeit daher.

Sie war kaum noch zwanzig Schritt vom Heck entfernt. Wie ein gewaltiges Ungetüm erſchien ſie, das mit geöffnetem Rachen ſich bereit machte, das Schiff mit allem Lebenden zu verſchlingen. In angſtvoller Erwartung ſtarrten Steuermann und Matroſen auf das drohende Geſpenſt der Tiefe, und ſuchten an irgend einem feſten Gegenſtande Halt zu gewinnen. In wenigen Minuten mußte es das Schiff erreichen, um tödliche Rache zu nehmen an dem höhnenden Pfeifen des Kapitäns, aber dieſer ſchaute unbewegt und mit ruhigem Selbſtbewußtſein dem furchtbaren Feinde entgegen, denn er ſah, wie ſein Verſuch in dieſem Augenblick glänzend gelang.

Buchſtäblich wie durch Zauber hielt die See auf ihrem verderbenbringenden Wege inne, als habe höhere Gewalt ihr ein plötzliches Halt geboten. Ihr Kamm hob ſich ſteil zu ſchwindelnder Höhe, um mit letzter Anſtrengung das entgegenſtehende Hindernis zu überwinden, aber eine geheimnisvolle Kraft bannte ſie, während das Schiff pfeilſchnell voranflog. Ohnmächtig und kraftlos brach die Woge in ſich zuſammen, aber nicht mit jenem brüllenden Donner, der wie das Siegesgeheul eines gigantiſchen Kämpfers unheimlich an das Ohr des Seemanns ſchlägt und ſeinen Atem ſtocken läßt, ſondern wie das ſchwache Stöhnen eines zu Tode Getroffenen.

Dann folgte eine dritte See, aber ſie blieb noch weiter zurück, um dann ebenfalls vor dem Zauber in nichts zu verſchwinden.

Wie verſteinert ſtanden die Mannſchaften bei der wunderbaren Erſcheinung, und mit abergläubiſcher Scheu wandten ſich ihre Blicke auf den Vorgeſetzten, auf deſſen Zügen es ſich wie ein Triumph ſpiegelte — ſie glaubten es mit einem Hexenmeiſter zu thun zu haben.

In dieſem Augenblick legte ſich eine Hand leicht auf die Schultern des noch immer auf das Kielwaſſer ſchauenden Kapitäns, und dieſer wandte ſich lebhaft um.

„Was?“ rief er freudig erſtaunt, als er ſeine junge Frau erblickte, welche unbemerkt von ihm das Deck betreten hatte. „Marie, du biſt es und ſchon ſo frühe? Ich glaubte dich noch ſanft ſchlafend — aber was haſt du?“ fuhr er beſorgt fort, als er das gewohnte ſonnige Lächeln auf ihrem Antlitz vermißte, mit dem ſie ihn ſonſt zu begrüßen pflegte, und ſie ihm bleich und angegriffen erſchien. „Biſt du unwohl?“

„Nein, Wilhelm,“ erwiderte die Angeredete, „aber ſeitdem du an Deck gingſt, quälte mich eine eigentümliche Unruhe und raubte mir den Schlaf. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß uns heute etwas beſonders Verhängnisvolles bevorſtehe. Du wurdeſt an Deck gerufen, bliebſt fort, und meine Angſt wuchs um ſo mehr, als ich durch die Bordwände das dumpfe Rauſchen der See vernahm . . . .“

„Aber Kind!“ unterbrach der Kapitän lächelnd die anmutige Sprecherin, indem er liebevoll ihren Arm unter den ſeinigen zog, um ſie bei den heftigen ſchlingernden Bewegungen des Schiffes zu ſtützen — „du, eines Seemanns Tochter, eines ſolchen Frau und ſonſt ſo tapfer, daß ich immer meine helle Freude daran gehabt, machſt dir ſo unbegründete Sorgen wegen eines bischen Seeganges?!“

---

*) Ein etwa 25—30 Fuß langer Baum, der auf der Rahe ſeitwärts aufgeſchoben wird, um Hilfs-Segel daran zu ſetzen.

**) Flaſchenzugskloben, durch den ein dünnes Tau gezogen wird.

„Nun freilich,“ gab er dann zu, „wir haben eine ganze Mütze voll Wind, und bis vor kurzem zeigten einige Brecher große Luſt, uns einen unwillkommenen Beſuch an Bord abzuſtatten, aber ich habe mir das ernſtlich verbeten. Deshalb blieb ich an Deck, und ſeitdem halten ſie ſich auch in achtungsvoller Entfernung. Sieh' nur, da kommt gerade wieder ein ſo ſchwerer Kerl angerollt, der gerade ſo thut, als wollte er unſere ganze „Marianne“ mit Haut und Haaren verſchlucken, aber paß auf, mein Frauchen, dein Mann iſt ein großer Zauberer geworden. Er braucht nur den Arm zu erheben, und der wilde Geſelle iſt feſtgebannt.“

„Wilhelm,“ ſagte die junge Frau ernſt, indem ſie ihre ſchönen blauen Augen vorwurfsvoll auf ihren Mann richtete, „wie vermagſt du nur angeſichts eines ſo furchtbaren Aufruhrs der Elemente in dieſer Weiſe zu ſcherzen.“

„Es iſt kein Scherz,“ erwiderte der Kapitän, der jedoch ein verräteriſches Zucken um die Mundwinkel nicht zu verbergen vermochte. „Gib acht, jetzt werde ich ihm Halt gebieten.“

Nachdem er noch einige Sekunden das Heranſtürmen der drohenden See beobachtet, ſtreckte er wie beſchwörend die Hand gegen letztere aus, und augenblicklich wiederholte ſich das merkwürdige Schauſpiel von vorhin — der Brecher ſank plötzlich kraftlos in ſich zuſammen.

„Nun, wie gefalle ich dir als Zauberer, mein Liebchen?“ fragte er dann mit ſchelmiſchem Lächeln.

Doch als er den wahrhaft erſchreckenden Eindruck wahrnahm, den ſeine Worte auf die junge Frau geübt, wechſelte er ſchnell den angeſchlagenen Ton.

„Ängſtige dich nicht, mein Herz,“ beruhigte er, „nicht mein Arm iſt der Zauberſtab, der das Ungetüm bändigt, ſondern jener Beutel dort, der an der Leeſegelſpiere über Waſſer hängt, hat ihm Halt geboten. — Du blickſt mich ungläubig an, gerade wie vorhin der Steuermann, und doch iſt es nur die Wahrheit, wenn ſie auch merkwürdig genug erſcheint.“

„Aber, wie iſt ſo etwas möglich?“ rief ſeine Gattin aus, welche ſich von ihrem Staunen noch gar nicht zu erholen vermochte.

„Jener Beutel,“ erklärte nun der Kapitän, „iſt mit reichlich in Öl getränktem Werg gefüllt, hat unten eine kleine Öffnung, und aus ihm tropft das Öl auf das Waſſer. Dort verbreitet es ſich mit einer wunderbaren Schnelligkeit, die mir ſelbſt ein Rätſel iſt, dergeſtalt auf dem Waſſer, daß nach wenigen Sekunden ein einziger Tropfen eine Waſſerfläche von 30—40 Quadratfuß mit einer äußerſt dünnen Ölhaut überzieht. Dadurch wird eine glatte Stelle geſchaffen, ähnlich, wie das Schiff es mit ſeinem Rumpfe thut, wenn es beigedreht quer abtreibt, und an ihr zerſchellt jeder Brecher unſchädlich. Als ich vorhin ſcherzweiſe den Arm hob, war die See gerade bei einer ſolchen glatten Stelle angekommen — da haſt du die Erklärung des ſcheinbaren Wunders.“

## Märchen des Morgenlands.

(Siehe das gegenüberſtehende Bild.)

Märchen des Morgenlands, üppige Rebe,
Edelſteinfunkelndes Purpurgewebe,
Farbenprangende, ſonnendurchglühte,
Jasminduftende Zauberblüte!

Märchen des Abendlands, flockenumwittert,
Sehnſuchtdurchtränkt, thränendurchzittert,
Blaſſe Lilie, ſchimmernd und rein,
Aufgeſchloſſen im Mondenſchein!

In der Stille der Winterzeit,
Zwiſchen Dämmrung und Dunkelheit,
Blühen die trauten Wundergeſchichten,
Blühen die Märchen, die wir uns dichten.

Aber auf weißen Terraſſendächern,
Unter nickenden Palmenfächern,
Unter ſprühendem Sonnenglanz
Blühen die Märchen des Morgenlands.

Märchen des Morgenlands, ſonnendurchglühte,
Jasminduftende Zauberblüte,
Märchen der Märchen! Berauſchende Rebe!
Edelſteinfunkelndes Seidengewebe!

Frida Schanz.

„Und das haſt du erfunden, Wilhelm?“ fragte die Frau, indem ſie mit unverholener Bewunderung zu ihm aufblickte.

„Leider nicht erfunden, ſondern nur aufgefunden, mein Lieb,“ erwiderte der Kapitän mit komiſch verdrießlicher Miene, „und das thut mir hauptſächlich deinetwegen leid, denn ſonſt würdeſt du bald die Frau eines berühmten Mannes ſein. Nein, die Sache iſt über 3000 Jahre alt, und bereits die alten Phönizier bedienten ſich mit großem Erfolg des Öles gegen Sturzſeen, aber es iſt ſeitdem völlig in Vergeſſenheit geraten.“

„Du weißt, wie ich mich für das Seeweſen der Alten intereſſiere und die römiſchen und griechiſchen Schriftſteller zu dieſem Zwecke ſtudiert habe. Da kam mir auch jene Notiz vor Augen; ſie veranlaßte mich auf meiner letzten Reiſe, eine Probe im Kleinen anzuſtellen, die damals auch vollſtändig gelang. Heute nun bot ſich mir zum erſtenmale die Gelegenheit im Großen, und wie du dich ſelbſt überzeugt, hat der Verſuch den glänzendſten Erfolg aufzuweiſen. Wäre er mißlungen, ſo hätten wir notwendig beidrehen müſſen, ſo aber können wir ruhig und ohne Gefahr weiter lenzen, und unſer ſchönes flinkes Schiffchen bringt uns alle Stunden 14 Seemeilen unſerm Ziele näher.“

„Nun, trotzdem bin ich doch ein bischen ſtolz darauf,“ fügte er mit einer gewiſſen Befriedigung hinzu, „den ſo lange vergeſſenen Zauber wieder an das Tageslicht gefördert zu haben, denn ich hoffe, er wird in Zukunft viele Schiffe vor ſchweren Havarien bewahren.“

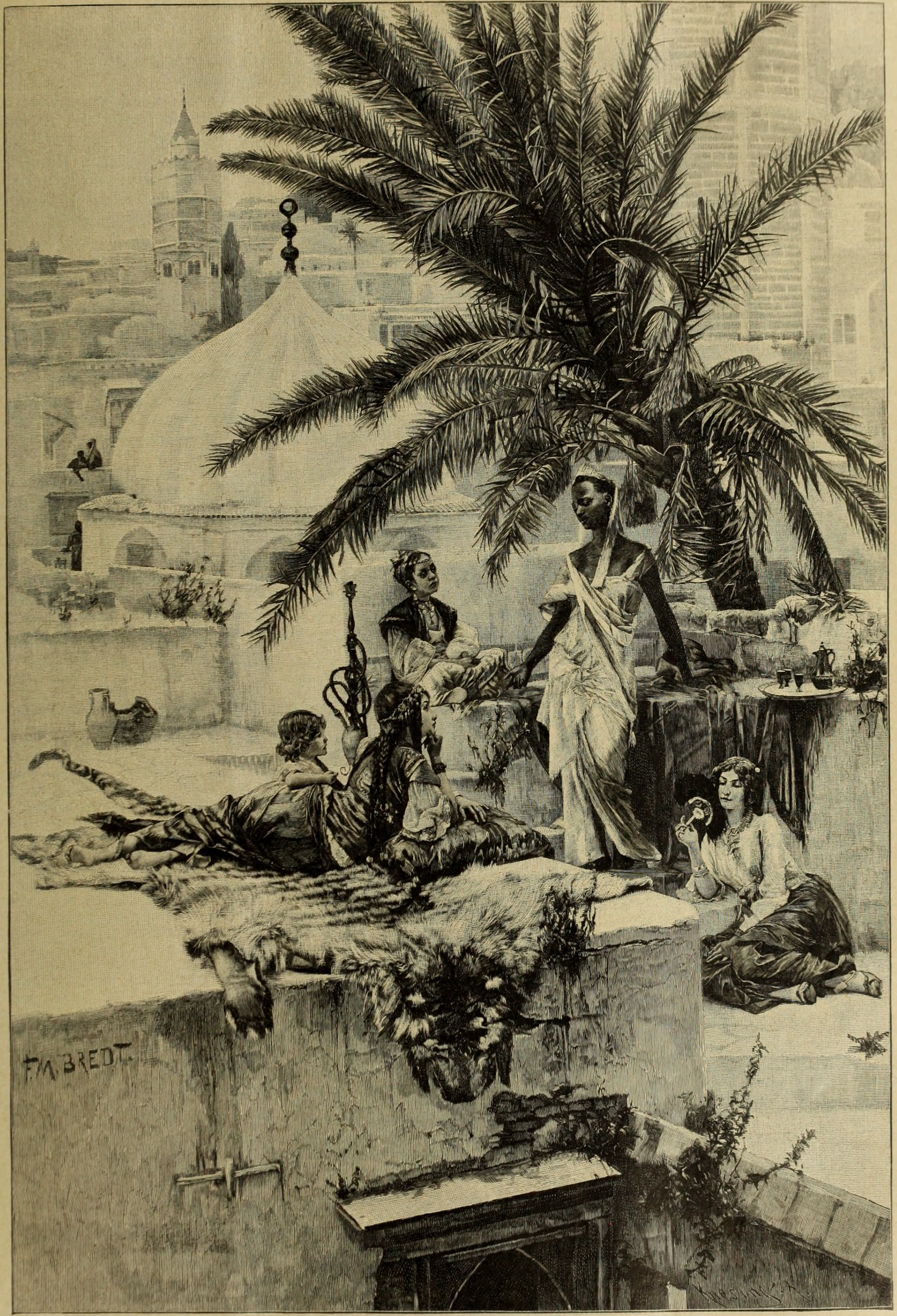
Die junge Frau nickte ſtumm zu den Worten des Kapitäns, aber auf ihrem Antlitz hatte ſich wieder ein trüber Schatten gelagert. Sie blickte zerſtreut, und ihre Gedanken ſchienen anderwärts zu weilen, was ihrem Gatten nicht entging.

„Dich drückt ſonſt noch etwas, Marie,“ äußerte er beſorgt. „Komm hinunter in die Kajüte. Bei dem Winde iſt für dich der Aufenthalt hier nicht angethan, aber auch meine Anweſenheit nicht nötig, da keinerlei Gefahr vorliegt.“ Er führte ſie hinunter, und als ſie auf dem Sofa Platz genommen, deſſen bequem und ſchiffsmäßig gepolſterte Lehnen ihnen einen ſicheren Halt gegen die ſtarken Bewegungen des Fahrzeugs bot, ſchlang er zärtlich ſeinen Arm um die junge Frau.

„Jetzt ſage mir, was dich quält, mein armes Kind,“ drängte er ſanft. „Haſt du dir das Seeleben anders vorgeſtellt und gereut es dich, mit mir gegangen zu ſein?“

„Um Gottes willen!“ erwiderte ſie, indem ſie ſich erſchreckt an ihn ſchmiegte. „Hege nicht ſolche Gedanken, mein geliebter Mann. Wo du biſt, da iſt mein Haus, mein Glück, mein Alles. Ich folge dir bis an das Ende der Welt, und getrennt von dir müßte ich verzweifeln. Nein, mich peinigt nur jene unerklärliche Unruhe, von der ich dir ſagte, über deren Urſache ich mir aber keine Rechenſchaft zu geben vermag — und dann muß ich ſo viel an meine unglückliche Schweſter denken. Du weißt, heute iſt ihr Geburtstag,“ fügte ſie mit erſtickter Stimme hinzu, indem ſich ihre Augen mit Thränen füllten.

Im erſten Augenblicke wußte der Kapitän nicht, wie er die junge Frau tröſten ſollte, und preßte ſie nur liebevoll an ſein Herz, um ſie ſich dort ausweinen zu laſſen.



Ein Märchen. Nach dem Gemälde von F. M. Bredt.

Sie war der Schweſter, welche, obwohl nur wenige Jahre älter, nach dem frühen Tode der Eltern in rührender Weiſe Mutterſtelle an ihr vertreten hatte und bemüht geweſen war, die Jugendjahre ihres Lieblings auf das angenehmſte zu geſtalten, in größter Zärtlichkeit zugethan geweſen.

Dann hatte Marie ihren Mann kennen gelernt und die Schweſter mit vollem Vertrauen ihre Einwilligung zur Verbindung erteilt. Alle Erkundigungen, die ſie vorſichtig eingezogen, ergaben die günſtigſten Berichte über ſeinen Charakter. Außerordentlich tüchtig als Seemann ſpiegelte ſein offenes, treues Auge nur ſein Inneres wieder. Dazu trat ſeine äußere, männlich ſchöne Erſcheinung, ein gemütvoll heiteres Weſen und ſchließlich auch Wohlhabenheit, ſo daß die Zukunft ihres Lieblings, welcher ſelbſt vermögend war, in den beſten Händen zu ruhen und ihr Glück vollſtändig geſichert ſchien.

Die Verlobung hatte jedoch beide Schweſtern zum erſtenmale in ihrem Leben auf längere Zeit getrennt. Die Eltern des Kapitäns ſprachen den dringenden Wunſch aus, die zukünftige Schwiegertochter bis zur Hochzeit bei ſich zu haben, und die ältere Schweſter war der Einladung einer im Auslande wohnenden Jugendfreundin gefolgt. Zur Hochzeit war ſie dann noch einmal gekommen, um der jungen Braut den Myrtenkranz in das Haar zu flechten und ihr damit den letzten Dienſt auf lange Zeit hinaus zu leiſten, da es beſtimmt war, daß ſie ihren Mann, ſobald deſſen auf Stapel ſtehendes neues Schiff fertig geworden, auf ſeiner erſten Reiſe begleiten ſollte.

Dann kehrte ſie zu ihrer Freundin zurück und unternahm, durch beſondere Umſtände veranlaßt, mit derſelben eine Seereiſe. Das war vor etwa zehn Monaten geweſen. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen hätte man lange ſchon, bevor die „Marianne“ Hamburg verließ, von der Ankunft des betreffenden Schiffes an ſeinem Beſtimmungsorte Nachricht haben müſſen, aber vergebens harrten die Angehörigen der erſehnten Kunde. Woche um Woche, Monat um Monat verrann, ohne daß dieſe kam, und als die „Marianne“ vor 2½ Monaten ſegelte, da war es leider zur traurigen Gewißheit geworden, daß das Schiff verloren ſei, obwohl jeder Anhalt über das Wie? und Wo? fehlte.

„Verſchollen!“ — ſo ſtand es in den Schiffsliſten. Dies einzige tieftraurige Wort war die Grabſchrift des ſpurlos verſchwundenen Fahrzeugs und alles, was von ihm und den Lebenden auf ihm geblieben. Dieſer ſchwere Verluſt hatte dem Herzen Marias eine ſo tiefe Wunde geſchlagen, daß die Liebe ihres ſie faſt vergötternden Mannes und ihr ungetrübtes junges Eheglück ſie nur ſchwer zu heilen vermochten und ſie von Zeit zu Zeit immer wieder aufbrach, wie auch der heutige Gedenktag dem Schmerze neue Nahrung gegeben hatte.

Als die erſte Heftigkeit desſelben ſich etwas gelegt und ſie ſich am Herzen ihres Mannes ausgeweint, ſuchte dieſer ſie mit milden Troſtesworten zu beruhigen, und es gelang ihm dies auch allmählich. Sie nahmen das Frühſtück in der behaglich eingerichteten Kajüte ein, die überall das Walten einer mit Geſchmack und Schönheitsſinn ausgeſtatteten Frau verriet, und deren Gemütlichkeit im Gegenſatz zu den kahlen, nur dem Nützlichkeitsprincip dienenden Wohnräumen auf gewöhnlichen Handelsſchiffen der Kapitän täglich aufs neue empfand.

Zwar hatten die tiefen rollenden Bewegungen des Schiffes es nötig gemacht, auf dem Tiſche die ſogenannten Schlingerbretter zu befeſtigen, damit Teller und Taſſen nicht den Weg alles Fleiſches gingen, und trotzdem mußte die Kaffeekanne öfter durch ſchnelles Zugreifen vor dem Umfallen bewahrt werden, allein dies gab dem Kapitän nur willkommenen Anlaß zu heiteren Scherzen, durch die er ſeine Frau noch mehr von ihren trüben Gedanken abzog, die ihr ſelbſt bald ein Lächeln ablockten.

(Fortſetzung folgt.)

## Ein chriſtliches Heim für Rheinreiſende.

Eine Vergnügungsreiſe läßt ſich auf zweierlei Art einrichten: Man ſchließt ſich entweder dem Strom der Touriſten an und läßt ſich mit ihm von Ort zu Ort, von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit mitreißen, oder man wählt ſich den angenehmſten Ort der Gegend, welche man kennen lernen will, zum Standquartier und macht von hier aus ſeine Ausflüge. Es läßt ſich nicht darüber ſtreiten, daß die erſtere Art die praktiſchere iſt für denjenigen, der alles ſehen will, auch über ſein Aufnahmevermögen hinaus, für denjenigen, der als höchſte Reiſefrucht das Bewußtſein mit nach Hauſe nehmen will, überall geweſen zu ſein. Wer Genuß und Erholung in einer Reiſe ſucht, thut zweifellos beſſer daran, ſich auf die andere Art einzurichten. Vorausſetzung dafür iſt freilich, daß ſein Standquartier ihm die Annehmlichkeiten eines wirklichen Heims bietet, daß er darin nicht die Unruhe des Hotellebens findet und die Rückſichtsloſigkeit und den Egoismus der Durchſchnittstouriſten mit in den Kauf nehmen muß. Solche willkommene Reiſeſtationen, in chriſtlichem Geiſte geſchaffen und geleitet, ſind in den letzten Jahren mehrfach in den ſchönſten Gegenden Deutſchlands entſtanden, und wir haben die Genugthuung gehabt, unſere Leſer ſchon früher auf einige derſelben hinweiſen zu können und dafür Dank zu ernten. Gewiß wird es vielen eine Freude ſein, zu hören, daß ſeit einiger Zeit auch am Rhein und zwar nicht nur an einem der ſchönſten Punkte des Rheins, ſondern auch im Mittelpunkte des Rheinverkehrs, in Boppard, ſich ein ſolches chriſtliches Heim für Reiſende aufgethan hat. Wer Prof. Riehls „Kulturhiſtoriſche Charakterbilder“ kennt, der wird ſich auch mit Ergötzen der Schilderung jener Rheinreiſe erinnern, die er mit Viktor von Scheffel zuſammen machte, und ihrer gaſtlichen Aufnahme in Boppard, wo die beiden Dichter in die Zwangslage kamen, drei ſplendiden Abendeſſen an einem Abend ſtandhalten zu müſſen. Der Überfluß iſt ein Notſtand, der ſich ertragen läßt, — das werden auch Riehl und Scheffel gedacht haben. Aber außer dem Eindruck der Gaſtlichkeit und Behäbigkeit, den Boppard auf jeden Reiſenden macht, der mit dem Rheindampfer dort landet oder den die Staatsbahn Bonn-Bingerbrück dort abſetzt, hat dieſe Stadt auf dem linken Rheinufer noch manchen anderen Vorzug aufzuweiſen. Bewaldete Berge hinter ſich, ſtreckt ſie ſich am Rheinufer aus, die innere Stadt noch manch maleriſches Bauwerk aus dem Mittelalter, in ihren Stadtmauern ſogar noch Reſte aus der römiſchen Zeit Kaiſer Valentinians I aufweiſend, die Vorſtädte moderne Villenviertel mit ſchönen Häuſern und wohlgepflegten Gärten. Zwei alte katholiſche Kirchen, die um 1200 im ſpätromaniſchen Stil erbaute Pfarrkirche und die Karmeliterkirche im Spitzbogenſtil, und eine ſchöne, 1851 erbaute proteſtantiſche Kirche überragen die Dächer der Häuſer, und hoch über der Stadt liegt maleriſch das ſchloßartig gebaute ehemalige Benediktiner-Frauenſtift Marienberg, von prächtigem Park umgeben, das ſeit fünfzig Jahren zu einer Waſſerheilanſtalt umgewandelt iſt. Geht man rheinabwärts, ſo trifft man auf das aufs freundlichſte in großem, ſchattigem Garten gelegene chriſtliche Heim, auf das Mühlbad. Eine Kaſtanienallee führt durch den Garten auf das dreiſtöckige, mit vielen Balkonen geſchmückte Hotel, vor deſſen Rampe ein Springbrunnen plätſchert, von dem köſtlichen Quell geſpeiſt, der das große, die ſchönſten Spiel- und Raſenplätze, ſchattige Wege und ſchöne Baumgruppen umſchließende Anweſen durchſtrömt, das unter Leitung der Vorſteherin Fräulein Hakelmann ſteht. Das Mühlbad nimmt nicht nur Reiſende zu längerem Aufenthalt, ſondern auch Paſſanten auf, aber es iſt erklärlich, daß auch mancher Paſſant in dieſem Heim, das ihm alle Unannehmlichkeiten des Hotellebens fern hält, ſeine urſprünglichen Reiſedispoſitionen über den Haufen wirft und ſich zu längerem Verweilen entſchließt. Die Table d'hote wird hier zu einer Familientafel, der das Tiſchgebet vorangeht, von einem Geiſtlichen geſprochen, der wechſelnd die Pflichten des Hausvaters in dem ganzen Hauſe verſieht, während die Vorſteherin der Tafel als für das Wohl aller Anweſenden gleich beſorgte Hausmutter präſidiert. Junge Mädchen, Töchter aus guten Familien, die hier die Führung des Hausweſens erlernen, ſorgen freundlich für die Bedienung; nur der Poſten des Hausknechts iſt auch hier männlichen Händen anvertraut geblieben. Bei der um 8½ Uhr von dem Hausgeiſtlichen gehaltenen Morgenandacht, wie bei der täglichen Abendandacht fehlt ſelten einer der Gäſte, und man kann ſich denken, daß leicht auf dem Boden der chriſtlichen Gemeinſchaft ſich auch ein geſelliger Verkehr unter den Gäſten anknüpft, die ſich bis dahin fremd geweſen ſind. Wer aber der Erholung nicht nur im Mühlbad leben will, der findet reichliche Gelegenheit zu näheren und weiteren Ausflügen. Da lockt in nächſter Nähe das liebliche Mühlbachthal ſelbſt, der Kreuzberg mit ſeinem freundlichen Förſterhaus und die Rheinſtraße rheinabwärts und rheinaufwärts, der Rhein ſelbſt zu Kahnfahrten, und am rechten Rheinufer, gerade gegenüber von Mühlbad, am Fuß der bewaldeten Bergkette, das Dorf Filſen, etwas weiter aufwärts Kamp inmitten von Wein- und Aprikoſengärten, und noch ein wenig weiter die berühmte alte Wallfahrtskapelle Bornhofen. Wen es aber zu weiteren Ausflügen gelüſtet, der hat rheinabwärts Stolzenfels, Lahnſtein und Koblenz, rheinaufwärts alle die berühmten Orte des Rheingaus, Bacharach, Lorch, Bingen, Rüdesheim, Geiſenheim, Oeſtrich und andere ſo erreichbar, daß er die Ausflüge dorthin mit dem Rheindampfer als bequeme Tagestouren erledigen und zur Nacht wieder in ſein Heim im Hotel Mühlbad in Boppard zurückkehren kann.

# Am Familientiſch.

## Ruderregatta auf der Außenalſter bei Hamburg.

(Zu dem Bilde auf S. 629.)

Ein friſches anmutiges Bild modernen Großſtadtlebens bietet unſere Ruderregatta auf der Hamburger Außenalſter. Wenn der Ruder- und Segelſport irgendwo von der Natur ſelbſt den jungen kräftigen Söhnen des Landes geboten wird, ſo iſt es in Hamburg. Die herrliche, ſeeartig ſich ausbreitende, von den Parks und Villengärten reicher Großkaufleute begrenzte Außenalſter iſt ein Übungsterrain ohnegleichen. So hat ſich denn hier die männlichſte aller Sportliebhabereien glänzend entwickelt. Kaum einer der jungen Kaufherrnſöhne entzieht ſich ihr. Wie erfriſchend die Übungsfahrten abends nach dem Schluß des Kontors auf der grünen kühlen Flut, — wie intereſſant und anregend aber erſt die großen Ruderregatten, die Lieblingsſchauſpiele der Hamburger Bevölkerung! Unſer Bild zeigt eine ſolche Regatta im vollſten Gange. Leicht und ſchlank wie die Schwalben, von kräftigen, ſonnverbrannten Armen im raſchen, präziſen Takt gerudert, ſchießen die ſpitzen Boote in luſtiger Wettfahrt dahin, von den buntbewimpelten Ufertribünen aus von Tauſenden von Blicken mit Spannung und Wohlgefallen verfolgt. Reizende duftige Damentoiletten, herrenmäßige Damenhütchen mit grellen Bändern ſchimmern zwiſchen den knappen Ruderkoſtümen der männlichen Jugend aus dem ſonnenbeglänzten Gewirr der Boote. Eine ſolche Regatta iſt ein Feſttag für den richtigen Hamburger. Welch eine Fülle von Kraft, Gewandtheit, Geſundheit und Lebensfreude wird hier auf den blanken Waſſern großgezogen! Viele der jungen Ruderer ſind wahre Prachtbilder männlich ſchöner Kraft. Nicht wahr, du kleine Hellblonde im roſa Kleidchen da im vorderſten Boot — das findeſt du auch?

## Schule.

Der preußiſche Kultusminiſter hat die Verfügung getroffen, daß an allen neunſtufigen höheren Lehranſtalten (Gymnaſien ꝛc.) vor dem Ende des laufenden Sommerſemeſters eine Abſchlußprüfung für jene Schüler abgehalten werde, die ſich dem Subalterndienſt widmen wollen und gegenwärtig in der Oberſekunda ſind oder Ausſicht haben, in dieſe Klaſſe verſetzt zu werden. Die Maßnahme wird überflüſſig, ſobald mit Oſtern 1893 das Beſtehen der Abſchlußprüfung allgemein zur Bedingung für die Verſetzung nach Oberſekunda an den höheren Lehranſtalten geworden iſt.

## Forſchungsreiſen.

Mit Unterſtützung der Humboldt-Stiftung bei der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften wird in nächſter Zeit Privatdozent Dr. Ludwig Plate in Marburg eine Reiſe nach Chile unternehmen, deren Ziel eine genauere Erforſchung der niederen Tierwelt an der ſüdamerikaniſchen Küſte iſt.

Zum Studium der Flora des Schwarzen Meeres entſandte die naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft in Petersburg den Botaniker Denkenbach. Er wird auf dem Kronsdampfer „Bombara“ die Expedition unternehmen, die Flora des Pontus ſyſtematiſch erforſchen und botaniſche Sammlungen zuſammenſtellen. Dieſe Expedition wird der erſte Verſuch eines ſyſtematiſchen Studiums der botaniſchen Welt des Schwarzen Meeres ſein.

## Erdkunde.

Am Viktoria-Nyanzaſee, dieſem umfangreichen Binnenmeer Innerafrikas, hat der Belgier Ernſt Gedge intereſſante Beobachtungen gemacht. Er hat an den Ufern des Sees Ebbe und Flut beobachtet. Die Wogen brachen ſich am Strande, ſteigend und fallend, genau wie an den Ufern des Ozeans. Die Flut dauerte zwiſchen einer Stunde und anderthalb Stunden und zeigte ſich ſowohl bei ruhigem, wie auch bei ſtürmiſchem Wetter. Eine andere Naturerſcheinung iſt die regelmäßig in beſtimmten Zeitabſchnitten eintretende Vermehrung und Verminderung der Wäſſer des Sees. Nach den Verſicherungen der Eingeborenen tritt dieſe Erſcheinung alle 25 Jahre ein.

## Altertumskunde.

In der orientaliſchen Abteilung des britiſchen Muſeums iſt vor kurzem ein kleines aus Nilſchlamm hergeſtelltes Täfelchen mit ungefähr 98 Zeilen in ſehr feiner Keilſchrift entziffert worden. Die Inſchrift enthält den Heiratsantrag, welchen ein Pharao der Tochter eines Königs von Babylon gemacht hat. Ohne Zweifel bildet ſie die Abſchrift eines etwa um 1530 v. Chr. geſchriebenen Briefes.

## Technik.

Vor mehreren Jahren bereits machte ein Kryptophon von ſich reden, ein eigenartiges Inſtrument, welches aus einer Verbindung eines gegen alle Luftſchwingungen ſehr empfindlichen Vibrators und einer Art Fernſprechleitung beſteht und einen äußerſt wirkungsvollen Horchapparat darſtellt. Neuerdings hat der Erfinder, der franzöſiſche Genieoberſt Henry, ſeinen Apparat derart vervollkommnet, daß derſelbe, z. B. im Waſſer angebracht, das Geräuſch eines fahrenden Dampfers noch auf 2—3 km Entfernung deutlich hörbar machen ſoll. Dieſe Eigenſchaft dürfte, wenn ſie ſich voll beſtätigt, dem Inſtrument eine weit größere Bedeutung geben, als ſie manchem anderen unter den vielen „Phonen“, mit denen die letzten Jahre uns beſchenkten, zu teil wurde. Man glaubt nämlich, daß drei Kryptophone, am Bug, Steuer- und Backbord eines Schiffes befeſtigt und durch Leitungsdrähte mit dem Wachraum verbunden, den wachhabenden Offizier ſtets darüber unterrichten würden, in welcher Richtung er einen begegnenden Dampfer zu erwarten hätte. Damit wäre in der That ein ſelbſt in der dunkelſten Nacht und bei undurchdringlichem Nebel ſehr wirkſames Mittel zur Vermeidung von Schiffskolliſionen gefunden.

## Forſtwirtſchaft.

Im Märkiſchen Forſtverein, der Ende Mai in Landsberg a. W. tagte, wurde u. a. auch die ſchwere Schädigung der Kiefernbeſtände der letzten Jahre durch die Raupen des Spinners und der Eule beſprochen. Außer dem Leimen der Bäume wurde als viel wirkſameres Mittel das Eintreiben von Schweinen in die Forſten zur Vertilgung der Puppen empfohlen. Der Erfolg würde um ſo größer ſein, je mehr es gelänge, die Schweine an die ausſchließliche Aufnahme der Nahrung im Freien zu gewöhnen. Der Verein beſchloß ferner, den Reichskanzler um Anſtellung eines Forſttechnikers bei der deutſchen Botſchaft in Waſhington zu bitten, damit derſelbe Studien über diejenigen Hölzer anſtelle, die nach Deutſchland in großen Mengen eingeführt und hier verarbeitet werden können, ferner um Erfahrungen darüber zu ſammeln, welche Hölzer Nordamerikas ſich für die norddeutſchen Gebiete zum Anbau eignen.

## Schiffahrt.

Schiffahrtskanäle ſind meiſt ſo ſchmal, daß ein Ausweichen ſich begegnender Fahrzeuge nur an beſtimmten Stellen möglich iſt. Dies erfordert beſondere Maßregeln, um jedem Schiffe rechtzeitig mitteilen zu können, ob es die Strecke bis zur nächſten Ausweicheſtation paſſieren darf oder warten muß. Für den Nord-Oſtſeekanal ſind nun eigene Diſtanzemeſſer ſehr intereſſanter Konſtruktion von der Firma Bamberg in Friedenau hergeſtellt worden, mittels derer die Beamten ſtets die Entfernungen der Fahrzeuge von ihrer Station meſſen können. Jedes Schiff muß, wie der „Prometheus“ berichtet, im Kanal am Topp zwei Signalkörbe oder bei Nacht Laternen heißen, deren vertikaler Abſtand genau vorgeſchrieben iſt. Aus verſchiedenen Diſtanzen werden dieſe beiden Laternen unter einem beſtimmten Winkelabſtand erſcheinen, aus welchem durch Berechnung die Entfernung des Schiffes gefunden werden kann. Um nun aber die Meſſung zu erleichtern und weniger geſchultem Perſonal überlaſſen zu können, bedient ſich der Lotſe eines Fernrohrs, deſſen Objektiv mittels eines Diamanten in zwei Hälften geſchnitten iſt. So lange die beiden Hälften einander berühren, liefert das Fernrohr, wie jedes andere, ein Bild; wenn jedoch der Schnitt vertikal ſteht und die beiden Objektivhälften, ähnlich wie es beim Heliometer geſchieht, gegen einander verſchoben werden, ſo entſtehen zwei vertikal unter einander gelegene Bilder, deren Diſtanz von der Größe der Verſchiebung abhängt. Der Lotſe verſchiebt nun durch ein Gewinde die beiden Objektivhälften ſo lange, bis das von der einen Objektivhälfte entworfene Bild der oberen Laterne mit dem von der anderen Hälfte entworfenen Bilde der unteren Laterne zuſammenfällt. Dann wird eine an dem Verſchiebungsgewinde angebrachte Zahl abgeleſen, welche direkt die Diſtanz des Schiffes im Momente der Beobachtung in Metern angibt.

## Verkehr.

Eine merkwürdige Bahn ſcheint die Hotschkiss Bicycle Railway zu werden, die im Staate New Yerſey zwiſchen Smithville und Mt. Holly gebaut wird. Jedes der zwei Geleiſe der Bahn beſteht, dem „Prometheus“ zufolge, aus einem Zaun, der einem gewöhnlichen hölzernen Brückengeländer ſehr ähnlich ſieht und deſſen obere Kante eine Schiene trägt; auf dieſer Schiene laufen hintereinander Zweiräder, auf deren Sattel der Touriſt Platz nimmt und gütigſt ſelbſt für ſeine Fortbewegung durch eifriges Treten ſorgt. Seine Beine hängen dabei zu beiden Seiten des Zaunes herab, und die Sorge für das Steuern des Fahrzeuges, wie für die Erhaltung des Gleichgewichts iſt ihm abgenommen; will er halten und abſteigen, ſo bringt er ſein Gefährt aus dem Hauptgeleiſe in eins der überall angebrachten Ausweichgeleiſe.

## Ausſtellungsweſen.

Im Sommer nächſten Jahres ſoll, unſeres Wiſſens zum erſtenmale in Deutſchland, in Stuttgart eine internationale Ausſtellung der Uhreninduſtrie ſtattfinden. Ob derartige Sonderausſtellungen nicht für die betreffenden Induſtriezweige neben der Weltausſtellung zu Chicago gerade im kommenden Jahr zu viel des Guten bedeuten, eher eine Laſt, denn eine Hilfe ſein werden?

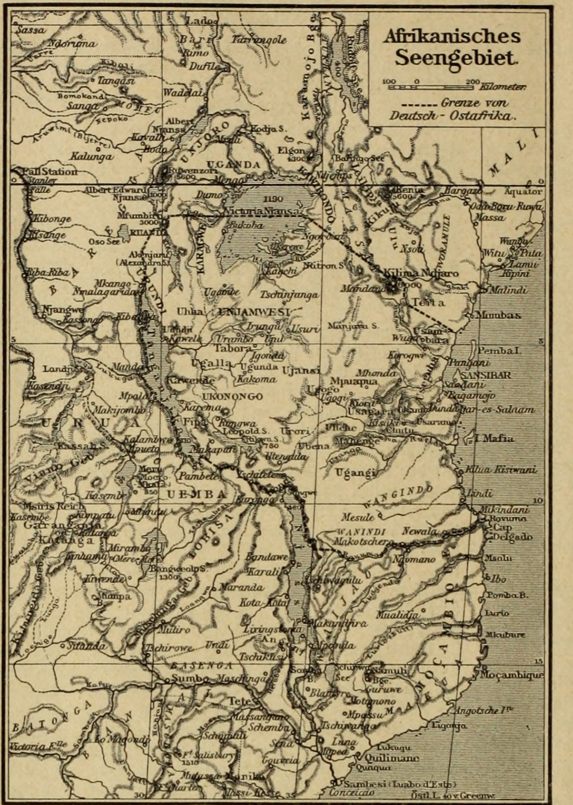
Die Brieftaubenbeſitzer unter unſeren Leſern wird es intereſſieren, daß für den Monat Dezember d. J. in München ein Kongreß der Brieftaubenzüchter, verbunden mit einer Ausſtellung, geplant wird.

Wir berichteten bereits, daß Spanien zur Feier der Entdeckung von Amerika das Flaggſchiff des Columbus, die „Santa Maria“, neu erbauen läßt. Dieſelbe wird, wie jetzt verlautet, am 2. Auguſt d. J., als am Jahrestage der Abfahrt des Columbus von Palos, in See gehen und, bis auf die kleinſten Teile dem Original ähnlich, den Ozean auf derſelben Route durchqueren, die Columbus auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe befahren hat. Später ſoll die „Santa Maria“ unter großen Feierlichkeiten im Hafen von New York begrüßt werden, dann den St. Lorenzſtrom hinauffahren, durch den Wellandkanal und die Seen nach Chicago geſchleppt werden und hier einen der gewiß originellſten Anziehungspunkte der Weltausſtellung bilden. Die Caravelle wird übrigens ein Deplacement von etwa 240 Tonnen erhalten, da neuere Unterſuchungen bewieſen haben, daß das Schiff doch nicht ganz ſo klein war, als man ehedem annahm.

## Denkmäler.

Für das Dresdener Ludwig Richter-Denkmal ſind bis jetzt 27000 Mk. zuſammengekommen, doch hofft man 40000 Mk. aufzubringen und gedenkt erſt dann, eine Preisausſchreibung behufs Erlangung von Entwürfen zu dem Denkmal zu erlaſſen.

## Die Dampferexpeditionen ins afrikaniſche Seengebiet.



Die durch die Zeitungen laufenden Nachrichten über die deutſchen Dampferexpeditionen nach dem afrikaniſchen Seengebiet erſchienen in der letzten Zeit vielfach ſo verworren, daß eine kurze, auf den beſten Quellen fußende und durch eine Kartenſkizze erläuterte Klarſtellung über dieſelben gewiß intereſſieren dürfte. Es iſt uns zu dieſem Zweck ein Ausſchnitt der demnächſt erſcheinenden Überſichtskarte von Afrika aus der neuen Ausgabe von Andrees Handatlas zur Verfügung geſtellt worden, der zugleich zeigt, in wie umfaſſender Weiſe das vortreffliche Kartenwerk gerade auch den praktiſchen Bedürfniſſen des Zeitungsleſers entgegenkommt; der Atlas wird übrigens außer dieſer Überſichtskarte noch eine beſondere Karte des Seengebiets bringen, die in größerem Maßſtabe und, wie auch die Überſichtskarte, farbig ausgeführt iſt.

Es ſind bekanntlich zwei Dampfer für die Verwendung auf den Seen in Ausſicht genommen — der „Peters“ und der „Wißmann“; von dieſen iſt der erſtere für den Viktoria Nyanza, der zweite für den Tanganjika beſtimmt.

Der Dampfer „Wißmann“ iſt bereits ſeit Jahr und Tag in Afrika, ſein Transport an den Beſtimmungsort aber bisher durch die Unruhen der Wahehes und vor allem durch die längere Erkrankung des Mannes, deſſen Namen er trägt und der ſeine Überführung ſelbſt zu leiten übernommen hat, verhindert worden. Major v. Wißmann beabſichtigte den Dampfer urſprünglich von der Küſte aus, unter Benutzung einer transportablen Feldbahn direkt nach dem Tanganjika zu ſchaffen, hat ſich aber jetzt entſchloſſen, einen anderen Weg einzuſchlagen. Er wird den Dampfer nämlich über engliſches Gebiet, den Sambeſi hinauf, dann dem Lauf des Schire folgend, bei der Miſſionsſtation Blantyre vorbei, die vor kurzem im Daheim eine eingehende Würdigung fand, nach dem Nyaſſa ſchaffen, die mächtige Waſſerſtraße dieſes Sees benutzen und ſchließlich von deſſen Nordende aus ſein Fahrzeug wieder auf dem Landweg, vielleicht unter Verfolgung der den Nyaſſa und den Tanganjika verbindenden ſogenannten Stevenſonſtraße, zu ſeinem Ziel führen. Der kühne und glückliche Afrikaforſcher iſt zur Zeit bereits, anſcheinend völlig geneſen, auf dem Wege nach Oſtafrika.

Der Dampfer „Peters“ iſt erſt kürzlich fertig geſtellt und wird gerade, während wir dies ſchreiben, nach Afrika verladen. Zur Erkundigung des für ſeinen ſpäteren Transport einzuſchlagenden Weges, der Tiefenverhältniſſe des Viktoria Nyanza und zur Anlage einer Werft bei Bukoba am Weſtufer des Sees ſind bereits drei Vorexpeditionen zum Viktoria Nyanza unter den Herren Baumann, Baron von Fiſcher und Borchert entſendet; die erſte iſt ſchon an dem See angelangt, die zweite dürfte in der nächſten Zeit an deſſen Südende eintreffen, und die dritte, deren Leitung nach der ſchweren Erkrankung Borcherts Leutnant von Schweinitz übernommen hat, wird Tabora erreicht haben. Der Führer der Hauptexpedition iſt noch nicht beſtimmt, dagegen ſoll das ſchon genannte Bukoba endgültig zum Ziel und zur Station des Dampfers erkoren ſein. — Wir kommen demnächſt ausführlich auf dieſes Thema zurück.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Magiſche Silbenquadrate.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| ro | ne | se | ma | ne | to |
| wind | gal | ma | te | ri | ma |
| ne | ro | se | ne | dos | te |
| de | stock | ge | as | me | ne |
| trei | la | an | tent | ne | sis |
| ge | de | la | sis | ae | as |

In jedem der obigen vier Quadrate ſind die neun Silben ſo zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten u. bekannte dreiſilbige Wörter ergeben.

### 2. Vierſilbige Scharade.

Man tadelt an den erſten Beiden
Oft ihre Letzten, all ihr Thun.
Sie haben alt und jung zu leiden.
Die Läſterzunge kann nie ruh’n;
Und doch läßt ſtets man Nachſicht walten,
Wo eine Ganze wird gehalten. Fr. St.

### 3. Rätſel.

Langſam ziehet, lind und leiſe,
Durch das Ohr mein volles Wort.
Wer ſie hört, die holde Weiſe,
Möcht’ ſie hören fort und fort;
Aufgelöſt in ſüßem Schmerz
Schmolz ſchon oft das kältſte Herz.

Doch ſtreichſt du die erſten Zeichen,
Zieht der kalte Mammon ein,
Der nur trachtet, einzuſtreichen,
Handelt ſich’s um Mein und Dein. Pf. J.

### 4. Homonym.

Hoch auf in die Lüfte ragend,
Oft der Gottheit Stempel tragend,
Oft des Menſchen Kraft bekundend,
Hier gefährlich und verwundend,
Dort ſich ſchmiegend koſtbar, weich
An die Schönheit luftig, reich;
Oder wohl ſich bei der Bürde
Vollbewußt der eignen Würde;
Und dann wieder andrer Art
Von den Füßen bis zum Bart —
Längſt wohl iſt der Sinn dir klar
Und das Wörtchen offenbar. M. Sch. (Kaſſel.)

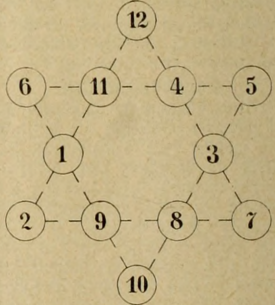
(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 39.

Bilderrätſel. Geheimer Legationsrat.

1. Wechſelrätſel. Queckſilber — Quackſalber.

2. Arithmetiſche Aufgabe.



3. Anagramm. Barde, Bader.

4. Dreiſilbige Scharade. „Schenkendorf.“

## Zur gefälligen Beachtung.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das vierte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXVIII. Jahrgang Nr. 40) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſ.) — Die Sturmwirbel der Tropen. Von Dr. Klein. — Hans Hugo von Kleiſt-Retzow †. Von A. Andrae (Roman). Mit Porträt. — Zur rechten Zeit. Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner. — Märchen des Morgenlands. Gedicht von Frida Schanz. Zu dem Bilde von F. M. Bredt. — Ein chriſtliches Heim für Rheinreiſende. — Am Familientiſch: Ruderregatta auf der Außenalſter bei Hamburg. Zu dem Bilde von Ferd. Vezin. — Schule. — Forſchungsreiſen. — Erdkunde. — Altertumskunde. — Technik. — Forſtwirtſchaft. — Schiffahrt. — Verkehr. — Ausſtellungsweſen. — Denkmäler. — Die Dampferexpeditionen ins afrikaniſche Seengebiet. Mit einer Karte. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Originalz. v. L. Richter
F. Burkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Juli 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. № 41.

## Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Auch den Papagei hatte das Spiel geweckt. Er reckte den Kopf aus dem Gefieder, ſträubte dieſes und gab unzufriedene Töne von ſich.

Aus den Zügen des Fürſten ſprach deutlich Entmutigung.

„Entfernen wir uns!“ flüſterte er. „Es iſt beſſer. Sie iſt nicht disponiert, und der Vogel ärgert ſich.“

Alſo fort! Die Entſcheidung war gefallen, auch ohne Urteilsſpruch. Liſis Blick ſchweifte entſagend in die Runde; die Geſichter der Anweſenden wurden in der ſpärlichen Kerzenbeleuchtung des altmodiſchen Saals feierlich düſter, wie die unwilliger Richter, und mit dem troſtloſen Gefühl der Verurteilten trat das Mädchen zurück.

Da — ein Zufall wieder — ihr Kleid blieb an einem Fuß des Rollſtuhls hängen, und wie ſie eine Bewegung machte, es zu befreien, erſchütterte es dieſen, und nochmals richtete die alte Dame ſich auf, diesmal aber höher und ſah forſchend diejenige an, die ſie aus ihrem Traumzuſtand weckte.

Und — merkwürdig — die bemalte Maske ihres Geſichts erheiterte ſich: „Mon Dieu, vous!“ murmelte ſie und verſuchte, eine ihrer heftig zitternden Hände der jungen Dame entgegenzuſtrecken. „Françoiſe Mardach! die reizende Françoiſe, welche die Kaiſerin ſo ſehr liebte! Aber die Kaiſerin Marie Louiſe? Sie iſt nicht mehr hier! Wiſſen Sie von ihr?“

Und als Liſi ergriffen ſchwieg, fuhr die tonloſe Stimme fort: „Nein! Sie wiſſen nichts, und ich — ich finde ſie auch nicht mehr! Aber Sie, meine Liebe, immer friſch, immer séduisante! reizend, wie?“

Die letzte Frage ſchien der Papagei als an ſich gerichtet zu betrachten. Er hatte, ſobald ſeine Herrin angefangen, zu ſprechen, den grünen Kopf hin- und herwiegend und Liſi mit blinzelnden Äuglein betrachtend, aufgehorcht; jetzt kreiſchte er: „Charmante! tout à fait! tout à fait!“

Und die alte Fürſtin lächelte und flüſterte: „Enchantée! enchantée!“

Liſi neigte ſich unter den ſeltſamſten Empfindungen tief über die haltloſe, alte Hand, welche die ihre endlich erfaßt hatte, und berührte ſie mit den blühenden Lippen. Da machte auch die Fürſtin einen Verſuch, die ſchöne jungfräuliche Stirn, die vor ihr ſich tief neigte, zu küſſen und ſagte danach: „Revenez me voir, ma chérie! Revenez, — je vous prie!“

Und Jaquot kreiſchte: „Revenez nous voir! je vous prie!“

Die Lakaien zu beiden Seiten des Stuhles lächelten, und die ganze, ſtumme Verſammlung lächelte in dem düſtern, geſpenſtigen Saal und ſah wohlwollend auf Liſi. Dieſe wußte nicht, wie ſie hinauskam, und draußen erſt war es ihr, als ob ſie aus einem ſchreckensvollen Gefängnis in den lichten Frühling träte. Jetzt erſt ſtrömten Licht und Luſt beſeligend auf ſie ein. Sie war jung; ſie durfte es ſein, und nur ein Wunſch lebte in ihr, dieſe Jugend, die ihr ſoeben erſt wiedergeſchenkt war, zu genießen.

Sie tanzte, aber mit befreiten Gliedern; ſie lachte, und aus ihren ſchönen Augen ſtrahlte eine Wonne, die förmlich anſteckend war. Es ging von ihr wie ein berauſchender Zauber aus; alle fühlten ihn und alle ließen ihn willig auf ſich wirken. Die Frauen begriffen ſchnell, daß der Erfolg eine vollzogene Thatſache und nicht mehr zu leugnen war. Sie fügten ſich und ſtimmten plötzlich in die Begeiſterung der Männer ein.

So hielt die liebliche Liſi wirklich einen förmlichen Triumphzug in die Geſellſchaft, der ſogar die kühnſten Wünſche der Mutter auf das glänzendſte erfüllte.

In dem engen Eßzimmer ihrer kleinen Wohnung ſaß die Baronin Ellrodt noch bei den Reſten des Frühſtücks und las die „Fliegenden". Das Blatt bildete ihre Lieblingslektüre, und ihre ſchwarzen Augen glänzten auch jetzt ſchalkhaft bei dem langſamen Beſchauen der Bilder und Scherze, und alle Minuten ſchürzten ſich die vollen Lippen über den noch ſo ſchönen, weißglänzenden Zähnen.

Bisweilen lachte ſie hell auf und teilte der Tochter, die ein politiſches Blatt ſtudierte, einen Witz aus dem ihren mit, aber Liſi war zerſtreut und horchte nervös, anſtatt auf die ſcherzhafte Bemerkung, auf die Klingel. Es war in den erſten Tagen des Januar, und das Zimmer noch mit den Blumen angefüllt, welche die Damen zur Jahreswende bekommen hatten. Da ertönte die Klingel im Flur, Liſi ſprang ſogleich auf und lief ſelbſt hinaus.

„Wen erwartet ſie nur?" fragte ſich die Mutter und horchte auch einen Augenblick. Draußen erſchollen Stimmen; ſie hörte Liſi mit jemandem flüſtern, dann fiel die Thür wieder ins Schloß, und Liſi kehrte zurück.

„Nun, was gibt's?" fragte die Mutter heiter.

Die Tochter trug ein Packet in den Händen und öffnete es.

„Durchaus nichts Angenehmes! Die Rechnungen der Schneiderin." Gleich darauf rief ſie, ſich erſchöpft ſetzend und in die Papiere ſehend: „Heilige Mutter Gottes! das können wir ja nie erſchwingen."

Frau von Ellrodt raffte mit einer etwas verdrießlichen Bewegung die weißen Falten ihres Kaſchmirmorgenrocks zurück und ſah eine Sekunde lang zu der Beunruhigten hinüber.

„Aber ich bitt' dich, verleid' mir doch jetzt die ‚Fliegenden' nicht!" ſagte ſie. „So ſchau's doch nicht an, die Rechnungen."

„Werden ſie dadurch geringer?"

„Nein, aber wir wiſſen dann nichts von ihnen, und das iſt gerad' ſo gut, als ob wir keine hätten."

„So? und wer wird ſie denn ſchließlich zahlen, wenn ſie ſich immer nur noch vermehren? Wer und wann? Dies müſſen wir uns doch fragen?"

„Wozu? Zunächſt bezahlen wir ſie eben noch nicht. Das andere findet ſich."

Liſi erhob ſich, ſchritt an einen Tiſch, nahm ein elegantes Sandelholzkäſtchen und ſetzte es vor die Mutter hin.

„Nein, Mutter," ſagte ſie bedrückt, „es findet ſich nicht. Schau her, das ſind alles Rechnungen und alles unbezahlte, und — und — ja, ich hab's gemacht wie du und mich nicht darum gekümmert. Aber in dieſen Tagen, da hat mich ein Schrecken angefallen, die Leut' kommen in Scharen, und alle wollen ſie ihr Geld. Einige unſerer Gläubiger werden ſchon ungezogen und drohen, daß ſie nicht länger warten werden. Und wenn wir das alles bezahlen ſollen, — ach alles! was ſag' ich, nur die Hälfte, ja, nur ein Viertel! — ſo reicht das nicht, was wir an Einkommen auf die nächſten fünf Jahr hinaus haben."

Sie ſah in das Käſtchen, das ſie geöffnet hatte, und drückte mit der Hand die Blätter nieder, die es bis an den Rand hinauf füllten. Frau von Ellrodt aber runzelte unzufrieden die ſchön geſchwungenen Brauen.

„Weißt, du haſt recht eine Kunſt, dir das Leben zu erſchweren," ſagte ſie verdroſſen.

Liſi antwortete mit gedämpfter Stimme: „Die Kaufleut' hier in der Näh' borgen uns auch nichts mehr. Sie verweigern ſogar die geringe War'. Die Zadi ſagt, ohne bares Geld bekäm' ſie nichts mehr."

Frau von Ellrodt ſeufzte: „Sie ſind recht zuwider, dieſe Leut'! Dann muß ſie eben ſchauen, daß ſie weiter fort etwas bekommt, wo ſie uns noch nicht kennen, die Zadi."

Um Liſis Mund zuckte es. Sie hatte ihre Mutter oft genug um ihren leichten Sinn beneidet, jetzt aber ſchien ihr dieſer über die Grenzen des Beneidenswerten doch hinaus zu gehen.

„Mutter," begann ſie, ein wenig heftig werdend, „wenn du es kannſt, ich kann ſolches Abenteurerleben nicht mehr führen. Wir müſſen uns ja ſchämen, wenn wir auf die Straße hinaus treten, und die Leut' ſtecken die Köpf' zuſammen und wiſpern: die wiſſen auch nicht, wovon ſie leben. Ich hab eine Zeitlang nicht denken können, an nichts, — es war, als ſei meine Seel' von einem Starrkrampf befangen; aber jetzt, wo ich erwacht bin, denk' ich, und da iſt das erſte, was mir das Herz abdrückt, die Frage: was ſoll aus uns werden?"

„Ja, was?" machte die Mutter und ſah die Tochter mit ihren großen Augen an, in denen ein wirklicher Kinderblick glänzte: „Und haſt etwa eine Antwort darauf gefunden?"

Liſi neigte ein wenig den feinen, von der Laſt des rotgoldenen Haars beſchwerten Kopf: „Ja doch, und eine, die nicht ſo ſchrecklich iſt, wie du vielleicht glaubſt."

Das Geſicht der ſchönen Frau erhellte ſich ſofort. „Gelt? Einen reichen Mann?" rief ſie beinahe jauchzend.

Liſi erſchauerte. „O nein, um Gotteswillen! Einen Mann, der mich kaufte, der uns unſere Schulden zahlte! Es wäre furchtbar! Mutter, begreifſt du nicht, wie fürchterlich das für mich wär'?"

„Ja, aber dann?" antwortete kleinlaut die Baronin, und ihre frohen Augen verdunkelten ſich: „Was haſt denn ſonſt gefunden?"

Die Tochter betrachtete ſie mit einem innigen Blick.

„Schau, Mutterl," begann ſie zärtlich, „wir haben beide einander ſo gern, nicht? Wenn wir nur beieinander ſind, da iſt das Leben doch überall ſchön, nicht nur hier, nicht nur gerad' in Wien! Wenn wir fortzögen, in eine kleine billige Stadt, irgendwo weit weg, oder noch lieber gar aufs Land hinaus —?"

„Um Gotteswillen!" Diesmal rief es die Mutter, und ſie rang dabei ihre Hände. „Das wär' ja entſetzlich!"

Liſis Augen füllten ſich mit Thränen.

„Aber warum denn?" fragte ſie mit Nachdruck. „Ich kann es mir wundernett denken. Das Geld wird dort reichen, und wir könnten ſo zufrieden leben."

„Unter Hennen und Gockeln!" unterbrach ſie heftig die Mutter, „bei denen alles darauf hinaus kommt, wieviel ſie Eier legen. Das mag ſehr nützlich ſein, aber, Liſi, ich ſtürb' unter den einfältigen Tieren! Und wenn die Eier von Gold wären, — auf ſo einem Miſthofe würd' ich vor Sehnſucht nach meinem Wien vergehen."

„Auch wenn ich bei dir wär'?"

„Auch wenn du bei mir wärſt! Liſi, machen wir uns keine Illuſionen; ich kann nun einmal nirgend wo anders leben! In Peſt vielleicht noch, aber da — da iſt es um nichts billiger wie hier, und wo anders, ich ſag' dir, eher ſterb' ich!"

Liſi ſah mit eigentümlich dunklem, trübem Blick auf einen Punkt. In ihren Augen blieben die Thränen ſtehen, und die ſchmalen Hände legten ſich feſt zuſammen. Sie ſagte nichts mehr, als die langſam und müde geſprochenen Worte: „Ja dann — dann müſſen wir freilich bleiben."

Frau von Ellrodt antwortete lebhaft: „Ja, und gewiß iſt's auch das beſte. Schau, hier in Wien müſſen ſich uns doch noch Reſſourcen öffnen, es wird ſich gewiß noch ein Ausweg finden. Nur vor der Zeit machen wir uns das Herz nicht ſchwer. Es kann alle Tag' etwas Wunderbares geſchehen, etwas, das uns hinaushilft. Dann hätten wir uns umſonſt geſorgt, und das, ſchau, das muß man allezeit vermeiden."

Sie kehrte zu ihren „Fliegenden" zurück und lachte bald wieder, Liſi dagegen träumte vor ſich hin.

Etwas Wunderbares? Gewiß! Sie ſah das Wunder kommen, aber es hatte eine Geſtalt, vor der es ihr graute, ähnlich wie damals vor Tibor und ſeiner Mutter. Der Mumienfürſt, das geſchminkte, ſeelenloſe Knochengerüſt, Lubin! Es unterlag keinem Zweifel, er würde in den allernächſten Tagen vorſprechen und ſeinen Antrag wiederholen, und dann ließ dieſer ſich nicht mehr zurückweiſen, ſondern mußte angenommen werden. Es war unabwendbar! Und Liſi lachte nicht mehr, während ſie das durchdachte. Sie wunderte ſich jetzt darüber, wie ſie es einſt gekonnt hatte.

Jener unheimliche Palaſt, der jetzt immer wie eine Leichenhalle vor ihren Augen ſtand! — ſie hatte hinein gewollt, um jeden Preis, ſie ſollte nun bald drinnen ſein, um nie mehr heraus zu kommen. Und doch war es ihr, als würden die Menſchen dort zu Stein und wandelten ſich ins Seelenloſe, wie der mumienhafte Fürſt und ſeine Mutter. Die Geſellſchaften ſelbſt, die dort gegeben wurden, waren geſpenſtig; die Menſchen wagten nicht laut zu ſprechen oder ſelbſtändig zu denken und vergaßen alle warm pulſierenden Gefühle; es war alles gemalt, geſchminkt, verblaßt und verblichen, was in jenen Räumen atmete.

Und dort an der Seite jenes ſchrecklichen, alten Mannes leben, nach tauſend Vorſchriften der Etikette lächeln, Gäſte empfangen zu müſſen; eine Stunde das thun, die andere jenes, wie es das Maſchinenleben der Geſellſchaft begehrte, — ein Scheindaſein führen, gegen das ſich jeder Blutstropfen in Liſis jungem Körper ſträubte, — der Gedanke an das alles begann ſie zu lähmen.

Ja, dieſer Götze der Geſellſchaft, dem ſie ſich opfern ſollte, behauptete jetzt furchtbar ſeine Rechte: ſie ſelbſt wollte er zu ſeinem Opfer, mit jedem Atemzug, mit allem Denken und Fühlen. Und es gab kein Entrinnen! Den letzten Verſuch, den ſie heute dazu gemacht, hatte ihre Mutter mit jener naiven, gedankenloſen Selbſtſucht, die der heiteren, leichtlebigen Frau eigen war, abgewieſen. Dem Wiener Leben konnte ſie nicht entſagen, auch einſchränken wollte ſie ſich nicht, alſo mußte Liſi kommen ſehen, was beim bloßen Gedanken ihren Herzſchlag ſtocken machte.

Während ſie noch verſuchte, ſich darein zu ergeben, klingelte es draußen wieder, und die Horchende vernahm eine krächzende Stimme. Sofort ſprang ſie auf und ſtreckte der Mutter beide Hände entgegen: „Der Fürſt! er kommt, um mich zu holen! O Mutter, ſchick' ihn fort! Sag' nein!“

Auch Frau von Ellrodt war aufgeſprungen, und ihre Blicke begegneten den flehenden Augen der Tochter. Da verließ ſie ihre Zuverſicht, und der Schrecken in den blaſſen Mienen der Tochter teilte ſich den ihren mit.

Die „Fliegenden“ waren auf die Diele geſunken, — die beiden Frauen ſtanden ſich horchend gegenüber, wie zwei Kinder, die im Dunkeln ratlos warten und ſich fürchten.

„Wir brauchten ihn ja nicht zu empfangen. Wir könnten uns verleugnen laſſen!“ begann die ältere endlich leiſe.

Da erſchien Zadi unter der Thür mit triumphierender Miene, die im hellen Gegenſatz zu der ihrer Herrinnen ſtand.

„Die alt' Durchlaucht ſan drin. I hab' ſ' neig'laſſen! Sie wart' drinnen!“ ſagte ſie, mit umgekehrtem Daumen auf den Salon zeigend.

Sie hatte entſchieden; bei ihr ſtand die Sache bereits feſt, und ſie meinte ihren Damen den größten Dienſt zu erweiſen, wenn ſie dieſelbe zum Abſchluß brächte. Was der alternde Fürſt wollte, hatte ſie mit dem liſtigen Spürſinn der Zofe längſt gemerkt, und an Anſpielungen, welche dahin zielten, den Kredit und das Anſehen ihrer Gnädigen zu erhöhen, hatte ſie es nicht fehlen laſſen.

„Wenn wir erſt Fürſten ſind,“ hatte ſie mit verächtlichem Naſerümpfen dem Waſchermadl vor kurzem erſt geſagt, „nachher zahlen wir all die Lumpereien und ſchaun zehn, zwanzig Gulden mehr aa' nit an.“

Darauf hatte die Staunende ſich veranlaßt geſehen, die mitgebrachte Rechnung eiligſt zurückzuziehen.

Frau von Ellrodt wurde zuerſt durch die Mienen der klugen Zofe an ihre Pflichten erinnert. Zadi hatte offenbar das Gefühl, mit dem Eintritt des Fürſten ohne Meldung eine That vollbracht zu haben, welche Dank verdiente. Inzwiſchen hatte ſich Frau von Ellrodt geſammelt und ihre Kräfte gewaltſam zuſammengerafft; nun rief ſie das Anſtandslächeln auf ihre Lippen und rauſchte, auf die Tochter keinen Blick mehr werfend, um nicht in ihrem Mut abermals erſchüttert zu werden, in den Salon.

Der Fürſt ſtand ſteif auf ſeinen wattierten Waden, und an der Feierlichkeit ſeines Grußes merkte die furchtſame Wirtin, daß es ihm nur zu bedrohlicher Ernſt mit ſeinem Beſuche war.

„Ich hatte gehofft, die Baronin Tochter ſelbſt ſprechen zu dürfen. Darf ich mich erkundigen, was dieſelbe verhindert?“ ſchnarrte er nach kurzer Begrüßung.

„Sie wird ſehr bedauern, aber eine heftige Migräne — ſie ſchlief gerade, als Durchlaucht gemeldet wurden, und ich wagte nicht, wegen des Unwohlſeins, ſie zu wecken,“ log die Mutter mit krampfhaftem Lächeln.

„So? Hm... bedaure... fatale Zuſtände, ſolche Migräneanfälle. Iſt indeſſen vielleicht heute gerade ſo beſſer, meine, daß ich dem Vergnügen entſagen muß, ſie perſönlich zu ſehen.“

Die Baronin witterte, daß die Gefahr des Antrages näher kam und fiel eilig dazwiſchen: „O es wird ihr ſehr leid thun, ſobald ſie davon hört. Aber es iſt nun einmal ſo. Das ſchlechte Wetter, der beſtändige Wechſel, alles leidet darunter. Alle Welt iſt erkältet, der Schnupfen, die Grippe iſt epidemiſch geworden. Die Bardegen beſuchte ich geſtern und fand ſie ganz unglücklich in wollene Tücher gewickelt. Sie mußte Farineſes Konzert aufgeben, bei dem ſie ihr Erſcheinen zugeſagt hatte, — Farineſe, wiſſen Durchlaucht, der junge italieniſche Geiger, den ſie protegiert? Haben Durchlaucht ihn gehört? Er ſpielt wirklich bezaubernd und ſeelenergreifend und iſt ſo eine ſympathiſche Erſcheinung. Nicht?“

Sie hoffte die langſam ſchreitende Mumie überrumpelt zu haben, rechnete aber nicht mit der Zähigkeit der durchlauchtigen Vorſätze.

„Ich bitte um Verzeihung, — aber Konzerte, Geigenſpieler und Grippen haben augenblicklich kein Intereſſe für mich,“ ſagte er kalt. „Ich bin hier, um mit Ihnen von Ihrer Fräulein Tochter zu ſprechen.“

„O gewiß,“ unterbrach die Baronin, „aber ſie intereſſiert ſich ſo für Muſik, — ſie ſchwärmt ſo dafür.“

„Gut, überlaſſen wir das einer anderen Zeit!“ ſagte der unerbittliche Greis und klopfte mit dem einen ausgezogenen Handſchuh auf ſein zitterndes Knie: „Jetzt möchte ich wiſſen, wann wir die Verlobung veröffentlichen werden. Ich ſehe keinen Grund, um es noch länger hinaus zu ſchieben.“

„Ah!“ machte Frau von Ellrodt und holte mit krampfhaft feſtgehaltenem Lächeln Atem, „Durchlaucht erweiſen uns alſo wirklich die Ehr'?!“

„Die Sach' ſteht bei mir feſt, wie Sie wiſſen, und ich will ſie nun auch keine Stunde länger verzögert ſehen,“ erklärte er halsſtarrig.

„Ja, aber die Migräne —!“ Das Lächeln der Dame vom Haus ward beinahe höhniſch. „Acht Tage werden ſich Durchlaucht doch noch gedulden müſſen. Sie iſt ſo nervös, die Liſi, und die Nachwirkung —“

„Ahem ... ja, nervös! Das hat nichts zu bedeuten. Alle jungen Frauen ſind nervös, und ich weiß Mittel, ſolche Nervoſität zu kurieren. Eine neue Toilette, ein hübſcher Schmuck... hahaha, das ſind Heilmittel, welche ſelten wirkungslos bleiben. O, ich verſtehe überhaupt mit jungen Frauen ſehr gut umzugehen, denn mein Temperament iſt durchaus jung geblieben, und auch körperlich ſehe ich noch ſo aus, daß ich wohl nicht fürchten darf, von einer jungen und ſchönen Frau unvorteilhaft abzuſtechen.“

Er ſchnupfte aus ſeiner Doſe, zog danach ſein weißſeidenes Taſchentuch heraus und ſchneuzte ſich.

„Sie finden das auch?“ fragte er mißtrauiſch, da ſie an einer Antwort würgte. „Wiſſen Sie, mir kommt es manchmal ſo vor, als ob Sie ſich Ihrer Verantwortlichkeit nicht recht bewußt wären. Verſtehen Sie mich: ich meine, als ob es Ihnen nicht klar wäre, welch ein Glück es für Ihre Tochter, ja, für Sie ſelber iſt, daß ich ihr meine Hand anbiete. Seien wir aufrichtig. Sie leben über Ihre Verhältniſſe, wie ich vorausgeſehen; die Toiletten, welche die Baronin Liſi trägt, müſſen, meiner Schätzung nach, Summen beanſpruchen —“

„Aber Durchlaucht, ich bitte, wozu wieder dieſe Details?“ rief Frau von Ellrodt unwillig. Es war ihr das Widerwärtigſte an dem Fürſten, daß er immer auf die unſichere

Lage ſeiner Opfer anſpielte, und dieſe Taktloſigkeit gerade weckte ihren Widerwillen, ihm die Befreiung aus dieſer Lage danken zu müſſen.

Er antwortete jedoch trocken: „Weshalb ſollt' ich nicht davon reden? Ich werd' es doch hören müſſen. Denn ich ſeh' auch voraus, daß ich dieſen Luxus zu zahlen haben werd'. Ich bin dazu bis zu einer gewiſſen Grenz' bereit, die, hoffe ich, noch nicht überſtiegen worden iſt. Aber dafür fordere ich dann auch Rückſichten; ich laſſe mich nicht als letzten Notanker in die Ecke ſchieben, will, daß meine Vorzüge anerkannt werden. Sie haben Schulden, und dieſe Schulden ſollen bezahlt werden, ich habe Wünſche, und dieſe Wünſche ſollen berückſichtigt werden.“

Die ſchöne Wirtin ſaß wie eine Katze, die in allen Muskeln die Luſt zurückhält, einem herausfordernden Gegner an den Hals zu ſpringen. Ihre ſchwarzen Augen ſprühten, und eine ihrer Hände ſchloß ſich unwillkürlich und grub die roſigen Nägel in das eigene Fleiſch. Dennoch bezwang ſie ſich abermals und ſagte:

„Es ſoll ja geſchehen. Ihre Wünſche ſollen ja befürwortet werden, aber verſchonen Sie mich doch jetzt mit vorzeitigen Vorwürfen.“

Er erhob ſich und antwortete ungezogen: „O, Sie brauchen nicht die Beleidigte zu ſpielen. Ich erlaube mir nur, Sie an den alten Lebensgrundſatz zu erinnern: keine Leiſtung ohne Gegenleiſtung. Alſo heute in acht Tagen ſtelle ich mich als Bräutigam ein.“

„Wenn dir doch vorher der Leibhaftige den dürren Hals umdrehte!“ ſchrie die empörte Frau unchriſtlich, als er hinausgeſtelzt war.

Doch dann ſtand ſie wieder in ſtummer Verzweiflung und ſah troſtlos vor ſich hin. Sollte ſie zu Liſi gehen und ihr ſagen, daß das Fürſtengerippe in acht Tagen ihr Bräutigam ſein werde? Sie konnte ſich nicht dazu überwinden. Da klopfte es diskret an die Thür, durch die Lubin ſoeben hinaus gegangen war.

Was war das? Kam die Mumie zurück?

„Herein!“ rief ungeduldig die gemarterte Frau, doch die Thür öffnete ſich und ließ die vornehme Geſtalt des älteren Galen ein.

Im Augenblick änderte ſich auch das Geſicht der Dame.

„Mein lieber Baron, wie freue ich mich!“ rief ſie, und der Ton war ſehr aufrichtig. Schon die Verzögerung der peinlichen Mitteilung an Liſi kam ihr erwünſcht. Freilich hätte die ratloſe Mutter noch lieber den Sohn als den Vater geſehen, ihn, der ſo lange ihr helfender Freund und Vertrauter geweſen; aber auch ſo war das menſchliche Geſicht des alten ſchönen Herrn im Vergleich zu der gemalten Maske des Fürſten als eine Erlöſung zu betrachten.

Es war indeſſen, als ob ſich die Gedanken des neuen Beſuchers mit denen der Hausfrau begegneten, denn auch er fing ſogleich an, von Gabor zu ſprechen.

„Ich hoffte beinahe, meinen Sohn hier zu finden. Er iſt ja ſo gern bei Ihnen!“ ſagte er.

„In letzter Zeit haben wir ihn doch nur ſelten geſehen,“ meinte Frau von Ellrodt. „Man kann's ihm nicht verdenken. Er hat halt gar zu viel zu thun und denkt nie an ſich, ſondern immer an andere.“

Galen nickte und ſtrich mit den weißen, wohlgepflegten Fingern ſeinen weichen Bart. „Deshalb müſſen ſchon andere an ihn denken, wenn auch ihm etwas von ſeinen Menſchenrechten werden ſoll. Wiſſen Sie, Baronin, — und ich will nur gleich damit heraus: ich bin heut' gerad' um ſeinetwillen hier.“

„Um ſeinetwillen? Ich verſteh' nicht! Sie wollten ihn hier finden?“

„Nein! Das heißt — es iſt mir heut' lieber, daß er nicht hier iſt. Ich kann ſo beſſer meinen Plan ausführen, — den Plan, der doch nur ihm gilt. Ich wiederhole, er hat Sie ſo ſehr gern, Sie und die Baronin Tochter. Wenn er die Möglichkeit hätt', Sie noch öfter zu ſehen, als er ſich jetzt geſtattet, ſo glaub' ich, könnt' es ihn recht glücklich machen.“

„Ja, aber er hat ſo viel Pflichtgefühl,“ bemerkte Frau von Ellrodt wieder, nicht recht wiſſend, wo hinaus ihr Beſucher wollte.

„Eben um deswillen,“ wiederholte er immer mit ſeiner nachdenklichen Miene. „Um deswillen müßten wir's ihm erleichtern. Schauen's, ich hab gedacht, durch eine Verbindung —: Wenn wir uns heirateten, Sie und ich?“

„Wie?“ Die Baronin war ſo überraſcht, daß ſie meinte, ſich verhört zu haben, aber er ſagte, ihr ein wenig näher rückend, erklärend: „Ich muß Sie bitten, zu verzeihen, daß ich ſo ohne alle Umſchweif' werb', ſo eigentlich beinahe auf ungeſchliffene Art. Aber wiſſen Sie, ich achte Sie zu hoch, um Ihnen etwas weiß zu machen, ich mein', Sie ſind auch zu klug, als daß Sie's glauben möchten. Alſo will ich Ihnen ganz ehrlich meine Lage ſchildern und danach meine Frage ſtellen.“

„Ich bitte,“ ſagte die Dame, kaum ſo weit gefaßt, um äußerlich ihre Freude zu verbergen. Er dachte nur an ſeinen Sohn, ſie nur an Liſi, und in dieſem Gedanken jubelte ſie im Innern, bezwang ſich jedoch und hörte aufmerkſam zu, während er erläuternd ſprach:

„Ich ſollt' alſo eigentlich von Lieb' reden, wenn ich Ihnen gefallen wollt', Sie ſind ja auch noch eine ſehr ſchöne Frau, und es muß gar nicht ſchwer fallen, ſich in Sie zu verlieben, aber ich würd' doch nicht die Wahrheit ſagen, wenn ich behaupten wollt', ich hätt' es gethan. Schauen's, es liegt natürlich allein an mir, mit dem Verlieben, ich hab's verſucht, aber es glückt mir nicht mehr; es ſcheint damit vorbei zu ſein für mich. Dagegen könnt' ich meine Frau recht gerne haben, recht ſehr, wenn ſie nämlich meinem Gabor mein Haus heimiſch machen könnt'. Der Bub iſt darin fremd, ich hab's Ihnen früher ſchon geklagt, und alles, was ich thu, um ihn an mich zu ziehen, führt zu keinem Ziel. Bei Ihnen aber iſt er gern, Sie ſind die einzige Frau, die es verſtanden hat, ſein Vertrauen zu wecken, ſeine Schüchternheit zu überwinden, und da hab ich gedacht, wenn ich Sie ihm zur Mutter geben könnt' und Ihre Tochter zur Schweſter, ſo daß er ſie in jeder Mußeſtund' fänd, und das Ausruhen in Ihrer Geſellſchaft von ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit etwas Natürlich's wär', da würd' er ſich daheim wohl fühlen und gern bei mir bleiben. Ach, und wir könnten ſo glücklich alle zuſammen ſein, meinen Sie nicht?“

„O ja, ja gewiß!“ ſagte die Baronin, während ein glanzvolles Lächeln ihr Geſicht erhellte. „Ich hab Ihren Gabor ſo gern, und meine Liſi, ich denk', Sie werden ihr auch ein zweiter Vater ſein?“

„Ich gehe mit vollem Herzen an meine neuen Pflichten. Und nun machen wir nicht mehr Worte: es iſt beſchloſſen, und ich bekomme ein volles Ja?“ fragte er, ſeine Rechte ausſtreckend.

Sie legte die ihre hinein, und er umſchloß dieſe feſt und küßte ſie ehrerbietig.

„Ich darf noch heute die Verlobungsanzeigen beſtellen und die gute Nachricht meinem Gabor mitteilen?“

Sie gab auch dazu ihre Zuſtimmung, und dann entfernte er ſich.

Sie hatten es beide über die Maßen eilig, ihren Kindern die Botſchaft zu bringen, von welcher ſie wähnten, daß ſie ihnen ſo erfreulich ſei. Frau von Ellrodt beſann ſich diesmal keinen Augenblick und betrat leichtfüßig das Nebenzimmer.

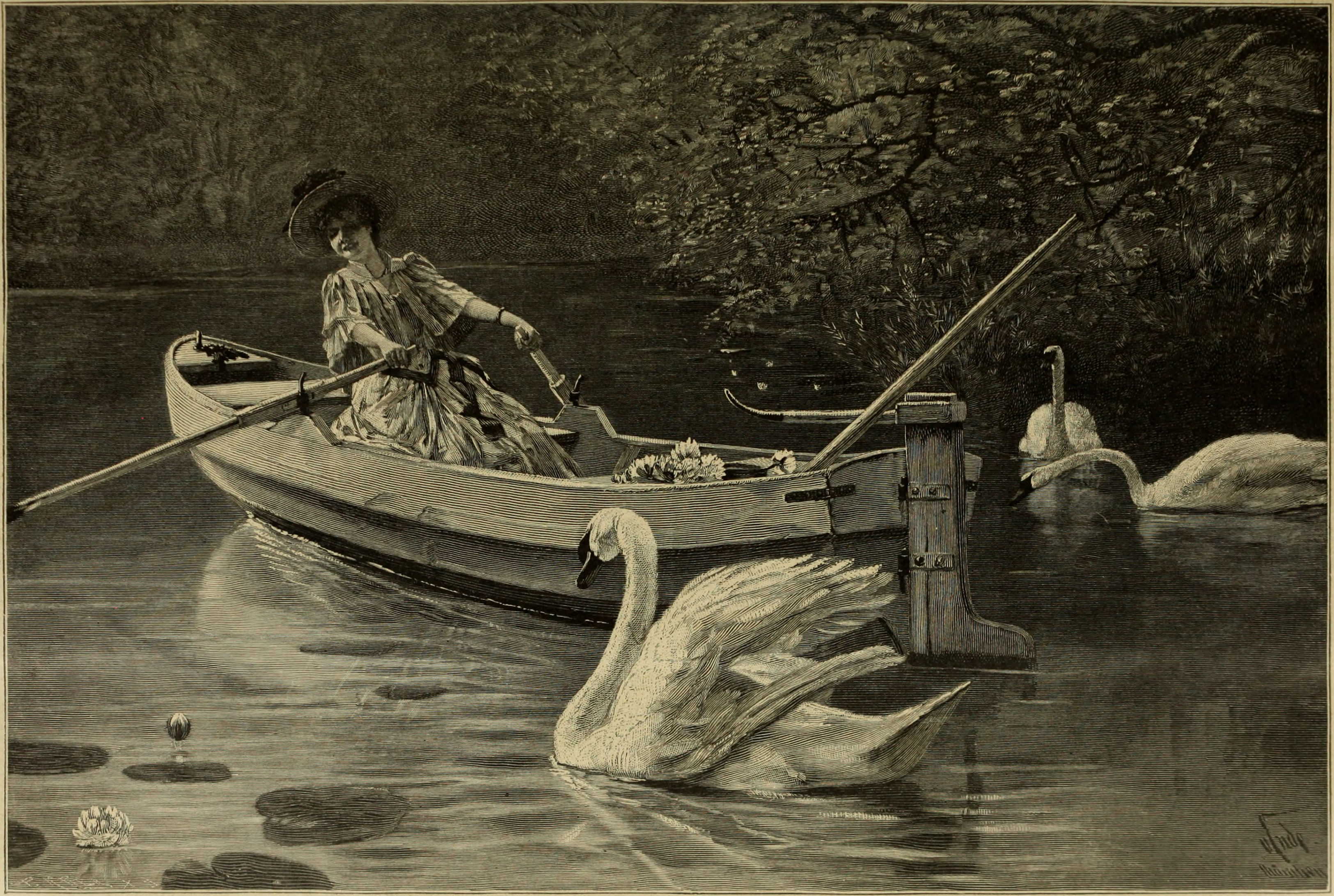
Liſi ſaß dort noch ſtarr, wie in Furcht verſteinert. Sie hob nur die Augen, als die Thür ſich in der Angel drehte und ihre Mutter einließ, brachte aber keine Frage über die Lippen.

Die Mutter jedoch ſtürzte, über das ganze, ſchöne Geſicht lachend, auf ſie zu und rief: „Liſi! Liſi! wir haben einen Brautſtand! Aber nicht du biſt die Braut! Ich hab mich verlobt!“

„Du?“ fragte Liſi ganz ſo faſſungslos, wie es die Mutter erwartet hatte. „Mit wem denn? Mit dem ſchrecklichen Fürſten?“

„O nein, mit der Klapperſtangen nit! Mit dem Vater von deinem Freund, dem alten Galen.“

(Fortſetzung folgt.)


v Ende
München

Verfolgung. Nach dem Gemälde von F. von Ende.

# Friedliche Bilder aus Kriegeszeit.

Von Hermann Dalton.

## Auf dem Marſche.

(Abdruck verboten.)

Nur ein paar harmloſe, friedliche Bilder aus dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege. Es war mir 1877 Gelegenheit geboten, auf der Fahrt nach dem Kriegsſchauplatz an der Donau wiederholt in nahe Berührung mit den ruſſiſchen Soldaten zu kommen; ein paar Begegnungen ſind mit raſcher Hand in das Tagebuch eingetragen worden. Die die Skizzen kennen gelernt, haben um ihre weitere Bekanntmachung gebeten, und nun wird endlich dem Wunſche gewillfahrt. Zuvor ſei nur bemerkt, daß die zeichnende Hand nicht die eines Militärs iſt; es darf nicht eine Darſtellung des ruſſiſchen Soldaten inbetreff ſeiner Kriegstüchtigkeit, ſeiner Leiſtungsfähigkeit erwartet werden. Der den Griffel führt, iſt ein Geiſtlicher geweſen, der drüben in der Bulgarei das erſte evangeliſche Feldlazareth errichtet hat.

### I.

Endlich nach tagelanger, ununterbrochener, wenn auch vielfach durch Militärzüge aufgehaltener Fahrt iſt unſer Zug an der Grenzſtation eingetroffen; in wenigen Stunden ſoll er über den Pruth gehen. Die Reiſegefährten, zumeiſt ältere Offiziere, die den Edelſitz verlaſſen, um noch einmal gegen den Türken zu ziehen, ſitzen am wohlbeſtellten Speiſetiſch des Bahnhofes feſt; ſcherzend meint der munterſte Zecher, daß gut gegeſſen ſchon ein halber Sieg ſei, und ſeine Kameraden ſind eifrig bemüht, zunächſt dieſe Hälfte in ehrlichem Kampfe mit Speiſe und Trank zu erringen. Ich trieb mich unterdeſſen draußen umher; Land und Leute feſſelten doch mehr als die mancherlei Gerichte im Speiſeſaal. So komme ich herumſchlendernd an eine Scheune, deren Betreten eine aufgeſtellte Schildwache mir verbietet, weil da drinnen die erſten türkiſchen Gefangenen zeitweilig untergebracht wären; nur Soldaten dürfe er einlaſſen. Ich eile in das Eßzimmer zurück, den eifrig noch beſchäftigten Reiſegefährten von der Beute zu erzählen, die ihre hier ausgefochtene erſte Siegeshälfte dem Vaterlande bereits eingetragen. Ein Nachkomme jenes Helden, von dem die Geſchichte erzählt, daß er Moskau angezündet, um Rußland von den Franzoſen zu befreien, ſchnallt mühſam den Säbel um; ich erwerbe mir raſch, was der Vorratstiſch an Weißbrod und den volkstümlichen, ſo nahr- und ſchmackhaften „Fleiſchkuchen“ noch beſitzt, und ſo bewaffnet rücken wir in die Scheune, deren Thüre ſich nun unter ſolchem Schutze auch für mich öffnet.

Auf einer Art Pritſche kauerten ſechs bis acht türkiſche Soldaten, die bei dem eben vollzogenen Donauübergang gefangen genommen worden waren; in fataliſtiſcher Ruhe ließen ſie ſich anſtarren und ſahen gleichgültig, als ob ſie die ganze Sache nichts anginge, auf uns hin. Es traf ſich, daß meine Speiſevorräte gerade ausreichten, um jedem ruſſiſchen Soldaten einen Fleiſchkuchen, jedem Gefangenen aber ein Weißbrod zu geben. Ich bemerkte, wie eine Schildwache ihren Fleiſchkuchen einem Türken ſchenkte. „Aber Täubchen (ein bekannter ruſſiſcher Koſename), warum gibſt du denn deinen ſchönen Fleiſchkuchen auch noch dem Gefangenen, dem ich ja, wie du geſehen, ein großes Weißbrod geſchenkt; ich hatte mich gefreut, euch Soldaten einen Leckerbiſſen zu geben, den ihr lange nicht gehabt und ſo bald auch nicht wieder bekommt.“ „Verzeih’, Väterchen, daß ich ſo gethan; aber ſieh, ich dachte mir ſo: Der arme Türke! Nun iſt er gefangen; wer weiß, ob er je wieder ſeine Frau und ſeine Kinder ſieht; mit uns aber iſt Gott, und der Kaiſer führt uns zum Sieg, und dann werden wir wieder heimkommen zu Mütterchen Rußland und ins Dorf. Da wollte ich den armen Türken tröſten; aber er verſteht mich nicht. Ich wollte ihm ein paar Kopeken ſchenken, ich habe aber keinen mehr. Da habe ich ihm den Fleiſchkuchen gegeben; ſieh, wie er ihm gut ſchmeckt.“

Nachdem ſie gegeſſen, merkten die Gefangenen, daß es dämmerig ward und der Tag ſich neigte. Sie breiteten ihre Gebetsteppiche aus, die ihnen als Decken gelaſſen waren, aber konnten ſich über die Richtung nicht klar werden, in welcher wohl Mekka liege. Unſchlüſſig berieten ſie hin und her und verfielen endlich auf die entgegengeſetzte Richtung. Ich raffte noch einmal die paar arabiſchen Worte, die mir von einer wiederholten Orientfahrt im Gedächtnis haften geblieben, zuſammen und bedeutete den Leuten, nach welcher Seite hin Mekka läge. Der Dank für dieſe Weiſung war viel herzlicher als der für das geſpendete Brot; unter tiefer Verbeugung berührte der grüßende Finger Stirn, Mund und Herz. Wer zum erſtenmal die etwas auffälligen Bewegungen eines betenden Muſelmannes ſieht und ihre Bedeutung nicht kennt, den befremdet das Thun; er lächelt vielleicht darüber. Die Soldaten fragten und unterhielten ſich ziemlich laut, was das wohl ſei. „Stille, Soldaten, die Leute beten.“ Auf dieſe meine Bitte trat alsbald lautloſe Stille ein; ein Teil der Soldaten, der nicht unter Gewehr ſtand, ſchlug das Kreuz, wie wenn er in ſeiner Kirche wäre, und als etwas lärmend ein paar Kameraden eintraten, wurde ihnen alsbald Ruhe geboten, weil die Leute beteten.

### II.

Es war in Braila am Donauquai; der Kriegsdampfer wollte eben abfahren, um Truppen, Proviant und Munition hinüber nach der türkiſchen Feſtung Matſchin zu bringen, die tags zuvor in den Beſitz der Ruſſen gefallen war. Auf dem Radkaſten ſtand der Schiffshauptmann und rief mir zu, ob ich Luſt hätte, mitzufahren. Ich kannte ihn nicht; er wollte mich in Petersburg in Geſellſchaften getroffen haben und war nun überraſcht, den deutſchen Paſtor mitten im Kriegsgewühl wiederzuſehen. Ich bedeutete ihm, daß es jedem Civiliſten ſtrenge verboten ſei, die gefährliche Fahrt mitzumachen. Wenn ich keine Furcht habe, ſolle ich nur mit ihm hinüber. Bismarck hatte damals noch nicht ſein ſchönes geflügeltes Wort von dem, was ein Deutſcher allein fürchtet geredet; aber dieſe ſeine Deutſchen lebten doch ſchon und wollten ſich auch nicht im Scherz vom Fremden an dieſem Punkte antaſten laſſen. Alſo mit! Auf der Fahrt — ſie dauerte faſt eine halbe Stunde, da die Donau hier auf der gegenüberliegenden rechten Uferſeite eine tiefeinſchneidende Bucht bildet, an deren Ende die kleine Feſtung liegt — deutete mir der Führer die Gefahr an. Er ſelbſt hatte die Seeminen gelegt. Darum durfte er allein ein Schiff zwiſchen ihnen durch vorſichtig ſteuern; ein nur leichtes Abbiegen von der ihm bekannten Waſſerſtraße konnte für das Schiff mit Mann und Maus verderbenbringend ſein.

Wir kamen ungefährdet auf die türkiſche Seite. Das von ſeinen Bewohnern verlaſſene Städtchen bot noch ganz den troſtloſen Anblick eines Ortes, über den eben die Kriegsfurie hingezogen. Ich ging in die Moſchee. Soldaten hatten daſelbſt ihr Unterkommen gefunden; eine Schildwache ging in dem öden, verfallenen Raum auf und ab. Ich fragte die Wache, ob ſie wohl wüßte, daß ſie in einer türkiſchen Kirche auf Poſten ſtehe. Der Soldat will es nicht glauben; das könne nur ein Stall oder eine Scheune mit ihren kahlen, ſchmutzigen Wänden ſein. Ich erklärte ihm, daß dem nun doch ſo ſei. Überzeugt ſchlägt er das Kreuz. „Aber Täubchen, das iſt ja keine chriſtliche Kirche; warum ſchlägſt du denn ein Kreuz?“ „Väterchen, du ſagteſt doch, daß es eine Kirche ſei, wenn auch eine türkiſche; wir aber ſind unterwieſen, in jedem Gotteshauſe das Zeichen unſrer Andacht zu machen.“

Ein Wort gab das andere. Ich erzählte von dem verſchiedenen Brauche beim Kirchgange. Während wir Chriſten beim Betreten der Kirche den Hut abzögen, die Schuhe aber anbehielten, ſei es bei den Türken Sitte, die rote Mütze oder den Turban auf dem Kopfe zu laſſen, dagegen aber die Schuhe auszuziehen. „Ei wie ſeltſam, Väterchen, wie ſeltſam!“ „Und doch nicht unbegreiflich. Kannſt du leſen?“ Mit der ganzen Freude eines Knaben, der endlich ſeiner Fibel Herr geworden, bezeugte er, daß er leſekundig und dann weiter auf Befragen noch immer ſtrahlend, daß er einmal von einem guten Deutſchen eine ganze Bibel geſchenkt bekommen und daß er das Neue und auch ſchon das Alte Teſtament geleſen habe. „Erinnerſt du dich dann auch der Stelle, wo Moſes am brennenden Dornbuſch ſteht und die Stimme ihm zuruft: ziehe deine Schuhe aus; denn der Ort, da du ſteheſt, iſt heiliges Land?“ „O ja, Väterchen, die wunderſchöne Geſchichte habe ich geleſen; aber dies Wort kann ich nicht begreifen, und der Pope im Dorf hat es mir auch nicht auslegen können.“ Ich erklärte ihm nun, wie unſer Wandel heilig ſein müſſe, frei vom irdiſchen Schmutz, um an heiliger Stätte beſtehen zu können, und ſagte ihm, daß der eben erwähnte Brauch bei den Türken auf dieſe Stelle zurückgeführt werden könne. Auch ſie wüßten von Abraham und Iſaak und Jakob und was mit Moſes geſchehen ſei.. Das war meiner aufmerkſam zuhörenden Schildwache ganz neu; an ſeinen Zügen konnte man ſehen, wie er die Worte in ſeinem Herzen bewegte. Ich ging weiter, kam aber bald an dieſelbe Stelle zurück und ſehe erſtaunt meine Wache auf dem Steinboden kauern, das Gewehr im linken Arm ruhend. Der treue Burſche iſt eifrig bemüht, ſeine hohen, ſchmutzigen Stiefel auszuziehen. Mit dem rechten Fuß war es ihm ſchon geglückt, am linken quälte er ſich noch ab. „Was thuſt du da,“ fahre ich ihn erſtaunt an, „warte, wenn der Offizier kommt, wird es dir ſchlecht ergehen; wie darfſt du als Schildwache deine Schuhe ausziehen?“ „Aber Väterchen, haſt du mir nicht ſelbſt geſagt, daß man in einer türkiſchen Kirche die Schuhe ausziehen müſſe, und haſt es mir noch aus der Heiligen Schrift erklärt? Ich bin kein gottloſer Menſch und will in keiner Kirche eine Sünde begehen. Gott ſchütze mich davor.“ Es bedurfte längerer Zeit, ihn von ſeinem reglementswidrigen Vorhaben abzubringen, als vorhin, ihm den Brauch zu erklären; ich blieb in ſeiner Nähe, bis er wieder die Stiefel anhattte, um bei dem etwaigen unliebſamen Eintreten eines Offiziers für meinen allzu gelehrigen Schüler ein beſchwichtigendes Wort einlegen zu können.

## III.

„Nun nur noch eine Stunde und unſer Zug trifft endlich in Bukareſt und ich dann nach tagelanger unbequemer Fahrt in dem lange ſchon erſehnten ordentlichen Gaſthofe ein.“ Aber die Rechnung war doch ohne den Wirt gemacht. Auf der nächſten kleinen Station lag ſchon die Depeſche, die unſrem Zuge Halt gebot, weil verſchiedene Militärzüge auf der eingleiſigen Bahn vorübergelaſſen werden ſollten. Es iſt nicht behaglich, in nächtlicher Stunde an einer einſam, mitten auf dem Felde liegenden Halteſtelle, dazu in einem Lande, deſſen Sprache man nicht kennt, unerwartet auf die Straße geſetzt zu werden. In der Bulgarei hatte der verwandte ſlawiſche Dialekt notdürftige Hülfe geboten, die aber in Rumänien völlig verſagte. Ich war in einem Güterzug mitgenommen worden, der einzige Reiſende, und ſomit ohne einen tröſtlichen Genoſſen des Leids. Endlich hatte ich mich doch mit dem Beamten ſo weit verſtändigt, daß der allein vorhandene Packraum von elf Uhr an mir zur Verfügung geſtellt werden ſollte. Wie war ich froh, als die angeſetzte Stunde kam, als es ſtill ward in dem leeren Raum und ich mich nun auf den harten Tiſch legen konnte! Der Müde und Schlaftrunkene iſt bald gebettet; die Lagerſtätte dünkte mir noch beſſer als die des Erzvaters Jakob einſt; hatte ich doch ſtatt eines Steines die Reiſetaſche als Kopfkiſſen.

Im Augenblick des Einſchlafens wird die Thür aufgeriſſen, und lärmend rücken etwa zwanzig Soldaten von der Straße ein. Sie berichten, daß ſie ſeit ſechs Tagen auf dem Marſche ſeien; heute zum erſtenmale hätten ſie ein Unterkommen unter Dach und Fach bekommen; aber im nahegelegenen Dorfe ſei ſchon der letzte Winkel beſetzt und deshalb habe der Offizier ſie geheißen, auf der Station ſich einen Unterſchlupf zu ſuchen. Die wackeren, übermüdeten Burſchen, die eine ganze Woche ſchon die Nächte unter freiem Himmel verbracht, hatten denn doch noch mehr Anrecht auf den Raum als ich, und wir richteten uns brüderlich ein. Ehe ſie abgelegt hatten, war an ein Einſchlafen nicht zu denken, und ſie nahmen ſich Zeit. Ich zündete mein Licht an und frug die Leute, ob ich ihnen während des Auskleidens etwas vorleſen könne. „Ach ja, Euer Wohlgeboren, bitte, wir haben ſo lange nichts gehört.“ „Aber ich habe keine Zeitung; ich habe nur ein Büchlein mit Erzählungen von unſrem Herrn Jeſu (ich beſaß ein ruſſiſches Neues Teſtament).“ „O Väterchen, das iſt ja das Schönſte, bitte, lies uns vor.“

So ſetzte ich mich denn auf den Tiſch; ein Soldat hielt mir das Licht, und ehe ich ein paar Zeilen geleſen, hatten die treuen Burſchen das Auskleiden vergeſſen und ſtanden um mich herum oder kauerten zu meinen Füßen auf dem Boden und lauſchten mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf die Evangelien, jetzt vom barmherzigen Samariter, dann vom verlorenen Sohn, dann vom Speiſewunder; ein köſtliches, unvergeßliches Bild, wie Enkel den Großvater umſtehen, der ihnen wunderbare Märchen erzählt. Und immer verlangen ſie nach noch ſo einer Erzählung. Wie gerne willfahrt man dem Begehren! Aber endlich iſt doch der Vorleſer an der äußerſten Grenze der Erſchöpfung angekommen; es geht nicht mehr weiter. Herzlich danken die Soldaten über den unerwarteten, ihnen kaum noch gebotenen Genuß; die Müdigkeit war ſo groß geworden, daß ich alsbald auch über dem Geräuſch des Ausziehens in tiefen Schlaf verfiel.

Als ich nach ein paar Stunden erwachte, dämmerte es bereits. Ich zünde Licht an; der Raum war leer. Aber in der einen Ecke ſteht ein etwas wackeliger Stuhl, der am Abend nicht vorhanden geweſen; auf demſelben eine Schaale mit friſchem Waſſer, über der Lehne eine Art Handtuch, ja ſelbſt ein Stück Seife fand ſich vor. Ich glaube noch zu träumen, ſpringe von der harten Lagerſtätte auf und öffne die Thüre. Ein prächtiger Frühmorgen; die erbleichenden Sternbilder noch am wolkenloſen Firmament, unter ihnen die ſinkende Mondesſichel, im Oſten der Himmel leiſe gerötet. Vor der Thür geht eine Schildwache auf und ab; im Graben ſehe ich meine Soldaten liegen, über und über mit Tau bedeckt. „Jungens,“ rufe ich, „was habt ihr gemacht?“ Schlaftrunken noch ſpringen ſie auf und „treten an,“ etwas verlegen zunächſt, dann je länger je mehr beherzt, mit einem Zuge im Geſichte, — womit ſoll ich ihn vergleichen? Am zutreffendſten vielleicht mit dem geſpannten, ſchmunzelnden Zuge im Antlitz der kleinen Tochter, die zum erſtenmal zu Weihnachten der Mutter eine ſelbſtgefertigte Strickerei gibt und ſelbſt am meiſten über ihre Leiſtung überraſcht und froh iſt. „Ja, Jungens, ſo ſagt doch, was habt ihr angeſtellt?“ „Hat es dir auch Freude gemacht, Väterchen?“ „So ſagt doch nur erſt was?“ Und endlich löſte ſich die Zunge des einen, des andern. Was ſie aber bruchſtückartig hervorbrachten, das ſei hier in geordnetem Zuſammenhang berichtet.

Nachdem der Vorleſer erſchöpft raſch in Schlaf geſunken war, unterhielten ſich noch die wackeren Burſchen über das Vernommene, wie das ſo köſtlich geweſen, und berieten ſich über einen Dank. Das Ergebnis war, ſie wollten den Schläfer nicht ſtören; darum leiſe hinaus. Haben ſie ſechs Nächte im Freien zugebracht, ſo würde ihnen auch eine ſiebente nichts ſchaden (aber es hat etwas auf ſich — dort drunten im Süden in der Gegend des Donaufiebers eine kühle Julinacht mit ihren gewaltigen Tauniederſchlägen im Freien). Eine Schildwache vor der Thür ſollte jede Störung von dem Schläfer drinnen fernhalten.

Mehr noch! Einer der Kameraden war Diener in einem herrſchaftlichen Hauſe in Petersburg geweſen; der dolmetſchte nun, wie es in ſolchen Häuſern zugehe. „Seht, Brüder, das iſt ſo ein feiner Herr aus der Stadt, der uns vorgeleſen. Das ſind aber eigene Leute. Die waſchen ſich jeden Morgen und waſchen ſich ganz anders wie unſereins.“ „Ja, wie denn?“ „Seht, Brüder, die nehmen nicht das Waſſer in den Mund und ſputzen es dann in die hohlen Hände und benetzen ſo ihr Geſicht. Die brauchen eine Art

Topf, in dem das Waſſer ſteht, und ein Handtuch und auch Seife. Was meint ihr, wenn wir ihm das alles zubereiteten, ohne daß er etwas davon merkt?“ Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall. Einer wurde noch in der Nacht in das anderthalb Kilometer entfernte Dorf mit dem Befehl geſchickt, nur mit einer ſolchen Schale zurückzukehren, die dann am Brunnen mit friſchem Waſſer gefüllt wurde. Es fand ſich in einem Torniſter ein Handtuch, in einem ſogar ein Stück Seife, und als nun gar auf der Station ein alter, ſchwacher Stuhl ausfindig gemacht war, war die Freude über die zuwege gebrachte Waſchausrüſtung, „ganz wie es die wohlgeborenen Herren in der Stadt gewohnt ſind,“ gar groß. Und nun freuten ſie ſich erſt recht, daß ihnen ihre Überraſchung ſo geglückt, die guten, dankbaren Soldaten.

---

## Zur rechten Zeit.

Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

So ſaßen ſie in trauter Unterhaltung, als ſie plötzlich durch einen wilden Lärm auf Deck aufgeſchreckt wurden. Mit donnerähnlichem Knall hörte man die Segel ſchlagen, Rufe und befehlende Stimmen ertönten, die Steuerketten zogen ſich raſſelnd und kreiſchend durch ihre eiſernen Leitblöcke an den Decksbalken der Kajüte, unmittelbar danach erfolgte ein dumpfer ſchwerer Schlag gegen das Schiff ſelbſt, als ſolle es von einer Rieſenkeule zerſchmettert werden, und es erzitterte in allen Fugen.

„Mein Gott, Wilhelm,“ ſchrie die junge Frau in Todesangſt auf, indem ſie ihren Gatten krampfhaft umfaßte, „es iſt ein Unglück paſſiert. Oh, meine Ahnung!“

„Beruhige dich, liebes Kind,“ tröſtete der Kapitän, der nach einem ſchnellen Blick auf den Hängekompaß im Oberlichte der Kajüte die Urſache der befremdlichen Erſcheinung zu erkennen glaubte, „es iſt nichts Schlimmes. Der Wind wird plötzlich umgegangen ſein, und der Steuermann hat abhalten laſſen — daher das Schlagen der Segel. Sieh, das Schiff liegt ſchon vier Strich unter ſeinem Kurſe; ich werde an Deck gehen und ſehen, was es iſt.“

In dieſem Augenblicke wurde das Oberlicht faſt verdunkelt; eine gewaltige Waſſermaſſe ſtrömte darüber fort und man hörte ihr Hin- und Herrauſchen auf dem Oberdeck — eine ſchwere Sturzſee mußte übergekommen ſein.

Frau Maria war durch den erneuten Schreck ohnmächtig geworden. Einen Augenblick kämpften im Herzen ihres Mannes Liebe und Pflicht miteinander, doch nur einen Augenblick; im nächſten ſchon ſiegte die letztere. Er trug die Bewußtloſe ſchleunigſt in ihre Koje, wo er ſie ſicher aufgehoben wußte, und ſprang dann die Treppe hinauf an Deck.

Als er den Deckel der wegen des Unwetters geſchloſſenen Kajütskappe öffnete, ſtürzte ihm ein Waſſerſchwall entgegen, der ihm den Atem nahm, ihn faſt mit ſich niederriß und dann ſich in das Zwiſchendeck ergoß, bevor er die Kappe wieder zu ſchließen vermochte.

Auf dem Oberdeck aber ſah es böſe aus. Alles, was nicht niet- und nagelfeſt war, hatte die See losgebrochen. Die Trümmer wogten wild durcheinander, da das Waſſer nicht ſo ſchnell durch die Sturzpforten ablaufen konnte, aber ein kurzer Überblick ſchon überzeugte den Kapitän, daß trotzdem nichts Ernſtliches paſſiert und die Sache nicht ſo ſchlimm war, wie ſie zuerſt den Anſchein hatte.

Es verhielt ſich, wie er ſogleich angenommen. Der Wind war plötzlich aus dem Nordviertel ausgeſchoſſen, wie es in den höheren Breiten bei ſolchem Wetter öfter geſchieht, und die Segel waren dadurch losgekommen. Um ſie vor dem Zerreißen zu retten und auch das Schiff manöverierfähig zu halten, hatte der Steuermann die „Marianne“ um vier bis fünf Kompaßſtriche abfallen laſſen. Dadurch war aber letztere ziemlich quer zur Richtung der Wellen gelegt, die nicht mehr durch den am Heck hängenden Ölſack beſchwichtigt werden konnten, und eine der Sturzſeen übergebrochen. Glücklicherweiſe lief ſie noch ſchräg von hinten auf und nicht quer; dadurch war ihre Gewalt bedeutend abgeſchwächt, Menſchenleben nicht verloren gegangen und ſchwere Havarien vermieden.

Indeſſen konnte ſich die Sache jeden Augenblick wiederholen und dann um ſo gefährlicher werden, wenn der Wind ſich noch nördlicher ziehen ſollte, was nicht unwahrſcheinlich war.

Mit dem Segeln ging es deshalb nicht länger; es mußte beigedreht werden. Der Kapitän zögerte nicht, ſofort das Manöver ausführen zu laſſen, da unter den obwaltenden Umſtänden das Öl nicht mehr von Nutzen ſein konnte. Die Fock wurde fortgenommen und das Schiff an den Wind gebracht. Die Sache verlief ohne Unfall, die „Marianne“ folgte gehorſam dem Steuerruder, keine See kam über, und das Schiff trieb nun ganz langſam ſeitwärts, um an ſeiner Windſeite durch ſeinen Rumpf ein breites, geglättetes Kielwaſſer zu ſchaffen, an dem die Brecher, wie vorhin am Öl unſchädlich verliefen.

Die unangenehmen ſchlingernden Bewegungen hörten auf; das Schiff wurde durch den ſeitlichen Druck des jetzt faſt quer einkommenden Windes geſtützt und ſtampfte nun bequem auf und nieder, ohne einen Tropfen Waſſer überzunehmen.

Einige Minuten beobachtete der Kapitän noch mit innerer Befriedigung das brillante Verhalten ſeines ſeetüchtigen Fahrzeuges, das er zum erſtenmale auf der Reiſe bei ſo ſchwerem Wetter erprobte, und das ſich trotz der gewaltigen See ruhig und ſicher wie in Abrahams Schoß wiegte, dann aber trieb ihn die Sorge um ſeine Frau wieder nach unten.

Er fand ſie aus ihrer Ohnmacht erwacht, und es leuchtete in ihren Augen freudig auf, als ſie ihren Mann erblickte. „Steh auf, liebes Kind,“ rief er ihr heiter entgegen, „ich habe wieder ein wenig gezaubert und ‚ſchön Wetter‘ gemacht. Wir können jetzt mit Behagen unſer unterbrochenes Frühſtück wieder aufnehmen, ohne Beſorgnis, daß die Kaffeekanne über die Schlingerbretter fortſpringt. Merkſt du nicht, wie wunderſchön ruhig unſer Schiff liegt?“

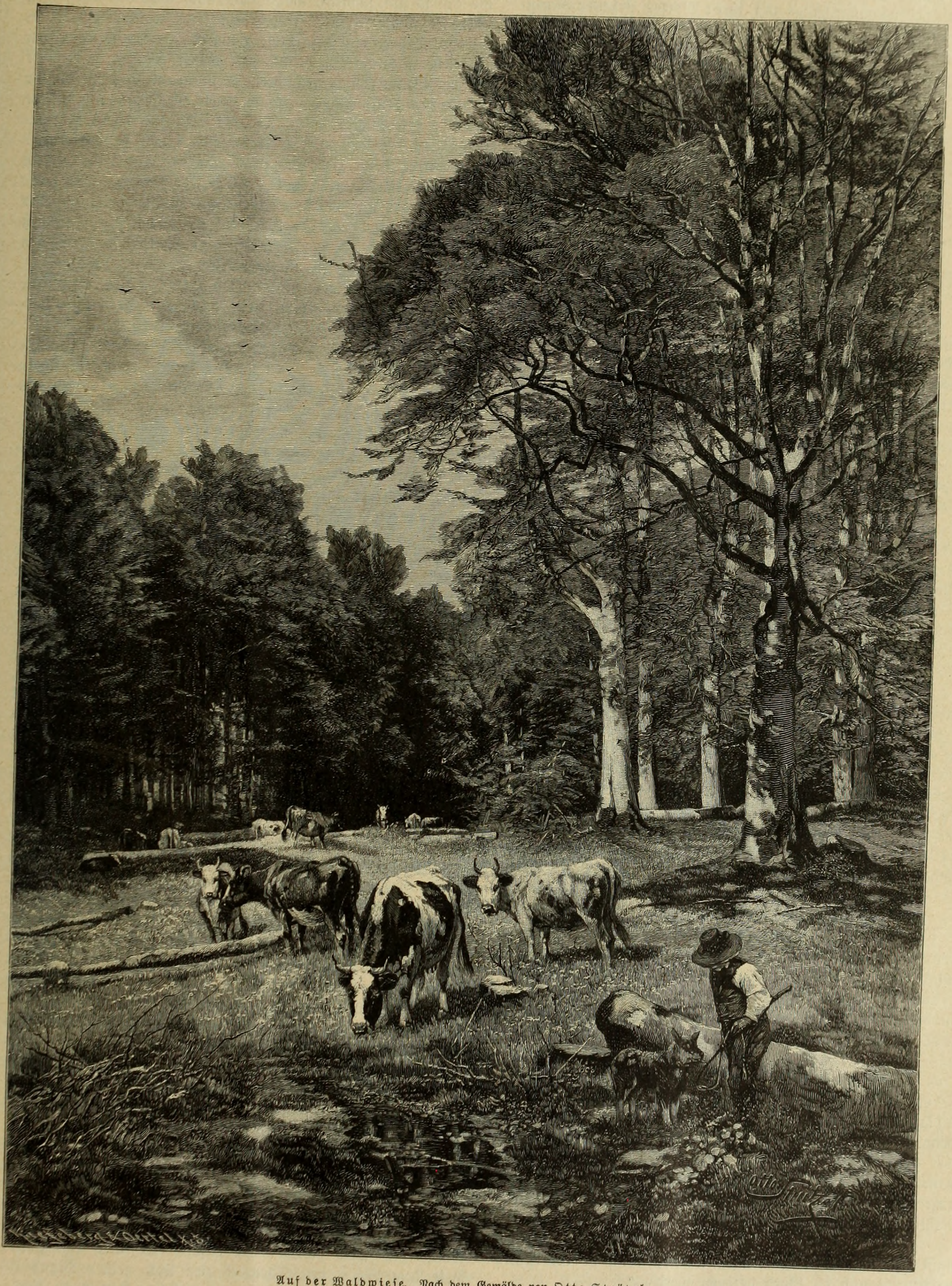
„Ja wohl,“ äußerte der Angeredete, deren Aufregung ſich inzwiſchen bedeutend gelegt hatte, „gegen vorhin iſt es ja wie Tag und Nacht — aber wie haſt du das nur angefangen, Wilhelm?“

„Diesmal ohne Öl,“ erwiderte er ſcherzend, „ich habe nur beigedreht, aber unſere ‚Marianne‘ trägt nicht mit Unrecht deinen Namen; ſie iſt das ſchmuckſte Schiffchen, das mir je vorgekommen, und weiß ſich ſo vortrefflich zu benehmen, als wäre ſie in einer berühmten Penſion geweſen. Sie rührt ſich mit dem Kopfe nicht von der See fort und liegt bei, wie eine Ente auf einem Teich. Doch nun, liebes Kind, klingele, damit der Kajütsjunge friſchen Kaffee bringt. Ich will mich inzwiſchen umziehen, denn der ungeberdige Brecher hat mich bis auf die Haut durchnäßt und mir die Stiefel von oben gefüllt.“

Nach wenigen Minuten erſchien er wieder, erklärte den Aufruhr, der ſie ſo erſchreckt, und ſchilderte die Sündflut auf dem Deck in ſo humoriſtiſcher Weiſe, daß es ihm gelang, auch die letzten Beſorgniſſe der kleinen Frau und ihre trübe Stimmung gänzlich zu verſcheuchen und bald ihr ſilberhelles Lachen ſeine draſtiſche Erzählung begleitete. Sowohl dies, wie auch der ſteigende Barometer trugen nicht wenig dazu bei, die gute Laune des Kapitäns zu erhöhen, denn letzterer kündete, daß der Sturm bald nachlaſſen und wieder ſegelbares Wetter eintreten würde.

„Der Ausſchießer aus dem Norden hat mir einen unangenehmen Strich durch die Rechnung gemacht,“ äußerte er, „und wenn wir auch hoffentlich, nach dem Barometer zu urteilen, nicht lange hier zu treiben brauchen, verlängert er unſere Reiſe wenigſtens um einen halben Tag. Das muß ich auf andere Weiſe notwendig wieder auswetzen.“

„Aber wie willſt du das anfangen, Wilhelm? Du biſt doch trotz deiner Zauberkünſte nicht Herr über Wind und Wetter, ſonſt hätteſt du nicht vorhin dich umzuziehen



Auf der Waldwieſe. Nach dem Gemälde von Otto Strützel.

brauchen," ſcherzte jetzt ſeine Frau, welche auf ſeinen Ton eingegangen war.

„Sage einmal, liebes Kind," richtete er die ſcheinbar in keinem Zuſammenhange mit ihren Worten ſtehende Gegenfrage an ſie, „was koſtet wohl das Pfund feinſter ſeidenweicher Eiderdaunen?"

Seine Frau ſchaute ihn groß an. „Wie kommſt du zu dieſer Frage?"

„Du wirſt es ſchon erfahren, Liebchen," erwiderte er lachend, „aber zuvor beantworte ſie."

„Nun ich denke, von den ſchönſten gegen zwanzig Mark."

„So, und wie viel Pfund würdeſt du für eine Decke gebrauchen, mit der du dich in dieſem kalten Wetter recht angenehm warm zudecken kannſt, wenn du auf einer der Chaise-longues dein Mittagsſchläfchen hälſt."

„Und du auf der andern," warf ſie ſchnell ein.

„Stimmt, mein Herz — alſo wie viel für zwei?"

„Nun ich denke zuſammen 4—5 Pfund."

„Gut, ſagen wir das letztere; das würde alſo, fuhr er dann ſcheinbar geſchäftsmäßig fort, etwa hundert Mark ausmachen. So viel koſtet mich ungefähr auch das Schiff mit Zinſen des Baukapitals, Abnutzung, Löhnung, und Proviant für einen Tag. Mithin gibt das, da ich nur einen halben Tag verliere, einen Profit von netto hundert Prozent. Nun damit kann man ſich immer ſchon zufrieden ſtellen."

„Aber ich bitte dich, Wilhelm, was redeſt du ſo ſonderbar?" fragte die junge Frau, die keine Ahnung hatte, wo ihr Mann hinauswollte.

„Nun," antwortete der Kapitän, der ſich offenbar an ihrem Staunen höchlich weidete, „ich meine, dir binnen jetzt und zwei Stunden vier bis fünf Pfund der prachtvollſten Daunen zu Füßen zu legen, mein liebes Mariechen!"

„Du willſt wohl wieder zaubern," lachte ſie, da ſie das Ganze für Scherz nahm.

„Richtig geraten."

„Wieder mit Öl."

„Nein, diesmal mit Speck. Du ſcheinſt mir nicht zu glauben, aber ich ſpreche in vollem Ernſt. Ich wiederhole es noch einmal, innerhalb zwei Stunden biſt du im Beſitz von mindeſtens vier Pfund Daunen. Willſt du wetten?"

„Ach nein, das kenne ich ſchon — du gewinnſt immer."

„Nun, nur um einen Kuß; dann ſind wir für alle Fälle beide Gewinner."

„Gut, du Schelm, ich will auch um zwei wetten — nun ſag mir aber die Wahrheit, woher du die Daunen nehmen willſt."

„Aus der Luft."

„Geh, Wilhelm, du machſt mich böſe."

„Aber Schatz, glaube mir doch! Es iſt buchſtäblich wahr, was ich ſage. Sie fliegen zentnerweiſe in der Luft umher, und wie der Magnet das Eiſen, ſo zieht der Speck ſie an. Wir brauchen nur zuzugreifen, und ſie kommen dann pfundweiſe an Bord. Wenn es dir Vergnügen macht, kannſt du ſie ſelbſt angeln."

„Angeln?"

„Ja wohl, und um dir das Rätſel zu löſen, will ich dir vertrauen, daß ſich ſeit unſerem Beidrehen Hunderte von Kaptauben, Lommen und Albatroſſen um das Schiff geſammelt haben, um auf jedes Stückchen Abfall zu ſtoßen, das über Bord fällt. Mit einem Stückchen Speck an einer Angel können wir ſie leicht dutzendweiſe fangen, und jeder Albatroß trägt faſt ein halbes Pfund der ſchönſten Daunen auf ſeinem mächtigen Bruſtpanzer."

„Aber Wilhelm, iſt es nicht grauſam? Die Tiere müſſen ja ſchreckliche Schmerzen leiden, wenn ſie den Haken verſchlucken und an Bord gezogen werden."

„Gott bewahre Kind! Ihre Angelei kann vor jedem Tierſchutzverein beſtehen. Der lange Schnabel der Albatroſſe iſt vorn an der Spitze rechtwinklich nach unten gebogen, wie bei einem Geier; dahinter hakt die Angel und thut ihnen nicht im geringſten weh."

„Aber, um die Daunen zu haben, müſſen ja die armen Vögel getötet werden."

„Gewiß, du zartbeſaitete Seele; aber Gänſeleberpaſtete, die dir ſo gut ſchmeckt, macht man auch nicht von lebendigen Gänſen. Doch wenn dir das Töten zu grauſam iſt, dann bindeſt du ihnen eine roſa Schleife um den Hals, und wir laſſen ſie wieder fliegen. Biſt du nun mit deinem Manne zufrieden? Meine Wette gewinne ich deshalb doch, denn wenn du die Federn nicht nimmſt, die ich dir biete, ſo iſt das nicht meine Schuld. Jedenfalls haben wir aber ein intereſſantes Jagdvergnügen, das du noch nicht kennſt — haſt du Luſt dazu?

„Nun, dann ziehe dich warm an," fügte er hinzu, als ſeine Frau freudig zuſtimmte, „denn jetzt, wo wir nicht mehr mit 12—14 Knoten Fahrt vor dem Winde fortlaufen und ſeine Kraft um ebenſoviel ſchwächen, puſtet der Nordweſt ganz gründlich. Ich werde indeſſen die Angeln fertig machen laſſen," damit ging er, ihr freundlich zunickend, an Deck.

Als Frau Maria einige Zeit ſpäter, gegen die Kälte wohl verwahrt, an ſeiner Seite erſchien, waren alle Vorbereitungen für die Jagd getroffen.

„Nun, habe ich nicht recht gehabt, Liebchen?" ſcherzte er, „ſieh, dort fliegen die ſchönſten Daunen zentnerweiſe in der Luft herum, und hier liegen die Speckmagnete, um ſie an Bord zu ziehen, ſobald es uns gefällt."

Und ſo verhielt es ſich zum größten Staunen der jungen Frau, die wohl in den Tagen zuvor hier und dort in weiterer Ferne einzelne der Vögel erblickt hatte, durch ihre Menge aber jetzt auf das höchſte überraſcht wurde.

Hunderte von zierlichen ſchwarzweißen Kaptauben, dazwiſchen größere ſchwarze Lommen, von den Seeleuten „Mamelucken" genannt, ſowie einige Dutzend mächtiger Albatroſſe kreiſten in unmittelbarer Nähe luvwärts über dem breiten Kielwaſſer des treibenden Schiffes, um mit durchdringendem Geſchrei um die Speckſtückchen zu kämpfen, welche der Kapitän als Köder über Bord werfen ließ.

Bei Sturm und hohem Seegang ziehen ſich die Mollusken und andere Seetiere, von denen ſich die Vögel nähren, in größere Tiefen hinab. Die letzteren können dann nicht fiſchen und ſammeln ſich hundertweiſe bei vorüberfahrenden Schiffen, während ſie bei gutem Wetter ſich nur vereinzelt in der Ferne ſehen laſſen.

Die ſchwerfälligen Albatroſſe kamen jedoch zu kurz; die kleinen gewandten Kaptauben ſchnappten ihnen alle Biſſen vor dem Schnabel fort. Das war aber auch gerade die Abſicht des Kapitäns mit dem Köder geweſen. Er wollte nur den Appetit der Albatroſſe reizen und fahndete lediglich auf ſie, von denen einer mehr Daunen auf ſeiner Bruſt trägt, als ein Dutzend Tauben. Nachdem er ſie auf dieſe Weiſe recht gierig gemacht, begann die Jagd. Nun waren aber die Tauben die Geprellten. Vergebens ſtürzten ſie ſich ſcharenweis auf die Angel und ſperrten die Schnäbel auf, ſoweit ſie vermochten, um die koſtbare Beute einzuheimſen; Haken und Köder waren viel zu groß für ſie.

Da ſtob das zankende Vogelknäuel plötzlich erſchreckt auseinander. Mit drohendem trompetenähnlichen Rufe erſchien ein Albatroß in ihrer Mitte und ließ ſich majeſtätiſch auf das Waſſer nieder. Schnell gab der Kapitän die Leine nach, um jenem den Köder näher zu bringen. Der Vogel ſchnappte zu und war gefangen.

Wenige Sekunden darauf hatte man ihn an Bord geholt, ein gewaltiges Tier von über zwölf Fuß Flügelſpannweite, mit ſchneeweißer Bruſt und grauen Flügeln.

Der Kapitän, der gar zu gern ſeine Frau neckte, konnte es nicht unterlaſſen, auch hierbei wieder ſeiner humoriſtiſchen Laune die Zügel ſchießen zu laſſen. Er löſte den Haken, hielt dem Vogel den Schnabel zu, legte ſeinen Mund an deſſen Ohr und ſprach in unverſtändlichen Lauten zu ihm.

Frau Maria ließ ſich wirklich wieder fangen. Sie ſchaute verwirrt auf das ſonderbare Gebaren ihres Mannes, während über das gutmütige Geſicht des beim Fiſchen behilflichen Steuermannes ein breites Lächeln zog.

„Was ſprichſt du da, Wilhelm,“ fragte ſie jetzt.

„Die Vogelſprache,“ erwiderte er mit vollkommen bewahrtem Ernſte, der ſie nur noch mehr verblüffte.

„Aber Mann, ſei doch vernünftig,“ ſchmollte ſie.

„Du biſt heute ſehr ungläubig,“ erwiderte er ebenſo ernſt wie vorhin, „obwohl ich dir doch ſchon genug Beweiſe meines außerordentlichen Könnens gegeben. Ich teilte dem Albatroß ſoeben mit, daß er ſich auf der Hamburger Bark „Marianne“ befinde, daß ich der Kapitän des Schiffes ſei und er ohne meine Erlaubnis dasſelbe nicht wieder verlaſſen dürfe. . Sieh ſelbſt, ob er mich verſtanden hat.“

Dabei zog er den Vogel langſam nach mittſchiffs und ließ ihn dort frei. Derſelbe watſchelte auf dem Deck umher, machte aber wirklich nicht die geringſte Anſtalt davonzufliegen.

Frau Maria wußte nicht, was ſie dazu ſagen ſollte, zeigte aber ein ſo erſchrecktes Geſicht, daß der Kapitän den angenommenen Ernſt nicht länger bewahren konnte und hell auflachte.

„Auch das geht mit ganz natürlichen Dingen zu,“ erklärte er dann die rätſelhafte Erſcheinung. „Die Flügel der Tiere ſind ſo lang, daß ſie ſich vom glatten Boden nicht erheben können. Sieh nur,“ fügte er, auf einen ſchwimmenden Albatroß zeigend, hinzu, der ſich gerade zum Auffliegen bereit machte. „Er läuft erſt eine ganze Strecke auf dem Waſſer, bis er ſich auf der Spitze einer größeren Welle befindet. Erſt dann hat er die nötige Luft unter den Flügeln, um in die Höhe zu gehen.“

Die Jagd war außerordentlich ergiebig. Innerhalb einer halben Stunde hatte der Kapitän ſeine Wette glänzend gewonnen. Faſt ein Dutzend der ſchönen Vögel liefen auf dem Deck umher und trugen auf ihrer gepolſterten Bruſt mehr als die erforderliche Menge der koſtbarſten Daunen für zwei Decken.

„Sieh nur, was machen die Tiere!“ rief Frau Maria jetzt plötzlich, als ſie dieſelben ſich erbrechen ſah.

„Sie ſind ſeekrank,“ erwiderte der Kapitän.

„Willſt du mich wieder zum beſten haben?“ drohte lächelnd ſeine Frau.

„Ganz beſtimmt nicht,“ gab er zurück. „Es verhält ſich ſo, wie ich ſage, obwohl die Sache merkwürdig genug iſt. Wenn ſie ſchwimmen, werden ſie von den Wellen noch ärger geſchaukelt, als auf dem Schiffe, aber kaum bewegen ſie ſich auf dem glatten Deck einige Minuten, dann geben ſie alles von ſich, was ſie in den letzten Stunden gefreſſen. Dabei brüten ſie aber doch am Lande und können unmöglich dort ſeekrank werden, es ſcheint alſo nur an Bord ſtattzufinden.

Übrigens erinnert mich das an eine draſtiſche Scene, die ich einſt erlebte und über die ich noch heute lachen muß. Als ich meine erſte Reiſe um das Kap Horn machte und wir dort beigedreht lagen, teilte eines Nachmittags der Unterſteuermann dem Koch die Ration Pökelſchweinefleiſch für die Mannſchaft zu. Dabei befand ſich ein Stück Bauchlappen, das nur Fett und Haut war. Da die Matroſen dies doch nicht eſſen, forderte der Koch ein anderes Stück, was der ſparſame Steuermann jedoch verweigerte. Ärgerlich über dieſe Knauſerei, warf der Koch das bemängelte Stück einfach über Bord, worüber er von ſeinem Vorgeſetzten heftig angelaſſen wurde.

(Fortſetzung folgt.)

## Das luſtige alte Hamburg.

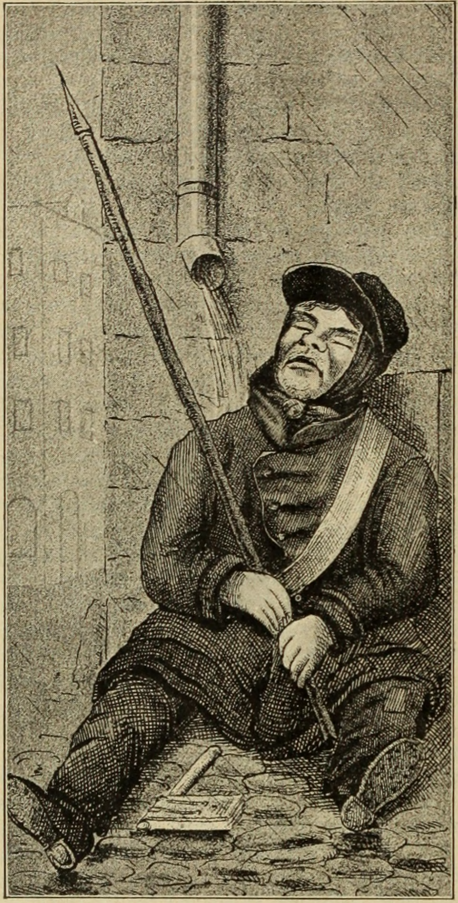
Von Otto Preuß.

(Abdruck verboten.)

Die meiſten deutſchen Großſtädte haben ihre Phyſiognomie in der zweiten Hälfte unſers Jahrhunderts ſo gänzlich verändert, daß ſie kaum noch oder doch nur an einzelnen Wahrzeichen wieder zu erkennen ſind, welche die große mit den ſechziger Jahren beginnende Erneuerungsperiode überdauert haben. Unter dieſen ſtädtiſchen Wahrzeichen, die auf unſere Enkel kommen und ihnen von vergangenen Zeiten erzählen werden, ſtammen nicht viele aus der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts; das war nach napoleoniſchem Druck und den die letzten Kräfte in Anſpruch nehmenden Jahren der Freiheitskämpfe eine Zeit innerer Sammlung und des Gärens neuer Ideen, nüchtern nach außen und arm an materiellen Mitteln. Der Bürger hatte genug zu thun, wollte er ſeinem Hauſe eine ſolide Baſis wiedergewinnen; es zu ſchmücken oder gar einen Prachtbau an Stelle des alten zu errichten, daran durfte er nicht denken. Daher kommt es, daß in der äußeren Phyſiognomie vieler Großſtädte Deutſchlands die Spuren der erſten fünfzig Jahre unſers Jahrhunderts hinweggewiſcht ſind, nicht anders, wie wenn der feuchte Schwamm über die Schiefertafel gefahren iſt. Auch die Menſchen, die in dieſen Großſtädten leben, ſind anders geworden. Der Bürger, der Eingeborene, iſt ſtark in die Minorität hinabgedrückt worden, der Zugezogene gibt den Ton an, und dieſem Ton fehlt es an originalem Gepräge, da er ſich aus hundert verſchiedenen Einzeltönen miſcht, die allen deutſchen Gauen entſtammen. Ob man in der einen Großſtadt lebt oder in der andern, — große Unterſchiede der Lebensbedingungen finden ſich nicht; ſie bieten alle die gleichen Vorteile und die gleichen Nachteile. Das iſt auch vor einem Menſchenalter anders geweſen; um ſich in einer großen Stadt heimiſch zu fühlen, mußte man darin geboren, um ſie ganz zu verſtehen, in ihr aufgewachſen ſein. Es gibt auch heute noch alte Berliner, alte Leipziger, alte Hamburger. Gewiß haben ſie auch noch ihren beſonderen Ton, ihre beſonderen Eigentümlichkeiten, das Gefühl ihrer engeren Zuſammengehörigkeit und vielleicht auch dasjenige ihrer beſonderen Bedeutung. Aber der ihrige iſt nicht mehr der maßgebende Ton, und ihre Abgeſchloſſenheit täuſcht nur dieſe Kreiſe ſelbſt darüber, daß ſie nicht mehr das Stadtgebiet beherrſchen. Im Vordergrunde aller Intereſſen ſteht nicht mehr das ſtädtiſche, ſondern das ſtaatliche und die Größe der Ereigniſſe wird nicht mehr dadurch bedingt, daß ſie ſich innerhalb des Stadtgebietes vollziehen. Der Geſichtskreis des Bewohners dieſer Großſtädte hat ſich erweitert, ſeine perſönliche Bedeutung für die Stadt ſich verringert. Der modernen Großſtadt fehlt die ausgeprägte Lokalfarbe gänzlich oder ſie ſchimmert doch nur noch matt durch die moderne Tünche hindurch.

Der Zeitraum, in dem dieſe Wandlung ſtattgefunden hat, iſt ein ſo kurzer geweſen, daß es ſchon dem heutigen Geſchlecht vielfach erſcheint, als ſei der Übergang ein ganz unvermittelter geweſen. Eine wahrheitsgetreue Schilderung des Lebens in den Großſtädten vor dreißig, vierzig oder fünfzig Jahren ruft das Erſtaunen des Leſers hervor, deſſen Jugend nicht noch in jene Jahre gefallen iſt. Eine dieſer Schilderungen, die den Vorzug hat, zugleich zu den unterhaltendſten Büchern zu gehören, iſt „Das luſtige alte Hamburg“ von Dr. Albert Borchardt (2 Bde. Hamburg, F. Dörling). Es kommt mir weniger darauf an, aus dieſem Buche nachzuweiſen, wie vieles in dem neuen Hamburg beſſer geworden iſt als in dem luſtigen alten, denn hier wie überall hat die neue Zeit auch neue Schäden gereift, die eine ungeteilte Freude an ihr nicht recht aufkommen laſſen. Aber dem Eindruck wird ſich der Leſer nicht entziehen, daß das Leben im alten Hamburg, ſo kleinſtädtiſch es uns auch anmutet, doch des Zaubers einer großen Behaglichkeit nicht entbehrte.

Selbſt in Bezug auf die Schulverhältniſſe werden wenigſtens die Kinder dieſer Anſicht geweſen ſein. Wir würden es dem Verfaſſer auch ohne beſondere Betonung glauben, daß „jetzt in Hamburg längſt ein wohlgeordnetes Unterrichtsſyſtem eingeführt worden iſt, das die ſichere Garantie zur Erwerbung von guten Kenntniſſen und einem geſitteten Betragen bietet“. Noch im Jahre 1843 ſcheint das nicht durchgängig der Fall geweſen zu ſein, denn ein Hamburger Kommiſſionsbericht aus jener Zeit erwähnt, „daß die Frau eines Feldwebels des Bürgermilitärs die Konzeſſion zum Halten einer Schule für kleine Mädchen erhalten habe, zu denen ſie denn auch wie üblich kleine Knaben geſellte. Aus den kleinen Schülern aber waren nach und nach große



Schlafender Nachtwächter. (Aus: Borchardt, Das luſtige alte Hamburg.)

Kinder geworden, die nach wie vor ungeſtört ihre Anſtalt weiter beſuchten, ſo daß ſie bei ihrem Tode ihrem Manne eine Schule von über 80 Knaben und Mädchen hinterließ“. Der Feldwebel traute ſich nicht zu, den Unterricht an Stelle ſeiner Frau fortzuführen. Da er aber die einträgliche Schule nicht aufgeben mochte, half er ſich ſchlecht und recht, — er inſtallierte einen Menſchen, der ſein Reitpferd putzte, als Schulhalter, während er ſelbſt auf ſeinem Staatsroß eifrig dem Reitſport oblag.

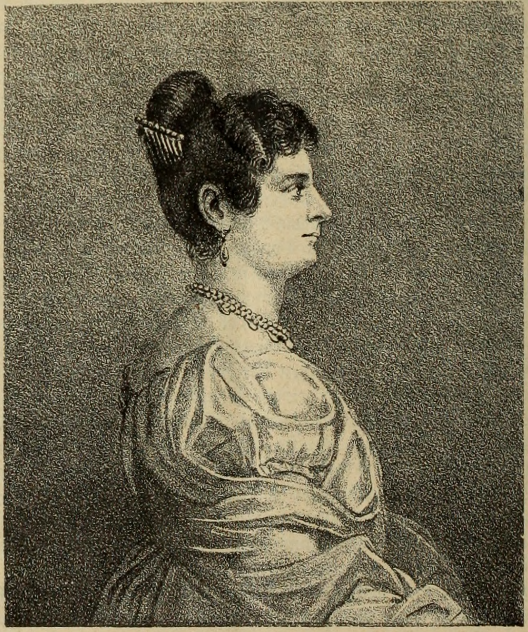
Ein anderer Schulhalter jener Zeit war zuerſt Weinhändler und dann Leihbibliothekar geweſen und hatte in beiden Geſchäften natürlich keine Seide geſponnen. „Dieſer Menſch hatte die hübſche Methode, die zu ſtrafenden Kinder auf einen glühenden Kachelofen zu ſetzen und ſie, wenn ſie zu ſehr erhitzt wurden, mit kaltem Waſſer zu begießen. Die artigen Kinder aber fuhr er nach beendeter Schulzeit zur Belohnung eigenhändig auf einer alten Schubkarre nach Hauſe“.

Die Mahnung des Verfaſſers an die Lehrer der Jetztzeit, daß des Guten nicht zu viel geſchehen und der Jugend nicht durch Überbürdung mit Lehrgegenſtänden der friſche, fröhliche Sinn geraubt werden möge, wäre bei dieſen Schulhaltern jener Zeit gewiß unnötig geweſen.

Daß die Lehrer durchgängig ſehr ſchlecht beſoldet und daher auf allerlei mehr oder weniger legitime Nebeneinnahmen angewieſen waren, läßt ſich denken. Darunter zählte natürlich auch das Klaſſengeſchenk, das die Schüler dem Schulmonarchen an ſeinem Geburtstage überreichten, das ſich in mancherlei Formen übrigens bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus und nicht nur in Hamburg erhalten hat. Ein Oberlehrer, der den Verfaſſer noch unterrichtet hat, war zu ſeinem Geburtstag mit einem wertvollen naturhiſtoriſchen Kupferwerk überraſcht worden. „Am nächſten Sonntag machten ſich einige der Väter, die am meiſten zu dem Geſchenk beigetragen hatten, auf, um das köſtliche Buch, von dem ihre Kinder Wunder erzählt hatten, in Augenſchein zu nehmen. Wer beſchreibt aber die Verlegenheit des armen Schulhalters, als der Beſuch mit ſeinem Anliegen herausrückte, da er das ihm überflüſſig erſcheinende Werk ſchon am Tage vorher bei einem Antiquar verſilbert hatte“.

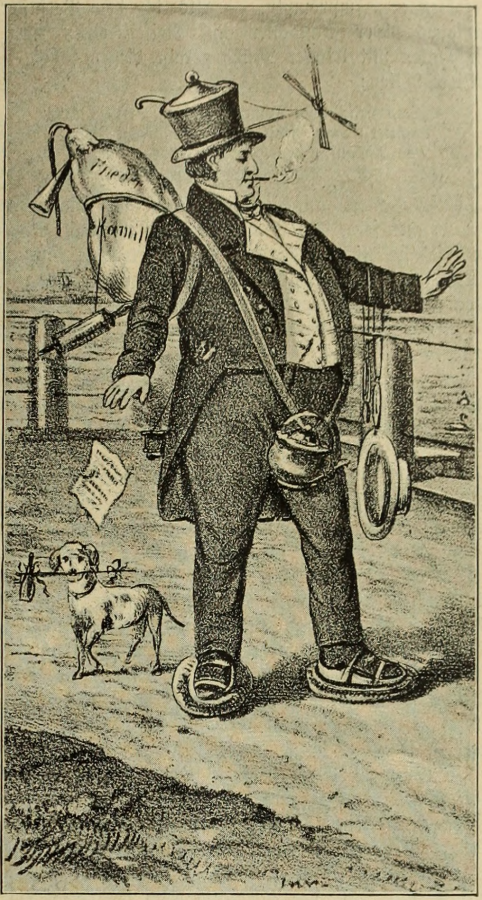
Übrigens kann ich eine ganz ähnliche Schulgeſchichte aus neueſter Zeit verbürgen. Vor wenigen Jahren verabſchiedete ſich die ſehr beliebte Lehrerin einer Leipziger höheren Töchterſchule aus ihrem Wirkungskreiſe, um nach Rom zu überſiedeln. Die Schülerinnen ſammelten zu einem Abſchiedsgeſchenk und es kam eine nicht unerhebliche Summe zuſammen. Einen praktiſchen Gebrauchs- oder Luxusgegenſtand hätte die gewiſſenhafte Dame vielleicht den Vorſchriften gemäß, die den Lehrern die Annahme von Geſchenken verbieten, ablehnen müſſen. Guter Rat war teuer; aber die poetiſch angehauchten höheren Töchter wußten ſich ſchließlich doch zu helfen. Sie legten die ganze Summe in Palmen und Gummibäumen an. Die Beſchenkte ſoll über die Zumutung, dieſe grünen Liebesgaben über die Alpen in das Land zu ſchleppen, in dem ſie wild wachſen, nicht ſonderlich erbaut geweſen ſein.

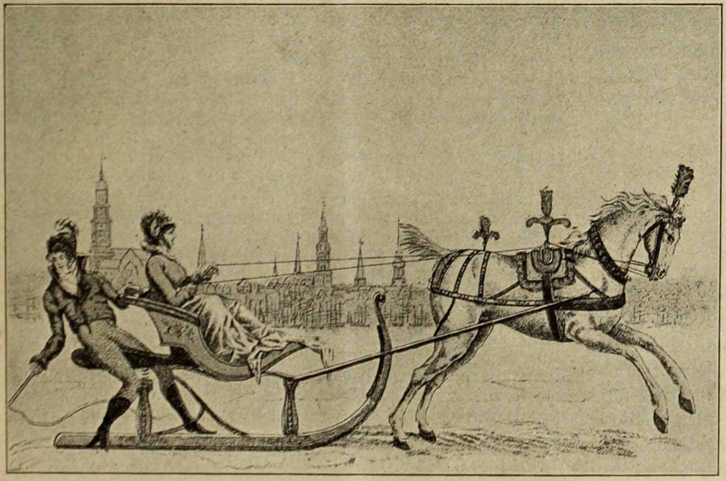
Wie dem Schulweſen, ſo hat auch den Vorkehrungen für die öffentliche Sicherheit erſt die zweite Hälfte unſers Jahrhunders eine durchgreifende Wandlung gebracht. Speziell die Nachtwächter ſcheinen bis dahin, und ziemlich von Beginn ihrer Organiſation an, mehr zur Beluſtigung und zur Beläſtigung des ſoliden Bürgers als zu Sicherheitszwecken gedient zu haben. Als der Rat der Stadt Hamburg im Jahre 1671 eine militäriſch organiſierte Nachtwachmannſchaft von zweihundert Mann ins Leben rief, war freilich das Entzücken der Bürgerſchaft groß, und der Stolz auf die neue Einrichtung fand darin ſeinen Ausdruck, daß die Hamburger dieſe Nachtwächter kurz „unſe Lüde“ (unſere Leute) nannten. „Aber,“ berichtet Borchardt, „die Sucht, alle Kellerlöcher und Winkel hinter den Mauern aufzuſuchen, um dort, als ob ſie Nachtvögel wären, zu hocken und ſich zuſammenzukauern, hat unſere Vorfahren ſchon frühzeitig dahin gebracht, die Rätelwacht immer ſeltener durch den Namen „unſe Lüde“, ſondern ſie in herbem Spott „Uhlen“ zu nennen“. Dieſen Spottnamen haben die alten Nachtwächter bis zum Jahr 1852 behalten, in dem das Korps aufgehoben und durch die neuen Nacht- und Polizeiwächter erſetzt wurde. Von den alten



Die ſchöne Mariane. (Aus: Borchardt, Das luſtige alte Hamburg.)

Nachtwächtern hatte der Hamburger nicht viel mehr, als daß er durch ihr Stundenausrufen im Schlaf geſtört wurde — im Jahre 1826 erwarb ſich einer von den „Uhlen" eine gewiſſe Lokalberühmtheit durch die Stärke ſeines Baſſes, der in der Stille der Nacht vom Pferdemarkt bis nach dem Schweinemarkt ganz deutlich zu hören war — und daß es auch dem ſoliden Bürger leicht geſchehen konnte, durch einen dieſer Wächter ſiſtiert zu werden. Denn jeder Siſtierte hatte ein Wachtgeld zu zahlen, von dem ein Anteil auf den Nachtwächter entfiel. Dieſen zu verdienen, ſchien den Nachtwächtern bei harmloſen Bürgern viel gefahrloſer, als bei gefährlichen Verbrechern; ſie glaubten vor allem, um ihrer eigenen Sicherheit willen da zu ſein. „Der ausgezogene Pöbel lacht ihrer", heißt es in einem Blatt aus dem Anfang des Jahrhunderts, „und ſie gehen ihm auch gern aus dem Wege, oder verſtecken ſich in den Kellerlöchern". Dieſe Neigung zum „aus dem Wege gehen" ſoll allerdings bei den Nachtwächtern aller Zeiten eine nicht ſeltene Eigenſchaft ſein. Den Fremden, welche Hamburg beſuchten, ſind die „Uhlen" allerdings manchmal nützlich geworden, denn ſie zeigten ſich ſtets bereitwillig, gegen ein gutes Trinkgeld den des Weges nicht Kundigen nach ſeinem Quartier zu geleiten, auch wenn ſie ſich — gegen ihre Inſtruktion — dabei aus ihrem Revier entfernen mußten. Einer dieſer Muſterwächter war nicht wenig erſtaunt, als er am Morgen nach einem ſolchen Liebesdienſt vor den Bürgermeiſter Abendroth befohlen und ihm ſein Verſtoß vorgehalten wurde. Aber da er nicht ahnte, daß es Abendroth ſelbſt geweſen war, den er geführt und der in ſeiner Eigenſchaft als Polizeiherr inkognito wie Harun al Raſchid die Zuverläſſigkeit der Nachtwächter erprobt hatte, glaubte er ſich aus der Schlinge ziehen zu können, indem er biedermänniſch auf den Vorwurf pflichtwidrigen Verhaltens entgegnete: „Ach, Herr Senater, ick weet wol, dat düt gegen min Inſtruckſchon weſen is, averſt düt Mal war dat Chriſtenplicht, de Swinegel war doch to beſaapen, as dat ik em alleen gaan laten kunn!" Ein Hamburger Chroniſt aus dem Ende vorigen Jahrhunderts ſchildert dieſes Muſterkorps ſehr anſchaulich: „Es ſind lauter lebendige Hozeln, denen das Ungeziefer die Haare ſchon abgefreſſen hat. Halb gerädert und vom Alter zuſammengeknickt, können ſie kaum noch ihr eigenes Fell tragen. Ihre Stimme iſt all ihre Stärke und ihr Verdienſt um den Staat, denn mit dieſer verſcheuchen ſie nachts die Ratten von den Käſetonnen, die Diebe vom nächtlichen Einbruch und den ſüßen Schlaf von den Augen der Bankerottiſten." Mit ihrer Sauberkeit mag es ſich im neunzehnten Jahrhundert etwas gebeſſert haben; ihr Verdienſt um den Staat aber hat bis zu ihrer Neuorganiſation nicht zugenommen.


Kirchhof, der ſich gegen die Cholera ausgerüſtet hat.
(Aus: Borchardt, Das luſtige alte Hamburg.)


Üppige Schlittenfahrt zur Emigrantenzeit. (Aus: Borchardt, Das luſtige alte Hamburg.)

Unter den Hamburger Originalen, deren Borchardt eine ganze Anzahl der Vergeſſenheit entreißt, ſpielen die Wirte eine große Rolle, wie das nicht wunder nehmen kann in einer Stadt, die um ihrer Küche willen einen Weltruf beſitzt. Da war z. B. der Gaſthausbeſitzer Johann Wilhelm Marr, der die Hotels zum ruſſiſchen Kaiſer und König von England leitete, ehemals Schlachtergeſelle geweſen war und gerne als — Dichter von ſich reden gemacht hätte. Das glückte ihm auch, wenn auch nicht in erhoffter Weiſe. Ein von ihm verfaßtes Drama „Der Schlächter auf Reiſen oder das tot geglaubte Kind" wurde 1808 aufgeführt und veranlaßte einen wahren Hagel gereimter und ungereimter Kritiken, die den Dichter lächerlich zu machen ſuchten. Marr machte gute Miene zum böſen Spiel. Er bedankte ſich in den „Gemeinnützigen Unterhaltungsblättern" öffentlich bei all den armen Teufeln, welche, um ſich gegen Hunger zu ſchützen, Sarkasmen und Ironie über ihn und ſein Werk losgelaſſen, und machte ihnen folgenden Vorſchlag: „Jeder der künftig etwas gegen mich ſchreibt, bringe mir den erſten Abdruck ſeiner Schrift und legitimiere ſich bei mir als der wirkliche Verfaſſer. Er ſoll dann drei Tage hintereinander in meinem Gaſthof zum ruſſiſchen Kaiſer in der Dammthorſtraße Nr. 30 mit den ausgeſuchteſten Speiſen und den feinſten Weinen unentgeltlich bewirtet werden, zum Beweiſe, daß ich erkenntlich gegen diejenigen ſein kann, die zu meinem Vergnügen etwas beigetragen haben." Marrs Küche war berühmt, und der Vorſchlag wäre gewiß verlockend genug geweſen, wenn nicht gleichzeitig die Hamburger Zeitungen das folgende „Impromptu. — Als ich den Verfaſſer des Schauſpiels: Der Schlachter auf Reiſen einen zwei Zoll dicken Haken mit leichter Mühe gerade biegen ſah“ — veröffentlicht hätten:

„Das heißt noch Muskelkraft, o Herkul-Marr!
Erzittern mag, hebſt du den mäch'gen Arm,
Das Pasquillanten-Heer wie vor dem Aar,
Der hoch in Lüften ſchwebt, ein Gimpel-Schwarm!“

Dieſer Hinweis auf die ſtarken Arme des Dichters mochte denen, welchen ſeine Einladung verlockend erſchien, zu bedenken geben, ob ſie nicht trotz der zugeſicherten „unentgeltlichen Bewirtung“ doch ſchließlich die Zeche zu bezahlen haben würden, und die Läſterer ſchwiegen fortan. Nur einer hatte den Mut, um den Preis zu werben und Marr öffentlich zuzurufen:

„Schweig, ſchweig, Herr Marr, wenn dir noch iſt zu raten,
Und meid' doch Komödi,
Treib' was du kannſt, ſo haſt du keinen Schaden
Und wirſt bezahlt für deine Müh!“

Aber dieſer hatte umſonſt geſungen, denn ihm wurde nachgewieſen, daß er mit dieſer und den weiteren gleich ſchönen Strophen ein Plagiat an dem Hamburger Schneider und Dichter Erbshäuſer begangen hatte. Marrs Thätigkeit als Dramendichter iſt mit dieſem Stück keineswegs beendet geweſen. Ein zweites „Die Vorfälle beim Falliſſement, oder die Tugend ſiegt“, wurde 1837 aufgeführt und der Verfaſſer mit Lorbeerkränzen, Lobgedichten, Hurrahs und Tuſchblaſen ungemein gefeiert. Zu der Einſicht, daß dieſe Ovationen ſeiner Freunde mehr ſeiner guten Küche als ſeiner Dichtung galten, iſt der wackere Hotelbeſitzer nicht mehr gekommen.

Nicht nur Wirte, ſondern auch eine Wirtin hat es verſtanden, im alten Hamburg von ſich reden zu machen. In den zwanziger Jahren gründete ein franzöſiſcher Emigrant mit ſeiner Tochter Mariane eine kleine Wirtſchaft in Eimsbüttel. „Die Schönheit und Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens bewirkten, daß das anfänglich ſehr beſcheiden eingerichtete Haus bald einen großen Komfort aufzuweiſen hatte. Wer einmal die ſchöne Mariane geſehen, kehrte wieder, und bald gehörte es zum guten Ton, zu Wagen, Pferd oder Fuß nach Eimsbüttel zu eilen und ſich dort von ſchöner Hand ein Glas Getränk reichen zu laſſen. Auch die Damenwelt nahm keinen Anſtand, ſich der Begeiſterung der Männer anzuſchließen, ein Beweis, daß die junge Wirtin allgemeine Hochachtung genoß, und obwohl von Hunderten von Anbetern umſchwärmt, es verſtand, dieſelben in Schranken zu halten. Von Tag zu Tag ſteigerte ſich bei den Hamburgern der Marianen-Kultus. Zahllos waren die dem jungen Mädchen gemachten Heiratsanträge, zahllos die an ſie gerichteten Liebesſeufzer und Gedichte in der Hamburger Zeitſchrift „Der Beobachter“. An einzelnen Tagen, wie z. B. am Eimsbütteler Markt, mußten trotz des von der Wirtin erhobenen hohen Eintrittsgeldes Polizeibeamte, ja ſelbſt Dragoner erbeten werden, um dem Andrang zu wehren“. Den Vers, der unter dem in zahlloſen Exemplaren verkauften Bilde der ſchönen Mariane ſtand, konnte jeder Hamburger auswendig:

„Amor kam, riß, ſie zu ſehen
Sich die Binde vom Geſicht,
Plötzlich von dem Glanz entzündet,
Der aus ihren Augen bricht,
Ruft er: Grazien, verbindet
Hurtig wieder mein Geſicht,
Wahrlich im Olympos findet
Man ſo eine Schönheit nicht!“

Die ſchöne Mariane gab unter allen ihren Bewerbern ſchließlich einem Kaufmann Schindler den Vorzug. Aber mit ihrer Ehe ſchien das Glück von ihr gewichen zu ſein. Krankheit ihres Mannes nötigte ſie bald, von neuem in der Gaſtwirtſchaft ihren Erwerb zu ſuchen, aber trotz allen Fleißes und aller Anſtrengungen gelang es ihr nicht, den erworbenen Wohlſtand feſtzuhalten.

Nicht nur dieſes Fräulein Ruaux, ſondern auch andere franzöſiſche Emigranten, die mit wohlgefülltem Beutel Anfang des Jahrhunderts zahlreich in Hamburg lebten, ſpielten vorübergehend dort eine Rolle, indem ſie dem Leben der Hamburger Geſellſchaft ein weichlicheres und luxuriöſeres Gepräge aufdrückten. Zu den von ihnen bevorzugten Vergnügungen gehörten die winterlichen Schlittenfahrten, wie eine ſolche eines der dem Borchardt'ſchen Werke in einer Illuſtrationsmappe beigegebenen zeitgenöſſiſchen Bilder veranſchaulicht. Aber gegen Modethorheiten und Ubertreibungen hat ſich in Hamburg immer ſchnell eine Reaktion geltend gemacht. Die originellſte Form für ſeinen Widerſpruch wählte eines der intereſſanteſten Hamburger Originale, der wohlhabende Makler Kirchhof, indem er das, was ihm an andern übertrieben ſchien, ſelbſt ſo übertrieb, daß es allen als Karikatur lächerlich wurde. So erſchien er, als Cholerafurcht die Hamburger übermannte, mit ſämtlichen als Vorbeugungsmittel gegen die Krankheit empfohlenen Gegenſtänden ausgerüſtet, auf den Straßen, und als die Hamburger Herrenwelt den nach ſeinem Erfinder Mackintoſh genannten Kautſchukmantel auch bei dem ſchönſten Wetter ſpazieren führte, ließ er erſt ſeinem Hunde eine Decke, dann, als das nicht half, ſich ſelbſt Beinkleider aus dem neuen Stoff machen, die er ſehr ehrbar über dem Arm trug wie die andern Herrn ihren Überzieher, und in die er ebenſo ehrbar anf der Straße hineinſtieg, ſobald es zu tröpfeln begann.

In der Lebendigkeit und Anſchaulichkeit der Schilderung ſolcher Einzelfiguren liegt das Anziehende des Borchardt'ſchen Buches, nicht nur für den Hamburger der Jetztzeit, der ſich an dem Rieſenſchritt in große Verhälniſſe hinein erfreuen kann, den ſeine Vaterſtadt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zurückgelegt hat, ſondern für jeden, der es liebt, ſich in die Großvaterzeit zurückzuverſetzen.

---

## Ein Zuſatzentwurf zum Heimſtättengeſetz.

Es wird unſere Leſer intereſſieren, zu erfahren, daß Herr Paſtor von Bodelſchwingh in Bielefeld in einer kleinen Schrift: „Das Heimſtättengeſetz“ (Bielefeld 1892) dafür eintritt, die Wohlthaten dieſes Geſetzes auch dem ländlichen Tagelöhner und dem ſtädtiſchen Fabrikarbeiter zugänglich zu machen. Eine ſolche Heimſtätte muß nach ihm einer Arbeiterfamilie Wohnung gewähren und wenigſtens mit einem Garten verſehen ſein, der die Produktion der notwendigen Gemüſe für die Familie ermöglicht (Umfang mindeſtens $^{1}/_{2}$ Morgen).

Herr von Bodelſchwingh meint, daß dieſe Heimſtätten auf dem Lande durch freiwilliges Übereinkommen entſtehen würden. In der Umgebung der großen Städte würde ein Expropriationsgeſetz den erforderlichen Grund und Boden beſchaffen. Der urſprüngliche Beſitzer würde für alle Zeit ein Vorkaufsrecht auf Grund des urſprünglichen Erwerbswertes behalten, wodurch leichtſinnigen Verkäufen vorgebeugt wäre. Die nötigen Geldmittel ſollen dadurch beſchafft werden, daß die auf Grund des Alters- und Invalidengeſetzes einlaufenden Summen, eventuell auch die Gelder der Sparkaſſen in erſter Linie für die Erwerbung geſicherter Heimſtätten dargeliehen werden ſollen und zwar etwa zu $3^{1}/_{2}$ Prozent. Das Darlehn wäre in 15—20 Jahren zurückzuzahlen.

Dieſe Heimſtätten wären nun an ſolche junge Paare zu vergeben, von denen der Mann etwa das 26., die Frau das 21. Jahr überſchritten und die ſich zuſammen bis zum Tage ihrer Verheiratung 500 Mark bar erſpart hätten. Die Frau hätte auch den Nachweis beizubringen, daß ſie in den notwendigſten häuslichen Arbeiten Beſcheid weiß. Die ganze Organiſation würde einer für jeden Kreis zu errichtenden Lokal-Heimſtättenbehörde unterſtehen. Dieſe würde aus einem erfahrenen Landwirt, einem Baumeiſter und einem Kaſſenbeamten — alles Ehrenämter — beſtehen.

Herr Paſtor von Bodelſchwingh tritt voll Begeiſterung für ſeinen Vorſchlag ein. „Wir ſind dieſes Geſetz,“ ſagt er, „dem wirklich ſchreienden Notſtand und den ſchmerzlichen Entbehrungen eines ſo großen Teiles unſerer Mitbürger gegenüber ſchuldig. Wir ſind es ſchuldig den beſten Söhnen unſeres Volkes, die im ſauren Schweiß ihres Angeſichts ſich einen trauten heimiſchen Herd gründen möchten und es nicht vermögen; wir ſind es ſchuldig unſerer deutſchen Frauenwelt, dieſen Hüterinnen deutſcher Sitte und deutſcher Frömmigkeit, dieſen unbewunderten und doch ſehr bewundernswerten Heldinnen auch in den unterſten Schichten unſeres Volkes, die oft mit einer Entſagung und Hingebung ohnegleichen ihr Kinderhäuflein chriſtlich und fromm zu erziehen ſuchen und unter jetzigen Verhältniſſen unterliegen. Wir ſind es vor allem auch unſerer Jugend und unſerer geſamten Kinderwelt ſchuldig, die zum großen Teil ſchon früh an ihrem innerlichſten Heiligtum, ihrer kindlichen Unſchuld, gekränkt und vergiftet wird. Wir ſind es endlich Gott ſelbſt ſchuldig, der uns das Gebot gegeben hat: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt.“

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

### Verfolgung.

(Zu dem Bilde auf S. 645.)

Verfolgt, — nicht nur bei Ball und Feſten
Vom Schwarm der Blicke, kleine Fee!
Nein, unter grünen Buchenäſten
Selbſt von den Schwänen auf dem See.

Sie weiß das Ruderpaar zu regen,
Entzückt vom Kampf, der ſich entſpinnt,
Wie immer, keck und unverlegen
Und ganz bewußt, daß ſie gewinnt.

Der Schwingen weiße Segel breitend,
Zieht er bis drüben unters Schloß,
Die dunkelgrüne Flut durchgleitend,
Dem Schiffchen nach, der edle Troß.

Sie ſiegt; man hört ihr Lachen ſchmettern;
Der Troß lenkt heim, wie ſie gebeut,
Umweht von roten Roſenblättern,
Die ſie vom Schloßwall niederſtreut.

F. Reimund.

### Auf der Waldwieſe.

(Zu dem Bilde auf S. 649.)

Tiefgrüner Buchenwald thut ſich auf dem ſchönen Bilde von Otto Strützel vor uns auf. Ringsum auf der Lichtung die hellgrauen Buchenſtämme, auf denen die grünlich blitzenden Sonnenſtrahlen ihr neckiſches Spiel treiben; Sonnenglanz vorn auf der blumendurchwirkten Wieſe; die bunte Viehherde, die zwiſchen den gefällten Buchenſtämmen graſend, umherwandelt; der Hirtenbube, der ſich an dem kleinen Waldtümpel ſpielend die Zeit vertreibt, weiße Sommerwolken am blauen Himmel, der ſchäckernde Schrei eines Hähers aus den Baumkronen und vom Dickicht her das Gurren der wilden Tauben: ein ſonniges Waldbild echt deutſcher Art, wie es jeder von uns irgendwo einmal auf einer Wanderung geſehen und mit all ſeiner trauten anheimelnden Poeſie auf ſich hat wirken laſſen.

## Erdkunde.

Der Engländer Carter hat in Benin (Weſtafrika) ein Gebirge entdeckt, von dem bisher nichts bekannt war. Auf einer Reiſe durch die dichtbewaldeten, bergigen Landſchaften Ondo und Ileſcha beſtieg er einen Granitberg von 300 Meter Höhe, von dem aus er ein fernes mächtiges Gebirge ſah, deſſen größte Erhebungen er auf 1500 bis 2400 M. ſchätzte.

## Koloniales.

Die Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft in Berlin iſt zum erſtenmale in der Lage, eine Dividende, und zwar 5 Prozent für das Jahr 1891 zu verteilen. Der Rechenſchaftsbericht, den ſie ſoeben veröffentlicht, gibt über den Plantagenbetrieb und den Verſuch der Einführung wichtiger Kulturen Auskunft. Es handelt ſich vorläufig noch immer um Verſuche, die aber teilweiſe als geglückt gelten können. So in Kikogwe am Ausfluß des Pangani mit Baumwolle (erſte Ernte 50 Centner) und in Derema mit Kaffee, Kakao und Thee. In der fruchtbaren Landſchaft Uſambara hofft man Kaffee- und Gummipflanzungen anlegen zu können. In der Nähe von Tanga beteiligt ſich die Geſellſchaft an den Unternehmungen des Herrn v. St. Paul-Illaire, und hier iſt mit befriedigendem Erfolge Vanille und Kautſchuk gebaut worden. „Für die geſamten Hinterlandſchaften von Tanga,“ ſo heißt es u. a. in dem Bericht, „wird eine neue Phaſe der Entwickelung gegeben ſein, wenn erſt die Uſambara-Eiſenbahn ihren Betrieb eröffnet haben wird. Die Eiſenbahn-Geſellſchaft hat die im Oktober 1891 begonnenen Tracierungsarbeiten rüſtig fortgeſetzt und hofft, ſie binnen kurzem etwa 40 Kilometer weit durchführen zu können.“ Inzwiſchen hat Herr Dr. O. Baumann eine Expedition angetreten, um zu erforſchen, ob die Linie Tanga-Korogwe in möglichſt gerader Richtung nach dem Viktoriaſee angängig ſei, und iſt bereits am Viktoriaſee angekommen. Auch eine Dampferverbindung, die die Geſellſchaft gemeinſchaftlich mit der deutſchen Oſtafrikalinie zwiſchen den deutſch-oſtafrikaniſchen Häfen Tanga und Dar-es-Salaam einerſeits und Bombay andrerſeits eingerichtet hat, iſt bereits im Gange. Der in Hamburg erbaute Dampfer „Safari“ befindet ſich augenblicklich auf ſeiner erſten Fahrt von Dar-es-Salaam nach Bombay, und „es bleibt abzuwarten, inwiefern die Entwickelung eines ſelbſtändigen Geſchäfts auf dem deutſch-oſtafrikaniſchen Feſtlande durch die unmittelbare Berührung mit dem Großhandel Indiens eine Förderung erfahren wird. — Unſere Handelsniederlaſſungen in den deutſchen Küſtenplätzen haben im Jahre 1891 zwar ihre Arbeitsſphäre beträchtlich ausgedehnt, und es hat entſprechend eine erhebliche Steigerung der Geſchäfte ſtattgefunden, indeſſen hat — infolge insbeſondere der Präponderanz Sanſibars — der junge Betrieb in ſeinem zweiten Jahre die richtigen Umſätze noch nicht erzielt.“

## Verkehr.

Die Farbenblindheit hat neuerdings wieder zu weiteren Unterſuchungen Veranlaſſung gegeben. So ſelten ein völliges Unvermögen, irgend eine Farbe von der anderen zu unterſcheiden, vorkommt, ſo häufig tritt die Rotgrünblindheit auf, indem Rot und Grün unter ſich oder mit grauen, gelben, braunen Tönen verwechſelt werden. Da die Verkennung der Signale beſonders im Eiſenbahndienſt zu den ſchwerſten Folgen führen kann, ſo hat man ſich ſeit längerer Zeit bemüht, die Rotgrünblinden herauszufinden, und dabei feſtgeſtellt, daß von 1000 Männern etwa 25—30 nicht ſcharf die Farben unterſcheiden können, daß aber bei Frauen der Prozentſatz der Farbenblinden weit geringer iſt. Leider erſcheinen die Methoden der Unterſuchung auf Farbenblindheit indeſſen keineswegs abſolut zuverläſſig, und es bleibt auch an ſich zu bedauern, daß ſonſt oft beſonders geeignete Leute wegen Farbenblindheit dem Verkehrsdienſt entzogen werden. Da iſt es denn intereſſant, daß der Engländer A. E. Wright gefunden zu haben glaubt, durch einen ſtarken Zuſatz von Orange zu den roten, von Blau zu den grünen Signalgläſern beide Farben auch für Rotgrünblinde deutlich erkennbar machen zu können. Eine Beſtätigung dieſer Behauptung, die jedenfalls ſorgſamſte Nachprüfung verdient, bleibt abzuwarten.

## Technik.

Auf dem Neu-Philologenkongreß, der Anfang Juni in Berlin tagte, führte der Abbé Rouſſelot-Paris ſeinen ſehr ſinnreich erdachten Apparat, den Phonautographen, der Verſammlung vor. Der Apparat bringt Lautfeinheiten zur Darſtellung, die ſelbſt dem geübteſten Ohr in dieſer Genauigkeit nicht wahrnehmbar ſind. Er gibt nicht nur über Stimmhaftigkeit und Stimmloſigkeit, über die Art der Mitwirkung der Lippen, der Zunge und über den Weg des Luftſtromes, ſondern auch über Länge und Kürze, Tonſtärke und Tonhöhe der geſprochenen Laute genaue Auskunft.

Ein Mr. Sachſe in Pennſylvanien iſt auf den Gedanken gekommen, raſch blühende Pflanzen in beſtimmten Zwiſchenräumen zu photographieren. Er photographierte die Careusblüte von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, bei Nacht mit Magneſium-Licht. Herr Dr. Stolze macht dazu in den „Photograph. Nachrichten“ den intereſſanten Vorſchlag, Pflanzen und Blumen zur Zeit ihrer ſchnellen Entwickelung längere Zeit hindurch in gleichen Zwiſchenräumen zu photographieren, um die Abbilder ſodann im Schnellſeher zu einer zuſammenhängenden Anſchauung zu vereinigen. Das Öffnen und Schließen der Blumen z. B. binnen weniger Sekunden würde ſich dann vor unſeren Augen darſtellen und gewiß einen höchſt intereſſanten Anblick gewähren, außerdem verſprechen die dabei anzuſtellenden Beobachtungen für die Botanik von höchſter Wichtigkeit zu werden.

## Ausſtellungen.

In Hamburg wird im Oktober die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus in beſonders würdiger Weiſe gefeiert werden. Vor allem wird eine große Ausſtellung von Amerikagegenſtänden aus alter und neuer Zeit im Konzerthauſe des Hamburger Zoologiſchen Gartens geplant. Außerdem ſoll eine Feſtſitzung mit Reden und Geſängen und im Anſchluß daran ein großer hiſtoriſcher Feſtzug ſtattfinden. Es wird ferner eine Feſtſchrift mit kulturhiſtoriſch-geographiſchen Abhandlungen herausgegeben werden, für welche das Komitee allein 15000 Mark ausgeſetzt hat. Dem letzteren gehören die erſten Notabilitäten der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des Handels der reichen Hanſaſtadt an.

## Kunſt.

Das Nationaldenkmal für Kaiſer Wilhelm I, mit deſſen Ausführung bekanntlich Prof. R. Begas betraut iſt, ſoll auf dem Platze der jetzigen Schloßfreiheit vor dem Schloſſe in Berlin in außerordentlich großen Verhältniſſen errichtet werden, ſo daß eine Beeinträchtigung durch die wuchtigen Maſſen des Schloſſes nicht zu befürchten iſt. Auf die gewaltigen Verhältniſſe des Denkmals deutet der Umſtand hin, daß die auch im neuen Entwurf beibehaltenen, an den Ecken der Terraſſe lagernden Löwen etwa vierfache Lebensgröße erhalten werden. Die Herſtellung des Denkmals ſoll dermaßen gefördert werden, daß die Vollendung vielleicht noch im Jahre 1895 zu erwarten wäre. Die architektoniſche Ausſchmückung wird durch Hofbaurat Ihme ausgeführt.

## Buchhandel.

Mehrfache Anfragen in numismatiſchen Angelegenheiten veranlaſſen uns, auf ein kürzlich erſchienenes kleines Werk: „Hermann Dannenberg, Grundzüge der Münzkunde mit 11 Tafeln. Leipzig, J. J. Weber) hinzuweiſen, in welchem in einer auch dem Laien anſchaulichen Weiſe eine Überſicht über die Münzen aller Zeiten und Länder gegeben wird.

## Denkmäler.

Am 9. Juni wurde in Halberſtadt das Denkmal des i. J. 1885 verſtorbenen Pädagogen, Seminardirektors Karl Kehr im Anſchluß an den zur Zeit in Halle tagenden Lehrertag enthüllt. Das Denkmal beſteht aus einem Granitſockel und einer Marmorbüſte vom Bildhauer Seffner in Leipzig-Gohlis.

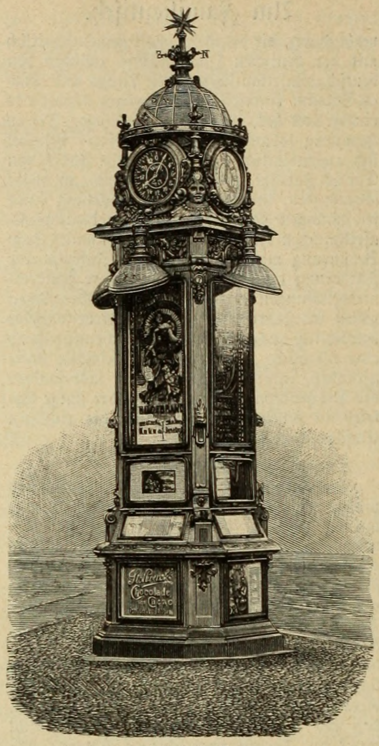
Das Marmordenkmal des Erfinders der Lithographie Alois Senefelder, welches ſich ſeit vorigem Jahre im Berliner Kunſtausſtellungspark bei Moabit befindet, dem großen Publikum alſo noch unbekannt iſt, wird demnächſt der Öffentlichkeit übergeben und auf einem Schmuckplatz im Norden der Reichshauptſtadt aufgeſtellt werden.

## Sport.

Im Herbſt wird ein Diſtanzritt deutſcher und öſterreichiſcher Offiziere zwiſchen Berlin und Wien, bezw. Wien und Berlin ſtattfinden, welcher von niemand geringerem angeregt bezw. genehmigt iſt, als von den beiden Monarchen Kaiſer Wilhelm und Kaiſer Franz Joſef. Der von dem letzteren geſtiftete Ehrenpreis ſoll dem deutſchen Offizier zufallen, der den beſten Rekord aufzuweiſen haben wird, und umgekehrt wird der Ehrenpreis unſeres Kaiſers dem Sieger unter den öſterreichiſch-ungariſchen Reitern zu teil werden. Die Diſtanz zwiſchen Berlin und Wien, bezw. umgekehrt, iſt einmal und auf demſelben Pferde zurückzulegen. Sieger iſt der Reiter, welcher unter den geſamten Bewerbern beider Armeen die kürzeſte Zeitdauer aufzuweiſen haben wird, und in gleichem Sinne kommen die weiteren Preiſe nach Maßgabe des Rekords zur Verteilung. Dem Belieben jedes einzelnen Reiters iſt die Wahl ſeines Weges anheimgeſtellt. Es werden zehn bis fünfzehn Preiſe zur Verteilung kommen, von denen der erſte 20000 Mark betragen wird.

## Die Uraniaſäulen in Berlin.

Die Straßen und Plätze Berlins haben ſeit kurzem einen neuen, angenehm auffallenden Schmuck erhalten: reich ausgeſtattete, monumentale Säulen nämlich, — vornehme, impoſante Gegenſtücke zu den einfacheren, etwas plebejiſch dreinſchauenden Annoncenſäulen mit ihrem bunten Gewirr von Ankündigungen und Bekanntmachungen großſtädtiſchen Lebens. Die neue Einrichtung kommt einem allgemein gehegten Wunſche entgegen, dem nämlich: an möglichſt vielen Orten und Enden Berlins über Zeit, Wind und Wetter, Temperatur, Druck und Feuchtigkeit der Luft zu jeder Zeit zuverläſſig und ausführlich unterrichtet zu werden. Die neuen Wetterſäulen, in Beziehung zu dem populär-wiſſenſchaftlich wirkenden Inſtitut Urania, das ſie ins Leben gerufen, Uraniaſäulen genannt, dienen dieſem Zwecke in umfaſſendſter Weiſe. Sie ſind in ihrem wiſſenſchaftlichen Teil nach den Angaben zweier hervorragender Fachmänner, des Leiters der Königl. Sternwarte, Profeſſor W. Förſter, und des Direktors des Königlichen meteorologiſchen Inſtituts, Profeſſor von Bezold, von den Gelehrten und Technikern der Urania konſtruiert worden.


Uraniaſäule in Berlin.

Der gußeiſerne, ſehr graziöſe, ſchlanke Bau der Säule beſteht aus einem Unterbau und dem oberen, dem Hauptteil; an ſeiner Spitze wird der Säulenſchaft durch eine in einen vielzackigen Stern auslaufende Kuppel gekrönt, welche die Form eines Himmelsglobus zeigt und auf drei Seiten die Zifferblätter der Normaluhr, wohl den Kernpunkt des ganzen Werkes, in weithin leuchtender Weiſe trägt, während die vierte Seite in fortlaufender Bewegung die Mondphaſen angibt. Zwei von den Zifferblättern zeigen die Berliner Zeit, das dritte die Weltzeit (Greenwich) an. Dieſe Uhren werden durch Telephonleitungen reguliert, und es iſt auch durch höchſt ſinnreiche Apparate die Möglichkeit geſchaffen, kleine Abirrungen der Uhren durch Signale ſofort zur Kenntnis der Betriebsleitung zu bringen, welche dann eiligſt den Fehler korrigiert. Das Intereſſanteſte an den Wunderdingen der Uraniaſäulen iſt entſchieden der Aſpirations-Meteorograph des Herrn Dr. Aßmann, der die wirkliche Beſchaffenheit der Luft in der Umgebung der Säulen anzeigt. Eine durch das Werk der Normaluhr in Bewegung erhaltene Turbine umſpült den Apparat mit einem ſteten Luftſtrom, und auf wiederum durch das Uhrwerk in Bewegung gehaltene Papierſtreifen wird zu Nutz und Frommen des Beſchauers durch drei übereinanderliegende Federn die Temperatur, der Luftdruck und der Feuchtigkeitsgehalt aufgezeichnet; natürlich bildet das gleichzeitig ein wertvolles meteorologiſch-ſtatiſtiſches Material. Dieſer Apparat befindet ſich in Augenhöhe an der der Straße zugekehrten Seite der Säule.

Der Unterbau und der obere Hauptteil der Säule ſind von künſtleriſch ausgeführten, buntfarbigen Ankündigungen großer Geſchäftshäuſer, induſtrieller Etabliſſements, Schiffahrtsgeſellſchaften 2c. bedeckt, und zwar drehen ſich dieſe hübſchen, ſchon von weitem auffallenden Bilder in der Weiſe, daß von Minute zu Minute eine andere Anzeige hinter der Spiegelſcheibe erſcheint. Sogar kleine Schaukäſten mit blitzenden Schmuckſachen, natürlich unter feſtem Glas und ſtarkem Eiſenrahmen, gewahren wir in dem ſchräg abfallenden Unterbau. Die darüber liegenden Felder enthalten Tabellen über Ankunft und Abfahrt der Eiſenbahnzüge, geographiſche, aſtronomiſche und phyſikaliſche Angaben, eine geologiſche Überſichtskarte, wiſſenswerte Daten über die Bewegung der Bevölkerung 2c. Und alles das wird in der Dunkelheit durch mächtige Reflektoren mit Regenerativlampen, die oben unterhalb der Kuppel angebracht ſind, ſtrahlend hell erleuchtet. Mit dieſen Uraniaſäulen, deren übrigens in Berlin gegen hundert aufgeſtellt ſind oder aufgeſtellt werden ſollen, iſt eine originelle, echt weltſtädtiſche Einrichtung geſchaffen worden, um welche die anderen Großſtädte des Globus die junge deutſche Reichshauptſtadt beneiden können.

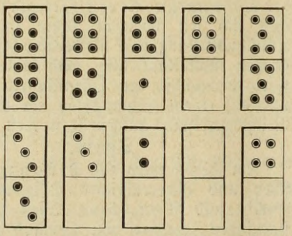
## In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

Die Augenſumme auf den zehn Steinen des B iſt um 2 größer als die auf den acht Steinen im Talon. Im Talon liegt kein Doppelſtein.

A hat:

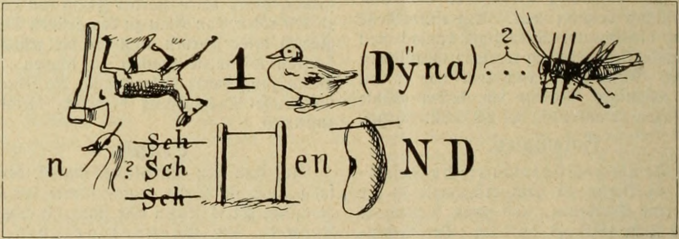


A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der ſechsten Runde ſperrt. B hat in der erſten, zweiten, dritten und fünften Runde geſetzt, in der vierten Runde gepaßt.

Die Augenſumme auf den zehn Steinen der Partie beträgt 78.

Wie groß war die Augenſumme auf den zehn Steinen des B? Wie groß auf den acht Steinen im Talon? Welche Steine ſetzte B? Welche Steine behielt B außer den Doppelſteinen übrig?

### Bilderrätſel.



### Homonym.

Im Glück gefürchtet und im Leid erbeten,
Ein ſeltſam Ding, wie Geld und Geldeswert,
Hilft mancher ſich durch ihn aus ſeinen Nöten,
Weil er noch eine Galgenfriſt gewährt.

Der Herrſcher ſelber iſt ihm unterthänig;
Man ſtellt ihn aus, doch nicht in Galerien.
Es beugt vor ihm ſich auch der größte König,
Denn er beherrſcht durch Glück und Unglück ihn.

Im Walde iſt er immer nur zu finden,
Wo Hirſche gehn, der Jäger kennt den Ort,
Wenn du durch ihn dich einmal müßteſt binden,
Realiſiere ihn dann auch ſofort.

P. v. W.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 40.

1. Magiſche Silbenquadrate.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Wind | Ro | Se | To | Ma | Te |
| Ro | ma | ne | Ma | ri | ne |
| Se | ne | gal | Te | ne | dos |
| An | Ge | La | Ae | Ne | As |
| Ge | trei | de | Ne | me | sis |
| La | de | stock | As | sis | tent |

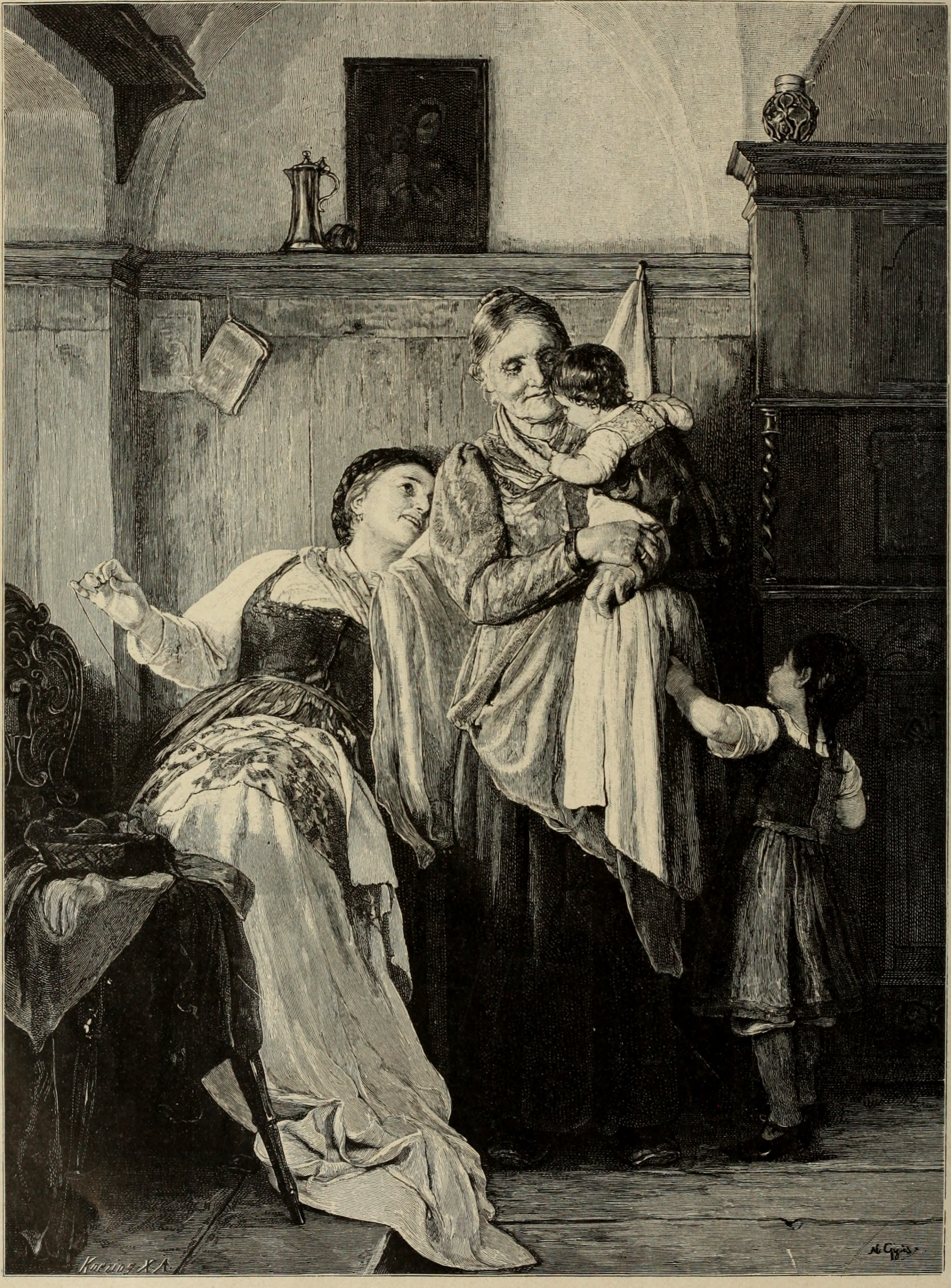
2. Vierſilbige Scharade. Jungfernrede.

3. Rätſel. Adagio.

4. Homonym. Spitzen.

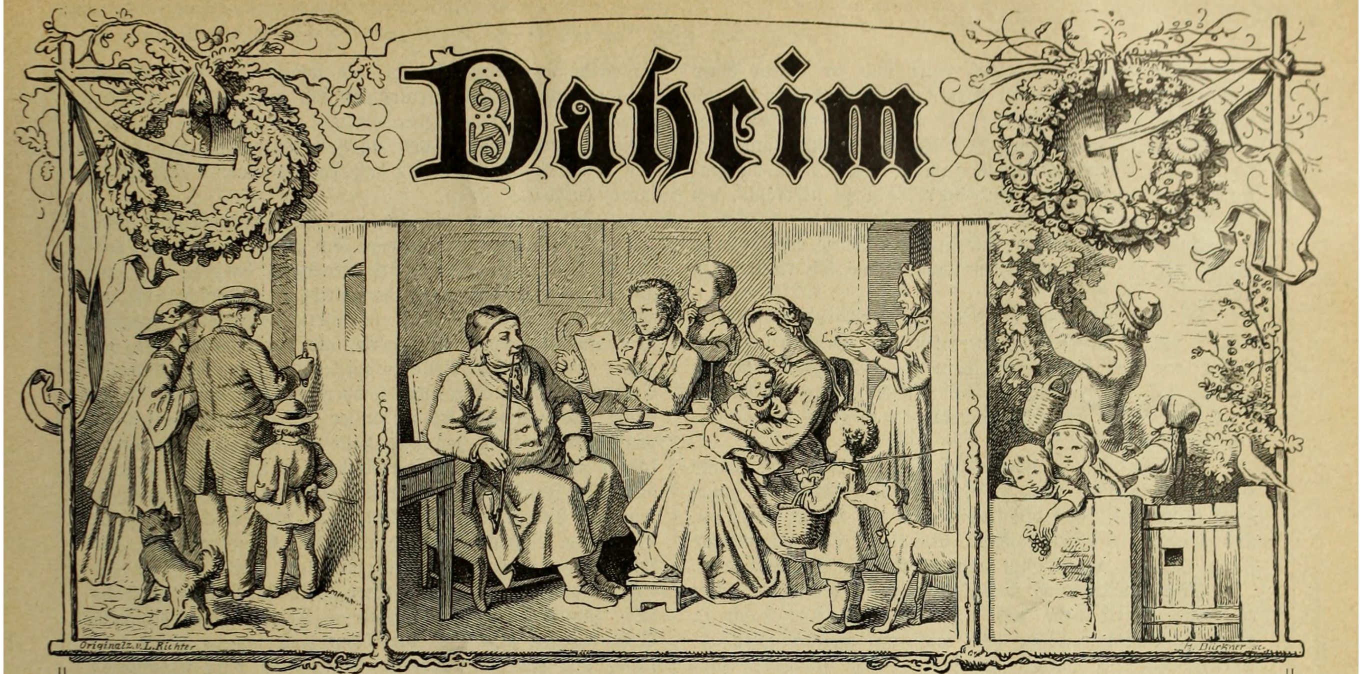
**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſetzung.) — Friedliche Bilder aus Kriegeszeit. Von Hermann Dalton. Auf dem Marſche. — Zur rechten Zeit. Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner. (Fortſetzung.) — Das luſtige alte Hamburg. Von Otto Preuß. Mit vier Illuſtrationen. — Ein Zuſatzentwurf zum Heimſtättengeſetz. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Verfolgung, Gedicht von F. Reimund, zu dem Bilde von F. von Ende; Waldwieſe von Otto Strützel. — Erdkunde. — Koloniales. — Verkehr. — Technik. — Ausſtellungen. — Kunſt. — Buchhandel. — Denkmäler. — Sport. — Die Uraniaſäulen in Berlin. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.



„Wo bin ich?" Gemalt von N. Gyſis.

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Juli 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 42.

# Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Frau von Ellrodt ſchloß die Tochter in die Arme und herzte und küßte ſie. Liſi kam nur langſam das Verſtändnis, aber damit erwachte auch ſie zu vollem Jubel, und die beiden Frauen weinten und lachten wie die Kinder zu gleicher Zeit und konnten in neuen Hoffnungen und Plänen und im Austauſch ihrer freudigen Verwunderung ſich nicht genug thun.

Der ältere Galen ſah ſeinen Sohn nicht vor dem Mittageſſen. Er begrüßte ihn bei Tiſch heiterer als ſonſt und ſaß ihm mit einem Geſicht gegenüber, aus welchem in allen Falten die Freude eines angenehmen Geheimniſſes glänzte, auf deſſen Eröffnung er ſich ſichtlich freute.

Gabor hatte indeſſen keinen Blick dafür. Er war bei den Mahlzeiten, die er mit ſeinem Vater teilte, ſtets einſilbig. Dieſer pflegte engliſch mit ihm zu reden, denn franzöſiſch verſtanden die wohldreſſierten Lakaien, welche mit ausdrucksloſen Geſichtern bei Tiſch aufwarteten; der Haushofmeiſter indeſſen, welcher in ſteifer, weißer Kravatte und tadellos ſitzendem Frack dem Dienſt der Lakaien präſidierte, verſtand Engliſch. Das Bewußtſein, in allen ſeinen Mienen und Worten fortwährend beobachtet zu werden, war Gabor zuwider, und dieſes ganze „Brimborium einer albernen Etikette,“ wie er es unehrerbietig nannte, das aus allen Menſchen Marionetten machte, beläſtigte ihn.

„Man kann keinen Biſſen Brot eſſen, ohne ihn, wie ein Aff’ im Cirkus, aufgetragen zu bekommen,“ hatte er ſich als Schüler ſchon beklagt und als Mann ſich nur unwillig darein gefunden, dieſe Umſtändlichkeiten weiter zu ertragen. Dem Vater jedoch waren ſie unentbehrlich, und wenn etwas dabei ihn oft im Behagen ſtörte, ſo war es die Erſcheinung ſeines Einzigen, der, wenig ſorgfältig friſiert, in beſtaubtem oder gar beflecktem Rock ſich im letzten Augenblick oder gar erſt während des Mahls zu ihm ſetzte.

Heute war er pünktlicher gekommen, und das erhöhte die angenehme Stimmung, in welcher der Hausherr ſich befand.

„Old boy,“ ſagte er gemütlich, als die Suppe gereicht war, „ich hab’ heut eine Überraſchung für dich, eine, von der ich hoffe, daß ſie dich angenehm erſchüttern wird.“

Gabor neigte mit einer Miene den Kopf, welche zu bedeuten ſchien, daß ihm die Überraſchung nicht unerwartet komme.

Der Baron aber lächelte nur noch verſchmitzter und fuhr fort: „Ich beabſichtige, unſerem Haus eine Hausfrau zu geben.“

„Gabriele Battiani,“ ergänzte der Sohn im Innern. Der Gedanke an dieſe Stiefmutter war ihm nicht ſympathiſch; doch da er nur wenig in dem Teil des Palaſtes verkehrte, den ſein Vater bewohnte, meinte er, ſich in die Änderung leicht finden zu können.

„Wenn das Haus dadurch für dich an Reiz zu gewinnen verſpricht, I wish you joy,“ ſagte er deshalb ernſt.

„Für mich und für dich,“ erwiderte der Vater behaglich, „die Dame, die ich erwählt habe, haſt auch du gern, und ich bin deshalb gewiß, mein Glück wird das deine ſein. Die Baronin Ellrodt und ihre Tochter wirſt du nicht ungern als nahe Verwandte begrüßen?“

„Ellrodt?“ Der Name fiel wie Feuerfunken auf Zunder in des Horchenden Herz, und es bedurfte der ganzen Beherrſchung in Blicken und Mienen, die der Arzt in langer Arbeit gelernt hatte, um ſein ſchmerzliches Auflodern zu verbergen.

Der Vater lachte.

„Du haſt eine andere erwartet? Aber dieſe iſt dir lieber? Und mir auch! Offen geſagt, ich warb anfangs um deinetwillen, weil ſie dir doch gefiel und die ſeltene Gabe hatte, deine Freundſchaft zu beſitzen. Aber jetzt, jetzt bin ich wahrhaftig ſchon halb verliebt in ſie. Eine fabelhaft ſympathiſche Frau, dieſe Maxi, ſo recht ein Sonnenſtrahl, geſchaffen, um einem das Gemüt zu erwärmen. Nun, du gratulierſt mir nicht? Mir und dir? Biſt zu überraſcht, um dich gleich zurecht zu finden?“

Und er lachte wieder, als ſei das Ganze ein kapitaler Spaß, der gar nicht verfehlen könne, allmählich Anklang zu finden.

Es war nicht Gabors Art, das, was er am ſchmerzlichſten fühlte, anderen zu verraten, am wenigſten ſeinem Vater, von dem er viel zu frühe das deutliche Bewußtſein gehabt, daß er ihn nicht verſtand; noch weniger in Gegenwart einer Schar ſchauluſtiger Lakaien und eines aufhorchenden Haushofmeiſters.

Sein Geſicht veränderte ſich deshalb kaum; es wurde nur etwas bläſſer, und da er dies ſpürte, nahm er gegen ſeine Gewohnheit von dem Wein, den ein Diener eben bot, und ſtürzte ein Glas Madeira hinunter. Das ungewohnte Feuer lief ihm durchs Blut und gab ihm die Sprache wieder.

„Deine Mitteilung überraſcht mich in der That,“ ſagte er düſter. „Ich habe dich einigemal über jene Dame in einer Weiſe reden hören, die mich am allerwenigſten erwarten ließ, du würdeſt ſie für würdig erachten, deine Frau zu werden.“

Der Baron nickte: „All right, mein Junge, all right! Über dieſen Punkt bin ich verpflichtet, dir Rechenſchaft zu geben, und ich beginne. Weißt du, ich bin eben vor kurzem in Peſt geweſen und habe da genaue Erkundigungen eingezogen; das Reſultat war in jeder Hinſicht von Intereſſe.“

„Alſo ich höre,“ ſchaltete der Sohn, der die behagliche Art des Vaters wie eine Tortur empfand, ungeduldig ein.

Jener nahm Fiſch, welchen mit würdevoller Geſchäftigkeit der erſte Diener reichte, und Château d'Yquem vom Silberbrett des zweiten, zerlegte ſein Zanderfilet und fuhr fort: „Well, you know, von der Maxi Ellrodt wurde vielerlei erzählt, aber was man in der Geſellſchaft plauſcht, das iſt gerad' wie ein Kleid, das durch hundert Hände gegangen iſt; es mag urſprünglich rein geweſen ſein, zuletzt iſt's voller Flecken, und es weiß niemand mehr, wie's anfangs ausgeſehen hat. Die Maxi Ellrodt freilich hat ein Verbrechen begangen, das ſteht außer Zweifel, und daran glaub ich ſelbſt, obſchon ſonſt nichts wahr iſt von allem, was man ihr angehängt hat.“

„Ein Verbrechen? Ich bitt' dich,“ ſagte der Sohn erregt, „iſt das dein Ernſt? Und doch wollteſt du — ?“

„Gemach! Das Verbrechen beſtand darin, daß ſie ſo wunderſchön geweſen iſt, ſchöner als alle anderen, und noch die Unverſchämtheit beſitzt, dieſe Schönheit dauernd feſtzuhalten. Hierfür die Verzeihung ihrer lieben Schweſter zu erlangen, war ſchwer, aber ſie beging den weiteren Fehler und bemühte ſich nicht einmal darum. Dadurch wurde ihre Stellung ſchlimm. Man hätte ſie am liebſten geſellſchaftlich boykottiert, wenn dies irgend möglich geweſen wäre. Anhaltspunkte wurden gefunden, man machte alſo die Verſuche, aber ſie ſcheiterten. Es blieb nur ſoviel zurück, um ihr eine Art Mal aufzudrücken, etwa ſo etwas, wie den Strick des Gehängten, den er, dem Volksglauben nach, auch wenn er in letzter Sekunde begnadigt ward, um den Hals tragen muß. Gut, ich überlegte mir all das, und dann fuhr ich alſo nach Peſt. Dort hatte die einzige Geſchichte geſpielt, die man der Frau wirklich zum Vorwurf machen konnte. Es lebt dort aber noch ein Augenzeuge, jener gewiſſe Peter Beſtülötz, weißt du, welcher mit dem Schwager der Maxi gleichzeitig im Gefängnis geſeſſen hat, und welchen ich ſelbſt auch ein wenig kenne. Ich erneuerte ſeine Bekanntſchaft, brachte das Geſpräch ſo von ungefähr auf die Angelegenheit und erfuhr ſie auf das genaueſte.“

„Nun und wie verhielt ſie ſich?“ fragte der Arzt, dem die lange Dauer des Mahls immer unerträglicher wurde. Er nahm von jedem Gericht und würgte ein paar Biſſen hinunter, um ſeine Appetitloſigkeit vor den Dienern zu verbergen; der einzige Hunger jedoch, den er verſpürte, war der nach der Geſchichte, die ſein Vater ſo unbarmherzig langſam erzählte, nicht ahnend, daß ſie des Sohnes Schickſalsſpruch enthielt.

„Ich muß vorausſchicken, weil dir's wahrſcheinlich nicht bekannt iſt, daß der Schwager der Maxi gleichzeitig mit ſeinem Bruder Ellrodt um ſie geworben hat; ſie zog den älteren vor, der jüngere aber blieb ihr leidenſchaftlich ergeben, und ihre warme Natur begeiſterte ſie zu einer Freundſchaft für ihn, die ſich ſteigerte, als der Unbefriedigte begann, eine politiſche Rolle zu ſpielen. Er beging allerhand Extravaganzen, die ihn ſtark kompromittierten, und die ſchöne Maxi mochte ſich häufig denken, er wäre ein weniger leidenſchaftlicher Politiker geweſen, hätte ſie ſeine Liebe erwidern können und ſein Herz um ſo wohlthuender beſchäftigt. Genug, als dieſer Imre Ellrodt ſo weit gekommen war, daß Haynau ihm das Todesurteil geſprochen hatte, erwirkte die Maxi in Wien ſeine Begnadigung und reiſte mit dieſer nach Peſt, um ihn ſelbſt aus dem Gefängnis zu holen. Mit ihm aber ſaß ein Freund, Görgö Varaß, wegen politiſcher Vergehen gleichfalls zum Tode verurteilt, und — da ſagt nun die böſe Welt, wie du ja weißt, die Dame habe ſich in dieſen verliebt, ihn ſtatt des anderen befreit und ohne Gewiſſensbiſſe jenen hinrichten laſſen. Wahr iſt, Imre Ellrodt ward hingerichtet und Görgö Varaß gerettet, aber — und das iſt, was Maxi ſchuldlos macht, nicht ſie vollzog den Betrug, ſondern Imre vollführte ihn. Er war ſchwindſüchtig und wußte, daß er, auch begnadigt, nur noch wenige Wochen zu leben habe. Er bat deshalb ſchon bei der Schwägerin erſtem Beſuch, Varaß ſtatt ſeiner mit hinaus zu nehmen. Es ſcheint, daß ſie ſich weigerte. Den Freund aber gelang es, zu überreden, und während Maxi glaubte, den Schwager hinaus zu geleiten, erkannte ſie außerhalb des Gefängniſſes, daß ſie, trotz ihres Sträubens, für Varaß gewirkt habe; dieſer übergab ihr einen Brief des Zurückgebliebenen, worin er als ein Sterbender, welcher der Sache des Vaterlandes keinen Dienſt mehr leiſten könne, befahl, dem jungen und lebensfähigen Freund die Wohlthat der Begnadigung zu teil werden zu laſſen. Er wurde in der That kurz darauf an Stelle des Befreiten hingerichtet, und als die Verwechſelung zur Kenntnis der Behörden kam, war letzterer bereits im Auslande. Der Regierung war es nicht erwünſcht, die Geſchichte in die Öffentlichkeit zu bringen, ſie breitete deshalb den Mantel des Schweigens darüber, den neidiſchen Löwinnen der Geſellſchaft aber, welche häufig richtiger Hyänen zu nennen wären, glückte es, die hochherzige That der Maxi zu einer niedrigen zu ſtempeln. Das war, was ich erfuhr, und was mich vollends beſtimmte, das Vorgehen der Geſellſchaft, an welchem ich mich in gedankenloſer Unterhaltungsluſt bisweilen ſelbſt beteiligt hatte, wieder gut zu machen und der liebenswürdigen Frau meine Hand zu bieten.“

Der Erzähler trank in langſamen Zügen ſein Glas aus, um nach dem langen Sprechen die Kehle zu befeuchten, ließ ſich ein zweites eingießen, zerbrach einige Mandeln und ſagte, da ſein Sohn immer noch ſchwieg: „Du haſt nun doch auch gegen meine Wahl keine weiteren Bedenken?“

Die Antwort kam freudlos herb. „In dieſer Hinſicht nicht. Nur wollte ich, du hätteſt dir früher die Mühe genommen, dich nach all dieſen Ereigniſſen zu erkundigen.“

„Das wollte ich auch,“ erwiderte der Vater lächelnd, „doch man unternimmt keine Reiſen und fragt halb verſchollene Perſonen aus, wenn einen die Sache nicht wirklich nahe angeht. Das iſt auch verſtändlich.“

Das Mahl war beendet, und der Arzt erhob ſich.

„Du entſchuldigſt mich. Ich habe gerade heute ſehr viel zu thun.“

„Aber ich erwarte deinen Glückwunſch noch.“

„Ich glaubte, ich hätte ihn ausgeſprochen.“

„Ja, für eine andere, nicht für die, welche ich erwählte.

Doch gleichviel — Wünſche haben nichts zu bedeuten, da ſie leider ja doch keine Wirkſamkeit haben.“

Der Vater lachte noch immer, und beide ſchüttelten ſich die Hände. Dann verließ Gabor das Zimmer.

„Er bleibt doch ſonderbar,“ dachte der Alleinbleibende gewiſſermaßen enttäuſcht. „Immer düſter; pas moyen de le dérider. Ob ſich das ändern wird, wenn die Damen im Hauſe ſind? Ich glaub’s jetzt kaum mehr. Es iſt ſo ſeine Art, wie es die ſeiner armen Mutter war. Er kann nichts dafür. Unglückliche Naturen, beide! Nun, gut wenigſtens, daß mir die Maxi wirklich gefällt, ſo wird für alle Fälle die Werbung kein faux pas geweſen ſein.“

Gabor aber ging in ſein Zimmer, ſetzte ſich nieder und ſtützte ſeinen Kopf in beide Hände. Er meinte, er müſſe ihm zerſpringen, ſo betäubte ihn das, was er ſoeben gehört. Und dazwiſchen ſchrie eine Stimme: es iſt nicht möglich! es durfte nicht ſein! Das nicht! Liſi durfte ihm nicht genommen werden!

Ja, aber war ſie denn ſein?

Er ſtöhnte und wanderte im Zimmer hin und her. Hätte er vor den Vater hintreten und ſagen können: „Ich liebe die Tochter, und ſie liebt mich, alſo kannſt du die Mutter nicht heiraten, kannſt mein Glück nicht zerſtören,“ dann hätte ſich alles klären können. Sein Vater war ihm zugethan, mehr als jener Frau, die er kaum kannte; er würde ihm das Opfer bringen, die eben erſt geſchloſſene Verlobung zu löſen, damit ſeine, des Sohnes, ſtattfinden könne.

Alſo ſich verſichern, daß Liſi ihn liebe, ihn heiraten werde, darauf kam alles an. Er mußte zu ihr, ſeine Schüchternheit überwinden und ihr alles geſtehen, ſollte er nicht jedes Glück in ſeinem Leben untergehen ſehen.

Der Gedanke hatte, ſobald er ihn klar gefaßt, etwas Beruhigendes für ihn. Er nahm Hut und Stock und ging. Ohne zu zögern, ſtieg er die bekannten drei Treppen hinan und fragte oben nach Liſi. Zadi lachte ihn verſtändnisvoll an: „Sie is ſcho’ drin! Und az’melden brauch’ i ja nit mehr.“

„Die gute Zadi iſt ſchon unterrichtet,“ dachte Gabor, und es mehrte ſeine Pein. Um ſo eiliger klopfte er an die Thür des Wohnzimmers und trat ein, ſobald ein „Herein“ ertönte.

Liſi ſaß am Fenſter, ein Buch auf den Knieen, in einem einfachen, dunkelfarbigen Kleid, aus dem ihre Schönheit noch ſieghafter, wie aus buntem Flitter, ſtrahlte. So, gerade ſo ſah Gabor ſie gern. Dennoch fiel ihm gleich im erſten Augenblick auf, daß eine Wandlung mit ihr vorgegangen, daß das, was er vergeblich gewünſcht hatte, in ihrem ſchönen Geſicht hervorzurufen: Jugend, Glücksvertrauen, Freude, ihm jetzt daraus entgegenlachte. So hatte er ſie noch nie geſehen: die Bewegungen lebhaft, die Haltung frei, die ganze Geſtalt jugendlich-elaſtiſch.

Sein Gang hemmte ſich ſchon, als er das entdeckte, und noch hatte er nichts geſagt, da flog ſie auf ihn zu und begrüßte ihn mit hellem Glücksjauchzen: „Gabor, lieber Gabor! denn Baron ſag’ ich nicht mehr! Sie ſind ja jetzt mein Bruder! Und von allem das Schönſte iſt der Stolz, ſolch einen Bruder zu haben! Aber wie lieb von Ihnen, uns gleich auch Ihren Glückwunſch zu bringen. O, wir ſind ſo froh, und Ihr Vater, wie gut, wie freundlich er iſt! Wir können ihn nicht genug bewundern und uns auf die Zukunft nicht genug freuen! Und ich hab’ nicht geglaubt, daß ich noch ſo froh werden könnt’!“

Was wollte er jetzt noch hier?

Es legte ſich wie ein Siegel auf ſeine Lippen. Denn gewiß, wenn er von ſeiner Liebe ſprach, ſo würde das Jauchzen auf den lachenden Lippen erſtarren, der Glanz in den ſchönen Augen trübe werden.

Nur einen Verſuch, einen halben, ſchon im Keim zurückgedrängten, wagte er noch: „So glücklich alſo, daß nichts mehr fehlt, nichts mehr?“ ſtammelte er.

„Nichts!“ kam die ſicher klingende Antwort zurück. „Es iſt alles ſo ſchön! Und ich bin ſo dankbar für mich, für meine Mutter! Ich kann gar nicht ſagen, wie dankbar ich bin!“

Da war kein Zweifel, und der Arzt ward ſtill. Sie aber plauderte unaufhörlich, wie ein ſeliges Kind, lachte und ließ ſich auch durch ſeine gedrückte Haltung, an die ſie ja gewöhnt war, nicht in ihrer fröhlichen Heiterkeit beirren.

Gabor blieb die übliche Viertelſtunde. Wie er es ausgehalten habe? fragte er ſich nachher, als er wieder allein in ſeinem Zimmer ſaß. Keine Stunde war vergangen, ſeit er es verlaſſen, und er kam wieder als ein armer Mann. Das Leben lag vor ihm ohne jeden Reiz; ſein Schickſal konnte ihm Millionen in den Schoß werfen, Ruhm, Ehren, alles, was die Menſchen am heißeſten begehren, es brachte ihm nichts, konnte ihm nie mehr das bringen, nach dem ſein Herz in heißem Sehnen verlangte.

Da plötzlich fiel ihm ein: ſo wie er jetzt fühlte, hatte ſeit Wochen, Monaten auch Tibor gefühlt, der Dichter, und er, der Arzt, war es geweſen, der jenem ſeine Liebe genommen hatte. Düſter ſenkte ſich das Bewußtſein ſeiner Schuld über ihn, und er fand das Schickſal gerecht, das auch ihm den Preis, den er bereit geweſen, einem andern zu rauben, nicht zuerkannte.

Aber ſeinen Schmerz konnte die Erkenntnis nicht lindern, und mit ruheloſen Schritten ſeine Zimmer durchwandernd, ſuchte er den Frieden, ſuchte er die Ruhe, die von ihm gewichen waren.

---

„Aber ich bitt’ Sie, das hat gar nichts zu ſagen! jede Saiſon des high-life hat ihren Stern, der plötzlich von irgend einem großen Geiſt entdeckt worden iſt, und eine Zeitlang einen Kreis von Trabanten ins Drehen bringt, wie die Schafe, bis das langweilig wird und ein neuer auftaucht, um den ſich dann wieder alles in gleicher Drehwut ſchart. Das Intereſſanteſte dabei iſt, wie mancher oder manche zu ſolch einer Berühmtheit kommt, denn dazu gibt es verſchiedene Wege. Dieſe Liſi hat vor einem Jahr beſſer ausgeſchaut wie jetzt, aber damals hat man nichts von ihr gehört. Erſt ſeitdem ſie es fertig gebracht hat, daß ein Dichter in hundert Liedern verſichert, ihm ſei das Herz um ſie gebrochen, und ein alter Gigerl, der weit eher verdiente eine Narren- als eine Fürſtenkrone zu tragen, ſich von ſeinem Papagei hat einreden laſſen, ſie ſei die Schönſte auf dieſer Erde, erſt ſeitdem ſchaut plötzlich die ganze Geſellſchaft auf ſie und plappert das Geſchwätz des einfältigen Vogels nach. Nun, ich wett’ aber, kein halbes Jahr verſtreicht, ſo gehen den Leuten die Augen auf und ſie verſtehen, daß nur ihre Kurzſichtigkeit den Reiz des Fräuleins ausgemacht hat.“

Es war Gabriele Battiani, welche dieſe und ähnliche Worte ſagte, wo und wann ſie jemand hören wollte. Aber es war nur ein vergifteter Pfeil, der in ihr eigenes Herz zurückflog. Sie fühlte, ſie konnte gegen den Triumph ihrer jungen Nebenbuhlerin nichts mehr ausrichten.

Als Paul Feraſi Wien ſo plötzlich verlaſſen hatte, da hatte ſie noch eine ſchmerzliche Befriedigung gehabt, die des Thoren, von dem die Fabel erzählt, daß er auf einem Auge zu erblinden wünſchte, damit der Gegner, den er haßte und an dem ſein Wunſch verdoppelt in Erfüllung gehen ſollte, das Licht beider Augen verlöre.

Der Graf war fort, ihrem Einfluß entrückt, doch auch entfernt von der gefährlichen Liſi. Dann kam der Schlag, die Vermählung von Frau von Ellrodt mit dem älteren Galen. Dieſer Schlag war ſchon ſchwerer zu verwinden, und den ganzen Sommer über, den die Familie Galen auf Reiſen verbracht, hatte die junge Dame in Wien ſich in Rachegedanken verzehrt. Nun waren die Glücklichen zum Winter zurückgekehrt, und Liſis Erfolg war ein beiſpielloſer, ja ſie ſelbſt — man ſah es ihr an — war förmlich ermüdet davon, und Gabriele mußte zittern, daß auch der Graf zurückkehren werde. Und was dann — was dann noch thun, um ſeine Verbindung mit der Nebenbuhlerin zu hindern?

Liſi beunruhigte bisweilen ein ähnlicher Gedanke. Feraſi mußte zurückkommen, denn was ſollte er ſo lange an der Grenze, in dem verlorenen Neſt? Und dann — wie würde er ihr in den neuen Verhältniſſen begegnen?

Doch der Winter verging darüber beinahe, und Paul zeigte ſich nicht. Es war eines Abends im April, als Liſi allein in Geſellſchaft zur Gräfin Bardegen fuhr. Nur der Diener begleitete ſie, und der Kutſcher lenkte ein paar junge unruhige Pferde. Es hatte geregnet, doch jetzt war Mondenſchein, und das Pflaſter der Straßen erglänzte feucht im Doppellicht der Laternen und des Mondes. Liſi ſah träumeriſch zum Fenſter hinaus; da ſcheuten die jungen Pferde vor einem Planwagen und gingen in raſendem Tempo davon. Die ſchöne Inſaſſin des Wagens wurde heftig emporgeſchleudert und verbrachte ein paar bange Minuten. Sollte ſie hinausſpringen? Sie hielt die Thürklinke ſchon in den Händen, vermochte jedoch nicht, ſie zu öffnen, und während ſie noch überlegte, hielten die Pferde, ſie hörte Zurufe, ſah Kutſcher und Diener vom Bock ſpringen, riß ſelbſt mit Anſtrengung die Thür auf und ſprang hinaus. Da fing ſie ein Offizier auf, der bereits am Kutſchenſchlag ſtand.

„Aber ich bitt' Sie, beunruhigen Sie ſich nicht! Es iſt nichts! Steigen Sie ruhig wieder ein!" wollte er ſagen, aber er ſtutzte mitten im Satz und ſah wortlos auf die vor ihm Stehende, die noch ſein Arm umfing. „Liſi!" rief er dann nach einer halben Minute, und in ſeinen Augen erſtrahlte etwas, das dem Mädchen die Sprache raubte.

Sie wußte auch ſpäter nicht, was er dann noch geſagt hatte. Paul hob ſie wieder in den Wagen, und ſie fuhr weiter, doch ſein Blick, ſein Lächeln, ſein Händedruck begleiteten ſie und flüſterten ihr ohne Unterlaß die wonnevollen Worte zu: Er liebt dich! Er gehört dir!

Und ſo hatten ſich in der erſten Stunde, kaum daß er gekommen war, ihre Herzen zu neuem Bunde gefunden, und alles, was Liſi hätte auftürmen mögen an Schutz und Wehr, um ihr Gelübde zu halten, brach zuſammen vor einem Blick ſeiner Augen, einem Lächeln ſeines Mundes.

Seitdem wagte ſie nicht zu denken, und ſeitdem barg ſie mit einem ſüßen Schauder die Stirn in beide Hände, wenn ſie mit ſich allein war. Was kommen ſollte, wie konnte ſie's beſtimmen, wo ſie doch nicht Herrin ihrer ſelbſt blieb, ſobald ſie ihn nur ſah? — — —

Im Krankenzimmer Tibors ſaß Gabriele, eine ſeltene Beſucherin, welche ſich indeſſen gerade während dieſes Winters öfters ſehen ließ. Ihr waren Kranke ſonſt ein Greuel. Sie ſagte, ſie könne nicht atmen, wenn die Luft mit Dünſten von allerhand mediziniſch riechenden Eſſenzen erfüllt ſei, ſie könne nicht leiden ſehen. Sie ſei zu feinfühlig und bekomme ſelbſt Schmerzen, wenn ſie andere damit kämpfen ſähe.

Wenn ſie das Opfer, ihren Neffen zu beſuchen, jetzt doch brachte, ſo geſchah es, weil ſie einen höchſt eigennützigen Zweck damit verband. Sie ſaß deshalb in ſehr eleganter Toilette — ihr Schneider wartete ſchon ungeduldig, daß dieſelbe bezahlt werde — am Fenſter der ſchmalen, langgedehnten Stube, und zog mit einer ängſtlichen Handbewegung ihr Kleid feſt an ſich, damit es möglichſt wenig Krankheitskeime aus der Luft in ſich aufnehme. Das weiße Kaſchmirgewebe, mit einem Muſter rotſeidener Mohnblumen durchwirkt, ſtand ihr, wie alles, was ſie trug, bewunderungswürdig; eine ſchmale, rotſeidene Weſte und ein weiß- und rotſeidenes, mit Spitzen und Mohnblumen garniertes Hütchen, das ſich auf ihrem weißen Haar wie ein Schmetterling wiegte, vervollſtändigten den Farbenreiz des Anzugs.

Als ihr vollendeter Gegenſatz huſchte die Schweſter, Frau von Vötörö, grauer, farbloſer denn je, durch das Zimmer, und aus ihren welken Zügen brach ein Ausdruck geſteigerter Hilfloſigkeit, welcher ſelbſt in dem Fremden Mitleid hätte wachrufen müſſen.

Sie zündete ein Räucherkerzchen an, deſſen zudringliches Aroma ſich in die Düfte von Äther, Karbol und Kiefernnadeln, welche ſchon die Luft verdickten, qualmend miſchte.

„Entſetzlich!" ſtöhnte Gabriele, ihr ſpitzenbeſetztes Batiſttuch an die Naſe führend und die Falten ihres Kleides noch dichter an ſich drückend. „Wie könnt ihr in dieſer Luft leben? Ihr müßt Nerven haben, wie die Stricke! Es iſt genug, um die Lungen von zehn Geſunden zu vergiften!"

„Tibor thut es gut!" bemerkte Frau von Vötörö matt.

„Dann muß er geſünder ſein, als ihr wißt! Ich ertrage es nicht."

„Aber ich bitt' dich, thu' dir doch keinen Zwang an," ſagte Tibor, ſeine dunkelumränderten Augen feindlich auf ſie richtend. „Wir werden den Schmerz überwinden, dich hier zu entbehren."

„Danke! Bei deiner Liebenswürdigkeit iſt es kein Wunder, wenn dein Krankenbett vereinſamt. Ich kann es einer gewiſſen Dame gar nicht übel nehmen, daß ſie es hier nicht aushalten konnte."

Der Kranke wurde aſchfahl, und die Veränderung, die ſein Kopf und Körper in den letzten Wochen erlitten, trat zehnfach verſchärft hervor. Er war ſchreckhaft mager geworden, die Haut gelb und greiſenhaft welk, die Muskeln arbeiteten in unaufhörlich zitternder Bewegung, der Mund war trocken und eingefallen, und nur die Arbeit des Geiſtes, die noch den phyſiſchen Widerſtand beſiegte, ſprach aus dem Glanz der Augen, die wie zwei unauslöſchliche Fackeln ſtrahlten. In ſeiner fleiſchloſen Hand lag der Stift, wie ein Zauberſtab, der dieſen armen, ſchon vom Grabeshauch durchſchauerten Körper noch an das Leben bannte.

Durch die ſchlaffen Züge lief jetzt ein Zucken, der Mund bewegte ſich, als wolle er etwas ſagen, doch nur ein Stöhnen entrang ſich den trocknen Lippen, und ein ſtarker Schweiß trat auf die bleiche Stirn.

„Er bekommt die Krämpf'," ſchrie Frau von Vötörö, faßte ein Medizinfläſchchen und ſtürzte damit ans Bett.

Gabriele ſchüttelte ſich und lief eilends hinaus.

„No, ich ſag's ja," rief ſie, „man müßt' mit ausgeriſſener Zung' hierher gehen, ſtumm, wie die Sklaven des Serails. Denn ſobald man etwas ſagt, bekommt dieſer ſchreckliche Menſch einen Anfall."

Und ſie drückte die Finger auf die Ohren und ſchloß die Augen, um nichts zu ſehen und zu hören. Sie ging aber nicht, denn es war keine Zeit zu verlieren, ſie mußte die Schweſter ſprechen und ſich deshalb überwinden.

Nach einer kleinen Weile trat dieſe auch zu ihr, lehnte ſich an den Thürpfoſten mit völlig erſchöpfter Miene und ſagte: „Es iſt diesmal noch gnädig abgegangen; ich hab' den Anfall zurückdrängen können. Aber Gabriele, ich ſag' dir's in allem Ernſt, wenn du nicht Takt genug haſt, den Kranken zu ſchonen, ſo komm nicht mehr zu uns. Helfen kannſt du uns doch nicht, und — daraus brauchen wir beide kein Geheimnis zu machen — deine Beſuche ſind dir ja auch kein Herzensbedürfnis."

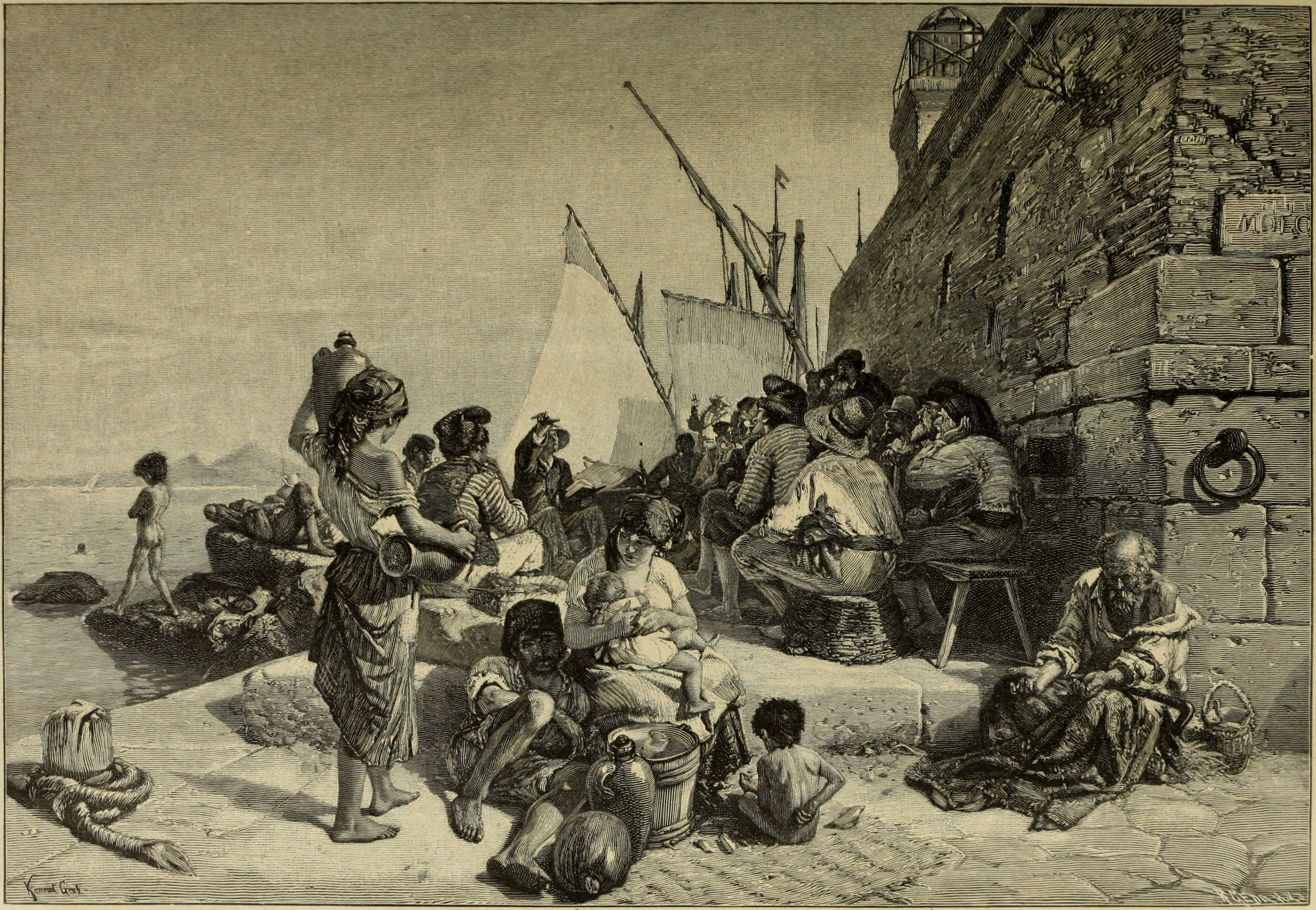
(Fortſetzung folgt.)

### Der Improviſator am Molo.

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.)

Echtes Bild aus dem geliebten Süden —:
Auf den Wellen, auf den nimmermüden,
Flammt die Mittagsſonne, weiß und heiß.
Brauner Fiſcher andachtvoller Kreis
Lagert um den Liedverkünder her,
Um den jüngſten Erben des Homer.
O Muſik der edlen Liedesklänge,
Flammendſtolzer Vaterlandgeſänge,
Fügend ſich in weichem, warmem Fluß
Zu der ſchönſten Sprache goldnem Guß! —
So, in heißer Luft, in grellem Lichte,
Lernt mein lautes Lieblingsvolk Geſchichte.
Wenn die Barken dann in Abendglut
Gleiten durch die dunkelblaue Flut,
Klingt's melodiſch wieder, Vers um Vers,
Tauſendſtimmig wie zur Zeit Homers.

Frida Schanz.


MOLO
Konrad Grob

Der Improviſator am Molo. Nach dem Gemälde von Konrad Grob.

# Waljagden.

Von Prof. Dr. Pechuel-Loeſche.

(Abdruck verboten.)

Selbſt der leidenſchaftlichſte Weidmann, der vielleicht ſchon dem Großwilde in fernen Ländern nachgeſtellt hat, wird kaum daran denken, auch einmal auf Wale zu jagen, und auf dem weiten Meere ſeine Kräfte mit denen der größten Tiere der Erde zu meſſen. Die Veranſtaltung ſolcher Jagden, mögen ſie noch ſo großartig und zugleich reich genug an Strapazen und Fährlichkeiten ſein, erſcheint zu umſtändlich und zu beſchwerlich.

Auf Wale zu jagen iſt etwas anderes, als in die Wildnis zu ziehen, wo der eigene Wille gilt, die perſönliche Geſchicklichkeit entſcheidet, wo man auch ſelbſtändig den Büffel und Elefanten, den Löwen und Tiger zu erlegen vermag. Wer nicht frei über ein Fahrzeug mit geſchulter Mannſchaft verfügen kann, muß ſich ſchon dazu bequemen, mit den berufsmäßigen Fangſchiffern gemeinſame Sache zu machen und ſich der Schiffsordnung einzufügen. Er kann nur Teilnehmer, nicht Leiter ſein. Auch iſt er nicht im ſtande, eins der verfolgten Rieſentiere allein zu erlegen.

Im glücklichſten Falle mag er einem harpunierten Wale mit einem gut gezielten Sprenggeſchoſſe den Tod geben, aber er iſt doch immer nur einer von der Bootsmannſchaft, ſechs Köpfe ſtark, der es im gemeinſamen Kampfe gelingt, das gewaltige Tier zu bezwingen. Denn die Leibesmaſſe eines Hauptwales iſt der Leibesmaſſe von einigen dreißig Elefanten gleichzuachten.

Zudem ſind Jagdtage viel ſeltener, als man wünſcht. So habe ich bei meiner erſten Fahrt auf dem Atlantiſchen Meere in beinahe vier Monaten nicht einen einzigen großen jagdbaren Wal zu Geſicht bekommen, bis uns endlich ein Pottwal in den Weg ſchwamm, den wir nach heftigem Kampfe, wobei ein Boot zertrümmert und ein Mann getötet wurde, auch erlegten. Während einer weiteren fünfmonatlichen Kreuzfahrt in der Südſee gab es bloß einigemal geringe Wale zu jagen. Aber auf einer dritten Reiſe, im nördlichen Stillen Ozean und im Eismeere, wurden endlich meine Wünſche vollſtändig erfüllt.

Eine derartig glückliche Reiſe entſchädigt für alles vorhergegangene Mißgeſchick. Trotzdem hat auch eine erfolgloſe Fahrt ihre Reize: lernt man dabei doch das Weltmeer und ſein Leben kennen, wie es unter allen Seeleuten eben nur der Walfänger, der Nomade des Meeres, kennen lernt, der ja mit ſeinem Schiffe nicht auf kürzeſtem Wege von Hafen zu Hafen eilt, ſondern ungebunden umherſchweift und manchmal wochenlang in gewiſſen Gebieten, auf den „Walgründen“ kreuzt, wo ſich die Tiere bei ihren Wanderungen zu manchen Zeiten gern länger aufzuhalten pflegen. Da aber auch die Waltiere, beſonders die wertvollſten Arten, trotz ihrer ſcheinbar uneingeſchränkten Lebensweiſe, ihre Verbreitungskreiſe nicht überſchreiten, kann man auf den Walgründen, je nach ihrer Lage, immer nur gewiſſe Arten zu finden hoffen. Den läſſigen Nordwal wird man nicht in tropiſchen oder gemäßigten Gewäſſern, den lebhafteren, kampfbereiten Pottwal nicht im Eismeere ſuchen. Dieſe beiden, ſowie der Rechtwal und allenfalls noch der langfinnige Buckelwal, ſind überhaupt für den auf größere Reiſen ausgehenden Fangſchiffer die jagdbaren Wale. Die übrigen, teilweiſe viel häufiger vorkommenden, die Finnwale, die Rieſenwale ꝛc., verfolgt er nicht, weil der mögliche Wert des Ertrages in keinem Verhältnis zur Schwierigkeit der Jagd ſteht. Auf ſolche Wale wird dagegen von gewiſſen Küſtenſtrecken aus, wo die wertvollſten Arten nicht vorkommen, regelmäßig gejagt. Beſonders in Norwegen iſt dieſer Fangbetrieb ſeit etlichen Jahrzehnten im Schwange. Dampfer von geringem Tonnengehalte werden ausgeſendet, deren Beſatzung mittels kleiner, am Buge angebrachter Kanonen, Harpunen und Granaten in die verfolgten Tiere ſchießt und die erlegten ſogleich zum Lande ſchleppt, wo die Rieſenleichname in Fabriken auf Thran und Dungſtoffe verarbeitet werden. Der umherkreuzende Fangſchiffer, der ſeine Beute ſtets ſo bald wie möglich abſpeckt und den Speck auch ſofort auskocht, kann nur die Wale verfolgen, die hohe Erträge an Thran und teilweiſe auch an Fiſchbein liefern. Ein Hauptwal mag ihm zwanzig- und dreißig-, ja bis vierzigtauſend Mark einbringen, je nach ſeiner Art und Größe, je nach der Beſchaffenheit ſeiner Speckmaſſe, denn es gibt fette und magere Tiere, und je nach dem Preiſe, den Thran und Fiſchbein gerade im Handel haben.

Das Schiff iſt auf der Fahrt. Hoch oben vom Vormaſte halten, ſo lange es überhaupt hell iſt, ein oder zwei Mann Ausguck und ſpähen eifrig in die Runde, ob ſich nichts von dem geſuchten Wilde zeigt. Wenn Wale in weiter Ferne auftauchen, iſt es oft recht ſchwierig, zu entſcheiden, ob ſie einer jagdbaren Art angehören. Zwar hat auch der Walfänger ſeine „gerechten Zeichen“, wonach er ſein Wild anſpricht, aber Wind und Seegang, ſowie das Gebaren der Tiere, die vielleicht lebhaft ihres Weges ziehen oder ſich behaglich umhertreiben, können doch Täuſchungen verurſachen. Das beſte Zeichen iſt das „Blaſen“, die Art und Weiſe des Atmens, das kurz und puffend oder langgedehnt, unruhig oder ſehr regelmäßig, in langen oder kurzen Pauſen viele oder wenige Male nacheinander geſchieht, und zugleich die Geſtalt des Dunſtſtrahles, des Spautes, der einfach oder doppelt, buſchig oder ſäulenförmig, geneigt oder ſenkrecht herausgetrieben wird. Faſt jede größere Walart bläſt in einer nur ihr eigentümlichen Weiſe, wonach ſie beſtimmt werden kann. Wale, die in der Nähe des Schiffes auftauchen, erkennt der Erfahrene auf den erſten Blick.

Vor einigen Tagen hatten wir die Sandwichinſeln verlaſſen und ſegelten nun bei ſchönem Wetter nordwärts durch den Stillen Ozean. Kurz vor Mittag erſchienen plötzlich vor uns allenthalben Wale, hier ein paar, dort vier und ſechs, dort wohl ein Dutzend und weiterhin noch viele mehr bis zum Horizonte einzeln und in Trupps, ruhig liegend oder gemächlich einherſchwimmend. Wir waren unverſehens an eine Schule Pottwale geraten; wie hervorgezaubert waren die Tiere der Tiefe entſtiegen. Dunkel und ſcharf hoben ſich die ſichtbaren oberen Teile der Rieſenleiber vom ſchimmernden Waſſer ab. Ganz nahe am Schiffe lag langgeſtreckt ein mindeſtens zwanzig Meter meſſender alter Bulle und blies urbehaglich ſeinen niedrigen buſchigen Spaut von ſich; weiterhin ſchaukelte ſich ein nicht kleinerer Burſche aufrecht im Waſſer, wobei ſein gewaltiger viereckiger Kopf mit der halb geöffneten Unterkinnlade wie ein rieſiger Klotz hoch aus dem Waſſer ragte. Von der Seite her ertönte ein vielfaches, faſt gleichzeitiges Blaſen; es waren in größerer Anzahl ſoeben aufgetauchte ſchwächere Tiere, die in zwei Reihen hintereinander geordnet und in ſo ſchnurgerader Front, als befänden ſie ſich auf dem Exerzierplatze, gemächlich quer an dem Schiffe vorüberſchwammen. An anderen Stellen zeigten ſich Reihen von ſieben und vier Stück. Immer mehr Wale tauchten auf; es mochten ſchon ihrer hundert in Sicht ſein, und überall ſtiegen die einfachen und niedrigen buſchigen Spaute auf.

Das war ein Glücksfall. Vorſichtig und jeden Lärm vermeidend, damit die Tiere nicht vorzeitig beunruhigt oder gar verſcheucht würden, führte die Mannſchaft die Befehle des Kapitäns aus. Bald lag das Schiff beigedreht. Die Boote waren klar gemacht, die beiden Zuber mit den Leinen hineingehoben. Die Taue ſurrten durch die Blöcke, und kaum berührten die leichten, vorn und hinten gleich ſcharf gebauten Fahrzeuge leiſe klatſchend das Waſſer, ſo war auch ſchon der Reſt ihrer Bemannung darin und trieb ſie mit möglichſt geräuſchloſen Ruderſchlägen je nach dem ihr nächſten und ſtärkſten Wale hin.

Keine fünfhundert Schritt vom Schiffe lag, immer noch behaglich blaſend, der alte Bulle. Raſch durchmaß eins der Boote die Entfernung; ſchon zog der Harpunier ſein Ruder ein, wandte ſich und faßte ſeine Waffe. Jetzt hob er das ſchwere Wurfeiſen mit beiden Armen, und wie das Boot vorwärts ſchoß, faſt mitten gegen den Wal anlaufend, warf er nicht, ſondern ſtieß er es wuchtig in den Körper, bückte ſich raſch und pflanzte auch noch das zweite daneben. Kaum fühlte das Tier die Eiſen, ſo warf es den ungeheuren Schwanz auf und ſchmetterte ihn nieder, daß es krachte und dröhnte und milchweiße Waſſergarben das mit aller Kraft rückwärts geruderte Boot überſchütteten. Im Nu folgte dem erſten ein zweiter und dritter urgewaltiger Schlag, dann ſchoß der Wal, den gefährlichen Schwanz in ſchönem Bogen hoch emporſchwingend, in die Tiefe. Das ſah bedenklich aus, denn der Burſche ging ſenkrecht hinab, und die mit raſender Geſchwindigkeit ablaufende Leine reichte vielleicht nicht aus. Das ſchien auch der Führer des feſtgemachten Bootes zu fürchten, denn er winkte eifrig nach dem nächſten, herbeizukommen und die zweite Leine zum Anſpleißen bereit zu halten. So ſehr ſich aber auch die Mannſchaft des anderen Fahrzeuges bemühte, die nicht große Entfernung zu durchmeſſen, ſie kam dennoch zu ſpät. Das Ende der dreihundertundfünfzig Faden langen Leine ging über Bord und der angeworfene Wal war frei.

Es konnte wohl glücken, nach geraumer Zeit ſein Wiedererſcheinen zu beobachten und die nachſchleppende Leine aufzugreifen, doch war das erfahrungsmäßig kaum zu erwarten. Vorläufig kehrte das eines Hauptteiles ſeiner Ausrüſtung beraubte Boot zum Schiffe zurück.

Wir hatten unterdeſſen einen ſtarken Wal ſcharf verfolgt, der rechts von drei anderen das Meer durchpflügte. Mit jedem Ruderſchlage verkürzt ſich die Entfernung. Endlich ſchießt das geſchickt geſteuerte Boot von der Seite heran, und mit aller Kraft wirft der Harpunier ſeine beiden Eiſen raſch nacheinander auf etwa drei und zwei Faden Entfernung. Einige Sekunden ſcheint der Wal wie vor Schreck erſtarrt zu ſein, dann verſinkt er mit ſeinen Genoſſen, aber nicht in ſenkrechter, ſondern in ſchräger Richtung nach links. Die Leine ſtrafft ſich, ſchießt aus dem Behälter nach hinten um ihre Führung und von dort mitten über die ganze Länge des Bootes nach vorn über eine kleine Meſſingrolle hinaus in das Waſſer. Wir ſind „feſt.“ Unaufhaltſam läuft die Leine ab; fünfzig Faden ſind hinaus, hundert, hundertundfünfzig, zweihundert, da beginnt die Bewegung zu ſtocken und hört bald gänzlich auf. Wir holen die ſchlaff werdende Leine ein und rollen ſie wieder ſorgfältig in ihrem Behälter auf. Sie wird uns aber nochmals mit unwiderſtehlicher Gewalt entriſſen, weil das Tier von neuem tiefer geht. So warten wir wohl eine Viertelſtunde, bis wir die Leine frei bekommen. Während wir noch beſchäftigt ſind, ſie einzuholen, taucht der Wal einen Steinwurf von uns entfernt auf; mächtig blaſend ſchiebt er den Kopf hoch über die Oberfläche, als wolle er Umſchau halten, dann ſinkt er langſam zurück und ſchießt gleich darauf ſchnurſtracks auf uns los. Er nimmt uns an.

Auf Tod und Leben arbeiten wir rückwärts. Mit ein paar mächtigen Zügen des langen Riemens, der bei den Walbooten als Steuerruder dient, wirft der Führer unſer Fahrzeug im letzten Augenblicke ſo glücklich ſeitwärts, das wir ſowohl dem Rammen als auch einem wütenden Schwanzſchlage entgehen, der uns bloß ein Ruder zerbricht und einen Waſſerſchwall über das Boot ſchleudert. Halb geblendet werden wir wiederum vorwärts geſchleift. Aber nur wenige Minuten. Der Wal hält an, wälzt ſich im Waſſer, peitſcht es mit dem Schwanze, fährt mit halben Leibe heraus und rollt ſich in unbändiger Wut um und um, hierbei die Leine ſo vielmals um ſeinen Leib wickelnd, daß wir ein gutes Stück davon frei geben müſſen.

Endlich liegt er ſtill, und wir ſchicken uns eben an, den eigentlichen Kampf zu beginnen und ihm mit Gewehr und Lanze zu Leibe zu gehen, da ſtürmt er davon. Wohl eine halbe Stunde ſchleppt er uns in wilder Fahrt windan und in weitem Bogen wieder windab nach dem Schiffe zu, und zwar ſo dicht daran vorüber, daß ihm der Kapitän eins der bolzenähnlichen Sprenggeſchoſſe in den Rücken ſchießen kann. Das hat aber unſeren Wal nicht tödlich verwundet und nur noch wütender gemacht. Jählings hält er an und wendet ſich. Schon fürchten wir, daß er es auf das Schiff abgeſehen habe — denn manches gute und ſtattliche Schiff iſt von einem Pottwale, der es regelrecht rammte, leck geſtoßen oder ſo übel zugerichtet worden, daß es raſch verſank — als er den Schwanz aufwirft und in die Tiefe geht. An dreihundert Faden Leine nimmt er uns und liegt nun unten unbeweglich wie ein Stein.

Es vergehen zehn, zwanzig, vierzig Minuten. Mittlerweile ſind auch die beiden anderen Boote auf dem Kampfplatze angelangt. Jetzt lockert ſich die Leine; der alte Burſche kommt wieder herauf. Geſpannt blicken wir um uns: da iſt er! Ein mächtiges Blaſen verrät ihn uns, denn ganz behutſam hat er ſich an die Oberfläche gehoben. Die Mannſchaft des nächſten Bootes ſucht ihn zu überraſchen, um auch ihre Harpunen anzubringen, wird aber ſo wütend angenommen, daß ſie auf die eigene Rettung bedacht ſein muß. Dem zweiten Boote ergeht es nicht beſſer, ebenſo uns, die wir ohnedies willenlos umhergeſchleppt werden.

Wir haben es mit einem gewitzten und gefährlichen alten Bullen, mit einem richtigen ſogenannten „kämpfenden Wale“ zu thun: unſer Gegner nimmt an, was ihm in Sicht kommt, klappt ſchallend mit der langen zähneſtarrenden Unterkinnlade, fährt hierhin und dorthin oder liegt langgeſtreckt faſt gänzlich eingeſenkt im Waſſer und fegt, gewiſſermaßen taſtend, mit dem rieſigen Schwanze von einer Seite zur anderen und haut dann wieder blitzſchnell nach allen Richtungen. Die Leute werden aufgeregt, ſchreien und jauchzen um die Wette, reizen den Gegner, um ihn zu ermüden. Der aber iſt auf ſeiner Hut und weiß jedem Angriffe der ihn umſchwärmenden Boote zuvorzukommen.

Darüber ſind ſchon einige Stunden vergangen, und wir haben nichts gewonnen. Nochmals verſuchen wir, während die übrigen Boote ihn von vorn beſchäftigen, uns an der Leine behutſam hinanzuziehen; aber der Wal merkt es doch, wendet und fährt auf uns los. Verzweifeltes Rudern bringt das Boot rückwärts gerade noch aus ſeinem Wege, aber während er hoch gehend ſo hart daran vorüberpflügt, daß er den Ruderern die Riemen aus den Händen reißt, erhält er ein Sprenggeſchoß in die Seite. Da trifft uns ein mächtiger Stoß von unten, das Holzwerk kracht, wir fallen wie Kegel durcheinander und werden zugleich mit unwiderſtehlicher Gewalt hinausgepritſcht in das Waſſer. Da zappeln und ſchwimmen wir zwiſchen den Ausrüſtungsſtücken umher; bis auf einige Beulen und Hautabſchürfungen ſind wir unverletzt, aber das umgeworfene Boot iſt entzwei. Nicht weit von uns erwartet der Übelthäter den nächſten Angriff; glücklicherweiſe hat er ſich nicht weiter aufgehalten, um durch Biſſe und Schwanzſchläge ſein Werk zu vollenden.

Ein Boot nimmt unſere Leine an ſich, das andere fiſcht uns auf und bringt uns zum Schiffe. Dort beſetzen wir, während ein Reſerveboot klar gemacht wird, um das Wrack und die Ausrüſtung zu bergen, das vierte Boot, das gleich anfangs ſeine Leine verloren hatte, und ſind nach einem halben Stündchen ſchon wieder auf dem Kampfplatze, wo ſich unſere Gefährten noch immer unter wildem Gelärme mit dem Wale herumjagen. Der denkt weder ans Tauchen noch ans Davonſchwimmen, ſondern wehrt ſich auch fernerhin wie ein braver Kämpe. Zwar haben ihn noch etliche Sprenggeſchoſſe und zwei gut geworfene Lanzen getroffen, aber doch aus zu großer Ferne, als daß ſie recht wirkſam ſein könnten, weil er meiſt zu tief im Waſſer liegt.

Wir mögen ihn reizen, wie wir wollen, von drei Seiten zugleich oder nacheinander an ihn zu kommen verſuchen; es iſt vergeblich. Er weiß ſo ſchnell zu wenden, zu rammen und ſeinen Schwanz ſo meiſterhaft zu gebrauchen, daß ſelbſt die verwegenſte Bootsmannſchaft immer wieder zurückweichen muß.

So wird es Abend, und wir haben nach einem faſt ſechsſtündigen Kampfe den Gegner weder tödlich verwundet noch ermattet. Da ſteigt, als es zu dämmern beginnt, am Maſte des Schiffes die kleine ſchwarze Flagge mit dem weißen

Quadrate auf. Das bedeutet „ſchneiden“, die Leine kappen. Der Kapitän will nicht in der Nacht noch Leute und Boote an den bösartigen Wal wagen. Die Jagd iſt aus. So weit wie möglich holen wir die Leine ein, dann trennt uns das Meſſer von unſerem Gegner, der hartnäckig ſeinen Platz behauptet, während wir in der Dunkelheit zum Schiffe rudern. Morgen hoffen wir ihn wiederzuſehen und ihn doch noch zu erlegen.

So eifrig wir aber auch beim Grauen des Tages umherſpähten: er war und blieb verſchwunden. Nun kreuzten wir nach der Richtung, wohin die Schule gezogen war. Der Tag verging, auch der nächſte, und wir entdeckten nichts; aber am dritten Tage, der friſchen Wind brachte, ſahen wir in der Ferne viele Spaute: wir hatten unſere Pottwale wiedergefunden. Bald ſegelten unſere Boote luſtig über die Wellen.

Die Wale ſchienen unruhig zu ſein und begannen allmählich recht ſcharf gegen den Wind zu ſchwimmen, ſo daß wir uns auf eine lange Jagd gefaßt machen mußten. Stundenlang mühten ſich denn auch die Boote vergeblich ab und kamen dabei immer mehr auseinander. Das Schiff blieb weit zurück. Bis zum ſpäten Nachmittage jagten wir erfolglos. Mittlerweile war es recht trübe und ſtürmiſch geworden, Regenböen fegten über das Meer; Schiff und Boote waren nicht mehr zu ſehen. Aber wir kämpften, bald ſegelnd, bald rudernd, gegen den Wind an, denn noch befanden wir uns zwiſchen den Walen.

Schon beginnt es zu dämmern, da hebt ſich dicht vor uns ein dunkler Rieſenleib aus den Fluten, und ein raſcher, ſehr weiter Wurf des gewandten Harpuniers pflanzt wenigſtens ein Eiſen in den Körper, das zweite fällt zu kurz. Aber das erſte ſitzt feſt, und fort geht die wilde Fahrt gegen Wind und Wogen. Mit verdoppelter Kraft faßt uns der Sturm auf jedem Wellenkamme, unter Blitz und Donner praſſeln Regenſchauer nieder, und immer neue Waſſermaſſen ſchlagen in das Boot, ſo daß zwei Mann vollauf mit Ausſchöpfen zu thun haben. Wenn wir nur erſt nochmals an den Wal könnten, um ihm auch die zweite Harpune zu geben. Aber er ſchleppt uns mit der Geſchwindigkeit eines Dampfers faſt ſprungweiſe über die hochgehende See, und wir müſſen ihm viel Raum laſſen, damit nicht eine Sturzſee das Boot gänzlich verſchüttet. Aufmerkſam beobachten wir unſere Leine; denn wenn ſie bei der heftigen Bewegung des Fahrzeuges aus der Führung ſpringt und über die Seite kommt, ſind wir ſo gut wie verloren, falls nicht ein raſcher Schnitt mit dem Meſſer uns rechtzeitig befreit.

Wohl eine Stunde währt die tolle Fahrt; da nimmt ſie plötzlich ein Ende. Wir ziehen unſer halb gefülltes Boot nach dem Wale hin; jetzt ſehen wir ihn. Schwerfällig rollt er in den aufleuchtenden Wellen, die an ihm wie an einer Klippe branden oder in mächtigem Schwalle über ihn hinweg toſen. Nun die zweite Harpune hinein. Aber die Aufgabe iſt überaus ſchwierig: wir wagen uns der Brecher wegen nicht nahe hinan; auf und ab, hin und her fliegt das Boot; der Mann kann das Gleichgewicht nicht halten, er fällt mehrmals hin und ein Eiſen geht fehl. Näher hinan! Wir ziehen, daß die Hände ſchmerzen, und ſtemmen uns gegen das Holzwerk. Da brauſt eine hohe Sturzſee heran, begräbt uns unter ſich und reißt uns hinweg. Bis zum Rande iſt das Boot gefüllt und ſinkt unter uns. Um es zu entlaſten und ſtetig zu halten, werfen ſich vier Mann über Bord und klammern ſich von außen an; zwei Mann bemühen ſich, es auszuſchöpfen. Das iſt Danaidenarbeit. Endlich können die Leute wieder hereinklettern, und nochmals ziehen wir uns durch den Waſſerſchwall vorwärts und nun ſo dicht an den Wal, daß der Harpunier, ein Wellenthal geſchickt benutzend, ſein Eiſen anbringt. Ein wütender Schwanzſchlag geht fehl, macht auch in dem allgemeinen Aufruhre gar keinen Eindruck mehr auf uns. Zugleich aber beginnt die raſende Fahrt gegen Wind und Wellen von neuem, immer weiter von unſerem Schiffe hinweg, das ſich, wer weiß, wo befindet.

Diesmal iſt jedoch die Flucht verhältnismäßig kurz, bald liegen wir faſt ſtill. Nun gibt's den letzten Kampf. Das Gewehr, das noch Piſtonzündung hat, geht ſicherlich nicht mehr los, deswegen muß die Lanze ihre Dienſte thun. Die erſte, die geworfen wird, dringt in den rollenden Körper nur zur Hälfte ein und verbiegt ſich. Wir müſſen, ſo gefährlich das auch unter ſolchen Umſtänden iſt, das Boot hart an den Wal bringen; zu warten, bis der Tag graut, iſt nicht ratſam, denn das Wetter wird immer ſchlimmer. Wenn wir nur nicht kentern! Lange mühen wir uns ab, hin und her geſchleudert in dem ſtrudelnden Waſſer, oft wieder weit hinweggeriſſen von der nach ſchwerer Arbeit erreichten Stelle. Endlich gelingt es doch; wir liegen langſeits am Wale, der unſer kleines Fahrzeug vorn und hinten weit überragt. Schnell ſetzt der Offizier die Lanze an und bohrt das dünne Eiſen zwei Meter tief bis an den Schaft in den Rieſenleib.

Das war der Todesſtoß. Der Wal bläſt nicht mehr wie ſonſt; gurgelnd fährt ein dunkler Strahl hoch aus dem Blasloche empor: er wirft Blut, er iſt in die Lunge getroffen und muß in kürzeſter Zeit verenden. Noch einmal ſetzt er ſich in Bewegung, ſchießt unſicher in einem Bogen fort, hält an, wälzt ſich minutenlang in den Wellen und zerpeitſcht ſie mit furchtbaren Schwanzſchlägen, fährt wieder ein Stück im Kreiſe herum und iſt auf einmal verſchwunden. Er hat ſich in die Tiefe verſenkt. Aber nur langſam läuft die Leine ab und bald verliert ſie ihre Straffheit. Wir holen ſie ein — und da, dicht vor uns ſchiebt ſich langſam eine dunkle, von den leuchtenden Wellen umbrandete Maſſe herauf, ein wenig abſeits davon ragt etwas wie eine halbe Bogenthür auf: ein Teil des Schwanzes. Es iſt unſer Wal, er liegt auf der Seite und iſt verendet.

Jetzt hatten wir ihn. Freilich konnten wir auch ſagen, er hatte uns; denn wir lagen an ihn gefeſſelt auf ſtürmiſchem Meere weitab von unſerem Schiffe und aller Hilfe.

Es blieb uns nichts übrig, als geduldig zu warten, bis man uns finden würde, und es uns für den Reſt der Nacht ſo behaglich wie möglich zu machen. Wir fühlten nun erſt, wie hungrig und müde wir waren, wie es uns fröſtelte. Aus dem waſſerdichten Behälter nahmen wir Laterne und Schiffszwieback, entzündeten das Licht und aßen. Nachher vermochten wir unter dem über uns gezogenen Bootsſegel ſogar ab und zu etwas zu ſchlafen, während ein Mann Wacht hielt und das ins Boot ſchwappende Waſſer ausſchöpfte.

Bei Tagesgrauen ſchauten wir vergeblich umher; die Luft war trübe, und Regenſchauer beſchränkten den Fernblick. Erſt um die Mittagszeit ſichteten wir unſer Schiff, wie es mühſam aufkreuzte, und bald verkündete uns die aufſteigende Flagge, daß auch wir bemerkt worden waren. Es wurde aber Abend, bis durch die eifrige Arbeit der geſamten Mannſchaft der Wal geborgen war. Mit ſtarker Kette um die Schwanzwurzel befeſtigt lag er langſeits am Schiffe, das unter Sturmſegeln mit der Beute langſam trieb.

An ein Abſpecken war bei dem Wetter und mit der übermüdeten Mannſchaft nicht zu denken. Alle Mann gingen ſchlafen; der Kapitän wachte.

---

## Zur rechten Zeit.

Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Inzwiſchen hatten ſich eine Menge Albatroſſe um das Schiff geſammelt, und wir begannen zu angeln. Der erſte gefangene Vogel watſchelte nach vorn, kam aber nur bis zur Kambüſe, als die Seekrankheit ihn packte und er jenes Stück Speck zu den Füßen des Kochs von ſich gab. Dieſer, noch in voller Entrüſtung über den erhaltenen Rüffel, nahm dasſelbe ſofort auf, begab ſich mit ihm auf das Hinterdeck und brachte es dem Steuermann mit den zornigen Worten: ‚Sie haben mich geſcholten, daß ich den Bauchlappen vorhin über Bord warf, hier bringe ich ihn wieder.‘ Damit legte er ihn behutſam vor dem verblüfften Vorgeſetzten nieder, der nicht geſehen, auf welche Weiſe das Fleiſch wieder an Bord gekommen war, und ging triumphierend zu ſeiner Küche zurück.“

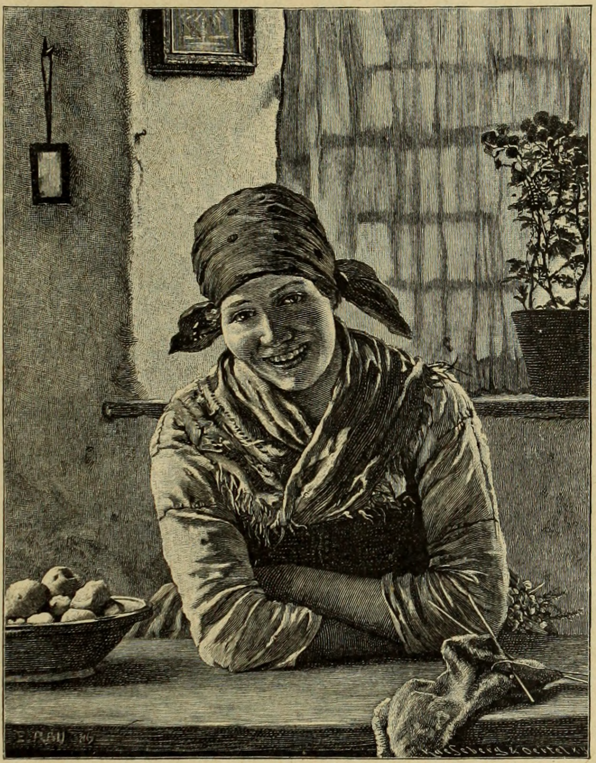
Frau Marie lachte herzlich über die Anekdote, wandte dann aber wieder ihre Aufmerkſamkeit dem Fange zu, der ſie allmählich ſelbſt mit regem Jagdeifer erfüllt hatte.

Elf Albatroſſe befanden ſich bereits an Bord, aber vergebens ſuchte der Kapitän das Dutzend voll zu machen. Die Tiere waren ſcheu geworden und wollten nicht mehr anbeißen. Ein wundervolles und faſt ſchneeweißes Exemplar mit ſchwarzen Flügelſpitzen ſchwebte zwar immer lüſtern über dem Köder, aber faßte nicht an, ſo daß der Kapitän ſchließlich die Sache aufgeben wollte.

Damit war jedoch die kleine Frau gar nicht einverſtanden; die blendend weißen Daunen lockten gar zu ſehr, wenn ſie es auch nicht eingeſtehen wollte.

„Bitte laß mich einmal angeln,“ bat ſie ſchmeichelnd ihren Gatten, „vielleicht gelingt es mir.“

„O wie habſüchtig,“ neckte dieſer, „wir haben Federn genug.“



Weil's mi freut. Nach dem Gemälde von E. Rau.

„Wenn ich ihn fange, ſoll er auch nicht getötet werden,“ erwiderte ſie, „wir wollen ihn wieder fliegen laſſen.“

„Aha! mit einem Roſabändchen um den Hals,“ lachte er, „nun verſuche dein Heil, hier haſt du die Angel.“

Mit vor freudiger Erregung hochgeröteten Wangen ergriff Frau Marie die Leine, um ſchon nach wenigen Sekunden jubelnd auszurufen: „Siehſt du, wie viel geſchickter ich bin als du — da iſt er ſchon gefangen!“

Und in der That, es war gerade, als ob der Albatroß darauf gewartet hätte, denn ſobald die zarte Hand der jungen Frau die Angelleine hielt, verjagte er mit ſeinem Trompetenſchrei die keifenden Kaptauben, ſtürzte ſich auf den Köder und war feſt.

Freilich, um ihn an Bord zu holen, genügte die Kraft der glücklichen Fängerin nicht. Mit den breiten Füßen und ausgebreiteten Flügeln ſtemmte ſich das mächtige Tier ſo gegen das Waſſer, daß jeden Augenblick die Angelſchnur zu brechen drohte und es der vereinten Anſtrengungen von Kapitän und Steuermann bedurfte, um den Vogel an Deck zu ziehen.

Man ließ ihn laufen, aber er watſchelte nicht wie die übrigen, ſondern knickte mit dem einen Fuß ſtets ſo ein, daß er kaum vorwärts kam.

„O, das arme Tier,“ klagte Frau Marie mitleidig, „es hat ſich das Bein gebrochen.“

„Das iſt nicht möglich,“ erwiderte der Kapitän, „es iſt nirgends mit dem Fuße angeſtoßen, aber wir wollen gleich einmal unterſuchen, was ihm fehlt.“

Er ließ einen Matroſen den Vogel am Halſe feſthalten, um gegen deſſen wütende Schnabelhiebe geſichert zu ſein, und unterſuchte das Bein. Kaum hatte er jedoch einen Blick darauf geworfen, als er lebhaft ausrief: „Das Tier iſt ſchon einmal gefangen geweſen, es trägt einen Ring am Fußknochen.“

Alle eilten herzu, um die Merkwürdigkeit zu betrachten. Der Ring beſtand aus einem ſchmalen Streifen Bleiplatte, wie ſie an Bord der Schiffe vielfach verwendet wird, und dieſer war mehrmals um das Bein gewickelt. Er wurde behutſam abgenommen, und nun erklärte ſich auch das Hinken des Vogels. Der Ring mußte ſchon ſeit längerer Zeit umgelegt ſein, denn Knochen und Haut waren durch ihn ganz zuſammengedrückt und in ihrem Wachstum gegen die nebenliegenden Teile bedeutend zurückgehalten.

Als der Kapitän den Bleiſtreifen näher unterſuchte, zeigten ſich auf ſeiner Innenſeite mehrere mit einem Meſſer oder Nagel eingeritzte Worte.

Anfänglich hielt es ſchwer, dieſelben zu entziffern; als dies aber ſchließlich gelang, da waren es nicht der erwartete Schiffsname und das Datum des Fanges, wie ſie ſo oft Seeleute auf Lederſtreifen eingeſchnitten an den Füßen der Vögel befeſtigen, wenn ſie ihnen ihre Freiheit zurückgeben, ſondern ein Notſchrei erbarmungswürdiger Unglücklicher, der auf dieſe wunderbare Weiſe zur Kenntnis der Mitmenſchen gebracht wurde.

„Help for God's sake, Crozet!“ lauteten die Worte, „Hilfe um Gotteswillen, Crozet.“

Für mehr war nicht Platz auf dem ſchmalen Bande geweſen; den Armen mußte kein größeres Stück zu Gebote geſtanden haben, und dies allein kennzeichnete ſchon ihre Hilfloſigkeit damals, als der Streifen umgelegt wurde.

„Was kann das bedeuten, Wilhelm?“ fragte die junge Frau in höchſter Aufregung.

„Das bedeutet,“ erwiderte dieſer ernſt, „daß ein Schiff auf den Crozet-Inſeln geſcheitert iſt, und die Schiffbrüchigen verſucht haben, Schiffen von ihrer furchtbaren Lage auf dieſe Weiſe Kunde zu geben, da ihnen nichts anderes zu Gebote ſtand.“

„Aber du wirſt doch hinſegeln und ihnen Hilfe bringen!“ bat Frau Maria warmherzigen Gefühls.

„Ich würde es gewiß thun, mein Kind,“ entgegnete der Kapitän, „und auch den beträchtlichen Umweg nicht ſcheuen, da die Inſeln nahe an hundert Seemeilen aus unſerer Richtung liegen, aber es iſt leider zu ſpät und unſer Kommen würde vergeblich ſein.“

„Weshalb zu ſpät?“ fragte ſeine Gattin angſtvoll.

„Der Albatroß trägt den Ring ſchon eine längere Zeit mit ſich herum, ſonſt könnte unmöglich dadurch der Fußknochen ſo eingeſchnürt ſein. Der Vogel muß ganz jung, wahrſcheinlich bevor er noch vollſtändig flügge war, eingefangen ſein, als man ihm den Ring umlegte, und um zu ſeiner jetzigen Größe heranzuwachſen, ſo daß ſeine Knochen faſt den doppelten Durchmeſſer von dem des Bandes haben, ſind mindeſtens drei bis vier Monate verfloſſen.

Die Crozet-Inſeln werden aber durch eine Reihe öder Klippen gebildet ohne irgend welche Hilfsmittel für Menſchen, ohne Baum und Strauch, kaum daß hier und dort ein paar dürftige Kräuter dem kahlen Felsboden entſprießen — ja, es fragt ſich, ob es nicht auch an Waſſer fehlt, wenn nicht der häufige Regen ſich in den Geſteinsſpalten ſammelt. Faſt das ganze Jahr werden ſie von Stürmen umtobt, ſie haben keinen Hafen, und wenn einmal Schiffe ſo ſüdlich gehen, daß ſie an ihnen vorüberfahren, dann meiden ſie ängſtlich ihre Nähe und benutzen ſie nur aus der Ferne zur Beſtimmung ihrer geographiſchen Poſition. Wer auf ihnen ſcheitert, der iſt wohl ſo gut wie verloren. Er mag eine kurze Zeit durch Muſcheln ſein Leben friſten, hier und dort auch Eier oder Junge von brütenden Seevögeln finden, aber das iſt alles. Es macht deinem Herzen alle Ehre, daß du ſo für die Rettung der Unglücklichen eintrittſt, aber die Vernunft ſagt: ‚es iſt leider zu ſpät.‘“

Doch Frau Marie wollte die Vernunftgründe keineswegs anerkennen und gab mehr der Stimme ihres Herzens Gehör, was bei Frauen natürlich und oft ja auch ein Vorzug iſt. Sie bat und ſchmeichelte, bot ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um ihren Mann umzuſtimmen, und als ſie die Bemerkung zu machen glaubte, daß dies nicht ohne Eindruck blieb, führte ſie auch noch ihr Ahnungsvermögen in das Feld.

„Habe ich dir nicht heute Morgen ſchon mitgeteilt,“ ſprach ſie, „daß mich eine unerklärliche Unruhe peinigt und ich das Gefühl habe, es ſtände uns etwas Außerordentliches bevor. Nun, hat ſich das nicht bewahrheitet? Iſt es nicht etwas Wunderbares, daß Schiffbrüchige uns durch einen Vogel bitten, ſie aus ihrer Not zu retten, und iſt es nicht ebenſo merkwürdig, daß du faſt eine halbe Stunde lang den Träger des Ringes vergebens zu fangen ſuchteſt und die Jagd aufgeben wollteſt, während der Albatroß anbiß, ſobald ich die Angel in die Hand nahm! Eine Ahnung ſagt mir, daß wir nicht zu ſpät kommen. Betrachte die Botſchaft als vom Himmel kommend, mein Wilhelm,“ bat ſie in rührender Weiſe, „ſie würde uns nicht geworden ſein, wenn Hilfe vergebens wäre.“

Frau Mariens Augen ſtrahlten im Glanze ſchönſter Menſchenliebe, und ihr edler Eifer verlieh ihren feinen Geſichtszügen einen ſolchen unwiderſtehlichen Reiz, daß der Kapitän bewundernd zu ihr aufblickte, aber auch ihren Bitten nicht länger zu widerſtehen vermochte.

„Ich will deinen Wunſch erfüllen, meine Herzensfrau,“ entgegnete er, ihr warm die Hand drückend, „und Gott gebe, daß deine Hoffnung ſich erfüllt. Der Umweg wird unſere Reiſe freilich um mehrere Tage verlängern, aber wenn es uns gelingt, auch nur einen der Verlorenen zu retten, werden wir in unſrem Innern hundertfach Belohnung dafür finden.“

„Oh, wie gut du biſt, Wilhelm, und wie danke ich dir aus tiefſter Seele für deinen edlen Entſchluß,“ ſagte ſie, indem Freudenthränen in ihren ſchönen Augen ſchimmerten. „Eine innere Stimme ſagt mir, daß wir ein gutes Werk thun.“

Der Kapitän begab ſich mit ihr in die Kajüte, und alsbald verſchwand auch die gemachte Jagdbeute vom Deck. Um die Federn nicht durch Blut zu beſchmutzen, wurden die Vögel von den Matroſen ſtranguliert, dann vorn im Volkslogis ihres Flaums entledigt, und ſchon wenige Stunden darauf konnte der Kapitän ſeiner Frau das koſtbare Material zum Stopfen der beiden Decken überreichen. Er hatte ſeine Wette gewonnen, aber der bedungene Preis wurde jetzt freiwillig zehn- und hundertfach gezahlt.

Wie das Steigen des Barometers es vorher gekündigt, beſſerte ſich das Wetter noch im Laufe des Vormittags bedeutend, der Sturm wandelte ſich allmählich zu einer ſteifen Briſe, die See fiel zuſehends, die dichten Vogelſcharen, welche das Schiff umſchwärmten, lichteten ſich immer mehr, bis auch die letzten in der Ferne verſchwanden. Seit einer Reihe von Tagen drang auch zum erſtenmale wieder die Sonne, wenn auch nur auf kurze Zeit, durch den dichten Wolkenſchleier, als ob ſie ebenfalls dazu beitragen wolle, das menſchenfreundliche Beginnen zu unterſtützen und Stückchen blauen Himmels lachten herab auf die beruhigte Flut.

Durch die Beobachtung des langentbehrten Tagesgeſtirns wurde der Kapitän in den Stand geſetzt, den geographiſchen Ort des Schiffes genau zu beſtimmen, was zur Aufſuchung der etwa zweihundert Seemeilen entfernten und meiſtens durch Nebel verhüllten Crozet-Inſeln von größter Wichtigkeit war. Nachmittags hatte ſich die Witterung ſo gebeſſert, daß nach dem neuen Ziele abgehalten werden konnte. Die „Marianne“ deckte ſich mit Segeln und flog mit entfalteten Schwingen ſüdoſtwärts durch die Wogen.

## II.

Etwa ſieben Monate vor den geſchilderten Vorgängen, zu Ende Juli des Jahres 1875, befand ſich in derſelben Gegend des Indiſchen Ozeans, nur eine Strecke ſüdlicher und öſtlicher, ein anderes Fahrzeug. Es war das 1400 Tons große engliſche Vollſchiff „Strathmore,“ kam von London, war nach Auckland in Neuſeeland beſtimmt und ganz aus Eiſen gebaut, das damals für die Herſtellung von Segel-Handelsſchiffen zuerſt ſtatt des immer teurer werdenden Eichenholzes zur Anwendung kam, während es für Dampfer und in der Kriegsmarine ſchon längere Zeit in Gebrauch war.

Der „Strathmore“ führte eine ziemlich ſtarke Beſatzung von 38 Mann, außerdem aber auch noch 50 Paſſagiere, ſo daß ſich im ganzen 88 Köpfe an Bord befanden. Der größte Teil der Paſſagiere gehörte den niederen Volksklaſſen an, beſtand aus Handwerkern und Landleuten, welche ſich auf der Inſel ein neues Heim zu gründen gedachten, ſowie aus Soldatenfrauen, welche ihren gegen die Maoris kämpfenden Männern dorthin folgten. Sie logierten deshalb ſämtlich im Zwiſchendeck, und nur zwei Damen in der erſten Kajüte.

Ein Kaufmann mit ſeiner Familie hatte beabſichtigt, in jener ebenfalls die Reiſe mitzumachen, ſich aber im letzten Augenblicke wieder ausgeſchifft, da nach einem ſehr unliebſamen Auftritte in ihm berechtigte Zweifel an einer zuverläſſigen Führung des Schiffes aufgeſtiegen waren.

Als nämlich der „Strathmore“ ſegeln ſollte und nach dem Verlaſſen des Docks bereits ſeeklar auf der Themſe lag, ſtellte es ſich heraus, daß vier Matroſen fehlten, welche abends zuvor heimlich ſich vom Schiffe entfernt hatten und noch nicht zurückgekehrt waren. Der Kapitän ſandte ein Boot mit ſechs Mann und dem Unterſteuermann, um die Fehlenden aufzuſuchen, aber auch ſie kamen nicht wieder, und erſt nach Aufbietung der Polizei gelang es, die Vermißten in verſchiedenen Kneipen aufzufinden und ſie, in ſinnlos trunkenem Zuſtande, an Bord zu ſchaffen.

Mit Bezug auf die Matroſen war das ja in England ein tägliches Vorkommnis, an dem auch die Paſſagiere, obwohl ſie dadurch einen ganzen Tag verloren, kaum Anſtoß genommen hätten, aber hier lag die Sache durch die unverzeihliche Pflichtvergeſſenheit eines Schiffsoffiziers, des Unterſteuermanns, doch anders und bedenklicher.

Ihm mußte auf der Reiſe die Wache und damit die Sicherheit des Schiffes und der darauf befindlichen Menſchen anvertraut werden, und wer bürgte dafür, mochte er, wie der Kapitän behauptete, als Seemann noch ſo tüchtig ſein, daß er durch Trunkenheit nicht beides auf das Spiel ſetzte.

Der erwähnte Kaufmann forderte deshalb im Verein mit mehreren Paſſagieren die Entlaſſung des Betreffenden. Der Kapitän, dem es freilich ſelbſt an der nötigen Energie zu fehlen ſchien, wollte darauf nicht eingehen. Er behauptete, daß bei dem augenblicklich herrſchenden großen Mangel an Seeleuten ein anderer Unterſteuermann nicht oder nur mit bedeutendem Zeitverluſt zu finden ſei, und gab die Zuſicherung, daß, wenn das Schiff erſt in See ſei, er ſchon eine Wiederholung des Vergehens verhindern wolle. Während ſich die meiſten Paſſagiere bei dieſem Verſprechen beruhigten, beſtand der Kaufmann auf ſeinem Entſchluſſe und ſchiffte ſich mit ſeiner Familie aus, zumal auch der größte Teil der Mannſchaft einen disziplinloſen Eindruck auf ihn machte.

Auch die beiden allein in der erſten Kajüte zurückbleibenden Damen wurden angeſichts dieſer unerquicklichen Verhältniſſe ängſtlich, aber für ſie lagen zwingende Gründe zur Mitfahrt vor. Beide waren deutſcher Abkunft, die eine, Frau Williams, an einen engliſchen Offizier verheiratet, die andere, Fräulein Eliſe Steineck, ihre Begleiterin.

Leutnant Williams hatte nach einjähriger glücklichſter Ehe plötzlich ein Kommando nach Neuſeeland erhalten, und ſeine Frau ihre intime Freundin Eliſe zu ſich eingeladen, um ihr in ihrer Einſamkeit eine Stütze zu ſein, da ihr Geſundheitszuſtand manches zu wünſchen übrig ließ.

Da war mit der letzten Überlandpoſt die traurige Nachricht eingetroffen, daß Leutnant Williams, auf einem Kriegszuge gegen die Maoris ſchwer verwundet, im Hoſpital von Auckland danieder liege, und daß ſeine Geneſung lange Zeit beanſpruchen werde.

Augenblicklich ſtand in der Seele ſeiner jungen Frau der Entſchluß feſt, an das Krankenlager des geliebten Mannes zu eilen, und da alles Abreden Eliſens vergeblich war und dieſe ganz unabhängig in der Welt daſtand, wollte ſie die kränkliche Freundin wenigſtens unter keinen Umſtänden die weite Reiſe allein machen laſſen, ſondern ſie begleiten.

Das nächſte Schiff nach Neuſeeland wurde erſt in vier Wochen expediert. Eine ſo lange Zeit der peinlichſten Unruhe und Ungewißheit wäre für Frau Williams in ihrer krankhaften Erregtheit unerträglich geweſen, und da ihre Mittel die ſehr koſtſpielige Fahrt mit einem Poſtdampfer nicht gut geſtatteten, ſo blieb weiter nichts übrig, als trotz der ungünſtigen Vorzeichen mit dem „Strathmore“ zu gehen.

Das Schiff war nahezu drei Monate unterwegs, aber die Reiſe war, namentlich für die Damen, keine angenehme geweſen. Die Mannſchaft zeigte ſich vielfach als ein rohes zuſammen gelaufenes Volk, das bei jeder Gelegenheit zu Exzeſſen neigte, und das in der notwendigen Botmäßigkeit zu halten, die Autorität des Kapitäns nicht ausreichte. Dieſer war ein alter guter Mann, deſſen geiſtiger Horizont aber nicht weit über die Bordwände ſeines Schiffes hinausging und dem es außerdem an der notwendigen Thatkraft mangelte, um eine ſolche Bande zu zügeln.

Es kam deshalb oft zu aufregenden Scenen und Schlägereien. Ja, beim Paſſieren der Linie, wobei nach altem Herkommen der Beſatzung Spirituoſen verabreicht werden, hatte dies der damit beauftragte Unterſteuermann in ſo leichtſinniger Weiſe gethan, daß allgemeine Trunkenheit herrſchte und es faſt zur Meuterei kam. Nur dem mutvollen Dazwiſchentreten des Oberſteuermanns, der mit geladenem Revolver ſich den Meuterern entgegenſtellte und jeden niederzuſchießen drohte, der nicht ſofort ſeinen Befehlen gehorchte, gelang es, den Aufruhr zu dämpfen und die Ordnung wieder herzuſtellen.

Der Unterſteuermann, welcher keiner höheren Bildungsſtufe angehörte, als die Mehrzahl der Matroſen, war zwar nicht wieder ſo ſinnlos betrunken geweſen, wie zu Beginn der Reiſe, befand ſich aber doch oft in einem verdächtigen Zuſtande und hatte ſich dann namentlich Fräulein Steineck gegenüber ſo unverſchämt benommen, daß der Kapitän auf energiſches Drängen des Oberſteuermannes ſich ſchließlich entſchloß, ihm die Teilnahme an den gemeinſchaftlichen Mahlzeiten zu unterſagen, um die Damen vor weiterer Beläſtigung zu ſchützen.

Solche Verhältniſſe konnten natürlich nur dazu beitragen, den letzteren den Aufenthalt an Bord zu verleiden und ſie mit banger Sorge in die Zukunft blicken zu laſſen. Was ſollte werden, wenn wirklich einmal eine größere Gefahr an das Schiff herantrat und die dann um ſo notwendigere Disziplin mangelte?

(Fortſetzung folgt.)

---

# Die Geheimſprache des Weltalls.

Von Dr. Hermann Sachſe.

(Abdruck verboten.)

In jenen Zeiten, in denen die Gefangenen in tiefen Burgverließen ſchmachten mußten, deren ſtarke Mauern jeden von der Außenwelt kommenden Laut abhielten und jeden Ruf der Gefangenen ungehört erſterben ließen, ſoll unter jenen Unglücklichen zuweilen dennoch ein Gedankenaustauſch mit Hilfe einer eigentümlichen Zeichenſprache ſtattgefunden haben. Ein erfinderiſcher Kopf war auf die Idee gekommen, die Buchſtaben des Alphabets durch Klopfen anzudeuten: das A durch einmaliges, das B durch zweimaliges Klopfen und ſofort. Tagelang wartete er vergeblich auf eine Erwiderung. Endlich aber vernahm er eines Tages ein Klopfen in dem gleichen Rythmus: Er war verſtanden worden! Von nun an begannen die Unglücksgenoſſen einen Gedankenaustauſch, der ihnen ihr Los leichter ertragen half.

In gleicher Weiſe hat auch die Natur zum Menſchen geſprochen, aber jahrtauſendelang iſt ſie nicht verſtanden worden. Auch ſie bediente ſich desſelben Mittels, einer regelmäßigen Folge von Anſtößen. Denn alle Eindrücke, die unſere Sinne von der Außenwelt empfangen, ſind ja, wie uns die moderne Phyſik lehrt, weiter nichts als das Reſultat einer Reihe von Erſchütterungen von wechſelnder Geſchwindigkeit der Aufeinanderfolge. Schall und Licht, die beiden vorzüglichſten Träger von Nachrichten aus der uns umgebenden Welt, ſind einfache Wellenbewegungen.

Wenn ein Stein ins Waſſer fällt, ſo veranlaßt dieſer Anſtoß eine wellenförmige Bewegung, die ſich gleichmäßig nach allen Seiten hin fortpflanzt, und der Anprall, der die umgebenden Gegenſtände trifft, meldet von dem Ereignis ſelbſt in ziemlich weiter Ferne. Ganz der gleiche Vorgang findet im Luftmeer ſtatt, wenn ein Schuß abgefeuert wird oder eine Exploſion erfolgt. Die zurückgeſtoßene Luft kündet nicht nur unſerem Ohr dieſes Ereignis an; bei hinreichender Stärke iſt der plötzlich ausgeübte Druck ſogar zu fühlen. Wenn wir einen muſikaliſchen Ton vernehmen, ſo haben wir ſtatt des einen Anſtoßes eine raſche, regelmäßige Folge von ſolchen. Wächſt die Geſchwindigkeit dieſer Folge, ſo haben wir die Empfindung eines höheren Tones, vermindert ſie ſich, die eines tieferen. Wenn wir unſere Gedanken durch die Sprache austauſchen, ſo bedient ſich unſere Seele desſelben Mittels, wie jener Gefangene. Es kann nun einmal leider nicht „ſich Seel' in Seele drängen.“ Die Sprache iſt weiter nichts als eine auf Übereinkunft beruhende Verſtändigung durch geordnete Schallwirkungen, das heißt, Anſtöße an unſere Gehörnerven. Ob dabei unſer Anklopfen immer vom andern auch vollkommen ſo verſtanden wird, wie wir es wünſchten, das bleibt freilich dahingeſtellt. Sehen wir ganz ab von dem Falle verſchiedener Sprache, wo die Übereinſtimmung der Zeichenbedeutung vollſtändig aufgehoben iſt — wieviel fehlt auch bei Menſchen, welche die gleiche Sprache reden, am vollen gegenſeitigen Verſtändnis. Faſt nie wird ein Satz in ganz dem gleichen Sinne aufgefaßt, in dem er von dem andern geſagt war. Nie denken zwei Menſchen bei demſelben Satz das Gleiche. Die beiden Gefangenen, das heißt die Seelen der beiden Sprechenden, haben ihr Syſtem nie ſo vollſtändig zur Übereinſtimmung gebracht, daß eine Seelenharmonie im abſoluten Sinne ſtattfände. Es fehlen ſtets noch gewiſſe Zeichen, gewiſſe Feinheiten jenes großen mannigfaltigen Syſtems.

Auch die Tiere haben ſich eine Zeichenſprache ausgebildet, deren Reichtum nur dem oberflächlichen Beobachter entgehen kann. Neben der Verſtändigung durch Laute benutzen ſie in ausgiebigſter Weiſe die dem Auge ſichtbaren Zeichen, die Bewegungen und Geberden. In noch weit ausgedehnterem Maße unterſtützt der Menſch das Verſtändnis ſeiner Rede durch Geſten und Mienenſpiel. Die Sprache der Augen iſt oft beredter als die des Mundes; und was wir auszuſprechen uns ſcheuten, das verrät, ſelbſt gegen unſern Willen, ein Erröten. Ein ſorgſam gehütetes, ſüßes Geheimnis, welches wir vor der ganzen Welt geſichert glaubten, das plaudert die rote Lichtwelle aus, die an der Netzhaut im Auge unſeres Gegenübers 470 billionenmal in der Sekunde anklopft, ſo das Erröten meldet und Zeugnis ablegt von dem, was ſoeben im tiefſten Innern unſerer Seele vorging.

Auch die lebloſe Natur redet zum Menſchen immer in verſchiedenen Sprachen zugleich. Nicht nur Sturmesſauſen und Donner, die wir hören; nein, auch alles, was das Auge erblickt, bedeutet eine Nachricht, die unſerem Bewußtſein übermittelt wird. 590 Billionen Schwingungen in der Sekunde! So kündigt ſich unſerem Auge der Frühling an; in dieſem Tempo iſt ſein Einzugsmarſch geſchrieben: es iſt die Schwingungszahl der grünen Lichtwelle.

Der Lichtſtrahl dringt unbeirrt vor, wo der Schall längſt erlahmt. Er bringt uns, vollends ſeitdem man die Sprache dieſes Boten durch die Spektralanalyſe zu deuten gelernt hat, Kunde von entlegenen Sternen, von fernen Welten. Lange ſchon erzählten uns die Frauenhofer'ſchen Linien von den Geheimniſſen des Sonnenballs, ohne daß man ihre Sprache verſtand. Erſt den genialen Forſchern Kirchhoff und Bunſen gelang es, dieſe Zeichen zu deuten. Sie ſagen uns, daß die Sonne eine große Anzahl derſelben Metalle birgt, wie unſere Erde, daß dieſelben, von der unermeßlichen Hitze in Dampfform verwandelt, die Sonne als Atmoſphäre umgeben. Fortwährend lernen wir noch neues aus dem Studium dieſes gezähmten, flüchtigen Geſellen, des Lichtſtrahls. Auch darüber muß er uns jetzt Antwort ſtehen, ob der Fixſtern, der ihn abgeſandt hat, ſich uns nähert oder von uns entfernt. Eine Verſchiebung der Spektrallinien nach rechts oder links iſt das Kennzeichen hierfür.

Wenn wir einſt daran dächten, mit etwaigen Bewohnern eines andern Planeten in Korreſpondenz zu treten, ſo bliebe uns als einziger Übermittler von Nachrichten der Lichtſtrahl. Ein geiſtreicher Aſtronom entwirft hiervon folgendes Bild: Unter den Planeten iſt unſer nächſter Nachbar, der Mars, derjenige, der unſerer Erde am ähnlichſten iſt, und auf welchem man daher noch mit einem gewiſſen Grade von Wahrſcheinlichkeit lebende und vernunftbegabte Weſen vermuten könnte. Wenn man nun auf der Erde eine viele, viele Meilen weit ſich erſtreckende Fläche von der Geſtalt, wie jene bekannte zum Pythagoräiſchen Lehrſatz gehörige Zeichnung, mit Raps beſäte, ſo müßten die etwaigen Bewohner des Mars, falls ſie Fernrohre gleich den unſerigen beſäßen, alſo auch mathematiſche Kenntniſſe hätten, jene Figur, die ſich durch ihre leuchtend gelbe Farbe ſcharf abheben würde, ſofort erkennen und daraus ſchließen, daß hier auf der Erde Weſen exiſtieren, die jenen Lehrſatz kennen, die alſo eine Wiſſenſchaft beſäßen. Ein Genie unter dieſen Aſtronomen des Mars würde vielleicht auf den Gedanken kommen, daß die Erdenbewohner hiermit ein Zeichen ihrer Exiſtenz und ihres Geiſteslebens zu geben beabſichtigen. Man würde mit einer andern charakteriſtiſchen, mathematiſchen Figur antworten, und ſo wäre das Schwierigſte, der Anfang der Verſtändigung, erreicht. Ein Traum nur, aber wohl wert, geträumt zu werden.

Aber trotz der raſenden Geſchwindigkeit von 42000 Meilen in der Sekunde braucht doch der Lichtſtrahl zu mancher ſeiner Reiſen nicht nur Minuten und Stunden, ſondern ſogar Jahre und ſelbſt Jahrhunderte. Wenn wir einen lichtſchwachen Stern urplötzlich lebhaft aufleuchten und zu einem Stern erſter Größe anwachſen ſehen, ſo bringen uns die Lichtſtrahlen die Nachricht von einer gewaltigen Revolution in jenen Fernen hundert und mehr Jahre, nachdem ſie bereits geſchehen iſt. Wenn z. B. auf dem Sirius ein Beobachter mit einem Fernrohr von ſo idealer Vollkommenheit ausgeſtattet wäre, daß er die Vorgänge auf unſerer Erde zu erkennen vermöchte, ſo ſähe er jetzt etwa die Zerſtörung Jeruſalems.

Wenn wir gegenwärtig mit unſeren Telephonen und Telegraphen mit des Augenblicks Geſchwindigkeit Nachrichten nach den entlegenſten Stellen des Erdballs befördern, ſo dürfen wir keineswegs glauben, daß wir uns damit eines andern Mittels bedienen, als jener profanen Klopfſprache. Denn auch die Elektrizität beſteht, wie wir gegenwärtig beſtimmt wiſſen, in weiter nichts als einer Wellenbewegung. Es iſt alſo auch dieſer moderne Weg der Mitteilung nichts anderes als eine Übertragung von Erſchütterungen. Das Wort Ben Akibas: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne,“ könnte man auch hier mit Fug und Recht anwenden. Man mag Hilfsmittel zur Übertragung von Nachrichten erſinnen, welche man will, immer bleiben ſie ihrem innerſten Weſen nach das ſelbe: Eine nach Geſchwindigkeit und Rhythmus wechſelnde Folge von Erſchütterungen.

---

## Die Seen-Expeditionen.

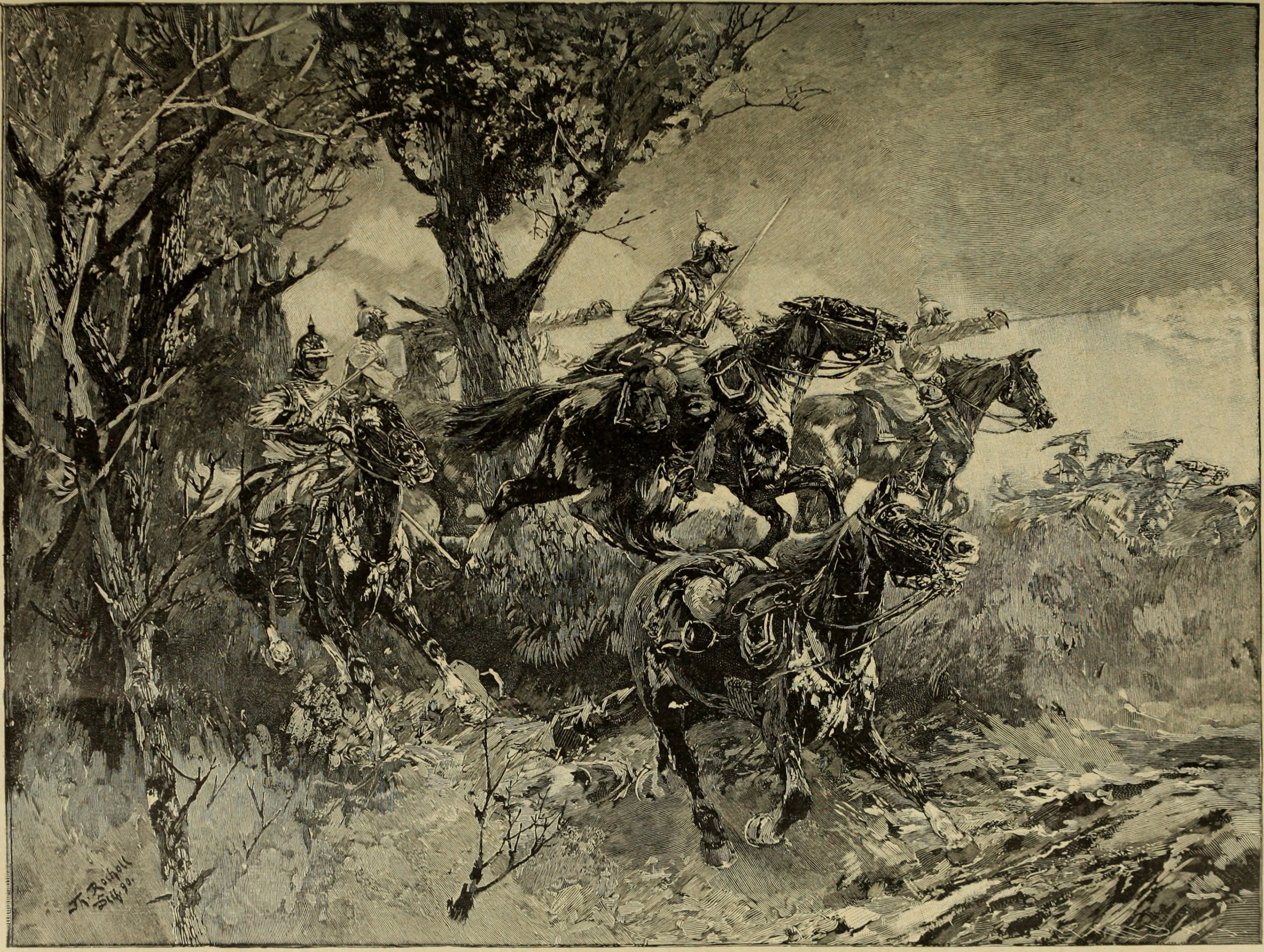
Von Guſtav Meinecke.

(Abdruck verboten.

Die kulturelle Erſchließung Innerafrikas, jener noch bis vor kurzem weltentlegenen Gebiete, welche man in geographiſcher Hinſicht mit dem Herzen Afrikas vergleichen kann, hat bald nach der Entdeckung wie ein holder Traum allen jenen Kreiſen vorgeſchwebt, deren Idealismus die hochſtrebendſten Ziele verfolgte. Männer der Wiſſenſchaft, deren Thaten heute ſchon ein romantiſcher Zauber umſpielt, waren mit kühnem Mute in die küſtenfernen Länder, auf das große centralafrikaniſche Hochplateau vorgedrungen. Vor ihren erſtaunten Augen — doppelt überraſchend nach den langweiligen Märſchen durch dürre Steppen und dichten Buſchwald — hatten ſich gewaltige blaue Gewäſſer aufgethan, welche die große centralafrikaniſche Seenkette bilden. Ihre Schilderungen erregten beſonders in England großen Enthuſiasmus und fachten auch eine religiöſe Bewegung an. Der Vergleich unſerer Zeit mit der amerikaniſchen Conquiſta des Mittelalters liegt nahe genug, jedenfalls ſind jetzt wie damals die Glaubensboten den Entdeckern gefolgt, ja, es läßt ſich der Vergleich noch weiter ausdehnen, da auch jetzt vielfach religiöſe Begeiſterung, der Wunſch, den im Heidentum verſunkenen Völkern das Chriſtentum zu bringen, erſt zu Forſchungen anregte. Nachdem der Bann gebrochen war, beeilten ſich die tiefer blickenden Geiſter, welche hier kein neues Indien ſuchten, wohl aber eine gewaltige Reihe von Kulturaufgaben ſich auftürmen ſahen, ſich eingehender mit den centralafrikaniſchen Problemen auf Grund der Mitteilungen der Glaubensboten zu befaſſen. Dieſe hatten ſich unter den von den zerſetzenden Einflüſſen der Küſte weniger berührten Stämmen niedergelaſſen, machten aber bald die ſchlimme Entdeckung von der entſetzlichen Verſklavung mancher Stämme, den gräulichen Sklavenjagden und -Transporten, dem wüſten Glauben an Hexerei, und ihre Hilferufe drangen immer vernehmlicher nach Europa. Nicht nur die beſonderen Miſſionskreiſe wurden dadurch zu neuen Leiſtungen angeſpornt, ſie veranlaßten auch die Anhänger der humanitären Anſchauung, welche die Erziehung der Naturvölker als eine der letzten großen Thaten des alternden Europa in Angriff genommen zu ſehen wünſcht, zu energiſcher Hilfeleiſtung.

In der ſogenannten Antiſklaverei-Bewegung hat man ein gutes Teil Heuchelei ſehen wollen, und es iſt ja richtig, daß einer ſolchen Idee immer eine Menge Leute nachlaufen, welche beſondere Zwecke verfolgen, aber nichts wäre falſcher, als den Grundgedanken mit allerlei Auswüchſen zu verquicken. Die Kräfte der Miſſion reichten nicht aus, dem Sklavenhandel und den Sklavenjagden, der Hauptkrankheit Afrikas, entſcheidenden Abbruch zu thun, die ſtaatliche Macht mußte einſetzen, und wo ſie, durch Aufgaben nach anderer Richtung hin in Anſpruch genommen, nicht genügende Mittel für dieſen Zweck aufwenden konnte, blieben die Vereinigungen entſchloſſener Freunde der Civiliſierung Afrikas als Hauptmittel übrig. Aus all der Agitation der letzten Jahre, welche in Deutſchland mit Bezug auf Beſſerung der oſtafrikaniſchen Verhältniſſe getrieben wurde, blieb aber, ſehen wir von den ſtaatlichen Aufwendungen ab, ſchließlich nur der große Gedanke des Major von Wiſſmann, lebensfähig auf unſere drei weſtlichen Seen bewaffnete Dampfer zu bringen, um den Sklaventransporten dort, wo der Zuzug von Oſten kommt, einen tödlichen Schlag zu verſetzen. Bereits im Frühjahr 1890, auf eine Anfrage des Antiſklaverei-Komitees der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft hin, entwickelte er in kurzen Zügen dieſen Plan, zu deſſen Ausführung er zwei Millionen Mark für notwendig hielt, und bei ſeiner Rückkehr war er, obwohl ſchwer erkrankt, doch fortgeſetzt darauf bedacht, wenigſtens das Geld für einen Dampfer auf dem Viktoria Nyanza zuſammenzubringen. Als die Sammlungen für den Wiſſmann-Dampfer bereits im Gange waren, trat dann der mittlerweile von der Emin Paſcha-Expedition heimgekehrte Dr. Peters mit der Abſicht hervor, die für die ſogenannte Peters-Stiftung geſammelten Gelder ebenfalls für einen kleinen Dampfer auf dem Viktoria-See zu verwenden, aber obwohl für den Wiſſmann-Dampfer an 250000 Mark, für den Peters-Dampfer etwa 60000 Mark gezeichnet wurden, wäre die Ausführung dieſer Unternehmungen nicht möglich geweſen, wenn ſich nicht auf Betreiben des Herrn Bergrat Buſſe das Komitee der Antiſklaverei-Lotterie in Koblenz gebildet hätte. Das Komitee hatte ſeine Ziele möglichſt weit geſetzt, der Ertrag der Lotterie ſollte, mit Ausſchluß jedes Erwerbszweckes, nur zu ſolchen Zwecken verwendet werden, welche den Sklavenraub und den Sklavenhandel lahm zu legen geeignet erſchienen: Beſchaffung von Dampfern, Errichtung von Schutz- und Miſſionsſtationen, Unterbringung von befreiten Sklaven ꝛc., und es wurde ſofort mit der Ausführung des Programms begonnen. Es ſind nun folgende Unternehmungen in Angriff genommen worden: 1. der Transport des *Wiſſmann-Dampfers*; 2. im Zuſammenhange damit die Vermeſſung und Erforſchung des Viktoria Nyanza und der Karawanenſtraße von der Küſte über Mpuapua-Tabora zum Viktoria-See (die ſogenannte *Vorexpedition*); 3. die Errichtung einer Schiffswerft an dem Viktoria Nyanza und Indienſtſtellung des Peters-Dampfers auf dieſem See (ehemalige *Borchertſche Expedition*); 4. die Erforſchung der Landes- und Wegeverhältniſſe im nördlichen Teile des Schutzgebietes zwiſchen dem Kilima Ndſcharo und dem Viktoria Nyanza (*Baumannſche Expedition*). Betrachten wir den Fortgang der Unternehmungen nach der Zeit ihrer Entſtehung.

Der Wiſſmann-Dampfer war bereits im Sommer 1891 in Saadani ausgeladen worden, und Major v. *Wißmann* hatte ſämtliche Vorbereitungen erledigt, als die Vernichtung der Expedition Zelewſki durch die Wahehe eintrat, der Gouverneur Freiherr v. Soden Wiſſmann mitteilte, daß er ihm jetzt weder das Seengebiet überantworten, noch eine Truppe geben könne, und daß ſpäter nur von einem diplomatiſch-konſulariſchen Einfluß im Seengebiet, von keiner Machtentfaltung die Rede ſein könne. Da Wiſſmann beabſichtigt hatte, die große Karawanenſtraße zu ſichern und hier Ruhe und Ordnung zu ſchaffen (was mit ungenügenden Mitteln jetzt verſucht wird) und den Dampfertransport nur als Privatmann leiten konnte, ſo wirkte natürlich das Fehlſchlagen der erſteren Ausſicht auf das Unternehmen ein. Dazu kam, daß die


Th. Rocholl
Düſſ. 90.

Küraſſiere auf der Verfolgung. Nach dem Gemälde von Th. Rocholl

Träger entliefen, Wiſſmann erkrankte und nach Kairo zur Anwerbung von Sudaneſen geſchickt wurde — kurz das Dampferunternehmen erſchien zur Zeit als undurchführbar. Sobald ſich Wiſſmann aber genügend gekräftigt fühlte, begann er mit aller Energie wieder an die Ausführung ſeiner Pläne zu gehen, aber die Sachlage hatte ſich doch in dieſer Zeit etwas verſchoben. Von dem Komitee war nicht mehr der Viktoria als Endziel der Expedition ins Auge genommen, ſondern der Tanganyika, der allerdings ſchon früher in zweiter Reihe, im Falle die nach dem Viktoria zu entſendende Vorexpedition den See als zu flach für den Tiefgang des Wiſſmann-Dampfers gefunden haben ſollte, in Frage gekommen war. Der Tanganyika, wo katholiſche Miſſionare auf deutſchem Gebiete thätig waren und ſich nur mit Mühe an einigen Punkten des Angriffes der Araber erwehren konnten, hatte auch durch die Anſtrengungen des Kongoſtaates eine größere Bedeutung als früher gewonnen, und Wiſſmann erfüllte den Wunſch des Komitees, den Dampfer nach dorthin und zwar, vornehmlich aus pekuniären Gründen, auf der Sambeſi-Schire-Nyaſſa-Route zu bringen. Der Weg geht von Chinde an der nördlichſten Sambeſi-Mündung aus, wo der von Saadani nach dorthin geſchaffte Dampfer auf Flußfahrzeuge verladen und den Sambeſi-Schire hinaufgeſchleppt werden ſoll, bis die Murchiſon-Fälle den Landtransport über das Schire-Hochland, von deſſen Stationen Blantyre und Mandala, der Miſſionsſuperintendent Merensky noch jüngſt eine ſchöne Schilderung gegeben hat,*) notwendig machen. Etwa zwölf deutſche Meilen muß der Dampfer bis zu der Station Matope oberhalb der Murchiſon-Fälle geſchleppt werden, wo der Dampferverkehr wieder beginnt. Der Fluß erweitert ſich zu einem flachen Seebecken, das den Namen Pamalombwe führt, deſſen Ufer ſich nur wenige Fuß über den Meeresſpiegel erheben, bis die Südſpitze des Nyaſſa erreicht wird und das Fahrzeug um eine felſige Halbinſel herum, auf der die Miſſionsſtation Livingſtonia liegt, in das blaue Waſſer hinausfährt. Die Verbindung zwiſchen dem Nyaſſa und Tanganyika iſt ſchwierig, (da ein bedeutendes Hochplateau von 6000 Fuß Höhe zu überwinden iſt) obwohl die Engländer in früheren Jahren Anſtrengungen gemacht haben, die ſogenannte Stevenſonſtraße zu erbauen. Wiſſmann, der einzige Deutſche, welcher bis jetzt den Weg über das Plateau gemacht hat, hat aber auf ſeiner letzten Reiſe bereits nicht mehr viel von dieſer geſehen. Nur der Umſtand, daß hier und da in gerader Linie die höheren Bäume ausgehauen waren, ließ noch erkennen, daß hier einſt ein Verſuch zum Wegbau gemacht war. Vom Nyaſſaſee führt ein ſchroffer Anſtieg auf die Höhe, dann geht es dreißig Meilen ohne erhebliche Bodenanſchwellungen fort und endlich noch zwölf Meilen in bequemem Abſtieg zum Tanganyika herab, wo der Dampfer zuſammengeſetzt werden wird. Ob Wiſſmann die Stevenſonſtraße wählen wird, hängt natürlich von den Verhältniſſen ab, er hegt die Hoffnung, durch das deutſche Gebiet, wo jetzt die Miſſionen Berlin I und die Brüdergemeinde thätig ſind, vielleicht einen neuen Weg zu finden. Wiſſmanns Perſonal iſt vorzüglich zuſammengeſetzt; er ſelbſt iſt für die Dauer der Expedition Reichskommiſſar auf Urlaub, und ſein früherer Adjutant Dr. Bumiller, der in Kairo treu bei ihm ausgehalten hatte, ſein Vertreter. Weiter ſind zu nennen: Baron von Eltz, der Arzt Dr. Röwer, Kapitän Prager und das techniſche Perſonal nebſt tüchtigen in den Kämpfen in Oſtafrika erprobten deutſchen Unteroffizieren für die angeworbenen gut ausgerüſteten Truppen, ſo daß nach menſchlicher Berechnung nichts verſäumt worden iſt, um dieſes gewaltige Unternehmen, das größte jemals nach Centralafrika geſandte, welches jetzt von Saadani nach Chinde unterwegs iſt, glücklich durchzuführen.

Infolge des veränderten Programms ſchwebt die ſogenannte Vorexpedition, welche den Viktoriaſee auf die Tiefenverhältniſſe unterſuchen ſollte, etwas in der Luft. Ihr Führer, Bauinſpektor Hochſtätter, ſtarb bald nach ſeiner Ankunft in Oſtafrika, Baron Fiſcher trat an ſeine Stelle und brach im Dezember in das Innere auf, wo er ſich dem Ablöſungskommando für die Stationen des Innern anſchloß und über Tabora den Viktoriaſee zu erreichen ſucht. Als Erſatz für Hochſtätter wurde Kapitän Spring nachgeſchickt, der am 22. Februar von der Küſte abmarſchierte. Iſt auch der Hauptzweck dieſer Expedition hinfällig geworden, ſo wird ſie doch unſere Kenntnis des Sees bedeutend bereichern und vor allem der dritten Expedition weſentliche Dienſte leiſten können.

Die ſogenannte Borchertſche Expedition, brach erſt ziemlich ſpät, am 2. März, in das Innere auf, da allerlei widrige Umſtände den früheren Abmarſch verzögert hatten. Borchert hatte bereits im Auguſt 1891 den Auftrag erhalten, möglichſt ſchnell mit einer Vorexpedition an den Viktoriaſee hinaufzugehen, dort die zur Zuſammenſetzung des Peters-Dampfers und zum Bau von Segelſchiffen notwendige Werft zu errichten, die zum Transport des Dampfers etwa erforderlichen 2000 Träger anzuwerben und dieſe zur Abholung des Dampfers, der mittlerweile gebaut werden ſollte, nach der Küſte zu bringen. Die Ausrüſtung war ausgezeichnet, das Perſonal gut, aber über die Fähigkeiten des Führers waren die Meinungen geteilt, obwohl ihm der beſte Wille zugeſtanden wurde. Der Vormarſch der Expedition wurde infolge der Regenzeit ſehr erſchwert, bei Mpuapua erkrankte Borchert und kehrte zur Küſte zurück, während der erſte Offizier, Graf Schweinitz, ein ſehr thatkräftiger und umſichtiger Mann, die Führung übernahm. Da beſondere Schwierigkeiten nach Paſſieren von Ugogo nicht mehr zu erwarten ſind, ſo iſt alle Hoffnung vorhanden, daß die beiden vorhin genannten Expeditionen glücklich ihr Ziel erreichen werden, und daß auch die Baumannſche Expedition, welche den gefährlichſten Weg eingeſchlagen hat, auf ihrem bis jetzt glücklichen Marſche weiter keine größeren Hinderniſſe zu überwinden haben wird, zumal Baumann ein erfahrener Reiſender iſt.

Dr. Oskar Baumann, ein ſehr tüchtiger Geograph, iſt bekannter geworden als Begleiter des Dr. Hans Meyer, mit dem er in die Gewalt Buſchiris geriet, und durch ſeine gründliche Erforſchung Uſambaras, der Perle unſeres oſtafrikaniſchen Beſitzes, wo jetzt die Kultur des Kaffeebaumes in größerem Maße in Angriff genommen werden ſoll. Er brach am 15. Januar von Tanga auf, marſchierte durch Uſambara und ſetzte über den Panganifluß, um dann quer durch die ganz unbekannte Maſſaiſteppe nach dem See zu gelangen. Die Maſſai waren in den letzten Jahren etwas zu ſchwarz gemalt, obwohl Wiſſmann ſie treffend als ebenſo feige wie frech und roh bezeichnet hat,*) aber es iſt doch ein kühnes Unterfangen, als einziger Europäer durch ihr Land zu ziehen. Die einſt ſo ſehr gefürchteten Sogonoi-Maſſai fand Baumann durch die Viehſeuche, welche alle ihre Rinder vernichtet hatte, dem Verhungern nahe, nur in der Landſchaft Umbugwe kam es am 3. März zu einem Kampfe, in dem die Maſſai geſchlagen und ihnen Getreidevorräte und Rinder abgenommen wurden. Baumann, welcher den ſalzigen Manjaraſee erreicht hat, gedachte Anfang April am Viktoriaſee zu ſein; er wird hier die Route des Dr. Fiſcher kreuzen, der als einziger Deutſcher die Südoſtecke des Sees bereiſt hat. Seine Reiſe dürfte, abgeſehen von dem praktiſchen Nutzen für ſpätere Wegeanlagen, ſicher wertvolle geographiſche Reſultate im Gefolge haben.

Dies iſt in großen Zügen der gegenwärtige Stand der Unternehmungen, welche original in der Auffaſſung, ſchwierig in der Ausführung ſind. Die Männer, die ſich ihnen widmen, verdienen nicht nur die Anerkennung engerer Kolonialkreiſe, ſondern die Sympathie des deutſchen Volkes, die es ja ſtets denen zuwendet, welche für ſeine Größe und ſeinen Ruhm ihr Leben in die Schanze zu ſchlagen bereit ſind.

---

*) Jahrgang 1892, Nr. 14, „Mandala-Blantyre.“

*) „Afrikaniſche Diplomatie.“ Von Hermann von Wiſſmann. Koloniales Jahrbuch. 4. Band, 1891.

## Zu unſren Bildern.

Th. Rocholl nimmt unter unſeren Militärmalern eine der erſten Stellen ein. Auch ſeine „Küraſſiere auf der Verfolgung,“ welche die heutige Nummer ſchmücken, geben ſich als ein Bild voller Kraft und Lebendigkeit. Es iſt doch eine prächtige Waffe, die ſchwere Reiterei. Praktiſcher mag's ſein, wenn ſie in Zukunft den blinkenden Küraß nicht mehr mit hinaus ins Feld nimmt und mit Lanze und Karabiner in den Kampf zieht — maleriſcher erſchien ſie mir ehedem. Aber darauf kommt's ja freilich nicht an.

„Weil's mi freut!“ Warum mag ſich die Reſi wohl freuen? Über die gutgelungenen Knödeln neben ſich, über den Tobias, ihren Herzensſchatz, oder über ſich ſelbſt? Ich denke, über das alles und noch über einiges mehr — aus ihren Augen lacht jenes glückliche Temperament, dem die ganze Welt allezeit in roſenfarbenem Lichte erſcheint: „weil's mi eben freut!“

## Schule.

Ende September wird in München eine Verſammlung hervorragender deutſcher Geſchichtslehrer tagen, welche u. a. folgende Fragen beſprechen wird: Inwieweit hat der Geſchichtsunterricht zu dienen als Vorbereitung zur Teilnahme an den Aufgaben, welche das öffentliche Leben der Gegenwart an jeden Gebildeten ſtellt? Wie iſt demgemäß der Geſchichtsunterricht zu erteilen? Wie ſind die hiſtoriſchen Seminare an den Univerſitäten einzurichten und zu leiten?

## Himmelskunde.

Entgegengeſetzt älteren Annahmen, hat man bereits ſeit einem Jahrzehnt erkannt, daß der Mond uns nicht nur reflektierte Sonnenwärme zuſtrahlt, ſondern daß uns auch von ſeiner eigenen Wärme noch einiges zu gute kommt. Erſt jetzt iſt es indeſſen dem Aſtronomen C. Hutchins gelungen, durch beſonders empfindliche Inſtrumente genauere Meſſungen dieſer Wärmemenge anzuſtellen, die ergaben, daß der Mond uns den 184560ſten Teil der Wärme ſpendet, die der Erde von der Sonne zuſtrömt.

Das Harvard-College in New York will ein Obſervatorium auf dem Arequipa in Peru, 8055 Fuß über der Meeresoberfläche, erbauen. Die Luft iſt dort ſo rein, daß man mit einem 13zölligen Fernrohr die Venus bei Tage jederzeit ſehen kann.

## Statiſtik.

Der Bierdurſt iſt wahrlich gewaltig! Nach den neueſten Zuſammenſtellungen beträgt die jährliche Geſamtproduktion der Erde an Gerſtenſaft etwa 175 Millionen Hektoliter, wovon u. a. entfallen auf: Deutſchland 47602939 (davon auf Bayern 13½ Mill.) Hektoliter, Öſterreich 14, England 47, Belgien und Frankreich je 10 Millionen, Vereinigte Staaten 37 Millionen Hektoliter. Wollte man dieſe ungeheuere Biermaſſe in ein einziges Rieſengefäß füllen, ſo würde dasſelbe ſich als ein rechteckiger Bierſee von je vier Kilometer Seitenlänge und einem Meter Tiefe darſtellen.

## Hygieine.

Dermatol nennt ſich ein neues pulverförmiges, aus gallusſaurem Wismut hergeſtelltes Wundheilmittel, welches Dr. Heinz und Dr. Liebrecht erfunden haben, und das die Vorzüge des Jodoforms in ſich bergen ſoll, ohne deſſen Nachteile, ſeine Giftigkeit und den unangenehmen Geruch, zu beſitzen. Das Dermatol eignet ſich nach den bisherigen Erfahrungen für nicht eiternde Wunden und verdient ſeiner Ungefährlichkeit halber Beachtung als Hausmittel für Wundſein, Fußleiden ꝛc.

Die Frage, ob Kaffee ein Nahrungsmittel iſt oder nicht, ſcheint jetzt durch Heerleins Unterſuchungen endlich dahin gelöſt zu ſein, daß Kaffee weder ein Nähr- noch Sparmittel iſt, ſondern vielmehr eher den Stoffwechſel belebt und beſchleunigt. Das Coffeïn, das riechende Öl ſowie das brenzliche des geröſteten Kaffees, und die übrigen Beſtandteile der Bohne vereinigen ihre Wirkſamkeit zur Anregung des Nervenſyſtems, die, wie ausgiebige Tierverſuche erwieſen, den Sauerſtoffverbrauch vermehrt, alſo die Lebensthätigkeit des Geſamtkörpers ſteigert. Reizbare Nerven werden vom Kaffee derart beeinflußt, daß ſie heftige Wallungen hervorrufen, Herzklopfen u. ſ. w., ſtärkere Naturen empfinden dieſen Einfluß nur als Wärme, Leben, Erfriſchung. Im Deutſchen Reiche werden 110 Millionen Kilo Kaffee verbraucht ſo viel verlangen unſere Nerven. St.

## Technik.

Vor einiger Zeit brachten wir eine Mitteilung über ein Preisausſchreiben bez. eines Verfahrens zur Verhinderung der Selbſtentzündung von Kohlen, durch welche bekanntlich alljährlich eine größere Anzahl von Schiffen verloren geht. Es ſcheint, wie das Patentbüreau Lüders in Görlitz mitteilt, daß der ſeit langer Zeit ſchwer empfundene Uebelſtand durch ein kürzlich patentiertes Verfahren (von Direktor Loibl in Schleſien) gehoben werden kann, indem man die zu verladenden Kohlen mit etwas Kalkhydrat (gelöſchtem Kalk) mengt, der die Gasmaſſen, welche die Gefahr der Entzündungen bedingten, bindet. Eine Entwertung der Kohlen ſoll durch den Zuſatz nicht hervorgerufen werden.

## Seidenbau.

Den Maulbeerbaum, der als die Hauptnahrung der Seidenraupe gilt, in Deutſchland einzubürgern, und mit ihm die Seidenraupenzucht bei uns einzuführen, iſt ſchon vielfach, aber leider meiſt mit zweifelhaften Erfolgen verſucht worden. Hätte man einen unſerem Klima entſprechenden Ernährer der Seidenraupe, ſo ſtände vielleicht der Einführung des Seidenbaues bei uns nichts im Wege. Profeſſor Harz in München hat nach mehrjährigen Verſuchen die auch bei uns heimiſche Nährpflanze für die Seidenraupe entdeckt; es iſt die jeder Leſerin bekannte Schwarzwurzel. Die erſten Verſuche hatten wenig Erfolg. Die Raupen wieſen die Nahrung zurück und verendeten maſſenhaft. Bloß 1 Prozent ſpannen ſich ein. Mit dieſem einen Prozent aber ſetzte Profeſſor Harz ſeine Verſuche fort und erhielt ſofort 7 Prozent Schwarzwurzelfreſſer, dann zweimal 34 und zuletzt 85 Prozent. Die auf dieſem Wege erzielten Kokons entſprachen ſowohl in Größe als in Gewicht und Fadenſtärke den Maulbeerſprößlingen, und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß hier eine neue Abart der Seidenraupe gezüchtet iſt, die ſich mit den Blättern unſerer Schwarzwurzel füttern läßt. Erweiſt ſich das auch in Zukunft als unumſtößliche Thatſache, ſo iſt die Annahme gerechtfertigt, daß man auch bei uns den Seidenbau wieder eifrig betreiben wird. Die badiſche Regierung hat bereits die wichtige Angelegenheit in die Hand genommen.

## Fiſcherei.

Fiſcherei im größten Maßſtab und zwar mit Dampfkraft im wörtlichſten Sinne des Wortes ſteht z. B. in Nordamerika an der Tagesordnung. Wenn man mit der Eiſenbahn die große Susquehannabrücke paſſiert, ſieht man gegen Süden in der Mündung des Fluſſes mehrere ſchwimmende Schuppen, die auf einem verankerten Floß ruhen und zur Dampffiſcherei von Osmond & Co. gehören, und einen Schleppdampfer, der das über eine engliſche Meile lange Netz hinausbringt und damit einen großen Teil der Flußmündung abſperrt. Die Endpunkte des Netzes werden dann mittels eines gewaltigen Kabels mit dem ſchwimmenden Prahm verbunden, worauf die Dampfmaſchinen in Thätigkeit treten, die Taue des letzteren anwinden und die Enden des ungeheuren Schleppnetzes heranziehen, was etwa zwei Stunden Zeit erfordert. Sobald das Rieſennetz faſt ganz eingeholt iſt, ziehen es Arbeiter auf die ſchiefe Ebene des Prahms, und nun wimmelt die lange Plattform von Fiſchen. Zunächſt werden die Elſen (Shads) herausgeholt, dann nimmt man die Aale und Barſche heraus, endlich die Heringe, welche den Hauptfang bilden. Sie werden ſogleich eingepökelt und marktfertig gemacht, die Tafelfiſche auf Schnellſeglern und Schnelldampfern nach Baltimore oder in die Eishäuſer der Firma geſchickt. Der tägliche Fang beziffert ſich u. a. allein auf etwa 300000 Heringe. Wie lange der Fang bei dieſer Art von Fiſcherei wohl ergiebig bleiben wird?

## Münzkunde.

Eine großſinnige Schenkung hat der Geh. Sanitätsrat Dr. Jaquet-Berlin gemacht, indem er ſeine wohl einzig daſtehende Sammlung preußiſcher Ordensmünzen, die gegen 50000 Stücke umfaßt, für die innere Ausſchmückung des Hochſchloſſes von Marienburg beſtimmte. Die Sammlung, welche große Seltenheiten in ſich birgt, wird nach der völligen Wiederherſtellung des Schloſſes in der Wohnung des einſtigen Ordens-Treßlers, des Ritters, dem die Aufbewahrung der Ordensſchätze zufiel, aufgeſtellt werden.

## Vereinsweſen.

In Frankfurt a. M. tagte am 11. und 12. Juni der zahlreich beſuchte 11. deutſche Kongreß für erziehliche Knabenhandarbeit unter dem Vorſitz des Abgeordneten von Schenkendorff. Aus der längeren Reihe der Vorträge heben wir den des Dr. Götz-Leipzig über „Knabenhandarbeit im Dienſt der Erziehung und der Schule“ und des Dr. Rohmeder-München über „Die Leitung des Unterrichts in der Handarbeitsſtunde für Knaben“ hervor. Im Anſchluß an erſteren wurde nach dem Beſchluß der Verſammlung die Thätigkeit der Schülerwerkſtätten neben der Schule für notwendig, jeder Verſuch aber, den betr. Unterricht ſchon jetzt mit der Schule zu verbinden, als freudig zu begrüßen bezeichnet; der zweitgenannte Vortrag führte zu einer Erörterung darüber, ob ein Lehrer oder ein Handwerker den Unterricht leiten ſolle, wobei der Kongreß ſich unbedingt für erſteren ausſprach.

Dem Jahresbericht der deutſchen Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger entnehmen wir folgende Mitteilungen: Die Rettungsſtationen der Geſellſchaft waren im verfloſſenen Geſchäftsjahr fünfzehnmal mit Erfolg thätig und haben 69 gefährdete Perſonen den Wellen entriſſen. Die Geſamtzahl der ſeit dem Beſtehen der Geſellſchaft durch deren Geräte geretteten Perſonen iſt damit auf 1961 geſtiegen. Neu errichtet ſind drei Bootsſtationen, und zwar zu Friedrichskoog i. Holſt., auf der Inſel Süderoog und zu Barhöft (Pommern). Die Geſamtzahl der Stationen beträgt nunmehr 116. Die vom Vorſtand alljährlich zu verleihende Ehrengabe erhielt der Kapitän W. Langen vom Geeſtemünder Dampfer „Standart“; derſelbe hatte am 20. Nov. 1890 im Atlantiſchen Ozean die aus 13 Perſonen beſtehende Beſatzung einer engliſchen Bark gerettet.

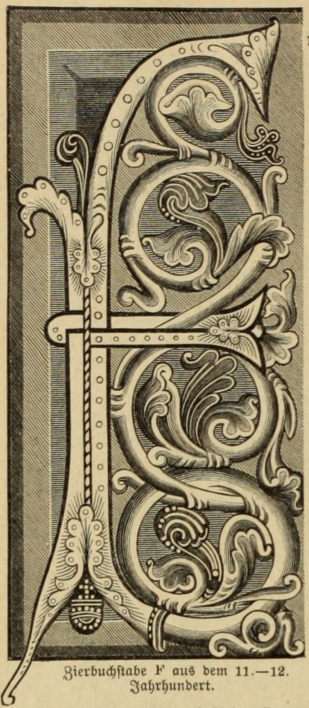
## Jagd.

Der Verband deutſcher Brieftaubenliebhabervereine hat für das Abſchießen von Raubvögeln 500 Mark an Preiſen ausgeſetzt; berückſichtigt werden aber nur Wanderfalken, Hühnerhabichte und Sperberweibchen. Die Fänge, nicht der ganze Vogel, ſind an Herrn Jungnickel-Chemnitz oder J. Hörter-Hannover einzuſenden. Die Preiſe, deren Höhe ſich für das einzelne Tier nach der Zahl der überhaupt eingehenden Fänge richtet (im Vorjahr 2,50 M.), kommen Anfang Dezember zur Verteilung.

## Denkmäler.

In Tuttlingen (Schwarzwald) wurde am 19. Juni das dem Andenken des Dichters der „Wacht am Rhein“, Max Schneckenburger, errichtete Denkmal enthüllt. Auf einem granitnen Sockel, welcher das Reliefbild des Dichters trägt, erhebt ſich die in Bronze gegoſſene, drei Meter hohe Idealgeſtalt der „Wacht am Rhein.“

## Mittelalterlicher Zierbuchſtabe.



Zierbuchſtabe F aus dem 11.—12. Jahrhundert.

Für die beſonders im 11. und 12. Jahrhundert blühende Kunſt der Miniatur- und Buchſtabenmalerei bildet die nebenſtehende Initiale F ein ſchönes Beiſpiel. Der ſchwungvolle Buchſtabe iſt einer der ſtändiſchen Landesbibliothek zu Kaſſel gehörenden Evangelienhandſchrift entnommen, die aus dem weſtfäliſchen Kloſter Hardehauſen ſtammt. Unfern dieſes Kloſters liegt Helmarshauſen, die mutmaßliche Wohnſtätte jenes Mönchs Theophilus, der an der Wende des 11. und 12. Jahrhunderts in ſeinem Diversarum artium schedula (Abriß von allerlei Künſten) ein ausführliches und in vieler Hinſicht unübertreffliches Lehrbuch des damaligen Kunſtgewerbes gab; es iſt nicht unmöglich, daß ſein unzweifelhaft großes Können den Schreiber und Zeichner jener Evangelienhandſchrift beeinflußt hat. Wenn in unſerer Abbildung die farbige Pracht des Zierbuchſtabens nur andeutungsweiſe zur Geltung kommen kann, ſo iſt doch auch ſchon die Zeichnung von hohem Reiz. Während bei den älteren Initialen noch überall ſcharf ausgeprägte Anklänge an die ſteifere byzantiniſche Kunſtrichtung hervortreten, ſehen wir in den Formen unſeres Beiſpiels, in den arabeskenartig gehaltenen, ſtiliſierten Pflanzengebilden bereits ein unverkennbares Streben nach Gefälligkeit und Anmut.

## Kleine Zeitung.

Unſere zoologiſchen Gärten und Menagerien ſind augenblicklich in größter Verlegenheit um die Neubeſchaffung von — Giraffen. In Südafrika iſt das Tier faſt ausgeſtorben, in Oſtafrika ſollen die Eingeborenen ſich nicht auf den Fang verſtehen, und das frühere Hauptfanggebiet, der Sudan, iſt durch die Mahdiſten dem europäiſchen Handel faſt gänzlich verſperrt. Augenblicklich ſoll in ganz Europa nur eine Giraffe — und zwar zu einem faſt unglaublichen Preiſe — verkäuflich ſein, ſo daß ſelbſt der große zoologiſche Garten in London ſich zur Zeit keines der langhalſigen Tiere erfreut.

Die braven Auſtralier, die ſich zur Ausrottung der Kaninchen Füchſe aus England kommen ließen und dieſe in ihren Landgebieten ausſetzten, klagen jetzt wieder, daß die Füchſe ſich dort maſſenweiſe über weite Gebiete verbreiten und die Lämmer und Hühner der Farmen vor den roten Burſchen kaum mehr ſicher ſeien. Meiſter Reineke ſcheint ſich in der That dort im fernen Süden ſehr wohl zu fühlen; er erlangt in dem milden Klima Auſtraliens und bei der fetten Nahrung des reichen Landes bedeutendere Größe und Kraft als in England.

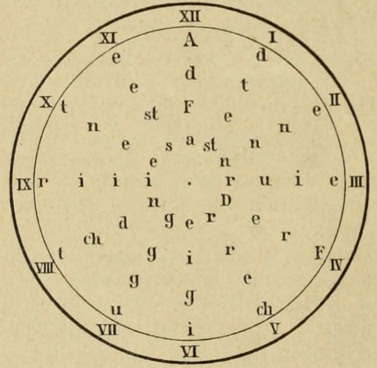
Der Zuckerahorn, ein über faſt alle Teile des nordamerikaniſchen Kontinents verbreiteter ſchöner Baum, bildet den einträglichſten Teil ſo mancher Farm des fernen Weſtens. Der Zucker wird dadurch gewonnen, daß man mit einem Bohrer ein oder zwei Löcher in den Stamm des Baumes bohrt, dann Holzröhren einſetzt und durch dieſe den Saft in Eimer fließen läßt. Der Saft wird bis zur Honigkonſiſtenz eingedampft. In dieſem Zuſtand wird ein großer Teil als Ahornſyrup verkauft. Unter gewöhnlichen Umſtänden liefert ein Baum in einer Ernte 76 bis 113 Liter Saft, und dieſe enthalten 3½ bis 8 Pfund Zucker. Der jährliche Ertrag der Union wird auf ungefähr 40 Millionen Pfund Ahornzucker und 7½ Millionen Liter Ahornſyrup angegeben. Der Ahornzucker wird nicht raffiniert, weil er dadurch ſein eigentümliches Aroma verlieren würde.

In Mainz wurde vor kurzem ein Irrtum einer Pariſer Konfektionsfirma viel belacht. Aus Paris lief nämlich ein Brief mit folgender Adreſſe ein: „Madame Reichsbankſtelle, Mayence.“ Die Poſt lieferte das Schreiben an den Vorſteher der Reichsbankſtelle ab, der aus dem Umſchlag eine Empfehlung von — Schnürleibern hervorzog. Madame Reichsbankſtelle dürfte nicht in der Lage ſein, auf die Offerte einzugehen.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Magiſche Uhr.



Die Buchſtaben des Zifferblatts, richtig aneinander gereiht, ergeben einen Sinnſpruch.

### 2. Anagramm.

Bildlich belehrend, den Weg dir zeigend in Nähe und Ferne,
Bräutlich und zart und doch ſtark, tragend gewaltige Laſt —
Macht mich ein Wechſel der Zeichen heimiſch auf vornehmer Tafel,
Wie bei dem einfachſten Mahl, fein oder kunſtlos ſerviert.

M. Sch. (Kaſſel.)

### 3. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den Wörtern „Chriſt“, „Sarg“, „Falle“, „Wanne“ ein Sprichwort erhalten?

### 4. Dreiſilbige Scharade.

Zu einer Maid in Griechenland,
Der ſchönſten Augenweide,
Kam oft Apollo, liebentbrannt,
In ſchlichtem Jägerkleide.
Gar bald vergaß er dort die Pflicht,
Die Sonne ſchien nur ſelten;
Da lud ihn Zeus vor ſein Gericht,
Den Säumigen zu ſchelten.

Am Abend kam das Mädchen dann
Umſonſt zur trauten Stelle,
Sie ſeufzte nach dem teuren Mann,
Wie Rehe nach der Quelle.
Wie von Zwei Drei die Krieger ſchau'n
Und ſpäh'n als treue Poſten,
So ſah ſie bis zum Morgengrau'n
Am ſtillen Eins nach Oſten.

Da ſtieg er aus dem blauen Meer
Mit ſeinen Sonnenroſſen;
Sein ſchöner Leib war ringsumher
Von Purpurlicht umfloſſen.
Sie ſah nach ihm mit Luſt und Leid,
Faſt blind von ſeinem Glanze;
Der Gott verwandelte die Maid
Mitleidig in das Ganze.

Ihr ſeht's im Feld und auf der Au'
Mit reichem Blütenprangen,
Wie einſt die Augen himmelblau
Und zart wie einſt die Wangen.
Und heut noch kehrt es liebevoll
An warmen Sommertagen
Die blauen Sterne nach Apoll
Und ſeinem goldnen Wagen.

C. L.

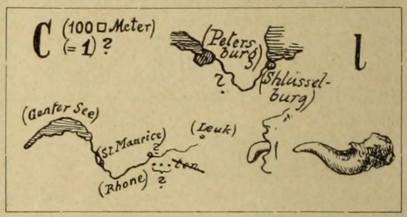
### 5. Homonym.

Es lockt dich zum Tanz, beut koſtbare Zier,
Auch Blüten und ernſte Gedanken dir.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Bilderrätſel.



### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 41.

Bilderrätſel.

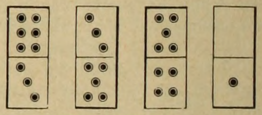
„Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.“

(Major v. Schill am 12. Mai 1809 an ſeine Freiſchar in Arneburg a. d. Elbe.)

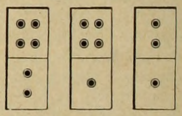
Dominoaufgabe.

Die Augenſumme auf den zehn Steinen des B betrug 55, auf den acht Steinen im Talon 53.

B ſetzte:



behielt außer den Doppelſteinen:



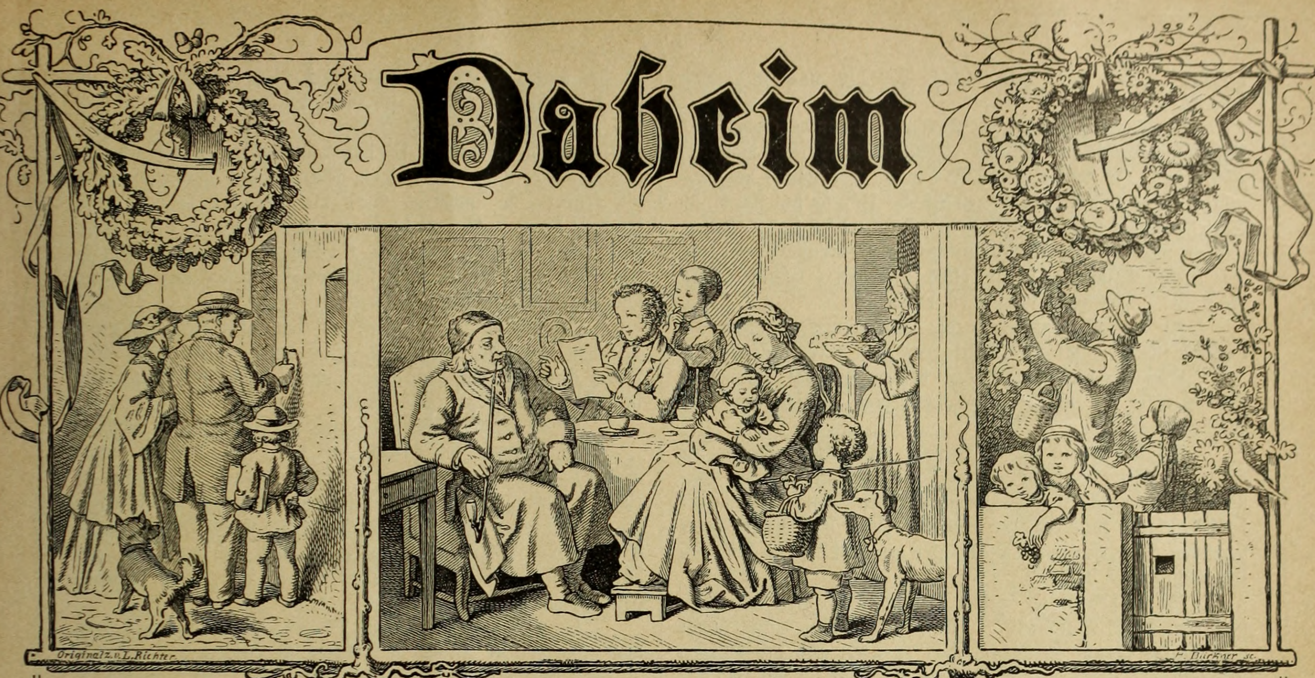
Homonym. Wechſel.

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſ.) — Der Improviſator am Molo. Gedicht von Frida Schanz. Zu dem Bilde von Konrad Grob. — Waljagden. Von Prof Dr. Pechuel-Loeſche. — Zur rechten Zeit. Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner. (Fortſ.) — Die Geheimſprache des Weltalls. Von Dr. Hermann Sachſe. — Die Seen-Expeditionen. Von Guſtav Meinecke. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Weil's mi freut! von E. Rau; Küraſſiere auf der Verfolgung von Th. Rocholl. — Schule. — Himmelskunde. — Statiſtik. — Hygieine. — Technik. — Seidenbau. — Fiſcherei. — Münzkunde. — Vereinsweſen — Jagd. — Denkmäler. — Mittelalterlicher Zierbuchſtabe. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim


Originalz. v. L. Richter.
F. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Juli 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 43.

## Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Gabriele war vor einen ſchmalen, dunſtbeſchlagenen Spiegel getreten, den einzigen, der ſich in dem ärmlich ausgeſtatteten Schlafgemach befand, in dem die Betten, die engen Waſchtiſche, ein Kleiderſtänder und ein paar Stühle kaum Platz hatten. Die vornehm gekleidete Schweſter, zwiſchen dieſe plebejiſchen Möbel gedrängt, krauſte ihre Stirnlöckchen über den roſigen Fingern. Es ſah allerliebſt aus, wie die weißſeidene Fülle unter dem roten Crêpeeinſatz des Hütchens um das friſche Rokokogeſichtchen quoll.

Die Haſt der Flucht hatte die hübſche Friſur etwas zerdrückt; die Dame brachte ſie deshalb ſehr ſorgfältig wieder in Ordnung. Während ſie dies that, antwortete ſie: „Du irrſt dich, meine Liebe, mich führt ein Herzensbedürfnis her; freilich will ich meinem lieben Neffen nicht Gelegenheit geben, ſeine Tyrannenlaunen an noch einer Sklavin mehr zu üben. Weißt du das Neueſte: der ſchöne und liebenswürdige Graf Feraſi intereſſiert ſich für die Närrin, die vor kurzem noch verſprach, deine Schwiegertochter zu werden, für die Liſi. Nun, und ich intereſſier' mich für ihn. Ich will deshalb nicht, daß ſie ihn kriegt. Das wirſt du begreifen. Wenn ich ſie aus dem Wege ſchaff', iſt's noch möglich, daß er anderer Meinung wird. Er iſt ein wenig flatterhaft und war mir ſchon einmal ſehr ergeben. Und kurz und gut, ich ſeh' nur ein Mittel, ihn mir noch zu ſichern: die Liſi muß zu deinem Tibor zurück. Ich hab dir's oft genug geſagt, du ſollſt Sorge dafür tragen, jetzt aber dring' ich darauf. Es war unverzeihlich von dir, ſie von hier zu vertreiben. Jetzt iſt ſie außerdem reich und würd' euch aus euren elenden Verhältniſſen leicht herausbringen, es iſt deshalb thöricht, daß du keinen Verſuch machſt, ſie zurückzuholen."

„Aber ich bitt' dich," fragte Frau von Bötörö bitter, „wie ſoll ich denn das machen? Du weißt doch, ſie will nichts mehr von uns wiſſen!"

„Bah! ſie iſt excentriſch, übergefühlsſelig und ändert ſtündlich ihre Meinungen. Mit ſolchen Leuten iſt alles anzufangen, wenn man ſie nur richtig anzugreifen weiß. Aus Liebe hat ſie deinen elenden Tibor das erſte Mal doch auch nicht nehmen wollen, ſondern nur aus Gefühlsduſelei. Den kannſt du bei ihr wieder hervorrufen. Alſo beeil' dich und verſuch's."

„Du haſt gut reden. Ich dring' gar nicht mehr bis zu ihr."

„Das ſind Ausreden! Ich will den ſehen, der mich hindert, zu jemandem vorzudringen, den ich ſprechen will! Du kannſt eine Stund' abpaſſen, wann die Mutter nicht z'Haus iſt, und die Dienerſchaft, die ſchüchtert man durch Impertinenz ein. Biſt du aber erſt einmal vorgelaſſen, nun dann — deine Mutterlieb' pflegt dich ja ſonſt ganz geſchickt im Intriguieren zu machen, — ſie wird dir die richtigen Wort' wohl auch diesmal eingeben."

„Sie würde es thun," bemerkte die blaſſe Frau, „und ich würde um Tibis willen hingehen, denn das Gefühl, das du verſpotteſt, iſt das höchſte für mich, und, ich mein' auch, das edelſte überall und ſtets. Aber ich weiß doch nicht, welches die Stund' iſt, zu der ich die Liſi allein treffen kann."

„Da hab ich vorgearbeitet," antwortete Gabriele mit tückiſchem Lächeln, „gerad' heut iſt ſie allein, den Nachmittag bis ſechs. Die Alte iſt in einem Wohlthätigkeitsverein, da kommt ſie vor abends nicht heim, das Würdegefühl, eine einflußreiche Perſönlichkeit vorzuſtellen, iſt ihr etwas Neues und dazu der Tratſch, — das macht ſolche Sitzungen zu angenehm, als daß man nicht vor ihr ſicher wär'."

„Heute gerad'!" ſagte Frau von Bötörö unangenehm berührt. „Das paßt mir nicht! Ich bin noch nicht vorbereitet.“

Die Augen der hübſchen Schweſter bekamen etwas noch Katzenähnlicheres; ſie ſprühten. „Ich will aber nicht warten!“ ziſchte ſie. „In wenig Tagen iſt Oſtern. Da kommt die hochmütige Gans in'n Prater —, zu Pferd. Und ſie ſitzt ſüperb im Sattel, und er wird auch da ſein. Dann reiten ſie zuſammen, und er wird als Kavalleriſt wieder ganz enthuſiasmiert ſein. In ſolcher Stimmung kann alles paſſieren. Und das will ich nicht! Das muß vermieden werden.“

„Ah deshalb,“ murmelte die Vötörö verletzt. Und abweiſend fügte ſie hinzu: „Nun, das ſind deine Intereſſen.“

„Aber ſie treffen mit den deinen diesmal zuſammen, und es wäre dumm, gerad' heraus geſagt, wollten wir nicht zuſammen arbeiten.“

„Du biſt daran ſchuld, wenn's nicht geht,“ meinte die ältere, welche, ihrer kleinlichen Natur gemäß, die ſich darbietende Gelegenheit nicht vorüber gehen ließ, ſich an der ſelbſtſüchtigen jüngeren zu rächen. „Du haſt durch deine herzloſen Bemerkungen Tibi kränker gemacht. Jetzt kann ich ihn nicht allein laſſen.“

„So?“ höhnte die andere. „Und was wird ihm denn paſſieren, dei'm Fatſchenkind? Kann die Wally nicht einmal eine Stund' drauf achtgeben, daß es nicht aus der Wiegen herausfallt? Übrigens, mach' was du willſt! Ich hab dir meinen Rat gegeben, und wenn du ihn nicht befolgſt, wird's leicht ſchlimmer für dich werden, wie für mich. Adieu, ich geh'!“

Sie band noch die rotſeidene Schleife ſeitwärts unter dem zarten Oval der Wange graziös zurecht, faßte den Elfenbeinſtab ihres weißſeidenen, mit Mohnblumen durchwirkten Sonnenſchirms und ging.

Frau von Vötörö betrachtete nervös ihre mageren, abgearbeiteten Finger. Sie fühlte die Verpflichtung, die Mahnung zu befolgen, und ihrem zudringlichen Weſen war der Gedanke daran keineswegs unangenehm, nur daß es gerade Gabriele war, deren Aufforderung ſie dabei folgen ſollte, verdroß ſie.

Sie entſchloß ſich dennoch, ſich anzukleiden und den angeratenen Verſuch zu machen.

Liſi war wirklich allein. Sie ſaß in ihrem Arbeitszimmer, einem Schmuckkäſtchen, vollgekramt von den koſtbarſten Gegenſtänden, welche zu allem, nur nicht zu wirklicher Benutzung geſchaffen ſchienen. Ein Schreibtiſch aus Ebenholz mit Einlagen in den kunſtvollſten Zeichnungen von Gold, Perlmutter und Elfenbein, eine Uhr in ebenſolchem Gehäuſe, Spiegel in Rahmen von Sevresporzellan, ein Marmortiſch, welcher Malergeräte, einige türkiſche Perlmutterſtänder und Tiſchchen, welche Bücher, Mappen und Rauchapparate trugen. Und zwiſchen dieſen zur Arbeit einladenden Dingen Reitutenſilien, Pferdebilder, Nippſachen auf Rokokoetageren, chineſiſche Puppen, Fächer und Blumen, wo ſolche nur irgend anzubringen waren. Der Vater Galen hatte ſich nicht genug thun können gerade in der Einrichtung dieſes Zimmers, und nun ſah es vor lauter ſchönen Sachen beinahe einem Wohlthätigkeitsbazar ähnlich.

In dieſem koſtbaren Gemach lag die Beſitzerin mit einem Roman auf der Chaiſelongue, als ein Geräuſch unter der Thür ſie vom Buch aufſchauen und den Kopf wenden ließ. Da ſtand in der offenen Thür die ſchattenhafte Geſtalt, die der peinigendſten Vergangenheit der Einſamen angehörte, und ſie erſchrak. Wie oft hatte ſie dieſe welke Figur im Geiſte geſehen, hatte immer gefürchtet, ſie werde auch in ihr neues Leben ſich eindrängen, wie das Fatum drohend vor ſie treten. Da war es nun, was ſie gefürchtet, und — wie ſo oft im Leben — ſie mußte die ihr ſo unſäglich unſympathiſche Frau mit Anſtand aufnehmen. Sie erhob ſich und grüßte ſie: „Meine liebe Frau von Vötörö, was führt Sie zu mir?“

Das „Sie“ war das einzige in der Anrede, was ihr Empfinden verriet. Sie konnte ſich nicht überwinden, das einſt ihr aufgezwungene „Du“ auszuſprechen.

Und die Beſucherin fing mit dem weinerlichen Ton der dünnen Stimme an zu klagen: „Was mich herführt? O, das werd' ich gefragt, und doch mußt du es wiſſen, ſo gut wie ich! Ah verzeih, ich blieb bei dem ‚Du‘ und werd' das feindliche ‚Sie‘ nicht finden, mit dem du mich beehrſt. Natürlich du, in dieſem feenhaften Glanz, du fühlſt dich verändert, aber ich — ich bin arm geblieben und nicht vornehmer wie früher. Da muß ich mir's ſchon gefallen laſſen, wenn du dich durch das ‚Du‘ beleidigt fühlſt. Aber — aber, es iſt eben nicht anders, wen das Unglück in den Staub hineinwirft, der wird von dem in ſeidenen Schuhen Einhergehenden auch noch mit Füßen getreten!“

„Ich bitt' Sie, gnädige Frau,“ ſagte Liſi beſchwichtigend, „kränken Sie ſich doch nicht ſelbſt durch ſolche Vergleiche. Dieſer Reichtum, der nicht einmal mir gehört, verändert nichts in mir. Bitte, ſetzen Sie ſich.“

„O ich dank'! Wenn du mir ſo viel geſtatten willſt.“

Liſi bewegte ſich nervös auf dem Sitz, den ſie eingenommen hatte; ſie hätte etwas darum gegeben, ihren Gaſt zu einer ruhigen und ſachgemäßen Ausdrucksweiſe zu bringen. Da ſie dies aber nicht hoffen durfte, ſtellte ſie die Frage, die ſie allein intereſſierte: „Wie geht es Tibor? Ich hörte von ihm durch meinen Bruder. Aber es iſt mir lieb, noch Näheres von Ihnen ſelbſt zu erfahren . . .“

„O, o!“ ſagte Frau von Vötörö, „alſo du fragſt doch nach ihm! Aus einem teilnehmenden Herzen heraus oder — oder nur aus herkömmlicher Höflichkeit? Für die letztere hätt' ich keine Antwort —, denn es ſteht zu ſchlimm um meinen armen Tibi, als daß es mir nicht das Herz umkehren müßt', überhaupt nur davon zu reden!“

„Sie werden mir nicht die Beleidigung anthun, zu glauben, daß ich anders als mit wirklicher Teilnahme an Tibor denken könnte,“ antwortete Liſi ernſt.

Die Beſucherin jammerte: „Wenn das wahr iſt, warum biſt du nicht einmal mehr zu ihm gegangen?“

Liſi ſchwieg, nicht gewillt, das „Warum“ zu erklären, und jene klagte weiter: „Und er ſtirbt vor Sehnſucht nach dir, ſtirbt ganz gewiß. Es iſt das kein leeres Wort, keine poetiſche Phraſe! Nein, Liſi, wenn du dich nicht entſchließt, zurückzukehren, wird er ſich verzehren. Seine Lebenskraft wird auslöſchen, wie ein Licht. Und ich — ich hab' ihn verloren — durch dich!“

Sie weinte und fuhr ſich mit den hageren Händen, die ein zerknülltes Taſchentuch hielten, wiederholt über ihr Geſicht. Aber Liſi glaubte ihr nicht; ſie kannte dieſe Scenen, in denen die krankhaft Erregte, ſobald dem vergötterten Sohn auch nur etwas Geringfügiges verſagt wurde, behauptete: es werde ſein Tod ſein.

„Ich glaub' nicht, daß es gut wär', wenn ich zu ihm ging!“ antwortete ſie. „Ich hab' ihm keine Hoffnungen zu bringen — und er würd' ſicher ſolche begehren, würd' ſich aufregen, nach den alten Zuſtänden verlangen, die nicht herzuſtellen ſind. Deshalb iſt's nicht Herzenshärte, wenn ich ihm ferne bleib'. Die Zeit wird in ihm wirken, wie in uns allen, wenn er nicht an mich erinnert wird.“

„Nein!“ rief Frau von Vötörö, „ſag' das nicht! Es iſt nicht Wahrheit. Er kann dich nicht vergeſſen, ſeine Liebe iſt zu tief. Und — o Gott! rührt dich denn nichts? Wirſt du denn keine Gewiſſensbiſſe haben, wenn du mich unerhört fortgehen läßt? Liſi! Wenn er mir ſtirbt, wirſt du zur Mörderin an ihm!“

Liſi fuhr zurück und griff mit der Hand nach einem Halt. „Welch ein Wort!“ murmelte ſie, „wie können Sie wagen, es auszuſprechen?“

„O, ich werd' es ausſprechen, werd' es jedem ſagen, der es hören will! Hartherzige, du ſollſt mir den Sohn nicht töten und vor der Welt wie eine Heilige dich brüſten. Sie ſollen es wiſſen, die dir jetzt ſtündlich Weihrauch ſtreuen, daß du ſchuld an ſeinem Tode biſt!“

Und die überreizte Frau brach in ſchrilles, hyſteriſches Schluchzen aus, während Liſi, beinahe ſo erregt, wie ſie, mit heftigem Zittern kämpfte.

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ murmelte ſie. „Sie müſſen bedenken: auch ich hab' Kindespflichten. Ich hab' ſie einmal übergangen und dafür büßen müſſen, und — und ich thu' es kein zweites Mal. Auch wenn ich zurückwollt', meine Mutter litt' es nicht!“

Aber Frau von Vötörö fuhr empor wie eine Schlange.

„Ah, deine Mutter! Ja, von ihr läßt du dich hindern! Wenn ſie nur im Glanz lebt, mögen andere zu Grunde gehen. Ich bin arm und kränklich, ich hab' vom Leben nichts als Elend, mein Einzig's iſt mein Tibi, meine Freud' und Aufrichtung, und ihn tötet ſie mir! O die Grauſamkeit, ſo zu handeln, ohne Gewiſſen!“

„Frau von Vötörö,“ warnte Liſi, „mäßigen Sie ſich! Auch meine Mutter hat nur ein einziges Kind und will es nicht verlieren. Sie ſind nie gerecht gegen Mama geweſen.“

Die ſchluchzende Frau erhob ſich.

„Ah, ich ſeh', es war umſonſt, daß ich mich zu dem ſchweren Gang entſchloſſen hab'. Ich find' kein Mitgefühl. Aber die Stund' wird kommen, wo du das, was du in dieſer heute gethan haſt, bereuen wirſt! Ich weiß, ſie kommt! Und dann denk' an mich! dann wirſt du um nichts weniger unglücklich ſein, als ich.“

Und ſie verließ Liſi mit einer theatraliſch drohenden Bewegung der Rechten, die dieſe trotz all dem übertriebenen Pathos bis ins Innerſte traf.

Wieder empfand ſie es als ſchrecklich, hin und her gezerrt zu werden zwiſchen zwei Pflichten, deren jede von den feindlichen Müttern ihr als die höchſte genannt ward, und die ſich doch nicht vereinigen ließen. Die alte Qual lebte in ihr auf, aber Frau von Vötörö war nicht dazu angethan, die Entſcheidung zu ihren Gunſten zu erzwingen. Gerade der Gedanke, die kleinliche Selbſtſucht dieſer Frau mit ihren ungerechten Anklagen und Weinerlichkeiten täglich wieder ertragen zu müſſen, beendete alles Schwanken. Sie konnte nicht, ſie wollte nicht zurück! Sie fühlte nicht die Kraft in ſich, umzukehren! Lieber vorwärts mit geſchloſſenen Augen und furchtſam zuckendem Herzen, mochte daraus werden, was wollte! Sie konnte Tibor doch nicht retten, auch wenn ſie ſich ein zweites Mal für ihn geopfert hätte.

Aber der Entſchluß legte ſich ihr doch bleiſchwer auf das Herz, zehnmal ſtärker als vorher empfand ſie ihre Kleinlichkeit und Schwäche, und ſie ſagte ſich immer wieder: ſie ſei kein Glück mehr wert, dürfe keins finden, da ſie es dem, dem ſie es verſprochen, nicht geben könne.

Es war am 1. Mai und ein wundervoller Tag, wie geſchaffen für die Rennen. Am Morgen hatte ein leichter Regen die Luft aufgefriſcht, gerade genug, um in den Alleen den Staub zu löſchen, dann hatten ſich die Wolken zerteilt, und um zwei Uhr nachmittags ſtrahlte eine goldene Sonne vom blauen Himmel. Ganz Wien ſtrömte in den Prater.

Liſi ſtand im Reitkleid, aufgeregt und ungeduldig in einem der Empfangszimmer, erwartete ihre Geſellſchaft und unter dieſer auch Feraſi. Er war jetzt Adjutant bei einem Erzherzog, und dieſer hatte ſich erboten mit Galens zu reiten, alſo mußte der Graf auch kommen. Und Liſis Herz pochte, ſie erwartete etwas Wundervolles von dieſem Tag, ſo oft ſie ſich auch bemühte, ihre Wünſche zu zügeln, ſich ihren Schwur ins Gedächtnis zurück zu rufen.

Ihre Mutter war noch bei der Toilette, ſie ſelbſt hatte die ihre viel zu früh beendet; nun ſpielte ſie mit der Reitgerte und ſah nervös auf die Uhren, die alle darin übereinſtimmten, ſo unbegreiflich langſam vorwärts zu rücken. Liſi ſah ſehr ſchön aus in ihrem vornehm einfachen, tief dunkelgrünem Reitkleide; nichts vielleicht war ſo geeignet, ihre ſchlanke, weiche Geſtalt, ihr feines Profil vorteilhafter hervorzuheben, als dieſes Gewand mit ſeinen knapp nachzeichnenden Linien.

Da klopfte es an der Thür des nächſten Zimmers, und ſie flog aus ihrer halb gebückten Stellung empor und rief: „Herein!“ War er es? Kam er allen anderen voraus, um — ah! vielleicht um zu fragen, was — ja, was er vor Jahr und Tag verſäumt hatte. Was aber durfte ſie antworten?

In Zeit einer Sekunde drängten ſich dieſe Gedanken in ihrem Hirn, doch die Thür that ſich auf, und herein trat ihr Stiefbruder, der Arzt.

„Ah, Gabor, du!“ Es klang halb wie Erlöſung, halb wie Enttäuſchung, dann ging ſie mit einem Gefühl der Beſchämung ob ihrer eigenen Thorheit dem Kommenden entgegen und begrüßte ihn herzlich. Doch er ließ ſich müde in einen Seſſel ſinken.

„Ihr hättet wohl jetzt wenig Zeit für mich, auch wenn ich die Abſicht hätt', euch die meine zu geben,“ beantwortete er ihre Bewillkommnung. „Doch nicht dieſe Abſicht, ſondern ein ſehr proſaiſcher Wunſch treibt mich her. Ich will euch nicht lange beläſtigen. Sag' mir, bitte, wo ich etwas zu eſſen find'. Ich hab' Hunger und bin bis jetzt nicht ſo glücklich geweſen, etwas zu ſeiner Befriedigung zu entdecken.“

„Unmöglich!“ ſagte Liſi. „Wo iſt denn der Haushofmeiſter?“

„O der, — der läßt ein Pferd rennen, und der Koch hat einen Sohn, der Jockey iſt, und das Küchenmädchen wahrſcheinlich einen Schatz, und Kutſcher und Diener ſind in ihren erſten Garnituren und gepuderten Perrücken ganz Vornehmheit und Rokoko und haben für ſolch einen armſeligen Plebejer, wie ich es bin, nicht einmal einen Blick. Es iſt allerdings auch ein Verbrechen, am erſten Mai in einem Wiener Haushalt ſolche Anforderungen zu ſtellen, wie die, zu Haus etwas zu eſſen zu erhalten. Aber ich bin nun einmal für eure Welt verdorben und hab' meine unverzeihlich ſchlechten Manieren.“

„Ich bitt' dich, ſprich nicht ſo,“ ſagte Liſi jetzt mit wirklicher Beſchämung, denn der Ton des vernachläſſigten Sohnes vom Hauſe klang ein klein wenig gereizt, trotz ſeiner ſonſtigen Langmut und Güte. „Ich werd' gleich ſelber nachſehen und dir etwas beſtellen. Es wär' allerdings arg, ſollteſt du in deinem eignen Haus Hunger leiden.“

Sie ging, kam indeſſen nach wenigen Minuten etwas gedrückt zurück. „Es iſt wirklich kein Menſch da. Wer weiß, wo ſie alle ſind; nur der Franz iſt hier, und den kann ich nicht ſchicken, weil er unſere Gäſt' anmelden muß, die jede Minut' kommen können. Aber weißt', er bringt gleich Brot, Wein und Eier. Und dann mach' ich dir Spiegeleier in dem engliſchen Pfännchen. Die ſind g'ſchwind gemacht, und du ißt ſie gern.“ Dabei fing ſie ſchon an, die Vorbereitungen zu treffen, band ſich einen geſtickten Friſiermantel vor, ſtreifte die Reithandſchuhe ab und entzündete die Flamme des mitgebrachten Spirituslämpchens.

„Laß es,“ ſagte er, „du verdirbſt dein Gewand. Es kann Flecken bekommen.“

„Wenn's um deinetwillen geſchäh',“ lachte ſie, „dann wär's für das Gewand noch eine Ehr'. Ich freu' mich ſo herzlich, für dich etwas thun zu können. Denn du biſt ſo gut, ſo, weißt', wie ich gerad' ſein möcht'. Aber ich kann's nicht. Ich bin nur ſo ein arm's Erdenwürmerl, und ſchon wenn ich hinaufſchau' zu dir, ſind mir die Augen ordentlich geblendet.“

Während ſie plauderte, ſchlug ſie die Eier in das Pfännchen, mit hausmütterlicher Miene umſichtig und geſchickt auf dem Tiſchchen hantierend, wie ſie es aus den Tagen ihrer Armut gewohnt war.

Er ſah ihr zu mit ſeinem dunklen, gütigen Blick, der aus der Tiefe der kleinen Augen kam, und er dachte: „Ja, ſie macht es geſchickt, aber es iſt doch nur die Fee, die zum Zeitvertreib einmal Aſchenbrödel ſpielt. Tag für Tag ſo ſpießbürgerlich arbeitſam für jemand ſorgen, der auch nur ein Arbeiter iſt, wäre ihr unerträglich. Denn ſie liebt die Welt, wie ihre Mutter, gewiß, ſie braucht ſie ſogar, um glücklich zu ſein.“

Ja, er wurde ihr fremd, ſeitdem ſie die Bande ſo naher Verwandtſchaft umſchlangen. Auch ſie fühlte es, und es erſtaunte ſie. Doch die Mutter erklärte es ihr: er ſei eben nicht, wie andere Menſchen, von ihm könne man daher auch kein ſo warmes Intereſſe verlangen. Er diene der Menſchheit, und da bleibe ihm nichts für den Einzelnen.

Liſi begnügte ſich damit und ebenſo der Vater Galen. Er und ſeine Frau thaten ſogar noch mehr; ſie vergaßen ſehr ſchnell, daß ihre Ehe eigentlich um dieſes Sonderlings willen geſchloſſen worden ſei, und ſie hatten bald gar keinen Platz mehr darin für ihn. Der Baron fand in ſeinem neuen Glück ſo viel eigene Befriedigung, er hatte ja auch nun noch ein zweites Kind, auf das er nicht wenig ſtolz zu ſein lernte; ſo fehlte ihm nichts mehr, und er wurde nur noch ſelten an das Fernbleiben des rechten Kindes erinnert.

Als Liſi gerade die Pfännchen vom Kocher nahm, traten beide ein, und die Mutter ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus. „Liſi, was thuſt jetzt? Um Gotteswillen! Ja, was fällt denn dir heut' gerad' ein?“ Und heiter fügte ſie, ihrem Stiefſohn zunickend, hinzu: „Grüß dich Gott, Gabor! 'S iſt lieb von dir, daß du dich zeigſt; nur gerad' heut' iſt ein Tag, wo keins eine Minuten Zeit für dich hat.“

„Liſi, ich bitt' dich, thu' den weißen Fetzen herunter und ſetz' deinen Hut auf. Unſere Gäſt' müſſen gleich kommen,“ rief erregt der Vater, und die Mutter trieb zur Eile: „Liſi, die Schleppen! Nimm ſie übern Arm! Man tritt ja darauf.“

Da kam auch Franz, der gepuderte Lakai, und meldete die Mitreitenden. Sie hielten bereits unten im Hof. Liſi erglühte. Der Name Feraſi ſetzte ihre Pulſe in wogende Bewegung. Sie warf wirklich jetzt haſtig den Friſiermantel ab und nahm Hut und Handſchuhe.

„Iß, Gabor, und behüt' dich Gott! Ich kann dir nit G'ſellſchaft leiſten!“ rief ſie lächelnd und enteilte.

Der Lakai warf noch einen Blick unſäglicher Verachtung auf den allein Zurückbleibenden. Der Gelehrte war ihm zuwider. Ein Baron, welcher Millionen hatte und wie ein Armer lebte, ſich in der Arbeit abhetzte, die Klagen jedes Bettlers anhörte und deſſen ſchmutzigen Körper pflegte, ſollte ihm ſolch ein Mann nicht verächtlich ſcheinen? Eine Verrücktheit, aber keine vornehme! Eine ſolche wußte der Lakai zu ſchätzen, alles Ordinäre dagegen verurteilte er.

Der Arzt wieder grübelte über die Verſchiedenheit ſeines Weſens von dem der übrigen, während er ſein einfaches Mahl verzehrte. Aber er kam zu keinem anderen Ende, als daß er zur Einſamkeit geboren ſei, und verließ das glänzende Gemach des Mädchens, das er einſt geliebt, mit ſeiner ſchwerfälligen Reſignation und dem Ernſt, der ihn zu höheren Zielen wies.

Im großen, mauerumſchloſſenen Hof des Palaſtes bereitete ſich unterdeſſen die Geſellſchaft zu Fahrt und Ritt vor. Galens Galawagen, beſpannt mit vier feurigen Rappen, welche unter ihrem ſilberbeſchlagenen Geſchirr wie Ebenholz glänzten, war mit Guirlanden von Veilchen und halb aufgebrochenen lichtgelben Roſen bekränzt. Der Kutſcher, in Puderperrücke und buntſeidenem Rock beinahe eine groteske Figur, hielt die veilchenumwundene Peitſche und hatte Mühe die vier mutigen Tiere zu zügeln. Zehn Schritte davon ſtiegen die Damen zu Pferd. Feraſi half Liſi in den Sattel. Sein Blick verzehrte ſie; das ganze Feuer ſeiner Leidenſchaft, die er ſo lange hatte dämpfen müſſen, brach aus ſeinen ſchönen braunen Augen, und hätte Liſi noch einen Zweifel gehegt, daß er nicht anders fühle wie ſie, der Zweifel hätte in dieſer Minute weichen müſſen. Feraſi aber bereute es längſt, daß er am Abend ihres erſten Wiederſehens ſich durch die Gegenwart der Diener hatte verblüffen laſſen und nicht, die Gunſt des Zufalls nützend, ſein Glück gleich damals ſich voll geſichert habe. Mindeſtens nach einem Zeichen ſehnte er ſich, das ihm Bürgſchaft gab, ſo lange er nicht ſprechen durfte.

Er bot der Reiterin eine Orchidee, die er im Knopfloch getragen, und bat: „Tauſchen wir die Blumen.“

Liſi zögerte eine Sekunde. Sie fühlte die Narbe an ihrem linken Arm und ein Klopfen darin, welches die Buchſtaben des verneinenden Worts förmlich laut auszurufen ſchien. Dennoch — im letzten Augenblick — nahm ſie die Orchidee, riß überhaſtig die einzige wundervolle Roſe von ihrer Bruſt und reichte ſie ihm.

Niemand hatte die kleine Scene bemerkt, denn man war zu ſehr mit den Pferden beſchäftigt, welche vorwärts drängten; den beiden Liebenden jedoch dünkten die Blumen wie ein Pfand, das ſie verſicherte, ihre Gedanken beſchäftigten ſich ausſchließlich mit dem Geber, mit der Geberin.

Für Paul wurde die Roſe wirklich ein Troſt, denn ſeine Geduld ward noch auf eine harte Probe geſtellt. Er mußte es mit anſehen, daß der Erzherzog neben Liſi ritt; ſeine Dame dagegen war die Battiani, die es möglich gemacht hatte, zu der Partie geladen zu werden. Ihr Kavalier hatte aber heute gar nicht die Nachſicht für ſie, die er bei ſeinen Reitſtunden in Sſemeſnyes gehabt. Sie hatte keine Fortſchritte ſeitdem gemacht, trotzdem ſie in Wien in der Reitbahn fernere Übungen abgehalten hatte, und der Graf ärgerte ſich jetzt im ſtillen, daß ſie im Sattel ſaß wie eine gedörrte Zwetſchge und die Zügel anzog wie Waſchleinen. Sie aber beglückwünſchte ſich, ſein Zuſammenſein mit Liſi geſtört zu haben, denn ſie war auf dieſe ſo eiferſüchtig, daß ſchon ein Hinausſchieben der Verſtändigung des Paares ſie eine Errungenſchaft dünkte. Nur konnte ſie es nicht verhindern, daß Paul, ſobald ſie in den Alleen des Praters waren, die Bemerkungen der Zuſchauer über die Galens hörte, und das gab ihr dann jedesmal einen Stich, wenn ſie das Aufleuchten der braunen Augen neben ſich ſah.

„Sternhagel! da kommen die Galens! Er iſt nur a Baron, aber wie die Fürſten kommen ſie daher. Schau, das iſt d' Tochter, die mit dem goldenen Haar! Wie's droben ſitzt, wie ang'wachſen am Pferd! Und a G'ſichtl, wie g'malt! Und da fahrt d' Mutter in dem Vierſpänner mit die ſchwarzen Hengſt. Ja, und ſie ſchaut a no aus wie a Mädl, daß niemand woaß, wer die ſauberere von die zwoa is.“

Die Wangen des Grafen färbte freudiges Rot. Er empfand die Bewunderung, die man ſeiner ſchönen Erwählten ſpendete, ſchon ſo, als gälte ſie ihm, und überhörte Gabrielens kindiſche Fragen, mit denen ſie ſich bemühte, ihn an ſich zu feſſeln.

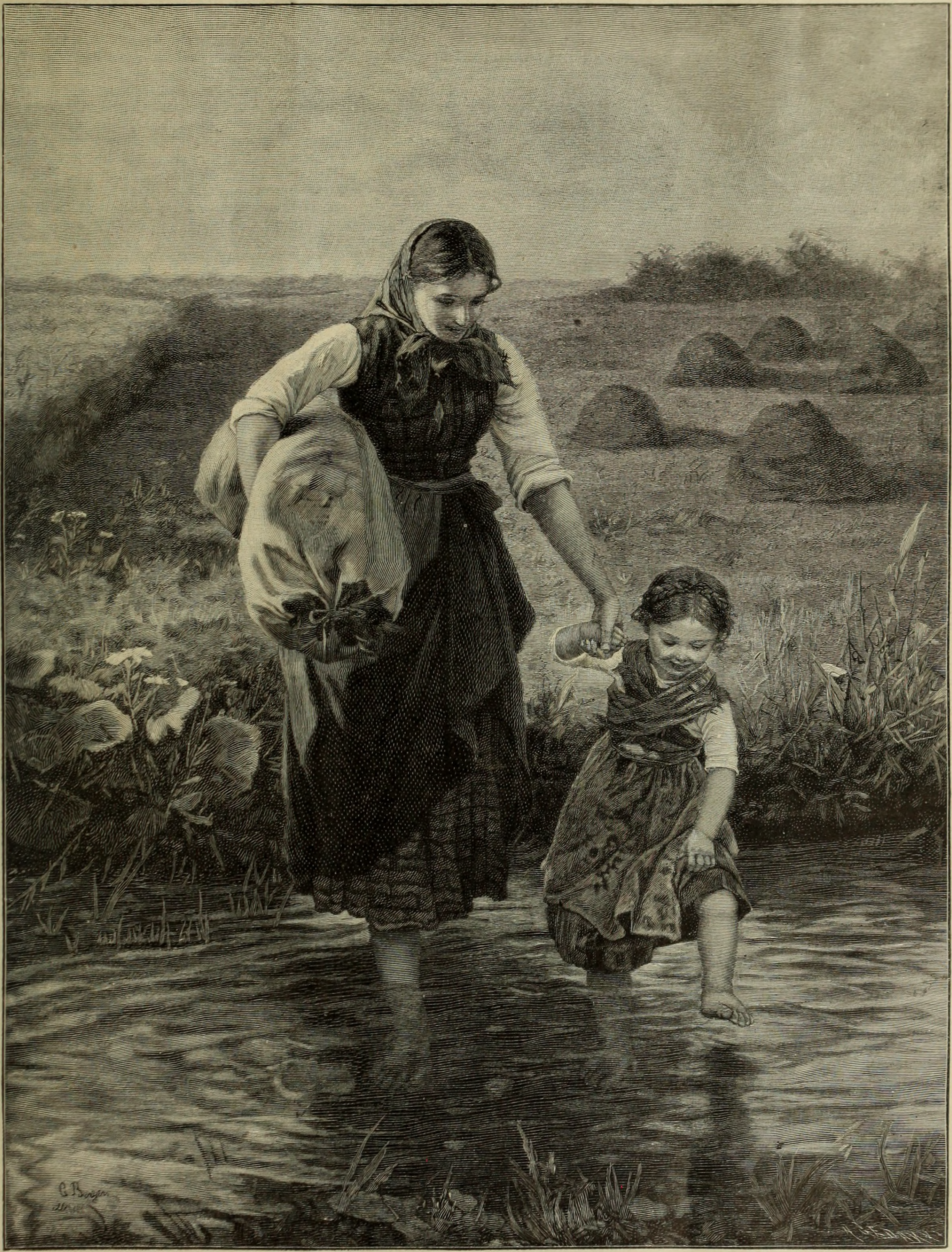
Die beiden Kaſtanienalleen waren gedrängt voll von der lebhaften auf und ab ſtrömenden Menge, und durch die ganze Weite des Praters hin zogen ſich die wandelnden Gruppen. Das gab ein buntes Bild, in dem die maleriſchen Koſtüme aller Komitate und Provinzen ſichtbar waren: Kärntner, Steiermärker, Böhmen, Ungarn, bis zu den ſlaviſchen Typen der cisleithaniſchen Länderſtrecken, und zwiſchen dieſen die feſchen, wortlauten Wiener.

Das alles hatte Feraſi ſonſt den erfreulichſten Anblick geboten; er hatte ſich hier völlig eins gefühlt mit ſeinem heimiſchen Volk in der Teilnahme, die es bei der Vorführung der edlen Pferde zeigte. Heute aber ſteigerte ſich bei ihm nur die Ungeduld, und er empfand es als namenloſe Pein, ſo lange von Liſi getrennt zu ſein. Gleichgültig, ja mehr als das, läſtig war ihm alles, bis auf die Stunde, wo ihm das jahrelang vergeblich erſehnte Glück werden würde, ſie als Braut in ſeine Arme zu ſchließen! Aber freilich, wenn alles ſo fortging, ritt man ſchließlich zum Abend wieder nach Haus, und er mußte ſich verabſchieden, ohne vielleicht nur ein Wort mit ihr geſprochen zu haben.

Das hielt er nicht aus. Er nagte die Unterlippe, und ſein hübſches Geſicht begann Linien des Unmuts anzunehmen. Ohne zu wiſſen, was er that, berührte er ſein Pferd mit den Sporen und faßte heftig die Zügel. Der junge, unruhige Renner, nicht weniger heißblütig als ſein Herr, empfand dies jedoch ungnädig, machte ein paar heftige Seitenſprünge und ſtieg, zurückgeriſſen, wild in die Höhe.

Gabriele kreiſchte laut auf, und nun unterdrückte der Reiter einen Fluch, wütend, weil ſeine alberne Dame die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ihn lenkte. Doch auch Liſi ſah jetzt mit einem unverkennbaren Blick von Beſorgnis zurück. Und bei der nächſten Kreuzung, wo die Breite der Straße es zuließ, wartete Galen auf den Grafen.

(Schluß folgt.)



Heimwärts. Nach dem Gemälde von C. von Bergen.

# Meines Großvaters Truhe.

Plauderei eines alten Meergreiſes.

(Abdruck verboten.)

Jüngſt klagte mir einer meiner Freunde ſein bitteres Leid. Er hatte Unglück mit ſeiner Erbtante gehabt, obwohl dieſelbe ihm ihr ganzes Vermögen, wie es guten Tanten zukommt, hinterließ.

Tante Marie war die Großſiegelbewahrerin der ganzen Familie geweſen. Der Himmel hatte ihr ein hohes Alter beſchieden, und da hatte es ſich eigentlich ganz von ſelbſt gemacht, daß ſich nicht nur, dank ihrer Langlebigkeit, ein gut Teil des geſamten Familienvermögens in ihren Händen vereinigte — das wäre am Ende kein Fehler geweſen, denn die alte Dame hielt den ſchnöden Mammon gut beiſammen — ſondern auch der größte Teil der Familienpapiere war allmählich in ihren Beſitz übergegangen. Noch vor Jahresfriſt, ſo erzählte mein bekümmerter Freund, hatte ihm Tante Marie alle ihre papiernen Schätze gezeigt, die wohlbewahrt in den zwanzig kleinen Käſten und Schubfächern ihres altertümlichen Schreibtiſches von Roſenholz ruhten. Damals bat ſie der gute Mann, ihm die Urkunden freundlichſt und vertrauenvollſt doch ſchon bei Lebzeiten auszuhändigen, aber Tante Marie wollte davon nichts wiſſen. Sie hatte, wie alle Erbtanten, wahrſcheinlich eine ausgeſprochene Abneigung gegen Schenkungen unter Lebenden, und mein armer Freund mochte wohl Grund haben, ihr Mißtrauen nicht zu reizen. Die lieben Verwandten glauben ja ſtets mit alten Onkels und Tanten nicht ſchonend genug umgehen zu können — wenn dieſe nämlich zur lohnenden Kategorie der zu Beerbenden gehören.

Das iſt gewiß gut und löblich ſo, obwohl manche Tante, die keine irdiſchen Güter zu hinterlaſſen, aber Zeit ihres Lebens immer ein treues, hilfreiches Herz für alle Nichten und Neffen gezeigt hat, die gleiche Rückſichtnahme verdiente, ohne daß ſie ihr zu teil wird. Von den Onkels in derſelben Lage befiehlt mir die Beſcheidenheit zu ſchweigen.

Nun alſo, Tante Marie ſtarb, und mein Freund trat die Erbſchaft an — wie ich übrigens bemerken muß, mit wirklicher inniger Trauer über das Dahinſcheiden der Greiſin, die er aufrichtig verehrt hatte. Bei der Aufnahme des Inventars aber ſtellte ſich heraus, daß die alte Dame, ſo ſorgſam ſie alle ihre ſonſtigen „Papiere“ in Ordnung gehalten, mit den Familiendokumenten in, es gibt keinen anderen Ausdruck, unverantwortlicher Weiſe umgegangen war. Ihre Dienſtboten erzählten, daß ſie in den letzten Monaten ihres Lebens oft ſtundenlang an ihrem Schreibtiſche gekramt und ganze Autodafeen von Papieren veranſtaltet hätte. Dem natürlichen Beſtreben, überflüſſige, für die Augen Dritter nicht beſtimmte Papiere zu vernichten, waren denn auch, zum großen Teil vielleicht unbeabſichtigt, die unerſetzlichſten Familienpapiere zum Opfer gefallen. Hatten in dem Sekretär, wie mir mein Freund berichtete, die verſchiedenſten Dokumente, Briefe und ſonſtigen Schriftſtücke doch völlig ungeordnet durcheinander gelegen.

Der Fall ſteht keineswegs einzig da. Wir Deutſchen haben zwar viel mehr Familienſinn, als man gemeinhin annimmt. Ich kenne eine große Anzahl auch nichtadeliger Familien, in denen man ſich gerade in neuerer Zeit eifrig mit dem Studium und dem Zuſammenſtellen des eigenen Stammbaums beſchäftigt, und ich habe mich deſſen ſtets herzlichſt gefreut — die Pflege jeder guten Tradition hat ihr Segensreiches. Trotzdem geht man mit den Familienpapieren meiſt überaus leichtfertig um. Ich will zunächſt einmal von den Überlieferungen der lieben Vorfahren ganz abſehen, die vielfach in den Schreibtiſchen der verſchiedenſten Familienmitglieder verzettelt ſind, ſo daß wenn endlich in irgend einem Angehörigen der Sammeltrieb erwacht, er einer wahren Siſyphusarbeit gegenüberſteht, die im günſtigſten Falle erſt nach unzähligen Konferenzen und Korreſpondenzen zum Ziele gelangt. Wer aber hat es nicht ſchon einmal erlebt, daß in einer Familie die notwendigſten Perſonalpapiere der Lebenden ſcheinbar ſpurlos verſchwunden waren? Welcher Pater familias hätte nicht bereits einmal krampfhaft nach ſeinem eigenen Trauſchein, welche Mutter nicht vergeblich nach den Taufſcheinen der Kinder, nach ſtandesamtlichen Anmeldungen oder nach den leidigen Impfzeugniſſen geſucht? Und ſolch, hier kleineres, dort größeres Malheur trifft nicht etwa nur unordentliche Leutchen — im Gegenteil. Die Betreffenden und Betroffenen ſind meiſt muſterhaft ordentlich; ſie ſind ſich ſogar bewußt, die Papiere ganz beſonders gewiſſenhaft bewahrt zu haben. Ob ſie aber der Papa in den unergründlichen Tiefen ſeines Arbeitstiſches irgendwo verborgen hält, ob die Frau Mama ſie — „weil du ja doch niemals etwas findeſt“ — der Obhut des Gatten entzog und irgend einem Geheimfach ihres Schreibtiſches anvertraute, ob ſie die vielen Dokumente, die unſer heutiger Staat jedem ſeiner Bürger mit auf den Lebenspfad gibt, vielleicht gar in ihrem Schrank der Schränke, dem Wäſcheſchrank nämlich, aufbewahrt, darüber iſt, wenn jene gebraucht werden, die ganze liebe Familie im Unklaren. Übertreibe ich, oder iſt's nicht wirklich ſo? Der Duplikate, welche unſere Herren Paſtoren und Standesbeamten jahraus, jahrein im ganzen weiten Deutſchen Reich ausſtellen, iſt gewiß Legion.

Und doch gibt es ein ſo überaus einfaches Mittel, allen dieſen großen und kleinen Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten zu entgehen. Neben meinem Schreibtiſch ſteht eine ſchlichte Eichenholztruhe, ein Vermächtnis meines Großvaters. Er hat ſie, wie er in ſeinen Aufzeichnungen ſchreibt, in den Kriegsläuften von 1806 angelegt, und damals in einem Verſteck hinter der Räucherkammer in meinem Elternhauſe verborgen, von welchem Aufenthalt ſie noch jetzt deutliche Spuren trägt. Schön iſt ſie nicht, die alte Truhe, aber ich möchte ſie mit ihren Schätzen nimmer miſſen, denn ſie hat mir ſchon unzählige genußreiche Stunden verſchafft und ſich zu jeder Zeit als eine gute, treue Freundin bewährt.

Ich brauche es kaum noch beſonders zu ſagen — die Truhe enthält unſere Familienpapiere. Daran wäre nun an ſich nichts Beſonderes, der Hauptwert des ehrwürdigen, in eine moderne Einrichtung allerdings etwas ungefüge hinein paſſenden Kaſtens liegt meines Erachtens vielmehr in der Art und Weiſe, in der mein Großvater, und, ſeinen Gedanken weiter ausbauend, mein Vater, den Inhalt ordneten und ein Muſter ſchufen, dem, ſo hoffe ich, noch Generationen folgen werden. Ich bin überzeugt, es gibt in vielen Familien ähnliches — ihnen werde ich nichts Neues ſagen können. Ich bin aber ebenſo gewiß, dieſe ſind doch in der ungeheuren Minderzahl, und zu Nutz und Frommen der Mehrzahl will ich in aller Kürze die Art, wie die Meinigen ſich ihr Familienarchiv anlegten, beſchreiben.

Den Hauptinhalt der Truhe bilden, wiederum von den älteren Dokumenten ganz abgeſehen, einfache Pappbände, von denen jeder einzelne gleichſam eine Perſon, ein Familienglied, vorſtellt. Auf dem Deckel ſteht der Name desſelben, darunter der Tag der Geburt und, wo ſich ſein Erdenlauf bereits ſchloß, der Todestag.

Schlagen wir jetzt einen der Bände auf, ſo finden wir nicht etwa ein fortlaufendes Buch, ſondern faſt ausnahmslos nur einzelne, loſe aneinandergeheftete Blätter. Nur wenige meiner Angehörigen haben tagebuchartige Aufzeichnungen geführt, und dieſe ſind natürlich auch von ſehr ungleichmäßiger Ausdehnung; wo ſolche aber vorhanden waren, ſind ſie ſelbſtverſtändlich als beſonders ſchätzenswert dem übrigen beigefügt worden. Dies übrige — aber ich werde vielleicht am beſten thun, als ein Beiſpiel einen der Bände, der einem Vetter gewidmet war, herauszugreifen.

Da liegt alſo zuerſt der Geburtsſchein, dem ein Exemplar der an die Freunde des Hauſes verſandten gedruckten Anzeigen folgt. Daran ſchließt ſich die Beurkundung der Taufe, ein Impfſchein, ein Quartblatt mit kurzen Notizen über das Wachstum des Knaben, eine Anzahl Schulzeugniſſe, die Patente als Portepeefähnrich und Leutnant; dann iſt ein kleines Päckchen Briefe eingeſchoben, die mein Vetter ſeinen Eltern aus dem Feldzug 1866 ſchrieb; es folgen ſeine Verlobungsanzeige mit kurzen Notizen über die Perſonalien der Braut, die Photographieen beider, der erſte Brief, den die Braut an die Eltern ſchrieb, die Beurkundung der Trauung, das Menu des Hochzeitsmahles mit einigen knappen Angaben auf der Rückſeite über die Gäſte, welche an demſelben teilnahmen. Hieran reiht ſich eine kleine Zeichnung des Wohnſitzes der Neuvermählten; dann liegt ein Blatt bei, auf dem die Kinder des Paares unter Hinweis auf deren Sonderhefte verzeichnet ſind, und ſo geht es fort, bis zu den Todesbeurkundungen von Mann und Frau, denen je eine Haarlocke angeheftet iſt und auf deren Rückſeiten ſich einige Bemerkungen über die Beerdigung, den amtierenden Geiſtlichen und den Text der Grabrede finden.

Dies nur ein Beiſpiel von vielen, denen allen zweierlei gemeinſam iſt, — die ſorgſame Zuſammenreihung aller gewiſſermaßen amtlicher Daten und Beurkundungen, aber auch ein Einreihen von allerlei perſönlichen Erinnerungen und Andenken. Während die erſteren naturgemäß im allgemeinen gleichartig ſind, herrſcht in bezug auf letztere die größte Mannigfaltigkeit, in der ſich meiſt die Eigenart des oder der Sammler in überraſchender Weiſe ausſpricht. Da finden ſich kleine Handarbeiten, ärztliche Rezepte, denen die Mutter in irgend einer Krankheitskriſe einen entſcheidenden Einfluß zuſchrieb, mit Erläuterungen auf der Rückſeite, eine Seite aus dem erſten Schreibheft eines Kindes, anerkennende, aber auch tadelnde Briefe von Vorgeſetzten, Blätter mit ganz knappen Reiſeerinnerungen oder Notizen über irgend eine Freundſchaftsbeziehung; auch vermögensrechtliche Angaben, Bemerkungen über den Ankauf oder Verkauf einer Beſitzung, über die Gründe eines ſchweren Verluſtes ſind nicht ſelten eingeſchaltet. Sind die eigentlichen Dokumente, die gleichſam das Gerüſt des Ganzen bilden, das für die Familie Wertvollſte, ſo gewähren die Zuthaten für den ſpäteren Leſer unſtreitig den größten Genuß — es iſt merkwürdig, wie uns bei aller Willkür, mit welcher das Material zuſammengeſtellt iſt, die einzelnen Perſönlichkeiten plaſtiſch entgegentreten. Die ſorgſame und beſorgte Mutter, der ſtrenge oder zu nachſichtige Vater, aber auch vor allem die Perſonen, denen die einzelnen Hefte gewidmet ſind. Wenn ſelbſtgeführte Tagebücher, deren Wert ich im übrigen keineswegs verkenne, oft zur Schönfärberei und zum Selbſtbetrug verleiten, ſo bilden die in der angegebenen Art geführten Zuſammenſtellungen eine Kette von Merkmalen, denen eine überraſchende Schärfe der Charakteriſtik innewohnt.

Nur wenige Worte noch für diejenigen, welche ſich das Sammeln von Familiennotizen, von Perſonalien über ihre Vorfahren angelegen ſein laſſen. Ich denke dabei weniger an die Mitglieder ſehr alter Geſchlechter, bei denen meiſt ein überaus ſorgfältiges Quellenſtudium, die perſönliche Einſicht in vergilbte Kirchenbücher, das Durchgehen der Regeſten der betreffenden Provinzen ꝛc. allein zum Ziele führt; alles dies bedeutet Arbeiten, die faſt ſtets eine gewiſſe archivaliſche Schulung zur Vorausſetzung haben, und deren ſelbſt nur andeutungsweiſe Erörterung hier zu weit führen würde. Ich habe hauptſächlich ſolche Fälle im Sinn, in denen es ſich um die Feſtſtellung von Perſonalien der letzten Generationen handelt. So einfach und leicht eine ſolche Aufgabe meiſt zuerſt erſcheint, ſo umſtändlich und ſchwierig geſtaltet ſie ſich oft, ſobald man ernſter an ſie herantritt. Da trifft man auf Pfarreien, deren Kirchenbücher durch Brand verloren gegangen ſind, auf ſich widerſprechende Eintragungen der Daten, auf im Lauf des Lebens einer Perſon wechſelnde Vornamen.

Die Grundbedingung für eine erfolgreiche Arbeit iſt auch hier die größte, peinlichſte Gründlichkeit. Man muß ſich vor allem einen feſten Grund und Boden ſchaffen, auf dem man fußen kann; man muß durch Briefwechſel mit den betreffenden Pfarreien und Standesämtern erſt die Perſonalien der unmittelbar vorhergehenden Generation genau feſtſtellen, ehe man an die weiter zurückliegende herantritt. Auf eine Erledigung der Anfragen kann man, bei Hinzufügung des Rückportos und der Gebühr von 50 Pfennigen für jeden Auszug aus den Regiſtern, ſtets rechnen, ja, ich habe ſogar auch bei Anfragen im Ausland immer bereitwilligſtes Entgegenkommen gefunden. Nur in einzelnen Teilen der Rheinlande erhält man, wenn es ſich um Daten aus dem Ende des vorigen, Anfang des jetzigen Jahrhunderts handelt, bisweilen die Auskunft: die Kirchenbücher fehlten gänzlich. Und doch ſind dieſelben vorhanden; ſie ſind nur, als die franzöſiſche Republik glorreichen Angedenkens ihre Herrſchaft bis zum Rhein ausdehnte, den Pfarreien abgenommen und den Gerichten übergeben worden, bei denen ſie ſich heute noch befinden und auch zugänglich ſind. Aus jener Zeit erhält man von dort jene wunderlich klingenden Beurkundungen, nach denen etwa der pp. Müller am dritten Pluvioſe des $\text{X}^{\text{ten}}$ Jahres der Republik geboren iſt; erſt im Jahre 1806 hört die ſchrullige Zeitrechnung der franzöſiſchen Republik, von Napoleons geſundem Menſchenverſtand fortgefegt, auf.

Das Sammeln von Familiennachrichten iſt keine Spielerei, kein Fröhnen ſelbſtgefälliger Eitelkeit. Es hat einen hervorragend praktiſchen Wert und zwar nicht nur, wie ich bereits betonte, für die Lebenden, ſondern auch für die Nachkommen, denen es u. a. bei allen Erbſchaftsſtreitigkeiten von dem unberechenbarſten Nutzen ſein kann. Höher aber noch vielleicht als dieſer äußere Wert ſteht ſeine innerliche Bedeutung. Die Kenntnis der Vergangenheit einer Familie weckt in allen gegenwärtigen Mitgliedern derſelben das Gefühl eines feſten Zuſammenhanges, ein ſorgſam geführter Schatz von Familienüberlieferungen wird dasſelbe Gefühl auch auf Kinder und Enkel vererben. Wer ſich einmal in Großvaters Truhe und in ihre Schätze vertiefte, weiß, welche Fülle von Anregungen, aber auch von ſich unwillkürlich aufdrängenden, ſich tief einprägenden Lehren in ſolchen Familienüberlieferungen verborgen iſt. In anderem Sinne vielleicht, als ſie Goethe verſtanden hat, gelten auch hier Fauſts Worte:

„Was du ererbt von deinen Vätern haſt,
Erwirb es, um es zu beſitzen.“

Hanns von Zobeltitz.

---

## Zur rechten Zeit.

Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

In dieſer troſtloſen Lage der Damen war es allein der Oberſteuermann, der dieſelbe auf jede Weiſe zu erleichtern ſuchte, was ihm auch gelang.

Herr Watſon, ſo lautete ſein Name, war ein noch junger Mann im Ausgang der Zwanziger, groß, ſehr kräftig gebaut, deſſen offenes freundliches Weſen ſogleich für ihn einnahm, während eine unter Seeleuten auffallende höhere Bildung ihm eigen war, der auch ſeine Umgangsformen entſprachen.

Er war das einzige Kind einer früher hoch angeſehenen und reich mit Glücksgütern geſegneten Kaufmannsfamilie. Der Vater hatte ihm in ſeiner Berufswahl freie Hand gelaſſen, und ſo folgte er ſeiner Neigung, Naturwiſſenſchaften zu ſtudieren. Als er jedoch kaum ein Jahr lang die Univerſität beſucht hatte, traf ihn der ſchwere Schlag, daß ſein Vater, durch den Sturz eines großen Bankhauſes mit in das Unglück geriſſen, bankerott machte und gänzlich verarmte.

Natürlich mußte der junge Mann nun ſein Studium aufgeben, aber weit entfernt, durch dieſe Heimſuchung ſeinen Lebensmut beugen zu laſſen, war der treue Sohn jetzt nur darauf bedacht, den alten Eltern Troſt und Stütze zu ſein und namentlich nach einer ſelbſtändigen Lebensſtellung zu ſuchen, die ihn möglichſt bald in den Stand ſetzte, den Seinen auch materiell zu Hilfe zu kommen.

Er glaubte dieſelbe am eheſten in der Handelsmarine zu finden, ging zur See und kam mit ſeiner außergewöhnlichen Willenskraft und praktiſchen Veranlagung ſo ſchnell vorwärts, daß er ſchon nach ſechsjähriger Fahrzeit zum Oberſteuermann befördert wurde, und die Rheder des „Strathmore“ ihm nach der Rückkehr von dieſer Reiſe den Befehl über eines ihrer neuen Schiffe in Ausſicht geſtellt hatten. Damit war ſein erſtrebtes Ziel erreicht; er war nun imſtande, ſeinen Eltern eine behagliche Zukunft zu ſichern, und dieſer Gedanke machte ihn, der ſelbſt außerordentlich wenig Bedürfniſſe hatte, glücklich und zufrieden. Dieſe Einzelnheiten erfuhren die Damen durch den Kapitän, da Watſon ſelbſt nie über ſeine perſönlichen Verhältniſſe ſprach, aber ſie waren dazu angethan, ihr Intereſſe für den ihnen von Anfang an ſympathiſchen jungen Mann zu erhöhen.

Er ſchien dies auch dankbar zu empfinden, machte ſich ihnen in jeder Beziehung nützlich und ſuchte alle Unzuträglichkeiten von ihnen fern zu halten. Ebenſo ging er, wenn ſein Dienſt, den er ſehr gewiſſenhaft nahm, es geſtattete, bereitwillig auf die von ihnen angeregte Unterhaltung ein. Er wußte ihnen dann bei ſeinen reichen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen in der feſſelndſten Weiſe Aufſchluß und Belehrung über die oft ſo wunderbaren Erſcheinungen zu geben, welche der Ozean und namentlich der tropiſche Teil desſelben dem Beobachter in reichem Maße darbietet, ſo daß ſie ſtundenlang nicht ermüdeten, ihm zuzuhören. Trotzdem blieb ein eigentliches Nähertreten ausgeſchloſſen.

Watſon war ſtets gleichmäßig höflich und freundlich, beobachtete aber doch eine gewiſſe förmliche Zurückhaltung. Vergeblich bemühten ſich die Damen und namentlich Eliſe, deren lebhafter Geiſt ſich beſonders von Watſons verwandtem Weſen angezogen fühlte, dieſe Zurückhaltung zu überwinden; Watſon ſchien ſich eine feſte Grenze gezogen zu haben, die er zum aufrichtigen Bedauern ſeiner Zuhörerinnen feſthielt.

Seit drei Wochen hatte das Schiff das Kap der guten Hoffnung paſſiert, die prachtvollen, ruhigen Tage in den Paſſaten, welche mit ihrem Sonnenſchein Herz und Seele erfreut hatten, waren vorüber und an ihre Stelle weniger angenehme Zeiten getreten. Der „Strathmore“ befand ſich in den ſüdlichen Breiten des Indiſchen Ozeans, welche von oſtwärts ſteuernden Schiffen wegen der dort herrſchenden Weſtwinde aufgeſucht werden, in denen aber alle die lieblichen Züge verwiſcht waren, welche die tropiſchen Meere zum Eldorado der Seefahrer machen. Kälte, Regen und gelegentlich Stürme verboten den Damen längeren Aufenthalt auf dem Deck und feſſelten ſie an ihre Kajüten. Ihr einziger Troſt war, daß die Reiſe ſich ihrem Ende nahte. Nach der Schiffsrechnung ſtand man ungefähr auf der Höhe, jedoch 50—60 Seemeilen nördlich der Crozet-Inſeln, ſo daß man hoffen konnte, innerhalb drei Wochen Neuſeeland zu erreichen. Seit zehn Tagen hatte ſich indeſſen bei dem Schiffe ein höchſt unangenehmer Begleiter eingeſtellt, Nebel, der durchaus nicht weichen wollte, der den „Strathmore“ wie mit einem dunkeln Mantel umhüllte und jede Geſtirnbeobachtung zur ſicheren Beſtimmung des Schiffsortes unmöglich machte.

Frau Williams Befinden war in der letzten Zeit nicht gut geweſen; ſie mußte das Bett hüten, und da Eliſe ihre Freundin nur auf kurze Zeit verließ, ſah ſie Kapitän und Oberſteuermann faſt nur bei den Mahlzeiten. In dem Weſen Watſons war in den letzten Tagen offenbar eine Änderung eingetreten, die zu auffallend war, um von dem jungen Mädchen nicht bemerkt zu werden. Er zeigte ſich zurückhaltender denn je, antwortete nur einſilbig auf ihre Fragen und ſchien von einer nervöſen Unruhe ergriffen, die ſich bei dem früher ſtets gleichmäßig geſtimmten Manne nie gezeigt hatte.

Dieſe Wahrnehmung machte ſie ſelbſt unruhig. Vergeblich fragte ſie ſich, was die Urſache eines ſolchen plötzlichen Wechſels ſein könne. Das Verhältnis Watſons zum Kapitän war augenſcheinlich ungetrübt und das beſte; der Dienſt wickelte ſich ruhig im gewohnten Geleiſe ab und konnte keinen Einfluß geübt haben, ſie ſelbſt war ſich bewußt, nur freundlich geweſen zu ſein, es blieb alſo nur die Annahme übrig, daß der Oberſteuermann ſich krank fühle.

Dieſer Gedanke erſchreckte ſie ungemein, aber gleichzeitig kam ſie plötzlich zur Erkenntnis, daß ihr Intereſſe für Watſon ein wärmeres ſei, als ſie ſich bis jetzt hatte geſtehen wollen. Vergeblich ſuchte ſie dieſe Empfindung zurückzudrängen; ſie war mächtiger als ihr Wille und ließ ſich nicht mehr unterdrücken. Sie konnte ſich nicht länger verhehlen, daß ſie Watſon liebte. Im erſten Augenblick beſaß dieſer Gedanke etwas Beglückendes für ſie, dann aber ſchlug er in das ſchmerzliche Gegenteil um. Der Oberſteuermann hatte ihr bisher nicht den leiſeſten Grund dafür gegeben, daß er eine ſolche Neigung teile, nie durch ein Wort oder einen Blick gezeigt, daß er ihr näher zu treten wünſche. Ein ſchöner Traum hatte ſie für eine kurze Zeit beſeligt, aber es war nur ein Traum, und er verflog vor der unbarmherzigen Wirklichkeit. Liebe und jungfräuliche Scham kämpften in ihrem Herzen um den Sieg, bis Eliſe ſich gelobte, ihre Gefühle tief in ihrem Innern zu verſchließen.

Trotzdem vermochte ſie nicht, das Verlangen zu unterdrücken, Watſon nach dem Anlaß ſeiner Veränderung zu fragen. Sie traute ſich die Kraft zu, es in einer Weiſe zu thun, in der er nur die gerechtfertigte Teilnahme einer Reiſegefährtin erblicken konnte.

Watſon hatte die Nachmittagswache. Er ſtand auf dem Hinterdeck, und auf ſeinen männlich ſchönen Zügen lagerte ein düſterer Ausdruck, während er auf die graue, undurchdringliche Wand ſtarrte, welche noch immer das Schiff umfing.

Eliſe hatte ihre Willenskraft nicht unterſchätzt. Wenn auch das laute Klopfen in ihrer Bruſt von innerer Aufregung zeugte, verriet die Ruhe in ihrem Äußern nichts davon. In ihrer gewohnten freundlichen Art begrüßte ſie den Oberſteuermann, der den Gruß ehrerbietig erwiderte.

„Sagen Sie, Herr Watſon,“ redete ſie ihn an, „was iſt in den letzten Tagen mit Ihnen vorgegangen? Sie ſind in Ihrem Weſen ſo verändert, daß man Sie gar nicht wiedererkennt. Fühlen Sie ſich nicht wohl?“

„Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme, Fräulein Steineck,“ erwiderte er, indem ein Blick ſeiner Augen ſie traf, der ſie faſt ganz um ihre künſtliche Faſſung brachte, „mir fehlt nichts, ich fühle mich, Gott ſei Dank, ſo wohl und geſund wie immer.“

Eliſe fiel bei dieſer Antwort ein Stein vom Herzen; ihre ſchlimmſte Befürchtung war ungegründet.

„Aber was iſt es denn?“ forſchte Eliſe weiter. „Sie ſind in den letzten Tagen auffallend verändert, wie kein Mann von Ihrem Charakter dies ohne genügenden Grund ſein kann. Wollen Sie mir dieſen nicht nennen, ich bitte Sie herzlich darum. Es iſt nicht weibliche Neugierde, die mich treibt, ſondern wirkliche Teilnahme, und,“ fügte ſie mit einem Lächeln hinzu, „wenn Sie wollen, auch Egoismus. Sie haben auf der ganzen Reiſe ſich gegen Frau Williams und mich ſtets ſo liebenswürdig gezeigt — wir danken Ihnen ſo viele ſchöne, lehrreiche Stunden, daß wir Ihr jetziges ſchweigſames Verhalten ſchmerzlich empfinden müſſen und mit Schrecken daran denken, daß es für den Reſt der Reiſe ſo bleiben könnte. Sagen Sie aufrichtig, Herr Watſon, habe ich durch irgend etwas Anlaß zu Ihrem veränderten Weſen gegeben. Es ſollte mir herzlich leid thun, denn ich habe es gewiß nicht gewollt.“

„Aber, Fräulein Steineck, denken Sie nicht ſo etwas,“ wehrte er ab, ohne weiter auf ihre Fragen einzugehen.

„Ich ſehe,“ äußerte Eliſe nach einer Pauſe, indem ſich auf ihren Zügen eine gewiſſe Enttäuſchung malte, „ich bin indiskret geweſen, indem ich Sie mit meinen Fragen behelligte …“

„Ich bitte Sie zu bleiben, Fräulein,“ gab er dringend zurück, als ſie Miene zum Fortgehen machte, „und mein bisheriges Schweigen nicht falſch zu deuten. Was mich drückt, hat vielleicht und hoffentlich gar keine Berechtigung, und deshalb ſcheute ich mich, noch andere zu Teilnehmern meiner Sorgen zu machen. Aber es iſt mir daran gelegen, daß Sie mich nicht falſch beurteilen, und deshalb will ich offen gegen Sie ſein, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ich Sie erſchrecke. Es iſt der Nebel, welcher auf mich einwirkt.“

Eliſe ſah ihn erſtaunt an. „Der Nebel?“ ſagte ſie ungläubig, da ſie ſeine Bemerkung für eine Ausflucht hielt. „Das hätte ich wirklich nicht geglaubt,“ fuhr ſie dann in ſcherzhaftem Tone fort, „daß ein ſo kräftiger Mann, wie Sie, der alle ſchweren Strapazen des Seelebens mit Leichtigkeit getragen, ſo zarte Nerven hat, um durch Nebel beeinflußt zu werden.“

Watſon ging nicht auf den angeſchlagenen Ton ein. „Meine Nerven ſind nicht ſo ſchwach, wie Sie zu glauben ſcheinen, Fräulein Steineck,“ erwiderte er ernſt, „der Nebel macht mir nur Sorge, weil die Sicherheit des Schiffes dadurch in Frage kommt.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ſie haſtig, durch die Antwort augenſcheinlich in Unruhe verſetzt.

„Sehen Sie, da iſt ſchon, was ich gern vermieden hätte,“ erwiderte er, „Ich habe Sie erſchreckt.“

„Nein, nein,“ rief ſie lebhaft, „es war nur ganz vorübergehend. Ich bitte Sie dringend, ſagen Sie mir die volle Wahrheit. Bin ich doch die Tochter eines Seemannes, und als ſolche fehlt es mir nicht an Mut, einer Gefahr in das Auge zu ſehen.“

„Ich hoffte das, ſonſt würde ich geſchwiegen haben,“ verſetzte Watſon. „Wie ich aber vorhin ſchon hervorhob, hege ich bisher nur Mutmaßungen, die möglicherweiſe gar keinen ſicheren Hintergrund haben, obgleich ſie trotzdem drückend auf mir laſten. Wenn der unglückliche Nebel aufklaren wollte, würde auch ſofort jede Gefahr verſchwunden ſein, und nach vierundzwanzig Stunden iſt überhaupt nichts mehr zu fürchten …“

„Zu fürchten?“ unterbrach ſie ihn, „aber Sie haben mir doch früher einmal geſagt, der Indiſche Ozean ſei ganz frei von Gefahren.“

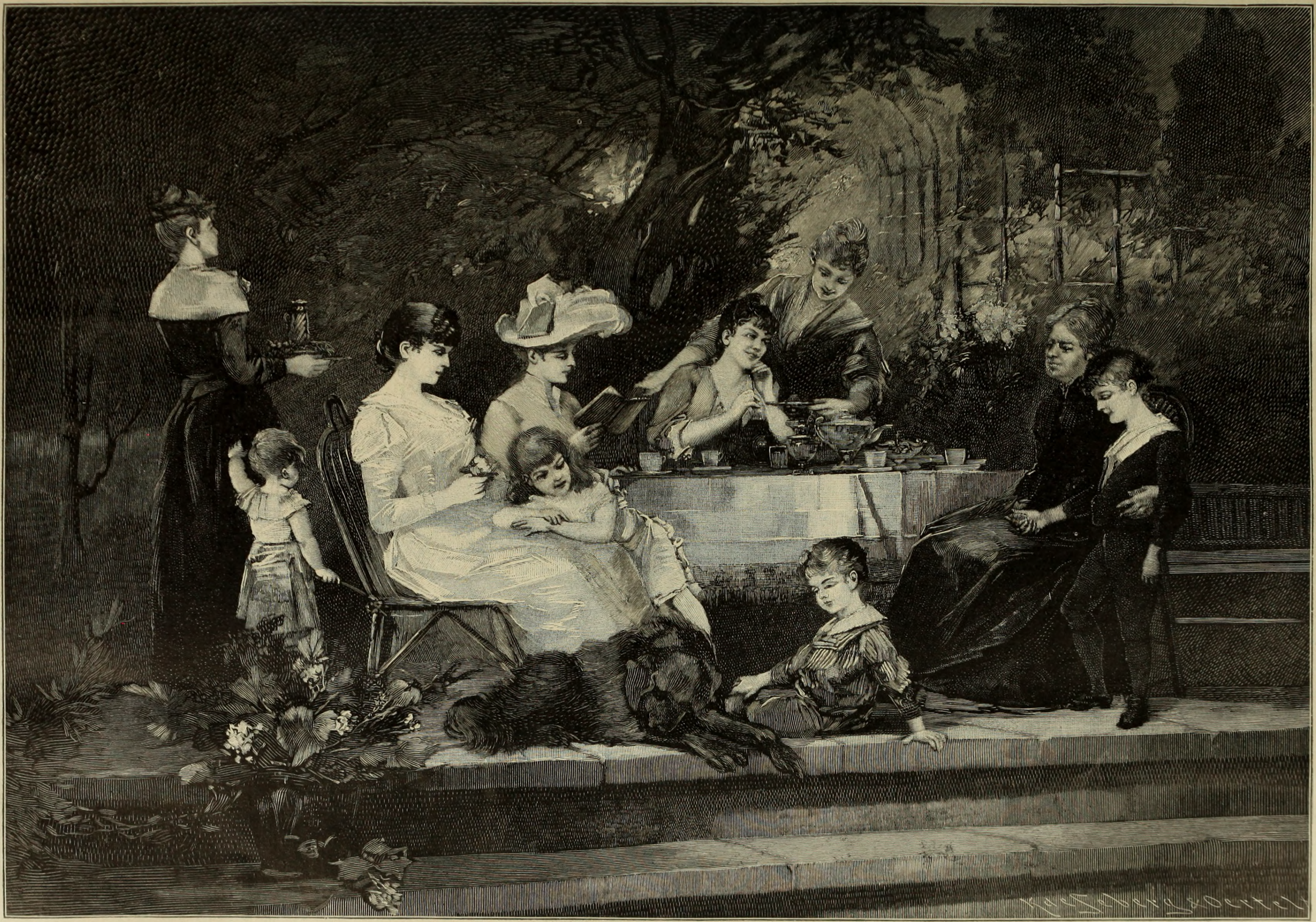
„Dem iſt auch ſo, wenn die Schiffe ihren richtigen Kurs einhalten können.“

„Und weshalb kann unſer Schiff das nicht? Wir ſind doch bisher von Stürmen verſchont geblieben, haben nicht beidrehen müſſen und immer geraden Kurs ſteuern können.“

„Sie haben recht,“ erwiderte er lächelnd, „und wenn ich es nicht bereits wüßte, würde ich an dieſem Einwurf Sie als Tochter eines Seemannes erkannt haben. Wenn wir ein Holzſchiff unter den Füßen hätten, würde ich mich auch nicht im geringſten ſorgen, doch es iſt ein anderes Ding mit einem eiſernen.“

„Aber iſt denn nicht Schiff — Schiff?“ fragte ſie auf das höchſte verwundert.

„In Bezug auf das Innehalten eines richtigen Kurſes nicht,“ entgegnete er. „Auf einem eiſernen Schiffe bildet ſich ſchon während des Baues durch Einfluß des Erdmagnetismus auf geheimnisvolle Weiſe eine magnetiſche Achſe, in der ſich der geſamte Magnetismus des Schiffes konzentriert. Dieſe Achſe wirkt auf die Kompaßnadel und lenkt ſie mehr oder minder aus ihrer natürlichen Lage ab. Die Geſetze, nach denen dies geſchieht, ſind noch nicht ganz aufgeklärt, obwohl die berühmteſten Phyſiker danach forſchen und auch ich mich, wenn auch ſeither ohne poſitive Erfolge, lebhaft damit beſchäftigt habe. Nur ſo viel ſteht feſt, daß dieſe Ablenkung ſich nicht allein nach dem Winkel richtet, den die Achſe mit dem geſteuerten Kurſe bildet, ſondern auch merkwürdigerweiſe nach der geographiſchen Breite, in der ſich das Schiff befindet. Im Süden des Äquators iſt ſie eine ganz andere, wie im Norden und verkehrt ſich nahezu in das Gegenteil. Der Eiſenbau von Handelsſchiffen iſt erſt in neuerer Zeit eingeführt; leider beachtet man meiner Anſicht nach dieſe Verhältniſſe noch nicht ſo, wie ihre Wichtigkeit erfordert, und das iſt auch bei unſerem Kapitän der Fall, obwohl ich ihn oft darauf aufmerkſam gemacht habe. Wenn klarer Himmel iſt und wir Geſtirnsbeobachtungen machen können, liegt die Sache nicht ſo ſchlimm. Wir wiſſen dann täglich genau, wo



Sommerabend. Nach dem Gemälde von N. Wolfrum.

wir ſind und können den Kurs verbeſſern, nun aber verfolgt uns ſchon ſeit zwölf Tagen dieſer unglückſelige Nebel. Vorſichtshalber haben wir den Kurs ſo geſetzt, daß er ſechzig Seemeilen nördlich von den Crozet-Inſeln vorbeiführt, aber wenn der Kompaß auch nur eine geringere ſüdliche Ablenkung erlitten hat, als ich nach meinen früheren Beobachtungen annehme, dann kann das Schiff heute 60—80 Seemeilen ſüdlicher ſtehen, als es nach der Rechnung ſoll. Nach letzterer müſſen wir uns jetzt ungefähr auf der Höhe dieſer Inſeln befinden, und wenn bis morgen alles gut geht, ſo glaube ich beſtimmt, daß wir ſie paſſiert haben und alle Gefahr beſeitigt iſt. Sie werden aber wohl jetzt verſtehen können, daß meine Beſorgnis nicht ganz ungerechtfertigt iſt."

Eliſe hatte mit geſpannter Aufmerkſamkeit den Erklärungen gelauſcht und ſie mit ihrem ſcharfen Verſtande vollkommen richtig aufgefaßt.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Watſon," ſagte ſie dann, und in ihrem Tone lag warme Empfindung. „Sie werden ſehen, daß ich dasſelbe unter allen Umſtänden zu würdigen weiß, aber," fuhr ſie fort, „mein Vater pflegte immer zu ſagen, ein Seemann dürfe auch angeſichts der größten Gefahr nie den Mut verlieren, wenn er ſich bewußt ſei, ſeine Schuldigkeit gethan zu haben; der liebe Gott werde dann ſchon rechtzeitig für ihn eintreten. So wie ich Sie in dieſen Monaten kennen gelernt, haben Sie gewiß nichts verſäumt und dürfen deshalb mit gutem Gewiſſen dem Kommenden entgegenſehen."

Watſon erwiderte nichts, ſondern ſchaute nur zu der Sprecherin auf; in dieſem Blicke aber mußte wohl etwas liegen, das beredter als Worte zu ihrem Herzen ſprach, denn eine heiße Röte flammte in ihren Zügen auf, ſo daß ſie ſich ſchnell abwandte, um ihre Gefühle nicht zu verraten.

In dieſem Augenblicke ging der Unterſteuermann nahe an dem Paare vorbei. Er blickte das junge Mädchen ſo frech und unverſchämt an, daß letztere ſichtlich zuſammenſchrak. Alle Farbe ſchwand aus ihrem Geſicht, und wie Hilfe ſuchend, kehrte ſie dasſelbe wieder Watſon zu.

„Was iſt Ihnen ſo plötzlich, Fräulein?" fragte er in teilnehmender Beſorgnis, da ihm das Benehmen des Unterſteuermannes, dem er den Rücken zukehrte, entgangen war.

„O, es war nur der Abſcheu, den mir jener Menſch dort einflößt," erwiderte ſie leiſe. „Ich habe immer das Gefühl, daß mir Unheil von ihm droht."

„Iſt er Ihnen wieder zu nahe getreten?" fragte Watſon in höchſter Erregung, indem ſeine Züge einen drohenden Ausdruck annahmen.

„Seit jener Scene, infolge deren er auf Ihre Veranlaſſung aus der Kajüte verwieſen wurde, nicht wieder, als daß er, wie eben jetzt, mich mit häßlichen Blicken verfolgt, ſo oft ich das Unglück habe, ihm zu begegnen."

„Ich werde dafür ſorgen, daß es nicht wieder geſchieht," äußerte der Oberſteuermann in entſchiedenem Tone.

„Ich bitte Sie auf das dringendſte, Herr Watſon," rief Eliſe angſtvoll, „vermeiden Sie jeden Streit meinetwegen. Ich habe es oft bemerkt, wie haßerfüllt er Ihnen nachſchaut, wenn Sie mit ihm geſprochen haben. Er kann es Ihnen nicht vergeben, daß Sie damals ſo energiſch mich in Schutz nahmen, und ich fürchte, daß er ſich auch an Ihnen rächen wird."

Wieder blickte der Angeredete ſie in einer Weiſe an, die ihr Herz ſelig erbeben ließ, dann aber ſagte er zuverſichtlich: „Seien Sie unbeſorgt, ich fürchte ihn nicht. Er iſt ein Feigling," fügte er verächtlich hinzu, „und weiß genau, was er zu erwarten hat, wenn er mir unter die Hände kommt."

Der das Deck betretende Kapitän unterbrach die Unterhaltung, und Eliſe begab ſich nach unten zu ihrer kranken Freundin. Sie fand ſie ſchlummernd und war im Grunde ſehr erfreut darüber, denn ſie fühlte das Bedürfnis, allein zu ſein; das Geſpräch mit Watſon hatte ſie nach verſchiedenen Richtungen ſehr aufgeregt, und ſie hätte in dieſem Augenblick Frau Williams nicht unbefangen gegenübertreten können.

Sie war ein mutiges Mädchen, aber die Beſorgniſſe des Oberſteuermannes hatten doch einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht. Wenn wirklich ein Unglück paſſierte und gerade jetzt!

Was der Mund Watſons bis jetzt nicht gewagt in Worte zu kleiden, das hatte ſie klar und deutlich in ſeinen Augen geleſen. Ihre Liebe wurde erwidert, und dieſe beſeligende Gewißheit berauſchte ſie ſo, daß ſie, alles um ſich vergeſſend, nur dieſem einen Gedanken nachhing.

Dann aber ſchreckte ſie plötzlich wieder empor. Daß dem Schiffe etwas zuſtoßen könne, daran dachte ſie nicht mehr in ihrem jungen Glücke, wohl aber an den unheimlichen Unterſteuermann, an ſeinen möglichen Zuſammenſtoß mit dem geliebten Manne, und bei dieſer Vorſtellung ſchnürte ſich ihr Herz zuſammen.

Oben auf dem Deck wurde es laut, vielleicht war der gefürchtete Konflikt ſchon ausgebrochen. Es litt ſie nicht länger unten, tödliche Angſt trieb ſie nach oben. An allen Gliedern zitternd verließ ſie leiſe die Kammer und ſchlich die Treppe hinauf, doch ſie atmete befreit auf, als ſie einen Blick auf das Deck geworfen. Was ſie befürchtet, war nicht eingetreten; es wurden nur Segel gekürzt, und dadurch war der Lärm entſtanden. Watſon erteilte die nötigen Befehle, und ſeine Stimme klang ruhig und ſicher, wie immer.

Noch ehe ſie von jemand bemerkt war, eilte ſie wieder hinunter zur Kranken, die noch immer ſchlummerte. Sie ſank in einen Seſſel und hing ihren Gedanken nach, aber dieſe waren nicht mehr beängſtigend, ſondern ſchwellten ihr Herz mit Glück und Hoffnung, und als die Freundin erwachte, da konnte ſie harmlos und heiter mit ihr plaudern.

Watſon hatte den Kapitän nochmals auf die Gefahr einer möglichen Kompaßablenkung aufmerkſam gemacht, aber es gelang ihm nur ſchwer, ihn zu überzeugen. Dabei fiel es dem Oberſteuermann ſeltſam auf, wie verwirrt ſein Vorgeſetzter ſprach. Bald gab er Watſon recht, bald brauſte er heftig auf, um das Gegenteil zu behaupten, und erſt nach längerer Zeit wurde er wieder ruhiger, um nach alter Weiſe freundlich mit ſeinem Untergebenen die Angelegenheit zu erörtern. Er ſtimmte deſſen Vorſchlag unbedingt bei, keine Vorſichtsmaßregel außer acht zu laſſen und die Segel zu kürzen, um bei dem friſchen Winde nicht zu viel Fahrt zu machen und dadurch das Schiff für den Fall einer plötzlich auftauchenden Gefahr manöverfähiger zu halten.

Nach beendetem Manöver zog ſich der Kapitän, der über Kopfſchmerz klagte, woraus ſich Watſon ſein auffallendes Benehmen zu erklären ſuchte, in die Kajüte zurück, und beide Steuerleute blieben allein auf dem Hinterdeck.

Watſon trat auf den Unterſteuermann zu. „Wenn Sie ſich noch einmal unterſtehen," redete er ihn in drohendem Tone an, „Fräulein Steineck durch Ihre frechen Blicke zu beläſtigen, ſo werde ich Sie zur Rechenſchaft ziehen, und es ſoll Ihnen dann die Luſt dazu auf immer vergehen."

Er hatte recht gehabt, den Angeredeten einen Feigling zu nennen. Ohne ein Wort der Entgegnung zu wagen und in ohnmächtiger Wut begab der Steuermann ſich langſam zum Vorderdeck. Er mochte es ſich klar machen, daß ſein überaus kräftiger Gegner mit ihm, der nur klein und ſchmächtig war, leichtes Spiel haben würde.

Watſon hatte bis abends acht Uhr die Wache. Ehe er ſie an den Unterſteuermann abgab, ſorgte er noch dafür, daß die zuverläſſigſten Matroſen als Ausguck beſtimmt wurden und ſchärfte ihnen die größte Aufmerkſamkeit ein. Gegen Abend ſchien der Nebel etwas von ſeiner Dichtigkeit zu verlieren. Er geſtattete wenigſtens einen Ausblick von hundert Schritten, und in der Hoffnung, daß er nun auch bald noch mehr aufklaren werde, und da es auch verhältnismäßig gutes Wetter war, ging Watſon etwas beruhigter zur Koje. Um Mitternacht bekam er wieder Wache, und da es dann auf angeſtrengtes Ausgucken ankam, wollte er verſuchen, die wenigen Stunden Schlaf auszunutzen.

Eliſe blieb indeſſen zur Geſellſchaft ihrer Freundin, die ſich etwas wohler fühlte, in deren Kammer, um ihr vorzuleſen, und nahm auch dort auf deren Wunſch ihre Abendmahlzeit ein. Gegen zehn Uhr pflegte ſie ſich zur Ruhe zu begeben, vorher aber, wenn die Witterung es geſtattete, noch ein Viertelſtündchen auf Deck zu gehen, dort friſche Luft zu ſchöpfen und etwas mit dem alten Kapitän zu plaudern, deſſen Gewohnheit es war, regelmäßig auf der erſten Nachtwache bis gegen elf Uhr auf dem Deck zu bleiben, bevor er ſeine Koje aufſuchte.

Heute fühlte ſie das Bedürfnis um ſo mehr, da ſie auch noch Watſon zu ſprechen hoffte, den ſie auf Wache vermutete. Als ſie jedoch das Hinterdeck betrat, war dasſelbe leer und weder der Kapitän noch der Oberſteuermann zu ſehen.

In der Annahme, daß ſie nach vorn gegangen ſeien, um die Ausguckspoſten zu revidieren oder ſelbſt auszuſchauen, weil ſich von dort ein freieres Geſichtsfeld bot, ſtellte ſich das junge Mädchen hinten an die Verſchanzung und ſchaute traumverloren auf die vorbeirauſchenden Wellen.

Da ſchien es plötzlich hell um ſie zu werden; ſie richtete den Blick aufwärts, und es durchzuckte ſie auf das freudigſte. Oben am Himmel erglänzten die Geſtirne, der unheimliche Nebel war plötzlich gewichen, und indem ſie an Watſons heutige Äußerung dachte, daß damit alle Gefahr beſeitigt und alle ſeine Beſorgniſſe geſchwunden ſeien, atmete ſie froh und beglückt auf. Der Geſichtskreis dehnte ſich zuſehends aus, man ſah in weiter Entfernung, wie die Wellen in grünweißlichem Schimmer ſchäumend überköpften, und nur am Backbord ſtand noch eine dunkle Bank am Horizonte — es war wohl der Nebel, den der etwas von Steuerbord kommende Wind endlich verſcheucht hatte und jetzt wie eine Wolkenwand vor ſich hertrieb.

Während Eliſe fröhlichen Herzens dem enteilenden Unholde nachſchaute, fühlte ſie ſich plötzlich von hinten umfaßt. Im erſten Augenblicke glaubte ſie, es ſei Watſon, und ein ſeliges Gefühl durchſchauerte ſie. Voll Schrecken erkannte ſie dann aber ſofort ihren Irrtum. „Habe ich dich endlich, mein Täubchen“ klang eine rauhe heiſere Stimme an ihr Ohr.

Sie verſuchte einen Hilfeſchrei auszuſtoßen, aber eine fremde Hand ſchnürte ihr die Kehle ſo feſt zu, daß ſie nur noch einen gurgelnden Laut hervorzubringen vermochte und ihre Beſinnung zu ſchwinden begann. Da fühlte ſie eine Erſchütterung, wie einen Schlag, die Hände des brutalen Angreifers glitten wie gelähmt von ihr ab — ſie war frei. Faſt ohnmächtig klammerte ſie ſich an die Verſchanzung, und es dauerte einige Augenblicke, bis ſie wieder zu ſich kam.

Als ſie die Augen aufſchlug, ſah ſie Watſon vor ſich ſtehen. Furchtbare Gedanken wirbelten in ihrem Hirn, aber bevor ſie ſich darüber klar werden konnte, was geſchehen war, vernahm ſie Worte, die ebenſo ſchnell alle Schreckbilder verſcheuchten.

„Beruhigen Sie ſich, Fräulein Steineck,“ ertönte die ſympathiſche Stimme des Oberſteuermannes, „ich habe den Schurken für ſeine Frechheit beſtraft, Sie ſind ſicher vor ihm.“

„Wer war es?“ ſtieß ſie hervor, während ſie noch am ganzen Körper zitterte.

„Der Unterſteuermann,“ erwiderte Watſon.

„Aber wie kommt er auf Deck? Sie haben doch die Wache.“

„Nein, mein Fräulein, Sie ſind im Irrtum, meine Wache beginnt erſt um zwölf Uhr.

„O hätte ich das geahnt,“ rief Eliſe, „ich hätte das Deck nicht betreten, um nicht mit dieſem ſchrecklichen Menſchen zuſammenzutreffen. Doch wie erklärt ſich Ihr Erſcheinen gerade in einem für mich ſo verhängnisvollen Augenblicke?“

„Ich hoffte recht gut zu ſchlafen, aber als ich dem Unterſteuermann die Wache übergab, glaubte ich die Wahrnehmung zu machen, daß er wieder getrunken habe, wenngleich er noch vollſtändig ſeiner Sinne mächtig ſchien. Das beunruhigte mich, und ich konnte keinen Schlaf finden, obwohl ich den Kapitän auf dem Deck wußte. Als ich dieſen aber früher, als es ſeine Gewohnheit iſt, die Koje aufſuchen hörte, weil er wahrſcheinlich unwohl iſt und ſchon vorher mir gegenüber klagte, daß er Kopfſchmerz habe, litt es mich nicht länger in meinem Bette. Es lag mir ſchwer auf der Bruſt, als ob ein ſchreckliches Unglück drohe. Ich ſtand auf und betrat das Deck gerade zur rechten Zeit, um Ihnen zu Hilfe kommen zu können.“

„O zu welch tiefem Danke bin ich Ihnen verpflichtet,“ ſagte Eliſe in aus innerem Herzen kommenden Tone, indem ſie ihm ihre Hand reichte.

Er führte dieſelbe ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen, aber Worte, wie ſie das junge Mädchen wohl erwartete, folgten nicht und Watſon verbeugte ſich nur ſtumm.

Enttäuſcht zog ſie ihre Hand aus der ſeinigen. Was war es nur, daß ihn auch jetzt ſchweigen ließ?

„Was haben Sie mit jenem ſchrecklichen Menſchen gemacht?“ fragte ſie dann nach einer kleinen verlegenen Pauſe.

(Fortſetzung folgt.)

## Drei Roſengärten.

Ein Roſengarten im Thale
Erblüht gar wunderbar;
Es ſchließen dem Sonnenſtrahle
Sich auf die Roſen klar.

❧

Darüber auf Bergeswarten,
In unnahbarer Höh’,
Blüht auf ein Roſengarten
Aus Sonnenglanz und Schnee.

Hoch über den Zacken droben
Erblüht in reinſter Luft
Ein Roſengarten, gewoben
Aus Morgenlicht und Duft.

❧

Drei Roſengärten über
Einander — wie das erglüht!
Mir ahnt es, daß darüber
Noch einer, der ſchönſte, blüht.

J. Trojan.

# Ein ſchwäbiſches Bauernoriginal.

Von Richard Weitbrecht. (Abdruck verboten.)

„Wohin? Wohin auf dieſem Sternenfluge?
Ich weiß es nicht, muß folgen meinem Zuge;
Der ſtolz und kühn gleich einem Königsaaren
Hoch nach dem Himmel mit mir aufgefahren.
Schon ſchweb ich hoch ob dunklen Rieſentannen,
Wohl kann ich noch zum Flug die Flügel ſpannen.
Doch der Gedanke plötzlich mich umſchattet:
Was willſt du thun, wenn deine Kraft ermattet?
Zur Erde kehren, der du dich entſchwungen?
Nein, nimmermehr! Doch wenn ſich losgerungen
Die letzte Kraft zum letzten Flügelſchlage?
Barmherziger! Dann kürze meine Tage!
Im Staub der Erde laß mich nicht verenden;
Wollſt mir barmherzig einen Blitzſtrahl ſenden!“

Einen ſeltſameren Kontraſt habe ich noch nie erlebt, als den, da ich dieſes königsſtolze Gedicht zu Warmbronn in der kleinen, niederen Stube des ſchwäbiſchen Kleinbauern Chriſtian Wagner zufällig aufſchlug und las. Da ſaß ich an einem heißen Junimittag auf der Bank hinter dem Tiſch vor einem Glas ſchwäbiſchen Obſtmoſtes, und mir gegenüber, ebenfalls vor ſeinem Glas, dem er wacker zuſprach und mit dem er oft mit mir anſtieß, ſaß der Dichter dieſer Verſe. Er war morgens vier Uhr aufgeſtanden, um ſein Heu zu mähen, hatte mich dann auf der eine ſtarke Stunde entfernten Eiſenbahnſtation Leonberg abgeholt, und wir waren unter tiefſinnigen Geſprächen miteinander über den waldigen Berg ſeinem Heimatort zugewandert.

Nun ruhten wir von der Wanderung aus, während draußen im Hofe die Geſchäfte des „Heuet“ weiter gingen und ab und zu eines der Kinder des Dichters hereintrat, um von dem Vater die Anweiſungen für Einbringung des Heues entgegenzunehmen. Das hat für ein Kleinbäuerlein, der nur eine Kuh beſitzt, ſeine Schwierigkeiten, und am Tage zuvor hatte der Dichter, da er kein Pferd für ſeinen Heuwagen bekommen konnte, ſich ſelbſt mit der erwachſenen Tochter an das Wägelein geſpannt und es mit Hilfe ſeines einzigen Freundes im Dorfe, eines tiefblickenden Schuhmachers, heimgezogen — Dichter und Pegaſus im Joche!

Da ſaß er mir gegenüber: die kleine, faſt gedrückte Geſtalt eines Mannes Mitte der Fünfziger, der ſich in ſeinem Äußeren durch nichts von einem anderen ſchwäbiſchen Kleinbauern unterſchied. Aber auf dieſen ſchmächtigen Gliedern mit den unſicheren Bewegungen, die den unpraktiſchen Mann verraten, ſitzt ein mächtiger Kopf mit geſcheiten, klarblickenden Augen, über welchen ſich eine breite, ſchön gebaute Stirn wölbt. Und das ganze Geſicht Freundlichkeit, die Stimme etwas dünn und von recht demütigem Klange, aber die Worte ſicher und klar und des eigenen Wertes bewußt.

Und drüben am großen Ofen im Großvaterſtuhl ſitzt ſeine um ein gutes jüngere Frau mit ſchwarzen, ausdrucksvollen Augen und langem, dunklem, welligem Haar, an das ſie eben die letzten Toilettenkünſte verwendet; denn wir ſind früher gekommen als ſie erwartet hatte. Leider ſteht ein Stock neben ihr; denn ſie kann ſeit einigen Jahren infolge einer Erkältung nur mühſam gehen und muß, ſo ſchwer es ihr wird, die ganze Haushaltung der Tochter überlaſſen. Und nicht leicht wird es dieſem Hauſe, ſich durch das Leben durchzuſchlagen. Dichten bringt nichts ein, höhnen die Dorfgenoſſen; Dichten ſollte eben doch etwas einbringen, meint die ſparſame Hausfrau, oder man ſollte es laſſen, und eines der erſten Worte des Dichters mir gegenüber war: „Ich verlange ja nicht Wohlleben und Genuß; ich brauche überhaupt ſo gut wie keine Speiſe, wenn ich nur mein Glas Moſt habe in der Hitze. Aber wenn mir das würde, daß ich frei von den Sorgen ums tägliche Brot meinem Talente leben könnte, wie glücklich wär' ich!“

Selbſtverſtändlich meinte er das nicht ſo, daß er heraus aus ſeinem Berufe möchte, — das wäre wohl für ihn auch das größte Unglück, denn er iſt zufrieden mit ſeiner beſcheidenen Lebensſtellung. Aber die Flügel möchte er beſſer regen können und Zeit haben vor all den Feldgeſchäften, vor all dem, was ihn am Fluge des Geiſtes hindert, um ſich ſelbſt auszuleben. Und man muß nur einen Blick gethan haben in ſeine Dichtungen*), um ſofort zu erkennen, daß hier ein echter, wahrhaftiger Dichter zu unſeren Herzen ſpricht. Wohl hängen hie und da die Schlacken der Dorfbildung und des etwas ungelenken Schwäbiſchen noch an dem lauteren Gold ſeiner Poeſie; aber aus ſeinen Gedichten könnten ſich Dutzende von berühmten Dichtern verproviantieren, denn da iſt Aufſchwung, nie Redensart, nie bloße gehobene Sprache; da iſt eine Kraft und Größe der Anſchauung und ein Tiefſinn der Gedanken, dabei vielfach eine Gewandtheit der Form und ſpielende Beherrſchung des Reims, ſo daß, wenn irgendwo das viel mißbrauchte Wort vom Dichter „von Gottes Gnaden,“ nicht von des Schulmeiſters und guter Muſter Gnaden, hier zutrifft.

Ja von Gottes Gnaden; denn der Dichter hat nichts von außen, alles aus ſeinem eigenen Innern, deſſen tiefgründigen, oft auch aus den ſeltſamſten Labyrinthen eines Sonntagskindes auftauchenden Phantaſieen vielfach nur Sonntagskinder zu folgen vermögen. Gäbe es in unſerer jetzigen Zeit nicht nächſtens faſt nur noch Werktagsmenſchen, Chriſtian Wagners Dichtungen hätten ſich längſt den ihnen gebührenden Platz in der deutſchen Dichtung erobert.

Er erſchwert dies allerdings ſeinen Leſern einigermaßen, weil er in ſeinen Gedichtſammlungen immer ſeine Verſe durch Proſa unterbricht, die zwar teils wie die Worte eines Propheten oder Sehers hinflutet, teils aber auch recht nüchtern proſaiſch erklärend iſt. Und zu einer anderen Anordnung ſeiner Gedichte bei etwaigen weiteren Auflagen wird er ſich ſchwer verſtehen. Denn dieſer ſchwäbiſche Bauer beſitzt etwas von der Zähigkeit ſeines Standes und dem Eigenſinn eines Dichters, und ich glaube, daß man ihm keine ſeiner Anſchauungen, die er freilich alle aus ſich ſelbſt geholt hat, zu korrigieren vermag, ja, daß er ſich nicht ein Wort in ſeinen Verſen ändern ließe, wenn er überzeugt wäre, daß dies Wort gerade ſo recht ſei. Von erkennbarem Einfluß auf ihn iſt eigentlich nur die Sprache der Bibel, namentlich die der Propheten, und wenn manche Wendungen an den ſchwäbiſchen Dialekt und ſeine Grammatik erinnern, ſo hat er von dieſem Dialekt auch die Kraft des Ausdruckes und der Wortbildung, die konkrete Sinnlichkeit der Anſchauung und die Wucht der Sprache. Im übrigen iſt es bewundernswert, wie dieſer Bauer, der nichts ſein eigen nennt, als eine gute Volksſchulbildung, der keine Bibliothek beſitzt und nicht ſehr viel geleſen hat, die deutſche Sprache beherrſcht, und wie ſouverän er mit Vers und Reim ſchaltet und waltet. Daß es ihm nicht immer leicht wird, für die weitſchweifenden Gedanken und die tiefen Gefühle ſeines Herzens den zutreffenden Ausdruck zu finden, daß man mitunter die Klarheit vermiſſen kann, läßt ſich nicht leugnen — aber heraus muß, was ihm im Herzen erklingt, und heraus kommt es mit einem Siegesbewußtſein, daß faſt einzig daſteht.

„Wer kann wohl ſtille halten, wenn der Geiſt
Gottallgewaltig ihn von hinnen reißt?

Und dieſer Geiſt iſt es, der mir befahl,
Hinauszuwerfen aus der Welt die Qual.

Den Freudenglauben tragen in die Welt,
Dem Lieb und Schönheit ſtrahlend zugeſellt.

Ein Feuerſtrom durchflutet all mein Mark,
Und wie ein Götterſohn fühl' ich mich ſtark.

Kann ich noch zweifeln, daß nicht dieſe Erd'
Im Siegesflug von mir erobert werd'?“

Ja, er weiß, daß es ihm vor anderen gegeben iſt:

„Wie du gezeigt einſt dem erwählten Knechte
In einer deiner Offenbarungsnächte,

---

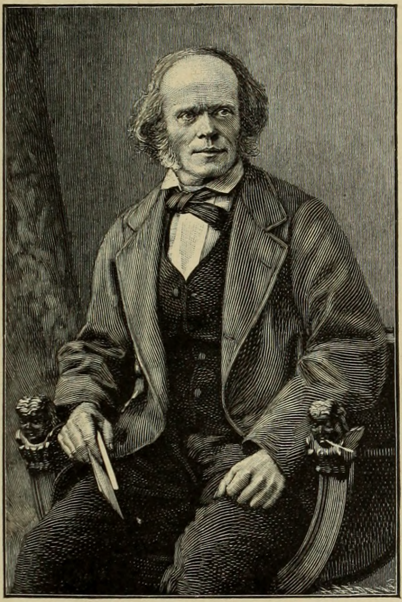
*) Märchenerzähler, Bramine und Seher. 2. Auflage, 1887, geb. 1,50 M. Sonntagsgänge, 1887, 2 M., beide zuſammen geb. 3 M. Balladen und Blumenlieder, 1890, 2,50 M. Sämtlich im Verlage von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Die Himmelsleiter auf die Erd' ſich neigend,
Und deine Engel auf und nieder ſteigend:

So ſchaut noch heut der Leiter goldne Stufen
Der Auserwählte, den du haſt berufen;
Ihm ſteigen dran auf Sproſſen ſel'ger Lieder
Die Engelsboten heut noch auf und nieder.“

Doch der Leſer wird nunmehr begierig ſein, etwas von dem Lebensgang dieſes Bauern und Dichters zu hören. Ich gebe es kurz mit ſeinen eigenen Worten:

„Ich bin geboren am 5. Auguſt 1835 zu Warmbronn als das einzige Kind meiner Eltern, als ſolches der Gegenſtand ihrer zärtlichſten Liebe und Sorge. Mein Vater war ein geſchickter Schreiner und betrieb nebenbei eine kleine Landwirtſchaft. Nach ſeinem Tode (1866) übernahm ich die letztere; zu ſeinem Handwerk hatte ich weder Neigung noch Geſchick. Mein Fabulieren iſt rein ein Erbteil meiner ſeligen Mutter, die dem empfänglichen Knaben viel erzählte. Ich ließ mir das Feldgeſchäft angelegen ſein und war ein ſehr fleißiger, recht ſparſamer Landwirt, ohne mit all meiner Anſtrengung viel anderes zu erreichen, als daß ich älter hiebei worden bin. Ich war ſtets, namentlich weil ich in kein Wirtshaus kam und auch ſonſt keine Gemeinheiten mitmachte, der Gegenſtand des Spottes meiner Miteinwohner. Hiefür ſuchte ich anderwärts Troſt. Es war mir ſtets die größte Freude, am Sonntagnachmittag im Walde umherzuſchweifen und die Blumen und Vögel mir erzählen zu laſſen. Auch bei meiner Feldarbeit, denn es wurde mir nichts geſchenkt, fand ich Troſt und Erquickung in ihrem Freundſchaftsverkehr. In freier Winterszeit habe ich die hingeworfenen Gedanken geſichtet und gruppiert. Doch war noch etwas anderes dabei: Ich hatte ſtets tiefſtes Mitleid mit der armen, zertretenen Tierwelt und hielt es für meine heilige Pflicht, mein Talent dem Evangelium der Tierſchonung dienſtbar zu machen. Dieſer Gedanke, weit mehr als der kleine Bruchteil Dichtereitelkeit, gab meinem Streben und meiner Beharrlichkeit den nötigen Untergrund. Und wer wie ich mit ſolcher Schonung und Liebe durch die Fluren wandelt, iſt auch der Bramine, wie ich ihn mir gedacht. Der macht ſich auch die Blumen zu Vertrauten, und die erzählen ihm allerlei ſeltſame Dinge, aber auch ſolche, die andere Menſchen nicht wiſſen, und ſo iſt er der Märchenerzähler und Seher. Auch iſt dies Geſagte keine Prahlerei oder Luftgeſpinnſt, ſondern ſie erzählen mir wirklich, und ich darf eine Blume nur anſehen, ſo habe ich alsbald ein Märchen oder eine Mythe von ihr, d. h. wenn es eine mir ſozuſagen ſympathiſche iſt. So könnte ich tagelang im Walde verweilen, ohne je müde zu werden, mir von ihm erzählen zu laſſen; ich habe dabei eine Unterhaltung, wie ſie mir reizvoller und ſchöner keine Menſchen gewähren können.“


Chriſtian Wagner.
Ein ſchwäbiſcher Volksdichter.

Zweierlei tritt aus dieſen Worten uns entgegen: einmal ſeine bis zur Seltſamkeit geſteigerte Scheu vor der Verletzung des Lebens, weshalb ſein Name auch in tiefſinnigen Vegetarierkreiſen bekannter iſt als bei den Freunden echter Poeſie. Hand in Hand damit geht aber ein glühender Haß gegen alle Ausbeutung des Nächſten, gegen allen Eigennutz, gegen alle bloß materielle Geſinnung, weshalb der Dichter auch kein Freund der Juden iſt. Wagner hatte mir ſeine Grundſätze hinſichtlich der Scheu vor Verletzung jedes Lebens bis zu einem gewiſſen Grade — ſelbſt das Pflanzenleben iſt ihm heilig — während unſeres Ganges nach Warmbronn erzählt und mancher hübſchen Geſchichte Erwähnung gethan, wie dieſe ſeine Grundſätze, die ihm ſelbſt die alte, nicht mehr eierlegende Henne nicht zu töten erlauben, mit denen der praktiſchen Hausfrau in Konflikt kamen. Aber gleich beim Eintreten in ſeine Stube ſah ich einen hübſch angeordneten Schmetterlingskaſten hängen, den einzigen Schmuck der getünchten Wände. Ich hob den Finger und ſagte: „Aber, Herr Wagner!“ Mit ſchuldbewußter Miene ſah er faſt ſcheu auf dieſe Jugenderinnerung zurück, die er aber mit dem ihm angeborenen ganz außerordentlichen Pietätsgefühl nicht miſſen mag, und ſagte — er ſpricht das ſogenannte Honoratiorenſchwäbiſch, ein Gemiſch aus Dialekt und Schriftdeutſch: „Ja, damals hatte ich eine unglückſelige Neigung gehabt, Schmetterlinge zu fangen. Jetzt thu ich's nicht mehr; es widerſpricht meinen Grundſätzen.“ Damals hatte er auch ein Herbarium angelegt, aber heute kann er ſelbſt das nicht als etwas ganz Unſchuldiges anſehen.

Das andere, was uns aus Wagners Worten entgegentritt, iſt ſein inniges Verſtändnis für die Pflanzenwelt. In dieſer Hinſicht ſteht er ganz einzig da. Seine Gedichte wimmeln von Blumenſagen, Blumenlegenden, Blumenballaden. Ich muß mich beſchränken, zur Charakteriſierung nur einige dieſer Gedichte hier wiederzugeben.

### Osterſamſtag.

„Wie die Frauen
Zions wohl dereinſt beim matten Grauen
Jenes Trauertags beiſammen ſtanden,
Worte nicht mehr, nur noch Thränen
fanden;

So noch heute
Stehen als in ferne Zeit verſtreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen,
In des Nordens winterlichen Zonen.

Vom Gewimmel
Dichter Flocken iſt er trüb, der Himmel;
Traurig ſtehen ſie, die Köpfchen hängend,
Und in Gruppen ſich zuſammendrängend.

Alſo einſam,
Zehn und zwölfe hier ſo leidgemeinſam,
Da und dort verſtreut auf grauer Öde,
Weiße Tüchlein aufgebunden Jede;

Alſo trauernd,
Innerlich vor Froſt zuſammenſchauernd,
Steh'n alljährlich ſie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Wildnis.“

### Anemone.

„Sag, woher kommen
Die Schönen, die Frommen,
Die Tauſend und Abermillionen
Weißgekleidete Anemonen?

Was thut ihr nun hier
Im Waldesrevier,
Ihr lieblichen Kleinen,
Beim Frühlingserſcheinen?

„Wir ſind die Kindlein, die abgeſchieden
So frühe hienieden;
Nun wohnen wir oben
Im Vaterhauſe da droben.“

„Drum dürfen wir fort,
Jedes an ſeinen Heimatort.
Auf Oſtern, da wird Vakanz gegeben,
Drei Wochen lang, welch ein Freudenleben!

„Und drum ſind wir hier
Im Waldesrevier,
All weiß gekleidet — Mägdlein wie Söhnlein —
Mit goldenen Krönlein.“

Allein über Anemonen hat er ein halb Dutzend Pflanzenlegenden, und in Roſenſagen kann er ſich gar nicht genug thun. Einen weit höheren Flug nehmen ſeine

### Waldesglocken.

„Was ſteht ihr da, ihr Glöcklein ohne Klang,
Den Eichenbüſchen und dem Weg entlang?

Dem Weg entlang am duft'gen Waldesrand,
Taubſtummen Töchtern gleich im Kirchenſtand?

Wir läuteten vorzeiten ſpät und bald
Den Abend und den Morgen an im Wald,

Wir hatten einſt ein klangvoll feines Ohr,
Da kam der Menſch mit ſeiner Sorgen Chor;

Wir läuteten einſt über Berg und Thal,
Da brach der Menſch herein mit ſeiner Qual;

Da flehten wir vor Gottes Heiligtum:
Ach Gott im Himmel! Mach' uns taub und ſtumm!

Mach' Ohr und Zunge vorher nicht mehr frei,
Bis Friede wieder auf der Erde ſei!

So ſtehen wir und warten immerdar,
So ſtehen wir und warten Jahr für Jahr;

Auch halten wir die Himmelsfarbe treu
Und Jahr für Jahr wird unſer Glaube neu:

Daß wir zuſammenläuten im Verein,
Wenn einſt der Himmel wird auf Erden ſein.

Ein Sonntagskind muß läuten uns und dann
Iſt abgewendet wohl von uns der Bann.

Dann läuten wir, wie einſt ſo nah und fern,
Den großen Sonntag an, den Tag des Herrn."

Dieſe Sagen alle ſind ohne jeden Anhalt in der Volksſage von ihm erfunden. Er will auch gar nicht an Vorhandenes ſich anlehnen; denn als ich ihm ein Buch „Märkiſche Pflanzenſagen" zu ſchicken verſprach, bat er, dies nicht zu thun. Er wollte nichts davon wiſſen, was das Volk ſeinen geliebten Blumen andichte; ja er fürchte, es möchte ihm bei ferneren Gedichten etwas von der wirklichen Sage in ſeine Pflanzenſagen hineinſchlüpfen. Eine ſo ängſtliche Behütung der eigenen Originalität iſt mir bei keinem anderen Dichter bekannt. Selbſt ein Goethe hat „Sah ein Knab' ein Röslein ſteh'n" auf dem blühenden Felde der Volksdichtung gepflückt.

„Wie er denn zu dieſen Sagen komme?" fragte ich. Darauf erwiderte er: „Wie es Leute gibt, welche den Tönen der Muſik Bilder und Gedanken unterlegen können, ſo geht es mir mit dem Duft der Pflanzen. Aus ihm ſchöpf' ich meine Sagen." Und nun erzählt er mir, er habe z. B. ſein Syringengedicht lange mit ſich herumgetragen, und nie ſei es zum Gedicht gereift. Da eines Tages ſei's ihm geweſen, als ob er's jetzt könnte. Leider ſeien die Syringen ſchon faſt verblüht geweſen. „Kinder," habe er da geſagt, „ſucht mir alles, was ihr an Syringen findet, zuſammen." Und als nach einiger Zeit die Kinder mit einem Syringenſtrauß gekommen ſeien und er den Duft desſelben gerochen habe, da ſei mit einem Schlag alles vor ſeiner Seele geſtanden und zum Ausdruck gekommen, was lange darin geſchlummert.

Was ſeine litterariſche Laufbahn betrifft, ſoweit man von einer ſolchen reden kann, ſo iſt's intereſſant, doch nach dem bisherigen natürlich, daß er von der Romantik ausging. Ein alter Ringwall in ſeiner Gegend gab ihm 1860 die Veranlaſſung zu einer Erzählung. Ungefähr gleichzeitig mit der Erzählung entſtanden einige Gedichte, welche ihm die Familienpietät entlockt hatte, und dann ein altteſtamentliches Drama, das er der Stuttgarter Hoftheaterintendanz einzuſchicken den Mut hatte.

Die Liebe hat ſeiner Harfe weitere Töne entlockt: erſt die Treue der Liebe, als ſeine erſte Frau nebſt allen Kindern geſtorben war, und dann die neue Liebe und das neue Leben, das ihm 1870 durch die Verlobung mit ſeiner zweiten Frau erblühte. Seitdem entquillt dem Born ſeines Herzens Lied um Lied. Zum erſtenmal an die Öffentlichkeit getreten iſt er 1884; ſeine Gedichte haben ihm noch keinen Pfennig Honorar eingetragen, dagegen hat ihm jetzt der Ausſchuß der deutſchen Schillerſtiftung eine längſt verdiente Ehrengabe von einigen hundert Mark, zunächſt auf drei Jahre, zuerkannt.

Nun nenne man mir einen Bauern der Welt, der dieſem ſchwäbiſchen Bauern gleicht!

---

## Engliſche Millionenerbſchaften.

(Abdruck verboten.)

Man pflegt uns Deutſchen den Vorwurf zu machen, daß wir in ſehr weitgehendem Umfange geneigt ſind, alles Ausländiſche mit offenen Armen bei uns aufzunehmen. Thatſache iſt jedenfalls, daß im Vertrauen auf dieſen ſogenannten deutſchen Charakterzug eine recht anſehnliche Anzahl von zweifelhaften Geſchäftsleuten im Auslande ihre Operationen beginnen und leider oft recht erfolgreich durchführen. Dieſen ſpekulativen Geſchäftsleuten ſind auch diejenigen zuzuzählen, welche es ſich zur Aufgabe machen, Deutſche auf Millionenerbſchaften aufmerkſam zu machen, welche ihrer angeblich auf dem britiſchen Inſelreich harren. Es liegt dieſen Induſtrierittern nur daran, einen möglichſt hohen Vorſchuß zu erhalten.

Es iſt ein alter, weit verbreiteter Irrtum, daß Wertſachen, deren Eigentümer unbekannt ſind, in England bei der Bank of England hinterlegt werden. Die engliſche Bank verwahrt aber nur Anteile an engliſchen Regierungsanleihen für unbekannte Berechtigte, und etwaige Anſprüche auf ſolche Anteile ſind beim Chefreviſor der Bank unter Angabe aller Einzelheiten anzumelden.

Sodann haben vermeintliche deutſche Erben zu beachten, daß es in England ebenſowohl wie in Deutſchland Verjährungsfriſten gibt. Anſprüche auf engliſche Grundſtücke verjähren ſpäteſtens in dreißig Jahren, und bereits in zwölf Jahren, wenn der Berechtigte ſich einer unbeſchränkten Verfügungsfähigkeit erfreute. Anſprüche auf ſonſtige Vermögensſtücke ſind ſogar ſchon nach ſechs Jahren gehemmt. Es dürfte mithin eigentlich nicht mehr vorkommen, daß man ernſtlich darauf hofft, auf Grund eines Teſtaments aus dem vorigen Jahrhundert eine Erbſchaft einzukaſſieren.

Zu warnen iſt ferner davor, aus den mit dem deutſchen Erbrecht etwa gemachten Erfahrungen irgend welche Schlüſſe auf das in England geltende Erbrecht zu ziehen. Beide Erbrechte ſind grundverſchieden. In England ſetzt man in den letztwilligen Verfügungen keine Erben ein, man überträgt vielmehr den Nachlaß einer oder mehreren Vertrauensperſonen und erteilt dieſen Anweiſungen, wie ſie dereinſt mit dem Nachlaſſe verfahren ſollen. Sind nun nach dem Tode des Erblaſſers dieſe Vertrauensperſonen nicht im ſtande, jemanden aufzufinden, dem ſie ein Vermögensſtück übertragen ſollen, ſo werden ſie bei der Chancery-Abteilung des hohen Gerichtshofes in London vorſtellig, das betreffende Vermögensſtück wird verkauft und der Erlös zu gunſten der „unbekannten" Berechtigten bei der gedachten Chancery hinterlegt.

Hieran knüpft ſich der anſcheinend nicht ausſterbende Irrtum, daß in der Chancery unermeßliche Reichtümer der zur Zeit unbekannten Berechtigten harren. In engliſchen, wie ausländiſchen Blättern erſcheinen fortwährend Inſerate, welche ausführliche Liſten über dieſe ſogenannten Reichtümer anbieten und für etwa gewünſchte Nachforſchungen Agenten zur Verfügung ſtellen. Hat der Name des Erblaſſers einen deutſchen Klang, oder weiſen ſonſtige Umſtände auf Deutſchland hin, ſo ſetzen ſpekulative Köpfe ganze deutſche Landesteile in Aufregung und verleiten zu zweckloſen Geldausgaben.

In ſolchen und leider auch noch in anderen Fällen iſt es in unſerem Vaterlande in gewiſſen Kreiſen Sitte, die Konſultierung eines Rechtsanwalts der Koſten wegen möglichſt hinauszuſchieben, ein Grundſatz, der dem Engländer vollſtändig unverſtändlich iſt. Die Folge iſt, daß die betreffenden Landsleute bereits tüchtig geblutet haben, wenn ſie ſich endlich entſchließen, die Angelegenheit einem Rechtsanwalt zu übergeben. Warum wendet man ſich nicht ſofort an unſer vorzüglich organiſiertes Kaiſerliches Generalkonſulat in London und bittet um Aufgabe eines zuverläſſigen Londoner Rechtsanwalts?

Man würde dann aus zuverläſſiger Quelle hören, daß ſich der Geſamtbetrag der bei der Chancery hinterlegten Reichtümer auf etwa 2 Millionen Mark beläuft, und daß ein großer Teil dieſer Summe von engliſchen Eiſenbahngeſellſchaften zu gunſten unbekannter Berechtigter an zu Bahnzwecken enteigneten Grundſtücken hinterlegt wurde. Die Hälfte der einzelnen Hinterlegungen beträgt nicht einmal 3000 Mk., und nur $^{1}/_{17}$ derſelben überſteigt 20000 Mk. Eine vollſtändige Liſte der einzelnen Hinterlegungen wird periodiſch in der „London Gazette" veröffentlicht; die Beamten ſelbſt dürfen nur dem Auskunft geben, der ein rechtliches Intereſſe an den hinterlegten Geldern bereits nachgewieſen hat.

Neuerdings hat im Südoſten unſeres Vaterlandes eine ſogenannte engliſche Millionenerbſchaft die Gemüter in Aufregung verſetzt und endloſe Stammbäume zu Tage gefördert. Die Anſprüche gründen ſich auf ein Teſtament aus dem „vorigen" Jahrhundert, und ſchon der Wortlaut der Urkunde zeigt, daß die Anſprüche ſpaniſche Luftſchlöſſer ſind. Freilich gelang es nicht, die vermeintlich Berechtigten davon zu überzeugen. Es gäbe noch jemand in Berlin, war die Antwort, der helfen könne! Das ſei Se. Majeſtät der deutſche Kaiſer!

Aber kann denn die Königin von England in den Betrieb der deutſchen Gerichte eingreifen? Warum ſoll denn das Umgekehrte möglich ſein?

Mögen dieſe Zeilen das Mißtrauen gegen engliſche Millionenerbſchaften in unſerer lieben Heimat erhöhen! Dann haben ſie ihren beſcheidenen Zweck erfüllt.

Dr. Inhülſen-London.

# Am Familientiſch.

### Zu unſeren Bildern.

Als ein echtes, rechtes Sommerbild gibt ſich „Heimwärts“ von C. von Bergen. Auf der Wieſe duftet das Heu, und das Waſſer des murmelnden Baches iſt ſo lau, daß die Kleine an der Hand der Mutter mit ſichtbarem Wohlbehagen durch das Naß patſcht.

Sommerlich leuchtet es uns auch aus dem zweiten Bild dieſer Nummer: „Sommerabend“ von R. Wolfrum, entgegen. Wer kennt nicht den Reiz ſolchen traulichen Beiſammenſitzens im kühlen Laubengang nach der Gluthitze der Juliſonne, jene Stunden, in denen man aufatmet von der Schwüle des Tages, und die man ſo gerne verlängert, bis die Nacht völlig herabgeſunken iſt. Selbſt die Kinder dürfen an ſolch einem Abend wohl mit Recht einmal länger denn ſonſt bei den Erwachſenen ſein — zudem: der Juli iſt ja der Ferienmonat. Die glücklichen Kleinen!

### Kirche.

Die Mitte Juni in Eiſenach zuſammengetretene Konferenz der Vertreter der deutſchen Kirchenregierungen ſprach ihre Befriedigung darüber aus, daß die Einrichtung eines gemeinſamen Bußtages am Mittwoch nach dem letzten Trinitatisſonntag mindeſtens für Norddeutſchland der Verwirklichung nahe ſei; ſie beſchloß ferner, die Kirchenregierungen zu erſuchen, ſowohl ihrerſeits mit kirchlichen Mitteln auf die größere Heilighaltung des Eides hinzuwirken, als auch bei den Staatsregierungen für eine Änderung einzelner bez. Geſetzesvorſchriften einzutreten. Eine Reihe von Sätzen über die Regelung der kirchlichen Armenpflege und der Fürſorge für entlaſſene Sträflinge wurde beraten und ſchließlich beſchloſſen, das Offenhalten der evangeliſchen Kirchen zur ſtillen Andacht überall, wo ein Bedürfnis dafür vorliege, zu unterſtützen, wenn auch nicht durch unmittelbare kirchenregimentliche Einwirkung hervorzurufen.

### Erdkunde.

Kürzlich iſt im Kaſpiſchen Meere, unweit der Halbinſel Abſcheron, eine kleine neue Inſel aufgetaucht, oder richtiger der Kopf eines aus dem Meere emportauchenden Eilandes. Dem „Globus“ zufolge wurden die erſten Meſſungen auf der Inſel am 9. Mai vorgenommen und ergaben, daß die Umriſſe der hügeligen Oberfläche an ein unregelmäßiges Ellipſoid erinnern, deſſen größere Achſe 25 Saſchen (eine Saſche = 2,133 m), deſſen kleinere 14 Saſchen beträgt. Das Eiland iſt ohne Zweifel durch vulkaniſche Kräfte emporgehoben.

In dem gräflich Dohnaſchen Forſtrevier von Koberbrunn (Kr. Sprottau i/Schl.) befindet ſich eine faſt 4000 Morgen große Thalmulde, die ſich alten Überlieferungen nach in faſt genau regelmäßigen Zwiſchenräumen von 30 Jahren mit Waſſer zu füllen pflegt. Auch gegenwärtig vollzieht ſich dieſe Verwandelung einer gut beſtandenen Tannenforſt in einen See wieder, ohne daß eine Erklärung der periodiſchen Erſcheinung bisher gelungen wäre.

### Forſchungsreiſen.

Die Durchquerung Tibets von Weſt nach Oſt iſt dem engliſchen Stabsoffizier in der indo-britiſchen Armee, Bower, und ſeinem Begleiter Dr. Thorod gelungen. Bower hatte Leh am Oberlauf des Indus am 14. Juni v. J. verlaſſen und am Lanakma-Paß die tibetaniſche Grenze überſchritten. Öſtlich vordringend, traf er auf eine Reihe von Salzſeen, von denen einer in 5500 Meter Meereshöhe liegt und alſo der höchſtgelegene See der Erde iſt. Der Weg führte über wüſte Hochflächen, die bis zu 5000 Meter über dem Meere liegen. Anfang September wurde das Nordufer des Tengrinoor erreicht, von wo aus der Weitermarſch in ſüdlicher Richtung auf Lhaſa beabſichtigt war. Indeſſen gelang es auch dieſer Expedition nicht, die „heilige“ Stadt zu betreten, da die tibetaniſchen Beamten die Reiſe nicht geſtatteten. Infolgedeſſen zog Bower in nordöſtlicher Richtung auf die Mönchsſtadt Tſiambo am Lantſan. Hier wurde die Expedition feindlich empfangen und verdankte ihr Entkommen nur ihrer vortrefflichen Bewaffnung. Im Februar erreichte Bower die Stadt Tarſchindo und dann den Jantſekiang, auf dem er Ende März in Shanghai eintraf.

### Pflanzenkunde.

Als neuer Nahrungsbaum wird in franzöſiſchen Fachzeitſchriften der im tropiſchen Weſtafrika faſt überall vorkommende Owalabaum (Pentaclethra macrophylla Benth.) gerühmt. Die Früchte desſelben erreichen einſchließlich der holzigen Hülſe eine Länge von über 50 cm bei 9 cm Breite und Dicke und enthalten 6—7 große Samenkörner, deren Zellen mit einem fettigen Stoffe gefüllt ſind. Die Eingeborenen verzehren mit Vorliebe dieſen Samen, deſſen Geſchmack einem europäiſchen Gaumen zwar nicht ſonderlich zuſagt, der aber ſehr ſtickſtoffhaltig iſt und ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung nach zu den reichſten Nahrungsmitteln gehört, welche die Pflanzenwelt dem Menſchen überhaupt darbietet.

### Bergbau.

Es war bisher vielfach unmöglich, ſehr hoch im Gebirge belegene erzführende Schichten bergmänniſch abzubauen, weil das Hinaufſchaffen des zum Betriebe der Maſchinen, Pumpen, Pochwerke ꝛc. erforderlichen Brennmaterials oft ſo koſtſpielig wurde, daß der Abbau nicht lohnend geweſen wäre. Auch hier hat ſich die Elektrizität aber als willkommene Helferin gezeigt. Wie der „Prometheus“ mitteilt, iſt man z. B. in Colorado (Nordamerika) bereits zur Ausbeute eines innerhalb der Region des ewigen Schnees, 3800 m hoch, belegenen Bergwerks übergegangen, indem man die erforderliche Kraft im Thal einem Bache mittels Turbinen abgewann und ſie dann, in elektriſchen Strom umgeſetzt, 6,5 km weit durch Drahtleitung dem Bergwerk zuführte.

### Gewerbe.

Die Findigkeit des gewandteſten der öſtlichen Kulturvölker, der Japaner, fängt an, ſich auch dem deutſchen Handel recht empfindlich bemerkbar zu machen; Japan tritt nämlich auf dem ausgedehnten chineſiſchen Markt als unmittelbarer und ſehr erfolgreicher Wettbewerber Deutſchlands auf, indem es eine ganze Anzahl deutſcher Erzeugniſſe in geradezu vollendeter Nachahmung einführt. Hierher gehören u. a. die von den Chineſen mit Vorliebe verwendeten Meſſingknöpfe, Lampenſchirme und Lampenbrenner, Regenſchirme und Regenſchirmgeſtelle, Strumpfwaren und nicht zuletzt ſchwediſche Zündhölzer. Die vielangeſtaunte Anpaſſungsfähigkeit der Japaner kann noch recht unbequem werden, und die Kaufmannſchaft von Hongkong hat vielleicht nicht ganz unrecht, wenn ſie meint, die zum Studium unſerer gewerblichen Verhältniſſe nach Deutſchland kommenden ſchlitzäugigen Herren würden oft allzu bereitwillig von unſeren Fabrikbeſitzern aufgenommen.

### Bauten.

Eine gewaltige Thalſperre iſt gegenwärtig bei dem Dorfe Einſiedel unweit Chemnitz in einem Seitenthal des Zwönitzfluſſes im Bau; dieſelbe ſperrt das Thal durch eine Rieſenmauer aus Bruchſteinen, welche an der tiefſten Stelle des Thales 28,5 m hoch und an der Sohle faſt ebenſo ſtark werden wird. Nach der Füllung des durch die Mauer abgeſchloſſenen Thalteiles wird hier eine Waſſermenge von 360 000 Kubikmetern aufgeſammelt werden, welche zur Waſſerverſorgung der Stadt Chemnitz dienen ſoll.

### Technik.

Sprengſtoffe im luftleeren Raume entzündet, üben faſt gar keine zerſtörende Wirkung aus, ſondern verpuffen nur ſchwach. Es liegt dies daran, daß die von dem platzenden Sprengſtoffe heftig angeſtoßenen Luftmaſſen, die durch ihren plötzlich geſteigerten Druck verheerend wirken, nicht vorhanden ſind. Erreicht die von dem Exploſionsherde ausgehende Kraftwelle die umſchließenden Wände des luftleeren Raumes, ſo iſt der von ihr ausgeübte Druck in ſo hohem Maße abgeſchwächt, daß die Wandſtärke in den meiſten Fällen genügt, ihm Widerſtand zu leiſten. Auf dieſe wiſſenſchaftlichen Verſuche hin hat man vor kurzem für das gefährliche Trocknen der Sprengſtoffe, wobei ſchon oft Verluſte an Menſchenleben zu beklagen geweſen ſind, in der königl. Pulverfabrik zu Spandau die von Paßburg bereits früher vorgeſchlagene Einrichtung zur Trocknung von Farbſtoffen im luftleeren Raume in Anwendung gebracht. Der luftleer gemachte Raum wird durch Dampfröhren erwärmt und iſt mit Klappen verſehen, die aufgeſchleudert werden, falls der zu trocknende Sprengſtoff verpufft. Das Trocknen geht raſcher vor ſich als bei gewöhnlichem Luftdrucke und die Betriebsſicherheit iſt bedeutend erhöht. In der That haben Verſuche in Spandau, bei denen abſichtlich größere Exploſionen in den luftleeren Trockenkammern angeſtellt wurden, alle Erwartungen erfüllt, die man ſich von der neuen Einrichtung verſprach. St.

### Buchhandel.

In neuer, der 13. Auflage, erſchien ſoeben, gerade recht zur Reiſezeit, die altbewährte „Schweiz,“ der wohl bekannteſte Band der trefflichen Meyerſchen Reiſebücher (Bibliogr. Inſtitut, Leipzig). Die neue Auflage iſt wiederum einer gründlichen Durcharbeitung ganz beſonders mit Rückſicht auf die zahlreichen neu eröffneten Gebirgsbahnen unterzogen worden. Von den allbeliebten, durch Zuverläſſigkeit aller Angaben ausgezeichneten braunen Bänden liegt uns ferner noch als ſoeben in vierter Auflage erſchienen die „Türkei und Griechenland“ vor, denen ſich, aus dem gleichen Verlage hervorgegangen, ein kleiner „neugriechiſcher Sprachführer“ anſchließt: „kaló taxidhi! — glückliche Reiſe!“ allen den Glücklichen, welche obige Bücher demnächſt zu gebrauchen in die Lage kommen.

### Aufruf.

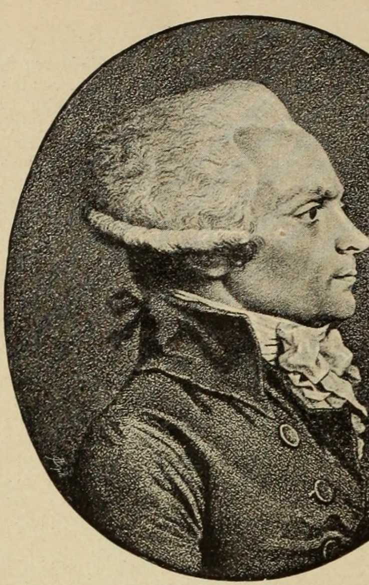
Das Oberlinhaus in Nowawes bei Potsdam hat ſich die Pflege verkrüppelter Kinder zur Aufgabe geſtellt — eine ſchwere, überaus ſegensreiche Aufgabe, die leider in Norddeutſchland bisher ſo gänzlich überſehen wurde, daß hier der erſte Verſuch einer beſonderen Anſtalt für Pflege, Erziehung, Unterricht und Ausbildung der unglücklichen Kinder vorliegt. Die vorhandenen Räume — zwei alte Weberhäuſer — reichen aber für das vorhandene Bedürfnis in keiner Weiſe aus; der Bau eines neuen Heims iſt notwendig, die Mittel fehlen jedoch faſt gänzlich. Wer ſpendet ein Scherflein zu dem guten Werke? Gaben nimmt Herr Prediger Hoppe-Nowawes entgegen.

### Geſundheitsrat.

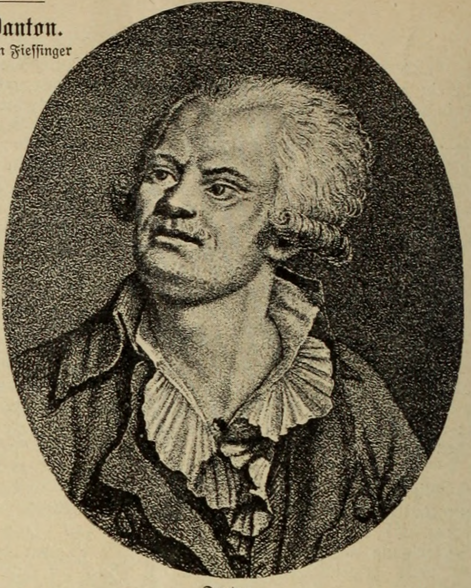
Ein alter Abonnent. Von dem feſten Umlegen eines Bandes um die Magengegend als Mittel gegen den halbſeitigen nervöſen Kopfſchmerz (Migräne) iſt uns nichts bekannt. Sollte der Vorſchlag gemacht ſein, ſo mag er auf der ganz richtigen Beobachtung beruhen, daß Migräneanfälle nicht ſelten durch Verdauungsſtörungen veranlaßt und unterhalten werden. Hier dürfte jedoch eine Vermeidung oder zweckentſprechende Behandlung dieſer Störungen eher am Platze ſein. Dagegen iſt ein während des Anfalles feſt um den Kopf gebundenes Tuch ein beliebtes Hausmittel, und in der That pflegt der gleichmäßige Druck ſchmerzlindernd zu wirken. Unterſtützt wird dieſe Wirkung durch zeitweiſes Einziehen von Ammoniak (am beſten in der Form von engliſchem Riechſalz) in die Naſe, durch Beſtreichen der Stirn mit dem kühlenden Migräneſtift und durch den Genuß warmer Getränke behufs Schweißbildung. Die Verordnung der mannigfach vorgeſchlagenen Arzneimittel richtet ſich nach der Form und den Urſachen des Leidens und muß ebenſo wie die etwaige Anwendung der Elektrizität und Maſſage dem Arzte vorbehalten bleiben.

# Robespierre und Danton.

Nach zeitgenöſſiſchen Stichen von Fieſſinger und Sandoz.



Robespierre.

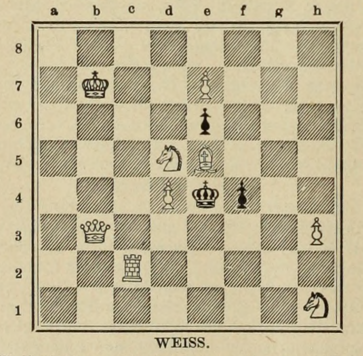


Danton.

Die hundertjährige Wiederkehr der Tage der großen franzöſiſchen Revolution beſchwört auch die Erinnerung an jene Männer wieder herauf, welche die geiſtigen Leiter der Frankreich an den Rand des Abgrunds bringenden Schreckensherrſchaft waren, an Robespierre und Danton in erſter Reihe. Maximilian Robespierre (geb. 6. Mai 1758 zu Arras) und Georges Jacques Danton (geb. 28. Oktober 1759 zu Arcis ſur Aube) hatten als Advokaten dritter Ordnung ihre Laufbahn begonnen und traten zuerſt 1791/92 in den beiden extremſten Klubs, bei den Jakobinern der erſtere, bei den Cordeliers der letztere als Führer auf. Robespierre, ein Mann von kaum mehr als mittelmäßigen Fähigkeiten, wenig einnehmender Erſcheinung, ohne beſondere Redegewandtheit, aber ein ehrlicher, aufrichtiger Fanatiker, ein Meiſter in der Kunſt des Verdächtigens und in der Gabe, dem lieben Pöbel zu ſchmeicheln — Danton, ein roher, rückſichtsloſer Gewaltmenſch, beſtechlich, liederlich, dabei nicht ohne Regungen beſſeren Gefühls, von denen jener ganz frei war. Der Anſturm gegen das Königtum, die Hinrichtung Ludwigs XVI, der Sturz der Girondiſten und die Einſetzung des Revolutionstribunales war ihr gemeinſames Werk, aber es konnte ſchließlich nicht ausbleiben, daß ihre Wege ſich ſchieden. Ganz abgeſehen von den Eiferſüchteleien der Perſönlichkeiten konnte eine Partei, wie die der Jakobiner, nicht auf die Dauer einig bleiben, jede, auch die leiſeſte Regung der Mäßigung mußte naturgemäß ſofort die Radikaleren zur Gegenwehr aufrufen. So endete Danton, reaktionärer Beſtrebungen verdächtig, auf das Betreiben Robespierres am 5. April 1794 auf dem Schaffot. Sein ehemaliger Genoſſe ſchien allmächtig, und doch ſollte er ſich nur noch zehn Wochen ſeiner blutigen Diktatur erfreuen; das todesmüde Frankreich war es ſatt, ſich von einigen tauſend Fanatikern knechten, hinmorden zu laſſen. Am 27. Juni wurde Robespierre auf Talliens Antrag in den Anklagezuſtand verſetzt, verſuchte vergebens ſeiner Verurteilung durch einen Selbſtmordverſuch zu entgehen und fand endlich am 28. Juni mit 21 ſeiner Blutgenoſſen den tauſendfach verdienten Tod auf der Guillotine. Die Schreckensherrſchaft hatte ihr Ende erreicht — zurückblieb das verarmte, aus allen Fugen gerenkte Frankreich, welchem erſt die eiſerne Hand eines Bonaparte geordnete Zuſtände wiedergeben ſollte.

## In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von F. Möller in Ahlten.



Weiß zieht an u. ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

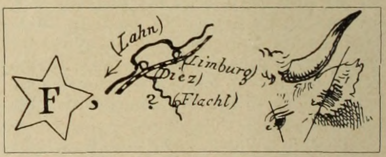
### 1. Homonym.

Ich repräſentier' oft großen Wert,
Obſchon ein Flämmchen mich verzehrt;
Oft aber prahle ich auch nur,
Hab' von der Wahrheit keine Spur.
Doch grüß' ich froh euch allemal,
Wenn ich beſtrahle Berg und Thal. F.

### 2. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte — wenn mit ſchwerem Kopfe
Der Bruder Studio ſoll heraus,
Wie übel iſt's dem armen Tropfe,
Wie brummt's und hämmert's unterm Schopfe,
Da bleibt er lieber ganz zu Haus
Und denkt bei ſich: zu viel ſtudiert,
Hat ſchon gar manchen ruiniert!
Die Andre — dunkel oder helle
Von edlem Stoff und immer friſch:
Gern ſäß da mancher an der Quelle
Und rührte ſich nicht von der Stelle,
Bis daß er läge unterm Tiſch.
Das wär' für ihn ein rechter Spaß,
Doch ſchade wär's ums edle Naß!
Zum Ganzen — wenn nach frohem Feſte
Sich alles treulich eingeſtellt,
Erſcheint's von allem mir das Beſte:
Stoßt an und ſeid nicht trübe Gäſte,
Man lebt nur einmal in der Welt.
So ſteht's im Schickſalsbuch geſchrieben,
Stoßt an, es lebe, was wir lieben! B.

### Bilderrätſel.



**(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)**

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 42.

Bilderrätſel. Carnevalſitzungen.

**1.** Schlüſſel und Auflöſung der magiſchen Uhr.

Man beginne mit dem A des äußerſten Kreiſes, nehme, immer vier Zahlen überſpringend, zunächſt alle Buchſtaben des äußerſten Kreiſes, alſo ch bei 5, t bei 10, e bei 3 2c., dann in derſelben Weiſe alle Buchſtaben des nächſten Kreiſes, darauf die des folgenden und zuletzt die des innerſten Kreiſes. Die richtig zuſammengeſtellten Buchſtaben ergeben dann:

„Achtet die Freude nicht gering,
Freude iſt ein gar ernſtes Ding.“

**2.** Anagramm. Atlas.

**3.** Rätſelfrage.

Durch richtige Zuſammenſtellung der Buchſtaben, aus denen die gegebenen Wörter beſtehen, erhält man:

„Aller Anfang iſt ſchwer.“

**4.** Dreiſilbige Scharade.
Wegwarte (Cichorie).

**5.** Homonym. Strauß.

**Inhalt:** Excentriſch. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Fortſ.) — Meines Großvaters Truhe. Plauderei eines alten Meergreiſes. Von Hanns v. Zobeltitz. — Zur rechten Zeit. Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner. (Fortſ.) — Drei Roſengärten. Gedicht von J. Trojan. — Ein ſchwäbiſches Bauernoriginal. Von Richard Weitbrecht. Mit Chriſtian Wagners Bildnis. — Engliſche Millionenerbſchaften. Von Dr. Inhülſen-London. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Heimwärts von C. v. Bergen, Sommerabend von R. Wolfrum. — Kirche. — Erdkunde. — Forſchungsreiſen. — Pflanzenkunde. — Bergbau. — Gewerbe. — Bauten. — Technik. — Buchhandel. — Aufruf. — Geſundheitsrat. — Robespierre und Danton. Mit zwei Bildniſſen. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Juli 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 44.

## Excentriſch.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

„Sie ſcheinen ein ſehr unruhiges Tier zu haben, und bei der Sorgfalt, die Sie auf Ihre Dame wenden müſſen, iſt das gefährlich,“ ſagte Galen, und ſogleich rief Gabriele: „Ein rabiates Tier! Ich ſteh' Todesängſte aus! Es wird ſicher damit enden, den Grafen hinunterzuwerfen.“

„Wenn er ſich werfen läßt,“ antwortete Ferasi ärgerlich. „Ich bitt' doch nicht von mir zu reden, als ob ich ein Sonntagsreiter wär'!“

„Ich werd' aber närriſch vor Furcht,“ ſchrie faſt weinend Gabriele, „und, Baron, ich mein' überhaupt, dieſer Ritt hat lang genug gedauert. Steigen wir doch einmal irgendwo ab und ruhen uns eine halbe Stunde aus.“

Ferasi erfaßte den Gedanken, der ihm eine Annäherung an Liſi verſprach, und ſagte ſchnell: „Das wär' nicht ſo übel. Zum Beiſpiel beim Sacher. Die Damen könnten ſich dort etwas erholen und vielleicht etwas zu ſich nehmen.“

„Ja,“ meinte Galen bedenklich, „aber es wird nicht gehen wegen unſerer Kaiſerlichen Hoheit. Indeſſen, ich kann ja einmal fragen.“

Die Hoheit war einverſtanden, und ſo ritt die Geſellſchaft zum Sacher, und Paul fand raſch ſeine ſonnigſte Laune wieder. Sein Herz war voll des ſeligſten Erwartens; — jetzt nur eine Minute allein mit ihr, es genügte ja ein Augenblick, um ihm Gewißheit zu geben.

Und wirklich war die Gelegenheit ihm günſtig. Galen erhielt ein beſonderes Zimmer, und man begab ſich durch gewundene Korridore dorthin. Da gelang es dem Ungeduldigen, neben Liſi zu kommen. Er faßte ſogleich ihre Linke, und ſie fühlte durch den Reithandſchuh, wie ſeine Hand zitterte. Sein ernſt gewordenes Geſicht neigte ſich zu dem ihren: „Der Ritt war unerträglich,“ flüſterte er, „weil — weil er mich von Ihnen trennte. Und ich will nicht von Ihnen getrennt ſein, nie mehr. Liſi, Sie müſſen mir dieſe Hand laſſen — für immer — Sie müſſen meine Frau werden!“

Liſi antwortete nicht; ſie konnte nicht antworten, ſo ſtürmiſch klopfte ihr Herz. Aber Paul wartete auch nicht lange darauf. Mit der Keckheit, die ein Grundzug ſeines Weſens war, neigte er ſich, beinahe im Augenblick, da er die Frage gethan, tiefer und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Liſi ſchwindelte, aber ihr Schrecken ſchwand vor dem Glück, der Seligkeit, die ſie ſo oft erträumt.

Einige Sekunden wurden den Liebenden gegönnt, nicht mehr. Denn plötzlich trippelte Gabriele, von neuem Mißtrauen getrieben, den Gang hinab und rief mit ihrer kindiſchen Stimme: „Graf, wo bleiben Sie? O, ein ſo reizendes Zimmer! Es war eine vorzügliche Idee von mir, dies Abſteigen hier!“

„Vorzüglich!“ antwortete Paul und lachte, doch ehe er weiter ſprechen konnte, erſcholl im Hintergrund des dunkeln Korridors eine andere bekannte Stimme und rief: „Liſi!“

Der Graf hätte es nicht erklären können, aber beim Klang dieſer zweiten Stimme durchzuckte es ihn, wie eine Ahnung, ein Vorgefühl von etwas Peinigendem. Wer — wer rief die Geliebte? Wer hatte ein Recht, ſie jetzt noch von ihm fortzunehmen?

Es war der jüngere Galen. Seine große, ſtarkknochige Geſtalt ſchob ſich ſchwerfällig, nach vorn gebückt, heran; er blieb ſtehen, ſobald er Liſi erkannt hatte. Und ſie wand ohne Beſinnen ihre Hand aus der Pauls, trat, wie unter einem Bann, langſam, gleichſam traumhaft vor und fragte beklommen: „Hier bin ich, Gabor! Was willſt du?“

„Ein Sterbender verlangt nach dir!“ lautete die Antwort. „Du wirſt es ahnen: Tibor iſt's. Wenn du willſt, führe ich dich zu ihm. Mein Wagen hält unten.“

Eine Minute zögerte Liſi, und in dieſer kurzen Spanne Zeit ſah Paul in Gabrielens Geſicht eine Wonne, die das ganze Innere der jungen Dame erhellte. Der Glanz dauerte auch noch an, während Liſi die erſten Sätze ſprach.

„Jawohl, ich — ich komme! Wenn du es befürworteſt... Vorausgeſetzt nur, daß — mein Bräutigam — Graf Feraſi...“ Sie wandte hilfeſuchend das erblaßte Geſicht nach ihm.

Er ſtand ſogleich an ihrer Seite, und ſeine ſchönen Züge durchleuchtete ein tiefer Ernſt. Die Großmut, die eine ſeiner gewinnendſten Eigenſchaften war, erwärmte ſeinen Blick.

„Ja, geh, Liebſte!“ ſagte er. „Gewiß, geh mit deinem Bruder. Der arme Kranke! Du kannſt's ihm nicht verweigern. Und nachher — nachher folg' ich dir und bring' dich zu Haus.“

Und dann fügte er mit einem helleren Lächeln hinzu, als er Gabors verdüſtert fragendem Blick begegnete: „Verzeihen Sie, Baron, daß ich ſo entſcheide. Aber wir haben uns ſoeben verlobt, Ihre Schweſter und ich.“

Es war eine Stunde bös wechſelnder Gefühle für Gabriele. Die Worte Feraſis kamen wieder wie eine Botſchaft aus der Unterwelt und riſſen ihr vollends die Maske vom Geſicht. Aber der Haß war es diesmal und nicht die Schadenfreude, die ihr hübſches Antlitz in allen ſeinen Linien verzerrte und ihm den einen Wunſch einprägte: wenn ich doch dieſes Brautpaar vernichten könnte! Der Wunſch wirkte indeſſen auf niemand; ja, es hatte niemand auch nur Zeit, ihn zu beachten, und ſogar Gabors Glückwunſch ward halb überhört in der Eile, welche die drei erfaßte, dem Vater Galen das Vorgefallene mitzuteilen.

Erſt als die Geſchwiſter im Wagen ſaßen, fragte Gabor ruhig: „Der Graf hat um dich geworben, ſchon in jenen Tagen, als du ihn und den Vötörö in Sſemeſnyes kennen gelernt?“

„Ja,“ antwortete Liſi leiſe, „und es war nur die Folge eines Mißverſtändniſſes, daß wir uns nicht damals ſchon verlobten.“

Es ward ſtille in der Dämmerung des Wagens; Gabor hielt die Augen halb geſchloſſen, und vor ihm entwickelte ſich eine Viſion: eine Frauengeſtalt ſah er vor ſich, das ſchöne, zarte Geſicht von Liebe durchſtrömt, aber nicht von irdiſcher Liebe, von einer anderen, reicher fühlenden, überſinnlichen. Und Gabor kannte die Geſtalt: es war nicht Liſi, ſein Genius war's, der ihn hob, leitete, führte: die allhelfende, ewige Liebe, die nie verſiegende Barmherzigkeit.

Er war längſt ausgeſöhnt mit ſeinem Geſchick, in dieſer Stunde aber war er es mehr denn je: er ſegnete ſein Los, daß es ihn freigelaſſen, ſeine eigenſten Wege zu ziehen, die andere waren, als jene des Mädchens an ſeiner Seite.

Unter dieſem Eindruck beantwortete er Liſis Fragen.

„Ich hätt' dich längſt holen können, vielleicht holen ſollen, aber es war auch von mir eine Schwäche. Ich hab' damals ja mit angeſehen, was du durchgemacht haſt bei ihm, und da hab' ich dir nicht zumuten mögen, von vorn anzufangen. Nun heut', wie ich zu ihm kam, — er hatte mich holen laſſen, gleich nachdem wir uns vor deinem Ritt geſehen — da ſchien er mir ſo viel ſchlechter als ſonſt, und er ſagte zu mir: ‚Doktor, haben Sie Erbarmen! Ich bin ſo müd', zum Sterben, und der Tod kommt doch nicht, will nicht kommen! Geben Sie mir einen Schlaftrunk, einen echten, heilenden, der mir die Augen ſchließt für immer...‘

Ich antwortete: ‚Das fordern Sie von mir, Sie, der Dichter, der mir ſelbſt oft geſagt hat: jede Minute, die ich lebe, und wenn mit hundert Leiden erkauft, iſt für mich noch von Wert, denn das, was in mir wirkt, verlangt, daß ich ihm Geſtaltung gebe; — dem muß ſein Recht erſt werden, daß ich es nicht ungeboren mit mir ins Grab hinein nehme.‘

Aber er ſah mich aus den eingefallenen Zügen ſchmerzhaft an:

‚Von dem Wunſch rührt ſich nichts mehr hier! Was mich meinen Leiden widerſtehen ließ, war ein Hoffen, tief innen: *ſie* würde wiederkommen — einmal, ein einziges Mal vielleicht; dann hätt' ich ſie doch noch geſehen, mit ihr ſprechen, ihr ſagen können, was nun mit mir ſterben muß. Aber das Hoffen iſt erloſchen. Sie kommt nicht mehr! Meine Mutter iſt bei ihr geweſen, und ſie hat ihr's geſagt: nie mehr! Sie will nichts von uns wiſſen.‘

Er konnte eine Weile nicht weiter ſprechen, weil ihn ſein Leiden überwältigte, dann ſagte er noch: ‚Ja, ich hab einſt nach Ruhm begehrt! Jetzt weiß ich nichts davon. Und es iſt mir oft, als ſäße er bei mir, mein Ruhm, hier am Bett, ein grauenhaftes Geſpenſt, das all mein Glück verzehrt, alles, was ſonſt dem Menſchenherzen wert iſt. Er fordert es als Opfer, als Entgelt für das, was er gab, und das iſt nichts — nichts als ein Wahn!‘

Er war dann wieder ſtill, und ich hätte als Arzt verlangen mögen, daß er es auch bliebe, denn er war völlig erſchöpft, aber ich begriff als Menſch, es ſei eine Erlöſung für ihn, zu ſprechen, und ihm zuzuhören die einzige Linderung, die in meiner Macht ſtand, ihm noch zu gewähren. Und ſo duldete ich es, daß er weiter erklärte: ‚Ich weiß, ich hab Liſi vertrieben, und ſie hat weniger Schuld an unſerem Zerwürfnis, als ich! Sagen Sie es ihr, wenn Sie ſie ſehen, daß ich es wüßt'! Aber, wie hab' ich dafür gebüßt! Wir ſind keine liebenswürdigen Menſchen, meine Mutter und ich, und bei all der aufopfernden Liebe, die ſie für mich zeigt, hat ſie eines verſehen und auch nicht die Gabe beſeſſen, es mich zu lehren: meine Leiden ſo zu ertragen, daß ſie auch anderen erträglich werden. Sie hat es ſelbſt als ein Schickſal empfunden, zu ſchwer, um es geduldig hinzunehmen, daß ich, ihr Einziger, ſchon als Kind ein ſchmerzgelähmter Krüppel war. Ich hörte ſie endlos darüber klagen und weinen, um ſo heftiger, wenn ſie andere luſtige, kraftſtrotzende Buben toben und ſpielen ſah. Dann gingen die Bitterkeit und der Neid, die ſie dabei empfand, von ihrem Herzen in das meine über. Und um mich zu entſchädigen, verwöhnte ſie mich ohne Ende, duldete jede meiner Ungezogenheiten und hatte auch da nur Teilnahme und Bedauern, wo eine ernſte Rüge am Platz geweſen wär'.

Sie handelte ſo aus Liebe, und ich kann ihr keinen Vorwurf daraus machen und mache ihr keinen, aber hätte ſie mich lehren können, mein Schickſal als Mann und Chriſt zu tragen, mit Selbſtbeherrſchung und Ergebung, es wäre weniger ſchwer für mich geweſen. Jetzt freilich iſt es zu ſpät — ſie und ich ſind nicht mehr zu ändern; nur daß unſere böſen Launen auch den Sonnenſtrahl verbannt haben, den lichteſten, den Gott an mein Lager geſandt hatte, das macht meine letzten Stunden bitterer, als alle körperlichen Schmerzen.‘

Das iſt, was er mir geſagt hat, und was mich bewog, dich zu ihm zu rufen, Liſi. Denn ich dachte, vielleicht würdeſt du einmal bereuen, den Ruf eines Sterbenden, der dich doch über alles geliebt hat, nicht gehört zu haben.“

Liſi ſchluchzte und konnte kaum ſprechen. Endlich ſtammelte ſie: „Du haſt recht gethan. Ich dank' dir dafür!“

Stumm ſaßen ſie während der übrigen Minuten der Fahrt nebeneinander. Als dann der Wagen vor dem ſchmalen Hauſe in der engen Straße hielt, ſtieg ſie haſtig aus und lief die Treppe hinauf, als ob jeder Augenblick koſtbar wäre.

Oben hielt ſie der Arzt zurück: „Es wird günſtig ſein, wenn ich den Kranken erſt vorbereite.“

Und er ging voran.

Liſi wartete eine kurze Weile und hatte jetzt nur die Furcht, Frau von Vötörö möchte erſcheinen. Aber ſie zeigte ſich nicht, und Gabor kam allein wieder und geleitete die Schweſter hinein. Sie ſtützte ſich auf ihn, ſo zitterte ſie, und als ſie den Kranken und ſein wachsbleiches Geſicht ſah, ſchwankte ſie.

Und auch er hatte nicht die Kraft zu ſprechen, ſeine Lippen bewegten ſich, ohne einen Laut von ſich zu geben. Nur die Augen ſchienen in dem leichenähnlichen Geſicht zu leben.

Liſi ſank an ſeinem Bett in die Knie und drückte ihren

Kopf an ſeinen Arm, da hob er die zitternden Hände und betaſtete ihr Kleid, ihr Haar, ihre Stirn und endlich hauchte er: „Biſt du's wirklich? Liſi, du — du, mein Glück, meine Liebe — kommſt du noch einmal — ein letztesmal zu mir?“

„Er ſchläft!“ flüſterte Liſi eine Stunde ſpäter, als ſie Feraſi im Flur draußen begrüßte. „Paul, ich kann doch nicht mit dir gehen. Du wirſt's nicht verlangen, denn dieſe Nacht, meint Gabor, könnt' ſeine letzte werden.“

Paul nickte ernſt: „Und da willſt du wachen? Aber kann nicht ich auch hier bleiben und dich ablöſen, wenn du müde wirſt?“

Die Braut überlegte: „Vielleicht läßt ſich's einrichten. Wenn du willſt, ſo komm leis mit hinein.“

Er that es, ging auf den Zehenſpitzen und ſtand dann ergriffen an dem Lager. Im Schein des Nachtlämpchens lag die abgezehrte Geſtalt zuckend, fieberhaft unruhig, als ſei jeder Atemzug, der ihr das Leben vermittelte, auch ein Leiden.

Paul ſeufzte unwillkürlich. Er fand es völlig verſtändlich unter dem Eindruck, daß ſeine geliebte Liſi einſt an dieſen Unglücklichen ſich gebunden hatte — gebunden aus einer Überfülle des Mitgefühls.

Sie aber ſah, daß er litt, und legte beſchwichtigend ihre ſchmale Hand auf die ſeine. So ſtanden beide Schulter an Schulter; da öffnete der Kranke die ſchwarzumränderten Lider. Liſi erſchrak; ſie fürchtete Pauls Anweſenheit könne ihm ſchmerzlich ſein, doch ſchien das nicht ſo, denn die mächtigen Augen wanderten langſam über beide Geſichter, und das lange, wachsgelbe Antlitz des Liegenden zeigte ein ahnungsvolles Verſtändnis. Doch indem es dies zeigte, verklärte es ſich, und ein Ausdruck tiefglücklichen Empfindens flog über die krankhaft arbeitenden Mienen.

„Liſi!“ hauchte er, und der Name bekam etwas Weihevolles in ſeiner matten Stimme, ſo viel Zärtlichkeit bebte in dem Klange. „O wie ſchön, erlöſt zu ſein! Zu ſterben in deiner Nähe! Im Himmel ſehen wir uns wieder — verklärt! Und hier, ſei glücklich, du — mit — mit ihm — und — und — ich danke dir!“

Seine Rechte hob ſich, ſuchte zitternd die ihre und ſank auf die verſchlungenen Hände beider Liebenden. Dann fiel der Kopf zurück, die Lider ſanken; der abgezehrte Körper ſtreckte ſich — er hatte ausgelitten.

„Iſt es — iſt es vorbei?“ ſtammelte Liſi, und Paul, ſich über ihn bückend, erwiderte leiſe: „Es iſt vorbei! Drück' ihm die Augen zu und leg ihn zurecht. Es iſt dein letzter Liebesdienſt an ihm.“

Die Mutter mußte geweckt werden. Aufſchreiend warf ſie ſich über den Toten, der alles beſeſſen hatte, deſſen ihr Herz an Liebe fähig war. Das Brautpaar ſtand ſtill neben dem Lager und hielt ſich bei den Händen, mit einem Gefühl, als ob es in der Kirche ſei.

Er lag ſo ſtill und friedvoll ernſt, der Tote, wie er nie im Leben geweſen; auf ſeiner Stirn das überirdiſche Zeichen, die Ruhe von allen Kämpfen — der heilige Frieden.

Die Liebenden nahmen das Bild mit ſich fort aus dem Sterbegemach, und draußen ſagte Paul, die Braut an ſich ziehend: „Ich zürnte dir nicht, weil du dich ihm geopfert, jetzt bin ich froh, daß es geſchehen iſt. Du biſt ſein Engel geweſen auf Erden, ſein Glück, — das beſte, was ihm geworden iſt.“

Liſi neigte den ſchönen Kopf.

„Ich denk' wie du, und ſchau, mir iſt, als ob das, was ich ihm geben konnte, uns jetzt zu gut kommt und unſer Glück mehrt.“

Sie ſchmiegte ſich dichter an ihn, und beide ſchritten dahin unter dem blitzenden Sternenhimmel mit ſtillem, ſchönem, weihevollem Gefühl, als ahnten ſie die Nähe der verklärten Seele.

---

## Deutſche Puppenſpiele.

Von Dr. Karl Kinzel.

(Abdruck verboten.)

Mit ſeinen Mitteilungen und Abbildungen aus dem Münchener Puppentheater in der letzten Weihnachtsnummer des Daheim hat F. v. Oſtini gewiß in manchem Leſer freundliche Jugenderinnerungen wach gerufen, wenn es auch wohl nur wenigen je vergönnt war, eine ſo vollkommene Einrichtung und ſo künſtleriſch ſchöne Puppen zu ſehen, wie ſie dort beſchrieben ſind. Die meiſten aber werden überhaupt kaum geahnt haben, daß es ſo etwas wie dieſes Puppentheater im Ernſt gibt und daß es ſich verlohnt, ernſthaft davon zu reden. Sie denken beim Puppentheater nur an das Spielzeug unſerer Kinder; ſie erinnern ſich höchſtens daran, daß Goethe ein ſolches von ſeiner Großmutter geſchenkt erhielt, und daß auch Schiller ſeine erſten Verſuche mit einer ſolchen Bühne anſtellte, wo nicht Bretter die wirkliche Welt, ſondern Pappen die Welt der Kinderphantaſie bedeuten. Und doch dient dasſelbe thatſächlich nicht nur zum Spiel der Kinder, ſondern noch heute beluſtigt ſich in vielen Gegenden das Volk, Groß und Klein, in Ermangelung eines Menſchentheaters an ſolchen Vorſtellungen.

Nun gut; aber ſollte dies denn in irgendwelcher Hinſicht eine nennenswerte Bedeutung haben? — Vor einem Jahrhundert, als Herder und ſpäter die Achim und Brentano die Volkslieder und die Brüder Grimm die Volksmärchen ſammelten, haben die meiſten Menſchen, welche davon hörten, ebenſo gefragt. Und doch wiſſen wir jetzt, welche Bedeutung dieſe Schätze, die in tiefer Verborgenheit ſchlummerten, für die Geſchichte und Entwickelung unſerer Poeſie, für die Erkenntnis unſeres Volkslebens haben. Die deutſchen Puppenſpiele, d. h. alſo die Texte, welche den Aufführungen zu Grunde liegen, ſind ihnen freilich darin nicht völlig gleich zu ſtellen. Doch aber rinnt auch in ihnen ein verborgener Quell dichteriſcher Volkskraft, und manche Sage, wie die von Doktor Fauſt, Genoveva u. a., welche, in Druck eingefangen, längſt erſtarrt zu ſein ſchien, hat hier heimlich fortgelebt in lebendiger Überlieferung, bis auf unſere Tage.

Daher ſah man in allen Kreiſen, welche ſich mit deutſcher Volkskunde, Litteratur- und Kulturgeſchichte beſchäftigen, ſeit längerer Zeit mit einer gewiſſen Spannung den Veröffentlichungen entgegen, welche Arthur Kollmann (übrigens kein gelehrter Philologe) in den „Grenzboten“ von 1887 verſprochen hatte. Derſelbe hat ſich ſeit vielen Jahren mit der Erforſchung des deutſchen Puppentheaters beſchäftigt, und keiner iſt ein ſolcher Kenner dieſes vergeſſenen und etwas verkommenen Kindes aus dem Volke wie er. Denn er iſt von Jugend auf mit dem Puppenſpiel in vielfache Berührung gekommen und hat ihm ſeitdem unabläſſig ſeine Aufmerkſamkeit gewidmet. Was er geſammelt und erforſcht hat, will er nun in einer Sammlung, welche bei Wilh. Grunow in Leipzig unter dem Titel „Deutſche Puppenſpiele“ erſcheint, herausgeben. Das erſte Heft enthält außer einer Einleitung, in welcher jener intereſſante Aufſatz aus den Grenzboten wieder abgedruckt iſt, das Puppenſpiel „Judith und Holofernes“ mit Einleitung und Anmerkungen, und Mitteilungen über das Puppenſpiel von Doktor Fauſt.

Der Verfaſſer ſchildert zunächſt die erſten Eindrücke, welche er vom Puppentheater als Kind im Anfang der 60er Jahre in Leipzig erhalten. Dort gab es einen Gaſtwirtſchaftsbeſitzer, welcher ehemals Puppentheater-Direktor geweſen war. Um Advent ſuchte er regelmäßig ſein altes Gewerbe wieder hervor, und zwar ſpielte er zumeiſt in dem im Hotel de Pologne in Leipzig abgehaltenen großen Weihnachtsbazar. Seine Vorſtellungen waren damals nicht für Erwachſene, ſondern in der Hauptſache nur für die Kinderwelt beſtimmt. Das Repertoir beſtand indeſſen aus guten alten Stücken, die nur entſprechend der knapp bemeſſenen Zeit gekürzt waren.

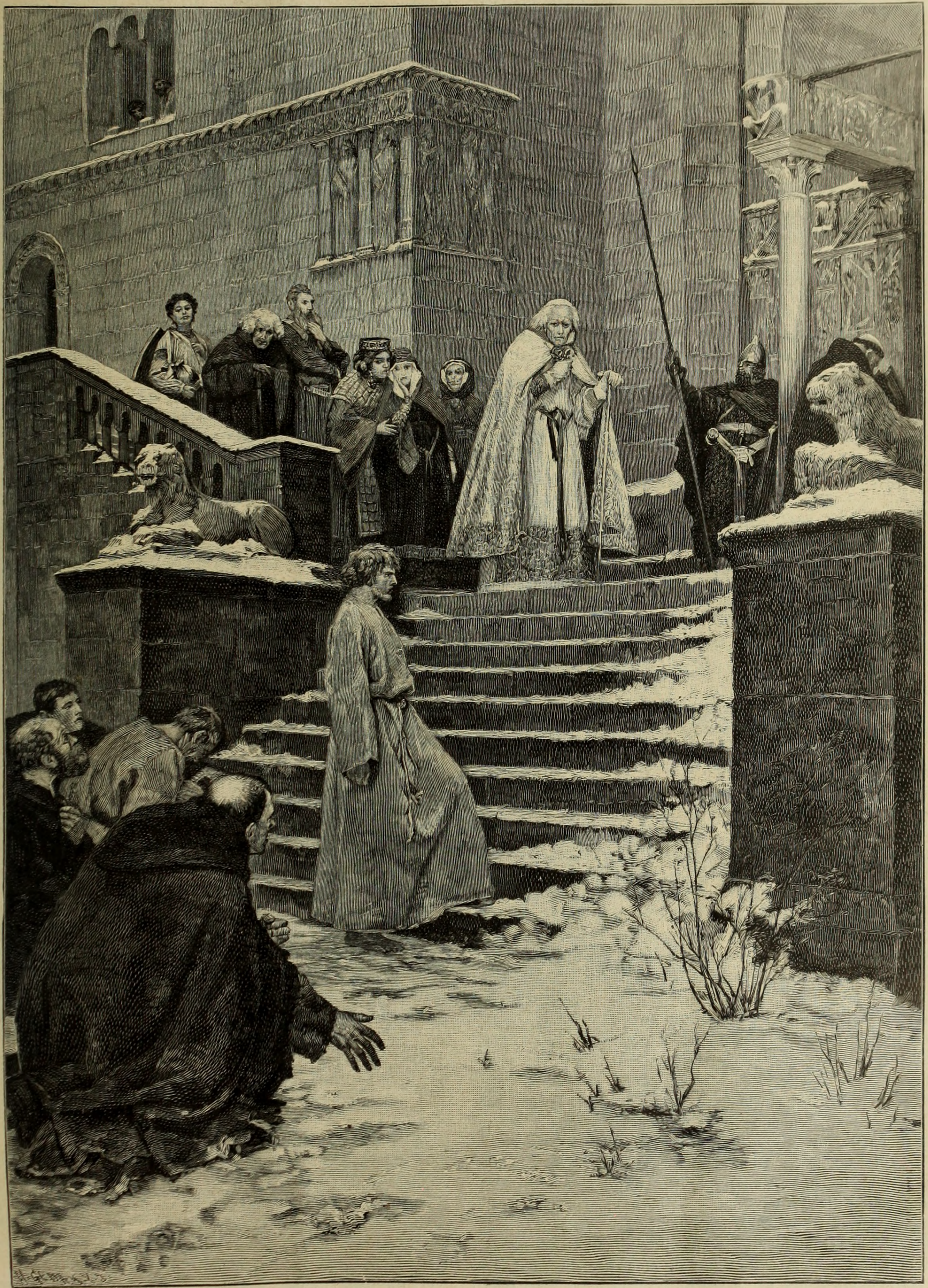
Ja, ſo erzählt Kollmann, das mußten wir uns geſtehen, als es aus war: das war etwas Wunderbares; es war beinahe das Wunderbarſte, was wir je geſehen hatten, und ſicher das Seltenſte und Schönſte von dem ganzen Tage. Keines von uns dachte da an Puppen und Fäden und Drähte. Für uns waren das nur lebende Weſen wie wir! Vor allem dieſer kleine luſtige Menſch, den ſie Kaſper riefen! Der bewegte ſich doch gar zu behend und geſchickt, ja er machte wirklich den Mund auf, wenn er ſprach, und lachte und verdrehte die Augen und hüpfte ſo luſtig in die Luft, wenn er ſich freute! Der war uns aber auch der liebſte, viel lieber als jener andere ſchwarze Mann, der ſein Herr war, und den er nur immer Pflaumenmus, mein liebes Pflaumenmuſelchen nannte. Der kam uns gar zu dumm und albern vor. Aber auch der ernſte, unheimliche Doktor ſelbſt, der ſo viel ſprach, was wir nicht verſtanden (es mußte auch von einer fremden Sprache darunter ſein), und in deſſen Rolle der unſichtbare Spieler hinter den Couliſſen immer am wohllautendſten und eindringlichſten deklamierte, auch dieſer gefiel uns nicht ſo wie jene luſtige kleine Perſon, der Kaſper. Und wir freuten uns darum auch von ganzem Herzen, wenn es ihm gut ging, und waren betrübt, wenn es ihm ſchlecht ging. Ja, wenn das Pferd oder der Drache kam und ihn ſtieß oder gar beim Reiten abwarf, da hörte man auch wohl manchen von den Kleinſten in ein ängſtliches Weinen ausbrechen, das die erwachſenen Nachbarn nur mit Mühe durch allerhand Liebkoſungen wieder zu ſtillen vermochten. Und es hatte doch gewiß auch eine beſondere Bewandtnis mit dieſem poſſierlichen Menſchen. Kam er denn nicht immer wieder, in jedem Stück, das wir dort ſahen? Und wie er ſich ſtets zu helfen wußte! Wie beherzt ſtand er gar dem böſen roten Teufel gegenüber, vor dem ſelbſt der mächtige Doktor zitterte! Kurz, man mußte dem braven Burſchen gut ſein, und die kleine Schar geizte auch nicht, ihm mit ihren kleinen Händchen ihre Liebe und Verehrung zu beweiſen.

Dieſe erſten Kindheitseindrücke wirkten nachhaltig. Als erwachſener Schüler fand Kollmann den Spieler wieder, wie er im Keller desſelben Hauſes den Fauſt u. a. aufführte. Als Student ſuchte er ſeine und ſeines jüngeren Bruders, der ebenfalls ein Puppenſpieler war, Bekanntſchaft, und von da aus drang er ſpäter immer tiefer in die Kenntnis jener merkwürdigen Menſchen und ihrer Kunſt ein. „Moderne Boudoirs waren freilich nicht die Orte, wo mich meine Studien hinführten, ſondern Herbergen, Winkelkneipen der Vorſtadt, Gaſthäuſer in Dörfern oder kleineren Städten und auch jener von den Jahrmärkten her bekannte ſtubenähnliche Wagen, der die Familie der Komödianten von Ort zu Ort führt.“

Wie groß die Beliebtheit iſt, deren ſich dieſer Zweig der Kunſt bei manchen Schichten unſeres Volkes noch heute erfreut, ſieht man daraus, daß gegenwärtig allein in Sachſen noch über 40 ſolche Prinzipale umherwandern. Der Großſtädter, fährt der Verfaſſer fort, iſt darüber vielleicht erſtaunt; kommt ihm derartiges doch faſt gar nicht zu Geſicht. Aber der Bürger der kleinen Stadt und der Dörfler wird darin nichts Sonderbares finden, denn er kennt ihn genau, den kleinen Bretterbau im Gaſthauſe, der ihm das große Theater erſetzen muß. Vorzüglich dem kleinen Dorfe im Gebirge, was bleibt dem anders, als ſolche Puppenbühnen? Dieſe kleine, wenig Ausgaben erfordernde Bühne kann ſich allein hier halten, und wenn es auch nicht immer bares Geld iſt, ſo ſind es doch Lebensmittel für Menſchen und Vieh, die man ebenfalls als „Entree“ mit annimmt. Wenn er übrigens weniger auf reichlichen Gewinn, als auf ein teilnahmvolles Publikum ſieht, ſo kann er manchmal ganz zufrieden ſein, der Direktor dieſer hölzernen Weſen. Seine Vorſtellungen ſind gern geſehen, man beſucht ihn ſtark, ja es kommt vor, daß man vor der angekündigten Zeit ſchon beginnen muß, weil keiner in dem kleinen Raume mehr Platz hat. Aber auch in den reicheren Dörfern des platten Landes und in den kleinen Städten ſind dieſe Puppenſpieler keine zu verachtende Konkurrenz für die Schauſpielertruppen, und wir brauchen gar nicht an jene Zeiten in London zu erinnern, wo eine Puppenbühne um das Jahr 1675 derartige Geſchäfte machte, daß die großen Theater ihre amtliche Schließung zu bewirken ſich bemühten. Ein Erklärungsgrund dieſer Thatſache liegt für unſere Verhältniſſe ganz beſtimmt mit darin, daß das Volk hier findet, was bei anderen Darſtellungen bei weitem nicht ſo ausgeprägt vorhanden iſt, nämlich jenes draſtiſche und komiſche Element, das, aus dem Volke ſtammend, dem Volke wieder entſpricht und eben hier in der Figur des Kaſper ſeinen originellen Ausdruck findet.

Dieſe Lieblingsfigur unſeres Volkes, der Hanswurſt, der bekanntlich durch Gottſched von der deutſchen Bühne verbannt wurde, iſt ſo alt, wie die Schauſpielkunſt überhaupt, und wo der Gaukler und Spielmann nicht ſelbſt Mime war, da ließ er ſich ſchon im Mittelalter durch eine phantaſtiſch aufgeputzte Puppe vertreten, hinter der verborgen er den Zuhörern die alten und neu erfundene, dem Ort und der Zeit angepaßte Späße zum Beſten gab. Der Puppenſpieler iſt alſo der letzte Ausläufer des alten Spielmanns, und viele Zeugniſſe beweiſen uns, wie nicht nur ihre Kunſt ſich durch meiſt mündliche Überlieferung aus alten Zeiten fortgepflanzt hat, ſondern wie ſie ſich auch in beſonderen Puppenſpielerfamilien von Generation zu Generation vererbt hat. Sieht man die Sache einmal unter dieſem geſchichtlichen Geſichtswinkel, ſo begreift man, daß es nicht bedeutungsloſe Spielerei war, dieſer eigenartigen Überlieferung nachzuforſchen. Aber es war keineswegs ganz leicht, ihrer habhaft zu werden. Denn zum Teil ſpielten dieſe Leute überhaupt ohne ſchriftlichen Text, ſondern nur nach der Überlieferung, und wo ſie im Beſitz geſchriebener Stücke waren, da hüteten ſie ihren Schatz eiferſüchtig und bargen ihn vor ungeweihten Augen.

Kollmann hat ſich keine Mühe verdrießen laſſen, ihnen nachzuſpüren, und nach und nach weit über 100 Stücke zuſammengebracht. Darunter befinden ſich allein 15 verſchiedene Faſſungen der Fauſttragödie, ein Beweis, daß dies ernſte Drama ſich noch heut auch beim niederen Volke der größten Beliebtheit erfreut. Es iſt ſelbſtverſtändlich nicht Goethe’s Dichtung, ſondern eine in mannigfacher Wandelung vom 16. Jahrhundert aus überlieferte ſelbſtändige Faſſung der Sage. Wie er ſeine Entdeckungsreiſen nach dieſen Fauſttexten begann, von denen er durch Mitteilungen eines älteren Forſchers wußte, erzählt der Verfaſſer ſehr unterhaltend. Er kannte den Namen der Truppe, konnte aber von dem Schickſal und Aufenthalt derſelben lange nichts erfahren. Die Gelegenheit zur perſönlichen Anknüpfung mit B.’s bot ſich ihm endlich durch einen mit ihnen befreundeten Puppenſpieler Karl K., der bereits um 1842 bei B.’s als Zettelträger und Malergehilfe (das iſt die Vorſtufe zum Puppenſpiel-Direktor!) gedient hatte. Durch ihn erfuhr er im Februar 1887, daß ſich die Geſuchten in einer ſächſiſchen Mittelſtadt aufhielten. Er ſchrieb ihnen ſofort. Die Antwort ließ erſt lange auf ſich warten. Vielfache Berufsgeſchäfte, hatten der Frau Direktorin Auguſte B. keine Zeit übrig gelaſſen, eher zu ſchreiben. „Aber ſie ſchrieb doch wenigſtens, und nun dauerte es nur noch wenige Tage, bis ich mit meinem Freund Reinhold Herrmann verbunden, der mir als zeichnender und malender Beirat auch ſpäter treu blieb, den Ausflug zu ihnen unternahm. Der Forſchungsreiſende, der in fernen Weltteilen das Ziel ſeiner Wünſche endlich erreicht ſieht, kann nicht höher fühlen als ich, wie ich damals den Ort, wo ihre bretterne Welt aufgeſchlagen war, zum erſtenmale betrat. Der Eindruck ihres ſtattlichen Theaters mit dem ſonderbaren Vorhang, den wunderſamen alten Dekorationen, den vielen prächtig gekleideten Puppen und den mannigfachen techniſchen Vorrichtungen hinter und über den Couliſſen, die mich überraſchten, drängte zunächſt ſogar die urſprünglich vorhandene philologiſche Begehrlichkeit vollkommen zurück, und indem ich mir vorſtellte, was ſich alles hier ereignet haben möchte, ward das Theater mir im eigentlichen Sinne ehrwürdig. Sah ich in ihm doch einen der beſten Vertreter jener alten Volksbühnen, die uns noch manche ſchöne Erinnerungen aus vergangenen Jahrhunderten gerettet haben; ſelbſt das kindlich Einfache meiner Umgebung



Canoſſa. Nach dem Gemälde von Otto Friedrich.
(Verlag der Münchener Kunſt- und Verlagsanſtalt Dr. E. Albert & Co in München.)

erſchien mir dadurch in verklärtem Lichte. — In ſolcher gehobenen Stimmung zog das erſte Stück, das ich auf ihrer Bühne ſah, an mir vorüber; es war das alte Stück vom Schinderhannes, dem gefürchteten Räuberhauptmann am Rhein und Main. Nachdem es zu Ende war, hatte ich Gelegenheit, mit den Spielern vertraulicher zu reden. Von den Beziehungen zu ihrem alten Gehilfen ausgehend ſpann ſich das Geſpräch weiter, und wie die Stunden verrannen, gewann ich die Leute allmählich lieb. So wagte ich zuletzt auch die Bitte, einmal ihre Bücherſchätze ſehen zu dürfen. Sie wurde mir gern erfüllt; die Frau Direktorin brachte mich ſelbſt zu der Kiſte, in der ſie verwahrt lagen. Ich ſah hier Reichtümer, wie ich ſie niemals erwartet hatte, trotz größter Hoffnungen. Alle möglichen Stücke, die ich bisher wohl hatte aufführen ſehen, aber nur höchſt ſpärlich in gut aufgeführten Texten antraf, fanden ſich hier nebeneinander und ſämtlich in ſauberen und ſchönen Heften vereinigt, wenn auch teilweiſe die Spuren langen Gebrauchs an ſich tragend.“

An der Geſchichte dieſer Geſellſchaft hat man zugleich ein Beiſpiel für unſere obigen Ausführungen, ſowohl was Entſtehung und Überlieferung dieſer Texte, als auch was die Fortpflanzung der Kunſt und ihrer Träger betrifft. In den 40er Jahren war Konſtantin B. der Direktor geweſen. Als er ſtarb, ſetzte die Witwe Wilhelmine B. mit ihrem Sohne Guido das Geſchäft fort. Als dieſer ſtarb, blieb ſeine Mutter noch etwa neun Jahre mit ſeiner Frau Auguſte, der gegenwärtigen Direktorin und deren zwei Töchtern zuſammen. Dann löſte ſie, des vagabundierenden Lebens müde, das Theater auf. Das Gerüſt wurde als Feuerholz verſteigert, Textbücher, Couliſſen, Puppen von der alten Frau nach Dresden geſchafft und ſpäter verkauft. Ihre Schwiegertochter aber wollte von dem alten Gewerbe nicht laſſen, kaufte ein anderes Theater und ſpielte mit ihren Töchtern weiter. Einige Textbücher hatten ſie noch rechtzeitig abſchreiben können, andere hatte ſie mit Hilfe der älteſten Tochter aus dem Gedächtnis wieder hergeſtellt. Zu dieſen gehörte auch das geſuchte Fauſtbuch. — So war alſo Kollmanns Hoffnung, den alten, von jenem Forſcher erwähnten Text zu finden, doch getäuſcht, und er mußte die Jagd nach der verlorenen Handſchrift aufs neue beginnen.

Er kannte nichts als den Namen des Käufers jener B.'ſchen Texte. Lange blieben alle Erkundigungen nach ihm ergebnislos. Da fügte es im Jahre 1888 ein Zufall bei einem Vogelſchießen in einem kleinen Städtchen in der Nähe von Leipzig, daß er den Namen nennen hörte. Mühſame Nachforſchungen führten endlich zum Ziel. Doch laſſen wir ihn ſelbſt erzählen.

„Es war gegen die Mittagszeit an einem warmen Junitage, als ich endlich vor meinem Ziele ſtand, dem Gaſthaus zu den drei Linden im ſächſiſchen Dorfe O. Ringsum lagen Wieſen, Felder und Gärten, und überall blühte und duftete es, aber ich hatte dafür keinen Sinn. Während mein treuer Begleiter Reinhold Herrmann ſich mit dem Sohne des Herrn Direktors beim Kegelſchieben und anderen Spielen unten im Freien beſchäftigte und nebenbei auch die Damen durch ſeine chevalereske Manier liebenswürdig unterhielt, war ich bald mit dem Chef Adolf K. ſelbſt in ein lebhaftes Geſpräch verwickelt. Da er in mir den Eingeweihten ſpürte und durch mich auch von manchen ihm noch fremden Komödien erfuhr, beſann er ſich nicht weiter, mir ſein Theater und zuletzt auch ſeine Bücherkiſte zu öffnen. So ſaß ich nun neben ihm auf einer niedrigen ſtaubigen Bank, um uns herum die phantaſtiſche Welt ſeiner Bühne, voll banger Spannung, denn die nächſten Minuten mußten alles entſcheiden. Was ſoll ich lange zögern? Es ging mir nicht anders, als dem bekannten Freytag'ſchen Profeſſor: die alte Handſchrift war verſchwunden! Es war eine ſolche vorhanden geweſen, aber ſchon vor Jahren war ſie — wie mir geſagt wurde — einfach, weil ſie unleſerlich geworden, der Vernichtung anheimgefallen.“ Eine Abſchrift mit einigen Änderungen war an ihre Stelle getreten.

So eröffnet uns der Verfaſſer in ſchlichter, aber höchſt anſprechender Weiſe Blicke in die uns durch Holtei's Vagabunden nicht mehr ganz unbekannte Welt der fahrenden Leute der Gegenwart, und wir dürfen gewiß noch manche hübſche Mitteilung von ihm erwarten aus einem Gebiet, das uns teilweiſe wie eine Geſchichte vergilbter Papiere, teilweiſe wie ein intereſſanter Novellenſtoff anmutet.

## Zur rechten Zeit.

Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Der Trunkenbold liegt dort mittſchiffs auf dem Deck,“ erwiderte Watſon. „Ich hatte ihm erſt heute Nachmittag eine ernſte Warnung zukommen laſſen; er hat ſie nicht beachtet und es büßen müſſen, aber ich glaube nicht, daß er ſich zum zweitenmal vergißt. Doch denken wir nicht mehr an den widerwärtigen Menſchen,“ fuhr Watſon fort, „ſondern freuen wir uns, daß endlich dieſer unſelige Nebel gewichen iſt. So Gott will, wird nun bald alle Gefahr beſeitigt ſein. Ihr Vater hat recht gehabt, daß man alles ruhig erwarten könne, wenn man ſeine Schuldigkeit gethan hat, und ich fange an, mich meines Kleinmuts zu ſchämen. Sie dürfen ruhig ſchlafen, Fräulein Steineck, und es thut mir nur leid, daß ich überhaupt von meinen Beſorgniſſen zu Ihnen geſprochen habe, doch,“ fügte er mit einem gewinnenden Lächeln hinzu, das ſein Geſicht noch verſchönte, „Sie wollten die Wahrheit wiſſen, und ſo durfte ich ſie Ihnen nicht verhehlen.“

„Und ich werde Ihnen immer dankbar dafür bleiben, daß Sie es thaten,“ erwiderte Eliſe, „wenn auch unſer Geſpräch von heute Mittag, wie ich Ihnen offen geſtehe, mich ängſtlich erregt hatte. Aber wie wunderbar, daß ein ſo lang dauernder Nebel ſo plötzlich verſchwinden kann? Sehen Sie nur dort über Backbord, es ſcheint, als ob er wie eine ſcharf abgegrenzte dunkle Wand vor dem Winde fortwandert. Ich beobachtete vorhin ſchon längere Zeit das merkwürdige Schauſpiel.“

Watſon warf einen prüfenden Blick nach der bezeichneten Richtung. Zur ſelben Zeit trug der Wind ein dumpfes Geräuſch zum Schiffe herüber, das wie fernes Grollen des Donners klang.

Wie elektriſiert fuhr der Oberſteuermann in die Höhe. „Um Gott!“ rief er erſchreckt, „das iſt kein Nebel, das iſt Land. Ich ſehe klar die Umriſſe, wir ſind ganz nahe, denn ſoeben hörte man die Brandung. Oh, meine Ahnung!“

„Backbord Ruder,“ rief er angſtvoll dem Manne am Steuer zu, „hart Backbord! ſo ſchnell wie möglich!“ Zugleich ſprang er ſelbſt zum Rade, um dasſelbe drehen zu helfen.

„Los die Steuerbord-Hinterbraſſen!“ kommandierte er dann mit Stentorſtimme nach dem Verdeck hin, „braßt ſcharf an Backbord an.“ Der Wind kam ziemlich von hinten, und um die von Watſon beabſichtigte Wendung auszuführen, mußten die Raaen ſcharf an den Wind geholt werden, dann konnte das Schiff im rechten Winkel vom Lande abbiegen.

Die Leute auf dem Verdeck ſäumten nicht und ſprangen blitzſchnell an die Taue. Aus dem Tone des Befehls hatten ſie herausgehört, daß unmittelbare Gefahr drohte.

Das Schiff gehorchte dem Ruder und den ſcharf angebraßten Hinterſegeln. Es luvte ſchnell nach Steuerbord an; die ſchwarze Wand an der andern Seite begann nach hinten zu wandern, und ſchon glaubte Watſon, aufatmen zu dürfen, da ertönte der Angſtruf des Ausgucks auf der Back: „Brandung rechts voraus, ganz nahe, Ruder hart Backbord!“

Zu ſpät! Kaum war der Ruf verhallt, da erſchütterte ein heftiges Knirſchen und Krachen das Schiff in ſeinen innerſten Fugen, das Vorderteil hob ſich hoch aus dem Waſſer, während das Hinterteil ſich ebenſo tief ſenkte. Dann ſtand es plötzlich ſtill — es war mit voller Fahrt auf eine blinde Klippe gerannt.

Durch den heftigen Stoß, den die gewaltſame Hemmung verurſachte, brachen die Stengen von oben, zerriſſen die Segel, und dieſe peitſchten dröhnend im Winde.

Ein Teil der aus dem Schlaf geweckten Paſſagiere kam halbbekleidet und laut klagend durch die Vorluke auf das Deck geſtürzt; nach wenigen Sekunden erſchien auch der Kapitän, der angekleidet in ſeiner Koje gelegen haben mußte. Anſtatt aber nach vorn zu gehen und den Befehl zu übernehmen, blieb er auf dem Hinterdeck ſtehen, rang nur die Hände wie ein Verzweifelter und rief fortwährend: „Wir ſind verloren und müſſen alle ertrinken.“ Der Schreck hatte dem alten Manne, der offenbar ſchon am Abend krank geweſen, den Verſtand geraubt.

Nun mußte Watſon für den Unglücklichen eintreten, und er that dies mit jener Geiſtesgegenwart und ruhigen Umſicht, die ihm in kritiſchen Lagen eigen waren. Er überſah mit einem Blicke, daß das Schiff unrettbar dem Untergange geweiht war. Die blinde Klippe mußte einen großen Teil des dünnen, eiſernen Bodens fortgeriſſen haben, ſo daß ſich mächtige Waſſermaſſen ungehindert in den Raum und das viel niedriger liegende Hinterteil des Schiffes ergießen konnten. Von dort drang halberſticktes Jammergeſchrei nach oben. Sämtliche weibliche Paſſagiere waren im hinterſten Teile des Zwiſchendecks untergebracht, die einſtrömenden Fluten mußten ſie bereits erreicht und jeden Rettungsweg abgeſchnitten haben, denn ſehr bald verſtummten die Angſtrufe. Die einzige Hilfe verſprachen nur die Boote, von denen zwei hinten in Krahnen hingen, zwei mittſchiffs und zwei kleinere oben auf dem Deckhauſe ſtanden.

Watſons Augen ſuchten Eliſe. Wie von Schreck gebannt hatte dieſe bis dahin ſich krampfhaft an die Verſchanzung geklammert. Jetzt verließ ſie ihren Platz, um ſich nach dem Kajütseingange zu begeben.

„Um Gotteswillen, wohin wollen Sie, Fräulein Steineck?“ rief er ihr zu, indem er ihr den Weg vertrat. „Kommen Sie mit mir ſchnell auf das Deckhaus, hier unten iſt die größte Gefahr für Sie!“

„Ich will zu meiner kranken Freundin und mit ihr ſterben; es gibt ja doch keine Rettung für uns. Hören Sie nicht, wie der Kapitän ruft: ‚wir ſind verloren und müſſen alle ertrinken‘?“

„Der Kapitän iſt wahnſinnig geworden! Würde er wohl ſich ſonſt ſo geberden, anſtatt den Befehl zu übernehmen. Nein, wir ſind nicht verloren, dort ſind die Boote, in ihnen werden wir uns retten. Kommen Sie ſchnell mit mir.“

„Ich kann nicht ohne meine Freundin,“ erwiderte ſie ſchluchzend. „Sie liegt krank in ihrer Kammer, — ich flehe Sie an, Herr Watſon, retten Sie zunächſt ſie!“

„Es iſt unmöglich,“ erwiderte er düſter, „Gott ſei ihrer Seele gnädig! Sehen Sie nicht, wie tief das Heck geſunken iſt, daß es faſt mit den Wellen gleich ſteht. Frau Williams Kammer iſt bereits unter Waſſer, und ſie hat ausgelitten; aber Sie müſſen gerettet werden, ehe es zu ſpät wird.“

Die Antwort Watſons über das Schickſal ihrer Freundin ſchien alle Willenskraft des jungen Mädchens gelähmt zu haben. Wie gebrochen ſtand ſie da, machte aber keine Miene, dem Oberſteuermann zu folgen.

Er ergriff ihre Hand. „Eliſe,“ ſagte er in flehentlichem Tone, indem er ſie zum erſtenmale bei ihrem Vornamen nannte, „Sie müſſen kommen. Das Schiff liegt hier ſo tief, daß die nächſte große Woge darüber fortbricht, während dort oben auf dem Deckhauſe Hilfe iſt; retten Sie ſich um meinetwillen,“ fügte er mit zitternder Stimme hinzu. Was er ſo lange in ſeiner Bruſt verſchloſſen — jetzt in der Todesnot, wo er das inniggeliebte Weſen möglicherweiſe verlieren ſollte, jetzt brach es mit elementarer Gewalt hervor und ließ alle anderen Rückſichten in den Hintergrund treten. Zugleich aber wirkten ſeine Worte wie erlöſend auf Eliſe, drangen wie ſüßer Zauber in ihr Herz und rüttelten ſie aus ihrer Apathie — nun wußte ſie ſicher, daß ſie wiedergeliebt ſei, und das Leben ſchien ihr auf einmal wieder begehrenswert.

„Kommen Sie,“ rief ſie, indem ſie mit leuchtenden Augen zu Watſon emporblickte, „ich folge Ihnen, wohin Sie wollen; der liebe Gott wird Mitleid mit uns haben und uns jetzt nicht verderben laſſen.“

Überglücklich, trotz all des umgebenden Schreckens, geleitete er ſie die Treppe hinauf zum Deckhauſe, auf deſſen Höhe ſie vorläufig geborgen war, um ihr dort einen möglichſt ſicheren Platz anzuweiſen, dann aber die nötigen Maßnahmen zur Rettung der Überlebenden zu treffen. Wie auch der Gedanke an die Geliebte ſein Herz in Seligkeit ſchwellen ließ, er vergaß deshalb nicht einen Augenblick ſeine Pflicht, und in ſtummer Bewunderung ſchaute Eliſe auf ihn, der jetzt mit eiſerner Ruhe ſeine Befehle gab.

„Macht die Boote hier oben klar!“ kommandierte er, „und alle hier herauf, niemand bleibt auf dem Deck. Kapitän, kommen Sie augenblicklich!“ herrſchte er auch dieſem zu, indem er hoffte, auf ihn durch ſeine Energie einzuwirken. Doch wie bei dieſem der Befehl erfolglos blieb und der arme Wahnſinnige nur die Hände ringend ſtets „Wir ſind verloren!“ rief, ſo verhallte auch ſeine Stimme ungehört bei einem großen Teile der Mannſchaft.

Das, was Watſon ſchon lange gefürchtet, trat ein: in dem Augenblicke der Gefahr verſagten alle die ſchlechten Elemente den Gehorſam. Sie dachten nur an ſich ſelbſt; fünfzehn bis zwanzig Matroſen ſtürzten zu den hinteren Booten, um ſie von ihren Krahnen hinunterzulaſſen und ſich in ihnen zu retten.

„Zurück!“ donnerte er ihnen entgegen, „hier herauf, ſonſt iſt es um euch alle geſchehen.“ Aber ſein Ruf war wiederum vergebens; alle drängten ſich, blind gegen die kommende Gefahr, zu den Booten. Da rollte, wie Watſon vorausgeſehen, eine ſchwere See von hinten heran. Sie fand an dem niedrigen Heck keinen Widerſtand mehr, brach über ihm, und ihr gewaltiger ſchäumender Kamm überflutete mit donnerndem Brauſen das Deck. Ihr folgte die zweite und dritte, und als dieſe ſich verlaufen — da war alles vom Hinterdeck verſchwunden, die Boote, die Menſchen und auch der unglückliche Kapitän — die unbarmherzigen Fluten hatten alles mit ſich in die Tiefe geriſſen.

Entſetzt ſchaute Eliſe auf den Abgrund, der ſich ſoeben verderbenbringend unter ihr geöffnet und ſie ebenfalls verſchlungen hätte, wenn ſie wenige Minuten länger unten geblieben wäre.

Die grauſige Kataſtrophe hatte jedoch wenigſtens das eine Gute, daß der Reſt der Mannſchaft und der Paſſagiere ſich um Watſon ſcharte und ſeinen Befehlen gehorchte. Sie hatten erfahren, zu welchen Folgen Unbotmäßigkeit in ſolchen Augenblicken führt, und folgten willig ſeinen Anordnungen.

Von den übriggebliebenen vier Booten konnte eines der größeren, weil das Schiff etwas ſchief lag, nicht zu Waſſer gebracht werden; die drei anderen nahmen zuſammen nur dreißig Menſchen auf, wenn ſie bei dem ziemlich ſtarken Seegange nicht überladen und gefährdet werden ſollten. Achtundachtzig Köpfe hatten ſich an Bord befunden, wie viele unten im Zwiſchendeck ertrunken oder ſpäter über Bord geſpült waren, wußte Watſon noch nicht, aber als er die um ihn Verſammelten zählte, waren es fünfundvierzig. Fünfzehn der Schiffbrüchigen mußten deshalb zunächſt zurückbleiben, und der Oberſteuermann fürchtete bei dieſer Teilung abermals den Ausbruch erregter Scenen.

Glücklicherweiſe traf dieſe Beſorgnis nicht zu; ſeine Ruhe und Kaltblütigkeit, ſowie ſeine klaren, kurzen Befehle, deren Zweckmäßigkeit ſofort jedem einleuchtete, imponierten den Überlebenden und flößten ihnen ſolches Vertrauen ein, daß ſie willig Gehorſam leiſteten. Er verſprach den Zurückbleibenden, ſie ſofort holen zu laſſen, wenn er die übrigen glücklich gelandet habe, und ſie glaubten ihm auf das Wort.

Von allen an Bord geweſenen weiblichen Perſonen war nur Eliſe gerettet. Als Watſon ihr einen Platz in der Gig anwies, die er ſelbſt zu führen beabſichtigte, während achtzehn Schiffbrüchige auf das eine Rettungsboot und vier auf die kleine Jolle verteilt wurden, fragte das junge Mädchen in begreiflicher Aufregung, ob ſich auch der Unterſteuermann unter den Geretteten befinde. Watſon ſchüttelte ernſt das Haupt: „Er iſt von ſeinem verdienten Schickſale ereilt worden.“

Der Unterſteuermann war der eigentliche Urheber des Unglücks geweſen. Eine Viertelſtunde vor dem Scheitern hatte es nach Eliſens Angabe aufgeklart; würde er nur im entfernteſten ſeine Pflicht gethan haben, ſo mußte er in der dunkeln Wand ebenſo wie Watſon ſofort das Land erkennen, und das Manöver, welches dieſer leider zu ſpät auszuführen ſuchte, hätte das Schiff unbedingt vor dem Untergange bewahrt. Von ſeiner Betäubung mußte er bald erwacht und auch zugleich von ſeinem Rauſch ernüchtert ſein. Unter jenen, welche zu den Hinterdecksbooten ſtürmten, und denen Watſon vergebens ſein „Zurück!“ zurief, erkannte er ihn als einen der erſten. Jetzt hatte er ſeine ſchwere Schuld mit dem Leben bezahlt.

Die Wellen begannen inzwiſchen immer drohender zu werden, häufiger brachen ſie über das Hinterdeck, kochend und brodelnd leckten ſie gierig am Deckhauſe empor und ſandten ihren Giſcht über dasſelbe. Es war die höchſte Zeit, die Boote zu Waſſer zu bringen; jeden Augenblick konnte eine ſchwere See anrollen, das Deckhaus und die Boote, das letzte Rettungsmittel, mit ſich reißen. Dank den vorſichtigen Maßnahmen Watſons gelang es, wenn auch mit großer Mühe, die Boote auszuſetzen, ohne daß ein Unfall eintrat, und ſie ruderten in die Nacht hinaus gegen die Küſte zu, die glücklicherweiſe nicht weit entfernt war.

## III.

Die Schiffbrüchigen erreichten die Inſel, aber vergebens ſuchten ſie zu landen. Überall ſtarrten ihnen ſteile unnahbare Felswände entgegen, die ſich ſenkrecht aus der Tiefe erhoben und an denen die Brandung emporpeitſchte. Der klare Himmel war wieder verſchwunden, dichtes Gewölk bedeckte ihn, einzelne Regen- und Schneeſchauer verfinſterten noch mehr die Luft und ließen auf wenige Schritte nichts erkennen. Der dampfende Giſcht ſchlug in die Boote, durchnäßte die Inſaſſen und erkältete ſie bis auf das Mark. Nur Eliſe war durch Watſons Sorgfalt geſchützt. Er hatte ſie in den aus geſtrichenem Segeltuch gefertigten Überzug der Gig gehüllt, und dieſer hielt Kälte und Waſſer von ihr ab.

Erſt nach Verlauf von einigen Stunden, nachdem die Boote faſt die Hälfte der Inſel umfahren hatten, gelang es, eine kleine Einbuchtung aufzufinden, die einigermaßen Schutz gegen Wind und Seegang bot, und wo auch das Ufer ſo niedrig war, daß man, wenn auch immer noch mit Schwierigkeiten, landen konnte. Die Jolle wurde aber trotz aller Vorſicht von einer Welle ſo heftig gegen die Felſen geworfen, daß ſie vollſtändig zerſchmetterte; die Leute darin wurden nur mit großer Mühe gerettet.

Zu ſeinem größten Schmerz konnte Watſon ſein den zurückgebliebenen Schiffbrüchigen gegebenes Verſprechen nicht erfüllen. Es war ſo finſter, daß man nichts von dem Wrack ſah und auch nicht einmal wußte, in welcher Richtung man es aufzuſuchen hatte; die Armen mußten ſich deshalb bis zum anderen Morgen gedulden.

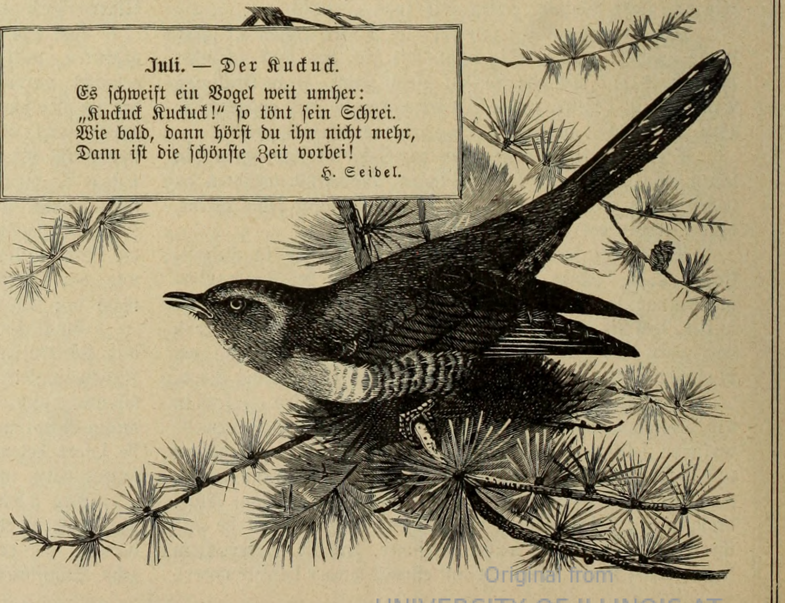
Den Gelandeten erging es freilich kaum beſſer. Sie befanden ſich auf einer Art Terraſſe von einigen hundert Schritten Durchmeſſer, die nach innen zu von einer ſteilen Felswand begrenzt wurde, ſonſt aber allen Witterungsverhältniſſen ausgeſetzt war. Nach längerem Umhertaſten fand man jedoch eine Stelle, wo die Wand oben überhing, eine Art Grotte bildete und dadurch geringen Schutz gegen den eiſigen Wind bot. Hier beſchloß man zunächſt zu bleiben. Mit Hilfe einiger Bootsruder und der Bootsüberzüge wurde für das junge Mädchen ein kleines Zelt hergeſtellt. Alle bemühten ſich, dabei hilfreich zu ſein — ein ritterlicher Zug, den der Steuermann den Matroſen kaum zugetraut hätte. Freilich das roheſte und unbotmäßigſte Geſindel unter ihnen war mit jener See fortgeſpült worden, und die große Mehrzahl der Überlebenden beſtand aus verſtändigen Männern.

Gegen zwei Uhr nach Mitternacht war man gelandet, und bis zum Tageslicht vergingen noch ſechs lange Stunden — hier befand man ſich ja im Beginne des Winters. Die Schiffbrüchigen kauerten ſich eng aneinander, um ſich gegenſeitig zu erwärmen, aber ſie verbrachten eine traurige Nacht.

Watſon konnte nicht ruhen; er wanderte während der ganzen Zeit vor dem Zelte auf und ab und hielt Wache zugleich über die Boote und über die Geliebte. In ſeiner Seele wogten tauſend Gedanken, wechſelten ſüße Hoffnung und düſtere Entſagung. Seit langem ſchon war ſeine Neigung für das ſchöne, geiſtvolle Mädchen erwacht, aber mit aller Willenskraft verſuchte er dies Gefühl zu unterdrücken, und Liebe und Pietät kämpften in ſeinem Herzen einen harten Kampf. Wohl hatte er zu bemerken geglaubt, ja es war ihm aus mancherlei Anzeichen zur Gewißheit geworden, daß ſeine Neigung erwidert werde, aber ſeine Lebensaufgabe war — wenigſtens bis auf weiteres — eine andere, als durch die Gründung eines eigenen Herdes zu beglücken und beglückt zu werden. Es waren ſeine alten Eltern, für die er allein leben, denen er den Reſt ihrer Tage verſchönen und behaglich machen wollte.

Bis jetzt war ihm dies trotz ſeiner Anſpruchsloſigkeit nicht entfernt in dem Maße gelungen, wie er ſich vorgeſetzt. Bei ſeiner Rückkunft ſtand ihm jedoch der Befehl über ein großes Schiff bevor, und damit wurde das von ihm angeſtrebte Ziel erreicht, dann geſtattete ſein bedeutend erhöhtes Einkommen, die Eltern gegen alle Sorge ſicher zu ſtellen. Wie durfte er unter ſolchen Umſtänden daran denken, zu heiraten und die geliebten Eltern wieder darben zu laſſen; wie konnte er ſelbſt ein Glück genießen wollen, während jene litten. Nein, nie durfte er ſeine Kindespflichten gegen diejenigen vergeſſen, deren Augapfel er von zarteſter Kindheit an geweſen, die nur für ihn und ſeine Zukunft geſorgt hatten.

Deswegen hatte er ſich gegen die aufkeimende Liebe zu Eliſe mit aller Kraft gewehrt, deswegen ſich jene Grenze förmlicher Zurückhaltung gezogen, die er innezuhalten willens geweſen war, bis die Ankunft in Auckland und die dann von ſelbſt eintretende Trennung ihm zu Hilfe kommen und ſeinem inneren Kampfe ein Ende machen würde. (Fortſetzung folgt.)



**Juli. — Der Kuckuck.**

Es ſchweift ein Vogel weit umher:
„Kuckuck Kuckuck!“ ſo tönt ſein Schrei.
Wie bald, dann hörſt du ihn nicht mehr,
Dann iſt die ſchönſte Zeit vorbei!

H. Seidel.

# Von der gröſsten zur kleinsten Stadt in Deutschland.

Eine Malerreiſe.
Von Hans Bohrdt.
Mit Bildern von G. Koch
und C. Hochhaus.

(Abdruck verboten.)

Die Mark Brandenburg hat die Ehre, die größte und die kleinſte Stadt Deutſchlands aufweiſen zu können — Berlin mit über anderthalb Millionen und Teupitz mit 593 Einwohnern. Nach Berlin führen viele hundert Wege, nach Teupitz für den gewöhnlichen Sterblichen nur einer.

Die Schiffer, Fiſcher, Segler und Ruderer aber kennen noch einen Weg nach dem Liliputſtädtchen, welcher zu den landſchaftlich ſchönſten der Mark gerechnet wird, nämlich die große, durch Flüſſe, Seen und Fließe gebildete Waſſerſtraße, welche ſich etwa 64 km lang bis zum Teupitzer See erſtreckt.

Eine wirkliche Reiſe fängt erſt da an, wo die regelrechte Verbindung aufhört. Daher kann man den Ausflug nach Teupitz mit Recht eine Reiſe nennen. Für die Fahrt eignen ſich am beſten flachgehende Segelboote, welche im Notfalle leicht durch Ruder fortbewegt werden können. Rheuma und Podagra darf freilich nicht mitgeführt werden, Melancholie, Nervoſität und andere fremdſprachlich benamſte unleidliche Gepäckſtücke des Großſtädters aber werden in der herrlichen, freien Gottesnatur, angeſichts der entzückenden landſchaftlichen Schönheit der Mark, bald über Bord geworfen.

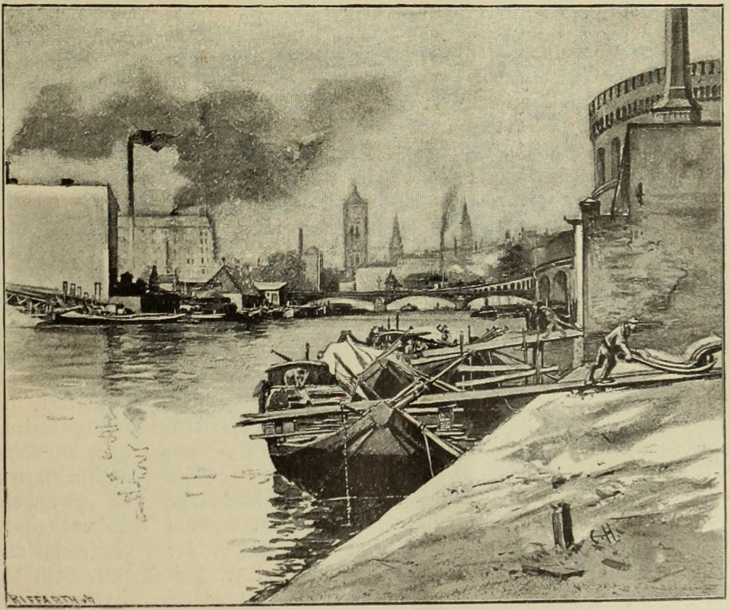
Bis Köpenick führt die regelrechte Dampferverbindung, wir aber laſſen die ewig fauchenden Ungeheuer ſtolz an uns vorübergleiten und vertrauen auf die Segeltüchtigkeit unſeres Bootes „Eva.“ Jeder der drei Bootsinſaſſen kann ſtolz auf die Bruſt klopfen und ſagen: „Anch' io sono pittore!“ — Maler ſind ja auch heutzutage außer den ſtreikenden Arbeitern faſt die einzigen Menſchen, welche noch Zeit zu Land- und Waſſerpartieen haben.

Die „Eva“ lichtet die Anker an der Jannowitzbrücke, wir rudern langſam zwiſchen Zillen und anderen Fahrzeugen spreeaufwärts. Hier iſt die Region der „Jondler“ d. h. das Stück Waſſer, auf welchem junge Handelsbefliſſene, denen der ſtete Umgang mit den ſalzigen und ſauren Meeresbewohnern die Liebe zum feuchten Element in das Herz gepflanzt hat, die Pätſchel handhaben. Wir haben Glück, ohne Kolliſion durchzukommen. Oben über die Stadtbahnbogen brauſt der Weltverkehr. Die Fabrikſchornſteine qualmen, allerorten hört man das Hämmern und Pochen fleißiger Menſchen. Nachdem wir die Oberbaumbrücke paſſiert haben, ſetzen wir Segel.

Hinter uns liegt Berlin, die größte Stadt Deutſchlands. Aus der feinen bräunlichen Nebelſchicht ragt das Wahrzeichen der Metropole, der Rathausturm, dem ſich in endloſer Reihe, Türme und Türmchen anſchließen, hervor.

Hinter der eiſernen Ringbahnbrücke wird das Waſſer freier. Wir rauſchen an Stralau vorüber. Was iſt aus dem idylliſchen Fiſcherdörfchen geworden! Noch vor wenigen Jahren konnte Stralau zu den ſchönſten Plätzen der Mark gerechnet werden. Auf einer Halbinſel gelegen, bot das ſchilfumkränzte Dorf ein Bild der Ruhe und des Friedens dar. Das uralte Kirchlein mit dem von Schinkel erbauten Turme ſpiegelte ſich mit ſeinem dichten Kranze von Bäumen in dem klaren Waſſer. Der Fiſcher warf ſeine Netze aus, der genügſame Angler ließ ſich in ſeinem Kahne ſtundenlang die Sonne auf den Rücken brennen. An Sonn- und Feſttagen wogte eine frohe, erholungsbedürftige Menge in der Dorfſtraße. Jetzt hat die Stadt ihre Krallen ausgeſtreckt. Aus der ländlichen Schönheit iſt eine Fabriksdirne geworden, die blühend roten Wangen ſind verblichen. Hohe Fabrikſchornſteine, blöde, charakterloſe Mietskaſernen recken ihre Firſten gen Himmel und blicken ſpottend auf das ſtille Kirchlein und die wenigen übrig gebliebenen Fiſcherhütten herab.

Drüben auf der andern Seite der Spree blickt aus einer Fülle von Grün das freundliche Treptow herüber

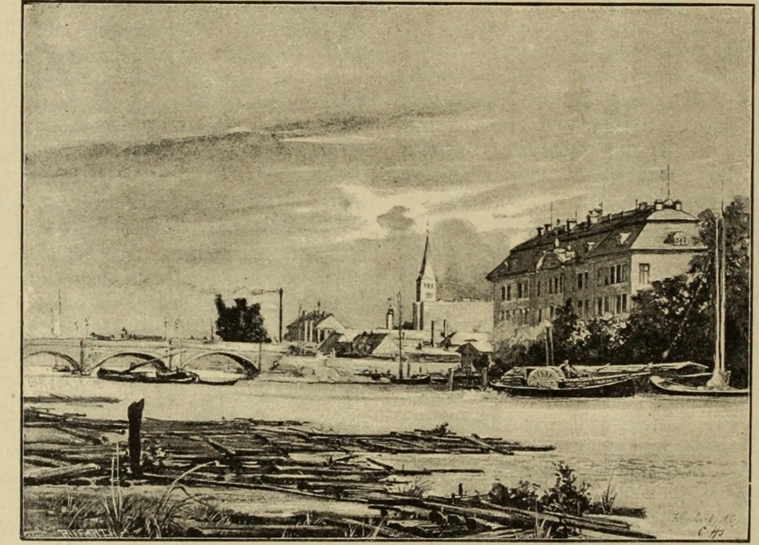


Die Oberſpree bei Berlin.

welches ein gütiger Vormund, der Berliner Magiſtrat, vor einem ähnlichen Schickſal, wie es Stralau betroffen, bewahrt hat.

Wir gleiten weiter ſpreeaufwärts. Zur Linken tritt die Mühlheide bis dicht an das Ufer heran, und nach etwa einſtündiger Fahrt erſcheint der rote Kirchturm von Köpenick, umgeben von einem Kranze himmelhoher, qualmender Schornſteine.

Köpenick iſt dem gleichen Schickſal wie Stralau verfallen. Seine günſtige Lage am Zuſammenfluß der alten und der wendiſchen Spree oder Dahme hat das Städtchen zu einem Induſtrieorte gemacht. Wer Werkſtättenqualm, Ruß und Firmenſchildern keinen maleriſchen Reiz abgewinnen kann, könnte getroſt weiter eilen, wenn nicht Köpenick ſich ein Plätzchen aus alter Zeit in ſeiner Urſprünglichkeit bewahrt hätte: das königliche Schloß mit dem herrlichen Park. Sage und Geſchichte haften an dieſem Ort. In uralter Zeit müſſen hier ſchon Befeſtigungen geweſen ſein. Später entſtand eine Burg, in welcher noch der letzte Wendenfürſt Jatzo hauſte, und welche ſpäterhin manchem Raubritter zum Zufluchtsort diente. Als dann die Hohenzollern mit kräftiger Hand Ordnung im Lande ſchufen, ſank die Bedeutung der Burg, bis ſchließlich Kurfürſt Joachim II teilweiſe auf den alten Fundamenten ein Jagdſchloß bauen ließ. Hier feierte der leidenſchaftliche Jäger glänzende Feſte und ſtarb auch daſelbſt im Jahre 1571. Später (1631) ſchlug Guſtav Adolf ſein Hauptquartier im Schloſſe auf. Im Jahre 1677 wurde der alte Bau niedergeriſſen und ein neuer von Rütger von Langenfeld errichtet.



Das königliche Schloß Köpenick.

Wir gleiten vorüber, vor uns breitet ſich ſeenartig die Dahme aus. Der Blick wird freier, aus dem dunklen Grün der Kieferwaldungen heben ſich die Müggelberge empor, zur Rechten grüßen die freundlichen Villen von Grünau herüber. Ein kräftiger Wind treibt unſer Boot raſch vorwärts. Bald haben wir die Müggelberge querab und bewundern ihre prächtigen Linien , deren maleriſcher Reiz noch dadurch erhöht wird, daß die Raupen des Kiefernſpinners mit dem Baumwuchſe zur Freude des Malers, zum Ärger des Forſtmannes teilweiſe aufgeräumt haben. Auf einem der Bergrücken heben ſich einzelne Kiefern gegen den Himmel ab und gleichen in einiger Entfernung vollkommen den vom Winde zerfetzten Palmen. Meine Bemerkung den Kollegen gegenüber, daß mich dieſer Teil der Landſchaft an die Tropen erinnere, begegnete einem langgezogenen „Nanu“ und einem kurz ausgeſtoßenen „Na na.“ Trotzdem bleibe ich bei meiner Behauptung und rufe die Kenner tropiſcher Gegenden zu Zeugen an.

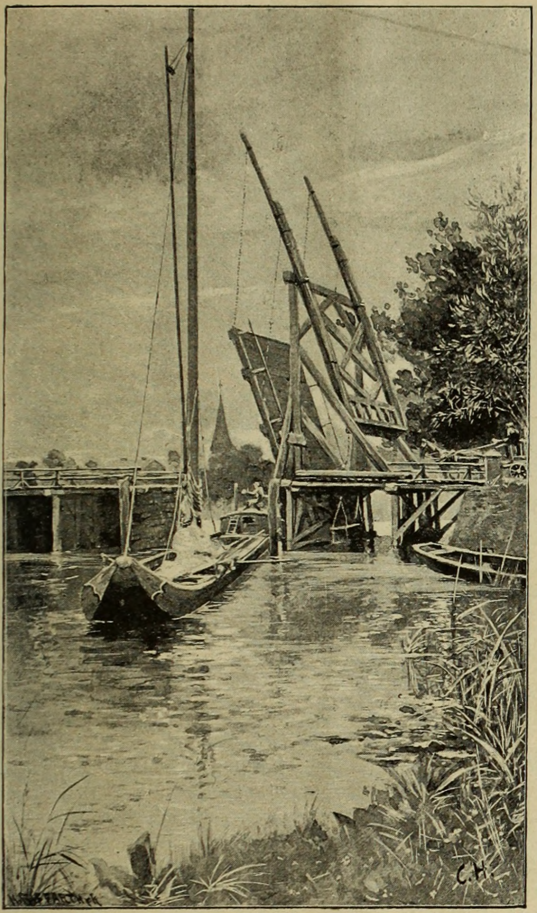
Lange bleiben die Müggelberge in Sicht, wir paſſieren Schmöckwitz, ein prächtig gelegenes, von dem Langen-, dem Seddin- und dem Zeuthenerſee umgebenes Dörfchen, welches aber durch ſeine Villenkolonie nach und nach großſtädtiſches Gepräge bekommen hat. Die ſinkende Sonne trifft uns auf dem Zeuthenerſee, einem der ſchönſten Gewäſſer in der Nähe der Hauptſtadt. Wald- und ſchilfbeſäumte Ufer, duftige Fernen, idylliſche Fiſcher- und Bauernhütten, prächtige oder beſcheidene Landhäuſer. Der erholungsbedürftige Segler ankert und nimmt ſein Beſteck auf, d. h. nicht etwa das aſtro- ſondern das gaſtronomiſche. Hunger gibt ſolche Segelfahrt auch dem Magenleidenden, und wer ſonſt beim opulenten Diner gelangweilt in den aufgetragenen Delikateſſen herumſtochert, der ſpachtelt auf einer Bootstour oft in ganz unäſthetiſcher Weiſe. Um nächtliche beängſtigende Träume braucht man ſich auch nicht zu ſorgen. Man träumt nach der Waſſerfahrt nicht — man ſchnarcht.

Segler ſind früh auf den Beinen. Der erſte Blick gilt den Windverhältniſſen. In heiliger Stille liegt Wald und See, die Sonne erwartend, da; ſelbſt das ſonſt ſo geſchwätzige Schilf ſchläft noch. Leichte Nebelflöckchen ſteigen vom Waſſer auf und unterbrechen mit ihrem grauen Schleier die Spiegelung des dunklen Uferrandes. Wir heißen das Segel, ſchlaff hängt es in ſeinen Leiken herab. Das ſind trübe Ausſichten für den heutigen Segeltag. Im Walde proben ein paar Vögelein ihre Stimmen und grüßen den ſtillen Morgen. Die haben gut ſingen, denen kann die Natur nicht ruhig genug ſein. Eine Lerche ſchwingt ſich trillierend gen Himmel. Die hat gut jubeln, ſie braucht den Wind zu ihrem Fortkommen nicht. Hoch über uns ſchwebt ein Adler. Spöttiſch ſcheint er uns zuzurufen: „Ihr wollt nach Teupitz? — Die Sache mache ich in wenigen Minuten ab.“

Lichter und lichter färbt ſich der Himmel. Eine langgezogene, gelblich beſchienene Wolke ſteigt am Horizonte auf. Das gibt Wind. Jetzt blitzt es hinter den Kiefern auf, Strahlen ſchießen zum Zenith empor. Das iſt die Sonne — die ewige Sonne, und da huſchen auch die leichten Nebelſtreifen zur Seite, ein Kräuſeln gleitet über den See — das iſt der Wind. Das Segel fängt an leiſe zu ſchlagen, unſere Künſtlerflagge entfaltet ſich und zeigt auswehend das Dürerwappen. Nun raſch ins Boot, den Anker auf, und dahin gleitet unſere Eva an dem erwachten flüſternden Schilfe.

Die Fahrſtraße verengt ſich. Bei „Neu-Mühle“ muß unſer Boot eine Schleuſe paſſieren. Dahinter breitet ſich das Waſſer wieder zu Seen aus. Einige Dörfer zeigen ſich zur Rechten. Hin und wieder ſieht man auch Anfänge von Villenkolonien, an dieſer Stelle wohl die äußerſten Vorpoſten der Weltſtadt Berlin. Von jetzt ab tritt uns die märkiſche Fluß- und Seelandſchaft in ihrem ganzen Zauber der Einſamkeit und Jungfräulichkeit entgegen. Die Dörfer haben uraltes Ausſehen, und wenn auch hin und wieder ein modernes Herrenhaus oder ein einſamer Fabrikſchornſtein aus dem Grün hervorlugt, ſo geſchieht dies doch in ſo beſcheidener Weiſe, daß der Geſamteindruck dadurch nicht geſtört wird. Wir durcheilen den Krüpel- und den Dolgenſee, feierlich große, wald- und ſchilfumrandete Waſſerbecken.

Bei Dolgenbrodt engt ſich die Dahme zu einem Fließ. So unangenehm ſolche ſchmale Flußläufe für den Segler bei Gegenwind auch ſind, ſo wunderbar herzerfriſchend iſt es, mit guter Briſe dieſe echt märkiſche, landſchaftliche Poeſie an ſich vorübergleiten zu laſſen. Die Windungen des mit Schilf und Kraut verwachſenen Fließes zeigen immer neue, über-



Prierosbrück.

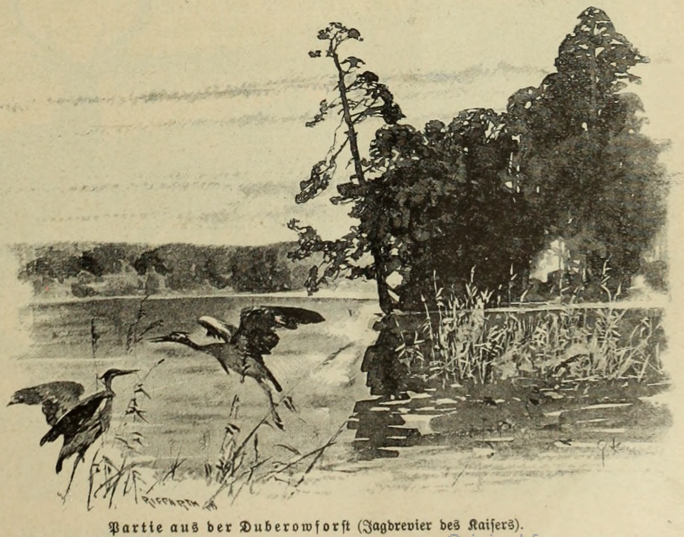
raſchende Bilder. Der Blick ſchweift über weite Wieſen und Felder. Baumgruppen und Bauernhütten unterbrechen die Linie, einige phantaſtiſch ausſehende Zugbrücken ſind von großem maleriſchem Reiz. Vor allem aber erfriſcht ſich das Auge an dem verſchiedenen wunderbaren Grün. Wo nur ſo manche der modernen Maler das graue oder knallige Pariſergrün auf ihren Bildern herbekommen. Falls die Kunſt in nächſter Zeit verſtaatlicht werden ſollte, werden die Behörden einſchreiten und die Maler, gleich den Eiſenbahnbedienſteten, auf Farbenblindheit unterſuchen laſſen müſſen.

Man braucht nicht von krankhaftem Idealismus befallen zu ſein, um in der märkiſchen Flußlandſchaft echte, wahre Poeſie zu finden. Wenn die Maler den photographiſchen Apparat auf ihren Studienreiſen zu Hauſe ließen und ſtatt deſſen neben dem Handwerkzeug ein wenig Herz und Gemüt mit im Malkaſten verpackten, wir bekämen ganz andere Landſchaftsbilder zu ſehen, als die jetzt ſo beliebten geiſtloſen Abklatſche der Natur. Freilich iſt es leichter, die vom Apparat gemachte Aufnahme zu kopieren. Das Bild wird aber immer nur die vielleicht ſehr geſchickte Hand des Malers, jedoch den Geiſt des Photographenkaſtens zeigen.

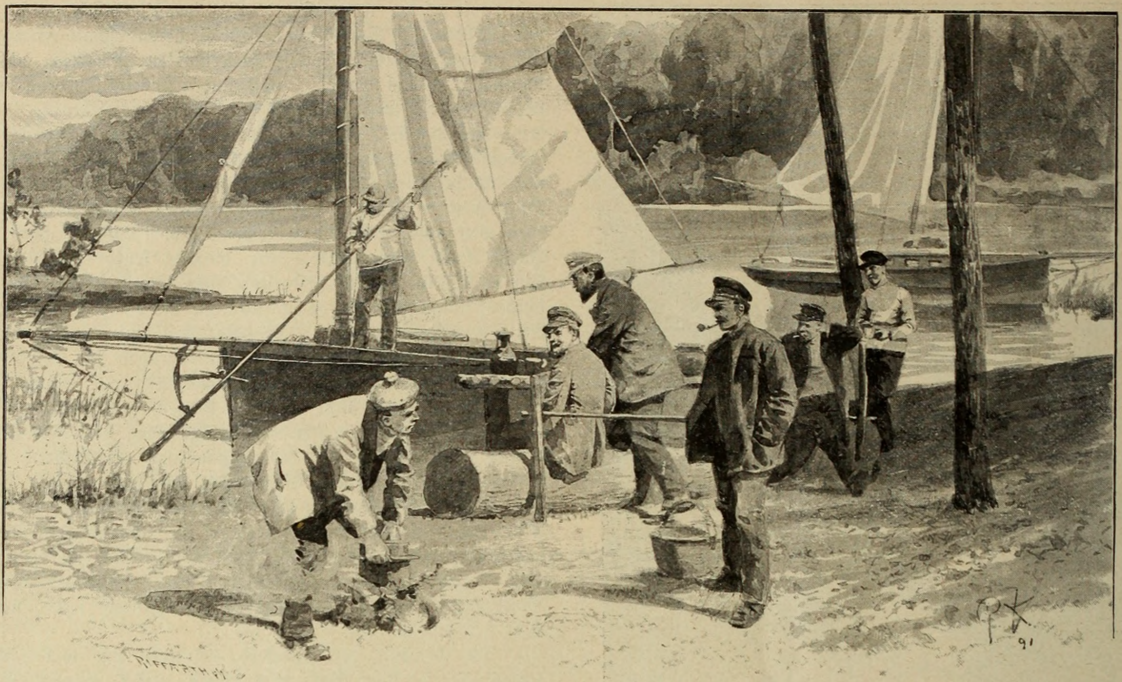
Prierosbrück iſt ein maleriſches Neſt. Das luſtige Grün, die alte Zugbrücke, das Kirchlein, die Fiſcherhäuschen vereinigen ſich zu einem märkiſchen Dorfidyll und laden Maler und Dichter der älteren Richtung ein zu ſtillem Genuß.

Nach eifrigem Studium im Dorfkruge gehen wir wieder unter Segel. Bald erweitert ſich das Fließ, wir ſegeln in den Schmöldeſee. Die flache Landſchaft verändert ſich in eine hügelige. Dichte Kiefernwaldungen treten näher und näher an das Waſſer. Wir befinden uns im Duberowforſt. Wie verſchieden wirkt das Bild von dem vorhergeſehenen. Man kann ſich in die Einſamkeit der urwaldbeſtandenen Flüſſe Südamerikas verſetzt fühlen. Wild, düſter, ſchweigſam tritt uns die Duberow entgegen. Uralte Stämme neigen ſich, ihr Geäſt weit vorſtreckend, zum Waſſerſpiegel, andere heben ſich, oben weit ausladend, düſter geſpenſtig vom Himmel ab. Die Höhen krönt Eichenwald. Hier horſtete früher der Reiher. Wo er ſich in Maſſen niederließ, war es um den Forſt geſchehen. Man ſah ſich daher genötigt, die Tiere zum großen Teile vernichten zu laſſen. Mächtige Baumruinen recken noch ihre dürren Zweige gen Himmel und zeugen von dem verderbenbringenden Horſten jener großen Reiherart. Ganz hat man dieſe natürlich nicht vertilgen können, und häufig genug ſtreicht ein Reiher mit ſchwerem Flügelſchlag über das ſtille Waſſer. Wir legen an der ſogenannten Sphinxbank an. Einer unſerer eifrigſten Spreeſegler hat hier in der Einſamkeit aus rohen Brettern ein Sitzplätzchen geſchaffen, welches jeder ſpree-erforſchende Sportsmann auf ſeiner Tour nach der Duberow beſucht. Hier finden auch, falls ſich mehrere Boote zum Geſchwader vereinigt haben, magenerfriſchende Seglerpicknicks ſtatt, auf welchen das durſtige, ſeebefahrene Volk ſich gütlich thut.

Die Gewäſſer der Duberow erweitern ſich zum „Hölzernen See.“ Der Wald tritt etwas zurück. Häufig ſieht man gewaltige Hirſche mit ihren Familien aus dem Waldesdickicht heraustreten. Das Bild meines Kollegen und Mitreiſenden, Fütterung der Wildſchweine im Winter, zeigt den Reichtum dieſer Gegend an Schwarzwild an. Der Jagdliebhaber wird an dem Wildreichtum der Duberow ſeine Freude haben, wir Segler ſchätzen das edle Waidwerk erſt dann, wenn ſeine Ergebniſſe uns in ſaftig gebratenem Zuſtande vorgeſetzt werden. Dazu bietet ſich hier in dem prächtig zwiſchen zwei Seen gelegenen Forſthauſe zu Neubrück die beſte Gelegenheit. Hier raſtet der müde Spreefahrer. Die Sonne ſinkt hinter dem hohen Forſt. Die düſtern Kiefern ſpiegeln ſich mit dem tiefglühenden Abendhimmel im Waſſer. Leichte Nebelſchleier ſteigen wieder auf. Über dem Köriſerſee tritt der Mond aus zartem Gewölk hervor und läßt ſein gelbliches Licht auf der blanken Fläche erzittern. Ein paar Reiher ſtreichen ſchwerfällig über das Waſſer dem Horſte zu. Im Schilf tritt der Froſch- und Grillenchor zuſammen. Ein dicker Kapellmeiſter bläht ſich auf und gibt den Ton an, die Stimmen werden geprobt, dann ſchmettert der Geſang luſtig durch die ſtille Abendluft. Die Mücken haben heute Feſttag. Wer weiß, wer es ihnen verraten hat, daß heute Berliner und noch dazu Maler im



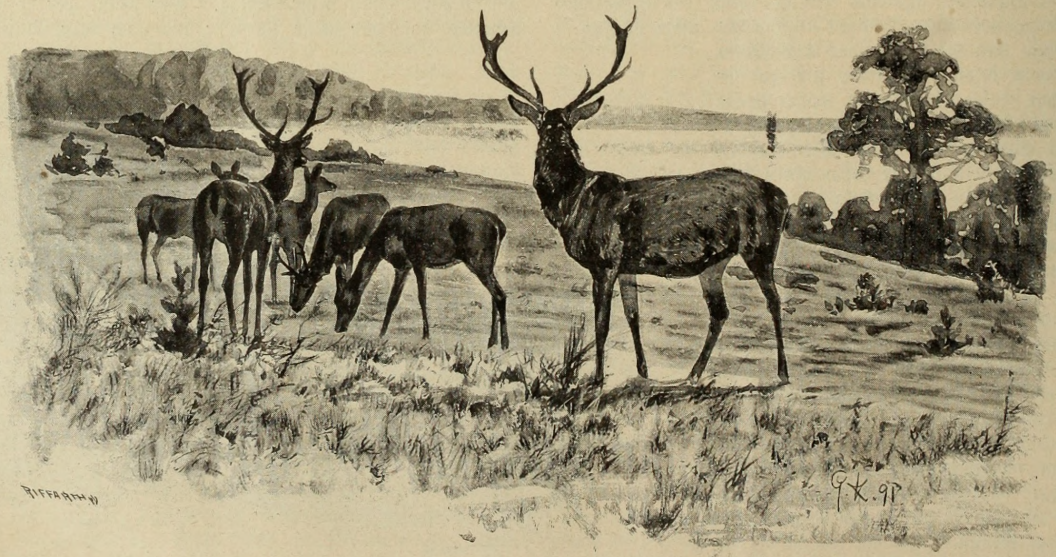
**Partie aus der Duberowforſt (Jagdrevier des Kaiſers).**



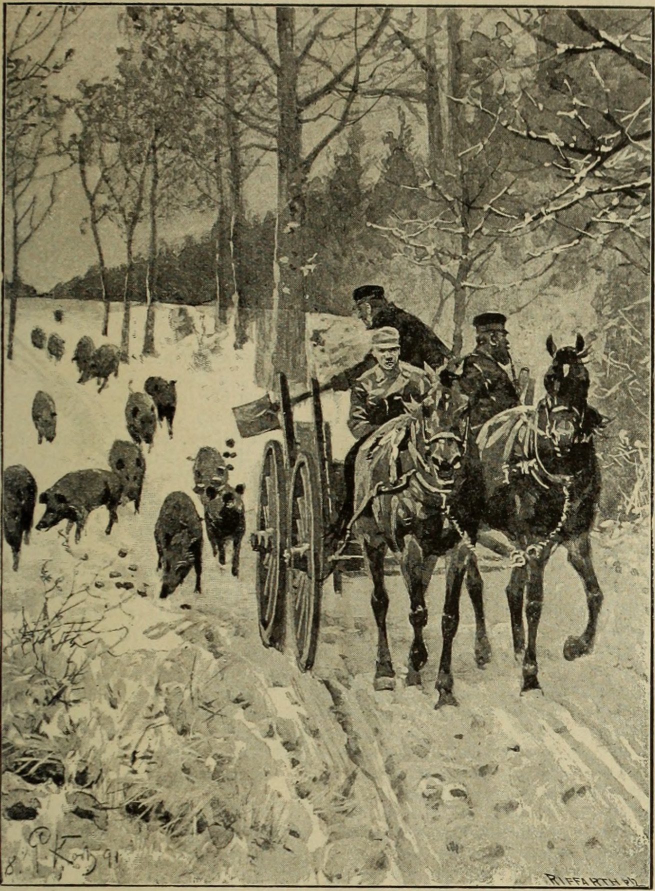
Ein Seglerpicknick.

Forſthauſe ſind. Bauern- und Jägerblut iſt lange nicht ſolche Delikateſſe, wie der verfeinerte Saft ideal veranlagter Großſtädter. Das wird einen Schmauß geben! Zu Millionen kommen ſie angeſummt, tanzen nach der Froſchmuſik und ſtürzen ſich in der Kaffeepauſe auf uns. Endlich iſt auch der letzte vollgeſogene Mückerich heimwärts getaumelt, und wir können, ſo gut es das brennende Jucken geſtattet, ſchlafen. Erſt die Morgenſonne weckt uns. Draußen rauſcht es in den Bäumen, eine ſteife Briſe hat ſich über Nacht aufgemacht. Blauſchwarze Böen fegen über die Seen und laſſen auf den Wellenkämmen die weißen Katzenpfoten ſpringen. Unſer geheißtes Segel knattert wie Gewehrfeuer; es muß tüchtig gereeft werden, um dem ſtarken Winde keine übergroße Fläche darzubieten.

Jetzt wird vom Lande losgemacht, die letzten ſchützenden Bäume ſind paſſiert, nun legt ſich die Brieſe voll in das Segel. Das Boot neigt ſich zur Seite, wir klettern auf Hochbord, die Schoot wird dichter geholt, und dahin raſt unſere Eva. Eine ſchwere Bö ſtürmt daher, jetzt heißt es acht geben. Die Ruderpinne wird für einige Augenblicke nach Lee gedrückt, die School ein wenig geſchrickt. Ein paar über Bord kommende Spritzer werden lachend in Empfang genommen und feuchten uns pflichtſchuldigſt bis auf die Haut durch. Unſer ſportfrohes Herz jauchzt auf bei dieſem echten, rechten Segelwetter. So könnte es gehen bis an das Ende der Welt, doch leider engt ſich der Köriſerſee wieder zu einem ſchmalen Fließ zuſammen, aus dem der Wind uns entgegen bläſt. Da die geringe Waſſerbreite ein Kreuzen nicht ge-



Austretende Hirſche.

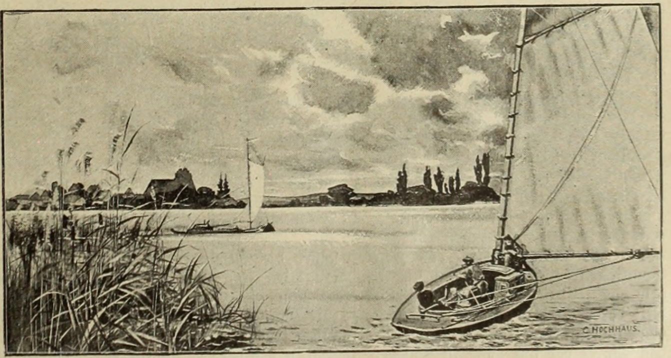


Fütterung der Wildſchweine.

ſtattet, ſo muß — ein ſchrecklicher Gedanke für den Segler — gerudert werden. Die Segel werden niedergeholt, die Riemen in die Dollen gelegt, und es beginnt eine wahre Hausknechtsarbeit, um das ſchwere Boot gegen den wuchtigen Wind Schritt für Schritt vorwärts zu bewegen. Endlich befinden wir uns in den Modderſeen. Fort mit den dummen Riemen und luſtig weiter geſegelt. Dieſe Gewäſſer zeigen ſtets fortſchreitende Torfbildung. Zarte dichtverwachſene Pflanzenfäden dringen, mit Schlamm umhüllt, bis dicht an die Oberfläche. Das Waſſer iſt von verhältnismäßig klarer, grünlicher Färbung, wird aber ſofort trübe und ſchlammig, ſobald ein Boot den modrigen Grund berührt. Große Blaſen, mit Sumpfgas gefüllt, ſteigen an die Oberfläche und zeigen noch lange Zeit hindurch den Weg, den ein Fahrzeug genommen hat.

Wir raſen, eine breite, ſchmutzige, gasſprühende Fährte hinter uns laſſend, an dem Dorfe Groß-Köris vorbei und beneiden die Bewohner desſelben nicht um ihre gute Luft. Ein kleiner See, der den bei uns ſo beliebten Namen Schulze trägt, führt uns wieder in enges Fahrwaſſer. Wir müſſen, um durch die feſte Brücke der Görlitzer Bahn zu kommen, den Maſt legen. Der Wind flaut gegen Mittag ab und erleichtert uns die Ruderarbeit. Bei prächtigem Sonnenſchein und immerhin noch flotter Briſe, eilen wir durch den Zemminerſee. Am ſtillen Waldesrande wird Halt gemacht. Die Mittagsſonne brennt prall hernieder, wir klettern an das Ufer, um auszuruhen und die von der flotten Segelfahrt durchnäßten Kleider zu trocknen. An den Stellen, wo der Wind nicht hinkommt, iſt heilige Waldesſtille, nur in den Wipfeln rauſcht es wie fernes Wogengebrauſe. Du herrlicher Kiefernforſt! Wie wohlig ruht es ſich auf deinem Sammetteppich. Die Bruſt dehnt ſich und ſaugt die kräftige Luft in langen Zügen ein. Der Blick gleitet an den ſchlanken Stämmen empor zu dem dichten, phantaſtiſch verſchlungenen Geäſt. Darüber wölbt ſich der blaue Äther, das ewige Rätſel der Unendlichkeit. Vogelgezwitſcher und Käfergeſumme wiegt uns in den Schlaf. Eine alte, klugäugige Eidechſe erzählt uns im Traume von den Wendenburgen und Heldengräbern, deren Überreſte ſie da unten in der Erde gefunden. Ihr Zünglein arbeitet hin und her, ſie ſchwatzt und ſchwatzt immer lauter, doch, als wir ſie erwachend gründlich ausfragen wollen, huſcht ſie davon, und wir wiſſen nicht, ob die ganze Geſchichte wahr geweſen iſt. Drüben hinter dem Waldesrande ſteigen blaue Berge auf; ſie umgrenzen den Teupitzerſee. Dort liegt das Ziel unſerer Reiſe. Nun wird die Eva gereinigt und alles aufgeklart, damit ſie in echt ſeemänniſcher Weiſe ſchmuck und ſauber im Hafen erſcheint. Ein ſchmales Fließ, der Mocheidegraben, verbindet den Zemminer- mit dem Teupitzerſee. Wir rudern zwiſchen Schilf, Pfeilkraut und tief herabhängendem Erlengebüſch. Enger und enger wird das Wäſſerchen. Die weit vorgeſtreckten Baumäſte rahmen dasſelbe faſt vollſtändig ein; im Hintergrunde des Bildes ſchimmert ein langer, ſtahlblauer Streifen. Das iſt der große Teupitzerſee. Eine kurze Ruderſtrecke noch, und die Eva fliegt auf den blauen Wellen des herrlichen Waſſerbeckens pfeilſchnell dahin. Ein paar Rohrinſeln hindern zuerſt den freien Ausblick; nachdem dieſe paſſiert ſind, liegt Teupitz, die kleinſte Stadt Deutſchlands, vor uns. Von einer weit vorſpringenden Halbinſel grüßen das zweitürmige Kirchlein, das uralte Schloß und der Park mit ſeinen hohen Pappeln herüber. Bergaufwärts reiht ſich Häuschen an Häuschen, blühende Gärten heben ſich von dem dunkeln Kiefernforſt luſtig ab. Unten am ſchilfbeſtandenen Ufer ſchäumen die vom friſchen Winde aufgeregten Wellen des Sees. Die Eva eilt dahin, als ob ſie Flügel bekommen hätte. Vorn am Bug türmt ſich das Waſſer und ſendet feinen Sprühregen über Bord. In fliegender Fahrt ſchießen wir am Park vorbei und kommen in das ruhigere Waſſer der Bucht. Im Hafen von Bullrichs Gaſthaus fällt endlich der Anker. Teupitz iſt erreicht. Stolzer kann Kolumbus das neu entdeckte Amerika nicht betreten haben, neugieriger können ſeine Reiſigen die braunen Indianer nicht beäugelt haben, als wir die ſemmelblonde Teupitzer Jugend, die ſich bei unſerer Ankunft eingefunden hatte.

Nachdem der Magen erfriſcht worden, haben wir Gelegenheit, das Städtchen zu beſichtigen. Vor allem feſſelt das alte Schloß, von dem noch Überreſte aus uralter Zeit vorhanden ſind. Der viereckige Turm von verwitterten Backſteinen mag Zeuge mancher wilder Kämpfe geweſen ſein, jetzt trägt er auf ſeinem Dache einen Garten wildwachſender



Teupitz, vom See aus geſehen.

Sträucher und Unkrauts. Die Kirche ſteht auf altem Fundament. Der Oberbau iſt neuerdings errichtet. Das übrige Teupitz gleicht ſonſt mehr einem märkiſchen Dorfe, von dem nicht viel zu ſagen iſt. Das Geſamtbild aber, gleich ob man es vom Waſſer aus oder von den Höhen aus genießt, iſt von ſeltener Schönheit. Wohl gibt es Gegenden, die impoſanter auf das Auge wirken, hier an den Ufern des Teupitzerſees aber ſingt uns die Landſchaft ein Lied voller Innigkeit und Tiefe des Gemüts, das lange noch im Herzen nachklingt.

## Ein Vorkämpfer chriſtlicher Kultur in Afrika.

(Abdruck verboten.)

Alexander Mackay, der Miſſionar Ugandas, iſt uns Deutſchen vielfach in einem Lichte gezeichnet worden, in dem er als ein ausgeſprochener Widerſacher der kolonialen Intereſſen unſeres Vaterlandes erſcheinen mußte. Namentlich hat ihm Dr. Peters den Vorwurf gemacht, daß er im Verkehr mit den franzöſiſchen Pères es geradezu als ſein Programm bezeichnet habe, Afrika vom Kap bis zum Atlas in britiſche Gewalt zu bringen; ja, er ſollte die Drohung ausgeſprochen haben, wenn er die Zeit für gekommen erachte, werde er die Araber gegen die Deutſchen ausſpielen.

Wer das jüngſt erſchienene Lebensbild des frommen und heldenmütigen Mannes aufmerkſam lieſt (Alexander M. Mackay. Von ſeiner Schweſter. Deutſch von J. H. Nebinger; mit einer Skizze ſeiner Perſönlichkeit aus perſönlichem Verkehr von Dr. Wilhelm Baur, Generalſuperintendenten der Rheinprovinz. Leipzig. J. C. Hinrichs) muß ſich von der Grundloſigkeit jener Anſchuldigungen überzeugen. Mackay war allerdings ein Brite von großem Nationalgefühl, aber hing mit ebenſo ausgeſprochener und aufrichtiger Verehrung an Deutſchland, an dem Lande, in welchem er ſeine arbeitsreichen erſten Mannesjahre verlebt hatte, an das ihn zahlreiche und innige Freundſchaftsbeziehungen ketteten.

In einem entlegenen Pfarrhauſe der Grafſchaft Aberdeen erblickte Mackay am 13. Oktober 1849 das Licht der Welt. Der frühreife Knabe — er las bereits im dritten Lebensjahre das Neue Teſtament — erhielt ſeine erſte Ausbildung von dem Vater und kam erſt 1864 auf eine öffentliche Schule nach Aberdeen, die er drei Jahre ſpäter mit der zur Ausbildung von Lehrern beſtimmten Hochſchule zu Edinburg vertauſchte. Trotz einer ſchon früh hervortretenden Neigung zum kirchlichen Beruf widmete er ſich doch dem Ingenieurfach, und dieſes war es, welches ihn 1873 nach Berlin führte, wo er in einer Aktiengeſellſchaft für Lokomotivbau eine Stellung fand. So tüchtiges er aber in ſeinem Beruf leiſtete und mit ſo großer Hingabe er ſich ihm auch widmete, ſo ſchmerzlich empfand er die antichriſtliche Richtung der überwiegenden Mehrzahl ſeiner unmittelbaren Arbeitsgenoſſen. Mit inniger Freude begrüßte er es daher, als er mit dem damaligen Hofprediger Dr. Baur bekannt und es ihm bald geſtattet wurde, in deſſen Hauſe ein Heim zu finden. „Der Aufenthalt in dieſem hochgebildeten, frommen Hauſe war von unſchätzbarſtem Wert für ihn,“ ſchreibt die Schweſter, „da er nicht nur die deutſche Sprache beſſer erlernen konnte, als dies der Fall geweſen wäre, wenn er allein für ſich gelebt hätte, ſondern auch, weil er daſelbſt einmal in der Woche um die Bibel verſammelt einen Kreis ernſter Chriſten traf. Die bedeutendſten Perſönlichkeiten darunter waren wohl die Frau von Arnim, die Schweſter des Fürſten Bismarck, Gräfin Hacke und Graf und Gräfin Egloffſtein. Die letztere namentlich intereſſierte ſich ſehr für ihn und gehörte zu denen, die am regelmäßigſten mit ihm während ſeiner Laufbahn in Afrika korreſpondierten.“

Sein Beruf in Afrika! Inmitten einer angeſtrengten Thätigkeit lebte in ihm gerade während ſeines Berliner Aufenthaltes eine innere Stimme auf, die ihn mit zwingender Gewalt auf den in ihm ſchlummernden Miſſionsberuf hinwies. Nach ernſter Selbſtprüfung entſchied er ſich. Ein Verſuch, als „Ingenieur-Miſſionar,“ wie er ſchrieb, nach Madagaskar zu gehen, ſcheiterte, als aber 1875 Stanleys berühmter Brief im Daily-Telegraph die Chriſtenheit aufforderte, Miſſionare nach Uganda zu ſenden, deſſen König Mteſa jener kurz vorher beſucht hatte, und als dann die kirchliche Miſſionsgeſellſchaft die Begründung einer Station am Viktoria Nyanza ins Auge faßte, war Mackay wiederum einer der erſten, der ſeine Dienſte anbot. Im April 1878 ſchiffte er ſich nach Oſtafrika ein.

Zwei Jahre ſchwerſter Arbeit gingen aber noch ins Land, ehe er das eigentliche Feld ſeiner Thätigkeit erreichte. Erſt im November 1880 gelangte er nach einer langwierigen, oft durch ſchwere Krankheit unterbrochenen Reiſe nach Uganda, an den Hof des Königs Mteſa. Wie ein feſſelnder Roman leſen ſich ſeine Briefe aus der Reſidenz dieſes centralafrikaniſchen Deſpoten, der zugleich ein Heuchler allererſten Ranges war. Freundlich aufgenommen, hegt Mackay bereits die beſten Hoffnungen für die Zukunft. Der König hört nicht nur willig Gottes Wort, er verbietet ſogar die Sklaverei, ja die Sonntagsarbeit; es erſcheint nur eine Frage der Zeit, ihn ganz zu gewinnen. Und der unermüdliche Mackay läßt es an nichts fehlen. Mit der Kraft der in ihm wohnenden Überzeugung kämpft er gegen den einheimiſchen Unglauben und Aberglauben, wie gegen die höhnenden Worte der am Hofe in Anſehen ſtehenden Araber — kämpft er ſchließlich auch gegen die bald nach ihm auftauchenden franzöſiſchen Miſſionare, deren Handlungsweiſe uns nach den Mackayſchen Berichten in merkwürdiger Beleuchtung erſcheinen muß. Aber er kämpft nicht nur mit der Zunge, in werkthätiger Arbeit ſehen wir ihn die That allerwege dem Wort anreihen. Er fertigt Druckapparate an und lehrt die Heiden leſen, er gräbt Brunnen, baut Häuſer, ſchlägt Wege durch die Wildnis oder arbeitet in der Schmiede, um Ackergeräte für das Volk herzuſtellen — der echte Miſſionar, dem die Verbreitung der Lehre innig verwachſen war mit jeder kulturellen Förderung.

Schon mehrten ſich in erfreulichſter Weiſe die Zeichen ſegensreichen Wirkens. Der ſcheinbaren Hochflut folgte indeſſen nur zu ſchnell die tiefe Ebbe. Mackay und ſeine Genoſſen mußten erkennen, wie Mteſas Gunſt doch nur eitel Lug und Trug geweſen ſei; die erſten Chriſtenverfolgungen brachen herein. Der Blutdurſt des Königs flammte, eine Zeitlang gebändigt, von neuem auf, und vergebens riefen die engliſchen Miſſionare ihre franzöſiſchen Arbeitsgenoſſen zu gemeinſamen Proteſten auf. „Wir ſind nach Anſicht der Baganda Gäſte ohne Einfluß; wir ſind überzeugt, daß unſere Fürſprache nutzlos ſein wird. Aus dieſem Grunde können wir uns nicht in dieſe Angelegenheit miſchen,“ antwortete Père Livinhac ſchriftlich auf die dringende Aufforderung der engliſchen Miſſion. So lange Mteſa lebte, waren Mackay und ſeine treuen Mitarbeiter aber wenigſtens perſönlich vor Gefahr geſchützt; als er jedoch im Oktober 1884 ſtarb, und ſein Sohn Mwanga den Thron beſtieg, begann die Zeit der ſchwerſten Prüfung. Es iſt noch in friſcher Erinnerung, wie auf ſeinen Antrieb der Biſchof Hannington ermordet wurde, wie alles kaum Errungene auf dem Spiel ſtand. Der engverbundene Gefährte Mackays, M. Aſhe, berichtet in dem uns vorliegenden Buch ausführlich über jene Schreckenstage, in denen das Leben der Miſſionäre nur an einem Haar hing. „Eine Schar Pagen kam zu uns,“ erzählt er u. a., „mit dem kurzen Befehl, Mackay ſolle ſofort im Palaſt erſcheinen. Was bedeutete das? Wir knieten zuſammen nieder und beteten. Mackays Gebet war wie das eines Kindes, eine ſchlichte, vertrauensvolle Bitte. Ganz wie ein Kind ſo demütig lag er da im Gebet vor Gott, aber kühn, ſtark, heldenmütig ſtand er vor Mwanga, der ihn im Verein mit ſeinen Häuptlingen beinahe drei Stunden lang mit Schmähreden überhäufte. Schließlich nahm der ſchon befürchtete blutige Ausgang der Tragödie plötzlich eine hochkomiſche Wendung, als Mwanga ganz unvermittelt ſeine Leute anſchrie: ‚Gebt den weißen Leuten ein paar Kühe, damit ſie ſich wieder beruhigen!‘ Sprach’s und winkte mit der Hand. Die Audienz und die Feuerprobe war vorüber.“

Nicht nur die Miſſionare, auch die Bekehrten legten aber — Mackays Briefe ſind vollgültiger Beweis dafür — den Verfolgungen gegenüber einen bewundernswerten Heldenmut an den Tag. Und ihre Treue, ihr Ausharren unter den ſchwerſten Qualen war es, was Mackay, auch nachdem ihn Aſhe verlaſſen mußte, in Uganda feſthielt. „Ich halte es nicht für ehrenhaft, wenn man ſein Wort bricht!“ ſchrieb er ſchlicht und einfach nach der Heimat. Erſt im Juli 1887, als der König ſelbſt ſein Fortgehen unbedingt forderte, ſchied er von Uganda — daß die Saat, die er ausgeſtreut, reiche Frucht getragen, haben ſchon die nächſten Jahre bewieſen. Sie haben freilich auch bewieſen, wie ſchädlich die Doppelthätigkeit der evangeliſchen und katholiſchen Miſſionare an einem Orte wirken muß.

An der Südküſte des Nyanza, in Uſambiro, fand der Unermüdliche Gelegenheit zu neuer Wirkſamkeit. Von hier aus ſchrieb er im Januar 1888 an Herrn Generalſuperintendenten Baur, den alten Berliner Freund: „Deutſchland iſt in dieſem Lande thätig geweſen, und ich bin wirklich ſehr froh, daß es ſo iſt. Bereits iſt das große Herz von Oſtafrika durch gegenſeitige Übereinkunft zwiſchen Deutſchland und England den deutſchen Unternehmungen zugewieſen worden. Am hoffnungsvollſten iſt die Thatſache, daß die guten Chriſten im Vaterlande kräftige Anſtrengungen machen, um das Chriſtentum in dem neuerworbenen Landſtriche einzuführen. Wir heißen die Miſſinare aus Bayern, Berlin und Neukirchen willkommen. Mögen ſie alle überreich in ihrer Arbeit geſegnet ſein und ihre Stationen ausdehnen, bis das entfernteſte Innere erreicht iſt. Wir richten unſere Augen beſonders auf den Beiſtand der älteſten und nach meiner Meinung beſten Miſſionsgeſellſchaft der Welt, der Brüdergemeinde.“ Wahrlich ein ſchönes Wort warmer Anerkennung, doppelt wertvoll gerade aus dieſem Munde.

Hier in Uſambiro war es auch, wo Mackay Ende Auguſt 1889 Stanley und Emin Paſcha auf ihrer Rückkehr aus Wadelai empfing — hier raffte ihn endlich mitten in ſeinem Beruf am 8. Februar 1890 ein heftiger Anfall von Malariafieber hinweg.

In dem ſchönen, herzlichwarmen Vorwort, mit dem Generalſuperintendent Dr. Baur das Lebensbild ſeines Freundes eingeleitet, ſagt er: „Was Graf Morton über dem Grabe des John Knox ausgerufen — ‚Hier liegt der, welcher niemals des Menſchen Antlitz gefürchtet‘ — das könnte auch auf Mackays Grabe geſchrieben ſtehen. Es war aber mehr in ihm als Furchtloſigkeit vor Menſchen. Dieſe ſeltene Tugend war nur der Ausfluß ſeiner heiligen Furcht vor Gott, ſeiner Glaubensgemeinſchaft mit dem ſiegreichen Haupt der Kirche, ſeiner Begeiſterung für Gottes Reich und ſeines Erbarmens mit der gebundenen menſchlichen Kreatur.“

So war es in der That. Und darum bleibt der ſchottiſche Laien-Miſſionar, der in der Liebe und Hingabe an ſeine Aufgabe gleich groß war, wie in ſeiner praktiſchen Begabung für dieſelbe, ein leuchtendes Beiſpiel für alle, die Herz und Berufung hinauszieht unter die Heiden.

H. v. Zobeltitz.

# Am Familientiſch.

## Canoſſa.

(Zu dem Bilde auf S. 693.)

Canoſſas Burg liegt öd' ſeit manchem Jahr,
Verfallen halb, in tiefer Einſamkeit;
Dort auf dem Turme nur ein Rabenpaar
Erzählt ſich krächzend von der alten Zeit:

„Als noch Toscanas Thron hier oben ſtand,
Ein unerhörtes Schauſpiel ſah die Welt,
Der deutſche König ſtand im Bußgewand,
Barfuß im Schnee, dem Troß zur Schau geſtellt.

„Und hoch als Sieger ſchritt der Papſt hervor, —
Doch Vogelruf vergällte ſeinen Sieg;
Weisſagend ſchrie vom Turm ein Rabenchor:
Nun erſt gibt's Krieg, jahrhundertlangen Krieg!

„Und lang blieb's wahr. Doch anders ward die Welt“ —
Mißmutig duckt und ſchweigt das ſchwarze Paar:
Ein Königsadler ſteigt zum Himmelszelt
Und ſchwebt gen Nord, zum deutſchen Kaiſeraar.

Ernſt Lenbach.

## Univerſitäten.

Auf den preußiſchen Univerſitäten ſind im laufenden Halbjahr 12 695 Studierende (gegen 12 252 im Sommerhalbjahr 1891) immatrikuliert, und zwar 2252 in der evangeliſch-, 684 in der katholiſch-theologiſchen, 2609 in der juriſtiſchen, 3534 in der mediziniſchen, 3616 in der philoſophiſchen Fakultät; in Bezug auf die Stärke des Beſuchs ſteht Berlin (4356) obenan, dann folgen Halle (1468), Bonn (1397), Breslau (1251), Marburg (904), Greifswald (821), Göttingen (771), Königsberg (692), Kiel (612) und die Akademie zu Münſter (423).

## Erdkunde.

Trotz der Mißerfolge, welche die geplanten, unfertig gebliebenen Durchſtechungen der Landengen von Panama und Korinth aufzuweiſen haben, ſcheint ſich das Projekt eines Kanals durch die das Feſtland und die Halbinſel Krim verbindende Landenge von Perekop der Verwirklichung zu nähern. Die betreffende Geſellſchaft iſt bereits in der Bildung begriffen und will das Unternehmen, deſſen Koſten auf nur 80 Millionen Mark veranſchlagt ſind, in ſechs Jahren vollenden. Der Kanal ſoll 120 Kilometer lang im Anſchluß an den Siwaſch von Genitſchesk bis zum Hafen von Perekop führen. Die Entfernung zwiſchen Odeſſa und Marinpol am Aſowſchen Meer würde durch ihn um faſt 750 Kilometer abgekürzt werden.

## Altertumskunde.

Eine eigenartige Felſenkirche wurde kürzlich in Kleinaſien, ſechs Stunden von Angora, bei dem Bau der anatoliſchen Bahnen aufgefunden. Die Kirche befindet ſich in einem 50 Meter hohen Felſen; zuerſt entdeckte man einen großen, 20 Meter langen Hauptgang, zu deſſen Eingang man nur mittelſt einer hohen Leiter gelangen konnte. In den Hauptgang münden von zwei Seiten ca. zwölf Zimmer, welche eine Länge von drei Metern haben. Die Fenſter, die von außen nur kleine Felslöcher zu ſein ſcheinen, ſind von innen auf das ſorgfältigſte ausgemeißelt. Am Plafond finden ſich überall Steinroſetten, die mit großer Sorgfalt aus dem Felſen herausgearbeitet ſind. Am Eingange zur Kapelle ſteht auf der einen Seite ein in Stein gehauener lebensgroßer Engel mit herabhängenden Flügeln, während man die andere Figur auf der linken Seite des Portals nicht mehr genau erkennen kann. Der Thür gegenüber, im Hauptgang, gewahrt man ein Kreuz, welches ſich aus der Mitte eines brennenden Herzens erhebt. In der Kapelle ſelbſt ſtehen vier Steinkaſten und zu beiden Seiten des Altars zwei große Lehnſtühle ebenfalls aus Stein; Roſetten ſchmücken auch hier den Plafond. Über die Urheber des merkwürdigen Baues liegen lediglich Vermutungen vor. Wohl möglich, daß er während der erſten türkiſchen Invaſion von verfolgten Chriſten zur Abhaltung ihres Gottesdienſtes geſchaffen wurde.

## Gewerbe.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß bei der Verwandlung des Getreides in Mehl ein ſehr großer Teil des Nährſtoffes verloren geht, die Kleie nämlich, welche von allen Beſtandteilen des Getreidekornes den höchſten Gehalt an Proteïn, Fett und Stickſtoffen beſitzt. Die ſogenannte Kleie beſteht aus ſechs Häuten, von denen die drei äußerſten (die Fruchthüllen) ohne ſonderlichen Nahrungsgehalt, die drei inneren (Samenhäute) von höchſter Bedeutung für den Nährwert des Korns ſind. Jene ſoll daher eine verſtändige Müllerei ausſcheiden, dieſe erhalten. Wie Direktor Krätzer in der „Natur“ mitteilt, iſt es neuerdings dem Mühlentechniker St. Steinmetz in Leipzig-Gohlis gelungen, durch ein eigenartiges Enthülſungsverfahren, einem Behandeln des Getreidekornes mit Waſſer, die äußeren Umhüllungen des Kornes ſamt allen dieſem etwa anhaftenden Unreinigkeiten zu entfernen, ohne die Samenhäute zu verletzen. Nach dem neuen Verfahren ſoll man von 100 Kilogramm Roggen 95 Kilogramm enthülſter Körner erhalten, welche, vermahlen, etwa 130 Kilogramm Brot geben würden. Infolge der höheren Ausbeute würde das Brot billiger und auch, bei mindeſtens gleichem Wohlgeſchmack, nahrhafter und kräftiger werden. Die Erfindung fordert jedenfalls zur ernſteſten Prüfung auf.

## Verkehr.

Das neueſte Heft des Archivs für Eiſenbahnweſen bringt ausführliche, auf ſorgfältigen ſtatiſtiſchen Studien beruhende Zuſammenſtellungen über die Entwickelung des Eiſenbahnweſens bis Ende 1890. Zu dieſem Zeitpunkt waren auf der ganzen Erde 617 285 Kilometer Bahnen im Betrieb, eine Länge, die etwa dem $15^1/_2$fachen des Erdumfanges entſpricht; davon entfielen auf Amerika 331 417, Europa 223 869, Aſien 33 724, Auſtralien 18 889, Afrika 9386 Kilometer. In Europa beſaßen Deutſchland 42 869, Frankreich 36 895, Großbritannien und Irland 32 297, Rußland 30 957, Öſterreich-Ungarn 27 113 Kilometer. Das Geſamtanlagekapital aller Eiſenbahnen wird auf 131 Milliarden Mark berechnet.

## Schiffahrt.

Unterſeeiſche Schildwache — submarine sentry — nennt ſich ein von M. James erfundener Apparat, der den Zweck hat, dem Führer eines Schiffes ſofort zu melden, wenn dasſelbe in minder tiefes Waſſer kommt. Der Apparat beſteht aus einigen eigentümlich zuſammengefügten Brettern, welche das Fahrzeug an einem Stahldraht nachſchleppt und die dank ihrer Form die Eigentümlichkeit haben, ſtets in derſelben Waſſertiefe zu bleiben, auf die ſie eingeſtellt waren. Stoßen ſie aber auf Grund, ſo haken ſie ſich ſelbſtändig los, ſteigen an die Oberfläche und bringen gleichzeitig ein Allarmſignal auf dem Schiff zum Tönen. Dem Apparat wird, da er die zumal im Nebel ſo gefährlichen Untiefen rechtzeitig anzeigt, von fachmänniſcher Seite eine bedeutende Zukunft vorausgeſagt.

## Flotte.

Daß unſere heutigen Kriegsſchiffe zu äußerſt komplizierten Organismen geworden ſind, iſt bekannt — daß jeder größere Panzer aber neben den Hauptmaſchinen noch 50—80 Hilfsmotoren an Bord hat, welche zum Ankerwinden, Steuern, zur Erleichterung der Geſchützbedienung ꝛc. beſtimmt ſind, und daß dieſe etwa 15—20 Kilometer Kupferrohre zur Dampfleitung bedürfen, dürfte doch überraſchen. Schlägt in ſolch Rohr ein Geſchoß, ſo verbrüht der ausſtrömende Dampf alles Lebende rings umher; es wird aber auch die betreffende Maſchine unbrauchbar und ſie iſt, zumal im Gefecht, ſchwer auszubeſſern. Aus dieſen Gründen regte Direktor R. Zieſe von der Schichauſchen Werft kürzlich den Erſatz der vielen Hilfs-Dampfmotoren auf den Kriegsfahrzeugen durch Elektromotoren an, deren Leitungen viel leichter unterzubringen und leichter auszubeſſern ſeien. Die Elektromotoren, deren Einführung um ſo günſtiger ſein würde, als die Schiffe ja heute bereits ſämtlich mit elektriſchen Lichtmaſchinen ausgerüſtet ſind, ſeien außerdem bequemer zu behandeln als Dampfmaſchinen, und arbeiteten ökonomiſcher als dieſe.

## Militäriſches.

Noch vor wenigen Jahren glaubte man, daß die von Deutſchland und Öſterreich eingeführten Gewehre von 8 Millimeter Seelenweite die unterſte Grenze der Verkleinerung des Kalibers darſtellten; man hielt aus techniſchen Gründen eine weitere Verringerung der Laufweite für undurchführbar und ſprach von jenen kurzweg als von den Gewehren „kleinſten Kalibers.“ Jetzt hat Italien aber ein Armeegewehr von nur 6,5 Millimeter Seelenweite angenommen und damit der Waffentechnik neue Wege gewieſen. Gelingt es wirklich, dieſes Gewehr in der Maſſenfabrikation kriegsbrauchbar herzuſtellen, ſo werden die anderen Großmächte dem Beiſpiel Italiens vorausſichtlich folgen müſſen, denn jede Verkleinerung des Kalibers erhöht nicht nur die balliſtiſche Leiſtungsfähigkeit der Waffe, ſondern ſie geſtattet auch, da die Einzelpatrone leichter wird, dem Infanteriſten eine größere Menge Taſchenmunition mitzugeben. Dies aber iſt von der größten Wichtigkeit.

## Vereinsweſen.

Im September wird die deutſche Mathematiker-Vereinigung in Gemeinſchaft mit der erſten Abteilung für Mathematik und Aſtronomie der „Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Ärzte“ ihre Verſammlung in Nürnberg abhalten. Bei dieſer Gelegenheit ſoll eine Ausſtellung von mathematiſchen und mathematiſch-phyſikaliſchen Modellen, Zeichnungen, Apparaten und Inſtrumenten ſtattfinden.

## Buchhandel.

Wiederholt haben wir bereits auf die im Verlag von C. H. Beck-München erſcheinenden Bändchen hingewieſen, in denen unſer Mitarbeiter Carl Tanera „Deutſchlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz“ ſchildert. Den Bänden, welche „Deutſchlands Mißhandlungen durch Ludwig XIV“ und die „Befreiungskriege von 1813—15“ behandelten, reihen ſich die ſoeben erſchienenen „Kriege Friedrichs des Großen — I. Teil: Der erſte und zweite ſchleſiſche Krieg; II. Teil: Der ſiebenjährige Krieg — in vorteilhafteſter Weiſe an. Taneras markige, von patriotiſchem Empfinden getragene Schreibart, ſeine ſeltene Gabe volkstümlicher Darſtellung, die dabei ſtets auf einem gewiſſenhaften Quellenſtudium fußt, kommt in beiden Bändchen vortrefflich zur Geltung. Sie bilden eine für jung und alt gleich empfehlenswerte, der Belehrung und Unterhaltung zugleich Rechnung tragende Lektüre.

## Denkmäler.

Das Komitee zur Errichtung eines Denkmals für die Kaiſerin Auguſta in Berlin hat beſchloſſen, eine beſchränkte Konkurrenz auszuſchreiben und fünf Künſtler zur Einreichung ihrer Entwürfe aufzufordern.

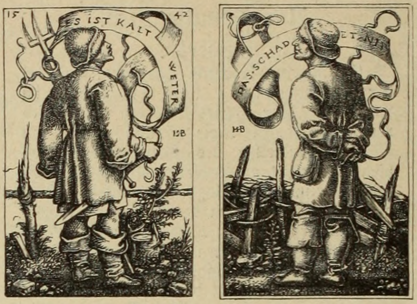
## Jagd.

Daß es in Mitteldeutſchland und zwar im Werrathale noch viele Wildkatzen gibt, dürfte wenig bekannt ſein. Wie der „Waidmann“ berichtet, wurde Ende Mai gelegentlich eines Anſtandes auf einen Rehbock von einem Jäger ein ſtarker Wildkater erlegt. Es war, wie der Gewährsmann des „Waidmann“ ſchreibt, die vierte Wildkatze, welche in dieſem Jahr in jener Gegend geſchoſſen wurde. Als den hauptſächlichen Grund für das zahlreiche Auftreten dieſes ſonſt faſt ausgerotteten Raubtieres im Werrathale ſieht der glückliche Jäger die hohen, unzugänglichen Klippen und Felſen in jenem Reviere an, die der Katze die beſte Gelegenheit zum ungeſtörten Aufbringen ihres „Geheckes“ bieten.

## Hans Sebald Behams Wetterbauern.

Zu Albrecht Dürers berufenen Nachfolgern gehörte auch eine Gruppe ſüddeutſcher Künſtler, die man in der Kunſtgeſchichte meiſt unter dem Namen der „Kleinmeiſter“ zuſammenfaßt; eine Bezeichnung, die ſich von dem Umſtande herſchreibt, daß ſie für ihre Kupferſtiche, denen ſie ihre Beliebtheit in erſter Reihe verdanken, mit Vorliebe ein kleines Format wählten. Zu ihnen zählten außer dem Regensburger Altdorfer die Nürnberger Georg Penz und Barthel und Hans Sebald Beham — alle drei ausgegezeichnet durch ſcharfe Charakteriſtik, verbunden mit einer außerordentlichen Feinheit und Zartheit der Darſtellung.

Hans Sebald Beham war einer der fruchtbarſten Künſtler ſeiner Zeit. Aus den Jahren 1534—1550, in denen er nach einem unſtäten Wanderleben in Frankfurt a. M. weilte, ſind uns gegen 180 Kupferſtiche und etwa 400 Holzſchnitte bekannt, von welch letzteren die meiſten als Illuſtrationen in Werken erſchienen, die der Buchdrucker Chriſtian Egenolff herausgab. Außer den vielen Motiven, welche Beham der bibliſchen Geſchichte entnahm, wählte er mit Vorliebe ſeine Stoffe aus dem Bauernleben, dem er immer neue Seiten abzugewinnen wußte, und welches wenige Künſtler mit gleicher Meiſterſchaft behandelt haben.



Die Wetterbauern.
Nach Kupferſtichen von Hans Sebald Beham, 1542.

## Kleine Zeitung.

Die Dänen haben eine praktiſche Einrichtung im Sparkaſſenweſen, welche bei uns Nachahmung verdient. Wenn man in Kopenhagen Geld in der ſtädtiſchen Sparkaſſe anlegt, erhält man ein Buch darüber, das aber, im Gegenſatz zu unſerem Brauch, nur eine Nummer führt, während wir mit aller Ausführlichkeit Namen und Stand miteintragen. Den Namen und die Adreſſe des Beſitzers des Buches mit den betreffenden Nummern birgt in Kopenhagen ein beſonderes Journal, das nur den Beamten zugänglich iſt. Will nun jemand Geld auf ein Sparkaſſenbuch erheben, ſo wird er nach dem Namen des Inhabers gefragt. Geht alſo das Buch verloren oder wird es geſtohlen, ſo bleibt dem Eigentümer immer das Geld geſichert. Auch muß der Spareinleger, ſobald er das erſte Geld zur Sparkaſſe bringt, ſeinen Namen eigenhändig in das Buch ſchreiben. Für den Fall, daß er einen anderen ſendet, um Geld abzuheben, muß er dieſem eine ſchriftliche Vollmacht übergeben, deren Unterſchrift mit derjenigen im Geſchäftsbuche vor Auslieferung des Betrages verglichen wird.

In der Nähe des Mount Zeehan in Tasmanien ſind größere Silberfunde gemacht worden, wodurch ſich die Regierung veranlaßt ſah, 80 000 Acres Land zur bergbaulichen Bearbeitung auf das Edelmetall freizugeben. Schnell iſt dort eine neue Stadt, Zeehan, entſtanden, die jetzt ſchon 3000 Einwohner zählt.

Das Fahrrad kommt auch bei uns zu militäriſchen Ehren! Das Bezirkskommando in Saargemünd erließ an die im Beſitz von Fahrrädern befindlichen Mannſchaften des Beurlaubtenſtandes eine Aufforderung, zu den Herbſtübungen ihre Fahrräder mitzubringen. Jeder Beſitzer eines Fahrrades, der mit demſelben Dienſt thut, erhält nach der Übung eine angemeſſene Entſchädigung für die Abnutzung ſeiner Maſchine.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Verwandlungsaufgabe.

Delta Hader Ural Nakel
Israel Krain Baden Agnes

Aus jedem der obigen acht Wörter iſt durch Veränderung eines Buchſtaben und durch Umſtellung der übrigen Buchſtaben ein neues Wort zu bilden.

Die zu ſuchenden acht Wörter bezeichnen: 1. Eine Stadt in Hannover, 2. eine der Perſonen in einem Drama von Leſſing, 3. eine Stadt in Baden, 4. einen Dichter, 5. ein Metall, 6. einen Geſchichtsforſcher, 7. eine Stadt im Königreich Sachſen, 8. eine der Hauptrollen in einer Oper von Wagner.

Sind die richtigen acht Wörter gefunden, ſo ergeben die bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchſtaben den Namen eines beliebten Komponiſten.

### 2. Rätſel.

Du liebteſt die kleine Brünette,
Noch ehe du mich geſehn.
Du liebeſt ſie noch — ich wette!
Und ich? Ich laß es geſchehn.

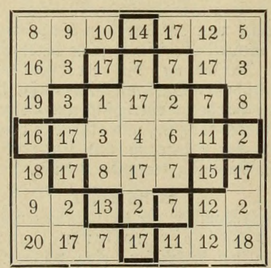
Sie glühet für dich, ſie entzücket —
Ich weiß es — dich manche Stund'.
Ich ſah es — du haſt ſie gedrücket
Viel Male an deinen Mund.

Doch wollt' ich alles ertragen,
Wär' ſie nicht ſo gift'ger Natur,
Und thät nicht ſo viele plagen
Und alles anſchwärzen nur.

Dir bin ich darüber nicht böſe.
Sie verduftet ja allemal!
Nur eines — ich bitt' — o, erlöſe
Mich von ihres Nachlaſſes Qual.
E. M.

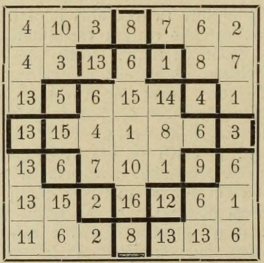
### 3. Quadrat-Zahlenrätſel.

I.



| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 8 | 9 | 10 | 14 | 17 | 12 | 5 |
| 16 | 3 | 17 | 7 | 7 | 17 | 3 |
| 19 | 3 | 1 | 17 | 2 | 7 | 8 |
| 16 | 17 | 3 | 4 | 6 | 11 | 2 |
| 18 | 17 | 8 | 17 | 7 | 15 | 17 |
| 9 | 2 | 13 | 2 | 7 | 12 | 2 |
| 20 | 17 | 7 | 17 | 11 | 12 | 18 |

II.



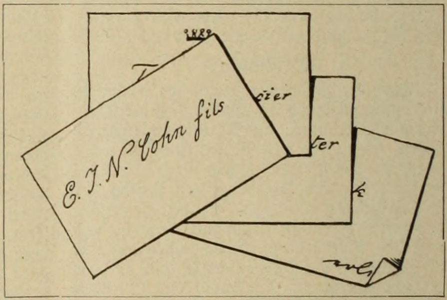
| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 4 | 10 | 3 | 8 | 7 | 6 | 2 |
| 4 | 3 | 13 | 6 | 1 | 8 | 7 |
| 13 | 5 | 6 | 15 | 14 | 4 | 1 |
| 13 | 15 | 4 | 1 | 8 | 6 | 3 |
| 13 | 6 | 7 | 10 | 1 | 9 | 6 |
| 13 | 15 | 2 | 16 | 12 | 6 | 1 |
| 11 | 6 | 2 | 8 | 13 | 13 | 6 |

Wenn an die Stelle der Zahlen die entſprechenden Buchſtaben geſetzt werden (die Bedeutung der Zahlen iſt in den beiden Quadraten verſchieden), ſo entſtehen in den wagerechten Reihen folgende Wörter:

I. 1. ein europäiſches Land, 2. ein Alpenpaß, 3. eine Stadt in Frankreich, 4. eine nordamerikaniſche Inſelgruppe, 5. ein Gebirge in Mitteleuropa, 6. eine Stadt auf Sizilien, 7. eine Stadt in Italien;
II. 1. eine Frühlingsblume, 2. ein Gift, 3. ein Männername, 4. ein europäiſches Volk, 5. ein Zeitraum, 6. ein hoher Berg in Graubünden, 7. eine Heilpflanze.

Iſt alles gefunden, ſo erſcheint in den dicken umrahmten Feldern der beiden Figuren ein Spruch Melanchthons.

### Bilderrätſel.


E. J. N. Cohn fils
ier
ter

### 4. Rätſel.

Klar und deutlich — Schuld bekenn' ich.
Oft zwar unjuriſtiſch und nicht fein ſtiliſtiſch
Bin ich meiſt charakteriſtiſch,
Und man ſieht aus mir unſchwer,
Was du biſt und wie und wer. Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

### Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 43.

Bilderrätſel. Finſteraarhorn.

Schachaufgabe.

1. D b 3 — b 1
K e 4 — d 5 :
2. T c 2 — c 6 ‡

A.
1. . . . .
K e 4 — d 3
2. S h 1 — f 2 ‡

B.
1. . . . . e 6 — d 5 :
2. T c 2 — c 3 ‡

C.
1. . . . .
K e 4 — f 5
2. T c 2 — g 2 ‡

D.
1. . . . .
K e 4 — f 3
2. T c 2 — f 2 ‡

E.
1. . . . . f 4 — f 3
2. T c 2 — c 6 ‡

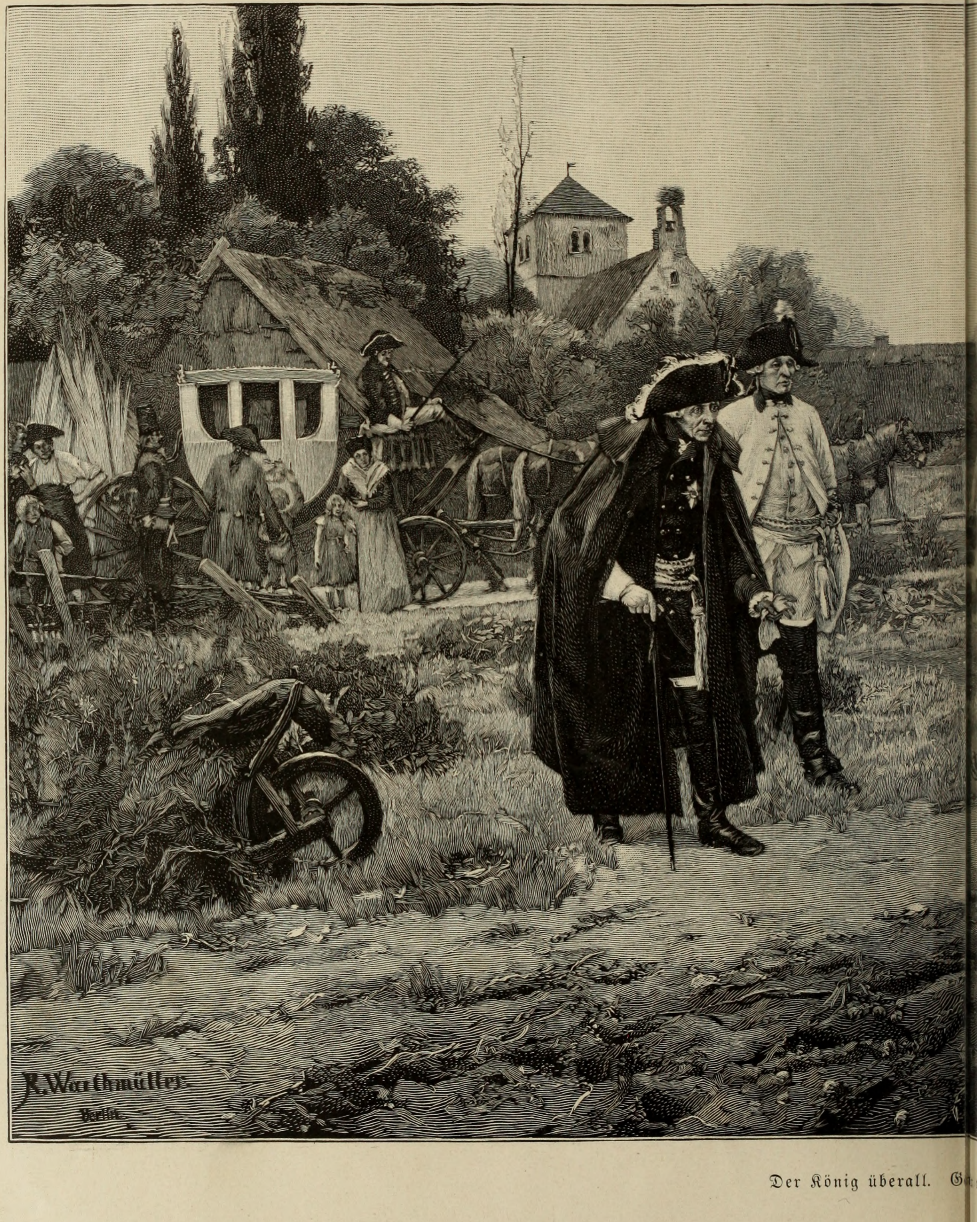
**1.** Homonym. Schein.

**2.** Dreiſilbige Scharade. Frühſchoppen.

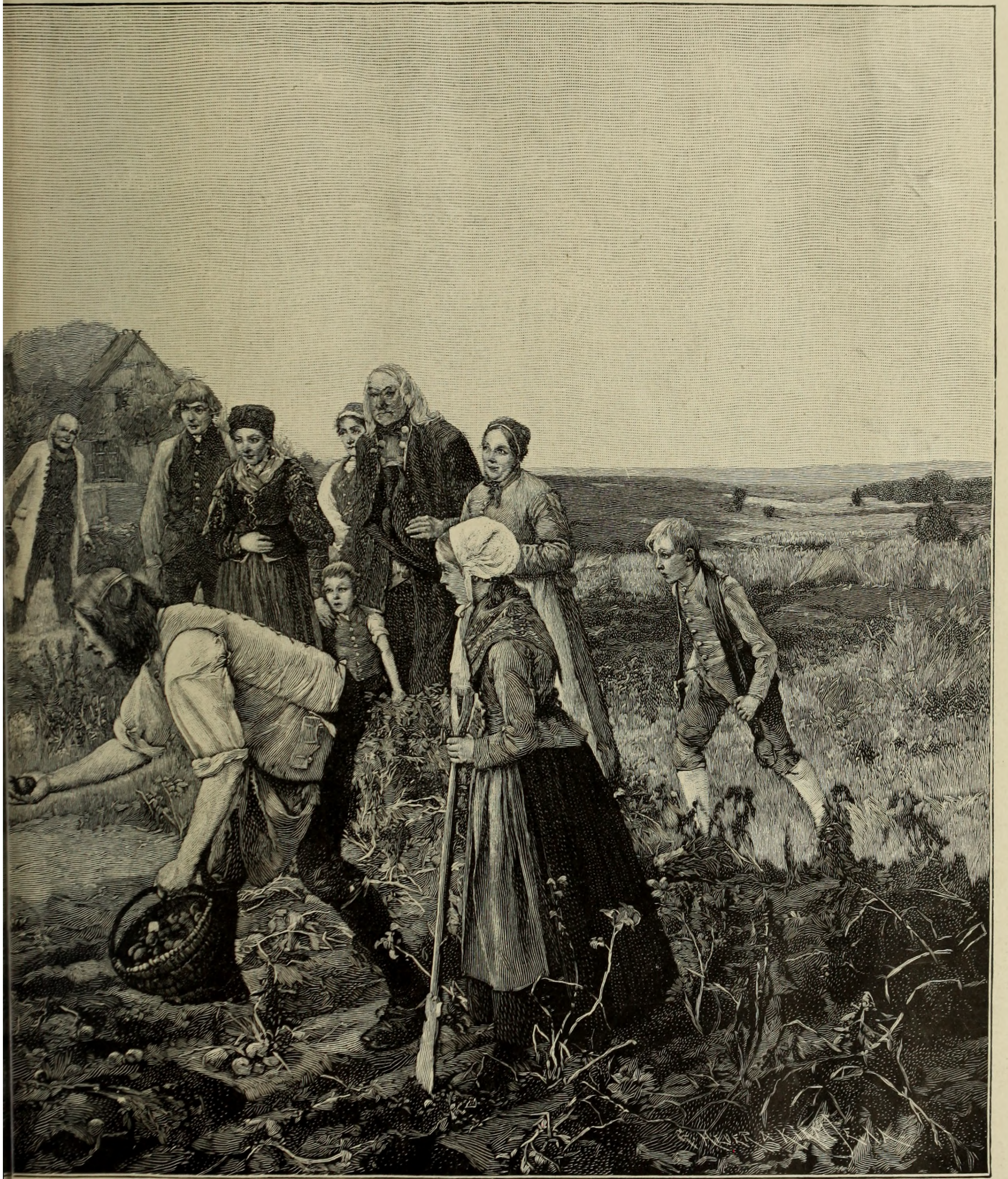
---

**Inhalt:** Excentriſch Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. (Schluß.) — Deutſche Puppenſpiele. Von Dr. Karl Kinzel. — Zur rechten Zeit. Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner. (Fortſetzung.) — Juli. Der Kuckuck. Gedicht von H. Seidel. — Von der größten zur kleinſten Stadt in Deutſchland. Eine Malerreiſe. Von Hans Bohrdt. Mit neun Bildern von G. Koch und C. Hochhaus. — Ein Vorkämpfer chriſtlicher Kultur in Afrika. Von H. v. Zobeltitz. — Am Familientiſch: Canoſſa. Gedicht von E. Lenbach, zu dem Bilde von Otto Friedrich. — Univerſitäten. — Erdkunde. — Altertumskunde. — Gewerbe. — Verkehr. — Schiffahrt. — Flotte. — Militäriſches. — Vereinsweſen. — Buchhandel. — Denkmäler. — Jagd. — Hans Sebald Behams Wetterbauern. Mit zwei Illuſtrationen. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


R. Warthmüller
Berlin

Der König überall. G



t von R. Warthmüller.

# Daheim

Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Auguſt 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 45.

## Der Schatz.

Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel. (Abdruck verboten.)

### 1. Situationsplan.

Wie das Kirchdorf Richenberg mit Berlin, Wien, Rom, Paris und anderen großen Städten in Verbindung geſetzt werden ſoll. Herrn Wigands Abendſpaziergang. Toujours perdrix. Warum Herr Wigand lächelt und den Kopf ſchüttelt. Abendmuſik. Wie Herr Wigand ſich plötzlich für eine alte Dorfkirche intereſſiert.

Durch eine friedliche, fruchtbare und abgelegene Gegend von Norddeutſchland ſollte eine Eiſenbahn gelegt werden. Es war noch gar nicht lange her, ſeit man in Richenberg die neue Chauſſee als ein Wunderwerk betrachtet hatte, und nun ſpann ſchon das mächtige Netzwerk des modernen Verkehrs einen noch bedeutſameren Faden durch dieſe Gegend. Dem Schulmeiſter des Ortes, der ein beleſener Mann und Mitabonnent einer Zeitung war, machte es großes Vergnügen, jedermann, der es hören wollte, auseinanderzuſetzen, daß durch dieſen neuen doppelten Eiſenfaden das bisher ſo abgelegene Kirchdorf Richenberg nun direkt mit den meiſten großen und berühmten Orten Europas verbunden würde. „Ja, einer ſollt' es nicht glauben," pflegte er zu ſagen, „wenn nun dieſer Bahndamm erſt fertig iſt, was er ja noch nicht iſt, aber bald ſein wird, und einer wäre gut zu Fuß, dann könnte er auf dieſem Bahndamm entlang nach Berlin und nach Wien und nach Rom und Paris und ſo weiter gehen. Nur nach London nicht von wegen dem Kanal la Mangſch, wo ſie ja nun aber auch ſchon eine Brücke 'rüber bauen wollen."

Allerlei Zeichen waren dem Hereinbrechen dieſer neuen Zeit vorangegangen. Zuerſt war ein Feldmeſſer im Dorfe aufgetaucht und hatte ſich in dem vortrefflichen Kruge des Herrn Kriſchan Lange einquartiert. Ein ſtattlicher wildbärtiger Mann mit rotbraunem Geſicht und ebenſolchen Händen, der am Tage ſein blitzendes dreibeiniges Inſtrument bald hier, bald dort aufſtellte und mit unerklärlichem Intereſſe durch deſſen Fernrohr nach ſchwarz und weiß karrierten Latten blickte, die ſeine Leute nach geheimnisvollen Zeichen ſeines rechten Armes wechſelnd aufſtellten. Des Abends ſaß er aber im Wirtshaus in der guten Stube und trank unerhörte Mengen von Bier, die er gar lieblich mit Roſtocker Doppelkümmel und mit Erzählungen durchflocht, die nur glaubensſtarke Gemüter in ihrem ganzen Inhalte zu verdauen im ſtande waren. Die liſtigen Bauern von Richenberg aber behandelten ihn mit Höflichkeit und Achtung, denn ſie waren der Meinung, dieſer Mann walte wie ein Gott über die Richtung der zukünftigen Eiſenbahn und ein Wink ſeines olympiſchen Hauptes oder ſeiner braunen Hand genüge, ſie hinzulegen, wo er wolle, Berge zu verſetzen und Thäler auszufüllen. Auch waren Gerüchte zu ihnen gedrungen von ſtattlichen Abfindungsſummen für verhältnismäßig kleine und wertloſe Stückchen Landes. Doch dieſer Mann verſchwand nach einiger Zeit, ohne andere Spuren zurückzulaſſen, als einige Pfähle und ſonſtige Abzeichen und ein großes Loch in den Getränkvorräten des Krugwirtes Kriſchan Lange, und es verging eine ganze Weile, bis endlich im folgenden Herbſt die Bahn endgültig abgeſteckt wurde. Termine folgten, bei denen die Bauern ſich ungemein zäh und widerſpenſtig bewieſen, endlich aber doch mürbe wurden und ſchmunzelnd das ſchöne Geld für die kleinen abgetretenen Streifen Landes einſtrichen, und bald kam es ſo weit, daß man allgemein der Meinung war: „Nun kann es losgehn."

Die Bahn ſollte eine lange Strecke durch das ausgedehnte Wieſenthal gehen, an dem Richenberg gelegen war, und das von einem Flüßchen, der Richnow, in vielen launiſchen Bogen durchſtrömt ward. Dort wurden verſchiedene Brücken nötig, deren Grundbauten in dem angeſchwemmten Wieſenlande eine Unterſuchung des Bodens erforderlich machten, ſowie eine genauere Vermeſſung der Gegend. Zu dieſem

Zwecke ſandte die Bahnverwaltung den jungen Ingenieur Helmuth Wigand, der im Juni des nächſten Jahres in Richenberg eintraf und mit ſeinen Leuten ebenfalls bei dem erfreuten Kriſchan Lange einkehrte.

Da es noch nicht ſpät am Nachmittage war, machte ſich Wigand, nachdem er ſeine Mahlzeit eingenommen hatte, auf, um die Umgegend ein wenig zu beſichtigen. Das Dorf Richenberg lag auf der Höhe des anſteigenden Ufers, von dem das Thal der Richnow begrenzt wurde, an zwei ſich kreuzenden Straßen. Die eine davon, breit und geräumig, mit Gras bewachſen und mit alten Eichen geziert, folgte auf der Höhe der Richtung des Thales und bildete die Hauptſtraße des Dorfes. An ihr lagen einzeln in ihren Baumgärten die alten niederſächſiſchen Bauernhöfe mit den bemooſten Strohdächern und den gekreuzten, aus Holz geſchnitzten Pferdeköpfen am Giebel, ein jedes mit einem, manche ſogar mit zwei mächtigen Storchneſtern geziert. Nirgends fehlten uralte, knorrige Hollunderbäume, die ſo gern an den Mauern dieſer alten Häuſer emporwachſen, und die ſich gerade über und über mit ihren mächtigen weißen Blütentellern geziert hatten. An den von Zaunrüben, Hopfen und Winden üppig begrünten Reiſigzäunen der Gärten wucherte das Seifenkraut oder zuweilen eine Kolonie von Kletten mit mächtigen Blättern, das Gras in den Baumgärten ſtand in ſaftigem Grün, und wieder in anderem Grün ſchimmerten dahinter die Erbſen- und Bohnenbeete und anderes vergnügliches Gemüſe. Aus den Bienenſchauern, die bei keinem Gehöfte fehlten, ſchwärmten, gegen den hellen Himmel wie Rauch anzuſehen, die fleißigen Bienen ab und zu, zuweilen brummte eine der in dem Graſe der Baumgärten angebundenen blanken Kühe mit ſattem Behagen, und das Ganze bot ein behagliches Bild feierlicher Abgeſchiedenheit und Wohlſtandes dar. Dem Ingenieur, der eine längere Zeit ſtädtiſchen Büreaulebens hinter ſich hatte, gefiel dies alles ſehr wohl. Er war die Dorfſtraße hinabgeſchlendert, bis er ins Feld gelangte, dann auf der anderen Seite der Straße zurückgekehrt und ſtand nun wieder vor dem Wirtshauſe des trefflichen Kriſchan Lange an der Stelle, wo die Hauptſtraße von Richenberg durch die Chauſſee gekreuzt wurde, und überlegte, ob er dieſen breiten Eichenweg auch auf der anderen Seite verfolgen ſolle, wo man auf dem höchſten Punkte des Dorfes zwiſchen den Wipfeln mächtiger Lindenbäume die alte Kirche mit grauem Feldſteingemäuer und rotem Ziegeldach hervorragen ſah. Jedoch der Zug ſeines Berufes trieb ihn an, die Senkung der Chauſſee hinab durch das Richnowthal zu wandern, um ſich den Ort ſeiner zukünftigen Thätigkeit anzuſehen.

Als er nun dorthin ſeine Schritte lenkte, blickten ihm zwei hübſche Bauernmädchen nach, die ſich in einem der Gärten mit Kartoffelhacken beſchäftigten.

„Dat's ok einer von dei niege Iſenbahn,“ ſagte die eine.

„Ein ſtaatſchen Kierl,“ bemerkte die andere.

„Un wat hei för feine Kneiſtäwel anhett, ſon'n hett jo nich 'mal dei Gilowſche Entſpekter, un dat will doch ſüſſ ſo'n Finen ſin.“

„Ja, un wat vör'n Poor Oogen hei maken kann. Meinſt du, ick heww't nich ſeihn, wo hei di anſchult hett.“

„Ach, Diern, di hett hei jo ankeken, du büſt jo noch ganz rot von.“

Und dann pufften ſie ſich und kicherten und bemühten ſich, Herabſetzendes über den Fremden zu äußern, um die Teilnahme zu verbergen, die er beiden eingeflößt hatte. Dieſer aber ging ohne Ahnung über die hinterlaſſene Wirkung auf die beiden Dorfſchönen weiter, bis er an die Brücke über die Richnow gelangte. Dort ſtand er lange, verfolgte die Abſteckung der Bahn durch den breiten Wieſengrund und ſuchte ſich nach der Karte, die er wegen ſeiner vorhergehenden Bearbeitung der Pläne im Kopfe trug, zu orientieren. Als ihm dies gelungen war, fielen ſeine Augen auf das dem Dorfe gegenüberliegende Ufer des Wieſenthales, wo ein großer, von einer verfallenen Mauer eingehegter Park, aus dem ein ſtattlicher Hügel emporragte, ſich weithin erſtreckte. Durch die Lücken der mächtigen Bäume ſah er die weißen Mauern eines ausgedehnten Gebäudes ſchimmern. „Aha,“ dachte er, „das muß Schloß Richenberg ſein.“ Er verfolgte nun den Weg, bis der Wieſengrund überſchritten war, wo die Chauſſee an der einen Seite von der Parkmauer des Schloſſes Richenberg, an der anderen von den Wirtſchaftsgebäuden des Gutshofes begrenzt wurde. Hier war die Mauer nicht alt und verfallen, ſondern offenbar vor nicht zu langer Zeit neu aufgeführt worden. Ein ſonderbares Bauwerk, das einem Architekten wegen ſeiner eigenſinnigen und unſchönen Formen Kopfſchütteln erregen mußte und geeignet war, ihm in nächtlichen Angſtträumen vorzukommen. Die Mauer war durchbrochen von zwei weit auseinander liegenden Thoren, hinter deren plumpen und wunderlichen Eiſengittern grasbewachſene Wege zwiſchen einer Allee von Oleanderbäumen in grünen Kübeln im Halbrund zu dem Schloſſe hinführten. Auf den mächtigen, barock geformten Thorpfeilern ſaßen rieſige Rebhühner von Stein und blickten ſich an. In die Mitte jedes Thorflügels war ein Medaillon eingelaſſen, das ebenfalls die Figur eines Rebhuhns enthielt, und jeder Pfeiler der Mauer ward ebenfalls von einem ſolchen ſteinernen Vogel bekrönt. In der Mitte zwiſchen beiden Thoren aber war über die Mauer eine Art von Tempelgiebel auf zwei plumpen Säulen erhöht, auf deſſen Spitze der König aller dieſer Rebhühner thronte, eine ſteinerne Beſtie, größer als ein Kondor. Zwiſchen dieſen Säulen befand ſich eine der halbrunden Niſchen, wie ſie ſonſt zur Aufſtellung von Statuen dienen. Dieſe enthielt am Boden ein vorſpringendes, rundes Baſſin, in das aus der Wand der Niſche unabläſſig ein ſchmaler Waſſerſtrahl ſich ergoß; auf dem Rande dieſes Baſſins aber ſaß im Halbkreiſe ein ganzes Volk ſteinerner Rebhühner, die mit großer Andacht aus dieſer Schale zu trinken ſchienen.

Dergleichen wunderliches Bauwerk hatte Wigand noch kaum zu ſehen bekommen, und er verlor eine ganze Zeit mit deſſen Betrachtung, bis er ſich endlich der anderen Seite zuwendete, wo ein ebenfalls auf den Pfeilern mit Rebhühnern gekröntes, hölzernes Thor, das offen ſtand, in den Gutshof einführte. Der junge Ingenieur ſtammte aus einer Landmannsfamilie und ſah auf den erſten Blick, daß hier Unordnung und Vernachläſſigung herrſchte. Die Gebäude waren alt und verfallen, die Dächer ſchadhaft, und überall lag und ſtand alles am unrechten Orte oder lagerten Haufen von Gerümpel und Schmutz, die ſeit Jahren nicht beſeitigt waren. Ein lebensgefährlicher alter Steindamm, in deſſen Löchern noch vom letzten Regen her ſchwarzes, jauchiges Waſſer ſtand, führte vor ein nahes Haus, wahrſcheinlich die Inſpektor- oder Pächterwohnung. Unter der Linde, die vor der Thür ſtand, war ein ältlicher, fetter, unraſierter Mann mit grauem Geſicht in einem Korblehnſtuhle, mit der langen Pfeife im Munde, eingeſchlafen. Vor ihm auf dem Tiſch ſtanden einige Flaſchen, ein Schnapsglas und ein halbgeleertes Seidel mit Dünnbier, in dem unzählige Fliegen einem jammervollen Tode entgegenwimmelten.

Wigand lächelte unwillkürlich und ging weiter. Hinter dem Gutshofe kam eine Reihe von verwahrloſten Tagelöhnerkaten, vor denen eine Anzahl weißhaariger Kinder mit ſchmutzigen Geſichtern und illuminierten Naſen mit einer toten Ratte ſpielten. Überall Schmutz und Nachläſſigkeit; die zerbrochenen Fenſterſcheiben waren zum Teil mit alten Kiſtendeckeln vernagelt, zum Teil mit Papier verklebt. Einige dieſer Papiere waren in regelmäßigen Reihen beſchrieben, und der Ingenieur trat unwillkürlich näher, um zu leſen, was darauf ſtände. Es waren Blätter aus einem Schulſchreibhefte; auf dem einen befand ſich von unbeholfener ſteifer Kinderhand geſchrieben zwölfmal die Sentenz: „Ordnung hält die Welt zuſammen,“ auf dem anderen dreizehnmal: „Reinlichkeit iſt eine Tugend.“

Wigand lächelte wieder und ging weiter auf einem breiten, von uralten Kropfweiden eingefaßtem Wege, der hinter den letzten Häuſern in das Feld führte. Dieſelbe Verwahrloſung wie die Gebäude zeigten auch die Felder dieſes Gutes.

Sie waren ſchlecht und unordentlich beſtellt, und das Korn ſtand überall lückenhaft und unregelmäßig. Gute Kornfelder müſſen eigentlich für einen Laien ſehr langweilig ausſehen, dieſe aber boten einen höchſt vergnüglichen Anblick dar und waren reich an Abwechſelung. Der Acker war ſchlecht gereinigt und ſtellenweiſe mit einem Filz von Queckengras überzogen, aus dem nur wenige dürftige Weizenhalme emporragten, während dazwiſchen wieder auf beſſeren Stellen inſelgleich ein üppiger Kornwuchs vorhanden war, der zeigte, daß es nicht am Boden lag, wenn dort im allgemeinen nichts gedieh. Dort gab es Haferbreiten ſo gelb vom Ackerſenf, daß ſie den Eindruck blühender Rapsfelder machten, und dort wieder weite Strecken ſo von leuchtendem Mohn überglüht, daß ſie wie blutrote Teiche in dem Grün lagen. Und wieder anderswo im Roggen, der gerade in Blüte ſtand und bei dem leichten Winde in einem geheimnisvollen Werdedunſt ſeines Samenſtaubes rauchte, da ſchimmerte es hervor von Kornblumen, Raden, Ritterſporn, Ackerwinden, Kamillen und Mohn, daß es ſich als eine wahre Pracht darſtellte. Die Felder waren ſchlecht entwäſſert und offenbar gar nicht drainiert. Ja ſelbſt an den nötigen Gräben mangelte es, und ſo gab es naſſe Stellen dort, in denen kein Korn wachſen konnte, ſondern nur ſaures Gras und Binſen und einige Sumpfpflanzen. Was aber in dieſen alſo vernachläſſigten Feldern gut fortkam, das war die Vogelwelt, und hatten den Ingenieur vorhin die grotesken ſteinernen Rebhühner in Erſtaunen geſetzt, ſo mußte er ſich hier verwundern über die unglaubliche Fülle der lebendigen, welche die ganze Gegend mit ihrem kurzen Krähen und ihren Lockrufen erfüllten. Ja, ſie waren ſo wenig ſcheu, daß er bald hier, bald dort in den dürftigen und durchſichtigen Kornfeldern die einzelnen Völker ihrer Nahrung nachgehen ſah, wobei die Alten in ihrer zarten Sorgfalt für die niedlichen mauſegroßen Jungen einen lieblichen Anblick darboten. Es machte auf Wigand ſchließlich den Eindruck, als ob dieſe Felder eigentlich gar nicht ihrer ſelbſt wegen, ſondern nur dazu da wären, den unzähligen Rebhühnern Unterſchlupf und Nahrung zu gewähren, und in dieſem Gedanken wurde er dadurch beſtärkt, daß die einzigen Anpflanzungen dieſes Gutes, die mit Sorgfalt und Sachkenntnis gemacht waren, offenbar nur der Rebhühner wegen da waren. Überall nämlich, wo die Bodengeſtaltung das Ackern erſchwerte, in alten Mergelgruben, an den Ufern der Feldteiche, an ſteilen Abhängen, auf den Kuppen der häufigen Hünengräber und an den Rändern der übermäßig breiten Wege, waren mit großer Sorgfalt ſogenannte Remiſen angelegt, das heißt möglichſt dichte Gebüſche von Dornen, wilden Roſen, Teufelszwirn, Hollunder, Liguſter und Kratzbeeren. An geeigneten Stellen befanden ſich ganze Wäldchen von ſtrauchartig gezogenen niedrigen Stieleichen, alles Anlagen, um den Rebhühnern im Sommer Schutz vor dem Raubgeſindel und im Winter außerdem noch vor der Kälte zu gewähren. Wigand betrachtete alles dies mit immer neuer Verwunderung, und ſeine Neugier, den Beſitzer aller dieſer Herrlichkeiten kennen zu lernen, erwachte.

„Das muß ein ſonderbarer Kauz ſein!“ dachte er mit Kopfſchütteln, „ein großer Jäger, aber ein ſchlechter Landmann, ein Menſch, dem ein Rebhuhn an der Schlinge ſeiner Jagdtaſche mehr wert iſt, als ein Scheffel Waizen auf ſeinem Kornboden. Es gibt doch merkwürdige Chriſten.“

Mittlerweile war er weit in das Feld hineingewandert und mußte an die Rückkehr denken. Er fand einen ſchmalen Fußpfad, der eine Krümmung des breiten Landweges abſchnitt und offenbar wieder auf das Dorf zuführte; dieſen benutzte er für die Rückkehr. So wanderte er langſam dahin, indem er zuweilen ſtillſtand und ſich der träumeriſchen Ruhe des Juninachmittages erfreute. Rings um ihn wiſperte und flüſterte leiſe das Korn, und tauſend Blumenaugen ſchauten auf ihn hin. Doch ſonderbar war es, was am meiſten auf ihn den Eindruck der Ruhe, der Stille und des Friedens machte, war gerade das, was ſich am lauteſten hervorthat, nämlich die hold verworrene Fülle der lieblichen Geräuſche, die von nah und fern auf ihn eindrangen. Denn über den grünen Saatenfeldern um ihn her war der ganze Himmel erfüllt von jubelndem Lerchengeſange, und ob auch die eine nach vollbrachtem Werke wie ein fallender Stein ſich zu Boden ſtürzte, ſo ſtieg doch ſchon wieder eine andere mit neuem Liede aus dem Grün empor, und immer blieb die gleiche Fülle lieblichen Getönes in den Lüften. Dazu zogen auf den Bäumen die Goldammern den dünnen Goldfaden ihres Liedes, es tönte aus jeder Hecke oder jedem der zahlreichen Gebüſche ein rieſelndes Geſinge der Dorngrasmücken oder das flötende Schmettern des Hänflings, Rauchſchwalben ließen im Fluge über das Korn hinſchießend ihr krauſes Lied ertönen, fern im Grün verborgen ſchlug die Wachtel, und aus feuchtem Grunde ſchnarrte die Wieſenralle den Baß dazu.

Der Ingenieur, der am Morgen noch mitten in dem brauſenden Häuſermeer Berlins nur das Rollen der Wagen, das Läuten der Pferdebahnglocken und das Gebrüll der Ausrufer vernommen hatte, fand ſich wohlthuend berührt durch dieſen freundlichen Kontraſt und ſchlenderte ſtillen Sinnes und behaglich dahin, bis er den Gutshof wieder erreichte.

Für die flachshaarigen Tagelöhnerkinder war der Reiz, den die tote Ratte auf ſie ausübte, noch immer nicht erſchöpft. Sie hatten ſie an einen Bindfaden gebunden und vergnügten ſich nun an der Wut, die das hin und her gezerrte Tier einem Dorfköter einflößte, einem jener ſchauderhaften Miſchlinge, an deren Zuſtandekommen ſämtliche Hunderaſſen Deutſchlands gemeinſam gearbeitet zu haben ſcheinen, indem jegliche zum Leibe dieſes Scheuſals einen Teil beiſteuerte, der ſo wenig als möglich zu irgend einem anderen Teile paſſen wollte. Der fette unraſierte alte Herr mit der langen Pfeife im Munde ſchlief noch immer; die einzige Veränderung war nur, daß noch ein halbes Schock Fliegen mehr in ſeinem Glaſe wimmelte.

Als nun Wigand wieder die Senkung der Chauſſee in das Thal der Richnow hinabſchritt, lag das Dorf Richenberg im ſchrägen Schein der Sonne mit ſeinen Gärten, die in Terraſſen bis zu dem Wieſengrunde hinabſtiegen, klar und deutlich vor ihm. Der größte unter dieſen Gärten aber war der eines großmächtigen Herrn, des Todes nämlich. Der hatte um die Kirche herum ſeine vielfachen Beete angelegt, von denen weiße Kreuze und Grabtafeln aus Raſengrün und dunklem Buſchwerk deutlich hervorleuchteten. An einem hervorſpringenden Punkte ſchimmerte ein größeres Grabdenkmal in beſonderem Glanze, und dort ſah Wigand zwei ſchwarz gekleidete Damen, eine ältere wohlbeleibte und eine ſchlanke junge, deren reizvolle ebenmäßige Geſtalt auch in der Entfernung ihre Wirkung nicht verfehlte. In Wigand erwachte nun eine ſtarke Neigung, dieſen Kirchhof zu beſichtigen, deſſen Anlage ihm ſehr bemerkenswert erſchien. Auch die Kirche hatte plötzlich ſeine Teilnahme erweckt. Er glaubte ſchon von ferne die Spuren einer urſprünglich romaniſchen Anlage an ihr zu entdecken. War das der Fall, ſo mußte ſie uralt ſein und eine große Merkwürdigkeit für dieſe Gegend. Er beſchleunigte demnach ſeine Schritte, bog bald in die breite Dorfſtraße ein und ſtand nach einer kurzen Weile vor der einfachen hölzernen Pforte, die durch eine Feldſteinmauer in dieſen Garten des Todes einführte.

## 2. Paſtor „Bottervagel.“

Warum Herr Wigand in Träumerei verſank. Der letzte ſeines Stammes. Vanessa Levana. Eine nene Bekanntſchaft. Röſel von Roſenhofs „Monatlich herausgegebene Inſektenbeluſtigung.“ Ein bißchen viel von Schmetterlingen. Was Vanessa polychloros, varietas Testudo für Unheil anrichten kann. Die Folgen der Entdeckung eines „grugligen, gälen Worms.“ Wie Paſtor Krahnſtöver an der Angel ſaß.

Als Wigand den Kirchhof betreten hatte und um die Ecke eines Buſchwerks bog, ſah er, daß ſich ein glattraſierter Mann in mittleren Jahren zu den beiden ſchwarzgekleideten Damen geſellt hatte und in teilnahmvoller Weiſe mit ihnen ſprach. Dieſer Mann, in dem er den Paſtor des Ortes vermutete, ſchien eben von einem Ausfluge zurückgekehrt zu ſein und trug die Ausrüſtung eines Schmetterlingsſammlers, ein Fangnetz, einen gelblichweißen Regenſchirm und eine alte Ledertaſche, deren beuliges Ausſehen zeigte, daß ſie mit einer Unzahl von verſchiedenen Gegenſtänden vollgepfropft war. Die Damen verabſchiedeten ſich nun und gingen den Mittelweg des Kirchhofes entlang, wo ſie dem Ingenieur begegnen mußten. Dieſer hatte ſich nicht getäuſcht, als ihm die jüngere ſchon von ferne anziehend erſchienen war. Der Zauber der Jugend, Schönheit und Geſundheit leuchtete aus ihrer ebenmäßigen Geſtalt, und das ſtrenge Schwarz ihrer Kleidung ſchien wenig zu paſſen zu dem Ausdrucke ſanfter Heiterkeit, der ihren reinen Zügen der gewohnte zu ſein ſchien, augenblicklich aber von einem leichten Schleier des Ernſtes verhüllt war. Wigand fühlte jenen ſeltſamen magnetiſchen Zug, der oft Menſchen, die ſich zum erſtenmale ſehen, wie mit ſanften Händen zu einander hindrängt, jene Empfindung, die ohne Worte ſagt: „Wir ſind für einander geſchaffen.“ Und dieſes Gefühl ſchien gegenſeitig zu ſein. Jene Liebe, die auf den erſten Blick Romeo und Julia einander in die Arme trieb, blüht auch in unſerem Norden, nur daß ſie ihren Kelch ein wenig langſamer aufthut. Die beiden jungen Menſchenkinder bewegten ſich aufeinander zu. Wigand grüßte, ohne zu wiſſen, was er that, als ob es ſich von ſelber verſtände. Die ältere Dame erwiderte den Gruß mit ein wenig reſervierter Verwunderung, die jüngere neigte ſich wie eine Blume, die der ſanfte Frühlingswind beugt, und vorüber waren ſie. Als die Kirchhofspforte ins Schloß klirrte, ſah er ſich unwillkürlich um, es traf ihn ein flüchtiger Seitenblick aus ſchönen dunkelblauen Augen, und dann war er allein, allein mit dem Geſang der Vögel, der im Abendſonnenſtrahle aus allen Büſchen ſchallte, allein mit tauſend Blumen, die an den Gräbern nickten, und mit einem unbeſtimmten Gefühl von Glück, in dem ſein Herz ſchwamm wie in lauter Sonnenſchein. Wie im Traum ging er weiter zu dem Grabdenkmal, wo die beiden Damen geſtanden hatten. Er betrachtete es ſcheinbar mit großer Aufmerkſamkeit, und doch war er gar nicht bei der Sache. Faſt mechaniſch ſchüttelte er den Kopf, als er auch hier wieder den ſchon bekannten Rebhühnern begegnete. An jeder Ecke des breiten Denkſteines der gemauerten Gruft ſaß ein ſolches ſteinernes Tier, und in der Mitte war ein Wappen ausgehauen, das ein Rebhuhn als Bild und Helmzier zeigte. Darunter ſtand in großer Schrift: „Hier ruhet Karl Friedrich Theodor von Rephun, Erbherr auf Richenberg, der letzte ſeines Stammes.“ Darunter das Datum des Geburts- und des Todestages.

Es ging ihm nun mit einemmal ein Licht auf über die vielen Rebhühner, die an dieſem Nachmittage ſchon ſeine Verwunderung erregt hatten. Das hätte ihn ſonſt wohl ſehr intereſſiert, allein jetzt wurde ſeine Aufmerkſamkeit viel mehr durch den friſchen Kranz von blühenden Oleanderzweigen gefeſſelt, der das Grab ſchmückte. Der rührte offenbar von dem jungen Mädchen her; vielleicht hatte ſie ihn ſelber gewunden. Er meinte, nie einen ſchöneren Kranz geſehen zu haben. Ihm kam ein Gedanke, und ſchnell verglich er Datum und Jahreszahl. Richtig, vor einem Jahre an dieſem Tage war der Mann geſtorben. Das junge ſchöne Mädchen war ſicher ſeine Tochter und die ältere Dame vielleicht ſeine Witwe. Als er noch ſo ſpintiſierte, kam der Schmetterlingsſammler, der ſich einſtweilen zwiſchen dem Buſchwerk bewegt hatte, wieder zum Vorſchein und fing ganz in der Nähe mit dem Netze einen gelbbraunen Schmetterling, den er alsbald hervornahm und mit großem Eifer von allen Seiten betrachtete. Wigand war in ſeiner Knabenzeit ein leidenſchaftlicher Schmetterlingsjäger geweſen, und er erkannte den kleinen Frühlingsvogel ſofort. Das gab ihm einen guten Anknüpfungspunkt, um von dem Manne leicht zu erfahren, was er zu wiſſen wünſchte. Er trat einige Schritte näher und blickte ebenfalls auf den Schmetterling hin.

„Papilio Levana,“ ſagte er.

„Vanessa!“ verbeſſerte der Sammler, „Vanessa Levana, die gelbe Landkarte.“

„Richtig,“ erwiderte Wigand, „das iſt der Gattungsname. Aber iſt es nicht merkwürdig ſpät im Jahre für den Schmetterling?“

„Das iſt es ja eben,“ rief der Mann, „ich ſtehe hier ja und wundere mich, daß der noch fliegt. Im nächſten Monat muß ja ſchon die Sommergeneration Prorsa kommen, die ganz anders ausſieht.“

„Wann hat man eigentlich entdeckt,“ fragte Wigand, der das Geſpräch nicht ausgehen laſſen wollte, „daß dieſe beiden Schmetterlinge nur verſchiedene Generationen derſelben Art ſind? Der alte Röſel von Roſenhof wunderte ſich noch mächtig, daß aus den ganz gleichen Raupen die ganz verſchiedenen Schmetterlinge kommen.“

„Ja, und Porima, die ſeltene Herbſtform, iſt wieder anders,“ rief der Sammler eifrig. „Doch, was Sie fragten: ſelbſt Ochſenheimer wußte es noch nicht, als er den erſten Band ſeines Rieſenwerkes herausgab. Erſt der Vollender dieſes Buches, Treitſchke, gibt im zehnten Bande, der die Nachträge enthält, dies bekannt. Ein gewiſſer Herr Heß in Darmſtadt und Freyer in Augsburg haben es herausgekriegt.“

Dann, als käme ihm jetzt erſt plötzlich etwas ganz Außerordentliches zum Bewußtſein, ſah er Wigand ganz verwundert an. „Sie ſind doch der neue Ingenieur von der Bahn!“ rief er. „Krüger Lange hat mir vorhin geſagt, daß Sie angekommen ſind. Und Sie kennen Röſel von Roſenhof, Sie verſtehen etwas von Schmetterlingen? Sie ſind ja eine Oaſe in der Wüſte. Denn hier in der ganzen Gegend habe ich keinen Menſchen, mit dem ich über ſo etwas ſprechen kann mit Ausnahme meiner Frau. Ich will es Ihnen nur offen geſtehen — wie unſere biederen Landleute nun 'mal ſind — die meiſten lachen darüber, denn für ſie iſt es nur elendes Ungeziefer. Ich weiß auch, wie ſie mich nennen: ‚Rupengrieper‘ nennen ſie mich und ‚Paſtor BotterVagel‘.“ Und er lachte eine Weile faſt lautlos von innen heraus, was mein Freund Abendroth „mit dem Magen lachen“ nennt. Dann fuhr er fort: „Ich bin nämlich der hieſige Paſtor. Krahnſtöver iſt mein Name, Gottlieb Krahnſtöver.“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Dietrich Holzſchuh.

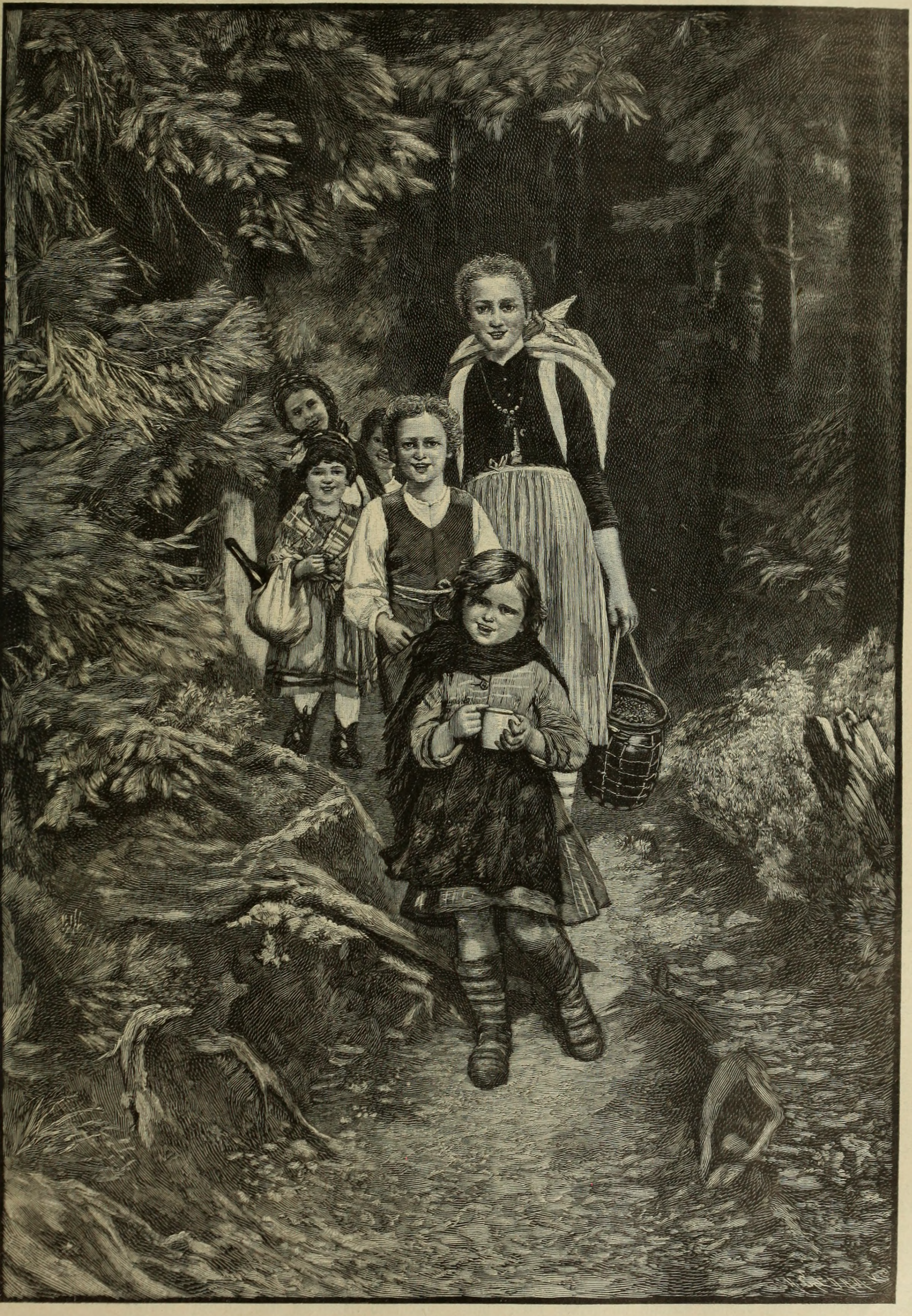
Ein mittelalterlicher Kaiſerprätendent.

(Abdruck verboten.)

Unmittelbar bei der alten ehrwürdigen, an hiſtoriſchen Erinnerungen reichen Stadt Wetzlar liegt — oder lag jedenfalls noch vor wenigen Jahren — im ſogenannten Kaiſergrunde ein von wilden Roſen und Hollunder umblühter Stein, auf dem in lateiniſcher Sprache die Worte eingegraben ſind: „Denkmal der That und der Hinrichtung des Friedrich Holstuch, auch Tile Kolup genannt, welcher ſich fälſchlich für den Kaiſer Friedrich II ausgab, in Wetzlar ergriffen, verurteilt, verbrannt und in dieſem Kaiſergrunde verſcharrt wurde auf Befehl des Kaiſer Rudolph I 1284.“

Ob der erſt Ende des vorigen Jahrhunderts errichtete Gedenkſtein, deſſen Inſchrift übrigens auch mehrere hiſtoriſch nachweisbare Fehler enthält, wirklich genau den Ort deckt, auf dem einer der merkwürdigſten Prätendenten, welchen die Geſchichte kennt, endete, muß dahin geſtellt bleiben: es ſtreiten ſich ſogar mehrere Städte um die irdiſchen Überreſte des falſchen Friedrich. Dagegen iſt das Auftreten des Prätendenten ſelbſt in manchen Einzelheiten ziemlich genau erforſcht und in ſeinen Wandlungen vom Erfolg bis zum Niedergang ſo intereſſant, daß es ſich wohl verlohnt, das Bild der wunderlichen Perſönlichkeit aus dem Rahmen der Zeit, in der er auftrat, herauszuheben.

Es war im Jahre 1282, als zu Köln am Rhein ein Mann auftauchte, der von ſich behauptete, er ſei der angeblich vor 30 Jahren im fernen Apulien verſtorbene Kaiſer Friedrich, der große Staufer. Ein Mann war's von imponierender Erſcheinung, das mächtige Haupt mit dem Schnee des Greiſenalters bedeckt, das Auge in jugendlichem Feuer leuchtend.



Heidelbeerſucher. Nach dem Gemälde von R. Böhm.

Tiefes Geheimnis umgab ihn; niemand wußte, woher er kam, niemand, wer ihm die Mittel zu ſeinem mit einem gewiſſen Pomp in Scene geſetzten Auftreten gewährte. Das Volk lief ihm zu, und auch manche Höherſtehenden lauſchten ſeinen Erzählungen mit Zweifel und Mißtrauen vielleicht, aber doch mit jenem Wohlgefallen am Wunderbaren, Abenteuerlichen, der dem Geiſt der Zeit entſprach. Die Kölner Behörden thaten das Zweckmäßigſte, was zu thun war; ſie ſteckten den Mann ins Gefängnis, ehe er noch ernſtlich gefährlich werden konnte, ja ſie handelten ganz ſo, wie man wahrſcheinlich heute auch handeln würde; nachdem der Prätendent, der auch in der wohl nicht ſonderlich milden Haft ſich durchaus nicht zu beſſerer Einſicht bequemen wollte, einige Zeit gebrummt hatte, erklärten ſie ihn für einen kompletten Narren. Irrenhäuſer gab es zu jener Zeit nicht; die guten Kölner begnügten ſich daher damit, den falſchen Friedrich aus ihrem Weichbild zu entfernen. Um ihn indeſſen vorher gründlich unſchädlich zu machen, wählte man das beliebte Mittel, den Narren öffentlich als ſolchen zu kennzeichnen. Er wurde unter ungeheurem Zulauf des Volkes auf den Warenmarkt geführt, dort gezwungen, eine Leiter als improviſierten Thron zu beſteigen, man ſetzte ihm eine Krone von Goldflittern auf das Haupt und führte allerlei artigen Mummenſchanz mit ihm auf, wie ſolchen ja die Kölner ſtets beſonders geliebt haben. Dann jagte der Büttel ihn aus der Stadt, vor deren Thor er den Staub von den Füßen geſchüttelt und einen fürchterlichen Fluch auf das undankbare Köln geſchleudert haben ſoll.

Das Verfahren der Kölner war ohne Zweifel durchaus korrekt und klug — faſt zu fortgeſchritten für das 13. Jahrhundert, möchte man aber beinahe glauben. Man hatte es glücklich vermieden, den Narren oder Betrüger zum Märtyrer zu ſtempeln, — man hatte aber ſchließlich doch nur an das liebe Ich gedacht. Wenige Meilen von Köln, in Neuß, fand der Abenteuerer den Boden, den er in der rheiniſchen Empore vergebens geſucht hatte.

Daß dies überhaupt möglich war, iſt lediglich aus den Zeitverhältniſſen erklärlich. Seit dem Tode Friedrichs II., der 1250 fern im Süden, zu Firenzuola in Apulien, geſtorben war, hatte auf Deutſchland das Interregnum — die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit gelaſtet. Die Herrlichkeit des Reiches war in den Staub geſunken, der Krieg aller gegen alle an der Tagesordnung. Ohne Zweifel ruhen die Wurzeln dieſer Zuſtände bereits in dem Regiment des letzten Staufers ſelbſt; dem Verhängnis ſeines Geſchlechts folgend, hatte er ſeine beſten Kräfte in Italien zerſplittert, ſein Streit mit der Kirche hatte ihm auch in Deutſchland viele Herzen entfremdet, die Zerſetzung des Reiches ſchon während ſeiner Herrſchaft große Fortſchritte gemacht. Aber immerhin bewahrte man in deutſchen Landen dem Könige reiche Sympathien; mit Recht ſagt Dr. V. Meyer, dem wir eine der beſten Monographien über den falſchen Friedrich verdanken, von Friedrich II: „Wie der Genius unſers Volkes ſpäter den erſten Friedrich zum Ziel ſeiner Sehnſucht ſich erſah und um die Burg des Kyffhäuſer die Mythe ihr duftiges Gewinde wob, das Haupt des Rotbart mit dem Kranz der Unſterblichkeit ſchmückend, ſo war es damals noch, in der Zeit, von der wir reden, der zweite Friedrich und er allein, nach welchem die Sehnſucht aller, an Glück und Freiheit noch nicht verzweifelnder Geiſter ausſchaute, Heilung aller Schäden im naiven Glauben von ihm erwartend.“

Wohl war im Herbſt 1273 der Graf Rudolph von Habsburg in Frankfurt a. M. zum König gewählt und am 24. Oktober desſelben Jahres in Aachen geſalbt und gekrönt worden, wohl hatte er bereits in hartem Kampf ſeinen gefährlichſten Gegner Ottokar von Böhmen niedergeworfen und im Reich nach Kräften ſich um die Wiederherſtellung geordneter Zuſtände bemüht. Noch blieb aber die Anerkennung ſeines Strebens ihm vielfach verſagt, ja, gerade wo er mit Energie durchgreifen wollte, erntete er häufig den bitterſten Haß. Seine ſcharfen Maßnahmen gegen das Raubrittertum, die ſich bisher allerdings faſt nur auf Süddeutſchland erſtreckt hatten, zogen ihm die Gegnerſchaft zahlreicher Mitglieder des Adels zu, der ſich noch nicht gewöhnt hatte, das „Gräflein mit der großen Naſe“ recht für voll anzuſehen; die hohen Abgaben, die er bei ſeiner Finanznot den zu Macht und Anſehen gelangten Städten auferlegen mußte, entfachten in dieſen einen Geiſt des Widerſtandes, der hier im Verborgenem glimmte, dort in offenem Aufruhr emporloderte. Die Haltung der Städte ſcheint dem falſchen Friedrich denn bei ſeinem Auftreten auch am meiſten zu ſtatten gekommen zu ſein.

Zunächſt war es freilich wohl der alte Gegenſatz zwiſchen Neuß und Köln, zu dem ſich in den letzten Jahren ein beſonderer Zwiſt mit dem Kölner Erzbiſchof Sigfrid geſellt hatte, der ihm in jener Stadt eine unerwartet günſtige Aufnahme verſchaffte. Im ärmlichſten Aufzuge war er nach Neuß gekommen, ſchon nach kurzer Friſt aber hatte er ſich in der Gunſt der Einwohnerſchaft feſtgeſetzt. Man jubelte ihm zu, die Kunde von ſeinem Auftreten verbreitete ſich jetzt raſch über ganz Deutſchland und lockte eine ungeheure Maſſe Volks nach der Stadt. Allem Anſchein nach verſtand er es vortrefflich, ſeine ſich ſchnell mehrenden Anhänger an ſich zu feſſeln. Mit freigebiger Hand teilte er Gnadenbeweiſe und Privilegien aus, gegen vornehm und gering war er von gleicher Leutſeligkeit. Vor allem wußte er die alten Veteranen Kaiſer Friedrichs für ſich zu gewinnen; er erzählte ihnen von den gemeinſamen Kämpfen, er wußte gemeinſame Erinnerungen in ihnen zu erwecken; in warmen Worten ſchilderte er, wie er während ſeiner langen Abweſenheit im gelobten Lande geweilt, dort von der Not des Reiches gehört und ſich endlich entſchloſſen habe, zu ſeinen Unterthanen zurückzukehren. Unzweifelhaft wußte er dabei den Schein der Identität außerordentlich geſchickt zu behaupten, ja es glückte ihm, den Landgrafen von Thüringen, Friedrichs II Enkel, für ſich zu gewinnen und zur Anerkennung zu veranlaſſen. So entſtand denn, wie eine kölniſche Chronik berichtet, „eyn groiſſe treken zo ehme van heren ind van ſteden, die van ſynre partye waren ind meynten ouch, he wer idt, durch ſyne ſchonen verfarens wille.“

Eine reiche fürſtliche Hofhaltung umgab ihn; die Neußer ſelbſt hatten anfangs reichlich zu derſelben beigeſteuert, die Juden, denen die Staufer ſtets gnädige Herren geweſen, ſchoſſen große Summen zu, immerhin erſcheint es aber rätſelhaft, woher der Betrüger die Mittel zu ſeinem gewaltigen Aufwand und ſeinen freigebigen Geſchenken nahm, von denen alle zeitgenöſſiſchen Quellen übereinſtimmend zu berichten wiſſen. Ob die oberrheiniſchen Städte ihn mit Geld unterſtützten, ob ſeine Verbindungen bis zu den Waldenſern reichten, wie bisweilen angenommen wurde, und er von dieſen größere Summen erhielt, iſt nicht feſtzuſtellen. Verquickt mit den reformatoriſchen Bedürfniſſen und Bewegungen ſeiner Zeit erſcheint ſein Auftreten unbedingt. Man darf nicht vergeſſen, daß alle Welt in Friedrich II nicht nur den geſchworenen Feind des Papſttums, ſondern auch des herrſchenden Kirchenregiments geſehen hatte. Der Schluß liegt nahe, daß der falſche Friedrich es nicht verſäumte, die antipäpſtlich Geſinnten zu ſich heranzuziehen und auch ſo ſeinem echten Vorgänger, dem „großen Ketzer“, nachzueifern. Wir wiſſen zudem, daß er gerade in der Geiſtlichkeit ſeine entſchiedenſten Gegner fand.

Mit allen Abzeichen kaiſerlicher Würde hielt der Prätendent in Neuß Hof. Er ſuchte Steuern zu erheben, richtete ſich eine Kanzlei ein und maßte ſich die volle Ausübung der Juſtiz an. Ja, er erließ ſogar an einzelne Fürſten förmliche Vorladungen. Sein Anſehen war bereits derart gewachſen, daß z. B. die Frieſen an ihn eine Geſandtſchaft ſandten, um ſeinen Schutz gegen den Grafen Florenz von Holland, der in ihr Gebiet eingefallen war, zu erbitten — ein Anſuchen, dem der Pſeudo-Friedrich durch ein geharniſchtes Schreiben an den Grafen nachkam, das ihm freilich nur eine ſpöttiſche Antwort, aber doch immerhin eine Antwort eintrug.

Über ein Jahr hatte der kecke Betrüger ſeine Rolle in Neuß geſpielt, ohne weſentlich beläſtigt zu werden; ſelbſt der Erzbiſchof von Köln, unter deſſen Oberhoheit die Stadt ſtand, hatte nichts gegen ihn unternommen. Und jetzt ſchien es, als werde dem Machtkreiſe des Prätendenten mit einem Schlage ein gewaltiger, ja vielleicht entſcheidender Zuwachs werden, es erwuchſen ihm plötzlich kraftvollere Verbündete, als ſeine bisherigen, die es doch im allgemeinen an ſchönen Worten hatten genug ſein laſſen. Eine ganze Anzahl elſäſſiſcher und rheiniſcher Städte erklärte ſich offen für ihn. Kolmar und Hagenau voran, bald auch Wetzlar waren bereit, ihm zu huldigen, und von Frankfurt ließ ſich mit Sicherheit annehmen, daß es bei der erſten Gelegenheit ebenfalls von Rudolf abfallen werde. Unter dem Eindruck dieſer Nachrichten brach der falſche Friedrich von Neuß auf und ging, von einem zahlreichen Anhange geleitet, zunächſt nach Wetzlar; es ſcheint, als ob es in ſeiner Abſicht gelegen hat, hier oder in Frankfurt a. M. die ihm geneigten Fürſten, zu denen ſich inzwiſchen auch der Herzog Heinrich der Wunderliche von Braunſchweig geſellt hatte, ſowie die Abgeſandten der Städte zu verſammeln und ſich feierlich zum König krönen zu laſſen.

Aber ſchon zog das Unwetter, welches ihn vernichten ſollte, über ſeinem Haupte zuſammen. Wenn König Rudolf, mit anderen Wirren und mit dem Ausbau ſeiner Hausmacht beſchäftigt, dem Betrüger bisher keine ſonderliche Beachtung geſchenkt hatte, ſo war jetzt ein Zögern nicht mehr möglich. Es galt, zugleich die aufrühreriſchen Städte und den Pſeudo-Friedrich zu treffen, der bereits in einer öffentlichen Citation den rechtmäßigen Herrſcher vor ſich zu laden wagte. „Rudolf ſolle,“ ſo ſchloß die Ordre des Prätendenten, „ſofort vor ihm erſcheinen, die Krone niederlegen und ſich für ſeinen Hausbeſitz neu belehnen laſſen.“

Ubrigens ſtellte ſich der Kaiſer die Niederwerfung des Betrügers keineswegs ſo leicht vor, wie ſie ſich ſpäter in Wirklichkeit geſtaltete; es wird uns wenigſtens berichtet, daß er beim Empfang der Botſchaft ſeines Gegners in ſtarker Erregung ausgerufen habe: „Herr, Gott des Himmels und der Erde, Dein Wille geſchehe. Willſt Du, daß jener herrſche, ſo begehre ich in allen Stücken Deinem Willen zu gehorchen.“ Indeſſen zögerte er doch keinen Augenblick mit energiſchen Maßregeln. Er zog zwar zuerſt mit beträchtlicher Heeresmacht vor Kolmar, unterbrach aber bald die Belagerung und eilte in Gewaltmärſchen nach Mainz und Wetzlar. Augenſcheinlich mußte er alſo die ſeiner Macht hier drohende Gefahr für die im Augenblick gefährlichere halten.

In Wirklichkeit genügte ſein bloßes Heranrücken, um dem falſchen Friedrich den Garaus zu machen. Bei der Annäherung des kaiſerlichen Heeres, dem ſich jetzt auch der Erzbiſchof von Köln mit ſeinen Truppen anſchloß, zerſtiebte der Anhang des Betrügers in alle Winde, und die Stadt Wetzlar erklärte ſich ohne Widerſtand bereit, dieſen ſelbſt auszuliefern. Als der König dann ſeinen Marſchall, den Edlen von Pappenheim, mit einem Fähnlein reiſiger Knechte in die Stadt ſandte, ließ der falſche Kaiſer ſich ohne jede Schwierigkeit feſtnehmen und vor Rudolf führen. War aber ſeine Macht überraſchend ſchnell gebrochen, ſo hielt er perſönlich doch an ſeinen Behauptungen feſt. Auch dem König gegenüber blieb er dabei, er ſei der echte Staufer, der wiedergekehrte Kaiſer Friedrich, und ſein Auftreten ſoll noch jetzt ſo ſtolz und ſelbſtbewußt geweſen ſein, die Eigenart ſeiner Perſönlichkeit eine ſo hinreißende, daß, wie die Reimchronik des Ottokar von Horneck meldet — „jn fur Chaiſer Fridreich dew mehrer Menig het.“ Es bedurfte erſt der peinlichen Frage, um ihm das Geſtändnis zu entreißen, daß er ein Mann niederer Herkunft, namens Dietrich Holzſchuh oder Tile Kolup, ſei. Unter den Qualen der Folter geſtand er ferner, daß er ſich mit „Nigramanczey“ — mit der ſchwarzen Kunſt — beſchäftigt und aus ſeiner Kenntnis der Magie die intimen Nachrichten über das Leben des Kaiſers Friedrich, durch welche er ſeine Anhänger in erſter Linie zu blenden wußte, geſchöpft habe. Mit dem Geſtändnis der Zauberei war ſein Los beſiegelt. Am 7. Juli des Jahres 1285 wurde er in Gegenwart des Königs und einer großen Zahl deutſcher Fürſten und Edlen auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Mit ſeinem Tode brach auch die von ihm angefachte Bewegung kraftlos zuſammen. Im Volke aber lebte der Glaube an ihn noch lange fort. Die Aſche ſeines Scheiterhaufens war im Geheimen durchwühlt worden, und man hatte darinnen „nur ein kleines Bein“ gefunden. Das galt als ein Zeichen, daß er auch jetzt noch nicht wirklich tot ſei, es war der Sehnſucht des Volkes ein ſicheres Merkmal —

„Von Gots Chraft
daz er leiphaft
ſcholde noch pleiben
vnd dew Phaffen vertreiben.“

Ob Dietrich Holzſchuh — Tile Kolup iſt nur eine Umformung desſelben Namens — wirklich ein Betrüger gewöhnlicher Art war, ob er an irgend eine Miſſion, die ihm geworden, ſelbſt glaubte, wer vermag das heute feſtzuſtellen? Es iſt wohl möglich, daß die Kölner recht hatten, als ſie ihn wie einen Narren behandelten, wohl möglich, daß er ſich ſelbſt für den echten Staufer hielt. Wir wiſſen es heute, wie unheimlich logiſch Geiſteskranke in ihrem ganzen Handeln ſein können, ſo logiſch, daß man dasſelbe durchaus als richtig anerkennen müßte, wenn man die falſche Prämiſſe, auf der ſich das ganze Truggebilde aufbaut, auch als zutreffend erachten könnte.

Haſſo Harden.

# Heimatzauber.

(Am Oſtſeeſtrand.)

Zurückgekehrt aus fernen Landen,
Umſpinnt mich neu der Jugendtraum,
Mich grüßt des Heimatmeeres Branden,
Mir winkt der Wogenkämme Schaum.

Die Föhre rauſcht vertraute Lieder,
Es ſpielt der Wind im Dünenſand —
Und weltvergeſſen ſchreit' ich wieder
Am altgeliebten Inſelſtrand.

Und doch — mir hätt' ein Traum gelogen
Inmitten dieſer Heimatwelt,
Hätt' ſich zum Gruß aus Wald und Wogen
Nicht Gruß aus Menſchenmund geſellt!

O ihr, aus goldnen Jugendtagen,
Ihr Lieben, die ich wiederfand,
Daß hier noch Herzen für mich ſchlagen,
Ich ſpürt's am warmen Druck der Hand!

Fahrt wohl! Und nehmt das Wort zum Danke,
Daß Ihr mir Herz und Sinn gelabt,
Und in der Heimat Zaubertranke
Mir meine Jugend wiedergabt!

Ernſt Scherenberg.

# Zur rechten Zeit.

Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Und dennoch war Watſon jetzt in ſeinem Herzenskampfe unterlegen; die Liebe hatte ſich als der ſtärkere Teil erwieſen, als der Tod mit einer Trennung drohte.

Und drohte dieſer jetzt nicht mehr? Watſons Herz krampfte ſich zuſammen. Die Seligkeit, die es erfüllte, ſchwand vor einem furchtbaren Zukunftsbilde. Vor kurzen Stunden noch war der Tod gnädig vorüber geſchritten, aber wäre es nicht barmherziger von ihm geweſen, ſie beide dahinzuraffen und ſie nach wenigen Augenblicken höchſten irdiſchen Glückes in dunkler Tiefe zur ewigen Ruhe zu betten?

Vergebens ſuchte er dieſe quälenden Vorſtellungen zu bannen, ſie ließen ihn nicht. Ruhelos wanderte er auf der Felſenplatte auf und ab, und kein Hoffnungsſchimmer ſandte einen tröſtenden Strahl in das Dunkel ſeiner Seele.

Der anbrechende Morgen brachte ihm etwas Erleichterung; er ſah den „Strathmore“ noch auf derſelben Stelle und näher, als er nach der langen nächtlichen Irrfahrt geglaubt. Sobald er deſſen Umriſſe unterſcheiden konnte, weckte er die Beſatzung des Rettungsbootes, um es an Bord zu ſchicken und die Zurückgebliebenen abzuholen, die eine ſchreckliche Nacht an Bord des Wrackes durchlebt haben mußten.

Zugleich gab er dem das Fahrzeug ſteuernden Bootsmann den Auftrag, was von warmen Kleidern, Proviant und anderen brauchbaren Gegenſtänden zu erlangen ſei, mitzubringen. Er ſelbſt erſtieg dann den etwa hundert Meter hohen Gipfel der nur wenige Quadratkilometer haltenden Felſeninſel, um Umſchau zu halten.

Seine ſchlimmſten Befürchtungen beſtätigten ſich. Von den fünf unbewohnten Inſeln, welche die Crozet-Gruppe bilden, war dies die nördlichſte und kleinſte, „Zwölf Apoſtel“ genannt. Welche furchtbare Öde umgab ihn! Nirgends traf der ſuchende Blick auf einen Baum oder einen Strauch, überall ſtarrte ihm nur kahler bräunlicher Fels entgegen, nur hier und dort unterbrochen von ſchmalen Streifen, aus deren dünner Humusſchicht dürftiges Grün hervorſproßte. Kein lebendes Weſen war zu ſehen, nur an der Südküſte der Inſel ſchwärmten über den Klippen viele Tauſende von Seevögeln.

Im Oſten ſtiegen, einige Meilen entfernt, zwei bedeutend größere Inſeln aus dem Waſſer, die einen nicht ganz ſo troſtloſen Eindruck machten. Watſon wußte, daß ſie zwar auch unbewohnt ſeien, aber bisweilen von Walfiſchfängern zum Zwecke der Robbenjagd oder um Thran auszukochen aufgeſucht wurden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach boten ſie deshalb Hilfsquellen für die Exiſtenz von Menſchen, die hier gänzlich fehlten, und man mußte deshalb ſuchen, ſie ſo bald wie möglich zu erreichen. Bis jetzt waren Wind und See zu ſchwer, um den Weg mit den Booten dorthin zu wagen; das konnte nur bei ruhigem Wetter geſchehen, und es mußte deshalb verſucht werden, ſo viel an Lebensmitteln von dem Wrack zu bergen, wie die Umſtände geſtatteten.

Als Watſon den Rückweg zum Lagerplatz antrat, ſah er das Boot vom Schiffe abſtoßen, und bald darauf landete es. Es brachte den zurückgelaſſenen Reſt der Beſatzung, wenngleich in trauriger Verfaſſung. Die Ärmſten hatten, da auch das Vorderteil des Schiffes halb mit Waſſer gefüllt und teilweiſe von den Wellen überſpült wurde, ſich oben in den Fockmaſt retten und in Todesangſt die lange Nacht zubringen müſſen. Sie waren von Kälte und Näſſe faſt erſtarrt.

Die Bootsmannſchaft hatte verſucht, aus dem im Vorderteile des Schiffes liegenden Wohnraume der Beſatzung warme Kleider zu bergen, und es war ihr dies auch in ziemlichem Maße gelungen. Aber zu dem Proviant hatte ſie nicht vordringen können, nur auf dem oberſten Borden der ebenfalls faſt mit Waſſer gefüllten Küche hatte ſich ein Säckchen mit 6—8 Pfund Schiffszwieback gefunden.

Etwas unter den gegenwärtigen Verhältniſſen Unſchätzbares, was den Schiffbrüchigen unbedingt das Leben rettete, brachten ſie aber dennoch mit, zwei ebenfalls auf dem Küchenbord gefundene und trocken gebliebene große Schachteln Schwefelhölzer, die der Bootsmann ſorgſam auf ſeinem Körper geborgen hatte und triumphierend an Watſon überreichte.

Ja, das war wirklich ein unbezahlbares Kleinod. Nun konnte man Feuer machen, um die erſtarrten Glieder zu erwärmen und die durchnäßten Kleider zu trocknen. Die Teile der zerbrochenen Jolle, welche Watſon in weiſer Vorausſicht hatte auf das Land ziehen laſſen, gaben das zunächſt notwendige Feuerungsmaterial, und bald flackerten und kniſterten luſtig die Flammen.

O wie wohlthätig wirkte die ausſtrahlende Wärme auf die Gemüter der Verlaſſenen! Hunger und Durſt waren vergeſſen, mit der rückkehrenden Körperwärme ſchwand auch auf kurze Zeit der ſchwer auf den Seelen laſtende Druck, und etwas wie Hoffnung erfüllte die Bruſt.

Bald ſollte der ſchwache Schimmer noch mehr erhellt werden. Einige der Leute, welche ſich über die Inſel zerſtreut hatten, fanden Waſſer, einen reich fließenden Quell, der, wunderbar genug, hier mitten im Ozean aus einer Felſenſpalte hervorſprudelte und ſich ganz nahe dem Lagerplatz in das Meer ergoß.

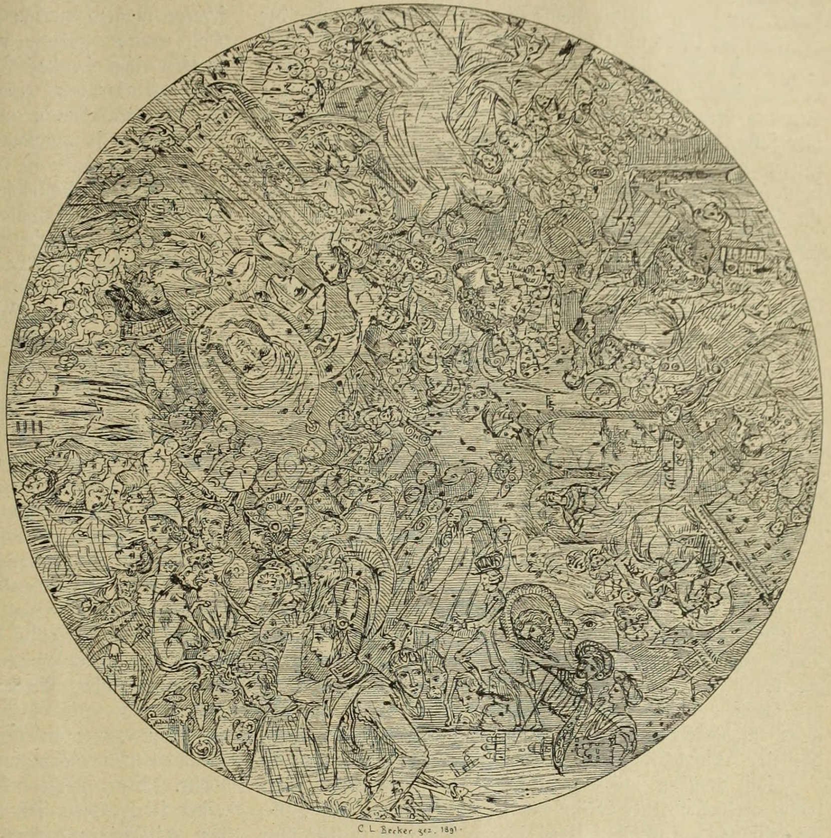
Und als ob der Himmel einen noch deutlicheren Fingerzeig geben wolle, daß er die Unglücklichen in ihrer ſchrecklichen Not nicht vergeſſe, nahte auch bald von anderer Seite unvorhergeſehene Hilfe. Einige Männer waren zwiſchen die zerriſſenen Felſen an der Südſeite hinabgeſtiegen, welche von unzählbaren Scharen von Albatroſſen umſchwärmt wurden, und hatten dort einen ausgedehnten Brutplatz der Tiere entdeckt. Nie waren dieſe wohl früher durch Menſchen erſchreckt worden, und ſie zeigten deshalb auch keinerlei Scheu vor ihnen. Sie ließen ſich auf den Neſtern totſchlagen und ohne Widerſtand ihrer Eier berauben. Schwerbeladen kamen die Jäger freudeſtrahlend zurück und kündeten, daß man ſo viel erbeuten könne, wie man wolle. Junge waren noch nicht vorhanden, die Brutzeit mußte ſoeben begonnen haben, und ſo blieb auf Wochen hinaus Nahrung geſichert.

Watſon fühlte eine ſchwere Laſt von ſeiner Bruſt genommen. Noch vor wenigen Minuten war ihm der Blick in die Zukunft düſter und qualvoll erſchienen, das entſetzliche Schickſal langſamen Verſchmachtens der Schiffbrüchigen hatte vor ſeiner Seele geſtanden, und jetzt war auf einmal alles ſo gut und hoffnungsvoll geworden. Man hatte Feuer, Waſſer, Lebensmittel, und der nächſte ruhige Tag bahnte den Weg zu den großen Inſeln, wo Ausſicht auf Rettung durch anlegende Wallfiſchfahrer winkte.

Eliſe trat aus ihrem Zelte hervor, und auf ihrem Antlitz ſtrahlte ein Glücksſchimmer, als ſie den geliebten Mann gewahrte, deſſen ſorgenvolle Mienen nun auch aufgehellt waren.

Er begrüßte das junge Mädchen ebenſo ehrerbietig und zurückhaltend, wie früher. Einen Augenblick zog es wie Unmut über ihre freundlichen Züge, doch wenige Worte, die er ihr zuflüſterte, brachten den Sonnenſchein zurück. Von den übrigen ſollte niemand das Verhältnis zwiſchen beiden ahnen; als Schützling aller nahm ſie eine ganz andere Stellung ein, wie ſich bald zeigte. Ohne daß Watſon die Anregung gegeben, wurde einmütig beſchloſſen, die geringe Menge Schiffszwieback allein für ſie zu bewahren, ſo ſehr ſie ſich auch dagegen ſträubte. Die Albatroſſe ſtillten zwar den Hunger der Schiffbrüchigen, aber der Geſchmack ihres Fleiſches war thranig, und man wollte der Leidensgefährtin dieſen Notbehelf ſo lange wie möglich erſparen, um ſo mehr, als es nicht an wohlſchmeckenden Eiern fehlte.

Die brandende See hatte viele Holzteile vom Oberdeck des „Strathmore“ losgeriſſen und in die Nähe der Küſte getrieben. Watſon ſchickte deshalb die Boote aus, um ſie zu fiſchen und ſo viel Feuerungsmaterial wie möglich anzuhäufen, da die Trümmer der Jolle nicht lange vorhalten konnten und die Inſel auch nicht den leiſeſten Erſatz bot. Bei dem


C. L. Becker gez. 1891.

Tiſchplatte, von König Friedrich Wilhelm IV während ſeiner Schulzeit mit Federzeichnungen bedeckt.
Die Platte befindet ſich jetzt im Hohenzollern-Muſeum zu Berlin.

beginnenden Winter war aber ein ſtändiges Feuer das notwendigſte Lebensbedürfnis.

Es gelang, eine beträchtliche Menge zu bergen, aber das Glück wollte auch, daß man zwei kleine Fäßchen mit Rum und eine größere Kiſte auffiſchte, welche die See aus dem Schiffe geſpült hatte. Letztere war merkwürdigerweiſe Paſſagiergut und Eigentum von Frau Williams geweſen. Als man ſie unter großen Schwierigkeiten geöffnet hatte — außer einigen wenigen Meſſern war an Werkzeugen nichts vorhanden — fand man als Inhalt vier wollene Decken, dreißig bis vierzig Meter Shirting, einige Kleider, ſechs bis acht größere Blechbüchſen mit Konſerven, eine Bibel, ein Gebetbuch und — zwei Sonnenſchirme.

Welche ſcheinbar grauſame Ironie des Schickſals, gerade dieſe den Schiffbrüchigen auf die öde Felſenklippe zu ſenden, auf welche kaum ein paarmal im Jahre die Sonne ihre erwärmenden Strahlen niederſenkte. Und doch, welchen unſchätzbaren Nutzen ſollten auch ſie ſpäter gewähren!

Als Eliſe die Kiſte erkannte, brach zuerſt der Schmerz über die verlorene teure Freundin unaufhaltſam hervor, heiße Thränen perlten über ihre Wangen, und es dauerte geraume Zeit, bevor ſie wieder ruhiger wurde. Dann aber ſagte ſie zu Watſon, während ihre Augen in wehmütiger Freude erglänzten: „Frau Williams ſendet uns einen Scheidegruß aus ihrem naſſen Grabe. In der wunderbaren Thatſache, daß unter den wenigen geretteten Gegenſtänden gerade die ihr gehörige Kiſte an das Ufer treiben mußte, erblicke ich einen himmliſchen Troſt, und mein Herz iſt erfüllt von der ſicheren Hoffnung, daß unſere Trübſal ein Ende nehmen und das Glück uns noch einmal lächeln wird. Bibel und Gebetbuch, die das Meer uns brachte, ſind mir ein Unterpfand dafür. Sie ſollen uns aufrichten in unſerer Not und unſere Blicke auf Gott hinlenken, der uns erretten wird.“

„Amen,“ ſagte Watſon, indem er bewundernd zu dem jungen Mädchen aufblickte, deren rührendes Vertrauen auch ſein Herz zu erfüllen begann.

Die nicht in den Booten beſchäftigten Mannſchaften gingen unter ſeiner Leitung daran, ſich etwas wohnlicher einzurichten, und es entfaltete ſich bald auf der Platte ein reges Treiben, bei dem ſogar Scherzworte nicht fehlten. Seeleute ſind Kinder des Augenblicks; iſt das Trübe nur für kurze Zeit geſchwunden, dann haben ſie es auch vergeſſen.

Zuerſt wurde Eliſens Zelt in beſſern Zuſtand geſetzt. Die Bretter der großen Kiſte und einzelne der am wenigſten beſchädigten Jolleplanken gaben eine vortreffliche dichte Wandung ab, die Bootsüberzüge ein gegen Näſſe ſchützendes Dach. Die Matroſen rupften Kraut, das hier und dort wuchs, um daraus ein weicheres Lager zu bereiten, und mit Freude ſah Watſon, wie alle einmütig und auf das eifrigſte beſtrebt waren, zunächſt für ihren gemeinſamen Schützling ſo zu ſorgen, wie es die Umſtände nur irgend geſtatteten. Man wollte ihr auch die vier wollenen Decken geben, aber ſie nahm nur eine an. „Ich bin eine Schiffbrüchige wie Sie,“ ſprach ſie, „Sie haben ſchon viel beſſer für mich geſorgt, als für ſich ſelbſt. Weiteres darf und will ich durchaus nicht vor Ihnen voraus haben.“

Die Umſchau auf der Inſel hatte ergeben, daß der Lagerplatz der günſtigſte war. Hier gewährte wenigſtens die Felswand nach einigen Seiten Schutz, abgeſehen davon, daß das wichtige Trinkwaſſer ganz in der Nähe vorbeifloß; man beſchloß deshalb, hier zu bleiben.

Während des ganzen Nachmittags wurde emſig daran gearbeitet, anlehnend an die Felswand einen halbkreisförmigen Wall aufzuführen. Es war das ein ſchwieriges Werk. Loſe Steine lagen zwar vielfach umher, aber ihre meiſtenteils flache und ausgehöhlte Form geſtattete nur in geringem Maße ihre Verwendung. Als hauptſächliches Material mußten Raſenſtücke dienen und in Ermangelung von Werkzeugen mit den Fingern ausgegraben werden.

Trotzdem gelang es, die Wand bis zum Abend drei bis vier Fuß hoch zu führen, von den aufgefiſchten Holzſtücken ſchräge Sparren gegen die Felswand zu legen und dieſe mit dem in der Kiſte gefundenen Shirting zu überſpannen. Um die Kälte möglichſt von dem Innern der Hütte abzuhalten, blieb deren Eingang ſchmal, zwiſchen ihm und Eliſens Zelt aber wurde ſoviel Raum gelaſſen, daß auf ihm auch während der Nacht ein Feuer unterhalten werden konnte, das beiden Teilen zu gute kam.

Nach beendeter Arbeit teilte Watſon etwas Rum aus, der die Lebensgeiſter der hart Geprüften weſentlich erfriſchte. Bei weiſer Sparſamkeit konnte der Vorrat für einige Wochen ausreichen, und bis dahin hoffte jeder auf Erlöſung in einer oder der anderen Weiſe.

Der Oberſteuermann nahm die Fäßchen unter ſeine Obhut und wählte in der Hütte den der Öffnung nächſten Platz für ſich ſelbſt; von dort konnte er Eliſens Zelt überſchauen. Er ſtellte zwei Matroſen als Wache aus, von denen einer auf das Feuer, der zweite auf die Boote zu achten hatte, die wegen der Steilheit des Ufers nicht auf das Land gezogen werden konnten.

Bald hatten ſich alle zur Ruhe begeben, und ein wohlthätiger Schlaf ließ ſie die Schrecken der letzten vierundzwanzig Stunden vergeſſen. Nur Watſon konnte lange keinen Schlummer finden. Trotz Eliſes Troſtesworten ſtiegen wieder düſtere Bilder vor ſeiner Seele auf, die er vergebens zu bannen ſuchte — endlich jedoch verlangte auch bei ihm die Natur ihr Recht, und er verſank in einen tiefen bleiernen Schlaf, aus dem er erſt gegen Tagesanbruch erwachte, während die übrigen noch ſchliefen.

Sein erſter Blick fiel auf das ausgegangene Feuer. Nichts Gutes ahnend ſprang er von ſeinem Lager empor, und ein Blick belehrte ihn, daß neues Unheil über die ſchon ſo ſchwer Heimgeſuchten hereingebrochen ſei.

Die beiden als Wache ausgeſtellten Matroſen hatten nicht, wie er befohlen, ſich nach zwei Stunden ablöſen laſſen, ſondern lagen wie leblos neben dem erloſchenen Feuer ausgeſtreckt und in ihrer unmittelbaren Nähe eines der Rumfäßchen. Watſon hatte beide an ſeinem Kopfende niedergelegt, aber von jenen war ſein tiefer Schlaf benutzt worden, eines derſelben aus der Hütte zu holen und ſich ſinnlos zu betrinken.

Eine furchtbare Angſt ergriff ihn bei dieſer Wahrnehmung. Mit fliegendem Atem eilte er an den Rand der Terraſſe, um nach den in der kleinen Ausbuchtung befeſtigten Booten zu ſehen. Er fand ſeine ſchlimmſten Befürchtungen beſtätigt. Durch das ſtete Auf- und Abwogen der See hatten während der Nacht die unbeaufſichtigten Boote ihre Fangleinen an den ſcharfen Felſenkanten durchgeſcheuert und waren auf das Meer hinausgetrieben. Dort in weiter Ferne ſchwammen ſie, das eine aufrecht, das andere mit dem Kiel nach oben gekehrt.

Faſt gelähmt vor Schreck blickte er ihnen nach. Verloren, verloren! Alles dahin, die einzige Hoffnung auf Hilfe, die Hoffnung auf Glück! Zwei ſchwere Thränen rollten über die Wangen des ſtarken Mannes.

Oh, dieſes unſelige Trinken, welches Unheil hatte es gebracht! Zuerſt trieb es das Schiff auf die Klippen, und dreiundvierzig blühende Menſchenleben waren ihm zum Opfer gefallen, jetzt beraubte es die fünfundvierzig Überlebenden des letzten Rettungsankers, der einzigen Mittel, um zu dem Wrack und zu den größeren Inſeln zu gelangen, und überantwortete ſie dem grauſigen Schickſale des Verſchmachtens. Wenn die Vögel ihre Brutſtätten verließen, was in einigen Wochen geſchehen mußte — wenn das Feuerungsmaterial zu Ende ging, was dann? Hunger und Kälte ſtarrten als drohende Geſpenſter ihm in das Antlitz; ſie würden ihr Werk thun, langſam, aber deſto erbarmungsloſer. Welche furchtbare Ausſicht, die Kameraden auf ſolche Weiſe zu verlieren, die Geliebte einem ſo grauſamen Loſe verfallen zu ſehen!

Der Gedanke an Eliſe rüttelte Watſon aus ſeiner Verzweiflung auf. Sollte ſie mit ihrem rührenden Gottvertrauen ſich ſtärker erweiſen, als er, ihr natürlicher Beſchützer?

„Wenn man ſeine Schuldigkeit gethan, darf man der Zukunft ruhig ins Auge ſchauen, der liebe Gott wird dann ſchon rechtzeitig eintreten.“ Mit dieſen Worten hatte Eliſe vor wenigen Tagen ſeine düſtere Stimmung zu verſcheuchen geſucht. Jetzt tauchten ſie wieder in ſeinem Gedächtniſſe auf — er wollte auch ferner ſeine Schuldigkeit thun und alles weitere Gott anheimſtellen, ein Entſchluß, der ihm ſeine ganze frühere Ruhe wiedergab.

Zunächſt war ſein Augenmerk darauf gerichtet, der Wiederkehr ähnlicher Vorfälle, welche das Leben aller gefährden konnten, in Zukunft vorzubeugen. Er hatte geſehen, daß ſeine Autorität allein nicht ausreichte; ſolchen Leuten gegenüber, wie jenen beiden Trunkenbolden, vermochte nur phyſiſche Gewalt etwas, und er wollte verſuchen, dieſe ſich zu verſchaffen.

Als er das Geſchehene den Übrigen mitteilte, bemächtigte ſich ihrer eine grenzenloſe Wut, und es koſtete Watſon die größte Mühe, daß an den Schuldigen nicht eine furchtbare Volksjuſtiz geübt wurde, aber dieſe Stimmung kam ſeinem Plane zu Hilfe. Er wies darauf hin, wie nur Mangel an Manneszucht alles bisherige Unglück heraufbeſchworen habe, und daß letztere unbedingt aufrecht erhalten werden müſſe, wenn man überhaupt an die Möglichkeit einer Rettung denken wolle. Einer müſſe befehlen, die andern gehorchen, und als erſter ſei er bereit, ſich demjenigen willig unterzuordnen und den mit ſeiner ganzen Kraft zu unterſtützen, welchen die übrigen zum Führer wählen würden.

Dieſer Appell erfüllte ſeinen Zweck. Wie aus einem Munde wurde Watſon zu der Führerſtellung erkoren, alle gelobten feierlichſt, ihm Gehorſam zu leiſten und zu verſchaffen, und hießen ebenſo einſtimmig ſeinen erſten Beſchluß gut, denjenigen, der ſich in irgend einer Form nicht fügen wollte, wie einen Paria von der Gemeinſchaft der übrigen auszuſchließen und mitleidlos ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Was ſich am Morgen meines fünfzigſten Geburtstages ereignete.

Eine höchſt merkwürdige Geſchichte von Heinrich Seidel.*)

Sehr geehrte Herren!

Als ich Ihnen kürzlich die ſonderbaren, faſt unglaublichen Ereigniſſe vom Morgen des Tages, an dem ich fünfzig Jahre alt wurde, erzählte, da meinten Sie, dergleichen ſei etwas für die Leſer Ihres Blattes, und ich ſolle dieſe merkwürdigen Begebenheiten für ſie aufzeichnen. Nun denn, auf Ihre Gefahr — ich waſche meine Hände in Unſchuld. Denn ſonſt hätte ich es nie gewagt, hier Dinge aufzutiſchen, die ſo ſehr den Stempel der Unwahrſcheinlichkeit an ſich tragen, daß ſelbſt das Bewußtſein, ſie wirklich erlebt zu haben, ſie nur wenig glaublicher machen kann.

Alſo, ich lag am Morgen jenes Tages gegen ſieben Uhr noch ganz behaglich in meinem Bett und ſchlief, da weckte mich meine Frau, gratulierte mir und ſagte: „Steh' ſchnell auf, es iſt ſchon ein freundlicher alter Herr da mit einem großen Blumenſtrauß und einigen Paketen. Seinen Namen will er nicht nennen, er ſagt, es gälte eine Überraſchung.“

„J, wer mag das ſein?“ dachte ich, indem ich ſchnell in meine Kleider fuhr, „ich habe hier ja gar keinen alten Herrn unter meinen näheren Freunden, der nicht auch meiner Frau bekannt wäre. Der kommt gewiß von auswärts.“ In einigen Minuten war ich angezogen und begab mich erwartungsvoll in unſer großes Wohnzimmer. Der fremde Herr kam mit einem Geſicht, das über und über von Freundlichkeit ſtrahlte, auf mich zu, überreichte mir einen mächtigen Strauß wilder Roſen und ſagte: „Es freut mich ungemein, der erſte zu ſein, der ſeinem hochverehrten Vater mit einem Strauße ſeiner Lieblingsblumen zugleich ſeinen Glückwunſch darbringt. Frau Lore und die Kinder und Kindeskinder ſchließen ſich mir an.“

Ich muß ihn wohl ſehr verblüfft angeſehen haben, denn er lächelte plötzlich und ſagte: „Mein Name iſt Hühnchen, Leberecht Hühnchen aus Steglitz. Ich bin furchtbar vergnügt. Es juckt mir in beiden Füßen zu einem kleinen Indianertanz — aber Sie wiſſen ja, daß das jetzt vorbei iſt.“ Ein kurzer Schatten flog über ſeine Züge. Dann fuhr er fort, indem er das Papier an dem einen ſeiner Pakete ablöſte: „Unſer Garten hat jetzt ſein Füllhorn mächtig aufgethan — hier dieſe Erdbeeren ſind außer jenen Roſen nur ein kleines Zeichen, welche Dankbarkeit der ſo viel geſchmähte märkiſche Sandboden dem entgegenträgt, der ihn liebevoll behandelt. Dieſer Garten hätte Ihnen nun auch gerne das dritte der drei guten roten Dinge geſpendet, nämlich die Krebſe, jedoch

---

*) Unſer geſchätzter Mitarbeiter, deſſen in dieſer Nummer beginnende größere Erzählung „Der Schatz“ unzweifelhaft zu den Perlen deutſcher Dichtung gezählt werden muß, beging am 25. Juni d. J. im Kreiſe zahlreicher Freunde und Verehrer ſeinen fünfzigſten Geburtstag. Der frohe Tag hat für uns und unſere Leſer die obige, echt Seidelſche Skizze gezeitigt. D. Red.

— ultra posse nemo obligatur — das vermag unſer Gartenteich, obwohl er noch immer die Perle unſeres Beſitztums bildet, nicht zu leiſten. Aber die Fiſcherei iſt in dieſem Jahre eröffnet. Hier dieſe Karauſchen, die Erſtlinge unſeres Fanges, bringt er Ihnen dar. Springlebendig, wie Sie ſehen!“

Damit deckte er das Tuch von einem Korbe, in dem wohl ein Dutzend fingerlanger Karauſchen mit goldigem Glanze ſich umherſchnellten.

„Ich danke tauſendmal,“ ſagte ich, „ich bin tief gerührt, Herr Hühnchen. Verzeihen Sie nur, wenn ich mich ein wenig ſonderbar benehme ... ich kann mich noch nicht recht an den Gedanken gewöhnen, daß Sie wirklich exiſtie .... Nehmen Sie es nicht übel, ich bin ganz verwirrt. Darf ich Ihnen einen Stuhl anbieten? Ich höre ſoeben, es kommen noch mehr Leute.“

Draußen tönten dröhnende Schritte, und zugleich ward kräftig an die Thür gepocht. Ein ſtarker Herr trat ein, mit einem großen, roten Vollmondgeſicht und einem mächtigen Weſtenausſchnitt, aus dem faſt ein Quadratmeter weißen Vorhemdes hervorlugte. Ihm folgte ein Dienſtmann, der einen runden, in Papier gewickelten Gegenſtand trug. „So,“ ſagte der fremde Herr zu dieſem, „nun ſtellen Sie dat Pülleken hier man hin.“ Dann beſeitigte er mit ſchnellem Griff die Papierumhüllung, und eine Fünfliterkruke kam zum Vorſchein, darauf geſchrieben ſtand: „Ganz alter, echter Korn.“

„Sie kommen nun auch in das alte Regiſter, mein verehrter Herr Verfaſſer,“ ſagte er. „Da ſoll es vorkommen, daß das Lebenslicht manchmal 'n bißchen dünner brennt. Darum nehmen Sie hier nebſt meinem herzlichen Glückwunſch 'n bißchen Öl auf die Lampe. Mein Name iſt Bornemann.“

Das letzte brauchte er mir nicht erſt zu ſagen, das war ja unverkennbar. Ich dankte mit der tiefen Rührung, die fünf Liter alten Korns zu erzeugen ſo wohl im ſtande ſind, doch ſofort ward meine Aufmerkſamkeit durch eine andere gewaltige Erſcheinung abgelenkt, die in der geöffneten Thür ſtand und ſie ganz ausfüllte. Kamen denn hier heute die ſämtlichen Geſtalten aus meinem „Leberecht Hühnchen“ zuſammen? Es ſchien ſo, denn das war offenbar Nebendahl. Herr Johann Nebendahl aus Großen-Pampow in Mecklenburg. Ja, da ſtand er in ſeinem zu engen Frack, aus dem das mit einer weißen Weſte bekleidete Vorgebirge ſeines Bauches mächtig hervorleuchtete. Aber dennoch ward dieſe weiße Berglandſchaft faſt verdeckt durch einen fürchterlichen, rieſenhaften Strauß von Päonien und Feuerlilien. Er ging mit dröhnenden Schritten auf mich zu und überreichte mir dieſes Angebinde, unter deſſen Wucht ich faſt zuſammenbrach. „Ich gratuliere auch vielmals,“ ſagte er, „und dieſes nahrhafte Bukett ſchickt Ihnen meine Frau — verzehren Sie es mit Geſundheit.“

Nun ſah ich erſt, warum dieſer Strauß ſo entſetzlich ſchwer war, denn überall zwiſchen den Päonien und Feuerlilien ragten die Enden trefflicher Mettwürſte und die Schwänze mächtiger Spickaale gleich Schwertlilienblättern hervor, ſo daß in dieſem vorzüglichen Kunſtwerke Poeſie und Proſa, Schönheit und Nützlichkeit ſich gar anmutig verbanden.

Ich hatte kaum Zeit, mich zu bedanken, da tönten auf dem Korridor ſchon wieder neue Schritte, diesmal ſcharf militäriſch abgemeſſen, und herein trat der Major, der berühmte Major ohne Pointe. Er ſchloß mit ſcharfem Ruck die Hacken und ſprach mit ſeinem angenehm ſchnarrenden Organ: „Ich wollte nicht verfehlen, verehrter Herr, Ihnen meine und meiner Gemahlin Glückwünſche zu dem heutigen Tage darzubringen. Zugleich gebe ich mir die Ehre, Ihnen ein kleines Cadeau zu überreichen, eine Atrappe in Form eines Protzkaſtens. Ja!“

Ich nahm mit gebührendem Danke das Geſchenk hin und öffnete unwillkürlich den Deckel, um zu ſehen, was darin ſei. Es war leer. Der Major zog die Brauen hoch, ſah mit ſeinen waſſerblauen Augen verwundert in den hohlen Raum und drehte verlegen ſeine Schnurrbartſpitze: „Höchſt fatal,“ ſagte er dann, „da habe ich in der Hitze des Gefechts verſäumt, das Dings da füllen zu laſſen. Incroyable! Ja!“

„Immer ohne Pointe!“ flüſterte Bornemann, der hinter mir ſtand, ſcheinbar ſehr beluſtigt. Ich aber mußte mich dem Doktor Havelmüller zuwenden, der in ſeiner ſtillen Weiſe hereingekommen war und nun mit einem großen Papierbogen in der Hand daſtand und mit etwas ſchiefgeneigtem Haupte mich wehmütig anſah.

„Gold und Schätze bringe ich nicht,“ ſagte er, „wohl aber ein Gedicht, einen Jubelhymnus, an dem ich zwei Nächte und einen halben Tag gearbeitet habe. Auch iſt es nicht ohne pekuniären Wert, denn obwohl ich meine koſtbare Zeit gar nicht rechnen will, ſo hat doch der ‚Allgemeine deutſche Reimverein‘ aus ſeinem reichgefüllten Archiv die allerſeltenſten und teuerſten Reime und Schüttelreime dazu hergegeben zu ein bis zwei Mark das Paar und teurer. Es iſt ein ſiebenſilbiger unanfechtbarer Schüttelreim dabei, ein Unikum, das eigentlich gar nicht mit Geld zu bezahlen iſt. Nehmen Sie das Gedicht, teurer Freund und Verfaſſer, und verbrauchen Sie es in Geſundheit.“

Ich muß nun geſtehen, daß ich vor Rührung über dieſe köſtliche Gabe was weniges ſchnuckte, doch konnte ich mich dieſen Gefühlen nicht hingeben, denn indes hatte ſich das Zimmer immer mehr gefüllt, und von allen Seiten drangen ſie auf mich ein, nicht allein Geſtalten aus „Leberecht Hühnchen,“ ſondern auch ſolche aus anderen Geſchichten. Ich kann und will ſie nicht alle aufzählen, muß aber bemerken, daß die Sache anfing mir unheimlich zu werden, denn es tauchten da bald allerlei grauliche und faſt unmögliche Geſellen auf. Ein uralter Mann in der alten mecklenburgiſchen Landestracht, in Kniehoſen, Strümpfen und Schnallenſchuhen und langem Gehrock, hatte eine Weile geduldig in einer Ecke geſtanden, dann erſah er ſeine Zeit und nahte ſich mir mit einem zugebundenen braunglaſiertem Topfe, den er ſorgfältig in ſeinen mageren, blaugeäderten Händen trug. Er ſchurrte langſam vor mich hin, zog die Stirn kraus und ließ die Lider ein paarmal über den ausgeblaßten Augen auf und nieder gehen, dann kam es aus dem zahnloſen Munde hervor: „Ick gratelier' Sei ok gor tau veel Mal, Herr! Un ick bring' Sei ok 'n lütten Pott vull von den bewußten ſuren... Aal. Sei weiten jo — von dei witte Ort!“ Dann gingen die Augenlider wieder unglaublich ſchnell auf und nieder, und um den zahnloſen Mund lag ein höchſt ſonderbares Grinſen.

Nun wußte ich es mit einemmal, das war ja der alte Mann aus dem Waldwirtshaus im „Haſelwurm,“ wo der „Vogelfritze“ ſo höchſt ſonderbare und unglaubliche Dinge erlebt hatte. Doch kam ich gar nicht recht zur Beſinnung, denn ſchon ward mir eine Karte gebracht, auf der ſtand weiter nichts als:

*Daniel Siebenstern.*

*Revenant.*

Was ſollte ich machen? „Ich ließe bitten!“ ſagte ich zu dem Mädchen, obwohl mir die Zähne anfingen ein wenig zu klappern. Nun trat ein kleiner ſchwarzer Herr ins Zimmer, mit ſcharfem, gelbem Geſicht und pechſchwarzen plötzlichen Augen. In der einen Hand trug er einen Stock mit ſilbernem Totenkopf, in der anderen eine wunderſchöne weiße Roſe. Dieſe bot er mir dar und ſah mich mit einem geiſterhaften Ausdruck melancholiſch an. Ich fragte ihn: „Sind Sie der ‚Daniel Siebenſtern‘ aus den ‚Vorſtadtgeſchichten,‘ der am Kreuzberg wohnte und auf dem Kirchhofe an der Belleallianceſtraße die ſchöne Kapelle hatte?“

Er nickte zweimal.

„Aber ich bitte Sie, mein Herr,“ ſagte ich faſt außer mir, „Sie ſind ja bereits am 15. Januar 1876 geſtorben und längſt begraben.“

Ein etwas trübes Lächeln ſpielte um ſeine ſchmalen Lippen, dann erwiderte er ſehr verbindlich: „Sehr wohl, mein verehrter Herr! Doch das kann mich durchaus nicht abhalten, Eurer Hochwohlgeboren zu dem ſoeben vollendeten erſten halben Jahrhundert meine allerbeſten Glückwünſche darzubringen.“

Es lief mir eiskalt den Rücken hinab. Die ſchöne weiße Roſe hatte ich in der Hand, aber der kleine Herr war verſchwunden. Doch nun vernahm ich etwas, daß mich in die höchſte Verwunderung ſetzte, denn draußen im Vorgarten ſchrie ein Schwarzſpecht. Es war unverkennbar. Wie kam dieſer ſcheuſte aller Vögel, den man im Walde kaum zu ſehen bekommt, hierher. Ich eilte ans Fenſter. Richtig, da ſaß der große ſchwarze Vogel mit der feuerroten Kappe an der mächtigen Silberpappel und ſchielte um den Stamm herum eifrig auf die Hausthür. Doch ward mein Blick bald von ihm auf neue noch größere Seltſamkeiten abgelenkt, denn ſoeben fuhren in vier Droſchken erſter Klaſſe nach den Jahreszeiten geordnet die zwölf Monate aus Band III der geſammelten Schriften vor das Haus. Es wunderte mich nur ſehr, daß ſie in ihren wunderlichen, zum Teil närriſchen Koſtümen keinen Straßenauflauf erregten. Darüber hatte ich den Schwarzſpecht aus dem Auge verloren und ward erſt wieder an ihn erinnert, als plötzlich Herr Picus aus „Waldfräulein Hechta“ mit ſeinem ſchwarzem Anzug und ſeinem feuerroten Käppchen vor mir ſtand.

„Gratulor! Gratulor!“ ſagte er mit ſeiner hohen ſchrillenden Stimme. Dann zog er eine höchſt ſeltſam geformte Kryſtallflaſche hervor, drin eine rubinrote Flüſſigkeit einen ſo hellen Schein von ſich gab, daß auf allen benachbarten Geſichtern ſich ein roſiger Schimmer verbreitete. „Hier hab ich ein Elixierchen, ein Lebenselixierchen!“ rief er. „Davon gießen Sie fünfzig Jahre lang jeden Morgen nur ein Tröpfchen in den Kaffee, dann werden Sie hundert Jahre alt, oder der Habicht ſoll mich ſchlagen, wenn's nicht wahr iſt.“

Damit drückte er mir die Flaſche in die Hände und fuhr ſofort herum zu den guten Lebensmitteln, die man mir dargebracht hatte, roch an allem, wobei es ausſah, als wolle er mit der ſpitzen Naſe hineinhacken, und rief einmal über das andere: „Lecker, lecker! Kenn' ich, kenn' ich! Fein, fein!“

Mir aber wurden jetzt zwei Karten auf einmal gebracht. Auf der einen ſtand „Adalbert Scheermäuſel,“ auf der anderen „Eulalie Schadebock.“ Man wird ſich erinnern, daß der erſte Name der des Herrn „Omnia“ war, der ſich im Rieſengebirge ſo abſcheulich gegen meinen Freund Abendrot benahm. Die zweite Karte aber rührte von ſeiner Schwiegermutter her. Wer dieſe Megäre kennt, der wird meinen tödlichen Schreck begreifen. Schon hörte ich ihre harte fürchterliche Stimme auf dem Korridor. Nun war's aus, und Flucht mein einziger Gedanke. Ich ſagte dem Mädchen, es ſolle mir meinen Hut in das Nebenzimmer bringen, und verſchwand geräuſchlos dorthin. Als ich den Hut hatte, lief ich die eiſerne Wendeltreppe hinab, die am Balkon in den Hintergarten führt und flüchtete mich durch den Kellergang zum Vorgarten. Dort hatten ſich gerade die zwölf Monate mit ihren Inſtrumenten aufgeſtellt und ein herrliches Ständchen begonnen. Aber obwohl mich der Januar beim Ausziehen ſeiner ſilbernen Poſaune faſt vor den Bauch ſtieß, erkannte mich doch niemand, und ich entkam glücklich. Von oben jedoch, wo die ganze Geſellſchaft an den geöffneten Fenſtern ſtand, um der Muſik zuzuhören, ward ich geſehen.

Ich hörte, wie Eulalie Schadebock mit ihrer entſetzlichen Stimme ſchrie: „Er kneift aus, der feige Lump. Haltet ihn, haltet ihn!“

Ich aber ſprang ſchnell in eine eben vorüber fahrende Droſchke und rief dem Kutſcher zu: „Fahren Sie die Potsdamer und Leipziger Straße herunter, ich werde Ihnen ſchon ſagen, wo Sie halten ſollen. Ein gutes Trinkgeld, wenn es recht raſch geht!“ Erleichterten Herzens raſte ich davon.

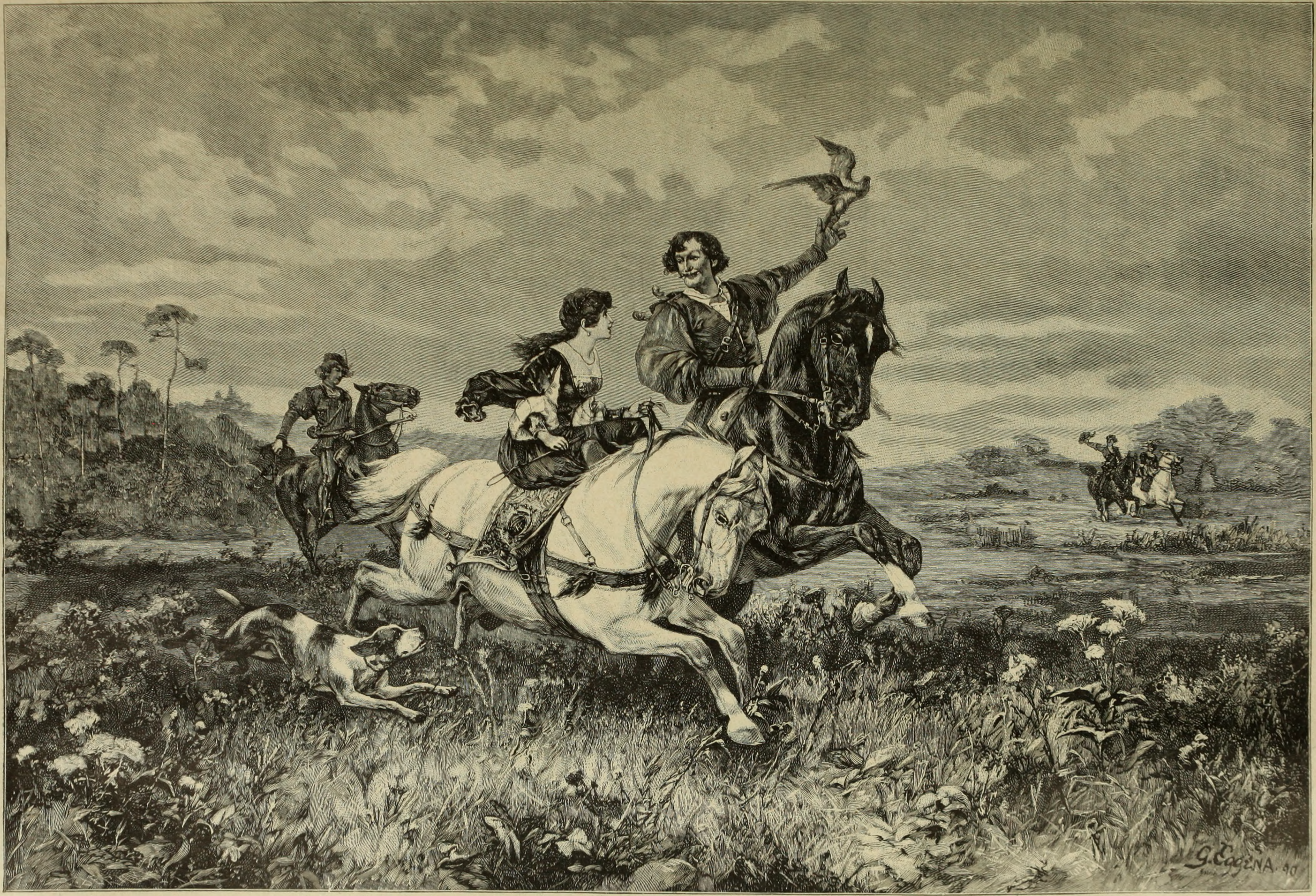
In der Freude, dem ſeltſamen Wirrwarr einer ſo unerhörten Geburtstagsfeier entronnen zu ſein, fuhr ich immer weiter. Ich gedachte nicht eher in meine Wohnung zurückzukehren, bis der Schwarm ſich dort verlaufen hätte und Ruhe und Frieden wieder zurückgekehrt ſeien. Bei der Gertraudtenbrücke ließ ich halten, denn als mir das merkwürdige kleine Haus an der Friedrichsgracht in die Augen fiel, kam mir der Gedanke, eine Weile im alten Berlin ſpazieren zu gehen, wie ich es gern that, wenn ich zufällig einmal in die Gegend kam. Das erwähnte Haus liegt nicht weit von der Brücke und hat von jeher eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Woran das liegt, wird mir ſchwer zu ſagen. Iſt es der Umſtand, daß es als das einzige in der Gegend einen Hof neben ſich hat, über deſſen hohe Mauer die Wipfel von zwei Kaſtanien und eines anderen mir unbekannten Baumes ſchauen? Iſt es der alte, mit einem kunſtreichen Eiſengitter verſehene Balkon im erſten Stock, auf dem niemals jemand ſteht, oder iſt es die ſchwer mit Eiſen beſchlagene Thür aus Eichenbohlen gerade unter ihm, die nie geöffnet wird und ſo ausſieht, als könnte ſie nur zu wunderlichen Geheimniſſen führen? Dies Haus hatte ich ſchon ſeit lange mit allerlei ſonderbaren Geſtalten meiner Einbildungskraft bevölkert, und um ſo mehr war ich verwundert, als gerade heute zum erſtenmal die geheimnisvolle Thür vor meinen Augen ſich aufthat. Es kam nämlich ein wohlbeleibter Herr die Straße daher, der mir dadurch auffiel, daß er in die Tracht des Anfangs dieſes Jahrhunderts gekleidet war. Bei der eiſenbeſchlagenen Thür machte er Halt und klopfte dort in einer höchſt eigentümlichen Weiſe an. Nach einer Weile that ſich jene geräuſchlos auf, der Mann ſchlüpfte hinein, und die Thür ſchloß ſich wieder. Ich war ſchon an dem Hauſe vorbei, allein nun kehrte ich wieder um und ging dort langſam auf und ab, um zu ſehen, ob ſich dieſe befremdliche Thatſache wiederhole. Bald kam von der Gertraudtenbrücke her ein ſonderbares kleines Männchen im kaſtanienbraunen Rock und mit Kniehoſen und Stulpenſtiefeln angethan. Wetter, was hatte der in ſeinem gelben Geſicht für eine Hakennaſe und ein ſpitzes Kinn! Das Männchen eilte mit großer Beweglichkeit auf die bewußte Thür zu und klopfte ebenfalls. Jetzt hörte ich es ganz genau, es geſchah im Rhythmus eines rein daktyliſchen Hexameters:

„– ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – –!“

Der kleine Herr merkte, daß ich ihn beobachtete, ſeine überaus beweglichen Stirnmuskeln fingen heftig an zu zucken, und ehe er in der Thür verſchwand, warf er mir von der Seite einen ſcharfen, giftigen Blick zu. Wie ein Blitz ging wir nun ein Licht auf, warum mir das Männchen gleich ſo bekannt vorgekommen war. Das war ja der alte E. T. A. Hoffmann, wie er leibt und lebte, wie ich ihn aus Bildern und Beſchreibungen genugſam kannte. Zwar waren heute genau ſiebzig Jahre ſeit ſeinem Tode verfloſſen, aber hatte ich nicht an dieſem verdrehten Tage ſchon Dinge erlebt, die ebenſo unglaublich waren?! Mich befiel eine unwiderſtehliche Neugier, die Geheimniſſe zu ergründen, die hinter dieſer eiſenbeſchlagenen Thür verborgen waren. Im Beſitz des Einlaßzeichens war ich, und mehr wie herausgeworfen konnte ich nicht werden. Mit raſchem Entſchluß trat ich an die Thür:

„– ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – –!“

Nach einer halben Minute befand ich mich in einem dämmerigen Gange, der an ſeinem hinteren Ende von einem kleinen Fenſter nach dem Hofe zu ſpärlich erhellt war. Dort hinter einer angelehnten Thür hörte ich Stimmengeſumme. Ein eigentümlicher Duft, wie er in uralten Weinſtuben zu herrſchen pflegt, ſchlug mir entgegen. Das Herz pochte mir mächtig, als ich in den halbdunklen Raum eintrat und mich ſo ſtill wie möglich in die finſterſte Ecke drückte. Die Männer, die dort um einen großen runden, vom Alter gebräunten Eichentiſch ſaßen, waren in ihr Geſpräch vertieft und beachteten mich nicht. Ich beſtellte bei dem uralten Küfer, der mich mit einem ſeltſam fragenden Blick anſah, zur Feier des Tages und zu Ehren dieſes ſeltſamen Erlebniſſes eine Flaſche Chateau d'Yquem und verhielt mich mäuschenſtill in meiner dunklen Ecke. Meine Augen gewöhnten ſich allmählich an die herrſchende Dämmerung, die nur von einer trübe brennenden Schirmlampe über dem runden Tiſche ein wenig erhellt ward, und ich betrachtete mir die wunderlichen altmodiſchen Leute, die dort ſaßen, etwas genauer. Auf dem Tiſche befand ſich ein Kaſten mit Tabak nnd eine Anzahl von langen Kalkpfeifen. Einige von den Männern rauchten,



Reiherbeize. Nach dem Gemälde von G. Eggena.

und jeder hatte einen anderen Wein vor ſich. Es intereſſierte mich, zu wiſſen, was das kleine ſonderbare Männchen trank, und ich ſah mich danach um.

„Chambertin,“ ſagte ich befriedigt zu mir, „das ſtimmt.“

Während nun die Männer ſich lebhaft unterhielten, tönte von draußen wieder das bekannte Klopfen. Der alte Küfer zog an einem Griff an der Wand, und nach kurzer Weile kam ein breiter unterſetzter Mann in die Thür mit einem fidelen ſtupsnaſigen Geſicht, das von einem Vollbart umrahmt wurde. „Da iſt ja der Doktor!“ rief jemand, „nun ſind wir vollzählig.“

„Ja, ich hab’ mich ’n bißchen verſpätet,“ ſagte der neue Ankömmling. „Kinnings, wat hew’k för’n Döſt. Sie alter würdiger Greis, ſetzen Sie mir ’mal gleich ſo’n Korb Langkork hier untern Tiſch, daß das alte Laufen nich immer is. So, nu kann’s losgehn.“

Ich ſaß faſt erſtarrt da. Wenn das nicht Fritz Reuter war, ſo konnte es nur der Teufel ſein!

Als alle mit Getränk verſehen waren, erhob ſich der neue Ankömmling und hielt folgende kleine Anſprache:

„Sehr verehrte Anweſende! Nach den Gebräuchen unſeres Klubs fällt es mir als dem Jüngſten zu, den Vorſitz bei dieſer Morgenſprache zu übernehmen. Sie wiſſen alle, was uns heute zuſammenführt. Es gilt, einen Tag feſtlich zu begehen, der uns vor ſiebzig Jahren ein Mitglied ſchenkte, das wir alle ſchätzen, lieben und verehren, einen Poeten, von dem die vielleicht einzig daſtehende, höchſt ſonderbare Thatſache zu verzeichnen iſt, daß er in Frankreich mehr geleſen wird als in Deutſchland. Lange Reden ſind bei uns nicht Gebrauch, darum komm’ ich ſogleich zur Sache. Heute vor ſiebzig Jahren ſtarb in Berlin unſer treffliches Mitglied der Kammergerichtsrat E. T. A. oder richtiger E. T. W. Hoffmann. Er lebe hoch!“

Nun erhoben ſich alle, brachten ein dreimaliges Hoch aus und ſtießen mit dem kleinen, ſonderbaren Männchen an, das gar bewegliche Geſichter ſchnitt und auf verwunderliche Art durch ganz ſchnelle Biegungen des Nackens ſeinen Dank ausdrückte.

Als ſich der erſte Anſturm gelegt hatte, kam ich mit meinem Glaſe aus der dunklen Ecke hervor, denn dieſe, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, dem trefflichen Meiſter meinen Dank auszudrücken, wollte ich mir nicht entgehen laſſen.

„Geſtatten Sie, Herr Kammergerichtsrat,“ ſagte ich, „einem Ihrer größten Verehrer, ein Glas edelſten Weines auf Ihr Wohl zu trinken!“ Der Chateau d’Yquem war nämlich köſtlich.

Der Angeredete ſah zu mir empor, ſcheinbar mit ärgerlicher Verwunderung, paffte einige Male heftig aus ſeiner Kalkpfeife und ſprudelte dann mit unglaublicher Schnelle und ſcharfer, etwas heiſerer Stimme die Worte heraus: „Wer ſind Sie, Verehrteſter? Was veranlaßt Sie, ſich einzudrängen in eine Geſellſchaft friedliebender Revenants? He? Revenants, die unter ſich ſein möchten, mein Teuerſter?“

„Ja, wer ſind Sie, mein Herr?“ fragte nun Reuter mit finſterem Ernſt.

Ich nannte meinen Namen.

Zu meiner größten Verwunderung ſchien dieſer ſämtlichen Anweſenden bekannt zu ſein, was meiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelte und mich ſo mit ſchwellendem Stolze erfüllte, daß ich mich nicht enthalten konnte, dieſem Gefühle in beſcheidener Weiſe Ausdruck zu geben.

„Ja, meiner lieber Landsmann,“ ſagte Reuter dann, „wenn Sie nun doch zum Fach gehören und hier heute, ich weiß nicht auf welche verdeubelte Art, hereingekommen ſind, ſo mögen Sie ausnahmsweiſe bleiben und an der ferneren Sitzung Teil nehmen. Aber für ſpäter, merken Sie ſich, iſt Einführung durch ein Mitglied nötig, dreimaliger Beſuch des Klubs und bei der Aufnahme: Einſtimmigkeit. Verſtanden? Und darüber, daß wir Ihren Namen kennen, brauchen Sie ſich nicht zu wundern. Wir haben furchtbar viel Zeit und leſen allen möglichen Schund. Beſonderen Spaß macht es uns aber, zu ſehen, wie unſere Schriften weiter wirken in den Nachfolgern, und da kann man bei Ihnen allerhand erleben.“

Ein beifälliges Grunzen und Lachen ward in dem Kreiſe vernehmlich; beſonders laut kicherte Hoffmann und rief: „Man vergleiche ‚Das alte Haus‘ von Ihnen, Liebſter, mit meinem ‚Abenteuer dreier Freunde‘! Da kann man was merken! Haben mich auch ſonſt nicht ohne Nutzen ſtudiert. ‚Daniel Siebenſtern‘? He? Und ſo weiter. Will heut milde ſein! Bin in einer höchſt komfortablen Stimmung!“

Der wohlbeleibte Herr, den ich zuerſt in die eiſenbeſchlagene Thür hatte eintreten ſehen, und der von den anderen mit „Herr Legationsrat“ angeredet wurde, beugte ſich jetzt vor und ſagte: „Sie bilden ſich wohl was ein auf Ihren ‚Leberecht Hühnchen‘, mein Herr? In den dreiunddreißig Kruken meiner geſammelten Schriften habe ich mindeſtens ein Dutzend dergleichen ſtets fideler Männlein poetiſch eingemacht. Ich erinnere nur an das ‚Leben des vergnügten Schulmeiſterleins Wutz in Auenthal‘.“

So rieben ſie mir alle, einer nach dem andern, etwas unter die Naſe, Chamiſſo, Hauff und alle, die da waren.

Nur der alte Uhland ſaß die ganze Zeit lang ſtill in ſeiner Ecke und ſagte kein Wort. Er äußerte auch jetzt nichts, aber er lächelte mich an, und dies Lächeln ſprach beredter als Worte: „Na, ich weiß auch Beſcheid.“

Zuletzt nahm Reuter wieder das Wort: „Ihr Glück, Landsmann,“ ſagte er, „daß Mörike, Storm und Keller heut fehlen, die könnten ſonſt dies Lied noch ’n paar ſchöne Verſe weiter ſingen. Was? Und, was ich ſonſt noch ſagen wollt’ — Sie ſchreiben ja wohl auch manchmal plattdeutſch?“ Dann ſah er mich mit einem ſchönen breiten, echt mecklenburgiſchen Grinſen an, ſtieß mich mit dem Zeigefinger in die Seite und rief: „Alter Schäker!“

„Doch nun wollen wir genug ſein laſſen des grauſamen Spiels,“ fuhr er fort, „nur noch eine Frage möcht’ ich mir erlauben: Sagen Sie ’mal, wann ſind Sie eigentlich abgeſchrammt? Das kann doch erſt ganz kürzlich geweſen ſein?“

„Wie ſo, abgeſchrammt?“ fragte ich äußerſt verwundert.

„Nun, ich meine, wann Sie tot geblieben ſind?“

„Aber lieber Herr Doktor, ich bin ja noch äußerſt lebendig und feiere heut meinen fünfzigſten Geburtstag!“

Dieſe Antwort erregte bei der ganzen Geſellſchaft Entſetzen und höchſten Zorn, ſelbſt Uhland ſagte: „Unerhört!“ Das erſte Wort, das über ſeine Lippen kam. Alle ſchrieen auf mich ein und fanden, wie es in dem Studentenulk vom Seegreiſe heißt, mein Benehmen höchſt inkommentmäßig und ſozuſagen faſt gemein. Hoffmann fauchte wie ein in die Enge getriebener Kater. Reuter aber ſchüttelte fortwährend meinen Arm und wiederholte einmal über das andere: „Wie können Sie es wagen, ſich mit Ihrer höchſt gemeinen Körperlichkeit in die geheiligten Kreiſe der Abgeſchiedenen zu begeben. Sie ſind ja ein Herr! Ein Herr ſind ja, Sie Herr, Sie!“ Und das Wort „Herr“ betonte er, als wäre es das fürchterlichſte Schimpfwort, das jemals die Hölle ausgeſpieen hat.

Ich verlor vor Schreck die Beſinnung, und es ward dunkel vor meinen Augen. Das Rütteln an meinem Arme aber dauerte fort, und wie aus weiter Ferne hörte ich die ſanfte Stimme meiner Frau: „Heinrich! Heinrich!“

Da kam eine ſelige Ruhe über mich, und ich ſchlug die Augen auf. Es war heller Morgen; meine Frau ſtand vor meinem Bette und hielt ein Telegramm in der Hand: „Hier, Heinrich, lies! Dies iſt ſoeben gekommen!“ Ich rieb mir die Augen, öffnete das Blatt und las:

„Wach’ auf, wach’ auf, o Jubilar!
Und wiſche dir die Augen klar!“

Dies iſt die wahrheitsgetreue Beſchreibung der merkwürdigen Ereigniſſe am Morgen meines fünfzigſten Geburtstages. Wie es weiter kam, das wiſſen die Herren ja, ich brauche es Ihnen daher nicht zu erzählen.

# Am Familientiſch.

## Zu unſren Bildern.

Ob ſie auch den vorſchriftsmäßigen Beerenzettel haben, die kleinen „Heidelbeerſucher“? Und ob ſie auch des alten guten Spruches eingedenk geblieben ſind: „Zwei ins Töpfchen, eine ins Kröpfchen.“ Jedenfalls ſcheint die Ernte gut geweſen zu ſein, das beweiſen die lachenden Geſichter, an denen der Maler aber, wahrſcheinlich aus äſthetiſchen Gründen, eins vergeſſen zu haben ſcheint — den beim Beerenſuchen bekanntlich unvermeidlichen farbigen Rand um die Lippen.

Das ritterliche Vergnügen der „Reiherbeize“ iſt für Deutſchland anſcheinend auf immer erloſchen, und gerade darum iſt ſeine bildliche Wiedergabe in dem lebendigen Bilde von G. Eggena von doppeltem Intereſſe. Übrigens wird heute nicht nur in Oſtindien, ſondern, wenn auch ſehr vereinzelt, in Nordamerika und neuerdings in England noch mit dem Falken gejagt.

Unſer drittes Bild gibt eine höchſt merkwürdige Tiſchplatte wieder, welche aus der Jugendzeit Friedrich Wilhelms IV ſtammt. Die krauſen, eine ſprudelnde Phantaſie verratenden Skizzen, welche ſie bedecken, wurden von dem damaligen Kronprinzen ſelbſt gezeichnet. Die Platte kam ſpäter in den Beſitz der Staatsrätin v. Seidlitz in Dorpat, wurde von dieſer König Friedrich Wilhelm III geſchenkt und befindet ſich jetzt im Hohenzollernmuſeum in Berlin.

## Erdkunde.

Von den gewaltigen Gebirgsketten Innerafrikas, dem Kilima-Ndſcharo, dem Kenia und dem Ruwenzori, iſt bisher nur die erſtere einigermaßen erforſcht, Dank zumal Dr. Hans Meyer, welchem es bekanntlich gelang, den einen der beiden erloſchenen Krater des Gebirgszuges zu erreichen. Die dem Kenia geltende Forſchungsreiſe des Grafen Teleki kam nicht völlig zum Ziel, der kühne Reiſende mußte, nur noch etwa 1000 Meter vom Gipfel entfernt, umkehren. Noch weniger erforſcht iſt der dritte Bergrieſe, der Ruwenzori, von dem uns zuerſt Stanley berichtete. Jetzt iſt der Ruwenzori aber wieder in den Vordergrund des Intereſſes durch Mitteilungen gerückt worden, die Dr. Stuhlmann, der Begleiter Emins auf deſſen letzter geheimnisvoller Expedition, an die Redaktion der Petermannſchen „Geograph. Mitteilungen“ gelangen ließ. Dieſelben melden von einer Reihe ſteiler, ſchroffer Kegel, die ohne Zweifel vulkaniſcher Natur ſind, und von denen der eine nach den übereinſtimmenden Ausſagen der Einwohner ſogar ein noch thätiger Vulkan ſein ſoll. Damit wäre der zweite thätige Vulkan im innern Afrika entdeckt; den erſten fand bekanntlich die Telekiſche Expedition am Stefanieſee. Die „Natur“ hält dafür, daß die genaue Durchforſchung des Ruwenzori-Gebietes zu den intereſſanteſten und wichtigſten Aufgaben gehört, die ſich z. B. im centralen Afrika darbieten, und tritt für die baldige Ausrüſtung einer deutſchen Expedition ein, für welche die Wege bereits hinreichend eröffnet ſeien und die in der deutſchen Bukobaſtation am Südende des Victoriaſees einen geeigneten Stützpunkt finden würde.

## Naturkunde.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß die vorſorgliche Natur dem allzu maſſenhaften Auftreten einzelner ſchädlicher Tierarten ſelbſt durch andere Arten entgegenwirkt, die ſich als die natürlichen Feinde jener bethätigen. Dieſe Thatſache iſt neuerdings wiederum gelegentlich des verheerenden Auftretens ungeheurer Heuſchreckenſchwärme in Nordafrika beſtätigt worden. Es ſtellte ſich nämlich heraus, daß die Larven einer Fliege, Idia fasciata Meig., die Eier der Wanderheuſchrecke mit Vorliebe verzehren und für die Beſeitigung der Brut in umfangreichſter Weiſe thätig ſind, ja das weitere Umſichgreifen der ſchweren Plage, unter welcher zumal die algeriſchen Koloniſten bereits empfindlich gelitten haben, vorausſichtlich verhindern werden.

Über die Schwankungen der Alpengletſcher, ihr Vor- und Zurückweichen, hat Prof. Richter in Graz neuerdings umfaſſende Studien angeſtellt. Er kommt zu dem Schluß, daß die Gletſchervorſtöße ſich in Perioden wiederholen, deren Länge zwiſchen 20 und 45 Jahren ſchwankt und im Mittel der drei letzten Jahrhunderte genau 35 Jahre betrug. Die Vorſtöße ſind nicht von gleicher Intenſität und auch nach der Art ihres Verlaufes nicht ganz gleichmäßig. Die Gletſcherſchwankungen ſtimmen im allgemeinen mit den von Brückner ermittelten Jahreszahlen der Klimaſchwankungen der letzten drei Jahrhunderte überein. Der Gletſchervorſtoß macht ſich bereits noch während der feuchtkühlen Zeit bemerkbar; die Verzögerung der Periode iſt alſo noch geringer, als man bisher angenommen hat. Es iſt in ſehr ausgebreiteten Gebieten der Alpen die Volksmeinung zu finden, daß die Gletſcher früher kleiner und die Päſſe wegſamer geweſen ſeien. Eine genaue Prüfung ergibt aber, daß eine ſolche Veränderung der Gletſcher ohne eine ſehr beträchtliche Änderung aller Vegetations- und Produktionsverhältniſſe der Alpenländer, die uns nicht hätte unbekannt bleiben können, nicht hat ſtattfinden können. Es liegt keine einzige wirklich gut beglaubigte Nachricht vor, welche uns nötigen würde, anzunehmen, daß in hiſtoriſcher Zeit, vor dem XVI. Jahrhundert, die Alpengletſcher dauernd kleiner geweſen ſeien als jetzt, vielmehr dürfte jene Volksmeinung vornehmlich durch die Erinnerung an die regelmäßigen Gletſcherſchwankungen hervorgerufen ſein.

## Pflanzenkunde.

In dieſen Tagen hat die Victoria regia im botaniſchen Garten zu Berlin wieder ihre Blüte entfaltet — gerade 40 Jahre, nachdem ſie zum erſtenmale in Berlin blühte. Die Victoria regia ſtammt bekanntlich von den Stromufern des tropiſchen Südamerikas; dort, auf dem Rio marmore, fand ſie 1801 der Deutſche Haenke, während erſt 1832 Pöppig eine genauere, wiſſenſchaftliche Beſchreibung der Rieſenpflanze gab. Die Größe und Formenſchönheit von Blättern und Blüten weiſen der V. regia auch heute noch einen bemerkenswerten Platz an, zumal ſie einige höchſt merkwürdige phyſiologiſche Eigenſchaften entwickelt. Die Blüte bricht nämlich am Nachmittag auf, ſchließt ſich am Morgen und öffnet ſich erſt am nächſten Abend vollſtändig, wobei auch die innen roſapurpurnen Blumenblätter ſich entfalten, ſodaß die gelben Staubgefäße ſichtbar werden. Am zweiten Morgen ſchließt ſich die Blüte wieder und taucht unter Waſſer, in dem ſich dann die Früchte mit eßbaren, maiskornähnlichen Samen entwickeln.

## Statiſtik.

Ein betrübendes Zeichen der Zeit ſind die ſtetig zunehmenden Eheſcheidungen. In Frankreich kamen 1885 auf 100 000 Ehen 57 — im Jahre 1890 aber 71 Eheſcheidungen; in Preußen entfielen 1881 auf 100 000 Ehen 50, 1890 aber 77 Eheſcheidungen; in den Vereinigten Staaten entfallen auf dieſelbe Zahl Ehen ſeit geraumer Zeit jährlich gar 218 Scheidungen. Wo bleibt da die Heiligkeit des Ehebundes!

## Meteorologie.

Augenblicklich iſt der unermündliche Janſſen aufs neue mit dem Aufbau des meteorologiſchen Obſervatoriums auf dem Montblanc, über welches wir früher bereits berichteten, beſchäftigt. Das Häuschen ſoll diesmal nicht auf den Fels gegründet werden, was im vorigen Jahre durch die übermäßig dicke Eishülle verhindert wurde, ſondern auf den gefrorenen, anſcheinend unveränderlichen Schnee.

Wie in Ploen und an anderen Orten, ſo beabſichtigt man auch in der Nähe der bekanntlich ſehr waſſerreichen Umgebung Berlins eine Station zur biologiſchen Unterſuchung der Seen und zwar zunächſt des Müggelſees anzulegen. Der Gedanke geht von einigen jüngeren Naturforſchern aus, welche beim Berliner Magiſtrat den Antrag ſtellten, ihnen auf der Pumpſtation der Waſſerwerke bei Friedrichshagen eine Station einzurichten; ſie wollen dafür ihre fauniſtiſchen und floriſtiſchen Unterſuchungen gemeinnützig machen und z. B. die Berliner Schulen mit Aquarien-Pflanzen und Tieren zu Unterrichtszwecken ausſtatten.

## Gewerbe.

Die Schere gehörte ihrer Konſtruktion nach bisher zu den konſervativſten aller Inſtrumente: mochte die äußere Form ſich ändern, gleich blieben ſich ſtets die beiden, durch einen einfachen Stift verbundenen Klingen, die dadurch wirken, daß ſie den zwiſchen ihnen befindlichen Gegenſtand beim Schließen abquetſchen. Eine weſentliche Neuerung zeigen jedoch jetzt von Henkels-Solingen in den Handel gebrachte Scheren. Bei ihnen ſind die Schneiden durch eine Kapſel verbunden, innerhalb deren eine Hebelüberſetzung bewirkt, daß die eine Schneide beim Schließen längs der anderen heruntergezogen wird. Dadurch wirkt die untere Backe als Unterlage, die obere gleichſam als Meſſer. Die Scheren entwickeln denn auch in der That eine weit größere Kraft, als die früheren.

## Vereine und Kongreſſe.

Vom 26. bis 29. September tagt in Dortmund der diesjährige Kongreß für innere Miſſion. Auf der Tagesordnung ſteht u. a.: Wohnung, Familienleben und Koſtgängertum (Referent Pfarrer Weber-M.-Gladbach); Teilnahme der Gebildeten am kirchlichen Gemeindeleben (Referent Dr. Frhr. v. Soden-Berlin); die Verwertung der Sonntagsruhe (Referent Paſtor Hickmann-Köln); Pflege der konfirmierten männlichen Jugend (Referent Superintendent Nelle-Hamm); die ſittliche Bedeutung der Arbeit im Lichte des Evangeliums (Referent Pfarrer Werner-Beckendorf).

## Forſtwirtſchaft.

Weiße Heidelbeeren ſind gar nicht ſo ſelten und ebenſo eßbar wie die blauen. Vor einigen Jahren kannte man erſt wenige Standorte dieſer eigentümlichen Spielart, nachdem aber die Pflanzenkundigen derſelben ihre Aufmerkſamkeit zugewendet haben, iſt eine große Anzahl von Fundſtellen bekannt geworden. Ein Verzeichnis derſelben geben die Berliner Profeſſoren P. Aſcherſon und P. Magnus in den „Verhandlungen der k. k. zoologiſch-botaniſchen Geſellſchaft in Wien“ (Jahrg. 1891).

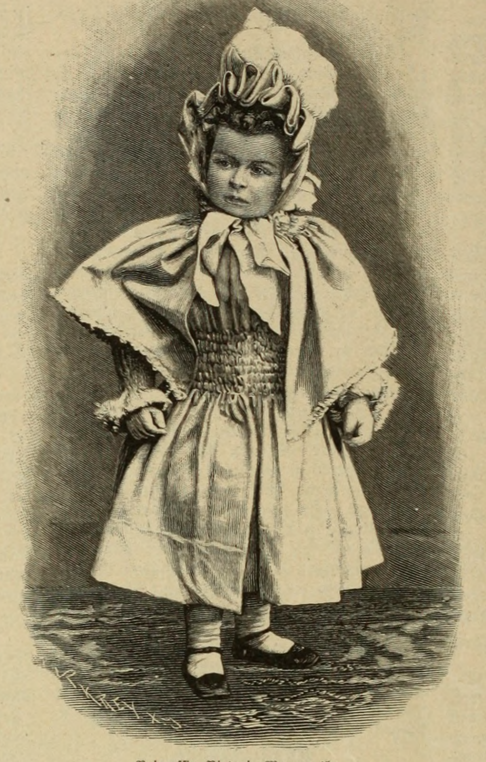
Die weiße Heidelbeere iſt weit verbreitet. Sie findet ſich an vielen Orten Deutſchlands, ferner im europäiſchen Rußland und in Sibirien, in Skandinavien, in Öſterreich-Ungarn, in der Schweiz und in Italien. Mir ſind zwei Standorte weißer Heidelbeeren bekannt, einer im Walde von Liebeſeele bei Misdroy, der andere in der Lüneburger Heide beim Forſthauſe Övelgönne, zwei Stunden von Winſen a. d. Aller.

Stellenweiſe überzieht die weiße Heidelbeere ganze Stücke des Waldbodens, ſo daß die Beeren eimerweiſe geſammelt werden können. Außer bei der Heidelbeere aber kommt auch eine weiße Spielart vor bei der Preißelbeere, der Moosbeere, der Bärentraube und der Krähenbeere (Empetrum nigrum). Die zuletzt genannte weißfrüchtige Krähenbeere wird beſonders häufig in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen gefunden. Weiße Erdbeeren ſind allbekannt und bilden eine beſtändige Spielart, die kultiviert wird.

In allen dieſen Fällen handelt es ſich um eine in der Pflanzenwelt ſehr häufige Erſcheinung, welche Albinismus genannt wird, und häufiger noch als bei Früchten kommt das Weißwerden bei Laubblättern und Blüten vor. Beſonders erſcheinen weiße Blüten als Ausnahme bei den Pflanzen, die ſonſt blau, rot oder violett blühen. J. Tr.

## Prinzeſſin Victoria Margarethe.

Prinzeſſin Victoria Margarethe, geboren am 17. April 1890, iſt das älteſte Töchterchen Seiner Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen und ſeiner Gemahlin Louiſe Sophie, Prinzeſſin zu Schleswig-Holſtein, der Schweſter unſerer Kaiſerin. Die Prinzeß, deren reizendes Bild wir nebenſtehend unſeren Leſern vorführen, hat inzwiſchen bereits ein Brüderchen erhalten, den am 16. Dezember 1891 geborenen Prinzen Joachim Wilhelm. Die erlauchten Eltern leben bekanntlich in Potsdam, und der unvergleichlich ſchöne Park von Glienicke, deſſen altes Jagdſchloß Prinz Friedrich Leopold in den letzten Jahren zu einem fürſtlichen Herrenſitz umgeſtaltete, iſt der Tummelplatz der Spiele beider kleinen Zollernſprößlinge.



Prinzeſſin Victoria Margarethe.
Nach einer Aufnahme von Selle & Kuntze, Hofphotographen in Potsdam.

## Kleine Zeitung.

Die Regierungen einzelner auſtraliſcher Kolonien haben neuerdings begonnen, der Ausfuhr von Früchten nach Europa ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Es ſind in Neu-Seeland große Schiffe für dieſen Zweck gebaut worden. Die wichtigſten hier in Frage kommenden Früchte ſind Äpfel und Bananen. Ein vor kurzem von Tasmania in London eingetroffener Dampfer überbrachte 2000 Kiſten mit gut erhaltenen Äpfeln, welche zu Preiſen von 8 bis 16 Schilling pro Kiſte verkauft wurden. Die Bananenplantagen des Cairns-Diſtrikts ſenden wöchentlich 8—10000 Kiſten Bananen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſer wichtige Handelszweig noch von großer Bedeutung für Auſtralien werden wird.

Unlängſt iſt der Great-Eaſtern, vielleicht das größte aller in neuerer Zeit gebauten Schiffe, nach langjährigem Stillliegen im Hafen von Liverpool auf Abbruch verkauft worden. Das „Central-Blatt der Bauverwaltung“ widmet dem Leviathan unter den Fahrzeugen einen kleinen, bei dem Aufſehen, welches das Schiff ſeiner Zeit erregte, doppelt intereſſanten Nachruf, dem wir folgendes entnehmen: Das Schiff wurde in den Jahren 1853—1859 nach den Plänen des berühmten Jſambert Brunel gebaut, weil man der Schwierigkeit der Anlage von Kohlenſtationen auf dem Wege nach Indien um Kap Horn durch den Bau von Rieſenſchiffen, die genügend Kohle für die ganze Reiſe mitzuführen vermöchten, am beſten zu begegnen glaubte. Der Great Eaſtern, deſſen Bau 15 Millionen Mark koſtete, hatte 207,4 Meter Länge, über den Radkaſten 34,8 Meter Breite und 17,7 Meter Tiefe. Der Gehalt betrug 18915 Brutto-Regiſtertonnen. Außer den Schaufelrädern war noch eine Schraube angebracht. Die Geſchwindigkeit war auf 15 Knoten in der Stunde berechnet. Es war Raum vorgeſehen für 4000 Fahrgäſte, und zwar 800 erſter, 2000 zweiter und 1200 dritter Klaſſe bei einer Bemannung von 400 Perſonen, 5000 Tonnen Ladung und 12000 Tonnen Kohlen. Als Truppenſchiff vermochte der Dampfer 10000 Mann zu befördern. 1860 machte der Dampfer die erſte Reiſe nach Amerika — mit nur 42 Reiſenden, bei 12,2 Knoten Geſchwindigkeit, die ſich auf der Rückreiſe bis auf 14 Knoten ſteigerte. Die Reiſe war ein finanzieller Mißerfolg. Am 1. Mai 1861 fuhr er wiederum nach New York mit 100 Reiſenden und kehrte mit 212 Reiſenden und großer Ladung zurück. Dann fuhr er mit 3000 Soldaten nach Quebeck, von da wiederum nach New York, erlitt aber auf dieſer Reiſe erhebliche Beſchädigungen an Rädern und Steuer, welche die Rückkehr nach Queenstown veranlaßten. 1862 und 1863 folgten mehrere Reiſen nach New York von Liverpool aus. Dann unternahm man die Verlegung des überſeeiſchen Kabels, wobei der Great Eaſtern treffliche Dienſte leiſtete. Am 15. Juli 1865 verließ der Dampfer die Themſe mit dem Kabel an Bord. Bis 1874 wurden noch weitere Kabel verlegt, dann ſtellte der Great Eaſtern ſeine Fahrten ein und hörte damit auf, eine Rolle zu ſpielen. Mehrere Jahre lag er müßig in Milford Haven, dann ſiedelte er nach Liverpool über. Während er ſich hier melancholiſch um ſeine Anker drehte, ergötzten Seiltänzer ein ſchauluſtiges Publikum auf ſeinem Takelwerk, und unternehmende Firmen überkleideten den Dampfer mit rieſengroßen Reklameſchildern, bis die Eigentümer das Schiff zum Preiſe von 1160000 Mark auf Abbruch verkauften.

Nicht in Deutſchland allein, ſondern faſt in allen Ländern, in denen das Turnen gepflegt wird, beſteht das Wahrzeichen der Turner aus dem vierfachen F. Merkwürdig und wohl wenig bekannt iſt aber die Bedeutung des Zeichens in den verſchiedenen Sprachen, nämlich: Deutſch: Friſch, fromm, froh, frei! Franzöſiſch: Franc, frais, fier, fort! Engliſch: Franc, fresh, frish, free! Jtalieniſch: Franco, fresco, fiero, ferto! Spaniſch: Framo, fresco, firuce, fuerte! Portugieſiſch: Franco, frescy, fero, ferto! Schwediſch: Frisk, from, freidij, frie! Die Holländer allein haben ſich unſeres Wiſſens eine Abänderung erlaubt. Bei ihnen ſetzt ſich das Turnerzeichen aus vier nebeneinander ſtehen den V zuſammen, die vroed, vrank vrij, vroom! bedeuten.

---

## Jn unſerer Spielecke.

### 1. Dreiſilbige Scharade.

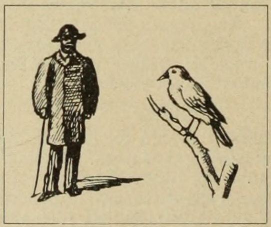
Es wachſen und grünen die erſten Zwei,
Da wo die Drei gut Eins, Zwei, Drei.
Und ſtill durch unſichtbare Kräfte
Entwickeln ſie gar ſüße Säfte.
Wer nun von euch im Ganzen weilet,
Der ungeſäumet dorthin eilet,
Wo ſich in tauſendjähr'gem Walten
Gebilde wunderſam geſtalten. J. B

### 2. Anagramm.

Um der Locken Überfülle
Fernzuhalten von den Stirnen,
Tragen es als leichte Hülle
Auf dem Kopfe kleine Dirnen.

Wenn die Zeichen ſich verſchieben,
Steht's als heil'ge Stadt in Ehren,
Die, von frommem Drang getrieben,
Tauſende zu ſehn begehren. C. L.

### Bilderrätſel.



### 3. Wechſelrätſel.

Mit K ein Schutz,
Zu vielem nutz,
Zugleich ein Putz.
Mit D zur Schwelle
Der tiefſten Hölle
Führt es dich ſchnelle. B.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 44.

Bilderrätſel. Ein confiscirter Kerl.

**1.** Verwandlungsaufgabe. „Schubert.“

Stade Recha Lahr Lenau
Silber Ranke Brand Senta

**2.** Rätſel. Cigarre, Cigarrenſtummel.

**3.** Quadrat-Zahlenrätſel.

I.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| S | c | h | **w** | e | i | z |
| B | r | **e** | n | **n** | e | r |
| O | **r** | l | e | a | **n** | s |
| **B** | e | r | m | u | d | **a** |
| G | **e** | s | e | n | **k** | e |
| C | a | **t** | a | **n** | i | a |
| V | e | n | **e** | d | i | g |

II.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| A | u | r | **i** | k | e | l |
| A | r | **s** | e | **n** | i | k |
| S | **t** | e | p | h | **a** | n |
| **S** | p | a | n | i | e | **r** |
| S | **e** | k | u | n | **d** | e |
| S | p | **l** | ü | **g** | e | n |
| M | e | l | **i** | s | s | e |

**4.** Rätſel. Handſchrift.

**Inhalt:** Der Schatz. Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel. — Dietrich Holzſchuh. Ein mittelalterlicher Kaiſerprätendent. Von Haſſo Harden. — Heimatzauber. Gedicht von Ernſt Scherenberg. — Zur rechten Zeit. Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner. (Fortſ.) — Was ſich am Morgen meines fünfzigſten Geburtstages ereignete. Ein höchſt merkwürdige Geſchichte von Heinrich Seidel. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Heidelbeerſucher von R. Böhm; Reiherbeize von G. Eggena; Tiſchplatte von König Friedrich Wilhelm IV. — Erdkunde. — Naturkunde — Pflanzenkunde. — Statiſtik. — Meteorologie. — Gewerbe. — Vereine und Kongreſſe. — Forſtwirtſchaft. — Prinzeſſin Victoria Margarethe. Mit Bildnis. — Kleine Zeitung. — Jn unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Originalz. v. L. Richter
Bürkner st.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Auguſt 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 46.

## Der Daheim-Kalender für 1893 iſt da

und tritt auch dieſes Jahr, wieder bereichert und geſchmückt mit mancherlei Gaben in Bild und Wort und im ſtarken, ſtattlichen Band, zum alten Preiſe von **1½ Mark** vor ſeine Leſer. Er bittet um freundliche Aufnahme, die er durch ſeinen reichen Inhalt und ſeine ſorgfältige Ausſtattung zu verdienen glaubt, und hofft, zu ſeinen alten Freunden zahlreiche neue zu gewinnen.

**Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.**

---

## Der Schatz.

Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Wigand nannte ſich ebenfalls und ſagte dann: „Wie ich zu Röſel kam? Auf dem Boden meines väterlichen Hauſes war eine Kammer, in der allerlei altes Gerümpel und auch eine Menge von Büchern aufbewahrt wurden, die aus dem Nachlaß eines Großonkels ſtammten, der als Sonderling bekannt geweſen und uralt verſtorben war. Die Bücher ſollen ſeit der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Beſitz der Familie geweſen ſein. Sie wurden nur aus Pietät noch aufbewahrt, denn niemand nahm ein Intereſſe an ihnen. Nur ich, wenn ich als Knabe dort einmal hin kam, ſtöberte in den alten Schmökern herum, denn ich hatte immer die Hoffnung, dort etwas für mich Brauchbares zu finden. Das gelang mir aber faſt nie. Da war zum Beiſpiel des alten Brockes ‚Irdiſches Vergnügen in Gott,‘ neun ſtarke Bände durch und durch voll lauter Gedichte. Manche davon waren faſt einen Kilometer lang. Da fanden ſich ferner Herrn Daniel Wilhelm Trillers ‚Poetiſche Betrachtungen,‘ nur in ſechs Bänden, die aber dafür deſto dicker waren. Mit ſcheuer Hochachtung vor ſolch einer unmenſchlichen Dichterkraft ſtellte ich ſolche Bücher wieder an ihren Ort. Doch einmal ſtellte ich ein paar leere Kiſten aufeinander und kletterte hinauf, denn ganz oben ſtand noch ein Werk von fünf dicken Bänden, das ich noch nie in Händen gehabt hatte. Zwar fürchtete ich mich ein wenig, daß ich wieder auf einen ſolchen ſtarken Dichter ſtoßen würde, der zwar nur fünf, aber dafür um ſo größere Bände zu ſtande gebracht hätte, doch diesmal ward ich angenehm enttäuſcht, denn auf den erſten Griff bekam ich den Atlas zu Röſels ‚monatlich herausgegebener Inſektenbeluſtigung‘ in die Hand. Die wundervollen farbigen Abbildungen der Raupen, Schmetterlinge und Käfer gefielen mir wohl. Ich holte mir die vier Bände Text dazu und hockte ſtundenlang darüber, bis mich die Dunkelheit zum Aufhören zwang. Von dieſer Zeit erwachte der brennende Drang in mir, die dort geſchilderten Wunder in Wirklichkeit kennen zu lernen, und ſo fing ich an, Schmetterlinge zu ſammeln.“

Den letzten Teil dieſer Erzählung hatte der Paſtor mit allerlei Zwiſchenrufen begleitet. Dann ſagte er: „Das iſt mir höchſt merkwürdig! Der alte Röſel iſt doch ein rechter Zauberer. Sehen Sie, mir iſt es ganz ähnlich ergangen. Mich hat er auch auf dem Gewiſſen. Doch das erzähl' ich Ihnen nachher. Denn wenn Sie ein fühlendes Herz in Ihrer Bruſt haben, dann ſind Sie heute Abend mein Gaſt. Und kommen Sie gleich, ehe es dunkel wird, damit ich Ihnen noch ein wenig von meinen Schätzen zeigen kann.“

Wigand nahm dieſe Einladung gern an. Doch in dieſem Augenblick kamen die beiden ſchwarz gekleideten Damen wieder in Sicht. Sie gingen über die Richnowbrücke auf das Schloß zu. „Wer ſind dieſe Damen?“ fragte er in einem ſehr gut getroffenen Tone höflicher Neugier.

„Die junge,“ antwortete der Paſtor, „das iſt unſer gnädiges Fräulein Hildegard von Rephun, die einzige Tochter unſeres verewigten Gutsherrn, der dort begraben liegt. War meine Schülerin. Verſteht auch ein bißchen von Schmetterlingen. Nicht viel, aber doch etwas. Ein ausgezeichnetes Mädchen. Faßt jede Raupe an. Hat mir ſchon manche Seltenheit gebracht. Ja, wie ſie da ſo hingeht in ihrem ſchwarzen Kleid, erinnert ſie mich immer an einen Trauermantel, der auch ſo ſauber und dunkel angezogen und doch ein luſtiger Sommervogel iſt. Na, und die andere, das iſt ihre Tante, Fräulein Schröder.“

Dann gingen die beiden zwiſchen den Gräbern an der alten Kirche vorüber und kamen auf einen Steig, der unter zwei uralten Linden durch eine Mauerpforte in den Pfarrgarten führte. Ein behagliches altes Haus zeigte ſich, bis zum Dache überrankt mit Epheu, Roſen und Weinreben, je nach der Himmelsrichtung. Von der Straße war es durch einen kleinen blühenden Vorgarten getrennt, und zu beiden Seiten der einfachen hölzernen Veranda ſtanden zwei mächtige Oleanderbüſche in grünen Kübeln.

„In dieſem Dorfe gibt's viele Oleander,“ ſagte der Paſtor, „das kommt von dem alten Herrn von Rephun her, der hatte zwei Hauptneigungen, die eine waren ſeine Oleanderbäume und die andere ſein Wappentier, das Rebhuhn. In den letzten Jahren, da war er ein bißchen ſchnurrig, da iſt er ganz verrebhuhnt und ließ das Bild dieſes Vogels überall anbringen, wo nur Platz war. Doch kommen Sie jetzt in mein ‚Muſeum‘, wie man in der guten alten Zeit ſagte.“

Sie betraten einen einfach ausgeſtatteten Flur, die Diele, wie man dortzulande ſagt. Der Paſtor öffnete dann eine Thür zur Seite, und nun gelangten ſie in ein großes Zimmer, deſſen Wände ganz von Bücherregalen und mächtigen Schränken bedeckt waren, die unzählige niedrige, aber breite Schiebladen zeigten. Der Paſtor deutete mit einem gewiſſen Stolz auf eine Abteilung ſeiner Bücherſammlung, die ſich durch die Stattlichkeit ihrer Bände auszeichnete. „Sehen Sie, da ſtehen ſie alle, meine Lehrer und Berater. Hier ſehen Sie Ihren guten alten Freund Röſel von Roſenhof, hier Ochſenheimer und Treitſchke: ‚Die Schmetterlinge von Europa‘, zehn ſtattliche Bände, hier die großen Kupferwerke von Hübner, von Esper und von Freyer und das neuere Werk in Farbendruck von Ramann — der Mann hatte ſich eine eigene Kunſtanſtalt eingerichtet, um das Werk herzuſtellen — und hier den ‚Herrich-Schäffer‘, den ‚Staudinger und Wocke‘ und ſo weiter, und ſo weiter. Übrigens, rauchen Sie eine Cigarre oder eine lange Pfeife? Ich hab' einen angenehmen, leichten Tabak von Sauiter & Weber in Roſtock.“

Wigand entſchied ſich für eine lange Pfeife, weil ihm das für dieſen Raum ſtilvoller dünkte, und als ſie nun beide den Tabak in Brand geſetzt hatten, wandte der Paſtor ſich den Schränken mit den vielen Schiebladen zu, betrachtete ſie eine Weile mit liebevollem Stolz, und indem er dann mit der Hand darauf hindeutete, ſah er Wigand von der Seite an, als wollte er andeuten: „Nun, was ſagen Sie dazu?“

„Sind die Käſten alle gefüllt?“ fragte der Ingenieur.

„Natürlich,“ antwortete der Paſtor vergnügt, „bis auf den nötigen Raum für Zuwachs. Mein Tiſchler baut mir ſchon einen neuen Schrank. Und doch habe ich mich nur auf Deutſchland beſchränkt und auf die Großſchmetterlinge; auf das kleine Volk der Zünsler, Wickler, Schaben und Federgeiſtchen hab' ich mich noch gar nicht eingelaſſen. Doch wenn man ſich erſt in die Varietäten begibt, da ſummt es ſich. Zum Beiſpiel die Argynnis-Arten, die Perlmutterfalter, die ſo gern variieren; davon hab' ich allein drei Kaſten voll. Höchſt ſeltſame Abweichungen, manchmal ſollte man denken, man hätte eine neue Art. Doch was zeig' ich Ihnen jetzt zuerſt? Bei der Gattung Vanessa haben wir uns kennen gelernt, alſo fangen wir mit Vanessa an.“ Er zog einen Kaſten hervor, ſetzte ihn auf einen Tiſch in der Nähe des Fenſters und öffnete den Glasdeckel.

„Nun ſehen Sie ſich den Inhalt dieſes Kaſtens 'mal bedächtig an,“ rief er, „und dann ſagen Sie mir 'mal, ob Ihnen was auffällt!“

Wigand blickte aufmerkſam auf die bunten Schmetterlinge, auf die Reihen der Diſtelfalter, Admirale, Trauermäntel, Pfauenaugen und Füchſe und was noch ſonſt zu dieſer bekannten und weit verbreiteten Gattung gehört, allein anfangs fiel ihm weiter nichts auf, als daß die Exemplare der einzelnen Arten zuweilen bedeutende Größenunterſchiede zeigten. Als er dies äußerte, ſchüttelte der Paſtor verwundert den Kopf.

„Na, daß Sie das aber nicht ſehen!“ ſagte er mißbilligend.

Endlich fand der Ingenieur am Ende der Reihe der „großen Füchſe“ einen Schmetterling, der ihm auffiel. Er deutete mit dem Finger darauf. „Hier dieſen kenne ich nicht,“ ſagte er, „das muß ein ſüddeutſcher ſein.“

Dies ſchien dem Paſtor große Befriedigung zu bereiten, und er brach wieder in ſein lautloſes, ſchütterndes Lachen aus. Dann paffte er einige Male ganz gewaltig, deutete mit der Pfeifenſpitze auf den Schmetterling hin und rief: „Der? Das iſt ein geborener Richenberger, wenigſtens hab' ich ihn hier gefangen und zwar in meiner Kirche. Das iſt die hierzulande ungeheuer ſeltene Abart vom großen Fuchs, Testudo, die Schildkröte genannt, weil er ſo ſchildpattartig ausſieht. Wie ich dazu gekommen bin, iſt für mich als Paſtor eigentlich etwas genierlich zu erzählen. Ich predigte nämlich vor drei Jahren am fünften Sonntage nach Trinitatis über das Evangelium von Petri Fiſchzuge und war glücklich beim dritten und letzten Teile angelangt, da kam mir ein Schmetterling in die Quere, der ſich ſchon die ganze Zeit über in der Kirche herumgetrieben und hier und dort an den Fenſtern geflattert hatte. Ich erkannte ihn natürlich gleich nach ſeinem Gebaren als den ſehr gemeinen großen Fuchs und beachtete ihn nicht weiter. Nun aber ſaß er ganz in meiner Nähe auf einer Fenſterbrüſtung im Sonnenſchein und klappte die Flügel auf und zu. Da durchzuckte es mich wie ein Blitz: ‚Der ſieht ja ganz anders aus. Was iſt das? Das muß Testudo ſein!‘ ſprach es in mir. Darüber verwirrte ich mich, verlor den Faden und begann zu ſtottern. Ich nahm mich gewaltſam zuſammen, doch die Gedankenflucht war nicht mehr zu hemmen, ſo hatte die Aufregung über dieſen ſeltenen Fund mir die Sinne verwirrt. Ich muß wohl ziemlich verworrenes Zeug geredet haben, denn ich merkte, die Leute wurden aufmerkſam und ſtießen ſich an. Und Vanessa polychloros, varietas Testudo, flatterte jetzt wieder an dem Kirchenfenſter. ‚Wenn er ſich nur nicht zu ſehr lädiert!‘ mußte ich fortwährend denken. Kurz, es fehlte nicht viel, ſo wäre ich elend ſtecken geblieben, was mir in meinem Leben noch nicht paſſiert iſt. Ich machte mit Aufbietung aller meiner Geiſteskräfte einen kurzen Schluß und verließ ziemlich beſchämt die Kanzel. ‚Hüt hett unſ' Paſter nich ollig liehrt,‘ hörte ich jemand flüſtern, als ich durch die Kirche ging. Ja, der Sammelteufel iſt ein böſer Herr, und diesmal hatte er mich in ſeinen Klauen, denn ich will es nur geſtehen, die Zeit bis zum Segen und bis die Leute, langſam und behäbig, wie ſie ſind, die Kirche verlaſſen hatten, wurde mir entſetzlich lang. In der Stille des ſtummen Schlußgebets hörte ich wieder, wie der Falter mit den Flügeln gegen das beſonnte Fenſter ſchlug. ‚Wenn er ſich nur nicht zu ſehr lädiert!‘ mußte ich nochmals denken. Endlich war die Kirche leer; auch der Küſter war nicht zu ſehen; er war hinter dem Altar mit dem Klingelbeutelgeld beſchäftigt. Schnell eilte ich an Ort und Stelle. Das Fenſter war nicht zu hoch, von einem Kirchenſtuhl aus konnte ich es bequem erreichen. Der Schmetterling ſaß jetzt mit zuſammengefalteten Flügeln ſtill auf der Brüſtung, als dächte er über das trübſelige Schickſal ſeiner Gefangenſchaft nach, und mit einem geſchickten Griff hatte ich ihn. Ich ließ ihn ſeine Flügel entfalten; wahrhaftig, das konnte nur Testudo ſein. Zu Hauſe überzeugte ich mich, daß es wirklich der Fall war. Dieſe Abart iſt, ſo viel ich weiß, hierzulande erſt einmal bei Wismar gefangen.“ Und der Paſtor ſah ſo liebevoll auf das kleine, bunte Tier, als ſeien deſſen Flügel aus den koſtbarſten Edelſteinen zuſammengeſetzt.

„Doch nun weiter!“ fuhr er fort, indem er einen anderen Kaſten herbeiholte, der eine Anzahl von Schmetterlingen aus der Familie der Schwärmer enthielt. „Was ich Ihnen nun zeige,“ ſagte er, indem er auf eine Reihe von Totenkopfſchwärmern zeigte, „iſt nichts Beſonderes, denn ſeitdem die Kartoffel überall in ſo großer Menge gebaut wird, iſt dieſer Vogel keine Seltenheit mehr, wie vor hundert Jahren. Aber ich zeige Ihnen dieſen erſten, ziemlich dilettantiſch aufgeſpannten Schwärmer darum, weil er das ‚Karnickel‘ iſt, wie der Berliner ſagt. Er hat das ganze Unheil angerichtet.“ Dabei deutete er mit einer umfaſſenden Armbewegung auf ſeine Bücher- und Sammlungsſchränke hin.

„Das kam nämlich ſo. Als ich hier noch ein ganz junger Paſtor war und eines ſchönen Juliabends in einer Laube ſaß und rauchte und über meine nächſte Predigt ſimulierte, da kam unſer Hausmädchen Trina aus dem Gemüſegarten, wo ſie Kartoffeln gehackt hatte, und ſagte: ‚Herr Paſtuhr, in dat Tüftenkrut, dor ſitt mal ’n grugligen gälen Worm mit blage Striepen.‘

‚So,‘ antworte ich, ‚heſt em mitbröcht, wieſ’ mal her!‘

Da huddelte ſie ſich und ſagte: ‚O ne, Herr Paſtuhr, dei is mi tau gräſig antaufaten.‘

Ich ging nun mit und ließ mir den ‚grugligen gälen Worm‘ zeigen. Ich war höchſt erſtaunt, denn dergleichen hatte ich nie geſehen und auch nicht für möglich gehalten. Ich verſtand damals nämlich von Schmetterlingen und Raupen gar nichts und glaubte, vor einem Naturwunder und einer ungeheuren Seltenheit zu ſtehen. Das iſt ja niemandem zu verdenken, der dieſe ſtattliche über zwölf Centimeter lange Raupe mit ihrer herrlichen Färbung in Citronengelb, Hellblau und Dunkelgrün noch niemals geſehen hat. Ich pflückte den Zweig, auf dem das Tier ſaß, vorſichtig ab und nahm ihn mit ins Haus. Nun hätte ich aber für mein Leben gern gewußt, was für ein wunderbares Geſchöpf ich da vor mir hatte. Da fiel mir ein, daß ich unter den Büchern meines verſtorbenen Schwiegervaters — deſſen Nachfolger bin ich nämlich — ein Werk mit Abbildungen von Schmetterlingen geſehen hatte. Wie er dazu gekommen iſt, weiß ich nicht, denn ſeine Paſſion war Landesgeſchichte, Heraldik und dergleichen, und er konnte ſicher keinen Baumweißling von einem Kohlweißling unterſcheiden. So holte ich mir denn den alten Röſel von Roſenhof von ſeinem Bort, wo er lange Jahre unbeachtet Staub gefangen hatte, und nach einer Weile fand ich mit freudigem Schreck die ausgezeichnete Abbildung meiner Raupe. Ich ſuchte den dazu gehörigen Text und fand ihn am Anfange des dritten Bandes unter dem Titel: ‚Die zu der Nachtvögel erſten Klaſſe gehörige, ungemein große und mit Gelb und Blau wunderſchön gezierte Jasminraupe, nebſt ihrer Verwandlung in den ſogenannten Todenvogel.‘ Mit wahrer Begierde verſchlang ich den Inhalt: wie der alte Röſel von dieſer wunderſchönen Raupe hört, die ein Gärtnersweib vor der Stadt für Geld zeigt, und wie er dann nicht eher ruht, bis er gegen Geld und viele gute Worte nach langem Kampfe dieſen Schatz in ſeinen Beſitz bringt. Wie er dann noch zwei andere Raupen derſelben Art erhält und mit welcher Spannung er deren Verwandlung beobachtet. Wie dann ſchon im nächſten Monat zu ſeiner ungeheuren Freude ein ſehr merkwürdiger und wunderſchöner ‚Papillon‘ aus der einen der Puppen kriecht und wie ſich zu dieſer Freude die höchſte Verwunderung geſellt, als dieſer Papillon bei der Berührung ein ‚klägliches und knarzendes‘ Geſchrei von ſich gibt. Das Anziehende bei dieſem alten Miniaturmaler und Naturforſcher iſt ja eben, daß wir keine bloße Naturgeſchichte vor uns haben, ſondern daß die ganzen vier ſtarken Bände faſt ausſchließlich eigenes Erlebnis enthalten, daß wir alle die kleinen Leiden und Freuden des Verfaſſers mitmachen, teilnehmen an ſeinen Entdeckungen und Überraſchungen, an ſeiner Spannung und Erwartung. Und mit welcher Liebe ſind die wunderbaren Abbildungen ausgeführt, künſtleriſch ſchön und doch minutiös genau, ſo daß man die Lupe zuweilen zu Hilfe nehmen muß, um die ganze Feinheit der Darſtellung zu würdigen.

Von dieſer Zeit an ſaß ich an der Angel,“ fuhr der Paſtor fort, „und in meinen freien Stunden ſtudierte ich den ganzen Röſel durch, während eine brennende Luſt in mir erwachte, dergleichen ſelber zu betreiben. Doch fehlte mir dazu jegliche Anleitung. Da lernte ich auf einer kleinen Reiſe einen Sammler kennen, der mir zweckmäßige Bücher empfahl und mir die Adreſſe einer Naturalienhandlung gab, wo ich mir die nötigen Geräte verſchaffen konnte. In meinem Feuereifer verſorgte ich mich mit allem, doch als ich nun ſchön ausgerüſtet mit einer für den Anfang ganz netten Schmetterlingsbibliothek, mit allerlei Käſchern, Spannbrettern, Inſektennadeln, Fangflaſchen, Raupenbehältern, Glaskäſten und ſonſtigem Zubehör loslegen wollte, da war’s Winter geworden, und das einzige, was noch flog, war Brumata, der Froſtſpanner. Da ſaß ich nun da, wie der Berliner ſagt, mit das Talent und konnt’ es nicht verwerten. Aber vom nächſten Frühjahr ab: ‚Weh, das war ein großes Morden.‘ In dem erſten Jahre ſchon habe ich eine Maſſe von Arten zuſammengebracht, denn zunächſt konnte ich ja alles gebrauchen, und hier iſt eine gute Gegend für Schmetterlinge.“

Plötzlich fuhr ſich nun der Paſtor in die Haare und rief: „Ich ſchwatze und ſchwatze und vergeſſe ganz meine Frau. Sie weiß noch gar nicht, daß ich zu Hauſe bin, und daß wir Beſuch haben. Sie wird in der Gartenſtube bei den Raupen ſein. Kinder haben wir ja leider nicht, und da hat meine Frau die Raupen übernommen. Sie iſt vielleicht die beſte Raupenmutter, die je gelebt hat. Alles bringt ſie durch. Kommen Sie, kommen Sie, junger Mann.“

Und beide begaben ſich alsbald in den hinteren Teil des Hauſes.

### 3. Die Raupenmutter.

Wie Frau Paſtorin Krahnſtöver ſich wunderte. Richenberger Ausleſe. Ignota magna, Krahnstöver. Oleander und Rebhühner. Warum Herr von Rephun auf das Schatzgraben verfiel, und Beverneſt „kontrackt“ wurde. Lieblingsgeſchichten. Herrn Wigands ſonderbarer Traum.

Der Paſtor öffnete eine Thür, aus der ein heller Schein hervorbrach, denn das dazu gehörige Zimmer war ganz vom Lichte der Abendſonne erfüllt. Darin ſtanden keine Möbel, als eine Anzahl von treppenförmigen hohen Blumenſtändern, die an die Süd- und Weſtfenſter des Zimmers gerückt waren, und einige Tiſche und Stühle. Auf den Blumenſtändern aber befanden ſich keine Topfpflanzen, ſondern eine Unzahl von Raupenkäſten und großen Glashäfen, und die Tiſche waren bedeckt mit Spannbrettern für Schmetterlinge in allen Größen. Zwiſchen dieſen Gegenſtänden bewegte ſich eine behäbige Frauengeſtalt, welche die verſchiedenen Behälter aus einem Korbe, den ſie am Arme trug, eifrig mit grünen Zweigen verſah. „Da biſt du ja, Gottlieb,“ ſagte die Frau, ohne ſich umzuſehen, „ich bin gleich mit dem Füttern fertig.“

„Ja, da bin ich, Wieſchen*)!“ rief der Paſtor, „und ich bringe einen Gaſt mit, den neuen Ingenieur von der Bahn, Herrn Wigand, der für mich eine Gabe Gottes iſt, denn er verſteht etwas von Schmetterlingen.“

„O das iſt ’mal ſchön,“ ſagte die Frau Paſtorin, indem ſie Wigand die Hand entgegenſtreckte, „da kann ſich Gottlieb ’mal richtig ausſchnacken. Doch du kommſt ſchon mit der langen Pfeif’ über halb ausgeraucht? Da ſeid Ihr wohl ſchon ’ne ganze Zeit hier? Natürlich, da biſt du gleich mit dem Herrn auf die Schmetterlinge losgeſtürzt und haſt ihm nicht Naß und Trocken angeboten. Ja, das kenn’ ich ſchon.

---

*) Diminutiv von Luiſe.

Haſt ihm wohl gleich unſern Stolz gezeigt? Sämtliche europäiſchen Nonagrien, alle aus hieſiger Gegend.“

„Nein, wir hatten was anderes vor,“ ſagte der Paſtor.

„Na, das wundert mich aber,“ rief die Frau, „das iſt doch ſonſt immer das erſte, wenn ein Kenner kommt. Hier iſt übrigens heute allerlei ausgekrochen, Gottlieb, drei Castanene, ein Milhauseri und zwei Coenobita. Aufgeſpannt hab’ ich ſie ſchon. Doch nun hol’ ich einſtweilen ’n Glas Wein und ’n bißchen zu gnabbern.“

„Von dem bewußten Jahrgang!“ ſagte der Paſtor leiſe und geheimnisvoll, indem er den Finger aufhob.

„Weiß ſchon, weiß ſchon!“ flüſterte ſeine Frau ebenſo und verſchwand.

„Lauter Seltenheiten ſind das, von denen meine Frau ſprach,“ ſagte nun der Paſtor, „aber ich weiß gute Fundſtellen der Raupen und Puppen und ziehe mir die Schmetterlinge für den Tauſchhandel.“

Nun mußte Wigand die Raupenzüchterei beſichtigen und ſelbſtverſtändlich den vorgeführten Seltenheiten die ſchuldige Hochachtung beweiſen, und dann wurden ſie in den Garten abgerufen, woſelbſt die Frau Paſtorin in einer Laube mit Wein und Schürzkuchen ihrer wartete. Der Paſtor ſchenkte mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Gläſer voll und ſagte: „Ich bin neugierig, ob Sie die Sorte kennen?“

Wigand hielt das Glas gegen das Licht: „Merkwürdig hellrot,“ ſagte er, „das muß eine Art Schillerwein ſein.“ Dann trank er, betrachtete das Glas verwundert und prüfte noch einmal.

„Ein köſtlicher Tropfen,“ bemerkte er dann. „Auffallendes Feuer, es muß ein ſüdlicher Wein ſein. Iſt mir aber ganz unbekannt.“

Der Paſtor verfiel wieder in ſein ſchütterndes, faſt unhörbares Lachen, während ſeine Frau ihm mit befriedigtem Stolze zunickte. Dann rief er höchſt vergnügt: „Ganz falſch! Es iſt Richenberger. Richenberger Ausleſe aus einem günſtigen Jahr. Ipse fecit!“ fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf die eigene Bruſt tippte. „Halb Stachelbeeren, halb Johannisbeeren und etwas mehr Zucker als gewöhnlich. Daher das ſüdliche Feuer. Kommen Sie, ich werde Ihnen den Garten zeigen und den Ort, wo dieſer Wein gewachſen iſt.“

Die beiden Männer ſtiegen nun langſam den terraſſenförmig angelegten Garten bis zur Wieſe hinab und beſichtigten alles, die üppigen Gemüſebeete, die trefflichen Obſtbäume und Beerenſträucher und die dichten Gebüſchgruppen, zwiſchen denen überall das Geisblatt mächtig rankte. Auch der Reiſigzaun, der den Garten nach der Wieſe zu abſchloß, war ganz mit dieſem Gewächs überzogen, daß es dalag wie ein grüner Wall. „Meine Lieblingspflanze,“ ſagte der Paſtor. „Und wie manchen Nachtſchmetterling habe ich an ihren ſtark duftenden Blüten ſchon bei der Laterne gefangen.“

Als die beiden Männer zum Hauſe zurückgekehrt waren, fanden ſie den Tiſch gedeckt und mit allerlei guten Sachen beſetzt, denen ſie nun alle Ehre anthaten, indes auch die Richenberger Ausleſe nicht vernachläſſigt wurde. Dann ſagte der Paſtor: „Nun glauben Sie aber nicht, Herr Wigand, daß Sie mit heute ſo abkommen. Meine Sammlung müſſen Sie ſich noch ordentlich beſehen, das geht nicht anders.“

„Ja, und der Mühe wert iſt es,“ ergänzte die Frau, „denn wir haben alles, was im Lande vorkommt, und meiſt ſelbſt gefangen oder gezogen. Und eine Menge von Varietäten. Denn auf Varietäten iſt Gottlieb ganz wild. Nur eins haben wir nicht, und das iſt unſer größter Kummer.“

„Du, Wieſchen!“ ſagte der Paſtor und drohte ihr mit dem Finger.

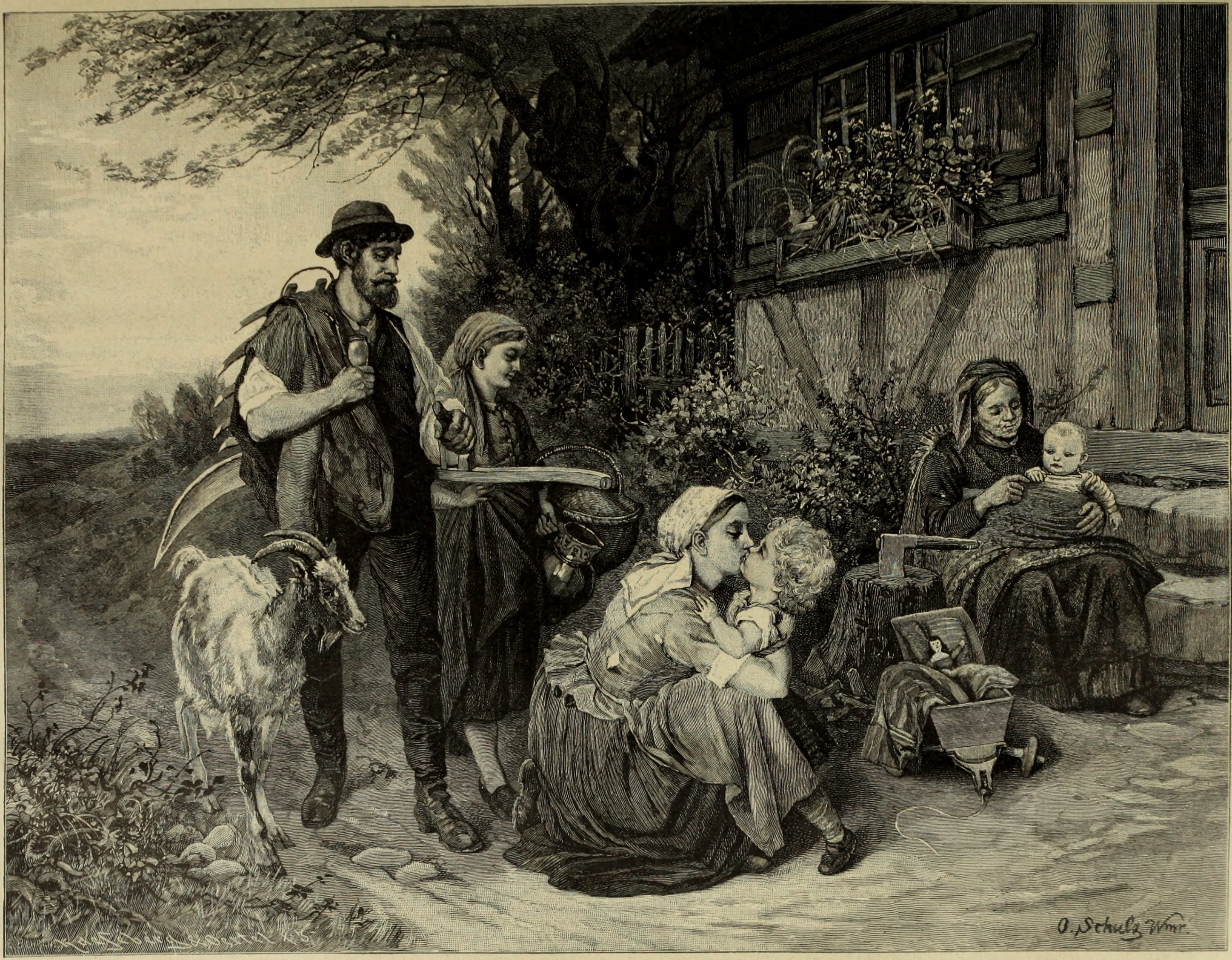
„Ja, nun will er wieder nicht, daß ich davon ſprech’,“ rief die Paſtorin, „denn er ſagt immer, es iſt ’n weltlicher Ehrgeiz und paßt ſich nicht für’n Geiſtlichen, aber den Wunſch hat er doch, das weiß ich ganz genau. Und ich find’ da gar nichts bei.“

„Aber Frau,“ rief er nun wieder.

„Na, Gottlieb, es iſt doch nichts Schimpfliches und ein ganz natürlicher Gedanke, wenn man es ſo weit gebracht hat wie du. Da iſt nämlich zum Beiſpiel unſer Landsmann, der Kreiswundarzt Schmidt in Wismar, der hat eine neue Eul’ entdeckt, Agrotis Florida, Schmidt, und außerdem ſind noch einige ſtandhafte Varietäten von ihm benannt, wie Senta Maritima, Wismariensis, und ſo weiter. Warum ſollte nun mein Mann nicht auch mal das Glück haben, ſo ’ne kleine verſteckte Eul’ aufzuſtaken, die noch niemand kennt. Mühe gibt er ſich doch genug und klopft und harkt alljährlich ſo viel Raupen zuſammen, daß ich meine Not hab’, ſie alle groß zu kriegen. Einen vorläufigen Namen hat die neue Eul’ auch ſchon. Sie heißt Ignota magna, Krahnstöver, die große Unbekannte.“

Der Paſtor war ganz rot geworden und knurrte unwillig vor ſich hin, ſo daß Wigand den Zeitpunkt für paſſend erachtete, das Geſpräch auf andere Dinge zu bringen, die zugleich für ihn mehr Intereſſe darboten. Er berichtete über ſeinen Nachmittagsſpaziergang und über die Beobachtungen, die er während deſſen gemacht hatte.

„Ja, es iſt eine greuliche Wirtſchaft,“ ſagte die Paſtorin, „kein Gut in der ganzen Gegend iſt ſo verwahrloſt, und das iſt kein Wunder, denn der letzte Herr von Rephun übernahm es ſchon tief verſchuldet, und für die Wirtſchaft war nie Geld vorhanden. So lange die Frau noch lebte, da ging’s an. Sie war eine Bürgerliche, und er hat ſie wegen ihres Vermögens geheiratet, was bei ſeinem Adelsſtolz ihm ſauer genug ankam. Aber es war damals, als er mit vierzig Jahren aus dem Ausland zurückkam, weil er kein Geld mehr hatte, der einzige Ausweg, ſich über Waſſer zu halten. Denn eine Ebenbürtige mit genug Vermögen konnte er nicht kriegen. Die Frau war eine Gutsbeſitzerstochter und verſtand etwas von der Wirtſchaft, damals nahm das Gut einen Aufſchwung. Aber ſie hat nicht lange gelebt, ſie ſtarb fünf Jahre ſpäter nach der Geburt der kleinen Hildegard im Wochenbett. Dann kam alles wieder zurück Der alte tüchtige Inſpektor ging ab, weil er ſich mit dem Herrn nicht vertragen konnte, und der neue war ein Waſchlappen ohne eigene Meinung. Das Vermögen verkrümelte ſich und ging drauf für allerlei Schnurrpfeifereien und ſonderbare Liebhabereien, und zuletzt wurde der Herr von Rephun ganz beſeſſen von allerlei Neigungen, außer denen er für nichts Intereſſe hatte. Die erſte waren ſeine Oleanderbäume, die zweite die Rebhühner, und zuletzt kam noch das Schatzgraben dazu. Die Teile des Schloſſes, die er bewohnte, ſind ein vollſtändiges Rebhühner-Muſeum. Da gibt es Rebhühner-Tapeten und Rebhühner-Teppiche, die er nach eigenen Zeichnungen machen und weben ließ, Schränke, Tiſche und Stühle mit Rebhühnern in eingelegter Arbeit und unzähliges Geſchirr, alles mit Rebhühnern bemalt. Das Schloß ſteckte voll von Porzellan und Möbeln aus der guten alten Zeit, aber das ſteht alles auf den Böden und wurde durch ſeine neuen ſcheußlichen Erfindungen erſetzt. In dem Schloß gibt es Rebhühner aus allen möglichen Stoffen, aus Holz, aus Steingut, aus Eiſen, Bronze, Meſſing und Gips. Auch ausgeſtopfte, aber die wurden alle von auswärts bezogen, denn auf dem Gut durfte nie eins geſchoſſen werden, und im Winter wurden ſie mit dem beſten Weizen ſcheffelweiſe gefüttert. In den letzten Jahren ſeines Lebens kam nun noch das Schatzgraben dazu. Denn als er die alte greuliche Rebhuhn-Mauer bauen wollte, die Sie ſchon kennen, da wurden für die Fundamente die Grundmauern von dem alten Schloß abgebrochen, das auf dem Berg im Park lag und im dreißigjährigen Krieg zerſtört worden iſt. Da fanden die Arbeiter im Mauerwerk einen flachen, eiſernen Kaſten, den ſie ablieferten, nachdem ſie gefunden hatten, daß nichts als ein beſchriebenes Pergament darin war. Das ſtudierte nun der Herr von Rephun durch mit großer Mühe und fand, daß es ein Verzeichnis von Schätzen enthielt, die ein Vorfahr zur Zeit des dreißigjährigen Krieges an verſchiedenen Orten in der Umgegend vergraben hatte. Das Verzeichnis war für ſeinen älteſten Sohn an dieſem vorher verabredeten Ort nieder-


O. Schulz Wmr.

Heimkehr vom Felde. Originalzeichnung von O. Schulz.

gelegt worden. Der Sohn war nämlich in Kriegsdienſten abweſend, und der Vater begab ſich mit ſeinen jüngeren Kindern und ſeiner Frau auf die Flucht nach Oſtpreußen, da die Kaiſerlichen oder die Schweden — ich weiß nicht mehr, welche Sorte von Mordbrennern es gerade war — im Anrücken waren. Dieſe Sache intereſſierte den Herrn von Rephun ſehr, und er fing an, in alten Familienpapieren zu ſtöbern und zu graben. Da fand er denn, daß jener jüngere Vorfahr im Kriege gefallen und nicht zurückgekehrt, und der Vater bald nach ſeiner Flucht plötzlich geſtorben ſei. Dadurch kam er auf den Gedanken, die vergrabenen Schätze müßten noch vorhanden ſein, und darin wurde er beſtärkt, als bald darauf beim Grabenziehen in der Richnow-Wieſe ein merkwürdiger Fund gemacht wurde. Einer von den Arbeitern ſtieß nämlich auf einen Pfahl, der tief in dem weichen Wieſenboden ſteckte, und als er zufällig mit dem Spaten daran herunterfuhr, löſte er einen langen Streifen von dem morſchen Holz ab, und aus dem Innern ſchimmerte es hervor wie Silber. Der Inſpektor kam darüber zu, und nun wurde der merkwürdig ſchwere Pfahl ſorgfältig herausgehoben. Dabei brach das mürbe Holz aber auseinander, und einige hundert Silbermünzen, ſo groß wie Zweithalerſtücke, rollten heraus.“

(Fortſetzung folgt.)

---

# Die deutſche Bibelüberſetzung des Mittelalters.

Von Leopold Witte.

(Abdruck verboten.)

Die eigentümliche Streitfrage über den Urſprung der vorlutheriſchen deutſchen Bibel, welche ſchon zweimal im Daheim von mir behandelt wurde (1886, Nr. 11 und 1887, Nr. 34), iſt den Leſern vielleicht noch in der Erinnerung: muß die alte deutſche Bibelüberſetzung, die in vierzehn verſchiedenen Druckausgaben hochdeutſcher und in fünf Drucken niederdeutſcher Zunge vorliegt, auf die damals in Deutſchland weitverbreiteten, von der römiſchen Kirche verfolgten Waldenſer zurückgeführt werden, oder iſt ſie in katholiſchen Kirchenkreiſen entſtanden?

Dieſe ſeltſame Faſſung hat die Frage dadurch erhalten, daß eine Handſchrift des deutſchen Neuen Teſtaments, welche zu den Druckausgaben der Bibel in der engſten Beziehung ſteht, der ſogenannte Codex Teplensis, im Kloſter Tepl bei Marienbad in Böhmen, unbeſtreitbar von einem Waldenſer geſchrieben und mit Beilagen verſehen iſt, die unweigerlich waldenſiſchen Urſprung haben. Da nun ſämtliche gedruckte Bibeln der Hauptſache nach denſelben Text zeigen, den auch das Teplſche Neue Teſtament enthält, das Alte Teſtament der gedruckten deutſchen Bibel aber ganz denſelben Überſetzungscharakter trägt als das Neue im Codex Teplensis, mithin die ganze Überſetzung von einer Hand gemacht ſein muß, ſo liegt der Schluß nahe: die ketzeriſchen Waldenſer, die von Anfang an den Gebrauch der Bibel in der Landesſprache einführten, nicht aber die Gelehrten der katholiſchen Kirche, welche dieſe Beſtrebungen mißbilligte, ja mit den härteſten Strafen belegte, haben auch in Deutſchland zuerſt für eine Bibelüberſetzung geſorgt. Ihr Werk iſt dann durch immer erneuten Druck vielen Tauſenden zu gute gekommen.

Daß dieſer Annahme auch gewichtige Gründe entgegenſtehen, iſt in jenen Artikeln nicht verſchwiegen worden. Es iſt ſehr wohl denkbar, daß ein böhmiſch-deutſcher Waldenſer, vielleicht ein Geiſtlicher, ſich für ſeinen Privatgebrauch aus einer ſchon vorhandenen deutſchen Bibelhandſchrift das Neue Teſtament im Taſchenformat des Tepler Kodex abgeſchrieben und mit jenen waldenſiſchen Zuſätzen verſehen hat, ohne daß daraus mit Notwendigkeit auf den waldenſiſchen Urſprung der Bibelüberſetzung ſelbſt geſchloſſen werden müßte. Noch ganz andere Gründe waren ins Feld zu führen, wenn eine ſolche Annahme als bewieſen gelten ſollte. Es hat an denſelben nicht gefehlt; überzeugend aber konnten ſie nicht wirken. Wir ſagten damals, angeſichts der mannigfachen Verſuche, die eine wie die andere Mutmaßung zu ſtützen: „Es wird nötig ſein, alle ſonſtigen handſchriftlichen Bibelüberſetzungen des Mittelalters, die ſich noch hier und da in Bibliotheken finden, zur Vergleichung mit dem Tepler Manuſkript heranzuziehen, um deſſen Eigenart ins rechte Licht zu ſtellen.“ Wer ohne eine ſolche ſolide und wiſſenſchaftlich unanfechtbare Grundlage vorgefaßten Meinungen zu liebe auf dieſem Gebiete weiter Behauptungen aufſtellt, der darf für ſeine angeblichen Reſultate keinen höheren Wert, als den von Vermutungen beanſpruchen.

Eine ſolche mit bewundernswertem Fleiße und ſcharfem kritiſchem Blicke vorgenommene Unterſuchung hat nun ſtattgefunden, und ihre Ergebniſſe liegen in einem Werke vor, das der deutſchen Wiſſenſchaft zur Ehre gereicht. Wiewohl das dritte abſchließende Heft noch nicht erſchien, ſo wollen wir die Leſer des Daheim doch auf dies Werk aufmerkſam machen, das in eine der intereſſanteſten Fragen der Neuzeit endlich etwas mehr Licht zu bringen im ſtande ſein wird.

Wilhelm Walther, lutheriſcher Paſtor in Cuxhafen, der in den Veröffentlichungen des Vereins für Reformationsgeſchichte mit der Tendenzſchriftſtellerei des ultramontanen Janſſen, bezüglich Luthers, abgerechnet hat, liefert nun das Material, um in der Bibelfrage dem Hypotheſenſpiele ein Ende zu machen, das auch ſeinerſeits durchaus nicht immer der Tendenz entbehrte. Das großartige, vom Verleger (Wollermann in Braunſchweig) vortrefflich ausgeſtattete und mit ſchönen Kunſtbeilagen ausgeſtattete Werk hat den Titel: „Die deutſche Bibelüberſetzung des Mittelalters.“ Die beiden bis jetzt erſchienenen Abteilungen in Hochquart enthalten 432 Spalten; das ganze Buch wird alſo weit über 600 Spalten umfaſſen.

Walther geht von der Beſprechung der gedruckten Bibeln, zunächſt der hochdeutſchen, aus. Daß ſie alle einem Überſetzungskreiſe angehören, alſo von einer, allen zu Grunde liegenden Arbeit abhängig ſind, darf nach den eingehenden Forſchungen des Verfaſſers nunmehr als feſtſtehend angeſehen werden. Bis auf die Mißverſtändniſſe des lateiniſchen Vulgatatextes, bis auf einzelne Auslaſſungen, Zuſätze, Sinnloſigkeiten, ja Druckfehler ſchlimmſter Art gehen dieſelben Eigentümlichkeiten durch alle fünfzehn Drucke mehr oder weniger hindurch. Verſuche zu Verbeſſerungen ſind bei Neudrucken immer wieder gemacht worden; der Charakter des Ganzen aber iſt derſelbe geblieben. Nach dieſen Beſſerungsverſuchen ließ ſich auch das Verhältnis der einzelnen Drucke zu einander annähernd beſtimmen, und Walther iſt bei dieſen vergleichenden Unterſuchungen zu ebenſo überraſchenden wie überzeugenden Ergebniſſen gekommen.

Die älteſten Bibeln ſind ohne Druckernamen, ohne Druckort und ohne Jahreszahl erſchienen; man muß ihr Alter und ihre Herkunft nach inneren Gründen beſtimmen. Als die älteſte unter ihnen galt bisher diejenige, welche man nach dem Straßburger Druckermeiſter Eggeſtein benannte und ins Jahr 1466 verlegte. Nach Walther iſt dies unrichtig. Der Altersvorrang gebührt vielmehr der bis jetzt als zweitälteſte geltenden Mentelſchen Bibel. Im Stuttgarter Exemplar derſelben findet ſich von der Hand des Rubrikators in lateiniſcher Sprache die Notiz: „Dies Buch iſt gedruckt im Jahre 1466 durch den ehrbaren Johannes Mentel in Straßburg.“ Von ihr hat Eggeſtein etwa drei oder vier Jahre ſpäter ſeine Bibel nachgedruckt; das Gothaer Exemplar von Eggeſtein verweiſt auf das Jahr 1470. Daß das Verhältnis nicht das umgekehrte war, alſo Mentel nicht von Eggeſtein abgedruckt haben kann, geht aus den von Walther gemachten Beobachtungen deutlich hervor. Veraltete Ausdrücke der dem Bibeldrucke zu Grunde liegenden Handſchriften ſucht ſchon Mentel zu beſeitigen; Eggeſtein thut es viel durchgreifender. So findet ſich bei Mentel die zur Zeit der Bibeldrucke längſt aus der lebenden Sprache ausgeſchiedene altdeutſche Bezeichnung der Manuſkripte für Rechte und Linke: Zeswe und Winſter noch ſehr häufig; Eggeſtein gebraucht nur einmal

Zeswe, ſonſt immer die moderneren Bezeichnungen. Wäre Eggeſtein die erſte Ausgabe, ſo müßten wir das Undenkbare annehmen, daß die zweite Ausgabe (Mentel) den veralteten Ausdruck, welchen ihre Vorlage ſelbſt faſt gar nicht mehr enthielt, an einer großen Anzahl von Stellen wieder eingetragen hätte. Auch die vielen Druckfehler von Eggeſtein, wo Mentel richtigen Text gibt, erklären ſich beſſer durch die allgemeine Abhängigkeit jenes von dieſem, als umgekehrt. Eine in Wolfenbüttel aufbewahrte Handſchrift, welche ſo völlig mit dem Texte des Mentelſchen Druckes übereinſtimmt, daß ſie beinahe für die Druckvorlage desſelben gelten könnte, hat alle dieſe Stellen ebenſo fehlerlos wie Mentel. Die Unachtſamkeit des Setzers der Eggeſteinſchen Bibel iſt an den Verſehen der zweiten Bibel ſchuld.

Von Eggeſtein druckte wieder die dritte Bibel ab, deren Druckfehler ſie teilt. Es iſt dies die nach Augsburg verlegte und auf den Drucker Jodocus Pflanzmann zurückgeführte Bibel, welche um 1473 erſchienen iſt.

Eine neue Redaktion des Textes gab die vierte Bibel, als welche Walther die bei Günther Zainer in Augsburg erſchienene, bisher als fünfte geltende des Jahres 1473, in Anſpruch nimmt, während er nachweiſt, daß die früher ſogenannte vierte Bibel, in ſchweizer Dialekt, 1474 die Zainerſche Ausgabe benutzt und nur in der Sprachform den Text geändert hat.

Dieſe vierte Bibel von Zainer iſt von den Gelehrten viel umſtritten worden. Die Verteidiger des waldenſiſchen Urſprunges der deutſchen Bibel behaupteten, daß in den vielfachen Textveränderungen dieſer Ausgabe augenſcheinlich eine dogmatiſch-kirchliche Tendenz vorliege. Den alten Waldenſertext habe man hier in katholiſchem Intereſſe nach einer ſpäteren Vulgatahandſchrift überarbeitet und den ketzeriſchen Urſprung der Überſetzung möglichſt zu verdecken geſucht. Walther zeigt, daß zu dieſer Annahme auch nicht der geringſte Grund vorliegt. Wohl hat die vierte Bibel viele Veränderungen vorgenommen, aber nicht in dogmatiſchem, ſondern ausſchließlich in ſprachlichem Intereſſe. Ungewöhnlich und unverſtändlich gewordene Ausdrücke hat Zainer mit gebräuchlichen vertauſcht; das Satzgefüge aber, das in ſeiner ſteifen Abhängigkeit vom lateiniſchen Text undeutſch genug klingt, iſt in der vierten Bibel dasſelbe geblieben, wie in der erſten. Die ſeltſamſten Dinge kehren hier wieder. Einiges ſei zur Kennzeichnung jener alten Bibeln hier angeführt.

Die Handſchrift, welche dem erſten Drucker vorlag, muß eine ſehr unleſerliche und fehlerhafte geweſen ſein, nicht Original, ſondern eine recht ſchlechte Kopie. Das zeigt ſich beſonders in Namen. Z. B. wird in den alten Vorreden zu den einzelnen bibliſchen Büchern von den Schriften des „meisters tely“ geſprochen. Aus dem lateiniſchen Text erſt erhellt, daß darunter Cicero gemeint iſt, und der Name eigentlich tullii heißen müßte. Die vierte Bibel hat hier das Richtige. Aber die Bathſeba, Urias Weib, heißt auch bei ihr, wie bei Mentel, Berſabe. Auch der Vulgatatext, welcher dem erſten Überſetzer vorgelegen hat, muß teilweiſe unleſerlich geweſen ſein; viele Abkürzungen des lateiniſchen Schreibers hat der deutſche nicht verſtanden. Die Zainerſche Bibel verbeſſerte zuweilen nach einem richtigeren Texte. Auch wo der Überſetzer zufolge ſeiner mangelhaften lateiniſchen Kenntniſſe geirrt hatte, griff ſie vielfach korrigierend ein. Doch ebenſo häufig ließ ſie die alten Fehler ſtehen. Für lateinkundige Leſer ſei bemerkt, daß der treuherzige Dolmetſcher z. B. collis mit collum, Hügel mit Hals, vapor, der Dampf, mit sapor, der Geſchmack, verwechſelt hat. Weil gratia auf deutſch Gnade heißt, ſo blieb dieſe Überſetzung unter allen Umſtänden dieſelbe: gratias agere, dankſagen, hieß nun: genad machen; die Präpoſition: gratiâ wegen — wird überſetzt: umb die genad (turpis lucri gratia, um ſchändlichen Gewinnes wegen: umb die gnad des unreinen gewinns). Oriri heißt eigentlich geboren werden. So mußte auch der ſun (die Sonne), ein licht, ein widerteil (seditio facta est) „geboren werden“. Zuſammengeſetzte lateiniſche Wörter wurden ebenſo im Deutſchen wiedergegeben, ohne daß der Sinn verſtanden worden wäre: z. B. legislator (Geſetzgeber) trager der ee (= Geſetz), ius iurandum (Eid), das geſworen recht, innocens (unſchuldig), unſchedlich; in: dante eo vocem (da er ſprach) iſt eo für den Dativ gehalten und überſetzt worden: ſo ir im gebt die ſtymme. An allen dieſen Stellen hat Zainer bald verbeſſert, bald den alten Fehler mitgemacht. So wenig aber hat er offenbar den Text der bisherigen Bibel für ketzeriſch erachtet und aus kirchlichem Intereſſe geändert, daß er ihn in dem bei ihm erſchienenen Gebetbuche, welches dieſelben Lettern wie ſeine Bibel zeigt, einfach benutzte und in den Pſalmen citierte.

Die ſogenannte Schweizer- (früher als vierte angeſehene) Bibel iſt nach Walther 1474 in Baſel gedruckt. Die ſechſte iſt eine neue Auflage der Zainerſchen vierten. In demſelben Jahre, 1477, erſchien nach dem Text der Schweizeriſchen die von Sorg gedruckte, 1480 die achte, von demſelben. Die neunte bezeichnet einen neuen Abſchnitt im Bibeldruck. Sie iſt bei Koburger in Nürnberg, 1483, gedruckt und mit den 109 Holzſchnitten der erſten Kölner niederdeutſchen Überſetzung verſehen. Koburger, wohl der hervorragendſte unter den damaligen Verlegern (librariorum facile princeps), hat ſeinen Namen, den Druckort und das Jahr 1483 ausdrücklich genannt. Er rühmt ſeine Bibel als beſonders lauter, klar und wahr und fügt hinzu: „mit hohem und großem vleyſz — gegen dem lateyniſchen text gerechtvertigt. underſchidlich punctirt — mit uberſchrifften bey dem meyſten teyl der capitel vnd pſalm — iren inhalt vnd vrſach — anzoygende. Vnd mit ſchönen figuren dy hyſtorien bedeutenden.“ Dieſe Koburgerſche Bibel enthält ſehr zahlreiche Verbeſſerungen der Textrecenſion, augenſcheinlich unter Benutzung einer anderen Vulgatahandſchrift, und außerdem eine umfaſſende Berichtigung des deutſchen Ausdrucks nach den Geſetzen der zu ihrer Zeit herrſchenden Sprache; aber die Überſetzung ſelbſt iſt auch hier die der früheren Bibeln.

Die letzten Bibeldrucke endlich ruhen gänzlich auf den ſchon beſprochenen und ändern den Text nur in unweſentlichen Stücken.

Somit iſt die Thatſache aufs neue und unwiderruflich beſtätigt, daß die vierzehn deutſchen Bibeldrucke ſämtlich der Hauptſache nach auf derſelben alten Überſetzung beruhen, welche der erſten in einem handſchriftlichen Texte zu Grunde gelegen hat.

Wie ſteht es nun mit dieſen Handſchriften der deutſchen Bibel?

Walther hat die ihm bekannt gewordenen auf das fleißigſte durchforſcht oder durchforſchen laſſen und glaubt nach ſeinen bisherigen Ergebniſſen nicht weniger als vierzehn verſchiedene Überſetzungskreiſe annehmen zu müſſen, die ſelbſtändig zu Werke gegangen ſind. Von vielen dieſer als eigenartig und ſelbſtändig erkannten Überſetzungen ſind aber nur Bruchſtücke vorhanden. Einige darunter geben völlig ungeſchickte, Wort für Wort übertragende Arbeiten, die ſich faſt nur als Interlinearverſionen bezeichnen laſſen. Andere enthalten, zuweilen auf Koſten der Überſetzungstreue, ein klaſſiſches, durchaus vortreffliches Deutſch. Noch andere ſind durch prächtige Illuſtrationen geſchmückt, von denen das Buch Proben gibt.

Zu demjenigen Überſetzungskreiſe, aus welchem die gedruckte deutſche Bibel ſtammt, gehören wiederum vierzehn Handſchriften, die bisher bekannt geworden ſind. Ihr Wert für den Forſcher verringert ſich indeſſen dadurch um ein Bedeutendes, daß von dieſen vierzehn nicht weniger als neun nur Abſchriften von gedruckten Bibeln ſind. Sie alle ſchreiben die Druckfehler der Bibeln einfach ab; man kann danach ſogar beſtimmt ſagen, welche Bibelausgaben ihnen zu Grunde gelegen haben. Auch die zehnte dieſer Handſchriften, welche, einſt im Beſitze des durch den Streit mit Leſſing bekannt gewordenen Hauptpaſtors J. M. Goeze, jetzt auf der Hamburger Stadtbibliothek befindlich iſt, wird von Walther, trotz des Vermerks am Ende: „in dē iar vnſzs h'ren geburt XIV hundert vn IV iars ſint ſi geſch von ſaſter Gertrut von buren“ nur als Abſchrift aus einem Drucke bezeichnet. Sie enthält nicht mehr als die vier Evangelien und „das buch d' wirkunge der apoſteln“. Noch neuerdings iſt ſie von Paſtor Bornemann in Clenze als Repräſentantin einer eigenen, von der gedruckten abweichenden Überſetzung in Anſpruch genommen worden. Allein die in das Jahr 1404 verweiſende Unterſchrift iſt nach unſerm Verfaſſer, der ſogar Spuren von Raſuren gefunden haben will, gefälſcht; urſprünglich hat XV dageſtanden, und daraus iſt eine XIV gemacht. Walther verweiſt die Handſchrift alſo in den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts; eine Schweſter Gertrud von Büren hat ſie, wohl nach der zwölften Bibel, mit Benutzung der Vulgata und einer niederdeutſchen, wahrſcheinlich der Kölner Überſetzung, geſchrieben. In der Sprache bezeichnet ſie die Blüte aller mittelalterlichen Bibeln; ſie verdeutlicht, verſchönert und moderniſiert durchweg den überkommenen Text. Dennoch aber bleibt ſie eine Kopie der gedruckten Bibel und kommt daher bei der Frage, die uns beſchäftigt, nicht weiter in Betracht.

So erübrigen nur noch vier Handſchriften des erſten Überſetzungskreiſes, welche unabhängig von Drucken, alſo auf Grund anderer Manuſkripte, entſtanden ſind: eine Wolfenbütteler, welche nur das Alte Teſtament enthält und am Ende unvollſtändig iſt; eine Nürnberger, die nur die Bücher Joſua, Richter und Ruth umfaßt, und endlich die zwei einander außerordentlich verwandten neuteſtamentlichen Handſchriften von Tepl und Freiberg. Über ihr gegenſeitiges Verhältnis, das Walther eingehend unterſucht, können wir uns hier nicht weiter auslaſſen. Sie alle müſſen nach Handſchriften gearbeitet haben, welche den urſprünglichen Text des erſten Überſetzers enthielten. Daß derſelbe ein Waldenſer geweſen ſei, iſt eine durch nichts zu beweiſende Annahme. Die angeblich waldenſiſchen Ausdrücke: „ſun der maid“ für „Menſchenſohn“ und „angſt“ für „pena, Pein“, finden ſich nachweislich in ebenſo zahlreichen anderen, durchaus nicht ketzeriſchen Schriften. Auch die Verwandtſchaft der erſten deutſchen Bibel mit den romaniſchen Überſetzungen der Waldenſer iſt eine völlig in der Luft ſchwebende Vermutung.

Allerdings aber weiſt die Sprache dieſer Bibel, wie bereits von mehreren Forſchern behauptet worden iſt, entſchieden nach Böhmen, einem Hauptſitze der Waldenſer. „Die Heimat der Überſetzung iſt eine nicht viel ſüdlicher, als Prag gelegene böhmiſche Landſchaft“, ſagt Weiß. Ebendaher ſtammt eine mit böhmiſcher Interlinearüberſetzung verſehene, jetzt in Wernigerode befindliche Handſchrift der Vulgata, welche von dem Veranſtalter der erſten gedruckten Bibel jedenfalls benutzt worden iſt. Mit dieſer böhmiſchen hat die deutſche Überſetzung wohl keine Verwandtſchaft; beide ſind ſelbſtändig von einander entſtanden. Aber immerhin iſt es doch bemerkenswert, daß in dem von Huſſitentum und Waldenſertum ſo dicht durchzogenen Böhmen die deutſche Bibel, wenigſtens was den Text der allein zum Druck gekommenen Handſchriftenklaſſe betrifft, ihren Urſprung genommen hat.

Zweifellos iſt die deutſche Bibel auch von der Kirche nicht weniger, als von den Häretikern benutzt worden. Bezeichnend für den in dem mittelalterlichen Kirchentum herrſchenden Geiſt iſt es aber doch, worauf auch Walther hinweiſt, daß kein einziges der beſprochenen Bibeldruckwerke aus einer der vielen Kloſterdruckereien hervorgegangen iſt, welche doch hinſichtlich anderer Werke eine ſo rege Thätigkeit entfalteten. Die Beteiligung an dieſem Zweige der Litteratur blieb den Laien überlaſſen. „Es dürfte auch begreiflich ſein, daß der Klerus dieſes Gebiet lieber anderen überließ, da im Mittelalter die Anſchauungen über das Leſen deutſcher Bibeln noch weit auseinander gingen.“ Bekannt iſt das Verbot des Erzbiſchofs Berthold von Mainz vom 22. März 1485, welches ſich auf den Druck deutſcher religiöſer Bücher bezog. Aus ihm erklärt ſich das Fehlen der Angaben über Druckort und Druckernamen in vielen der von uns beſprochenen Bibeln.

Nach allen dieſen Unterſuchungen Walthers iſt die Frage nach dem Urſprung der deutſchen Bibel wohl ein gutes Stück gefördert, wenn auch noch nicht endgültig beantwortet. Als möglich darf immer noch gehofft werden, daß ſich auch einmal eine Handſchrift findet, welche den Namen des erſten Überſetzers trägt. Bis jetzt wiſſen wir ihn nicht. Auch ob häretiſche oder kirchliche Kreiſe ſie hervorgebracht haben, iſt immer noch wenigſtens zweifelhaft. Die große Zahl der noch vorhandenen, von dem gedruckten Text abweichenden ſelbſtändigen Überſetzungen ſchließt allerdings die Annahme aus, daß überhaupt nur in ketzeriſchen Gemeinden das Verlangen nach deutſchen Bibelüberſetzungen beſtanden habe. Wohl aber könnte die Thatſache, daß der Text der gedruckten mittelalterlichen Bibel auf Böhmen, als auf ſeine Heimat, weiſt, für die Wahrſcheinlichkeit ſprechen, daß wenigſtens die am weiteſten verbreitete, die ganze Bibel umfaſſende und durch den Druck über alle Teile Deutſchlands verbreitete Überſetzung auf die Anregung oder die Veranſtaltung der böhmiſchen Waldenſer zurückgeführt werden müſſe.

## Seefahrt.

Kein ſchön'res Reiſen auf der Welt,
Als wenn die Kette raſſelt,
Die ſchon den Anker ſchwebend hält,
Und die Maſchine praſſelt.

Ins wundervolle Meer hinaus!
Fahr' wohl, du enger Hafen!
Das Schiff ſieht blank und luſtig aus,
Das Land blickt noch verſchlafen.

Es ſchneidet ſcharf der tapfre Kiel,
Die Küſte dehnt ſich breiter,
Der Salzwind treibt ſein kräftig Spiel,
Die Welt wird immer weiter.

Der friſchdurchwehte Sonnentag
Hält Aug' und Herzen offen;
Du weißt nicht, was er bringen mag,
Und kannſt nur Heit'res hoffen.

Die tiefe Ferne bald verſchlingt
Der Türme letzte Spitzen:
Das Schiff ſich leiſe wiegt und ſchwingt,
Die Wellen ſprühn und ſpritzen.

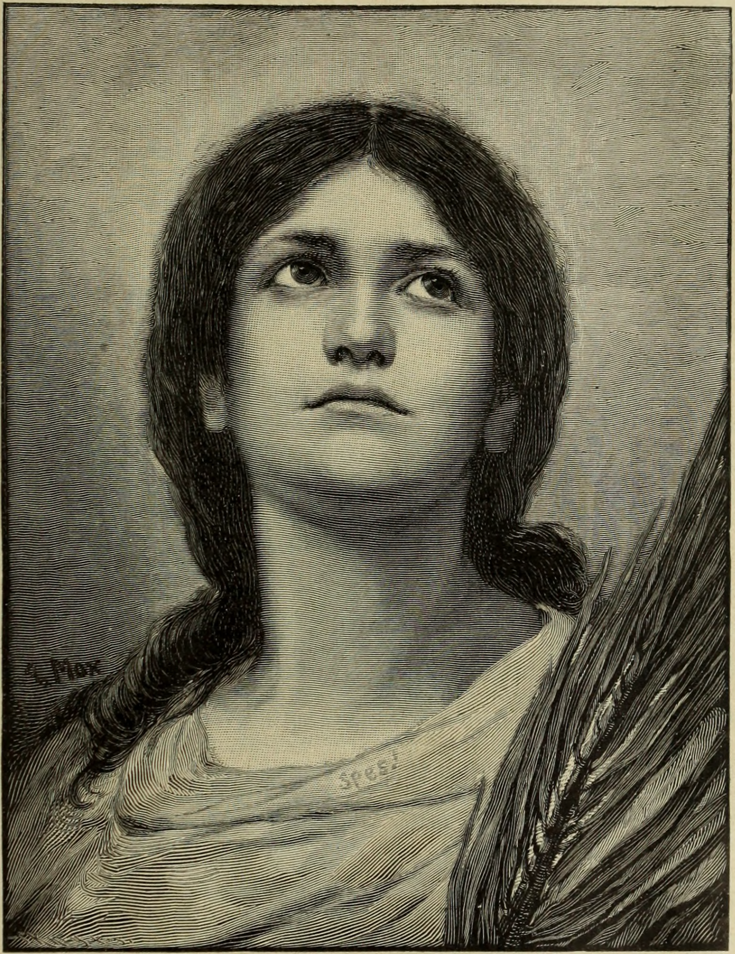
Vor uns die lichte Silberbahn,
Darüber ſich're Bläue;
Was hinten bleibt, iſt abgethan,
Und vor uns lacht das Neue.

Das Land, das hinten ſtill verſinkt,
War ſchläfrig und verdroſſen:
Das neue, das uns morgen winkt,
Hält Zaubergold umſchloſſen.

Hans Hoffmann.

# Die Vögel im Dienſte der Pflanzen.

Da die Pflanzen an die Scholle, aus der ſie emporgewachſen, gebunden ſind, daher ihren Samen nicht an anderen, mehr oder weniger fern liegenden Orten ſelbſt ausſtreuen können, ſo ſorgt die Natur auf andere mannigfache Weiſe für deſſen Verbreitung. Wind und Wellen, Tiere und Menſchen macht ſie ſich zu dieſem Zwecke dienſtbar; einmal muß der Wind die leichten, befiederten Samen über die Lande führen, oder das Waſſer bringt die ſchwimmenden Früchte an fremde Geſtade, ein andermal tragen die Tiere bei ihren Wanderungen die in ihrem Haarkleid feſtgehakten Kletten und ähnliche Samen mit ſich fort, oder der Menſch nimmt ſie, wenn auch unfreiwillig, mit von einem Ort zum andern. Eine überaus wichtige Rolle ſpielt nun bei dieſer Samenverbreitung die Vogelwelt, und in der That iſt wohl kein Geſchöpf hierzu ſo geeignet, wie der ruheloſe, flüchtige, große Entfernungen mit Leichtigkeit überwindende Vogel.



Hoffnung. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Die beſten Samenausſtreuer ſind aber keineswegs die Körner- oder Fruchtfreſſer, ſondern im Gegenteil die eifrigen Vertilger der Inſekten, denn die Körnerfreſſer zerſtören die Früchte, welche ſie gewöhnlich verzehren mit Ausnahme derjenigen, die harte Kerne beſitzen, und dieſe gerade werden zu gewiſſen Zeiten von den Inſektenfreſſern mit großer Vorliebe verſpeiſt. Man kann den allgemein gültigen Satz aufſtellen, daß die Samen, welche Nahrung enthalten, gegeſſen und zerſtört werden, während die Samen, welche in Nahrung enthalten ſind, zwar gegeſſen, aber nicht zerſtört werden. Die unzähligen Heere der Sperlingsvögel, die im Winter große Mengen von Korn, Gras- und Unkrautſämereien vernichten, im Frühjahr und Sommer die Scharen der Inſekten dezimieren, verzehren im Herbſt ungeheure Maſſen von Beeren, deren keimfähige Kerne ſie über weite Gebiete verbreiten. In mannigfaltiger Weiſe kommt aber auch die Natur dieſen ihren nützlichen Gäſten entgegen und ladet ſie dringlich ein, an dem gedeckten Tiſche Platz zu nehmen. Wie grell heben ſich im Spätherbſt von der düſteren Hecke die roten Früchte des Weißdorns ab, wie weit leuchten aus dem fahlen Laub die glänzendroten Trauben der Vogelbeeren hervor, ſchon aus weiter Ferne die vorüberfliegenden Wanderer zu leckerem Mahle einladend! Die ſcharfen Augen der wandernden Droſſeln erblicken bereits aus großer Entfernung das einladende Gaſthaus, und ſchreiend und jubelnd ſtürzen ſie herbei auf die erſehnten Früchte. Die weiße Beere der Miſtel hebt ſich ſcharf aus dem tiefdunkeln Laubbüſchel ab und ruft ihre Freundin, die Miſteldroſſel, herbei, die auf dieſe Leckerbiſſen ſehr erpicht iſt. Alle dieſe auffallenden, die Vögel einladenden Farben werden mit dem treffenden Ausdruck „Appetitsfärbung“ bezeichnet.

Bei allen Beerenfrüchten, die ihres Fleiſches wegen verzehrt werden, bleiben die harten Kerne keimfähig, ſie paſſieren unbeſchädigt den Darmkanal des Vogels und werden an Orte abgeſetzt, an denen ſie luſtig zu einer neuen Pflanze emporkeimen können. Ja, ſogar der nötige Dung wird ihnen gleich mit auf den Weg gegeben, damit ſie um ſo ſicherer keimen und gedeihen können. Viele Kerne ſcheinen ſich überhaupt nur zu entwickeln, wenn ſie vorher den Magen eines Vogels paſſiert haben, ſo z. B. die Miſtel, die nur durch die Miſteldroſſel fortgepflanzt wird, welche die Kerne in die Ritzen und Spalten der Zweige fallen läßt, wo die Schmarotzerpflanze ſich entwickeln kann. Zur Anlage von Weißdornhecken verwenden die Gärtner vielfach nur Samen, der durch den Magen von Truthühnern gegangen iſt, da dieſer ſich raſcher und kräftiger entwickelt als anderer. Andere Früchte werden nicht verzehrt, ſondern von den Vögeln verſchleppt, die nur ihre Schalen genießen, ſo iſt z. B. die Muskatnuß, deren rote Samenhülle eine geſuchte Speiſe der Gewürztauben bildet, nur durch dieſe Tauben auf allen Inſeln der Molukken verbreitet worden, trotzdem die Holländer im vorigen Jahrhundert die Zucht der Muskatnußbäume auf einige wenige Inſeln beſchränken wollten. Ein anderer Vogel, unſer Eichelhäher, pflanzt Eichen dadurch, daß er Eicheln in die Erde ſteckt, um ſie ſpäter in Zeiten der Not zu verzehren, ſie aber dann nicht wieder auffindet. Viele Pflanzenſamen werden auch auf andere Weiſe durch Vögel verbreitet, ſo z. B. verſchleppen die Sumpf- und Waldvögel häufig Samen mit dem an ihren Füßen hängendem Schlamm, der oft reich an Samen iſt; erzog doch ein bekannter Forſcher bei einem Verſuch aus drei ausgeſäeten Löffeln Teichſchlamm nicht weniger als 537 Pflanzen.

Unter den auffallend gefärbten Früchten gibt es ſogar ſolche, welche die Appetitfärbung nur zur Täuſchung der Vögel tragen, ſie werden dank ihrer Farbe von den Vögeln verſchlungen, trotzdem ſie keinerlei Nahrung darbieten. Ein Beiſpiel hierfür iſt die Paternoſtererbſe (Abrus precatorius), eine in Südaſien und Nordafrika heimiſche Papilionacee, deren glänzendrote, bohnenförmige Früchte mit einem ſchwarzen Fleck geziert ſind. Zur Zeit der Reife ſpringen die Schalen auf und laſſen die verlockenden Früchte ſehen, die von unerfahrenen Vögeln verſchluckt werden, aber ſo hart ſind, daß ſie unmöglich weder mit dem Schnabel zerkleinert noch im Magen verdaut werden können; die Appetitfärbung hat aber ihren Zweck erreicht, die giftigen Früchte, welche häufig als Verzierungen von Muſchelkäſten oder Halsketten auch zu uns gelangen, werden durch die Vögel weit verbreitet. Im Gegenſatz zu den Appetitfärbungen tragen ſolche Früchte, deren Keimling durch das Verzehren vernichtet wird, unſcheinbare Schutzfarben, ſie ſind in unreifem Zuſtande meiſtens grün und werden nachher in der Reife, wenn ſie zu Boden fallen, braun, ſodaß ſie auf dem Boden nicht leicht entdeckt werden können; ſo iſt es mit der Haſelnuß, der Kaſtanie, den Bucheneckern, der Wallnuß u. a.

Aus dieſen kurzen Ausführungen erſehen wir ſchon die außerordentliche Wichtigkeit der Vögel als Pflanzenverbreiter; um nur ein Beiſpiel davon zu geben, in welch ungeheurer Menge Samen in den Auswürfen der Vögel enthalten ſind, ſei erwähnt, daß in einem Pfund im Spätherbſt von einem Schlafplatz der Krähen geholten Dung 4764 Samen enthalten waren, von denen 90 Prozent keimfähig gefunden wurden. Wenn man hierbei in Betracht zieht, daß die Krähen auch in der Beerenzeit nicht ausſchließlich dieſe Früchte freſſen, und daß ſie außerdem nur die Stunden der Nacht auf dem Schlafplatze zubringen, ſo kann man daraus ermeſſen, welche Zahl von Samen durch die Vögel ausgeſtreut wird. Leider kennen wir heute die Lebensweiſe der Vögel noch zu wenig, um alle Vögel, welche zur Samenverbreitung beitragen, aufzählen zu können, und es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß hierüber immer mehr Beobachtungen gemacht und geſammelt würden, manche neue Thatſache würde dabei ermittelt werden. In Amerika, wo derartige Unterſuchungen ſeit einigen Jahren ausgeführt werden, hat man z. B. gefunden, daß die Schwalben, die ausgeprägteſten Inſektenfreſſer, zur Reifezeit der Beeren des Lorbeerbaumes dieſe in Maſſen verzehren, gewiß eine unvorhergeſehene, aber höchſt beachtenswerte Thatſache in der Lebensweiſe der anmutigen Segler der Lüfte. Dr. L. Staby.

---

## Zur rechten Zeit.

Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Die beiden Trunkenen vernahmen nichts von dieſem Entſchluſſe; ſie lagen noch immer ſinnlos da, aber die ausgeſprochene Drohung ging nur zu bald an ihnen, wenn auch in anderer Weiſe, in Erfüllung. Als ſie endlich erwachten, glühten ihre Augen im Fieber, ein quälender Huſten ſtellte ſich ein. Der Einwirkung der eiſigen, ohne allen Schutz auf dem nackten Felsboden zugebrachten Nacht hatten ſelbſt ſo abgehärtete Naturen nicht widerſtehen können. Beide waren von einer heftigen Lungenentzündung ergriffen, von der ſie nicht wieder genaſen. Sie ſtarben nach wenigen Tagen und ſühnten, wie ſchon der Unterſteuermann, ihre Schuld mit dem Tode.

Was geſchehen konnte, um ſie am Leben zu erhalten, geſchah, aber leider ließ der Mangel an Hilfsmitteln nicht viel thun, wenngleich man ſofort eine beſondere und ſo gut wie möglich eingerichtete Hütte für ſie baute, in der ſie wenigſtens warm lagen.

Eliſe waltete wie eine barmherzige Schweſter bei den Kranken. Sie kühlte deren heiße Stirn, letzte die ſchmachtenden Lippen, und auf ihre Bitte wurde eine Konſervenbüchſe mit Bouillontafeln geöffnet, um daraus eine kräftigende Suppe zu bereiten. In den lichten Stunden ſprach ſie ihnen Troſt zu, oder las ihnen aus der Bibel vor und war unermüdlich in ihrer Pflege.

Bewundernd blickten die Schiffbrüchigen auf ſie; ſie erſchien ihnen wie ihr guter Engel, und ſie gelobten ſich, ſie hochzuhalten wie eine Heilige.

Man begrub die Toten in einer Felsſpalte, und ein von Eliſe vorgeleſenes Gebet gab ihnen das letzte Geleit. Feierlicher Ernſt erfüllte die Gemüter der Verſammelten. Hier hatte Gott gerichtet — aber wie bald konnte an ſie ſelbſt die Reihe kommen, ebenfalls hier gebettet zu werden.

Die Tage vergingen einförmig und freudlos. Auf der Spitze des die Inſel krönenden Berges war aus Raſenſtücken ein 8—10 Fuß hoher Turm errichtet und auf ihm ein Bootsruder mit einem Stück Shirting daran als Flagge befeſtigt worden, um vorüberfahrende Schiffe aufmerkſam zu machen, aber vergebens ſuchten viele Tage lang die Augen den Horizont ab, nirgends zeigte ſich ein Segel.

Da endlich nach drei Wochen ertönte der freudige Ruf des Wachpoſtens: „Segel ho!“ und verſetzte alle in fieberhafte Aufregung — aber nur, um einer um ſo bittereren Enttäuſchung Platz zu machen. Das Schiff ſegelte in weiter Ferne vorüber, und die ſchwache Hoffnung auf Rettung war wieder einmal dahin.

Die Albatroſſe waren noch immer zu Tauſenden da, aber ihr Brutgeſchäft ging zu Ende. Die Jungen wuchſen allmählich heran, und dann verſiegte die einzige Nahrungsquelle. Es war zu bewundern, wie Menſchen unter ſolchen Umſtänden den Mut behalten konnten, daß ſie nicht der Verzweiflung anheimfielen, und dennoch geſchah das nicht. Eliſe, deren felſenfeſtes Gottvertrauen keinen Augenblick wankte, beeinflußte alle und nicht am wenigſten Watſon. Das Beiſpiel der beiden wirkte auf das günſtigſte und hielt die Gemüter aufrecht, während inzwiſchen nichts verſäumt wurde, um für die Zukunft vorzuſorgen, ſoweit dies angängig war.

Man ſuchte ſo viel junge Vögel einzufangen, wie möglich, ſowohl, weil ihr Fleiſch ſchmackhafter und zarter war, als weil die Alten nach ſo langen Angriffen ſcheu wurden. Das Fleiſch wurde durch Räuchern und Pökeln haltbar gemacht; die erwähnten flachen und gehöhlten Steine mußten zur Salzgewinnung dienen, indem man Seewaſſer am Feuer in ihnen verdampfte, aber ſehr bald bildeten ſie auch die einzigen Kochgeſchirre, denn die wenigen vom Schiffe geretteten Blechgefäße begannen allmählich unbrauchbar zu werden.

Zwölf junge, faſt flügge Albatroſſe ließ man jedoch leben, um ſie als Boten in die Ferne zu ſenden und vielleicht durch ſie Hilfe zu erhalten — greift doch der Ertrinkende nach einem Strohhalm. Von den Planken der zertrümmerten Jolle hatte Watſon einen Streifen dünner Bleiplatte abgelöſt. Damals ſchwebte ihm kein beſtimmter Zweck vor, er dachte nur, vielleicht könnte das Blei zu irgend etwas gebraucht werden. Jetzt war der Augenblick gekommen für ſeine Verwendung. Der Streifen reichte für zwölf ſchmale Bänder aus; mit einem Meſſer ſchnitt man ein paar Worte, eine Bitte um Hilfe, auf jedes und wickelte ſie den Vögeln um einen Fuß. In den ſüdlichen Gewäſſern werden faſt auf jedem vorbeiſegelnden Schiffe Albatroſſe geangelt, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu bietet; vielleicht gab Gott ſeinen Segen dazu, daß auf dieſe Weiſe Hilfe kam. Wie viel heiße Gebete aus den Herzen der Unglücklichen ſtiegen zum Himmel empor, als die geflügelten Boten nach wenigen Tagen zum erſtenmale ihre mächtigen Schwingen entfalteten, um ihren Weg über den Ozean zu nehmen.

Das Feuerungsmaterial war trotz größter Sparſamkeit ſehr zuſammengeſchmolzen. Man hatte die Hütten allmählich ſo dicht und gut gemacht, daß das Nachtfeuer erſpart werden konnte, dadurch reichte man noch vierzehn Tage länger, aber auch ſie gingen bald zu Ende, und der Winter währte noch drei Monate. Um die wenigen Schwefelhölzer zu ſchonen, hatte Watſon aus einer Konſervenbüchſe eine Lampe gefertigt, welche beſtändig brannte, wie das heilige Feuer der Veſta. Sorgſam geſammeltes Vogelfett vertrat das Öl, das Garn eines Strumpfes lieferte den Docht.

Sechs Wochen waren verfloſſen, das Holz reichte nur noch eine kurze Spanne Zeit, die letzten Albatroſſe waren längſt fortgezogen, und die Reſte der Lebensmittel ſchmolzen immer mehr zuſammen, obwohl Watſon in den letzten Tagen die Rationen verringert hatte. Das Ausſchauen nach einem rettenden Schiffe war ebenſo vergebens, wie bisher.

Von Tag zu Tag wurde die Stimmung düſterer, nur Eliſens Mut und Hoffnung blieben ungebrochen, und wenn Watſon auch innerlich anders fühlen mochte, ſo beſaß er doch Willenskraft genug, um es nicht nach außen zu verraten, und erſchien ruhig und gleichmäßig wie ſtets.

Als faſt alles aufgezehrt war und in wenigen Tagen der Hunger drohte, zeigten ſich wieder Vögel, zuerſt vereinzelt, dann mehr und zuletzt in unzählbaren Scharen, die wie eine dunkle Wolke heranzogen. Es waren Lummen, faſt ſo groß wie Enten, aber ſchlanker gebaut; ſie löſten die Albatroſſe im Brutgeſchäft ab. Es war das Manna, welches Gott den Verzweifelnden, wie den Israeliten in der Wüſte, ſandte. Eliſens Vertrauen war nicht zu ſchanden geworden, die Rettung war gekommen, wenn auch zunächſt nur vor dem Hungertode. Die alte Spannkraft der Geiſter kehrte zurück — der liebe Gott hatte die Schwergeprüften nicht verlaſſen.

Wie prachtvoll mundeten die friſchen Eier! Bei ihrem Einſammeln ging man vorſichtig zu Werke, und nahm nur einige aus den Brutſtellen, um die alten Vögel nicht ſcheu zu machen. Die Ausbeute war bedeutend, man heimſte viele Tauſende ein und jeder Tag brachte neue reiche Beute. Was man davon nicht zu genügender Speiſung gebrauchte, wurde ſorgfältig in Salz gelegt, und wohl zwanzig Pfannen waren den Tag über beſchäftigt, das koſtbare Gewürz zu gewinnen.

Nur auf einem Flügel des Brutplatzes gab man den alten Vögeln keine Zeit zum Brüten, ſondern tötete ſie auf den Niſtplätzen, was keinerlei Schwierigkeiten machte, da die Lummen, von den Seeleuten Dummvögel genannt, ſo wenig ſcheu ſind, daß ſie ſich beim Raſten auf Schiffen ruhig greifen laſſen. Es war bei ihnen weniger auf das Fleiſch, als auf ihr Fett und ihre mit einer dicken Lage des letzteren gepolſterten Bälge abgeſehen, welche das bis auf einen Bruchteil verbrauchte Holz als Feuerungsmaterial erſetzen ſollten.

Die übrigen ließ man dann ungeſtört, bis die Jungen ziemlich erwachſen waren, um dieſe, die ein viel ſchmackhafteres und weniger thraniges Fleiſch lieferten denn die Albatroſſe, als Vorrat zu ſammeln.

Als die Scharen abzogen, waren wieder ſechs Wochen vergangen, aber für ebenſo lange voraus war man auch mit Lebensmitteln verſehen. Auch dieſe Zeit ging dahin. Wiederum hatten die Lebensmittel faſt ihr Ende erreicht, wiederum mußten die Rationen gekürzt werden, und abermals hatte der Tod zwei der Schiffbrüchigen abgerufen, deren ſchwächliche Körper einem ſo traurigen Leben nicht gewachſen waren. Doch trotzdem machten ſich faſt keine Anzeichen von Mutloſigkeit geltend. Bei einem Teile der Schiffbrüchigen hatte offenbar eine gewiſſe ſtumpfe Gleichgültigkeit Platz gegriffen. Die Mehrzahl blickte jedoch mit feſtem Vertrauen in die Zukunft. Gott hatte ſie bis dahin ſo wunderbar erhalten, daß es ihnen eine Sünde ſchien, an ſeiner ferneren Hilfe zu zweifeln. Und er half in der That.

Wieder ſandte er den Darbenden Manna in der Geſtalt von Pinguins, die zu Hunderttauſenden angeſchwommen kamen, um für ihre Nachkommenſchaft zu ſorgen. Regimenterweiſe, in endloſen Reihen und eng aneinander gedrängt, marſchierten dieſe merkwürdigen Tiere, die nicht fliegen, ſondern nur ſchwimmen können, auf den Klippen auf, die Männchen für ſich und ebenſo die Weibchen, um dann dem Brutgeſchäfte obzuliegen.

Der Aufenthalt der Beſatzung des „Strathmore“ auf der Inſel währte nun ſchon über fünf Monate. Es war Sommer geworden und mit ihm milderes Wetter. Zwar kam faſt nie die Sonne zum Vorſchein, aber man atmete in der wärmeren Luft freier und konnte ſich beſſer bewegen. Es gab ſehr viel Arbeit von früh bis ſpät. Wie leicht war es möglich, daß noch ein zweiter Winter hier verlebt werden mußte, und Vorſicht gebot, ſich darauf vorzubereiten. Die Zahl der Pinguine ging ins Ungemeſſene, und die Jagd war um ſo leichter, da die Tiere nicht vom Platze wichen. Während des Brütens verläßt das Weibchen die Eier nicht, und das Männchen bringt ihm Nahrung, durch die es ſo feiſt wird, als ſei es mit Fett ausgeſtopft. Die Jungen werden dann von beiden Eltern gefüttert, und auch ſie gleichen, bevor ſie das Neſt verlaſſen, unförmlichen Fettklumpen. Vier Wochen lang herrſchte auf der Inſel ein reges Leben, als ob man ſich in einer Fabrik befände, und dieſe beſtändige Beſchäftigung verſcheuchte alle trüben Gedanken.

Hier kamen Männer mit alten und jungen Pinguins, dort wurden die Tiere abgehäutet und ihre Bälge zu Brennmaterial aufgeſtapelt. Wieder andere Leute trennten das Fett von Körper und Eingeweiden, ſchmolzen es in den ſteinernen Pfannen und goſſen es in eine faßartige Vertiefung an der Terraſſe, um für die Lampe und das Braten des Fleiſches Vorrat zu haben, und fünf bis ſechs Perſonen, Eliſe an der Spitze, bildeten eine förmliche Schneiderwerkſtatt, in der auf das emſigſte genäht wurde.

Man wird über dieſen letzten Satz vielleicht lächeln, und doch enthält er eine Thatſache, wenn auch Stoff und Nähmaterial von dem gebräuchlichen ſehr abwichen.

Die ſeit langer Zeit getragenen Kleider begannen den Leuten vom Körper zu fallen und ebenſo die Schuhe, die bei dem Vogelfang in den ſcharfen Klippen beſonders litten. Man mußte Erſatz ſuchen und fand ihn in den Pinguinfellen, das Nähmaterial in aufgereppelten Strümpfen und Unterkleidern und die Nadeln — in den Sonnenſchirmen. Was damals, als ſie gefunden wurden, als grauſame Ironie erſchien, das zeigte ſich jetzt ſegensreich. Die Stahlſpangen der Schirme wurden zu Nadeln, indem man das untere Stück, in welchem ſich das Öhr zur Befeſtigung des Überzuges befindet, abbrach und auf Steinen eine Spitze anſchliff.

Die Schneider hatten viel zu thun, denn die ſilberglänzenden Pinguinfelle, welche wohl die meiſten Leſer von den Muffen her kennen, welche eine Zeitlang Mode waren, hielten nicht ſehr lange, beſonders nicht als Erſatz für Schuhe bei dem Umherklettern in den Klippen, aber die Werkſtatt deckte doch den Bedarf.

Das neue Jahr brach an, der ſechſte Monat auf dem Felſengefängnis war beendet; am 1. Juli hatte der „Strathmore“ Schiffbruch gelitten. Die Pinguine zogen ab, nachdem ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet war. Über zehntauſend Bälge für Feuerung und Kleidung hatte man aufgeſtapelt, und viele Centner Fett füllten die Vertiefung an der Terraſſe. Von den Eiern, die ſich in Salz vortrefflich hielten, hatte man bedeutende Mengen eingeſammelt, von den jungen Vögeln Tauſende gepökelt und geräuchert. Wenn noch ein Winter zu überſtehen war — und mit dieſem Gedanken ſchien man ſich immer mehr vertraut zu machen — dann litt man wenigſtens keinen Mangel an Lebensbedürfniſſen. Aber welches öde, elende und allmählich auch den ſtärkſten Geiſt ermattende Daſein führten die Unglücklichen. Selbſt Watſons Energie drohte zu erlahmen, und nur Eliſens wunderbarer Mut und ihre kindliche Gläubigkeit bewahrten ihn davor, von allem Leid erdrückt zu werden.

Der 14. Januar war gekommen. Bis dahin hatte ſich wohl, ſeitdem Sommer geworden, dann und wann die Sonne blicken laſſen, aber nur als bleiche ſtrahlenloſe Scheibe hinter trüber Wolkendecke; heute jedoch erglänzte ſie in unverhüllter Pracht vom wolkenloſen Himmel herab. Auch der beſtändig ſtarke Wind hatte bedeutend nachgelaſſen, nur eine mäßige Briſe ſtrich über das Meer, das im Widerſchein des Himmels, im Azurgewande prangte. Es war, als ob der liebe Gott den Verlaſſenen einen Troſt ſenden wolle, daß nunmehr die ſchwere Prüfungszeit ihrem Ende nahe ſei und fortan wieder die Sonne des Glückes ihren finſtern Erdenweg erhellen werde. Und dieſer Troſt drang tief in die Herzen, es ſchwand der Kleinmut, neues zuverſichtliches Hoffen erfüllte alle, und dies erhebende Gefühl wich auch nicht wieder, als gegen Mittag plötzlich aufs neue ein dichter Nebel die Inſel einhüllte und die Sonne in ſeinem düſtern Schleier verbarg.

Gegen Abend klarte die Luft ebenſo ſchnell auf, wie ſie ſich vorher verdunkelt hatte, und wiederum ſandte die Sonne ihre goldigen Strahlen hernieder. Die Schiffbrüchigen hatten ſich vor dem naß niederſchlagenden Nebel in die Hütten zurückgezogen. Da ſchreckte ein lauter Schrei die Ruhenden empor. Entſetzt ſprang Watſon, der die Stimme Eliſens erkannt, auf und fand ſie am äußeren Rande der Terraſſe nahe dem Ufer; ſie mußte, ohne bemerkt worden zu ſein, ihr Zelt verlaſſen haben. Sie ſchwankte wie eine hilfloſe Kranke, und Watſon erreichte ſie noch gerade zur rechten Zeit, um die Ohnmächtige in ſeinen Armen aufzufangen.

Namenloſe Angſt erfaßte ihn, als er den anſcheinend lebloſen Körper hielt. „Um Gotteswillen, was iſt dir, Eliſe?“ rief er. Sie antwortete nicht, aber trotz ihrer Bewußtloſigkeit mußte ſie wohl fühlen, daß ſie ſicher und geborgen an einer treuen Bruſt ruhte, denn auf ihrem bleichen Antlitz lagerte der Ausdruck eines ſtillen friedlichen Glückes.

Die übrigen waren ebenfalls herbeigeeilt und umſtanden mit verſtörten Mienen das Paar. Was war dem von ihnen ſo hoch verehrten Weſen widerfahren? Sollte ſie in ihrer Not und Qual auch noch das Schwerſte treffen, ihren Schutzengel zu verlieren, der es verſtanden hatte, den Weg zu ihrer aller Herzen zu finden, der mit freundlichen tröſtenden Worten die Bekümmerten aufgerichtet, mit ſelbſtloſer Aufopferung die Kranken gepflegt und den Geſunden neuen Lebensmut gegeben hatte?

Die Ohnmacht dauerte mehrere Minuten, dann erwachte Eliſe. Als ſie die Augen aufſchlug und diejenigen Watſons in unnennbarer Angſt auf ſich gerichtet ſah, da durchzuckte es ſie wie ein elektriſcher Schlag. Elaſtiſch erhob ſie ſich aus ihrer liegenden Stellung, aus ihren Augen brach es hervor wie ein leuchtender Sonnenſtrahl, dann aber ſchlang ſie, alles um ſich vergeſſend, die Arme um den Hals des geliebten Mannes und rief halb jubelnd, halb ſchluchzend:

„Robert, mein heißgeliebter Robert, Gott hat endlich unſere Gebete erhört, wir ſind gerettet!“

Anſtatt durch dieſe Worte beglückt zu werden, legte es ſich im erſten Augenblicke wie Eis um Watſons Herz. Sprach ſie irre? O welch furchtbarer Gedanke! Doch ſie ſchien in ſeiner Seele zu leſen. „Sieh dort, du Zweifler,“ ſagte ſie mit glücklichem Lächeln.

„Ein Schiff, ein Schiff!“ tönte es aus aller Munde, indem die Blicke der von Eliſe angedeutenden Richtung folgten, „wir ſind gerettet, wir ſind erlöſt.“

Ja es war ein Schiff, und endlich, endlich ſollten die Ärmſten nicht wieder mit blutendem Herzen eine Täuſchung erleben. Wenige tauſend Schritte vom Ufer entfernt lag das Fahrzeug unter kleinen Segeln beigedreht, und nur der Nebel hatte verhindert, ſein Herankommen früher zu bemerken. Es war kein Walfiſchfänger, den der Zufall hierher führte, das ſah Watſon ſofort an ſeiner Ausrüſtung, denn jene führen zehn bis zwölf Boote, die ſie ſchon von weitem kenntlich machen, ſondern ein Handelsſchiff, das lediglich kam, um die ſo inbrünſtig erflehte Hilfe zu bringen.

Und dennoch ſtiegen in den Herzen vieler noch einmal bange Zweifel auf. Der fremde Dreimaſter lag immerhin ſo weit entfernt, daß man mit bloßem Auge Menſchen nicht auf ihm erkennen konnte. War es deshalb nicht möglich, daß auch von ihm aus die Schiffbrüchigen in ihrer dunklen Kleidung und gegen die braune Felswand ſtehend nicht wahrgenommen wurden?

Doch nur wenige Minuten ſollten dieſe quälenden Zweifel währen. Auf Watſons Geheiß waren zwei jüngere Leute zum Turm hinauf geſtürmt, um dort die Flagge zu ſchwenken, und aller Augen richteten ſich in tödlicher Spannung auf das Schiff.

Da ging auch ſeine Flagge in die Höhe und flatterte verheißend an der Gaffel. Hurra! hurra! Das Signal war geſehen, und der Bann löſte ſich vollends von den Herzen, als man jetzt ein Boot abſtoßen und ſeinen Weg auf die Inſel zu nehmen ſah.

Welche Feder möchte es unternehmen, die Freude und den Jubel der Verſchollenen zu ſchildern! Eliſe hatte ſich leiſe den Armen Watſons entwunden und war zu ihrem Zelte geeilt, um das Gebetbuch zu holen. Als die Leute ſie damit kommen ſahen, da verſtummten plötzlich die Ausbrüche des ungemeſſenen Jubels; alle ſcharten ſich ſchweigend um das junge Mädchen, um ihren frommen Worten zu lauſchen, und ſelten wohl iſt ein inbrünſtigeres Dankgebet zum Herrn der Heerſcharen emporgeſtiegen, als hier auf der einſamen, öden Inſel.

Das Boot näherte ſich dem Ufer; es gebrauchte lange Zeit, um den weiten Weg zurückzulegen, da ſich das Schiff in vorſichtiger Entfernung von den gefahrvollen Klippen halten mußte. Es war auch nicht groß, konnte nur wenige Menſchen aufnehmen und wegen des hereinbrechenden Abends auch nur einmal fahren; die große Mehrzahl mußte deshalb bis zum anderen Morgen zurückbleiben. Natürlich wurde einſtimmig beſchloſſen, daß Eliſe ſich zuerſt einſchiffen und Watſon ſie begleiten ſolle, während über die vier übrigen, für welche noch im Boote Platz war, das Los entſchied.

Es war bereits dunkel, als das Boot anlangte. Daß das Schiff ein deutſches war, hatte Watſon an der Flagge beim Näherkommen erkannt. Auf ſeine Frage, wie es hierher komme, wußten die Matroſen jedoch keine andere Antwort, als daß ſich das Schiff auf dem Wege nach Sydney befinde, und er unterließ deshalb weitere Nachforſchungen — bald mußte ſich ja alles aufklären.

Eliſe ſaß während der Fahrt zum Schiffe eng an den geliebten Mann geſchmiegt. Sie ſprachen wenig miteinander, ihre Herzen füllte ſo viel Glückſeligkeit, daß Worte ihr keinen Ausdruck zu geben vermochten, aber die ſtrahlenden Augen waren um ſo beredter und erſetzten die Worte hundertfältig.

Nach dem Anlegen des Bootes kletterte Eliſe, von Watſon geſtützt, gewandt die ausgehängte Sturmleiter hinauf. Einige von Matroſen gehaltene Laternen erhellten das Dunkel, der Kapitän und eine Dame ſtanden am Fallreep, um die Schiffbrüchigen zu erwarten.

„Willkommen, willkommen an Bord!“ rief erſterer in engliſcher Sprache Eliſe zu, als ſie das Deck betrat, und begrüßte ſie auf das freundlichſte mit warmem Händedruck.

Bei dem Klange der Stimme zuckte Eliſe zuſammen. „Wilhelm!“ tönte es jubelnd von ihren Lippen, dann aber flog ſie mit dem Rufe: „Marie, Marie, meine geliebte Schweſter!“ auf die junge Frau zu, um ohnmächtig in deren Arme zu ſinken.

Es war des Glückes zu viel geweſen, das heute auf ſie herabſtrömte. In all den langen, ſchweren Monaten hatte das tapfere junge Mädchen dem Unglück und der Todesnot Trotz geboten, an Mut und geiſtiger Stärke allen glänzend vorangeleuchtet, der überwältigenden Freude aber war, wie ſchon am Morgen, ihre Kraft nicht gewachſen.

Auch Frau Marie war ſprachlos, als ſie die Verſchollene und ſo heiß Beweinte in ihren Armen hielt. Zitternd vor Aufregung drohte auch ſie, zuſammen zu ſinken, als der Kapitän und Watſon ihr zu Hilfe eilten.

(Schluß folgt.)

---

## Bekommen wir die Cholera ins Land?

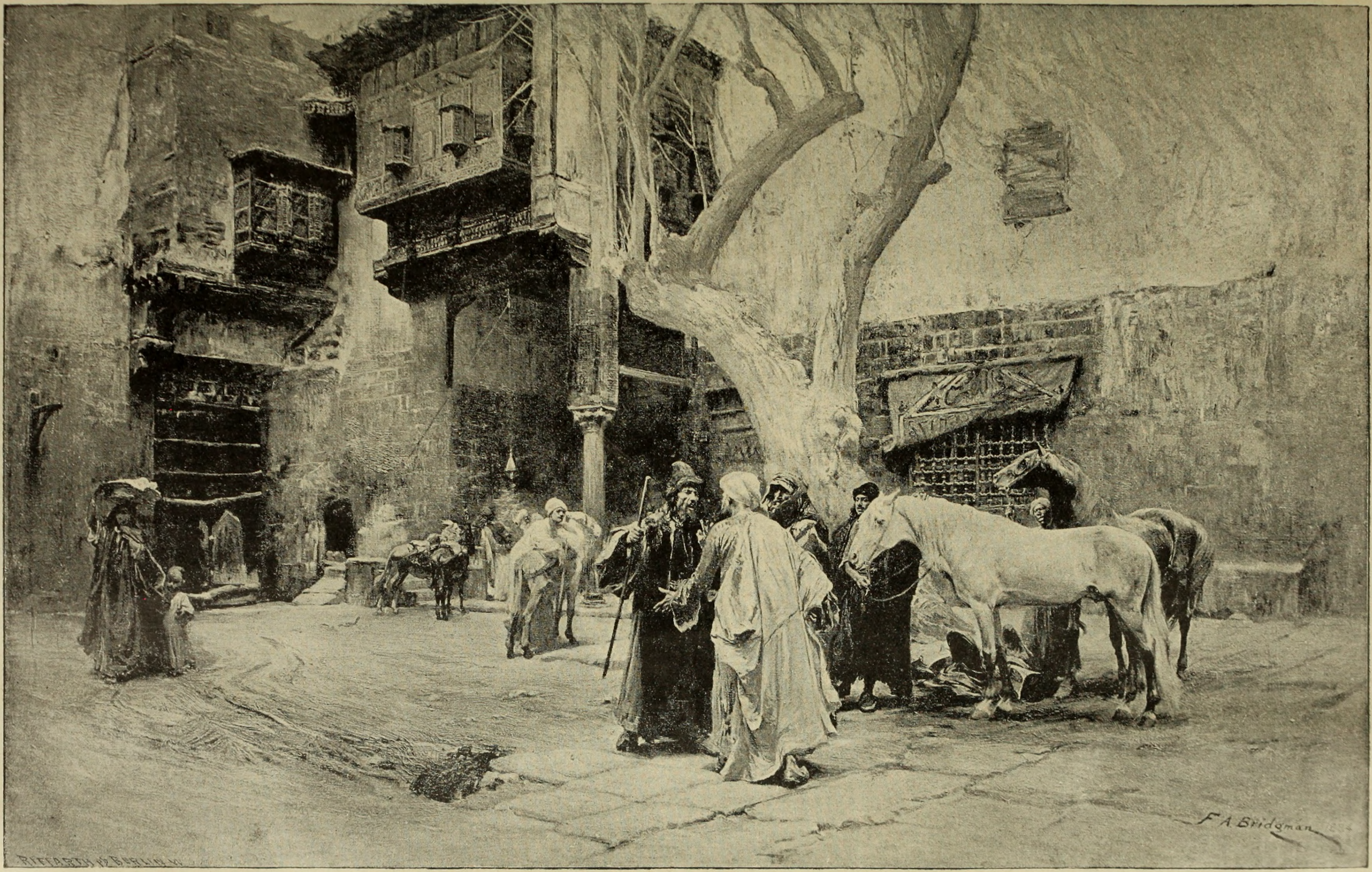
Von Dr. M. Dyrenfurth.

(Abdruck verboten.)

Wird er diesmal Ernſt machen, der furchtbare Feind aus Oſtindien, der uns im Lauf des letzten Jahrzehntes ſchon wiederholt mit ſeinem Überfall gedroht? Iſt die Gefahr jetzt vielleicht eine größere, da ſie nicht wie bei den jüngſten Epidemieen, von den Geſtaden des Mittelmeers, ſondern auf der altgewohnten Heerſtraße der Cholera, durch Rußland, zu uns herannaht? Dort findet ja die Seuche für ihr Gedeihen vielfach den erdenkbar günſtigſten Boden: eine ausgehungerte, in Schmutz ſtarrende, in Trunk verkommene, träge und abergläubiſche Bevölkerung, einen bedenklichen Schlendrian in manchen Schichten eines feilen und unwiſſenden Beamtentums, auf dem Land wie in den Städten faſt allenthalben eine vollkommene Nichtachtung der einfachſten Vorſchriften der Geſundheitspflege, endlich die große Meſſe von Niſhni-Nowgorod, wo Hunderttauſende aus Aſien und Europa in engem Knäuel zuſammenſtrömen, und alle möglichen Krankheitserreger ſich ein Stelldichein geben! — Von ihrem perſiſchen Herd iſt die Cholera durch Handelskarawanen nach Bochara, Taſchkend, Samarkand, dann durch die Transkaspibahn bis in die reichbevölkerten Städte am Ufer des Kaspiſchen Meers gedrungen, hat ſich dann raſch über das ganze Kaukaſusgebiet verbreitet und ſchon das Mündungsgebiet der Wolga und des Don erreicht. Im Oſten und Südoſten des europäiſchen Rußlands hat ſie ſich vieler Ortſchaften bemächtigt; mit ſchrecklicher Wut hauſt ſie bereits in Tiflis, Aſtrachan, Eliſawetpol, Saratow. Zur Zeit beherrſcht ſie eine Länderſtrecke von 21000 Quadratmeilen, eine noch größere aber, wenn ſich die neueſten gefahrdrohenden Nachrichten von ihrem Auftreten in Niſhni-Nowgorod voll beſtätigen!

Bangen erfüllt die Welt. Wird der unheimliche Gaſt, den wir zuletzt im Jahre 1873 in unſern Marken erblickten und wegen ſeiner langen Abweſenheit faſt zu fürchten aufgehört hatten, vor unſern Grenzen ſtehen bleiben? Wird er dieſelben überſchreiten und den verheerenden Rundgang durch den Erdkreis in hergebrachter Weiſe antreten? Iſt es der Wiſſenſchaft ſeit jener Zeit gelungen, das geheimnisvolle Rätſel der Sphinx zu löſen, das Wunder ihres Weſens, die Urſachen ihres Kommens und Gehens zu enthüllen? Hat ſie Mittel und Wege entdeckt, um ihr vorzubeugen, ſie auszurotten, und, worauf es am meiſten ankommt, ſie zu heilen? — Verſuchen wir in Folgendem eine Beantwortung dieſer Fragen.

Wenn es zunächſt als ein großer Gewinn gelten muß, den Feind, den man bekämpfen will, zu kennen, ſo hat die Medizin ſicher in der Cholerafrage einen bedeutſamen Fortſchritt gemacht. Dank der unſterblichen Entdeckung Robert Koch's im Jahre 1884 wiſſen wir, daß wir den Urheber des Choleragiftes in einem winzigen, pilzartigen Gebilde, dem ſogenannten Kommabacillus, zu ſuchen haben. Derſelbe zeigt ſich unter dem Mikroſkop als ein kurzes, gekrümmtes, ziemlich dickes, ſehr bewegliches Stäbchen, welches ſchon bei Zimmertemperatur auf Gallerte, Kartoffeln, in Milch, auf feuchter Erde und Leinewand ſchnell und üppig wuchert, noch bei — 10° lebend beharrt, durch Säure und ſchwache Sublimatlöſung keimungsunfähig wird und eingetrocknet oder aufgekocht, ſowie bei halbſtündiger Erhitzung auf 60° C. abſtirbt. Tieren in den Dünndarm geſpritzt, erzeugt er einen der menſchlichen Cholera ähnlichen Krankheitsprozeß. Während der ſogenannten Cholerakurſe im Reichsgeſundheitsamt zu


F. A. Bridgman
RIFFARTH & Co BERLIN W.

Algieriſcher Pferdehändler. Nach dem Gemälde von F. A. Bridgman.

Berlin, erkrankte einer der Teilnehmer durch unvorſichtiges Hantieren mit der Subſtanz an allen Erſcheinungen der Cholerine; in ſeinen Ausleerungen fand ſich auch der richtige Cholerabacillus.

Die Cholera verbreitet ſich durch den menſchlichen Verkehr und folgt gern den Waſſerſtraßen und Eiſenbahnen. Der Keim haftet an den Darmabſonderungen der Kranken und kann ſich den Geſunden auf den verſchiedenartigſten Wegen mitteilen: durch die Atmungsluft, durch mit dem Anſteckungsſtoff behaftete Speiſen und Getränke, durch direkte Berührung Erkrankter oder von dieſen benutzter Kleider, Wäſcheſtücke, Betten und Geräte. Nach Koch kann die Cholera auch durch Inſekten auf Menſchen übertragen werden, er fand die Bacillen am Leibe von Fliegen, die an Choleraleichen geſeſſen hatten. Eine der ergiebigſten Choleraquellen bildet das Trinkwaſſer, in welches Cholerakeime aus der Jauche ſchlecht iſolierter Aborte eingedrungen ſind. Auch große Städte mit ihrem in enge, dunkle, feuchte und ſchmutzige Wohnungen eingepferchten maſſenhaften Proletariat bieten einen ſehr fruchtbaren Boden für das Umſichgreifen einer Cholera-Epidemie.

Schon längſt war es aufgefallen, daß eine Anzahl von Städten hieb- und ſtichfeſt gegen alle Angriffe der Cholera daſtanden; in der Mitte von Ortſchaften, wo die Seuche ihre blutigſte Geißel ſchwang, fortwährend in regſtem Verkehr mit ihnen, blieben ſie ſelbſt unberührt von der Krankheit. Als ſolche cholerafreie Städte nennen wir in England: Birmingham, Bath, Leiceſter, Cheltenham, in Frankreich: Lyon, in Deutſchland Fürth, Würzburg, Jena, Lauban, Liſſa (Prov. Poſen), Frauſtadt, Croſſen a. O., in Öſterreich Carlsbad. Alle dieſe Städte zeichnen ſich durch eine Beſonderheit aus: ſie beziehen ihr Trink- und Haushaltungswaſſer von außerhalb gelegenen, der Anſteckung durch Choleragift nicht ausgeſetzten Waſſerleitungen. Städte, welche ein ſolches aus entfernten Leitungen ſtammendes Trinkwaſſer beſitzen, haben nach den bisherigen Erfahrungen alle Anwartſchaft, von der Seuche verſchont zu bleiben. Dieſe Sicherheit wird natürlich noch ſteigen, wenn zugleich Einrichtungen getroffen ſind, um die Verdauungsabgänge ſchleunigſt aus dem Bereich der Wohnungen zu entfernen und dadurch die Stagnation des Unrats im Erdboden unmöglich zu machen. Den glänzenden Erfolg ſolcher Maßregeln bekunden in Deutſchland die Städte Danzig, Breslau, Halle a. S. Alle drei Städte, früher wahre Choleraneſter und Mördergruben, ſind durch Errichtung ihrer Waſſerwerke und Einführung der Kanaliſation in die Reihe der geſündeſten Städte gerückt und haben im Cholerajahr von 1873 die Probe rühmlichſt beſtanden. Wenn in Breslau im Jahre 1866 der Seuche 2$^1/_2$ vom Hundert der Einwohner erlegen waren, ſo ereigneten ſich ſieben Jahr ſpäter nur etwa 60 Erkrankungsfälle und faſt ausſchließlich bei ſolchen, die ihren Waſſerbedarf noch aus alten Brunnen entnommen hatten. Ähnlich verhielt es ſich in Danzig, wo auch nur gegen 100 Cholerafälle auftraten, und meiſtens in der Kanaliſation noch nicht angeſchloſſenen Häuſern. Es ſteht zu erwarten, daß auch Berlin mit ſeinen großartig durchgeführten Sanitätswerken der Seuche diesmal kräftigeren Widerſtand leiſten wird, als früher. Den Gewinn würde dann nicht bloß Berlin, ſondern das ganze Land ernten. Haben doch von jeher die großen Städte, aus welchen ſich in zahlloſen breiten Adern die Wogen des Verkehrs nach allen Richtungen ergießen, die furchtbarſten Brutſtätten für Erſtarkung und Fortpflanzung aller Seuchen und insbeſondere gerade der Cholera abgegeben. Je mehr eine anſteckende Krankheit an empfängnisbereitem Boden einbüßt, deſto weniger kann ſie um ſich greifen, wie ja auch der Waldbrand vor dem aufgeworfenen Graben Halt macht. Sich ſelbſt ſchützen, heißt hier auch den Nachbar ſchützen.

Die Arbeit der Großſtädte darf ſelbſtverſtändlich die kleinen nicht von der Pflicht entbinden, mit ihren beſchränkten Kräften den Kampf gegen den andringenden Feind aufzunehmen. Wir haben in Deutſchland leider noch Schmutzneſter die Fülle, die dem Cholerakeim den nahrungsreichſten Acker darbieten! Kanaliſation und Waſſerwerke laſſen ſich nicht aus der Erde ſtampfen und erfordern Mittel, welche kleine Gemeinweſen nicht aufbringen können. Wohl aber iſt auch der winzigſte Ort imſtande und muß, zumal in Cholerazeiten, dazu angehalten werden, ſein Erdreich und ſeine Waſſerläufe vor Verunreinigung zu wahren, Straßen, Plätze und Höfe müſſen beſtändig rein und trocken gehalten, Schlachthäuſer, Rinnſteine, Durchläſſe und Senkſchächte von Schmutz und Schlamm befreit und regelmäßig durchſpült, ſchadhafte Senkgruben und Aborte gründlich ausgemauert, feſt gebohlt und pünktlich entleert werden. Die öffentlichen Brunnen und Waſſerbehälter ſind ganz beſonders ins Auge zu faſſen; jeder Zutritt von Jauche iſt von ihnen abzuwehren. Bereits ſind nach dieſer Richtung hin von den Staatsbehörden die wichtigſten Anweiſungen ergangen; werden dieſelben ſchleunigſt und ſtreng befolgt, ſo verkümmern unzählige Cholerakeime.

Auch der Eiſenbahnverkehr, wie nicht minder der der Schiffe in unſern Häfen und auf den Flüſſen wird mit Sorgfalt zu überwachen ſein. Jedes Fahrzeug muß beim Anlegen und ſolange es im Hafen weilt, täglich von Ärzten beſucht und unterſucht und, wenn verdächtig, geſperrt werden. Dasſelbe gilt von den Spree-, Warthe-, Oder-, Elb- und Weſerkähnen und den Dampfern an jedem verkehrreichen Landungsort. Ein beſonderer Argwohn gebührt der Flößerei auf dem Weichſelgebiet; dieſer Zweig der Schifffahrt ſollte, wenn in Polen die Cholera auftritt, gänzlich beſeitigt werden, denn nur zu oft iſt von den polniſchen Flößern die Seuche in unſere Oſtprovinzen verſchleppt worden. —

Das bisherige Ergebnis unſerer Betrachtungen läßt ſich dahin zuſammenfaſſen:

1. die Cholera entſteht durch einen beſtimmten, den Darmentleerungen des Kranken anhaftenden Bacill und verbreitet ſich durch den menſchlichen Verkehr auf mannigfaltigen Wegen, hauptſächlich durch perſönliche Berührung, durch Verunreinigung des Bodens, des Trinkwaſſers, der Nahrungsmittel und von den Kranken gebrauchter Gegenſtände, vielleicht auch durch die Luft.

2. Es iſt möglich, aber keineswegs ſicher, daß ſie uns diesmal heimſucht.

3. In verdächtigen Fällen entſcheidet die mikroſkopiſche Unterſuchung der Darmabgänge, ob echte aſiatiſche oder die weniger gefährliche, einheimiſche Cholera vorliegt.

4. Durch Waſſerleitung und Kanaliſation kann ein Ort ſich gegen den Einfall, durch Reinigung des Bodens und des Trinkwaſſers und andere ſchleunigſt anzuwendende ſanitäre Vorkehrungen gegen das Überhandnehmen der Cholera ſchützen. —

Gegen keine Krankheit ſind ſo viele unfehlbare Heilmittel und Heilmethoden angeprieſen worden, wie gegen die Cholera — ein ſicherer Beweis, daß das rechte Kraut für ſie noch nicht gefunden worden iſt! Die geeignete Zeit, wo Arzneien noch wirken können, iſt das Stadium der Diarrhöe; vernachläſſigt man dieſe, wird Medizin ſo leicht nicht mehr helfen. Hat ſich erſt ſtürmiſches, unſtillbares Erbrechen, eiſige Kälte der Haut eingeſtellt, dann ſtockt ja ſchon das Blut in den Adern, das Mittel gelangt nicht mehr in den Darm, noch viel weniger in den Blutſtrom, es wird alsbald ausgebrochen. Das beſte Mittel bleibt immer Vorſicht. Man beobachte beſonders in Cholerazeiten eine ſtreng regelmäßige, möglichſt wenig von der gewohnten abweichende Lebensweiſe und meide alle Genüſſe, welche Magendarmcatarrh hervorrufen könnten; denn eine kranke Darmſchleimhaut bietet dem Bacill die willkommenſte Gelegenheit, ſich anzuſiedeln. Es iſt beobachtet worden, daß die meiſten Zugänge zu den Choleralazaretten an den Montagen und Dienstagen ſtattfinden — eine natürliche Folge der Exceſſe, denen der gemeine Mann an den arbeitsloſen und „blauen“ Tagen ſich hinzugeben liebt! Man nehme ſich vor rohem Obſt, Gurkenſalat, geſtandener oder roher Milch, friſchem Brunnenwaſſer, unausgegohrenem Bier in acht, befriedige ſeinen Durſt mit gekochtem und abgekühltem Waſſer, gutem Bier oder Rotwein. Roßbach rät, nach jedem Eſſen und Trinken 8—10 Tropfen Salzſäure (in einem Weinglas Waſſer gelöſt) zu nehmen, weil dieſe auf den Bacill verderblich einwirke. Koch empfiehlt die durch die Entleerungen des Kranken beſudelten Dielen, Bettgeſtelle und ſonſtigen Geräte nicht naß, ſondern trocken abzureiben, zu welchem Zweck nach Prof. v. Ziemßen ſich die Sublimat-Holzwolle wegen ihrer vorzüglichen Einſaugungs- und Desinfektionskraft eignet. Nach dem letzteren Autor ſollen große, mit 5% Carbollöſung gefüllte Gefäße in den Zimmern Cholerakranker ſtets bereit ſtehen, teils zum Einlegen beſchmutzter Wäſcheſtücke, teils zum Abſpülen verunreinigter Geräte und zum Händewaſchen.

Nach den Verſuchen im Reichsgeſundheitsamte iſt als das ſicherſte Verfahren zur Entgiftung von Kleidern, Betten u. ſ. w. von Cholerakranken direkter ſtrömender Dampf von 100° C. aus einem Dampfkeſſel feſtgeſtellt worden. Zur Not kann auch jeder Waſchkeſſel mit einem darüber geſtülptem Faß, in welchem die Kleider aufgehängt werden, dieſelben Dienſte leiſten. —

Eintretende Diarrhöe ſuche man ſchnellſtens zu bemeiſtern und halte ſich zu dieſem Behuf ſogenannte Choleratropfen (Tinct. Opii crocat. $6,_0$, Vini Ipecuc. $4,_0$, Tinct. Valer. aeth. $12,_0$, Olei Menth. piper $1,_0$) halbſtündlich 15—25 Tropfen in Pfefferminzthee zu nehmen, vorrätig. Dabei von Glühwein ($^1/_4$ Liter Rotwein mit Zimmt, Gewürznelken und Zucker aufgekocht) öfters einen Schluck zu ſchlürfen. Wer ſich ernſtlich unwohl fühlt, thut gut, gleich ins Bett zu gehn, den Unterleib mit heißen Kleienſäckchen zu bedecken und heißen Thee zu trinken. Beim Gebrauch dieſer Mittel geht der Anfall oft überraſchend ſchnell vorüber. Nur nicht gleich in Angſt geraten! Die ſchweren Cholerafälle kommen meiſt nur nach direkter Anſteckung, ſtarken Erkältungen und groben Exceſſen und Diätfehlern. Wer dieſe vermieden hat, braucht ſich der Cholerafurcht nicht hinzugeben.

Neuerdings iſt im Höheſtadium der Cholera, in dem die Kranken bisher nur ſelten gerettet wurden, von dem berühmten Kliniker Cantani und nach ihm von anderen italieniſchen Ärzten ein Doppelverfahren, das der Enteroklyſe und der Hypodermoklyſe, oft als hilfreich erprobt worden. Bei der erſteren wird eine einprozentige Tanninlöſung in 1—2 Liter Waſſer von 39—40° C. mehrmals täglich in den Darm eingegoſſen, bei der zweiten eine Löſung von $4,_0$ Kochſalz, $3,_0$ kohlenſaures Natron in 1000 Kubikzentimeter Waſſer von 37 bis 40° C. Wärme alle 4 Stunden durch einen Troicar unter die Haut geſpritzt; es ſoll ſich darnach der ganze Organismus wieder beleben, die eiſige Haut erwärmen, die blaue Farbe derſelben ſchwinden, Puls und Atemthätigkeit zurückkehren. Bei dem enormen Waſſerverluſt, welchen der Körper durch die unabläſſigen Entleerungen nach unten und oben erleidet, ſcheint eine künſtliche Waſſerzufuhr auf den angeführten Wegen in der That Ausſicht zu verſprechen, da der Magen doch nichts mehr aufnimmt! — Möchte uns die Probe erſpart werden!

# Am Familientiſch.

## Hoffnung.

(Zu dem Bilde auf S. 429.)

Hoffnung, ſankſt du nicht ſterbend nieder
Tauſendmal in der Jahre Lauf?
Immer wieder und immer wieder
Schlägſt du die himmliſchen Augen auf.

Band dir der Schmerz nicht die holden Glieder?
Sargte der Gram dich nicht ſchluchzend ein?
Immer wieder und immer wieder
Stehſt du lächelnd im Sonnenſchein!

Schwinden nicht deine ſüßen Lieder
Vor des Kummers gewaltigem Klang?
Immer wieder und immer wieder
Singſt du jauchzend den alten Sang!

Frida Schanz.

## Zu unſeren Bildern.

Ein Bild aus der Sommerzeit bietet die „Heimkehr vom Felde“ von O. Schulz — anſpruchslos und lebendig, den ganzen Frieden und die freudige Stimmung wiedergebend, welche die Zeit der Ernte dem glücklichen Landmann bringt.

F. A. Bridgman, der Maler unſeres zweiten Bildes iſt einer der hervorragendſten amerikaniſchen Künſtler. Seine Gemälde, die häufig orientaliſche Stoffe zum Vorwurf nehmen, ſind voll Grazie und Schwung, außerordentlich geſchickt komponiert, von ausgezeichnetem Kolorit und ſcharfer Charakteriſtik. Auch der „algieriſche Pferdemarkt“ zeigt alle dieſe Vorzüge; ganz beſonders gut iſt übrigens der Typ des arabiſch-algieriſchen Pferdes wiedergegeben, deſſen ſich diejenigen unſerer Leſer, welche bei Wörth und Sedan mitfochten und Gelegenheit hatten, die Beutepferde zu muſtern, noch deutlich erinnern werden.

## Schule.

Über die in Preußen vorhandenen Schulen bez. deren Zunahme an Zahl im letzten Jahrzehnt gibt nachſtehende Tabelle Auskunft; es beſtanden:

| | Sommer 1882 | Schülerzahl | Sommer 1890 | Schülerzahl |
|---|---|---|---|---|
| Gymnaſien | 253 | 78126 | 268 | 77811 |
| Progymnaſien | 36 | 4087 | 46 | 4618 |
| Realgymnaſien | 90 | 26725 | 87 | 26272 |
| Realprogymnaſien | 85 | 9428 | 86 | 8858 |
| Oberrealſchulen | 12 | 4120 | 9 | 7177 |
| Realſchulen | 17 | 4161 | 20 | 6940 |
| Höh. Bürgerſchulen | 20 | 4514 | 33 | 10295 |

Mithin gab es im Sommer 1890 bereits 807 Lateinſchüler weniger, 8620 lateinloſe Schüler mehr. Das Verhältnis dürfte ſich ſeither noch zu gunſten der lateinloſen Schüler geſteigert haben.

## Erdkunde.

Über das Reich Adamaua, welches im Hinterlande von Kamerun zwiſchen dem Tſchadſee und unſerem Schutzgebiet liegt und daher vielleicht ſpäter auch einmal für Deutſchland eine größere Wichtigkeit erlangen dürfte, berichtet der franzöſiſche Reiſende Leutnant Mizon, daß es außerordentlich fruchtbar und in verhältnismäßig hoher Kultur ſei. Die Armee des Sultans gibt er auf 400000 Mann (?) an, von denen ein Viertel ſich als eine Art Fremdenlegion, gebildet aus muhamedaniſchen Söldlingen, darſtelle. Ein Teil der gut disciplinierten Truppen trage mittelalterliche Rüſtungen, welche im XVI. und XVII. Jahrhundert durch Händler dorthin gekommen ſeien. Die Bevölkerung erſcheine teilweiſe faſt weiß, was Mizon durch eine Einwanderung, welche im Mittelalter von Ägypten aus ſtattgefunden habe, erklärt. Sollte Herr Mizon mit dieſen „Peuhls“, wie er ſchreibt, nicht einfach die längſtbekannten Fellátas meinen?

An der birmaniſch-chineſiſchen Grenze ſind neuerdings zwei Gelehrte, Dr. Griesbach und Dr. Noltling, mit Erfolg bei der näheren Erforſchung der dortigen Edelſteingruben thätig geweſen. Dr. Griesbach hat am oberen Irawadi Alluvialgold in großer Menge und außerdem den koſtbaren Spinell, einen Edelſtein, der dem Diamanten heute faſt gleich bewertet iſt, vorgefunden. Dr. Noltling hat beſonders den Bernſtein- und Jadeïtgruben (letzteres iſt ein nephritähnliches Mineral) ſeine Aufmerkſamkeit gewidmet, konnte aber leider nicht bis zu der berühmten Bernſteingrube von Lalaung vordringen. Wie der „Globus“ hinzufügt, iſt Bernſtein in Birma ungemein häufig und zwar in hellgelben bis dunkelbraunen, oft kopfgroßen Stücken, während die bei uns beliebte milchweiße Spielart nicht vorkommt. Mit der Zeit dürfte der birmaniſche Bernſtein ein wichtiger Ausfuhrartikel werden.

## Völkerkunde.

Bisher galten die heute noch im Norden Japans zahlreichen Ainos meiſt als die echten und einzigen Ureinwohner des Kaiſerreichs vor dem Auftreten der heutigen Japaner, eines wahrſcheinlich in vorgeſchichtlicher Zeit vom aſiatiſchen Feſtlande eingewanderten Zweiges der turaniſchen Völkerfamilie; neuerdings hat aber der Ainomiſſionar J. Batchelor mit ziemlicher Gewißheit feſtgeſtellt, daß vor oder neben den Ainos noch ein anderer Stamm das Land bewohnte, anſcheinend ein Erdhöhlen bewohnendes Zwergvolk, das in den alten Überlieferungen wohl auch mit dem Namen der Koropok-gnon, der Lochbewohner, oder der Tsutschi-gnum, der Erdſpinnen, bezeichnet wird. Batchelor vermutet, daß dieſe Höhlenbewohner koreaniſchen Urſprungs waren, verwandt vielleicht auch mit den heutigen Bewohnern der Kurilen.

## Gewerbe.

Das neueſte Baumaterial ſind ohne Zweifel Bauſteine aus Glas, die das Glashüttenwerk Arlerhütte in Penzig i. Schl. nach einem patentierten Verfahren herſtellt. Die Steine ſind hohl, zeigen die verſchiedenſten Formen und Farben und ſollen ſich beſonders zur Anbringung ſolcher Fenſter eignen, die ſonſt nach den beſtehenden Bauordnungen nicht geſtattet würden. Durch die Beſchaffenheit der Oberfläche erhält dieſes Baumaterial eine Eigenſchaft erſten Ranges, die nicht zu unterſchätzen iſt; das Licht vermag durch dasſelbe nämlich vollkommen durchzudringen, ohne daß es möglich iſt, durch die Wände zu ſehen: man befindet ſich alſo hinter einer durchſcheinenden Wand, ohne geſehen zu werden. Beſonders empfohlen werden die Glasſteine auch zum Bau von Gewächshäuſern.

Holzgefäße, Fäſſer, Eimer und Bottiche haben bekanntlich die unangenehme Eigentümlichkeit, ſobald ſie längere Zeit nicht gefüllt ſind, ſehr zu leiden — ſie „fallen in Klump“, wie man in Norddeutſchland ſagt. Nach einem neuen, von Norwegen ausgehenden, in Öſterreich von der Firma Schoeller & Co. ausgeübten Verfahren werden Holzgefäße aber nicht mehr aus Dauben hergeſtellt, ſondern aus geſchliffenem Holzſtoff, der unter kräftigem hydrauliſchem Druck ſich in jede Form preſſen läßt. Die ſpäter imprägnierten und lackierten Gefäße ſollen, bei bedeutend geringerem Gewicht, ungemein widerſtandsfähig ſein.

## Landwirtſchaft.

Der Roggen gilt bekanntlich als eine einjährige, höchſtens anderthalbjährige Pflanze — es wird unſere Leſer daher überraſchen, daß man neuerdings eine perennierende Abart unſerer wichtigſten Getreidefrucht gefunden hat. Freilich wiſſen wohl einzelne Landwirte, daß hier und dort eine Roggenpflanze nach der Ernte aus dem ſtehengebliebenen unterſten Teil des Stengels wieder ausſchlägt; daß in einigen Gouvernements des europäiſchen Rußlands der Roggen aber als eine mehrjährige Pflanze betrachtet und kultiviert wird, iſt jedenfalls neu. Wie die „Natur“ ſchreibt, hat der Profeſſor Batálin ſich derartige Pflanzen aus dem Gebiet der doniſchen Koſacken kommen laſſen und ſie unterſucht. Auf jedem Exemplar fand er Stengel von zweierlei Alter, die älteren, ſchon abgeſchnittenen, von voriger Ernte, und die jüngeren noch mit den Ähren, welche im Herbſte desſelben Jahres, nach der erfolgten Ernte, ſich ausgebildet hatten. Dieſe Stengel mit den reifenden Ähren ordneten ſich vorwiegend auf dem äußeren Rande des Wurzelſtockes, und eine genaue Betrachtung zeigte, daß ſie wirklich die jüngeren Schößlinge von den früher abgeernteten Pflanzen darſtellen. Die Zahl ſolcher ſekundären Stengel ſchwankte zwiſchen 10 bis 15 auf jedem Wurzelſtocke, und ſchon dieſe bedeutende Zahl von Schößlingen zeigt die Neigung der Roggenpflanze, zu perennieren. Die unterſuchte Art war eine bereits ſeit uralter Zeit kultvierte Sorte des Winterroggens, und die Ausſaat ſtammte vom vorhergehenden Jahre, während die erſte Ernte im nächſten Sommer geſammelt wurde, wobei man die abgeſchnittenen Wurzelſtöcke im Felde ſtehen ließ. Unter der Gunſt eines regenreichen Sommers entwickelten ſich die Schößlinge ſo, daß ſie noch zu Ende des Sommers neue Ähren trieben. Nach den Beobachtungen der Landwirte bleiben die Schößlinge ſonſt, d. i. bei trockenem Sommer, bedeutend kürzer, treiben nicht zum zweitenmale Ähren, gehen vielmehr nur in die Blätter und bringen ihre Ähren erſt nach der Überwinterung. Aus dem Ganzen folgt die unzweifelhafte Eigenſchaft des Perennierens, und iſt dies begründet, ſo muß auch der Schluß erlaubt ſein, daß die urſprüngliche Mutterart eine perennierende Pflanze war, die nur durch die Kultur in eine einjährige verwandelt wurde.

## Verkehr.

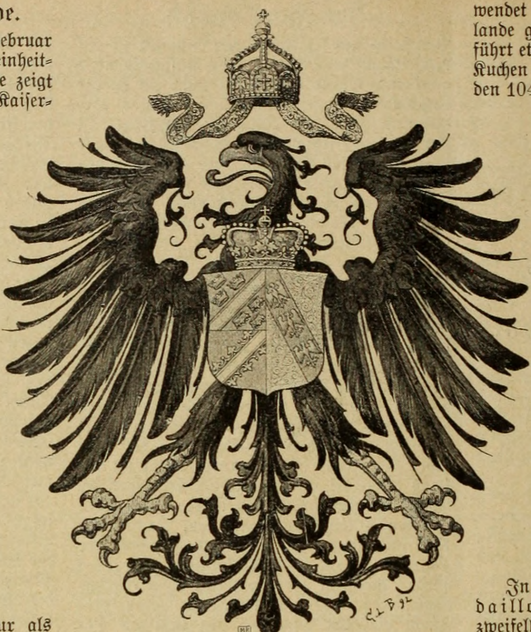
In Rußland ſcheint man neuerdings der Verbeſſerung und dem Ausbau der Verkehrswege erhöhte Aufmerkſamkeit zuzuwenden. So iſt kürzlich der Plan einer Verbindung des Schwarzen und des Kaſpiſchen Meeres zum Gegenſtand eingehender Studien gemacht und dabei dem Vernehmen nach feſtgeſtellt worden, daß ſich der Herſtellung einer ſchiffbaren Waſſerſtraße zwiſchen beiden Meeren durchaus keine unüberwindlichen Hinderniſſe entgegenſtellen, daß dieſelbe ſich vielmehr unter Benutzung des in den Don mündenden Manytſchfluſſes und des Aſowſchen Meeres verhältnismäßig leicht gewinnen laſſen werde. Ohne Zweifel würden durch dieſe Verbindung die Verkehrsbeziehungen ganz Südrußlands zu Perſien, Mittelaſien, Indien ſehr erleichtert und gehoben, während ſich anderſeits der gewaltigen Naphtha- und Petroleum-Gewinnung an den Ufern des Kaſpiſchen Meeres ein weſentlich kürzerer und billigerer Abſatzweg erſchlöſſe.

## Litterariſches.

Von ultramontaner Seite iſt kürzlich wiederholt die Behauptung aufgeſtellt worden, daß Friedrich der Große aus Dankbarkeit für die „ſo uneigennützig durch die Jeſuiten den Hohenzollern erworbene Königskrone“ den Orden Jeſu in ſeinem Lande begünſtigt habe. Da kommt denn ein ſehr intereſſantes Schriftchen des Superintendenten Prof. Dr. theol. Leop. Witte, „Friedrich der Große und die Jeſuiten“ (Bremen 1892, C. Ed. Müller), gerade zur rechten Zeit, denn es gelingt dem Verfaſſer in vollkommenſter Weiſe, jene mindeſtens dreiſte Behauptung zu widerlegen. Auf Grund eingehender Quellenſtudien weiſt Prof. Witte nach, daß Friedrich, als er nach der Eroberung Schleſiens die Jeſuiten in ihrer Schulwirkſamkeit beließ, lediglich der Notwendigkeit folgte; es gab für ihn keine andere Möglichkeit, Lehrer für die neugewonnenen katholiſchen Unterthanen zu finden. Daß er den Orden auch ſpäter, und in noch umfangreicherer Weiſe begünſtigte, geſchah teils aus demſelben Grunde, teils aus der Abſicht heraus, dem Oberhaupt der Römiſchen Kirche, welches ſoeben die Auflöſung des Ordens verfügt hatte, Trotz zu bieten. Zur Dankbarkeit gegen die Jeſuiten fühlte der große König ſich wahrlich nicht verpflichtet — und eine beſondere Vorliebe für die Jünger Loyolas kann der Herrſcher wohl nicht gehabt haben, der (25. Sept. 1761) an d’Argens ſchrieb: „Man thäte gut, dieſen Orden in der ganzen Welt auszurotten.“

## Das Wappen der Reichslande.

Durch Kaiſerlichen Erlaß vom 9. Februar d. J. haben Elſaß und Lothringen ein einheitliches Wappenzeichen erhalten. Dasſelbe zeigt den Reichsadler mit darüberſchwebender Kaiſerkrone, belegt mit einem Bruſtſchild, deſſen rechte, quergeteilte Hälfte die Wappen des Ober- und Unterelſaß, deſſen linke Hälfte das Wappen von Lothringen enthält. Das obere Wappen der rechten Hälfte trägt in rotem Felde einen einwärtsgekehrten goldenen Schrägbalken, von je drei goldenen Kronen begleitet (Landgrafſchaft Oberelſaß); das untere Wappen trägt in rotem Felde einen ebenfalls linksgewendeten ſilbernen, beiderſeits mit gleichfarbigen Dreiblättern und Perlen abwechſelnd beſteckten Schrägbalken (Landgrafſchaft Unterelſaß). Die linke Schildhälfte trägt in goldenem Felde einen roten, mit drei weißen, ſchräggelegten kleinen Adlern belegten Schrägbalken. Auf dem Schilde ruht eine Fürſtenkrone — nach der Anſicht mancher Heraldiker faſt etwas zu modern für die Wappen der alten Landgrafſchaften Elſaß und des Herzogtums Lothringen.



Das Wappen der Reichslande.

## Kleine Zeitung.

Die Sonnenblume, bei uns nur als Ziergewächs bekannt, iſt in Rußland als Ölpflanze von großer Bedeutung. In mehreren Gouvernements, beſonders im Südoſten des großen Zarenreiches iſt ihre Kultur eine überaus wichtige. Das aus den Samenkörnern gepreßte Öl ſteht an Farbe, Geſchmack und Geruch dem franzöſiſchen Tafelöl nicht nach. Der nach dem Auspreſſen des Öles zurückbleibende Ölkuchen wird als Viehfutter verwendet und in großer Menge nach dem Auslande geſchickt. Das Gouvernement Saratow führt etwa 2 Millionen Pfund Sonnenblumen-Kuchen in die verſchiedenen Länder aus. Von den 104 Ölmühlen, die es nach dem letzten Berichte in Rußland gab, waren 85 allein mit der Gewinnung von Sonnenblumenöl beſchäftigt. Die größte Mühle iſt in Saratow; ſie liefert jährlich 1500000 Pfund Öl. Die Blumenköpfe der Pflanze dienen als Schaffutter. Die eingeſammelten Stengel werden in Haufen aufgeſchichtet und getrocknet als Feuerungsmaterial benutzt.

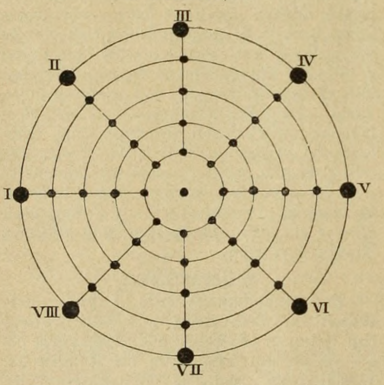
In einer engliſchen Monatsſchrift ſucht Gladſtone aus Stellen der „Göttlichen Komödie“ zu beweiſen, daß Dante in England geweſen iſt und in Oxford ſtudiert habe. Er bekräftigt ſeine Beweisführung auch aus Briefen Boccaccios an Petrarka. Wenn Dante überhaupt in England gelebt hat, ſo wird er wohl auch in Oxford geweſen ſein, denn dieſer Ort war in jener Zeit der einzige in England, welcher für Gelehrte und Dichter Intereſſe und Anziehungskraft beſitzen konnte.

In Pompeji hat man jüngſt zwei Medaillon-Porträts entdeckt, welche unzweifelhaft Vergil und Horaz darſtellen. Man hat feſtſtellen können, daß dieſe Pendants eine unleugbare Ähnlichkeit mit den bereits ſeit langer Zeit bekannten Miniaturporträts der beiden Dichter am Kopfe einiger gut erhaltener Manuſkripte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts aufweiſen.

---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Kreisrätſel.



Die Punkte der Figur ſind ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß man acht ſechslautige Wörter mit einem gemeinſamen Endbuchſtaben erhält. Die ſechs Wörter bezeichnen: 1. Eine Getreideart, 2. ein aſiatiſches Land, 3. einen Vogel, 4. einen Planeten, 5. ein Metall, 6. eine Stadt in der Rheinprovinz, 7. ein Fahrzeug, 8. einen berühmten Admiral.

Sind alle acht Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines berühmten Mannes der Neuzeit.

### 2. Vierſilbige Scharade.

Was iſt das Ganze? Leid und Freude,
Geendet, wenn begonnen kaum!
Der beiden Erſten, letzte Beide,
Voll Mühe — nur ein kurzer Traum.

Fr. St.

### 3. Wechſelrätſel.

1.

Im fernen Lande hingeſtreckt,
Noch wenig von Kultur beleckt,
Schau ich auf meine Nachbarreiche,
Die ich mit jungem Wein vergleiche.
Das tobt und brauſt in wilder Gärung;
Käm's endlich doch einmal zur Klärung!

2.

Ich mag nicht gern parterre wohnen,
Mag lieber in der Höhe thronen.
Von unten meiſtens unerreichbar,
Bin ich dem Schwalbenneſt vergleichbar.

3.

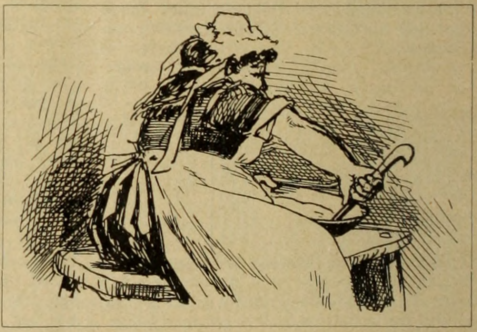
Des Waldes kräft'ger Sohn bin ich gekommen,
Hab, unter Menſchen Aufenthalt genommen.
Ein regelrechter Zimmermann
Kann ohne mich nichts fangen an.
Er legt mich hin zu langer Raſt,
Gibt mir zu tragen ſchwere Laſt,
Die trag' ich ſtill und ohne Klagen. —
Ein andres Wort noch muß ich von mir ſagen:

Zwei Arme ich oft auf- und niederwende,
Und dennoch ſind es Arme ohne Hände.
Und dann — wer hätte das geglaubt —
Hab' eine Zunge ich und doch kein Haupt.
Wenn die bewegliche nun endlich ruht,
Spricht der Geſchäftsmann: „So, nun iſt es gut.“

Noch einen Sinn kann ich dir nennen,
Den müßteſt du als Chriſt ſchon kennen:
Ich hafte an dir, doch du kennſt mich nicht,
Ich bin ganz groß, und doch ſiehſt du mich nicht.
Zum Schluſſe noch geb' ich die Mahnung dir:
Feg' du nur immer vor der eig'nen Thür!

u. S.

### Bilderrätſel.



### 4. Metamorphoſen-Aufgaben.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen

a) von Mai über höchſtens elf Zwiſchenſtationen (darunter Juni) zu Juli?
b) Von Tag über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen zu Woche?
c) Von Jude über höchſtens acht Zwiſchenſtationen zu Chriſt?
d) Von Schach über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen zu Dame?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 45.

Bilderrätſel. Ein Mann, ein Vogel.

1. Dreiſilbige Scharade. Rübeland.

2. Anagramm. Haarnetz — Nazareth.

3. Wechſelrätſel. Kante — Dante.

---

**Inhalt:** Der Schatz. Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel. (Fortſ.) — Die deutſche Bibelüberſetzung des Mittelalters. Von Leopold Witte. — Seefahrt. Gedicht von Hans Hoffmann. — Die Vögel im Dienſte der Pflanzen. Von Dr. L. Staby. — Zur rechten Zeit. Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner. (Fortſetzung.) — Bekommen wir die Cholera ins Land? Von Dr. M. Dyrenfurth. — Am Familientiſch: Hoffnung. Gedicht von Frida Schanz, zu dem Bilde von Gabriel Max. — Zu unſeren Bildern: Heimkehr vom Felde von O. Schulz; Algieriſcher Pferdemarkt von F. A. Bridgman. — Schule. — Erdkunde. — Völkerkunde. — Gewerbe — Landwirtſchaft. — Verkehr. — Litterariſches. — Das Wappen der Reichslande. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Auguſt 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. № 47.

## Der Schatz.

Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Der Pfahl war längs durchbohrt und bis oben mit den Geldſtücken gefüllt geweſen,“ fuhr die Frau Paſtorin fort, „und ſo hatte man ihn früher in den Sumpf verſenkt. Dies brachte Herrn von Rephun in große Aufregung, denn dieſer Pfahl, nebſt der Beſchreibung des Verſteckes, ſtand in ſeinem Verzeichnis, und nun war es ihm ganz klar, daß alle die Schätze noch vorhanden ſein müßten. Und er bekam eine große Begierde nach den Lederſäcken mit Dukaten und Dublonen, den goldenen Ketten und Ringen, den koſtbaren Gefäßen und den Schmuckgegenſtänden aus Edelſteinen, die alle dort verzeichnet waren, ſo daß alles zuſammen einen tüchtigen Schatz ausmachte. Nun ſaß er Tag und Nacht, grübelte über dem Verzeichnis der vergrabenen Schätze und ſtöberte in alten Gutspapieren. Aber das war vergebliche Mühe, denn die Merkzeichen, die der Vorfahr angegeben hatte, meiſt alte Bäume oder Findlingsblöcke, waren nicht mehr vorhanden, die Flurnamen, die dort verzeichnet waren, kannte niemand mehr, und ſo war es denn eine richtige unfruchtbare Grübelſache, eine ſchöne Aufgabe für einen deutſchen Profeſſor, wie mein Mann ſagt. Aber er glaubte immer wieder, eine neue Spur gefunden zu haben, und dann wurde gegraben. Immer des Nachts, denn er hielt es mit der Heimlichkeit. Sein Faktotum, der alte Gärtner Beverneſt, hat ſich krumm und lahm dabei gearbeitet und iſt ganz kontrakt davon geworden. In ſchönen ſtillen Sommernächten, wenn ſonſt alle Lichter ausgelöſcht waren und alles ſchlief, konnte man dann manchmal zwei Laternen in der Gegend leuchten ſehen. Bei der einen fingen mein Mann und ich Nachtſchmetterlinge, und die andere trug Herr von Rephun und leuchtete mit ſtiller Gier auf die Spatenſtiche ſeines getreuen Beverneſt. Aber während wir faſt immer mit reichen Schätzen nach Hauſe kamen, hat er niemals etwas anderes gefunden als Regenwürmer und Engerlinge.“

Der Paſtor lachte in ſeiner ſtillen Weiſe vor ſich hin und ſagte dann: „Nun iſt meine Frau doch ’mal glücklich wieder ihre Lieblingsgeſchichte losgeworden.“

„Na, du ſei man ganz ſtill, Gottlieb,“ rief die Paſtorin. „Da möchte ich doch nur eine Frage thun, Herr Wigand: Sie waren mit Krahnſtöver vorhin ſchon eine ganze Weile zuſammen und haben ſich mit ihm über Schmetterlinge unterhalten. Nun frage ich Sie: kennen Sie die Geſchichte von der ‚Testudo‘, und kennen Sie die Geſchichte von dem ‚grugligen gälen Worm‘ oder nicht?“

„Ich kenne ſie alle beide,“ antwortete Wigand lächelnd und der Wahrheit gemäß.

„Na, ſiehſt du!“ rief die Paſtorin mit hohem Triumph und ſchabte ihrem Manne Rübchen.

„Wenn Sie ſich übrigens für die Geſchichte unſeres Dorfes und ſeiner Herrſchaft intereſſieren,“ ſagte der Paſtor nun, „da kann ich Ihnen genügende Auskunft verſchaffen. Mein Vorgänger und Schwiegervater hat nämlich eine Geſchichte des Dorfes Richenberg geſchrieben. Das Manuſkript gebe ich Ihnen gern mit. Eine zweite Abſchrift hatte der alte Herr von Rephun. Er ſtudierte faſt täglich drin und erfreute ſich höchlich an dem Glanze ſeiner Vorfahren.“

Wigand verabſchiedete ſich nun, erhielt das genannte, ziemlich dicke Manuſkript und kehrte in ſein Wirtshaus zurück, wo er ſich noch eine Weile im Bett mit den etwas weitläufigen Aufzeichnungen des verſtorbenen Predigers beſchäftigte, inſonderheit mit der Geſchichte Derer von Rephun, die ihm eine ſeltſame Teilnahme einflößte.

Darüber ſchlief er ein, und nach einer Weile kam ihm ein ſonderbarer Traum. Er ging im Sonnenſchein auf einer Wieſe, wo allerlei merkwürdige und unbekannte Blumen blühten, umflogen von Schmetterlingen, dergleichen er nie geſehen hatte. Darunter befand ſich einer von wunderbarer Größe und ſeltſamer Pracht. Zwar war er ganz ſchwarz, doch erſchien Wigand dies beſonders ſchön, denn es war ein glänzendes, feſtliches Schwarz, das im Sonnenſchein in allerlei liebliche andere Farben hinüberſchillerte. Der Schmetterling flog dort in langſamer, feierlicher Weiſe umher und ſchien gar nicht ſcheu zu ſein. Als Wigand die Hand nach ihm ausſtreckte, ließ er ſich ruhig fangen, ſaß ihm ſtill auf den Fingern und breitete die ſchimmernde Pracht ſeiner Flügel auseinander. Auf den oberen befanden ſich zwei tiefblaue Augen und merkwürdig: dieſe Augen ſahen ihn an. Ja, war es denn überhaupt ein Schmetterling, was er dort auf ſeiner Hand hielt? Es ging ein roſiger Schimmer darüber hin, aus dem es wie purpurne Lippen hervorleuchtete, und nun ſah er deutlich, es war ja ein geflügelter Mädchenkopf, den er wohl kannte. Und die blauen Augen ſahen ihn mit einem Ausdruck an, daß er über dem Sturm lieblicher Empfindungen, der dadurch in ihm entſtand, erwachte. Der frühe Junimorgen dämmerte bereits. Eine Rauchſchwalbe, die unter dem weit vorſpringenden Dache vor ſeinem Fenſter ihr Neſt hatte, war ſchon wach und übte leiſe, wie noch halb im Traum, ihren zierlichen, krauſen Geſang. Und darüber ſchlief Wigand, mit dem Gefühle, ein großes Glück erlebt zu haben, ſachte wieder ein.

## 4. Mittagszauber.

Beverneſt hat einen Verdacht. Warum Herr Wigand ſich verrechnete. Wie er einſchlief und warum er wieder aufwachte. Wie Herr Wigand ſich widerrechtlich auf ein fremdes Grundſtück begab. Was er dort fand und nicht fand. Sie war es.

Für Wigand begannen mit dem nächſten Morgen arbeitsvolle Tage. Er war ſchon frühzeitig heraus mit ſeinen Leuten, beging die abgeſteckte Strecke durch die Richnowwieſen und ſtellte die Arbeiter an, die an den Orten der zukünftigen Brücken Bohrungen zur Unterſuchung des Bodens zu machen hatten, während er ſelbſt mit ſeinen Gehilfen zu einer genaueren Vermeſſung einzelner Gegenden ſchritt. Er hatte zunächſt auf der Dorfſeite des Flüßchens zu thun und erhielt dort gegen Ende des Vormittags den Beſuch des Paſtors, der ſchon eine Weile von ſeinem Garten aus dem Treiben der Leute zugeſchaut hatte und nun aus dem Pförtchen, das auf die Wieſe führte, durch das hohe Gras auf ihn zueilte. Er ſchien ſehr luſtig geſtimmt und kam lachend zu Wigand. „Ich habe ſoeben etwas ſehr Komiſches erlebt,“ ſagte er. „Der alte Gärtner Beverneſt war bei mir, da er eine Beſtellung von ſeiner Herrſchaft zu machen hatte, und der läßt es ſich nicht ausreden, daß Sie hier den vergrabenen Schätzen mit Gewalt zu Leibe wollen. ‚Ja, das hat ſich rumgeſprochen, un in ’er Stadt wiſſen ſie da auch ſchon von Beſcheid,‘ meint er. ‚Un ſagen ümmer, ſie mießen hier man bloß die Verhältniſſen aus. Na, ich ſag’ man, woßu brauchen ſie denn ’ne Bohrmaſchin’. Damit wollen ſie bloß die Schätz’ ransbohren, die noch in die Grund ſitzen. Wenn mein gnädig Herr noch leben thät, der würd’ ſich bannig lachen. Denn er hat nichs gefunden un hat doch die Schrift gehabt, wo wollen denn dieſe was finden. Denn in die Schrift da ſtehn all die Flöög ein, wo die Dukatens un die Dubluns un das anner all eingepurrt ſünd, man bloß, daß wir die ollen Flöög ümmer nich finden konnten. Aberſten hier in die Wieſ’ da ſticht nichs mehr ein, was da eingeſtochen hat, das is all längſt raus, das war damals den ollen Knüppel mit die Dalers. Hier in die Wieſ’, da können ſie Löchers bohren ein bei ein as in’n Sääw, un finden doch nichs as Torf un Maratz.‘ Und dann lachte der alte Mann ſo recht pfiffig und ließ es ſich auf keine Weiſe ausreden, daß die Sache ſich ſo verhielte.“

Der Paſtor ließ ſich nun das Inſtrument erklären, hielt aber nicht lange dabei aus, denn ſeine Aufmerkſamkeit wurde bald abgelenkt durch einige Zygänen, die um die Wieſenblumen ſchwärmten. Er ſchraubte das zuſammenklappbare Netz, das er ſtets bei ſich trug, an ſeinen Spazierſtock und begab ſich auf die Jagd. Als Wigand in einer Arbeitspauſe ſich nach ihm umblickte, war er ſchon weit fort. Aber, über ihn hinwegblickend, ſah er etwas, das ihm noch mehr Teilnahme einflößte. Hinter der entfernten Mauer des Schloßparks mußte ſich ein erhöhter Sitz befinden, denn dort bemerkte er die Damen, die er geſtern auf dem Kirchhofe geſehen hatte, diesmal aber in heller Kleidung. Sie blickten über die Mauer hinweg und ſchienen ſich ebenfalls das neue Treiben auf der Richnowwieſe anzuſchauen. Er wendete ſich pflichtgetreu wieder zu ſeiner Arbeit, allein das nächſte Maß, das er in ſein Notizbuch eintrug, wollte gar nicht recht ſtimmen. Er mußte die Meſſung wiederholen, und als er nun die neue mehr befriedigende Zahl eingetragen hatte und wieder aufblickte, waren die Damen verſchwunden.

Am nächſten Tag, es war gerade Johannistag, hatte der Ingenieur auf der anderen Seite des Flüßchens zu thun und die Anweiſung gegeben, daß ihm, wegen der größeren Entfernung vom Dorfe, das Mittageſſen nachgebracht werden ſollte. Auch hatte er dort ein ſo vergnügliches Fleckchen entdeckt, daß er es ſich ſehr hübſch dachte, dort bei dem ſchönen Wetter im Freien zu tafeln. Die Richnow machte nämlich von der Chauſſeebrücke aus einen großen Bogen, ſo daß ſie nahe an die Dorfgärten herankam. Dann in mächtigem Schwunge ging ſie wieder zu der Schloßſeite hinüber und begrenzte von nun an den bruchartigen Erlenwald, in den der höher gelegene Teil des Parkes auslief. Bis an dieſen Punkt des Fluſſes führte die Mauer, und dadurch bildete ſich zwiſchen ihr und dem ſanft daherfließenden Gewäſſer ein abgeſchloſſener, mit ſchönem Gras und allerlei Buſchwerk bewachſener Winkel, den Wigand ſich als Mittagsruheplatz auserſehen hatte. Als nun das Mädchen aus dem Dorfkruge ihm um zwölf Uhr auf dem grünen Raſen den Tiſch gedeckt und ſich dann unter großem Kichern entfernt hatte, denn ihr erſchien dieſe Art zu tafeln äußerſt ungewöhnlich und komiſch, hielt er höchſt vergnügt ſein Mahl, indes am Parkrand die Goldammern zirpten, zuweilen aus dem üppigen Grün ein Wieſenpieper ſich mit ſchmetterndem Geſange in die Luft erhob, und in den mit Rohr durchwachſenen Uferweiden der Richnow die Schilfrohrſänger ihren knarrenden, mit Flötentönen untermiſchten Geſang hören ließen. Verſchiedene Schmetterlinge gaukelten vor ihm im Sonnenſchein, und die Schwalben flogen oft ſo dicht über ihn hin, als wollten ſie ihm in den Suppentopf ſehen. So beendete er langſam und behaglich ſein Mahl. Doch die Mittagszeit ſchritt fort, und es ward ſtiller um ihn her. Nur die Goldammern zirpten eintönig und ſchläfrig weiter, und aus dem Erlenwalde tönte bald nah, bald ferner der lieblich melancholiſche Geſang des Fitis. Und wie nun Wigand ſo ſaß und auf den träge dahinfließenden Bach ſah, auf die blauen Libellen, die über ihm tanzten, und auf die Blumen und Gräſer der Wieſe, die ein ſanftes Atmen des warmen Sommerwindes zuweilen leiſe nicken und flüſtern ließ, da wiegte ihn das Summen der ſtahlblauen Fliegen, das unabläſſige Wetzen, Schwirren und Klingen in Gras und Kraut und der eintönige Vogelgeſang ſänftlich ein. Er neigte ſich gegen die Mauer des Parkes, an der er ſaß, und entſchlief. Einige Zeit hatte er ſo dagelegen, als er plötzlich aufwachte von einer leiſen Berührung, als ob ihm jemand mit ſanfter Hand über das Geſicht hinſtriche. Über die Wieſe her kam ein zitternder Klang; die Kirchturmuhr ſchlug eins. Er ſtarrte verwundert vor ſich hin, denn nichts war zu ſehen, doch hörte er ein haſtiges Rauſchen wie von weiblichen Gewändern, ein Knarren, wie von Treppenſtufen, und leichte eilige Schritte, die ſich raſch entfernten. Auch glaubte er in dem Augenblick, als er die Berührung verſpürte, einen leiſen Schreckensruf vernommen zu haben. Und nun mit einemmal bemerkte er, daß er ganz mit Feld- und Waldblumen überſtreut war. Eine Art Übermut befiel ihn bei dieſem lieblichen Abenteuer, und eine ſtarke Neigung ward in ihm wach, die Geheimniſſe dieſes Parkes zu ergründen. Doch zuvor ſammelte er raſch die Blumen zuſammen und barg ſie ſorgfältig zwiſchen zwei knorrigen Erlenwurzeln am Ufer der

Richnow im Waſſer. Dann unterſuchte er die Stelle, wo die Mauer auf dieſen kleinen Fluß ſtieß. Früher hatte dort ein ſtrahlenförmiges Gitter von ſpitzen Holzlatten, die bis in das Waſſer reichten, den Eingang verſperrt, doch war dies längſt zerfallen und nur noch in andeutenden Reſten vorhanden. Mit einiger Gewandtheit konnte man ſich leicht um die Mauer herum auf die andere Seite ſchwingen, und kaum hatte Wigand dies ergründet, ſo war er auch ſchon drüben. Er fand dort an der Mauer ein Gerüſt aus bemoosten Holzbalken und Brettern mit Sitzen darauf, zu denen eine Treppe führte, und nun fiel es ihm wieder ein, daß er ja von dieſer Stelle am vorigen Tage die Damen hatte über die Mauer blicken ſehen. Mit den etwas bänglichen Gefühlen eines nicht berechtigten Eindringlings begab er ſich weiter in die unbekannte grüne Einſamkeit. Uralte Bäume, verwilderte Gebüſchgruppen, grasüberwachſene Wege und ungepflegte Wieſen, mit einer Fülle von Blumen überdeckt, zeigten ſich ſeinen Blicken. Der Weg, der an der Mauer entlang zu dieſem Lugſitz hinführte, war etwas beſſer gehalten und notdürftig von Unkraut gereinigt, alle anderen, die er ſah, ſchienen ſeit Jahren ſolcher Wohlthat nicht mehr teilhaftig geworden zu ſein. Er ſchritt in der Richtung auf das Schloß zu langſam weiter. Zur Seite zeigte ſich ein Weg, ganz mit hohem Gras und Wurzelſchoſſen der umliegenden Gebüſche bewachſen. Dort mußte vor kurzem jemand gegangen ſein, wie eine breite Spur in dem hohen Graſe bewies, und unwillkürlich ſchlug Wigand dieſelbe Richtung ein. Die Spur aber verlor ſich bei einem dichten Gebüſch, das ganz mit Geisblatt, wildem Hopfen und Zaunwinden überrankt war, daß es daſtand wie ein grüner Hügel. Nur an einer Stelle zeigte ſich eine Lücke in dem Grün wie der ſchwarze Eingang einer Höhle. Das Geisblatt war bereits in Blüte. Vielleicht hatte hier jemand vorhin Blumen gepflückt und war dann zurückgegangen. Wigand ſchritt langſam weiter. Mit einemmal beſchlich ihn das ſonderbare Gefühl, nicht allein zu ſein. Er ſtand eine Weile und ſah ſich um. Doch nichts war zu ſehen, als ringsum die grüne, blühende Einſamkeit. Vor ihm lag eine Wieſenfläche, von der ſich der Weg nur als ein weniger blumiger Streifen abhob. Der Wind war ganz eingeſchlafen, und auf dem blühenden Grasplatz bewegte ſich nichts, als die unzähligen lautlos flatternden Tagfalter oder hier und da eine Blume, wenn eines dieſer leichten Flügelweſen ſie verließ und ſie ihm leiſe nachnickte. Um ſo ſeltſamer erſchien es bei dieſer gänzlichen Windſtille, daß die einzelnen mächtigen Zitterpappeln auf dieſer Wieſe trotzdem in ſteter Bewegung waren und geheimnisvoll, als lebten ſie, ihre Blätter unabläſſig bewegten. Als Wigand weiter ſchritt und ſeinen Blick auf das flimmernde Zittern dieſer Blätter gerichtet hatte, ward er zweier Eisvögel gewahr, die in haſtigem, taumelndem Fluge einander umkreisten. Bei dieſem ſchönſten und ſtattlichſten unſerer nordiſchen Tagfalter und deſſen dunkler Grundfärbung fiel ihm ſein Traum wieder ein, und unwillkürlich blickte er ſich um, ob das fliegende Wunder, das ſich ihm damals gezeigt hatte, nicht in dieſer zauberhaften Einſamkeit feierlich umherſchwanke. Ja, Ort und Stunde waren günſtig, wenn etwas Außerordentliches geſchehen ſollte, allein außer den Eisvögeln ſah er nichts als das gewöhnliche Volk der anderen Schmetterlinge: Weißlinge, Zitronenfalter, Dukatenvögel, Bläulinge, Perlmutterfalter, Sandaugen u. dergl. Dann kam er über eine Brücke, die einen träge fließenden Seitenarm der Richnow überſpannte, an den Fuß des ſtattlichen Hügels, auf dem noch ein wenig Gemäuer der alten Burg Richenberg aus dem Grün hervorſchaute, und wandte ſich einem Wege zu, der wieder auf das Schloß hinführte. Hier nahm der Park einen anderen Charakter an und ward durchſchnitten von ſchnurgeraden Alleen aus alten Linden und Kaſtanien, die zum Teil ſtrahlenförmig auf das Schloß zuführten. Dazwiſchen auf den freien Plätzen verwilderte Taxusgänge und ſymmetriſche Anlagen aus alter Zeit und hier und da zerfallenes Sandſteinbildwerk. Aber man ſah gleich, daß aus dem Kruge dieſer Waſſernymphe ſeit Jahren kein Waſſer mehr gefloſſen war; Moos und Unkraut wuchſen darin, und das Baſſin hatte ſich mit Moder und Laub vergangener Jahre gefüllt. Venus hatte ihren Spiegel verloren und die Hand dazu, die ihn hielt, und ſah mit bekümmerter Miene auf ihren verwitterten Armſtumpf. Doch dem Herkules ihr gegenüber war es nicht beſſer ergangen. Was nützten ihm nun ſeine fürchterlichen Muskeln, da ſeine Keule fort war und er ſich mit einer Hand ohne Finger in die leere Luft ſtützte. In einer geſchützten Ecke unter dem ſteinernen Löwenfell hatte ein Rotſchwänzchen ſein Neſt gebaut und fütterte ſeine Jungen. Wigand gelangte nun auf einen, von dichten dunklen Taxushecken eingeſchloſſenen, halbrunden Platz, auf den die breite Hauptallee des Gartens ausmündete. Hier ſtand eine mächtige Sonnenuhr von Sandſtein, ohne Zeiger. In geringer Ferne ſah er jetzt am Ende des dämmernden Lindengewölbes das helle Schloß ſchimmern. Plötzlich ward ſein Blick ſeitwärts gezogen. Huſchte nicht dort am Ende der langen Querallee, in der er ſtand, eine helle Geſtalt vorüber? Noch einmal leuchtete es auf in einer Buſchlücke, dann war es verſchwunden. Rings Schweigen. Nur die Fliegen ſummten an den Stellen, wo ein breiter Strahl des Sonnenlichtes durch die Lücken der Wipfel fiel. Wigand vermied die breite Allee und ging durch die verwilderten Gänge von Taxus und Hagebuchen auf das Schloß zu. Am Ende ſtieß er auf den Kreis, von dem die Wege ſtrahlenförmig ausgingen. Er war von einer dichten, wohlgeſchorenen Hecke eingefaßt. Dann folgte ein breiter Kiesweg, der den großen, mit Teppichbeeten gezierten Raſenplatz vor dem Schloſſe umfing. Hier herrſchten Sauberkeit und eine ordnende Gärtnerhand. Doch war auch ſofort das unvermeidliche Rebhuhn wieder da, denn alle die farbigen Teppichbeete hatten die Form eines Rebhuhns und auf dem glatten, kurzgeſchorenen Raſen befanden ſich unterſchiedliche Völker dieſes Geflügels, aus buntem, glaſiertem Thon hergeſtellt. Ein leiſer Schauder überkam Wigand vor dieſer Rebhühnermonomanie. Rings um den Raſenplatz und an den Seiten der breiten Freitreppe des Schloſſes waren auch hier Oleanderbäume in grünen Holzkübeln aufgeſtellt. Auf dem breiten Kieswege ſtand ein nachdenklicher alter Pony vor einen Waſſerwagen geſpannt, und ein krummer, alter Mann humpelte dort herum und begoß unter mannigfachem Stöhnen und Selbſtgeſprächen die Oleanderbäume. Das war gewiß der brave Beverneſt. Wigand hätte ihn gern angeredet, allein in ſeinem Gefühl als unerlaubter Eindringling wagte er ſich nicht hinter der ſchützenden Hecke hervor und mußte ſomit darauf verzichten, zu erfahren, was er für ſein Leben gern gewußt hätte. Er wanderte langſam durch den einſamen Park wieder zurück, den Kopf geſenkt und die Hände auf dem Rücken, in grübelnde Gedanken vertieft. Ehe er wieder an ſeine Arbeit ging, ſchien er damit im klaren zu ſein und unwillkürlich ſprach er das Reſultat ſeines Nachdenkens laut vor ſich hin: „Ob mit Abſicht oder, wie ich glaube, ja, wie ich weiß, ohne Abſicht — ſie war es!“

## 5. Nachtfang.

Die Schmetterlingskneipe. Warum Herrn Wigands Gedanken ins Schwimmen kamen. Wie Paſtor Krahnſtöver die Wohlthaten ſeines Amtsbruders mit Undank lohnte. Der Pfarrer von Grünau. Warum Hildegard rot wurde. Dämmerung. Das Lied vom Rotkehlchen. Fledermäuſe eſſen auch gern etwas Gutes und Seltenes. Allerlei Schwärmer. Wie der Paſtor einen Schatz fand. Die Mittagsfee und das Mittagsſchaf. Wie Hildegard ein Geſtändnis machte, und Herr Wigand durch die blaue Blume des Märchens ebenfalls einen Schatz fand.

Der Paſtor hatte unten in ſeinem Garten, wo dieſer an die Wieſe ſtieß, eine Anlage hergerichtet, die er die Schmetterlingskneipe nannte. Der freie Platz dort hinter dem von Geisblatt und Winden überrankten Zaun war bedeckt mit Beeten, auf denen mit ſanftem Schimmer Verbenen blühten und die Würzkräuter Lavendel und Wieſenſalbei. Dort leuchtete es von Jalappen und Petunien, und eingefaßt ward dieſer Platz von einem dichten Kranze aus Seifenkraut und Nachtviolen, hinter denen wieder mit Geisblatt überrankte

Fliederbüſche ſich erhoben. Dazu ließ von dem benachbarten Kirchhofe her eine uralte Linde ihre Zweige über die Mauer bis auf den Boden hängen, ſo daß an ſchönen Abenden am Ende des Juni dort, wenn die Mehrzahl dieſer Pflanzen bereits in Blüte war, ein geradezu betäubender Duft herrſchte. Da nun dies lauter Pflanzen ſind, deren Blüten beſonders auf die Nachtſchmetterlinge eine dämoniſche Anziehungskraft ausüben, ſo war hier ein höchſt bequem gelegener Fangplatz für den leidenſchaftlichen Sammler.

„Seit einigen Tagen blühen die Linden und der Jelängerjelieber,“ ſagte der Paſtor an einem der folgenden Tage zu Wigand. „Wollen Sie nicht morgen Abend ſich am Nachtfang mit der Laterne beteiligen? Wir haben dort unten in meinem Garten einen mächtigen Anflug aus der Nachbarſchaft, aus den Baumgärten und von der Wieſe und beſonders auch aus dem gegenüberliegenden Park. Da habe ich ſchon manche Seltenheit ergattert. Wollen Sie? Das Fräulein vom Schloß wird auch dabei ſein.“

Wigand hätte auch ohne dies zugeſagt, nun wollte er natürlich erſt recht, denn dieſe Nachricht fiel ihm wie ein freudiger Schreck auf das Herz.

Am nächſten Tage war es ſehr heiß, und am Spätnachmittage ſtieg aus Weſten ein Gewölk auf, verdunkelte die Sonne und ging mit einem warmen Regen über das Land. Schon ward dem Ingenieur, der noch auf dem Felde zu thun hatte, ganz bange um den vielverſprechenden Abend, da brach die Sonne glänzend wieder hervor und malte einen Regenbogen auf die abziehende blaugraue Wolkenwand, während die blitzenden Tropfen allmählich ſich verringerten, und bald die Welt wieder in ungetrübtem Glanze lag. Ein Weile ſpäter ſah er eine helle, ſchlanke Geſtalt von Schloß Richenberg aus über die Chauſſee auf das Dorf zuſchreiten. Über Wigand kam die Unruhe, ſeine Gedanken gerieten ins Schwimmen, und die Arbeit fleckte nicht mehr. Er entließ ſeine Leute ein wenig vor der Zeit und begab ſich zu dem Wirtshauſe. Am Wege, in den blühenden Heckenroſen, deren naſſe Blätter in der Sonne glänzten, ſangen die Grasmücken, und die Luft war voll von Lerchenjubel und friſchem Duft. Er kleidete ſich ſehr ſorgfältig um und ging dann langſam zu dem Paſtorenhauſe, da es ihm noch ziemlich früh an der Zeit zu ſein ſchien. Der Paſtor kam ihm ſtrahlend entgegen: „Beſſer konnte es gar nicht kommen,“ rief er, „nach ſo einem warmen Regen fliegen beſonders die Schwärmer am liebſten. Das kann ein guter Fang werden heute. Die Weibsleute ſind ſchon im Garten und decken den Tiſch. Kommen Sie noch eine Weile herein, ich zeige Ihnen heute einmal meine Sphingiden, damit Sie ſich ein wenig vorbereiten.“

Dabei hielt er ſich nun wieder ziemlich lange auf, denn von den Sphingiden kam er auf die Seſien und die Zygänen, von dieſen auf die Spinner und zuletzt auf die intereſſante Gattung Saturnia, wobei er eine an Einzelheiten und Enttäuſchungen reiche Geſchichte erzählte von ſeinen Bemühungen, das Wiener Nachtpfauenauge in der Gegend einzubürgern. „Reihlen in Stuttgart iſt es gelungen,“ rief er, „und ich bringe es auch noch fertig, denn ich höre nicht eher auf. In jedem Mai laſſe ich mir Eier aus Wien ſchicken. Im vorigen Jahr hatte ich auf einem Zwergbirnbaum im Garten einundzwanzig Raupen, die faſt ausgewachſen waren. Die ſchönen, mächtigen, goldgrünen Tiere mit ihren hellblauen Höckern und den feinen Wimperſternchen darauf waren meine ganze Wonne. Als ſie kurz vor dem Verpuppen waren, hatte ich Beſuch von einem Amtsbruder. Ich wurde abgerufen und ließ thn eine Weile allein im Garten. Als ich wieder zurückkam, hörte ich von Zeit zu Zeit ein mächtiges Trampſen, und als ich meinen Gaſt zu ſehen bekam, rief er mir zu: ‚Lieber Bruder, ich mache mich ungeheuer nützlich. Du haſt da in deinem Birnbaum ja eine ganz ſcheußliche Sorte von Raupen, wahre Beeſter. Den halben Baum haben ſie ſchon kahl gefreſſen. Aber ich halte fürchterliches Gericht über ſie. Acht habe ich ſchon in den Orkus befördert.‘ Und damit trat er mit Gefühl und Nachdruck die neunte tot und ſuchte nach einem neuen Opfer. Ich ſtürzte ihm in den Arm und hielt ihn von weiterer Schandthat zurück. Er begriff meinen Kummer und mein Entſetzen gar nicht, und ich hatte genug zu thun, der unchriſtlichen Gefühle Herr zu werden, die mich gegen dieſen wohlmeinenden Mörder erfüllten. Die übrigen zwölf haben ſich verpuppt, allein ſcheinbar iſt nichts darnach gekommen. Aber in dieſem Jahre habe ich über hundert Raupen im Gange, alle oben in den höchſten Wipfeln der großen Bäume, wo ſie ſicher ſind vor ſolchen Wohlthätern.“ Und damit lachte er wieder in ſeiner lautloſen Weiſe.

Ein Mädchen kam und rief zu Tiſche. Sie ſtiegen die Terraſſen des Pfarrgartens hinab, der im ſtillen Abendſonnenſchein ganz von friſchem Duft und Vogelgeſang erfüllt war. In einer Geisblattlaube an der Schmetterlingskneipe, dem blühenden Lindenbaume gerade gegenüber, befand ſich ein gedeckter Tiſch, und dort zwiſchen den Blumen die ſchöne helle Geſtalt in dem gelblichen, mit zarten Blümchen überſtreuten Kleide, das war Hildegard. Sie errötete ein wenig bei der Vorſtellung, und doch ſchimmerte zugleich ein Lächeln hinter dieſem zarten Flor.

Als das Eſſen aufgetragen wurde, räuſperte ſich der Paſtor, und ſeine Frau fing an zu lachen: „Gottlieb,“ rief ſie, „nun weiß ich ſchon wieder, was du ſagen willſt. Er hat nämlich ſo einige Redensarten und Geſchichten, die kommen bei gewiſſen Veranlaſſungen ſo ſicher wie das Amen in der Kirche.“

„Sagen Sie mal, Herr Wigand,“ ſagte dann der Paſtor, „haben Sie ſchon einmal eine Frau geſehen, die ihren Mann ſo ſtändig zum beſten hat wie meine? Aber nun gerade! Sehen Sie hier dies Gericht, das neueſte vom Jahr, es erinnert mich ſtets an meinen verſtorbenen Amtsbruder, den Paſtor Seidel, der früher nicht weit von hier in Perlin bei Wittenburg wohnte. Der hat mal ein Heft Zeitgedichte herausgegeben, als er noch jung und ſtreitbar war. Davon heißt eins ‚Der Pfarrer von Grünau,‘ in Anlehnung an Voſſens Luiſe, und den Rationaliſten wird darin eins ausgewiſcht. Und nun frage ich Sie, ob es nicht paßt, wenn ich jetzt die erſte Strophe dieſes Gedichtes citiere:

‚Im Schatten der duftenden Linde
Der Pfarrer von Grünau ſaß
Und gebratene junge Hühner
Mit grünen Erbſen aß.‘

Na? Sitzen wir nicht hier im Schatten der alten Linde dort gegenüber, und duftet ſie nicht? Und eſſen wir nicht gebratene junge Hühner mit grünen Erbſen? Und iſt es in und bei Richenberg nicht ſo grün, wie man nur irgend wünſchen kann, ſo daß dieſer Ort ebenſo gut Grünau heißen könnte wie irgend ein anderer? Ja überhaupt, wenn ich an Voſſens Luiſe denke. Fehlt hier nicht nur noch ſo ein kleiner Quartaner am Tiſch, und die Situation am Anfange des Gedichtes wäre da. Sie, Herr Wigand, ſtellen den edlen beſcheidenen Walter dar, und das gnädige Fräulein unſere Tochter, die ſie ganz gut ſein könnte…“

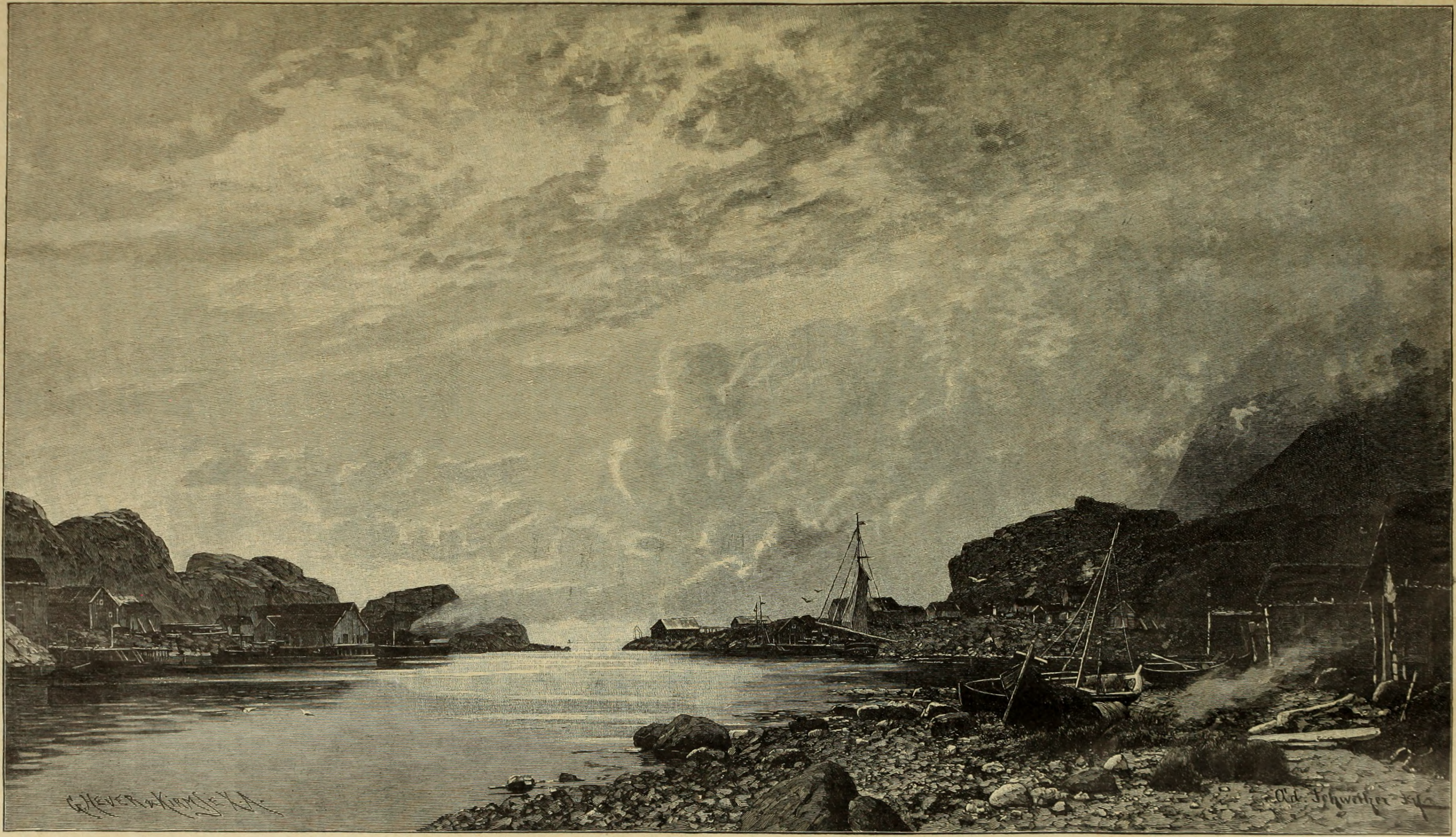
„Ach ja,“ fügte die Paſtorin mit einem Seufzer ein, „unſer Klärchen würde jetzt gerade in dem Alter ſein.“

„Und ſehen Sie,“ fuhr der Paſtor fort, „da fehlt mir weiter nichts, als der damaſtene Schlafrock und ein Hausmützchen, um die Ähnlichkeit täuſchend zu machen. Sind Sie mit Ihrer Rolle zufrieden?“ fragte er dann gegen Wigand gewendet.

Dieſer, dem Voſſens Luiſe nur dem Titel nach bekannt war, ſagte unbefangen: „Ei natürlich,“ und begriff dann nicht, warum Hildegard wiederum ſanft errötete und den Blick auf ihren Teller ſenkte.

Es ſaß ſich behaglich an dem warmen Juniabend in der Geisblattlaube, nur des Duftes war faſt zu viel. Denn je tiefer die Sonne ſank, je ſtärker that ſich der betäubende Wohlgeruch der Nachtviolen, des Geisblattes und der Lindenblüte hervor. Dazu geſellte ſich der Duft des Heues aus den vor kurzem gemähten Wieſen.

(Fortſetzung folgt.)

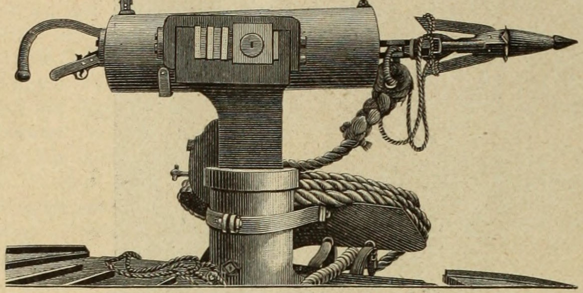


In den Lofoten. Nach dem Gemälde von Ad. Schweitzer.

# Bei den Walfiſchfängern von Skaarö.

Von Rudolph Stratz.

(Abdruck verboten.)



Unweit der Inſel Skaarö im nördlichen Eismeer, wo eben jetzt S. M. der Kaiſer der Jagd auf das gewaltigſte Wild der Erde obgelegen, hart an der zerklüfteten, ſteil und öde abfallenden Küſte Lapplands geſchah es, daß ich nach tagelangem, vergeblichem Harren zum erſtenmal einen lebenden Walfiſch zu Geſicht bekam. Von dem „Wunder des Nordlands,“ dem Vogelberg Svärholt-Klubben kommend, dampften wir langſam gen Norden, der Mitternachtſonne zu, die eben — es mochte gegen zehn Uhr abends ſein — hoch am Himmel in kaltem rotem Glanze aus der unerforſchten Gegend des Nordpols herüberſtrahlte. Noch gellte in unſeren Ohren das millionenfache Gekreiſche der Möven nach, das ſich, ſelbſt den Donner der Brandung übertäubend, erhoben, als wir beim Vorbeifahren mit einem Böllerſchuß die Ruhe des Vogelberges geſtört hatten. Langſam ſchaukelte das Schiff auf der nur mäßig bewegten See, und gelangweilt ſchweifte das Auge über die endloſen Fluten des Eismeeres. Da hob ſich plötzlich — nur 4 oder 500 Schritte von uns entfernt — ein ſchwarzes, mächtiges Etwas aus der tiefblauen, von weißem Schaum gekrönten Flut; eine Wolke zerſtiebenden Waſſerdunſtes ſtieg wie ein wehender Schleier über der ungeſchlachten Erſcheinung empor, ein gewaltiges Pruſten ward hörbar — aber ſchon im ſelben Augenblick ſchien der Walfiſch die Nähe ſeines Erbfeindes zu ahnen. Ein neues Pruſten, und wie ein Stück Blei ſank der ſchwarze Klumpen in die Tiefe.

Es war, wie ein Kundiger ſofort feſtſtellte, ein Finnwal (Balaenoptera Boops), der da verſchwunden, ein Mitglied jener Walfiſchart, die ſich am häufigſten an der lappländiſchen Küſte findet und weder an Größe — erreichen ſie doch bis zu hundert Fuß Länge — noch an Schnelligkeit und Kraft hinter den eigentlichen Walen zurückſteht. Wohl aber iſt ihr Fang weit weniger lohnend, dabei ſchwieriger und gefährlicher als bei jenen, und dieſem Umſtande verdankten ſie bis vor wenigen Jahrzehnten eine verhältnismäßige Schonung von ſeiten des Menſchen. Die aufregende und abenteuerliche Jagd mit der Harpune, wie ſie erſt vor kurzem von berufener Feder in dieſen Blättern geſchildert, fand auf ſie nicht ſtatt. Für ſie ſchlug die Stunde des Verderbens erſt, als man auf den Gedanken geriet, die mächtigen Seebewohner zu ſchießen wie andere Geſchöpfe auch, ſelbſtverſtändlich mit Hilfe eines Geſchützes, ſtatt des Gewehrs, und einer Sprenggranate an Stelle der Büchſenkugel. Es bildeten ſich eigene Geſellſchaften, um auf dieſe Weiſe den Finnwalfang zu betreiben, und zu ihnen gehört auch die „Anglo-Norwegian Fiſhing-Co.“ mit dem Sitz in Tromſö und der Hauptfangſtation bei Skaarö, woſelbſt der deutſche Kaiſer als Gaſt der Geſellſchaft weilte.

Unmittelbar, nachdem wir jenen Wal geſehen, traf es ſich, daß wir einem der Fangſchiffe der genannten Compagnie begegneten. Iſt das Auftauchen eines Fahrzeugs in jenen einſamen Gewäſſern überhaupt ein Ereignis, ſo in dieſem Falle noch mehr. Aus der Ferne konnte der Anblick des kleinen, derb gebauten Schraubendampfers geradezu erſchrecken. Völlig ſchief lag er mit ſchräg ſtehenden Maſten in den Wogen, die Maſchine keuchte, um ihn von der Stelle zu bringen, und an ſeiner linken, tief ins Waſſer tauchenden Seite hing längs des Bordes, in den Wellen ſchleifend, eine dunkle langgeſtreckte Maſſe, gleich als habe ſich ein Meerungeheuer an das Schiff geklammert, um es in die Tiefe zu ziehen.

Erſt beim Näherkommen zeigte es ſich, daß der Menſch, wie gewöhnlich, ſo auch in dieſem Falle der Sieger geblieben. Der Finnwal, der, mit der rieſigen, dreieckigen Schwanzfloſſe am Bug befeſtigt, neben der Bordwand im Waſſer trieb, war ſchon ſeit Stunden tot. Der kleine Dampfer hatte ihn irgendwo draußen im Meere erlegt und ſchleppte ihn nun ſüdwärts, der unter dem 70° n. Breite gelegenen Station Skaarö zu. Neben der hochragenden Schwanzfloſſe ſtand an der Spitze des Schiffes, dem es dadurch beinahe das Anſehen eines Kanonenbootes verlieh, die verderbenbringende Waffe, ein Geſchütz von ſeltſamer Form (wie es unſere Abbildung zeigt). Will man damit den ahnungslos im Meere faullenzenden oder ſich in Herden („Schulen“) tummelnden Wal, den „Hval“ oder „Kval“, wie ihn der Norweger, den „Boſſo“, wie ihn der Lappländer nennt, aus ſeinem Stillleben aufſchrecken, ſo ſchiebt man in den Lauf des Geſchützes eine Sprenggranate, auf deren Spitze eine Harpune mit daran befeſtigtem Seile ſitzt und weit über die Mündung der Kanone hinausragt. Beim Abſchießen dringt zunächſt die Harpune tief in den Leib des Fiſches ein, hinter ihr die Granate, die erſt im Innern des Körpers explodiert, nachdem beim Anprall auf die dicke, von tiefen Rinnen durchzogene Haut des Wals eine Exploſionsröhre ſich zerbrochen und dadurch die Entzündung der Sprengladung herbeigeführt hat. Im Verhältnis zu ſeiner Größe ſtirbt der Walfiſch leicht an Verblutung, allein trotzdem iſt es nichts weniger als ein ungefährliches Unternehmen, dem gereizten Rieſen ſelbſt in dieſer Art zu Leibe zu rücken, zumal gerade der Finnwal beſonders mutig und gewandt iſt. Kurz bevor ich Lappland beſuchte, wurde, wie es hieß, ein Dampfer von einem Wal durch einen Schlag mit der Schwanzfloſſe derart beſchädigt, daß er ſofort ſank. Die Mannſchaft rettete ſich in Boote und konnte, dank dem Umſtande, daß das ſonſt ewig ſtürmiſche Eismeer zwei Tage hindurch ruhig blieb, nach langem Rudern die Küſte erreichen.

Die Inſel Skaarö, die ich am nächſten Tage betrat, bietet aus der Ferne einen recht freundlichen Anblick. Auf dem grauen Geſtein breiten ſich da und dort kleine grüne Grasſtellen aus, eine Seltenheit in dieſen troſtlos öden und kahlen Gegenden, mit ihrem eigentümlich klagenden Schrei ſchießen die Möven darüber hin, und die Wellen plätſchern hier, wo eine langgeſtreckte, als Einfahrtsplatz dienende Bucht die Gewalt der haſtig anrollenden Wogenkämme bricht, ſo friedlich an das Ufer wie an der Küſte von Rügen oder Zoppot. Unmittelbar über dieſer Bucht erhebt ſich auf ſanft anſteigenden Hügeln die Station ſelbſt, etwa ein Dutzend Blockhäuſer, Fabrikräume und Wohngebäude, aus deren Schornſteinen lange Rauchwolken kerzengerade in die dünne Luft hinaufſteigen, melancholiſch tönt aus irgend einer der Hütten eine Ziehharmonika und der Geſang eines ruſſiſchen oder norwegiſchen Volksliedes. Alles ringsum iſt ſtill und friedlich und wäre erfreulich, ſehr erfreulich — wenn nicht die Wale wären, die doch nun einmal zu einer Walfiſchfängerſtation gehören . . .

Als ich hinkam, waren zwei Stücke des Rieſenwildes vorhanden, einer ſchon zerlegt, der andere noch unberührt, beide von guter Mittelgröße, etwa 50 Fuß lang, und beide bereits im Vollbeſitze der entſetzlichen Eigenſchaft des Wales, innerhalb 24 Stunden nach ſeinem Tode in totale Zerſetzung überzugehen. Schon als wir von dem Dampfer aus in einem kleinen Boote durch die Bucht ruderten, wehte uns der Wind auf viele hundert Schritte den Dunſt entgegen, und in der Nähe des Fiſches ſelbſt, auf dem vom Blute ſchlüpferigen Geröll des Ufers, war der Geruch kaum zu ertragen.

Dinge, von denen man zuvor ſchon allzuviel gehört und geleſen, pflegen manchmal beim erſten Anblick die überſpannte Phantaſie etwas zu enttäuſchen, und ſo mag auch mancher mißvergnügte Reiſende den erſten Walfiſch, den er vor ſich liegen ſieht, nicht groß genug finden, ſowie ihm etwa der Eiffelturm als zu niedrig und die Pyramiden zu neu erſcheinen würden. Man braucht erſt einige Augenblicke der Überlegung, um ſich über die koloſſalen Körpermaße eines Wales klar zu werden. A. E. Brehm berechnet das Gewicht eines eigentlichen Wales bei 60 Fuß Länge und 40 Fuß Umfang auf 300 000 Pfund, d. h. gleich dem von etwa 30 Elefanten, 40 Nashörnern oder Flußpferden, oder 200 Stieren. Viel geringer braucht man, zumal in der Länge, die Dimenſionen eines Finnwales nicht zu veranſchlagen, und ſo bietet ſolch ein Meerrieſe einen mächtigen Eindruck, wenn er, mit Hilfe von Seilen und Winden aus dem Waſſer gezogen, langgeſtreckt auf dem hölzernen Podium ruht, das als Schlachtbank dient. Ringsumher iſt alles von ſeinem ſchaumigen Blute überrieſelt, ſo daß man acht geben muß, um nicht auszugleiten, und immer noch rinnen langſam rote Bäche aus den Stellen, wo die Geſchoßharpunen, zwei oder drei an der Zahl, in dem Körper ſtecken. Die Farbe des Wales iſt oben und an den Seiten ein trübes Schwarz, auf der unteren Körperhälfte milchweiß, wobei tiefe Längsrillen in regelmäßigen Abſtänden die Haut durchziehen. So liegt der Wal da, halb auf die Seite gewendet, den rieſenhaften, gut ein Viertel der Leibeslänge in Anſpruch nehmenden Rachen halbgeöffnet, ſo daß die grauſchwarzen Barten, auf jeder Seite etwa 350, hervorſchimmern.

Iſt der Walfiſch ſo weit hergerichtet, ſo beginnt die Zerlegung. Die Arbeiter der Station, zumeiſt hünenhafte Kerle in hohen Thranſtiefeln, viele nach ruſſiſcher Art mit roten Hemden angethan, häuten das mächtige Wild ab, indem ſie mit der Haut die oft fußdicke daran ſitzende Speckſchicht in Streifen losſchneiden und in die dicht daneben gelegene Thranſiederei bringen. Dort geht der Prozeß des Auskochens in großen Keſſeln vor ſich. Es herrſcht, wie begreiflich, eine äußerſt üble Atmoſphäre in dieſen Gebäuden. Sie rein zu halten, iſt bei der Art des Betriebes einfach unmöglich. So glänzt und ſchimmert alles von ſchlüpfrigem Thran und auch die Hitze der Keſſel treibt den Fremden dazu, ſeinen Aufenthalt in der Fabrik nicht unnötig auszudehnen.

Auf offenem Meere wird der abgeſpeckte Rumpf des Wals ſeinem Schickſal überlaſſen und treibt als Beute für Möven, Eisbären und Haifiſche, vielleicht auch, wenn er ſtranden ſollte, als Nahrung für wenig wähleriſche Eskimos dahin. Hier, auf der Station, iſt man in der Lage, auch dieſe mächtigen Fleiſchmaſſen entſprechend zu verwenden. Zum Genuſſe natürlich nicht, denn das Walfleiſch ſoll ſehr grob und zäh, wie ſchlechtes Rindfleiſch, dabei von thranigem Geſchmack ſein. Wohl aber gelangt es in eine Guanofabrik und wird dort zu Dungſtoff umgearbeitet und exportiert. Ebenſo machen es, nebenbei bemerkt, die ſparſamen Norweger bei der Gewinnung des Leberthrans mit den ſonſt unbrauchbaren Dorſchköpfen. Sie mahlen ſie über Feuer und verwenden ſie als Guanopulver, wenn ſie es nicht — zumal auf entlegenen Inſeln — vorziehen, die Dorſchköpfe mit Tang in Seewaſſer zu kochen und dem armen Vieh als Nahrung vorzuſetzen.

Der zweite, auf der Station Skaarö befindliche Walfiſch war eben abgeſpeckt worden. Als ein rieſiger, dunkelroter Klumpen lag er in dem flachen Küſtenwaſſer, und über ihm ſchwärmten und ſchrieen die Möven, die ihren Anteil an der Beute holten. Niemand würde in dieſer Fleiſchmaſſe noch einen Wal erkennen, aber auch unzerlegt iſt der Fiſch für das nicht daran gewöhnte Auge eine ſo befremdliche Erſcheinung, daß man ſich kaum überzeugen kann, es mit einem Lebeweſen zu thun zu haben. Schon aus ganz geringer Entfernung ähnelt ein toter Walfiſch weit mehr einer gekenterten Schaluppe, einem großen Haufen Tang oder ſonſt etwas, als einem Tier, und gar jener getrocknete Wal, der vor einigen Jahren in Berlin und anderen Städten zur Schau geſtellt wurde, glich einem Stück vom Sturm zerknitterter Dachpappe wie ein Ei dem anderen.

Schließlich bleiben nur noch die Knochen übrig, die in Skaarö in ganzen Hügeln den Strand bedeckten. Soviel ich weiß, werden dieſe rieſigen Rückenwirbel und Rippen ſchließlich auch zu Düngpulver gemahlen. Eine beſondere Trophäe wurde auf Skaarö nach dem Fange eines auffallend großen, 72 Fuß langen Wals errichtet. Man pflanzte die beiden Kieferknochen des Rieſen auf dem Wege vom Strand zur Station derart nebeneinander, daß ſie ſich in der Luft, etwa in der Höhe von 15 Fuß, mit den Spitzen berühren und ſo eine eigenartige Triumphpforte bilden.

Verloren geht alſo nichts von dem Walfiſch. Selbſt das innere Ohr nehmen die Arbeiter heraus, ſkelettieren es und bieten den ſeltſam geſchnörkelten, etwa kindskopfgroßen Knochen, ebenſo wie die präſervierten Barten, den Reiſenden zum Verkaufe an, die im Laufe des Sommers auf die Inſel gelangen. Und bei dem augenblicklich herrſchenden Fanatismus, das Nordkap zu beſteigen, einen Ort, der nach meinen Eindrücken an landſchaftlicher Großartigkeit tief unter den Lofoten und zumal dem Lyngen-Fjord ſteht und dabei thatſächlich nicht einmal der nördlichſte Punkt Europas iſt, — mag die Zahl dieſer Reiſenden nicht allzu gering ſein.

Wie lange ſich die Wale angeſichts der neuerdings ſo lebhaften Verfolgung an den Küſten Norwegens halten werden, iſt ſchwer zu ſagen. Abgenommen hat ihre Zahl jedenfalls bedeutend, ſo namentlich in dem Strömmenſund zwiſchen den Inſeln Kvalö (Walfiſch-Inſel) und Seiland, wo ſie früher maſſenhaft vorkamen; aus manchen ſüdlicher gelegenen Plätzen ſind ſie ganz verſchwunden. Möglich, daß man, wie man ſeit Jahrhunderten kein Walroß mehr an den Ufern Lapplands erblickt, dereinſt auch keine Walfiſche mehr daſelbſt finden wird. In gewiſſem Sinne iſt es ja ſehr erfreulich, daß das, was wir menſchliche Kultur nennen, gerade in Norwegen unter dem Einfluß des Golfſtromes ſo hoch in den Norden vorgedrungen iſt, daß wir von einem Hafenplatz im nördlichen Eismeer noch telegraphiſch die Rubelkurſe der Berliner Börſe erfahren können, daß in Hammerfeſt, der „nördlichſten Stadt der Erde“ eine Wandertruppe, deren Zettel ich ſelbſt ſah, in einem Fiſchſpeicher Zolas „Therèſe Raquin“ ſpielte. Für die eigenartige und reiche Fauna des Nordlands aber bedeutet das Vordringen des Menſchen nur die Verwüſtung, die Vernichtung. In dieſen Gegenden, deren Rauhheit jeder Kultur ſpottet, tritt der Menſch eben nur als der Jäger auf. Er läßt auf dem Torghatten die hilfloſen Lummen durch abgerichtete Hunde erwürgen, er erſchlägt zu Tauſenden die Robben und zieht zu Millionen die Dorſche aus den Fluten, er plündert im Portlandſund die Neſter der Eidergänſe und erklettert auf Spirte-Njarga in tollkühnem Aufſtieg die Vogelberge, um die Eier zu gewinnen und die im Neſt erſchlagenen Möven in Erde vergraben als Schweinefutter für den Winter aufzubewahren.

Die einzigen Menſchen, die inmitten dieſer allgemeinen Metzelei friedlich als Hirtenvolk dahinleben, ſind das krüppelhaft kleine und an Zahl geringe Volk der Renntierlappen. Dieſe armen Ureinwohner des Landes — es ſind ihrer kaum mehr als 2000, wozu noch etwa 20 000 „civiliſierte“ Lappen in ſtändigen Wohnſitzen kommen — haben von der Kultur nur das eine verderbliche Geſchenk, den Branntwein, erhalten. Am hellen Tage wanken ſie in den Hafenſtädten in ihren bunt aufgeputzten Lederkleidern, das krumme Meſſer an der Seite, wie betrunkene Gnomen einher, und die Zeit wird wohl kommen, wo gleichzeitig mit dem Rieſen der Tiere auch dieſes Zwerggeſchlecht der Menſchheit völlig aus Nordland und Finnmarken verſchwindet.

## Papa Wrangel als Taufpate.

Er lag im Felde vor der Moſelfeſte,
Sie in der Wochenſtube, und im Neſte
Dicht neben ihr, im erſten Frührotſcheine,
Mit Engeln ſpielend, lag die zarte Kleine.

◆

Er träumt von Kämpfen und von Kriegesthaten,
Sie von der Taufe und den lieben Paten,
Die durch ihr Kriegerſchickſal fern gehalten, —
Wer wird an ihrer Statt des Amtes walten? —

◆

Ja, wenn der Vater kehrte vom Gefechte
Und liebe Kameraden mit ſich brächte,
Das gäb' ein herrlich Tauf- und Friedensfeſt,
Wie ſich ein ſchöneres nicht denken läßt! —

◆

Nun ſind der Vater und die Paten fern
Und für den Frieden winkt kein Hoffnungsſtern;
Daß ungetauft das Kind ſeit Wochen her,
Das macht das fromme Herz der Mutter ſchwer.

◆

Noch war ein greiſer Krieger in Berlin,
Der auch gewünſcht, mit in das Feld zu zieh'n,
Doch König Wilhelm hatte ſanft und leiſe
Den Zügel angelegt dem mut'gen Greiſe.

Ihn lud die Frau bei ihrem Patenmangel
Sich zum Gevatter ein, den Papa Wrangel,
Denn einen Kriegsmann wollt' durchaus ſie ha'n,
War's nicht ein Wehrmann, ſei's ein Veteran!

◆

Und Wrangel ſagte zu. — Der Tag zum Feſte
Wird angeſetzt; verſammelt ſind die Gäſte,
Die Tanten, Baſen und die Nachbarinnen,
Der Pfarrer auch: der Taufakt ſoll beginnen.

◆

Der Täufling wird gebracht auf weißen Kiſſen,
Nur noch der Name fehlt, — die Tanten wiſſen
Ein ganzes Heer von Namen aufzuzählen,
Allein wer ſoll daraus den rechten wählen!

◆

Schon nimmt man immer heftiger Partie:
Hie „Anne Lieſe!“ und hie „Ann' Marie!“ —
Bis endlich in der Frauen Kriegesrat
Der Papa Wrangel mit dem Täufling trat.

◆

„Ei,“ rief er pfiffig lächelnd, „lieben Leute,
Was ſtreitet ihr noch um den Namen heute!
Heut' ruft man einen Namen durch ganz Preußen:
‚Viktoria‘ ſoll das Frauenzimmer heißen!“

Fedor von Köppen.

# Zur rechten Zeit.

Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

„Geleiten Sie Ihre Frau Gemahlin, Kapitän," bat Watſon dringend, „ich werde für Eliſe ſorgen," und damit hob der ſtarke Mann die ſüße Laſt wie eine Feder empor, bettete ihren Kopf ſanft und zärtlich an ſeine Bruſt und trug ſie die Treppe hinunter zur Kajüte.

Der Kapitän folgte langſam mit ſeiner Frau. Er war ſelbſt von der wunderbaren Begegnung ſo ergriffen, daß er Zeit gewinnen wollte, ſich zu faſſen.

„Mariechen," flüſterte er ſeiner Gattin bewegt zu, „du biſt von Gott geſegnet, du allein haſt deine Schweſter gerettet."

Sie wandte ihm ihr thränenüberſtrömtes Antlitz zu, ſprechen konnte ſie noch nicht.

O die Thränen ſeiner kleinen Frau, ſie zogen ſein weiches Herz immer in Mitleidenſchaft und namentlich jetzt, wo die eigene Rührung ſchon ſo ſtark ins Spiel kam. Wo ſollte da ſeine Würde als Mann und ſtrenger Gebieter bleiben? Nein, das ging nicht, dieſer gefährlichen Stimmung mußte er ſofort ein Ende zu machen ſuchen.

„Du biſt aber doch klüger, als ich dachte, mein ſüßer Schatz," ſagte er, „denn du haſt auch gleich für einen netten Schwager geſorgt."

Unwillig fuhr ſie empor: „Wilhelm," rief ſie vorwurfsvoll, „wie kannſt du…?"

„Einen ſolchen Kuß," unterbrach er ſie ſchnell, „wie eben der ſtattliche Engländer auf Eliſens Lippen drückte, gibt man nur ſeiner Braut oder," fügte er hinzu, „ſeiner Frau!" Und dabei ſchloß er ihren roſigen zum Widerſpruch geöffneten Mund mit einem herzlichen Kuſſe.

„Aber Wilhelm," ſchmollte Frau Marie, „ſchämſt du dich nicht? Hier oben auf dem Deck und vor allen Menſchen?"

„Es iſt dunkel, Liebchen, und niemand hat es geſehen," lachte er, „aber nun laß uns ſchnell den beiden folgen. Ich wette, der Kuß vorher hat Wunder gewirkt, und Eliſe iſt wieder wohlauf. Wir kennen das ja, nicht wahr?"

Sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Sein Vorhaben war gelungen, die Stimmung umgeſchlagen, nun ſollte nur eitel Freude herrſchen. Der Kapitän hatte recht gehabt, der Kuß hatte ſeine Schuldigkeit gethan, und nur noch etwas angegriffen ruhte Eliſe in den Armen Watſons. Mit glückſtrahlenden Augen erhob ſie ſich und trat den Geſchwiſtern entgegen: „Hier ſtelle ich euch meinen Verlobten, Robert Watſon, vor, meinen Retter aus Todesnot, den beſten Mann auf Erden, ohne den und deſſen Liebe Eure Schweſter ſeit langem auf tiefem Meeresgrunde gebettet läge."

Mit rührender Herzlichkeit begrüßten der Kapitän und Frau Marie den neuen Verwandten, der ſeiner tiefen Bewegung noch nicht ſo weit Herr werden konnte, um anders als durch einen warmen Händedruck die Begrüßung zu erwidern. Der Kapitän ſah, wie die Augen ſeiner Frau ſich wieder mit Thränen zu füllen begannen, und ein neuer Stimmungswechſel war daher durchaus nötig.

„Eliſe," ſprach er feierlich, „das hätte ich dir aber wirklich nicht zugetraut, uns gleich beim erſten Wiederſehen ſo ſchwer zu beleidigen. Ich glaube gern, daß dein Robert ein ganz netter Kerl iſt, und ich wundere mich auch gar nicht, daß du dich bis über die Ohren in ihn verliebt haſt, aber — der beſte Mann auf der Erde? Beſſer als ich? Nun, was ſagſt du zu ſolcher unerhörten Behauptung, Marie?"

„Du böſer Mann," rief die kleine Frau, indem ſie ihm leicht auf die Hände ſchlug, „kannſt du denn dein Necken gar nicht laſſen? O Eliſe," klagte ſie wieder in komiſcher Verzweiflung, „du kannſt gar nicht glauben, was ich in dieſer Beziehung auszuſtehen habe."

„Ach du meinſt mit dem Ölzauber und der Vogelſprache," ſcherzte er weiter.

„Schweig, du Unart!" ſchmollte ſie.

„Und doch nennſt du mich den beſten Mann auf Erden, nun fechte das mit deiner Schweſter aus."

„Ja, das biſt du auch, du lieber Böſer," ſagte ſie, indem ſie ihn zärtlich umſchlang, „wenn du nicht ſo gut, ſo überaus gut geweſen und, ohne den großen Umweg zu ſcheuen, auf meine Bitten hierher geſegelt wärſt, dann hätten wir dieſe Teuren ja nicht retten können."

Und nun folgte ein lebendiger Austauſch von Fragen und Antworten, der beiden Teilen Aufſchluß über all das Erlebte gab und ſie mit tiefſter Dankbarkeit gegen Gott erfüllte, der alles zu einem ſo guten Ende geführt.

Als der Kapitän erfuhr, daß am anderen Morgen noch 34 Schiffbrüchige von der Inſel abzuholen ſeien, griff er ſich wie verzweifelt ins Haar. „Mein Gott, vierzig Menſchen ſoll ich unterbringen? An der Verpflegung fehlt es ja nicht für die Dauer der Reiſe, aber woher Kojenzeug für die armen Kerle nehmen und nicht ſtehlen?"

„Darüber mache dir keinerlei Sorge, Schwager," entgegnete Watſon, „Menſchen, welche über ſechs Monate bei Näſſe und Kälte auf nacktem Felsboden geſchlafen haben, ſind nicht verwöhnt. Gib ihnen Platz im warmen Zwiſchendeck, ein altes Segel als Unterlage, ein anderes zum Zudecken, ſo wird es ihnen vorkommen, als lägen ſie im ſchönſten Daunenbette."

Das Wetter blieb gut und klar. Es erlaubte dem Schiffe, ganz nahe an die Inſel zu fahren, und ſo vollzog ſich am anderen Morgen die Überſiedelung der zurückgebliebenen Schiffbrüchigen an Bord in kurzer Zeit. Es gewährte einen ſonderbaren Anblick, einen großen Teil derſelben in Pinguinfelle gekleidet zu ſehen; ſchließlich mußten ſie ſelbſt über ihren Aufzug lachen; doch dafür ließ ſich bald Rat ſchaffen. Segeltuch gab es genug an Bord, und jeder ordentliche Matroſe verſteht es, aus dieſem Material Bluſen, Beinkleider, Mützen und Schuhe zu fertigen.

Nach Einſchiffung der Leute fuhren die Boote aber noch einige Male hin und her, um auch die auf der Inſel angehäuften, wenngleich urſprünglich zu anderen Zwecken geſammelten Schätze an Bord zu holen.

Und wirkliche Schätze waren es, die zehntauſend und mehr Pinguinbälge. Vor fünfzehn Jahren war eine ſehr rege Nachfrage nach ihnen. Sydney verſprach einen guten Markt und den armen Paſſagieren und Matroſen, die bei dem Schiffbruche alles eingebüßt, eine erkleckliche Summe.

Endlich war alles zum Weiterſegeln bereit; die Boote wurden eingeſetzt, die Segel vollgebraßt, und das Schiff flog abermals mit ſchlanker Fahrt durch die blauen Fluten nach Nordoſten, in wärmere, ſchönere Gegenden, ſeinem Beſtimmungsorte entgegen.

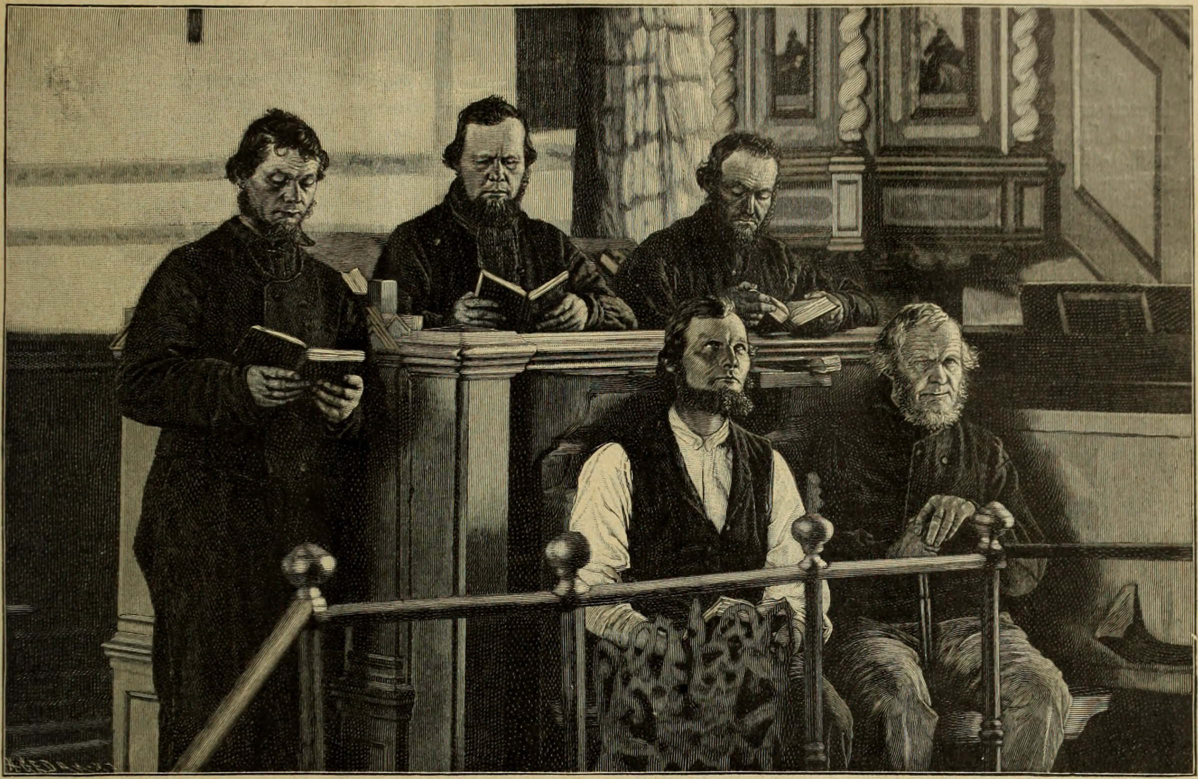
Watſon und ſeine Braut ſtanden an der Verſchanzung und ſchauten mit wehmütigen Gefühlen auf die allmählich entſchwindende Inſel, an deren ſteilen, zerriſſenen Felswänden die Brandung ihren Giſcht emporſandte. Wie viel Not und Kummer und Elend hatten ſie dort erfahren, und doch ſegneten beide die öde, verlaſſene Klippe. Ihnen hatte ſie ja großes, ungemeſſenes Glück gebracht.

Die Reiſe verlief günſtig und ſchnell. Die beiden Schwäger traten ſich bald näher und wurden vertraute Freunde. Einige Tage vor der Ankunft im Hafen redete der Kapitän unvermittelt Watſon mit den Worten an: „Marie und ich, lieber Robert, ſind zu dem Entſchluſſe gekommen, daß es das Vernünftigſte iſt, wenn ihr beide heiratet, ſobald wir nach Sydney gelangen."

Watſon fuhr bei dieſer plötzlichen und ganz unerwarteten Eröffnung erſchreckt und vor Verlegenheit errötend empor.

„Aber das iſt ja unmöglich, Wilhelm," entgegnete er nach einer kleinen Pauſe, „woraufhin könnte und dürfte ich jetzt heiraten, bevor ich Kapitän geworden. Ich beſitze nichts in der Welt, als alte, arme Eltern, für die zu ſorgen meine erſte und heiligſte Aufgabe ſein muß."

„Das wiſſen wir durch Eliſe," ſagte ſein Schwager, „aber dafür beſitzt ſie deſto mehr und jedenfalls genug, daß



In der Kirche. Nach einem im Verlage der Artiſtiſchen Union in Berlin erſchienenen Momentbilde von Dr. A. Vianna de Lima.

ſowohl ihr, als deine Eltern ohne Sorge leben könnt, bis man dir das verſprochene neue Schiff gibt. Vorläufig geht alles auf meine Koſten, und wenn du, was ich aber nicht hoffen will, zu ſtolz ſein ſollteſt, es aus dem Vermögen deiner künftigen Frau zu nehmen, kannſt du mir die Auslagen ſpäter aus deinem Kapitänsgehalt zurückzahlen. Eliſe aber, die ſich freudig mit unſerem Vorſchlage einverſtanden erklärt hat, läßt dir durch mich ſagen, ſie würde einen beſonderen Beweis deiner Liebe darin erblicken, wenn du dich für das erſtere entſchiedeſt, und ich denke, danach wirſt du nicht länger zögern. Euer Brautſtand, wenn ich es ſo nennen darf, iſt eine lange, ſchwere Prüfungszeit geweſen, und es iſt nicht mehr als recht, daß ſie bald ein Ende nimmt. Alſo, Robert," ſchloß er, ihm die Hand reichend, in herzlichem Tone, „ſchlage ein und ſage Ja. Gib keinem falſchen Stolze Raum in deiner Bruſt, bedenke, daß wahre Liebe nur dort iſt, wo ſie alles miteinander teilt, und daß du Eliſe durch deine Zuſtimmung hoch beglücken wirſt."

Walſon kämpfte mit ſich, aber der Kampf währte nur kurze Zeit; die Liebe zu Eliſe trug den Sieg über den Mannesſtolz davon, er ſchlug freudig in die dargebotene Hand des Freundes.

Nach wenigen Tagen ging die „Marianne" im Hafen von Sydney vor Anker. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Kunde von der wunderbaren Rettung der Verſchollenen vom „Strathmore" unter der Bevölkerung. Regierung und Einwohner der Stadt wetteiferten miteinander, den menſchenfreundlichen Kapitän, ſeine Frau und das Brautpaar in jeder Beziehung zu feiern und auszuzeichnen, ſowie für die übrigen Schiffbrüchigen in reichem Maße zu ſorgen. Die Hochzeit des jungen Paares geſtaltete ſich zu einer wahrhaften Feſtlichkeit. Von allen Seiten wurde es mit koſtbaren Geſchenken geradezu überſchüttet.

Nach drei Wochen verließ die „Marianne" Sydney, um wieder nach Hamburg zurückzukehren. Die Reiſe ging ohne jeden Unfall von ſtatten. In England legte das Schiff an, um das junge Paar auszuſchiffen, und Watſon führte ſeine über alles geliebte Frau den Eltern zu, deren Lebensabend die Rückkunft des verloren Geglaubten erhellte.

Das ihm verſprochene Schiff war, weil man ihn für tot hielt, einem anderen Kapitän gegeben, aber er war in London durch ſeine Schickſale der Löwe des Tages geworden, und ſehr bald wurde ihm der Befehl über einen prachtvollen Dampfer übertragen, der zwiſchen England und Amerika lief. So konnte er oft bei ſeiner herzigen Frau und den Eltern ſein. Wurde die Sehnſucht beider nacheinander aber doch zu groß, dann begleitete Eliſe den geliebten Mann auf ſeinen Reiſen, bis nach einigen Jahren die Geburt eines prächtigen Knaben ſie an ihre glückliche Häuslichkeit feſſelte.

Frau Marie war ihr in dieſem Punkte bereits zuvorgekommen und erſchien mit Mann und Kind zur Taufe des Neugeborenen. Erſterer hatte mit ſeinem Schiffe ſo günſtige Frachten getroffen, daß es ganz ſein Eigentum geworden war. Da ſeine kleine Frau ihm vorſtellte, daß es geradezu eine Grauſamkeit ſei, unter ſolchen Umſtänden ſie und den kleinen Sprößling immer auf ſo lange Zeit allein zu laſſen und es dabei auch an Thränen nicht fehlte, hatte der Kapitän ſchleunigſt die Flagge vor ſeinem klugen Weibchen geſtrichen, die ſich inzwiſchen ihrer Macht bewußt geworden, und ſeine „Marianne" dem erprobten Steuermanne übergeben, um ein Jahr lang bei den Seinen bleiben zu können.

Als Frau Marie den kleinen Neffen über die Taufe gehalten, ſagte ſie zu deſſen Eltern: „Es iſt wirklich ein kleines ſüßes Geſchöpf, beinah ſo hübſch wie meins, und ihr könnt ſtolz darauf ſein, aber eigentlich habt ihr für euer ganzes Glück mir zu danken. Ich fing den von euch ausgeſandten Albatroß, ich bat Wilhelm ſo lange, bis er ſich entſchloß, nach den Crozets zu ſegeln."

Die übrigen widerſprachen nicht, aber lange noch ſaßen an jenem Tage vier glückliche Menſchen vereint.

# Friedliche Bilder aus Kriegeszeit.

Von Hermann Dalton.

## Im Lazarett.

(Abdruck verboten.)

Früher bereits einmal*) hat das Daheim von dem Feldlazarett erzählt, das die evangeliſchen Deutſchen Petersburgs — es ſind deren daſelbſt 43 000 — während des letzten ruſſiſch-türkiſchen Krieges auf der rechten Donauſeite, in Siſtowa gegründet und bis zum Friedensſchluß unterhalten haben. Anderen Tages ſchon nach der Kriegserklärung einigten ſich die 25—30 evangeliſchen Paſtore der Stadt über den Plan, ihre Gemeindeglieder zu einem ſolchen Werke opferwillig zu machen. Wir waren von der Überzeugung durchdrungen, daß es nicht genug ſei, unſere Brüder und Söhne dem Kriegsrufe des Kaiſers begeiſtert folgen zu ſehen, bereit, ihr junges Blut für das Vaterland zu vergießen, daß auch von unſerer teueren Kirche ein Werk der Beteiligung gefordert werde, welches ihrem Weſen, dem unſichtbaren Haupt an ihrer Spitze entſpräche. Wir wollten in ſolcher Teilnahme nicht Wunden ſchlagen, ſondern geſchlagene verbinden, Kranke heilen, Sterbende tröſten. Mit großem Entgegenkommen auch von ſeiten der Regierung wurde dieſe Bereitſchaft begrüßt; weder von ſeiten der römiſchen noch auch der ruſſiſchen Kirche waren ähnliche Willensäußerungen gefallen. Wir Evangeliſchen ſtellten die erſten Kolonnen gut geſchulter Diakonen und Diakoniſſen; wir waren auch die erſten auf dem Plan, unmittelbar nach dem Donauübergang in der eroberten Stadt ein wohlausgerüſtetes, umfangreiches Feldlazarett zu eröffnen, an deſſen Spitze der berühmte Chirurg der Univerſität Dorpat, der nun bereits verſtorbene Profeſſor Dr. von Wahl trat. Als die erſten Kämpfe um Plewna ſtattfanden, konnten wir bereits die daſelbſt Verwundeten, Ruſſen und Türken, aufnehmen.

Eine Reihe von nahe beieinander gelegenen Häuſern waren für unſere Samariterarbeit in Beſchlag genommen worden; wir nannten die Straße in Erinnerung an einen ähnlichen Namen in der alten Vaterſtadt „Rotekreuzgaſſe.“ Anfänglich hegten einzelne Vorſtandsmitglieder die Beſorgnis, ob es auch recht gethan ſei, unſere evangeliſchen Diakoniſſen in einem Militärlazarett pflegen zu laſſen. Die Ängſtlichen fürchteten manchen Anſtoß für das ſittliche Gefühl unſerer Schweſtern durch das nahe Zuſammenſein mit vorausſichtlich rohen Soldaten. Ich zählte nicht zu den Beſorgten; ich hatte ſchon genügend Gelegenheit gehabt, das einfache ruſſiſche Volk kennen und lieben zu lernen. Die Leute vom Lande mögen in ihren Worten und Handlungen derb, vielleicht roh ſein; ſie ſind aber nie frivol. Man höre nur die Volkslieder allüberall. Es iſt das einſtimmige Urteil unſerer Schweſtern am Schluſſe der Arbeit geweſen, daß kein gemeines, unreines Wort oder Thun ihre weiblichen Gefühle verletzt, dagegen oft eine rührende Zartheit und Scheu bei dem einfachen Soldaten, der ihrer Pflege anvertraut, ſie überraſcht und ihnen wohlgethan habe; dazu eine herzliche Dankbarkeit für den geringſten ihnen geleiſteten Dienſt, eine treue, kindliche Anhänglichkeit an die Pflegerin. Verbringen wir einen Tag in unſerer „Rotenkreuzgaſſe“; die raſch wechſelnden Bilder werden das Urteil beſtätigen und zugleich bezeichnende Züge aus dem Leben des ruſſiſchen Soldaten bieten.

Es iſt ſieben Uhr in der Frühe. Pünktlich treten unſere Schweſtern an, die Diakonen von der ihnen ausſchließlich zukommenden Nachtwache abzulöſen. Ein tüchtig Stück Arbeit haben ſie in kurzer Zeit zu bewältigen. Um acht Uhr halten die Ärzte ihren erſten Rundgang, und es wird mit peinlicher Sorgfalt darauf geachtet, daß bis dahin alle Räume und ihre leidenden Inſaſſen gereinigt und auch das warme Frühmahl beendigt ſei. Kein ſo leichtes Thun, als man denkt. Sieh gleich da ein unerwartetes Hindernis. Vor ſeinem Bett auf dem Stuhl ſitzt ein Soldat mit prächtigem Vollbart, mit ſcharf umriſſenen Zügen, einer von den ſchönen, männlichen Köpfen, denen man unter den ruſſiſchen Bauern nicht ſelten begegnet. Ernſt, unbeweglich ſitzt er da, nur ab und zu den Kopf ſchüttelnd, die beiden ſchwerverwundeten, hilfloſen Arme in der Binde. Vor ihm eine junge Diakoniſſe, einen durchtränkten Schwamm in der Hand, eine Thräne im Auge, ratlos und ſchier verzagt. Sie iſt des Ruſſiſchen nicht völlig kundig, die Zeichenſprache muß als Dolmetſcherin eintreten; aber auch dieſe ſcheint wirkungslos zu ſein, und die ſo knappe Zeit verſtreicht. Der Soldat ſoll beim Erſcheinen des Arztes gereinigt ſein, und doch wehrt er die Hilfeleiſtung ab; es iſt ihm zu peinlich, daß ein feines Fräulein ihm, dem einfachen Manne, einen Dienſt leiſten ſoll, den nicht einmal ſeine Mutter dem Knaben einſt erwieſen.

Nicht alle halten die Schweſter ſo lange mit ihrem Zartgefühl auf. Andere ſind hilfebereit, ſoweit ihr Zuſtand es geſtattet. So die beiden treuen Kameraden dort, man heißt ſie im ganzen Hauſe nur die Zwillinge. Lange ſchon gute Freunde, ſind ſie nun auch gleiche Leidensgefährten geworden: in derſelben Schlacht hat der eine den rechten, der andere den linken Arm eingebüßt. Jetzt haben ſie auch im ſelben Lazarett Aufnahme gefunden, muntere Burſchen, die ſich mit ihren beiden heilen Armen gegenſeitig aushelfen. Und auch der lieben Schweſter. Sie hatten oft geſehen, wie dieſelbe mit dem Beſen das Zimmer fegt. Als ſie am Morgen eintritt, ſieht ſie die Brüder ſchon in voller Arbeit, gemeinſam mit ihren beiden Armen im Schweiße des Angeſichts ſo gründlich mit dem Beſen arbeiten, daß ſich eine dichte Wolke vor ihnen erhebt, aus der die beiden ſchmunzelnden Geſichter hervorlugen, die ſich freuen, der Schweſter die Arbeit erleichtert zu haben.

Der andere dort ſucht in anderer Weiſe der Schweſter behilflich zu ſein. Er hat eine ſchwere Wunde im rechten Bein; der Arzt hat ihm aufs Strengſte unterſagt, mit dem noch in Schienen befindlichen Bein Gehverſuche zu machen. Aber helfen will er doch. Eines Morgens findet ihn der Diakone außerhalb des Bettes. Mit dem geſunden Bein war er, das andere ſtraff wie ein Stück Holz vor ſich herſchiebend, an das Bett ſeines Nachbarn gerutſcht, hatte ſich eine Waſchſchale zu verſchaffen gewußt und trocknete dem Kranken gerade das gereinigte Geſicht ab, mühſam auf dem geſunden Beine ſtehend, während das in Schienen auf dem Stuhl ruht. Daneben ſaß ein anderer Kranker, auch ein Schlachtopfer des Dienſteifrigen. Während der ſein Geſicht in alle möglichen Grimaſſen verzerrte, mußte der Beobachter unwillkürlich lachen, und zwar hatten beide allen Grund zu ihrem verſchiedenen Thun. Unſer Waſchmann hatte geſehen, welch ein reichlicher Gebrauch von Seife von denen gemacht wurde, die ſich ſo ganz anders waſchen, als er von zu Hauſe gewohnt iſt. So will er denn auch hier in beſonderer Weiſe gründlich vorgehen. Er hat das ganze Geſicht des Unglücklichen eingeſeift wie der Barbier den Bart, und nun muß mit ſolch dicker Auflage der Bejammernswerte daſitzen, während die ätzende Lauge in Mund und Auge ſickert, bis ſein Vordermann von der gleichen Kruſte glücklich wieder befreit iſt.

Um acht Uhr kommt der Profeſſor mit ſeinen Gehilfen. Es ſteht ihm wieder ſchmerzensreiche Arbeit bevor. Das Anſehen, das ſich das deutſche evangeliſche Lazarett raſch weithin erworben, der Ruf des geſchickten Chirurgen ziehen eine Menge Schwerverwundeter an; die „beſonders intereſſanten Fälle“ gehen in unſerer Rotekreuzgaſſe nicht aus.

Es ſind doch ſtahlharte Naturen, dieſe einfachen ruſſiſchen Soldaten. An einen unſerer Diakonen, an der Armbinde mit dem roten Kreuze leicht erkennbar, war geſtern auf der Straße ein Gardeſoldat herangetreten, erſchöpft, voll Schmutz, kaum verbunden. „Seien Sie ſo gut, Euer Wohlgeboren, mich im Lazarett aufzunehmen.“ „Was fehlt Dir denn?“ „Ich habe einen Schuß in die Bruſt!“ „Woher kommſt Du denn?“ „Von Gornij Dubnjak (wo der mörderiſche, aber vergebliche Sturm Skobelews auf die Verſchanzungen von Plewna ſtatt hatte), bin zehn Tage zu Fuß hierher gegangen und ſeit dem

---

*) 1890, S. 164. „Ein Weihnachtsbaum in einer türkiſchen Moſchee.“

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

erſten Tage nicht wieder verbunden worden.“ Die Unterſuchung des Profeſſors beſtätigt die faſt unglaubliche Thatſache: die Kugel war glücklich perforierend durchgedrungen, ohne eine lebengefährdende Verletzung zu hinterlaſſen. In kurzer Zeit hatte der Verwundete ſich ſo weit erholt, daß er als geheilt entlaſſen werden konnte.

Auf dem Operationstiſch harrt bereits ſchwerverwundet ein Soldat; er weiß, daß ihm ein Bein abgenommen werden ſoll. Schmunzelnd ſieht er dem nahenden Profeſſor entgegen, der ein Fläſchchen in der Hand hält; der Arzt hatte tags zuvor verſprochen, ihm etwas einzugeben, was die Schmerzen der Operation lindern werde. Der ſchmunzelnde Blick des Kranken iſt feſt auf das Fläſchchen mit dem verſprochenen ſchmerzſtillenden Inhalt gerichtet. Aber die bittere Enttäuſchung, daß es kein erwarteter Schnaps ſei, nur ein Betäubungsmittel, an dem er zu riechen habe. Das will er nicht; da will er lieber in vollem Bewußtſein die ihm beſtimmten Schmerzen redlich und ehrlich, wie es einem Soldaten zukommt, ertragen. Nur eine Papyroſſe bittet er ſich aus. Gelaſſen das Schmauchkraut rauchend, ſieht er zu, wie das Meſſer ins Fleiſch ſchneidet, dann die Säge am Knochen arbeitet, dann noch ein Ruck, ein kleines Zucken geht durch Geſicht und Körper, die Cigarre entfällt dem Munde. „Euer Wohlgeboren! Bein iſt weg! Cigarre iſt weg!“ Nach dem Ton des Ausrufs blieb es fraglich, welche Einbuße ihm härter ankam. Jedenfalls war er froh und dankbar, als der Stumpf verbunden und der Profeſſor dem nunmehrigen Stelzfuß eine von den Cigarren gab, welche die Kaiſerin aus dem Vorrat ihres Gemahls unſerem Hoſpital mit freigebiger Hand geſchenkt; ſie gehörten nicht zu den „Liebescigarren,“ die man aus Schonung für die Zimmerluft lieber im Freien rauchte.

Ein Schmerzensbild iſt dort der Oberſt, durch eine Bauchſchußwunde tödlich verletzt. In den letzten Tagen geſellt ſich zu den körperlichen Qualen tiefe Herzensunruhe. Die Türkenkugeln hatte der tapfere Mann keinen Augenblick gefürchtet; aber jetzt in den wachen Stunden der Nacht nahen dem hellen Geiſt die Geſtalten des jungen geliebten Weibes, ſeiner zwei kleinen lieben Knaben. Von ihnen in ſo weiter Ferne nun Abſchied nehmen, ſie nicht mehr an ſein Herz drücken ſollen, das dünkte ihm ſchwerer wie der heftigſte Kugelregen. Wenn dann nach ſchlaflos durchwachter Nacht die Schweſter an das Schmerzenslager trat, da konnte wohl der Oberſt mit flehender Stimme bitten: „Schweſter, liebe Schweſter, laſſen Sie mich nicht ſterben; ich habe daheim im teuern Rußland eine evangeliſche Frau und zwei Kinder. O, erhalten Sie mich den Meinigen, und Gott wird Sie ſegnen.“ Die teilnehmende Schweſter wies den Leidenden auf Gott, ſich in ſeinen heiligen Willen ergebungsvoll zu fügen. Der Sterbende reichte ihr nach ſolchen Troſtworten eines Morgens die Hand, richtete einen dankbaren, ergebenen Blick nach Oben und betete. Dann wurde er ſtiller, das unheimliche Röcheln ließ nach. Er ſagte noch: „Gott ſei Dank, jetzt iſt mir beſſer.“ Die Geſichtszüge wurden friedevoll, ein mühſames Aufatmen und das Leben war entwichen. „Lange ſtand ich noch an ſeinem Bett,“ ſo erzählte die Diakoniſſe, „und betrachtete die nun ſo ſtarren Züge und dachte an die ferne Frau, an die beiden Kinder, die in dieſem Augenblicke vielleicht für das Leben des Vaters beten. Dieſen Sterbenden werde ich wohl nie vergeſſen. Ich flocht anderen Tages einen Kranz aus wilden Myrthen und legte ihn auf ſeinen Sarg wie einen Gruß von daheim.“

Wir brechen den Rundgang mit dem Profeſſor ab, um vor Tiſch noch drüben einen Blick in die Ambulanz und das Schweſternkrankenhaus zu werfen. Das iſt einer der Vorteile ſolcher Privatlazarette, die große Freiheit ihrer Bewegung. Es bedurfte nur einer kurzen Depeſche in das deutſche Paſtorat an der Newa, und in wenigen Stunden war von dem Geſchäftsführer die Erlaubnis erwirkt — das eine Mal, die Bereitſchaft der Ärzte, die reichen Vorräte an Inſtrumenten und Heilmitteln zu einer dringend notwendigen Ambulanz für die ſchwer heimgeſuchte Civilbevölkerung zu verwenden, in einem anderen Falle ein Häuschen einzurichten, das einzige derartige auf dem weitausgedehnten Kriegsſchauplatz, in welchem über ihrem aufreibenden Pflegedienſt erkrankte Schweſtern — es waren ihrer ein Paar hundert in den verſchiedenen Lazaretten beſchäftigt — Aufnahme fanden; in einem dritten Falle, als infolge außerordentlicher Überfüllung der Kriegslazarette in Siſtowa Wäſche und Verbandzeug auf die Neige ging, alle unſere reichlichen Vorräte ſelbſtverſtändlich unentgeltlich abzutreten und durch freiwillige Kräfte in Petersburg in kürzeſter Friſt genügenden Erſatz zu ſchaffen.

In die ſtark beanſpruchte Ambulanz und das bei ihr auftauchende Elend nur ein flüchtiger Blick. Die meiſten Hilfeſuchenden ſind arme, bulgariſche Flüchtlinge vom Balkan her, ja ſelbſt aus Rumelien, von Kaſanlyk, Eski-Sagra. Wenn man dieſe blaſſen, abgemagerten Geſtalten, in Lumpen gehüllt, eintreten ſieht, bekommt man eine Vorſtellung des fürchterlichen Elendes, das auch mittelbar ein Krieg im Gefolge hat. Da erſcheint ein Knabe von 14 Jahren in dünnem, abgeriſſenem Röckchen, während draußen ein ſcharfer, eiſeskalter Herbſtwind weht. Von Tirnowa her iſt er zu Fuß nach Siſtowa gelaufen, vom Fieber geſchüttelt, ſchrecklich abgemagert, hungernd, weinend, um Hilfe flehend. Eine ambulatoriſche Behandlung kann da nichts fruchten; er wird in einem unſerer Lazarette aufgenommen. Der Ärmſte! Vor ſeinen Augen war in Eski-Sagra das väterliche Haus angezündet worden; er war Zeuge, wie die Baſchi-Bozuks ſeine Eltern und alle ſeine Geſchwiſter hinſchlachteten; nur wie durch ein Wunder war er den blutgierigen Händen entronnen und wie ein ſcheues Wild durch die Wälder und Felder geirrt, bis er endlich bei uns Obdach gefunden. — Da naht mit faſt ſtierem Blicke, gramerfüllt eine Bulgarin, einen vierjährigen Knaben auf dem Arm. Von Kaſanlyk iſt die Mutter mit ihrem Kinde über die Berge geflüchtet; der arme Junge hat ſeit länger als einer Woche eine klaffende Stirnwunde, die ein Tſcherkeſſe in teufliſchem Übermute dem unſchuldigen Weſen mit dem Säbel beigebracht. — Wir wenden uns ab; es ſind der grauſen Bilder zu viele und zu ſchmerzensreiche.

Mittag iſt es unterdeſſen geworden; allwärts hat ſich bei den Geſunden und den Wiedergeneſenden ein tüchtiger Hunger eingeſtellt, den die Wirtſchafterin an der Spitze des Küchenperſonals, eine rührige Berlinerin, wohl zu befriedigen verſteht. Wenn auch nicht „gut gegeſſen den halben Sieg verbürgt,“ ſo doch wohl dem Wiedergeneſenden die halbe Geſundheit. Küche und Keller unſeres Hoſpitals hatten weithin vortrefflichen Ruf; unſere deutſche Hausmannskoſt, die für alle die gleiche war, und bei der nichts geſpart werden durfte, erfreute ſich des beſten Anſehens und auch begehrten Zuſpruches. An die kräftige Mahlzeit reihte ſich bei einer Liebescigarre ein Geplauder, das bei manchem in einen Halbſchlaf überging, zumal wenn ſich einer aus der reich ausgeſtatteten Bücherei Leſeſtoff geholt, über dem die Augen ſo ruhevoll zufallen.

Andere verwenden dieſe ſtille Zeit anders. So der Koſak dort mit der ſchweren Schußwunde im Bein. Fern vom Don her iſt er auf ſeinem munteren Pferdchen, dem Befehle des Kaiſers gehorſam, mit den kriegesluſtigen Kameraden bis ins Türkenland getrabt. Da hat ihn eine feindliche Kugel von ſeinem treuen Tiere heruntergeſchoſſen; wie er dann zu uns und in die Pflege unſerer Schweſtern gekommen, deſſen entſinnt er ſich kaum mehr. Nun geht es ſchon wieder beſſer. Die Luſt am Reiten kommt über den Steppenſohn; aber auf ſein Pferdchen kann er noch nicht, er liegt noch eingeſchient im Bett. Da iſt denn dem munteren Burſchen zuliebe Pegaſus unter die barmherzigen Samariter gegangen und läßt den Verwundeten aufſitzen. Das uralte Roß darf mit dem Reitersmann nicht himmelſtürmend in die lichten Höhen hinauf, wo die Muſen in ewiger Schönheit thronen; fein vorſichtiglich, wenn auch etwas holperig, trägt er ſeinen Reitersmann durch den Krankenſaal. Wie freut ſich unſer treuherziger Koſak auch ſchon ſolchen Rittes, und was ihm dabei Pegaſus einflüſtert, das ſummt er nach, ja er hat ſogar das Schreiben gelernt, daß er ſein Summen und Dichten zu Papier bringen kann. Aus dem langen Machwerk ſeien wenigſtens ein Paar Strophen gedollmetſcht:

„Ich war verwundet, und das Blut
Rann aus der Wunde; um mich her
Hielt auch der Tod die Ernte gut,
Und mich auch, ſchien's, bedrohte er . . .
Übern Berg ſchleppt' ich mich wankend;
Hier traf ſich eine edle Seele.
Sie ſchnitt den Stiefel mir vom Bein,
Verband mich liebreich auf der Stelle,
Und dann ſchlief ich ein Weilchen ein.
Doch hier konnt' ich nicht lange bleiben,
Und Kraft zum Dienſte ging mir aus.
Den Arzt ſah ich ein Blatt beſchreiben
Und fuhr darauf ins Krankenhaus.
Hier ſah ich, wie die Engel ſchweben,
Die Schweſtern, gehend ein und aus,
Mit treuer Sorgfalt uns umgeben.
Sie waſchen uns die Wunden rein;
Nichts ſtößt ſie ab, macht ſie verzagen;
Zu jedem Dienſt ſind ſie bereit;
Auf Händen ſind wir hier getragen
Dank ihrer Opferfreudigkeit.
. . . Viel treuer wie die Mutter, pflegen
Sie uns, ich leg' es offen dar.
Stolz können auf der Liebe Segen
Sie ſein — mein Urteil iſt zu klar —"

und ſo geht lange noch weiter der Bericht des Koſaken.

Früh wird es dämmerig während der kurzen Wintertage. Der Arzt hat ſeinen zweiten Rundgang vollendet; ihm folgt ein von allen erſehnter Beſuch. Dreimal in der Woche reitet unſer „Stephansjünger" — in ſeinem Fache und was nur irgendwie damit zuſammenhängt, bis zur Beförderung der „letzten Poſt" auf den Friedhof, das unentbehrliche, ungemein anſtellige „Mädchen für alles" — auf die andere Donauſeite, drüben in Zimnicca die für unſer Hoſpital angekommene Sendung aus der Heimat in Empfang zu nehmen. Sein Felleiſen iſt meiſt ſtark gefüllt. Ein reger Briefverkehr findet ſtatt; auch in dieſer Beziehung hat unſer Hoſpital, dank unſerem flinken, zuverläſſigen Poſtillon, weithin ſo guten Ruf, daß viele Briefe durch ſeine Vermittlung an die Offiziere im Felde gelangen. Sehnſüchtig wird der Briefbote erwartet. Nun bilden ſich Gruppen; ein Leſekundiger dollmetſcht dem Unkundigen die Grüße von daheim; ein anderer lieſt die Zeitung, und ſtaunend als eine friſche Mär hören nun die braven Soldaten von der Bedeutung der Schlacht, bei welcher ſie ſelbſt die Wunde vor ein paar Wochen davongetragen. Der Bericht hat lange gebraucht, Petersburg zu erreichen, und dann ſind wieder zwölf bis vierzehn Tage verſtrichen, bis die Zeitung die Kunde von da nach Siſtowa zurückgebracht. Das mindert das Intereſſe nicht; die Erinnerung wird ja zeitlebens dieſen Leuten friſch bleiben.

Dort dem Burſchen im Bette dürfen wir wohl einen Augenblick über die Schulter weg in den Brief ſehen; er macht es dem Lauſcher leicht. Mühſam buchſtabiert er die Worte und ſpricht ſie als ein rechter ABC-Schütze ſich ſelbſt laut vor. Der Vater, der nur erfahren, daß ſein Sohn Diener bei einem General geworden, beginnt den Brief, dem er ein paar Rubel beifügt; ein Bruder, der daheim auf dem Gütchen geblieben, endet das in ſchwerfälligen Zügen abgefaßte Schreiben; ein dritter Sohn iſt bei dem Ausbruch des Krieges eingezogen worden. So lauten genau übertragen die väterlichen Worte: „In den erſten Zeilen unſeres Briefes, lieber Sohn Stephan, ſchicken wir unſere Achtung und begrüßen Dich mit Liebe. Du weißt vielleicht nicht, Stephanchen, daß Miſcha (jener dritte Sohn) am 25. Juli von Hauſe genommen wurde; erkundige Dich nach ihm, er muß im Regimente eingetroffen ſein, und wenn er bei Dir geweſen, ſo ſchicken wir Euch, unſern lieben Kindern, unſern elterlichen Segen, welcher bis zum Grabe Euch bleiben wird. Liebe Kinder, wenn der Zar Euch auf das Schlachtfeld beruft — Dich, Miſchinka, in die Reihen der Armee, Dich, Stephanchen, nicht in die Front" (und Stephanchen hat nun doch tapfer in der Front geſtanden und eine ſchwere Wunde davongetragen) — „ſo vergeßt nicht Eures vor dem lebenſpendenden Kreuze des Schöpfers, unſeres Gottes, und ſeinem heiligen Evangelium abgelegten Eides. Um feſt gegen den Feind zu ſtehen, für den Glauben, den Kaiſer und das Vaterland den Leib nicht zu ſchonen, wenn Ihr in den Kampf wider den Feind tretet, leget um Euch das Kreuzeszeichen; es wird Euch helfen, und beſieget ſo die Heere des Widerſachers .... Meine lieben Brüder" (ſo ſchließt nun der zurückgebliebene Sohn den Brief des Vaters), „ich, Euer Bruder Waſil, ſchicke Euch meine brüderliche Achtung, küſſe Euch und bitte den Herrn um Eure Geſundheit und ſchicke Geld, fünf Rubel. Entſchuldige, Brüderchen, bei uns ſind die Kühe gefallen, alles Geld iſt nötig. Frage Miſcha, Brüderchen, er wird es Dir erzählen. Wir grüßen Euch, unſere Lieben, insgeſamt; wir ſind lebend und geſund und wünſchen Euch alles Gute vom Herrn. Meine lieben Brüder, lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl."

Einen unerſchöpflich langen Plauderſtoff bieten Zeitungen und Briefe. Es mundet ſo gut, ſchwarz auf weiß zu leſen, wie bedeutſam die Schlacht geweſen, in der man ſelbſt geblutet; über die zum dritten und viertenmal entzifferten Briefe fällt gar manche Thräne des armen, verwundeten Sohnes. So kommt der Abend heran. Geſchäftig bringen die Schweſtern den ans Bett Gefeſſelten das ſchmackhafte Abendbrot und rüſten den anderen, die im Speiſeraum ſind, die Lagerſtätte zur nächtlichen Ruhe. Es wird frühzeitig Feierabend gemacht. Schon um neun Uhr liegen in tiefem Schlafe die Leidenden, denen die Schmerzen dieſen Wohlthäter gönnen. Die niedrig geſtellte Lampe reicht nur eben aus, die Dunkelheit des Gelaſſes dem wachehabenden Diakonen zu zeigen.

Wir bleiben noch eine kurze Weile in dem ſtillen Raume. Nicht um mit dem Diakonen zu plaudern; wir ſind über dem Gedenken an Siſtowa und ſein deutſches evangeliſches Kriegslazarett ſelber wie traumumfangen. Die ſeitdem verſtrichenen, doch nur ſo wenigen Jahre liegen uns heute ſo fernab, lichtverklärt wohl, aber wie eine Inſel, zu der die Brücke abgebrochen. Damals hat die evangeliſche Kirche, in dieſer Weiſe allein unter ihren Schweſtern, mit freudigem Herzen gethan, was ſie zu thun ſchuldig zu ſein glaubte, hat an ihrem Teil wie ihre Gemeindegenoſſen in Reih und Glied Zeugnis abgelegt, daß auch ſie mit deutſcher Treue und evangeliſcher Opferwilligkeit zu Kaiſer und Reich ſtehe, von Herzen dankbar, im Dienſte des barmherzigen Samariters ſolch ein Werk treiben zu dürfen. Das iſt nun alles völlig vergeſſen, und man taſtet ſie gerade an den Punkten an, die für ſie Lebensnerv ſind. Es iſt tief ſchmerzlich.

Eine Treue, die im Evangelium wurzelt, kann warten und auch harte Zeiten überdauern. Das iſt auch ein leiſer, wenn auch wehmütiger Troſt, jener ſchönen Zeiten zu gedenken und unentwegt auch in der Trübſal feſtzuhalten an dem, was einer ſolchen Zeit die lichtverklärte Schönheit verliehen. Vor mir liegt ein nun vergilbtes Blatt; dem ſei das letzte Wort gelaſſen. Es kommt aus dem Munde eines hochgeſtellten Offiziers aus alter, ruſſiſcher Familie, der im evangeliſchen Feldlazareth in Siſtowa geweſen. Er ſchreibt nach Hauſe: „Ich habe das geſamte Perſonal des evangeliſchen Hoſpitals an der Arbeit geſehen und bin ganz hingeriſſen davon. Das iſt in der That chriſtliche Liebe, Nächſtenliebe ohne jeden Hintergedanken. Da waltet die Achtung vor der Pflicht, die liebevolle Hingabe des Wiſſens. Das Weſen iſt nicht dem Schein geopfert; da iſt nichts nur für das Äußere."

---

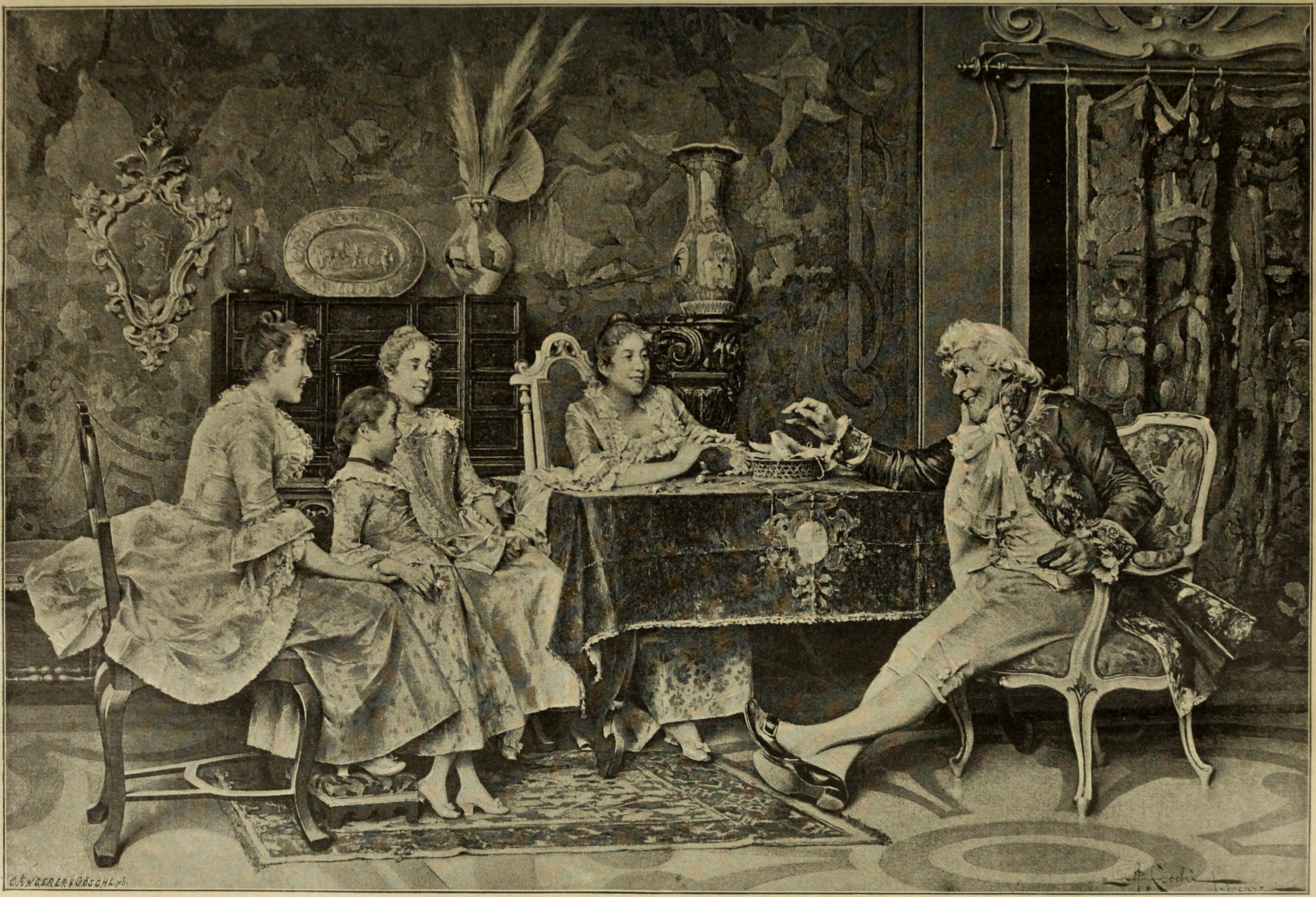
## Napoleon I als Novelliſt.

(Abdruck verboten.)

Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß.

Napoleon als Novelliſt? Ja, hat denn der blutige Cäſar der Franzoſen auch Novellen geſchrieben? Iſt es denn möglich, daß dieſer Völkervernichter und Staatenzertrümmerer, für den die Welt zu klein war, der Millionen Menſchen kalten Blutes hinmordete, um zu den Zielen ſeines unerſättlichen Ehrgeizes zu gelangen, — iſt es möglich, daß ein ſolcher Mann im ſtande war, ſich in das Leben des einzelnen Individuums liebevoll zu vertiefen, die zarten Fäden des Gemüts mit kundiger Hand zu verſchlingen und wieder zu entwirren?

Gewiß überkommen manchen freundlichen Daheimleſer ähnliche Gedanken, wenn er die Überſchrift dieſer kleinen Studie erblickt. Und doch iſt es ſo. Napoleon I war ein Novellenerzähler in dichteriſchem Sinne, und ſeine Helden waren nicht nur ganze Nationen, ſondern auch einzelne Menſchen mit all ihren rein menſchlichen Freuden und Leiden. Freilich, niedergeſchrieben hat er ſeine Novellen nicht, er hat ſie nur erzählt. Das war in jenen Tagen zu Malmaiſon, als es noch keinen Kaiſer der Franzoſen gab, ſondern nur einen Napoleon Bonaparte, erſten Konſul der Republik. Damals war der Lorbeer


C.ANGERER & GÖSCHL.ph.

Großvater erzählt. Nach dem Gemälde von A. Cecchi.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

des Siegers noch nicht vom Blute unzähliger niedergetretener Völker beſpritzt, und das Band der Liebe, das ihn an ſeine erſte Gattin Joſephine Beauharnais feſſelte, von dem berechnenden Ehrgeize des Emporkömmlings noch nicht zerſchnitten.

Es war im Jahre 1800. Der erſte Konſul teilte ſeinen Aufenthalt zwiſchen den Tuilerien, dem ehemaligen königlichen Schloſſe St. Cloud und dem Landſitze Malmaiſon. Letzterer war von Joſephine erworben und eingerichtet. Hier pflegte Napoleon in der Regel jeden Sonnabend einzutreffen und ſich ganz dem Familienleben zu widmen. Mancherlei liebenswürdige Züge werden von ſeinem Aufenthalte in Malmaiſon überliefert. Man ſollte es kaum für möglich halten, daß der große Eroberer hier ſtundenlang am Haſcheſpiel und „Kämmerchen vermieten“ Genüge fand. Die Abende waren der Unterhaltung gewidmet. Dann verſammelte ſich um Joſephine ein kleiner, gewählter Kreis. Der erſte Konſul ſchritt ſcheinbar anteillos durch das Zimmer, oder er ſaß in irgend einer entlegenen Ecke des Salons, um ſich dann plötzlich, wenn es am wenigſten vermutet ward, mit irgend einer unvermittelten inhaltſchweren Frage oder Bemerkung an die Geſellſchaft zu wenden. In dieſer Weiſe pflegte er ſeine Erzählungen einzuleiten.

Man kann ſich denken, mit welcher geſpannten Aufmerkſamkeit dieſe Erzählungen ſchon wegen der Perſon des Sprechers von den Zuhörern aufgenommen wurden, und daß ſie ſich tief in das Gedächtnis derſelben einprägten. Insbeſondere war es eine Dame aus jenem Kreiſe, welche die Novellen des erſten Konſuls zu einem bleibenden Schatze ihrer Erinnerung machte, indem ſie dieſelben nach dem Gedächtnis niederſchrieb. Nach ſeinem Tode erſchien unter dem Titel „Napoleons Novellen, deſſen Erzählungen in den Abendcirkeln zu Malmaiſon, aus dem Stegreif gegeben“ eine deutſche Bearbeitung des franzöſiſchen Manuſkripts, und die inneren Wahrſcheinlichkeitsgründe für die Echtheit der Novellen ſind ſo bedeutſam, daß kein zwingender Anlaß vorliegt, daran zu zweifeln, daß Napoleon wirklich mindeſtens die gleichen Stoffe behandelte. Auf der anderen Seite erhellt ja freilich, daß wir nicht erwarten dürfen, den Wortlaut von Napoleons Novellen wiederzufinden. Die Verfaſſerin des franzöſiſchen Manuſkripts geſteht darüber ſelbſt: „Mein treues Gedächtnis reihte faſt Wort an Wort wieder, ſo glaubte ich, und doch bemerke ich erſt, daß meine Phantaſie oft die Lücken ſeiner Rede ergänzt hat. Ich hätte das Abgeriſſene derſelben nicht wiedergeben können, ohne unverſtändlich zu werden. Ich hatte ihn mit der innerſten Tiefe meiner Seele begriffen — ſo verſtanden gab ich ihn wieder; die Eigentümlichkeit ſeines Geiſtes habe ich jedoch dabei nicht verwiſcht, ſondern höchſtens kommentiert.“

Napoleon gehörte keineswegs zu jenen Erzählern, denen die Rede lieblich von den Lippen fließt. Dennoch verſtand er es, ſeine Zuhörer im Innerſten zu ergreifen und hinzureißen. „Seine monotone Stimme, den abgeriſſenen, kurzen Periodenbau hätte man tot und agoniſierend nennen müſſen und doch war jedes ſeiner Worte bis in die innerſte Tiefe der Seele ergreifend . . . . Seine Stimme erhebt ſich nicht — ſeine Worte ſind oft abgeriſſen, ſo daß der innere Sinn ergänzen muß, keine verwickelten Verhältniſſe bilden das Gerippe der Fabel und doch — alles erbleicht — alles ſchaudert — der Anteil reißt hin — die Spannung ſteigt aufs höchſte — da bricht er ab, und erſt mehrere Tage ſpäter muß man ihm künſtlich die Fortſetzung entlocken.“

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß derartigen Sonderbarkeiten in letzter Linie das Senſationsbedürfnis und die ſchauſpieleriſche Berechnung zu Grunde lagen, die dem Weſen des emporgekommenen Corſen auch im politiſchen Leben in ſo hohem Maße eigen waren. Eben iſt er beim Höhepunkt ſeiner Erzählung angelangt, es handelt ſich um die Ermordung eines jungen Mädchens, man glaubt den gezückten Dolch des Meuchelmörders in der Abendſonne blitzen zu ſehen, und ein Lächeln der Befriedigung gleitet über die kalten, verſchloſſenen Züge des Erzählers, als er die Erregung der Zuhörer beobachtet. „Wie gefiel Ihnen Talma geſtern als Seïde in Voltaires Mahomet?“ Mit dieſen Worten wendet er ſich ganz unvermittelt, ſcheinbar ganz gleichgültig, als ob von nichts anderem die Rede geweſen wäre, an einen der Anweſenden, und nach einer leichten Verbeugung iſt er im Nebenzimmer verſchwunden.

Beſonders auf das weibliche Geſchlecht ſcheint er die Wirkung ſeiner Geſchichten berechnet zu haben. Darauf mag wohl zum Teil der Umſtand zurückzuführen ſein, daß er mit Vorliebe das Walten eines imponierenden, eiſernen Willens ſchildert, der vor keinerlei Hinderniſſen, auch den furchtbarſten nicht, zurückbebt. Wir finden in dem oben erwähnten Buche eine recht feine Bemerkung darüber: „Bonaparte erreichte oft durch kleine Mittel große Zwecke. Die Stimme der Frauen in Frankreich iſt zu allen Zeiten mehr von Gewicht geweſen, als in anderen civiliſierten Ländern. Wollte er der Mann des Tages bleiben, wollte er der Menge wie ein geheimnisvolles Weſen höherer Ordnung erſcheinen, um ſie durch die Kraft der Meinung in die Kette ſeines Willens zu bannen, ſo war es wohl berechnet, auf das Gemüt der Frauen durch ſolche Novellen zu wirken, die den Schauer einer koloſſalen Gewalt des Willens, auch in ſeinen Verirrungen, erregten.“

Gewaltſame Überraſchungen und ſtarke Kontraſte ſind zwar derbe und nicht immer künſtleriſche, aber ziemlich ſichere Mittel, um Senſation zu erregen. Napoleon bediente ſich ihrer nur zu häufig. Eines Abends herrſcht im Kreiſe Joſephinens beſondere Heiterkeit. Man ſcherzt und lacht, während ſich der erſte Konſul ſchweigſam und finſter im Hintergrunde des Salons befindet. Da tritt er plötzlich in die Mitte des Kreiſes mit der Frage: „Wer kennt die Greuel der Blutrache?“ Die eben noch ſo fröhliche Geſellſchaft iſt plötzlich in dumpfem Schweigen erſtarrt; es iſt, als ob ein Blitz aus heiterem Himmel herniedergefahren wäre. Und nun beginnt Bonaparte eine Erzählung aus ſeiner Heimat Corſika. Es iſt die alte Geſchichte von dem Haß der Väter, unter dem die Liebe der Kinder verbluten muß. Was hilft es, daß die beiden Sprößlinge der feindlichen Häuſer eine innige Zuneigung zueinander gewonnen haben, daß der Sohn des einen Hauſes die Tochter des anderen liebt und von ihr wiedergeliebt wird, — ein blindes, furchtbares Schickſal geſtattet keinen freundlichen Ausgang; eine Idee, ein Phantom, das ſchreckliche Phantom von der Pflicht der Blutrache, drängt zum entſetzlichſten, unnatürlichſten Morde. Der Freund muß auf den Freund zielen, der Liebende die Geliebte ermorden. Das Gemüt hat im finſteren Rate des Schickſals keine Stimme. Dieſes Schickſal iſt ein vorherbeſtimmtes, der unbeugſame Wille einer unbekannten dunkeln Macht.

Wenn auch, wie wir oben bemerkten, die Erregung von Schauder und Grauen zum großen Teil auf Napoleons berechnete Abſicht zurückzuführen iſt, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß er im Grunde nur eine Weltanſchauung zum Ausdruck brachte, von der er ſelbſt überzeugt war. Denn daß er im tiefſten Grunde ſeiner Seele an eine Vorherbeſtimmung glaubte, läßt ſich nach allen geſchichtlichen Überlieferungen nicht leugnen. So iſt denn auch in den vorliegenden Novellen ein ſolcher Glaube der allen gemeinſame rote Faden. Überall empfinden wir den Druck eines unheimlichen Verhängniſſes, dem das Menſchenherz mit ſeinem Sehnen und Hoffen, Empfinden und Verlangen völlig wehrlos gegenüberſteht. In jeder der Geſchichten iſt es eine beſtimmte Idee, die der Erzähler mit hartnäckiger Konſequenz trotz ſcheinbarer Abweichungen ſich verwirklichen läßt. „Aus der Eichel wird keine Tanne,“ läßt ihn die franzöſiſche Schreiberin an einer Stelle ſagen. „Alles iſt vorherbeſtimmt in der Natur, nichts dem Zufall unterworfen, nichts von der Wechſelwirkung, von Urſachen und Folgen abhängig; ſelbſt die ſeltenſte Kombination der verſchiedenartigſten Wechſelwirkungen iſt Vorherbeſtimmung. So im Reiche der Natur, ſo im Leben der Menſchen.“ In dem Glauben an ein Fatum, das ihn zum Beherrſcher der Welt beſtimmt habe, brachte er auf der Bühne der Weltgeſchichte ganze Nationen ſeinen Ideen ebenſo zum Opfer dar, wie die Helden ſeiner kleinen Erzählungen in den Abendcirkeln der ſchönen Joſephine.

Faſt noch größere und zahlreichere Greuel, als in der eben ſkizzierten Geſchichte, hat er in einer anderen aufeinandergehäuft. Hier ſind es beſonders die peinlichſten Kontraſte, durch die er zu wirken beſtrebt iſt; ſogar eine Art von Humor — es iſt freilich nur ein erzwungener — muß dazu beitragen, den ſpäteren Eindruck des Entſetzlichen zu erhöhen. Er beginnt gleichſam aus der Erinnerung zu erzählen. In Tarent habe er einmal ein junges Mädchen die Tarantella tanzen ſehen, erſt langſam, dann immer ſchneller und ſchneller bis zur Erſchöpfung und Ohnmacht. Aber dieſes Mädchen war wahnſinnig und dieſer Tanz nur die Mimik der Freude bei einem zerriſſenen Herzen. Sie war einſt die Schönſte und Reichſte in ihrem Heimatsthale, aber das Schickſal hatte ihr ein dunkles Los geworfen. Ihren erſten Bräutigam hatte es ihr entriſſen, um ſie dann in der Folge unglückſeliger Verwickelungen und ihr unbekannter Verhältniſſe an einen Mann zu ketten, der nicht nur bereits der Gatte von drei Frauen, ſondern auch ihr leiblicher Bruder war. Aus der Ohnmacht, in die die Verzweiflung über die Enthüllung der grauſigen Wirklichkeit ſie geſtürzt hatte, war ſie zwar wieder zum Leben, aber nicht zum vollen Bewußtſein erwacht. Nur ein dumpfes, drückendes, herzzerreißendes Schmerzgefühl war ihr geblieben. Da hatte man ihr geſagt, daß ſie von der Tarantel geſtochen worden ſei. Der Stich der Tarantel aber ſoll in Wahnſinn verſetzen, und das weiß die Unglückliche. In der Angſt ihrer Seele, in der überhandnehmenden Verzweiflung lechzt ſie nach Betäubung. Sie greift zum letzten Mittel — ſie tanzt!

Es würde zu weit führen und hätte wohl auch keinen beſonderen Zweck, noch näher auf den Inhalt der einzelnen Novellen einzugehen. Vom rein künſtleriſchen Standpunkte aus betrachtet, ſind ſie eben nicht bedeutend genug, und vom pſychologiſchen aus glauben wir ſie genügend beleuchtet zu haben. Als eine Wiedergabe ſämtlicher Geſchichten Napoleons kann indeſſen die vorliegende Ausgabe freilich nicht gelten, da gerade diejenigen fehlen, die aus dem Reiche der Geiſter und Ahnungen geſchöpft ſind und die, wie hiſtoriſch feſtſteht, der erſte Konſul mit beſonderer Vorliebe zu erzählen pflegte.

Die ſchönen Tage zu Malmaiſon werden nur durch einen Gedanken getrübt: die Gefahr des Meuchelmordes. Verſchiedene Attentate auf den neuen Lenker der Geſchicke Frankreichs waren bereits verſucht und vereitelt worden. Aber auch das iſt ganz aus dem innerſten Weſen Napoleons herausgeſprochen, was ihn die Niedmannſche Ausgabe im Anſchluſſe an eine Erzählung bemerken läßt: „Es iſt wahr, der Meuchelmord iſt eine dämoniſche Macht. Die That erſcheint erſt, wenn ſie geſchehen iſt, aber der Tod erreicht keinen, er habe denn ſein Schickſal erfüllt.“ Des Dolchs des Meuchelmörders hat ſich eine allweiſe Vorſehung zwar nicht bedient, um die unerſättliche Herrſchſucht des corſiſchen Uſurpators zu richten. Wohl aber hat ſie ihn in thatenloſer Gefangenſchaft das Werk vernichten ſehen laſſen, an deſſen Aufbau er ſo unmenſchliche Opfer gewandt hatte. Sie ließ ihn leben, um ihm zu zeigen, daß auch der ſtarrſte Wille ohne Liebe nichts Dauerndes zu ſchaffen vermag, und daß über Welt und Menſchheit keine blinde, finſtere Schickſalsidee waltet, wohl aber eine gerechte und richtende Gottheit.

## Großvater erzählt.

(Zu dem Bilde auf S. 749.)

Großvater erzählt. — Es iſt wunderlich,
Wie heiß ſein Erinnern lodert —
An einen Frühling, der längſt entwich,
An goldne Schönheit, die längſt verblich,
An Roſen, die längſt vermodert.

Großvater erzählt: Wie es damals war,
Was die Jugend damals für Lieder
Den Frauen geſungen, wie wunderbar
Die Frauen gelächelt, — die eine gar! —
So wird es auf Erden nicht wieder.

Großvater erzählt — von vergeſſenem Brauch,
Von zierlichen Sitten und Sagen.
Wie's damals war, ſo müßten wir's auch!
Welche Sehnſucht weckſt du, du welker Hauch
Von verfloſſenen Blütentagen!

Fr. Reimund.

## Zu unſeren Bildern.

Zu jenen nördlichſten Geſtaden Europas, in welche uns der Artikel in der heutigen Nummer „Bei den Walfiſchfängern von Skaarö“ verſetzt, führt uns auch das Gemälde von Ad. Schweitzer „In den Lofoten.“ Die Lofoten bilden, bereits nördlich vom Polarkreis gelegen, die größte Inſelgruppe an der norwegiſchen Küſte und zeichnen ſich insgeſamt durch zerriſſene, düſtere Felſenküſten und im Innern durch ſchroffe Alpenformationen, die bis in die Region des ewigen Schnees hinaufreichen, aus. So karg die Erträgniſſe des Bodens ſind, ſo reich ſind bei den Lofoten die Ernten des Meeres. Die Doppelinſel Vaagen gilt heute noch als der beſte Fiſchplatz Europas, wie ſie als ſolcher zu Olafs des Heiligen Zeit (1020) angeſehen wurde. Es iſt hauptſächlich der Skrei, ein großer Dorſch, der im Januar, dem für den Fiſchfang ergiebigſten Monat, zehntauſend von Männern aus dem ganzen Helogalande, dem nordiſchen Norwegen, nach den Lofoten lockt, und von dem durchſchnittlich jährlich 30 bis 35 Millionen Stück gefangen werden.

„In der Kirche“ von Dr. A. Vianna de Lima iſt ein Bild, ausgezeichnet durch die ſcharfe Charakteriſtik der Köpfe der fünf Männer und die ernſte Stimmung, welche über dem Ganzen ruht. Aus den andächtigen Mienen der Kirchenſänger, Typen des wetterharten, Frieſenſtammes, lieſt man heraus, wieviel Leid und Not ihnen das Leben gebracht, aber auch wie feſt ihr Glauben und ihre fromme Zuverſicht ſind.

## Phyſiologie.

Das Pupillenſpiel am eigenen Auge zu beobachten, geſtattet ein leichter von Dr. R. Hilbert angegebener Verſuch. Die Pupille verengert ſich bei ſtarkem Lichteindruck und erweitert ſich nicht nur bei ſchwachem Lichte, ſondern auch dann, wenn ein Auge allein zum Sehen gebraucht wird. Man ſticht, um dieſe Erſcheinung wahrzunehmen, in ein Kartenblatt, einige Centimeter vom Rande, mit einer feinen Nadel ein Loch und betrachtet dadurch aus einer Entfernung von 10 bis 20 Centimeter die Glocke einer brennenden Lampe, während das andere Auge verdeckt wird. Alsdann ſieht man eine kleine helle Scheibe, die ſich ſofort um ein Beträchtliches verkleinert, ſobald man das andere Auge freiläßt. Dieſe Verkleinerung des Sehbildes rührt von der Zuſammenziehung der Pupille des Auges her, die ſich ſo lange erweiterte, als ſie allein von der Sehthätigkeit in Anſpruch genommen wurde. S.

## Naturkunde.

Die ſchon ſeit längerer Zeit aufgeſtellte Theorie, daß das Erdöl tieriſchen Urſprungs, das Produkt der Zerſetzung von Tierleibern iſt, hat neuerdings durch die Unterſuchungen von Zaloziecki, A. Veith und Scheſtopal weitere Beſtätigung gefunden. Während man bisher nämlich den Stickſtoff, welcher im tieriſchen Organismus eine ſo große Rolle ſpielt, im Erdöl nicht nachweiſen konnte, iſt dies jetzt gelungen. Es ſcheint alſo, als ob wir in unſerem Petroleum die Reſte der Tierwelt einer vorhiſtoriſchen Zeitepoche vor uns haben und zwar wahrſcheinlich der Tierwelt des Ozeans, wie ſich aus dem vielfach gleichzeitigen Auftreten von Öl und kochſalzhaltigem Waſſer folgern läßt; es ſind vielleicht die Ufer einſtiger Meere, an denen wir heute die großen Erdöllager finden. Damit ſtimmt auch überein, daß ſich das z. B. in Galizien gefundene Erdwachs (Ozokerit) als ein jüngeres Zerſetzungsprodukt tieriſcher Fette herausgeſtellt hat. Wie wir in der Braunkohle die Reſte einer jüngeren, in der Steinkohle die einer älteren untergegangenen Flora beſitzen, ſo ſind uns wahrſcheinlich in dem Ozokerit und im Erdöl die Reſte aufeinanderfolgender, längſt verſchollener Tiergeſchlechter überliefert.

## Pflanzenkunde.

Über die Alpenroſe haben ſich in unſeren Alpen ſicher bereits unzählige unſerer Leſer erfreut, und mancher hat vielleicht auch ſchon die Glücklichen beneidet, welche die baumförmige Alpenroſe des Himalaya, die Sikkim-Rhododendra, in ihrem wunderbaren Blütenkleide bewundern durfte. Sehr wenig bekannt aber iſt, wie die „Natur“ ſchreibt, daß auch der Kaukaſus, deſſen Pflanzendecke ſonſt recht europäiſch ausſieht, bereits ein Mittelglied zwiſchen Alpen und Himalaya bildet, daß hier das Rhododendron in mächtig ſtarken Büſchen umfangreiche Dickichte bildet. „Es muß,“ ſchreibt ein deutſcher Dendrologe, „eine Wonne ſein, zur Blütezeit durch dieſes Alpenroſenmeer zu wandern, und alle Reiſenden, welche das Glück hatten, ſie zu genießen, können nicht Worte genug finden, um den Reiz dieſes Anblickes zu ſchildern. Das Rh. Caucasicum iſt eine vornehme Erſcheinung. Sein Wuchs iſt markig und gedrungen, die Blattfarbe ein gedämpftes dunkles Olivengrün, während die Farbe der Blumen zwiſchen mattem, mitunter roſa angehauchtem Weiß und Crêmegelb wechſelt.“ Im armeniſchen Hochlande aber erlangt die Alpenroſe erſt ihre eigentliche Pracht durch zwei neu entdeckte Arten: Rh. Ungerni und Rh. Smirnowii, wie ſie nach ihren Entdeckern Baron Ungern-Sternberg und Herrn Smirnow benannt wurden. Die erſte Art iſt ein über 3 m hoher Buſch „von berückender Schönheit,“ deſſen Blätter faſt ſchuhlang in ſatt dunkelgrünen glänzenden Roſetten an den üppigen Trieben ſich ausbreiten, wogegen ihre Unterſeite, beſonders bei jüngerem Laube, in reinſtem Milchweiß ſtrahlen. Die zweite Art zeichnet ſich durch eine ſcharlachrote Blume aus und reicht als manneshohes Unterholz von Nordmanns-Tannen und orientaliſchen Fichten noch über die ſie begleitende pontiſche Alpenroſe hinaus. Wenn man die Schilderungen des Dr. Dieck über die beiden Arten lieſt, ſo muß der Anblick wohl ein entzückender ſein, zumal er ſich mit einer großartigen Hochgebirgsnatur bei etwa 6500 Fuß Seehöhe verbündet. „Die Gegend,“ ſchreibt der Genannte, „iſt herrlich, und man möchte ſich im Angeſichte der wunderbaren Alpenroſen in den Himalaya verſetzt glauben.“

## Verkehr.

Die Strandung der „Eider“ hatte der Zeitung „Daily Telegraph“ Veranlaſſung zum Ausſetzen eines hohen Preiſes gegeben für die beſte Vorrichtung zur Ermöglichung eines Verkehrs zwiſchen einem geſtrandeten Fahrzeug und dem Lande oder von dem Schiffe zu einem Rettungsboote. Bei der Redaktion liefen darauf gegen 2000 Bewerbungen ein, unter denen jetzt einer Erfindung von Thompſon & Noble in Southampton der Preis zuerkannt wurde. Die Vorrichtung beſteht in einem kleinen Anker, welcher ſich an einer auf faſt allen Schiffen vorhandenen Rakete leicht und ſchnell befeſtigen läßt. Der Anker iſt mit Armen und Pflügen verſehen, welche, während die Rakete ihren Weg durch die Luft nimmt, ſich dicht an den Schaft anſchmiegen; ſobald jene aber den Boden berührt, öffnen ſie ſich und greifen in das Erdreich ein. Man kann aber auch mit Hilfe der Rakete einen Anker nach einem Rettungsboote oder über dasſelbe hinweg werfen, ſo daß die Vorrichtung der zweiten Anforderung des Ausſchreibens ebenfalls gerecht wird.

Das franzöſiſche bureau veritas veröffentlicht eine Zuſammenſtellung der zehn bedeutendſten unter den 161 großen Dampfergeſellſchaften der Erde, der zufolge dieſelben beſitzen:

| Geſellſchaft | Zahl der Dampfer | Tonnengehalt aller Schiffe | Durchſchnittlicher Tonnengehalt eines Schiffes |
|---|---|---|---|
| Nordd. Lloyd (Bremen) | 66 | 221 603 | 3358 |
| Britiſch Indien . . . . . | 91 | 199 096 | 2188 |
| Messageries Maritimes | 62 | 192 631 | 3107 |
| Peninsular and Oriental | 48 | 187 684 | 3910 |
| Compagnie Générale Transatlantique . . . | 64 | 165 635 | 2588 |
| Florio-Rubattino . . . | 105 | 161 687 | 1540 |
| Wilſon-Linie . . . . . . | 84 | 147 162 | 1752 |
| Hamburg-Amerikaniſche (Hamburg) . . . . . . | 44 | 136 659 | 3106 |
| Allan-Linie . . . . . . . | 42 | 130 156 | 3077 |
| Öſterreichiſcher Lloyd . . | 76 | 123 565 | 1626 |

## Hygieine.

Der Leipziger Anthropologe Profeſſor E. Schmidt hat neuerdings faſt 10 000 Schulkinder von Stadt und Land im Kreiſe Saalfeld auf Körpergröße und Körpergewicht einer genauen Unterſuchung unterworfen, aus deren Ergebnis der „Globus“ folgendes mitteilt: In der erſten Kindheit iſt das Wachstum in Stadt und Land nur ſehr wenig zu gunſten der Landkinder verſchieden; dagegen wachſen die Knaben auf dem Lande während der Schulzeit durchſchnittlich um 2 Centimeter mehr, als die Knaben in der Stadt. Der Größenunterſchied gleicht ſich indeſſen im Jünglingsalter durch ein etwa um 1,5 Centimeter ſtärkeres Wachstum der Städter ziemlich aus.

## Vereine. Kongreſſe.

Die allgemeine lutheriſche Konferenz tagt in dieſem Jahre vom 20. bis zum 23. September in Dresden. Dieſe Konferenz findet ſeit dem Jahre 1868 jährlich wiederkehrend ſtatt, um die Glieder der verſchiedenen lutheriſchen Kirchengebiete Deutſchlands in freier Vereinigung durch brüderlichen Austauſch ihrer Meinungen zur Pflege ihrer Gemeinſchaft und zur Verſtändigung über ihre gemeinſamen Intereſſen einander zu nähern.

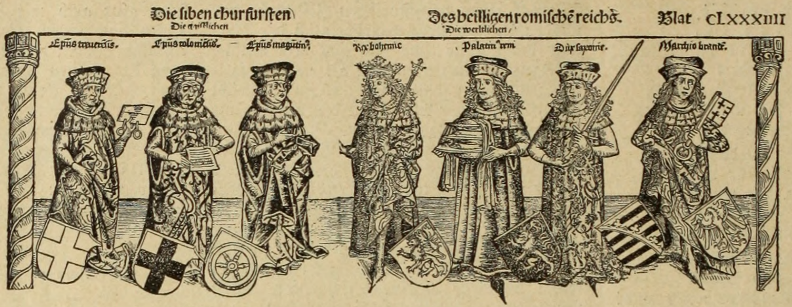
Während England eine 50jährige Jubelfeier der evangeliſchen Allianz für 1896 vorbereitet, Amerika 1893 mit der Weltausſtellung in Chicago eine Landesverſammlung mit Deputierten aus aller Welt verbinden will, wird in Deutſchland ſchon in dieſem Jahre eine Herbſtverſammlung von ihrem Wirken Zeugnis ablegen. Für den 12. und 13. Oktober d. J. iſt eine Doppelverſammlung in Berlin und Potsdam geplant, hier im Vereinslokal „Chriſtlicher junger Männer“, Wilhelmſtr. 34, dort vorausſichtlich in der Friedenskirche. In Berlin ſpricht Propſt Dr. v. d. Goltz, in Potsdam Profeſſor D. Lemme aus Heidelberg.

## Preisausſchreiben.

Die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin ſchreibt ſoeben einen Preis von 2000 Mark für die Löſung folgender Aufgabe aus: „Es ſoll entweder eine neue Methode zur Beſtimmung der Sonnenſtrahlung angegeben oder eine der bereits bekannten Methoden ſo weit verbeſſert werden, daß ſich der Einfluß von Sonnennähe und Sonnenferne in den Beobachtungen unzweideutig erkennen läßt.“ Die Bewerbungsſchriften können in deutſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher, engliſcher oder italieniſcher Sprache abgefaßt ſein. Die Ablieferungsfriſt läuft bis zum 31. Dezember 1897.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Die ſieben Kurfürſten des heiligen deutſchen Reiches.


Die ſiben churfürſten
Die geiſtlichen
Des heilligen romiſchē reichs.
Die werltlichen
Blat CLXXXIII
Epus treuerēſis.
Epus colonienſis.
Epus maguntin.
Rex bohemie
Palatin' rein
Dux ſaxonie.
Marchio brandē.

Zu den merkwürdigſten Büchern aus der Jugendzeit der Buchdruckerkunſt gehört Dr. Hartmann Schedels „Buch der Chroniken und Geſchichten mit Figuren und Bildniſſen von Anbeginn der Welt bis auf dieſe unſere Zeit.“ Dasſelbe erſchien im Jahre 1493 in Nürnberg gleichzeitig in lateiniſcher und deutſcher Sprache, behandelt in kompilatoriſcher Weiſe alle möglichen — und unmöglichen Weltereigniſſe in einer für einen breiten Leſerkreis angemeſſenen Weiſe und hat einen beſonderen kultur- und kunſtgeſchichtlichen Wert durch ſeine mehr als 2000 Holzſchnitte, welche von den trefflichen Nürnberger Meiſtern Michael Wohlgemut und Wilhelm Pleidenwurff gezeichnet ſind. Die Bilder — wir entnehmen dem Buch als ein charakteriſtiſches Beiſpiel die Bildniſſe der ſieben Kurfürſten des heiligen deutſchen Reiches — ſtehen, ſoweit es die noch nicht vollentwickelte Technik zuließ, meiſt ganz auf der Höhe des damaligen künſtleriſchen Könnens und zeichnen ſich zum Teil ſogar durch eine ſorgſame Wiedergabe der Natur aus; es gilt dies u. a. beſonders von der Darſtellung mancher Städte und Landſchaften, die ohne Zweifel — ein damals ganz fremdes Verfahren — auf wirklichen Aufnahmen beruhten.

Dies Buch der Chroniken und Geſchichten iſt aber auch in anderer Hinſicht intereſſant. Es beweiſt nämlich, wie groß zur Zeit ſeines Erſcheinens das Bildungs- und Leſebedürfnis im Volke war — es erzielte nämlich einen geradezu fabelhaften Erfolg. In wenig Jahren verbreitete es ſich in vielen tauſenden von Exemplaren nicht nur über ganz Deutſchland, ſondern auch über Polen, Ungarn, Italien und Frankreich und brachte dem Verfaſſer, einem gelehrten Nürnberger Arzt, wie den Zeichnern der Holzſchnitte namhaften Gewinn.

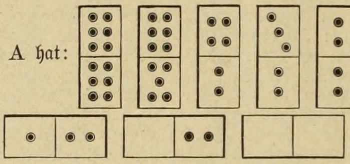
Überraſchend iſt der ſelbſt unter Berückſichtigung des damaligen höheren Geldwertes äußerſt billige Preis des Buches: das rohe Exemplar koſtete nämlich nur 2 rheiniſche Gulden, etwas über 10 Mark, und nur bei den gebundenen Exemplaren mit fertig ausgemalten Holzſchnitten ſtieg der Preis auf das Dreifache.

## In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit zuſammen 32 Augen liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



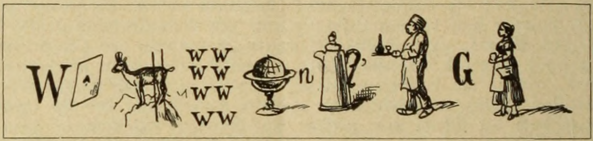
Die Augenſumme auf den acht Steinen des B iſt um 23 größer als die auf den acht Steinen des C. A ſetzt aus, B und C ſetzen an, A ſetzt an, B und C paſſen, A ſperrt die Partie. Die Augenſumme auf den fünf Steinen der Partie beträgt 42. B behält vier Doppelſteine und drei andere Steine übrig. Die Augenſumme auf dieſen ſieben Steinen iſt um 22 größer als die auf den ſieben Steinen, welche C übrig behält.

Welche Steine ſetzte A? Welchen Stein ſetzte B, welchen C? Welche Steine lagen im Talon? Wie groß war die Augenſumme auf den acht Steinen des B? Wie groß auf denen des C? Welche drei Steine behielt B außer den Doppelſteinen?

### 1. Vierſilbige Scharade.

Die erſten Silben nennen dir
Den Namen, den als eine Zier
Von Fürſtengröße ſchrieb in Stein
Und Erz der Griffel Klios ein.
Die Dritte in dem Alphabet
Der Griechen aufgeführet ſteht
Und macht mit einem Konſonant
Aus jener Sprache uns bekannt.
Die vierte Silbe weiſet hin,
Worauf uns etwa ſteht der Sinn.
Die Augen forſchen aufmerkſam,
Sobald das Ohr den Laut vernahm.
Dem Ganzen gleicht an Lieblichkeit
Nicht leicht ein Plätzchen weit und breit;
Denn, was nur Waldeszauber beut,
In Fülle iſt es ausgeſtreut. J. B.

### Bilderrätſel.



### 2. Wechſelrätſel.

Sage und Dichtung erzählen von mir der Tochter des Königs;
Ändert ein Zeichen ihr nun, nenn' ich in Aſien ein Volk.

### 3. Arithmogriph.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 11 | 17 | 13 | 19 | 16 | 15 | 17 | 13 | 9 |
| 3 | 13 | 18 | 14 | 15 | 13 | 3 | 3 | 14 |
| 13 | 3 | 17 | 11 | 20 | 4 | 13 | 8 | 1 |
| 2 | 20 | 3 | 13 | 10 | 8 | 17 | 10 | 13 |
| 16 | 15 | 20 | 10 | 12 | 16 | 5 | 15 | 8 |
| 11 | 1 | 13 | 16 | 16 | 17 | 13 | 3 | 9 |
| 7 | 1 | 13 | 15 | 5 | 4 | 17 | 10 | 17 |
| 15 | 13 | 6 | 4 | 15 | 20 | 10 | 9 | 8 |
| 11 | 8 | 5 | 8 | 8 | 19 | 20 | 15 | 8 |

Werden die Zahlen in den Feldern des Quadrats durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo lautet die wagerechte Mittelreihe gleich der ſenkrechten und die neun wagerechten Reihen ergeben:

1. eine Oper von Richard Wagner, 2. eine der Hauptrollen in einer Oper von Mozart, 3. eine der Hauptrollen in einer Oper von Richard Wagner, 4. ein Drama von Guſtav Freytag, 5. die Geburtsſtadt eines berühmten deutſchen Dichters, 6. eine große Stadt in England, 7. einen berühmten Komponiſten, 8. einen hervorragenden Maler, 9. eine europäiſche Reſidenz.

### 4. Rätſel.

Wir grüßen's neu mit jedem Tage,
Ob jeder hat auch ſeine Plage,
Beſtimmt vom Schöpfer, unſer Tagewerk zu üben,
Nicht, es mit meinem Worte zu verſchieben!
Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

### Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 46.

Bilderrätſel. Ein menſchliches Rühren.

**1. Kreisrätſel.**

I. Weizen.
II. Indien.
III. Schwan.
IV. Saturn.
V. Mangan.
VI. Aachen.
VII. Nachen.
VIII. Nelſon.

**2. Vierſilbige Scharade.**

Menſchenleben.

**3. Wechſelrätſel.**

Balkan — Balkon — Balken.

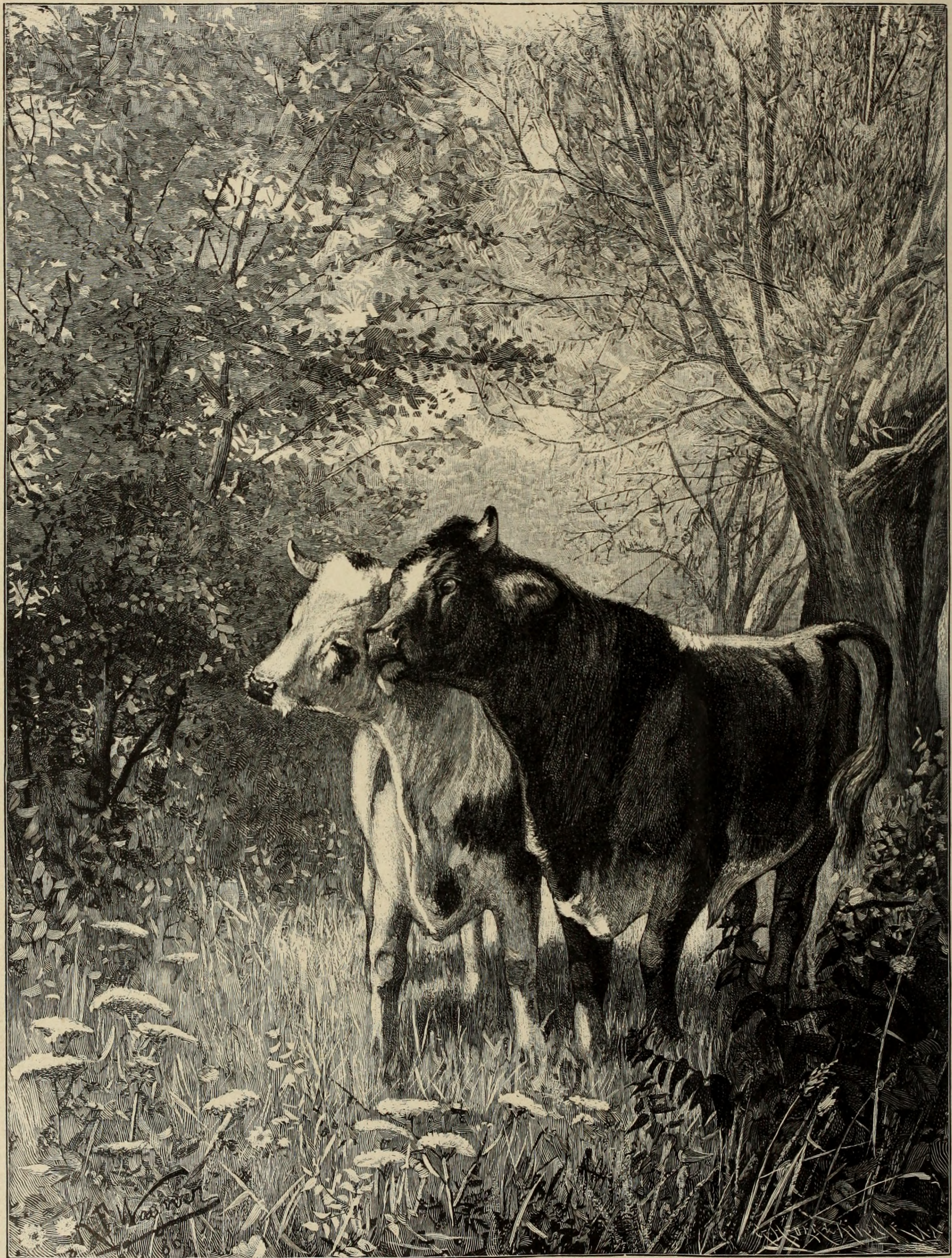
**4. Metamorphoſen-Aufgaben.**

a) Mai — Bai — Bad — Rad — Rand — Rang — Range — Zange — Zunge — Junge — Jung — Juni — Juli.
b) Tag — Tan — Ban — Bach — Wach — Wache — Woche.
c) Jude — Jade — Rade — Rad — Rat — Raſt — Roſt — Froſt — Friſt — Chriſt.
d) Schach — Schacht — Nacht — Naht — Nahe — Name — Dame.

---

**Inhalt:** Der Schatz. Eine Erzählung aus der Heimat von Heinrich Seidel. (Fortſetzung.) — Bei den Walfiſchfängern von Skaarö. Von Rudolph Stratz. — Papa Wrangel als Taufpate. Gedicht von Fedor von Köppen. — Zur rechten Zeit. Erzählung aus dem Seeleben von Reinhold Werner. (Schluß.) — Friedliche Bilder aus Kriegeszeit. Von Hermann Dalton. Im Lazarett. — Napoleon I als Novelliſt. Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. — Am Familientiſch: Großvater erzählt. Gedicht von Fr. Reimund, zu dem Bilde von A. Cecchi. — Zu unſeren Bildern: In den Lofoten von Ad. Schweitzer; In der Kirche von Dr. A. Vianna de Lima. — Phyſiologie. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Verkehr. — Hygieine. — Vereine. Kongreſſe. — Preisausſchreiben. — Die ſieben Kurfürſten des heiligen deutſchen Reiches. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Don Juan. Gemalt von K. F. Wagner.

Kunſtbeilage zu Daheim XXVIII. Heft 17.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
F. Hurkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Auguſt 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. №. 48.

# Der Schatz.

Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Rings rührte ſich kein Blatt; der Abendſonnenſchein lag auf unbewegten Wipfeln und hob leuchtendes Grün aus ſchwarzen Schatten hervor. Aus der blühenden Linde, die daſtand wie ein mächtiger Hügel gelblichweißen Schnees, kam ein unſägliches Geſumme ſpäten Bienenfleißes, aus Kirchhof und Garten ſchallten unabläſſig das rollende Flöten der Mönchgrasmücken und der wechſelreiche Geſang Lieschen Allerlei's, wie man dort den Gartenlaubvogel nennt. In den Wipfeln zirpten unermüdlich die Grünlinge ihr eintöniges Liedchen, und um die Kirche jagten ſich ſchreiend die Schwalben. Doch die Sonne ſtand ſchon tief, immer länger wuchſen die Schatten der Bäume über die Wieſe hin und verloren ſich, als das himmliſche Geſtirn, wie eine große rote Scheibe anzuſehen, hinter einem dunkeln Wolkenſtreifen am Horizont verſank. Langſam und träumeriſch kam die Dämmerung. Das Summen im Lindenbaume hatte ſich allmählich verloren, die Vögel waren einer nach dem anderen verſtummt, nur auf einem Tannenwipfel des Wäldchens, das den unbenutzten Teil des Kirchhofes anfüllte, ſang noch ein Rotkehlchen dem Abendſchein zugewendet ſein ſüß melancholiſches Lied. Seine rote Bruſt erſchien wie ein Abglanz jenes fernen Feuers, das hinter der verſunkenen Sonne aufglühte.

Das anfangs fröhliche Geſpräch der beiden Paare war allmählich, wohl unter dem Eindruck der Feierlichkeit dieſes Abends, ſpärlicher geworden. Jetzt war es ganz verſtummt, und alle ſchienen nur auf dieſen Vogel zu lauſchen, als ſpräche durch ihn zu ihnen die Stimme der Natur.

Endlich ſagte der Paſtor: „Ich bin ſonſt, wie Sie wohl ſchon bemerkt haben, Herr Wigand, zur Heiterkeit veranlagt, aber der Geſang dieſes Vogels in der Abenddämmerung ſtimmt mich immer ein wenig melancholiſch, ich muß dann an alte längſt entſchwundene Zeiten denken. Liebe Hildegard," fuhr er fort, „Sie ſangen früher ein Lied, das weniger für Ihre fröhliche Jugend als für mein beſchauliches Alter paßt, das Lied vom Rotkehlchen; können Sie es noch?"

„Ja, noch geſtern hab' ich es geſungen," antwortete ſie.

„Ich bitte darum, ich hab' es ſo gern," ſagte der Paſtor. „Wenn auch ohne Begleitung, ſummen Sie es mir vor."

„Wollen wir den Vogel nicht erſt ausſingen laſſen?" fragte das Mädchen.

Es war nun dämmerig geworden; unter den Bäumen und Gebüſchen lagen ſchon die unbeſtimmten Schatten der Juninacht. Das Rotkehlchen erhob noch einmal ſeine Stimme wie zu einer ſanften, wehmütigen Frage, dann ſchwang es ſich vom Wipfel in die Finſternis des Gezweiges. Nun war es ganz ſtill.

Nach einer kurzen Weile begann Hildegard mit gedämpfter, lieblicher Stimme mehr andeutend als ſingend:

„Friedlich ſank der Abendſchein
Hinter fernen Gipfeln,
Nur ein kleines Lied allein
Klang noch aus den Wipfeln.

Und was dieſer Vogel ſang
Mit der roten Kehle,
Zog mit gleichgeſtimmtem Klang
Mir durch meine Seele.

Als es tönte mild und weich
Und wie ſanfte Klage,
Da gedacht' ich wehmutsreich
Jener ſchönen Tage.

Die beglänzte Jugendzeit
Schwand mit ſchnellen Flügeln,
Wie das Abendrot ſo weit
Hinter jenen Hügeln."

„Wie das Abendrot ſo weit hinter jenen Hügeln," wiederholte der Paſtor leiſe, und es trat wiederum eine Stille ein, nur unterbrochen von dem monotonen Chor der Fröſche, der aus weiter Ferne tönte.

Um die blühende Linde herum ſchwärmten jetzt große und kleine Fledermäuſe, hoben ſich taumelnden Fluges von dem hellen Himmel ab und verſchwanden dann wieder im Schatten des Gezweiges. Ein tiefer ſummender Ton ließ ſich vernehmen und ſchreckte den Paſtor aus ſeiner Träumerei auf.

„Hoho!“ rief er, „wir verpaſſen ja hier die Zeit — und die Konkurrenz iſt auch ſchon thätig!“ fügte er hinzu, indem er auf die Fledermäuſe zeigte. „So einer von dieſen größeren Hallunken hat mir einmal ein gelbes Ordensband, das hier ſo ſelten iſt und das ich damals noch gar nicht hatte, vor der Naſe weggeſchnappt. Ich weiß es gewiß, denn am anderen Tage fand ich in der Nähe die Flügel dieſer ſchönen Eule.“

Der Paſtor ging raſch an einen Tiſch, der in der Nähe der Linde aufgeſtellt und mit den nötigen Fangapparaten verſehen war, mit Cyankaligläſern, Ätherfläſchchen und einer Anzahl Glasglocken zum Überdecken der Schmetterlinge während ihrer Betäubung durch Äther. Er zündete eine der beiden Blendlaternen an und ließ ihren Schein auf den weißgedeckten Tiſch fallen.

„Zum Fang brauchen wir ſie noch nicht, es iſt noch hell genug,“ ſagte er, „aber man ſieht dann beſſer, was man hat.“ Dann nahm er ſein Netz und ein Fangglas und begab ſich auf die Jagd, während ſeine Frau kleine Bäuſchchen Watte mit Äther tränkte und unter die Glasglocken ſchob. Er trat zunächſt an den Gartenzaun und beobachtete ſcharf die blühenden Büſchel des Geisblattes, die ſich deutlich gegen den hellen Himmel abhoben. Die beiden jungen Leute folgten ihm. Manche Spinner und Eulen ſchwebten ſchon um die verlockenden Honigkelche oder hingen an den röhrenförmigen Blüten und ſogen emſig. „Was jetzt ſchon von dieſer Sorte fliegt,“ ſagte der Paſtor, „iſt meiſt gemeines und minderes Volk, die ſeltneren kommen ſpäter. Jetzt laſſe ich mich nur auf Schwärmer ein.“

„Hier iſt einer,“ rief Hildegard flüſternd, „ein mächtiges Tier.“

Der Paſtor ſprang haſtig näher. Vor einem der Blütenbüſchel ſtand der ſtattliche Schmetterling gleichſam in der Luft auf den kaum ſichtbaren ſchwirrenden Flügeln, indem er ſeinen ſpiraligen Rüſſel aus einem Kelche in den anderen ſenkte. Mit einemmal war er wie ein Blitz verſchwunden, doch gleich darauf ſah man ihn weiterhin vor einem anderen Blütenbüſchel ſtehen. Der Sammler ſchlich ihm ſchnell nach und mit einem geſchickten Schlage ſeines Netzes hatte er ihn gefangen. „Ein rieſiger Liguſterſchwärmer,“ ſagte er, als er das Tier unter einer der mit Ätherdunſt gefüllten Glasglocken barg, „und ganz rein. Ein ſo großes Exemplar habe ich noch nicht in meiner Sammlung. Das fängt ja gut an.“ Von nun ab mehrten ſich die Schwärmer, und das tiefe Surren ihrer ſchwirrenden Flügel hörte man bald hier bald dort. Wigand und Hildegard gingen wie die Spürhunde umher und riefen den Paſtor bald hierhin bald dorthin, zu den duftenden Nachtviolen, zu der blühenden Linde oder dem narkotiſch riechenden Seifenkraut. Die mörderiſchen Glasglocken füllten ſich mit Opfern, und faſt alles fand ſich heut, was Ort und Jahreszeit aus dem Geſchlecht der Sphingiden darbot, der ſchnelle graubraune Tannenpfeil, der ſchöngezeichnete Labkrautſchwärmer, der Wolfsmilchſchwärmer, die beiden rötlich ſchimmernden Weinſchwärmer und das ſchöne Abendpfauenauge.

Vom Kirchturme ſchlug es zehn Uhr, und trotz der hellen Juninacht hatte ſich doch im Schatten der Bäume und Büſche die Finſternis gemehrt. Der Paſtor zündete jetzt die zweite Blendlaterne an und gab Wigand die Anweiſung, ihren ſcharfen Lichtſchein auf die bis zur Erde niederhängenden Zweige des Lindenbaumes fallen zu laſſen. Da zeigte ſich dem verwunderten Auge erſt, welch ein Gewühl und welch ein Leben dort an den weißlichen Blütenbüſcheln vorhanden war. Da ſchwirrte es hin und her von Spinnern, Eulen und Spannern um die duftenden Honigkelche. Inſonderheit that ſich der ſchöne gelbe Hollunderſpanner hervor, deſſen Flügel nun aber im gelblichen Lichte der Laterne wie Schnee ſchimmerten. Andere hingen emſig ſaugend kopfüber an den Blüten, und ihre Augen leuchteten im Widerſchein des Lichtes wie glühende Kohlen. Manche waren ſo trunken von dem ſüßen, aromatiſchen Safte, daß ſie ſich bei leiſer Berührung in das untergehaltene Fangglas fallen ließen und ſo dem Sammler zur leichten Beute wurden. Der Paſtor war höchſt vergnügt, denn er fand dort allerlei Seltenheiten. Zwiſchendurch wurden auch die anderen blühenden Gewächſe abgeleuchtet, und ſeltſam lieblich war es zu ſehen, wie zierlich ſich dann dieſe zarten Blumengebilde und feinveräſtelten Zweige ſchimmernd aus der Dunkelheit abhoben. Als nun wieder einmal Wigand den Lichtkegel ſeiner Laterne auf den von Geisblatt überrankten Zaun fallen ließ, da ſtand dort vor einem Blütenbüſchel ein Schwärmer, an dem Wigand nichts Beſonderes bemerkte, als ſeinen auffallend ſchlanken Bau; der Paſtor aber fing an zu zittern vor Aufregung. „Was iſt das, was iſt das?“ flüſterte er, „den hab' ich noch nie fliegen ſehen!“

In dieſem Augenblick war der ſchnelle Schmetterling verſchwunden wie aufgetrunken von der Nacht. „Leuchten Sie, leuchten Sie, junger Mann!“ rief der Sammler dann. „Leuchten Sie den ganzen Zaun ab. Den müſſen wir haben. Ich habe einen berauſchenden Verdacht, einen Verdacht, daß mir faſt das Herz ſtill ſteht.“

Wigand ließ nun im Weitergehen das Licht ſeiner Laterne auf den Zaun fallen, keine Stelle außer acht laſſend. Einige gleichgültige Eulen und Spanner zeigten ſich hier und da und winzige Motten. Endlich dort — wieder ein Schwärmer. „Weiter, weiter!“ rief der Paſtor, „das iſt nur Pinastri, der gemeinſte von allen!“ Das Ende des Zaunes war bald erreicht, und der geſuchte Vogel noch immer nicht gefunden. Da ſtolperte Wigand, der die Augen natürlich auf den Zaun gerichtet hatte und Hinderniſſe am Boden nicht beachten konnte; das Licht ſeiner Laterne ſenkte ſich dadurch und fiel auf eine Gruppe Seifenkrautes, die eben die erſten Blüten entfaltet hatte. „Da iſt er, ſo bleiben Sie ſtehen!“ rief der Paſtor in höchſter Aufregung. Über einer der roten Blumen ſtand das ſchlanke, ſtattliche Tier wie angenagelt in der Luft. Dann, man wußte nicht wie, über der benachbarten. Der Paſtor holte ſtark Atem, trat einen langen Schritt vor und mit der ſicheren Hand des Meiſters führte er den Schlag mit ſeinem Netze.

„Ich hab' ihn, ich hab' ihn!“ rief er mit unterdrückter Wonne. Er eilte ſchnell an den Tiſch, und dann, nachdem er ſeinen Fang unter der einzigen noch leeren Glasglocke untergebracht hatte, überkam ihn wie eine Konvulſion ſein ſonderbares, faſt lautloſes Lachen. Schließlich ging es in Rührung über, er ſchnuckte ein weniges, und zwei große Thränen liefen ihm über ſeine Wangen.

Seine Frau hatte ſich über die Glasglocke gebeugt und betrachtete aufmerkſam das ſchöne Tier. „Na, Gottlieb,“ ſagte ſie, „wie haſt du dich, iſt denn das ſo was Beſonderes?“

„O Weib, Weib!“ rief der Paſtor, „du machſt meiner Erziehung wenig Ehre. Kennſt du ihn denn nicht? Der große Weinſchwärmer iſt es, Sphinx Celerio, der ſich nur in ganz warmen Sommern ſo weit nach Norden verfliegt. Hierzulande erſt ein einziges Mal, ſo viel ich weiß, vor langen Jahren von dem Sohne des Porträtmalers Voigt in Wismar gefangen. Eine ſtupende Seltenheit!“

Dann wendete er ſich gegen Hildegard: „Ich kann wohl ſagen, hätte Ihr Herr Vater ſeinen ſo emſig geſuchten Schatz gefunden, er hätte ſich nicht mehr freuen können, als ich mich jetzt freue. Dies iſt auch ein Schatz. Doch nun, denke ich, hören wir auf. Hiernach kann nichts mehr kommen. Der Menſch verſuche die Götter nicht!“

Dabei rieb er ſich die Hände, ſah ſich ſtrahlend vor Glück um und ſagte in verklärtem Tone, als zerginge ihm das Wort wie Schmelzzucker im Munde: „Celerio! Celerio!“

Es war gegen elf Uhr, und Hildegard verabſchiedete ſich. „Die Tante bleibt ſtets ſo lange auf, bis ich komme,“ ſagte ſie. „Nun iſt ſie gewiß ſchon bei ihrem Strickſtrumpf eingeſchlafen.“

„Herr Wigand wird wohl die Güte haben, Sie nach Hauſe zu bringen,“ ſagte die Paſtorin und fügte dann erläuternd hinzu: „Der alte Beverneſt holt ſonſt das gnädige Fräulein ab, aber der hat 'mal wieder ſeinen Rheumatismus, daß er ſich nicht rühren kann.“

„Sehr gern,“ erwiderte Wigand. Es kam von Herzen.

Die beiden Alten begleiteten das junge Paar bis an die Ausgangsthür des Vorgartens. Hier nahmen ſie Abſchied. „Celerio!“ ſäuſelte der Paſtor noch einmal ganz verklärt, als er Wigand die Hand drückte.

Unter der ſchattenden Finſternis der Eichen auf der Dorfſtraße gingen die beiden jungen Leute ſchweigend nebeneinander hin. Doch als ſich vor ihnen die ſchimmernde Chauſſee aufthat, und man ſich bei der hellen Juninacht wieder ins Angeſicht ſehen konnte, faßte Wigand den Mut, zu ſagen, was ihm den ganzen Tag ſchon durch den Sinn gegangen war. Mit etwas Herzklopfen und ein wenig bedrückter Stimme begann er: „Gnädiges Fräulein, kennen Sie die Sage von der Mittagsfee?“

„Nein,“ antwortete Hildegard, „ich habe nie davon gehört.“ Auch ihre Stimme klang ein wenig verſchleiert.

„In meiner Kindheit hat man mir die Geſchichte oft erzählt,“ fuhr Wigand fort, „ſie iſt mir kürzlich wieder in den Sinn gekommen. In der Nähe meines Geburtsortes war ein mit alten Bäumen und Buſchwerk und einzelnen blumigen Grasflächen bewachſener Hügel, der auf ſeinem Gipfel die ſpärlichen Trümmer einer alten Burg trug. Dort hauſte die Mittagsfee, ein verzaubertes Burgfräulein oder dergleichen. Niemand hatte ſie geſehen, aber man wußte, ſie war in ein zartes, weißes Gewand gekleidet und unſagbar ſchön. Auf demſelben Hügel graſte das Mittagsſchaf.“

„Das Mittagsſchaf?“ wiederholte Hildegard, und ein kleines, zierliches Lachen folgte hinterher.

„Ja, das Mittagsſchaf,“ fuhr Wigand ernſthaft fort. „Es zeigte ſich dort in der Mittagsſtunde an heißen, ſonnigen Tagen, oder vielmehr es zeigte ſich nicht, denn das Mittagsſchaf war unſichtbar. Aber man wußte, es war ſchneeweiß und ſo wunderbar ſchön, wie eben nur überirdiſche Schafe ſein können, die einer Fee gehören.“

„Alſo der Mittagsfee, die niemals jemand geſehen hatte, gehörte das unſichtbare Mittagsſchaf,“ ſagte Hildegard ſehr beluſtigt und lachte wieder.

„Unſichtbar war es wohl,“ fuhr Wigand mit unerſchütterlichem Ernſte fort, „aber es warf einen Schatten. Den konnte man in der heißen Mittagsſtunde langſam über die Wieſe hingleiten ſehen, und wenn es ganz ſtill war, hörte man auch deutlich, wie das Gras abgerupft wurde.“

„Nun wird's unheimlich!“ fügte Hildegard ein.

„An dem Orte, wo dieſes Schaf graſte, konnte man in der Mittagsſtunde des Johannistages wunderliche Dinge erleben.“

Hildegard fing an, raſcher zu gehen.

„Sobald ein junger Menſch in dieſer Stunde ſich zufällig dort niederſetzte, wurde er von einer unwiderſtehlichen Müdigkeit befallen und ſchlief ein. Punkt Eins erwachte er wieder von einer Empfindung, als ſtreiche ihm jemand ſanft über das Geſicht, und wenn er ſich umſah, fand er, daß er über und über mit Blumen beſchüttet war.“

Beide ſchwiegen eine Weile. Hildegard ging ſchnell und tiefatmend neben ihm her; er hörte das taktmäßige Rauſchen ihrer Kleider. Dann ſagte ſie: „O, es iſt nicht recht, daß Sie eine kleine Ungeſchicklichkeit ſo gegen mich ausnutzen. Ja, ich war es. Sie wiſſen es ja doch längſt. Ich hatte im Erlenbruch Blumen gepflückt, und als ich an der Ausſichtsbank vorüberkam, da wollte — ja, da wollte ich mir 'mal die Wieſe anſehen, weil da doch die Leute mit den Maſchinen arbeiten. Und wie ich da nun ſtand und meine Hand auf die geſammelten Blumen geſtützt hatte, die vorn über die Mauer hingen, und auf die Wieſe hinausſah, da war mir mit einemmale, als wenn da unten an der Mauer etwas nicht in Ordnung ſei, denn ich hörte, wie da jemand — ja, wie ſage ich nur gleich —“

„Schnarchte,“ fügte Wigand ein.

„O nein, o nein!“ rief ſie eifrig, „aber es atmete dort jemand. Und als ich nun hinunterblickte, da ſah ich Ihnen gerade ins Geſicht. Darüber bekam ich einen ſolchen Schreck, daß ich zurückfuhr und meine Blumen losließ. Ich glaube auch, ich ſchrie ein bißchen. Die Blumen mußten Ihnen ins Geſicht gefallen ſein. Darüber erſchrak ich nachträglich noch mehr und lief ganz ſchnell davon und den Wieſenweg entlang, weil ich da raſcher um die Ecke kam. Als ich dann bei dem dichten Gebüſch angelangt war, ließ meine Angſt nach, und ich guckte mich um. Nun kam aber erſt der größte Schreck, denn da ſtanden Sie und ſahen ſich ganz nachdenklich die Ausſichtsbank an. Das hatte ich doch nicht gedacht, daß Sie — daß Sie —“

„So frech ſein würden,“ ergänzte Wigand.

„Unternehmend, wollte ich nur ſagen, daß Sie ſo unternehmend ſein würden. Ich hatte nur den einen Gedanken, daß Sie mich nicht ſehen dürften, und in demſelben Augenblick war ich auch ſchon in das Gebüſch hineingewutſcht. Denn das kannte ich gut, dort war, als ich noch mit Puppen ſpielte, immer mein Haus; drinnen iſt ein Raum, wie ein kleines Zimmer, dort hab' ich als Kind oft ſtundenlang geſpielt. Doch nun kamen Sie gar denſelben Weg hinter mir her. Als Sie da ſtanden und ſich das Gebüſch ſo aufmerkſam anſahen, da ſchlug mir das Herz, daß ich dachte, Sie müßten es hören. Aber Sie gingen weiter, und als Sie außer Sicht waren, da lief ich auf einem anderen Wege ganz ſchnell nach Hauſe. Aber ich weiß, bei der Sanduhr haben Sie mich doch geſehen. Und ich beichte Ihnen das alles, damit Sie nicht denken ſollen, daß — nun, Sie wiſſen ja ſchon.“

Wigand war gerührt und erfreut über dieſe liebliche Offenheit, es zog ihn, ſie in ſeine Arme zu nehmen und ihr das zu ſagen, aber eine Bangigkeit hielt ihn zurück.

„Ja, ich weiß es,“ ſagte er, „ich wußte es von Anfang an. Aber ich muß nun auch Ihre Verzeihung erbitten dafür, daß ich, wie Sie ſich ſo zart ausdrücken, daß ich ſo unternehmend war. Ich bitte Sie, zürnen Sie mir nicht darum.“

Die beiden jungen Leute waren jetzt an der Parkmauer angelangt und ſtanden vor dem kleinen Gitterpförtchen, das neben dem mächtigen Rebhühnerthor zum Schloſſe führte. Sie ſchienen beide ein wenig betroffen, daß dieſer Weg ſo kurz geweſen war.

„Ich bin Ihnen nicht böſe,“ ſagte Hildegard, „aber ein wenig geängſtigt haben Sie mich doch.“ Nun reichte ſie Wigand die Hand und wollte ſich verabſchieden, doch dieſer behielt halb unbewußt die zarten, ſchlanken Finger in den ſeinen und ſagte ſchnell: „Die Geſchichte von der Mittagsfee iſt aber noch nicht zu Ende, wie Sie ſich wohl denken können. Unter den Blumen, mit denen ſich der junge Menſch überſchüttet fand, war eine, die den Zauber löſen konnte. Sie zeichnete ſich nicht aus vor den anderen, und nur der Auserwählte fand ſie heraus. Steckte er ſie an ſeinen Hut oder in ſein Knopfloch, dann ereigneten ſich wunderbare Dinge. Dann ſtand ſie mit einmal vor ihm, die Verzauberte, in all ihrer unbeſchreiblichen Schönheit, und hinter ihr das Mittagsſchaf, nun aber in einen alten ſilberhaarigen, treuen Diener verwandelt, der das Schickſal ſeiner Herrin geteilt hatte. Denn nun waren ſie erlöſt; aus den Trümmern wuchs das Schloß zu neuer Herrlichkeit empor, und unſägliches Glück ward dem jungen Menſchen zu Teil. Das iſt die Geſchichte von der Mittagsfee.“

Hildegard hatte zugehört wie in einem Bann, mit niedergeſchlagenen Augen. Jetzt ſuchte ſie Wigand ihre Hand zu entziehen und ſagte: „Es iſt ſpät, man wartet auf mich.“

Wigand aber fuhr fort: „Der junge Menſch, dem das letzte Mal die Gunſt der Mittagsfee zu Teil ward, hat alle die Blumen ſorgfältig aufgehoben. Er fand eine darunter, die ſein Schickſal entſcheiden kann, die ihn zum ſeligſten oder unſeligſten Manne machen kann. Er fragt, ob es die rechte iſt?“

Damit nahm er ein Vergißmeinnicht hervor, das er den ganzen Abend ſchon im Knopfloche getragen hatte.

Hildegard warf einen heimlichen Blick auf die Blume, und in ihre Wangen, die eben noch geiſterblaß geweſen waren, ſtieg nun ein dunkles Rot. Sie war verwirrt, ſie wollte entfliehen, allein halb unbewußt gab ſie dem ſanften Druck der Hand nach, welche die ihrige zurückzuhalten ſuchte. Dann ſah ſie plötzlich Wigand voll an und nickte. Sie wußten beide nachher nicht, wie es geſchehen war, daß ſie ſich küßten, und was ſie einander alles geſagt und nicht geſagt hatten. Und dann kam das ſonderbare, furchtbare Geräuſch, das ſie erſchreckte und auseinander ſprengte. Es war wohl ein aus dem Schlaf aufgeſchreckter großer Vogel, der ſich polternd durch die laubigen Zweige davon machte. Hildegard entſchwand aus Wigands Armen; er hörte, wie die Pforte ins Schloß fiel, wie die ſchnellen, leichten Füße über den Kies dahineilten und das Rauſchen des Gewandes in die Ferne ſchwand. Er war allein mit ſeinem Glück.

Wie im Traume machte er ſich auf den Rückweg. Er ſtand noch lange auf der Richnowbrücke in der hellen, warmen Juninacht. Leiſe gurgelte das Waſſer ihm zu Füßen, und ab und an ſprang ein Fiſch. Rings am Horizont lag niederes Gewölk, in dem der Wiederſchein ferner Blitze zuweilen hier und da aufzuckte. Zwei Lichter ſchimmerten noch in dieſem glücklichen Thalgrunde, das eine aus dem Pfarrgarten, wo der Paſtor wohl mit dem Aufſpannen ſeines reichen Fanges beſchäftigt war, das andere durch eine Baumlücke aus einem Fenſter des Schloſſes. Ja wahrlich, ſie beide hatten einen Schatz gefunden, der Paſtor und er, in dieſer glückſeligen Nacht. Das Licht im Pfarrgarten verſchwand zuerſt, er ſah ſeinen Schein ſich die Terraſſen hinaufbewegen, und dann war es fort. Eine Weile ſpäter erloſch auch plötzlich das Licht im Schloſſe. Wigand machte ſich auf den Heimweg. Der holde Name kam ihm unwillkürlich auf die Lippen: „Hildegard!“ ſagte er vor ſich hin, und in dieſem Worte lag doch noch mehr Glück, wie in des Paſtors begeiſtertem: „Celerio!“

(Fortſetzung folgt.)

## Hoffmann von Fallersleben.

Von Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

Seit einiger Zeit beginnt man ſich wieder lebhafter mit dem Manne zu beſchäftigen, deſſen Name um die Mitte des Jahrhunderts in aller Munde war und deſſen Bild als Dichter und Menſch wir heute zeichnen wollen. Auf Helgoland, der Geburtsſtätte des Liedes „Deutſchland über alles“, iſt dem Dichter jüngſt ein Denkmal errichtet worden, und eine bis zum fünften ſtattlichen Bande gediehene neue Ausgabe ſeiner „Geſammelten Werke“ von Dr. H. Gerſtenberg (Berlin, Fontane 1891/92) wird jedenfalls das ihrige dazu beitragen, das Andenken an die Geſamterſcheinung Hoffmanns in weiteren Kreiſen zu beleben. Denn nur um die Geſamterſcheinung des Dichters kann es ſich handeln, wenn von einer Auffriſchung ſeines Gedächtniſſes geſprochen wird. Leben doch der Lieder viele, die er aus voller Bruſt geſungen, ſo friſch und unverwelkt im Volksmunde weiter, als ob ſie geſtern oder heute gedichtet wären.

Ja, er war eben ein Volksſänger, wie wir deren wenige in der deutſchen Litteratur beſitzen. Er jubelte und klagte, ſehnte und hoffte, ſtrebte und — irrte mit dem Volke. Und wenn ſeine und ſeiner Zeitgenoſſen Ideale nicht mehr in allen Punkten die unſrigen ſind und ſein können, wenn vieles davon verwirklicht, anderes wieder veraltet und überlebt iſt, ſo hebt ſich darum ſein Bild als das eines vom ehrlichſten deutſchen Idealismus erfüllten Mannes nicht minder leuchtend von dem bewegten Hintergrunde ſeiner Zeit ab.

Der Dichter hat ſich bekanntlich nach dem Städtchen Fallersleben im Lüneburgiſchen genannt, wo er am 2. April 1798 geboren wurde. Nach genoſſener Schulbildung in Helmſtedt und Braunſchweig bezog er 1816 die Univerſität Göttingen, 1819 Bonn. Das Studium der Theologie, dem er ſich anfangs widmete, vertauſchte er bald mit den litterarhiſtoriſchen und germaniſchen Wiſſenſchaften. Nach zeitweiligem Aufenthalt in Berlin, erhielt er eine Anſtellung als Kuſtos an der Univerſitätsbibliothek zu Breslau. An derſelben Univerſität wurde er zuerſt außerordentlicher, dann ordentlicher Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur.

Mittlerweile umzieht ſich der politiſche Horizont Deutſchlands mit düſteren Wolken. Das Sturmjahr 1848, das „tolle Jahr“ der ſogenannten deutſchen Revolution, wirft ſeine Schatten voraus. Allenthalben ertönt der Ruf nach erweiterten Volksrechten. Die Regierung Friedrich Wilhelms III begegnet allen dieſen Forderungen mit ruhiger Zurückhaltung. Da beſteigt im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV den Thron, und mit ihm ſcheint eine neue Aera anzubrechen. Aber je größere Erwartungen die neue Regierung hervorgerufen hatte, um ſo größer wird bald die Gereizheit wider ſie. Mitten in die gärende Stimmung, die einer Schwüle vor dem Sturm verglichen werden darf, ſchleudert Hoffmann ſeine „Unpolitiſchen Lieder“ hinein. Der Erfolg iſt ein durchſchlagender. Die ganze Unzufriedenheit mit den beſtehenden Verhältniſſen, das Sehnen nach etwas Neuem und Beſſerem, vor allem aber nach einer Wiedergeburt der deutſchen Einheit, findet ſeinen beredten Ausdruck in dieſen Liedern, die bald Gemeingut des ganzen deutſchen Volkes wurden. Der Erfolg derſelben mußte um ſo größer ſein, als die Hoffmannſchen Dichtungen, im Gegenſatz zu den ſpäter erſchienenen Herweghſchen, ihren weſentlichen Inhalt nicht in allgemeinen ſchwungvollen Ergüſſen ſuchten, ſondern vielmehr in der Schilderung der realen und oft kleinlichen Verhältniſſe, wie ſie ein jeder kannte und bemängelte, in der Charakteriſtik des täglichen Lebens mit all ſeinen Plackereien und Bevormundungen „von oben herab.“ Es waren nicht etwa wuchtige Keulenſchläge, die der Dichter austeilte, vielmehr kleine, aber empfindliche Nadelſtiche; nicht donnernde Strafpredigten, ſondern ironiſche Bemerkungen und trockene Sarkasmen. Cenſur und Polizei ſpielen eine Hauptrolle, und der „Junker“ und „Pfaffen“ wird natürlich auch nicht geſchont. Dabei verſteht es Hoffmann meiſterhaft, gerade den deutſchen Philiſter an der Nachtmütze zu faſſen und durch Spott und Satire aufzurütteln. Charakteriſtiſch in dieſer Beziehung iſt das Lied:

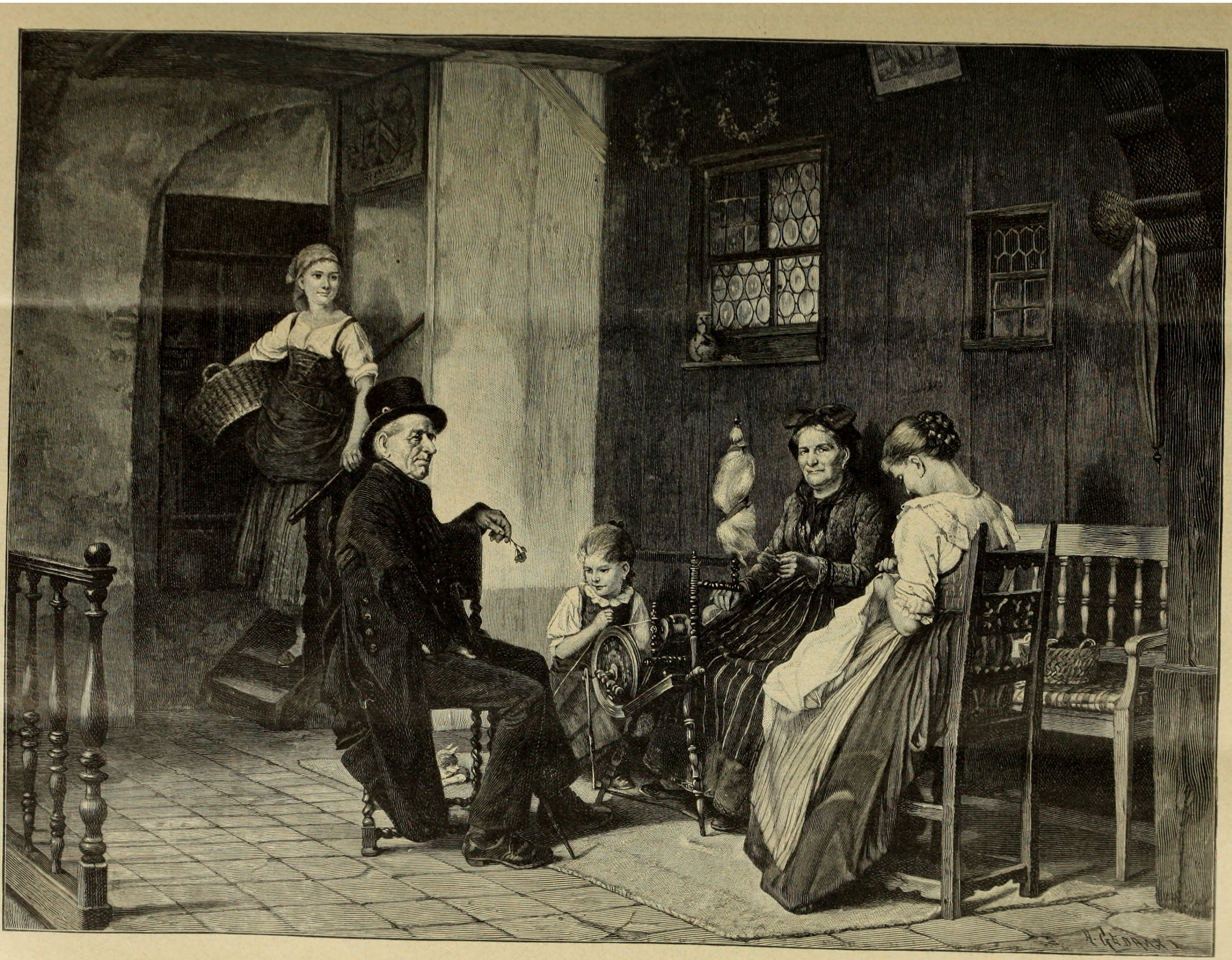
„Welch ein Leben! welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht!
Auf der Bierbank —
Unſre Sitten, unſre Zeiten,
Nein, ſie ſind fürwahr nicht ſchlecht!
Auf der Bierbank.

Alle Laxheit geht zunichte,
Und der Freiſinn wird geſtählt
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeſchichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.

Deutſchland iſt noch nicht verloren,
Deutſchland ſtrotzt von Kraft und Geiſt
Auf der Bierbank —
Allem ſei der Tod geſchworen,
Was nur welſch und undeutſch heißt,
Auf der Bierbank.“

Und ebenſo draſtiſch ſpiegelt ſich in den Hoffmannſchen Strophen die ganze Armſeligkeit des damaligen öffentlichen Lebens ab:

„Wie iſt doch die Zeitung intereſſant
Für unſer liebes Vaterland!
Was iſt uns nicht alles berichtet worden!
Ein Portepéefähnrich iſt Leutnant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten ſilberne Borden,



Der Brautwerber. Nach dem Gemälde von B. Vautier.

Die höchſten Herrſchaften gehen nach Norden
Und zeitig iſt es Frühling geworden —
Wie intereſſant! wie intereſſant!
Gott ſegne das liebe Vaterland!“

Die Folge dieſer Lieder war, daß Hoffmann im Jahre 1842 ſeines Amtes als Profeſſor entſetzt ward. Damit begann für ihn jenes jahrelange unſtäte Wanderleben, welches ihm den Beinamen des „letzten fahrenden Sängers“ eingetragen hat.

Nach vielfachen Kreuz- und Querzügen durch Deutſchland, Frankreich, die Schweiz und Italien, gelang es dem Dichter endlich (1845) das Heimatsrecht in Mecklenburg zu erwerben. Hier lebte er, unter ſtetiger Teilnahme an den politiſchen Kämpfen jener Tage, bis ihm das Revolutionsjahr 1848 freundlichere Ausſichten zu verſprechen ſchien.

Der Schwüle war das Gewitter gefolgt. Im Vertrauen auf den königlichen Amneſtieerlaß vom 20. März eilte Hoffmann nach Berlin, um beim Staatsminiſterium ſeine Wiederanſtellung als Profeſſor zu betreiben. Wie ſehr die demokratiſche Partei damals von ihrer Macht überzeugt war, dazu liefert der Dichter ſelbſt in ſeiner Autobiographie einen charakteriſtiſchen Beitrag. Als er gelegentlich erzählte, daß er ſich behufs Wiedereinſetzung in ſein früheres Amt an das Staatsminiſterium gewandt habe, wurde ihm erwidert: „Was? An das Miniſterium? Wozu? Beſteigen Sie morgen das Katheder, leſen Sie, das iſt eine vollendete Thatſache, und — Sie ſind wieder in Amt und Würden!“ Dem war aber doch nicht alſo. Das Einzige, was Hoffmann erreichte, war die Zahlung des Wartegeldes. Das Katheder hat er nicht wieder beſtiegen.

Das folgende Jahr bringt ein neues Element in das Leben des Dichters: er heiratet ſeine junge Nichte. In rührender Weiſe ſchildert uns der Einundfünfzigjährige die Zweifel und inneren Kämpfe, von denen er heimgeſucht wurde, bevor er ſich zu dem ſo bedeutſamen Schritte einer Erklärung entſchloß. Hochbeglückt durch das Jawort der Geliebten, jubelt er auf:

„Ja, du biſt mein!
Ich will's dem blauen Himmel ſagen,
Ich will's der dunkeln Nacht vertrau'n,
Ich will's als frohe Botſchaft tragen
Auf Bergeshöhn, durch Heid' und Au'n.
Die ganze Welt ſoll Zeuge ſein:
  Ja, du biſt mein!
  Und ewig mein!“

Er liebte mit dem ganzen Feuer eines Jünglings; mit allen Mitteln ſucht er die Verbindung mit der Geliebten zu beſchleunigen. Um vom kirchlichen Aufgebote dispenſiert zu werden, bedurfte er der Genehmigung des Staatsminiſters von Schleinitz. Dabei ſpielte ſich folgende heitere Vorzimmer-Szene ab, die wir ihn ſelbſt erzählen laſſen wollen:

„Wen habe ich anzumelden?“ fragte der Bediente. — „Profeſſor Hoffmann.“ — „Woher?“ — „Vom Rhein.“ — „Wenn Sie in Wein machen, ſo will ich Ihnen nur ſagen, ſo hilft das Anmelden nichts.“ — „Gehen Sie nur, es betrifft eine Heiratsangelegenheit.“ — „Ja, die hat aber Excellenz nicht mehr, die hat er abgegeben —“ „Schadet nichts, gehen Sie nur nnd melden Sie mich.“

Nach vieler Mühe gelingt es dem verliebten Dichter vorgelaſſen zu werden und das Gewünſchte zu erhalten. Endlich! Schon nach wenigen Tagen führt er die Braut als Gattin heim. Im Jahre 1852 wird ihm das erſte Kind geboren:

„Kein König gab mir einen Orden,
Noch einen Titel oder Rang,
Und dennoch bin ich mehr geworden,
Als ich geahnt mein Leben lang.

Der Herr der Herren, Er da droben,
Hat gnädig ſeines Knechts gedacht,
Mein Herz muß preiſen ihn und loben:
Er hat zum Vater mich gemacht.“

Das äußere Leben Hoffmanns blieb nach wie vor ein unruhiges und ſorgenvolles. Bald lebt er in Bingerbrück, bald in Neuwied. Seine wertvolle Bibliothek hatte er um einen geringen Preis veräußern müſſen. Das hindert ihn aber nicht, mit dem zähen Eifer eines echten deutſchen Gelehrten weiteren Forſchungen und Studien obzuliegen. Trifft ihn ein Ungemach, dann geht er ins Freie und pflückt Blumen, oder er nimmt die Axt und — hackt Holz. Oft heißt es in ſeinem Tagebuche: „Holz gehackt und die Welt verachtet!“

Endlich, ſo ſcheint es, ſoll ſein Lebensſchifflein in einen ruhigen Hafen einlaufen. Er erhält (1854) einen Ruf vom Großherzoge von Weimar, um in Gemeinſchaft mit dem Gelehrten Schade mehrere periodiſche litterariſche Schriften, in erſter Linie „Weimariſche Jahrbücher“, herauszugeben. Der gnädige Empfang von ſeiten des kunſtliebenden jungen Großherzogs, der nach dem Ruhme geizte, ſeine Reſidenz mit dem alten Glanze eines Muſenaſyls zu umgeben, und ein anregender Verkehr, namentlich mit Liſzt, durften in dem Vielgewanderten wohl den Glauben erwecken, endlich eine ruhige und behagliche Exiſtenz gefunden zu haben. Allein die „Jahrbücher“ ſtellten ſich bald als ein verfehltes Unternehmen heraus, das die Erwartungen des Großherzogs keineswegs erfüllte und bald von ihm fallen gelaſſen wurde. Damit hatte denn auch die von ihm bisher gezahlte Subvention ihr Ende erreicht, und Hoffmann konnte zuſehen, wie er ſich weiter helfen mochte. Dieſes Mal wurde der Dichter vom Glücke begünſtigt. Der Herzog von Ratibor gab ihm eine auskömmliche Anſtellung als Bibliothekar auf Schloß Corvey an der Weſer. Hier lebte und wirkte Hoffmann bis an ſein Lebensende. Er ſtarb, 76 Jahre alt, in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1874.

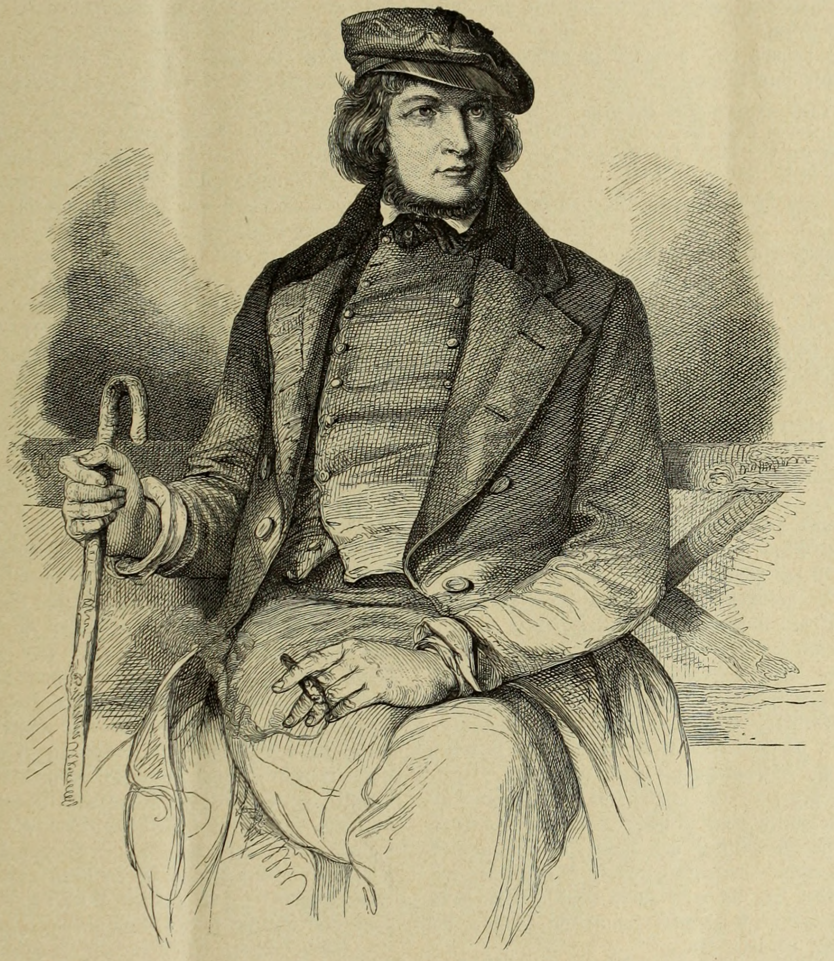
Es kann hier nicht unſere Aufgabe ſein, auf die wiſſenſchaftliche Thätigkeit Hoffmanns von Fallersleben näher einzugehen, ſo allgemein auch die Anerkennung iſt, die ſeine wiſſenſchaftlichen Werke, namentlich die „Horae belgicae“ und „Das deutſche Kirchenlied“, gefunden haben. Seine wiſſenſchaftliche Thätigkeit kann uns hier nur inſofern intereſſieren, als ſie uns Aufſchluß über ſeine poetiſche Eigenart erteilt. Und in dieſer Beziehung müſſen wir freilich auch auf den Gelehrten Hoffmann zurückgreifen. Denn ſein ganzes Dichten iſt geſättigt von dem Geiſte, den er aus ſeiner ſtetigen Beſchäftigung mit dem deutſchen Volksliede geſogen. Wie er auf der einen Seite als Gelehrter niemals nur mit dem Kopfe, immer auch mit dem Gemüte geforſcht und geſchrieben hat, ſo dringt anderſeits der friſche Quell, der ſich ihm aus ſeinem liebevollen Studium des Volksliedes erſchloß, auch in ſeine eigenen Schöpfungen. Wenn man zugeben wollte, daß ein „Kunſtdichter“ Volkslieder ſchaffen kann, dann hat Hoffmann ſolche geſungen. Ja, wenn wir heute in gehobener und fröhlicher Stimmung „Deutſchland über alles“ oder „Zwiſchen Frankreich und dem Böhmerwald“ oder „Deutſche Worte hör' ich wieder“ anſtimmen, — wie viele erinnern ſich dann überhaupt daran, daß Hoffmann von Fallersleben dieſe Lieder gedichtet hat? Und er hat ſeine Lieder nicht nur gedichtet, er hat ſie — im buchſtäblichen Sinne des Worts — auch geſungen. Vielen derſelben hat er alte bekannte Volksweiſen, anderen wieder eigene Melodieen zu Grunde gelegt. Wenn er im Garten auf- und abſpazierte, in der einen Hand ein Blatt Papier, in der anderen den Bleiſtift, dann ſchrieb und ſummte er gleichzeitig vor ſich hin. Er ſang, wie der Vogel ſingt, der in den Zweigen wohnet!

Hoffmann iſt ſeinem ganzen Weſen nach Lyriker, und ſeine Lyrik umfaßt nicht nur alle Gebiete, ſondern auch alle Lebensalter der menſchlichen Empfindung. Haben wir ihn ſoeben in weihevoller Stunde die ſchwarz-rot-goldene Fahne ſchwingen ſehen, ſo erblicken wir ihn im nächſten Augenblicke, ſein Söhnlein auf den Knieen, die kindlichſten Weiſen mit der ſeligſten Miene von der Welt vor ſich hinträllernd, als ob es keine Cenſur, keine Polizei gäbe. Er iſt fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Traurigen, Mann unter Männern und Kind unter Kindern. Und dabei iſt und bleibt er doch immer derſelbe „Alte, mit weißem Bart und Haar“, mit den halb zugekniffenen blinzelnden Augen, aus denen uns ſo viel Schalkheit, aber auch ſo viel

Herzensgüte, ſo viel deutſche Tiefe entgegenleuchtet. Keine ſchöne Blume läßt er ungepflückt, kein ſchönes Mädchen, keinen wackeren Geſellen ungegrüßt, aber auch — kein Wirtshaus unbeſucht. Wohin er auch ſeinen Wanderſtab ſetzen mag, — ſein Herz bleibt in Deutſchland, und ſein Lied zieht gen Norden:

„Iſt ein Land, es heißt Italia,
Blühn Orangen und Citronen.
Singe! ſprach die Römerin,
Und ich ſang zum Norden hin . . . .“

Es iſt nichts eigentlich „Geniales“, ganz und gar nichts Fauſtiſches im Weſen Hoffmanns enthalten. Keine großen Leidenſchaften reißen uns in ſeinen Liedern hin, keine überwältigenden Gedanken laſſen uns in Bewunderung zu ihm emporblicken. Man könnte viel eher behaupten, er ſei ſelbſt nicht ganz frei von einem Hauche echtdeutſcher Philiſterhaftigkeit. Aber gerade dieſe Beimengung einiger geſunder „hausbackener Nüchternheit“, gerade die breite, zuweilen etwas ſchwerfällige Behaglichkeit, mit der er ſich bei aller Kraft und Friſche zu geben liebt, mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm die Herzen ſeiner Volksgenoſſen zu erſchließen. So gern ſich der Deutſche gelegentlich dem Rauſche der Begeiſterung, den höchſten Affekten des menſchlichen Herzens hingibt, — am liebſten verweilt er im Liede doch auf den mittleren Stufen der Empfindung, und der Dichter, der ihn auf den ſanftbewegten Fluten ſeines Sanges ſchaukelt, iſt ihm lieber, als der, welcher ihn auf ſturmgepeitſchten Wogen der Leidenſchaft auf- und niederſchnellen läßt. Entbehrt die Lyrik Hoffmanns der außerordentlichen Momente, ſo iſt ſie dafür auch gänzlich frei von allem Unwahren und Gemachten. Sie iſt ſo kerngeſund wie er ſelbſt, klar und wahr, tüchtig und rein.



Und bist du nur ein Glöcklein —
Frisch auf, frisch auf, mein Herz!
Es stürzt auch die Lawine
Von eines Glöckleins Klang.

Hoffmann von Fallersleben.

Der letzte Wunſch des Dichters war die Herausgabe ſeiner „Sämtlichen Werke“. „Zehn Monate vor ſeinem Tode, im Jahre 1873“ — ſo erzählt Dr. H. Gerſtenberg in der Einleitung zu ſeiner neuen Ausgabe Hoffmanns — „ſtand er der Erfüllung dieſes ſeines innigſten Wunſches nahe. Die Ausgabe letzter Hand, wie er ſie mehrfach in ſeinem Tagebuche ahnungsvoll nennt, ſchien geſichert. Dieſe frohe Ausſicht verlieh ihm, dem das Leben ſo manche Enttäuſchung gebracht hatte, neuen Mut und neue Arbeitskraft; mit der Friſche und dem Eifer des Jünglings ſammelte und ordnete er, beglückt durch die Hoffnung auf die baldige Vollendung ſeines Lebenswerks. Einige Monate ſpäter — und mit Thränen in den Augen ſtand der greiſe Dichter vor ſeiner Schwägerin Alwine zum Berge, auf die Handſchrift ſeiner Gedichte weiſend: der Verleger hatte ſie ihm zurückgeſchickt und die Herſtellung der Geſamtausgabe abgewieſen. In tiefer Enttäuſchung verredete er es damals ſeiner Schwägerin gegenüber, wie dieſe kurz vor ihrem Tode erzählte, je wieder an die Herausgabe ſeiner Dichtungen denken zu wollen.“

Heute, achtzehn Jahre nach ſeinem Tode, iſt dieſer Wunſch des Dichters endlich in Erfüllung gegangen. Wird auch vieles von dem, was die Bände der neuen Ausgabe enthalten, nur in den engeren Kreiſen der Litterarhiſtoriker Beachtung finden, ſo hat Hoffmann es doch ſchon um jener Schöpfungen willen, die im Volksmunde weiter leben, verdient, durch ein ſolches litterariſches Denkmal geehrt zu werden. Er war und bleibt ein ganzer Mann als Dichter und als Deutſcher. Mag er auch als Kämpfer für „Freiheit und Recht“ in manchem zu weit gegangen ſein, ſo iſt er doch immer nur der Stimme ſeines Herzens gefolgt und der glühenden Liebe zu ſeinem Vaterlande. Dürfen wir ihn als Dichter nicht in eine Reihe mit unſeren Größten ſtellen, ſo hat er ſich doch als ſchlichter Volksſänger einen dauerndern Ehrenplatz im Gemüte ſeiner Nation erworben.

# Eine Pfarrtochter.

Eine Erzählung aus dem Leben von L. Thiele.

(Abdruck verboten.)

Auf dem Kirchhof ſchüttelte der Wind die Blätter von den Bäumen und breitete eine bunte Decke über das raſenbezogene Grab, an deſſen Häupten ein einfaches, eiſernes Kreuz dem Vorübergehenden mitteilte, daß hier der Rektor und Prediger H., geſtorben im März des Jahres 1837, nach ſchweren, langen Leiden ſeine letzte Ruheſtatt gefunden habe. Ein junges, ſchwarzgekleidetes Mädchen neigte ſich über das Grab, hob eins der roten Blätter auf, küßte es und reichte es der hochgewachſenen Frau, die neben ihr ſtand.

„Nimm es mit, Mama,“ ſagte ſie, „zum Andenken an den lieben Papa und den letzten Abend, wo wir zuſammen an ſeinem Grabe ſtehen.“

Die Mutter nahm’s und verſuchte zu antworten, aber kein Laut kam über ihre Lippen.

O wie vergänglich iſt ein Laub,
Der Sonne Kind, des Herbſtes Raub!
Doch hat dies Blatt, das niederbebt,
Mir ſo viel Liebes überlebt!

Das Gefühl, das aus dieſen Worten Uhlands ſpricht, ſchloß ihr die Kehle zu.

„Komm, Mama, mich friert!“ klagte ein kleines Mädchen, das ſich an den faltigen, ſchwarzen Rock der Mutter feſthielt.

„Ja, komm, liebe Mama,“ wiederholte ein anderes noch ſehr junges Mädchen, die Hand der Mutter faſſend. „Du machſt dich noch krank, wenn du länger hier ſtehſt in dem kalten Abendhauch! Und was wollten wir anfangen, wenn auch du —“ Sie vollendete den Satz nicht.

Die Mutter richtete ſich auf. Ohne ein Wort zu ſagen, faßte ſie der kleinen Dora Hand, ſchob ihren Arm durch den der größeren Tochter und verließ den Kirchhof, während Milchen, die Älteſte, noch zurückblieb, um den friſchgepflanzten Roſenſtock mit Laub zu bedecken und ihren letzten Abſchied von dem geliebten Grabe zu nehmen.

Wie ſchwer iſt das Abſchiednehmen! Das fühlte Milchen von neuem, als ſie draußen vor der Thür der Superintendentur wieder mit den Übrigen zuſammentraf. Wie oft hatte ſie dieſe Schwelle mit leichtem, fröhlichem Herzen überſchritten, wenn ſie gekommen war, der Frau Superintendent, die keine Kinder hatte, bei beſonderer Gelegenheit im Haushalt zu helfen! Auch jetzt hörte ſie fröhliche Stimmen im vorderen Zimmer, — ſicher war dort der harmlos frohe Kreis verſammelt, in deſſen Mitte ſie ſich immer ſo wohl gefühlt hatte, wo ſie als „Haustöchterchen“, wie der Herr Superintendent ſie ſcherzend zu nennen pflegte, zu walten gewohnt war. Zögernden Schrittes, als letzte, folgte ſie der Mutter und ſchlug die Augen nicht auf, als die Frau Superintendent ſie nötigte, Platz zu nehmen.

„Wohin werden Sie ſich nun zuerſt wenden, liebe Frau Schweſter?“ frug der geiſtliche Herr freundlich, nachdem die traurige Begrüßung vorüber war.

„Nach Berlin,“ antwortete die Witwe. „Ich denke, es findet ſich dort am erſten lohnende Beſchäftigung für meine Mädchen.“

Die Frau Superintendent nahm Milchens Hand freundlich in die ihre. „Sie wiſſen, wo wir Ihnen mit Rat und That helfen können, da thun wir’s ſo gern,“ ſagte ſie.

„Ja, ich weiß,“ antwortete die Witwe einfach. „Ich denke ja, wir werden uns durchſchlagen. Ich bin nicht verwöhnt. Den Hausſtand werde ich mit Doras Hilfe ohne Bedienung führen können. Die Miete für eine kleine Wohnung wird meine Penſion beſtreiten, und Minchen wird ſicher als geſchickte Stickerin, Gardinenſtopferin oder ſonſt wie ſo viel verdienen, um uns im übrigen zu erhalten. Milchen aber hat eine Stelle als Wirtſchafterin auf dem Lande angenommen. Sie wird uns ſicher manchen Vorteil zuwenden können, und, will’s Gott, auch im ſtande ſein, ein Weniges zu erübrigen, was meine Penſion erſetzen wird, wenn ich nicht mehr da bin.“

„Es freut mich, daß Sie ſo guten Mut haben, liebe Frau Schweſter,“ ſagte der Superintendet wirklich herzlich erfreut. Er konnte ihr nicht helfen; hätten auch ſeine Mittel dazu gereicht, würde er doch nie gewagt haben, ihr private Hilfe anzubieten. Öffentliche Kaſſen aber, auf die ſie ſich hätte ſtützen können, ſtanden nicht zu ſeiner Verfügung. Da fühlte er’s als phyſiſche Erleichterung, daß ſie ihren Unterhalt ſelbſt auf ſich nahm. „Und eines,“ ſetzte er leiſer hinzu, als er ſah, daß ſeine Frau die Aufmerkſamkeit der jungen Mädchen ganz beſchäftigte, „laſſen wir nicht aus den Augen. Ihre Töchter ſind hübſch, ſehr anziehend und dabei anſpruchslos. Es müßte wunderbar zugehen, wenn ſich nicht bald eine Gelegenheit zur Verſorgung für ſie gefunden hätte. Dazu gebe Gott ſeinen Segen!“

Aber ſie winkte mit der Hand. „Setzen wir ihnen nichts in den Kopf, lieber Herr. Arme Mädchen, wie ſie, thun beſſer, daran nicht zu denken. Freilich“ — ihre Stimme ſchwankte — „ſie wären wohl geeignet, ein glückliches Heim zu ſchaffen — einen guten Mann zu beglücken!“

„Alſo morgen ſchon?“ frug bedauernd der geiſtliche Herr, als ſie aufſtanden, um Abſchied zu nehmen, und hielt beide Hände der Frau feſt.

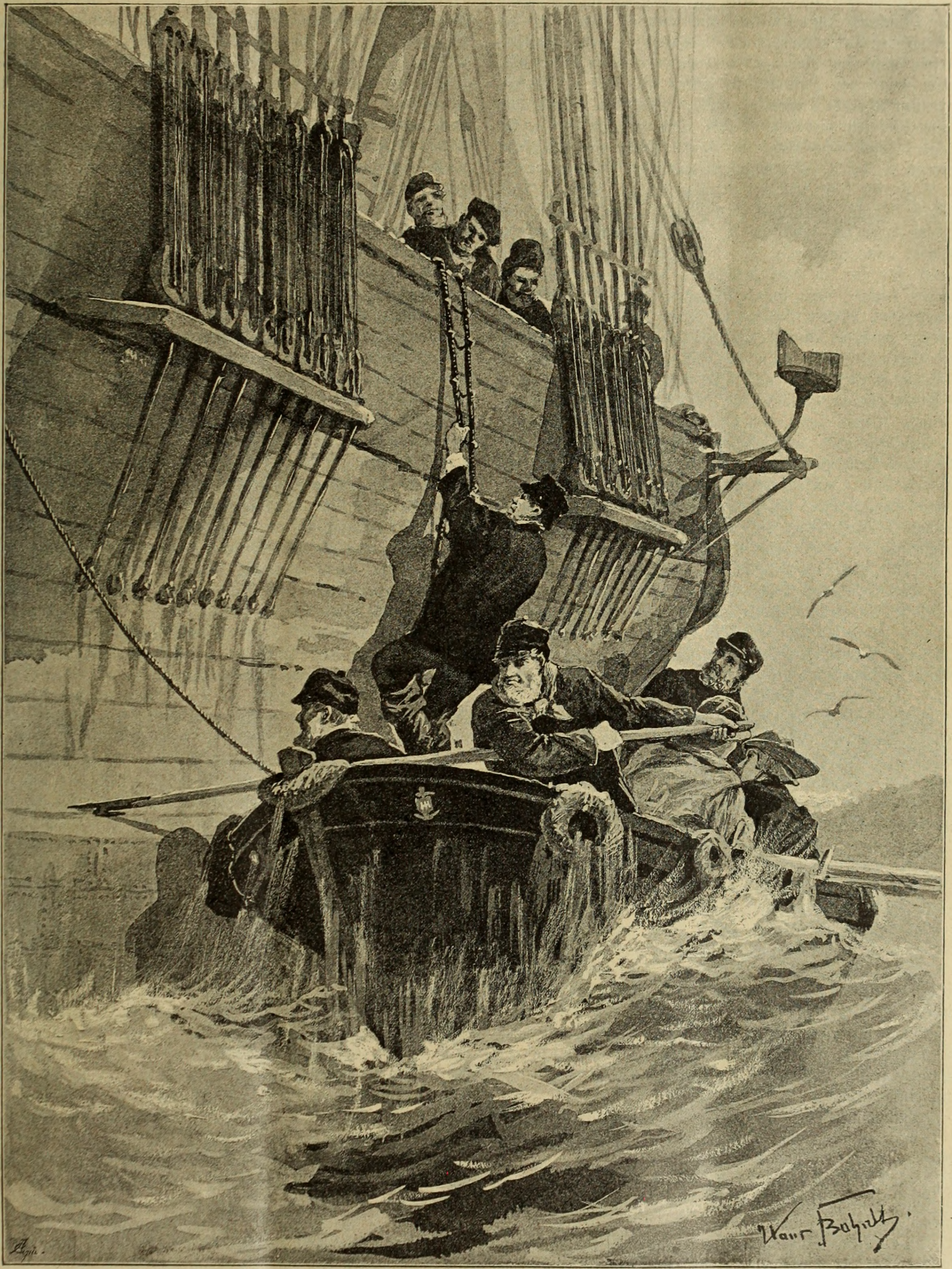
„Morgen zieht der neue Rektor ein,“ antwortete ſie, zum erſtenmale mit einem Wanken der ſchwer errungenen Standhaftigkeit. „Sagt Lebewohl, Kinder!“

„Ja, lieber Bruder,“ ſagte der Herr Superintendent, als er mit ſeiner Frau zur Geſellſchaft zurückgekehrt war, nachdem er ſeine traurigen Gäſte noch bis vor die Hausthür geleitet hatte, „wem Gott die Kinder verſagt hat, dem hat er neben vieler und großer Freude auch große Sorge vorenthalten. Es iſt nicht leicht, unverſorgte Kinder zu hinterlaſſen!“

„Ja, das weiß Gott!“ ſeufzte ein weißhaariger Amtsbruder. „Und ich glaube, der Gedanke daran hat auch unſrem Bruder das Scheiden recht ſchwer gemacht.“

Während die zurückgebliebene Geſellſchaft ſich ſo mit ihr und den Ihren beſchäftigte, ſchritt die Witwe mit ihren Kindern durch die engen, dunkeln Straßen ihrer bisherigen Wohnung zu. Wie weit, wie licht kamen ſie ihr vor gegen das, was ſie erwartete! Als ſie aber zum letztenmal im alten lieben Heim ihre Kinder verſammelt hatte um das liebe Bibelbuch, wie ſie es jeden Abend gethan, ſeit der Heimgegangene ſein hausprieſterliches Amt in ihre ſchwachen Hände gelegt hatte, da zog Ruhe und Friede in ihre bedrängte Seele. Eine ruhige geſicherte Exiſtenz verſank unter ihr wie die Planken eines lecken Schiffleins, und ſie mußte hinein in das unruhige Gewoge des Kampfes um ihr und ihrer Kinder täglich Brot. Aber nur Mut! Sind nicht die Kinder treu, fähig, willig, den Kampf zu beginnen und, will’s Gott, auch durchzuführen? Den rechten Kurs wird Gott ihr zeigen. Dem Aufrichtigen wird’s Gott gelingen laſſen. —

Volle vierzig Jahre ſind vergangen. Kaum denkt Milchen noch an die frohen Tage im Pfarrgarten, an die kurze ſonnige, ſorgloſe Jugendzeit. Allzu früh iſt die Sorge des Lebens, die bittere Arbeit ums tägliche Brot über ſie hereingebrochen und hat die Friſche, den Schmelz der Jugend verzehrt. Sie hat tapfer gerungen. Ihre Hand iſt hart, ihr Herz iſt trocken geworden, aber die Güter des Lebens ſind nicht der Preis ihres Ringens geweſen. Das, was ſie etwa einmal mehr verdiente, als ſie ſelbſt nötig hatte, das wanderte in kleinen Gaben und Geſchenken ins Haus der Mutter, um die dringendſten Sorgen zu lindern, denn die Erträge, die Minchens fleißiges Sticken abwarf, reichten nicht hin, für drei Perſonen Koſt und Nahrung zu beſtreiten. Da die Jahre hingingen, zeigten ſich die Folgen der eingeengten Luft und ſchwachen Ernährung zuerſt an der heranwachſenden Dora. Lang und ſchwank und ſehr hübſch, zogen ihre bleichen Wangen, die großen hilfeſuchenden Augen bald das Mitleid der Hausbewohner auf ſich. Alle wußten, woher der Schritt ſo müde, was die ſprechenden Augen zu klagen hatten. Auch die Mutter ſah es, und es brach ihr faſt das Herz. Sie ſah das Kind hinſiechen, ſie ſah es ſterben,



Der Hamburger Seelotſe an Bord eines Schiffes gehend. Originalzeichnung von Hans Bohrdt.

und ſie dankte Gott, da ſie endlich die müden Augen zudrückte, die das Leben nur von ſeiner bitterſten Seite geſchaut hatten. Jetzt war ſie droben bei Gott, bei ihrem Vater, und der harte Kampf war ihr erſpart, den ſie weniger fähig war auszukämpfen, als die kräftigeren Schweſtern. — Dann nahm Minchens Augenlicht ab. Unermüdliche Arbeit bei der ungenügenden Beleuchtung eines kleinen Hinterzimmerfenſters, das ſein Licht aus einem engen, von vier Stock hohen Gebäuden umgebenen Hofe erhielt, hatten früh das zur Erhaltung unentbehrliche Organ abgenutzt. Sie hatte tapfer ausgehalten bei Kummer und Arbeit; jetzt, wo die Arbeit ihr verſagte, faßte eine Art von Verzweiflung das Herz des alternden Mädchens und manchmal auch der Mutter, die mit dem Alter die Laſt ſchwerer werden fühlte. Milchen half, ſoviel ſie konnte. Sie hatte den Vorteil geſunder Luft und kräftiger Koſt für ſich, die ſie widerſtandsfähiger machten. Als aber auch die Mutter das müde Haupt zur Ruhe legte, da war für ſie der Tag gekommen, wo ſie dieſen Vorzug aufgeben mußte. Sie konnte Minchen nicht halbblind dem Hungern und Betteln überlaſſen. Auch waren für ſie ſelbſt die Tage vorüber, wo ſie, ihrer Tüchtigkeit wegen geſchätzt, leicht Stellung erhielt. Sie war faſt ſechzig Jahre alt, und die Leute wollten jüngere Kräfte in ihren Dienſten haben. So finden wir ſie denn wieder, die beiden alten Schweſtern, in einem kleinen Laden der Hauptſtadt, wo Milchen mit dem Wenigen, was ihr möglich geweſen war, zu erſparen, und einem Darlehn, welches die letzte Herrſchaft ihr vorgeſchoſſen hatte, ein kleines Vorkoſtgeſchäft eröffnet hat. — Wird es ihr gelingen, ſich und die Schweſter fernerhin durchzubringen? Ach, ſchon die erſten Wochen zeigen ihr, daß ihr Streben ein verlorenes iſt! Wenige Häuſer von ihr iſt ein Geſchäft derſelben Art; rechts und links ſind Keller, die neben dem Grünkram auch ihre Waren feilhalten; gegenüber liegt ein großes Kolonialgeſchäft, das im ſtande iſt, wohlfeiler zu verkaufen, als ſie. Dazu kommt, daß ſie in lebenslanger Gewohnheit ſich nicht entſchließen kann, die ſtrengſte Reellität aufzugeben. Ihr Grundſatz iſt: „Gute Ware, gutes Geld." Das kleine Publikum, das bei ihr verkehrt, will aber wohlfeil kaufen und wendet ſich dafür lieber der minderwertigen Ware zu. Milchen wartet und hofft — und hofft und wartet, während Minchens arme entzündete Augen durch immer neue Thränen die letzte Sehkraft einbüßen. Heute ſteht Milchen an der Ladenthür, und ihre des Nichtsthuns ungewohnten Finger ſpielen nervös mit der Klinke.

„Es kann ſo nicht bleiben, Minchen. Es geht nicht!"

„Ja, was meinſt du denn, Milchen?"

„Der 1. Oktober ſteht vor der Thür, Minchen. Wovon ſoll ich die teure Ladenmiete entrichten? Gott ſei Dank ſind die paar Waren bezahlt; der Wirt kann ſich an ſie halten. Aber wenn ſie fort ſind, was ſoll dann aus uns werden?"

„Ich weiß es nicht! Ich weiß es durchaus nicht, Milchen!" weint die Schweſter. „Ach Gott, daß ich ſolch tote Laſt in deinen Händen bin!"

„Das hilft nun nichts, Minchen," antwortet Milchen, ohne ſich bewußt zu werden, wie wenig Troſt darin für die Schweſter liegt. „Aber du mußt freilich etwas thun. Du mußt einkommen."

„Einkommen? — Wo? Wie? Soll ich betteln gehn?"

„Ach, Minchen, wo ſo viele bitten gehen, die es nicht bedürfen, wirſt du dich doch nicht ſchämen? Du haſt dir dein Leiden nicht auf unrechte Weiſe zugezogen, da mußt du nun auch tragen, was Gott dir zuſchickt, und darfſt nicht zu ſtolz ſein zu bitten."

Aber Minchen iſt untröſtlich. Was würden Vater und Mutter ſagen, wenn ſie wüßten, daß ihre Kinder ſo weit gekommen ſind?

Doch Milchen hat in dieſem Falle kein Mitleid. „Es muß ſein, Minchen! Mach's dir nicht noch ſchwerer! Ich werde mich erſt erkundigen, wie und wo. Aber für eine Blinde, die ſich nichts mehr erwerben kann, muß die öffentliche Hilfsleiſtung eintreten. Komm," ſagte ſie, zu plötzlicher Teilnahme erweckt, da ſie die hilfloſe, gebrochene Geſtalt der Schweſter anſieht, „weine nicht ſo ſehr. Es ſoll ja heut noch nicht ſein. Aber Minchen, ich hätte wirklich nicht gedacht, daß noch ſoviel Stolz in dir ſteckte!"

Von da fingen die Bemühungen der beiden armen Schweſtern an, durch Mithilfe anderer ihre troſtloſe Lage zu überwinden. Aber lange Zeit brachte ihnen die ſchwere Demütigung, der ſie ſich unterworfen hatten, keine Frucht. Jahrelang ging das Schreiben und Werben. Sie mußten den Laden mit einem Keller, den Keller, in welchem Milchen noch einen kleinen Kram geführt hatte, mit einem winzigen, kalten Dachkämmerchen vertauſchen. Minchen war völlig erblindet, Milchen hatte den letzten Pfennig verloren, die Möbel waren verkauft, die Betten im Pfandgeſchäft, ehe ſie die Nachricht erhielten, daß aus einem Unterſtützungsfond für die Blinde 400 Mark Penſion gezahlt werden ſollten. Das war ein Freudentag für die armen alten Menſchen, beſonders für Minchen. Jetzt war ſie die Erhalterin, Milchen diejenige, die von der Schweſter empfing. Zwar war's noch immer eine ſchwere Aufgabe für die ſparſame Haushälterin, mit einer Summe den Hausſtand zu führen, von welcher, nach Abzug der Miete für ein Stübchen im vierten Stock, für Koſt und Kleidung der zwei Perſonen etwa 200 Mark übrig blieben. Aber Milchen machte das Unmögliche möglich, und für eine Zeitlang ſchien den beiden alten Schweſtern das Geſpenſt des Hungers ferne gerückt zu ſein.

„O Minchen," ſagte Milchen, als ſie im Frühling von ihrem Dachfenſter aus den Blick auf die verkrüppelten Bäume eines kleinen Reſtaurationsgartens zu ebener Erde warf. „Ich wollte, du könnteſt ſehen! Ach Gott, das Herz geht einem doch auf, wenn man das Knoſpen und Wachſen da drunten ſieht!"

„Nein, nein!" meinte Minchen. „Wenn ich ſehen könnte, wovon ſollten wir denn leben? Ich danke ja Gott, daß er mich blind werden ließ!"

Armes Minchen! Die Schweſter ſchüttelte den Kopf und freute ſich, daß die Blinde die Thränen nicht ſah, deren ſie ſich als einer Undankbarkeit ſchämte. —

Und nun das Ende? — Dazu muß ich den Leſer in das Studierzimmer eines Berliner Geiſtlichen führen. Vor wenigen Wochen meldete ſich bei demſelben ein altes Mütterchen. Noch ſprach aus den Augen, die hell aus dem verwelkten Geſicht blitzten, der lebendige Geiſt, der eine unbeugſame Willens- und Thatkraft verriet. Die Kleidung war dürftig bis aufs äußerſte, und doch kündeten Schnitt und Haltung das ängſtliche Streben, die Zugehörigkeit zu den gebildeten Ständen zum Ausdruck zu bringen. Sie teilte dem Geiſtlichen mit, daß ihre einzige Schweſter im Alter von zweiundſiebzig Jahren nach langjähriger Schwachheit geſtorben ſei, und bat denſelben, da ſie die Tochter eines Geiſtlichen geweſen ſei, derſelben die letzte Begleitung nicht zu verſagen. Da er ſich des Näheren nach den Verhältniſſen erkundigte, erfuhr er, daß mit dieſer Schweſter jeder Lebensunterhalt für die Hinterbliebene wegfalle. Noch war für eine Woche der Mietzins entrichtet; von da an war die Bittſtellerin auf die ſtädtiſche Armenpflege angewieſen, von der ſie die Hoffnung hatte, zwölf Mark monatlich zu erhalten; zwölf Mark für Wohnung, Heizung, Koſt und Kleidung. — „Ich habe gearbeitet," ſagte Milchen, noch immer mit einem Schimmer der alten Lebhaftigkeit, „ſo lange ich konnte. Jetzt kann ich nicht mehr. Ich bin ſchwach geworden, denn ich bin vierundſiebzig Jahre alt. Was jetzt aus mir werden ſoll, das weiß ich nicht. Aber ich denke, Gott hat geholfen bis jetzt. Er muß ja Wege wiſſen!" Tapfer, wie ſie lebenslang geweſen war, kämpfte die Arme auch jetzt die Thränen nieder, die ſich gewaltſam aus den alten Augen drängen wollten.

Und Gott wußte wirklich einen Weg. Denn nur wenige Tage, ehe ſie ſo völlig hilflos geworden war, da hatte man in Berlin den Grundſtein für das neue Prediger- und Lehrer-Witwen- und Waiſenhaus gelegt. Freilich war's erſt der Anfang, und viel fehlt noch, ehe es fertig daſtehen wird. Aber dennoch ſammelte der Geiſtliche, an den ſie ſich gewandt hatte, ſchon jetzt die vielen aus Pfarr- und Lehrerhäuſern ſtammenden, ganz verarmten Witwen und Waiſen, für die er eine vorläufige Unterkunft im eigenen Hauſe bereitet hat, und die er ſpäter im neuerbauten Witwenhauſe unterzubringen hofft. So fand auch Milchen ein Obdach im Hauſe ihres neuen Freundes, als der Wirt ihr das bisherige ſchloß, und auf dieſe Weiſe iſt die hilfloſe Greiſin, die ihr Lebenlang den Kampf mit dem Leben ums Leben ſo tapfer geführt hatte, vor dem Schickſal bewahrt worden, am Schluſſe desſelben dem Aſyl für Obdachloſe zu verfallen.

Und fragſt du nun, lieber Leſer, weshalb wir dir dieſe alltägliche Geſchichte erzählt haben? Eben weil ſie — leider Gottes — alltäglich iſt. Und weil wir weitere Kreiſe intereſſieren und bitten möchten, mit Hand anzulegen an einem Werk chriſtlicher Nächſtenliebe, das geeignet iſt, unſäglichem Elend wo nicht ein Ende zu bereiten, ſo doch einigermaßen zu ſteuern. Zwar fangen die Mauern des neuen Hauſes an, ſich über der Erde zu erheben; aber noch fehlt viel daran, daß das Unternehmen geſichert wäre. Möchten doch viele, denen das Schickſal derer zu Herzen geht, die, zu einem beſſeren Geſchick geboren, ihr Lebelang den ſchweren Kampf um die Exiſtenz zu kämpfen haben, um am Lebensende verlaſſen, verarmt, ohne Exiſtenzmittel dazuſtehen, dem neuen Liebeswerk ihre Teilnahme zuwenden und ihm zur Vollendung helfen. Sie würden damit einem ſozialen Übelſtand entgegen arbeiten, der um ſo furchtbarer und erſchütternder iſt, als er ſich der öffentlichen Kenntnis entzieht. Denn alle, um die es ſich hier handelt, gehören zu den Verſchämten, deren Elend das Licht ſcheut. Dann würde das Schickſal des armen Milchen eine heilſame Frucht getragen haben.*)

---

*) Anmerkung: Herr Paſtor Dieſtelkamp, Berlin, Nazarethkirchſtr. 1, iſt zu jeder weiteren Auskunft, wie auch zur Entgegennahme etwaiger Zuwendungen für das neue Prediger- und Lehrer-Witwen- und Waiſenhaus bereit.

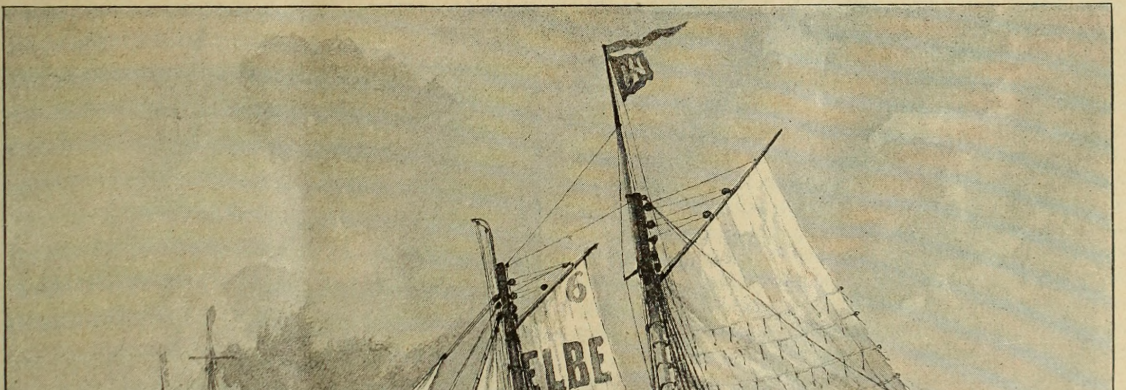
## Hamburger Lotſenweſen.

Text und Illuſtrationen von Hans Bohrdt.

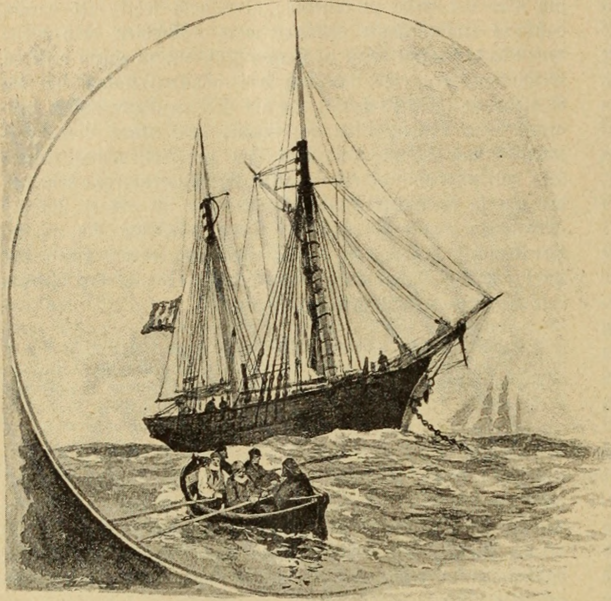
(Abdruck verboten.)

Wie prächtig wird in manchem naiven Seeroman der ſchöne Augenblick geſchildert, wo vom Maſtkorb aus — beiläufig bemerkt ein Ding, welches es überhaupt nicht gibt — der Ruf „Land, Land!“ ertönt. Die alten Seebären fallen ſich gegenſeitig in die Arme, Thränen der Freude entſtrömen den Augen, der Jubelruf „Land! Land!“ hallt hundertfach über die Wogen wieder. — Nun das mag ja in der Poeſie recht ſchön gedacht ſein, in Wirklichkeit verhält ſich die Sache anders. Die alten, grauen Seebären machen ein verteufelt ernſtes Geſicht, wenn aus dem Nebel des Horizontes die Küſte emportaucht. Feſter Boden hat für den Seemann nicht eher eine Annehmlichkeit, bis ſein Schiff ſicher im Hafen vertaut iſt. Meiſt iſt es auch vom erſten Sichten des Landes bis dahin ein weiter, gefährlicher Weg, und die ſo gefühlvoll geſchilderten Graubärte haben durchaus keinen Grund zum Jubilieren, am allerwenigſten an unſeren deutſchen Nordſeeküſten. Auf den Karten der gewöhnlichen Atlanten erſcheint die Einfahrt in die Elbe als eine recht einfache Sache. Da iſt die Grenze des Feſtlandes bei Cuxhaven angegeben, dann folgen die Inſeln Neuwerk und Helgoland und, wenn es hoch kommt, das Schaarhörnriff. Das übrige iſt ſchön blau getuſcht und bedeutet offenes, freies Waſſer.

Ein Blick auf die vom hydrographiſchen Amt herausgegebene Seekarte zeigt jedoch ein ganz anderes Bild. Zwiſchen weit vorlagernden Watten, den Überbleibſeln des von Sturmfluten zerſtörten Feſtlandes, zwiſchen Schlickanhäufungen und meilenweit ſich ausdehnenden Untiefen hat der Elbſtrom einige ſchmale Rinnſale gegraben, welche genügend Tiefe beſitzen, um der Schiffahrt zu dienen. Dem Auge zeigt ſich die Elbmündung zur Flutzeit als eine große Waſſerwüſte von gleichmäßig ſchmutzig-brauner Farbe, zur Ebbezeit hebt ſich hin und wieder ein ſchmaler hellgelber Streifen, eine Sandbank andeutend, vom dunklen Waſſer ab. Das naſſe Watt, an deſſen Grenzen die Strömung ſchnell dahinrauſcht, liegt wie



Hamburger Lotſen-Schuner.



Hamburger Lotſen-Galliot.

ein gewaltiger Spiegel da, von welchem blauer Äther und Wolkengebilde zurückſtrahlen. Hätten nicht Menſchenhände hier und da Gebäude und Deiche errichtet, das Auge fände keinen Punkt, auf dem es ausruhen könnte.

Die Fahrſtraße iſt nirgends erkennbar, da das durch Sand und Schlick getrübte Waſſer die Untiefen nicht durchſchimmern läßt.

Nur bei Sturm und ſchwerem Seegange iſt es möglich, einen äußeren Überblick über die drohenden Gefahren zu gewinnen. Da drängen die Wogen der Nordſee in die Fahrrinnen hinein, und wo ſie auf Widerſtand ſtoßen, bei den Untiefen, beginnt der wilde, fanatiſche Tanz der Brandung. Das überſtürzende Waſſer umſäumt die Sandbänke mit glänzendem Weiß, an den Watten wühlt die Brandung den Schlick vom Grunde auf und wälzt die ſchlammige Maſſe höher auf das Land hinauf. Wehe dem Schiff, das, den rechten Weg verfehlend, auf die Untiefen gerät. Bald knirſcht der Sand unter dem Kiel, Wellen heben es, um es gleich darauf ſchwer und wuchtig auf den eiſenharten Grund fallen zu laſſen. In kurzer Zeit lockern ſich die Verbände, das Schiff bricht auf, tiefer und tiefer wühlt es ſich in den Sand ein, bis die Waſſer ſich über ſeinem Deck zuſammenſchließen. Aber ſelbſt bei ruhigem Wetter iſt das Fahrzeug, welches mit einigermaßen Fahrt auf die Untiefen gerät, meiſt verloren, wenn es nicht gelingt, dasſelbe bei Hochwaſſer abzuſchleppen.

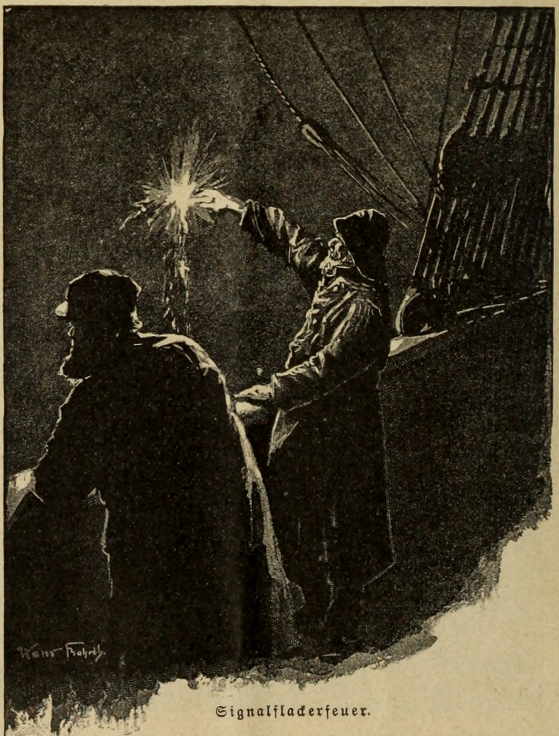
Zwiſchen allen dieſen Watten und Sänden dem Schiffer den rechten Weg zu zeigen, iſt Aufgabe des Lotſenweſens. Ein ſo ſchwieriges Fahrwaſſer wie das der Elbe ſtellt natürlicherweiſe die höchſten Anforderungen an die Leute, welche dem gefährlichen Gewerbe obliegen. Wiſſenſchaft, Technik und Handwerk haben ſich die Hände gereicht, um dieſe große Völkerſtraße ſo klar als möglich darzulegen, jedes Schiff führt ein geprüfter Lotſe von und nach der Elbmündung. Das Hamburger Lotſenweſen kann geradezu als das muſtergültigſte der Welt angeſehen werden, ihm iſt es zu danken, daß die Unglücksfälle an unſerer Küſte auf ein Geringes beſchränkt worden ſind.

Zur Auffindung der Fahrſtraße dienen im allgemeinen die Seekarten, im beſonderen die Leuchtfeuer, Baaken und Signale, im genaueſten die Fahrwaſſertonnen. Der Lotſe ſelbſt hat die Kenntnis aller dieſer Hilfsmittel, er iſt unterrichtet über die Strömungen, die Tiefe und die Witterungsverhältniſſe der ganzen Gegend. Sein Auge durchdringt Nebel und Schneetreiben, er ſieht in der Finſternis noch dann, wenn andere Sterbliche dieſer Sinn vollkommen im Stich läßt, ſeine feinen Gehörnerven vernehmen die Klänge entfernter Signale lange, bevor ſie ein normales Organ hören kann. Der Lotſe darf ſich im Augenblicke der Gefahr nicht lange beſinnen. Immer vorbereitet, wird ihn dieſe nicht plötzlich überraſchen. Seine Geiſtesgegenwart verläßt ihn nie. Ruhig und gemeſſen gibt er ſein Kommando dem Ruder, ſelbſt in der ernſteſten Lage.

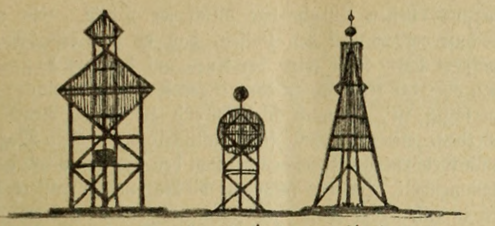
Bei ſichtigem, ſchönem Wetter wird ſich das Einlotſen eines Fahrzeuges in die Elbe etwa folgendermaßen geſtalten.

Auf der Höhe zwiſchen Borkum und Helgoland kreuzen die ſchlanken, weißgemalten Lotſenſchuner, als ſolche bei Tage kenntlich durch die im Großtop geheißte Hamburger Staatsflagge mit dem großen roten Wimpel darüber, ſowie durch das auf das Segel gemalte Wort „Elbe“: Es gibt gegenwärtig ſechs ſolcher Fahrzeuge. In Cuxhaven nehmen dieſe eine Anzahl Lotſen an Bord und begeben ſich auf die Station. Nach Abgabe jener an die Schiffe kehren die Schuner zurück, um ſich von neuem zu verſorgen.

Sobald ein Schiff in die Elbe einlaufen will, heißt es das Lotſenſignal im Vortop. Der Schuner hält darauf zu, dreht bei, der Lotſe beſteigt das kleine, von vier bis ſechs Mann geruderte Boot und fährt an die Leeſeite des großen Fahrzeuges. Ein Tau wird dem Boote zugeworfen und eine Strickleiter hinabgelaſſen, an welcher der Lotſe an Bord klimmt. Der Sack von geölter Leinwand, in welchem ſich Kleidungsſtücke, Ölzeug und Südweſter des Lotſen befinden, wird nachträglich an Bord gehißt. Das Boot kehrt zum Schuner zurück, während das Schiff den Kurs auf die Elbe zu nimmt. Zuerſt hat nun der Lotſe den augenblicklichen Standort des Schiffes genau zu beſtimmen. Iſt Helgoland in Sicht, ſo peilt er die Richtung ab und trägt das gewonnene Reſultat auf der Karte ab. Darauf gibt er dem Ruder das Kommando. Er unterrichtet ſich über den Tiefgang des Fahrzeuges ſowie über die augenblickliche Fahrgeſchwindigkeit und,

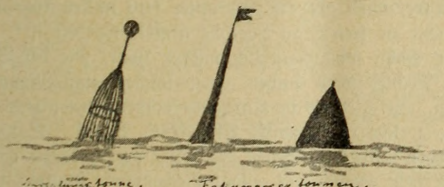


Signalflackerfeuer.



Scharhörn baake. Klappmütz baake. Kugelbaake.

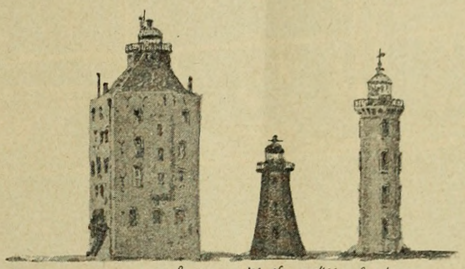
falls dasſelbe ein Segelſchiff iſt, über die Abtrift desſelben. Ein Blick auf die Fluttabelle zeigt ihm, ob es ratſam iſt, einzulaufen oder zu warten, bis der Strom kentert. Außerdem ſorgt er, daß bei Tage die Zollflagge frei weht und die Zollaterne für die Nacht bereit ſteht. Mit einem Segelſchiffe wird das Einlaufen in die Elbe naturgemäß ſchwieriger ſein, als mit einem Dampfer; die meiſten Segler laſſen ſich daher bei widrigem Winde von einem Schlepper einbringen. Den Eingang in die Elbe bezeichnen die Anſeglungstonne und das erſte Feuerſchiff, ein weithin ſichtbares rot gemaltes Fahrzeug, an deſſen beiden Bordwänden das Wort „Elbe 1" in weißer Farbe zu leſen iſt. Am Großtop des dreimaſtigen Schiffes iſt eine Art kugelförmiger Korb geheißt, welcher dasſelbe auch bei dieſigem Wetter als Feuerſchiff kenntlich macht. Nachdem dieſes paſſiert iſt, wird der Kurs auf das zweite Feuerſchiff genommen. Bald erſcheint auch zur Rechten das Schaarhörnriff mit der großen darauf errichteten Baake, deren Stellung zu dem weiterhin auftauchenden Neuwerker Leuchtturm den von Weſten einſegelnden Fahrzeugen als Richtſchnur dient. Zur Rechten und Linken zeigen ſich die Fahrwaſſertonnen und zwar bleiben die langen Spierentonnen an der Steuerbordſeite, die kegelförmigen an der Backbordſeite. Iſt das Feuerſchiff Nr. 2 paſſiert, ſo kommt die Lotſengaliot in Sicht, ein Fahrzeug, welches eine Anzahl Lotſen für diejenigen Schiffe an Bord hat, die aus irgend einem Grunde vom Schuner keinen Mann bekommen konnten. Jetzt ſicht man die Küſte des Feſtlandes deutlich auftauchen. Der Kurs geht auf das Feuerſchiff Nr. 3 zu, von dort zur Kugelbaake, welche wieder in ihrer Stellung zum Cuxhavener Leuchtturm die Richtung angibt. Vor Cuxhaven ſelbſt wirft das Fahrzeug Anker, um von der Zoll- und Geſundheitsbehörde beſichtigt zu werden. Nachher wird der Kurs die Elbe hinauf wieder aufgenommen. Einige Meilen oberhalb von Cuxhaven bei der Böſch geht der Seelotſe von Bord, und der Elb- oder Revierlotſe tritt an ſeine Stelle. Ihm liegt die Sorge ob, das Fahrzeug durch alle die Windungen und Krümmungen des Fluſſes hindurch ſicher nach Hamburg zu bringen. Ein ausgiebiges Leuchtfeuer-, Baaken- und Tonnenſyſtem helfen auch hier die Gefahr des auf Grundkommens verhüten. In Hamburg angekommen, gibt der Revierlotſe das Kommando an den Hafenlotſen, deſſen Aufgabe es iſt, das große im engen Waſſer ſchwer zu regierende Schiff vorſichtig und geſchickt in den Maſtenwald einzureihen. Bei Nacht wird ſich das Einlaufen in die Elbe auf ähnliche Weiſe vollziehen, nur iſt es, ſo wunderlich es auch klingen mag, in vielen Beziehungen einfacher und gefahrloſer, als bei Tage. Die Leucht- und Signalfeuer durchdringen die leichten Dünſte, welche die Landmarken bei Tage oft unſichtbar machen, ſo daß der Lotſe nach der Stellung der Lichter zu einander ſich beſſer unterrichten kann, als im hellſten Sonnenſchein.



Anſeglungstonne. Fahrwaſſertonnen. Steuerbord. Backbord.

Der Lotſenſchuner zeigt bei Nacht ein helles weißes Licht am Fockmaſt und gibt außerdem von Zeit zu Zeit durch ein blauweißes Flackerfeuer ſeine Anweſenheit zu erkennen. Das einlaufende Schiff fordert nun durch ein gleiches Feuer einen Lotſen, welcher alsdann auf dieſelbe vorhin beſchriebene Art und Weiſe an Bord kommt.

Die Fahrſtraße wird während der Nacht durch die Feuerſchiffe und Leuchttürme bezeichnet. Erſtere führen an ihrem Hauptmaſte eine Laterne mit etwa zwölf Lampen, hinter welchen ſich mittels eines Uhrwerkes eine Anzahl von Blendern dreht und dadurch ein blinkendes Licht erzeugt. Die Nummern der einzelnen Feuerſchiffe werden durch ausgehängte Lampen bezeichnet. Die Leuchttürme von Helgoland und Neuwerk zeigen ein ruhiges weißes Licht. Der von Cuxhaven ein Blickfeuer, d. h. ein ſolches, welches in beſtimmten Zeiträumen erſcheint und verſchwindet. Die Kugelbaake iſt außerdem durch ein rotes Licht kenntlich. Die Leuchtbaaken an der Elbe oberhalb Cuxhavens unterſcheiden ſich bei Nacht durch weißes, rotes oder grünes Feuer von einander.

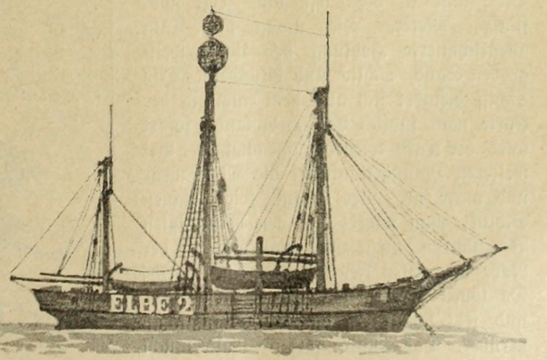


Grosser Neuwerker Leuchtturm. Kl. Neuwerker Leuchtturm Cuxhavener Leuchtturm.

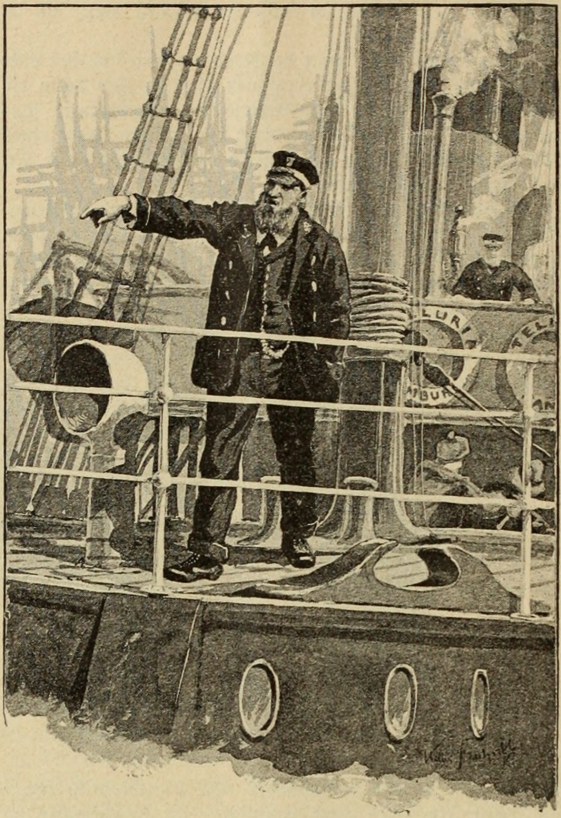
Das ganze Syſtem iſt ein ſo vortreffliches, daß der Lotſe nach der Stellung der einzeln auftauchenden Lichter zu einander das Schiff ſicher durch die Fahrſtraße führen kann.

Seine ganze Kraft und Energie aber muß der Lotſe einſetzen, wenn Nebel über der Elbmündung lagert, oder was noch gefährlicher iſt, wenn dichtes Schneetreiben alle Gegenſtände dem Auge verhüllt. Bei nebligem Wetter herrſcht gewöhnlich Windſtille, ſo daß das Schiff im ſchlimmſten Falle, wenn der rechte Weg verloren iſt, Anker werfen kann, treibt jedoch der Sturm die Schneeflocken vor ſich her, ſo wird ein Ankern in dem hohen Seegange unmöglich gemacht. Jetzt gilt es für den Lotſen, ſeine ganze Kunſt zu zeigen.

Draußen in den mächtigen Waſſerbergen arbeitet der ſchlanke Lotſenſchuner unter ganz kleinen Segeln. Der ſprühende, eiſigkalte Giſcht fegt über das Deck, der tolle, wirbelnde Tanz der Schneeflocken, zu dem der Sturm die Muſik macht, kreiſt um die Maſten und hüllt das weiße Licht ein, daß es auf einige hundert Schritt nicht mehr zu ſehen iſt. Die auf Deck befindliche Mannſchaft hat Mühe, ſich bei den ſchweren



Feuerſchiff.



Hamburger Hafenlotſe.

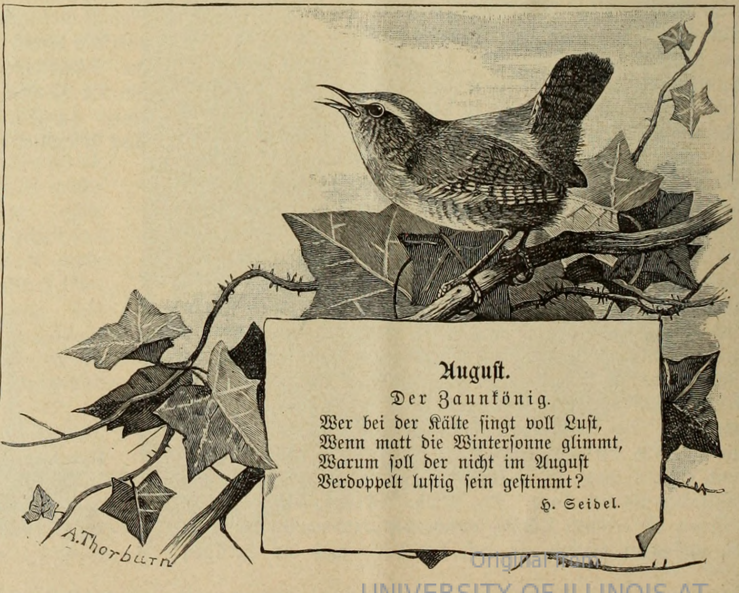
Bewegungen des Schiffes aufrecht zu erhalten. Der Ausguck vorn ſucht mit den Augen die Finſternis und das dichte Schneetreiben zu durchdringen. Hinter ihm ſind ein paar Leute beſchäftigt, das große Nebelhorn, deſſen ſchauerliche Töne ſich in das Heulen des Sturmes miſchen, erſchallen zu laſſen. In den Zwiſchenpauſen lauſcht die ganze Wache ängſtlich nach von ſeewärts hörbaren Lauten. Da tönt es ganz dicht voraus. Ein dunkler Schatten, den man mehr ahnen als ſehen kann, kommt aus dem Gewirr der Flocken heraus. Der ſchwache Schein eines Flackerfeuers dringt herüber — es iſt ein Schiff, das einen Lotſen begehrt. Das Signal wird beantwortet, man hört im nächſten Augenblick die Seen, welche über das jetzt beidrehende Fahrzeug hinwegrauſchen. Mit höchſter Gefahr und halb erſtarrt kommt der Lotſe an Bord. Die Segel werden möglichſt verkleinert, und dahin raſt das Schiff wieder durch Nacht und Schneetreiben. Bald jedoch muß beigedreht werden, um den Grund zu peilen, da das Lot jetzt der einzige Wegweiſer iſt. Das Blei ſauſt in die Tiefe und zeigt über fünfzig Meter. Die unten mit Talg ausgeſchmierte Höhlung des Lotes weiſt groben Sand, Schlick und Muſcheln. Das Schiff befindet ſich alſo dem Ausweis der Karte nach ſüdlich von Helgoland, ſofort wird der Kurs wieder aufgenommen. Bei weiteren Lotungen nimmt die Tiefe mehr und mehr ab. Der Grund zeigt blauen Schlick, man nähert ſich den berüchtigten Vogelſänden. Jetzt muß man auch in der Nähe des erſten Feuerſchiffes ſein. Horch! Da tönen die regelmäßigen Glockenſchläge, und jetzt ſchallt ein dumpfer Signalſchuß herüber. Das Schiff hält ab, bald taucht aus dem dichten Schneeſchleier ein Licht heraus, deſſen Unruhe das Blickfeuer verrät. Ein weiterer Schuß vergewiſſert den Lotſen, daß er das erſte Feuerſchiff paſſiert hat. Jetzt wird der Kurs auf das zweite genommen. Da aber der Kompaß in dem engen Fahrwaſſer nicht recht zuverläſſig iſt, ſo muß fortwährend in voller Fahrt gelotet werden. Ein guter Lotſe fühlt inſtinktiv den rechten Weg. Seh- und Gehörnerven erreichen bei ihm den höchſten Grad der Vollkommenheit. Hat das Fahrzeug die Vogelſände paſſiert, ſo läuft es in ruhigerem Waſſer und kann nötigenfalls ankern. In den meiſten Fällen wird der Lotſe jedoch das Schiff bis Cuxhaven bringen, wo es unter ſicherem Landſchutz liegen kann.

Der geſamte Elblotſendienſt erfreut ſich einer muſtergiltigen Organiſation. Jeder Lotſe iſt Hamburger Staatsbeamter und gehört außerdem noch einer Vereinigung an, deren Zweck die gleiche Verteilung der ungleichen Einnahmen iſt, welche dadurch entſtehen, daß die Lotſengebühren nach dem Tiefgange der Schiffe berechnet werden. Zu den Obliegenheiten der Lotſen gehört auch das Auslegen und Einziehen der Tonnen, eine beſonders ſchwierige Aufgabe, da das Fahrwaſſer in jedem Jahre der Verſandungen wegen neu vermeſſen werden muß. Schwerer Eisgang macht dazu dem Lotſenweſen viel zu ſchaffen. Es iſt vorgekommen, daß jede Verbindung mit dem Feſtlande unmöglich war, und die Lotſenſchuner genötigt wurden, engliſche Häfen anzulaufen, um Lebensmittel zu erhalten. Die Lotſen rekrutieren ſich meiſt aus eingeborenen Cuxhavenern oder Anwohnern der Elbe. Sie haben mehrere ſchwere Prüfungen zu beſtehen und langjährige Nebendienſte zu verrichten, ehe ihnen die Führung der Schiffe anvertraut wird. Trotzdem drängen ſich des guten Einkommens wegen viele junge Leute zu dieſem gefährlichen, ſchwer zu erlernenden Berufe.

Die Lotſen leben mit ihren Familien recht behaglich. In den wohnlichen Häuschen findet der Beſucher die peinlichſte Sauberkeit und ſeemänniſche Ordnung. Als ein Heiligtum wird die „gute Stube“ betrachtet, welche nur zu beſonderen Familienfeſtlichkeiten benutzt wird. Der Lotſe zeigt dem Beſucher gern ſein Haus, öffnet die Thür zur guten Stube, wird aber in 99 unter 100 Fällen ihn bitten, nicht hinein zu treten, da „gerade gemalt worden iſt“.

Der Sohn wird natürlich wieder Lotſe, wie der Vater, und die Tochter wird ſuchen, einen ſolchen zum Manne zu bekommen. So giebt es in Cuxhaven eingeſeſſene, alte Lotſenfamilien, welche eine gewiſſe Ariſtokratie bilden. Sämtliche Lotſen ſtehen unter dem Befehl des Lotſenkomnandeurs, welcher wiederum dem Hamburger Staat Rechenſchaft ſchuldig iſt.

Mit Stolz können wir Deutſche auf jene Männerſchar blicken, welche ihre Pflicht zum Heile der Menſchheit in ſo gewiſſenhafter und aufopfernder Weiſe erfüllt.



**Auguſt.**

Der Zaunkönig.

Wer bei der Kälte ſingt voll Luſt,
Wenn matt die Winterſonne glimmt,
Warum ſoll der nicht im Auguſt
Verdoppelt luſtig ſein geſtimmt?

H. Seidel.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Am Familientiſch.

## Zu unſren Bildern.

Altmeiſter Vautiers „Brautwerber“ iſt wieder eines jener köſtlichen Bilder, denen der große Düſſeldorfer Künſtler ungeſucht einen gleichſam novelliſtiſchen Hintergrund zu geben weiß, auf welchen alle Charaktere der Figuren abgeſtimmt zu ſein ſcheinen. Man braucht kaum einen Text zu dem Gemälde zu ſchreiben, es erzählt ſelbſt: wie der alte Bauersmann, bevor er zur eigentlichen Werbung ſchreitet, ſeine Präliminarien anbringt, halb ernſt, halb ſcherzhaft, wie die Jungfer Braut ſchon jetzt genau weiß, was kommen wird, wie die Frau Mutter fragend zu ihr hinüberlugt, und wie das Dienſtmädchen an der Treppe und das kleine Schweſterchen neugierig auf die Entwickelung der Dinge harren — das iſt mit ſo feiner Beobachtung, ſolch friſchem Humor wiedergegeben, wie ihn nur Vautier zu entwickeln verſteht, der ewig junge, der in dieſem Jahre ſeinen 73. Geburtstag feiern konnte.

## Erdkunde.

In der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde hielt Herr Sven Hedin kürzlich einen Vortrag über ſeine im Auftrage des Königs von Schweden ausgeführte Reiſe durch Perſien, mit der eine Beſteigung des Demawend, des höchſten Gipfels des Elbrusgebirges, verbunden war. Das eigentliche Maſſiv des Demawend iſt ein regelmäßiger Aufſchüttungskegel von 28—30 Grad Neigung; er iſt aufgeſetzt auf den hier 2700 Meter hohen Bergzug des Elbrus Die Ausſicht vom Gipfel reicht 300 Kilometer weit und umfaßt eine Fläche von 100 000 Quadratkilometern. Sein in ewigen Schnee gehüllter Scheitel kann bei klarer Luft ſelbſt von den an der Südküſte des Kaſpiſchen Meeres ſegelnden Schiffen geſehen werden. Auf dem Berge ſah man vom Kraterrande, daß der ganze elliptiſche und nur etwa 500 Meter im Umkreiſe haltende Krater mit Schnee gefüllt war. Wo der Wind den Schnee vom Rande weggefegt hatte, traten Blöcke ſtrohgelben Schwefels zu Tage; auch machte ſich Geruch nach ſchwefliger Säure bemerkbar. Das Thermometer zeigte — $1,_{7}$ Gr. Das Waſſer kochte bei $82,_{5}$ Gr. Verglichen mit den übrigen Höhenmeßinſtrumenten ergab dies eine Meereshöhe von 18 250 Fuß engl. = 5465 Meter. Der Abſtieg wurde im abgekürzten Verfahren eine Schneerinne abwärts in der unſeren Alpentouriſten wohlbekannten Rutſchmanier erledigt.

## Pflanzenkunde.

Die gärtneriſche Zeitung „Illuſtrierte Flora“ teilt mit, daß Herr A. Rotter in Grulich (Böhmen) einen Kirſchbaum beſitzt, der Jahr auf Jahr Früchte trägt, von denen die meiſten zu zwei, drei und auch vier an einem Stiele ſitzen; nur vereinzelt kommen Kirſchen vor, welche — wie es gewöhnlich der Fall iſt — jede ihren eigenen Stiel haben. Die Blüte iſt etwas größer als die gewöhnliche, und die Früchte ſind mittelgroß und ſüß. Doppelfrüchte und ſogenannte polycarpe Früchte kommen auch wohl ſonſt vor — das auffallende iſt nur, daß es ſich hier nicht um eine einzelne Abnormität, ſondern um einen Baum handelt, bei welchem dieſelbe Erſcheinung jährlich wiederkehrt. Sind einem unſerer Leſer ähnliche Fälle bekannt?

## Gewerbe.

Wir berichteten bereits einmal über die Verbeſſerung des Tabaks durch ſogenannte Edelfermentation d. h. durch die Übertragung von Spaltpilzen, welche auf beſſeren Tabaken gezüchtet wurden, auf minderwertige. Wie neuerdings verlautet, ſcheint das bez. Verfahren des Dr. Suchsland wirklich praktiſche Brauchbarkeit zu gewinnen. Wenn auch die Beſchaffenheit des Bodens, auf welchem ein Tabak gewachſen iſt, ſtets maßgebenden Einfluß behalten wird, und aus dem Pfälzer Kraut nicht ohne weiteres Havannatabak wird, ſo ſoll eine Veredelung doch thatſächlich ſtattfinden. Bei mehreren hundert Centnern deutſchen Tabaks, welche im letzten Jahre künſtlich fermentiert wurden, entwickelte ſich nicht nur eine größere Milde, ſondern auch ein edleres Aroma. Die Koſten des Verfahrens werden auf etwa 4 Mark für den Centner angegeben. Zu einem abſchließenden Urteil gehört indeſſen wohl eine weitere Reihe von Verſuchen.

Über die Produktion und den Verbrauch an Roheiſen in den Hauptinduſtrieſtaaten liegen ſtatiſtiſche Zuſammenſtellungen vor, welche intereſſante Rückſchlüſſe auf die induſtriellen Verhältniſſe der verſchiedenen Länder und deren Entwickelung im letzten Jahrzehnt geſtatten. Die nachſtehende Tabelle gibt davon eine klare Überſicht:

| Staat | Produktion 1890 in kg | Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung in kg | |
|---|---|---|---|
| | | Jahresdurchſchn. 1880—84 | 1889 |
| Großbritannien | 8 001 000 000 | 121 | 204,5 |
| Verein. Staaten v Nord-Am. . | 9 348 000 000 | 88 | 129,5 |
| Deutſchland u. Luxemburg . | 4 637 000 000 | 70 | 91,8 |
| Frankreich. . . | 1 970 000 000 | 58 | 43,4 |
| Belgien . . . . | 782 000 000 | 94 | 178,8 |
| Öſterr.-Ungarn | 925 000 000 | 20 | 23,2 |

## Militäriſches.

Eine merkwürdige Nachricht kommt aus Bukareſt. Es ſoll nämlich einem rumäniſchen Ingenieur, Konſt. Janopulo, gelungen ſein, einen nur drei Millimeter dicken Stoff herzuſtellen, der für die Geſchoſſe ſelbſt der neueſten, durch hohe Durchſchlagskraft ausgezeichneten Handfeuerwaffen undurchdringlich iſt. Augenblicklich finden auf Befehl des Königs Karl umfaſſende Verſuche mit dem uns vorläufig etwas märchenhaft erſcheinenden Material ſtatt, das, wenn es ſich wirklich bewährt, die vielerörterte Frage tragbarer Panzerſchilde unzweifelhaft wieder in Fluß bringen würde.

## Landwirtſchaft.

Von der Einwirkung der Elektrizität auf die Pflanzen war es einige Zeit recht ſtill geworden. Jetzt meldet ſich aber wieder der Dirigent der école publique in Montbriſon, Herr Paulin, mit neuen Verſuchen und anſcheinend überraſchenden Erfolgen. Er ſchlägt eine Nutzbarmachung der in der Luft jederzeit, hier in höherem, dort in geringerem Maße vorhandenen Elektrizität durch einen von ihm erfundenen Apparat vor, den er Géomagnétisère nennt. Die Vorrichtung beſteht aus einer etwa 15 Meter hohen Stange, welche an der Spitze einen eiſernen Aufſatz, durch Porzellanknopf iſoliert, trägt; von dieſem Aufſatz aus führen Leitungen aus galvaniſiertem Eiſendraht in die Erde und bilden hier ein in den Boden eingelaſſenes Netz, welches natürlich ſo tief liegen muß, daß es die Beſtellung nicht hindert. Herr Paulin glaubt feſtgeſtellt zu haben, daß die Elektrizität etwa einen Meter weit vom Leitungsdraht noch wirkt, wonach es alſo genügte, die Drähte mit 2 Meter Abſtand zu legen. Die Koſten der geſamten Einrichtung ſollen ſich auf etwa 150 Mk. für den Hektar belaufen. Und nun nur zwei von den Reſultaten: auf einer Fläche von 32 Quadratmetern wurden bei elektriſch beeinflußtem Boden 90 Kilogramm, bei in gewöhnlicher Weiſe beſtelltem Boden 61 Kilogramm Kartoffeln geerntet; Moſt von elektriſierten Rebſtöcken ergab an Zucker 16° 2,5; an Alkohol 10° 4,5 — von nicht elektriſierten an Zucker nur 14°, an Alkohol nur 9° 1,5. Ob und wie viel hierbei Täuſchung oder Selbſttäuſchung mitgeſprochen, bleibe dahingeſtellt. Wir ſtehen allen derartigen Nachrichten ebenſo ſkeptiſch gegenüber, wie etwa der Mitteilung, welche neulich durch alle Zeitungen ging: daß nämlich wieder einmal ein ſchlichter Gärtner aus der Nähe von Wien ein unfehlbares Mittel zur Reblausvertilgung gefunden habe.

Eine in mancher Beziehung intereſſante, die Jahre 1878—90 umfaſſende Obſt-Statiſtik können wir aus Württemberg, vielleicht dem obſtreichſten Lande Deutſchlands, mitteilen: An ertragsfähigen Apfelbäumen ſind im Lande rund 3 Millionen vorhanden, eine Zunahme läßt ſich in den 13 Jahren (1878 bis 1890) nicht nachweiſen. Die Ernte iſt recht verſchieden; 1887 nur 29 000 Doppelcentner, 1888 über 2 Millionen. Auf einen Baum kamen 1887: 0,95 Kilogramm, 1888: 65 Kilogramm! Nach dem Geldwert brachte ein Baum 1887 nur 13 Pf. ein, 1888 aber 2,68 M. An Birnbäumen ſind 1½ Millionen vorhanden; geerntet wurden 7500 bis 1 094 000 Doppelcentner (1889 und 1888); ein Baum brachte 8 Pf. bis 2,41 M. Die Zahl der Pflaumen- und Zwetſchenbäume iſt von 2½ Mill. (1878) auf etwas über 1½ Millionen (1890) geſunken, die Ernte von einem Baum ſchwankte zwiſchen ½ und 8 Kilogramm, dem Gelde nach zwiſchen 9 Pf. und 28 Pf. An Kirſchbäumen ſind rund 300 000 im Lande, ein Baum trägt im Durchſchnitt 1,6—10,6 Kilogramm oder für 45 Pf. bis 2 M. Im 10jährigen Durchſchnitt (1878 bis 1887) trugen 6 727 610 Obſtbäume dieſer 4 Arten 686 060 Doppelcentner Obſt im Jahr im Werte von 6 432 637 M.

## Jagd.

Das ſchwarze Rehwild iſt vielen Waidmännern nur noch vom Hörenſagen bekannt, trotzdem es in einzelnen Gegenden Deutſchlands teils ſporadiſch, teils ſogar noch als Standwild vorkommt. Die Färbung der ſchönen Spielart iſt tiefſchwarz, wie Sammet; von der ſchwarzen Decke hebt ſich beim Bock das Gehörn ſo ſcharf ab, daß es faſt gelb erſcheint. Als das ſicherſte Kennzeichen der wirklichen ſchwarzen Raſſe gilt, der Jagdzeitung St. Hubertus nach, das Fehlen der weißen Punkte, welche das rote Reh an der Oberlippe trägt; die ſchwarzen Rehe, welche dieſe weißen Punkte zeigen, ſind ſtets Miſchlinge beider Raſſen, ſogenannte Schwarzbuckel, die im Winter an Hals und Rücken dunkelſchwarz gefärbt erſcheinen, im Sommer aber rot werden. Die Schonung der ſchwarzen Rehe wird von der genannten Jagdzeitung allen Waidmännern dringend ans Herz gelegt.

## Ausſtellungsweſen.

In Genua iſt kürzlich eine amerikaniſch-italieniſche Ausſtellung als Kolumbus-Ausſtellung eröffnet worden. Für dieſelbe hat ein findiger Italiener ein Anziehungsmittel gefunden, das an Originalität entſchieden ſogar den Eiffelturm übertrifft: er hat nämlich das „Ei des Kolumbus“ ausgeſtellt, ein aus Holz gezimmertes, 25 Meter hohes, äußerlich blendend weiß angeſtrichenes Rieſenei. Das Innere enthält ſelbſtverſtändlich — übrigens für ein Ei gar nicht ſo unpaſſend — eine Reſtauration.

## Marine.

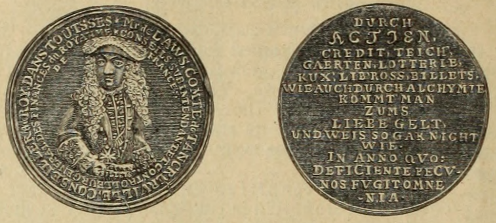
Im Jahre 1895 werden die europäiſchen Großmächte folgende Flottenſtärken haben: England 29 Panzerſchiffe erſter, 37 Panzerſchiffe zweiter Klaſſe, ſowie 111 Kreuzer und 161 Torpedoböte. Frankreich 18 Panzerſchiffe erſter, 27 Panzerſchiffe zweiter Klaſſe, 25 Kreuzer und 174 Torpedoböte. Die ruſſiſche Seemacht wird ſich im Jahre 1895 auf 16 Panzerſchiffe erſter Klaſſe, 19 Kreuzer und 43 Torpedoböte ſtellen. Deutſchland wird 9 Panzerſchiffe erſter, 21 Panzerſchiffe zweiter Klaſſe, 36 Kreuzer und 118 Torpedoböte, und Öſterreich-Ungarn 9 Panzerſchiffe erſter, 2 Panzerſchiffe zweiter Klaſſe, 11 Kreuzer und 57 Torpedoböte beſitzen. Italiens Seemacht wird 13 Panzerſchiffe erſter, 11 Panzerſchiffe zweiter Klaſſe, 15 Kreuzer und 93 Torpedoböte umfaſſen.

## Litteratur.

Dickens' ſämtliche Romane werden in guter neuer Überſetzung von Paul Heichen in 100 Lieferungen erſcheinen. Verlag von Albin Schirmer in Naumburg a. S.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## John Law.



Spottmünze auf John Law.

Daß der Börſenſchwindel nichts neues iſt, dafür ſind das Auftreten und die Schickſale des Schotten John Law ein vortrefflicher Beweis. Es war im Jahre 1716, als der findige, übrigens bei allen ſeinen Irrtümern über finanzielle und nationalökonomiſche Fragen äußerſt unterrichtete Mann nach Paris kam und bei dem damaligen Regenten, dem Herzog von Orleans, für ſeine finanzpolitiſchen Vorſchläge ein um ſo geneigteres Ohr fand, als die Regierung Ludwigs XIV trotz alles äußeren Glanzes Frankreich an den Rand des Ruins gebracht hatte. Es waren auf neuen Anſichten über das Weſen des Kredits aufgebaute großartige Finanzoperationen, die Law als Allheilmittel vorſchlug. Von der Überzeugung ausgehend, daß der Betrag der Banknoten einer Bank zehnmal höher ſein könne, als ihre Deckung in Edelmetall, daß — ganz modern — die Aktien einer Handelsgeſellſchaft einen ungleich höheren Wert repräſentierten, als der thatſächliche Beſitz derſelben, gründete Law eine auf die überſeeiſchen Beſitzungen Frankreichs fundierte Handelsgeſellſchaft und eine große Aktienbank; er wurde Generalkontrolleur der Staatsfinanzen, ſeine Bank lieh dem Staat 1200 Millionen, und nach kurzer Zeit begann in den Aktien der beiden Geſellſchaften und den Münzzetteln der Bank ein ſo wüſtes Kurstreiben, daß die ähnlichen Erſcheinungen der Neuzeit dagegen wie Kinderſpiel erſcheinen: bis auf 4000 Prozent ſtiegen die Aktien der Compagnie des Indes. Alle Klaſſen der Bevölkerung wurden von einer wahren Spielwut ergriffen, die Agiotage ließ Einzelne an einem Tage große Vermögen gewinnen oder verlieren. Schließlich blieb der allgemeine Krach natürlich nicht aus. Um die ungeheuere Maſſe der Banknoten, die man ausgegeben hatte, im Kurſe zu halten, ordnete die Regierung an, daß niemand mehr als 500 Livres gemünztes Geld im Hauſe haben dürfe und alles überſchießende Bargeld an die Kaſſen der Bank abzuliefern ſei. Dieſe Maßregel erweckte das Mißtrauen, die Noten und Aktien begannen zu fallen, und, als dann — wiederum ganz modern — der Wert des Bankbillets auf die Hälfte herabgeſetzt wurde, brach das ganze künſtliche Gebäude zuſammen. Man ſtürmte die Bank, welche ihre Anweiſungen nicht mehr einlöſen konnte, Law ſelbſt mußte flüchten, und eine Schuldenſumme von über 2 Milliarden Livres blieb ſeitens ſeiner Unternehmungen ungedeckt. — Die obenſtehende Spottmünze auf den Abenteurer, der unſere heutigen Börſenkünſtler denn doch an Großartigkeit des Planens und Vollführens, freilich auch des ſchließlichen Bankerotts weit übertrifft, erklärt ſich aus ihren Inſchriften von ſelbſt. John Law, der übrigens wie die meiſten Spieler von der Richtigkeit ſeines „Syſtems“ durchaus überzeugt war, verlor perſönlich ſein ganzes Vermögen und ſtarb 1729 zu Venedig in ſehr bedrängten Verhältniſſen.

## Kleine Zeitung.

Von der Fixigkeit, mit der ſich in Amerika neugegründete Städte mit allen „Erforderniſſen“ modernſter Kultur ausrüſten, erzählt der „Prometheus“ ein ſcherzhaftes Beiſpiel: In Colorado entſtand vor etwa Jahresfriſt die funkelnagelneue Stadt Creede, und eine der erſten Sorgen der wenigen Bewohner war, ſich elektriſches Licht zu verſchaffen. Am 1. Februar traten deshalb die Honoratioren der jungen Metropole zuſammen und gründeten zehn Minuten darauf eine elektriſche Beleuchtungs- und Kraftübertragungsgeſellſchaft, welche das Nötige in Denver ſofort telegraphiſch beſtellte. Noch am ſelben Tage, kurz vor Mitternacht, ging ein mit dem Material zum Bau eines Elektrizitätswerkes beladener Sonderzug nach dem 500 Kilometer entfernten Creede ab, wo er am 2. Februar abends anlangte. Tags darauf begann der Bau, und am 6. Februar brannten bereits die beſtellten Lampen. Mehr kann man doch wirklich nicht verlangen.

Der Julianiſche Kalender, nach welchem bekanntlich alle Bekenner der nichtunierten griechiſchen Kirche, die Ruſſen, Serben, Montenegriner, Bulgaren, Griechen und Rumänen rechnen — der Kalender alten Stils — ſteht gegen unſere Zeitrechnung jetzt bekanntlich um 13 Tage zurück. Es kommt dies daher, daß ſ. Z. das Jahr des julianiſchen Kalenders auf 365 Tage und volle ſechs Stunden berechnet wurde, während das Jahr unſeres, des gregorianiſchen Kalenders 365 Tage 5 Stunden 49 Minuten 15 Sekunden zählt. Augenblicklich findet nun eine Bewegung in der griechiſchen Kirche — angeregt durch den Metropoliten von Serbien — ſtatt, welche eine Verbeſſerung des julianiſchen Kalenders unter Berückſichtigung des wirklichen aſtronomiſchen Sonnenjahres bezweckt. Übrigens ſtimmt auch unſer Jahr nicht genau mit letzterem überein, denn dasſelbe müßte eigentlich 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 45 Sekunden haben.

## In unſerer Spielecke.

### 1. Füllrätſel.

a.

|   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|
|   | B | R | G |   |
| I | · | · | · | · |
| H | · | · | · | · |
| Z | · | · | · | · |
|   | · | · | · |   |

b.

|   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|
|   | S | O | T |   |
| H | · | · | · | · |
| H | · | · | · | · |
| E | · | · | · | · |
|   | · | · | · |   |

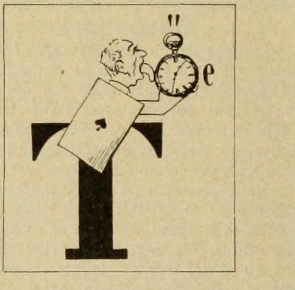
Die mit einem Punkt bezeichneten Felder ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß in jeder der beiden obigen Figuren die drei wagerechten und die drei ſenkrechten Reihen bekannte Wörter von je fünf Buchſtaben ergeben.

Dieſe Wörter — aber in anderer Reihenfolge — bezeichnen:

In a. 1. Eine Stadt in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen;
2. eine Stadt in Öſterreich-Ungarn;
3. eine Stadt im Königreich Sachſen;
4. ein Geſtein;
5. einen weiblichen Namen;
6. einen Fluß in Preußen.

In b. 1. Einen Fluß in Italien;
2. einen altteſtamentlichen männlichen Namen;
3. einen altteſtamentlichen weiblichen Namen;
4. eine Amtstracht;
5. einen Fluß in Deutſchland;
6. eine Stadt in Deutſchland.

### Bilderrätſel.



### 2. Arithmetiſche Aufgabe.

In einem bekannten Gedicht von Goethe iſt die Zahl der ſämtlichen Wörter größer als 100, aber kleiner als 150. Subtrahiert man von der Zahl der Wörter die Zahl der Strophen, ſo iſt der Reſt um 4 größer als die ſechsfache Zahl der ſämtlichen Verszeilen. Addiert man zu der Zahl der Wörter die fünffache Zahl der Strophen, ſo iſt die Summe um 1 größer als die ſiebenfache Zahl der Verszeilen.

Wie viel Strophen, Verszeilen, Wörter hat das betreffende Gedicht?

### 3. Rätſel.

Ein Name iſt es hoch und hehr,
Den man mit Ehrfurcht nennt;
Wenn man vom Tag, der ihm geweiht,
Anfang und Ende trennt. J. B.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 47.

Bilderrätſel.

Was gemacht werden kann, wird gemacht.

Dominoaufgabe.

A ſetzte 2—2, 6—5 (an 5), 6—6. B ſetzte 2—6. C 2—5.

Im Talon lagen: 6—4, 6—3, 6—1, 6—blank. Die Augenſumme auf den acht Steinen des B betrug 58, auf denen des C 35. Außer den Doppelſteinen behielt B 5—4, 5—3, 4—3.

1. Vierſilbige Scharade.

Friedrichroda.

2. Wechſelrätſel. Medea — Meder.

3. Arithmogriph.

|   |   |   |   |   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| S | i | e | g | **F** | r | i | e | d |
| L | e | p | o | **r** | e | l | l | o |
| E | l | i | s | **a** | b | e | t | h |
| V | a | l | e | **n** | t | i | n | e |
| **F** | **r** | **a** | **n** | **k** | **f** | **u** | **r** | **t** |
| S | h | e | f | **f** | i | e | l | d |
| C | h | e | r | **u** | b | i | n | i |
| R | e | m | b | **r** | a | n | d | t |
| S | t | u | t | **t** | g | a | r | t |

4. Rätſel. Morgen.

---

**Inhalt:** Der Schatz. Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel. (Fortſ.) — Hoffmann von Fallersleben. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Mit Bildnis. — Eine Pfarrtochter. Eine Erzählung aus dem Leben von L. Thiele. — Hamburger Lotſenweſen. Von Hans Bohrdt. Mit neun Illuſtr. — Auguſt. Der Zaunkönig. Gedicht von H. Seidel. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der Brautwerber von B. Vautier. — Erdkunde. — Pflanzenkunde. — Gewerbe. — Militäriſches — Landwirtſchaft. — Jagd. — Ausſtellungsweſen. — Marine. — Litteratur. — John Law. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Originalz. v. L. Richter

# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 3. September 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 49.

## Der Schatz.

Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

### 6. Der neue Gutsherr.

Wie Herr Wigand Landmann wird, und Hildegard eine „Meſaljangz“ ſchließt. Es regnet der Braut in die Krone. Warum die Hofgebäude in Richenberg nicht umfallen, und warum Herr Eickhorſt den „Aoſen“ mehr „Seele“ geben möchte und Herkules für einen Verſchwender hält. Was Beverneſt für Anſichten über die „Dokters“ und über den Wert des Waſſers hat, und wie es ihm im ruſſiſchen Dampfbade ergangen iſt. Er wollt’ ja ſo gern in den Kahn. Warum Beverneſt kein Mitleid mit Willem Poppendieks Zahnſchmerzen haben kann. Der Landmann muß ein Feldherr ſein.

Im nächſten Sommer gab es eine Hochzeit auf Schloß Richenberg.

Wigand hatte den Entſchluß gefaßt, ſeine Ingenieur-Stellung aufzugeben und Landwirt zu werden. Er ſtammte, wie ſchon geſagt, aus einer Landmannsfamilie und war nicht ganz unerfahren in dieſem Berufe, da er viele Kenntniſſe, die andere ſich mühſam erwerben müſſen, gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen hatte. Das letzte Jahr war er zu ſeiner weiteren Ausbildung als Volontair auf einem großen Gute thätig geweſen. Er hielt es für eine herrliche Aufgabe, das durch Überſchuldung und Verwahrloſung faſt wertloſe Gut ſeiner zukünftigen Frau mit Einſetzung ſeiner ganzen Kraft wieder in Blüte zu bringen. Er war in der Lage, ein eigenes, kleines Vermögen dabei zuſetzen zu können, und wenn er ſich auch ſagte, daß ſein Kapital ſehr gering war einem ſo großen Gute gegenüber, wo es galt, faſt alles neu zu ſchaffen, ſo war er doch guten Mutes und der Meinung, daß Fleiß, Sparſamkeit und ein wenig Verſtand auch keine zu verachtenden Hilfsmittel ſeien. Es gibt ja Leute, die ihren ganzen Verſtand im Geldbeutel haben, aber auch wieder andere, die ihr Kapital im Kopf und im Herzen tragen.

Bei der Hochzeit ging es einfach her, zu einfach nach dem Geſchmack der übrigen Bewohner von Richenberg.

„Hei is jo ok man’n Börgerlichen,“ ſagten die Leute. Der Schulmeiſter hatte ſich ſchon vorher im Dorfkrug im Kreiſe ſeiner Vertrauten geäußert: „Solche Heirath nennen die vornehmen Leute eine Meſaljangz, und da ſoll nie viel Gutes nach kommen.“

„Ja,“ meinte Krüger Lange, „ſo’n Pott, ſo’n Stülp, dat ſall man gellen.“

Die beiden hübſchen Bauernmädchen waren natürlich auch dabei, als der Brautzug über den Kirchhof ging.

„Du, weißt noch? Verleden Johr“, ſagte die eine, „as hei eben ankamen wer, wo hei di ſo anſchult hett.“

„Ach Dirn, di hett hei jo ankeken!“

„Ja, wen harr dat donn dacht.“

„Awer paſſen deiht hei tau ehr, wenn hei ok kein Herr von is. Ein feines Poor.“

„Un wo unſ’ gnä’ Frölen dat lett, as ſo’n Engel.“

„Un kiek mal den Sleuer, as Spennwew’ ſo fin.“

„Aewer den Strutz, den’n ſei drögt, dor möt’k mi doch aewer wunnern. Blot Vergißmichnicht. Dei waſſen jo in alle Grabens. Un Beverneſt hett doch ſonne feine Kamelias in ſin Driwhus.“

„Ja, un dei Brüjam hett ok man blot ſonne olle Grabenblomen in’t Knoplock.“

„Herrje, Dirn, dat regent jo. Dat regent dei Brut in dei Kron. Dat bedüd’t Glück.“

Unbeachtet war an dem blauen Sommerhimmel eine Wolke aufgezogen, und kurz bevor das Brautpaar in die Kirche trat, ſendete ſie bei hellem Sonnenſchein ein leichtes Schauer blitzender Tropfen herab. Die Leute drängten nach, und der Kirchhof blieb leer, während es noch eine kleine Weile fortregnete und die Steige ſich dunkler färbten; nur die von Bäumen und Büſchen beſchützten Stellen blieben

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

trocken und hell. Aus der Kirche tönte Geſang und Orgel und dann die ſchallende Stimme des Paſtors. Der Regen vertropfte, und über dem Grabdenkmal des Herrn von Rephun, des letzten ſeines Stammes, ſang ein Gartenlaubvogel in hellem Jubel auf dem von Tropfen blitzenden Zweige einer Trauereſche.

In der Kirche war es ſtiller geworden. Dann tönte zum zweiten Male Orgel und Geſang, und nach einer Weile ſtrömten die Leute wieder hervor. Unterdes war faſt jede Spur des Regens entſchwunden, gleichmäßig blau wölbte ſich der Himmel, und in gleicher Helle lagen die Steige im Sonnenſchein; nur an dem erfriſchten Blattwerk blitzte noch hier und da ein ſchimmernder Tropfen.

⁂

Arbeit und Mühſeligkeit und Sorgen waren es, die dem jungen Ehemann in Fülle beſchieden waren, die er aber freudig und elaſtiſchen Geiſtes trug und leicht vergaß, wenn er in die ſtrahlenden Augen ſeiner jungen Frau ſchaute. Dem alten Inſpektor war auf ſeine Veranlaſſung ſchon früher gekündigt worden, und er hatte einen anderen angeſtellt, der ihm von kenntnisreicher Seite als ſehr tüchtig empfohlen war.

„Ja, Herr Wigand,“ ſagte dieſer zu ihm, „nun habe ich mir die Geſchichte von allen Seiten angeſehen und da kann ich nur ſagen, wenn hier bald was werden ſoll, dann müſſen wir Moſes und die Propheten mächtig ſpringen laſſen Denn wie dieſe Wirtſchaft hier verloddert iſt, das iſt ja ein wahrer Jammer. Und bei dieſem guten Boden. Da könnt' ja zwanzig mal ſo viel drauf wachſen, wenn der Acker in Kultur wär'. Und dann die Gebäude, die bleiben ja bloß ſtehn, weil ſie nicht wiſſen, nach welcher Seite ſie umfallen ſollen. Haben Sie ſchon mal ſo'n Inventar geſehen, Herr Wigand? Ich nicht. Auch bei Karl Pütjer in Kägelin nicht, der doch in der ganzen Gegend wegen ſeiner Bummelwirtſchaft berühmt war. Da ſind Pflüge bei, die's garnicht mehr gibt, und Eggen, die ſo wenig Zähne haben, wie Mutter Schultſch in Grambzow, als ſie achtzig Jahr alt war. Und dann die Maſchinen. So was findet man ja nicht mal drei Meilen hinter Timbuktu. Und wenn ich an das Vieh denk', das kann ja 'n Hund jammern. In die Schafe iſt ja wohl ſeit dreißig Jahren kein neues Blut gekommen, und was auf ihnen wächſt, das iſt ja keine Wolle, das iſt ja Moos. Außerdem über die Hälfte zu wenig für das Gut. Von den Kühen will ich gar nicht reden, es iſt ein Jammer. Außerdem haben ſie hier noch Weidegang und von Stallfütterung keine Ahnung. Für das Gut gehören nach meiner Schätzung mindeſtens acht Spann*) Pferde und wieviel ſind hier? Keine fünf. Und was für Kracken. Als ich noch Lehrling war, da hing in der Inſpektorſtube ſo'n altes Bild, darauf war ein Pferd abgemalt, das alle Krankheiten hatte, die ſich der Deubel ausgedacht hat. Es kommt mir vor, als wenn ſie ſich von ſolchen Kreaturen hier 'ne Sammlung angelegt haben. Und wie das Vieh, ſo die Leute. Schnaps ſaufen und Holz ſtehlen kann die Bande, aber zur Arbeit iſt ſie nicht zu gebrauchen, und die Katen, worin ſie wohnen, ſind Schweinſtälle. Ja, ehe wir hier Zug 'reinkriegen, Herr Wigand, da gehören Jahre zu, und wie ich ſchon geſagt hab': Moſes und die Propheten. Wo du nicht biſt, Herr Organiſt, da ſchweigen alle Flöten.“

Wigand ſaß nun tagelang über ſeinen Berechnungen und Gutsakten und hielt Beratungen mit ſeinem Inſpektor, und ſo kam allmählich Klarheit in die Sache. „Darin“, ſagte eines Tages der Inſpektor, „bin ich mit Ihnen einverſtanden, Herr Wigand, daß wir es mit den Hofgebäuden noch ſo verſuchen. Wenn da die Dächer ausgeflickt und hier und da 'n paar neue Ständer und Balken eingezogen werden, ſo mögen ſie ſich ja am Ende noch 'n paar Jahr beſinnen, ob ſie nach rechts oder nach links umfallen oder einfach in 'n Dutt ſchießen**) ſollen. Aber neue Pferde müſſen wir haben, denn mit ſolchen Schindern, die wir jetzt in 'n Stall zu ſtehen haben, können wir bei dem ſchweren Boden nichts ausrichten. Und ſelbſtverſtändlich muß das Inventar in 'n Gang geſetzt werden und neue Maſchinen und ſo peu à peu auch der Viehſtand, daß der Acker wieder in Kraft kommt. Und die paar Katen, die jetzt leer ſtehen, müſſen ausgebaut werden, daß da 'n ordentlicher Menſch in wohnen mag und wir neue Leute hierher kriegen. Was Sie mir ſagen, was Sie zuzuſetzen haben, Herr Wigand, das iſt ja nicht viel, da müſſen wir's ſachte angehen laſſen. Und dann denk' ich, wenn mal ſonſt nichts zu thun iſt, da fangen wir ſo eben mit dem Drainieren an, daß die ſauren und naſſen Stellen aus dem Acker kommen.

Sie ſollen mal ſehen, wie bald ſich das rentiert. Und dann denk' ich ſo nach'n Jahrerer fünf, da können wir ſchon anders ins Zeug gehen und ſteuern ſo allmählich auf die Stallfütterung los. Ja, könnten wir ſo 'n zwei- bis dreihunderttauſend Mark in die Hand nehmen, da ſollt' die Sache ſchon anders kitſchen, aber mit fünfzigtauſend, da können wir hier nicht viel Sprünge machen.“

Wer den verwickelten Organismus der Verwaltung eines großen Gutes kennt und weiß, wie es darauf ankommt, daß alle Räder ineinander greifen, der kann ſich vorſtellen, was es in den nächſten Jahren auf dieſem Gute zu thun und zu bedenken gab. Denn mit einem allein iſt es nie gethan, es hängt ein Drittes und Viertes daran. Was nutzen die tüchtigſten Pferde, wenn kein Futter und kein Stroh für ſie da iſt. Und was hilft die beſte und ſorgfältigſte Ackerbeſtellung, wenn ein mangelhafter Viehſtand es an der Seele der Landwirtſchaft, dem Dünger, fehlen läßt. Dieſer letzte Ausdruck von der Seele der Landwirtſchaft, den Wigand aus einem Buche geſchöpft hatte und einmal im Geſpräch anwendete, hatte dem braven Inſpektor Eickhorſt großes Vergnügen gemacht, und ſeitdem nannte er dieſen wichtigen Stoff im Geſpräch mit ſeinem Herrn nur noch Seele. Ferner hatte er die Gewohnheit die ſchlechten Stellen im Acker, wo wenig wuchs, eine Aoſe zu nennen, da ſie gleichſam eine umgekehrte Oaſe darſtellten. Wenn er mit ſeinem Herrn zu Felde ritt, deutete er oft auf eine ſolche Stelle und that dann folgenden dunklen Ausſpruch: „Ja, wenn dieſe Aoſe mehr Seele hätte, dann ſollte da auch wohl was wachſen.“ Übrigens begeiſterte er ſich bald für ſeine Aufgabe, als er ſah, daß mit ſeinem jungen Herrn gut auszukommen war. In ſeiner offenherzigen Weiſe ſagte er zu ihm eines Tages: „Ich will Ihnen man ſagen, Herr Wigand, zuerſt hatt' ich da gar nicht recht Luſt zu, hierher zu gehen. Denn was das hier verloddert war, das wußt' ich ja. Und dann mit einem jungen Herrn, der nicht eigentlich als Landmann gelernt hat, da iſt meiſt nicht gut mit auskommen. Aber Sie nehmen ſich das ganz merkwürdig an. Das liegt wohl im Blut, denk' ich mir ſo. Denn Ihr Herr Vater früher auf Pägelow — alabonnöhr. Und Ihr Herr Onkel, der alte Wigand auf Rogentin, der iſt berühmt in der ganzen Gegend. Von dem ſagen die Leut', wenn er einmal des Morgens über den Gartenzaun ins Feld riecht, da kennt er ſeine ganze Wirtſchaft. Gerechter Strohſack, was hab' ich da vorig Jahr für Weizen geſehn. Na, der hat mir zugeredet, daß ich hier her gehen ſollt'. Und ich ſag' Ihnen, Herr Wigand, all wie es iſt, wenn wir nur kein zu großes Mallöhr haben; in zehn Jahren hat die Sache hier 'n anderen Schick. Da ſoll'n Sie mal ſeh'n, was wir hier für Korn bauen, und was für 'ne feine Elektoral-Wolle wir verkaufen. Und unſere Butter ſoll in Hamburg die höchſten Preiſe kriegen.“

Und ſchon ein Jahr ſpäter ſah es anders aus auf Hof Richenberg als früher. Die Schäden der alten bemooſten Scheunendächer waren ausgebeſſert, und es zeigten ſich dort nun überall ſchimmernde, helle Flecke auf dunklem Grunde, Thüren, Thore und Balken waren mit einem vergnügten Rotbraun neu geſtrichen und die Wände friſch geweißt, daß ſie weithin in der Sonne glänzten. Auf dem breiten, geräumigen Gutshofe war alles geebnet und geordnet, und

---

*) 32 Stück. **) in ſich zuſammen fallen.

jegliches ſtand an ſeinem richtigen Platze. Zwei neue Göpel zeigten ſich mit Schutzdächern darüber, der eine für die neue Buttermaſchine, der andere für die Dreſchvorrichtung. Ihr Holzwerk war ſchön ſilbergrau angeſtrichen und die Eiſenteile wundervoll grün. Vor dem Milchenhauſe, wie man dort nach Landesſitte das Meierei-Gebäude nennt, ſtanden auf ſauberem Gerüſt in Reihen die Milcheimer. Ihr Holzwerk war weiß geſcheuert wie Schnee, und die eiſernen Reifen glänzten mit poliertem Silber um die Wette. Statt Fluchen, Gähnen und dem ſchlürfenden Schritte der Trägheit hörte man auf dieſem Hofe wieder den raſchen, freudigen Tritt des Fleißes und Geſang und Pfeifen bei der Arbeit.

Auf dem Felde war geſchehen, was in dieſer kurzen Zeit geleiſtet werden konnte. Das war natürlich noch nicht viel, aber ſie boten doch nicht mehr ganz den herzbrechenden Anblick für ein landwirtſchaftliches Auge, wie noch ein Jahr vorher. Herr Eickhorſt war zufrieden mit dem Erreichten. „Müh' hat's genug gemacht," ſagte er „und ganz verdammt viel Arbeit. In dieſer ganzen Zeit iſt mir, wer weiß wie oft, eingefallen, was wir in der Schul' bei dem alten Prorektor Rein vom Herkules hatten. Denn dies war hier auch ſo 'ne Art von Augiasſtall, was die eingegragte*) Bummelei und Unordnung anbetraf. Man bloß Augiaſſen ſein ſchönes Gut, den Dung meine ich, den Herkules all mit Waſſer weggeſchwemmt hat, den könnten wir hier ſchön gebrauchen."

In Park, Garten und Wohnung ließ Wigand alles bei'm alten. Änderungen verſchob er auf ſpätere Zeiten „wo wir uns mehr rühren können," wie er ſagte. Der Park verwilderte ruhig weiter, und den Garten hielt der alte Beverneſt in der gewohnten Ordnung. Das ward ihm jetzt leichter, da er vor kurzem von ſeinem Rheumatismus ziemlich befreit worden war. Der Arzt hatte geraten, es bei ihm mit ruſſiſchen Dampfbädern zu verſuchen, und mit großer Mühe wurde der Alte bewogen, ſich dieſer ihm aufs Äußerſte unheimlichen Kur zu unterziehen. Er wich ſchließlich nur dem ſtrengen Befehle ſeines Herrn. „Die Dokters," ſagte er, „möchte ich man unnod in die Fingers kommen. Ein Teil kurieren ſie einen raus un 'n ander Teil kurieren ſie einen wieder rein. As Jochen Regel das kalte Fieber gehabt hat oder die Mallöhria, as die Dokters auf Lateinſch ſagen, hat der San'tätsrat ihn ſolche bittre Me'zin gegeben, daß Jochen Regel geſagt hat, er wollt lieberſten 'n Sweinigel mit all ſeine Stachels überſlucken, as ſowas. Ja, das Fieber gung jo weg, aberſten ſörre die Zeit hat er das Sangeln in die Glieder. Ne, da ginge ich doch lieberſten zu Krögerſch in Pampow, die macht es mit Zympatieh. Zwarſten hat mich das auch nichs geholfen, aberſten es hat mich auch nichs geſchad't."

Die Hauptſache aber war, er fürchtete ſich vor dem Baden. „Waſſer," ſagte er, „is ganz gut for Kahns zu tragen un Mühlen zu treiben un Eſſent zu kochen un Oleanders damit zu begießen, un auch woll, wenn man nen ganz gefehrlichen Dörſt un kein ander Getränk hat. Aberſten an 'n bloßen Leibe is es mich empfindlich."

Jedoch es half ihm alles nichts; eines Morgens in aller Frühe wurde er ohne Gnade auf den Milchwagen geſetzt, der täglich in die Stadt fuhr, und mit düſteren Gefühlen ging er dem gefürchteten Schickſal entgegen. Man hatte ihn dort bei einer Gärtnerfamilie ſeiner Bekanntſchaft untergebracht, und der Arzt, der ſeinen Patienten kannte, hatte den Beſitzer des Bades genügend inſtruiert, denn er fürchtete Widerſetzlichkeit und Fluchtverſuch.

Am nächſten Tage hatte Wigand in der Stadt zu thun und bei dieſer Gelegenheit ſuchte er ſeinen alten Diener auf. Er fand ihn in ſehr gedrückter Stimmung.

„Slimmer könnt' es in die Hölle auch nich ſein," ſagte er, „as in dieſe infamigte Badeanſtalt."

„Na, wie war es denn, Beverneſt?" fragte Wigand.

„Woans es war?" antwortete der Alte, „ſchauderöſen war es. Ich dacht mich ja nu, ſo as mich das geſagt worden wäre, ich würd mir da in ſo'n Kahn ſetzen mit ſchönes warmes Waſſer ein un könnt da meine Feif bei rauchen. Un as ich da nu rein komm, da ſeh' ich ja auch in ſonne kleine Kabuffen mit aufe Thüren ſonne Kahns ſtehn. Da ſagten ſie mich nu, ich ſollte mir ausziehen, un ich zieh mir denn ja auch aus. Un as ich nu fragen thät, wo nu mein Kahn weſen thäte, da ſchubſten ſie mir in eine Thür hinein, da ſlug mich ſo'ne Hitz' un ſo'n Dampf entgegen, daß ich dacht', ich müßt' ſticken. Un da kämen zwei halbnackigte Kerls auf mir los un kriegten mir zu faſſen. Un ich bröllte: ‚Laſſen Sie mir raus, ich will ja in den Kahn!‘ denn ich wollt ja ſo gern in den Kahn. Aberſten die Kerls hatten keine Gnad' nich un kein Erbarmen un kriegten mir dal auf ſo'ne große Trepfe un ſmißen mir da hin, as ob ich'n Stück Holz wär. Un dann ſiffen ſie mir ein un begießten mir mit heiß Waſſer, as wenn ich'n Stück Wäſch' wär'. Un ich bröllte immer: ‚Laſſen Sie mir doch in den Kahn!‘ denn ich wollt' ja ſo gern in den Kahn. Aberſten die Kerls lachten ſich bloß, ich denk' mir, ſo wie ſich die Deubels lachen, wenn ſie 'ne arme Seel in'e Mangel haben, un dann würden ſie noch ausverſchamter. Denn den einen hielt mir feſt un den andern, der haugte mir mit Ruthens, as wenn ich 'n unartiges Gör wär, un zwarſten ümmer infamtigter Weiſe auf die Flöög, wo mich den ollen Reißmatismus an weheſten thät. Un ich bröllte un bat um Gnad', doch das war ſie allens Luft. Denn nu kämen ſie bei mit Schrubbers un ſchrubbten mir ab, as wenn ich 'n kuppern Keſſel wär, daß ich ſo roth wurd' wie ſo'n Krewt. Un endlich ließen ſie mir los un ſagten, nu ſollt' ich man aufſtehen, un bröchten mir auf ein ander Flag un ſagten, da ſollt' ich man ſtehn gehn un nu wär's auch gleich vorbei. Aberſten das wäre allens geſtunken un gelogen, denn das Gräſigſte, das käme nu erſt. Mit eins nämlich ſlug es auf mir nieder as eine kalte naſſe Hand, un ſie bebruſten mir mit eiskaltes Waſſer, daß mich gleich der Puſt wegbliebe, un ich dacht' ich kriegt' den Slag. Un dann kriegten ſie mir in ein großes Laken un rieben mir ab, daß mich das Fell in lauter kleine Wrümmels von'n Leib' ging, un ich dacht', lebendig käm' ich da nich wieder raus. Doch, Gott ſei Dank, nu war es ja zu End', un ich durft' mich wieder mein Kledagen anziehn. Ach, Herr Wigand ich bitt Ihnen von Himmel zu Erden, nehmen Sie mir doch wieder mit."

„Nun", fragte dieſer, „wie iſt es denn mit dem Rheumatismus?"

„Ja, da müßt' ich lügen, wenn ich was anders ſagen wollt'," antwortete der Alte kleinlaut, „mit den alten Reißmatismus is es all'n ganz Theil beſſer."

„Na, ſehn Sie!" ſagte Wigand. „Nun halten Sie hier nur ruhig aus, ſolange der Doktor es für gut hält, denn hören Sie, ich will es, und die gnädige Frau will es auch. Verſtanden?!"

„Je, wenn die gnä' Herrſchaft befehlen thun, mich is es ja denn auch ſo recht. Aberſten wenn ich ſtaats auf den Milchwagen in ein ſwarzes Sarg wieder nach Richenberg käm', denn ſoll mich keiner die Schuld geben."

Er kam aber trotzdem nach einiger Zeit kurz vor Mittag auf dem Milchwagen ganz munter und beinig wieder ankutſchiert und hatte ſich, ſoweit ſeine trüben Erinnerungen an die vermeintlich ihm zugefügten Mißhandlungen es zuließen, mit dem ruſſiſchen Dampfbade ein wenig ausgeſöhnt.

„Zwarſten", ſagte er, „wen ſich die Kur ausgedacht hat, den hat nich mehr Erbarmen mit die menſchliche Natur in'n Leibe as ein Tiger oder eine Hijäne, aberſten vor den Reißmatismus is ihr doch gut. Wenn es ſich vor meine Jahren noch ſchicken thät, denn möcht' ich bei's nächſte Kranzbier würklich mal verſuchen, was ich woll den Schottſchen noch ſo könnt, as in meine jungen Jahren, wo ich in's Tanzen der öbberſte war."

(Fortſetzung folgt.)

---

*) eingegraute.

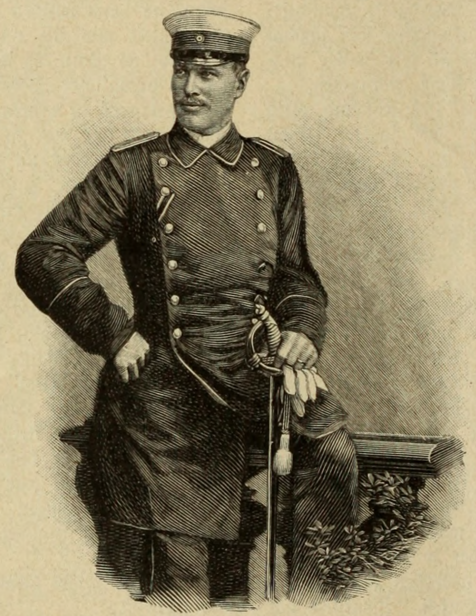
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## Albrecht von Bülow †.

(Abdruck verboten.)

Zu den zahlreichen Opfern, welche die Eroberung Deutſch-Oſtafrikas gefordert hat, gehört nun auch ein lieber Mitarbeiter unſeres Blattes, der Kompaniechef Freiherr Albrecht von Bülow. Unſere Leſer werden ſich gewiß noch gern der prächtig friſchen Briefe erinnern, in denen er ſo anſchaulich von den Freuden und Leiden eines Koloniſators in Deutſch-Oſtafrika berichtete (Jahrgang XXIII und XXIV). Die erſteren überwogen, denn Herr von Bülow war mit Leib und Seele bei der Sache. Es machte ihm die größte Freude, als Pionier der Kultur ſelbſt den Urwald zu roden, das Blockhaus zu errichten, dem im Schweiß des Angeſichts hergerichteten jungfräulichen Acker die erſte Saat anzuvertrauen. Galt es aber, Axt und Hacke beiſeite zu legen und zu Büchſe und Schwert zu greifen, ſo war ihm das erſt recht eine Luſt, denn ſeine Seele war von Jugend auf von jener Romantik erfüllt, aus der die Söhne unſeres Volkes von jeher ihre beſte Kraft zogen.

Bülow war am 24. Juni 1864 als Sohn des Freiherrn Hugo von Bülow, welcher damals Konſul in Smyrna war, in eben dieſer Stadt geboren. Seine Mutter war, wenn ich nicht irre, eine Münchhauſen. Er und ſeine Geſchwiſter wuchſen in Thüringen heran, und ſeine Schweſter Margarethe hat uns in ihren reizvollen Erzählungen indirekt von dem kerngeſunden, freien, fröhlichen Leben berichtet, das ſie da führen durften. Später lebte die Familie in Berlin, und ich habe die Freude gehabt, ſie dort, wenn auch nur flüchtig, kennen zu lernen. Ein Kreis bedeutender junger Leute ſammelte ſich um die Geſchwiſter und begeiſterte ſich an der Pflege von deutſcher Art und Kunſt.



Albrecht von Bülow †.

Der jähe Opfertod der hochbegabten Margarethe (vergl. Nr. 18 XX. Jahrg.) öffnete in dieſem Kreiſe die ſchmerzlichſte Lücke. Bei Gelegenheit meines Kondolenzbeſuches ſah ich Albrecht von Bülow zum erſtenmal. Er war damals Selektaner in Lichterfelde, ein hochgewachſener, ungemein kräftiger Jüngling, blondhaarig und blauäugig, mit einem prächtig friſchen, guten, klugen Geſicht. Die ganze Perſönlichkeit zeugte von einer gewaltigen latenten Kraft, die nur einer Aufgabe harrte, um ſich zu entfalten.

Noch in demſelben Jahre trat Bülow als Leutnant in das Königin Auguſta Garde-Grenadier-Regiment in Koblenz, doch zwang ihn ein Beinleiden, das er ſich beim Turnen zugezogen, ſchon im folgenden Jahre ſeinen Abſchied zu nehmen. Es war die Zeit der Hochflut für die koloniale Begeiſterung, und Bülow ließ ſich mit innerſter Luſt von ihr nach Afrika tragen. Hier konnte er die ihn erfüllende Thatkraft nach Herzensluſt ausgeben. Von Jugend auf war ſein Wunſch geweſen, einmal ein Held zu werden, wie die, von denen unſere Dichter ſangen und ſagten. Unſere modernen Armeen bieten für ein ſolches Heldentum nur zu ſelten Raum und Gelegenheit, dort im Barbarenlande aber, da fand der kühne, furchtloſe Mann, der die Feinde nur ſah, nicht zählte, noch oft Gelegenheit, ſeiner Kampfesluſt gerecht zu werden. Daneben gab es dann eine Friedensarbeit, wie ſie ſolchen Naturen lieb iſt, einen Landbau, der auch ein Kampf iſt gegen eine wilde, noch ganz jungfräuliche Natur. Und dieſe Kämpfe wurden durchaus nach eigenem Ermeſſen in voller, köſtlicher Freiheit ausgefochten. Emin Paſcha bezeichnete vor zwei Jahren Bülow als den Mann, wie wir ihn gerade für die dortigen Verhältniſſe brauchen, und er wußte, was er ſagte. Aus dieſem Holz waren die Männer geſchnitzt, die einſt den ganzen Oſten Deutſchlands für unſer Volk eroberten.

Von ſeinen erſten Jahren in Afrika hat Bülow unſeren Leſern ſelbſt berichtet, und die Briefe ſeiner Schweſter Frieda, die ihm nach Afrika gefolgt war, haben ſeine Schilderungen ergänzt. Als der Aufſtand der Araber ausbrach, war er erſter Beamter in Mikindani. Von hier flüchtete er auf einer mit 100 Centner Pulver beladenen Dhau vor den Aufſtändiſchen, die ihn von den Ufern des engen Hafeneinganges aus ſtark beſchoſſen, nach Bagamoyo, das er in Gemeinſchaft mit Gravenreuth erfolgreich verteidigte. Er trat nun in die Wiſſmannſche Truppe ein und beteiligte ſich an zahlreichen Gefechten. In dem Gefecht bei Mlembule am 28. Dezember 1883 trug er den gefallenen Sergeanten Ludwig auf ſeinen Schultern aus dem Handgemenge, um den Leichnam vor Verſtümmelung zu bewahren. Die wackere That brachte ihm den Kronenorden mit Schwertern ein.

Nachdem der Aufſtand beſiegt war, wurde Bülow vielfach dazu verwandt, das Innere der Kolonie zu erſchließen und durch Anlage von Stationen zu befeſtigen. Er eignete ſich hierfür vorzüglich, denn er beherrſchte das Suaheli vollſtändig und beſaß in der Behandlung der Neger große Erfahrung. Dieſe hielten ihn, den ſie ſtets unverletzt aus ſo vielen Gefechten hervorgehen ſahen, für kugelfeſt.

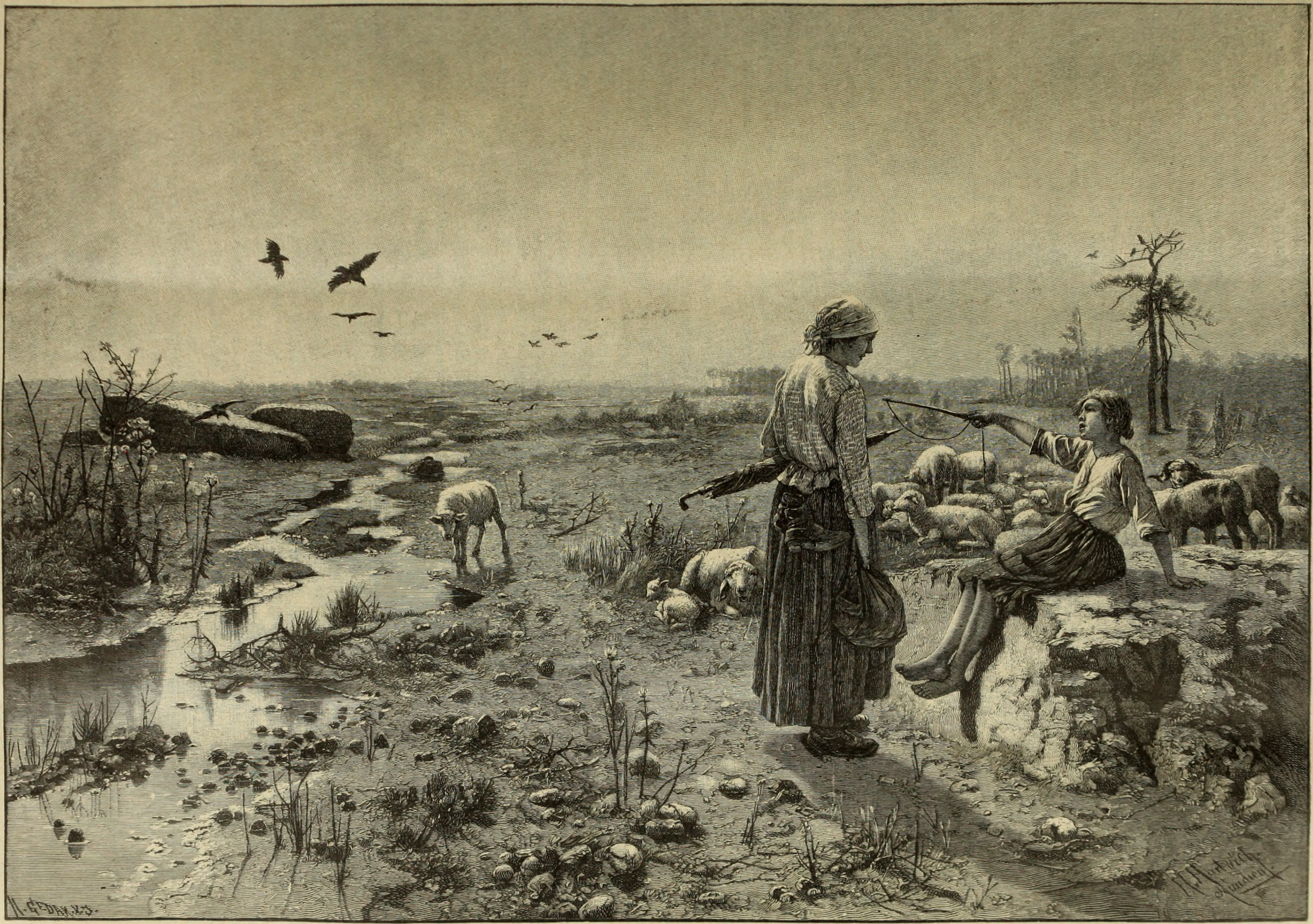
Es gibt aber in Afrika einen Feind, der viel gefährlicher iſt als die Kugeln der Araber und Neger — das Fieber. Dieſem erlag ſchließlich auch die eiſerne Natur Bülows, und nur ſofortige Abreiſe nach Europa konnte ihn vor ſicherem Untergang retten. Während dieſes Aufenthaltes in Deutſchland im Sommer 1891 traf ich ihn wieder und verbrachte ein paar Stunden in angeregter Unterhaltung mit ihm. Das Fieber hatte ihm arg mitgeſpielt, und nach ſeinen Äußerungen ſchien er ſich in jenem Zuſtande ſeeliſcher Depreſſion zu befinden, den das harte Leben keinem idealiſtiſch angelegten Menſchen an der Schwelle des eigentlichen Mannesalters erſpart. Er hatte damals die Abſicht, aus dem Kolonialdienſt auszuſcheiden und Pflanzer auf eigener Plantage zu werden. Warum dieſer Plan ſchließlich nicht verwirklicht wurde, weiß ich nicht.

Im November 1891 reiſte Bülow nach Afrika zurück und wurde als Kompanieführer in die Kilima-Ndſcharo-Landſchaft geſchickt, um Dr. Peters zu vertreten. Auf dieſes Gebiet werden bekanntlich in den kolonialfreundlichen Kreiſen große Hoffnungen geſetzt, und auch Bülow äußerte ſich in einem im April geſchriebenen Brief, deſſen Kenntnis ich gütigen Mitteilungen des Fräulein Frieda von Bülow verdanke, voll Begeiſterung über dieſelbe.

„Kaffeebäume,“ ſchrieb er unter anderem, „fand ich zwiſchen den Feldern der Dſchaggas wild wachſen. Die Leute gehen zwiſchen dieſen herrlichen Pflanzen umher und ahnen nicht, was ſie daran haben. Die Durchſchnittstemperatur der Kilima-Ndſcharo-Station iſt unter 16° R. Es wachſen hier alle europäiſchen Gemüſearten, auch Weizen wächſt gut. Zum Theebau dürfte es kaum einen geeigneteren Landſtrich geben. Sobald die Eiſenbahn nach dem Kilima-Ndſcharo gebaut ſein wird, wird die Kolonie bedeutend wertvoller ſein. Es können

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t78s7bc0v



Auf der Wanderung. Nach dem Gemälde von H. Hartwich.

dann auch deutſche Bauern in Oſtafrika koloniſieren und mit Erfolg. Ich ſelbſt möchte dieſes herrliche Land gar nicht mehr verlaſſen.“

Als Bülow das ſchrieb, ahnte er nicht, wie bald ſich dieſer Wunſch für alle Zeit erfüllen ſollte.

Die Dſchagga zerfallen in eine Anzahl von Häuptlingen regierter Stämme, doch übte bis vor kurzem einer von dieſen, der Fürſt Mandara von Moſchi, eine Art Oberherrſchaft über das ganze Volk aus. Mandara war klug genug, ſich mit den Deutſchen gut zu ſtellen, während ſein Sohn und Nachfolger Meli das Joch derſelben abſchütteln zu können meinte. Er konnte das um ſo mehr hoffen, da man unſerſeits ein verhältnismäßig ſtarkes Fort, welches ſeine Reſidenz beherrſchte, aufgegeben und nicht zerſtört hatte. Meli beſetzte dieſes und befeſtigte es nach allen Regeln afrikaniſcher Kriegskunſt. Es gelang ihm ferner, alle Stämme der Dſchagga um ſich zu ſcharen. Nun provozierte er den Kampf.

Als Leutnant Wolfrum, der in der neuen Kilima-Ndſcharo-Station (Marangu) kommandierte, ihn aufforderte, das verlaſſene Fort Moſchi zu räumen, antwortete Meli mit Beleidigungen. Nun eilte Bülow von Ikungu in Eilmärſchen herbei und kam zu der Überzeugung, daß Meli unter allen Umſtänden gebändigt werden müſſe. Am 18. Juni griff er an der Spitze von 180 Mann Kolonialtruppen Moſchi an. Unglücklicherweiſe fiel Leutnant Wolfrum ſogleich, und Bülow erhielt zwei Schüſſe in den rechten Arm. Obgleich ſchwer verwundet, fuhr er fort von einer Hängematte aus, in der man ihn trug, zu kommandieren. Da traf ihn noch eine Kugel, die durch Becken und Nieren ging. An den Folgen dieſer Verwundnng iſt der junge Held am folgenden Tage geſtorben, und man hat ihn in jenem Deutſch-Oſtafrika beſtattet, das er ſo ſehr liebte und zu deſſen Eroberung und Erſchließung er ſoviel beigetragen hat. Er ſchläft auch dort in deutſcher Erde.

Th. H. Pantenius.

---

# In fremden Banden.

Erzählung von H. von Krauſe (C. von Hellen).

(Abdruck verboten.)

Motto: Und dennoch hab ich harter Mann,
Die Liebe auch gefühlt.

Warum doch ſoll ich es nicht aufſchreiben? Wenn ich tot bin, und der neue Oberförſter hier einzieht, werden ſie die alten Papiere verbrennen, denn es wird niemand darnach fragen und ſollte ſie jemand leſen — dann iſt es mir ſicher ganz gleichgültig, was hier unten im Dunklen geſchieht, dann bin ich im Licht. Ich kann es heute wieder gar nicht los werden. Das kommt, weil es ſo ſtürmt. Liegt das alte Haus auch geborgen hier in der tiefen Thalſpalte, das gewaltige Sturmlied der brüllenden See klingt doch herüber, und die Buchenwipfel über dem bemooſten Strohdach rauſchen, und die Stämme knarren mitunter, als wollten ſie dem Winde ſagen: „Laß uns in Ruh, du wilder Geſell.“ Niemand iſt im Haus als ich und die ganz taube Dörte. Die alte treue Seele ſchläft ſicher ſchon lange, ich aber ſitze und horche auf das Getöſe, meine Seele iſt in einer längſt, längſt vergangenen Zeit. Meine Lampe brennt, mein guter Karo ſchnarcht am warmen Ofen, in dämmrigem Halbdunkel an der Wand hängen meine Büchſe und in breiten Holzrahmen das Bild Königs Friedrich Wilhelms III und ſeiner holden, wundervollen Königin. Es iſt alles wie damals, aber es iſt keine Zeit wie die von 1812, und das iſt gut. Wer denkt heute noch daran, wie es damals war. Ich aber weiß es wohl. Es war einem nach 1806 zu Mute, als ſchwimme man gegen einen gewaltigen, alles überflutenden, kalten, dunklen Strom. Höher und höher wälzten ſich die Wogen, weiter und weiter zerriſſen, überfluteten, ertränkten ſie das arme Vaterland. Die, welche vielleicht durch Mut und Entſchloſſenheit das wilde Waſſer hätten eindämmen oder aufhalten können, ſtanden klagend, händeringend oder in ſtummer Verzweiflung am Ufer, und nur einige Wenige kämpften, rangen und arbeiteten mit Gefahr ihres Lebens, hoffnungslos und dennoch unaufhörlich gegen die fremde Gewalt, bis auch ſie, untergegangen oder beiſeite geſchleudert, den Kampfplatz wenigſtens auf eine Weile verließen. Zu dieſen Letzten gehörte auch ich. Meine erſte Jugend war dahin. Ich ſtand ſchon damals allein in der Welt, ein einſamer, früh gereifter Mann. Schwere Schickſale hatten mich, den letzten eines alten Geſchlechts, auf meine eigene Arbeit angewieſen. Ich hatte wenig Liebe in der Welt erfahren und ging von früh an gern meine eigenen ſtillen Wege. Als aber der Kampf des Jahres 1806 gegen den Uſurpator begann, war ich freudig zu den Waffen geeilt und legte ſie, der letzten einer, mit Bitterkeit und tiefem Groll aus der Hand, um mich in dieſes ſtille Haus zurückzuziehen, hoch im Norden des Vaterlandes, weit ab von den Stätten meiner Heimat. Es war ein verwahrloſter Wald, ein altes Haus mit einem Strohdach, eine Gegend fern vom Getriebe der Menſchen, das mich ſo vielfach anwiderte in ſeiner Erbärmlichkeit. Früher ſchon hatte man mir geraten, mir durch eine Heirat aufs neue eine unabhängige Lage zu ſchaffen. Wohlwollende Leute und Gönner boten mir ihre Hand zu dergleichen. Ich aber „wollte mein Herz nicht verkaufen, wenn ich eines hätte,“ ſagte ich ihnen und ich glaubte im ſtillen, daß ich keines hätte, denn völlig gleichgültig ließen mich die Frauen. Ich war ein wilder Geſell; je kühner das Wagſtück, je widerſpenſtiger das Roß, je ſteiler die Felswand, um ſo lieber erprobte ich meine Kraft daran. Meine Sehnen ſind noch heute wie Stahl, und der Schuß meiner Büchſe hat ſelten ſein Ziel verfehlt. Aber ernſte Geſpräche mit klugen Männern, und das Studium gedankentiefer Bücher verachtete ich nicht und ich weiß, daß ich oft, aus dem Kreiſe fröhlicher Zecher kommend, einen weiten Weg in der mondhellen Nacht auf die Felder hinaus machte, um mich an der erhabenen Stille und Größe der Natur zu ſtärken und zu erbauen.

Hier in meiner abgeſchloſſenen Einſamkeit vollends lebte ich ganz dem Walde, der Natur und den wenigen Büchern, welche ich beſaß, oder die ich mir hie und da von den ſeltenen Fahrten in die Stadt, mitbrachte. Eine ſtämmige Magd, welche nur Plattdeutſch ſprechen konnte, beſorgte das Haus. So gingen Wochen, Monde, Jahre dahin. Von den Weltbegebenheiten drang nur ein fernes Echo zu mir herüber. Das letzte Ereignis, der Durchzug der gewaltigen Armee, welche der Imperator nach Rußland führte, hatte in den Klagen der Magd, deren Eltern von der fremden Soldateska arg zu leiden gehabt, einen Ausdruck auch unter meinem Dach gefunden. Nun lief ſeit Wochen ein dumpfes Gerücht von dem Rückzug, dem Elend, dem Untergang dieſer ſtolzen Armee. Ich horchte gleichſam auf, ob ich vielleicht das Signal unſerer Befreiung, Erhebung, unſerer Ermannung vernehmen würde, aber wohin ich auch meine Fühler ſtreckte, es blieb Winter, Todesſtarre und Eiſeskälte. Ja und auch in der Natur, welch ein Winter! Ich weiß den Tag noch, es war im Dezember, ich kam von einem Gang durch den Wald, kaum ein Gang dieſes Rutſchen, in Schnee Verſinken und mühſame Vorwärtsdringen. Da ſtand ich hoch oben, wo die ſteilen, zerklüfteten Lehmwände zum Meer abfallen. Öde und weiß verſchneit lag unten der Strand, hie und da ſtreckte ein verkrüppelter Baum am Abhang ſeine kahlen Äſte in die eiſige Luft empor, ein breiter, weißer Streifen zog ſich die gefrorene See um das Ufer, aber nicht weit, denn der Sturm der letzten Tage hatte das Zufrieren verhindert. Dahinter wogte es tief dunkel, faſt ſchwarz, die weißen Kämme weit hinaus ſichtbar, ſonnenlos, ein traurig ernſtes Bild, abgeſchloſſen durch drohende, blauſchwarze Wolken, neuen Sturm verkündend. Ich wandte mich ab und der anderen Seite meines Reviers zu, welches ſich in einem ſchmalen Ausläufer hier auf dem Hochplateau hinzog. Auch dort dehnte ſich das weite Land öde und verſchneit vor meinen Blicken, einige Krähen ſtrichen mit häßlichem Geſchrei über die weiße Fläche dahin, die Ferne hüllte ſich in kalte, graue Nebelſchleier. Nicht allzu

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

fern zog ſich die wenig benutzte Landſtraße hier vorüber, und ich bemerkte zu meinem nicht geringen Erſtaunen einen Trupp Menſchen daher kommend zwiſchen den verkrüppelten Weidenſtämmen, welche die Straße einfaßten. Wer konnte das ſein?

Von weitem glichen ſie einer wandernden Zigeunerbande, aber um dieſe Zeit und in dieſer Gegend waren ſolche Gäſte kaum wahrſcheinlich. Jetzt kamen ſie näher, und ich erkannte 20—30 abgezehrte Männergeſtalten, welche ſich mühſam vorwärts bewegten. Ihre Füße waren mit Lumpen umwickelt, einige trugen Holzſchuhe, wie ſie bei den Landleuten der Umgegend üblich. Alte Tücher und Shawls von den verſchiedenſten Stoffen und Farben hatten ſie um Kopf und Schultern gewickelt, ich meinte ſogar einen roten Frauenrock zu erkennen, welchen der eine um ſeinen Oberkörper gezogen hatte. Neugierig ging ich am Rande des Holzes entlang und ihnen entgegen. Da gewahrte ich plötzlich auf dem Kopf des einen Mannes einen Helm mit lang herabwallendem Roßſchweif, eine bunte Montierung hing zerlumpt und mit einem Schaffell halb bedeckt auf dem Leibe eines anderen, ein dritter hatte die Bärenmütze mit einem roten Streifen Zeug über die Ohren feſtgebunden. Jetzt wußte ich, wen ich vor mir hatte. Mit einem unbeſchreiblichen Gefühl aus Verachtung und Freude, aus Entſetzen und Befriedigung gemiſcht, erkannte ich nun dieſe gelben, abgemagerten, fremdartigen Geſichter mit den dunklen wirren Bärten und den tiefliegenden Augen. Das war alſo ein Trümmerſtück jener unüberwindlichen, ſtolzen Heerſchar, die voller Übermut in anmaßender Siegesgewißheit vor wenig Monaten unſer ausgeſogenes, armes Vaterland überſchwemmt und vollends erſchöpft hatte. Ich trat hinter einen Baum und ließ ſie ganz nahe heran kommen. Wenn ich gewollt, ich hätte ſie einen nach dem andern mit meiner Büchſe zu Boden ſtrecken können, wie die tollen Hunde, wer hätte mich daran gehindert, wer am Ende darnach gefragt? Der Gedanke durchzuckte mich, aber ich trat raſch hinter meinem Baum hervor, da ward mich die Schar anſichtig, ſie ſtreckten bettelnd die abgemagerten Hände gegen mich aus und hoben eine laute Klage an. „Taisez-vous! —“ ziſchte eine befehlende Stimme über ſie hin. Ich aber brach in ein lautes, verächtliches Lachen aus, als ich an ihnen vorbei ging. „Es lebe die ſtolze, ſiegreiche Armee!“ rief ich ſpöttiſch in ihrer Sprache. „Dieu vous punisse!“ (Daß Gott Euch ſtrafe!) knirſchte es vor meinem Ohr. Ich ſah dem letzten des Trupps ins blaſſe Geſicht. Hoch aufgerichtet ſtand er da, ein bildſchöner, noch junger Mann, das dunkle Auge ſprühend auf mich gerichtet. Er hatte einen alten, zerfetzten Mantel um die Schultern geworfen, und ſeine Füße waren umwickelt wie die der anderen, aber ich ſah, daß ich einen Offizier vor mir hatte, einen Augenblick begegneten ſich unſere Blicke in tödlichem Haß. Meine Hand zuckte nach meinem Gewehr, aber er war waffenlos, ich wandte mich ab und ging zurück in den Wald. Noch einmal ſah ich mich um, da zogen ſie langſam dahin durch den Schnee, der bleierne Himmel über ihnen und die Krähen krächzend über ihren Häuptern.

Am Nachmittag kam der Sturm.

Früh ſchon ſenkte ſich Dämmerung über die Schlucht, da hob das Brauſen an, erſt fernher, dann näher und näher, bis es in gewaltigen Stößen brüllend und pfeifend, toſend und klagend über unſerem Hauſe dahin fuhr, und dann wirbelten Flocken hernieder, dichter und dichter in undurchdringlichem Gewimmel zogen ſie ihren Schleier vor die kleinen grünen Fenſter. Ich ſaß da und ſchaute dem wilden Tanze zu, und vor meinem inneren Auge erhob ſich die dunkle Geſtalt in dem alten Mantel, und ich ſah, wie ſie gegen den Schneeſturm ankämpfte auf Tod und Leben. Ich weiß nicht, ob es der lange Gang in der Kälte war, der mich ermüdet hatte, die Augen fielen mir zu, ich ſchlief feſt ein. Wie lange ich ſchlief, weiß ich nicht, denn die Magd brachte kein Licht, es ſtand vor mir auf dem Tiſch, und ich pflegte es ſelbſt anzuzünden. Jedenfalls war es ganz dunkel im Zimmer, draußen aber hell und ſtill, als ich erwachte. Es hatte ausgetobt, und über den kahlen Wipfeln ſtand der Vollmond klar und ſtill und zeichnete dunkle Schatten auf den blendenden Schnee. Ich ging zur Hausthür und trat hinaus, fernher klang mit dumpfem Rollen das ewige Lied des Meeres herüber, ſonſt Totenſtille ringsum. Da hörte ich plötzlich meinen Hund laut anſchlagen. Er war an mir vorbei aus der Thüre geſchlüpft, ich merkte an der Art ſeines Gebells, daß er etwas Beſonderes entdeckt haben mußte. Vielleicht ein Stück Wild, welches im Schnee verſunken oder in der Wintersnot verkommen ſich irgendwo im Gebüſch feſtgeſetzt hatte? Ich ſchritt zur Hofthür und der Richtung zu, wo ich den Hund hörte. Ich hatte nicht weit zu gehen, da, wo der Weg um die Wand der Schlucht bog und der eingefrorene Bach, welcher die Thalſohle entlang floß, von einer rohen, aus ungeſchälten Baumſtämmen gebildeten Brücke überwölbt war, ſah ich ihn neben einem Etwas ſtehen, das ich in dem ungewiſſen Mondlicht nicht unterſcheiden konnte. Ich pfiff den Hund ab, er kam auch ſogleich, ſprang an mir in die Höhe, als wolle er mir etwas mitteilen und eilte dann wieder vor mir her auf den Gegenſtand zu. Wild war es nicht, das konnte ich nun ſehen. Jetzt erkannte ich ein dunkles halb verſchneites Kleid, eine menſchliche Geſtalt, ein Weib. Mein Gott, ſie war hier, ſo nahe meinem Hauſe, in dem Toben der entfeſſelten Elemente erfroren, erſtarrt, elend umgekommen. Ich mühte mich den Schnee von ihrem Körper zu entfernen. Ich hob ihr Haupt empor und legte es auf mein Knie, der Mond zeigte mir ein ſchönes, junges Geſicht, todesblaß, eiſig kalt. Ratlos blickte ich mich um, Knecht und Magd ſchliefen wohl ſicher, ſie von hier aus zu rufen, ſchien vergeblich. Dennoch war es ja möglich, daß die Frau noch lebte, aber jeder Augenblick länger in der erſtarrenden Kälte konnte den glimmenden Funken verlöſchen. Da faßte ich ſie raſch in meine Arme, hob die leichte Laſt empor und trug ſie durch den tiefen Schnee langſam dem Hauſe zu. Ihr Kopf lag an meiner Schulter, mein Atem ſtreifte das dunkle Haar, von dem das Tuch herabgeſunken war. Die langen, dunklen Wimper lagen feſt auf den weißen Wangen, und kein Atemzug verriet, daß der feſtgeſchloſſene Mund ſich je wieder öffnen werde.

Als ich mit meiner Bürde das Haus betrat, erinnerte ich mich, daß man Erfrorene nie in warme Räume bringen darf. Ich ſtieß daher die Thür zu einem Zimmer auf, welches dem meinigen gegenüber zu ebener Erde lag. Es ward nicht benutzt, von meinem Vorgänger her ſtand hier ein großes, altes Kanapee mit vielen kleinen Schubkäſten und einem verſchoſſenen bunten Bezug, darauf legte ich ſie. Als ich die Magd geweckt und zur Hülfe gerufen, meinte dieſe, es ſei ſicher zu ſpät und die Fremde tot, es wundere ſie nicht, die Eulen hätten zu arg geſchrieen, das bedeute einen Toten im Hauſe. Ich verbat mir ihr Geſchwätz und gab genau an, wie ſie mit der Verunglückten zu verfahren habe. Ich ſelbſt holte Schnee und rieb die erſtarrten Hände, um zu zeigen, was zu thun ſei. Als ich die ſchmale, weiße Hand in der meinen hielt und zu reiben begann, glitten ein Paar Ringe von den ſchlanken Fingern; ich hatte nicht Zeit ſie zum Lichte zu halten und zu beſehen, ſondern ſteckte ſie raſch in einen der kleinen Fächer, welche, wie ich ſchon ſagte, an den Seitenlehnen des Sophas, nach alter Mode, angebracht waren. Nachdem ich der Magd wieder und wieder meine Befehle erteilt, verließ ich das Zimmer und befahl dem Knecht anzuſpannen, ich wollte ſelbſt nach der Stadt, um den Arzt zu holen. Unruhig eilte ich inzwiſchen an die Thür des Zimmers und frug, ob ſich noch kein Lebenszeichen bemerkbar mache.

„Nichts, gnädiger Herr, die iſt und bleibt tot,“ ſagte Dörte.

„Reibſt du auch ordentlich?“

„Ja, gnädiger Herr.“

Der Schlitten fuhr vor. Ich griff nach meinem Pelz. Nein, ich mußte hier bleiben, Dörte konnte etwas verſäumen, der Knecht mochte den Doktor allein holen.

„Fahre ſo raſch du kannſt, die Bahn wird gut ſein, denke nicht an die Pferde, es gilt ein Menſchenleben.“

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Der Knecht nickte, und der Schlitten klingelte davon. Ich ſtand vor der Thür und horchte, wie er ſich raſch entfernte. Da klang der klagende Schrei einer Eule an mein Ohr. Es durchrieſelte mich kalt. „Dummer Aberglaube!“ — Ich kehrte in das Haus zurück. Unruhig ſchritt ich vor der Thür auf und ab. Nach einer Weile erſchien Dörte. „Lebt ſie?“ rief ich ihr entgegen.

„Nein, gnädiger Herr, aber wenn ich weiter reibe, werde ich die Haut abreiben. Es nutzt ja auch doch nichts.“

„So laß ſie leicht zugedeckt auf dem Sopha liegen und bringe mir etwas Branntwein.“

Das Mädchen ging, und ich trat wieder in das Zimmer. Flackernd fiel das Licht der einzigen Kerze, die auf einem Stuhl, unweit des Sophas ſtand, auf die nun völlig ausgeſtreckte Geſtalt, welche mit einer Decke bedeckt war, die nur den Kopf frei ließ. Ich ſtand und blickte in das ſtille Antlitz. Nie hatte ich es zuvor geſehen, und doch kam es mir vor, als müßte ich es lange kennen. Weshalb ſehnte ich mich ſo, daß dieſe zarten Lieder ſich öffnen und ich die lebendige Seele in dieſen Augen leſen könne, weshalb wünſchte ich, daß dieſe feſt geſchloſſenen Lippen ſich mit leichtem Atem öffnen möchten? War es nicht vielleicht beſſer, wenn dieſes arme Weſen, denn was anders als ein großes Elend konnte ſie bei ſolcher Zeit, in Nacht und Sturm, hinaus getrieben haben, nicht wieder erwachte zu einer Welt voll Dunkelheit, Irrtum und Jammer? Aber nein, ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß dieſes in ſeiner Todesruhe ſo unbeſchreiblich anziehende Antlitz, dieſes Meiſterwerk der Schöpfung nun in Tod und Verweſung ſeinen Untergang finden ſolle, ich wünſchte, mit einer mir ſelbſt nicht völlig verſtändlichen Inbrunſt, daß es mir vergönnt ſein möchte, die dunklen Fittige des Todesengels abzuwehren und zu erfahren, ob dieſe ſchweigende Hülle eine Seele bergen würde, welche dem Kleide entſprach, das ſie trug. — Ein Luftzug ließ die Kerze aufflackern, war es ein Zucken, welches über ihr Geſicht ging, oder der Schatten, der darüber hinhuſchte? Die Magd ſetzte den Branntwein auf den Tiſch und ging wieder. Ich kniete neben dem Lager auf die Erde und legte mein Ohr auf ihr Herz, es durchſchauerte mich mit tiefer Bewegung, denn ich meinte deutlich ein leiſes Pochen zu vernehmen. Ich ſtand auf, nahm einen Löffel und verſuchte ihr einige Tropfen des ſtarken Getränkes einzuflößen, vergeblich, der Mund blieb feſt geſchloſſen; vielleicht war es das Rauſchen und Pochen des eigenen Blutes, welches ich vernommen. Ich ſetzte mich neben das Sopha auf einen Stuhl und verſuchte an andere Dinge zu denken, aber es gelang mir nicht, immer wieder kehrten Augen und Gedanken zurück zu dem bleichen Antlitz vor mir. „Pah, vielleicht eine Landſtreicherin, die ſpäter von dannen zieht und deine Kaſſe mitnimmt,“ ſagte ich mir, den Kopf abwendend. „Aber nein, das ſind nicht die Züge eines gemeinen Weſens, oder es giebt kein Antlitz, welches die Wahrheit verkündet.“ So wechſelten die unruhigen Gedanken, indeſſen die Zeit verrann. Da hörte ich plötzlich ganz deutlich einen klagenden Seufzer durch das weite, leere Gemach hallen. War's möglich? Ich ſprang auf und hielt das Licht hoch. Ich hatte mich nicht getäuſcht, jetzt zuckten die Wimpern, die Lippen öffneten ſich, ein Ausdruck von Unbehagen zog über die bisher ſo ſtarren Züge. Ich eilte zum Tiſch und indem ich leiſe die Hand unter ihren Kopf ſchob, gelang es mir, ihr etwas von dem Branntwein zwiſchen die Lippen zu bringen. Da ſchlug ſie die Augen auf. Nie vergeſſe ich den fragenden, halb verſchleierten Blick, der mich traf. Ich beugte mich über ſie: ,,René“, flüſterte ſie und ſchloß wieder die Augen, während ein ſchwaches Lächeln, wie Sonnenſchein, über ihre Züge glitt. Jetzt eilte ich zur Thür. „Sie lebt, ich ſagte ja, daß ſie leben müſſe!“ rief ich der Magd zu, welche erſtaunt und kopfſchüttelnd herzueilte. „Jetzt raſch ein warmes Getränk, ein ordentliches Bett!“ — Was ſoll ich weiter ſagen. Die Dörte und ich, wir pflegten ſie, als ſei ſie unſer werteſter Gaſt, unſere teuerſte Verwandte. Als der Arzt kam, fand er wenig zu thun; obwohl ſie noch nicht geſprochen hatte, war ſie bei vollem Bewußtſein, das verriet der lebhafte Ausdruck der großen dunklen Augen. Ich trat jetzt zu ihr und ſagte: „Der Arzt iſt da, er wird Sie ſicher bald völlig herſtellen, darf er eintreten?“

Sie ſah mich verwundert an, als habe ſie nicht recht gehört. Ich wiederholte meine Frage. Da blickte ſie flehend, ja angſtvoll zu mir herüber, und eine dunkle Glut ſtieg in ihrem Antlitz auf. Ich faßte ihre Hand und ſagte ſo mild und beruhigend, wie es mir möglich war: „Wenn Sie ihn etwa nicht ſehen wollen, ſo fürchten Sie nicht, daß ich ihn herein bringe; beſſer wäre es indeſſen, auch iſt er ein einfacher, guter, alter Mann.“

Da ſchüttelte ſie leicht mit dem Kopf und hauchte leiſe, indem ſie das Geſicht abwendete: ,,Je suis française, monsieur, je ne vous comprends pas“! (Ich bin Franzöſin, mein Herr, ich verſtehe Sie nicht). — Weshalb ſchoß mir alles Blut zum Herzen? Ich fühlte, wie mein Geſicht bleich und mein Auge ſtarr wurde. Da ergriff ſie meine herabhängende Hand und flehend mit leiſer Stimme bat ſie: „Haben Sie doch Mitleid mit mir, ich bin ja nur ein Weib, erbarmen Sie ſich meiner Jugend.“ Ich gewann meine Faſſung wieder. „Nur ein Weib“ — ſie ſollte nicht umſonſt an meine Ritterlichkeit ſich gewendet haben. „Fürchten Sie nichts, Madame,“ ſagte ich nun in franzöſiſcher Sprache, „Sie ſind unter dem Dach eines deutſchen Edelmannes, welcher weiß, was er einer Dame ſchuldig iſt. Geſtatten Sie, daß ich den Arzt zu Ihnen führe.“ Ich merkte, wie mein Ton ganz verändert kühl und geſchäftsmäßig klang, aber das wollte ich auch. Sie warf mir einen ſcheuen Blick zu. „Ich danke Ihnen, mein Herr,“ ſagte ſie dann mit etwas zitternder Stimme, „ich danke Ihnen, laſſen Sie den Arzt eintreten, es iſt mir recht.“ Sie ſprach das doch mit dem Tone einer Dame, welche um ihren Willen gefragt zu werden pflegt. Der Arzt ging zu ihr, und ich betrat mein Wohnzimmer, wo ich den Morgen bereits mit bleichem Schimmer durchs Fenſter dämmern ſah. Der Doktor verſicherte mich, daß Ruhe vor der Hand das Nötigſte, und daß die Gefahr vorüber ſei. Ich ließ ihm Frühſtück bringen, und er meinte: „Da iſt Ihnen ja ein ſonderbarer Vogel ins Haus geflogen, Herr Oberförſter, Er wird Ihnen auch nicht gerade viel Vergnügen machen.“ Die Äußerung berührte mich unangenehm. „Wenn ich einen halbtoten Menſchen vor meines Hauſes Thür ſehe, pflege ich nicht an mein Vergnügen zu denken, Herr Doktor,“ ſagte ich leicht. „Gewiß nicht, gewiß nicht,“ erwiederte er, „und das arme Volk könnte einen jetzt faſt jammern. Sie haben am Ende nur gethan, wozu ſie dieſes Ungeheuer von Napoleon gezwungen hat, der jetzt in Paris ins Theater geht, indes die armen Kerle erfroren und verhungert an der Heerſtraße liegen bleiben.“ (Fortſetzung folgt.)

---

## Miſſion und Litteratur.

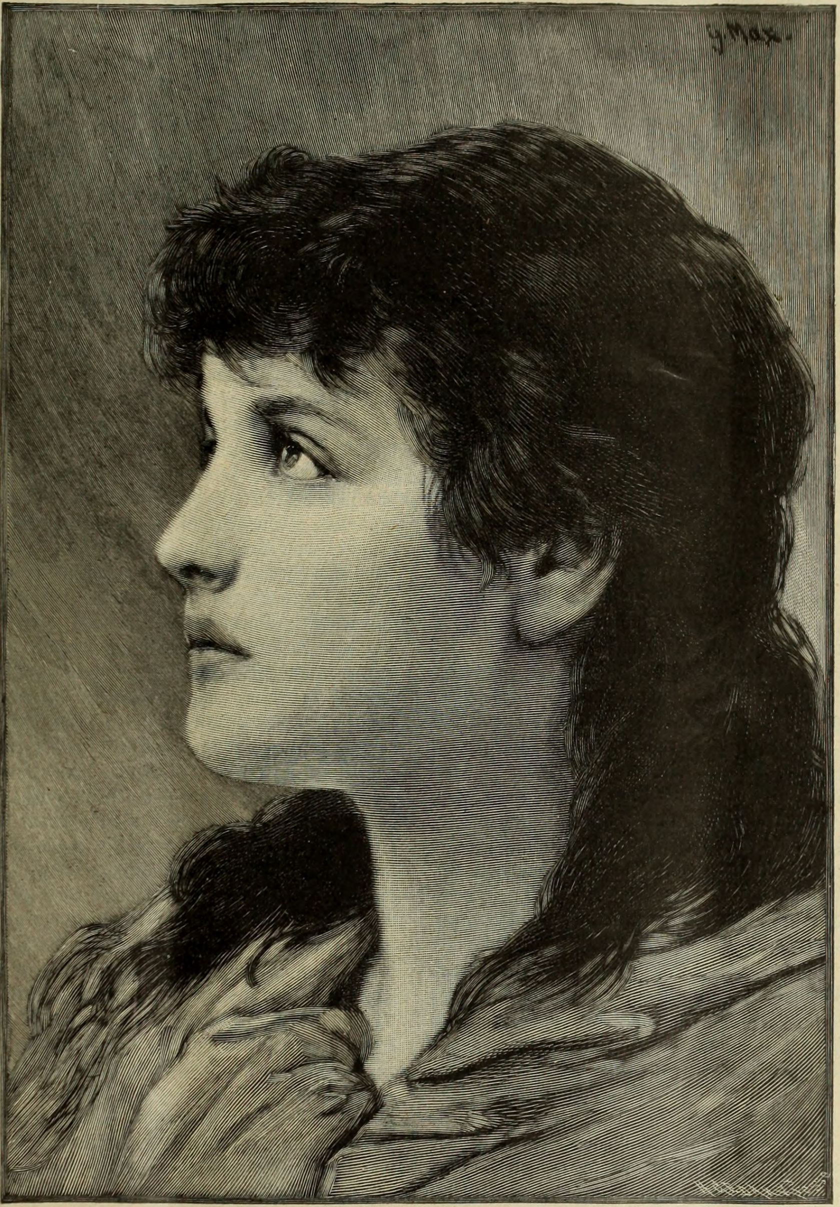
Von Carl Meinhof. (Abdruck verboten.)

Die Heidenmiſſion iſt in unſern Tagen aus einer Pflanze, die im Verborgenen blühte, zu einem mächtigen Baum geworden, unter deſſen Schatten ſich die verſchiedenſten Völker, Namen, Perſonen, Stände zuſammenfinden. Während früher die Kenntnis der Miſſionsvorgänge nur durch die Berichte der einzelnen Geſellſchaften und ihre Zeitſchriften verbreitet wurde, und daneben Druckſchriften hauptſächlich nur in der Form kleiner populärer Traktate von der Miſſionsſache redeten, gibt es heute bereits eine ſtattliche Bibliothek von trefflichen, gut ausgeſtatteten Büchern, die ſich an ein gebildetes Publikum wenden und demſelben eine zuſammenhängende Kenntnis von Begebenheiten der Miſſionsgeſchichte vermitteln.

Was jene Traktate anbetrifft, ſo iſt es zunächſt als ein Fortſchritt zu bezeichnen, daß man auch hier ſich in neueſter Zeit bemüht hat, die früher vielfach höchſt mangelhafte Ausſtattung an Druck, Papier und Illuſtration durch beſſeres zu erſetzen. Die Preiſe ſtellen ſich infolgedeſſen etwas höher, aber die geſchmackvoll ausgeſtatteten Büchelchen werden des-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

halb nicht weniger gern gekauft. Vor allem hat man aber auf ſorgſame Bearbeitung des Textes Wert gelegt. Der hier und da gar zu weichlich gehaltene Ton dieſer Traktate iſt einer kräftigeren und männlicheren Sprache gewichen. Man erzählt nicht immer nur von der Bekehrung einzelner Heiden — wiſſen wir doch alle, wie mannigfachen Enttäuſchungen ein Miſſionar in dieſer Beziehung ausgeſetzt iſt — ſondern man zieht es vor, die Bewährung der Chriſten im Glauben darzuſtellen und Bilder des heidniſchen Lebens dem Leben der neugewonnenen Chriſten gegenüberzuhalten. Dadurch gewinnen dieſe Berichte an Farbe und Lebendigkeit und werden über den Bereich anekdotenhafter Einzelnotizen hinausgehoben. Eine weſentliche Förderung dieſer Reform des Traktatweſens verdanken wir einem der erſten Pädagogen Deutſchlands, dem ſeligen Direktor der Franckeſchen Stiftungen, D. Dr. O. Frick zu Halle a. S., der in ſeinen „Geſchichten und Bildern aus der Miſſion“ muſtergültige Traktate mit vortrefflichen Illuſtrationen geſchaffen und ſich dadurch als würdigen Nachfolger des großen Miſſionsmannes A. H. Francke bewieſen hat. — Eine deutſche Miſſionsgeſellſchaft beanſprucht in dieſer Zeit in ganz beſonderer Weiſe das Intereſſe der europäiſchen Chriſtenheit, es iſt dies die Berliner Miſſionsgeſellſchaft für Südafrika und China. In ihrem Auftrage iſt vor Jahresfriſt eine Expedition von Miſſionaren und Handwerkern nach Oſtafrika abgegangen, um an den Ufern des Nyaſſaſees einen geeigneten Platz für die Anlegung einer Miſſionsſtation zu ſuchen. Das Daheim berichtete bereits ausführlich über den Vormarſch dieſer Expedition (Mandala-Blantyre. Nr. 14 d. J.), und wir werden vermutlich in den nächſten Jahren von dieſer Geſellſchaft noch häufiger hören: für die Freunde der Miſſion dürfte ein Hinweis auf die Litteratur der Berliner Miſſionsgeſellſchaft nicht unwillkommen ſein.



Sehnſucht. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

Wer einmal einen alten Traktat der Berliner Miſſion in ſeinem rauhen, bläulichen Umſchlag, dem etwas verwaſchenen Holzſchnitt auf dem Titelblatt und dem ſchauderhaften Druck in der Hand hatte und ihn vielleicht mit einem innern Grauen als ungeeignet zur Lektüre beiſeite gelegt hat, der wird gebeten, ſich die neuen Hefte einmal anzuſehen. Da ſtehen Traktate über Livingſtone, Stanley, Uganda voran, als über Gegenſtände, von denen jeder Gebildete weiß. Aber auch andere dieſer Traktate ſind von Intereſſe für die weiteſten Kreiſe. „Die Lügenpropheten des Kafferlandes“ von A. Kropf führen hinein in die Irrgänge kafferſcher Denkweiſe und Religion, „die Diamantenfelder von Kimberley in Südafrika“ hinein in das wilde Treiben einer in der Einöde entſtandenen Großſtadt. „Khashane Mamathepa“, der chriſtliche Held und Märtyrer, „Frederik Oppermann“, der wunderbare, über hundert Jahre alte frühere Sklave und jetzige Großgrundbeſitzer und Kirchenpatron, ſind Lebensbilder, die intereſſanter ſind als der abenteuerlichſte Roman. Kein Menſch kann ſolche Abenteuer erdenken, und wenn er es wollte, man würde ihm nicht glauben. An die Gebildeten beſonders wendet ſich Merensky in den Traktaten „Europäiſche Kultur und Chriſtentum“, „Koloniſation und Miſſion“, „Was lehren uns die Erfahrungen, welche andere Völker bei Koloniſationsverſuchen in Afrika gemacht haben?“ Ja ſelbſt die ſchwarzen Chriſten haben ihren Beitrag zu dieſer Litteratur geliefert: „Der König Tod und ſeine Diener“, Rede, gehalten

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

von dem chriſtlichen Kaffer James J. Vovula in Tyumi im Kafferlande am 25. Dezember 1885 iſt die ſchärfſte Bekämpfung der Trunkſucht, die man leſen kann. Trotz der guten Ausſtattung dieſer Hefte, die wir aus der großen Zahl ähnlicher herausgegriffen haben, iſt dennoch zu befürchten, daß die Gebildeten dieſer Litteratur nur einen flüchtigen Blick zuwerfen, da die ganzen Mitteilungen nur kurz und knapp ſind, und eine umfaſſendere Belehrung, wie ſie der Gebildete wünſcht, nicht geben können.

Aber die Berliner Miſſion läßt uns auch mit ausführlicheren Mitteilungen über ihre Arbeit nicht im Stich. Von dem Direktor der Geſellſchaft, D. Wangemann, wurden ſchon in früheren Jahren zuſammenhängende Werke herausgegeben: „Ein Reiſejahr in Südafrika“, „Maleo und Sekukuni“, „Lebensbilder aus Südafrika“ u. ſ. w. Aber dieſe werden durch die neue Litteratur der Geſellſchaft weit in Schatten geſtellt. Schon das Werk des Direktors D. Wangemann: „Ein zweites Reiſejahr in Südafrika“ (Berlin 1886, Verlag des Miſſionshauſes) zeichnete ſich gegen das frühere Werk nicht allein durch treffliche, zeitgemäße Ausſtattung aus, ſondern iſt vor allem durch die packende, bald humoriſtiſche, bald tiefernſte Darſtellung zu einem ganz außerordentlich leſenswerten Buch geworden. Man macht ſich von dem Umfang der Thätigkeit dieſer Miſſion einen viel zu kleinen Begriff, bis man auf der Karte und in den Tabellen ſieht, was für eine große Arbeit hier ſchon gethan iſt. Wir werden mit Ehrfurcht und Begeiſterung erfüllt für den Heldenſinn der Männer, die hier in heißem Kampf ſtehen. Wenn man lieſt, was der Direktor gethan hat, dann kann man ſich nur eins wünſchen, daß man auch mit 68 Jahren noch den Mut und die Energie haben möchte nach Südafrika zu fahren, manche Nacht unter freiem Himmel zu liegen, reißende Ströme zu durchſchwimmen und hohe Berge zu erſteigen und ſchließlich den Schwarzen und Weißen unermüdlich die eine ewige Gotteswahrheit zu bezeugen.

Und wie der Direktor, ſo die Miſſionare. Der feinſinnigſte und feingebildetſte unter ihnen mit dem weiteſten Blick für wiſſenſchaftliche Beſtrebungen iſt wohl ohne Frage der Doktor der Theologie A. Kropf, Superintendent der Synode in Kafferland. Außer einer Anzahl Traktate hat er uns ein Buch über „das Volk der Xosa-Kaffern nach ſeiner Geſchichte, Eigenart, Verfaſſung und Religion“ (Berlin 1889, 209. S.) geſchrieben, das für ethnographiſche und religionsphiloſophiſche Studien von dem höchſten Wert iſt. Das Buch nimmt auf die Miſſion gar keine Rückſicht, es ſchildert einfach den heidniſchen Kaffern nach allen möglichen Beziehungen. Da Kropf 42 Jahre unter dieſem Volk gelebt hatte, iſt er glaubwürdigerer Zeuge, als irgend jemand anders, der ſich durch alle möglichen Studien ſonſt mag ausgezeichnet haben. Hier erfahren wir wirklich etwas von der Geſchichte dieſes Volks. Er läßt die Kaffern in ihrer Weiſe erzählen, die dem Epos ähnlicher iſt, als der Proſa. Wie die Helden Homers führen ſie vor der Schlacht erſt einen Wortkampf auf:

„Du redeſt Thorheit, Sohn des Nyaba, Fürſt iſt der Spieß, man wird ſehen, wem die Herrſchaft gehört. Es geſchehe, was geſchieht; es ſterbe, was ſtirbt! Der Geier wird freſſen, die Hyäne Blut lecken, der Löwe zerreißen, der Spieß töten; nimmer werd' ich dem Tſchiwo überlaſſen die Herrſchaft. Er kämpfe um ſie, für ſie bin ich geboren.“

Man muß dieſe Geſchichten, Epen, Sagen, Hymnen leſen und man wird erſtaunen über die Anklänge an uralte Zeiten, deren Stimmen hier bis in die Gegenwart hineinreichen. Auch die Abſchnitte über die kafferſche Rechtspflege, über das Privatrecht, über das Strafrecht ſind von der höchſten Wichtigkeit. Die Fabeln über den völlig rechtsloſen und religionsloſen Zuſtand dieſer Völker werden vor einer ſo ſachkundigen und erfahrenen Darſtellung nicht Stich halten. Über die Sprache der Kaffern verbreitet ſich Kropf nicht — mit gutem Grunde. Die Erforſchung der Kafferſprachen iſt längſt über die erſten Anfänge hinaus, und es hätte keinen Sinn, einen kurzen Abriß zu geben, wo gute und ausführliche Hilfsmittel zu Gebote ſtandeu. Daß Kropf die Sprache der Kaffern in hohem Maße ſelbſt beherrſcht, beweiſt der Umſtand, daß er mit der Drucklegung der revidierten kafferſchen Bibelüberſetzung betraut wurde. Hoffentlich findet er einmal Gelegenheit und Muße ſeine Beobachtungen auf linguiſtiſchem Gebiete herauszugeben. Im Intereſſe der Wiſſenſchaft wäre dies dringend zu wünſchen.

Ganz anders geartet als dies Buch iſt das Werk des obengenannten Merensky, eines andern Superintendenten aus Südafrika: „Erinnerungen aus dem Miſſionsleben in Südoſt-Afrika (Transvaal) 1859 bis 1882, von A. Merensky“ (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klaſing, 494 S.). Merensky iſt derſelbe Mann, der die bekannten Broſchüren über Koloniſation, die Erziehung des Negers zur Arbeit u. ſ. w. geſchrieben hat, er iſt auch derſelbe, der jene Miſſionsexpedition nach Oſtafrika leitet. Er iſt ebenſo ausgezeichnet durch Lehrgeſchick wie durch praktiſche Begabung. Die Baſuto-Anſiedelung Botſchabelo, die unter ſeiner Leitung entſtand und zu einem blühenden chriſtlichen Gemeinweſen heranwuchs, iſt hierfür ein ſprechender Beweis. Auch vom rein materiellen Standpunkt aus hat ſich dieſe Arbeit ſehr günſtig verzinſt. Botſchabelo bringt jährlich an Zehnt 1200 bis 7000 Mark, durch den Mühlenbetrieb bis 5000 Mark, an Kollekten bis 700 Mark und darüber ein — das ſind Summen, die einem Dorf im Heimatland Ehre machen würden, und die Mitglieder dieſer Gemeinde ſind von Merensky und ſeinen Genoſſen aus den Heiden geworben und vor dem Bluthund Sekukuni, dem König der Bapedi, nach Botſchabelo geflüchtet. Die Erzählung von der Gründung dieſer Gemeinde, von dem Zorn des Königs, von dem Märtyrermut der ſchwarzen Chriſten, von dem ſchließlichen Sieg des Evangeliums iſt für jeden Chriſten eine der feſſelndſten und anregendſten Darſtellungen, die es gibt. Merensky ſchreibt eine außerordentlich angenehme Sprache, er wird nie breit und weitſchweifig. Die Thatſachen drängen ſich, und ſein friſches, kräftiges, geſundes Urteil ohne alle Weichlichkeit und Sentimentalität gibt dem Leſer das rechte Vertrauen zu dem, der ihn in dieſe uns ſo fernen Welten führt. Merensky iſt neben allem Übrigen praktiſcher Arzt und Chirurg. Und dieſe Kenntnis hat ihm im letzten großen Kriege das Leben gerettet. Die holländiſchen Buren hätten ihn gern erſchoſſen, da ſie ihn für einen Spion der Engländer hielten, aber ſie brauchten ihn zu notwendig, um ihre Verwundeten zu verbinden und die zerſchoſſenen Glieder zu amputieren. Das Buch wird durch dieſe Kriegswirren und durch die ſtete Todesgefahr des Erzählers gegen den Schluß immer ſpannender, ſo daß man es nur mit der Hoffnung aus der Hand legt, daß Merensky uns aus Oſtafrika ähnlich treffliche Berichte ſeiner Thätigkeit ſenden möchte. Für eleganteſte Ausſtattung in Einband und Illuſtration hat die Verlagshandlung geſorgt.

Neben dieſe Werke noch lebender Miſſionsarbeiter tritt die Lebensbeſchreibung eines bereits Heimgerufenen, des Kaffernmiſſionars Wilhelm Poſſelt (Berlin, Verlag des Miſſionshauſes). Die erſte Auflage iſt bereits vergriffen und dies mit Recht. Das Buch iſt der beſten eins. Seit Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ und Ludwig Richters Selbſtbiographie habe ich kein Buch in die Hand bekommen, in dem der tiefſte heiligſte Ernſt und wahrhaft erſchütternde Komik ſo gemiſcht ſind, wie in dieſem Buche. Poſſelt war keine geradlinige Natur, und ſeine urwüchſige, kraftfrohe und herzensfröhliche Art hat das Kopfſchütteln manches würdigen Mannes erregt. Aber der Würdigſte muß dieſen Prachtmenſchen lieb haben mit ſeiner überwältigenden Liebenswürdigkeit und Güte und mit ſeinem ewig unerſchöpflichen Humor. Man höre ihn ſelbſt. Er ſchildert Buſchleute: „Ihre Sprache beſtand aus allerlei unterirdiſchen Lauten: Knallen, Grunzen, Meckern, Winſeln und Miauen. Unter ihnen befand ſich ein altes, verſchrumpftes und verlauſtes Weſen, das gieriger ſeine Blätter kaute als die übrigen. Es glich mehr einem alten, hinfälligen

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Ziegenbocke. Das war der Kapitän. Was ein preußiſcher König iſt, das muß man mit eignen Augen ſehen, und was ſo ein verſchimmeltes, verrottetes Haupt der winzigen Buſchleute iſt, das muß man auch ſehen.“ — Köſtlich ſind ſeine Jagdgeſchichten, bei denen er aber nie irgend ein Tier getötet hat, köſtlich ſind auch die Beſchreibungen ſeiner Schneider-, Tiſchler- und Reitkünſte, wobei nur das eine wunderbar iſt, daß er ſchließlich doch eines natürlichen Todes geſtorben iſt. Poſſelt war mit Leib und Seele Miſſionar. Die Gefahren und Strapazen, die andern eine Laſt ſind, waren ihm eine Erfriſchung, und der Segen hat ſeiner Arbeit nicht gefehlt. Auch unſren deutſchen Landsleuten, die dort in der Nähe ſeiner Miſſionsſtation ſich angeſiedelt haben, iſt er ein treuer Paſtor geweſen. Alle die deutſchen Hausfrauen, die er mit ſeinem Abſcheu vor dem roten Flamingo, wie er den auf Miſſionsfeſten üblichen Flameri nannte, ſeinerzeit amüſiert hat, müſſen ſein Buch im Familienkreiſe leſen, und die ihn nicht gekannt haben, müſſen es erſt recht leſen.

Die Berliner Miſſion darf ſtolz darauf ſein, daß ſie unſere deutſche Litteratur mit ſo trefflichen Werken bereichert hat, und der Segen der Heidenmiſſion kommt nicht nur fernen Völkern, ſondern auch unſerm Volke zu gut.

---

## Die ſtudentiſchen Ordens-Verbindungen.

Von Eduard Groſſe.

(Abdruck verboten.)

Das XVIII. Jahrhundert war reich an geiſtigen Gegenſtrömungen, reich an geſellſchaftlichen Gegenſätzen. Myſtizismus und Aufklärung, Pietismus und Freidenkertum, Gefühlsſchwelgerei und Kraftgenialität trafen im bunten Widerſpiel aufeinander. Und durch dieſe Gegenſätze zog ſich die allgemeine Neigung zur Geheimbündelei, mit deren Hilfe man die widerſprechenden Beſtrebungen zu verwirklichen ſuchte. Die Geheimnisſucht hatte ſich der gebildeten Geſellſchaft bemächtigt, und die Geheimbünde mit ihrem myſtiſchen Schleier wurden ebenſo von einzelnen Perſonen zu eigennützigen Zwecken ausgenützt, wie ſie ganzen Geiſtesrichtungen zum Erſtreben ihrer Ziele dienten. Zu Anfang des Jahrhunderts lebte der neue Freimaurerbund auf, welcher in den alten Bauhütten wurzelte, deren Zunftbräuche als Grundlage beibehalten wurden. Er war der Vorgänger, das Vorbild anderer geheimer Verbindungen, er überlebte ſie alle und erhielt ſich in voller Kraft bis in die Gegenwart.

Um das Jahr 1760 machte ſich in der Freimauerei eine myſtiſche Richtung geltend, es wurden verſchiedene Syſteme herausgebildet, darunter als beſonderer Grad das „Syſtem der ſtrikten Obſervanz,“ deren Angehörige zu unbedingtem Gehorſam gegen ihre Oberen verpflichtet waren. Dieſe Oberen, welche den Maurern ſelbſt unbekannt blieben, waren ohne Zweifel Jeſuiten, die den Geheimbund zu ihren gefährlichen Beſtrebungen auszunützen ſuchten. Dieſes Syſtem der ſtrikten Obſervanz rief jedoch bald eine heftige Oppoſition der aufkläreriſchen Maurer hervor, an deren Spitze Bode und Freiherr v. Knigge ſtanden; im Jahre 1782 unterlag erſteres, und das Syſtem der eklektiſchen Maurer, deſſen Zweck Aufklärung und Vernichtung des Aberglaubens war, bekam in Deutſchland die Oberhand.

Schon früher, im Jahre 1776, war als entſchiedener Gegenſatz zum Jeſuitismus vom Ingolſtadter Profeſſor Weishaupt und dem Studenten Zwackh der Illuminaten-Orden geſtiftet worden. Der ausgeſprochene Zweck desſelben war Aufklärung und Verbreitung von Volksbildung, und um Einfluß zu gewinnen war beabſichtigt, die Fürſten und Machthaber mit erprobten Ordensmitgliedern zu umgeben und ſie unter den Einfluß des Ordens zu bringen. Der Illuminaten-Orden kam ſpäter in den Verdacht ſtaats- und kirchenumſtürzlicher Beſtrebungen und ward im Jahre 1785 in Bayern aufgehoben.

Lagen ſo die gebildeten Geſellſchaftsklaſſen im Banne der Geheimnisſucht und Geheimbündelei, ſo darf es nicht wunder nehmen, wenn auch das junge, ſchwärmeriſche Völkchen der Studierenden ſich deren Lockungen nicht zu entziehen vermochte und, dem Zuge der Zeit folgend, gleichfalls Geheimbünde oder Ordens-Verbindungen ſtiftete. Hatten doch von jeher die Lockungen des Verbindungsweſens unwiderſtehlich auf die Gemüter der Studierenden gewirkt, und allen Verboten, allen Drohungen der Obrigkeit zum Trutz die alten „Landsmannſchaften“ auf deutſchen Univerſitäten Jahrhunderte lang ſich forterhalten.

Dieſe Landsmannſchaften, hervorgegangen aus den „Nationen“, welche auf den internationalen Univerſitäten des frühen Mittelalters die Zugehörigen eines Landes umfaßten, trugen im XVIII. Jahrhundert nicht mehr jenen ausgeprägt nationalen Grundzug, ſondern ſie waren mehr provinzielle Vereinigungen, gegründet zum Zweck des geſellſchaftlichen Zuſammenlebens, zur Pflege gemütlicher Zechereien und zur Wahrung akademiſcher Intereſſen. Ihnen lagen alte Bräuche und Ehrengeſetze zu Grunde, eine ihrer oberſten Beſtrebungen aber war, ſich den übrigen Studierenden und ſelbſt den Profeſſoren gegenüber in gehörigen „Reſpekt“ zu ſetzen. Und dieſes „Inreſpektſetzen“ faßten die Landsmannſchaften ähnlich auf, wie Preisringer oder Kriegshelden, das heißt, ſie pochten auf die Kraft ihres Armes, die Schneide des Degens und ihre Fechtergewandtheit. Daß es noch eine geiſtige Überlegenheit gebe, ein Mittel, ſich mit den Waffen der Intelligenz in Anſehen zu ſetzen und zu erhalten, ſchien ihnen fremd zu ſein. Höhere Beſtrebungen wohnten den Landsmannſchaften nicht inne, und der Geiſt, welcher ſie beherrſchte, gipfelte in oberflächlicher Prahl- und Raufſucht. Das Benehmen der Mitglieder ſowie überhaupt der damaligen Studenten war ungeſchliffen und anmaßend, und gegenſeitige Reibereien, Raufereien und Duelle waren tägliche Vorkommniſſe. Die Duelle wurden auf offener Straße ausgefochten, der Forderer ging vor das Haus ſeines Gegners, wetzte ſeinen Hieber auf dem Pflaſter und rief den Geforderten durch Schimpfworte zum Kampf heraus. Dieſer erſchien, und die Schlägerei ging ohne Sekundanten ſowie ohne beſtimmte Regeln vor ſich. Was Zeitgenoſſen über das Studentenleben jener Zeit erzählen, wirft auf dasſelbe ein erſchreckend trübes Licht.

Den landsmannſchaftlichen Verbindungen ſtellten ſich um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts die Ordens-Verbindungen mit zeitgemäßeren Beſtrebungen, allerdings umrankt von myſtiſchem Beiwerk, entgegen. Ganz aus den Feſſeln der alten Überlieferungen und Gebräuche vermochten ſich die Orden indeſſen auch nicht zu befreien. Der Zweck, welcher vor ihnen allen Studenten-Verbindungen Lebenskraft gegeben hatte und noch in der Gegenwart gibt, jener Zweck, ſich gegenüber den anderen Studierenden und Verbindungen Anſehen und Einfluß zu erringen, war auch die Triebfeder ihrer Verbindung, mußte ſie ſein, ſollte der Kampf gegen die alten Landsmannſchaften von Erfolg gekrönt werden. Ebenſo konnten ſie die alten Ehrgeſetze, die alten Bräuche, welche man unter dem Namen „Komment“ verſteht, nicht ganz von ſich weiſen, wollten ſie ihr Anſehen heben, und ſo ſpielte auch bei ihnen der Hieber, der ſtarke Arm und die Fechtergewandtheit eine hervorragende Rolle.

Daneben machte ſich indeſſen in den Ordens-Verbindungen noch eine andere Geiſtesſtrömung geltend, welche deutlich auf den vorbildlichen Einfluß der Freimaurer oder dieſen naheſtehender Geheimbünde hinweiſt. Ein förmlicher Zuſammenhang zwiſchen ſtudentiſchen Ordens-Verbindungen und bürgerlichen Geheimbünden iſt allerdings nicht nachweisbar, indeſſen iſt nicht zu verkennen, daß erſtere nach dem Vorbild letzterer organiſiert waren, und ſelbſt die Annahme, daß ein engerer Zuſammenhang beſtanden, jedoch unbekannt geblieben ſei, hat viel Wahrſcheinlichkeit für ſich.

Als eigentliche Pflanzſtätte der ſtudentiſchen Ordens-Verbindungen iſt der Freimaurerbund zu betrachten. Wahrſcheinlich entſtanden die erſten akademiſchen Orden als Ab-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

leger des Freimaurerordens und wurden als Zweigvereine desſelben gegründet, ſind daher als teilweiſe bürgerliche Geheimbünde anzuſehen. Wann der Übergang zu den eigentlich ſtudentiſchen Ordens-Verbindungen ſtattfand, iſt nicht ſicher anzugeben. Man nimmt im allgemeinen als Entſtehungsjahr 1746 an, indem man den Angaben der „Amiciſten“ folgt, welche das genannte Jahr auf ihren Ordenskreuzen (Abb. 2) als Gründungsjahr angaben. Indeſſen iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß dieſe Angabe ebenſo unzuverläſſig iſt, wie diejenige der „Harmoniſten“, welche ihrem Orden ein Alter von mehr als 2300 Jahren andichteten. Urkundlich erwähnt wird zuerſt ein „Mopsorden“, der unter den Studierenden Göttingens beſtand und von der akademiſchen Behörde 1747 entdeckt wurde. Ferner erließ im Jahre 1750 der akademiſche Senat zu Roſtock ein Verbot gegen Orden, und endlich wird um 1759 eine in Jena beſtehende Loge der „Hoffnung“ genannt.

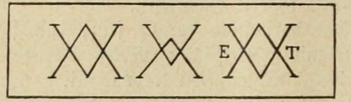


Abb. 1. Amiciſten-Zeichen.

Beſtimmt nachweisbar als ein rein ſtudentiſcher Orden ohne jede Abhängigkeit von bürgerlichen Geheimbünden war aber erſt der „Amiciſten-Orden“, welcher ſpäter zu weiter Verbreitung und großem Einfluß gelangte. Er ging hervor aus einer bereits beſtehenden landsmannſchaftlichen Verbindung, den ſogenannten „Moſelanern“, die ſich vorwiegend aus Landsleuten der Moſelgegend, aus Rheinländern, Elſäſſern und Badenſern zuſammenſetzten. Von dem wüſten Treiben eines großen Teils der Moſelaner abgeſtoßen, trennten ſich die Geſitteten unter ihnen von der Landsmannſchaft, und durch erſtere ward der Amiciſten-Orden gegründet. Die Trennung war indeſſen keine durchgreifende, ſondern Amiciſten und Moſelaner verblieben noch jahrelang in einem gewiſſen Zuſammenhang. Die Tüchtigſten und Befähigſten der Moſelaner wurden in den Orden gezogen, waren alſo zugleich Mitglieder des Ordens und der Landsmannſchaft, und ſo erlangten die Amiciſten im Laufe der Zeit nicht nur großen Einfluß auf die Landsmannſchaft, ſondern benützten dieſe im Notfall auch als Deckung ihres verbotenen Geheimbundes.

Vorderſeite. Rückſeite.

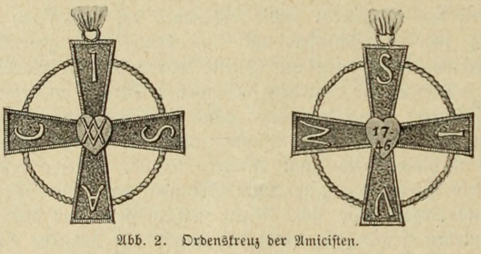
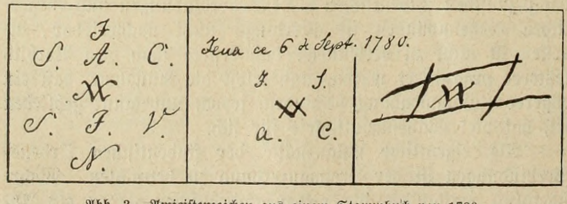


Abb. 2. Ordenskreuz der Amiciſten.

Die Orden erfreuten ſich durchaus nicht des Wohlwollens der Behörden. Im Gegenteil, man beſchuldigte ſie als Geheimbünde des Mißbrauchs des Namens Gottes bei Ablegung des Ordens-Eides, ihre Mitglieder wurden verfolgt und im Entdeckungsfalle meiſt relegiert. Dennoch gelang es den Behörden nicht, die Orden zu unterdrücken. Das Verbot wurde entweder umgangen, wie dies durch die Amiciſten eine Zeitlang geſchah, indem ſich dieſe hinter der Landsmannſchaft der Moſelaner verſchanzten und bei etwaigen Unterſuchungen das Schild der Landsmannſchaft aushingen; oder es ward durch die Verfolgung veranlaßt, daß die Ordensmitglieder vorſichtig handelten und ihre Ordensangelegenheiten in den Mantel des tiefſten Geheimniſſes hüllten. Sie erfanden Geheimſchriften, führten beſondere Erkennungszeichen bei der Begrüßung ein und bildeten ihre Verbindungen zu ausgeprägten Geheimbünden aus. So geboten ihre Satzungen als heiligſte Pflicht auch das tiefſte Stillſchweigen über alles, was den Orden betraf.


J
S. A. C.
S. J. V.
N.
Jena ce 6 d Sept. 1780.
J. J.
a. C.
Abb. 3. Amiciſtenzeichen aus einem Stammbuch von 1780.

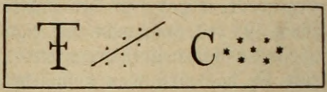


Abb. 4. Harmoniſtenzeichen.

Eine Hauptforderung der Orden an ihre Mitglieder war — im Gegenſatz zu den Landsmannſchaften — lebenslängliche, ſelbſtloſe Freundſchaft auch über das akademiſche Leben hinaus, ſowie Unterſtützung hilfsbedürftiger Ordensbrüder ſowohl während, als auch nach den Studienjahren. In ſpäterer Zeit machte ſich ferner noch eine litterariſche Strömung geltend, verbunden mit allgemein menſchlichen Beſtrebungen. Die Ordensſatzungen forderten von den Mitgliedern Nächſtenliebe, Ehrlichkeit, ſittliches Betragen, Fleiß und das Beſtreben, ſich als nützliches Glied der Geſellſchaft auszubilden und zu bewähren. Sie verboten das Suchen von Händeln ſowie leichtſinnige Duelle, und dieſes Vorgehen des Amiciſten-Ordens gegen die wüſte Duellſucht der Landsmannſchaften iſt beſonders bemerkenswert. Iſt es doch vorgekommen, daß eine Jenaer Landsmannſchaft von 16 Mitgliedern an einem Tage 42 Duelle ausfocht, davon 18 am Vormittag, 24 am Nachmittag. Gegen ſolchen Frevel lehnten ſich die Amiciſten zu Beginn der neunziger Jahre ganz mit Recht auf, und ihrem Vorgehen iſt es wahrſcheinlich zum großen Teil zuzuſchreiben, daß im Jahr 1791 in Jena zwiſchen den Orden und den Landsmannſchaften eine urkundliche Übereinkunft zu ſtande kam, welche das wilde Duellweſen regelte, das Schlagen mit den Hetzpeitſchen unterſagte, vorherige gütliche Vermittelung zwiſchen Beleidigten und Beleidiger empfahl und das Beiſein von Sekundanten bei Duellen forderte.

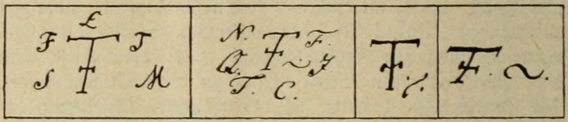


Abb. 5. Harmoniſtenzeichen aus Stammbüchern von 1780—1784.

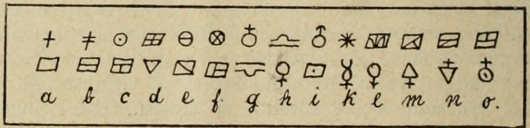
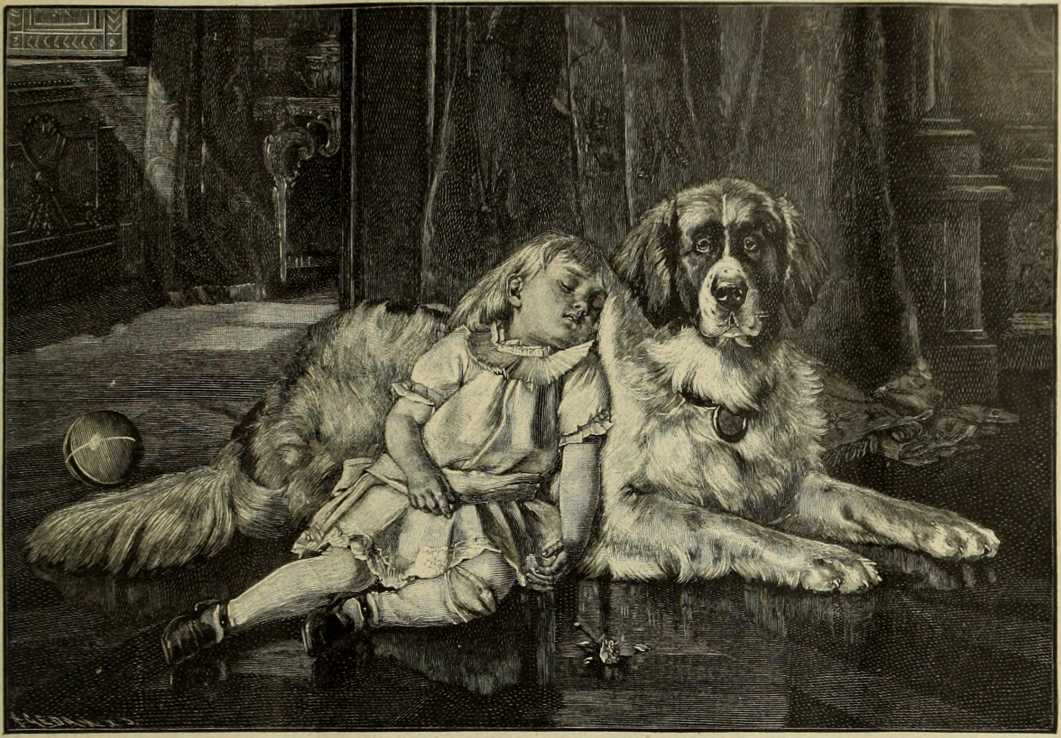


Abb. 6. Geheimalphabet der Harmoniſten.

Die Einrichtung der ſtudentiſchen Orden war derjenigen der Freimaurer nachgebildet. Es beſtanden Großlogen oder Mutterlogen, denen die Tochterlogen anderer Univerſitäten untergeordnet waren. Vom Amiciſten-Orden befand ſich die Mutterloge, genannt „zum doppelten Kreuz,“ in Jena. Die Tochterlogen, deren auf faſt allen Univerſitäten beſtanden, waren von ihr abhängig und zahlten Beiträge an ſie. Eine Tochterloge konnte nur mit Genehmigung der Mutterloge gegründet werden und ward von dieſer ſchriftlich anerkannt. Die Ordensbrüder gehörten je nach Befähigung und Alter verſchiedenen Graden an. Sie traten als Neuling in den erſten Grad ein, und die Satzungen der nächſten Grade blieben für ſie ſo lange Geheimnis, bis ſie einen Grad höher ſtiegen und dabei in die Satzungen eingeweiht wurden. Das

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



Die beiden Spielkameraden. Nach dem Gemälde von E. Blume.

Stiftungsfeſt des Ordens ward den 1. Mai mit Entfaltung großen Logengepränges gefeiert, ebenſo fand die Aufnahme neuer Mitglieder mit ausgeprägten Logenbräuchen ſtatt.

Hatte ein Student um die Aufnahme in den Orden nachgeſucht, und war ſein Geſuch nicht abſchläglich beſchieden, ſo fand die Feier der förmlichen Aufnahme um die Mitternachtsſtunde ſtatt. Das Logenzimmer war in der Farbe der Amiciſten orangegelb geſchmückt, an der einen Seite des Zimmers ſtand ein Altar mit orangefarbener Decke behängt. Auf dieſem ſtanden einige Armleuchter mit Kerzen, die jedoch erſt im Verlauf der Feier angezündet wurden. Ferner lagen auf dem Altar Totenköpfe mit gekreuzten Armknochen, daneben vier Schläger, in der Form des Ordenskreuzes gelegt. Zwiſchen den Schlägern lag das Geſetzbuch, rechts und links von dieſem ſtand je eine Sanduhr. Vor den Altar war ein Kniepolſter gelegt, an welchem ſich ein Poſtament erhob, auf dem eine Schale mit brennendem Spiritus ſtand. Hinter dem Altar ſaßen die ſchwarzgekleideten Logenmeiſter und Schriftführer, um den Altar herum im weiten Halbkreis die übrigen Logenbrüder, nur mit Hoſe und Hemd bekleidet und geſchmückt mit orangefarbenen Ordensbändern und dem Ordenskreuz, jeder in der Hand einen blanken Degen haltend. Erleuchtet ward das Gemach allein durch die matt und geſpenſtig brennende Spiritusflamme.

Nachdem ſämtliche Ordensbrüder ein einleitendes Lied geſungen hatten, frug der Logenmeiſter nochmals, ob alle mit der Aufnahme des Neulings einverſtanden ſeien. Wurde dies bejaht, ſo begab ſich der Zeremonienmeiſter in das Vorgemach, wo der Aufzunehmende harrte, und frug dieſen, ob er ſich der Probe unterwerfen wolle. Bejahete er, ſo ward er, gleichfalls nur mit Hoſe und Hemd bekleidet, mit verbundenen Augen in das Logenzimmer geführt und dort dreimal im Kreiſe herum gedreht. Nun forderte ihn der Logenmeiſter auf, ſein Ehrenwort zu geben, nichts von dem hier Geſehenen zu verraten, im Fall er nach Anhören der Satzungen nicht geneigt ſei, dem Orden beizutreten. Hatte der Betreffende ſein Ehrenwort gegeben, ſo ward ihm die Binde von den Augen genommen, der Schriftführer las die Satzungen vor, und dann frug ihn der Logenmeiſter, ob er noch bereit ſei, den Eid auf die Satzungen zu leiſten. Zeigte er ſich zum Schwur entſchloſſen, ſo kniete er auf das Kniepolſter, die Schriftführer ſetzten ihm ihre Degenſpitzen auf die Bruſt, und der Logenmeiſter ſagte ihm den Eid vor, den er nachſprach. Während des Schwörens durchſchlängelten künſtliche Blitze die Luft, und nach Ablegung des Schwurs wurden die Kerzen angezündet. Der Vereidete erhob ſich, und nun umringten ihn die Logenbrüder und richteten drohend ihre Degen nach ſeiner Bruſt, wobei ihm der Logenmeiſter erklärte: „Alle die Degen, welche du hier auf dich gerichtet ſiehſt, werden dich in Zukunft verteidigen; ſie werden dich aber auch beſtrafen, ſobald du deinen Schwur brichſt!“ Dann hing er ihm das Ordenskreuz um und gab ihm den Bruderkuß, worauf ihm die Erkennungszeichen der Ordensbrüder erklärt wurden.

Die Erkennungszeichen beſtanden in einem gewiſſen Händedruck und einer Handbewegung nach dem Geſichte. Als ſchriftliche Erkennungszeichen galt ein doppeltes Kreuz, durch ein verſchlungenes V und A erzeugt, oder auch dasſelbe mit einem E auf der rechten und einem T auf der linken Seite (ſ. Abb. 1). Erſteres bedeutete Vivat Amicitia, letzteres, beſonders von Elſäſſern geſchrieben, Vivat Amicitia et Vivant Alsati. Das Ordenskreuz (ſ. Abb. 2) wurde an einem orangefarbenen Bande getragen. Auf der Vorderſeite desſelben war in der herzförmigen Mitte das Ordenszeichen angebracht, auf der Rückſeite die Jahreszahl 1746, welche das Stiftungsjahr angeben ſoll. Rings an den Seiten befinden ſich die Buchſtaben J, S, A, C, S, I, V, N. Dies ſind die Anfangsbuchſtaben des ſpäter angenommenen Wahlſpruches der Amiciſten: „Jungimur sancto animorum consensu, sit indissolubile vinculum nostrum.“ Dieſe Anfangsbuchſtaben wurden auch oft mit dem Amiciſtenkreuz in Verbindung geſchrieben. Das iſt z. B. bei dem erſten der Amiciſtenzeichen (Abb. 3) der Fall, welche nach einem Stammbuch aus dem Jahre 1780

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

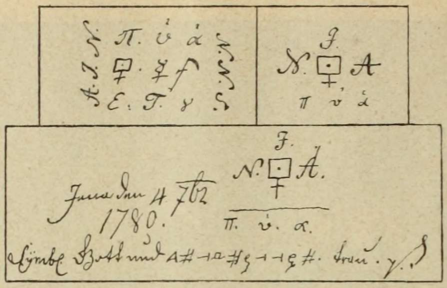

F.
N. A.
π. v. α.
Jena den 4 Febr
1780.

Abb. 7. Ordenszeichen und Geheimſchrift aus Stammbüchern von 1780—1784.

im Facſimile wiedergegeben ſind. Beim erſten Ordenszeichen befinden ſich alle Buchſtaben, beim zweiten nur die vier erſten, während das dritte Zeichen nur durch vier Striche eingerahmt iſt.

Neben den Amiciſten war beſonders verbreitet und einflußreich der Orden der „Harmoniſten“ oder „Schwarzen Brüder“, welcher gleichfalls in Jena entſtand, wo auch die Mutterloge „Chriſtian zu den ſieben Sternen“ ihren Sitz behielt. Der Harmoniſten-Orden hatte Ähnlichkeit mit dem Orden der Amiciſten, unterſchied ſich jedoch von dieſem durch vielſeitiger ausgebildete Logenſyſteme und durch ausgeprägtere weltbürgerliche Beſtrebungen. Der Orden beſtand angeblich aus ſechs Graden; die Brüder des erſten Grades wurden „allgemeine“, die der weiteren Grade „geheime“ genannt. Die Feierlichkeiten wurden pomphafter veranſtaltet, als bei den Amiciſten, das Logenzimmer war mit geheimnisvollen Schauſtücken ausgeſtattet, das dazu gehörende Vorzimmer ſchwarz ausgeſchlagen. Auch die Harmoniſten trugen ein Ordenskreuz, welches an einem ſchwarzroten Bande hing. Als Erkennungszeichen hatten ſie verſchiedene Handbewegungen und beſtimmte Worte, als ſchriftliches Ordenszeichen zwei Ff, die meiſt in derjenigen Form geſchrieben wurden, welche Abb. 4 zeigt. Ein ferneres Ordenszeichen war ein Strich mit ſieben Punkten. Das Zeichen C mit den ſieben Sternen bedeutete die Mutterloge „Chriſtian zu den ſieben Sternen.“ Das Ordenszeichen Ff, d. h. Frater fidelis wurde oft noch mit den Anfangsbuchſtaben eines Wahlſpruches umgeben, von denen ſowohl der erſte, wie auch der zweite Grad ſeinen beſonderen Spruch hatte. So zeigt das erſte Facſimile (Abb. 5) ein Ordenszeichen mit den Buchſtaben des erſten Grades, das zweite Facſimile ein Zeichen mit den Buchſtaben des zweiten Grades; die Zeichen hinter dem dritten und vierten Facſimile haben wahrſcheinlich die Bedeutung einer Charge. Außerdem beſaßen die Harmoniſten ein vollſtändiges Geheimalphabet, welches noch erhalten iſt. (Abb. 6).

Außer den genannten Ordens-Verbindungen, welche die hervorragendſten waren, gab es noch eine Anzahl andere. So den „Konſtantiſtenorden“, welcher um 1777 in Halle gegründet wurde und als Zeichen drei von einem C umſchlungene f oder einen Strich mit acht Punkten hatte. Ferner gab es noch Orden der „Unitiſten“, der „Deſperatiſten“, der „Indiſſolubliſten“, der „Independiſten“, ſowie „Concordien“-, „Kreuz“-, „Lilien“- und „Faßbinder-Orden“. Sie alle beſtanden als Geheimbünde, wurden von den Behörden unterdrückt und oft aufgelöſt, erhielten ſich aber trotzdem mit großer Zähigkeit Jahrzehnte lang fort. Endlich erfolgte durch einen Regensburger Reichstagsbeſchluß das Verbot ſämtlicher ſtudentiſcher Ordensverbindungen, die Behörden gingen mit größter Strenge vor, und im Jahre 1798 relegierte der akademiſche Senat zu Jena die letzten zwölf Amiciſten. Dennoch erhielten ſich einige Orden im geheimen bis um das Jahr 1809. Zwiſchen den Jahren 1815 und 1820 kamen ſodann nochmals vereinzelte Ordens-Verbindungen zum Vorſcheine, die aber bald wieder verſchwanden.

## Der Waldenſer.

— 1209 —

Durch enge Schluchten mit Getöſe drängt
Die wilde Tarn ſich in beſchäumten Wogen.
In blauer Luft, ob grauſ'gem Abgrund, hängt
Ein ſchwanker Steg, von mancher Laſt gebogen.
Rings der Sevennen Waldeseinſamkeit.
Ein bunter Falter überm Waſſer irrend,
Ein Schwalbenzug, in lichter Höhe ſchwirrend —
Kein lebendes Geſchöpf ſonſt weit und breit.

Da regt ſich's droben. Ein gewalt'ger Mann,
Ein rieſengleicher, klimmt zum Bergesrücken.
Er keucht ermüdet. Unter niedrem Tann
Muß oft er ſeine breiten Schultern bücken.
Die dunkle Tracht, die ihn zerriſſen deckt,
Sie gibt noch jetzt von einſt'ger Würde Kunde.
Auf bleicher Stirn brennt eine friſche Wunde,
Sein Haar iſt wirr, ſein Wams mit Blut befleckt.

Nun ſchöpft er Atem an der Felſenwand.
Die Tiefe mißt er mit entſetztem Blicke:
Da flattert drüben ſchwarzes Mönchsgewand,
Ein Ciſterzienſer ſteht am Rand der Brücke,
Verzweifelt, ratlos. — „Wandrer, hilf du mir,“
Hört er ihn rufen. „Komm, reich' mir die Hände,
Du Sohn der Berge, und zum andren Ende
Des Steges leite mich. Mir ſchwindelt hier!“

Ein kurz Beſinnen nur — dann iſt er dort.
Er faßt den Mönch mit ſeinen ſtarken Armen
Und trägt ihn zwiſchen Erd' und Himmel fort.
Der angſtvoll ihn umſchlingt: „Gott, hab' Erbarmen.“
Nun fußt er wieder auf dem ſichern Grat
Mit ſeiner Laſt. Die dunklen Augen flammen,
Er preßt des Mönches Handgelenk zuſammen:
„Sag' — kennſt du mich? Gedenkſt du deiner That?

Du haſt mein Weib gemordet — zittre jetzt —
In blinder Wut haſt du mich wund geſchlagen.
Ich floh vor dir, von deiner Schar gehetzt.
Hier darfſt du nicht mich um den Glauben fragen!
— Fort, bleicher Mönch, und ſchreite eilend zu:
Ich könnte ſonſt zur Rache mich bekehren
Und untreu werden meines Heilands Lehren,
Der mir befiehlt: Die Feinde liebe du!“

Alice Freiin von Gaudy.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

## Zu unſeren Bildern.

Ein gutes, ſtimmungsvolles Landſchaftsbild macht immer Freude. So wird auch niemand „Auf der Wanderung“ von H. Hartwich, ein Bild aus der Heide, ohne Vergnügen anſehen, zumal auch die Staffage, der Hirtenbube und die auf der Wanderung begriffene Frau, ebenſo wie die Heidſchnucken vortrefflich gezeichnet ſind.

Von unſeren weiteren Bildern zeichnet ſich das erſte, „Sehnſucht“, durch die tiefe Empfindung aus, die wenige andere Künſtler Frauenbildniſſen im gleichen Maße aufzuprägen verſtehen, wie gerade Gabriel Max; „Die beiden Spielkameraden“ von E. Blume erinnern uns wohl ſämtlich an ein Vorkommnis, welches wir ſelbſt ſchon mit lächelnden Lippen geſchaut haben: welches Kind hätte — zumal auf dem Lande — nicht einmal eine innige Herzensfreundſchaft mit irgend einem Rino oder einem Phylax geſchloſſen!

## Kirche.

Auf dem der Krone Preußen gehörenden früheren Johannitergrundſtück zu Jeruſalem wird vorausſichtlich ſchon in dieſem Herbſt mit dem Bau der evangeliſchen Kirche begonnen werden, für welche der Geh. Oberbaurat Adler bereits längere Zeit den Entwurf fertig geſtellt hat, und für die ſchon 500 000 Mk. vorhanden ſind. Von dem Bau des Pfarrhauſes, einer Schule ꝛc. auf dem gleichen Grundſtück ſoll dagegen aus geſundheitlichen Rückſichten abgeſehen werden, vielmehr beabſichtigt man, für dieſe Gebäude Grund und Boden außerhalb der Mauern der Stadt anzukaufen.

## Altertumskunde.

Die königl. Muſeen in Berlin beſitzen ein eigenes chemiſches Laboratorium, deſſen Vorſteher, Dr. Rathgen, vor einiger Zeit in der polytechniſchen Geſellſchaft einen ſehr lehrreichen Vortrag über die Konſervierung von Altertümern hielt. Da gilt es Grabſteine ägyptiſchen Urſprungs von ihrem ſchädlichen Gehalt an Salzen, der zum Abſplittern der Oberfläche führt, durch Auslaugen zu befreien; babyloniſche Thontafeln werden von den anhaftenden Gipskryſtallen durch Abwaſchen mit zweiprocentiger Salzſäure geſäubert, andere mit Benzin getränkt. Roſt von Eiſengegenſtänden entfernt das Laboratorium, indem ſie erſt ſtark erhitzt, dann in kaltem Waſſer abgekühlt und ſchließlich mit verdünnter Schwefelſäure behandelt werden; ſehr ſtarke Roſtflecke kommen auch unter eine Vorrichtung, die dem bekannten Bohrapparat der Zahnärzte ſehr ähnlich iſt — alle gereinigten Eiſenſtücke aber werden zuletzt nach ſorgfältigem Waſchen und Trocknen mit flüſſigem Schweinefett getränkt und dann noch mit einem Wachsüberzug verſehen. Bronzen behandelt man zur Entfernung des gefährlichen Chlors im Waſſerbade mit dem elektriſchen Strom. Oft führen die Arbeiten zu intereſſanten Entdeckungen: ſo fand man am Halſe einer Bronzekatze einen bisher unſichtbaren Silberring, bei anderen Gegenſtänden Goldeinlagen und tauſchierte Zierrat. Aber auch eine Fälſchung wurde entdeckt; eine ſchlauer Händler hatte nämlich eine moderne Figur auf einen echten Unterſatz angekittet, und als die Kittmaſſe entfernt war, fand ſich im Hohlraum der Geſtalt ein — Flaſchenpfropfen allermodernſten Urſprungs.

## Völkerkunde.

Auf dem diesjährigen Anthropologenkongreß entwickelte Dr. v. Luſchan, Direktorialaſſiſtent am königl. Muſeum für Völkerkunde, in einem längeren Vortrag die Anſicht, daß die Juden keine einheitliche, rein ſemitiſche Raſſe ſeien. Er begründete dies hauptſächlich damit, daß die Ähnlichkeit der Juden mit den Beduinen, welche den ſemitiſchen Typ am reinſten bewahrt hätten, in Wirklichkeit nur gering ſei, und daß die Juden im Gegenſatz zu den langſchädeligen Semiten ſich mindeſtens zur Hälfte der kurzen Schädelform erfreuten. Herr v. Luſchan nimmt an, daß die Juden aus einer Vermiſchung der alten Hethiter, unter welcher bibliſchen Bezeichnung die Armenier zu verſtehen ſeien, mit eigentlichen Semiten und ariſchen Amoritern hervorgegangen ſind. Obgleich Herr Prof. v. Virchow ſofort beſtätigte, daß es unmöglich ſei, aus einer Anzahl germaniſcher Schädel den eines Juden herauszufinden, dürfte die neue Theorie, welche die bisher allgemein angenommene Raſſenreinheit der Juden verneint, wohl noch auf lebhaften Widerſpruch ſtoßen.

## Naturkunde.

Es iſt bekannt, daß einzelne Tiere, die ſtets in dunklen Höhlen leben, einen unverkennbaren Albinocharakter tragen, wie z. B. der Proteus der Adelsberger Grotte. Nun ſind auch alle Plattfiſche — Flundern, Butten, Schollen — auf ihrer Oberſeite gefärbt, dagegen auf der dem Meeresboden zugekehrten, dem Lichte abgewendeten Seite ſtets mehr oder weniger weißlich. Um zu erkunden, ob dieſe weißliche Färbung wirklich damit zuſammenhängt, daß die Unterſeite weniger Licht erhält, hat der engliſche Biologe Cunningham einen merkwürdigen Verſuch gemacht. Er ſetzte nämlich eine größere Anzahl ganz junger Plattfiſche in ein Baſſin, von welchem das Licht an den Seiten und oben abgehalten, das dagegen durch Spiegeleinrichtungen von unten erleuchtet wurde. Ebenſo viele Tiere wurden zur Kontrolle unter normalen Verhältniſſen in ein zweites Baſſin geſetzt. Der Erfolg beſtätigte die Vorausſetzung des Gelehrten durchaus. Schon nach acht Wochen zeigten die Fiſche in dem erſten Baſſin mehr farbige Zellen an der Unterſeite, als die Kontrolltiere, und nach weiteren zwei Monaten wieſen ſie deutliche gelbe und ſchwarze Flecken auf der unteren Körperhälfte auf. Somit ſcheint es in der That feſtzuſtehen, daß nur der Mangel an Licht die weiße Färbung an der Unterſeite der Plattfiſche und wahrſcheinlich auch den Albinocharakter mancher ganz im Dunklen lebender Tiere verurſacht.

Ein merkwürdiger Ichthyoſaurusfund iſt in den Schiefergruben von Holzmaden bei Kirchheim in Württemberg gemacht worden — merkwürdig beſonders dadurch, daß außer dem flachgepreßten Skelett auch Beſtandteile der Haut, ja des Fleiſches erhalten waren. Erſt jetzt erſcheint es möglich, ein Bild des Tieres mit leidlicher Sicherheit zu entwerfen und zwar ein Bild, welches den bisher beliebten, etwas abenteuerlichen Darſtellungen durchaus nicht entſpricht. Aus dem phantaſtiſchen Ungeheuer, als das wir den Ichthyoſaurus bisher kannten, iſt ein der äußeren Geſtalt nach durchaus fiſchähnliches Tier geworden, deſſen Reptiliennatur bei näherem Zuſehen freilich auch unverkennbar iſt.

## Reiſen.

Zur Erforſchung der Südſpitze Amerikas wird von Hamburg aus eine von privater Seite vorbereitete Expedition unter Führung des Zoologen Dr. Michaelſen in nächſter Zeit in See gehen. Die Expedition ſoll gewiſſermaßen die Fortſetzung der deutſchen Expedition nach Südgeorgien vom J. 1882/83 bilden, ſich aber hauptſächlich auch mit zoologiſchen Studien und bez. Erwerbungen für das Hamburger naturhiſtoriſche Muſeum beſchäftigen.

Intereſſante Mitteilungen über noch unerforſchte Gebiete im Weſten Madagaskars und über die jene bewohnenden, von der Kultur bisher kaum berührten Sakalawen-Stämme verdankt man dem Miſſionar C. O. Mac Mahon, der die fruchtbaren weſtlichen Ebenen der Rieſeninſel von ſeiner Station Raimandro (bei Antanarivo) aus wiederholt in den letzten Jahren beſuchte. Er lernte beſonders den Stamm der Bétſiriry näher kennen, der ſich bisher von den herrſchenden Howas ganz unabhängig erhalten hat und deſſen König Itvera 12000 Mann ins Feld ſtellen kann. Die Bétſiriry gehen faſt nackt, bemalen ſich aber ſtark und tragen mit Vorliebe Schmuck aus Krokodilzähnen. Ein anderer Stamm, von dem Mac Mahon jedoch nur erzählen hörte, ſind die Behoſy, welche von Zwergengeſtalt und ganz behaart ſein ſollen.

## Gewerbe.

Im Jahre 1843 wies Montgomery zuerſt unſere Induſtrie auf die Guttapercha hin, und 1845 betrug der ganze europäiſche Import an dieſem Stoff kaum 9000 Kilo. Seit man in der Guttapercha aber das beſte und bequemſte Iſolationsmittel für elektriſche Leitungen erkannte, wuchs der Verbrauch ſchnell, ſo daß der Import nach Europa ſchon 1855 gegen 300 000 Kilo umfaßte und jetzt auf mindeſtens 3 Millionen Kilo geſtiegen ſein dürfte. Nun iſt Guttapercha bekanntlich der eingetrocknete Milchſaft einer auf der Halbinſel Malacca heimiſchen Baumart und wird leider durch ſo argen Raubbau gewonnen, daß ein Ausſterben der ganzen Spezies der Guttaperchabäume wahrſcheinlich ſchien. Schon jetzt iſt der Preis enorm geſtiegen (z. B. von 1887, wo das Kilo 2,50 Mk. koſtete, auf 4,50 Mk. im Jahre 1890), und reine Guttapercha iſt ſelbſt für die höchſten Preiſe kaum noch erhältlich; der unverfälſchte Stoff iſt aber anderſeits für einzelne Zwecke, beſonders für unterſeeiſche Kabel, gar nicht zu erſetzen, ſelbſt das verwandte Kautſchuk leiſtet nicht die gleichen Dienſte. Unter dieſen Umſtänden hat man verſucht, den Guttaperchabaum (Isonandra gutta Hookerii) in tropiſchen Kolonieen, beſonders im franzöſiſchen Hinterindien, einzubürgern, die Erfolge ſtehen aber noch aus. Dagegen will jetzt der Franzoſe Serulla gefunden haben, daß ſich dem die Bäume vernichtenden Raubbau der Eingeborenen ſehr wohl ſteuern ließe; er ſtellte nämlich feſt, daß nicht die Stämme, ſondern die Blätter des Baumes den größten Teil der Guttapercha enthalten, und fand ein chemiſches Verfahren, den getrockneten Blättern ihren Guttaperchagehalt zu entziehen.

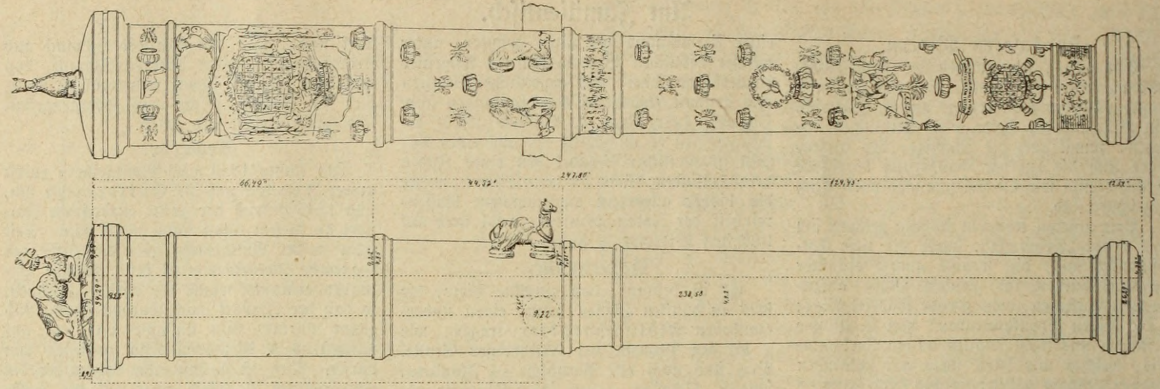
## Verkehr.

Neuerdings widmet man bei dem allgemeinen Beſtreben, die Fahrtgeſchwindigkeit unſerer Bahnen zu erhöhen, dem Luftwiderſtand, den ein fahrender Zug zu überwinden hat, beſondere Aufmerkſamkeit. Wir haben bereits mehrfach erwähnt, daß man vorſchlug, die Lokomotiven behufs leichterer Überwindung des Luftwiderſtandes mit einem vorn zugeſpitzten Gehäuſe zu verſehen und durch beſondere Füllungen zu verhindern, daß der Wind ſich zwiſchen den Wagen und den Radſpeichen fängt. Der Ingenieur Desdonits von den franzöſiſchen Staatsbahnen hat kürzlich durch Verſuche feſtgeſtellt, daß ſich durch derartige Vorrichtungen faſt 10 Prozent des Kohlenverbrauchs der Lokomotive erſparen laſſen. Aber auch die Radfahrer ſcheinen Intereſſe an der gleichen Frage zu gewinnen, und das iſt ſehr natürlich, wenn man weiß, daß ſie bereits bei einer mittleren Geſchwindigkeit gegen $^1/_8$ Pferdeſtärke allein zur Überwindung des Luftwiderſtandes aufwenden müſſen; man hat daher vorgeſchlagen, auch die Fahrräder mit einem die Luft teilenden ſpitzen Vorbau aus irgend einem leichten Stoffe zu verſehen.

## Forſtwirtſchaft.

Eine Vorrichtung zur Vertilgung fliegender Inſekten — beſonders der Nonne — iſt kürzlich dem Grafen Heinrich Pückler patentiert worden. Dieſelbe beſteht aus einer elektriſchen Bogenlampe, welche keine Glasglocke trägt, aber von einem feinmaſchigen Netz von Platindrähten umſponnen iſt; letztere werden durch denſelben Strom, der die Lampe ſpeiſt, zum Glühen gebracht, ſo daß ſich die vom Licht angezogenen Inſekten an ihnen verbrennen. Außerdem aber iſt das Ganze von einem zweiten, weitmaſchigeren Netz umgeben, welches die Vögel, die ja ebenfalls der Anziehungskraft des Lichtes folgen, abhalten und vor Schaden behüten ſoll.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



## Die „Aſia."

Der prachtliebende König Friedrich I von Preußen wollte vier bronzene 100pfünder gießen laſſen und ihnen die Namen der (damals bekannten) vier Weltteile beilegen. Doch nur ein einziger, die „Aſia", gelangte zur Ausführung. Sie wurde von dem, durch die Standbilder des Großen Kurfürſten und Friedrichs I berühmt gewordenen Hof=Stückgießer Johann Jacobi im Jahre 1704 zu Berlin gegoſſen und am 7. Juni desſelben Jahres hinter dem „langen Zeughaus" einem Schießverſuch unterworfen, den ſie zur Zufriedenheit beſtand. Sie wog 18000 kg, war, (ohne Traube und Bodenverſtärkung) 6,5 m lang und hatte 24,1 cm Seelendurchmeſſer; die gegen 45 kg ſchwere Vollkugel erreichte bei 23,4 kg Pulverladung 4000 m Schußweite. Das fertige Rohr koſtete 40851 Mark, oder 228 Mark für 100 kg. Wie unſere Abbildung zeigt, trug die Mantelfläche zahlreiche Verzierungen, welche in Hochrelief äußerſt ſauber ciſeliert und im Feuer vergoldet waren: zwiſchen Kopf und Halsband die Abbildung einer Schlacht; darunter das Wappen des General=Feldzeugmeiſters Prinzen Philipp Wilhelm nebſt Unterſchrift; in der Mitte des langen Feldes den ſogenannten „aſiatiſchen Triumph," d. h. Minerva auf knieendem Kameel, in der rechten Hand das Szepter, in der linken eine Siegesfahne mit der Inſchrift „Aſia;" daneben paſſende Embleme (Türke, Kameel und Palme). Unter dieſer Gruppe ſtanden der königliche Namenszug, von der Kette des ſchwarzen Adlerordens umgeben, und zwiſchen dem Gürtel und den Schlußfrieſen des langen Feldes eine Karawane; das Bodenſtück zeigte das Königliche Wappen. Die Henkel, die Traube (am Boden) und den Zündlochdeckel bildeten vier knieende Kameele. Die Herſtellung der Verzierungen allein beanſpruchte 1779 Mark.

Leider brachte dies prachtvolle Geſchütz ſein Leben nur auf 39 Jahre, obwohl es von Friedrich Wilhelm I, der alle anderen Bronzerohre von ungewöhnlicher Größe einſchmelzen ließ, ſeiner ausgezeichneten Schönheit wegen noch verſchont wurde. Unter Friedrich dem Großen aber, für den einige vierzig bewegliche Sechspfünder in Schleſien natürlich ungleich mehr Wert hatten, als ein unbeweglicher 100pfünder zu Berlin, mußte die arme Aſia ſchon im Jahre 1743 wieder in den Gießofen wandern.

R. Wille.

---

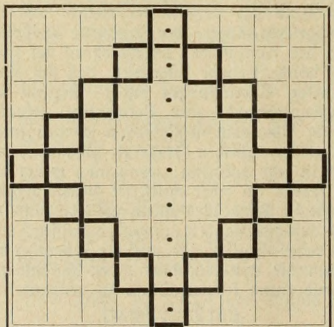
## In unſerer Spielecke.

### 1. Wechſelrätſel.

Eine der Himmliſchen bin ich; den Menſchen vom Staube zu heben,
Einſt zur Erde geſandt, hab' ich das Schöne gebracht.
Wer mir dienet mit Ernſt, dem ſpend' ich göttliche Freude;
Doch er gewinne zugleich Gabe des menſchlichen Lohns.
Ändre das erſte der Zeichen mir um, ſo wirſt du erfahren,
Was von der Könige Thron, was mir vom Volke gebührt.

C. B.

### 2. Anagrammaufgabe.



1. a) Eidam b) Tinte 5. a) Linſe b) Indra
2. a) Bitte b) Elias 6. a) Titel b) Seume
3. a) Sahne b) Leder 7. a) Baſel b) Greif
4. a) Heſſe b) Natur 8. a) Baden b) Genie
9. a) Reihe b) Kelte.

Dieſe Wörter ſollen dadurch in andere verwandelt werden, daß man nach Veränderung eines Buchſtaben eine Umſtellung vornimmt. Die Endbuchſtaben der unter a) und die Anfangsbuchſtaben der unter b) zu bildenden Wörter ſind identiſch.

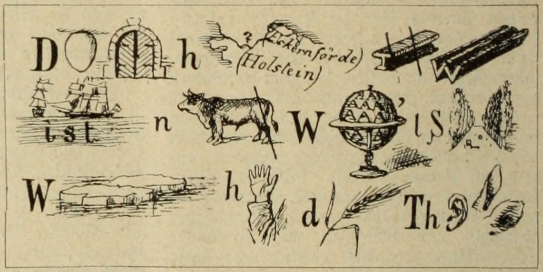
z. B. a) Lager, b) Lenau
= Hagelanze.

Die einzelnen Wörter ſind:

1. a) ein Name aus der griechiſchen Mythologie, b) ein großer Staatsmann,
2. a) ein Fluß, b) eine Stadt im Königreich Sachſen,
3. a) ein berühmter Bund, b) ein Frauenname,
4. a) eine Stadt an der Donau, b) ein amerikaniſcher General,
5. a) ein Prophet, b) eine italien. Stadt,
6. a) ein Maß, b) ein Name aus der römiſch. Geſchichte,
7. a) e. deutſche Inſel, b) ein afrikan. Fluß,
8. a) ein Vogel, b) ein deutſcher Nebenfluß,
9. a) ein Fluß, b) eine Blume.

Trägt man die gefundenen Wörter buchſtabenweiſe ſo in die wagerechten Reihen der Figur ein, daß die gemeinſamen End= und Anfangsbuchſtaben, die an die Stelle der Punkte kommen, nur einmal geſchrieben werden, ſo entſtehen an den vier Seiten des durch fetten Druck bezeichneten Quadrats vier neue Wörter. Stellt man dieſe richtig um, ſo erhält man vier geographiſche Namen.

### Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 48.

Bilderrätſel. Pikante Lektüre.

**1. Füllrätſel.**

a.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | B | R | G | |
| I | r | e | n | e |
| H | a | v | e | l |
| Z | n | a | i | m |
| | d | l | s | |

b.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | S | O | T | |
| H | a | g | a | r |
| H | a | l | l | e |
| E | l | i | a | s |
| | e | o | r | |

**2. Arithmetiſche Aufgabe.**

Das betreffende Gedicht („Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn" ꝛc.) hat drei Strophen, 21 Verszeilen, 133 Wörter.

**3. Rätſel.**

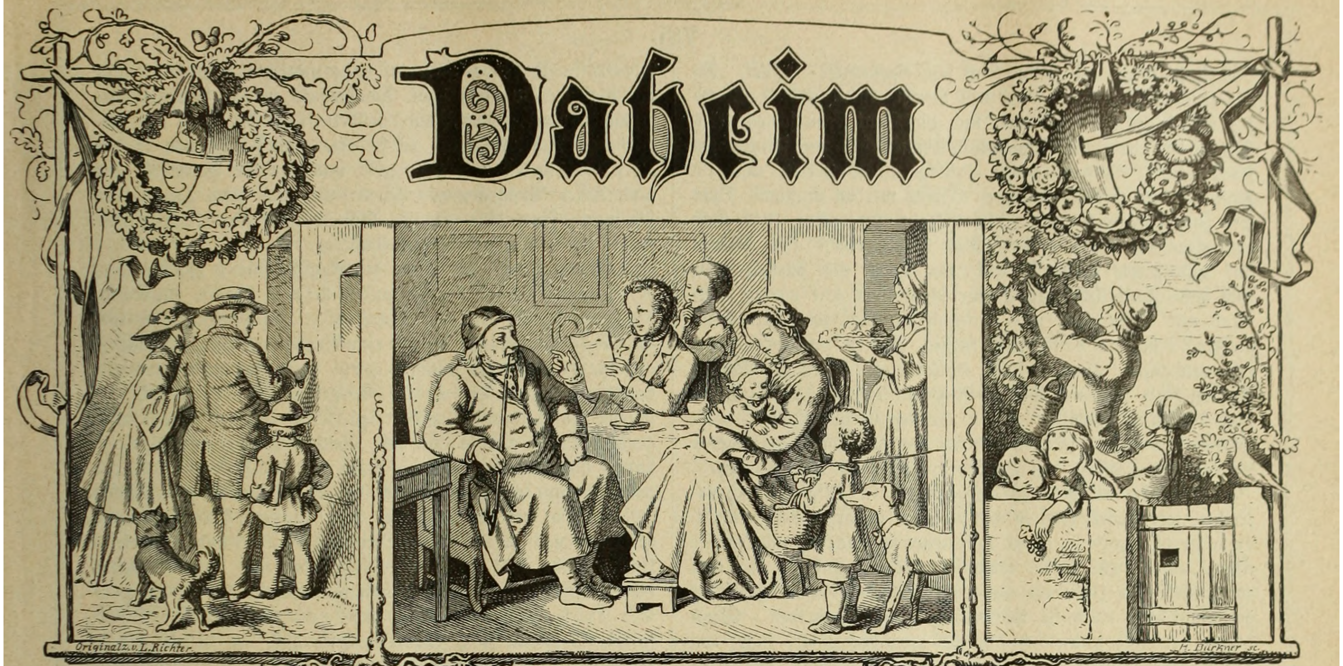
Abba — Sabbat.

---

**Inhalt:** Der Schatz. Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel (Fortſetzung.) — Albrecht von Bülow. Von Th. H. Pantenius. Mit Bildnis. — In fremden Banden. Erzählung von H. v. Krauſe (C. v. Hellen). — Miſſion und Litteratur. Von Karl Meinhof. — Die ſtudentiſchen Ordens=Verbindungen. Von Eduard Groſſe. Mit ſieben Illuſtrationen. — Der Waldenſer. Gedicht von Alice Freiin v. Gaudy. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Auf der Wanderung von H. Hartwich; Sehnſucht von Gabriel Max; Die beiden Spielkameraden von E. Blume. — Kirche. — Altertumskunde. — Völkerkunde. — Naturkunde. — Reiſen. — Gewerbe — Verkehr. — Forſtwirtſchaft. — Die „Aſia." Mit zwei Illuſtrationen. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim=Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim=Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 10. September 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 50.

# Der Schatz.

Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Als einmal der Gärtnerlehrling Willem Poppendiek ſo von Zahnweh geplagt wurde, daß er heulte, meinte Beverneſt: „Wo kannſt du dir woll ſo haben, Willem, um ſo'n biſchen Zähnwehtage, da verſuch dich das mal erſt eins mit'n ruſſ'ſches Dampfbad, denn kriegſt du Grund zu 's Heulent.“

Im übrigen gingen die folgenden Jahre gleichmäßig dahin in Arbeit und Thätigkeit, in ſparſamem Verkehr mit einigen Nachbarfamilien und in fleißigem mit den Paſtorleuten, deren gleichmäßige Heiterkeit etwas Erfriſchendes hatte, und die mit Rat und That ſtets bei der Hand waren. Wigand fühlte ſich wohl in ſeinem neuen Beruf. Das Leben eines Landmannes im großen Stil iſt nicht einförmig, wie manche glauben, die nicht in das innere Getriebe zu blicken vermögen, ſondern voll reicher Abwechslung, und jeder Tag bringt Neues, oft Unvorhergeſehenes. Da gilt es zu diſponieren auf Jahre hinaus und zugleich jedem Zufall ſofort ohne viel Beſinnen gewachſen zu ſein. Denn die liebe Sonne, Wind und Wetter ſpielen oft ſonderbare Streiche, und eine ſo große Menge von Menſchen und Pferden ſtets richtig und vorteilhaft zu beſchäftigen, iſt auch eine Kunſt, die gelernt ſein will. Es iſt ein Beruf, der, wenn er richtig ausgeübt werden ſoll, die Vollkraft eines ganzen und tüchtigen Mannes und ein wenig Feldherrntalent erfordert. Mit gut eſſen, Rotſpohn trinken und ſpazieren fahren, wie manche ſich das vorſtellen, iſt es nicht gethan.

### 7. Sorgen.

Wie Herr Wigand durch Waſſer und Feuer geht, und Paſtor Krahnſtöver ſich umſonſt freut. Fortuna gießt ihr Füllhorn über den Paſtor aus, und Beverneſt fängt an, zu philoſophieren.

Es waren ſechs Jahre vergangen, ſeit Wigand die Verwaltung des Gutes übernommen hatte, und wie ſehr es ſich in dieſer Zeit zu ſeinem Vorteil verändert hatte, war deutlich ſichtbar. Von Jahr zu Jahr hatte ſich der Ertrag gehoben, und dennoch kämpfte der junge Beſitzer jetzt mit ſchweren Sorgen. Sein kleines Vermögen hatte er hineingeſteckt und die erworbenen Überſchüſſe ebenfalls, und da der gute Boden reichlich vergalt, was man ihm zugute that, ſo hatte manches geſchehen können. Die notwendigſten Neubauten waren entſtanden, der Acker war drainiert und in höherer Kultur, der Viehſtand hatte ſich bedeutend gehoben, und die Wieſen lieferten doppelten Ertrag. Als er das Gut übernahm, war es übermäßig mit Hypotheken belaſtet, und bei der damaligen Wirtſchaft wäre die Subhaſtation in kurzer Zeit unvermeidlich geweſen. Das hatte Wigand durch ſeine Thätigkeit verhindert, allein die Laſt der Hypothekenzinſen drückte immer noch ſchwer und verzehrte den größten Teil des Ertrages. Nun hatte Wigand den Fehler begangen, im Vertrauen auf ſein gutes Glück, ein wenig zu ſtürmiſch vorzugehen, er hatte alles in das Gut geſteckt, was er hatte und erwarb und keinen genügenden Rückhalt für ſchlechte Zeiten behalten. Und die ſchlechten Zeiten kamen. Das Jahr vorher war ſo naß geweſen, wie man es ſeit Menſchengedenken nicht erlebt hatte. Das Wieſenheu war bei einem plötzlichen Anſteigen der Richnow teils fortgeſchwemmt, teils durch den ewigen Regen ausgelaugt und hatte wenig Futterwert. Ebenſo hatte der Klee gelitten. Der ganze Sommer war regneriſch, und was das ſchlimmſte iſt, warm dazu, ſo daß in der ſteten ſchwülen Feuchte das Korn auf dem Halme auswuchs, und der Ertrag der Ernte minderwertig und mäßig war. Dazu kam, daß ſonſt faſt überall in Deutſchland und im Auslande unermeßliches Korn gewachſen war, und gewaltige Zufuhren den Preis drückten. Denn die Kalamität der übergroßen Näſſe war auf jenen Landſtrich beſchränkt geblieben, der von der Oſtſee beeinflußt wird und bekanntlich ſein eigenes Wetter hat. Da die feuchte Witterung auch den Herbſt durch anhielt, ward die Ackerbeſtellung erſchwert, und die Saat kam ſchlecht ein. Ein harter, ſchneeloſer Winter mit Sonnenſchein und klingendem Froſt folgte, ſo daß ganze Schläge auswinterten und im Frühjahr neu mit Sommerkorn beſtellt werden mußten. Aber wie zum Ausgleich ward dieſes Jahr ſo trocken, wie man es lange nicht erlebt hatte. Das Sommerkorn ging ſchlecht auf und zeigte einen Anblick, der mehr als dürftig war. Bis zum Juni herrſchte Sonnenſchein vor mit hartem Oſtwind und kalter Luft, und einige Froſtnächte im Mai thaten großen Schaden; dann trat heißes Wetter ein mit einem erbarmungslos blauen und wolkenloſen Himmel. Schon Anfang Juli war mit Sicherheit zu überſehen, daß die Ernte noch dürftiger ausfallen würde, als im vorigen Jahre. Und wieder lauteten die Berichte über die Ausſichten in anderen Ländern ſo günſtig, daß die Kornpreiſe noch mehr ſanken.

Den Ausfall des erſten Jahres hatte Wigand noch ertragen, der dieſes zweiten brachte ihn in arge Verlegenheit. Zum Herbſte hatte er große Zahlungen zu machen und wußte nicht, wie er das Geld beſchaffen ſollte. Zudem war ihm zu demſelben Termin die am ungünſtigſten gelegene Hypothek gekündigt, und er hatte noch keinen Erſatz gefunden. Denn wegen der allgemeinen Kalamität war das Geld knapp im Lande und zumal gegen verringerte Sicherheiten ſchwer zu beſchaffen. Sein Onkel, den er darum anging, konnte ihm nicht helfen. Auch bei dieſem hatten die beiden letzten Jahre Zuſchüſſe gefordert, und zudem hatte er ſich an einer neu erbauten Zuckerfabrik beteiligt und war beſchäftigt, ſein Gut für den Rübenbau einzurichten. Da dies bekanntlich mit großen Koſten verknüpft iſt, ſo waren ſeine Barmittel für längere Zeit feſtgelegt.

So wälzte Wigand ſeine Sorgen, wie Siſyphos ſeinen Stein, und immer wenn er dieſen Sorgenſtein glücklich auf eine Hoffnungshöhe herauf hatte, polterte er ihm gnadenlos wieder herab. Er ſah ſein Schickſal kommen; unvermeidlich und grauenhaft kroch es heran, Tag für Tag ein wenig näher. Wenn es ihm nicht gelang, bis zu dem beſtimmten Termin das nötige Geld zu beſchaffen, ſo brach alles zuſammen. Das Gut mußte verkauft werden, und mit ihm ſchwanden alle ſeine Hoffnungen auf eine geſegnete und ſichere Zukunft. Die Zeit für einen Verkauf war ungünſtig; es war kaum zu erwarten, daß mehr als die Deckung der Hypotheken dabei herauskommen würde. Dann war alles verloren, ſein Vermögen und was er in dieſen Jahren fleißiger Arbeit erworben hatte, denn alles dies ſteckte ja in dem Boden, den er ſo lieb gewonnen hatte. Mit Schrecken dachte er daran, was dann werden ſollte. Es blieb ihm nichts übrig, als zu ſeinem früheren Berufe zurückzukehren, dem er durch ſiebenjährige Abweſenheit entfremdet war. Wenn er auch nicht zweifelte, ſich und ſeine Familie durch ſeine friſche Arbeitskraft erhalten zu können, ſo ſchauderte er doch bei dem Gedanken, daß ſeine ſchöne, geliebte Frau durch ſeine Schuld, wie er ſich vorwarf, gezwungen ſein würde, ihre Heimat zu verlaſſen, das Gut, an dem ſie mit ganzer Seele hing und das über 300 Jahre im Beſitz ihrer Familie geweſen war. Alle die ſchönen Traumbilder, die ſie gemeinſchaftlich in die Zukunft hinein gemalt hatten, ſollten nun zu nichts verquirlen in die leere Luft. Vor ſeinem Geiſte ſtieg eine Etagenwohnung auf in einer baumloſen Straße der großen Stadt, und er dachte mit Wehmut an ſeine drei Kinder, die jetzt aufwuchſen in Garten und Feld in ungebundener Freiheit mit blühenden Apfelgeſichtern. Sollten ſie in der engen, ſtädtiſchen Wohnung zu bleichſüchtiger Sittſamkeit verkümmern? Zuweilen bäumte es in ihm auf, wie ein Zorn gegen die Unvernunft des Schickſals. Es war ja über jeden Zweifel erhaben, daß dieſes Gut die hineingeſteckten Mittel und die angewendete Arbeit einſt überreichlich lohnen würde; ſollte nun alles verloren ſein durch blinde Zufälligkeiten? Das viele Grübeln und die ewigen Sorgen, aus denen er keinen Ausweg ſah, machten ihn ganz krank und hohläugig und lähmten ſeine Thatkraft. Ja, er verfiel auf ganz thörichte Gedanken, ſuchte ſich die alte Schrift hervor, die damals in dem Burggemäuer gefunden worden war, und grübelte über die Lage des vergrabenen Schatzes nach, er ſtöberte nach Flurnamen in den alten Gutskarten und Papieren und forſchte Beverneſt aus nach deſſen Ausgrabungsarbeiten mit dem alten Herrn von Rephun. Nur eine gewiſſe Scham hielt ihn noch zurück, damit ſelber Verſuche anzuſtellen.

Eines Tages am Ende des Auguſts dieſes Jahres ging er, in ſeine grübelnden Gedanken vertieft, in dem einen Lindengange ſeines Parkes auf und ab. Am Morgen war ihm die Nachricht gekommen, daß eine Ausſicht, Geld zu erlangen, auf die er große Hoffnungen geſetzt hatte, wiederum zu nichte geworden war. Das grauſe Sorgenungetüm hatte ſich aus ſeinem Halbſchlummer wieder zu ſeiner ganzen Größe aufgerichtet und grinſte ihn mit bleichen Augen und blutloſer Fratze höhniſch an. Als er dort nun ruhelos hin und her wandelte mit geſenktem Kopfe und die Hände auf den Rücken gelegt, kam der Paſtor daher, der in dem Erlenbruch und im Park nach ſeiner Gewohnheit den Raupen und Schmetterlingen nachgeſtellt hatte. Sie begrüßten ſich, und der Paſtor rief: „Ein kannibaliſches Schmetterlingsjahr bei dieſer Hitze und Trockenheit; ich habe ſo was noch nicht erlebt. Diſtelfalter, Admirale und Trauermäntel ſind in dieſem Spätſommer ſo gemein wie Kohlweißlinge. Was meinen Sie, Herr Wigand, die Blumenzeit iſt nun vorbei, wollen wir nicht einmal abends wieder gemeinſchaftlich bei der Laterne Schmetterlinge fangen, aber diesmal mit dem Köder? Meine Frau hat die Backäpfelſchnüre ſchon fertig. Die ſtippen wir gehörig in Bier mit Honig und ein bißchen Rum und hängen ſie im Garten auf an der bekannten Stelle. Da ſollen Sie mal ſehen, was wir für einen Anflug haben. Aber freilich, ſo einen guten Fang wie damals an jenem denkwürdigen Abend werden wir wohl beide nicht wieder machen.“ Und er brach in ſein bekanntes ſtilles Gelächter aus.

Da er nun aber bemerkte, daß Wigand ernſt blieb und kein freundlicher Schimmer ſein trübes Antlitz verklärte, fuhr er teilnahmsvoll fort: „Ja, ich weiß, Herr Wigand, Sie haben Sorgen. Es ſind böſe Jahre für den Landmann. Im vorigen Jahre iſt alles verſchimmelt, und in dieſem Jahre vertrocknet alles. Ich hab' es ſelber ſehr gemerkt in meiner kleinen Landwirtſchaft, und meine Frau klagt auch, daß ſie kaum die halbe Milch von den Kühen hat. Nun, der liebe Gott wird uns ſchon wieder beſſere Jahre ſenden.“

„Ja, ſenden wird er ſie ſchon,“ ſagte Wigand erbittert, „aber ſie werden einem anderen zu gute kommen. Mich werden ſie hier nicht mehr finden.“

„Vertrauen Sie ſich mir an,“ ſagte der Paſtor, „vielleicht weiß ich Rat. Vielleicht iſt die Hilfe näher, als Sie denken.“ Dabei drückte er ihm warm die Hand.

Wigand hatte bis jetzt über ſeine Verhältniſſe dem alten Freunde gegenüber geſchwiegen, jetzt kam es wie eine Wohlthat über ihn, ſich ausſprechen zu können, und er gab ihm in fliegender Rede einen Überblick über die Lage der Sache, ohne allerdings die Höhe der notwendigen Summe zu nennen.

Während dieſer Auseinanderſetzung hatten ſich merkwürdigerweiſe die Züge des Paſtors verklärt, und etwas wie ſtiller Sonnenſchein lag um ſeinen Mund. Eine innere Freude leuchtete aus ihm hervor und verſchönte ſein ehrliches Geſicht. „Sehen Sie,“ rief er, „wie gut es iſt, wenn man ſich einem treuen alten Freunde anvertraut! Nun iſt Ihnen vielleicht ſchon geholfen. Meine Frau und ich haben keine Kinder; wir haben uns gewöhnt, Sie und Ihre liebe Frau als ſolche zu betrachten, und wenn ich Ihren kleinen Helmuth auf meinen Knieen reiten laſſe, oder wenn er mit ſeinem Netz hinter den Pfauenaugen her iſt, da bilde ich mir ein, er ſei mein Enkel. Kennt übrigens ſchon 'ne Maſſe Schmetterlinge, der Schwerenöter. Nun alſo, wir haben uns im Laufe der Zeit etwas geſpart. Hätten wir Söhne, könnten ſie davon ſtudieren, hätten wir Töchter, ſo könnten wir ſie damit ausſtatten. Da uns dieſer Segen aber verſagt worden iſt, und wir auch keine Ausſicht mehr darauf haben, ſo frage ich, was ſollen wir mit dem Mammon? Dieſe Frage löſt ſich ſoeben auf die einfachſte Weiſe. Es ſind etwas über vierundzwanzigtauſend Mark. Wann wollen Sie das Geld haben?“

Wigand war tief ergriffen, Thränen traten ihm in die Augen, und ſein Geſicht rötete ſich vor unterdrückter Rührung. Er faßte die Rechte des Paſtors mit beiden Händen und drückte ſie kräftig, ohne zunächſt die richtigen Worte zu finden.

„Nicht wahr?“ rief dieſer, „nun iſt Ihnen ſchon anders zu Mut. Leicht ums Herz — was?“ Dabei ſah er ſo übermütig aus, und in ſeinen Augen leuchtete es ſo ſchalkhaft, als hätte er eben den tollſten und luſtigſten Streich von der Welt verübt.

Was aber Wigand gerade am meiſten ergriff, war der Umſtand, daß er dieſen holden Wahn zerſtören mußte.

„Ich würde das Geld auf der Stelle nehmen, Herr Paſtor,“ ſagte er, „wenn ich mir damit ſicher helfen könnte. Das glauben Sie mir nur. Allein es genügt nicht, es genügt bei weitem nicht. Es würde nur aller Vorausſicht nach mit verloren ſein, wenn es zum Krach kommt. Den zu vermeiden, ſind andere Summen nötig.“

Der Paſtor ſah ungemein betroffen aus; dieſen Grund der Ablehnung hatte er offenbar nicht erwartet.

„Ei, ei, ei!“ ſagte er, indem er nachdenklich die Bartſtoppeln ſeines Kinnes rieb. „Aber das iſt ja entſetzlich. Das ſoll alles vergebens ſein, was Sie und Ihr Inſpektor in den ſechs Jahren mit ſoviel Fleiß und Mühe geſchaffen haben, womit Sie die Bewunderung der Kenner erworben haben. Erſt kürzlich ſagte Gädke-Krönkenhagen zu mir: ‚Was die Richenberger Wirtſchaft anbetrifft — alabonnöhr! da is Zug in!‘ Na, und wenn der lobt, da kann man nur ſagen: Alle Achtung! — J, das iſt ja eine ſchändliche Geſchichte!“

Die beiden Männer hatten ſich während des Geſpräches dem Schloſſe genähert und ſtanden jetzt bei dem großen Raſenplatze, der mit einem Kranze von mächtigen Oleanderbäumen in Kübeln umgeben war. Während nun Wigand ſeine Verhältniſſe noch deutlicher klar legte, hatte der Paſtor ſeine Blicke auf den Boden geſenkt und hörte nachdenklich zu. Plötzlich ſchien ſeine Aufmerkſamkeit durch etwas, das er auf dem hellen Sande des Steiges neben einem der Oleanderkübel bemerkte, in Anſpruch genommen zu werden. Er beugte ſich nieder und betrachtete geſpannt einige kleine ſchwärzliche Gegenſtände, die dort lagen und ungefähr die Form einer winzigen kannelierten Säulentrommel hatten. Dieſe Erſcheinung verſetzte ihn offenbar in große Aufregung. Er richtete einen forſchenden Blick in die Zweige der Krone des Oleanderbaumes gerade ſenkrecht über den Gegenſtänden am Boden, die ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr erregt hatten, dann beugte er ſich nieder zur Erde und geriet in große Unruhe. Wigand hatte jetzt ſeine Rede beendigt; der Paſtor ergriff ſeine Hand und ſagte ihm einige herzliche, tröſtende Worte, die auf „Kommt Zeit, kommt Rat“ und „Gott verläßt die Seinen nicht“ hinausgingen, aber er ſchien gar nicht recht bei der Sache zu ſein. Wigand ſetzte den unterbrochenen Gang fort, und der Paſtor folgte zögernd, nicht ohne einen langen Blick auf den Boden und einen zweiten in die Krone des Oleanderbaumes. Bei dem folgenden Kübel blieb er wieder ſtehen, denn er bemerkte dort dieſelben ihm ſo auffallenden Zeichen. Nun konnte er ſich nicht länger halten. Im Kampfe des fanatiſchen Sammlers mit dem teilnehmenden Menſchenfreunde hatte offenbar der erſte für eine Weile geſiegt. „Verzeihen Sie, Herr Wigand,“ ſagte er faſt kläglich, „wenn ich in dieſem ernſten Augenblicke plötzlich abſpringe auf ſcheinbar ganz unwichtige Dinge. Aber ich habe ſoeben eine Entdeckung gemacht, die mich ſo aufregt, daß ich faſt umkomme vor Unruhe und vor Neugier, ob meine Vermutung richtig iſt. Legen Sie es mir nicht als Mangel an Teilnahme aus, ich bitte Sie flehentlich darum. Sie kennen ja mein Herz! Und nun erlauben Sie mir, daß ich einen Stuhl hole und dieſen Oleanderbaum ein wenig unterſuche.“

Wigand mußte trotz ſeiner trüben Stimmung unwillkürlich lächeln. Er ſprang ſchnell zu, holte dem alten Herrn einen Stuhl und half ihm hinaufzuſteigen. Der Paſtor bog mit Händen, die vor Aufregung zitterten, die Zweige auseinander und betrachtete jeden einzelnen aufmerkſam. Nach einer Weile lachte er ſtill in ſich hinein und ſah ſich dann mit ganz rotem Kopfe nach Wigand um. „Was ich vermutete — es konnte ja auch nach der Futterpflanze gar nicht anders ſein — iſt richtig, das Glück hat wieder mal ſein fabelhaftes Füllhorn auf mich ausgeſchüttet. Wiſſen Sie, was ich hier gefunden habe?“

„Sphinx Nerii?“ fragte Wigand mit einer gewiſſen Spannung.

„Ei natürlich!“ antwortete der Paſtor. „Eine ausgewachſene wunderſchöne Raupe des Oleanderſchwärmers. Es kommt in heißen Sommern öfters vor, daß ſich dieſer ſchnelle Vogel ſo weit nach Norden verfliegt und hier ſeine Eier abſetzt. Sie erlauben wohl, daß ich den Zweig abſchneide. Es könnte der Raupe ſchaden, wenn ſie abgeriſſen wird.“

„Gern,“ ſagte Wigand.

Dann ſtieg er herunter und machte glückſtrahlend aufmerkſam auf die ſtattliche Raupe, auf das herrliche Grün ihres Leibes, das gar zierlich mit weißen Punkten betüpfelt war, und auf den gelblichen Kopfteil mit den ſchönen blauen Spiegeln.

„Ein vornehmes Tier,“ ſagte er, „man ſieht gleich, daß es zum hohen Adel gehört. Aber wo eine Raupe iſt, da ſind noch mehr.“ Damit nahm er ſeinen Stuhl und trug ihn an den nächſten Oleander.

Wigand erklärte ſich bereit, ihm zu helfen. „Schön,“ ſagte er, „Sie wiſſen ja, daß man die Schwärmerraupen meiſtens auf dem Boden ſucht. Finden Sie dort keine Spuren ihrer geſegneten Verdauung, ſo iſt auch oben nichts los.“

Nach einer guten Stunde waren die Oleander abgeſucht, und der Paſtor befand ſich im Beſitze eines mächtigen Oleanderſtraußes, auf dem einundzwanzig der koſtbaren Raupen ſaßen. „Ich weiß nicht,“ ſagte er, „ob Kröſus ſich ſo freute, wenn er in ſeiner Schatzkammer ſpazieren ging, wie ich, indem ich dieſen Strauß betrachte. Ach, Herr Wigand, ich ſchäme mich ordentlich, daß mich das Glück ſo überſchüttet, während Sie in ſchweren Sorgen leben. Und was wird Wiſchen ſagen?“ Damit ging er glücklich ab.

Beverneſt, der mit ſeinem Ponywagen herangekommen war, um die Oleander zu begießen, murrte hinter ihm her:

„Daß ich die ollen gräſigen Wörm nich eher geſehen hab’, das ärgert mir. Ich hätt’ ihnen all abkabbeniert. Staats dem ſchamfiert der Paſter mich die ganzen Bäum’ un ſneid’t mich da große Luken ein. Er ſagt, die Hitz’ hätt’ die Beeſters ausgebrüt’t. Der freut ſich jawoll am End’ noch, daß uns hier allens vertrockent. Na, ich ſag’ man: den einen ſeine Uhle is den andern ſeine Nachtigahl.“

(Fortſetzung folgt.)

## Aus den Denkwürdigkeiten des Feldmarſchalls Roon.

(Abdruck verboten.)

In zwei ſtarken Bänden liegen die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarſchalls Kriegsminiſters Grafen von Roon (Breslau. Verlag von Eduard Trewendt. 1892) vor uns, eine Sammlung von Briefen, Schriftſtücken und Erinnerungen, die, zuerſt in einer unſerer angeſehenen Monatszeitſchriften veröffentlicht, in ihrer Geſamtheit, wenn nicht ſelbſt eine Biographie, ſo doch ein ſelten vollſtändiges Material für eine ſolche bieten.

Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, an der Hand dieſes überaus reichen und intereſſanten Materials ein Lebensbild des großen Mannes zu entwerfen; das Daheim, dem Roon ſtets ein wohlwollender Förderer geweſen, iſt dem Andenken des unübertrefflichen Waffenmeiſters des preußiſch-deutſchen Heeres, des weitblickenden Staatsmannes, des im ſchönſten Sinne ausgezeichneten Menſchen ja bereits wiederholt und in dankbarſter Anerkennung gerecht geworden. Wohl aber bieten die vorliegenden Denkwürdigkeiten eine ſolche Fülle von Einzelzügen zum Charakterbild Roons und ganz beſonders in den eingeſchalteten Briefen ſo feſſelnde und oft ergreifende Beiträge zur Kennzeichnung ſeiner Stellung zu ſeinem über alles geliebten Kaiſerkönig und zu ſeinem Kampfgenoſſen Bismarck, ſowie weiterhin zu dem wackern Pommern Moritz von Blankenburg, daß wir aus denſelben wenigſtens einiges herauszuheben nicht unterlaſſen möchten.

Der Prinz von Preußen, unſer ſpäterer König Wilhelm, war mit Roon zuerſt in nähere Berührung getreten, als dieſer als militäriſcher Begleiter des Prinzen Friedrich Karl in Bonn weilte. Die trefflichen Erfolge, die Roon unter oft recht ſchwierigen Verhältniſſen in dieſer Stellung errang, ließen in dem Prinzen von Preußen und bei ſeiner Gemahlin den lebhaften Wunſch wach werden, daß der ſeinen Kenntniſſen, wie ſeinen Charaktereigenſchaften nach gleich geeignete Mann auch die obere Leitung der Erziehung ihres Sohnes, unſers ſpäteren Kaiſers Friedrich, übernehmen möge. Der in die erregte Zeit des Jahres 1848 fallende Briefwechſel zwiſchen den erlauchten Eltern und dem damals als Chef des Generalſtabes des 8. Armeekorps in Koblenz lebenden Roon führte indeſſen zu keinem Reſultat; die Verhandlungen zerſchlugen ſich vielmehr, hauptſächlich aus dem Grunde, weil Roon die Entfernung des Prinzen aus der Hofluft als oberſte und unerläßliche Bedingung zur Übernahme der Stellung nannte. Mit ſchwerem Herzen verſagte er ſich einer Aufgabe, deren hohe Bedeutung niemand beſſer zu beurteilen wußte, als er; mit ſchwerem Herzen aber entſagten auch die Eltern „einem Plan, in deſſen Erfüllung wir das Glück unſeres Sohnes geſehen hatten,“ wie der Prinz von Preußen ſchrieb. „Es ſollte nicht ſein. Empfangen Sie unſeren Dank für Ihre Offenheit, die Sie uns noch werter macht und Ihnen unſere Achtung ſichert.“

Die einmal angeregten Beziehungen zu dem Prinzen von Preußen ſchliefen, belebt durch Roons Teilnahme an der Niederwerfung des Aufſtandes in Baden, ſeither nicht wieder ein. Es iſt bekannt, wie der Prinz, nachdem er die Stellvertretung des unheilbar erkrankten Bruders übernommen, am 25. Juni 1858 Generalmajor von Roon in Babelsberg empfing und von ihm während einer kurzen Unterredung ſeine Anſchauungen über die notwendigen Umgeſtaltungen der preußiſchen Wehrverfaſſung entgegennahm — Anſchauungen, die Roon unmittelbar darauf in einer ausführlichen Denkſchrift niederlegte, und die, bei ihrer völligen Übereinſtimmung mit den Anſichten des Prinzen, zum Ausgangspunkt aller ihrer gemeinſamen Beſtrebungen für die Stärkung preußiſcher Macht wurden, ohne welche auch alle nachher erlangten politiſchen Erfolge, ſowie die Neuordnung der deutſchen Verhältniſſe ganz undenkbar geweſen wären!

Die Schwierigkeiten, auf welche der Reorganiſationsplan ſtieß — zuerſt bei dem Kriegsminiſter von Bonin, dann bei der kurzſichtigen, in engherzig liberalen Anſchauungen befangenen Landesvertretung — konnten nur gebrochen werden durch die eiſerne Feſtigkeit Roons, der Anfang Dezember 1859 das Miniſterium übernahm, durch die ſtaatsmänniſche Gewandtheit und Energie Bismarcks und vor allem durch König Wilhelms Feſtigkeit, durch das rückhaltloſe Vertrauen, welches er ſeinen Ratgebern entgegenbrachte und dauernd erhielt.

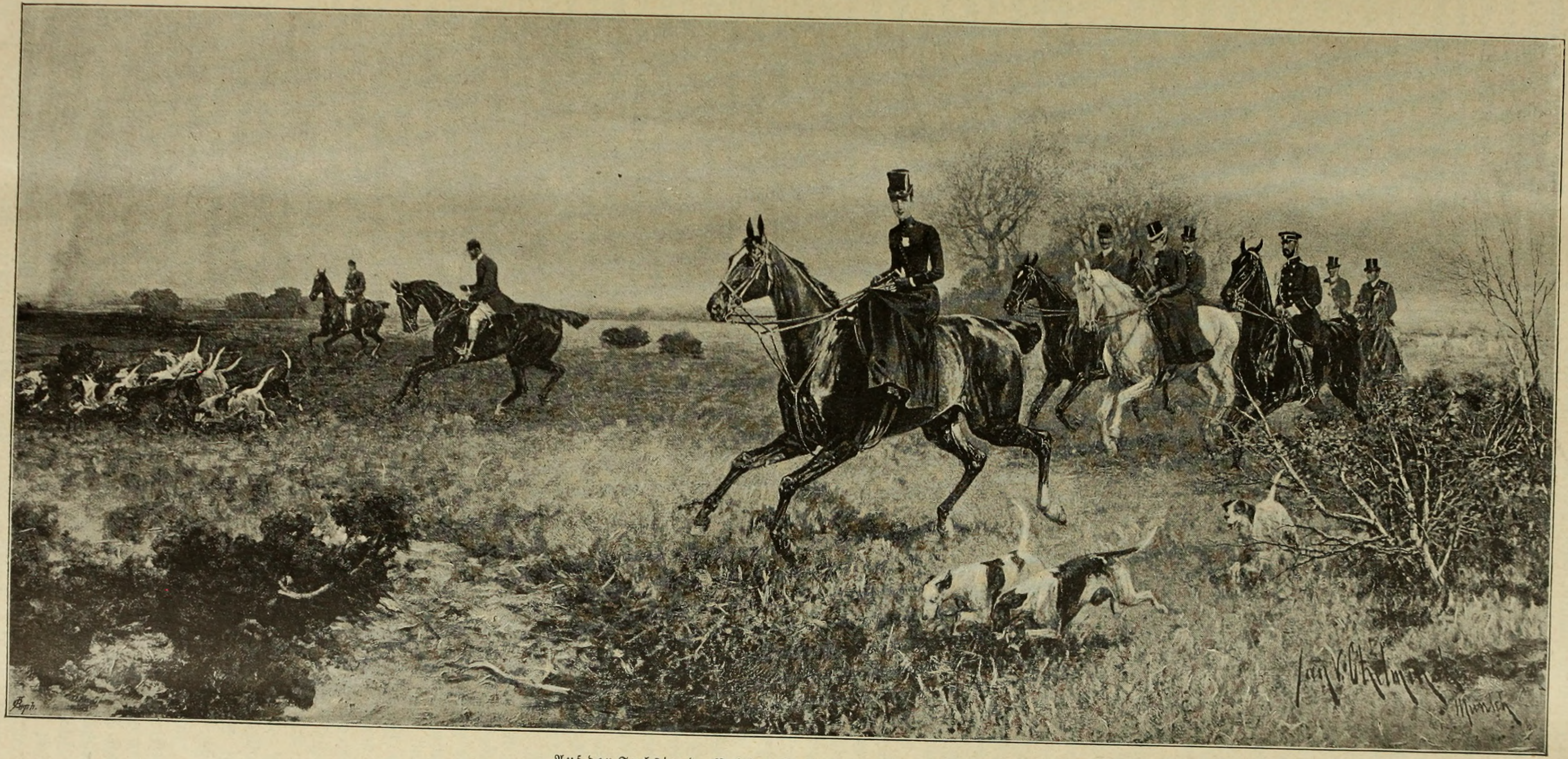
Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Berufung Bismarcks an die Spitze des Miniſteriums zum großen, ja vielleicht zum größten Teil das Werk Roons war. Zahlreiche in den Denkwürdigkeiten zum erſtenmal veröffentlichte Briefe beider Männer legen dafür Zeugnis ab. Ich zähle die Briefe Bismarcks aus jenen Tagen zu den Perlen der ganzen Sammlung; voller Friſche, voll tiefer Einſicht, dabei von wahrhaft erquickender Natürlichkeit ſind es echte Bismarckbriefe, und das ſagt alles.

„Geehrter Freund,“ ſchrieb Bismarck u. a. im Juni 1862 aus Paris, wohin er, ſchon zum Miniſterpräſidenten in Ausſicht genommen, kurz vorher als Geſandter geſandt worden war, „ich bin glücklich hier angekommen, wohne wie eine Ratte in der leeren Scheune, und bin von kühlem Regenwetter eingeſperrt. Geſtern hatte ich feierliche Audienz mit Auffahrt in kaiſerlichen Wagen, Ceremonie, aufmarſchierten Würdenträgern. Sonſt kurz und vertraulich, ohne Politik, die auf un de ces jours und Privataudienz verſchoben wurde. Die Kaiſerin ſieht gut aus wie immer. Geſtern Abend kam der Feldjäger, brachte mir aber nichts aus Berlin, als einige lederne Dinger von Depeſchen über Dänemark. — Ich ſchmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, daß ich Seiner Majeſtät weniger unentbehrlich erſcheinen werde, wenn ich Ihm eine Zeitlang aus den Augen bin, und daß ſich ein bisher noch verkannter Staatsmann findet, der mir den Rang abläuft, damit ich hier noch etwas reifer werde.“ Charakteriſtiſch für Bismarcks Auffaſſung der Lage iſt auch ein etwas ſpäterer Brief: „Je länger ſich die Sache — die Verhandlungen über den Militäretat — hinzieht, deſto mehr ſinkt die Kammer in der öffentlichen Achtung, da ſie den Fehler begangen hat und noch weiter begeht, ſich in Kleinigkeiten zu verbeißen, und da ſie keinen Redner hat, der nicht die Langeweile des Publikums vermehrte. Kann man ſie dahin bringen, daß ſie die Erledigung der eigentlichen Geſchäfte verſchleppt, ſo iſt es ein Glück. Sie wird müde werden, hoffen, daß der Regierung der Atem ausgeht. Wenn ſie mürbe wird, fühlt, daß ſie das Land langweilt, dringend auf Konzeſſionen ſeitens der Regierung hofft, um aus der ſchiefen Stellung erlöſt zu werden, dann iſt meines Erachtens der Moment gekommen, ihr durch meine Ernennung zu zeigen, daß man weit entfernt iſt, den Kampf aufzugeben, ſondern ihn mit friſchen Kräften aufnimmt. Das Zeigen eines neuen Bataillons in der miniſteriellen Schlachtordnung macht dann vielleicht einen Eindruck, der jetzt nicht erreicht würde; beſonders wenn vorher etwas mit Redensarten von Oktroyieren und Staatsſtreich geraſſelt iſt, ſo hilft mir meine alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit, und man denkt, nanu geht's los!“

Es ging los — aber der Kampf gegen die Unvernunft ſollte doch ſchwerer und langwieriger werden, als die treuen Kampfgenoſſen wohl ſelbſt gedacht hatten. Selbſt die offenkundigen Erfolge, die militäriſchen und politiſchen Reſultate von 1864 öffneten der Fortſchrittspartei nicht die Augen, und gerade am Vorabend des Feldzuges gegen Öſterreich, der übrigens auch einem Teil der Konſervativen keineswegs genehm war, entbrannte der Widerſtand gegen „dies“ Miniſterium noch einmal auf der ganzen Linie. Bekannt iſt, daß der Kronprinz gegen den Krieg war, aber auch der König ſelbſt war nicht immer leicht zu den entſcheidenden Entſchlüſſen zu bewegen. Roon indeſſen verlor ſein Vertrauen auf eine Beſſerung der Verhältniſſe nicht; am 25. April 1866 ſchrieb er an ſeinen Neffen Blankenburg: „Außerdem will ich Dir zu Deiner Beruhigung mitteilen, daß ich ſeit Montag wieder an des Königs Zuverſicht glaube, ſeitdem ich Veranlaſſung zu der allerſchärfſten und ſchneidigſten Ausſprache gegeben über das, was wir wollen, und das, was wir entſchieden nicht wollen. Otto (Bismarck) iſt darüber faſt geſund geworden, hat wenigſtens zwei Nächte hintereinander gut und viel geſchlafen, und man kann wieder hoffen, daß es bald gut mit ihm gehen werde, beſonders wenn er das nächtliche Arbeiten aufgeben wollte. — Die Verhältniſſe im Lande ſcheinen einem Umſchlage entgegen zu gehen; ich glaube an eine Modifikation der alten Parteibildungen. Mag's kommen, wie es will; ich ſorge dafür, daß die Armee womöglich immer beſſer und ſchneidiger wird, denn der Moment iſt nicht fern, wo es mit Schillers Reiterlied heißen wird:

> Auf des Degens Schneide die Welt nun liegt;
> Drum wohl, wer den Degen jetzt führet,
> Und bleibt ihr nur wacker zuſammengefügt,
> Ihr haltet die Welt und regieret.

Das iſt meine politiſche Aufgabe, daß die Armee wacker zuſammengefügt bleibt; das Übrige mag der Dreihärige beſorgen, den Gott in Gnaden geſunden und gedeihen laſſen möge.“



Auf der Fuchsjagd. Nach dem Gemälde von J. v. Chelminski.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Blankenburg ſchrieb zurück: „. . . Möge die That nicht ausbleiben. Über die ganze deutſche Politik kann man abweichender Anſicht ſein — ich nicht —; aber wenn man auch nur ſo weit eingeweiht iſt, wie ich, kann ein Preuße nicht mehr rückwärts raten. . . . Ich möchte meinerſeits es nicht mit verſchulden, daß die vielleicht in einem halben Jahrhundert nie wieder ſo günſtig gebotene Gelegenheit vorübergeht, daß Preußen ſeinem wahren deutſchen Rufe folgt und ſeine deutſche Pflicht erfüllt.“ Zugleich ſandte der Neffe zum Geburtstag des Oheims „ein Zimmerhäuſer Federvieh als Gratulant. Ich denke mir, daß Du in dem kommenden Lebensjahr ganz beſonders gute Nerven und Muskeln gebrauchen wirſt. Kampfluſtig war der ſchwarze Burſche ſein Leben lang allermeiſt, und rot und röter wurde ſein Zorneskamm, wenn man ihm öſterreichiſche Melodien vorpfiff . . .“

Ja, guter Nerven und Muskeln bedurfte Preußens Kriegsminiſter, als endlich die Stunde ſchlug, die auf ſein Exempel die Probe liefern und ſein Thun vor allen Parteien im Lande glänzend rechtfertigen ſollte.

Über Roons perſönliche Eindrücke während des glorreichen Feldzuges gegen Öſterreich berichten in den Denkwürdigkeiten zahlreiche Briefe an ſeine Gemahlin, ſchlichte, ergreifende Briefe, die in den Worten ausklingen: „Was in dieſem Kriege geleiſtet, das iſt geſchehen durch Gottes gnädige, unmittelbare Fügung. Da hat niemand Dank verdient, als der Herr des Himmels, der alles gethan hat. Das iſt auch des Königs innerlichſtes Empfinden.“

Aus den „unfähigen und verbrecheriſchen Ratgebern der Krone“ waren in der kurzen Spanne Zeit von ſieben Tagen die populärſten Männer des Landes geworden, und der langjährige, unſelige Konflikt hatte ſein Ende erreicht, ſchon ehe die Regierung die Indemnität bei der Volksvertretung nachſuchte — ein neuer Geiſt wehte durch Preußen, bald auch durch ganz Deutſchland. Leider trübte ein immer heftiger auftretendes körperliches Leiden Roon die volle Freude an dem Umſchwung der Dinge, an dem herzlichen Dank ſeines Königs und des ganzen Volkes. Schon damals trug er ſich ernſtlich mit Abſchiedsgedanken. Schließlich bat er im Oktober 1867 um einen längeren Urlaub zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit; damals ſchrieb ihm Bismarck, dem er von ſeinem Geſuch Kenntnis gegeben: „Es wird mir ſehr ſchwer, auf Ihren Brief zu antworten, weil ich ein herzloſer Egoiſt in dieſem Sprudel geworden bin, dicke Steinkruſte politiſcher Erwägung angeſetzt, die meine von Jugendheimweh getragene Freundſchaft für Sie erſt mit einem pommerſchen Fußtritt ſprengen muß, damit ich Ihnen ganz ehrlich zuſtimmen kann mit dem Votum auf ſechs Monat Urlaub. Ich fürchte nicht, daß das Kriegsminiſterium in der Zeit Schaden leidet; dazu haben Sie zu gute Schule herangezogen; aber im Kollegium der Geſpielen bleibe ich unter Larven die einzige fühlende Bruſt, und dem Könige gegenüber iſt der Beiſtand Ihrer politiſchen Autorität gar nicht zu erſetzen, da niemand ſo viel Salz mit dem Herrn gegeſſen hat, wie Sie. Aber es wäre ſchlechter, als ich geworden bin, wenn ich auf Ihre treue Hingebung für den Dienſt ſpekulierte, und es wäre unklug, da ich hoffe, daß der Frühling uns wieder nebeneinander in Front ſieht. . . . Gott helfe Ihnen zu alter Rüſtigkeit, und gebe Ihnen allen reichen Segen an Leib und Seele.“

Leiblich gekräftigt kehrte Roon zurück, während leider Bismarck in der nächſten Zeit vielfach und ernſtlich leidend war. Charakteriſtiſch für das warme, innige Verhältnis zwiſchen beiden Männern iſt ein Brief, in dem Roon den Freund ermahnt, beſſer auf ſeine Geſundheit acht zu geben. „Wenn Sie nun durch das Karlsbader Waſſer wieder zur Reinigung Ihres inwendigen Menſchen und zur körperlichen Geſundheit gelangen,“ ſchreibt er ihm, „ſo dürfen Sie ohne grobe Verſündigung nicht wieder in Ihr altes Laſterleben — Aufſtehen zu Mittag, Schlafengehen nach Mitternacht, Maſſenſpeiſen am Tage, Arbeiten bei Nacht — verfallen. Sie ſollen vielmehr Gott danken und dem Lande dienen mit der ganzen Fülle Ihrer Reſſourcen — was Sie aber nicht vermögen, wenn Sie wieder in den alten Pfuhl geraten. Sollte Ihre Energie nicht hinreichen, um Ihrer extravaganten Natur die Lebensordnung eines ehrſamen, deutſchen Hausvaters aufzunötigen? Das müſſen Sie können, und das erbitte ich mit dem warmen Intereſſe wahrer Freundſchaft.“

Hochintereſſant iſt ein kurzes Schreiben Bismarcks vom 7. Juli 1870 — alſo unmittelbar vor dem Ausbruch der Wirren geſchrieben, welche den Entſcheidungskampf mit Frankreich zur Folge hatten: „Lieber Roon, ich entfliehe morgen den Schlingen, welche ſich mit jedem Tage meines Bleibens ſtets von neuem um meine heimwärtsſtrebenden Füße legen. Ich hoffe, daß wir uns Anfangs Auguſt hier ſo wohl wiederſehen, wie wir uns gegenſeitig wünſchen.“ Wahrlich, einen überzeugenderen Beweis, wie wenig man deutſcherſeits auf den franzöſiſchen Überfall vorbereitet war, kann es wohl nicht geben!

Anfang Auguſt ſtanden bereits, dank Roons trefflicher Kriegsvorbereitung, überlegen an Zahl, Ausrüſtung und Ausbildung, die deutſchen Heere im Feld, und unmittelbar darauf fielen die erſten entſcheidenden Schläge.

Wieder begleiten uns die Feldzugsbriefe Roons von Sieg zu Sieg. Auch ihm blieb das Los ſo vieler Väter nicht erſpart, die damals um ihre Lieben trauerten, auch er verlor einen geliebten Sohn bei Sedan; wie er aber im lauteſten Siegesjubel ſich immer demütig zu dem Höchſten bekennt, ſo findet er auch in der Stunde ſchwerſten Vaterſchmerzes in ſeinem Glauben Troſt: „Laß uns der heutigen Loſung gedenken,“ ſchreibt er an die verzweifelnde Gattin. „Ich danke Dir, Herr, mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich! Ja zu danken, von Herzen zu danken, ſtatt zu klagen, dazu bin ich, namentlich am heutigen Tage, ganz beſonders berufen. Unſer Sohn iſt uns vorausgegangen, was iſt das weiter! Und ſein Abgang aus dieſer Zeitlichkeit war ehrenreich, ſeine Sterbeſtunde ſanft und ſelig.“

Es iſt bekannt, daß Roon, ſo völlig er ſonſt mit Moltke übereinſtimmte und ſo ſehr er ihn bewunderte, in einem Punkt abweichender Meinung war: er vertrat dem Generalſtab gegenüber von dem Beginn der Belagerung an die Notwendigkeit einer möglichſt ſchnell zu eröffnenden Beſchießung von Paris. Wenn es auch hier nicht der Ort iſt, dieſe militäriſche Frage zu erörtern, ſo darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß die ſpäteren Ereigniſſe dem Kriegsminiſter in gewiſſer Beziehung Recht gegeben haben; jedenfalls bereitete dieſe Angelegenheit Roon während des Verſailler Aufenthalts viele ſchwere Stunden. Er war zudem vielfach leidend, ja er mußte ſogar den Tag ſeines fünfzigjährigen Dienſtjubiläums — den 9. Januar — als Patient im Zimmer verbringen und konnte auch der Kaiſerproklamation am 18. nicht beiwohnen. Von ſeinem Krankenzimmer aus ſchrieb er an dieſem denkwürdigen Tage nach der Heimat: „Wohl weilen meine Gedanken auch bei dem merkwürdigen, ſich eben vollziehenden hiſtoriſchen Akt, ſowie bei dem, was ihm voranging und vorausſichtlich nachfolgen wird, allein mein Standpunkt iſt dabei faſt ein rein hiſtoriſcher, ganz ſelbſtloſer. Indem ich mir die Entwickelung der Gegenwart aus der Vergangenheit konſtruiere und Gottes Wege darin zu erkennen ſuche, kann ich mich doch der menſchlichen Betrachtungsweiſe der Dinge nicht ganz entſchlagen. Und nach dieſer ſcheint es wohl unzweifelhaft, daß aller Glanz der Gegenwart zurückzuführen iſt auf einige kleine Geſpräche zwiſchen dem jetzigen Könige und Kaiſer und einem ſeiner Generale: auf eine im Kolberger Seebade niedergeſchriebene Reihe von Vorſchlägen und den ſanften Zwang, durch welchen meinerſeits, aller Ungunſt der Verhältniſſe zum Trotz, hart und härter auf die Ausführung gefaßter Entſchlüſſe gedrungen werden konnte. Daß dies geſchehen durfte, und zwar mit Erfolg, daß jener Zwang und Drang nicht wie Anmaßung und Zudringlichkeit zurückgewieſen, vielmehr als ſachlich vollberechtigt anerkannt und der Entſchluß zum Handeln endlich gefunden wurde, darin eben iſt der Finger deſſen, der der Menſchen Herzen lenket wie Waſſerbäche, nimmer zu verkennen. Ebenſo daß der Entſchluß ſelbſt und das Feſthalten daran, unter Gottes Wirken, den König wohl berechtigt, das Geſchaffene gelegentlich als ſein eigenſtes Werk zu bezeichnen. Denn ohne richtiges und vollſtändiges Erkennen der Notwendigkeit und ohne den männlich feſtgehaltenen Entſchluß, dieſer Notwendigkeit contre vent et marée allgemeine Anerkennung zu verſchaffen, wäre freilich das Neugeborene als Säugling heimgegangen — und die alte Mittelmäßigkeit und Miſere für unſere vaterländiſchen Verhältniſſe maßgebend geblieben."

Daß Roon übrigens — bei aller Freude über das Errungene — doch nicht ohne ſchwere Sorgen in die Zukunft ſah, beweiſt ein ungefähr gleichzeitiger Brief an Blankenburg: „Mag ein anderer Akteur meine Rolle übernehmen," ſchreibt er, „ein alter Kerl wie ich kann ſich auch nur ſchwer in dem neu auf-, aber noch nicht ausgebauten kaiſerlichen Schauſpielhauſe zurechtfinden, in welchem Dekorationen, Bühne, Stichworte, Licht, Luft dem bisher Gewohnten und erträglich Gefundenen widerſprechen. — Ich vermiſſe den Boden, auf dem eine konſervative Partei der Zukunft fußen könnte, nachdem die bisherigen Vorkämpfer derſelben wiſſend oder unwiſſend mit Blut und Leben dahin gewirkt haben, die alten Heiligtümer zu zerſtören und einen neuen Tempel zu bauen, deſſen Oberprieſter ſelbſt den alten Kultus aufzuopfern trachtet, um neuen Gottheiten Altäre zu bauen. Soll man darüber wehklagen? Ich denke, dazu hat man nicht mehr Veranlaſſung, als wenn man jammern wollte über eigenes zunehmendes Alter. So gut das Alter des Einzelnen phyſiologiſchen Geſetzen unterworfen iſt, ſo iſt es auch das Leben der Staaten und Völker. — Mit dem Hauptregiſſeur der neuen Ära bin ich daher vielfach nicht in Einverſtändnis, aber dennoch ebenſowenig in Uneinigkeit oder Hader. Das will ſagen: wiewohl ich die fernere Lebensfähigkeit der patriarchaliſch-konſervativen Staatsidee, die uns einſt gemeinſam war, bezweifeln muß, ſo wurzle ich doch mit meinem ganzen Fühlen und Denken zu ſehr darin, als daß ich die Losſagung davon praktiſch mitmachen könnte."

Das Gefühl der Notwendigkeit, das Bedürfnis nach treuer Pflichterfüllung, nicht zuletzt auch der Wunſch des Kaiſers ließen den Gedanken, ſich von ſeiner dienſtlichen Thätigkeit zu trennen, in Roon aber immer wieder zurücktreten. Trotzdem er mit dem Gang, den zumal die innere preußiſche Politik in den nächſten Jahren nahm, oft keineswegs einverſtanden war und ſeinen ſtreng konſervativen Überzeugungen nach auch nicht einverſtanden ſein konnte, harrte er auf ſeinem Poſten treu aus, ja er übernahm ſogar Ende 1872 für Bismarck den Vorſitz im preußiſchen Staatsminiſterium, eine Wendung, die beſonders Blankenburg freudig begrüßte: „Jetzt hat die Trompete einen deutlichen Ton!" jubelte er auf. „Gebe Gott, daß Du mit dem großen Hecht in Deinem neuen Karpfenteich fertig wirſt und daß Ihr beide wie 1862 gemeinſchaftlich gegen die Geiſter von unten kämpft."

Trotz des beſten Willens und obwohl das perſönliche Verhältnis zu Bismarck ein ungeſtörtes blieb, war aber ein dauerndes Zuſammenarbeiten der beiden großen Staatsmänner jetzt doch nicht mehr möglich; wie ihre Ziele nicht mehr die alten waren, ſo trennten ſich auch die Wege, welche einzuſchlagen ſie für geboten hielten. Im Oktober erbat und erhielt Roon die Enthebung von ſeinen Ämtern. „Abgeſtumpft wie ich bin," hatte er kurz vorher an Blankenburg geſchrieben, „fühle ich mich außer ſtande, die heranbrauſenden Fluten aufzuhalten und zurückzudämmen. Durch Bismarcks Verdeutſchung à tout prix iſt mir mein preußiſches Programm unbrauchbar geworden; mit ihm gegen den liberalen Strom wäre allenfalls noch eine Weile gegangen; gegen beide, das geht über meine Kräfte. Ich habe durch meine Zuſtimmung zur Kreisordnung und den Maigeſetzen bewieſen, daß ich den konſervativen Standpunkt von 1848 überwunden habe und vernünftige Fortentwickelung aufrichtig will, aber zu einer überſtürzenden Cadence fehlt mir der Atem. Es ſchneidet mir ins Herz, daß ich nicht mehr ſteuern und wehren kann, — aber der Wille allein thut's nicht."

Wie ſchweren Herzens der Kaiſer das Abſchiedsgeſuch bewilligte, iſt bekannt; wie ſchmerzlich aber auch Bismarck ſelbſt die Trennung empfand, das zeigt ſein Abſchiedsbrief: „Wir werden mündlich noch manchen Rückblick auf die elf Geſchichtsjahre thun können, die Gott uns zuſammen hat durchkämpfen laſſen, und in denen wir mehr von ſeiner Gnade erlebt haben, als wenigſtens mein Verſtehen und Erwarten faßte. Im Amte aber wird es einſam um mich werden, je länger je mehr; die alten Freunde ſterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will. Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatz nicht ausgefüllt finden und dabei denken: ich hatt' einen Kameraden!" Wie Roon ſeinerſeits über den Fürſten-Reichskanzler urteilte, das erhellt aus einigen Zeilen, welche er nicht viel ſpäter aus dem ſonnigen Italien, das dem ſchwer Erſchöpften Geneſung bringen ſollte, an Blankenburg richtete: „Bismarck dürfte man doch nur dann unmöglich machen oder auch nur Schwierigkeiten bereiten, wenn man einen beſſeren Mann an ſeine Stelle zu bringen hätte. Aber wo iſt ein ſolcher? Moltke? Schwerlich ginge er darauf ein. Manteuffel? Halte ich für ganz unmöglich, bitte mir die Gründe zu erlaſſen. Wen ſonſt? Ich weiß es nicht, abſolut nicht. Was man daher auch gegen Bismarck oder vielmehr gegen ſeine politiſchen Mittel einwenden mag, ich würde es immer für ein großes politiſches Unglück halten, würde er jetzt durch Krankheit oder Kabalen zum Rücktritt gezwungen. Was nachher käme, wäre das Chaos nach menſchlichem Ermeſſen, und jeder Remplacant würde gleichfalls Fehler machen und mißfällig werden, und die Fehler aus Unfähigkeit ſind ſchlimmer, als alle anderen!"

Daß der alte, vielerprobte Streiter auch von ſeinem Landſitze aus die weitere Entwickelung der Dinge im lieben Vaterland mit aufmerkſamem Auge verfolgen würde, ließ ſich vorausſehen — daß dem ſo war, beweiſt ſein weiterer Briefwechſel, den eingehender zu verfolgen es leider hier an Raum fehlt. Auch ſeinem geliebten Herrſcher gegenüber erhebt er wiederholt warnend ſeine Stimme gegen „die ultraliberale und ſozialiſtiſche Partei und die Ruchloſigkeit innerhalb der gottesleugneriſchen Volkshefe," und nach den ſchmachvollen Attentaten des Jahres 1878 ruft er noch einmal Bismarck zu: „Handeln Sie! Es muß etwas Ernſthaftes, Energiſches geſchehen, um dem verletzten, nach Hilfe rufenden Rechtsbewußtſein der Nation Stütze und Troſt zu geben. — Das Vaterland, das Vaterland unſerer Kinder muß gerettet werden! Es iſt in ſchwerer Gefahr nicht wegen des wiederholt verſuchten Meuchelmordes an dem Edelſten und Huldreichſten aller Monarchen, ſondern weil unſere hyperliberale Geſetzgebung die Abrichtung zum Meuchelmorde, zum Umſturz alles Beſtehenden, zur Entſittlichung und Verwilderung der Nation begünſtigt. — Handeln Sie — unverzüglich, energiſch — ohne oder mit dem Reichstag oder auch gegen ihn! Das übelriechende laissez aller würde, ferner angewandt, ſicher in den Abgrund führen, angefüllt mit den Trümmern aller bisherigen Errungenſchaften, aller Pietät und Civiliſation!" Und dem König ſelbſt ſchrieb Roon: „Werden die geſetzlichen Schranken für die Sicherung von Thron und Altar, ſtaatlicher Ordnung und chriſtlicher Sitte wieder feſter und ſichtbarer geſteckt, ſo wird jeder Tropfen des vergoſſenen Königsblutes eine Quelle des Segens und Gedeihens für das geſamte Volks- und Staatsleben, und unſer teurer König und Kaiſer wird vielleicht ſelbſt die Leiden preiſen, die verruchte Hände Ihm bereiteten, und ſprechen: Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, Gott aber hat Gutes daraus werden laſſen!"

Seiner ernſten Geiſtesrichtung entſprechend hatte Roon ſich frühzeitig — und häufiger wohl als die Mehrzahl der Menſchen — mit ſeinem Scheiden aus dieſer Welt beſchäftigt; „es kommt nicht darauf an, das Gehäuſe zu konſervieren," ſchrieb er einmal an Moritz von Blankenburg, „ſondern vielmehr deſſen unſterbliche Bewohnerin rein und heil aus dem irdiſchen Heimfall in die ewigen Hütten zu retten. Das iſt die Aufgabe, die allein durch Gottes ergänzende

Barmherzigkeit zu löſen iſt, die allein wichtig iſt und unendlich viel bedeutender als die Erhaltung dieſer unſerer irdiſchen Hütte.“ In den letzten Monaten des Jahres 1878 mehrten ſich die Todesgedanken und Todesahnungen des Feldmarſchalls und geleiteten ihn auch in das neue Jahr hinüber. Trotzdem hielt in ſeiner Umgebung niemand ſeine Abberufung für bevorſtehend, erlaubte ihm ſein körperliches Befinden doch ſogar die Erfüllung eines längſt gehegten Wunſches: er wollte ſeinen Kaiſer, den er ſeit den Attentaten noch nicht wiedergeſehen, beſuchen. Kaum in Berlin angekommen, erkrankte er indeſſen an einer ſchweren Lungenentzündung. Seine letzte große irdiſche Freude war, als Kaiſer Wilhelm an ſeinem Krankenlager erſchien, — dann wandten ſich ſeine Gedanken dem Himmel zu: „Es iſt in keinem anderen Heil, iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, denn allein der Name Jeſu Chriſti,“ wiederholte er oftmals, bis, um die Mittagszeit des 23. Februar, ſeine Erlöſungsſtunde ſchlug.

Es iſt ein eigenes Zuſammentreffen, daß uns faſt gleichzeitig die Denkwürdigkeiten zweier Paladine Kaiſer Wilhelms bekannt werden, diejenigen Roons und Moltkes, zweier Männer, die nicht nur groß erſcheinen durch das, was ſie thaten, ſondern auch durch das, was ſie waren. Fern liegt es mir, die Bilder beider Männer, wie ſie mir aus jenen Denkwürdigkeiten entgegengetreten, eingehender zu vergleichen; ſolche Vergleiche haben überhaupt ihr ſehr Mißliches. Nur auf einen Gegenſatz möchte ich kurz aufmerkſam machen, es jedem Leſer überlaſſend, ihn weiter auszubauen: während aus Moltkes Schriften und Uberlieferungen überall der abgeklärte Geiſt herausleuchtet, der Welt und Leben nur von der eigenen hohen Warte aus beurteilt, ſehen wir Roon ſtets mit beiden Füßen mitten in dieſem Leben, in der realen Welt ſtehen. Der große Denker und Schlachtenleiter wahrt ſich allezeit ſeine kühle, ruhige, überlegene Objektivität, der große Streiter in ſchweren politiſchen Kämpfen, der Waffenmeiſter unſeres Heeres iſt ein Mann von durchaus ſubjektivem Empfinden, und gerade darin liegt die Macht und Wucht ſeiner Perſönlichkeit. Sie ſind ſelten geworden in unſerer Zeit, ſolche Männer mit eiſenfeſtem Rückgrat, die zielbewußt, auf Gott und das eigene Können vertrauend, ihre Wege zu wandeln wiſſen, die Kopf **und** Herz auf dem rechten Fleck haben.

Aus den „loſen Blättern“, die ſich in Roons Nachlaß fanden, möchte ich, als das ſoeben Geſagte vielleicht am ſchärfſten beſtätigend, zwei kleine Sprüche des Feldmarſchalls anführen:

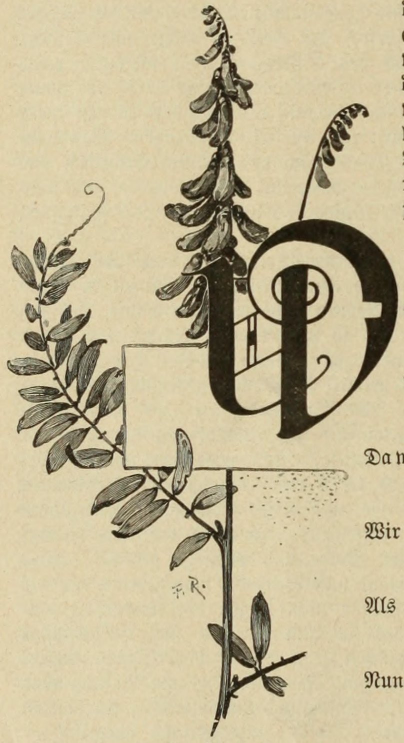
„Ein kaltes Herz bei warmem Kopf
Hielt kaum noch je das Glück beim Schopf;
Ein kalter Kopf bei warmem Herzen
Vernünftig wägt er Freud' und Schmerzen.“

„O fürchte nimmer Gefahr und Tod,
Da beides täglich uns allen droht;
Nichts fürchte, als wenn ſie einſt dich begraben,
Nicht gottgefällig gelebt zu haben.“

Hanns von Zobeltitz.

---

## Die Großmutter.



Wenn ſonſt die erſte Frühlingsahnung aufgewacht,
Die jungen Veilchen weckte wachſend der April,
Da wußten wir ein liebes greiſes Haupt, dem heut
Wir fröhlich trugen jugendfriſchen Blumenduft
Als unſrer Kindesliebe frommen Feſtesgruß.
Nun iſt ſie auch geſtorben, und die unſer war,
Wie nur ein Menſch des anderen je geweſen iſt,
Sie iſt uns ganz verloren; keine Thräne bringt
Und keiner Sonne Frühlingslächeln ſie zurück.
Wie war ſie unſer! Selbſtvergeſſen lebte ſie
In unſrem Glücke, das ihr ganz das eigne war.
Ihr ſpann ſich gleich und langſam lange Jahr an Jahr
Und nahm ihr nichts und brachte nichts als eines nur,
Von unſrer Luſt den Widerſchein und unſrem Leid.
Zu ſchaffen, ſammeln, denken, hoffen ganz für uns,
Das war ihr Leben; hier beſchloſſen lag ihr Glück.
Als faſt der Armen Augenlicht verdunkelt war
Und wenig ihr zu ſchaffen Kraft noch übrig blieb,
Sie ſaß und ſtrickte Tag um Tag und Jahr um Jahr
Und ſtrickte Lieb' und Segen tief in ihr Geweb'.
Was Frauenlieb' entſagend je geweſen iſt,
Das war in ihr vollendet; ihre Liebe floß
Ein reicher Strom aus einem tiefen, klaren See,
Und Friede war ihr Weſen, Frieden trug ihr Herz.
Oft, wenn mit leiſem, liebem Wort ſie tröſtete,
Das quoll um jede Wunde lindem Balſam gleich
Und löſte wie ein warmer Hauch das ſtarrſte Leid.
Und klugen Rat und Weisheit gab die Lippe auch,
Die kalte Klugheit nicht der Welt und arme Liſt:
Die Klugheit eines reichen Herzens wohnt' in ihr,
Und dieſe Klugheit kam und ſiegte überall;
Und dieſe Weisheit wußt' auch Sünden zu verzeihn;
Zu richten wußte dieſe reine Lippe nicht.
Sie ſagte Gutes und ſie dachte Gutes gern.
So wirkte ſie für andre Liebes Jahr um Jahr.
Doch als der Tod im Fieberbrand ans Herz ihr trat,
Für ſich nun endlich ſorgte ſie mit ſtarkem Geiſt
Und ließ den Sarg bereiten, eh' das Aug' ſich ſchloß,
Und nahm die letzte Sorge noch den Ihren ab.
Und heute ſtehn an ihrem Grabe klagend wir,
Ihr Wiegenfeſttag iſt kein Tag der Freude mehr,
Und die wir weihn, die Kränze, ſind von Thränen feucht.
Dies ſei der Kranz, den meine Seele dir geweiht,
Du heil'ges Herz, der beſte, den ich weihen kann.
Und als ich ihn gewunden, und die Thräne nicht
Erinnrungsſchwer von meiner trüben Wimper wich,
Da war es mir, als tönte deine Stimme mild,
Die wohlbekannte, mir mit altem, liebem Laut:
„Mein Kind, ich habe dich noch nicht geſegnet; ſieh,
Du warſt in fremden Landen, als ich von euch ſchied:
So ſoll nun heut mein voller Segen um dich ſein.
Hörſt du die Feſtesglocken? Es iſt Oſtertag,
Der Tag der Auferſtehung. Ich will auferſtehn,
Mein Kind, in eurem Herzen. Meine Liebe war
Das beſte, was ich hatte, und ſie lebet fort.
Liebt euch einander, Kinder, und ich bin bei euch,
Und keines Tages ſtrenge Mächte ſcheiden uns.
Ich bin euch nicht geſtorben, geht und freuet euch!
Ich mocht' im Leben nimmer eure Thränen ſehn;
Ich war dem Leben immer und der Freude hold —
So kommt und feiert meinen Auferſtehungstag
Und laßt auf meinem Grabe Frühlingsblumen blühn.

Hans Hoffmann.

# In fremden Banden.

Erzählung von H. von Krauſe (C. von Hellen.)

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Ich haſſe dieſe ganze Nation! Die Franzoſen ſind alle miteinander eitel, anmaßend und nichtswürdig, ſonſt hätte es Napoleon nicht gelingen können, ſie ſo zu beherrſchen,“ gab ich finſter zurück.

„Das iſt freilich wahr, und nun gar die Weiber, die gehören vollends nicht in den Krieg, ſolche Sorte verdient noch weniger Mitleid,“ meinte der Doktor, die dargereichte Pfeife anzündend.

Ich weiß nicht, weshalb mich alles verdroß, was der alte Mann, der mir ſonſt ſtets angenehm und ſympathiſch war, heute ſagte. „Kennen Sie jene Dame, Herr Doktor?“ fragte ich, nach der Thür deutend.

„Bewahre, wie ſollte ich,“ erwiderte er verwundert.

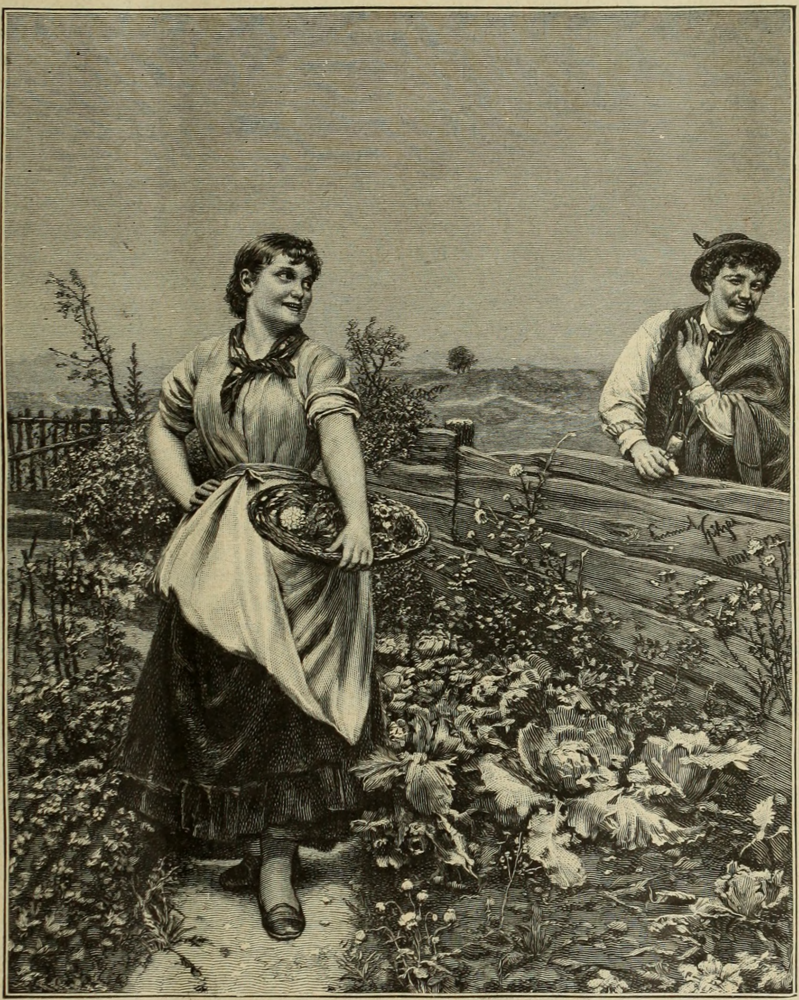
„Wollen Sie dann nicht warten, bis Sie ſie kennen, ehe Sie jene zu ‚ſolcher Sorte‘, rechnen?“ warf ich gereizt hin.

Er ſah mich einen Augenblick groß an. Dann ſagte er, nicht ganz ohne Sarkasmus: „Gewiß, Herr Oberförſter, es könnte ja eine ſehr vornehme Dame ſein.“

„Es iſt eine vornehme Dame, Herr Doktor,“ erwiderte ich mit einer Beſtimmtheit, über die ich ſelbſt erſtaunte, „und Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie über ihren Aufenthalt hier nichts verlauten ließen. Es könnte unter den jetzigen Verhältniſſen unangenehme Folgen haben, und Sie verſtehen, daß ich einer Dame gegenüber, welcher Nation ſie auch angehören mag, meine Verpflichtungen als Edelmann aufrecht erhalten will und muß.“

„Ich verſtehe,“ ſagte der Doktor, indem er mich mit einem forſchenden Seitenblick ſtreifte und die erſten Dampfwolken von ſich blies. „Übrigens verſteht ſich Diskretion bei einen Arzt von ſelbſt.“

Wir ſchwiegen beide und begannen dann ein anderes Geſpräch, welches indeſſen nicht recht in Fluß kam, bis er bald nach dem Frühſtück fortfuhr. Ich aber nahm meine Büchſe und wollte in den Wald gehen. Auf dem Flur begegnete mir Dörte. „Wie ſteht es?“ frug ich kurz.



Abgeblitzt. Nach dem Gemälde von Emanuel Spitzer.

„Sie ſchläft jetzt,“ erwiderte die Magd.

Da ſchlich ich leiſe hinaus. Als ich über die kleine Brücke ſchritt, blieb ich unwillkürlich an der Stelle ſtehen, wo ich ſie gefunden. Da lag, halb mit Schnee bedeckt, ein Bündel; es war ein ſeidenes zuſammengeknotetes Tuch und mochte Kleidungsſtücke enthalten. Ich trug es ins Haus.

Drei Tage waren vergangen. Ich hatte während dieſer Zeit nichts von meinem Schützling geſehen. Dörte berichtete, daß die Dame immer noch ſehr blaß und ermattet ſei. Ich ſchickte ihr guten Wein und befahl der Magd, es an nichts fehlen zu laſſen, ſoweit die Vorräte meines einfachen Haushaltes reichten, denen ich in dieſer Zeit gutes Wildpret hinzufügte. Übrigens trieb ich mich, ſoviel die Umwegſamkeit des Waldes es möglich machte, im Revier herum. Ich redete mir nach und nach feſt ein, daß der Doktor ſicher ganz recht mit ſeinen Andeutungen gehabt, und daß es gut ſei, die Perſon ſobald wie möglich wieder los zu werden. Ja, ich beſchloß, im Fall ſie ſich nicht bald erhole, ſie wohl verpackt im Schlitten nach dem Krankenhauſe der nächſten Stadt zu ſchicken. Meine Teilnahme an ihrem Schickſal lag wie ein Traum hinter mir, und ich ſagte mir, ich müſſe doch wieder mehr unter Menſchen kommen, denn die Einſamkeit mache mich reizbar und krankhaft in meinem Empfinden. Dazu lebte die Hoffnung auf eine endliche Erhebung gegen den Uſurpator, die ich in meinem Groll bereits begraben, nun wieder mit erneuter Lebendigkeit in mir auf. So beſchloß ich am vierten Tage eine Ausfahrt in die Hauptſtadt der Provinz, um alte Verbindungen aufzuſuchen und neue anzuknüpfen. Als ich aber an dem für meine Reiſe in Ausſicht genommenen Morgen mein Wohnzimmer betrat, ſah ich, daß ich dieſen Plan aufgeben müſſe, indem in der Nacht abermals große Maſſen von Schnee gefallen und vom Winde zu ſolchen Bergen zuſammen getrieben waren, daß man weder zu Wagen, noch mit dem Schlitten hoffen durfte, auch nur das nächſte Dorf zu erreichen; dazu

„ſtiemte“ es, wie man hierzulande ſagt, unaufhörlich fort, und ich konnte nicht einmal in den Wald. Mißmutig holte ich die ſchon recht alte Zeitung herbei und wollte mir eben eine Pfeife anzünden, als Dörte eintrat und mir ſagte, die Fremde ſtehe im Flur und wünſche, ſoviel ſie verſtehen könne, mich zu ſprechen. „So laß ſie ein“, ſagte ich ärgerlich. Ich war freilich in einem ziemlich mangelhaften Morgenanzug, aber das ſchien mir gleichgültig. Dennoch ſah ich nicht ohne Spannung, wie die Thür ſich öffnete und die Dame eintrat.

Ich weiß nicht, wie ich ſie beſchreiben ſoll, alle Worte ſcheinen mir unpaſſend, um den Eindruck zu ſchildern, den ihre Erſcheinung machte, und doch ſehe ich ſie ſo deutlich vor mir, als ſtände ſie noch dort in der matten Beleuchtung des Wintertages, die ſchlanke Geſtalt in dem dunklen, einfachen Wollkleide, mit der dicht unter der Bruſt geſchürzten Taille, die den blendenden Hals frei ließ. Ich ſehe ihn vor mir, den kleinen, von wirrem kurzem Gelock umgebenen Kopf und die regelmäßigen Züge, die nicht mehr die wunderbare ſtarre Schönheit jener Nacht, dafür aber eine weiche, zarte Lieblichkeit zeigten, welche ſofort den Mißmut in mir entwaffnete und, verbunden mit Grazie und Vornehmheit in Haltung und Bewegung, einen Zauber über mich ausübte, der mich aus meiner läſſigen Haltung empor ſchnellen und auf ſie zueilen ließ. Ich verbeugte mich ſo tief, als ſtände die Königin ſelbſt vor mir. Sie reichte mir mit einem Lächeln, welches von den feucht ſchimmernden Augen Lügen geſtraft wurde, die Hand, ich beugte mich darüber, als wollte ich ſie küſſen, aber ſie entzog ſie mir ſanft. „Ich bin gekommen, um Ihnen zu danken,“ begann ſie mit weicher Stimme.

„Nehmen Sie Platz, Madame“, ſagte ich auf das kleine harte Sopha deutend, „ich bin glücklich, Sie ſo weit wieder hergeſtellt zu ſehen.“

Sie ſetzte ſich und nötigte mich mit einer Handbewegung auf den Stuhl neben ſich, deſſen Lehne ich unſchlüſſig in der Hand hielt. Alle Überlegung ihr gegenüber war mir plötzlich wie fortgewiſcht, und ich handelte rein aus den Eingebungen des Augenblickes.

„Ich weiß nicht“, fuhr ſie, tiefe Bewegung im Antlitz, fort, „wie ich Ihnen meinen Dank ausſprechen ſoll. Worte finde ich nicht und was könnte ich für ſie thun.“

Sie ſenkte die Wimpern, an denen eine Thräne zitterte.

„Wofür Dank, ich habe nichts gethan, was des Dankes wert wäre“, rief ich lebhaft.

„Sie haben mir das Leben gerettet“, ſagte ſie, mich voll und groß anſehend, „und ſeien Sie verſichert, ich werde daran mit Dank mich erinnern, ſolange dieſes Leben dauert.“

„Sprechen wir nicht mehr davon; ſagen Sie mir lieber, wie es Ihnen geht, und ob Sie ſich wirklich ganz hergeſtellt fühlen?“

„Bis auf ein wenig Mattigkeit, vollkommen. Sie ſind ſehr gütig, darnach zu fragen.“

„Wie könnte ich einer Dame, wie Ihnen, ohne Teilnahme begegnen“, rief ich wärmer, als ich ſelbſt wollte.

Da zog ein Schatten über ihr freundliches Geſicht, ſie richtete ſich mit einem gewiſſen Stolz auf, und ihre Augen nahmen den halb ſcheuen Ausdruck an, welchen ich an jenem erſten Abend beobachtet hatte. Sie öffnete die Lippen, als wollte ſie etwas ſagen, aber ſie ſchwieg und blickte, den Kopf zum Fenſter wendend, in das Schneegeſtöber draußen.

„Ich wollte Sie bitten“, ſagte ſie dann leiſe, „mich nach der Stadt zu ſchicken. Ich fürchte, ich kann den Weg dorthin noch nicht allein zu Fuß machen,“ fügte ſie zaghaft hinzu, „ich würde indeſſen den Wagen gern bezahlen.“

„In dieſem Wetter und bei dieſen Wegen iſt das eine Unmöglichkeit, obwohl ich begreife, daß es Ihnen hier entſetzlich einſam und langweilig ſein muß“, rief ich empfindlich.

„Langweilig?“ wiederholte ſie in unbeſchreiblich traurigem Ton. „Mein Herr, in meiner Lage kennt man das Wort nicht mehr. Es iſt ein Begriff, welcher denen, die in der Trübſal ſind, ganz verloren geht.“

Warmes Mitleid mit dem jungen, reizenden Geſchöpf erfaßte mich, und ihre Hand ergreifend ſagte ich ſo herzlich, wie es mir unwillkürlich über die Lippen kam: „Haben Sie nur Vertrauen zu mir, ich werde Sorge tragen, daß Sie, ſolange Sie unter meinem Dach ſind, von nichts und niemand beläſtigt oder geſtört werden. Sobald es aber das Wetter wieder erlaubt und Ihre Geſundheit geſtattet, bringe ich Sie ſelbſt nach der Stadt. Nehmen Sie ſo lange hier fürlieb und verfügen Sie über mein Haus ganz nach Gefallen. Es iſt freilich nur das Heim eines rauhen einſamen Jägersmannes“, ſchloß ich.

„O ich danke Ihnen“, rief ſie nun wieder in dem alten Ton kindlichen Vertrauens, „ich glaube, Sie ſind ein Ehrenmann, und ich werde von Ihrer Güte Gebrauch machen.“

„Sehen Sie,“ fügte ſie mit einem Anflug von Scherz hinzu, „wenn ich bei dem Wetter hinaus wollte, würden Sie mir alsbald das Leben noch einmal retten müſſen, und das wäre etwas viel verlangt.“

„Ich würde es doch mit Freuden zum zweitenmale thun.“

„Das iſt mehr Edelmut, als ich in Deutſchland erwarten darf“, entgegnete ſie mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Vergeſſen Sie nicht, daß Ihre Nation bei uns erntet, was ſie geſäet hat,“ ſagte ich rauh, „es gibt wohl kaum einen Haß, der gerechter wäre, als den, welcher uns gegen unſere Peiniger erfüllt.“

„Armes Frankreich, armes blutendes Frankreich!“ ſeufzte ſie, aber ſchnell abbrechend wandte ſie ſich dann mit einem gewinnenden Lächeln zu mir. „Laſſen Sie uns vergeſſen, ſo lange wir hinter dieſen Schneemauern miteinander gefangen ſind, daß draußen Krieg iſt. Soll nicht Friede ſein zwiſchen uns? Ich habe Ihnen nichts Böſes gethan, Sie mir viel Gutes, weshalb wollen wir von dem reden, was uns beiden ſchmerzlich iſt?“

„Sie haben recht,“ ſtimmte ich, augenblicklich beſänftigt, bei, „reden wir nicht davon. Sagen Sie mir lieber, ob Ihnen etwas zu Ihrem Behagen fehlt? Es iſt ein ödes, altes Haus?“

„Ich finde dies Zimmer ſehr wohnlich und hübſch,“ meinte ſie, „man ſieht ihm an, daß jemand darin zu Hauſe iſt, der es lieb hat, und das prägt ſich einem Raume ſtets auf, es gibt ihm bei der größten Einfachheit ein unbeſchreiblich anſprechendes Etwas.“

Es fiel mir jetzt mit Beſchämung ein, daß ich nichts gethan hatte, um dem Zimmer drüben auch nur die geringſte Wohnlichkeit zu geben, und ich beſchloß, dies ſo viel als möglich noch zu thun. „Wenn es Ihnen hier gefällt,“ ſagte ich, „ſo hoffe ich, Sie benutzen dies Zimmer ſtatt des Ihrigen.“

Sie verneigte ſich dankend: „Wenn Sie geſtatten, komme ich bisweilen herüber, nun aber will ich Sie nicht länger ſtören.“ Sie ſtand auf. „Alſo auf Wiederſehn, Monsieur.“

Sie ging raſch zur Thür, verneigte ſich noch einmal und war wieder verſchwunden. Ich wollte ſie über den Flur geleiten, aber ſie ſchloß die Thür, ehe ich mich beſonnen hatte. Wie war mir denn geſchehen? Ich ging auf meinen Platz zurück, im Vorbeigehen zeigte mir der Spiegel meine abgetragene alte Jagdjoppe, mein unordentlich umgeſchlungenes buntes Halstuch, meinen ſchlecht friſierten Kopf. Und ſo hatte ſie mich geſehen? Eilig, als ſei noch etwas gut zu machen, ging ich in die Kammer und kleidete mich ſorgfältiger als ſeit langer Zeit. Dann kehrte ich zu meiner Pfeife und zu meiner Zeitung zurück. Da fiel mir ein, daß ich das Zimmer nicht mit Dampf füllen dürfe, wenn ſie wieder käme, und dann ertappte ich mich, daß ich die Zeitung ſeit einer Viertelſtunde in der Hand verkehrt hielt. Ärgerlich über mich ſelbſt, nahm ich ein Buch und vertiefte mich in ernſte Studien, aber es war mir immer und immer, als luge der kleine Kopf mit dem ſchlanken, weißen Nacken zwiſchen den ernſten Sätzen des alten Autors zu mir herüber. Sie kam an dieſem Tage nicht wieder, auch am folgenden verging der Vormittag, ohne daß ich ſie ſah, dann aber deckte Dörte den Tiſch für zwei Perſonen und meinte, die Madame habe ihr zu verſtehen gegeben, ſie wolle drüben mit mir ſpeiſen. Ich war zum erſtenmal, ſeit ich meine eigene Wirtſchaft hatte, darauf bedacht, daß der Tiſch mit Sorgfalt gedeckt und das Zimmer in beſter Ordnung ſei.

„Ich dachte,“ ſagte die Fremde bei Tiſch, „ich müſſe der armen Magd die Arbeit nicht erſchweren, und ſo eſſe ich mit Ihnen, wenn Sie es geſtatten.“

Meine Mahlzeiten pflegte ich ſtets ſehr eilig einzunehmen, wie ein nötiges Geſchäft behandelte ich ſie, welches ſobald als möglich abgethan ſein muß. Heute zum erſtenmal empfand ich den Zauber einer behaglichen Tiſchgeſellſchaft. Wie liebenswürdig aber verſtand mein Gaſt auch zu plaudern, und welch ein Genuß lag für mich in der Unterhaltung mit einer fein gebildeten Dame, nachdem ich ſo lange faſt ausſchließlich nur mit meinem Geſinde verkehrt hatte. Sie verband mit der Anmut ihrer Jugend doch die Sicherheit, welche nur eine gute Erziehung und eine gewiſſe Selbſtändigkeit der Lebensſtellung zu geben pflegen.

Gleich zu Anfang ſagte ſie: „Ich habe bisher verſäumt, Ihnen meinen Namen zu nennen, verzeihen Sie das. Unſere Bekanntſchaft iſt aber unter ſo eigentümlichen Verhältniſſen vor ſich gegangen, daß ich gar nicht mehr daran gedacht habe, mich Ihnen zu nennen. Ich heiße Adrienne Montfort.“ Ich verneigte mich, und es fiel mir ein, wie ſonderbar, daß ich noch gar nicht darüber nachgedacht, wie ſie heißen könne. Auch das Woher und Wohin hatte ich noch gar nicht berührt, jetzt aber ſagte ich vorſichtig: „Es muß eine ſehr dringende Veranlaſſung geweſen ſein, welche eine junge Dame Ihres Standes zwang, in dieſer Jahreszeit allein zu reiſen.“

„Gewiß, Monſieur, ſehr dringend und ſehr traurig,“ entgegnete ſie kurz, indem ſie ein wenig bleicher ward. Ich fühlte, daß ſie nicht weiter davon reden wolle, und ſchwieg daher. Nach dem Eſſen bat ſie um Tinte und Papier, und ich ſchlug ihr vor, an meinem Tiſche zu ſchreiben, da ſie drüben keine Gelegenheit dazu habe. Weil der trübe, nordiſche Winterhimmel in der engen Schlucht eine frühe Dämmerung hereinbrechen ließ, zündete ich die Lampe an und ſtellte ſie ſo, daß ihr das Licht zur Hand war, mich freuend, daß es zugleich auf ihr Geſicht fiel, und ich ſie ſo von meinem Platz im Halbdunkel beobachten konnte. Etwas erinnerte mich ſtets an eine Blume, wenn ich ſie anſah, und jetzt bemerkte ich, daß es die eigentümlich ſchöne Linie war, welche Kopf und Nacken bildeten. Ich ſah, während ſie ſchrieb, wie der Ausdruck ihrer Züge, dem Inhalt des Schreibens folgend, wechſelte. Sanfte Freude, leiſes Weh prägten ſich darauf aus, und einmal richtete ſie den Kopf auf, ſtützte ihn in die Hand, und es ſchien, als bewege ſie tiefes Sehnen, während ſie den Blick wie in weite Ferne richtete. Wem mochte es gelten?

Mir ſchien der Brief ſchneller beendet, als ich erwartet. Sie meinte, Gelegenheit, ihn abzuſenden, ſei vorläufig ſchwerlich, ſie wolle ihn nur für alle Fälle fertig halten. Dann ging ſie. Tag reihte ſich nun an Tag. Der Schnee ſchien nicht weichen zu wollen, und faſt jede Nacht ſchüttete neue Maſſen herab, der Wind aber ſorgte dafür, daß unſere Schlucht mit undurchdringlichen Wällen angefüllt und umgeben ward. Für mich waren es wunderbare Tage. Ich lebte wie auf einer fernen Inſel, wie in einem wundervollen Traum. Je mehr ich Adrienne kennen lernte, um ſo mehr ward mir der Verkehr mit ihr Genuß, ja Lebensfreude. Am Vormittag ſah ich ſie faſt nie; dann unternahm ich, ſo gut es gehen wollte, einen Streifzug durch den Schnee, aber ich kam ſelten weit, denn allenthalben verſperrten manneshohe Hügelketten den Weg. Einmal gelang es mir doch, den hohen Abhang, welcher zum Meere hin die Schlucht an einer Seite abſchloß, zu erklimmen. Zufällig hatte der Wind hier eine Art Weg an der ſteilen Wand gebohrt. Oben ſtand ein altes Holzkreuz; war es ein Wahrzeichen der Schiffer, war es ein Denkmal für einen Verunglückten, niemand wußte es recht. Ich liebte den Platz, weil er einen freien Umblick gewährte, und hatte, das weite Meer vor mir, zu allen Jahreszeiten hier oben geſtanden. Heute war es mir plötzlich, als ich mich an der alten Stelle befand, als ſei ich aus einem Traum erwacht, aus einer anderen Welt heraufgeſtiegen. Da rauſchte und brauſte die dunkle See, daran ſchloß ſich in weitem Bogen das hohe, ſteil abfallende Ufer, da ſtand der Wald im Winterkleid wie ehedem, und der Wind fuhr über die trockenen Grashalme am Boden und raſchelte in dem gelben Buchenlaub, welches noch vom Herbſt her an den unteren Zweigen hing. Der Herbſt! Wie lag er mir ſo fern. Die weite Welt, wie wenig trug ich Verlangen danach, wie blies es mich kalt und öde an hier oben, und wie berührte mich der Gedanke ſo ſchmerzlich, daß dieſer Schnee ſchmelzen, und daß es wieder Frühling werden würde. (Fortſetzung folgt.)

---

## Unſchädliche Schlafmittel.

Wenn die Wiſſenſchaft auch noch nicht im ſtande iſt, genau ſagen zu können, was Schlaf iſt, ſo ſind es doch zwei Anſichten, denen die Mediziner huldigen, je nach Erfahrung und Überzeugung. Nach der einen Anſicht häufen ſich Ermüdungsſtoffe auf — Abfälle vom Stoffumſatz durch Arbeit vermehrt — nach dem anderen iſt zum Eintritt des Schlafes eine Entlaſtung des Gehirns vom Blute nötig.

Bei Menſchen, die keine ſchwere Arbeit verrichten, alſo Ermüdungsſtoffe nicht hinreichend erzeugen, muß, wenn ſich Schlafloſigkeit bemerkbar macht, durch Muskelbewegung — Arbeit — für Ermüdung geſorgt werden. Es braucht das im Anfang nur ſehr gelinde zu geſchehen durch Spaziergänge und ſchwediſche Gymnaſtik, aber ohne Übertreibung. Die Widerſtandsbewegungen dürfen keine Anſtrengung, die Spaziergänge keine Mühe erfordern und ſind durchaus nicht nur des Abends vorzunehmen. Der Erfolg zeigt ſich meiſt nach einigen Tagen. Anfangs ſtellt ſich ein Schlaf von wenigen Stunden ein, deſſen Dauer nach und nach zunimmt.

Profeſſor Preyer fand in arbeitserſchöpften Muskeln Milchſäure als erkennbaren Ermüdungsſtoff und gab deshalb mit gutem Erfolge ſaure Molken und Buttermilch als Abendgetränk. Viele Perſonen nehmen vor dem Schlafengehen ſaure Milch oder Buttermilch, um ihr Blut zu beruhigen und beſſer zu ſchlafen.

Kinder ſchlafen leicht ein, ſobald man die Liegenden ſanft mit den Händen vom Kopf bis zur Herzgrube oder den ganzen Körper entlang ſtreicht. Unruhige werden ſtill und fallen bald in Schlaf.

Um das blutüberfüllte Gehirn zu entlaſten, genügt oft ein kalter Umſchlag auf den Kopf, noch beſſer eine Leibbinde nach den Regeln der Waſſerkur, die bei Kindern oft Wunder thut.

Bei Schlafloſigkeit, von Blutandrang gegen den Kopf herrührend, ſind Wadenbinden nach Art der Prießnitzbinden angezeigt, alſo in friſches Waſſer getauchte Leinenbinden, die mit Flanell überwickelt werden. Dieſe Ratſchläge, die Dr. Buxbaum in Wien gibt, ſind leicht ausführbar und unſchädlicher als alle Schlaftränke, vom Bier an bis zum unheilvollen Mohnſaft. Es verſteht ſich, daß der Hausarzt gefragt werde, welche Art ſolcher naturgemäßer Schlafmittel er für den jeweiligen Fall für das paſſendſte und zuträglichſte hält. Denn auch Naturheilmittel können zu unrechter Zeit und falſch angewandt Unheil bringen ſtatt Heil. J. Stinde.

---

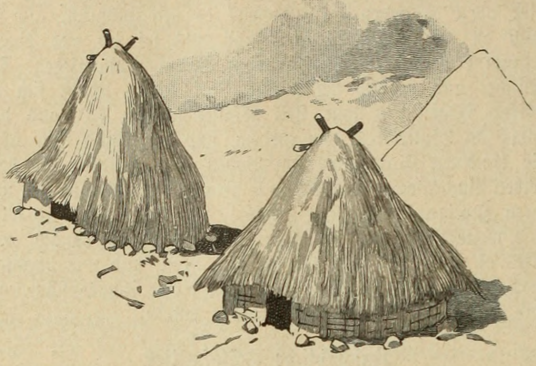
## Mlalo.

Von C. Holſt. (Abdruck verboten.)

+ 9° R. Abends 6 Uhr! Ich befinde mich nicht etwa in Norwegen. Ein Temperaturbericht wie der vorſtehende von dort würde wenig geeignet ſein zu überraſchen. Aber ich halte mich im tropiſchen Afrika zwiſchen dem 4. und 5.° ſüdlicher Breite auf. Und doch iſt dem alſo! Erklärlich dürfte dieſer niedrige Thermometerſtand aber durch die weitere Angabe werden, daß unſere Niederlaſſung 4800 Fuß über dem Spiegel des Indiſchen Oceans liegt.

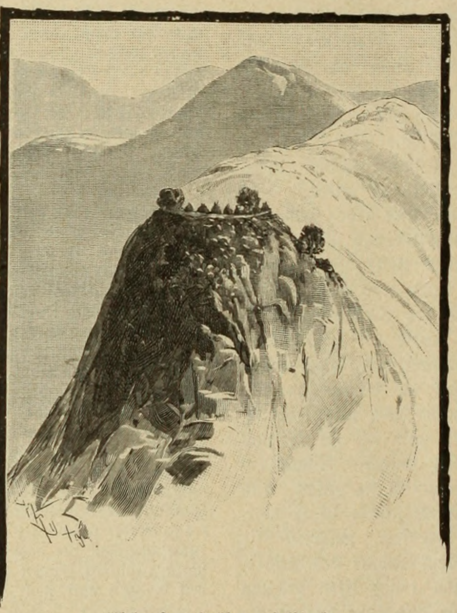
Weſtlich von Tanga, der nördlichſten Militärſtation an der Küſte Deutſch-Oſtafrikas, erſtreckt ſich in einem großen Oval, deſſen größter nach Nordweſten gerichteter Durchmeſſer etwa 120 Kilometer, deſſen kleinſter wohl 50 Kilometer beträgt, das Gebirgsland Uſambara. In einem ausgedehnten Thalkeſſel ſeines nördlichen Teiles liegt auf einem der aus demſelben vielfach hervorragenden ſteilen Berge, welche große Ähnlichkeit mit der Schneekoppe des Rieſengebirges zeigen, der Ort Mlalo. Von ihm aus beherrſcht Si-Kiniaſſi, der greiſe Njumbe und Oberhäuptling der Waſchambaa, einen großen Teil der durch Fruchtbarkeit und Naturſchönheiten reich geſegneten Landſchaft Uſambara, in deren Dörfern ſeine Brüder als Njumben unter ſeiner Oberhoheit regieren.

Dem Mlalo-Berge gegenüber, getrennt durch den Umba-



Mlalo: Viſuli oder Hütten der Waſchambaa.

fluß, auf einem ebenfalls nach allen Seiten ziemlich ſteil abfallenden, jedoch mehr ſattelartig geformten Berge hatten wir, ausgeſandt von der evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaft für Deutſch-Oſtafrika in Berlin, nach einem ſehr anſtrengenden Marſche von Tanga aus durch die Nyika-Steppe unſere Zelte aufgeſchlagen, um hier eine Station zu gründen, von der aus die Leiter derſelben, die Paſtoren Wohlrab und Johanſſen, denen ich als Gartenbaukundiger zu Kulturverſuchen im Intereſſe der Geſellſchaft beigegeben bin, das Evangelium unter unſeren ſchwarzen Brüder verbreiten wollen.



Mlalo: Das Felſenneſt Ndule.

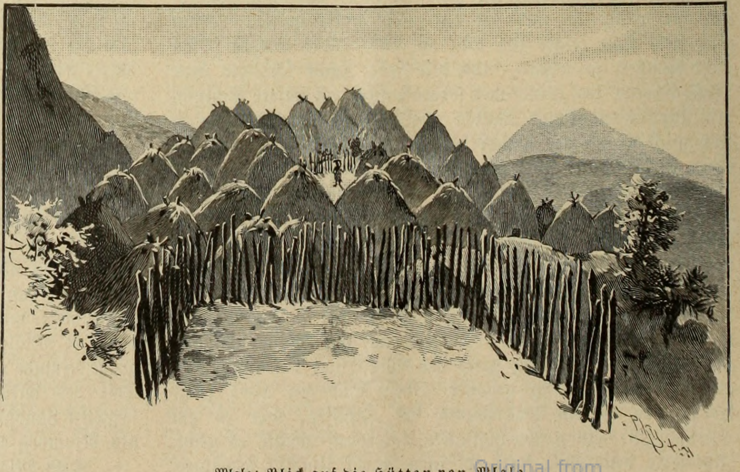
Beide Miſſionare waren bereits im April 1891 in Mlalo geweſen, um von Si-Kiniaſſi die Erlaubnis zur Niederlaſſung daſelbſt zu erhalten und den Platz für die Station auszuwählen. Wenn auch der alte Häuptling die Äußerungen der Miſſionare über ihre Abſichten nur zum geringen Teile verſtanden haben mag — bei den Zuſammenkünften mußte die noch gänzlich unbekannte Sprache der Waſchambaa, das Kiſchamba, zunächſt durch einen ſchwarzen Dolmetſcher in Kiſuahili überſetzt werden — ſo muß deren Auftreten doch einen beſonders günſtigen Eindruck auf ihn gemacht haben; denn er geſtattete nicht nur die Anlegung der Miſſionsſtation, ſondern ſandte ſogar ſeinen Sohn, Kiniaſſi-Perea, mit einer Begleitung von 100 Waſchambaa, um uns von Tanga abzuholen.

Wohl ſelten iſt von Tanga eine ſo ſtattliche Karawane wie die unſrige in das Innere aufgebrochen. 192 Köpfe mit einem Fahnenträger an der Spitze bewegten ſich in dreiviertel Stunden langem Gänſemarſch dem Gebirge zu. Ein wunderſamer Anblick für den Europäer, der von einer Anhöhe aus Kopf auf Kopf einer ſolchen afrikaniſchen Menſchenſchlange aus dem mannshohen Graſe emportauchen ſieht!

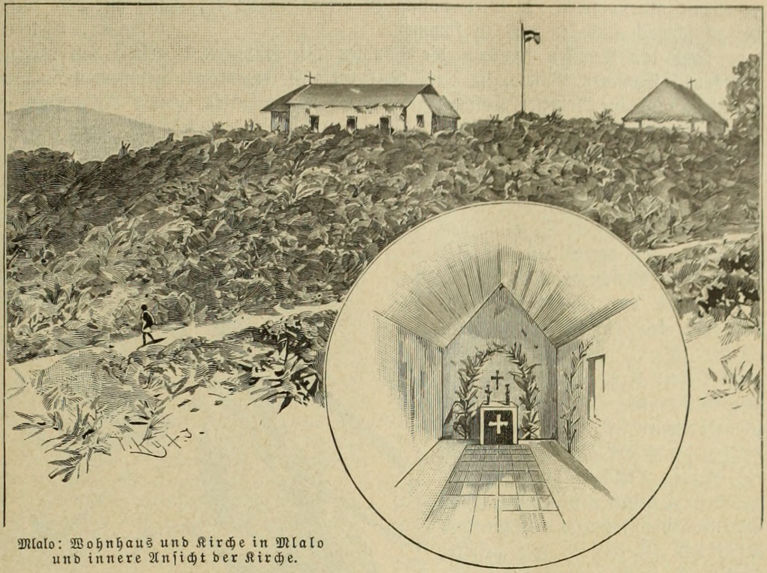
Die Anſtrengungen unſerer Anabaſis überwanden wir in ſechs Tagemärſchen ohne erhebliche Unfälle. Unter praſſelndem Gewehrfeuer unſerer Mlaloleute, das von dem Orte aus in derſelben Weiſe erwidert wurde, gelangten wir an den Fuß des Mlaloberges, um zunächſt Si-Kiniaſſi zu begrüßen; denn niemand darf den Berg paſſieren, ohne dem Njumben dieſen Akt der Höflichkeit zu erweiſen. Nachdem die Träger ihre Laſten abgelegt und wir uns hinter einem kleinen Gebüſche unſerer beſchmutzten Reiſekleidung entledigt hatten, beſtiegen wir in ſchneeweißen Anzügen, begleitet von unſren ſämtlichen Trägern, ſowie von Kiniaſſi-Perea mit ſeinen Leuten, den Kegel, auf deſſen Plateau Mlalo liegt. Unendlich viel Volk hatte ſich an dem Wege gelagert, jeder kleine Felsvorſprung war dicht beſetzt, überall ſchwarze Geſichter. Ich mußte mich über die Menſchenmenge wundern, zumal nur wenige Hütten ſichtbar waren. Auf halbem Wege kam uns Si-Kiniaſſi in farbenprächtigem, glänzendem Gewande mit ſeinem Gefolge entgegen; hinter ihm wiederum eine große Menge Volks, ſo daß der Platz unſeres Zuſammentreffens einer Berliner Straße bei einer großen Volksverſammlung glich.

Die erſte Begrüßung war höchſt feierlich. Obwohl wir nur wenig von der Anrede verſtehen konnten — es herrſchte ein fortwährendes Gemurmel und Gebrumm, hin und wieder fiel noch ein Freudenſchuß —, ſo hat doch dieſe kaum eine Viertelſtunde währende Handlung auf uns drei einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht. Zu unſeren Laſten zurückgekehrt, ſetzten wir den Marſch fort, überſchritten auf Baumſtämmen den Umba und waren in kurzer Zeit am Ziele. Ein Juh-Geſchrei der Träger, großer Tanz um die Laſten, die Karawane hatte ihr Ende erreicht. Kaum waren zum letztenmal unſere Zelte aufgeſchlagen, als bereits Si-Kiniaſſi mit drei Söhnen bei uns eintraf, um ſeinen Gegenbeſuch zu machen. Als Geſchenk brachte er einen prächtigen Ziegenbock und erfreute uns durch zutrauliche Worte, die der Dolmetſcher überſetzte. Wichtiges wurde nicht beſprochen; aber immer und immer wieder richteten ſich ſeine Augen auf unſer Gepäck und auf alles, was um uns lag. Nach ſeiner Verabſchiedung konnten wir endlich in Ruhe die Umgebung muſtern.

Es liegt nicht in dem Zwecke dieſer Zeilen, hier ein Bild tropiſcher Vegetation zu entrollen oder eine eingehende Schilderung der Fernſicht von unſerem Miſſionsberge zu geben; nur wenige Bemerkungen ſeien hierüber geſtattet. Die Mlalomulde macht den Eindruck eines Paradieſes; Fiederpalmen, Dracänengruppen, Zuckerrohr- und Tabakpflanzungen, Bananenfelder in üppigſter Pracht



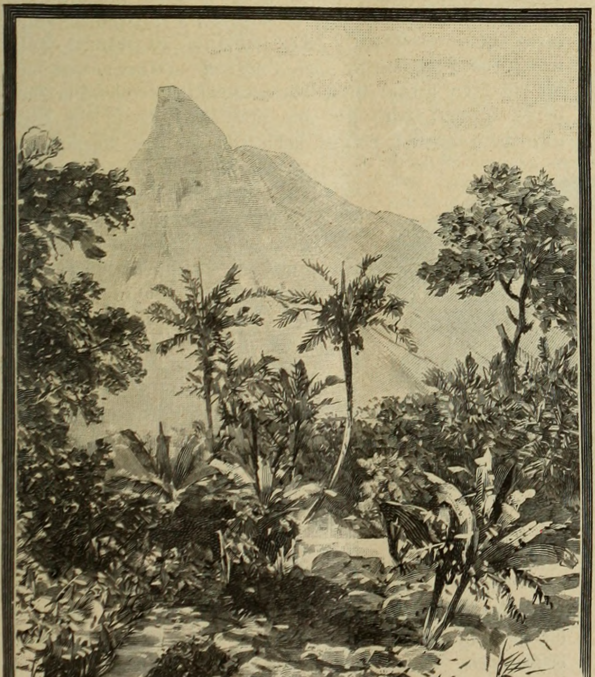
Mlalo: Blick auf die Hütten von Mlalo.



Mlalo: Wohnhaus und Kirche in Mlalo und innere Anſicht der Kirche.

bezeugen die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Laubbäume halten jetzt, anfangs Auguſt, ihre Winterruhe; die Affenbrotbäume ſind entblättert, an anderen Bäumen und Sträuchern wird das Laub gelb und fällt ab. Auch hier ſchläft die Natur, um zur großen Regenzeit im September neugeſtärkt wieder zu erwachen. An allen Abhängen der uns umgebenden Gebirge ſehen wir Bananenſchamben (Schamba = Anpflanzung), aus denen die Schilfdächer der bienenkorbartig gebauten Hütten der Eingeborenen hervorſchauen. Die häufigen Einfälle der im Norden Uſambaras wohnenden räuberiſchen Maſſai haben die Bevölkerung gezwungen, ihre Anſiedelungen nach Möglichkeit zu ſchützen; ſo liegen die meiſten derſelben auf faſt unzugänglichen Felsvorſprüngen, größere Dörfer aber auf den Plateaus der vielen kleineren Hügel der Mlalomulde. Jede Anſiedelung und jedes Dorf iſt von einer ſtarken Einzäunung umgeben; der Ort Mlalo, deſſen Berg den ganzen Thalkeſſel beherrſcht, beſitzt vor ſeinem Eingange noch weitere Schutzvorrichtungen. Sein Plateau zeigt aber nicht ein einziges grünes Blatt; Hütte reiht ſich an Hütte, durchzogen von gelblichen Latheritlehmwegen, welche hin und wieder kleine Plätze bilden, auf denen die Einwohner ihre Ngoma (Trommel, im weiteren Sinne Tanzbeluſtigung) abhalten. Ein Punkt jedoch feſſelte ganz beſonders unſere Aufmerkſamkeit und erfüllte uns mit freudigem Mute und mit Stolz auf unſer Vaterland: hoch oben über Mlalo wehte die ſchwarz-weiß-rote Flagge!

Zehn Wochen währte unſer Zeltlager bei kalter, rauher Witterung. Während der beiden Monate Juni und Juli war am Tage vorherrſchend Oſtwind mit einem Thermometerſtande bis höchſtens + 16° R., abends dagegen ſtarker, kalter Weſtwind, ſo daß wir nachts nur unter mehrfachen Decken in den Betten warm bleiben konnten. In dieſer Zeit galt es nun, das Wohngebäude, die Küche und das Gotteshaus aufzubauen. Zu großem Vorteile gereichte es uns, daß wir ſechzehn unſerer Träger als Arbeiter bei uns behalten konnten. Einerſeits ſprachen dieſe Leute Kiſuahili, anderſeits hatten wir ſie ſchon auf dem Marſche als willig und zuverläſſig kennen gelernt; auch befanden ſich einige Chriſten unter ihnen, welche ein Handwerk erlernt hatten. So ging das Ausroden und Planieren des Bodens, das Zurichten und Aufbauen des Materials ſchnell von ſtatten.



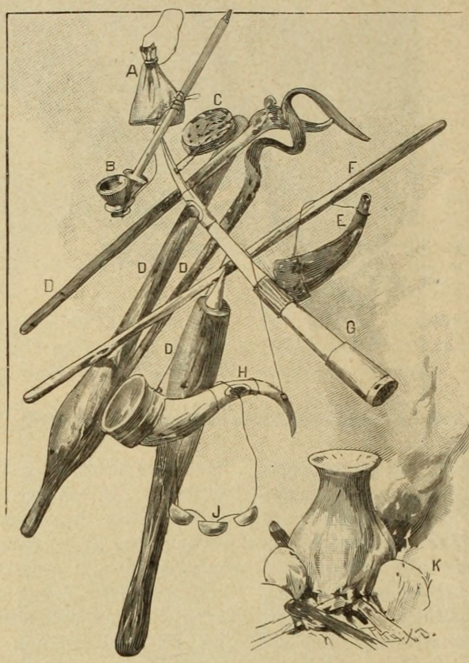
Mlalo: Waſſerweg.

Morgens um ſechs Uhr wird aufgeſtanden, nach einer halben Stunde wird die Arbeit ausgeteilt, Kaffee getrunken und eine kurze Andacht gehalten, zuerſt in Kiſuahili mit den Hausgenoſſen, dann in deutſcher Sprache. Hierauf geht es an die Arbeit, bei welcher zwei von uns die Leute beaufſichtigen und anweiſen, während der dritte in wöchentlichem Wechſel am Kochherd für unſer leibliches Wohlergehen ſorgt. Von 11½ bis 2½ Uhr findet Mittagspauſe ſtatt, worauf die Arbeit wiederum bis 5½ Uhr fortgeſetzt wird. Beginn und Schluß derſelben werden durch unſere Signalpfeifen angezeigt und nach Landesſitte ſeitens der Arbeiter aus Mlalo mit einem ohrenzerreißenden Geſchrei begleitet, das denſelben wohl ebenſo ſchwer wird abzugewöhnen ſein, wie das Rauchen bei der Arbeit. Die Tabakpfeife iſt der ſtete Begleiter des Waſchambaa; jung und alt, alle rauchen — und welche Sorte! Ich bin ſicher nicht verwöhnt, aber dieſes Kraut iſt für den Europäer ſchier unmöglich. Wahrſcheinlich trägt die Pflanze nicht die Schuld daran, ſie ſieht in ihrem Wachstum prächtig aus; vielmehr dürfte die Entwickelung ihres — Verzeihung für das harte Wort — Geſtanks auf ihrer Zubereitung oder richtiger Nichtbereitung beruhen. Soviel ich bisher erfahren konnte, werden die Tabakblätter, nachdem ſie an der Sonne etwas getrocknet ſind, lediglich in flache, runde Scheiben von ſechs Centimeter Durchmeſſer gepreßt, wobei der noch vorhandene Saft ausgedrückt wird. Hierauf werden dieſe Platten an der Sonne völlig getrocknet, ſodann zu größeren Rollen zuſammengepackt und mit dürren Bananenblättern geſchickt umwickelt.

Die zum Eſſen, Leſen oder Ruhen beſtimmte Mittagspauſe wird meiſt durch den Beſuch Kranker unterbrochen, welche um Dawa (Medizin, auch im abergläubiſchen Sinne) bitten. Einige von ihnen ſind ſchon ſtändige Gäſte, namentlich epileptiſche, weniger Leute mit offenen Wunden. Selbſtverſtändlich mangelt es hierbei nicht an großen und kleinen Zuſchauern. Paſtor Johanſſen hat die Krankenpflege vorzugsweiſe übernommen, er wird häufig zu Kranken gerufen, die zu ſchwach ſind, zu uns zu kommen.

Nach den Kranken kommen die Händler mit Hühnern, Maismehl, Bananen, Bataten u. ſ. w. Das Gekaufte bezahlen wir ebenſo wie die Arbeiter, welche täglich ihren Lohn erhalten, in Stoffen oder Perlen. Die dem Abendeſſen und der ſich anſchließenden Andacht folgende Zeit wird zu geiſtiger Beſchäftigung, mit Hilfe des Dolmetſchers zum Studium des Kiſchamba und der Sitten und Gebräuche der Waſchambaa benutzt.

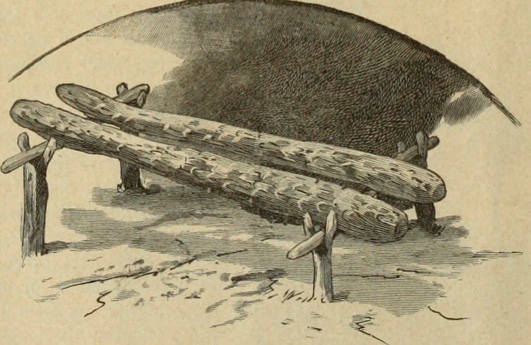
Bezüglich der letzteren will ich kurz bemerken, daß die Waſchambaa an der Stirn, oberhalb der Naſe, einen kleinen Kreis eingebrannt tragen, welcher als Dawa gegen Kopfſchmerz dienen ſoll. Auf dem Kopfe werden die Haare abgeſchnitten, nur ein kleines Löckchen bleibt mitten auf dem Scheitel ſtehen. Die Waſchambaa-Gigerle tragen die Schneidezähne des Oberkiefers ſpitz gefeilt; häufig iſt auch nur zwiſchen den beiden mittelſten Schneidezähnen ein Dreieck ausgefeilt. Es iſt dies lediglich eine Modethorheit, mit welcher ein Aberglaube nicht verbunden iſt. Bei den eingewanderten und unter den Waſchambaa zerſtreut wohnenden Wapare, welche größtenteils die Induſtriezweige, die Eiſengießerei, die Töpferei u. a., in Händen haben, werden die Ohrläppchen durchbohrt und zum Teil ſehr weit ausgedehnt. Ein Paremann, der zu uns kam, trug eine aus einem kleinen Kürbis gefertigte Schnupftabacksdoſe im Ohr.



Mlalo: A Tabaksbeutel.
B Pfeife.
C Tabakspack.
D Spazierſtöcke.
E Schnupftabaksdoſe.
F Hirtenutenſilien.
G „
H „
I „
K Feuerſtelle mit Topf.

Kurz nach unſerer Ankunft hier teilte uns Si-Kiniaſſi mit, daß Kimueri, der Njumbe von Maſinde, ihn mit Krieg bedrohe, weil ſich in Mlalo drei Europäer niedergelaſſen hätten, während in Maſinde nur einer (der Feldwebel der Militärſtation) wohne. Dieſer Neid wurzelt in jahrelangen Zwiſtigkeiten beider Häuptlinge. Kimueri ſcheint jedoch durch *ſeinen* Europäer eines beſſeren belehrt zu ſein; er hat uns bis jetzt in Ruhe gelaſſen.

Große Schwierigkeiten machte uns in der erſten Zeit das Bauholz, das aus Stämmen (Buritis) beſteht, welche an der Spitze eine Gabel tragen. Si-Kiniaſſi, welcher verſprochen hatte, die Buritis herbeizuſchaffen, hat ſein Verſprechen nicht erfüllt; eine Einigung über den Lohn für das Fällen der Bäume kam mit ihm gleichfalls nicht zuſtande, doch wies er uns zum Schlagen derſelben einen Platz an, welcher eine Stunde entfernt liegt. Der Transport der Stämme war ſehr zeitraubend und koſtſpielig. Da brachten Mlaloleute Buritis zum Verkauf gegen annehmbaren Preis, ein guter Lehm fand ſich in nächſter Nähe der Bauſtelle bei der Anlegung eines Kochherdes; Steine, welche freilich erſt geſchlagen werden mußten, lagen in Menge am Fuße unſeres Berges, und das zum Dach erforderliche Schilf lieferte das Ufer eines kleinen Gebirgsbaches. So ſchritten unſere Bauten rüſtig vorwärts.



Mlalo: Ruheſtätte der Waſchambaa.

Am 5. Juli hatten wir europäiſchen Beſuch. Graf Goetzen und der ihn begleitende Arzt Dr. Ehrhard, welche ſich auf dem Marſche von Wanga nach dem Kilima-Ndjaro befanden, verlebten den Sonntag bei uns. Da ich, kaum erholt von heftigen Fieberanfällen, gerade an einer Lymphgefäßentzündung des linken Fußes litt, erteilte Dr. Ehrhard mir die nötigen ärztlichen Weiſungen, deren Befolgung mich bald von Entzündung und Fieber befreite und meine durch die Krankheit angegriffenen Kräfte wieder hob, zumal die Verpflegung auf unſerer Station an kräftiger Nahrung nichts zu wünſchen übrig läßt. Die Umgegend iſt reich an Rindern, Schafen, Fettſchwänzen und Ziegen; auch Hühner und Eier und ausgezeichneter Honig gelangen in unſere Küche, ſowie Samuli, eine von den Eingeborenen bereitete Butter aus Kuhmilch, welche, obwohl dünnflüſſig und von etwas räucherigem Geſchmacke, einen vorzüglichen Erſatz unſerer Butter beim Braten bildet.

Bei den Waſchambaa, einem hauptſächlich Ackerbau treibenden Volke, ſcheinen jedoch Vegetabilien überwiegend als Nahrungsmittel zu dienen. Sie ziehen in ihren zum größten Teile äußerſt ſauber gehaltenen und ſogar mit künſtlichen Waſſerleitungen zur Berieſelung verſehenen Schamben eine große Anzahl verſchiedenartiger Wurzel- und Knollengemüſe, Ingwer- und Bohnenarten, ſowie Kürbisfrüchte, unter denen ſich manche befinden, denen ich bei ihrer ſpeziellen Beſchreibung in meinem Tagebuche bezüglich ihrer botaniſchen Klaſſifikation zur Zeit noch ein Fragezeichen beiſetzen muß. Ferner bauen die Waſchambaa Ananas, Mais und Reis und vor allem Bananen (Ndigi) in mehrfachen Varietäten. Außer dem ſchon erwähnten, ſehr ſorgfältig angebauten Tabak liefert den Eingeborenen das Zuckerrohr (Mgua), das auch als Näſcherei gebaut wird, ein Genußmittel. Aus dem Safte ſeiner Stengel wird auf die primitivſte Weiſe ein Wein, „Pombe“, bereitet, welcher namentlich bei den Ngomas eine große Rolle ſpielt. Zur Ehre der Bewohner von Mlalo und Umgegend bemerke ich aber, daß wir auf allen unſeren Wegen noch nie einem betrunkenen Neger begegnet ſind.

Die erſte Bekanntſchaft mit dem Pombe iſt für den Europäer keine angenehme; — Heringslake, ſagte ich mir, als ich dieſes bei der Begrüßung durch einen Njumben unerläßliche Trankopfer zum erſtenmale hinunterſchlucken mußte. Aber allmählich gewöhnt man ſich auch an Pombe, und dann ſchmeckt es recht erfriſchend.

Am 30. Juli bezogen wir unſer Wohnhaus. Unſer Gotteshaus ſchreitet ſeiner Vollendung entgegen. Jetzt, da die Bauten nur noch zum geringen Teile unſere Arbeitskraft beſchäftigen, können ſowohl die Herren Miſſionare wie ich dem eigentlichen Zwecke unſeres Hierſeins uns zuwenden.*)

---

*) Durch Beſchluß des Vorſtandes der Miſſionsgeſellſchaft hat die Station inzwiſchen den Namen „Hohenfriedeberg“ erhalten. Das Miſſionsbüreau (Paſtor Hagenau, Berlin NW., Klopſtockſtraße 44) nimmt Gaben für die Miſſion dankbar entgegen.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Bald beginnt die Zeit der fröhlichen Jagden über die grüne Heide. Schon ſind die Meuten in voller Vorbereitungsarbeit und die Pferde werden fleißig eingeſprungen. Da iſt ein Bild am Platze, welches uns ſolch eine friſche Jagd hinter den Hunden vorführt — ein doppelt intereſſantes Bild, weil die hohe Jägerin, die ſeinen Mittelpunkt bildet, niemand anderes als Maria Feodorowna, die Kaiſerin von Rußland, iſt.

Er iſt ohne Zweifel gründlich „abgeblitzt“. Ich vermute, Tobias hat ein Buſſerl haben wollen und dafür eine andere handgreiflichere Liebesbezeugung erhalten. Jetzt ſucht er zwar mit einem halb verächtlichen Grinſen über die fatale Geſchichte fortzukommen, aber ihr fröhliches Lachen ſtraft ihn Lügen. Vertragen werden die beiden ſich aber doch wieder — darum iſt mir nicht bange.

## Miſſion.

Die Brüdergemeinde beſitzt zur Zeit in Amerika 104 Miſſionsſtationen, die ſich auf Weſtindien, Surinam, die Mosquitoküſte, Grönland, Labrador, Alaska, Kalifornien und die Indianerreſervationen verteilen; in Aſien drei Stationen in Tibet und das Ausſätzigen-Aſyl in Jeruſalem; in Auſtralien zwei Stationen in der Kolonie Victoria (eine dritte in Queensland iſt in der Bildung begriffen). In Afrika beſtehen 22 auf Kapland, Freikafferland und Deutſch-Oſtafrika verteilte Stationen; in letzterem Gebiet befindet ſich die jüngſte Station der ganzen Gemeinde in der Nähe des zwiſchen dem Nyaſſa und Tanganyikaſee gelegenen Leopoldſees, weſtlich von Rungwa (vergl. das Kärtchen in Nr. 40 des l. J.).

## Altertumskunde.

Im Bezirk Conſtantine (Algier), eine kleine Tagereiſe öſtlich von den Ruinen von Lambeſa, der bekannten römiſchen Militärſtation, ſind kürzlich die Reſte einer intereſſanten römiſchen Stadt teilweiſe aufgedeckt worden, die beſonders durch ihre merkwürdig gute Erhaltung Aufſehen erregen. An einen der Vorſprünge des Auresgebirges angelehnt, diente die Stadt Thamugadi als Vergnügungsort, ganz wie ihre Schweſter Pompeji, der ſie vielfach ähnelt. Wie Pompeji hat auch Thamugadi das Pflaſter ſeiner Straßen bewahrt, in dem die Wagengeleiſe erſt kürzlich eingeſchnitten zu ſein ſcheinen. Ein Marktplatz, mit zahlreichen und großartigen Denkmälergruppen geſchmückt, iſt von einer Baſilika, von Läden, Verſammlungsſälen, Tempeln, einem Rathauſe umgeben; man findet ein Theater mit ſeinen zahlreichen Stufen, mit Galerien, der Bühne, den Eingängen für das Publikum und für die Schauſpieler ꝛc. Ferner Brunnen, Abzugskanäle, Bäder, eine Markthalle mit noch erhaltenen Verkaufstiſchen aus Granit, und anderes mehr. Südweſtlich von der Stadt, ihre Lage beherrſchend, liegt, umgeben von Säulenhallen, ein Tempel von gewaltiger Ausdehnung. Dieſes intereſſante, einſt dem Jupiter geweihte Gebäude wird gerade jetzt bloßgelegt; ſchon ſind die gewaltigen Kapitäle, welche die Säulen bekrönten, die mit Skulpturſchmuck verzierten Frieſe und die Bruſtwehr von der Erde, die ſie bedeckte, freigelegt und haben ermöglicht, die Größenverhältniſſe zu beſtimmen. Eine große, mit Platten gepflaſterte Straße, die faſt gänzlich erhalten iſt, durchſchneidet die Stadt von Oſt nach Weſt und iſt mit mehreren Triumphbögen verziert, von denen der eine, im Jahre 100 von Trajan erbaut, ganz unverſehrt geblieben iſt. Dieſer Triumphweg iſt kein anderer, als die Straße von Lambeſa nach dem antiken Theveſta (heute Tébena), welches das älteſte chriſtliche Kloſter der Welt, im vierten Jahrhundert von den Schülern des heil. Auguſtin erbaut, beſitzt. Auch die byzantiniſche Feſtung, die von den Truppen des Solonion, der nach Beliſar den Oberbefehl in Afrika übernahm, errichtet worden iſt, mit den Überreſten des ſüdlichen Teiles der Stadt verdient Beachtung, ebenſo einige chriſtliche Baſiliken der älteſten Zeit und andere Baureſte, über welche weitere Ausgrabungen bald Licht verbreiten werden.

## Erdkunde.

Über den Verlauf von Dr. O. Baumanns Expedition zum Viktoria Nyanza (ſiehe Nr. 42 des l. J.) ſind nunmehr die erſten ausführlicheren Nachrichten in einem Schreiben des erfolgreichen Reiſenden, datiert vom 13. April d. J. aus Kadato (Südoſtufer des Sees), eingetroffen. Dr. Baumann marſchierte danach von Klein-Aruſcha (im Süden des Kilima-Ndſcharo) durch die Landſchaft Balanga zum ſalzigen Manjaraſee, den er 130 km lang und durchſchnittlich 30 km breit fand. Dann wandte er ſich längs des Oſtufers des Sees nach der ſüdlich gelegenen fruchtbaren Landſchaft Umbugwe und von hier aus nördlich bis Ngorongo am Natronſee, um dann eine weſtliche Richtung auf den Viktoria Nyanza zu einzuſchlagen. Schon nach zweitägigem Marſche ſtieß die Expedition jetzt auf den großen, bisher ganz unbekannten Eiaſſiſee, der, wie Baumann nach den Ausſagen der Maſſai berechnete, wahrſcheinlich 150 km lang und zwiſchen 30—50 km breit iſt, und in den ein bedeutender, von Uſukuma kommender Strom (der Wembäre?) mündet. Die durchſchrittenen Gegenden ſchildert der Reiſende als ein leicht welliges Weideland mit einzelnen Waldſtrecken; Waſſermangel trat nirgends hervor.

## Staatenkunde.

Wir brachten in Nr. 37 eine Mitteilung über die Entwickelung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika; nach den neueſten, vom Miniſterium des Innern in Waſhington mitgeteilten Cenſusbülletins können wir jene dahin ergänzen, daß von der geſamten am 1. Juni 1890 feſtgeſtellten Bevölkerung von 62 622 250 Seelen 32 067 880 männlichen, 30 554 370 weiblichen Geſchlechts waren, und daß zu ihr 9 249 547 Eingewanderte, ſowie 7 638 360 Farbige zählten, unter welch letzteren indeſſen nicht nur Neger, ſondern auch die „civiliſierten“ Indianer und die Chineſen gerechnet wurden. Auffallend erſcheint, daß ſich die Farbigen um 35,9, die Weißen nur um 29,22 Prozent im Durchſchnitt eines Jahrzehnts vermehrten.

Bei der Wiedergewinnung Elſaß-Lothringens wurde 428 Gemeinden, etwa einem Viertel aller Gemeinden, die franzöſiſche Sprache als Amtsſprache belaſſen. Inzwiſchen macht ſich ein zwar langſamer, ſehr langſamer, aber immerhin erwähnenswerter Fortſchritt des Deutſchen bemerkbar. Wie wir dem „Globus“ entnehmen, konnte 1877 in 9, 1884 in Metz und Diedenhofen, 1890 in 28 Gemeinden die deutſche Amtsſprache eingeführt werden, denen ſich ſeit dem 1. Juli d. J. weitere 74 Gemeinden anſchloſſen, nachdem auch bei dieſen feſtgeſtellt worden war, daß die deutſch ſprechende Bevölkerung jetzt die Mehrzahl bildet. Wer 1870 noch nicht deutſch konnte, hat es freilich auch jetzt noch nicht gelernt; der deutſche Sprachunterricht und die vom Militärdienſt heimkehrenden Leute ſchaffen aber eine allmähliche Wandelung.

## Verkehr.

Anfang Auguſt wurde der holländiſche Merwede-Kanal mit großen Feierlichkeiten eröffnet und damit ein auch für Deutſchland nicht unwichtiger neuer Waſſerweg dem Verkehr übergeben. Der Kanal verbindet nämlich den Unterlauf des Rheins mit dem Zuiderſee und ſchafft eine auch für die größeren Rheinſchiffe brauchbare Straße zum Amſterdamer Hafen und zugleich einen kürzeren Weg zur Nordſee.

## Litteratur.

Soeben erſchien Band V der Geſammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarſchalls Grafen Helmuth von Moltke (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Wir haben die einzelnen Bände des umfaſſenden Werkes meiſt in beſonderen, eingehenden Aufſätzen beſprochen, begnügen uns aber heute damit, kurz darauf hinzuweiſen, daß der vorliegende intereſſante Band Briefe Moltkes an ſeinen Vater, an die Geſchwiſter, an Verwandte und Freunde, ſowie eine Fülle kleinerer, mehr anekdotiſcher Erinnerungen an den Heimgegangenen bringt, unter denen beſonders die Aufzeichnungen des General v. Verdy erwähnenswert erſcheinen. Den Schluß des reichhaltigen Bandes bilden die Rede des Feldpropſtes D. Richter am Sarge des Feldmarſchalls und die Gedächtnisrede des Geheimrat D. Curtius in der königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

## Hauswirtſchaft.

Überall Elektrizität! Selbſt die Hausfrau ſoll nächſtens elektriſch plätten: nach der Zeitſchrift für Elektrotechnik erfand nämlich Herr W. Mitchel, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, ein elektriſches Bügeleiſen. Der Körper desſelben enthält eine Anzahl Metallkerne, welche abwechſelnd mit Asbeſtlagen und einem durch den Handgriff eingeführten Leitungsdraht umwickelt ſind. Wenn dieſer Leitungsdraht an eine elektriſche Leitung angeſchloſſen wird, alſo etwa an die Leitung einer ſtädtiſchen Beleuchtungsanlage, ſo erhitzen ſich die Kerne. Wunderbar einfach — vorläufig wird der Erfinder aber wohl nicht allzuviel Abnehmer unter den Plättbefliſſenen finden.

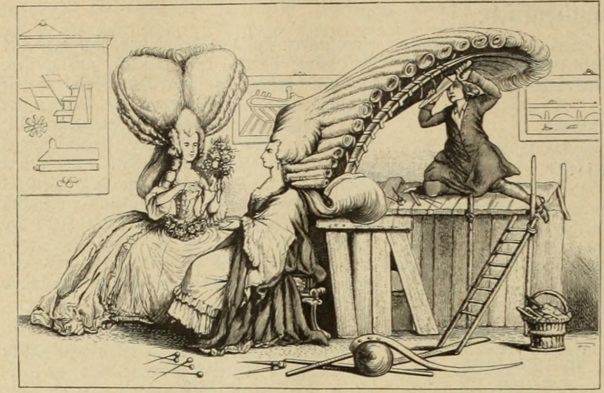
## Vereinsweſen.

Gegenüber den zahlreichen Klagen über die Verminderung des Fiſchreichtums in unſeren Gebirgsflüſſen klingen die Nachrichten über den Stand des Thüringer Fiſchereigebietes, welche auf der kürzlich in Jena zuſammengetretenen Generalverſammlung des Thüringer Fiſchereivereins vorgelegt wurden, nicht unerfreulich. Der Aal hat ſich danach weſentlich vermehrt, der Hecht macht bedeutende Fortſchritte; als auffallend wird das Vordrängen von Fiſchen in die Forellenregion bezeichnet. Der Verein verteilte im letzten Jahre 70 000 Lachseier, 146 000 Forelleneier, 20 000 Regenbogenforelleneier, 20 000 Stück Forellenbrut. Der Erfolg wird nicht ausbleiben.

## Rechtsrat.

Frage: Vor mehreren Jahren habe ich einen mit meinem Namen verſehenen Koupon einer Staats-Obligation ausgegeben. Nachdem der Koupon durch verſchiedene Hände gelaufen, iſt er von ſeinem jetzigen Beſitzer ohne Erfolg zur Einlöſung vorgelegt worden, da er inzwiſchen, d. h. längere Zeit, nachdem ich ihn verausgabt, verjährte. Der jetzige Beſitzer verlangt von mir Erſatz für den Betrag des Koupons. Iſt er dazu berechtigt? Dek. H. L.

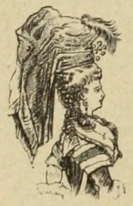
Antwort: Keinesfalls! — Niemand iſt verpflichtet, einen Koupon in Zahlung zu nehmen. Wer ihn als Zahlung annimmt, übernimmt damit die Rechte und Pflichten des früheren Inhabers; er hat alſo ſeinerſeits dafür Sorge zu tragen, daß der Koupon vor Verfall eingelöſt wird. Verſäumt er die rechtzeitige Einlöſung, ſo muß er den Verluſt tragen. Jeder, der einen Koupon in Zahlung nimmt, wird deshalb zur Vermeidung von Schaden gut thun, ſich vor der Annahme zu überzeugen, ob der Verfalltag nicht ſchon vorüber iſt oder nahe vor der Thür ſteht. Wer einen bereits verfallenen Koupon unachtſam in Zahlung genommen hat und dadurch in den Verluſt des Betrages gekommen iſt, kann Erſatz nur von demjenigen verlangen, von dem er ihn empfangen hat, und dieſer wieder von ſeinem Vormann bis zu demjenigen hin, in deſſen Beſitzzeit der Verfalltag fällt, niemals aber von dem, welcher den Koupon in Zahlung gegeben hat, als er noch nicht verfallen war; denn dieſer hat ſich durch die Weitergabe nicht unrechtmäßig bereichert. Um gegen alle Möglichkeiten geſchützt zu ſein, empfiehlt es ſich daher, bei Annahme von Koupons die Perſon des Vorbeſitzers und den Tag der Annahme zu merken.

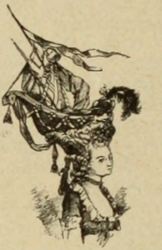


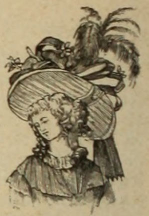
Karrikatur auf die Haartrachten zur Zeit der Königin Marie Antoinette.

## Haartrachten vor hundert Jahren.

Die kurze Zeit, in welcher Marie Antoinette wirklich Königin von Frankreich war, die Zeit, ehe die Revolution mit ungeſtümer Hand an die Pforten der königlichen Paläſte pochte, bedeutete für das elegante Frankreich, für die Modedamen und Modeherren, den letzten, knapp bemeſſenen Glückstaumel. Jung und ſchön, und ohne Zweifel nicht immer von den beſten Ratgebern umgeben, freute die Königin ſich aus vollem Herzen des ſie umgebenden Glanzes, deſſen Nichtigkeit ſie erſt das Unglück erkennen lehrte, das aus dem heiteren Kinde Maria Thereſias die pflichttreue Mutter und eine energiſche Frau ſchuf. — Zu den Modethorheiten der letzten Tage von Verſailles gehören auch die ungeheuerlichen Friſuren und Kopfbedeckungen, von denen wir nebenſtehend vier kleine Abbildungen nach zeitgenöſſiſchen Bildern bringen, während das größere Bildchen eine Karrikatur aus der gleichen Zeit wiedergibt.

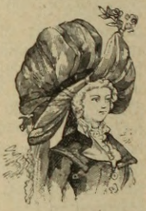






Natürlich hatte die wohlweiſe Revolution nichts Eiligeres zu thun, als mit dieſen und anderen „ariſtokratiſchen“ Ausſchreitungen gründlichſt aufzuräumen. Die Tracht ſollte einfach und — ſelbſtverſtändlich — republikaniſch-patriotiſch werden. Die Rückkehr zum Altertum, zur ja zweifellos echt republikaniſchen Gewandung und Friſur der Römerinnen und Griechinnen, wurde ohne Rückſicht darauf beliebt, daß die antike Tracht, welche einſt unter ſüdlicherem Himmel entſtanden war, den lieben Franzöſinnen den allerſchönſten Schnupfen eintrug. Außerdem aber bewies die Herrſcherin Mode der gewaltigen Dame Revolution, die mit anderen Königen und Königinnen ſo leichtes Spiel gehabt, daß ſie nimmer mit ſich ſpielen laſſe: die Mode ſchlug der republikaniſchen Einfachheit ein Schnippchen nach dem andren, und nach kurzer Zeit waren die Frauentrachten extravaganter und ſchamloſer, denn je zur Zeit des Königtums. Was im beſonderen den Kopfputz anbetrifft, ſo ließ er die Friſuren aus den Jahren Marie Antoinettes weit hinter ſich, nur daß man die Ungeheuer von Hauben und Perrücken jetzt hübſch à la Bastille, à la Republique, à la Citoyenne nannte. Das eigene Haar trat dabei ganz in den Hintergrund, die Perrücke dominierte, und eine Modedame beſaß deren wohl zwanzig oder dreißig nicht nur in den verſchiedenſten Formen, ſondern auch in den verſchiedenſten Farbennüancen. Ja, als die Regierung einer der Staatswaiſen, der Tochter eines um die Republik „wohlverdienten“ Mannes, Mademoiſelle Lepelletier, nur zwölf Perrücken zur Ausſteuer mitgab, murrte man nicht wenig.

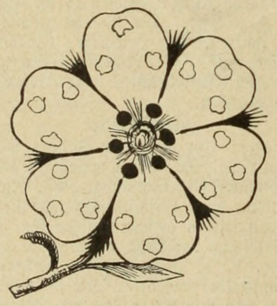
Es war einmal nicht anders: die Mode ſiegte, und die vielgerühmte republikaniſche Einfachheit unterlag faſt ohne Widerſtand in der ſchmählichſten Weiſe.



---

## In unſerer Spielecke.

### 1. Blumenrätſel.

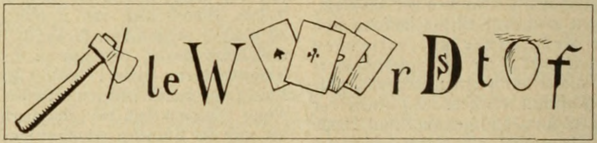


Die durch ſchwarze Punkte bezeichneten Staubfäden, ſowie die kleinen Flecken auf den Blumenblättern ſollen durch je einen der Buchſtaben 5 a, 1 d, 3 e, 2 i, 1 k, 2 l, 4 n, 1 o, 1 r, 2 ſ, 1 t, 1 w erſetzt werden, ſo daß ſechs fünfſtellige Wörter entſtehen. Den erſten und letzten Buchſtaben der einzelnen Wörter bilden immer zwei Staubfäden. Die mittleren Buchſtaben kommen auf die Blätter zu ſtehen, vor welchen ſich die betreffenden Staubfäden befinden. Die einzelnen Wörter bezeichnen:

1. einen berühmten deutſchen Geſchichtsforſcher unſeres Jahrhunderts,
2. einen Propheten,
3. einen Himmelskörper,
4. einen männlichen Vornamen,
5. eine römiſche Göttin,
6. eine Herbſtblume.

Die Staubfäden nennen eine Pflanze mit wohlriechender Blüte.

### Bilderrätſel.



### 2. Verwandlungsaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. Meridian aus Rinde und Mai.

Auf dieſelbe Weiſe bilde man aus:

1. Tiſch, Aden einen Berg in den Alpen;
2. Salat, Rabe ein Geſtein;
3. Tau, Mars eine große Inſel;
4. Porto, Heil eine Pflanze;
5. Stade, Maurer eine portugieſiſche Provinz;
6. Kanne, Liter einen bekannten Ort in der Schweiz;
7. Grube, Ulan eine Stadt in Pommern;
8. Tier, Liane die Bewohner eines europäiſchen Königreichs;
9. Beil, Gera eine der Hauptrollen in einer beliebten Oper;
10. Tunis, Ehe eine Pflanze;
11. Hulda, Neſt eine Stadt in Schleſien;
12. Luna, Daſein eine Landſchaft in Spanien;
13. Baden, Strich einen Freudenbringer;
14. Glied, Heber eine deutſche Univerſität;
15. Ente, Laden einen Baum;
16. Aga, Iran einen Fluß in Nordamerika.

Sind die richtigen 16 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Titel eines dramatiſchen Werkes unſerer Zeit.

Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 49.

Bilderrätſel.

Die Thorheit der Weiſen iſt immer noch wertvoller als alle Weisheit der Thoren.

**1.** Wechſelrätſel. Kunſt — Gunſt.

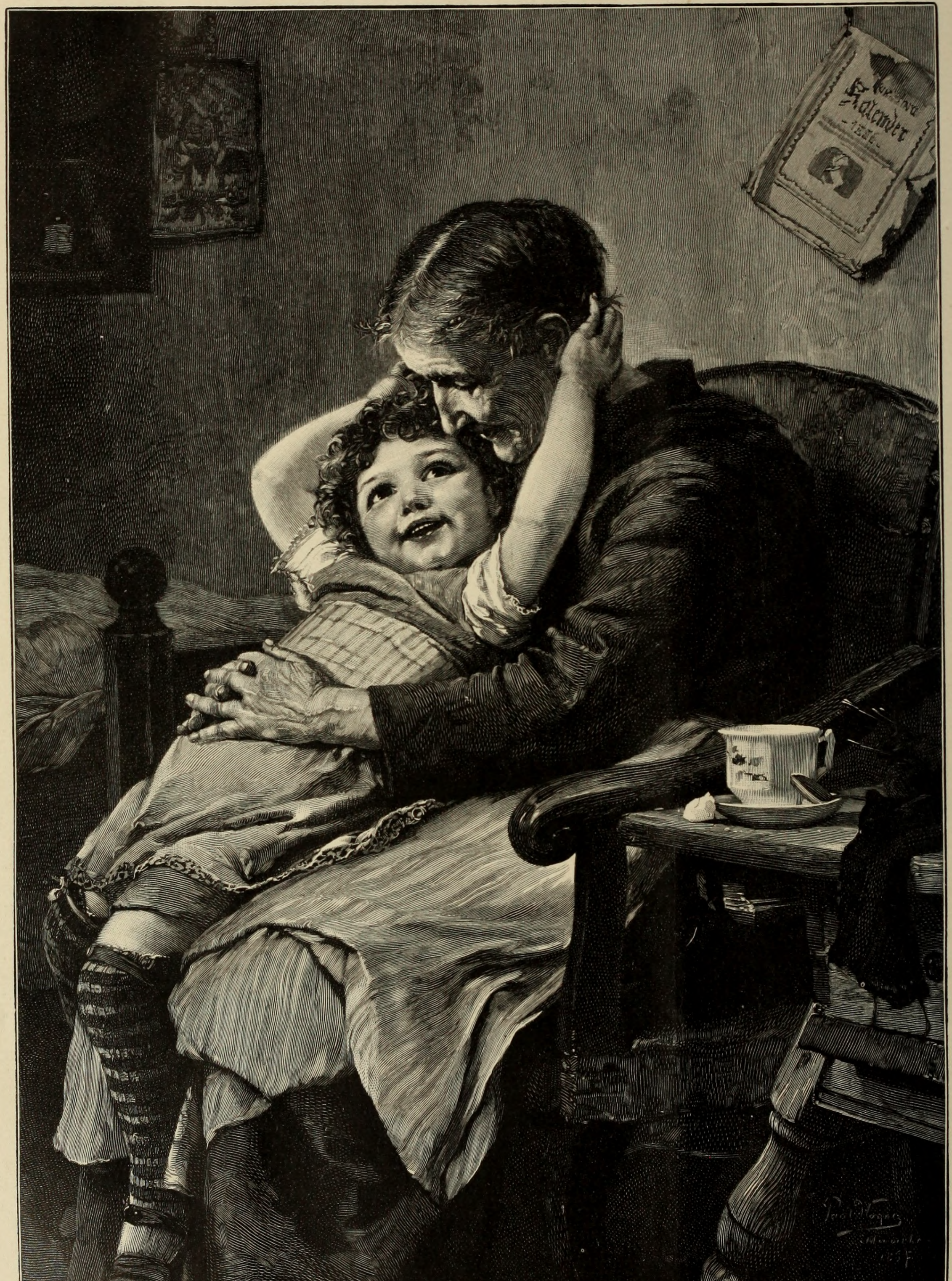
2. Anagrammaufgabe.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| M | i | d | a | **s** | t | e | i | n |
| T | i | b | **e** | r | **i** | e | s | a |
| H | a | **n** | s | a | d | **e** | l | e |
| E | **s** | s | e | g | r | a | **n** | t |
| **E** | l | i | s | a | d | r | i | **a** |
| L | **i** | t | e | r | e | m | **u** | s |
| A | l | **s** | e | n | i | **g** | e | r |
| A | d | l | **e** | r | **e** | g | e | n |
| R | h | e | i | **n** | e | l | k | e |

Stellt man die Wörter „Senſe“, „Eiſen“, „Siena“, „Augen“ um, ſo erhält man — Eſſen, Seine, Aſien, Genua.

**Inhalt:** Der Schatz. Eine Erzählung aus der Heimat von Heinrich Seibel. (Fortſetzung.) — Aus den Denkwürdigkeiten des Feldmarſchalls Roon. Von Hanns v. Zobeltitz. — Die Großmutter. Gedicht von Hans Hoffmann. — In fremden Banden. Erzählung von H. v. Krauſe (C. v. Hellen). (Fortſ.) — Unſchädliche Schlafmittel. Von J. Stinde. — Mlalo. Von C. Holſt. Mit ſieben Illuſtrationen — Am Familientiſch: Zu unſeren Bildern: „Auf der Fuchsjagd“ von J. v Chelminski; „Abgeblitzt“ von Emanuel Spitzer. — Miſſion. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Staatenkunde. — Verkehr. — Litteratur. — Hauswirtſchaft. — Vereinsweſen. — Rechtsrat. — Haartrachten vor hundert Jahren. Mit fünf Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



„Liebe Großmutter!“ Gemalt von Paul Wagner.

# Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 17. September 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 51.

# Der Schatz.

Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

## 8. Ein Brief.

Wie das Schickſal ſich der Pfeife eines Zugführers bediente und Herr Radloff angeſteckt wurde. Der Porzellan-Onkel. Warum Herr Radloff ſeinen Freund für einen Barbaren hält. Wie er kunſtmüde wurde und warum er Bratbarſche angeln will.

Berlin, den 27. Auguſt.

Lieber Wigand!

Seit wir uns im vorigen Jahre flüchtig auf der Eiſenbahnſtation in Neubrandenburg trafen, wo uns das Schickſal in Geſtalt eines unerbittlichen Zugführers nach Verlauf von wenigen Minuten nach zwei verſchiedenen Himmelsrichtungen wieder auseinanderpfiff, habe ich oft an dich gedacht, und was du mir in fliegender Eile von dem alten Schloß, dem verwilderten Park und deinen landwirtſchaftlichen Beſtrebungen erzählt haſt, konnte ich nicht wieder vergeſſen. Die Trennung kam uns ſo ſchnell über den Hals, daß ich gar nicht mehr dazu gelangte, dir mitzuteilen, daß auch ich unterdes meinen Beruf gewechſelt habe. Damals, vor etwa ſieben bis acht Jahren, wo wir ſo manchen Abend nach dem Rezept: „Sauer macht luſtig“ bei Hausmann in der Jägerſtraße beim Kutſcher ſehr vergnügt geweſen ſind, lag ich vor dem Referendarexamen, das ich auch ſpäter glücklich beſtanden und dem ich durch die Erwerbung des Doktor-Titels noch ein vergnügliches Ornament hinzugefügt habe. Trotzdem aber bin ich unter die Kunſtgelehrten gegangen. Die Anſteckung mit der Vorliebe für die Kunſtgegenſtände des vorigen Jahrhunderts erfolgte ſchon in meinen Schülerjahren und zwar durch meinen Onkel, einen vielbeſchäftigten Arzt in meiner Vaterſtadt. Der ſammelte, lange bevor die Schätzung der Erzeugniſſe des Rokoko-Zeitalters, ſo wie jetzt, allgemeine Mode geworden war, mit großem Erfolge dieſe ſo reizvollen, damals gänzlich verkannten und verachteten Gegenſtände. Er hatte dazu mannigfache Gelegenheit. Es herrſchte, als er zu ſammeln begann, noch unerbittlich die ödeſte Dürre, die das Kunſtgewerbe jemals geſehen hat. Es war das Zeitalter der blauen, der roten oder der grünen Stube, der Gipsfigur, der Mahagonimöbel und des ſchneeweißen Porzellans, das höchſtens noch mit einem ſchmalen, goldenen Rande verziert ſein durfte, wenn es für vornehm gelten ſollte. Da war denn auf Auktionen, wenn Familiennachläſſe verſteigert wurden, oft ſchönes Alt-Meißner und Alt-Berliner Porzellan für faſt gar nichts zu haben, ja ſogar einige hübſche Stücke Sèvres hatte er aufgetrieben. Manche Gegenſtände wurden dem beliebten und tüchtigen Arzt auch geſchenkt, da man ſeine Vorliebe für den „unmodernen alten Kram“ kannte, doch nicht, ohne daß ſeine Freude darüber ein wenig mitleidig belächelt wurde. Er hatte ſehr ſchöne alte Uhren aus Bronze und Porzellan, gebauchte Kommoden mit Marmorplatte, eingelegten Blumen und Bronzebeſchlägen, ſchön geſchweifte Stühle und andere Möbel und ſonſt noch allerlei, das ich hier nicht alles aufzählen will. Dieſe vielen Gegenſtände waren in den zwei Zimmern, die er bewohnte, ſo reizvoll und behaglich angeordnet, daß es mir doch einen anderen Eindruck machte, als der Stolz meiner Mutter, unſere grüne Stube, die mit einem grünen Teppich, grünen Plüſchmöbeln, grüner Tiſchdecke, grüner Tapete und grünen Blattpflanzen ausgeziert war und jedem, der ſich in ihr aufhielt, durch den Widerſchein von all dem Grün eine angenehme Waſſerleichenfarbe verlieh.

Mein Onkel war ein mittelgroßer, feingebauter Mann mit ſchlanken, weißen Händen und einer zarten, blaſſen Geſichtsfarbe, ſo daß es mir manchmal ſchien, er ſei ſelber aus Porzellan geformt, dem Stoffe, den er ſo ſehr liebte. Ich ſehe ihn noch deutlich vor mir, wie er in ſeinem kleinen Muſeum auf einem ſeiner alten Stühle ſaß und mit den ſeinen geiſtreichen Händen irgend eine ſchöne Vaſe oder eine zierlich geformte Theekanne hin und herdrehte, und ſie mit klugen Augen betrachtete, während er mich auf die feine Linienführung und die ſpielende Leichtigkeit des Ornaments und auf den zarten Schmelz oder den ſchimmernden Metallglanz der Färbung aufmerkſam machte. Denn ich hatte die ganze Neigung des in ſeiner Liebhaberei ſich vereinſamt fühlenden Mannes gewonnen, ſeitdem er entdeckt hatte, daß er bei mir nicht wie bei den meiſten ſeiner Bekannten und Freunde lächelnde Ablehnung oder ſtumpfe Gleichgültigkeit fand, ſondern Teilnahme und langſam wachſendes Verſtändnis. So brachte ich denn manche Stunde bei ihm zu und lernte in jungen Jahren ſchon mancherlei, das mir ſpäter ſehr zu nutzen kommen ſollte. Auch war ich wohl der fleißigſte Beſucher der Gemäldegalerie unſerer kleinen Reſidenzſtadt. Dort fand ſich außer einigen zweifelhaften Italienern eine ganze Reihe holländiſcher Bilder von hervorragendem Werte, und aus dieſen eifrig getriebenen Nebenbeſchäftigungen erwachte zuletzt in mir der brennende Wunſch, mich dem Studium der Kunſtgeſchichte zu widmen. Dies aber ſcheiterte an dem heftigen Widerſtande meines Vaters, der von ſolchen neuen Erfindungen nichts wiſſen wollte. Ich ward darum Juriſt, wie es in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt, da dieſes Fach für die Zukunft ſich in die meiſten Wege auseinanderzweigt. Du weißt ja ſelber, lieber Freund, daß ich die Dinge, an denen mein Herz hing, auch in Berlin, wohin ich mich wandte, niemals außer Augen gelaſſen habe, daß ich viele Stunden in den Muſeen zubrachte, daß ich die Bekanntſchaft hervorragender Sammler ſuchte und, obwohl ich ſelber kaum etwas kaufte, faſt keine der größeren Verſteigerungen bei Sachſe oder Lepke verſäumte. Du haſt mich ja oft genug mit dieſer Leidenſchaft geneckt, denn in dieſem Punkte warſt und bliebſt du ſtets ein Barbar, Teuerſter. Dir war es ſtets gleich, wie das Gefäß ausſah, aus dem du aßeſt oder trankſt, du konnteſt jahrelang in einem Zimmer wohnen, deſſen Tapeten zum Himmel ſchrieen, deſſen Teppich teufliſcher Hohn, deſſen Vorhänge Mord und deſſen Möbel Totſchlag waren.

Als ich nun nach vier Jahren mein Examen hinter mir hatte, ſtarb plötzlich mein Vater und hinterließ mir ein Vermögen, deſſen Zinſen mir für die eigene Perſon ein genügendes Auskommen ſicherten. Ich war keinen Augenblick zweifelhaft, was ich zu thun hatte, wandte mich ſofort ausſchließlich den geliebten Kunſtſtudien zu, verbrachte einige Jahre auf Reiſen in Wien, London, Holland und vorzugsweiſe Paris und ſammelte in ſteter begeiſterter Arbeit eine Summe von Kenntniſſen, die, wie ich wohl ohne Überhebung ſagen darf, in dieſem Fache ſelten jemand in ſo jungen Jahren vereinigt. Es darf nicht wunder nehmen, daß meine Studien ſich vorzugsweiſe auf das Rokokozeitalter richteten, denn was ſich in uns in ſpäteren Jahren zu Bäumen auswächſt, das findet ſeine Wurzelkeime bekanntlich immer in frühen Jugendeindrücken. Die letzten Jahre habe ich in angeſtrengter Arbeit und mit Studien für mein Werk: „Beiträge zur Kenntnis der Kleinkunſt des Rokoko-Zeitalters“ verbracht, das ich vor kurzem vollendet habe und womit ich mir eine kleine Poſition in der wiſſenſchaftlichen Welt zu ſchaffen gedenke.

Ich habe mich, lieber Wigand, in dem Beſtreben, dich zu unterrichten, wie es mir in der Zeit unſerer Trennung gegangen iſt, ein wenig ins Feuer hineingeſchrieben und ſehe nun ſtatt eines Briefes ein kleines Schriftſtück vor mir liegen. Mir fallen unwillkürlich die Verſe Heines ein:

„Zwölf Seiten eng und zierlich —
Ein kleines Manuſkript —
Man ſchreibt nicht ſo ausführlich,
Wenn man den Abſchied gibt!“

Aber damit komme ich zu dem eigentlichen Zwecke meines Briefes, denn ich will ja nicht den Abſchied geben, ſondern im Gegenteil, ich will mich anmelden. Ich will dich nämlich beſuchen. In all dieſen Jahren haben meine Augen kaum nach rechts oder links geſehen, ſie haben faſt ausſchließlich auf Bücherzeilen geruht und auf Kunſtgegenſtänden, auf jener Herbſtblumenpracht einer langſam verwelkenden Kunſt, die dann bald nach den gewaltigen Stürmen der Revolution in öden, monotonen Winter übergeht. Ich täuſche mich darüber nicht, der Winter iſt auch jetzt noch nicht vorüber. Denn was jetzt in der Kunſt auf allen Gebieten ſich regt, das iſt kein neuer Frühling, ſondern die Treibhausblumenpracht eines Wintergartens, in dem Gotiſches, Romaniſches, alle Sorten von Renaiſſance, Rokoko, ja ſogar Indiſches und Japaniſches, und was Du ſonſt noch willſt, friedlich nebeneinander wachſen. Wir haben eine künſtliche Kunſt heutzutage. Sie wurzelt nicht im Volke, ſie blüht nicht mehr von ſelber aus dem Handwerk empor, ſondern ſie wird in Schulen gelernt. Doch verzeihe, daß ich wieder abſchweife und zwar auf ein Gebiet, das, wie ich allen Grund habe zu glauben, dir völlig „Dampf“ iſt.

Ich bin alſo großſtadtmüde und auch ein wenig kunſtmüde. Der ſanfte Firnisduft der Muſeen iſt mir fatal geworden. Wir hatten in der letzten Zeit, kurz nachdem ich mein Buch ſo ziemlich abgeſchloſſen hatte, hier eine Rokoko-Ausſtellung, an deren Zuſtandekommen ich mich ſtark beteiligt habe. Das hat mir den Reſt gegeben. Ich beſinne mich darauf, daß ich ein Menſch bin und nicht nur eine Beſeh- und Schreibmaſchine, daß es auch wirkliche Felder, Wieſen, Seen und Wälder gibt außer denen von Ölfarbe, und noch andere Blumen als gemalte und von bunten Hölzern eingelegte. Wenn ich an eine, zwiſchen blühendem Kraut dahinmurmelnde Quelle denke, da überrieſelt's mich, daß es ſo liebliche Wunder gibt. Ich hoffe, du haſt eine ſolche poetiſche Einrichtung in Deinem verwilderten Park. Dort will ich liegen und auf das Murmeln und Rieſeln, Klingen und Tropfen lauſchen, auf das Geſumme der Fliegen, das Klopfen der Spechte und den fernen Schrei eines Raubvogels. Abends will ich auf den Anſtand gehen an den Waldrand und träumen und vorbeiſchießen und mich von den Haſen auslachen laſſen. Ich will mit dir zu Felde gehen und die Rüben beſehen, und ich ſehne mich nach Geſprächen über Stallfütterung, Pferdezucht, Guano und Chiliſalpeter. Ich will dicke Milch eſſen und ganz ſchwarzes Brot mit Speck und abends will ich Patience legen oder mit dir Sechsundſechzig ſpielen.

Haſt Du alſo, lieber Freund, eine Kammer für mich frei und einen Platz an deinem Tiſche, ſo teile mir das mit. Ich würde mich ungemein freuen, dich wiederzuſehen und die alte Freundſchaft zu erneuern. Grüße deine liebe Frau, auf deren Bekanntſchaft ich mich ſehr freue, und antworte bald

deinem Freunde
Anton Radloff.

PS. Nicht zu vergeſſen: angeln will ich auch! Für Bratbarſche laß ich mein Leben!

## 9. Der Fund.

Wie Herr Wigand die Eiſenbahn poetiſch fand und Radloff zum ſchweigenden Dulder ward. Es fällt ein Lichtſtrahl in eine dunkle Ecke. Entdeckerfreuden. Warum Fortuna ſo ausſehen kann wie ein weggelaufener Doktor juris, der ſich weder gewaſchen, noch gekämmt hat. Ein ungläubiger Thomas. Moderne Märchen. Warum Radloff keine Bratbarſche angeln konnte.

Wigand holte Radloff zu Wagen von der Halteſtelle ab, die am Ende des Dorfes gelegen war. Doch dieſer wünſchte die Strecke zu gehen, damit er ſich beſſer umſehen könne. Die breite Dorfſtraße mit den mächtigen Eichen, den ſtrohgedeckten, niederſächſiſchen Bauernhäuſern und den üppigen Baumgärten entzückte ihn, und im Richnowgrunde ſtanden beide lange auf der Brücke und ſchauten ſich das Thal und ſeine Ufer an.

„Wie ſchändlich,“ ſagte Radloff, „daß du ſelber dazu beigetragen haſt, dieſe Gegend zu ſchimpfieren, welch eine entzückende Idylle muß dies geweſen ſein, ehe der monotone Eiſenbahndamm durch dieſen Grund ging, und ehe das ſchnaufende, heulende, raſſelnde Ungetüm, täglich ein paarmal, hier vorüber ſauſte. Für mich iſt die Gegend nun nur noch halb ſo viel wert.“

Wigand lachte: „Man gewöhnt ſich dran, inſonderheit wenn man mit den Kornwagen nicht mehr drei Meilen über Land zu fahren braucht, ſondern gleich an Ort und Stelle verladen kann. Das iſt auch etwas wert.“

„Wieder die alte Geſchichte von der Poeſie und dem Rechenexempel,“ ſeufzte Radloff.

„Ich kann mir eine Zeit denken,“ ſagte Wigand, „wo wir noch andere Beförderungsmittel haben werden, die noch viel fürchterlicher und geräuſchvoller durch die Länder ſauſen, als die heutigen. Glaubſt du nicht, daß es dann Leute geben wird, die von dem längſtverklungenen, poetiſchen Pfiff der Lokomotive ſchwärmen, wie heut die Mondſcheinpoeten vom Poſthorn. Denk' nur an die Kinder? Was ſpielen ſie vorzugsweiſe? Eiſenbahn. Im Zimmer bauen ſie ſich Züge aus Stühlen, und draußen rennen ſie mit großem Geſchnauf einher und pfeifen und bremſen und läuten und halten an und rufen: ‚Richenberg! Ausſteigen!‘ Es wächſt ein anderes Geſchlecht auf, jetzt. Ich für mein Teil finde die Eiſenbahn ſehr poetiſch. Es ergreift mich ſtets, wenn ich zufällig allein in meinem nahen Walde bin, und der Schnellzug durchfährt. Schon von ferne vernimmt man ſein dumpfes Rollen, das ſchnell näher kommt und allmählich einen ſchmetternden Klang annimmt. Mit einemmale iſt das ſchnaubende Ungeheuer heran, der Boden zittert, und im nächſten Augenblick donnert es mit ſauſendem Ruck vorbei, eine wirbelnde Wolke von Staub und Blättern hinter ſich. So ſchnell wie es kam, verſchwindet die Rückwand des letzten Wagens in der Ferne, bald nur noch ein ſanftes, verhallendes Rollen, und die Einſamkeit iſt wieder da mit Vogelgeſang und Blätterrauſchen und Schmetterlingen, die ſich auf dem Bahndamm ſonnen. Ich finde das groß und ergreifend.“

„Sieh, ſieh,“ ſagte Radloff ein wenig verwundert, „es ſteckt doch noch ein Stückchen vom Poeten in dir.“

Es dunkelte ſchon, als die Freunde bei der bekannten Rebhuhnmauer anlangten.

„Ihr Muſen und Grazien,“ rief Radloff, „was iſt das? Welch ein wahnſinniger Traum! Und funkelnagelneu! Dieſe Ausgeburt kann höchſtens zwanzig Jahre alt ſein.“

Wigand klärte ihn auf über das beängſtigende Bauwerk und ſagte dann: „Als wir in deinem Briefe die Wendung mit den einfarbigen Zimmern fanden, da mußten wir unwillkürlich lachen, denn in dieſer Hinſicht kommſt du hier an einen Ort, wo, wie ich fürchte, deine äſthetiſchen Gefühle mit bloßen Füßen werden auf Glasſcherben tanzen müſſen. Denn der alte Herr von Rephun hat alle Zimmer, die er bewohnte, in dieſer Weiſe ausgeſtattet. Wir haben nicht nur eine blaue, rote und grüne Stube, ſondern auch eine gelbe, eine roſa, eine violette und eine braune, und nirgendwo fehlt das obligate Rebhuhn.“

„Hu!“ ſagte Radloff.

„Doch eins wollte ich dir noch ſagen,“ fuhr Wigand fort. „Meine Frau hängt ſehr an ihrem verſtorbenen Vater, der, obwohl ein höchſt ſchnurriger Sonderling, doch gegen ſie ſtets gütig und liebevoll war. Nun kenne ich dich und die Lebhaftigkeit deiner künſtleriſchen Empfindungen. Darum bitte ich dich, ſchimpfe nicht zu fürchterlich auf den alten Herrn in ihrer Gegenwart.“

„Schweigend dulden, duldend ſchweigen, wird meine Deviſe ſein!“ ſagte Radloff.

In dem blauen Gartenzimmer war der Abendtiſch gedeckt. Radloff benahm ſich muſterhaft. Er war außerordentlich galant gegen Frau Hildegard, deren heitere, ſanfte Schönheit ſeine Bewunderung erregte, und muſterte nur heimlich, ohne eine Miene zu verziehen, das ſchneeweiße Porzellan mit den ſteif und peinlich ſorgfältig gemalten Rebhühnern darauf und verlor kein Wort über das milchige, kalte Blau der Zimmereinrichtung und den nüchternen Ungeſchmack, der ihn rings umgab. Eine Weile nach dem Abendeſſen entfernte ſich Hildegard, um die Jugendfreunde, die bereits angefangen hatten, ſich in alte Erinnerungen zu vertiefen, ſich ſelbſt zu überlaſſen. Wigand holte eine neue Flaſche hervor. „In meinem Keller liegen noch von früher her einige gute Flaſchen,“ ſagte er, „geeignet, ſie mit lieben Freunden zu trinken. Was meinſt du zu Chateau d'Yquem?“

„Ein ſehr verſtändiger Wein,“ antwortete Radloff. „Ein liebenswürdiger Grandseigneur aus der guten alten Zeit; ich unterhalte mich gern mit ihm. Man befindet ſich bei ihm in der vornehmſten Geſellſchaft. Er enthält die beſten Eigenſchaften des galliſchen Volkes auf Flaſchen gezogen.“

Wigand ſchenkte den goldklaren Trank ein, und der Freund hielt ſein Glas gegen das Licht. Dann trank er, nickte befriedigt und ſprach: „Je suis heureux!“ ſagte der Schah von Perſien, als er ſeine europäiſche Rundreiſe machte, wenn ihm etwas ganz beſonders gefiel. Aber verzeihe, lieber Freund, wenn ich daran eine kleine pſychologiſche Bemerkung knüpfe, und ſei verſichert, daß nur Freundſchaft mich dazu treibt. Du biſt nicht glücklich. Mir iſt, als hätteſt du einen Druck auf deinem Herzen, deine Heiterkeit iſt gewaltſam, auf dem Grunde deiner Seele ruhen Ungeheuer der Tiefe, wie in der geheimnisvollen See, die ſich äußerlich in beſonnten Wellen kräuſelt. Du warſt ſtets ſo ein braver Kerl von feſter, heiterer Gemütsart, und ich habe dich immer gern gehabt, es iſt wirklich nur herzliche Teilnahme, die mich zu dieſer Frage treibt. Du haſt ein heiteres, anmutiges Weib, ſchöne geſunde Kinder, wie ich höre, ein prächtiges Gut und ſolchen Wein in deinem Keller — warum biſt du nicht glücklich?“

Wigand ſaß eine Weile, ſtarrte vor ſich hin und drehte den Fuß ſeines Glaſes zwiſchen den Fingern herum. Dann ſagte er: „Ich ſehe den Tag kommen, wo mein Weib nicht mehr heiter und dies Gut, das über dreihundert Jahre im Beſitze ihrer Familie war, in fremde Hände übergehen wird. Und ich fühle mich ſchuldig daran, weil ich nicht mit der nötigen Vorſicht und nicht im Hinblick auf mögliche ſchlechte Jahre gewirtſchaftet habe.“

Dann gab er dem Freunde eine eingehende Darſtellung des Zuſtandes, in dem er das Gut übernommen hatte, der raſtloſen Arbeit der letzten ſechs Jahre und ſeines jetzigen verzweifelten Zuſtandes. Er erwähnte dabei auch gelegentlich des im dreißigjährigen Kriege vergrabenen Schatzes und verſchwieg nicht, daß er ſchon manche Stunde damit verloren habe, über den Ort nachzugrübeln, wo der alte Vorfahr ihn damals verborgen hätte.

Das alte Pergament erweckte Radloffs beſonderes Intereſſe, und er bat darum, es einſehen zu dürfen. „Unſereins iſt manchmal findiger in ſolchen Sachen,“ meinte er, „es gehört ein wenig mit zum Geſchäft, Dunkles und Verborgenes aufzuſtöbern.“

Wigand brannte ein Licht an und ſagte: „Auf meinem Schreibtiſche liegt außerdem noch ein ganzer Stapel alter Familienpapiere. Es befinden ſich dabei Aufzeichnungen über die Ankäufe und den Erwerb von Kunſtgegenſtänden in Paris aus dem vorigen Jahrhundert, die dich vielleicht intereſſieren. Die Familie war damals ſehr reich. Als Beatus von Rephun im Jahre 1717 die Herrſchaft antrat, kam er in den Beſitz von dreiundfünfzig Gütern, die faſt gar nicht verſchuldet waren. Er und ſein ihm folgender Sohn haben aber im Laufe der Jahre ſo ziemlich alles verſchwubſt, denn ſie lebten als große Herren, und in Richenberg ging es zu wie an einem kleinen Hofe.“

Dann ging er, um die Schriftſtücke zu holen, und dabei hob der Schein ſeines Lichtes einen Gegenſtand hervor, der auf einem Eckſchränkchen bis dahin im Schatten geſtanden hatte. Als er mit einem ganzen Arm voll von vergilbten Papieren wieder zurückkam, fand er Radloff ganz vertieft in den Anblick einer Figurengruppe von Porzellan. Er drehte und wendete ſie und prüfte aufmerkſam die an der Unterſeite angebrachten Marken, dann ſtellte er ſie vor ſich auf den Tiſch ins rechte Licht und gab ihr mit den Fingern eine leichte Drehung, ſo daß ſie ſich ihm von allen Seiten darſtellte. „Sag' 'mal,“ fragte er dann, „habt ihr noch mehr ſolche Sachen?“

„Maſſenhaft,“ ſagte Wigand, „auf dem Boden ſteht viel ſolch Zeug, ſolche Puppen und auch Tiere und Vaſen und Schüſſeln, und was weiß ich. Meine Frau bringt manchmal was mit herunter, wenn es ihr gefällt, die Frauen haben ja ihr Vergnügen an ſolchen Kinkerlitzchen. In ihrem kleinen Eckzimmer ſteht noch mehr.“

„Das muß ich ſehen!“ ſagte Radloff.

Sie gingen nun hinüber in das kleine Stübchen, das Frau Hildegard ſich ſchon in ihrer Mädchenzeit zierlich eingerichtet hatte. Dort war ein Glasſchrank, der allerlei Niedlichkeiten von Porzellan, Elfenbein, Glas und dergleichen enthielt. Der Doktor fuhr mit ſchnellem Blick darüber hin, und ſeine Augen blieben dann haften auf dem oberen Brett. Dort ſtand ein ſogenanntes Vis à vis, ein Frühſtücksſervice für zwei Perſonen mit Platte, zwei Taſſen, Kanne u. ſ. w. in Weiß mit Gold. Er öffnete den Schrank und unterſuchte die Stücke ſorgfältig. Seine Hand zitterte, als er das letzte wieder hinſtellte. Dann gab er zwei leiſe, langgezogene, pfeifende Töne von ſich und fragte: „Ich vermute, daß hierzu ein altes Maroquin-Futteral gehört; iſt es noch vorhanden?“

„Das weiß ich nicht, da mußt du meine Frau fragen.“

„Iſt ſie ſchon zu Bett?“

„Ja.“

„Schade!“

Dann dachte Radloff eine Weile ſtill nach und fragte dann: „Du ſagteſt von Verzeichniſſen über den Erwerb von Kunſtſachen in Paris. Kann ich die 'mal ſehen?“

Sie gingen zurück in das andere Zimmer, und Wigand ſuchte einige Papiere aus dem Stapel hervor, in deren Inhalt der Doktor ſich augenblicklich vertiefte. Bald ſtieß er wieder einige lange pfeifende Töne aus und ſagte: „Dies Verzeichnis ſtammt aus einer ſpäteren Zeit, aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.“

„Ja, von Louis von Rephun, dem Sohne des Beatus; der war auch längere Zeit in Paris.“

„Weißt du, ob von den hier verzeichneten Sachen noch etwas vorhanden iſt?“

„Keine Ahnung.“

„Erinnerſt du dich an einige der Gegenſtände, die du oben geſehen haſt?“

„Kaum, es intereſſiert mich zu wenig. Und doch, drei Vaſen, eine große und zwei kleinere, ſind mir aufgefallen wegen ihrer ſonderbaren Form.“

„Wie ſahen Sie aus?“ ſchoß Radloff in der höchſten Spannung hervor, „ich meine, welche Grundfarbe hatten ſie?“

„Na, roſenrot, denk' ich, wenn ich mich recht erinnere.“

„Donnerwetter!“ rief der Doktor. „Können wir nicht ſofort dorthin gehen? Die muß ich ſehn!“

„Aber ich bitte dich, lieber Freund, jetzt mitten in der Nacht; das hat doch wohl bis morgen Zeit.“

Radloff machte eine nervöſe Bewegung: „Ach, du weißt ja nicht! Doch gut. Hier ſind auch Möbel aufgeführt; ſind davon noch welche vorhanden?“

„O gewiß! So alte dickbauchige Kommoden mit Meſſingbeſchlag und ganz bunten Marmorplatten.“

„Und eingelegten Blumen?“

„Ja, ich glaube wohl.“

Der Doktor war ſichtlich in immer größere Aufregung geraten. „Und ich dachte, ich wollte mich hier erholen!“ ſagte er mit komiſcher Verzweiflung. „Aus der Scylla in die Charybdis! Freund, halte mich nicht für verrückt! Aber wenn du wüßteſt, was mich bewegt, du würdeſt mich verſtehen. Doch wenn ich jetzt ſchon etwas ſagte — du hielteſt mich mindeſtens für einen Phantaſten. Und ich will keine Hoffnungen erwecken, bevor ich Gewißheit habe. Genug, dieſe Geſchichte regt mich ſehr auf. Aus dem Schlaf wird dieſe Nacht wohl nicht viel werden. Und nun noch eine Bitte: gib mir die Schlüſſel zu den Räumen, wo dieſe Sachen ſtehen. Wenn ich mich morgen früh, ſobald es Tag wird, nicht gleich darüber her machen kann, ſo geh' ich zu Grunde.“

Kopfſchüttelnd that ihm Wigand den Willen und beſchrieb ihm die Gegend des Schloſſes, wo dieſe Bodenräume ihren Zugang hatten. Mit Radloff war nicht viel mehr anzufangen, er behauptete, nun müde zu ſein, nahm aber, als Wigand das Licht ergriff, um ihn auf ſein Zimmer zu bringen, ſämtliche Schriftſtücke mit ſich.

Mit einiger Verwunderung ſuchte Wigand ſein Schlafzimmer auf. „Die Sammler bleiben ſich doch alle gleich!“ dachte er. Es war heut' gerade ſo, wie neulich mit dem Paſtor. Wie teilnahmsvoll war der alte Herr, doch als er dann die Raupen fand, da war's mit einmal aus. Wie kann ſich nun jemand um den Weiberkram ſo haben, um die alten verdrehten Porzellanpuppen mit Reifröcken, den pimplichen Taſſenkram und die alten roſa Pötte und Tantenkommoden. Das Sammeln verdirbt den Charakter, hab' ich mal geleſen. Wer das geſchrieben hat, der hat recht.“

(Schluß folgt.)

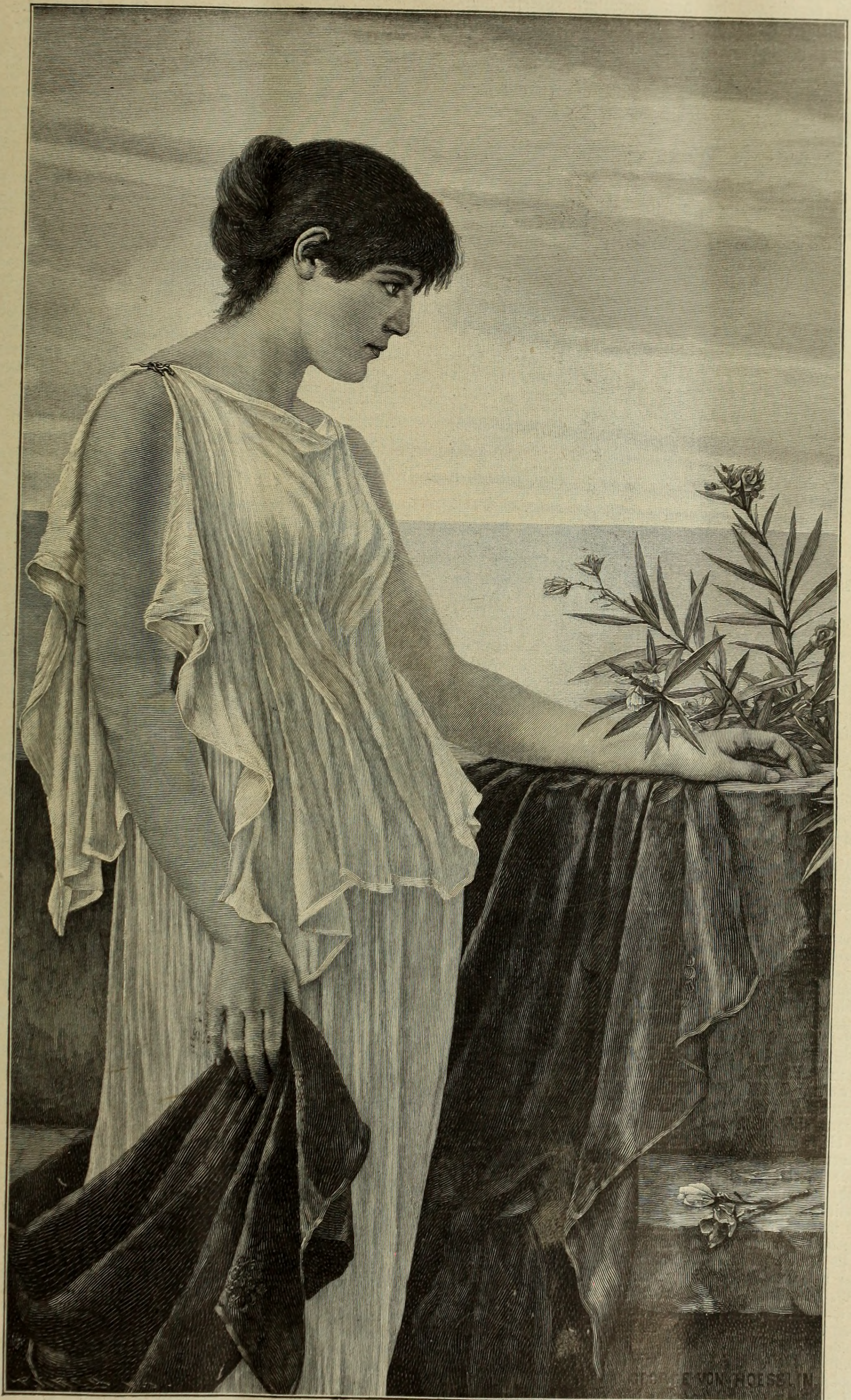
## Menſchenräuberei im vorigen Jahrhundert.

Der große Friedrich ſoll das Land Mecklenburg einmal mit einem Mehlſack verglichen haben, je mehr man darauf klopfe, deſto mehr ſtäube Mehl heraus. Das Zutreffende dieſes Vergleiches konnte ich nicht verkennen, als mir beim Durchſtöbern der Regiſtratur eines früheren mecklenburgiſchen Patrimonialgerichts kürzlich einige Aktenſtücke aus den Jahren 1749 und 1753 in die Hände fielen, die in gewiſſer Richtung einen Belag für die Richtigkeit dieſes Wortes abgeben und durch einen kleinen ſchlichten Rahmen einen Ausblick in einen hiſtoriſchen Hintergrund gewähren. Es war die Zeit, in der Goethe geboren wurde, in der das geiſtige Leben der Nation einen höheren Aufſchwung nahm. Überall wurde ſie angezündet, die Fackel des Geiſtes, aber neben vielem Licht gab es auch um ſo tiefere Schatten, und Reſte mittelalterlicher Roheit traten neben der Verfeinerung der Sitte um ſo greller hervor. Die obenerwähnten Aktenſtücke gewähren einen Einblick in die Drangſale, die das Ländchen Mecklenburg-Strelitz um jene Zeit von preußiſchen Werbern zu erleiden hatte, obwohl man damals im Frieden lebte und Mecklenburg ſpeziell nicht zu den Feinden des großen Königs gehörte.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß ſich von Norden her ein Stück von Vorpommern keilförmig in Mecklenburg-Strelitz bis in die Nähe der Stadt Friedland hineinſchiebt. Hier liegen ſeit Jahrhunderten die großen Beſitzungen der Grafen Schwerin, und die Friedländer Chronik erzählt, daß dieſe Herren der Stadt gefährliche Nachbarn waren, und daß zwei von ihnen in einer Fehde gefangen und innerhalb der Stadtmauern gerichtet wurden.

Es iſt bekannt, daß das Haus Hohenzollern nie treuere Vaſallen hatte, als die Schwerins, und wo für eines Hohenzollern Ruhm und Ehre preußiſches Blut gefloſſen, da war ſprichwörtlich ſtets ein Schwerin dabei. Zu der Zeit, von der ich erzähle, ſtand ſogar an der Spitze des preußiſchen Heeres jener berühmte Sohn dieſer Familie, deſſen Ruhm weltgeſchichtlich geworden, und der ſpäter bei Prag ſeine Treue mit ſeinem Blute beſiegelte, der Feldmarſchall Schwerin, und ein anderer dieſes Stammes, der Generalmajor von Schwerin, befehligte zu Paſewalk das Regiment Bayreuth Dragoner, bekannt durch den Ehrentag von Hohenfriedberg und das durch Moltke wieder geflügelt gewordene: „Wat ſeggt he nu to ſine Süpers?“

Von Paſewalk und von Schwerinsburg aus unternahmen nun dieſe Herren förmliche Raubzüge in das Ländchen Mecklenburg-Strelitz und ſchleppten fort, wer ihnen zum Kriegsdienſt tauglich ſchien, gleichviel ob den Gatten oder den einzigen Sohn der Witwe. In einem kleinen Aktenkonvolut



Iphigenie. Nach dem Gemälde von G. von Hoeſſlin.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

finden ſich innerhalb weniger Jahre fünf ſolcher Fälle von Menſchenraub verzeichnet, die dem damaligen Patrimonialrichter amtlich gemeldet wurden. Erwägt man, daß deſſen Kompetenz nur wenige Dörfer der Umgegend umfaßte, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von dem Umfange dieſes Raubweſens machen, gegen welches der Einzelne, wie wir ſehen werden, nur auf ſeine Fauſt und die Hilfe der Nachbarn angewieſen war.

Am 31. Auguſt 1749 regiſtriert unſer Patrimonialrichter:

> „Der Sandhäger Kirchenunterthan Hans Salchow zeigete an, daß in der Nacht vom 29ſten auf den 30ſten huj. ihm ſein Tagelöhner Karl Nitſch aus dem Stall mit Gewalt genommen worden. Etwa um Mitternacht hätte ſeine Frau auf dem Hof ein Lärmen gehöret, die ihn aufgewecket und geſagt, er mögte hinausgehn, auf dem Hof geſchehe Mord und Todtſchlag. Er wäre darauf ſofort aus dem Bette geſprungen, hätte ſeine Beinkleider angezogen und ſo nach dem Hof geeilet. Bei Ankunft hätte er niemand da gefunden, wohl aber gehöret, daß vor dem Hof ein Geſchrei geweſen und einer zum öftern gerufen: ‚Biſt du nicht Karl?‘ Als er dieſem Geſchrei nachgefolget, hätte er vor dem Hof einen Trupp Leute geſehn, die beſtändig mit Schreien fortgefahren. Er hätte ſich allein nicht zu ihnen getrauet, ſondern wäre nach dem Kirchhof gelaufen und hätte Sturm geläutet. Nach dieſem Läuten wäre das Lärmen nicht mehr ſo groß geweſen, und hätte er wohl gehöret, daß ein Wagen fortgefahren. Ehe nun die Leute im Dorfe zuſammen gekommen, wäre der Wagen eine ganze Weite vom Dorfe abgekommen, welches er durch einen Schuß ſo geſchehn vernommen. Verfolgen hätten ſie den Wagen nicht können, weil ſie nicht gewußt, was er für einen Weg genommen. Soldaten müßten es geweſen ſein, die ihm den Tagelöhner genommen, weil ſie bemerket, daß ſie blaue Röcke an und Degen gehabt. Interrogatio: Ob dieſer Tagelöhner allein oder ob Jemand bei ihm geſchlafen? Responsum: Martin Nitſch, des weggenommenen Karl leiblicher Bruder, der ſich mehrenteils in Kotelow aufhielte, hätte ſelbige Nacht bei ihm geſchlafen und wie dieſer, der ſchon wieder nach Kotelow wäre, ausgeſagt, hätten die Soldaten ſie beide erſt aus dem Bette gezogen und geſehn, wer der Längſte wäre. Nachdem ſie nun ſeinen Bruder dafür erkannt, hätten ſie ſelbigen mitgenommen.“

Eine Unterſuchung des Falles ſcheint hierauf ebenſowenig eingeleitet zu ſein, als der Verſuch einer Reklamation, wenigſtens enthalten die Akten nichts weiter und folgt [in actorum 2] gleich der zweite Fall, in dem jedoch die Überrumpelung diesmal an dem energiſchen Widerſtande des Überfallenen ſcheiterte, obwohl man, durch das Sturmläuten des Hans Salchow gewitzigt, diesmal den Glockenſtrang abgeſchnitten hatte, bevor man zur That ſchritt.

Ich laſſe nun wieder das Protokoll reden, welches den Vorfall mit dramatiſcher Friſche ſchildert:

> „Actum Friedland d. 5. November 1749 in praesentia oeconomorum.“
>
> Es erſchien der Schultze aus Sandhagen und zeigete an, daß er in dem einen Häußgen, welches zu dem einen Bauerhof, den er von der Kirche mit in der Pacht hätte, gehörete, einen Einlieger hätte, welcher Heinrich Markhoff hieße. In dieſem Häusgen, worin dieſer Markhoff läge, wäre in der abgewichenen Nacht ein gewaltiger Werbungs-Excess vorgefallen. Sein des Deponenten Schwiegervater hätte desfalls Lärmen im Dorfe gemacht und Gewalt gerufen. Wie endlich die Dorfſchaft darüber munter geworden und zuſammen gekommen, wären die Werber ſchon wieder weg geweſen. Was nun eigentlich bei dieſer intendirten Werbung vorgefallen, würde ſein Einlieger Markhoff, welchen er aus Sandhagen mit herein gebracht, auf Befragen angeben. Es iſt hierauf dieſer Einlieger gefordert und befraget worden, ob in der abgewichenen Nacht ein Lärmen in ſeinem Häußgen geweſen und was dabei vorgefallen. Responsum: Ja, und wären die Umſtände folgende: Geſtern Abend etwa um 10 Uhr, wie er ſchon mit ſeiner Frau zu Bette geweſen, wären Leute vor ſein Fenſter nach der Straße gekommen und hätten das Fenſter eingeſchlagen, Deponent wäre hierauf aufgeſprungen und hätte gerufen, ſie ſollten zurückbleiben, oder er würde ſchießen, worauf ſie zwar von dem Fenſter weggegangen, er aber gleich auf die Gedanken gerathen, daß es Werber ſein müßten. Er hätte ſich dahero aus dem anderen Fenſter, welches nach dem Hof zu ginge, retiriren wollen, wie er aber gegen das Fenſter gekommen, hätte dort auch einer geſtanden, welcher mit einem Prügel zu ihm in das Fenſter hineingeſchlagen, ſo daß ihm der Schlag dichte über den Kopf weggegangen und die Nachtmütze mit heruntergenommen. Hierauf hätte ſich Deponent auf den Boden retiriret und die Leiter nach ſich hinauf gezogen. Inzwiſchen hätten die Werber die Hausthür aufgehauen, und ſoviel er ſehn können, müßten wenigſtens 14 Mann im Hauſe geweſen ſein. Anfänglich hätten dieſe Leute in der Stube und im Keller, auch allenthalben unten im Hauſe Deponenten geſucht und ſeine Frau mit Schlägen gedrohet, daß ſie ſagen ſolle, wo Deponent geblieben. Deponent hätte dieſes gehöret und weil die Frau krank, ſo hätte er derſelben nicht gern Schaden zufügen laſſen wollen und dahero gerufen, ſie möchten die Frau nur gehen laſſen, er wäre auf dem Boden und wollte herunter kommen. Inzwiſchen hätte ſeine Frau Gelegenheit gekriegt, aus der Hinterthür zu kommen und Lärmen zu machen. Deponent hätte auch gehöret, daß der nahe bei ihm wohnende Bauer Zühl munter geworden, hiedurch hätte er Mut geſchöpfet und den Vorſatz gefaſſet, daß er ſich ob er gleich im bloßen Hemde geweſen, dennoch ſo gut als er könne vertheidigen wolle. Ehe aber noch die Dorfſchaft ſo munter geworden, daß ſie ihm zu Hülfe kommen können, hätte ſich einer von denen Leuten, welchen er nach der Mondirung vor einen Oberoffizier von dem Bayreuthiſchen Regiment gehalten, auf ein Schrank, welches unter dem Bodenloch ſtünde, heben laſſen. Dieſer officier hätte nicht nur einen entblößten Degen in der Hand gehabt, ſondern hätte auch eine brennende Laterne auf den Boden geſetzt, wodurch Deponent zugleich Gelegenheit gekriegt um ſich zu ſehn. Deponent hätte hierauf eine Bohle vom Boden losgeriſſen und den officier gewarnet, daß er zurückbleiben möge. Wie er aber dennoch heraufkommen wollen, habe er ihn mit der Bohle auf den Kopf geſchlagen, daß der officier von dem Schrank worauf er geſtanden zur Erde heruntergefallen. Hierauf wäre ein Schuß nach ihm geſchehen, welchen er aber vor blind gehalten, weilen er nicht beſchädiget worden. Deponent wäre etwas zurückgetreten, um zu observiren, ob auch etwa der Propfen im Dach brennen möchte. Wie er aber kein Feuer gewahr worden, hätte er ſich wieder zur Gegenwehr fertig gemacht. Hierauf wäre ein Häuschen-Mann aus Klockow, nahmens Voß, welcher mit unter denen Werbern geweſen, mit einer Leiter gekommen und hätte gerufen, er wolle hinauf, weil er ſich feſte machen könne. Deponent habe ihm geantwortet, er könne ſich auch feſte machen und Voß ſolle ſich daher in Acht nehmen. Wie er aber demohngeachtet zu ihm hinauf ſteigen wollen, habe er dieſem Voßen auch eins mit ſeiner Bohle verſetzet, und wie er hierauf noch nicht zurückbleiben wollen, habe er noch einen Schlag gethan, worauf dieſer Voß auch von der Leiter zur Erde gefallen. Hierauf wären die Werber von außen aufs Dach gekommen und hätten auf beiden Seiten mit denen Degens durch das Strohdach geſtoßen, daß Deponent ſich genug in Acht zu nehmen gehabt, daß ſie ihn nicht getroffen. Weil Deponent die Laterne, welche der officier hinauf geſetzet, bei ſich oben gehabt und folglich frei um ſich ſehn können, ſo hätte er auch immer an der Einbeugung des Strohes wahrnehmen können, an welcher Stelle des Daches die Werber geſtanden. Er hätte daher mit ſeiner Bohle immer in der Gegend gegen die Latte geſtoßen und auch geſpüret, daß wenn er eine Latte getroffen, worauf ein Kerl geſtanden, derſelbe auch heruntergefallen. Inzwiſchen wäre auch die Dorfſchaft zuſammengekommen, da denn die Werber ſich retiriret hätten. Wie es dieſen Morgen Tag geworden, hätte er im Hauſe einen Soldatendegen und eine Axt gefunden, welche die Werber zurückgelaſſen, auch hätte er die Laterne noch, welche ihm der officier auf den Boden geſetzt. Quaes.: Ob er unter denen Werbern keinen gekannt. Resp.: Er hätte nicht nur eine Laterne oben gehabt, ſondern die Werber hätten auch noch zwei unten gehabt, dahero er, weil es gantz helle im Hauſe geweſen, gut um ſich ſehen können. Er hätte daher unter denen Werbern folgende erkannt:
>
> I. Des Schäfers aus Klockow beide Söhne, welche unter dem Regiment des Feldmarſchalls von Schwerin als musquetier dieneten.
> II. Des Müller Galenbecks aus Klockow Sohn, welcher unter die Reuter wäre ſo in Zehdenik lägen.
> III. Einen Jäger in grüner mondirung, welchen er vor des Herrn Stallmeiſter von Jasmund Jäger hielte, aber nicht gewiß wüßte.
> IV. Zwei Bediente, welche des Herrn Feldmarſchall von Schwerin liverei angehabt.
> V. Einen Bauern aus Klockow, nahmens Heinrich Müller, welchen Deponent eigentlich gekannt.
> VI. Der Häusgen-Mann aus Klockow, nom. Voß, welchen Deponent auf den Kopf geſchlagen und von welchem er heute gehöret, daß er von denen übrigen, wie ſie ſich retiriret, weggetragen worden.
>
> Quaes.: Ob er nicht wiſſe wohin die Werber ihre Retirade genommen? Resp.: Wie er glaubte nach Klockow, denn der Häusgen-Mann Criſtoph Mentz und der Weber Bars wären denen Werbern begegnet und von ihnen noch eine Ecke mitgenommen, damit ſie wegen des vermeinten Nachſetzens nicht verrathen werden könnten.
>
> Schließlich zeiget der Schulze Kruſe noch an, daß die Werber von der Sturmglocke den Strick abgeſchnitten.“

Es wurden nun die beiden Vorgenannten Mentz und Bars noch vernommen, und dieſe beſtätigten die auf ſie bezüglichen Angaben des Markhoff. Auch ſie hatten die beteiligten Klockower Einwohner und die Bedienten aus Schwerinsburg erkannt. Über die Thäter und Teilnehmer an dieſem räuberiſchen Überfall konnte hiernach kaum noch ein Zweifel walten. Dieſe konnten freilich ſtrafrechtlich nur zur Verantwortung gezogen werden, ſo weit ſie mecklenburgiſche Unterthanen waren, während die eigentlichen Urheber allein auf diplomatiſchem Wege zu belangen waren und ſich offenbar völlig ſicher fühlten. Hatten ſie doch nicht einmal für angezeigt erachtet, die Uniform auszuziehn, ja, die Bedienten des Feldmarſchalls von Schwerin hatten an der Razzia in ihren, in der ganzen Gegend bekannten Livreen teil genommen. Der überfallene Markhoff erklärte in Übereinſtimmung mit den anderen Zeugen, daß er mehrere Klockower Einwohner erkannt hätte. Das Vorgehen gegen dieſe war alſo durch die Umſtände klar vorgeſchrieben, und nach unſeren heutigen Anſchauungen wäre das nächſte geweſen, daß man dieſe Leute an Ort und Stelle rekognoszieren und ſie dann ſofort einſperren ließ, um ihnen den Prozeß zu machen. Aber welch klägliches Schauſpiel ohnmächtiger Juſtiz entwickelt ſich ſtatt deſſen? Der erſte Schritt, den der zuſtändige Patrimonialrichter thut, beſteht in einem langatmigen Bericht ad Serenissimum über den Vorfall mit der Schlußbitte, ihm Verhaltungsmaßregeln zu geben. Referent wußte offenbar ſehr wohl, daß der Klockower Ritter von Jasmund ſich ein direktes Einſchreiten gegen ſeine Unterthanen als Eingriff in ſeine Gerichtsherrlichkeit energiſch würde verbeten haben. Auf den Bericht erfolgte nach einigen Tagen das folgende Reſkript:

> „Von Gottes Gnaden Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg. Wohlgelehrte und ehrſame liebe Getreue! Auf Euren unterthänigſten Bericht nebſt beigeſchloſſenem Protokollo wegen der in Sandhagen vorgefallenen gewaltſamen Werbung an dem Einlieger Markhoff geben wir Euch zur gnädigen Reſolution, daß diesfalls an den Stallmeiſter von Jasmund zu Klockow, daß er ſeine beiden Unterthanen Müller und Voß, welche hierbei intereſſieret geweſen, ſofort nach Empfang arretiren und wohlverwahret anhero liefern zu laſſen, verordnet worden; weshalb Ihr denn beigehendes Mandatum glaubwürdig insinuiren laſſen ſollet. Wann hienächſt von dieſen beiden Kerlls herausgebragt, was es vor Werber und von welchem Regiment ſolche geweſen, und wer ſonſten mit dazu geholfen, ſoll desfalls an den Chef des Regiments geſchrieben und Satisfaction verlanget werden. Indeſſen habt Ihr wohlgethan, daß Ihr den Markhoff bishero in Friedland behalten, womit Ihr auch bis auf weitere ordre zu continuiren habet. Datum Neuſtrelitz den $11^{\text{ten}}$ December 1749 ꝛc.“

Die Anordnung, die Beſchuldigten Voß und Müller nach Neuſtrelitz wohlverwahrt zu liefern, war freilich ſo zweckwidrig wie möglich, abgeſehen davon, daß bei damaligen Wegen der Transport dorthin zwei Tagereiſen in Anſpruch nahm. Der p. von Jasmund that denn auch, was er für gut hielt. Zunächſt ließ er das Reſkript etwa 14 Tage bei ſich liegen, dann ſperrte er zum Schein den Häuschen-Mann Joachim Voß auf 44 Stunden ein und bat den Stadtrichter, er möge nach Klockow hinauskommen und die Geſchichte unterſuchen, ihm auch den Stadtſchließer hinausſchicken, damit er auf Voß Acht geben könne. Der Stadtrichter notiert auf dieſem Brief, er habe die Requiſition abgelehnt und ſtatt ſeiner den Sekretär Spiegelberg hinausgeſchickt. Ihm war bei dieſer Sache wohl etwas ungemütlich, und er mochte mit großen Herren nicht gern Kirſchen eſſen. Der Sekretär „inquirirt und procedirt nun in praesentia des p. von Jasmund“ in tiefſter Devotion vor dem Gerichtsherrn, ſoweit dieſer für gut befindet. Selbſtverſtändlich leugneten deſſen Hinterſaſſen alles. Das betreffende Protokoll iſt zu originell, um nicht mitgeteilt zu werden:

> „Actum Klockow. 23. Dezember 1749.
>
> In praesentia Sr. Hochwohlgeboren des Herrn Stallmeiſter von Jasmund ingleichen des Gärtners Chr. Luchterhand und Jacob Schultz als ad hunc actum zugezogenen Zeugen.
>
> Es zeigeten der Herr Stallmeiſter von Jasmund, Hochwohlgeboren, ad protocollum an, daß ihm durch ein Hochfürſtliches mandatum vom 11. hujus bekannt geworden, wie vor einiger Zeit in dem Dorfe Sandhagen ein gewaltſamer Werbungsexceß vorgefallen, bei welchem unter andern ein hieſiger Unterthan nahmens Voß impliciret ſein ſollte, dahero er nach Maßgabe vorgeſagten höchſten mandati, obwohl mehrere mit dem Namen Voß allhier befindlich auf Joachim Friedrich Voſſen, als welcher ſonſten von extravagantem Betragen Argwohn geſchöpfet, daß er hier gemeinet und alſo ſelbigen geſtriges Tages arretiren und die Nacht hindurch bewachen laſſen, damit am heutigen Tage derſelbe examiniret und dem Befinden nach weiter verfahren werden könne. Es iſt alſo derſelbe vorgelaſſen und befraget (folgen nun ausführliche Fragen über ſeine Perſonalien) . . .
>
> Quaes.: Ob er vor einiger Zeit in Sandhagen geweſen? Rp.: Ja! Aber auf die Arth nicht wie ſie meinten. Quaes.: Was es denn for eine Arth ſei? Rp.: Er meinete wegen der Werbung, darauf wäre er nicht mit geweſen, wovon er gehöret. Quaes.: Ob er nicht in Sandhagen geweſen und daſelbſt bei nachtſchlafender Zeit einen Kerll Nahmens Markhoff wegnehmen helfen wollen? Rp.: Nein. Quaes.: Ob er nicht auf einer Leiter geſtiegen und den Markhoffen vom Boden herunter holen wollen? Rp.: Nein. Quaes.: Ob ihn Markhoff nicht auf den Kopf geſchlagen, daß er von der Leiter gefallen und vor todt gelegen? Rp.: Nein.
>
> Es iſt Joachim Friedrich Voß ſcharf zugeredet worden, die Wahrheit zu ſagen und ſich ſelbſten keine Weitläuftigkeiten zuzuziehen indem die Wahrheit doch heraus müßte, ſintemalen ihn Viele bei dem Complott geſehen und wenn ſelbige es alsdann ausſagten, er ſich leicht vorſtellen könnte, daß er ſeine Strafe verdoppeln würde. Allein allem Zureden ohngeachtet will er hiervon nichts wiſſen.
>
> Man hat ihm hierauf alle Umſtände ſoviel man davon weiß, was in Sandhagen derzeit paſſiret ſein ſoll, vorgehalten und ihm dabei angezeiget wie der Markhoff ſowohl, als noch einige andere aus Sandhagen ihn geſehen, daß er wirklich mit bei dem Complott und bei der in Sandhagen verübten Gewaltthätigkeiten geweſen, dahero er nur die Wahrheit herausſagen ſollte. Joachim Friedrich Voß will aber hiervon garnichts wiſſen, es iſt dahero Voß wieder in arrest gebracht worden.
>
> a meridie:
>
> Nachdem man nun dieſe Sache ein wenig überleget, ſo hat Voß nochmalen vorkommen müſſen und iſt ferner ermahnt worden, die Wahrheit zu ſagen, ob er nicht bei den in Sandhagen verübten Gewaltthätigkeiten geweſen. Voß will aber hiervon garnichts wiſſen, ſondern verlanget noch satisfaction, daß man ihm ſo was nachredete.
>
> Da nun bei dem Herzoglichen Mandato nicht das von der Friedlandiſchen Kirchen oeconomei gehaltene Protocollum gnädigſt mitcommuniciret, folglich man nicht wiſſen kann wie weit der angegebene Voß und Hinrich Möller graviret (notabene der Patrimonialrichter hat zu den Acten ausdrücklich vermerkt, daß er Spiegelberg dies Protocoll mitgetheilt habe, er wird es alſo zu Hauſe vergeſſen und den complicirten Inhalt nicht im Gedächtniß gehabt haben), ſo haben der Herr Stallmeiſter von Jasmund, Hochwohlgeboren, ſintemalen in dem hieſigen Dorfe ſich vier Perſonen, welche den Namen Voß führen aufhalten, und überdem auch die Ferien nahe, vor dienſam erachtet, dieſen Voſſen bis dahin zu dimittiren. Hiernächſt gaben der Herr Stallmeiſter ad Protocollum, wie dieſelben den Bauern, den angegebenen Hinrich Möllern auch vorgehabt, um ihn zu vernehmen, ob er geſtändig, daß er mit bei vorbeſchriebenen Gewaltthätigkeiten in Sandhagen geweſen, allein dieſer hätte hiervon auch nicht das geringſte wiſſen wollen.
>
> Weilen nun leicht zu vermuthen, daß dieſer Hinrich Möller eben dergleichen Läugnen auch ad Protocollum thun würde, ſo haben der Herr Stallmeiſter vor dienſam erachtet, dieſe Unterſuchung vor der Hand auszuſetzen, um ſo mehr da die heiligen Ferien nahe und man nicht weiß wie weit dieſer Bauer graviret.
>
> Resolutio:
>
> Es ſoll Serenissimo dieſes Protocollum mit einer unterthänigſten Relation eingeſandt werden. In fidem Spiegelberg notarius publicus.“

Der Patrimonialrichter berichtet nun natürlich pflichtſchuldigſt an Sereniſſimum, daß nichts zu ermitteln geweſen ſei, jedoch ſolle ein Offizier vom Regimente Bayreuth, der auf der Verfolgung von Deſerteuren Friedland paſſiert, haben verlauten laſſen, die Werbung ſei von Schwerinsburg auf eigene Fauſt unternommen. Der Stallmeiſter von Jasmund, welcher vermutlich Beziehungen zu Schwerinsburg hatte, ſendet das Protokoll mit einem devoteſten Anſchreiben, worin er bittet, die ihm erwachſenen Koſten erſtatten zu laſſen, ad Serenissimum. Der Markhoff wurde inzwiſchen in Friedland feſtgehalten, ohne bei der Ermittelung der Thäter verwandt zu werden, bis endlich ein nach den Weihnachtsferien eingehendes herzogliches Reſkript vom 11. Januar 1750 dem Patrimonialrichter dieſen inquiſitoriſchen Kniff unterſagt. Inzwiſchen wird man anderweitig aber ſchon bemüht geweſen ſein, Sand über die Geſchichte zu ſcharren, genug, hiermit endigt die glorioſe Unterſuchung.

Aber auch die Rittergüter wurden ebenſowenig verſchont. Am 28. Januar 1753 berichtet unſer Patrimonialrichter wiederum ad Serenissimum:

> „Es iſt der Herr Landmaréchall von Hahn, welcher mir die jurisdiction in ſeinen Gütern übertragen, den $26^{\text{ten}}$ hujus nach

> Dresden gereiſet und hat mir Zeit ſeiner Abweſenheit die Aufſicht in denen Gütern specialiter committiret. Jn der Nacht auf den $27^{ten}$ hujus hat ſich ein Kommando Preußiſcher Dragoner Bayreuthiſchen Regimentes von etwan dreißig Mann mit vollem Gewehr unter Anführung eines officiers in Salow eingefunden, welches den adligen Hof beſetzet, alle Zimmer, ingleichen die Stuben der domestiques visitiret und nichts als die Wohnzimmer des Herrn Landmaréchalls verſchont. Es hat dieſer Überfall dem Gärtner gelten ſollen, welcher ſich aber salviret gehabt. Von Salow iſt dieſes Kommando nach mißgelungenem Anſchlage nach Beſeritz marſchieret, hat dorten des Schulzen Sohn geſuchet, aber auch nicht gefunden, doch aber einen andern Gutsunterthanen mit Gewalt aufgehoben. Das Kommando iſt die Nacht in Beſeritz geblieben, hat ſich Quartier gemacht, die Bauerpferde aus den Ställen gejaget und ihre Dragonerpferde eingezogen. Den $27^{ten}$ des Morgens um 8 Uhr iſt dieſes Kommando hier vor der Stadt gekommen, und hat an zweien Thoren den Einmarſch verſuchet, iſt aber von dem hier befindlichen Wachtmeiſter, Lieutenant Vette, mit der Entſchuldigung von fehlender ordre zurückgewieſen. Jnzwiſchen ſind die Unterthanen in den Pleetzer Gütern in voller Angſt und Beſorgung eines weiteren Überfalls geſetzet, und ich habe nicht ermangeln ſollen, dieſen Vorfall unterthänigſt anzuzeigen und Landesherrliche Befehle zu erbitten."

Wahrſcheinlich wird man im Hinblick auf die hiebei angewendete militäriſche Machtentfaltung und großartige Unverfrorenheit ſich ähnlich „resolvirt" haben, wie jener Roſtocker Bürgermeiſter, welcher einem Ratsdiener, der ihm berichtete, daß ein Magiſtratskollege das Verbot des öffentlichen Rauchens nicht reſpektiere und ihm auf ſeine reſpektvollen Vorſtellungen alle möglichen Ehrentitel an den Kopf geworfen, ſagte: „Dat's ja 'nen groben Kirl, mit dennen willn'w uns nich inlaten."

Wenigſtens geſchah aktenmäßig diesmal gar nichts. Dieſe Überfälle in Salow und Beſeritz hatten ſich im Januar zugetragen. Am 16. November regiſtriert derſelbe Patrimonialrichter:

> „Es erſcheint die Unterthanin aus Beſeritz, Johann Dettmannſche, und zeiget an, daß ihr Sohn Joachim Dettmann in der Nacht von dem $14^{ten}$ auf den $15^{ten}$ hujus mit Gewalt aus dem Bette geholet worden. Den Tag vorher ſei ein Preußiſcher Musketier in der Mondirung blau mit rothen Aufſchlägen und Schnuren an den Knopflöchern nach Beſeritz gekommen, welchen derſelbe aber mit der Antwort, daß er ſeinem Könige geſchworen, abgelehnet, indem daß er ſchon vier Jahr als Musketier unter Sr. Maj. den König von England beim Zaſtrowſchen Infanterieregiment unter der Compagnie des Prinzen von Mecklenburg-Strelitz geſtanden. Jn der folgenden Nacht, etwa um 11 Uhr, wie ſie zuſammen im erſten Schlaf geweſen, wäre die Hausthür mit einer Axt erbrochen worden, 12 Perſonen, welche weiße Überröcke angehabt, wären mit einem Licht in die Stube gekommen, hätten ihren Sohn, ſo bloß er im Bette gelegen, herausgeriſſen, ſobald ſie ihn gehabt, wäre aber das Licht ausgethan worden und ſo wären die Werber mit ihm fortgeſchleppt. Jn einer kleinen Entfernung hätten ſie hiernächſt eine Kutſche mit vier Pferden fahren ſehn, worinnen muthmaßlich ihr Sohn fortgebracht ſei. Dem Vernehmen nach ſolle dieſe Kutſche gedachten Abends mit einigen nebenher reitenden Leuten durch Friedland paſſirt, aber nicht dorthin zurück gekommen ſein. So wie ſie erfahren wäre dieſe Kutſche von Beſeritz nach Schwanbeck durchgefahren, als wenn der Weg über Breeſt genommen werden ſolle."

Auf den üblichen Bericht ad Serenissimum folgt das Reſkript, dieſe Sache zu unterſuchen und weiter zu berichten, und es wird wieder ein nichtsſagendes Protokoll abgehalten, aus welchem nur intereſſiert, daß eine Frau Lüders erklärt:

> „Sie kenne den Soldaten, der am Tage vor ſeiner Wegſchleppung dem Dettmann 300 Thlr. Handgeld geboten, er heiße „Eilach" und hätte im abgewichenen Sommer in Friedland als Maurergeſelle gearbeitet, wäre eigentlich nicht mehr Soldat, ſondern ginge allenthalben als ein Spion, um große Kerls auszuforſchen, herum, und daß der Schmidt in Beſeritz deponirt, ein Waſſerträger, namens Sievert, der am Tage nach Dettmanns Entführung bei ihm geweſen, habe ihm erzählt, er ſei die Nacht auf dem Breeſt geweſen. Nachts um 12 Uhr wäre eine Kutſche, wobei ſechzehn Perſonen geweſen, auf dem Breeſt angekommen, in der Kutſche hätte ein Menſch geſeſſen, welchen ſie faſt nackend herausgebracht, und der nur ein Rockelor angehabt hatte. Der eine von die Reuter hätte ihm noch eine Hoſe gethan, ſo er anziehn müſſen. Der Waſſerträger hätte auch erzählet, wie er zwei Perſonen als den Krüger und Landreiter aus Schwerinsburg gekannt, welche hierbei geweſen, und wie ſie miteinander ſo geſprochen, hätte er wohl gehöret, daß ſie ihn aus Beſeritz geholt gehabt. Sie hätten dabei noch vor ein Thaler ſechs Schilling Branntwein ausgetrunken gehabt, und hätte der weggenommene Menſch gar nichts trinken wollen, ſondern wäre er ganz ſtille geweſen."

Es war alſo auch hier wieder die Razzia zweifelsohne von Schwerinsburg aus unternommen, die Unterſuchung verlief aber ebenſo im Sande wie die früheren.

Menſchenräubereien wie die vorſtehend berichteten belegt das Strafgeſetzbuch jetzt mit ſchweren Strafen. Erwägt man aber, daß gerade in dem Jahrhundert der beginnenden Aufklärung das Inſtitut der Leibeigenſchaft in Mecklenburg und Pommern in vollſter Blüte ſtand, ſo wird es erklärlich, daß man ſolche Eingriffe in die perſönliche Freiheit drüben wie einen Sport übte und ſich hüben darüber nicht allzuſehr erregte.

v. Rieben.

## Reiſepauſe.

Grau liegt der Nebel in dem engen Thal,
Die Berge ſind verhüllt vom Wolkendunkel,
Die geſtern noch der warme Sonnenſtrahl
Umleuchtete mit goldenem Gefunkel;
Wir hatten froh gehofft, mit leichtem Fuß
Der Berge luft'ge Höhen zu erreichen,
Nun ſenden ſie uns unwillkommnen Gruß
Und ihrer Mißgunſt unerhofftes Zeichen.

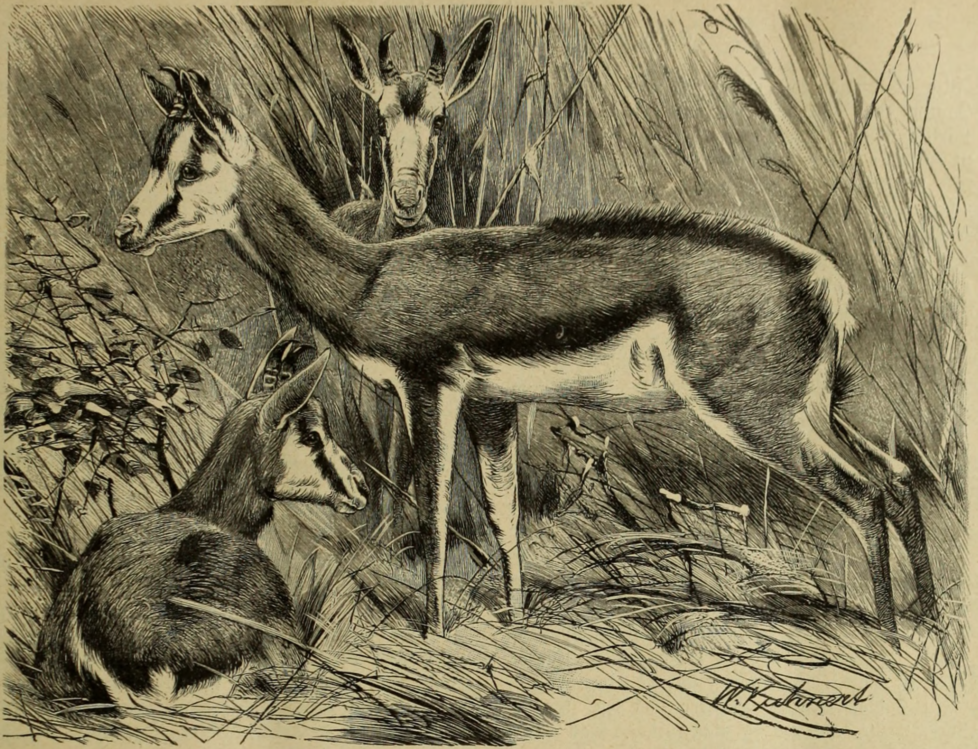
Wohl ſagt man, trägt der Staubgeborne ſchwer
Die lange Reihe goldner Sonnentage,
Und wer am Wanderſtabe ſchweift umher,
Erwartet nicht, daß lauter Glück ihm tage;
Doch wenn ein trüber Tag dem andern gleicht,
Die Hoffnung ſchwindet, daß dein Plan gedeihe,
Dann iſt, ſie zu ertragen, auch nicht leicht
Der Regentage unerwünſchte Reihe.

Trübſelig lauſcheſt du den Melodien
Der Nebeltropfen in dem öden Zimmer,
Vergeblich ſuchſt du im Vorüberziehn
Der Wolken einer Hoffnung blaſſen Schimmer.
Am unwirtſamen Orte feſtgebannt
Ergreifſt du fröſtelnd alte Zeitungsblätter,
Wertloſe Bücher nimmſt du in die Hand,
Ein ſchwacher Troſt bei ſolchem Reiſewetter.

Da iſt zum Stilleſein und Hoffen Zeit
Jn ſolchem Bann, in ſolchen Nebeltagen
Da gilt's, in Stille und Gelaſſenheit
Der Ungeduld des Herzens zu entſagen;
Und wenn von ſtärkrer Hand dem flücht'gen Fuß
Ein unwillkommnes Raſten ward beſchieden,
Erkenn' auch darin deines Gottes Gruß
Und eine Mahnung an der Heimat Frieden.

Laß in die Zeit, die dir ſo drückend iſt,
Der Ewigkeit Gedanken niederſteigen,
Laß dich erinnern, daß du Pilgrim biſt,
Ein hohes Ziel der Wallfahrt zu erreichen;
Und ſchaue hoffend aus dem dunklen Thal
Auf zu den Bergen, die uns Troſt verheißen,
Und zu der Sonnenhöhen goldnem Strahl
Laß unverrückt, o Menſch, den Pfad dir weiſen.

D. Theodor Förſter.



Südafrikaniſcher Springbock. Originalzeichnung von Wilhelm Kuhnert.

# Südafrikaniſcher Springbock.

Von Dr. L. Staby.

(Abdruck verboten.)

Mit dem wachſenden Intereſſe für fremde Länder und Erdteile, wie es in den letzten Jahrzehnten hervorgetreten iſt, wird auch immer allgemeiner der Wunſch rege, ſowohl die pflanzlichen Gebilde, als auch die tieriſchen Bewohner derſelben näher kennen zu lernen, um ſich wenigſtens einigermaßen ein Bild von den charakteriſtiſchen Typen der Flora und Fauna der betreffenden Länder machen zu können. Der Berliner zoologiſche Garten hatte vor einiger Zeit ein echtes Charaktertier der ſüdafrikaniſchen Fauna, den Springbock, welcher bisher noch nicht oder nur ſelten nach Europa gebracht worden, erworben und uns damit Gelegenheit gegeben, den einzigen Vertreter der merkwürdigen Gruppe der Springantilopen kennen zu lernen, den wir in folgendem unſeren Leſern in Wort und Bild vorführen.

Der Springbock (Antilope Euchore) ſtellt ſich uns dar als eine ſchön gebaute Antilope von anderthalb Meter Länge und beinahe Meterhöhe, ſeine Färbung iſt längs des Leibes ein ſchönes helles Zimmtbraun, welches ſowohl an der oberen, wie an der unteren Kante in einen dunklen tiefbraunen bis ſchwarzen Streifen übergeht, der, bedeutend verſchmälert, ſich an beiden Seiten des Kopfes durch die Augengegend bis zum Mundwinkel hinzieht und an den Außenſeiten der ſchlanken Läufe allmählich nach unten verläuft; alle übrigen Teile des Körpers, ſo vornehmlich die Unterſeite, ſind reinweiß. Schon der ſcharfe Kontraſt dieſer beiden Farben macht das Tier zu einer der ſchönſten Antilopen, jedoch beſteht der Hauptſchmuck des Springbockes in einer eigentümlichen Hautfalte, die ſich längs des Rückens, etwa von der Mitte ausgehend, hinzieht und mit ſehr langen, ſchneeweißen Haaren ausgekleidet iſt. Befindet ſich das Tier in Ruhe oder in nur langſamer Bewegung, ſo iſt die Hautfalte geſchloſſen, und man bemerkt nur einen feinen weißen, ſchwarzumſäumten Streifen längs des Rückens; ſpringt der Bock aber nach ſeiner Gewohnheit plötzlich in die Höhe, ſo entfalten ſich die langen weißen Haare, und es ſieht aus, als ob das ſpringende Tier plötzlich von oben herab mit ſchimmerndem Silber übergoſſen wäre, ein herrlicher Anblick von überraſchender Schönheit. Wie ſchon erwähnt, haben die Tiere die Gewohnheit, bei raſchem Lauf, ſelbſt auf der eiligſten Flucht, plötzlich mit gekrümmten Läufen ſenkrecht ungefähr zwei Meter in die Höhe zu ſpringen und dann weiter zu rennen, um bald den Sprung zu wiederholen. Man kann ſich vorſtellen, welch' wundervollen Anblick eine fliehende Herde der eleganten Tiere, aus der hier und da plötzlich der weiße Rückenſchmuck eines ſpringenden Bockes hervorleuchtet, gewähren muß; ſeinen Namen „Springbock“ führt das Tier alſo mit vollem Recht. — Die Heimat des Springbockes iſt Südafrika vom Kap der guten Hoffnung bis über den Äquator hinaus. In dieſem großen Gebiete lebt er in den trockenen, quellenarmen Steppen und Ebenen, die ſich in ungeheuerer Ausdehnung durch den ganzen Süden des ſchwarzen Erdteils erſtrecken. In dieſen Einöden führen die Springböcke für gewöhnlich ein ziemlich ungeſtörtes Daſein, nur wenn anhaltende Dürre, wie ſie in jenen Gegenden in gewiſſen Zeiträumen regelmäßig vorkommt, eintritt, ändert ſich mit einem Male die ganze Lebensweiſe des Tieres. Bald ſind die wenigen ſaftigen Kräuter und Gräſer der weiten Heimatsgefilde verſengt und verbrannt, Hunger tritt ein und treibt die zahlreichen Antilopen auf die Wanderſchaft. Die einzelnen Familien ſcharen ſich zuſammen, die Trupps vereinigen ſich zu Herden von Hunderten und Tauſenden, und alle wandern unaufhaltſam nach Süden, den Anſiedelungen des Kaplandes zu, vom wütendſten Hunger zur Eile angeſpornt. Aus mancherlei Anzeichen hat der holländiſche Boer einen „Treckbocken,“ wie er die Maſſe der wandernden Tiere nennt, vorausgeſehen und erwartet mit Spannung und Schrecken ihre Ankunft. Plötzlich ſind die Tiere da. In unzählbaren Scharen, zu Hunderttauſenden, ſtrömen ſie in die fruchtbaren Ebenen hinein, jedes Grün in kurzer Zeit vertilgend, wie ein Schwarm Heuſchrecken, der das Land verwüſtet. Soweit das Auge reicht, ſieht es nur die Kopf an Kopf ſich drängenden Tiere, die ganze Landſchaft wimmelt von ihnen, ja ſie verſchwindet vor der ſchier unglaublichen Menge der Springböcke. Mit Pulver und Blei und allerhand Fangwerkzeugen wütet der Anſiedler unter den Antilopen, Hunderte und Tauſende werden erlegt, deren Fleiſch, in Streifen geſchnitten und getrocknet, eine vortreffliche Nahrung bildet und ſo den Boer wenigſtens etwas dafür entſchädigt, daß der „Treckbocken“ ſeine ganze Ernte zu Schanden gemacht hat. Bedeutend mehr Tiere aber, als die Menſchen töten können, gehen am Hunger zu Grunde, überall auf ihrem Zuge laſſen die Herden zu Tode erſchöpfte, verhungernde Tiere zurück, die eine leichte Beute der Löwen, Leoparden, Hyänen und Schakale werden, welche in großer Menge den Wanderzügen folgen und ſich von den gefallenen Tieren mäſten im Verein mit den Geiern, die ebenfalls zu Hunderten die Tiermaſſen begleiten. Alles verheerend und verwüſtend geht der Wanderzug dem Süden zu; erſt wenn wieder Regen eintritt, und das verbrannte Land ſich von neuem mit ſproſſendem Grün ſchmückt, ziehen ſich die arg zuſammengeſchmolzenen Herden in ihre Heimatsgefilde zurück, um friedlich ihr Leben weiter zu friſten, bis die nächſte Dürre ſie wieder zum Wandern zwingt.

# In fremden Banden.

Erzählung von H. v. Krauſe (C. v. Hellen).

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Raſch ſtieg ich hinab, als müſſe ich mich überzeugen, daß mein Traum doch Wahrheit, daß mein altes, bemooſtes Dach doch wirklich einen Schatz berge, der mir täglich koſtbarer ſich zu entfalten ſchien. Würde er ſchmelzen mit dem Schnee? Ich wollte nicht daran denken, ich wollte nicht fragen nach dem Morgen, ich wollte das Heute genießen.

An der Thür trat mir Adrienne entgegen: „Sie blieben heute ſo lange aus. Das Mittag iſt fertig, ich fürchtete, es ſei Ihnen etwas zugeſtoßen."

Ich nahm ihre Hand. „Fürchteten Sie das?" ſagte ich glücklich, „wie mich das freut!"

Sie warf mir einen jener raſchen, ſcheuen Blicke zu, die mich immer an ein verfolgtes Wild erinnerten, und wandte ſich ſchweigend der Thür zu. Weshalb war ſie doch heute ſtiller als ſonſt? Wir hatten uns nach und nach ſo gut verſtehen gelernt. Sie hatte mir von ihrer Heimat erzählt, von der ſchönen, ſonnigen Provence, wo ihre Wiege geſtanden, und von ihren Eltern, die längſt geſtorben waren. Auch über ernſte Dinge hatten wir geſprochen, kluge und gute Gedanken wohnten in dieſem kleinen Kopf. Ich hatte einige franzöſiſche Bücher, Klaſſiker und Rouſſeau — mit welchem Wohllaut las ſie die Verſe, welche ſie beſonders liebte. Länger und länger dehnten ſich die Stunden ihres Verweilens nach unſerem gemeinſamen Eſſen. Ich meinte, wie in einem reinen Spiegel in ihrer Seele zu leſen, und dennoch gab es einen Punkt, wo es wie ein dichter Schleier zwiſchen uns lag, den ich nicht zu berühren wagte, und den ſie nicht lüftete. Das waren die Umſtände, welche ſie hierher gebracht.

Schweigend ſaßen wir heute einander gegenüber. Ich empfand, welch ein Zauber über mein Daheim ausgegoſſen war, ſeit ich im milden Schimmer der Lampe das zarte Geſichtchen ſo Abend für Abend in dieſem ſonſt ſo einſamen Zimmer neben mir ſehen durfte. Ja, dieſes Zimmer ſelbſt ſchien mir verwandelt. Überall ſpürte man die Hand des Weibes. Die ungeordneten Bücher ſtanden abgeſtäubt und geordnet in Reihen auf dem Wandbrett, mein Schreibtiſch, meine Bilder, die Vorhänge an den Fenſtern, ja der Stieglitz im Bauer, welches, mit Tannenzweigen durchflochten, dem armen Schelm das Lampenlicht abhielt und den Wald ins Zimmer trug, alles zeigte, wer hier ſchmückend und ſorgend gewaltet hatte. Ich wußte nicht, wann das alles geſchehen war, ich merkte es kaum, und doch erfüllte es mich mit einem Gefühl von Behagen und Wärme, deſſen ſich der Einſame kaum je in ſeinem Leben erfreut hatte. Ich ſaß jetzt und folgte den feinen Fingern, wie ſie emſig an einem weißen Tuch ſtichelten. Ich dachte, wie ich dieſe kleine Hand damals ſo kalt in der meinigen gehalten und wie gern ich ſie jetzt mit meinen Küſſen bedecken möchte.

„Wollen Sie mir nicht etwas vorleſen?" unterbrach ſie das Schweigen.

Ich ſtand auf und griff nach dem Rouſſeau. Wir hatten uns bisweilen über ihn geſtritten. Sie fand ihn zu zügellos, es widerſtrebte ihrem ſtillen und reinen Empfinden die gewaltſame, unbändige und ſelbſtbewußte Art ſeiner Darſtellung. Am meiſten aber fand ſie gegen ſeine religiöſen Grundſätze einzuwenden.

„Das macht, weil Sie als Katholikin ihm ſeinen Glaubenswechſel nicht vergeben können," hatte ich einmal bei ſolcher Gelegenheit geſagt.

„Sie irren, ich bin evangeliſch, meine Familie gehört zu den wenigen alten Geſchlechtern, welche den ſchrecklichen Stürmen zum Trotz ihren Glauben ſtandhaft feſtgehalten und deren noch einige wenige am Abhang der Cevennen ſich behauptet haben; freilich ſind ſie meiſt arm darüber geworden," fügte ſie hinzu, „aber ihren größten Schatz haben ſie ja gerettet. Übrigens, welchem Bekenntnis wir auch angehören, wir bedürfen alle eines perſönlichen Gottes und eines Heilandes."

„Ich meine, das ſind nur die Empfindungen einer Frauenſeele, der Mann wird mit ſich und ſeinem Schickſal ſelbſt fertig," ſagte ich nicht ohne Selbſtbewußtſein.

Da zog ſie ein kleines Buch aus der Taſche und las mit tiefer Empfindung einen Pſalm, welcher anhebt: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir." Später fand ich, daß es der 130. war, dieſes gewaltige Flehen und Ringen um Gottes Erbarmen. „Und das hat ein Mann geſchrieben," ſagte ſie einfach.

Damals überzeugte ſie mich nicht, und es war mehr der Wohllaut ihrer Stimme, dem ich lauſchte, als den heiligen Worten. Dergleichen verſteht man erſt, wenn man in der Tiefe iſt. Heute nun nahm ich alſo die „Neue Heloïſe". Ich begann mit einem jener Briefe, welche in ſo unnachahmlich melodiſcher Sprache von dem Hoffen und Sehnen, der Wonne und Macht der Liebe reden. Ich empfand ja ſo lebhaft, was ich in die Worte des Dichters gekleidet ausſprach, daß es mir war, als ſei es mein Empfinden und Denken, welches ich ihr ſo darlegen dürfe, und ich las daher mit Wärme und Wahrheit, mit der Begeiſterung und dem Feuer, wie es mich hinriß, ohne daß ich dem voll daher brauſenden Strom meiner Leidenſchaft einen Zügel anzulegen mich bemühte.

Der Brief war zu Ende. Eine Pauſe entſtand, mein brennendes Auge ſuchte das ihre. Sie ſaß totenbleich, die Hände feſt gegen die auf- und niederwogende Bruſt gefaltet. Der Ausdruck ihres Geſichts erinnerte mich in ſeiner ſtarren Ruhe, mit den geſenkten Lidern, ſo lebhaft an jene Stunde, wo ſie im Todesſchlaf vor mir gelegen, daß ich unwillkürlich in ganz verändertem Ton angſtvoll und leiſe ihren Namen rief. Da blitzte wieder der ſcheue Ausdruck auf in ihren Augen, dann überzog Purpurglut langſam ihr blaſſes Antlitz, und ſich erhebend ſagte ſie leiſe: „Bitte, leſen Sie nicht mehr heute Abend, ich will jetzt gehen." Sie legte ihr Nähzeug zuſammen und ging mit einem „Gute Nacht," ohne mir, wie ſonſt, die Hand zu reichen, der Thüre zu.

Ich verbeugte mich, da ſtand ſie ſtill und, ſich noch einmal zu mir wendend, ſagte ſie in ruhigem Ton: „Ich habe Sie ſchon immer um eine Sache fragen wollen, welche mich beunruhigt. Als ich in jener Nacht das Bewußtſein verlor, trug ich drei Ringe an meiner linken Hand. Ich vermiſſe dieſelben, ſie waren nicht mehr da, als ich die Augen aufſchlug, denn ich bemerkte ihr Fehlen ſogleich. Wiſſen Sie vielleicht, wo ich darnach ſuchen könnte? Die Stelle auf der Brücke, wo — wo Sie mich fanden," fügte ſie ſtockend hinzu, „habe ich vergeblich darnach durchſucht."

„O," rief ich, froh, ſie wieder in alter Weiſe ſprechen zu hören, „wenn ich nur früher daran gedacht hätte, würden Sie längſt im Beſitz Ihres Eigentums geweſen ſein. Ich zog Ihnen die Ringe ab, oder vielmehr ſie fielen von Ihren erſtarrten Händen, als ich dieſe damals mit Schnee zu reiben begann. Da wir aber ſo viel Not hatten, Sie zum Leben zu erwecken," fuhr ich ganz im Tone ſcherzender Unbefangenheit fort, „ſo blieb mir keine Zeit, Ihre Koſtbarkeiten ſorgfältig zu verwahren, ich ſteckte ſie daher ſchnell in eines der Käſtchen, welche ſich drüben in der Seitenlehne des alten Sofas befinden. Dort liegen ſie ſicher noch. Bitte, überzeugen Sie ſich und Sie werden noch heute die Entwiſchten wieder einfangen können."

Sie dankte und ging. Ich aber durchmaß noch lange in ruheloſen Gedanken das Gemach. Ach, ich wußte jetzt, daß auch ich ein Herz hatte, daß auch ich fremde Bande trug.

Am anderen Tage kam einer meiner Förſter, welcher ſich mühſam zu der Schlucht durchgearbeitet hatte, und berichtete von ſtarkem Schwarzwild, das er geſpürt. Ich ging mit ihm aus, um womöglich den ſcheuen Tieren beizukommen, und kam erſt mit der Dämmerung nach Hauſe. Als das Eſſen aufgetragen war, kam Adrienne. Sie fragte nach den Ergebniſſen der Jagd. Ich berichtete, und es ſchien alles wieder in ruhigen Fluß zwiſchen uns zu kommen. Als der Tiſch abgeräumt war, und die Lampe zwiſchen uns ſtand, bemerkte ich, daß ſie keine Arbeit, wie ſonſt in letzter Zeit immer, mit herüber gebracht. Sie lehnte vielmehr im Sofa, Kopf und Antlitz in Halbdunkel, und ſpielte unruhig mit ihren Fingern, welche im hellen Lampenlicht auf ihrem Schoße lagen. Jetzt erinnerte ich mich der Ringe, ich ſah auch einen koſtbaren Stein bei der Bewegung ihrer Hände aufblitzen. „Sehen Sie, die Ringe ſind da, nicht wahr?“ rief ich darauf deutend.

„Ja, ſie ſind alle da,“ erwiderte ſie, nun die Hand ſtille und mir hinhaltend. An ihrem kleinen Finger blitzten zwei Brillantringe, aber ich ſah kaum nach ihnen, ein anderer ſchlichter glatter Goldreif, welcher den Ringfinger umſchloß, trieb mir alles Blut zum Herzen. Sie trug einen Trauring. Ich mußte mich abwenden, damit ſie die Bewegung nicht gewahrte, welche ich jetzt nicht fähig war zu verbergen. Ich trat an das Fenſter. Draußen war es dunkler als ſonſt, der Mond ging jetzt ſpät auf, und fahl leuchtete der Schnee unter den Bäumen. Mir aber ſenkte es ſich wie tiefſte Nacht über mein ganzes Sein.

Da hörte ich ihr Kleid leiſe rauſchen. „Wird es bald Tauwetter geben?“ fragte ſie.

„Ich glaube,“ erwiderte ich, ohne zu wiſſen, was ich ſagte.

„O das iſt gut,“ rief ſie plötzlich zu mir tretend, „bitte ſagen Sie, woran Sie das beobachten.“

„Weshalb iſt es gut?“ fragte ich mechaniſch, denn jetzt, wo ſie mir ſo nahe ſtand, daß ich nur die Hand auszuſtrecken brauchte, mußte ich etwas reden, um ſie nicht an mich zu ziehen und, wenigſtens äußerlich, im Gleichgewicht zu bleiben. Sie ſah mich verwundert an.

„Weil ich dann reiſen kann,“ ſagte ſie mit einem leichten Seufzer.

„Ja, ja, reiſen,“ wiederholte ich, „das hatte ich ganz vergeſſen.“

Sie ſchüttelte den Kopf und trat wieder zum Tiſch zurück. „Heute iſt der Förſter doch durchgekommen,“ ſagte ſie zögernd, „meinen Sie nicht, daß ein Bote nach der Stadt den Weg fände?“

„Weshalb wollen Sie dorthin ſchicken? Ich meinte, Sie wollten ſelbſt fahren.“

„Ich möchte anfragen laſſen, ob nicht ein Brief für mich auf der Poſt iſt, und den meinigen abſchicken.“

Ich hatte ein bitteres Wort auf der Zunge, aber ich biß mir auf die Lippen und ſagte kurz: „Wir wollen es verſuchen.“

„Ich will dann gleich hinüber gehen und das Päckchen ſiegeln,“ meinte ſie, ihr Licht ergreifend. „Gute Nacht.“

Ich bot ihr nicht an, wie ich ſonſt ſtets gethan, meinen Schreibtiſch zu benutzen, ich bat ſie auch nicht wiederzukommen, obgleich es noch früh am Abend war. Ich mußte allein ſein. Als ſie fort war, ſank ich auf den Stuhl am Fenſter, bedeckte meine Augen mit beiden Händen und ſtöhnte leiſe. Dann hing ich meinen Mantel um und ging in den Wald. Ich verſank bei jedem Schritt im Schnee, ich arbeitete mich mit Händen und Füßen vorwärts, aber die Anſtrengung that mir wohl. Endlich ward der Weg ebener, ich kam an den Strand. Planlos ſchritt ich vorwärts, die See war kaum vom Lande zu unterſcheiden, ſo hatte der hart gefrorene Schnee die Unebenheiten geglättet, und ich kam weiter und weiter vom Lande ab. Eiſig fuhr mir der Wind von dem offenen Waſſer entgegen, aber ich fühlte es kaum. Plötzlich ließ mich jedoch ein Krachen und Knacken unter mir aufblicken. Nur wenige Schritte, da rollten die ſchwarzen Waſſer heran und brachen ſich an dem Eiswall, weiße Schaumköpfe leuchteten auf, aber unermeßlich dehnte ſich das weite Meer bis dahin, wo es mit dem dunklen Himmel zu einen einzigen Abgrund zu verſchmelzen ſchien. Wenn hier die dünne Eisdecke unter mir zerbrach, war ich rettungslos verloren, kein Menſch hätte meinen Todesſchrei gehört. Ich ſtand und ſah hinaus in das ſchaurige Dunkel, der Wind und die See brauſten, und ich war ringsum das einzige lebende Weſen. Da blitzte es fern durch die Finſternis herüber, es war ein Stern und dann noch einer, die Wolkendecke, die der Sturm zerriſſen hatte, öffnete ſich, und ſie blitzten hervor aus dem ſchwarzen Chaos dort vor mir. Ich zog meinen Mantel feſter um mich und wandte mich ab, dem Strande zu. Vor meinen Ohren aber klang, was ſie mir jüngſt geleſen: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir.“

Am anderen Morgen ließ ich ihr ſagen, es ſei ein Bote da, ſie möge den Brief ſchicken. Ich hatte einen ganz leichten Schlitten anſpannen laſſen und wollte ſelbſt verſuchen, durchzudringen. Schon ſaß ich im Fuhrwerk, in meinen Pelz gehüllt, da trat ſie heraus.

„Wie, Sie wollen ſelbſt fahren!“ rief ſie erſchrocken.

„Jedenfalls werde ich Ihren Auftrag ſicher und genau erfüllen, wenn es im Bereich der Möglichkeit liegt,“ ſagte ich, an den Zügeln ſchnallend, um ſie nicht anzuſehen.

„Hier iſt der Brief, ich danke Ihnen von ganzem Herzen,“ erwiderte ſie warm.

Ich hatte Überwindung genug, den Brief ruhig in meine Taſche zu ſtecken. „Erwarten Sie die Briefe unter Ihrem Namen?“ fragte ich.

„Gut, daß Sie daran denken. Fragen Sie, bitte, nach Poſtſendungen für Madame Bennoit.“

Die Pferde zogen an, und der Schlitten klingelte um die Biegung des Fahrweges, da riß ich den Brief heraus und verſchlang die Adreſſe mit meinen Augen. ‚Monsieur, Monsieur Bennoit à Danzig, post restante.‘ Ich lachte laut und höhniſch über mich ſelbſt und hieb auf die Pferde ein, daß ſie bis an die Bruſt in eine Schneeſchanze ſprangen.

Ich kam glücklich zur Stadt. Meine Geſchäfte waren bald beſorgt. Zwei Briefe für Madame Bennoit nahm ich in Empfang. Die Adreſſe war in einer großen, ausdrucksvollen Männerhand geſchrieben. Darauf ging ich zum Doktor, welcher ſo ziemlich mein einziger Bekannter in dem kleinen Neſt war, wo wenige Menſchen wohnten, welche leſen und ſchreiben konnten, und noch weniger, die mehr gelernt hatten. Ich fand den alten Herrn in einer nicht gewöhnlichen Aufregung und unendlich beglückt, daß er an mir jemand fand, der noch für alle die Neuigkeiten empfänglich war, die ihn ſo lebhaft beſchäftigten. Die Konvention von Tauroggen, welche York als erſten entſcheidenden Schritt zur Freiheit abgeſchloſſen, war das große Ereignis des Tages. Und ich geſtehe, daß ich den alten Mann unter Freudenthränen in meine Arme ſchloß und mit ihm in tiefer Bewegung die Tragweite dieſes Entſchluſſes für unſer armes, bedrücktes, zertretenes Vaterland erwog.

Lange ſaßen wir in freudig-ernſtem Geſpräch beiſammen, bis er mich endlich mit den Worten entließ: „Holen Sie immer den alten Degen hervor, lieber Oberförſter, es geht in den Kampf. Die guten Waffen haben lange genug geroſtet. — Apropos, über alle unſere Vaterlandsfreude habe ich mich gar nicht einmal nach meiner Patientin erkundigt, iſt ſie ganz hergeſtellt?“

„Ganz,“ ſagte ich kurz und wandte mich raſch meinem Schlitten wieder zu, der inzwiſchen vorgefahren war.

Als ich über die öden Schneegefilde dahinglitt, bemerkte ich, wie ſich der Wind vollkommen gedreht hatte und mit jenem hohlen Ton von Weſten daher fuhr, der unbedingt auf Tauwetter deutete. „Sie wird mich verlaſſen, und dann in den Kampf!“ durchzuckte es mich, und je näher ich der Schlucht kam, um ſo raſcher ließ ich die Pferde ausgreifen, als müſſe ich jeden Augenblick nutzen, wo ſie noch bei mir war. Plötzlich faßte ich nach den beiden Briefen. Sie ſteckten ſicher in meiner Taſche, wie, wenn ich ſie zerriß in tauſend Atome und verſtreute? Dann wäre die Verbindung zwiſchen ihr und dem Manne, an den ich nicht denken konnte, abgeſchnitten, bei dem, was in nächſter Zeit zu erwarten ſtand, auf lange hinaus, vielleicht auf immer! Ich konnte ja dafür ſorgen, daß auch ihre Briefe das Ziel nie erreichten, und dann mußte ſie bleiben! Da bog ich in die Schlucht. Sie ſtand, mich erwartend, an der Brücke. Mit raſcher Bewegung riß ich die Briefe heraus und hielt ſie hoch, ihr entgegen. Im Vorbeifahren warf ich ſie ihr zu und eilte ins Haus. Ich wollte mich nicht nach ihr umſehen, als ich aber im Wohnzimmer war und meine Sachen abgelegt hatte, kam ſie um die Biegung des Weges, und ich konnte aus der Mitte des Zimmers ſehen, wie ſie, den einen Brief noch geſchloſſen in der Hand, den anderen geöffnet, langſam leſend daher kam. Noch nie hatte ich ſie ſo geſehen; das rote Tuch, welches ſie um den Kopf geſchlungen, war herabgeſunken, und der Wind ſpielte mit ihren Locken, auf ihrer Stirn aber lag eine helle Freude, ihre halb geöffneten Lippen ſchienen jauchzen zu wollen, und eine zarte Röte färbte ihre ſonſt ſo blaſſen Wangen. Jetzt drückte ſie das Blatt an ſich und eilte raſch ins Haus.

Eine halbe Stunde nachher kam ſie zum Eſſen herüber, und ich erſchrak über den ganz veränderten Ausdruck ihres Geſichts. Ihre Augen waren vom Weinen gerötet, und um ihren Mund zuckte es ſchmerzvoll. Sie berührte die Mahlzeit kaum, und wir ſprachen beide wenig. Als Dörte den Tiſch abräumte, klingelte draußen ein Schlitten, der Förſter, mit dem ich neulich die Jagd gemacht, hielt unter dem Fenſter. Er winkte mir, zu öffnen.

„Was gibt es, Barland?“ frug ich hinaus.

„Ich wollte nur fragen, ob Sie es ſchon wiſſen, Herr Oberförſter,“ rief er in frohlockendem Tone. „General York hat ſich endlich von den Hunden, den Franzoſen, losgemacht und mit den Ruſſen eine Konvention abgeſchloſſen!“

„Ich weiß,“ gab ich zurück, „ich wollte ſchon zu Ihnen hinüber ſchicken, ich war heute in der Stadt.“

„Dahin will ich eben. Nun werden wir das infame Pack wohl los werden. Schade um jeden dieſer Hallunken, der entkommt. Hurra, Preußen!“

„Hurra, Preußen!“ gab ich zurück, und er glitt davon.

Als ich mich ins Zimmer zurückwandte, war die Magd gegangen, Adrienne aber ſtand am Tiſch, die eine Hand auf denſelben geſtützt, und ich ſah, daß ihre ganze Geſtalt bebte.

„Bitte, — was — was iſt geſchehen,“ ſtieß ſie mühſam hervor, „wollen — können Sie es mir nicht ſagen?“

Sie hatte offenbar einige der Worte verſtanden, unſere freudige Erregung bemerkt und ahnte, daß es ſich um wichtige Ereigniſſe handle. Ich bat ſie, ſich zu beruhigen, und ſetzte ihr dann auseinander, was geſchehen. Ich war ſelbſt zu ſehr ergriffen von der Tragweite und Größe des Vorgefallenen, als daß ich fähig geweſen wäre, meine Freude ganz zu verbergen. Je länger ich aber ſprach, um ſo angſtvoller ſah ſie mich an.

(Schluß folgt)

---

# Johann Peter Eckermann.

Zum 21. September 1892.

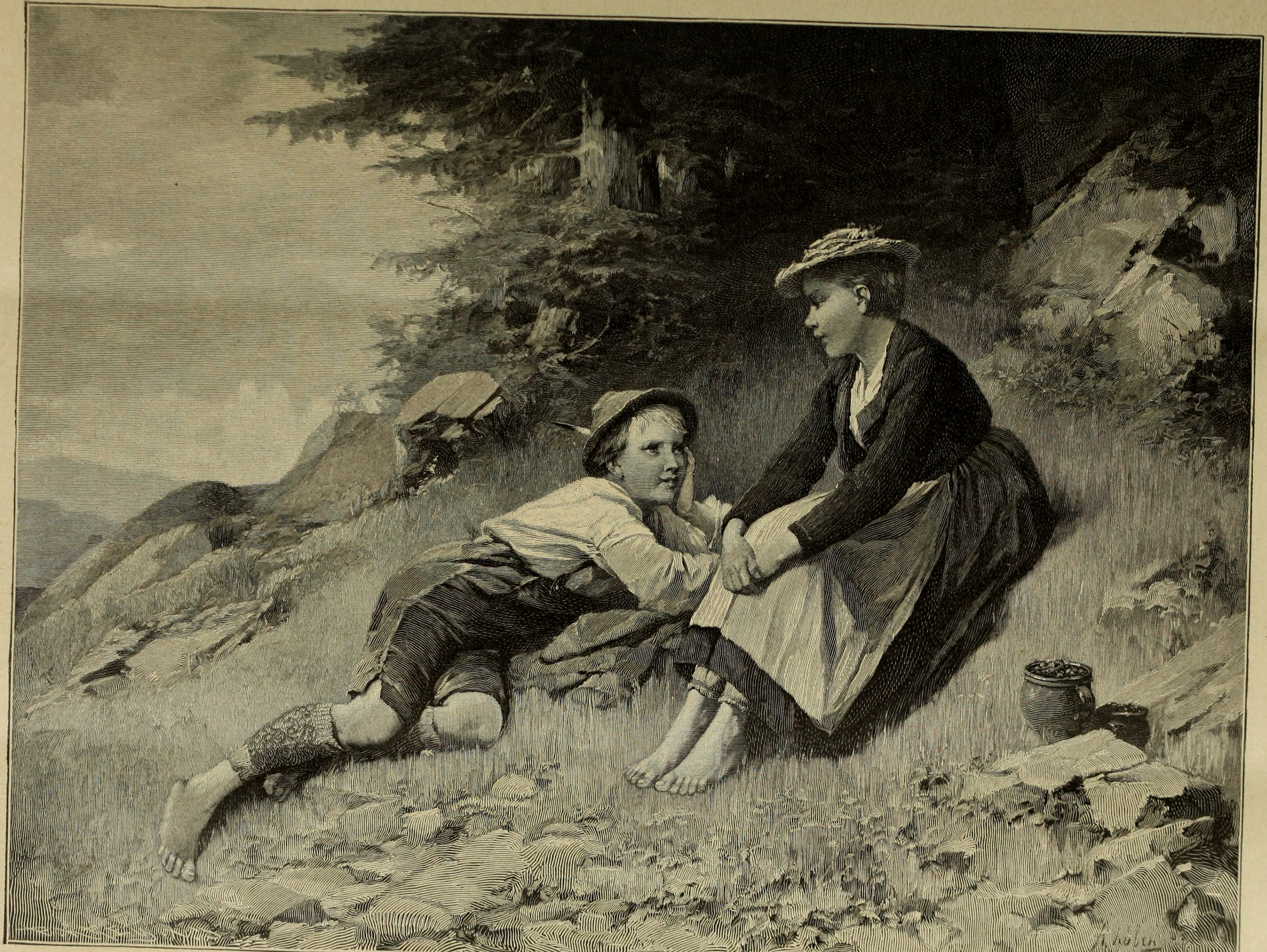
Von Adelheid Weber.

(Abdruck verboten)

Eine der merkwürdigſten Geſtalten, welche die an beſonderen Charakteren und Schickſalen ſo reiche Zeit Goethes hervorgebracht hat, iſt gewiß die Johann Peter Eckermanns, deſſen 100jährigen Geburtstag wir am 21. September dieſes Jahres begehen. Sein Leben und Streben lieſt ſich in der That wie eine Dichtung, wie ein Seitenſtück etwa zu den Lehrjahren Wilhelm Meiſters, und iſt, wenn auch nicht ſo reich an luſtigen Abenteuern, ſo doch ebenſo reich an beſonderen Schickſalsfügungen und ebenſo voll von halb bewußtem, halb unbewußtem Streben nach den Höhen humaner Bildung, als die Geſchichte dieſes dichteriſchen Typus der klaſſiſchen Periode. Denn iſt ſchon ein Schickſal merkwürdig genug, welches den Sohn eines armen hannoverſchen Hauſierers von dem Packen ſeines Vaters fort, den ihm der Junge durch die ſchneebedeckte oder ſonnendurchglühte Ödlandſchaft zu armſeligen Dörfern und einſamen Gehöften nachſchleppt, zum Sekretär und Freund Goethes, zum Prinzenlektor und weimarſchen Hofrat und Bibliothekar macht, ſo iſt um vieles merkwürdiger noch die Art, der Weg, auf welchem ihn das Geſchick zu ſolchen Höhen führt, ſcheinbar durch günſtige Zufälle aller Art, die aber vorbereitet oder ergriffen werden von dem ganz eigenen Geiſt, der in dieſem jungen Menſchen lebt, der kein anderes Glück und kein beſſeres Ziel kennt, als das, zu den Höhen der Bildung emporzuklimmen und jeden Weg, auch den beſchwerlichſten und entbehrungsreichſten, zu beſchreiten, der ihn dieſem einzigen Ziele ſeines Strebens zuführt. Aus dieſem einzigen Streben des Mannes, dem nach Bildung, iſt auch zu erklären, was ſeine Biographen mit einem gewiſſen Bedauern und leiſem Tadel ausſprechen: daß er, ſobald er bei Goethe angelangt iſt, nicht mit mehr Energie nach greifbaren Zwecken weiter geſtrebt, daß er nichts hervorgebracht oder geleiſtet hat, was den Erwartungen, welche ſeine Jugend hervorgerufen, entſprochen hätte, außer freilich jenen Aufzeichnungen der Äußerungen Goethes gegen ihn, die Eckermanns Namen auf die Nachwelt gebracht und ihm den Dank aller eingetragen haben, welche aus jenen „Geſprächen“ Belehrung, Erquickung und Erweiterung ihres Geſichtskreiſes ſchöpfen. Man überſieht bei jenem Tadel, daß Eckermann keine produktive, ſondern eine ſuchende Natur war, daß er nur für ſich, nicht für andere ſuchte, und als er nun gefunden hatte, wonach ihn die Sehnſucht um- und fortgetrieben, er befriedigt war und nicht weiter ſtrebte.

Aber betrachten wir das Leben dieſes eigenartigen Mannes näher, um die vorangeſchickten Bemerkungen darin beſtätigt zu finden.

Johann Peter Eckermann wurde am 21. September 1792 zu Winſen an der Luhe, einem kleinen Städtchen an der Grenze des hannöverſchen und hamburgiſchen Gebietes, geboren. Sein Vater war ein ſehr armer Hauſierer, die Familie lebte in Entbehrung, wenn auch nicht gerade in Not, die älteren Geſchwiſter blieben alle in unteren, dienenden Stellungen, und auch der Spätgeborene, Johann Peter, lernte bis zu ſeinem vierzehnten Jahre nur ganz notdürftig leſen und ſchreiben, hütete den Sommer über die Kühe und trug im Winter neben dem Vater ſeinen Packen über Feld. Auch unterſchied er ſich ſeines eigenen Erachtens in nichts von anderen armen Kindern und empfand um ſo weniger Sehnſucht nach einem beſſeren Loſe, als er eben keine anderen Verhältniſſe kannte, denn die, in welchen er und die Seinen lebten. Da ſah er einmal, als der Vater, zu Hauſe ausruhend, ſeine Pfeife rauchte, auf dem Papier, in welches der Tabak eingeſchlagen war, das holländiſche Wappen mit dem Pferde, und ihn ergriff plötzlich eine große Luſt, das Pferd, welches ihm ſehr ſchön erſchien, nachzuzeichnen. Er verſuchte es denn auch mit Tinte und Feder, und es erſchien ihm und den Seinen wohlgelungen. Nun ergriff ihn eine wahre Leidenſchaft, alles nachzuzeichnen, was ihm nur unter die Augen geriet. Der Vater zeigte in einem gewiſſen Stolze auf die neuentdeckte Fähigkeit ſeines Sohnes dieſe Zeichnungen hier und dort herum, und ſie gerieten ſo auch dem angeſehenſten Manne des Ortes, dem Oberamtmann Meyer, vor Augen. Dieſer Herr gewann Intereſſe an dem geſchickten Knaben, ſorgte dafür, daß er beſſeren Unterricht erhielt, und vermittelte ihm, da Eckermanns Eltern einer Laufbahn als Maler entgegen waren, ſpäter eine Sekretärſtelle an der Präfektur zu Bevenſen. Bald darauf brachen die Freiheitskriege aus, und der jugendlich begeiſterte Eckermann trat als Freiwilliger in ein Jägerkorps ein. Sein gutes Geſchick führte dieſes Korps lange Zeit in Flandern und Brabant umher, und Eckermann ſah hier zum erſtenmal die Gemälde der großen Niederländer. Da erwachte in ihm der Maltrieb, und er kopierte dieſe Gemälde und zwar in origineller Weiſe, indem er die Konturen der Figuren nachzeichnete und, als ihn die Marſchordre bei ſeiner Beſchäftigung unterbrach, die Abſtufungen von Licht und Schatten mit einzelnen Buchſtaben andeutete, um ſie nachher auszuführen. Natürlich ſah er bei der Ausführung — das Jägerkorps hatte ſich indeſſen aufgelöſt, und Eckermann war wieder zu Hauſe — daß er mit unſäglicher Mühe wenig erreichte, da ihm alle techniſchen Vorkenntniſſe fehlten; er entſchloß ſich kurz und wanderte



Beim Beerenſuchen. Nach dem Gemälde von A. Lüben.
(Verlag der Münchener Kunſt= und Verlagsanſtalt Dr. E. Albert & Co. in München.)

im Winter 1815 durch die Heide bei tiefem Schnee nach Hannover zu dem Maler und Kupferſtecher Ramberg, der ihn auch freundlich zu ſeinem Schüler aufnahm. Eckermann zeichnete und ſtudierte jetzt mit großem Fleiß und günſtigem Erfolge, aber ſein Körper hielt die durch große Entbehrungen verſchärften Strapazen nicht aus; er fiel in ſchwere Krankheit und mußte zum zweitenmal der Malerlaufbahn entſagen. Aber ſein Streben hatte ihm einen treuen Freund in einem von Rambergs Schülern gewonnen, der, obwohl ſelbſt arm, Eckermann aufs ſelbſtloſeſte unterſtützte und ihm von ſeiner höheren Bildung mitteilte. So gab er dieſem auch einmal Körners Gedichte, die in die Seele des jungen Mannes wie Blitze einſchlugen und ihn dazu antrieben, auch ſeinerſeits ſich in patriotiſchen Dichtungen zu verſuchen. Dieſelben gelangen, fanden Beifall und erwarben dem jungen Dichter zahlreiche Gönner. Nun las er auch andere Dichter und verſchaffte ſich einen Band von Goethes Gedichten. Den Eindruck, welchen dieſe ihm machten, ſchilderte er ſelbſt in folgenden hübſchen Worten: „Ich las ſeine Lieder und las ſie immer von neuem und genoß dabei ein Glück, das keine Worte ſchildern. Es war mir, als fange ich erſt an, aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtſein zu gelangen; es kam mir vor, als werde in dieſen Liedern mein eigenes, mir bisher unbekanntes Innere zurückgeſpiegelt.... Ich fand das menſchliche Herz in allem ſeinem Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutſche Natur wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte milder Verklärung.“ Von nun an wurde Goethe Eckermanns Leitſtern, dem er unbewußt zu- und nachſtrebte, bis, in ſeine Nähe und in ſeinen unmittelbaren Einfluß gelangt, ſein „unbedingtes Streben ſeine Begrenzung fand“ und ihm ein reines, befriedigtes Glück gewährte.

Vorerſt machte ſich Eckermann nun auch mit „Wilhelm Meiſter“ und „Fauſt“ bekannt. Hier aber fand er bald heraus, daß ihm zum Genuß großer poetiſcher Werke die eigentliche wiſſenſchaftliche und Lebensbildung fehlte. Da ſetzte ſich der Fünfundzwanzigjährige wieder auf die Schulbank, wurde Schüler der Sekunda des Gymnaſiums und ſtudierte, während er am Tage ſein Brot erſchrieb, nachts die Schulwiſſenſchaften.

Freilich wurde auch dieſer Heroismus nicht unmittelbar belohnt; Eckermann mußte ſeiner Geſundheit wegen wieder aus dem Gymnaſium austreten. Aber er ſtrebte nun mit vollem Bewußtſein nach dem Univerſitätsſtudium, und da ihm ſein tapferes Streben einflußreiche Gönner gewonnen hatte, ſo ermöglichte er mit ihrer Hilfe ein Studium in Göttingen. Aber die Abſichten dieſer wohlgeſinnten Männer und die des jungen Eckermann gingen weit auseinander; während die erſteren mit Recht ein Brotſtudium von ihm verlangten, ging ſein ganzes Sehnen nach dem Gewinn allgemeiner, vor allem aber litterariſcher Bildung. Zwar fügte er ſich zuerſt ihren Wünſchen und ſtudierte ein Jahr lang Jura; als er aber einſah, daß dieſer Weg ihn nie zu ſeinem Ziele führen werde und anderſeits, daß er ſeine Gönner betrüge, wenn er dieſe Wiſſenſchaft ungern und obenhin treibe, machte er wieder einen tapfern Schnitt in ſein Leben, warf das Jus über Bord und ſtellte ſich auf die eigenen Füße. Da er nun aber zuſehen mußte, daß er bald zu Brot und einer feſten Stellung in der Welt gelange, verließ er im Herbſt 1822 die Univerſität, wie er meinte, nur auf kurze Zeit, und ſuchte ſich durch Verfaſſen von theoretiſchen Aufſätzen, die er „Beiträge zur Poeſie“ benannte, die Mittel zum Weiterſtudieren und eine Stellung in der litterariſchen Welt zu erwerben. Weil es ihm darauf ankam, „nicht allein einen guten Verleger, ſondern auch ein gutes Honorar zu erhalten,“ ſo entſchloß er ſich kurz und ſandte das Manuſkript an Goethe mit der Bitte um einige empfehlende Worte an den großen Verleger Cotta. Dann aber gewann der Trieb, Goethe „einmal einige Augenblicke perſönlich nahe zu ſein,“ eine derartig treibende Kraft, daß Eckermann ſich Ende Mai aufmachte und zu Fuß von Göttingen nach Weimar wanderte.

„Auf dieſem wegen großer Hitze oft mühſamem Wege,“ ſo ſagt er in ſeiner Selbſtbiographie, „hatte ich in meinem Innern wiederholt den tröſtlichen Eindruck, als ſtehe ich unter der beſondern Leitung gütiger Weſen, und als möchte dieſer Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen ſein.“

Seine Ahnung hatte ihn denn auch nicht getäuſcht: er war an dem Ziel angelangt, dem ſein Leben zuſtrebte. Goethe nahm den jungen Eckermann ſehr freundlich auf, und wie dieſen ſchon beim erſten Anblick Goethes eine faſt kindlich liebende Verehrung zu dem großen Manne trieb, ſo fühlte ſich Goethe von der Naivität, der Friſche und dem ungewöhnlichen Streben ſeines Verehrers angezogen. Er übertrug Eckermann ſogleich die Redaktion ſeiner in Journalen und Heften zerſtreuten kleineren Arbeiten, überredete ihn, in Weimar zu bleiben, und feſſelte ihn in einem übrigens durchaus freien und freundſchaftlichen Verhältniſſe für die übrige Zeit ſeines Lebens an ſich. Die liebende und dabei kindlich reine Art Eckermanns bildete für Goethe ſozuſagen eine Atmoſphäre, in der er ſich völlig frei und behaglich gehen und ſein eigenſtes Weſen in allen reichen und reinen Farben ſpielen ließ.

Mit dem heiterſten Wohlwollen ergötzte er ſich dabei an der friſchen Natur ſeines jungen Freundes, der noch immer wie in ſeiner Kindheit am liebſten frei durch Wald und Feld ſchweifte, Vogelneſter ausnahm, die jungen Vögel aufzog und ihnen ihre intimſten Gewohnheiten ablauſchte. An ſchönen Tagen fuhren die beiden auch wohl zuſammen über Land, oder der alte Herr ſchoß in jugendlichem Feuer mit ſeinem jungen Freunde um die Wette mit einer von dieſem ſelbſt gefertigten Armbruſt oder lauſchte mit heiterem, ein klein wenig ſpöttiſchem Behagen auf die Schilderungen eines Theaterabends, die „der Theaternarr“ Eckermann mit nie gemindertem kindlichem Enthuſiasmus zum Beſten gab. Eckermann aber empfing jedes Wort Goethes wie eine Offenbarung, und es berührt manchmal faſt ein wenig komiſch, viel öfter aber rührend, wie Eckermann faſt nach jeder Auslaſſung Goethes, auch wenn ſie nicht gerade Ungewöhnliches enthält, in ſein Tagebuch ſchreibt: „Ich aber bewegte alle dieſe guten und großen Worte in meinem Herzen.“ Es gehört eben eine ſolche aufnahmefähige und reine Natur dazu, Worte und Gedanken eines andern möglichſt klar und unvermiſcht mit Eigenem oder gar getrübt durch eigenmächtige Auslegung wiederzugeben. Zwar gehen ſie auch ſo immerhin durch die Natur des Andern hindurch, und ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß auch Eckermann, als er die in ſeiner Gegenwart geſprochenen Worte Goethes ſpäter in ſeinem Tagebuch niederſchrieb, vorzugsweiſe das in ſeinem Gedächtniſſe bewahrt und wiedergegeben haben wird, was ſeiner Natur homogen und ſeinem Verſtändniſſe gemäß geweſen iſt. Auch gibt er das ſelbſt in ſeiner Vorrede zu den „Geſprächen mit Goethe“ mit ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit zu. Doch hat er, ſobald er auf den Gedanken gekommen war, dieſe Aufzeichnungen nach dem Tode ſeines Meiſters der Öffentlichkeit zu übergeben, dieſelben Goethe vorgelegt, und dieſer hat ſich mit Sinn und Wortlaut einverſtanden erklärt. In dieſen „Geſprächen“ hat Eckermann der Welt ein wertvolles Dokument für die letzten Lebensjahre Goethes übergeben, ein getreues und ſchönes Bild ſowohl der großen, heiteren und rein menſchlichen Perſönlichkeit ſeines Meiſters und deſſen unermüdlichen Wirkens, als auch der liebenswerten, friſchen, verehrenden, reinen und ſtrebenden Natur ſeiner ſelbſt.

Nach Goethes Tode feſſelten die kunſtſinnigen und großgeſinnten Herrſcher Weimars Eckermann, der ſchon vorher Lektor des Erbprinzen in der deutſchen und engliſchen Sprache und Litteratur geweſen war, als Bibliothekar an Weimar, wo er am 3. Dezember 1854 geſtorben iſt.

Mit ihm ſtarb eine jener typiſchen Geſtalten der klaſſiſchen Periode, welche ganz rein und unbeirrt von der Rückſicht auf materiellen Nutzen nur dahin ſtrebten, ihre Perſönlichkeit in möglichſt freier und vielſeitiger Ausbildung auf die Höhe humaner Bildung zu heben.

# Am Familientiſch.

## Iphigenie.

(Zu dem Bilde auf Seite 805.)

Die in ihrer Jugend Sonnentagen
Unter Hellas' Himmel Roſen brach, —
In der Taurer rauhes Reich verſchlagen,
Hing ſie ſchweigend ihrem Kummer nach.

Freundlich hegten ſie die gottgeſandte
Hehre Prieſterin am fremden Strand.
Aber heiß in ihrer Seele brannte
Jene Sehnſuchtswunde —: Griechenland!

Keinem mochte ſie, die Stolze, klagen;
Nur den Wogen rief ſie Grüße nach,
Sie, die in der Jugend Sonnentagen
Unter Hellas' Himmel Roſen brach.

Frida Schanz.

## Beim Beerenſuchen.

Die Zeit der Preißelbeeren naht, und die Beerenzettel, die Erlaubnisſcheine der geſtrengen Herren Oberförſter, ſtehen hoch im Kurſe. Unſer anmutiges Vollbild „Beim Beerenſuchen" von A. Lüben führt uns auch zwei kleine Beerenſucher vor, die nach gethaner Arbeit, von welcher die gefüllten Krüge erzählen, plaudernd an der Berghalde der Ruhe pflegen.

## Kirche.

Auf Grund ſorgfältiger Unterſuchungen teilt der Miſſionar Handmann mit, daß man in den vier außereuropäiſchen Erdteilen 315 verſchiedenartige Bibelüberſetzungen findet; einſchließlich der 55 Sprachen und 25 europäiſchen Mundarten, in denen die heilige Schrift gedruckt iſt, erhalten wir alſo 395 verſchiedenſprachige Ausgaben bez. genauer Ausgaben in 333 Sprachen und 62 Dialekten. Meiſt nimmt man — übrigens wohl ſtark in Bauſch und Bogen — an, daß auf der ganzen Erde gegen 3000 Sprachen geſprochen werden; von denſelben ſind jedoch eine überaus große Zahl als ausſterbend oder ganz auf engem Kreis iſoliert in Abzug zu bringen. Man kann daher vielleicht nicht mit Unrecht annehmen, daß die Bibel oder Teile derſelben z. B. etwa zwei Dritteilen der Menſchheit in der Mutterſprache zugänglich ſind. Dieſe Errungenſchaft iſt im weſentlichen ein Erfolg der Arbeit unſeres Jahrhunderts, wie denn bis 1804, bis zum Gründungsjahr der britiſchen Bibelgeſellſchaft, die heilige Schrift nur in 57 Sprachen gedruckt wurde. Von der ſteten raſtloſen Thätigkeit der genannten Geſellſchaft gibt übrigens auch die Thatſache Kunde, daß ſie im letzten Jahrzehnt nicht weniger als ein halbes hundert neuer Sprachen in Angriff nahm.

## Altertumskunde.

Über neue bedeutſame Funde bei Hawara in Ägypten berichtet H. Brugſch: „An einem Hügelplatz wurden Ausſchachtungen vorgenommen. In einem Gange gab eine Hacke dumpfen Klang, die höher geſtiegene Morgenſonne warf eben ihre Strahlen hinein, als plötzlich ein bunter Farbenſchimmer zwiſchen der letzten Staubſchicht hervorbrach. Ein rotwangiges Frauenangeſicht von außerordentlicher Lebendigkeit der aufgetragenen Farben lachte mir entgegen und verſetzte mich in einen Zuſtand innerſter Erregung. Selbſt die Arbeiter, welche an die Stelle zuſammenſtrömten, waren im höchſten Maße überraſcht und ſchienen ſich an „der ſchönen Herrin" nicht ſatt ſehen zu können. Mit der größten Vorſicht wurde die Mumie, welcher das liebliche Porträt angehörte, von den ſie umgebenden Erdmaſſen befreit und aus dem Boden herausgehoben. Sie lag gerade in der Mitte des Ganges, den Kopf nach Weſten, die Füße nach Oſten gerichtet. Eine nähere Prüfung der lebenswarmen Malerei an der Stelle des Geſichts ergab die erfreuliche Thatſache, daß das Gemälde auf Leinwand in Tempera-Manier vor beinahe 2000 Jahren ausgeführt worden war. Porträtbilder auf dünnen Holztafeln waren ſeit der Grafſchen Ausſtellung bekannt geworden, für die Malerei auf Leinwand im Altertume trat dieſer mein eigener Fund als erſtes Beiſpiel auf." Der überraſchende Fund ſoll für das Berliner Muſeum erworben ſein.

## Forſchungsreiſen.

Die weiteren Berichte des Dr. Baumann (vergl. Nr. 50) über ſeine Expedition zum Viktoria Njanza laſſen keinen Zweifel darüber, daß der von ihm eingeſchlagene Weg die kürzeſte Route zwiſchen Tanga und dem See bietet. Er ſelbſt gibt beſtimmt an, daß der Viktoria von der Küſte aus in 2—2½ Monaten leicht zu erreichen ſei, ſein Weg faſt keine Geländeſchwierigkeiten biete und die Anlage einer fahrbaren Straße leicht — wenn auch ſehr koſtſpielig — ſei; Transporte wären übrigens auch ohne Straße mittelſt der Maſſaieſel überall durchzuführen. Nicht weniger wichtig, als dieſe Nachrichten, erſcheint die Meldung, daß die ſtreitigen Tiefenverhältniſſe des Viktoria viel günſtiger ſind, als man annahm. Mit wenigen Ausnahmen fand Baumann ſelbſt nahe der Küſte eine Mindeſttiefe von 2—2½ Meter; ein Dampfer von 2 Meter Tiefgang würde alſo faſt nirgends auf Hinderniſſe ſtoßen.

Aus Paris kommt die Nachricht, daß der franzöſiſche Reiſende, Kapitän Monteil, deſſen Expedition vom Senegal aus aufgebrochen war, den Tſadſee glücklich erreicht hat. Man war über das Schickſal des Forſchers, beſonders nach dem traurigen Ausgang der Crampelſchen Reiſe, bereits in ſchwerer Beſorgnis, da ſeit dem Mai 1891 jede Kunde über ihn ausgeblieben war, und iſt jetzt, nachdem bekannt geworden, daß er im Januar d. J. das altberühmte Kano erreichte und daß ſich ſeinem weiteren Vordringen nach Kuka, der Hauptſtadt von Bornu, keine Hinderniſſe entgegenſtellten, doppelt erfreut.

## Wetterkunde.

Wenn dieſe Zeilen vor unſeren Leſern liegen, wird die furchtbare Hitze der letzten Tage hoffentlich bereits ihr Ende erreicht haben — der Auguſt 1892 dürfte aber manchem unvergeßlich bleiben! Trotzdem ſtehen die Temperaturgrade, die er uns brachte, auch in Europa nicht vereinzelt da. Zu London wurden ſogar am 10. Juli 1852 41° C. beobachtet, zu Montpellier am 22. Juli des nämlichen Jahres 40° C. Die wärmſten Tage, welche man zu Paris durch Thermometerbeobachtungen feſtſtellte, waren der 16. Auguſt 1793 mit einem Maximum von 37,3° und der 8. Juli des nämlichen Jahres mit 38,4°. Man darf aber nicht glauben, daß ähnliche hohe Temperaturen in nördlichen Gegenden nicht eintreten; denn nach dem Zeugniſſe von Euter ſind in Petersburg ſchon + 33,4° C., zu Stockholm nach Ronnow ebenfalls + 34,4° C. gemeſſen worden. Die höchſte Luftwärme, die ſeit 1848 in Köln beobachtet wurde, trat ein am 4. Auguſt 1857 und erreichte + 35,2° C.

## Gewerbe.

Wir berichteten im Jahrgang XXV ausführlicher über Pforzheims Werkſtätten. Einen intereſſanten Beitrag zur Entwickelung der dortigen Induſtrie bietet der letzte Jahresbericht der Handelskammer zu Pforzheim. Es waren in 460 Bijouteriefabriken und 285 Hilfsgeſchäften etwa 12000 Arbeiter mit der Herſtellung von Bijouterieartikeln beſchäftigt. Nach ungefähren Schätzungen betrug im letzten Jahre allein in Pforzheim der Verbrauch von Silber 21600 Kilogramm im Wert von rund 3000000 Mark. An Gold wurden 6000 Kilogramm zu je 2800 Mark verbraucht, alſo ein Geſamtwert von rund 17000000 Mark. Das macht eine Summe von rund 20000000 Mark. Wenn man den Wert des Ausſchmückungsmaterials, echte und unechte Steine, Perlen, Korallen 2c., mit 3000000 und die Arbeitslöhne mit 9000000 Mark berechnet und hierzu noch die Geſchäftsunkoſten und den mutmaßlichen Gewinn in Anrechnung bringt, ſo beträgt der Geſamtwert der in Pforzheim im Laufe eines Jahres erzeugten Schmuckwaren gegen 40000000 Mark.

Bereits im vorigen Jahre hat der Stadtrat von Paris den Beſchluß gefaßt, eine Anzahl öffentlicher Brunnen zu errichten, aus welchen die ärmere Bevölkerung und die Ladenbeſitzer je nach Bedarf heißes Waſſer entnehmen könnten. Jetzt iſt nun, wie das techniſche Bureau von R. Lüders-Görlitz berichtet, der erſte dieſer Brunnen der öffentlichen Benutzung übergeben worden. Er iſt auf dem Boulevard St. Germain an der Südſeite der Seine errichtet und beſteht aus einer hübſchen Säule, welche mit einem Mundſtück, einer Einwurfſpalte und einem Taſter verſehen iſt. Wenn man auf letzteren drückt, nachdem man 4 Pfennig (5 Centimes) in die Spalte geworfen, öffnet ſich ſofort ein Ventil, und es fließen von dem vorgewärmten Waſſer, welches ſozuſagen momentan durch Gas auf 65° R. gebracht wird, zehn Liter in das bereit gehaltene Gefäß. Sobald die genannte Waſſermenge ausgeſtrömt iſt, hebt ſich im Innern der Säule ein Gewicht, wodurch die Gaszufuhr ſofort ſelbſtthätig abgeſchloſſen wird. Die ärmeren Familien der Umgebung machen bereits ausgiebigen Gebrauch von der neuen Einrichtung, welche bald auch in den anderen Stadtvierteln eingeführt wird, und für größere Städte bei der ſtetigen Steigerung der Preiſe aller Brennmaterialien wohl Nachahmung verdient.

## Landwirtſchaft.

Bekanntlich fand Prof. Löffler-Greifswald in dem Bacillus typhi murium ein Mittel gegen Mäuſe; er erkannte, daß der von ihm entdeckte Bacill ein tödlich wirkender Infektionserreger bei Haus- und Feldmäuſen, daß derſelbe aber für andere Tiere völlig unſchädlich ſei. Die erſte Probe im großen Stile konnte der deutſche Gelehrte bereits im Laufe dieſes Sommers in Theſſalien machen, das von Myriaden von Feldmäuſen heimgeſucht und deſſen Ernte vollkommen in Frage geſtellt war. Von der griechiſchen Regierung aufgefordert, begab er ſich im April ſelbſt an Ort und Stelle, ließ die mit der „Kulturflüſſigkeit" getränkten Brotſtücke auslegen und ſah bald, daß ſeine im Laboratorium gewonnene Anſicht die richtige ſei: nicht nur diejenigen Mäuſe ſtarben, welche unmittelbar von dem Brot fraßen, das Gift übertrug ſich vielmehr auch auf andere Individuen. Schon Ende Mai wurde ein allgemeiner Erfolg feſtgeſtellt. — Prof. Löffler hat nunmehr den Verſand der Reinkulturen der Firma J. F. Schwarzloſe-Berlin SW. übergeben, von welcher auch weitere Berichte über bisherige Erfolge und Gebrauchsanweiſungen zu beziehen ſind.

## Jagd.

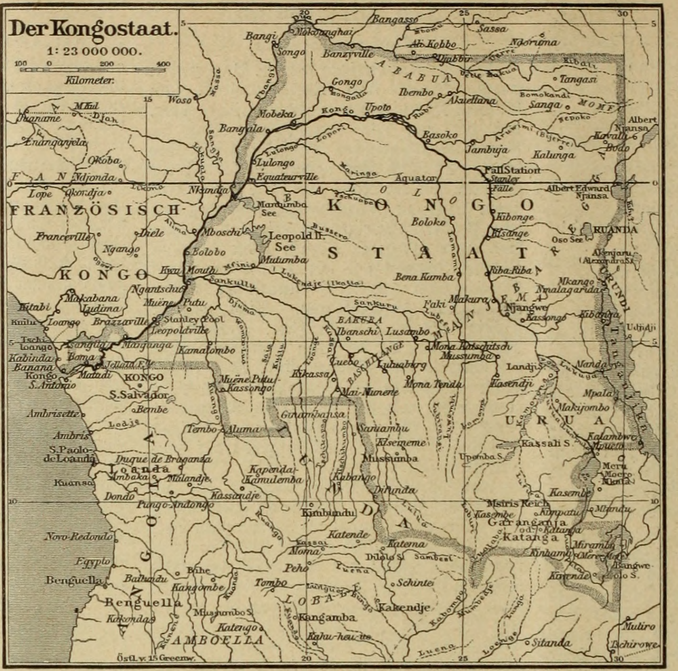
Wie der „Weidmann" wiſſen will, beabſichtigt Kaiſer Wilhelm, die einſt als das „ritterlichſte und edelſte Vergnügen" bezeichnete Falknerei, die Jagd mit dem Falken auf der Fauſt, inſofern wieder bei uns einzuführen, als die im Revier von Wuſterhauſen bei Berlin noch vorhandenen zahlreichen Reiher- und Kormorankolonieen mittelſt Beize möglichſt gelichtet werden ſollen.

## Hauswirtſchaftliches.

Die Preißelbeere oder Kronsbeere, wie ſie im weſtlichen Deutſchland heißt, iſt ſo recht eine Heidefrucht. Ungeheure Mengen davon werden in der Lüneburger Heide geſammelt und in den Handel gebracht von Anfang Auguſt bis Anfang September und dann wieder im Oktober; denn um die Zeit der erſten Reife beginnt die zweite Blüte der Preißelbeere. Nirgendwo haben mir Preißelbeeren ſo gut gemundet wie in der Heide, wo ſie friſch gepflückt, unmittelbar vom Buſch, in die Küche gelangen. Die Friſche der Frucht iſt von großer Bedeutung für den Wohlgeſchmack. Deshalb ſind auch die ſchwediſchen Preißelbeeren, die viel zu uns in den Handel kommen, nicht ſo gut wie unſere deutſchen. Sie werden uns in Fäſſern zugeſchickt und ſind, wenn ſie bei uns auf den Markt kommen, nicht mehr ganz trocken, ſondern haben durch den Transport gelitten.

J. Tr.

## Zur Kataſtrophe am Kongo.



In den letzten Jahren ſchien nach ſchweren Kämpfen ein friedlicheres Einvernehmen zwiſchen der Regierung des Kongoſtaates und den Araberhäuptlingen am Oberkongo Platz gegriffen zu haben, die jüngſten Nachrichten beweiſen aber, daß die unter der Aſche glimmenden Funken aufs neue zu hellen Flammen emporloderten. Soweit ſich nach den bisherigen Meldungen erſehen läßt, iſt die kongoſtaatliche Herrſchaft am Oberkongo thatſächlich zuſammengebrochen. Die Araber in Njangwe empörten ſich, verjagten die Agenten der belgiſchen Handelsgeſellſchaften und erhielten bald Zuzug vom Tanganjikaſee her, aus Udjidji, welchen Ort der Häuptling Rumaliza angeblich aus Furcht vor den Deutſchen verließ. Die verbündeten Araber rückten nun an den oberen Kongo bis Riba-Riba, verjagten und mordeten alle Weiße, ſcheinen ſich aber dann derart geteilt zu haben, daß die eine Gruppe nördlich gegen die Fallſtation (Stanleyfälle) zog, die andere ſich in öſtlicher Richtung dem Lomaniſtrom zuwandte. Während man von letzterer bereits weiß, daß ſie Bena-Kamba erreichte und hier die von Hodiſter geführte ſog. Katangaexpedition völlig vernichtete, fehlen von erſterer bis jetzt noch beſtimmte Nachrichten; von einer Seite wird behauptet, die Araber an der Fallſtation würden der Regierung treu bleiben, anderſeits aber verlautet, daß der Chef der Station, Leutnant Tobback, ſich ſchon bis Baſako zu dem größeren befeſtigten Lager zurückgezogen hat. Das nebenſtehende Kärtchen, einer Überſichtskarte der neueſten Auflage des Andreeſchen Handatlas entnommen, erlaubt, die Araberzüge genau zu verfolgen.

Es iſt ſchwer, über die Urſachen des Aufſtandes ein Urteil zu fällen. Ob die Gefährdung ihrer Lebensintereſſen, die drohende Unterbindung der Sklavenjagden und die Erſchwerung des Elfenbeinhandels, den die Regierung zu monopoliſieren verſuchte, die Araber zur Empörung trieb, ob, wie behauptet wird, religiöſer Fanatismus ſie veranlaßte, die Fahne des Aufruhrs zu entfalten, muß dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls geht der Kongoſtaat, der ſich auch finanziell in ſchweren Verlegenheiten befindet, ſehr ernſten Zeiten entgegen — in Paris aber reibt man ſich allem Anſchein nach ſchon vergnügt die Hände und bereitet ſich vor, die Erbſchaft der hochherzigen Schöpfung des Belgierkönigs anzutreten, eine Hinterlaſſenſchaft, für welche Frankreich freilich vorausſichtlich noch eine ſchwere Erbſchaftsſteuer an Geld und Menſchenleben zahlen muß.

---

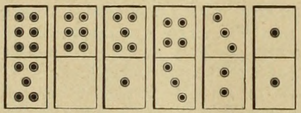
## In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

Partie voleur.

A, B, C, D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine mit 13 Augen liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. A und C ſpielen zuſammen, ebenſo B und D.

A hat:



C hat auf ſeinen ſechs Steinen 10 Augen weniger als B, aber 6 Augen mehr als D. A ſetzt ſeinen Doppelſtein aus und wird ſeine Steine zuerſt los. C hat fünf Steine geſetzt. B und D haben immer gepaßt. Die Augenſumme auf den elf Steinen der Partie beträgt 68.

Welche Steine liegen im Talon? Wie viel Augen hatten die ſechs Steine des B? Wie viel die des C, wie viel die des D? Welchen Stein behält C übrig?

### 1. Rätſel.

In der Erde Schoß vergraben,
Harrt' ich endlos lange Zeit.
Was ich berge, ſoll er haben,
Der vom Dunkel mich befreit.
Sein mein Schatz von Gold und Wiſſen,
Hat er mich dem Grab entriſſen.

Haſt du die zwei erſten Zeichen
Meines Namens umgedreht,
Alter Vorzeit Kunde reichen
Werd' ich dem, der mich verſteht.
Konnt' im Kampfe einſt beſchützen,
Zaubernd ſchaden, zaubernd nützen. E. B.

### 2. Metamorphoſenaufgaben.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen:

a) Von Warm über höchſtens drei Zwiſchenſtationen zu Kalt?
b) Von Schreiben über höchſtens drei Zwiſchenſtationen zu Rechnen?
c) Von Blei über höchſtens elf Zwiſchenſtationen zu Gold?
d) Von Harke über höchſtens neun Zwiſchenſtationen zu Leiter?
e) Von Band über höchſtens acht Zwiſchenſtationen zu Knopf?
f) Von Salm über höchſtens vier Zwiſchenſtationen zu Hecht?

### 3. Rätſel.

Ich gleiche zwar in nichts Frau Aphroditen,
Doch bringt mich oft der Meeresſchaum ans Licht;
An mein Entſtehen knüpfen ſich nicht Mythen,
Zwar viele Werke, aber kein Gedicht.

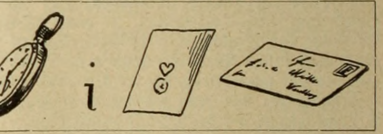
Und ſeltſam, wenn, entrückt dem Tageslichte,
Dein Aug' nur Nacht und Grau'n zu ſchaun vermeint,
Bin ich's, der dich mit ſilberhellem Lichte
Und wunderſamer Formenpracht beſcheint.

Doch ach, als wahrer Menſchenfreund entgehe
Dem ſchnöden Undank ich des Menſchen nicht:
Der ich ſein Wohl nur will, mir ſchafft er Wehe
Und führt mich mitleidlos in ſein Gericht.

Doch wollen alle dieſe ſchönen Zeilen
Mit meiner Hilfe nur verſtanden ſein,
Und brauchſt du mich als Redner nicht zuweilen,
Schläft bald dein ganzes Auditorium ein. A. C.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Bilderrätſel.



### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 50.

Bilderrätſel. Stille Waſſer ſind tief.

1. Blumenrätſel.

„Reſeda."
Ranke
Elias
Sonne
Ewald
Diana
Aſter.

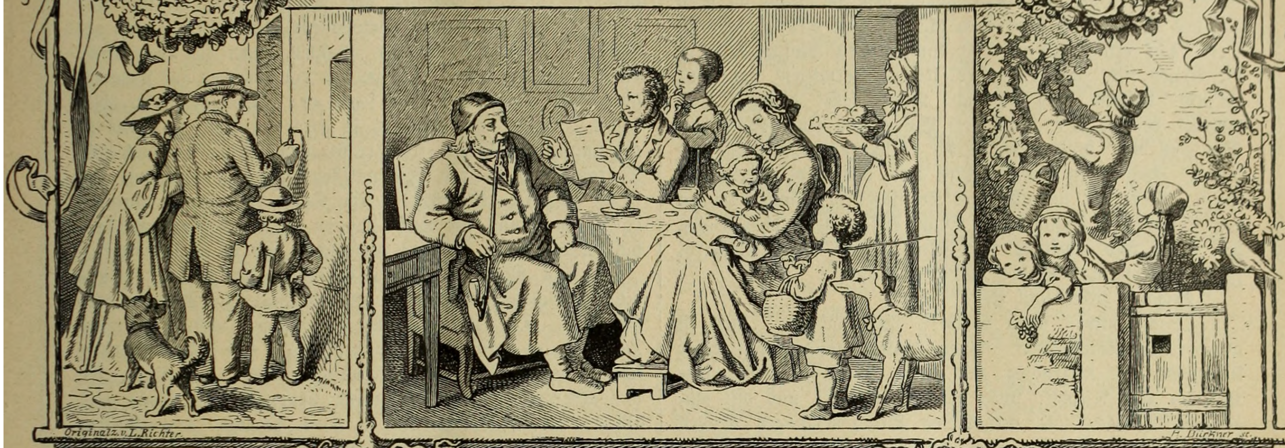
2. Verwandlungsaufgabe.

„Das heilige Lachen."
Dachſtein
Alabaſter
Sumatra
Heliotrop
Eſtremadura
Interlaken
Lauenburg
Italiener
Gabriele
Eiſenhut
Landeshut
Andaluſien
Chriſtabend
Heidelberg
Edeltanne
Niagara.

**Inhalt:** Der Schatz. Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel. (Fortſ.) — Menſchenräuberei im vorigen Jahrhundert. Von v. Rieben. — Reiſepauſe. Gedicht von D. Theodor Förſter. — Südafrikaniſcher Springbock. Von Dr. L. Staby. Mit einer Illuſtr. von Wilh. Kuhnert. — In fremden Banden. Erzählung von H. von Krauſe (C. v. Hellen). Fortſetzung. — Johann Peter Eckermann. Von Adelheid Weber. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Iphigenie von G. von Hoeſſlin. Gedicht von Frida Schanz; Beim Beerenſuchen von A. Lüben. — Kirche. — Altertumskunde. — Forſchungsreiſen. — Wetterkunde. — Gewerbe. — Landwirtſchaft. — Jagd. — Hauswirtſchaftliches. — Zur Kataſtrophe am Kongo. Mit einer Kartenſkizze. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVIII. Jahrgang. Ausgegeben am 24. September 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1891 bis dahin 1892. 1892. No. 52.

## Der Schatz.

Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Am nächſten Morgen um acht Uhr ſaß das Ehepaar am Kaffeetiſche und wartete vergeblich auf den Doktor. Er mußte ſchon lange aufgeſtanden ſein, denn es kam die Nachricht, er habe ſich ſchon um ſechs Uhr mit aufgekrempelten Ärmeln in der Küche ſehen laſſen, habe einen großen Topf Milch ausgetrunken, ſich einen Federpuſchel geben laſſen und ſei dann eilig wieder verſchwunden. Gerade als Wigand gehen wollte, ſich nach ihm umzuſehen, trat der Vermißte in einem erſchreckenden Aufzuge in die Thür. Er war über und über mit Staub bedeckt, die verwirrten Haare klebten an der Stirn, und aus dem blaſſen übernächtigen Geſichte leuchteten die dunklen Augen in ſonderbarem Feuer. Sein exaltiertes Weſen machte den Eindruck, als ſei er bei dem guten Chateau d'Yquem die ganze Nacht ſitzen geblieben. In der einen Hand trug er einen Bogen Papier, in der anderen einen mit Leder überzogenen Kaſten.

„Mein Gott, der iſt über Nacht verrückt geworden!“ dachte Wigand unwillkürlich. „Geſtern pickte es ſchon immer bei ihm.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ ſagte Radloff, „daß ich mich in dieſem Aufzuge vor Ihnen ſehen laſſe. Aber es gibt Augenblicke im Leben, wo alle Rückſichten einem ſo leicht und unwichtig vorkommen, wie Federdaunen. Lieber Wigand, wir ſind alle gewohnt, uns die Göttin Fortuna als eine ſchöne junge Dame vorzuſtellen, die mit roſigen Füßen auf einer Glaskugel einherſchwebt und ihr goldenes Füllhorn über Leute ausſchüttet, die es nicht verdienen. Aber manchmal ſieht ſie auch ganz anders aus. Zum Beiſpiel wie ein aus ſeinem Fach weggelaufener Doktor juris, der ſich weder gewaſchen noch gekämmt hat. Und das Füllhorn trägt er in der Hand. Kurzſichtige Leute würden es allerdings für einen ziemlich ſchmutzigen Bogen Papier halten. Und nun bitte ich dich, lieber Wigand, höre mich ruhig an. Ich ſehe dir ja deutlich an, du hältſt mich für übergeſchnappt, aber ſchicke doch lieber nicht eher zum Doktor, als bis du mich angehört haſt. Ich ſende voraus, daß ich in dieſen Dingen ein wirklicher Kenner bin, und daß du mir ruhig alles glauben kannſt, wenn es dir auch noch ſo unwahrſcheinlich vorkommt. Wenn die reichen Sammler ſich 'mal auf gewiſſe Dinge verbeißen, ſo iſt eben alles möglich. Ich fand hier geſtern Abend zufällig jene Alt-Meißener Figurengruppe, Vieux-Saxe, wie die Franzoſen ſagen, wundervoll erhalten und unzweifelhaft echt. Eine ſolche Gruppe wird jetzt mit etwa 3000 Frank bezahlt. Dies machte mich aufmerkſam, und die zweite Entdeckung fand ſtatt in Ihrem Glasſchrank, gnädige Frau. Ein Vis-à-vis Alt-Sevres weiß mit Gold, wunderbar ſchön. Den dazu gehörigen Maroquinkaſten trage ich in der Hand, ich fand ihn oben auf dem Boden in einer Ecke. Der iſt nämlich wichtig, denn in dem alten Futteral verkauft ſich die Sache noch 'mal ſo gut. Wert: 80 000 Frank.“

„Nanu!“ ſagte Wigand.

„Als ich das letzte Mal in Paris war, wurde auf einer Auktion im Hôtel des ventes ein ſolches kaum ſo gut erhaltenes Vis-à-vis mit dieſer Summe bezahlt. Nun ward ich aufmerkſam und fing an, mich bei dir weiter zu erkundigen. Da gewann ich denn die Überzeugung, daß der alte Herr von Rephun, der mit ſo vieler Ausdauer nach den im dreißigjährigen Kriege vergrabenen Dukaten und Dublonen ſuchte, die wirklichen viel größeren Schätze, die er in ſeiner Hand hielt, verachtungsvoll hatte auf den Boden ſchaffen laſſen. Freilich damals, als er dies that, ſtanden die Sachen noch nicht ſo hoch im Werte wie heute, wo die ganze große Welt beſonders in Frankreich vor dem Roi Bibelot auf den Knieen liegt, und die Schätzung der Kunſtgegenſtände der

Rokokozeit an die Verrücktheit grenzt. Vor kurzem iſt ein Schreibtiſch aus der Zeit der Marie Antoinette in Paris ſogar mit 700 000 Frank bezahlt worden. Das war allerdings ein Ausnahme-Wahnſinn.

Ich habe natürlich die ganze Nacht nicht geſchlafen und meine Zeit damit verbracht, in den alten Papieren zu ſtudieren. Kaum war es einigermaßen hell, ſo ſchlich ich mich auf den Boden und fand auch glücklich den mir bezeichneten Ort. Das erſte, was mir im dämmernden Morgenlichte in die Augen fiel, war ein nettes, kleines Vermögen, das ganz harmlos daſtand und ſich gar nichts dabei dachte. Und woraus beſtand es? Aus drei Vaſen und einer Kommode. Ein Satz von drei Vaſen Rose Dubarry, wundervoll erhalten, ohne jeden kleinſten Riß und ohne jede abgeſtoßene Kante. Das Ziel wahnſinniger Sehnſucht ſo manches reichen und fanatiſchen Sammlers. Denn erſtens ſind dieſe Vaſen ſehr ſchön und zweitens ſehr ſelten. Das ſchöne Roſenrot iſt unnachahmlich. Wert: 200 000 Frank.

Wigand lachte laut auf.

„Lache nicht, mein Sohn!“ rief Radloff, „dies iſt wundervolle Wirklichkeit. Dieſe Vaſen ſtanden auf einer Kommode aus Roſenholz mit einer Platte von Breccien-Marmor aus Aleppo; ſchön gebaucht war ſie und mit eingelegten Blumen und vergoldeten Bronzebeſchlägen geziert. Feinſte Arbeit aus der Zeit der Pompadour. Die alten Herren von Rephun haben ſich überhaupt nichts Minderwertiges angeſchafft. Der Herr ſegne ihr Andenken. Sagen wir 30 000 Frank.“

„Aber lieber Radloff, nun höre auf,“ ſagte Wigand.

„Durchaus nicht, lieber Freund, denn ich fand dort noch viel mehr. Zum Beiſpiel eine Jardiniere Alt-Sèvres, bleu roi, wundervoll und tadellos — 100 000 Frank. Doch ich gebe zu, du haſt in gewiſſer Weiſe recht, wenn du an den bis jetzt von mir angegebenen Preiſen zweifelſt. Denn das ſind ſolche, die in Paris auf Auktionen gezahlt worden ſind. Wolltet ihr die gefundenen Schätze an einen Händler insgeſamt verkaufen, ſo kann er das natürlich nicht zahlen, denn er übernimmt ein großes Riſiko und will ſelber erheblich verdienen. Aber trotzdem möchte ich das Gefundene auf eine halbe Million Mark ſchätzen, denn ich habe vorhin nur einige der hervorragenden Gegenſtände aufgezählt. Es iſt aber noch eine Unzahl minder wertvoller Stücke vorhanden. Hier auf dieſem Bogen findeſt du eine vorläufige Zuſammenſtellung. Es iſt alles nur auf etwa die Hälfte geſchätzt. Vor dieſer Zahl ſchwinden deine Sorgen wohl in nichts zuſammen, und eine freundliche Zukunftsſonne ſteigt auf. Lies, was ſteht dort?“

Wigand nahm den Bogen mit ungläubigem Lächeln und las das Reſultat einer langen, zuſammenaddierten Zahlenreihe. Es lautete: 514 300 Mark.

„Unſinn!“ ſagte er.

„Liebliche Wahrheit!“ erwiderte Radloff unbeirrt und fuhr dann fort: „Zunächſt alſo ſteht dir einſtweilen, wenn du ſchnell Geld brauchſt, mein ganzes Vermögen zur Verfügung. Es genügt reichlich, um alle deine Verpflichtungen zu erfüllen. Wenn du es wünſcheſt, ſchreibe ich noch heute an meinen Bankier in Berlin. Ich habe es in Konſols und ſicheren Eiſenbahnpapieren angelegt, und es kann augenblicklich flüſſig gemacht werden. Sodann werde ich mich ſofort an einen mir bekannten Pariſer Händler wenden. Denn nach Paris muß dieſer Schatz. Nur dort iſt der Markt für ſolche ungewöhnliche Kunſtgegenſtände. Das hat ſich nun einmal im Lauf der Zeiten ſo herausgebildet. Der Händler iſt ein geborener Deutſcher, arbeitet mit einem bedeutenden Kapital und iſt ein vortrefflicher Kenner. Er muß auf der Stelle herkommen und ſich die Sachen anſehen. Wenn dieſer kundige Thebaner dann meine Angaben beſtätigt, wirſt du hoffentlich deinen ſchnöden Unglauben fahren laſſen. Unterdes mach' ich hier eine kleine Ausſtellung. Im anderen Flügel hab' ich ein nettes Zimmer entdeckt, das noch ganz die alte Ausſtattung aus dem vorigen Jahrhundert trägt. Dort bau' ich die ganze Chriſtbeſcherung auf — du ſollſt 'mal ſehn, was das für eine feine Muſik von Formen und Farben gibt.“

Wigand ſaß ganz ſtarr da, und in ſeinem Kopfe drehte es ſich. Die ungemeine Sicherheit ſeines Freundes, ſein Anerbieten ſo bedeutender Geldmittel fingen doch an, einige Wirkung auszuüben. Er hatte ſich um ſolche Dinge nie bekümmert, und da war es kein Wunder, daß es ihm unglaublich erſchien, ſolche porzellanene Nichtigkeiten und geſchweifte Großmutter-Sachen könnten einen ſo ungeheuren Wert darſtellen. Das war ja wie ein Märchen aus Tauſend und einer Nacht. Zuletzt ſagte er: „Nimm's nicht übel, teurer Freund, ich möchte es ja gerne glauben, es wäre ja ein ungeheures Glück, aber einſtweilen zweifle ich noch wie Konrad Bolz in den Journaliſten und ich ſage wie er: ‚Das muß ich erſt ſehen!‘ Die Sache iſt mir zu märchenhaft. Da kommt der weiſe Magier, ſchwingt ſeinen Zauberſtab, und irdenes Geſchirr verwandelt ſich in eitel Gold.“

„Das Märchen, daß unſcheinbare Dinge ſich in ungeheure Schätze verwandeln, geſchieht heut alle Tage,“ ſagte Radloff. „Da erfindet einer die billige Herſtellung eines unſcheinbaren Pulvers, der Salicylſäure. Sie ſoll dem Fabrikanten ſieben Millionen eingebracht haben. Denk' an die Schöneberger Bauern mit ihren paar Morgen Sand und Wieſe. Berlin wuchs bis zu ihnen hinaus, ſie verkauften ihr Land als Bauſtellen und ſind jetzt alle Millionäre. In einer übelriechenden Wüſte bohrt jemand ein Loch in die Erde, und eine unerſchöpfliche Goldquelle ſpringt in Geſtalt von Petroleum hervor. Das ſind moderne Märchen, und ein ſolches Märchen iſt auch dies, und der Zauberſtab, den dein Freund und Magier hier ſchwang, war ein bißchen mühſam aufgeleſenes Wiſſen. Ich ſegne das Geſchick, das mich im rechten Augenblick hierher führte. Wäre es hier ſpäter zur Auktion gekommen, ſo hätte ein inwendig ſchmunzelnder Trödler den ganzen Kram für hundert Mark gekauft, und ein gut Teil wäre vielleicht noch außerdem von rohen Barbarenfäuſten zerſchlagen worden. Daß ich hierher kam, war eine Fügung, mein Sohn. Aus der Erholung wird nun wohl nicht viel werden. Ach, du liebe Zeit — ich wollte Bratbarſche angeln und habe eine halbe Million gefiſcht!“

### 10. Schluß.

Wie Radloff zum Drachen ward und den Kampf mit einem irrenden Ritter aus Gallien aufnahm, und auf wie ſonderbare Art die Verſchwendungsſucht der Vorfahren den Nachkommen zum Segen gereichen kann. Zehnjähriges Jubiläum eines Blumenregens. Noch einmal Ignota magna. Vergißmeinnicht.

Radloff hatte recht; aus der beabſichtigten Erholung wurde einſtweilen nicht viel, ſondern die nächſten Tage vergingen ihm in angeſtrengter Arbeit. Die größeren Möbel und Gegenſtände ließ er durch zuverläſſige Leute heruntertragen, über das Porzellan aber, die Uhren und andere zerbrechlichen Gegenſtände wachte er, wie die Löwin über ihre Jungen. Er ging unzählige Male die Treppen auf und nieder und trug alles ſelber ſo ſorgfältig, wie eine Mutter ihr krankes Kind. Dann ſtand er tagelang mit aufgeſtreiften Hemdsärmeln und ſeifte, wuſch, bürſtete und reinigte alle Gegenſtände höchſteigenhändig, freute ſich über jede verborgene Schönheit, die dadurch zum Vorſchein kam, und machte noch fortwährend neue kleine Entdeckungen. Als er mit dieſen Arbeiten fertig war, ging er an die Einrichtung des Zimmers und ſchuf mit den beſten der vorhandenen Möbel, dem vielen Porzellan, den ſchönen Bronzeuhren, zwei nachträglich noch aufgefundenen Savonnerie-Teppichen und einigen Bildern aus der Zeit ein Ganzes, das als ein kleines Kunſtwerk gelten konnte und auch auf den Nichtkenner durch den Reiz der Anordnung und die ſpielende Anmut der Einzelheiten ſeine Wirkung nicht verfehlte. Als die Sache ſo weit gediehen war, kam der Händler.

Radloff ſagte zu Wigand: „Laß mich den Drachen dieſes Schatzes ſpielen. Ich will den Kampf mit dieſem irrenden Ritter allein ausfechten. Du hörteſt wohl die Botſchaft, allein dir fehlt der Glaube, und das iſt nicht gut in ſolchen Dingen.“

Wigand willigte lachend ein. „Mach', was du willſt. Wenn 150 000 Mark dabei herauskommen, bin ich zufrieden, aber ich fürchte, der Mann lacht dich aus." Der Mann aber lachte gar nicht, als er in die Schatzkammer geführt wurde, ſondern hatte offenbar große Mühe, ſein ungeſchäftsmäßiges Erſtaunen zu verbergen. Als er die drei prachtvollen Sèvres-Vaſen, Roſe Dubarry, ſorgfältig geprüft hatte, befielen ihn offenbar Schauer der Ehrfurcht. Er kannte zwei ungeheuer reiche Sammler, die ſich dieſe koſtbare Seltenheit auf jeden Fall ſtreitig machen würden. Glücklicher konnte es nicht liegen, um den höchſten Preis zu erzielen. Und außerdem waren dort noch die vielen anderen Stücke, jedes in ſeiner Art wertvoll. Er kannte ſeine Kundſchaft und ihre Eigenheiten; im Geiſte beſtimmte er ſchon ein Stück dieſem, das andere jenem, und ſeine in langjähriger Erfahrung gewonnene Geſchäftskenntnis ließ ihn nach kurzem Überblick die ganze Sammlung höher ſchätzen, als Radloff angenommen hatte. Ferner lag die ganze Angelegenheit ſo günſtig wie ſelten, da man genau nachweiſen konnte, alle dieſe Stücke ſeien von Anfang an bis heute im Beſitz derſelben Familie geblieben, ja es gab ſogar unanfechtbare Papiere über ihren Erwerb. Von der auf dieſem Gebiete ſo raffiniert betriebenen Fälſchung, die ſelbſt die feinſten Kenner oft hinters Licht führt, konnte alſo keine Rede ſein; alles war unzweifelhaft echt. Das bedeutete ja einen ganz ungewöhnlichen Glücksfall, der auch ihm, wenn er mit dem Verkaufe betraut wurde, ein hübſches Vermögen abwerfen konnte.

Zwei Tage verbrachten die beiden Männer mit der genauen Prüfung und Beſichtigung und der Aufnahme eines Inventars. Am dritten legte Radloff ſeinem Freunde einen Kontraktentwurf vor. Danach verpflichtete ſich der Händler zu einer Anzahlung von 250 000 Mark und der Übernahme aller Koſten. Sämtliche Gegenſtände ſollten nach Paris geſchafft und dort nach genügender Vorbereitung zum Verkauf gebracht werden. Was über die genannte Anzahlung erzielt wurde, ging zu gleichen Teilen an die jetzigen Beſitzer und an den Händler.

„Er wird zwar wahrſcheinlich ein rieſiges Geſchäft dabei machen," ſagte Radloff, „aber das ſchadet nichts, denn er hat auch viel Arbeit davon und trägt ein gewaltiges Riſiko. Denn ſobald jetzt Krieg käme oder die Cholera oder eine allgemeine Geſchäftsſtockung, ſo wäre der Markt für dieſen höchſten Luxus ſofort verdorben. Damit muß der Mann rechnen."

Wigand und ſeine Frau zögerten keinen Augenblick, auf dieſen Vorſchlag einzugehen und ſegneten den treuen Freund, ohne deſſen Dazwiſchenkunft der koſtbare Schatz wahrſcheinlich nie entdeckt, ſondern teils zerſchlagen, teils ohne jeden Nutzen für die Beſitzer ſpurlos in alle Winde zerſtreut worden wäre. Auch gedachten ſie milder als früher der beiden Vorfahren aus dem vorigen Jahrhundert, die zwar durch ihre Großmanns- und Verſchwendungsſucht den reichen Beſitz der Familie zerſplittert, jedoch vermöge einer wunderlichen Fügung durch eben dieſe Eigenſchaften dazu beigetragen hatten, den letzten Sprößling ihrer Familie vor dem Untergange zu bewahren und den Reſt ihres einſtigen Beſitztums den Urenkeln zu erhalten. So ſonderbar verketten ſich oft menſchliche Schickſale.

⁂

Es war drei Jahre ſpäter am Abend des Johannistages. Wigand hatte mit ſeiner Frau einen Gang durch den Park gemacht, und ſie hatten dort die neuen Anlagen betrachtet, die in dieſem Jahre fertig geworden waren. Nun führte ſie ein gemeinſamer Zug des Herzens dem kürzlich erbauten Borkenhäuschen zu, das an Stelle des alten Balkengerüſtes an der Richnow über die Mauer ragte. Sie ſtiegen die zierliche Treppe hinauf, ſetzten ſich dort auf eine Bank und blickten in den friedlichen ſonnigen Abend, auf die Wieſe, wo das Heu in ſtattlichen dichten Haufen ſtand und köſtlichen Duft verbreitete, und die gegenüberliegenden anſteigenden Gärten des Dorfes Richenberg. Ringsum am Wieſenrand zwirnten die Goldammern ihr einförmiges Lied in der Abendſonne, und ab und an ſprang in der glatt und träge dahinfließenden Richnow ein Fiſch. In den ſtillen Buchten blühten die Waſſerroſen. Weiterhin an der Richnow ſaß Radloff und angelte. Er pflegte jedes Jahr einige Wochen nach Schloß Richenberg zu kommen, um ſich einmal ordentlich auszufaulenzen, wie er ſagte. Als er das Paar bemerkte, hob er einen ſtattlichen Fiſch empor und ließ ihn in der Sonne blitzen. Sie nickten ihm zu und lächelten. Dann, von einem gemeinſamen Antriebe erfaßt, gingen ſie an den Rand der Mauer und ſahen hinab auf jene Stelle, wo vor Zeiten einmal ein junger Ingenieur in der Mittagshitze „geatmet" hatte. Hildegard trug Feldblumen in der Hand, die ſie bei ihrem Gange durch den Park gepflückt hatte. Vergißmeinnicht waren auch dabei — „dei ollen Grabenblomen." Sie nahm ein Sträußchen davon und ſteckte es ihrem Manne ins Knopfloch und ſchmückte dann den eigenen Buſen mit den zarten Blümchen. Sie ſah noch einmal über die Mauer, und in einer unwillkürlichen Regung ſtreute ſie die übrigen Blumen auf jene Stelle hin. „Diesmal war es Abſicht!" ſagte ſie ſchelmiſch.

„Heute ſind es zehn Jahre," erwiderte Wigand. Hildegard nickte; dann ſahen ſie ſich liebevoll in die Augen und küßten ſich.

Als ſie wieder auf die Wieſe hinblickten, bemerkten ſie den Paſtor und ſeine Frau, die aus dem Dorfe hervorkamen und auf der Chauſſee langſam dem Schloſſe zuwandelten.

„Findeſt du nicht," ſagte Wigand, „daß der Paſtor mit viel ſtolzerem Schritt einhergeht, ſeit er die Ignota magna, Krahnstöver, entdeckt hat?"

„Hat ſie ſich wirklich als eine neue Art bewährt?"

„O, das weißt du nicht? Kürzlich zeigte er mir mit großem Stolze das Heft der Stettiner entomologiſchen Zeitung, wo er ſie beſchrieben hat. Sie iſt eine kleine, graue, unſcheinbare Eule, ein höchſt kümmerliches Tierchen, aber unzweifelhaft eine neue Art. Die Raupe lebt auf einer Sumpfpflanze, die ich vergeſſen habe. Den wirklichen lateiniſchen Namen, den er ihr gegeben hat, hab' ich auch nicht behalten, für mich bleibt ſie immer Ignota magna. O, er iſt mächtig ſtolz auf dieſe neue Art; ſie bewohnt einen Glaskaſten ganz für ſich, und die Exemplare werden nur mit vergoldeten Nadeln aufgeſteckt."

Hildegard lächelte. „Wir wollen ihnen entgegen gehen!" ſagte ſie.

Sie ſtiegen hinab und wandelten den Weg entlang, den Wigand damals eingeſchlagen hatte. Doch war er nicht mehr bewachſen wie einſt, ſondern ſchlängelte ſich rein und ſauber durch die blühenden Raſenflächen dahin. Das Gebüſch, worin ſich Hildegard damals verſteckt hatte, ſtand noch dort, nur war es noch höher und ein wenig lichter geworden.

„Hier hat mir einſt das Herz geſchlagen, wie ſonſt nie im Leben," ſagte ſie. Sie wandelten langſam weiter. Die Luft war an dieſem Abend ſo ſtill, daß ſelbſt die Blätter der Zitterpappeln ſich nicht regten und unbewegt auf ihren langen Stielen ſtanden. Vom Gipfel des Hügels ſchimmerten, von ſanftem Abendſchimmer angeſtrahlt, die grauen Reſte der alten Burg. Im Wallgraben, an ſeinem Fuß, blühten die Nymphäen; wilde Roſen neigten ſich darüber hin und ſpiegelten ihre zarten Blüten in dem ſchwarzen Gewäſſer. Sie gingen über eine neue, zierlich geſchwungene Brücke und kamen nun in den älteren Teil des Parkes. Auch hier war neue Ordnung geſchaffen. Zwiſchen den Alleen, die ſtrahlenförmig auf das Schloß zuliefen, zeigten ſich üppige Raſenflächen mit Gebüſch und Blumengruppen. Die alten Sandſteinbildwerke waren beſeitigt. „Sie taugen nichts!" hatte Radloff geſagt. „Für ſo etwas haben die Nephuns damals nicht viel ausgegeben. S'iſt Handwerkerarbeit. Die alten Herrn waren mehr für Möbel, Porzellan und innere Einrichtung. Das verſtanden ſie."

Nur die Sonnenuhr war geblieben und hatte nun vergoldete Zeiger erhalten. Sie nützten ihr allerdings nicht viel, denn die Bäume des Halbkreiſes, in dem ſie ſtand, waren ſo mächtig hoch geworden, daß die Uhr ſich faſt ſtets im Schatten befand.

Als ſie nun den breiten Lindenweg entlang auf das Schloß zugingen, ward hinter ihnen ein Trappeln, Rollen und Jauchzen vernehmlich, und dicht vor dem runden Platze, der jetzt über und über mit blühenden Roſen bedeckt war, wurden ſie von einem Ponywagen überholt. Vorne ſaß Beverneſt und der älteſte Sohn, der kutſchierte, und hinten zuſammengedrängt die drei anderen Kinder, davon das jüngſte zweijährige auf dem Schoß der Wärterin mit den runden Ärmchen zappelte und vor Vergnügen kreiſchte. Der junge Kutſcher lenkte ſein Pferdchen in ſchönem Bogen um den Platz herum und hielt mit ſcharfem Ruck vor dem Schloſſe. Die kleine Geſellſchaft krabbelte nun vom Wagen herunter, und auch der alte Beverneſt kletterte mühſam und bedächtig herab. „Der jung' Herr,“ ſagte er, als Wigand näher kam, „fohrt as wie ſo 'n gelernter Kutſcher, das ſagt man orndlich ſo ſlah!“ Damit humpelte er zu dem Pony hin, um ihn in den Stall zu führen.

„Wie geht's denn, Beverneſt?“ fragte Wigand. „Sie humpeln ja ſo!“

„Ja,“ antwortete dieſer, „mit den alten Reißmatismus is es ja noch immer beſſer, aberſten nu, glaub' ich, krieg' ich's mit den Potengram. Das muckert mich immer ſo in die große Szeh, un nachtens kann ich da manchmal garnich vor ſlafen.“

„Ja, da müſſen Sie wohl wieder in das Dampfbad,“ ſagte Wigand.

„Wenn der gnä' Herr meinen, daß ihm auch vor den Potengram gut is, denn meinswegens. Schauderöſen is es da ja man, aberſten den Potengram is mich auch nich amüſirlich.“ Damit hinkte er ſtöhnend ab.

Nun kamen die Paſtorleute um die Ecke des Schloſſes, und aus dem Parke trat Radloff mit ſeinem Fiſchnetz und ſeiner Angelrute hervor. Alle trugen Vergißmeinnicht-Sträuße in den Händen und überreichten ſie dem vergnügt lächelnden Ehepaar.

„Die blaue Blume aus dem Märchen deines Lebens!“ ſagte Radloff.

In der offenen Veranda war der Tiſch gedeckt. Dort ſetzten ſie ſich an die reich beſetzte Tafel, eine Geſellſchaft glücklicher Menſchen, und noch lange tönte heiteres Geſpräch und fröhliches Gläſerklingen hinaus in die von Roſenduft erfüllte, dämmernde Juninacht.

---

## Eine journaliſtiſche Friedensarbeit.

Von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)

Eines der wildeſten Revolutionslieder, welches Freiligrath in den vierziger Jahren in die Welt ſchickte, trägt die Überſchrift: „Freie Preſſe.“ Darin wird höchſt anſchaulich geſchildert, wie eine Druckerei zum Revolutionskampfe mobil gemacht wird:

> „Feſten Tons zu ſeinen Leuten ſpricht der Herr der Druckerei:
> Morgen, wißt ihr, ſoll es losgehn, und zum Schießen braucht man Blei!
> Wohl, wir haben unſre Schriften — morgen in die Reih'n getreten,
> Heute Munition gegoſſen aus metallnen Alphabeten!“

Seitdem die Preſſe frei geworden, hat man gelernt, die „ſcharfen Lettern“ beſſer zu verwenden, als ſie in „ſtumpfe Kugeln“ umzugießen. Als Moltke einſt die Druckerei der Kölniſchen Zeitung beſuchte, verfaßte einer der Redakteure ihm zu Ehren ein Gedicht, welches während ſeines Rundganges ſchnell geſetzt, korrigiert, gedruckt und ihm überreicht wurde, und welches anhub:

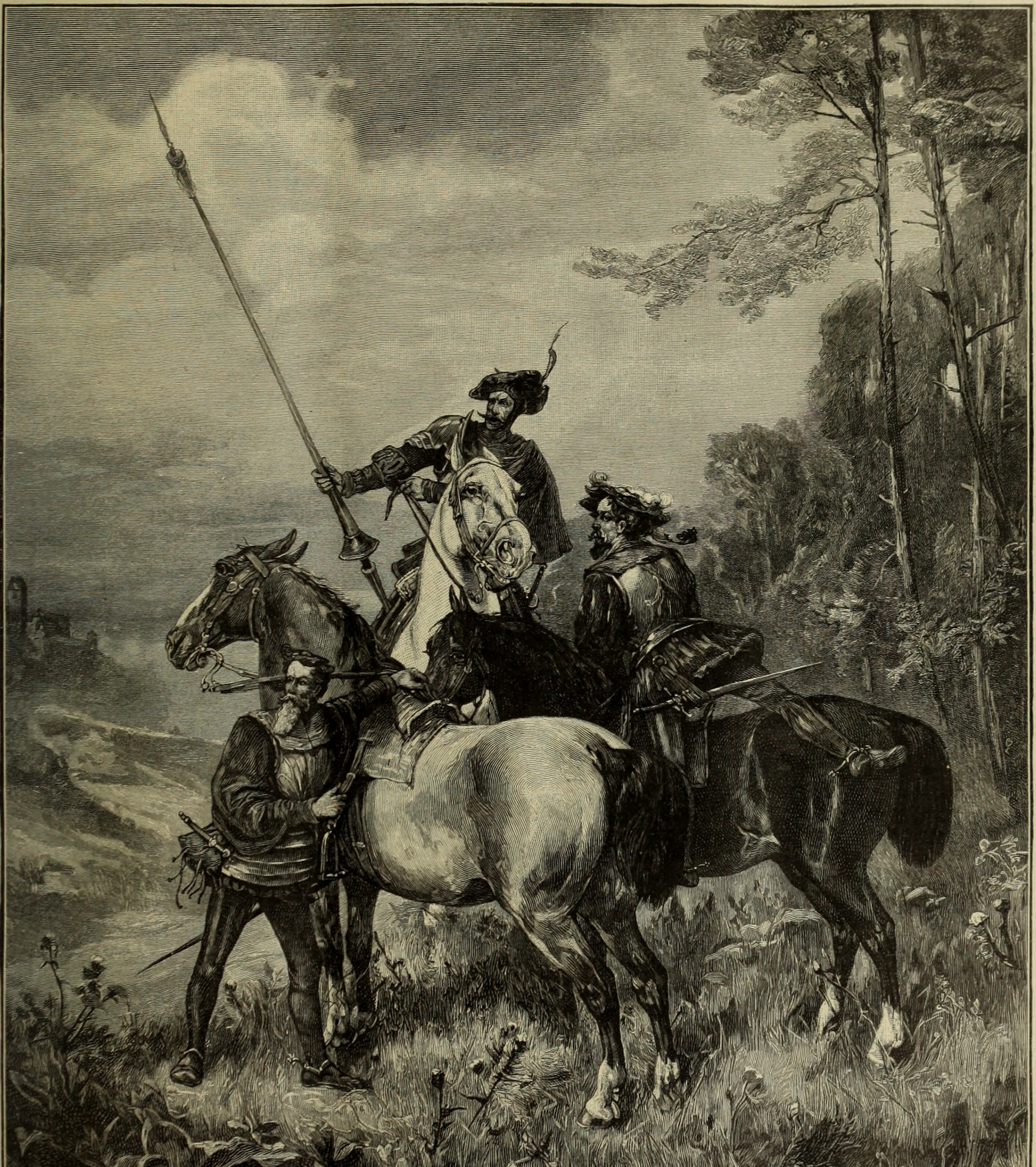
> „Heil und Dank Dir, Schlachtendenker,
> Daß Du auch bei uns erſchienſt
> Und auch unſre wackren Streiter
> Inſpizierſt in ihrem Dienſt.
> Ja, die kleinen Bleiſoldaten
> Sind, verhunderttauſendfacht,
> Wohlgeführt und wohlberaten,
> Eine reſpektable Macht!“

Niemand aber hat es beſſer verſtanden, die „kleinen Bleiſoldaten“ des Setzerkaſtens ins Gefecht zu führen, als die Helden des Umſturzes. Kaum hat irgend eine politiſche Partei ſo zahlreiche und in ihrem Sinne ſo gut geleitete Blätter, wie die Sozialdemokraten. Nach Bebels Angabe geben ſie 104 Zeitungen mit etwa 600 000 Abonnenten heraus, und noch immer ſind ſie bemüht, das darin betriebene „Untergrabungsgeſchäft,“ wie er ſelbſt es nennt, weiter auszudehnen. Die „weltgeſchichtliche Miſſion,“ deren ſie ſich dabei rühmen, iſt bekannt. Insbeſondere ſind ſie darauf bedacht, die Religion, welche ſie als eine „Gottespeſtilenz“ bezeichnen, „mit rückſichtsloſer Hand anzufaſſen und mit allen Mitteln, welche der menſchliche Scharfſinn darbietet, auszurotten.“ Am konſequenteſten verfahren dabei die Anarchiſten. „Wir,“ ſagen ſie, „haben auf unſre Fahne geſchrieben: Weder Gott noch Herr! und deuten damit an, daß die Geſellſchaft, welche wir erſtreben, nicht nur Gütergemeinſchaft zur Baſis haben wird, ſondern gleichzeitig auch jede Autorität von Kirche und Staat negiert.“

Dieſen verneinenden Geiſtern arbeiten manche großen Kolportagebuchhändler in die Hand, wenn auch aus ganz anderen Motiven. Die Schauer- und Schundromane, welche ſie maſſenhaft verbreiten, ſind vielleicht noch gefährlicher, als die Erzeugniſſe der demokratiſchen Hetzpreſſe. Als vor drei Jahren der öſterreichiſche Kronprinz ſo traurig endete, erſchienen 22 Romane, welche dieſe traurige Epiſode der neueſten Geſchichte in pikant ſenſationeller Weiſe behandelten. Einer dieſer Romane wurde in 178 000 Exemplaren verkauft. Über den Mörder Schenk erſchien ein Schauerroman in vielen Lieferungen, der 12,50 Mark koſtete; er wurde in 200 000, ein anderer, „Der Scharfrichter von Berlin,“ in 260 000 Exemplaren verbreitet, zumeiſt unter den ärmeren Leuten in Werkſtätten und Fabriken, in Dienſtbotenſtuben und Herbergen, aber auch in vielen kleinen Familien und in Schülerkreiſen.

Während die demokratiſchen Schriften das Volksgemüt durch die gott- und vaterlandsloſe Weltanſchauung vergiften, verführen die Kolportageromane die Leſer zur Nachahmung der darin gefeierten Verbrecher und erzeugen eine immer wachſende Roheit und Genußſucht. Bekanntlich haben jugendliche Raubmörder bei den Verhören eingeſtanden, daß ſie durch die Lektüre ſolcher Bücher auf den Weg des Verbrechens geführt wurden.

Dieſen ſchädlichen Mächten gegenüber genügt es nicht, von den Kanzeln oder in der Preſſe gelegentlich ein Verdammungsurteil oder eine Warnung auszuſprechen; es genügt auch nicht, die dadurch gefährdeten Volksſchichten ausſchließlich auf die Lektüre von Bibel und Geſangbuch zu verweiſen. Es gilt vielmehr den Agitationen der Sozialdemokraten und den Verführungskünſten ſchlechter Kolportagebuchhändler — es gibt auch gute — eine ebenbürtige, zielbewußte und thatkräftige Macht entgegen zu ſtellen. Das aber kann nur dadurch geſchehen, daß „die kleinen Bleiſoldaten“ wie von jenen im Dienſte der Lüge, ſo von den Volksfreunden im Dienſte der Wahrheit benutzt werden. Mit einem Worte, es gilt, das Leſebedürfnis der arbeitenden Klaſſen in geſunder Weiſe zu befriedigen, um wieder Einfluß auf ihr Denken und Fühlen zu gewinnen und die ſittlichen Mächte in ihnen zu ſtärken und zu befeſtigen. Das kann und ſoll vor allem durch ſorgſam angelegte Volksbibliotheken geſchehen. Auch darauf iſt das Augenmerk der Volksfreunde zu richten, daß gute Bücher gekauft werden. Ein Erbauungsbuch, ein Kalender, womöglich eine volkstümliche Geſchichte des Vaterlandes gehören in die Bücherei des einfachſten Hauſes. Aber das reicht nicht aus. Oft iſt keine Zeit, noch häufiger keine Luſt, ein Buch zu leſen. Dazu will man hören, was in der



Strauchritter. Nach dem Gemälde von G. Eggena.

Welt vorgeht, was die Zeit bewegt, kurz etwas Neues, wie es die Zeitung bringt. Die Parteipreſſe kann aber dieſem Bedürfnis ſchon darum nicht genügen, weil ſie um ihrer Tendenz willen den heftigſten Vorurteilen begegnet, auch für die meiſten Arbeiter zu hoch gehalten und zu koſtſpielig iſt. Deshalb finden die billigen, oft ganz umſonſt dargebotenen ſozialiſtiſchen Blätter mit ihrem reichen Neuigkeitenſtoff und ihrer leichtverſtändlichen, prickelnd aufregenden Sprache ſo raſch Eingang in die Arbeiterhäuſer. Ihnen muß etwas Ähnliches im guten Sinne entgegengeſtellt werden — Journale, welche echt volkstümlich gehaltene Belehrung und Unterhaltung bringen und in friedlich verſöhnendem Geiſte die Tagesereigniſſe und Zeitfragen beleuchten; kurz Blätter, welche die Zeitung zu erſetzen vermögen, ja noch mehr bieten, da ſie — geſchickt redigiert — eine viel größere Mannigfaltigkeit entwickeln und dazu Illuſtrationen geben können. Durch ſolche aber wird ein Blatt erſt wirklich ein Haus- und Familienfreund, an dem alt und jung ſeine Freude hat, und das einen dauernden Wert behält, da Bilder immer wieder gern angeſchaut werden. Denn das Anſchauungsbedürfnis iſt im Volke ein ebenſo großes wie das Leſebedürfnis.

Von der Wahrheit dieſer leitenden Gedanken überzeugt, wie von dem Wunſche beſeelt, dem ſittlichen Notſtande unſeres Volkes abzuhelfen, hat es ſeit etwa dreizehn Jahren ein Berliner Verein unternommen, durch Herausgabe ſorgfältig redigierter, mit allen Fortſchritten der Technik hergeſtellter und gut illuſtrierter Journale den arbeitenden Klaſſen eine ſittlich geſunde und von chriſtlichem Geiſte durchdrungene Lektüre darzubieten. Es iſt der „Chriſtliche Zeitſchriftenverein,“ der unter der geſchickten Leitung ſeines Begründers, Prediger Hülle, dieſe journaliſtiſche Friedensarbeit zur Pflege von Gottesfurcht und Vaterlandsliebe und zur Förderung eines verſöhnlichen Geiſtes unter den verſchiedenen Volksklaſſen betreibt.

Von der unentgeltlichen Schriftenverteilung an Arme, Kranke, Gefangene und Sonntagsloſe (Droſchkenkutſcher, Schaffner auf Eiſenbahnen und Pferdebahnen, Kellner ꝛc.), womit dieſer Verein ſeine Arbeit begann, iſt bald nach ſeiner Entſtehung im Daheim (XX. Jahrg., S. 470 ff.) die Rede geweſen. Aus den wenigen Journalen, welche der Verein damals herausgab, ſind ſeitdem gegen ſiebzig geworden, die in einer Geſamtauflage von einer halben Million alljährlich erſcheinen. Er darf ſich deshalb wohl die zur Zeit größte Verlagsanſtalt für volkstümliche Wochenblätter nennen. Nach dem Urteil ſachverſtändiger Freunde der Arbeiter hat der Verein ſeine Aufgabe richtig erkannt und in zweckmäßiger Weiſe gelöſt. Als vor zwei Jahren auf der Induſtrieausſtellung zu Köln auch ein Wettſtreit zur Verbeſſerung der Lage der Arbeiter ſtattfand, wurde ihm unter zahlreichen Wettbewerbern — auch des Auslandes — die ſilberne Medaille von unparteiiſchen Schiedsrichtern zuerkannt.

Einige Mitteilungen über die Geſichtspunkte, Ziele und Einrichtungen des Chriſtlichen Zeitſchriftenvereins mögen beweiſen, daß er dieſe Auszeichnung in hohem Maße verdient hat.

Eine Arbeiter-Unterhaltungs-Preſſe geſunden Geiſtes iſt durch Hülle erſt geſchaffen worden. Er hat zum erſtenmale den Gedanken des Individualiſierens in dieſelbe eingeführt. Jeder Landſchaft, jedem Kreiſe, jeder beſonderen Berufsart, ja ſelbſt jeder Fabrik paſſen ſeine Arbeiterblätter ſich an und bieten die unbegrenzte Möglichkeit zur Herausgabe lokaler Sonderausgaben. So gibt er neben dem „Deutſchen Arbeiterfreund“, der ſich beſonders an die induſtriellen Arbeiter wendet, einen „ländlichen Arbeiterfreund“ für die Landbevölkerung, neben dem „Berliner“ einen „Thüringer“, einen „Braunſchweiger Arbeiterfreund“ und viele andere Zweigausgaben („Volksblatt für Hannover“, für Holſtein ꝛc.) heraus, die nicht nur verſchiedene Köpfe, ſondern auch zwei dem lokalen Bedürfnis gewidmete Spalten darbieten. Ja, der Verein hält bei ſeinem Prinzip der Individualiſierung ſeine Blätter auch für diejenigen Fabrikbeſitzer bereit, welche, wenn auch nur für zweihundert Arbeiter, ein eigenes Fabrikblatt herauszugeben wünſchen und wöchentlich zwei Spalten lokalen Satzes oder auch mehr für ein achtſeitiges oder vierſeitiges Wochenblatt dazu liefern.

Unter dem Titel: „Der neue Arbeiterfreund“ erſcheint außerdem wöchentlich ein Auszug aus dem „ländlichen Arbeiterfreund“, der vierteljährlich nur 20 Pf. koſtet und ſich als Schenkblatt für Tagelöhner und Knechte auf dem Lande eignet.

Alle dieſe Arbeiterblätter ſtehen auf dem Standpunkt der kaiſerlichen Botſchaft vom 17. November 1881. Ihr Programm lautet: „Wir faſſen lediglich die Intereſſen der Arbeiter ins Auge und ſuchen ihr ſittliches und religiöſes Leben zu fördern, indem wir ihnen eine veredelnde Sonntagsunterhaltung darbieten. Wir beſprechen alle den Arbeiterſtand betreffenden Fragen in poſitivem Sinne, nach allen Seiten verſöhnend und milde, ohne jegliche konfeſſionelle und politiſche Parteitendenz.“ Auch eine direkte Polemik gegen die Sozialdemokratie liegt nicht im Charakter dieſer Blätter, wenn ſie auch gelegentlich lehrreiche Streiflichter auf das ſozialiſtiſche Programm fallen laſſen. Manche ſozialdemokratiſche Arbeiter laſſen ſich deshalb dieſelben auch in ihrem Hauſe gefallen.

Die Armee und die Marine iſt unter den Hülleſchen Blättern nicht vergeſſen. Es gibt da eine beſondere Rubrik „Soldatenblätter.“ Beſonders beliebt unter den Soldaten iſt das Journal „Nach dem Dienſt“, das allwöchentlich neben anderen Illuſtrationen ein paar Soldatenbilder bringt. Da iſt ferner die „Kaiſerzeitung“, welche beſonders die Mannſchaften des Beurlaubtenſtandes ins Auge faßt und die gedienten Soldaten bei Kaiſer und Reich feſtzuhalten ſucht. Beide, von durchaus chriſtlicher Lebensauffaſſung beſeelt, laſſen das ſpeziell religiöſe und konfeſſionelle Gebiet ganz unberührt, um auch den Katholiken zugänglich zu bleiben. Zur Ergänzung dient das „Sonntagsblatt für das deutſche Heer“, das in knapper, leichtfaßlicher Weiſe dem Erbauungsbedürfnis der evangeliſchen Mannſchaften entgegen kommt. Neuerdings iſt dazu noch das „eiſerne Kreuz“ gekommen, eine „kurzgefaßte Zeitung für Jedermann“, die ſich ebenfalls an die Mannſchaften der Reſerve wendet, aber auch für die ländlichen Arbeiter ſich eignet, welche gern etwas ausführlicher über Politik ſich zu unterrichten wünſchen. Es iſt das billigſte Blatt der Welt. Es erſcheint wöchentlich, bringt auf zwei Seiten die neueſten Nachrichten kurz und bündig und orientiert die Leſer über alle Vorkommniſſe der inneren und äußeren Politik in gemeinverſtändlicher Weiſe. Dabei koſtet es vierteljährlich nur 10 Pfennige.

Doch ich muß es mir verſagen, alle die verſchiedenen Blätter aufzuzählen, welche aus dem fruchtbaren Kopfe des Vereinsleiters hervorgegangen ſind. Da gibt es einen „Illuſtrierten Familienfreund“, ein „Jünglingsblatt“, ein Blatt für die Frauenwelt, das unter dem Titel „Edelweiß“ die müßigen Damen zur Thätigkeit unter ihrem Geſchlechte anregen und anleiten will, das u. a. neuerdings eine Sommerpflege für arme Nätherinnen ins Leben gerufen hat u. ſ. w. Dazu kommen Feſtzeitungen zu Weihnachten und Oſtern, zu Kaiſers Geburtstag, zur Konfirmation, welche in großen Auflagen alljährlich zur Verteilung gelangen. Ganz neuerdings hat der unermüdliche Hülle auch ein illuſtriertes Wochenblatt für die Arbeiter und kleineren Beamten der Eiſenbahnen unter dem Titel „Die Eiſenbahn“ ins Leben gerufen. Es iſt das ein weiterer Schritt auf dem Wege des journaliſtiſchen Individualiſierungsplanes, den der Chefredakteur aller dieſer Blätter niemals aus dem Auge verliert.

Sehr geſchickt iſt daneben die Ausgabe der Kolportagehefte, welche monatlich erſcheinen, je vier Nummern eines Arbeiter- oder Soldatenblattes unter Hinzufügung eines hübſchen Buntdruckbildes in buntem Umſchlage vereinigen und die Einführung der Blätter auch da ermöglichen ſollen, wo bereits andere religiöſe oder kirchliche Blätter verbreitet ſind.*) In ähnlicher Weiſe wollen die Kreisblatteinlagen wirken. So dient insbeſondere der „Illuſtrierte Familienfreund“ bereits bei zahlreichen Kreisblättern als Sonntags-Unterhaltungsbeilage.

Endlich muß ich noch der Zeitungsmappen gedenken, welche teils dazu dienen, in Konditoreien, Gaſtwirtſchaften ꝛc. ausgelegt zu werden, teils zum Cirkulieren in den Gemeinden, wo ſie alſo dem Bedürfnis eines Leſezirkels entſprechen. Da gibt es Mappen mit dem Titel „Unterhaltungsblätter“, in welchen ſich das „Daheim“, die „Illuſtrierte Welt“, der „Deutſche Kinderfreund“ ꝛc. befinden. Eine andere vereinigt „chriſtliche Zeitſchriften“, noch eine andere „kirchliche Blätter“ teils aus dem Verlage des Vereins, teils aus fremden zuverläſſigen Verlagshäuſern.

Das Hauptprinzip bei allen Blättern des Zeitſchriftenvereins iſt die äußerſte Verbilligung des Abſatzpreiſes bei gleichzeitiger Darbietung des Beſten, was Technik und geiſtige Ausſtattung ermöglichen, und die Rückſichtnahme auf unentgeltliche Verteilung durch die beſitzenden Klaſſen. Als Einheitspreis für ein achtſeitiges, mit zwei guten Illuſtrationen verſehenes Blatt wird von ihm das Abonnementsgeld von monatlich nur 10 Pfennigen bei portofreier Zuſendung feſtgehalten. Das iſt natürlich nur möglich bei ſtrenger Durchführung des Grundſatzes, mit der Herausgabe dieſer Blätter kein Geſchäft, ſondern lediglich eine Miſſion zu treiben, und zwar die, an dem Aufbau von Haus, Familie und Geſellſchaft mit allen Kräften zu arbeiten. Deshalb werden die Blätter zum Selbſtkoſtenpreiſe abgelaſſen, der durch die Vorteile des Großbetriebes auf ein Minimum beſchränkt iſt.

Auf Grund einer genauen Prüfung der verſchiedenen Blätter kann ich verſichern, daß ſie von meiſterlicher Hand redigiert werden, und daß von Jahr zu Jahr ein Fortſchritt in textlicher und illuſtrativer Beziehung erſichtlich iſt. Keine langatmigen, lehrhaften Aufſätze und Abhandlungen finden ſich darin, ſondern eine Fülle kurzgeſchürzter, anregender und zweckmäßig ausgewählter Artikel, welche ſtets in lebendigſter Fühlung mit der Zeit und mit den verſchiedenartigen Bedürfniſſen der ins Auge gefaßten Leſer ſtehen. Niemals begegnet man der abgeſtandenen Ware wörtlich aus anderen Blättern herüber genommener Notizen, noch tendenziös zugeſpitzter Darſtellungen und Mitteilungen, die ſo leicht verſtimmen und damit ihren Zweck verfehlen. Ein Hauch einfacher, ſchlichter Gottesfurcht, warmer Vaterlandsliebe und geſunden Humors weht uns aus jeder Nummer der Hülleſchen Blätter wohlthuend entgegen.

So iſt es nur ein verdienter Erfolg dieſer journaliſtiſchen Friedensarbeit, daß der Verein für ſeine Zeitſchriften neuerdings eine eigene Druckerei, verbunden mit Holzſchneiderei, Galvanoplaſtik ꝛc. hat errichten können. Der Beſuch dieſes Hauſes (Berlin SW., Alte Jakobſtraße 129) lohnt ſich für alle Freunde dieſer Arbeit ſehr der Mühe. Der Vorſitzende des Vereins, Prediger Hülle, iſt daſelbſt ſtets gern bereit, nähere Auskunft über die ſämtlichen Unternehmungen ſeines Vereins zu erteilen, wie er auch gern ſchriftlich darüber Mitteilungen macht und Fingerzeige gibt, in die von ihm getriebene Arbeit helfend mit einzutreten.*)

Um dieſes große Werk im Intereſſe des ſozialen Friedens fortzuführen und immer mehr zu erweitern, bedarf es einer großen Helferſchar und eines immer vergrößerten Freundeskreiſes. Wer deshalb ſein Volk lieb hat, der helfe mitwerben und mitwirken. Nicht nur reiche Kapitaliſten und große Fabrikanten vermögen das zu thun, ein jeder vermag das, wie unbemittelt er auch ſei. Vor allem können die Frauen helfen, die Journale zu verteilen. Der Lohn liegt in der Arbeit ſelbſt. Tauſende haben das erfahren, welche Woche für Woche ihren ärmeren Hausnachbarn und den Briefträgern, oder auf der Straße den Gemüſefrauen, Omnibus- und Droſchkenkutſchern, Dienſtmännern ꝛc. damit eine Freude machen. „Unſere Jenny“ nannten die Schaffner, Heizer, Weichenſteller und Gepäckträger einer großen Eiſenbahnſtation mit Begeiſterung ein älteres Fräulein, das ihnen allwöchentlich den „Arbeiterfreund“ brachte, freilich außerdem ihre Frauen beſuchte und ſich ihrer Kinder annahm. Und die Feuerwehrmänner einer Berliner Feuerwache, welchen eine andere Dame ſeit Jahr und Tag denſelben Dienſt leiſtete, waren ſo dankbar dafür, daß einer von ihnen im komiſchen Eifer verſicherte: „Fräulein, wenn es in Ihrem Hauſe einmal brennt, dann holen wir Sie alle, ſechsundzwanzig Mann hoch, aus dem Bette!“

---

*) Auch ſonſt fördert der Verein die „Gegenkolportage“ und unterſtützt insbeſondere die in der Provinz Brandenburg ins Leben getretene „Synodalkolportage“ durch die von ihm in Berlin begründete Vereinsbuchhandlung, welche ſich die Verbreitung guter Bücher und die Einrichtung von Volksſchul- und Militärbibliotheken zu billigen Preiſen ebenſo angelegen ſein läßt, wie der Verein die Journalſache.

*) Zur eigenen Prüfung gewährt er auf Wunſch in jeder beliebigen Anzahl von Exemplaren ein Probe-Abonnement in Geſtalt eines Freimonats von jedem der Blätter des Zeitſchriftenvereins unentgeltlich und ohne irgend welche Verpflichtung auf ein nachheriges Abonnement.

## In fremden Banden.

Erzählung von H. von Krauſe (C. von Hellen). (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

„Und Sie meinen, daß es aufs neue Krieg, blutigen, ſchrecklichen Krieg geben wird?“ ſagte Adrienne, ihre Hand auf meinen Arm legend, im Ton verzweifelter Abwehr.

„Ja, wir gehen ohne Frage einer gewaltigen, ſehr ernſten Zeit des Kampfes entgegen, einem Ringen auf Leben und Tod,“ erwiderte ich mit Begeiſterung im Ton, denn ich brannte darauf, dieſen Kampf beginnen zu ſehen.

Da ſank ſie auf den nächſten Stuhl, preßte die Hand vor die Augen, und ich ſah, wie ihre Bruſt ſich in krampfhaftem Schluchzen hob und ſenkte.

Mit einem Schlage vergaß ich alles, ich wußte nur noch, daß ich ſie liebte, und daß ſie weinte. Ich ſank vor ihr auf die Knie, ergriff ihre herabhängende Linke und bedeckte ſie mit leidenſchaftlichen Küſſen. „Adrienne!“ rief ich im Tone zärtlichſter Liebe, „weinen Sie nicht, ich kann es nicht ertragen. Was ſoll ich thun, Sie wiſſen ja, daß ich —“

Da ſchnellte ſie empor von ihrem Sitz. Ihr bleiches Geſicht nahm einen Ausdruck des Entſetzens an, und beide Hände abwehrend nach mir ausgeſtreckt rief ſie: „Nicht ſo, um Gottes Barmherzigkeit, nicht ſo!“

Ich ſprang auf. Einige Male durchmaß ich mit langen Schritten das Zimmer, mich mit übermenſchlicher Anſtrengung zur Ruhe zwingend. Sie aber wandte ſich der Thür zu. Da vertrat ich ihr den Weg, der kalte Schweiß ſtand mir auf der Stirn, dann aber ſagte ich, ihrem angſtvollen Blick ruhig begegnend: „Sie haben recht, Madame, nicht ſo, niemals ſo. Bei meiner Ehre als Edelmann, nicht wieder ſo!“

Ich faßte ihre eiskalte Hand und führte ſie zum Sofa, dann ſchenkte ich ein Glas Wein ein und bot es ihr.

„Trinken Sie, Madame, und dann ſagen Sie mir, um was es ſich handelt, und was ich für Sie thun kann.“ Ich ſetzte mich nicht neben ſie, ſondern nahm meinen Platz am Fenſter. Sie nippte von dem Wein und trocknete ihre Augen, dann lehnte ſie ſich ein wenig zurück, und ich ſah, wie ſie ihre Blicke auf den Trauring heftete, welchen ſie an ihrem Finger hin und her ſchob.

„Sie haben Nachricht von Ihrem Herrn Gemahl gehabt,“ begann ich, um ihr den Anfang zu erleichtern, im Tone gewöhnlicher Unterhaltung. Ich mußte freilich die Hand unwillkürlich auf mein Herz legen, mir war, als habe ich mir ſelbſt das Todesurteil geſprochen.

„Ja,“ hauchte ſie kaum vernehmbar. Ich wandte den

Kopf, denn ich fühlte, wie meine Lippen zuckten, und wie ich im Begriff ſtand, meine mühſam errungene Faſſung zu verlieren.

Sie richtete ſich nun auf und ſagte: „Ich möchte Ihnen alles erzählen, wie es kam und wie es iſt, nur dann werden Sie mich ganz verſtehen.“

Ich nickte, und anfangs mit leiſer Stimme, dann, hingeriſſen von der eigenen Erinnerung immer lebhafter und wärmer, begann ſie: „Ich ſagte Ihnen ſchon, wie das kleine Schloß, wo ich geboren bin, an dem ſonnigen Abhang der Cevennen liegt, und daß meine Familie zu denjenigen gehört, welche trotz Not und Verfolgung vieler Jahre an dem Glauben der Väter feſthielten, daß wir evangeliſch blieben. Ich habe Ihnen auch geſagt, in wie wonnevoller Erinnerung mir meine Kindheit ſteht, die ich dort in dem Garten Frankreichs, unter den Ulmen und Rebengehängen meiner Heimat, gepflegt und geliebt als das einzige Kind meiner Eltern, verbrachte. Der erſte Schmerz war ihr raſcher Verluſt, und ich empfand es wie einen dunklen Schleier, der die lichten Tage meiner erſten Jugend bedeckte, daß ich allein zurückblieb. Ein alternder Onkel, der in den Beſitz der Güter getreten war, lebte mit mir; einförmig, wenn auch nicht freudlos vergingen meine Tage. Da gerieten Schloß und Dorf an einem ſchönen Sommertag plötzlich in ungewöhnliche Bewegung, denn ein Regiment, aus Ägypten kommend, ſollte in unſerem Ort Quartier nehmen, um dann ſeinen Marſch nach dem Norden fortzuſetzen. Unter den Offizieren, welche in unſerem Hauſe einige Tage der Erholung zubrachten, befand ſich ein junger Edelmann aus einer der erſten Familien Frankreichs. Von Anfang an wandte er ſeine Aufmerkſamkeit mir, dem ſchüchternen, kaum erblühten Mädchen, zu, und bald beglückte mich nichts ſo ſehr, als wenn ich empfand, wie ſeine dunklen Augen die meinigen ſuchten, wie er in lebhaftem Geſpräch die Schätze ſeines Geiſtes und Herzens mir entfaltete, und mit namenloſem Bangen ſah ich die Scheideſtunde ſich nahen. So ſtand ich am letzten Abend ſeiner Anweſenheit auf der Terraſſe vor unſerem Gartenſaal; ich hatte mich gegen eine der großen Steinvaſen gelehnt, welche auf der Brüſtung ſtanden, und blickte mit ſchwerem Herzen auf das wunderſchöne Bild, welches ſich vor mir ausbreitete. In der Ferne der Gipfel des Mont-Blanc, wie Abendrot leuchtend, und ſoweit das Auge reichte, das fruchtbare blühende Land, durch welches die wilden Waſſer der Rhone dahinfließen. Da trat er zu mir, er fragte, weshalb ich ſo ernſt ſei, und ich konnte nicht hindern, daß eine verräteriſche Thräne ſich von meiner Wimper löſte und auf meine Hand fiel. Und er flüſterte mir Worte zu, welche ich nie vergeſſen werde, und ehe ich es wußte, hielt er mich in ſeinen Armen, und ich verſprach ihm zu folgen als ſein Weib. Ach, wir hatten in unſerem Glück beide nicht daran gedacht, was uns trennte. Meine Familie war evangeliſch und trotz allem, was uns die Bourbonen gethan, ſtreng royaliſtiſch. Die ſeinige hing der katholiſchen Kirche an und huldigte dem Imperator. Unſere Sache ſchien hoffnungslos, und Jahre bitteren Kampfes, qualvoller Sorge, wenn ich den Geliebten den ſiegreichen Adlern ſeines Kaiſers nachziehen ſah, mußte ich durchleiden. Da endlich beſchloß René, allen Hinderniſſen zum Trotz ſein Ziel zu erreichen. Heimlich kehrte er nach Lyon zurück, wir trafen uns in einer kleinen Kapelle der Vorſtadt, und ein Prieſter ſegnete den Bund unſerer Ehe. Nun folgte ein Jahr ungetrübten Glückes. René war während dieſer Zeit in Frankreich, wo ſein Regiment ſich neu rekrutieren, von einer aufreibenden ſpaniſchen Expedition erholen ſollte. Wir lebten nur für einander. Jetzt aber kam der Krieg mit Rußland. Da ich weder in meiner, noch in ſeiner Familie auf freundliche Aufnahme rechnen durfte, und mir der Gedanke, mich von ihm zu trennen, unerträglich ſchien, ſo begleitete ich ihn, ſoweit er es mir geſtatten wollte. In einer kleinen Stadt des Zarenreiches, unweit der preußiſchen Grenze, erklärte René mir aber, daß wir uns trennen müßten, da die Feindſeligkeiten nun beginnen würden, und es unmöglich ſei, mich den Wechſelfällen des Krieges auszuſetzen. In der Familie eines franzöſiſchen Beamten, welcher in dem Städtchen ſtationiert war, fand ich ein Unterkommen. Was ſoll ich weiter berichten? Sie werden ſich denken können, was ich an dieſem Orte litt, wenn ich Ihnen ſage, daß gerade um die Zeit, als die blutige Schlacht von Borodino geſchlagen wurde, unſer erſtes Kindchen geboren ward, daß ich dem kleinen Weſen die Augen wieder zudrücken mußte, ohne zu wiſſen, ob diejenigen ſeines Vaters nicht längſt in den Schrecken dieſes furchtbaren Krieges auf immer geſchloſſen ſeien.“ Sie unterbrach ſich einen Augenblick und neigte den Kopf auf die Hände herab, welche ſie gefaltet vor ſich auf den Tiſch gelegt. Dann fuhr ſie fort, indem ein unterdrücktes Weh in ihrer Stimme nachbebte: „Eines Tages ſah ich einen zerlumpten, abgezehrten Bettler vor mir ſtehen, in welchem ich, dennoch jubelnd, meinen René erkannte. Ich hatte keine Zeit, ihn mit liebevoller Pflege die Leiden des Rückzuges vergeſſen zu machen, kaum einige Tage Raſt konnte er ſich gönnen, dann mußten wir weiter. Ja ſelbſt dieſe kurze Ruhe hätten wir faſt gebüßt, denn die Koſaken folgten uns auf dem Fuße. So ging es über die Grenze und Tag und Nacht vorwärts. In einem einſamen Gehöft fühlte ich endlich, daß mein durch die Erlebniſſe der letzten Zeit erſchöpfter Körper den Anforderungen dieſer Flucht nicht mehr widerſtehen könne. Wir raſteten einige Tage, und die Frau des Pächters gab uns freundlich und willig Obdach und Pflege, während ihr Mann auf einer kleinen Reiſe abweſend war. Sie ſelbſt verſtand unſere Sprache faſt gar nicht, verſicherte aber, daß ihr Gatte, der früher Kammerlakai eines Grafen geweſen, des Franzöſiſchen mächtig ſei. Am dritten Tage erklärte mein Mann, daß er beſchloſſen habe, mich vorläufig bei dieſen guten Leuten zu laſſen. Es hatten ſich mehrere der Verſprengten nach und nach zu ihm gefunden, und er als Offizier hielt es für ſeine Pflicht, dieſe Braven dem nächſten Waffen- und Sammelplatz wieder zuzuführen. Nach Danzig wollte er ſie bringen und von dort entweder wieder zurückkehren, um mich zu holen, oder mir einen ſichern Weg angeben, wie ich ihm nachfolgen könne. Mit heißem Schmerz mußte ich mich ſeinen Wünſchen fügen und wir ſchieden.“

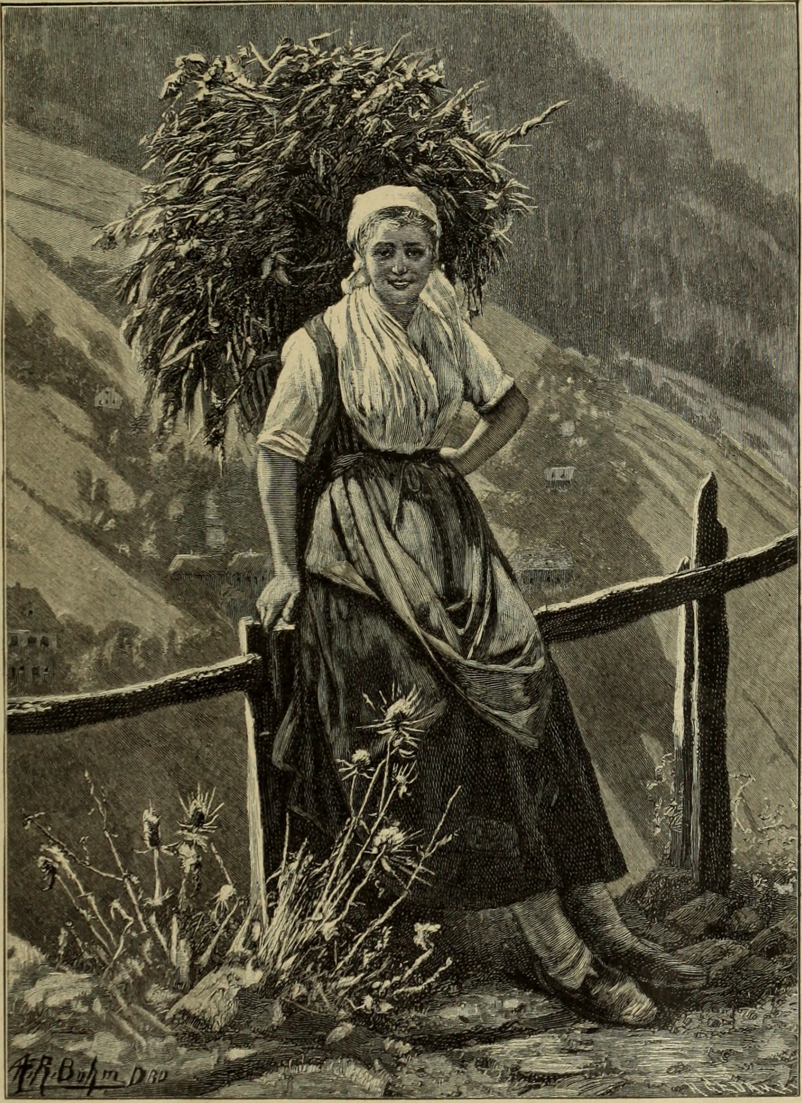
Sie ſchwieg einen Augenblick, während eine Thräne langſam über ihre Wange hinabrann. Dann fuhr ſie fort: „Am Morgen hatte mich mein Mann verlaſſen, und am Mittag kam der Pächter zurück. Das ängſtliche Weſen ſeiner Frau, ſobald ſie ihn kommen ſah, konnte ich mir nur zu ſchnell erklären, denn mit einem wahren Wutausbruch empfing er die Kunde von meiner Anweſenheit. Vergeblich ſuchte die gute Frau ihn zu beſchwichtigen, mit den ſchrecklichſten Drohungen befahl er mir, ſogleich ſein Haus zu verlaſſen, und verſicherte unter den roheſten Beleidigungen, daß er nur bedaure, den franzöſiſchen Offizier ſelbſt nicht mehr getroffen zu haben, um ihm zu zeigen, wie ſeine Gaſtfreundſchaft dieſem gegenüber beſchaffen ſei. Außer mir vor Angſt nahm ich ein Bündel mit meinen notwendigſten Sachen und verließ das Haus in der Hoffnung, daß es mir noch gelingen würde, meinen Mann einzuholen oder im nächſten Ort einen Wagen zu erhalten, der mich ihm nachführen könne. Allein der tiefe Schnee und die unwegſame Landſtraße ließen meine ſchwachen Kräfte bald ermatten. Dort, wo Sie mich fanden, war ich völlig erſchöpft liegen geblieben und hatte mit dem Gedanken die Augen geſchloſſen, daß mein letztes Stündlein gekommen ſei, indem ich meine Seele Gott befahl. — Sie wiſſen, was folgte, und werden vielleicht verſtehen, weshalb ich nach meinen jüngſten Erfahrungen anfangs über die näheren Umſtände, welche mich hierher gebracht, abſichtlich ſchwieg. Später, als ich Sie kennen gelernt, glaubte ich ſchweigen zu ſollen, wo Sie nicht fragen wollten, ich hoffte ja auch von Tag zu Tag, daß ich meinem Manne würde folgen können. In dieſer frohen Ausſicht beſtärkte mich ſein erſter Brief, welcher mir ſeine glückliche Ankunft in Danzig ſchilderte, und wie er beginne, ſich von ſeinen Leiden zu erholen, mir auch den Weg angab, den ich nehmen ſollte, um ihm, ſobald ich deſſen fähig, nachzueilen. Sein zweites Schreiben aber meldet mir nun, daß er mich bitten müſſe, zu bleiben, wo ich ſei, da bereits das ganze Land in Aufregung und es ihm ein entſetzlicher Gedanke wäre, mich unter den erbitterten Bauern allein auf der ohnehin ſo gefahrvollen Winterreiſe zu wiſſen. Könne er mir doch nicht einmal ſagen, ob ich ihn noch in Danzig antreffen würde.“

Sie ſchwieg. Es war indeſſen faſt völlig dunkel geworden, zwiſchen ihr und mir lag tiefe Dämmerung im Gemach, und ich hörte nur einen leiſen Seufzer zu mir herüber ſchallen, der mir wie ein Hilferuf aus weiter Ferne klang. Da ſagte ich mit einer Stimme, die mir vorkam, als ſei ſie die eines Fremden:

„Ich danke Ihnen, Madame, für das Vertrauen, welches Sie mir geſchenkt haben. Ich bin vollſtändig der Anſicht Ihres — Ihres — Herrn Gemahls, daß Sie unter den obwaltenden Verhältniſſen unter keiner Bedingung allein reiſen können. Ich bitte Sie alſo, zu thun, wie er Ihnen beſtimmt, und zu bleiben, wo Sie ſind.“

„Und Sie wiſſen niemand, kein Haus in der Nähe, auf dem Lande oder in der Stadt, wo ich vielleicht als Gouvernante oder Bonne ein Unterkommen finden könnte?“

„Keines, dem ich Sie in dieſer Zeit mit gutem Gewiſſen gegen Ihren Herrn Gemahl anvertrauen dürfte,“ erwiderte ich.



Raſt auf dem Heimweg. Nach dem Gemälde von R. Böhm.

Dann ſchwiegen wir beide. Fernher drang das Brauſen des Meeres, und die alte Uhr tickte leiſe. Da ſtand ſie auf, auch ich erhob mich.

„Madame, laſſen Sie uns beide ertragen, was ein höherer Wille uns auferlegt hat,“ ſagte ich feſt.

„Ich danke Ihnen,“ ſchluchzte ſie leiſe. Dann war ich allein.

Was nun folgte, liegt hinter mir wie eine Wüſte, wie eine Nacht ohne Sterne. Ich hatte einen Kampf aufgenommen, in welchem ich zu erliegen drohte. Ich habe ſpäter Gott aus tiefſter Seele gedankt, daß das Erwachen des Vaterlandes und das Frühlingswehen, welches damals durch das ganze Volk ging, mir alsbald eine Thätigkeit zuwies, die meine geiſtigen und leiblichen Kräfte in ganz ungewöhnlicher Weiſe anſpannte. Überall gab es zu ſammeln, vorzubereiten und die Begeiſterung in richtige Bahnen zu leiten. Ich war Tag und Nacht in Bewegung. Ich betrieb das Werk mit dem Eifer eines Menſchen, der um ſein Leben arbeitet. Wenn nur nicht die ſtillen Nächte geweſen wären und die Stunden, die ich mit Adrienne in meinem Hauſe zubringen mußte. Ich erinnere mich noch eines Abends. Ich kam zurück von einer weiten Fahrt. Es gab noch etwas draußen im Wald für mich zu ordnen, da einige Holzfäller meine Befehle erwarteten. So ließ ich den Schlitten vorausfahren und ging zu Fuß durch die Schlucht zurück. Als ich mich dem Hauſe näherte, ſah ich, wie die Lampe im Wohnzimmer brannte; ſchon ſtand das Abendeſſen bereit, und Adrienne ordnete den Tiſch, wie ſie pflegte, denn ſie hatte ſich gewöhnt, der Magd einen Teil der leichten Arbeiten abzunehmen, und ich ließ ſie gewähren. Dann ſetzte ſie ſich ſtill nieder, und die Lampe erhellte ihr Geſicht. Sie blickte ein paarmal nach der Thür, ob ich noch nicht komme. Endlich nahm ſie Papier und eine Schere und begann Fidibuſſe für mich zu kniffen, wie ich ſie zum Anzünden der Pfeife brauchte. Ich wußte, daß ſie bei meinem Eintritt aufſtehen, mir guten Abend wünſchen und in ihr Zimmer gehen würde, das that ſie jetzt immer. Da lehnte ich gegen die alte Tanne, die unfern des Fenſters ihre dunklen Äſte faſt bis auf den Boden breitete, und ſah hinüber. Wie lange ich ſo ſtand, weiß ich nicht, aber meine Augen brannten, und das Blut kochte in meinen Adern. Der Wind rauſchte oben in den Wipfeln, und mir war plötzlich, als raune mir jemand ins Ohr: „Du biſt ein Narr, weshalb ſtehſt du hier draußen, weshalb duldeſt du dieſe Pein! Iſt es nicht dein Haus?“ — „Das Weib eines anderen!“ ſagte ich vor mich hin, als müſſe ich Antwort geben, dann wandte ich mich raſch und ging den Weg in der Schlucht entlang. Ich erklomm die Höhe. Da ſtand ich und ließ den eiſigen Wind mich umtoben, bis ich vor Kälte zitterte. Ich legte den Arm um das Kreuz, denn der gewaltige Luftſtrom drohte mich umzuwerfen. Da kam es plötzlich über mich: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!“ Und ich rief. Zum erſtenmal in meinem Leben beugte ſich mein ſtolzes Herz, und ich rief zu dem Gott, der am Kreuz für uns geſtorben, der ein Menſch war wie wir, und der weiß, was für ſchwache Geſchöpfe wir ſind. Spät erſt kehrte ich in mein Haus zurück, als ich es betrat, war ſie ſchon zur Ruhe gegangen. Ich aber ſuchte nach meiner alten Bibel, bis ich ſie verſtaubt in einer Ecke meiner Schlafkammer fand. Meine Mutter hatte ſie benutzt, ich blätterte darin, bis ich den 130. Pſalm vor Augen bekam. Ein Kreuz war mit Tinte neben die Überſchrift gemacht. Da wußte ich, daß auch Mutter ihn einſt gebetet.

Und die Zeit verrann. Wie ein brauſender Jubelruf klang der Aufruf des Königs „An mein Volk“ endlich über die Gauen unſeres armen, geknechteten Vaterlandes, und das Frühjahr 1813 brachte ein Auferſtehen ſondergleichen. Da machte auch ich mich bereit, in den Kampf zu ziehen. In wenig Tagen wollte ich mit meiner Schar von freiwilligen Streitern aufbrechen. Ich ging nachmittags durch den Wald, denn ich hatte noch die letzten Verabredungen mit dem alten Förſter zu treffen, welcher das Revier während meiner Abweſenheit verwalten ſollte. Er ſollte nach meinem Hauſe ſehen, und ich beſchloß, ihm zu ſagen, daß Adrienne meine Verwandte ſei, und daß er ſie unter allen Verhältniſſen zu ſchützen habe. Das Rauſchen der Brandung drang vom Strande herüber, aber ſonſt war es ſtill im Walde, wo jenes knoſpende Frühlingsahnen durch die Büſche zog, welches das Herz ſo weich und hoffnungsvoll ſtimmt. Ich ſchritt rüſtig vorwärts, und als ich in ein Geſtell einbog, das zwiſchen Tannen hinlief, ſah ich zu meinem Erſtaunen Adrienne, die ſich ſelten ſo weit vom Hauſe zu entfernen pflegte. Sie bog eben um eine Ecke, wo der Weg auf das freie Feld und die Landſtraße hinaus trat, ich ſah ihre ſchlanke, dunkle Geſtalt gerade noch hinter der grünen Wand verſchwinden. Einen Augenblick zögerte ich, dann beſchloß ich, ihr doch nachzugehen, um ſie zu warnen, daß ſie ſich nicht weiter hinaus wagen möge; allerlei Leute, die zu den Waffenplätzen vom Lande herbei zogen, kamen da vorüber, es ſchien mir unſicher, wenn ſie ihre Spaziergänge ſehr weit vom Hauſe, ohne Begleitung, ausdehne. Der weiche Moosteppich dämpfte meine Schritte, und ich ſah ſie zunächſt nicht mehr, als ich aber langſam weiter ging, bot ſich mir plötzlich ein Bild, welches mir das Blut in den Adern erſtarren machte. Gegen den rötlichen Abendhimmel hob ſich zwiſchen den letzten Tannen die hohe Geſtalt eines Mannes, und indem ich jetzt durch die Zweige zu ihm hinüber ſpähte, hörte ich einen leiſen jubelnden Schrei und ſah, wie Adrienne aus dem nächſten Gebüſch in die Arme des Unbekannten flog. Ich ſtand einen Augenblick wie verſteinert. Mechaniſch griff ich nach der Büchſe, die geladen über meiner Schulter hing. Der Mann, welcher ſie feſt in ſeinen Armen hielt, trug die Kleidung eines gewöhnlichen Fiſchers. Jetzt aber erhob er den Kopf und horchte auf, denn es knackte in den Zweigen. Da erkannte ich ihn, obwohl er den Schnurrbart abgeſchnitten hatte und viel jünger ausſah, als an jenem Morgen, da ich ihn nicht weit von dieſer Stelle zum erſtenmal geſehen hatte — den Offizier, der mir damals ſein „que Dieu vous punisse“ zugerufen! Wild kochte es in mir auf, und meine Hand taſtete nach dem Gewehr. Da hörte ich Adrienne mit halb erſtickter Stimme ſagen: „O, René, um meinetwillen haſt du dieſe Tollkühnheit begangen, um meinetwillen, ich weiß es.“ Sie barg den Kopf an ſeiner Bruſt. Die Büchſe glitt mir aus den Händen — noch einen Blick warf ich auf die beiden, wie ſie im verglimmenden Abendrot dort feſt umſchlungen ſtanden, dann wandte ich mich raſch ab und ging zurück in den Wald. Ich blieb die Nacht bei meinem alten Förſter, als ich aber am anderen Mittag mein Haus betrat, ſagte mir Dörte erſchrocken, daß ſie heute früh das Bett der Fremden unberührt gefunden habe. Ich erwiderte ruhig, es ſei alles in der Ordnung, ich wiſſe es ſchon.

Auf meinem Schreibtiſch fand ich einen Zettel. Mit eiliger, zitternder Hand geſchrieben, ſtanden die Worte darauf: „Sie wiſſen, daß ich nur ohne Abſchied gehe, weil ich muß. Gott allein kann und wird Ihnen vergelten, was Sie einer Fremden gethan, ich aber will Ihnen danken, ſo lange ich atme. Gott ſei mit Ihnen, leben Sie wohl. Adrienne.“

Und dann ging es fort in den großen, heiligen Kampf. Ich hoffte oft, daß ich den ſüßen und herrlichen Tod für das Vaterland ſterben dürfe, aber Gottes Wege ſind nicht unſere Wege, ich war noch nicht reif. Es mußte mir genug ſein, daß ich helfen durfte, die fremden Bande von dem Nacken des Vaterlandes abzuſtreifen. Und ſo kehrte ich zurück und zog wieder ein in dies einſame, ſtille Haus! Ich erfuhr nicht, ob Adrienne ihr Ziel erreicht, ob ſie im Sturm jener Tage untergegangen ſei. Jahr auf Jahr verrann. Das Meer rauſchte noch immer, Schnee und Eis bedeckten die Erde in jedem Winter, aber ſie kehrte nicht wieder. Da ward mir eines Tages ein Paket mit vielen Poſtſtempeln gebracht. Ein kleines Buch fiel mir daraus entgegen. Ich erkannte es ſogleich, es war dasſelbe, aus dem Adrienne mir damals den Pſalm geleſen. Ein Brief von der Hand ihres Mannes lag dabei. Er enthielt nur wenige Worte: „Sie iſt tot. ‚Sende ihm dies Buch und meinen letzten Dank,‘ ſagte ſie. Hier iſt es. René, Marquis de Montfort.“ Da drückte ich es an die Lippen, das kleine, abgegriffene Büchlein, nun durfte ich ſie ja lieben — die fremden Bande waren abgefallen.

### Nachſchrift.

Wir haben ihn zur Ruhe gebettet, wie er es gewünſcht. Hoch oben, wo die Lehmwand ſteil abfällt zum Strand, unter dem alten Holzkreuz. Er war ein wunderbarer alter Mann. Sein Revier grenzte mit den Beſitzungen meines Vaters, er hat den heruntergewirtſchafteten Wald, der zu denſelben gehört, viele Jahre lang unter ſeine Obhut genommen; mit Rat und That hat er meinem Vater geholfen nach den ſchweren Kriegsjahren, und unſer Wohlſtand iſt ſeiner Treue zu danken. Aber er hat nie Dank verlangt, ja nie Dank angenommen. Einſam und einfach lebte er dort in der Schlucht unter dem bemooſten Strohdach, hart gegen Wind und Wetter, in raſtloſer Thätigkeit. Niemand wußte, wie alt er war, ſein charaktervolles Antlitz, mit den lebhaften Augen, den vielen Falten und Linien, der gebräunten Haut und dem ſtarken grauen Bart war wie aus Bronze geformt, und ſein mächtiger Körper ſchien den Wechſel der Jahre nicht zu ſpüren. Oft kam er mir vor wie ein alter Eichbaum, der aus vergangenen Tagen hereinragt in das neue Geſchlecht, dem er nicht mehr angehört. Er kannte nichts von dem Luxus und Wohlleben unſerer Zeit. Und dennoch wie klar und ſcharf ſein Blick für die Verhältniſſe der Gegenwart, wie ſchlagend ſein Urteil, wie einfach und richtig ſeine Schlüſſe! Ich bin von jung auf ſein Freund geweſen. Schon als Knabe lief ich mit ihm in den Wald. Ich lernte von ihm die Büchſe führen und der Fährte des Wildes folgen. Bisweilen, namentlich wenn ich die langen Univerſitätsferien zu Hauſe zubrachte, blieb ich ganze Tage bei ihm. Dann war es ſeine Freude, meine Erzählung von der fröhlichen Burſchenzeit zu hören und ſich die alten und neuen Studentenlieder vorſingen zu laſſen. Eines liebte er beſonders, es fängt an:

„Ich traf den Hirſch in wilder Forſt,
Im tiefen Wald das Reh —
Den Adler auf der Klippe Horſt,
Die Ente auf dem See.

Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wo meine Büchſe zielt,
Und dennoch hab' ich harter Mann
Die Liebe auch gefühlt.“

Er ſtimmte mit ſeinem tiefen Baß ſtets ein in den Endreim, welcher in geringer Variation alle Verſe begleitet. Ich aber dachte ungläubig, daß die Liebe wohl kaum je wirklich in dieſer Bruſt Raum gefunden.

Raſch und leicht war ſein Ende. Erben hatte er nicht. Seiner Beſtimmung gemäß ſollte ſein geringer Nachlaß verſteigert werden und der Betrag den Witwen und Waiſen der Holzwärter und Holzfäller ſeines Reviers zukommen. Da brachte mir der Mann, welcher mit dem Verkauf beauftragt war, ein Paket Papiere, welche ſich in ſeinem Schreibtiſch gefunden hatten, ich ſollte beſtimmen, was damit anzufangen ſei. Es waren meiſt Geſchäftsbriefe, ein paar Quittungen und was ſich ſonſt fand, bedeutungsloſe Notizen, die ich ohne Beſinnen ſämtlich den Flammen meines Kamins übergab. Da fiel mir zuletzt ein Päckchen vergilbter Papiere in die Hand, ein altes, kleines Buch lag daneben. Ich löſte das Band und vertiefte mich in den Inhalt. Wenn ich ihn hier mitgeteilt habe, beging ich keine Indiskretion mehr, auch ſeine Bande ſind nun gelöſt.

## Zwiſchen Nacht und Tag.

Komm nicht, Erinnerung, zu mir,
Wenn ich dich gar nicht mag,
O poche nicht an meine Thür
Früh zwiſchen Nacht und Tag.

Wenn alles ringsumher iſt ſtumm,
Mein eigen Herz nur ſchlägt,
Komm nicht zu mir, wenn ringsherum
Sich noch kein Leben regt.

Komm zu mir doch bei Sonnenſchein,
Bei muntrer Vögel Schlag!
Warum nur ſtellſt du ſtets dich ein
Früh zwiſchen Nacht und Tag?

J. Trojan.

## Ein ehemaliger märkiſcher Wallfahrtsort.

In jenen Tagen des Vorjahres, als die Ausſtellung des „Heiligen Rockes“ in Trier ihren Höhepunkt erreichte, unternahmen wir eine Fahrt durch das Quitzowland, ſo nennt nämlich noch heute der Lokalhiſtoriker den weſtlichen Teil der Priegnitz, in dem einſt die Quitzows hauſten, bis ſie nach hartem Kampfe mit dem kühnen Zollern, Friedrich I., gezwungen wurden, ihren trotzigen Nacken zu beugen. Viel Intereſſantes bietet dieſe an Geſchichten und Sagen ſo ungemein reiche Gegend dem Geſchichtsfreunde; einmal ſind die Erinnerungsſtätten an das erwähnte Geſchlecht, dann aber iſt jener Ort, der zur Blütezeit der Quitzows durch ſein Wunderblut zu europäiſcher Berühmtheit gelangte, das Ziel vieler Touriſten.

Es war an einem Sonntagmorgen, als wir mit der Bahn von Havelberg kommend, Wilsnack, im herrlichſten Grün prangend, vor uns liegen ſahen. Über die Dächer ragte die ehrwürdige Katharinenkirche, die zu den ſchönſten kirchlichen Bauten der Mark gehört. Wir durchwanderten die Stadt, die kaum 2000 Einwohner zählen wird. Die einzige Sehenswürdigkeit iſt die auf einem geräumigen Platze faſt in der Mitte des Ortes gelegene, altertümliche Pfarrkirche. Es iſt ein hehrer, in gotiſchem Style ausgeführter Bau, der von dem frommen Sinn der Altvordern ein beredtes Zeugnis ablegt. Wir gingen, denn der Gottesdienſt hatte noch nicht begonnen, durch das mit kunſtreicher Steinmetzarbeit gezierte Portal und durchwanderten die ehrwürdigen Hallen, die eine Höhe von faſt 90 Fuß beſitzen. Prächtige Fenſter mit wundervollen Glasmalereien ſchmücken das hohe Chor, in welchem beſonders der alte Hochaltar mit ſeinen Holzſtatuen von ſeltener Schönheit die Aufmerkſamkeit des Beſchauers auf ſich zieht. Manches erinnert hier noch an die Wunderthaten, welche das heilige Blut bewirkt haben ſoll. So das Hemde eines armen Sünders, der durch dasſelbe vom Tode errettet wurde; das Modell eines Miſſethäters, dem, in den Stock geſperrt, die Feſſeln entfallen, als er ſich gläubig an das heilige Blut wendet; der Kandelaber, auf dem die Ungarn ein hohes, ſtarkes Wachslicht unterhielten; einen Teil der ſogenannten Sünderwage u. ſ. w. Alle dieſe Gegenſtände ſind hiſtoriſch intereſſant, ohne künſtleriſche Bedeutung zu haben. Künſtleriſchen Wert hat dagegen ein kleiner bronzener Klappaltar, der früher in der Kirche ſtand, auf Rat des Profeſſors Bergau jedoch in die Sakriſtei gebracht wurde, weil ſonſt der Tag zu berechnen ſei, wo dies Kunſtwerk, Rarität und Bijou zugleich, der Leidenſchaft eines Kunſtenthuſiaſten zum Opfer fallen müſſe.

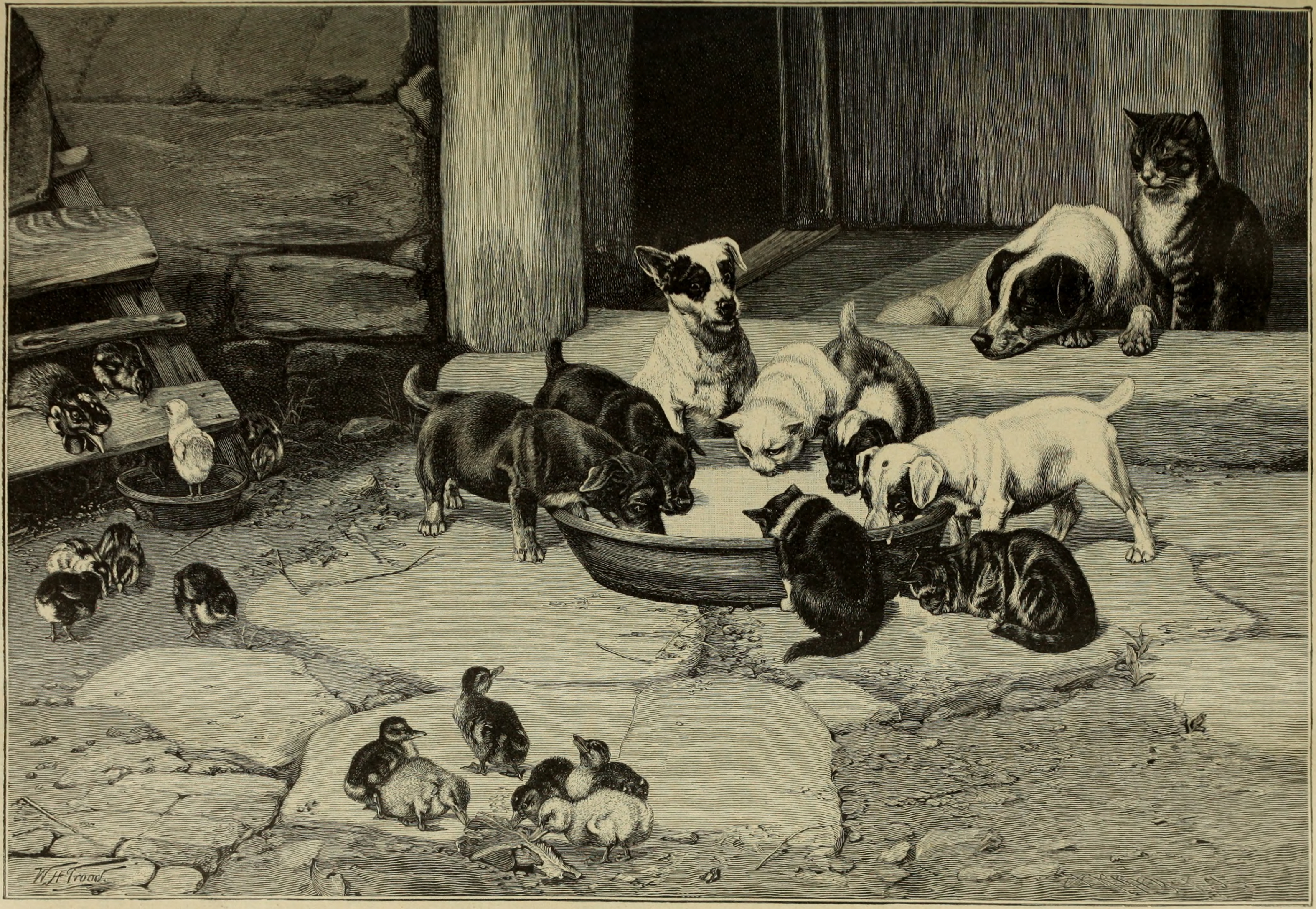
Vieles aus der alten Wunderblutzeit iſt zerſtört oder in katholiſche Gotteshäuſer übergeführt worden; die drei „blutigen Hoſtien“, auf die wir zurückkommen, wurden 1552 den Flammen überliefert. Noch heute aber erinnert an jene merkwürdige Zeit die Wunderblutkirche, die Biſchof Johann von 1389 bis 1401 erbaute. Der Biſchof war von armen Eltern in Wilsnack geboren und widmete ſich mit großem Eifer den Wiſſenſchaften; er ſtudierte zu Prag und Paris, kehrte dann in ſein Vaterland zurück und trat hier in das Domſtift Havelberg ein, der gelehrteſte Mann der ganzen märkiſchen Geiſtlichkeit, wenigſtens der einzige, welcher die Würde eines Magiſters der Sorbonne bekleidete. Später zum Biſchof von Havelberg erwählt, pflegte er eifrig Wiſſenſchaft und Kunſt. Die ungeheueren Summen, die das Wunderblut einbrachte, ſetzten ihn in den Stand, nicht nur in ſeiner Vaterſtadt die eingeäſcherte Kirche prächtig wieder aufzubauen, ſondern auch den berühmten Havelberger Dom in großartiger Weiſe herzuſtellen.

Doch verſuchen wir nun, in kurzen Umriſſen eine Geſchichte des Wunderblutes von ſeiner Auffindung bis zu ſeiner Vernichtung zu geben. Als Quelle dient unter andren eine 1521 bei Ludwig Dietz zu Roſtock gedruckte Erzählung, deren Exemplare große Seltenheiten ſind: Van der Uyndinge onde Wunderwerken des hilligen Sacramentes to der Wilsnagk. Es iſt dies der älteſte Bericht über das heilige Blut. — Biſchof Dietrich Mann von Havelberg hatte ſich mit Heinrich von Bülow zu Kersdorf veruneinigt; letzterer überfiel am 16. Auguſt 1383 die weſtlichen Dörfer des Havelbergiſchen Sprengels und ließ elf derſelben anzünden. Eines dieſer niedergebrannten Dörfer war Wilsnack, nur eine Meile von Quitzhövel, der Stammburg der Quitzows, entfernt, wohin ſich an jenem Schreckenstage die armen Einwohner mit Zurücklaſſung all des Ihrigen flüchteten. Unter ihnen befand ſich auch der Prieſter der dem heiligen Nikolaus gewidmeten Dorfkirche, namens Johann. In den erſten Tagen hielten ſich die Armen ſtill zuſammen. Erſt am fünften Tage trauten ſich einzelne nach den Brandſtätten. Am achten Tage, dem 24. Auguſt, machte ſich auch der Prieſter Johann auf, die verheerte Stätte ſeines Dienſtes näher zu betrachten. Da ſtand das dachloſe Gemäuer, von rauchenden Schutthaufen umgeben. Johann kletterte über die Ruinen zur Stelle des Hochaltars, und wer beſchreibt ſein freudiges Erſtaunen, als er dieſen noch faſt unverſehrt findet, ſelbſt die Altardecke zeigt nur geringe Brandſpuren. Eine herabgeſtürzte Balkenlage und daraufgefallenes Mauerwerk hatten dieſes zuwege gebracht. Sein Erſtaunen wuchs ins Unermeßliche, als er in einer Vertiefung des ſteinernen Altars die Hoſtienbüchſe entdeckte, deren drei geweihte Hoſtien weder verbrannt noch verkohlt, ſondern wie mit Blut gefärbt erſchienen. Der Prieſter befand ſich in einem Zuſtand der Ekſtaſe, und als ſich nun — denn die Kunde verbreitete ſich mit raſender Schnelligkeit — das verwüſtete Kirchlein mit Gemeindegliedern füllte, pries er in begeiſterten Worten das geſchehene Mirakel. Bald kannte die ganze Umgegend das „Wunder“, und alles eilte nach Wilsnack. Selbſtverſtändlich ſpann ſich bald die Mythe um den Vorfall. Allgemein erzählte man, der Prieſter Johann habe in der Nacht eine Stimme gehört, welche ihm zugerufen: „Mache dich auf, bereite dich für den heiligen Dienſt, denn du ſollſt am Altare der eingeäſcherten Kirche eine Meſſe leſen!“ Er ſei davon aufgewacht, habe das Ganze für einen Traum gehalten und ſei wieder eingeſchlafen, da habe die Stimme zum zweiten- und drittenmale und zwar lauter und dringender ſich vernehmen laſſen. Als er zur Kirche gekommen, ſei der Altar gedeckt und mit brennenden Lichtern geſchmückt geweſen, in der Mitte aber habe das Gefäß geſtanden mit den drei unverſehrten, blutigen Hoſtien. Es wurde nun vor allen Dingen der Biſchof von Havelberg von dem Mirakel in Kenntnis geſetzt, der ſogleich in Wilsnack erſchien; er fand keinen Grund, an der Wirklichkeit des Wunders zu zweifeln, nahm über die ganze Sache und über die ſchon vom Wunderblute bewirkten Heilungen ein Protokoll auf und teilte dieſes ſeinem Vorgeſetzten, dem Erzbiſchof von Magdeburg, ſowie den Biſchöfen von Brandenburg und Lebus mit. Die gedachten hohen Geiſtlichen erließen darauf einen Ablaßbrief, aus dem wir folgendes anführen: „So wollen wir allen und jeden, die wahrhaftig Buße thun und Leid tragen und genannten Ort Wilsnack und den Leib des Herrn allda in Demut und Andacht beſuchen, erteilen für das Paſſieren einer jeden Meile Weges 40 Tage Ablaß, im Hin- und Weggehen; und ſo oft er um den Kirchhof der erwähnten Kirche geht, gleichfalls 40 Tage, welche wir obengenannte Biſchöfe ihnen gnädiglich im Herrn erteilen. Damit aber am Fronleichnamstage und die folgenden acht Tage nachher bemeldeter Ort fleißiger beſucht und betrachtet werde, ſo wollen wir über gedachte Spezial-Privilegien noch 40 Tage, ein jeder für ſich, mehr Ablaß austeilen denen, ſo zu der Zeit anhero in wahrer Buße kommen, und Meſſe hören werden u. ſ. w. Gegeben im Jahre 1384, zwei Tage nach Oculi unter unſern Siegel.“ Bald empfahlen auch andere Biſchöfe das Wallfahrten nach Wilsnack, nicht geringeren Ablaß erteilend, und ſo war der bis dahin unbekannte Ort mit einemmale das Ziel unzähliger Pilger aus aller Herren Ländern. Das Dorf wuchs von Tag zu Tag, ſo daß Biſchof Dietrich ihm die Rechte einer Stadt verlieh. Faſt alle Bauern verwandelten ſich in Herbergswirte, denn ſelbſt im Winter wurde es nicht leer von Flüchtlingen, Verbannten und Verbrechern, die Wilsnack als Aſyl anſahen. Dazu kam, daß nach dem Glauben des Volkes die Krankenheilungen durch das heilige Blut ſich täglich mehrten. Zweifelſucht lag ja überhaupt nicht im Charakter jener Zeit, und ſo dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn in der von uns oben erwähnten Schrift von 1521 eine Menge ſolcher Wunderthaten der Chriſtenheit mitgeteilt werden, auf die näher einzugehen uns ſelbſtverſtändlich der Raum nicht geſtattet; nur eine, die ſich auf ein gekröntes Haupt bezieht, wollen wir hier mit den Worten des alten Berichterſtatters erzählen: „De aller Durchluchtigſte Keyſerin Sigismundi, Elizabeth genant, ys etlike tyd ſo krank geweſen, dat ſe nich ſpreken, noch ghäen edder ſtan konde, war ock alle erer ſynne unde vernufft ſogar berouet, dat ſe alle Arzten unde er Hoffgeſynde gantz troſtloes ouergeuen. Ouers ere Junckfruwen unde Hoffgeſyndt habben ſe tor Wilsnagk gelouit, unde ys geſunt geworden. Ouers na der tyt ſo ſe dat gelöffte ſo drade nicht fullenbrochte, heſt ſe de plage Gades gerört, dat ſe lange tyt ſo beth in den doet gelegen hefft. Tom lateſten ys ſe wedder to ſick ſulues gekamen, unde hefft ſick myt vthgerekketen armen unde handen gelouet, yn eygener perſonen vth erem eyghen Huſe, de ſtede des hilligen Blodes to beſökende, unde ys van ſtunt wedder geſunt geworden, hefft ock er gelöffte mit gantzer ynnigkeit fullenbracht unde geholden, vnde dyt Myrakel ock tor Wilsnagk ſulues anteken (malen) unde beſchriuen laten.“

Doch verſetzen wir uns im Geiſte, um ein möglichſt anſchauliches Bild von jener Zeit zu erhalten, nach Wilsnack und laſſen die Ereigniſſe unmittelbar auf uns wirken. Bemerken will ich, daß an dem Fronleichnamstage, den Marienfeſten und beſonders an St. Bartholomäus der Zudrang der Pilger ſeinen Höhepunkt erreichte.

„Zu dir wall’ ich, mein Jeſus Chriſt,
Der du des Pilgers Hoffnung biſt!
Gelobt ſei, Jungfrau ſüß und rein,
Der Wallfahrt wolle günſtig ſein!“

Es iſt der 24. Auguſt 1443. Schon ſeit mehreren Tagen ſind große Züge von Wallern eingetroffen, Leute aus allen Ständen, Fürſten und Herren, Ritter, Edelfrauen, Mönche und Bauern. Heute aber nimmt der Zuzug ungeheueren Umfang an, ſo daß in den Herbergen kein Raum mehr zu finden iſt, ſondern große Scharen auf dem Felde ſich in Hütten und Zelten behelfen müſſen. Miſchen wir uns unter die Pilger. Wie verſchieden ſind ſie nach Sprache, Sitte und Vaterland! Jene ſtammen aus dem ſonnigen Süden, während dieſe in Skandinavien ihre Heimat haben, und dieſe wieder ſind Märker teils germaniſcher, teils wendiſcher Abſtammung, wie ihre eigentümliche Kleidung bekundet. Alle aber ſind zu gleichem Zwecke hier verſammelt. Plötzlich ertönt der Ruf: „Die Ungarn kommen!“ und alles drängt ſich nach dem Thore. Bald ziehen 500 Menſchen in wunderlichem, ſehr zerlumptem Aufzuge, unter dem Geſange geiſtlicher Lieder ein. Es ſind in der That Ungarn und Polen, ſämtlich barfuß und zur Hefe des Volkes gehörend, denn alle ſind für Geld gedungen und machen die Fahrt für reiche Perſonen, welche ſich nicht auf die weite Reiſe begeben mögen. Ihre wilden, blaſſen Geſichter mit den gewaltigen Knebelbärten und dem langen, ſchwarzen Haare, die bunten Anzüge, ihr fremdartiges Ausſehen und die eigentümliche Sprache geben dem Aufzuge etwas ſchwer zu Beſchreibendes. Eine Art Kirchenfahne wird ihnen vorangetragen, und reiche Spenden hat die Kirche von ihnen zu erwarten. Während die Ungarn die Stadt betreten, begibt ſich die Geiſtlichkeit nach dem Perlebergiſchen Thore, um ihren gnädigen Landesherrn Kurfürſt Friedrich Eiſenzahn, der ein begeiſterter Verehrer des heiligen Blutes iſt, ehrerbietig zu begrüßen; zu demſelben Zwecke haben ſich die ſchon anweſenden Fürſten hier eingefunden, der König Chriſtof von Dänemark, Herzog Heinrich zu Mecklenburg und die Fürſten Otto, Wilhelm und Heinrich von Braunſchweig. Dicht gedrängt ſteht eine tauſendköpfige Menge. Da erſchallen die Trompeten und Pauken, denn der Kurfürſt in prächtigem Harniſch, über den ein langer Pilgermantel wallt, einen weißen Zelter reitend, umgeben von einem glänzenden Gefolge geiſtlicher und weltlicher Herren, zieht durch das Thor, und: Heil! Heil! erſchallt es viel tauſendſtimmig. Friedrich aber begibt ſich, von den befreundeten Herrſchern geleitet, auf kurze Zeit in die Fürſtenherberge, um dann ſogleich das Gotteshaus aufzuſuchen und der heiligen Reliquie ſeine Verehrung zu bezeugen. Bald ertönen die Glocken, alles eilt in die Kirche, wo nach beendeter Meſſe das heilige Blut enthüllt und unter Begleitung brennender Fakeln mit großem Pompe zur Kirche hinausgetragen wird. Außen ſind bedeckte, gewölbte Gänge ringsum das Gotteshaus angebracht, durch welche der Zug die Kirche umſchreitet und dadurch des Ablaſſes teilhaftig wird. Unglaublich iſt das Gedränge; Kranke laſſen ſich in die Nähe der Gänge tragen, um durch das Anſchauen des heiligen Blutes Geneſung zu erlangen; viele Andächtige geraten in Entzückungen, andere werden ohnmächtig, aber durch bereitgehaltenes Weihwaſſer wieder zu ſich gebracht. In der Kirche ſtehen alle Winkel voll von Altären und dieſe voll von Prieſtern, welche unaufhörlich Meſſen für die Vergebung der Sünden von Lebenden oder Toten zu halten haben, die man aber auch mittelſt der Sünderwage erlangen kann. Man wiegt den Sünder mit Rückſicht auf ſein Vermögen durch Brot, Speck, auch wohl zum Teil mit Gold und Silber auf, und hat es — den Pilgern iſt es freilich unbekannt — durch Maſchinerie in ſeiner Gewalt, zu beſtimmen, wie ſchwer das Gegenwicht ſein muß, um den Sünden des Vergebung Erbittenden gewachſen zu ſein. In begeiſterter Rede preiſen die Diener der Kirche die Wirkungen des Wunderblutes, hölzerne und ſilberne Gliedmaßen werden vorgezeigt, welche geheilte Kranke aus Dankbarkeit der Kirche geſtiftet. Man iſt freilich etwas vorſichtiger geworden, da vor mehr als zwei Jahrzehnten dadurch ein öffentliches Ärgernis hervorgerufen wurde, das ungeheueres Aufſehen erregte. Ein böhmiſcher Graf, namens Petrzcko de Ach, hatte eine gelähmte Hand und entſchloß ſich nach Wilsnack zu wallfahrten. So feſt war ſein Vertrauen auf die Hilfe, daß er in Prag eine koſtbare ſilberne Hand anfertigen ließ, um ſie nach erlangter Heilung der Kirche zu Wilsnack als ein ex voto zu verehren. Er fand aber die gewünſchte Hilfe nicht und wollte am Freitag in ſeine Heimat



Frühſtück. Nach dem Gemälde von W. A. Trood.

zurückreiſen. Da er nun einmal die ſilberne Hand mitgebracht und ſie für ihn weiter keinen Nutzen hatte, ſo verehrte er dieſelbe bei ſeinem Abſchiedsbeſuch dem Pfarrer. Zufälligerweiſe mußte er ſeine Reiſe aufſchieben und begab ſich des Sonntags in die Kirche. In der Predigt ruft nun plötzlich der Pfarrer: „Vernehmet, andächtige Zuhörer, ein Wunder. Sehet, ein Graf aus Prag iſt durch das Blut Chriſti geheilt, und zum Zeugnis deſſen hat er der Kirche dieſe ſilberne Hand geſchenkt.“ Darauf zeigte er ſie von der Kanzel. Da konnte ſich der Edelman nicht länger halten; die lahme Hand emporhaltend, rief er mit lauter Stimme: „O Prieſter, warum lügſt du ſo? Sehet, Mitchriſten, meine Hand iſt noch ſo lahm wie zuvor!“ Ähnliche Vorfälle waren öfter vorgekommen und hatten den Biſchof veranlaßt, die Wilsnacker Geiſtlichen zur Vorſicht anzuhalten. — Nach der Prozeſſion zog der größte Teil der Pilger wieder von dannen, nicht eher jedoch, bis ſie „bleierne Hoſtien“ gekauft hatten, die als Beleg für die Wallfahrt an den Hüten befeſtigt wurden. Dieſe Zeichen wurden eine nicht unbedeutende Einnahmequelle. Biſchof Johann hatte darum am 28. Dezember 1396 eine Verordnung erlaſſen, wie es mit der Verwendung dieſes Geldes zu halten ſei; ein Drittel ſollte zur Erhaltung der Gebäude dienen, das andere Drittel überwies er dem Domkapitel und den Reſt der Domkirche zu Havelberg, während die in Wilsnack von den Pilgern geſpendeten Güter der dortigen Kirche verblieben. Kurfürſt Friedrich der Eiſerne hielt ſich noch einige Zeit in Wilsnack auf, wie er überhaupt bis an ſein Lebensende dort oft verweilte; eine Glasmalerei der Kirche zeigt ihn uns, während er dem Wunderblute Anbetung zollt.

Man darf jedoch nicht denken, daß das heilige Blut nicht von vornherein Gegner gehabt habe. Es erhoben ſich vielmehr vom Anfange an einzelne Stimmen wider den Aberglauben, ohne, wie die Legende von dem Zweifler Dietrich von Wenkſtern erzählt, mit Blindheit dafür geſtraft zu werden. So erklärte 1400 ein Dr. theol. Wünſchelberg in einem Werke die ganze Sache für Pfaffentrug, während der Erzbiſchof Sdynko von Prag ſeiner Geiſtlichkeit befahl, ſonntäglich von der Kanzel die Leute vor dieſer Abgötterei zu warnen, und Heinrich Tocke, ein Domherr zu Magdeburg, eiferte ſo heftig gegen das Wunderblut, daß mehrere Synoden berufen werden mußten, auf denen aber trotz der Beweiſe Tockes die Anhänger des Mirakels den Sieg davontrugen. Die päpſtliche Kurie fühlte ſich jedoch veranlaßt, eine vierte zuverläſſig eingeſegnete Hoſtie über die vermeintlich blutigen legen zu laſſen, eine Einrichtung, die beweiſt, daß man auch in Rom der Sache ziemlich ſkeptiſch gegenüberſtand. Noch ernſter nahm Papſt Nikolaus V die Angelegenheit; er ordnete eine förmliche Unterſuchung an, die zur Folge hatte, daß Kardinal Nikolaus von Cuſa eine Verordnung für ganz Deutſchland erließ, worin er die Wunderthaten des Blutes für Betrug des Volkes erklärte. Seiner Weiſung, die Schauſtellung der Hoſtien einzuſtellen, wurde aber keineswegs Folge geleiſtet; es kam zu einem heftigen und langwierigen Streite zwiſchen den hohen Würdenträgern der Kirche, der freilich kein endgültiges Reſultat zu Tage förderte. So dauerte die Verehrung des Wunderblutes, bis ſich die Reformation in der Mark ausbreitete, und Fürſt und Volk zur reinen Lehre ſich bekannten, ja noch länger, denn noch als der Rat von Wilsnack den evangeliſchen Prediger Johann Ellefeld als Pfarrer berief, und dieſer in großer Treue ſeines Amtes wartete, ließ der Domdechant Konradi von Havelberg häufig das Wunderblut mit großem Gepränge öffentlich zur Verehrung ausſtellen, wodurch nicht ſelten der evangeliſche Gottesdienſt eine Störung erlitt. Darüber empörte ſich das evangeliſche Gewiſſen des Ellefeld, und nachdem er ſich mit verſchiedenen gleichgeſinnten Theologen beſprochen, begab er ſich am 28. Mai 1552 in Begleitung des Kaplans Lindberg, des Rektors und anderer mit einem Faſſe glühender Kohlen — vielleicht ſchwebte ihm die Verbrennung der Bannbulle durch Luther vor Augen — in die Blutkammer, nahm das Kryſtallgefäß, zerſchlug es und verbrannte den Gegenſtand der Anbetung. Die vom Papſte geſandte geweihte Hoſtie hatte er jedoch zuvor herausgehoben und teilte ſie bei der nächſten Abendmahlsfeier mit an die Kommunikanten aus. Damit hatte das Wunderblut ein Ende.

Das kühne Unternehmen mußte jedoch der mutige Ellefeld ſchwer büßen. Er wurde ſogleich gefänglich eingezogen und auf der biſchöflichen Burg eingekerkert. Das Domkapitel klagte den Vorfall dem Kurfürſten, indem es behauptete, der Prediger habe nicht nur das heilige Blut, ſondern auch die darüber gelegte konſekrierte Hoſtie verbrannt und ſomit ein unverzeihliches Sakrilegium begangen, das ſchwere Strafe verdiene. Der Kurfürſt entſchied, Ellefeld ſei bis auf weiteres in Haft zu behalten. Die Lage desſelben wurde immer bedenklicher, und ſeine Feinde gingen damit um, „dem Buben des Orts das Feuer zuzuſprechen.“ In ſeiner Herzensangſt ſchrieb er den wahren Sachverhalt ſeinem Landesherrn und bat um Errettung, ebenſo verwandten ſich zahlreiche angeſehene Geiſtliche für ihren „armen gefangenen“ Amtsbruder bei dem Kurfürſten. Indes die Gnadengeſuche wurden von den kurfürſtlichen Räten einfach an das Domkapitel abgegeben, faſt möchte es uns erſcheinen, als ob dieſelben von den Feinden des Ellefeld beeinflußt geweſen und es nicht mit der immer noch mächtigen katholiſchen Partei verderben wollten. Das Domkapitel konſultierte nun um ein „unparteiliches Urteil“ zwei Univerſitäten, nämlich die zu Leipzig und Frankfurt a. O., damit dem „Buben“ ſein Recht geſchehen könne; aber keine befriedigende Antwort lief ein. Frankfurt a. O. reſpondierte zuerſt, indem es die überſandten drei Thaler Urteilsgebühren mit der Erklärung zurückſchickte, die Juriſtenfakultät habe den Vorfall zwar mit betrübtem Herzen zu Gemüt genommen, trage jedoch Bedenken weiter in peinlichen Fällen zu erkennen und rate daher, daß das Kapitel ſich an den Schöppenſtuhl zu Brandenburg in dieſer Angelegenheit wende. Die Juriſtenfakultät zu Leipzig lehnte, trotz der empfehlenden Privatſchreiben des Magdeburgiſchen Kanzlers, die Entſcheidung mit dem Einwande ab, daß die Sache einen Artikel der chriſtlichen Religion betreffe, worüber man ſtreitig und zur Zeit noch unverglichen, es daher ſchwer ſei, darin etwas zu erkennen. Man müſſe der Sache von beiden Seiten gründlich nachdenken, was zur Zeit noch nicht geſchehen. Indeſſen gingen für den Gefangenen beim Kurfürſten neue Verwendungen ein, beſonders nahmen die Landſtände ſich ſeiner an, ebenſo die edlen Gänſe von Putlitz, die Herren von Rohr, von Quitzow, von Platen, von Retzdorf u. a. An dieſe hatte nämlich der geängſtete Mann ein herzliches Schreiben gerichtet, ſich ſeiner zu erbarmen, denn ſchon glaubte man in der Mark, daß Ellefeld, der evangeliſche Prediger, im evangeliſchen Lande den Märtyrertod werde erleiden müſſen, hatte doch das Domkapitel ſelbſt ſeine Familie mit dem ſchimpflichſten Austreiben bedroht. Als nun endlich ſämtliche altmärkiſchen und priegnitzſchen Städte bei dem Landesherrn um Ellefelds Freiſprechung flehten, verfügte der Kurfürſt Dienstag nach Egidii die Freilaſſung. Das Domkapitel gehorchte aber nicht. Da beſchloß Joachim II, die Sache dem Landeshauptmann der Priegnitz, Curd von Rohr, zu übertragen. Dieſer citierte das Domkapitel auf den Martinitag nach Plattenburg, begab ſich ſelbſt dahin und richtete über Ellefeld. Er wurde ſeines Amtes für verluſtig erklärt und, man ſollte es nicht für möglich halten, aus der Mark Brandenburg verwieſen. So mußte alſo Ellefeld mit ſeiner Familie in das Elend ziehen. Leider ſind die ferneren Schickſale dieſes mutigen, ſo unglücklich gewordenen Mannes nicht bekannt. Ob er wieder ein Amt gefunden oder ob er im Elend umgekommen, wer weiß es! Mit ſeinem tragiſchen Schickſal wollen wir die Geſchichte des Wunderblutes ſchließen, jedoch noch bemerken, daß man das ganze 16. Jahrhundert hindurch Wallfahrten nach Wilsnack unternahm, ja daß noch in ſpäterer Zeit einzelne Leute aus Lüneburg, aus der Umgegend von Hamburg und anderen Gegenden nach dieſem Ort zogen, um dadurch die Vergebung der Sünden zu erlangen.

Fr. Kempff-Sandau.

# Am Familientiſch.

## Zu unſeren Bildern.

Der Überfall ſcheint gut geplant, und der rechte Augenblick gekommen. Zwei der Herren am Waldesſaum ſind juſt im Begriff, ſich in den Sattel zu ſchwingen, um über die Pfefferſäcke herzufallen, die drunten mit wohlbeladenem Karren des Weges ziehen, der dritte ſpäht ſchon von hohem Roß hinab ins Thal. „Reiten und rauben iſt keine Schand — Es thuen's die Beſten im ganzen Land!“ Des werden ſich wohl auch unſere „Strauchritter“ getröſtet haben.

„Raſt auf dem Heimweg“, unſer zweites Bild, zeigt uns eine Dorfſchöne, ein hübſches friſches Menſchenkind, während unſer letztes Bild, „Frühſtück“, uns eine Anzahl kleiner Schönheiten aus dem Tierreich vorführt, deren recht verſchiedenartige Charaktere augenblicklich noch die überwältigende Macht der gemeinſamen Suppenſchüſſel in gebührenden Schranken hält. Ich fürchte aber, es geht bald los — die allgemeine Katzbalgerei nämlich.

## Volkskunde.

Den Schleſiern unter unſeren Leſern wird es intereſſant ſein, daß ſich über den Namen Schleſien neuerdings ein lebhafter Streit entwickelt hat. Während derſelbe von der einen Seite von Sliva, die Schlehe, abgeleitet wurde, tritt P. Kühnel im Jahresbericht der Geſellſchaft für Anthropologie und Urgeſchichte mit einer ganz anderen Anſicht auf, die er auf Grund eingehender Sprachforſchung dahin entwickelt: „Als Nachbaren der von Tacitus ausführlicher behandelten Lygier, der Bewohner Schleſiens, treten bei Ptolemäus zuerſt die Silingen in Niederſchleſien auf. Wenn ihr Name ſich in der ſchleſiſchen Heimat gehalten hat, kann dies nur in ſlawiſchem Gewande der Fall ſein, da Slaven, und zwar Lechen, die Sitze der Germanen eingenommen haben. Nach ſlawiſchem Sprachgeſetze muß aus Siliny altſlawiſch Silezi werden. Der lateiniſche urkundliche Name Slesia, Silesia, ſowie der deutſche „Schleſien“ ſtammen vom tſchechiſchen Slezy.“ Der Stamm des Namens iſt alſo auch nach Kühnel germaniſchen, nicht ſlawiſchen Urſprungs. Übrigens weiſt der Verfaſſer auch nach, daß der Zoptenberg früher Slenz genannt wurde.

## Naturkunde.

Einer von dem franzöſiſchen populär-wiſſenſchaftlichen Schriftſteller Flammarion zuſammengeſtellten Tafel der Geſchwindigkeiten entnehmen wir folgende Zahlen. Es bewegen ſich in der Sekunde in Metern: die Schnecke 0,0015; der Menſch 1,11; ein norwegiſcher Schneeläufer 2,95; eine Pferdebahn 3,50; ſehr ſchnell fließendes Flußwaſſer 4,00; Torpedoſchiff 11,00; gute Rennpferde 12,63; Schnellzüge (bei 60 Kilometer in der Stunde) 16,67; der Haſe 25,84; Brieftaube 27,00; Expreßzug (100 Kilom. in der Stunde) 27,70; Sturm 25—30,00; Orkan 40—45,00; Schallgeſchwindigkeit in der Luft bei 10 Grad Celſius 337,00; Anfangsgeſchwindigkeit des Geſchoſſes eines modernen Gewehres bez. Geſchützes 430 bis 500; Erdäquator 463; Umlaufsgeſchwindigkeit des Mars um die Sonne 23 863; Geſchwindigkeit der Elektrizität in einem unterſeeiſchen Kabel 4 000 000; Geſchwindigkeit des Lichts 30 000 000 Meter.

Nicht Nordamerika allein erfreut ſich der Brenngasquellen, auch Öſterreich tritt jetzt in den Wettſtreit ein. In Wels in Oberöſterreich iſt beim Erbohren eines arteſiſchen Brunnens in einer Tiefe von 250 Metern eine ſtarke Brenngasquelle angebohrt worden. Das Gas kennzeichnet ſich als geruch- und geſchmackloſes Sumpfgas mit höheren Kohlenwaſſerſtoffen gemengt, leuchtet wie gutes Petroleum und entwickelt auch die gleiche Heizkraft. Im Hauſe des glücklichen Beſitzers der Quelle wird es bereits zum Kochen verwendet; eine induſtrielle Verwertung ſoll geplant ſein.

Ein leidlich gut erhaltenes Ei des ausgeſtorbenen Rieſenvogels Aepyornis iſt kürzlich von Madagaskar aus nach England gekommen, ähnlich demjenigen, welches ſich bereits im Britiſchen Muſeum befindet. Das Ei iſt 0,28 m lang, ſein größter Umfang beträgt 0,80 m, ſein kleinerer 0,66 m. Der Inhalt des Eis würde ungefähr dem von 200 Hühnereiern entſprechen.

## Hygieine.

Daß, entgegengeſetzt mancher modernen Anſicht, der Zuſatz guten Weines zum Trinkwaſſer ſowohl in Typhus- wie in Cholerazeiten empfehlenswert iſt, bewieſen kürzlich im Wiener hygieiniſchen Inſtitut angeſtellte Verſuche. Es ſtellte ſich heraus, daß Typhus- und Cholerabazillen bereits nach kurzer Zeit — ſchon nach einer Viertel- oder halben Stunde — in einer Miſchung von Wein und Waſſer zu gleichen Teilen abſterben. Nach Pariſer Verſuchen macht übrigens auch 1 Gramm Citronenſäure auf 1 Liter Waſſer den Cholerabazill unſchädlich.

## Wetterkunde.

Das königl. preuß. Staatsminiſterium hat die Einführung des für wiſſenſchaftliche Zwecke ſeit längerer Zeit allein angewendeten 100teiligen Thermometers nach Celſius an Stelle des noch gebräuchlichen 80 teiligen nach Réaumur beſchloſſen. Die zuſtändigen Behörden wurden daher angewieſen, im Bedarfsfalle nur noch 100 teilige Thermometer zu beſchaffen und künftighin im amtlichen Verkehre Temperaturangaben ausſchließlich nach dieſem Thermometer zu machen. Bei der allgemeinen Verbreitung des Réaumur-Thermometers geben wir eine kleine Tabelle zur Umwandlung der am meiſten in Betracht kommenden Grade:

| Grad | | Grad | | Grad | | Grad | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| R | C | R | C | R | C | R | C |
| 1 | 1,25 | 11 | 13,75 | 21 | 26,25 | 31 | 38,75 |
| 2 | 2,5 | 12 | 15 | 22 | 27,5 | 32 | 40 |
| 3 | 3,75 | 13 | 16,25 | 23 | 28,75 | 33 | 41,25 |
| 4 | 5 | 14 | 17,5 | 24 | 30 | 34 | 42,5 |
| 5 | 6,25 | 15 | 18,75 | 25 | 31,25 | 35 | 43,75 |
| 6 | 7,5 | 16 | 20 | 26 | 32,5 | 36 | 45 |
| 7 | 8,75 | 17 | 21,25 | 27 | 33,75 | 37 | 46,25 |
| 8 | 10 | 18 | 22,5 | 28 | 35 | 38 | 47,5 |
| 9 | 11,25 | 19 | 23,75 | 29 | 36,25 | 39 | 48,75 |
| 10 | 12,5 | 20 | 25 | 30 | 37,5 | 40 | 50 |

## Verkehr.

Einem Vortrag, den der Geh. Regierungsrat Launhardt auf der X. Verſammlung der Architekten- und Ingenieurvereine in Leipzig über die Entwickelung des Verkehrs in den letzten fünfzig Jahren hielt, entnehmen wir folgende Gegenüberſtellungen. Die Transportkoſten im Perſonenverkehr betragen auf den Eiſenbahnen, wenn man im Durchſchnitt für alle Reiſenden nur eine Entſchädigung des Zeitaufwandes mit 1 Pf. für die Minute in Rechnung ſtellt, nur den dritten Teil wie auf Straßen; im Güterverkehr durchſchnittlich etwa den vierten Teil. Die Geſchwindigkeit der deutſchen Perſonenzüge iſt viermal, der Schnellzüge etwa achtmal größer als die der Fahrpoſt; vor 50 Jahren brauchte man z. B. für eine Reiſe von Hannover nach Leipzig 40, jetzt 5 Stunden. Die Sicherheit des Reiſens iſt in größtem Maßſtab, etwa um das Zwanzigfache, geſtiegen; in den Jahren 1840—56 kam z. B. bei Reiſen mit der Poſt in Frankreich im Durchſchnitt ein Getöteter auf 355 000, ein Verletzter auf 30 000 Reiſende — dagegen entfiel im letzten Jahrzehnt in Deutſchland durchſchnittlich ein Getöteter auf 7 Millionen, ein Verletzter auf $1^3/_4$ Millionen Reiſender. Der Aufſchwung des Verkehrs kennzeichnet ſich am beſten dadurch, daß in den letzten 20 Jahren die Anzahl der zurückgelegten Perſonenkilometer (d. h. der Kilometerzahl, welche von allen Reiſenden gefahren wurde) von 7 auf 11 Milliarden und die Zahl der geleiſteten Gütertonnenkilometer (Zahl der Kilometer, welche von je 1000 Kilo Laſt des geſamten Güterverkehrs zurückgelegt wurden) von 6 auf 22 Milliarden ſtieg. Die verkehrsweckende Wirkung der Eiſenbahnen hat aber auch auf den Ausbau der Waſſerwege und Landſtraßen gewirkt: die Länge aller deutſchen Straßen hat ſich ſeit 1840 verfünffacht, der Verkehr auf den Binnenwaſſerwegen allein in den Jahren 1875—85 von 2900 auf 4800 Millionen Tonnenkilometer gehoben; er wird für 1890 auf 6 Milliarden Tonnenkilometer anzunehmen ſein, während er vor fünfzig Jahren kaum $^1/_2$ Milliarde Tonnenkilometer betrug.

Die größte elektriſche Bahn des Kontinents wird nach ihrer Fertigſtellung die Breslauer Straßenbahn ſein, mit deren Bau ſoeben begonnen worden iſt. Die neue zweigeleiſige Bahn ſoll das ſtädtiſche Gebiet in den verſchiedenſten Richtungen durchkreuzen und zugleich zur Verbindung Breslaus mit den Vororten dienen. Die Länge ſämtlicher Geleiſe wird 29 Kilometer betragen.

## Gewerbe.

Wie Braunkohlen zu Briketts gepreßt werden, ſo verdichtet jetzt eine engliſche Geſellſchaft, die Petroleum Pioneer Corp., Petroleum zu Heizzwecken in Ziegelſteinformen. Die Heizkraft des neuen Brennſtoffes ſoll dreimal ſo groß ſein, als die der Steinkohle und dem Preiſe nach um 10 Prozent billiger; wenn ein Dampfer bisher etwa 1000 Tonnen Kohle mit ſich führte, ſo bedürfte er jetzt nur etwa 300 Tonnen Petroleumbriketts zur Erzeugung der gleichen Maſſe Dampf, und man erzielte damit alſo auch eine bedeutende Raumerſparnis. Der Gedanke verdient ohne Zweifel weiter verfolgt zu werden, und es iſt in dieſem Zuſammenhang vielleicht erwähnenswert, daß neuerdings auf engliſchen Ausſtellungen wiederholt Lokomobilen ausgezeichnet wurden, die zur Petroleumfeuerung eingerichtet waren. Man rühmt ihnen nicht nur billigeren und leichteren Betrieb nach, ſondern vor allem auch, daß die Beſchaffung des Feuerungsmaterials heute, gerade auch auf dem Lande, ſehr bequem ſei. Die Betriebsgefahr ſoll nicht größer ſein, als bei der Heizung mit Kohlen.

Die Induſtrie der Abfallſtoffe zieht immer neue Materialien in ihren Wirkungskreis. Ähnlich wie man die früher wertloſen Korkabfälle zur Herſtellung des heute allgemein beliebten Linoleums verwendet, hat man nach einem jüngſt patentierten Verfahren auch Lederabfälle, fein gemahlen und mit Harz, Kolophonium und Petroleum gemiſcht, zu einem auswalzbaren Belegſtoff verarbeitet, der ſich außerordentlich bewähren ſoll.

## Vereinsweſen.

Die auch von uns für die nächſten Monate angekündigten Verſammlungen der größeren deutſchen Vereine ſind wegen der drohenden Choleragefahr abgeſagt worden. Dieſe Maßregel wird ohne Zweifel allgemeinſte Billigung finden.

Der Vorſtand der deutſchen chemiſchen Geſellſchaft, deren Vorſitzender der vor kurzem verſtorbene große Chemiker Profeſſor A. W. v. Hofmann war, hat beſchloſſen, um das Gedächtnis an den Verſtorbenen zu einem dauernden zu machen, in Berlin ein „Hofmann-Haus“ (nach dem Vorbild des Langenbeck-Hauſes, das wir in Nr. 36 des Daheim unſeren Leſern geſchildert haben) zu errichten. Das Haus ſoll den verſchiedenſten Beſtrebungen auf dem Gebiete der chemiſchen Induſtrie und Wiſſenſchaft zum Mittelpunkte dienen.

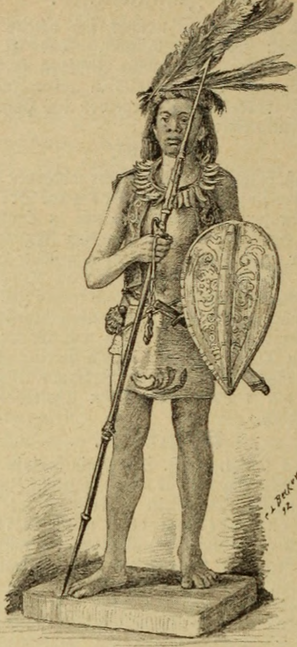
## Sport.

Aus Anlaß des vorſtehenden Diſtanzrittes öſterreichiſcher und deutſcher Offiziere von Wien nach Berlin und umgekehrt, beabſichtigen die Berliner Radfahrer ebenfalls eine Diſtanzfahrt von der Spree zur Donau. Sie hoffen, daß es ihnen gelingen wird, die Leiſtungen der Reiter bedeutend zu übertreffen, ja daß der glücklichſte Radler den erfolgreichſten Offizier um die Hälfte der Zeit ſchlägt.

## Kopfjäger von Borneo.

Unſere Wiedergabe der ethnographiſchen Figuren des Berliner Muſeums für Völkerkunde ſetzen wir mit dem Bilde eines Dayaks fort. Die Dayaks bilden zur Zeit die Hauptmaſſe und gleichzeitig den älteſten Teil der Bevölkerung der Inſel Borneo. Ohne Zweifel der großen malayiſchen Völkerraſſe angehörig, erſcheinen die Dayaks ſchlank, wohlgebaut und kräftig, von gelber Hautfarbe mit dunklen Augen und ſchwarzen Haaren. Ihre Zahl wird auf 2 bis 2½ Millionen geſchätzt, trotzdem dürfte aber nach der Anſicht der meiſten Forſcher das ganze Volk dem allmählichen Untergange geweiht ſein. Hierzu trägt nicht nur die Zerſplitterung in zahlreiche kleine, in ewiger Fehde liegende Stämme bei, ſondern beſonders auch der höchſt merkwürdige, einzig daſtehende Gebrauch (menayan), daß kein Jüngling heiraten darf, ehe er nicht eine beſtimmte Anzahl Perſonen eines feindlichen Stammes getötet und deren Köpfe nach ſeinem Wohnort gebracht hat, wo ſie die Trophäen in der Verſammlungshütte der Männer bilden. Man nennt die Dayaks daher auch kurzweg die „Kopfjäger“.

Die von uns wiedergegebene Figur zeigt einen Dayak in der aus dicken Schnüren gebildeten Panzerjacke, den Kopf mit einem roten, mit den Federn des Argusfaſans geſchmückten Tuchſtück umwickelt, um den Hals ein Band mit Glasperlen und Leopardenzähnen; an der rechten Seite hängt ein Talisman aus Zähnen und Steinchen, bewaffnet iſt er mit Schwert, Wurflanze und Schild, ſowie mit dem charakteriſtiſchen Eiſenhaken, der innerhalb der Kinnlade des niedergeworfenen Feindes eingehakt wird, um den Kopf desſelben bequem abſchlagen zu können.



Kopfjäger von Borneo.

## Kleine Zeitung.

Eine zeitgemäße orientaliſche Legende: Ein Mullah begegnete vor ſeiner Stadt dem Geſpenſt der Cholera. „Wo willſt du hin?“ fragte er. Ehrerbietig verneigte ſich die Schreckgeſtalt. „Mich ſendet Allah in die Stadt, um alle Sünder zu verderben.“ „Wieviele zählt man ihrer?“ „Fünfhundert,“ meinte das Geſpenſt und leiſtete auf das Begehren des Mullah das Verſprechen, nur dieſe fünfhundert Opfer zu fordern. Aber ach — es ſtarben dreitauſend Einwohner der Stadt. Um eine Zeit ſpäter begegnete der fromme Mann wieder dem Geſpenſt und ließ es hart an: „Du haſt mich betrogen, fünfhundert Mitbürger ſtanden dir zu, und du nahmſt dreitauſend!“ Die Cholera aber beteuerte, daß ſie ihren Schwur getreulich gehalten: „Fünfhundert raffte ich fort, nicht einen mehr!“ „Und die anderen?“ „Verzeiht, Herr, aber ich trage keine Schuld an ihrem Tode, denn ſie ſtarben nicht durch mich, ſie ſtarben — aus Furcht vor mir!“

Über die Sitte des Tättowierens in Europa teilt Oberſtabsarzt Dr. Seydel im Korreſpondenzblatt der anthropologiſchen Geſellſchaft mit, daß er in München unter 490 Rekruten 47 tättowierte, alſo faſt 10 %, fand. Meiſt ſind die Tättowierungen am Oberarm ausgeführt und beziehen ſich auf das Handwerk. So läßt ſich der Müller ein Mühlrad, der Metzger einen Ochſenkopf, der Bäcker Bretzeln der Schornſteinfeger Cylinderhut, Leiter und Beſen, der Schuſter ein paar Stiefeln eingraben; außerdem finden ſich die Anfangsbuchſtaben des Namens. Daß der Gebrauch des Tättowierens bei Matroſen nicht ſelten iſt, war bekannt; ſeine nicht unbedeutende Verbreitung im Handwerkerſtand dürfte vielfach überraſchen.

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 51.

Bilderrätſel. Uriasbrief.

Dominoaufgabe.

Im Talon liegen 4—1, 4—bl, 2—1, 1—bl. Die ſechs Steine des B hatten 48, die des C 38, die des D 32 Augen. B hatte weder 5, noch 3, noch 1, noch blank. D hatte weder 6, noch 4, noch 2, noch 1. C behält 5—2 übrig.

**1.** Rätſel. Urne — Rune.

**2.** Metamorphoſenaufgaben.

a) Warm — Arm — Art — Alt — Kalt.

b) Schreiben — Reiben — Reichen — Rechen — Rechnen.

c) Blei — Blech — Lech — Leu — Lau — Laut — Haut — Halt — Hall — Hell — Held — Geld — Gold.

d) Harke — Hacke — Hacken — Nacken — Nachen — Rachen — Rechen — Reichen — Reiten — Reiter — Leiter.

e) Band — Bann — Bonn — Born — Dorn — Dorf — Torf — Topf — Kopf — Knopf.

f) Salm — Halm — Halt — Haft — Heft — Hecht.

**3.** Rätſel. „Das Salz.“

## Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächſten Nummer beginnt der XXIX. Jahrgang des Daheim. Wir erſuchen unſere Leſer, das Abonnement, insbeſondere das bei der Poſt, rechtzeitig zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zuſendung entſtehen kann.

Nr. 1 des neuen Jahrgangs gelangt am 8. Oktober 1892 in Leipzig zur Ausgabe, während in der letzten Septemberwoche keine Nummer erſcheint. Durch dieſen Ausfall kommt das Erſcheinungsdatum des Daheim wieder in Übereinſtimmung mit dem Kalenderquartal, dem es im Lauf der Zeit vorausgeeilt war. Die Einrichtungen der Poſt, welche ſich ſtreng an jenes binden, machen dieſe Maßregel notwendig. Es wird übrigens dadurch keinem Abonnenten ein Nachteil zugefügt, da nach wie vor 13 Nummern für den vierteljährlichen Abonnementspreis von 2 Mark geliefert werden.

Den neuen Jahrgang eröffnen wir mit einem großen hiſtoriſchen Roman: **„Neue Bahnen“** von **Ernſt Remin,** der in ſtraff geſchürzter Handlung eine Reihe feſſelnder Bilder aus der Zeit des Großen Kurfürſten bietet und die Geſtalt des in voller Jugendkraft ſtehenden mächtigen Hohenzollern inmitten der widerſtreitenden Intereſſen der Zeit ſcharf und menſchlich ergreifend zeichnet. Gleichzeitig beginnt eine größere Erzählung **Ernſt Wicherts: „Patwils Lauronat“,** eine jener Geſchichten aus dem littauiſchen Volksleben, mit denen der gefeierte Dichter ſeinen Ruf zuerſt begründete.

Für den Jahrgang liegen an Romanen und Erzählungen größeren Umfanges ferner vor: **Joachim v. Dürow,** „Die Herrin von Rotenſtein“; **Ilſe Frapan,** „Das Undeert“; **H. v. Schreibershofen,** „Aus Antwerpens Inquiſitionszeit“; **Anton v. Perfall,** „Jack“; **B. v. d. Lanken,** „Schloß Seeligkeit“; **Friedrich Jacobſen,** „Dürhuus“; **A. Andrea,** „Ein moderner Dämon“. Ferner Novellen von H. Villinger, H. Seidel, Fritz Meiſter, Bernhardine Schulze-Smidt u. a. m.

Eine große Zahl belehrender und unterhaltender Aufſätze von Hofprediger E. Frommel, Hof- und Garniſonpfarrer B. Rogge, Konſiſtorialrat H. Dalton, Profeſſor Klein, Ed. Große, Kontreadmiral R. Werner, P. Lindenberg, P. v. Szczepański, Oberſchulrat Dr. v. Sallwürk, Dr. H. Meyer, Dr. R. Koenig, Dr. Dyrenfurth, Baumeiſter H. Schliepmann, H. Seidel, Chr. Schwarzkopf, J. Stinde, H. v. Zobeltitz u. a. füllt unſere Mappen. Ganz beſondere Aufmerkſamkeit werden wir den Werken der inneren Miſſion zuwenden, über deren vielſeitige ſegensreiche Thätigkeit eine Reihe intereſſanter Artikel in Vorbereitung iſt. Dasſelbe gilt von den kolonialen Beſtrebungen in Afrika. Herr Superintendent Merensky hat uns eine Anzahl Aufſätze aus dem Innerſten des ſchwarzen Weltteils in Ausſicht geſtellt. **Ferner geht unſer Redaktionsmitglied, Herr Paul v. Szczepański, im nächſten Frühling für uns zur Weltausſtellung nach Chicago, ſo daß wir unſeren Leſern über das gewaltige Unternehmen Briefe aus erſter Hand verſprechen können.**

Poetiſche Beiträge liegen u. a. von Joh. Trojan, H. Seidel, Frida Schanz, E. Lenbach, D. Th. Förſter, Hans Hoffmann vor.

Für den illuſtrativen Schmuck des Daheim ſtehen uns zahlreiche Bilder der erſten Meiſter in vorzüglichen Reproduktionen zur Verfügung.

Das allbeliebte Frauendaheim, die Hausmuſik, der Familientiſch (mit Rechts- und Geſundheitsrat), die Beilage „Aus der Zeit — für die Zeit“ werden in gewohnter Weiſe, friſch und anregend, weiter geführt werden.

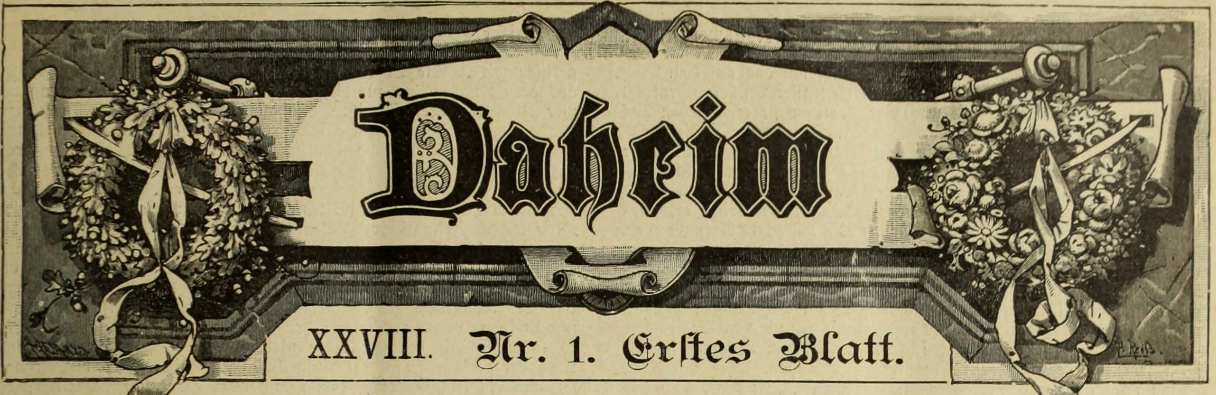
**Die Daheim-Expedition. Leipzig,** Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

---

**Inhalt:** Der Schatz. Eine Geſchichte aus der Heimat von Heinrich Seidel (Schluß.) — Eine journaliſtiſche Friedensarbeit. Von Robert Koenig. — In fremben Banden. Erzählung von H. v. Krauſe (E. v. Hellen). (Schluß.) — Zwiſchen Nacht und Tag. Gedicht von J. Trojan. — Ein ehemaliger märkiſcher Wallfahrtsort. Von Fr. Kempff-Sandau. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Strauchritter von G. Eggena; Raſt auf dem Heimweg von R. Böhm; Frühſtück von W. A. Trood. — Volkskunde. — Naturkunde. — Hygieine. — Wetterkunde. — Verkehr. — Gewerbe. — Vereinsweſen. — Sport. — Kopfjäger von Borneo. Mit einer Illuſtration. — Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 51.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

No 1678



# Daheim

XXVIII. Nr. 1. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

3. Oktober 1891.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

Von allen Zeitereigniſſen iſt für die Redaktion jeder Zeitſchrift der Beginn des neuen Jahrgangs das wichtigſte. Es iſt daher nur in der Ordnung, daß wir dieſem bedeutſamen Ereignis unter unſerer Rubrik „Aus der Zeit — für die Zeit“ gerecht werden.

Unſeren alten Leſern gegenüber können wir uns freilich kurz faſſen. Seit mehr denn einem Vierteljahrhundert wiſſen ſie, was wir ihnen bieten. Sie wiſſen, daß wir der Tendenz unſeres Blattes unverbrüchlich treu bleiben, ebenſo wie wir von ihrer in langen Jahren bewährten Anhänglichkeit, für welche herzlich zu danken wir nicht unterlaſſen wollen, überzeugt ſind.

Unſeren neuen Leſern gegenüber aber (und welche Redaktion wünſchte ſich beim Beginn eines neuen Jahrgangs nicht zahlreichen Abonnentenzuwachs) ſind wir verpflichtet, uns über das, was wir im laufenden Jahrgang bringen, auszuſprechen.

Wir eröffnen den Jahrgang mit einem außergewöhlich ſpannenden, von tiefem ſittlichen Ernſt getragenen großen Roman:

### **In Moor und Marſch 1812.** Von Bernhardine Schulze-Smidt.

Die geiſtvolle Verfaſſerin von „Tino Photinos“, „Inge von Rantum“, „Er lebt“, entrollt uns auf dem gewaltigen Hintergrunde der Erhebung des deutſchen Volkes aus dem Joch der Fremdherrſchaft ein ergreifendes Seelengemälde, welches in ſeinen mannigfachen Wandelungen bis zum Schluß feſſelt. Unübertrefflich ſind die Schilderungen von Land und Leuten aus Marſch und Moor.

Von weiteren Erzählungen ſchließen ſich an: Schloß Seligkeit von B. von der Lanken — eine überaus reizvolle, feinempfundene Hofgeſchichte, welche die Herzensgeheimniſſe einer jungen Prinzeſſin mit anmutigem Humor ausplaudert und ſich durch Schilderungen des intimen Hoflebens auszeichnet. Im Nebel von Hans Nagell von Brawe — eine handlungsreiche Novelle aus der Geſellſchaft. Zur rechten Zeit von Reinh. Werner — Des Walljägers letzter Fang von Helene Pichler — zwei Seegeſchichten mit allen Vorzügen der beiden beliebten Erzähler. In fremden Banden von C. v. Hellen — eine höchſt ſpannende Novelle aus napoleoniſcher Zeit. Der Uhrenonkel von Olga Wohlbrück — eine Erzählung aus der Kleinſtadt. Meiſter Kern von Hanns v. Zobeltitz — ein Sittenbild aus dem ſozialen Leben Berlins. Michel Aubertin von E. Plaſtein — eine lebensvolle Erzählung, deren Konflikt ſich auf deutſch-feindlichen Strömungen an der lothringiſchen Grenze aufbaut. Abdul Kerim oder das eiſerne Käſtchen von R. Haarhaus — ein friſches, farbenreiches Märchen aus dem Orient.

Unſere Mappen bergen ferner Romane, Novellen und Skizzen von E. Remin, Paul v. Szczepański, Frida Schanz, Hans Nagell v. Brawe, G. v. Rohrſcheidt, Heinrich Seidel, Ant. Andrea u. a. mehr.

Neben dem erzählenden Teil werden wir auch im kommenden Jahre den Zeitereigniſſen, den Fortſchritten der Induſtrie und Technik, der Kunſt und Wiſſenſchaft in ausgiebiger Weiſe gerecht werden. Eine große Anzahl feſſelnder, der Belehrung und Unterhaltung gewidmeter Aufſätze liegt uns vor. Wir nennen von unſeren ſtändigen Mitarbeitern auf dieſen Gebieten: R. Bode, Dr. Dyrenfurth, D. Dalton, Dr. O. Doering, Prof. Dr. Egelhaaf, Hofprediger Dr. Frommel, Dr. Otto Felſing, Frhr. J. E. v. Grotthuß, Marinepfarrer Goedel, Dr. Hermann J. Klein, Dr. Hugo Landwehr, Prof. W. Marſhall, Friedr. Meiſter, Fritz v. Oſtini, Ferdinand Pfohl, Dr. A. Roſenberg, Hofprediger Dr. B. Rogge, Dr. Julius Stinde, Joh. Trojan, Hptm. Tanera, Dr. Rich. Weitprecht, Prof. D. Leopold Witte, H. v. Zobeltitz.

Dem erfreulicherweiſe wieder erwachenden Intereſſe an der **Poeſie** werden wir durch Gedichte von Fr. v. Bodenſtedt, Hans Hoffmann, H. Lingg, Frida Schanz, Heinrich Seidel, J. Trojan, R. Weitbrecht u. a. Rechnung tragen.

Der **Familientiſch** bringt allwöchentlich eine große Anzahl kleinerer Notizen aus allen Zweigen des modernen Lebens, gibt in ſeinem von fachmänniſcher Hand geleiteten **Rechtsrat** und ſeinem **Geſundheitsrat** auf Fragen von allgemeinem Intereſſe eingehende Auskunft und in der **Spielecke** Rätſel, Scharaden, Rebuſſe u. ſ. w.

Von unſeren **Beilagen** heben wir hervor:

„**Aus der Zeit — für die Zeit**“, in welcher unter ausgiebiger Zuhilfenahme trefflicher Illuſtrationen die im Vordergrund des Intereſſes ſtehenden Tagesereigniſſe behandelt werden.

„**Das Frauen-Daheim**“, in welchem unſere Leſerinnen allwöchentlich zahlreiche Anregungen für den Haushalt, das geſellige Leben, Handarbeiten, Toilette finden, und das ſich eine ganz eigenartige Stellung durch den überaus regen Verkehr zwiſchen der von Frauenhand geleiteten Redaktion und den Leſerinnen erworben hat.

Die „**Hausmuſik**“, welche, alle drei Wochen erſcheinend, der Pflege der Muſik im Hauſe gewidmet iſt. Außer einem ſehr reichen anderweitigen Inhalt bringt jede Nummer der Hausmuſik eine, von einem Porträt begleitete Lebensſkizze eines hervorragenden Komponiſten oder ausübenden Künſtlers.

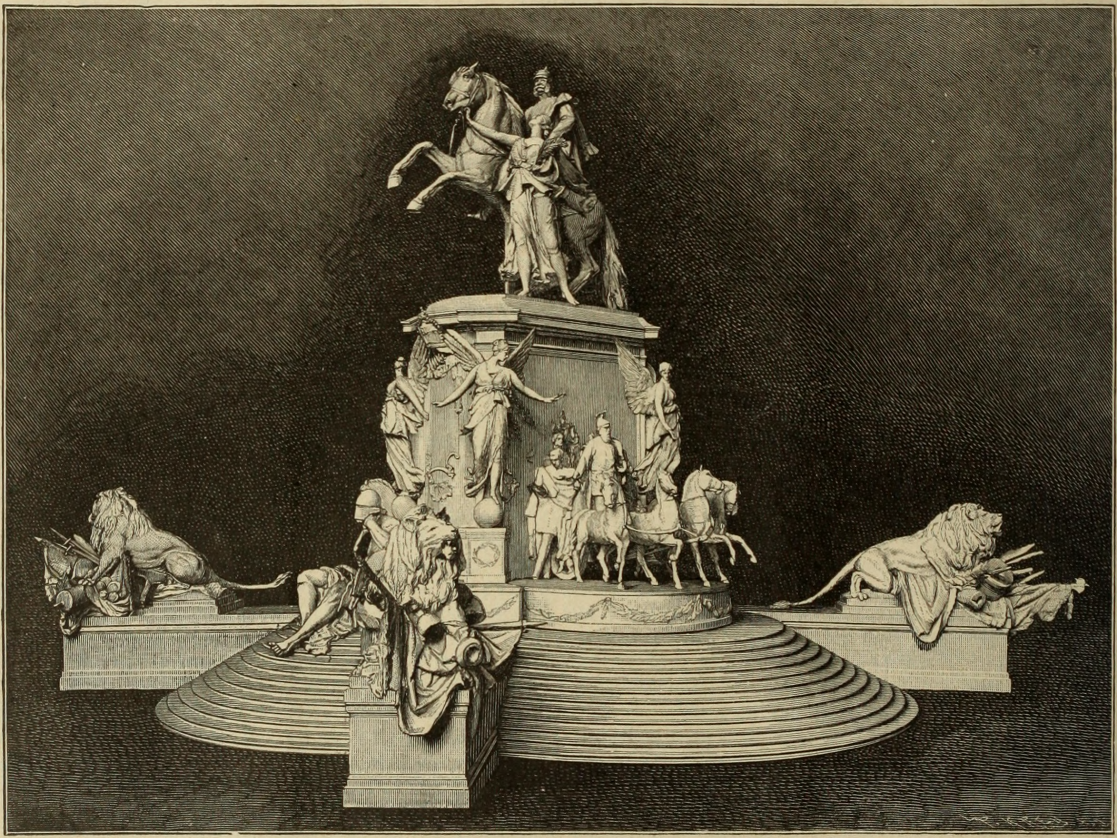
Dem textlichen Inhalt des Daheim ſtand von jeher deſſen illuſtrative Ausſtattung ebenbürtig zur Seite. Wir werden auch im nächſten Jahrgang jede Nummer mit ſorgfältig ausgewählten Vollbildern erſter Künſtler ſchmücken und unſere Artikel durch Skizzen hervorragender Zeichner dem Verſtändnis des Leſers näher zu bringen ſuchen.

Beſonderen Wert legen wir auf die echt künſtleriſche Reproduktion der von uns erworbenen Bilder. Dem edlen Holzſchnitt laſſen wir eine beſondere Pflege angedeihen. Im übrigen glauben wir auf ein weiteres Eingehen auf die Ausſtattung des Daheim verzichten zu können: jeder Blick in einen der letzten Jahrgänge zeigt, was unſer Blatt in dieſer Richtung ſeinen Leſern bietet. Das bisher geleiſtete aber noch zu übertreffen, bleibt unſer ſtetiges Bemühen.

**Berlin,** Ende September 1891.

**Die Daheim-Redaktion.**

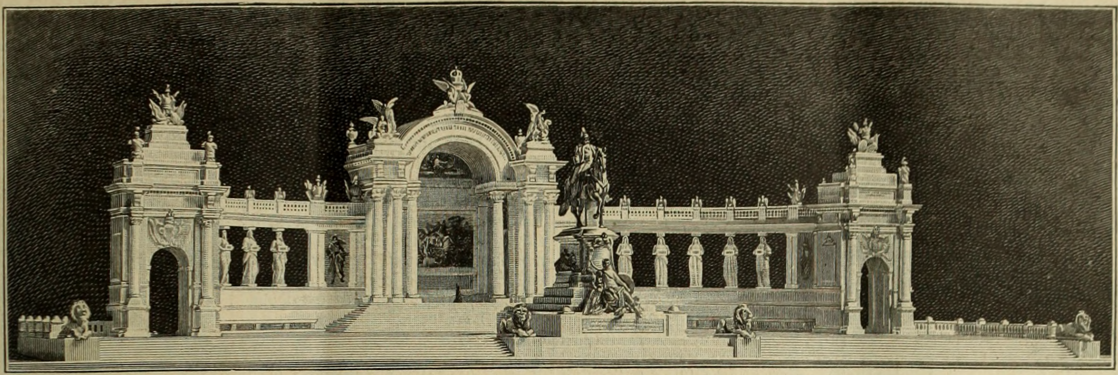
# Die zweite Preisbewerbung um das Kaiſer Wilhelm-Denkmal.



Die zweite Preisbewerbung um das Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Berlin: Der Entwurf von Reinhold Begas.

Von den zu einer zweiten Preisbewerbung um das auf dem Platz der niederzulegenden Schloßfreiheit projektierte Kaiſer Wilhelm-Denkmal aufgeforderten Bildhauern ſind nur vier dem an ſie ergangenen Ruf gefolgt, — Reinhold Begas, Karl Hilgers, Johannes Schilling und Nikolaus Geiger. Ihre Entwürfe ſind ſeit einigen Wochen im Lichthofe des Zeughauſes zur öffentlichen Beſichtigung aufgeſtellt, und Karl Hilgers iſt als Sieger aus der Konkurrenz hervorgegangen. Allerdings gleicht ſein Sieg keinem von denen, welche *der* Siegreiche erfochten hat, den der Nachwelt in Erz darzuſtellen des Künſtlers Aufgabe war. Es iſt ein Sieg ohne Konſequenzen, ein Sieg, bei dem ſich der Sieger mit der Ehre begnügen muß, geſiegt zu haben. Den Preis, der dem Sieger zuerkannt worden iſt, hat Kaiſerliche Huld auch den Schöpfern der drei anderen Entwürfe ausgeſetzt, und dem preisgekrönten Entwurf wird es vorausſichtlich nicht anders ergehen wie den nicht preisgekrönten, — er wird als Nationaldenkmal für Kaiſer Wilhelm in ſeiner jetzigen Form jedenfalls niemals zur Ausführung gelangen. Die öffentliche Meinung kann dieſer Entſcheidung nur zuſtimmen, ſo lebhaft auch das Bedauern ſein muß, daß auch die zweite Preisbewerbung nicht zu einem endgültigen Reſultat geführt hat. Ein Nationaldenkmal iſt glücklicher Weiſe kein Bedürfnisbau, der zu einem beſtimmten Termin unter Dach ſein muß. Einen unbefriedigenden Entwurf zur Ausführung beſtimmt zu wiſſen, wäre ſchlimmer, als die Thatſache, daß bisher kein befriedigender Entwurf geſchaffen worden iſt. Daß er geſchaffen werden wird, wenn die richtige Zeit gekommen iſt, den Künſtlern ihre Aufgabe zu ſtellen, erſcheint mir fraglos. Denn wir haben große Meiſter der Bildhauerkunſt, und die Aufgabe, vor der ſie ſtehen, iſt eine ſo hohe, daß ſie den einen oder den anderen packen *muß*. Je eher das geſchieht, um ſo wünſchenswerter iſt es gewiß; eine Dankesſchuld trägt man ab, ſobald man dazu in der Lage iſt. Aber trotzdem ſcheint mir die Zeit, die Aufgabe formell zu ſtellen, wie das in den beiden Preisbewerbungen geſchehen, noch nicht gekommen. Mir ſcheint, *erſt* ſollte der Platz freigelegt werden, auf dem das Denkmal ſtehen ſoll, und dann ſollte man von neuem eine Preisbewerbung ausſchreiben. Dieſe Platzangelegenheit iſt durchaus nicht unweſentlich. So ſelbſtverſtändlich die Möglichkeit vorhanden iſt, daß der Künſtler ein Monument von großartiger Wirkung ſchaffen kann, ohne ſich um die Platzfrage überhaupt nur zu kümmern, ebenſo zweifellos iſt es, daß bei dieſer zweiten Preisbewerbung gerade der Platz es geweſen iſt, welcher bewährte Künſtler zu mißglückten Entwürfen geführt hat. Man wird mir entgegnen, die Phantaſie eines Künſtlers müſſe ausreichen, um ſich den Platz vorzuſtellen, welcher entſtehen wird, wenn die Häuſerzeile der Schloßfreiheit niedergeriſſen wird. Die Thatſachen ſprechen dafür, daß die Phantaſie nicht ausgereicht hat. Nur aus dieſer Thatſache iſt es zu erklären, daß von vier Künſtlern drei für ihre bildhaueriſchen Entwürfe eines neuzuſchaffenden architektoniſchen Hintergrundes nicht entbehren zu können glauben. Die Aufſtellung ſämtlicher Standbilder iſt mit der Front gegen das Königsſchloß zu gedacht, alſo der Kaiſer mit dem Antlitz gegen das Eoſanderportal gewendet. Dahinter erhebt ſich als Abſchluß gegen den Spreearm bei drei Entwürfen ein mehr oder weniger komplizierter architektoniſcher Säulenbau. Der Gedanke, die Schloßfreiheit niederzulegen, war ein wahrhaft künſtleriſcher Gedanke. Er wurde gefaßt ohne Rückſicht auf das Kaiſer Wilhelm-Denkmal, lediglich von dem Geſichtspunkt aus, den nach der ſchmalen Schloßfreiheit zu gelegenen Teil des Königsſchloſſes mit ſeinem kuppelgekrönten Portal freizulegen und in ſeiner vollen architektoniſchen Schönheit auf den Beſchauer wirken zu laſſen. Daß der durch die niedergelegte Häuſerzeile entſtehende Platz der geeignetſte für die Aufſtellung des Kaiſer Wilhelm-Denkmals ſei, war ein Folgegedanke, dem gewiß jeder gern zugeſtimmt hat, der von der Unausführbarkeit jener phantaſtiſchen Entwürfe der erſten Preisbewerbung, für die zum Teil nicht einmal der ganze Tiergarten zur Verwirklichung groß genug erſchien, überzeugt war. Aber wenn der Platz für die Aufſtellung gewählt wird, darf man nicht vergeſſen, daß er den einzig möglichen architektoniſchen Hintergrund für das Denkmal in der Schloßfront bereits hat, und daß jeder neugeſchaffene, mag er ſich dem Stil der Schloßfront auch aufs Idealſte anpaſſen, doch den Fehler hat, um deſſentwillen man die Häuſer der Schloßfreiheit niederreißen wird, den Fehler des am unrechten Platze Stehens. Dieſe architektoniſchen Säulenbauten können ſich, vom Innern des Schloſſes aus geſehen, vielleicht ganz nett machen; aber der Standpunkt, von dem aus geſehen dieſer Platz in ſeiner vollen Schönheit wirken wird, liegt nicht im Schloſſe, ſondern vor dem Schloſſe, wahrſcheinlich nicht einmal auf dem Platze ſelbſt, ſondern noch jenſeits des Spreearmes, auf dem Schinkelplatz. Wenn das Standbild Kaiſer Wilhelms ſich in den Rahmen dieſes Platzes harmoniſch einfügen ſoll, — und eine ſolche harmoniſche Geſamtwirkung wird die Einzelwirkung des Denkmals nicht herunterdrücken, ſondern erhöhen, — ſo iſt ſeine Aufſtellung nur denkbar vor dem Schloßportal, *die Front des Standbildes dem Spreearm zugewendet*. Will man den neugeſchaffenen Platz zu voller Wirkung ausnützen, ſo wird man doch die Hauptverkehrsſtraße nicht an der Schloßfaſſade laſſen dürfen, ſondern ſie an die Waſſerſeite des Platzes verlegen müſſen, und die Paſſanten dieſer Hauptverkehrsſtraße werden dann Schloß und Denkmal in einem harmoniſch wirkenden Geſamtbilde

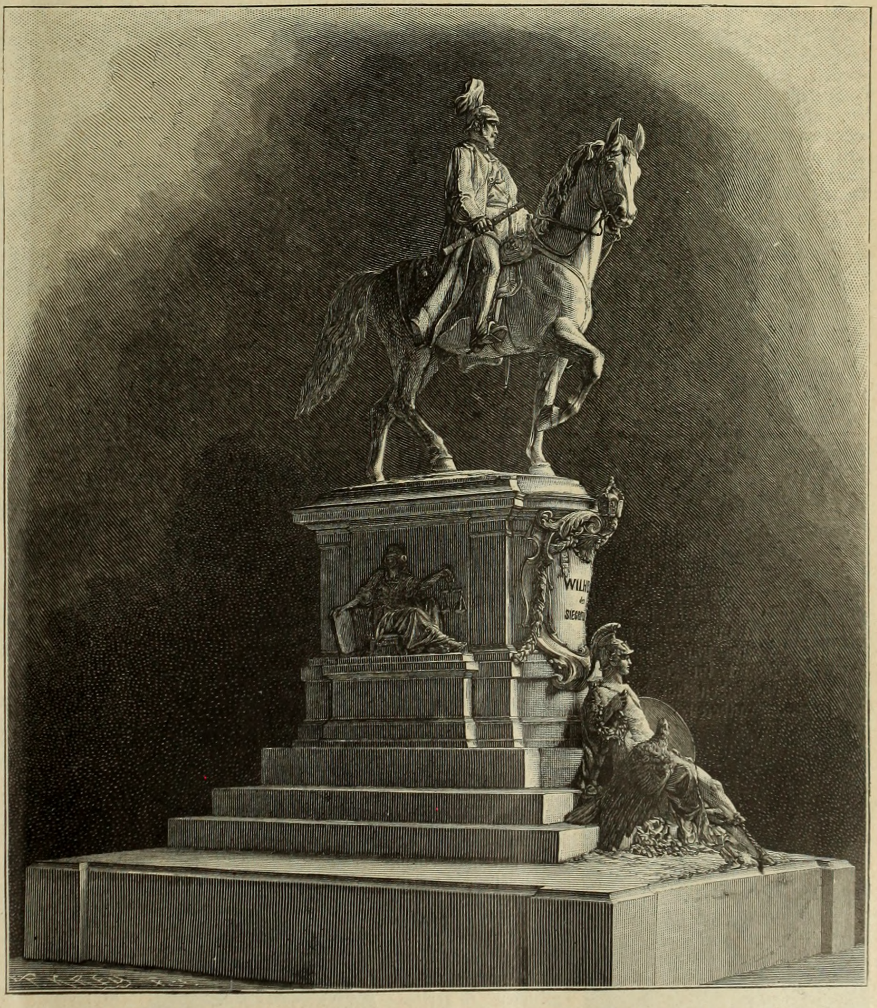
(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)



Die zweite Preisbewerbung um das Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Berlin: Geſamtanſicht des Entwurfs von Karl Hilgers.

ſehen. Sollte es wirklich Leute geben, welche glauben, das Denkmal könne durch das dahinter liegende Schloß oder die Schloßfaſſade durch das davorliegende Denkmal beeinträchtigt werden, oder der Monumentalſtil des Denkmals müſſe ſich in ſeinen Formen dem Bauſtil des Schloſſes nähern, damit der Platz nicht durch Verſchiedenheit des Stils geſchändet wird? Wem Stileinheit Grundbedingung aller Harmonie iſt, der wird ſich ohnehin ſchon mit den Häuſern am Schinkelplatz nicht abfinden können, wenn ſie auch von dem neuen Platz vor dem Schloß durch einen Waſſerarm getrennt ſind, der zwar für den Fuß, aber doch nicht für das Auge ein Hemmnis iſt, und auch dann nicht ſein wird, wenn man dieſen Waſſerarm mit Kolonnadenarchitekturen verbaut. Eben erſt hat man die praktiſche Erfahrung, die meine Bedenken gegen die geplante Aufſtellung des Kaiſer Wilhelm-Denkmals übrigens nicht erſt hervorgerufen hat, gemacht, daß man einem Denkmal nicht beliebig die Front anweiſen kann. Der Begasbrunnen auf dem Schloßplatz, das Geſchenk der Stadt an den Kaiſer, war mit der Front nach dem Schloß aufgeſtellt worden, eine von einem lobenswerten Huldigungsgefühl gegen den Monarchen diktierte Front. Man hat die Brunnenfiguren wenden müſſen, weil man eingeſehen hat, daß der Standpunkt auf einem Platz, den die Faſſade eines Schlüterſchen Königsſchloſſes begrenzt, von eben dieſem Schloſſe diktiert wird und nicht von einem Monument, das auf dieſem Platz errichtet iſt. Der Platz auf der Schloßfreiheit wird niemals mit dem Luſtgarten zu vergleichen ſein, deſſen Dimenſionen derartige Bedenken bei der Aufſtellung des Denkmals Friedrich Wilhems III. gar nicht aufkommen laſſen konnten. Den direkten Einfluß dieſer verfehlten Aufſtellungsfront auf die vier Entwürfe der zweiten Preisbewerbung feſtzuſtellen, wäre nicht ſchwierig, am wenigſten bei den drei Entwürfen, welche den den Künſtlern unheimlichen Hintergrund des Spreearmes und Schinkelplatzes mit Potemkinſcher Dekorationsarchitektur verkleiden. Daß der gegebene Standpunkt keinen der vier Bewerber zu künſtleriſcher Freiheit, zu einem Schaffen aus dem Vollen, hat gelangen laſſen, iſt der erſte Eindruck, den man von den vier Entwürfen erhält. So iſt es verſtändlich, daß der korrekteſte, möchte ich ſagen, der Entwurf von Karl Hilgers, ſich das meiſte Lob erworben hat, und daß der in Einzelheiten genialſte, derjenige von Reinhold Begas, in der Geſamtwirkung als der verfehlteſte erſcheint und von der Kunſtkritik am übelſten mitgenommen worden iſt. Karl Hilgers faßt den Kaiſer auf wie er mir in Erinnerung ſteht aus dem Jahre 1871, als er an der Spitze ſeiner ſiegreichen Truppen in Berlin einritt, und wie ich ihn dann Parade abnehmend noch manchmal auf dem Tempelhofer Felde geſehen habe, ein charakteriſtiſches, porträtähnliches Reiterſtandbild des Kaiſers in voller Generalsuniform aus dem Anfang der ſiebenziger Jahre. Von dem, was er dem deutſchen Volk in zwanzig auf den großen Krieg folgenden Friedensjahren geweſen und geworden iſt, lieſt man dagegen nichts in dieſem Monument. Reinhold Begas hat offenbar geglaubt, er müſſe der Schloßmaſſe in Form und Bewegung ein Paroli bieten. An dieſer Unmöglichkeit iſt er geſcheitert in ſeinem auseinanderfallenden Entwurf, deſſen geniale Einzelheiten man bewundern muß, deſſen charakteriſtiſcher Eindruck in der Geſamtwirkung aber ein ungeheuerlich erſcheinender Pferdebauch iſt. Schillings Kaiſer Wilhelm iſt von einer zu ſtark betonten Ruhe, Geiger hat offenbar den gottergebenen Helden darſtellen wollen. Aber das Denkmal Kaiſer Wilhelms ſoll den Siegreichen nicht in einer einzelnen Charaktereigenſchaft auf die Nachwelt bringen, ſondern als den Schöpfer des neuen deutſchen Reiches. Den indeſſen vergegenwärtigt keiner der vier Entwürfe.

Paul von Szczepański.



Die zweite Preisbewerbung um das Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Berlin: Die Kaiſerſtatue von Karl Hilgers.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Lern handeln ſtatt zu weinen!
Den harten Stein zerſchmettern,
Das kann man nur mit Steinen
Und nicht mit Roſenblättern.

## Neue Handarbeiten.

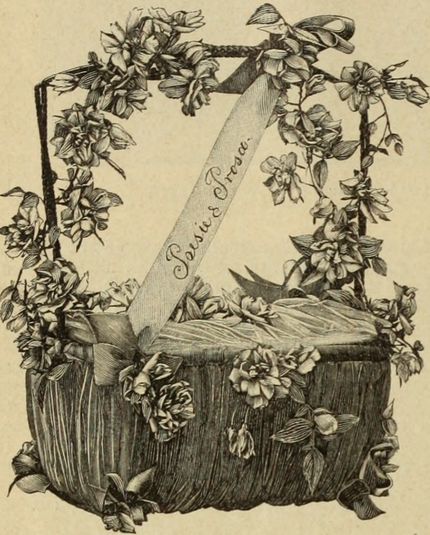


Abb. 1.

„Poeſie und Proſa“ betitelt ſich der in Abb. 1 dargeſtellte graziöſe Korb auf ſeiner Seidenbandetikette. Die Poeſie dieſes reizenden, namentlich zu Hochzeichtsgaben paſſenden Geſchenkes, beſteht in einem zartroſa Tüllkleidchen, wie es eine kleine Schönheit zum Ball tragen könnte. Roſenfarbiger, mit bauſchigem weißem Seidentüll halbverdeckter Seidenſtoff bekleidet den glatten weißen Spankorb, den eine ausgediente Garnitur von Ballroſen und ein paar roſa Schleifen ſchmücken. Die Proſa ruht in Form von allen möglichen Staub- und Schmutzvertilgern verſchämt im Innern des Korbes. Da finden ſich die zierlichſten rotumrandeten Staubtücher, Putztücher, Topf- und Seifenläppchen in beneidenswerter Anzahl, durch bunte Bänder zierlich zu Dutzenden vereint. Jedes Päckchen trägt eine den Verhältniſſen entſprechende witzige kleine Deviſe. Wer Poeſie und Proſa anmutiger vereinigen kann, der ſage es.

„Auch dein Genuß wird ſich ergetzen,
Dann wirſt du deinen Gaumen letzten
Und dann entzückt ſich dein Gefühl!“

ruft Mephiſto dem Fauſt zu.

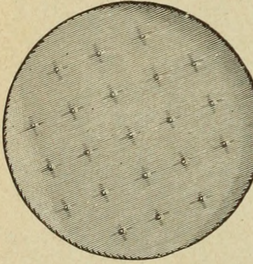


Abb. 2.

Dasſelbe könnte man beim erſten Anblick unſeres kleinen Riechkißchens (Abb. 2) ausrufen: denn es ſieht einem appetitlich gebackenen Waſſercake überraſchend ähnlich, duftet dabei nach Veilchen, und wenn man es anfaßt, iſt es zarte, weiße Seide. Dieſer hübſche kleine Betrug iſt folgendermaßen auszuführen: Man kauft ſich 10 cm crêmefarbige oder elfenbeinweiße Taffetſeide, ſchneidet ſich davon zwei Stücke, im Quadrat 10 cm, und rundet ſie ab, läßt ein Plätteiſen glühend rot werden und ſengt damit auf die runden Seidenfleckchen kleine, teils helle, teils dunklere Stellen, aber eben nur Stellen, nicht die ganze Fläche, worauf ja zu achten iſt. Nun ſchneidet man ſich zwei kreisrunde, dünne Pappen, am beſten Kartonpapier, je 7 cm im Durchmeſſer, ſticht mit einer Nadel direkt in der Mitte ein Loch und von da, immer 1 cm Entfernung, wieder ein Loch und ſo fort, ſo daß fünf Reihen gleicher entfernter Löcher werden, deren äußere drei und deren innere immer fünf Löcher aufweiſen. Darauf ſchneidet man ſich über jede Pappe gleich groß und rund eine dünne Lage beſter, weißer Watte und zwiſchen Pappe und Watte kommt dann eine ebenfalls dünne und gleichmäßige Lage des beſten Veilchenpulvers. Auf je ein Seidenfleckchen, in deſſen Rand man Einſchnitte macht, kommt einmal Watte, Parfüm und Pappe, und mit gutem Gummi klebt man dieſen eingeſchnittenen Seidenrand ringsherum ſtraff an die Pappe. Durch die Löcher zieht man den Stoff dann mit feinem Seidenfaden und mit nur einem Stich ein ganz klein wenig ein. Sind beide Hälften ſo weit fertig, ſo näht man ſie mit Handſchuhnaht fein aneinander und — der „Kuchen“ iſt fertig.

**Serviertiſchdecke** (Abb. 3.) Im Gegenſatz zu den leinenen, mit meiſt mühſamen Stickereien und koſtſpieligen Spitzen verzierten Serviertiſchdecken, empfehle ich eine ſolche aus Baumwolltuch, mit raſchfördernder, effektvoller Arbeit verſehen. Ein Stück kräftiges, ungebleichtes Baumwolltuch, 80 cm breit, 70 cm lang, ergibt die Decke, welche wir je nach Bedürfnis an einer oder an beiden Seiten mit folgender Bordüre verſehen. Einem 20 cm breiten Streifen vom gleichen Stoff wird an beiden Längsſeiten ein 3 cm breites Streifchen von dunkelblau und rotgeſtreiftem wachſchechten Kattun aufgenäht und am Rande gegeneinander eingeſchlagen; man braucht alſo mit den Einſchlägen 10 cm Kattun. An der Innenſeite werden die Kattunſtreifchen ſchmal umgelegt und mit einem Zierſtich in dunkelblauer Stickbaumwolle befeſtigt. Zwiſchen dieſe beiden Borten zeichnen wir uns leicht hingeworfene Blumenzweige, welche, ohne zuſammenzuhängen, doch eine gefällige Bordüre bilden. In die Zwiſchenräume ſetzen wir Schmetterlinge in verſchiedener Form und Größe und ſticken ſie mit feiner, dunkelblauer Stickbaumwolle mit verſchiedenen leichten Stichen, während wir die Zweige, welche keine zu kleine Form haben dürfen, mit ſtärkſter roter Stickbaumwolle im Stielſtich arbeiten. Die Verbindung dieſer Bordüre mit der Decke wird mit einem 4 cm breiten, von kräftiger, ungebleichter Häckelbaumwolle gearbeiteten Einſatz hergeſtellt. Den unteren Rand der Bordüre ſchließt eine geknüpfte Franze ab. Auf einem doppelten Faden der ſtärkſten, ungebleichten (nicht gedrehten) Baumwolle knüpfen wir abwechſelnd 4, 30 cm lange Fäden von der gleichen Baumwolle und 2 von ſtärkſter, roter Strickbaumwolle. Dieſe Fäden werden verſchlungen und mit dem bekannten Doppelknoten hübſch verknüpſt. Eine Reihe feſtgehäkelter Maſchen ſichert den oberen Rand der Franſe. Dieſe wirkt durch das kräftige Material ſehr gut und iſt leicht auszuführen. Die ganze Decke bietet den nicht zu verachtenden Vorzug, originell und hübſch auszuſehen, wenig zu koſten und nicht große Mühe zu erfordern.

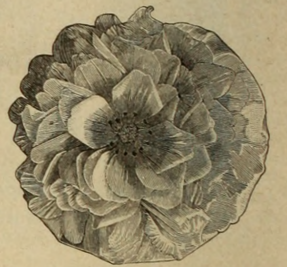


Abb. 4.

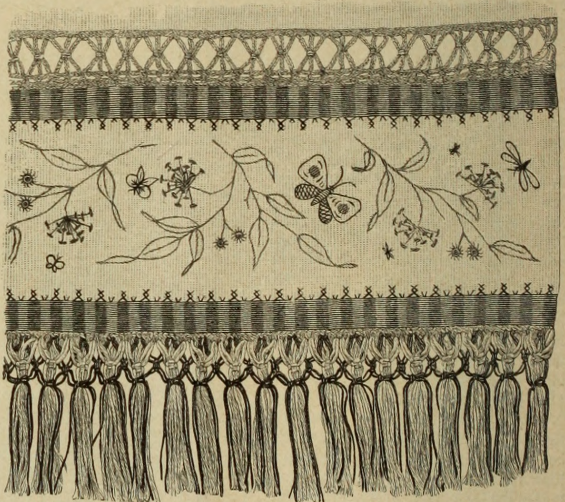


Abb. 3.

Zum Beſten einer oft Mißhandelten, nämlich unſerer braven kleinen Taſchenuhr, präſentiert ſich das weiche, purpurrote Roſenkißchen (Abb. 4). Statt auf die Marmorplatte des Nachttiſches wollen wir ſie künftig auf die ſichere Unterlage dieſes Kiſſens

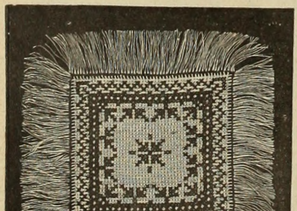


Abb 5.

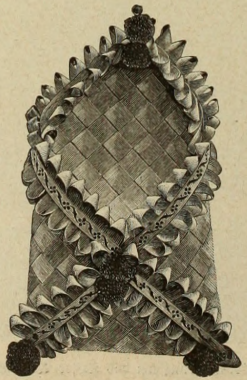


Abb. 6.

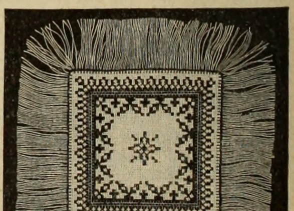


Abb. 7.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

betten. Wir fertigen es aus einem kreisrunden, 30 cm meſſenden Stücke weicher, roter Seide, das wir zu einem platten, runden Kiſſchen von etwa 15 cm Durchmeſſer zuſammennähen und mit feiner, leicht parfümierter Watte füllen. Die Nahtſtelle kommt oben in die Mitte und wird dann verdeckt Man kauft nämlich in einer Blumenfabrik ausgeſchlagene rote Roſenblätter und näht dieſe von außen nach der Mitte zu in Form einer großen aufgeblühten Roſe auf. Ein großes weiches Pompon von gelblicher offener Seide bildet die Staubfäden und zugleich den Ruheplatz für die Uhr.

Ein paar Vorlagen zu den jetzt beliebten kleinen Eiſſerviettchen bieten Abb. 5 u. 7. Die freundliche Leſerin wird ſie der Vorlage nachſticken können. Das Material iſt gelblicher Kongreßſtoff (15 cm im Geviert) und rote Baumwolle. Auch in zartfarbiger Waſchſeide geſtickt, ſehen die Serviettchen gut aus.

Allerliebſt iſt die aus weißen, breiten Hobelſpänen geflochtene Wandtaſche (Abb. 6). Die Ausführung iſt aus dem Bildchen leicht erſichtlich. Genauere Anleitung zu Spanarbeiten und eine Fülle hübſcher Vorlagen zu ſolchen bietet übrigens der kürzlich erſchienene Daheimkalender für 1892.

## Prolog zu einem Kinderkonzert.

Die Sangesluſt iſt deutſchen Volkes Recht,
Doch zu der Töne lieblichem Gefecht
Verlockt den Kunſtfreund überall ein Reigen
Von Harf' und Zither, Cello, Flöt' und Geigen,
Und klingend rauſcht der Töne Wellenſchlag
Vom erſten Schnee bis hin zum Oſtertag.
Auch ſind wir leider keine Primadonnen,
Am Himmel der Muſik nicht Stern' und Sonnen,
Wir ſind, beſcheidenen Sinnes mit Vergunſt,
Leuchtkäfer nur im hehren Wald der Kunſt.
Ihr ſeid gewohnt, hoch über euch im Blauen
Bewundernd Sonn' und Sterne anzuſchauen.
Nun bitt' ich: Bringt ein Stündlein freundlich dar
Der Waldeslichtlein jugendfroher Schar.
Denn wo vereint zu leuchten Viele ſtreben
Da ſchmückt den Wald der Kunſt ein fröhlich Leben.

**Anna Klie.**

## Polterabendgedicht.

### Antwort auf Frage 201.

Aufführung des Kränzchens „Vergißmeinnicht“ zum Polterabend der erſten Kränzchenſchweſter. Das Koſtüm der vier jungen Mädchen bezeichnet dieſelben möglichſt treffend als Roſe, brennende Liebe, Veilchen und Lebensbaum.

Lebensbaum:
Du frägſt erſtaunt, lieb Bräutchen, was wir wollen
Und ſiehſt verwundert unſern Mummenſchanz,

Roſe:
Du weißt es ja, wie bitter wir dir grollen,
Daß du zerriſſen unſern Mädchenkranz,

Veilchen:
Daß du den Brautkranz dieſem vorgezogen,
Aus „Mädchenroſe“ wurdeſt „Myrtenreis“,

Brennende Liebe:
Du haſt dem Kränzchen feſte Treu gelogen,
Hier ſtehen wir, der ſchnöd Verlaſſ'nen Kreis.

*

Roſe:
Sag', fürchteſt du der Kränzchenblumen Rache?
Die Roſe, die ich bin, trägt, Dornen ſcharf!

Veilchen:
Doch ich, das Veilchen unterm Blätterdache,
Mich keiner einz'gen Waffe rühmen darf.

Brennende Liebe:
Brennende Liebe ſtell' ich dar, die Dritte,
Nicht wahr, dies Brennen fürcht'ſt du eben nicht?

Lebensbaum:
Als ſchlichtes Grün in dieſer Blumen Mitte
Des Lebensbaumes ſchlichtes Kleid ſich flicht.

*

Roſe:
Der Zauber, der dein Leben nahm gefangen,
Er hat auch uns mit leiſem Hauch berührt.

Brennende Liebe:
Wir haben Blumenſeel und -kleid empfangen,
Nur Lieb' und Freundſchaft hat uns hergeführt.

Veilchen:
Wir wollen dich zum letzten Male grüßen,
Die Morgen Myrtenblüte du wirſt ſein,

Lebensbaum:
Und wollen dich zum letzten Male ſchließen
In unſern Mädchenkranz „Vergißnichtmein“.

*

Brennende Liebe:
Was jene Blumen, deren Kleid wir tragen,
Bedeuten, bringen heute wir als Gab
Und Angebinde; deinen künft'gen Tagen
Sei deines Liebſten Liebe ſtets der Stab,
Drauf du dich lehnſt in allen Lebensſtürmen.
Wie meine Blüte leuchtend, brennend glüht,
Auch unentblättert, wenn ſich Wetter türmen,
So blüh' euch ſtets die Liebe im Gemüt,

*

Roſe:
Und Roſen ſollen deinen Pfaden ſprießen,
Auf Roſen wandle jetzt und immerdar,
Ein reiches, volles Glück mögſt du genießen,
Der Dornen bittern Leids und Schmerzes bar,
Die Roſen der Geſundheit auf den Wangen,
In Roſenlaune allzeit Herz und Sinn,
Von roſ'gen Zukunftsbildern ſtets umfangen,
So wandle fröhlich durch das Leben hin.

*

Veilchen:
Das kleine Veilchen, das verborgen blühet,
Verachte nicht, wie unſcheinbar es ſei!
Es blüht ſchon, eh' der Roſen Pracht erglühet,
Entzückt oft mehr als alle Pracht im Mai.
Die kleinen Freuden lerne dankbar ſchätzen,
Wie Veilchenduft erquicken ſie den Sinn,
Manch' armes Herz ein Veilchen kann ergötzen,
Dem nie die Roſe blüht, die Königin.

*

Lebensbaum:
Nicht durfte zwar ich jemals Blüten tragen,
Doch all', ihr Blumen, blüht am Lebensbaum!
Ihr alle welkt, vergeht in wenig Tagen,
Und euer Daſein iſt ein kurzer Traum.
Wenn ſich im Herbſt der Blumen Häupter neigen,
Geknickt vom Reif in jedem Jahreslauf,
Strebt unverrückt mit ſeinen ernſten Zweigen
Der Lebensbaum empor zum Himmel auf!

*

Streb' aufwärts ſtets! iſt meines Weſens Mahnen,
Der Hoffnung Farbe trägt ſtets mein Gewand,
Was dir die Zukunft bringt — wer kann es ahnen?
Doch liegt ſie vor dir wie ein Zauberland
Im Grün der Hoffnung, das mit reichem Glanze
Manch' groß' und kleine Freudenblum' durchflicht,

Alle:
Sieh da ein Abbild heute in dem Kranze,
Der Blumenſchweſtern des „Vergißmeinnicht“.

**Anna Ecke.**

## Praktiſches fürs Haus.

Leicht erhält ein ſchwarzes Kleid einen Fleck, welcher dem trockenen Abbürſten nicht weichen will; die glänzenden Halskragen, die der ſonſt noch guten Jacke des Knaben ein ſo häßliches Ausſehen geben, ſind den meiſten Müttern wohl auch bekannt. Ich kann nun ein ſehr gutes Mittel verraten, wie man jegliches im Gebrauch ſchmutzig gewordene ſchwarze Zeug wieder reinigen kann, demſelben zugleich ein faſt neues Ausſehen verleihend. Ich laſſe mir aus der Drogenhandlung holen: für 5 Pf. Seifenwurzel, 3 Pf. Leim (gewöhnlichen Tiſchlerleim) und für 5 Pf. Braunſpon, bringe dieſe drei Teile mit zwei Liter Waſſer in einem alten Keſſel zu Feuer, rühre es oft mit einem Stück Holz um (keinen Küchenlöffel nehmen, da ſolcher davon ſchwarz werden würde!) und laſſe die Miſchung etwa eine Stunde kochen. Darauf gieße ich das Ganze durch ein Blechſieb, fange die Flüſſigkeit in einer Schale auf, und wenn dieſelbe ein wenig verkühlt iſt, nehme ich eine alte Kleiderbürſte, tauche ſie recht oft in dieſe Miſchung hinein und bürſte die zu reinigenden Sachen damit ab; darauf hänge ich dieſelben recht breit auseinander zum trocknen und habe wieder ganz ſauberes, wie neu ausſehendes Zeug erhalten. Dieſe Flüſſigkeit iſt nicht mit derjenigen zu vergleichen, welche fertig ausgeboten wird; letztere habe ich auch verſucht, ſie hat mir aber nicht halb ſo gut gefallen, wie meine ſelbſt gekochte Miſchung. Wenn man dieſelbe auf einmal verbraucht, kann man den Reſt ſehr gut lange aufbewahren, nur muß man denſelben beim ſpäteren Gebrauch vorher wieder etwas erwärmen.

## Zimmerſchmuck.

Behälter für Staubwedel. Man nehme einen gewöhnlichen Blechtrichter, wie man ihn für Petroleumkannen gebraucht, vergoldet denſelben gut, zum erſten Male dünn und dann intenſiver, und läßt die Bronze gut trocknen. Nun klebt man die Innenſeite des Trichters genau mit Plüſch oder Tuch aus und befeſtige vorn ein Blumenſträuschen aus Gummiknetmaſſe, das man ebenfalls vergoldet. — Beim Kaufen des Federwedels hat man darauf zu achten, daß der Stiel desſelben bequem in die Ausflußröhre des Trichters hineinpaßt. — Der Henkel, welcher ebenfalls mit Plüſch beklebt wird, dient als Aufhängſel des kleinen Zimmerſchmuckes.

**Frau Alma.**

## Krankenſtube.

Ich trinke ſeit Jahren Vichywaſſer, und da die Quelle ſehr ſtark iſt und nur glasweiſe getrunken werden darf, das Waſſer aber leicht ſchaal ſchmeckt, wenn es einen bis zwei Tage ſteht, ſo möchte ich darauf aufmerkſam machen, daß alles mouſſierende Waſſer die Kohlenſäure beibehält, wenn man die Flaſche wieder ſchnell verkorkt, umdreht und ſo aufbewahrt, am beſten unten in der Fenſterecke. **J. v. R.**

## Für die Küche.

Kalte und warme Schüſſeln für Frühſtücks- und Theetiſch. Fr. 207. So leicht es ſcheint, für das Mittagsmahl oder das warme Abendeſſen reichhaltige Abwechſelung der Speiſen zu ſchaffen, ſo ſchwer iſt eine Mannigfaltigkeit ſolcher Gerichte zu finden, die bei verlockendem Ausſehen und vorzüglichem Geſchmack, dem Geldbeutel der Hausfrau wenig Koſten verurſachen und die wertvolle Zeit der Hausmutter wenig in Anſpruch nehmen. Seit Jahren darauf bedacht, lieben, oft unerwartet eintreffenden Gäſten reiche Abwechſelung beim Darbieten eines einfachen Imbiſſes zu bieten, habe ich mit der Zeit eine Anzahl ſtelbſterprobte und erfundene Anweiſungen zu ſolchen Gerichten geſammelt, bei denen ich Reſte vortrefflich verwende. In beſchränkter Auswahl möchte ich daher einige Vorſchriften nicht nur zu Nutz und Frommen der fragenden Hausmutter, nein, wie ich hoffe, auch für andere Leſerinnen heute mitteilen und beginne mit

### A. Fleiſchſpeiſen.

1. Dominikanerſchnitte. Man nimmt Reſte von Kalbsbraten und Rindfleiſch oder Schweinefleiſch und Lammbraten und ſchneidet beide Fleiſchſorten in gleich große Scheiben. Aus geriebenen Käſereſten, einem Stück zerlaſſener Butter, zwei Eiern, einigen gewiegten Kapern und Salz und Pfeffer wird eine Farce bereitet, die man auf die dunklen Fleiſchſcheibchen ſtreicht. Man deckt das helle Fleiſch darüber, brät die Schnitten in Butter goldbraun und gibt ſie mit Salzkartoffeln, Kartoffelbrei oder Kartoffelmuſcheln.

2. Sardellentorte iſt beſonders bei Herren ſehr beliebt, gute Sardellen ſind zur Herſtellung der Torte Hauptbedingung. Man nimmt eine flache Schüſſel, ſchneidet eine ſo große Weißbrotſcheibe, daß die Oberfläche der Schüſſel bedeckt iſt, röſtet die Scheibe leicht, beſtreicht alsdann den Boden der Schüſſel mit Butter und legt die Schnitte auf dieſen. Die Brotſcheibe wird kreuzweiſe mit gutgewäſſerten, zerteilten Sardellen bedeckt, mit Butter beträufelt und mit geriebenem Käſe dick beſiebt. Man bäckt die Torte nur ſo lange in gelinder Wärme, bis der Käſe Farbe angenommen hat, dann wird ſie ſofort zur Tafel gegeben.

3. Tartarenbeefſteak. Man ſchabt gutes Rindfleiſch fein, vermiſcht das Fleiſch mit Salz und weißem Pfeffer, formt von der Maſſe kleine, runde Beefſteaks, ritzt ſie kreuzweiſe ein und drückt in die Mitte eine kleine Vertiefung, in die man ein rohes Eidotter ſchlägt. Die Schüſſel wird mit Häufchen gehackter Zwiebeln, Kapern, zerſchnittenen Gurken und aufgerollten Sardellen verziert und Öl, Eſſig und Senf nebenher gereicht.

4. Kaltes Schinkengericht. Man ſchneidet von rohem Schinken feine Scheiben, rollt ſie mit einer Sardelle auf, ſtellt die Hälfte der Röllchen um den Rand einer Schüſſel kranzförmig und trennt jedes Röllchen durch ein Viertel von hartgeſottenen Eiern. Auch die Mitte der Schüſſel wird mit Schinkenröllchen und halben Eiern gefüllt, die Schale mit Peterſilie umkränzt und eine Senfſauce zum Schinkengericht gereicht.

5. Eingelegte Knurrhähne. Die Knurrhähne ſind ſehr billig, haben gutes, feſtes Fleiſch und faſt gar keine Gräten. Man nimmt kleine Fiſche, entfernt vorſichtig die Stachelfloſſen, welche giftig ſein ſollen — wenigſtens hat eine Verletzung mit ihnen böſe Folgen gehabt — teilt die Fiſche in vier Teile und wendet ſie, nachdem man ſie geſalzen hat, in Ei und Reibbrot, um ſie dann in Schmelzbutter auszubacken. Man entfettet die Fiſche, ſchichtet ſie in ein Gefäß, übergießt ſie mit Eſſig, welcher mit Zwiebeln und Gewürz aufgekocht wurde und erſt erkalten muß, und läßt ſie einige Tage ſtehen, damit die Fiſche gut durchziehen, bevor man ſie ſerviert.

6. Illuſtrierte Gurken. Man ſchält ſchlanke Salzgurken, ſchneidet ſie durch, entfernt das Kernhaus und legt in jede Höhlung ein Scheibchen Braten (Wild- und Lammbraten beſonders paſſend), beſtreut dies mit Salz und Pfeffer, beſtreicht es mit Senf, legt eine Scheibe hartgekochten Eies über den Braten und zuletzt zwei Sardellenhälften. Die Zwiſchenräume beſtreut man mit Kapern.

7. Gefüllter Gänſehals. Die dicke Fetthaut des Gänſehalſes, die ſonſt wenig verwendet wird, benutzt man zum Füllen. Zur Farce verwendet man entweder die feingewiegte Leber und das Herz mit etwas gehacktem Kalbfleiſch, 2 gewiegten Trüffeln und 50 gr gehackte Pökelzunge nebſt einigen Eiern, Salz, Pfeffer und geriebener Semmel, oder man nimmt nur einfach eine Fleiſchfarce, wie man ſie zu „falſchem Haſen“ 2c. braucht, doch iſt ein Gewürzuſatz von Pilzen irgend welcher Art ſehr zu empfehlen. Man füllt die Farce in die Halshaut, die nur zwei Drittel gefüllt ſein darf, und brät den Hals oder kocht ihn in Wein, etwas Fleiſchbrühe und mit feinen Kräutern gar. Er wird bis zum Erkalten zwiſchen zwei Brettchen gepreßt und dann in Scheiben geſchnitten.

8. Briſolettes. Schönes Kalbfleiſch wird mit etwas Luftſpeck, Pökelzunge und einigen gedünſteten Morcheln fein gewiegt, das Fleiſch mit Salz, Pfeffer, wenig Zitronenſchale und einigen Eiern vermiſcht und das nötige Reibbrot zum Zuſammenhalten hinzugefügt. Man brät die Briſolettes in Butter, ſchneidet ſie nach dem Auskühlen an der Seite etwas auf, ſtreicht etwas Kräuterbutter hinein und belegt ſie mit Fleiſchgallert.

## Auskunft.

An Frau **B. v. W.** Die Adreſſe des Fabrikanten, von dem ich mein buntes Gedeck bezog, iſt folgende: C. Neuhaus Söhne, Fabrik in Damaſt- und altdeutſchen leinenen Gedecken und Gardinen in Mihla bei Eiſenach. Verkaufsſtelle in Eiſenach: Markt. — Eine fernere vorzügliche Bezugsquelle, ebenfalls von mir für bunte Gedecke erprobt, iſt die renommierte Leinenwarenfabrik von Weſtermann Söhne in Bielefeld. Letztere Firma verſendet zum Waſchen der Gedecke folgende Anweiſung: Man löſt Gallſeife in warmem Regenwaſſer auf, wäſcht die Sachen darin aus und zieht ſie zum Ausſpülen durch kaltes Waſſer, dem man etwas Eſſig zuſetzen kann. — Man plättet das Gedeck, ſolange es noch etwas feucht, unter einem reinen Tuch. — Ich ziehe dagegen vor, die Servietten wie das Tiſchtuch zu mangeln. — Mein Tafeltuch für zwölf Perſonen mit ebenſo viel „Mundtüchern“ kam mich auf ca. 90 Mark zu ſtehen. — Ihre freundlichen Grüße erwidert dankend **J. v. W. in B.**

## Fragen.

1) Woher bezieht man das vergoldete, gepunzte Leder zum Bemalen mit Ölfarben?

**Alte Dame.**

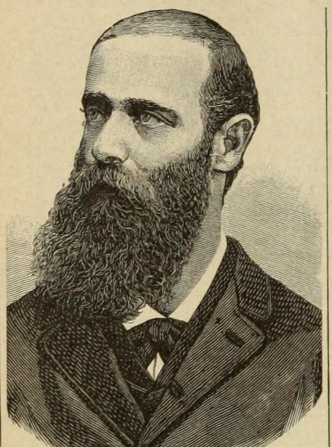
2) Gibt es ein Kochbuch, worin die Benutzung von Häuſſi's Bratapparat, des Schnellbraters, der Grude, auch die Anwendung von Natron, Backpulver und all dergleichen Neuheiten Berückſichtigung finden?

**Frau Oberpfarrer R.**

3) Möchte nicht eine der lieben Daheimleſerinnen mir eine Hauptbezugsquelle des Materials zu Filigranarbeit angeben?

**R. S.**

# Hausmuſik.



Ignaz Brüll

## Ignaz Brüll.

In unſerer Zeit mit ihrem Drange zum Ausgeklügelt-Grandioſen und Ungeheuerlichen, zum Überlebensgroßen und hochgeſchraubtem Pathos, mit ihrer Sucht nach Raffinement und ihrer Vorliebe für den Superlativ, iſt Naivetät, ſchlichte Einfachheit des Empfindens und des Ausdrucks auch in der Kunſt ziemlich ſelten geworden. Nur ganz vereinzelt ſind die künſtleriſchen Erſcheinungen der modernen Epoche, welche ſich die volle Natürlichkeit der Empfindung und kraftvolle Wahrheit der künſtleriſchen Produktion gewahrt haben. Ignaz Brüll iſt einer dieſer ſympathiſchen Künſtler. Brüll wurde geboren am 7. November 1846 zu Proßnitz in Mähren. Im zarten Alter vertauſchte der Knabe ſein heimatliches Städtchen mit der großen Kaiſerſtadt an der ſchönen blauen Donau, wohin die Eltern 1849 übergeſiedelt waren. Gar frühzeitig kündete ſich das muſikaliſche Talent des Knaben an, ſo daß die Eltern mit gutem Gewiſſen den Entſchluß, ihren Sohn Muſiker werden zu laſſen, faſſen und zur Ausführung bringen konnten. Ignaz erhielt in Profeſſor Epſtein einen ausgezeichneten Lehrer, deſſen Ruf als pädagogiſche Kraft allererſten Ranges weit über die Grenzen der Oſtmark hinaus feſtſtand. Unter Rufinatſcha ſtudierte der Knabe Kompoſition, unter Deſſof Inſtrumentationskunſt. Brüll machte ſo ausgezeichnete Fortſchritte, daß er im im Alter von 15 Jahren zuſammen mit ſeinem Lehrer Epſtein das Mozartſche Konzert für zwei Klaviere in trefflicher Weiſe zum öffentlichen Vortrag bringen konnte. Gar mächtig glühte in der Bruſt des Jünglings der Schaffensdrang, und als er, noch nicht 20 Jahre alt, ſeine erſte Kunſtreiſe nach Stuttgart unternahm, da beſchwerte das wohl nicht allzu koſtſpielige Reiſegepäck des jungen Mannes ſogar die dickleibige Partitur einer Oper. Nun, dieſe „Bettlerin von Samarkand“, ſo ſtürmiſch ſie auch an die Pforten des Stuttgarter Muſentempels anpochte, ſie fand weder hier Einlaß, noch irgend wo anders Gelegenheit, das Nomadiſieren aufzugeben und ſeßhaft in irgend einem Repertoire ſich niederzulaſſen. Aber Brüll erwarb ſich durch ſeine perſönlichen wie durch ſeine künſtleriſchen Vorzüge lebhafte Sympathien: mehrere ſeiner Manuſkriptwerke gelangten zur Aufführung, und der treffliche Violinvirtuoſe Eduard Singer hob eine hübſche Violinſonate aus der Taufe. Weitere Kunſtreiſen folgten, die Brüll nach Berlin, Breslau, Frankfurt, Leipzig, Prag und anderen Pflegeſtätten der Kunſt führten. Auch in London errang ſich Brüll als Komponiſt wie als Pianiſt achtunggebietende Erfolge. Er iſt nicht ein Spieler großen Stils, er beſitzt weder die ſtupende Technik eines d'Albert, noch das fortreißend-faſcinierende Klaviergenie eines Rubinſtein. Sein Vortrag iſt wie er ſelbſt: einfach, natürlich, von warmem Leben durchpulſt, getragen von echt muſikaliſcher Auffaſſung. Als Interpret Beethovens und Schumanns hat Brüll vorzügliche pianiſtiſche Leiſtungen geboten. Seine Stellung als Klavierlehrer an dem Horakſchen Konſervatorium, welche er von 1872—1878 inne hatte, gab Brüll auf, um ſich, ermuntert durch die dauernden Erfolge, welche ſeine allerliebſte Spieloper „Das goldene Kreuz“ errungen, ganz und gar der Kompoſition zu widmen. Dieſe reizende Oper erblickte am 22. Dez. 1875 in Berlin zum erſtenmale das Lampenlicht; in ihrer glücklichen Miſchung von ſoldatiſchem Humor und geſunder Sentimentalität wurde ſie eine Lieblingsoper des Kaiſers Wilhelm, welcher, als einmal der Darſteller des ſchnauzbärtigen Bombardon ſeine militäriſchen Bewegungen hohnſprechend allen Vorſchriften ausführte, dem betreffenden Sänger lächelnd eine Privatinſtruktion erteilte. Das Werk iſt ſeitdem auf mehr denn 100 Bühnen heimiſch geworden; viele ſeiner von edler Volkstümlichkeit erfüllten, ſehr ſangbar-melodiſchen Weiſen wurden populär. Brüll hat nach dem „Goldenen Kreuz“ noch eine ganze Anzahl von Opern geſchrieben, die zwar nicht den Erfolg dieſes Werkes erreichten, aber Zeugnis einer ungeſchwächten Schaffenskraft gaben, der wohl noch mancher glückliche Wurf gelingen kann. Es waren dies die Opern „Der Landfriede“, „Bianca“, „Königin Mariette“ und „Das ſteinerne Herz“. Außerdem ſchrieb Brüll zwei Klavierkonzerte, ein Violinkonzert, eine Orcheſterſerenade, Sonaten für zwei Klaviere und Violoncello, eine Suite für Klavier und Violine, ein Trio, eine große Anzahl von Pianofortekompoſitionen im feineren Salongenre und viele Lieder, von denen einige (darunter „Es war eine Maid“ und „O ſüße Mutter“) eine weitausgedehnte Verbreitung erlangt haben. In allen ſeinen Kompoſitionen verbindet ſich liebenswürdige, muſikaliſche Erfindung mit abgerundeter Formengebung.

## Walzer für Pianoforte zu vier Händen.

Unter dem Titel Wiener Walzer hat der feinſinnige Komponiſt Robert Fuchs eine Anzahl von Walzern für Pianoforte zu vier Händen herausgegeben, auf welche wir die Aufmerkſamkeit unſerer Muſikfreunde hinlenken möchten. Warum gerade der Walzer mit ſeinem $^3/_4$-Takt eine ſo merkwürdige, faſt magiſche Anziehungskraft auf das menſchliche Gemüt ausübt? Es iſt natürlich nicht ſchwer zu entſcheiden, welcher Rhythmus der urſprüngliche, ſozuſagen der Paradieſiſche, ſei, wenn man ſich daran erinnert, daß im natürlichen Laufe der Dinge die einfachſte Form immer auch die primäre geweſen. Der $^3/_4$-Takt des Walzers iſt jedenfalls komplizierter als der $^2/_4$-Takt des Marſches oder der gehüpften Polka, man hat daher alle Urſache, in der ungemein einfachen, bloß aus zwei Bewegungsmomenten beſtehenden Form des $^2/_4$-Taktes, den Urtakt, den „Takt an ſich“ aufzufaſſen. Ein Anſtoß, eine Anregung des rhythmiſchen Gefühls genügt noch nicht, um den Begriff eines Taktes feſtzuſtellen und zu begrenzen. Dem Niederſchlag muß ein Aufſchlag folgen, der Theſis eine Arſis, dem Niederſetzen eines Fußes das Aufheben. Wären die Menſchen mit drei Beinen ausgerüſtet ſtatt mit zweien, ſo würde der Urtakt ein dreiteiliger ſtatt ein zweiteiliger geworden ſein. Wir würden uns dann im $^3/_4$-Takt, im Walzertempo bewegen, genau ſo, wie wir uns im zweiteiligen Marſchtempo bewegen. Leider gibt uns die Natur kein Beiſpiel einer natürlichen, aus drei Momenten beſtehenden Vorwärtsbewegung, da ſie noch kein Weſen mit drei Beinen geſchaffen hat. Geſchöpfe mit vier, ſechs, zwölf Beinen reduzieren die Rhythmen ihrer Bewegung durchaus auf den zweiteiligen Rhythmus, wie er der Tanzform des Marſches zu Grunde liegt. Iſt der $^2/_4$-Takt das Symbol einer im Naturzuſtand verharrenden Bewegungserſcheinung, ſo iſt der bei weitem kompliziertere $^3/_4$-Takt ein Symbol höherer Kultur, feiner organiſierten Lebens; der $^3/_4$-Takt iſt ein ſtarkes Reizmittel, ein Reagens auf das rhythmiſche Gefühl, auf den rhythmiſchen Sinn; die höchſte Vollendung dieſes Taktes iſt der Walzer. Im Walzer, wie ihn Strauß' Vater ausgebildet hatte, nachdem er ihn als Gaſſenjungen im Prater gefunden und fein ſäuberlich ziviliſiert und ſalonfähig gemacht hatte, glüht und ſprüht das leidenſchaftliche Feuer einer geſunden Empfindung im Gegenſatze zu den zierlichen, froſtig-höflichen, komplimentenreichen, katzbuckelnden Tänzen der Franzoſen mit ihren eleganten, aber oberflächlichen Salonphraſen. Der Walzer iſt ein getanztes Liebeslied und in dem Maße mehr auf das Gefühl einwirkend, als eben die Muſik ihre Fähigkeit, Gefühlsſprache zu ſein, hier mit voller Kraft zu äußern vermag. Die ſtarke, alle Faſern des Herzens ergreifende Liedmelodie wurde auch die Seele des Walzers; ſie ſchuf im Vereine mit dem beflügelnden Rhythmus jene entzückenden Tongebilde, wie ſie der alte Lanner und die Familie Strauß in die Sphäre des Kunſtwerkes hoben. Die vom Volke erfundene und geſungene Walzermelodie haben dieſe Männer entdeckt; ſie gaben dem Diamanten jenen köſtlichen Schliff, der die ganze Pracht ſeines Farbenſpieles erſt entfeſſelte. Robert Fuchs erweiſt ſich nun in ſeinen Wiener Walzern der großen Vorgänger wahrhaft würdig. Seine Walzer ſind freilich nicht unmittelbar dazu beſtimmt, zum Tanze aufgeſpielt zu werden. Es iſt ein etwas eigenes Genres, dem ſie angehören: es ſind kleine Poeſien, Stimmungsbilder in Walzerform, zum Teil von außerordentlicher Feinheit in Zeichnung und Kolorit, ſehr feinſinnig in ihrer Harmonik und von liebenswürdiger Schönheit und Eigenart in der melodiſchen Erfindung. Möchten ſich die Sympathieen der klavierſpielenden Welt dieſen reizenden Klavierſtücken, die keine beſondere techniſche Bravour erfordern, zuwenden! Sie füllen zwei Hefte im Preiſe von 4.50. Mk.

## Bücherſchau.

Über Sänger und Singen. Von Viktor Rokitansky. A. Hartlebens Verlag in Wien. Daß die Individualiſierung des Geſangsunterrichts, d. h. die Anpaſſung der Lehr- und Erziehungsmethode an die beſondere Beſchaffenheit des Geſangsſchülers der oberſte Kardinalſatz für den Geſangspädagogen iſt und bleibt, macht eine auf allgemein gültige akuſtiſch-phyſiologiſche Geſetze aufgebaute Geſangsſchule, die nicht aus der theoretiſchen Spekulation, ſondern aus der Erfahrung des Praktikers hervorgegangen iſt, keineswegs überflüſſig. Rokitansky, der Verfaſſer des vorliegenden 192 Seiten ſtarken, vorzüglich ausgeſtatteten Bandes, iſt ein ſolcher Praktiker. Seine Unterrichtsmethode ruht in der Hauptſache auf den unvergänglichen Säulen der alten, italieniſchen Schule, deren Prinzipien er in ſeinem Buche in klarer, eleganter Darſtellung und in feſſelnder Diktion, mit zahlreichen Hinweiſen auf die Litteratur und deren Verhältnis zur praktiſchen Ausführung dem Leſer mundgerecht macht. Da ein Überblick über den Inhalt des Buches für viele unſerer Muſikfreunde wertvoller ſein wird, als irgend ein dem Inhalte entnommenes konkretes Beiſpiel der Darſtellungsart des Verfaſſers, ſo mögen im folgenden eine Anzahl von Schlagwörtern dem Leſer zeigen, um was es ſich hier eigentlich handelt. Nach einer allgemein gehaltenen Einleitung beſpricht der Verfaſſer die Körperhaltung beim Singen, die Mundöffnung, die Lage der Zunge, er orientiert über die natürliche Stimmlage, über Regiſter und Anſatz, über Intonation und Beweglichkeit, er ſchildert verdorbene Stimmen und zeigt die Wege zu ihrer Wiederherſtellung. Weiter räumt er in ſeinen Ausführungen dem Vokaliſenſtudium, dem ſo überaus wichtigem Atmen, der Ausſprache, der Auffaſſung und der Nüance den dieſen Seiten der Geſangskunſt gebührenden Raum ein und gibt zum Schluſſe eine ganze Anzahl beherzigenswerter diätetiſcher Regeln. Nun glaube man nicht, daß man, nachdem man den Inhalt des Buches ſich zu eigen gemacht, ohne weiteres ein vollendeter Sänger werden kann. Alle äſthetiſierenden und theoretiſchen Werke über Geſang erhalten ihren Wert erſt in Verbindung mit einem verſtändnisvollen, gewiſſenhaften Lehrer, eine Thatſache, auf die gar nicht genug aufmerkſam gemacht werden kann. Denn der Geſangsunterricht auf ſeiten des Schülers beſteht immer in der Nachahmung eines Gehörten.

## Textausſprache.

Wer ſingen lernt, wem die Natur das Gnadengeſchenk einer ſchönen Geſangsſtimme verliehen, aus deren edlem Gebrauch Stunden des reinſten Genuſſes dem häuslichen Kreiſe erblühen ſollen, der möge auch Eines nie vergeſſen: die Worte des Dichters, den Text mit jener Pietät, mit jener möglichſten Klarheit der Ausſprache zu behandeln, ohne welche die Wirkung des Geſanges nur eine halbe iſt. Aber wie viel und wie häufig wird gegen dieſes erſte Gebot eines über ſchüchterne naturaliſtiſche Kundgebungen hinausgekommenen

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Geſanges gefehlt! Wir haben manche ſchöne Melodie, manches tiefgefühlte Lied gehört und wenn wir uns gefragt: „was haben wir denn eigentlich gehört?“ ſo müſſen wir mit dem Volksliede entgegnen: ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten. Gewiß, es iſt verzeihlich, wenn Geſangsdilettanten nicht ganz klar ausſprechen; vermiſſen wir doch ſelbſt bei Berufsſängern allzuhäufig dieſe Tugend. Ja, der Tenor Sontheim ſang, wie Rokitansky erzählt, im „Zampa“ ſtets von „keſdlichem Dſieberweun“ ſtatt von „köſtlichem Cyperwein“ . . . Es muß alſo ſehr ſchwer ſein, eine gute Ausſprache ſich anzueignen? O nein, wenigſtens für Jene nicht, die auf eine ſorgſame Artikulation in ihrem Sprachgebrauch zu achten gewohnt ſind und die ein gewiſſes natürliches Gefühl für die muſikaliſche Artikulation beſitzen. Die Hauptſchwierigkeit liegt beim geſungenen Wort weniger in der Ausſprache der Vokale, ſondern vielmehr in der Ausſprache und Verteilung namentlich der zuſammengeſetzten und gehäuften Konſonanten. Wir hätten z. B. das Wort „Prinzregent“ auf drei Noten, von denen die erſte den Hauptton hat, zu ſingen. Wie geſchieht das? Wir ſingen das Wort folgendermaßen: Pr-rin-‖zre-‖gent‖. Ebenſo ſingen wir: Ma-‖rga-‖re-‖the‖, Gru-‖ndge-‖ſe-‖tze. Man ſieht, daß die orthographiſche Silbentrennung mit der muſikaliſchen nichts gemein hat und daß hier das Beſtreben herrſcht, den farbengebenden Vokalen (weiche) konſonantiſche Anlaute zu geben, welche der Atemführung möglichſt günſtig ſind. Es ſingt ſich entſchieden leichter „unddu“ als es ſich ſpricht „und‖du‖. “Praktiſches Übungsmaterial zu Verſuchen einer zu beſſernden Textausſprache findet der des Lehrers entbehrende Geſangsfreund u. a. in der Schrift von Müller-Brunow, „Tonbildung oder Geſangsunterricht?“ (Preis ℳ 2,25, Leipzig, C. Merſeburger). Seiner Textausſprache Klarheit und Reinheit zu geben, muß jeder Sänger, übe er die edle Kunſt des Geſanges auch im beſcheidenſten Umfange, ſich angelegen ſein laſſen.

## Die Treffübungstafel und ihre Anwendung.

Der Volksgeſang befindet ſich in ſeiner heutigen Geſtaltung auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Der Hauptgrund dafür iſt wohl in der Art und Weiſe zu ſuchen, wie der Geſang während der Schulzeit gepflegt wird. Die Schüler bekommen zwar Liederbücher mit Noten zur Hand, aber nur ſehr wenige ſind im ſtande, nach Noten zu ſingen. Im allgemeinen wird nur nach dem Gehör geſungen; bei einem ſolchen Verfahren kann es natürlich nie zu beſonderen Leiſtungen gebracht werden. Wie iſt dem abzuhelfen? Einige Lehrer haben wohl in ihrer Klaſſe die Ziffernſchrift angewandt und ziemlich gute Erfolge damit erzielt; da die Ziffernſchrift ſich aber in der praktiſchen Ausübung der Muſik als untauglich erweiſt, folglich ſchwerlich zur Bedeutung einer Welttonſchrift gelangen kann, ſo darf der Schüler für ſein ſpäteres Leben von ſeinem Können keine Förderung erwarten. Leichter iſt es, nach Noten abſingen zu lernen. Es handelt ſich alſo darum, den Schülern das Singen nach Noten beizubringen. Zwar, es ſind mehrere Geſangsſchulen zum freien Notenſingen herausgegeben worden, aber noch nicht zur allgemeinen Einführung gelangt. Julius Gelhauſen, Lehrer und Organiſt in Gelſenkirchen, war ſeit langem von dem Beſtreben erfüllt, den Volksgeſang durch Einführung allgemeiner Notenkenntniſſe zu verſchönern; er nahm ſich den Spruch Dieſterwegs zu Herzen: „Was nicht anſchaulich iſt, paßt nicht für die Schüler, paßt für niemanden.“ So konſtruierte er ſich im vorigen Jahre den Singapparat. Wie brauchbar dieſer war, geht daraus hervor, daß ein ſonſt vorher unmuſikaliſcher Mann nach neun Übungsſtunden vollſtändig frei nach Noten ſingen konnte und daß die Schüler des Herrn Gelhauſen die ihnen von einer Lehrerkonferenz vorgelegten beliebig gewählten Lieder vom Blatte abſangen. Aber der Apparat hatte einen Fehler: er war zu theuer. Dieſelbe Sache, nur vereinfacht, dasſelbe Prinzip kommt in der Treffübungstafel zum Ausdruck. Auf dieſer aus Holz angefertigten Tafel, die einen Meter lang iſt, befindet ſich eine gemalte Klaviatur vom kleinen G bis zum zweigeſtrichenen G, und zwar erſcheinen die Untertaſten in zinnoberroter Farbe, während die Obertaſten ſchwarz ſind. Die ganze Klaviatur iſt von den üblichen Notenlinien in weißer Farbe durchzogen. Die Anfertigung der Tafel entſpricht derjenigen der Schultafel, folglich kann nur mit Kreide darauf geſchrieben werden, ein Vorteil, da dieſe Zeichen eben ſo leicht wieder gelöſcht werden können. Wie ſchon geſagt, die Taſten ſind alſo zwiſchen die Notenlinien gemalt. Die Noten, die der Lehrer ſingen laſſen will, werden auf die entſprechenden Taſten geſchrieben, ſodaß z. B. die Note c mit der Taſte c, die Note dis mit der Taſte dis zuſammenfällt. Der Zweck der Methode iſt der, den Kindern an dem Bilde der Klaviatur anſchaulich vorzuführen, daß z. B. zwiſchen c und d, zwiſchen d und e ein ganzer Ton, zwiſchen c und cis ein halber Ton iſt. Jeder Sänger wird ſich erinnern, daß er, beſonders im Anfangsſtudium, beim Singen nach Noten das Bild der Klaviatur vor ſeinem geiſtigen Auge geſehen. Dem Laien muß es ebenſo gehen, und gerade beim Gebrauch der Treffübungstafel ſchärft ſich ihm das Bild der Klaviatur ein. Die Treffübungstafel, über die Herr Gelhauſen jeden Intereſſenten gern weiter orientirt, iſt in allen ihren Teilen ſo groß, daß auch der letzte Schüler alles deutlich erkennen kann; ſie iſt bei der Firma Chr. Gelhauſen Nchfl. in Gelſenkirchen zum Preiſe von 8 ℳ, mit dem 1. Lehrerheft, dem 1. Schülerheft und dem 1. Liederheft zum Preiſe von 9 ℳ zu haben. Es muß endlich einmal etwas gethan werden für den augenblicklich niedrig ſtehenden Volksgeſang. Vielleicht vermag die Treffübungstafel Wandel zu ſchaffen. Allen Lehrern aber und Leitern von Geſangvereinen ſei die Treffübungstafel hiermit zum praktiſchen Verſuche empfohlen.

H. L.

## Die Harfe als Hausinſtrument.

Unter allen Gattungen des muſikaliſchen Vortrags übt der Geſang den mächtigſten Einfluß auf die Menſchheit aus. Der Geſang iſt die Sprache der Empfindung. Nichts vermag unſer Gefühl ſo zu beeinfluſſen, nichts unſer Innenleben ſo zu erſchüttern, als der Geſang, den die Seele aus der Bruſt zieht, und es gibt kein Inſtrument, welches uns den Zauber einer ſchönen Menſchenſtimme voll und ganz zu erſetzen vermag. In bezug auf ihre unmittelbare, lebensvolle Wirkung bedarf ſie aber der Geſellſchaft anderer Inſtrumente, denn erſt, indem ſie ihre herrlichen Eigenſchaften über jenen ſchwebend entfaltet, kann ſie ihrer Beſtimmung als der herrlichſte, wahrſte Dolmetſch unſeres Innenlebens gerecht werden.

Von den Inſtrumenten, welche heute zur Begleitung des Geſanges im häuslichen Kreiſe dienen, ſind die bevorzugten das Klavier, das Harmonium und die Zither, während ein viertes Inſtrument, welches wegen ſeines ſanften harmoniſchen Klanges und ſeiner einfachen Beherrſchungsweiſe doch ſo recht geeignet erſcheint, in die Reihe der Hausinſtrumente aufgenommen zu werden, beinahe in Vergeſſenheit geraten iſt: wir meinen die Harfe. Die melodiſchen, vom zarteſten, faſt geiſterhaft klingenden Piano bis zur lebhafteſten Farbe anſchwellenden Töne, die bald ſüß einſchmeichelnden, bald düſteren, klagenden Laute, die ihren Saiten entlockt werden können, müſſen vor allem auf die Frauen einen großen Reiz ausüben, von denen die Harfe ja auch in früherer Zeit mit beſonderer Vorliebe geſpielt wurde.

Iſt doch gerade die Harfe eines der älteſten Inſtrumente, welches ſowohl bei religiöſen Feſten wie in der ſtillen Häuslichkeit eine erſte Stelle einnahm. Schon aus dem alten Ägypten ſind uns harfenähnliche Inſtrumente überliefert, und David, der Dichter und Sänger des alten Teſtaments, deſſen heilige Lieder und feierliche Pſalmen in ihrem gottbegeiſterten Schwung bis heute wohl noch unübertroffen daſtehen, war bereits ein tüchtiger Harfenſpieler. Auch im Mittelalter gehörte die Harfe neben der Laute zu den Lieblingsinſtrumenten der Großen, und Kaiſerinnen und Königinnen, unter letzteren Maria Stuart, begleiteten ihre Geſänge der Liebe und Freude damit.

Man unterſchied früher die alte gäliſche Harfe, die cymbriſche Harfe (die bei den Barden Großbrittaniens in Gebrauch war), die Davidsharfe und die Harfenlaute (eine Verſchmelzung der Harfe und der Laute) von Lights. Dieſe älteren Harfen hatten einen viereckigen Reſonnanzkörper, der aus Decke und Boden beſtand, die mittels zweier Zargen miteinander verbunden waren und ſich allmählich von oben nach unten, der zunehmenden Saitenlänge gemäß, erweiterte, ſo daß er am Befeſtigungspunkte der kürzeſten Saite am engſten, an dem der längſten Saite am weiteſten war.

Ein Übelſtand der älteren Harfen war, daß das Inſtrument je nach der Tonart, aus welcher geſpielt werden ſollte, vorher umgeſtimmt werden mußte. Erſt 1720 führte Hochbrucker in Donauwörth das gemeinſame Umſtimmen aller gleichnamigen Töne durch Pedale ein, ſodaß die Hände des Spielenden frei blieben. Hundert Jahre ſpäter erfand Erard in Paris die Doppelpedalharfe, welche ein vollkommen freies Spiel in allen Tonarten geſtattet. Dieſe jetzt vollkommenſte Harfe ſteht in Ces-dur und umfaßt beinahe 6½ Oktaven vom Contra-Ces bis zum viergeſtrichenen Fis.

Eine vorzügliche Harfenſpielerin war die Prinzeſſin v. Lamballe, die Freundin der unglücklichen Maria Antoinette. Ferner war Spohrs erſte Gattin, Dorothea Scheidler, eine bedeutende Harfenkünſtlerin. Sie begleitete ihren Gatten auf all ſeinen Reiſen. Der Zauber ihres Zuſammenſpiels muß die Zuhörer zu großer Begeiſterung hingeriſſen haben, wie aus folgenden, ihnen gewidmeten Worten hervorgeht: „Und wenn nun Geig’ und Harfe ſich vermählen — In Liebesſehnſucht Klang an Klang ſich ſchmiegt — O Harmonie, o Wonnebund der Seelen! — Wo wohnt ein Glück, das ſeliger ſich wiegt? — Wer hat den Einklang dieſes Bund’s vernommen — Und war nicht heiß von Himmelsluſt durchglommen?“ — Der bedeutendſte Harfenkünſtler der Gegenwart war der 1849 in Wien geſtorbene Pariſh-Alvars, der auch die Litteratur ſeines Inſtruments weſentlich bereicherte, beſonders auch durch die für die Harfe übertragenen Klavierwerke von Chopin, Beethoven u. v. a. Ausgezeichnete Harfenkompoſitionen hinterließen auch Oberthür und Ludwig Spohr. Eine vorzügliche Harfenſchule iſt die von Wenzel (Neue Ausgabe).

Man ſpielt die Harfe im Sitzen, indem man ſie, den Reſonnanzboden gegen die Bruſt geneigt, zwiſchen den Knien und Armen hält, während die rechte Hand mehr in den höheren, die linke vorzugsweiſe in den tieferen Lagen thätig iſt. Charakteriſtiſch für das Inſtrument iſt das Spiel gebrochener Akkorde, das darum Arpeggio heißt. Eine Spezialmanier der Doppelpedalharfe iſt das Martellement, die wiederholte Angabe desſelben Tones im Wechſel zwiſchen zwei durch das Pedal auf gleiche Höhe gebrachte Saiten.

Wenn ſich nun die Harfe ihres zarten, anſchmiegenden Klanges halber im beſonderen zur Begleitung des Geſanges, der Violine u. ſ. w. eignet, ſo iſt ſie doch nicht minder wertvoll als Soloinſtrument, und wir halten es in unſerer lärmvollen, nervöſen Zeit für eine freudige Pflicht, der Wiedereinführung dieſes poetiſchen Hausinſtrumentes in den Familien jener Kreiſe das Wort zu reden, wo Sinn für Kunſt und Liebe zu derſelben vorhanden iſt. Von wahrhaft zauberiſcher Wirkung iſt das Zuſammenſpiel von Harfe und Cello mit der ernſten Tochter der Orgel, dem Harmonium, der volle Klang der Orgel in Verbindung mit dem zarten Ton der Harfe und der kraftvollen Innerlichkeit des Cello.

He.

## Vermiſchtes.

Vor kurzem hat man wieder ein neues Inſtrument gebaut: das Pianett, ein kleines zierliches Pianino. Es hat einen Umfang von vier Oktaven, der ſich vom großen F bis zum dreigeſtrichenen f erſtreckt, ferner Repetitionsmechanik, Dämpfer, Pedal. Die Stimmvorrichtung iſt die an unſeren Klavieren gebräuchliche. Das Inſtrument eignet ſich dadurch in beſonderer Weiſe für den Unterricht in den erſten Jahren, daß man durch eine Schraubvorrichtung das Inſtrument hoch und niedrig ſtellen kann, ſo daß ſelbſt Kinder vor demſelben bequem ſitzen und mit den Füßen das Pedal erlangen können.

## Gedenktafel für Oktober.

Im Monat Oktober wurden geboren: W. Bargiel (3., 1828), der Stiefbruder von Klara Schumann, als Komponiſt der Schumann-Mendelsſohnſchen Richtung angehörend, C. Riedel (6. 1827), der Gründer des ſpäter ſo berühmten Riedelſchen Vereins in Leipzig, Fr. Kiel (7., 1821), ein ehrwürdiger, ausgezeichneter Meiſter der Tonkunſt, G. Verdi (9., 1814), der berühmte italieniſche Maeſtro, A. Nikiſch (12., 1855), einer der genialſten unter den modernen Dirigenten, J. Faißt (13., 1823), reſpektabler Tonkünſtler, A. Krug (16., 1849), ein hochbegabter Komponiſt, Fr. Lißt (22., 1811), die genialſte Künſtlererſcheinung des Jahrhunderts, A. Lortzing (23., 1803), der Unvergeßliche, F. O. Hiller (24., 1811), geſchmackvoller Komponiſt und geiſtvoller Schriftſteller, G. Bizet (25., 1838), der Komponiſt der Oper „Carmen“ und einiger geiſtſprühender Orcheſterkompoſitionen, und R. Radecke (31., 1830), der bekannte Berliner Liederkomponiſt. Im Oktober ſtarben: H. Brückler (4., 1871), ein hochbegabter junger Tonkünſtler, bekannt durch ſeine ſchönen „Trompeter“lieder, J. Offenbach (5., 1880), der Begründer der franzöſiſchen Operette, A. F. Boieldieu (8., 1834), J. N. Hummel (17., 1837), Mehul (18., 1817), W. Balfe (21., 1870), einer der wenigen engliſchen Opernkomponiſten von Bedeutung, P. Cornelius (26., 1874), der erſt jetzt zur Anerkennung gelangende Schöpfer des „Barbier von Bagdad“, R. Volkmann (29., 1883), ein Komponiſt Beethovenſchen Geiſtes voll, und G. Nottebohm (30., 1882), der bekannte Beethovenforſcher.

## Redaktionspoſt.

**O. Bl.** in **Br.** Der Klavierauszug mit Text zu R. Wagners Jugendoper „Die Feen“ iſt bei Heckel in Mannheim erſchienen. Preis 15 ℳ Sie können ſich das Werk in der nächſten Buch- oder Muſikalienhandlung zur Anſicht vorlegen laſſen. Den Text zum Liebesverbot finden Sie in Wagners „Geſammelten Schriften“ I. Bd., S. 20. Der Preis von „E. Krauſes Abriß der Entwickelungsgeſchichte der Oper“ war augenblicklich nicht zu ermitteln. Sie erfahren ihn in Ihrer Buchhandlung.

**H. Kr.** in **Breslau.** Basso ostinato bedeutet ſo viel wie „hartnäckiger Baß“. Er beſteht darin, daß irgend ein Thema im Baſſe fortgeſetzt wiederkehrt, auf welchem nun die Stimmen in fortwährend ſich verſchiebender kontrapunktiſcher Führung aufgebaut ſind. In der Chaconna und der Passacaglia war der Basso ostinato Regel. Die älteren Meiſter gefielen ſich gerne in ſolchen Künſten, die neuerdings nur vorübergehend in modernen Kompoſitionen zur Anwendung gelangen. Eine wunderſchöne Passacaglia hat Rheinberger geſchrieben.

**Ungariſche Rhapſodie.** Ihre Rhapſodie haben wir vor Monaten an Sie abgeſandt mit den nötigen Vortragsbezeichnungen verſehen. Wir erhielten jedoch die Sendung zurück und bitten Sie uns Ihre genaue Adreſſe freundlichſt angeben zu wollen.

**Ruſſicher Provinzialkantor.** Es iſt ſehr ſchwer, ihnen ein Werk zu empfehlen, das allen Anſprüchen gerecht würde. Verſuchen Sie es einmal mit „Stockhauſen, Geſangſchule“ (Pr. 6 ℳ) oder mit „Müller-Brunow: „Tonbildung oder Geſangunterricht? (Pr. 2,25 ℳ). Beachten Sie unſere heutige Bücherſchau. Vielleicht entſpricht Ihnen das dort angezeigte Werk.

Herrn **Rudolf Klingebeil** in **Lütgendortmund.** In Ihre Liederſammlung „Aus der Schule für das Haus“ haben wir mit großem Vergnügen Einſicht genommen. Der Tonſatz iſt dem Zweck des Gegenſtandes ſich anpaſſend, einfach und wohllautend, und die friſche Natürlichkeit der Empfindung, welche in den Verſen lebt, wird ſicher nirgends ihre Wirkung verfehlen. Wir raten Ihnen dringend, ſich mit einer Muſikalienverlagshandlung behufs Herausgabe des Heftes in Verbindung zu ſetzen.

**T. K—n** in **Halle.** Die Namen des Verfaſſers jenes Artikel zu nennen, ſind wir nicht ermächtigt.

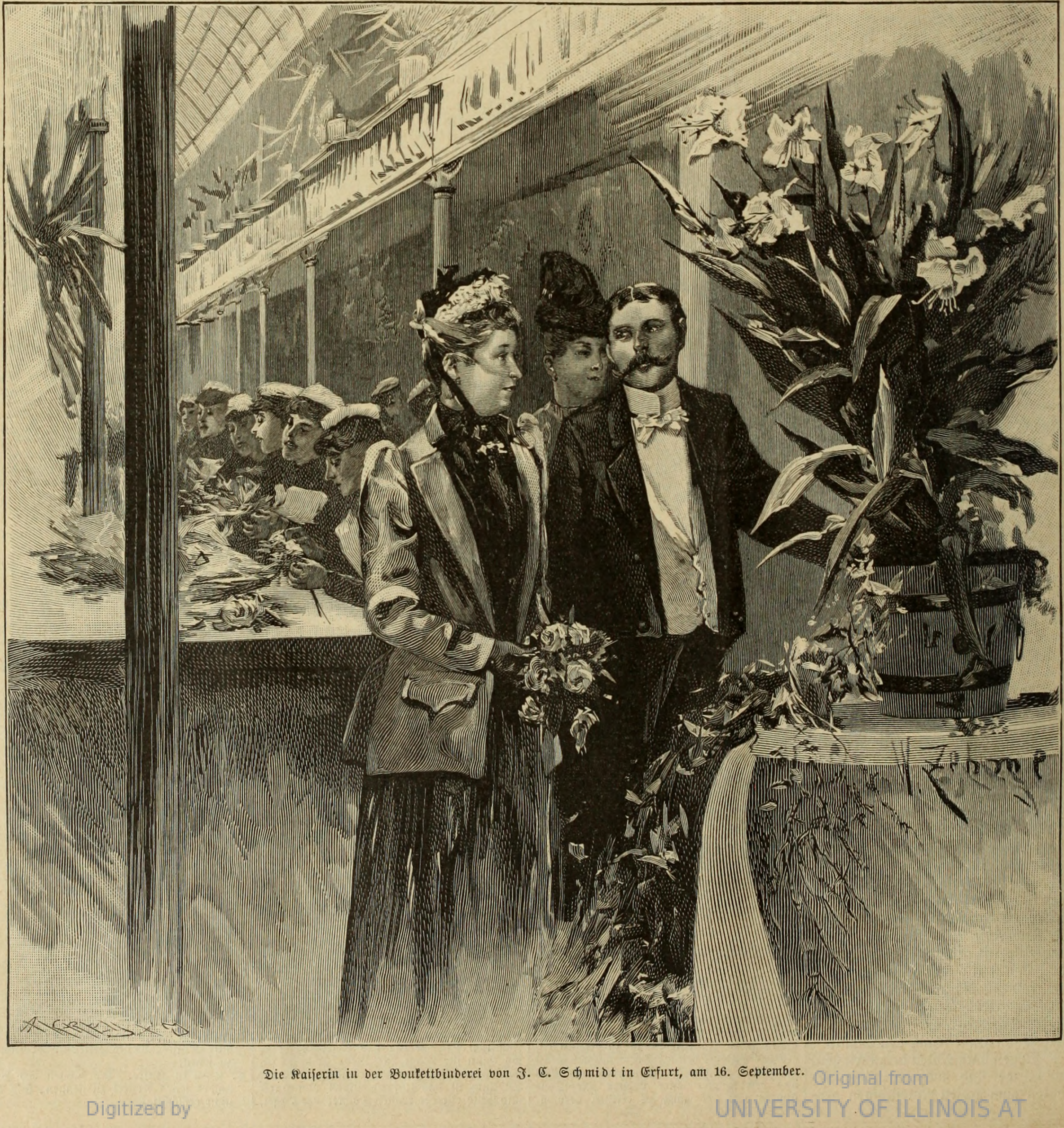
# Daheim

XXVIII. Nr. 2. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892.

10. Oktober
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Die Kaiſerin in der Boukettbinderei von J. C. Schmidt in Erfurt, am 16. September.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Ein wahrer Freund iſt mehr
Als Freunde ohne Zahl.

Drum Vorſicht in der Wahl
Und Nachſicht im Verkehr!

## Herbſtzierden.

Von Dr. J. Blaue.

Es iſt Sonntag heute, und draußen lacht die prangende herbſtliche Flur noch einmal unter den mild wärmenden Strahlen der Oktoberſonne. Komm und gehe mit mir hinaus in den Wald, wir wollen uns an der Pracht des herbſtlichgefärbten Laubes ergötzen, bevor es noch ein frühzeitiger Froſt heimtückiſch-nächtlich vor unſeren Augen hinwegreißt und zur Erde niederwirft. Ich will dich Blätterſpiele des Herbſtes lehren, die an Lieblichkeit mit des FrühlingsBlumenſpielen wetteifern. Sieh, welch unermeßlicher Reichtum von Farben an Baum und Strauch, in Wald und Hain, in Garten und Park. Goldiges Gelb im weichenden Grün, und über dieſen Farbengrund hingehaucht Rot und Purpur, Violett und Braun und eine Fülle anderer Töne, für die du keinen Namen weißt. Zu keiner Zeit im Jahre iſt eine ſolche Farbenpracht über die Erde ausgegoſſen, als wann im Herbſt die Blätter „reifen". Der Frühling iſt gewiß auch farbenſchön und vielleicht auch farbenfroher, doch das Grün erdrückt durch ſeine Maſſen die Blütenfarbe. Die Frühlingsvegetation will aus der Nähe bewundert ſein, eine zu voller Schönheit entfaltete Herbſtlandſchaft wirkt mehr aus einiger Ferne, obwohl ſie auch nahe betrachtet im Kleinen ihre anziehenden Reize hat. Das Grün des Sommers tritt mehr und mehr zurück und verſchwindet endlich ganz unter den blumigen und weich abgetönten Herbſtfarben; ein kräftiger und ſtärkender Duft entſtrömt dem fallenden Laube.

Doch, da ſind wir ſchon am Waldesſaum angelangt!

Da, nimm! wähle aus der Fülle des Schönen das Schönſte aus, hier den Zweig von der Weißdornhecke, die jetzt in allen Tönen des Rot leuchtet, da etwas von der Birke, dort von der Eiche, von der Pappel, der Weide und Ulme, auch vom Buſche da und von jenem, und dazu noch etwas vom letzten Grün. Sieh da, ein Strauß iſt fertig! Das hatteſt du wohl nicht geglaubt, daß das ſo ſchön werden könnte.

Aber ich weiß noch etwas ſchöneres. Laß uns die farbigſten Blätter ſammeln und mitnehmen; wenn wir nach Hauſe kommen, wollen wir uns einen hübſchen Herbſtſchmuck für unſer Fenſter machen.

Wir nehmen eine ſaubere Scheibe von gewöhnlichem Fenſterglas und legen die Zweiglein und Blätter mit ordnender Hand zu einer harmoniſchen Gruppe aneinander, indem wir Farben und Formen geſchmackvoll verteilen. Nun legen wir eine gleiche Glasplatte behutſam darüber und ſpannen die Blatt- und Zweiggruppe zwiſchen beiden mittelſt federnder Klammern an den vier Ecken feſt. (Am beſten eignen ſich dazu, wenigſtens für beide untere Ecken, auf denen das Bild ruhen ſoll, die bekannten Kopierklammern von Holz, denn ſie dienen zugleich als Füße zum Aufſtellen.) Schon haben wir unſer Kunſtwerk fertig. Nun ſtelle oder hänge es ſenkrecht vor das Fenſter, und du ſiehſt das ſchönſte transparente Glasgemälde, welches dir die modernen teuren und immer etwas düſteren Glasbilder gar wohl erſetzen kann. Unſer Bild iſt um vieles freundlicher, die Farben der Blätter haben etwas von ſelbſtleuchtender Kraft. Ein Fenſtervorſetzer, ein Lichtſchirm, ein kleineres Arrangement, ein ganzes gemaltes Fenſter, alles das läßt ſich in dieſer Weiſe mit Leichtigkeit herſtellen. In der beſonderen Ausführung vermag die Leſerin ihre Kunſtfertigkeit, ihren Geſchmack und ihr Farbenverſtändnis reichlich zu entfalten. Mit einigem Geſchick läßt ſich aus den in Form und Farbe gleich manigfaltigen Blättern gar ſchönes ſchaffen. Du darfſt auch noch ein Farnblatt und ein Zweiglein vom fröhlichgrünen Moos hinzunehmen. Vermeide aber nach Möglichkeit das Übereinandergreifen der einzelnen Blätter, es gibt an den deckenden Stellen unſchöne Farbenmiſchungen, die das ganze verdüſtern. Nur in einfach gelegter Schicht zeigen die Blätter im durchfallenden Lichte ihre Farben in voller Reinheit und Schöne. Auch dränge die Blätter nicht zu dicht nebeneinander, ſondern lege ſie etwa ſo, wie ſie an den Zweigen ſtehen oder nur wenig dichter.

Jetzt bemerkſt du auch erſt, worauf du bisher nicht geachtet haſt: wie zart und zierlich iſt ſolch ein Blatt bis ins Feinſte ausgearbeitet, jedes anders nach ſeiner Art. Wie reizend erſchien es ſchon im Frühlingsgrün mit ſeinem zierlichen Geäder, wie unbeſchreiblich prächtig iſt es nun mit den ſchönſten Farben ausgemalt!

Freilich die ganze Schönheit deiner Kunſtwerke genießeſt du nur, wenn dein Zimmer ein gen Morgen gewendetes Fenſter hat. Fallen dann die erſten Strahlen der Morgenſonne geradeher durch deine Bilder hindurch, ſo werden alle Farben durchleuchtet und glühen hell auf, das Zimmer mit einem angenehm gedämpften, dem Auge ſo wohlthuenden Lichte erfüllend. Abendſonne wirkt nicht ganz ſo ſchön. Seltſam doch, daß uns dieſes Abendrot der Natur durch die Strahlen der Morgenſonne am herrlichſten verklärt wird!

Unſer Zierſtück wird vielleicht nicht lange dauern, die Blätter werden allmählich mißfarbig. Doch der Wald iſt nicht weit, morgen holen wir friſche und machen ein neues. Wir verſtehen es aber auch, unſeren Transparentbildern eine längere Dauer zu verleihen, indem wir die Zweige und Blätter mit Wachs durchtränken. In nicht zu heißes ſchmelzendes Wachs legen wir ſie eine Weile ein, wodurch ſich ihre Farben erhalten. Der dünne Überzug von Wachs, der beim Erkalten auf ihrer Oberfläche haftet, verleiht ihnen einen angenehmen ſanften Glanz und verhüllt das Eckige, Spitzige und Kantige, das nervöſen Naturen leicht unſympatiſch wird. Das mittels Wachs konſervierte Material iſt auch zu anderen Arrangements, zu toten Bouquets und dergleichen verwendbar.

Verſuche es nur einmal, freundliche Leſerin, und du wirſt für angenehme Arbeit reichlich belohnt!

## Feuille morte
oder
## Auch ein Bäumlein, welches andere Blätter haben wollte.

Eine Herbſt- und Modeplauderei von Rothalienſis.

Das Bäumlein war nicht zufrieden — Mit dem Kleide, das ihm beſchieden. — Ihm dünkte es gar munter, — Würd's ein wenig bunter. — — Es ſprach: „So einfarbig — In Grün darb' ich — Wie der Bettler am Zaun — Ganz in Braun. — Ich möchte gleichen — Den Töchtern der Reichen. — Die gehen heute in Weiß, — Wenn es heiß; — Morgen in Grau, — Oder blau; — Auch in Rot ſieht man ſie; — Manchmal ich weiß nicht wie, — Jedenfalls immer verſchieden — So wär' ich's zufrieden!" — — —

Indem das Bäumlein ſo ſann — Und Gedanken ſpann, — That ein Tag um den andern — Darüber wandern. — Das Bäumlein merkt's kaum. — — Es lebte nur wie im Traum — Ließ das Köpfchen ſinken, — Vergaß Eſſen und Trinken. — —

Da eines Tages — Ich ſag' es: — Fand das Bäumlein ſelber, — Daß es wurde gelber! — Die grünen Blätter — Wurden täglich netter: — Gelb, rot und grau . . . — Ei, Bäumlein, ſchau — Wie du geſchmückt biſt, — Wie du beglückt biſt! — —

Und es ſtreckte ſich ſtolz, — Als wär's nicht von Holz, — Ließ die Zweige ſpringen, — Schwingen und ſingen: — „Die Töchter der Reichen — Müſſen vor mir erbleichen! — Sie werden ſich ſchämen — Und von mir nehmen — Die beſten Muſter — Für Schneider und Schuſter! — Und der Bettler am Zaun — Noch ganz in Braun — Wird denken, — Ohn' ſich zu kränken: — „Geht's dem Bäumlein ſo, — Dann bin ich froh! — Dann kommt die Zeit, — Daß auch ich mein Leid — Mag vergeſſen — Und mich meſſen — Mit dem feinen Herrn — Das thät' ich gern!" — —

So ſang das Bäumlein — Seine Reimlein.

Aber ach! Wohl kamen — Die vornehmen Damen. — Sie ſah'n des Bäumleins Farben — Und ſtarben — Faſt vor Entzücken, — Sich damit zu ſchmücken. — Sie erfanden ein Wort — Dafür: „Feuille morte". — Als ob's eine Ehre — Dem Bäumlein wäre! . . .

Aber der Bettler dachte: — „Ich achte — Das Bäumlein verdirbt, — Es welkt und ſtirbt." —

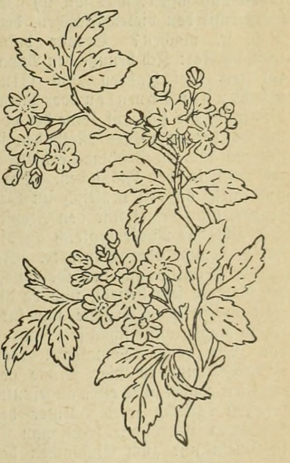
Und ſo geſchah es: — Ein jeder ſah es. — Die Blätter wurden bunter — Und fielen hinunter. — Auf einmal — War das Bäumlein kahl. — Da fing's an zu weinen, — Aber keinen — Erbarmte des Bäumleins Blöße. — Die rauhen Windſtöße — Thaten ihm weh. — Je und je — Brachen ihm Aeſte, — Und das Beſte — War am Ende, — Daß behende — Der Winter kam, — Sich des Bäumleins annahm, — Und ein weißes Tuch — Um ſeine Gliedlein ſchlug. — Da hat ſich's verkrochen — Und geſchlafen viele Wochen. — —

Aber die Damen tragen hinfort — Dem Bäumlein zu Lieb' und Leid Feuille morte. — Doch die Vernünft'gen — Von den „Zukünft'gen" — Denken dabei, — Wie es thöricht ſei — Sich viel zu putzen — Und zuzuſtutzen. — Sie geben Acht — Wie's der Bettler gemacht — Daß ſich gar oft — Ganz unverhofft — Hinter glänzendem Schein — Birgt Todespein! — —

Drum ſiehe zu — Auch du, — Wer du auch biſt, — Der vom Bäumlein lieſt, — Wenn deine Farbe dich entzückt, — Ob du nicht mit Feuille morte geſchmückt.

## Aufplättmuſter.

Wer ſich viel mit Handarbeiten beſchäftigt, hat auch ſchon oft unter der Schwierigkeit geſeufzt, ein Stickereimuſter auf den Stoff zu übertragen. Man hilft ſich mit Blaupapier, ſticht auch wohl das Muſter mit Nadeln durch, um alsdann mit Pulver durchzupudern und die Striche mit Farbe nachzuziehen. Immerhin machen alle dieſe Vorbereitungen ſehr viel Mühe und erſchweren dadurch die Herſtellung jeder Stickerei unverhältnismäßig. Damen, welche an großen Orten wohnen, haben noch den Ausweg, ſich an Zeichenateliers zu wenden, welcher Ausweg aber auch nur denen offen ſteht, welche einige Koſten nicht ſcheuen und der in kleinen Städten ganz wegfällt. Am leichteſten überträgt man ſeine Muſter, wenn man die praktiſchen, leider noch immer nicht genügend gewürdigten Aufplättvorlagen benutzt. Dieſelben ſind in unendlicher Verſchiedenheit in Form und Größe vorhanden, und es erſcheinen deren, von Jahr zu Jahr neue, welche ſich dem auch in Handarbeiten wechſelnden Geſchmack der Mode anpaſſen. Die Aufplättmuſter haben ihren Namen daher, daß man die Zeichnung mittelſt eines heißen Eiſens auf den Stoff überträgt. Man hat alſo, im Beſitz eines ſolchen Muſters, die farbige Seite desſelben auf den Stoff zu breiten und über einer glatten Unterlage, einem flachen Tiſch oder einer Glasplatte dasſelbe mit einem mittelwarmen Plätteiſen zu überplätten, wobei ſich das Muſter in klaren Linien auf den Stoff abſetzt. Durch Zerſchneiden, Zuſammenſetzen u. ſ. w. ſind die Muſter jedem Gegenſtand und jeder Größe anzupaſſen. Die Muſter ſelbſt ſind ungemein billig, eine Bordüre von 2½ Meter Länge ſtellt ſich auf 30 Pf., ein Blatt mit vier kleinen oder mit zwei etwas größeren oder einem großen Bouquet (das hier ſtehende iſt um das 16fache verkleinert) nur auf 20 Pf. Es ſind ſtets erhältlich: ſchmale, mittelbreite und ganz breite Bordüren für Kinderkleider, Unterröcke, Kiſſen, Möbel u. ſ. w. verwendbar. Ecken von der kleinſten Größe bis zu 50 cm im Geviert. Kleine Bildchen für Eisdeckchen, Tellerblättchen, Servierdecken, kleinere Einzelſträußchen für Decken und Kiſſen, Mittelbouquets für Rückenkiſſen und dergleichen mehr. Um die Beſtellungen der Muſter zu erleichtern, verſendet die Verlagsfirma (Ebhardt & Co., Berlin W. 62, Schaperſtraße 5) auf Wunſch gratis Muſterbüchlein, welche die Vorlagen je zum ſechzehnten Teil verkleinert darſtellen. Die Preiſe der Bilder ſind den Büchern eingedruckt. Der

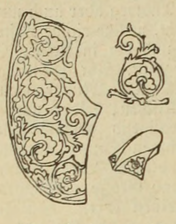


Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Verkauf findet gegen Einſendung des Betrags und der Portokoſten nur durch Poſtverſand ſtatt. Als Probe fügen wir einige Abdrücke aus dieſen Büchern bei. Beſonders aufmerkſam machen wir auf das reizende Muſter zu einem Zuavenjäckchen, wie ſolche jetzt durch die Mode ſehr begünſtigt werden. Auch Taſchentuchkanten, in bunt zu ſticken, kommen einer neuen allerliebſten Modeliebhaberei entgegen. Weiſen wir nun noch darauf hin, daß, dieſen Aufplättmuſtern angepaßt, auch gemalte Sammetapplikationen einzeln zu beziehen ſind, ſo glauben wir, unſeren Leſerinnen für ihre Weihnachtsarbeiten wirklich nützliche Winke erteilt zu haben.



**E. N.**

## Praktiſches fürs Haus.

Milchkochapparat. Allgemein anerkannt iſt die Vortrefflichkeit des von Herrn Profeſſor Soxlet erfundenen Milchkochers — ich ſelbſt habe mit ſeiner Hilfe zwei kaum lebensfähige ſchwächliche Kinder aufgezogen und empfahl ihn deshalb aus Erfahrung meinen Bekannten ſo warm. Trotz alledem ſcheuen ſich noch manche vor den einmaligen Anſchaffungskoſten und ſagen: was ſoll ich aber ſpäter mit den vielen Flaſchen, dem Topf ꝛc. machen? Gerade dafür weiß ich Rat: Ich benutze den Apparat ſeit drei Jahren zum Einmachen der Tomaten oder Paradiesäpfel, die ſich auf keine der von mir früher erprobten Methoden ſo gut und rein im Geſchmack erhielten, wie jetzt in den Fläſchchen. Dazu ſind dieſe äußerſt praktiſch im Gebrauch, man öffnet nur den Stöpſel und gibt das Purée ſogleich an die fertige Suppe oder Sauce ꝛc. In meiner Familie iſt der Geſchmack der Tomate ſehr beliebt, und da die Zeit der friſchen Früchte nur kurz iſt, ſo mache ich ſie ſchon ſeit Jahren ein. Die reifen Tomaten werden gewaſchen und in vier Stücke geſchnitten, wobei alles etwa angefaulte ſorgſam entfernt wird. Unter beſtändigem Umrühren kocht man ſie in einem nur zum Einmachen beſtimmten Topfe weich und ſtreicht die Maſſe durch ein ebenfalls nur zum Einmachen beſtimmtes oder neues Haarſieb. Dieſen dünnen Brei — die Tomaten enthalten viel Waſſer — ſtellt man nochmals über Feuer und rührt gut, bis er ſich wie Pflaumenmus verdickt hat, doch darf er durchaus nicht anbrennen, was bei gutem Rühren auch nie paſſiert. Dieſes Mus füllt man nun in die gut gereinigten Fläſchchen. Es geht am beſten, wenn man dasſelbe in ein porzellanes Milchkännchen ſchöpft und mit einem Theelöffel nachhilft. Obenauf gibt man eine erbſengroße Doſis reine Salizylſäure. Darauf ſchließt man die Fläſchchen mit dem gut gereinigten Gummiſtöpſeln und ſtellt ſie mit kaltem Waſſer in dem Geſtell und Topf über Feuer. Man läßt ſie 1/4 Stunde langſam kochen, ſchließt ſie feſt mit den Glasſtöpſeln und läßt ſie nochmals 1/4 Stunde weiter kochen. Dann ſind ſie fertig und halten ſich an einem kühlen Ort, bis es wieder andere gibt. Da der Tomatengeſchmack ſehr konzentriert und rein iſt, ſo reicht man auch mit einem Fläſchchen für einen größeren Tiſch oder man benutzt einen Teil zur Suppe am Mittag und gibt den Reſt des abends an eine Sauce oder zu marinierten Häringen nach münchener Art.

**Hausfrau im Speſſart.**

Dr. Meyers Osmoſe-Apparat für Küchenzwecke. Zum Entſalzen von Fleiſch, Fiſchen, Vegetabilien, Suppen u. ſ. w. Unter dieſem Namen bringt die Firma F. R. Dennert & Co. in Quedlinburg einen Apparat in den Handel, welcher durch ſeine Einfachheit, leichte Handhabung und Billigkeit bald Eingang in den Haushaltungen finden wird. Bislang wurden die mittelſt Kochſalz konſervierten Nahrungsmittel vor ihrer Verwendung von dem überflüſſigen Salze durch das „Wäſſern“ — wie die Hausfrau es nennt — befreit, wobei ſo viele Nahrungsſtoffe verloren gehen, daß beiſpielsweiſe „gewäſſertes“ Pökelfleiſch dem ausgekochten Fleiſche an Nahrungswert nachſteht. Um nun verſalzene Speiſen wieder genießbar zu machen und den Nachteil, welchen das Wäſſern verurſacht, zu vermeiden, hat Dr. G. Fr. Meyer in Braunſchweig den oben genannten Apparat konſtruiert unter Benutzung des wiſſenſchaftlich bekannten Vorganges der Endos- und Exosmoſe. Derſelbe gleicht einem Gefäße aus Pergamentpapier, welches durch Blechrähmen Halt und Feſtigkeit bekommt. Alle mit Salz konſervierten Nahrungsmittel ſind vorher gut zu reinigen und in dem Apparat mit Sole oder Waſſer zu übergießen; alsdann wird der Apparat in Waſſer geſtellt. Nur das Kochſalz (eventuell der Salpeter) geht durch das Pergamentpapier in das den Apparat umgebende Waſſer über, während die tieriſche oder pflanzliche Eiweiß- und Leimſubſtanz, alſo die eigentliche Nährkraft, den Speiſen erhalten bleibt, zumal auch die Nahrungsmittel — falls ſie gekocht werden müſſen — in der Flüſſigkeit, in welcher ſie ſich während des Prozeſſes befanden, gar gekocht werden. Man erhält ſo z. B. ein ſchmackhaftes Stück Fleiſch und eine wohlſchmeckende Fleiſchbrühe. Die Procedur geht aus phyſikaliſchen Gründen raſcher vor ſich als bei dem bisherigen „Wäſſern“. Der Apparat wird nach dem Gebrauche mit Waſſer ausgeſchwenkt und iſt alsdann von neuem zu verwenden. Ich glaube mancher Leſerin durch dieſen Hinweis einen Gefallen zu thun. **Hausmutter.**

Der Vorſitzende des „Verbandes Deutſcher Chokoladefabrikanten“, Kommerzienrat Rüger in Lockwitzgrund in Sachſen ſendet uns nachſtehende Erklärung, die wir mit Dank entgegennehmen: In Nr. 49 des Frauen-Daheim findet ſich unter „Praktiſches fürs Haus“ ein Artikel über Staniol-Einwicklung von Waren, welcher der Berichtigung bedarf. Das Geſetz vom 25. Juni 1887, Reichsgeſetzblatt Nr. 22, regelt den Verkehr mit blei- und zinkhaltigen Gegenſtänden. Demnach dürfen Metallfolien, welche in 100 Gewichtsteilen mehr als ein Gewichtsteil Blei enthalten zur Verpackung von Schnupf- und Kautabak und Käſe nicht verwendet werden. Über Chokolade-Verpackung iſt in dem Geſetze allerdings nichts geſagt; doch iſt dem Verbande Deutſcher Chokoladefabrikanten, welcher auch ein wachſames Auge auf Beobachtung dieſes Geſetzes hat, noch kein Fall einer Verwendung bleihaltiger Zinnfolien vorgekommen. Es beſchäftigen ſich in Deutſchland nur wenige Fabriken mit Zinnfolienfabrikation, und dieſe wenigen Fabriken haben ein ſehr lebhaftes Intereſſe daran, mit jenem Geſetze nicht in Konflikt zu kommen. — Unzutreffend iſt auch die Empfehlung des Mittels zur Entfernung kleiner metalliſcher Giftteile. Vorausgeſetzt, man hätte zur Chokolade-Verpackung eine ſtarkbleihaltige Zinnfolie verwendet und, vorausgeſetzt, es wäre ein Oxydationsprozeß eingetreten, ſo würde eine Bleivergiftung durch Abreibung mit einem feinen Tuche nicht verhindert werden.

## Nochmals Perlzwiebeln.

Der Aufforderung zur Anpflanzung von Perlzwiebeln ſtimme ich lebhaft bei. Auch ich pflanze dieſelben ſeit Jahren an und habe in dieſem Jahre von einem ca. 11 m langen und 1 1/2 m breiten Beete, das in der Mitte eine Reihe Zwergobſt und Johannisbeeren hat, den Bedarf dreier Familien und die Ausſaat fürs kommende Jahr geerntet, auch noch für 10 Mark an eine Samenhandlung verkauft. Ein Hauptpunkt, dem ich hauptſächlich das außerordentliche Gedeihen und den reichen Erfolg zuſchreibe, iſt: eine kräftige Düngung beim Graben mit Hühnerdung; nach dem Pflanzen im Juli wird zwiſchen den Reihen nochmals ſolcher geſtreut und das Beet weitläufig mit Kohlrabi oder Roſenkohl bepflanzt. Im September, wenn die Kohlrabi meiſt verbraucht ſind, da ſie ſehr raſch wachſen, ſtreue ich nochmals Feldſalat zwiſchen die Reihen, der, in der guten Düngung und durch das Laub der Perlzwiebeln geſchützt, außerordentlich gut gedeiht und überwintert. Im Frühjahr ſind die Perlzwiebeln endlich Alleinherrſcher, und es wird das Beet dann möglichſt zeitig gelockert und gereinigt.

**Hausfrau im Speſſart.**

## Kindermund.

Hänschen ſteht bei der Mama am Nähtiſch und ſpielt trotz Verbotes immer wieder mit Knöpfen und Schere. Ein Klaps auf das Händchen macht endlich der Sache ein Ende. „Ich war den ganzen Tag ſo freundlich und ſo nett zu dir, und nun kommſt du mir ſo.“ Sagt's — und verſchwindet.

## Zimmerſchmuck.

Frage 214. (Ofenſchirm aus Gratulationskarten betr.) Der Brei von Weizenſtärke wird auf die rechte Seite der Bilder mit einem dicken Malerpinſel geſtrichen. Fehlt die Stärke, ſo löſen ſich beim Lackieren die Bilder ab, wie bereits in Nr. 30 bemerkt iſt. Der Brei kann ziemlich dick ſein, ſo daß er ſich eben ſtreichen läßt. Man kann ſich auch Buchbinderkleiſter kochen laſſen, doch war mir Stärke bequemer. **A. B.**

## Für die Küche.

### B. Eierſpeiſen.

1. Einfache gefüllte Eier. Man kocht mehrere Eier hart, ſchneidet ſie durch, nimmt die Dotter heraus, reibt dieſe fein und vermiſcht ſie mit einigen gewiegten Sardellen, etwas gehacktem Schinken, Peterſilie und einem rohen Eigelb, fügt Salz und Pfeffer hinzu und füllt die Maſſe in die Eiweißhälften, die man während des Zuſammenrührens der Farce in heißes Salzwaſſer gelegt hat. Man erwärmt die gefüllten Eierhälften auf einer Schüſſel auf dem Waſſerbade und übergießt ſie alsdann mit zerlaſſener Butter, in die man etwas Senf rührt. Hat man zum Füllen dieſer Eier keine Zeit, ſo kann man einfach pflaumenweich gekochte Eier halb durchſchneiden und mit Butter und Senf übergießen, eine trotz ihrer Einfachheit ſehr wohlſchmeckende Schüſſel.

2. Ruſſiſche Eier. Die Eier werden ebenfalls hart gekocht und dann einige Stunden in eine Marinade aus Waſſer mit Salz, etwas Eſſig, 1 Theelöffel Senf und einer zerſchnittenen Zwiebel gelegt. Dann läßt man ſie abtropfen und übergießt ſie mit einer ſchon vorher bereiteten Majonnaiſe, die man vortrefflich, ſicher und raſch, wie folgt, bereitet: 2 rohe Eier, 1 Eßlöffel Öl, etwas Eſſig, Pfeffer, Salz, 5 gr Liebigs Fleiſchextrakt und 2 Eßlöffel Waſſer rührt man im Waſſerbade bis zum Dickwerden und rührt dann noch 2 bis 3 Eßlöffel dicke, ſaure Sahne durch.

3. Einfaches und feines Rührei. Am hübſcheſten iſt es, wenn man das fertige Rührei in vorher erwärmte Muſchelſchalen füllt, in denen man es auf gebrochener Serviette reicht. Man bereitet ſowohl zum einfachen als auch zum feinen Rührei nach bekannter Weiſe ein leichtes, flockiges Rührei. Durch das einfache Rührei miſcht man, ſowie die Eier anfangen ſich zu verdicken, in kleine Stückchen gepflückte Bücklinge, zu dem feinen Rührei vorher gekochte, feingeſchnittene Kalbsmilche und Trüffelblättchen oder Spargelköpfe. In das in Muſcheln gefüllte einfache Rührei ſteckt man in feine Stiſte geſchnittene Cervelatwurſt, das feine Rührei belegt man mit feinen Lachsſcheiben. — Rührei läßt ſich auch noch weiter verändern, man kann es mit Crevetten belegen, mit Schinken vermiſchen, die rohe Eiermaſſe mit einem Theelöffel engliſcher Sauce (Muskrodu Catsup) verrühren, auch kann man das Rührei mit einem Liebesapfelbrei vermengen, mit geriebenem oder in kleine Würfel geſchnittenem Schweizerkäſe mengen, genug, eine große Abwechſelung ſchaffen.

4. Königineier. Man ſchlägt das Eiweiß von 8 friſchen Eiern zu ſteifem Schnee, taucht einen Löffel in kaltes Waſſer, ſtreicht ihn mit Eierſchnee aus, macht eine Vertiefung in der Mitte, legt ein rohes Eidotter hinein, überſtreicht dies überall wieder mit Eierſchnee und läßt jedes ſo vorbereitete Ei ſofort in kochend heiße kräftige Fleiſchbrühe fallen. Man wendet die Eier in der Bouillon, welche gleich heiß bleiben muß, einige Male, legt ſie, ſowie das Eiweis ſteif geworden, auf eine Schüſſel nnd überfüllt ſie mit einer inzwiſchen bereiteten Sardellenſauce, deren Bereitung man im Davidiſchen Kochbuch findet.

5. Eier in Fleiſchfarce. Reſte von Kalbsbraten oder weißem Geflügel werden feingewiegt und mit einem erweichten, ausgedrückten Weißbrot, etwas ſaurer Sahne, Salz, Pfeffer, einigen Eidottern und dem feſten Eiweißſchnee zu einer Farce vermiſcht, die man auf eine mit Butter beſtrichene Schüſſel ſtreicht. Dann macht man mit einem ganzen in Waſſer getauchten Ei eine Vertiefung in die Farce, legt in jede Vertiefung ein Ei, beſtreut jedes Ei mit wenig Parmeſankäſe. beträufelt ſie mit Butter nnd belegt jedes Ei mit einigen Sardellenſtreifen. Man bedeckt die Schüſſel mit einem gebutterten Papier, ſtellt ſie auf ein Waſſerbad in einen heißen Ofen und ſerviert ſie ſofort, wenn die Eier ſteif, doch ja nicht hart geworden ſind.

## Fragen.

4) Könnte mir aus dem werten Leſerkreis ein Mittel genannt werden, wie große Holzwürmer, — im Umfange der Raupen — aus den Balken meines ſolid gebauten Hauſes zu vertreiben ſind? Im Voraus für gütigen Rat dankend **Frau Vicente.**

5) Kann mir eine Adreſſe nachgewieſen werden, wo ich ſogenannte „Antiphons,“ (d. ſ. Apparate, um die Ohren zu verſchließen und das Zudringen von Geräuſch abzuſperren) käuflich erhalten kann. **Paſtor C.**

Daheim

XXVIII. Nr. 3. Erſtes Blatt.

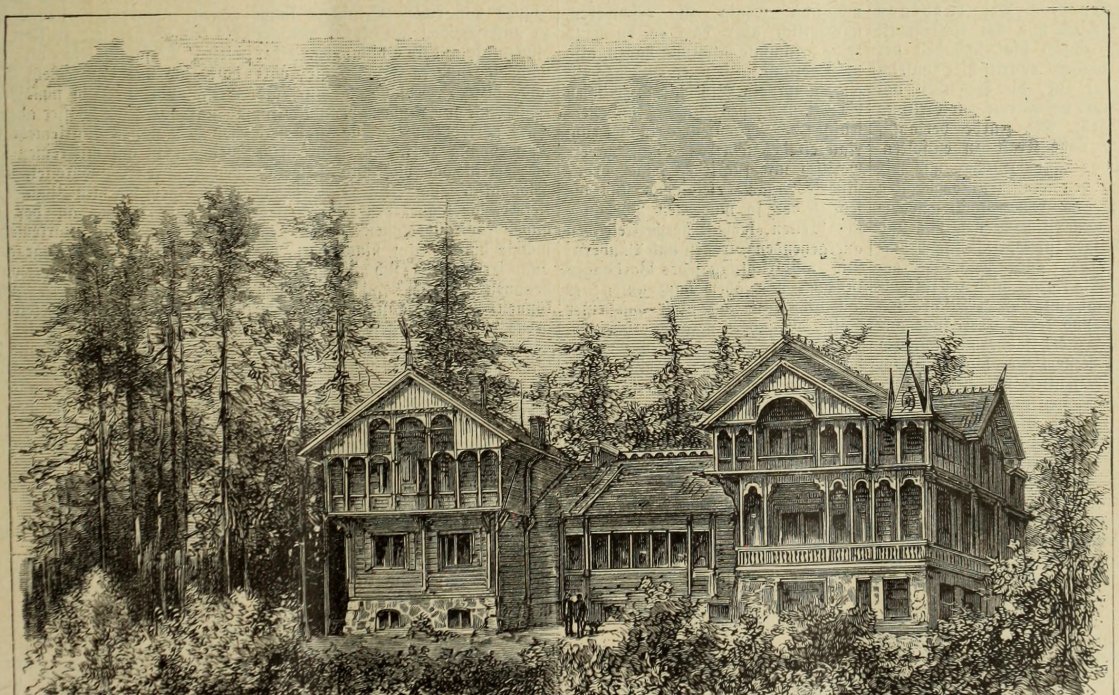
Jahrgang 1892.

17. Oktober 1891.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Das kaiſerliche Jagdhaus in Rominten.

Die Rominter Heide bildet ein zuſammenhängendes Waldrevier von $4^1/_2$ Quadratmeilen im Regierungsbezirk Gumbinnen, hart an der deutſch-ruſſiſchen Grenze gelegen, deſſen außergewöhnlich guter Wildſtand viele Jahre hindurch, vom Anfang der ſiebenziger Jahre bis zu ſeinem Tode, faſt alljährlich einen der paſſionierteſten und waidgerechteſten Jäger, den Prinzen Friedrich Karl, anlockte. Dieſe Vorliebe für das beſonders an ſtarken Hirſchen reiche Revier hat ſich auf Kaiſer Wilhelm übertragen, welcher, wie ſein Oheim, der Pürſche und dem Anſtand mehr Gefallen abgewinnt als den großen Jagdtreiben. Durch den Ankauf der kleinen Villa des jetzt der Straßburger Univerſität zugehörigen Profeſſors Naunyn, am Ufer der die Rominter Heide durchfließenden Rominte in unmittelbarer Nähe des Waldes gelegen, hatte ſich der Kaiſer bald nach ſeinem erſten Beſuch des Reviers ein Jagdhaus erworben, das dem kaiſerlichen Jäger beſſere Unterkunft gewährte, als der geräumige aber beſcheidene Krug des mitten in der Heide gelegenen Dörfchens Theerbude zu bieten vermochte. Aber auch dieſe Villa bot nur unzureichende Räume. Sie iſt jetzt abgeriſſen und in der Nähe ihres früheren Standortes als Kavalierhaus wieder aufgebaut worden. An ihrer, durch einen ſchönen Ausblick begünſtigten Stelle erhebt ſich jetzt ein neues Jagdhaus, in norwegiſchem Stil aus unbehauenen Fichtenſtämmen erbaut, die ineinander verzapft und deren Zwiſchenfugen mit Watte gedichtet ſind. Der Bau beſteht aus zwei Flügeln, die durch einen den Speiſeſaal enthaltenden Mittelbau miteinander verbunden ſind. Der Oſtflügel enthält im Erdgeſchoß ein Geſellſchaftszimmer, das Empfangszimmer des Kaiſers, ein Adjutantenzimmer und die Eingangshalle, aus der die Treppe nach dem erſten Stock führt. In dieſem ſind des Kaiſers Schlafzimmer, ein als Arbeitszimmer dienendes Erkerzimmer, Logierräume für hohe Gäſte, Badezimmer ꝛc. gelegen. Der Weſtflügel enthält die Wohn- und Schlafräume für die nächſte Umgebung des Kaiſers. Die große Küche befindet ſich im Souterrain des Mittelbaues unter dem Speiſeſaal und ſteht durch einen Aufzug mit dem Anrichteraum in direkter Verbindung. Die Decken ſämtlicher Zimmer ſind in Fichtenholz gearbeitet, die Wände ohne Tapeten und nur im Speiſeſaal und in den Zimmern des Kaiſerflügels bis zur Höhe von $1^1/_2$ Metern mit Holztäfelung verſehen, die von hübſch geſchnitzten Paneelen gekrönt wird. An Heizvorrichtungen enthält das Jagdhaus nach altnorwegiſcher Art aus Backſteinen erbaute große Kamine und für den Fall plötzlich eintretenden Winterwetters große norddeutſche Kachelöfen, die Ausſtattung der Zimmer iſt einfach und wohnlich.



Das kaiſerliche Jagdhaus in Rominten.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin** W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Das Kleinliche zu überragen,
Verſuch's, wenn dir die Kraft verliehn!
Man wird dich ſchelten für dein Wagen,
Doch wenn's gelingt, iſt's auch verziehn.

## Der Faltenwurf.

II.

Das Ausdrucksmittel des Faltenwurfs iſt Licht und Schatten. Wenn der Faltenwurf in ſeinen Höhen und Tiefen gleichmäßig beleuchtet würde, wie es auf der den Fenſtern gegenüberliegenden Wand meines Zimmers der Fall iſt, welches hohen, hellgetünchten Häuſern nahe gegenüber liegt, ſo würde man vom Faltenwurf nur die Hauptlinien und auch dieſe nur mit Mühe erkennen, und von Wirkung könnte nicht die Rede ſein. Auch die Fenſter ſind für den Faltenwurf kein beſonders günſtiger Platz. Denn wenn die Vorhänge von dichtem Stoff ſind, ſo erhalten ſie auch hier nur reflektiertes, zerſtreutes Licht und auch ſo wenig davon, daß der Faltenwurf nur teilweiſe erkennbar wird. Sind die Vorhänge aber durchſichtig, ſo ſcheint das Tageslicht faſt gleichmäßig durch die Höhen wie durch die Tiefen der Falten hindurch, vermiſcht ſich mit dem aus dem Zimmer reflektierten Licht, und erzeugt ſo eine ſchwankende, ebenfalls wenig vorteilhafte Beleuchtung. Die freundlichen Leſerinnen werden ſich indeſſen mit dem Gedanken tröſten, daß ihre Fenſtervorhänge bei Tage und von der Straße aus geſehen, immerhin ziemlich gut beleuchtet werden und abends, bei künſtlicher Beleuchtung in ihrer vollen Schönheit zur Geltung kommen. Die günſtigſte Beleuchtung iſt aber immer die hell von der Seite kommende, und daher ſind die Seitenwände des Zimmers zur Entfaltung ſchöner Faltenwirkung unbedingt die geeignetſten. — Bei farbigen Stoffen wirkt nun der Faltenwurf nicht nur durch die Schönheit der Linien, ſondern er tritt hier zugleich als Mittel auf, die Schönheit des Stoffes und der Farben zur Geltung zu bringen. Die Farbe verlangt, um ihre volle Kraft zu entfalten, eine etwas rauhe Fläche, wie wir das an den Blumen beobachten können; und daher ſind gewebte Stoffe, namentlich Wollenſtoffe und ſammtartige, zur Vorführung prächtiger Farben ganz beſonders geeignet. Die Farbe wird im Faltenwurf nicht nur durch Licht und Schatten und deren Übergänge angenehm variiert, ſondern es kommen noch die Reflexlichter hinzu, indem in jede Faltentiefe von deren Wänden oder Seiten aus farbiges Licht hineingeworfen wird, um hier den Schatten teilweiſe aufzuheben und die eigene Farbe des Stoffes zu einer Tiefe und Kraft zu ſteigern, wie er ſolche an und für ſich nicht beſitzt. Wir haben dann auf den Faltenhöhen helle, gelegentlich noch durch Glanzlichter belebte, in den flacheren Faltentiefen dunklere, durch kühlen Schatten gebrochene Farben und in den energiſchen Tiefen eine ſatte warme, oft faſt glühend leuchtende Farbenpracht. Da aber dieſe verſchiedenen Töne nur Abänderungen der überall vorhandenen Grundfarben ſind, ſo iſt die Einheitlichkeit gewahrt, der Faltenwurf bleibt verſtändlich und wirkſam, und wir haben hier in der Vereinigung eines ſchönen und lebendigen Linienſyſtems mit wechſelnder harmoniſch abgetönter Farbe ein Ganzes, das auf den Namen eines Kunſtwerkes begründeten Anſpruch machen kann. — Welche Stoffe ſich für Faltenwurf am beſten eignen, läßt ſich aus Vorſtehendem leicht ableiten. — Zunächſt muß der Stoff ſchwer und weich ſein, um überhaupt kräftige und doch ſchmiegſame Falten bilden zu können, Wolle empfiehlt ſich am meiſten, auch Seide, wenn ſie weich iſt, eignet ſich gut; Baumwolle und Leinen viel weniger. Iſt der Stoff zu ſteif, oder hat er nicht die nötige Schwere, ſo kann man, ſofern es ſich, wie bei Fenſtervorhängen, um einen Faltenwurf handelt, der ganz ſo bleiben ſoll, wie er anfangs angeordnet iſt, ſich gut damit helfen, daß man den Stoff vor dem Aufhängen mehr oder weniger anfeuchtet; nur muß man ſich um ſo ſorgfältiger vor jedem Verſuch hüten, die einzelnen Falten zurechtrücken und -drücken zu wollen. — Die Farbe ſollte von mittlerer Helligkeit ſein, denn nur dann kommt ſie auch in den tiefen Falten zu ſchöner Entwickelung. — Einfarbige Stoffe ſind den gemuſterten vorzuziehen, will man aber gemuſterten Stoff haben, ſo ſei man vorſichtig und vergeſſe nie, daß der Faltenwurf die Hauptſache, das Muſter Nebenſache iſt und ſich erſterem unterordnen ſoll. Vor allem muß das Muſter ein reines Flächenmuſter ſein, kein Teil desſelben darf ſich ſcheinbar aus der Fläche herausheben; es darf auch nicht zu groß und muß gleichgültig ſein, um das Verſtändnis des Faltenwurfs möglichſt wenig zu erſchweren, namentlich aber darf es durchaus keine beſtimmte Richtung haben, alſo nicht geradlinig ſein, es entſteht ſonſt ein Kampf, ein Widerſpruch zwiſchen der Richtung des Muſters und derjenigen des Faltenwurfs, immer zum Nachteil des letzteren. Ganz unverwerflich und für jedes feiner organiſierte Auge beleidigend ſind die jetzt leider ſo modernen Vorhänge mit breiten, lebhaft hervortretenden quergehenden Streifen und Bändern! Die Hauptrichtung jedes Vorhanges iſt doch von oben nach unten; er ſoll hängen und nicht von einer Seite zur andern gezogen erſcheinen. — Wenn es dann der Mode wegen durchaus nicht ohne Streifen geht, ſo mögen dieſelben doch mindeſtens ſenkrecht ſein; freilich zerſchneiden ſie auch dann die ſchönſten Falten, aber ſie ſind dann doch nicht geradezu widerſinnig.

**Erwin Kranz.**

## Gedichte in ein Fremdenbuch beim Verlaſſen eines gaſtfreundlichen Hauſes.

Das Wort „Ade!“ iſt arm und klein,
Doch ſchließ' ich mein ganzes Herz hinein,
Voll Lieb und Dank und Trennungsleid:
Vergelt euch Gott die ſchöne Zeit!

*

Was bleibt vom Blau des Bergesgipfel?
Vom Morgentau der Wieſenflur?
Vom Sonnenglanz im Tannenwipfel?
Von bunter Falter Blütenſpur?

Was bleibt von goldenen Sommertagen,
Da fern durch Wald und Heidekraut
Von wanderluſtigem Fuß getragen,
Wir weit ins ſonnige Land geſchaut?

Was bleibt von trauter Abendſtunde,
Da wir der Vögel Sang gelauſcht?
Der Wind aus ſternbeglänzter Runde
Der dunklen Bäume Laub durchrauſcht?

Wenn ihrer Spindel längſt entglitten
Die Fäden goldner Sommerszeit,
Dann kommt Erinnerung hold geſchritten
Und ſucht die Spur von Glück und Leid

Und deckt mit ihrem milden Schleier
Die Tage, da uns Leid geſchehn,
Und weckt die Stunden froher Feier,
Daß ſie in lichtem Glanz erſtehn.

**Anna Klie.**

## Verwendung der Roßkaſtanien.

Wieder bringt der Herbſt uns ſein reiches Füllhorn, überquellend von Gaben mannigfacher Art. Der ſüßen, ſaftigen Früchte Zahl iſt unendlich und ihre Menge in dieſem Jahre ſo groß, daß die fleißige Hausfrau und ihre ſämtlichen Gehilfen wohl alle Hände zu rühren haben werden, um die Schätze für Keller und Vorratskammer rechtzeitig und zweckmäßig zu verwerten. Aber es gibt auch noch manche Frucht, deren Nützlichkeit noch immer nicht allgemein bekannt iſt und in der alljährlich eine große Menge von brauchbaren Stoffen unbeachtet verloren geht. Ich erinnere hier nur an die ſchwarzen Beeren des Hollunders (Sambucus L.), welche einen ſehr guten Wein geben, außerdem in friſchem Zuſtande ſowohl als in Flaſchen, au bain marie eingekocht, zu einer vorzüglichen Suppe verwendet werden können, wenn ſie mit Waſſer gekocht, durch ein Sieb getrieben werden, die Flüſſigkeit mit Zucker verſüßt, mit Kartoffelmehl oder Sago ſämig gemacht und durch ein Paar Löffel Rotwein gekräftigt wird, ſo iſt dieſe Suppe von echter Weinſuppe kaum zu unterſcheiden und koſtet weniger Zucker als andere Obſtſuppen. Aber noch eine andere Frucht, die, hart und bitter, gewöhnlich nur als Spielzeug von Kindern benutzt wird, wäre es wohl wert, eine nützlichere Verwendung zu finden. Ich meine die gemeine oder Roßkaſtanie, welche gewöhnlich eine ſehr reiche Ernte liefert, die bisher den Kindern faſt unbeſchränkt überlaſſen wurde. Ich möchte nun darauf hinweiſen, wie auch Erwachſene ſich die hübſchen braunen Früchte nutzbar machen können. Die Roßkaſtanie wird ſehr gerne von Ziegen gefreſſen und iſt daher von Beſitzern dieſer nützlichen Tiere als außerordentlich nahrhaftes, die Milchabſonderung beförderndes Futter einzuheimſen. Den Pferden wird ſie in gewiſſen Krankheiten als Arznei von den Tierärzten verordnet und ſollte daher auch zu dieſem Zweck von Landwirten und Pferdebeſitzern eingeſammelt werden. Für jede größere Hauswirtſchaft aber bietet die Roßkaſtanie, die ungeheuer reich an Stärkemehl iſt, Gelegenheit zu nicht unerheblicher Erſparnis, wenn die thätige Hausfrau die Mühe nicht ſcheut, ſich ihren Bedarf an Stärke für die Wäſche daraus ſelbſt zu verfertigen. Das Verfahren iſt ziemlich einfach, wenig ſchwieriger als die Bereitung der Kartoffelſtärke, aber lange nicht ſo umſtändlich wie die der Weizenſtärke. Man nimmt die Kaſtanien ſo friſch wie möglich, da ſie alsdann noch verhältnismäßig weich ſind und ſich leichter ſchälen laſſen. Dieſes Schälen wird weſentlich erleichtert durch eine Schälmaſchine, wie man ſie zum Abſchälen von Kartoffeln oder Äpfeln hat; nur darf ſie nicht zu weit ſein, da die Kaſtanien nicht die Größe der obigen Früchte erreichen. Sind die Kaſtanien rein von der braunen Schale befreit — was in Ermangelung der Maſchine auch mit dem Meſſer erzielt werden kann — ſo werden ſie in kleine Stücke zerſchnitten und in Bottichen, oder beſſer in ſolchen hölzernen, unten ſpitz zulaufenden großen Mörſern zerſtampft, wie man ſie auf dem Lande gewöhnlich zum Ausſtampfen von Hirſe, Schwaden u. ſ. w. benutzt. Sie ſind aus einem vollen Baumſtamm gehauen und arbeiten ſehr raſch und tüchtig. Sind die Früchte auf dieſe Art ganz zu Brei zerſtampft, ſo wird dieſer Brei mit reichlichem Waſſer verrührt und durch einen Beutel von neuer, aber loſer Leinwand tüchtig ausgedrückt; die Flüſſigkeit wird in ein großes irdenes Gefäß laufen gelaſſen, das im Beutel zurückgebliebene vom Brei wird ausgeſchüttet, mit Waſſer vermiſcht, nochmals durch den Beutel gerungen und das Verfahren mehreremale wiederholt, bis alles Stärkemehl aus den faſrigen Teilen herausgewaſchen iſt. Die geſamte Flüſſigkeit bleibt ruhig bis zum andern Tage ſtehen. Dann hat ſich das darin enthaltene Stärkemehl feſt auf dem Boden des Gefäßes angeſetzt, und die klare Flüſſigkeit wird davon behutſam abgegoſſen, neues Waſſer über das Mehl gegoſſen, umgerührt, ſtehen gelaſſen bis das Waſſer wieder klar iſt, und dieſes Verfahren ſo oft wiederholt, bis das Stärkemehl blendend weiß erſcheint. Nun ſchneidet man, ſo wie das letzte Waſſer abgegoſſen, von dem naſſen Stärkemehl Stücke, welche man auf mit reinen Tüchern belegte Bretter ausbreitet, und läßt es in einem warmen Zimmer, beſſer noch im Freien, an der Sonne trocknen. Iſt das Stärkemehl ganz trocken, wozu einige Tage gehören, ſo ſiebt man es und verwahrt es an einem trocknen Ort. Bei den hohen Preiſen des Getreides und der Kartoffeln, die in dieſem Jahre vermutlich ſich auch auf alle daraus gefertigten Fabrikate erſtrecken werden, dürfte die Stärke aus Kaſtanien nicht nur weil ſie von vorzüglicher Qualität iſt, ſondern auch ihrer Wohlfeilheit halber ſehr zu empfehlen ſein.

**B. von W. aus L.**

## Eine neue häusliche Kunſt.

Das Gebiet der häuslichen Kunſtfertigkeiten, dem die tauſenderlei netten und geſchmackvollen Zierrate unſerer Wohnungen entſtammen, hat ſich um einen ganz entzückenden Zweig vermehrt. Die neue Erfindung geht von Berlin aus und macht hier, wie ſeiner Zeit die neuerfundenen Metall- und Steinätzarbeiten, Aufſehen unter den Verehrerinnen des häuslichen Kunſtgewerbes. Die beſagte neueſte

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Errungenſchaft iſt eine beſonders einfache und wundervoll wirkende Art der Metallradierung. Der Optiker A. Wolfſchmidt, Berlin SW. Friedrichſtraße 200, hat dieſe neue Technik erfunden und zuerſt in Anwendung gebracht. Er verkauft allerlei ſchwargebrannte Metallgegenſtände, Platten zu Mappen und Tiſchen, Serviettenbänder, Rahmen u. ſ. w. Die Kunſtarbeit beſteht nun darin, mit ſcharfzugeſpitzter Meſſerklinge kräftig und ſchönwirkende Zeichnungen, Blumen, Figuren oder Ornamente in Strichen und Flächen in dieſes matte Erzſchwarz einzuradieren. Jeder Strich legt die darunter liegende blanke Metallſchicht frei; die Wirkung der fertigen Arbeit erinnert an die einer feinen Silberintarſia oder Tulaarbeit. Was wir an fertigen Arbeiten zu ſehen bekamen, war überraſchend ſchön. Da war vor allem eine jener zierlichen Salonetageren aus drei hier mit einradierten vollen Roſenzweigen geſchmückten Platten beſtehend. Man radiert natürlich zuerſt die Platten und läßt das graziöſe kleine Möbel dann zuſammenfügen. Weiter ſahen wir Photographieſtänder, viereckige, ovale und fächerförmige, mit Rokokoornamenten und Blumen, Tiſche, Serviettenbänder und vieles mehr. — Der Erfinder liefert die präparierten Gegenſtände mit und ohne Aufzeichnung, angefangen oder nicht. Wer ſelbſt zeichnet, wird natürlich aus freier Hand oder nach ſelbſt mit Bleiſtift vor ſkizzierter oder gepauſter Zeichnung arbeiten. — Als Verſuch rate ich, ſich einen kleinen Rahmen oder ein paar kleine Platten kommen zu laſſen; letztere laſſen ſich immer zu Albums, kleinen Tabletts, im kleinſten Format zu Viſitenkartentaſchen oder Menukarten verwenden. — Werkzeug hat man ſich nicht zu beſchaffen, ein degenförmig ſpitz zugeſchliffenes Taſchenmeſſer genügt zu zarten und breiten Strichen. Im übrigen iſt auch das Material unſerer Arbeit nicht teuer; die kleinſte präparierte Platte iſt ſchon für ſechzig Pfennig zu haben. Wir ſind überzeugt, daß unſere Leſerinnen an dieſer reizvollen Arbeit ein ganz beſonderes Gefallen finden werden.

## Handarbeit.

Taſchentücher mit Blätterkante. Eine ſehr hübſche Verzierung für kleine Taſchentüſcher iſt eine Kante aus Blättern, zu deren Zeichnung man natürliche oder künſtliche Blätter verwendet. Wir wollen z. B. ein Tuch mit Kante aus Epheublättern herſtellen. Zu dieſem Zwecke ſuchen wir uns ſchöne, regelmäßig gewachſene Exemplare, an denen etwas Stiel bleiben darf, unter den vorhandenen Blättern aus, oder, falls wir über keine natürlichen Blätter verfügen, leiſten uns auch künſtliche Blätter denſelben Dienſt. Auf einem Vierecke von Papier, welches die Größe des gewünſchten Tuches hat, ſteckt man mit Nadeln in je eine Ecke am Rande ein Blatt ſchräg auf, daß die Spitze des Vierecks und die Blattſpitze aufeinander zu liegen kommen. Fünf bis ſieben andere Blätter werden auf jeder Seite zwiſchen den beiden Eckblättern arrangiert, die Spitzen immer nach dem Rande des Papieres hin, doch müſſen die Eckblätter ſtets ganz ſichtbar bleiben, während die Mittelblätter teilweiſe einander decken müſſen. Beim Arrangieren der Blätter achte man beſonders darauf, daß die Blattſpitzen ſich alle in derſelben Entfernung vom Rande befinden, am beſten alſo mit ihrer Spitze auf dem Rande des Papiers abſchneiden. Hierauf werden die Konturen der Blätter mit einem Bleiſtift umzogen, dann die aufgelegten Blätter entfernt und in die gezeichneten Blätter Adern nach den Vorbildern gezeichnet. Jetzt wird die Zeichnung von dem Papier durch Blaupapier auf den Stoff übertragen, und die Konturen der Blätter mit feinem Stickgarn in blau oder rot in Stielſtich ausgeſtickt. Der Außenrand der Blätter wird mit weißer Stickbaumwolle languettiert dicht hinter der mit buntem Garn in Stielſtich verzierten Außenkontur und dann ausgeſchnitten. Die ausgeſchnittenen Blattſpitzen geben dem Tuche ein höchſt apartes originelles Ausſehen. Ebenſo kann man zu der Blätterkante auch Ahorn-, Begonien-, Wein-, Pelargonien- und Eichenblätter verwenden, natürlich in den angemeſſenen Größenverhältniſſen, die ſich ſtets nach der Größe des herzuſtellenden Tuches richten. Kleine Deckchen aus grauer Leinwand mit ſolcher Weinblätterkante geſchmückt geben nette Obſtſervietten. **E. Grete.**

Manchen Freundinnen von ſchöner Handarbeit dürfte es noch unbekannt ſein, wie empfehlenswert „waſchechte“ farbige Seide zum ausfertigen von Leinwandſtickerei aller Art iſt. Dieſelbe iſt angenehm zu verarbeiten, reicht weit, weil ſie geſpalten wird, hält die Farbe in der Wäſche und der Luft vollkommen und behält immer einen hübſchen Glanz, der durchs Waſchen noch erhöht wird. Ein kürzlich von mir in altgold und hellbraun Filoſelleſeide geſtickter Tiſchläufer fand vielen Beifall. Man vermeide, wenn möglich, die in Stickbaumwolle ſeither gebräuchlichen Farben, blau und rot, und wähle etwa lila, moosgrün, ſalmfarb oder gelb, letzteres mit weißem Plattfaden als Füllung von Blättern bringt ebenfalls eine ſchöne Wirkung hervor. Ganz bunt gehaltene Stickereien in den neuen matten Farbentönen ſind jetzt ſehr beliebt. Man verwende natürlich nur „garantiert waſchechte“ Stickſeide (ich bezog ſolche „waſchechte“ Stickfloretſeide in Strängen à 10 Pf. von Chr. Kick, Seidenhandlung in Stuttgart), zum Häckeln gibt es waſchechte Cordonnetſeide. **F. R.**

## Nochmals das Anrichten der Speiſen.

In Nr. 51 fand ſich ein anregender Artikel über das „Anrichten der Speiſen.“ Der jungen Hausfrau, welche ſich desſelben als Wegweiſer bedient, iſt es vielleicht nicht unangenehm, wenn eine alte Hausfrau ihn noch weiter ergänzt. Vorausſchicken möchte ich jedoch, daß es bei dieſen Anrichteregeln, wie bei ſo vielen, heißt: „ländlich, ſittlich“ und daß Nord und Süd in Küchenfragen gar oft verſchiedener Anſicht ſind.

So wie es mir mit dem Spargel geht, deſſen eigenartigen Wohlgeſchmack ich nicht durch Semmelkrume und Muskatblüte ſchwächen reſp. übertäuben möchte, wie es meine geehrte Vorrednerin rät, werden auch meine kleinen Ratſchläge vielen fremd erſcheinen. Ich wage ſie aber doch. — Ein ganz außerordentlich dankbares Hilfsmittel für den Auspuţ der Schüſſeln, zu gleicher Zeit wohlſchmeckend und erfriſchend, iſt Fleiſchgelee, beliebig gefärbt für Fleiſch- und Fiſchſpeiſen, und Obſtgelee zur Verzierung von Crêmes, Kompotts u. ſ. w. Fleiſchgelee ſtellt man ſich am raſcheſten her aus Fleiſchextrakt, Zitronenſaft, etwas Wein, Salz und aufgelöſter Gelatine. Dies alles gießt man durch ein Sieb auf eine flache Schüſſel. Sobald die Maſſe ſteif iſt, kann man aus der glatten Fläche alle gewünſchten Figuren ſchneiden oder ausſtechen. Mit einem Meſſer gehackt, ſieht die Gelee ebenfalls gut aus und gibt eine hübſche Randverzierung.

Doch nun zu den Speiſen, die wir anzurichten beabſichtigen.

Ragouts, die Probeſtücke wahrer Kochkunſt, richtet man auf zweierlei Weiſe an. Entweder in einer runden vertieften Schüſſel, garniert mit Halbmonden aus Blätterteig, mit Croutons, mit einem Reisrand, mit Krebsſchwänzen, Champignonsköpfchen oder man richtet ſie in Portionen an, in Muſcheln oder Paſtetenförmchen. Während das Ragout in erſterer Form bei Mittagseſſen eine Mittelſchüſſel, bei Abendeſſen eine Vorſchüſſel repräſentiert, bilden die Muſcheln reſp. Paſtetchen ſtets ein Vorgericht, bei Mittagseſſen werden ſie natürlich nach der Suppe gereicht. Die Muſcheln oder die Paſtetenhülſen, man kennt ſolche aus Butterteig, Blätterteig, mit und ohne Deckel, ferner aus Papier und Porzellan, werden auf runder Schüſſel gereicht. Damit die Muſcheln nicht durch ihr Aneinanderſtoßen ſtörend wirken, pflegt man ſie auf eine hübſche geſtickte Serviette zu ſtellen, ja es gibt eigens dazu erdachte Servietten, die in ihren Falten eine beſtimmte Anzahl Muſcheln aufnehmen. Gern will ich mein Muſter den Hausfrauen zur Verfügung ſtellen. Enthalten die Muſcheln Fiſchragout oder Kaviar, ſo kann eine Unterlage von grünen Salatblättern aushelfen. — Zu Kaviar reicht man geviertelte Zitronen, Butterbällchen, geröſtetes und ungeröſtetes Weißbrot in zierlichen Schnitten. Richtet man ihn in Muſcheln an, ſo ergibt ein Häufchen Kaviar, ein Butterklöschen und ein wenig rotes Gelée die deutſchen Farben. — Alle Mayonnaiſen richtet man ſo an, daß ſie nach der Mitte der Schüſſel zu gehäuft erſcheinen. Geviertelte oder halbierte Eier, Salatherzen oder Zitronen ergeben z. B. bei Hummermayonnaiſe eine hübſche Verzierung. Man hat darauf zu achten, daß die Mayonnaiſe, d. h. die Sauce, ſteif iſt, denn eine zu dünne Sauce zerſtört den Aufbau.

(Fortſetzung in nächſter Nummer.)

## Für die Küche.

### C. Kartoffelſpeiſen.

1. Gefüllte Kartoffeln. Man ſchäll rohe Kartoffel möglichſt gleichmäßig, ſchneidet oben einen Deckel ab, höhlt die Kartoffeln aus und füllt ſie mit einer Farce aus feingewiegtem übrig gebliebenem Schweinebraten, Eiern, Salz, Pfeffer, etwas geriebener Zwiebel und Sahne nebſt Reibbrot. Den abgeſchnittenen Deckel beſtreicht man mit Ei, ſetzt ihn oben wieder auf und brät die Kartoffeln nun in Schmelzbutter lichtbraun und gar und reicht ſie zu grünem Salat, Kreſſe-, Endivien- oder Krautſalat.

2. Kartoffelbrei mit Erbſen und Rauchfleiſch. Von dem beliebten Wintergericht, Sauerkraut, Erbſenbrei und Kartoffelbrei laſſen ſich Reſte von den beiden letzten Sachen vortrefflich zu wohlſchmeckender Abendſchüſſel verwenden. Man vermiſcht den Kartoffel- und Erbſenbrei miteinander, verdünnt ihn etwas mit kräftiger Fleiſchextraktbrühe und erhitzt ihn im Waſſerbade. Man würzt ihn noch mit weißem Pfeffer, beſtreut den Brei mit angebratenen Speck- und in Butter gebratenen Zwiebelwürfeln und reicht Rauchfleiſch oder Pökelfleiſch dazu.

3. Rührkartoffeln. Reſte von Rindfleiſch ſchneidet man feinwürfelig, kocht Kartoffeln in der Schale, ſchält ſie und ſchneidet ſie in Scheiben. Man brät beides in reichlich ausgelaſſenem Speck und zerſchnittenen Zwiebeln durch, verrührt Fleiſch und Kartoffeln dann mit einem mit Fleiſchbrühe verquirltem Rührei und gibt das Gericht, ſowie das Rührei feſt geworden, zu Tiſch.

4. Kartoffeln mit Sardellen. Man ſchneidet geſchälte Kartoffel roh in Scheiben, dämpft ſie in Butter mit gehackter Peterſilie und gewiegter Zwiebel weich, gießt $1/4$ Liter ſaure Sahne und mehrere gewäſſerte, gehackte Sardellen über die Kartoffeln, dämpft ſie noch eine Weile und richtet ſie zu Salat und Wiener Würſtchen an.

5. Saure Kartoffelſtückchen zu friſcher Wurſt. Mehrere feingehackte Zwiebeln röſtet man mit feinwürfelig geſchnittenem Speck mit einem Löffel Mehl gelb, fügt ſoviel Waſſer hinzu, daß man eine dünnſämige Sauce erhält und würzt dieſe mit Salz, Pfeffer, wenig Eſſig, 5 gr Fleiſchextrakt und einer kleinwürfelig geſchnittenen, geſchälten ſauren Gurke. Man dünſtet in dieſer Sauce in Scheiben oder Stücke geſchnittene gekochte Kartoffeln etwa fünf Minuten. **L. Holle.**

Pillaff. Frage 208 in Nr. 49 des Frauen-Daheim. Der Reis wird ungewaſchen in den Topf gethan, dazu ein tüchtig Stück Butter und etwas weißer Pfeffer; ſodann wird ſoviel ſehr ſtarke Fleiſchbrühe, richtige Kraftbrühe, der das nötige Salz nicht fehlen darf, darübergegoſſen, daß der Reis eben bedeckt iſt. Das Ganze wird langſam ins Kochen gebracht und gar werden gelaſſen, bis es pufft. Der Reis ſaugt die Flüſſigkeit auf und muß trocken werden, ohne zu zerfallen. Probatum est.

**Einer, der ſich im Morgenland wohl ums Reiskochen bekümmert hat. Salám!**

Koteletts in Weißbier, Frage 209. Schweinsrücken (Kotelett) oder ein anderes Bratenſtück vom Schwein wird erſt in etwas Butter von allen Seiten recht gut gebräunt, dann gibt man einige geſchälte Zwiebeln daran, läßt dieſelben ſich ebenfalls gelbbraun färben, worauf man, mit etwas Salz, Weiß- oder anderes Bier (Kochbier) darunter gießt und das Fleiſch darin weich ſchmoren läßt. Vor dem Anrichten desſelben ebnet man die Sauce, nachdem man ſie entfettet, mit etwas Kartoffelmehl ab. **E. W.**

## Auskunft.

Fr. 200. Zimmerhundehütten führen und liefern als Spezialität F. Ançion & Schuerzel, Berlin SW, Wilhelmſtr. 123.

**Frau v. L.** Frage 190. Herr E. Begerow, Altona fertigt aus zwei Pfund gezupfter Seide ein Dutzend Wattetafeln zum Preiſe von 6 Mark, die zur Füllung von einer Steppdecke 120—130 cm breit und 190—195 cm lang genügen dürften. — Anfertigungspreis einer Decke mit Zwirn 3 Mark, mit Seide 6 Mark, wenn der Stoff zugegeben wird, andernfalls kann man auf Wunſch Baumwoll- und Wollſtoffmuſter erhalten. **M. B.**

## Fragen.

6) Wie entfernt man friſche Stockflecke aus einmal gewaſchenem neuen Drell, ohne den Stoff allzuſehr anzugreifen?

**H. Imbshauſen.**

7) Könnte nicht eine der geehrten Leſerinnen des Frauen-Daheim ein Geſchäft nennen, von wo man neue Gummiwalzen zu einer eiſernen Wringmaſchine beziehen könnte?

**Anna, die Ratloſe.**

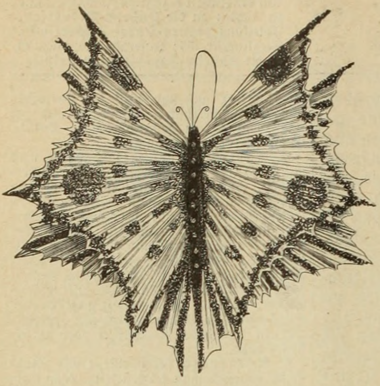
8) Wo bekommt man eine praktiſche Kartoffelſchälmaſchine für eine große Volksküche? **Schwetz a/W. H.**

9) Bei Gelegenheit der ſilbernen Hochzeit ſoll der alte, vor 25 Jahren geſchenkte Teppich, durch einen neuen erſetzt werden. Die Hauptperſon bei Überreichung ſoll ein junges Mädchen ſein, vielleicht in Begleitung einiger Kinder? Wer könnte mir ein dazu paſſendes kleines Gedicht und Koſtüm angeben. Im voraus beſten Dank!

**Motte.**

## Redaktionspoſt.

**E. H. M. Wieſelburg.** Wiederholt dageweſen!



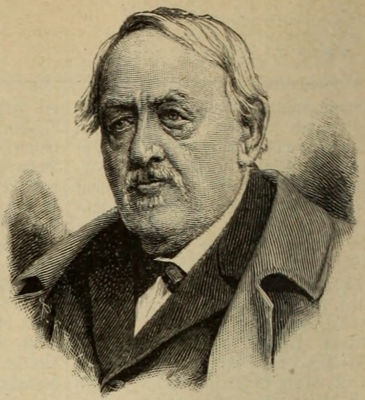
Aus dem „Frauenkalender“:
Neue Lampenſchirme (Japaniſcher Falter).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

**Preis 1½ Mark**

elegant und dauerhaft
**in rote Leinwand gebunden.**

◆



Aus der „Totenſchau“:
Eduard von Bauernfeld.

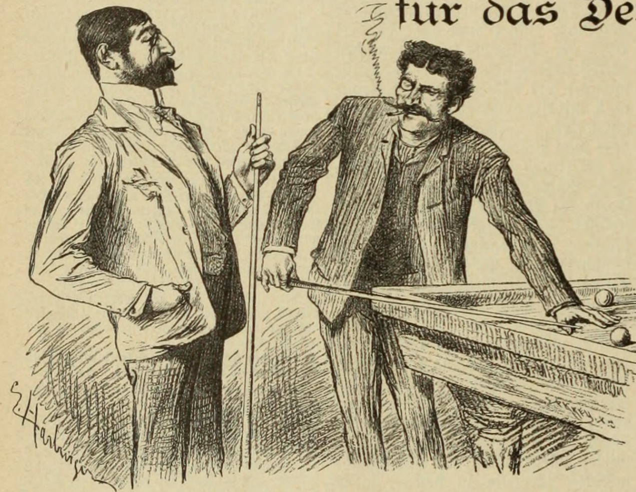
Seine alten Freunde zu begrüßen und neue zu gewinnen, wünſcht der

# Daheim-Kalender

## für das Deutſche Reich

## auf das Schaltjahr 1892

Herausgegeben
**von der Redaktion des Daheim.**



Aus den „Anekdoten“:
**Angenehmes „Geſchäft“.**
„Was iſt Ihr Herr Vater?“ — „Rentier.“
„Und was haben Sie für ein Geſchäft?“ — „Ich helfe ihm in dem ſeinigen.“

336 Druckſeiten mit vielen vortrefflichen Holzſchnitten, einem **farbigen Kunſtblatt** als Titelbild: „Feierabend“ von B. Vautier und **ſieben Einſchalt-Vollbildern** namhafter Künſtler.

◆

Der Daheim-Kalender iſt ein **echtes und rechtes Hausbuch** ſeit lange her: unterhaltend und praktiſch zugleich. Er bringt gute, gehaltvolle Novellen, ſinnige Erzählungen und Gedichte mit anmutigen Bildern, ſowie zeitgeſchichtliche Rückblicke mit trefflichen Porträts; daneben in ſeinem „Gemeinnützigen“ praktiſche Winke in täglich vorkommenden Fragen: z. B. in einem inſtruktiven Artikel über das „neue preußiſche Einkommenſteuergeſetz“, für Handel und Verkehr über Maße und Gewichte, Geld-, Poſt- und Telegraphenweſen ꝛc. Speziell den Frauen und Mädchen des Hauſes widmet er einen „Frauenkalender“: Handarbeiten (neue Lampenſchirme und Spanarbeiten), Hauspoeſie (Hochzeits- und Geburtstagsgedichte ꝛc.), Praktiſches für den Haushalt (die Kunſt des Vorſchneidens), Kalender für Blumenzucht ꝛc. Dazwiſchen finden ſich luſtige Anekdoten und allerlei Rätſel zum Kopfzerbrechen: — alles aber aufs ſorgfältigſte redigiert und in guter, feiner Ausſtattung. So wird abermals der Daheim-Kalender ſeine zahlreichen Freunde überraſchen und ſicherlich viele neue dazu gewinnen.

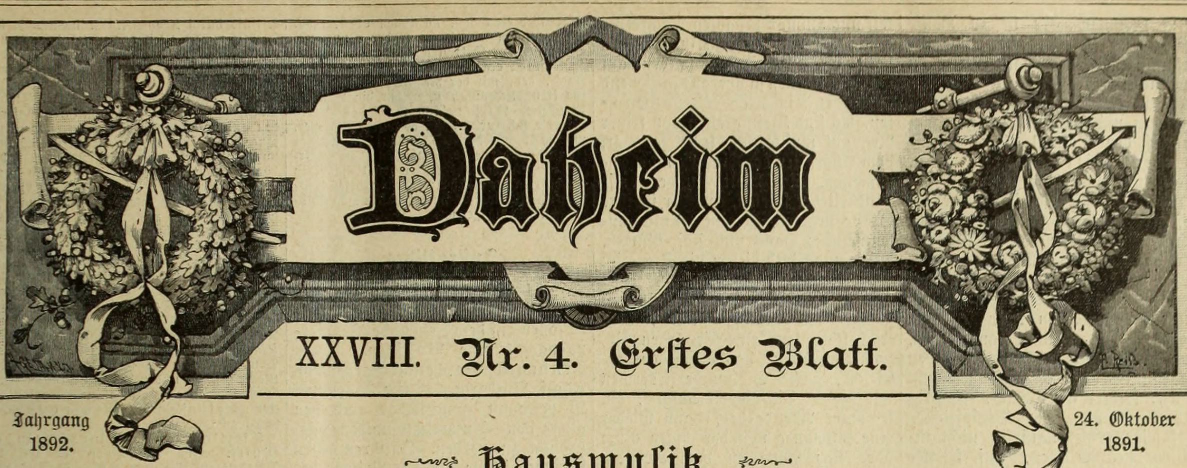
◆

Monat Mai.

Aus der Erzählung „Ein Fahrender“
von K. von Helien.

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**

Einſendungen an die Daheim-Expedition in Leipzig. Für den Anzeigeteil verantwortlich: Chr. Fröß in Leipzig, Poſtſtraße 9, II. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.



Daheim

XXVIII. Nr. 4. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

24. Oktober 1891.

# Hausmuſik.

Clara Schumann.
Nach einer Photographie von Arthur Marx in Frankfurt a. M.

## Clara Schumann.

Der Name Clara Schumann iſt überſtrahlt von dem Abendrot einer ſinkenden Kunſt; in der That, jene Epoche des modernen Klavierſpiels, als deſſen reinſter Typus Clara Schumann gilt, vermag in dem Virtuoſenlärm unſerer Tage kaum ſich noch zur Geltung zu bringen; dieſer ſchöne Frühling eines poeſievollen, klaſſiſch edlen Klavierſpiels iſt abgeblüht. Die Mehrzahl der modernen Virtuoſen erringt ſich mehr mit der ſtaunenerregenden Bravour des Spieles als mit der ſeelenvollen Größe des Ausdrucks Bewunderung. Die Kunſtfertigkeit gilt häufig mehr als die Kunſt, das Kunſtwerk ſcheint nur zu oft lediglich des Künſtlers wegen da zu ſein. Früher waren die Künſtler des Kunſtwerkes wegen da. Und es iſt gut, mitten in dieſer lauten und aufdringlichen Kunſt jenes edle Bild im Gedächtnis feſtzuhalten, in dem ſich in gleichen Teilen die Poeſie eines empfindungsreichen Frauengemütes und der Zauber einer zarten, dem Kunſtwerk unterwürfig folgenden Künſtlerſchaft gemiſcht haben. Clara Schumann wurde am 13. September 1819 als die Tochter des durch ſein außergewöhnliches pädagogiſches Talent ſowohl, wie durch ſeine ſelbſt eines Beigeſchmacks von Starrköpfigkeit nicht entbehrende Originalität weit und breit bekannten Künſtlers Fr. Wiek in Leipzig geboren. Der Vater erkannte frühzeitig das intenſive muſikaliſche Talent ſeines Töchterchens, und mit ſtrengſter Unnachſichtigkeit, ohne weitere Rückſicht auf die mehr dem Puppen- als dem Klavierſpiele ſich zuwendenden Neigungen eines kleinen Mädchens, nahm er den Unterricht des jetzt fünfjährigen Kindes in die Hand. Die Fortſchritte Claras waren ganz erſtaunlich; ſie ſpielte ſchon mit neun Jahren die Klavierkonzerte von Hummel und Mozart vollſtändig notengetreu frei aus dem Gedächtnis, und als in der Dämmerſtunde eines blütenſchweren Sommerabends dem geſtrengen Vater Wiek ein junger ſtudentiſcher Muſikſchwärmer ein Klavierkonzert vorſpielte, um der Ehre der Schülerſchaft Wieks teilhaftig zu werden, da tauchte aus dem Dunkel die kindliche Geſtalt Claras. „Sie müſſen noch recht tüchtig üben, ich ſpiele das Stück viel beſſer“, ſagte die Kleine. Jener junge Muſikſchwärmer ſchrieb ſpäter von Clara: „Andere dichten, ſie iſt eine Dichtung.“ Es war Robert Schumann. 1828 ſpielte Clara zum erſtenmale öffentlich und zwar in einem der berühmten Gewandhauskonzerte. Der Erfolg war ein ungeheurer. Neue Studien, die ebenſoſehr von eiſerner Strenge wie von völliger Selbſtverleugnung Kunde gaben, folgten ihm, nur auf Augenblicke unterbrochen durch Kahnfahrten auf der Pleiße in der Geſellſchaft Schumanns, der ein warmherziger Kinderfreund war, oder durch harmloſe Spielereien mit einem ſüßen kleinen Kätzchen, das Clara ſehr liebte. Das hochentwickelte muſikaliſche Leben Leipzigs lenkte frühzeitig den Sinn der kleinen Pianiſtin dem Edlen und Erhabenen in der Tonkunſt zu, und die fruchtbaren Anregungen, welche Clara von dem dämoniſchen Spiele eines Paganini, des Zauberers auf der G-Saite, und den im Hauſe ihres Vaters frei ein- und ausgehenden Künſtlern und nicht zuletzt von R. Schumann ſelbſt empfing, übten die günſtigſte Rückwirkung auf ihr Spiel und ſeine künſtleriſche Reife aus. Zahlreiche Kunſtreiſen wurden unternommen: ſo nach Dresden, nach Weimar, wo Goethe „dem ſinnigen Kinde“ ſeine Huldigung brachte, und nach Paris, das damals der Brennpunkt des geſamten künſtleriſchen Lebens war. Überall Triumphe, Erfolge der glänzendſten Art. Und bei alledem ſtudierte Clara eifriger denn je, eifriger denn je feilte und arbeitete ſie an ſich und ihrer Kunſt. Nachdem ſie vor der Cholera aus Paris geflohen, wandte ſich die jugendliche Künſtlerin nach Leipzig zurück, und eine Konzertreiſe nach Wien war reich an berauſchenden Ehren aller Art. Clara aber ſättigte ſich nicht an den Hekatomben des Beifalls, ihr Herz blieb frei von Stolz und Verblendung. Unterdeſſen war auch aus dem stud. juris Schumann ein ganzer Künſtler geworden, der mit ſeinem Schaffen eine neue Epoche der Tonkunſt zu inaugurieren verſprach. Schumann bewarb ſich eifrig um die Hand Claras, allein unzählige Hinderniſſe ſtellten ſich einer Verbindung des Paares entgegen; auch Vater Wiek war dem Herzensbündnis der Beiden durchaus abhold. Jahrelang blieb er unerbittlich. So ereignete ſich denn das Unerhörte, daß Schumann gegen den Willen ſeines Schwiegervaters, der Macht der Gerichte ſich unterſtellend, ſeine Braut heimführte. Das Leben, das nun Robert und Clara führten, charakteriſierte Liszt mit den Worten „Er lebte dichtend, ſie dichtete lebend“; es war ein Leben voll des reinſten Glückes. Und in dieſer Zeit entſtanden auch alle die herrlichen Lieder Schumanns, dieſe Perlen der deutſchen Lyrik. Mit der muſikaliſchen Welt blieb Clara in der innigſten Berührung durch zahlreiche Kunſtreiſen, die ſich über Öſterreich, Belgien und Rußland ausdehnten. 1851 wurde Schumann Kapellmeiſter in Düſſeldorf, 1854 zeigten ſich die erſten Spuren jenes ſchrecklichen Nervenleidens, das den genialen Komponiſten zu einem Selbſtmordverſuch trieb. Erſt zwei Jahre nachher erlöſte ihn der Tod aus dem troſtloſen Zuſtande des Wahnſinns. Was mag die edle Frau in dieſer Zeit der Prüfung gelitten und geduldet haben! Nur die Kunſt feſſelte ſie an das Daſein. Nachdem ſie mit ihren Kindern einige Jahre in Berlin und Wiesbaden gelebt, ſchlug ſie 1878 dauernd ihren Witwenſitz in Frankfurt a. M. auf. Hier wirkte ſie als der geiſtige Mittelpunkt des Hochſchen Konſervatoriums, als Hüterin eines geläuterten Geſchmackes, von hier aus unternahm ſie zeitweilig noch Konzertreiſen, die Zuhörer entzückend durch ihr klaſſiſches Spiel und die geniale Auffaſſung der Werke eines Beethoven, Chopin und Schumann, hier lebt ſie der Erinnerung ihres unvergeßlichen Gatten, deſſen Jugendbriefe ſie herausgab.

Clara Schumann iſt eine der vorzüglichſten Pianiſtinnen der Gegenwart. Ihr Spiel iſt echt künſtleriſch: kriſtallklar, poeſievoll, ganz Hingebung an das Kunſtwerk und voll bewunderungswürdiger Reinheit und Keuſchheit der Empfindung und vollendetem Adel des Vortrags.

## Vom Vorſpielen.

Die Muſik iſt eine ihrer innerſten Natur nach geſellſchaftliche Kunſt: ſie gehört niemals einem Menſchen allein. Und das Bedürfnis nach muſikaliſcher Unterhaltung empfindet die moderne Geſellſchaft in dem Maße, daß ihr die Muſik zu einem ganz unentbehrlichen Reizmittel, manchmal auch zu einem Narkoticum, das ſich vortrefflich zur Einſchläferung der Langweile eignet, in Ausnahmenfällen ſogar zu einem Medium der Begeiſterung, der Freude am Schönen, geworden iſt. In einer Zeit, in der, wie in der unſeren, das Klavierſpielen eine Verbreitung gefunden hat, die aus den Paläſten der Reichen in die Hütten der Armen führt, iſt es neben dem Geſang (der indeſſen ja auch der Klavierbegleitung bedarf) vor allem das Klavierſpiel, das als Mittel der muſikaliſchen Unterhaltung in Betracht kommt. Der Klavierſpieler gilt etwas in der Geſellſchaft; er muß jeden Augenblick gewärtig ſein, von ihr zur Entfaltung ſeiner Kunſt aufgerufen zu werden. Wer von uns iſt nicht ſchon einmal Augenzeuge geweſen, wie irgend ein Unglücksmenſch von Klavierſpieler — ich meine natürlich nicht den Berufsmuſiker, ſondern den Dilettanten — zum Spielen aufgefordert, mit allen Zeichen der Schüchternheit und der Verwirrung erſt in ellenlangen Entſchuldigungen ſich erging, daß er wirklich nur ganz mäßig ſpiele, daß er heut auch gar nicht geübt habe, daß ſeine Finger — o, wie ſchrecklich! — gerade heute ſo ſteif wären; wer erinnert ſich nicht, gehört zu haben, wie jener Aermſte ſeinen Lamentationen die Krone aufgeſetzt, indem er noch hinzugefügt: er habe ſeine Noten zu Hauſe gelaſſen! „O ſpielen Sie nur, es wird ſchon gehen!“ ermuntert man ihn. Aber er wird immer verwirrter, er ſtottert immer mehr, und ſchließlich merken dann die echten und die unechten Muſikenthuſiaſten, daß ſie einen Menſchen nutzlos eine peinvolle Viertelſtunde hindurch recht grimmig gemartert haben. Und einer oder der andere denkt ganz leiſe bei ſich, daß es eben nur der Nachbar hören kann: „Sechs Jahre hindurch hat der Menſch Klavier gepaukt, und nun kann er nicht einmal einen Walzer ſpielen!“ Und der Nachbar denkt ebenſo leiſe zurück: „O, er kann es ſchon, aber er traut ſich nicht, er hat keine Courage.“ Ja, das iſt's! Mancher ſpielt ſeine Stücklein zu Hauſe ſehr fein und artig herunter. Er iſt zu Hauſe ein großer Pianiſt, aber auch nur zu Hauſe, wenn er ganz allein am Inſtrumente ſitzt; ſobald noch ein anderer zuhört, welch ein Stolpern, Stottern und Humpeln ereignet ſich da auf den Taſten! Das Vorſpielen will gelernt ſein. Wer nun einmal ſo ſehr mit geſellſchaftlicher Blödigkeit behaftet iſt, daß er, der die Gabe der Rede beſitzt, die Rolle des Stummen ſpielen muß, der ſoll ſich bemühen, dieſer übergroßen Schüchternheit Herr zu werden. Er ſpiele erſt ein paar wohlwollenden Menſchen und Freunden vor; nicht auswendig, ſondern die Noten hübſch vor den Augen. Es wird im Anfang ſchlecht gehen: Fehler auf Fehler, ruſchelig und verwiſcht. Der Vorſpielende darf ſeine Fehler natürlich nicht inmitten des Stückes, auf friſcher That verbeſſern wollen, ſondern er muß es bei einem zweiten Vorſpielen nach Möglichkeit beſſer machen, ſo gut es eben geht. Die Freunde werden ihn wohlmeinend tadeln oder gerne ein Wort der Aufmunterung und des Lobes ſpenden, wenn er es verdient hat. Beides aber, Tadel wie Lob, wird für einen vernünftigen Spieler von großem Nutzen ſein. Warum? Weil der Tadel, indem er zur Selbſtprüfung hinleitet, belehrt und indem er belehrt, beſſert; weil das Lob eine Kräftigung des bisher mangelnden Selbſtvertrauens und Selbſtbewußtſeins zur Folge hat, Freude bereitet und zu neuer Arbeit, zu neuer Vervollkommnung anſpannt. Iſt der Vorſpielende erſt ſo weit gelangt, daß er Stücke, die ihm ſympathiſch ſind, tadellos, alſo wenigſtens in ihrem techniſchen Apparate korrekt vorzuſpielen vermag, ohne zu ſtottern und ohne ſtecken zu bleiben, ſo gilt es, dem Reiz des glücklichen Gelingens auch dort nachzugehen, wo der Spieler mehr als bisher der Gunſt des Zufalls ausgeſetzt erſcheint. Er muß ſich und ſein Glück gewiſſermaßen herausfordern und ohne weitere Umſtände jede paſſende Gelegenheit, ein Stück ohne vorhergegangenes Üben vorzutragen, den Mut gewinnen. So wird allmählich die frühere Beklommenheit einer gewiſſen wohligen Ruhe weichen, welche dem Vorſpielenden von ſeinen Fähigkeiten und Kunſtfertigkeiten den beſten Gebrauch zu machen geſtattet, und iſt erſt das unheimliche Sauſen in den Ohren verſchwunden, welches früher ſchon bei dem bloßen Gedanken, vorſpielen zu müſſen, den bedauernswerten Klavierſpieler zu befallen pflegte, ſo wird ihn ſein Ohr jetzt um ſo leichter auf den Pfad einer ſchönen, geſangvollen Tongebung hinleiten. Für einen gewiſſenhaften Lehrer aber muß es Pflicht ſein, ſeine Schüler bei Zeiten zum Vorſpielen zu erziehen: denn deswegen lernen ſie ja eben Klavierſpiel.

## Kinderlieder.

Kinderlieder für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte komponiert von Guido Nakonz. Sechs Hefte, das Heft im Preiſe von Mk. 1,50. Je drei Hefte in einem elegant kartonierten Hefte. Preis Mk. 3. Leipzig, E. W. Fritzſch. — Es haben ſich bisher einzelne Komponiſten mit großem Erfolg auf dem Gebiete der Kinderlieder verſucht. Die Taubert und Reinecke haben in Guido Nakonz einen mit Feinfühligkeit und Humor begabten Nachfolger erhalten. In ſeinen Kinderliedern hat der Komponiſt den naiven, auf die Erwachſenen ſo überaus anziehend wirkenden Kinderton reizend getroffen. Es ſind Kleinigkeiten von feiner Art, gut muſikaliſch, leicht ſangbar, dem Charakter der Kinderſtimme angemeſſen. Die Welt, in der dieſe Kinderlieder ſpielen, aus der ſie ihre Stoffe nehmen, iſt eine traulich anheimelnde: Haus und Hof, Garten, Wieſe und Wald bilden die Szenerie; der Einzug des Frühlings, Szenen aus dem Naturleben, kleine Hühner-, Zeiſig- und Wildgeſchichten, vom Küchelchen, das keine Eier legen will, vom Hirſchlein, das der Jäger erpirſcht, zarte Schlummerliederchen mit holden Eia-Popeiaklängen, ein frommes Abendgebet, dann wieder eine Romanze von der böſen Rute oder von Hänschen dem Reitersmann, Soldaten- und Puppenabenteuer füllen den Inhalt der Hefte. Die Gefahr in Monotonie, in Einförmigkeit zu verfallen, welche bei den engen, der muſikaliſchen Behandlung gezogenen Grenzen ziemlich nahe lag, hat der Komponiſt überall durch die Lebendigkeit ſeines muſikaliſchen Ausdrucks umgangen: ſeine Charakteriſtik der Texte iſt eine wohlgelungene, ohne jeden realiſtiſchen Aufputz und billige Effektmittel. Das muſikaliſche Prinzip erſcheint überall in den Vordergrund geſtellt, und darum mögen dieſe Kinderlieder auch wohl den weitergehenden Anſprüchen Erwachſener noch recht wohl behagen. Die Ausſtattung iſt eine vorzügliche, der Stich groß und leicht lesbar. An die techniſche Vollkommenheit des begleitenden Klavierſpielers ſtellen die Sachen ſo gut wie gar keine Anforderungen. Der jungen Welt ſeien ſie beſtens empfohlen!

## Aus dem Tonleben.

Die muſikaliſche Welt feierte vor kurzem einen Feſttag ſeltener Art: am 30. September waren es hundert Jahre, daß Mozarts unſterbliche Oper „die Zauberflöte“, deren herzerquickende Melodien ſeitdem Gemeingut aller Muſikfreunde geworden, zum erſtenmale das Licht der Lampen erblickte. Die erſte Aufführung (am 30. September 1791) fand in Wien„ im k. k. privilegierten Theater auf der Wieden“ ſtatt. Der Theaterzettel berichtet in einer Bemerkung: „Hr. Mozart wird aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum und aus Freundſchaft für den Verfaſſer des Stückes, das Orcheſter heute ſelbſt dirigieren“. Der Verfaſſer des Stückes war der bekannte Schickaneder, ein ziemlich heruntergekommenes Genie. Schreiben und Rechnen wurden ihm ſchwer, aber er beſaß viel Mutterwitz, praktiſche Erfahrung und ſehr viel Bühnenroutine. Er wußte genau, wie das Publikum zu födern ſei. Schickaneder war ſchon früher in Preßburg Theaterdirektor geweſen. Er hatte gar curioſe Stücke aufgeführt, unter andern eines, in welchem neben einer Gans, welche die Hauptrolle ſpielte, nur noch Hähne und Hühner auftraten. Der Papageno der Zauberflöte mit ſeinem bunten Federkoſtüm iſt ein Überbleibſel, eine Erinnerung an jene Vogelkomödien. Schickaneder verſprach ſich von der Zauberflöte Außerordentliches. Der anfängliche Erfolg des Werkes war jedoch keineswegs ſo groß geweſen, als man erwartet hatte, und nach dem 1. Akt ſoll — wie O. Jahn in ſeiner klaſſiſchen Mozartbiographie erzählt — Mozart blaß und beſtürzt zu Schickaneder auf die Bühne gekommen ſein, der ihn zu tröſten ſuchte. „Wenn wir ein Malheur haben“ — hatte Mozart ſchon früher bemerkt — „ſo kann ich nicht dazu, denn eine Zauberoper habe ich noch nicht komponiert.“ Aber ſchon im Verlaufe des zweiten Aufzuges ſchlug die Stimmung des Publikums um; man rief Mozart. Er hatte ſich verſteckt, man mußte ihn ſuchen, und nur mit Mühe konnte der Meiſter beredet werden, ſich dem Publikum zu zeigen, nicht aus Beſcheidenheit, denn glänzende Erfolge waren ihm nichts ſeltenes, ſondern aus Stolz, weil er mit der Art und Weiſe, in der man ſeine Muſik gewürdigt hatte, mit Recht unzufrieden war. Wenn auch das Publikum anfangs in ſeiner Mehrzahl überraſcht war: einzelne aus der Maſſe wußten doch ſehr wohl, daß es ein Meiſterwerk ſei, das in klingender Schönheit an ihnen vorüberzog. So kroch ein Muſiker nach der Ouverture außer ſich vor Entzücken bis an den Dirigentenſtuhl, ergriff und küßte Mozarts eine Hand, der, mit der Rechten forttaktierend, ihn freundlich anſah und ihm die Wangen ſtreichelte. Mit jeder Aufführung des Werkes ſteigerte ſich der Beifall; es wurde Zugoper, und am 22. Oktober 1795 kündigte Schickaneder die zweihunderſte Vorſtellung an. Die Mehrzahl der deutſchen Theater hat den 100jährigen Gedenktag der erſten Aufführung dieſes deutſchen Meiſterwerkes mit Jubiläumsaufführungen würdig gefeiert.

## Inſtruktives.

Die berühmte Edition Peters bringt in einer ihrer neueſten Publikationen auf dem Gebiete der Klavierpädagogik eine Vorſchule zum Etudenalbum, herausgegeben von Adolf Ruthardt. Dieſe Vorſchule iſt beſtimmt unmittelbar nach den allererſten Unterrichtsſtunden gebraucht zu werden. In ihren erſten Übungen iſt ſie auf das Prinzip der ſtillſtehenden und nur allmählich fortrückenden Hand baſiert; ſie führt den Schüler aus der Bewegung in halben und Viertelnoten ſchließzur teilweiſen Beherrſchung der Tonleitern. Die Anordnung des Stoffes iſt eine der fortſchreitenden Ausbildung und dem ſich ſteigernden Können des Schülers ſorgfältig angepaßte; beide Hände werden zur gleichmäßigen Ausbildung herangezogen. Was endlich die muſikaliſche Qualität des Übungsmateriales anbelangt, ſo iſt ſie eine vorzügliche. Namen wie C. Czerny, L. Köhler, A. E. Müller, A. Löſchhorn, Bertini, Lemoine, Duvernoy, denen ſich der Herausgeber A. Ruthardt ſelbſt mit einigen reizenden, im echten Etudencharakter geſchriebenen Stücken anſchließt, bürgen ebenſoſehr wie die muſikaliſch-pädagogiſche Autorität des Herausgebers ſelbſt für die Güte dieſer Vorſchule. Ein großes Gewicht iſt auf die richtige und verſtändnisvolle Phraſierung gelegt worden, ein beſonderer Vorzug gegenüber zahlreichen anderen in dieſer Beziehung oft in unglaublicher Sorgloſigkeit ſich gefallenden Unterrichtswerken. Als ein vortreffliches Werk ihrer Gattung darf dieſe Vorſchule, der wie allen Nummern der Editon Peters eine ausgezeichnet ſchöne Ausſtattung zuteil geworden, nachdrücklichſt empfohlen ſein.

## Bücherſchau.

Die Hausmuſik. In ihrer Organiſation und kulturgeſchichtlichen Bedeutung dargeſtellt von Dr. Auguſt Reißmann. Berlin, Verlag von R. Oppenheim. — Unter dieſem Titel veröffentlicht der Verfaſſer ein brauchbares Buch, deſſen Inhalt anregend und fruchtbringend zu wirken verſpricht. Reißmann eröffnet mit einem äſthetiſierenden Kapitel über die Wirkung der Muſik ſeine Schrift, er kommt dann auf den Geſang und die Inſtrumentalmuſik zu ſprechen und widmet eine Betrachtung der Unterweiſung in der Muſik. Wenn der Verfaſſer glaubt, dadurch, daß man ſchon auf die Beſchaffenheit der Kinderinſtrumente ein kritiſches Augenmerk richtet und nicht nur alle bloßen Klapper- und Lärminſtrumente aus der Kinderſtube entfernt, ſondern ſogar dieſe Lärminſtrumente, wie Trommeln, Knarren, Waldteufel u. ſ. w. durch wirklich muſikaliſche Inſtrumente erſetzt, die einen beſtimmten Ton erzeugen, wenn der Verfaſſer glaubt, dadurch frühzeitig den Muſikſinn zu erwecken und das Gehör des Kindes von dem Roh-Materiellen auf das Edlere-Äſthetiſche hinlenken zu können, ſo erſcheint dieſe Annahme als eine ſehr problematiſche. Iſt es doch nicht der Ton als ſolcher, welcher die Aufmerkſamkeit des Kindes in einer wie bekannt oft komiſch lebhaften Weiſe feſſelt, ſondern lediglich der Rhythmus, welcher dem noch gänzlich ungeübten, für Tonunterſchiede noch unempfänglichen Gehörorgan, Wohlgefallen bereitet. Bei Menſchen, die ihrem Intellekt nach Kinder geblieben ſind, die auf einer niedrigen Stufe der Kultur ſtehen, kann man ja die analoge Erſcheinung leicht beobachten. Es genügt, hier an einzelne Negerſtämme zu erinnern, deren muſikaliſch-äſthetiſches Bedürfnis durch Trommellärm vollſtändig befriedigt wird. Weitere Kapitel des Buches behandeln den Kunſtgeſang im Reiche der Verbindung von Klavier- und Singſtimme, und ſchließlich die Inſtrumentalmuſik. Der Verfaſſer ſteht auf dem ganz richtigen Standpunkt, daß die Kunſt nur dann ihren läuternden und veredelnden Einfluß in vollem Umfange auszuüben vermag, wenn ſie ſich nicht nur darauf beſchränkt, dem Leben eine behagliche Würze zu verleihen, ſondern wenn ſie vielmehr in den Dienſt ſittlicher Mächte geſtellt erſcheint; nur dadurch vermag ſie dem Leben einen reicheren Inhalt zu geben. Der Verfaſſer beſpricht mit Sachkenntnis und, unterſtützt von zahlreichen in den Text gedruckten Notenbeiſpielen, alle die bedeutenderen Werke, welche die klaſſiſchen und die modernen Meiſter für die Hausmuſik geſchaffen haben. Doch ſcheint es, als ob Reißmann einzelne, durch eine beſonders markante Eigenart ausgezeichnete Künſtler, wie Robert Franz u. a. denn doch zu leicht taxiert. Von R. Franz zu behaupten, daß ſeine Lieder formlos und melodiſch überaus dürftig ſeien, iſt mehr als gewagt. Man wird gut thun, die kritiſchen Auslaſſungen des Buches ſcharf zu kontrollieren.

Sittlichkeit und Geſundheit in der Muſik. Von Dr. Heinrich Pudor. Dresden, Verlag von Oskar Damm 1891. Der Autor der vorliegenden Schrift hat ſich durch zahlreiche raſch aufeinanderfolgende Publikationen den Ruf eines nicht unbegabten, allerdings etwas idealiſtiſch-einſeitigen Schriftſtellers erworben. Die vorliegende Schrift behandelt ein dankbares Thema und enthält gewiß manchen annehmbaren Gedanken. Der Stil iſt jedoch unwirſch-ungenießbar, den Aphorismen Fr. Nietzſches nachgeahmt, die Bilder nicht immer glücklich. Wenn der Verfaſſer von Bach ſpricht, ſo apoſtrophiert er deſſen Muſik in landwirtſchaftlichen Bildern, ſchwärmt von Wieſen, „Bächlein“, Blumen und Himmelſchlüſſeln, um gleich darauf in einem Atem Tolſtoi, Rembrandt als Erzieher, M. von Egidy, Ibſen und Nietzſche zuſammenzureimen. Wie man ſieht, beanſprucht das Schriftchen den Rang eines — Kurioſums.

## Vermiſchtes.

Die Laute Körners. Gelegentlich der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages Theodor Körners hat das Hohenzollernmuſeum einen ſehr wertvollen, hochintereſſanten Gegenſtand ausgeſtellt: nämlich die Laute Körners, welche aus der Hinterlaſſenſchaft des Kaiſers Friedrich ſtammt. Das aus Mahagoni gearbeitete und in einem altertümlichen Kaſten ruhende Inſtrument iſt wahrſcheinlich dasſelbe, welches der Dichter zu ſeinem letzten, in Wien verlebten Geburtstage, den 23. September 1812, von ſeinem Vater erhielt, und das ihm ein Freund des elterlichen Hauſes in früher Morgenſtunde übergab. Das erinnerungsvolle Gedenkſtück an den Sänger von „Leyer und Schwert“ hat ſeinen Platz im Zimmer Friedrich Wilhelm’s III. gefunden und zwar unterhalb des großen, ſehr ähnlichen, Körner in der Offiziersuniform der Lützowſchen „wilden verwegenen Jagd“ darſtellenden Oelgemäldes, welches von ſeiner Schweſter Emma gemalt wurde.

## Redaktionspoſt.

Herrn **O. L. in G—n.** Sie fragen, „ob das Blaſen einer Poſaune (jede Woche eine Stunde) für einen 18jährigen Jüngling eine Lungengymnaſtik, oder ob es ihm ſchädlich ſei?“ Wenn der junge Mann geſunde Atmungswerkzeuge beſitzt, dann iſt ihm das Poſauneblaſen ganz ſicher nicht ſchädlich. Wir haben ſchon Poſaunenvirtuoſen von 16 Jahren gehört, die ſich eines ausgezeichnet geſunden Ausſehens erfreuten. Schädlich iſt das Poſauneblaſen nur für die — Nachbarn.

Herrn **Ob. L—n in Leipzig.** Die alte Weiſe „Herr Gott, dich loben wir“ hat Claude Goudimel komponiert. Dieſer Komponiſt iſt ums Jahr 1505 zu Beſançon geboren; er gilt als der Begründer der ſogenannten römiſchen Schule. Sein Leben iſt nicht vollſtändig erforſcht. In der Bartholomäusnacht (1572) wurde er als Hugenott erſchlagen und in die Rhone geworfen. Seine Werke exiſtieren zum Teil in alten Drucken, zum Teil als Manuſkripte in römiſchen Klöſtern und Archiven.

**Cantor in W.** Von den muſikaliſchen Fachzeitſchriften, welche ganz beſonders die Intereſſen des Männergeſanges pflegen, iſt in erſter Linie „Der Chorgeſang“ (Leipzig, Verlag von H. Licht, Pr. 5,60 halbjährlich) zu nennen. Die Fachzeitſchrift enthält auch das, was Sie wünſchen, nämlich zahlreiche Männerchöre als muſikaliſche Beilage.

Frl. **M. M—r in Frankfurt a/M.** Gute Harfen ſind ſehr teuer. Die allereinfachſten Inſtrumente koſten im Minimum 800 ℳ, die beſſeren 1500—2000 ℳ, Konzertinſtrumente bis 4000 ℳ. Die beſten Harfen baut Erard in Paris.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

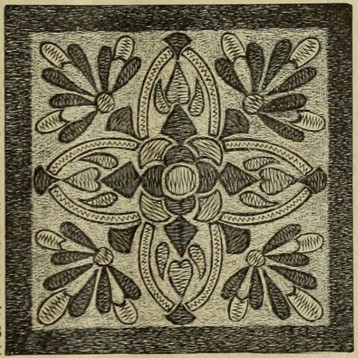
Wohl Euch, wenn ihr es nie vergeßt —:
Gegen ſich ſelber ſtreng und feſt,
Gegen andere mild und zart, —
Das iſt köſtliche Frauenart.

## Über Knabenerziehung.

Die Kinderſtuben der verſchiedenen Nationen laſſen für den aufmerkſamen Beobachter die intereſſanteſten Studien zu. Jedes Kind repräſentiert in ſeiner kleinen Perſon ein Stückchen Volkscharakter. Ich bin eine ſehr begeiſterte Deutſche; aber doch muß ich ſagen, wir könnten aus mancher Kinderſtube des Auslands noch vieles zum Nutzen der unſerigen lernen. Die reizendſten Kinderſtuben der Welt ſind die engliſchen; ein herziges Völkchen, dieſe english-babies, mit ihren langen Röckchen, den blonden Haaren und den roſigen Geſichtern. Was am niedlichſten und ſehr nachahmenswert iſt —: das dort gepflegte Verhältnis zwiſchen Bruder und Schweſter. Wie oft hört man bei uns: „Du biſt das Mädchen, du mußt nachgeben“, oder: „hole mal deinem Bruder dies oder jenes“ . . . „räume ihm das Spielzeug nach“ ꝛc.; das Mädchen ſpielt die nachgebende, der Knabe die herrſchende Rolle, und das iſt leider geeignet, einen knabenhaften Egoismus großzuziehen, der mit dem Kinde wächſt und ſich von der Schweſter auf die Mutter, im ſpäteren Leben auf die Frau überträgt. Anders in England; von klein auf wird der engliſche Knabe an ſeine Ritterpflicht, an ſeine Beſchützerrolle der Schweſter gegenüber erinnert. Er muß nachgeben, nicht weil er Recht oder Unrecht hat, ſondern weil er ein kleiner Mann iſt, man appelliert an ſein „männliches“ Gefühl, an ſeine Großmut. Er lernt von klein auf in dem Schweſterchen ſchon das Weibliche reſpektieren, er lernt das zarte Rückſichtnehmen, das uns bei einem Mann ſo wohlthuend berührt und dem man bei uns verhältnismäßig nicht allzu oft begegnet. Der engliſche Knabe muß ſeinem Schweſterchen die Kleinigkeit aufheben, die ihren Händen entglitten, er muß ihr ein Glas Waſſer, ein Spielzeug holen, er muß ihr, wenn er erſt die Klinke erreichen kann, die Thür öffnen, bei den Mahlzeiten einen Stuhl herbeitragen und an den Tiſch ſetzen, kurz — er iſt der kleine Kavalier ſeiner Schweſter und in einer ſo ſelbſtverſtändlichen, natürlichen Art und Weiſe, daß jeder Erwachſene ſeine Freude daran hat. Das liebevolle Rückſichtnehmen lernt der Knabe in der Kinderſtube bei ſeinen Schweſtern — er nimmt es als erwachſener Menſch als ſelbſtverſtändliche Mitgabe mit ins Leben hinaus. Sein Verkehr den Frauen gegenüber iſt ein anderer, aufmerkſamerer, ſelbſtloſerer. Aus einem takt- und rückſichtsvoll erzogenen Knaben, Bruder und Sohn wird ein rückſichtsvoller Gatte, der unzählige, kleine Gelegenheiten im täglichen Leben findet, um ſeiner Gattin manche Mühe zu erſparen, manche Freude zu ſchaffen. Wie wohl thut ſolche zarte, männliche Sorgfalt, wie angenehm berührt Rückſichtnehmen im täglichen Verkehr. Und wem iſt dieſer Gewinn zu danken? — der Mutter, die in der Kinderſtube den Keim pflanzte und großzog. Wäre es nicht vorteilhaft, dieſe ausgeſprochene Eigentümlichkeit der engliſchen Kinderſtube in unſere deutſche zu verpflanzen? **E. Liß-Blanc, Dresden-N.**

## Handarbeit.

Eine neue, wirkungsvolle und leichte Arbeit, die zu Weihnachtsarbeiten in dieſem Jahr viel zur Verwendung kommen wird, iſt die „Schwediſche Stickerei“. Sie beſteht in den allerleichteſten, ſchnell fördernden Sticharbeiten, die mit farbiger Wolle auf weißen Filz gearbeitet werden. Die Muſter dieſer ſchwediſchen Stickerei zeigen lauter abgeſetzte Formen und bilden doch ein hübſch, zuſammengehöriges Ganzes. (Siehe die Abbildung.) Man ſtickt mit der bekannten ſchnellfördernden Doppelkreuznaht (dichter Hexenſtich) und berandet mit Schrägſtich. Man braucht nicht viel Wolle, da bei dieſer Stickart auf der Rückſeite der Arbeit nur ganz kurze Stiche liegen; zum Sticken nimmt man Orientwolle. Ich bezog einige Sachen dieſer Art aus dem Geſchäft von Franz Ebhardt & Co. in Berlin W. 62 und fand ſie nicht teuer. Das höchſtbequeme bei den von dort bezogenen Modellen iſt, daß ſie gleich in Farbe auf Stoff gezeichnet ſind. Alſo das Taſten nach harmoniſchen Farbeneffekten fällt von vornherein fort, man überſtickt die Sachen einfach in den vorgemalten Tönen. Dies Vormalen hat außerdem noch die große Annehmlichkeit, daß es gar nicht darauf ankommt, ob man die Stiche völlig deckend dicht neben einander legt, oder ob ſie etwas weitläufiger liegen, der Farbenton unter den Stichen wirkt mit. Durch die dichte Muſterung wird auch von dem weißen Filzgrund genügend viel gedeckt, um einem leichten Anſchmutzen zu wehren. Kiſſen, Läufer, Decken und Deckchen dieſer Art nehmen ſich reich aus; ſie können mühelos von Kindern gearbeitet werden. **Frau Eva.**



## Das Anrichten der Speiſen.

(Fortſetzung aus Nr. 3.)

Grünen Salat richtet man in einer „Salatière“, einer tiefen runden Schüſſel, an. Hartgekochte Eier ſind der einzige Ausputz, während die ſogenannten „gemiſchten Salate“ noch einen Schmuck durch Kapern, Eſſiggürkchen, Perlzwiebelchen, rote Rübenſcheiben u. dergl. erhalten.

Das hübſche Ausſehen der Kompotts iſt eine Hauptſorge der Hausfrau, ruht doch das Auge, da ſie gleich dem Deſſert ſchon vor Beginn der Mahlzeit auf die Tafel geſtellt werden, länger auf ihnen, wie auf den andern Speiſen. Runde, zum Service paſſende oder Kriſtallſchalen und hübſche Zierlöffel helfen hier der Hausfrauenhand, da die eingemachten Früchte keine andere Garnitur zulaſſen als höchſtens eine Verzierung durch andersfarbige Früchte. So umgibt man z. B. halbe Pfirſiche mit einer Schnur roter Ananaserdbeeren am Rand der Schüſſel. Allzuviel Brühe iſt zu vermeiden. Apfelbrei, Marmelade und dergleichen kann man mit Gelee (z. B. Himbeer- oder Johannisbeergelee) verzieren.

Torten ſind für uns ſchwierig nett auszuſtatten, da uns die Hilfsmittel des Konditors nicht zur Verfügung ſtehen. Immerhin gelingt uns wohl ein Zuckerguß mit Auflage von eingemachten Früchten, oder es genügt das Beſtreuen mit Vanillepuderzucker. Um trockene Torten iſt es erlaubt, eine Guirlande von ganz kleinen möglichſt gleichen Epheublättchen zu legen.

Obſtkuchen bleiben ohne Schmuck.

Selbſtgemachtes Eis ſtürzt man auf eine Serviette oder ein Tortenpapier. Den unteren Rand umgibt ein Kranz von recht ſteifem Rahmſchnee oder ein Baiſerrand. Geſpaltene Mandeln oder eingelegte Früchte können den Rahmſchnee noch verzieren.

Butter und Käſe reicht man entweder getrennt auf flachen runden Tellern oder man nimmt zum leichteren Bedienen eine große runde Schüſſel und arrangiert verſchiedene Käſeſorten (die Rahmkäſe ohne Stanioalverpackung), Butterklöschen, Radieschen (das Grüne wird bis auf ein zierliches Blättchen weggeſchnitten) und Kreſſe darauf. In beiden Fällen werden Scheiben von Pumpernickel, Weiß- und Schwarzbrot dazu gereicht.

Käſeſtangen ſerviert man leicht gewärmt, wenn möglich in ſilberner Schüſſel oder Schale und ohne jeden weiteren Ausputz. **J. v. W. in B.**

## Neue Lampenſchirme.

Wer Gelegenheit hat, bei Beginn der Winterszeit durch die hellerleuchteten Straßen einer Großſtadt zu wandern, in denen die Läden der Lampenfabrikanten mit ihren vielartigen ſtrahlenden Brennern nicht am wenigſten auffallen, wird ſicherlich auch erſtaunt ſein über die mannigfachen auf denſelben in allen Farben und Formen ſchimmernden Lampenſchirme. Lampen und Lämpchen, kurz, jedes Licht, das geſellſchaftlichen Zwecken leuchtet, wird jetzt von der Mode „beſchirmt“, und man kann dieſe nicht anders als ſchön und angenehm finden, wenn ſie nur nicht auch hier wieder in ihren alten Fehler, zu übertreiben und zu ſtark in Formen aufzutragen, verfiele. Das neueſte aber, das ſie uns bietet: einen Lampenſchirm in Form einer Tulpe oder Roſe, iſt ohne Einwand anzuerkennen; denn kann man ſich wohl etwas ſchöneres denken, als eine Blume mild von innen heraus erleuchtet? Einen Lampenſchirm als Tulpe kann man ſich ſelbſt folgendermaßen herſtellen. Man laſſe ſich zuerſt ein Geſtell vom Klempner fertigen, das in einen doppelten blanken Meſſingrand gelötet, der Tulpe ſchon ihre Grundform gibt, indem nämlich vier innere und vier äußere 125 cm hohe und 6 cm breite lanzettenförmige Blätter aus Meſſingdraht ſo gebogen werden, daß man ſie vom Rande unten aus ſich etwas runden und weiten, nach der Spitze zu ein wenig nach innen verengen läßt und die Spitze ſelbſt graziös herausbiegt. Dieſe Drahtblätter überzieht man nun mit gelber Marcellineſeide, oben glatt genau nach der Form und am Rande unten in Fältchen zuſammengezogen. Der doppelte Meſſingrand dient dazu, dem ganzen Lampenſchirme ein ſauberes und fertiges Anſehen zu geben. Eine noch reichere Ausführung iſt die, daß man über die gelbe Seide einen zweiten Ueberzug von Tautropfentüll macht. Nachdem dies fertig, läßt man zwiſchen jedem Blatt noch an einem blanken oder auch ſeidenüberzogenen, feinen, geſchwungenen Draht einen gelben Pompon hervorſtehen, was wirklich ſehr originell und hübſch ausſieht. Der Lampenſchirm als Roſe wird in ganz ähnlicher Weiſe hergeſtellt; der Unterſchied liegt ſelbſtredend hauptſächlich in der Form der Blätter und dann auch in der Zahl derſelben, da drei innere und drei äußere, natürlich entſprechend größer, als die Tulpenblätter, genügen, die man nach Belieben mit ein oder zwei Schattierungen rot oder roſa überzieht.

**B. W.**

## Fragen.

10) Kann mir eine liebenswürdige Leſerin eine hübſche Verdeutſchung des Wahlſpruchs ſagen:

,,A Dieu mon âme,
Mon bras au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!“?

Vielen Dank im voraus! **Ernſt.**

11) In welcher Stadt hätte eine an der königl. akademiſchen Hochſchule für Muſik in Berlin ausgebildete Geſanglehrerin Ausſicht auf dauernde Beſchäftigung? **Alte Abonnentin.**

12) Weiß mir jemand zu ſagen, wie die Fabrik in Hannover heißt, in welcher der Kongreßſtoff gefertigt wird? **L. in Berlin.**

## Auskunft.

Frage Nr. 2. **Frau Oberpfarrer R.** zur Antwort, daß ich bei der übernommenen Herausgabe des Davidiſchen Kochbuches mir zur Aufgabe gemacht habe, unter ſorgfältiger Wahrung des Altbewährten allen neueren Errungenſchaften der Kochkunſt, ſoweit ſie ſich wirklich als Verbeſſerungen erweiſen, gerecht zu werden. Die neue Auflage wird Ende dieſes Jahres erſcheinen, und ich würde mich Ihnen oder anderen Leſerinnen des Daheim zu Danke verpflichtet fühlen, wenn ſie mich brieflich darauf aufmerkſam machen wollten, was ſie etwa darin noch vermißten, oder was ſie ſelber für Erfahrungen mit irgend welchen Neuerungen der Küchenpraxis gemacht haben. Frau Luiſe Holle in Bremerhaven.

# Nationales Kartenwerk für das deutsche Haus.

Von diesem Atlas erschienen ausser der weitverbreiteten deutschen Originalausgabe eine französische und schwedische Ausgabe, eine englische befindet sich in der Herstellung.

## Neuer revidierter Abdruck

Richard Andrees
Allgemeiner

# HANDATLAS

## in hundertzwanzig Kartenseiten

nebst alphabetischem Namenverzeichnis

Herausgegeben
*von der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.*

**Zweite vermehrte und verbesserte Auflage**
Zweiter revidierter Abdruck.

Preis: Ungebunden 24 M. — Solid und elegant in Leder gebunden 28 M.

**Einen grossen Handatlas zu besitzen**

ist für jeden, der die Ereignisse des Tages nur halbwegs verfolgt und mit seiner Zeit fortschreiten will, ein unabweisbares Bedürfnis. Und das ist das Verdienst von Andrees Handatlas, das er diesen

**Lieblingswunsch aller gebildeten Stände**

zur Erfüllung gebracht hat. Nicht oft genug kann die bezeichnende Eigenart von Andrees Handatlas betont werden: die bisher noch niemals versuchte und hier so überraschend gelungene Vereinigung von Billigkeit und Gediegenheit bei einem grossen Handatlas, der auch den Ansprüchen an Specialkarten gerecht wird. Denn einen solchen Atlas zu besitzen, war vordem „ein Privilegium reicher Leute.“

**Hundertzwanzig Kartenseiten**

enthält diese neue Ausgabe, bis in die kleinsten Einzelheiten des riesigen Materials nach den neusten Forschungen ergänzt und verbessert. — Ein unschätzbares Hilfsmittel für die Benutzung bietet das

**Alphabetische Namenverzeichnis**

welches mit seinen Zahlen- und Zeichenhinweisen die sofortige Auffindung jedes Ortes, Berges, Flusses etc. auf den einzelnen Karten in dem betreffenden Viereck ermöglicht. Wer sich jemals vergeblich abgemüht hat, einen Namen auf der Karte zu finden, wird den Wert dieses Hilfsmittels, das über 100000 geographische Namen verzeichnet, und das dem Atlas erst seine volle Brauchbarkeit verleiht, zu schätzen wissen.

## Umtausch alter Atlanten.

*Den Besitzern alter Auflagen von Handatlanten, welche ihre durch die rapide Entwicklung der geographischen Wissenschaft und die politischen Umgestaltungen der neusten Zeit veralteten und wertlos gewordenen Kartenwerke gegen einen neuen Atlas eintauschen möchten, bieten wir hierzu eine günstige Gelegenheit, indem wir uns bereit erklären,* **jeden alten Handatlas mit 8 M.** *gegen die vorliegende neuste Auflage des Andreeschen Handatlas in Zahlung anzunehmen. Der Preis des neuen Andreeschen Handatlas, der gebunden 28 M. beträgt, ermässigt sich also bei Rückgabe eines alten Handatlas* **auf 20 M.** *für das komplett gebundene Exemplar. Nicht nur jeder fremde Handatlas, wie Stieler, Kiepert, Sohr-Berghaus, sondern auch die im Jahre 1880 erschienene erste Auflage des Andreeschen Handatlas, ist in dieses Tauschanerbieten eingeschlossen, weil die vorliegende neuste Auflage gegen jene erste so wesentlich vermehrt und verbessert ist, auch namentlich auf dem Gebiete der Kolonialkarten so grosse Veränderungen und Bereicherungen erfahren hat, dass sie in dieser Beziehung als ein ganz neues Werk bezeichnet werden muss, dessen Erwerb vielen Subskribenten von damals gegen eine angemessene Entschädigung für ihr altes Exemplar sehr willkommen sein wird.* **Den Umtausch vermittelt jede Buchhandlung.**

*Bielefeld und Leipzig, im Oktober 1891.* **Die Verlagshandlung Velhagen & Klasing.**

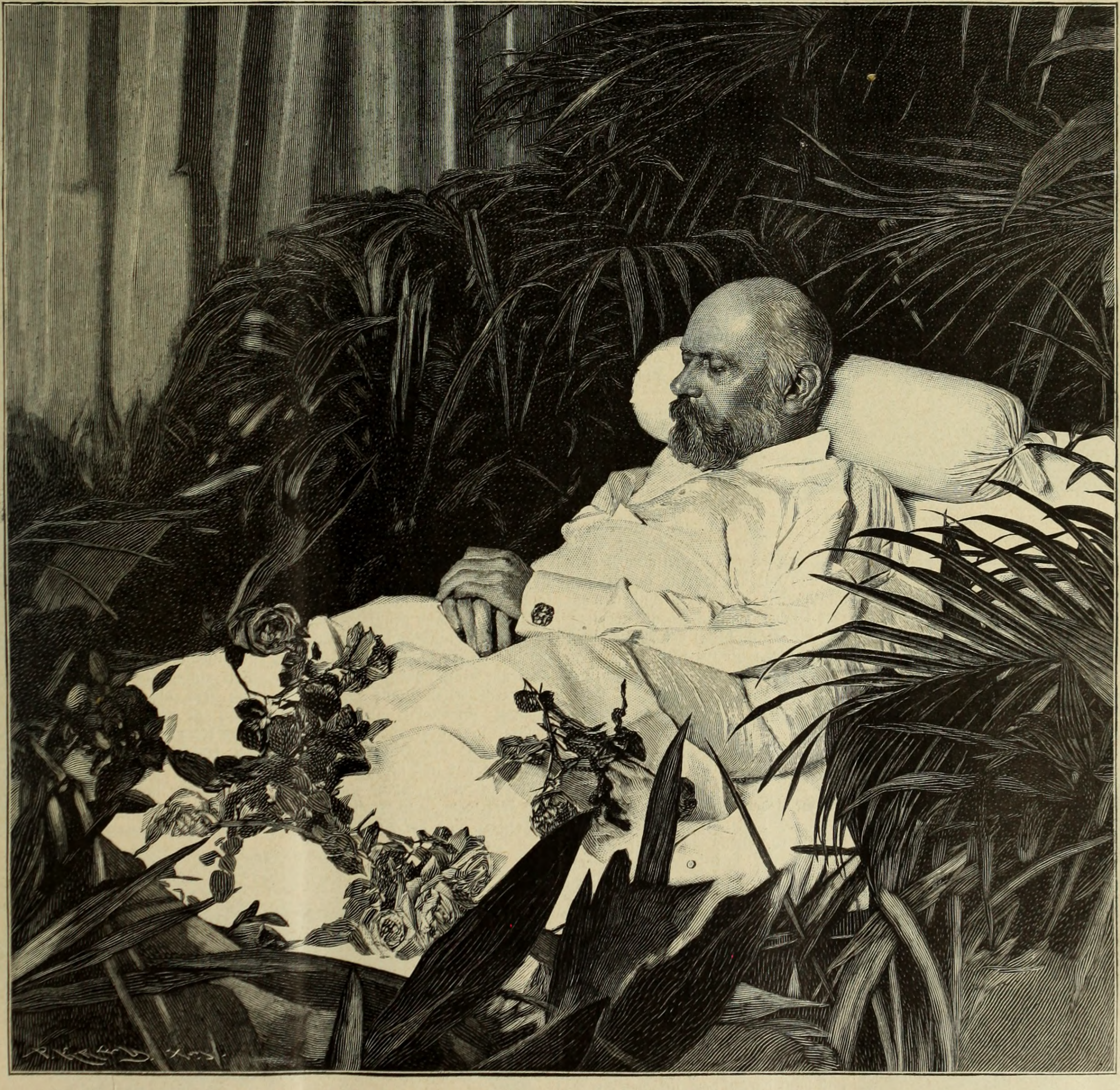
Daheim

XXVIII. Nr. 5. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

30. Oktober 1891.

## Aus der Zeit — für die Zeit.



König Karl von Württemberg auf dem Totenbette. Nach einer photographiſchen Aufnahme vom Hoſphotographen Hermann Brandſeph in Stuttgart.

(Einen ausführlichen biographiſchen Artikel über König Karl finden unſere Leſer in Nr. 38 des 25. Jahrganges des Daheim.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Friſche Eile — und doch kein Haſten,
Arbeit, doch keine Arbeitslaſten,
Kleine Sorgen, doch keine Schmerzen,
Das iſt Geſundheit für unſere Herzen.

## Weihnachtsarbeiten.

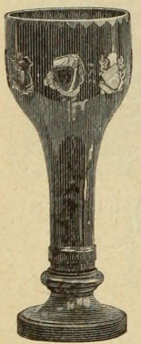


Abb. 1.

**Dekorationsglas.** Abb. 1. Von einer franzöſiſchen Rotweinflaſche — keiner hohen, ſchlanken — laſſe ich unter dem engen Halſe noch ſo viel abſchleifen, daß der abgeſchnittene Teil einen Pokal bildet, alſo die ganze Höhe 17—18 cm beträgt. Als Fuß laſſe ich vom Drechsler eine Scheibe, mit Zapfen in der Mitte, anfertigen, in welchen letzteren alsdann der enge Hals eingefügt wird. Ich vergolde den obern Rand des Pokals. Die Ausſtattung desſelben z. B. mit Wappen oder ſonſtiger Malerei, wozu die Japan-Lackfarben von Ebhardt in Berlin beſonders zu empfehlen ſind, iſt natürlich nach jeweiligem eigenem Geſchmak zu geſtalten. Der untere Teil der durchgeſchnittenen Flaſche iſt ebenfalls noch mehrfach zu verwenden, z. B. als Einmacheglas oder, mit Malerei 2c. verſehen, als Blumenvaſe.

S. S.

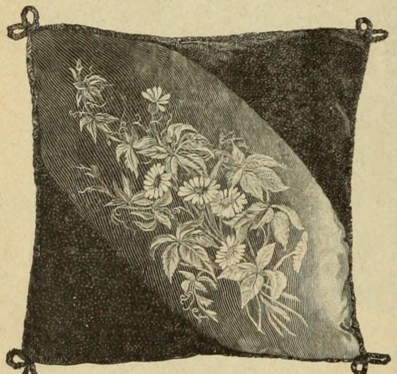


Abb. 2.

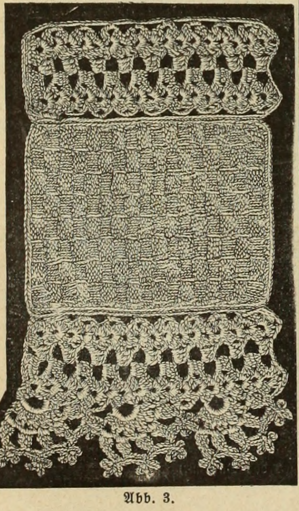


Abb. 3.

**Rückenkiſſen.** Abb. 2. Das Kiſſen mißt 36 cm im Quadrat; die Ecken ſind olivfarbiger Plüſch, der mittlere ſchwarze Atlasſtreifen iſt 21 cm breit und geht ſchräg von der oberen Ecke links, bis zur unteren rechts; als Verzierung trägt es ein gemaltes Bouquett von wildem Wein und großen Gänſeblumen; man wähle ſtets zum Bemalen den beſten Atlas. — Die linke Seite zeigt dunkelbraunes Futter. — Der fertige Überzug wurde auf ein billiges Kattunkiſſen, wie ſie jetzt für 1—2 Mark käuflich ſind, genäht; eine Chenilleſchnur grenzt das Ganze ein.

G. v. Sydow.

**Kinderklapper.** Abb. 6. Man kaufe drei Knäulchen Häkelgarn, je ein roſa-, ein hellblau- und ein cremefarbiges, ſchlage dreißig Maſchen auf eine feine Stricknadel und ſtricke ſechzig Nadeln hin und zurück. Dieſes zuſammengeſtrickt, unten zuſammengezogen, wird wie eine kleine Wurſt mit Watte gefüllt, oben wieder zuſammengezogen, an das untere Ende eine kleine Schelle feſtgenäht und oben eine gleichfarbige dünne Gummiſchnur. Die drei farbigen kleinen Rollen knüpft man an den Gummiſchnürchen etwas ungleich lang dicht aneinander in einen ſchwarzen Gummi- reſp Beißring. Dies iſt eine zierliche und unſchädliche Spielerei.

P. W.

Eine ebenfalls angenehme und nützliche Anwendung der Strickkünſte unſerer Töchter von zehn Jahren an aufwärts iſt das Arbeiten von **Bettdecken** nach Abbildung 3. Die leichte, lockere Strickerei greift weder Augen noch Nerven an und hat den Vorzug der größten Haltbarkeit. Außerdem können mehrere Kinder zugleich daran arbeiten, und die Spitze bietet der Mama noch angenehmen Zeitvertreib. Zu dem dichten Streiſen werden mit kräftiger ungebleichter Baumwolle auf ſtarke Stahlnadeln 32 Maſchen aufgeſchlagen. Vier Maſchen werden rechts und vier Maſchen links geſtrickt, und bei der fünften Nadel wird das Muſter verſetzt. Die erſte Maſche jeder Nadel wird auch geſtrickt, weil der Rand dadurch kräftiger wird. Wenn ein Streifen fertig geſtrickt iſt, wird gleich mit demſelben Faden ein dichtes Rändchen rund herum gehäkelt. Die Länge der Streifen und ihre Zahl muß durch die Größe des Bettes beſtimmt werden. Hat das Bett hohe Kopf- und Fußſtücke, ſo iſt es ratſam, die Langſeiten nur mit Spitze zu begrenzen und die Querſeiten mit einem Stäbchenrand abzuſchließen. Zu den klaren Streifen und zu der Spitze beginnt man mit 20 Luftmaſchen und baut darauf den einfachen Durchſatz durch Hin- und Herhäkeln auf. Die Spitze wird auch mit einer Tour vollſtändig fertig. Um einen geraden Abſchluß zu gewinnen, der ſich an

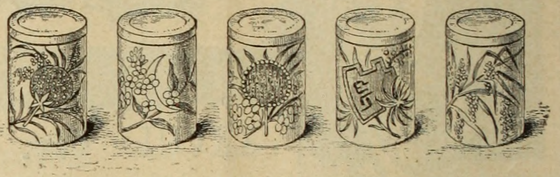


Abb. 4.

den geſtrickten Streifen bequem annähen läßt, häkelt man an Durchſatz und Spitze immer fünf Luftmaſchen und befeſtigt dieſe Kette durch die ſechſte Maſche immer in der Öſe, wo umgedreht iſt. Die Arbeit nimmt ziemlich viel Zeit in Anſpruch. Doch werden die fleißigen Händchen und ihre Beſitzer reichlich belohnt durch die Freude an der ſchönen, ſelbſtgefertigten Bettdecke.

H. Ehrlich.

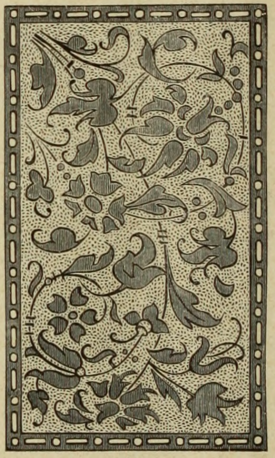


Abb. 5.

Auf die reizende, praktiſche **Kaffeedecke** (Abb. 7) machen wir ganz beſonders aufmerkſam. Sie iſt nach bekannter Art aus gehäkelten Spitzen und ſtarkem Handtuchdrell zuſammengeſetzt. Hier macht das kräftig wirkende Muſter des gelblichen, blaurot durchwirkten Drells die ganz beſondere Schönheit aus; derſelbe ſtammt aus dem tüchtigen Leinenverſandhaus von Hildebrand & Sack in Landeshut in Schl. und koſtet pro Meter 50 Pfg. Spitze und Einſatz von kräftigem, zum Stoff paſſendem Häkelgarn ſind der Abbildung leicht nachzuhäkeln. Unter der Marke „Hortensia“ bekommt man dieſe Decken bei obiger Firma auch ſchon zuſammengeſetzt, zum Beſticken eingerichtet, ohne Zwiſchenſätze.

Einige, wenn auch ganz kleine Vorbilder oder vielmehr Anregungen, wie man leere **Blechdoſen** (Abb. 4) **in japaniſchem Geſchmack** bemalen kann, ſind vielleicht vielen Leſerinnen willkommen, da nicht eine jede im Erfinden geſchickt iſt oder beurteilen kann, welche Formen am effektvollſten wirken und am ſchnellſten auszuführen ſind. Keines der dargeſtellten Döschen bedurfte zu ſeiner Herſtellung mehr als eine halbe Stunde Zeit, ausſchließlich des mattblauen Grundes von Emaillefarbe.

Auf Nr. 1 iſt mit leuchtendem Rot ein ſchräg gelegter japaniſcher Blattfächer gemalt, welcher mit Goldpunkten unregelmäßig betupft iſt. Die Blattformen am Stiel ſind, ausſchließlich der nach unten fallenden goldenen, von dem ausgeſparten blauen Grunde. Ohne den roten Pinſel auszuwaſchen, nimmt man ein wenig grün und ſetzt die Gräſer leicht und graziös auf, eines roter oder grüner als das andere, und ſetzt Blütentrauben von Goldpunkten in die Blattwinkel, deren rechte Seite man mit einem dunklen Pinſel leicht betupft. Nr. 5 zeigt dieſe

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

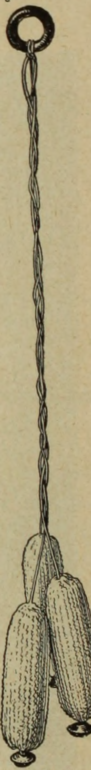


Abb. 6.

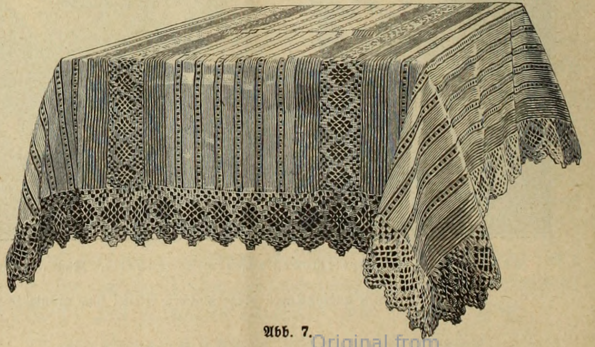


Abb. 7.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Gräſer, welche ſich ähnlich als Ausläufer vieler Sachen benutzen laſſen, deutlicher.

Nr. 2 hat zwei einander abgewendete goldene Halbmonde aufzuweiſen, zwiſchen denen, ſie teilweiſe verdeckend, ſich eine mattroſa Blütendolde befindet. Anſcheinend mühſam, iſt ſie doch unendlich einfach, denn jedes der viergepaarten Blumenblättchen iſt nur ein rundes Kleckschen, die Mitte ein gelber Punkt, die Knospen oben ein einziger dicker Punkt mit leicht angedeuteter grünbrauner Knospenhülle. Die Blätter ſind ebenfalls leicht zu behandeln, nur vermeide man ein kraſſes Grün und ſetze gleich eine Miſchung von Grün und Braun richtig und keck hin.

Nr. 3 zeigt einen aufrechtſtehenden braunen Blattfächer, auf welchen, wenn die Farbe noch nicht trocken iſt, weiße längliche Punkte und darüber roſa angebracht werden. Weiße Pinſeltupfen umgrenzen den Fächer. Gräſer und Blumen, wie bei Nr. 1 und 2.

Nr. 4 ein roter Schild mit goldenem und ſchwarzem Rand und einigen krauſen chineſiſchen Schriftzeichen, über welchen nach dem Trocknen die aufliegende Blume gemalt wird. Dieſe beſteht einfach aus übereinander gelegten Pinſelſtrichen, welche wie bei der Diſtel ſtrahlenförmig aus der Mitte hervorgehen.

**P. Doußberck.**

Den Freundinnen der beliebten Metallätzarbeit bringen wir in Abb. 5 wieder einmal ein vielfach verwendbares leichtes kleines Mnſter.

## Vornehm.

Es gibt wohl kaum noch ein Wort, was heutzutage ſo viel gebraucht wird, und leider ſo äußerſt ſelten in dem richtigen Sinn als „vornehm!“ — Vornehm auszuſehen — vornehm ſich zu kleiden — vornehm ſeine Zimmer eingerichtet zu haben, das iſt das Streben von unzähligen Menſchen. Jeder Leſer prüfe ſich einmal ſelbſt, entlockt es ihm nicht ein Lächeln der Befriedigung, wenn man ſein Ausſehen, ſeine Hauseinrichtung und Führung mit vornehm bezeichnet? Ohne Zweifel liegt in dem Worte ein Zauber, dem ſich ſchwer ein Menſchenkind verſchließen kann, — aber ich meine, die Sucht nach äußerer Vornehmheit artet in unſeren Tagen beinahe aus, ſie beherrſcht viele Schichten der Geſellſchaft in einer verderblichen Art und Weiſe. Von vielen wird „vornehm“ mit Pracht und Glanz und Repräſentation des Reichtums verwechſelt, man identifiziere das Wort mit edler Einfachheit, und vielleicht verliert es für viele an Wert. Alles Vornehme drängt ſich dem Auge des Beſchauers nicht auf, es blendet nicht, aber derjenige, der Sinn und Verſtändnis dafür hat, findet und fühlt es ſofort heraus. Ich möchte, daß man mehr vom geiſtigen, moraliſchen Standpunkt dem Worte Beachtung ſchenke! Vornehm zu denken und zu handeln erfordert Geiſt und Herz! Herzensgüte wird von allen Tugenden immer die edelſte ſein, ſie iſt der unerſchöpfliche Bronnen, aus dem manche andere Tugend dann emporſteigt, aber zu vornehmer Denkungsart gehört auch geiſtige Veranlagung, den Sinn des Wortes in ſeinem echten Werte zu erfaſſen! — Da gilt es vor allem, ſich in jeder Lage des Lebens zu beherrſchen, ſich vor anderen nie von Heftigkeit oder übler Laune hinreißen zu laſſen, Großmut zu üben, auch ſeinen Gegnern gegenüber, und jede Rache zu verſchmähen, denn Rachſucht iſt der niedrigſte aller Fehler; — nicht kleinlich zu handeln; — nicht hart und ſcharf zu verurteilen, ſondern — kann man mit ſeiner Überzeugung nicht entſchuldigen — lieber zu ſchweigen; kurz in allen Lagen des Lebens über ſich ſelbſt zu wachen und Maß zu halten in Wort und Gebärde. Es gibt ſelten eine Charakter- und Herzenseigenſchaft, die ſich im geſelligen Verkehr ſo ſchnell offenbart als vornehme Denkungsart. Sie iſt für die Dauer feſſelnder als alle Schönheit der Welt und wird dem Betreffenden mehr Freude, Freunde, Frieden und inneres Glück beſcheren, als der Beſitz von äußerem, ſo oft fälſchlich mit vornehm bezeichnetem Flitterſtaat. Nicht die ſtilvolle Hauseinrichtung übt dauernden Zauber auf die Gäſte aus, ſondern der Sinn der Bewohner, und fehlt dieſen vornehme Denkungsart, ſo werden die prachtvollen Räume bald vereinſamt daſtehen oder nur aufgeſucht und bewundert werden von denen, die das Wort „vornehm“ in ſeiner echten und edlen Bedeutung nicht zu erfaſſen vermögen.

**Frau Oberſtleutenant Biebrach.**

## Zimmerſchmuck.

Zu meiner altdeutſchen Möbeleinrichtung wirkte in einem Zimmer ein weißer Kachelofen mit blanken Meſſingthüren, wie ſolche wohl in älteren Häuſern noch durchweg vorhanden ſind, ungemein ſtörend. In den harmonierenden matten und dunkel gehaltenen Farbentönen der Tapete, Vorhänge und Teppiche gaben dieſe grellen Farben, beſonders das Weiß des Ofens, einen ſchreienden Mißton. Nach langem Sinnen und einigen fruchtloſen Verſuchen, den Ofen durch Behänge, Ofenſchirm u. dgl. weniger auffallend zu machen, gelangte ich auf ganz einfache Weiſe zum Ziel. Ich zeichnete mir ein Muſter in der Größe einer Kachel und ſchnitt die Umriſſe desſelben in nicht allzu ſtarke Pappe, nach Art der Schablonen. Ich hatte nun eine Pappſchablone, die ich auf je eine Kachel auflegte und dann mit einem Pinſel mit dicklicher Waſſerfarbe übermalte. Die Farbe hatte ich mit etwas Leim vermiſcht, damit ſie beſſer hafte. Nachdem ich auf dieſe Weiſe die Umriſſe des Muſters auf jeder Kachel hatte, füllte ich den Zwiſchenraum mit einem etwas helleren Ton derſelben Farbe aus. Am beſten eignet ſich zum Verzieren weißer Öfen der blaue Ton des Meißener Porzellans. Iſt der Grundton des Ofens etwas gelblich, ſo kann man auch andere Farben, wie Oliv mit roter Füllung anwenden. Dem Ofen ſelbſt war nun geholfen, aber die Meſſingthüren blitzten und leuchteten gar zu hell. Auch dieſe mußten ſich unter meiner Hand dem Stil der Einrichtung anpaſſen. Ich verwandte das ſchon viel verbreitete und bekannte Ätzverfahren. In jede Ecke der Ofenthür zeichnete ich mittels Blaupapiers ein einfaches Eckornament. Auf den beiden langen Seiten füllte ich den Zwiſchenraum durch einen ovalen Ring. Das Muſter ätzte ich nach den bekannten Vorbereitungen aus und ließ den Grund blank. Man kann es auch umgekehrt machen, doch würde der Metallverluſt dann größer ſein. Nachdem die Thür geputzt und eingehängt war, wurde ich durch den hübſchen Eindruck dieſer Arbeit, ſowie des ganzen Ofens ſehr erfreut.

**E. L.**

## Kumys.

Schon ſeit vielen Jahrhunderten iſt der Milchwein oder Kumys den Steppenvölkern Nordaſiens als Heil- und Nährmittel bekannt Im Jahre 1874 wurde dasſelbe durch Dr. Stahlberg in Deutſchland eingeführt. Er errichtete in Wien eine Kumysbereitungsanſtalt, worin die Milch von vierzig Steppenſtuten von einem kirgiſiſchen Perſonal in Kumys umgewandelt wurde. Bald nachher, nachdem die Wirkſamkeit des aus Stutenmilch bereiteten Kumys bei verſchiedenen Krankheiten: wie Lungen- und Magenleiden, Blutarmut, Nierenerkrankung, Darmkatarrh, 2c. erprobt und anerkannt war, ſtellte man nun in Deutſchland Verſuche mit dem aus Eſelinnen-, Ziegen- und Kuhmilch präparierten Kumys an, letzterer lieferte außer der größeren Schmackhaftigkeit und Billigkeit, auch in der therapeutiſchen Beziehung gleichfalls die beſten Reſultate. Im Jahre 1883 wurde eine Anſtalt, wo der Kumys nach einer eignen Methode aus Kuhmilch für den Maſſenbedarf bereitet wird, in Bremen errichtet. Das Präparat derſelben iſt von bedeutenden wiſſenſchaftlichen Autoritäten geprüft und empfohlen. Leider bemächtigte ſich nun auch die Spekulation des Kumys, und ſo wurde vielerorts ein ohne Sachkenntnis zuſammengeſetztes Gemiſch als Kumys angeprieſen, wodurch dies Heilmittel weſentlich in Verruf gebracht und deſſen Weiterverbreitung gehindert wurde. Es wäre im Intereſſe der guten Sache erwünſcht, wenn allerorts in Deutſchland Anſtalten errichtet würden, wo das Getränk nach einer bewährten Methode in guter Qualität und zu einem billigen Preiſe hergeſtellt werden könnte. Die Direktion der Bremer Kumyskuranſtalt iſt gern erbötig, auf diesbezügliche Anfragen nähere Information zu erteilen. Zur Bereitung eines heilkräftigen Kumys gehört vor allen Dingen eine gute rahmhaltige, nur von geſunden Kühen herrührende Milch. Aus ſogenannter Magermilch, die in neuerer Zeit vielfach zur Herſtellung von Kefyr (ein Surrogat für Kumys) verwendet wird, läßt ſich kein Kumys bereiten. — Der Geſchmack des Kumys iſt angenehm prickelnd und ſüßſäuerlich, derſelbe ruft ein Aufſtoßen von Kohlenſäure hervor, welche bis in die Naſe ſteigt. Näheres über Kumys findet man in der Schrift: „Der Kumys als Heilmittel“ von Franz Goldhauſen. Heuſers Verlag, Berlin und Neuwied. Der chemiſche Prozeß bei der Kumysbereitung vollzieht ſich dadurch, daß der in der Milch enthaltene und künſtlich zugeſetzte Milchzucker ſich bei Einwirkung eines gewiſſen Ferments bei beſtimmter Temperatur in Fruchtzucker verwandelt und letzterer bei fortgeſetzten Einwirken in Alkohol und Kohlenſäure zerſetzt wird. Kumys iſt alſo kein gegorenes, ſondern ein gärendes Getränk, das in hohem Grade die Eigenſchaft beſitzt, ſowohl Milch als auch Traubenzucker in Alkohol und Kohlenſäure zu zerſetzen. Nach Binz iſt die im Verfolg der Kumyskur zu beobachtende Körpergewichtszunahme der Kranken auf den Alkoholgehalt des Kumys zu beziehen, welcher die Zerſetzungsprozeſſe der Eiweißkörper hindert, und dadurch Fettanſatz begünſtigt. Die Patienten gewöhnen ſich ſchnell an den Genuß von Kumys und ziehen ihn bald jedem anderen Getränke ohne Ausnahme vor. Die berauſchende Wirkung des Kumys iſt unbedeutend und läßt niemals nur die geringſten unangenehme Gefühle nachfolgen.

## Für die Küche.

Spongada iſt ein in Italien ſehr beliebtes Eisgericht, welches man in Gläſern ſerviert. Die Maſſe beſteht aus: 1/2 Liter dicker ſüßer Sahne, 1/8 Liter recht friſchem Eiweiß, 400 Gr. Zucker und einem Gläschen Marasquin. Man ſchlägt 30 Gr. Zucker in kleine Stücke, läßt ihn in der Sahne ſchmelzen, kocht 60 Gr. Zucker mit einer halben Stange Vanille aus, läßt ihn verdeckt ausziehen und gießt ihn durch ein Sieb zu der Sahne, die man mit den Eiweißen vermiſcht und mehreremale durch ein Tuch preßt. Nun gießt man die Maſſe in eine wie gewöhnlich mit Eis und Salz eingeſetzte Gefrierbüchſe, dreht dieſe einige Minuten verdeckt und dann offen mit der linken Hand, während man den Eisſpatel mit der rechten Hand gegen den Boden und die Seitenwand der Büchſe feſthält. Sobald die Maſſe anfängt, dick zu werden, dreht man die Büchſe nicht mehr mit der Hand, ſondern ſchlägt die Maſſe mit dem Eisſpatel von oben nach unten, wodurch die Büchſe ſich von ſelbſt dreht. Iſt die Maſſe zu einem weißen, glatten Schaum geſchlagen, ſo miſcht man nach und nach den Marasquin dazu und füllt ſie dann in Gläſer.

**Hildegard von B.**

## Auskunft.

Fr. 216. Nach meinen Erfahrungen kann ich es als ziemlich ſicher anſehen, daß eine junge Dame, die gute Bildung beſitzt, in einer nicht zu kleinen Stadt eine nicht nur ſichere, ſondern ſogar reichliche und angenehme Exiſtenz durch Ausübung der Zahntechnik erwerben kann. Selbſtverſtändlich unter Vorausſetzung geeigneter Perſönlichkeit. Beſondere Schritte zur Ausübung dieſes Berufes ſind nicht nötig, da die Damen auf Grund der Gewerbefreiheit praktizieren, alſo nur ihr Gewerbe bei der Niederlaſſung der betreffenden Ortspolizei-Behörde anzuzeigen haben, und demgemäße Steuern bezahlen. Ueber das Wo der Ausbildung kurzen Beſcheid zu geben, iſt ſchon ſchwieriger, da ſich die Antwort weſentlich nach den betreffenden Verhältniſſen richtet. Jedenfalls läuft man in Ihrem Falle ſehr leicht Gefahr, in verkehrte Hände zu geraten und ſo das Ganze von vornherein zu verderben. Wer zu einer guten Exiſtenz kommen will, muß etwas ſehr Tüchtiges leiſten. Ich ſelbſt würde einen halbjährigen Kurſus mit 500 ℳ berechnen, ein Honorar, das für Jemanden, der gewiſſenhaft den zugehörigen Pflichten nachkommen will, ein recht geringes genannt werden muß. Penſion und Wohnung könnten Sie eventuell in meiner Familie haben gegen mäßige Vergütung. Ich praktiziere in einem hübſchen Städtchen in der Provinz Heſſen-Naſſau, verfüge über die nötigen Erfahrungen, da ich ſchon mehr junge Leute ausgebildet habe, und würde mit großem Intereſſe den Unterricht leiten. Für den Fall, daß Sie weitere Auskunft zu erhalten wünſchen, können ſie meine Adreſſe in der Redaktion des Frauen-Daheim erfahren.

Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, fügt die Redaktion hinzu, daß es ſich bei obengeſagtem nur um die Ausbildung in der niederen Zahntechnik handelt (Einſetzen künſtlicher Zähne, Bereitung von Plomben 2c.). Die betreffende Dame könnte nach beendetem Kurſus zunächſt etwa als zahnärztliche Gehilfin Anſtellung finden, immerhin ja ein ganz lohnender Erwerb.

## Redaktionspoſt.

**An viele unſerer Leſerinnen.** Die Frage nach Verkaufsſtellen weiblicher Handarbeiten, die jetzt gerade ſo häufig wiederkehrt, können wir, nach verſchiedenen üblen Erfahrungen in dieſer Beziehung, weder ſelbſt beantworten noch im Frauen-Daheim veröffentlichen.

Daheim
XXVIII. Nr. 6. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1892.
7. November 1891.

# Aus der Zeit — für die Zeit.

## Der Strike der Buchdruckerei-Gehilfen.

Ein Strike der Buchdruckerei-Gehilfen wurde ſeit geraumer Zeit geplant. Der Verein der Prinzipale des Buchdruckgewerbes hoffte, ihn verhindern zu können, aber dieſe Hoffnung hat ſich als eine irrige erwieſen. Am 24. Oktober haben die Buchdruckereigehilfen, die dem „Unterſtützungsverein deutſcher Buchdrucker“ angehören, faſt in allen größeren Städten gekündigt, und am 7. November beginnt der Strike.

Die Sache hängt ſo zuſammen. Die Buchdruckereigehilfen haben ſich in der Zahl von gegen 19000 Mann zu einem vorzüglich organiſierten Verbande, dem obigen „Unterſtützungsverein“ zuſammengethan. Andererſeits haben ſich etwa 1400 Prinzipale in dem „Deutſchen Buchdruckerverein“ vereinigt. Zwiſchen den Vertretern dieſer beiden Körperſchaften wurde nun, in letzter Zeit meiſt auf zwei Jahre, der Tarif verabredet. Das geſchah zum letztenmal 1889, ſo daß alſo zum 1. Januar 1892 ein neuer Tarif feſtgeſetzt werden konnte.

Die Gehilfen ſtellten nun ſchon jetzt den Antrag, die Arbeitszeit künftig um eine Stunde zu verkürzen, den Lohn aber beträchtlich zu erhöhen. Die erſtere Forderung wurde damit begründet, daß im Buchdruckereigewerbe beſonders viele Gehilfen unbeſchäftigt wären, die letztere mit dem Hinweis auf die Preisſteigerung der Lebensmittel.

Nun liegt die Sache aber ſo, daß in dieſem Gewerbe ſelbſt nach Angabe der Gehilfen höchſtens 3,73 Prozent derſelben arbeitslos ſind, ein Verhältnis, das im Vergleich zu anderen Induſtrien als ein ſehr günſtiges bezeichnet werden muß. Wohin ſollte es überdies führen, wenn es den Gehilfen gelang, ſo auf ihrer Prinzipale Koſten die zur Zeit arbeitsloſen Kollegen zu beſchäftigen. Daß aber eine Arbeitszeit von $9\frac{1}{2}$ Stunde über die Kräfte eines geſunden Mannes gehe, wagten die Gehilfen ſelbſt nicht zu behaupten. Die Prinzipale lehnten daher dieſe Forderung rundweg ab. Inbezug auf die Lohnerhöhung kamen ſie dagegen den Gehilfen entgegen, wenn ſie gleich auch in dieſem Punkt nicht in der Lage waren, die Lohnerhöhung in dem gewünſchten Grade eintreten zu laſſen.

Die Konferenzen begannen Anfang Oktober, und es ſchien zunächſt, als ob die Gehilfen auf ihren Forderungen nicht beſtehen wollten. Jetzt iſt aber doch der Strike ausgebrochen.

Wenn man nun erwägt, daß die Buchdruckereigehilfen zu den beſtbezahlten Arbeitern Deutſchlands gehören, und daß ihre Lage in jeder Beziehung eine verhältnismäßig überaus günſtige iſt, ſo fragt man ſich verwundert, wie es geſchehen konnte, daß eine ſo zahlreiche und ſo intelligente Klaſſe deutſcher Arbeiter ſich ohne jeden Anlaß zu Beſchlüſſen verleiten laſſen konnte, die unter allen Umſtänden eine ſchwere Schädigung des Gewerbes, dem ſie angehören, zur Folge haben müſſen. Die Erklärung liegt darin, daß es einem kleinen Häuflein entſchloſſener Sozialdemokraten gelungen iſt, die Herrſchaft über den Verein an ſich zu reißen. Sie haben in dieſem die rechtlich gewiß ganz unhaltbare Theorie zur Geltung gebracht, daß alle diejenigen Gehilfen, welche ſich einem Strikegebot des Vorſtandes reſp. der Generalverſammlung nicht fügen, damit jeden Anſpruch auf die bisher gezahlten Beiträge (Krankheits- und Sterbegelder; Altersverſorgung) und die daraus entſtandenen Berechtigungen verlieren.

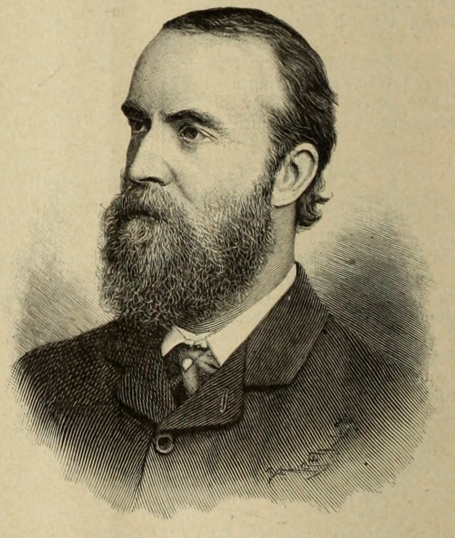
Das zuverſichtliche Auftreten der Agitatoren und dieſe Drohung haben nun bewirkt, daß ungezählte Gehilfen, welche dieſen vom Zaune gebrochenen Strike durchaus mißbilligen, ihre Stellungen, die ſie vielleicht ſeit vielen Jahren inne hatten, Beziehungen, die oft genug gegenſeitig einen durchaus herzlichen Charakter trugen, aufgaben und ſich und die Ihrigen den unſicheren Ausſichten einer ſolchen Arbeitseinſtellung preisgaben.

Da es den Strikenden gelungen iſt, auch die Hilfsarbeiter zur Teilnahme an dem Strike zu bewegen, und da ſie über eine verhältnismäßig große Summe verfügen, iſt es nicht unmöglich, daß der Strike ſich noch lange hinziehen wird. An einen Sieg der Gehilfen iſt kaum zu denken, wohl aber kann der Strike auch den Buchdruckereibeſitzern und den Buchhändlern großen Schaden zufügen. Sollte er auch unſer Blatt in Mitleidenſchaft ziehen, ſo werden unſere Leſer jetzt wiſſen, wem ſie dieſen Umſtand zu verdanken haben. Sie werden mit uns gern mancherlei Unbequemlichkeiten in den Kauf nehmen, damit der Verſuch, eine unſerer intelligenteſten Arbeiterklaſſen zur Anſtellung ſozialdemokratiſcher Experimente zu mißbrauchen, energiſch und erfolgreich zurückgewieſen werden kann.

Berlin, den 26. Oktober. **Die Redaktion.**

## Charles Stewart Parnell.

So unerwartet, daß zuerſt viele an einen unnatürlichen Abſchluß ſeines Lebens glaubten, iſt am 6. Oktober Charles Stewart Parnell, der Begründer der iriſchen Landliga, in Dublin geſtorben. Während vor Parnell die Beſtrebungen der iriſchen Nationaliſten von den Engländern vielfach noch als revolutionäre, mittels Polizeigewalt zu bekämpfende betrachtet wurden, iſt es dem Verſtorbenen geglückt, ſeiner Partei nicht nur die Anerkennung des engliſchen Parlaments, ſondern auch einen beträchtlichen Einfluß in demſelben zu ſichern. Dieſe Errungenſchaft Parnells wird vorausſichtlich nicht nur ſein Leben lange überdauern, ſondern ſich als ein bleibender Faktor in der weiteren Geſchichte Großbrittanniens geltend machen. Charles Stewart Parnell war der 1846 geborene Sohn eines Gutsbeſitzers in der iriſchen Grafſchaft Awondale. Nachdem er in Cambridge ſtudiert und 1871 das väterliche Gut übernommen hatte, ließ er ſich 1875 für South Meath ins Parlament wählen. Bald galt er, dank ſeiner glühenden Beredſamkeit, für den populärſten Abgeordneten Irlands und für den Führer der Homerule-Partei. Die Mißernte des Jahres 1879 und die dadurch veranlaßte allgemeine Unzufriedenheit der Landbevölkerung bewog ihn, ſein Hauptaugenmerk auf eine radikale Reform des Grundbeſitzes in Irland zu richten, und die von ihm zu dieſem Zweck eingeleitete Agitation, welche zur Gründung der iriſchen Landliga führte, befeſtigte ſein Anſehen und ſeinen Einfluß auf die Partei in ſo hohem Grade, daß man ihn nicht ohne Berechtigung den „ungekrönten König von Irland“ nannte. Das Gladſtoneſche Kabinett glaubte ſich des unbequemen Mannes auf gewaltſamem Wege entledigen zu können und ließ 1881 Parnell unter der Anklage des Landesverrats einkerkern. Aber er wurde freigeſprochen und die Regierung ſah ſich genötigt, einen Pakt mit ihm zu ſchließen, der ihn gegen Zugeſtändniſſe in der Pächterfrage zur Mäßigung verpflichtete. Aus dieſem Vertrage entwickelte ſich ſpäter ein vollkommenes Bündnis mit Gladſtone, das Parnell freilich nicht hinderte, eifrig an Gladſtones Sturz mitzuarbeiten, ſobald ihm dieſer für den Vorteil ſeiner Partei wünſchenswert erſchien. Ein Eheſcheidungsprozeß, in dem er eine der Hauptrollen ſpielte, hatte kurz vor ſeinem Ableben Parnells Popularität ſtark ſchwinden laſſen.


Charles Stewart Parnell.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Die Kunſt muß zwei Mägde ſich dingen,
Die zuſammen Wunder vollbringen,
Doch nichts ſind, wenn man ſie trennt,
Sie heißen Fleiß und Talent.

## Der Damenſchreibtiſch.

Der Schreibtiſch iſt das perſönlichſte Möbel. Sein Beſitzer hat die intimſten Beziehungen zu ihm, eine Art geiſtiges Freundſchaftsverhältnis. Und nun ſchaue man einmal mit geſchärftem, aufmerkſamem Blick in die verſchiedenſten Damenboudoirs und ſehe ſich dieſe Schreibtiſche an! Fehlen wird das elegante Möbelchen in keinem, aber welche Überladung von Nippes und Photographien! Welche Charakteriſtik! Wer denkt dabei nicht an jene flüchtig gedachten und flüchtig hingeworfenen Frauenbriefchen mit falſchem Datum und einem halben Dutzend Nachſchriften? Die zierlichen, verſchnörkelten, überladenen Schreibtiſche haben vollkommen ihren Beruf verfehlt. Sie bilden ein Muſeum, eine Bildergalerie für den Beſucher — ein Ärgerniß für das Stubenmädchen, das jeden Morgen eine Stunde Staub darauf wiſchen muß, ihr urſprünglicher Zweck aber muß zumeiſt wegen „Raummangels" aufgegeben werden. Was müßte man alles forttragen, beiſeite ſtellen, und im geheimen Entſetzen vor dieſem „Umzug" erſtirbt die Luſt und Stimmung zum Schreiben überhaupt. Wenn man Briefbeſchwerer, Blumenvaſen, meißener Porzellanfigürchen ꝛc. auf die Gefahr hin, dies oder jenes herunterzuwerfen, ganz eng zuſammenſchiebt, dann läßt ſich notdürftig ein kurzes Billet auf dem ungaſtlichen Schreibtiſch kritzeln — einen wirklichen Brief, der logiſch durchdacht und tief gefühlt, einen Teil unſeres Lebens und unſeres Ichs geben ſoll, an ſolchem oberflächlich aufgeputzten Möbel zu verfaſſen, iſt unmöglich. Der kleine Privatbazar von Nippesſachen wirkt zerſtreuend, unruhig auf die Gedanken ein und hindert Sammlung und ruhiges Nachdenken. Er befördert jene zerfahrenen, oberflächlichen Briefe, die dem Abſender, wie dem Empfänger gleich wenig Freude bereiten, weil „nichts darin ſteht". Ein aufgeputzter Schreibtiſch, ſo hübſch er den Salon dekoriert, ſtellt der Individualität der Beſitzerin kein vorteilhaftes Zeugnis aus. — Einmal einem gut und zweckmäßig eingerichteten, ernſthaften Damenſchreibtiſch zu begegnen, auf dem genügender Platz vorhanden für Briefmappe und beide aufzulegenden Arme, an dem man ſich „breit machen" kann, wie der Volksmund ſagt, an dem kein bunter Flittertand (ſei er noch ſo wertvoll) das ernſte Denken ſtört, das zum Wirtſchaftsrechnen, Buchführen und Briefſchreiben, zur Sammlung und inneren Einkehr nötig iſt, thut förmlich wohl. Wozu die überflüſſigen Nichtigkeiten? Der Schreibtiſch iſt dekoriert genug durch wenige liebe Familienbilder und durch ſeine zweckentſprechende Einrichtung: Leuchter, Petſchaft, Papiermeſſer, ein Käſtchen mit neuen Federn, eine Schale mit Bleiſtift, Federhalter und Siegellack, einen Abreißblock und last not least das große Tintenfaß mit echter, flüſſiger Tinte darin, nicht das Titular-Tintenfäßchen, jenes nichtsnutzige, niedliche Dingchen, in dem ſchon nach zwei Tagen die Tinte eintrocknet, weil der reichverzierte Deckel wohl ſehr hübſch ausſieht, aber pflichtvergeſſen genug iſt, nicht an das Schließen zu denken. Ein ernſthafter Damenſchreibtiſch flößt wie ein ernſtes, ſympathiſches Geſicht Achtung und Vertrauen ein!

**E. Liß-Blane.**

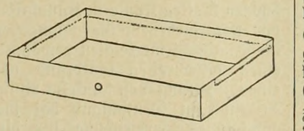
## Nochmals: Erinnerungsfächer.

In der fächerförmig gebauten, waldumſäumten Reſidenz Badens fand während dieſes Sommers eine Fächerausſtellung ſtatt. Gehört auch die Mehrzahl unſerer Leſerinnen nicht zu denen, welche in der Lage ſind, luxuriöſe, künſtleriſch ausgeſtattete Fächer zu kaufen, ſo hat doch der Fächer, dieſe anmutige, harmloſe Waffe des weiblichen Geſchlechts, für die meiſten Frauen einen eigenen Reiz. — Wir unterfangen uns nicht, die wertvollen Kunſtwerke alter und neuer Meiſter und Meiſterinnen zu ſchildern, welche in unglaublicher Menge und märchenhafter Pracht das Auge blendeten; nicht von den kunſtvollen Geſtellen zu reden, welche von Brillanten und Edelſteinen funkelten, oder in ſchillerndem Perlmutter und zartem Elfenbein die reizendſte, ſpitzenartige Arbeit aufwieſen; auch nicht von den vornehm wirkenden Geſtellen von „blondem Schildplatt" oder von der Pracht der duftigen Federfächer in allen Farben und den wunderbaren Spitzenfächern — über ſo glänzende Farben verfügt unſer Farbentopf nicht. — Eine Art verhältnismäßig unſcheinbare Fächer möchten wir den lieben Leſerinnen vorführen und ſie zu etwaiger Nachahmung anleiten; wir meinen die in dieſem Blatt ſchon einmal kurz erwähnten Erinnerungsfächer. — Da iſt zunächſt der Autographenfächer: ein glatter Holzfächer in nicht zu dunkelm Farbton; auf jedem der Holzſtäbe von unten nach oben iſt ein berühmter Name geſchrieben. Haben wir nicht ſo viele berühmte Bekannte, ſo ſind uns die Namen lieber Freunde, Bekannter und Reiſebekanntſchaften gleichfalls eine koſtbare Erinnerung. Auf einem andern Fächer waren eine Anzahl kleiner Karten — nicht ſehr viele, etwa acht bis zehn — leicht aufgezeichnet; dazwiſchen hie und da eine Blume, ein Zweig, wie hinter die Karten geſteckt, gemalt; auf jede Karte war ein Name geſchrieben. Intereſſanter noch waren die Malerautographen, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen: auf jedem Holzſtab hatte ſich ein Maler mit einer kleinen Skizze verewigt, ſo daß ein buntes Allerlei entſtanden war, welches allerdings mehr originell und unruhig, wie harmoniſch und geſchmackvoll wirkte. — Hübſch war auch ein zur Wanddekoration beſtimmter Monogrammfächer; er hatte jedenfalls den Vorzug, leicht beſchafflich zu ſein; ein Faltfächer von Papier oder Stoff war ganz mit Briefmonogrammen bedeckt. Fein ausgeſchnitten ſchmückten dieſe reihenweiſe in bunter Mannigfaltigkeit das Fächerblatt; am oberen Rande hatten die breiteſten Monogramme ihren Platz gefunden, dann folgten ganz lange, und dann mit dem ſchmaler werdenden Fächerſtab immer kleinere Monogramme, bis unten eine Reihe der niedlichſten den Abſchluß bildete. — Zum Schluß möchten wir noch eines Reiſeerinnerungsfächers Erwähnung thun, welcher übrigens auf der Ausſtellung nicht vertreten war. Ein einfacher, großer Papierfächer wird mit allen möglichen kleinen Reiſeerinnerungen beklebt: kleine Bilder, Pferdebahnkarten, Etiketten, hier und da ein Name oder ein geſchriebenes Wort, ein Konzertprogramm, eine Tiſchkarte und dergleichen mehr finden ihren Platz auf dieſem Dekorationsfächer, und lange noch, wenn wir wieder in der Heimat ſind, reden die kleinen Erinnerungszeichen mit lauter Sprache zu uns und zaubern die Bilder ſchöner Reiſetage vor unſern Geiſt.

**X. in K.**

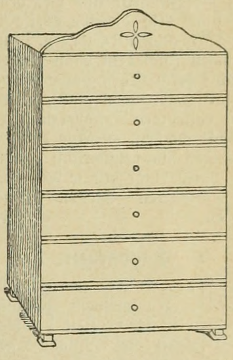
## Schmuck.

Wie ein Schmuckſchränkchen mit Schubladen aus einer größeren Cigarrenkiſte (von 500 Stück) und aus ſechs kleinen, flachen gleichgeformten $^1/_{20}$ Kiſtchen herzuſtellen iſt, will ich in folgendem verraten: Nachdem man letztere vom Papier befreit und mit angefeuchtetem Bimſtein ſauber glatt gerieben hat, nagelt man den Deckel jedes Kaſtens feſt, ihn ſo zum Boden verwandelnd und löſt den eigentlichen Boden, der ſpäter für jeden Kaſten als Stützfläche dient, vorſichtig ab. Nun verkürzt man die Höhe der hinteren Wand jedes Käſtchens mit der Laubſäge um etwa Fingerbreite, ebenſo die der Seitenwände, die letzteren jedoch nicht bis ganz nach vorn (ſ. Abbildung).



Dieſe Ausſchnitte ſind dazu da, den Leiſtchen, auf denen die Stützbrettchen ruhen, Platz zu gewähren. Die Wände der größern Kiſte muß man erſt zurecht ſchneiden. Um dabei die Größenverhältniſſe richtig abzumeſſen, werden die ſechs Käſten nebſt fünf dazwiſchen liegenden Stützbrettchen zur Probe aufeinander geſtellt, wobei ratſam iſt, ſie gleich zu nummerieren, damit ſie bei ſpäterem Probieren ſtets dieſelbe Reihenfolge behalten. Genau die Höhe und Breite der Käſtchenpyramide müſſen die beiden Seitenwände des Schrankes erhalten, während die Rückwand eben ſo hoch, jedoch etwas breiter als die Käſten geſchnitten wird, damit ſie die Schnittflächen der Seitenwände mit deckt. Boden und Decke müſſen die Schnittflächen ſämtlicher drei Wände decken. Man klebt dann in den richtigen Zwiſchenräumen, die man nach der Höhe der Käſten und der Stärke der Stützbrettchen genau abmißt, zehn kleine Leiſtchen — je etwa 10 cm lang und $^1/_2$ cm breit — (für jede Seitenwand fünf) mit der breiten Seite in die innere Fläche der Seitenwände. Dieſe Leiſtchen, auf welche nun die früheren Böden als Stützbrettchen nach dem Annageln der Rückwand geleimt werden, treffen an letzterer an, ragen demnach nicht bis ganz nach vorn. Boden und Decke nagelt man erſt feſt, nachdem zur Probe alle Käſten in den Schrank geſchoben wurden, den man ja nicht zu eng herſtelle. Es wird ſich übrigens hier und da als notwendig erweiſen, an den Käſten noch etwas abzuſchleifen. Die Vorderſeiten der Käſten werden entweder bemalt oder auch nur ſchwarz umrändert. Eine kleine, aus Cigarrenholz geſägte Bekrönung, vier Füßchen (halbe Zwirnrollen) und ſechs in die Käſten eingeſchraubte Meſſingknöpfe oder Ringe als Handhabe zum Herausziehen vervollſtändigen das Schränkchen, das zum Schluß einigemale mit Spirituslack überſtrichen wird.

**Annelieſe.**



Um die Schmuckſachen, die ich häufiger trage, bequemer zur Hand zu haben, ließ ich mir eine gut verſchließbare Schublade meines Toilettentiſches (Schreibtiſch) mit Tuch ausſchlagen. Geſchickte Hände bringen wohl ſelbſt den Bezug mittels kleiner Reißnägel oder Stifte an. Eine Lage Watte unter den Stoff zu legen, iſt wünſchenswert. Ein wattiertes Deckchen von leichter Seide, Mouſſelin oder Battiſt, in die Schublade paſſend, bedeckt die Schmuckſachen und dient gleichzeitig zur Unterlage einer zweiten Lage Schmuckes, leichterer Sachen, wie z. B. Ringe. Bei der Wahl des Stoffes hat man darauf zu achten, daß man gutgefärbte Ware kauft, mit Schwefel gefärbte z. B. läßt Silber anlaufen. Dieſe Anordnung des Schmuckes in einer Schublade ſtatt in einer Schatulle hat den großen Vorzug, daß man ſeine kleinen Herrlichkeiten überſichtlich geordnet beiſammen hat, keine Etuis benötigt und mit dem Holen wie Weglegen raſch fertig iſt.

**H. St.**

## Inſchriften auf Torten herzuſtellen.

Manche Hausfrau möchte ihre ſelbſtgebacknen Torten ebenſo kunſtvoll verzieren wie es der Konditor thut, beſonders an Geburtstagen die wohlgeratne Mandeltorte mit einer dem Tage entſprechenden Inſchrift ſchmücken. Daß ſich der Konditor zur Herſtellung der Verzierungen einer dicken Zuckerauflöſung bedient,

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

welche durch eine Tüte gepreßt wird, iſt allgemein bekannt, aber dieſe Arbeit erfordert eine große Übung, die nie im Hauſe erlangt werden kann. Da möchte ich denn ein andres Verfahren vorſchlagen, um unſere Geburtstagstorten eigenhändig mit dem üblichen Glückwunſch zu verſehen. Man ſchneide ſich eine kreisförmige Papierſcheibe, genau ſo groß wie die Torte auf der Oberfläche iſt, und zeichne auf dieſelbe mit großen deutlichen lateiniſchen Druckbuchſtaben: „Herzlichen Glückwunſch!“ „Ich gratuliere!“ oder dergleichen. Alle Striche auf dem Papier werden doppelt gezeichnet, und dann das Papier zwiſchen den Strichen ausgeſchnitten, auf dieſe Weiſe wird eine Art Schablone gewonnen. Durch dieſe auf die Torte gelegte Papierſchablone wird Streuzucker (der ziemlich feſthaftet) geſiebt, oder, falls man die Inſchrift noch haltbarer wünſcht, aufgelöſter dicker Zucker gegoſſen. Nachdem die Schablone vorſichtig entfernt worden iſt, ſieht man die Inſchrift klar und deutlich vor ſich. Auf dieſelbe Weiſe kann jede Torte auch mit Sternen, Blumen, Körbchen (aus dem dann eingelegte Früchte herausſehen, deren Saft aber ſorgfältig abtropfen muß), oder mit jeder beliebigen Randverzierung geſchmückt werden. — Alle dieſe Verzierungen aus Zuckerguß gewinnen noch durch eingezuckerte Früchte, die an geeigneten Stellen aufgelegt werden. **E. Grete.**

## Handarbeit.

Kaffeewärmer von Knüpfarbeit. In meinem Bekanntenkreis hat in letzter Zeit die Knüpfarbeit wieder viel Aufnahme gefunden: die Verwendung dieſer hübſchen Handarbeit iſt unendlich mannigfaltig. So verfertigte ich kürzlich von dünnſtem Bindfaden einen Kaffeewärmer, der allgemeinen Beifall fand. Ich wählte ein ganz einfaches Muſter aus der Modenwelt und knüpfte danach in Form eines Cylinders ungefähr 64 cm weit und 32 cm hoch. Nachdem die Fäden befeſtigt waren, zog ich einen Faden durch die kleinen Löcher der letzten Tour und zog dieſen ganz ſtraff an, ſo daß das geknüpfte Stück an der oberen Seite ſo feſt wie möglich eingekräuſelt war. Als Futter nahm ich roten Flanell, den unteren Abſchluß bildete eine Rüſche von rotem Wollband; von einer ebenſolchen wurde auch das geknüpfte Aufhängeband oben umgeben.

**E… in Q.**

## Zimmerſchmuck.

Über die Verwendung alter Gratulationskarten iſt hier ſchon mehrfach geſchrieben worden, und doch möchte ich auf dieſes Kapitel gern noch einmal zurückkommen, da ich in England, von wo ich eben heimkehre, gar zu netten und praktiſchen, aus bunten Karten hergeſtellten Zimmerſchmuck zu ſehen Gelegenheit hatte. Da waren dieſe alten Gratulationskarten vor allem zur Ausſchmückung der in England ſo beliebten kleinen, mehrteiligen Kaminſchirme, die auch bei uns in noch mehr verkleinerter Form als Lichtſchirme ſich eingeführt haben, verwendet worden, ebenſo wie zur Bekleidung der Platten von kleinen Luxustiſchen. Die Arbeit erfordert nicht einmal beſonders geſchickte Hände, nur einen feinen Geſchmack, der es verſteht, ein nach Form und Farbe hübſches Arrangement herzuſtellen und mit dem vorhandenen Material zu rechnen. Die Karten müſſen ſo verarbeitet werden, daß die ganze Fläche des zu garnierenden Gegenſtandes damit bedeckt iſt; natürlich muß, ehe ſie aufgeklebt werden, ihre Zuſammenſtellung möglichſt genau ausprobiert werden. Zu unterſt werden ſehr zarte, mattgefärbte Landſchaften geklebt, die auch zum größten Teil den ſie umgebenden Papierrand behalten können. Sie werden umrahmt und zugleich untereinander durch Blumenzweige verbunden, die man ſorgfältig aus den Karten geſchnitten hat. Sollte ſich hier und dort noch eine kleine häßliche Lücke zeigen, ſo wird ſie durch ein einzelnes Blatt, eine einzelne Blume, gefüllt, und wenn ſich nichts paſſendes dafür findet, ſo können des Malens kundige Damen den kleinen Defekt auch mit dem Pinſel verdecken. — Man wird gut thun, bei der Arbeit etwas ſyſtematiſch vorzugehen, z. B. bei den Füllungen eines Lichtſchirmes die zarteſten Landſchaften nach oben zu legen, ſie wieder mit zart gefärbten leichten Blumenranken zu umgeben und ſich für die untere Hälfte der Füllung die farbigſten Effekte aufzuſparen. Die fertige Arbeit wird verſchiedenemale mit Kopallack beſtrichen, beſonders für eine Tiſchplatte empfiehlt ſich ein recht häufiges Beſtreichen (nach jedesmaligen vollſtändigen Trocknen), um der Moſaikarbeit größere Feſtigkeit zu geben. Ein beſonders hübſcher, ziemlich großer Tiſch, den ich ſah, war von achteckiger Form, der Fuß aus hellgrau gebeiztem Holz mit Goldlinien, die Platte war von einer ſchönen breiten Kante in Knüpfarbeit von naturfarbenem Garn umgeben; die Kaminſchirme zeigten gewöhnlich einen handbreiten Goldrand oder eine Einfaſſung von dunkelm Plüſch. — Auch in Deutſchland hat man ganz nette Verwendung für dieſe „engliſchen Karten“ gefunden, die übrigens faſt immer echt deutſchen Urſprunges ſind, von deutſchen Künſtlerinnen entworfen, in deutſchem Farbendruck ausgeführt und höchſtens in England mit der Schrift verſehen. Auf einem fächerförmigen Stück Karton in zwei oder drei Halbkreiſe geordnet, unten durch ein, an Stelle der Fächerſtäbe angebrachtes farbiges Plüſchſtück begrenzt, das eine Schleife oder Quaſte erhält, bilden ſie einen hübſchen Wandſchmuck. Die einzelnen ausgeſchnittenen Blumenranken um die Photographien eines Albums geklebt, wirken allerliebſt, auf Moraſtändern, Schiefertafeln, Tamburins, Stecknadelſchalen, Briefmarkenkaſten, Terrakottvaſen, kurz, auf alle diejenigen kleinen Sachen, die man gern mit einer leichten Malerei verziert, können ſie einen Erſatz für dieſe geben. Sie können aber auch, da die beſſern der in den Handel kommenden Exemplare von ſehr tüchtigen Künſtlerinnen entworfen werden, gut als Vorlagen für kleine Malereien benutzt werden.

**E. Eyſell.**

## Praktiſches fürs Haus.

Von jedem Haſen, welcher in meiner Küche zur Bereitung kommt, laſſe ich mir das Fell gerben, um daſſelbe gelegentlich zu kleinen Teppichen vor dem Näh- oder Schreibtiſch zu verwenden. Man kann ſehr gut zwei oder mehrere Felle aneinanderſetzen, je nach der gewünſchten Größe des zu verfertigenden Teppichs. Eine ſolche Fußdecke, mit einigen hellen Fellen in der Mitte, die weißen Bauchſtellen möglichſt gleichmäßig verteilt, einer breiten dunklen Kante von Tuchreſten umher, mit grobem Packlein gefüttert, macht ſich ganz außerordentlich hübſch, iſt köſtlich warm und läßt ſich ſehr billig herſtellen. Für ein Haſenfell zu gerben zahle ich 25—30 Pf. Auch zum Bettvorleger und als Einlage in den Fußſack eignen ſich die Haſenfelle vorzüglich, da dieſelben ſo ſehr weich ſind.

Hollunderbeerwein (imitierter Cypernwein, nach Semler): 15 Liter Waſſer, 10 Liter Hollunderbeeren, 7 Kilogr. Zucker, 150 Gr. geſtoßener Ingwer und 75 Gr. Gewürznelken werden in einem paſſenden Gefäß eine Stunde gekocht und fortwährend abgeſchäumt. Alsdann bringt man die Flüſſigkeit mit 2 Kilogr. zerquetſchten Roſinen in ein Faß und läßt ſie vergären.

## Zimmergärtnerei.

In Nr. 52 des Frauen-Daheim, 1890/91 iſt unter der Überſchrift: „Warum die Pflanzenkultur im Zimmer ſo wenigen Leuten glückt,“ eine Anweiſung über Gießen gegeben, welche aber die Kenntnis vorausſetzt, welche Pflanzen „Temperenzler“ und welche „Säufer“ ſind. Bei nachſtehendem Verfahren iſt dieſe Kenntnis unnötig. Man ſtelle die Töpfe auf drei kleine Dachziegelſtücke, die man auf den Boden des Unternapfes legt. Nun begieße man die Pflanze, wenn oben die Erde trocken wird, langſam und in Pauſen von etwa einer Minute, und gibt acht, bis der erſte Tropfen Waſſer im Napfe erſcheint, dann gießt man nicht weiter. Die Erde im Topfe hält dann nur ſo viel Waſſer in ſich, als ſie aufnehmen kann. Würde noch mehr gegoſſen, ſo würden durch das abfließende Waſſer die löslichen Stoffe, als z. B. Salze ꝛc. welche der Pflanze zur Nahrung dienen, aus der Erde entführt.

**Ein alter Zimmergärtner.**

## Auskunft.

Herrn **Paſtor E.** Antwort auf Frage Nr. 2. Antiphons bekommt man in Dresden-A., Schloßſtraße, bei Optiker Levy. Doch müſſen dieſelben jedem Ohre angepaßt werden und ſind in vielen verſchiedenen Größen zu haben. Das Gefühl, dieſe Metallkugeln in den Ohren zu haben, iſt kein angenehmes, und ich vermochte daſſelbe, welches mit heftigem Brauſen im Kopfe verbunden war, nicht zu ertragen. Doch ſollen weniger nervöſe Perſonen, wie ich es leider bin, ſehr zufrieden mit der Anwendung der Antiphons ſein und durch dieſelben vor läſtigem Geräuſch wirklich geſchützt werden. Der Preis eines Paares iſt 3 Mark. **H.**

Frage 189. Als ſehr empfehlenswert nenne ich Ihnen das Victoria-Lyceum, Zeichenſchule des Vereins der Künſtlerinnen, Berlin SW., Königgrätzerſtr. 120. Vorſteherin Frl. Antonie Eichler. **E. B.**

Als die ſchönſte Roſe von 1891 gilt „Kaiſerin Auguſta Viktoria“, eine Theehybride, gezüchtet von Lambert und Reiler in Trier. Sie erhielt auf der Trierer Roſen-Ausſtellung des letzten Sommers den Ehrenpreis der Stadt Trier und fand auch Anerkennung auf der Roſen-Ausſtellung zu Lyon im Juni dieſes Jahres. Die Pflanze hat ein kräftiges Wachstum, ihre Triebe zeigen wenig Stacheln. Jeder Trieb endet in drei auf langen Stielen getragenen Blume. Die Blume iſt groß und voll, ſchön gebaut, rahmweiß von Farbe mit gelblicher Abtönung. Vor Maréchal Niel hat ſie die aufrechte Haltung voraus.

**J. Tr.**

**J. F. 191.** Fächer in Gace, Atlas oder dergl., zum bemalen, ſind durch mich zu beziehen. Ich habe die Vertretung einer größeren Fabrik.

**Emilie Braun, Berlin W.**, Hauptſtr. 7a.

## Für die Küche.

Rumſpeiſe. Man nehme ein Pfund Reis, koche es in Waſſer zu einem dicken Brei, dann koche man 3/4 Pfund Zucker zu Sirup, thue dazu ein Gläschen Rum, die fein gehackte Schale und den Saft von einer Citrone, gieße dies zum Reis, laſſe es dann noch einmal aufkochen und in eine Form erkalten. **Lisbet.**

Baſchtſch. Man ſchneidet geſchälte Rotebeete in Briefmarkengröße, Strohhalmdicke-Stückchen und legt ſie in einen Steintopf, in dem man über jede 2 Finger hohe Lage Rübenſtückchen ein paar wallnußgroße Bröckchen Sauerteig und einen Eßlöffel Salz gibt. Wenn der Topf ſo halb angefüllt, gießt man bis an den Rand heißes Waſſer, bindet mit einem Mullſtück (Mull, der Luft durchläßt) zu, und ſetzt den Baſchtſch für 10 Tage an einen kühlen, luftigen Ort. Inzwiſchen muß man zuweilen nachſchauen und etwaigen Schimmel abnehmen. — Danach wird folgende Suppe daraus bereitet: Man kocht von 1 Kilo Rindfleiſch und 2 Kilo Vorderſchinken ohne Fett mit Salz und Suppenkräutern einen Liter kräftige Bouillon. Zugleich kocht man einen Liter Baſchtſch, halb Rübenſtückchen, halb Brühe, weich, was etwa 2 Stunden braucht. Dann ſchneidet man die Hälfte des Rindfleiſches und Schinkens (es ſoll mindeſtens 4 Stunden langſam gekocht haben) in die Suppenſchüſſel zu ſo großen Stückchen wie der Baſchtſch, gibt die durchgeſiebte Buillon, den gekochten Baſchtſch (Brühe und Rotebeete), 3/4 Liter ungekochte Baſchtſchbrühe und 1/4 Liter gute ſaure Sahne darüber, verrührt alles gut und richtet die herrlich lichtrote Suppe an. (Portion für 6 Perſonen.) — Man kann Baſchtſch für 2 bis 3 Suppen einſäuern, da dieſer ſich 4 bis 5 Wochen hält, nur muß man regelmäßig den Schimmel abnehmen und darf weder Waſſer noch Salz zuſetzen. Der Baſchtſch hat eine eigene feine Säure, die nach den erſten 10 Tagen leicht herausgeſchmeckt wird. Wenn er dieſe verloren, ſo gilt es als Erkennungszeichen, daß er zu alt geworden iſt. **Heddy.**

## Fragen.

13) Ich bin gewöhnt, in das Waſchwaſſer des Morgens etwas Borax zu thun, um das allzu harte Waſſer weicher zu machen; iſt die gleichzeitige Anwendung von Schwefelſeife dann wohl ſchädlich?

**L. G.** aus **Gotha.**

14) Es finden ſich hier an der Küſte des indiſchen Ozeans viele ſchöne Muſcheln, von denen die größeren aber häufig ihren ſchönen Glanz verloren haben und wie mit einer feinen Kalkſchicht überzogen ſind. Kann mir eine freundliche Leſerin des Daheim ſagen, wie man den früheren Glanz wieder hervorrufen kann?

**Eine Deutſche** in **Natal.**

15) Kann mir vielleicht eine der freundlichen Daheimleſerinnen ein Buch angeben, in welchem die Predigt vom Oſtermontag ſteht: „Die Jünger auf dem Wege nach Emmaus“, ausgehend von den Worten: Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden! — Ich habe ſchon lange Zeit ſehnſüchtig darnach geforſcht, aber vergeblich. Herzinnig Dank im voraus. **Nelke.**

16) Ich habe einen weißen Kakadu, der ſich ſeit einem Jahr alle Federn abfrißt. Die Federn ſcheinen krank zu ſein, da ſie viel weißes Mehl abſtäuben. Sollte die Urſache eine Milbe ſein? Kann man gegen dieſelbe ein Mittel anwenden und das Abreißen der Federn verhindern? Um gütige Auskunft bittet **Daheimleſer in Hamburg.**

17) Welche der geehrten Leſerinnen weiß einen Ort, in welchem die Niederlaſſung eines tüchtigen Arztes dringendes Bedürfnis iſt? **B. 30.**

18) Könnte mir eine freundliche Leſerin wohl mitteilen, wie man die gehäkelten Hüte filzt? Ich habe harte Wolle genommen und ſie vielfach gebrüht und gebürſtet, wie mir im Laden geſagt wurde, doch filzte die Wolle gar nicht und lief nicht einmal ein. Um gütige Auskunft bittet, im voraus dankend

**R. in B.**

19) Wie reinigt man am beſten ſchwarze, ſchon gefärbte Seide?

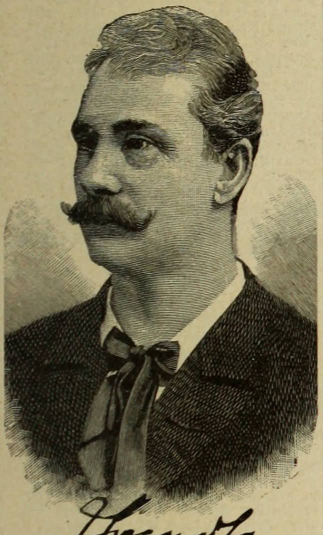
Daheim

XXVIII. Nr. 7. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892.

14. November
1891.

## Hausmuſik.



J. Svendſen.

### Johann Svendſen.

Neben Edvard Grieg, dem genialen Lyriker, zählt Johann Severin Svendſen zu den Hauptrepräſentanten des muſikaliſchen Nordens. Zwar „nordiſch“ im Sinne Griegs iſt Svendſen nicht; wenn der erſtere mit allen Wurzeln ſeines Künſtlertums in der ſpezifiſchen Eigenart der nordiſchen Volsweiſe haftet und in ihrer künſtleriſchen Verwertung ſeine Miſſion als Tondichter erfüllt, ſo iſt Svendſen bei weitem ein anderer. Auch in ſeinen Kompoſitionen finden ſich zwar die eigentümlichen Rhythmen norwegiſcher Volksmuſik mit ihrer brütenden Schwermut und ihrer jauchzenden Ausgelaſſenheit. Aber während Grieg dieſe Volksmuſik zum Hauptinhalte ſeiner künſtleriſch-muſikaliſchen Darſtellung gemacht hat, benutzt ſie Svendſen bloß im Sinne des Kolorits, der Epiſode. Svendſen iſt ein nach dieſer Seite hin kultivierter Muſiker, der äſthetiſch ſehr fein empfindet und ſeiner Begabung nach viel zu ſehr zu der Kunſtmuſik der Deutſchen ſich hingezogen fühlt, als daß er ausſchließlich national norwegiſcher Künſtler ſein könnte. — Wie mancher andere bedeutende Mann iſt Svendſen aus kleinen Verhältniſſen hervorgegangen und über die Sorgen des Lebens ſtolperte er gar frühzeitig. Ja, er war ſchon zu einer Zeit ein Mann, wo andere, Schoßkinder des Glückes, noch Knaben ſind. Svendſen wurde geboren am 30. September 1840 zu Chriſtiania, wo ſein Vater als Regimentsmuſiker ein karges und beſcheidenes Daſein führte. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Vater dem Jungen, deſſen Talent frühzeitige Knospen trieb, muſikaliſche Kunſtfertigkeiten beizubringen beſtrebt war. So lernte der Kleine, der übrigens einer der wildeſten und tollſten Buben ſeines Jahrgangs geweſen und dort, wo es galt einen luſtigen Streich auszuführen, den verehrten Mitbuben in Kniffen und Pfiffen gewaltig überlegen war, bald das Violinſpiel, in dem er eine ganz erſtaunliche Fertigkeit ſich aneignete, ſo lernte er die Flöte, die Klarinette blaſen. Mit elf Jahren komponierte er ſchon ſehr fleißig und brachte ſeine Kompoſitionen unter dem lebhaften Beifall der vielleicht zu nachſichtigen Zuhörer zur Aufführung. Nur dem alten Svendſen machte das Talent des Sohnes ernſtliche Sorgen. Er liebte ſein Kind zu ſehr, um es jenen Bedrängniſſen und Notlagen ausgeſetzt zu wiſſen, welche gerade dem Muſiker in ſo reicher Fülle zuteil werden. Aber Johann wollte Muſiker ſein, der er eigentlich ja ſchon war. Er trat alſo als 15jähriger Burſche in ein Jägerregiment ein und ſuchte als Regimentsmuſiker namentlich ſein Geigenſpiel zu vervollkommnen: bald geigte er im Theaterorcheſter, bald auf Tanzböden, und es machte ihm einen beſonderen Spaß, dem luſtigen Völklein die ſchwierigen Konzertetuden von Paganini und Kreutzer als Tanzſtücke aufzuſpielen. Wenn die Tänzer wirklich nach dieſer Muſik zu tanzen vermochten, ſo hat Svendſen Wunder gethan. Auf die Dauer behagte ihm jedoch dieſes Zigeunerleben nicht recht. Er ſagte daher der Heimat Lebewohl und verſuchte ſein Glück als wandernder Virtuoſe. Die äußerliche Seite des Zigeunerlebens war damit freilich nicht aufgegeben; Svendſen fühlte ſich jedoch zu ſehr als Künſtler, um von den engen Verhältniſſen ſeines bisherigen Berufes in ſeiner Entwicklung nicht allzuſehr ſich gehemmt zu ſehen. Die Virtuoſenlaufbahn brachte dem jungen Mann Enttäuſchung auf Enttäuſchung; er verdiente kaum ſo viel, daß er die beſcheidenſten Bedürfniſſe beſtreiten konnte. Wie ſollte er es fertig bringen, unter ſolchen Umſtänden noch weiter zu ſtudieren, noch weiter an ſich zu arbeiten? Aber der Zufall war ihm günſtig. In drückendſter Notlage machte er in Lübeck die Bekanntſchft eines menſchenfreundlichen Mannes, welcher ihm vom König Karl XV. von Schweden ein Stipendium erwirkte. Nun bezog Svendſen 1863 das Leipziger Konſervatorium, um Violine zu ſtudieren. Nervöſe Schmerzen im Handgelenk zwangen ihn jedoch, ſeinen Plan dahin abzuändern, daß ſtatt des Inſtrumentes die Kompoſition in den Mittelpunkt ſeines Studiums trat. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit begann Svendſen zu produzieren: Sein opus 1 war ein ſchönes, gehaltvolles und poetiſches Streichquartett in A-moll, dem bald ein Oktett (op. 3), eine Symphonie (op. 4, D-dur) und ein Quintett (op. 5) folgten. 1867 verließ Svendſen Klein-Paris, das auch diesmal wieder bewieſen, „daß es ſeine Leute bilde.“ Er unternahm eine Konzertreiſe nach Chriſtiania, wo er mehrere ſeiner Kompoſitionen mit glänzendem Erfolge zur Aufführung brachte. Nach einem Aufenthalt in Paris kehrte er 1870 nach Leipzig zurück, um als Konzertmeiſter der ehemaligen „Euterpekonzerte“ zu wirken. Allein der Krieg vereitelte ſeine Hoffnungen: inter arma silent Musae. Aber nach 1871 trat er wirklich als Kapellmeiſter an die Spitze der „Euterpe“, 1872 übertrug man ihm die Leitung des Muſikvereins in Chriſtiania, in die er ſich zuſammen mit Grieg teilte (bis 1877). Dann finden wir ihn in Rom, in London, in Paris, und von 1883 an bekleidet Svendſen die beneidenswerte Stellung eines Hofkapellmeiſters in Kopenhagen, wo er als Dirigent und Komponiſt des höchſten Anſehens und allgemeinſter Wertſchätzung ſich erfreut. Svendſens Kompoſitionen — ſie umfaſſen außer den ſchon genannten Hauptwerken vier prachtvolle norwegiſche Rhapſodien, einen gewaltigen Trauermarſch für Karl XV., je ein Violin- und Cello-Konzert, eine zweite Symphonie (B-dur), Ouverturen, mehrere Hefte Lieder, den köſtlichen „Karneval in Paris“, eine Orcheſterlegende „Zorahayde“ u. ſ. w. — zeichnen ſich durch meiſterhafte Form und Natürlichkeit der Tonſprache, durch Originalität und feſſelnden Reiz des Stiles aus. Sie ſind modern im beſten Sinne des Wortes.

### Geiſtliche Geſänge.

Die Feſtgottesdienſte der Kinder. Zwölf liturgiſche Andachten für die Oſter-, Pfingſt- und Trinitatiszeit. Herausgegeben von L. Tiesmeyer und P. Zauleck, Paſtoren in Bremen. Muſikaliſcher Teil bearb. von H. Putſch, Muſikdirektor in Berlin. Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig. Es iſt eine ebenſo dankbare als ſchwierige Aufgabe, dem religiöſen Empfinden der Kinder Muſikſtücke zu bieten, die bei vollſtändigerWahrung des religiöſen Charakters künſtleriſche Abrundung mit gutem muſikaliſchen Inhalt verbinden, der die Grenzen des kindlichen Faſſungsvermögen nicht überſchreitet. Vor allem iſt es der modulatoriſche Apparat, welcher in dieſer Beziehung mit äußerſter Vorſicht gehandhabt werden muß. Dem muſikaliſchen Bearbeiter des uns vorliegenden Heftes iſt es nun gelungen, ſeine Aufgabe in befriedigender Weiſe zu löſen. Seine Bearbeitungen ſind durchſichtig, klar im Tonſatz, einfach in der Modulation und leicht und gut ſangbar. Nur eine einzige Stelle ſcheint uns gewagt und zwar in Nr. 27 die Worte, „Wo Gottes Lämmlein weidet“, welche eine für den Zweck zu auffällige Modulation enthalten, die beim unbegleiteten, alſo beim a-capella-Geſang Schwierigkeiten bereiten dürfte. Da aber die Tonſätze jedenfalls mit Orgelbegleitung gedacht ſind — ſchon der Umſtand, daß der Verfaſſer am vierſtimmigen Satz mit ſeinen Tenor- und Baßſtimmen feſtgehalten, läßt auf die Mitwirkung der Orgel oder der Gemeinde ſchließen, — ſo kommt die Schwierigkeit dieſer Stelle bei der geſangvollen Führung der Oberſtimme in Wegfall. Im Übrigen darf man ſich der 50 Geſänge, welche die Sammlung enthält, herzlich freuen: ſie ſind ein auf dem Altar der Frömmigkeit gebrachtes muſikaliſches Opfer, an dem ſich nicht nur Kinder, ſondern auch Erwachſene chriſtlich zu erbauen vermögen.

### Wie kauft man eine Violine für Anfänger?

Die Ausbreitung des Violinſpiels hat in den letzten zehn Jahren einen großen Umfang angenommen. Der Violindilettantismus iſt in ſtetem Zunehmen begriffen, und ſomit dürften dem Laien einige Winke, um in den Beſitz eines ſchulgerechten Inſtrumentes zu gelangen, nicht unangenehm ſein. Der Laie beauftragt gewöhnlich den Lehrer, ein Inſtrument zu beſorgen: „Bitte, kaufen Sie eine Geige, denn wir verſtehen garnichts davon, aber mehr wie ſo und ſo viel möchten wir nicht gern ausgeben, es iſt ja nur für den Anfang. Später ſchaffen wir eine beſſere Geige an“ u. ſ. w. — Der Lehrer ſoll alſo für einen ſpottbilligen Preis ein taugliches Inſtrument herbeiſchaffen. Der Laie hat gehört, daß man, wenn es ſein muß, für 10 bis 20 Mark eine Violine für einen Anfänger bekommen kann. Der Lehrer befindet ſich in der unangenehmen Lage, ein ſolch roh zuſammengezimmertes Geigelchen kaufen zu müſſen. Ob nun auf einem ſolchen Jammerkäſtchen der Hals richtig ſitzt, die Menſur genau iſt, das iſt dem großen Publikum gleichgültig. Wenn's nur einigermaßen klingt, dann geht es ſchon. Daß man aber mit einem minderwertigen, in ungleichen Verhältniſſen gebauten Inſtrument die linke Hand und den Tonſinn des Spielers total verderben kann, darüber giebt ſich der Laie meiſtens keine Rechenſchaft. Um eine Kunſt jedoch mit Erfolg betreiben zu können, iſt es notwendig, daß in erſter Linie das Handwerkszeug in Ordnung iſt. Bei der Violine fällt dieſe Regel doppelt ins Gewicht, da der Spieler den Ton nicht als etwas Fertiges, wie es bei dem Klavier der Fall iſt, vorfindet, ſondern denſelben erſt bilden muß. Bei Anſchaffung einer Violine iſt es zunächſt von Wichtigkeit, die Größe zu beſtimmen. Man unterſcheidet drei Verhältniſſe: Die „halbe“, die „dreiviertel“ und die „ganze Geige“. Iſt der Schüler in dem Alter von 6 bis 9 Jahren, ſo wird in den meiſten Fällen eine halbe Violine genommen werden müſſen. Die Wahl iſt dem einſichtsvollen Lehrer zu überlaſſen, denn er hat zu prüfen und zu meſſen. Eine halbe Violine genügt für die erſten 2 bis 3 Jahre, dann iſt häufig eine dreiviertel Geige nötig, und in manchen Fällen kann man, wenn z. B. der Schüler ziemlich lange Arme hat, gleich zu einer ganzen übergehen. Iſt eine halbe Geige nötig, ſo hat der Lehrer genau zu prüfen, ob Hals, Sattel, Steg, in richtigem Verhältnis ſtehen. Zumeiſt ſind hier, beſonders bei gewöhnlichen Fabrikinſtrumenten, Änderungen vorzunehmen. Oft ſtimmt die Menſur nicht, der Steg iſt zu hoch oder zu tief, die Lage der Saiten iſt ungleichmäßig. Dieſes zu regulieren iſt Sache des Verkäufers. Den Violinbogen nehme man in ſeinem Gewichtsverhältnis ſtets nach der körperlichen Entwicklung des Schülers. So darf z. B. ein zarter Schüler nie einen zu ſchweren Bogen handhaben. Wie oft kommt ein Junge mit einer „halben“ oder „dreiviertel“ Violine und einem „ganzen“ Bogen. Der Bogen hat ſich alſo ebenfalls dem Schüler und ſeiner Geige anzupaſſen. Violinen mit ordinärem, ſchreiendem Ton ſind zu verwerfen; auch bei billigen Inſtrumenten achte der Käufer auf edle Tonqualität. — Wieviel koſtet ungefähr ein Inſtrument, welches obigen Anforderungen genügen ſoll? Fabrikinſtrumente ſind wohl ſchon für 15 bis 25 Mark zu haben, es empfiehlt ſich aber, gleich eine beſſere Qualität zu nehmen. Es ſind vorzügliche halbe Violinen für 40 bis 50 Mark im Handel, die einen edlen Ton beſitzen; dreiviertel Geigen ſind für 60 bis 75 Mark erhältlich und ganze Violinen zum Preiſe von 100 Mark und höher. Selbſtverſtändlich geben dieſe Preiſe nur Anhaltspunkte. Die Anſchaffung einer geringwertigen Geige für den Anfang, um ſie ſpäter durch eine beſſere zu erſetzen, iſt ſowohl vom Geld- als auch vom Lehrſtandpunkte zu verwerfen. Handelt es ſich um den Ankauf einer echt italieniſchen Geige, ſo achte der Käufer auf die Ausſtellung eines Garantiezettels. In vielen Fällen ſind die Käufer ſchmählich betrogen, wenn auf dem Garantieſchein nur bemerkt iſt: „Verkauft eine Violine, gezeichnet Amati oder Guarnerius u. ſ. w.“ Es muß unbedingt heißen: „Verkauft eine echt italieniſche Violine von dem und dem Meiſter“, nur in dieſem Fall übernimmt der Händler die volle Verantwortung für die Echtheit des Inſtrumentes, während er im anderen Falle vollſtändig nach allen Seiten hin gedeckt iſt.

**G. E.**

## Bücherſchau.

**Die Hausinſtrumente Klavier und Harmonium, ihr Bau, ihre Stimmung, Pflege und Beſſerung.** Zur Unterweiſung des Beſitzers dargeſtellt von Max Allihn. Mit 23 Abbildungen. Quedlinburg, Verlag von Chr. Fr. Vieweg's Buchhandlung. Preis 2 Mk. — Der Verfaſſer, rühmlichſt bekannt durch ſein umfangreiches, gehaltvolles Werk „Theorie und Praxis des Orgelbaues“, hat mit dem vorliegenden Werke ein ſchätzenswertes Verdienſt um unſere Hausinſtrumente ſowohl, wie um ihre Spieler ſich erworben. Der Zweck, den ſein Buch verfolgt, leuchtet ja ſofort aus dem Titel Jedermann in die Augen. Sehr treffend drückt ſich der Verfaſſer im erſten Kapitel ſeines Buches aus, wenn er ſagt: „Dieſe Schrift iſt keineswegs in der Abſicht verfaßt, die Zahl jener ſogenannten Kenner zu vermehren, welche, um ein Pianoforte zu kaufen, durch eine Reihe von Magazinen gehen, mit weiſer Miene einige Kunſtausdrücke hören laſſen, ein paar Kadenzen zum Beſten geben und dann eine Wahl treffen, bei der Nebenrückſichten, Voreingenommenheit oder Zufall den Ausſchlag gegeben haben. Ich würde mich im Gegenteil freuen, wenn es mir gelingen ſollte, ſolche Kennerſchaft zu vermindern. Wenn durch das Studium der Bauart des Pianoforte erreicht würde, daß man ſich dieſem Gegenſtande gegenüber einiger Vorſicht und Beſcheidenheit befleißigt, ſo würde dies meiner Abſicht entſprechen. Es iſt auch nicht der Zweck dieſer Schrift, aus dem Leſer einen perfekten Pianofortebauer, Reparateur oder Stimmer zu machen. Solche Leſer, welche an einem größeren Orte wohnen, denen es alſo leicht gemacht iſt, ſich von einem Sachverſtändigen beraten zu laſſen, die nur zu ſchicken brauchen, um einen Klavierſtimmer oder Reparateur haben zu können, habe ich in erſter Linie nicht im Auge. Wer wird an die mühſelige Arbeit des Stimmens gehen, wenn ein Fachmann vorhanden iſt, der ihm die Arbeit abnehmen kann? Wer wird ſich mit Schraubenzieher und Leimtopf an das feine Gebäude der Mechanik machen, wenn er die Arbeit für ein paar Groſchen in die Hände eines geübten Arbeiters legen kann? . . . Wenn man jedoch diejenigen Pianoforte, welche ſich an größeren Orten befinden, und jene zählen wollte, die in kleinen Orten und auf dem Lande zerſtreut ſind, ſo iſt's fraglich, wo die größere Anzahl zu finden iſt. Was fängt nun ſolch' ein armer Paſtor oder Schullehrer oder muſikaliſcher Ökonom oder Beamter an, wenn das Inſtrument verſtimmt iſt, oder wenn es hier ein wenig klirrt oder dort hapert? Soll er das Pianoforte in die Stadt ſchicken? Soll er warten, bis nach einem Vierteljahre vielleicht der ſogenannte Stimmer kommt? Aber dieſe Herren haben es an der Gewohnheit, gerade dann auszubleiben, wenn man ſie braucht. Er muß ſchon warten, wenn er nicht einen Reparateur extra kommen laſſen will, was ziemlich teuer iſt. Oder er nimmt das verſtimmte „leidende Klavier“ doch in Gebrauch, was eine muſikaliſche und techniſche Barbarei bedeutet. Solchen Beſitzern von Klavieren Fingerzeige zu geben, wie ſie ihr Inſtrument behandeln, ſtimmen und bei kleinen Vorfällen reparieren können, iſt die Abſicht.“ — Die Darſtellung des Gegenſtandes zeichnet ſich durch Klarheit und Gemeinverſtändlichkeit aus, ſehr inſtruktiv wirken die in den Text gedruckten Illuſtrationen. Es iſt daher zu hoffen, daß der Verfaſſer ſeine löbliche Abſicht auch in der That erreicht. Erfreut waren wir, in dem Werke auch eine knappe Charakteriſtik der hochgenialen Janko-Klaviatur zu finden. Der geehrte Verfaſſer zweifelt an der Zukunft dieſer Erfindung; wir behaupten, daß niemals eine genialere Klaviatur konſtruiert wurde und hegen die felſenfeſte Überzeugung, daß die Zukunft der Janko-Klaviatur gehört. — Vortrefflich iſt alles das, was Allihn über das Harmonium ſagt. Wir empfehlen deshalb die Schrift der Aufmerkſamkeit unſerer muſikaliſchen Leſer.

## Klaviermuſik zu vier Händen.

Der ernſte Joſef Rheinberger, der mit ſeiner ſtattlichen Reihe ſchöner Orgelſonaten den höheren Kunſtſtil mit erſtaunlicher Kunſtfertigkeit und ausgezeichnetem Erfolge kultivierte, hat den Kothurn einmal mit dem Soccus vertauſcht: er beſcherte den Freunden ſeiner Muſe eine Tarantella für Pianoforte zu vier Händen (Preis 2,25 Mk.), ein feuriges Stück, deſſen wirbelnde Triolen, deſſen gepeitſchte Rhythmen, deſſen atemloſe Behendigkeit und fanatiſch ſich emporbäumende Tanzwut ein originelles Bild jenes ſüditaliſchen Volkstanzes liefern, den angeblich der Stich der Tarantel — die Zauberſpinne ſchmückt das Titelblatt — erzeugt haben ſoll. Dieſe Tarantella iſt ein ſehr dankbares Vortragsſtück, ſie erfordert indeſſen Klavierſpieler von nicht unerheblicher techniſcher Fertigkeit, jedenfalls verlangt ſie eine leichte Hand und einige Fertigkeit im korrekten und ſauberen Skalenſpiel. Sehr originell wirkt die Coda durch den lebhaften Wechſel von Dur- und Moll-Akkorden. Ein weſentlich anderes Genre als dieſe Tarantella repräſentieren die

Konzerte für Orgel und Orcheſter von Georg Friedrich Händel, für Pianoforte zu vier Händen eingerichtet von Adolf Ruthardt, einem Tonkünſtler, der von uns ſchon in anderem Zuſammenhange mit Auszeichnung genannt wurde. Wer da weiß, wie ſchwierig es iſt, aus einer alten Partitur, die häufig nur aus einem bezifferten Baß und einer Oberſtimme beſteht, ein ſtilvolles, dem Geiſte des Komponiſten wie dem Charakter des Inſtrumentes angemeſſenes Arrangement zu machen, der wird der Arbeit Ruthardts herzlichſten Beifall zollen. Sie iſt eine hochpreiſenswerte, zeugt von feinſter Stilkenntnis und wird der markigen Größe Händels vollſtändig gerecht. Dieſe Konzerte ſind Hausmuſik im ſchönſten Sinne des Wortes; dem Muſikfreunde wird aus dem Umgange mit ihnen eine Fülle köſtlichen Genuſſes erſprießen, zumal die Bearbeitungen bei allem Reichtum des Satzes gar keine Schwierigkeiten bieten. Der Band (Edition Peters) enthält ſechs Konzerte und zwar 2 in G-moll, 2 in F-dur, 2 in B-dur; es ſind ſechs Muſikwerke, unerſchöpflich an Muſik!

## Frage.

Es gibt Zeugen einer alten, ehrwürdigen Kultur, welche hoch erhaben ſind über die Zufälle des Menſchenſchickſals, auch wenn ſie mit lauter Stimme in die entſcheidenden Momente des Lebens hineinklingen. Dieſe tönenden Zeugen ſind die **Glocken.** Man hat dieſe intereſſanten Inſtrumente bisher viel zu wenig erforſcht und ihnen, wenigſtens in Deutſchland, ſo gut wie gar keine Aufmerkſamkeit zuteil werden laſſen, obwohl gerade wir Deutſchen durch Schillers „Glockenlied“ in früher Jugend ſchon auf die myſtiſche Würde der Glocken uns hingewieſen ſehen. Es exiſtieren auf deutſchen Glockentürmen zweifelsohne eine Anzahl Glocken, die an Alter und Ruhm wohl kaum den belgiſchen Glocken — Belgien wurde einmal das klaſſiſche Land der Glocken genannt — nachſtehen. Nun iſt aber die Erforſchung dieſes Gegenſtandes für den Einzelnen beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Was dem Einzelnen ſchwer iſt, wird oft für Mehrere und Viele leicht. Es würde ſich alſo in unſerem Falle darum handeln, von den bedeutenden Glocken das Alter und die Inſchrift feſtzuſtellen, ſowie charakteriſtiſche Momente aus ihrer Vergangenheit feſtzuhalten. Würden ſich nun diejenigen unter den Daheimleſern, welche ſich für den Gegenſtand intereſſieren, der Mühe unterziehen, die ihnen zugänglichen großen Glocken zu erforſchen und die gewonnenen Reſultate uns mitzuteilen? Wer kennt nicht die Geſchichte des Zar Kolokol, der großen Glocke im Moskauer Kreml! Sprüche, wie jener an einer alten Glocke des Straßburger Münſters

Vox ego sum vitae
Voco vos, orate, venite!

verdienten Geſellſchaft. Es ſteckt eine eigenartige Poeſie in ſolchen Sentenzen und Sprüchen, und auch die Berührung mit Symbolen langer Kulturepochen übt einen eigenartigen Reiz aus. Mühelos wird die angeregte Erforſchung der Glocken keineswegs ſein.

## Gedenktafel für November.

Im Novbr. wurden geboren: V. Bellini (1., 1803), der Komponiſt zahlreicher italieniſcher Opern, von denen „Norma“ als die bedeutendſte ſich hie und da bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Bekannt iſt das Lob, das Schopenhauer dieſer Oper zollte, welcher in dem Stück, ſeinen Motiven und ſeiner inneren Ökonomie nach, ein höchſt vollkommenes Trauerſpiel ſah, „ein wahres Muſter tragiſcher Anlage der Motive, tragiſcher Fortſchreitung der Handlung, tragiſcher Entwickelung“. Ferner: der durch ſeine 16ſtimmige Meſſe, ſowie durch ſeine originellen Anſichten hervorragende E. Grell (6., 1800); Ignaz Brüll (7., 1846), ein trefflicher Opernkomponiſt; der durch ſeine Salonkompoſitionen bekannte, für die Seichtheit des Salongeſchmacks typiſche Lefebure-Wely (13., 1817); der große Muſikgelehrte W. Ambros (17., 1816), der früher als Staatsanwalt wirkte; C. Kreutzer, deſſen „Nachtlager“ noch immer gern gehört wird (22., 1780); der Salonkomponiſt Fritz Spindler (24., 1817), weltbekannt durch ſeinen „Huſarenritt“; A. B. Marx (27., 1799), der geiſtvolle Theoretiker; Donizetti, der Komponiſt zahlreicher, durch ihren ſüßlichen Stil gekennzeichneten italieniſchen Opern (29., 1797) und A. Rubinſtein, der Neſtor unter den modernen Klaviervirtuoſen (30., 1829). — Im November ſtarben: Mendelsſohn-Bartholdy (4., 1847), der Vollender der muſikaliſchen Elfenromantik; G. Roſſini (14., 1868), der ruhmgekrönte Komponiſt des „Tell“ und des „Barbier“; Chr. Gluck (15., 1787), der edle, hochſtrebende Erneuerer des dramatiſchen Stils, und Franz Schubert, der größte Liederkomponiſt aller Zeiten, ein Talent von Gottes Gnaden (19., 1828).

## Vermiſchtes.

Abermals eine neue Erfindung! Sie nennt ſich pneumatiſches Pianino und gleicht äußerlich völlig unſerem modernen Pianino, läßt aber außer der gewöhnlichen Spielweiſe noch eine zweite mechaniſche zu. Das Weſen der Erfindung beſteht in einem pneumatiſchen Apparat, der im Zuſammenhange mit der Klaviatur dieſe durch eine Kurbel in die notwendige tonerzeugende Bewegung ſetzt. Der Spieler dreht die Kurbel wie etwa die einer Drehorgel. Die Muſikſtücke ſind wie bei den bekannten Ariſtons durch Löcher und Längsſchnitte auf einer Tafel fixiert, welche in das Inſtrument eingeſetzt wird. Eine künſtleriſche Zukunft dürfte demnach der neuen Erfindung kaum beſchieden ſein.

## Redaktionspoſt.

Herrn **G. H., kgl. Muſikdirektor.** Es war, wie Sie mit Recht vermuten, allerdings die Melodie „Herr Gott, Dich loben alle wir“ gemeint. Der zweite von Ihnen berührte Punkt findet unſere volle Zuſtimmung; unſere Briefkaſtennotiz entſprach jedoch ganz beſtimmten Verhältniſſen.

**O. P. in Frankfurt a. M.** Sie fragen uns: „wie man eine Oper komponiert?“ Die Sache iſt ſehr einfach. Polizeiliche Erlaubnis iſt, ſoweit uns bekannt, nicht erforderlich. Den Text macht man ſich heutzutage ſelbſt zurecht; je weniger Poeſie dieſer enthält, deſto erfreulicher kann ſich ja die Muſik entwickeln. Sie ſchreiben uns, daß Sie ganz leidlich Klavier ſpielen! Bravo! Wenn Sie erſt eine Tonleiter ſpielen können, dann geht das Komponieren ganz von ſelbſt. Wir raten Ihnen, die große Trommel ja nicht zu ſchonen. Der Muſiker, der ſie bearbeitet, hat für ſein Gehalt ohnehin wenig zu thun. Kompoſitionslehre brauchen Sie nicht. Schreiben Sie nur darauf los und wenn Sie keine ſogenannten „Einfälle“ haben ſollten, ſo raten wir Ihnen, vielleicht im „Fidelio“, in der „Euryanthe“ oder im „Lohengrin“ ſich nach ein paar paſſenden Motiven umzuſehen. Glück auf!

**P. M—m. in H—b.** Beethovens „Septett“ iſt allerdings für Streichquintett arrangiert worden; die Bearbeitung iſt jedoch alt, und es bleibt fraglich, ob ſie noch im Buchhandel zu haben iſt. Wenden Sie ſich an ein Leihinſtitut, wo Sie das Werk ganz ſicher erhalten werden.

**A. in H—r.** Die Redensart: „Stumm wie ein Fiſch“ iſt nicht ganz zutreffend; es gibt in der That Seefiſche, welche imſtande ſind, (zur Laichzeit) einen eigentümlichen, hellklingenden Ton hervorzubringen. Die näheren Details dieſer Thatſache, ſpeziell die akuſtiſche Beſchaffenheit dieſer Fiſchmuſik vermögen wir Ihnen leider nicht anzugeben. Ihre ſcherzhafte Idee zur Errichtung eines „Fiſchorcheſters“ wollen wir gern der Heiterkeit der Daheimleſer unterbreiten.

**An mehrere Einſender.** Wir erſuchen dringend, alle für uns beſtimmten Manuſkripte bloß auf einer Seite zu beſchreiben.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Beſſer iſt es, mit ſeinem Glücke
Abzuhängen von Wettertücke,
Von Sturm und Hagel und Nebeldunſt,
Als von ſchwankender Menſchengunſt.

## Gedicht bei Überreichung eines Teppichs zur ſilbernen Hochzeit als Erſatz des vor 25 Jahren geſchenkten.

Wer eilt heut nicht zu grüßen dich, teures Jubelpaar?
Wer bringt nicht euch zu Ehren heut ſeine Gaben dar? —
Vor fünfundzwanzig Jahren war's ebenſo der Brauch,
Da ward euch, wie ich hörte, verehrt ein Teppich auch.

Wie war ob dieſer Spende die junge Frau beglückt,
Wie hat der Teppich prächtig das neue Heim geſchmückt,
Wie ſorgt man, daß er bliebe ſo funkelnagelneu,
Betrat ihn nur mit Vorſicht und mit geheimer Scheu!

Ob Fußfäll' er geſchauet im Flitterwochenglück,
Das hält der treue Diener in ſtiller Bruſt zurück,
Ob ihm zu Ohr gekommen auch mal ein Ehezwiſt,
Auch mal ein zornig Stampfen — iſt's nötig, daß ihr's wißt?!
Doch hat im Lauf der Zeiten er manchen Tritt verſpürt,
Ach! ſeine Jugendſchöne ward arg davon berührt!
Auf ihm hat ſich getummelt manch' Kinderſchuhchenpaar,
Was doch auf ſeinesgleichen ſtets Eindruck macht, fürwahr.

Und über ihn geſchritten iſt manch ein lieber Gaſt,
Im Hauſe einzukehren zu traulich froher Raſt,
Sein Fuß, vom weiten Wege beſchmutzet und beſtaubt,
Hat unvermerkt die Schönheit, das Anſehn ihm geraubt.

Was dieſes Haus empfangen an Freude und an Leid,
Iſt über ihn gegangen auch mit zu aller Zeit.
Der Sorge banges Grübeln in ruheloſem Schritt,
Des Jubels Freudenſprünge, — der Teppich fühlt ſie mit.

Mit Füßen ſtets getreten ward er, — ein hartes Los!
Wie hat er es erduldet ſo gern und klaglos,
Vom Sonnenſchein geblichen, vom Zahn der Zeit zernagt,
Hat er noch bis zur Stunde niemals den Dienſt verſagt.

Heut ſoll er ſelbſt mal treten, und zwar — in Ruheſtand,
Schon iſt ein junger, friſcher Nachfolger ihm ernannt,
Dem Alten gönnt ein Eckchen, ſtill, wie's das Alter liebt,
So treue Diener nimmer man ganz beiſeite ſchiebt.

Nun diene dieſer Teppich euch fünfundzwanzig Jahr;
Und ſeid ihr dann geworden ein goldnes Jubelpaar,
Das fröhlich auf ihm wandelt, ob auch mit müdem Schritt,
Komm ich zu euch und bringe den ſchönſten Dritten mit!

**Anna Ecke.**

## Papier-Skulptur

nennt die Firma **Horn & Frank, Gollnowſtr. 11a, Berlin N. O.** eine von ihr in den Handel gebrachte Arbeit, die an ſich eigentlich nicht neu iſt, da ſie in Schweden vielfach betrieben wird, hier zu Lande aber vielen doch noch unbekannt ſein dürfte. Durchaus neu iſt es, daß die Fabrikanten ſie ſo vorbereitet haben, daß jeder, auch ohne das geringſte Zeichentalent, ohne jegliche Vorbildung ſie auszuüben vermag, ja daß ſelbſt Kinder ihre kleinen, ungeübten Hände mit Erfolg daran erproben können. Ob nun der Name „Papier-Skulptur" den Charakter der Arbeit richtig kennzeichnet, will ich dahin geſtellt ſein laſſen, mir ſelbſt, die ich dieſe reizende Arbeit ſchon vor vielen Jahren durch einen ſchwediſchen Maler kennen lernte, würde der Name „Kartonſchnitzerei", unter dem ich ſie ſchon damals meinen Freunden bekannt gab, paſſender erſcheinen; es handelt ſich alſo, wie meine verehrten Leſer aus Geſagtem erkennen werden, um Einſchneiden und Einritzen von Verzierungen, Blumen, Vögeln, Landſchaften und ſonſtigen Motiven in Karton. Die durchſchnittene Fläche wird dabei leicht emporgehoben, zeichnet einen ſcharfen Schlagſchatten und wirkt dann allerdings plaſtiſch, daß man an feine Skulptur erinnert werden könnte. Man ziert damit alle möglichen aus Karton hergeſtellten Dinge, Rahmen für Photographien, Kalender, Blocks, Wandteller 2c. oder Brief-, Gratulations- und Tiſchkarten, wie ich ſie von jenem vorhin erwähnten Maler bei einer Feſtlichkeit zum Ergötzen der ganzen Tiſchgeſellſchaft, nur mit Hilfe ſeines Federmeſſers, auf winzigen Kartonblättchen anfertigen ſah. Wer nun die nötige Begabung dafür beſitzt, bedarf auch keines anderen Hülfsmittels, um auf dem zarten Blättchen ohne vorherige Aufzeichnung allerliebſte Gebilde hervorzurufen, aber da der großen Mehrzahl der Sterblichen dieſe Gabe nicht verliehen worden, wird ſie der Firma Dank wiſſen, die ihr die Möglichkeit verſchafft, auch ohnedies kleine Kunſtwerke zu vollbringen. Hierfür ſind alle die genannten Gegenſtände mit vorgedruckten Aufzeichnungen verſehen, und wir finden ſie in einem hübſch ausgeſtatteten Kaſten vereinigt mit den Werkzeugen: einem feinen, ſcharfen Meſſerchen und einem zierlichen Stichel (auch Hohleiſen, Zierbohrer genannt), nebſt der Anleitung zu der Arbeit und einer Probetafel, auf der die erſten Verſuche angeſtellt werden können. Ein kleiner Schleifſtein, den man mit Öl anzufeuchten hat, iſt beigegeben, und das iſt notwendig, denn die Werkzeuge müſſen ſtets durchaus ſcharf erhalten werden, damit der Schnitt glatt und nicht riſſig erſcheint. Man ſchneidet, indem man das Meſſerchen flach, nicht ſenkrecht, hält, die ſchmalen Formen ſtets nur von einer und zwar der rechten Seite; breitere Figuren, Blättchen 2c. erhalten noch einen gleichen Schnitt von der entgegengeſetzten Seite; die Stiele der Blüten und Blätter, Adern, Staubfäden, werden mehr nur eingeritzt, indem man das Meſſer faſt ſenkrecht hält. Runde und ovale Formen bei Blüten z. B. ſind mit dem Stichel zu ſcheiden, den man zuerſt genau auf dem Endpunkt der Umrißlinie einſetzt, eindrückt und derartig vorwärts bewegt, daß das ganze Blättchen von der Grundfläche emporgehoben wird, ohne jedoch an ſeinem Ausgangspunkte losgelöſt zu werden, damit hier der Zuſammenhang bleibt. Für den Baumſchlag iſt gleichfalls der Stichel anzuwenden, die Übungstafel, bei der gleich einige Muſterfiguren angefangen ſind, gibt die beſte Überſicht über den Verlauf der Arbeit. Aus dem Geſagten läßt ſich die Einfachheit der reizvollen Arbeit erkennen, man hat nur zu beobachten, daß beim Schneiden genau die vorgezeichnete Linie getroffen wird, damit dieſe durch das Meſſer zerſtört wird und nicht ſichtbar bleibt. Durch Ausmalen der aufgedruckten Vorzeichnung erwecken Blumenſträußchen, wenn ſie ſpäter geſchnitten ſind, den Anſchein, als ob natürliche, ein wenig gepreßte Blumen, ohne Einbuße ihrer Farbenpracht aufgelegt wären. Um nun den etwa Unkundigen auch dieſe Arbeit zu erleichtern, hat die Firma auch farbig bedruckte Gegenſtände vorbereitet, die wie die vorigen, nur in der angegebenen Weiſe zu ſchneiden ſind, um den eben geſchilderten, reizenden Effekt hervorzubringen.

**Minna Laudien.**

## Verwertung der Pomeranze.

Es naht wieder die Zeit, wo die Pomeranzen in den Handel gebracht werden, darum ſeien einige Ratſchläge geſtattet, wie dieſe köſtliche, auf den Magen ſo überaus ſtärkend wirkende Frucht zu verwenden iſt. Man ſchält eine große gelbe Pomeranze ſo fein, daß man die kleinen Bläschen in der Schale alle durchſchneidet, legt die ſo gewonnene Schale in eine Terrine, gießt eine Flaſche Rotwein darauf und läßt alles, feſt zugedeckt, 2 Stunden ſtehen. Dann gießt man den Wein wieder ab, verſüßt ihn nach Geſchmack mit etwas Zucker, und man hat den köſtlichſten Biſchof. Nimmt man anſtatt Rotwein, Rhein- oder Moſelwein, ſo erhält man Cardinal. Zu Curaçao oder Pomeranzenlikör verwendet man hauptſächlich grüne Pomeranzen kleiner und kleinſter Art, ſelbſt haſelnußgroße; dieſe geben gerade den feinſten Blütegeſchmack, weshalb man alle kleinen, abgefallenen Früchte aus den Orangerien mit verwenden kann. Man ritzt dieſe kleinen grünen Früchte mit einem ſehr ſcharfen, ſpitzen Meſſer rings umher mehrfach ein, aber nicht ſo tief, daß man das Weiße der Schale trifft, legt ſie auf einen Roſt, läßt ſie auf ganz gelindem Kohlenfeuer eben heiß werden und wirft dieſelben in eine weite Flaſche nebſt der ganz fein abgeſchälten Schale einiger gelber Pomeranzen. Nun gießt man hierauf feinſten gereinigten Kartoffelſpiritus oder beſten franzöſiſchen Franzbranntwein und verſchließt die Flaſche recht feſt. Auf ungefähr 15 bis 20 kleine grüne und 2 gelbe Pomeranzen kann man 1 Liter Spiritus rechnen. Nach etwa drei Wochen gießt man den Spiritus von den Früchten ab, doch kann man denſelben auch noch länger ziehen laſſen, vermiſcht ihn mit geklärtem Zucker (weißer Zucker wird mit ganz wenigem Waſſer aufgekocht und recht gut ausgeſchäumt, bis es eine ganz klare ebene Flüſſigkeit geworden iſt): füllt den ſo erhaltenen Likör in Flaſchen und verkorkt und verlackt dieſelben. Man kann auch noch 3 bis 4 ganze Nelken und ein Stückchen Zimmet im Spiritus mit ausziehen. Je älter der Likör wird, deſto ſchöner wird derſelbe. Eine Flaſche Spiritus mit feiner Pomeranzenſchale kann man monatelang aufbewahren, um bei Bedarf davon zu Biſchof oder Cardinal zu verwenden.

**E. W. in R.**

## Für die Küche.

**Schinken in Burgunder** kann auf billige Weiſe **erſetzt** werden durch folgendes Verfahren. Man läßt vom Metzger einen roben Schinken, völlig von Fett und Schwarte begleitet, höchſtens 24 Stunden lang in Soole legen, legt ihn danach mindeſtens 12 Stunden lang ungewäſſert in Apfelwein, in den gleichzeitig vier geviertelte Früchte, die Schale und der Saft einer halben Zitrone, etwas Brotrinde, Meerettig, Mohrrübe, weißer geſtoßener Pfeffer, engliſch Gewürz und Lorbeerblätter gethan werden, und wendet ihn öfters darin um. Darauf läßt man ihn in gebräunter Butter auf beiden Seiten braun braten und fügt nach und nach den durch einen Durchſchlag gegoſſenen Apfelwein hinzu. Sobald der Schinken weich iſt, wird die Sauce mit Kartoffelmehl verdickt. Zur Erleichterung des Tranchierens dient es, den Schinken, bevor er in die Sole gelegt wird, von dem Knochen ablöſen zu laſſen. Mit pikanter Farce gefüllt und gleich einer gefüllten Kalbsbruſt genäht, bekommt er eine gefällige Form, er iſt namentlich für Herren ein ſehr angenehmes Eſſen.

**Hausfrau.**

**Apple cheese.** Reinetten oder andere ſchmackhafte Äpfel werden geſchält und in dünne Scheiben geſchnitten. Auf 4 Pfd. Äpfel läutert man 3 Pfd. Zucker mit etwas Waſſer und dem Saft von 3—4 Zitronen, thut die Äpfelſcheiben hinein, ebenſo die ſehr feinſtreifig geſchnittenen Schalen der Zitronen und kocht es, bis es klar und ſteif iſt, 3—4 Stunden, füllt es in Porzellanformen, deckt es mit Papier zu und ſtürzt es zum Gebrauch. Es hebt ſich monatelang auf, beſchlägt es, ſo war es nicht ſteif genug gekocht, oder der Bewahrungsort nicht trocken. Man kann es verſchiedentlich verwenden, als Marmelade zum Thee, in Stücke geſchnitten als Konfekt, oder auch geſtürzt als Speiſe, die mit Schlagſahne oder Vanillenſauce ſerviert wird.

**Apfelkuchen aus Großmutters Kochbuch.** Während man $3^1/_2$ Liter Äpfel ſchält und in Scheiben ſchneidet, ſchmilzt man $^1/_2$ Pfd. Butter mit $^1/_2$ Pfd. Zucker und kocht dann die Äpfel darin vorſichtig gar, aber nicht muſig. Wenn ſie abgekühlt ſind, reibt man die Schale einer Zitrone daran, gibt 8—10 mit etwas Milch tüchtig gequirlte Eier vorſichtig dazwiſchen, damit die Äpfel nicht zerfallen, füllt die Maſſe in eine gut ausgeſtrichene Springform, beſtreut ſie oben dick mit Zucker und Zwiebackkrume, gießt etwas geſchmolzene Butter darüber und läßt es langſam gar backen. (Ausgezeichnet.)

## Auskunft.

**An Ernſt.** Von den zahlreichen, z. Teil reizenden Verdeutſchungen des fraglichen franzöſiſchen Wappenſpruchs, die wir der Freundlichkeit unſerer Leſer verdanken, veröffentlichen wir folgende. Die übrigen ſandten wir direkt an „Ernſt."

Gott meine Seel',
Dem König die Wehr,
Den Frauen das Herz,
Mein ſei die Ehr!

**E. H.**

Die Seel' will ich dem Herrn vertrauen,
Den Arm will ich dem König leih'n,
Das Herz ſoll dienen edlen Frauen,
Die Ehre ſoll mein eigen ſein.

**J. P.**

Gott meine Seel',
Mein Leben zu König's Befehl,
Mein Herz den Frauen mild,
Die Ehre mein Schild!

**E. R.**

Auf Gott mein Schauen,
Dem König die Wehr,
Mein Herz den Frauen,
Für mich die Ehr'.

**S.**

## Fragen.

20) Kann mir vielleicht eine freundliche Mitleſerin ſagen, wie man die Marmorplatte eines Waſchtiſches, welche ſich beim Umzuge löſte, wieder zuſammenkittet? Mit Gips hatte ich es ſchon verſucht, doch iſt dies nicht haltbar. Im voraus beſten Dank.

**Eine Sparſame.**

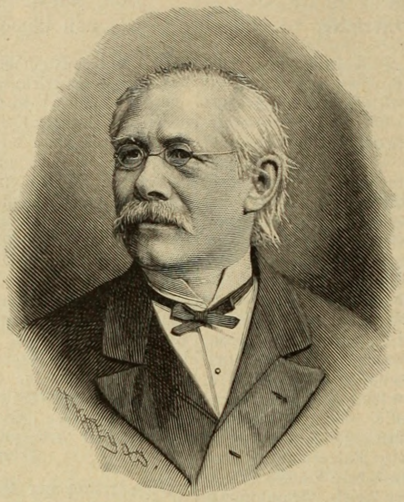
21) Kann mir eine freundliche Leſerin ein Mittel angeben, um das Beſchlagen der Schaufenſter zu verhindern? Beſten Dank im voraus.

**Abonnent M. in M.**

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Profeſſor Dr. Friedrich Zarncke. †.

Eine der hervorragendſten Zierden der Leipziger Univerſität, einer der bedeutendſten Gelehrten und Lehrer der Gegenwart, Geheimer Hofrat Profeſſor Dr. Friedrich Zarncke, iſt am 15. Oktober geſtorben. Profeſſor Zarncke war ein geborener Mecklenburger, ſein Geburtsort iſt Zahrenſtorf bei Brüel in Mecklenburg-Schwerin. Aber die letzten vierzig Jahre ſeines Lebens hat er in Leipzig zugebracht, auf das engſte verknüpft nicht nur mit der Hochſchule, an der er wirkte, ſondern auch mit allen Strömungen des geiſtigen Lebens der Stadt. Am 7. Juli 1825 geboren, abſolvierte Zarncke bis zum Jahr 1844 das Gymnaſium zu Roſtock. Er widmete ſich dann philologiſchen, in erſter Linie germaniſtiſchen Studien auf den Univerſitäten Roſtock, an der er 1847 ſeinen Doktor machte, Leipzig und Berlin. Das Jahre 1848 führte ihn nach Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er die wertvolle Bibliothek des Freiherrn von Meuſebach, in der beſonders die deutſche Litteratur des XVI. und XVII. Jahrhunderts zahlreich vertreten war, ordnete und deren Verkauf an die Königliche Bibliothek zu Berlin vermittelte. 1850 ſiedelte er nach Leipzig über und begründete daſelbſt das „Litterariſche Zentralblatt für Deutſchland,“ ein unabhängiges, wöchentlich erſcheinendes und alle Wiſſenſchaften umfaſſendes kritiſches Organ, das bis heute um ſeiner gerechten und klaren Haltung willen das führende Journal in deutſchen Gelehrtenkreiſen geblieben iſt. Mit einer Abhandlung über den „deutſchen Cato“ habilitierte ſich Zarncke am 30. Juli 1852 an der Leipziger Univerſität in der philoſophiſchen Fakultät für Germaniſtik. Bereits zwei Jahre darauf wurde er zum außerordentlichen, am 13. Oktober 1858 zum ordentlichen Profeſſor ernannt. Der Veröffentlichung ſeiner erweiterten Habilitationsſchrift folgte 1854 als erſte textkritiſche Arbeit die Ausgabe von Brant's „Narrenſchiff,“ zu dem damals ſich erhebenden Streit über das Nibelungenlied nahm der junge Gelehrte in einer in demſelben Jahr veröffentlichten Broſchüre „Zur Nibelungenfrage“ Stellung, in der er ganz auf Seite Holtzmann's trat und die Handſchrift C als älteſte und beſte Faſſung vertheidigte. Hat Zarncke auch ſpäter ſeine Anſicht vielfach modifiziert, ſo hat er ſich doch durch ſeine 1890 bereits in 13. Auflage erſchienene Ausgabe des Nibelungenliedes unvergängliche Verdienſte um das deutſche Heldenepos erworben und ſeinen Namen für alle Zeiten mit demſelben verknüpft. Immer wurde Zarncke durch die rein ſprachlichen Intereſſen, denen eine große Anzahl von Spezialabhandlungen entſprungen ſind, auf große und allgemeine kulturhiſtoriſche Geſichtspunkte hingewieſen: ſo beſchäftigte er ſich u. a. auch neben ſeinen litterariſchen, hiſtoriſchen und ſprachlichen Fachſtudien mit einem quellenmäßigen Studium der Geſchichte der deutſchen Univerſitäten. Einer Liebhaberei verdankt ſeine großartige Sammlung von Goethe-Bildniſſen ihre Entſtehung. Achtzig Semeſter hindurch hat der Verſtorbene an derſelben Univerſität als Vertreter der Germaniſtik gewirkt; ſeiner Schule gehören die hervorragendſten Lehrer dieſes Faches der bedeutendſten Univerſitäten an.



Prof. Dr. Friedrich Zarncke. †. Nach einer photographiſchen Aufnahme von Georg Brokeſch in Leipzig.

Empfehlenswerte Geſchenkbücher für Weihnachten:

Neu 1891:

**Filigran.**
Poetiſche Erzählungen
von
**Frida Schanz.**
In eleganteſtem Geſchenkbande Preis 4 M.

Ein Bändchen feiner poetiſcher Belletriſtik der formgewandten, in weiten Kreiſen beliebten Dichterin, enthaltend ſieben Erzählungen in Verſen. In ſeiner diſtinguirten Ausſtattung wird das Bändchen den vielen Verehrern der Dichterin ſehr erwünſcht kommen.

**Wenn man liebt.**
Roman
von
**Bernhardine Schulze-Smidt.**
In eleganteſtem Geſchenkbande Preis 5 M.

Der Name der Verfaſſerin hat einen guten Klang in der Leſerwelt. Dieſer neue Roman reiht ſich den früheren Gaben ihres Erzählertalentes: „Er lebt!“, „Tino Photinos“ würdig an und wird, zumal in ſeinem ſchönen Gewande, auf dem Weihnachtstiſch freudig begrüßt werden.

**Das Nibelungenlied.**
Ins Hochdeutſche neu übertragen
von
**Dr. Guſtav Legerlotz.**
Elegant gebunden Preis 3 M.

Eine neue Überſetzung des Nibelungenliedes von Guſtav Legerlotz, dem bekannten Germaniſten und Dichter, iſt eines guten Empfanges ſicher. „Da merkt man nichts von ſtarrer fremder Metrik, von kaltem Zwange, man fühlt ſich mit innigem Behagen ganz auf heimiſchem Boden, und das Volksepos aus grauer Vorzeit entſteht in alter Schönheit vor dem heutigen Ohr und Sinn“, ſo lautete ein Urteil über den im vorigen Jahr erſchienenen Auszug für Schulen, dem nun dieſe vollſtändige Ausgabe für weitere Kreiſe nachfolgt.

**Homers Odyſſee.**
In neuer Überſetzung
von
**Dr. O. Hubatſch.**
Elegant gebunden Preis 3 M. 50 Pf.

Der Herausgeber, Direktor des Realgymnaſiums zu Charlottenburg, der ſich ſchon mehrfach als formgewandter Überſetzer und Dichter den weiteſten Kreiſen aufs beſte empfohlen hat, gibt hiermit eine Überſetzung der Odyſſee, die bei aller Treue gegen den griechiſchen Text allen Anforderungen, die der moderne Stil zu ſtellen berechtigt iſt, entſpricht. — In ſeinem ſchmucken Einbande wird dieſes treffliche Werk beſonders auch ein willkommenes Weihnachtsgeſchenk für Schüler höherer Lehranſtalten ſein.

**Jugenderinnerungen von Karl Gerok.**
Fünfte Auflage. Elegant gebunden Preis 6 M.

Dieſe fünfte Auflage hat der vierten raſch folgen müſſen, welche der greiſe Verfaſſer kurz vor ſeinem Tode noch einmal mit Liebe und Sorgfalt ergänzte und gleichſam als Vermächtnis ſeinen zahlloſen Verehrern hinterlaſſen hat.

**Das Naturgeſetz in der Geiſteswelt**
von
**Henry Drummond.**
Vierte neubearbeitete deutſche Auflage.
Preis gebunden 4 M. 50 Pf.

Deutſche autoriſierte Ausgaben. **Henry Drummond:** Preis jeder Ausgabe 1 Mark.

**Das Beſte in der Welt.** 25. Auflage.
**Pax vobiscum.** 9. Auflage.
**Das Schönſte im Leben.** 6. Auflage.

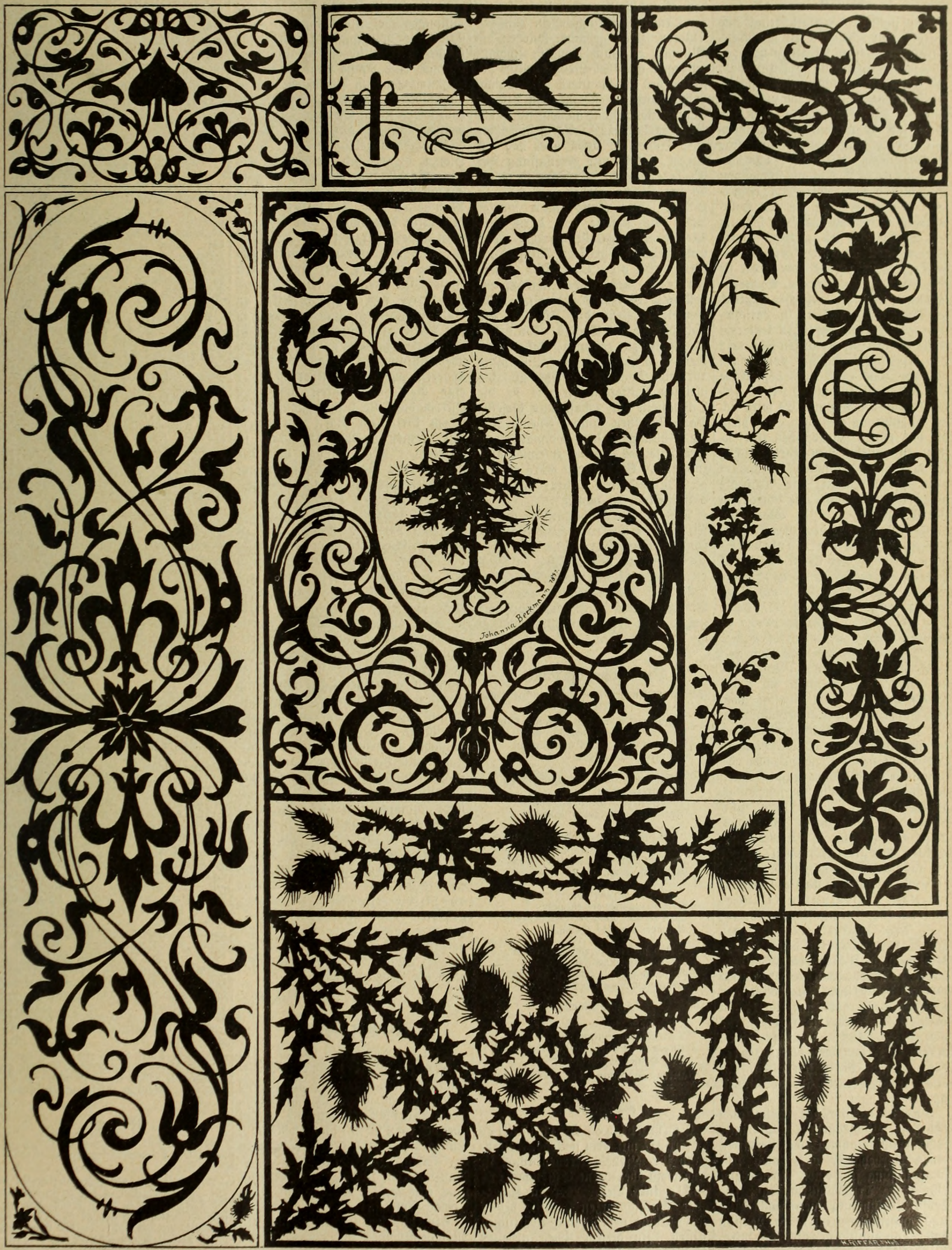
Elegant gebunden, ſpeziell zu Geſchenkzwecken, Preis je 2 M.

Es wird vielerſeits erwünſcht ſein, dieſe berühmten Schriftchen, die in den vorliegenden Überſetzungen auch in Deutſchland allerorten von ſich reden gemacht haben, mit unter den Weihnachtstiſch zu legen, auf dem ſie ſich in den feinen Einbänden würdig präſentieren werden.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.



Vorbilder für Malerei und Ätzarbeiten.
Mit der Schere geſchnitten von Johanna Beckmann.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

## Vorbilder für Aetz- und Malarbeiten.

Das umſtehende Blatt bringt eine Anzahl von Vorlagen zu leichtausführbaren kleinen *Weihnachtsgeſchenken kunſtgewerblicher Art,* mit denen wir mancher unſerer fleißigen Leſerinnen eine Freude zu machen hoffen. Die Ornamente ſind für Aetz- und Malarbeiten zu verwenden; die Originale waren von unſrer Mitarbeiterin, Fräulein *Johanna Beckmann* in Berlin, aus ſchwarzem Papier mit der Schere ausgeſchnitten; verwendet man ſie für Holzmalerei, ſo ſind ſie ebenfalls ſchwarz auf weißem Grund gedacht (Nachahmung von Ebenholz- und Elfenbein-Intarſia), oder man führt ſie mit dünn aufgetragenen Aquarellfarben, welche die Holzfaſer deutlich durchſchimmern laſſen, in verſchiedenen Holztönen aus. In letzterem Falle müſſen die Konturen ſehr rein und klar mit Tuſche vorgezogen werden. Das oben links befindliche Ornament iſt für ein *Spielmarkenkäſtchen* beſtimmt. Es wird ſich bei Ausführung desſelben empfehlen, die von einem franzöſiſchen Kartenſpiel zu entlehnenden Kartenzeichen je nach den Originalen in ſchwarz oder rot zu halten, die Arabeske hingegen in Goldton mit ſchwarzem Umriß anzulegen. Zu Skatkarten verwendet man die deutſchen Kartenzeichen. Das *Briefmarkenkäſtchen,* oben in der Mitte, wird auf Holz am reizvollſten in ſchlicht ſchwarz-weißer Malerei wirken, auf Glas möchte auch ein leicht bläulicher Ton gut ſtehen. (Die Anleitung zu einem ſolchen Briefmarkenkäſtchen aus kleinen Glasplatten bringen wir in übernächſter Nummer.) Das Viereck rechts oben, ebenfalls für einen Kaſten geeignet, gibt einen je nach Gebrauch zu verändernden Buchſtaben mit gotiſierenden Ranken für zweifarbige Ausführung. Das Ornament dürfte auch graviert, geſtickt oder gebrannt ſein. Beſonders gut eignet es ſich zu einer Hülle für ſchwediſche Zündhölzer, in Kupfer oder Zink geätzt. Um noch mehr ins Gebiet dieſer letzten, jetzt ſo beliebten und leichten Technik zu kommen, bringt die längliche Vorlage, links, ein in Zink zu ätzendes Intarſienornament für einen *Schreibutenſilienbehälter* (der Grund kann gepunzt, d. h. dicht punktiert gedacht ſein). Hübſch verwendbar iſt dieſes Ornament auch zur Füllung einer Kleiderbürſte, es würde dann etwa in einem warmen bräunlichen Ton, dunkel auf hellem Grund oder umgekehrt, zu malen ſein. Soll die Vorlage für eine eckige Fläche, z. B. für einen Kaſten in Holzmalerei, benutzt werden, ſo ſind die Ecken einfach in einer anderen Farbe als der Grund anzulegen.

Das die Mitte der Seite einnehmende Längsquadrat ſtellt einen Photographierahmen oder eventuell einen Uhrbehälter oder auch mit Raumlaſſung für einen Namenszug eine kleine Truhenfüllung dar, für deren Ausführung (wenn nicht Ätzung angenommen iſt) ein perſiſch roter Ton günſtig gewählt ſein wird. Die rechts daneben ſtehenden Sträußchen ſind für Malerei auf *Tiſch-, Tanz- oder Gratulationskarten,* ſowie ganz beſonders auf zart farbige Briefbogen gedacht, die Verzierung der dazu gehörenden Couverts ſind in den vier Eckfeldern des links ſtehenden Ornamentes angegeben. Für den letzteren Zweck gedacht, würden die Blumen, in Gold gemalt, ſchwarz umzogen oder bedeutend dunkler die Farbe des Briefpapiers ſchattierend, hübſch wirken. Rechts vom Bilderrahmen ſteht ein Ornament für einen *Serviettenring.* Es iſt in Kupfer oder Silber zu ätzen oder hell auf dunkel, ſowie mit Freilaſſung der Kreiſe auf leicht mit Ockerton grundierter Fläche farbig auf hell zu malen. Der Kreis kann ſowohl durch die Roſette als durch das Monogramm gefüllt werden. Das untenſtehende größere Diſtelornament iſt die Oberfläche eines *Kaſtens,* geätzt oder ſchwarz auf hell mit Goldrand gemalt. Über demſelben ſteht die Füllung der Schmalſeite des Deckels. Um deſſen Breitſeite zu zeichnen, teile man dieſe in 3 Teile; je eine Diſtelblüte auf beide Teilpunkte geſetzt, gibt die gleichen Entfernungen wie ſie die Schmalſeite hat, ſodaß man dieſelbe Pauſe benützen kann. Ebenſo ſind die Füllungen der Schmal- und Breitſeite des Kaſtens zweimal aufzupauſen. Bei letzterer wäre es gut, die Mittelblüte genau auf das Schlüſſelloch zu paſſen.

Das Weihnachtsbäumchen in der Mitte des Bilderrähmchens kann als Füllung eines *Streichholzbehälters* dienen, deſſen Ecken in Gold anzulegen und mit den Eckſträußchen links auf unſerer Seite oder mit Benutzung des Rändchens von dem rechts oben ſtehenden Längsquadrat zu dekorieren ſind.

## Polterabendgedicht.

(Für einen Knaben in Schornſteinfegertracht mit Beſen.)

Ich wag's, ich tret in guter Ruh
Hier ein, wenn's niemand wehrt,
Und rufe keck dem Brautpaar zu:
Morgen wird gekehrt!

Sie ſagten mir, daß Hochzeit ſei
In eurem frohen Haus —
Schlotfegerlein iſt gleich dabei,
Fegt Aſch' und Rauch hinaus.

Ich bin hier nämlich ſehr vertraut,
Daß ihr's nur alle wißt:
Da, die Marie — die liebe Braut
Hat mich ſchon oft geküßt. —

Ei, das vergeſſe ich ihr nicht!
D'rum wünſche ich ihr auch,
Daß ſie nur gold'nes Sonnenlicht
Umgebe, niemals Rauch.

Und ſtellen ſich mal Wolken ein
An eurem eig'nen Herd,
Ruft mich nur! Ich feg' alles rein!
Morgen wird gekehrt!

(zur Braut:)

Ich hoffe, du vergiſſeſt nie
Dein Schornſteinfegerlein,
Und was du warſt, das bleib, Marie,
Des Hauſes Sonnenſchein!

**Pauline Hoffmann von Wangenheim.**

## Handarbeit.

Ein *hübſches Weihnachtsgeſchenk,* mit dem fleißige Frauenhand ihre Lieben erfreuen kann, iſt eine weiß überzogene *Schlummerrolle* fürs Bett. Wer an Kreuz- oder Kopfſchmerzen leidet, bedarf einer Stütze neben den gewöhnlichen Kiſſen. Zu dieſem Zweck arbeiten wir aus roſa Inlett eine mit Federn gefüllte Genickrolle, zu welcher ſechs weißleinene Überzüge gehören. Dieſe werden in der Mitte zuſammengenäht und an den Rändern offen gelaſſen. Man verziert ſie durch eine Languette und hübſch geſtickte Blümchen oder Schattenlöcher. Vier Centimeter vom languettierten Rande machen wir entweder in Zwiſchenräumen eine Reihe nicht zu kleiner Schnürlöcher zum Durchziehen eines buntſeidenen Bandes, oder wir ſetzen zum ſelben Zweck Öſen von hübſchem, weißem Bande auf, durch welche das Zugband geleitet werden kann. Hierzu eignet ſich beſonders das feine Battiſtband, wie man es zum Einfaſſen von Herrenkragen und Manchetten z. B. bei Held & Herter in Berlin bekommt. Jeder Überzug muß anders verziert ſein: ſo kann der eine mit einem Hohlſaum und breitem Einſchlag, der andere mit Zwirnſpitze ausgeputzt ſein, während der vierte und fünfte Streifen in Buntſtickerei zeigt, und der letzte in der Mitte ein Durchbruchmuſter in Häkelarbeit hat und an den Rändern übereinſtimmende Spitze. Einen anderen waſchbaren Überzug über eine Genickrolle häkelt man aus Eſtremadura Nr. 5 und zupaſſendem rotem türkiſchem Garn mit einem ſehr feinen Bein-Häkelhaken in Streifen. Man ſchlägt von der Eſtremadura 24—26 Maſchen auf und häkelt nun patent hin und her, bis der Streifen eine Länge von 46 cm, beiläufig 150 ſogenannte Rieſchen oder 300 Nadeln erlangt hat. Solcher Streifen bedarf man vier Stück. Dieſelben werden nun mit der hochroten Baumwolle zuſammengehäkelt, indem man zunächſt rund um jeden Streifen zwei durch je eine Luftmaſche unterbrochene oder ganz dichte Stäbchentour häkelt. Nun häkelt man an jede Breitſeite der Streifen eine Reihe feſter Maſchen und verbindet ſchließlich alle Streifen unter ſich, indem man ſie auf der verkehrten Seite zuſammenhäkelt. Dieſe Streifen ſind nunmehr in großen gotiſchen Buchſtaben mit türkiſch-roter Baumwolle in Kreuzſtich mit folgendem Spruch zu beſticken: „Der dich behütet, ſchläft noch ſchlummert nicht.“ Natürlich hat man genau auszuzählen, damit die Worte in die richtige Mitte der Streifen kommen. Als Zug dienen die Stäbchenreihen der Schmalſeiten. Man führt ſeidenes Band oder eine aus türkiſch-rotem Garn geflochtene, gehäkelte oder geklöppelte Schnur hindurch, deren Ende kleine ſelbſtgemachte Quaſten zieren. Beſonders für alte Damen iſt ſolche Schlummerrolle ein liebes Geſchenk.

**L. v. B. C. H.**

## Zimmerſchmuck.

Ein *originelles Schlüſſelbrettchen* — oder vielmehr zwei — kann man aus einem der Länge nach durchgeſägten Rollholz herſtellen. Man beizt die Brettchen und ſchnitzt oder benagelt ſie mit blanken Nägeln. Einige kleine Haken zum Anhängen der Schlüſſel vervollſtändigen das Ganze. An jedem Ende befeſtigt man eine farbige Schleife und einen kleinen Anhänger. **Lisbet.**

Ein hübſcher Schmuck für ein Mädchenſtübchen iſt ein *Ordenwappen.* Aus feſter Pappe wird ein ungefähr 70 cm langes und 30 cm breites Wappenſchild ausgeſchnitten und dieſelbe Form, nur ringsum um 5 cm breiter in ſchwarzer Seide, Plüſch oder Tuch nachgeſchnitten und auf die Pappe gelegt. Der rings um 5 cm zu breite Stoff wird auf der Rückſeite feſtgeklebt. In bunter Reihe werden nun die Orden und Schleifchen aufgeſteckt und eine beſonders große Schleife oben am Wappen zum Aufhängen an der Wand angebracht.

**Trudi.**

## Für die Küche.

*Debbel.* Eine gebratene Kalbsniere wird mit ihrem Fett fein gegängelt, dann läßt man ein kleines Stück Butter weich ſchmelzen, gibt etwas gehackte Zwiebel, Salz, Muskatnuß, Pfeffer und eine Priſe Zucker dazu, etwas ſaure Sahne, Moſtrich und geriebene Semmelkrume. Nun läßt man alles zuſammen gut durchbraten und ſerviert es auf geröſteten Semmelſchnitten nach der Suppe oder als Vorgericht beim Abendbrot.

**H. N.**

*Apfelſpeiſe.* 1½ Pfd. geſchälte Äpfel geſchnitten, mit 1¼ Pfd. Zucker 1 Liter Waſſer und ½ Liter Weißwein, Saft und Schale von 2 Zitronen recht mürbe gekocht, dann 2½ Lot rote Gelatine, die mit 1½ Taſſen Waſſer aufgelöſt iſt, dazu gegeben und in eine Form gefüllt. Hernach geſtürzt und mit einer Vanillenſauce zur Tafel gegeben.

*Kalte Meerrettigſauce.* Guter Meerrettig wird mit einer Semmel gerieben, dann mit Eſſig, feinem Salatöl, fein geſtoßenem weißen Pfeffer, Zucker, etwas Salz und viel Sahne, am beſten ſüßer, zu einer *ſehr dicken* Sauce angerührt. Man gibt dieſelbe zu friſcher Leberwurſt oder kaltem Roaſtbeef und Schweinebraten.

*Grüne Kräuterſauce.* 1 Stückchen Butter wird weich gerührt, 2 hart gekochte Eidotter damit vermiſcht, dann fein gehackte Peterſilie, Esdragon und Schnittlauch daran gethan und mit Eſſig und Öl abgeſchärft. Zu gekochtem Rindfleiſch zu geben.

## Auskunft.

Frage 7 und 8. Neue Gummiwalzen zu einer eiſernen Wringmaſchine, ſowie eine praktiſche Kartoffelſchälmaſchine ſind in Dresden im Maſchinengeſchäfte von G. Hublich, Poſtplatz, zweckentſprend zu haben.

**Dresdnerin.**

Gummiwalzen für Wringmaſchinen liefern die Vereinigten Berlin-Frankfurter Gummiwarenfabriken Berlin, Mühlenſtraße 70/71. Die Eiſen ſind einzuſenden. **Margarete.**

Nochmals Frage 10 in Nr. 4. In betreff des dort erwähnten Wappenſpruchs dürfte folgendes nicht allgemein bekannt ſein. Dieſer Spruch war der Wahlſpruch des Herrn de la Motte Fouqué, des Dichters des Sigurd, der Undine u. ſ. w. Aber die 2. Zeile des Spruches lautet richtig „ma vie au roi“, nicht „mon bras“, obwohl es ja auf dasſelbe ſchließlich hinausläuft. **Paſtor T.**

Frage 4. Nr. 2. Um die Holzwürmer aus den Balken zu vertreiben, wendet man zweckmäßig Petroleum an. Man gießt in einen alten Topf Petroleum, nimmt einen kleinen Mauerpinſel und beſtreicht das Holz, bezüglich die ſchlechten Stellen, wiederholt damit. Das Beſtreichen muß nach einigen Tagen wiederholt werden und hat ſelbſtredend nicht abends bei Licht zu geſchehen. **Dr. H. K.**

Frage 6. Nr. 3. **S. in Imbshauſen.** Stockflecke laſſen ſich ſehr ſchwer entfernen. Ein Verſuch könnte jedoch gemacht werden durch tagelanges Bleichen (ſtarkes wiederholtes Beſprengen iſt notwendig) oder durch Waſchen mit etwas Chlorwaſſer, wobei dasſelbe natürlich vorſichtig gebraucht werden muß. **Dr. H. K.**

Frage 3. An R. S. Material zu Filigranarbeiten können Sie nicht beſſer und billiger beziehen als von E. Petzold, Dresden, Kreutzſtraße 16. **Fleißige Filigranarbeiterin.**

## Fragen.

22) Kann eine der werten Leſerinnen mir ſagen, wie Topinambur zubereitet wird?

**H. C.**

23) Wäre eine der Daheimleſerinnen ſo gütig, mir anzugeben, wie teuer ein Apparat für Brandmalerei zu ſtehen kommt, wo derſelbe zu beziehen iſt und ob ich mich, da ich kein Zeichentalent habe, an die Erlernung dieſer Technik wagen ſoll? Voraus dankt

**Abonnentin in Ungarn.**

24) Kann mir wohl eine verehrte Leſerin ein Mittel nennen, wie man Roſtflecke aus weißer Wäſche entfernt? Im voraus beſtens dankend. **A. W. A.**

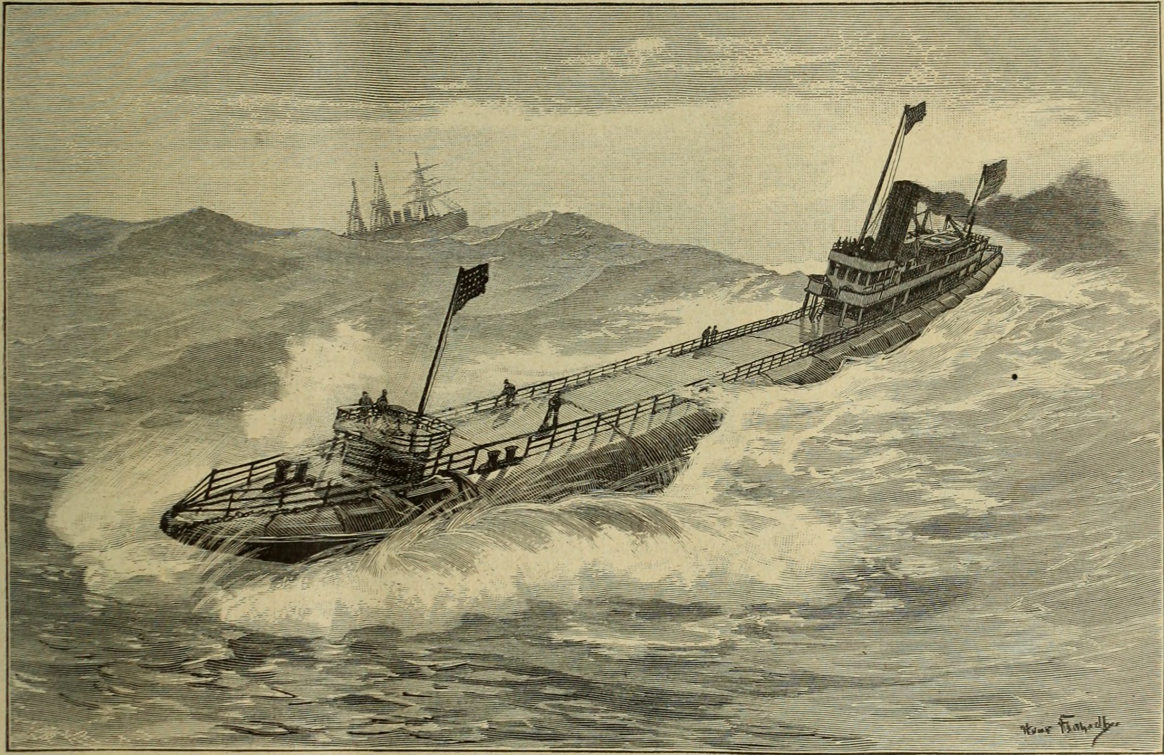
# Daheim

XXVIII. Nr. 9. Zweites Blatt.

Jahrgang 1892.

28. November 1891.

## Aus der Zeit — für die Zeit.



Das amerikaniſche Walfiſchboot — ein neues Transport-Fahrzeug für Getreide.

Die Vereinigten Staaten führten bereits im vergangenen Jahre Getreide und ſonſtige Produkte zur Brotbereitung im Werte von über 566 Millionen Mark aus, und infolge des Ausfuhrverbotes von Getreide aus Rußland wird ſich der Überfluß der amerikaniſchen Kornkammern noch reichlicher über unſern Kontinent ergießen. Das Schaffen geeigneter Transportmittel iſt damit zu einem brennenden Bedürfnis geworden, und dem Schöpfer derſelben winkt außer den Lorbeeren des Erfinders die ebenſo willkommene Ausſicht auf beträchtlichen Erwerb.

In den letzten Monaten ſind Seefahrende durch ein neues Fahrzeug in Erſtaunen geſetzt, welches, nachdem es ſeine erſte Fahrt von Lake-Superior nach Liverpool und zurück glücklich beſtanden, den Transport zu Waſſer in der ganzen Welt in andere Bahnen leiten könnte. Es iſt dies der „Whaleback“, das Walfiſchboot, von Charles W. Wetmore. Erbaut in Weſt-Superior, Michigan, dem Herzen der Kornfelder Amerikas, hat es die an Ort und Stelle eingenommene Ladung von 87,000 buſhels = 3066 Hektoliter Getreide durch die Seen und Stromſchnellen des St. Lawrence über den Ozean nach Liverpool gebracht.

Das Fahrzeug, das eher einer gewaltigen Barke, als einem Dampfer gleicht, hat die Form einer rieſenhaften Cigarre, die an beiden Enden zugeſpitzt iſt. Das Verdeck iſt gewölbt und, abgeſehen von einem kleinen Turm vorn und einem Aufbau hinten, ganz glatt. In dem Turm iſt ein Teil der Mannſchaft untergebracht, in dem Aufbau die Dampfmaſchine von 800 Pferdekraft, das Ruderrad-Gehäuſe, Kabinen für den Kapitän, Offiziere und Ingenieure. Die äußere Schiffſchale iſt aus Stahl gearbeitet und etwa 81 Meter lang und 11$^1/_2$ Meter breit; der Innenraum mißt über 7 Meter. Einen Meter über dem Kiel liegt behufs größerer Sicherheit eine zweite Schiffswand und zwiſchen dieſer inneren und äußeren Hülle befinden ſich neun Räume, die bei befrachtetem Schiff durch komprimierte Luft gefüllt werden, bei leicht geladenem den Ballaſt durch Aufnahme von Waſſer vermehren. Um das ganze Verdeck läuft ein Geländer aus Drahtſeilen, um den Verkehr der Bemannung zwiſchen Turm und Aufbau zu ſchützen. Der ganze Innenraum iſt ungeteilt, nur vorn iſt ein Verſchlag für den Reſt der Turm-Bemannung, hinten ein eben ſolcher für die Maſchine und die Kabinen der Heizer. Der Whaleback hat einen Tiefgang von 5 Metern und faßt 3500 Hektoliter Getreide, was einem Gehalt von 3000 Tonnen gleichkommt. Die Vorteile des Walfiſchbootes beſtehen in den geringeren Koſten ſeiner Konſtruktion, die ſich nur auf $^1/_3$ eines Dampfers von gleichem Gehalt belaufen. Seine elliptiſche Form bietet Wind und Wetter weniger Widerſtand, ſo daß es ſich leichter fortbewegen läßt, die Hälfte der Kohlen verbraucht wie ein gewöhnlicher Dampfer und eine um ein Drittel geringere Bemannung erfordert. Auch läßt ſich der Whaleback leichter und ſchneller entladen. Immerhin iſt dieſes neue Transportſchiff noch als ein Verſuch zu betrachten, da die erſte Überfahrt im Auguſt, zu welcher Zeit das Meer am ruhigſten iſt, ſtattfand. Wie es eine Fahrt im Winter beſtehen wird, wenn das Deck mit Eis überzogen und Turm und Aufbau vielleicht von Sturzwellen weggewaſchen werden — das iſt noch zu erproben. Gegenwärtig ſind mehrere ſolcher Walfiſchboote im Bau begriffen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Was das Leben für holde Märchen hat!
Kein Dichter kann beſſere dichten!
Was erzählt ein getrocknetes Roſenblatt
Oft für lange Geſchichten!

## Weihnachtsarbeiten.

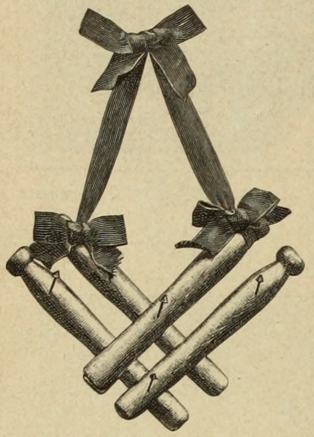


Abb. 1.

**Schlüſſelhalter.** Vier gewöhnliche Zeugklammern fügt man kreuzweiſe, in Form eines W ineinander, befeſtigt die Berührungspunkte mit kleinen Nägeln u. ſchraubt daneben kleine Häkchen ein. Das Ganze wird bronciert und oben an den Enden der nach innen befindlichen Klammern mit einem aus farbigem Atlasband beſtehenden Aufhängſel verſehen, der mit Schleifen verziert wird. (Abb. 1.)

**Frau Alma.**

Der elegante **Lampenſchirm** (Abb. 2) iſt genau der Form eines zweiteiligen Wandſchirmes nachgebildet. Sein Zweck iſt nicht, das durch die Milchglasglocke der Lampe dringende Licht abzudämpfen, ſondern den unterhalb der Glocke intenſiv hervorſtrahlenden Schein zu mildern, aber nicht ganz abzuhalten. Der Schirm iſt deshalb in ſeiner oberen Hälfte durchſcheinend gehalten, an dem Modell, das unſere Abbildung zeigt, iſt zwiſchen zwei Bogen Pauspapier der transparenteſten Sorte, dem ſogenannten „Kryſtallpapier“, ein leichtes Arrangement von getrockneten Blättern und Blüthen geklebt, die vor dem Preſſen in Spiritus gelegt wurden, um ihre Farbe zu konſervieren. Ebenſogut aber kann man auf einem einfachen Stück Pauspapier einen Blumenzweig mit Öl oder Aquarellfarben malen, jedoch heißt es dann, ſich auf Laſurfarben zu beſchränken, da jede Anwendung von deckenden Farben, beſonders von Deckweiß, beim Gebrauch des Lichtſchirmes eine Dunkelheit ergibt. Es empfiehlt ſich deshalb, die Blumen ohne Licht und Schatten zu behandeln, ihre Kontur genau mit dem Pinſel oder der Zeichenfeder feſtzuſtellen, und nur die Flächen mit einem glatten Ton zu füllen, eine Arbeit, die man am beſten vornimmt, indem man den Schirm an die brennende Lampe ſtellt, um ſo die Wirkung berechnen zu können.

Die Höhe des für eine ſehr große Lampe berechneten Schirmes beträgt 45 cm, die Breite jedes Teiles 21 cm. Vom Buchbinder wurden beide Teile aus ſtarker Pappe geſchnitten und der obere, fenſterartig ausgeſchnittene Raum mit einem einfachen Stück Kryſtallpapier ausgefüllt. Nachdem dann die Blumen mit Dextrin aufgeklebt worden, wurde der Schirm zur Fertigſtellung abermals dem Buchbinder überantwortet. Die Blumen wurden durch ein zweites Stück Pauspapier geſichert, die unteren Felder mit pfauenblauem Seidenplüſch und die Ränder wie auch die Rückſeite mit Golddruckpapier, das auf mattgoldenem Grunde ein bläuliches Ornament zeigt, beklebt. Die Rückſeite erhielt noch eine längliche, flache Taſche zum Aufbewahren der Brille, die beiden Teile, die mit Leinenſtreifen untereinander verbunden waren, zwei Schleifen aus daumenbreitem, pfauenblauen Atlasband, die eine Verbindung imitieren.

**C. Eysell.**

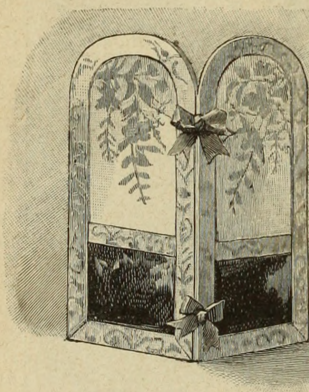


Abb. 2.

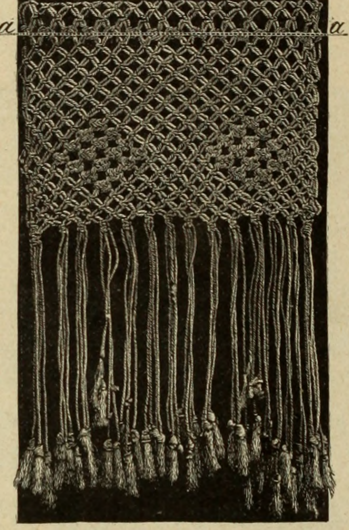


Abb. 3.

Obenſtehende **Pferdedecke** (Abb. 3) bietet für manche Leſerin ein willkommenes Weihnachtsgeſchenk für einen Landwirt oder Sportsmann. Die Ausführung iſt ſehr einfach und für Kennerinnen des macramé aus der Abbildung leicht erſichtlich. Man beginnt in der Mitte mit einem doppelten Kreuzknoten und arbeitet nun von jeder Seite das Muſter. Die einzelnen Fäden ſind ungefähr 1 m lang. Als Material nimmt man Hanfgarn oder Garn, wie es die Fiſcher zu Netzen gebrauchen. Will man die Decke größer haben als das Modell, ſo kann man einige Knoten mehr anlegen. Zu den Troddeln nimmt man loſen Hanf und macht ſie in beliebiger Größe. Zu der abgebildeten Decke ſind ungefähr 2½ ℔ Garn und für 50 ₰ Hanf erforderlich.

**Lisbet.**

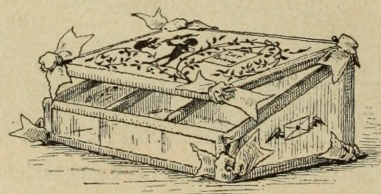


Abb. 4.

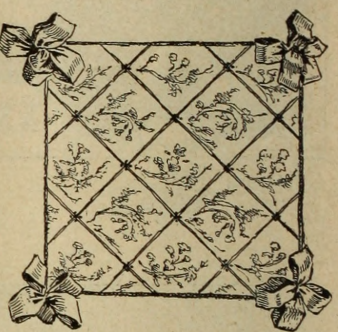


Abb. 5.

„Die Jagd nach der Briefmarke“ könnte man das Luſtſpiel betiteln, das ſich häufig zwiſchen den Kuliſſen unſerer Familienzimmer abſpielt. „Unſere Frauen“ ſind es, welche meiſt in dieſem Luſtſpiele die humoriſtiſche Rolle übernommen haben, in denen ſie zur Verzweiflung der beſchäftigten männlichen Familienmitglieder auf die Suche nach einer Zehnpfennigmarke gehen, die ſie nirgends anders zu erhalten wiſſen, als aus den Händen der geſtrengen Herren Gatten und Brüder. Selbſt das humorvollſte Luſtſpiel aber kann durch allzuhäufige

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

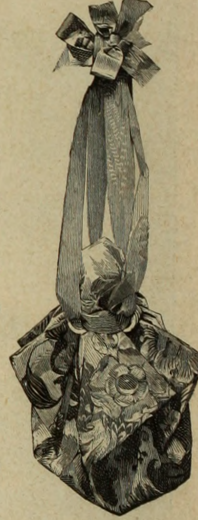


Abb. 6

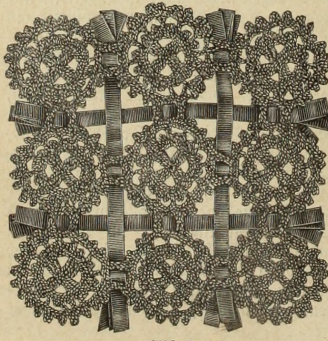


Abb. 7.

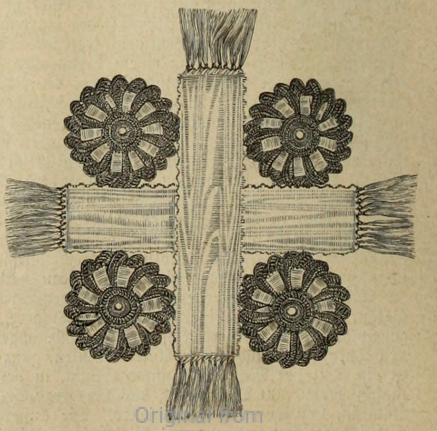


Abb. 8.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 58; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Wiederholung einem langweilig und überflüſſig werden, und manche meiner verehrten Genoſſinnen wird ſich ſchon einmal ein verdrießliches: „Laß mich in Ruhe!“ zugezogen haben. Da iſt es denn ja viel einfacher und richtiger ſich ſelbſt eine kleine derartige ungeſtempelte Sammlung anzulegen und ſie wohlgeordnet auf dem Schreibtiſche bei der Hand zu haben. Sehr niedlich kann man ſich ein dazugehöriges Käſtchen herſtellen und zwar aus Glas in der Manier der bekannten Photographie-Glaskaſten (Abb. 4), nur weit zierlicher und zu einem Geſchenke wie geſchaffen.

Man läßt ſich vom Glaſer folgende Teile, aber genau nach angegebenem Maß, aus mattem, weißen Glaſe ſchneiden: eine Platte 6 cm breit, einen Boden $5^1/_2$ cm breit, eine Rückwand $4^1/_2$ cm breit und ein Vorderteilchen 2 cm breit, jedes derſelben 9 cm lang. Zwei Seitenteile, wie ſie die Abbildung und die obigen Maße ergeben, und außerdem noch von durchſichtigem, weißem, dünnem Glaſe eine Platte, genau wie die größte matte, zwei Zwiſchenteile, nur um ein klein wenig kleiner als die Seitenteile, und drei Einlagen, je 6 cm lang und $2^2/_3$ cm breit. Auf die matte, größte Platte, die ſpäter wie ein kleiner Pultdeckel über das Käſtchen fällt, malt oder zeichnet man ein auf den Poſtverkehr bezügliches Genrebildchen und auch auf die beiden Seidenteile eine Kleinigkeit, beflügelte Briefe, oder dgl. m. Um die Malerei des Deckels zu ſchützen, legt man die durchſichtige Glasplatte darauf und faßt nun dieſe doppelten ebenſo wie alle übrigen einfachen Teile mit 1 cm breitem Moirée- oder Atlasbändchen ein, ſetzt dieſe dann ſo zuſammen, daß die matten Seiten nach innen kommen und vernäht ſie an den Ecken feſt mit cordonierter Seide. Die Einlagen legt man, ohne Bandeinfaſſung, als kleine ſchiefe Ebenen in die Zwiſchenfächer, um die Marken leicht herausnehmen zu können. Zuletzt verziert man dies Käſtchen noch mit 8 winzig kleinen Schleifchen, 4 je oben am Deckel und 4 am Boden. Man achte nur darauf, das Band beim Einfaſſen genug ſtraff anzuziehen, damit das Glas feſt gefaßt wird. Zarte Bandfarben, wie meergrün, roſa oder hellblau, eignen ſich hierzu am beſten.

P. W.

Seitdem die größeren und überhaupt verſchiedenen Formate der Photographien Mode geworden ſind: Kabinett, Imperial, Mackart ꝛc., pflegt man häufig anſtatt der Albums offene Vorrichtungen zum Aufbewahren der Bilder zu verwenden, die, an der Wand hängend, eine fächerartige Anordnung und daher eine gleichzeitige Beſichtigung vieler ſolcher Bilder verſchiedener Größen ermöglichen. Das ſieht ſehr hübſch aus, und da man ſich ſehr leicht ſelbſt einen ſolchen Zimmerſchmuck herſtellen kann, wird die nachfolgend genaue Beſchreibung gewiß willkommen ſein. Ein Stück Pappe im Quadrat 30 cm überzieht man auf beiden Seiten mit einem ganz beliebigen, aber hübſchen, bunten Stoffe, und zwar muß dieſer 32 cm breit und 62 cm lang ſein; dieſen legt man zur Hälfte, näht die beiden Längsſeiten links, je 1 cm vom Rand, mit der Maſchine zuſammen, wodurch gewiſſermaßen ein Sack entſteht, in welchen man die Pappe hineinſchiebt und den man auf der vierten, noch offenen Seite fein zuſammennäht. Wie die Abbildung 5 zeigt, wird von einer Ecke zur andern nun kreuzweiſe ein goldenes Schnürchen und dann wieder in gleichen Entfernungen dazwiſchen mehrmals ein Schnürchen gezogen, ſo daß ganz gleiche Quadrate entſtehen. Da wo die Schnuren ſich kreuzen, näht man, durch die Pappe ſtechend, dieſelben feſt und verziert dieſe Mittelpunkte mit je einer Perle oder einem Knöpfchen. In dieſe Schnürchen nun ſteckt man fächerartig die Photographien aller Größen. An einer der vier Ecken eine Bandſchlinge zum Aufhängen, ringsherum mit Goldſchnure und an den vier Ecken noch mit Schleifchen verziert, iſt dies ein eleganter und praktiſcher Wandſchmuck. Derſelbe wird — entgegengeſetzt der Abbildung — an der Spitze aufgehangen. P. W.

Neuer Pompadonr, Abb. 6. Material: 45 cm Baumwollſatin, recht apart in Farbe und Muſter: 45 cm abſtehender Atlas; 2 m Atlasband zu einem der Stoffe in der Farbe paſſend und 16 Hornringe von $1^1/_2$ cm Durchmeſſer. Beide Stoffe ſchneidet man zu gleich großen Vierecken von je 45 cm Seitenlänge zu, legt ſie ſo gegenſeitig übereinander, daß die linke Seite jedes Stoffes nach außen kommt, und näht die beiden Vierecke auf drei Seiten am Rande zuſammen. Darauf kehrt man die Innenſeite des entſtandenen Beutels nach außen, ſo daß die rechte Seite jedes Stoffes ſichtbar wird, und näht nun auch die vierte Seite, nachdem die Stoffränder nach innen eingeſchlagen wurden, zuſammen. Das doppelte Viereck wird vorerſt ſauber ausgeplättet, dann jede einzelne Seite in der Mitte zuſammengelegt, dort, wo der Bruch iſt, 10 cm nach beiden Seiten hin abgemeſſen, von dem einen abgemeſſenen Punkt zu dem andern der Stoff gebrochen und auf dem Bruch entlang mit der Maſchine durchnäht. Auf dieſe Weiſe müſſen vier kleine Stofftüten entſtehen, die den Atlas zum Futter haben. Nun werden je vier Hornringe auf jeder Seite des Pompadours aufrechtſtehend angenäht, der erſte und vierte Ring 2 cm vom Rande, der zweite und dritte aber je 4 cm voneinander entfernt. Die Ringe müſſen in einer Linie um den Beutel herum angenäht werden und zwar dort, wo die offene Seite der Stofftüten beginnt. Die Hälfte des Bandes, alſo 1 m, leitet man von der Mitte einer Seite aus durch alle Ringe zur ſelben Stelle zurück und bindet die beiden Bandenden zu zierlichen Schleifchen. Den andern Meter leitet man auf dieſelbe Weiſe, aber auf der gegenüber befindlichen Seite beginnend, durch alle Ringe, ebenfalls das Band zu einer Schleife ſchließend, die mit einigen Stichen vor dem Aufgehen bewahrt wird. Damit wäre der Pompadour fertig und zur Aufnahme auch jeder größeren Arbeit bereit.

E. Grethe.

Zwei niedliche Schoner bringen wir in Abbildung 7 und 8. Die Beſchreibung des letzteren brachten wir ſchon. Auf Wunſch vieler Leſerinnen bringen wir das Bild. Abbildung 7 iſt aus Brillantgarn hergeſtellt; die einzelnen Sterne werden gleich beim Häkeln zuſammengefügt. Man beginnt den Stern mit einem Anſchlag von 7 Lftm., ſchließt ſie zur Rundung und häkelt darauf mit zweimaligem Umſchlagen des Fadens 3 hohe Stäbchen und 4 Lftm., dies viermal. Darauf wird 1 Pikot von 5 Lftm., in die erſte der M. zurückgefaßt, gebildet und ohne umzuſchlagen der zweiten M. der Lftm. der vorigen Tour angeſchlungen; das nächſte Pikot trifft die erſte M. der darunterliegenden 3 hohen Stbch., das dritte Pikot liegt über den 3 hohen Stbch., im ganzen zählt man 12 ſolcher Pikots in der Rundung. Zur nächſten Tour werden 8 Lftm. aufgeſchlagen, der Faden zweimal um die Nadel geführt und ein hoher Stab zwiſchen jedes Pikot gehäkelt. Doch werden nun zum Beginn der Tour 8 Lftm. gearbeitet, um gleich den erſten Stab damit herſtellen zu können, ſonſt genügen 5 Lftm., von denen die letzten dann an die dritte Maſche der erſt gehäkelten 8 Lftm. angeſchürzt werden. Als Abſchluß ſind dann 24 Pikots zu arbeiten. Die ſich nach dem Zuſammenhäkeln der Sterne bildenden Zwiſchenräume werden durch kreuzweiſe hindurchgeleitetes, farbiges Atlasband effektvoll ausgefüllt.

Ada Berger.

## Adventsfeier.

„Macht hoch die Thür, die Thore macht weit“ das ſteht als Überſchrift zum Adventsſonntag. Es liegt ein eigener Reiz über dem erſten Sonntag im neuen Kirchenjahr, über der ganzen geheimnisvollen freudigen Zeit vor Weihnachten. Wir treten durch das Adventsthor in den Lichtkreis der Weihnacht. Gern trägt man dieſer fröhlichen Stimmung auch nach außen hin Rechnung. „Macht hoch die Thür, die Thore macht weit.“ Auch im wörtlichen Sinne ſollen wir die Thür hoch machen, d. h. ſie feſtlich ſchmücken, die Thür nicht allein, die ganze Wohnung ſoll teil daran haben. Schon am Sonnabend vorher ſitzen die Hausgenoſſen in traulicher Gemeinſchaft beiſammen und winden Guirlanden aus Tannenzweigen, gilt es doch einen König zu empfangen. Sonntag früh erſcheint die Mutter in der Schlafſtube der Kleinen und weckt ihre Lieblinge mit dem Choral „Wachet auf, ruft uns die Stimme der Wächter ſehr hoch auf der Zinne“; ein brennendes Lichtlein hält ſie dazu in der Hand. Wie erſtaunt blicken die Kinder! Sie glauben faſt noch zu träumen, und ein ahnungsvolles Freudegefühl zieht in ihr Herz. Raſch ſtehen ſie auf, denn ſie müſſen ja mit der Guirlande die Thür bekränzen und die ganze Wohnung ſchmücken. Im Wohnzimmer werden die welken Immortellenkränze, die der vorige, der Totenſonntag, um die Bilder der teuren Entſchlafenen geſchlungen hatte, abgenommen und friſche, grüne Tannenreiſer treten an ihre Stelle. Grüne Zweige ſehen auch aus allen Ecken, hinter jedem Spind und Spiegel grüßend hervor. Voriges Jahr ſtand im Daheim auch die Beſchreibung einer Adventskrone, eines Kronleuchters ganz aus Tannenreiſern geflochten, der ſo recht in ein adventlich geſchmücktes Haus paßt. — Der erſte Advent bringt auch den erſten Pfefferkuchen im Jahre, der von Groß und Klein freudig begrüßt wird. — Den ganzen Tag über ertönen frohe Geſänge, denn nun iſts ja an der Zeit, Weihnachtslieder zu lernen. All die bekannten einfachen Weiſen: „O du ſelige, o du fröhliche“, „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Tochter Zion, freue dich“ u. a. ergreifen das Herz mit ſtets neuer unbeſchreiblicher Macht. — Es ſei an dieſer Stelle auf ein wundervolles Tonwerk „Sechs Weihnachtslieder“ von Cornelius für eine Singſtimme mit Klavierbegleitung aufmerkſam gemacht. Es iſt ein Cyklus herrlicher, kindlich lieblicher Lieder. Das Ganze iſt gedacht, als ob eine Mutter ihren Kindern die einzelnen Geſchichten vom Jeſusknaben erzählte; ſie behandeln daher auch die Punkte, die das kindliche Gemüt am meiſten anſprechen, die Hirten, die Weiſen aus dem Morgenlande, Simeon im Tempel und Chriſtus der Kinderfreund, mit einem Eingangs- und Schlußlied als Rahmen, ſo daß die Kompoſition ſich als ein abgerundetes Ganzes darſtellt. Jedes einzelne Lied iſt tief empfunden und meiſterhaft in der Stimmung getroffen. Unendlich ergreifend und doch ſo einfach klingt zu der Geſchichte der drei Könige als Begleitung nur der Choral „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“, während die Melodie frei über den Akkorden ſchwebt. Jedem muſikliebenden Hauſe ſei dies Werk, das bei E. W. Fritzſch in Leipzig erſchienen iſt, aufs wärmſte empfohlen. Mitten in das frohe Singen hinein dringt auf einmal lautes Gepolter vom Hausflur her; der Kinder Herz erbebt, denn ſie wiſſen, daß mit dem erſten Advent auch die Thätigkeit des Knechts Ruprecht beginnt, jenes großen, bärtigen, brummigen Gehilfen des Chriſtkindleins, und er kommt gleich am erſten Tage zu ihnen. Er iſt aber gar nicht ſo böſe, als er ſcheint, denn bei ſeinem Fortgehen läßt er Nüſſe und Süßigkeiten für die artigen Kinder zurück. Auch er gehört zum Advent.

O glückliches Haus, wo durch die rechte Feier des Advents der Kinder Gedanken und Herzen voll freudiger Erwartung auf das Chriſtfeſt gerichtet werden! Die Erinnerung an ſolche Tage bleibt fürs ganze Leben. Noch jetzt zieht mit dem Klang der Adventsglocken mir das ganze hoffnungsvolle Frohgefühl der Kinderjahre ins Herz hinein; ich meine den Ton des Chorals in dunkler Morgenſtunde zu vernehmen, ſehe das Kerzchen flackern, und es umweht mich beglückender Duft von Tannenzweigen und Pfefferkuchen, ſowie viel herrliche ahnungsreiche Freude. In der Mutter Hand liegt es vornehmlich, den erſten Advent zu einem Feſttag zu geſtalten.

G. v. Sydow.

Im Anſchluß an Obiges empfehlen wir eine neue Sammlung ſchöner „Geiſtlicher Lieder für die Familie und den Kindergottesdienſt“ mit leichter Klavier- und Harmoniumbegleitung von Heinrich Becker, Schloßpfarrer in Küſtrin. In Komiſſion bei A. Schmidt in Anklam. Preis 75 ₰.

Spezieller für die Advent- oder Weinachtszeit geeignet, iſt das neue, reizvolle Werkchen: „Die Weihnachtsfeier der Kinder.“ Sechs Weihnachtsandachten mit Begleitung. Herausgegeben von A. Termeyer

(Fortſetzung im Fünften Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

u. J. Zauleck. Verlag von Velhagen u. Klaſing in Bielefeld u. Leipzig. Preis ℳ 1.20 zuſammen für den liturgiſchen und muſikaliſchen Teil.

## Puppen.

Auf Erfahrung beruhende Empfehlung von hübſchen und praktiſchen Neuheiten ſind vor Weihnachten den meiſten Frauen ſehr erwünſcht. In dieſem Bewußtſein kann ich nicht umhin einer neuen Puppenart, die ich eben kennen gelernt, das Wort zu reden. Die umſtändlichen und teuren Puppenreparaturen ſpielten in meinem, an kleinen und großen Mädels reichen Hauſe immer eine große Rolle. Künftig ſollen ſie wegfallen. Ich ließ mir nach einem Daheiminſerat die neuen Puppen mit ſelbſteinzuſchraubenden Gliedern von Pulvermacher & Weſtram in Sonneberg in Thür. kommen und bin von den reizenden und praktiſchen Geſchöpfen ganz entzückt. Nie habe ich ſo herzige und fein modellierte Puppengeſichter geſehen. Ich kann die genannte Bezugsquelle warm empfehlen. Hoffentlich führen ſich die neuen, natürlich beweglichen Puppen bald allgemein ein.

**Mutter Thea.**

## Papierblumen.

Die Papierblumenmode, die im vorigen Jahr auf einmal auftauchte und alle Kamine und Zimmerecken mit duftigen roſigen und weißen Blütenzweigen füllte, hat einwenig von ihrem Zauber verloren. Die Schneebälle und Apfelblüten ſind abgeſetzt. Aber reizende andere Blumenneuheiten verſuchen die wunderhübſche und graziöſe Damenarbeit noch einmal zu voller Gunſt zu bringen. Ich glaube gewiß, es wird ihnen gelingen; dieſe Blumen- und Blütenzweige, die ich neulich zu ſehen Gelegenheit hatte, ſind zu naturähnlich, zu wunderhübſch. Da ſind zuerſt hängende Ranken der veilchenfarbigen, großglockigen Clematis, die ſich namentlich als Schmuck der großen, neumodiſchen Lampenſchirme, aus geripptem Seidenpapier, die man gern in zartviolett mit hellroſa Futter anfertigt, oder auch zu Spiegelumrahmungen, wunderhübſch machen. Als Dekorationsblume, zur Füllung großer Vaſen, eignet ſich eine große, weiße und hellroſa angehauchte getigerte Lilie, die ſich ſehr leicht herſtellen läßt, beſonders ſchön. Auch eine große dottergelbe Zierranunkel ſieht mit leichten Graszweigen zuſammengeſtellt in Metallvaſen und Schalen wunderhübſch aus. Schade, daß wir die Herſtellung dieſer Blumenneuheiten nicht gleich im Frauendaheim zeigen können; aber der Raum reicht zu den vielen und großen Schnittformen leider nicht aus. Für weniges Geld erhält man die ausgeſtanzten Blätter und alles Material bei E. Petzold in Dresden, Kreutzſtraße. Man laſſe ſich den Katalog der Firma kommen und beſtelle danach. Wenigſtens wollten wir nicht verſäumen, auf die hübſchen Neuheiten aufmerkſam zu machen.

## Tierpflege.

Antwort auf Frage No. 16.

Daheim-Leſer in Hamburg. Wenn ihr Papagei ſich die Federn ausrauft und dieſelben frißt, ſo hat er (wahrſcheinlich durch Fleiſchfütterung) die Freßſucht. Es iſt nötig, den Papagei mit einer Leinwandbinde zu umwickeln, daß er nicht mehr an die Federn kommen kann, und ihn dieſe Binde (die öfters gereinigt werden muß) ſo lange tragen zu laſſen, als dieſer krankhafte Appetit dauert. Als Heilmittel geben Sie ihm täglich einen Theelöffel ſchwarzen Kaffee mit 3—4 Tropfen Mohnöl, um die etwa verſchluckten, zerkauten Federn abzuführen.

Um zu erkennen, ob Milben vorhanden, brauchen Sie nur ein ſauberes, weißes Taſchentuch über Nacht in den Käfig zu legen; Sie finden dann ev. das Ungeziefer am Morgen darin. In dieſem Fall müſſen Sie den Käfig und die Sitzſtangen häufig gut ſcheuern, hohles Rohr hineinlegen und täglich ausklopfen, und den Vogel mit friſchem perſiſchem Inſektenpulver beſtreuen. Füttern Sie ihn nur morgens und abends und zwar geregelt mit Hanfſamen und Mais abwechſelnd mit in Milch getauchte Semmel, reifem oder getrocknetem Obſt (Roſinen, Datteln und Feigen). Mandeln ſind durchaus zu vermeiden.

**Carl Krüger.**

## Weihnachtsgeſchenke.

Auf ein ganz eigenartig hübſches Geſchenk für ernſtere Gemüter, einen Schmuck ſo recht fürs chriſtliche Haus, möchten wir noch aufmerkſam machen. Die Buchbinderei von A. Krauſe in Freiburg i. Schl. ſendet uns ein geſchmackvolles, großes Sammetkreuz mit dem Chriſtuskopf von Guido Reni und einem Kranz von edelweißartigen Sternen aus Elfenbeinpapier zur Anſicht, das ſie für den direkten Verſand an Private zu 3 ℳ 50 ₰ das Stück, herſtellt. Hier wäre zugleich eine Gelegenheit, dem Induſtriefleiße des kleineren Handwerkers entgegen zu kommen.

Häkelarbeiten für Armenbeſcherungen. 1. Mützen für Frauen und Mädchen. Man ſchlägt zu einer Frauenmütze aus Wolle etwa 36 Maſchen an, wendet, ſticht in die 27. ein — Luftmaſche — in die 25. — Luftmaſche u. ſ. f. Am Ende angekommen, wendet man, indem man zwei Luftmaſchen häkelt, ſticht in das Loch ein, das durch die Luftmaſche der letzten Tour gebildet wird — Luftmaſche — Einſtich u. ſo f. In dieſer Weiſe werden etwa 32 Reihen gehäkelt und dann der Faden verſtochen. Nun fängt man unten von neuem an; häkelt die eine Längsſeite herauf, indem man immer in die zweite Reihe einſticht, oben herüber und die zweite Längsſeite herunter, und wendet darauf um. Ungefähr 26 Reihen in dieſer Weiſe genügen. Iſt man bei der letzten dieſer Reihen unten angekommen, häkelt man in derſelben Weiſe unten herüber, das mittlere Teil etwas einhaltend; nach 4 Reihen hin und her nimmt man etwas zu, vorn auf dem jemaligen Hinweg, hinten und an jeder Seite bei jeder Tour. 12—14 Reihen in dieſer Weiſe, dann eine Zäckchentour zum Abſchluß, die durch drei Luftmaſchen, von denen die dritte wieder in die erſte greift, hergeſtellt werden. Ein Pelzſtreifen oder ein gehäkelter Überſchlag in anderer Farbe um den Rand angebracht, vervollſtändigt die Mütze, die hinten mit einer Schleife, vorn mit Bindebändern verziert, ſehr hübſch, praktiſch und leicht und ſchnell herzuſtellen iſt. — 2. Mützen für Knaben. Man ſchlägt ſoviel Maſchen an, als der Größe des Kopfes entſprechen und häkelt in dem oben beſchriebenen Stich in der Runde herum, eine gute halbe Elle lang und dann oben zuſammen. Der untere Rand wird umgeſchlagen, die Ecken oben umgebogen und mit Pompons und Schnur verziert. Auch der bekannte Sternſtich eignet ſich ſehr gut zu dieſen Mützen.

**M. Dahnow.**

## Praktiſches fürs Haus.

An R. in B. Frage Nr. 18. Das Filzen gehäkelter Wollmützen gelingt ſehr leicht. — Ich habe mir kürzlich ſelbſt eine ſolche Mütze gehäkelt. Sie filzt ſehr ſchnell zuſammen, wenn man reichlich grüne Seife (auch ſchwarze genannt) in kochendem Waſſer auflöſt und die Mütze abwechſelnd in dieſem und in ganz kaltem Waſſer ohne Seife tüchtig reibt und drückt. Hat die Mütze die richtige Weite, ſo ſpült man ſie gut, bringt ſie noch naß in die gewünſchte Form und läßt ſie ſo am warmen Ort trocknen. Stellt es ſich beim Aufpaſſen heraus, daß ſie noch zu weit iſt, ſo wird ſie nochmals in vorſtehender Weiſe behandelt, iſt ſie zu eng, ſo macht man ſie naß und weitet ſie aus.

**Frau Margarete.**

## Noch ein Frauenerwerb.

Ein ſehr geeigneter und dabei lohnender Erwerb für praktiſch-tüchtige, energiſche und umſichtige Damen, vor allem für ſolche, die auf dem Lande groß geworden, wird geſchaffen durch die Einrichtung einer Milchwirtſchaft in einer mittleren oder größeren Stadt. Freilich gehört dazu ein kleines flüſſiges Kapital von 10—1200 Mark, oder, falls die Mieten in der betreffenden Stadt ſchon ſo hoch ſind, wie z. B. in Berlin, ein ſolches von 1500 Mark. Zu dieſem Erwerbszweig gehört in erſter Linie ein peinlich ſauberes, lichtreiches Parterrelokal, welches den nötigen Raum zum Verkauf wie zur Lagerung darbietet. Dann iſt anzuſchaffen: ein Eisſchrank, ein Milchkühler, eine Buttermaſchine, ferner die nötigen Milchtransportkannen und Milchſatten, reichlich Literflaſchen mit Patentverſchluß zum Verkauf der Kindermilch, ſowie ein Handwagen um den Kunden die Milch ins Haus ſchicken zu können. Die Miete muß ein Vierteljahr im Voraus entrichtet werden. Sie beträgt je nach der Größe und der Lage der Stadt 75 bis 300 Mark vierteljährlich. Außer dieſer notwendigen Ausrüſtung iſt die Hauptvorbedingung, um ein Milchgeſchäft mit pekuniärem Erfolg betreiben zu können, natürlich eine genaue Kenntnis der Behandlung und praktiſchen Verwendung der Milch, die man ſich aber in kurzer Zeit bei einem Gutsbeſitzer, Großbauern, oder bei einer Molkereigenoſſenſchaft aneignen kann, und daran anſchließend möglichſt noch ein vielleicht 14tägiger theoretiſcher Unterricht durch Anhörung von Vorträgen an einer landwirtſchaftlichen Schule, die ja ſehr oft Hoſpitanten zulaſſen, wie z. B. die Molkereiinſtitute in Kiel, Proskau in Schleſien und andere, die fortwährend längere oder kürzere Kurſe abhalten.

Wem die Gelegenheit hierzu fehlt oder wer ſich noch nicht ganz ſicher fühlt, muß ſich in erſter Zeit eine tüchtige Milchwirtin mieten, die mit der Behandlung und dem Verkauf von ſüßer, ſaurer und abgerahmter Milch, ſowie mit der Bereitung von Buttermilch, Kinder- und kondenſierter Milch, Käſe u. ſ. w. genau vertraut iſt. Ferner muß man ſich mit einem größeren Gute in der Nähe der betreffenden Stadt in Verbindung ſetzen behufs täglicher mehrmaliger Lieferung von Milch u. ſ. w., deren Preis ungefähr 6—10 Pfennige pro Liter beträgt. Der größte Verdienſt wird erzielt durch den Verkauf von Kindermilch, Molken und Kefir. Die betreffenden Gerätſchaften, auch diejenigen zur Molken- und Kefirbereitung ſind in jeder Stadt zu haben. Außer der nötigen Energie und Umſicht iſt einige Kennnis der Buchführung, wenn auch nicht unbedingt erforderlich, ſo doch ſehr am Platze. Für Frauen und nicht all zu junge Mädchen vom Lande wird ſich die Errichtung eines Milchverkaufs in jeder nicht allzu kleinen Stadt ſicherlich zu einer ſehr lohnenden Einnahmequelle geſtalten und das dafür angelegte kleine Kapital wird ſich bei der richtigen Sparſamkeit und Umſicht ſehr bald doppelt und dreifach verzinſen.

**H. Oehmke.**

## Auskunft.

Antwortlich der Frage 15 im Daheim vom 7. November d. J. teile ich mit, daß von folgenden Geiſtlichen über das Oſterevangelium in der von Ihnen bezeichneten Weiſe gepredigt worden iſt: Paſtor E. Quandt. — K. Gerok. — (in der Predigtſammlung „Pilgerbrod“ zu finden) G. Finzler. — Dr. J. K. Huth, weiland Profeſſor der Theologie in Erlangen. Jede größere Buchhandlung wird Ihnen die Predigten liefern können.

**Eine Daheimleſerin.**

Das Buch „Tägliche Andachten“ von Müllenſiefen enthält die betreffende Predigt vorrätig. **P. M.**

Auf Frage 17 teile ich mit, daß der Arzt in Limburg a. d. Lenne (Hohenlimburg) fortgezogen und die Stelle, ſo viel ich weiß, noch nicht beſetzt iſt. **H. B.**

**Schweſter Hanna in Kiel.** Die Frage nach einem durchaus praktiſchen Bettpult für Kranke können wir Ihnen ohne Veröffentlichung Ihrer Frage beantworten, indem wir Ihnen das verbeſſerte Atzertſche Univerſalpult, das uns zur Prüfung vorliegt, empfehlen. Dasſelbe iſt nach allen Richtungen verſtellbar und genügt allen Anforderungen an einen bequemen Krankentiſch. Hat es ſeinen Zweck als ſolchen erfüllt, ſo kann es im Hauſe als Leſe-, Muſik-, Schreibpult, Staffelei, Stehpult, Arbeitspult für Kinder dienen. Preis 10 ℳ. 50 und mehr, je nach Ausſtattung. Bezug direkt von Louis Atzert, Kaſſel.

## Fragen.

25) Würde mir jemand Vorlegeblätter für plaſtiſche Holzſchneiderei (nicht Kerbſchnitt) empfehlen können? Ich ſah in einem Oſtſeebad wunderſchöne Rahmen, Blumengerank, von einem Dilettanten in Holz geſchnitten, konnte aber Vorlagen dazu nicht erfahren. Die von Mey und Widmeyer in München genügen mir nicht. **W. F.**

26) Woher kann man Bleikämme beziehen, welche die Eigenſchaft haben ſollen, rotes Haar zu ſchwärzen? Iſt deren Gebrauch geſundheitlich ſchädlich? **Alter Abonnent.**

27) Kann mir eine der freundlichen Daheimleſerinnen einen Widmungsvers mitteilen für ein Predigtbuch, welches die Gattin dem Gatten als Weihnachtsgeſchenk verehrt? Im voraus beſten Dank für die gütige Mitteilung. **Langjährige Abonnentin des Daheim.**

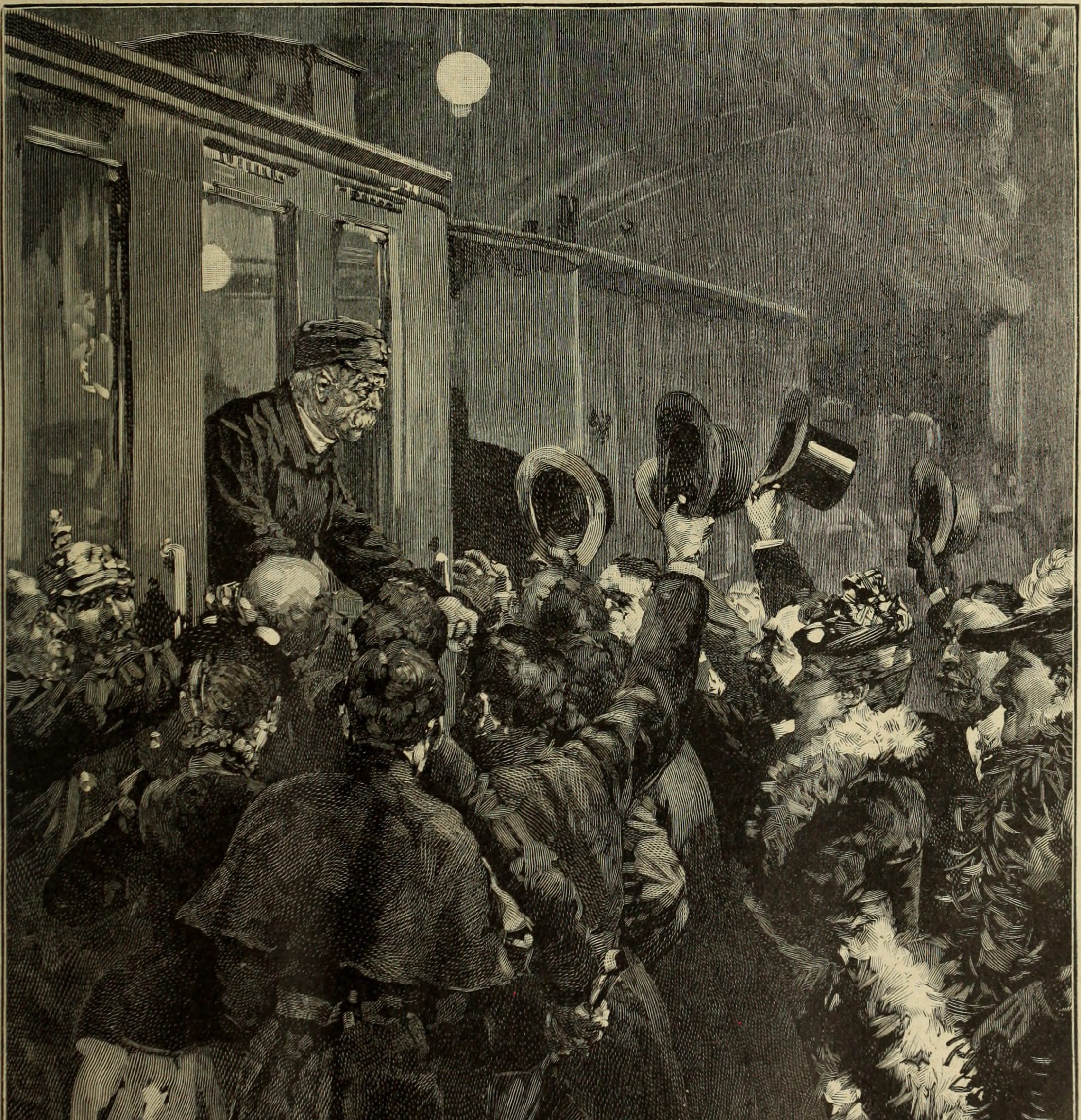
# Daheim

XXVIII. Nr. 10. Zweites Blatt.

Jahrgang
1892.

5. Dezember
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Fürſt Bismarck auf dem Lehrter Bahnhof bei ſeiner Durchreiſe durch Berlin am 14. November

# Hausmuſik.

Otto Hegner.

## Otto Hegner.

In den letzten Jahren ſind zu wiederholten Malen dem „verehrungswürdigen Publico“ — wie ſich zu Anfang des Jahrhunderts die Virtuoſen ausdrückten — Wunderkinder vorgeführt worden, die alle von demſelben traurigen Schickſal, vergeſſen zu werden, ereilt wurden. In ihrem Weſen drückte ſich eine merkwürdige Vorausnahme der Zukunft aus: als Kinder pflückten ſie die geiſtigen Früchte der reifen Männerjahre, und als Männer waren ſie zur Hoffnungsloſigkeit des Greiſenalters gelangt. Otto Hegner iſt auch ein Wunderkind, aber ohne jene gefährliche Frühreife, welcher nur zu bald die Erſchöpfung zu folgen pflegt. Auch Mozart war ein Wunderkind: er ſpielte im Alter von zwölf Jahren Fugen über jedes beliebige, ihm aufgegebene Thema, ſprang dann fröhlich vom Klavierſtuhl empor und vergnügte ſich damit — nach Kinderart — auf dem Stock ſeines Vaters Steckenpferd zu reiten. Hegner iſt ein Kind von derſelben Friſche und Naivetät; auch er ſpielt erſt mit größtem Ernſte ſeine Bach'ſche Fuge, um dann mit ſeinen Altersgenoſſen in lärmender Fröhlichkeit die Rechte ſeiner Kindheit zu genießen. An jene gefährliche Reife, die vom Wunder zur Enttäuſchung führt, erinnert auch nicht ein Zug ſeines Weſens. Es iſt ein munterer, aufgeweckter, rotwangiger Junge, der da mit ſeinem Sammetrock vor das Publikum hintritt und ohne alle Befangenheit und Schüchternheit Proben eines Talentes und einer Kunſt gibt, die wahrhaft erſtaunlich ſind. Otto Hegner iſt am 18. November 1876 in Baſel geboren. In der Familie Hegner iſt die Muſik heimiſch. Vater Hegner iſt ein tüchtiger Orcheſtermuſiker, der den Kontrabaß ſpielt. Das muſikaliſche Talent und der Tonſinn regten und rührten ſich frühzeitig in dem Kleinen. Ja, er beſaß ſchon als dreijähriges Kind ein ſo empfindliches und feines muſikaliſches Gehör, daß er dem väterlichen Klaviere gegenüber durchaus die Wacht am „Rein“ hielt und auf alle, Anderen unhörbaren Verſtimmungen des Inſtrumentes mit großer Lebhaftigkeit reagierte. Der Vater unterrichtete den Kleinen, und es war eine Luſt die Fortſchritte zu ſehen, welche Otto machte. Und wenn der Vater im Sommer in irgend einem ſchweizer Kurort in einer Kapelle mitwirkte, ſo blieb der Sohn beileibe nicht im väterlichem Hauſe zurück: er trug ebenfalls in ſeiner Weiſe zur muſikaliſchen Verſchönerung ſeines Vaterlandes bei, indem er in den eleganten Hotels ſich am Klavier hören ließ. Im Alter von ſechs Jahren verdiente er ſich, nachdem er in einem Konzerte Kompoſitionen von Mozart, Mendelſohn und Chopin vorgetragen, welche ſeiner Faſſungskraft entſprachen, ſein erſtes Künſtlerhonorar im Betrage von 20 Francs; darauf war er nicht wenig ſtolz. Nach Baſel zurückgekehrt ſorgte der verſtändige Vater, der das außerordentliche Talent ſeines Sohnes wohl erkannt hatte, für einen tüchtigen Lehrer, welcher in der Perſon Hans Hubers, eines ausgezeichneten Klavierſpielers und hochbegabten, vielleicht nur etwas ſchreibſeligen Komponiſten gefunden wurde. Unter der gewiſſenhaften und liebevollen Pflege dieſes vortrefflichen Tonkünſtlers entwickelte ſich denn auch das Talent Hegners in erſtaunlichſtem Maße. Als achtjähriges Bürſchchen gab Hegner ſein erſtes größeres Konzert im Stadttheater in Baſel. Der Erfolg war ein ſo glänzender, daß ſich der Großherzog von Baden des jugendlichen Virtuoſen annahm und ſeine weitere Ausbildung auf das thatkräftigſte förderte. Bereits 1888 war Hegner ein ſo trefflicher Konzertſpieler geworden, daß er eine weit ausgedehnte Kunſtreiſe nach Schottland und Irland antreten konnte, welcher 1890 ein Ausflug nach Amerika folgte, wo der Knabe in 51 Konzerten auftrat und nicht nur als Klaviervirtuoſe, ſondern auch als Komponiſt und Improviſator Aufſehen und Bewunderung erregte. Den Ausbeutungsverſuchen ſpekulationsſüchtiger Konzertunternehmer — man hatte dem Kinde 200 Konzerte garantirt — ging der mehr für die Zukunft ſeines Sohnes beſorgte, als für den augenblicklichen Erfolg eingenommene Vater dadurch aus dem Wege, daß er mit Otto nach Deutſchland zurückkehrte. Im Winter 1891 konzertierte Hegner in deutſchen Städten, u. a. auch mit ungewöhnlichem Erfolge im Leipziger Gewandhaus und mehrfach in Berlin; zuletzt am 12. Mai 1891 in Gegenwart des deutſchen Kaiſers in einem Hofkonzert im Pfeilerſaal des alten Schloſſes. Auch im Norden Europas hatte ſich Hegner hören laſſen: mit der Kronprinzeſſin von Schweden ſpielte er vierhändig. Hegners Spiel iſt echt muſikaliſch, er ſpielt mit ausgezeichnetem Verſtändnis, nuanciert geiſtvoll und fein. Seine Technik iſt eine brillante, ſehr klar und ſauber. Von entzückender Schönheit und duftigem Charakter iſt ſein Anſchlag, der ihn befähigt, namentlich die zarteren Chopinſchen Kompoſitionen mit ihrem unnachahmlichen Klangzauber in wahrhaft poetiſcher Nachempfindung zu interpretieren. Aber Hegner iſt nicht nur ein vorzüglicher Klavierkünſtler, er verſpricht auch als ſchaffender Tonkünſtler ein ganzer Mann zu werden. Die von ihm bis jetzt veröffentlichten Kompoſitionen umfaſſen eine Toccata, ein Allegro riſoluto und eine Suite und enthalten geſunde, natürliche Muſik in reſpektabler künſtleriſcher Form. Hegner gehört zu den beachtenswerteſten Talenten. Möge ein gütiges Geſchick dem jetzt Fünfzehnjährigen jene ruhige, ſtete Entwickelung zu teil werden laſſen, jenes geiſtige Wachstum, das mit voller, ſüßer Reife ſein intenſives Talent zu krönen verſpricht!

## „Cavalleria rusticana.“

Seit Jahrzehnten hat kein muſikaliſch-dramatiſches Kunſtwerk ein ſolches Aufſehen hervorgerufen, als die Oper „Sizilianiſche Bauernehre“ von P. Mascagni, einem jungen Komponiſten (geb. 1863), von dem die Welt bisher nicht das Geringſte wußte. Nur wenige Sterbliche haben die plötzliche Gunſt des Schickſals ſo früh erfahren als Mascagni. Dieſer junge Italiener war bis vor kurzem Kapellmeiſter an kleinen italieniſchen Operntheatern; als ſolchem ging es ihm herzlich ſchlecht. Da ſchreibt eines Tages eine italieniſche Muſikalienhandlung einen Preis für eine einaktige Oper aus. Mascagni hat eine Oper fertig im Pult liegen: ſie iſt aber leider zweiaktig. Auf den Rat ſeiner Freunde ſtrich er die Worte „Vorhang fällt“ am Schluß des erſten Aktes weg und ſchickt die jetzt einaktige Oper zur Preisbewerbung ein. Er erhält den Preis, alle Theater wetteifern in der Aufführung der preisgekrönten Cavalleria rusticana, das Publikum jubelt; er ſelbſt iſt über Nacht zum reichen Mann und zur europäiſchen Berühmtheit geworden. Auch in Deutſchland erweckte die Oper Enthuſiasmus. Worin ſteckt denn das Geheimnis dieſes Erfolges? Iſt es etwas gänzlich Neues, etwas außerordentlich Ungewöhnliches in Handlung und Muſik, was dieſer einaktigen Oper die Herzen eroberte? Nein, keines von beiden. Aber doch beſitzt ſie einen Vorzug, welcher leider unſerer geſamten, modernen muſikaliſchen Produktion aus der jüngſten Vergangenheit abhanden gekommen iſt: ſie — die Muſik ſowohl wie die Handlung — iſt wahr und echt menſchlich. Im Zeitraum von einer Stunde ſpielt ſich ein ergreifendes Drama mit tragiſchem Ausgang vor unſerem Auge ab. Es ſind Menſchen, keine Puppen und froſtige Automaten, welche in ihrer Liebe und in ihrem Haß einander gegenübertreten. Alles was ſie thun, iſt menſchlich, mag es nun gut oder böſe ſein. Und auch das Böſe übt hier eine ſtark moraliſche Wirkung aus, indem es dem Guten gegenüber als ſolches dargeſtellt wird und unterliegt. Die Handlung iſt folgende: Ein junger Bauer, namens Turiddu, liebte, bevor er ins Feld gezogen, Lola, ein oberflächlich empfindendes, gefallſüchtiges Mädchen. Aus dem Kriege zurückgekehrt, findet er ſie als Frau des Fuhrmanns Alfio wieder. Er ſucht nun die Liebe einer jungen Bäuerin Santuzza. Aber Lola weiß ihn von neuem zu umgarnen. In dem Schmerz, verlaſſen und ihrer Ehre beraubt zu ſein, verrät Santuzza ihren Bräutigam; im Zweikampf mit dem Meſſer wird der Unglückliche getötet, welcher die Ehre Alfios und ſeines Hauſes befleckte . . . Die ganze Handlung ſpielt ſich unmittelbar vor und während der Meſſe am Oſtermorgen ab. Die Ouverture beginnt; nach den einleitenden Akkorden hören wir ein berauſchendes Liebeslied hinter der Szene herklingen: es iſt der Siziliano, den Turiddu vor dem Hauſe Lolas ſingt. Die Szene zeigt uns eine italieniſche Dorfſtraße, die Frommen gehen zur Kirche. Schon hier zeigt ſich das eminente Talent Mascagnis, mit einigen Akkorden Stimmung zu malen; die Chöre der Landleute ſind ſehr ſchön, weich und duftig; wie ein Duft von Orangenblüten wallt es aus ihnen empor. In der weitern Entwickelung der Muſik hält es nicht ſchwer, die Einflüſſe fremder Komponiſten nachzuweiſen. Verdi, Wagner und Gounod haben öfter als einmal den jungen Maeſtro als Vorbilder gedient. In den Höhenpunkten des Affekts wird Mascagni gewöhnlich brutal, namentlich in der Inſtrumentierung, die allzuſehr den rohen Lärm bevorzugt. Und doch ſcheint die Stärke ſeines Talentes mehr im Zart-Lyriſchen, als im Gewaltig-Pathetiſchen zu liegen; das beweiſen die zahlreichen, fein empfundenen Wendungen und ausdrucksvoll deklamierten Gefühlsſtellen ebenſo wie das berühmte Intermezzo: eine holde ſchlichte Liedmelodie von rührender Einfachheit und Tiefe der Empfindung. — Die Tiefe der Empfindung iſt es auch, welche in den Szenen zwiſchen Santuzza und Turiddu einerſeits und anderſeits zwiſchen Turiddu und ſeiner Mutter ergreifend zum Ausklingen gelangt. Mascagni ſchlägt hier Töne an, die in die Tiefe der Seele dringen und der Abſchied Turiddus von ſeiner Mutter, bevor er in den Zweikampf geht — Alfio wartet hinter der Mauer im Garten auf Turiddu — iſt ein genialer Wurf. Das blutige Schauſpiel ſelbſt ſpielt ſich unſichtbar dem Zuſchauer ab, — ein feiner Zug. Verworrene Stimmen rufen hinter der Szene „Turiddu iſt tot.“ Die Moral hat geſiegt. — In der Oper pulſiert ein dramatiſches Leben, wie man es bisher in ſo konzentriertem Maße wohl noch nie auf der Opern-Bühne geſehen. Schlag auf Schlag ſpielt ſich die Handlung ab, eines entwickelt ſich folgerichtig aus dem andern, die Konflikte wachſen zu tragiſchen Höhen empor. Meiſterhaft hat der Komponiſt die Charaktere gezeichnet: die verdüſterte, unglückliche Santuzza, *Lola* das „ſchlechte Weib“, Alfio, den treuherzigen Fuhrmann, und Turiddu, den im Grunde ſeines Herzens keineswegs ſchlechten, aber leichtſinnigen Genußmenſchen. Daß in einem Erſtlingswerke nicht alles von gleicher Vollendung, wird niemanden abhalten, das wirklich Vollendete als ſolches zu ſchätzen. In der That enthält die Cavalleria Manches, das geſucht und ausgeklügelt erſcheint, manches Gewaltthätige, manches Banale (wie den Trinkchor), Fehler, welche nur die ſtrotzende Kraft des über der Handlung aufgebauten Vollblutdramas mit ſeiner ungewöhnlichen Expanſion zu paralyſieren vermag. Aber in ihrem Geſamteindrucke ſtellt ſich die Oper als ein Kunſtwerk dar, das ſeine ethiſche Wirkung auf den Zuhörer niemals verfehlen wird. Es iſt eines von jenen Werken, welche den Menſchen erheben, indem ſie ihn zerſchmettern.

## Bücherſchau.

Zur Wiederbelebung der Mozartſchen Klavierkonzerte. Ein Wort der Anregung an die klavierſpielende Welt von Karl Reinecke, Kapellmeiſter der Gewandhauskonzerte und Lehrer am Königl. Konſervatorium der Muſik in Leipzig. P. 1,50 M. Leipzig, Verlag der Gebrüder Reinecke. — Die großen Wandlungen, welche in dem Kunſtleben ſeit 100 Jahren vor ſich gegangen und ſo manches Werk, welches noch vor Jahrzehnten als eine unſterbliche That des Genius geprieſen wurde, aus der Erinnerung der heutigen Generation auslöſchten, ſind an der Mehrzahl der Mozartſchen Klavierwerke nicht ſpurlos vorübergegangen. Mag auch der Geſchmack in manchen Punkten ſich geändert, und die techniſche Virtuoſität einen zur Zeit Mozarts noch ungeahnten Aufſchwung genommen haben, die Mozartſchen Klavierkonzerte enthalten ſo viel reizende, urgeſunde und köſtliche Muſik, daß ſich kein gebildetes Ohr ihrem Zauber entziehen kann. Nur die große Revolution, welche die von Lißt angebahnte Virtuoſenepoche in das Klavierſpiel hineintrug, iſt wohl auch die Urſache, daß die Mozartſchen Klavierkonzerte trotz ihrer Friſche und Jugendlichkeit aus den Konzertſälen ſo ziemlich verſchwunden ſind und leider auch in der Hausmuſik durchaus nicht jene Berückſichtigung mehr finden, welche ihnen unbedingt gewährt werden müßte. Die Virtuoſen fanden in den Mozartſchen Konzerten keine Vorwürfe, an denen ſie ihre Virtuoſität zum vollen Glanze entfalten konnten und in der muſikaliſchen Familie ſpielt man — leider! — öfter und lieber die ſeichten, geſchmackloſen und geſchmackverderbenden Salonkompoſitionen mit ihrem nichtsſagenden Geklingel, als den muſikaliſch ſo reichhaltigen und geſchmackvollen Mozart. Gerade zur rechten Zeit erſcheint nun die Schrift Reineckes, welche, da die Säcularfeier des Todestages Mozarts die Aufmerkſamkeit der ganzen gebildeten Welt von neuem auf dieſen Genius hingelenkt hat, doch vielleicht im ſtande ſein wird, der pietätvollen Verehrung einen praktiſchen und poſitiven Untergrund zu geben. K. Reinecke iſt einer der wenigen unter den modernen Pianiſten, welche Mozart öffentlich zu ſpielen den Mut haben, er iſt ein ausgezeichneter Mozartſpieler, vielleicht der beſte unſerer Zeit. Reinecke zeigt nun in ſeiner Schrift, wie man das geſunkene Intereſſe des Konzertpublikums für die Mozartſchen Klavierkonzerte dadurch wieder heben könne, daß der Spieler in einem gewiſſen Maße ſelbſtſchöpferiſch bei der Aufführung der Konzerte thätig ſein müſſe. Mozart hat nämlich Vieles, namentlich brillantere Partien in ſeinen Klavierwerken, nur ſkizziert, nur in Umriſſen gegeben. Spielt man eine dieſer unausgeführten Partien ſo, wie ſie Mozart hingeſchrieben hat, — er ſelbſt ſpielte ſie anders — ſo liefert man eben eine bloße Skizze, kein ausgeführtes Bild. Reinecke gibt aber in ſeiner Schrift Mittel und Wege an, zu voll ausgeführten Bildern zu gelangen, und zeigt an zahlreichen konkreten Beiſpielen die Wirkung ſeines Verfahrens. Allen Freunden der Mozartſchen Klaviermuſik, den Berufspianiſten, den Lehrern wie auch den tüchtigen Dilettanten iſt die Bekanntſchaft mit dem Werkchen Reineckes zu empfehlen.

## Enſemble-Muſik.

Ausgewählte, berühmte Ouverturen für Pianoforte zu vier Händen, Violine und Violoncello, eingerichtet von Fr. Hermann. Drei Serien à 10 M. 50 Pf. (jede fünf Ouverturen enthaltend), Preis der Einzelnummer 2 M. 50 Pf. Ein vortrefflicher Gedanke, berühmte Ouverturen, welche in der muſikaliſchen Familie längſt Bürgerrecht erlangt haben, ſo einzurichten, daß auch der Violiniſt und der Violoncelloſpieler an der Ausführung ſich beteiligen können. Die Auswahl, namentlich auf dem Gebiete der neueren Kammermuſik, des Quartetts und des Trio, iſt ungemein erſchwert durch das Mißverhältnis, welches nur zu häufig zwiſchen den enormen Anforderungen an die techniſche Fertigkeit der Ausführenden und ihrem thatſächlichen Können beſteht. Man kann behaupten, daß faſt keines der neueren Kammermuſikwerke der Aufführung im Hauſe und der Familie entgegenkommt. Um ſo mehr werden die Muſikfreunde über die Bereicherung ihres Literaturſchatzes ſich freuen, die ihnen aus den vorliegenden Bearbeitungen erwächſt. Die drei Serien enthalten folgende Ouverturen: Beethovens Egmont- und Leonorenouverture (Nr. 3), von Cherubini die Ouverture zum „Waſſerträger,“ von Mozart jene zur „Zauberflöte,“ Schuberts „Roſamunde“-Ouverture; ferner fünf Ouverturen von Weber (zu „Euryanthe,“ „Freiſchütz,“ „Oberon,“ „Precioſa“ und „Jubelouverture“), Auber („Stumme von Portici“), Boieldieu („Weiße Dame“), Flotow („Martha“), Herold („Zampa“) und Nicolai („Die luſtigen Weiber von Windſor“). Man ſieht, das Ouverturenrepertoire iſt hier in ſeinen Haupterſcheinungen vertreten. Bei der Bearbeitung iſt in dankenswerter Weiſe auf ein mittleres Maß von Können Rückſicht genommen, namentlich in den Stimmen der beiden Streichinſtrumente, welche bei ſorgfältiger Bezugnahme auf die Erzeugung eines vollen Klanges doch niemals in Schwierigkeiten ſich verlieren, die dem guten Dilettanten unausführbar erſcheinen müßten. Da Bearbeitungen, wie die vorliegenden, einem thatſächlichen Bedürfnis der muſikliebenden Welt entſprechen, ſo bedarf es wohl nur noch der Bemerkung, daß auch die Ausſtattung eine vortreffliche iſt, um den altberühmten Ouverturen auch in dieſer neuen Geſtalt zahlreiche Freunde zuzuführen.

## Klaviermuſik zu vier Händen.

Als wirkliche Bereicherung der Hausmuſik ſtellen ſich dar die von Alois Reckendorf komponierten Tänze und Walzer für das Pianoforte zu vier Händen. Von den Tänzen ſind zwei Hefte im Preiſe von 4 und 3 Mk. erſchienen. Die Walzer koſten 2,50 Mk. Den Reigen der „Tänze“ eröffnet eine ſtolz-ritterliche Polonaiſe, deren Vortrag allerdings ein gewiſſes pianiſtiſches Können vorausſetzt, wie denn überhaupt die ſämtlichen in den Heften enthaltenen Kompoſitionen Reckendorfs im Sinne von Vortragsſtücken aufzufaſſen ſind, deren Glanz nur unter den Händen tüchtiger Spieler zur Geltung kommen wird. Die Tänze ſowohl wie die Walzer ſind in vornehmſtem Stile geſchrieben, reich an intereſſanten Einzelheiten und feinen Zügen, überall aber echt muſikaliſch, ohne Effekthaſcherei und trotzdem wohlgeeignet, ſelbſt einem nach überraſchenden Harmonien und pikanten Modulationen dürſtenden Ohre volles Behagen zu bereiten. Eines der reizvollſten Stücke iſt Nr. 5 unter den „Tänzen“: eine Mazurka, die in chromatiſchen Figuren auf einem langen Orgelpunkte traumhaft verklingt. Das iſt originell und poetiſch und erinnert an den Windhauch, der in Lenaus Gedicht „Die drei Zigeuner“ über die Saiten des Cymbals ſtreicht, ſo daß ſie leiſe zu beben beginnen. Die Walzer zeichnen ſich durch liebenswürdige Melodik, charakteriſtiſche Rhythmen und eine gewählte, ſehr intereſſante harmoniſche Einkleidung aus. Der ſchönſte unter den Walzern ſteht am Ende des Heftes: es iſt eine Tranquilloſtimmung (E-dur) von wunderbar beruhigender, ſanfter Wirkung, die nach den mancherlei, im Sinne von Charakterſtücken notwendigen, durch die gegenſätzliche Verſchiedenheit ihres Inhalts hervorſtechenden Wendungen und Überraſchungen des Vorhergegangenen die ganze Sammlung gemütvoll ausklingen läßt.

## Aus dem Tonleben.

Ein merkwürdiges Schickſal erfuhr unſere erſte deutſche Nationaloper, die „Zauberflöte“ im Auslande. Sie wurde in Holland, Schweden, Dänemark und Polen mit Glück aufgeführt. In Italien fand man, daß dieſe Oper „musica scelerata ohne alle Melodie“ ſei. Man begriff ſie dort nicht, ſie war eben zu deutſch. Auch in London gefiel die Zauberflöte auf der Bühne nur mäßig, während die einzelnen Muſikſtücke allgemein bekannt und beliebt waren. Höchſt eigentümlich war die Pariſer Bearbeitung der Zauberflöte, wenn man eine Verunſtaltung noch Bearbeitung nennen kann. Der Titel war geändert in „Les mystères d'Isis,“ alles Wunderbare, alles Komiſche war dem Text und der Handlung genommen, von der Zauberflöte Taminos war keine Spur mehr vorhanden. Papageno mußte es ſich gefallen laſſen, in einen weiſen Schäfer namens Bochoris verwandelt zu werden. Daß dadurch ein kraſſes Mißverhältnis zwiſchen Text und Muſik entſtehen mußte, liegt auf der Hand; es kam, wie Jahn richtig bemerkt, ein geradezu „parodiſtiſcher“ Zug in das Ganze. Und wo dem „Bearbeiter“ Muſikſtücke nicht in die Bearbeitung hineinpaßten und dem Pariſer Geſchmack nicht allzuſehr zuzuſagen befürchten ließen, da machte man kurzen Prozeß: man ließ ſie einfach weg. So blieben z. B. der herrliche Chor „O Iſis,“ die Arie der Pamina u. a. weg. Um den Ausfall zu decken, half man ſich damit, daß man Stücke aus andren Mozartſchen Opern einlegte, z. B. die Champagner-Arie aus dem Don Juan, welche als Duett (!) geſungen wurde. Aber das war noch nicht alles; andere Greuel folgten. So machte man den Schlußchor der Oper zum Anfang, dann folgte das Terzett „Seid uns zum zweitenmal willkommen,“ von ſechs Prieſterinnen geſungen, hierauf ein Chor aus „Titus“ und dann erſt die urſprüngliche Introduktion. Das Lied des Monoſtatos ſang Papageno, die erſte Arie der Königin der Nacht Pamina u. ſ. w. Kurz es war ein Tohu-wabohu der allerſchlimmſten Art, ja die Mozartſche Muſik war durch Änderungen in der Melodie und Harmonie gänzlich entſtellt worden. Es fehlte allerdings nicht an Stimmen, die gegen dieſe Aufführung im Namen des beleidigten Genius und des beleidigten Geſchmacks Widerſpruch erhoben. Aber dieſe Stimmen verhallten, ohne eine Beſſerung herbeigeführt zu haben. Kritiker und Muſikfreunde wehrten ſich gegen dieſe Bearbeitung, ohne aber einen anderen Effekt zu erzielen, als daß der franzöſiſche Wortwitz über die monſtröſe Verballhornung herfiel und ſie „les misères d'ici“ nannte und von einer „opération“ des „dérangeur“ ſprach. Erſt ſpäter, 1826, lernte Paris die echte „Zauberflöte“ kennen, der gegenüber es mit ſeinem Beifall durchaus nicht kargte.

## Vermiſchtes.

Mozarts Zauberflöte hat eine Fortſetzung gefunden in dem Muſikdrama „Saraſtro.“ Dichtung von Gottfried Stommel, Muſik von Karl Goepfart, ein Werk, von welchem ſoeben der Klavierauszug erſchienen iſt. Es ſind in der Hauptſache dieſelben Perſonen, wie in der Zauberflöte, welche in der Oper auftreten. Tamino und Pamina ſind verheiratet und haben einen Sohn Phoebus. Papageno und Papagena beſitzen in Aurora eine Tochter. Monoſtatos iſt vom Spitzbuben, der er in der Zauberflöte war, zum Mohrenfürſten avanciert. Auch Saraſtro und die Königin der Nacht hat der Dichter mit in das neue Werk herübergenommen. Die Muſik Goepfarts citiert viele ſchöne Stellen aus der Zauberflöte. Das Ganze iſt als ideale Huldigung für den Genius Mozarts gedacht, dem, wie der Dichter in dem poetiſchen Vorwort ſagt, „der Ocean und der fünfteilige Erdball heute in Ehrfurcht und Eintracht huldigen.“

Der Geigenſpieler Eſſer hatte einem beſonderem Umſtande ſeine raſche künſtleriſche Karrière zuzuſchreiben. Als er das erſte Mal vor einem großen Publikum in London ſpielte, gefiel er ſo wenig, daß er ausgepfiffen wurde. Eſſer wartete ſo lange, bis ſich die erregten Gemüter wieder beruhigt hatten, legte dann mit größter Kaltblütigkeit den Bogen bei Seite und pfiff eine Melodie, während er ſich mit einer Pizzikatobegleitung akkompagnierte. Das Publikum war ſtarr; ſo etwas war eben noch nicht dageweſen und als nun Eſſer am Schluſſe ſeiner merkwürdigen Leiſtung ſich tief verbeugend mit weithin hallender Stimme erklärte: „Gern komme ich den Wünſchen meiner hochverehrten Gönner nach und habe nun mein möglichſtes gethan, der Geſchmacksrichtung des verehrungswürdigen Publikums zu genügen, welches ja deutlich zu erkennen gab, daß es die Kunſt des Pfeifens dem Violinſpiel vorziehe,“ da brach das Publikum in ſtürmiſchen Beifall aus. In kurzer Zeit war Eſſer der Liebling der Londoner.

In Baden bei Wien lebt jetzt noch hochbetagt die Aufwärterin Beethovens. Die Alte war bisher im Spital, iſt aber jetzt in demſelben Hauſe Badens bedienſtet, wo einſt Beethoven in völliger Erdenentrücktheit die Neunte Symphonie, das gewaltige Amen ſeiner Künſtlerlaufbahn, komponierte. Das Haus dient jetzt dem profanen Schneiderhandwerk: Nähterinnen-„Ateliers“ ſind darin untergebracht. Der bekannte Schauſpieler Schweighofer beſuchte vor kurzem Baden und das Beethovenzimmer und ſprach auch mit der Alten. Polternd und unwirſch gab ſie Antwort: ſie erinnert ſich des „wüſchten, närriſchen Muſikanten“ noch ſehr wohl: „Wenn d' Leut net ſo dumm warn“ — meinte ſie, ſo würden ſie einſehen, „daß gar ka Bild ihn ähnlich ſchaut. Beethoven, der ſich nie kämmt hat, ſah vüll wilder aus und finſtrer.“ Der Zettel, auf den Beethovens Bruder Karl ſchrieb: „Ich muß dich ſprechen; dein Bruder Karl, Hausbeſitzer,“ liegt in dem Hauſe, gut erhalten; auch Ludwigs Antwort: „Ich war bei dir ohne dich zu treffen; L. von Beethoven, Hirnbeſitzer.

— Beethoven und die Kaffeemaſchine. Daß große Männer in kleinen Dingen oft genug recht kleinlich ſind, läßt ſich in vielen Fällen beobachten. So erzählt Anton Schindler vom großen Beethoven, wie „ſcrupulös“ er bei der Doſirung ſeines Morgenkaffees zu verfahren pflegte. „Sechzig Bohnen wurden für einen Tag gerechnet und oft abgezählt, beſonders wenn Gäſte anweſend waren.“ Dies bezieht ſich auf die reifen Jahre des Komponiſten. In einem Tagebuche des jungen Muſikers, der eben erſt vom Rhein an die Donau gezogen war, iſt neben dem „Claviergeld“ und „Clavierpult“ auch vom Kaffee die Rede, wie man aus A. W. Thayer's leider noch unvollendeter Beethoven-Biograpie erfährt. Vor einiger Zeit hat ſich ein kleines Document gefunden, das die Aufmerkſamkeit, die Beethoven auf das edle Getränk verwendet hat, noch weiter illuſtriert. Man fand ein angeblich unleſerliches Blättchen auf, das ſich Dr. Th. Frimmel in Wien zur Entzifferung erbat, in der Hoffnung eine intereſſante Tagebuchnotiz zu entdecken. Das Blättchen war durch mehrmalige Faltung und durch Beſchmutzung thatſächlich faſt unleſerlich geworden. Doch gelang es dem genannten Beethoven-Forſcher, die mit Bleiſtift flüchtig hingeſetzten, ſtark verwiſchten Züge vollkommen ſicher zu entziffern. „Vom 23 ſeptemb(er) 1825 — neues privilegium der neueſten Kaffeemaſchine mittelſt einer Vorrichtung, welche das durch die heißen Dämpfe aufgelöſte Aroma durch löſchpapier mit ſolcher gewalt durchpreßt, daß auch nicht ein Atoma mehr in dem ausgelaugten Kaffeepulver zurückbleiben könne, wodurch Erſparung an Kaffee und geſchwindigkeit Gewonnen wird.“

## Gedenktafel für Dezember.

Im Dezember wurden geboren: Th. Kirchner (10., 1824) ein feinſinniger Klavierpoet, der namentlich zierliche, zartempfundene Miniaturen geſchrieben; H. Berlioz (11., 1803) einer der größten franzöſiſchen Komponiſten und einer der entſchiedenſten Verfechter der ſogenannten Programm-Muſik; ferner F. A. Boieldieu (15., 1795); L. v. Beethoven (16., 1770); C. M. von Weber (18., 1786); Fr. Abt (22., 1819), der bekannte Komponiſt populärer Lieder und Chöre; Ph. Spitta (21., 1841), der Verfaſſer einer erſchöpfenden und wertvollen Bachbiographie und J. Rietz (28., 1812), der ehemalige Gewandhaus-Kapellmeiſter und tüchtige Komponiſt. Im Dezember ſtarben: H. Götz (3., 1816), eines der vielverſprechenden jüngeren Talente, der Komponiſt der entzückenden Oper „Die Zähmung der Widerſpenſtigen“; W. A. Mozart (5., 1791), jener Tonkünſtler, auf den, wie ſein Biograph Oulibiſcheff ſagt, „die Welt acht Jahrhunderte gewartet hat, um ihn nur einen Augenblick zu beſitzen“; C. Kreutzer (14., 1849) und Joh. Schenk, der Komponiſt der ehemals außerordentlich beliebten Oper „Der Dorfbarbier.“

## Redaktionspoſt.

**Ch. Sch-d.** Beſten Dank für die Anregung! Wollen Sie nicht die Güte haben, den Komponiſten zu veranlaſſen, ſein Werk uns einzuſenden? Wir wollen es, wenn es wirklichen Kunſtwert beſitzt, gerne unſern Leſern empfehlen.

**G. P-d in Friedrichshafen** (Bodenſee). Für die Zuſendung Ihrer Kinderlieder freundlichen Dank. Sie werden nach beſtandener Prüfung gern berückſichtigt werden. Vorderhand müſſen wir angeſichts der Berge von Muſikalien, welche auf unſrem Arbeitstiſch ſich aufgetürmt haben, um einen kleinen Aufſchub bitten.

**Pianissimo.** Bitte nur nicht gleich fortissimo. Wir kennen auch unſere Leute. Übrigens wird Ihr Vorſchlag in Erwägung gezogen werden. Unſere Künſtlerbiographien dienen keineswegs lokalen Bedürfniſſen. Wir berückſichtigen nur jene Künſtler, für welche vorausſichtlich alle unſere Leſer Intereſſe empfinden können. Jedes kleine Städtchen hat heute ſeine Berühmtheit, für welche ein paar Schwärmer ſich ins Zeug legen. Soll deswegen ſchon die Welt mitſchwärmen. Thaten, lieber Freund, Thaten!

**A. R-d.** Es wird Ihren Wünſchen Volls muſikaliſcher Haus- u. Familienkalender entſprechen, ein hübſch ausgeſtattetes, ſtattliches Heft, das muſikaliſche Beilagen, biographiſches Material, Gedichte, Bilder, kleine Novelletten und Plaudereien beliebter Schriftſteller enthält. Pr. 1 M. Der Kalender iſt in jeder Buch- und Muſikalienhandlung zu haben.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Mich dünkt die zur Schau getragene Jugend
Wie ein prunkender Schmuck am Kleid.
Man fragt ſich, zweifelnd und näher lugend:
Ob es auch echt iſt, das grobe Geſchmeid?

## Kinderſpielzeug.

Nachſtehend beſchriebener *Blumenladen* iſt ein reizendes Geſchenk für kleine Mädchen: Ich nahm dazu eine leichte, etwa 40 cm lange, 30 cm hohe und breite Kiſte, löſte von derſelben eine Längenwand ab, und von den Seitenwänden von oben bis unten ſägend, etwa ein Drittel der ganzen Wand, ſo daß der Boden der Kiſte, den Fußboden bildend, ſo viel hervorſteht; nun beklebte ich den Fußboden mit Holztapete, die Wände außen ebenfalls, die Innenwände mit anderer hübſcher Tapete. Dann leimte ich an der Innenſeite der Seitenwände in 10 cm Höhe, 6—7 cm lange Leiſtchen feſt, zur Aufnahme eines ebenſo breiten, mit Marmorpapier beklebten dünnen Brettchens oder einer Pappe, in genauer Länge der hintern Wand. Aus zwei halb ſo breiten, ein Drittel ſo langen, ebenfalls mit Papier beklebten Brettchen und vier kleinen bronzierten Zwirnrollen, welche ich als Füßchen feſtleimte, ſtellte ich zwei Bänkchen her, welche, nachdem ich in die Mitte der Wand einen kleinen Spiegel angebracht, zu deſſen Seiten zu ſtehn kamen, auch kann man mittelſt kleiner Leiſten und Pappe noch Eckbrettchen anbringen. Zur Ausſtattung des Ladens verwendete ich zunächſt kleine Zwirnrollen, in deren Öffnung ich aus alten Ball- und Hutblumen die niedlichſten Röschen, Maiglöckchen, Veilchen u. ſ. w. leimte, und umgab das fertige Blumentöpfchen mit verſchieden Seitenpapierhüllen, wie dieſelben jetzt üblich ſind. Als Jardinieren verwendete ich bronzierte Wallnußſchalen, denen man leicht aus Draht und Bändchen einen hübſchen hohen Bügel beifügen kann, ebenſo ſehen bronzierte Schneckenhäuſer mit Blumen gefüllt, auf eine Knopfform geleimt, ſehr hübſch aus. Gehäkelte und bronzierte Körbchen, ſowie kleine Manſchetten aus Papierſpitze geklebt, ein großer Korb zur Aufnahme noch loſer Blumen, zierliche Goldſtiftchen an den Seidenwänden zum Anhängen leerer Körbe, Tüten dgl. vervollſtändigen den Laden, in dem man ſämtliche fertige Gegenſtände auf die angebrachten Brettchen hübſch arangiert. Jenny.

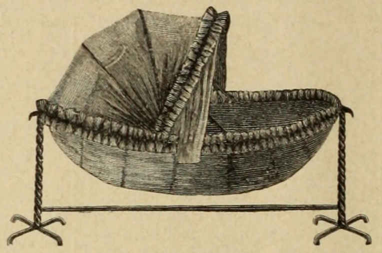
*Indianerſchmuck für Knaben.* Eine beſonders lohnende Weihnachtsarbeit, die nicht viel Zeit, wenig Geld, (Mk. 1.20 ungefähr) nur etwas Geduld erfordert, fertigte ich kürzlich für meinen Älteſten, deſſen Phantaſie geſchäftig iſt, die Indianer auf ihren Kriegspfaden zu begleiten. Ich arbeitete ihm eine indianiſche Kriegsausrüſtung, beſtehend aus Schurzfell, Armſchmuck und Federkrone, (den fehlenden Bogen muß des Papas Güte noch dazu ſtiften) alles aus Hahnenfedern, welche in den meiſten Häuſern als wertlos weggeworfen werden. Im ganzen brauchte ich die Federn von fünf mittelgroßen, möglichſt verſchiedenfarbigen Hähnen. Ich rate, beim Rupfen die Federn eines jeden beſonders zu thun, es wird dadurch die läſtige Arbeit des ſpäteren Ausſuchens thunlichſt vermieden. Bevor ich nun mit der Arbeit ſelbſt begann, trocknete ich alle Federn in dem kleinen Backofen meines Herdes vorſichtig aus. Nun fing ich an, die Federn an ſtarken Leinenzwirn anzuſchnüren und zwar immer vier bis ſechs Federn aufeinandergelegt zu einem Büſchel; doch iſt es gut, die Federn nicht allzudicht aneinander anzuſchnüren, ſondern immer etwas Zwiſchenraum zwiſchen den Federbüſcheln zu laſſen, weil der eine Büſchel beim Aufnähen ſpäter ſich oft breiter hinlegt, als der andere. Natürlich iſt möglichſt darauf zu achten, daß die gleichgroßen Federn zuſammenkommen, während die Verteilung der verſchiedenen Farben der Phantaſie viel Spielraum läßt. Nachdem ich nun ſechs ſolcher Federſchnüre, je etwa 1 m lang, hatte, nähte ich dieſelben dem Schurzfell auf, zu welchen ich einem 82 cm langen, 18 cm breiten Streifen dunklen Schirting oben mittelſt vier kleiner Ausnäher auf die gegebene Taillenweite eingeſchrönkt hatte. $2^1/_2$ cm vom untern Stoffende entfernt nähte ich die erſte Federreihe auf, zu welcher die längſten Federn ſich am beſten eignen. Dann folgen vier andere ſolcher Reihen in der Art, daß immer die nächſte den Anſatz der vorhergehenben genügend deckt. Den oberen Anſchluß bildet ein $2^1/_2$ cm breites, kräftiges, rotes Wollband, (dem in der Mitte ein ſchmales Goldlitzchen aufgeſetzt iſt) das vorne zur Schleife gebunden, das Schurzfell um die Hüften feſthält.

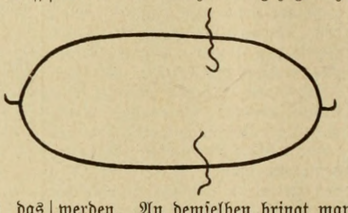
Zur Herſtellung der Federkrone nahm ich zuerſt einen 14 cm breiten Streifen mittelſtarken Karton, (etwas weiter als die gegebene Kopfweite) ſchnitt denſelben in reichlich halber Höhe zu ſpitzen Zacken aus und beklebte denſelben auf der innern Seite mit dunklem Futterſchirting. So weit die Zacken ausgeſchnitten waren, benähte ich jede einzelne mit übereinanderliegenden, kleinen Federn, nähte dann hinten die Krone gut zuſammen und endlich ringsum noch zwei Reihen größerer Federn und als Abſchluß wieder ein rotes Wollband mit Goldlitze. Beſonders gut macht ſich ein Büſchel großer Schwanzfedern, der in der vorderen Mitte der Krone innen befeſtigt wird und das kriegeriſche Anſehen des Ganzen weſentlich erhöht.

Der Armſchmuck beſteht aus zwei Reihen übereinanderliegender Federn, die einem glatten Schirtingſtreifen aufgenäht und ebenfalls mit rotem Band und Goldlitze geſchmückt ſind. E. E.

---

*Elegante Puppenwiege.* Zur Herſtellung derſelben bedarf es zunächſt eines kleinen Geſtells aus ſtarkem Draht. Derſelbe wird zu dem Fußteil vierfach zuſammen gedreht, daß er oben eine kleine Öſe bildet und nach unten in vier Arme auseinander geht. Die zwei auf dieſe Art gebildeten Füße werden ſodann, ungefähr 5 cm vom Fußboden entfernt, durch einen graden Draht verbunden. Ferner läßt man ſich einen ovalen, $^1/_2$ cm breiten, ganz dünnen Reifen machen, der ſo groß iſt, um in die Öſen des Geſtells eingehängt zu werden vermittelſt zweier Häckchen, die je in der Mitte der ſchmalen Seiten des Ovals angebracht ſind. Dieſer Reifen hat dann noch in der Mitte jeder Längsſeiten ein kleines Loch. Dies Geſtell verurſacht ſehr geringe Koſten. Es kann von Weißdraht, aber auch gewöhnlichem Draht gefertigt und muß in letzterem Falle noch bronziert werden. Hierauf nimmt man kirſchroten Kaſchmir, ſchneidet ein großes Oval, das Raum genug bietet, um etwas kraus in der Quere des Ganzen eingezogen zu werden. An demſelben bringt man ſechs Einſchieber für Taillen- oder Kleiderrockſtangen in verſchiedener Länge an und ſchiebt das Ganze nußſchalenförmig zuſammen. Rund herum näht man eine Schnurre, mit Schnur zuſammen gezogen, in Weite des eiſernen Ovals und befeſtigt den Stoffteil durch Überſchnüren an letzterem. Darnach macht man ein Verdeck aus einem mit vier gleichlangen Stangen verſehenen Stoffteil auf dieſelbe Art wie das Untergeſtell, nur daß man zuletzt die vier Stangen auf jeder Seite zuſammen nimmt und vermittelſt einen dünnen Drahtes, den man durch die Löcher der Stangen, gleichzeitig aber auch durch die kleinen Löcher des Ovals zieht, an dieſem befeſtigt. Zu bemerken iſt, daß die hierzu verwendeten Stangen genau die Größe des zum Kopfende beſtimmten Teils des Ovals, von einem Loch zum andern, haben müſſen. Zu jeder Seite der Wiege iſt innen ein Knopf anzunähen, um ein Band, vom Verdeck kommend, mittelſt Öſe zu befeſtigen, damit das Verdeck herabgelaſſen werden kann. Nun iſt nur noch vorn eine kleine Gardine anzubringen und das Ganze mit getolltem Band zu beſetzen. Auf dieſe Art ſtellt man ſich ſchnell und billig für jede Puppengröße eine elegante Wiege her.





---

*Ein allerliebſtes Weihnachtsgeſchenk für Mädchen im Alter von 8—14 Jahren* iſt das von Julie Lutz, Lehrerin der Frauenarbeitsſchule Heilbronn, herausgegebene Werk: „*Für fleißige Kinderhände*“, illuſtrierte Anleitung und Muſter zur vollſtändigen Bekleidung einer Puppe. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart. Das Werk präſentiert ſich als hübſch ausgeſtatteter Kaſten, in welchem ſich eine niedliche Gelenkpuppe mittlerer Größe, Anleitung mit Abbildungen und 80 Schnitte in natürlicher Größe befinden. Letztere ſind von vorzüglicher Güte, ſo daß zuverläſſig darnach gearbeitet werden kann. Der Ladenpreis des Werkes, das durch die obige Verlagsbuchhandlung, oder ſonſt jede Buchhandlung und beſſere Spielwarenhandlung bezogen werden kann, iſt inkl. Puppe nur Mk. 6.—

## Trinkſpruch

zur erſten Tanzgeſellſchaft im Winter.

Längſt ſind verſtummt in Wald und Feld
Die Stimmen, die einſt lieblich klangen,
Verweht der Linde grünes Zelt,
Die bunten Blumen all vergangen.

Was ſoll'n wir thun, wenn draußen kahl
Der Wald ſteht und die Vöglein ſchweigen?
Wir ſchmücken feſtlich unſern Saal
Und legen in das Haus den Reigen.

Was uns der Winter Leides thut,
Wir denken doch es auszuhalten,
Hilft uns dabei das junge Blut,
Das leicht mit fröhlich macht die Alten.

Wir denken doch durch Winternacht
Und Winterleid uns durchzutanzen.
Der Anfang werde heut gemacht
Und ſei ein fröhlich Teil vom Ganzen.

Dazu leih ſeine Kräfte dar,
Wer unſre Ladung angenommen.
Dies Glas der lieben jungen Schar,
Die uns von Herzen ſei willkommen.

J. Tr.

## Ein ſelbſtanzufertigender Spiegel für ein Toiletten- oder Mädchenzimmer.

Ein reizender Schmuck für das eigene Zimmerchen der herangewachſenen Tochter des Hauſes, daher ein paſſendes und willkommenes Weihnachtsgeſchenk, dürfte ein Spiegel ſein, der leicht von jeder Frauenhand anzufertigen iſt und, auch ohne daß die Verfertigerin des Malens kundig iſt, eine künſtleriſch wirkende Zierde darſtellt. Ich habe einen ſolchen Spiegel für ein junges Mädchen gefertigt, welches zu Oſtern konfirmiert und bei dieſer Gelegenheit von ihren Eltern in ein für ſie eingerichtetes Stübchen eingeführt worden war. Mein Geſchenk machte dem jungen Mädchen eine ganz beſondere Freude.

Man kauft in einer Spiegelhandlung ein ovales Spiegelglas erſter Qualität, 45 cm hoch, 35 cm breit, dazu eine Glasplatte, welche über die Spiegelfläche gelegt wird, auch dieſe muß vom beſten, *rheiniſchen Glaſe* ſein, und ringsum einen 6 cm über das Spiegelglas hervorſtehenden Rand haben, d. h: um ſo viel größer ſein als dieſes. Nun läßt man ſich von einem Buchbinder einen, in Größe und Form dem *klaren* Glaſe entſprechenden Boden von ſtarker, dicker Pappe ſchneiden. In der Mitte dieſes Pappbodens muß der Buchbinder das Spiegelglas legen, und danach aus einem zweiten Pappboden, deſſen Dicke aufs genauſte mit der des Spiegelglaſes übereinſtimmt, einen *Rand* aus-

(Fortſetzung im Fünften Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

ſchneiden, deſſen äußere Rundung dieſelbe Größe des ſtärkeren Pappbodens haben muß, deſſen Inneres jedoch ganz in der Form des Spiegelglaſes herausgeſchnitten wird. — Legt man beides, Spiegelglas und den 6 cm breiten Papprand, auf den ſtärkeren Pappboden, ſo müſſen Glas und Papprand wie eine glatte Fläche erſcheinen. Iſt vom Buchbinder alles ſo weit vorbereitet, ſo beginnt die Frauenarbeit. Zuerſt überzieht man den ſtarken Pappboden auf der Rückſeite mit feſtem Futterkattun, wobei man gleich zum Anhängen des Spiegels eine ſtarke Drahtöſe befeſtigt, oder beſſer noch eine ſolche aus Eiſenblech, die mit einem paar kleinen Stiften in der Pappe befeſtigt werden kann, ehe der leinene Überzug darüber kommt, der zu noch größerer Feſtigkeit dient. — Nun näht man an den Futterſtoff, immer einige Centimeter vom Rande entfernt, einen etwa 8 cm breiten Streifen hübſchen Stoff — beſonders zart ſieht roſa oder blaßblauer feingemuſterter Satin aus; — linksſeitig, etwas eingekrauſt, rund herum feſt. Die andere Längsſeite des Stoffſtreifens hat man zuvor mit einem, nur einmal umgebogenen Saum beſäumt, in welchen man ein ganz feines Schnürchen eingelegt, das ſpäter dazu dienen ſoll, den nach der rechten (Spiegel-) Seite umgebogenen Stoffſtreifen feſt und ſtraff zuſammen zu ziehen. Bevor dieſes geſchieht, nimmt man jedoch die Ausſchmückung der Spiegelfläche vor. Man arrangiert nämlich aus gepreßten Blumen, Blättern und Gräſern in der untern — halbrunden — Ecke, links, auf dem Spiegelglaſe einen recht gefälligen, halboffenen Kranz — feſtonartig, mit ganz zarten, duftigen Gräſern und Farren am Rande nach oben zu ſich verjüngend. — Ich habe als Hauptblume eine ſehr ſchöne, dunkel gefärbte Clematis genommen. Kleine, gelbe und blaue Blüten, Schafgarbe, Farren, Kleeblättchen und feine Grasähren darum arrangiert, gaben einen entzückenden, offenen Kranz. Doch hüte man ſich, viel Blätter übereinander zu legen, denn da noch eine Glasplatte darüber kommt, darf durch eine dicke Lage der Blumen etc. kein Zwiſchenraum zwiſchen den beiden Glasſcheiben entſtehen. Auf dem Spiegelglaſe werden die gepreßten Blumen etc. nur mit ganz wenig Klebeſtoff leicht befeſtigt, damit ja nichts von letzterem an den Rändern der Blumen und Blättchen hervorquillt und den Spiegel verdirbt. Dieſer muß außerdem vorher vollkommen ſauber und blank geputzt worden ſein.

Iſt das Blumenarrangement nun recht zierlich und nach Geſchmack geordnet und etwas angetrocknet, ſo legt man die klare Glasſcheibe, vorſichtig, damit ſich nichts verſchiebt, darüber und bindet interimiſtiſch einige Zwirnfäden kreuzweiſe über das Ganze, die ſpäter abgeſchnitten werden. Nun klebt man einen ſchmalen Leinwandſtreifen mittelſt Leim über die gemeinſame Schnittkante der Glasplatte und des Pappbodens, wodurch beide feſt miteinander verbunden werden. Iſt der Leinwandſtreifen angetrocknet, ſo ſchneidet man die Zwirnfäden dicht daran ab, zieht den hinten angenähten Stoffſtreifen über die Vorderſeite des Spiegels und das eingenähte Schnürchen ſo feſt an, daß der Stoffſtreifen den, hinter der klaren Glasſcheibe ſichtbaren Papprahmen deckt und ſich wie eine krauſe Puffe um den Spiegel legt. Die durch das Anziehen des Schnürchens ſich bildenden Fältchen dieſes originellen Rahmens ordnet man regelmäßig an, daß ſie ſtrahlenförmig und gleichmäßig ſich nach dem Mittelpunkt zu verengen, knüpft die Enden des Schnürchens feſt zuſammen und verbirgt ſie unter dem Stoff. Am beſten geſchieht dieſes, wenn man die Arbeit oben an der Drahtöſe begonnen hat.

**B. v. W. aus L.**

## Über das Malen auf Elfenbeinpapier (Celluloid.)

Im Hinblick auf die nahe Weihnachtszeit möchte ich den malenden Damen einige kleine Neuheiten empfehlen, die beſonders billig herzuſtellen ſind und reizende Geſchenke ausmachen. Es ſind dieſes aus Elfenbeinpapier gefertigte Gegenſtände, als Schreibmappen, Löſcher etc. Zu kleinen Kärtchen hat man dieſes Material ja ſchon früher verwendet, jetzt wird es in größeren Stücken angefertigt, iſt etwas dicker und doch durchſcheinend, macht ganz den Eindruck von zartem, echten Elfenbein, und es malt ſich mit Ölfarben reizend darauf. Bei Mappen, Löſchern u. ſ. w. werden die Deckplatten aus dieſem Material gemacht, darunter kommen 10—12 Blatt engliſches Löſchpapier, deſſen feine Nüancen dem Elfenbeinpapier einen ſchönen, warmen Ton geben. — — Eine kleine Schreibmappe ließ ich mir 30 cm lang und 20 cm breit anfertigen. Am Rücken ſind vier Löcher durchgebohrt, durch je zwei derſelben wird rotſeidenes Band gezogen und obenauf eine Schleife gebunden. — —

Die Löſcher kann man in allen Formen haben, als Hufeiſen, Kleeblätter, Halbmonde und auch in länglich- viereckigem Format, 25 cm lang und 10 cm breit. Sie werden ebenfalls mit Band durchgebunden. — Ganz große Halbmonde ſah ich als Dekorationsſtück an der Wand hängen. Auch denke ich es mir recht hübſch, einen Hausſegen, alſo einen Spruch nebſt Blumenzweig darauf zu malen und das Blatt in einen Gold- oder Plüſchrahmen zu bringen. Kurz, man kann ſich alles in jeder erdenklichen Form daraus ſchneiden laſſen. Nur muß man ſich hüten, die Sachen einer intenſiven Hitze auszuſetzen, da ſie ſich dann krümmen. —

Was die Motive anbetrifft, ſo eignet ſich wohl alles zu ſolchen. — Je nach der Form des Gegenſtandes wähle man Landſchaften, Blumen oder Figürliches. Je zarter die Sachen gehalten werden, deſto hübſcher. — Ich ſtellte mir kleine graziöſe Blumenarrangements zuſammen von nicht zu kleinen Blüten, z. B. Begonien, Stiefmütterchen, einer flott hingeworfenen Roſe etc. Einige ſchlanke Grashalme oder ein leichter Schlagſchatten verbinden die Malerei ſehr hübſch mit dem Hintergrunde. Zu Landſchaften liefert jedes illuſtrierte Buch oder ein kleines Gratulationskärtchen das gewünſchte Muſter. Celluloidartikel ſind bei H. Schlittermann, Stallſchreiberſtr. 46. Berlin, ſehr preiswert zu haben.

**Eliſabet v. B.**

## Weihnachtsgerichte.

In die ſchönſten Weihnachtserinnerungen meiner fröhlichen Jugend miſcht ſich ſtets das Gedenken an ein Gericht, das im Hauſe meiner Eltern nimmer am Weihnachtsabend fehlen durfte; „Mohnpielen“ nannte ſich dieſe ſüße Speiſe, und ſo lange Jahre auch vergangen ſind, ſeit ich die mit ihr gefüllte Glasſchüſſel, welche allen Leckereien am Weihnachtsbaum erfolgreichſte Konkurrenz machte, zum letztenmale in den Händen meiner guten Mutter ſah, ſeit ich jener zugleich zum erſtenmale bei der Zubereitung der Mohnpielen helfen durfte, — ich erinnere mich doch noch lebhaft aller Einzelheiten dieſes heute halbvergeſſenen Gerichts, einer echten und rechten Kinderſpeiſe.

„Vergänglich ſind die Süßigkeiten“ — heißt es ja wohl; nur allzuſchnell verſchwindet uns der Genuß an dieſen harmloſen Delikateſſen, aber am heiligen Abend verlangt ſelbſt der Hausherr, wenn die Beſcherung mit ihren kleinen Anſtrengungen und großen Herzensfreuden vorüber iſt, eine feſtlich geſchmückte Tafel. Es bedarf keiner langen Reihe leckerer Gerichte. Eine verſtändige Hausfrau wird dieſelbe vielmehr ſchon um deshalb beſchränken, weil auch das Geſinde am Feſtabend möglichſt Ruhe haben ſoll. So manches gaſtliche Haus vereinigt aber gerade unter dem duftenden Weihnachtsbaum gern eine kleine Zahl von Verwandten und näheren Bekannten, und da ergibt ſich das Bedürfnis von ſelbſt, auch für des Leibes Atzung zu ſorgen.

Von altersher genießt faſt in ganz Deutſchland der Karpfen das Vorrecht, am Weihnachtsabend auf die Tafel zu kommen — im Oſten und in Mitteldeutſchland meiſt „auf polniſche Art“ in Bier zubereitet, während der Norden und Weſten den „blaugekochten“ Karpfen bevorzugt. In jeder Geſtalt bildet er ein köſtliches Gericht, wenn der heimtückiſche Fiſchhändler ihn nicht einem moraſtigen Teiche entnehmen ließ.

Dem Weihnachtsfiſch ſchließt ſich der Weihnachtsvogel an. In Bezug auf ihn herrſcht nicht die gleiche Einmütigkeit, wie bezüglich des Karpfens. Die einen geben der Gans den Vorzug, die anderen wollen eine Pute auf der Tafel ſehen. Ich neige mich, wo die Verhältniſſe es geſtatten, der letzteren Anſicht zu, ſintemalen die Pute ein beſſer bekömmlicher Braten iſt, als die Gans, und dem armen Magen zur Feſtzeit meiſt ſo wie ſo mancherlei ungebührliche Anſtrengung zugemutet wird. Nichts iſt ja bekanntlich ſchwerer zu ertragen, als eine Reihe von ſchönen Tagen.

Zum Nachtiſch erſcheinen als freundliche Abgeſandte des Lichterbaumes Äpfel, Nüſſe und Pfefferkuchen, denen ſich vielfach die Marzipantorte, auch eine echte und rechte Weihnachtsſüßigkeit, anſchließt.

Zur guten Speiſe ein guter Trank! Auch hier hat der Gebrauch überall in deutſchen Landen ſeine beſtimmten Vorſchriften einzubürgern gewußt. Die überwiegende Mehrzahl läßt wohl dem dampfenden, duftenden Punſch den Vortritt. Im Norden aber, z. B. in Hamburg, gilt die Ananasbowle als das richtige Weihnachtsgetränk. Gleichviel: wenn die Herzen fröhlich ſind, klingen auch die Gläſer ſtets mit frohem Ton zuſammen, am ſchönſten, wenn in ihr Klingen ſich aus der Beſcherſtube jubilierende Kinderſtimmen miſchen. Und ſo ſoll es ſein!

## Weihnachtsrezepte.

Mohnpielen. Den mit kaltem Waſſer abgeſchwemmten, mehrere Stunden eingeweichten Mohn brüht man mit kochendem Waſſer, läßt ihn auf einem Sieb abtropfen und reibt ihn im Reibenapf, zuerſt möglichſt trocken, ſpäter unter Zuſatz von etwas warmer Milch. Der geriebene Mohn wird mit Sahne, Zucker, Zimmet, ein klein wenig Salz und etwas Orangenblütenwaſſer breiartig eingerührt, abwechſelnd mit Stücken in geſüßte Milch eingeweichter Semmelſcheiben ſchichtweiſe angerichtet und tüchtig mit Zucker und Zimmet beſtreut. Vielfach miſcht man der recht kalt zu gebenden Speiſe auch kleine Roſinen bei.

Karpfen nach polniſcher Art (Bierkarpfen). Der Karpfen wird geſchlachtet, wobei das Blut aufzufangen und zurück zu ſtellen iſt, geſchuppt und in Stücke geſchnitten. Die Galle iſt von den Eingeweiden ſorgſam abzulöſen, Leber und Roggen legt man vorläufig beiſeite. Darauf werden kleingeſchnittene Zwiebeln (auf 1½ kg Karpfen etwa 80 g) in Butter (90 g) mit Mehl (30 g) langſam durchgeſchwitzt; ein Liter Braunbier nebſt Salz (30 g), einigen Gewürzkörnern, etwa zwei geſtoßenen Nelken, einigen Citronenſcheiben und einem Lorbeerblatt rührt man dazu, gibt etwa 60 g geriebenen braunen Pfefferkuchen und etwas Fleiſchextrakt bei und rührt die Sauce, indem man ſorgfältig abſchmeckt, ob ſie ſüß genug iſt, (ſonſt etwas Zucker!) ſchön rund. Jetzt wird der Karpfen ſo in die Sauce gelegt, daß die Kopfſtücken und die Stücke mit den Rückengräten nach unten, die übrigen Stücke und die Eingeweide (ohne Galle) nach oben kommen, alle aber von der Sauce reichlich bedeckt ſind; das Ganze kocht man dann langſam unter häufigem Schütteln des Topfes gar. Roggen und Milch werden beſonders in Salzwaſſer gekocht, aber mit den mit einem Schaumlöffel vorgerichteten Fiſchſtücken angerichtet. Die Sauce gießt man durch ein Sieb und erſt dann mit dem aufgefangenem Blut über den Fiſch. Sie muß ſämig und von ſchön brauner Farbe ſein. Fehlt es an erſterem, ſo hilft man mit einem Löffel Mehl, fehlt es an letzterem, mit etwas Zuckerkouleur nach.

Karpfen blau. Der Karpfen wird nicht geſchuppt und unter Schonung des Schleimes der Schuppen geſchlachtet, ausgenommen, gewaſchen, und entweder in Stücken oder ganz in Waſſer mit Salz (auf ein Liter Waſſer etwa 30 g), wenig Zwiebeln, einigen Lorbeerblättern, etwas Gewürz langſam gekocht. Sobald das Fleiſch an den Kiemen weiß zu werden beginnt, nimmt man die Kaſſerolle vom Feuer und läßt den Fiſch, an einer heißen Stelle des Herdes, gut zugedeckt, völlig gar ziehen. Es iſt nicht gut, den Fiſch vor dem Kochen mit kochendem Eſſig zu übergießen, um ihn zu blauen, da er dadurch leicht hart wird. Nur wenn er keinen Schleim unter den Schuppen hatte, kann man ſeine Färbung durch Eſſig erhöhen, ſtellt ihn aber dann zweckmäßiger Weiſe, nach dem Übergießen mit Papier zugedeckt, etwa zehn Minuten in die Zugluft. Zum Karpfen blau gibt man meiſt mit etwas Zucker, Salz und Eſſig vermiſchten geriebenen Meerrettig oder ungezuckerte geſchlagene Sahne, die mit etwas Meerrettig vermiſcht iſt, oder endlich einfach zerlaſſene Butter, in welche beſonders verwöhnte Feinſchmecker gern einige Löffel Caviar verrühren.

Königsberger Marzipan. ½ kg ſüße und 20 g bittere Mandeln werden in weichem, kaltem Waſſer 24 Stunden geweicht, abgezogen, fein geſtoßen, unter Beſprengen mit einigen Tropfen Orangeblütenwaſſer zerrieben und mit ½ kg fein geſiebtem Zucker, ſowie einem kleinen Löffel Roſenwaſſer zu einem Teig geknetet. Dieſen Teig läßt man bis zum nächſten Tag ſtehen, rührt ihn dann in einem irdenen Topf auf ſehr ſchwachem Feuer ſo lange ab, bis er ſich ablöſt, knetet ihn in einem Napf nochmals kalt durch und mangelt ihn in Platten aus, aus denen man beliebige Formen ausſtechen kann. Die Stücke werden mit Roſenwaſſer beſtrichen, auf einem mit Papier belegten Blech ohne Unterhitze im Bratofen hellbraun gebacken und dann nochmals mit Roſenwaſſer beſtrichen, worauf man ſie erkalten läßt. Hat man etwa Formen mit Rand gewählt und will einen Guß darüber thun, ſo rührt man ½ kg geſiebten Zucker mit einem kleinen Löffel Eiweis, etwas Citronenſaft und Roſenwaſſer in einem Porzellannapf mit einem ſilbernen Löffel mindeſtens eine halbe Stunde lang recht tüchtig durch, füllt den Guß ſchnell auf die Form und belegt den Creme dann mit eingemachten Früchten.

Holſteinſche braune Weihnachtskuchen. 1 kg Zuckerſirup, 250 g Zucker werden mit etwas über ½ kg Schweineſchmalz aufgekocht und, wenn ein wenig abgekühlt, mit 30 g zerriebenem Zimmet, ebenſoviel Gewürznelken, 150 g geſtoßener Mandeln, etwas auf Zucker abgeriebener Pomeranzenſchale, der ebenfalls auf Zucker abgeriebenen Schale von zwei Citronen, 75 g in Roſenwaſſer gelöſter Pottaſche verrührt; dann fügt man allmählich 2 kg Weizenmehl hinzu, läßt den Teig an einem warmen Platz acht Tage ſtehen, miſcht ihn mit etwas Ingwerpulver (auf die ganze Maſſe etwa 150 g) und bäckt die daraus geformten kleinen Kuchen im nicht zu heißen Ofen gar.

**Mütterchen aus Oſt-Friesland.**

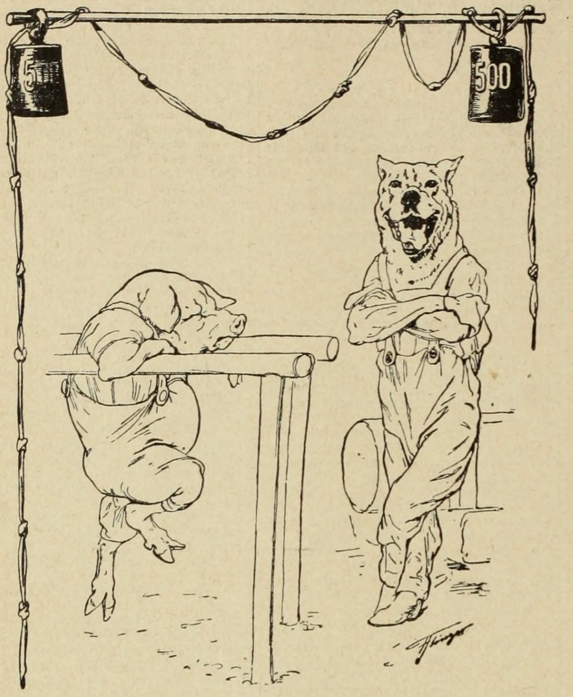
## Fragen.

28) Wer von den freundlichen Leſerinnen des Blattes hilft mir braven Kindern meiner armen Gemeinde eine Weihnachtsfreude bereiten, in dem ſie mir nicht mehr gebrauchte Märchenbücher, Anderſen, Grimm, etc. zur Verteilung ſchickt?!

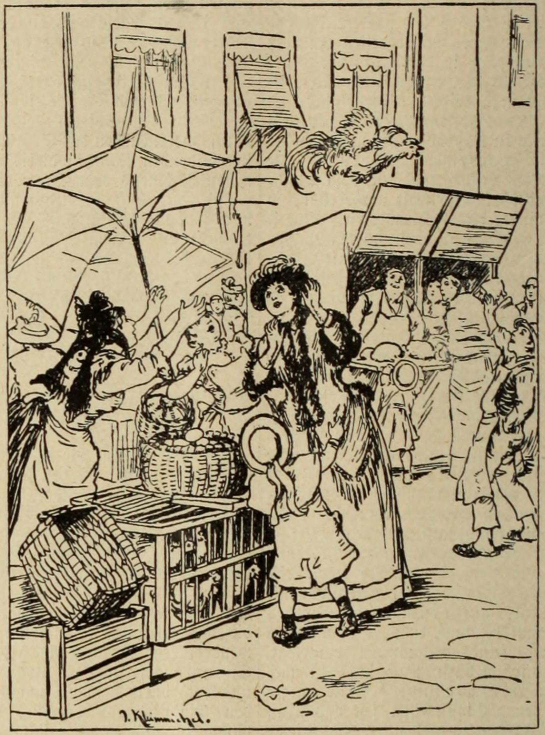
Die Adreſſe gibt gern an die Redaktion.

**Frau Paſtorin A.**

29) Wäre wohl eine Leſerin des Daheim ſo freundlich, mir ein Polterabendgedicht zur Überreichung einer Nähtiſchdecke mitzuteilen? Beſten Dank im voraus! **C. R.**



„Die Turnſtunde.“ Aus „Eine Thierſchule“ in Bildern von Feodor Flinzer und Verſen von Viktor Blüthgen.



„Auf dem Markt.“ Aus „Die Welt vom Fenſter aus“ von Joh. Trojan und J. Kleinmichel.

Zwei allerliebſte Bilderbücher legt unſeren Kleinen C. T. Wiskott in Breslau unter den duftenden Tannenbaum. Das eine führt uns eine bunte Tierſchule in gar munteren, luſtigen Bildern von Feodor Flinzers gewandter und humorbegabter Hand vor, zu denen Viktor Blüthgen in ſeiner ſtets anmutigen Art heitere Verslein gedichtet hat. Das prächtig ausgeſtattete Buch charakteriſiert am beſten wohl die obenſtehende Zeichnung, derzufolge Phylax Wau dem Forkel Polk Turnſtunde ertheilt — ein ſehr geſtrenger Lehrer und ein ſehr, ſehr unbehülflicher Schüler. — Das zweite Buch hat unſeren allverehrten Mitarbeiter J. Trojan zum Verfaſſer und Jul. Kleinmichel zum Illuſtrator und nennt ſich „Die Welt vom Fenſter aus“. Eine rührende Idee liegt dem Buch zu Grunde: Kleinlieschen iſt erkrankt und muß das Zimmer hüten — ſo bekommt ſie nur „Die Welt vom Fenſter aus“ zu ſehen. Aber eine bunte, lebensfriſche Welt: den Marktplatz vor der Thür mit ſeinen Buden, ſeinen Tauſendkünſtlern und Savoyarden, all den kommenden und gehenden Menſchen. Das hilft nebſt manchem lieben Beſuch, unter dem natürlich auch Onkel Doktor ſeine Rolle ſpielt, dem Liebling über alle böſen Stunden der Langenweile trefflich hinfort, bis Lieschen endlich geneſen iſt und mit den Ihrigen den erſten Ausgang thun kann. Das Buch iſt ſehr hübſch, das hübſcheſte an ihm aber ſind Trojans gemütvolle Liederchen.

Nicht an unſere Kleinſten, ſondern an unſere heranwachſenden Töchter wendet ſich „Rottraut und Ilſe,“ eine Mädchenerzählung von Frida Schanz (Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld u. Leipzig). „Rottraut und Ilſe“ iſt eine jener halb fröhlichheiteren, halb zu Thränen rührenden Aſchenbrödelgeſchichten, für die unſere Töchter durchs Feuer zu gehen pflegen. „Freundſchaft“ heißt die Fee dieſes Lebensmärchens, jene zärtliche, innige Mädchenfreundſchaft, die der Liebe ſo nahe kommt. Auf der Schulbank der Selekta finden ſie ſich, das arme Aſchenputtel und das ſonnige Glückskind, welche die beliebte Erzählerin durch alle Jugendwonnen und Jugendſtürme bis ins eigene Heim geleitet. Das Buch iſt reizend, friſch und natürlich geſchrieben und von einer durchaus geſunden Tendenz durchweht. Wir empfehlen es von ganzem Herzen und wünſchen dem friſchen, liebenswürdigen Buche viele Leſerinnen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Neu:

Filigran.
Poetiſche Erzählungen
von
Frida Schanz.
In eleganteſtem Geſchenkbande Preis 4 M.

Ein Bändchen feiner poetiſcher Belletriſtik der formgewandten, in weiten Kreiſen beliebten Dichterin, enthaltend ſieben Erzählungen in Verſen. In ſeiner diſtinguirten Ausſtattung wird das Bändchen den vielen Verehrern der Dichterin ſehr erwünſcht kommen.

Wenn man liebt.
Roman
von
Bernhardine Schulze-Smidt.
In eleganteſtem Geſchenkbande Preis 5 M.

Der Name der Verfaſſerin hat einen guten Klang in der Leſerwelt. Dieſer neue Roman reiht ſich den früheren Gaben ihres Erzählertalentes: „Er lebt!“, „Tino Photinos“ würdig an und wird, zumal in ſeinem ſchönen Gewande, allerwärts freudig begrüßt werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

# Daheim

XXVIII Nr. 11. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

12. Dezember 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

## General Freiherr Freyſchlag von Freyenſtein. †

General Freiherr Freyſchlag von Freyenſtein.

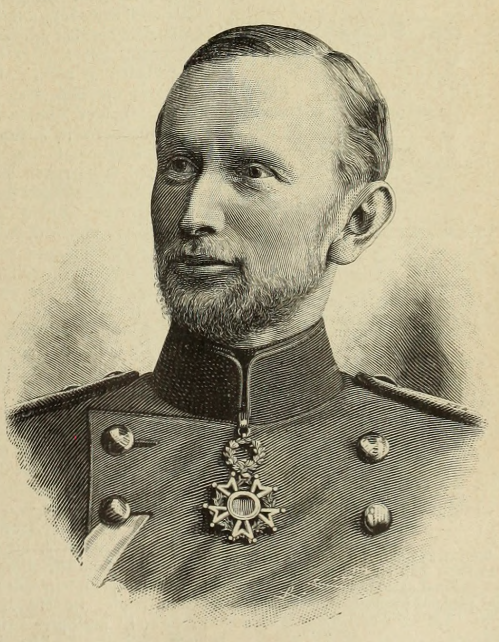
Am 11. November iſt in München ein Mann geſtorben, deſſen Tod in ganz Bayern ein ſchmerzliches Aufſehen gemacht hat. Der Generaladjutant und Chef der Geheimkanzlei Sr. K. H. des Prinzregenten, Se. Excell. Ignaz Freiherr Freyſchlag v. Freyenſtein, iſt an genanntem Tage, mittags $12^{3}/_{4}$ Uhr einem Schlaganfall erlegen. Er ſtarb im Dienſt. Auch am genannten Tage befand er ſich, wie gewöhnlich, in der Geheimkanzlei und erledigte eine ungewöhnliche Fülle von Arbeiten. Hierauf erteilte er eine Anzahl von Audienzen, heiter, liebenswürdig und verbindlich, wie immer. Zuletzt betrat Oberſt-Stallmeiſter Graf Holnſtein das Zimmer und fand den General ſterbend auf dem Boden liegen. General Freyſchlag war Chef der Geheimkanzlei des Prinzregenten Luitpold von Bayern, doch war der außerordentliche Einfluß und die ungewöhnliche Bedeutung, welche der Verſtorbene in dieſer Stellung genoß, lediglich auf die intimen, man darf wohl ſagen freundſchaftlichen Beziehungen, die ihn mit ſeinem Herrn verbanden, auf ſeine unermüdliche Plichttreue und Arbeitskraft zurückzuführen. General Freyſchlag erfreute ſich der allgemeinſten Beliebtheit und alle, die mit ihm in dienſtliche Berührung kamen oder als Bittſtellende, als Audienzſuchende mit ihm zu thun hatten, konnten ſein freundliches und gefälliges Weſen, ſeine von allem Stolze freie Verbindlichkeit nicht genug rühmen. Er dachte immer und überall nur an den Herrn, dem er diente und nicht an ſich. So ſteht ſein Tod im Dienſte in ſchönem Zuſammenhange mit ſeinem ganzen Lebensinhalt, der Pflichttreue und Arbeit. Ein treuer Diener ſeines Herrn bis zum Ende, ein Muſter ſtrengſter und ſelbſtloſeſter Pflichterfüllung! General Freyſchlag entſtammt einem alten öſterreichiſchen Geſchlechte, das 1646 von Kaiſer Ferdinand in den erblichen Reichsadelſtand erhoben wurde. Er iſt am 12. Juli 1827 als der Sohn des K. b. Landgerichtsaſſeſſors Johann Nepomuk Freyſchlag von Freyenſtein geboren. Im Jahre 1848 ergriff er die militäriſche Karriere und ſeit mehr als einem viertel Jahrhundert ſtand er als perſönlicher Adjutant neben dem Prinzen Luitpold von Bayern, mit welchem er u. a. ſich 1870—71 auch im kaiſerlichen Hauptquartier befand. Zuletzt ſtand er im Range eines Generallieutenants und war Inhaber ſo vieler und ſo hoher Orden, wie ſie nur die Bruſt weniger Perſönlichkeiten ſchmücken dürften. Er vermählte ſich 1853 mit der Tochter eines pfälziſchen Gutsbeſitzers und als dieſe nach wenigen Jahren ſtarb, mit der Schweſter ſeiner verſtorbenen Gemahlin. Ein dieſer zweiten Ehe entſtammender Sohn dient im bayriſchen Heere. Wie wenig General Freyſchlag ſeine einflußreiche Stellung für ſeine Angehörigen ausnützen mochte, beweiſt der Umſtand, daß einer ſeiner Brüder in der ſehr beſcheidenen Stellung eines Locomotivführers in Roſenheim lebt, der andere als Oberexpeditor der K. b. Staatseiſenbahnen in München. Das Leichenbegängnis des Generals war wahrhaft impoſant. Im Zuge ſchritt der Prinzregent ſelbſt, die Prinzen Ludwig, Arnulf und Ludwig Ferdinand, zwei weitere Prinzen waren bei den zur Trauerparade kommandierten Truppen eingeteilt. Ein Berg von Blumen und Kränzen deckte das Grab und den Totenwagen.

P. v. H.

---

## Karl Freiherr von Gravenreuth. †

Der in Kamerun im Kampf gegen die Schwarzen gefallene Hauptmann von Gravenreuth gehört zu den Männern, deren Namen in der Geſchichte unſerer afrikaniſchen Kolonien unvergeſſen bleiben werden. Bis zum Jahre 1885 aktiver Offizier in der bayeriſchen Armee, trat Herr von Gravenreuth in den Dienſt der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft und erwarb ſich um die Verwaltung und Verteidigung Bagamoyos i. J. 1888 große Verdienſte. 1889 trat er in den Dienſt des Reichskommiſſars v. Wißmann, deſſen Vertretung in Berlin er anfangs übernahm; dann ging er wiederum nach Oſtafrika und beteiligte ſich an der Niederwerfung des Aufſtandes, an der Erſtürmung des Lagers Buſchiris und der Einnahme von Saadani. Als der Reichskommiſſar im September eine größere Expedition nach Mpapua unternahm, vertrat Gravenreuth denſelben an der Küſte und lieferte am 19. Oktober das bekannte Gefecht bei Jombo gegen Buſchiri, durch welches er die Küſte vor der Verheerung durch die von Buſchiri zu Hilfe gerufenen wilden Horden der Mafiti ſchützte. Ende 1889 und Anfang 1890 ſicherte er durch eine größere Expedition das Hinterland von Bagamoyo und Saadani und nahm am 4. Januar an der Erſtürmung der Befeſtigung Buſchiris bei Mlembule, ſowie am 8. und 9. März 1890 an der Einnahme von Palamakaa Teil, wo die letzten Reſte der Aufſtändiſchen zerſprengt wurden. Das Jahr 1891 führte ihn nach Kamerun, wo er mit der Aufgabe betraut wurde, mit einer Expedition das Hinterland zu erſchließen und zu ſichern. Auf dieſem Zuge hat er ſeinen Tod gefunden, — ein Held und Kulturträger, deſſen Andenken in Ehren bleiben wird.



Karl Freiherr von Gravenreuth.

Daheim 1892. Nr. 11. Zweites Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Wie oft ſchon, Freunde, haben wir
Ein falſches Glück für echt geachtet,
Ein Ding beſtaunt, das nah betrachtet,
Nicht Gold war, ſondern Goldpapier!

## Begleitverſe zu einem Wunderknaul für ein kleines Mädchen.

Das Chriſtkind ſchickt dies Wunderknaul.
Es ſpricht zu dir, nun ſei nicht faul,
Entwickle einmal deinen Fleiß,
Strick' dir die kleinen Finger heiß,
Dann ſollen Wunder dich entzücken,
Und niemand ſoll ſie dir entrücken!
Doch läßt du jemals dich verführen,
Den Faden ſpielend anzurühren,
Das Garn zu wickeln ab in Eile,
Da währt' die Freud' nur kurze Weile! —
Und dieſer That zum Angedenken
Wird Chriſtkindlein nichts wieder ſchenken;
Und ſängſt du noch ſo viele Lieder,
Das Chriſtkind kommt zu dir nicht wieder!

**v. H.**

## Zu einem Paar erſter Schühlein.

Dieſe Schühlein, das ſieht man doch,
Die ſind für ein ganz Kleines.
Für welches? Ei, wer fragt das noch?
So eines gibt es nur Eines.
Das möge bald friſch und geſund
Drin ſpringen und ſie zerſpringen!
Das iſt der Wunſch aus Herzensgrund,
Den mit die Schühlein bringen. **J. Tr.**

## Zu einem Opernglas.

Ein Opernglas war lang' dein Sehnen —
Hurra! hier ſtellt ſich eines ein!
Das konnteſt du wohl nimmer wähnen,
Das eines käm' von Elfenbein.
Nun brauchſt du nicht darum zu ſorgen,
Daß nichts du deutlich werdeſt ſchaun.
Mußt es auch mal dem Gatten borgen —
Er ſieht ja nicht nach andern Fraun.

**J. Tr.**

## Zu einem Buchſtaben-Würfel-Spiel.

Im Spiel ſchon eigne, . . . . .'s Sohn,
Dir an, was ſpäter nicht zu miſſen.
Mit dieſen wen'gen Zeichen haſt du ſchon
Den Schlüſſel in der Hand zu allem Wiſſen.

**J. Tr.**

## Zu einem Becher mit Geld.

O dieſe Maſſe neues Geld!
Was für ein ungeheurer Haufen!
Was kann man alles dafür kaufen!
Ich glaube, faſt die ganze Welt.

Verbrauch es, Liebe, mit Verſtand,
Such' es mit Umſicht zu verwenden:
Verſchwende, wo es gilt verſchwenden,
Sonſt aber halt darauf die Hand!

**J. Tr.**

## Zu einer Schachtel mit Süßigkeiten, unter denen Geld liegt.

Schnell die Schachtel vorgenommen!
Ohne Raſt und ohne Ruh
Such' ihr auf den Grund zu kommen
Und mit Eifer lange zu!

Wenn du durch die Schnabelweide
Kühn dich ſchlägſt bis unten hin,
Liegt vielleicht zum ſeidnen Kleide
Unverſehns ein Stoff darin. **J. Tr.**

## Zum Ganzen des Schreibbedarfs.

Ich weiß es, daß du gerne ſchreibſt,
Weil Meiſterin du biſt im Schreiben,
Und ſelten nur im Rückſtand bleibſt
Mit Briefen, ohne daß zu treiben
Dich jemand braucht. Hier ſieh vereint,
Was du gebrauchſt, wenn du zum Schreibtiſch wendeſt
Den Schritt und deinen Freunden ſpendeſt,
Was jedem als Willkommenſtes erſcheint,
Im Fall du ſelbſt nicht kommſt! O bleibe
Bei deiner guten Art, die ſich bewährt,
Auch ferner reichlich ſendend, was begehrt
Von allen: Schreibe! ſchreibe! ſchreibe!

**J. Tr.**

## Bei Überreichung einer knoſpenden Hyacinthe am Weihnachts-Abend.

Dir will ich blühen, dir mich hold erſchließen
Und ſüßen Duft dir in das Zimmer weh'n.
Du mußt nur nicht verſäumen, mich zu gießen
Und dann und wann mich freundlich anzuſehn.
Steh' ich auch heut noch unterm Weihnachtsſtern,
Ich ruf dir zu: „Der Frühling iſt nicht fern!“

**Marie Asmus.**

## Zu einem Lappen.

Für ein Kind.

Ich, Gretchen, hab' ihn dir geſtrickt,
Die Müh' dabei war nicht geringe.
Ich hoffe, daß er dich beglückt
Und dir wahrhaften Nutzen bringe. **J. Tr.**

## Zu zwei Bettvorlagen.

Zwei Bettvorlagen zu Füßen
Legt deine . . . . . dir,
Dich freundlich zu begrüßen
Mit wärmender Wollenzier.

Nun mögeſt du niederbreiten
Zu Seiten des Bettes ſie,
Damit du auf beiden Seiten
Kannſt aufſtehn des Morgens früh.

**J. Tr.**

## Briefpapier.

In Bezug auf Kunſt- und Luxusgewerbe kann man jetzt wolbegründet ſagen: die Welt wird ſchöner mit jedem Tag! Selbſt die notwendigſten und einfachſten Gebrauchsutenſilien zieht der gute Geſchmack in ſein Reich. — Briefpapier! Was gab es darüber vor zwanzig, dreißig Jahren wohl zu ſagen. Ein grobkörniger Foliobogen, zuſammengefaltet und geſiegelt, enthielt die Freundſchafts- und Liebesergüſſe unſerer Mütter und Großmütter, und jetzt! Welche unendliche Auswahl raffiniert reizender, künſtleriſch ausgeſtatteter Brief- und Billetpapiere! Winzig klein, zierlich und niedlich alles, auf kurze, raſche Mitteilungen berechnet, zu den zierlichen Brief-Redewendungen unſerer Vorfahren haben wir längſt nicht mehr Zeit. — Keine Zeit! iſt das vielvariierte Motto der reizenden Poſtkarten mit aufgedrucktem Vers (von zweien unſerer bekannten ſächſiſchen Humoriſten herrührend, Edwin Bormann und Schumann-Bliemchen) und reizendem Bildſchmuck (letzterer von Fritz Reiß und F. Lewin gezeichnet), die die Firma F. G. Mylius in Leipzig unſeren Damen beſchert. — „Wenig Zeit zum Schreiben find ich, darum heute kurz und bündig,“ beginnt die eine der graziöſen Kärtchen. Darunter ſteht: „Nur in aller Eile die Meldung, daß . . . !“ Bequemer kann es der Schreiber nicht haben! Mit drei, vier Worten iſt er fertig. Da die Verſe ſo hübſch und luſtig, die Bildchen ſo launig ſind, werden die Zeit erſparenden Poſtkarten gewiß reißenden Abſatz finden. — Für den Bruder Studio gibt es kein paſſenderes Geſchenk. Als Gegengabe für das Backfiſchchen empfehlen wir dieſem die Mylius'ſchen Langen Briefe, bildverzierte Briefbogen — **nicht** für Schreibfaule, ſondern für Leute, die Zeit haben, dreimal ſo lang als breit. Vor ein paar Jahren hatten wir viereckige Briefbogen und dreieckige Couverts, dann beinah quadratförmige, jetzt iſt die modernſte Couvertform ganz ſchmal und niedrig und ſehr breit. Die ausgezeichnet guten M K-Papiere (deutſches Fabrikat) zeigen vorwiegend dieſe Form. Maigrün, Lafrance roſa und Flieder lila ſind die Modefarben dieſer feinen Damenpapiere, die man in den prächtigſten und zierlichſten Kartons zu kaufen bekommt. Ein vorzügliches Cremepapier iſt die M K Marke „**Ideal**,“ gerippter Briefbogen und undurchſichtige, **nicht** innen blaue Couverts. **Stephanie.**

## Kunſt im Hauſe.

Das neueſte Material zur Selbſtanfertigung künſtlicher Blumen bietet ſich uns in farbigen, venetianiſchen Glasperlen. Wieder greift die Mode hier auf etwas Uraltes zurück, denn unſere Urgroßmütter verſtanden es ſchon ganz vortrefflich, aus Wachs und venezianiſchen Glasperlen Blumen anzufertigen. Die alten Moden müſſen eben aus ihrem Dornsröschenſchlaf erweckt werden, um, mit dem Stempel der Neuheit verſehen, wieder für reizend zu gelten.

Die Art und Weiſe, dieſe venezianiſchen Glasperlenblumen anzufertigen, iſt außerordentlich leicht und das Material, ein Röllchen feiner Blumendraht und einige Schnüre Perlen, äußerſt billig. Wünſcht man z. B. eine hübſche Vergißmeinnichtdekoration herzuſtellen für eine kleine Jardinière oder ein Bilderrähmchen aus altblauem Plüſch, ſo kauft man einige Maſchen kleiner, nicht zu dunkler und zu greller blauer Perlen, einige hellgrüne und einige gelbe Glasperlen. Dann zieht man zuerſt blaue Perlen auf den Draht, wobei man am Anfang des Drahtes etwa drei Finger breit frei läßt. Darauf nimmt man ungefähr 2 cm der aufgezogenen Perlen, ſchiebt ſie dicht zuſammen und dreht den Draht einige Mal um ſich ſelbſt. Etwa 2 cm weiter kommt dann das zweite Blättchen, wieder 2 cm weiter ein drittes u. ſ. f. Dann biegt man die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Blättchen feſt zuſammen, ordnet ſie ſo, daß ſie ſich gegenüber ſtehen und windet die auf dieſe Weiſe gefertigte Blüte mit einigen Umwickelungen des Blumendrahtes feſt. Um den Kelch der kleinen Blüte zu bilden, nimmt man einen friſchen Draht, auf den man einige gelbe Perlen zieht. Auch dieſe Perlen drückt man feſt zuſammen und bindet ſie dem Stiel ſo an, daß ſie in die Mitte der Blumenblätter kommen. Am Schluß umwickelt man den Stiel mit loſer Seide oder Papier. Nachdem man genügend Blumen angefertigt, geht man zu den Blättern über, die natürlich in verſchiedenen Größen gemacht werden müſſen. Zu dieſen nimmt man die grünen Perlen, die man in einer Länge von ca. 8 cm aufzieht und dann wie bei den Blumenblättern mit Draht zuſammenwindet. Um dieſe erſte Perlenreihe legt man eine zweite, längere, welche ſich dicht an die erſte anſchmiegen muß. Auch dieſe wird feſtgewunden und der Blattſtiel ebenfalls mit Seide umwickelt. Für jedere weitere Reihe müſſen entſprechend mehr Perlen genommen werden, je nach der Breite der Blätter. Hat man auf dieſe Weiſe genügend Blätter gefertigt, ſo bindet man Blumen und Laub zuſammen. Etwas künſtliches Laub, vor allem das feine Frauenhaar, ſteht gut zu den feinen Perlenblüten. — Zu den ſo beliebten Maßliebchen nimmt man Kreideperlen, auch muß der gelbe Perlenkelch größer geſtaltet werden und die Blätter ganz ſchmal, bandartig zuſammengewunden werden. Ferner bedarf man zum Maßlieb immer 12 nebeneinanderſtehender Blättchen. Ganz ähnlich laſſen ſich Veilchen und die reizenden Tauſendſchönchen herſtellen. Das Material zu dieſer Arbeit liefert, auch in Käſtchen geordnet, das Blumengeſchäft von P. Peiſer in Halle a. S.

**H. Oehmke.**

## Frühſtückskorb als Geſchenk.

Einer jung verheirateten Freundin galt es, eine Überraſchung zu bereiten, wenn ſie, von der Hochzeitsreiſe kommend, zum erſtenmale ihr neues Heim betreten würde. Lange überlegte ich, wie ich ihr wohl eine kleine Aufmerkſamkeit erweiſen könnte, ohne gerade ein Geſchenk zu machen; eine Blumenſpende war bei dem praktiſchen Sinn meiner Freundin nicht recht angebracht. Endlich fand ich, was ich wünſchte und zwar in Geſtalt eines Frühſtückskorbes. Ich ſuchte unter den vielen leeren Blumenbehältern, die ich mir von Geburtstagen und anderen Feſtlichkeiten her aufbewahrt, ein längliches Drahtkörbchen mit möglichſt hohem Henkel heraus. Den Henkel umwickelte ich feſt mit doppeltem roſa Seidenpapier und bekleidete auch den Korb innen und außen mit dicht gefaltetem doppeltem Papier, das ich teils durch Nähen, teils durch Kleben befeſtigte. Alsdann ſchnitt ich mir mehrere Meter 15—20 cm breite Streifen, die ich am Rande 4—9 cm breit ausfranſte, doppelt legte und in Tollfalten ordnete. Dieſe Rüſche nähte ich ein paar mal möglichſt dicht um den oberen Rand des Körbchens und bekleidete auch den Henkel damit. Zur Garnierung des Fußes, und um gleichzeitig das Ende der Papierbekleidung zu verdecken, zog ich es vor, eine Rüſche von Seidenband zu nehmen, da ſich dieſelbe leichter befeſtigen läßt. Um das Körbchen nun noch vollends auszuſchmücken, verfertigte ich mir einige Zweige Papierroſen, die ich in Verbindung mit roſa Bandſchleifen möglichſt leicht und graziös an Henkel und Korb anbrachte. Um das Körbchen würdig zu füllen, kaufte ich eine Flaſche Portwein, eine Büchſe Sardinen, eine kleine Paſtete, eine Cervelatwurſt, einige Cakes und Obſt. (Je nach Geſchmack kann man die Füllung einfacher oder luxuriöſer zuſammenſtellen.) Somit war mein Frühſtückskorb fertig, Poeſie und Proſa in ſich vereinend. Er hat viel Freude gemacht. Ein ſolcher Korb dürfte auch als Chriſtgeſchenk in vielen Fällen willkommen ſein. **P. H.**

## Bonbonièren.

Wer kommt zur Weihnachtszeit nicht einmal in die Lage, auch einer ferner ſtehenden Perſon eine kleine Aufmerkſamkeit zu erweiſen? Koſtbare Geſchenke dürfen und ſollen es nicht ſein. Blumen oder eine Bonbonière ſind da die einzigen Gegenſtände, die, wie man zu ſagen pflegt, ſtets erlaubt ſind und dennoch keinerlei Anſpruch machen, als „Geſchenke“ zu gelten, auch den Empfänger nicht verpflichten, wie andere Gaben. — Das Land, wo am häufigſten Bonbonièren verſchenkt werden,

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Daheim 1892. Nr. 11. Drittes Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

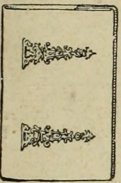
# Frauen-Daheim.

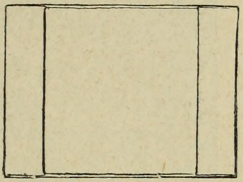
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

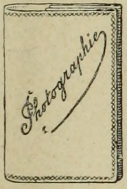
dürfte wohl Frankreich ſein. Les étrennes, die Neujahrsgeſchenke, die unſeren Nachbarn die Poeſie des Chriſtbaums und der Weihnachtsgaben erſetzen, beſtehen hauptſächlich, beſonders bei etwas Fernerſtehenden in Bonbonièren, allerdings oft in den koſtbarſten Umhüllungen, welche die Mode erſinnen kann. Auch bei Taufen iſt es in Frankreich Sitte, den Bekannten Bonbonièren mitzugeben oder zu ſchicken, in hellblauer Umhüllung, mit hellblauen Schleifen zugebunden, wenn der Täufling ein Junge iſt, roſa ausgeſtattet, wenn eine kleine „Sie“ in der Wiege liegt. Ja ſogar auf den Inhalt erſtreckt ſich dieſe ſtrenge Farbenbeſtimmung; wir begegnen zart-blau gefärbten Fondants und hellroſa überzuckerten gebrannten Mandeln. — In welch' verſchiedener reizender Form werden uns die Bonbonièren heutzutage nicht geboten! Aus Plüſch und Seide, aus Metall und Kriſtall gefertigt, in der modernen Dütenform, als buntfarbiges Bouquet in zierlich ausgeſtatteten Manſchetten geordnet, in Schatullen mit koſtbaren Beſchlägen u. ſ. w. u. ſ. w. Meiſtens ſind uns dieſe Umhüllungen im Vergleich zu dem Preis des Inhalts aber gar zu koſtſpielig, und ich habe gefunden, daß eine einfache, ſelbſtgefertigte Hülle zierlicher und hübſcher als ſie alle ſein kann. Ich arbeitete nämlich öfters folgenden Beutel nach dem allbekannten Muſter des Ridicule's und verwandte dazu Reſte von Atlas, welche auf dieſe Weiſe noch prächtig zur Geltung kamen. Ich nahm ein Stück Atlas, ungefähr 18 cm breit, 65 cm lang von einer mitleren Qualität. (Pro Meter 4—6 Mk.) Beſſere Qualitäten eignen ſich zum Bemalen (denn eine Malerei ſoll den Hauptſchmuck des Beutels bilden), nicht ſo gut wie dieſe, deren Rückſeite durch Baumwollenfäden einen Halt hat und daher beim Feuchtwerden, wenn man mit Aquarellfarben darauf malt, weder Falten wirft, noch zuſammenſchrumpft. Nachdem ich durch Abmeſſen den Platz für die Malerei gefunden, malte ich einen zierlichen Blütenzweig, ein Vogelpärchen oder dergl. in möglichſt leichter Manier auf den Atlas. Will man die Arbeit beziehungsreicher geſtalten, ſo wähle man etwas für den Empfänger beſonders Paſſendes. Einer Bekannten, die nach der Schweiz überſiedelte, malte ich z. B. auf zart waſſerblauem Grund einen Strauß von blauen Enzianen. — Iſt die Malerei fertig, ſo verarbeitet man den Stoff mit möglichſter Zierlichkeit. Will man ihn füttern, ſo genügt ein Stoffteil von geringerer Länge als oben angegeben, da der Umſchlag incluſive Zug eingerechnet war. Das Futter kann von anderer Farbe oder anderem Stoff ſein, reizend ſieht mauve mit myrtegrünem Futter, hellroſa mit geblümtem Rococoſtoff als Futter aus. Nötig iſt das Futter nicht, da der kleine Sack aus glaſiertem Papier, in den uns der Konditor die Süßigkeiten, die zum Inhalt beſtimmt ſind, packt, einfach in den Beutel geſchoben wird. Will man die Bonbonière mit ſelbſtfabrizierten Bonbons, etwa Pralinés, füllen, ſo thut ein Tortenpapier den gleichen Dienſt. — Durch den Zug werden hübſche Bänder, eine Goldſchnur oder dergl. geleitet, der Beutel wird ganz ſo gearbeitet, daß er eventuell von dem Empfänger, wenn der leckere Inhalt verſpeiſt, noch als Sachet, Arbeitsbeutel oder Behälter für das Opernglas gebraucht werden kann. J. v. W. in B.

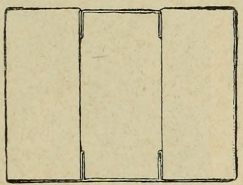
## Praktiſches Weihnachtsgeſchenk für Herren.

„Was ſchenken wir unſern großen Brüdern zu Weihnachten? Unſer Taſchengeld erlaubt keine großen Ausgaben, und eine ſelbſtgefertigte Arbeit ſoll es doch ſein!“ Ich weiß Rat! Macht dem Bruder Lieutenant und dem Herrn Aſſeſſor Sammelmappen für bezahlte und unbezahlte Rechnungen, für Briefe, für Adreſſen uud für allerlei Notizen. Dergleichen kann man immer gebrauchen. —









Ein halber Meter ſchönes, rotes Ledertuch giebt 4–5 ſolcher Mappen. 5 cm werden von der Breite für die Seitenfalten vorerſt abgeſchnitten, ſo daß noch 45 cm bleiben. Dieſes Stück beſtreicht man von der Kehrſeite mit gekochtem Stärkekleiſter und klebt leichten, weißen Shirting darauf, welchen man mit einem weichen Tuche feſt drückt, ſo daß keine Luftblaſen entſtehen. Auf einem Brett wird das Ledertuch zum Trocknen aufgeſpannt und angezweckt. Jede Mappe mißt 22 cm Breite. Nachdem der Überſchlag abgerundet iſt, wird das Stück mit ſchwarzer Litze eingefaßt, die Falten von jeder Seite eingeſetzt und durch die Litze verbunden. Schwarze Bänder zum Binden, oder Gummiband vermitteln den Schluß. Zur Verſchönerung ſchreibt man mit weißer Ölfarbe und Goldſtrichen auf die Vorderſeite der Mappe: „Rechnungen, Briefe, Notizen“ u. dgl., und ein praktiſches und billiges Weihnachtsgeſchenk iſt fertig. — E. Köhnemann.

## Spielzeug.

Go bang. — Dieſes beliebte und unterhaltende Spielzeug für Kinder verfertigt man koſtenlos folgendermaßen: Man nehme ein 30 cm. großes, viereckiges Stück Pappdeckel — es kann auch hellfarbiger Zeichenkarton ſein — und teile die Fläche in $1\frac{1}{2}$ cm. große Quadrate ein, zuerſt mit Bleiſtiftlinien, welche man mit Tinte oder Tuſche kräftig nachzieht; den Rand kann man mit einigen ſchwarzen oder farbigen Linien verzieren. Dann klebt man farbige Schreibheftdecken von ausgeſchriebenen Schulheften mit gutem Kleiſter feſt zuſammen, die Farben rot, blau, gelb, grün ꝛc. nach außen. Wenn ſie gepreßt und getrocknet ſind, ſchneidet man mit dem Papiermeſſer eine ziemliche Anzahl kleiner, 1 cm. großer Viereckchen von — ſagen wir — 6 verſchiedenen Farben; für jede Portion macht man einen kleinen Briefumſchlag oder eine gefaltete Papierkapſel von Glanzpapier in den paſſenden Farben. Für Karton und Dütchen klebt man einen hübſchen Umſchlag, verziert ihn mit einer Zeichnung oder Abziehbildern und ſchreibt in Bronce — Go bang — darauf. Nun wäre das Spiel fertig. Die Spielregel iſt ſehr einfach: jedes Mitſpielende — es können 2—6 Kinder ſein — bekommt ſeine farbigen Spielmarken, dann wird der Reihe nach je eine davon in die Felder des Kartons geſetzt, ſo fährt man fort, und jedes trachtet eine zuſammenhängende Linie von ſeiner Farbe herzuſtellen; das Nachfolgende ſetzt aber dazwiſchen und vereitelt dieſen Plan. Wer unvermerkt 5 ſeiner Viereckchen nebeneinander, ob aufrecht, wagrecht oder in ſchräger Linie zu ſtande gebracht hat, hat das Spiel gewonnen. Die Karte wird abgeleert, und das Spiel beginnt von neuem. F. R.

## Handarbeit.

Photographie-Umſchlag. Früher, als der Photographienreichtum einer Familie ſich noch in beſcheidenen Grenzen hielt, konnte man ihn bequem in zwei, drei Albums unterbringen; jetzt müßte man oft ſchon eine ganze Albumbibliothek an einer beſonderen Wand aufbauen, wollte man bei der alten Art und Weiſe bleiben. Daher die Glaskäſtchen, die mit Bildern vollgeſtopft ſind, die Photographienhalter u. ſ. w. Hübſch und praktiſch zugleich iſt eine noch ſelten angewandte Manier, die Bilder in den Taſchen des Umſchlags zu vereinen, den wir gleich beſchreiben wollen. In dieſen Taſchen nehmen ſie wenig Raum ein, ſind geſchützt, leicht herauszunehmen und gleich alle miteinander bei der Hand, als Buch gewiſſermaßen vereint, als Minimal-Album eine Tiſchzierde zu alldem. Die Herſtellung dieſes Umſchlags iſt denkbar einfach. Ein Stück Atlas, 50 cm. lang, 24 cm. hoch, wird mit hellfarbigem Atlas abgefüttert und an beiden Schmalſeiten, in die man vorher, 10 cm. weit, je 2 mittelſtarke Pappen, 22 cm. hoch und 12 cm. breit hineingeſchoben hat, zu den Taſchen nach innen umgeſchlagen. Nun füttert man ebenfalls vier kleine Stückchen Atlas, jedes 10 cm. lang und 5 cm. breit und näht dieſelben, ſcharf nach innen zur Hälfte gebrochen, am Rand oben und unten zwiſchen die nach innen geſchlagenen Klappen, dadurch den Photographien genügend Raum laſſend. Als Verzierung außen, iſt es das Hübſcheſte und Einfachſte, mit flotter Schrift ſich ſelbſt ziemlich groß, in ſchiefer Linie auf die vordere Fläche, das Wort „Photographie“ mit einem Schwung, in Bleiſtift zu ſchreiben und dann mit goldgelber, ſtarker, kordinierter Seide zu ſticken, auch rings um den Rand kommt ein Rändchen in Zierſtich. Dieſe Arbeit iſt hübſch, einfach und billig.

Ganz ähnlich ſtellt man ſich einen reizenden und eleganten Umſchlag für Leihbibliothekbücher her. Statt der Aufſchrift zieren ihn bronzene Metallſpangen, die in jeder Eiſenhandlung zu haben und mit ein paar Stichen zu befeſtigen ſind. B. W.

## Für die Küche.

### Erprobte Weihnachtsbäckereien.

Nürnberger Biskuit. 12 Eidotter rührt man mit 375 g Zucker, der Schale einer halben Citrone, zwei Meſſerſpitzen Cardemom und einer kleinen Priſe Muskatnuß tüchtig etwa zehn Minuten zu dickem Schaum, zieht dann den zum Schneiden ſteifen Schnee von acht Eiweis hindurch und rührt 625 g feinſte Puderſtärke leicht durch die Maſſe. Die Form muß recht dick mit Butter beſtrichen und mit Reibbrod beſiebt ſein. Der Kuchen muß ſofort in den Backofen, verträgt auch nur gelinde Hitze, da er leicht verbrennt.

Engliſcher Kuchen. 500 g Butter rührt man zu Schaum, fügt 10 Eidotter, 400 g Zucker, 120 g ſüße und 5 g bittere geſtoßene Mandeln, die abgeriebene Schale einer Citrone und 200 g gut gereinigte Korinthen hinzu. Das Eiweis ſchlägt man zu ſteifem Schnee, zieht ihn raſch durch den Teig und rührt zuletzt noch 500 g Mehl, das man mit 2 g doppeltkohlenſaurem Natron und 5 g Cremotartari vermiſchte, durch die Maſſe. Der Kuchen muß zwei Stunden bei mäßiger Hitze backen.

Mainzer Kuchen. Aus 750 g Mehl, $\frac{1}{4}$ Liter Milch und 40 g Hefe bereitet man ein Hefenſtück, läßt es aufgehen und vermiſcht es mit 250 g zu Schaum gerührter Butter, ſechs Eidottern, 200 g Zucker, einem Theelöffel Vanillezucker, 3 g Naumanns Citronenſchalenextrakt, 150 g geriebenen Mandeln und $\frac{1}{2}$ Liter ſaurer Sahne. Dann ſchlägt man den Teig ſo lange, bis er Blaſen wirft, zieht den Schnee der Eiweiße durch die Maſſe und füllt ſie in eine ausgeſtrichene Form, ſtellt ſie noch eine halbe Stunde zum Gehen an eine warme Stelle und bäckt den Kuchen bei guter Hitze eine Stunde.

Dotterbrödchen. Aus 250 g feingeriebenen Mandeln, ebenſoviel Mehl und Zucker, 125 g Butter, zehn Eidottern und der Schale einer Citrone knetet man einen geſchmeidigen Teig, rollt ihn aus, ſticht beliebige Formen aus und bäckt ſie langſam beinahe gar. Das Weiße der Eier ſchlägt man zu ſteifſtem Schnee, verrührt ihn mit ſechs Löffel Vanillezucker, ſtreicht ihn auf die faſt fertigen Kuchen und läßt ihn zu hellgelber Farbe backen.

Haustörtchen. 125 g Butter rührt man zu Schaum, vermiſcht ſie mit vier ganzen Eiern, 125 g Zucker, 75 g geriebenen Mandeln, 100 g Mehl und etwas Citronenſchale. Kleine Förmchen buttert man aus, füllt die Maſſe hinein und bäckt ſie bei mäßiger Hitze. Sind ſie gar, ſo ſtürzt man ſie ſofort auf ein Backblech, beſtreicht ſie mit einer Chokoladeglaſur und läßt den Guß im Ofen trocknen. L. Holle.

## Redaktionspoſt.

**Liſa in W.** Eine Bezugsquelle für vorzügliche Reproduktionen der im Daheimkalender erwähnten Goldgrundengel von Fieſole können wir Ihnen nennen: — Julius Schmidt, Editore, Florenz Via Tornabuoni 1. Die Firma verſendet ihren reizend ausgeſtatteten illuſtr. Miniaturkatalog gratis und franko überall hin. Die Engel ſind in allerfeinſtem Buntdruck unter Wahrung ihres ganzen zarten Farbenreizes auf beſtem Goldgrund hergeſtellt und werden, über Holzrollen muſterhaft verpackt, verſchickt. Die ganze Serie umfaßt neun Stück, die ſich nebeneinander in neuntürmigen Spitzbogenrähmchen als Zimmerſchmuck reizend ausnehmen.

## Frage.

30) Möchte ein freundlicher Leſer des Daheims mir einige hübſche Wandſprüche nennen? 1) für ein Eßzimmer, 2) für ein Herrenzimmer, (auf Jagd und Skat bezüglich), 3) für ein Wohnzimmer? Sehr dankbar würde ſein Thalblume.

1892. Nr. 11. Daheim Viertes Blatt.

## K. Gerok's Palmenblätter.

Die „Palmenblätter“ von Karl Gerock, dem hochverehrten, allzufrüh dahingeſchiedenen Stuttgarter Prälaten, dem gottbegnadigten Dichter, ſind allen unſern Leſern ſeit langer Zeit lieb und wert. Wer hätte aus den herrlichen, von tiefer, echter Frömmigkeit durchdrungenen Dichtungen nicht ſchon einmal, nein hundertfach Erbauung und Troſt geſchöpft!

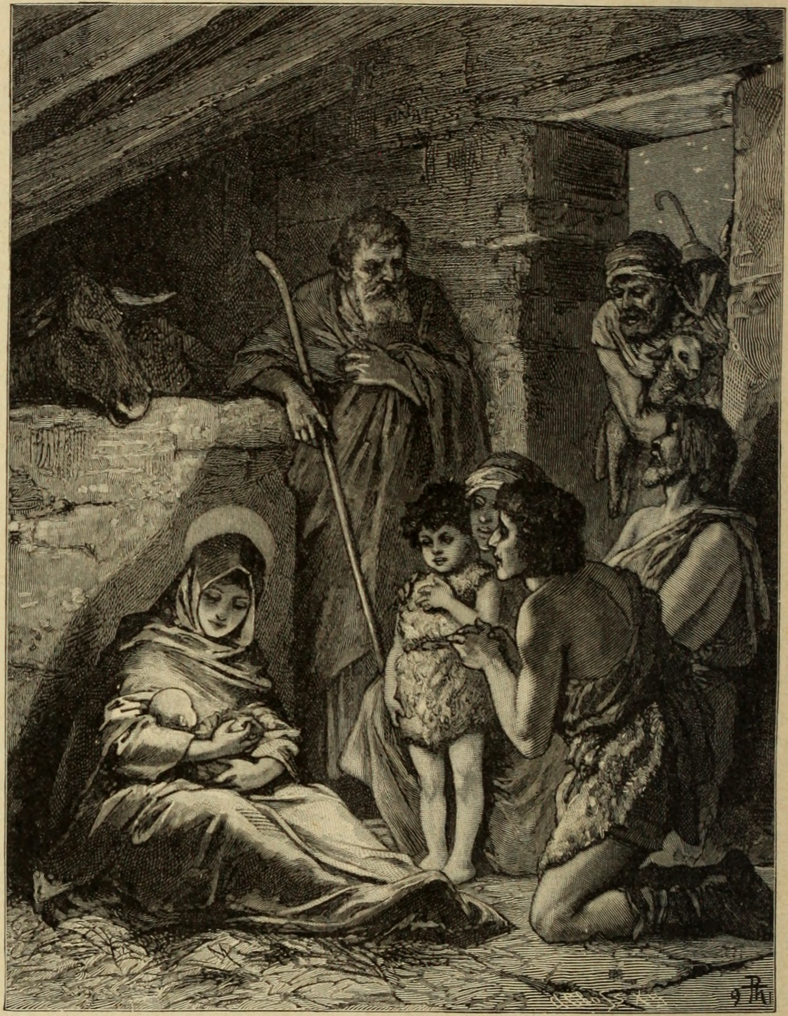
> „Gelobt ſei Gott in Himmelshöhn,
> Und Friede ſei auf Erden,
> Den Menſchen Wohlergehn!“
> So tönt wie lauter Flöten,
> Gemiſcht mit Harfenklang,
> Der himmliſchen Propheten
> Entzückender Geſang,
> Und leiſ' verklingt's im Himmelsraum,
> Und nur die Sterne funkeln:
> Den Hirten dünkt's ein Traum.

---

> Sie eilen hin, zu ſehen,
> Was ihnen angeſagt;
> O laßt mich mit euch gehen;
> Gott grüß dich, reine Magd!
> Gott grüß dich, o du Kindlein ſüß!
> Du zarte Roſenknoſpe
> Aus Gottes Paradies! — —

---

Als „Jubiläums-Ausgabe“ erſcheinen die Palmenblätter diesmal zum Weihnachtsfeſte. Sie haben dazu ein Feſtgewand würdigſter Art angelegt. In köſtlicher Ausſtattung, mit dem wohlgetroffenen Portrait des Verfaſſers und zahlreichen feinempfundenen Illuſtrationen, welche zum großen Teil von Profeſſor Paul Thumann für dieſe Ausgabe gezeichnet wurden, ſendet die Verlagshandlung von Greiner & Pfeiffer das in ſeiner Art unübertreffliche Werk zum hundertſten Male in die Welt hinaus. Hundert Auflagen — was bleibt dieſer Thatſache hinzuzufügen!



Die heilige Nacht. Aus der Jubiläums-Ausgabe von Geroks Palmenblätter.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Neu:

Das Nibelungenlied.
Ins Hochdeutſche neu übertragen
von
Dr. Guſtav Legerlotz.
Elegant gebunden Preis 3 Mark.

Eine neue Überſetzung des Nibelungenliedes von Guſtav Legerlotz, dem bekannten Germaniſten und Dichter, iſt eines guten Empfanges ſicher. „Da merkt man nichts von ſtarrer fremder Metrik, von kaltem Zwange, man fühlt ſich mit innigem Behagen ganz auf heimiſchem Boden, und das Volksepos aus grauer Vorzeit entſteht in alter Schönheit vor dem heutigen Ohr und Sinn“, ſo lautete ein Urteil über den im vorigen Jahr erſchienenen Auszug für Schulen, dem nun dieſe vollſtändige Ausgabe für weitere Kreiſe nachfolgt.

Homers Odyſſee.
In neuer Überſetzung
von
Dr. O. Hubatſch.
Elegant gebunden Preis 3 M. 50 Pf.

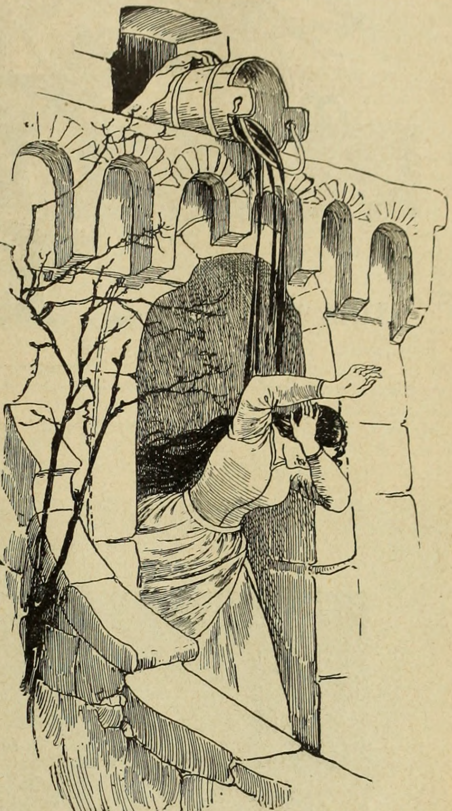
Der Herausgeber, Direktor des Realgymnaſiums zu Charlottenburg, der ſich ſchon mehrfach als formgewandter Überſetzer und Dichter den weiteſten Kreiſen aufs beſte empfohlen hat, gibt hiermit eine Überſetzung der Odyſſee, die bei aller Treue gegen den griechiſchen Text allen Anforderungen, die der moderne Stil zu ſtellen berechtigt iſt, entſpricht. — In ſeinem ſchmucken Einbande wird dieſes treffliche Werk beſonders auch ein willkommenes Geſchenk für Schüler höherer Lehranſtalten ſein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Weihnachtsbücher.

Wer kennt Ludwig Bechſtein's köſtliche Märchen nicht? Das Märlein vom „tapfern Schneiderlein“, die „beiden kugelrunden Müller“, „Aſchenpüſter mit der Wünſchelrute“, der „Sonnenkringel“, die „Goldmaria und die Pechmaria“ und wie ſie alle heißen, die köſtlichen, von echtem Volkshumor durchwobenen Geſchichtchen, die uns als Kinder begeiſterten, und über die wir mit unſren Kindern wieder lachen und weinen können. Es liegt ein eigener Zauber über dieſer Poeſie, aus welcher Bechſtein's romantiſche Neigungen, aber auch ſein frommer Sinn, ſein tiefes Empfinden, ſeine innige Liebe zur Natur ſo klar und ſchön hervorleuchten — ein Zauber, dem ſich niemand entziehen kann. Dreißig Jahre ſind verrauſcht, ſeit Ludwig Bechſtein zur ewigen Ruhe einging. Jetzt erſcheinen, zum heurigen Weihnachtsfeſt, zum erſten Male ſeine ſämtlichen Märchen zu einem Bande vereinigt gleichzeitig in verſchiedener Ausſtattung als Prachtausgabe (M. 5) und als Volksausgabe (M. 3). Die Verlagshandlung von F. Fontane & Co., Berlin, hat den Band in reizvollſter Weiſe ausgeſtattet. Carl Voß, der bekannte Münchener Künſtler, ſchuf zu dem Märchenbuch eine Fülle poetiſch erfundener Bilder, die zum Teil in den Text gedruckt, zum Teil als Aquarelldrucke beigegeben ſind. Die Schrift iſt außerordentlich klar, für Kinder leicht lesbar, die Orthographie wurde gemäß der neuen Schulordnung durchgeſehen und ſorgſam revidiert. So werden die allbeliebten Märchen auch im neuen Gewande die Herzen erfreuen und ſich zu den ungezählten alten Freunden viele, viele neue gewinnen.

Den Bechſteinſchen Märchen nahe verwandt, ja in mancher Richtung gleichſam deren Vorbilder, ſind die allbeliebten klaſſiſchen Volksmärchen von J. K. A. Muſäus, von denen eine für die Jugend berechnete Auswahl in K. Thienemanns Verlag in Stuttgart neu erſchien. Dr. Moritz Müller, der bekannte Muſäus-Biograph, hat nicht nur die Auswahl geleitet, ſondern auch mit feinem Verſtändnis und zarter Pietät die ausgewählten Märchen bearbeitet. Durch die reichen Illuſtrationen von Hermann Vogel-Plauen giebt ſich das Buch (Prachtausgabe: M. 6; billige Ausgabe: M. 4) als ein ſtattliches Geſchenkwerk.



Aus Bechſteins ſämtlichen Märchen: „Goldmaria“ und „Pechmaria.“

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Vollſtändig:

Deutſche Geſchichte

von Ludwig Stacke.

Wohlfeile Volksausgabe 1891.

Mit über 600 authentiſchen Abbildungen im Text und zahlreichen Beilagen in Schwarz- und Farbendruck.

Zwei Bände, ſolid und elegant gebunden Preis 20 Mark.

Von ihrem erſten Erſcheinen an bis heute iſt die Deutſche Geſchichte von L. Stacke in ihrer Eigenart, die Geſchichte aus ſich ſelbſt zu illuſtrieren, durch Vorführung gleichzeitiger Denkmale deutſcher Geſchichte das geſchichtliche Verſtändnis zu fördern und das Studium anregend und intereſſant zu machen, noch von keinem der neuern Werke, welche die gleichen Ziele aufgenommen, erreicht und noch weniger übertroffen worden.

Die erfreuliche Entwicklung des hiſtoriſchen Sinnes im deutſchen Volke hat, unterſtützt durch mächtige Anregung von hoher Stelle, das Verlangen nach dem Studium der vaterländiſchen Geſchichte neuerdings in ſo weite Kreiſe des Volkes getragen, daß die

wohlfeile Volksausgabe des Stackeſchen Nationalwerkes

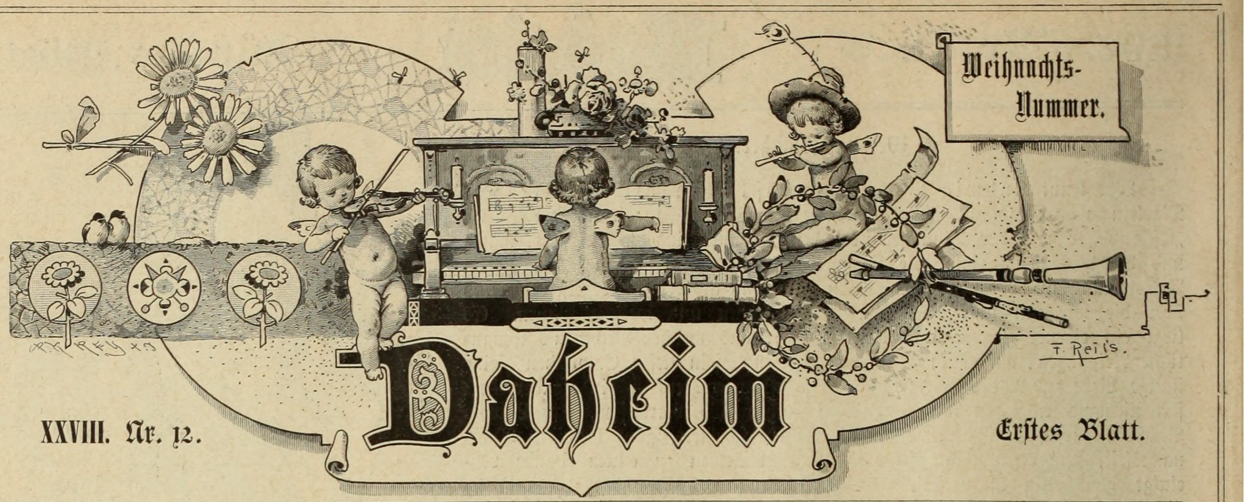
überall freudig begrüßt werden wird.

Hat bisher dieſes klaſſiſche deutſche Geſchichtswerk in vier Auflagen der koſtbaren Prachtausgabe (32 M.) ſeine große Verbreitung hauptſächlich in den begüterten Kreiſen der Nation gefunden, ſo will die wohlfeile Volksausgabe ein leicht zu erwerbender

Hausſchatz des ganzen deutſchen Volkes

ein Hausbuch für jede deutſche Familie werden, das bei jung und alt durch Einführung in die Größe der vaterländiſchen Geſchichte die Flamme der Vaterlandsliebe erwecken und nähren ſoll.

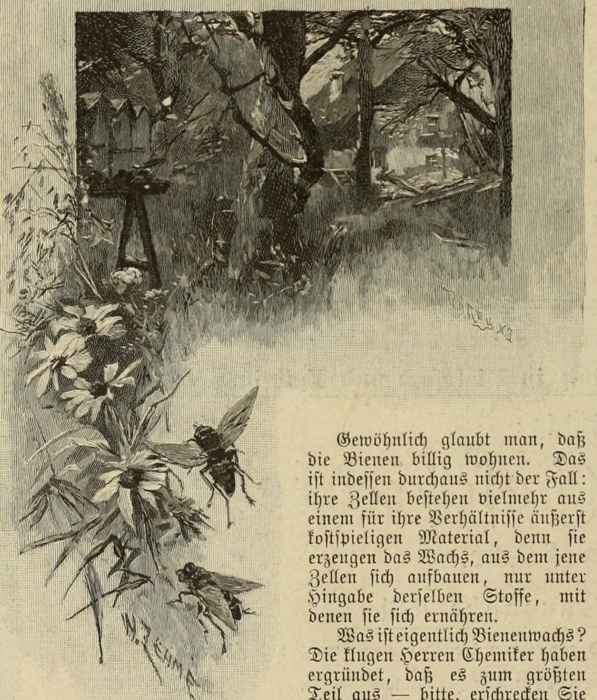
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Weihnachts-Nummer.
XXVIII. Nr. 12.
Daheim
Erſtes Blatt.

# Aus der Zeit — für die Zeit.

## Vom Bienenſtock zum Tannenbaum.



Gewöhnlich glaubt man, daß die Bienen billig wohnen. Das iſt indeſſen durchaus nicht der Fall: ihre Zellen beſtehen vielmehr aus einem für ihre Verhältniſſe äußerſt koſtſpieligen Material, denn ſie erzeugen das Wachs, aus dem jene Zellen ſich aufbauen, nur unter Hingabe derſelben Stoffe, mit denen ſie ſich ernähren.

Was iſt eigentlich Bienenwachs? Die klugen Herren Chemiker haben ergründet, daß es zum größten Teil aus — bitte, erſchrecken Sie nicht — aus Palmitinſäuremeliſſyläther und etwas Cerotinſäure beſteht. Es ſind das Beſtandteile, die ſich fertig vorgebildet in den Pflanzen finden, und in der That iſt das Bienenwachs nichts, als ein Verwandlungsprodukt des Bienenleibes aus Blumenmehl und Honig hergeſtellt. Bezieht ein Bienenſchwarm ein neues Haus, ſo hängt er ſich zunächſt in der ungefähren Geſtalt einer großen Traube, eine Biene an die andere ſich anklammernd, an die Decke an und harrt in ſcheinbarer Unthätigkeit der Dinge, die da kommen ſollen. Dieſe phlegmatiſche Ruhe aber iſt die Vorbedingung für die ſich im Bienenkörper vollziehende Metamorphoſe. Nicht lange nämlich und es ſondert ſich zwiſchen den ſchuppigen Ringen am Unterkörper jeder Biene ein glasheller Tropfen ab — ein bald erhärtendes Wachsplättchen. Dieſes winzige Tröpfchen wird von einer der untenhängenden Bienen mit ihren Zangen erfaßt, ſie gibt es nach oben weiter und dort klebt es eine der fleißigen Arbeiterinnen als erſten Bauſtein in Form einer ſchmalen Leiſte von etwa $^1/_2$ mm Stärke an die Decke. Sobald eine Biene ihr Wachs verwertet hat, macht ſie anderen Platz und ſucht auf der duftenden Wieſe neue Nahrung. Und ſie bedarf derſelben notwendig, denn ihre Wachsproduktion erfordert eine reichliche Zufuhr an Stoff. Stellt man z. B. einen neu zu bevölkernden Bienenſtock in einem dunklen, kühlen Raume auf und füttert die Bienen lediglich mit flüſſigem Honig, ſo gebrauchen die Begründer der Kolonie zur Erzeugung eines Pfundes Wachs etwa zwanzig Pfund Honig.

Teure Baumeiſter ſind die Bienen alſo, aber freilich auch bewundernswert geſchickte. Bisher hat man wenigſtens ſtets in vollen Tönen ihr Loblied geſungen. Bekanntlich machte — es iſt etwa 1500 Jahre her und geſchah zu Alexandria — der Mathematiker Pappus zuerſt die wunderſame Entdeckung, daß von allen möglichen Prismen mit gleichem Inhalt das ſechsſeitige Prisma der Bienenzelle ſich mit dem denkbar geringſten Aufwand von Material herſtellen laſſe. Im vorigen Jahrhundert fand dann kein anderer als Réaumur, daß auch der Boden der Zelle mit der ſtaunenswerteſten Sparſamkeit konſtruiert ſei, und ſeither galt die Biene als ein geborener Mathematikus, als ein Genie, welches ja übrigens auch in ſeinem ſtaatlichen und privaten Wandel die merkwürdigſten Beweiſe überlegten Könnens ablegt. Es iſt eigentlich betrübend, daß die neueſten Forſchungen wenigſtens die Anſchauungen über die beabſichtigte Zweckmäßigkeit der Bienenbaukunſt auf ein recht beſcheidenes Maß zurückgeführt haben. Mich erfreute in meiner Jugend nichts mehr, als wenn ich meinen verehrten Lehrer, der ſelbſt ein großer Bienenzüchter war, von der faſt übernatürlichen Begabung ſeiner Lieblinge plaudern hörte — und es that mir wirklich ein wenig weh, als man mir neuerdings in unwiderleglicher Weiſe bewies, daß ihre Kunſt, Zellen von ſtreng geſetzmäßiger Größe und Form mit möglichſter Materialerſparnis zu bauen, eigentlich gar keine Kunſt iſt, ſondern daß dieſe Zellen ſich lediglich auf Grund ganz einfacher, phyſikaliſcher Geſetze, von ſelbſt gleichſam, aufbauen. Ein Berliner Gelehrter, Dr. Möllenhoff, hat nämlich gefunden, daß das, durch die Körperwärme der Biene erwärmte, elaſtiſche Wachs gewiſſe Eigenſchaften beſitzt, die ſchon vorher von Plateau an verſchiedenen anderen Körpern ähnlicher Konſiſtenz beobachtet wurden und dem Phyſiker als die ſogen. Plateauſchen Gleichgewichtsfiguren bekannt waren. Man kann dieſelben, nebenbei bemerkt, am einfachſten am großblaſigen Seifenſchaum erkennen: die den benachbarten Blaſen gemeinſamen Häutchen gleiten ſo lange hin und her, bis ſie zu einer gewiſſen Ruhelage gelangen, in der ſie ſich unter ganz beſtimmten Winkeln treffen. Genau dasſelbe gilt von den Bienenzellen. Die anfangs unregelmäßig geformten Zellen gewinnen ihre genaue Anordnung erſt durch die ſelbſtthätige Verſchiebung der dünnen Wände gemäß der Plateauſchen Geſetze.

Nun, ich glaube, es bleibt immer noch genug Wunderbares an dem ganzen Bienenſchaffen, auch wenn man den Tierchen den Ruhm folgerichtiger Baukunſt nicht mehr zuerkennen kann!

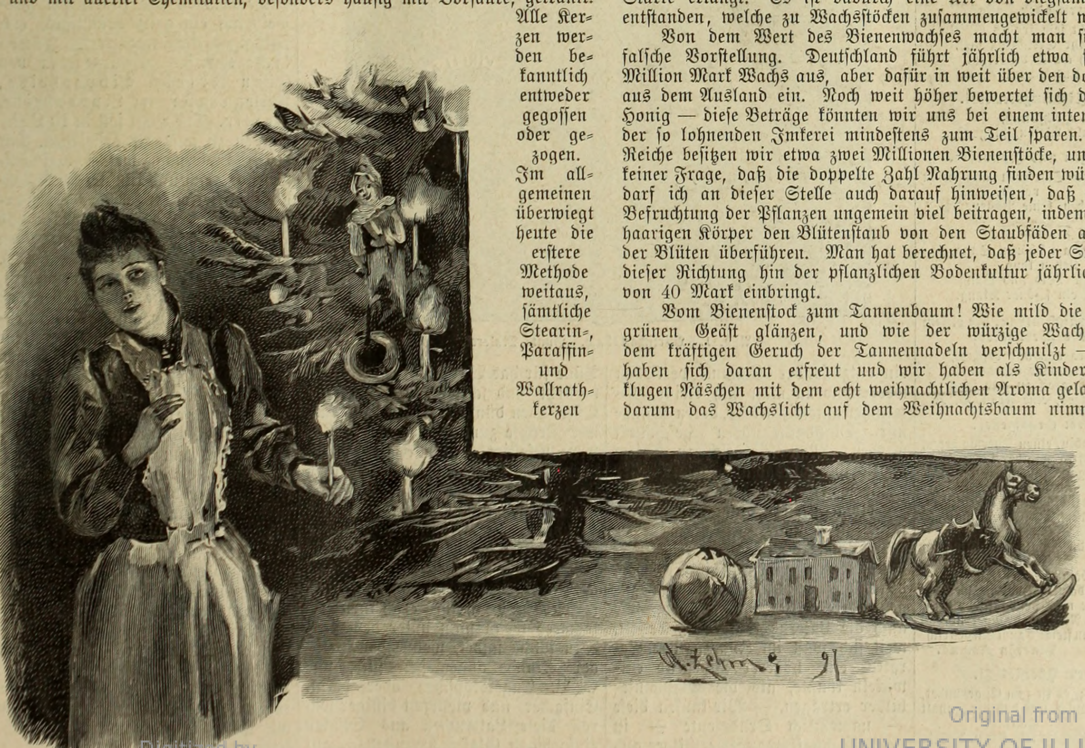
Will man das Wachs gewinnen, muß man das Bienenhaus zerſtören. Die Waben werden ihres ſüßen Inhaltes, des bei großen und kleinen Kindern gleich beliebten Honigs, beraubt und in heißem Waſſer umgeſchmolzen. Dabei ſetzen ſich die mancherlei Verunreinigungen ab und können entfernt werden — man erhält die bekannten, gelben, bald helleren, bald dunkleren Scheiben, in denen das Wachs im Handel vorkommt. Übrigens beſteht zwiſchen Wachs und Wachs ein bedeutenderer Unterſchied, als gewöhnlich angenommen wird. Wie auf den Honig, ſo übt die Ernährungsweiſe der Bienen auch auf ſein Nebenprodukt einen weſentlichen Einfluß aus; erfahrungsmäßig iſt z. B. das Wachs aus Weinbau treibenden Gegenden meiſt ſchwierig in der weiteren Behandlung, und auch wo die Biene durch große Nadelholzbeſtände ſchwärmen, führt es harzige Beſtandteile, welche das Bleichen erſchweren. Das rohe Wachs zeigt nämlich eine körnige Struktur, und ſeine Färbung entſpricht meiſt auch keineswegs den Anforderungen, der ſpäteren Bearbeitung. Deshalb wird es zunächſt mit ſiedendem Waſſer und unter einem geringen Zuſatz von Alaun, Weinſtein- oder Schwefelſäure geläutert, d. h. umgeſchmolzen und kommt dann auf die Bändermaſchine. Es iſt das eine einfache, halb in kaltem Waſſer ſich drehende Holzwalze, auf welche man das geſchmolzene Wachs langſam auflaufen läßt — dabei bilden ſich im erſteren dünne Bänder, die ſich in dem Waſſer ſelbſt ablöſen und dann dem Einfluß der Sonne und der Luft ausgeſetzt werden, um zu bleichen. So ganz einfach iſt dieſe Operation indeſſen nicht. Meiſt bleichen die Blättchen äußerlich zwar ſchnell — ihr verſtocktes Innere aber bleibt dunkel gefärbt. Da gilt es denn, die Maſſe wiederholt umzuſchmelzen und aufs neue auf die Bleiche zu ſenden. Iſt die Wachsſorte vielleicht an ſich harzig und beſonders ſtark gefärbt, dann dehnt ſich die Prozedur, welche unter günſtigen Verhältniſſen etwa 14 Tage erfordert, leicht auf einen Monat aus, und auch der bei ihr eintretende Gewichtsverluſt ſteigert ſich wohl bis auf acht, ja zehn Prozent. Vielfach hat man daher vorgeſchlagen, an Stelle der Naturbleiche eine oder die andere Art von Kunſtbleiche anzuwenden, bei allen dieſen Verſuchen iſt indeſſen nicht übermäßig viel herausgekommen. Sonne und Luft leiſten immer noch, wenn auch langſamere, ſo doch die beſte Arbeit, und auch die hartgeſottenſte Wachsart gibt unter ihren Einflüſſen endlich klein bei.

So hätten wir denn ein brauchbares Wachs. Ehe wir uns aber deſſen Verarbeitung zuwenden, müſſen wir uns einmal nach anderen Wachslieferanten, als der Biene umſchauen. Ohne Surrogate geht es ja in keinem Zweige der Technik ab, und wer vorurteilsfrei iſt, muß denſelben auch ihre Berechtigung am rechten Ort zugeſtehen.

Tier-, Pflanzen- und Mineralreich wetteifern in der Lieferung von Surrogaten für das Bienenwachs. Da ſendet uns zunächſt China in großer Menge das, dem Wallrath ſehr ähnliche, ſchneeweiße Wachs der „Wachsſchildlaus,“ welches nach Brodie „aus dem Cerylеſter der Cerotinſäure $C_{54}H_{108}O_2C_{27}H_{53}(C_{27}H_{55})O_2$“ beſteht — nun wiſſen wir ganz genau, was es iſt, nicht wahr? Aus Braſilien kommt das Andaquieswachs, das Produkt eines Inſekts. Die junge Republik beglückt uns auch mit dem Carnanbawachs, welches aus den Blättern einer Palmenart gewonnen wird, während man in den Südſtaaten der Union aus den Früchten der Myrica cerifera das Myrtenwachs bereitet. Weitaus die größte Bedeutung hat jedoch das Mineralwachs erlangt. Es finden ſich in Galizien, in Rumänien und am kaſpiſchen Meer in Sand eingebettete bräunliche, bisweilen auch grünlich gefärbte Maſſen, die nicht unzutreffend foſſiles Petroleum genannt und als Ozokerit bergmänniſch abgebaut werden; aus dieſem Ozokerit hat man durch Schmelzen und Entfärben einen wachsähnlichen Beſtandteil ausſcheiden gelernt, den ich mir hiermit als Mineralwachs oder Cereſin vorzuſtellen erlaube. Mit Bienenwachs verſetzt hat uns allen ſchon manches Cereſinlicht freundlich aus den grünen Zweigen des Weihnachtsbaumes zugeleuchtet.

Aber kehren wir zu unſerem biederen, reinen Bienenwachs zurück, deſſen aromatiſchen Duft, der ſo ganz eigenartig zu dem Harzgeruch der Tannen zu paſſen ſcheint, doch kein Surrogat völlig zu erſetzen vermag.

Der wichtigſte Beſtandteil jeder Kerze iſt, nächſt dem Wachs ſelbſt, der Docht. Er bildet gewiſſermaßen den Herd der Verbrennung, indem er die durch die Flammen geſchmolzene Fettmaſſe aufſaugt und ſie infolge ſeiner Kapillarität immer wieder in die Höhe zieht. Der einfache Baumwollenfaden thuts heute aber kaum noch — wir verlangen mindeſtens für alle beſſeren Kerzen einen Docht, der ohne Anwendung der antediluvianiſchen Lichtputzſchere ganz gleichmäßig abbrennt, und möglichſt wenig Aſchenreſte hinterläßt. Dazu iſt notwendig, daß er gleichmäßig ſtark iſt und daß ſeine Stärke im richtigen Verhältnis zu dem Umfang der Kerze, die er gleichſam bewältigen muß, ſteht. Der Docht wird ferner in ſehr verſchiedener Weiſe geflochten und gedreht und mit allerlei Chemikalien, beſonders häufig mit Borſäure, getränkt.



Alle Kerzen werden bekanntlich entweder gegoſſen oder gezogen. Im allgemeinen überwiegt heute die erſtere Methode weitaus, ſämtliche Stearin-, Paraffin- und Wallrathkerzen entſtehen durch Gießen in gläſernen oder zinnernen Formen und zwar unter Verwendung ſinnreicher Lichtgießmaſchinen, welche einen ununterbrochenen Betrieb geſtatten und in deren einer an einem Arbeitstage bis zu 30000 Lichte hergeſtellt werden können. Nur ein Teil der wenig anmutigen Talglichte wird gezogen: ihre primitive Herſtellung geſchieht kurz geſagt in der Weiſe, daß der Lichterzieher an einen Metallkranz eine große Anzahl Dochte hängt und ſie ſo oft in den mit geſchmolzenem Talg gefüllten Trog taucht, bis ſie die gewünſchte Stärke erlangt haben.

Seit längerer Zeit hat man ſich bemüht, auch für die Wachskerzen die Gießmethode anzuwenden, das bedeutende „Schwinden“ des Wachſes nach dem Erkalten und das zu feſte Anhaften desſelben an den Formen erſchwerte dieſe bequeme Fabrikationsart indeſſen weſentlich; auch mit dem Preſſen der Kerzen hat man keine rechten Erfolge erzielt. So dominiert denn immer noch eine beſondere Art des Lichterziehens, das „Angießen,“ bei der Erzeugung von Wachskerzen: die vorher im Wachs getränkten Dochte werden an einem freihängenden Reifen, dem „Kranz,“ befeſtigt und unter ſtetem Umdrehen des Dochtes um ſeine Axe mit flüſſigem Wachs übergoſſen; haben ſie die erforderliche Stärke erlangt, ſo legt man ſie zwiſchen leinene Tücher, bedeckt ſie mit einer Flanelldecke und rollt ſie einzeln auf einer Marmorplatte mit dem Rollbrett zu, bis ſie die cylindriſche Form angenommen haben. Dann werden die Kerzen am unteren Ende flach abgeſchnitten, am oberen zugeſpitzt und in Waſſer gelegt, in dem ſie völlig erkalten, ohne die Form zu verlieren. Schließlich wandern ſie noch einmal auf den Bleichplan, um hier die gelbliche Farbe abzuſtreifen.

Die ganz ſtarken Altarkerzen erfordern eine andere Art der Behandlung: bei ihnen formt der Arbeiter auf dem Rolltiſch eine Kerze ohne Docht, drückt in ſie mit einem ſcharfkantigen Lineal eine bis zur Mitte gehende Rinne ein und bettet in dieſe den Docht; dann klebt er die Fuge mit einem Streifen Wachs zu und rollt die Kerze aufs neue. Es iſt übrigens intereſſant, daß Italien trotz ſeiner berühmten Bienenzucht infolge ſeines gewaltigen Verbrauchs an Kirchenlichtern zu den Ländern gehört, die verhältnismäßig am meiſten Wachs einführen: während der Überſchuß ſeiner Honigausfuhr über die entſprechende Einfuhr jährlich etwa 100000 Kilo beträgt, bedarf Italien nämlich eines jährlichen Importzuſchuſſes an Wachs von weit über 400000 Kilogramm. Auch in Frankreich ſtellt ſich das Verhältnis ähnlich.

Nach mancher Richtung hin abweichend iſt die Erzeugung der Wachsſtöcke. Der alte, jedenfalls bis in das 17. Jahrhundert zurückreichende Induſtriezweig wandelt noch heute ſeine urſprünglichen Bahnen — wie unſere Altvordern ihre „Wachsrödeln“ herſtellten, ſo werden jetzt noch die gewundenen, gelben Wachsſtöcke fabriziert, aus denen wir in unſerer Jugend, ehe die modernen Lichthalter erfunden waren, die Chriſtbaumlichter ausſchließlich ſchnitten.

Zwiſchen zwei Trommeln iſt der Docht des Wachsſtockes ausgeſpannt. In der Mitte zwiſchen beiden ſteht eine mit Wachs gefüllte Kupferwanne, welche von unten durch ein gelindes Kohlenfeuer erwärmt wird; auf ihrem Boden iſt ein Haken angebracht, durch den der Docht geführt iſt, an dem Rande ein „Zieheiſen“ mit kreisrunden, koniſchen Öffnungen. Der Docht wird nun langſam bald auf der einen, bald auf der anderen Trommel aufgerollt und dabei durch immer größere Öffnungen des Zieheiſens geleitet, bis er endlich die erforderliche Stärke erlangt. Es iſt dadurch eine Art von biegſamer Wachsſchnur entſtanden, welche zu Wachsſtöcken zuſammengewickelt wird.

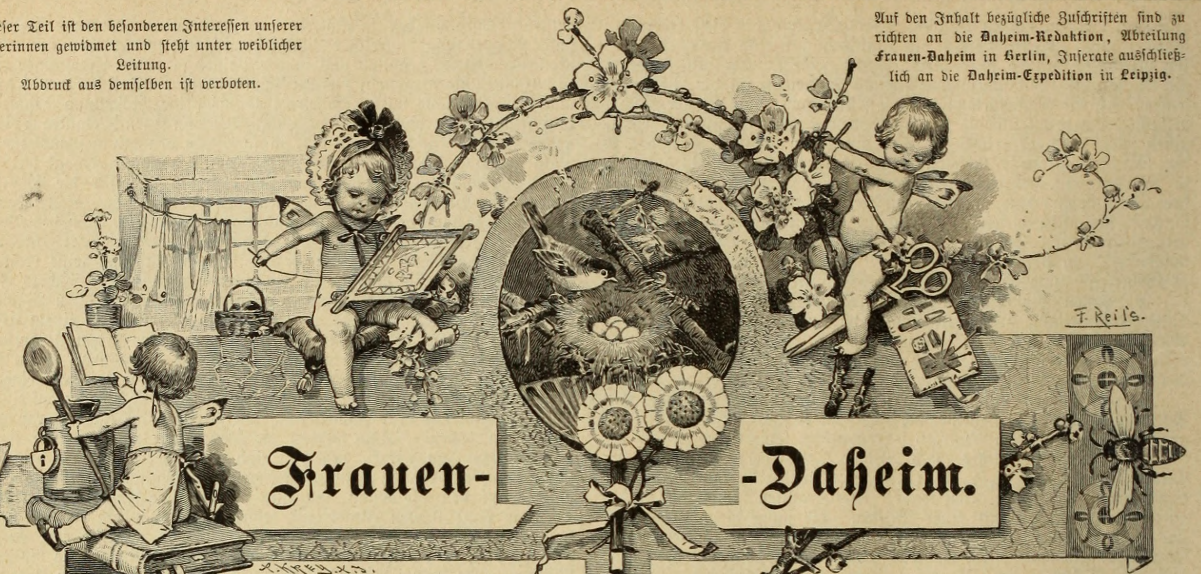
Von dem Wert des Bienenwachſes macht man ſich häufig eine falſche Vorſtellung. Deutſchland führt jährlich etwa für eine halbe Million Mark Wachs aus, aber dafür in weit über den doppelten Betrag aus dem Ausland ein. Noch weit höher bewertet ſich die Einfuhr von Honig — dieſe Beträge könnten wir uns bei einem intenſiveren Betrieb der ſo lohnenden Imkerei mindeſtens zum Teil ſparen. Im deutſchen Reiche beſitzen wir etwa zwei Millionen Bienenſtöcke, und es unterliegt keiner Frage, daß die doppelte Zahl Nahrung finden würde — vielleicht darf ich an dieſer Stelle auch darauf hinweiſen, daß die Bienen zur Befruchtung der Pflanzen ungemein viel beitragen, indem ſie mit ihrem haarigen Körper den Blütenſtaub von den Staubfäden auf die Stengel der Blüten überführen. Man hat berechnet, daß jeder Stock allein nach dieſer Richtung hin der pflanzlichen Bodenkultur jährlich einen Nutzen von 40 Mark einbringt.

Vom Bienenſtock zum Tannenbaum! Wie mild die Lichter in dem grünen Geäſt glänzen, und wie der würzige Wachsduft ſich mit dem kräftigen Geruch der Tannennadeln verſchmilzt — unſere Väter haben ſich daran erfreut und wir haben als Kinder unſere ſuperklugen Näschen mit dem echt weihnachtlichen Aroma gelabt! Ich möchte darum das Wachslicht auf dem Weihnachtsbaum nimmer miſſen, ich könnte auch die mit Dutzenden von elektriſchen Glühlämpchen beſäte Tanne, ſo ſchön ſie ſtrahlen mag, nicht für voll anſehen: Der Tannenbaum und das Wachslicht gehören nun einmal untrennbar zuſammen.

**Wilh. Grabow.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.



# Frauen-Daheim.

Die Weihnachtsklingel ruft: Herein, herein!
O blendend heller, goldner Lichterſchein!

O Liebe, wie dein Glanz die Nacht erhellt!
Giebts wirklich ſo viel Glück in dieſer Welt?!

## Julklappverschen.

### 1. Zu einem Kalender.

Zeigt der Kalender einen neuen Tag,
Sei's dir ein froher, ohne Leid und Plag.

### 2. Zu einem Schlafrock.

Der Winter iſt ein harter Mann;
Doch ziehſt du deinen Schlafrock an,
Lachſt du ihn aus. Gedenke dran!

### 3. Zu einem wärmenden Kleidungsſtück.

Damit dir nicht des Schnupfens Plage
Verkümm're deine Erdentage,
Verfertigten dir meine Hände
Hier dieſe Antiſchnupfenſpende.

### 4. Zu einem Reiſeneceſſaire.

Wer viel reiſet hin und her,
Braucht ein Reiſeneceſſaire;
Wenig Platz nur nimmt es weg,
Und das iſt ja auch ein Zweck.

### 5. Zu Zigarren oder Tabak.

Das Kind, es liebt ſein frohes Spiel,
Der Mutter gilt ihr Strickzeug viel,
Der Hausherr ſich am Tabakskraut
Erfreut, erheitert und erbaut.

### 6. Zu einer Lieblingsleckerei.

Deines Magens Hochgenuß,
Send' ich dir als Weihnachtsgruß.

### 7. Zu Briefbogen und Kouverts.

Wo man denkt, wird Schreiben auch nicht roſten,
Wilde Menſchen haben keine Poſten.

### 8. Zu Noten.

Am frohen Klang, am ſchönen Sang,
Erfreue dich dein Leben lang.
Vor allem ſei, ohn' Leid und Bang
Dein Leben ſelbſt ein ſchöner Klang.

### 9. Zu einer Pfefferkuchenfrau, die einem Weiberfeind beſchert wird.

Was heut dir wird von mir beſchert,
Das haſt du nimmermehr begehrt.
Erſchrick nur nicht, greif zu und ſchau:
S'iſt doch was ſüßes, eine Frau. **E. K.**

### 10. Zu einem Gradmeſſer.

Hier haſt du, Freundin, einen Thermometer,
Bis jetzt haſt du gefroren, aber ſpäter
Bediene, bitte, morgens für und für,
Dich dieſes Celſius und Reaumür,
Daß du den Wärmeſtand, den ſehr erheblichen,
Nicht meſſeſt nach dem Blut, dem unmaßgeblichen.
Und mir erlaubſt du wohl, das Ding zu brauchen,
Es, wenn ich dich beſuche, einzutauchen
Tief in dein Herz, damit genau ich weiß,
Ob dein Gefühl für mich heut kalt, ob heiß.
Und zeigt es unter Null, ſo dränget ſich
Mein Herz dazu, dann ſteigt's zum Siedeſtrich.
**Martha Asmus.**

### 11. Zu einem Theeſteb-Ei.

Nimm hin mein Herz, es iſt zum Ei gerundet,
Gebrauchs nach Wunſch, nur daß der Inhalt mundet!
Und ſcheint geſchmacklos dir ſein Ach und Weh,
Dann füll, zum Wechſel, es mit würz'gem Thee!
Heiß Waſſer drauf! Wenn du die Sanduhr drehſt,
So thut ſie ſtill den Reſt. Probatum est!
**Martha Asmus.**

## Etwas Neues für den Chriſtbaum.

Durch den wundervollen Effekt, welchen die *Glasmalereien* — ob echt oder imitiert — überall wo ſie angebracht werden hervorbringen, kann auch dem Weihnachtsaufbau ein entzückender Schmuck verliehen werden, wenn man ſich kleine Laternchen anfertigen läßt, deren Wände mit Diaphaniebildern geſchmückt werden. Man läßt ſich zu dieſem Zwecke aus Glasabfällen vom Glaſer kleine Scheiben von beliebiger Größe — etwa 10—15 cm hoch, jedoch nicht zu ſchmal, faſt viereckig — zurechtſchneiden. Es gehören zu jeder Laterne *nur drei* Scheiben, denn die hintere, dem Baum zugewendete Seite bleibt offen, wie auch die Laterne kein Dach erhält, weil ſich ſonſt im Innern des Gerätes ein höherer Hitzegrad entwickeln könnte, als die Diaphaniebilder ertragen. — Wir kaufen dieſe — namentlich Ornamente — in einem Geſchäft, wo ſolche Bilder aus der Fabrik von Grimme und Hempel in Leipzig erhältlich ſind. Die Bilder werden nun nach Gebrauchsanweiſung auf der Außenſeite des Glaſes aufgezogen. Eine zweite Scheibe überzulegen, dürfte bei dem vorübergehenden Zweck des Gegenſtandes überflüſſig ſein. Die fertigen Scheiben übergibt man alsdann dem Klempner, der ſie in ſchmale Blechränder — die man nach Belieben bronzieren kann — faßt, mit einem Boden, auf welchen eine kleine Tülle für das Wachslichtchen kommt, verſieht und ſchließlich an den vier Ecken oben dünne Kettchen oder auch nur Drähte zum Anhängen der Laterne befeſtigt. — An eiſerne Stäbe oder ſehr ſtarke Drähte, wie man ſie zur ſicheren Befeſtigung von Kerzen in den Stamm des Chriſtbaums zu bohren pflegt, aufgehängt — die offene Seite natürlich hinten — ein Wachslichtchen darein geſteckt und entzündet, — ſo kann dieſer Schmuck reizend und ſinnig erſcheinen — letzteres wenn man unter den Bildern ſolche findet, welche der Weihe der Stunde angemeſſen ſind, wie z. B. Engelsköpfchen oder dergl. Einfacher und vielleicht billiger wären dieſe Laternchen aus Stücken einfarbigen Glaſes herzuſtellen, auf welches man ausgeſchnittene ſchwarze Schattenbilder aufkleben kann, wie ſolche ſich in Journalen und Katalogen vorfinden. — Schon vier dieſer Laternen, über Kreuz am Baum angebracht, werden überraſchend wirken, eine größere Anzahl natürlich noch reicher. **B. v. W. in L.**

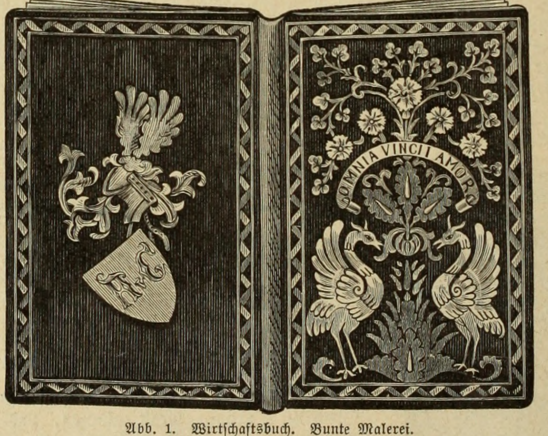


Abb. 1. Wirtſchaftsbuch. Bunte Malerei.

## Kunſt im Hauſe.

Die Rubrik „Kunſt im Hauſe“ iſt ſicher diejenige, nach der die meiſten jungen Mädchen zuerſt das Frauendaheim durchſuchen. Wie gern möchten wir ſie umfangreicher geſtalten, wenn der Raum es erlaubte. Wenigſtens wollen wir es an Anregungen nicht fehlen laſſen. Als ſolche bringen wir heute den Hinweis auf ein ganz prächtiges, einſchlägiges Lieferungswerk, „*Häusliche Kunſt*,“ herausgegeben von *Frau Frieda Lipperheide*, Verlag von *Franz Lipperheide*, *Berlin*. Das Werk ſoll in 10 Lieferungen zu je 50 Pf. erſcheinen. Der erſten Lieferung, welche drei eingehende reich und künſtleriſch vollendet illuſtrierte Artikel über *Fächermalerei*, *Holzmalerei* und *Brandmalerei* enthält, entnehmen wir unſere Illuſtrationen (Abb. 1 u. 2). Iſt es unſeren Leſerinnen erwünſcht, ſo werden wir ſie immer über den Inhalt der Hefte auf dem Laufenden erhalten und dieſe und jene hübſche Vorlage aus denſelben folgen laſſen. Die heute abgebildeten Gegenſtände fallen in das Gebiet der *Holzmalerei*. Das *Wirtſchaftsbuch* (Abb. 1) iſt in Intarſiamalerei gehalten; die Vorzeichnung wird auf Holz übertragen, die Kontur ſcharf nachgegangen, am beſten in ſchwarz, die Figuren weiß oder zartfarbig, der Grund leicht getönt gehalten. Innerhalb der Zeichnung geben Adern, Schraffierungen dem Ganzen mehr Ausdruck. Die Seitenverzierungen des *Schachbrettes* (ſ. Drittes Blatt) ſind gleichfalls bunt auf zartgetöntem Grund gedacht. Die beiden Vorlagen mögen unſeren Leſerinnen eine kleine Idee von dem reichen Inhalt der Hefte geben, die wir nach dem Geſagten wohl kaum noch zu empfehlen brauchen.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

## Weihnachtliches.

Ein hübſches und auch nützliches Weihnachtsgeſchenk, das dem ſtarrem Winter ſchon die Vorfreude des fröhlichen, lebendigen Sommers im Walde bereitet und zugleich den Knaben und Mädchen wiſſenſchaftliche Belehrung erteilt, iſt eine künſtliche Pilzſammlung. Viele Leute haben wir im Thüringer Walde und im Harz beobachtet, die ſich bewunderungswürdig aufs Pilzſammeln verſtanden, und letzthin fiel uns eine Berliner Familie in Friedrichroda auf, die das Sammeln ſogar ganz gewerbsmäßig betrieb und Steinpilze, Champignons, Muſſerons und Reizker, die ſie mit zahlreichen Kinderhänden morgens gepflückt, mittags ſchon in kleinen Körben an die B.=ſche Delikateſſenhandlung in Berlin ſandte und daraus die Mehrkoſten ihrer Sommerfriſche beſtritt. Aber vielfach hindert die Unkenntnis der verſchiedenen Arten und tritt die Furcht vor Vergiftung dem Vergnügen in den Weg. Da iſt eine auf wiſſenſchaftlicher Grundlage erbaute künſtliche Sammlung, die unterſcheiden lehrt, wie dies die Arnoldiſche Pilzſammlung (H. Arnoldi, Gotha) thut, ſehr praktiſch. Die ganze Sammlung beſteht aus 30 Lieferungen á 12 Stück, aber man kann eine ſpezielle Kollektion der wichtigſten Arten bekommen, die vollſtändig genügt, wenn man nicht gerade umfaſſende Studien treiben will. Dieſe Kollektion hat zwei Abteilungen, die erſte enthält die 24 bei uns am meiſten vorkommenden eßbaren Pilze, die zweite enthält 24 giftige Pilze unſerer Länder. Damit kann man ſchon auskommen, und wenn man ihre Formen an den künſtlichen Nachbildungen ſtudiert hat, beruhigten Herzens Delikateſſen ſammeln. Jede Serie iſt einzeln zu haben und koſtet M. 18. Der Einſender erlaubt ſich noch die kleine kulinariſche Schlußbemerkung, daß von allen Pilzen der friſche „Maiſchwamm“ am köſtlichſten ſchmeckt, feiner als Champignon und Trüffel. Seine Brühe veredelt Bouillon und Sauce in einer Weiſe, die ſich nicht beſchreiben läßt. Man muß es geſchmeckt haben! **Pilzfreund.**

## Zimmerſchmuck.

Als Ständer für eine Palme oder eine andere große Pflanze kann man ſehr hübſch einen Birkenſtamm verwenden. Aus einer ſchönen weißen Birke läßt man ſich in einer großen Holzhandlung ein beliebig großes Stück herausſägen. Man kann an den Seiten desſelben kleine Bretter anbringen, die man mit niederen Gewächſen beſetzt. Seit Jahren beſitze ich zwei Stämme (Höhe 120 cm, der Umfang mißt 100 cm) die ſich großen Beifalls erfreuen. Damit der Stamm nicht direkt auf der Erde ſteht, thut man gut, auf die untere Seite zwei bis drei kleine Brettchen zu nageln oder unterzulegen. **Lisbet.**

## Gratulationskarten.

Von den beiden niedlichen Muſtern von Neujahrskarten, die wir am Fuße dieſer Seite bringen, iſt die eine (Abb. 3) in Tuſch- und Bronzemalerei in Carton die andere (Abb. 4) in Sepiazeichnung auf einem matten Glastäfelchen ausgeführt. Letzteres bekommt ein Goldbördchen als Randabſchluß und wird, um als kleines Fenſterbild dienen zu können, von feinem blaßblauem Schnürchen gehalten. Von gleicher Farbe ſind die drei großen Pompons.

## Geſellſchaftsſpiel.

Folgendes, dem Boccia ähnliches Geſellſchaftsſpiel ſei den Leſern des Daheim für die Winterabende empfohlen. Es erfordert nichts als einen runden Tiſch und Steine des Damebretts. Inmitten des Tiſches wird eine Nadel feſtgeſteckt und ein Fingerhut darauf geſtülpt und zwar ſo, das letzterer, etwa $1/_2$ cm vom Tiſche entfernt, auf der Nadel tanzen kann. Nun nimmt jeder Spieler zwei Steine von einer Farbe, der erſte Weiß, der zweite Schwarz, der dritte Weiß, der vierte Schwarz und ſo fort. Iſt die Zahl der Spieler ungleich, ſo nimmt einer noch zwei Steine von ſeiner Farbe und ſchiebt für den fehlenden Mann. Weiße und Schwarze bilden Parteien, jede Partei ſucht nun möglichſt viel Steine in die Nähe der Nadel zu bringen und die Feinde wegzuſchießen. Dieſer harmloſe Kampf iſt immer von erheiternden Ausrufen, oft von allgemeinem Gelächter begleitet. Regeln ſind: daß jeder auf ſeinem Stuhle ſitzen bleiben muß, aber von jedem Punkt aus, der ihm erreichbar iſt und vorteilhaft erſcheint, ſchieben kann. Dies geſchieht, indem der Stein etwas über den Rand des Tiſches hinausgelegt wird und man ihm dann mit der ſteifen flachen Hand einen Stoß gibt, ſo daß die Hand an die Tiſchkante anſchlägt. Bleibt der Stein in Kartenbreite vom Rande entfernt liegen, ſo kann er zurückgenommen und nochmals geſchoben werden. Weit eher aber fliegt er über den ganzen Tiſch hin und der gegenüberſitzenden Perſon in den Schoß. Hier iſt dann kein Zurücknehmen geſtattet. Ein „Rennen“ beſteht darin, daß jeder Spieler ſeine Steine ſchiebt, jedoch geht das Schieben zweimal herum, indem jeder nur einen Stein auf einmal ſchieben darf. Das Anfangen jeden Rennens geht auch reihum, und hatte der Letzte angefangen, ſo werden die Ergebniſſe aller Rennen verglichen und feſtgeſtellt, welche Partei gewonnen hat. Nach jedem Rennen wird aufgeſchrieben, wieviel Weiße oder Schwarze der Nadel am nächſten ſtehen. Zu dieſem Spiele iſt eine Hängelampe am paſſendſten, denn mitunter gibt es feurige Spieler, und die Steine ſpringen in die Höhe, was eigentlich nicht vorkommen ſoll. Unſer runder Ausziehtiſch, der durch das Fournier in zwölf Keile geteilt iſt, deren Spitzen in der Mitte zuſammenlaufen, eignet ſich vortrefflich, denn die Bahnen zum Schieben ſind da gleich vorgezeichnet und die Nadel wird im Spalt feſtgeſteckt. Aber auch jeder glatte runde Tiſch iſt paſſend. Unſere Steine haben die Größe eines Thalers. **A. Z.**

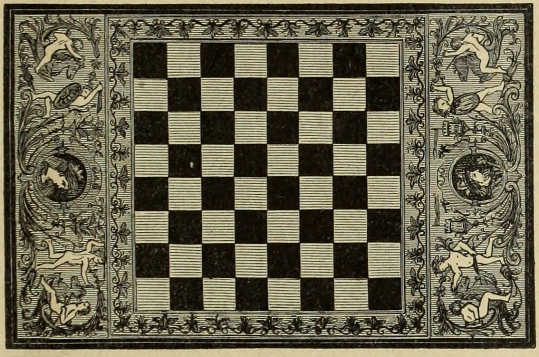


Abb. 2. Schachbrett. Bunte Malerei.

## Handarbeit.

Warme Einlegeſohlen. Werkzeug und Material: 4 feine Stricknadeln und für 20 Pf. feine roſa, ſchwarze oder graue Tricot-Wolle. Man legt zu einem Paar nicht zu großer Damenſohlen auf 3 Nadeln je 12 Maſchen auf (alſo 36) und ſtrickt die Sohlen, wie Strümpfe, immer glatt herum, ohne Abnehmen, ohne Naht. Nun ſchneidet man ſich von gewöhnlicher, grauer, nicht zu ſtarker Pappe eine Sohle, ringsherum einen halben Centimeter kleiner als die Sohle des Stiefels; dieſe Pappſohle zieht man in die Strickerei, die ebenſo lang ſein muß und unten wie oben offen bleibt. Die Strickerei zieht ſich ganz nach der Pappe; zuletzt näht man die Sohle oben und unten mit feinen, überwendlichen Stichen zu. **Frau Paſtor F. in A.**

Serviette für Käſe, Brot und Butter. Aus einem 78 cm breiten Stück Shirting ſchneidet man ein Quadrat und ſäumt dasſelbe mit roter Stickbaumwolle in Grätenſtich ein. Nun legt man das ausgebreitete Quadrat auf die Tiſchplatte, die rechte Seite nach unten, und ſchlägt die vier Ecken nach der Mitte zuſammen. Das entſtandene kleinere Quadrat dreht man um und wiederholt das Verfahren, indem man die neugebildeten Ecken wieder in die Mitte legt. Dasſelbe Verfahren wiederholt man zum zweiten Mal und wendet die Serviette zum dritten Mal um. Jede Ecke des nun entſtandenen kleinen Quadrats beſteht aus zwei Teilen, welche mit einer Stickerei in Kreuz-, Platt- oder Stilſtich verziert werden. — Die vollendete Arbeit wird nun auf ein Tablett oder einen Teller gelegt, indem man die geſtickten Ecken derartig aufſtellt, daß ſie wie kleine Düten ſtehen, in welchen je ein kleiner Teller Platz findet. Auf zwei der Teller ordnet man Käſe, auf die beiden andern Butter, während die Mitte der Serviette Brot oder Pumpernickel aufnimmt, die Lücken füllt man mit Radieschen aus.

## Auskunft.

Geehrte Abonnentin: In Leh im Hymalaya, Miſſionsſtation der Brüdergemeinde, iſt dringend ein Arzt nötig.

Achtungsvoll.
**Chr. R. A., Baſel,**
Abonnentin des Daheim.

## Für die Küche.

### Zur Weihnachtsbäckerei.

Weiße Pfeffernüſſe. 2 Pfd. Zucker, $1/_4$ Pfd. Butter, $1/_2$ Liter Roſenwaſſer werden zuſammen aufgekocht, dann mit 3 Pfd. Mehl, welches man vorher durchgeſiebt, verbunden. Hierauf gibt man 3 Eidotter auf die Maſſe, rührt dieſelben unter, ebenfalls etwas fein geſtoßenen Cardamom und Zimmet, zuletzt 15 Gramm Hirſchhornſalz und ſchlägt den Teig recht tüchtig durch. Dann läßt man denſelben bis zum andern Tag ſtehen, rollt darauf kleine Kugeln davon aus und bäckt dieſelben recht heiß.

Eine andere Sorte. 1 Pfd. durchgeſiebtes Mehl, 2 Pfd. geſchmolzene Butter, 2 Pfd. fein geſtoßenen Zucker, 10 Eier, von welchen man 4 Eiweiß zurückläßt, 2 auf Zucker abgeriebene Citronen, $1/_4$ Pfd. fein gehackte Succade, etwas zerſtoßenem Zimmet und Cardamom vermengt man mit $1/_2$ Liter aufgekochter Milch, gibt zuletzt 20 Gramm Pottaſche dazu und wirkt das Ganze recht tüchtig durch. Dann formt mann kleine Kugeln davon und backt dieſelben.

Weiße Makronen-Pfeffernüſſe. 1 Pfd. durchgeſiebtes Mehl, 1 Pfd. fein geſtoßenen Zucker, $1/_4$ Pfd. geriebene Mandeln, 4 ganze Eier, eine auf Zucker abgeriebene Citrone, etwas Cardamom, eine Meſſerſpitze voll Hirſchhornſalz werden zuſammen gewirkt, kleine Kugeln davon geformt und gebacken.

Kleine Kringel. Man vermiſcht $1/_2$ Pfd. geriebene, abgebrühte Mandeln mit $1/_2$ Pfd fein gemahlenem Zucker und einer auf Zucker abgeriebenen Citrone, gibt ſo viel Eidotter hinzu, um davon einen feſten Teig anzurühren; dann formt man davon kleine Kringel, beſtreicht dieſelben mit zerquirltem Eidotter und backt ſie im nicht zu heißen Ofen.

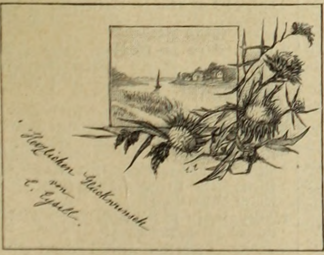


Abb. 3.

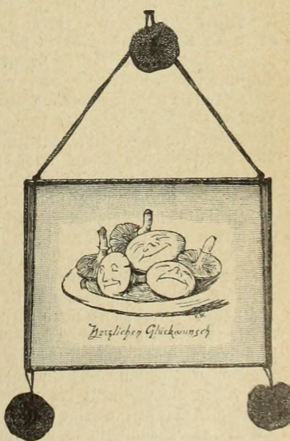
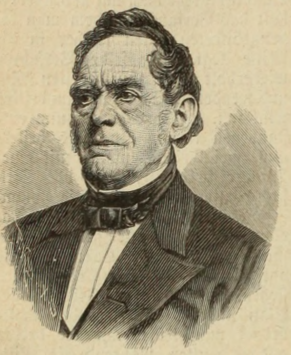


Abb. 4.

# Hausmuſik.



Heinrich Dorn.

## Heinrich Dorn.

Heinrich Dorn wurde geboren am 14. November 1804 zu Königsberg i. Pr. Hier, in der „Stadt der reinen Vernunft“ erhielt der begabte und aufgeweckte Knabe frühzeitig eine vortreffliche muſikaliſche Vorbildung. Das völlige Vertrautſein mit den techniſchen Principien ſeiner Kunſt ließ die Neigung des jungen Dorn, Muſiker werden zu wollen, mit um ſo größerer Heftigkeit hervortreten, als die Trockenheit der juriſtiſchen Studien, welchen Dorn oblag, in ſeinem friſchen, fröhlichen Jünglingsherzen das Verlangen und die Sehnſucht nach künſtleriſcher Bethätigung auf das Lebhafteſte ſteigerte. Der Kampf zwiſchen Kunſt und Gelehrſamkeit, zwiſchen Jus und den Muſen war raſch entſchieden. Die Muſen hatten geſiegt. Nach einer längeren Reiſe ließ ſich Dorn in Berlin nieder, wo er unter Zelter, L. Berger und B. Klein ernſthafte, theoretiſche und praktiſche muſikaliſche Studien pflog. Er wurde ein Muſiker, der ſein Berufsgeheimnis gründlich verſteht und als Klavierſpieler eine achtunggebietende Fertigkeit ſich erworben hatte. Ein unruhiges Wanderleben führte Dorn durch verſchiedene Städte Deutſchlands: wir finden ihn in Frankfurt a. M., wo er als Lehrer an einem Muſikinſtitut eine kurze Thätigkeit entfaltet; 1828 lebt er in Königsberg, 1829 in Leipzig; aber ſeines Bleibens war auch in der muſikgeſegneten Stadt an der Pleiße nicht lange. Schon 1832 war Dorn in Hamburg, dann taucht er wieder an einem anderen Orte auf und zwar in Riga, wo er das Amt eines Kirchenmuſikdirektors bekleidete und eine ausgebreitete und ſegensreiche Lehrthätigkeit entwickelte. Hier in Riga erwarb ſich der thatkräftige, energiſche und ſcharfdenkende Mann auch den Ruf eines vorzüglichen Dirigenten, den er in der Folgezeit noch befeſtigte, als das Doppelamt eines ſtädtiſchen Muſikdirektors in Köln und des Kapellmeiſters am Stadttheater ihm übertragen wurde (1843). In Köln legte Dorn, indem er 1845 eine nach künſtleriſchen Principien geleitete Muſikſchule gründete, den Grundſtein zu dem nachher ſo blühenden Konſervatorium. Die Thatſache, daß Dorn als Dirigent der niederrheiniſchen Muſikfeſte ſeine eminente Direktionsbegabung in das hellſte Licht geſetzt hatte, war für ſeine weitere Kapellmeiſterlaufbahn entſcheidend: 1849 wurde er als Nachfolger Nicolais nach Berlin in das Amt eines kgl. Hofkapellmeiſters berufen, das er zwei Jahrzehnte lang mit Energie und Zielbewußtſein verwaltete. Die Akademie der Künſte erkannte mit der Ernennung Dorns zu ihrem Mitgliede die Verdienſte des Künſtlers an. 1869 wurde Dorn zuſammen mit ſeinem Kollegen Taubert penſioniert, nachdem ihm der Profeſſortitel verliehen worden war. Seitdem lebt Dorn in Berlin, hochangeſehen als Privatlehrer und als geſchätzter Kritiker. Die künſtleriſche Produktion Dorns iſt eine ihrem Umfange und ihrem Inhalte nach hochbedeutſame. Von ſeinen muſikaliſch dramatiſchen Arbeiten ſind hervorzuheben: „Die Rolandsknappen“, „Die Bettlerin“, „Abu Kara“, „Der Schöffe von Paris“, „Das Banner von England“, „Die Nibelungen“ (1854, mehrfach aufgeführt), „Ein Tag in Rußland“, „Der Botenläufer von Pirna“, ferner das Ballet „Amors Macht“. Außerdem hat Dorn eine große Anzahl ſehr beliebter, weit verbreiteter Lieder und Klavierſtücke geſchrieben und die intereſſante Selbſtbiographie „Aus meinem Leben“ veröffentlicht.

## Weihnachts-Litteratur.

Wer würde bei der Feier des wundervollen, poeſieüberſtrahlten Weihnachtsfeſtes der Muſik entbehren wollen! Sei es ein frommer Choral, eine feierliche Weiſe, ſei es eines der zahlreichen ſchönen Lieder, welche dem Wunder der Chriſtnacht gelten: die deutſche Familie läßt ſich kaum den ſeit Jahrhunderten geübten Brauch rauben, die Gefühle freudiger Ergriffenheit und religiöſer Erhebung, welche gerade dem glorreichen Weihnachtsfeſte in ſo inniger Miſchung zugehören, durch Geſang und Muſik Ausdruck zu geben. Eine ganze Anzahl der herrlichſten Liederblüten hat uns die Chriſtnacht trotz Eis und Schnee auf Thal und Berg beſchert, Lieder, in denen ſich das deutſche Gemüt in ſeiner ganzen Tiefe und Reinheit aufſchließt. Manches ſchöne Lied aus alter Zeit erklingt am Weihnachtsabend im Kreiſe der Familie. Aber trotz des uns von den Vätern überkommenen Reichtums an frommen Melodien haben wir im Laufe der Zeit manches Lied, das wert wäre, erhalten und überliefert zu werden, eingebüßt. Hie und da, zerſtreut in ſtillen Winkeln einſamer Dörfer, wohin der poeſiefeindliche Geiſt unſerer Zeit noch nicht gedrungen, haben ſich ſolche rührende, ſchlichte Lieder noch erhalten. In ſeinem Werke „Chriſtnachtpoeſie in Liedern des deutſchen Volkes“ hat Johann Lander eine verdienſtvolle „Sammlung noch unveröffentlichter Weihnachtslieder“ aus dem unverſiegbaren Liederſchatz des deutſchen Volkes der muſikaliſchen Welt beſchert. (Verlag von J. André, Offenbach a/M.) Die Sammlung iſt für Klavier zu zwei Händen eingerichtet; die überall untergelegten Texteswortе ermöglichen jedoch auch den Hinzutritt einer Singſtimme. Die Sammlung enthält 25 Lieder, darunter koſtbare Perlen. Der Umſtand, daß die Ausführung jedem, der nur einige Akkorde auf dem Klaviere greifen kann, ermöglicht iſt, wird der weiteren Verbreitung dieſer Sammlung jedenfalls nur förderlich ſein. Schade, daß der Herausgeber den einzelnen Liedern nicht den Ort der Auffindung, die Zone der Verbreitung und die mutmaßliche Jahreszahl der Entſtehung beigefügt hat. Das würde für den Hiſtoriker von Wert geweſen ſein. Einzelne der Melodien erinnern an Bekanntes. So hat z. B. Nr. 23 ausgeſprochen Mozart'ſchen Charakter und erinnert an ein Lied des Papageno in der „Zauberflöte“. Übrigens irrt der Herausgeber, wenn er glaubt, einen Erſtdruck zu geben. Viele der Lieder ſind ſchon bekannt. Eine originelle Feſtgabe, was die Anordnung des Stoffes betrifft, bietet Carl Kipke der muſikaliſchen Welt mit ſeinen „Chriſtbildern“, einer Weihnachtsgabe für Jung und Alt, enthaltend 51 alte und neue Lieder und Klavierſtücke für die Weihnachtszeit, leicht ausführbar bearbeitet und zu kleinen Stimmungsbildern zuſammengeſtellt. (Pr. 2 Mk. Leipzig, C. F. W. Siegels Muſikalienhandlung.) Das Eigentümliche dieſer Sammlung beſteht darin, daß der Stoff in drei große Hauptabteilungen gegliedert iſt, welche durch Erzählungen der Großmutter von der Geburt des Herrn, wie ſie in der Bibel beſchrieben iſt, miteinander verbunden ſind. Der Gedanke iſt vortrefflich und man kann ſich denken, welche intenſive Wirkung dieſe ſchöne muſikaliſche Feier auf die Herzen der Kinder ſowohl wie der Erwachſenen hervorbringen muß. Um den Leſern einen Begriff zu geben, wie Kipke ſeine Aufgabe löſt, citiren wir jenen Abſchnitt, welcher der Beſcherung gewidmet iſt: ſie wird eröffnet mit einem Choral („Vom Himmel hoch“), dann folgt eine Weihnachtsweiſe („O du fröhliche, o du ſelige“), dann „Es iſt ein Ros entſprungen“ und „Freut euch, liebe Chriſten“, die beiden alten herrlichen Tonſätze. Dann iſt eine der Schumannſchen Kinderſzenen eingeſchaltet („Glücks genug“), welcher der Choral „Nun danket alle Gott“ folgt. Die Beſcherung ſelbſt iſt ebenfalls muſikaliſch geſchildert und zwar ſo ausführlich, daß die Bleiſoldaten, das A-B-C-Buch, das Steckenpferd und Geſchichtenbuch, die Trompete, der Hampelmann, die Puppenſtube, die Menagerie u. ſ. w., muſikaliſch in ſelbſtſtändigen, kleinen, leicht ausführbaren Muſikſtücken verherrlicht werden. Die Ausſtattung dieſer Chriſtbilder, die wir wärmſtens empfehlen können, iſt eine vortreffliche. Eine hübſche Blütenleſe von Weihnachtsſtücken für Klavier bietet Guſtav Hecht in ſeiner Sammlung Weihnachtsſterne, welche 35 der beliebteſten Weihnachtslieder in leichteſter Bearbeitung für Klavier zu zwei Händen ohne Oktavenſpannungen umfaßt. (Verlag von Ch. Fr. Vieweg, Quedlinburg, Pr. 1.50 Mk.) Als Anhang ſind für vorgeſchrittene Spieler eine Anzahl Schumannſcher Stücke beigegeben. Sehr geſchmackvoll ausgeſtattet, mit Bildern und Gedichten geziert, präſentiert ſich die von R. Linnarz herausgegebene Sammlung „Weihnachtsklänge im deutſchen Hauſe, 24 der ſchönſten Weihnachtslieder für Klavier“ (Hannover-Linden, Verlag von Manz und Lange) einfache, ſchlichte Tonſätze, welche für ein kindliches Können berechnet ſcheinen. Die Sammlung iſt, wie die vorige, ſehr empfehlenswert, dort, wo nur ſparſame Darſtellungsmittel zur Verfügung ſtehen. Als Kunſtlieder vornehmſter Art wollen die wundervollen Weihnachtslieder von P. Cornelius (Op. 8, zwei Ausgaben, hoch und tief á 2.50 Mark. Leipzig, E. W. Fritzſch) betrachtet ſein, in denen ſich das herrliche, fromme Gemüt dieſes hochbedeutenden, leider viel zu früh verſchiedenen Komponiſten in ergreifend ſchöner, weihevoller und geläuterter Tonſprache verkündet. Die Lieder ſind berühmt. Sie bedürfen keiner weiteren Empfehlung. Mögen diejenigen unſerer Muſikfreunde, denen ſie bisher noch unbekannt geblieben ſind, nicht verſäumen, ihre Bekanntſchaft zu machen.

## Geiſtliche Lieder.

Das Einfache und Beſcheidene wird allezeit ſeine Freude finden, und im Charakter dieſer freundlichen Beſcheidenheit und Schlichtheit ſind „Zwei geiſtliche Lieder“ für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte oder des Harmoniums von Heinrich Pfannſchmidt komponiert, welche in Berlin bei Georg Plothow erſchienen. (Pr. 1 Mk. für jedes der Lieder.) Das erſte nennt ſich „Abendgebet“ und iſt in dem milden E-dur in der Stimmung frommer Ergebung komponiert, während das zweite „Chriſtkindlein“ einen Ton feſtlicher Fröhlichkeit anſchlägt. Beide Lieder ſind leicht zu ſingen und zu ſpielen, einfach und klar in der Harmonie, ungeſucht und natürlich in der melodiſchen Führung der Singſtimme und wohl wert in allen den häuslichen Kreiſen geſungen zu werden, welche noch Sinn für anſpruchsloſe Muſik beſitzen. Die Ausſtattung, welche die Verlagshandlung den beiden Heften zuteil werden ließ, iſt einfach, aber würdig.

## Redaktionspoſt.

Herrn **F. S—r.** in **Lage.** Das uns übermittelte Lippeſche „Nationallied“ iſt ja ſehr gut gemeint; ſeinem Charakter nach aber viel zu ſehr Kunſtlied, als daß es Anſpruch darauf erheben könnte, Eigentum der breiten Volksmaſſen zu werden. Der Tonſatz iſt übrigens einiger Verbeſſerungen bedürftig.

**An mehrere Einſender.** Wir bitten die für uns beſtimmten Artikel möglichſt knapp zu halten; eine bis anderthalbe Spalte ſind uns ſtets willkommen. Artikel, welche dieſen Raum überſchreiten, müſſen wir ablehnen, da wir einem einzigen Artikel zuliebe — und wäre er noch ſo vortrefflich — unmöglich die Mannigfaltigkeit unſerer „Hausmuſik“ opfern können.

Herr **K. Z—d** in **Minden.** Ihre Mitarbeiterſchaft iſt uns willkommen. Die Themen müſſen Sie freilich ſelbſt ſuchen. Frdl. Gruß!

Frau **M.** in **Sorau.** Wir empfehlen Ihrer geneigten Beachtung unſere heutige Rubrik „Weihnachtslitteratur.“ Eine nicht allzuleichte Bearbeitung des Liedes „Stille Nacht“ iſt uns unbekannt. Fromme Lieder widerſtreben im allgemeinen einer brillanten Behandlung!

**Kirchenglocken in Ausbach.** Beſten Dank! Kommt zur Verwendung!

Frau **Oe—e Berlin.** Artikel gelangt gelegentlich zum Abdruck.

10 Pf. für das Stück; dke Mehrzahl hat geradezu horrende Preiſe erlangt. Für die ſogen. preußiſchen Oktogone (achteckige eingeprägte Marken zu 4, 5, 6, 7 Sgr.) werden 25—100 M. für das guterhaltene Exemplar gezahlt; Thurn u. Taxis 1861, $^1/_2$ Gr. orange koſtet etwa 50 M.; Sachſen 1866, 5 Gr. rot 10 M.; 10 Gr. blau iſt für 12 M. kaum erhältlich; Mecklenburg-Schwerin 1856, 5 Sh. blau koſtet ca. 25 M.; Strelitz jedes Couvert 5—10 M. u. ſ. w. Ganz beſonders möchte ich noch auf die ſogn. überklebten Couverts des norddeutſchen Poſtbezirks aufmerkſam machen; es ſind dies Couverts der norddeutſchen Einzelſtaaten, bei denen die alten Wertſtempel mit Marken des Norddeutſchen Bundes überklebt wurden. Dieſelben kamen 1867 in den Verkehr und ſtehen meiſt außerordentlich hoch im Preiſe.

Alle angeführten Preiſe ſind Händlerpreiſe, und der Privatmann wird dieſelben, wenn er an einen Händler oder Sammler verkauft, ſehr ſelten erzielen. Er erzielt für weniger ſeltene Poſtwertzeichen aber durchſchnittlich doch ein Drittel bis zur Hälfte, für Seltenheiten erſten Ranges bis zu zwei Dritteln des Handelswertes. Wer den eigenartigen Gang des Briefmarkenhandels kennt, wer vor allem weiß, mit welchen Koſten die größeren Händler ihr Lager einigermaßen vollſtändig erhalten, wird den Nutzen, den dieſe beanſpruchen, nicht übermäßig finden.

Grundbedingung für ein gutes Verwerten alter Poſtwertzeichen iſt jedoch, daß ſie tadellos erhalten ſind. Die größeren Sammler, welche zugleich die einzigen Käufer wirklicher Seltenheiten ſind, legen auf die tadelloſe Erhaltung jeder Marke, jedes Couverts, den höchſten Wert. Eine Marke, die am Rande beſchnitten oder ſonſt lädiert iſt, erzielt oft nicht den fünften Teil des Durchſchnittspreiſes; ja ſelbſt eine ſtark geſtempelte Marke, ein auf der Rückſeite geſiegeltes Couvert bewertet ſich ſofort bedeutend, bisweilen um die Hälfte billiger. Daher iſt es auch notwendig für jeden, der ein Poſtwertzeichen taxieren ſoll, dasſelbe ſelbſt zu ſehen; es gibt außerdem ſo feine Unterſchiede in der Beſchaffenheit des Randes, ja, in der Gummierung der Couvertklappe ſelbſt oder in der Abſtempelung, daß es ganz unmöglich iſt, ohne eingehende Prüfung durch den Augenſchein auch nur annähernd einen Preis feſtzuſtellen.

Es empfiehlt ſich ferner, bei allen etwas ſelteneren Marken dieſelben womöglich auf dem Briefe zu belaſſen, mindeſtens einen größeren Teil des letzteren herauszuſchneiden. Aus Couverts mit eingeprägtem Wertſtempel darf derſelbe niemals herausgeſchnitten werden, hier hat eigentlich nur das ganze Couvert Wert.

Wenn man alte Briefſchaften durchſucht, ſo ſollte man ſtets bis zum Jahre 1850 zurückgehen und mindeſtens bis 1871 ſorgſam ſtöbern. Vor allem darf man ſich durch einen Mißerfolg nicht abſchrecken laſſen. Wirkliche Seltenheiten ſind freilich dünn geſäet, und jeder eifrige Sammler hat oft Körbe mit Papier umſonſt durchſucht und auf Böden und Speichern vergeblich gefroren. Ebenſo oft aber ſucht man ſtundenlang vergebens und trifft dann ganz plötzlich auf ein ganzes Neſt von Seltenheiten, welches alle Mühe reichlich lohnt. Ganz beſonſonders in kleineren und Mittelſtädten, aber auch in vielen Häuſern auf dem Lande ruhen in den alten Briefſchaften noch ſehr bedeutende Werte, wirklich nicht zu verachtende Schätze, die nur der ſichtenden Hand warten, um gehoben zu werden.

**Sammler.**

## Handarbeit.

Theaterbeutel. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, den Saal im Polizeigebäude zu durchwandern, in welchem die aufgefundenen Gegenſtände zur Abholung bereit liegen, der wird ſicherlich erſtaunt geweſen ſein, zu ſehen, in welcher Unzahl neben den Legionen der „in Gedanken ſtehen gebliebenen“ Stöcke und Regenſchirme auch Operngucker und Fächer dort vertreten ſind. Operngucker und Fächer ſind aber auch Gegenſtände, die zum Vergeſſenwerden und Liegenbleibenlaſſen geradezu herausfordern. Der Schluß eines Konzerts, einer Theatervorſtellung naht. „Alles rennet, rettet, flüchtet,“ um zuerſt nach der Garderobe zu gelangen. Im furchtbarſten Gedränge zieht man ſich unter allen möglichen und unmöglichen Gliederverrenkungen die Winterhüllen über und — „man glaubt zu ſchieben, doch man wird geſchoben“ — ſickert, als ein Tropfen im Menſchenſtrome, geſtaut durch die Felſenenge der Thüren, hinaus ins Freie. Man iſt froh, Luft ſchöpfen zu können, und erſt zu Hauſe angelangt merkt man die Beſcherung: der Fächer iſt da, allein wo iſt das ſchöne Perlmuttergehäuſe? Oder umgekehrt. Wer kann aber auch an alles denken? Da iſt nun der nachſtehend beſchriebene Theaterbeutel ein außerordentlich angenehmer Gegenſtand, der den großen Vorzug hat, alles das, was eine Dame unter „Theaterrequiſiten“ verſteht, wie: Fächer, Operngucker, Battiſttuch, Flacon, Bonboniere, Operntext ꝛc. aufzunehmen, ohne dabei unförmig auszuſehen. Am beſten eignet ſich hierzu Plüſch. Man ſchneidet ſich 2 gleiche Teile, jeden 48 cm lang, oben 10 cm breit und unten in ſchräger Linie verlaufend, 16 cm (ohne Einſchlag berechnet (dann alſo ungefähr je 2 cm mehr), füttert jeden dieſer Teile mit gleichfarbigem oder harmoniſch abſtechenden Atlas und näht dieſe oben, quer und ringsherum zuſammen, d. h. auf beiden Seiten oben eine Öffnung von je 26 cm laſſend. Dieſe gilt zugleich als Schlinge, die, am Arme getragen, einem den Beutel weder ſchwer noch unbequem macht. Verziert wird dieſer nur mit einem großen, ſchönen, goldgeſtickten Monogramm. Es ſieht ein ſolcher Beutel ſehr chic aus und iſt vor, nach und im Theater ſelbſt, wo man ihn bequem auf dem Schoße liegen haben kann, ſehr angenehm und praktiſch.

**P. W.**

## Mode.

Die Mode ermöglicht es jetzt den jungen Damen, mit geringen Koſten eine zierliche und elegante Theatertoilette herzuſtellen. Man verwendet zu derſelben den Rock eines ſchwarzen oder dunkelfarbigem Straßenkleides und gibt demſelben ein Miederchen aus dem gleichen Stoffe bei, welches im erſtern Falle gerne mit Schmelz verziert wird, ſonſt aber häufig aus einzelnen Teilen beſteht, die durch Schnürverſchluß verbunden erſcheinen. Hiezu wird eine Blouſe aus leichtem Surah oder Foulard getragen. Meiſt getupft auf hellfarbigem Grunde, zeigt ſie gewöhnlich die beliebten drei Quetſchfalten und den kleinen Kragen; eine ſchmale dunkle Halsſchleife oder eine geſtickte Herrenkravate aus weißer Seide vervollſtändigt das ebenſo duftige als elegante Abendkoſtüm.

A.

## Wie ſchmücke ich meine Thür?

Wer ſo glücklich iſt, Portièren ſein eigen zu nennen, die ſchön geordnet die Thür von oben bis unten behängen, der hat ſich nie mit obenſtehender Frage zu beſchäftigen. Wenn aber ein Zimmer, wie das meine, eine breite niedrige Thür, die nicht einmal 2 Flügel hat, beſitzt, die über ſich bis zur Decke eine große kahle Stelle zeigt, wenn ferner jede Anſpielung auf eine Portière höheren Orts nichts verſtanden wird, ſo muß man wohl darauf bedacht ſein, die Thür ſelbſt einigermaßen zu verſchönen. Jede Thür zeigt längliche und viereckige Felder. Dieſe gilt es, auf irgend eine Weiſe zu verzieren. Je größer die Flächen, deſto ſchöner und reicher iſt die Arbeit. Wenn die Thür braun, wie meiſtens iſt, ſo eignet ſich die neuere Brandmalerei außerordentlich gut dazu, da der Ton des gebrannten Holzes ganz vorzüglich zu dem dunklen Grund der Thür paßt. — Man beſtellt beim Tiſchler einfache weiße Holzbretter in entſprechender Größe und verziert jedes recht gefällig mit Arabesken, Blumen, Figuren oder dergleichen, auch ein Rändchen erhält jedes Brett als Rahmen. Die Bretter werden mit zwei kleinen Öſen an die Thür gehängt, können alſo beliebig abgenommen oder verändert werden. Wer nicht mit dem Brennſtift umzugehen verſteht, führt das Muſter in Sepia braun aus, was auch ganz prächtig wirkt. Für eine weiße Thür wäre die Ausſparmanier anzuwenden, d. h. der Grund wird dunkel gebrannt oder gemalt und die einzelnen Figuren des Muſters bleiben hell; ſie heben ſich dann ſehr ſchön ab. Goldlinien laſſen ſich auch mit Vorſicht höchſt wirkungsvoll anwenden. — Noch billiger iſt, Pappe ſtatt des Holzes zu nehmen, doch muß man dann ganz von der Brandmalerei abſehen. — Aber auch diejenigen, die weder brennen noch malen, ſondern die Nähnadel geſchickt zu handhaben verſtehen, können ihre Kunſt zur Anwendung bringen. Sie ſticken dasſelbe Muſter entweder auf hellen oder dunklen Stoff; der Holzfarbe würde der gewöhnliche crême Neſſelſtoff à m. 25 Pf. am meiſten entſprechen, während ich für dunklen Grund nußbraunen Sammet oder Plüſch wählen würde. Man näht die Figuren des Muſters in Stielſtich nach mit bezw. gelblicher oder brauner Seide und füllt die hauptſächlichſten, hervortretendſten Teile mit leichten Füllſtichen. Muſter zu größeren und kleinen Feldern liefert Frl. W. Bauß Frankfurt a. O. Croßnerſtr, 1. Man gebe dann nur die Größe der gewünſchten Flächen an, ſie koſten, das große 0.75 M., das kleine 0.25 M., den Betrag ſchicke man in Briefmarken nebſt einer Marke für Porto. Die beſtickten Stoffteile werden ſtraff auf Pappe gezogen, man biegt den Rand um und klebt ihn von links feſt.

## Ein Hausmittel.

Wiederholt hat folgende Arznei ſich trefflich gegen den quälenden Keuchhuſten bewährt. Man nimmt 10 gr Thymian, 90 gr heißes Waſſer, kocht dieſes einmal auf und läßt es bis zum Abkühlen zugedeckt ſtehen. Hierauf wird die Flüſſigkeit durchgeſeiht und mit 50 gr Eibiſchſaft (auch Altheeſirup genannt und in der Apotheke käuflich) vermiſcht. Man gibt ſtündlich einen Thee- oder Kinderlöffel voll ein, je nach dem Alter und der Größe des Patienten. Der Huſten verliert ſeine bösartige Eigenart und nimmt die Form eines kleinen Erkältungskatarrhs an. Der Verſuch mit dieſem unſchädlichen Mittel iſt immerhin zu machen, doch wolle man bedenken, daß es Univerſalmittel nicht gibt, die in allen Fällen helfen.

## Für die Küche.

Antwort auf Frage 22.

Topinambur, auch Erdbirne, Erdartiſchocke oder Jeruſalemer Artiſchocke genannt, die Wurzelknollen des Helianthus tuberosus, werden in Frankreich und England viel genoſſen und dort verſchiedenartig zubereitet. Sie werden vom November bis März geerntet und munden am beſten, wenn man ſie friſch aus der Erde genommen, genießt. Von den gebräuchlichſten Zubereitungsweiſen gebe ich nachſtehend einige:

1. Erdbirne auf engliſche Art. Man ſchält die Knollen, legt ſie kurze Zeit in mit Eſſig verſetztes Waſſer, kocht ſie alsdann eine Viertelſtunde in ſiedendem Salzwaſſer und gießt ſie, ſowie ſie ſich leicht mit einer Gabel durchſtechen laſſen, ab. Man ſchwenkt ſie dann in zerlaſſener Butter mit wenig Pfeffer einige Minuten und gibt ſie ſofort auf.

2. Erdbirnen mit Holländerguß. Die wie oben vorgerichteten oder noch mit dem Buntmeſſer in richtige Birnenform geſchnittenen Erdbirnen werden in halb Milch, halb Waſſer gar und weich gekocht. Dann bereitet man eine holländiſche Sauce, in der man ſie einige Minuten dünſtet.

3. Gebackene Erdbirnen. Die geſchälten Knollen werden, in ſehr dünne Scheiben geſchnitten, in ausgelaſſenem Speck goldbraun gebacken und mit Salz beſtreut, ſo heiß wie möglich gereicht.

4. Erdbirnen mit Rahmſauce. Man kocht die Erdbirnen in Salzwaſſer beinahe weich, legt ſie in eine flache Pfanne (ſogenannte Santirpfanne) in Butter, beſtreut ſie mit wenig Salz und Muskatnuß und dünſtet ſie verdeckt langſam völlig gar. Dazwiſchen ſchwitzt man feinwürfelig gewiegten Schinken und die zerriebene Chalotte in Butter gelb, fügt Mehl hinzu und verkocht die Einbrenne mit halb Sahne, halb guter Bouillon zu einer ſämigen Sauce. Man ſtreicht ſie durch ein Sieb, würzt ſie mit Salz, Pfeffer und etwas geriebenem Käſe und ſchwenkt die Erdbirnen mit der Sauce durch.

5. Überkruſtete Erdbirnen. Man bereitet die Knollen nach Nr. 4 vor, dünſtet ſie weich und ſchwenkt ſie dann mit einer Crêmeſauce, legt ſie abwechſelnd mit einigen Löffeln Sauce in eine Backſchüſſel aus feuerfeſtem Porzellan, bedeckt die Oberfläche mit Sauce, beſtreut ſie mit Parmeſankäſe und geriebener Semmel, beträufelt ſie mit geſchmolzener Butter und bäckt ſie im Ofen goldbraun.

6. Erdbirnen-Brei. Die geſchälten und gewaſchenen Knollen werden in Scheiben geſchnitten, in Butter etwas angebraten, leichte Fleiſchbrühe aufgefüllt, Salz und Muskatnuß hinzugefügt und weich gekocht. Dann verdickt man die Brühe mit hellem Buttermehl, ſtreicht alles durch ein Sieb, erhitzt den Brei wieder, fügt ein Stückchen Butter, eine gute Meſſerſpitze Liebigs Fleiſchextrakt und eine Priſe Zucker hinzu und gibt dieſen ſehr wohlſchmeckenden Brei zu allem gebratenen Fleiſch.

7. Suppe von Erdbirnen. Man brät in dünne Scheiben zerſchnittene Erdbirnen nebſt würfelig geſchnittener Zwiebel, einer Möhre und einem Stück zerſchnittenen Schinken in Butter etwa zehn Minuten, fügt dann ſoviel ſiedendes Waſſer hinzu, als man Suppe braucht, kocht die Suppe eine gute Stunde langſam, reibt ſie durch ein Sieb, kräftigt ſie mit Fleiſchextrakt und zieht ſie mit einigen mit Milch verquirlten Eidottern ab. Man gibt geröſtete Brotwürfel zu der Suppe.

**L. Holle.**

## Fragen.

36) Seit einigen Wochen fällt mir das Haar auffallend aus, ſo daß ich befürchte, nichts zu behalten. Könnte mir eine werte Leſerin ein harmloſes Mittel nennen, welches das Wachſen wieder befördert, ſo wäre von ganzem Herzen dankbar **Margarete S.**

37) Kann mir eine liebenswürdige Leſerin ſagen, wie man Kaffee-Crême bereitet? Im voraus vielen Dank. **L. B., Berlin.**

38) Wo gibt es im weſtlichen Deutſchland (am liebſten Weſtfalen oder Rheinprovinz) ein Stift für ältere bürgerliche Damen, wo der Aufenthalt nicht teuer iſt? **Eine alte Daheim-Abonnentin.**

Daheim

XXVIII. Nr. 15. Erſtes Blatt.

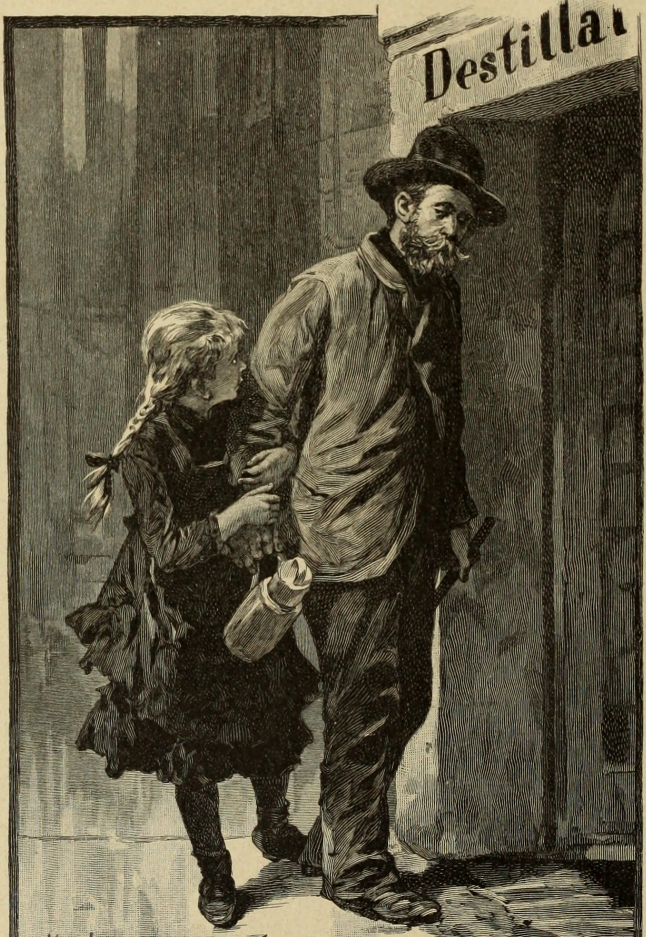
Jahrgang
1892.

9. Januar
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Ein böſer Wochenſchluß.

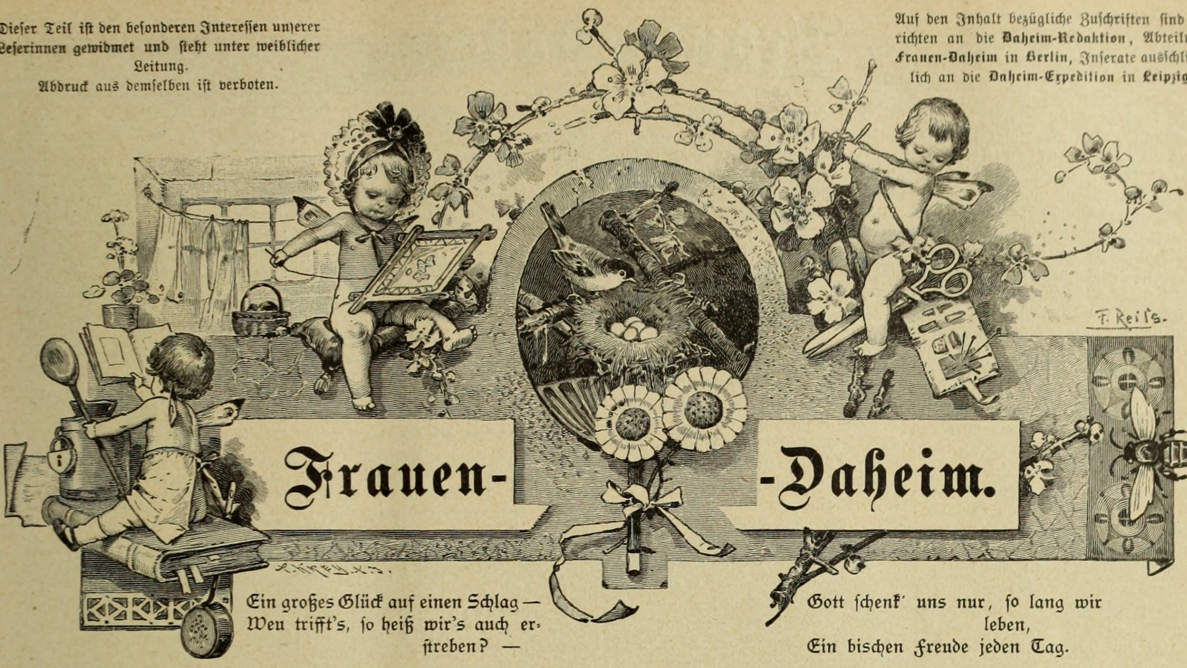
Wie glücklich ſie ſein könnten, wenn der Alkohol nicht wäre! Der Mann iſt ein tüchtiger Arbeiter, — „immer noch“, wird der Fabrikherr oder der Werkführer mit einer leiſen Einſchränkung ſagen, wenn er nach ihm gefragt wird. Sein Wochenlohn würde ausreichen, um die laufenden Bedürfniſſe des Hausſtandes zu decken. Die Familie iſt nicht groß; der Gottesſegen ſteht bei ihm in keinem Mißverhältnis zu ſeinen Einnahmen. Eine zehnjährige Tochter, die der Mutter ſchon fleißig zur Hand geht, die ihr vor allem die Sorge für den kleinen Bruder abnimmt, der noch der Aufwartung bedarf. Dieſe Tochter ſchlägt nach ihrer Mutter. Auch von dieſer muß man ſagen, eine tüchtige Frau, und einſchränkend hinzuſetzen: „immer noch.“ Wie freudig half ſie ihrem Mann verdienen, in den erſten Jahren ihrer Arbeit, als es galt, die kleine Einrichtung ſchuldenfrei zu machen, die ſie auf Abzahlung entnommen hatten. Denn er beſaß nichts, als er ſeinen Hausſtand gründete, und ihre geringen Dienſtmädchenerſparniſſe reichten gerade hin, um den Lieferanten der notwendigſten Möbelſtücke kreditwillig zu machen. Aber ſie hatten Beide guten Mut, geſunde Arme, Arbeitsfreudigkeit, und ſie liebten ſich. Hätten ſie warten ſollen mit ihrer Vereinigung, bis ſie in Herrſchaftsdienſt ein paar hundert Thaler erſpart hatte und eine alte Jungfer geworden war? Jung gefreit, hat niemand gereut, — es hatte niemand ein Recht, Unglück zu prophezeien. Es hatte auch lange nicht den Anſchein, als ob ein Unglück kommen würde. Sein Verdienſt reichte vollauf für den Hausſtand. Sie wuſch und plättete und brachte ein Zehnmarkſtück nach dem andern zu dem Möbellieferanten, bis ihre Einrichtung ihr ſchuldenfreies Eigentum war. Dann legte ſie ein Zehnmarkſtück auf das andere, — für beſondere Fälle. Dieſe beſonderen Fälle blieben nicht aus, — die Geburt des älteſten Kindes und eines bald darauf folgenden zweiten, das ſie bald wieder auf den Friedhof betten mußten, wochenlange Krankheit des Mannes, die Not eines guten Freundes, der nichts wieder von ſich hören ließ, nachdem ihm geholfen worden war. Die Frau verlor darüber weder ihren Mut noch ihre Freudigkeit, — ſie hatte dieſe beſonderen Fälle ja vorhergeſehen und für ſie vorgeſorgt; warum hätte ſie ſich niederdrücken laſſen ſollen, als ihre Berechnung ſich als richtig erwies. Wenn der Mann murrte und ungeduldig darüber wurde, daß das ſchöne erſparte Geld nun wieder ausgegeben werden müſſe und daß man doch eigentlich zu nichts rechtem komme, dann war ſie es, die ihm vorhielt, daß eine ſchuldenfreie Einrichtung doch ſchon etwas ſei für Leute, die mit nichts angefangen, und die ihn lachend auf beſſere Zeiten verwies, — er hätte ſich manchmal faſt für ein wenig leichtſinnig halten können, wenn Leichtſinn ſich jemals mit ſo ſtetiger Arbeitsfreude gepaart zeigte. Es ſchien ein feſtgegründetes Glück, wenn es auch nur ein äußerlich beſcheidenes Glück war. Dann wurde es anders. Warum? weshalb? — Wer kann ergründen, weshalb die Seuche ein Haus heimſucht und das andere verſchont! Aber die Seuche, die hier einzog, ließ nicht den Troſt offen, daß ſie Gottes Schickung ſei, — der tüchtige Arbeiter, der ſolide Menſch, der nüchternſte Mann, langſam und rettungslos fiel er in die Klauen des Dämon Alkohol. Der lähmte ſeine Arbeitskraft, der ſtörte den Frieden des Hauſes, der fraß den Wochenlohn. Die Frau ſah es zuerſt mit Verwunderung wie einen unheimlichen Traum, der vorübergehen müſſe. Dann verdoppelte ſie ihre Kraft und Energie mit wildem Trotz, als ob es ihr gelingen müſſe, das Unheil zu wenden. Und dann fügte ſie ſich mit gebrochener Kraft in das Unvermeidliche, — nach wie vor ihrer Arbeit nachgehend, aber müde und ohne Freudigkeit, ohne Hoffnung, den Ruin abzuwenden, froh, wenn es ihr gelingt, ihn hinauszuſchieben. Unwiderruflich ſind die Sonnabende vorbei, an denen der Mann heimkehrte aus der Fabrik, eine Hand voll Thaler auf den Tiſch warf und ſich darauf freute, einen ganzen Feiertag heimiſch zu ſein in ſeiner Familie. Jetzt locken ihn die Schnapspaläſte, von denen in jeder Straße ein Dutzend ihr grelles Licht in das abendliche Dunkel ſendet, und die müde Frau hat es aufgegeben, einen ausſichtsloſen Kampf mit der geheimnisvollen Anziehungskraft derſelben fortzuführen. Sie vermag nichts mehr über den Mann, deſſen Energie der Alkohol gebrochen hat, dem er den beſten Inhalt ſeines Lebens, die Liebe zu Frau und Kindern, aus dem Herzen gefreſſen hat. Ob das ſchwache Mädchen, das dieſen Kampf aufgenommen hat, ihn ſiegreich zu Ende führen wird? Gewiß, wenn ſie den einzigen Helfer, den es im Kampf gegen die Sünde giebt, für ſich hat.



Ein böſer Wochenſchluß. Originalzeichnung von C. Koch.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig**.



# Frauen-Daheim.

Ein großes Glück auf einen Schlag —
Wen trifft's, ſo heiß wir's auch erſtreben? —

Gott ſchenk' uns nur, ſo lang wir leben,
Ein bischen Freude jeden Tag.

## Mit einer Nähtiſchdecke zum Polterabend.

Liebes Bräutchen, eine Decke
Bring' ich, jenen Tiſch zu ſchmücken,
Den du nicht magſt in die Ecke
Unbenutzt, verachtet rücken;
Denn das Frauchen, das am Theetiſch
Geiſtreich plaudernd präſidiert,
Iſt auch lieblich, wenn am Nähtiſch
Sie geſchickt die Nadel führt.

Und ich denke, gern läßt gelten
Dein Geſtrenger ſolch Beginnen;
Sicher wird er d'rob nicht ſchelten,
Hältſt in Ordnung du ſein Linnen.
Nähſt du mit der feinen Nadel
Flink ihm Knöpf' und Bänder an,
Daß er nie hat Grund zum Tadel:
Dreimal glücklich iſt der Mann!

Salomo hatt' viele Frauen;
Däucht uns dies gleich nicht ſehr weiſe,
Aber doch kann man vertrauen,
Daß in ſeiner Weiber Kreiſe,
Was den Frauen eigentümlich,
Er hat gründlich ausſtudiert —
Und er denkt des Weibes rühmlich,
Die geſchickt die Nadel führt.

Ihm, dem Weiſeſten der Weiſen,
War es ſicher nicht verſchloſſen,
Welch ein Segen mit dem leiſen
Thun der Nadel ſich ergoſſen,
Nicht nur auf des Hauſes Glieder
Nutzend, ſchmückend allerwärts —
Nein, tief innen auch hernieder
In das ſtille Frauenherz.

Wenn die Finger emſig walten,
Kann die Seele ſich beſinnen,
Und wie ſie den Stoff geſtalten
Anmutsvoll, zugleich nach innen,
Ordnet jegliche Verwirrung
Im Gemüte freundlich ſich,
Wieder fügt's nach Schwanken, Irrung
Richtig ſich, wie Stich an Stich.

D'rum magſt fröhlichen Gemütes
Gerne du der Nadel pflegen,
Und aus deinem Nähtiſch blüht es
Dir dann, wie ein ſtiller Segen,
Daß dich gern daran mag ſchauen
Dein Geſtrenger fleißig, froh,
Er, der nicht nimmt viele Frauen:
Weiſer d'rum als Salomo! **P. K.**

## „Lebende Bilder“ im Rahmen.

Pardon, meine Damen, wenn ich mir erlaube, in dieſe „nur den Intereſſen der Damenwelt gewidmeten Spalten“ einzudringen! Bei meiner Schweſter, J. v. W. in B., durchblättere ich die verſchiedenſten Daheimnummern und finde darin Vorſchläge und Rat für die Darſtellung von lebenden Bildern. Da bereits in einem Präcedenzfall einem Vertreter meines Geſchlechts in Hutunterſcheidungsangelegenheiten das Wort vergönnt geweſen, ebenſo einem „Bruder Studio,“ ſo hoffe ich, werde auch ich freundliches Gehör finden. „Lebende Bilder“ werden beſonders da, wo die Geſellſchaft auf ihre eigene Unterhaltung angewieſen iſt, alſo z. B. auf dem Lande vielfach geſtellt. Man wird nicht immer in der Lage ſein, über eine regelrechte Bühne, Reflektoren u. dergl. zu verfügen. Da jedoch *improviſierte* Vergnügungen meiſt zu den hübſcheſten und dankbarſten gehören, ſo möchte ich mir mitzuteilen geſtatten, wie wir uns manches Mal aus der Verlegenheit halfen und durch „Lebende Bilder im Rahmen“ viel Beifall ernteten. Im Salon des Hauſes finden wir ein größeres Bild im breiten Rahmen. Dieſes wird für Stunden ſeines Schmuckes beraubt, letzerer durch eine Draperie erſetzt. — Nun ſuchen wir eine Thüre, die mit Portieren zum ziehen verſehen iſt; auch eine zu beiden Seiten herabfallende Draperie thut ſchon Dienſte. Allerdings muß man in dieſem Fall in dem Thürrahmen des Zimmers, in dem die Bilder geſtellt werden, einen primitiven Vorhang zum ziehen, der nur von der Größe des Bilderrahmens zu ſein braucht, anbringen. Zwiſchen der Draperie wird in der Thüröffnung der Bilderrahmer aufgeſtellt. Am beſten ruht er auf einem Bock aus der Waſchküche. Durch die Ringöſen, welche zum Aufhängen dienten, ſowie durch einige neu einzuſchraubende, wird ein feſter Strick geleitet, der die weitere Befeſtigung des Rahmens an den Thürangeln übernimmt. — Der Raum unterhalb, eventuell (was von der Art der Draperie abhängt) auch oberhalb des Rahmens wird mit einer Tiſch- oder Divandecke verhüllt. — Iſt eine Zugportiere an der betr. Thür, ſo berückſichtige man, daß dieſelbe beim jedesmaligen Zurückziehen nur ſo viel zurückgeſchoben wird, daß der Bilderrahmen gerade ſichtbar iſt. Statt Hintergrund und Kuliſſe gebraucht man nur eine ſpaniſche Wand oder einen Paravent, mit einem Tuch behangen, eine Epheuwand oder Ähnliches. Die Beleuchtung übernimmt die Krone des Zimmers, das als Bühne dient, oder eine Reihe Kerzen auf dem inneren Thürgeſims. — Vorteilhaft iſt es, wenn ein Stück Tarlatan von ganz zarter Farbe, z. B. ganz mattem Grün, hinter dem Rahmen glatt geſpannt iſt. Die einzelnen Farben des Bildes gehen dadurch mehr ineinander über für das Auge des Beſchauers; das lebende Bild wirkt eher wie gemalt. —

Das Format des Rahmens verbietet zwar die Darſtellung von größeren Gruppenbildern, erleichtert aber die Aufführung von Tableaux vivants, da keinerlei sceniſche Ausſtattung und wenig Requiſiten notwendig ſind.

Z. B. ſtellten wir nach kurzer Vorbereitung die 12 Monate in charakteriſtiſchen Koſtümen als Knieſtücke. Eine paſſende Liederſtrophe erklang dazu hinter der Scene. Darſtellungen wie der Gelegenheitsdieb von O. Erdmann, die bekannte Chocolatière, dann Tizians Tochter mit der früchtebeladenen Schüſſel, Soldatenbilder, Darſtellungen nach bekannten Photographien, neuen Bildern, die Vorführung verkörperter Volkslieder (die Darſteller erſcheinen in der betreffenden Nationaltracht) mit Muſikbegleitung — alles dies läßt ſich in dem Rahmen des Rahmens vorführen. Soll das Bild die ganze Figur zeigen, ſo hat der Darſteller ſich in größerer Entfernung vom Bilderrahmen aufzuſtellen, vielleicht auf eine Erhöhung. — Sollten dieſe eingerahmten lebenden Bilder Nachahmung finden, ſo würde ſich glücklich ſchätzen, meine Damen,

Ihr gehorſamſter
**Harry von F.**

## Zum Frauenerwerb.

Am erſten Dezember iſt in Berlin SW. in der Leipzigerſtraße ein neuer Prachtbau, „das Kaufhaus Hohenzollern“, vollendet, das durch ſeine Beſtimmung auch für die Frauenwelt von hervorragendem Intereſſe zu ſein verſpricht. Die rechte Hälfte des Erdgeſchoſſes und die Säle der erſten und zweiten Etage bieten den Meiſtern wie auch den Jüngern und Jüngerinnen der Kunſt und des Kunſtgewerbes Gelegenheit ihre Erzeugniſſe *koſtenlos auszuſtellen*. Ich ſah hier Gemälde von Meiſtern wie Grützner, herrliche Elfenbeinſchnitzereien, franzöſiſche Email-Arbeiten, echte Points, ganze Amöblements, koſtbare Glas- und Porzellangeräte in kunſtvoller Ausführung, daneben aber auch die einfachſten Damenhandarbeiten, kleine Malereien und weibliche Phantaſiearbeiten aller Art. Alle Gegenſtände tragen den Namen des Ausſtellers und den von ihm feſtgeſetzten Preis. Bei einem Verkauf werden beſtimmte Prozente abgezogen. Sehr ausführliche Proſpekte werden auf Verlangen gratis zugeſendet. Alle Gegenſtände ſind ſo aufgeſtellt, daß dem Auge eines aufmerkſamen Beſchauers nichts entgehen kann. — Durch dieſes Unternehmen, das von Herrn J. A. Henkel-Solingen ausgeht, iſt einem wirklich fühlbaren Mangel abgeholfen, denn wie ſchwer war es, beſonders für auswärtige Damen, die Erzeugniſſe ihres Fleißes und ihrer Phantaſie, als Malerei, Handarbeiten ꝛc. nur auszuſtellen, wie viel ſchwerer ſie zu verkaufen. Unter den kleinen Damenarbeiten fielen mir einige reizende Neuheiten auf. Bemalte *Holzplatten* ſind zwar nicht ganz neu, hier ſah ich aber das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, indem man erſt zwei kleine Kalendariumblätter ſchräg zu einander geneigt auf die Palette geklebt hatte. Um dieſen Mittelpunkt waren Blumenarrangements flott gemalt. Eine große Schleife vervollſtändigte das Ganze. Aus dünnem Nußbaumholz (oder gewachſtem Cigarrenkiſtenholz), hatte man ſich *viereckige Täfelchen* ſchneiden laſſen; 20 cm lang und ebenſo breit, an den Ecken etwas abgerundet. An einer Ecke des Täfelchens war ein Loch gebohrt, durch das man einen Ring gezogen. In dieſen war ein breites Seidenband geknüpft und in einer Entfernung von 10 cm zu einer vollen Schleife gebunden, ſo daß alſo das Täfelchen ganz loſe daran hing. Es war mit Blumen bemalt und macht ſich ſehr niedlich.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Sehr modern und hübſcher als die einfachen Marmorgläſer ſind die neuen Eisglasplatten für Photographien, die man in allen Größen zum Preiſe von 2—3 Mark in jeder Kunſthandlung bekommt. Die obere Seite dieſes Eisglaſes, die bemalt wird, iſt ganz glatt, die untere, aus der nur ein längliches Viereck glatt ausgeſpart iſt, gleicht einer befrorenen Fenſterſcheibe. Man grenzt dieſes Viereck, hinter das man die Photographie ſtellt, durch ein gemaltes braunes Stäbchen ab, über das die Blumen, die es umgeben, auch an einigen Stellen herüberfallen können. Ich rate große Blüten zu wählen, wie Iris, Mohn ꝛc., und die Blumen im Schatten recht dünn zu malen. Wenn alles fertig, töne man die Stellen, wo Blumen gemalt ſind, mit einem leichten, graublauen Tone links ab.

Viel Anklang finden kleine ſeidene bemalte Taſchen von ganz beſonders graziöſem Ausſehen. 2 verſchiedenfarbige Streifen Atlas, 20 cm breit und 100 cm lang, etwa rot und gelb, oliv und hellblau werden gegeneinander genäht. Die eine kurze Seite wird als Taſche etwa 30 cm übergeklappt — die dunklere Farbe nach außen — und bekommt unten einen Abſchluß von kleinen, hängenden, goldenen Halbmonden oder Münzen. Auf dieſelbe fällt das andere Ende des Streifens, das ebenfalls mit Halbmonden verziert iſt und ebenſo wie das Täſchchen mit großen Blumen dekorativ bemalt wird. Der obere Überſchlag iſt durch einen großen Taſchenring gezogen, an dem die Taſche an der Wand aufgehängt wird.

## Zum Brautkranz einer Freundin von den Freundinnen.

Weiße Blüten laß dir ſchlingen
Um die Stirn, du liebes Herz,
Treue Wünſche laß dir bringen,
Freude viel und wenig Schmerz,
Und wir alle, die wir flechten
Dir den Kranz zum Freudentag,
Bitten Gott, daß er zum rechten
Segenskranz ihn weihen mag.

Daß ſein duftiger Schnee entfalte
Blütenpracht und Glück vollauf,
Daß er feſt die Blüten halte
In der langen Jahre Lauf,
Daß ſein Schnee zu Silber werde
Und zu Gold das Silber bleich,
Daß dir Gott auf dieſer Erde
Schenke ſchon das Himmelreich. **B. S.**

## Dekorationsfächer aus Hahnenfedern.

Ein gewöhnlicher Palmblattfächer (koſtet 25 Pf.) wird mit einem 2 cm. breiten Atlasband ringsum eingefaßt; hierauf werden die zuvor gut ausgetrockneten Hahnenfedern aufgenäht, und zwar ſo, daß zuerſt eine Reihe der größten Federn den Rand des Fächers ringsherum bedeckt, worauf man die übrigen Federn, am oberen Ende des Fächers beginnend, in geraden Reihen von links nach rechts aufträgt bis herunter zum Stiel. Die untere Reihe muß ſtets den Anſatz der vorhergehenden oberen Reihe genügend bedecken. Iſt ſo der ganze Fächer mit Federn überkleidet, ſo wird der Stiel desſelben mit Plüſch bezogen und als Abſchluß eine kleine mauriſche Stickerei oder eine Bandſchleife am Anſatz des Stiels aufgeheftet. Hierauf wird die Rückſeite mit einem farbigen Atlasfutter verſehen, und ſchließlich werden kleine goldene Punkte, die man leicht aus echtem Goldpapier mit der Lochzange ausſchlagen kann, auf den Federn in beliebiger Anordnung feſtgeklebt, was dem Ganzen ein beſonders hübſches Ausſehen verleiht. **E. H.**

## Hutgarnitur für Filzhüte.

In dieſem Winter iſt unter den Filzhüten eine Matroſenform mit ſteifem Kopf und ſchmalem geradem Rande beſonders beliebt. Eine ſehr hübſche Garnitur aus weißem oder farbigem Tuch, die ſich jede Dame leicht ſelbſt auf dieſer Hutform anbringen kann, iſt folgende: Man ſchneide ſich einen Tuchſtreifen zurecht, ſchräg genommen, welcher ſo breit, als der Hutkopf hoch und knapp ſo lang, als der Hutkopf weit iſt. Die beiden ſchmalen Seiten dieſes Streifens werden 2 cm vom Rande vom Sattler mit je 5 — ſich gegenüberliegenden — eingeſchlagenen Metallöſen verſehen. Der ſo vorbereitete Tuchſtreifen wird ſtraff um den Hutkopf gelegt, daß die Öſen vorn in die Mitte kommen, dieſelben werden mit einem Seidenſchnürchen regelrecht zuſammengeſchnürt, die Schnurenden in eine kleine Schleife geknüpft, und mit Seidenpompons verſehen; ein paar unſichtbare Stiche ſichern die Schleife vor dem Aufgehen. Die weitere Ausſchmückung des Hutes übernimmt ein Birkhahnfederſtutz, deſſen gebogene Federn beſonders modern und flott ausſehen; derſelbe wird in der Mitte des Hutrandes hinten, aufrecht ſtehend oder etwas ſchräg nach dem Hutknopf geneigt, angebracht. Zu beiden Seiten des Federſtutzes wird ein Tuchviereck arrangiert, deſſen Seiten in Zäckchen ausgeſchlagen ſind; je ein längerer Zipfel ſteht an jeder Seite am Stutz empor; die anderen kürzeren Zipfel fallen zierlich auf den Hutrand. Beſonders hübſch ſehen weiße Filzhüte mit ſchwarzem, dunkelblauem oder grünem Tuch aus, die mit ſchwarzer Seidenſchnur und dazu paſſenden Pompons verſchnürt werden, wozu der ſchwarze Federſtutz harmoniert. Ebenſo hübſch und nicht ſo vergänglich als weiße Filzhüte ſind dunklere; z. B. ſchwarze Hüte mit weißem Tuch, ſchwarz verſchnürt; dunkelblaue Hüte, verziert mit ſchwarzem, grauem oder weißem Tuch, erſteres ſchwarz, letzteres blau verſchnürt; graue und dunkelgrüne Hüte mit weißem oder ſchwarzem Tuch geſchmückt und in den Farben des letzteren verſchnürt.

**E. Grethe.**

## Handarbeit.

Einen reizenden, modernen Zimmerſchmuck bilden Lambrequins, Rückenkiſſen oder dgl. aus crêmefarbenem Sammet mit Spritzarbeit, Malerei und Stickerei. Das Stück Sammet wird auf ſauberer Unterlage, am beſten einem Reißbrett, mittels Reißnägelchen ſorgfältig befeſtigt und mit graziöſem Blätterarrangement verſehen. Die Farbe, — Sepiabraun und Terra de Sienne zu gleichen Theilen, was einen warmgoldigen Ton gibt, — wird unter allmählichem Zugießen von Waſſer auf einem Teller zerrieben, bis eine dunkle Färbung gewonnen iſt. Zum Spritzen taucht man eine Zahnbürſte in die Farbe, ſchlägt letztere auf einem zweiten Teller wieder aus und verſucht erſt auf einem Bogen Papier, ob die Farbpünktchen etwa zu ſtark unter dem feinem Drahtſieb hervorgehen. Erſt, wenn die Farbe aus der Bürſte herausſprüht wie ein ganz feiner einheitlicher Staubregen, kann an das Überſpritzen des Stoffes gedacht werden. Man darf nicht ungeduldig ſein, wenn die Fläche lange Zeit hell bleibt und auch nicht verſäumen, die Bürſte nach dem Eintauchen jedesmal auszuſchlagen; ein zu großer Tropfen würde die ganze Arbeit verderben. Iſt die Fläche leicht getönt, was ca. $^3/_4$ Stunden beanſprucht, ſo können diejenigen Blätter, welche nach Vollendung der Arbeit dunkel angehaucht erſcheinen ſollen, abgenommen werden, was natürlich mit äußerſter Vorſicht geſchehen muß, um das übrige Arrangement nicht zu verſchieben. — Nachdem alles vollkommen trocken, ſpritzt man weiter, ſo daß die Stellen, von denen Blätter abgehoben worden, einen lichten Ton erhalten, und wiederholt das ganze Verfahren zweimal. Auch iſt es nötig, die Mitte der Fläche des Arrangements am ſtärkſten zu ſpritzen, die Ränder weniger, ſo daß der Ton nach außen hin hell abſchattiert, hingegen die mittelſten Blätter am längſten liegen zu laſſen. Sobald die Arbeit die erwünſcht dunkle Färbung und nötige Trockenheit angenommen hat, nimmt man die letzteren Auflagen fort, die übrigens mit langen, dünnen Nadeln ſorgfältig befeſtigt ſein müßten, und geht ſodann zur Vollendung über. Es werden mittels Stielſtichen in genau angepaßter Bronzeſeide die Konturen kräftiger hervorgehoben, auch Adern markiert, wie Schatten und ungebogene Spitzen ꝛc. durch eingefügte Plattſtichſtickerei gefüllt. Die Seidenfäden heben und beleben die an ſich etwas monotone Malerei bedeutend. Ein kundiger Blick wird leicht erkennen, wo die Thätigkeit der Nadel beginnen muß und begrenzt iſt, und wird da Effekte zaubern, die frappierend wirken. — Bei manchen Blättchen, die ob ihrer Zierlichkeit ein Eingreifen von Nadel und Faden verbieten, iſt dann der Pinſel an ſeinem Platz, mit dem ſelbſt eine ungeübte Hand die leichten Zeichenlinien vollbringt.

**Frau Irma.**

Kopfkiſſen für Kinder. Nachdem der Kiſſenbezug, der Größe des Kopfkiſſens entſprechend, aus Leinwand oder feinſtem Schirting zugeſchnitten iſt, läßt man ſich in der rechten oberen Ecke einen der bekannten Rafael'ſchen Engelsköpfe aufzeichnen und ſtickt denſelben alsdann in feinem Stickgarn oder waſchechter Seide mit Stilſtich. Ein hübſcher Häkeleinſatz, an den man Bogen anhäkelt zum Durchziehen von ſeidner Schnur oder Band, wird unten quer herüber an den Bezug geſetzt, vervollſtändigt ſein hübſches Ausſehen und dient zugleich zu ſeinem Verſchluß. **hw.**

## Praktiſches fürs Haus.

An eine Sparſame. Marmorplatten können gekittet werden durch ein Gemiſch von 1 Teil Gummipulver und 2 Teilen Auſternſchalenpulver. Beides kann man in der Apotheke erhalten. Das Gemiſch wird mit ſehr wenig Waſſer zu einem ſteifen Brei angerührt; die zu kittenden Flächen werden gut gereinigt, und der Kitt wird vermittelſt eines Stäbchens oder des Fingers ſchwach aufgetragen, die gekitteten Stücke zuſammengedrückt und mit Bindfaden umwunden. Nach ein paar Tagen iſt der Kitt vollſtändig erhärtet. **Dr. G. K.**

## Für die Küche.

Rote Ente. Eine gemäſtete Ente wird abgeſtochen. Man rupft und ſengt ſie ſorgfältig, ſpült ſie in viel Waſſer, nachdem ſie ausgenommen, innen und außen ſorgfältig, ohne ſie jedoch im Waſſer ſtehen zu laſſen, trocknet ſie ab und läßt ſie, in ein ſauberes Tuch geſchlagen, über Nacht an luftigem, kühlen Orte liegen. Die Flügel bleiben, nur Kopf und Pfoten werden abgehackt. Bei kühlem Wetter kann die ſo vorbereitete Ente auch bis zum zweiten Tage liegen. Zubereitung: In einer tiefen irdenen Pfanne mit gut verſchließbarem Deckel ſchwitzt man 3 bis 4 Schalotten gelb in einem reichlichen Stück Schweineſchmalz, legt die mit nachſtehender Farce gefüllte Ente hinein und läßt ſie offen von allen Seiten anbraten, wozu ein gutes Feuer nötig. Sobald alle Waſſerteile verdampft ſind und der Braten beginnt, von ſeinem Fett abzugeben, füllt man die Pfanne neben, nicht über dem Braten, mit feingeſchnittenem roten Kohl, wozu man 5 große geſchälte und geviertteilte Kompotäpfel gibt. Dann deckt man die Pfanne zu und läßt das Ganze 10 Minuten ſchmoren. Hierauf gießt man ein Waſſerglas voll Bordeauxwein über den Kohl, deckt die Pfanne zu und läßt über ſchwachem Feuer ununterbrochen weichkochen, wozu notwendig 2 Stunden erforderlich ſind. Ente und Kohl müſſen zum Zerfallen weich und alle Brühe muß aufgeſogen ſein. Dann legt man die Ente auf eine Servierſchüſſel, rührt den Kohl gut um, fügt, wenn nötig, Salz hinzu und legt ihn dann im Kranze um den Braten. Eine Schüſſel kleiner Erdäpfel in Schmalz gebraten, bildet eine angenehme Beilage, doch auch ohne dieſe findet das Gericht Anerkennung, beſonders bei Herren, die es faſt ausnahmslos dem Entenbraten vorziehen.

Farce: Gehacktes Schweinefleiſch, gehackte Peterſilie, Majoran und Thymian, geſtoßener Zwieback werden mit geſchlagenen Eiern zu einem weichen Teige gut verarbeitet und das dazu gehörige Salz mit einer Gewürznelke ganz fein zerſtoßen. Die damit gefüllte Ente wird zugenäht und erſt dann tüchtig mit Salz eingerieben. — Um das Anbrennen zu verhüten, kann man die Ente vor dem Hineingeben des Kohls auf breite Speckſcheiben legen.

## Fragen.

39) Kann mir eine der werten Daheimleſerinnen genaue Auskunft über Heuſſi's Brat- und Koch-Apparat geben? Rentiert ſich ſeine Anſchaffung? Womit muß dieſer Apparat geheizt werden? Für freundliche Antwort ſagt beſten Dank

**H. H. in Burgſtädt.**

40) Kann mir eine der freundl. Leſerinnen guten Rat geben, wie ich mein Dachgärtchen richtig anpflanzen kann, damit es im Sommer möglichſt raſch mit Grün umrankt wird. Es hat wenig Erde, iſt der vollen Sonne und jedem Wind ausgeſetzt, ebenſo dem Steinkohlenrauch der großen Stadt. Von einer Seite wurde mir „Hopfen" angeraten, von anderer Hopfen als ſehr empfindlich gegen Zug und Wind bezeichnet. Wer hat die Güte, mir ſeine Erfahrungen mitzuteilen?

**Langjährige Abonnentin.**

## Auskunft.

Frage 21. Das Beſchlagen der Schaufenſter kann man verhindern, wenn man oben von der Scheibe 2—3 cm abſchneidet und unten von außen Löcher einbohrt und dann Zinkroſetten darüber ſetzt.

**F. Grieſau,** Tiſchlermeiſter.

**H. B. 30.** Antwort auf Frage Nr. 17. Die evangeliſche Diakoniſſen-Anſtalt in Gellneukirchen benötigt dringend eines erfahrenen, chriſtlich geſinnten evangeliſchen Arztes. Gellneukirchen liegt 2 Stunden von Linz entfernt, in reizender, anmutiger und geſunder Gegend. Der Krankenſtand im Mutterhauſe und den übrigen Stiften beſteht aus 50—60 Perſonen, meiſtens werden Gemüts- und Nervenleidende verpflegt. Die Anſtalt würde feſte Beſoldung und freie Wohnung bieten. Außer der Thätigkeit in der Anſtalt hätte der betreffende Arzt noch Ausſicht auf eine große Privatpraxis. — Bitte ſich wegen des Näheren direkt an Herrn Pfarrer und Senior L. Schwarz in Gellneukirchen, Oberöſterreich, zu wenden.

**L. J. in Linz.**

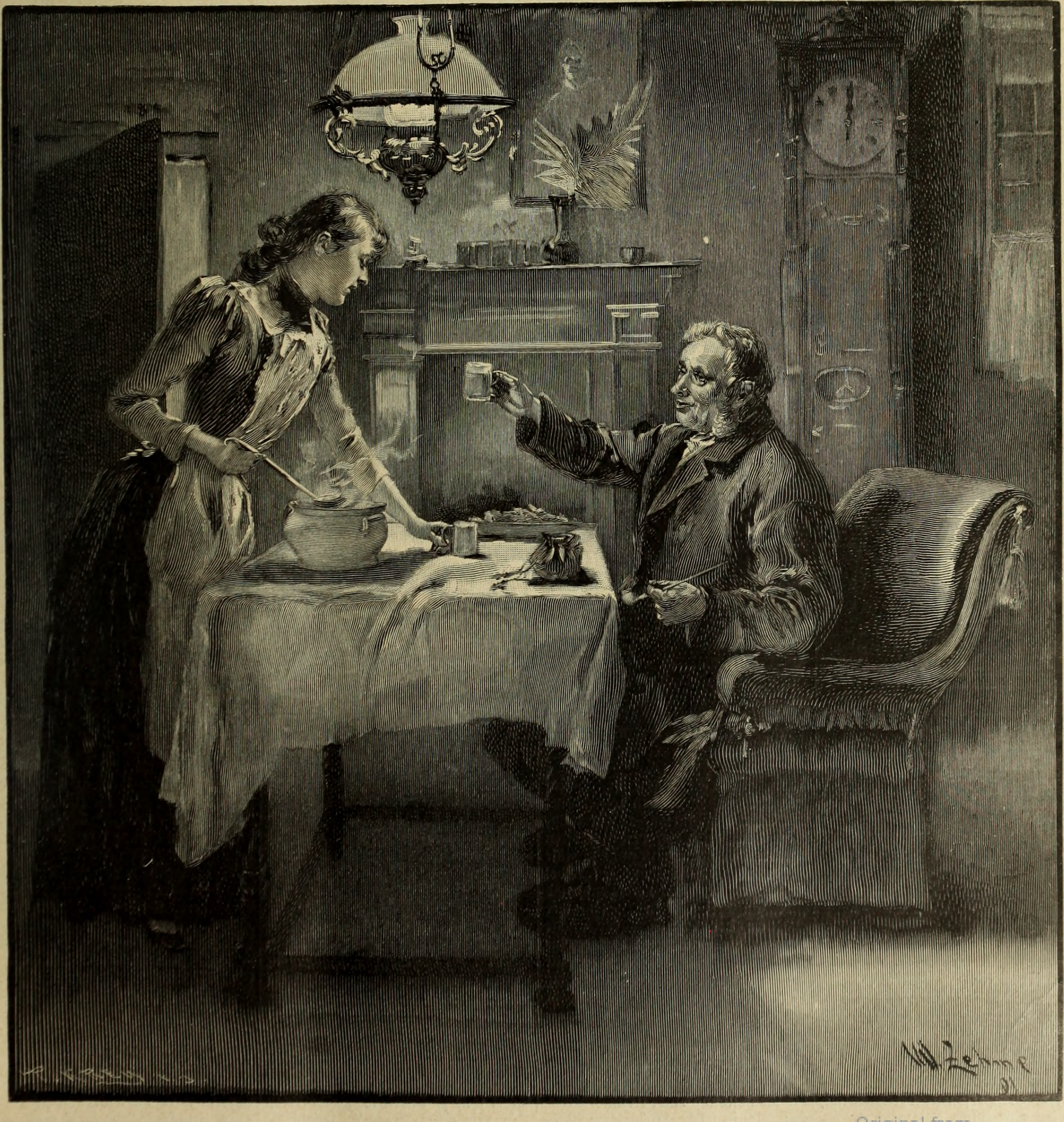
# Daheim

XXVIII. Nr. 13. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

24. Dezember 1891.

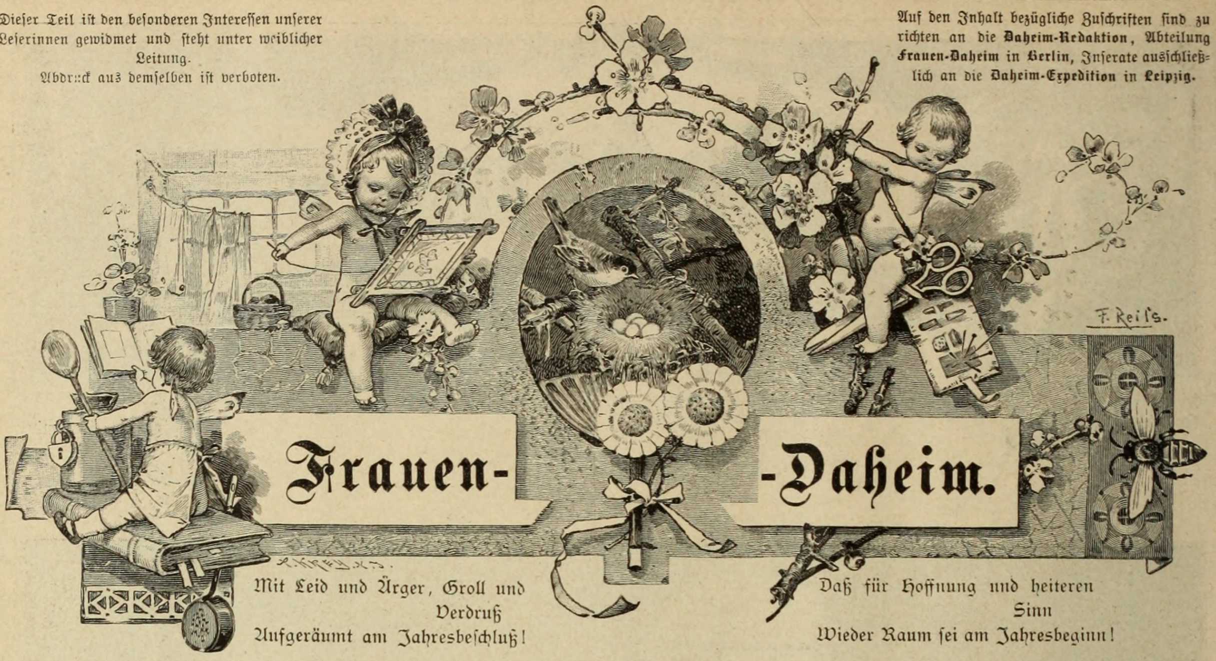
Aus der Zeit — für die Zeit.



Beim Sylveſterpunſch. Nach einer Originalzeichnung von Werner Zehme.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.



# Frauen-Daheim.

Mit Leid und Ärger, Groll und Verdruß
Aufgeräumt am Jahresbeſchluß!

Daß für Hoffnung und heiteren Sinn
Wieder Raum ſei am Jahresbeginn!

## Aufführung zum Sylveſter-Abend.

(Das neue Jahr erſcheint in einem dunklen Gewand, einen ſchwarzen Schleier um das Haupt.)

Das neue Jahr:

Ein dunkler Gaſt erſcheint in eurer Mitte,
Lautlos und flüchtig gleiten ſeine Schritte;
Das dunkle Kleid, das die Geſtalt umſchließt,
In dichten Falten um die Glieder fließt, —
Ihr ſchaut es an und fragt, was es bedeute?
Es ſcheint ſo ernſt, und rings erſchallt die Freude.
Kennt ihr die alte Kunde? Jedes Jahr
Erſcheint an einem kalten Wintertage,
Bei eurer Glocken mitternächt'gem Schlage,
Ein Bote Gottes ſtill und wunderbar.
Er kommt von einem fernen, fernen Ort;
In ſeiner Hand hält er der Welt Geſchicke,
Geheimnisvoll erglänzen ſeine Blicke,
Und fremd bedünken Miene euch und Wort.
Und wie das Kleid, das dunkel mich umhüllt,
Erſcheint euch, was er bringt — — der Zukunft Bild. —
Das höchſte Glück, es ruht in ſeiner Hand.
Und banges Leid, vom Himmel euch geſandt;
Die heiße Thräne, die die Wange feuchtet,
Der helle Jubel, der im Auge leuchtet,
Der ſchwerſte Schmerz, die allerhöchſte Luſt,
Er ſenkt ſie nieder in des Menſchen Bruſt.
So zieht es ein zur weiten Menſchenſchar,
Gefürchtet und erſehnt — — das neue Jahr.

Und fragt ihr: bringt es Glück uns oder Leid?
Seht her, ſo werf ich ab das dunkle Kleid,
(wirft das ſchwarze Gewand ab, und ſteht in einem weißen, mit dunklen Bändern geſchmückten,)
Und wie das dunkle Kleid zur Erde fällt,
So falle alles Leid von euren Herzen.
Vergeſſen ſeien all die alten Schmerzen,
Und was den Blick noch trüb umſchleiert hält.
Hell ſtrahlt mein Auge, hell ſtrahlt mein Gewand,
Und ſchlingt dazwiſchen ſich manch ſchwarzes Band,
So deutet es, daß klarer nur und rein
Erſtehe eures Glückes Glanz und Schein,
Wenn auch ein ernſtes Wort, ein ernſter Tag
Einmal an eure Pforte pochen mag. — —
Die Glocke ſchlägt. — Mein Tagewerk beginnt.
Doch wie die Welle in dem Meer verrinnt,
Verrinnt auch meine Zeit. Es währt nicht lang,
Und wieder ſchied ein Jahr mit Sang und Klang. —
So wünſch ich denn, muß ich einſt von euch gehn,
Daß ihr mich ungern werdet ſcheiden ſehn;
Und zog ich hin in der Geführten Schar,
Noch glücklich ſprecht: Es war ein ſchönes Jahr! —

**W. v. d. Mühle.**

## Über Neujahrskarten.

In vielen Städten haben ſich Komitées gebildet, welche ſogen. Nenjahrswunſchablöſungskarten zu wohlthätigem Zwecke verkaufen. Vor dem Jahreswechſel werden die Namen derjenigen Perſonen veröffentlicht, welche eine ſolche alljährlich zu erneuernde Karte löſen. Die Beſitzer zeigen damit an, daß ſie keine Neujahrsglückwünſche ſenden. Für vielbeſchäftigte Beamte, Kaufleute u. ſ. w., deren Bekanntenkreis ein großer, iſt dies eine für ſie ſelbſt ebenſo wohlthätige, nachahmungswerte Einrichtung, wie für die Armen, denen der Erlös zu gut kommt. Eine Einſchränkung der in dieſer Hinſicht zu weit gehenden Verpflichtungen iſt manchmal ganz am Platze. —

Anders im intimeren Freundeskreis! — Da werden hübſche, vielleicht auch komiſche Glückwunſchſchreiben, Gratulationskarten mit zierlicher Malerei und nettem Reim Reiz und Geltung behalten.

Sehr niedlich ſind für den Verſand an unſere intimſten Lieben einfache Karten aus Elfenbeinkarton, welche in der linken oberen Ecke das Miniaturporträt des Abſenders in ovalem Format zeigen.

Jeder Photograph fertigt dieſe Bildchen an. Ein zarter kleiner Kranz von getrockneten Blättchen, Mooszweiglein und dergleichen oder auch nur ein ſchmaler Strich in Goldbronze umgiebt den Rand der Photographie. Von der Hand des Abſenders trägt die Karte dann noch die Worte: „ſendet herzlichen Glückwunſch," und ſo vereinigt dieſer Neujahrswunſch Photographie und Autogramm.

Ein für eine Dame beſtimmter Neujahrsgruß beſteht in folgendem: Ein Stück Pappkarton, 12 cm lang, 8 cm hoch, wird auf beiden Seiten mit Atlas bezogen; eine ganz ſchmale Gold- oder Seidenſchnur umrandet die Kanten, die Naht verdeckend, und wird an drei Seiten zu einfacher Öſe, an der vierten zur Schleife zuſammengenommen. Auf die eine Seite der Karte kommt jetzt eine zart gehaltene Malerei — ein Zweig weißer Heide (nach ſchottiſcher Sage glückbringend) oder ein vierblätteriges Kleeblatt in Bronzefarben gemalt oder dergl. In Bronzefarben iſt auch die Inſchrift gehalten.

Für einen Gelehrten eignet ſich die Nachbildung einer Urkundenrolle, natürlich in ſehr verkleinertem Maßſtabe, ungefähr 15—20 cm lang. Aus pergamentähnlichem Papier, dem man mittelſt des nachhelfenden Pinſels ein ehrwürdiges Alter geben kann, wird ein Stück „geriſſen." An einer Schnur (Streifen Papier) baumelt am untern Rande des Schriftſtücks das Siegel des Abſenders oder vielleicht mehrere. Das Pergamentſtück trägt den eigentlichen Wunſch, vielleicht einen neckiſchen Vers, vielleicht eine wohlgeſetzte Gratulation in der Sprache des Mittelalters in gotiſcher Schrift, in abwechſend roten und blauen Buchſtaben mit Goldumränderung. Die Anfangsbuchſtaben laſſen ſich noch reicher ausſtatten. —

Anonyme Glückwünſche zu ſenden, bleibt ſtets eine Unſitte. So amüſant ſie für den Abſender ſein mag — ſo verletzend kann ſie, ohne daß erſterer es glaubt, für den Empfänger ſein, und unſer guter Geſchmack ſollte uns von dergl. abhalten, ausgenommen ſind Sendungen an ſolche Perſonen, mit denen wir ſo vertraut ſind, daß wir genau wiſſen, ſie fühlen ſich nicht unangenehm berührt.

**J. v. W.** in **B.**

## Einem alten Arzte bei Überſendung einer Flaſche Kognak zu Neujahr.

Feuerwaſſer bei dem Froſt
Wird dir ſchon behagen,
Und ein Schluck zur derben Koſt, —
Hör ich — dient dem Magen.

Deinem Magen Spiritus
Wag ich noch zu ſenden;
Deinem Kopf ward Überfluß
Längſt aus beßren Händen.

**Gg. Lang.**

## Entſchuldigungen.

„Guten Tag, gnädige Frau! Wie geht es Ihnen? Entſchuldigen Sie nur, daß ich noch nicht bei Ihnen war!"

Der Herr Referendar, unſicher in ſeinem Benehmen, jedoch um ſo ſicherer von ſeiner Unwiderſtehlichkeit überzeugt, ſah auf die im Seſſel zurücklehnende Dame nieder und erwartete eine liebenswürdig vorwurfsvolle Antwort.

Die Dame fuhr fort, ihren Spitzenfächer leiſe zu bewegen. „Schuldeten Sie mir einen Beſuch?" fragte ſie ruhig. „Das wußte ich gar nicht."

Der Jüngling ſtutzte, errötete und verſtand, welche Taktloſigkeit er begangen hatte. Vielleicht wirkte die kleine Lektion erziehend auf ſeine Formen.

Hoffnungsloſer war der Fall der ſchon gereiften Frau W., die in derſelben Geſellſchaft ihre Bekannte, Frau H., begrüßte. Beide Damen hatten in ihrer Art und Weiſe nichts Gemeinſames. Frau W. bewegte ſich in einem geiſtigen Parterre, während Frau H.'s Seelenheim höher gelegen war. Jene lebte vom Brot allein, trotz des alten Spruches, dieſe konnte die göttliche Nahrung nicht entbehren. Ein launiger Zufall hatte beide in denſelben Kreis der Geſelligkeit geſchloſſen. Frau W. hielt es heute, wie bei jedem Zuſammentreffen am dritten Orte, für Pflicht der Höflichkeit, allen Umſtehenden vernehmlich, auszurufen: „Ach, liebe Frau H. entſchuldigen Sie gütigſt, daß ich noch nicht zu Ihnen kam! Ich konnte wirklich nicht, ich verſichere Sie!"

Frau H. verneigte ſich leicht, ohne zu antworten, über ihr Geſicht aber zog, kaum merklich, ein ſpöttiſcher Ausdruck, der zu ſagen ſchien: „Ich bedürfte vielmehr der Entſchuldigung vor mir ſelbſt, wenn ich Sie vermißt hätte."

Ob dieſe kleinen Vorgänge für die Beteiligten merkbare Folgen hatten, weiß ich bis jetzt noch nicht, ſie gaben mir aber die Überzeugung, daß es etwas Gefährliches iſt um die Entſchuldigung wegen Unterlaſſung eines Beſuches.

Wer durch widrige Umſtände an dem ihm ſelbſt Erwünſchten verhindert wurde, der kann es getroſt wagen, den Sachverhalt zu geſtehen, indem er ſein Mißgeſchick beklagt. Die Wahrheit wird ihren Eindruck nicht verfehlen, und nicht eine Entſchuldigung wird nachgeſucht und gewährt, ſondern das Mitleid erbeten und die Aufforderung zum Beſuche freundlich erneuert werden. Liegen aber keine ſo greifbaren Fälle, wie Krankheit, Reiſe und dergleichen vor, ſo wird die Unterlaſſungsſünde durch Entſchuldigung leicht erſchwert, vor allem, wenn man zeigt, daß

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

man ſich erwartet glaubte und nun eine Enttäuſchung gut machen will. Unſere Rechtfertigung ſoll aber keine Bitte um Vergebung einer Schuld ſein, ſondern eine Erklärung, welche den Eindruck hervorruft, daß wir uns ſelbſt als die des Vorteils Beraubten anſehn. Bei einer wirklichen Vernachläſſigung iſt keine Entſchuldigung immer noch beſſer als eine ungeſchickte. Das Schweigen läßt viele Deutungen zu, die nicht nur ungünſtige zu ſein brauchen, aber die ungeſchickte Entſchuldigung ſagt mehr oder weniger deutlich: „Es ſtand mir zwar frei, Sie zu beſuchen, aber ich hatte wichtigeres zu thun. Hoffen Sie aber nur geduldig weiter, vielleicht komme ich doch noch einmal!“

„Eines ſchickt ſich nicht für alle!“ und auch hier wie überall im menſchlichen Verkehr, gibt das feine Gefühl, das ſich in die Perſönlichkeit des Nächſten hineinverſetzt, zur rechten Zeit das rechte Wort. **Martha Asmus.**

## Auch ein alter Zopf.

Annchen ſoll ſtriken lernen. Sie hat auch ſchon das Geheimnis des Einſteckens, Umſchlagens, Durchziehens, Abhebens begriffen, und möchte nun ſo gern für Papa einen Seiflappen ſtricken, der nachher mit einem roten Rändchen verziert, auf ſeinem Geburtstagstiſch prangen ſoll. Aber — wie heiß ſind die Händchen! Die dummen Nadeln wollen nicht rutſchen, die Baumwolle ſchneidet in die Fingerchen, und das Seifläppchen, das Mama ſo ſchneeig weiß angefangen hat, wird grau und unſauber. Annchen ſeufzt, Mama nicht minder. Da kommt ihr ein Einfall. Schnell nimmt ſie weiße, feine Wolle und Bein-Stricknadeln, fängt ein neues Läppchen an, wäſcht die klebrigen heißen Finger und gibt Annchen die neue Arbeit. Ei, wie das rutſcht! Die Nadeln ſind ſo leicht und glatt, die Wolle ſo weich und ſchneidet nicht, der Seiflappen wächſt in wenig Tagen rieſengroß, und Annchen entpuppt ſich als ein geſchicktes kleines Mädchen. Die Mutter wundert ſich nur, daß ſie nicht längſt auf den Gedanken kam, die allgemein üblichen ſtählernen Stricknadeln, die ſo leicht feucht werden und die ſo viel härtere Baumwolle, mit der die kleinen Anfängerinnen immer gequält werden, durch weiche Wolle und leichte beinerne Nadeln zu erſetzen. Dem Kinde iſt das Stricken weſentlich erleichtert, und es preiſt den glücklichen Einfall der Mutter. **Hanna Norden.**

## Krankenpflege.

Wenn ich an einem Krankenbett geſtanden,
Wenn ich zum Tod, wenn ich geſund gepflegt,
Und wenn ſich dann, beim Abſchied voneinander,
Noch einmal eine Hand in meine legt —
Dann merke ich, ob ich verſtanden worden,
Dann weiß ich, ob einander wir verwandt;
Und aufwärts zieht mein Herz in ſtillem Dank
Zu dem, der ſich zu meinem Thun bekannt.
Drum thuts ſo weh, wenn man uns will beſchenken,
Als dienten wir um Gunſt und irdiſch Gut —
Erwidern möchten wir an Armen, Kranken
Was Gott an uns gethan und täglich thut!
Nicht hindernd treten wir dem Dank entgegen,
Der nun vielleicht auch Euer Herz bewegt;
Und hoch wird jedes „Schweſternherz“ beglücken,
Was ihr für „Arme“ bei ihm niederlegt.
So dienen gerne wir den Reichen — Armen
So reichen beiden freudig wir die Hand,
So laßt uns helfen, daß ſich wieder knüpfe
Von Reich zu Arm der Bruderliebe Band!

**Eine Schweſter vom roten Kreuz im Sinne Bieler.**

## Fremdenbuch.

Faſt jedes gaſtliche Haus beſitzt ein Fremdenbuch, wo der Beſuch ſich zur bleibenden freundlichen Erinnerung einſchreibt. Eine originelle Idee iſt es nun, ſtatt der üblichen Verſe oder „beſonderer Bemerkungen,“ die man vom Gaſt erwartet, und mit denen man ihn, meiſt in der letzten Minute, oft recht in Verlegenheit ſetzt, nur ſeinen Namen und das Datum ſeines Beſuches zu erbitten. Beides muß er mit Kreide oder einem weichen Bleiſtift auf ein helles Stück Leder ſchreiben und wird dann von der Hausfrau in dunkelbraune Farbe nachgemalt, oder mit bunter Seide nachgeſtickt; wer einen Brennapparat beſitzt, brennt wohl auch die Linien in das Leder hinein. Recht bunt durcheinander, kreuz und quer, gibt ſolch ein Leder bald eine merkwürdige Autographen-Sammlung ab. Hat man eine genügende Menge bedeckt, wird das Leder recht ſtraff auf eine Pappe in Form eines Schildes geſpannt. Ein hinten etwas angezogener Draht oder Bindfaden läßt das Schild nach außen gewölbt erſcheinen. Als Rand kann ein dunkler Streifen oder auch eingeſteckte Ziernägel dienen. Das Ganze bildet eine nette Wand-Dekoration für die Logierſtube. **H. von Sydow.**

## Geſelligkeit.

Einen Gegenſtand zu erraten von drei verſchiedenen, neben einander gelegten Sachen, bewerkſtelligt man in der Weiſe, daß mit einem aus der Geſellſchaft möglichſt unbemerkt die Formel verabredet wird: für den erſten der in einer Reihe liegenden Teile nur den Namen zu rufen, um die hinausgegangene Perſon zum Eintreten aufzufordern, für den zweiten zwei Worte zu gebrauchen und ſo immer mehr Worte, je mehr Gegenſtände hingelegt ſind, wobei es aber am beſten bei dreien ſein Bewenden hat, z. B.: Louiſe! — Louiſe komm! — Louiſe, komm herein!

## Aus der ſchwäbiſchen Kinderſtube.

Großmütterchen hat das kleine dreijährige Mariechen zu Beſuch und iſt bemüht, ihr das ſchöne Lied von Luiſe von Hahn: „Weil ich Jeſu Schäflein bin“ vorzuſagen und einzuprägen. „Aber,“ bemerkt Mariele mit betrübtem Ton, „aber ich hab' ja kein Schwänzle.“

**Eine Großmutter aus St.**

## Dienſtbotenhumor.

Mein Vorname, bei dem mich meine Frau zu rufen pflegt, iſt Karl. Ebenſo heißt auch der Knecht, den mir ein Bauer des Sonntags ſchickt, um mich nach dem Filial zu fahren. Als ich, auf denſelben wartend, eines Sonntags eben über den Hausflur gegangen bin, entſpinnt ſich zwiſchen meiner Frau und unſrer unlängſt zugezogenen „Minna“ folgendes Geſpräch: Frau: „Minna, haſt du nicht gehört, ob Karl ſchon da iſt?“ Minna: „Ja, Fru Paſtere, eben trappſt he öber de Husdeei!“ Frau: „Aber wie kommt denn der Kutſcher auf den Hausflur?“ Minna: „Ach ſo, ich denk, Se meinen unſern Karl!“

**Pfarrer E. in G.**

## Praktiſches fürs Haus.

Zum Waſchen ſchwarzſeidener Spitzen nehme man gewöhnlichen kalten Eſſig. Sind die Spitzen ſehr ſtaubig, ſo bürſte man dieſelben vor dem Waſchen erſt vorſichtig ab, tauche ſie hierauf vollſtändig in den Eſſig und drücke ſie dann feſt aus, ohne ſie jedoch zu reiben, zupfe ſie nun vorſichtig auf und wickele ſie dann um leere Weinflaſchen, von denen man vorher die Etiquetten entfernt hat. Zu jedem Ende Spitze nimmt man am beſten eine andere Flaſche, da die Spitzen am ſchönſten werden, wenn nicht viel davon über einander gewickelt ſind. Lange Enden wickelt man auch gut um große glatte Einmachegläſer. Sind die Spitzen auf den Flaſchen vollſtändig getrocknet, ſo löſt man ſie ſorgfältig ab, dieſelben haben Schwärze, Glanz und Steifheit wie neue Spitzen.

## Handarbeit.

Das Anfangen eines neuen Fadens macht bei jeder Strickerei inſofern eine gewiſſe Schwierigkeit, als man trotz größter Mühe ſtets die Stelle ein wenig merkt, wo die beiden Faden zuſammengeſtrickt wurden; gewöhnlich zeichnet ſie ſich unangenehm aus durch dickeres Auftragen. Dies läßt ſich aber gänzlich vermeiden, wenn man den End- und Anfangsfaden etwa fingerlang in einanderzieht, d. h. man fädelt den Anfangsfaden in eine ſtets bei der Strickerei bereit zu haltende Nadel und ſticht nun mehrere Male hinter einander ungefähr in die Mitte des Endfadens hinein, zieht dann dies zuſammengenähte Stück ganz gleich, ſo daß an keiner Seite ein Fädchen vorkommt und ſtrickt nun ruhig weiter. Dieſe Methode iſt ſehr praktiſch und zu empfehlen trotz der kleinen Mühe, die ſie verurſacht, und für die man reichlich entſchädigt wird. **Fannie von Ell.**

## Toilette.

Die Pflege der Zähne iſt ein Haupterfordernis der Hygiene. Da reines Waſſer nicht genügt, um dieſelben vollſtändig zu desinfizieren, ſo greift man zu den verſchiedenſten Mitteln, wie Paſta, Zahnwaſſer ꝛc. Doch dieſe allein ſind nicht immer den Zähnen zuträglich. Folgendes lang erprobte Mittel iſt ſehr einfach und billig. 40 gr Eſſigäther und 10 gr abſolut reines Pfeffermünzöl werden gemiſcht. Davon nimmt man 4—5 Tropfen auf die vorher angefeuchtete Zahnbürſte, die man dann in doppelt kohlenſaures Natron taucht. Dieſes genügt, um jeden Krankheitskeim an den Zähnen zu zerſtören.

## Für die Vögel.

Kürbiskerne als Meiſenfutter. Zu dieſem Zwecke werden die Kerne ganz locker an Fädchen gereiht, ſo daß kleine Ketten entſtehen. Dieſe wirft man im Winter in Gärten und Wäldern hinauf in die Zweige der Bäume, wo ſie ſich ſo verſchlingen, daß ſie hinreichend befeſtigt ſind. Nun kommen die munteren Turner unter den Kohl-, Blau-, Schwarz- und Haubenmeiſen herbei und klauben mit ihrem ſcharfen Schnabel den ſüßen Kern aus der lederartigen Hülle.

Gera. **Emil Fiſcher.**

## Für die Küche.

Gebratene Hammelnieren. Auf dem Lande ſind oft viel Hammelnieren vorhanden, die ein feines, ſchnell bereites Frühſtücksgericht geben. — Die Nieren werden eine Stunde gewäſſert, enthäutet und abgetrocknet, alsdann aufgeſchnitten, ſo daß aber beide Teile noch zuſammenſitzen, und mit feinen Hölzchen durchſtochen, damit ſie ſich beim Braten nicht zuſammenziehn. Nachdem man Salz darauf geſtreut hat, ſo werden die Nieren ſehr ſchnell in dunkelbrauner Butter vielleicht eine Minute gebraten; die Stäbchen entfernt, die Nieren auf eine erwärmte Schüſſel gelegt, kalte, feine Butter auf jede Niere gethan, gehackte Peterſilie darauf geſtreut und mit etwas Zitronenſaft beträufelt. Die Nieren dürfen durch das Braten nicht erhärten und die Butter, worin ſie gar gemacht, muß anderweitig verwandt werden.

Niederländiſcher Kalbsſchlegel. Ein Kalbsſchlegel wird ſtark geklopft, mit Salpeter, gewöhnlichem Salz, geſtoßenen Wachholderbeeren, Coriander, Pfeffer, Nelken und zerriebenen Lorbeerblättern recht ſtark eingerieben, in eine Schüſſel gethan, zugedeckt, beſchwert und 4—5 Tage an einen kühlen Ort ſtehen gelaſſen und täglich umgedreht. Sodann 24 Stunden in den Rauch gehängt, nachher gehäutet, geſpickt und in Butter gedämpft. **F. Z.**

Wiesbadener Kuchen. 250 g feines Mehl rührt man mit ½ Liter Milch zu einem glatten Brei, fügt 100 g Zucker, etwas Citronenſchale, eine Priſe Salz und 200 g zerlaſſene Butter hinzu und rührt die Maſſe auf dem Feuer ſo lange, bis ſie ſich als ſteifer Brei von der Kaſſerole ablöſt. Dann läßt man ſie erkalten, vermiſcht ſie mit ſechs bis acht Eiern und ſtellt den Teig mehrere Stunden an einen kühlen Ort. Man ſticht mit ſilbernem Löffel kleine Klöße ab, die man auf ein beſtrichenes Backblech reihenweiſe nebeneinander legt und bäckt ſie bei mäßiger Hitze eine Viertelſtunde. Dann rührt man aus Zucker, Citronenſaft und Roſenwaſſer einen Guß, beſtreicht die Küchlein damit und läßt die Glaſur trocknen. Dieſe Küchlein ſind vortrefflich, müſſen aber möglichſt friſch verſpeiſt werden.

Sehr ſchöne, nicht teure Bowle. Dieſe Bowle hat nicht nur Damen, ſondern auch Herren vorzüglich gemundet und kann daher ſo wie ihrer Billigkeit wegen ſehr empfohlen werden: Drei Flaſchen guten Moſelwein, eine Flaſche Rüdesheimer, ¾ Pfd. Zucker, 2—3 eingemachte, gelbe oder grüne Chinoiſes (kleine Pomeranzen), in Scheiben geſchnitten, nebſt etwas von dem Zuckerſaft derſelben. — Man miſcht dieſe Ingredienzien in einer Terrine und ſtellt dieſelbe recht kalt, womöglich auf Eis. Die Chinoiſes, überhaupt ein angenehmes Eingemachte, erhält man in Delikateßgeſchäften, die ½ Flaſche mit ca. ½ Kilo Inhalt à 2 Mark. **B. v. W.**

Sylveſter-Punſch: Drei Flaſchen leichten Moſelwein und ein Liter Waſſer koche man mit gelöſtem feinem Raffinatzucker (nach Geſchmack) auf; kurz vor dem Aufkochen thue man die auf Zucker abgeriebene Schale einer Citrone und eine Flaſche Rheinwein (Rüdesheimer) hinzu, ſowie im Moment des erſten Aufkochens eine halbe Flaſche feinen Arrac. Dann läßt man noch einmal aufkochen, rückt das Gefäß (am beſten Kupfer- oder Nickeltopf) vom Feuer ab, ſo daß er auf dem warmen Herd eine knappe Viertelſtunde nachziehen kann. Vor dem Servieren koſte man, ob der Punſch genügend ſüß iſt. Sehr ſüßer Punſch bekommt übrigens erfahrungsmäßig ſchlecht.

## Fragen.

31) Wäre nicht eine der lieben Daheim-Leſerinnen ſo freundlich, mir eine Bezugsquelle für Wollchenille, zur Anfertigung eines Mützchens, wie es in Nr. 1 des vorigen Jahrganges beſchrieben war, anzugeben?

**Rheinländerin i/Vogtland.**

32) Kann mir vielleicht eine der Daheim-Leſerinnen ſagen, ob die deutſche Patent-Wäſchemangel von O. Hillig, Berlin N. Chauſſeeſtraße 39, ihren Zweck gut erfüllt, indem ſie ſchön glatt rollt ꝛc.? **H. S.**

33) Könnten gütige Daheimleſer mir nicht ein Gedicht mitteilen, welches ſich für ein 16jähriges Mädchen bei Überreichung einer ſelbſtgebacknen Torte zur goldnen Hochzeitsfeier in einer befreundeten Familie eignet? **Oſtpreußin.**

34) Wie kann man die Hühnerdiphtheritis ausrotten? Trotz Abſperrung der kranken Tiere und Auskalken der Ställe mit Karbolſäure fordert dieſe Krankheit ſeit ½ Jahr jede Woche neue Opfer; wir ſtehen derſelben ratlos gegenüber. **Trio aus der Mark.**

35) Gibt es in Deutſchland eine Stiftung, in der eine junge, elternloſe, krank gewordene Lehrerin unentgeltlich oder mit geringer Penſion aufgenommen und gepflegt wird, bis ſie wieder im ſtande iſt, eine Stellung anzunehmen? Bitte, Auskunft zu erteilen an

**Magdalene Bachmann, Lehrerin in Kirchhain. Niederlauſitz.**

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

# Bibelwerk für die Gemeinde.

In Verbindung mit mehreren evangeliſchen Theologen
bearbeitet und herausgegeben
von
**Rudolf Friedrich Grau,**
D. und Profeſſor der Theologie zu Königsberg i. Pr.

## Neues Teſtament.

**Zweite durchgeſehene Auflage.**

2 Bände. Preis broſchiert 12 M., in 2 Halbfranzbänden 16 M.

Es iſt uns eine Freude, dieſes unter den Bibelerklärungen für die Gemeinde in erſter Reihe ſtehende Bibelwerk **in neuer verbeſſerter Auflage** vorlegen zu können. Zur Kennzeichnung des Werks, das weit über den ihm urſprünglich zugedachten Kreis hinaus Verbreitung gefunden hat, heben wir aus dem **Vorwort des Herausgebers** folgendes heraus:

„Wiederum weiſt die verfloſſene Periode ſo tief greifende und mannigfaltige Umgeſtaltungen und Fortſchritte der geſamten Bibelwiſſenſchaft auf, wie kaum eine frühere. Es ſei hier nur einerſeits die Tübinger Schule, anderſeits die Wirkſamkeit v. Hofmanns, Profeſſor der Theologie zu Erlangen, genannt. So möchte denn auch die Gemeinde den Anſpruch erheben dürfen, in den Mitgenuß jener Errungenſchaften geſetzt zu werden. — Fragt man nun nach der wichtigſten unter denſelben, ſo muß die geſchichtlich-organiſche Betrachtung der einzelnen Bücher wie der geſamten Heiligen Schrift genannt werden. In dieſer Beziehung iſt es der Vorgang jenes großen Bibelforſchers, auf Grund deſſen allein eine Bearbeitung, wie die in dieſem Werke vorliegende, möglich wurde.

Was als das vorwiegend Eigentümliche unſres Bibelwerks zu bezeichnen iſt, ‚die zuſammenhängend reproduzierende Erklärung‘, das hat vornehmlich die weite Verbreitung unſres Werks bewirkt und demſelben ſeine beſondere Stellung und Bedeutung andern Bibelwerken gegenüber verſchafft.“

Die Bearbeiter der einzelnen Abteilungen des Neuen Teſtaments ſind: Profeſſor D. **R. F. Grau** in Königsberg in Pr., Paſtor Lic. **J. Röntſch** in Noſſen (Königreich Sachſen), Hauptpaſtor **G. Behrmann** in Hamburg, Profeſſor D. **Robert Kübel** in Tübingen, Paſtor Lic. **L. Füller** in Merkendorf (Bayern).

## Urteile über die zweite Auflage.

Das Werk hätte längſt mehrere Auflagen haben ſollen, weil es wie kein zweites geeignet iſt, der gebildeten Laienwelt das Verſtändnis der Heiligen Schrift zu eröffnen und Werke wie die von Gerlachs und Dächſels weit in Schatten ſtellt. Der Verfaſſer gibt zuerſt den Text, danach kurze ſprachliche und ſachliche Bemerkungen, das Hauptſtück aber iſt die zuſammenhängend reproduzierende Erklärung, die nicht allein in die Tiefe geht, ſondern auch ſich ſehr angenehm lieſt. — In der feſſelnden, gründlich, beſonnen, in Plerophorie des Glaubens geſchriebenen Einleitung erkennt man die v. Hofmannſche Schule. **Hann. Paſtoral-Korreſpondenz 1889. Nr. 24.**

Die Vorzüge des Grauſchen Bibelwerks ſind bekannt. Durch Beiſeitlaſſung alles überflüſſigen gelehrten Apparats gibt es ſein Beſtimmtſein „für die Gemeinde“ auf den erſten Blick zu erkennen, leiſtet aber nichtsdeſtoweniger, was tiefes Eindringen in den Sinn und lichtvolle Darlegung des Gedankengangs der bibliſchen Schriftſteller (gemäß dem Verfahren der „zuſammenhängend reproduzierenden Erklärung“) angeht, durchweg Gediegnes. Die vorliegende neue Auflage wahrt in allem Weſentlichen den Charakter ihrer Vorgängerin, läßt aber doch auf nicht wenigen Punkten Verbeſſerungen hervortreten. **Evangeliſche Kirchen-Zeitung 1890. Nr. 13.**

Mit der 4. und 5. Lieferung, welche das Evang. Johannis und die Apoſtelgeſchichte bearbeitet bringen, ſchließt der erſte Band dieſes vortrefflichen Bibelwerks, das wir gern in der Hand jedes evangeliſchen Lehrers ſehen möchten. Mit immer neuer Freude und ſtetem Nutzen lieſt man in dieſer ſchönen Bibelerklärung, die die reifen Ergebniſſe einer auf poſitivem Grunde ſtehenden theologiſchen Wiſſenſchaft in edelſtem Gewande volkstümlicher, einfacher und klarer Darſtellung, dazu in einer abgerundeten Kürze und Knappheit des Worts darbietet, welche die Bewältigung des Stoffes weſentlich erleichtert. Der Lehrer, der ſeine eigene religiöſe Erkenntnis bereichern und vertiefen, aber auch ſeinen Religionsunterricht tiefer gründen und ſchöner ausbauen möchte zum Segen der Chriſtenjugend und zum Wachstum der Gemeinde, der unterlaſſe es ja nicht, nach dieſem werten Hilfsmittel zu greifen.
**Schulblatt f. d. Prov. Brandenburg 1890. H. 9/10.**

Daß die Bibel heute weniger Hausbuch als Kirchenbuch und Schulbuch iſt, wird ſchwerlich beſtritten werden; die Zeiten, wo es üblich war, ſie vom erſten bis zum letzten Blatt im Zuſammenhang zu leſen, ſind vorüber. Daß ſie wieder Hausbuch und tägliches Leſebuch werde, muß unſer Ziel ſein, und ein Werk wie das vorliegende vermag uns dieſem Ziele zu nähern. Es kann nur freudig begrüßt werden. Sein Erſcheinen in zweiter Auflage zeigt, welchem Bedürfnis es entgegenkommt. Die Form der zuſammenhängend reproduzierenden Erklärung halten wir für glücklich gewählt. Der Leſer bleibt nicht am einzelnen Spruch oder Abſchnitt haften, ſondern das Ganze der Schrift tritt ihm als lebendiges Ganze vor die Augen. Umſtändliche Erklärungen und ſogenannte erbauliche Betrachtungen ſind vermieden; aber die den modernen Leſer intereſſierenden dogmatiſchen und ethiſchen Fragen ſind in tiefer und doch verſtändlicher Weiſe berückſichtigt. Die Sprache iſt populär im beſten Sinne des Wortes. Der Gemeinde werden ſo die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft in edelſter Form geboten. **Luthardts Theol. Litteratur-Blatt 1890. Nr. 31.**

In gleicher warm empfehlender Weiſe ſprechen ſich noch aus: **Die Deutſche evangeliſche Kirchenzeitung, der Egerſche Litteraturbericht, die Kreuzzeitung, Leipziger Zeitung, Staatsanzeiger für Württemberg, Poſt, Rhein.-Weſtf. Zeitung, Hamburger Nachrichten** u. a. m.

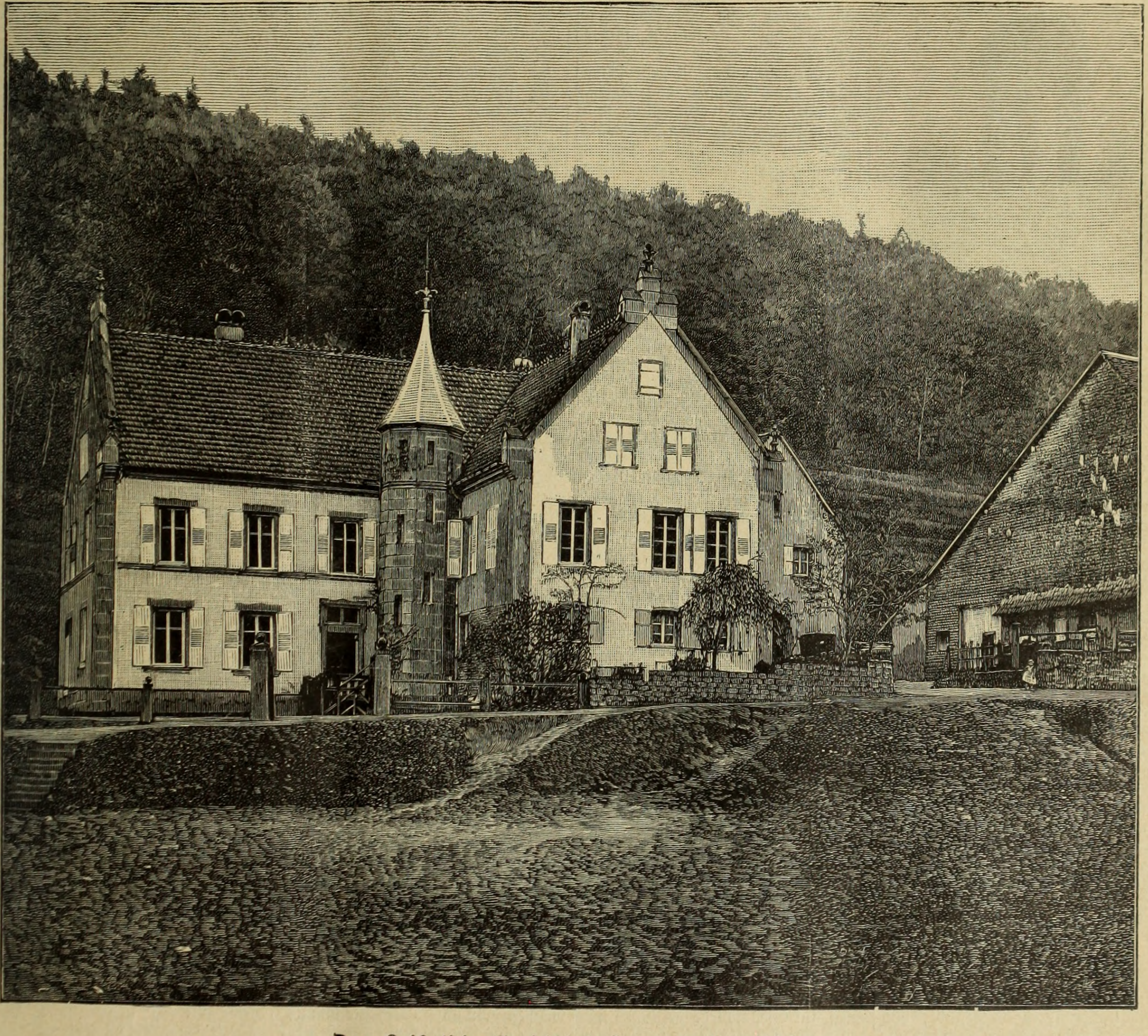
Daheim

XXVIII. Nr. 14. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892.

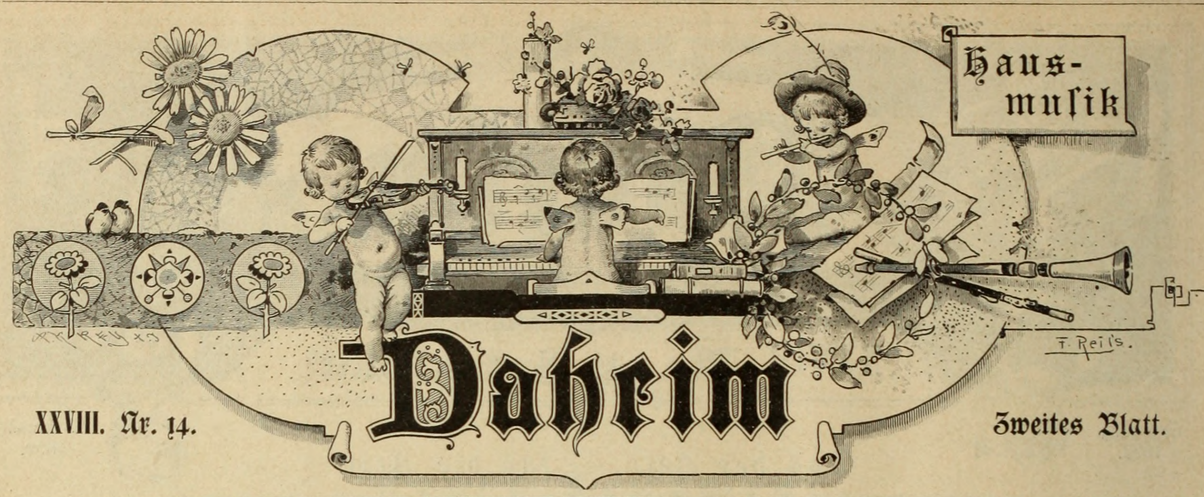
2. Januar
1892.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Das Kaiſerliche Jagdſchloß Gensburg im Elſaß.

Wie Schloß Urville bei Metz, des Kaiſers lothringiſche Beſitzung, iſt auch das Landhaus Gensburg bei Burg Niedeck im Niedeckthal aus dem Beſitz einer altfranzöſiſchen Familie, der es bisher als Sommeraufenthalt diente, angekauft worden. Das Haus, aus zwei Flügelbauten beſtehend und etwa vierzehn Zimmer enthaltend, erhält durch einen in der Ecke aufgeführten, beſcheidenen Turm ein ſchloßartiges Anſehen. Die dazu gehörigen Ökonomiegebäude umfaſſen ziemlich ausgedehnte Stallungen für Rindvieh und eine Käſerei, von denen die erſteren wohl zu Pferdeſtällen umgebaut werden dürften, und die letztere ihre Fabrikation einſtellen wird. Nach dem Thal zu iſt dem Schlößchen ein ſchöner Wieſenplan vorgelagert, die ſich hinter demſelben den Berg hinaufziehenden Gartenanlagen gehen in Hochwald über. Der zugehörige Grundbeſitz umfaßt einen Geſamtflächengehalt an Parkanlagen, Garten, Wieſen und Acker von 20 Hektaren, und der Kaufpreis 32000 Mark für den zur Abrundung der Staatswaldungen wichtigen Beſitz erſcheint ziemlich wohlfeil. Das der Oberförſterei Mutzig bei Molsheim unterſtellte Revier wird gegenwärtig zu Hofjagdzwecken eingefriedigt, und bei der Abhaltung von Hofjagden ſoll das Jagdhaus Gensburg, der perſönlichen Anſpruchsloſigkeit des Monarchen genügend, dem Kaiſer als Abſteigequartier dienen.



XXVIII. Nr. 14. Zweites Blatt.

Amalie Joachim.
Nach einer photogr. Aufnahme vom Hofphotogr. J. C. Schaarwächter in Berlin.

## Amalie Joachim.

Der Name Amalie Joachim gehört zu den glänzendſten Künſtlernamen der Gegenwart. Und indem Frau Joachim das kühne Wagnis unternommen, die Geſchichte des deutſchen Liedes zu ſingen, die Entwickelung des deutſchen Liedes in ihren Hauptphaſen am lebendigen Kunſtwerk zu zeigen, hat die gefeierte Künſtlerin eine That vollbracht, die einzig daſteht und nur verglichen werden kann mit jenem denkwürdigen Cyklus von Klaviervorträgen, mit welchem Rubinſtein ſeine glänzende pianiſtiſche Laufbahn krönte. Amalie Joachim iſt geboren am 10. Mai 1839 zu Marburg in der grünen Steiermark, dem Lande der ſchönen Stimmen. Sie entſtammt dem adeligen Geſchlechte Schneeweiß. Der Vater, der als Juriſt im Staatsdienſt ſtand, ſtarb frühzeitig und ließ die Familie mittellos und in bedrängter Lage zurück. Der ältere Bruder mußte wegen ſeiner Beteiligung an den Freiheitsbeſtrebungen des Revolutionsjahres aus dem Lande flüchten; er ging nach Amerika. Die junge Amalie verließ die engen Verhältniſſe ihrer Vaterſtadt, von welchen ſie eine Förderung ihres ungewöhnlichen Geſangstalentes nicht erwarten konnte und begab ſich nach Wien, wo es ihrer beherzten Energie gelang, eine Anſtellung als Sängerin zweiter Partieen auf der Opernbühne des Kärntnerthor-Theaters zu erhalten. Die Beſchäftigung der Neuengagierten in ſolchem Umfange, daß ihr Talent eine Förderung und Weiterbildung hätte erfahren können, blieb leider aus, dank der Kabalen und Intrigen, wie ſie beim Theater gang und gäbe ſind. Amalie Weiß — ſo nannte ſich die ehrgeizige Kunſtnovize — ſah ſich auf verſchwindende, unbedeutende Rollen und Röllchen angewieſen. Sie wird darob verdrießlich und weigert ſich endlich, die erſte Brautjungfer im „Freiſchütz“ zu ſingen. Merkwürdiger Weiſe kam dieſer Strike einer jungen Choriſtin zu gute, welche an jenem Abend jenes kleine Liedchen: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ vorzüglich ſang. Dieſe junge Choriſtin war die nachher ſo berühmte Pauline Lucca. Amalie Weiß litt unter dem Druck der Verhältniſſe. „Ja, Fräulein Weiß“ — ſagte der wohlwollende Theaterdiener — „ſo geht’s net! Schön ſingen allein thuts lang net; Tiſch’ und Stühl umaſchmeiß’n müſſen’s, nacha ſein’s a große Sängerin.“ Dieſes Rezept zur Berühmtheit gefiel jedoch dem Fräulein Weiß nicht. Da kam denn ein Gaſtſpielantrag nach Graz ſehr gelegen. Leichten Herzens verließ die Sängerin die Stadt an der ſchönen blauen Donau, wo man nicht wenig erſtaunt war, kurze Zeit darauf von einer genialen Sängerin, Frl. Amalie Weiß, welche in Graz enthuſiaſtiſch gefeiert worden war, Wunder und wonnige Mähr zu leſen. Auf der Bahn des Ruhmes bewegte ſich nun die Künſtlerin unaufhaltſam vorwärts. Vergeblich verſuchte man in Wien das neuentdeckte Talent feſtzuhalten. Frl. Weiß verließ Wien und begab ſich nach Hannover, wo ein reiches Kunſtleben aufgeblüht war. Hier in Hannover wirkte der geniale Geiger Joſef Joachim an der Spitze eines ausgezeichneten Orcheſters; hier gelangen der jugendfriſchen Heldenkraft eines Albert Niemann fröhliche Kunſtthaten. In dieſen fruchtbaren Boden verpflanzt, mußte das eminente Talent der Sängerin zur köſtlichen Entfaltung gelangen. Und jede neue Leiſtung der jungen Sängerin bedeutete eine neue Überraſchung. Sieg auf Sieg wurde errungen und der Name Amalie Weiß ward allen lieb, deren Herzen in Begeiſterung für echte, wahre Kunſt glühen. Hier in Hannover verlobte ſich Frl. Weiß mit Joſef Joachim und ſeit ihrer Vermählung entſagte ſie endgültig der Laufbahn der dramatiſchen Sängerin. Als die Ereigniſſe des Jahres 1866 einen Umſchwung der bis dahin in Hannover beſtehenden Verhältniſſe herbeiführten, überſiedelte das Paar nach Berlin, wo dem gefeierten Geiger eine leitende Stellung an der neu errichteten muſikaliſchen Hochſchule angeboten worden war. Trotz eines ſchmeichelhaften Antrages der kgl. Hofoper, unter glänzenden Bedingungen in den Verband des vornehmen Kunſtinſtitutes einzutreten, blieb Frau Joachim ihrer Abſicht, nur noch als Konzertſängerin wirken zu wollen, treu; als Konzert- und Oratorienſängerin aber erwarb ſich Frau Joachim eine Berühmtheit, die jener ihres Gatten völlig ebenbürtig iſt. Frau Joachim war die Zierde aller Konzerte, die ſich ihrer Mitwirkung verſichert hatten: ihre Kunſtreiſen führten die geniale Frau durch ganz Europa: in Rußland und Skandinavien, in England und Belgien ſang ſie mit tiefer und nachhaltiger Wirkung.

Frau Joachim gehört zu den Auserwählten der Kunſt, ſie iſt eine Sängerin von Gottes Gnaden. Ihr Organ iſt ein ſonorer Mezzoſopran von dunkler Farbe und tiefer Leuchtkraft, ganz geſättigt mit Empfindung und unbeſchreiblichem Adel des Ausdrucks. Ein paſtoſes Colorit liegt auf dieſem herrlichen Organ, deſſen Behandlungsweiſe von einer zur ſouveränen Herrſchaft über alle techniſchen Probleme gelangten Geſangskunſt von bewunderungswürdiger Vollendung Zeugnis gibt. Als Liederſängerin ſteht Frau Joachim in der Kunſt eines lebensvollen, erwärmenden Vortrags, in der Kunſt zu individualiſieren und die Eigenart eines jeden Liedes auf das beſtimmteſte zu fixieren, unübertroffen da. Wer einmal von Frau Joachim Schuberts „Erlkönig“ oder ein Schumannſches Lied gehört hat, dem wird die Künſtlerſchaft dieſer verehrungswürdigen Frau unvergeßlich bleiben.

## Muſikäſthetiſche Plaudereien.

### I.

Ein taufriſcher Morgen iſt es, an welchem wir unſere Schritte hinauslenken aus den ſtaubigen Straßen der Stadt, bis uns das Grün der Wieſen entgegenleuchtet und die erſten, ſüßen, langgezogenen Lerchentöne in unſeren Ohren klingen. Es ſind vor allem zwei Sinne, welche in hervorragendem Maße dieſe von der Außenwelt gegebenen Eindrücke unſerer Seele, unſerem Bewußtſein vermitteln: das Auge und das Ohr. Jenes iſt das Organ des Malers, dieſes das ſpezifiſche Organ des Muſikers. Der Maler thut einen Blick auf die Landſchaft, und er hat einen Blick auf ein Gemälde gethan, das ſich in weiten, koloſſalen Dimenſionen über die Erde ausbreitet. Seine Kunſt iſt eine Kunſt der Verkleinerung, jedenfalls aber der ſtrengen Nachbildung; Farben und Formen gibt ihm die Natur; ihre Palette iſt die ſeine. Der Tautropfen, der im Kelche einer Blume vor ihm glänzt und rubinrote und tiefviolette Strahlen in ſein entzücktes Auge ſendet, die Farbe der Blume ſelbſt, ihr Goldgelb, ihr Himmelblau, das Smaragdgrün der Blätter und die wunderbaren, feinen Übergänge der Farben und Formen ineinander: die Natur bietet ſie ihm in unerſchöpflicher Fülle und verſchwenderiſchem Reichtum dar. Der Maler braucht nur zuzugreifen, irgendwo die Natur zu faſſen, ſich von ihr leiten und belehren zu laſſen, und er darf ſchwelgen in den Elementen ſeiner Kunſt. Motive ſtrömen ihm zu, und Formen und Farben liegen vor ihm und ſcheinen ihm zuzurufen: „Hier ſind wir, nimm uns!“ Ganz anders der Muſiker. Die Natur gibt ihm keine Muſik, wie ſie dem Maler Farben gibt. Sie reizt den Gehörnerv zwar mit einzelnen Geräuſchen, aber ſie läßt das menſchliche Ohr niemals Muſik genießen. Denn betrachten wir einmal das von den Poeten ſo überſchwänglich geprieſene Konzert der Vögel, der gefiederten Sänger, hören wir uns einmal dieſe himmliſchen Lerchentriller, dieſe ſchluchzenden und flötenden Nachtigallen- und Amſelſtimmen ohne poetiſches Vorurteil an, nehmen wir dieſen elementaren Tönen den Zauber der Natur, und ſie ſind nüchterne, langweilige Geräuſche geworden, die uns nichts weniger als angenehm ſind, jedenfalls zu einer poetiſchen Verherrlichung nimmermehr herausfordern. Denken wir gleich an einen der muſikaliſcheſten Vögel, den Kukuk, den wohlbekannten Sänger, der oft eine tadelloſe Quarte, gewöhnlich eine Terz intoniert! Wie leicht iſt dieſer „Geſang“ nachzuahmen. Wäre es aber jemandem ſchon einmal in den Sinn gekommen, ſelbſt den täuſchend nachgeahmten Ruf eines Kuckuck, wie ihn unſere Schwarzwälder Uhren oder vielleicht luſtige Jungen zu producieren pflegen, ſchön oder poetiſch oder ſtimmungsvoll oder herrlich zu finden? Gewiß nicht. Es gehört die Poeſie des Waldes, das Arom duftiger Blumen und Kräuter dazu, um den Kuckucksruf erträglich zu finden. Wir täuſchen mit Hilfe der anderen Sinne den Gehörſinn, der dort an

Muſik glaubt, wo nur vereinzelte Töne regellos, blindzufällig ſich aneinander reihten. Die Natur weiſt nicht ein Beiſpiel von Harmonie, von Melodie, von Muſik auf. Zwar erzählt uns Darwin von Affen, welche mehrere Töne zu ſingen vermögen und von Mäuſen, welche auf dem Tone cis trillern, wir vernehmen tiefe fagottartige Töne, welche aus der langen Gurgel des Schwanes gleiten, wir ſchauern bei der chromatiſchen Skala, welche uns der Wind zum Beſten gibt, ſobald er in unſeren Schornſteinen und Kaminen zu rumoren beginnt, wir erbeben bei dem gewaltigen, betäubenden Schall des Donners und lauſchen dem Murmeln und Plätſchern des Baches, der von ſteinigem Abhange zu Thal eilt, wir träumen von dem rätſelhaften Klingen der Memnonsſäulen bei den Strahlen der aufgehenden Sonne: das alles aber ſind nur Geräuſche, einzelne Töne, ſicherlich aber keine Muſik. Die Muſik iſt alſo etwas durchaus Menſchliches, eine menſchliche Erfindung, und die Vermutung, daß die erſten Menſchen ſich durch geſungene Töne verſtändigt haben, als ihnen ihre Kulturepoche Mitteilungen durch eine auf Begriffe und Wortformeln aufgebaute Sprache noch nicht geſtattete, iſt durchaus nicht ſo abenteuerlich, als ſie auf den erſten Blick hinſcheint. Denn thatſächlich iſt jedes unſerer Worte nach Anzahl ſeiner Silben eine Reihe von Tönen. Das Fallen und Steigen unſerer Sprechſtimme bei verſchiedenen Affekten iſt durchaus das Urbild der künſtleriſchen Melodie, und Richard Wagner war derjenige von den modernen Muſikern, welcher dieſes Prinzip der Sprachmelodie auf die muſikaliſche Melodie mit ſchlagender Genialität anwandte. Daß wir beim Sprechen nicht ſingen, erklärt ſich aus unſerer flüchtigen Art und Weiſe zu ſprechen. Menſchen mit einem gut ausgebildeten, dem Wortſinn verſtändnisvoll folgenden Sprachorgane ſprechen „melodiſch", und melodiſch ſprechen zu lernen, ſollten ſich alle Menſchen angedeihen laſſen. Wie entſtand alſo die erſte Muſik? Jedenfalls dadurch, daß die Menſchen in der Nachahmung der von ihnen in der Natur erkannten einzelnen Töne die Fähigkeit des Stimmorganes entdeckten, höhere und tiefere Töne zu erzeugen. Iſt es nun ein äſthetiſches Wohlgefallen an dem Spiele mit dieſen Tönen geweſen, oder war es das Moment der Empfindung, welches dem Spiele dieſer Töne ein gewiſſes feſtes Gepräge gegeben, als ſicher darf die Thatſache angenommen werden, daß es weit weniger die Fähigkeit des Ohres für die äſthetiſche Auffaſſung der Tonhöhe, als vielmehr das Bedürfnis der zeitlichen Begrenzung der Töne — alſo der Rhythmus — geweſen, welcher dieſes einmal erkannte und geübte Vermögen des Stimmorganes in den Dienſt der menſchlichen Empfindung ſtellte. Die Muſik iſt Ausdruck. Auch in ihren beſcheidendſten Anfängen iſt ſie Ausdruck: in langſamen und gemeſſenen Rhythmen Ausdruck der Trauer, in ſchnellen und lebhaften Ausdruck der Freude. Und den Rhythmus regieren wir ſelbſt, da wir in unſerem Herzen ein rhythmiſches Inſtrument allererſten Ranges, ein Metronom merkwürdigſter Art beſitzen. Die Thätigkeit des Herzens, der Pulsſchlag, iſt alſo in normaler Bewegungsgeſchwindigkeit der Urrhythmus, der elementare Rhythmus, nach welchem wir uns die Begriffe ſchnell und langſam gebildet haben. Die Zahl der Pulsſchläge in der Minute als Zeiteinheit hängt bekanntlich vom Lebensalter ab. So macht der Puls in den erſten Lebensjahren in der Minute 120, ſpäter 80—90, bei Erwachſenen etwa 70 und bei Greiſen 50—60 Schläge. Im Zorne ſteigert ſich die Pulsfrequenz, die Seele produciert außerordentlich ſchnell die Gedanken. Wollen wir alſo den Zorn muſikaliſch ausdrücken, ſo haben wir ein Zeitmaß zu wählen, deſſen Einheiten (Notenwerte) dem beſchleunigten Herzſchlag und den pſychologiſchen Kennzeichen des Zornes entſprechen, zu denen in erſter Reihe der kurze, heftige Atem zu rechnen iſt. Jedes Zeitmaß ſetzen wir in Beziehung zu unſerem Pulsſchlag. Iſt dieſer raſch, ſo werden wir die Zeiteinheiten, aus welchen die Tonbewegung beſteht, beſchleunigen, iſt er aber langſam, ſo werden wir naturgemäß retardieren, zurückhalten und ſchleppen. Kinder langweilen ſich daher bei Tonſtücken von langſamer Bewegung, Greiſe fühlen ſich bei Tonſtücken von lebhafter, ſtürmiſcher Bewegung unbehaglich, als wollte man von ihnen einen Dauerlauf verlangen. Indeſſen hilft ſich auch hier noch das gefällige Gehör, indem es viele raſch aufeinander folgende Zeitabſchnitte in eine rhythmiſche Einheit zuſammenfaßt, ſo daß auch hier der Pulsſchlag zum Herzſchlag des Tonſtückes wird. Der Rhythmus iſt der Herzſchlag der Muſik, der Herzſchlag der Rhythmus unſeres Lebens.

## Aus dem Tonleben.

Bekanntlich wandte ſich Händel erſt in ſeinem reifſten Mannesalter der Oratorienkompoſition zu, nachdem er bis dahin eine große Anzahl italieniſcher Opern komponiert hatte, die er mit wechſelndem, in der Hauptſache jedoch unglücklichem Erfolge zur Aufführung gebracht. Bereits 1720 hatte ſich Händel als Oratorienkomponiſt verſucht mit dem Oratorium „Eſther", das von dem Domkapellmeiſter Gates 1731 zum erſtenmale aufgeführt wurde und bald großer Berühmtheit ſich erfreute. Aber erſt nach 1741 gibt Händel das Opernkomponieren endgültig auf, und von da an iſt ſein Ruhm als Oratorienkomponiſt in ſo ſchnellem Aufblühen begriffen, daß eine engliſche Zeitung ſchreiben konnte: „Der Fortſchritt und das Wachsthum Händels iſt zu wohlbekannt, als daß ich darüber zu ſprechen notwendig hätte. Es iſt genügend, wenn ich ſage, daß er durch die plötzliche und unverdiente Zunahme von beiden ſo unverſchämt geworden iſt, daß er denkt, nichts könne ſeinem gebieteriſchen und alles überſchreitenden Willen ſich entgegenſetzen." Das „Ding, das man Oratorium nennt", ſcheute man ſich nicht als einen „neuen Betrug" zu bezeichnen, der „die edelſte Bruſt mit Unwillen erfüllt". Ja man erklärte Händel für vogelfrei. Man ſtellte ihn dem Publikum als „Schwindler, als einen falſchen Freund, als Ruchloſen, Vielfraß, Säufer und Wahnſinnigen" hin; man machte Satiren auf ihn, man karikierte ſeine Perſon; man jammerte über den unerträglichen Lärm, den ſeine Blechinſtrumente und ſeine vielen Violinen hervorbrächten. Das Orcheſter Händels enthielt nämlich außer der Mehrzahl der heute noch gebräuchlichen Inſtrumente noch die Violetta marina, Lauten, Theorben und ein großes Kontrabaßhorn. Selbſt ſeine Freunde klagten über die Kraft dieſes Orcheſters, das „ihnen die Ohren zerreiße". Man beſpöttelte ſeine neuen, unerhörten Orcheſtereffekte, und Sheridan perſiflierte ſie von der Bühne herab, indem er plötzlich, zum Schrecken des Publikums eine Piſtole abfeuerte und dann geheimnisvoll zur Galerie hinaufflüſterte: „Dieſen Wink, Gentlemen, habe ich von Händel bekommen . . ." Man ſieht, das berühmte Rezept: ,,calumniare audacter etc.'' „nur wacker verläumden, es bleibt immer etwas hängen" wurde ſchon damals fleißig zur Anwendung gebracht. Der „Meſſias", das Hauptwerk Händels, wurde 1742 in dem großen Saale in der Fiſhamble-Street in Dublin zum erſtenmale aufgeführt. Der Enthuſiasmus der Zuhörer ſpottete jeder Beſchreibung. Der Eindruck des Werkes war ein allgewaltiger. Ein Geiſtlicher ſoll nach einer von Mrs. Cibber geſungenen Arie ausgerufen haben: „Weib, dafür ſind dir alle deine Sünden vergeben." Die Händelverfolgung war in Händelbegeiſterung umgeſchlagen, und man drängte ſich ſo ſehr zu ſeinen Konzerten, daß die faſhionablen Damen beſchloſſen, ohne Reifröcke hinzugehen, um dadurch Platz für hundert Zuhörer mehr zu ſchaffen. Im „Meſſias" tritt uns die künſtleriſche Rieſenperſon Händels in ihrer ganzen imponierenden Größe entgegen: die bibliſche Erhabenheit des Vorwurfes und der monumentale Stil ſeiner Muſik gehören zuſammen, und es bleibt bezeichnend für die unvergängliche Friſche dieſer Muſik, daß ſie ſelbſt dem materialiſtiſchen Kunſtgeſchmack unſerer Zeit noch Staunen und, was mehr iſt, noch Liebe abringt, und in ihrer Originalität trotz der vielen glänzenden Geiſter, welche nach Händel gekommen, nirgends erreicht, geſchweige denn übertroffen wurde.

## Lyrik.

„Roſen und Myrten" nennt ſich ein Cyklus von ſechs Geſängen für eine mittlere Singſtimme, komponiert von Karl Piutti (op. 23, Leipzig, Fr. Joſt). Feinſinnig und zart geformt wie die Dichtungen iſt auch ihre muſikaliſche Einkleidung. Die ſechs Gedichte erzählen von Liebe und bräutlichem Glück, von Roſen und Myrten: ein Hauch von außerordentlicher Zartheit der Empfindung iſt über dieſe Lieder ausgegoſſen, die in der melodiſchen Erfindung ſowohl, wie in der plaſtiſchen Schönheit der Deklamation und in dem Reichtum an intereſſanter Harmonik wohl zu dem Beſten zählen, was die Liederproduktion der letzten Zeit hervorgebracht. Als dankbare Vortragsſtücke kommen namentlich das Lied „Liebesfrühling" mit ſeinem jubelnden Aufſchwung und der feierlichen und ahnungsvollen Epiſode, welche als Mittelſatz eingeſchoben iſt, das entzückende „Liebſt Du mich?", das ſelig verklärte „Myrten" und das den Cyklus beſchließende Lied „Glück" in Betracht. Dieſes letzte Stück iſt ſo gedacht, daß es bei Vorhandenſein von zwei Stimmen als Duett geſungen werden kann. Von der mächtig flutenden und lebensvoll bewegten Klavierbegleitung hebt ſich die breit hinſtrömende, mit vollausladenden Accenten geſättigte Kantilene der Singſtimme prachtvoll ab. Dieſes Lied muß in die Herzen ſchlagen und zünden. Die Klavierbegleitung iſt zwar in reichem Charakter gehalten, bietet aber trotz einiger anſcheinend unbequemer Stellen ſo gut wie keine Schwierigkeiten. Die Behandlung der Singſtimme verzichtet auf alle billigen Effekte und Künſteleien. Dem Komponiſten war es nur darum zu thun, ſie in den Dienſt echter Empfindung zu ſtellen und ſie wie mit Roſen und Myrten zu ſchmücken. Der Cyklus iſt vortrefflich ausgeſtattet und koſtet 4 Mk. Jedoch, und das ſcheint im Intereſſe der Verbreitung dieſer wirklich ſchönen und wertvollen Lieder erwähnenswert, ſind die ſechs Geſänge auch in Einzel-Ausgaben erſchienen, deren Preiſe zwiſchen 0,80 und 1,50 Mk. ſchwanken. Piuttis ,,Roſen und Myrten'' werden ſich zweifelsohne Freunde erwerben.

## Bücherſchau.

Der Vortrag des liturgiſchen Geſanges. Ein Handbuch für evangeliſche Geiſtliche bearbeitet von H. Franke. (Leipzig, Verlag von K. Klinner, Pr. 1,50). „Es bedarf keines Beweiſes" — ſagt der Verfaſſer in der Vorrede — „daß im proteſtantiſchen Gottesdienſt die Liturgie wieder erhöhte Bedeutung erlangt hat. Viele Kirchenbehörden Deutſchlands haben neue Agenden herausgegeben, die den liturgiſchen Teil des Gottesdienſtes reicher als bisher geſtalten. Wohl ſtehen die liturgiſchen Melodien in den betreffenden Agenden aufgezeichnet, aber die Regeln, nach denen dieſe Melodien richtig auszuführen ſind, fehlen. Der proteſtantiſche Liturg wird vergebens nach einem Buche ſuchen, das ihm die Regeln in die Hand gibt und ihn dadurch in den Stand ſetzt, bewußt richtig zu ſingen." Der Verfaſſer hat nun ſein Buch ſo angelegt, daß er nach einer knappen geſchichtlichen Einleitung erſt die Choralnoten und dann die Kirchentonarten erklärt. Dieſes ſehr wichtige Kapitel über die Kirchentonarten enthält alles Wiſſenswerte über den mehr gefürchteten als gekannten Gegenſtand. Indem ſich dann der Verfaſſer ſeinem eigentlichen Thema, der Darſtellung des liturgiſchen Geſanges, zuwendet, gibt er eine Anzahl trefflicher und beherzigenswerter Regeln über die Ausſprache des liturgiſchen Textes als ſolchen, des liturgiſchen Textes im Geſang und deſſen Phraſierung, über die Rhythmik und gewährt außerdem Anleitungen zur praktiſchen Ausführung einzelner dem Choralſtyl eigentümlicher Notenfiguren. Darauf behandelt der Verfaſſer die liturgiſchen Weiſen des Hauptgottesdienſtes in einer der Bedeutung des Gegenſtandes würdigen Weiſe, ſtellt Regeln für das kunſtgerechte Pſalmodieren auf und gibt Beiſpiele für die Ausführung der Pſalmentöne, ſowie wichtige Unterſchiede in den Lesarten einzelner Cantionalen. Die Darſtellung iſt klar und einfach; wir zweifeln nicht, daß das in handlichem Format erſchienene Werkchen ſeinen Zweck vollkommen erreichen und von Nutzen ſein wird.

## Beethovens Sonaten

erſchienen in einer neuen prächtigen Ausgabe, einer ſogenannten ,,Akademiſchen'' in der bekannten Kollektion Litolff in Braunſchweig. Dieſe akademiſche Ausgabe iſt von Heinrich Germer beſorgt, einem Manne, der den Ruf eines ausgezeichneten Klavierpädagogen genießt. Kritiſch revidiert in Bezug auf die Textdarſtellung und Zeitmaß, mit Pedal-Vortragszeichen und einem vortrefflichen, den Prinzipien der modernen Klaviertechnik huldigenden Fingerſatz verſehen, verdient dieſe prachtvolle Ausgabe einen der erſten Plätze unter den zahlreichen Ausgaben der klaſſiſchen Klavierſonaten Beethovens. Wenn das Verſtändnis für irgend eine Tondichtung nur dann möglich iſt, ſobald in der geiſtigen Anſchauung des Hörers ſich erſt ein klares Bild von der Formenbildung des Kunſtwerkes im großen wie im kleinen fixiert hat, ſo erreicht der Herausgeber dieſes formale Verſtändnis durch eine Anzahl vorzüglicher Erläuterungen zu den einzelnen Sonaten; wer es einmal verſucht hat, den Sonaten der letzten Schaffensperiode Beethovens ſich zu nähern, der wird ſich der koloſſalen Schwierigkeiten voll bewußt geworden ſein, welche gerade die letzten Sonaten dem Verſtändnis entgegenſetzen. Germer hat ſich dadurch, daß er die Formengebungen dieſer rieſenhaften Werke knapp ſkizziert, ein weſentliches Verdienſt um die Auffaſſung und das Begriffenwerden Beethovens erworben. Die Ausgabe iſt in drei Bänden erſchienen: Band I umfaßt zehn, Band II elf und Band III ebenfalls elf Sonaten. Druck, Stich und Ausſtellung geben dieſer Ausgabe den Charakter eines Prachtwerkes.

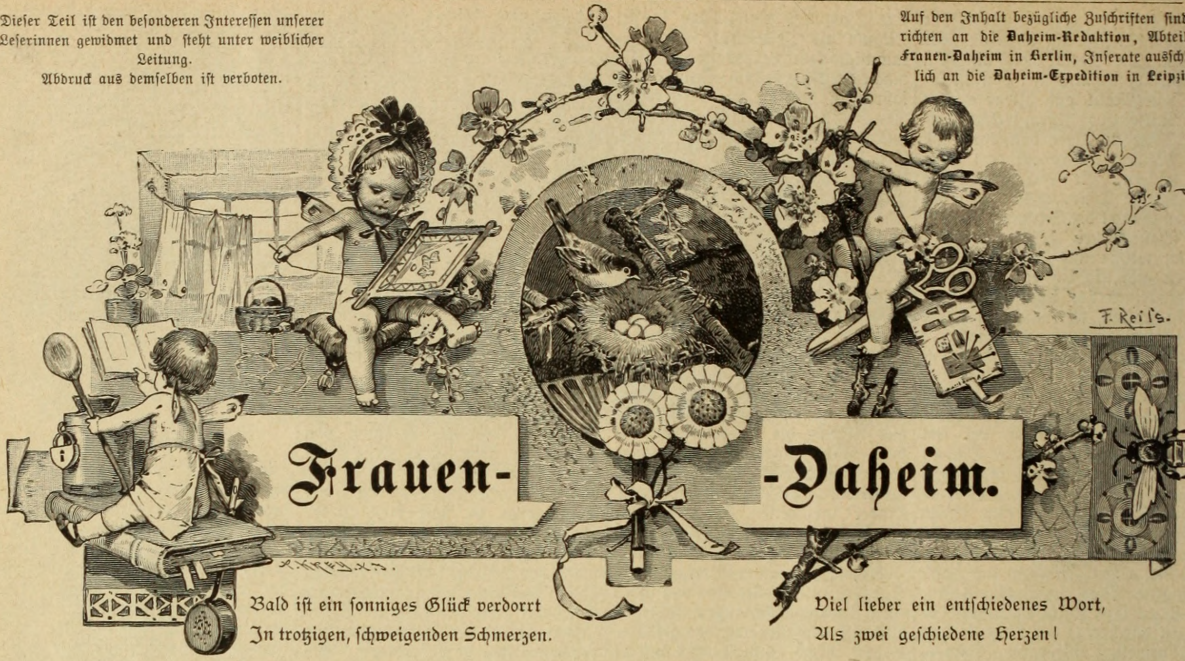
## Vermiſchtes.

**Cantores amant humores**, „die Sänger lieben das Feuchte" (humor = Feuchtigkeit = Humor) lautet ein oft citirtes Sprichwort. Woher es aber ſtammt, dürfte ziemlich unbekannt ſein. Im Jahre 1733 erſchien in Augsburg in 4 Stimmbüchern gedruckt, eine Sammlung von 12 „kurzweiligen Sing- oder Tafelſtücken („Ohrenvergnügendes und Gemütergötzendes Tafelkonfekt")" worin gleich als erſte Nummer ein längeres Quodlibeticum curiosum für 2 Soprane, Baß und Cimbalum erſcheint. Quodlibet hieß jedes Stück, das aus zahlreichen Bruchſtücken zuſammengeleimt war, wie aus „vielen ſtücklein und fläcklein gleichſam ein gantzer Peltz zuſammen geſtücket und geflickt wird". In dieſem Quodlibet heißt es nun:

Tutti: Gickes, Gackes Ofenloch
Wo bleibt ſo lang der Kellner doch!
Solo: Potz re mi fa sol la ut,
Tutti: Wie ſchmeckt mir doch der Trunk ſo gut
Solo: Mich durſt trotz einem Muſikanten,
der trinken möcht, und hat doch nichts
behhanden.
Cantores amant humores
sic dicit Doctor Schnablius
im letzten Blatt Capitulus.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.



# Frauen-Daheim.

Bald iſt ein ſonniges Glück verdorrt
In trotzigen, ſchweigenden Schmerzen.

Viel lieber ein entſchiedenes Wort,
Als zwei geſchiedene Herzen!

## Prolog
### zu einer Aufführung heiteren Inhalts.

Ein Herold.

Hallo, ihr Damen und ihr Herrn,
Habt Acht auf meine Worte:
Ein fahrend Volk möcht' Einlaß gern,
Und pocht an unſre Pforte.

Es fragt ſich, wie er euch gefällt
Der wunderliche Haufen,
Es ſcheint, daß er aus aller Welt
Zuſammen iſt gelaufen.

Fremd ſchauen ihre Kleider aus,
Fremd klingt der Ton der Lippe;
Was aber ſoll in dieſem Haus
Die Komödiantenſippe?

Ein Wink, und die verdächt'ge Schar
Hetz' fort ich mit den Hunden! — —
Ei, ei, mir ſcheint, daß ihr wohl gar
Gefallen d'ran gefunden? —

Nun gut — ich geb' den Eingang frei; —
Doch hütet eure Taſchen!
Ich kann, wie auch der Ausgang ſei,
Die Hand in Unſchuld waſchen.

**Gg. Lang.**

## „Schnellmalerei.“

Vor einigen Jahren machte ein Schnellmaler mit einem hochtönenden ſpaniſchen Namen in den Konzertſälen viel von ſich reden. Seine Vorſtellungen gaben mir die Idee zu folgendem Scherz ein, den ich mehrmals aufführte. Vielleicht, daß er der einen oder der anderen Leſerin noch unbekannt iſt und ſo gefällt, daß ſie ihn als willkommene Abwechslung auch einmal aufführt. Bei einer größeren Geſellſchaft (der Kreis darf kein zu kleiner ſein, da man ſonſt zu ſehr beobachtet iſt), erſchien ich nach dem Souper, als die Geſellſchaft in zwangloſen Gruppen umherſtand und ſaß, mit meiner Malerſchürze angethan, die zuſammenlegbare Staffelei in der Hand, mit Malſtock, Palette, Pinſeln und einer kleinen weißen Holzplatte ausgerüſtet und ſtellte mich als durchreiſenden Schnellmaler vor, der um die Erlaubnis bäte, ein „hochverehrtes Publikum porträtieren zu dürfen.“ Zugleich bat ich eine Freundin, welche ich vorher ins Geheimnis gezogen, die Geſellſchaft durch etwas Muſik zu unterhalten und dadurch auch mich und meinen Pinſel „zu inſpirieren.“

Während meiner kleinen Rede ſtellte ich meine Staffelei derart, daß ich keine Gruppe der Geſellſchaft im Rücken hatte, dagegen alle überſchauen konnte, ſo daß niemand wußte, wen ich abkonterfeien würde. — Während die Geſellſchaft nun unter Lachen und Scherzen ſich zu gruppieren begann, fing ich an zu malen. — Vorher hatte ich mir von verſchiedenen mir näher bekannten Perſonen, deren Erſcheinen an dem Geſellſchaftsabend ſicher war, natürlich ohne ihr Vorwiſſen, Photographien in Kabinettform verſchafft. Dieſe hatte ich auf eine Holzplatte aufgezogen und in der bekannten Manier leicht mit Ölfarbe übermalt. Nachdem die Malerei trocken gefirnißt war, nahm ich weiße Aquarellfarbe und zwar Permanent Chineſiſch v. Schönfeld im Glasfläſchchen (nicht in einer Tube) und übertünchte das Bild möglichſt gleichmäßig und doch nicht zu dick damit. Die Farbe deckte die Malerei vollkommen, ſo daß die Holzplatte in ihrem fleckenloſen Weiß wie unbemalt ausſah. Meine „Schnellmalerei“ beſtand nun in nichts anderem, als unter der geſchickten Vorſpiegelung zu malen, die weiße Farbe abzuwiſchen. Zu dieſem Zweck hatte ich den Palettenſtecher, ſtatt mit Terpentin und Siccativ, in ſeinen beiden Teilen mit Waſſer gefüllt und fuhr nun mit einem größeren Borſtenpinſel über die Holzplatte, die abgenommene Farbe an dem Mallappen abſtreifend. Die Übertünchung der Holzplatte mit der weißen Farbe darf erſt am Tage des Gebrauchs geſchehen, da die Farbe ſonſt zu eingetrocknet ſein und ſich ſchwer löſen würde. — Um den Zuſchauern gegenüber die Illuſion vollſtändiger zu machen, maß ich ſcheinbar mit halbzugekniffenem Auge die Proportionen eines Kopfes mit dem Pinſelſtiel, wie man beim Malen nach der Natur zu thun pflegt, fuhr auch einmal in die Ölfarbenhäufchen auf der Palette und ſetzte hier und da noch ein Licht auf, ſo daß die Malerei, als ſie jetzt herumgereicht wurde, ganz friſch ausſah. — Ungeheucheltes Erſtaunen empfing das erſte Produkt, das Bild eines Herrn, — bei dem zweiten merkten viele die Sache bereits, amüſierten ſich jedoch, als allmählich unter dem wegwiſchenden Pinſel das Bildnis hervorkam. Hauptſache iſt, daß man nur Porträts von ſolchen Perſonen wählt, deren Äußeres charakteriſtiſche Züge aufweiſt. Herrenkonterfeis eignen ſich beſſer als ſolche von Damen, hauptſächlich, weil man von vornherein beim Malen der Photographie weiß, in welcher Toilette, ob in Frack oder Waffenrock, ſie erſcheinen werden. Bei Damenbildern iſt dies eine verhängnisvolle Klippe, die man nur dadurch umgehen kann, daß man den Kopf wie aus wolkigem Hintergrund auftauchend malt und im Moment, wo das Abwiſchen beendet iſt, mit Geiſtesgegenwart ein paar Pinſelſtriche anbringt, welche die Farbe des Kleides, des Halskragens ꝛc. markieren. Auch einen etwaigen Schmuck, Blumentuff im Haar, kann man, in dieſem Fall wirklich „ſchnellmalend“ berückſichtigen, es wird dadurch die Ähnlichkeit des Bildes wie der Beifall der Geſellſchaft nur geſteigert.

**J. v. W. in B.**

## An die Briefmarkenfreundinnen.

In letzter Zeit ſind mir aus dem Kreiſe der Leſerinnen des Frauen-Daheim zahlreiche Anfragen und Sendungen mit der Bitte um Wertbeſtimmung von Poſtwertzeichen zugegangen, die ich mich bemüht habe nach beſtem Wiſſen zu erledigen. Leider konnte ich meiſt nur feſtſtellen, daß die Einſenderinnen ſich in bezug auf den Wert ihrer kleinen Schätze faſt ſtets in einem bedeutenden Irrtum befanden: ſie überſchätzten denſelben augenſcheinlich. Dies veranlaßt mich, hier kurz einiges Wiſſenswerte aus der Poſtwertzeichenkunde mitzuteilen, einmal um Enttäuſchungen vorzubeugen, dann aber auch um feſtzuſtellen, daß es ſich thatſächlich lohnt, in alten Papieren nach wertvollen Marken und Couverts der früheren deutſchen Einzelſtaaten — denn dieſe kommen faſt allein in Betracht — zu ſuchen.

Auch bei den Briefmarken beſtimmt das Angebot den Wert. Überſchwemmt aber iſt der Briefmarkenhandel mit allen den Wertzeichen, die längere Zeit in Kurs waren und in ſehr großer Zahl benutzt worden ſind. Daher haben z. B. die 1, 2 und 3 Gr. Marken Preußens, Sachſens u. Hannovers, die meiſten mittleren Werte von Thurn und Taxis, Bayern, Baden, Württembergs im allgemeinen ein ſehr geringen Wert, ebenſo diejenigen Norddeutſchlands und des Deutſchen Reichs. Von dieſen Staaten ſind, immer im allgemeinen geſprochen, nur die ganz niedrigen und die ganz hohen Werte $\frac{1}{2}$ Gr.; $\frac{1}{4}$ Gr.; 3 Pf. (mit Ausnahme Preußens) 12 u. 18 Kr.; 5, 10, 30 Gr. wertvoll. Dagegen iſt das Sammeln aller Marken der kleinen Staaten, ganz beſonders Oldenburgs, Braunſchweigs, der beiden Mecklenburg, der Hanſeſtädte, Bergedorfs, Schleswig-Holſteins dringend anzuraten. Um nur einige Beiſpiele anzuführen, ſo werden z. B. verkauft: Oldenburg, 1851, $\frac{1}{3}$ Gr. grün zu 12 M.; 1858, $\frac{1}{2}$ Gr. grün zu 35 M.; 1860, $\frac{1}{2}$ Gr. rotbraun 20 M. Sachſen, 1850, 3 Pf. rot zu 50 M.; 1856, 10 Gr. blau zu 7 M.; Schleswig-Holſtein, 1850, 1 Sh. blau zu 10 M.; 2 Sh. roſa zu 25—30 M. Mecklenburg-Schwerin, 1856, $\frac{4}{4}$ Sh. rot zu 3 M.; 1864/66, $\frac{4}{4}$ Sh. rot, durchſtochener Rand zu 50 M. Norddeutſcher Poſtbezirk, Dienſtmarke 1 Kr. gebraucht zu 5 M. Baden, 1862/64, 12 Kr. grün 6 M. Bayern, 1849/58, 1 Kr. ſchwarz zu 5 M.; 1870, 12 Kr. lila (gezähnter Rand) zu 10 M. Württemberg alte 18 Kr. Marken zwiſchen 5—15 M. Hannover, 1853, 3 Pf. rot 5 M.; 1859/61, 10 Gr. grün 10 M. — Das iſt aber nur eine kleine Blumenleſe, Preiſe von 1—5 M. für das Stück erzielen mehr als hundert verſchiedene altdeutſche Marken.

Noch höher bewertet, ſind im allgemeinen die ſogenannten Ganzſachen der deutſchen Staaten, d. h. Couverts mit eingeprägter Marke, die ſich ausnahmslos zu ſammeln lohnt. Abgeſehen von den allergewöhnlichſten Groſchenwerten der letzten Emiſſionen Preußens, Sachſens, Bayerns ſind ſie ſämtlich teurer als

# Daheim

XXVIII. Nr. 16. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

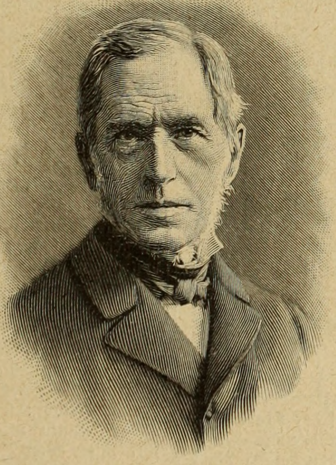
16. Januar 1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Zur Erinnerung an den Präſidenten D. Hegel. †

Unter den zahlreichen Grauköpfen, welche in der vorjährigen Generalſynode neben den Jüngeren ſaßen, zog ein charakteriſtiſcher Denkerkopf die Blicke der auswärtigen Mitglieder, wie der Zuhörer auf den Tribünen, beſonders auf ſich. Es war der des hochbetagten Konſiſtorialpräſidenten Hegel, des Sohnes des weltbekannten Philoſophen. Faſt bis zu Ende der Sitzungen hatte der ſeit dem Frühjahr von ſeinen Amtspflichten zurückgetretene Greis ſich an den Arbeiten der Generalſynode auf das lebendigſte beteiligt, und noch am 24. November in der Debatte über die Stellung der Generalſuperintendenten einen mit lebhafter Zuſtimmung begrüßten Antrag geſtellt. Am Abend desſelben Tages hatte er bis gegen elf Uhr mit großer Geiſtesfriſche einer Fraktionsſitzung der konfeſſionellen Gruppe präſidiert, aber die Anſtrengung war für den im 78. Jahre ſtehenden Mann wohl zu groß geweſen; am andern Morgen in der Frühe traf ihn ein Schlaganfall und am Nachmittag des nächſten Tages hatte er ſeinen irdiſchen Lauf vollendet.

Der Mann, der über fünfzig Jahre mit unwandelbarer Treue ſeinem himmliſchen wie ſeinem irdiſchen Könige gedient hat, iſt von ſeinen Gegnern als ein Vertreter der hierarchiſchen Herrſchſucht und als ein zelotiſcher Ketzerrichter geſchmäht worden. Der Fürſt, dem er den größten Teil ſeines Lebens gedient, der glaubensmilde Kaiſer Wilhelm I., hat anders über ihn geurteilt und ihn in ſeinem kirchenregimentlichen Amte feſtgehalten, als er 1877 infolge der Konflikte mit dem Oberkirchenrat ſeinen Abſchied erbeten hatte. Wer aber auch kirchenpolitiſch und konfeſſionell von ihm abweicht, wird ihm doch zugeſtehen müſſen, daß er von ſeinem berühmten Vater den klaren Sinn für die Realitäten des Lebens und die edle Begeiſterung für ideale Ziele ererbt hatte, denen er unermüdlich und unverdroſſen nachjagte, und daß er mit Glaubensfeſtigkeit und Bekenntniseifer, aber immer im Geiſte ſelbſtverleugnender, chriſtlicher Liebe für die Neuerweckung und Förderung des kirchlichen Lebens in der Mark, wie beſonders in der Reichshauptſtadt, gekämpft hat.



Konſiſtorial-Präſident D. Hegel.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.

Es iſt hier nicht der Ort, ſeine Thätigkeit eingehend zu beleuchten und zu würdigen, vielleicht iſt auch die Zeit noch nicht gekommen, Licht und Schatten in ſeinem Weſen und in ſeiner Wirkſamkeit ruhig abzuwägen und zu einem unparteiiſchen Bilde zu geſtalten. Aber auf einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis ſeines Charakters möchte ich aufmerkſam machen. Einen ſolchen hat er in einer kurzen Selbſtbiographie geliefert. Er gab dieſelbe bald nach ſeinem Rücktritte im vorigen Sommer u. d. T.: „Erinnerungen aus meinem Leben“ heraus. Charakteriſtiſch iſt für den Mann die Kürze dieſes Rückblicks auf ſeine Lebensführung. Auf 56 Seiten erzählt er ſchlicht und einfach, ohne Selbſtüberhebung und Selbſtbeſpiegelung ſein Leben bis zu ſeiner Penſionierung.

Immanuel Hegel wurde am 24. September 1814 in Nürnberg geboren, wo ſein Vater, ein Schwabe ſeiner Herkunft nach, damals Rektor des Gymnaſiums war. Seine Mutter ſtammte aus dem alten Nürnberger Patriziergeſchlecht der Freiherren von Tucher. Vier Jahre darauf wurde ſein Vater als Nachfolger Fichtes nach Berlin an die Univerſität berufen. Dort überwachte er mit liebevoller Fürſorge die Studien ſeines Sohnes bis an die Schwelle der Univerſität. Wenige Monate vor dem Abiturientenexamen des Siebzehnjährigen ſtarb der Vater. Zwei Jahre ſtudierte nun Immanuel in Berlin Rechts- und Staatswiſſenſchaften, war aber außerdem bedacht, ſich auf allen Gebieten des Wiſſens gründliche Kenntniſſe zu erwerben. In München ſetzte er das juriſtiſche Studium fort, hörte daneben Schelling und ſchwelgte im Studium der reichen Kunſtſchätze der bairiſchen Reſidenz. 1836 trat er in den preußiſchen Staatsdienſt. Während ſeines Referendariats verwaltete er ein ganzes Jahr das Landratsamt im weſtfäliſchen Kreiſe Wittgenſtein: ein höchſt fruchtbarer, inhaltsreicher Abſchnitt ſeines ganzen Bildungsganges. Nachdem er das große Staatsexamen 1842 mit dem Prädikat „vorzüglich“ abſolviert, kam er als Aſſeſſor an die Regierung zu Magdeburg und wurde zwei Jahre darauf bei dem von Friedrich Wilhelm IV. neu begründeten Handelsamt zu Berlin angeſtellt. 1848 wurde er dem Handelsminiſterium überwieſen, bald darauf jedoch in das Bureau des Staatsminiſteriums verſetzt, in welcher Stellung er bis 1865, von Stufe zu Stufe bis zum Geheimen Oberregierungsrat hinaufrückend, verblieb. In dieſer merkwürdigen Periode der preußiſchen Geſchichte erlebte er den zehnmaligen Wechſel ſeines unmittelbaren Chefs, des Miniſterpräſidenten, ohne doch je ſeiner eigenen innerſten Überzeugung untreu zu werden. Eine Reihe von Jahren war er auch zugleich der Kurator des „Staatsanzeigers“ und Leiter des litterariſchen Bureaus im Staatsminiſterium. Nach Eintritt der Regentſchaft wurde er von dem Prinzen von Preußen zum Kurator des Staatsſchatzes dazu endlich noch zum Mitglied der Oberexaminationskommiſſion für Verwaltungsbeamte, in dem Fache der Nationalökonomie und des Finanzweſens ernannt.

Als eine beſondere Gunſt ſeines Lebens betrachtete Hegel es, daß er über zwei Jahre lang Bismarck in unmittelbarem Dienſtverhältnis als vortragender Rat perſönlich nahe ſtehen durfte. „Wenn ich zum Vortrage bei ihm eintrat,“ erzählt er, „faßte ich alle meine Geiſteskräfte feſt zuſammen, um allem Unerwarteten gewachſen zu ſein. Ein behagliches, ſelbſtzufriedenes Sichgehenlaſſen war bei ihm nicht angebracht; man ſtand dabei in Gefahr, umgerannt oder überſprungen zu werden. Aber ich blieb ſtets offen und aufrichtig und wurde von ihm darin nicht beſchränkt; in der ganzen Zeit meiner Verbindung mit ihm habe ich keinen Konflikt erlebt und von ihm kein kränkendes Wort gehört.“

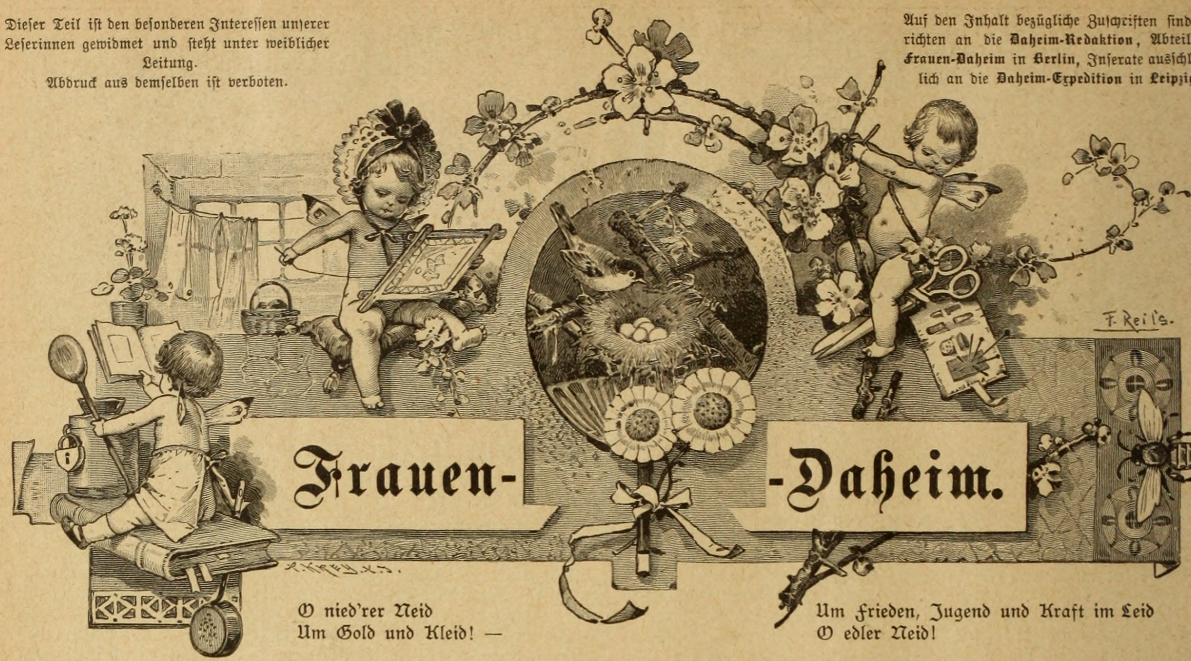
Aus dieſen Stellungen ſchied Hegel im Februar 1865 infolge ſeiner Ernennung zum Präſidenten des brandenburgiſchen Konſiſtoriums. Dieſes Amt, welches er über ein Vierteljahrhundert bekleidete, entſprach durchaus ſeinen Neigungen, wie ſeinen Gaben und Kräften. Von ſeinem Vater hatte er frühe gelernt, nach den letzten Grundlagen aller Dinge zu forſchen und ſein Denken in ſtrenge Zucht zu nehmen. Chriſtlich vertieft wurde ſeine Lebensanſchauung durch den Einfluß ſeiner frommen Mutter und ſpäter durch die innige, lebenslange Freundſchaft mit ſeinem Seelſorger Büchſel, in deſſen Kirche er fünfundvierzig Jahre lang allſonntäglich ſeinen feſtbeſtimmten Platz einnahm und wo er wenige Tage vor ſeinem Tode am Totenfeſt noch mit ſeiner Familie das hl. Abendmahl empfangen hat.

Neben ſeinem ſehr anſtrengenden Amte widmete Hegel ſich mit treuer Hingabe den Werken der inneren Miſſion. Fünfundzwanzig Jahre hat er der preußiſchen Hauptbibelgeſellſchaft, dreiundzwanzig dem „ev. Verein für kirchliche Zwecke“ in Berlin als Vorſitzender gedient und ſegensvolle Spuren auf beiden Arbeitsgebieten hinterlaſſen. Im Jahre 1884 verlieh ihm die theol. Fakultät von Greifswald die Würde eines Doktors der Theologie. Aber wertvoller als dieſe akademiſche Auszeichnung iſt das Zeugnis, welches Büchſels Nachfolger, D. Braun in ſeiner Trauerrede aus dem Herzen ſeiner Gemeinde heraus ihm nachrief: „Ein Kind vor dem Herrn,“ ſagte er, „iſt er ein ganzer Mann geweſen vor den Menſchen, an deſſen unerſchütterlichem Mute ſich in ſchwerer Zeit Tauſende von treuen Herzen geſtärkt haben.“ Es ſoll ihm unvergeſſen bleiben, daß er das Bekenntnis der Wahrheit mit feſter Hand durch eine ſturmbewegte Zeit hindurch geführt hat.

R. K.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**



# Frauen-Daheim.

O nied'rer Neid
Um Gold und Kleid! —
Um Frieden, Jugend und Kraft im Leid
O edler Neid!

## Mit einem Brautkranze.

Wenn Liebe ſich erwählt ein Zeichen,
Dem Glücklichen für Freud und Glanz
Ein zart Symbol zum Schmuck zu reichen,
Es um die Stirne ihm zu winden,
Und holde Wünſche dreinzubinden,
So war es immerdar ein Kranz.

Dir wurde mancher ſchon gewunden,
Vom erſten an, den du entzückt
Auf dem Geburtstagstiſch gefunden,
Bis zu dem andern, der beim Strahle
Der Kerzenpracht im Feſtesſaale
Zum erſten Ball dein Haar geſchmückt.

Doch was ſind alle andern Kronen,
Selbſt Gold und Lorbeer, die als Preis
Ruhm, Größe und Verdienſt belohnen,
Verglichen mit der liebſten Gabe,
Die ich dir darzubringen habe:
Mit dieſem Kranz aus Myrtenreis?

Es ſei dem Glück geweiht, wie heute
So alle Zeiten dein Geſchick.
Von mir, die oft mit dir ſich freute,
In deinen Träumen mit dir lebte,
Nimm dies aus Duft und Thau gewebte
Symbol für Freundſchaft, Lieb' und Glück.

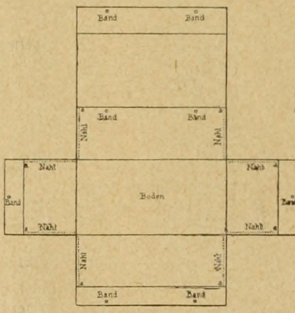
Wenn Stürme, die kein Haupt verſchonen,
Auch deines dermaleinſt umwehn,
Wenn Sorg und Gram im Herzen wohnen,
Das vormals Freude nur gefunden:
Dann ſchaue rückwärts zu den Stunden,
Die dich mit dieſem Kranz geſehn.

So rein und zart, wie Blüt an Blüte
Hier aus der Knoſpenhülle ſprang,
Bewahr dir Liebe im Gemüte,
Und wie ſich auch dein Los geſtalte;
Was ich für dich in Händen halte,
Sei dir die Krone, lebenslang.

**Anna Klie.**

## Weiteres zum Kapitel: Mütter und Söhne.

Gewiß findet ſich unter den Leſerinnen des „Daheim“ eine große Zahl, die als gute Mütter die Wäſche ihren auswärtigen Söhnen regelmäßig zu Hauſe waſchen laſſen. Da iſt das Hin und Her des Schickens nicht die kleinſte Beſchwerde, Packpapier erweiſt ſich meiſt als unſolide, beſonders für größere Entfernungen; nimmt man aber eine Kiſte, ſo wiegt dieſelbe meiſt ſo ſchwer, daß gar bald die für das einfache Poſtpaket angeſetzten 5 Kilo überſchritten ſind. Ich möchte daher einen ſehr praktiſchen und leicht herzuſtellenden Umſchlag aus ſchwarzem Ledertuch (nicht Wachstuch, da dasſelbe unnötig ſchwer iſt) empfehlen. Man braucht zu demſelben ein Stück von 1 m und 10 cm Länge und 70 cm Breite. An der Ecke rechts unten ſchneidet man ein Quadrat von 28 cm heraus und ſetzt es, nachdem man einen Streifen von 5 cm abgeſchnitten hat, links, 28 cm von unten beginnend, an; dieſem Stück gegenüber läßt man ein Stück von 23 cm ſtehen und ſchneidet von hier bis zum Rand einen Streifen von 28 cm Höhe ab, der fortfällt. — Nun wird der ganze Umſchlag rings herum auf der Maſchine mit ſtarkem Linnenband eingefaßt, dann näht man die eingefaßten Ränder an den vier Ecken mit gutem Leinenfaden auf eine Höhe von 17 cm verſtürzt zuſammen. Auf den Boden des ſo entſtandenen Raumes wird ein mit Stoff überzogenes Stück Pappe, das genau hineinpaßt, geleimt, dieſes gibt einen feſten Halt, ſodaß man ſehr gut geſtärkte Herrenhemden darin verpacken kann, ohne daß dieſelben Schaden leiden. Die beiden ſchmalen Seiten des Überzugs erhalten in der Mitte ihres Randes Bänder, die, wenn alles gepackt iſt, zuſammen verbunden werden; ebenſo näht man an die kürzere breite Seite zwei Bänder, die den befeſtigten entſprechen. Zum Schluß erhält noch der längſte Teil am Ende zwei Bänder, mit welchen man das ganze Paket außen zubinden kann.



Als ſehr praktiſch empfiehlt es ſich auch, auf die äußere Seite des Umſchlags Bänder in geringer Entfernung von einander anzunähen, mit welchen man die Adreſſe befeſtigt. Dieſelbe ſchreibt man mit ſchwarzer Ölfarbe auf ein weiß lackiertes Stück Blech, und zwar auf die eine Seite den Namen des Empfängers, auf die andere den des Abſenders, ſo daß die Adreſſe ſtets gewechſelt werden kann. In unſerem Hauſe dient ein ſolcher Umſchlag ſchon lange Zeit und kann ſeiner Dauerhaftigkeit, ſowie ſeiner Billigkeit halber warm empfohlen werden.

**R. v. Hauſen.**

## Aus der Kinderſtube.

Die kleine Käte iſt, weil ſie unartig war, in die Ecke geſtellt worden. Nach einer Weile ſagt die Mutter: „Jetzt darf mein Kindchen wieder zu mir kommen, jetzt iſt es wieder artig.“ Kätchen, ärgerlich weinend: „Wenn ich mich werde ausgebeſſert haben, werde ich ſchon von alleine kommen.“

## Toilette.

Lockenrädchen. Nichts iſt für die Haare ſchädlicher als das Brennen. Die wenigſten Damen aber wollen ſich von der zierlichen Tracht der Haarlöckchen trennen. Um nun alles Brennen zu vermeiden, rate ich, die höchſt praktiſchen und bequemen ſogenannten „Lockenrädchen“ anzuwenden. Man nehme eine kalte Brennſchere, ziehe das daraufgerollte Haar mit den Fingern behutſam heraus, befeuchte die zuſammengerollte Locke mit Waſſer und ſtecke ſie in das „Rädchen“, welches man mit der daran angebrachten Öſe ſchließt. Wenn man des abends dieſe „Rädchen“ anlegt, ſo ſind die Haare am andern Morgen ſchön gelockt, und man braucht ſie nur etwas auszukämmen und in die Lage zu legen, in der man ſie gern trägt. In jedem größeren Friſſeurladen ſind dieſe „Rädchen“ zu bekommen, das Stück für 20 bis 30 Pf.

## Weiteres zum Schmuck der Thür.

Iſt ſo die Thür ſelbſt, wie es in Nr. 14 beſchrieben war, ſalonfähig gemacht, ſo muß auch der Raum über derſelben bis zur Decke ausgefüllt werden. Bilder über der Thür haben mir ſtets mißfallen. Der beliebte Palmblattfächer, der ſchon als Staubtuchkörbchen, Bouket- und Photographiehalter reiche Dienſte leiſtet, hilft auch diesmal aus. Wir brauchen zu unſerer Dekoration ſechs Stück, und zwar ordnet man fünf im Halbkreis um ein Mittelſtück, indem man die Ränder untereinander ſchiebt und dann die Blätter mit weißen Stichen aneinandernäht. Die Stiele der fünf äußeren Palmen ſind nicht zu ſehen, während derjenige des Mittelblattes genau die Mitte bezeichnet. Der halbkreisförmige Rand wird nun ſo tief ausgezackt, daß jede zweite Rippe immer eine Spitze ergibt. Iſt ſo die Grundform, einer halben Sonne nicht unähnlich, fertig, beginnt die Dekoration, die auf verſchiedene Weiſe geſchehen kann. Reizend ſieht es aus, wenn man das Ganze mit Bronzefarben ausmalt und zwar färbt man dann den Kern ſeegrün, ſämtliche Randblätter bis an die Zacken kupferfarbig; die Spitzen ſelbſt laufen in Gold aus. Dieſe ſtrahlende Halbſonne ſieht ſchon ſehr wirkungsvoll aus. Beſonders elegant wird ſie, wenn man ein Bouket Gräſer und Felddiſteln darauf näht. Die Blüten läßt man je nach Geſchmack in ihrer Naturfarbe oder bronziert ſie innen gold, die Strahlen ſilbern und etwaige Blätter ſeegrün mit kupfernen Adern. Der Fächer wird nun über der Thür befeſtigt und zwar ſo, daß er unten an der Wand anliegt, während er ſich oben etwas nach vorn über neigt. Das Ganze ſieht ungemein prächtig aus, während es wenig Geld und nicht viel Mühe koſtet.

**Gertrud von Sydow.**

## Zum Frauenerwerb.

Schwere, unerwartete Schickſalſchläge haben ſchon manche Frau gezwungen, ihre Kräfte und Talente zum Beſten der Ihrigen gegen Geld zu verwerten. Aber wie ſchwer iſt die Wahl eines Berufs für die Arme, die kein entſchiedenes und hervorragendes Talent beſitzt, keine Kunſt verſteht, keine abgeſchloſſenen Wiſſensſchätze ihr eigen nennt. Schneidern, Putzarbeiten wollen Jahre lang geübt und gelernt ſein, ehe ſie Verdienſt bringen. Viele Frauen können wohl meiſterhaft flink und geſchickt die

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

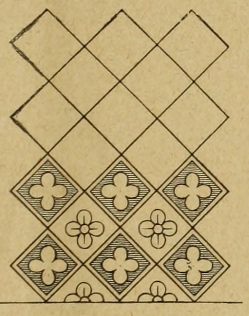
# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Nadel führen, aber mehr dienend als ſchöpferiſch — ausbeſſern, flicken, aus alten Dingen neue ſchaffen, das iſt ihre größte Zauberkunſt. Aber damit iſt doch kein Geld zu verdienen! — Und doch! — In Berlin, Lützowſtraße 71 part., hat Frau F. Lobe vor kurzer Zeit ein Geſchäft aufgethan, das ſich in kurzer Zeit eine Menge Kunden erworben hat. Ein Ausbeſſerungs- und Flickinſtitut für Wäſche, Damen-, Herren- und Kinderkleidung aller Art iſt es, eine ganz herrliche Einrichtung, wie eine Menge halb zu Tod geplagter kinderreicher Mütter und alleinſtehender Junggeſellen jetzt ſchon verſichern. Nicht nur für Berlin, ſondern auch für außerhalb werden die betreffenden Arbeiten beſorgt. Wie hübſch und einfach iſt es, invalide Kleidungsſtücke in einem ſolchen Geſchäft ſchnell und billig reſtaurieren zu laſſen, ſtatt, wie es ſo oft geht, die Flickfrau tagelang mit im engen Wohnzimmer ſitzen zu haben. In mancher Mittel- und Großſtadt würde ſich die Errichtung ſolcher Geſchäfte vorzüglich lohnen. Der Obengenannten werden durch dieſe Zeilen hoffentlich mehr und mehr Kunden zugeführt.

## Schuhkiſte mit Wandkiſſen als Diwan.

Ein Einrichtungsgegenſtand, der im Schlaf- oder Ankleidezimmer die ausgezeichneteſten Dienſte leiſtet, iſt eine Schuhkiſte. Sie dient dazu, das gereinigte Schuhwerk von einer oder mehreren Perſonen gut aufzubewahren, zugleich als bequemer, niederer Sitz, dasſelbe anzulegen, ein Fußbad zu nehmen und zu dergl. m. Die Kiſte muß eine gefällige Geſtalt haben, etwa auf eine Länge von 80 cm eine Höhe und Breite von 38 bis 40 cm. Der nur durch ein gleichgroßes Brett gebildete Deckel iſt durch zwei Scharniere an der Kiſte zu befeſtigen und wird durch Auflage von Seegras oder Roßhaar, zwiſchen Futterſtoff gelegt und geheftet, etwas gepolſtert. Das Äußere der Kiſte wird möglichſt gefällig und ſolid ausgeſtattet. Zieht man nicht einen Überzug vom Stoffe der Möbel oder Vorhänge vor, ſo raten wir zu folgendem raſchförderndem Verfahren. Die vier Seitenwände der Kiſte werden mit dunkelm, zur Einrichtung paſſenden Wollſtoff, Tuch, Fries oder dergl. glatt überzogen, d. h. der Stoff wird mit kleinen ſtahlblauen Nägeln aufgenagelt. Für den Deckel fertigen wir folgende Stickerei an: das für denſelben in Länge und Breite um 10 cm größer als dieſe geſchnittene Stück Wollſtoff wird auf ein Tiſchbrett geſpannt und mit weißer Kreide vermittelſt eines Lineals in ſchräge Quadrate eingeteilt, ſo daß 3 auf die Breite, 6 auf die Länge treffen. Nun reihen wir auf dieſe Quadrateinteilung gute, etwa fingerbreite Wolllitze in bräunlichem oder grüngrauem Ton — je nach der Farbe des Grundſtoffes — und befeſtigen dieſe nach beiden Seiten mit Kreuznaht (Hexenſtich) in ſchwarzer Seide oder feiner ſtarker Wolle. Ferner brauchen wir 18 ſchwarze Tuchquadrate, welche die durch die Litze gebildeten nicht ganz ausfüllen. Den Rand dieſer Quadrate feſtonnieren wir — und zwar von der linken Seite gearbeitet — mit farbiger Wolle, je 6 Quadrate von einer Farbe, ſodaß 3 zu einander ſtimmende Farben regelmäßig abwechſeln. Aus der Mitte der Quadrate ſchneiden wir ſorgfältig eine vierblättrige Blumenfigur aus, welche wir mit gleichfarbigem Tuch, Plüſch (man kann kleine Reſte verwenden) unterlegen, und deren Rand mit einem farbigen, dicken Wollfaden, welcher mit ſchwarzer Seide querüberſtochen wird, auf der farbigen Unterlage haftet. Die ausgeſchnittene Figur wird gleichfalls farbig feſtonniert und deren Mitte mit einer Sternfigur in leichter Stickerei in modefarbener Seide verſehen. Zuletzt befeſtigt man die ſchwarzen Quadrate mit feſtem ſchwarzem Garn in die 3, durch 6 Quadrate gebildeten Reihen, während die Blumenfiguren, deren wir nur 10 gebrauchen, in die 2 fünfquadratigen Reihen befeſtigt werden, wie aus der kleinen Muſterüberſicht leicht zu erkennen iſt. Die Arbeit wird mit Heftſtiften auf den Deckel geſpannt, etwas nach innen umgeſchlagen und feſtgenagelt. Soll die Schuhkiſte ihren Platz an der Wand einnehmen, ſo arbeiten wir noch das gleiche Stück wie für den Deckel und überziehen damit ein längliches, flaches Kiſſen, welches wir dicht über der Kiſte an der Wand aufhängen, nachdem wir es mit Schnur und an den beiden oberen Ecken mit einigen Pompons geſchmückt haben Auf dieſe Weiſe gewinnen wir einen niedlichen kleinen Diwan.



**X. in K.**

## Handarbeit.

**Halstuch aus Cigarrenbändchen.** Nachdem der große Stehkragen abgeſchafft iſt, trägt man Taillen und Jacket wieder vorn à coeur ausgeſchnitten; da wird auch das lange entbehrliche Halstuch wieder benutzt. Ein ſolches ſtellt man ſich ſelbſt aus geſammelten Cigarrenbändern her und zwar hat man dazu 33 rote und 8 gelbe nötig. Zuerſt ſchneidet man 15 Stück der ſorgfältig aufgeplätteten Bänder 26 cm lang, näht dieſelben mit überwendlichen Stichen in roter Seide zuſammen und wechſelt immer mit einem matten und einem glänzenden Bändchen ab. Dann näht man ein ebenfalls 25 cm langes Band an beiden Seiten dagegen, um die Schnittſeiten der Bänder ſauber zu machen. (1 cm rechnet man auf die beiden Nähte.) Von nun werden die Bänder an alle 4 Seiten des erhaltenen Quadrats genäht, die ſich an den Ecken kreuzenden Enden werden doppelt genäht, ſo daß immer kleine Vierecke entſtehen. Es folgen 3 rote, 2 gelbe und zum Schluß wieder ein rotes Band; die gelben Bänder werden mit gelber Seide genäht. — Das ſo entſtandene Cachenez hat die rechte Größe von ca. 44 cm im Quadrat und ſteht in ſeinem leuchtenden roten Grund mit mattgelber Kante namentlich brünetten Damen ganz reizend. — Etwas kleiner gibt es auch ein zierliches „Renomiertaſchentuch“ ab. **H. von Sydon.**

**Beſenhülle zum Abſtäuben von Gardinen und Portièren.** Dieſe Hülle beſteht aus zwei Teilen, welche aus weißer Baumwolle gehäkelt oder geſtrickt werden können. Die Länge und Breite dieſer Teile richtet ſich ganz nach dem Beſen, welcher mit dem Überzuge verſehen werden ſoll. Der obere Teil der Hülle iſt in der Mitte mit einem ziemlich langen Schlitz verſehen, um den Beſen hindurchzuſtecken. Beide Teile werden durch eine rote gehäkelte Pikottour miteinander verbunden. An den Schlitz des oberen Teils werden 2 Paar Bänder geſetzt, welche die Hülle um den Beſen feſthalten. **E. Grethe.**

Ein hübſches **Haarnadelkiſſen** fertigte ich aus einer runden, 10 cm im Durchſchnitt meſſenden Pappſchachtel, die ich ringsum mit krauſer Atlasbekleidung und mit einer Füllung von Roßhaar verſah. Letztere wird mit einem Quadrat von Filetquipure überſpannt; das Kiſſen bildet ein ebenſo hübſches als praktiſches Geſchenk. Man kann auch ſtatt Filet guipure ein gehäckeltes Quadrat nehmen, nur muß es luftig gehäckelt ſein, damit man die Haarnadeln bequem durchſtecken kann.

**Geſticktes Kinderkleidchen.** Mein $1^1/_2$jähriges Töchterchen trägt gegenwärtig ein Kleidchen, das ſich als ſo praktiſch und niedlich erwies, daß ich es gern anderen jungen Müttern zur Nachahmung empfehlen möchte. Dabei iſt die Strickarbeit ſo leicht, daß ſie jedes Schulmädchen ausführen kann. Das Kleidchen iſt aus 8 Längsſtreifen zuſammengeſetzt: 4 bilden das Vorderteil, 4 das Rückenteil. Jeder der 8 Streifen wird bei einem Anſchlag von 40 Maſchen, ca. 150 Nadeln durchweg rechts geſtrickt, wodurch die Höhe des Röckchens gewonnen wird. Nun nimmt man bei jedem Streifen ſo viele Maſchen auf einer Nadel ab, daß nur noch 18 Maſchen übrig bleiben. Das ergibt die richtige Weite des Leibchens. Für die Höhe des Leibchens ſtricke ich nun an 4 Streifen je 100, an den 4 anderen je 140 Nadeln. Die ſo gewonnenen Streifen werden mit feſten Maſchen in der Weiſe zuſammengehäkelt, daß die längeren die Achſelſtücke, die kürzeren die Mittelſtücke ergeben. Natürlich muß beim Zuſammenhäkeln der längeren (Achſel-) Streifen das Armloch berückſichtigt werden. Am Rücken ſchließt man das Kleidchen in halber Höhe mit Knöpfchen und angehäkelten Knopflöchern, wenn man nicht vorzieht, auch das Rückenteil vollſtändig zuſammenzuhäkeln und das Kleidchen auf der Achſel zu knöpfen. Der untere Rand des Röckchens, ſowie Arm- und Halsausſchnitt werden mit einer glatten Häkeltour verſehen und an dieſe eine beliebige Spitze gehäkelt. Zum Zuſammenhäkeln der Streifen nimmt man am beſten abſtechende Wolle. So wählte ich z. B. bei blaugrüner Wolle Crèmewolle zum Einhäkeln, was allerliebſt ausſieht. Dasſelbe Kleidchen ſtrickte ich für den Sommer mit ungebleichter Estremadura Nr. 3: (das feine Material verlangt natürlich etliche Nadeln mehr für die Länge ſowohl des Röckchens als auch des Leibchens bei gleichem Maſchenanſchlag) und häkelte es mit türkiſch-roter Baumwolle ein. Schließlich ſchmückte ich dieſes Kleidchen mit roten Achſelſchleifchen und Schärpe. **K. in N.**

## Praktiſches fürs Haus.

Um gebohnte Fußböden vom Schmutz zu befreien, empfiehlt es ſich, bevor man dieſelben friſch bohnt, Zinkabfälle mit einem naſſen Schrubber darauf hin und her zu ziehen. **Lisbet.**

## Für die Küche.

**Apfel-Brödchen.** Hierzu eignen ſich am beſten Prinzen-Äpfel, auch Haſenköpfe genannt. Die Äpfel werden gewaſchen, Blüte und Stengel herausgeſchnitten, in kaltem Waſſer zu Feuer gebracht und weich gekocht. Jedoch muß jeder Apfel ganz bleiben. Darauf werden dieſelben auf ein Sieb gelegt und durchgerieben. Nun bringt man dieſes durchgeriebene Mark abermals in einem Keſſel zu Feuer, gibt auf je ein Pfd. Mark $^3/_4$ Pfd. Zucker, ferner etwas von dem Saft, worin die Äpfel vorher weich gekocht ſind, und kocht alles unter beſtändigem Rühren, zu einer ganz feſten Maſſe. Dann nimmt man dieſelbe vom Feuer, ſticht davon mit einem Löffel kleine längliche Streifen ab, und legt dieſelben auf vorher ausgebreiteten Kriſtallzucker. Wenn die kleinen Brödchen ein wenig verkühlt ſind, rollt man ſie umher, damit ſich der Zucker von allen Seiten daran ſetzt, legt ſie nebeneinander auf feſtes Papier und ſtellt ſie an einen ſehr trockenen, warmen Ort. Wenn die Brödchen nach einigen Tagen betrocknet ſind, kann man ſie in Kaſten verpacken. Sie werden nebeneinander gelegt, wenn eine Reihe voll iſt, ein Stück Papier dazwiſchen, dann trocken geſtellt; ſo laſſen ſie ſich ſehr lange aufbewahren. Das Waſſer, worin die Äpfel weich gekocht ſind, kann man noch zu Saft oder Gelee einkochen.

**Apfelſinen-Merrettig.** Gute Äpfel werden geſchält, dann in ganz wenig Rheinwein zerkocht und durch ein Sieb gerieben. Nun reibt man einige Apfelſinen auf Zucker ab und gibt dieſen Apfelſinen-Zucker, mit dem Saft der Früchte, auf das Apfelmus, ferner etwas recht fein geriebenen Meerrettig, nebſt einer Meſſerſpitze voll Salz. Das Ganze recht gut miteinander vermengt, gibt ein herrliches Kompott. Dasſelbe muß recht ſteif gehalten werden.

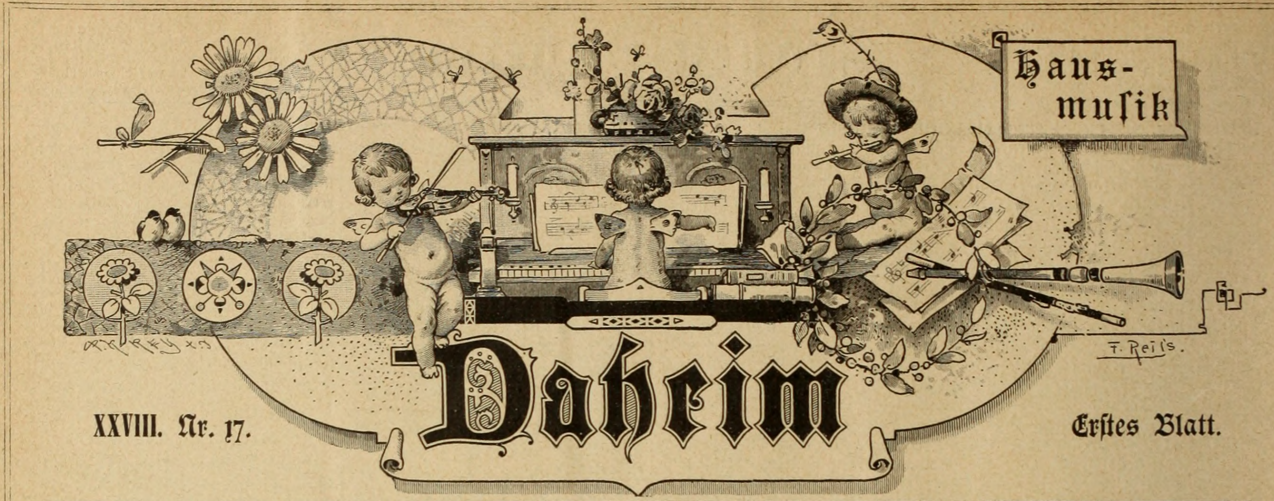
**Punſchextrakt.** 2 Pfd. Hutzucker läßt man mit 3 Liter Waſſer bis auf die Hälfte dicklich einkochen und ſchäumt es ab, dann läßt man den Sirup erkalten. Darnach gießt man $^1/_2$ Liter Rum, $1^1/_2$ Liter gereinigten Spiritus, für 10 ₰ Citronenſäure, die mit ein wenig kochendem Waſſer aufgelöſt wird, und 20 Tropfen Citronenöl, die mit Spiritus aufgelöſt werden, hinzu, rührt alles gut durcheinander und füllt es in Flaſchen. Es gibt $2^1/_2$ Weinflaſchen voll und koſtet etwa 3 Mark.

## Fragen.

41) Kann ich ein Barometer, das durch den Umzug gelitten, ſodaß Luft zwiſchen das Queckſilber gekommen, ſelbſt wieder in Ordnung bringen? Und wie? Da ich auf dem Lande wohne, wäre es mir ſehr läſtig, das Barometer fortzuſchicken nach der Stadt. **An Johanna in Godesberg.**

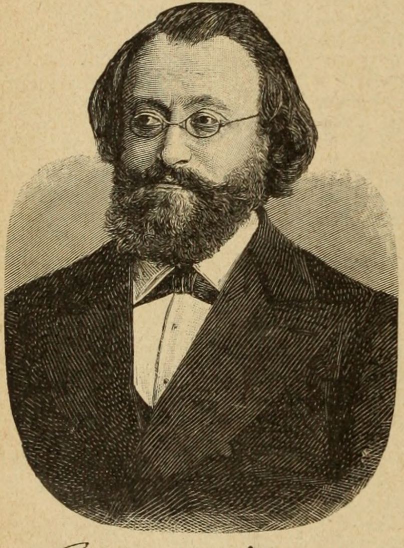
42) Als ſüddeutſche Städterin, des Gartenbaues unkundig, bin ich jetzt im Beſitz eines kleinen Gemüſegartens (Norden Hannovers) gelangt. Welche verehrte Mitleſerin würde mir nun raten, welche Gemüſe ich mit Rückſicht auf das Klima anbauen könnte? Am liebſten möchte ich nur ſolche Sachen pflanzen, die die Koſten der Anpflanzung rentieren und vor allem den Poſten „Gemüſe“ im Haushaltungsbudget entlaſten. Wie teile ich mein Gärtchen ein, was und wann ſoll ich anpflanzen? **Xantippe.**

43) Es ſoll eine unter dem Protektorat wohlthätiger Frauen ſtehende Anſtalt geben, durch welche jungen, anſtändigen Mädchen geeignete Stellungen nachgewieſen werden, auch den Stellenſuchenden für kurze Zeit Unterkunft geboten wird. Kann mir jemand wohl näheres darüber ſagen? **Eine alte Abonnentin in Schleſien.**



# Daheim

XXVIII. Nr. 17. Erſtes Blatt.



Max Bruch.

## Max Bruch.

Max Bruch gehört zu jenen deutſchen Komponiſten, denen es gegönnt war, ſchon im Anfange ihrer Künſtlerlaufbahn durchſchlagende und nachhaltige Erfolge zu erringen. Und das iſt ebenſo gefährlich, als es betrübend iſt, wenn ein Talent im Kampfe um das Daſein und den ihm gebührenden Platz in der Achtung und Anerkennung der Welt ſich aufreibt und verblutet. Bruch iſt ſchnell berühmt geworden. Die Folge davon war, daß die muſikaliſche Kritik, die Urſachen dieſer ſchnellen Berühmtheit in den Werken des Komponiſten zu entdecken beſtrebt, mit hohen Anforderungen an alle ſpäteren Produktionen des Künſtlers herantrat. Und als Bruch in einigen ſeiner neueren Werke dieſen Anforderungen nicht in ihrem ganzen Umfange zu entſprechen vermochte, ſonderten ſich dieſe kritiſchen Beurteiler ab aus der Schar jener, welche bisher Bruch zugejubelt, und ihre ziemlich ſcharfe Oppoſition mag dem Komponiſten manche unangenehme Stunde bereitet haben. Ja, die böſe Kritik! Nichtsdeſtoweniger bleibt Bruch ein hervorragender Komponiſt — eine Thatſache, welche ſeine Widerſacher niemals in Abrede geſtellt haben —, der es ſicherlich nicht verdient, wenn er heute, im Gegenſatz zur Verherrlichung in früheren Jahren, unterſchätzt wird. Bruch wurde geboren am 6. Januar 1838 in Köln a. Rh., als Sprößling einer Familie, deren männliche Mitglieder mit Vorliebe theologiſche Studien pflegten. Noch der Großvater des kleinen Bruch war Pfarrherr geweſen. Bruchs Eltern lebten in angenehmen Verhältniſſen: der Vater wirkte als Beamte, die Mutter war muſikaliſch ſo glücklich beanlagt, daß ſie auf den rheiniſchen Muſikfeſten oftmals als Sopraniſtin erfolgreich mitzuwirken vermochte. Die Mutter war es auch, welche den Tonſinn und die muſikaliſche Begabung ihres Sohnes nach Kräften zu fördern, zu beleben und anzuregen ſich beſtrebte, und dieſe Beſtrebungen waren von glücklichſtem Erfolge gekrönt. In der Umgebung einer herrlichen Natur, phantaſievoller Baudenkmale, unter der Pflege zärtlicher Eltern, entfaltete ſich frühzeitig das Talent des Knaben. Schon in ſeinem neunten Lebensjahre verſuchte er ſich im Komponieren, mit elf Jahren hatte er bereits eine Ouverture, mit 14 Jahren eine Symphonie geſchrieben. Als Stipendiat der Mozartſtiftung genoß er den weiteren Unterricht Hillers, der ſeiner theoretiſchen Ausbildung den letzten Abſchluß gab. Auch K. Reinecke und F. Breunung erwarben ſich um die pianiſtiſche Förderung des talentvollen jungen Mannes große Verdienſte. 1858 verließ Bruch ſeine Vaterſtadt und machte einen Ausflug in die altberühmte Muſikſtadt an der Pleiße, nach Leipzig, wo ihn Hauptmann, der große Theoretiker, Moſcheles und Rietz liebenswürdig und wohlwollend aufnahmen. Nach einer Studienreiſe, welche die bedeutendſten Muſikſtädte Deutſchlands berührte, ließ ſich Bruch in Mannheim (1862—64) nieder, wo Vincenz Lachner die Oper „Loreley“ zur Aufführung brachte. Dieſes Werk war keineswegs eine Erſtlingsarbeit, denn ſchon 1858 hatte Bruch die Muſik zu Goethes „Scherz, Liſt und Rache“ vollendet. Die Oper hatte indeſſen weder hier noch an anderen Orten, in denen ſie ſpäter umgearbeitet und verbeſſert auf der Bühne erſchien, einen Erfolg. Sie enthält allerdings manche hübſche Einzelnheiten, aber wie Mendelſohn, — welcher denſelben Geibel’ſchen Text zu komponieren übernommen —, ſo gebrach es auch Bruch an dramatiſchem Talent. In der unmittelbaren Nähe dieſer Oper entſtand jedoch jenes Werk, welches Bruch allbekannt machen ſollte: Szenen aus Tegners „Frithjof,“ ein Chorwerk, in welchem ſich die Individualität des Komponiſten, frei von allen Feſſeln des ſzeniſchen Apparates und ohne Rückſicht auf dramaturgiſche Anforderungen in der Anordnung des Stoffes, auf das glücklichſte entfaltete; dieſe Kantate gab den Anſtoß zu einer ganzen Reihe ähnlicher Werke. Sie iſt das Bedeutendſte, was uns die Muſe Bruchs geſchenkt, bedeutender als die ſpäteren umfangreichen und anſpruchsvollen Werke, welche der Komponiſt noch geſchaffen. „Frithjof“ zeichnet ſich vor allem durch den Reichtum charakteriſtiſcher Motive und ſchöner Themen, durch die kräftige Männlichkeit der Tonſprache, durch die tiefe poetiſche Auffaſſung der markigen nordiſchen Sage aus. Bruch iſt niemals wieder ſo glücklich geweſen wie in dieſem Werke. Vielleicht ſteht noch ſein erſtes Violinkonzert auf derſelben hohen Stufe. Der „Frithjof“ brach ſich ſchnell Bahn: dieſe Kantate wurde in allen größeren Städten des deutſchen Vaterlandes und auch im Auslande aufgeführt, überall mit durchſchlagendem Erfolge. In Mannheim ſchrieb Bruch außerdem den „Römiſchen Triumphgeſang,“ den „Geſang der hl. drei Könige“ und „Die Flucht der hl. Familie“. 1864 begab ſich Bruch wieder auf Reiſen, die ihn bis nach Paris führten, wo er die Bekanntſchaft Roſſinis und Berlioz’s machte. 1865—67 wirkte er als Muſikdirektor in Koblenz: hier entſtand ſein zweites Hauptwerk, das ſchöne Violinkonzert in G-moll, das jeder Geiger, der Anſpruch auf den Namen Künſtler erhebt, ſeinem Repertoire einverleibt hat. Dieſes Konzert iſt ſehr populär geworden. Alle Welt kennt es. 1867 ging Bruch als Hofkapellmeiſter in die kleine thüringiſche Reſidenz Sondershauſen, wo er Fragmente einer Meſſe, zwei Symphonien u. a. komponierte. 1871—73 lebte Bruch in Berlin, wo er die Oper „Hermione“ zur Aufführung brachte, die jedoch erfolglos blieb. Ausſchließlich der Kompoſition waren die nächſten fünf Jahre gewidmet, die Bruch in Bonn zubrachte. Die Chorwerke „Odyſſeus,“ „Arminius,“ das „Lied von der Glocke,“ ferner das zweite Violinconzert entſtanden hier. 1868 wurde er Dirigent des Stern’ſchen Geſangvereins in Berlin, 1881—83 wirkte er als Dirigent der Philharmonic Society zu Liverpool, um dann die Direktion des Orcheſtervereins in Breslau zu übernehmen, welche er bis 1889 inne hatte. Bruch lebt jetzt in Berlin ausſchließlich der Kompoſition. Von ſeinen ſpäteren Werken ſind noch hervorzuheben die Chorwerke „Odyſſeus,“ „Salamis,“ „Normannenzug,“ „Das Feuerkreuz,“ ferner das dritte Violinkonzert, (das allerdings wenig glücklich ausgefallen iſt), und von den kleineren Sachen die Bearbeitung der hebräiſchen Melodie „Kol Nidrei“ für Violoncello. Die Bruchſchen Kompoſitionen zeichnen ſich faſt alle durch ſchöne Klangwirkungen und feinſinnige Tonmalerei, ſowie durch formelle Abrundung aus. Die Melodik Bruchs iſt namentlich in ſeinen ſpäteren Werken zwar nicht mehr von der ausdrucksvollen Plaſtik, welche ſeinen früheren Werken eigentümlich, aber doch ſchlicht und einfach; ſie betont das Natürliche und ſtützt ſich auf eine ebenſo natürliche Harmonik. Alle Mittel künſtleriſchen Ausdrucks beherrſcht Bruch meiſterhaft.

## Das Harmonium mit „Expreſſion.“

„Das iſt doch ein dummes Regiſter an meinem Harmonium, die Expreſſion! Wenn ich das Ding herausziehe, ſo gibts beim Spielen lauter Stöße, und wenn ich einen Augenblick vergeſſe mit dem Fuß zu treten, ſo ſchweigt das Inſtrument gleich ganz ſtill.“ So klagen häufig Anfänger im Harmoniumſpiel, welche der Meinung ſind, ein Klavier- oder Orgelſpieler könne ohne weiteres auch Harmonium ſpielen. Dieſe Meinung wäre richtig, wenn es nur Harmoniums ohne Expreſſion, Schulharmonien, Kirchenharmonien mit oder ohne Pedal und amerikaniſche Cottage-Orgeln gäbe. Das Harmonium mit Expreſſion aber, auch Salonharmonium genannt, muß anders behandelt werden und erfordert eine beſondere Übung; es iſt aber auch einer viel mannigfaltigeren Verwendung fähig. Jene Inſtrumente

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

# Hausmuſik.

eignen ſich nur zum Vortrag von Chorälen und orgelmäßigen Tonſtücken, bei denen es nicht auf dynamiſche Nüancierung ankommt. Dies dagegen kann zwar, wenn man das Expreſſionsregiſter ungebraucht läßt, ebenſo wie jene Inſtrumente geſpielt werden; wenn man aber die Expreſſion herauszieht, ſo wird das Inſtrument der feinſten Nüancierung der Tonſtärke fähig, wie die Streich- und Blasinſtrumente des Orcheſters; dies beruht auf einer beſonderen Einrichtung der Blasbälge, in denen der Luftdruck erzeugt wird. Iſt nämlich die Expreſſion nicht gezogen, ſo tritt der in den zwei Schöpfbälgen erzeugte Luftſtrom in den darüber liegenden Reſervebalg. Dieſer wird durch eine gleichmäßig wirkende Federkraft zuſammengedrückt, und der dadurch erzeugte Luftſtrom gelangt in ziemlich ſich gleichbleibender Stärke an diejenigen tongebenden Zungen, welche durch die niedergedrückten Taſten demſelben zugängig gemacht ſind. In ſolchem Fall klingt das Spiel orgelmäßig. Zieht man dagegen die Expreſſion heraus, ſo wird dadurch die Verbindung zwiſchen den Schöpfbälgen und dem Reſervebalg abgeſperrt und der Luftſtrom aus den Schöpfbälgen unmittelbar an die Zungen geleitet. Wenn man dann einen Accord auf der Taſtatur anſchlägt und niedergedrückt hält und mit dem Fuß einen ganz ſanften Druck ausübt, ſo erklingt der Accord ganz leiſe; in demſelben Grad als man den Druck verſtärkt, ſchwillt der Ton an und nimmt wieder ab, ſowie der Druck nachläßt. Natürlich kann man auch den Accord fortissimo einſetzen und wieder abnehmen laſſen, kurz der Spieler kann nach Willkür ſeiner Empfindung Ausdruck geben (Expreſſion), wie auf einem Streich- oder Blasinſtrument. Aus dem Geſagten erklärt ſich, daß demjenigen, der das Harmonium zu ſpielen verſteht, eine viel reichere Auswahl von Muſikſtücken zu Gebote ſteht. Ein großer Teil von S. Bachs Klavierwerken kann z. B. ohne weiteres, ein großer Teil von Haydns, Mozarts und Beethovens Kammermuſik und Orcheſterwerken kann im Arrangement auf dem Harmonium allein oder in Verbindung mit Klavier oder mit einzelnen Orcheſter-Inſtrumenten mit überraſchender Wirkung ausgeführt werden. Die Wirkung wird natürlich deſto bedeutender, je reicher das Harmonium mit Regiſtern verſchiedener Klangfarbe verſehen iſt. (Flöte, Klarinette, Hoboe, Fagott, Viola ꝛc.); insbeſondere wenn man ein Inſtrument mit zwei Manualen zur Verfügung hat, auf welchen man Regiſter verſchiedener Klangfarbe miteinander abwechſeln oder zuſammenwirken laſſen kann. Zu empfehlen wären die Salonharmoniums Nr. 8 und 9 der Preisliſte von Burger in Bayreuth, deſſen Inſtrumente ſich durch Schönheit und Ebenmäßigkeit des Tons und durch ſolide Konſtruktion auszeichnen. Eine Anleitung zur Behandlung des Harmoniums mit Expreſſion ſamt Übungsbeiſpielen findet der Leſer in Zahns „Theorethiſch-praktiſcher Harmoniumſchule," welche bei Hönes in Trier erſchienen iſt. Man verſuche ernſtlich, ſich im Spiel mit Expreſſion zu üben; die darauf gewandte Mühe wird ſich reichlich lohnen, und man wird ſich nicht mehr mit einer amerikaniſchen Cottage-Orgel oder einem Harmonium ohne Expreſſionsregiſter begnügen können. -n.

## Bücherſchau.

Muſikaliſche Bekenntniſſe. Aphoriſtiſche Bemerkungen zur Tonkunſt von Otto Klauwell. Leipzig, Verlag von W. Gerhard. Pr. 1,60 M. — Aphorismen ſind nicht Jedermanns Sache. Gute Aphorismen zu ſchreiben iſt nicht leicht: ein vollendetes Aphorisma bringt einen Gedanken in gedrungendſter Form, in lakoniſcher Kürze. Das Aphorisma ſoll das Ergebnis umſtändlicher Gedankenarbeit ſein, ohne daß man von dieſer etwas merkt. Es ſoll dem Leſer in den Schoß fallen wie eine reife Frucht des Herbſtes, bei deren Genuß man nicht an den fördernden Anteil denkt, den Frühling und Sommer, Regen und Sonnenſchein an ihr genommen. Aphorismen ſind konzentrierte Gedankenarbeit. Aber es iſt auch nicht Jedermanns Sache, Aphorismen zu leſen. Wie es ermüdet, in einem Konverſationslexikon einer fortlaufenden Lektüre ſich hinzugeben, welche die heterogenſten Gegenſtände menſchlichen Wiſſens und wiſſenſchaftlicher Erkenntnis behandelt, ſo ſtumpfen gewöhnlich die ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit ihres Inhalts aneinander gereihten Aphorismen die Empfänglichkeit des Leſers gar bald ab. Das Sprunghafte der Darſtellung, das Fehlen der logiſchen Zwiſchenglieder erzeugt Ermüdung. Klauwells aphorſtiſche Bemerkungen tragen nicht das eigentliche Gepräge des Aphorisma an ſich. Dazu ſind ſie im Ausdruck zu wenig — wenn man ſo ſagen darf — Monogramme. Es ſind oft ziemlich breite Ergüſſe einer fein gebildeten Künſtlernatur, die uns hier geboten werden, und die Gleichartigkeit des Gegenſtandes erhebt dieſe Bekenntniſſe über die Gefahr, ein Tutti Frutti unangenehmer Art zu werden. Wenn man in dem Büchlein blättert, ſo hat man gar die Empfindung, als ob es überhaupt keine Aphorismen wären, was da vor unſeren Augen ſteht. Jedenfalls wäre es für den Autor nicht ſchwer geweſen, eine Darſtellungsart zu finden, welche die gar ſo häufigen Einſchnitte, Abſätze und äußerlich formellen Haltepunkte zu gunſten einer gleichmäßig fortſchreitenden Entwickelung und Ausarbeitung des Stoffes beſeitigt hätte. Im übrigen enthalten Klauwells Bemerkungen viel des Treffenden; ſie beweiſen ſcharfen Kunſtverſtand und ausgezeichnete muſikaliſche Bildung. Einige Proben werden dem Leſer genügen, um ſich eine Vorſtellung von Stoff und Form der Klauwellſchen Arbeit zu bilden. So heißt es S. 41: „Daß die Oper bei der Menge ſo großen Anklang findet und immer finden wird, erklärt ſich aus dem Streben derſelben nach müheloſem Kunſtgenuſſe. Der der großen Menge anhaftende Mangel an geiſtiger Konzentrationsfähigkeit, wie ſie der Inſtrumentalmuſik gegenüber ein notwendiges Erfordernis iſt, ſteht ihren künſtleriſchen Bedürfniſſen hier nicht in gleichem Maße hinderlich im Wege. Auge und Ohr können abwechſelnd mehr oder weniger ausruhen, ohne daß ihr die Kenntnis des Zuſammenhanges der Handlung und der hervorſtechendſten Melodien weſentlich verkümmert würde. Und um mehr iſt es der Menge nicht zu thun. Wäre man ſich darüber klar, was eigentlich alles zur vollbewußten geiſtigen Aufnahme einer Oper gehört, kein Menſch würde ſeinem Geiſte eine ſolche Herkulesarbeit aufbürden wollen." S. 57: „Die längeren rauſchenden Orcheſtertuttis, welche den Hauptteilen eines Konzertſtückes zu folgen pflegen, haben zwar, äußerlich betrachtet, nur den Zweck, dem Spieler eine Erholungspauſe zu gewähren, daneben ſcheinen ſie mir aber unverkennbar auch dem freudigen Beifall des Orcheſters dem Soliſten gegenüber zum Ausdruck dienen zu ſollen. In dieſem Sinne wirken ſie auch, einer Claque gleich, elektriſierend auf das Publikum." S. 109: „Der Virtuoſe gleicht dem Feldherrn, der ſeinem Feinde in eigener Perſon auf den Leib rückt und ihn zu ſchneller Unterwerfung zwingt, der Komponiſt dem ruhigen Schlachtendenker, der ſich im Quartier von den Erfolgen ſeiner Truppen berichten läßt. Genießt jener des blendenden Glanzes perſönlich erfochtener, aber auch nur perſönlich zu erfechtender Triumphe, ſo befindet ſich der Komponiſt in dem Vorteil, ſeine direkten Strahlen über den Raum, ja, wenn er ein Genie iſt, ſogar über ſeine Zeit hinaus, leuchten zu laſſen." S. 65: ‚Ein lang andauernder Orgelpunkt, beſonders wenn er in einer Chorkompoſition durch den mächtigen Klang der Orgel verſtärkt wird, hat etwas beängſtigend Erhabenes. Es iſt, als ob ſämtliche Stimmen, die bisher in freier Wechſelwirkung die lebhafteſte Thätigkeit entfaltet, plötzlich durch den Bann eines gewaltigen Naturereigniſſes gehemmt und in ihrem geſteigerten Bemühen, durch einmütiges Zuſammenſtehen oder durch Flucht nach allen Seiten dem auf ihnen laſtenden Drucke zu entgehen, nur um ſo mehr der ſie alle bändigenden Gewalt mit Schaudern ſich bewußt würden. Die ganze Größe dieſer eigentümlichen Wirkung macht ſich aber erſt im Momente des Abbrechens des Orgelpunktes fühlbar, wie man eine drückende Laſt erſt dann in ihrer ganzen Schwere empfindet, wenn ſie von einem genommen wird." In ähnlicher Form äußert ſich der Autor über theoretiſche, hiſtoriſche und äſthetiſche Fragen, denen Bemerkungen über Schule, Komponiſten, Virtuoſen, Konzerte, Publikum und Kritik folgen.

## Neue Klavierſtücke.

Albumblätter. Charakterſtücke für das Pianoforte, komponiert von Auguſt Bungert op. 9. 3 Hefte im Preiſe von 2 M. und 2.25 M. Berlin SW., Friedr. Luckhardt. Die Kompoſitionen von Auguſt Bungert erfreuen ſich großer Beliebtheit; namentlich ſeine Lieder ſind es, die ſeinen Namen bekannt gemacht haben. Geſchmack, Empfindung und vornehme, dem Gewöhnlichen und Banalen aus dem Wege gehende Erfindung, zeichnen die Mehrzahl ſeiner Kompoſitionen aus. Dieſe Tugenden ſind auch den vorliegenden Charakterſtücken, die unter dem etwas abgebrauchten und nichtsſagenden Titel „Albumblätter" erſchienen, treugeblieben. „Albumblätter," was ſoll damit geſagt ſein? Müßte ſich nicht jeder Tonkünſtler hüten, ſeine Kompoſitionen ſo zu nennen, nachdem die Erfahrung lehrt, daß die Mehrzahl der modernen Albums nur ein Sammelſurium von Alltäglichkeiten, Plattheiten und im beſten Fall von längſt Bekanntem ſind, daß ihnen der eigenartige Reiz, ein Bild von der Individualität derer zu geben, welche ſich auf den Albumblättern verewigt, bis auf wenige Ausnahmen abgeht?! Der Titel „Charakterſtücke" hätte für die in den Heften niedergelegten Kompoſitionen vollſtändig genügt. Es ſind wirklich Charakterſtücke, die in Ausdruck und Inhalt ſtark kontraſtieren. Ergüſſe einer leidenſchaftlichen Seele wechſeln mit Äußerungen ſanfter Empfindung. Die kecke Zuverſicht eines Marſches, friſche und kräftige Rhythmen, vollausladende Accente, Jubel und feſtlicher Glanz miſchen ſich mit Kantilenen voll Wehmut und Sehnſucht. Originalität aus erſter Hand darf man von den Stücken nicht verlangen. Es iſt das intenſive Parfüm der Schumannſchen Lyrik, welches aus dieſer Muſik heraus duftet. Die Stücke bieten keine beſonderen Schwierigkeiten und ſind für jeden Klavierſpieler von mittlerer Technik gut ausführbar. Mehrere von ihnen werden ſich als dankbare Vortragsſtücke Freunde erwerben. Am gelungenſten erſcheint uns das Agitato in Desdur mit der langgeſtreckten, drangvollen, ſchwellenden Melodie und der ſtürmiſchen Triolenbegleitung (Nr. 7) und der reizende, heitere und humorvolle Marſch in B-dur (Nr. 9), welcher das 3. Heft beſchließt.

Sieben Volkslieder von A. Bungert hat der feinſinnige Theodor Kirchner für Klavier allein bearbeitet. (Verlag wie oben, Preis 2 Mark.) Es ſind ſchlichte und anſpruchsloſe aber gemütvolle Weiſen, die uns aus dem Hefte entgegen klingen. Das Arrangement iſt echt klaviermäßig; man ſieht es ihm an, daß es ein wirklicher Klavierpoet, kein Handwerker geſchaffen. Einen beſonderen Reiz gewinnen die anmutigen Stücke durch die beigedruckten Liedertexte, aus deren Charakter man leicht beurteilen kann, wie dieſe Volkslieder vorzutragen ſind.

## Aus dem Tonleben.

Die Geſchichte der Thomasſchule in Leipzig reicht zurück bis ins 13. Jahrhundert. In ihrem Schoße entwickelte ſich allmählich jene unter dem Namen „Thomana" berühmt gewordene Sängerſchule. Die Namen der älteſten Kantoren ſind nur ſchwer zu ermitteln. Die Kloſtergeſchichte nennt anfangs nur vereinzelte Kantoren, ſo 1439 den Kantor Johann Urban, 1470 Martin Klotſch. Dieſen Männern folgte einige Zeit ſpäter Georg Rhau, der bei der Dispution zwiſchen Luther und Eck (1519) amtierte. Rhau bekannte ſich ſchon zur Lehre Luthers, flüchtete 1520 aus dem durch religiöſe Wirren zerriſſenen Leipzig und kam nach Wittenberg, wo er als Freund der Reformation für dieſe durch Verlag von Schriften und Geſängen eine weitausgedehnte Thätigkeit entwickelte. Nachdem die Reformation in Leipzig zum Siege gelangt war, ſchloß ſich auch der Kantor Wolfgang Jünger der jetzt mächtig überallhin-flutenden Bewegung an. 1543 kaufte der Rat der Stadt das Thomaskloſter, richtete in demſelben eine „höhere Schule" und ein Alumnat für die Pflege der musica sacra ein. Vom XVI. Jahrhundert ab bildet die Reihe der Thomaskantoren eine Folge berühmter Namen. Unter ihnen ragte hervor: Sethus Calviſius (1559—1615), berühmt als Muſiker, Schriftſteller und Aſtronom. Seine Kompoſitionen ſind zumeiſt verloren gegangen. Erhalten hat ſich das für den evangeliſchen Kirchengeſang hochwichtige Werk: Kirchengeſänge und geiſtliche Lieder Luthers und anderer, 1596 zu Leipzig gedruckt. Die Melodien finden ſich hier nicht mehr im Tenor, ſondern im Sopran. Sein Nachfolger war J. H. Schein, welcher damals mit Scheidt und Schütz zum Bunde der drei großen S gehörte. Dieſen Männern folgten in verdienſtlicher Weiſe wirkend: Roſenmüller, Knüpfer und J. Schelle. Der letztere war der Lehrer von R. Kayſer, der ſpäter die erſten deutſchen Opern mit deutſchen Texten in Hamburg ſchrieb. Als Gelehrter in Sprachen und in den Muſikwiſſenſchaften machte ſich J. Kuhnau berühmt. Als er 1722 ſtarb, da wurde der größte aller Meiſter des Kontrapunktes, Johann Sebaſtian Bach, ſein Nachfolger. Und Bach war derjenige, welcher der Thomana durch die Erſtaufführung ſeiner unſterblichen Kirchenkompoſitionen einen außerordentlichen Ruf verſchaffte. Unter den Nachfolgern dieſes verehrungswürdigen Mannes ragt in impoſanter Größe J. Fr. Doles (1756—1789) hervor; unter ſeinem Kantorat lernte Mozart, als er gelegentlich ſeiner Berliner Reiſe Leipzig beſuchte, auch die Thomana und ihre künſtleriſche Leiſtungsfähigkeit kennen und bewundern; der Wiener Meiſter ſtaunte über die Größe und Gewalt der Bach'ſchen Motetten, welche ihm die Thomaner vorſangen. Jedenfalls hat hier Mozart die Anregung zu jenem myſtiſchen Muſikſtück im zweiten Finale der „Zauberflöte" empfangen, wo der Choral „Ach Gott vom Himmel ſieh darein" als Cantus firmus eines überaus genialen Fugato bearbeitet iſt. Von den ſpäteren Thomaskantoren ſtehen der Gegenwart näher: A. Hiller, der Begründer der deutſchen Operette und der berühmten Gewandhauskonzerte, Schicht, der Begründer der Leipziger Singakademie, Th. Weinlig, der Lehrer R. Wagners, und die großen Theoretiker Moritz Hauptmann und E. F. Richter. Gegenwärtig bekleidet das berühmte Amt W. Ruſt.

## Redaktionspoſt.

**Ch. Sch—d, Neuwied.** Das uns gütigſt zugeſandte „Quartett für Violine, Cello, Klavier und Harmonium" von Cl. Nohl (Pr. 3 M. Berlin, C. Simon) haben wir durchgeſehen, konnten jedoch zu keinem zuverläſſigen Urteil über die Wirkſamkeit der Kompoſition gelangen, weil uns eine Partitur nicht zur Verfügung ſtand. Den Stimmen nach zu urteilen, ſcheint die Kompoſition mit gutem Sinn für Klangwirkung und dankbar für die einzelnen Inſtrumente geſchrieben zu ſein.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wie mühſam jeder Ruderſchlag,
Wenn nicht der Wind die Segel ſchwellt!
Wie ſchwer der Kampf! Wie lang der Tag,
Den nicht das Glück erhellt!

## Vorſtellungen.

Mathilde Z. trat in einen umfangreichen Geſellſchaftskreis. Die Hausfrau begrüßte ſie freundſchaftlich, ſtellte ſie den Anweſenden vor und nannte dann, der Reihe nach, die Namen aller Gäſte, die ſich verneigten. Zu Dreien oder Vieren erhielten ſie einen Gegengruß von Mathilde, deren Geſtalt in fortwährender Wellenbewegung blieb, während Frau S. das Regiſter abmurmelte. Als alle in Mitleidenſchaft gezogenen nun mit der Ausſicht, nicht mehr geſtört zu werden, ſich auf ihren Plätzen feſtſetzten, vergaßen die meiſten die Strapazen. Bekannte hatten ſich zuſammengefunden, und durch den hellerleuchteten Saal zog ein lebhaftes Geplauder, begleitet von dem leiſen Klappern der Theetaſſen und Löffelchen.

Mathilde war fremd in dem Kreiſe und mühte ihr Gedächtnis vergeblich, die Namen ihrer nächſten Umgebung ſich zurückzurufen.

Doch das konnte kein Irrtum ſein! Ihre Nachbarin hatte ſich bei der Benennung: „Frau M.“ verneigt. Des langen Stillſchweigens müde, das ſie, mitten unter den lebhaft Plaudernden, in eine ungeſuchte Einſamkeit bannte, brach ſie die Gelegenheit vom Zaune und redete die Dame an.

„Von Ihnen, gnädige Frau, hat mir unſere liebe Frau Wirtin öfter geſprochen. Darf ich fragen, ob es Ihnen gelungen iſt, den Spitzenſhawl wiederherſtellen zu laſſen, der Ihnen auf dem H.'ſchen Balle zerriſſen wurde?“

„Mein Spitzenſhawl zerriſſen? Von wem?“ Ein mißtrauiſcher Blick traf die Fragerin.

Hatte ſich Mathilde doch getäuſcht? „Nun“ — ſagte ſie zögernd, „durch Fräulein D., ſoviel ich hörte.“

„Ich bin Fräulein D.“

Mathilde wurde dunkelrot und wagte keinen Verſuch zur Milderung ihres Verſtoßes. Trotz der Bemühungen der etwas entfernter ſitzenden wahren Frau M., ſowie deren unterhaltender Nachbarin, ſie durch liebenswürdige Anreden in das allgemeine Geſpräch zu ziehen, blieb Mathildens Stimmung gedrückt. Beim Aufbruch erfuhr ſie, daß jene freundliche Nachbarin der Frau M. die Schriftſtellerin Frau St. war, deren perſönliche Bekanntſchaft ſie ſich ſchon lange gewünſcht hatte.

Am andern Vormittage war Mathilde ſo früh wie thunlich, bei ihrer Freundin. Da gab es eine Ausſprache, und die Vorwürfe wurden von beiden Seiten nicht geſpart.

„Warum ſtellteſt du nicht die Eintretende allein vor und von den Verſammelten vorläufig nur die Nachbarſchaft? Was hat das Aneinanderreihen von nur halbverſtändlichen Lauten für einen Zweck?“ —

„Halt!“ rief Frau S. dagegen. „Geſetzt, du hätteſt Recht, was kannſt du gegen den Gebrauch?“

„Erlaube! Der Gebrauch iſt hier ſo, dort anders. Prüfet alles und behaltet das beſte. Welche Barbarei, der Wirtin dieſe unintereſſanten Vorträge in ſo vielen Wiederholungen zuzumuten und die alten Damen immer wieder zum Verneigen zu zwingen! Und die Folge dieſer umſichtigen Vorſtellung iſt, daß die Eingetretene ſich zu Unbekannten niederſetzt.“

„Wie konnteſt du dich aber mit einer ſo hausbackenen Toilettenfrage einführen?“ begann nun Frau S. ihrerſeits die Anklagen. „Hatteſt du keinen beſſern Stoff als Spitzen zur Verfügung?“

„Der Mangel an Entgegenkommen meiner Nachbarn drückte mich. Es iſt unfreundlich, einer Fremden das Bekanntwerden zu erſchweren durch Unterhaltungen, von denen ſie ausgeſchloſſen iſt.“

„Das Schlimmſte war, einen Namen, deren Trägerin du nicht einmal kannteſt, mit einer Anſchuldigung in der Geſellſchaft auszuſprechen.“

„Gewiß, ich erſchien mir ſelbſt durch meine mißliche Lage eine Andere: meine Sicherheit war dahin. Und welche genußreichen Stunden hätte ich mit Frau St. haben können, wenn mir ihr Name deutlich genannt worden wäre!“

Die Behauptungen der beiderſeits Schuldigen waren zutreffend, und da ſie nicht ungerecht gegen einander wurden, endeten die Streitereien mit verſöhnendem Ausklange.

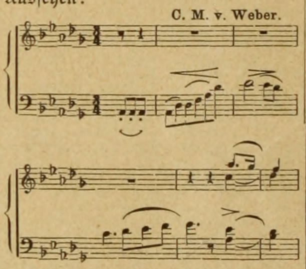
„Ich habe jedenfalls den Schaden!“ ſagte Mathilde, „und werde für den Spott nicht ſorgen dürfen.“

„Nun, warte nur!“ tröſtete Frau S., „ich ſchaffe dir bald Gelegenheit, den Eindruck zu verwiſchen, denn ich ſehe ein, daß ich die Veranlaſſung dazu gegeben habe durch meine Vorſtellungen.

**Martha Asmus.**

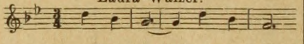
## Tanzkarten.

„Ohne Tanzkarten kein richtiges Ballvergnügen!“ Erſt wenn die Kolonnen hinter den „Walzern,“ „Polkas“ u. ſ. w. mit Namen bedeckt ſind, kommt die richtige Stimmung zum Genießen über die junge Welt. Tanzkarten ſind Schuldſcheine mit verpfändeten Unterſchriften, deren Einlöſung den tanzluſtigen Füßchen der jungen Mädchen erſt ein rechtes und richtiges Vergnügen ſichert. Aber ebenſo beliebt wie Tanzkarten ſind, ebenſo teuer kommen ſie meiſt dem Gaſtgeber. Als wir dieſen Winter unſer Tanzfeſt gaben und den beſten der Väter, der alle Unbequemlichkeiten, die ein Hausball mit ſich bringt, mit unerſchütterlicher Geduld trug und für alle unſere unbeſcheidenen Wünſche ein geneigtes Ohr hatte, auch um Tanzkarten baten, erreichte dieſe Geduld aber ein Ende. Wir mußten uns, ſo gut es ging, ſelbſt helfen und bekamen ſchließlich am Ballabend ſo viel Schönes über unſere kleine Erfindung zu hören, daß wir beſchloſſen, unſere Idee unſerm lieben Frauendaheim zu übergeben. Beim Buchbinder erſtanden wir uns beſten elfenbeinweißen ſtarken Karton. Ausgerüſtet mit gutem Lineal und haarſcharfem Federmeſſer ſchnitten wir nach dem Muſter einer Tanzkarte, deren Größe uns paſſend erſchien, Kartonſtücke zu, welche einen ſcharfen, nicht zu tiefen Schnitt in der Mitte erhielten, längs deſſen ſie zuſammengefaltet und derartig zu Doppelkarten geſtaltet wurden. Mittelſt eines Locheiſens wurde am oberen Rande in angemeſſenem Abſtand eine runde Oeffnung eingeſchlagen und durch dieſe ein ſchmales buntes Band gezogen, an welchem der zierliche Bleiſtift befeſtigt wurde. Auf der Vorderſeite der Doppelkarte wurden in ſehr verkleinertem Maßſtabe Striche, wie das Notenpapier ſie weiſt, mit Feder und Tinte gezogen, und die erſten Takte von Weber's „Aufforderung zum Tanz“ eingezeichnet. Darunter kam das Datum, oder wenn man will, kann man in Rundſchrift auch den Namen des Hauſes, z. B. Villa Hertha, das Monogramm des Gaſtgebers u. ſ. w. anbringen. Die Vorderſeite zeigte demnach folgendes Ausſehen:

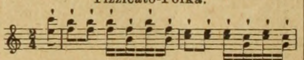

C. M. v. Weber.

Die Innenſeite zeigte auf der linken Seite ebenfalls Notenlinien mit eingezeichneten Melodien, die rechte Seite blieb, wie üblich, für die Namen frei. Allerdings war es keine kleine Mühe, dies einige Dutzend Male zu kopieren, aber die Luſt und Liebe an der Sache half uns, die kleinen Schwierigkeiten, wie z. B. das exakte Ziehen der Notenlinien, überwinden. Sehr luſtig dünkte es uns auch, daß wir unſere Lieblingstänze ausſuchen konnten und viel Spaß erregte es am Ballabend, wenn ein gänzlich unmuſikaliſcher Herr aus den Hieroglyphen nicht ganz klug werden konnte. Auch eine reichere Ausſtattung der Kärtchen iſt durch einen doppelten Strich mit Goldfarbe oder durch das Bronzieren der Schnittkanten leicht zu erreichen. **Loco.**

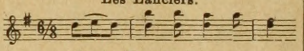
Laura-Walzer.



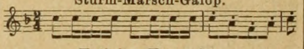
Pizzicato-Polka.



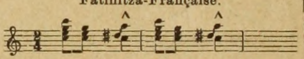
Les Lanciers.



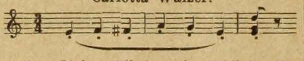
Sturm-Marsch-Galop.



Fatinitza-Française.

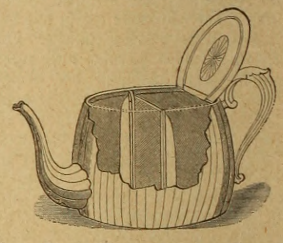


Carlotta-Walzer.

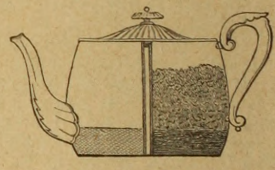


## Ein neuer Theetopf.

In England wird ſeit kurzem der durch die beiden Abbildungen in Anſicht und im Schnitt dargeſtellte Patent-Theetopf in den Verkehr gebracht. Vielleicht führt ſich derſelbe auch bei uns ein. Bei demſelben werden nicht nur die Theeblätter von der Ausflußſtelle fern gehalten, ſondern es geſchieht auch die Auslaugung, das ſogenannte Ausziehen der Theeblätter in recht zweckmäßiger Weiſe.



Der Topf iſt in ſeinem Innern durch eine herausnehmbare Siebwand getheilt; der dem Henkel zu gelegene Raum nimmt die Theeblätter auf. Dadurch ergiebt ſich eine günſtige Ausnutzung des Thees. Iſt viel Waſſer im Topfe, ſo kommt es mit allen Blättern in Berührung; und hat man den Inhalt mehr oder weniger weit ausgeſchenkt, wie die Abbildung 122 zeigt, ſo werden auch entſprechend weniger Blätter von heißem Waſſer umgeben. Bei erneutem Aufguß wird die ſich hierdurch ergebende zweckmäßige Verteilung der Auslaugung der Blätter ſich angenehm geltend machen. Die Firma Browett, Ashberry & Co. in Birmingham führt ſolche Theetöpfe geſchmackvoll in Britaniaſilber aus.



## Fragen.

44) Könnte eine werte Mitleſerin einem bis jetzt namenloſen Leſekränzchen von neun jungen Mädchen, einen hübſchen Namen, ſowie ein nettes Abzeichen vorſchlagen?
Im voraus beſten Dank.

**Das namenloſe Kränzchen.**

45) Wie löſt man aufgezogene Photographien wieder vom Karton? **H. H. in M.**

46) Kann mir jemand von den geehrten Leſern oder Leſerinnen wohl ſagen, von wem das Lied iſt: „Es muß das Herz an etwas hangen“, — in welchem der 2. oder 3. Vers ungefähr ſo lautet: „So hängt mein Herz an dieſem Kinde, Und ſeiner Augen ſanfter Blick — Ruft mich aus einer Welt voll Sünde — In eine Unſchuldswelt zurück.“ — Es muß ſchon über 50 Jahr alt ſein, denn 80jährigen Damen iſt es ſeit jener Zeit bekannt. Herzlichen Dank für jede Notiz, welche mich auf die richtige Fährte bringt.

**Vinca im Bergiſchen.**

## Auskunft.

Frage 34. Tierpflege. **Trio aus der Mark.** Gegen Hühnerdiphtheritis habe ich folgendes angewandt: Morgens, mittags und abends, jedoch immer vor der Fütterung, habe ich den kranken Tieren Zitronenſaft eingeträufelt, außerdem ein ſchwarzes, ganzes Pfefferkorn in den Schnabel geſteckt. Nach dem Zitronenſaft bekamen die Tiere ſofort Erleichterung. Zu näherer Auskunft wäre gern bereit. **Frau A. St., Hamburg,** Norderſtraße 39.

## Redaktionspoſt.

**H. M.** Das betr. Gedicht iſt zu lang und auch zu bekannt, als daß wir es hier abdrucken könnten.

# Daheim

XXVIII. Nr. 18. Erſtes Blatt.

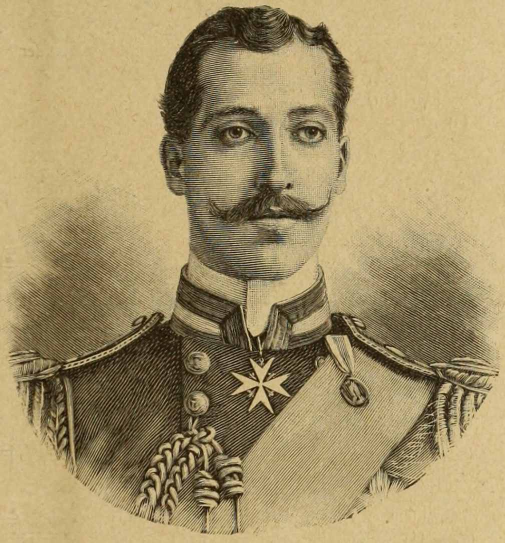
Jahrgang
1892.

30. Januar
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Albert Viktor, Herzog von Clarence und Avondale †.

Unter den vielen Todesfällen, welche die Influenza während des letzten Winters veranlaßt, hat keiner eine ſo allgemeine und tiefe Teilnahme erregt, wie das Hinſcheiden des älteſten Sohnes des Prinzen von Wales, des Prinzen *Albert Viktor, Herzog von Clarence und Avondale.* So lange er lebte, hat Prinz Albert Viktor niemals das öffentliche Intereſſe in beſonderem Maße auf ſich gezogen. Eine ſtille Natur, beſaß er keine von jenen Eigenſchaften, welche nach außen blenden und von ihm reden machen konnten. Auch in ſeiner Stellung lag es bis vor kurzem nicht, hervorzutreten. Erſt am 23. Mai 1890 war er von ſeiner Großmutter, der Königin Viktoria, unter Verleihung des Titels eines Herzogs von Clarence und Avondale zum Mitglied des Oberhauſes ernannt und damit betraut worden, ſeinen Vater, den Prinzen von Wales, in der Ausübung der vielen Repräſentationspflichten des engliſchen Thronfolgers zu unterſtützen, eine Aufgabe, die der beſcheidenen Art und dem ernſten, nach innen gerichteten Weſen des jungen Fürſtenſohnes — Prinz Albert Viktor iſt am 8. Januar 1864 geboren — wenig zuſagte. Vor wenigen Wochen dann wurde die Verlobung des Prinzen mit ſeiner Couſine, der Fürſtin Viktoria Mary von Teck, die am engliſchen Hofe allgemein Prinzeſſin May genannt wurde, veröffentlicht, und man ſagte, daß es den Prinzen einen langen, ſtillen Kampf gekoſtet habe, die Einwilligung ſeiner Großmutter zu dieſer Verlobung zu erringen. Schon begannen die Zurüſtungen zu der Hochzeitsfeier, an denen das ganze engliſche Volk freudigen Anteil nahm, — da zog ſich der Prinz bei der Beerdigung des Grafen Gleichen in Windſor eine ſtarke Erkältung zu, die er anfangs ſelbſt wenig beachtete. Aber die tückiſche Krankheit nahm einen ſchnellen und unheilvollen Verlauf; nachdem er nur wenige Tage bettlägerig geweſen, ſtarb Prinz Albert Viktor in der Frühe des 14. Januar in Sandringham, dem Schloſſe ſeines Vaters. In der Georgs-Kapelle in Windſor, in der er getraut zu werden gewünſcht hatte, iſt Prinz Albert Viktor beigeſetzt worden. Das Unerwartete des Endes war es, was die Herzen auch derjenigen erſchütterte, die vordem kaum von dem Herzog von Clarence gehört haben mochten, — ein Fürſtenſohn, ſcheinbar dazu berufen, einſt eines der mächtigſten Reiche der Erde zu regieren, in der Vollkraft der Jugend und im Sonnenſchein des Glückes wandelnd, plötzlich von der Hand des Todes dahingerafft, — ſtatt der Hochzeitsglocken Trauergeläute. Der Hingeſchiedene iſt dem deutſchen Kaiſerhauſe nahe verwandt geweſen; er war ein rechter Vetter des Kaiſers, ein Neffe der Kaiſerin Friedrich, und wiederholt iſt er ein Gaſt des Berliner Hofes geweſen; er war auch Major à la Suite des Regimentes Blücher-Huſaren. An ſeine Stelle tritt als nächſter Thronerbe nach dem Prinzen von Wales der zweite und jetzt einzige Sohn desſelben Prinz Georg, geboren 3. Juni 1865, der erſt kürzlich von ſchwerer Typhuskrankheit geneſen iſt.


Albert Viktor, Herzog von Clarence und Avondale, der älteſte Sohn des Prinzen von Wales †.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Für Oſtern empfohlen:

**Hausſegen.**

Kurze Andachten für jeden Tag des Jahres mit Rückſicht auf die kirchlichen Feſte und auf beſondere Zeiten und Verhältniſſe
von
**Heinrich Spengler.**
Preis in Halbfranz geb. 4 M., mit Goldſchnitt 5 M.

Dieſer Hausſegen ſoll den Bedürfniſſen der Familien Rechnung tragen, welche gewohnt ſind, nur einmal am Tage eine Hausandacht zu halten. Zugleich bildet derſelbe die neue Auflage des „Morgenſegen" und „Abendſegen", welche nicht wieder gedruckt werden.

**Pilgerſtab.**

Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr
von
**Heinrich Spengler.**
Neunte Auflage.
Preis in Halbfranz gebunden 8 M., mit Goldſchnitt 9 M.

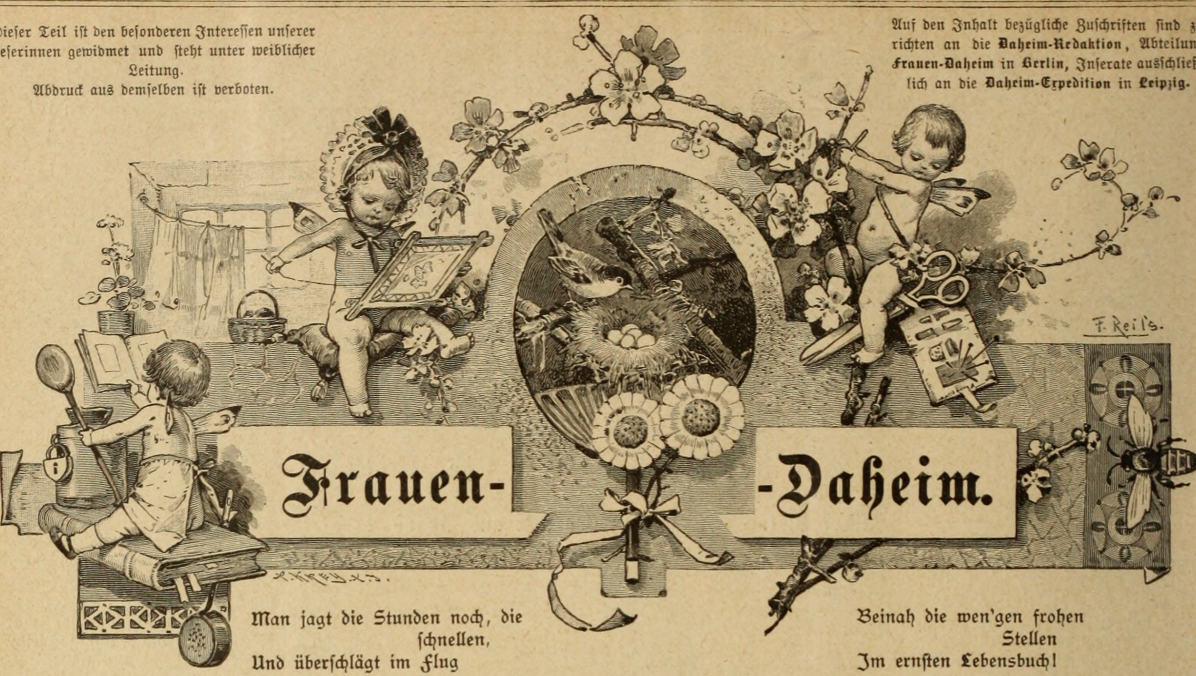
**Der kleine Pilgerſtab.**

Morgen- und Abendandachten
von
**Heinrich Spengler.**
Preis in Geſchenkband M. 3,50, mit Goldſchnitt M. 4,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.



# Frauen-Daheim.

Man jagt die Stunden noch, die ſchnellen,
Und überſchlägt im Flug
Beinah die wen'gen frohen Stellen
Im ernſten Lebensbuch!

## Zum 25 jährigen Jubiläum eines Lehrers.

Vergönne freundlich zu des Feſtes Zier,
Daß wir dir nah'n mit der Verehrung Spende!
Mit hundertfält'gem Glückwunſch bringen wir
Die Angebinde vieler Kinderhände.

Ein hundertfältiger Dank hat uns geſandt,
In deine treuen Hände ſie zu legen,
Die Jahr für Jahr, ob Schnee, ob Sonnenbrand,
Sich raſtlos regten zu der Jugend Segen.

Des Schaffens fünfundzwanzigjährige Zeit, —
Lohnt auch kein Denkmal ſie von Stein und Eiſen —
Sie gleicht den Perlen auf zur Schnur gereiht,
Ein Schmuck, voll Stolz und Freude aufzuweiſen.

Vor Deinen Augen folgte Schar auf Schaar,
Wir zogen ein mit ſcheuen Kinderſchritten,
Uns wuchs der Mut, und unſer Blick ward klar,
Bis, Schar auf Schar, den Gipfel wir erſtritten.

Der Sorgfalt Dank, die langſam, Stein auf Stein,
Dem ſchwachen Fuß die Stufen aufwärts baute,
Die für des Lebens Sturm und Sonnenſchein
Der jungen Seele Rüſtzeug anvertraute.

Dank der Geduld, die immerdar bereit,
Zum ewigen Licht den Blick emporzuleiten,
Aus Irrtums Netzen manches Herz befreit
Und keines hilflos ließ vom Wege gleiten.

So nimm denn freundlich, was als ſchwachen Zoll
Des wärmſten Danks zu ſpenden uns beglückte,
War jedes Herz doch frohen Eifers voll
Und keines, das nicht gern das Heim dir ſchmückte.

Es möge, wie bis heut ſo immerdar,
Der Himmel gütig deine Schritte lenken
Und in Geſundheit dir noch manches Jahr
Beglückter Arbeit, froher Ruhe ſchenken.

**Anna Klie.**

## Das Spinnrad.

Das in unſerem Haus zurückgebliebene Spinnrad der alten Kinderfrau, die unſere Kinder durch Jahre gepflegt, brachte uns in einer müßigen Stunde auf die Idee, zu ſpinnen, wie wir es bei der lieben Alten geſehen. Der erſte Verſuch mißlang natürlich, aber nach ſachgemäßer Anleitung einer andern alten Frau konnten zwei Mitglieder unſerer Familie im Laufe von acht Tagen ſpinnen. Der erſte Winter ergab bei nicht ſehr emſiger Arbeit Garn zu zwei Dutzend ſtarken Handtüchern, die, bei Alberti in Hirſchberg gebleicht und gewebt, ganz vortrefflich und dauerhaft ausgefallen ſind. Seitdem iſt Spinnen uns eine liebe Beſchäftigung geworden, bei der wir manche angenehme Stunde verleben, — das leiſe ſchnurrende Rädchen ſpinnt auch ſo manchen Gedankenfaden weiter. Für alle die Großmütter, Mütter und Tanten, die bei der Lampe Schein mit dem Einfädeln der Nähnadeln kämpfen, iſt Spinnen als eine angenehme und nach keiner Richtung hin angreifende Arbeit zu empfehlen. Das Netzen des Fadens bewirken wir durch Waſſer, nicht durch Speichel, wie es Sitte war; ein kleiner ſilberner Pathenbecher mit Waſſer gefüllt, ſteht dicht am Spinnrad auf einem Tiſchchen, oder iſt mit Drat an erſterem ſelbſt befeſtigt. Eine altertümliche Truhe nimmt das geſponnene Garn, ſpäter die gewebten Stücke auf und ſpendete ſchon manches Geſchenk für den Weihnachtstiſch und manche Hochzeit. Die ſelbſt geſponnenen Stücke kommen nach genauer Berechnung freilich nicht billiger, als wir ſie in großen und kleinen Wäſche-Geſchäften zu kaufen bekommen, aber ſie ſind unbeſtritten von ungleich größerer Dauerhaftigkeit. Es ſteht gewiß vergeſſen und verſtaubt ſo manches Spinnrad in irgend einem Bodenwinkel dieſes und jenes Hauſes; findet ſich keine fleißige Hand, die es zur erneuter Thätigkeit erwecken will? Die junge Damenwelt iſt zwar mit den modernen Kunſthandarbeiten ſo angenehm wie möglich beſchäftigt, aber das Spinnen ergiebt einen Beitrag zum dereinſtigen eignen Wäſcheſchrank, und im Mädchenſtübchen läßt ſich mit dieſem wahrhaft altdeutſchen Gerät eine lauſchige, trauliche Ecke einrichten, in der es ſich bei emſiger Arbeit ſo wunderſchön hoffen und träumen läßt.

**Th. Biebrach.**

## Wandſprüche.

Antwort auf Frage 36 Nr. 11.

**Für ein Eßzimmer:**

Jugend iſt Trunkenheit ohne Wein!
**(Hildesheimer Domſchenke.)**

Wenn du ſitzeſt beim Weine
Haſt du vier Beine,
Wenn du aber aufſtehſt, ei, ei,
Haſt du nur zwei.

Bei Tiſch in Streit dich einzulaſſen,
Führt zur Unchriſtlichkeit dich leicht:
Du mußt vielleicht den Nachbar haſſen
Der liebend dir die Torte reicht.

**Für ein Wohnzimmer:**

Zwiſchen Welt und Einſamkeit
Iſt das rechte Leben;
Nicht zu nah und nicht zu weit
Mußt du dich begeben.

Glückſel'ge Jugend! Wandernd ziehſt du aus!
Gern wärſt du in der ganzen Welt zu Haus.
Wenn dann die Liebe dich erſt bannt und hält,
Dann wird dein Haus dir deine ganze Welt.
**(Aus d. „Frauendaheim.“)**

Unſeliger iſt nichts, — als wenn dir immer iſt,
Du ſeieſt nicht zu Hauſe, — wo du zu Hauſe biſt.

Nichts Lieberes auf dem Erdenrund
Als ein kleines Heim auf recht feſtem Grund.
Was hat das weiter für Pracht zu zeigen!
Fein, rein und klein, und dabei dein eigen.
**(Aus d. „Frauendaheim.“)**

## Ein Geſellſchaftsſcherz.

In unſerer letzten Geſellſchaft gab meine Freundin vor, eine neue, ganz wunderbare Probe des Hellſehens vorführen zu können. Ihre ſchwarzen Augen glitzerten während der eifrigen Rede, die ſie mit einem hellen Lachen eingeleitet hatte. Wir alle zweifelten nicht, daß ſie ſich auf Zauberei verſtand. Nun rückte ſie zwei Stühle mit der Lehne gegeneinander, ſeitlich an den Tiſch, hieß mich auf einem Platz nehmen und ſetzte ſich auf den andern. Unſere linken Hände faßten ſich über den Schultern, die rechten hielten den Bleiſtift über ein Stückchen Papier, das vor jeder von uns auf dem Tiſche lag. Während ich ein beliebiges Wort aufſchrieb, wollte ſie, die Rücken an Rücken mit mir ſaß, durch die Berührung unſerer Hände in den Zuſtand des Hellſehens verſetzt, ganz dasſelbe ſchreiben.

Stillſchweigen ringsum! Wir ſchrieben. — Dann hielt ſie mir den Zettel hin. Ich ſtarrte verblüfft darauf. „Wirklich!“ rief ich, „ganz dasſelbe!“ und zerriß das Papier in kleine Stückchen.

Die Umſtehenden ſchauderten. Einer nach dem andern nahm meine Stelle ein, immer heiterer wurde der Kreis der Eingeweihten, je mehr er anwuchs. Ein junges Mädchen endlich, das in zunehmender Bangigkeit bis zuletzt gezögert hatte, hielt mit erleichtertem Aufatmen den Zettel der Zauberin triumphierend in die Höhe.

„Ganz dasſelbe!“ wörtlich las ſie es ab, und wir alle ſtimmten in ihr Gelächter und klatſchten der Schelmin unſern Beifall.

**Martha.**

## Geſelliges.

Der Karneval, der König der Maskenbälle und Koſtümfeſte, läßt ſein Schellenklingeln wieder hören. In kleineren Städten begnügt man ſich mit beſcheidenen, freundſchaftlichen Unterhaltungsabenden mit kleinen Aufführungen, Kouplets und anderen Scherzen; wenn man unter ſeinen Leuten einen Reimſchmied hat, laſſen ſich auch in kleinen Kreiſen ganz reizende Scherze improviſieren. Der Leiermann mit ſeiner Alten, der nach der Melodie eines Mordliedes irgend welche, kürzlich in der Geſellſchaft paſſierte Dinge beſingt und dann mit ſeinem Betteltеller zu einer Torte für die Damen einſammelt, iſt gewiß originell. Wenn er dazu mit bunter Kreide auf Pappe gemalte Illuſtrationen hat, iſt's deſto beſſer. Auch drei wahrſagende Zigeunerinnen in ihrer ſchönen Tracht mit Münzen und Perlen machen viel Effekt. Ihre Verſe müſſen natürlich dem Charakter und den Wünſchen der Perſonen angepaßt ſein und auch gut auswendig gelernt werden, denn ein Souffleur läßt ſich dabei nicht gut anwenden. Wir ſagten z. B. einem ſehr wenig tanzluſtigen Herrn, daß ſein wildes Tanzen ihn früh ins Grab bringen würde. Die dritte Zigeunerin verkauft Wünſchelnüſſe, d. h. Wallnüſſe, in die man an Stelle des Kerns irgend einen kleinen bedeutſamen Gegenſtand gefügt hat, z. B. einen Ring, ein kleines Zuckerherz, einen Orden, ein Glücksſchweinchen, Myrtenſträußchen, Geldſäckchen, einen Zinnſoldaten oder einen winzigen Pantoffel und drgl. Zum Unterſchiede verſilbert man die Nüſſe für die älteren Herrſchaften und vergoldet die für die jungen Damen und Herren. — Viel Spaß macht auch das Kräuterweible mit Krückſtock und

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Kiepe, die auf ihren Kräuter- und Theepäckchen prophetiſche Sprüche einſchmuggelt. **H. N.**

Meinen tanzluſtigen Daheimſchweſtern empfehle ich als reizende Vorlagen für Maskenkoſtüme die Ebhardtſchen Koſtümbilder und Masken-Albums, erſtere in Heften zu je 6 Bildern à 2 Mark, letztere zu je 8 Blättern à 3 Mark. Die bisher erſchienenen Koſtümhefte enthalten: Heft 1. Charaktermasken. 2. Militäriſche Masken. 3. Phantaſiemasken z. B. Bienenkönigin, Bacchantin, Teufelin u. ſ. w. 4. Masken der Spiele (Domino, Schach u. ſ. w.) 5. Masken der Berufsarten (Jockey, Briefträger u. ſ. w.). 6. Jahreszeiten und Tiere. 7. Künſte und Wiſſenſchaften (Geſang, Tanz u. ſ. w.). 8. Kindermasken. 9. Komiſche Masken (Koch, Kutſcher, Mikado u. ſ. w.). Noch reichere Auswahl bieten die Masken-Albums, jedes Heft 24—36 Koſtüme enthaltend. Die Verlagshandlung (Franz Ebhardt, Berlin W., Schaperſtr. 6/8 verſendet auch Schnitte zu jedem Koſtüm. **Ella.**

Sehr hübſche neue Tiſchkarten ſahen wir bei F. G. Mylius in Leipzig. „Allerhand Sport" heißt die kleine Sammlung. Die eleganten Kärtchen ſind aus braunem, lederartigem Karton mit Lederſchnitt und enthalten allerhand niedliche, humorvolle Sportanzüglichkeiten in Vers und Bild. Wir empfehlen ſie aufs beſte zur Benützung.

## Schneiderſtube.

Auch wer nicht alle Launen der Mode mitmacht, wird durch ſeine Umgebung gezwungen, ſich nicht ganz ihren Neuerungen zu widerſetzen, um nicht Aufſehen zu erregen. „Moderniſieren" heißt es da in der Schneiderſtube. Der Kleiderrock hat an Länge und Weite zugenommen; man arbeitet ihn vielfach ohne die Grundform des ſog. falſchen Rockes, füttert ihn nur ab und unterſetzt ſeine Hinterbahn eine, mit Zugeinrichtung, welche Weite und Länge regelt, verſehene Stoffbahn. Der Rock berührt nicht allein reichlich den Boden, ſondern fällt häufig zur Schleppe aus. Man mag gegen letztere eifern, — maleriſch wirkt ihr Faltenwurf, und im Salon wird ſie darum willkommen ſein. Um die moderne Länge zu erzielen, ſtückeln wir unſere Röcke am Bund an; der Anſatz wird gedeckt durch die lange Schoßtaille. Zu dieſer geſtalten wir unſere Taillen um, indem wir ihnen Schoßteile anſetzen. Dieſe beſtehen aus ſchrägen oder geraden (mit Abnäher verſehenen) Stoffteilen, oder aus einzelnen abgefütterten Patten von 15—20 cm Lg. und 7—9 cm Brt. (aus Reſten herſtellbar), welche dem Rand der Schnebbentaille angefügt werden. Für leichtere Stoffe, elegantere Toiletten ſind Schoßteile und Spitzen, fein gekrauſt oder herabhängend, beliebt. Vorn wird die Spitze in eine Ecke abgenäht, wodurch der Spitzenſchoß wie abgepaßt erſcheint. Auch Volants mit eingezogenem Köpfchen helfen die Taillen verlängern. — Reizend ſind Schoßteile aus lauter Öſen von 2—3 cm breitem einfarbigem Band. Eine gleiche Garnitur, von einer Tollfaltenrüſche oberhalb begrenzt, ziert in dieſem Fall den Rock. Überhaupt verlangt dieſer letztere dieſes Jahr am untern Rande einen Ausputz, ſei es nun ein mehrfach eingezogener Volant, oder ein Spitzenvolant in Bogen aufgenommen, ſei es eine Rüſche oder Borte. Auch ſchneidet man den Rock am Saum ½ m hoch mehrfach ein, paſſepoiliert die Einſchnitte und unterſetzt ihnen ein Pliſſé. Oder ein 15 cm breiter Saumſtreifen, harmonierend in Farbe und Stoff mit den Paſſepoils der eingeſchlitzten Taille, wird dem Rock aufgeheftet. So moderniſiert man z. B. ein wollenes Kleid durch Saumſtreif und Paſſepoils aus heliotropfarbener oder hellgrüner Seide (beides Modefarben). Um den Halsausſchnitt gehört hierzu ein Fichu aus gleichem feinpliſſiertem Stoff, vorn ein Jabot bildend und im Taillenſchluß verlaufend. Der Ärmel, weit, bauſchig, von anliegender Manſchette begrenzt, erhält Verzierung durch Stickerei, Poſamenterie, Spitzenepaulettes u. dergl. Tragen mir ein modernes langes Kleid auf der Straße, ſo kommt der Schleppträger zu Ehren. Der dabei ſichtbar werdende Unterrock verlangt ebenfalls eine hübſche, wenn möglich, mit der Farbe des Kleides harmonierende Ausſtattung. Jene kleinen ausgezackten Volants und Pliſſés, die in den 70er Jahren von der Mode vorgeſchrieben wurden, finden hier ihre letzte Verwendung. **Eliſabeth.**

## Heuſſis Brat- und Backapparat.

(Antwort an H. H. in Burgſtädt.)

Obwohl ſchon ſeit mehreren Jahren angezeigt, iſt der Heuſſiſche Brat- und Backapparat den Hausfrauen im ganzen noch wenig bekannt. Er ſtellt einen mehrwandigen Blechbehälter dar, zwiſchen deſſen Wänden eine iſolierende Luftſchicht einheitige Überhitzung, namentlich von unten, verhindert, während die heiße Luft in das Gehäuſe aufſteigt und den Brat- oder Backraum rings umgibt und ſehr gleichmäßig erhitzt. Die Anordnung geſtattet eine Anwendung auf jedem Herde über einer Ringöffnung, auch auf größeren Petroleumkochern oder Gasöfen. Für Herde, die keinen oder keinen brauchbaren Bratofen beſitzen, ſtellt er die geeigneteſte Ergänzung dar, aber auch bei Vorhandenſein eines ſolchen kann er zu deſſen Entlaſtung dienen, wenn etwa bei beſonderer Gelegenheit außer dem Braten gleichzeitig ein Auflauf, ein Gebäck oder dergl. hergeſtellt werden ſoll. Bei der großen Gleichmäßigkeit der Erhitzung und dem ſtärkeren Zurückhalten der Dämpfe übertrifft er aber die Wirkung des Bratofens in vielen Beziehungen Er erhält das Fleiſch wie das Gebäck ſaftiger und kräftiger und erhöht damit die Verdaulichkeit und den Wohlgeſchmack dieſer Speiſen. Ein weiterer Vortheil liegt darin, daß er wenig Aufſicht bedarf, was für eine vielbeſchäftigte Hausfrau nicht unweſentlich iſt. Selbſt bei größeren Braten genügt einmaliges Nachſehen und Umwenden, ohne daß man ein Anbrennen zu befürchten hätte. Ohne weiteres Beaufſichtigen kann man alſo nach der für den gegebenen Zweck gebotenen Zeit ſicher ſein, ein wohlgelungenes Gericht zu erhalten. Die erforderliche Zeit iſt nach meinen vielfachen Erfahrungen ungefähr dieſelbe wie beim Bratofen. Für die Bereitung der Gans und des Schweineſchinkens möchte ich den Apparat weniger empfehlen, wenn die Haut knuſprig gewünſcht wird, wofür die trockenere Luft des Bratofens geeigneter iſt. Unübertrefflich dagegen geraten Kalbs-, Lamm-, Wild- und Geflügelbraten und alles Schmorfleiſch. Die erzielten Saucen ſind ſehr gleichmäßig gebräunt, ohne die nur von einem ungebildeten Geſchmack gewünſchte Brenzligkeit. — Außer zu großen oder zahlreichen kleinen Plattenkuchen iſt der Apparat auch für jedes Backwerk mit Vorteil zu benutzen. Vorzüglich geraten Biscuits, Sandtorten, ſelbſt Hefenbackwerk, wie Klaben, Topfkuchen u. dgl. Die zweite Größe des Apparates, ausgeſtattet mit emaillirter Bratpfanne und Blechbackform koſtet 10,50 M.; ſie reicht noch für einen nicht zu großen Puter oder Haſen. Die Frageſtellerin und andere Hausfrauen, welche Neuerungen auf dem Gebiete der Küche nicht grundſätzlich abhold ſind, mögen nach dieſen thatſächlichen Angaben ſelber beurteilen, ob die Anſchaffung des Apparates für ihre beſonderen Bedürfniſſe zweckmäßig erſcheint oder nicht **Luiſe Holle.**

## Gedicht für ein junges Mädchen

bei Überreichung einer ſelbſtgebackenen Torte zur goldenen Hochzeit.

(Antwort auf Frage 33.)

Gern möcht' auch ich mit einer Gab' dir huld'gen,
Du teures Paar im gold'nen Kranz und Strauß,
Doch bitt' ich, ſeid ſo gut, mich zu entſchuld'gen,
Nur einen Küchengruß bring' ich ins Haus!
In ſchönen Künſten will mir nichts gelingen,
Doch wollt' ich gern ein eigen Werk euch bringen.

So rührt ich denn nach allerbeſtem Wiſſen,
Euch eine „Gold'ne Hochzeits"-Torte ein,
Ich hoff', ihr werdet nichts daran vermiſſen
(Es müßte tückiſch denn „ein Schliff" drin ſein!)
Den höhern Schliff zwar liebt man allerorten,
Doch untern Schliff ganz ſicher nicht bei Torten.

Und als die Hände ich geſchäftig regte,
Zog mancher Wunſch für euch mir durch den Sinn,
Ausſprechen möcht' ich wohl, was mich bewegte,
Doch da ich ungewandt und ſchüchtern bin,
Laßt mich's mit einem ſchlichten Worte ſagen:
Gott woll' euch gnädig auch im Alter tragen!

Vom Mahl des Lebens ſprechen die Poeten,
Euch war das Mahl gedeckt mit manchem Gang,
Gemeinſam zu des Lebens Tiſche treten
Das durftet ihr nun fünfzig Jahre lang!
Ein reiches Mahl hat ſüßen Nachtiſch auch,
So iſt es allwärts, wie ihr wißt, der Brauch.

Und weil ihr nun zum Nachtiſch ſeid gelanget,
Stell' ich mich heut' mit einer Torte ein;
Daß ſie, geſchmückt mit ſüßen Früchten pranget,
Mög' eures Lebens ſinnig Abbild ſein!
Erquickend, euch mit ſüßen Früchten labend,
Sei eures reichen Lebens reicher Abend.

**Anna Ecke.**

## Handarbeit.

Schlummerkiſſen. Seit einer Reihe von Jahren zeigte das behagliche mit Daunen gefüllte Ruhekiſſen, gleich ob es in prunkendem Sammet- oder beſcheidenem gehäkelten Gewande auftrat, faſt ausnahmslos die runde oder ovale Form, weshalb der Ausdruck „Schlummerball" ſo charakteriſtiſch war. Neuerdings fertigt man dieſe kleinen Tröſter aber mit Vorliebe länglich viereckig, wählt zum Überzug die weiche Pongée-Seide, beliebig einfarbig oder bunt, und verſieht das Kiſſen ringsum mit einer ziemlich krauſen Friſur.

Aus einem Stückchen Karton als Grundform läßt ſich ein ganz allerliebſter Behälter für künſtliche Blumen herſtellen. Der ſteife, weiße, 50 cm im Quadrat haltende Karton wird auf der einen Seite mit Goldbronze beſtrichen oder, falls dieſe nicht zur Hand iſt, einfach mit Goldpapier beklebt. Die andere Seite wird mit einem Stück feuerrotem Atlas bezogen und ſoll als Außenſeite des Behälters dienen. Darauf wird ein Netz von Brillantgarn gehäkelt in fortwährender Abwechſelung von 2 hohen Stäbchen, 2 Luftmaſchen, bis die ganze Fläche des Kartons damit bedeckt werden kann. Durch jede dritte Tour der Arbeit wird ein ſchmales, feuerrotes Atlasband gezogen, welches an beiden Seiten in kleinen Schlupfen endigt. Nun wird die fertige Arbeit zu einer Düte geformt, deren Innenſeite alſo vergoldet erſcheint. Als weiterer Schmuck werden zwiſchen jeder Schlupfe Seidenpompons befeſtigt. Die Düte wird mit Brillantgarn zuſammengehalten und erhält als Abſchluß eine reiche, rote Atlasſchleife. Eine kleinere Schleife ziert ſie am oberen Rande und verdeckt die darunter angebrachte Öſe zum Aufhängen der Düte. **Ada.**

Kinderſpielzeug. Man zeichne ſich auf Kartonpapier ein kleines tanzendes Paar von 3 cm Höhe, ſchneide es aus, noch ein wenig Bodenfläche daran laſſend. Nun male man das Pärchen auf beiden Seiten aus. Dann nimmt man einen halbkugelförmigen Porzellanknopf, kneife mit einer Zange die Öſe ab und klebe die Figürchen auf dieſe flache Seite, daß ſie aufrecht ſtehen. Man nimmt nun einen platten Porzellanteller, feuchtet ihn mit Waſſer an, ſetzt die Tänzer darauf und bewegt den Teller hin und her. Das Pärchen wird bald einen ſehr drolligen und unermüdlichen Tanz beginnen.

## Malerei.

Billiger Ballfächer. Man ſtellt zunächſt eine Form von weißem, ſtarken Hutdraht her (dreifach genommen), welche die Façon eines länglichen Palmblattes hat, und umwindet die ganze Form dicht mit weißer Baumwolle. Der ſechsfach genommene Stiel wird mit dem Blatt gleich im Ganzen verbunden, damit der Fächer ordentlichen Halt erhält. Hierauf ſpannt man weiße Seidengaze hinein und umwickelt den Stiel ſauber mit dickem japaneſiſchen Goldfaden; damit der Goldfaden am äußerſten Ende des Stiels nicht abſpringt, muß man ihn mit dünnem Goldzwirn am Draht feſtnähen. Ein graziöſes Rokoko-Pärchen, von Ornamenten umgeben, wird mit Ölfarben auf die Gaze gemalt. Es iſt jedoch ſehr zu raten, die Zeichnung vor dem Malen mit Sikkatif oder flüſſigem Leim zu beſtreichen, da die Ölfarben auf Gaze leicht auslaufen. Als Beſatz kaufte ich eine gewöhnliche weiße Straußen-

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

feder, trennte ſie, da dieſelbe aus lauter kleinen Federn beſteht, auf und ſetzte die Teilchen hintereinander um den Rand des Fächers, wodurch dieſer ein hochelegantes Ausſehen gewann. Die Rokoko-Dame malte ich blaßroſa mit weißem Rock, den Herrn in dunkelrotem Sammetrock, gelben Kniehoſen und grauen Strümpfen. Die Goldborden auf dem Sammetrock malte ich teils, und teils ſtickte ich ſie mit dünnem Goldfaden, was ſehr wirkungsvoll ausſieht. Eine der Ballgarnitur in der Farbe entſprechende, elegante Schleife vervollkommnet das Ganze. **Annie.**

## Gemalte Schreibfeder.

Es iſt charakteriſtiſch für den Geſchmack, der unſere modernen Wohnungseinrichtungen beſtimmt, daß er mit Vorliebe alte, längſt aus der Mode gekommene Sachen hervorſucht und ihnen pietätvoll einen Platz in der heutigen Einrichtung anweiſt. Handelt es ſich um Geräte des täglichen Gebrauchs, die bei den Errungenſchaften unſerer Induſtrie nicht mehr zeitgemäß erſcheinen, ſo wandelt man ſie in Dekorationsſtücke um, und ſie behaupten auch in dieſer veränderten Beſtimmung ihren Platz. So die alte, ehrliche Gänſefeder. Längſt iſt ſie durch die dauerhaftere Stahlfeder verdrängt worden, aber ſie taucht jetzt von neuem auf, als ſinnvoller und graziöſer Schmuck des Schreibtiſches. Man ſchneidet die Feder, ſtets eine der großen Schwungfedern der Flügel, ſpitz zu und ſpaltet ſie. Zeigt die Fahne vielleicht Unregelmäßigkeiten in der Lage der einzelnen Rippchen, ſo zieht man ſie langſam mehrmals durch die Finger, um ſie in Ordnung zu bringen, und überſtreicht dann die Rückſeite mit einer dünnen Gummiarabikumlöſung, um für die Malerei eine ziemlich feſte Fläche zu erhalten. Man malt mit Ölfarbe und mit Zuhilfenahme von etwas Goldbronze, die die Malerei lebhafter erſcheinen läßt. Die lange, ſchmale Fläche der Feder teilt man am beſten ſo ein, daß man in der Mitte, wo ſie am breiteſten iſt, ein Sträußchen oder eine Blumenranke anbringt, an ihrem unteren Ende den Namen der Empfängerin (falls es es ſich um ein Geſchenk handelt) in Goldſchrift inmitten eines leichten Goldornaments, das ſich am oberen Ende wiederholt. Der Kiel der Feder erhält, ſoweit er nicht durch die Blumen bedeckt wird, einen Goldſtreifen oder eine Reihe ſehr kräftig aufgeſetzter Punkte, die dann wie kleine Goldnägel wirken. Auch in der Blumenmalerei kann man vorſichtig etwas Gold für die Adern der Blätter, die Kelche der Blüten und die Stiele verwenden. Bei den Blumen ſelbſt muß man auf eine feine Ausführung verzichten, und ſich mit einer nur dekorativen Wirkung bei ſtrenger Sonderung der Licht- und Schattenflächen begnügen. Auch gilt es, genau auszuprobieren, wie dick die Farbe aufgetragen werden muß, da ſie zu dünnflüſſig in dem gerippten Federgrund leicht ausläuft, und im andern Falle ſich nicht genügend in die Vertiefungen drückt. Dagegen verarbeitet ſich Gold- und Silberbronze ſehr einfach, und mit dieſer allein, auf dunklem Grunde, vielleicht auf einer Rabenfeder, laſſen ſich ſehr hübſche Effekte erzielen. Die Malerei mit Ölfarbe iſt dann am hübſcheſten, wenn die Farbe den Grund bedeckt, aber doch die einzelnen Rippchen durchſchimmern läßt. Die Wirkung iſt dann die einer Webearbeit in ſchwerer Seide.

**E. Eyſell.**

## Zimmerhundehütte.

Die Hundehütte iſt der neuſte Gegenſtand, den man zu ſchmücken beliebt, ſpeziell die Zimmerhundehütte, welche der Seidenſpitz, der Mops, der feine Pinſcher bewohnt. Es iſt in der That unbegreiflich, daß man nicht früher auf dieſe großartige Idee gekommen iſt, da man doch oft in Verlegenheit war und iſt, was dem alten Junggeſellen, „den nichts erfreut, als Karos munteres Bellen,“ zu ſchenken wäre. Darum auf, ihr Malerinnen, Schnitzerinnen, holt euere unverantwortliche Verſäumnis nach und ſchmückt für die geliebten Vierfüßer das architektoniſch ſchön aufgebaute Häuschen. Da gibt es deren gotiſchen Stils, ſolche mauriſchen und barocken, da gibt es Häuslein mit warmen Polſtern ausgeſchlagen, Häuslein mit Stufen und Portieren, mit und ohne Vorraum in dem ſich der Waſſernapf befindet, mit Fenſterlein, Säulen und Erkern. Brandmalerei und naturaliſierte Blatt- und Blumenberankung, Spruchbänder, Initialen und Namen, alles wird verwendet; ſchwinge nur dein Zepter, Frau Phantaſie, und du, Geſchmack, wähle aus! Macht's auch recht dauerhaft, damit die ſüßen Tiere ihr Haus nicht aufknabbern, treibt die Kunſt auch nicht zu weit, damit der Jammer ſchlimmſten Falles nicht ſo groß iſt. Die Idee an ſich iſt auch von dem egoiſtiſchen Standpunkt des Menſchen aus nicht verwerflich, denn wenn dem Hündchen das eigene Lager behagt, dann führen es unſre Sofas, Kiſſen und Betten nicht in Verſuchung. Eins, ihr liebenswürdigen Geber, vergeßt nicht dem Prachtbau beizufügen, nämlich eine kleine Badewanne, eine weiche Bürſte, nebſt dito Handtuch, und eine Schachtel mit echt perſiſchem Inſektenpulver.

**Pauline Dousbock.**

## Für die Küche.

Antwort auf Frage 37.

**Kaffee-Crême, ſehr zu empfehlen:** 7/8 Liter dicke Sahne wird zu Schaum geſchlagen, 125 Gr. geriebener und durchgeſiebter Zucker und 1 Taſſe Kaffee-Extrakt, welcher von 70 Gr. Kaffee gemacht iſt, werden kurz vor dem Anrichten mit derſelben vermiſcht.

**Schneeflocke.**

## Auskunft.

Frage 38. Als behaglichen und billigen Aufenthalt für alleinſtehende Damen bürgerlichen Standes möchte ich unſer mir liebgewonnenes Heim, das „Kanzler v. Pfau'ſche Stift“ zu Bernburg a. Saale, ſehr empfehlen. (Jahrespenſion 300 M.)

**Eine 65jährige Inſaſſin.**

Frage 38. Ich empfehle: „Johanniter Stift in Dierdorf, Reg.-Bez. Coblenz.“

**Ein alter Abonnent.**

## Fragen.

47) Kann mir jemand einige Kunſttiſchlereien oder ähnliche Geſchäfte in Leipzig oder Berlin nennen, wo Holzmalereien oder imitierte Intarſia gekauft werden. Dieſelben, wie Tiſchplatten, Wandbretter und Einſätze zu Schränkchen, ſind noch nicht poliert, müßten alſo erſt eingefügt und verarbeitet werden. **Frau H. S.**

48) Da es dem hieſigen Frauenverein augenblicklich noch nicht möglich iſt, Kaffeeſtuben einzurichten, kam uns der Gedanke, ſtatt deſſen einen Wagen mit heißem Kaffee in den Straßen umherfahren zu laſſen. Wir glauben, ſchon anderwärts ſei dergleichen eingerichtet, wiſſen aber nicht wo. Kann uns vielleicht jemand darüber Auskunft geben?

**Frauenverein zu P.**

49) Wo kauft man Seidenbandabfälle für ſog. orientaliſche Moſaikarbeiten?

**Eine Leſerin.**

Verlag von Velhagen und Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

**Henry Drummond,** Das Beſte in der Welt.

Deutſche autoriſierte Ausgabe. 26. Auflage. (96. bis 100. Tauſend.)
Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

**Henry Drummond,** Pax vobiscum.

Deutſche autoriſierte Ausgabe. 9. Auflage. (40. bis 45. Tauſend.)
Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

**Henry Drummond,** Das Schönſte im Leben.

Deutſche autoriſierte Ausgabe. 6. Auflage. (1. bis 30. Tauſend.)
Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

Für ſinnige Gemüter wird kaum eine anregendere, feſſelndere und innerlich befriedigendere Lektüre gefunden werden, als dieſe tauſendfach verbreiteten Drummondbücher. Das einfache und doch feine Äußere derſelben macht ſie zu anſpruchloſen und dankbar empfangenen Geſchenken ganz beſonders geeignet.

Das Naturgeſetz in der Geiſteswelt.

von **Henry Drummond.**

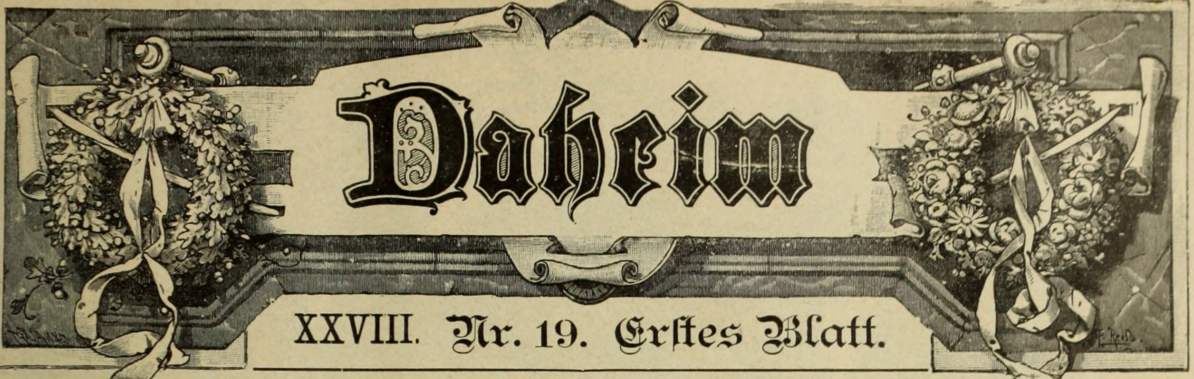
Neu überſetzt. — Deutſche autoriſierte Ausgabe.

Preis gebunden 4 M. 50 Pf.

Die bisherige Überſetzung dieſes hochbedeutſamen Werkes ergab ſich je länger deſto mehr als unzureichend. Die neuen und tiefen Gedankengänge desſelben machten eine Überſetzung nötig, die nicht bloß wortgetreu, ſondern auch ſinngetreu, kurz eine recht eigentliche Verdeutſchung ſei. Eine ſolche, unter den Augen des Verfaſſers und mit großer Sorgfalt gearbeitet, wird hiermit dargeboten. Wenn wir nicht ſehr irren, wird das berühmte Buch in dieſer neuen Geſtaltung auch in Deutſchland in weite Kreiſe dringen, ähnlich wie in England, wo das Original in dieſem Jahr in der 30. Auflage (mit einer Geſamtzahl der Auflagen von 103 000 Exemplaren) erſchienen iſt.

Bielefeld und Leipzig. **Velhagen & Klaſing.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



XXVIII. Nr. 19. Erſtes Blatt.

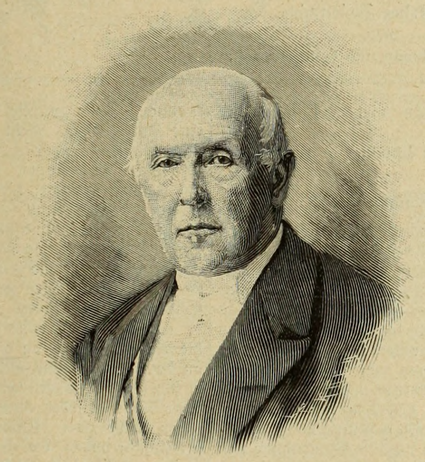
Jahrgang
1892.

6. Februar
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Staatsminiſter Dr. v. Gerber †.

Der am 23. Dezember vorigen Jahres in Dresden verſtorbene ſächſiſche Kultusminiſter Dr. Karl Friedrich Wilhelm von Gerber war neben dem Freiherrn von Noſtitz-Wallwitz, dem ehemaligen Miniſter des Innern, der heute noch die Geſchäfte des Miniſteriums des Königlichen Hauſes führt, das letzte lebende Mitglied des Miniſteriums Fabrice, dem Sachſen auf allen Gebieten ſo viel verdankt. Seit dem Tode des Grafen Fabrice führte Dr. v. Gerber den Vorſitz im Geſamtminiſterium des Königreichs Sachſen und bekleidete daneben das Amt eines ſächſiſchen Ordenskanzlers. Der zu ſo hohen Ehren Berufene war am 11. April 1823 zu Ebeleben, im Fürſtentum Schwarzburg-Sondershauſen geboren, wo ſein Vater Rektor der Stiftsſchule war. Seine Gymnaſialbildung erhielt er auf dem Gymnaſium zu Sondershauſen; dann widmete er ſich 1840/41 in Leipzig und bis 1843 in Heidelberg rechtswiſſenſchaftlichen Studien, an der erſteren Hochſchule hauptſächlich von den Profeſſoren Albrecht und Puchta, in Heidelberg beſonders von Mittermaier und Vangerow beeinflußt. Bereits mit einundzwanzig Jahren erhielt er die juriſtiſche Doktorwürde und wandte ſich darauf zu kurzer praktiſcher Thätigkeit in ſeine Heimat. Im Oktober 1844 habilitierte ſich Dr. Gerber an der Univerſität Jena als Privatdozent und nach noch nicht zwei Jahren erhielt er die außerordentliche Profeſſur. Von Oſtern 1847 an wirkte er als ordentlicher Profeſſor an der Univerſität Erlangen, bis er im Herbſt 1851 zur Übernahme des Kanzleramtes der Tübinger Hochſchule berufen wurde. An der in den Jahren 1857 bis 61 in Nürnberg und Hamburg tagenden Konferenz zur Zuſammenſtellung der für das deutſche Handels- und Seerecht geltenden Vorſchriften nahm Gerber als württembergiſcher Abgeordneter einen hervorragenden Anteil; das ihm im März 1861 angetragene Miniſterium des Kultus in Württemberg lehnte er jedoch ab, um ein Jahr ſpäter nach Jena zurückzukehren, wo er ein Jahr als Profeſſor der Rechte und Oberappellationsrat wirkte; dieſe Stellung vertauſchte er Oſtern 1863 mit der Profeſſur des deutſchen Rechts, Staats- und Kirchenrechts in Leipzig. Als Mitglied des Konſtituierenden Reichstags des norddeutſchen Bundes war Profeſſor Dr. v. Gerber 1867 in Berlin thätig, 1871 führte er das Präſidium der erſten evangeliſch-lutheriſchen Landesſynode des Königreichs Sachſen. Als im Herbſt 1871 Freiherr von Falkenſtein das Miniſterium des Kultus und öffentlichen Unterrichts niederlegte, um die Geſchäfte eines Miniſters des Königlichen Hauſes zu übernehmen, wurde Profeſſor von Gerber — der perſönliche Adel war ihm im Jahre 1861 verliehen worden — zu ſeinem Nachfolger berufen. In dieſer Stellung hat der Verſtorbene eine außergewöhnlich erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Ihm iſt die gegenwärtige Organiſation der evangeliſch-lutheriſchen Kirche Sachſens zu danken, ebenſo ließ er ſich die Regelung des Verhältniſſes der katholiſchen Kirche zum Staat angelegen ſein. Das höhere wie das Volks-Schulweſen im Königreich Sachſen ſind unter ſeiner Initiative zu hoher Blüte gelangt, und die Leipziger Hochſchule wie das Dresdener Polytechnikum verdanken ihm ihre neue Organiſation. Seit 1876 verwaltete Miniſter v. Gerber auch die Geſchäfte der Königlichen Generaldirektion der Sammlungen von Kunſt und Wiſſenſchaft. Von ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken erſchien das „Syſtem des deutſchen Privatrechts“ bereits 1885 in 15. ſowie „Grundzüge des deutſchen Staatsrechts“ in 3. Auflage. König Albert hatte ſeinem verdienten Miniſter 1878 den erblichen Adelſtand, 1889 gelegentlich der Wettinfeier den höchſten Orden des Landes, die Rautenkrone, verliehen.



Dr. v. Gerber, ſächſiſcher Staatsminiſter †.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Hanns Hanfſtaengl (C A. Teich) in Dresden.

Soeben neu erſchienen: Karte von Afrika von **R. Andree** und **A. Scobel.**

*Massstab 1 : 10 000 000.*

*Neuer revidierter und vermehrter Abdruck 1892.*

*Preis: In Umschlag gefalzt 5 Mark. — Auf Leinwand gezogen in Mappe 7 Mark 50 Pfge. — Auf Leinwand gezogen mit Stäben 8 Mark.*

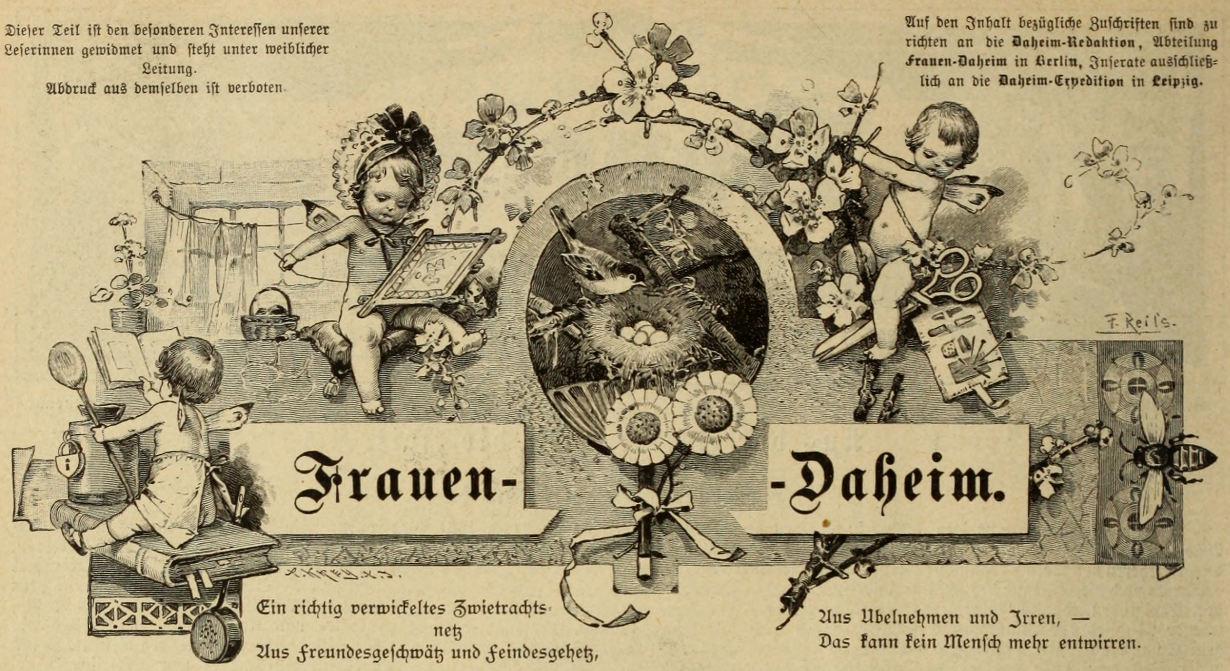
*Der Neudruck der bekannten Andree-Scobelschen Karte von Afrika ist bis auf die Gegenwart ergänzt und durchweg verbessert worden, sodass derselbe jetzt als die* ***neueste, zuverlässigste*** *und bei dem Massstabe von 1:10 Millionen auch als die* ***billigste*** *Afrikakarte gelten kann. Um den Wert und die Brauchbarkeit unserer Karte zu erhöhen, haben wir derselben eine* ***neue Nebenkarte: Deutsch Ostafrika*** *eingefügt, die diesen für uns wichtigsten Teil von Afrika in einem* ***doppelt so grossen Massstab*** *als der der Hauptkarte zur Darstellung bringt. Ferner haben wir dem jetzigen Abdruck* ***neu*** *beigegeben ein vollständiges* ***Namenverzeichniss*** *aller in der Karte von Afrika vorkommenden Namen, welches allgemeinen Anklang finden und den Gebrauch der Karte wesentlich erleichtern wird.*

Geographische Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.

☞ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** ☜

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.



# Frauen-Daheim.

Ein richtig verwickeltes Zwietrachts-
netz
Aus Freundesgeſchwätz und Feindesgehetz,
Aus Ubelnehmen und Irren, —
Das kann kein Menſch mehr entwirren.

## Der Schulweg im Winter.

Was iſts mit ihm? Er iſt ja doch nicht um ein Haar breit länger oder kürzer als im Sommer! — Das ſtimmt; gleichwohl wird die Mama wohlthun, wenn ſie dem Schulweg ihrer Jugend im Winter beſondere Beachtung ſchenkt. Es läßt ſich leicht wahrnehmen, daß an Wintertagen der Weg zur Schule meiſt über Gebühr raſch zurückgelegt wird. Der Kälte wegen trennt ſich das junge Volk ſchwerer vom warmen Bett (das alte vielleicht auch). Dann erfordert die umſtändlichere Anlegung der wärmeren und ſchwereren Kleidung geraume Zeit. So haſtig nun auch das Frühſtück genommen wird, ſo iſt doch die nötige Zeit für den Schulweg ſchon arg beſchnitten. Deswegen beginnt eine Hetze die Straße entlang, als werde die liebe Jugend von einem Wolfe verfolgt. — Aber ein Dauerlauf ſchadet doch nicht? Gewiß nicht, wenn er in der rechten Weiſe und zur rechten Zeit unternommen wird. Auf den Morgenſchulgang paßt er nun am allerwenigſten. Eben erſt wurde der oft ſo heiße Kaffee hinuntergeſtürzt, dann ſtürmt man aus der wärmeren Zimmerluft, in welcher man über zwölf Stunden zugebracht, hinaus, vielleicht einem ſcharfen Oſt entgegen, der um ſo ungehinderter in die Lungen dringt, als die übertriebene Eile zum Atmen durch den weitgeöffneten Mund zwingt. Dieſer Umſtand ſcheint mir mehr Krankheiten der Atmungswerkzeuge hervorzurufen, als in der Regel angenommen wird. Die Eile läßt auch nicht die Vorſicht zu, den Pfützen oder Schneewehen aus dem Wege zu gehen, und ſo kommt gar manches junge Blut mit dampfenden Lungen und naßkalten Füßen in die Schule. — Jedes weitere Wort iſt überflüſſig. Einige Minuten der Zeit für den Schulweg zugeſetzt, und eine Gefahr für die Geſundheit unſerer Jugend beſteht weniger. — Sorgt, ihr Müttter, daß die liebe Jugend morgens zu rechter Zeit aus dem Hauſe kommt! — Was den Heimweg anlangt, ſo dürft ihr wohl acht haben, daß auf ihn nicht zu viel Zeit verwandt werde.

**Frankfurt a/Main.** **Gg. Lang.**

## Küchenabfälle.

Geben, indem man ſelbſt entbehrt, das iſt wol das edelſte Geben. Mitteilen von dem, was man leicht entbehrt, iſt gutherzig und erfüllt ſeinen Zweck. Aber aus Gedankenloſigkeit vorenthalten, wegwerfen, verkommen laſſen, was einem Mitmenſchen oder einem anderen armen Geſchöpf Gottes große Freude und reichen Nutzen brächte, iſt eine Unterlaſſungsſünde, die völliger Herzloſigkeit gleichkommt. Es iſt eine nutzloſe Vergeudung von Stoff und Kraft, die in verſtändigem Ausgleich der einen Seite viel nützte, ohne die andere nur im geringſten zu ſchädigen. Hier kein Verluſt, dort großer Gewinn, und in den meiſten Fällen ſteht nur Gedankenloſigkeit hindernd zwiſchen beiden. Gehen wir in die zahlreichen bürgerlichen Küchen, wo täglich im Winter Fleiſch, Kartoffeln und anderes Gemüſe bereitet werden, — was wird aus den Abfällen? ſie werden fortgeworfen. Die Hausfrau kümmert ſich nicht darum; das Schickſal der Abfälle iſt ihr gleichgültig. Die Köchin weiß nicht wohin damit; nur große Knochen hebt ſie auf, die holt von Zeit zu Zeit ein alter Mann und bezahlt etliche Pfennige dafür; aber Wurſtſchalen, Fleiſchabfälle, Kartoffelſchalen, Kohl- und Krautblätter wandern in den Kehricht. Wie manche arme Frau wäre glücklich, dürfte ſie ihre Kuh, ihre Ziege damit füttern. Wurſtſchalen, Fleiſchabfälle, vertrocknete Brotrinden — weg damit! Wie mancher hungrige Hund würde ſchweifwedelnd vor Freude in die Höh' ſpringen, wenn er mit dieſen Delikateſſen machen dürfte, was er wollte. Er fände vorzügliche Verwendung. Macht die Abfälle in euren Küchen zu „glücklichen Zufällen“ für die, welche ſie entbehren. Freilich iſt es anfangs oft nicht leicht, die paſſenden Abnehmer zu finden; man muß hin- und herfragen unter den Brot-, Milch-, Eier- und ſonſtigen Landfrauen, die ins Haus kommen, ob ſie zufällig eine Ziege, eine Kuh beſitzen. Nicht jede iſt ſo reich. Ein Koſtgänger in Hundegeſtalt iſt leichter zu erfragen. Wir haben am Fenſter gewartet, bis ein Hundefuhrwerk vorüberkam, deſſen Vorſpann recht mager und hilfsbedürftig ausſah; den Beſitzer riefen wir in unſere Wohnung und frugen ihn, ob er ſich für das Tier zweimal wöchentlich Futter holen wollte. Ob er wollte! Die Freude des Tieres, die Anhänglichkeit an unſer Haus, an dem er nie ohne Schweifwedeln vorüberkommt, waren der beſte Dank. Man ſollte in jeder menſchenfreundlichen Küche zwei „Sammelbüchſen“ für Abfälle haben, die eine für Vegetarianer, die andere für Fleiſchfreſſer, die durch regelmäßige Abnehmer geleert würden; wie manchen in der Winternot darbendem Geſchöpf wäre damit geholfen. **E. Liß-Blanc.**

## Spinnweben.

Der ſtattliche, große Ofen unſeres wenig benützten Saales hat uns ſchon oft Kummer bereitet, ohne daß wir den Grund ſeiner Unart herausbringen konnten. Im letzten Frühjahr haben Töpfer und Schornſteinfeger ihn genau nachgeſehen und gereinigt, ſodaß wir glaubten, uns bei Gelegenheit unſerer letzten Geſellſchaft unbedingt auf ihn verlaſſen zu können. Sorgſam war eine Heizung aus beſtem Material in ihm aufgebaut, und bald nach Tiſche flackerten die Späne luſtig auf. Aber nicht lange dauert die Luſt: puff, puff ſchießen dicke ſchwarze Rauchwolken aus der Öffnung der Ofenthüre. Bald füllt ſich das Zimmer mit Rauch; Vorhänge, Gipsdecke, alle Gegenſtände werden davon bedeckt und geſchwärzt. Fenſter und Thüren werden geöffnet. Das hilft, man atmet auf, aber kaum ſchließt man ſie, um den Zug abzuwenden, iſt der Rauch wieder da. Es bleibt nur übrig, alles Feuer aus dem Ofen zu nehmen und durch Lüftung die Rauchdünſte möglichſt zu entfernen, und nur der milden Temperatur des betreffenden Tages und der froh erregten Stimmung unſeres Kreiſes verdanken wir es, daß der Abend zu aller Befriedigung verlief. Natürlich mußte am nächſten Tage der Töpfer erſcheinen, um den Ofen zu unterſuchen. Nichts war zu finden, es mußte alſo an den Röhren liegen, und als dieſe auseinander genommen waren, was fand man? ein Spinnengewebe, mit welchem die böſe Spinne im Sommer die Öffnung der Ofenröhre überſponnen hatte, um ihren Fang nach Inſekten auszuüben. Dieſes hatte jeden Zug im Ofen verhindert und, als die Spannung der warmen Luft im Ofen zu groß ward, ſie wie aus der Kanone mit allem Rauch durch die Öffnung der Ofenthüre hinausgetrieben. Das Mittel gegen dieſe, faſt von jeder Hausfrau ſchon erlebten Schrecken, ſind ausgebrannte, glühende Kohlen, lange vor der Heizung in den Ofen gebracht, um durch allmählige Erhitzung der Luft den Weg zum Schornſtein von all ſolchen böſen Geiſtern frei zu machen.

## Zu einem geſtickten Tintenwiſcher.

### Für ein Kind.

Mein Herz voll treuer Wünſche bringe
Ich heut dir zum Geburtstag dar.
Ein Jahr des Glücks und guter Dinge
Sei dir dein neues Lebensjahr.

Dazu nimm dieſe kleine Gabe,
Den Tintenwiſcher freundlich an!
Es iſt das Einz'ge, was ich habe,
Womit ich dich beſchenken kann.

Ihm einen kleinen Platz zu gönnen
Auf deinem Schreibtiſch, bitt' ich dich.
Ich hoff', du wirſt ihn brauchen können
Und denkſt, wenn du ihn brauchſt, an mich.

Und immer ſollſt du gerne denken
An mich, als an dein gutes Kind,
Mir immer deine Liebe ſchenken,
Wenn Jahre auch vergangen ſind. **Joh. Tr.**

## Noch einmal Stenographie und Schreibmaſchine.

Mehrmals ſchon haben ſich dieſem Thema die Spalten des Frauendaheim in freundlicher Weiſe geöffnet und ſicherlich Vielen zum Dank. Manchem Mädchen, das müßig und unſchlüſſig am Markte des Lebens ſtand und ſich unter den verſchiedenen Zweigen weiblicher Thätigkeit nach einem paſſenden Beruf umſah,

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus denſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

mögen jene Zeilen zum Antrieb geworden ſein, ihr Intereſſe dem Studium der Stenographie zuzuwenden und die Handhabung der Schreibmaſchine zu lernen, um den Poſten einer Maſchinenſchreiberin auf einem kaufmänniſchen oder ſonſtigen Bureau bekleiden zu können. Es iſt nun freilich Thatſache, daß nicht immer Kenntnis der Stenographie von ſeiten der Prinzipale zur Hauptbedingung der Anſtellung gemacht wird, wenngleich von dieſen das Vorhandenſein oder der Mangel derſelben nachträglich ſchon mehrfach lebhaft entſprechend empfunden wurde. Dies könnte nun manche, die ſich für obigen Beruf entſchieden, dazu verleiten, das Studium der Kurzſchrift nicht mit dem rechten Ernſt zu betreiben oder dieſelbe überhaupt als überflüſſig für ihren Zweck zu halten. Sie haben ja ihrer Anſicht nach um ſo früher Ausſicht auf Anſtellung, da das Schreiben mit der Maſchine eine techniſche Fertigkeit iſt, deren Aneignung nur nach Wochen zählt, während das gründliche Studium der Stenographie, als einer Wiſſenſchaft, mindeſtens ebenſo viele Monate beanſprucht. Es möge nun „Einer von der Zunft“ (Schreiberin iſt ſeit mehreren Jahren auf dem Kontor eines größeren Etabliſſements Süddeutſchlands als Stenographin und Maſchinenſchreiberin thätig) geſtattet ſein, ihre Anſicht hierüber zu ſagen. Die Stellung einer Maſchinenſchreiberin in einem großen kaufmänniſchen Betriebe, — für kleinere Geſchäfte kommt eine Schreibmaſchine mit ausſchließlicher Bedienung überhaupt nicht in Betracht — auf dem Bureau eines Rechtsanwalts ꝛc. bringt es mit ſich, daß der Angeſtellten nur in ſeltenen Fällen ſchriftliche Arbeiten zur ſelbſtſtändigen Ausarbeitung übertragen werden. Ihre Thätigkeit beſchränkt ſich vielmehr meiſt darauf, die Gedanken eines anderen in's Reine zu ſchreiben. Hierzu giebt es nur zwei Wege, deren jeder aber für den das Schriftſtück verfaſſenden ſowohl, wie für den nur ſchreibenden Teil ſeine unbequeme Seite hat. Erſterem gehen oft während des Koncipierens die beſten Gedanken verloren, weil denſelben ſeine Hand in Kurrentſchrift nicht zu folgen vermag; durch die Eile, ſie zu erfaſſen, hat dann der andere Teil ſeine liebe Not mit dem Leſen dieſer flüchtigen Konzepte. Wie viel Zeit geht verloren mit dem Studium ſolcher Hieroglyphen, ganz abgeſehen von der folgerichtig nur geringen Garantie der genauen Wiedergabe! Dies iſt der eine Weg mit ſeinen Nachteilen. Diejenigen des zweiten, des Diktierens direkt auf die Maſchine, ſind aber nicht viel geringer. In dieſem Fall iſt der Diktierende genötigt, die Sätze klar konſtruiert im Kopfe zu haben und ſie in der richtigen Reihenfolge wieder zugeben. Verbeſſerungen des Geſchriebenen ſind nur auf Koſten der Sauberkeit, je nachdem auch gar nicht mehr möglich, und das Schriftſtück muß gänzlich umgeſchrieben werden. Dieſes Diktieren direkt auf die Maſchine macht auf der anderen Seite Anfängerinnen, ja ſelbſt Geübtere, häufig nervös; man greift in der Haſt nach falſchen Taſten, und der „Druckfehlerteufel“ treibt dann hier ſein tollſtes Spiel. — Ganz anders aber, wenn die Maſchinenſchreiberin zugleich Stenographin iſt! Hier iſt es dem Diktierenden möglich gemacht, ſeinen Gedanken freien Lauf zu laſſen, an dieſer Stelle ſich knapper auszudrücken, dort ein treffenderes Wort zu wählen und je nach Bedürfnis die Sätze in eine logiſchere Folge zu bringen. Aber auch auf ſeiten des Stenographierenden ſind die Vorteile nicht minder groß. Welch angenehmes Gefühl, einem anderen Erleichterung der Arbeit zu gewähren! Schon dies macht den Beruf entſchieden zu einem befriedigenderen. Indem man ſich bemüht, den Gedanken des Redenden raſch und richtig zu folgen, nimmt man perſönlichen Anteil an ſeiner geiſtigen Arbeit, wird während des Stenographierens mit dem Inhalt vertraut und iſt ſomit viel leichter imſtande, das Stenogramm in allgemein lesbare Schrift zu übertragen, als ein undeutlich geſchriebenes, dem Inhalt nach gänzlich unbekanntes Konzept. Alſo, meine lieben Kolleginnen in spe, lernen Sie Stenographie! Wird auch der Zeitpunkt einer Anſtellung dadurch vielleicht etwas mehr in die Ferne gerückt, ſie iſt dafür um ſo ſicherer.

F. R.

## Handarbeit.

Den modernen Halbgürtel aus Perlen, Schmelz, Jet können ſich geſchickte Hände ſelbſt anfertigen. Ein Streifen geſteifter Tüll von ca. 6 cm. Breite wird in der Mitte in eine Spitze ausgenäht. Seine Länge richtet ſich nach der betreffenden Taille, welcher er zum Schmuck dienen ſoll. Dieſen Tüllſtreifen benäht man nun, womöglich nach einem Muſter (Arabeske), dicht mit großen und kleinen Perlen. Von dem Halbgürtel hängen Perlſchnüre, in der Mitte lange, nach den Seiten zu kürzere, herab. Die mittleren erreichen bisweilen die Länge eines halben Meters und tragen als Schluß der Perlenreihe eine große Perle oder eine aus Perlen gebildete kleine Verzierung. Zu einem ſchwarzen Seiden- oder Spitzenkleid ſieht ein ſolcher Halbgürtel, aus matten und glänzenden Perlen gearbeitet, ſehr fein aus; aus weißen Schmelzperlen gefertigt, ſchmückt er mit ſeinem wechſelnden Farbenſpiel jedes weiße Kleid.

**Bertha S.**

Aus einer zierlichen kleinen Holzkelle läßt ſich ein allerliebſtes Nadelkiſſen herſtellen. Die Kelle, die ziemlich tief ſein muß, füllt man mit einem Kiſſen aus Watte und Seide. Die Außenſeite und den Stiel bemalt man mit einer leichten Blumenranke und befeſtigt an letzterem in der Mitte eine hübſche Bandſchleife.

**Lisbet.**

Bücherſchrank-Gardienen. Zwei Stück crêmefarbiger Mull von der Scheibengröße werden geſäumt und, auf einer Tiſchplatte aufgeſpannt, leicht bemalt. Mit Sepia wird ein leichtes Muſter, viel Schilf, Ranken, Gräſer, Heckenroſen, Schmetterlinge, recht flott und gefällig aufgezeichnet, dann recht matt mit ziemlich feuchtem Pinſel in zarten bunten Tönen ausgemalt und mit einigen Schattenſtrichen aus Sepia verſehen. Mittels Reißzwecken werden die Gardinen glatt hinter den Scheiben aufgeſpannt. Dieſe kleine Arbeit macht einen ganz reizenden Effekt und iſt ſehr leicht herzuſtellen. Es gehört nur ein wenig Geſchicklichkeit und Phantaſie dazu. Bei dieſer Gelegenheit möchte ich überhaupt auf die höchſt einfache und eigentümliche Art der Malerei hinweiſen, wobei erſt die Konturen und ſämtliche Schatten einfach mit dem Pinſel gezeichnet werden und erſt nachher die Farbe leicht überzumalen iſt. Die Hauptſache iſt, eine Farbe zu wählen, die nicht ausläuft, Sepia oder ein rötlicheres Braun, und den Pinſel ſehr trocken zu nehmen, zum Schattieren ſo wenig feucht, daß er wie ein Beſen auseinander geht, beim Übermalen der bunten Farben darf aber die gewöhnliche Feuchtigkeit nicht fehlen. Es laſſen ſich allerliebſte Sachen dadurch verzieren, von all denjenigen Händen, die ſich nicht ans eigentliche Malen wagen wollen und denen nur ein einfacher Malkaſten mit Waſſerfarben zu Gebote ſteht.

Neue Häkelarbeit. Eine neue Art von Häkelarbeit wird den Leſerinnen viel Freude bereiten, da ſie ſehr wirkſam und doch nicht mühſam in der Ausführung iſt und auch der eignen Phantaſie Gelegenheit bietet, ſich zu beſchäftigen. Man häkelt mit dem buntfarbigen, glanzreichen Leinengarn und führt die Muſterfiguren über Pappformen aus, welche verſchieden geſtaltet (als Ringe, Dreiecke, Herzen ꝛc.) zu kaufen ſind. Dieſe Grundformen werden mit feſten Maſchen dicht behäkelt und ringsum mit Picots verziert, welchen auch noch eine durchbrochene Tour aus abwechſelnd 1 Stäbchenm. und 1—2 Luftm. vorangehen kann. Bei Ausführung der Picots ſind die Figuren gleich aneinander zu fügen und gerade Borten oder lambrequinartige Zacken zu bilden. Für einen geraden Randabſchluß häkelt man von Muſterfigur zu Muſterfigur, dieſe mit feſten M. erfaſſend, Luftm. und füllt etwaige Lücken mit Stäbchen- oder Kreuzſtäbchenm., mit kleinen Luftm.-Schlingen ꝛc., ähnlich wie bei der Guipüre-Häkelarbeit. Eine nun folgende, mit Picots verzierte durchbrochene Stäbchenmaſch.-Tour bildet den Außenrand. Beliebig ſind zwei oder noch mehr Farben zuſammen zu ſtellen, doch wirken auch einfarbige Muſter ſehr hübſch. Den Hauptreiz erhält die Arbeit aber durch Spitzenſtiche und Spinnen aus Goldfaden, welche die Muſterfiguren füllen. Zur Ausſtattung von Körben, Decken, Konſole-Brettern ꝛc. ſind dieſe Häkelarbeiten von großem Reiz, man kann aher auch wirkſame Paſſementerie Beſätze in dieſer Weiſe anfertigen, wenn man das bunte Material mit ſchwarzer Seide vertauſcht und Schmelz und Perlen zur Ausſtattung verwendet. (Bezugsquelle für das Material: Kühl und Röſicke, Berlin SW., Leipzigerſtr. 57).

## Toilette.

Ein vorzügliches, ſelbſt erprobtes Mittel zur Beförderung des Haarwuchſes, beſonders nach langem Krankenlager, iſt folgender ärztlich verordnete Haarſpiritus:

Tinctura cantharides $^{8}/_{0}$
Balsam. peruvian. $^{5}/_{0}$
Spiritus melissae $^{100}/_{0}$.

Mit dieſer Miſchung iſt die Kopfhaut allabendlich kräftig einzureiben. Es wünſcht guten Erfolg

**eine Leidensgefährtin.**

Frage 36. Mittel gegen Haarausfall. Ein Weinglas echter Kornbranntwein oder Culmbacher Bier wird heiß auf 2—3 geſchittene Zwiebeln, wie ſie an Speiſen Verwendung finden, gegoſſen, gut zugedeckt ½ Tag ziehen gelaſſen, durch Gaze in ein Fläſchchen gefüllt und mit dieſem Extrakt der Kopf reichlich befeuchtet; danach leiſe eine Viertelſtunde lang gekämmt, daß die Kopfnerven empfänglich gemacht werden. Es iſt ratſam, vor dem Schlafengehen und früh vor dem Haarordnen dieſe Waſchung vorzunehmen. Wer empfindlich iſt, nehme darauf eine Hülle über.

**Aus Erfahrung empfohlen.**

## Jardinière.

Man nimmt 3 mit Goldleinwand bezogene ſtarke Pappen, von 22 cm. Höhe und 17 cm. Breite und eine dreieckige Pappe von 17 cm. Größe. Die 3 erſteren bekommen an den Längsſeiten oben und unten einen 2 cm. langen Einſchnitt und werden mit Blumenmalerei (oder Vögel-, Kindergruppen) in Öl geziert. Mit ſeidenen Schleifen bindet man die fertigen Tafeln zuſammen und befeſtigt das ſo entſtandene Dreieck an der dreieckigen Pappe mittelſt großer Ziernägel. Bronzierte Gräſer und Mohnköpfe befeſtigt man ſchließlich graziös an den Ecken unter den Schleifen und ordnet gemachte Blumen in der Jardinière. Will man ſie zu friſchen Blumen benützen, ſo muß man vom Klempner einen paſſenden Blecheinſatz machen laſſen.

**D.**

## Für die Küche.

Wiener Torte. 750 gr. Butter, gut gewogen, werden abgeſchmolzen und zu Sahne gerührt, dann 20 Eigelb, die Schale einer Zitrone, etwas Kardamom und zuletzt ½ kg. Puder dazu gerührt. Wenn alles gut durchgearbeitet iſt, ſtreicht man den Teig zwei Meſſerrücken dick auf ein Blech, backt ihn gelbbraun, ſchiebt ihn dann auf die dazu beſtimmte Schüſſel, ſtreicht eine dünne Lage Eingemachtes darüber, backt dann wieder von demſelben Teige auf dem Blech, legt das Gebackene, nachdem es erkaltet iſt, auf das Eingemachte und fährt ſo fort, bis der Teig verbraucht iſt. Es iſt beſſer, wenn der Teig nicht zu dünn aufgetragen wird, auch muß man ſich in Acht nehmen, daß er nicht zu ſchnell backt, und ihn ſchnell vom Blech losſchieben, denn wenn er erkaltet iſt, geht er nicht gut los, und wenn er zu braun gebacken iſt, verliert er den Geſchmack.

Kalte Speiſe. Man reibe 1 Pfd. Zucker, worauf zuvor 3 Zitronen abgerieben ſind und rührt ſelbiges mit 24 Eigelb 1 Stunde, dann ſchlägt man das Eiweiß zu Schaum, preßt den Saft von 4 Zitronen aus, nimmt 1 Weinglas voll Rum, rührt dies alles zum Zucker und Eigelb, miſcht das Ganze durch recht tüchtiges Rühren mit 4 Lot Gelatine, die vorher im Waſſer aufgelöſt iſt.

Blätterteig. 375 gr. Butter, 8 Löffel ſaure Sahne und ½ kg. Mehl werden zuſammen geknetet, einen Meſſerrücken dick ausgerollt, zu wiederholten Malen zuſammengeſchlagen und immer wieder ausgerollt, damit es recht blätterig wird, mit Ei beſtrichen, mit Zucker, Zimmt und gröblich gegängelten Mandeln beſtreut und bei gelinder Hitze gebacken. **Lisbet.**

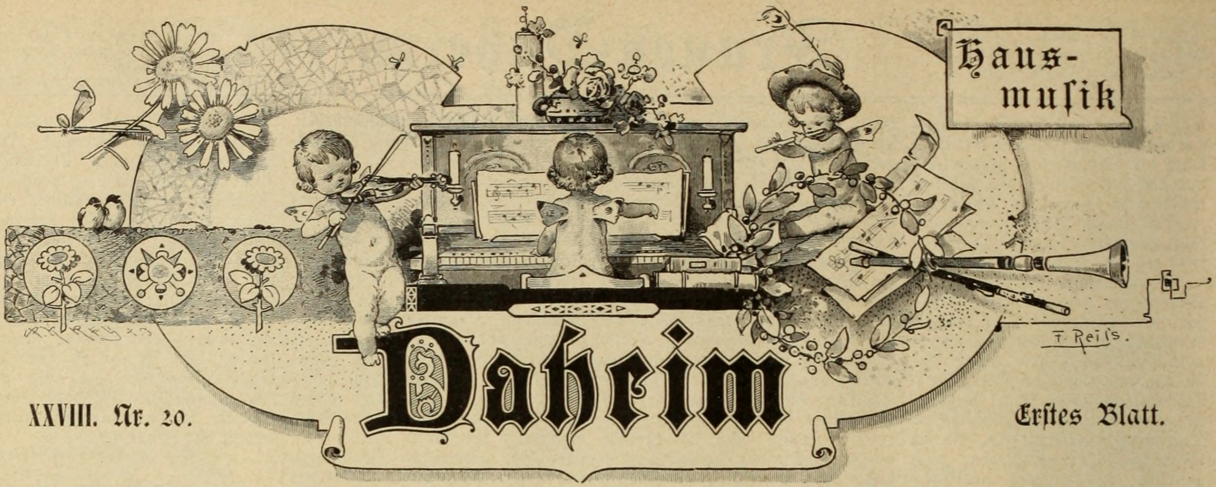
## Fragen.

50) Wo kann man ein Haſenfell für 25—30 Pfg., wie es in Nr. 6 des Daheim angegeben, gerben laſſen? Oder gibt es ein einfaches Verfahren, es ſelbſt zu gerben?

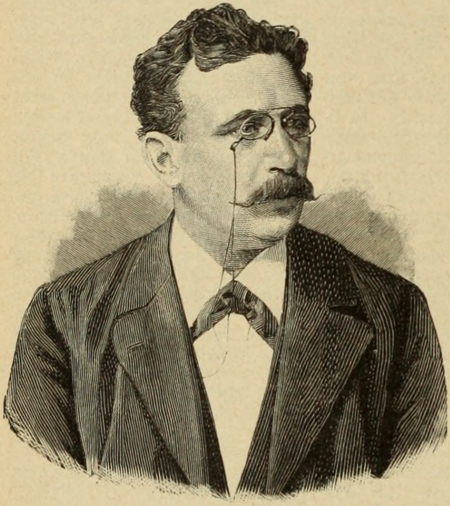
51) Wer könnte und würde ſo freundlich ſein, mir ein Rätſelbuch und Kreisſpiele oder Spiele, bei denen man ruhig ſitzen kann, zu nennen, die meine Schweſtern und ich Sonntags im Jungfrauen-Verein mit Fabrik- und Dienſtmädchen und Ladnerinnen ſpielen könnten? F.

52) Ich bitte die geſchätzten Leſerinnen des Daheim um Angabe eines Verſes oder längeren Spruches, welcher ſich zum Beſticken einer größeren Kinderbettdecke eignet.

**Tante Anna.**



XXVIII. Nr. 20. Daheim Erſtes Blatt.



Hermann Kretzſchmar.

## Hermann Kretzſchmar.

Hermann Kretzſchmar iſt einer der ſeltenen Muſiker, denen es die Vielſeitigkeit einer überaus glücklichen Begabung geſtattet, den ganzen Umfang der Muſik als Kunſt, als Wiſſenſchaft und Beruf zu beherrſchen. Kretzſchmar iſt aus kleinen Verhältniſſen hervorgegangen; geboren am 19. Januar des Revolutionsjahres 1848 zu Olbernhau im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater als Kantor lebte und wirkte, lernte der Knabe frühzeitig Orgel- u. Klavierſpielen, und in dem Orcheſter ſeiner Vaterſtadt machte er ſich auf der Poſaune und der Oboe angenehm bemerkbar. So atmete und lebte er ſchon von Kindesbeinen an in Muſik, die ihm ſeitdem zu einem Lebensbedürfnis ward. Da er überdies eine ſehr hübſche, gut geſchulte Sopranſtimme beſaß, ſo wurde er als Chor-Alumnus in die Dresdner Kreuzſchule (1861) aufgenommen. Von dem Kantor J. Otto erhielt er Unterricht in der Theorie, u. die eigentümliche, jedenfalls praktiſche Methode des Lehrers, dem Schüler das Verſtändnis für theoretiſche Probleme ſofort an klaſſiſchen Muſterbeiſpielen zu erſchließen, ſowie das aufmerkſame Hören der von J. Rietz geleiteten Symphoniekonzerte der kgl. Kapelle förderten das lebhafte und große Talent des Jünglings in außerordentlicher Weiſe. Oſtern 1868 bezog Kretzſchmar die Univerſität Leipzig, wo er mit ſolchem Erfolge Philologie trieb, daß er bereits 1871 mit einer in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Diſſertation „Über die früheſten Notationsverſuche des Mittelalters“ die Doktorwürde ſich erwarb. Zu gleicher Zeit wurde er am Konſervatorium, wo er während ſeines Univerſitätsſtudiums den Unterricht hervorragender Lehrer genoſſen, als Lehrer des Orgelſpiels und der muſikaliſchen Kompoſition angeſtellt. Und nun entfaltete Kretzſchmar eine Thatkraft und Schaffensfreudigkeit, wie man ſie nur ſelten in ſolcher Straffheit u. feuriger Begeiſterung für die Kunſt antreffen wird. In zahlreichen Konzerten ließ er ſich als Orgelvirtuoſe von hervorragender Bedeutung hören, er dirigierte die „Singakademie“, einen großen Oratorienverein, den „Bachverein“ und die von der „Euterpe“ veranſtalteten Orcheſterkonzerte. Dieſe fieberhafte Thätigkeit rieb jedoch ſelbſt die Hünennatur Kretzſchmars auf. Seine angegriffene Geſundheit nötigte ihn, alle ſeine Ämter niederzulegen und — procul negotiis — in ſtiller Zurückgezogenheit ſich zu erholen. Mit überraſchender Schnelligkeit überwand ſein kraftvoller Körper die üblen Folgen der Leipziger Arbeitsüberbürdung. 1876 nahm Kretzſchmar ſeine Thätigkeit wieder auf: er fungierte unter ſeltſamen, tragikomiſchen Umſtänden als Kapellmeiſter am Operntheater in Metz. Nach der Meinung des Direktors dieſer Oper beſtand der Chor aus lauter muſikaliſchen Leuten. Die Herren waren aber in Wirklichkeit Trommler aus weſtpreußiſchen Regimentern, die ſchlecht deutſch verſtanden und ebenſowenig wie die Damen — Arbeitsmädchen — die Noten kannten. Die Metzer Phaſe ſeines Lebens dauerte glücklicherweiſe nicht lange, da er ſchon 1877 nach Roſtock in das Amt eines Univerſitätsmuſikdirektors berufen wurde. Eine neue Ära zog mit H. Kretzſchmar in die alte Stadt. Ein Muſikparadies zauberte Kretzſchmar nach Roſtock: er gründete einen Akademiſchen Geſangverein, einen Konzertverein, leitete die Konzerte des philharmoniſchen Orcheſters und dirigierte die Singakademie, deren Mitgliederzahl in kürzeſter Zeit von 20 auf 100 Köpfe ſtieg. Ein wahrer Muſikfrühling blühte auf: Monteverdi und Scarlatti, Händel, Bach und Schütz, Mendelsſohn und Schumann, Beethoven und Brahms, Berlioz, Liſzt und Wagner interpretierte Kretzſchmar in meiſterhaften Aufführungen; gelegentlich des Mecklenburger Muſikfeſtes (1885) dirigierte Kretzſchmar das „Requiem“ von Berlioz, das er ſpäter auch in Leipzig und zwar frei aus dem Gedächtnis aufführte, eine Leiſtung, die das Staunen aller Muſiker erregte. Mancherlei Auszeichnungen, Orden und Titel wurden ihm nach dieſer Meiſterleiſtung zu teil. 1888 rief die Univerſität Leipzig den gefeierten Dirigenten und Lehrer; als Nachfolger H. Langers wirkte Kretzſchmar als Dirigent des „Paulus“, als Univerſitätsmuſikdirektor und als akademiſcher Lehrer; 1890 wurde ihm eine außerordentliche Profeſſur der Muſikwiſſenſchaften an der Univerſität übertragen, eine Auszeichnung, deren Wert um ſo höher angeſchlagen werden muß, als ſie in der Art ihrer Verleihung — von der Habilitation hatte der Akademiſche Senat Abſtand genommen — eine äußerſt ſeltene iſt. 1889 ſchon war Prof. Kretzſchmar Dirigent des berühmten „Riedelvereins“ geworden, 1890 hatte er die „Akademiſchen Orcheſterkonzerte“ ins Leben gerufen, deren künſtleriſche Erfolge ein großes Aufſehen in dem muſikaliſchen Leipzig machten und ſeitdem die Lieblingskonzerte aller Muſikfreunde geworden ſind. Kretzſchmar iſt ein Dirigent von ſeltenſter Urſprünglichkeit; er dirigiert mit zündender Unmittelbarkeit und feurigem Drängen. Kern und Charakter, Geiſt und Gemüt kennzeichnen ſeine Dirigentenleiſtungen, die den Eindruck der Inſpiration und genialer Auffaſſung zurücklaſſen. Unter den Dirigenten der Gegenwart nimmt Kretzſchmar jedenfalls einen der erſten Plätze ein. Die von ihm veröffentlichten Kompoſitionen zeigen die klar geſtaltende Hand des poetiſch empfindenden, feinfühligen Muſikers; ſeine Kompoſitionen umfaſſen Geſänge für Männerchor und gemiſchten Chor, unter ihnen die ſchönen „Grabgeſänge,“ Motetten (darunter das großartige Werk „Himmelfahrt“), „Mädchenlieder“ für eine Sopranſtimme, „Poſtludien“ für Orgel, techniſche Etüden für Orgel u. ſ. w. Wie als Muſiker, ſo ſteht Prof. Dr. Kretzſchmar als Gelehrter und Schriftſteller im höchſten Anſehen: ſein dreibändiges Werk „Der Führer durch den Konzertſaal“ — das von uns ſchon früher gewürdigt wurde — iſt ein klaſſiſches Buch; zahlreiche Eſſays in muſikaliſchen und Familienzeitſchriften (z. B. in älteren Jahrgängen des „Daheim“), höchſt anziehend und intereſſant geſchrieben, verdanken wir ſeiner Feder. Möge ſie uns noch viel Schönes ſchenken!

## Melodramen.

Wo im häuslichen Kreiſe muſiziert wird, erwacht wohl auch der Wunſch, irgend ein bekanntes Werk der Dichtkunſt als Melodram zum Vortrag zu bringen. Man mag über den Kunſtwert dieſer Gattung Muſik denken, wie man wolle und das Melodram als ungeeignet für den Konzertſaal betrachten, ſicher iſt es, daß die eigenartige Verbindung des geſprochenen Wortes mit dem muſikaliſchen Ton am rechten Ort tiefer Wirkung fähig iſt. Haben doch ſelbſt unſere größten Meiſter es nicht verſchmäht, in dramatiſchen Werken des Melodrams als eines Mittels künſtleriſchen Ausdrucks ſich zu bedienen! — An guten Melodramen haben wir wahrlich keinen Überfluß. Ein phantaſiebegabter Klavierſpieler wird allerdings in der Lage ſein, ein Melodram ſofort aus dem Stegreif zu improviſieren; einzelne Gedichte Schillers (z. B. „der Taucher“) eignen ſich vortrefflich zur melodramatiſchen Bearbeitung. Aber nicht jeder gute Klavierſpieler iſt auch ein guter Improviſator; die Fähigkeit der Improviſation ſetzt immer ein ziemliches Stück muſikaliſchen Talentes und im gegebenen Fall raſche Auffaſſung und lebhaftes Nachempfinden voraus. Wo das eigene Vermögen des Pianiſten nicht ausreicht, ein Gedicht muſikaliſch zu illuſtrieren (auch Proſaſachen, z. B. einzelne Märchen laſſen ſich in der Art des Melodrams muſikaliſch behandeln), da wird es ſich immer empfehlen, in planvoller Überlegung eine Anzahl kleinere Muſikſtücke, deren Inhalt jenem des poetiſchen Stoffes ſich mühelos anpaſſen läßt, auszuwählen und ſie dem Gedichte,

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

# Hausmuſik.

dem Märchen u. ſ. w. unterzulegen. Kunſtmelodramen vornehmſten Styles hat u. A. Franz Liſzt geſchrieben zu Lenaus „Der traurige Mönch“ („In Schweden ſteht ein grauer Turm“) und zu Bürgers bekannter Ballade „Lenore fuhr um's Morgenrot“. Beides ſind Meiſterwerke ihrer Art, ungemein treffend in der Charakteriſtik, genial in den tonmaleriſchen Details (und gerade dieſe verleihen ja dem Melodram den eigenartigen Reiz!) und farbenreich. Zumal im „Traurigen Mönch“ wird man Harmonien außerordentlicher Art finden, in denen das Geſpenſtiſche, Geheimnisvolle und Klagende der Lenauſchen Poeſie zu packender Darſtellung gelangt; es ſind bald transcendentale Klangbilder, bald myſtiſche Inſpirationen, bald Effekte von blendender Realiſtik. Auch die Kompoſition Liſzt's zu Lenau's „Die drei Zigeuner“, kann, obwohl urſprünglich als Lied geſchrieben, mit außerordentlicher Wirkung als Melodram vorgetragen werden. Als Lied iſt die Kompoſition wegen der enormen Schwierigkeit, mit welcher Liſzt die Singſtimme bedenkt, eigentlich nur Künſtlern zugänglich. Als Melodram iſt ſie jedem techniſch einigermaaßen perfekten Klavierſpieler erreichbar. Liſzt hat die drei Zigeuner ganz koſtbar konterfeit: namentlich den einen, der unter dem Baume träumt, während in den Saiten ſeines Cymbals der Windhauch ſpielt, mit wahrhaft hinreißender Poeſie. Die Kompoſition iſt natürlich im ungariſchen Charakter gehalten. Die drei genannten Stücke ſind im Verlage von C. F. Kahnt Nachfolger in Leipzig, erſchienen: Die einzelnen Stücke koſten: („Die drei Zigeuner) 1,60 M., („Leonore“) 3 M., und („Der traurige Mönch“) 2 M. Wir empfehlen dieſe originellen Kompoſitionen der Aufmerkſamkeit unſerer Muſikfreunde.

## Bücherſchau.

Die Muſik und ihre Meiſter. Eine Unterredung. Von Anton Rubinſtein. 152 Seiten, Leipzig, Verlag von B. Senff; Preis 2,50 Mark. — Ganz ſicher ſteht es jedem Menſchen frei, über Erſcheinungen des künſtleriſchen Lebens ſich ein Urteil zu bilden und dieſes Urteil als ſubjektive Überzeugung auszuſprechen. Jeder Menſch darf Kritik üben, Kritiker ſein. Aber das Urteil iſt Sache der Erziehung und des Intellektes. Als berufener Kritiker kann daher bloß derjenige gelten, welcher vermöge ſeiner Erziehung und ſeines Intellektes die Grundbedingungen künſtleriſchen Schaffens und die beſondere Stellung eines gegebenen Kunſtwerkes zu dieſen Grundbedingungen und Prinzipien zu erkennen vermag. Beiläufig geſagt. Rubinſtein iſt ganz ſicher ein Mann, der als berufener Kritiker gelten darf. Er beſitzt ein ſpezifiſches Organ für die Tonkunſt, das ihn befähigt, den geheimſten Veräſtelungen der künſtleriſchen Form zu folgen, er beſitzt hiſtoriſche und theoretiſche Bildung, er verfügt über Geſchmack und Intellekt. Sein Urteil darf alſo von vornherein Anſpruch erheben, aufmerkſam gehört und mit gebührendem Reſpekt behandelt zu werden. Wenn nun Rubinſtein von dem jedem Menſchen zuſtehenden Recht, an der Muſik und ihren Meiſtern Kritik zu üben, Gebrauch macht, ſo dürfen wir in der That etwas Beſonderes erwarten. Enthält nun ſein Buch etwas Beſonderes? Die Frage fordert ein entſchiedenes: Ja! Es iſt nicht nur ein „Beſonderes“, das uns Rubinſtein in ſeinem Werke gibt, es iſt ſogar ein „Sonderbares.“ Rubinſtein ſitzt in ſeinem Muſikzimmer; eine Dame beſucht ihn, und als ſie an den Wänden die Büſten von Bach, Beethoven, Schubert, Chopin und Glinka ſieht, fragt ſie verwundert: „Warum bloß dieſe und nicht auch Händel, Haydn und Mozart? Verehren Sie Mozart nicht?“ Und Rubinſtein antwortet: „Himalaya und Chimboraſſo ſind die höchſten Spitzen der Erde, damit iſt nicht geſagt, daß der Montblanc ein kleiner Berg ſei —.“ Zwiſchen beiden entwickelt ſich ein Geſpräch, das die bedeutendſten Erſcheinungen der Muſikgeſchichte ſtreift, ſehr viel Intereſſantes und Feſſelndes, manches Problematiſche und einiges ganz Unhaltbare zu Tage fördert. Das Unhaltbare beginnt dort, wo der Egoiſt in Rubinſtein zu Worte kommt. Rubinſtein hat bekanntlich eine ganze Anzahl von Opern geſchrieben, welche ſich auf dem Spielplan des modernen Theaters nicht halten konnten. Sie würden ſich vielleicht gehalten haben, wenn ſie nicht den ausſichtsloſen Kampf um das Daſein mit den Wagnerſchen Opern zu führen gehabt hätten. Rubinſtein urteilt über Wagner vollſtändig ab; er macht zwar kleine Zugeſtändniſſe — das Gegenteil wäre ja unklug! — aber das Reſultat jener Auseinanderſetzungen iſt ein für Wagner negatives. Ebenſo ungerecht beurteilt Rubinſtein Liſzt. Rubinſtein hat ja auch (bekanntlich!) eine ganze Reihe ſymphoniſcher Werke geſchrieben. Sie werden äußerſt ſelten aufgeführt. Liſzts ſymphoniſche Werke erfreuen ſich einer immer lebhafteren Anerkennung. Sollten vielleicht zwiſchen beiden Thatſachen die grollenden Worte Rubinſteins über den Komponiſten Liſzt die Brücke bilden? Es wäre menſchlich und verzeihlich. Man leſe dieſen Teil des ſonſt empfehlenswerten, trefflichen Buches mit kühler Aufmerkſamkeit. Das Unhaltbare mancher Bemerkungen des großen Klaviermeiſters über Wagner wird ſofort in die Augen ſpringen. Rubinſtein behauptet z. B. (S. 102), daß die Melodie Wagners „des rhythmiſchen Reizes und der Mannigfaltigkeit entbehre und daß ihr die Verſchiedenheit der Charakteriſtik gänzlich mangle.“ Wer würde dieſe Anklage im Ernſte zu widerlegen ſuchen?

## Geſang und Tonbildung.

### I.

Wenn man Geige oder Klavier lernen will, pflegt man beim Kaufe des betreffenden Inſtruments des Rates eines Fachmanns ſich zu verſichern. Man wendet gewöhnlich mehrere Jahre auf das Studium der Technik an, und erſt nach dieſer notwendigen Zeit denkt man an „Vorſpielen.“ Mit dem Geſange ſteht es freilich anders; wer im Alter von 18—20 Jahren „Stimme hat,“ glaubt ſich mit einigen Winken begnügen zu können und beginnt ſofort, Lieder zu ſingen. Wenn möglich, gibt man ſich als Tenoriſt oder Sopran: man verachtet beinahe die mittleren und tiefen Stimmen. Leider ſpüren die Meiſten wohl bald, daß ſie einen ſchlechten Weg eingeſchlagen haben; die einſt klangvolle Stimme verliert an Klang in der Mittellage, und trotz einer immer größeren Anwendung von Kraft wird die Höhe dünner und ſpröder. Müdigkeit tritt ein, beſonders da, wo der junge Sänger die Anſtrengungen des Chorſingens überſtehen ſoll. Nach einigen Jahren endlich, eben um das Alter, wo die Stimme ihre volle Schönheit erreichen ſollte, wird wegen Heiſerkeit und Erkrankung das Singen aufgegeben. Dies iſt die Geſchichte zahlreicher begabter Muſikliebhaber, leider auch mancher Künſtler von Fach, deren geſangliche Erziehung eine mangelhafte blieb. Die heutige Tendenz, Deklamation und Geſang zu verbinden, bietet äußere Gefahr für das Organ; die Vollkommenheit der Ausſprache fordert die höchſte Ausbildung der Stimme, ſonſt verleitet ſie zum Forcieren, Stoßen, Schreien u. ſ. w. Dieſe Fehler — denn jede Anſtrengung iſt im Geſang ein Fehler — ruinieren in wenigen Jahren das kraftvollſte Organ. Richard Wagners Werke ſind insbeſondere für den nicht ausgebildeten Künſtler eine Quelle von Unglück, da in ihnen die Deklamation unbedingt ein Kunſtprodukt und nicht ein Naturgeſchrei ſein muß. Die paradoxe Behauptung, die Ausſprache helfe der künſtleriſchen Tongebung, ſoll in einer Reihe von Aufſätzen ihren Beweis finden; möge es für heute genügen, auf den Grundfehler, den man beim Geſang begeht, ſowie auf das Mittel, ihn zu vermeiden, hinzudeuten. Dieſes Mittel beſteht für den Liebhaber wie für den Fachmann darin, ſich an dem jungen Geiger ein Beiſpiel zu nehmen und der Ausführung der Soloſtücke ein techniſches Studium vorangehen zu laſſen. Eine junge, friſche Stimme muß erſt in bezug auf die Eigenſchaften des Tons ausgebildet werden, ſie muß durch geeignete „gymnaſtiſche“ Übungen das Maximum ihrer Ausdehnung, ihrer Kraft, ihrer Biegſamkeit erringen. Dieſe Vorbereitung zur künſtleriſchen Leiſtung heißt Tonbildung. Eine Stimme, die durch Anſtrengungen oder Erkrankung des Stimmorgans an Glanz und Biegſamkeit eingebüßt hat, wird die erſten Eigenſchaften wieder gewinnen können, wenn der Fleiß des Lernenden und die Zeit der methodiſchen Studien ausreichen. Der Fachmann ſieht in der Tonbildung das Pfand einer langen Laufbahn, und der Geſangſchüler findet in dieſen Übungen leicht das Mittel, ſeine Stimme friſch und ſchön zu erhalten. Erkältungen, Heiſerkeiten, Schleime werden bald beſeitigt, ſogar da, wo ſie chroniſch geworden waren. Um ſich zu dieſem Studium vorzubereiten, wäre es von großem Nutzen, 6—8 Wochen lang jedes Singen aufzugeben. Wer es noch beſſer machen will, wird das laute Lachen, das Schreien und im allgemeinen jede Anſtrengung des Kehlkopfes, ſowie das Trinken von ſcharfen oder übermäßig kalten und warmen Getränken ſorgfältig vermeiden. Der Sänger muß in jeder Hinſicht hygieniſch leben: ohne Geſundheit keine Stimme. Wenig rauchen ſchadet nicht ſo ſehr wie der Aufenthalt in rauchigen Lokalitäten. Kalte Abreibungen werden gegen Erkältung mit Recht empfohlen; am beſten werden ſie angewendet, wenn der Körper durch Turnübungen erwärmt iſt. Turnübungen, Fechten (beſonders Floretfechten), Reiten, wie alles, was zur Geſchmeidigkeit des Körpers beiträgt, iſt für den Geſang vorteilhaft. — Von den Geſangübungen ſpäter. Dieſe müſſen den weſentlichen Inhalt der Tonbildungsperiode bilden, über deren Dauer jeder nach den zu erreichenden Zwecken, ſowie nach der Eigenſchaft der auszubildenden Stimmen wird urteilen können. Im allgemeinen dürfte jedoch eine Zeit von 2—3 Jahren als genügend angeſehen werden.

## Aus dem Tonleben.

Mozart in Berlin. Im Jahre 1789 kam Mozart nach Berlin, wo er nach der mit großem Beifall gegebenen „Entführung aus dem Serail“ und empfohlen durch ſeine ausgezeichneten Streichquartette, ſowie durch ſeine Leiſtungen als Virtuoſe bei dem Könige Friedrich Wilhelm II. in freundlichſter Weiſe aufgenommen wurde. Friedrich Wilhelm II. hatte eine außerordentliche Liebe für die Muſik. Er ſpielte ſelbſt das Violoncello und wirkte nicht nur in den muſikaliſchen Aufführungen als Soliſt, ſondern auch in den Proben als Orcheſterſpieler eifrig mit. Sein Lehrer war der Violoncelliſt Duport d. Ä. geweſen. An dieſem ebenſo ſtolzen und hochfahrendem als intriguanten Manne fand Mozart ein mächtiges Hindernis. Als der Wiener Meiſter dem Franzoſen einen Beſuch machte, verlangte Duport, daß die Unterhaltung in franzöſiſcher Sprache geführt werde; Mozart lehnte dieſe Forderung beſtimmt ab. „So ein welſcher Fratz“ — ſagte er in ſeiner derben Weiſe — „der jahrelang in deutſchen Landen wäre und deutſches Brot fräße, müſſe auch deutſch reden oder radebrechen, ſo gut oder ſo ſchlecht, als ihm das franzöſiſche Maul dazu gewachſen wäre.“ Seitdem hatte Mozart an Duport einen zähen Widerſacher, der, wiewohl vergeblich, beim Könige gegen ihn Intriguen ſpann. Mozart ſuchte Duport zu verſöhnen, indem er über ein von Duport komponiertes Menuett Variationen ſchrieb und ſpielte. Der König lud Mozart zu ſeinen Konzerten ein und fragte ihn auch, was er von der Berliner Kapelle halte. Mozart hielt mit ſeiner Meinung nicht zurück: „Sie vereinige die größten Virtuoſen der Welt, aber wenn die Herren zuſammen wären, könnten ſie es beſſer machen.“ Der König ſtellte darauf Mozart den Antrag, die Stelle eines Kapellmeiſters mit 3000 Thalern Gehalt bei ihm zu übernehmen, einen Antrag, den Mozart, mit Rückſicht auf die Hoffnungen, die er auf Kaiſer Joſef II. ſetzte, ablehnen zu müſſen glaubte. Mozart wohnte in Potsdam, im Hauſe des vorzüglichen Horniſten Thürſchmidt, den er von Paris her kannte, und verkehrte hauptſächlich mit Sartory, einem Künſtler architektoniſcher Ornamente. Dieſer Sartory liebte die Muſik ſehr, hatte ſich einen Streicher-Flügel aus Wien kommen laſſen und hielt offenes Haus, wo Alle ſich zuſammenfanden, die für Mozart ſich intereſſierten. Mozart war infolge ſeiner guten Laune und ſeines ſprühenden Geiſtes der Mittelpunkt dieſer Geſellſchaften. Auch bei der Sängerin Sophie Niclas verkehrte er oftmals. Einſt wurde er dort aufgefordert, zu phantaſieren. Wie er immer bereitwillig war, ſo auch hier. Er ſetzte ſich ans Klavier; von den anweſenden Muſikverſtändigen hatte er ſich zwei Themata aufgeben laſſen. Die Sängerin trat neben ſeinen Stuhl, um ihn auch ſpielen zu ſehen. Mozart, der gerne mit ihr ſcherzte, ſah zu ihr hinauf und ſagte in ſeiner gemütlichen öſterreichiſchen Mundart: „Nun? Habn's auch a Themerl auf'm G'wiſſen?“ Sie ſang ihm eines. Er begann nun das reizendſte Spiel, bald mit dieſem, bald mit jenem Thema, und zum Schluß brachte er ſie alle dreie zuſammen, zum höchſten Erſtaunen der Anweſenden. (O. Jahn.) Als Mozart von Berlin nach Wien zurückgekehrt war, ohne die Schätze gewonnen zu haben, welche er erhofft hatte, machte er ſich ſofort an die Kompoſition der Quartette, die ihm von dem kunſtſinnigen Könige aufgetragen worden war. Schon im Juni desſelben Jahres ſandte er das reizende D-dur-Quartett an Friedrich Wilhelm II., welcher Mozart mit einer koſtbaren goldenen Doſe erfreute, die mit 100 Friedrichsd'or gefüllt war. In Berlin ſelbſt gerieth Mozart bald ins Hintertreffen, als Dittersdorf mit ſeinen komiſchen Opern dem Modegeſchmack zu ſchmeicheln und zu gefallen verſtand.

## Gedenktafel.

Wilhelm Tſchirch, einer der bekannteſten Vokalkomponiſten — einzelne ſeiner Werke für Männerchor ſind außerordentlich populär und haben eine weite Verbreitung erlangt — iſt am 6. Januar in Gera geſtorben. Er wurde am 8. Juni 1818 in Lichtenau bei Lauban geboren. Seine Studien machte er unter Grell und Rungenhagen in Berlin. 1852 erhielt er einen Kompoſitionspreis für ſein Werk „Eine Nacht auf dem Meere,“ das ſeinen Namen in ganz Deutſchland und Amerika bekannt machte. Er iſt auf keinem neuen Pfade in der Tonkunſt gewandelt, auch neue Welten entdeckte er nicht: ſein Schaffen war aber edlen Zielen zugewandt und frei von jenen Banalitäten, welche dem Genre der Männergeſangs-Kompoſition faſt immer anhaften.

Robert Heckmann, der ausgezeichnete Geiger und liebenswürdige Künſtler, iſt in Glasgow an einer akuten Lungenentzündung geſtorben, welche er ſich, wie es heißt, durch Überanſtrengung bei den Vorbereitungen für die Konzertreiſe mit ſeinem neuen Quartett, zugezogen. Heckmann wurde am 3. November 1848 in Mannheim geboren. Seinen Ruhm begründete er als Primarius des nach ihm benannten Streichquartettes. Er war ein vorzüglicher Geiger; das Heckmann-Quartett zeichnete ſich durch bewunderungswürdiges Zuſammenſpiel und geiſtvolle Darſtellung des Inhaltes eines Kunſtwerkes aus. Heckmann wirkte lange Jahre in Köln, zuletzt in Bremen als Konzertmeiſter des philharmoniſchen Orcheſters.

Heinrich Dorn weilt nun auch nicht mehr unter den Lebenden. Der greiſe Künſtler, der als Dirigent, Komponiſt, Muſikſchriftſteller ſich hervorgethan, ſtarb am 10. Januar in Berlin. Wir haben Bild und Biographie H. Dorns in unſerer „Hausmuſik“ (Nr. 12) gebracht.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Die kleine, ſchwache gute That
Im Reifrock eitler Überſchätzung, —
Das iſt von allem Plunderſtaat
Die häßlichſte Geſchmacksverletzung.

## Geſellige Reibereien.

Die junge Frau N. ging auf dem belebten Trottoir dahin. Der helle Schein des kalten Wintertages lag auf dem Straßenbilde, die Baumreihen ſchimmerten im Schmucke der ſtarren weißen Blüten, auf der leichten Schneedecke des Asphaltes glitten die Klingelſchlitten. Frau N. ſah mit Vergnügen in die immer wechſelnde Szene. Bald ſtreiften ihre Blicke die Menſchengeſichter, die der Winter oft in modern übertriebener Realiſtik bemalt hatte, bald muſterten ſie neugierig die Kunſt- und Modeartikel in den Schaufenſtern. Zu der letzten Beſchäftigung brauchte Frau N. eine langgeſtielte Lorgnette, nicht etwa um mit dem eleganten Werkzeuge zu kokettieren, ſondern weil ihre Augen, ohne im Blick die Schwäche zu verraten, ſich im Erkennen von Sachen und Menſchen oft als unzureichend erwieſen.

Als ſie wieder einmal das unbewaffnete Auge über die Vorbeiziehenden auf dem Trottoir ſtreifen ließ, fuhr ſie plötzlich zuſammen. Das waren bekannte Geſichter, die eben vor ihr aufgetaucht und verſchwunden waren! Sie und die Damen hatten einander groß angeſehn. Kein Zweifel! Sie war der alten Frau Z. und ihrer Schweſter begegnet. Frau N. wandte ſich unwillkürlich zurück, ein nachträglicher Gruß war auf ihren Lippen. Aber das Menſchengewoge hatte ſie ſchon getrennt, ſie konnte ſich den Damen nicht bemerklich machen, ohne aufzufallen. Frau N. bedauerte, daß jene nicht beſſer als ſie ſelbſt geſehen hatten, da ſie ſonſt ihrem Mangel gewiß durch einen Gruß ihrerſeits taktvoll abgeholfen haben würden. So nahm ein mißgünſtiger Zufall ihr auch dieſe kleine freundliche Begegnung mit den Damen, deren Sympathie ſie bei mehrmaligem Zuſammentreffen nicht zu erwecken gewußt hatte. Leichte Meinungsverſchiedenheiten, Mißverſtändniſſe, hier ein kleines Etwas, da ein Nichts, ließen die Anerkennung der Damen für die ſonſt ſo beliebte, junge Frau nicht aufkommen. Frau N. hoffte aber immer noch, all dieſen Zufälligkeiten zum Trotze, das Wohlwollen der Widerſtrebenden zu gewinnen.

Beim nächſten Treffen aber ſetzten Frau Z. und ihre Schweſter dieſen freundlichen Abſichten eine eiſige Kälte entgegen, die ſo zur Schau getragen wurde, daß ſie faſt wie Nichtachtung ausſah. Die junge Frau klagte zu Hauſe ihrem Manne ihr Leid.

„Daß du nicht grüßteſt, haben ſie für Abſicht genommen“, ſagte dieſer.

„O, ſchweige!“ rief ſie neckend dagegen, „oder du verlierſt dein Anſehen bei mir!“

„Du haſt ganz recht, Frauchen!“ lachte er, „aber man macht manchmal unglaubliche Erfahrungen. Wir verlangen gewiß mit Berechtigung von dem Tone der beſſeren Kreiſe, daß er ſelbſt bei Feindſchaft die Unhöflichkeit verſchmäht. Wer ſich abgeſtoßen fühlt, darf die Form deshalb nicht außer acht laſſen, und unfreundliche Herausforderungen müſſen mit Feinheit zurückgeſchlagen, nicht mit Grobheit erwidert werden. Ja, wenn man ſich nicht mag, ſo iſt die Höflichkeit eine willkommene Form, ſeine Geſinnung, zu gunſten der Geſellſchaft, zurückzuhalten. Es iſt ganz ausgeſchloſſen, den üblichen Gruß zu unterlaſſen, weil man etwas übel genommen hat, darum verrät es geringe geſellſchaftliche Bildung, jemand deſſen zu beſchuldigen —“

„Und der Verdacht, daß jemand jemanden beſchuldigt,“ fiel ſeine Frau ein, „was verrät der?“

„Ich weiß, ich ſpreche mir das Urteil, aber qui vivra verra!“

Schon in den nächſten Tagen erhielt Frau N. durch vermittelnde Freunde beider Parteien die Beſtätigung von Herrn N.'s Vermutung. Frau Z. und ihre Schweſter waren empört über die Rückſichtsloſigkeit, die ſich ſo weit ſteigerte, daß man ihnen ins Geſicht ſähe und ohne Gruß vorüberginge.

Frau N. war ſo enttäuſcht in ihrem Glauben an die gute Geſellſchaft, daß ihr Mann nun zur Ehrenrettung derſelben bei ihr eintreten mußte.

„Dieſe Erſcheinungen bilden ja nur die Ausnahmen, ohne die es nun einmal keine vollgültige Regel gibt!“ tröſtete er. „Du wirſt durch dieſe Erfahrung lernen, die Anſprüche zu ſondern, die wir an die verſchiedenen Perſönlichkeiten machen dürfen. Manche wollen geſchont ſein, wie deine Frau Z. u. Co., denen gegenüber müſſen wir zurückhalten, um ihnen nicht zu viel zuzumuten, was du vielleicht gethan haſt, — andere können wir ungeſcheut zum friſch-fröhlichen Meinungsaustauſch herausfordern. So werden ſich dir unter dem freundlichen Austauſch gleicher Geſinnungen anziehende Fehden miſchen, und das geſellige Leben wird Dir alles halten, was du dir ſelbſt von ihm verſprochen haſt.“

Die junge Frau wiſchte ſchnell ein letztes Thränchen aus den Augen, die wieder fröhlich lachten, und ging in ihr Ankleidezimmer, um Toilette für die Abendgeſellſchaft zu machen, die ſie mit ihrem Manne beſuchen wollte.

**Martha Aßmus.**

## Neue Maskenkoſtüme.

Silhouette. Ein weißer, fußfreier Kaſchemirrock, deſſen Saum ein breiter, ſchwarzer Sammetſtreifen ziert. Die Vorderbahn des Rockes iſt mit lauter kleinen, aus ſchwarzem Tuch oder Papier ausgeſchnittenen Figuren benäht, Köpfe im Profil, Blumen, Tiere, ganze Landſchaften u. ſ. w. recht bunt durcheinander. Vorlagen dazu findet man vielfach in Journalen, Münchener Bilderbogen und dergl. Dazu paßt eine ausgeſchnittene, ſchwarze Sammettaille, lange, ſchwarze Handſchuhe und auf dem Kopf eine Palette mit durchgeſtecktem Pinſel, auch bloß ſchwarz und weiß gehalten. In der Hand hält „Silhouette“ einige weiße Karten, denen auch ein ſchwarzes Figürchen aufgeklebt oder gezeichnet iſt. Als Kollier dient ein ſchwarzes Sammetband, woran allerlei Figuren, die für den Abend dem „Bettelarmband“ entnommen und mit ſchwarzem Lack überzogen werden, angenäht ſind (den Lack entfernt man leicht wieder mit Spiritus). Namentlich recht zarten Blondinen ſteht dies Koſtüm gut.

Für eine Brünette iſt die rote Nelke ſehr geeignet. Der kurze Rock iſt aus rotem Atlas und ziemlich eng geſchnitten; darüber fallen nun 8 Teile ebenfalls aus Atlas, die vergrößert die Form von Nelkenblättern aufweiſen, alſo ſich nach unten erweitern und tief ausgezackt und geſchlitzt ſind, die Teile werden nur am Gürtel angenäht und müſſen, die oberen etwas kürzer, recht leicht und graziös fallen. Die Taille wird aus olivfarbenem Plüſch hergeſtellt und bildet gewiſſermaßen den Kelch der Blume. Im Haar prangt ein Kranz roter Nelken, ein ebenſolcher ziert den Ausſchnitt; ein Sträußchen hält die junge Dame zum Verteilen in der Hand.

**G. v. S.**

## Beſtickte Kretonneſtreifen.

Ein ſehr dankbares Material in geſchickten Händen iſt der moderne, geſtreifte Möbelkretonne in ſeinen hübſchen aparten Farbentönen und originellen Muſtern. Unſer Material hat noch den Vorzug, ein ſehr billiges zu ſein, denn der Meter davon koſtet M. 0,75—1,25, und aus der Breite können 3—5 Streifen geſchnitten werden, je nach dem Muſter. Aus dieſen Streifen kann man nun die verſchiedenſten hübſchen Handarbeiten verfertigen: Chaiſelongue-, Fenſter- und Wagendecken für Kinder, Sofaläufer, Wanddekorationen, Thürvorhänge und Stuhlſtreifen für Schaukel- oder Triumphſtühle. Zu allen dieſen an ſich ſehr verſchiedenen Arbeiten ſind ausgeſtickte Kretonneſtreifen das Grundmaterial. Unſere Streifen werden je nach Geſchmack farbig mit Fantaſieſtichen ausgeſtickt, jeder Reſt von Stickwolle und Seide läßt ſich herrlich dazu verwenden. Beim Ausſticken halte man ſich an die Farbenſtellung des Muſters, damit der Streifen nicht allzu bunt ausfällt. Jedoch ſieht es ſehr gut aus, wenn ſtatt des dunkleren Grundtones hellere Schattierungen derſelben Farbe zum Sticken gewählt werden. Den größten Effekt werden ſtets in Platt- oder Knötchenſtich mit Seide geſtickte Figuren machen, doch wende man dieſe Arten nicht allzuviel an, da ſie ſehr zeitraubend ſind und auch viel Seide verbrauchen. Wenn es uns glückt, einen Kretonne zu erlangen, welcher ein türkiſches Streifenmuſter zeigt, ſo ſieht es beſonders brillant aus, wenn das Muſter an geeigneten Stellen mit aufgeſetzten Gold- und Silberflittern belebt wird. Die gewöhnlichen Flittern ſehen aber nicht ſo gut aus, als die auch im Handel vorkommenden ſogenannten „echten Flittern“, welche durchaus nicht viel teurer ſind und dabei den Vorteil haben, nicht ſo leicht ſchwarz zu werden wie die gewöhnlichen. Die „echten“ Flittern ſind in ſehr verſchiedenen Größen vorrätig, beſonders machen die ganz kleinen einen reizenden Effekt durch ihr nur ab und zu hervortretendes Flimmern. Die Plattſtichfiguren, überhaupt die größeren Figuren und Konturen des Muſters werden mit Krausgeſpinnſt oder japaniſchen Goldfäden umrandet, beides wohlfeiles und dankbares Material. Iſt das Ausſticken der Streifen nun beendet, ſo werden dieſelben mit einfarbigem Plüſch, Rips oder Granit zuſammengeſtellt. An Fenſterdecken können zwei Streifen der Länge nach oder ein breiterer oben am Rande quer verwandt werden. Für Sofa- und Wagendecke braucht man zwei, für Stuhlſtreifen nur einen Streifen. Erſtere werden mit drei, letztere mit zwei einfarbigen Plüſch- oder Granitſtreifen zuſammengeſetzt. Sofaläufer und Wanddekorationen erhalten auf allen vier Seiten einen ſchmäleren Rand von Plüſch und außerdem an der langen unteren Seite eine Bällchenfranſe; die Wanddekoration wird durch mehrere an der oberen langen Seite befeſtigte Ringe über dem Sofa oder unter einem entſprechend langen Wandbrett aufgehängt. Alle dieſe Arbeiten müſſen ein leichtes Futter und die Decken eine paſſende Schnureinfaſſung erhalten. Beſonders praktiſch erweiſt ſich ein Beſatz von geſtickten Streifen für alte einfarbige Portieren, letztere ſollten vorher, als durchaus die Mühe lohnend, aufgefärbt werden, was man vielleicht ſelbſt mit den ſo bequemen Aufbürſtfarben beſorgen kann. Die Streifen werden den Portieren am Rande aufgeſetzt; eine angeſetzte Bällchenfranſe erhöht noch die Eleganz unſerer ſo moderniſierten Thürvorhänge, und ich möchte den ſehen, der die alten Portieren in ihrer neuen Geſtalt wiedererkennen will.

**E. Grete.**

## Uhrhalter.

Ein hübſcher und einfacher Uhrhalter, ſowohl was deſſen Ausführung als Herſtellung betrifft, iſt folgender: Man näht ein 20 cm langes und 8 cm breites Stückchen dunkelfarbigen Plüſch und ein ebenſogroßes Stückchen hellfarbigen Atlas an den beiden Langſeiten, wie ein Säckchen, zuſammen, in das man auf den beiden Schmalſeiten zwei gleichgroße, paſſende, mittelſtarke Pappen hineinſchiebt und dann überwendlich ſtraff zuſammennäht. Beide kleine Pappen müſſen in der Mitte des Stoffes oben quer abgeſteppt werden, gerade ſo weit auseinander, um das Ganze flach zuſammenlegen zu können und zwar ſo, daß die Plüſchſeite nach außen, die mit Atlas überzogene nach innen fällt. An letztere näht man auf beiden Seiten ein ſchmales 5 cm langes Bändchen an, das dem Ständer größere Sicherheit gibt, d. h. ein etwaiges Auseinanderfallen verhindert. Auf die vordere Seite befeſtigt man oben ein Uhrhäkchen, und die Rückſeite verziert man nach Belieben mit einem goldgeſtickten Monogramm oder einer kleinen Stickerei.

**P. W.**

## Waſchküche.

Chlorkalk bei der Wäſche. Chlorkalk iſt ein viel ſtärker wirkendes Bleichmittel als Soda. Bei der Anwendung wird zwar viel Arbeit erſpart, die Wäſche leidet aber dabei ſehr erheblich, ſelbſt in dem Fall, daß die Benutzung bei Beobachtung der größten Vorſichtsmaßregeln geſchah und die zerſtörenden Chlorkalkteile

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

durch ſehr energiſches Nachſpülen gänzlich entfernt wurden. Aus dieſen Gründen ſollte von dieſem Bleichmittel bei der Wäſche gänzlich abgeſehen werden. Anſtatt deſſen wird die Anwendung dieſes Mittels leider immer allgemeiner, und in großen Städten iſt, wie ich aus Erfahrung weiß, kaum noch eine Wäſcherei aufzutreiben, die nicht Chlorkalk zur Anwendung bringt. Jede Hausfrau ſollte deshalb die Wäſche nach Möglichkeit im Hauſe waſchen laſſen und während der Arbeit auf Waſchfrauen und Dienſtboten ein ſehr ſorgfältiges Auge werfen. **Chemiſcher Mitarbeiter.**

### Hochzeitsgedicht einer Schweſter bei Überſendung einer Uhr.

Schlägt dein Herz in vollen Schlägen
Dem Geliebten auch entgegen,
Denke auch der Schweſter heut,
Die ſich eures Glückes freut.

Gebe Gott euch ſeinen Segen!
Freude blüh' euch allerwegen,
Und im trauten Herzensbunde
Schlag' euch glücklich jede Stunde!

**E. J. in B.**

### Für die Küche.

Die zur Faſtnachtzeit gehörenden, ſo beliebten Gefüllten Hedwecken bereitet man folgendermaßen: Von 1 Pfund Mehl, 60 Gramm feinem Zucker, 60 Gramm Butter, 25 Gramm Hefe, welche man in etwas warmer Milch auflöſt, und einer Meſſerſpitze voll Salz rührt man am Abend vorher einen einfachen Hefeteig an, ſtellt ihn für die Nacht an einen warmen Ort, rührt denſelben am andern Morgen wieder durch und formt davon kleine Pummel, welche man auf ein mit Mehl beſtäubtes Backblech legt und, wenn dieſelben ſchön hoch gegangen ſind, in einem recht heißen Ofen backt. Zur Füllung rührt man 120 Gramm Butter zu Sahne, gibt darauf 180 Gramm feinen Zucker hinzu, ferner 120 Gramm fein geriebene, geſchälte Mandeln, etwas in ganz feine Würfel geſchnittene Succade, 2 Theelöffel voll fein geſtoßene Vanille und 100 Gramm vorher aufgequollene Korinthen, das Ganze recht tüchtig miteinander vermengend. Nun ſchneidet man die inzwiſchen verkühlten Hedwecken in der Mitte auf, ſtreicht von dieſer Füllung recht dick hinein und legt ſie wieder zuſammen. Dann kocht man Milch auf, quirlt dieſelbe mit einigen Eidottern ab, (auf 1 Liter Milch rechnet man 5 Eidotter,) giebt etwas Zucker, ganz wenig Salz daran, auch ein wenig Vanille, und bringt dieſelbe zur Tafel, wo ſie, über die Hedwecken gefüllt, eine ſehr beliebte Vorſpeiſe bildet. Danach gibt es dann als rechtes Faſtnachtsgericht geräucherten Schweinskopf oder Hamburger Rauchfleiſch mit Grünkohl und geröſteten Kartoffeln. Die gefüllten Hedwecken ſind auch als beliebtes Kaffeegebäck zu empfehlen.

**E. B.**

**Häringsſalat anzurichten.** Den Häringsſalat recht ſchön und geſchmackvoll zu belegen, iſt eine ganz beſondere Kunſt, auf die viel Zeit und Mühe verwandt wird. Vielleicht findet folgende Art, die uns ſtets am beſten gefallen und geſchmeckt hat, auch bei den Leſerinnen Nachahmung. 6 Eier werden hart gekocht und in der Mitte quer (nicht lang) durchgeſchnitten; danach wird das Gelbe herausgelöſt und die ſo entſtandenen 12 weißen „Näpfchen“ in den Salat, um den Rand herum geſteckt. Jedes Ei wird nun anders gefüllt, eins mit klein gehackten Gurken, eins mit rotem Fruchtgelée, andere mit Kaviar, noch andere mit kleinen Schinkenwürfelchen, je bunter die Reihe wird, deſto ſchöner; jede Füllung darf ſich nur 2, höchſtens 3mal wiederholen. Dieſe Garnierung ſieht ebenſo reizend aus, als ſie wohlſchmeckend iſt. Das Gelbe der Eier verwendet man zur Sauce. **H. v. Sydow.**

### Auskunft.

Fr. 44. Dem „namenloſes Leſekränzchen“ Gruß! Vor allem muß ich das namenloſe Leſekränzchen um Verzeihung bitten, denn erſtens bin ich keine „verehrliche Leſerin“, ſondern „verehrlicher Leſer“, dann wegen die ungelenkig Sprache.

Nun kann ich meinen Vorſchlag thun.

Wenn „9“ junge Damen nicht Namen wiſſen für ihr Leſekränzchen, ſo zeigt das von großer Beſcheidenheit, denn der Vergleich mit „Neun Muſen“ lag doch ſehr nahe. Darum ſchlage ich vor: Das Leſekränzchen ſoll heißen: „Kaſtalia“ oder „Hippokrene“, was die Namen ſind von den Muſenquellen. Das Abzeichen ſoll ſein ein geſtickt K. M. (*Καςταλια μουσαων*), Kastalia musaon, oder I. M. (Hippokrene Musaon). (Anmerkung: Das „H“ in Hippokrene wird in unſerer griechiſchen Sprache nicht geſchrieben) oder das Abzeichen ſoll ſein etwas von dem folgenden, was ſich die jungen Damen ſelbſt wählen können. Nämlich jede der neun Damen bekommt einen Namen von einer der neun Muſen und das Abzeichen derſelben.

1) **Kalliope**, d. i. „die mit ſchöner Stimme,“ die Muſe des Epos, hat in der Hand eine Wachstafel und Stilus.

2) **Euterpe**, „Erfreuerin“, die Muſe der Lyrik, mit Flöte.

3) **Melpomene**, „die Sängerin“, Muſe der Tragödia, mit der tragiſchen Maske und mit Epheu um die Stirne.

4) **Erato**, „Liebe“, die Muſe der Erotik mit Bogen und Pfeil.

5) **Polyhymnia**, „Hymnenreiche“, mit Lyra.

6) **Thaleia**, „Blühende“, Muſe der Komödie, mit komiſcher Maske und Hirtenſtab und Epheu um das Haupt.

7) **Terpſichore**, „die Tanzfrohe“, Muſe des Tanzes, mit der Lyra und dem Plektron.

8) **Kleio**, „Verkünderin“, Muſe der Geſchichte mit Papyrusrolle.

9) **Urania**, „Himmliſche“, mit Globus, Muſe der Sternwiſſenſchaft.

Sie verzeihen, meine Damen, daß ich wage, an Sie zu ſchreiben, aber in meiner ſchönen Heimat, meinem Athen, haben meine Schweſtern Iphigeneia und Elektra mit der Freundin Antigone und 6 andern jungen Mädchen auch ein Leſekränzchen „*Καςταλια*“. Sie leſen unſern ſchönen Sophokles und Aeſchylos und Euripides, auch Euern Schiller, und überſetzten Goethe und Heinrich Laube und Uhland, und Heine und viel andere. Wenn ich dann nach Athen komme, leſe ich ihnen deutſch vor! Vielleicht gefällt Ihnen die Idee auch, dann wäre ich glücklich, wenn ich Ihnen geholfen hätte!

Indem ich Sie wegen meine Unverſchämtheit nochmal um Verzeihung bitte, zeichne ich hochachtungsvoll

**Alexandros B. aus Athen.**

Fr. 44. Ich rate: „Maßliebchenkranz“, und als Abzeichen ſilberne Broſchen in Form eines Maßliebchens. Wird in dem Kränzchen engliſch getrieben, klingt Daisy chain noch hübſcher. **Teddy.**

Fr. 43. Der „Verein der Freundinnen junger Mädchen“ hat in Berlin ein Haus zur Aufnahme alleinſtehender Mädchen höherer Stände gegründet: Königgrätzer Straße 126 I, **Heimat**. Anmeldung erwünſcht, auch Abholung von der Bahn bei beſtimmter Zeitangabe.

Fr. 43. Eine derartige Vermittlungsſtelle für ſtellenſuchende Damen aus gebildeten Familien hat kürzlich erſt der unter dem Protektorate J. K. H. der Großherzogin von Baden ſtehende Badiſche Frauenverein eröffnet und zwar auf die unmittelbare Anregung der auf dem Gebiete ausübender Nächſtenliebe unermüdlich thätigen hohen Protektorin. Die „alte Abonnentin“ mag ſich am beſten vertrauensvoll wenden: An die Abteilung I. des Badiſchen Frauenvereins, Vermittlungsſtelle, Karlsruhe i. Baden, Gartenſtraße 47. Der Verein vermittelt Stellungen als Geſellſchafterinnen, Reiſebegleiterinnen, Repräſentantinnen der Hausfrau, Stützen der Hausfrau, Wirtſchafterinnen, Buchhalterinnen, Vorſteherinnen von Krankenhäuſern u. ſ. w. Speſen werden nicht erhoben, nur wenn eine Stellung erlangt iſt, wird 1 Prozent des Jahresgehaltes vergütet. Trotz des kurzen Beſtehens des Bureaus ſind ſchon eine ſtattliche Reihe ſtellenſuchender Damen untergebracht. Den beſten Erfolg wünſcht **H. v. A.**

### Fragen.

53) Könnte mir vielleicht eine der lieben Daheim-Leſerinnen kurze Sprüche für eine leinene, altdeutſche Tiſchdecke ſagen? Ferner für ein Küchen-Überhandtuch?

**Eine treue Daheimfreundin.**

54) Was für einen Kranz überreicht man einer „Diamantnen Braut?“ **E. a. d. D.**

Wertvolle Konfirmationsgeſchenke:

Deutſche
Litteraturgeſchichte
von
Robert Koenig.
22. Auflage.

Mit 269 Textabbildungen und 46 zum Teil farbigen Beilagen.

In einem eleganten Halbſaffianbande oder zwei ſoliden Halbfranzbänden.

Preis 18 Mark.

Dieſes Werk, deſſen bahnbrechende Eigenart in Text und Illuſtrierung ſich dauernd bewährt hat, wie zweiundzwanzig Auflagen in einem Zeitraume von zwölf Jahren am beſten beweiſen, darf mit vollem Rechte als ein paſſendes, überall willkommenes Geſchenk empfohlen werden, beſonders für junge Leute beiderlei Geſchlechts. Die Tüchtigkeit ſeines Textes und die Originalität ſeiner durchweg authentiſchen Abbildungen haben ihm das Intereſſe gebildeter Familien und die Anerkennung der Litteraturfreunde im reichſten Maße erworben.

Deutſche
Geſchichte
von
L. Stacke.
Neue wohlfeile Ausgabe.

Mit über 600 authentiſchen Abbildungen im Text und zahlreichen Beilagen in Schwarz- und Farbendruck.

Zwei Bände. Elegant und ſolid gebunden.

Preis 20 M.

Von ihrem erſten Erſcheinen an bis heute iſt die **Deutſche Geſchichte** von **L. Stacke** in ihrer Eigenart, die Geſchichte aus ſich ſelbſt zu illuſtrieren, durch die Vorführung gleichzeitiger Denkmale deutſcher Geſchichte das geſchichtliche Verſtändnis zu fördern und das Studium anregend und interreſſant zu machen, noch von keinem der neueren Werke, welche die gleichen Ziele aufgenommen, erreicht und noch weniger übertroffen worden. — In dieſer neuen Ausgabe iſt das klaſſiſche Werk bei wohlfeilem Preiſe eines der ſchönſten und wertvollſten Mitgaben für die heranwachſende deutſche Jugend.

Deutſche
Kunſtgeſchichte
von
H. Knackfuß.

Zwei Bände mit über 900 kunſtvollen Abbildungen im Text.

In feinſten Kalbledereinbänden.

Preis 25 Mark.

Ein bedeutendes Werk, gleich gediegen in Text und Abbildungen — ein würdiges Seitenſtück zu „Königs Deutſcher Litteraturgeſchichte“ und „Stackes Deutſcher Geſchichte“' — welches eine erſchöpfende Darſtellung deutſcher Kunſt in allen ihren Verzweigungen von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart gibt für einen Preis, der gegenüber dem Werte des Gebotenen ein beiſpiellos geringer genannt werden muß. Dem als Künſtler und Kunſtſchriftſteller hochgeſchätzten Verfaſſer iſt es in dieſem Werke beſonders glücklich gelungen, den ſchwierigen Stoff in gemeinverſtändlicher und überaus anregender Weiſe zu behandeln.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Daheim

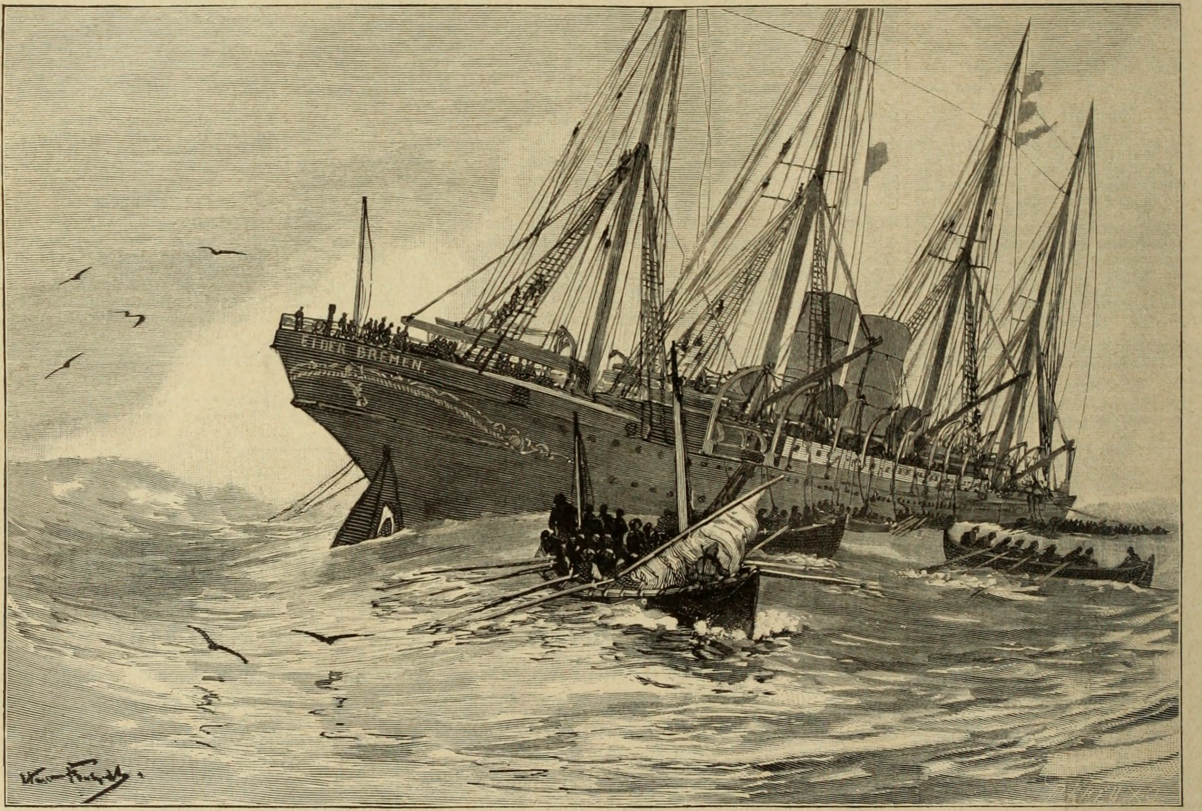
XXVIII. Nr. 21. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892.

20. Februar
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Der geſtrandete Dampfer „Eider“.



Rettungsarbeiten nach der Strandung des Norddeutſchen Lloyd-Schnelldampfers „Eider“ an der engliſchen Küſte am Abend des 31. Januar.

Dem berüchtigten engliſchen Nebel iſt eines der ſchönſten Schiffe des Norddeutſchen Lloyd zum Opfer gefallen. Während eines dichten Nebels, der ſich am 31. Januar abends über dem engliſchen Kanal ausbreitete, ſtrandete der Dampfer „Eider“, von Newyork mit der Poſt und 226 Paſſagieren nach Bremen beſtimmt, auf den Felſen am weſtlichen Ausläufer der Inſel Wight. Es war gerade Hochwaſſer, und der Kapitän und die Offiziere hofften, daß der Dampfer bei Eintritt der Ebbe ſich aufrichten und in tiefes Waſſer gelangen würde. Es wurden Verſuche gemacht, den Dampfer zu lichten; das Schiff blieb aber feſt und geriet bei fallendem Waſſer durch ſein eigenes Gewicht noch feſter auf den Felſen. Sobald die Paſſagiere die Lage der Dinge erkannten, eilten ſie aufs Deck, verhielten ſich aber ruhig, als der Kapitän verſicherte, daß keine unmittelbare Gefahr vorhanden ſei und man das Schlimmſte noch nicht zu befürchten brauche. Während der Nacht nahm der Sturm an Stärke zu und die Poſition des Schiffes wurde, da der Wind recht auf die Küſte wehte, mit jeder Stunde gefährlicher. Um 2 Uhr morgens ging ein mit Mannſchaften der Küſtenwache beſetztes Boot nach der Eider ab und erbot ſich die Paſſagiere abzuholen, je zwölf zur Zeit. Der Kapitän hatte aber die Hoffnung noch nicht aufgegeben, wieder abzukommen, und hielt es, da er bald Hilfe von Southampton und Portsmouth erwarten durfte, für das Sicherſte, wenn vorläufig alle an Bord blieben. Am Montag Nachmittag gegen 2 Uhr war die Lage eine äußerſt kritiſche. Schwere Sturzſeen prallten gegen den Dampfer an und brachen gelegentlich über die Decks hinweg. Alle an Bord befindlichen Perſonen müſſen in einer entſetzlichen Lage geweſen ſein. Gegen 3 Uhr nachmittags beſſerte ſich das Waſſer etwas, die Rettungsboote von Brightſtone, Atherfield und Brooke nahmen ihre Thätigkeit wieder auf. Zunächſt gelang es dem letzteren Boote, an den Dampfer anzulegen, und obſchon das Rettungswerk mit großer Gefahr verbunden war, wurden 13 Frauen, 2 Kinder und ein Mann ins Boot herabgelaſſen und ſpäter in Atherfield gelandet. Es gelang dann auch, die übrigen Paſſagiere ſowie die Mannſchaft zu retten; ebenſo wurden die Briefſäcke und die 17000 Pfund Gold- und Silbervorräte, die an Bord lagerten, geborgen. Das ſchöne Schiff aber, das zu den beſtausgeſtatteten des Norddeutſchen Lloyd gehörte, wird wohl ganz verloren ſein.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Daheim 1892. Nr. 21. Zweites Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſondsren Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Die brennendſten und tiefſten Schmerzen,
Die kennt nur der, der wahres Heimweh kennt.

Je mehr dich Raum von deinen Lieben trennt,
Je näher ſind ſie deinem Herzen.

## Die Viſitenkarte.

Die Viſitenkarte iſt ein vielgeplagtes Ding. Jahraus, jahrein hat ſie keine Ruhe! — Im Sommer wird ſie mit auf Reiſen genommen, und findet ihr Beſitzer da und dort an der Table d'hote, im Coupé der Eiſenbahn eine ihm zuſagende Perſönlichkeit — — — da wird die Viſitenkarte hervorgeholt — „Sie erlauben“

HERRMANN ROTH
Professor.

VON BUNT
Major z. D.

„Sehr angenehm“ — und der Austauſch der Viſitenkarten beſiegelt die Bekanntſchaft und ſichert ihr ein ſpäteres Gedenken.

Aber jetzt zur Winterzeit, wo der geſellſchaftliche Verkehr ſeinen Höhepunkt erreicht, was muß da die Viſitenkarte nicht alles übernehmen!

In erſter Linie dient ſie uns als Legitimation, als Paß an den Thüren der Salons! — Wie gefällig iſt die kleine Karte! Wie vertritt ſie uns bei den verſchiedenſten Gelegenheiten, erſpart uns Zeit, Geld, die Umſtändlichkeit des Briefſchreibens.

Da iſt ein Todesfall im Kreis unſerer weitläufigen Bekannten — mit der letzten Blumenſpende ſenden wir unſere Viſitenkarte. Sie drückt, mit p. c. in der rechten unteren Ecke verſehen (als Abkürzung des frz. Ausdrucks pour condoler = Beileid ausſprechen) unſere Teilnahme aus. Dort feiert man einen Geburtstag, ein Verlobungsfeſt. Ein p. f. (pour féliciter = um Glück zu wünſchen) ſtattet an unſerer Stelle unſere Gratulation ab. Oder wir reiſen ab, ohne imſtande oder gewillt zu ſein, perſönlich Lebewohl zu ſagen Eine Viſitenkarte mit p. p. c. (pour prendre congé = um Abſchied zu nehmen) vertritt uns.

Geben wir ſie perſönlich bei unſeren Bekannten ab und machen zum Zeichen, daß wir ſelbſt dageweſen, einen Knick in die Karte — ſo bedeutet ſie ſoviel wie einen in aller Form abgeſtatteten Beſuch. Wollen wir eine Einladung, eine Empfehlung ſchreiben, ſtets iſt die Viſitenkarte bereit, unſer Vermittler zu ſein. Wahrlich, die kleine Karte iſt von nicht geringer Bedeutung und verdient für ein paar Minuten unſere Beachtung! Wieviel Ärger, Mißverſtändniſſe, ja Zerwürfniſſe hat eine verlegte, vergeſſene, eine zu wenig oder nicht richtig abgegebene Beſuchskarte nicht ſchon angerichtet!

Schauen wir uns dieſes wichtige Zettelchen einmal an! Aus weißem Karton in einer Größe gefertigt, bei welcher die wechſelnde Mode mitzuſprechen pflegt, enthält es Vor- und Zunamen — bisweilen nur letzteren — des Beſitzers, weiſt in zweiter Reihe ſeinen Titel auf und trägt in großen Städten noch die Angabe der Wohnung, wohl auch des Wohnorts, wenn der Beſitzer ſie viel auf Reiſen gebraucht.

Die Viſitenkarte der Dame iſt es, welche uns hier intereſſiert. Sie wird eine Adreſſe nur dann tragen, wenn die Eigentümerin einem ſelbſtändigen Beruf nachgeht. Dagegen iſt es Sitte, daß die verheiratete Frau ihren Mädchennamen unter den jetzigen ſetzt, in folgender Weiſe:

*Frau Else Weiss*
geb. Schulz.

Ferner beſitzt die Frau gemeinſame Karten mit ihrem Mann, deren man ſich bei gemeinſchaftlichen Beſuchen bedient. Die Aufſchrift lautet dann: „Herr und Frau von Schmidt“ oder „Dr. L. Hermann und Frau.“

Adlige ſetzen vielfach ihr Wappen oder eine Krone über die Aufſchrift in die obere Mitte der Karte. Die Viſitenkarte des jungen Mädchens trägt nur Vor- und Zunamen. Das „Fräulein M. Z.“ bleibt dem reiferen Alter der Selbſtändigkeit überlaſſen. — Bei Beſuchen, bei welchen das junge Mädchen ihre Mutter begleitet, benutzt letztere ihre Viſitenkarte mit dem Zuſatz „und Tochter“.

Die Mode hat uns die Karte mit ſchräger Schrift, mit flottem Schnörkel, mit Monogramm, gebracht; ſie hat dem Karton zarte farbige Töne, z. B. mattroſa, ein duftiges Blau, gegeben; ſie hat die Schnittkanten verſilbert oder vergoldet, ſie hat als Originellſtes die Inſchrift der Handſchrift des Eigentümers nachgebildet, — als neueſtes ſchreibt ſie dieſes Jahr für die Damenwelt elfenbeinweiße, dünne Karten kleinſten Formats mit zierlicher Schrift vor, im Gegenſatz zu den unbequem großen des Vorjahrs. Auch in betreff des Einknickens wechſelt die Mode. Wurde früher allgemein die rechte obere Ecke umgebogen, ſo biegt man jetzt vielfach die rechte Breitſeite, oft bis zum dritten Teil der ganzen Karte ein.

Der früheren Sitte, daß die vier Ecken auf der Rückſeite die Worte: „condoléance“, „visite“, „félicitation“ und „congé“ trugen und dem Zwecke des Beſuchs entſprechend umgebogen wurden, begegnet man wenig mehr. —

Wir pflegen bei einem Beſuch ebenſoviel Karten abzugeben, als wir Perſonen beſuchen wollten, d. h. eine Dame wird nur für Damen, niemals für Herren Karten abgeben. Macht z. B. ein junges Mädchen in einem töchterreichen Hauſe Beſuch, ſo wird ſie außer der Karte für die Dame des Hauſes noch ein reſp. zwei Karten für die Töchter abgeben.

Im Freundeskreis wird uns unſer Takt ſchon abhalten die Beſuchskarte als Dolmetſch zu gebrauchen — da tritt die Feder oder die mündliche Beſtellung in ihre Rechte. **Xantippe.**

## In ein Tagebuch.

Es ſei dies kleine Buch
Wie deines Herzens Schrein,
O halte ſtets das Blatt,
Das weiße, friſch und rein,
Und was du niederſchreibſt,
Das prüfe, ob es klar,
Und was du ſinnſt und fühlſt
Das prüfe, ob es wahr.

Wohl ſchließt der Schlüſſel zu,
Was du Geheimnis nennſt,
Doch glaube nicht, mein Kind,
Daß du allein es kennſt.
**Ein** Auge ſchaut dir doch
In deines Herzens Schrein,
Erforſcht und lieſt und kennt
All die Gedanken dein.

Und **eine** Hand hat dir
Der Wange Glut entfacht,
Schreibt nieder **deine** Hand,
Was dir nicht Ehre macht.
O, halte fern vom Blatt
Was Flecken gibt, das Gift,
Daß nie in heißer Scham
Du ſtehſt vor deiner Schrift.

Senkſt ins Verborgne je
Du deines Herzens Gram,
Bedenke, Kind, **der** heilt
Das Weh, von dem es kam.
Doch hat die eigne Schuld
Den Kummer dir gebracht,
Dann bring dir ſelber Licht
In deiner Seele Nacht.

Reumütig bitte ab,
Demütig mache gut
Und nimm dein Thun fortan
In zehnfach ſtrenge Hut.
Vergiß die Schwäche nie,
Doch trau der eignen Kraft,
Wirf von dir willensſtark
Was andern Schmerz geſchafft.

Und kommt im Zeitenlauf
Auch dir der Ruhetag,
Da deine Seele gern
Zurück ſich träumen mag.
Dann mag die Tugend dein
Aus dieſem Buche ſchlicht
Froh, friedensvoll und rein
Dir ſchaun ins Angeſicht.

**Frau Bernhardine.**

## Albumblatt.

Wenn deine Hand der Großmut Gabe beut,
Und dir Bewundrung keinen Weihrauch ſtreut,
Wenn keines Dankes Hauch dich ſchmeichelnd koſt,
Deß ſei getroſt:
Ob Nacht verhüllt die Krone deiner Thaten,
Stets wird der Strahl den Edelſtein verraten.

**Anna Klie.**

## Vervielfältigungspapier.

Zu einem fröhlichen Familienfeſt ſoll ein heiteres Tafellied geſungen werden. Dreißig Gäſte ſind geladen, und jeder will natürlich mitſingen; rechnet man auch, daß jedes Blatt für zwei Sänger ausreicht, ſo müßte es immer 15 mal vorhanden ſein, alſo 15 mal abgeſchrieben werden, ſo unendlich langweilig, geiſttötend und zeitraubend dieſe Arbeit auch iſt! Wegen dieſer wenigen Exemplare lohnt es doch nicht der Mühe und der Koſten, das Lied drucken zu laſſen! — Durch das neuerdings erfundene Vervielfältigungspapier iſt nun ſolchen Übelſtänden abgeholfen. Mittels desſelben kann jeder ohne Mühe von einem geſchriebenen Exemplar beliebig viele Abzüge (Abklatſche) machen, die an Schärfe und Genauigkeit dem Exemplar keineswegs nachſtehen. Hermann Hurwitz, Berlin C, Kloſterſtr. 49 entſendet ſolche Vervielfältigungsblätter; ſie beſtehen aus einer, klebrigen Art Gelatine, mit der Leinewandpapier überzogen iſt. Das Verfahren iſt höchſt einfach. Man ſchreibt auf gutes, glattes weißes Papier das zu druckende Original mit Kopier- oder Hektographirtinte (welche genannte Firma auch liefert) und legt es, nachdem es getrocknet, mit der Schriftſeite auf die klebrige Seite des Vervielfältigungspapieres, wobei man es mit der Hand leicht andrückt. Vor dem Gebrauch trocknet man das Vervielfältigungspapier durch Auflegen und Abziehen einiger Bogen reinen weißen Papiers. Nach 1—2 Minuten wird das Original vom Vervielfältigungspapier abgehoben, auf welchem jetzt das Negativ entſtanden iſt. Nun werden die zu bedruckenden Blätter ſchnell und nacheinander auf das Negativ aufgelegt, mit der Hand gut angerieben und ſogleich wieder abgezogen und dasſelbe Verfahren wiederholt, bis man die gewünſchte Anzahl Abdrücke erhalten hat. Wir haben von einem Negativ einige fünfzig Abdrücke gemacht und fanden die letzten ſo klar wie die erſten, ja die Tinte erſcheint ſogar auf den letzten Exemplaren dunkler wie auf den erſten (ausgenommen das allererſte, was nicht zu gebrauchen iſt). Zum bequemeren Abziehen der bedruckten Blätter klebe man Streifen Papier auf alle Ränder des Negativs, ſo daß das Vervielfältigungspapier nur ſo weit frei liegt, als die Schrift reicht. Dasſelbe Blatt Vervielfältigungspapier kann mehrmals benutzt werden, da das alte Negativ nach wenigen Tagen einſinkt und nicht mehr abdruckt; doch werden die Abzüge von bisher ungebrauchtem Vervielfältigungspapier beſſer. —

Von großem Wert iſt dieſes Papier auch beim Aufzeichnen von ſich wiederholenden Muſtern, ſei es auf Papier oder hellen Stoff, Leinwand, Neſſel od. dgl. Hat man z. B. einen ſchmalen Stickereiſtreifen zu Wäſchegegenſtänden, ſo zeichnet man ſich ein Original von vielleicht 15 cm Länge, nimmt das Negativ davon und klebt an der Stelle, wo das Muſter aufhört, den Papierſtreifen (noch beſſer Pappe) auf das Blatt, welcher nun immer als Anlegezeichen gilt. Binnen etlicher Minuten kann man auf dieſe Weiſe viele Meter jedes beliebigen Muſters wiederholen.

Der Preis des Vervielfältigungspapieres ſtellt ſich wie folgt:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Ein Dutzend | Blätter | in Oktav | 1.60 | ℳ |
| „ | „ | in Quart | 3.20 | „ |
| „ | „ | in Folio | 3.60 | „ |

Größere Formate liefert die Firma auch auf Beſtellung. Schwarze Tinte dazu koſtet die Flaſche 1 Mk.

Eine Probeſendung mit zwei Oktavblättern, etwas Kopiertinte und einer Anweiſung verſendet die Firma für 0,75 Mk., und ſo kann ſich jede Leſerin von der Nützlichkeit und Tüchtigkeit der Vervielfältigungsblätter ſelbſt überzeugen. **G. v. Sydow.**

## Praktiſches fürs Haus.

Fr. 41. An Johanna in Godesberg. Das geſtörte Barometer wieder in Ordnung zu bringen, iſt nicht ſchwer. Öffnen Sie den Schieber zum Käſtchen unten, halten Sie mit Watte (etwa auch durch Kork) die Barometeröffnung mit dem Daumen der einen Hand zu, ſtauchen Sie nun mit der andern das umgekehrte

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Inſtrument mit vielen kurzen kräftigen Stößen gegen die Kante eines Fußbänkchens, Kiſtchens, auf den Boden gelegten Brettchens und dergl. (damit nicht die Öſe zum Aufhängen verbogen wird oder abbricht!). Der kurze Röhrenſchenkel muß ſchräg abwärts gewendet ſein. Bei den kräftigeren Stößen wird dann das Queckſilber dort, wo Blaſen ſind, nach unten gewuchtet. Die Luft ſteigt in kleinen Bläschen in der langen Röhre immer weiter herauf, der kürzeren zu, und in dieſe hinüber bis zur Ausweitung — dann hat man gewonnen. So iſt es mir ſchon dreimal gelungen.

**Roßwein i. S.**

Hefenprobe. Man läßt ein Teilchen derſelben in heißes Waſſer fallen; ſteigt ſie raſch nach oben, ſo iſt ſie gut, bleibt ſie jedoch auf dem Boden, ſo iſt ſie ſchlecht und unbrauchbar. **Erika.**

## Toilette.

Fr. 36. Als ich vor einigen Jahren an ſtarkem Haarausfall litt, verordnete mir mein Hausarzt folgendes Mittel, deſſen überaus günſtige Wirkung ich nicht nur an mir, ſondern auch bei verſchiedenen Perſonen erprobt habe. Möge es auch Ihnen helfen. Schon nach dem Gebrauch einer Doſe, höchſtens zwei, wird das Übel geſchwunden ſein.

Tannin 0,5. Chin. sulph. 0.8, solve in panx. Spirit. vin. rect. Ol. Cacao ig. 15,0, Ol. ptovinc. 6,0, Ol. Cajaput 1.

Früh und abends erbſengroß einzureiben. **Rudolf Kobbelt, Paſtor, Landeshut.**

## Neue Masken.

Blumenkorb. Der Anzug beſteht aus einem Stoff, den man ſich aus 10 cm breiten Streifen von Rohſeide zuſammenflicht, ſo daß eigentlich lauter Karos entſtehen, das imitiert den Spankorb. Der Saum des Rockes wird mit kleinen Sträußchen, am hübſcheſten aus natürlichen Blumen, benäht. Von einer Schulter zur andern, über den Kopf hinweg, geht ein ebenfalls 10 cm breiter Seidenſtreifen, der mittels Pappe ſteif gemacht wird und den Henkel vorſtellt, an beiden Ausgangspunkten befindet ſich eine Schleife mit Bukett, ebenſo in halber Höhe des Henkels an der linken Seite. Die Taille iſt ausgeſchnitten und auch mit Blumen garniert. Um den Hals geht ein Seidenband, an dem vorne in Taillenhöhe ein viereckiges Tragebrett angebracht iſt, auf dem wiederum kleine wirkliche Körbchen und Blumen zum Verſchenken ſtehen. Dieſe Maske iſt äußerſt apart, das Köpfchen erſcheint wie in einem Rahmen, und welch Vergnügen bildet das Verteilen von „Blumen“ und „Körben“!

Allerliebſt iſt auch die Brieftaube. Weißer Seidenrock, weiße Strümpfe und weiße Atlasſchuhe, die mit Goldſchnur im Kreuzband bis auf die halbe Wade geſchnürt werden und zu beiden Seiten (ähnlich wie bei den Darſtellungen des Merkur) weiße Flügel zeigen. Den Saum ziert ein Streifen weißen Federbeſatzes. An dem goldenen Medicigürtel ſind ebenfalls allerlei weiße Federn, die man ſich von Hühnern, Enten u. ſ. w. geſammelt, angenäht mit der Spitze nach unten. Um den Hals trägt die Maske eine Goldſchnur, an der vorne ein ziemlich großer, geſiegelter Brief hängt. Den Kopf ziert entweder ein Federtuff oder ein keck aufgeſetztes ſog. Polenkäppchen, deſſen obere, glatte viereckige Fläche ebenfalls die Form eines Kouvertes mit Siegel in der Mitte aufweiſt. Federn und Briefe laſſen ſich überall auf dem Koſtüm noch anbringen. Brieftaube hat für jeden, der in ihre Nähe kommt, ein Briefchen bereit, alle mit luſtigen Adreſſen, wie z. B. „Dem Helden des Abends,“ „Der Eiferſüchtigſten,“ „Dem Hageſtolz,“ „Dem verlorenen Schwiegerſohn,“ „Der beſten Tänzerin“ oder dergl.

Wenn ſich mehrere junge Mädchen zu einem gemeinſchaftlichen Auftreten vereinigen, ſo iſt das Koſtüm der Schneeflocken höchſt wirkungsvoll; es iſt natürlich ganz weiß und recht viel mit Schwanpelz verziert, Silber- und Brillantpuder deckt das Haar und wird über die ganze Erſcheinung geſchüttet. Wenn ſolche Schneeflöckchen luſtig im Saale herumwirbeln und ſich ab und zu zu anmutigen Reigen verſammeln, ſo können ſie gewiß ſein, daß jedermann dieſe Winterboten gerne begrüßt.

**H. v. Sydow.**

## Tafelſchmuck.

Auf eine reich und ſchön geſchmückte Abendtafel gehört auch hübſch geformte Butter, welche ſich aus freier Hand gebildet, gefälliger macht, als in eine Form ausgedrückt. Ein Teller Butter mit einer erhabenen Roſe in der Mitte bildet jederzeit einen hübſchen Schmuck auf der Tafel. Man verfährt wie folgt: Zuerſt formt man die beſtimmte Quantität Butter auf einem Schinkenbrettchen mit einem breiten Küchenmeſſer zu einer runden Platte, welche man von allen Seiten ganz glatt ſtreicht. Dann nimmt man einen ſpitzen Theelöffel, erwärmt denſelben ein wenig in warmem Waſſer und ſetzt ihn etwa 2 cm von dem Mittelpunkt der oberen Fläche auf die Butter, drückt ihn etwas hinein und ſchiebt, den Löffel ſchräge haltend, ihn bis zur Mitte vor, wo man denſelben vorſichtig unter dem gebildeten Blättchen herauszieht. So geht man im Kreiſe herum und erhält die erſte Reihe Blätter der zu bildenden Roſe. Zu der zweiten Reihe ſetzt man den Löffel, den man immer wieder ins warme Waſſer taucht, etwas weiter nach dem Rande hinaus in die Butter ein, und zur dritten Reihe läßt man die Blätter noch etwas größer werden, dieſelben beim Herausziehen des Löffels hübſch nach innen wölbend. Dann ſtreicht man den übrig gebliebenen Rand der Butter wieder ganz glatt und drückt in denſelben mit dem Theelöffel noch kleine Blättchen ein. Setzt man den Theelöffel gleich am Rande ein, ſo kann man ähnlich eine Tulpe formen, indem man natürlich nur eine Reihe größere Blätter aneinander legt. Eine ganz einfache Muſchelform bildet man, indem man auf die ebenfalls vorher geformte runde Platte Butter ein breites Küchenmeſſer auflegt, dasſelbe an der Heftſeite feſt auf der Butter liegen läßt und das Ende des Meſſers auf der Platte, tiefe Rillen eindrückend, rund ſchiebt. An der Außenſeite der Butter drückt man ebenfalls feine Rillen ein. Oder man formt von der Butter eine hohe Pyramide, ſtreicht ſie glatt und ſticht dann mit einem erwärmten Theelöffel rings umher abſtehende Blättchen ab, unten größere, ſie oben immer kleiner werden laſſend. Eine andere Pyramide baut man von lauter Butterkugeln auf, welche man mit zwei kleinen naſſen Rührſpateln formt, und zwar von der Größe, daß je eine Kugel für ein Brödchen reicht. Da iſt es dann ſehr leicht für die Tiſchgäſte, ſich ſo eine oder mehrere Kugeln auf den eigenen Teller zu legen. **E. W.**

## Geſchenk für eine Silberbraut.

Als ſinnige Gabe für eine ſilberne oder goldene Hochzeit empfiehlt ſich folgendes Blumen-Arrangement. Das Hauptgeſchenk beſteht in einer hochſtämmigen Myrte, am ſchönſten aus einem Pflänzling gezogen, welcher ſich vor Jahren in dem friſchen Kranz der Silberbraut befand. Der irdene Blumentopf wird außen und auch innen, ſo weit die Erde ihn frei läßt, mit Silberpapier bekleidet und dann in ſeiner Mitte mit einem 6—8 cm. breiten Silberbande umwunden, welches zunächſt in voller graziöſer Schleife ſeinen Abſchluß findet. Von dieſer Schleife aus führt ein neues Bandende bis zur Mitte des hohen Stammes, umwindet dieſen von nun an bis zur Krone und ſchließt hier wieder mit einer Schleife ab. Beide Schleifen befeſtigen zugleich kleine ſilberne Myrtenzweige, mit welchen man auch zwiſchen blühenden Blumen oder friſchen Myrtenzweigen ringsum den Stamm die Erde dekorirt.

## Kindermund.

Das Kindermädchen war von der Mutter wegen ſchlechten Betragens entlaſſen. Daraufhin erzählte die kleine Elſe überall: „Unſere Aujuſchte war unartig; darum haben wir ſie weggeſchickt. Jetzt haben wir eine andere Aujuſchte, die heißt Emilie.“

## Für die Küche.

### Wohlfeile, kräftige Gerichte für teure Zeiten.

Panhas. 1 Pfd. fettes Schweinefleiſch, 1 Pfd. dito Rindfleiſch werden mit reichlich Waſſer, Salz, einer Zwiebel und Lorbeerblatt aufgeſetzt, das Fleiſch weich gekocht und von den Knochen gelöſt, ganz fein gehackt, die Brühe wird je nach dem Grade der Sparſamkeit auf 1½—2 Liter eingekocht, das Fleiſch wieder hineingethan, geſtoßener Pfeffer, Nelkenpfeffer und Nelken nach Geſchmack hinzugefügt, und wenn es kocht, ſo viel Buchweizenmehl hineingeſtreut, daß ſich die Maſſe vom Topf löſt. Iſt dies erfolgt, ſo ſchüttet man die Maſſe in nicht zu tiefe Schüſſeln. Beim Gebrauch ſtürzt man die Maſſe aus der Schüſſel und ſchneidet davon halbfingerdicke Scheiben, die man in wenig, aber recht heißem Fett in der Pfanne ſchnell brät. Panhas paßt zu allen Kartoffelgemüſen, Kartoffelſalat, Sauerkohl, Teltower Rüben, Stockrüben u. a. Abends ſind rote Beten gut dabei. Der Panhas hält ſich im Winter 10—14 Tage.

Pottwurſt. 1½ Pfd. fettes Schweinefleiſch und ½ Pfd. Rindsleber werden mit Zwiebel und Lorbeerblatt weich gekocht und dann fein gehackt. In der Brühe läßt man ½ Pfd. Hafergrütze ausquellen, ſo daß dieſelbe einen dünnen Brei bildet, dieſer wird mit dem Fleiſch vermiſcht und mit geſtoßenem Pfeffer, Nelkenpfeffer und Nelken (nach Belieben auch mit Majoran und Thymian) und zwei Taſſenköpfen voll Schweineblut aufgekocht. Dieſelbe muß einen nicht zu ſteifen Brei bilden und iſt gut zu allen Kartoffelgerichten. Dieſelbe hält ſich im Winter 10—14 Tage. Beim Aufwärmen thut man gut, vorher etwas Fett im Topf zergehen zu laſſen, um anbrennen zu vermeiden.

Krauthaupt für 6—7 Perſonen. Von einem großen Weißkohlkopf werden die brauchbaren großen Blätter vorſichtig abgelöſt, der untere Teil der Rippen entfernt und die Blätter in reichlich Waſſer leicht aufgekocht und abtropfen laſſen. Der innere Teil des Kopfes wird ſehr fein gehackt und mit zwei Eidick, Schmalz oder Nierenfett etwas geſchmort und mit 1 Pfd. fein gehacktem Schweinefleiſch und 3—4 Eiern vermiſcht, die Maſſe wird außer mit dem nötigen Salz mit Pfeffer und geriebener Zwiebel gewürzt. Hierauf breitet man in einem tiefen Durchſchlage eine vorher gewäſſerte alte Serviette aus, belegt dieſelbe mit Kohlblättern und füllt dann die Farce hinein. Die Blätter müſſen die Farce dicht umgeben und werden oben zuſammengebogen, damit ein möglichſt natürlicher Kohlkopf entſteht. Die Serviette wird darauf dicht über dem Kopf zugebunden und in einem tiefen Topf auf einem alten Teller 3 Stunden in ſchwachem Salzwaſſer gekocht. Die Sauce bereitet man, indem man Mehl in Butter ſchwitzt und dieſelbe mit Brühe, in der der Kopf gekocht iſt und etwas Milch ausfüllt, auch nach Belieben etwas Eſſig hinzufügt. Beim Anrichten läßt man den Kopf in der Serviette auf dem Durchſchlage ablaufen, legt ihn auf eine Schüſſel und zieht die Serviette vorſichtig darunter fort. Die noch vorhandene Brühe iſt kräftig und gut zu Suppe. Man reicht Salzkartoffeln zum Krauthaupt.

Nierenſuppe für 6—7 Perſonen. Zwei Schweinenieren werden in kleine Würfel geſchnitten, ebenfalls Sellerie, Peterſilienwurzel und der innere, weiche Strunk eines Weißkohls, von jedem etwa ein gehäufter Eßlöffel, dies alles nebſt einer kleinen geſchnittenen Zwiebel wird in ein wenig Fett oder Butter gedämpft und darauf mit den nötigen Portionen Waſſer und Salz 1½ Stunde gekocht. Die Suppe wird zuletzt mit braunem Mehl bindig gemacht und nach Belieben mit etwas Paprika gewürzt. Dieſelbe iſt ſättigend, wohlfeil und ſehr wohlſchmeckend.

## Auskunft.

An **Vinca aus dem Bergiſchen!**

„An etwas hängen muß das Herz,“ und weil zur Zeit Ihr Herz an dieſem Liede hängt, ſo bin ich gern bereit, es Ihnen zu liefern.

Ich beſitze ein Buch: Praktiſche Guitarre-Schule, mit 365 Liedern von **Hamans**, 1838, Verlag von J. Bagel in Weſel, und hierin findet ſich Text und Kompoſition, jedoch **ohne** Angabe des Verfaſſers und Komponiſten.

**Die liebende Mutter.**

1. Es muß das Herz an etwas hangen,
   Und Freundes Glück und Leid verſteh'n,
   Mit Lieb ein Weſen heiß umfangen,
   Sonſt muß es in ſich ſelbſt vergeh'n.
2. So hängt mein Herz an dieſem Kinde,
   Und ſeiner Augen offener Blick
   Zieht mich aus einer Welt voll Sünde
   In eine Unſchuldswelt zurück.
3. Es ſchenkt mir tauſend heil'ge Freuden
   In einer Welt, die mich verſtieß,
   All meines bittern Schickſals Leiden
   Macht mir ſein holdes Lächeln ſüß.
4. Nie werd ich lieblos dich verlaſſen,
   Verlaß auch du die Mutter nicht,
   Bis meine Lippen einſt erblaſſen,
   Im Todeskampf mein Auge bricht.
5. Drücket dich Armut und Beſchwerde,
   Denk: „Feſter Mut trotzt der Gefahr!“
   Du wirſt nicht untergehen, nur werde:
   „So redlich, wie dein Vater war!“

**J. W. in Dinkelsbühl.**

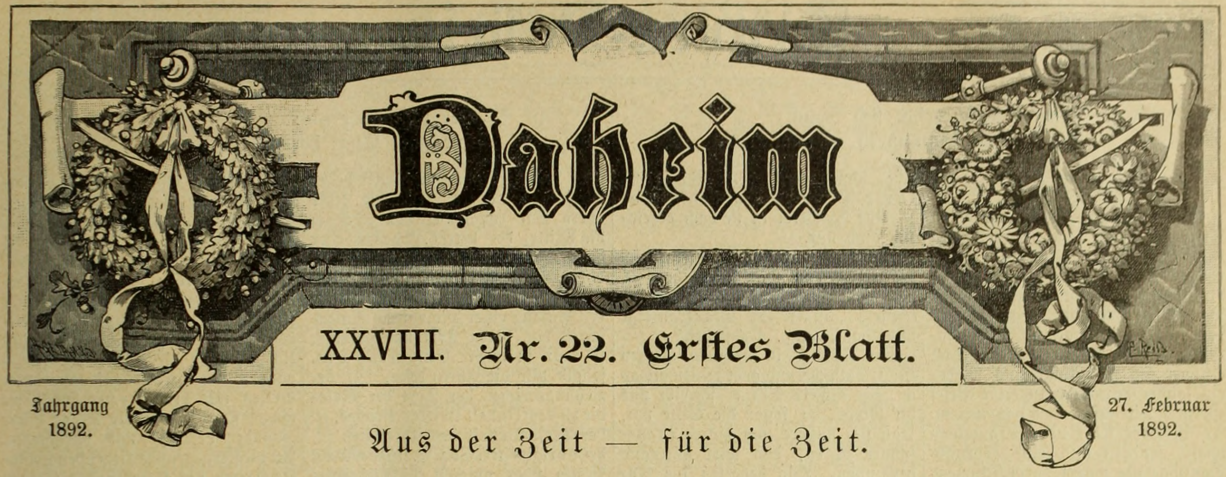
Frage 45. Aufgezogene Photographieen löſt man vom Karton durch längeres Einweichen in Waſſer. 48 Stunden können mitunter das Loslöſen bewirken, häufiger noch aber laſſen ſich die Sachen nicht loslöſen, dann iſt aber alle Mühe vergeblich, der Kleiſter drang in alle Poren ein und verbindet zu feſt, um aufweichen zu können; verſuchen kann man es ja, aber der Erfolg iſt unſicher. **Th. P.**

## Fragen.

55) Mir ſind echte Goldſpitzen und ſogenannte Türkiſenſtickerei, welche ich als Ausputz auf einem hellen Wollenkleide hatte, infolge des ſtarken Schwefelgehalts des Stoffes in ganz kurzer Zeit ſchwarz geworden. Kann mir eine freundliche Mitleſerin des Daheim ein Mittel ſagen, dieſelben wieder glänzend zu machen? Herzlichen Dank im voraus. **Alte Abonnentin in Böhmen.**

56) Wie behandelt man am beſten Pitch-Pine-Fußböden? **Abonentin H. R.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



# Daheim

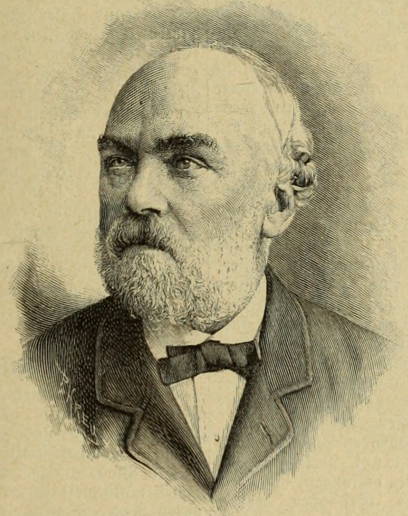
XXVIII. Nr. 22. Erstes Blatt.

Jahrgang
1892.

27. Februar
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Graf de Launay †.



Der italieniſche Botſchafter Graf de Launay.
Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Der Vertreter Italiens beim deutſchen Reich, Botſchafter Graf de Launay, welcher am 7. Februar in Berlin ſeinen Leiden erlag, iſt wie kaum jemals der Vertreter einer fremden Nation in Deutſchland heimiſch geweſen. Mehr als die Hälfte ſeiner zweiundſiebenzig Lebensjahre hat er und mit ihm ſeine ihm vor ſieben Monaten im Tode vorausgegangene Gattin in Deutſchland zugebracht, und den größten Teil dieſer Zeit ſtand Graf de Launay auf dem Poſten, den er bis zu ſeinem Tode inne hatte. In Berlin auch hat Graf de Launay ſeine diplomatiſche Laufbahn begonnen, in den vierziger Jahren, zu der Zeit, als Graf Carlo Roſſi, der Gatte der berühmten Sängerin Henriette Sonntag, Geſandter war. Seine fernere Laufbahn iſt aufs engſte verknüpft mit den Geſchicken ſeines Vaterlandes und mit der Entwickelungsgeſchichte Deutſchlands. Um die Mitte des Jahrhunderts erſchien Berlin ſo wenig als der Mittelpunkt diplomatiſcher Thätigkeit, daß die ſardiniſchen Kammern einen Geſandten in Berlin für einen unnötigen Luxus hielten und nur die Mittel für einen Miniſterreſidenten bewilligten. Als ſolcher wurde Graf de Launay am 16. Juni 1853 am Berliner Hofe beglaubigt. Bald aber erſchien für dieſen Poſten doch eine Rangerhöhung wünſchenswert, und am 13. Auguſt 1856 erhielt der bisherige Miniſterreſident ſeine Beſtallung als Geſandter. Im Januar 1865 löſte ihn Graf de Barral de Monteauvrard ab, aber ſchon am 11. April 1867 übernahm Graf de Launay wieder den Poſten, den er von da ab ohne Unterbrechung bis zu ſeinem Tode bekleidet hat. Der Entwickelung der Dinge durch den Verlauf der Kriege von 1866 und 1870/71 folgend, wurde Graf de Launay am 23. Januar 1867 zum Vertreter Italiens beim Norddeutſchen Bunde, am 20. April 1871 beim deutſchen Reich ernannt, und im Jahre 1875 die Geſandtſchaft zum Range einer Botſchaft erhöht. Der Verſtorbene hat ſomit ſein Land bei vier preußiſchen Königen vertreten. In der Berliner Geſellſchaft erfreute ſich der Botſchafter einer außerordentlichen Beliebtheit. Die Enkelin, Fräulein van de Velde, und der Neffe des Verſtorbenen, Graf Santa Roſa, waren aus Belgien und aus Italien herbeigeeilt und noch rechtzeitig erſchienen, um den ſchon Schwerkranken noch bei vollem Bewußtſein zu finden. Die Feierlichkeit der Beiſetzung des Grafen de Launay geſtaltete ſich zu einer impoſanten Kundgebung der Liebe und Verehrung für den dahingeſchiedenen Doyen des diplomatiſchen Corps. Die mächtige Kuppelhalle der Hedwigskirche, wo zu Ehren des Todten ein feierliches Requiem abgehalten wurde, machte in ihrem überreichen Palmen- und Lorbeerſchmuck den feierlichſten Eindruck. Rechts am Sarg hing der Lorbeerkranz des Auswärtigen Amtes, an der linken Seite hatten die Kränze der italieniſchen Behörden und des Parlaments Platz gefunden. Rings um den Katafalk lagen die koſtbaren Blumengaben des hieſigen diplomatiſchen Corps. Kurz vor Beginn der Feier legte noch im Auftrage der Kaiſerin Herr v. Mirbach einen in Blumenfülle prangenden Kranz nieder. Im Auftrag des Königs von Württemberg überbrachte Herr v. Moſer, für den Großherzog von Baden Herr v. Brauer duftige Blumenſpenden. Inzwiſchen füllte ſich die Kirche mit einer zahlreichen geladenen Trauergemeinde. Es erſchienen Prinz Friedrich Leopold, der Erbgroßherzog von Baden, der Erbprinz von Meiningen, der Herzog Ernſt Günther mit dem Prinzen Albert von Schleswig-Holſtein, ſowie der Erbprinz von Hohenzollern. Im Auftrage der Kaiſerin erſchienen mit Herrn v. Mirbach, Gräfin Brockdorff, Gräfin Keller, Herr v. d. Kneſebeck und Freiherr v. d. Reck, für Prinz Alexander der General v. Winterfeldt. Die höchſten Staatsbehörden wurden vertreten durch den Reichskanzler Grafen Caprivi, durch den Staatsſekretär Freiherrn Marſchall v. Bieberſtein und durch die Miniſter v. Schelling, v. Berlepſch, v. Heyden und Thielen; die Generalität war mit dem General-Feldmarſchall Graf Blumenthal und dem General-Oberſt von Pape nahezu vollzählig erſchienen. Punkt $^{1}/_{2}$11 Uhr fuhr der Kaiſer mit dem Prinzen Heinrich im großen Galawagen vor. Nach kurzer Begrüßung, bei welcher Gelegenheit der Kaiſer Veranlaſſung nahm, dem Grafen Santa Roſa nochmals ſein inniges Beileid auszuſprechen, begab ſich der Kaiſer mit den Prinzen und dem militäriſchen Gefolge unter Vorantritt der Geiſtlichkeit in das Gotteshaus. Nachdem der Kaiſer nach dem Altarplatz geleitet war, auf dem auch die nächſten Leidtragenden und die Mitglieder der italieniſchen Botſchaft Platz nahmen, begann das Requiem.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

**Henry Drummond,**
Das Beſte in der Welt.
Deutſche autoriſierte Ausgabe.
26. **Auflage.** (96. bis 100. Tauſend.)
Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

**Henry Drummond,**
Pax vobiscum.
Deutſche autoriſierte Ausgabe.
9. **Auflage.** (40. bis 45. Tauſend.)
Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

**Henry Drummond,**
Das Schönſte im Leben.
Deutſche autoriſierte Ausgabe.
6. **Auflage.** (1. bis 30. Tauſend.)
Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

Für ſinnige Gemüter wird kaum eine anregendere, feſſelndere und innerlich befriedigendere Lektüre gefunden werden, als dieſe tauſendfach verbreiteten Drummondbücher. Das einfache und doch feine Äußere derſelben macht ſie zu anſpruchloſen und dankbar empfangenen Geſchenken ganz beſonders geeignet.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Einer Schelmenthat ſich freun,
Die gelang, ſchlimm iſt es immer,
Aber ſchlimmer —:
Eine gute That bereun!

## Äußere Trauer.

Der Briefträger bringt uns einen Brief ins Haus, und wir erſchrecken beim Anblick des Schreibens, noch ehe wir ſeinen Inhalt kennen. Der Briefumſchlag zeigt ringsum einen ſchwarzen Rand, der Bogen gleichfalls, und die dunklen Linien umrahmen eine Trauerkunde. Nach einigen Tagen kommt uns wieder ein ſolcher ſchwarzgeränderter Brief zu, und wir erſchrecken von neuem. Es iſt aber keine neue Trauerbotſchaft, ſondern nur eine gedruckte Dankſage für unſere durch Blumenſpende und Beileidbrief auch äußerlich bekundete Teilnahme. Wir ſtehen der leidbetroffenen Familie aber näher, und ſo ſehen jene Heimgeſuchten ſich veranlaßt, uns außer jener formellen Dankſage noch eine beſondere zu ſenden und in einem richtigen Briefe über ihren Verluſt uns näher zu berichten. Wir ſind ihnen dankbar, gewiß; aber, daß ſie ſich wiederum des ſchwarzgeränderten Briefumſchlags bedienten, hat uns doch einen kleinen Schrecken verurſacht, der ſich jedesmal wiederholt, wenn ſie uns einen derartigen Brief zukommen laſſen.

Iſt es denn wirklich nötig, iſt es ſo durchaus dem guten Ton entſprechend, ſich während der ſogenannten Trauerzeit des ſchwarzgeränderten Schreibpapiers zu bedienen? Iſt es nicht viel anſprechender, viel rückſichtsvoller gegen den Briefempfänger, ihm keinen Schrecken einzujagen? Daß dem, der einen tiefen Schmerz durch Verluſt eines lieben Menſchen erfahren, die allerlei modiſchen Papierſorten, die bildergeſchmückten, überlangen, winzig kleinen, geflammten, gepreßten Luxuspapiere zuwider ſind, das iſt begreiflich; aber der einfache weiße Bogen und der entſprechende Umſchlag wird doch wahrlich keines Menſchen Gefühl verletzen. Der „Trauerbogen“ verlangt aber auch eine gewiſſe Übereinſtimmung zwiſchen dem Inhalt und dem äußeren Kleide desſelben. Nun wird aber auch ein Menſch von tiefer und treuer Empfindung nicht ein Jahr lang oder zwei immer in der Stimmung ſein, bei brieflichen Mitteilungen ſeiner Trauer beredten Ausdruck zu geben, er wird auch von anderen Dingen in ſeinen Briefen berichten und nicht nur das Thema des eigenen Schmerzes variieren. Und ſo wird oft im Rahmen der ſchwarzen Streifen mancherlei ſtehen, was zu ihnen gar nicht ſtimmt: geſchäftliche Mitteilungen, Familienberichte, Alltagsgeplauder u. dgl. mehr. Geradezu verletzend aber muß es wirken, wenn ein Glückwunſch ſolchem Trauerpapier anvertraut wird, wenn einer glücklichen Braut, einer ſtolzen Mutter, einem ſich des Lebens freuenden Geburtstagskinde, einem durch Orden oder Titel ausgezeichneten würdigen Staatsbürger ſolch Unglücksblatt in die Hand kommt. Und es kommt derlei vor, und nicht nur bei ganz unkultivierten Leuten .... Solche Leute pflegen überhaupt nicht bis zur Kenntnis oder gar zum Beſitze von Trauerpapier gelangt zu ſein. — Die ſchwarzgeränderte Viſitenkarte iſt minder erſchreckend. Aber — eine Spielerei iſt ſie doch eigentlich auch nur.

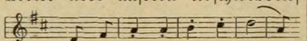
Wäre es nicht von allgemeinem Vorteil, wenn man ſich entſchlöſſe, von der Verwendung des Trauerpapiers, außer zur Traueranzeige und Dankſagung, abzuſtehen?

Die Trauer in unſerem Herzen iſt Privatſache und geht keinen etwas an; die äußere Trauer ſchreibt uns die Mode, ja ſogar die Sitte vor. Daß ſich äußere und innere Trauer immer decken, das wird niemand behaupten. Wir behalten die Alltagskleidung bei, wenn der Verluſt einer dem Herzen und Geiſte ſehr naheſtehenden, aber nicht blutsverwandten Perſönlichkeit uns trifft, und hüllen uns in tiefes Schwarz auch beim Scheiden eines Verwandten, der uns vielleicht ganz entfremdet war. Die Kleidung, oder doch das Abzeichen iſt nun einmal kein Gradmeſſer. Ein Stück der Frauentracht iſt allerdings als Symbol der tiefen Trauer anzuſehen: der lange Kreppſchleier. Es berührt wirklich unerfreulich, dies Symbol bei Veranlaſſungen zu ſehen, die mit Trauer abſolut nichts zu thun haben. Weshalb ſollte eine Trauernde auf den Eislauf verzichten? Dazu liegt kein Grund vor; iſt der Eislauf doch eine geſundheitfördernde Bewegung. Aber — eine Schlittſchuhläuferin mit wehender Trauerfahne ... das „ſtimmt nicht!“ — Weshalb ſollten Trauernde darauf verzichten müſſen, im Sommer ihren Kaffee in einem konzertverſchonten Garten in friſcher Luft einzunehmen, oder auch einer erhebenden künſtleriſchen Veranſtaltung beizuwohnen, oder eine Ausſtellung zu beſuchen? Mit der Herzenstrauer hat doch alles das nichts zu ſchaffen. Aber eben darum: ohne langwallenden Schleier! Dies Symbol iſoliert gewiſſermaßen. Wer aber kann verlangen, daß dieſe Zeichenſprache verſtanden werde, wenn er ſich unter heitere oder doch gleichmütige Menſchen miſcht? Klingt ſie auch nicht immer ganz rein mit der inneren zuſammen, ſo ganz äußerlich ſoll ſie doch nicht ſein, die äußere Trauer. **M. K., Poſen.**

## Die Noten im Dienſte der Geſelligkeit.

### II.

In einer früheren Daheimnummer fand ſich eine hübſche Anleitung, Wappen und Siegel ſelbſt mit wenig Mühe u. koſtenlos auf Briefpapier zu übertragen. Für ſolche, welche keine Wappen oder Siegel führen und gleich der Unterzeichneten darauf verzichten müſſen, dieſen Vorſchlag nachzuahmen, möchte ich in folgendem eine Verzierung von Briefpapier, beſonders von den vielgebräuchlichen ſog. cartes de correspondance angeben, die ebenfalls koſtenlos herzuſtellen iſt u. nur einige Kenntnis im Notenſchreiben vorausſetzt oder wenigſtens Sinn dafür. — Sie wirkt bei akkurater Ausführung ebenſo apart und originell wie irgend ein koſtſpieliges Luxuspapier und eignet ſich für muſikaliſche Briefſchreiber oder muſikliebende Empfänger beſſer wie jedes andere. In die linke obere Ecke (nach Belieben auch in die Mitte) des betreff. Bogens oder der Karte zeichnen wir mit möglichſt harter Zeichenfeder und Tinte recht zierlich in verkleinertem Maßſtabe den Anfang einer Melodie in Notenſchrift ein, deren Text uns geläufig iſt oder in unſere Erinnerung tritt, ſobald wir die Noten leſen. Je beziehungsreicher der Text der Melodie zu dem Inhalt unſeres Briefes, zu der Perſönlichkeit des Adreſſaten iſt, deſto origineller. So z. B. ſetzen wir als Motto über unſeren Abſchiedsbrief



Wir erbitten uns den Beſuch einer lieben Freundin auf einem Bogen, der die Melodie „Komm, o komm, holde Dame“ aufweiſt und unſerem Dankesbrief für froh verlebte Tage auf „Logierbeſuch“ ſetzen wir die Noten zu „Das waren mir ſelige Tage“ vorauf. — Dem Muſikkenner und -Freund fallen ſicherlich ſofort Melodien mit paſſenden Textworten ein — bietet doch unſer Volkslied z. B. in ſeinen Anfangsworten gar oft den von uns gewünſchten Ausdruck unſerer Stimmung. Ich erinnere nur an: „Einſam bin ich nicht alleine“, „An Alexis ſend' ich dich“, „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“ u. ſ. f. u. ſ. f. —

Auch der Humor findet ſein Recht dabei. Welchen Spaß können wir mit neckend gewählten Citaten erreichen! Probiert es nur einmal, verehrte Daheimleſerinnen, vielleicht macht es euch ebenſo viel Vergnügen wie mir. **Lulu.**

## Platz bei Tiſch!

Wer Gäſte an ſeinem Tiſche ſieht, ſchuldet ihnen nicht allein freundlichen Empfang und ſchmackhaftes Eſſen, er ſchuldet ihnen auch genügenden Platz, um das Dargebotene mit Gemütlichkeit zu genießen. Dagegen wird oft geſündigt. Manche junge Hausfrau weiß nicht, wieviel Raum der menſchliche Körper am Tiſche beanſprucht, und manche alte Hausfrau ladet ſo viel Gäſte ein, als eben Stühle am Tiſche ſtehen können: jemehr Verpflichtungen auf einmal „abgemacht“ werden, deſto beſſer!

Die folgenden Maße, von Tellermitte zu Tellermitte gemeſſen, mag die junge Hausfrau bei ihren erſten Verſuchen in der Gaſtgeberei beherzigen:

45 cm: Qual für den Gaſt,
50 cm: eng,
55 cm: genügend,
60 cm: bequem,
65 cm: weit,
70 cm: ungemütlich.

An runden Tiſchen, und an den abgerundeten Enden langer Tiſche iſt mit einigen Zentimetern weniger auszukommen, weil dort die Ellnbogen freieren Spielraum haben.

## Kreuzbänder für Modezeitungen und Zeitſchriften.

Aus ein paar Streifen von Fiſcherleinen und einigen Metern roter Wollborte, die mir von einer größeren Arbeit übrig blieben, verfertigte ich mir mehrere Kreuzbänder, um damit ein paar Jahrgänge von Modenzeitungen und Journalen bis zum Einbinden zuſammenzuhalten. Zwei handbreite Streifen Fiſcherleinen, ſo lang wie die betreffende Zeitſchrift in der Länge und Breite beträgt — man gebe aber noch reichlich zu, etwa die Höhe des Jahrganges — werden auf allen vier Seiten mit breiter roter Wollborte eingefaßt und wie ein Kreuz übereinander befeſtigt und durchſteppt. An die ſich gegenüberliegenden ſchmalen Seiten des Kreuzbandes werden breite rote Wollbänder angeſetzt, welche — zu Schleifen gebunden — die einzelnen Nummern zuſammenhalten. **E. Grethe.**

## Die Mädchenzeit.

(Von einer halberwachſenen Freundin der Braut nach dem Hochzeitsmahle geſprochen.)

Nur heute noch biſt du mir ganz zu eigen,
Dann heißt es ſcheiden, meine liebe Braut;
Es wird ſich anders dir die Zukunft zeigen,
Zum letztenmale haſt du mich erſchaut.

Sieh nicht ungläubig drein und denke nicht,
Du wüßteſt's beſſer, weil du mich zu kennen
Vermeineſt, weil vertraut dir mein Geſicht?
So muß ich dir denn meinen Namen nennen!

Ich bin die (Elſe) nicht, die in den Jahren
Du wachſen ſahſt, bis ins faſt lange Kleid,
Ich bin kein Kind — wenn auch nicht ſehr erfahren —
Die zu dir ſpricht, das iſt die Mädchenzeit.

Du kennſt mich wohl; ich bin dir gut geweſen,
Ich führt' dich ſicher, hielt dir Übles fern;
Du haſt mich wie ein heit'res Buch geleſen,
Und wie ich dich, ſo hatteſt du mich gern.

Vergnüglich zog ich mit dir in die Weite
Und in die Nähe auch, durch Feld und Hain;
Ich band dir Sträuße; gab dir das Geleite
Auf Schlittſchuhn in des Winters Reich hinein.

Wie froh die Zeit! Dich kümmerte kein „morgen“ —
Kein Wirtſchaftregiment, kein Hausſtandgeld,
Nur theoretiſch wußteſt du von Sorgen;
Im Sonnenſcheine lag für dich die Welt.

Was bleibſt du länger nicht in den bequemen
Verhältniſſen, wie ich ſie um dich ſchuf?
Weshalb willſt einen andern Kurs du nehmen
Und willig folgen eines Mannes Ruf?

Du meinſt, du thuſt es gern, und ich verſtände
So etwas nicht? Dich lockt des Lebens Ernſt,
Und gerne ſchaffſt du, regeſt gern die Hände,
Und wenn du auch das Sorgen kennen lernſt?

Du liebe Braut! Was ich auch weiter ſage —
Du hörſt mich nicht, ſeit du den Schwur gethan.
Dich binden Lieb und Treu; vom heut'gen Tage
Fängt ja für dich ein neues Leben an.

Ein gutes Zeugnis wirſt du mir nicht weigern,
Nun du aus deinen Dienſten mich entläß'ſt!
Ich wünſche dir, es mög' dein Glück ſich ſteigern
Und jeder Tag ſei dir, was heut: ein Feſt!

So lebewohl! Und wenn dein lieber Gatte
Dich in ein Eden führet hoch und weit —
Schön war's doch auch, als ich für mich dich hatte;
Vergiß mich nicht, mich, deine Mädchenzeit.

**Marie.**

## Kindermund.

Die 3jährige Lydia hatte etwas angeſtellt. Als es die Mama entdeckte, ſagte dieſe ernſt: „Aber Kind, Du weißt, das gibt Schläge!“ Darauf die Kleine fröhlich: „o Mama, i hab mir grad ſcho a biſſele g'ſlagt.“ **S.**

## Mode.

Sehr kleidſam erweiſt ſich, zumal für ältere Damen, eine lange ſchwarze Spitzen-Schärpe, eine ſogenannte

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

„Wolke," welche auch der einfachen Toilette ein diſtinguirtes Ausſehen verleiht und ſowohl des Abends wie bei mildem Wetter zum Straßenkleide getragen werdeu kann. —

Zu Tanzkleidern wird für junge Mädchen heuer vielfach gemuſterte Gaze, für Frauen glatte Seide gewählt. **N. N.**

## Möbelpolieren.

„Schon wieder eine teure Rechnung vom Tiſchler!" Frau Rätin B. hält mit anklagendem Blick dem in der Abendzeitung vertieften Hausherrn dieſelbe vor die Augen: „Ich ſagte dir's gleich, er würde ſich das Polieren teuer bezahlen laſſen. 6 Mk. ſo ein kleiner Schreibtiſch! Hätten wir es nur ſelbſt gemacht. In unſerer Zeitung ſtehen ſo viel Rezepte, Politur zu machen, ganze Möbel ſelbſt zu polieren, und es iſt wirklich keine Kunſt. Oberförſters Max hat es auch verſucht. Er ſagte, es ginge vortrefflich!" Der Hausherr hatte ruhig zugehört. Der Tiſchlermeiſter, bei dem er das Möbel hatte aufarbeiten laſſen, war ihm als tüchtiger Handwerker bekannt; er war ſein Schulkamerad geweſen, und er hatte damals ſchon ſeinen praktiſchen Sinn zu ſchätzen gewußt. Herr Rat verſuchte, ſeine Frau vergeblich zu überzeugen. Schon in den nächſten Tagen ließ ſie ſich Schellack und guten und darum nicht billigen Spiritus holen und fing ſogleich an, zu miſchen. Als echte, ſparſame Hausfrau macht ſie alles ſelbſt. Der Droguiſt verlangt ja ſo viel mehr für fertige Politur! Da ſie zufällig kein Leinöl im Hauſe hat, nimmt ſie das feinere und teurere Speiſeöl und beginnt im Verein mit ihrer Tochter Ella, einem lernbegierigen Backfiſchchen, einen blindgewordenen Nähtiſch zu polieren. Eine Viertelſtunde wiſchen beide aus Leibeskräften „immer rund in Wolken", genau wie ſie es geleſen haben, an demſelben herum, bis Ella entſetzt ausruft: „Oh Mama, dieſe ſcheußlichen Finger!" — Es iſt ſelbſtredend, daß Politur kein kölniſches Waſſer iſt. Ebenſowenig bildet ſie ein Hauterhaltungsmittel. — Das genau für eine beſtimmte Zeit berechnete Verfahren ſcheint doch nicht zu einem befriedigenden Reſultat zu führen. Die Mama hört ſeufzend auf. Mit unbeſchreiblicher Miene betrachtet Ella ihre Fingerchen, auf deren tadelloſe Reinheit ſie immer ſo ſtolz war. Frau Rätin hält noch immer den Polierballen in der Hand nnd zeigt nicht übel Luſt, aufs neue das ſchmierig ausſehende Tiſchchen zu bearbeiten. Da erſcheint Bruder Alfred, der wie immer mit ſeiner Meinung nicht zurückhält, über den „gräulichen Geruch" läſtert und nach einigen ſpöttiſchen Bemerkungen unabſichtlich die offene Politurflaſche umſtößt, die ihren Inhalt über den Smyrnateppich ergießt. — Nun, nicht jede Hausfrau hat ſolches Pech. Auch mag es mancher gelungen ſein, alten Möbeln auf einige Zeit einen zweifelhaften Glanz zu geben, und ſie mag in der Folge nicht ohne Stolz ihren Bekannten gegenüber ihr durchaus nicht einfaches Mittel, Möbel zu polieren, angeprieſen haben. Frau Rätin B. hat nicht mehr zu polieren verſucht. Sie hat nach einer längeren Unterredung mit ihrem Tiſchlermeiſter eingeſehen, daß es doch eine gewiſſe Grenze zwiſchen häuslicher Beſchäftigung und Handwerkerarbeit gibt und daß es ratſamer iſt, ein gutes Stück Möbel einem reellen Tiſchler anzuvertrauen. Wie viele deutſche Hausfrauen gibt es, die, anſtatt ihren häuslichen Beſchäftigungen mit ernſtem Fleiß obzuliegen, der „Billigkeit", der „Sparſamkeit" halber oft mehr Unheil anrichten, als ihnen der Vorteil eigener Arbeit erſpart. **Ein deutſcher Handwerker.**

## Handarbeit.

Arbeitsbeutel. Nachfolgend beſchriebener Arbeitsbeutel iſt an ſich nur einfach und praktiſch, die Art der Ausführung aber macht ihn zugleich zu einem eleganten und geſchmackvollen Gegenſtand.

Man nehme ein Stück orangefarbiger Seide, (am beſten Merveilleux-Seide) der üblichen Breite, im Quadrat und nähe um dieſes, nach dem die zwei geſchnittenen Seiten fein und ſchmal geſäumt wurden, eine 4—5 cm breite, ſchwarzſeidene Spitze und dann auf das ganze Stück in einem weiten Kreiſe ein ſchmales, gleichfarbiges Bändchen auf beiden Seiten feſt, wodurch man einen Zug erhält, der durch ein ſchmales, reinſeidenes, orangefarbiges Bändchen zuſammengezogen, dem Beutel ſeine Form gibt, und zwar werden die vier entſtandenen ſeidenen Spitzenzacken graziös über denſelben fallen. Dieſer Arbeitsbeutel iſt auch zu Geſchenken ſehr geeignet, da er alle Vorzüge eines ſolchen beſitzt: er iſt praktiſch zu benutzen und, ſowohl was die Form als die Farbenzuſammenſtellung von orange und ſchwarz betrifft, originell und elegant. **P. W.**

## Fiſchſchuppenarbeit.

Die meiſten Hausfrauen ahnen wohl kaum, welch' wunderbaren Glanz man den unanſehnlichen grauen Schuppen der Fiſche durch Waſchen geben kann und daß dieſelben ein reizendes Arbeitsmaterial liefern, mit dem man auf Sammet oder Tuch geſchmackvolle Sträuße zuſammenſetzt, um ſie mit Silberfäden und Cantille aufzunähen. Man reinigt die Schuppen auf folgende einfache Weiſe: Die naſſen Schuppen werden tüchtig mit grobem Salz gerieben und dann ſo lange und oft in kaltem Waſſer geſpült, bis das Waſſer ganz klar iſt, wodurch dieſelben blendend weiß werden. Man legt ſie dann auf Papier in die Nähe eines Ofens und läßt ſie da trocknen. Man benützt meiſtens die kleinen gezahnten Schuppen der Barſe, um daraus Roſen und andere Blumen zuſammenzuſtellen, und große Schuppen von Karpfen, aus denen man die mannigfachſten Blätterarten mit feiner Scheere ſchneiden kann. Die allergrößten geben durch Auszacken Roſenblätter, die Stengel werden durch gedrehtes Lahn erſetzt. In jede Schuppe bohrt man mit einer Nadel auf einem Kiſſen am unteren Ende ein Loch um dieſelbe auf den Stoff zu nähen, ebenſo verſieht man ſie oben mit kleinen Löchern, um die Adern der Blätter durch feinen Silberfaden zu erſetzen. Zu den Staubfäden der Blüten nimmt man Silberkantille oder Perlen.

Zu der Fiſchſchuppenarbeit eignet ſich am beſten dunkler Sammet oder Tuch, weil ſich die Schuppen beſſer an dieſe Stoffe anſchmiegen als an glatte. Hat man eine paſſende Zeichnung auf den Stoff gebracht, ſo laſſen ſich die Blätter und Blüten mit Leichtigkeit aufnähen, es hängt nur von einer geſchmackvollen Zuſammenſtellung ab, der Arbeit ein gutes Anſehen zu geben. Eine Tiſchdecke, die wir neulich ſahen, aus dunkelblauem Sammet mit einer breiten Guirlande von Roſen, Kornblumen, Ähren, Fuchſien und Maiblumen aus Fiſchſchuppen war ein wahres Kunſtwerk, doch kann man ebenſo ſchön kleine Arbeiten wie Bilderrahmen, auf dunklem Sammet, oder Lambrequins für Papierkörbe, Unterſetzer u. ſ. w. fertigen.

Es lohnt wohl, ſich die kleine Mühe zu geben, nach Einkauf eines Fiſches die Schuppen nicht unbeachtet fortzuwerfen, ſondern dieſelben zu ſammeln und gleich zu reinigen. Ein Fiſch liefert ſchon eine ſehr große Menge Schuppen, und man kann dieſelben lange aufbewahren.

Unterricht wird in dieſer Arbeit erteilt, ſowie Beſtellungen entgegengenommen von Frau Reichel, Berlin W, Kleiſtſtr. 5.

## Praktiſches fürs Haus.

Meine Art, die Kinderſtrümpfe zu zeichnen, iſt praktiſcher und zugleich weniger zeitraubend als die des meiſt üblichen Namenzeichnens. Dieſes hat, wenigſtens im kinderreichen Haushalte, zweierlei gegen ſich: erſtens haben die Vornamen der Kinder oft die gleichen Anfangsbuchſtaben, und zweitens iſt das Umzeichnen derſelben, wenn ſie nach Jahresfriſt nicht mehr paſſen und dem nächſtfolgenden Kinde zugeteilt werden, recht umſtändlich. Mein Älteſter hat an der Stelle des Strumpfes, wo ſonſt der Name iſt, einen großen Kreuzſtich in kräftiger rother Baumwolle. Mein Zweiter, — ich bin glückliche Mutter von 6 Kindern — hat 2 Kreuzſtiche, der Dritte 3 und ſo weiter, bis Neſthäkchen mit 6 Kreuzſtichen den Abſchluß macht. Iſt mein Älteſter nach Jahresfriſt aus den Strümpfen herausgewachſen — und das iſt er immer! — ſo kommt ein Kreuzſtich hinzu und die Strümpfe ſind nun Eigentum meines Zweiten. So geht es alle Jahre weiter nach der Regel „practica est multiplex." **L. B.**

## Für die Küche.

Karlsbader Kaiſerkipfel. Einfacher Hefenteig mit Ei, Zucker, wenig Butter, Zitronengeſchmack muß zweimal aufgehn und ſodann ziemlich kühl werden. Sodann wird ungefähr auf zwei Pfund Mehl $^3/_4$ Pfund harte, zähe Butter dazwiſchen gemangelt, wie bei Blätterteig öfter zuſammen geſchlagen. Iſt eine ſchüſſelgroße, meſſerrückendicke Platte aus dem Teig gemacht, ſo bereitet man einen ziemlich ſteifen Mandelteig aus ungefähr $^1/_4$ Pfund ſüßen, und im Verhältnis bittren Mandeln, $^1/_8$ Pfund Zucker, 3—4 Eiweiß, etwas Semmelkrume und etwas Milch. Dieſe Maſſe wird zu einer Walze geformt, mitten auf den Teig gelegt, und derſelbe nun zu einem großen Kipfel, in Form eines Hornes zuſammengedreht. In ziemlich heißem Ofen backt man den Kipfel faſt gar, überzieht ihn dann mit Zuckerglaſur, beſtehend aus Eiweiß und Puderzucker, beſtreut ihn dick mit gehackten Mandeln und läßt den Kipfel vollſtändig gar und hellgelb werden. — Man kann nach Belieben andere Formen wählen, auch an Stelle der Mandeln Fruchtmarmelade in den Teig wickeln, doch muß erſtere ziemlich ſteif ſein. **J. H., Kochlehrerin.**

## Fragen.

57) Kann mir eine fleißige Spinnerin ſagen, wie teuer ein Dutzend Handtücher zu weben kommt? **Gretchen am Spinnrad.**

58) Wer kann mir gefälligſt Auskunft geben, ob man, in Ermangelung von Leinwand, auf gewöhnliches Holz, das die genügende Glätte hat, unmittelbar mit Ölfarben malen kann, oder ob das Holz präpariert ſein muß, und welches iſt das Verfahren? **Marie in Ungarn.**

59) Ich bitte die Leſerinnen des Frauendaheim um Auskunft über Schneeball-Kollekten. Iſt Ihnen bekannt, ob eine ſolche Kollekte ganz zu Ende geführt wurde? Welchen Erfolg ergab ſie? Konnte die vorgeſchriebene Ordnung feſtgehalten werden, und kamen die Gelder pünktlich und vollzählig ein? Wie viele Zeit bedurfte die Kollekte bis zum Ende? Ich würde ſehr dankbar ſein, wenn ich recht genaue Auskunft erhielte. **Eine, die in letzter Zeit mehrfach zu Kollekten aufgefordert wurde.**

60) Kann mir eine der verehrten Leſerinnen des Frauendaheim ein ſinniges, nicht zu koſtſpieliges Geſchenk vorſchlagen, welches man einer nahen Verwandten zum 70. Geburtstage ſchenken kann? **Paſtorin W.**

61) Ich bitte um gütige Angabe einer Kunſtſtopferei, in der ein in Indien von den weißen Ameiſen durchlöchertes karriertes wollenes Tuch geſtopft werden könnte? **Eine langjährige Daheimleſerin.**

62) Bitte ſehr um ein Rezept zur Bereitung von Nußfülle zum Truthahn, ſowie Nußſtrudel und Nußpudding zum feinen Diner. Herzlichen Dank im voraus! **Neue Abonnentin.**

63) Welche Leſerin des Daheim iſt in der Lage, freundlichſt ein Mittel anzugeben, durch welches man Pelzſachen während des Sommers ſicher vor Motten ſchützen kann, ohne das läſtige öftere Ausklopfen nötig zu haben? **Eine Leſerin.**

64) Gibt es kein Mittel gegen feuchte Hände, die, beſonders in Geſellſchaften, ſofort eiskalt und rot werden? **E. P. in Baden, Baden.**

## Auskunft.

Nochmals Frage 44.

Liebes Kränzchen namenlos!
Wahrlich deine Not iſt groß,
Doch du ſollſt zum Troſte wiſſen,
Daß an gleichen Kümmerniſſen
Krankt ein Kränzchen ſeit den Stunden,
Da es ward zuerſt gewunden. —
Ach, wir wüßten nun gar gerne,
Wer und wo in weiter Ferne
Sind die lieben und die werten
Unbekannten Leid'sgefährten,
Knüpften auch mit leichter Hand
Gern ein zartes Freundſchaftsband;
Tauſchten wohl mit Hochgenuß
Ferner mit euch Brief und Gruß.
Heget ihr den gleichen Sinn,
Gebt uns Antwort bis dahin.
Gott behüt' euch, klein und groß
Und das Kränzchen „Namenlos". —

**E. D.,** Brandenburg a.Havel, Abtſtr. 19.

Fr. 38. Herr Paſtor Arndt in Volmarſtein in Weſtfalen hat ein Frauenheim für ältere alleinſtehende Damen, gegen mäßige Vergütung, errichtet. **H. E.**

Fr. 38. In Kaiſerswerth a/Rh. befindet ſich ein „Paul Gerhard-Stift" für Damen, in welchem die Preiſe folgende ſind: III. Kl. 300 ℳ, II. Kl. 600 ℳ, I. Kl. b 1000 ℳ und I. Kl. a 1500 ℳ pro Jahr. Auch iſt eine Einkaufung auf Lebenszeit möglich. Anfragen ſind zu richten an Herrn Paſtor **Diſſelhof** in **Kaiſerswerth a/Rh.**

Fr. 51. An X. Wir haben für unſeren, ſeit mehreren Jahren von mir geleiteten Jungfrauenverein das Buch von Marie Leske, Illuſtriertes Spielbuch für Mädchen, 11. Auflage. Hier finden Sie vieles Brauchbares.

Fr. 52. Ein ſehr hübſcher Vers für eine Kinderbettdecke iſt folgender:

Wenn die Kinder ſchlafen ein,
Wachen auf die Sterne,
Schweben tauſend Engelein
Nieder aus der Ferne. **L. in H.**

## Redaktionspoſt.

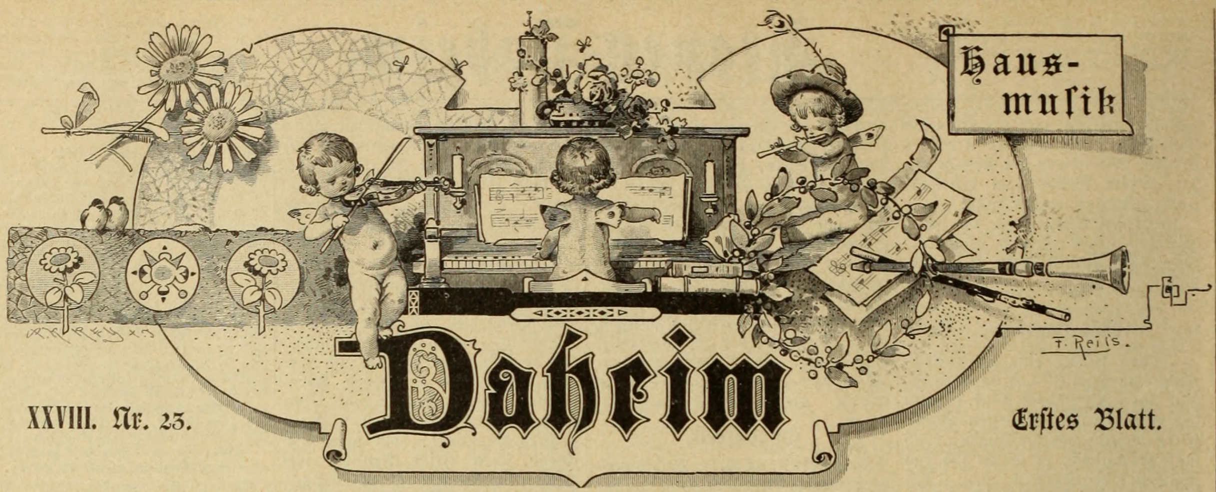
**Oderſtrand.** Bitte, wiederholen Sie die Frage und geben Sie Ihre Adreſſe an.

**H. H., Bremen.** Nein.

**M. B. in H.** Begleitgedichte zu Tiſchdecken, Tiſchläufern u. ſ. w. haben wir ſchon ſehr oft gebracht.

Wir empfehlen: „Leitfaden zum Selbſtunterricht im Spitzenklöppeln nebſt praktiſchen Winken für erfahrene Klöppelerinnen" von Clara Gebſer, Hannover, Helwingſche Verlagsbuchhandlung.

**Hanna in J. — L. L. —** und **„Dankbare Leſerin."** Stellen- und Penſionsgeſuche können wir im Frauen-Daheim nicht bringen. Wir verweiſen auf den Inſeratenteil.



# Daheim

XXVIII. Nr. 23. Erſtes Blatt.

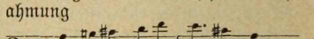
## Eliſabeth Leiſinger.

Eliſabeth Leiſinger, eine der anmutigſten und liebenswürdigſten Erſcheinungen aus der künſtleriſchen Gegenwart, entſtammt dem ſchönen Schwabenlande. Sie iſt in Stuttgart am 17. Mai 1864 als die Tochter eines Oberſtabsarztes geboren. Neben der Frohnatur hatte die kleine Eliſabeth vom Mütterchen auch ein ſtarkes und ſchönes muſikaliſches Talent geerbt, das die Wohlthat einer gleichmäßig fortſchreitenden, harmoniſchen Ausbildung frühzeitig genoß. Wie die Mutter Bühnenſängerin geweſen, ſo wollte auch die mit glänzender Stimme begabte Tochter die Laufbahn der dramatiſchen Sängerin einſchlagen. Aber das Machtwort des Vaters vereitelte eine Abſicht, in welcher ſich doch nur ein inſtinktiver Drang des angeborenen Talentes geäußert hatte. Erſt nach dem Tode des Vaters war es Eliſabeth vergönnt, dem Zuge ihres Herzens folgen zu dürfen. Obzwar nun das junge Mädchen der trefflichen Geſangskunſt der Mutter gar vieles zu verdanken hatte und ſchon recht reizend und ſüß zu ſingen verſtand, ſo war doch der Wunſch, zur höchſten techniſchen Vollendung in der Kunſt des Geſanges zu gelangen, ebenſo natürlich, als der Entſchluß ein glücklicher war, aus den Händen der berühmten Viardot-Garcia die vornehmſten Inſignien der Künſtlerſchaft zu empfangen. Und Madame Viardot-Garcia, jene Künſtlerin, welche man „Muſik und Poeſie in einer Perſon“ genannt hat, vollbrachte mit der jungen Eliſabeth Leiſinger eines ihrer Meiſterſtücke. Nach kaum einjährigem Studium durfte Eliſabeth Paris verlaſſen; in Stuttgart, ihrer Vaterſtadt, wagte die hold Erblühte den erſten Sprung in das Leben hinein: ſie trat in zwei Konzerten auf, erregte die lebhafteſten Sympathieen und hatte das Glück, dem damaligen Intendanten der Berliner Hofoper, dem vielgenannten Herrn von Hülſen, welcher einem der Konzerte zufällig beizuwohnen Gelegenheit gefunden, in ſolchem Maße zu gefallen, daß die Sängerin eine Einladung zu einem Gaſtſpiel an die Berliner Hofoper erhielt. Frl. Leiſinger kam nach Berlin: ihre „Mignon“, ihre „Roſine“ erhielten den größten Beifall. Man beeilte ſich, dieſes hervorragende Talent in der Reichshauptſtadt feſtzuhalten. Frl. Leiſinger blieb . . . Aber die Sehnſucht, zu immer reineren Höhen emporzuſteigen, zu immer idealeren Vollkommenheit zu gelangen, führte die Künſtlerin im Sommer 1886 abermals nach Paris. Wieder ſtudierte ſie unter den Augen der verehrten Meiſterin, und der Ruhm der jungen deutſchen Sängerin war ſogar bis in das ſchwer zugängliche Direktorium der großen Oper gedrungen. Aufgefordert, Probe zu ſingen, erregte Fräulein Leiſinger außerordentliches Wohlgefallen, und unter glänzenden Bedingungen, die von der Hand zu weiſen der harmloſe und beſcheidene Sinn der Künſtlerin für einen Frevel am Schickſal gehalten hätte, wurde dem nationalen Kunſtinſtitut der Franzoſen eine deutſche Künſtlerin verpflichtet. Und in dieſem Gegenſatz war auch das Unheil eingeſchloſſen, welches über die arme Künſtlerin hereinbrach, als ſie nach Ablauf ihres Berliner Kontraktes, die Pariſer Verpflichtungen einzulöſen verſuchte. Eine deutſche Künſtlerin an der Großen Oper! Das iſt unnatürlich, da der deutſchen Natur, deutſchem Fühlen, Denken und Empfinden die vom Elan, von der Verve getragenen Äußerungen franzöſiſcher Kunſt mit ihren oft an der äußerſten Grenze des Schönen hintaumelnden Kontraſteffekten, Superlativen und naturaliſtiſch-excentriſchen Grimaſſen durchaus widerſtreben. Frl. Leiſinger trat in der That in der Großen Oper auf und errang ſich einen Mißerfolg, wie ihn das Herz der Sängerin gar nicht glänzender wünſchen konnte; denn ihm, dieſem Mißerfolge, hatte ſie ja ihre Freiheit, ihre Rückkehr nach Deutſchland zu danken. Frl. Leiſinger kehrte nach Berlin an die Stätte ihrer früheren Wirkſamkeit zurück, wo ſie die Gnade des ehrwürdigen Kaiſers Wilhelm, die Sympathie der Kritik und die volle Gunſt des Publikums erwarteten. Von Berlin aus unternahm die Sängerin weit ausgedehnte Kunſtausflüge: ſie ſang in zahlreichen Konzerten faſt in allen größeren Städten Deutſchlands, überall mit Jubel begrüßt. Die großen Muſikcentren Leipzig, Dresden und Frankfurt, die Städte Breslau, Wiesbaden, Köln, Bonn, Hamburg, Königsberg, Hannover, Straßburg, Baſel, Zürich u. a. erquickten ſich an der reinen, geläuterten und edlen Kunſt der Sängerin. Der Geſang des Frl. Leiſinger zeichnet ſich durch eine wunderbare Lieblichkeit und fleckenloſe Keuſchheit der Empfindung aus. Ihr Geſang blendet nicht, er verzichtet auf alle billigen Krafteffekte und vermeidet alle jene mimiſchen Künſte, denen Sängerinnen wie Chriſtine Nilſon, Lillian Sanderſon, Alice Barbi u. a. die Hälfte ihrer Erfolge verdanken. Fräul. Leiſinger gibt nur Geſang und ausſchließlich Geſang: der kryſtallklare, in allen Lagen wundervoll ausgeglichene Sopran flutet in ſilbernem Glanze dahin, voll herzerquickender Innigkeit. In dem Maße wie alles Gekünſtelte und Äußerliche ihr fremd iſt, wird die ihren Lippen entfließende Muſik von dem Lebensodem eines warmen, zarten Gemütes beſeelt. Ihre Coloratur iſt vollendet bis in das feinſte Detail, von entzückender Schönheit iſt der Triller, die Paſſagen und Figuren ſind von brillantem Schliff. E. Leiſinger iſt mit einem Wort eine echte Künſtlerin.

Eliſabeth Leiſinger.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

## Pianoforte-Muſik.

Im Verlage der Gebrüder Hug (Leipzig u. Zürich) iſt ſoeben ein mit dem Bilde Anton Rubinſteins geziertes „Album Russe“ erſchienen (Pr. 1.50 Mk., gebunden 3 Mk.), das Kompoſitionen von Moniuszko, Rubinſtein und Tſchaikowsky enthält. In neuerer Zeit haben die ruſſiſchen Komponiſten große Fortſchritte in der Sympathie ihrer deutſchen Nachbarn gemacht: Glinkas wundervolle „Kamarinskaja“, Borodins herrliche, poeſiegetränkte Esdurſymphonie, und Klavierkompoſitionen, namentlich von Tſchaikowsky, haben in Deutſchland das Bürgerrecht erlangt. Denn die Muſik dieſer Ruſſen iſt klangſchön, originell in der Erfindung, geiſtvoll in der Ausgeſtaltung und unterſcheidet ſich durch dieſe Eigenſchaften gar ſehr zu ihrem Vorteile von dem muſikaliſchen Juchtenleder der neuruſſiſchen, von Rimski-Korſakoff angeführten Schule. Das vorliegende Album russe umfaßt Kompoſitionen eleganten Stils: eine „Valſe“ von Moniuszko in Chopinſchem Charakter, eine „Melodie“ und den bekannten pompöſen „Trot de Cavalerie“ von Rubinſtein, ferner von Tſchaikowsky „Chant sans paroles“, „Romanze“, „Am Kamin“, „Barcarolle“, „Herbſtlied“ und „Im Dreigeſpann“, ein effektvolles Charakterſtück, dem ein ruſſiſches Nationalthema zu Grunde zu liegen ſcheint. Das ſchönſte Stück des Album iſt unſtreitig das Lied ohne Worte Tſchaikowskys, das zu den dankbarſten Vortragsſtücken gehört, welche für das Klavier geſchrieben wurden. Für den Vortrag dieſer reizenden, beſtrickend melodiſchen Kompoſition mag der Hinweis gelten, daß das Gegenthema, welches der Daumen der linken Hand zu markieren hat, geſangvoll ſich der Oberſtimme anſchmiege. Es ſind zwei zärtliche Seelen, die hier ihre Gefühle austauſchen. Auch auf die klare Ausarbeitung der kanoniſchen Nachahmung



in der Oberſtimme (Daumen der rechten Hand) iſt beſonderes Augenmerk zu richten. Der Schluß muß weich und duftig verklingen. Man wird gut thun, für die letzten acht Takte die Verſchiebung zu Hilfe zu ziehen.

## Ein kurioſes Inſtrument.

Wer hat je ſchon etwas vom Bumbaß gehört? Brummbaß — ja, aber Bumbaß gewiß nicht. Man muß ſich einen Brummbaß denken, das heißt eine Baßgeige, die in der Weiſe des Suppenkaſper derart zuſammengeſchrumpft iſt, daß ein Stiel und an demſelben, ſtatt des Bauches, ein Brett von der Größe eines Schreibbuches übrig geblieben. Auf dieſem Brette liegt eine Schweinsblaſe und von dem oberen Ende des Stiels, der Schnecke und Wirbel wie eine Baßgeige hat, nach dem unteren Ende iſt eine Baßſaite geſpannt und zwar über die Schweinsblaſe wie über einen Steg hinweg. Über die Saite iſt — wie bei der Trommel — eine Federſpule gezogen. Unter dem Fuße des Stiels befindet ſich eine Platte von Gummi und an dem Wirbel des Inſtrumentes ſind ein paar Schellen angehängt.

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

# Hausmuſik.

Man ſpielt das Inſtrument mit einem Bogen, der eigentlich ein Holzbrettchen iſt, in deſſen eine Kante Zähne geſchnitten ſind, und zwar ſpielt man darauf die kleine Trommel und die große Trommel mit Becken und die Pauke. Wird die Saite mit dem Bogen, den man auch eine Art Kamm nennen könnte, geſtrichen, ſo ertönt der ſchönſte Trommelwirbel. Ebenſo laſſen ſich alle Rhythmen und Trommelkünſte hervorbringen, indem man längere oder kürzere Striche macht. Schlägt man mit dem umgekehrten Bogen auf die Schweinsblaſe, ſo erklingt der Ton einer Pauke, und hebt man das Inſtrument hoch und ſtößt es mit ſeinem weichen Fuße auf die Erde, ſo kommt der Klang der großen Trommel heraus, wobei die Schellen den klirrenden Ton der Becken erſetzen.

Natürlich muß auch dies Inſtrument einem tiefgefühlten Bedürfniſſe entſprechen, denn alles was iſt, iſt notwendig. ſagt Hegel. Es wird in Reichenberg in Böhmen von A. Klinger gebaut und findet daſelbſt als Erſatz für Trommel und Pauke bei kleinem Orcheſter Verwendung. Oder man nimmt es zu einem Streichquartett oder zu Violine und Klavier, um der Tanzmuſik den gehörigen Nachdruck zu geben. Die Vorzüge des Inſtrumentes liegen am Tage; man erſpart einen Muſikanten und ein ſo unbequemes Ding, wie die große Trommel und kann das Inſtrument ſpielen, ohne es gelernt zu haben. Es möge den pp. Tanzkränzchen, ſowie den Herren Vereins-Vorſtänden beſtens empfohlen werden. Ich habe ernſtlich daran gedacht, es in meiner Hausmuſik einzuführen. Man lache nicht oder gebe zuvor Antwort, wie man ohne ein ſolches Inſtrument die Ouverture zu Fra Diavolo oder die Symphonie mit dem Paukenſchlage ausführen will.

Das Originelle des Inſtrumentes beſteht in der Verwendung der Schweinsblaſe als Reſonanzkörper. Vermutlich hat man das vom Froſche gelernt, der ſeinen Hals aufbläſt, wenn er ſingt. Auch wilde Völkerſchaften, wie einzelne Völker der Südſee, verwenden die Blaſe als Tonverſtärker ihrer Inſtrumente. Und ſelbſt in unſerem Lande muß etwas ähnliches vor gar nicht langer Zeit in Gebrauch geweſen ſein. Wenigſtens beſitze ich die Nachbildung eines alten niederländiſchen Kupferſtiches, auf dem ein krummbeiniger Bettelmuſikant abgebildet iſt, der eine eigentümliche Art von Violine ſpielt. Sie beſteht aus einem Bogen, deſſen Sehne die Saite iſt. In den Winkel zwiſchen Saite und Holz iſt eine Blaſe eingeklemmt. Das Ding mag ſchön geklungen haben. **M. A.**

## Geſang und Tonbildung.

### II. Atemführung.

Nicht mit Unrecht hat man behauptet, daß die Geſangkunſt in einer guten Atemführung beſtehe; ſo einſeitig dieſe Anſicht auch iſt, ſo enthält ſie doch viel Wahres. Jedenfalls ſollte dieſer Gegenſtand das erſte Kapitel jeder Geſangsmethode bilden; niemand wird die Geheimniſſe des Geſanges durchſchauen können, ſolange er nicht wohl atmen gelernt hat.

Allgemein bekannt iſt die Entſtehungsweiſe des Tones: die in den Lungen komprimierte Luftmaſſe kommt durch die Bronchien und die Luftröhre bis zum Kehlkopf, ſie öffnet die zwiſchen den Stimmlippen (oder Stimmbändern) gebildete Stimmritze, und die Stimmlippen geraten in raſche Schwingungen, deren Anzahl in der Sekunde die Tonhöhe beſtimmt. Der ſo erzeugte, einfache Ton erhält von den mitſchwingenden Teilen in der Bruſt, dem Kopf u. ſ. w., Reſonnanzen, die ſeinen Klang bilden. A, O, F, ... ſind verſchiedene Klänge; man ſpricht aber auch von Bruſt-, Kopf-, Naſenklang.

Der Luftſtrom arbeitet ausſchließlich auf die Stimmlippen; eine gute Atemführung beſteht darin, daß dieſe Arbeit ökonomiſch, ſparſam erfolge, daß keine „wilde“ Luft durch die Stimmritze durchgehen könne, ohne zur Entſtehung des Tones beigetragen zu haben. Daher die Notwendigkeit, ſehr kleine Luftmaſſen benutzen zu lernen und folglich alle Übungen beim p.p. anzufangen. — Gewöhnlich kann eine verſchrieene und infolgedeſſen verminderte Stimme den Pianoton nicht mehr erzeugen, weil die Ränder der Stimmlippen ihre Biegſamkeit eingebüßt haben; der Schaden wird am beſten durch die nachfolgenden Übungen beſeitigt.

Die zweite Bedingung iſt die, daß der Luftſtrom weich, regelmäßig und der verſchiedenſten Druckgrade fähig ſei. Daher die Notwendigkeit, die Lungen und beſonders die Muskel, die auf ſie einen Druck ausüben können, auszubilden. Der wichtigſte Muskelkomplex dieſer Art iſt das Zwerchfell. Übung: Indem man ſteht, wird die Bruſt in der Gegend der Schlüſſelbeine erweitert und hoch gehalten, es wird ſehr tief und langſam ein- und ausgeatmet. Die Übung wird 3—4 mal täglich (vor den Mahlzeiten) 10—20 mal ausgeführt. Sie darf nicht bis zur Ermüdung getrieben werden. Wenn die Bruſt eng und ſchwach iſt, werden ſich allerlei Turnübungen der Arme, Hanteln- und Stabübungen empfehlen, nur ſollen ſie, im Gegenſatz zu den gewöhnlichen Vorſchriften, langſam und plaſtiſch ſchön, mit einer weichen Kraft ausgeführt werden. Beſſer iſt es, eine nicht ermüdende Bewegung ſehr oft zu wiederholen, als ſich einer größeren Anſtrengung nur ein paarmal zu unterziehen.

Zuſammen mit dieſer rein phyſiſchen Entwickelung der Atmungsorgane ſoll ihre Fähigkeit zur Erzeugung des Tones geſteigert werden. Das iſt nun freilich eine viel feinere Arbeit. Dazu muß eben der Luftſtrom ſo leicht geführt werden, daß die Kehle gar keinen Druck ſpürt. Übung: man hält die Bruſt hoch, ohne Anſtrengung, man atmet langſam ein und läßt eine kleine Menge Luft ausſtrömen, mit dem Willen, den kleinſten Ton zu erzeugen. Bald nähern ſich die Stimmlippen einander, und der Ton wird angeſetzt. Man hält ihn nur einen Augenblick und beginnt aufs neue. Dieſer Ton klingt gewöhnlich unſicher, rauh, unangenehm, unrein. Man vermeidet es jedoch, ihn durch Anſtrengung zu verbeſſern, und man beſchränke ſich auf den Verſuch, recht pp. zu ſingen. Nach einer halben Stunde dieſer Übung ſoll man noch keine Ermüdung in der Kehle empfinden. — Man wird nach einigen Verſuchen den Ton finden, der am leichteſten anſpricht; man thut recht, ſich vorderhand mit ihm allein zu begnügen. Die Höhe darf nicht geübt werden. Am beſten iſt es, die Übungen in der Mittellage zu beſchränken. Ohne Gefahr kann man zwei halbe Stunden täglich üben.

Das Geſicht darf ſich während der Übungen niemals verziehen, worauf man beſonders Augenmerk richten wolle. Die Lippen ſind in der Mitte leicht geöffnet (1 mm), ohne daß die Zähne ſichtbar werden. Die ganze Aufmerkſamkeit bleibt beſtändig auf das Zwerchfell gerichtet. Wenn der Ton nicht anſpricht oder wenn Schleime ihn verhindern, wird trotzdem nicht gehuſtet, vielmehr wird man dann das Üben — und wenn möglich jedes Sprechen — unterlaſſen. Weichheit iſt die erſte Bedingung eines ſchönen Geſanges. **Dr. P. P.**

## Bücherſchau.

Was iſt eine Flöte? Wie ſieht eine Klarinette aus? Die meiſten unſerer Muſikfreunde ſind davon überzeugt, die Frage beantworten zu können. Wollte man ſich aber wirklich eines dieſer Muſikinſtrumente von einem Muſikfreunde beſchreiben laſſen, man kann Zehn gegen Eins wetten, eine phantaſtiſche, ungenaue und unrichtige Definition zu erhalten. „Eine Klarinette iſt, wenn man oben hineinbläſt. ... Und eine Oboe? Wenn man auch oben hineinbläſt.“ Man müßte nun annehmen, daß derjenige, welcher an einer Beethovenſchen Symphonie Herz und Sinne ſich labt, notwendigerweiſe auch ſoviel Intereſſe an der Kompoſition ſelbſt nehmen müßte, um ſich über die Mittel Aufklärung zu verſchaffen, mit denen Beethoven jene wunderbaren Wirkungen ſeiner Inſtrumentalmuſik erzeugt. Und Wiſſensdurſtige dieſer Art gibt es in der That genug. Wenn trotzdem die Kenntnis der muſikaliſchen Inſtrumente kaum über den Unterſchied von großer Trommel und Violine hinausgewachſen iſt, ſo liegt das daran, weil in Bezug auf dieſen Teil der muſikaliſchen Kunſt den Muſikfreunden keine Quellen geboten werden, aus denen ſie ihr Wiſſen ſchöpfen könnten. Die große, intereſſante Inſtrumentationslehre von Berlioz kennen nur die Muſiker vom Fach. Vor kurzem aber iſt ein prächtig illuſtrierter Katechismus der Muſikinſtrumente von R. Hofmann im Verlag von J. J. Weber in Leipzig (Preis 4 Mk.) erſchienen, der nicht nur durch ganz vorzügliche Abbildungen dem Leſer eine ſo klare Anſchauung der Inſtrumente vermittelt, daß er ſie in Wirklichkeit leicht wieder zu erkennen vermag, ſondern auch das Wiſſenswerteſte über Umfang, Notierung u. ſ. w. mitteilt und auf dieſe Weiſe dem Muſikfreunde das Studium einer Orcheſter-Partitur ermöglicht. Der 270 Seiten ſtarke Katechismus ſei wärmſtens empfohlen.

Der Bayreuther Taſchenkalender für 1892, vom allgemeinen Richard Wagnerverein unter Redaktion von O. Eichberg herausgegeben, bringt neben dem Kalendarium ein reizendes Bild der ausgezeichneten Künſtlerin Frau Roſa Sucher, ferner jenen berühmten Brief „Pariſer Fatalitäten für Deutſche“, den R. Wagner unter dem Pſeudonym W. Freudenfeuer 1841 für Lewalds „Europa“ geſchrieben, und mehrere Artikel, von denen jener O. Eichbergs „Zum 50jährigen Jubiläum des Rienzi“, und H. Reimanns „Die Gral- und Parzifallegende in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung und Umgeſtaltung durch R. Wagner“ beſonders hervorgehoben ſeien. Kleinere Artikel vervollſtändigen den Inhalt des Kalenders, der ſich in ſeinem feinen roten Einbande ſehr hübſch präſentiert.

## Aus dem Tonleben.

Schubert und der erſte Schubertſänger. Einer der älteſten und teilnehmendſten Freunde Schuberts war Joſef von Spaun, welcher 30 Jahre nach dem Tode des Freundes ſeine Erinnerungen an dieſen in ſchlichter und ſchmuckloſer Art niederſchrieb. Die geiſtvolle Schriftſtellerin La Mara hat nun in ihrem Buche „Klaſſiſches und Romantiſches aus der Tonwelt“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel) dieſes Spaunſche Manuſkript der Oeffentlichkeit übergeben. In Bezug auf das Verhältnis zwiſchen Schubert und dem berühmten Sänger Vogl berichtet Spaun folgendes: „Schubert, der ſeine Lieder immer ſelbſt ſingen mußte, äußerte großes Verlangen, einen Sänger für ſeine Lieder zu finden, und ſein alter Wunſch, den Hofopernſänger Vogl kennen zu lernen, wurde immer lebhafter. In unſerem kleinen Kreiſe wurde nun beſchloſſen, Vogl müſſe für die Schubertſchen Lieder gewonnen werden. Die Aufgabe war eine ſchwierige, da Vogl ſehr ſchwer zugänglich war.“ Schober, mit Schubert befreundet, mit Vogl bekannt, erzählt dieſem nun mit glühender Begeiſterung von den Kompoſitionen Schuberts und forderte Vogl auf, eine Probe damit zu machen. Vogl erwiderte, er habe die Muſik ſatt bis über die Ohren, er ſei mit Muſik aufgefüttert worden und ſtrebe vielmehr, ſich loszuringen ſtatt neue kennen zu lernen. ... Man ſolle ihn in Ruhe laſſen, er wolle nichts weiter darüber hören. ... Endlich aber verſprach er doch, an einem Abend zu Schober zu kommen, um zu ſehen, „was daran iſt“, wie er ſagte. Er trat um die beſtimmte Stunde ganz gravitätiſch bei Schober ein, und als ihm der kleine, unanſehnliche Schubert einen etwas linkiſchen Kratzfuß machte und über die Ehre der Bekanntſchaft in der Verlegenheit einige unzuſammenhängende Worte ſtammelte, rümpfte Vogl etwas geringſchätzig die Naſe, und der Anfang der Bekanntſchaft erſchien uns unheilvoll. Vogl ſagte endlich: „Nun was haben Sie denn da? Begleiten Sie mich“, und dabei nahm er das nächſtliegende Blatt, enthaltend das Gedicht von Mayrhofer „Augenlied“, ein hübſches, melodiöſes, aber nicht bedeutendes Lied. Vogl ſummte mehr als er ſang und ſagte dann etwas kalt: „nicht übel“; als ihm hierauf andere Lieder begleitet wurden, die er alle nur mit halber Stimme ſang, wurde er immer freundlicher; doch ſchied er ohne die Zuſage, wiederzukommen. Beim Weggehen klopfte er Schubert auf die Schulter und ſagte: „Es ſteckt was in Ihnen, aber Sie ſind zu wenig Komödiant, zu wenig Charlatan, Sie verſchwenden Ihre ſchönen Gedanken, ohne ſie breit zu ſchlagen.“ Gegen andere äußerte ſich Vogl bedeutend günſtiger über Schubert, als gegen ihn und ſeine nächſten Freunde. Als ihm das Lied „Die Dioskuren“ zu Geſicht kam, erklärte er, es ſei ein Prachtlied, und es ſei geradezu unbegreiflich, wie ſolche Tiefe und Reife aus dem jungen, kleinen Manne hervorkommen könne. Der Eindruck, welchen nun nach und nach die Lieder Schuberts auf Vogl machten, wurde endlich ein völlig überwältigender, und er näherte ſich nun oft und unaufgefordert unſerem Kreiſe, lud Schubert zu ſich, ſtudierte mit ihm Lieder ein, und als er den ungeheuren Eindruck wahrnahm, den ſein Vortrag auf uns, auf Schubert ſelbſt und auf alle Kreiſe der Zuhörer machte, begeiſterte er ſich ſelbſt ſo ſehr für dieſe Lieder, daß er nun der eifrigſte Anhänger Schuberts wurde und daß er, ſtatt wie er es vorhatte, die Muſik aufzugeben, neu dafür auflebte. ... Der arme Schubert ruhte ſchon jahrelang im Grabe, als Vogl, obgleich ein Greis und mit wenigen Reſten ſeiner ſchönen Stimme, noch ganze Kreiſe zur Bewunderung hinriß, an demſelben Tage wie dieſer (19. November) zur Ruhe ging, nachdem ihn noch kurz zuvor Schuberts Freunde mit einem koſtbaren und ſchönem Ehrenbecher mit Schuberts Porträt erfreut hatten.“

## Vermiſchtes.

Drei noch nicht herausgegebene Briefe Mozarts an ſeine Gattin erregen augenblicklich das lebhafte Intereſſe aller Muſikfreunde. Die Veranlaſſung zu dieſen Briefen gab die Krönung des Kaiſers Leopold, welche am 8. Oktober 1790 in Frankfurt a. M. ſtattfand. Mozart hatte geglaubt, bei dieſer Feier gute Geſchäfte machen zu können. Da es ihm unterſagt worden war, im muſikaliſchen Hofgefolge, an deſſen Spitze Salieri ſtand, die Reiſe zu unternehmen, ſo reiſte er in ſeinem eigenen Wagen an der Seite ſeines Schwagers, des Violinſpielers Hofer, den er aus Mitleid mitnahm, nachdem er ſelbſt, um die Reiſe bewerkſtelligen zu können, das Silberzeug hatte verſetzen müſſen. Seine Briefe aus Frankfurt a. M., welche in O. Jahns klaſſiſcher Mozartbiographie (II. Bd. S. 718 bis 720) abgedruckt ſind, handeln viel von Geldangelegenheiten und Geldverlegenheiten. Der letzte in Otto Jahns Sammlung iſt datiert vom 30. Sept. 1790. Nun exiſtiert aber ein Brief, welchen Mozart am 8. Oktober, alſo am Tage vor der Krönung, an ſeine Frau geſchrieben hat. Dieſer Brief enthält unter anderem folgende intereſſante Stelle: „Indem ich Mittwoch oder Donnerstag meine Akademie zu geben gedenke und dann Freitag gleich — tſchiri tſchitſchi — das Beſte iſt zu fliehen. Wenn Du mir in mein Herz ſehen könnteſt, da kämpft der Wunſch, die Sehnſucht, Dich wiederzuſehen und zu umarmen, mit dem Wunſch, viel Geld nach Hauſe zu bringen. Da hatt' ich ſchon oft den Gedanken, weiter zu reiſen, allein .... ich liebe Dich zu ſehr, als daß ich lange von Dir getrennt ſein könnte. Berühmt, bewundert und beliebt bin ich hier gewiß: übrigens ſind die Leute aber hier (in Frankfurt a. M.) noch mehr Pfennigfuchſer als in Wien.“ Mozart gab ſein Konzert am 14. Oktober im Stadttheater. Der Kontrabaſſiſt Ludwig, welcher bei demſelben im Orcheſter mitgewirkt hatte, erinnerte ſich, daß der Flügel auf der Bühne ſtand und daß Mozart, der kleine, ſehr bewegliche und lebendige Mann, während der Probe, die am Morgen vorher gehalten wurde, öfters von der Bühne über den Souffleurkaſten hinweg in das Orcheſter ſprang, dort ſich lebhaft und freundlich mit den Orcheſtermitgliedern unterhielt und ebenſo raſch wieder auf die Bühne kletterte.

## Redaktionspoſt.

**Muſikaliſches Kränzchen in Rummelsburg.** Trotz eifrigſter Bemühungen waren wir nicht imſtande, die melodramatiſche Bearbeitung des Monologs Piccolomini aus „Wallenſtein“ („Blaſt, blaſt! O, wären es die ſchwediſchen Hörner“) ausfindig zu machen.

**L. in W.** Sie werden die gewünſchte Melodie jedenfalls in Johann Eccards „Geiſtliche Lieder auf den Choral“ finden. Leider haben wir den Band nicht zur Stelle, hoffen Ihnen aber bald genaueſte Auskunft geben zu können.

Daheim 1892. Nr. 23. Drittes Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Ich glaube, noch im Grabe
Kränken mich zwei Verluſte —:
Die Stunden, die ich verärgert habe
Und die ich verwarten mußte.

## Das Nötigen bei Tiſch.

„Willkommen, lieber Freund! Dank für deine Pünktlichkeit! Laß uns nun nicht zögern, zu Tiſche zu gehn!“

„Deine Frau?“

„Wurde leider zu ihrer Mutter abgerufen und bat um Entſchuldigung für den Fall, daß ſie zu ſpät kommen ſollte. Sie würde es übel nehmen, wenn wir unſer Abendbrot verderben ließen.“

Die beiden Freunde verſtanden es, eine gute Schüſſel zu würdigen und ſetzten ſich mit Behagen an den einladend gedeckten Tiſch. Der Gaſt bedauerte nur, daß der Platz der Hausfrau leer war und citierte kläglich: ‚Mögen ihn die Götter ſtrafen, wenn er ohne dich genießt!‘

„Ja, ja,“ ſetzte er hinzu, „die Küchengötter ſind in der Regel auch ſehr geneigt, uns die Abweſenheit der oberſten Gottheit fühlen zu laſſen!“

Dieſe Regel ſollte aber hier nur durch ihre Ausnahme bewährt werden. Die Küchengeiſter waren augenſcheinlich auch ohne die Meiſterin in ihrem Banne. Ein Teller kräftiger Bouillon und der ſtarke Suppenwein machten die Stimmung flott und angeregt, Wirt und Gaſt wurden heiter und witzig, ohne es zu wollen oder zu wiſſen. Manchmal verſtummte das Geſpräch, die Schwelgenden merkten es aber kaum, ſo labten ſie ſich recht nach Gefallen an den appetitlichen Schüſſeln. Jeder nahm ungeniert ſeine Lieblingsbiſſen, hier viel, da wenig, je nach Laune des Gaumens.

Gerade als ein paar ſaftige Haſelhühnchen aufgetragen wurden, trat die Hausfrau ein. Sie bat, ſich nicht ſtören zu laſſen, ſie käme ſelbſt mit gutem Appetit und hoffte, daß die Herren noch mit ihr aushalten würden. Dieſe ſchienen nicht abgeneigt.

Der Eifer der Gaſtfreundſchaft ließ der Wirtin indes kaum Zeit, den nachſervierten Schüſſeln Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

„O, Sie nehmen ja ein ſo kleines Stück! Das daneben iſt beſſer! Warum denn nicht beide? Das iſt nicht Sauce genug! Lieber Mann, verſorge doch unſeren Gaſt!“

„Ja, wirklich! daran habe ich nicht gedacht! Gewiß haſt du bis jetzt nichts gegeſſen! Gut, daß du gekommen biſt, Frauchen!“

„Und Sie haben keine Kartoffeln! Bitte hier! oder, nehmen Sie lieber Brot? Reiche es her, Männchen! Eſſen Sie grobes Brot oder Weißbrot?“

„Danke, danke! ich habe alles! ich verſorge mich ſchon ſelbſt! Das muß mein Wirt bemerkt haben!“

„O, ich bin ſicher, er hat ſeine Pflichten vernachläſſigt! Nun, bitte, noch ein Stück! Wie, nichts mehr? Sie haben ja erſt einmal genommen!“

„Danke ſehr, gnädige Frau! Aber — ich weiß nicht — ich glaube, ich habe von den vorigen Gerichten zuviel gegeſſen.“

Auf das wiederholte Bitten der Hausfrau nahm er im Laufe des Mahles noch hin und wieder ein wenig aus Höflichkeit, aber ſeine Eßluſt war dahin. Die Wirte ſahen etwas enttäuſcht aus und wußten ſich die Enthaltſamkeit des Gaſtes nicht zu erklären. Dieſer ſelbſt blieb keinen Augenblick im Zweifel: das Nötigen war daran ſchuld. Erſt hatte er gegeſſen, was und wieviel er wollte, er hatte nicht darauf geachtet, wenn er wieder und wieder von einem Gerichte nahm. Jetzt fühlte er ſich beobachtet, es wurde ihm vorgerechnet, was er noch zu vertilgen hatte. So war das Vergnügen eine Aufgabe der Höflichkeit geworden. Er hatte die Wirte zu befriedigen und nicht an ſeine eigenen Wünſche zu denken. — Am liebſten wäre er dem Beiſpiele eines ungezogenen Bekannten gefolgt, der in gleichem Falle ſeinen wirtlichen Plagegeiſt anfuhr: „Mein Gott, man kann doch nicht mehr thun, als ſich ſatt eſſen!“ Er bekämpfte die zornige Aufwallung gegen die Verkenner der Gaſtfreundſchaft, die ihn um die Fortſetzung der Tafelfreuden gebracht hatten, und ſuchte einen mildernden Grund für das Vorgehen ſeiner Wirtin in der Thatſache, daß es wirklich Gäſte gibt, die genötigt ſein wollen. Er ſagte ſich, daß dieſen gegenüber die Wirte ſich leider nicht damit begnügen dürfen, das Glas zu füllen und alles ſonſt Gebotene in Seh- und Reichweite des Gaſtes zu wiſſen. Die junge Frau ſeines Freundes zählte ihn wohl zu jener Klaſſe von Gäſten.

Bis zur Aufhebung der Tafel ergötzte er ſeine Wirte durch liebenswürdige Unterhaltung, ſann ſich jedoch währenddeſſen eine unſchuldige Rache aus. Zum nahen Weihnachtsfeſte ſollte die Schuldige anonym einen kleinen Tafelſchmuck erhalten: ein Banner mit der Deviſe: „Genötigt wird nicht!“

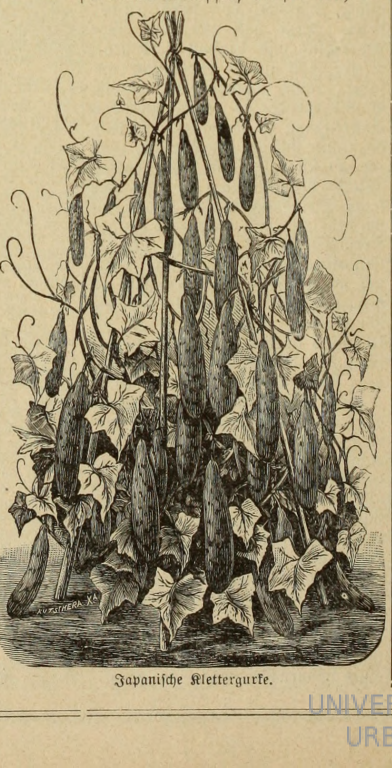
**Martha Asmus.**

## Garten.

Unter den Neuheiten, welche uns das letzte Jahr auf dem Gebiete des Gartenbaues gebracht hat, iſt vor allen Dingen die neue japaniſche Klettergurke zu nennen. Dieſelbe unterſcheidet ſich von allen bis jetzt bekannten Gurkenarten ſo ſehr, daß ſie das Intereſſe und die Aufmerkſamkeit jedes Gartenbeſitzers und Gemüſezüchters unbedingt wachrufen muß

Äußerlich charakteriſtiſch und bezeichnend für die Gurke iſt ihr großes Rankvermögen, wodurch ſie eine viel intenſivere Ausnutzung des Bodens ermöglicht. Ihr Hauptvorzug beſteht jedoch in ihrer großen Widerſtandsfähigkeit gegen Temperatureinflüſſe; während im verfloſſenen Sommer die Gurken überall unter der Ungunſt der Witterung zu leiden hatten und an vielen Orten eine vollſtändige Mißernte zu verzeichnen war, gediehen die neuen japaniſchen Klettergurken überall, wo dieſelben verſuchsweiſe angebaut waren, auf das vortrefflichſte. Dabei zeichnet ſich die Gurke durch ganz ungewöhnliche Tragbarkeit aus, wie es unſere naturgetreue Abbildung veranſchaulicht. Die Frucht iſt ſchön geformt, mittellang, für alle Zwecke verwendbar und von äußerſt feinem Geſchmack. Samen dieſer Gurkenſorte iſt von der Firma H. Jungclauſſen, Frankfurt a/O. zu beziehen.

Dieſelbe Neuheit empfiehlt auch die Handelsgärtnerei von S. E. Schmidt (Blumenſchmidt) in Erfurt.



Japaniſche Klettergurke.

## Neues Handarbeitsmaterial.

1. Siamſtoff. Unter dieſem Namen iſt eben ein eigenartiger, ſeidenweicher, dichter Baumwollenſtoff, der ein wenig an Plättdeckenfries erinnert, in den Handel gebracht worden. Man erhält ihn in jeder Stoffbreite, ſo daß er große Decken ergibt, und in allen möglichen modernen Farben. Am angenehmſten iſt mir der Stoff in einem weichen, milden Crême erſchienen, auf welchen ſich alle buntfarbenen Stickereien gleich gut abheben.

Die Vorzüge dieſes Stoffes ſind: ſehr gutes Ausſehen, verhältnismäßige Billigkeit, angenehmes Stechen beim Arbeiten und vorzügliche Waſchbarkeit. Für Gardinen in Eßzimmer, Kinderzimmer, Veranden, für ſommerliche Wiegen- und Wagendecken, auch für Reiſe- und Chaiſelonguedecken, Kiſſen auf Gartenmöbeln u. ſ. w. erweiſt das Gewebe ſich von ſehr guter Wirkung. Man kann den Stoff in kaltem wie in warmem Waſſer waſchen, läßt ihn alsdann abtropfen, bürſtet nach der Trocknung die rauh gewordenen Fädchen glatt und bügelt ihn alsdann leicht über, wodurch das Gewebe wieder wie neu erſcheint. Man beſtickt den Stoff, je nach der Beſtimmung, welche man ihm zugewieſen hat, mit ſtarker Baumwolle, mit Wolle oder auch mit Seide. Für Zwecke, bei welchen Waſchen nicht in Frage kommt, erreicht man durch Hinzufügung von Zierſchnürchen oder von Chenille noch ganz beſondere Wirkung.

Auch in dieſen Artikeln gibt es allerliebſte Neuheiten: Barockſchnur, Brokatraupe und Rokokochenille u. ſ. w. Barockſchnur iſt eine ſtarke Seidenſchnur mit gelüfteter Cantille, Gold umwickelt; man findet ſie in allen Färbungen vertreten. Sie verleiht der Stickerei einen vornehmen Reiz. Unter Brokatraupe iſt ein chenilleartiges Gewinde von glattem Metallfaden und farbiger Seide zu verſtehen. Der Metallfaden wiederholt ſtets in etwas helleren Tönen die Färbung der Raupen, z. B. hell zu dunkel-terrakotta, hell zu dunkeloliv u. ſ. w. Als Rokokochenille präſentiert ſich ein zartes, von flachen Metallfäden umwundenes Chenillefädchen, das ſich, ſeinem Namen entſprechend, den meiſt in matten Tönen gehaltenen, viel verſchlungenen Rokokoſtickereien gut anpaßt. Auch die beiden letztgenannten Zierſchnürchen ſind in allen modernen Farben vertreten. Ich erhielt dieſe Neuheiten aus dem Verſandgeſchäft von Franz Ebhardt & Co., Berlin W, 62.

## Auskunft.

Sprüche für eine altdeutſche Decke.

Fr. 20.

Mit Gott begonnen, iſt ſchon gewonnen.

Gott höhet alle Güte
Und mindert Hochgemüte. **Freidank.**

Emſiges Ringen, Führt zum Gelingen.

Wat frag ick na de Lü?
Gott helpet mi.

Alleweil luſtig ſein geht nimmer,
Alleweil linde aber immer.

Kannſt nicht immer ſingen und tanzen,
Mußt auch weben, ſäen und pflanzen.

Wer wohl will, thut leicht recht.

**Hedwig.**

Fr. 50. Haſen- und Rehfelle habe ich ſtets beim Handſchuhmacher gerben laſſen. Es gerbt dieſelben auch jeder Weißgerber. Ein Verfahren, die Felle ſelbſt zu gerben, kenne ich nicht.

**E. B.**

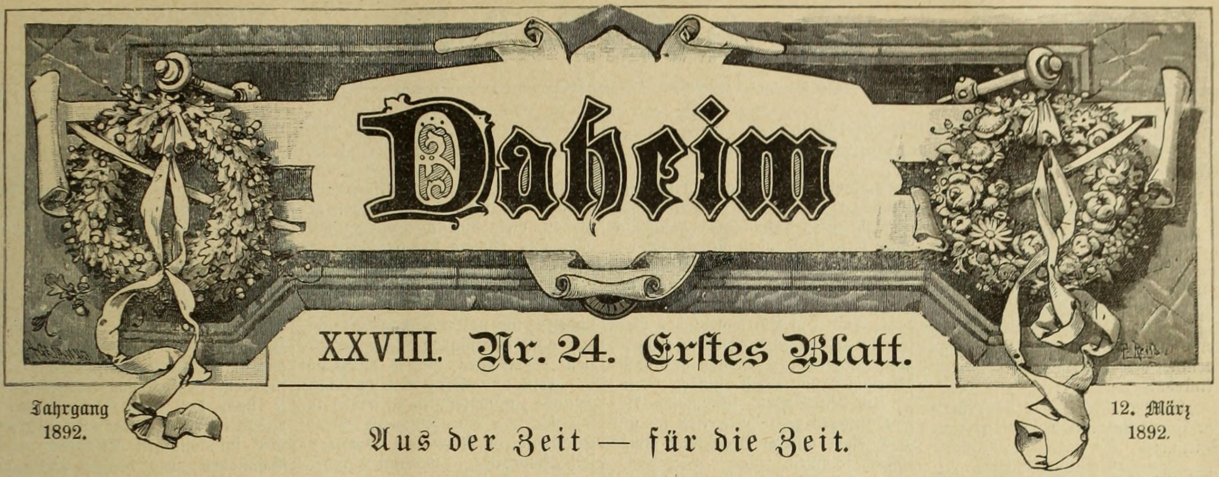
## Fragen.

65) Vor 10 Jahren, auch wohl noch früher, beſtand in Schleſien ein Frauenverein, der es ſich zur Aufgabe gemacht hatte, den bedrängten ſchleſiſchen Webern dadurch zu Hilfe zu kommen, daß er den Verkauf der Erzeugniſſe ihrer Hausweberei vermittelte. Im Komitee befand ſich, wenn ich nicht ſehr irre, eine Gräfin Pfeil, und den Vorſitz führte ein Pfarrer. Damals habe ich für mich und für befreundete Familien größere Poſten bezogen, und heute noch habe ich Freude an den Sachen. Gern hätte ich ſchon öfter daher bezogen, leider iſt mir aber die Adreſſe abhanden gekommen. Sehr dankbar — falls der Verein noch beſtehen ſollte — für gefl. Mitteilung der bez. Adreſſe würde ſein **S. P.**

66) Recht dankbar wäre ich für Angabe von Anſtalten in Thüringen oder im Königreich Sachſen, wo junge Mädchen als Induſtrie- oder Handarbeitslehrerin ausgebildet werden. **Treuer Abonnent.**

## Redaktionspoſt.

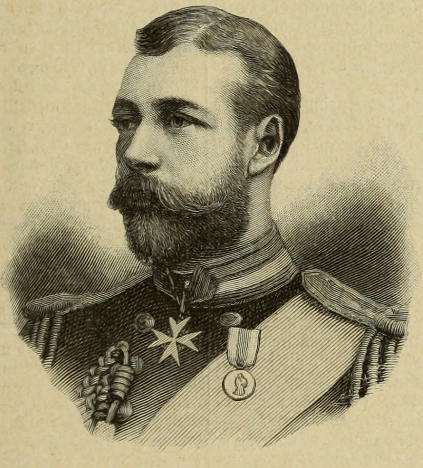
**A. D. in Zürich.** Der Brat- und Backapparat iſt zu beziehen durch die Firma Heuſſi, Leipzig, Wintergartenſtraße.



Daheim
XXVIII. Nr. 24. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1892.
12. März 1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Prinz Georg von Wales.



Prinz Georg von Wales.

Durch den Tod des Herzogs von Clarence und Avondale iſt der nunmehr einzige Sohn des engliſchen Kronprinzen, Prinz Georg von Wales, plötzlich in den Vordergrund getreten. Dem Prinzen iſt vorläufig eine ſchwierige Stellung zugefallen; man vergleicht ihn, wo er ſich zeigt, mit ſeinem verſtorbenen Bruder, und dieſer, bei ſeinen Lebzeiten wenig von ſich reden machend, iſt durch die Plötzlichkeit ſeines Todes, während alle Welt ſich rüſtete, ſeine Vermählung mit einer liebenswürdigen Fürſtentochter zu begehen, zu einer hiſtoriſchen Perſönlichkeit geworden, von dem romantiſchen Schimmer des „zu gut für dieſe Welt“ umfloſſen. Bei einem ſolchen Vergleich geſchieht dem Lebenden ſelten Recht; dem Prinzen Georg vielleicht noch ein beſonderes Unrecht, weil ſich ſeine ganze Art zu geben von der ſeines Bruders unterſcheidet. Der letztere war zurückhaltend in ſeinem Weſen, gemütvoll bis zur Empfindſamkeit, und formvoll bis zur Förmlichkeit. Prinz Georg von Wales iſt, bis der Tod ſeines Bruders ihm die Nachfolge auf dem Thron der vereinigten Königreiche in Ausſicht ſtellte, für die Marine beſtimmt geweſen und er hat manches Jahr praktiſchen Dienſt in der Flotte gethan, in der er es bis zum Kommandanten und Flügeladjutanten zur See gebracht hat. Das Seemannsleben iſt nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben; er liebt es nicht, viel Umſtände zu machen, und gibt ſich manchmal wohl freier in ſeinen Formen, offener in ſeinen Worten und Urteilen, als der verſtorbene Herzog von Clarence. Noch hat übrigens Prinz Georg wenig Gelegenheit gehabt, in ſeiner neuen Eigenſchaft als präſumtiver Thronfolger an die Öffentlichkeit zu treten. Der Prinz iſt immer noch Rekonvaleszent von einer ſchweren typhöſen Krankheit her, die ſein Leben bedrohte, und die Trauer um den von ihm zärtlich geliebten, einzigen Bruder hat nicht dazu beigetragen, ſeine urſprünglich kräftige Geſundheit ſchneller wieder herzuſtellen. Aber ſo zurückgezogen Prinz Georg auch gegenwärtig zu leben gezwungen iſt, die öffentliche Meinung in England beſchäftigt ſich dennoch viel mit ihm, — und nicht nur mit ihm, ſondern auch mit ſeiner zukünftigen Gemahlin, trotzdem der am 3. Juni 1865 geborene Prinz bisher noch keine Wahl getroffen hat. Was im Privatleben dahin führen würde, von Verlobungsplänen abzuſehen — die geſchwächte Geſundheit des Prinzen und der ihn aufs nächſte berührende Trauerfall in ſeiner Familie — das führt gerade hier, wo es ſich um die Sicherung der Thronfolge handelt, zu allerlei, nicht eben zartfühlend erſcheinender Projektenmacherei. Sehen doch ängſtliche Gemüter ſchon auch dieſen letzten Sohn des Prinzen von Wales kinderlos ins Grab ſinken und ſeine Schweſter, die an den Herzog von Fife verheiratete Prinzeſſin Luiſe, ihre Rechte an den Thron geltend machen. Da ſich der Herzog von Fife aber trotz ſeiner großen Reichtümer und trotz ſeiner Eigenſchaft als Schwiegerenkel der Königin keiner allzugroßen Beliebtheit außerhalb des Geſellſchaftskreiſes des Prinzen von Wales erfreut, ſo möchte man dieſer Eventualität, an welche Niemand dachte, als die Enkelin der Königin ſich mit dem ſchottiſchen Pair vermählte, gerne ſo bald wie möglich vorgebeugt ſehen. Es entſpricht nur den großen Sympathien, welche das engliſche Volk der hinterlaſſenen Braut des Herzogs von Clarence, der Fürſtin Mary von Teck, entgegenbringt, wenn ſchon jetzt der Plan öffentlich diskutiert wird, daß Prinz Georg auch hier die Erbſchaft ſeines Bruders antreten möge. Schon einmal, in Rußland, als Zar Alexander III. ſich mit der hinterlaſſenen Braut ſeines verſtorbenen Bruders vermählte, iſt einer ſolchen Kombinationsehe das häusliche Glück nicht verſagt geblieben.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Neu erſchien:

Das Programm des Chriſtentums
von
Henry Drummond.
Deutſche autoriſierte Ausgabe.

Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

Es iſt dies wieder eins jener merkwürdigen Drummondbüchlein, die den Leſer faſſen und feſthalten von der erſten bis zur letzten Zeile, und die er nicht ohne bleibenden Eindruck aus der Hand legt.

Ausſtattung wie bei den früheren Büchlein, deren erſtes „Das Beſte in der Welt“ jetzt in 100 000 Exemplaren vorliegt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Nicht jeder mag es ſagen,
Was ihm den Sinn bewegt,
Es darf nicht jeder klagen,
Der eine Wunde trägt!

## Kathreiner's Kneipp's Malz-Kaffee.

Mit dem Motto:
„Geſundheit — Genuß — Erſparnis!"

und der Bemerkung: „Der verehrlichen Hausfrau zur gefl. Probe!" wurde mir in rötlich gefärbtem Briefumſchlage ein auf roſafarbenem Papier gedruckter anpreiſender Brief mit der Anrede:

„Geehrte Hausfrau!" (folgt die Anpreiſung) und mit der unterfertigten Firma:

„Hochachtungsvoll
Kathreiner's Kneipp's Malzkaffee-Fabriken
München und Wien."

ſowie eine zweite auf blauem Grunde lobpreiſende Druckſchrift: „Neues Genuß- und Volksnahrungsmittel" von einem Kaufmanne nebſt inliegender Probe mit der Entſchuldigung eingehändigt: „Ich bin gezwungen, der Nachfrage wegen den Artikel zu führen; bitte, geben Sie Ihr Urteil darüber ab, Herr Doktor!"

Bereits im X. Jahrgange des Daheim habe ich unter der Überſchrift: „Moderne Kaffeefälſchungen" eine Unterſuchung veröffentlicht, welche in einer großen Anzahl von Zeitungen und Fachzeitſchriften weitere Verbreitung gefunden hat.

So will ich auch heute der Wahrheit die Ehre geben und an der Hand der Wiſſenſchaft jedermann und der „verehrlichen Hausfrau" insbeſondere zur gefl. Nachprüfung einiges über Pfarrer Kneipp's Malzkaffe mitteilen.

Ich nahm alſo einen Teil der mir zu Gebote ſtehenden Proben und goß auf die **geröſtete Gerſte**, welche ich nicht zerkleinert hatte, des Waſſers kochendes Naß. Von vornherein war ich der Meinung, der Glanz der Hülle ſei künſtlich herbeigeführt durch Zuſatz von Zucker beim Röſtungsvorgang.

Dieſe Annahme erwies ſich als irrig, denn ich konnte keinen Zucker mittelſt der ſ. g. „Fehling'ſchen Löſung" nachweiſen. Ebenſowenig gelang mir dies bei einer gelb gefärbten Flüſſigkeit, welche ich dadurch gewonnen, daß ich kaltes Waſſer auf „Kneipp's Malzkaffee" goß und dasſelbe die Nacht über ſtehen ließ. Auch hier ließ die Zuckerprobe im Stich.

Ich kochte nun endlich den zerkleinerten „Kneippſchen Malzkaffee"; auch hier war die Zuckerprobe von negativem Ergebnis.

Zucker iſt alſo nicht in „Kneipp's Malz-Kaffee" vorhanden, welchen ich zur Unterſuchung bekommen habe. (Für die Echtheit garantierte der betreffende Geſchäftsmann.)

Weshalb aber grade Zucker, werdet ihr fragen, meine verehrten Leſerinnen?

Antwort: Weil grade im **Malz** vor allen Dingen Zucker enthalten ſein muß!

Malz! Hm! — Ja was iſt denn aber eigentlich Malz, Gerſtenmalz? Dieſe Frage tritt alſo hier in den Vordergrund!

Malz iſt alſo eine bei ganz beſtimmten Temperaturgraden im dunklen Keller mit Waſſer angefeuchtete Gerſte, welche auf der „Malzdarre" getrocknet wird, ſobald nur der Wurzelkeim ſich entwickelt hat. Durch dieſen Keimungsvorgang und den darauffolgenden Röſtprozeß auf der Darre wird im Malz der weſentlichſte Beſtandteil, Zucker nämlich, auf die billigſte Weiſe gebildet. Aus dem Stärkemehl des Gerſtenkornes erhalten wir alſo durch die genannten Vorgänge und Hantierungen vor allem Zucker.

Um den Beweis für meine Behauptungen zu liefern, ließ ich mir aus einer unſerer Brauereien etwas Malz kommen.

Zerkleinert, kochte ich dasſelbe mit Waſſer. Darauf ſchüttete ich in die abgegoſſene (durchgeſeite) Flüſſigkeit ungefähr 1 Theelöffel „Fehlingſche Löſung", kochte von neuem auf und — ſiehe da?!

Die blaue „Fehling'ſche Löſung" wurde mit einem Schlage ziegelrot!

Es wurde alſo plötzlich die blaue (alkaliſche) Kupfervitriol-Löſung in rotes Kupferoxydul durch den Zucker verwandelt.

Wäre nun der Kneipp'ſche Kaffee wirklich „Malz"-Kaffee, ſo hätten alle Abkochungen die gleiche Erſcheinung bei dieſer einfachen Probe liefern müſſen! Das iſt aber nicht der Fall geweſen!

Ergo — haben wir hier es nicht mit „Malz", ebenſowenig aber mit „Kaffee" zu thun.

Mit letzterem hat das genannte Handelsprodukt nur die Farbe des gebrannten Kaffees gemein.

Sollte nun von den Fabriken wirklich „Malz" gekauft und dieſes Gerſtenmalz geröſtet ſein, ſo iſt durch zu hohe Hitzegrade der nährende Beſtandteil des Malzes, Zucker — abgeſehen einmal von den anderen, minderwertigen Beſtandteilen — zerſtört und die Bezeichnung „Malz-Kaffee" zum mindeſten eine ungerechtfertigte.

Jetzt aber kommt die „Erſparnis" an die Reihe!

Es koſtet nach dem Handelsbericht des „Leipziger Tageblattes" vom 17. Januar d. J. der Zentner feinſte Gerſte 10,25 Mark; der Zentner Malz in Arnſtadt, z. B. wo ich dies ſchreibe (19/2. 92): 15 Mark.

Das Pfund „Kathreiner's Kneipp's Malz-Kaffee" wird mit 45 Pf. verkauft; der Zentner alſo nach Adam Rieſe zu 45 Mark.

Es belaufen ſich alſo die Preiſe, überſichtlich geordnet:

| | |
|---|---|
| 1 Zentner Gerſte. . . | 10,25 Mk. |
| 1 Zentner Gerſten-Malz | 15,00 Mk. |
| 1 Zentner gebrannte Gerſte, d. h. „Kathr. Kneipp's Malz-Kaffee". . . . . | 45,00 Mk. |

Nun, „verehrliche Hausfrau", ſei ſo freundlich und urteile ſelber, was es mit dem Motto des „K. K. Malz-Kaffees"

„Geſundheit — Genuß — **Erſparniß**"

bei richtiger Würdigung der Thatſachen zu bedeuten hat. **Dr. Franz.**

## Ein ſonniges Winteraſyl in den Bergen.

Das Jahr 1892 hat für viele deutſche Familien ſchwer und ſorgenvoll begonnen; ſo manches teure Mitglied iſt von der tückiſchen Influenza und ihren böſen Folgen ergriffen, viele ſind ſchon dahingerafft oder ans ſchwere Krankenlager gefeſſelt. Dieſe tröſten ſich wohl mit der Hoffnung, ſo bald als möglich in einem milderen Klima Geneſung zu ſuchen — und nun melden alle Blätter, daß auch in Südfrankreich und Italien die Seuche immer mehr um ſich greift und auch dort keine ſichere geſunde Zufluchtsſtätte zu finden iſt. Da mir nun eine ſolche im ſchönen Etſchthale in Gries bei Bozen zu teil geworden — wo unſer unvergeßlicher Kaiſer Friedrich zu Anfang ſeines ſchweren Leidens einmal überwinterte und in den beiden letzten Jahren Kronprinzeſſin Witwe Stephanie von Öſterreich — halte ich es für meine Pflicht, alle Leidenden daran zu erinnern, daß man Gries-Bozen von Berlin aus mit einem Rundreiſebillet II. Klaſſe für 80 Mark in etwa 21 Stunden, ohne nur den Wagen wechſeln zu müſſen, erreicht. Wie man allgemein hört und mir auf mein Befragen vom Gerichtsarzt verſichert wurde, iſt in dieſer Gegend noch kein Fall von Influenza vorgekommen.

Da möchte ich ſolche, die den rauhen Stürmen der Heimat entfliehen wollen, beſonders auf ein herrliches, vor drei Jahren von einer reichen Hamburgerin in ihrem weiten ſchönen Park erbautes Aſyl aufmerkſam machen, den „Sonnenhof", der aus einem Hotel I. Ranges und drei, durch geſchloſſene heizbare Gänge damit verbundene Villen beſteht, in welchen letzteren man auch ganz billige ſonnige Zimmer und gute Verpflegung in einer im Parterre befindlichen Reſtauration erhalten kann. Alle Gebäude liegen in dem weiten, kunſtvollen Park der Erbauerin, und die Bewohner haben das Recht, ihn zu benutzen, ſich im Kahn auf dem ſonnigen See zu ſchaukeln oder bei zu heißen ſüdlichen Sonnenſtrahlen im hier ſo bald eintretenden Frühjahr, in die großen ſchattigen, immergrünen Laubgänge zu flüchten. — Elektriſche Glühlampen erleuchten jedes, ſelbſt das kleinſte Zimmer, und im Hotel kann man im Perſonenaufzug in die oberen Stockwerke befördert werden. Beſonders wohlthätig iſt eine große, mit warmem Cocosteppich belegte Terraſſe, welche die Speiſe- und Leſeſäle begrenzt, oben und an den Seiten gedeckt und nach Süden offen iſt, denn hier kann man ſelbſt bei trüben Tagen im Freien ſitzen, den Klängen der nahen Kurmuſik lauſchen oder auch bei ungünſtigem Wetter ſich in der reinen ſtärkenden Alpenluft ſtets Bewegung verſchaffen. Die Ausſicht von dieſer Wandelbahn wie von allen Zimmern iſt herrlich; bewundernd blickt man auf die großartige Gebirgswelt ringsum, auf die majeſtätiſchen Schneegipfel der Hochalpen und die phantaſtiſch geformten Schroffen und Zacken der wilden Dolomiten „Schlern" und „Roſengarten".

Der Pächter des Sonnenhofes hat ſeit 3 Jahren auch proteſtantiſchen Gottesdienſt in Gries eingeführt und den Pfarrer aus Deutſchland bei ſich einquartiert, er iſt auch bereit, jeden Winter zwei bis drei wenig bemittelte kranke Maler oder Malerinnen und Lehrerinnen zu geringem Preiſe aufzunehmen, und darauf Reflektierende haben ihr ſchriftliches Geſuch mit einem Atteſte des Arztes und Pfarrers zu verſehen. Zum Schluß bemerke ich noch, daß auch im Hotel die Preiſe mäßig ſind, für volle Penſion von 3 Gulden an, je nach der Wahl der Zimmer. Möge es vielen vergönnt ſein, ſich hier im ſonnigen Etſchthale bald Geſundheit, das höchſte Erdengut, zu holen. **Lilly Willigerod.**

## Einem jungen Mädchen zum Geburtstag.

(Mit einem Veilchenſtrauß, im Frühling.)

Liebes Veilchen, auf, geſchwind!
Hebe deine Füße,
Bringe dem Geburtstagskind
Frühlingsfrohe Grüße!

„Ach, ſchick' Roſ' und Tulipan,
Veilchen nicht, das kleine.
Jenen wird wohl aufgethan,
Doch nicht mir, — ich meine."

Sieh nun, Veilchen, wie du irrſt!
Glaub' ihm,* der dich ſandte:
Sie, die du begrüßen wirſt,
Grüßt dich als Verwandte!

*) Oder: ihr, die

**Gg. Lang.**

## Einer blonden Silberbraut.

Hier wird ein Halt gemacht und umgeſehen!
Lang war der Weg! Du atmeſt wohlig auf.
Du willſt die Strecke nicht noch einmal gehen,
Doch trittſt du mutig an zu weiterm Lauf.

Glück zu denn! Hand in Hand mit dem Genoſſen,
Durch Wind und Wetter wandelt ſich's beglückt.
Nun reifen Früchte, wo ſonſt Blumen ſproſſen,
Und voll und farbig ſteht der Weg geſchmückt.

Will's Gott, nach wieder fünfundzwanzig Jahren,
Dann ſehn wir dich in neuem Feſtesglanz.
Heut liegt der Silberkranz in goldnen Haaren,
Dann liegt im Silberhaar der goldne Kranz.

**Martha Asmus.**

## Für den Geſchirrſchrank.

Wo Geſchirr,
Da Geklirr!
Sei's denn ein trautes Klappern und Klingen,
Ohne Scherben, ohne Zerſpringen!

**Martha Asmus.**

## Für den Wäſcheſchrank.

Aus jeder Mühe um's Geſpinnſt
Wird bei Tiſch ein Glückgewinnſt.

Schneeiges Linnen zu gewinnen,
Fleißiges Spinnen, Mühen und Sinnen!
Sorgſam entfaltet bei feſtlichem Schmaus,
Huſchen die Geiſter der Freude heraus.
Zierlich gebreitet, mit frommem Spruch,
Iſt es der Hausfrau Zaubertuch.

**Martha Asmus.**

## Tiſchkarten.

Iß und laß dir's ſchmecken!
Naß ins Glas! und trink's!
Pauſen ſind zum Necken,
Schau nur rechts und links!

Leerſt den Becher du zu oft,
Schleicht ein Kätzchen unverhofft.
Leer ihn ſorglos, füll ihn neu,
Ohne Tier- und Menſchenſcheu!

Wie doch der ſchäumende Sekt
Prickelnde Stimmungen weckt,
Wenn, was ſich liebet und neckt,
Köpfe zuſammengeſteckt!

**Martha Asmus.**

## Aus der Kinderſtube.

Der kleine Herbert wird einer Unart wegen von der Erzieherin vor die Zimmerthür geſtellt. Auf die Frage eines vorübergehenden

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

dienſtbaren Geiſtes: „Nun, Herbertchen, was haſt du denn wieder begangen?“ antwortet er mit großer Ruhe: „Ich war unartig und — Zucht muß ſein!“ —

## Tiſchwäſche.

Jüngſt begegnete mir in einem viel geleſenen Blatte die Frage, wie man alte Tiſchwäſche umzuzeichnen habe, um ſie weiter zu brauchen. Dies veranlaßt mich, darauf hinzuweiſen, wie es durchaus unrichtig iſt, alte Zeichen aus Tiſch- oder Bettwäſche auszutrennen. Es kann kein ſchöneres Andenken geben, als Bett- und beſonders Tiſchwäſche, in der noch das Zeichen von Großmutter und Urgroßmutter ſich befindet. Wollen wir überhaupt neue Zeichen in die Wäſche machen, ſo ſetzen wir ſie unter die alten Zeichen, was unſere Wäſche nur zieren kann. Solche altehrwürdigen Stücke ſind ein Schmuck für einen jeden Wäſcheſchrank. Es iſt wahrhaft Unrecht, die Namen unſerer Altvordern aus den zum Teil ſelbſt geſponnenen und ſelbſt gewebten Stücken herauszutrennen. Iſt doch ein Stück Familiengeſchichte mit den alten Sachen verwebt, und das Auge der Enkelin und Urenkelin ſollte liebevoll auf den Sachen ruhen, die einen ganzen Stammbaum ihres Geſchlechtes auf ſich tragen. Sehr ſchön ſind auch die Gedecke mit eingewebten Namen oder Wappen, ſie tragen noch dauerhafter den Stempel der längſt vergangenen Zeit, und das Auge einer ſorglichen Hausfrau wacht über dieſen Gegenſtänden mit doppelter Sorgfalt, weil ſie ihren faſt unerſetzlichen Wert kennt. Auch ſtößt ſie ſich nicht daran, ob ſolch' ein Stück nicht mehr beſonders modern erſcheint, gerade in ſeiner Altertümlichkeit iſt es ihr doppelt ehrwürdig. *Lonny.*

## Handarbeit.

Die Silhouette, welche gegenwärtig von der Mode wieder, wie zur Zeit unſerer Großmütter, ſehr begünſtigt wird, taucht nunmehr auch auf dem Gebiete der Handarbeit auf. Das Mittelſtück für den gedeckten Tiſch, ſowie die Theeſervietten werden mit zierlichen Figürchen beſtickt, deren Kontouren mit ſchwarzer, waſchechter Seide ausgeführt werden. Auch für Eisdeckchen, die ein ſo beliebtes Feſtgeſchenk bilden, wählt man gern die niedliche und ziemlich müheloſe Arbeit.

An den Kinderkleidchen ſind die modernen Achſelbänder ein hübſcher und leicht herzuſtellender Aufputz; ſie werden mit gleichfarbiger Seide geſchlungen oder mit einer Zierſtichborde geſchmückt. Als Paten- oder Weihnachtsgeſchenk empfiehlt ſich ein weißes Flanellkleidchen, deſſen in gelber Seide ausgeführte Verzierung eine Ähren-Guirlande imitiert.

Jungen Damen, welche die Arbeit ihrer fleißigen Hand gern für ihre Toilette aufbieten, wird es vielleicht angenehm ſein, zu erfahren, daß zu den neueſten Gürteln auch die Nägelarbeit verwendet werden kann. Ein ſchmaler, dunkler Lederſtreifen wird ringsum zierlich ausgebogt oder mit einem Muſter durchſchlagen und in den beiden Enden mit einer Roſette in Nägelarbeit geziert. Die ſich kreuzenden Enden hält eine Stahlſchnalle feſt. — Zu den weißen oder naturfarbenen Blouſen wird auch gern ein Medicis-Gürtel aus ſchwarzem Leder getragen, der in der vorderen Mitte Schnürverſchluß zeigt. — Meiſt werden dann der hellen Blouſe Kragen und Stulpen aus ſchwarzem Sammet beigegeben. *A.*

Gehäkelter Staubwedel. Dazu brauchen wir einen Holzſtab von beliebiger Länge, nicht zu kurz, 4 cm. im Umfang, deſſen Enden mit je ein und zwei Löchern verſehen ſind. Dieſer Holzſtab wird mit einem gehäkelten Bezuge in zwei Farben verſehen; entweder nimmt man dazu Baumwolle, Häkelgarn oder auch feinen Bindfaden; grau mit rot oder mit blau zuſammengeſtellt erweiſt ſich als gleich hübſch und praktiſch. Zu dem Überzuge werden 4 Luftmaſchen zum Ringe geſchloſſen, in dieſe kommen 2 Kettenmaſchen, 3 feſte Maſchen und nun lauter Stäbchen bis zu Ende des Bezuges. Es wechſeln drei graue und eine farbige Stäbchentour ab, bis der Überzug die richtige Länge hat, dann wird der Stock hineingeſteckt, und die Hülle durch feſte Maſchen geſchloſſen. Der Wedel beſteht aus 20 grauen und 20 farbigen Bändern, von denen jedes 12—15 cm. lang iſt. 25—30 Luftmaſchen bilden den Anſchlag für dieſelben, welcher von beiden Seiten mit feſten Maſchen behäkelt wird. Bei der zweiten Tour muß die Anſchlagmaſche und das vordere Kettenglied der andern Maſchentour zuſammengefaßt werden, damit die Bänder etwas rund werden. Die 40 Bänder werden in der Farbe abwechſelnd auf eine feſte Schnur, und dieſe durch die beiden Löcher des Stockes gezogen und befeſtigt. Dieſer Schluß wird durch farbige Bandſchleifen gedeckt; dieſelben wiederholen ſich auch am andern Ende des Stockes, gleichzeitig mit ihren Schlupfen zum Aufhängen des Staubwedels dienend. *E. Grethe.*

Nachfolgend beſchriebener Arbeitsbeutel iſt an ſich nur einfach und praktiſch, die Art der Ausführung aber macht ihn zugleich zu einem eleganten und geſchmackvollen Gegenſtande. Man nehme ein Stück orangefarbiger Seide, am beſten Merveilleux-Seide, der üblichen Breite, im Quadrat und nähe um dieſes, nachdem die zwei geſchnittenen Seiten fein und ſchmal geſäumt worden, eine 4—5 cm. breite, ſchwarzſeidene Spitze und dann auf die linke Seite des ganzen Stückes in einem weiten Kreiſe ein ſchmales, gleichfarbiges Bändchen auf beiden Seiten feſt, wodurch man einen Zug erhält, der durch ſchmales, rein ſeidenes, orangefarbiges Bändchen zuſammengezogen, dem Beutel ſeine Form gibt, und zwar werden die vier entſtandenen ſeidenen Spitzen-Zacken graziös über denſelben fallen. Dieſer Arbeitsbeutel iſt auch zu Geſchenken ſehr geeignet, da er alle Vorzüge eines ſolchen beſitzt: er iſt praktiſch zu benutzen und, ſowohl was die Form als auch die Farbenzuſammenſtellung von orange und ſchwarz betrifft, originell und elegant. *P. W.*

## Praktiſches fürs Haus.

Antwort auf Frage 24. Um Roſtflecke aus weißer Wäſche zu entfernen, in die ſie auf geheimnisvolle Weiſe geraten ſind, gibt es eine ganze Anzahl gutwirkender Mittel, von denen ich folgende als praktiſch erprobt habe. Vor allem iſt zu beachten, daß die Roſtflecke ſtets vor der Wäſche entfernt werden müſſen, weil die Berührung mit Seife ſie in der Zeugfaſer befeſtigt. Sind die Flecke noch friſch, ſo haben mir Citronenſäure und im Sommer der Saft unreifer Johannisbeeren gute Dienſte geleiſtet. Man befeuchtet die Flecke wiederholt damit, läßt die Säure einige Zeit wirken und wäſcht das Zeug dann in reinem Waſſer aus. Ältere Flecke weichen dieſer Behandlung nicht mehr, ihnen müſſen wir mit ſchärferen Mitteln auf die Haut rücken. Am beſten iſt es noch, wenn man entweder die Flecke in kochenden Weingeiſt hält oder ſie in eine kochende Auflöſung von Zucker- oder Weinſteinſäure taucht und dann rein auswäſcht. Auch kann man 8 Gr. Sauerkleeſalz, 8 Gr. Kochſalz und 8 Gr. Citronenſaft in 80 Gr. Regenwaſſer auflöſen, die Flüſſigkeit filtrieren und dann mit ihr die Flecke beſtreichen, ſie über kochendes Waſſer halten und ſofort in Sodawaſſer nachwaſchen. Alte oder durch Behandlung mit Seife feſt eingefreſſene Roſtflecke weichen dagegen nur einer Behandlung mit reiner verdünnter Salzſäure, in die man den Gegenſtand ſo lange legt, bis die Flecken verſchwunden ſind. Dann ſpült man den Gegenſtand mit Sodalöſung und danach mit reinem Waſſer tüchtig. Es bedarf wohl keiner beſonderen Erwähnung, daß bei Anwendung ſcharfer Mittel große Vorſicht am Platze iſt und die Hausfrau gut thut, ſelbſt die Entfernung ſolcher Flecke vorzunehmen. *L. H.*

Verwendung wollener und halbwollener Stoffreſte. Wie viel wollene oder halbwollene Läppchen, verſchoſſene oder von Motten zerfreſſene Stücke Möbelſtoff, alte Uniformſtücke, abgetragene Herrenkleider und wollne Wäſche liegen unbenutzt und unbeachtet in Schrank und Kommode und können uns doch wieder ſo gute Dienſte leiſten, nachdem ſie in der Fabrik des Herrn Juſt in Ütze bei Hannover in dauerhafte Kleiderſtoffe umgewandelt ſind, von denen der Meter nur 64 Pfennige koſtet. Herr Juſt verſendet Proben, nach denen man ſeine Beſtellungen machen kann. Zu einem Kleid braucht man 9—12 Meter Stoff, und dazu ſind 3—4 Pfund Stoffreſte nötig. Jeder Hausfrau, die gern auch aus dem Kleinſten Nutzen ziehen möchte, kann ich raten, einen Verſuch mit dieſen Kleiderſtoffen zu machen. *A. H.*

## Wohnzimmer.

Regulierung der Luftfeuchtigkeit im Zimmer aus hygieiniſchen Gründen. Durch den plötzlichen Wechſel zwiſchen der mit Feuchtigkeit ſtark geſchwängerten Winter- und Frühjahrsluft und derjenigen des trockenen und überheizten Wohnzimmers und umgekehrt werden ſehr oft Krankheiten erzeugt. Der Feuchtigkeitsgehalt der Zimmerluft ſpielt überhaupt für das Wohlbefinden der ſich darin aufhaltenden Menſchen eine ganz weſentliche Rolle. Jeder weiß, daß der längere Aufenthalt an einem ſehr feuchten Ort, z. B. in einem warmen Gewächshauſe, einem Dampfbade u. ſ. w. unangenehm, ja ſogar geſundheitsſchädlich iſt. Man weiß ferner, daß ſehr trockene Zimmerluft, z. B. im Winter bei Nord- oder Nord-Oſtwind und bei dem dadurch bedingten ſtarken Heizen ebenfalls nicht günſtig auf die Hautthätigkeit einwirkt. Ein Gefühl des Unbehagens, das dadurch veranlaßt wird, daß die allzutrockene Luft unſerm Körper diejenige Feuchtigkeit zu entziehen ſucht, die ſie anderswo zu nehmen nicht im ſtande iſt, veranlaßt uns in richtiger Fürſorge oft, ein Gefäß mit Waſſer auf den eiſernen Ofen zu ſtellen, um ſo durch Verdunſtung für Feuchtigkeit zu ſorgen. Leider aber reicht unſer Gefühl nicht aus, uns ein richtiges Urteil über die Luftfeuchtigkeit zu geben und daher ſollte in jedem Hauſe neben dem Thermometer auch ein Feuchtigkeitsmeſſer (Hygrometer) ſich finden. Ganz beſonders vernotwendigt ſich dies für Zimmer, in denen ſich Kranke, Rekonvalescenten und Kinder aufhalten, für letztere zumal aus dem Grunde, weil, wie nachgewieſen, die Temperatur und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, namentlich in der zu Tage tretenden Differenz des Waſſergehalts der Luft innerhalb und außerhalb der Wohnungen, als Kauſalmoment für die Erhöhung der Empfänglichkeit für Diphtherie und Croup angeſehen werden müſſen. Nach wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen iſt diejenige Zimmerluft für das Gedeihen der ſich darin Aufhaltenden am zuträglichſten, welche eine Feuchtigkeit von 50—75% und einen Taupunkt von ca. 10° hat. Für derartige Luft zu ſorgen, iſt nicht ſchwer, wenn man einen Hygrometer beſitzt. Es gibt verſchiedene Inſtrumente dieſer Art; die bekannteſten ſind das Daniell'ſche Hygrometer und das Auguſt'ſche Pſychrometer. Die Beſtimmung des Feuchtigkeitsgehaltes nach dieſen iſt jedoch umſtändlich und erfordert Sachkenntnis und Aufmerkſamkeit. Dasjenige Inſtrument, welches dieſe Übelſtände nicht aufweiſt, iſt das Lambrecht'ſche Polymeter. Dasſelbe ermöglicht ſehr genaue Beobachtungen, kann ohne Schwierigkeit von jedem Laien abgeleſen werden, zeigt relative Feuchtigkeit, Taupunkt und außerdem Lufttemperatur und Dunſtdruckmaximum an und bildet einen eleganten Zimmerſchmuck. Zu beziehen iſt dasſelbe von Wilh. Lambrecht in Göttingen, der ſich um die Vervollkommnung der meteorologiſchen Inſtrumente im allgemeinen und der Feuchtigkeitsmeſſer im beſondern ſehr verdient gemacht hat. Aus hygieiniſchen Gründen kann die Anſchaffung nur empfohlen werden. *H. F.*

## Dienſtbotenhumor.

Köchin (in einem Offiziershaushalt): „Frau Baronin, wenn der gnädige Herr 'mal verſetzt wird, dann kann er ſich doch wohl ausſuchen, wohin?“ — Gnädige Frau: „Leider nicht, ein Offizier muß eben ungefragt dorthin, wohin ihn ſein Kaiſer haben will.“ Köchin (nachdenklich): „Ach! — Ich dachte man, weil der gnädige Herr doch Freiherr wäre…“ **Baronin v. S.**

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

## Broſche.

Eine höchſt originelle und hübſche Broſche ließ ich mir folgenderweiſe vom Goldarbeiter anfertigen. Ich nahm zwei Kokarden von abgelegten Offiziersmützen, die recht deutliche Prägung zeigten, zwiſchen denſelben wurde der goldene „Premierſtern“ vom Epaulette, auf der Spitze ſtehend, angebracht; das Ganze erhielt eine Schutzplatte auf der linken Seite und eine ſtarke Nadel, ſo daß ich es nun als Tuchnadel oder Broſche gebrauchen kann. Die eiſernen Kreuze in den Kokarden machen ſich ganz wunderhübſch, und da ſie alle die Inſchrift „Mit Gott für König und Vaterland, 1813“ tragen, fühlt man ſich durch das Hiſtoriſche der Sache beim Tragen ordentlich gehoben und mehr wie ſonſt noch patriotiſch. **H. v. Sydow.**

## Geſundheitspflege.

Fr. 36. Im vorigen Jahre fiel mir ungefähr zwei Monate lang täglich eine auffallend große Menge Haar aus. Ich habe nichts dagegen gebraucht, wenn ich von einer ſeltenen Anwendung des unten bezeichneten Mittels abſehe. Dennoch iſt mein Kopfhaar wieder ſo dicht, wie vorher. 60—80 einzelne Haare müſſen täglich ausfallen; ein abnorm ſtärkeres Ausfallen hat häufig ſeine Urſache nur in einer leichten vorübergehenden Erkrankung der Kopfhaut. Die dann ausfallenden Haare wachſen von ſelbſt wieder, gerade wie die nach natürlicher Ordnung täglich ausfallenden. Die beſte Haarpflege beſteht darin, alle beſonderen ſogenannten Haarmittel, auch ſtarkes Bürſten und Kämmen zu vermeiden, weil alles nur die Kopfhaut unnütz oder gar zum Schaden reizt, den Kopf ab und an zu waſchen und darnach das Haar ein wenig mit reinem Fett ohne reizenden Subſtanzen zu fetten. Iſt eine chroniſche Erkrankung der Kopfhaut vorhanden oder zu befürchten, ſo verweiſe ich auf ein Büchlein über Haarkrankheiten von Dr. Pinkus in Berlin. Es nennt ein ſehr billiges, einfaches, von jedermann ſelbſt zu bereitendes unſchädliches Mittel, das nach der jahrelangen Erfahrung des Verfaſſers, der ſich beſonders mit Haarkrankheiten beſchäftigt, ſich oft ſchon bewährt hat. **F. K., Hilfsprediger.**

## Für die Reiſe.

Weiche zierliche Reiſekiſſen von leichter Seide ſind bei längeren Eiſenbahnfahrten eine große Annehmlichkeit. Neuerdings ſind dieſe Kiſſen, ſtatt mit Federn, mit einer weichgepolſterten, praktiſchen kleinen Tascheneinrichtung gefüllt, ſo daß ſie die Handtaſchen erſetzen. Ich bezog ſolch ein „Univerſalkiſſen“, das mir treffliche Dienſte leiſtet, von C. Ahrens in Hamburg, Rödingsmarkt.

**Heddy.**

## Für die Küche.

Weimarer Speiſe. 2 Köpfe Weißkraut teilt man in 8 Teile, ſchneidet etwa 6 Möhren, 3 weiße Rüben und 30 Kartoffeln, nachdem man ſie ſchälte, in dicke Scheiben und brüht die Gemüſe mehrere Mal mit ſiedendem Salzwaſſer. Dann ſchichtet man ſie mit 500 gr Rind- oder Lammfleiſch in eine butterbeſtrichene Puddingform, ſalzt und pfeffert das Gericht und übergießt es mit 1/2 Liter ſiedendem Waſſer, in dem man 30 gr Butter und 5 gr Liebigs Fleiſchextrakt auflöſte, ſchließt die Form gut und kocht die Speiſe im Waſſerbade 2 Stunden. Dann ſtürzt man das Gericht, nachdem man die Brühe vorher abgoß, auf eine tiefe Schüſſel, verdickt die Brühe mit in Butter geröſteter Semmel und gießt dies als Beiguß über die Speiſe. **L. H.**

## Fragen.

67) Wie erlangt man Kenntnis über den Wert älterer Münzen (Thaler ꝛc.), bezw. wo werden dieſelben ge- oder verkauft?

**Joh. G.**

68) Kann mir eine geehrte Leſerin des Daheim wohl einige Theaterſtücke und ſonſtige Aufführungen nennen, die für ein Penſionat, beſtehend aus 6—8 jungen Mädchen, paſſend ſind. Es dürfen keine Herrenrollen dabei ſein. Im voraus herzlich dankend

**Lina in X.**

69) Wer von den geehrten Leſern könnte mir wohl ſagen, wohin ſich eine ſelbſtändige Rote-Kreuzſchweſter wenden muß, um Anſtellung in oſtafrikaniſchen Kolonien zu finden? Im voraus beſten Dank. **Schweſter H. L.**

70) Könnte mir jemand ein Mittel nennen, abſtehende Ohren bei einem größeren Kinde anliegend zu machen?

**Paſtorenfrau in Sachſen.**

## Auskunft.

Fr. 51. Ein ſehr intereſſantes Spiel, welches gleichzeitig eine Gedächtnisübung iſt und bei welchem ſich ſehr viele Perſonen beteiligen können, iſt folgendes. Man ſchneidet ſich eine größere Anzahl Karten, ca. 10 cm. hoch, 7 cm. breit, aus weißem Kartonpapier beſtehend, ſagen wir 100 Stück. Dieſe werden in folgender Weiſe beſchrieben. A. Zum Geographieſpiel: Man nehme 5 Karten, ſchreibe auf die erſte eine Provinz oben hin, darunter 4 Städte dieſer Provinz z. B.:

I. Karte.
**Schleſien.**
Breslau
Liegnitz
Oppeln
Schweidnitz.

Der oberſte Name wird unterſtrichen, nach ihm nennt man die Karte.

II. Karte.
**Breslau.**
Liegnitz
Oppeln
Schweidnitz
Schleſien.

III. Karte.
**Liegnitz.**
Oppeln
Schweidnitz
Schleſien
Breslau

IV. Karte.
**Oppeln.**
Schweidnitz
Schleſien
Breslau
Liegnitz.

V. Karte.
**Schweidnitz.**
Schleſien
Breslau
Liegnitz
Oppeln.

Dieſe 5 Karten bilden ein Quintett. So füllt man ſämtliche 100 Karten mit div. Provinzen und Städten aus, man kann natürlich auch Länder mit Städtenamen nehmen oder auch andere Variationen verwenden, z. B. im Litteraturſpiel Schriftſteller und ihre Werke oder Komponiſten und ihre Werke.

Die Karten werden gemiſcht und der Reihe nach an die Mitſpieler verteilt, je mehr Perſonen ſich beteiligen, deſto intereſſanter, aber auch ſchwieriger iſt das Spiel. Nun hat A. zum B. die I. Karte: **Schleſien,** es fehlen ihm zu dem Quintett die 4 Karten **Breslau, Liegnitz, Oppeln, Schweidnitz.** A. muß nun durch Fragen ſich die 4 Karten zu erwerben ſuchen. Er frägt alſo F.: „Haben Sie **Liegnitz?**“; hat F. die Karte III., welche als Kopf das unterſtrichene **Liegnitz** aufweiſt, muß er ſie an A. geben und A. frägt ſolange weiter, bis er eine Fehlfrage thut; die Perſon, an welche dann die Fehlfrage gerichtet war, welche alſo die Karte mit dem gefragten Ort am Kopf **nicht** hatte, frägt dann weiter. Es kommt dabei z. B. vor, das A. zu ſeiner erſten Karte ſich 3 Karten hinzugeſammelt hat, die letzte der 5 Karten aber nicht erfragen kann, und der Inhaber dieſer Karte V. holt ſich dann die 4 Karten von A. mit leichter Mühe, wenn derſelbe inzwiſchen ans Fragen gelangte. Wer die meiſten Quintette ſich erobert hat, iſt Sieger. Sobald eine Perſon keine Karte mehr in der Hand hat, beteiligt ſie ſich nicht mehr am Spiel, hat ſie ſich ihr letztes Spiel erfragt, iſt ſie in der Lage ihre Stimme verſchenken zu können. Spielen Sie dies Spiel einige Male durch, Sie werden es ſchnell liebgewinnen! **Th. P.**

**Wertvolle Konfirmationsgeſchenke:**

Deutſche
**Litteraturgeſchichte**
von
**Robert Koenig.**
**22. Auflage.**

Mit 269 Textabbildungen und 46 zum Teil farbigen Beilagen.

In einem eleganten Halbſaffianbande oder zwei ſoliden Halbfranzbänden.

**Preis 18 Mark.**

Dieſes Werk, deſſen bahnbrechende Eigenart in Text und Illuſtrierung ſich dauernd bewährt hat, wie zweiundzwanzig Auflagen in einem Zeitraume von zwölf Jahren am beſten beweiſen, darf mit vollem Rechte als ein paſſendes, überall willkommenes Geſchenk empfohlen werden, beſonders für junge Leute beiderlei Geſchlechts. Die Tüchtigkeit ſeines Textes und die Originalität ſeiner durchweg authentiſchen Abbildungen haben ihm das Intereſſe gebildeter Familien und die Anerkennung der Litteraturfreunde im reichſten Maße erworben.

Deutſche
**Geſchichte**
von
**L. Stacke.**
**Neue wohlfeile Ausgabe.**

Mit über 600 authentiſchen Abbildungen im Text und zahlreichen Beilagen in Schwarz- und Farbendruck.

Zwei Bände. Elegant und ſolid gebunden.

**Preis 20 M.**

Von ihrem erſten Erſcheinen an bis heute iſt die **Deutſche Geſchichte** von **L. Stacke** in ihrer Eigenart, die Geſchichte aus ſich ſelbſt zu illuſtrieren, durch die Vorführung gleichzeitiger Denkmale deutſcher Geſchichte das geſchichtliche Verſtändnis zu fördern und das Studium anregend und intereſſant zu machen, noch von keinem der neueren Werke, welche die gleichen Ziele aufgenommen, erreicht und noch weniger übertroffen worden. — In dieſer neuen Ausgabe iſt das klaſſiſche Werk bei wohlfeilem Preiſe eines der ſchönſten und wertvollſten Mitgaben für die heranwachſende deutſche Jugend.

Deutſche
**Kunſtgeſchichte**
von
**H. Knackfuß.**

Zwei Bände mit über 900 kunſtvollen Abbildungen im Text.

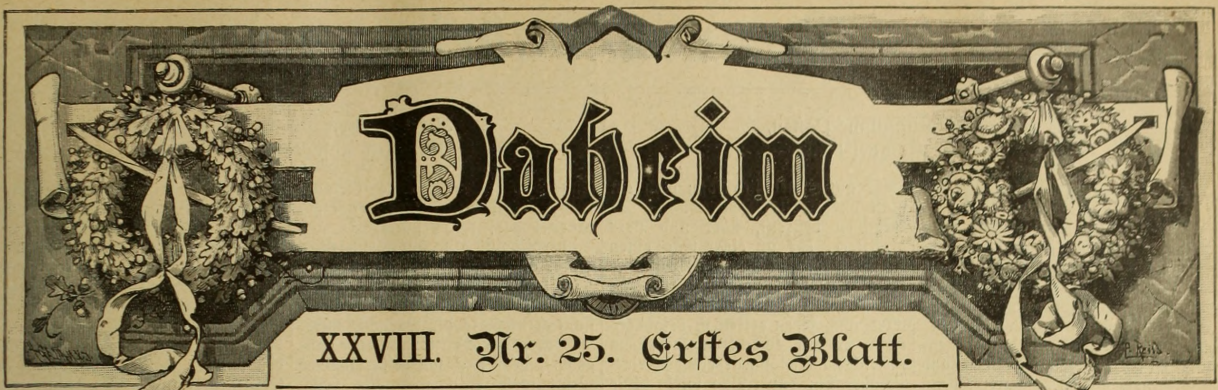
**In feinſten Kalbledereinbänden.**

**Preis 25 Mark.**

Ein bedeutendes Werk, gleich gediegen in Text und Abbildungen — ein würdiges Seitenſtück zu „Königs Deutſcher Litteraturgeſchichte“ und „Stackes Deutſcher Geſchichte“‘ — welches eine erſchöpfende Darſtellung deutſcher Kunſt in allen ihren Verzweigungen von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart gibt für einen Preis, der gegenüber dem Werte des Gebotenen ein beiſpiellos geringer genannt werden muß. Dem als Künſtler und Kunſtſchriftſteller hochgeſchätzten Verfaſſer iſt es in dieſem Werke beſonders glücklich gelungen, den ſchwierigen Stoff in gemeinverſtändlicher und überaus anregender Weiſe zu behandeln.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**



Daheim

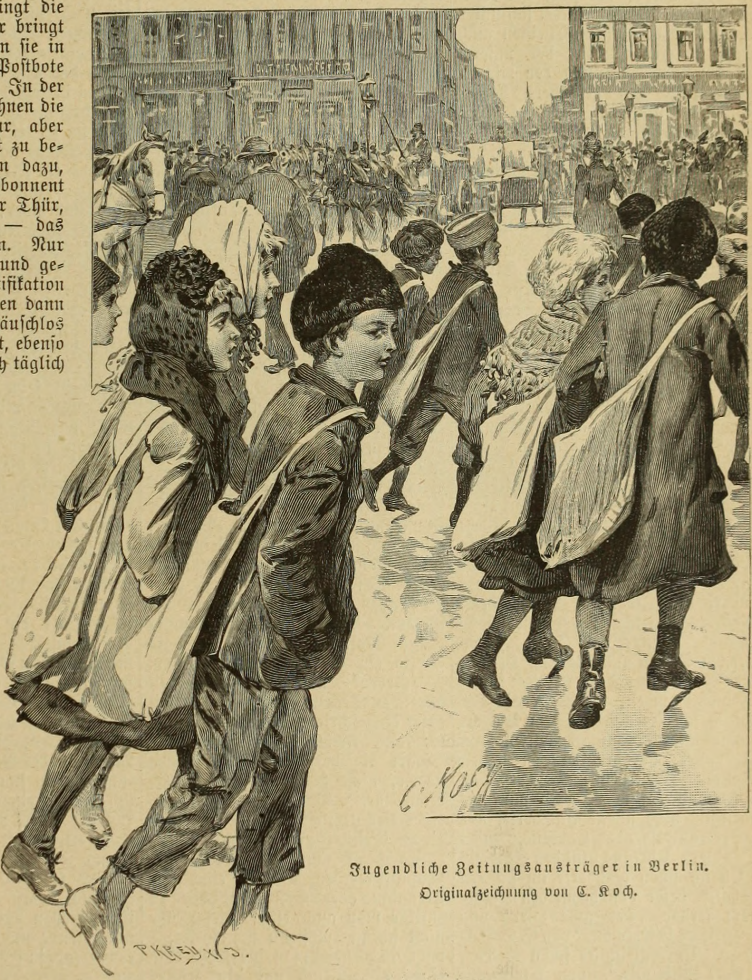
XXVIII. Nr. 25. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

19. März 1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Jugendliche Zeitungsausträger in Berlin.



Jugendliche Zeitungsausträger in Berlin.
Originalzeichnung von C. Koch.

Den Leſern wird das Geſellſchaftsſpiel: „Was bringt die Zeitung?“ allgemein bekannt ſein. Auf die Frage: „Wer bringt die Zeitung?“ wiſſen ſie ſicher auch zu antworten, wenn ſie in kleineren Städten oder auf dem Lande leben, — der Poſtbote bringt ſie oder man läßt ſie ſich vom Poſtamt abholen. In der Großſtadt aber wiſſen die meiſten Menſchen nicht, wer ihnen die Zeitung bringt. Sie abonnieren beim Zeitungsſpediteur, aber dem iſt es natürlich unmöglich, alle ſeine Kunden ſelbſt zu bedienen, — er wäre wahrſcheinlich auch viel zu vornehm dazu, ſelbſt die Zeitungen in die Häuſer zu tragen. Der Abonnent aber findet ſie regelmäßig unter der Strohdecke vor ſeiner Thür, in der Thürſpalte ſteckend oder in ſeinem Briefkaſten, — das Heinzelmännchen, das ſie bringt, läßt ſich ſelten blicken. Nur zu Neujahr klingelt es und überreicht einen gereimten und gedruckten Neujahrswunſch, für den es eine kleine Gratifikation erwartet, — gewöhnlich entpuppt ſich das Heinzelmännchen dann als ein mehr oder oder weniger altes Weiblein, das geräuſchlos während des ganzen Jahres ſeiner Pflicht nachgegangen iſt, ebenſo unſichtbar und geräuſchlos wie der Bäckerjunge, der auch täglich die beſtellte Backware in den vor die Thüre gehängten Beutel legt, ohne eine Empfangsbeſtätigung zu erwarten. Die Zeitungsfrauen ſcheinen neuerdings ein wenig aus der Mode zu kommen, — ſchulpflichtige Kinder treten an ihre Stelle, und man ſieht ſie vor großen Zeitungsſpeditionen manchmal in ganzen Haufen, den Leinwandbeutel mit den Zeitungsnummern über der Schulter, ſich allmählich dann zerſtreuend und Haus für Haus „abklappernd,“ wie ein techniſcher Berliner Ausdruck lautet. Sie ſind wohl leichtfüßiger als die Frauen, und das treppauf, treppab wird ihnen weniger beſchwerlich, — kein Wunder, wenn ihre Konkurrenz die früher für Berlin typiſchen Zeitungsfrauen allmählich verdrängt. Wer nicht alle ſozialen Dinge nur vom rein theoretiſchen Standpunkt aus betrachtet, der wird kaum ein Gegner dieſer Kinderarbeit ſein können. Schon die meiſt friſchen und geſunden Geſichter der kleinen Zeitungsträger beweiſen, daß dieſe „Arbeit,“ die ſie mit großer Zuverläſſigkeit und heitern Sinnes verrichten, ſelten über eine zuträgliche Bewegung hinausgeht, die dem mehrſtündigen Hocken in der Gemeindeſchule das Gleichgewicht hält, und die Kleinigkeit, die ſie verdienen, iſt ein willkommener Zuſchuß im elterlichen Haushaltungsbudget. Ein ſentimentales Bedauern darüber, daß dieſe armen Kinder oft ſchon vor Tagesanbruch auf den Weg müſſen, würden die Kinder ſelbſt wahrſcheinlich am wenigſten verſtehn; jedenfalls würde ihnen die Wahl ſchwer fallen, wenn man ihnen frei ſtellte, ſtatt dieſer Arbeit, wie Kinder wohlhabender Eltern, häufig bis ſpät in die Nacht hinein über ihren Schularbeiten zu büffeln.

Empfehlenswerte Konfirmationsgeſchenke.

Henry Drummond.

**Das Beſte in der Welt.** Von **Henry Drummond.** 26. Auflage. 96.—100. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Pax Vobiscum.** Von **Henry Drummond.** 10. Auflage. 46.—50. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Das Schönſte im Leben.** Von **Henry Drummond.** 1.—6. Auflage. 1.—30. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Das Programm des Chriſtentums.** Von **Henry Drummond.** 1.—5. Aufl. 1.—25. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Was dieſe faſt beiſpiellos verbreiteten Drummondbüchlein ſo ganz beſonders geeignet zu **Konfirmationsgeſchenken** macht, iſt, daß ſie von ihren jugendlichen Beſitzern auch wirklich geleſen, ja wiederholt geleſen werden, und zwar mit bleibendem und je länger deſto mehr ſich vertiefendem Eindruck.

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Es gibt zwei Einnahme-Poſten,
Davor uns der Himmel behüte — :
Reich werden auf Frohſinns Koſten,
Und klug auf Koſten der Güte!

## Konfirmations-Geſchenke.

Der kommende Palmſonntag wird im Leben mancher jungen Chriſtenſeele einen wichtigen Abſchnitt bilden. An jenem Tag ſollen die Herzen ihren Taufbund erneuern und „ein gut Gelübde vor vielen Zeugen“ ablegen. Mich dünkt die Einſegnung zu Oſtern weit feierlicher und weihevoller, als zu Michaelis, denn die ernſte Paſſionszeit iſt ſo recht geeignet, die Herzen mit Andacht zu erfüllen; und durch all' die ſchönen Vorbereitungsſtunden hindurch läuten ſchon die fröhlichen Oſterglocken. Ein fröhliches, ſeliges Feſt iſt doch immer der Tag der Konfirmation. Gewiß befindet ſich unter der Schar der jungen Chriſten auch einer unſerer Lieben, der unſerm Herzen nahe ſteht und den wir an dem Tage mit beſonders heißen Wünſchen begleiten. Iſt es nicht natürlich, daß wir unſer treues Gedenken auch durch ein äußerliches Zeichen kundgeben? Konfirmations-Geſchenke und Gratulationen ſind nicht nur eine äußere Form, ſondern haben ihre tiefe, innerliche Bedeutung. Vielfach werden Schmuckgegenſtände aus Gold und Silber, wohl auch eine Uhr, die erſte Uhr, dargereicht, die ja oft das Entzücken der Empfängerin ausmachen. So wertvoll und von Dauer dieſe Geſchenke auch immer ſind, ſo erſcheinen ſie mir doch gerade zur Konfirmation, wo die jungen Chriſten eben gelernt haben, daß ihr „Schmuck nicht ſoll auswendig ſein in Haarflechten und Goldumhängen,“ nicht ſegensreich. Weit geeigneter iſt ein gutes Buch, das einen wahrhaften Schatz für das ganze Leben bildet, das dem Traurigen Troſt, dem Schwachen Stärkung und dem Einſamen Geſellſchaft bringt. Ich erinnere an Gerocks Palmblätter, Gellerts geiſtliche Lieder (illuſtriert) Spitta: Pſalter und Harfe, Weitbrecht: Maria und Martha, Heintzeler: Gott ſchütze Dich, Sturm: Stille Andachtsſtunden, Funcke: Wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer, ſowie alle Erbauungsſchriften von Frommel, die drei in den letzten Jahren erſchienenen Bücher von Drumond u. ſ. w. Ebenſo willkommen ſind auch ſchöne Bildwerke, wie „Der anklopfende Chriſtus,“ von Händler, „Chriſtus ſtillt den Sturm,“ „Ob ich ſchon wanderte im finſtern Thal,“ beide von demſelben Künſtler; ferner „Der gute Hirt“ und „Chriſtus in Emmaus“ von E. Schönherr. Unvergleichlich ſchön bleiben, „Herr hilf mir,“ von Plockhorſt, das Reni'ſche Ecce homo und die Mater dolorosa (Pendants), ſowie der Engel „Zu Gott,“ von Kaulbach. — Will man der Gabe einen größeren Wert verleihen, ſo fügt man dem Bild noch eine Handarbeit bei und ſtellt den Stich auf eine ſelbſtgefertigte Staffelei aus Plüſch oder bronzierten Stäben, mit Gräſern dekoriert. Man läßt auch wohl das Bild einrahmen und ſtellt ſelbſt den Rahmen her, der aus Holz, Leder, Atlas, Plüſch oder dergl. beſtehen und mit Holzbrand, Malerei oder Stickerei verziert ſein kann. Sehr gut eignet ſich dazu auch ein glatt ausgekehlter Holzrahmen, mit Graupen beſtreut, über und über bronziert, der an einer Ecke einen Zweig gekneteter Blumen zeigt. — Eine ſchöne Statue, „der ſegnende Chriſtus,“ von Thorwaldſen z. B., wird auch jeden erfreuen, beſonders wenn er auf einer Konſole, einem Brettchen mit ſelbſtgearbeitetem Fries-Lambrequin dargereicht wird. Die Briefe und Gratulationen, ſowie die Predigt des geliebten Seelſorgers bewahrt wohl jeder gern bis in ſein ſpäteſtes Alter. Zur Aufbewahrung ſo wertvoller Briefe iſt eine verſchließbare Truhe aus Holz ſehr geeignet. Wer malen oder brandmalen kann, ſchmückt deren Außenwände entweder mit ſchön ſtiliſierten Blumen oder ornamentalen Figuren. Innen im Deckel ſteht der Spruch. Auch mit farbigem Plüſch überzogen, ſehen die Truhen ſehr gut aus. In Nagelarbeit verziert man dann die Ecken des Deckels, ſowie die Vorderwand, während oben in der Mitte eine Spruchſtelle z. B., Röm. 12, 12, zu leſen iſt, die ebenfalls durch Ziernägel markiert wird. Demſelben Zweck dient auch ein geſchmackvoller Glaskaſten in weißer Atlasausſtattung, auf dem in Ölfarben ein Blütenkranz, der an einem goldenen Kreuze liegt, gemalt erſcheint. Eine hübſche Variation erzielt man, wenn man das Atlaskiſſen, das den Boden bedeckt, mit einer ſchönen Stickerei ſchmückt und den Deckel des Kaſtens entweder ganz freiläßt, oder ihn mit dem Monogramm, oder dem Spruch, in Gold gemalt, verziert, ſo daß die Stickerei des Kiſſens durchſcheint. — Eine ſchöne Mappe, ebenfalls für Konfirmations-Briefe und -Papiere, wird auch ſehr willkommen ſein. Die Deckel kann man auf die mannigfachſte Weiſe herſtellen, malen, punzen, ätzen, je nach Geſchmack und Neigung. Als Muſter werden immer ernſte Motive, vielleicht auch als Motto ein Spruch dienen müſſen. — Gedenk- und Tagebücher mit ähnlichen Deckeln oder auch nur mit einer eingeſchriebenen Widmung ſind ebenfalls beliebt. Auch können ſolche Bücher die verſchiedenſten Formen haben, nicht bloß die gewöhnliche, rechteckige, z. B. die eines Herzens, eines Sternes, einer Roſe, oder auch eines breitbalkigen Kreuzes; dementſprechend muß der Deckel geſchmückt werden. — Für eine gute Freundin oder Schweſter, der zu zuliebe man auch etwas viel Mühe nicht ſcheut, empfiehlt ſich ein Jahrbuch, in welches man für jeden Tag einen Bibelſpruch und ein ernſtes Dichterwort einträgt; die Anfangsbuchſtaben bei Beginn eines neuen Monats werden verziert und ausgemalt. Hierbei kann die Geberin recht ſinnig all der bedeutungsvollen Daten, Geburts- und Sterbetage in der Familie der Konfirmandin gedenken, indem ſie darauf bezügliche Sprüche wählt. Der jungen Seele wird manchmal vielleicht erſt ſpäter klar, mit welch feinem Zartgefühl die Auswahl getroffen ward. Es iſt dies ein Geſchenk, das für das ganze Leben ſeinen Wert behält. — Eine ſchöne Gabe iſt auch ein geſchmackvoll eingebundenes Geſangbuch, deſſen Deckel man ſelbſt gearbeitet hat, wozu ſich Gold- und Silberſtickerei auf dunklem echten Samt am ſchönſten eignet. Es empfiehlt ſich dieſes Angebinde jedoch nur, wenn die Empfängerin vorausſichtlich niemals die Parochie wechſelt oder der Militärgemeinde angehört, denn ſonſt würde ihr ſchönes Geſangbuch bald und oft genug wertlos, wenigſtens zum Kirchgang unbrauchbar, werden. — Für ferner Stehende, Schulgenoſſen, Penſionsgefährten ſind kleinere Gaben geeignet. Ein hübſches Leſezeichen für die Bibel z. B. wird gern geſchenkt. Zu all den alten, bekannten Formen ſei noch die eines Kreuzes aus ſchwarzem Atlas erwähnt, worauf man einen zierlichen Zweig malt. Auch das Glaube-Liebe-Hoffnungszeichen iſt ſehr beliebt. Dazu nimmt man drei gleich lange Seidenbänder, faßt ſie an einem Ende zuſammen und befeſtigt am andern Ende jedes Bandes ein Kreuz, einen Anker und ein Herz aus Papierkanevas, die über und über, auf beiden Seiten mit Metallperlen benäht ſind. Auch eine ſogen. Ziehbibel, beſtehend aus vierzig geſchriebenen Kernſprüchen, die in einer hübſchen Hülle liegen, wird gern gegeben. — Den Anzug der Konfirmandin zu beſorgen, bleibt meiſt den Eltern überlaſſen, doch kann eine geſchickte Freundeshand wohl ein feines, ſelbſtgearbeitetes Taſchentuch mit Spitzenrand als Gabe darreichen. — Die Wünſche, die von fernen Lieben, von auswärts durch die Poſt entgegengetragen werden, kleiden ſich gern in die Form jener kleinen, reizenden, ſogen. engliſchen Büchelchen, die in moderner, geſchmackvoller Ausſtattung oft viel Schönes und Erbauliches an Liedern und Sprüchen bringen. Auch ſchon eine ſinnige Karte wirkt freundlicher, als ein bloß geſchriebener Glückwunſch. — Kommen Freunde perſönlich zum Gratulieren ins Haus, ſo bringen ſie gern eine blühende Blume als Gabe; in größeren Städten winden die Gärtner zu dem Zweck kleine, zierliche Kreuze aus Myrthen, der Blume der Jungfräulichkeit. Ein junges Mädchen machte ſich einſt aus einem ſolchen Kreuz einen Ableger, der prächtig gedieh und nach etlichen Jahren gerade groß genug war, um ihren Brautkranz daraus zu winden. — Wir rufen all den lieben Konfirmanden und ihren treuen Müttern, die den Tag mit Freude und dankendem Herzen erwarten, ein fröhliches „Grüß Gott“ zu.

**Gertrud von Sydow.**

## Buchzeichen als Konfirmationsgeſchenk.

Hierzu iſt erforderlich: $\frac{1}{2}$ m roſa- und $\frac{1}{2}$ m cremefarbenes Seiden- oder Atlasband. Auf erſterer wird mit cremefarbener Seide der Spruch: „Herr, habe acht auf mich“ in $1\frac{1}{2}$ cm hohen gotiſchen Buchſtaben geſtickt. Jeder derſelben wird zwei bis dreimal mit Silbercantille quer überſtochen. Über dem Spruch kann noch ein Kreuz, vollſtändig mit Silbercantille geſtickt, angebracht werden. Auf das cremefarbene Band kommt der Spruch: „Sei getreu bis in den Tod!“ Derſelbe wird in roſaſeidenen Faden geſtickt und jeder Buchſtabe mehrere Mal mit Goldcantille überſtochen. Der unbeſtickte Raum des Bandes kann mit Sternchen aus Gold- und Silbercantille beſtickt werden. Die Enden der beiden Bänder werden ungefähr 8 cm weit ausgefranſt. Schließlich werden die beiden Bänder ſo aneinander geheftet, daß die Rückſeiten gegeneinander kommen und zuletzt mit gut paſſender Seide an den äußerſten Rändern überwendlich zuſammengenäht. — Natürlich kann jeder andere beliebige Spruch dazu verwendet werden.

**E. S. in N.**

## Widmungsgedicht
in ein
## Stammbuch zur Einſegnung.

Aus der Kindheit frohen Tagen
Tritt'ſt erwachſen du zu mir,
Laß mich, Kind, dir heute ſagen,
Was der deutſchen Jungfrau Zier:

Unſchuld, Kindlichkeit für immer,
Anmut und Beſcheidenheit! — —
Gleich dem Veilchen ohne Schimmer
Bleib' natürlich jederzeit.

Sei zufrieden, lieb' das Gute,
Scheu zurück vor keiner Müh',
Deine Pflicht mit friſchem Mute
Üb' ſie tapfer ſpät und früh.

Lern gehorchen, lerne ſchweigen,
Jedes Weibes höchſte Zier,
Sind viel Tugenden dir eigen,
Neigt ſich jeder gern zu dir.

Mög'ſt du daran ſtets gedenken,
Du mein liebes Töchterlein,
Will dies Mahnwort heut dir ſchenken
Präg' es tief ins Herz dir ein.

**Ludwig Menzel.**

## Neue Vorlagenwerke.

Den nach immer neuen Anregungen Umſchau haltenden Liebhaberinnen „häuslicher Künſte“ möchten wir einige neue vortreffliche Vorlagenwerke empfehlen. 1) Lederſchnitt und Lederplaſtik. 32 Tafeln in Buntdruck mit 40 Vorlagen auf 12 Pauſebogen nebſt Anleitung von Georg Büttner. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig. — Das Werk enthält eine Fülle neuer, in altdeutſchem Stil gehaltener Motive zu Stühlen, Truhen, Bilderrahmen, Gürteln und dergleichen. Die naturgroßen Pauſebogen machen das Übertragen der Zeichnung überaus bequem. — 2) In demſelben Verlag erſchien eben die zweite vermehrte Auflage des beliebten und liebenswürdigen Buches „Dilettantenkünſte“ von Franz Sales Meyer. — 3) Der häufig wiederkehrenden Nachfrage nach guten Vorlagen für Porzellanmalerei kommt ein bei Trowitzſch & Sohn in Frankfurt a. O. erſchienenes Werk von Thereſe und Minna Laudien, die letzte Arbeit der inzwiſchen verſtorbenen erſtgenannten der beiden Schweſtern, entgegen. Sechs Hefte à ſechs Blatt. Das uns vorliegende erſte Heft bringt anſchauliche Vorlagen zu einer ovalen Schüſſel, einer Fruchtſchale, ſechs allerliebſten Obſttellern, einem dunkel gehaltenen Wandteller u. a. m. Jedes Blatt iſt einzeln käuflich. — Zum Schluſſe ſei allen, denen es um ein ernſteres

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Studium gewerblicher Kunſt zu thun iſt, ein vorzüglich bildendes Werk empfohlen: „Zwanzig farbige Vorlagen für das Freihand- und geometriſche Zeichnen, unter beſonderer Berückſichtigung der Farbenmiſchungen. Herausgegeben von B. Grohberger u. G. Seyffert. Verlag der Gewerbeſchau, Minden & Wolters, Dresden.

## Einem Siebziger

bei Überreichung eines auf ſchwarzen Sammet geſtickten Edelweiß in Form eines Buchzeichens.

Der Wandrer zieht mit raſchen Füßen
Durch Frühlingsau'n, durch friſches Grün,
Er ſieht die blauen Veilchen grüßen
Und junge Roſen ſieht er blüh'n.

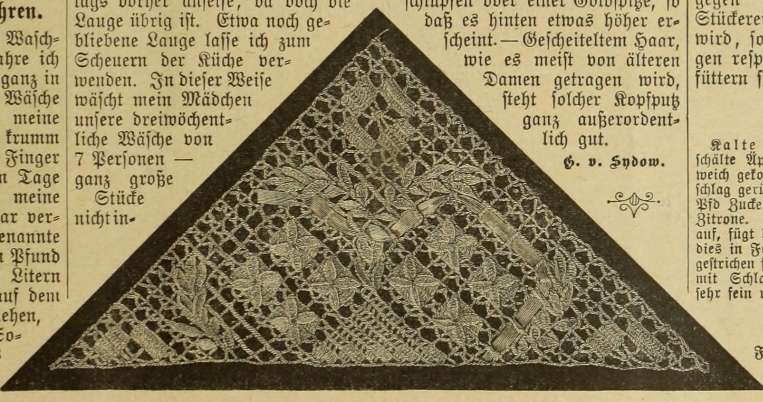
Doch weiter aufwärts geht ſein Streben,
Er klimmt empor den ſteilen Pfad;
Es ſtirbt der Blumen buntes Leben,
Je mehr er ſich den Höhen naht.

Schon iſt vom Ziel er nicht mehr ferne,
Der frohe Jüngling ward zum Greis.
Da ſtrahlt, ein Abglanz lichter Sterne,
Entgegen ihm das Edelweiß. **H. F.**

## Praktiſches Waſchverfahren.

Mich dem Prinzip der Waſchmaſchinen anſchließend, verfahre ich — ohne ſolche Maſchine — ganz in der Weiſe derſelben. Meine Wäſche gerät vorzüglich, ohne daß meine Leute den ganzen Tag über krumm gebückt zu ſtehen und ſich die Finger durchzureiben brauchen. Am Tage vor dem Waſchfeſt ſeife ich meine Wäſche gehörig ein, und zwar verwende ich dazu die ſogenannte Schritzelſeife. Ich brühe ein Pfund davon mit reichlich zwei Litern Waſſer auf und laſſe ſie auf dem heißen Kochherde ſo lange ziehen, bis ſie ſich aufgelöſt hat. Sodann muß die Seife etwas verkühlen, jedoch nicht bis zum Steifwerden. Nun breite ich jedes Stück Wäſche auf dem Tiſche aus, tauche die Hand in die flüſſige Seife und überſtreiche es damit, die ſchmutzigſten Stellen am meiſten, rolle es ſodann feſt zuſammen und ſchichte nun die Wäſche in dem bereitſtehenden Brühfaß oder einer Wanne ſo, daß die ſchmutzigere und gröbere nach unten, das Feine mehr und mehr nach oben kommt. Dann übergieße ich das Ganze mit reichlich warmem Waſſer, worin ſchwach Soda aufgelöſt wurde und laſſe es bis zum nächſten Tage ſtehen. An dieſem ſetze ich einen Keſſel mittlerer Größe, zur größeren Hälfte mit kaltem Waſſer gefüllt, aufs Feuer und lege ſo viel von der geweichten Wäſche, als bequem Platz im Keſſel hat, gut ausgeſchüttelt hinein, füge etwas wenig Soda und Seife hinzu, da ja die Wäſche noch reichlich Seife enthält, und bringe nun einen großen Kupferkeſſel zum Kochen. Sobald dies beginnt, rühre ich die Wäſche, mit einer großen Holzkelle langſam im Kreiſe drehend, ein paarmal um, und laſſe ſie 20—25 Minuten auf nicht zu ſtarkem Feuer weiter kochen, dabei von Zeit zu Zeit wieder einrührend. Jetzt wird die Wäſche in das bereitſtehende Waſchfaß geſchüttet, reichlich mit kaltem Waſſer übergoſſen, auf ihre Fleckenloſigkeit hin nachgeſehen und etwa vorhandene Streifen und Fleckchen etwas nachgeſeift. Inzwiſchen ſtellte ich zur Seite des Feuers einen zweiten Keſſel oder verzinnten Waſchtopf mit friſchem Waſſer, Soda und Seifebeigabe, worin ich die nachgeſehene Wäſche ein zweites Mal langſam 20—30 Minuten ziehen laſſe, während ich in dem erſten Keſſel, mit kaltem Waſſer ſtets aufſetzend, mit der übrigen Wäſche fortfahre. Das Waſſer des zweiten Keſſels kann immer weiter benützt werden, da es nicht kalt zu ſein braucht und auch keine Schmutzteile mehr enthält. Fleckenlos — abgeſehen von Rotwein oder Tintenflecken — und von blendender Weiße geht die Wäſche aus dem zweiten Keſſel hervor, und ich muß nochmals betonen, daß kein ſtarkes Reiben oder Kratzen der ſtärkſten Schmutzflecke nötig iſt. Das Soda-Waſſer, das von dem erſten Keſſel übrig bleibt, laſſe ich verdünnen und feine bunte Wäſche: Schürzen, Strümpfe, Decken u. dergl. darin, ohne jede Seife, durchreiben oder, ſobald davon nichts mehr vorhanden, mit dem etwas kälter gemachten Seifenwaſſer die Küchentücher übergießen und erweichen, die ich nicht tags vorher anſeife, da doch die Lauge übrig iſt. Etwa noch gebliebene Lauge laſſe ich zum Scheuern der Küche verwenden. In dieſer Weiſe wäſcht mein Mädchen unſere dreiwöchentliche Wäſche von 7 Perſonen — ganz große Stücke nicht inbegriffen — von morgens 8 bis nachmittags 4 Uhr und geht mir noch ab und zu zur Hand in der Wirtſchaft. Der Verbrauch beträgt dabei $1^1/_2$ Pfund Schritzelſeife à 35 Pfennige und ein halbes Pfund Seife. Mein Mädchen macht zu dem Waſchtage kein böſes Geſicht mehr, und drei Dutzend Taſchentücher oder ein gut Teil weißer Strümpfe ſind ihr keine Plage, da ſie nicht die Qual hat, ſie zu reiben. Ich wünſche, daß recht viele Hausfrauen die Probe machen möchten.

**Eine ſelbſtthätige Hausfrau.**



## Handarbeit.

Kopfputz. Die auf dieſem Blatte abgebildete, gehäckelte Ecke gibt das Muſter zu einem äußerſt gefälligen modernen Häubchen für ältere Damen. Es wird in ſchwarzer, nicht allzu ſtarker Seide ausgeführt, und zwar wähle man recht gute, am beſten Knopflochſeide dazu, da ſchlechte Qualität auf dem Haar leicht grau und unanſehnlich wird. Man beginnt mit einem Anſchlag von 1—5 Luftmaſchen an der Stelle, wo das Fädchen hängt. Der Grund wird in der Art wie ſämtliche Gardinenmuſter gearbeitet; das Muſter beſteht aus Stäbchen und dick aufliegenden Blättchen; dieſe werden ſtets von oben nach unten gearbeitet, und zwar haben die kurzen Blätter 7, die längeren 9 Luftmaſchen mit ebenſovielen ganzen und halben Stäbchen; (letztere immer am Anfang und Ende). Die 8 Viereckfiguren zeigen die Blättchen in der Mitte vereinigt; man beginnt ſie an der oberen linken Ecke. Das Knötchen in der Figur unten rechts beſteht aus 3 zuſammengeſchürzten Stäbchen. Noch iſt darauf zu achten, daß um die Hauptfiguren eine Reihe ungefüllter Vierecke ſich zieht, die man dadurch erhält, daß man ſtatt der 7 Luftmaſchen, die als Füllung dienen, nur 5 Kettenmaſchen und bei der rückwärtsgehenden Tour ein Doppelſtäbchen häkelt. Das Ganze wird mit Bogen umhäkelt und mit ſchwarzem Hutdraht verſehen, damit man dem Häubchen die gewünſchte Form geben kann. Jedes erhaben aufliegende Blättchen erhält nun eine Verzierung in Goldfaden, während ein ſchmales Goldlitzchen durch die ungefüllten Vierecke gezogen wird. Dieſes, mit der Spitze nach vorn, ſchnebbenartig aufliegende Häubchen erhält hinten noch eine gefällige Garnitur von 3—4 Bandſchlupfen oder einer Goldſpitze, ſo daß es hinten etwas höher erſcheint. — Geſcheiteltem Haar, wie es meiſt von älteren Damen getragen wird, ſteht ſolcher Kopfputz ganz außerordentlich gut.

**G. v. Sydow.**

* * *

Quergeſtreifter Vorhang aus Stoffreſten. Von zwei einfarbigen verſchiedenen Stoffreſten, z. B. aus olivengrünem und rotbraunem Tuch (es können immerhin gut erhaltene Beſtandteile getragener Kleider ſein) iſt mit einiger Mühe und Zeit ein netter Vorhang zu fertigen. Hat man die erwünſchten Breiten beiſammen, ſo legt man die Farben und Stoffe abwechſelnd aneinander und verdeckt den Anſatz durch einen aufgenähten ſchwarzen Stoffſtreifen oder durch breite Borden. Dieſelben bilden jedesmal die Mitte einer Stickerei in Kreuzſtich, die entweder ganz in Schwarz gehalten wird, nur mit Gelb untermiſcht, oder auch noch in den Farben der Stoffe und zwar ſo, daß Rot, Schwarz und Gelb auf Grün liegen, und umgekehrt, Grün, Schwarz und Gelb auf Rot. Die Stickerei muß ſteif und ſtreifig ſein, damit der ſchwarze Streifen, welcher übrigens auch beſtickt wird, nicht wie ein dicker Strich darin erſcheint. — Noch leichter und fördernder als ſelbſt die gröbſte Kreuzſtichſtickerei iſt folgende Ausführung. Man befeſtigt den Vorhang mit Nadeln auf einem mit einer Tiſchdecke belegten Tiſch, ſodaß er fadengerade liegt, und zieht nach dem Lineal mit Kreideſtift diejenige Anzahl breiterer und ſchmälerer Streifen, welche man nach Art der römiſchen Shawlmuſter anzubringen gedenkt. Darauf nimmt man den Stoff vom Tiſche, fädelt drellierte Wolle in eine ſtarke Nadel und näht damit etwa 1 cm lange Vorderſtiche ſo dicht wie möglich nebeneinander. Bei der zweiten Reihe beginnt man den Stich unter der Mitte des erſten, bei der dritten Reihe unter der Mitte des zweiten Reihenſtiches u. ſ. w. Da ſich bei dieſer Arbeit der Stoff leicht verziehen würde, ſo muß man ihn vorſichtig, nachdem man die erſten Stiche gemacht hat, an einer Nähſchraube feſtſtecken. Der Stoffteil, welcher einfarbig bleiben ſoll, wird nur hin und wieder mit einer Reihe gleichfarbiger Wolle durchnäht, damit er ſchwerer wird. Man läßt am Ende die Fäden etwas hängen, wodurch eine Art Webefranſe entſteht, welche ſpäter leicht zu ergänzen und zu beſchneiden iſt. Die größeren Längen des Stoffes nimmt man in die Mitte, die ſchmäleren am unteren Ende, weil dasſelbe dadurch reicher und ſchwerer wird. Zu Gardinen eignen ſich dieſe Vorhänge nicht, da, gegen das Licht gehalten, die Stückerei und Stickerei ſichtbar wird, ſondern nur zu Thürvorhängen reſp. Portieren, welche leicht zu füttern ſind. **Pauline Douberck.**

## Für die Küche.

Kalte Apfelſpeiſe. Zwei Pfund geſchälte Äpfel werden mit $1^1/_2$ Liter Waſſer weich gekocht und dann durch einen Durchſchlag gerührt. Dann thue man dazu: $1^1/_2$ Pfd Zucker und den Saft von einer großen Zitrone. Dann löſt man 4 Lot Gelatine auf, fügt dies ſchnell hinzu, dann füllt man dies in Formen, welche mit Mandelöl ausgeſtrichen ſind. Will man dieſe Speiſe noch mit Schlagſahne überziehen, ſo wird ſie ſehr fein und äußerſt ſchmackhaft.

## Auskunft.

Fr. 57. Das Holz, auf welches man mit Ölfarben malen will, muß vollſtändig trocken ſein und vorher durch zwei auf der Rückſeite eingelegte Holzleiſten vor dem Werfen (Biegen) geſichert werden. Dann ſchleift man die obere Seite des Holzes mit Leinöl und Bimſtein glatt und überzieht beide Seiten mit einem Kreidegrunde, den man mit einem weichen Pinſel zwei oder dreimal aufträgt, doch ſo, daß der vorhergehende jedesmal trocken iſt. Die letzte Lage ebnet man mit einem feuchten Schwamm. Schließlich trägt man auf die zu bemalende Seite mit einem Borſtenpinſel einen Ölgrund auf und läßt denſelben trocknen. **O. Qu.** in **M.**

## Fragen.

71) Wer kann mir zu einem recht ſinnigen, altdeutſchen Hausſpruch verhelfen, der beim Eintritt in unſer Haus jeden Gaſt willkommen heißen ſoll? **Eine Paſtorenbraut.**

72) Kann eine der geehrten Leſerinnen eine Fabrik reſp. ein Geſchäft angeben, wo zerzupfte Seidenreſte — meiſt lange Fäden — geſponnen und davon Decken gewebt werden? Sehr dankbar wäre **Eine Abonnentin — Berlin.**

73) Kann mir eine der verehrten Mitleſerinnen des Frauendaheim mitteilen, wo und zu welchem Preiſe Spinnräder zu haben ſind? — Wo erhält man guten, preiswürdigen Flachs? Im voraus beſten Dank.
**Junge Pfarrfrau,**
Freundin des Spinnrades.

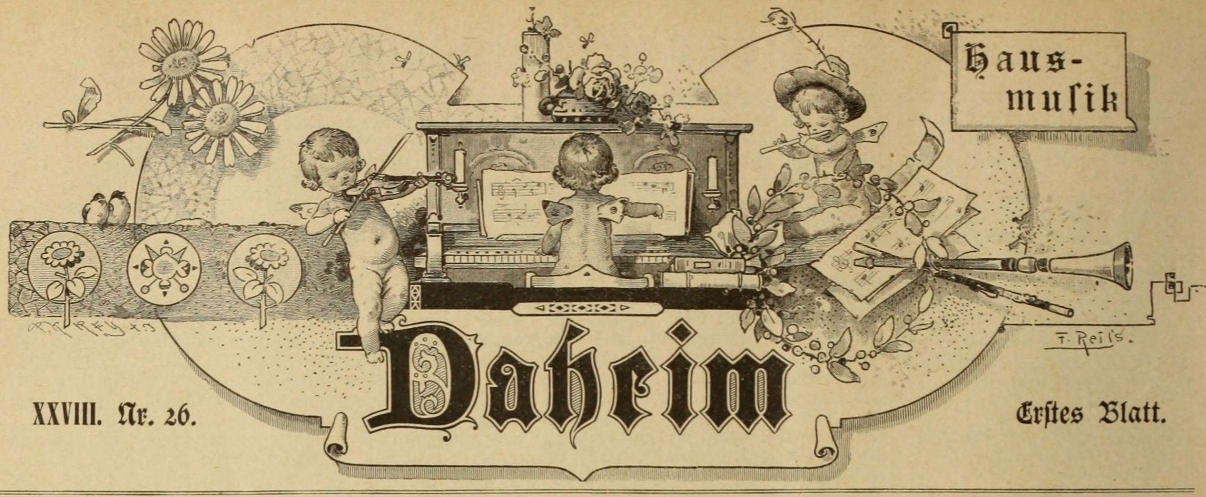
74) Wie bereitet man die beliebte Hamburger Aalſuppe? **E. R. in Berl.**

75) Der kleine Albert, 10 Jahre alt, möchte gern ſeinen Eltern zur Silber-Hochzeit einen Hausſegen überreichen. Könnte mir eine liebe Daheimleſerin ein kleines Gedicht angeben, welches der Kleine dabei vortragen könnte? Herzlichen Dank im voraus. **Maria Traut.**

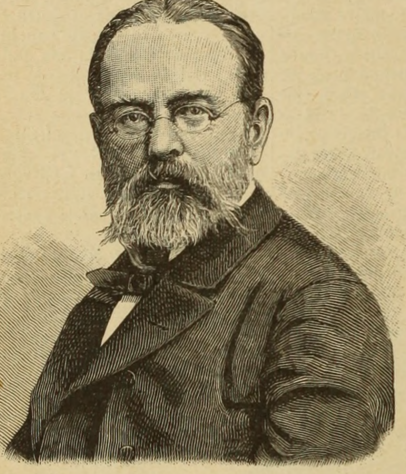
76) Kann mir jemand Auskunft erteilen über die Art und Weiſe, wie man die Leuchtkraft auf den beliebten Leuchtkerzen herſtellt? **v. B. in R.**

77) Kann mir jemand nachweiſen, wo man Schmuckfedern, als Pfauen, Kronentaucher, Perlhuhnfedern u. ſ. w. verwertet? Im voraus meinen Dank. **L. H.**

78) Könnte mir vielleicht eine der geehrten Leſerinnen ſagen, wie ſich Rohſeide gut wäſcht? **M. Fr., Friedenau b. Berlin.**



XXVIII. Nr. 26.
Daheim
Erſtes Blatt.



Joſef Rheinberger.

## Joſef Rheinberger.

Joſef Rheinberger gehört zu den hervorragendſten Komponiſten der Gegenwart: faſt auf allen Gebieten der Kompoſition iſt ihm Ausgezeichnetes gelungen, und wenn ſeinem Talente und ſeiner Fruchtbarkeit, der wir bisher gegen 170 vollwichtige Werke verdanken, auch ein Schaffen in beſcheidenen Grenzen zur Entfaltung ſeiner muſikaliſchen Seele hätte genügen müſſen, die 15 prächtigen Orgelſonaten, die uns Rheinberger geſchenkt, reichten allein hin, ihm einen Ehrenplatz in der neueren Muſikgeſchichte zu ſichern. Aber die Fruchtbarkeit des Meiſters iſt eine ſchier unerſchöpfliche, und alle ſeine Werke ſind reif, edlen muſikaliſchen Gehaltes voll und reich an Zügen von hervorragender Schönheit. Eine neue Epoche der Tonkunſt bedeutet Rheinberger nicht. Weit entfernt, ſich gegen das Alte aufzulehnen und mit revolutionärer Fauſt der Selbſtherrlichkeit ſeines Genius Altäre zu errichten, iſt Rheinberger vielmehr der tapfere Paladin nachklaſſiſcher Tonkunſt; er will in ſeiner künſtleriſchen Stellung als eine Fortſetzung dieſer nachklaſſiſchen Epoche der Tonkunſt betrachtet ſein. In allem, was Rheinberger geſchrieben, verſpürt man das Walten eines ſtarken, an klaſſiſchen Muſtern gebildeten Geiſtes. Mit meiſterhafter Beherrſchung der künſtleriſchen Form verbindet Rheinberger reiche muſikaliſche, vielleicht ſtellenweiſe von Mendelsſohn beeinflußte melodiſche Erfindung und eine bewunderungswürdige Meiſterſchaft in der Handhabung aller Mittel des künſtleriſchen Ausdrucks. Er iſt einer unſerer gewaltigſten Contrapunktiker. Sein Tonſatz iſt von ſeltener Schönheit: man merkt überall den freien Geiſt und die freie Hand des echten Meiſters. Rheinberger wurde in einem Ländchen geboren, das eben noch groß genug war, ſeiner Wiege Raum zu geben. Er erblickte das Licht der Welt am 17. März 1839 in Vaduz, im Fürſtentum Lichtenſtein, wo ſein Vater als fürſtlicher Rentmeiſter lebte. Der kleine „Sepperl“ war ungemein muſikaliſch, was ſeine Eltern ſehr in Erſtaunen ſetzte, da ſie ſelbſt die Muſik kaum als etwas anderes als ein bald angenehmes bald unangenehmes Geräuſch empfanden. Ein biederer Schulmeiſter gab dem Knaben den erſten muſikaliſchen Unterricht: der Kleine lernte Singen, Klavierſpielen und verſuchte ſich wohl auch auf der Guitarre. Die überraſchenden Fortſchritte, die Sepperl in dieſen freien Künſten machte, veranlaßten den Papa zu einer für Lichtenſtein unerhörten That: er ließ aus Wien einen Flügel kommen. Der Knabe entwickelte ſich nun in erſtaunlicher Weiſe: nicht nur, daß er auf dem Klavier und der Orgel mit großer Fertigkeit und Gewandheit zu ſpielen verſtand, auch in der Kompoſition gab der Zehnjährige mit einer Meſſe für drei Stimmen eine belangreiche Probe ſeines glänzenden Kompoſitionstalentes. Der Biſchof von Chur hörte von dem Wunderknaben und nahm ſich ſeiner wohlwollend an, indem er für ſeine weitere Ausbildung in Feldkirch Sorge trug. Hier bereitete ſich nun der Knabe mit wahrem Feuereifer für ſeinen Eintritt in das Münchener Konſervatorium vor. 1851 kam Rheinberger nach München, wo er eine dauernde Heimat finden ſollte. Eine vorzügliche, vielſeitige und gediegene Unterweiſung von ſeiten ausgezeichneter Lehrer wurde ihm zu teil. Der treffliche Gelehrte Schafhäutl (in der gelehrten Welt bekannt unter dem Pſeudonym Pelliſow) und der Generalmuſikdirektor Franz Lachner ehrten ihn mit beſonderem Wohlwollen. Bald wurde Rheinberger als Lehrer an das Konſervatorium gefeſſelt, gleichzeitig wirkte er als Organiſt an der St. Michaelis-Hofkirche, 1864 übernahm er die Direktion eines großen Oratorienvereins, ein Amt, in welchem er ſich jene ungewöhnliche Vertrautheit mit der Natur und der Eigenart der menſchlichen Singſtimme erwarb, welche ſeinen Chorwerken eine ſo eminente Wirkſamkeit ſichert. Als die neu gegründete königliche Muſikſchule eröffnet worden war, berief König Ludwig II den ausgezeichneten Tonkünſtler als Lehrer an dieſelbe; Rheinberger erhielt bald darauf den Titel eines Hofkapellmeiſters, Ehren und Auszeichnungen folgten: für die Widmung einer doppelchörigen Meſſe wurde Rheinberger vom Papſte Leo XIII zum Ritter des Ordens vom hl. Gregor ernannt. Schon 1866 hatte Rheinberger mit ſeiner Wallenſteinſymphonie die Aufmerkſamkeit der muſikaliſchen Welt auf ſich gelenkt. Zumal der I. Satz dieſer Symphonie, „Wallenſteins Lager“ war es, der durch die Keckheit ſeines Humors und die Friſche ſeiner Gedanken allſeitig lebhafte Sympathieen erweckte. Der Erfolg iſt ſeitdem ein treuer Freund Rheinbergers geweſen. Nur ſeine Opern vermochten nicht auf den Bühnen feſten Fuß zu faſſen. Sowohl die „Sieben Raben“ (1869), wie „Türmers Töchterlein“ (1873) blieben bei wenigen Aufführungen ſtehen. Um ſo nachhaltiger aber waren die Erfolge, die Rheinberger mit ſeinen Chorwerken und ſeinen Inſtrumentalſtücken errang. Sein großes Oratorium „Chriſtophorus,“ ſein Chorwerk „Thal des Espingo,“ ſeine Balladen „Toggenburg,“ „Klärchen auf Eberſtein,“ ſeine prächtigen Klavierkompoſitionen, ſeine klaſſiſchen Orgelſonaten, dann das famoſe Konzert für Orgel, Hörner und Streichorcheſter, ſeine zahlreichen kammermuſikaliſchen Werke, ſeine Symphonieen und Orcheſterſtücke und eine große Anzahl ſeiner Lieder haben weiteſte Verbreitung gefunden und künden den Ruhm ihres Urhebers mit lauter Zunge. Auf das muſikaliſche Leben Münchens übt Rheinberger einen überaus ſegensreichen Einfluß: er iſt als Kompoſitionslehrer ebenſo berühmt wie als Komponiſt.

## Ein rein geſtimmtes Harmonium.

In den letzten Jahren ſind mehrfache Verſuche gemacht worden, in unſere moderne Muſik wiederum die reine Stimmung einzuführen. Das Inſtrument, dem dieſe Verſuche in erſter Linie zu 'gute kamen, war das Harmonium, weil gerade hier die ſogenannte temperierte Stimmung von Wirkungen begleitet war, die auf die Dauer unerträglich ſchienen. Schon der alte Michael Praetorius beſchreibt in ſeinem Syntagma musicum (Tom. II. pag. 60) ein Clavicimbalum universale; neuere Muſikgelehrte und Phyſiker haben ſich bemüht, das Syſtem der reinen Stimmung, deſſen Abſchaffung übrigens der praktiſchen Muſik von ungeheurem Nutzen war, — ſchrieb doch Bach ſeine weltberühmten „Präludien und Fugen“ für das wohltemperierte Klavier! — wieder in Aufnahme zu bringen. Vor kurzem war es das Enharmonium eines hochbegabten Japaneſen, des Dr. Shohé Tanaka, deſſen geiſtvoll konſtruiertes Harmonium, nach den Prinzipien der reinen Stimmung gebaut, in den Kreiſen der Muſiker und Phyſiker lebhaftes Intereſſe hervorrief. Die Schwierigkeit der Konſtruktion lag darin, daß es eine ungeheure Anzahl von Taſten handbequem unterzubringen und der Spieltechnik erreichbar zu machen galt. Man bedenke, daß cis und des, dis und es, fis und ges u. ſ. w. Töne von ganz verſchiedenen Schwingungszahlen ſind! Auf unſeren gewöhnlichen Klaviaturen ſind ſie allerdings durch eine einzige Taſte dargeſtellt. Cis iſt aber höher, Des iſt tiefer als die jenen Tönen entſprechende Taſte unſeres Klaviers. Unſere alte Klaviatur iſt eine Art Prokruſtesbett, auf welches die einzelnen Töne geſtreckt und wo, wenn ſie zu lang erſcheinen, ihnen einfach ein Stück ihrer Weſenheit abgehackt wird. Aber die Temperatur erſtreckte ſich nicht nur auf dieſe ſogenannten enharmoniſchen Töne, ſondern auch auf jeden Ton, ſoweit er Terz- oder Quintton ſein kann. Es iſt nämlich ein großer Unterſchied, ob wir z. B. das mittlere Klavier-a als Quinte von d, oder als Terz von f auffaſſen. Die Schwingungszahl 80 : 81, das ſyntoniſche Komma genannt, illuſtriert dieſen Unterſchied ſehr deutlich. Und dieſes ſyntoniſche Komma hat den einzelnen Tönen unſerer diatoniſchen Klavierſkala eine Art einheitlicher Uniform geſchaffen. Indem aber die moderne temperierte Stimmung alle dieſe Unterſchiede nicht berückſichtigt, ſetzt ſie den Gehörſinn der Gefahr einer Verkümmerung aus. Kein Baumeiſter kann der geraden Linie, des Lineals, als des Normalmaßſtabes entbehren; die ſtolzeſten Baudenkmale ſind nicht denkbar ohne dieſe gerade Linie. Und der Muſiker will ohne dieſes Lineal bauen, ohne die reine Stimmung Prachtbauten aufführen! Wenn es ihm gelingt, dann hat ihn eben ſein Genie gelehrt, eine annähernd gerade Linie wie mit „freier Hand“ zu ziehen. Aber dieſe Linie iſt nur annähernd, vielleicht bis zur vollen Täuſchung eine gerade. Der Muſiker denkt natürlich in der reinen Stimmung, wenn er auch der muſikaliſchen Praxis, welche ſich in ihren entſcheidenden Profilpunkten immer wieder auf die temperierte Stimmung bezieht, ſeinen Tribut zu bringen ſich genötigt ſieht. Konſtruire man nun eine Oktave in reiner Stimmung mit 24 oder 53 Taſten: der Effekt iſt derſelbe. Man könnte ein ſolches Inſtrument nicht ſpielen. Die Idee der reinen Stimmung griff Prof. Johannes Müller in Rudolſtadt in glücklicher

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

# Hausmuſik.

Weiſe auf. Das Müller'ſche Harmonium beſitzt eine Klaviatur, die ſich durch nichts von unſerer gewöhnlichen unterſcheidet: alſo 7 Unter- und 5 Obertaſten. Die Notenſchrift und das Spiel des Inſtrumentes bedeuten daher keine komplizierten und ſchwierigen Umänderungen des bisher Üblichen, was als großer Vorzug den von anderen Phyſikern konſtruirten Inſtrumenten gegenüber erſcheint. Am Äußeren des Inſtrumentes fällt indeſſen die Einrichtung auf, daß rechts und links von dem in der Mitte liegenden Kniedrücker für „volles Werk“ noch ein 2. und 3. leicht beweglicher Kniehebel vorhanden iſt, und daß zu beiden Seiten der Klaviatur je eine cylindriſche Scheibe von 20 cm Durchmeſſer ſichtbar iſt, auf deren 5 cm breiten Rande mit großer Schrift rechts 13 Dur-Tonarten, links 13 Moll-Tonarten verzeichnet ſind. Dieſe Scheiben ſind um ihre gemeinſame horizontale Achſe drehbar. Feſtſtehende Zeiger geben die 3 bis 4 dem Tonſtück entſprechenden Tonarten an, deren Accordkombinationen in durchaus reiner Stimmung zum Erklingen gebracht werden. Vor Beginn des Muſikſtückes werden die Scheiben auf die Tonart desſelben mit der Hand eingeſtellt; weicht das Tonſtück nachher in eine andere Tonart aus, ſo erhalten die Scheiben die entſprechende Drehung durch die Kniehebel. Binnen einer Stunde hat man ſich in der Behandlung dieſer Kniehebel ſo viel Fertigkeit erworben, um jedes Tonſtück ausführen zu können. Ein mit der Harmonielehre vertrauter Spieler ſieht bei jeder Modulation, welcher Kniehebel und wie oft derſelbe geſtoßen werden muß. Für Harmonie-Unkundige wählt der Erfinder das Zeichen eines Pfeils, welches über jenen Notenzeichen angebracht iſt, wo der Kniehebel in Aktion zu treten hat. Die auf dieſem rein geſtimmten Harmonium vorgetragenen Kompoſitionen atmen köſtlichen Wohlklang. Für die Schulung von a-capella-Chören und Sängern, ſowie als Solo- und Saloninſtrument wird das Müllerſche Harmonium ausgezeichnete Dienſte leiſten. Seine weitere Verbreitung erſcheint wünſchenswert und dürfte wohl nur eine Frage der Zeit ſein.

## Geſang und Tonbildung.

### III. Der Anſatz.

„Anſatz“ heißt der Anfang jedes Tones; der Anſatz iſt alſo ſchon bei den früheren Atemführungsübungen in einem beſonderen Falle mitgeübt worden. Wir haben nämlich den loſen, d. h. den leichteſten, jeder Spannung entbehrenden Anſatz zu erzeugen verſucht. Der Ton, der naturgemäß dieſem Anſatze folgt, iſt der ſogenannte Falſett- oder Kopfton, deſſen Vernachläſſigung die Stimme verhindern würde, ihre vollſtändige, freie Entwickelung zu nehmen. Dieſer loſe Anſatz, der immer weiter geübt werden muß, wird allmählich reiner, beſtimmter klingen; die Mühe, ihn hervorzubringen, wird bald geringer werden. Jedoch bleibt dieſer Ton äußerſt ſchwach; man könnte ihn mit dem Klang einer zwiſchen den beiden Händen geſpannten Saite vergleichen. Wenn man, im Gegenteil, die Saite auf den Reſonanzkaſten der Geige bringt, ſo führt dieſer die Schwingungen mit aus und verſtärkt den Ton bis zum Wohlklang. Wir ſollen gleichfalls in der Mundhöhle, in der Bruſt, in allen Teilen des Körpers Reſonanzräume, d. h. mitklingende Maſſen, ſuchen und zu dieſem Zweck ausbilden. Je nach dem Teil, der zum Mitklingen herangezogen werden ſoll, unterſcheidet man mehrere Anſätze, die ſämtlich mit leichtem Luftdruck zu üben ſind.

Im Gegenſatz zum „loſen“ hat man den „gefaßten“ Anſatz, der der Naturſtimme ohne weiteres gegeben iſt und ſofort als „Bruſtton“ zu erkennen iſt. Hier wird die Luft mit einem bemerkenswerten Aufwand von Kraft hervorgeſtoßen, die Stimmlippen führen umfangreichere Schwingungen aus, der Kehlkopf wird ſtark nach unten gezogen. Durch die Zuſammenziehung der Knorpel der Luftröhre, die eine feſte Maſſe bildet, klingt die Bruſt mit, und es entſteht die „Bruſtſtimme,“ die man beſſer mit Bruſtklang der Stimme bezeichnen könnte, da wir nicht mehrere Stimmen, ſondern eine Stimme haben, die allerdings verſchiedene Charaktere anzunehmen vermag.

Da der Kehlkopf mit den Stimmlippen und der Muskulatur, die ſie zu bewegen dienen, ein ſehr empfindliches Organ iſt, das leicht müde, erkältet, krank wird, dürfen die Anſtrengungen, denen es unterzogen wird, anfangs nur ſehr geringe ſein. Da aber ein Muskel ſich am beſten entwickelt, wenn er nacheinander leicht zuſammengezogen und dann losgelaſſen wird, iſt es empfehlenswert, die Übungen der Stimmlippen, d. h. die Anſätze, oft, aber jedesmal nur kurze Zeit hindurch vorzunehmen. Der loſe Anſatz wird zum Beiſpiel eine Viertelſtunde lang in einer der unten angegebenen Formen geübt, und dann wird der gefaßte Anſatz mezzo-forte, alſo ohne großen Stimmaufwand 3 bis 5 mal verſucht, nachher ruht man aus.

Um möglichſt viel Zeit zu ſparen, wird man Atemführungs-, Anſatz- und Reſonanz-Übungen zuſammen zu machen ſuchen. Man denke immer zuerſt an das Einatmen, das langſam und regelmäßig durch Zuſammenziehung des Zwerchfells zu erfolgen hat, dann ſoll der Ton in einer der folgenden Arten angeſetzt werden.

1. Naſenanſatz. Der Mund wird zugehalten, der Luftſtrom muß alſo durch die Naſe laufen und bringt den Konſonanten M hervor. Letzterer iſt in den erſten 3—4 Wochen ſehr ſchwach, entwickelt ſich aber bald, da die Naſenhöhle ſich leicht zum Mitklingen tauglich machen läßt. Weiter pflanzen ſich die Schwingungen in den Schädel ſelbſt fort und geben dem Klang durch das Mitſchwingen des ganzen Kopfes mehr Fülle.

Dieſer Klang des Konſonanten ſoll von vornherein auf den Vokal übertragen werden. Zu dieſem Zweck wird, nachdem das M einen Augenblick geklungen hat, der Mund ein wenig (1 mm) geöffnet, und zwar ſo, daß eine kleine „Exploſion“ (ein b) ſtattfindet. Der Laut wird nach genügender Übung eine leichte Färbung des Naſenklangs behalten, der ihm einen edlen Charakter verleiht und zu ſeiner Stärke und Fülle beiträgt. — Man ſoll nicht verſuchen, ausſchließlich a oder o zu ſingen; es empfiehlt ſich, einen beliebigen Klang der Reihe u—o—ao—a, nämlich den, der von ſelber entſteht, zu üben; dieſer iſt ſozuſagen der Urklang, der Urvokal der Stimme, d. h. ein von der Natur gegebener Faktor, den man ausbilden, aber nicht verleugnen darf. Übung: 1. einatmen, 2. mit zugehaltenem Munde anſetzen, 3. vom Klang m aus durch Exploſion (b) zum Urvokal (den wir der Einfachheit wegen mit o bezeichnen) übergehen, 4. abſetzen. Die Sylbe mo oder mbo wird dadurch hervorgebracht.

2. Lippenanſatz. Die Engländer beſitzen in ihrer Sprache einen Konſonanten, das w, der aus einem äußerſt weichem w beſteht. Wir wollen ihn mit dem Zeichen ww darſtellen. ww wird nicht, wie das deutſche w, mit der Unterlippe und den Oberzähnen, ſondern zwiſchen den Lippen ſelbſt durch einen Luftſtrom erzeugt. Dieſer Anſatz mit ww ſoll folgendermaßen geübt werden.

Nach Einatmung wird die Luft bei offenem Munde ausgeblaſen, es entſteht noch gar kein Ton in der Kehle. Dann werden die Lippen aneinandergebracht, ſie wölben ſich unter dem Druck, wie die Segel eines Schiffes, und laſſen nur eine ſehr kleine Öffnung in der Mitte des Mundes frei. Man bemerkt mit der Hand, daß der Luftſtrom kalt iſt. In dieſem Augenblick, wo die Lippen ganz nah ſind, erfolgt ein ſehr leichter Anſatz; ohne der Freiheit der Kehle zu ſchaden (d. h. ohne Druck in der Kehle zu ſpüren) kann man eine gewiſſe Spannung (Gähnbewegung) im Schlund hervorbringen. Der Druck der Luft in der Lunge nimmt ab, der Luftſtrom wird gleichzeitig, wie beim langſamen Ausatmen, warm. Im Augenblick der Spannung entſteht das ww, und es ſchließt von ſelbſt an die erwähnte Reihe u—o, ao—a, deſſen erſte Stufe es bildet. — Die Sylbe wwuo iſt ſo zu ſtudieren, ſowie wwo. Übung: 1. einatmen, 2. ausblaſen, 3. anſetzen, 4. ſpannen, 5. abſetzen.

Die Spannung iſt eine dem Akt des Gähnens ähnliche Bewegung; die erſten Verſuche verurſachen oft Gähnen.

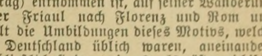
3. Naſenlippenanſatz. Übung: 1. einatmen, 2. bei zugemachtem Munde Anſetzen, 3. die Lippen langſam auseinandernehmen, 4. ſpannen, 5. abſetzen. So entſteht die Sylbe mwwo, die allein im ſtande iſt, den Klang der Stimmen nach vorn zu bringen, und deshalb eine große Wichtigkeit beſitzt.

Alle Übungen müſſen täglich gemacht werden; ſie dürfen niemals ermüden.

Dr. P. P.

## Bücherſchau.

„Wandernde Melodien“ nennt Wilhelm Tappert eine hochintereſſante muſikaliſche Studie, welche in 2. Auflage bei Liſt und Franke in Leipzig erſchienen iſt. (Pr. 2,40 *M.*). Was iſt denn das, wandernde Melodien? „Die Melodien wandern, ſie ſind die unermüdlichſten Touriſten der Erde,“ ſagt Tappert. Sie überſchreiten die rauſchenden Ströme, paſſieren die Alpen, tauchen jenſeits des Oceans auf und nomadiſieren in der Wüſte; überall anderen begegnend, welche denſelben Weg machen. Bei dem echt menſchlichen Intereſſe für alles Fremde gelangt manches melodiſche Aſchenbrödel fern von ſeinem Vaterlande zu hohen Ehren, wird vielleicht zum patriotiſchen Geſange, zum Nationalhymnus, deſſen Klänge unfehlbar die zündendſte Wirkung ausüben. Oft kehren die Landſtreicher mehr oder weniger verbrannt, maskiert und umgeſtaltet zurück und leben als ‚Importierte‘ ein neues glänzendes Leben in der alten Heimat. Es giebt ja keine muſikaliſche Polizei, welche nach Geburtſchein und Führungsatteſt früge! Die klingenden Geſellen ſind immer unterwegs. Manche Melodie gleicht dem ewigen Juden, dem nie ruhenden, nie ſterbenden! Es giebt Motive von ſolcher Lebensfähigkeit, daß ihre Exiſtenz faſt ſo alt iſt als unſere Zeitrechnung . . . In den Melodien verſinnbildlicht ſich ein ewiges Kommen und Gehen, und was die Umbildung aus einzelnen gemacht hat, darüber gibt uns das außerordentlich leſenswerthe Buch Tapperts verblüffende Belege. So verfolgt Tappert das Motiv:



das einem Prozeſſionale des 14. Jahrhunderts (Prag) entnommen iſt, auf ſeiner Wanderung über Friaul nach Florenz und Rom und ſtellt die Umbildungen dieſes Motivs, welche in Deutſchland üblich waren, aneinander. Schließlich finden wir es als öſterreichiſche Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiſer“ in der berühmten Melodie Haydns und als nicht weniger berühmten Canon (O, wie wohl iſt mir am Abend) wieder. Auch Beiſpiele aus der Dramatiſchen und der Kirchenmuſik citiert Tappert: überall ſchaut uns das bekannte Geſicht dieſer Melodie entgegen. Die Darſtellung Tapperts zeichnet ſich durch Humor und Friſche aus, Seite auf Seite ſtoßen wir auf wandernde Melodien, denen der gründlich unterrichtete Verfaſſer mit erſtaunlicher Spürkraft gefolgt iſt. Sein Büchlein ſei unſeren Muſikfreunden beſtens empfohlen!

## Lyrik.

In neuen, billigen Ausgaben liegen uns vor: ein Schubert-Album, enthaltend 88 Lieder des berühmten Komponiſten (für Sopran oder Tenor), welche die „Winterreiſe“, „ſchöne Müllerin“, den „Schwanengeſang“ und 30 ausgewählte Stücke umfaſſen; ferner ein Choralbuch, zu Schul- und Hausandachten für Pianoforte (Harmonium) und Geſang bearbeitet von F. Stade, und ſchließlich unter dem Geſamttitel „Liederhort,“ 120 berühmte Lieder für Sopran oder Tenor mit Pianofortebegleitung. Dieſe letztgenannte Sammlung enthält Geſänge von Bach, Beethoven, Chopin, Curſchmann, Fesca, Gluck, Gordigiani, Händel, Haydn, Lotti, Marſchner, Mendelsſohn, Mozart, Reiſſiger, Schubert, Spohr, Stradella, Tſchaikowsky und Weber; Schubert und Schumann ſind mit ihren ſchönſten Liedern vertreten. Es iſt ein wahrhaft unerſchöpflicher, lyriſcher Quell, der uns aus dieſem Sammelwerke entgegenſprudelt. Die angezeigten Werke ſind im Verlag Steingräber, Leipzig, erſchienen. Sie zeichnen ſich durch ſauberen, gut lesbaren Druck und ſorgſame Bezeichnung aus. Die Preiſe ſind ſehr niedrig: es koſten das „Schubert-Album“ Mk. 3.—, das „Choralbuch“ Mk. 1.20 und der „Liederhort“ Mk. 3.—, gebunden etwa 1 Mk. mehr.

## Vermiſchtes.

Händel hatte viel unter den Kapricen ſeiner Sänger und Sängerinnen zu leiden. Als der berühmte Maeſtro einſt in London eine Oper zur Aufführung bringen wollte, in welcher die Sängerin Franceſca Cuzzoni, die goldene Leyer, wie ſie von den Zeitgenoſſen genannt wurde, die Arie „Falsa imagine“ zu ſingen hatte, weigerte ſie ſich auf das heftigſte. Als Händel ſich mit Bitten und gütlichen Vorſchlägen erſchöpft hatte, ohne daß er imſtande geweſen wäre, die Launenhaftigkeit der Künſtlerin zu beſiegen, wurde er ſo zornig, daß er ſie erfaßte und mit ſeinen rieſenſtarken Armen zum Fenſter hinaushielt. „Wenn Sie nicht augenblicklich ſingen, ſo laſſe ich Sie auf die Straße hinabfallen.“ Die Signora änderte ſchnell ihren Sinn und — ſang. Händel ſoll zu ihr noch geſagt haben: „Signora, ich weiß, daß Sie der Teufel ſind, aber ich bin der Oberſte der Teufel.“ Dieſelbe Cuzzoni geriet einmal mit Fauſtina auf offener Szene in Streit, der mit ſolcher Heftigkeit entbrannte, daß die beiden Damen ſich die Haare ausrauften. Einem Tenoriſten, der Händel drohte, von der Bühne herab in das Orcheſter zu ſpringen, antwortete der Meiſter: „Sagen Sie mir gefälligſt den Abend, an welchem Sie es thun wollen. Ich werde es auf dem Theaterzettel bekannt machen, da ich überzeugt bin, daß ich durch Ihr Springen ſicherlich mehr Geld verdienen werde, als durch Ihren Geſang.“

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Leichtſinn und Güte — es iſt wahr —:
Sie bilden ein ganz erträgliches Paar,
Doch beſſer, wenn es der Güte gelänge,
Sie fände den rechten Genoſſen: die Strenge.

## Über Alters- und Unfallverſicherung unſerer Dienſtboten.

Mit dem Beginn des Monats April tritt in vielen Häuſern wieder der leidige, in unſeren Tagen nur allzuhäufige Dienſtbotenwechſel ein. Von allen Seiten hört man Klagen der Herrſchaften, daß die Dienſtmädchen es gleich beim Mieten zur Bedingung machen wollen, daß die „Klebemarken“ lediglich aus der Taſche der Herrſchaft bezahlt werden und ſie ſelbſt, den — ohnehin ſchon recht hohen — Lohn unverkürzt, nach wie vor zu ihrem Nutzen (?! und oft auch zu recht unnützen Dingen!) verwenden dürfen. In manchen Orten ſoll es bereits ſo weit gekommen ſein, daß eine Herrſchaft, die ſolches Anſinnen zurückzuweiſen verſucht, kein Dienſtmädchen erhalten konnte.

Ich kann mit gutem Gewiſſen behaupten, daß ich nicht zu den inhumanen Hausfrauen gehöre, die ihren Dienſtboten jede Mitberechtigung am Freudentiſche des Lebens abſprechen. Ich halte Liebe, Wohlwollen und Fürſorge von der einen Seite für nötig, um Dankbarkeit und Anhänglichkeit von der anderen Seite zu erwecken. — Eine mehr als fünfzigjährige Erfahrung hat mich gelehrt, daß meine Anſicht keine irrige war.

Aber die Wogen des Zeitgeiſtes gehen hoch! Überall Begehrlichkeit, Sichauflehnen der Dienſtboten gegen jede Autorität, die Sucht nach Gleichſtellung mit den höheren Ständen, während ihnen der Stempel dieſer höheren Stände, die Bildung, noch gänzlich fehlt! So hoch werden die Anſprüche geſteigert, daß es ſchließlich nur noch den Reichen möglich ſein wird, ein Mädchen — oder gar zwei — zu halten. Die Lohnſätze haben ſich in den letzten Decennien zu einer Höhe geſteigert, die mit den Leiſtungen der dienenden Klaſſe im kraſſeſten Gegenſatze ſteht. Dieſer Gegenſatz wird noch verſchärft, wenn man in Erwägung zieht, um wie viel koſtſpieliger auch der Unterhalt der Dienſtboten bei den ſtetig höher ſteigenden Lebensmittelpreiſen geworden iſt. Es iſt keine Frage, daß heute ein Dienſtmädchen ein ſorgenfreieres Leben führt, als in überwiegenden Fällen es ihre Brotherrſchaft vermag. Selbſt in der Arbeit findet dieſes Mißverhältnis ſehr oft ſtatt. Die raſtlos ſorgende, thätige Hausfrau, deren Gatte bei ebenfalls raſtloſer, aufreibender Thätigkeit kaum das Nötigſte für ſeine Familie erſchwingen kann, gönnt ſich keine Ruhe, keine Erholung, während das Mädchen, nachdem es ſeine Obliegenheit erfüllt, nur auf Zerſtreuungen, Putz und Vergnügen ſinnt. Mit welchem Leichtſinn blickt ſolch ein junges Dienſtmädchen in die Zukunft! Selten wird man jetzt noch ein ſparſames, vernünftiges Mädchen finden, das ſich einen Notgroſchen oder gediegenes Leinen zurücklegt zu einer beſcheidenen Ausſteuer, wozu das hohe Gehalt ſehr wohl ausreichend wäre. Heiratet ſolch ein Mädchen, dann muß die „vornehme Einrichtung,“ welcher ein Plüſchſopha und ein Teppich nicht fehlen darf, meiſt auf Borg geſchafft werden, und ſchon damit iſt der Grund zu ſo viel künftigem Elend gelegt! —

Doch es würde zu weit führen, dieſe, allen Hausfrauen leider zu wohl bekannten Dinge weiter zu erörtern. Das aber möchten meine lieben Leſerinnen doch bedenken, daß das neue Geſetz für Alters- und Unfallverſicherung für unſere Dienſtmädchen neben dem reellen — wenn auch ein wenig lange hinausgeſchobenen — Nutzen, den ſie dereinſt aus der Einrichtung ziehen ſollen, auch eine erziehliche Seite hat. Das ſorglos in den Tag hineinlebende Mädchen ſoll darauf hingewieſen werden, daß jeder Pflichten für ſich ſelbſt und eben damit auch Pflichten für andere hat, und daß auch ſie einem großen Ganzen, einem organiſierten Staate, einem Gemeinweſen angehört, dem ſie nicht dereinſt, wenn die guten Tage ſolchen voll ernſter Sorge, Krankheit und Altersbeſchwerden Platz machen, zur Laſt fallen ſoll.

Schon die allgemein eingeführte Sitte, daß die geringe Steuer, welche den Dienſtboten auferlegt wird, nicht aus deren Säckel, ſondern aus dem ſo unendlich höher beſteuerten, ebenfalls durch Arbeit erworbenen Einkommen des Brotherrn bezahlt wird, iſt eine Unſitte. — Die Laſten der ſogenannten beſſer ſituierten Stände ſteigern ſich von Jahr zu Jahr, und auch ſelbſt eine wenig erhebliche Vermehrung ſolcher Laſt, wie ſie durch die Hälfte des Betrages für die „Klebemarken“ verurſacht wird, kann unter Umſtänden das ohnehin ſchwer belaſtete Budget eines Familienvaters ſchädigen. Die Herrſchaft verliert immer ihren Teil der Einlage — der Dienſtbote niemals; denn ſelbſt wenn ein Mädchen ſich verheiratet, alſo die Altersverſorgung für dasſelbe nicht geleiſtet wird, ſo erhält es doch die Einlage, die es aus ſeiner Taſche beſtritten hat, in Form eines Spargroſchens zurück, der zur Ausſtattung willkommen ſein wird.

Vielleicht ſind ſich manche Herrſchaften über dieſe Geſichtspunkte nicht klar geweſen indem ſie, aus allzugroßer Freigebigkeit, die Zumutung: ihren Dienſtboten auch dieſe zu ihrem eigenen Beſten eingeführte, kleine Abgabe abzunehmen, bereitwillig erfüllten. Ein gemeinſames Feſthalten an dem Grundſatze, den Hauptzweck des neuen Geſetzes — das ja mutmaßlich noch mancher Änderung unterworfen ſein wird — nicht durch ſolche Nachgiebigkeit zu vereiteln, dürfte daher wohl zu empfehlen ſein. —

**B. v. W. aus L.**

## Eierverſtecken.

Das Oſterfeſt naht, und die Kinder freuen ſich ſchon wieder auf das Eierverſtecken. Aber die kleinen Mädels und Burſchen zerwühlen oft der Mama Kaſten und Körbe, um das erſehnte Ei zu finden. Da wüßte ich eine Abhilfe, die den Kindern ſehr viel Spaß machen würde. Man mache ſich kleine Verschen, für jedes Kind 8—12, ſage den Kindern, der Oſterhaſe habe es ihnen diesmal leicht gemacht und aufgeſchrieben, wo das Ei zu finden ſei, und gebe damit von jedem der 10 Zettel das erſte Verschen jedem Kinde in die Hand. Der betreffende Zettel weiſt das Kind an einen Ort, wo es wieder einen Vers vorfindet, welcher es wieder in ein andres Zimmer ſchickt u. ſ. w., bis der achte oder zehnte Vers auf das Ei geklebt vorzufinden iſt. Ich laſſe hiermit einige Verschen folgen.

Der Oſterhaſe war ſo frei
Und legte in den Schrank dein Ei.

Hier iſt es nicht, da ſieh doch nur
Gleich einmal in die Eieruhr.

Auch da nicht, Hauſel, ei ſo lauf,
Und deck die Zuckerdoſe auf.

Ich weiß ein reizendes Verſteck,
Hier unterm Schränkchen an der Eck.

Das Hauſel muß noch weiter gehn
Und in den Küchenofen ſehn.

Der Oſterhaſ' dich übel neckt,
Er hat dein Ei ins Salz verſteckt.

Hier auch nicht, das iſt doch zu toll,
Das Ei im Flickkorb liegen ſoll.

Der Oſterhaſ' machts gut mit Dir,
Denn dein Ei iſt wirklich hier.

**Trudi.**

## Handarbeit.

Die ſich noch immer großer Beliebtheit erfreuende Knüpfarbeit (macramé) verlangt zu ihrer Ausführung ein ſchweres Kiſſen. Viele werden die Anſchaffung eines ſolchen, vom Sattler hergeſtellten, mit Blei ausgegoſſenen, des nicht unbedeutenden Preiſes wegen, ſcheuen. Dieſen ſei beſchrieben, wie ſie ein 5—6 Pfd. ſchweres Kiſſen, das bei der Arbeit herrlichen Halt gewährt, bequem ſelbſt herſtellen können. Ein flaches, länglich viereckiges $^1/_{20}$ Cigarrenkiſtchen (etwa 22 zu 14 cm) wird, nachdem ſämtliche Kanten von außen mit ſchmalen Streifen Futterkattun verklebt wurden, mit altem Eiſen (zerbrochenen Schlüſſeln, Thürſchlöſſern, Haken u. ſ. w.) und Scheuerſand gefüllt, worauf man den Deckel zunagelt und die Kanten desſelben ebenfalls überklebt. Um den ganzen Kaſten wird hierauf kunſtlos ein Stück Futterkattun genäht, ſodann von demſelben alten Futter — hier jedoch doppelt zu nehmen, um das Durchdringen des Sandes zu verhüten — ein Sack von der Größe des Deckels gefertigt und mit ſo viel Sand gefüllt, daß er, auf dem Deckel gleichmäßig flach geſtrichen, ein ungefähr 3 cm hohes, möglichſt wenig gewölbtes Polſter bildet. Der Sack wird mit Hanfzwirn ringsherum auf den Kaſten feſtgenäht und das ganze Kiſſen zum Schluß mit einem dunklen, gemuſterten Cretonne ſauber überzogen. Bei heller Knüpfarbeit pflege ich über das Kiſſen glatt ein weißes Tuch zu ſtecken und dasſelbe öfters zu wechſeln. **„Anneliese.“**

## Zu zwei kleinen Bilderrahmen.

In die beiden Rahmen wollen
Zwei hinein, wenn ſie es ſollen,
Wenn es dir, o Liebe, paßt,
Zweie, die du gerne haſt.

Aber eins vor allen Dingen
Müſſen ſie ſich ausbedingen:
Daß ſie noch dreimal ſo ſchön
In Gedanken vor dir ſtehn.

**J. Fr.**

## Für die Küche.

Hecht mit weißen oder Teltower Rübchen. Der Hecht wird in Stücke geſchnitten, dann mit einigen ganzen Zwiebeln und Pfefferkörnern faſt gar gekocht. Von den Rüben, welche in Waſſer und einem guten Stück Butter weich gekocht werden, wird die Rübenbrühe zu dem Fiſchwaſſer gegoſſen. Dann wird Butter, Mehl, geſtoßener Pfeffer, Muskatblüte und ſo viel Salz wie nötig iſt, zuſammengerührt und zu dem andern Flüſſigen gegoſſen; dies muß einmal aufkochen. Dann kommt der Fiſch und die Rüben dazu, und dies alles muß auch einmal tüchtig aufkochen, bis der Fiſch vollſtändig weich iſt; dann gibt man es auf einer länglichen Schüſſel ſchön garniert auf den Tiſch.

Junge Hühner auf ſpaniſche Art. Nachdem das Huhn gehörig gereinigt und ausgenommen iſt, wird Kopf und Hals abgeſchlagen und die Flügel bis zum erſten Glied. Dann thue man in eine Bratpfanne einen reichlichen Eßlöffel Butter, ſchneide für 10 Pfennig Speck, zwei mittelgroße Zwiebeln, Herz, Leber und Magen recht fein, thue alles in die Bratpfanne und laſſe es 10 Minuten braten. Dann nehme man 2 rohe Eier; das Weiße wird ſchaumig geſchlagen, die Dotter hinzugefügt, und dies vermiſche man mit dem Geſchnittenen in der Bratpfanne, dann fügt man noch hinzu: einen Eßlöffel voll Eſſig, einige Kapern und ein in Scheiben geſchnittenes, hartgekochtes Ei und nach Belieben Pfeffer und Salz; man rühre dies alles recht durcheinander. Dann nehme man das Huhn, fülle Bruſt und Leib mit dieſer Farce und nähe es an beiden Seiten zuſammen. Dann wird das Huhn in Butter ſchön goldbraun gebraten. Thue Sahne und Bouillon daran und laſſe es ſchön weich dämpfen. — Das Huhn, auf dieſe Art bereitet, ſchmeckt ganz vorzüglich und wird in Deutſchland gewiß viele Liebhaber finden.

## Fragen.

79) Kann mir eine freundliche Mitſchweſter die Selbſtbereitung von „Pelletiers Odontine,“ einer angenehmen, gutwirkenden Zahnpaſta, angeben? Durch ſtarken Verbrauch in der Familie wird ſie beim Einkauf teuer; kann man ſich dieſelbe wohl billiger ſelbſt herſtellen? **Schleſierin.**

80) Um einen hübſchen Album-Spruch ins Stammbuch ihrer eben konfirmirten Tochter bittet

**Eine langjährige Abonnentin.**

81) Gibt es ein Mittel, ſehr ſchöne, neue, weiße Gardinenhalter mit Pompons auf trockenem Wege crême zu färben? **E. in H.**

82) Iſt vielleicht ein Abonnent des Daheim, für den das Frauendaheim weniger Intereſſe hat, bereit, einer Dame die ſämtlichen Jahrgänge nur des Frauen-Daheim zu verkaufen? Es würde derſelben ein großer Dienſt erwieſen, darum im voraus herzlichen Dank. **Elſe Sch. in O.**

83) Kann mir jemand Auskunft geben über die richtige Pflege der ſogenannten Herbſt- oder ruſſiſchen Veilchen, damit dieſelben auch wirklich im Herbſt blühen? Die meinen blühten nur im Frühling.

**Alte Abonnentin in Schleſien.**

## Auskunft.

Auf Frage 65 antworte ich **S. P.**, daß der betreffende Verein, deſſen Vorſitzende Maria, Gräfin Pfeil iſt, noch beſteht und Herr Fabrikant **Th. Zimmermann in Gnadenfrei, Schleſien,** den Verkauf von Sachen der armen Weber hat. Ein Einkaufslager befindet ſich in Berlin, Oberwallſtr. 14—16. **Frau Paſtor Dammann.**

Fr. 65) Seit cirka 10 Jahren beziehe ich durch die von Frau Baronin Zedlitz-Neukirch in Kynau, Kreis Waldenburg, Schleſien, warm empfohlene Adreſſe des Herrn Karl Dreßler in Michelsdorf bei Kynau, größere Poſten der Erzeugniſſe der im Eulengebirge wohnenden Handweber. **E. W.**

## Redaktionspoſt.

**Ida Bl.** Wir empfehlen: J. Barfuß. Der wirtſchaftliche Gemüſebau. Verlag von Spitz und Komp. in Güſtrow. Pr. 2 M.

**Frl. A. R. in M.** In einer kleinen Stadt in Oſtfriesland, Weener, würde, wie eine Abonnentin uns ſchreibt, eine tüchtige Schneiderin ſehr erwünſcht ſein.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Daheim

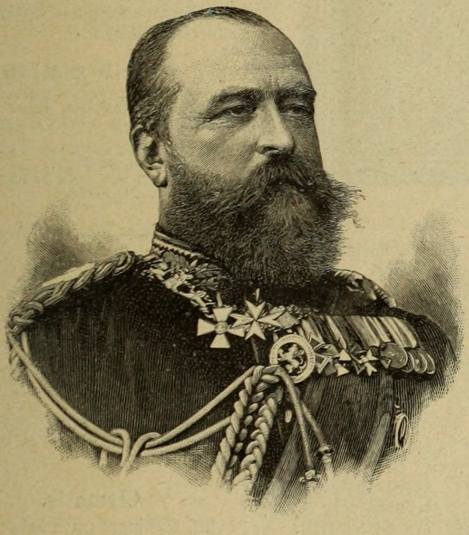
XXVIII. Nr. 27. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

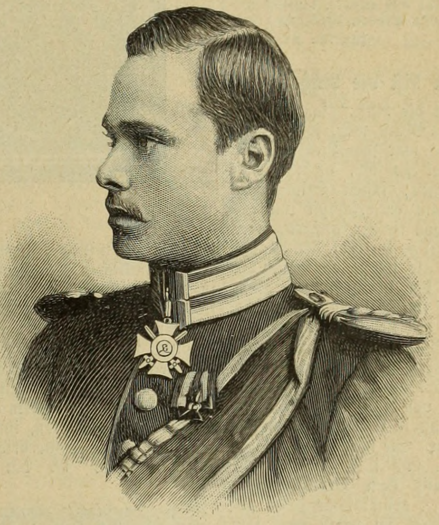
2. April 1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Der Thronwechſel in Heſſen.



† Ludwig IV, Großherzog von Heſſen und bei Rhein.



Ernſt Ludwig, Großherzog von Heſſen und bei Rhein.

Nach photographiſchen Aufnahmen von Karl Backofen, Hofphotograph in Darmſtadt.

Mit dem Großherzog Ludwig IV von Heſſen iſt ein deutſcher Fürſt dahingeſchieden, der allezeit, und noch bevor die Einigung Deutſchlands eine vollendete Thatſache geworden war, ſeine deutſche Geſinnung bethätigt hat. Schon im Herbſt vorigen Jahres hatte ſich ein Herzleiden bei dem Großherzog eingeſtellt, das den Ärzten bedrohlich erſchien, von ihm ſelbſt aber, im Vollgefühl einer kräftigen Konſtitution, wenig beachtet wurde. Am 6. März warf ein Schlaganfall den Fürſten auf das Krankenlager, am 13. März morgens trat der Tod ein, nachdem der Großherzog ſchon während ſeiner letzten Lebenstage ohne Bewußtſein gelegen hatte. Um das Sterbelager waren ſämtliche Mitglieder ſeiner Familie verſammelt. Großherzog Ludwig IV von Heſſen hat nur ein Alter von noch nicht ganz fünfundfünfzig Jahren erreicht; er war am 12. September 1837 als Sohn des Prinzen Karl von Heſſen und der Prinzeſſin Eliſabeth von Preußen geboren. Die Kinderloſigkeit ſeines Oheims Ludwigs III ließ ihn ſchon früh für die Thronfolge berufen erſcheinen, und ſeine Erziehung wurde von dem Geſichtspunkt geleitet, alle Kräfte in ihm für den Herrſcherberuf zu entwickeln. Sorgfältig durch die beſten Lehrer vorgebildet, wurde der junge Prinz gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Wilhelm am 11. April 1854 konfirmiert und darauf zur Erlernung des praktiſchen Militärdienſtes als Sekond-Leutnant im 1. großherzogl. heſſiſchen Infanterie-Regiment eingeſtellt. In den Jahren 1855 und 56 beſuchte er die Univerſitäten Göttingen und Gießen und das letztere Jahr führte ihn in Vertretung ſeines Oheims zu den Feierlichkeiten der Kaiſerkrönung nach Moskau. 1859 trat Prinz Ludwig als Hauptmann in das preußiſche Erſte Garde-Regiment zu Fuß, um den preußiſchen Militärdienſt kennen zu lernen. Aus dieſer Zeit ſtammt die Freundſchaft, die er mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ſpäterem Kaiſer Friedrich, ſchloß und die durch verwandtſchaftliche Bande noch befeſtigt wurde, als Prinz Ludwig am 1. Juli 1862 eine Schwägerin des Kronprinzen, Prinzeſſin Alice von Großbritannien und Irland, die zweite Tochter der Königin von England, als Gemahlin heimführte Aus den ſpäter veröffentlichten Briefen der am 14. Dezember 1878 ihrem Gemahl im Tode voraufgegangenen Großherzogin Alice iſt bekannt geworden, welch glückliches und einfaches Familienleben das fürſtliche Paar führte und wie ſchweren Herzens Prinz Ludwig die heſſiſche Reiter-Brigade 1866 gegen Preußen in den Krieg führte. An der Spitze der heſſiſchen Diviſion überſchritt der Prinz im Juli 1870 den Rhein und nahm ſeinen rühmlichen Anteil an dem Kriege gegen Frankreich und vor allem an der Schlacht von St. Privat. Mit dem Eiſernen Kreuz 1. und 2. Klaſſe und dem Orden pour le mérite kehrte er in die Heimat zurück. Am 13. Juni 1877 führte der Tod ſeines Oheims den Prinzen Ludwig als Großherzog Ludwig IV auf den Thron, und ſeiner Regierung verdankt das Großherzogtum fünfzehn ſegensreiche Friedensjahre. Von den ſieben Kindern des Großherzogs ſind zwei, Prinz Friedrich und Prinzeſſin Marie, in jugendlichem Alter geſtorben. Den einzigen überlebenden Sohn, Großherzog Ernſt Ludwig, am 25. November 1868 geboren, traf die Nachricht von der ſchweren Erkrankung ſeines Vaters in Nizza, wo er zur Erholung nach einem Influenzaanfall weilte. Großherzog Ernſt Ludwig hat nach Beendigung ſeiner Studien in Leipzig und Gießen wie ſein Vater im Erſten Garde-Regiment zu Fuß Dienſt gethan, und von allen denen, die Gelegenheit gehabt haben, ihn kennen zu lernen, werden die Feſtigkeit und Liebenswürdigkeit ſeines Charakters gerühmt. Von den vier Töchtern des Großherzogs Ludwigs IV iſt die älteſte, Prinzeſſin Viktoria, mit dem Prinzen Ludwig von Battenberg, Prinzeſſin Eliſabeth mit dem Großfürſten Sergius von Rußland und Prinzeſſin Irene mit dem Bruder des Kaiſers, Prinz Heinrich von Preußen, vermählt. Die jüngſte, Prinzeſſin Alix, wurde lange Zeit als die zukünftige Braut des Großfürſten-Thronfolgers angeſehen; ihre Weigerung, zur griechiſchen Kirche überzutreten, ſoll das Projekt zum Scheitern gebracht haben.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

O, fröhliches Ruderſchlagen
Mit neugeſtählter Hand,
Wenn ich kann ſingen und ſagen:
„Ich ſehe Land!"

## Zur Confirmation des einzigen Bruders bei Überreichung einer Bibel.

Weißt du, wie wir ſaßen, du und ich,
Auf den Stühlchen in dem Dämmerlichte,
An der Mutter Seite, du und ich?
Sie erzählte bibliſche Geſchichte.

Wie wir horchten beide, du und ich,
Lebten mit Jehovahs großem Volke,
Litten, als es treulos von ihm wich,
Der ihm nahe war in Wind und Wolke?

Wie wir froh begrüßten, du und ich,
Den Meſſias, Retter vom Verderben?
Wie als ſeine Jünger, du und ich,
Freudig folgten ihm durch Schmach und Sterben?

Was wir beide hörten, du und ich,
War das Gotteswort als Kinderfibel.
Doch nun biſt du klüger ſchon als ich,
Bruder, nimm denn hin die ganze Bibel.

Gönne immer ihr den beſten Platz!
Was die Mutter einſt dem Kind gegeben,
Was du wiſſend nun erkannt, den Schatz,
Wahre ihn, mein Bruder, durch dein Leben.

**Martha Asmus.**

## Du biſt die Ruh.

„Du biſt die Ruh," ſang ſie zur Zeit, da ſie Braut war, ihrem Verlobten. Es war ſein Lieblingslied, und er bat ſie oft, es ihm mit ihrer weichen, ſüßen Stimme zu ſingen, wenn er erſchöpft und abgeſpannt von ſeiner anſtrengenden Berufsarbeit zu ihr kam. Es däuchte ihm dann, als ſtröme ein Hauch des Friedens, der beſeligendſten Ruhe von ihr auf ihn über, und er erſehnte die Zeit, da ſie ganz die Seine werden und in ſeinem eigenen Heim Glück und Frieden verbreiten würde. Und die Zeit kam; es iſt jetzt ſchon eine Reihe von Jahren her, daß ſie als Hausfrau in ihrem gemeinſamen Heim waltet. Sie hatte ihr Pianino, ihre Noten und ihre ſüße, weiche Stimme mit dem Brautſchatz in dieſes traute, gemeinſame Heim gebracht. Singt ſie heute noch ſein Lieblingslied: „Du biſt die Ruh"? Strömt heute noch jener Hauch eines beglückenden Friedens von ihr aus, der ihn wunderbar erquickt nach des Tages Mühen? Auch ſie möchte es ja ſo herzlich gern thun, aber — der Haushalt, die Kinder, die Dienſtboten, die Geſelligkeit! Woher bei alledem, was auf den Schultern einer jungen Hausfrau liegt, ein friedliches Stündchen nehmen, um ihres Mannes Lieblingslieder zu ſingen? Das Pianino wird eigentlich nur noch im geſelligen Kreiſe geöffnet, aber ſie ſelbſt ſpielt und ſingt dann auch nicht, denn ſie iſt ganz aus der Übung gekommen. Und ihre Wirtinpflichten würden ſie auch garnicht dazu kommen laſſen. Die elaſtiſchen, graziöſen Bewegungen ihrer Mädchenjahre, die ihm ſo ſympathiſch waren, ſind auch einer gewiſſen, unruhigen Haſt gewichen. Sie ſetzt ihren Stolz darein, eine perfekte Hausfrau, eine gute Mutter, eine liebevolle, ſorgſame Gattin zu ſein, aber das läßt ſich doch nicht alles ohne Geräuſch, in aller Stille ausführen. Es geſchieht wohl zuweilen, daß er, heimkehrend, ihre mit den Dienſtmädchen ſcheltende Stimme hört, daß ſie aufgeregt an den Tiſch kommt und es ihm nicht erſparen kann, zu hören, was für häusliche Unannehmlichkeiten es gegeben hat. Und hat er auch wohl Unannehmlichkeiten gehabt, iſt er überarbeitet, hat wohl über etwas Wichtiges nachzudenken, ſo iſt ihm das doch zu viel. Und bittet er ſie, ihn mit Derartigem zu verſchonen, ihm doch ſeine Stunden der Erholung zu gönnen, ſo kränkt ſie das; liebt er ſie denn nicht mehr? Gewiß liebt er ſie noch, aber doch denkt er oft mit heimlichem Seufzen jener glücklichen Brautzeit, da er in ihr eine Verkörperung des häuslichen Friedens zu ſehen meinte. Im Anfang ihrer Ehe hat er es oft verſucht, ſein häusliches Leben ſo zu geſtalten, wie er es geträumt. Er bat ſie oft, ſich das Haſten abzugewöhnen, ihm den Lärm des Hausweſens fern zu halten, ihn mit dem Bericht kleinlicher Verdrießlichkeiten zu verſchonen. Er bat ſie, die Sorgen des Haushalts und der Geſelligkeit nicht ſo ernſt zu nehmen, ſie zuweilen abzuſchütteln und ihm ein Stündchen zu traulichem Beiſammenſein zu widmen, ihm ein Lied zu ſingen, und ſie war auch bereit; aber bald fiel ihr ein, daß ſie etwas vergeſſen, ſie hatte noch ſchnell einen Auftrag zu geben, es wurde Beſuch gemeldet, es kam nicht mehr zu einem innigen Seelenaustauſch, er merkte ihr ſtets die nervöſe Unruhe an, und das verſtimmte ihn. Später trugen auch die Kinder dazu bei, ſie in beſtändiger Aufregung zu erhalten. Jetzt hat er es aufgegeben, in ſeiner Häuslichkeit eine Heimſtätte des Friedens zu finden; im Weſen ſeiner Frau eine Rückkehr zu jener anmutigen Gelaſſenheit, jener harmoniſchen Ruhe zu erhoffen, die ihn an ihr ſo entzückte, als ſie noch ſeine Braut war. Liebt ſie ihn denn wirklich, da ſie doch kein Verſtändnis für ſeine Wünſche, für das hat, was ihm Lebensbedürfnis iſt, nicht begreift, daß ein Mann, deſſen geiſtige Kraft durch ſeinen Beruf in Anſpruch genommen wird, in ſeinem eigenen Heim der Ruhe bedarf? Eine leiſe Entfremdung macht ſich allmählich zwiſchen ihnen fühlbar, und in ihr taucht zuweilen eine Ahnung auf, daß er nicht glücklich an ihrer Seite ſei. Und ſie iſt ſich doch bewußt, nach jeder Richtung hin ihre Schuldigkeit zu thun. Aber eine herzliche, offene Ausſprache findet nicht mehr zwiſchen den Gatten ſtatt. Er wird von vielen beneidet und gilt für einen glücklichen Mann. Er ſteht in Amt und Würden, hat ein glänzendes Auskommen, eine ſchöne Frau und geſunde reizende Kinder. Wie ſollte er da nicht glücklich ſein? Wie im Traum hört er noch zuweilen ein leiſes Singen von fernher.

„Du biſt die Ruh',
Der Friede mild,
Die Sehnſucht du
Und was ſie ſtillt."

**V. S.**

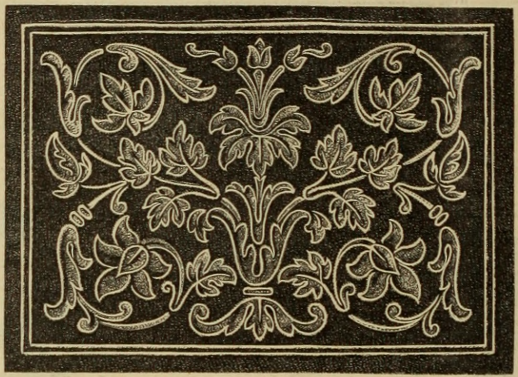


Abb. 1.

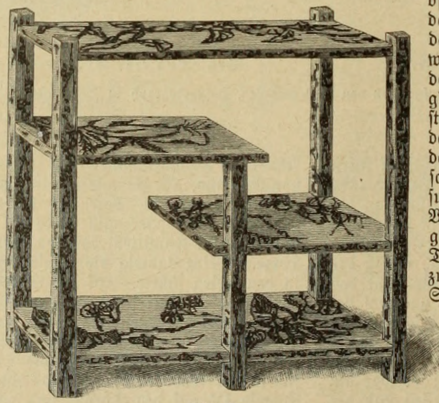


Abb. 2.

## Kunſt im Hauſe.

Die zweite Lieferung der Hefte für „Häusliche Kunſt" herausgegeben von Frau Frieda Lipperheide (ſiehe Nr. 12 des Frauendaheim) bringt wieder eine Fülle reizender Anregungen und Vorlagen. Der Fortſetzung des Artikels über Brandmalerei entnehmen wir beifolgende Abbildung (2) der denkbar originellſten kleinen Nippesetagere, Holzbrandzeichnung mit Beize und Bronze, entworfen von Marie Kirſchner. Ein beſonders intereſſanter Artikel beſchäftigt ſich mit der Brandmalerei auf Stoffe, wie Sammet, Plüſch und Tuch. „Tuch," heißt es dort, „geſtattet die feinſten Schattierungen, gewährt vom kräftigſten Dunkel bis zum lichteſten Sepiaton alle Skalen der Abtönung. Das Ausmalen der gebrannten Zeichnung mit Goldbronze ahmt glücklich eine ſchwere Goldſtickerei nach." Eine beſonders ſchöne Vorlage für Brandmalerei in Verbindung mit Aufnäharbeit zeigt unſre, dieſem Artikel entnommene Abb. 1. — Es folgen Unterweiſungen im Brennen auf Leder und Lederpappe, ſodann: Malerei auf Leder mit farbigen Tinten, Aquarell, Bronzefarben u. ſ. w. Den Schluß des Heftes bildet ein Artikel: Gobelinmalerei, letzterer mit beſonders intereſſantem Illuſtrationsmaterial ausgeſtattet.

## Motti für Kochbücher.

Geſegne Gott den Schatz am Herd,
Der, über Feuersglut bewährt,
Des Hauſes liebe Welt ernährt.

Rege Hand und kluges Sinnen
Draußen in der Küche!
Frohgenuß und Laune drinnen,
Witz und Tafelſprüche!

## Hübſches Oſtergeſchenk.

Man belegt einen Teller mit feuchter Watte, ſtreut Hafer, Gerſte und Roggenkörner darauf, ſtellt dies an die Sonne oder ins warme Zimmer, befeuchtet es fleißig, und in 10—11 Tagen haben die Körner gekeimt, man hat einen hübſch grün überwachſenen Teller. Nun ſetzt man in deſſen Mitte ein Häschen von Zucker, und um den Rand legt man gefärbte Eier. **A. S.**

## Clematis.

Alle Schlingpflanzen haben in der Art ihres Wuchſes etwas eigentümlich Schönes, Beſonderes. Ihre langen kletternden Ranken ſcheinen dazu geſchaffen, Starrheiten, Unſchönheiten in der Natur anmutig zu verdecken. Es ſind die Dekorateure in der Pflanzenwelt.

Die neue Gartenbaukunſt hat auf die Kultur dieſer Pflanzengattung ganz beſonders ihr Augenmerk gerichtet und viele ſchöne Arten noch weſentlich verbeſſert. Zu dieſen gehört in erſter Linie die Clematis oder Waldrebe. Sie iſt eine unſerer prächtigſten und ſchnellwüchſigſten Kletterpflanzen. Eine ungeheure Anzahl Varietäten mit farbenprächtigen Blumen ſind mit den Jahren durch die Kunſt des Gärtners entſtanden, ſo daß man gezwungen war, ein eigenes Syſtem zum Unterſchiede der Clematis-Sorten aufzuſtellen. Abweichend von dem Syſtem der Botaniker und Dendrologen teilt man ſie für die Gärtnerei in ſieben Hauptgruppen, wovon jedoch als empfehlenswert für die Ziergärtnerei nur die Patens-, die Florida-, die Lanuginosa-, die Viticella- und die Jachmanni-Gruppe in Betracht kommen.

Die zur Patens-Gruppe gehörigen Arten und Varietäten ſind mittelhohe Sträucher, die von Mai bis Juni einen äußerſt reichlichen Flor entwickeln. Die dankbarſten Blüher

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

dieſer Gruppe ſind die weißblühenden Sorten Miss Batemann und Fair Rosamond, die blaublühenden Sorten Standishi mit herrlich wohlriechenden Blumen, und Sir Garnet Wolseley und die violett blühenden Sorten Clara mit ſehr großen Blumen, The Queen und Lord Landesborough.

Die Sorten der Florida-Gruppe entwickeln von Mai bis Juli ihre Blütenpracht, wovon als die ſchönſten großblumigen und gefüllten Sorten Lucy Lemoine reinweiß, Barillet-Dechamps grau-roſa und Counters of Lovelace blau-violett hier zu nennen ſind.

Die an Spielarten umfangreiche Lanuginosa-Gruppe, die erſt vom Juli bis Oktober blüht, zeichnen ſich ebenfalls durch ſchöne, große Blumen aus, wovon beſonders die Sorten Lanuginosa hellblau, Lanuginosa candida reinweiß und Marie Desfossée mit prachtvoll violetten und ſehr großen Blumen zu empfehlen ſind.

Die zur Viticella-Gruppe gehörigen Sorten blühen ebenfalls erſt vom Juli bis Oktober. Von den Spielarten ſind namentlich die gefüllt blühenden Sorten ſehr geſchätzt, wie Cl. venosa, hellblau, Cl. viticella fl. pl., rötlich violett und Cl. viticella rubra grandiflora, purpurviolett, wenn auch dieſe Gruppe zu den weniger farbenprächtigen zählt.

Die ſchönſten und bekannteſten aller Clematis aber ſind die zur Jachmanni-Gruppe gehörigen Arten und Varietäten, die faſt ſämtlich vom Juli bis Oktober blühen. Sie vereinigen reiche Blütenfülle mit entzückender Blütenpracht und ſchnellem Wachstum. Die Stammform Jachmanni und die neuere Varietät Jachmanni superba, ultramarinblau, ſind hier in erſter Linie zu empfehlen. Ferner Mad. Granger, glänzend purpurrot, rubella, violett, magnifica, purpurfarben und Gipsy Queen mit ſammetartigen purpurnen Blumen. —

Zur Anpflanzung im Garten iſt es immer das Geratenſte, ſich ältere Clematis, etwa vier- bis fünfjährige Pflanzen, anzuſchaffen, die ſchon im erſten Jahre ſtarke Triebe und einen reichlichen Flor entwickeln. Fünfjährige Pflanzen mit 600—800 Blumen ſind keine Seltenheit. Natürlich verlangen dieſe auch eine entſprechende Pflege, wenn ſie ſolchen Blütenflor entwickeln ſollen, wobei der Boden vor allem eine Hauptrolle ſpielt.

Guter durchläſſiger, nährſtoffreicher Lehmboden eignet ſich ganz beſonders zur Clematis-Kultur. Naſſe Böden müſſen erſt durch Drainage genügend entwäſſert werden, da die fleiſchigen Wurzeln in der ſtauenden Näſſe ſonſt bald faulen würden. Man wirft zu dieſem Zwecke ein $1^1/_4$ m tiefes Pflanzloch aus und bringt zu unterſt eine Lage kleiner Steine, Ziegelbrocken, Schlacken u. dergl., worauf das Loch mit nahrhafter, lockerer mit Kompoſt vermengter Erde ſo weit wieder angefüllt wird, daß die Pflanze, die hierin gepflanzt werden ſoll, ungefähr mit ihren Wurzeln in die Erde reicht. Hat man gepfropfte Pflanzen bekommen, ſo ſetzt man ſie ſo tief, daß die Pfropfſtelle noch mit in die Erde kommt, ſodaß der Edeltrieb eigene Wurzel ſchlagen kann.

Die verletzten Teile an der Wurzel werden mit einem ſcharfen Meſſer ſorgfältig entfernt und die Wurzel nach allen Richtungen hin in dem Pflanzenloch ausgebreitet. Hierauf wird das Loch vollends mit Kompoſterde angefüllt und die Erde an den Wurzeln etwas feſtgedrückt. Im Laufe des Sommers wird, wenn nötig, durchdringend gegoſſen und der Boden um die Pflanze von Unkraut ſtets rein gehalten.

Ein fernerer wichtiger Punkt für die Clematis-Kultur iſt das Beſchneiden. Man teilt die Clematis in dieſer Hinſicht in zwei genau begrenzte Abteilungen. A. in Frühjahrsblüher, die am vorjährigen (alten) Holze aus kurzen Blütenzweigen, alſo zeitig im Sommer, vom Mai bis Juni blühen. B. in Sommerblüher, die am jungen Holz, daher ſpäter, vom Juli bis Oktober, blühen. (Lanuginosa, Viticella und Jachmanni-Gruppe). Die erſteren dürfen im Herbſt oder Frühjahr nicht beſchnitten werden, weil man ſonſt die Blüten für das nächſte Jahr vernichten würde. Die Ranken werden daher ſorgfältig vom Spalier losgelöſt, alles trockene und ungeſunde Holz daraus entfernt und zum Schutz gegen Froſt zuſammengebunden und mit Stroh, Baſtmatten u. drgl. genügend umwickelt. Man kann ſie nun entweder wieder am Spalier befeſtigen oder auch am Boden liegen laſſen, indem man den unteren Teil der Ranken noch etwas mit trockener Erde beträufelt. Im Frühjahr werden dann die einzelnen Ranken wieder gleichmäßig und ſyſtematiſch über die ganze Fläche verteilt und befeſtigt. Aus der Abteilung B. haben hauptſächlich die Clematis aus der Lanuginosa-Gruppe Winterſchutz nötig, indem man dafür ſorgt, daß die Wurzeln durch eine ſchwache Decke von Laub, Stroh oder dergl. gegen die Einwirkung des ſogenannten trockenen Froſtes geſchützt ſind. Die Clematis dieſer Abteilung werden im Winter oder Frühjahr etwa 30—40 cm über dem Boden abgeſchnitten, indem man namentlich darauf achtet, daß das reichlich vorkommende trockene Holz bis auf ein geſundes Auge zurückgeſchnitten wird.

Im zweiten Jahre nach der Pflanzung kann man allen Clematis-Sorten während des Sommers recht häufig einen kräftigen Düngerguß geben, etwa alle 3—4 Wochen, indem man auch jetzt das nötige Begießen nicht verſäumen darf, denn ſobald der Boden austrocknet, was häufig an den Häuſerwänden der Fall iſt, macht ſich ſofort ein Stocken im Wachstum bemerkbar.

Bei der Dekoration unſerer Gärten finden die Clematis die mannigfachſte Verwendung. Man benutzt ſie zur Bekleidung von Baumſtämmen, Spalieren wie Eiſen- und Holzgitter, Lauben, Mauern u. ſ. w., ſowie zur Herſtellung von Guirlanden zwiſchen hochſtämmigen Roſen und Alleebäumen. Am ſchönſten machen ſich jedoch die meiſten Clematis-Arten als freiſtehende Solitärpflanzen auf Raſen und Rabatten. Man läßt ſie zu dieſem Zwecke entweder an ſenkrechten Pfählen oder an Drahtgeſtellen in allen möglichen Formen, wie Pyramidenform, Kranzform, Lyraform, Kugelform, Schirmform u. ſ. w. in die Höhe ranken. Durch ihre farbenſchöne, lang-anhaltende Blütenpracht ſind ſie hier von großartiger Wirkung. Auch als Teppichpflanze machen ſich die Clematis, beſonders die aus der Patens-Gruppe, ganz allerliebſt. Die Ranken werden auf einer Unterlage von Moos mit Haken auf dem Boden befeſtigt, den ſie zur Frühlings- und Sommerzeit dann mit einem dichten ſchneeigen Blütenſchleier maleriſch überziehen.

**Kölner Baumſchulen bei Elmshorn**
in Holſtein.

## Oſtereier.

Reizende Oſtereier für Kinder kann man auf ſehr leichte Weiſe herſtellen. Zur Bereitung vieler Speiſen in der Wirtſchaft werden ganze Eier gebraucht, da erfordert es nur wenig mehr Zeit, wenn man dieſelben, anſtatt ſie zu zerſchlagen, ausbläſt, um die Schalen heil zu behalten. Zu dieſem Zweck bohrt man mit einem ſpitzen Stift in jedes Ei oben und unten eine kleine Öffnung, dann bläſt man in die eine recht kräftig hinein und ſofort entleert ſich das Ei durch die entgegengeſetzte Öffnung ſeines Inhaltes. Wenn die entleerten Eier nun innen ausgetrocknet ſind, indem man ſie eine Nacht in die warme Ofenröhre legt, ſteckt man kleine Zuckererbſen, oder ſonſtige kleine Näſchereien durch die gemachten Öffnungen wieder hinein und verklebt dieſelben. Nun verziert man die Eier recht hübſch, indem man ſie mit ganz kleinen Lackbildern, Goldſternen und dergleichen beklebt, oder man klebt um dieſelben ſchmale Streifen von buntem Seidenpapier oder Band, oben und unten davon kleine Schleifchen bildend. Dieſe Eier haben den Kindern ſtets ſehr große Freude gemacht, zumal man davon eine große Anzahl anfertigen und verſtecken kann, welche natürlich nicht alle gefüllt zu ſein brauchen. Auf einige Eier kann man auch die Namen der Kinder ſchreiben.

## Dem Großpapa zum ſiebzigſten Geburtstag.

Man ſagt, du warſt wie ich ein Kind,
Vor langer, langer Zeit,
Man ſagt, du lernteſt ſehr geſchwind,
Wardſt groß und haſt gefreit.

Und wen? Die liebe Großmama!
Der Vater kam dazu.
Dann wurdeſt du mein Großpapa,
Papa that ganz wie du.

Ja, ſo was hört man, wenn man frägt,
Verbürgen kann ich eins:
Ein beſſ'res Großpapachen trägt
Die Erde nicht als meins.

Denn du haſt unſ're Jugend noch
Und wirſt heut ſiebzig Jahr,
Uns aber fehlt dein Alter doch
Zu unſerm jungen Haar.

Wir ſind doch auch nicht dumme Leut,
Doch du verſtehſt's allein!
So ſegne uns, und weih' uns heut
In dein Geheimnis ein!

**M. A.**

## Schmuck.

Ein ſehr hübſches Konfirmationsgeſchenk ließ ich meiner Tochter von einem Paar langen, zweiteiligen Ohrglocken, wie ſie unſere Mütter trugen, verfertigen. Auf einen glatten, breiten, goldnen Armreif werden die beiden langen Teile gegeneinander geſtellt und befeſtigt; den Mittelpunkt bilden die zwei kleinen oberen Teile der Ohrglocke, ſo daß das Ganze wie eine Schleife ausſieht. Sind die Ohrgehänge mit Steinen oder Perlen geſchmückt, wie ſie es ja ſonſt meiſt waren, macht ſich ſolch ein Schmuck wunderſchön; er bleibt für die Enkelin immer ein teures Andenken an die liebe Großmama.

**A. S.**

## Zimmerſchmuck.

Zu einem praktiſchen und doch zierlichen Zimmerſchmucke, einem Behälter für ſchwediſche Zündhölzer, laſſen ſich die mit Bildern verſehenen Rückwände alter Abreißkalender benutzen. Man klebt mit Leim auf die Stelle, auf welcher der Abreißeblock ſich befunden, eine leere Zündholzſchachtel, deren untere Öffnung geſchloſſen iſt; die obere Fläche derſelben, ſowie die noch weißen Stellen werden mit Goldbronze überſtrichen und zur Verzierung auf der Schachtel und in den Ecken Abziehbilder: Vögel, Blumen oder Schmetterlinge angebracht. Sind die Seitenflächen abgenutzt, ſo läßt ſich ſchnell und ohne große Mühe die Schachtel erſetzen. **H. W., Münſter i/W.**

## Für die Toilette.

Zur Pflege des Teints. Ein Cosmetique, das in Frankreich, ſtark parfümiert, zu hohem Preiſe verkäuflich iſt, vermag man ſich faſt koſtenlos ſelbſt herzuſtellen. — Eine größere Anzahl Roßkaſtanien werden von ihrer braunen Schale befreit, hierauf ſorgfältig zu feinem Mehl gerieben und trocken verwahrt. Ein Theelöffel voll von dem Pulver ins Waſchwaſſer geſchüttet, wirkt viel angenehmer als Mandelkleie oder anderes mit hochtrabendem Namen, das nicht ſelten direkt ſchädlich iſt. — Übrigens wäſcht man das Geſicht ſtets ohne Seife. Mit möglichſt großer Menge friſchen Waſſers dasſelbe netzen, dann ſanft abtrocknen und mit einem weichen Leder nachwiſchen, das gibt blühendes Ausſehen und zugleich ein wohlthuendes Gefühl äußeren Behagens. Gegen Pickel nehme man Sulphur (homöopathiſche Potenz), in jeder Apotheke erhältlich, morgens und abends zwei Tropfen in Waſſer. Ein gutes Enthaarungsmittel iſt Calciumſulphhydrat; — abends aufzutragen und morgens abzuwaſchen.

Mundwaſſer. 2 Loth Raute und 4 Loth Salbei werden mit 1 Liter Waſſer zuſammen bei gelindem Feuer gekocht. Nach dem Erkalten ſetzt man ein ſtecknadelknopfgroßes Stück übermanganſaures Kali hinzu. Die Flüſſigkeit hält ſich 14 Tage.

Zahnputzwaſſer. In eine Flaſche kommt $^1/_2$ Liter guter Weingeiſt, 1 Lot Sternanis, $^1/_2$ Lot Cochenille, $^1/_4$ Lot ganze Nelken, $^1/_4$ Lot Chinarinde, $^3/_4$ Lot ganzen Zimmet; — die Miſchung wird wohl verſchloſſen für drei Wochen an einen warmen Ort geſtellt und alle Tage umgeſchüttelt. Dann wird ſchließlich noch $^1/_2$ Lot feinſtes Pfeffermünzöl dazu gethan. — Das Mittel iſt analog dem bekannten Eau de Botot Zahnelixier.

Gegen das Ausfallen der Haare. Man bereite eine ſtarke Abkochung von Klettenwurzeln und 1 Gramm doppelkohlenſaurem Natron und miſche die Flüſſigkeit zur Hälfte mit echtem Franzbranntwein. Damit wird die Kopfhaut mittels eines wollenen Läppchens täglich

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

gewaſchen. Gegen ſprödes Haar iſt es gut öfter folgendes Fett zu gebrauchen:

Rec. Unguent. rosat. Unc. j.
Tinct. cantharid.
Balsam. peruv.
â â De. j.

Für ein Billiges in der Apotheke erhältlich.

Gegen rauhe Hände gebraucht man Borax oder Hafermehl, — je ein Theelöffel voll ins Waſchwaſſer gethan. Vor dem Schlafengehen müſſen die Hände überdies mit Eiweiß, in dem eine Waſſerſpitze Alaun aufgelöſt iſt, eingerieben und durch Handſchuhe geſchützt werden.

**Hrt. Grabbé.**

## Handarbeit.

Auf äußerſt einfache Weiſe fertigt man einen geſtrickten Unterrock an, wenn man mit Rockwolle auf eine kleinfingerdicke, lange Holznadel 100 Maſchen aufſchlägt und 110 Nadeln 2 rechte, 2 linke Maſchen ſtrickt. Nach dieſem fügt man mit viel feineren Holznadeln noch 25 Touren an, was dann den Bund oben bildet. Nun werden die Zöpfchen von beiden Seiten zuſammengehäckelt und unten ein kleines Zäckchen angebracht. Durch die ſehr loſe abgeworfenen Maſchen zieht man oben ein feines Bändchen. — Der Rock iſt ſehr ſchmiegſam, trägt nicht auf und iſt ſehr billig, da 200 Gramm Wolle dazu reichen.

**F. Z.**

## Nachtiſch.

Vielleicht dürfte in Deutſchland eine Art, die Orangen zu ſervieren, die ich in Frankreich kennen lernte und welche ſich beſonders bei Herren großer Beliebtheit erfreute, noch wenig bekannt ſein. Die Apfelſinen werden quer durch in zwei Hälften geſchnitten. Mit ſcharfem Meſſer macht man, ringsherum die Schale entlangfahrend, einen Schnitt, desgleichen einen Kreuzſchnitt in der Mitte des Fleiſches. Dieſe Schnitte haben den Zweck, ſowohl das Loslöſen des Fleiſches beim Verſpeiſen der Apfelſine zu erleichtern, als das Eindringen des Kognak und des Zuckers zu erleichtern, der jetzt theelöffelweiſe langſam eingetröpfelt, reſp. -geſtreut wird. Auf jede Hälfte rechnet man vorerſt 1—2 Theelöffel Kognak und ebenſoviel geſtoßenen Zucker. Mindeſtens zwei Stunden vor dem Servieren muß man damit beginnen, damit der Kognak die Apfelſinen gut durchziehe. Kurz vor dem Anrichten kann man die Prozedur wiederholen, falls der Kognak oder der Zucker nicht ſtark genug vorſchmecken ſollte, was ſich natürlich nach perſönlicher Liebhaberei richtet. Iſt viel Saft herausgefloſſen, ſo träufelt man auch dieſen wieder in die Apfelſinenhälften oder entfernt den überflüſſigen Saft vor dem Anrichtem. Dieſe Orangenhälften, bilden zierlich pyramidenförmig aufeinandergeſetzt, einen hübſchen Tafelſchmuck und können beim Deſſert als Pendant zu einer Schale friſchen Obſtes gereicht, oder aber auch als ſüße Speiſe ſerviert werden.

**Helene.**

## Für die Küche.

Eine feine Torte (Sandtorte). Man nehme 1 Pfd. feine Butter, rühre ſie zur Sahne, thue 1 Pfd. Zucker löffelweiſe dazu, vermiſche das Gelbe von 10 Eiern nach und nach damit; eine Hand voll gebrühter und gegängelter Mandeln, eine halbe Muskatnuß und, nachdem die Maſſe ¾ Stund. gerührt iſt, 1 Pfd. trockenes und geſiebtes Kartoffelmehl und ein Gläschen Arrak dazu, endlich das zu ſteifem Schaum geſchlagene Eiweiß. Jetzt füllt man die Maſſe in eine mit Butter ausgeſtrichene und mit geſtoßenem Zwieback beſtreute Form und backe ſie langſam 1 Std.

**L. H.**

## Fragen.

84) Kann eine gefällige Mitleſerin des Daheim mir einige nicht auf Wohlthätigkeit gegründete Stifte für vornehmere Damen nennen, in welchen der Nachweis beſtimmter Ahnen nicht erfordert wird?

85) Kann eine der geehrten Leſerinnen mir eine Adreſſe, vielleicht aus dem Erzgebirge, angeben, wo ich geklöppelte Zwirnſpitzen und Einſätze billig kaufen kann?

**H. T. in Q.**

## Auskunft.

Fr. 34. Der bekannte Geflügelhändler Herr Hans Maier, Ulm a. D. ſchreibt: man ſolle bei eingetretener Hühner-Diphtheritis den Tieren den Rachen mittelſt eines feinen Haarpinſels mit Petroleum auspinſeln.

**F. K.**

Fr. 51. Der Deutſche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien, (Vorſitzende Frau Gräfin von Monts, Excell., Charlottenburg), nimmt ſehr gern Meldungen geeigneter Pflegeſchweſtern für die Lazarethe in den Kolonien entgegen. Beſondere Bedingungen ſind: Übung in der Krankenpflege, gute Zeugniſſe darüber, Kenntniſſe in der Führung des Haushaltes und der Küche. Alles Nähere durch die Schriftführerin Frl. **Clara Müſche, Berlin W.**, Schillſtr. 16.

Drummond:

Das Beſte in der Welt.
Von Henry Drummond.
26. Aufl. 96.—100. Tauſend.
Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Pax vobiscum.
Von Henry Drummond.
10. Aufl. 46.—50. Tauſend.
Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Das Schönſte im Leben.
Von Henry Drummond.
1.—6. Aufl. 1.—30. Tauſend.
Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Das Programm des Chriſtentums.
Von Henry Drummond.
1.—5. Aufl. 1.—25. Tauſend.
Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Für ſinnige Gemüter wird kaum eine anregendere, feſſelndere und innerlich befriedigendere Lektüre gefunden werden, als dieſe tauſendfach verbreiteten Drummondbücher. Das einfache und doch feine Äußere derſelben macht ſie zu anſpruchloſen und dankbar empfangenen Geſchenken ganz beſonders geeignet.

Verlag von
Velhagen & Klaſing
in Bielefeld und Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für die Zeit
des
Tummelns der Jugend im Freien:

Des
deutſchen Knaben
Turn-, Spiel- und Sportbuch.
Von
E. Barth und L. Schützer
Schuldirektor. Turnlehrer.

Praktiſche Anleitung zu nützlichen Körperübungen außerhalb der Schule: Turnen, Exerzieren, Fechten, Schießen, Bewegungsſpielen, Baden, Schwimmen und Springen, Rudern und Segeln, Schlittſchuhlaufen und Eisſegeln, Radfahren.

Der männlichen Jugend zur Luſt und Freude, zur Pflege und Ausbildung des Körpers.

Ein praktiſches Buch mit zahlreichen Abbildungen.
Elegant gebunden Preis 6 M.

Es iſt ein von höchſter Stelle gefördertes Beſtreben der heutigen Pädagogik, die Widerſtandsfähigkeit der Jugend durch vermehrte Ausbildung des Körpers zu erhöhen. — Das Turn-, Spiel- und Sportbuch wendet ſich in dieſem Sinne aus der Praxis heraus ſo friſch und flott an unſre Jungen, daß es allenthalben anregen und nicht nur Nutzen, ſondern auch helle Freude ſtiften wird.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Daheim-Bibliothek:

I. Band: Fremdes Blut.
Roman von Doris Freiin v. Spättgen.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

II. Band: Um jeden Preis.
Novelle von Germanis.
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

III. Band: Der Geiger von Thun.
Roman von A. v. Freydorf.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

IV. Band 1. und 2. Teil: Gepa.
Roman von Carl Bömers. Zwei Teile.
Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 M.

V. Band: Der Sternburger Kreis.
Roman von Germanis.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

VI. Band: Auf der Dobenau.
Roman von E. v. Wellnitz.
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

VII. Band: Pfadfinder.
Zwei Erzählungen von Bernhardine Schulze-Smidt.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

VIII. Band: Er lebt!
Eine Erzählung von Bernhardine Schulze-Smidt.
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

IX. Band: Die zweite Mutter.
Von Henry Gréville.
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

X. Band: Das Fritzche.
Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

XI. Band: Ein tapferes Herz.
Roman von Jacques Vincent.
Ein Bd. elegant gebunden Pr. 1 M 50 ₰.

XII. Band:
Onkel Pieper von Piepersberg.
Auſtral. Roman von Tasma.
Ein Band gebunden Preis 3 M

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder die Verlagsbuchhandlung:
Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Daheim

XXVIII. Nr. 28. Erſtes Blatt.

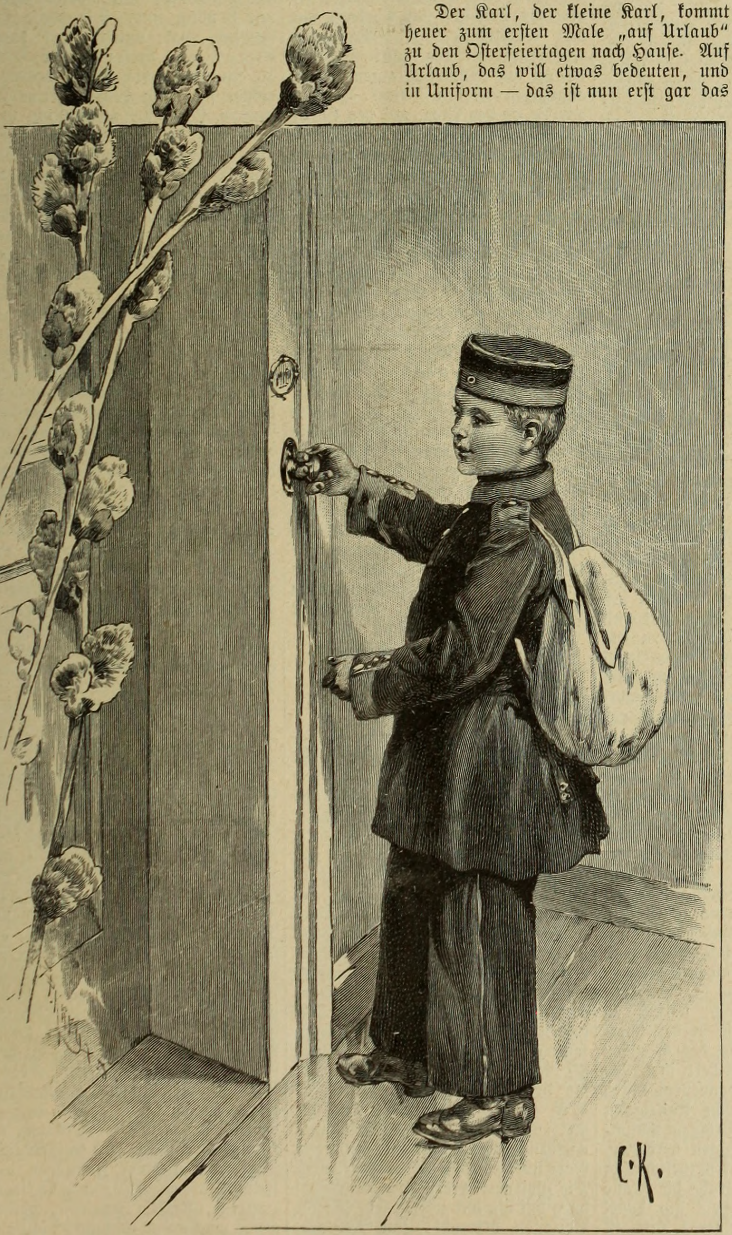
Jahrgang 1892.

9. April 1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Oſtereinquartierung aus Annaburg.

Der Karl, der kleine Karl, kommt heuer zum erſten Male „auf Urlaub“ zu den Oſterfeiertagen nach Hauſe. Auf Urlaub, das will etwas bedeuten, und in Uniform — das iſt nun erſt gar das Rechte. Was lieb Mütterchen wohl ſagen wird, wenn ſie ihren Annaburger ans Herz drückt, was die Spielkameraden von ehedem für Augen machen werden, wenn ſie den kleinen Stöpſel „in des Königs Rock“ begrüßen werden?



Oſtereinquartierung aus Annaburg.

Wie er ſich herausgemacht hat im letzten Jahr! War ein Kümmerling früher; der Stabsarzt hatte ſogar bedenklich den Kopf geſchüttelt, als er Karl von wegen der Aufnahme in das Militär-Knaben-Erziehungs-Inſtitut unterſuchte, aber die gute Koſt, die reichliche Bewegung haben dem Bürſchchen die Bruſt geweitet und ihm friſches Rot auf die ehedem ſo blaſſen Wangen gezaubert. Und einen Hunger bringt er mit: Mütterchen wird ihre Freude daran haben, wie ihr Neſthäkchen dem Feiertagsbraten zu Leibe geht!

Es gibt gegen 500 ſolcher kleinerer und größerer Knirpſe in dem alten, einſt kurfürſtlich ſächſiſchen Schloſſe zu Annaburg — Söhne würdiger und bedürftiger Unteroffiziere, welche entweder noch im Dienſt, oder mit dem Civil-Verſorgungsſchein entlaſſen oder bereits geſtorben ſind. Die muntere Schar iſt in vier Kompanien eingeteilt. Aber man nimmt es ſonſt mit dem ſoldatiſchen Weſen in Annaburg nicht allzu ſtreng, bedingt doch auch die Aufnahme, welche mit dem zehnten Lebensjahre vor ſich geht, keine Verpflichtung der Zöglinge für einen ſpäteren Eintritt in das Heer; die Anſtalt begnügt ſich vielmehr damit, die ihr anvertrauten Knaben, welche bis zur Konfirmation in ihr verweilen, geiſtig und leiblich zu entwickeln, und überläßt ihnen ſpäter ganz die Wahl ihres Berufes.

Indeſſen: der bunte Rock, der Nachahmungstrieb, die Tradition, welche ſich von den Älteren unweigerlich auf die Jüngeren überträgt, thun ein übriges. Auch ohne Zwang hat das Leben in Annaburg einen ſtark militäriſch gefärbten Anſtrich. Ordnung und Sauberkeit, Pünktlichkeit und Gehorſam ſind nicht die ſchlechteſten der Gaben, welche die Anſtalt ihren Zöglingen auf den Lebensweg mitgibt. Und zudem ſchließt ſich in Annaburg unmittelbar an das Knaben-Erziehungs-Inſtitut eine Unteroffizier-Vorſchule an, welche diejenigen Pflegebefohlenen der erſteren aufnimmt, die ſich aus freier Wahl für den militäriſchen Beruf entſcheiden. Bei ihr tritt der ſoldatiſche Charakter dann allerdings ſcharf hervor. Die Exerzierübungen beſchränken ſich freilich auch auf der Einzelausbildung, aber eine ſorgſame Pflege der Gymnaſtik, wie der eingehende Unterricht über alle Details des Dienſtes legen doch hier ſchon den Grund zur Heranbildung tüchtiger Unteroffiziere. Nebenher geht natürlich ein teils von Offizieren, teils von Civillehrern erteilter wiſſenſchaftlicher Unterricht.

Die „alten“ Annaburger halten feſt zuſammen. Ihr Verein erſtreckt ſich über faſt alle größeren Städte des Reiches, er gibt eine eigene Zeitung heraus und pflegt in jeder Weiſe das Gefühl der Zugehörigkeit und die Liebe zu der Anſtalt. Alljährlich einmal vereinigt ſich eine Anzahl der alten Herren zu Annaburg im fröhlich-vorbildlichen Zuſammenſein mit den jetzigen Pfleglingen.

Was aus unſerem kleinen Annaburger werden wird? Irre ich nicht, ſo ſehn wir ihn in fünfzehn Jahren als wohlbeſtallten Feldwebel bei den „Maikäfern“ — dem Garde-Füſilier-Regiment — wieder. Daß du mir bis dahin die Ohren ſteif hältſt, mein Junge!

H. v. Z.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Wem fällt es ein, das trock'ne Brot zu loben?
So bleibt manch ſtiller Vorzug unentdeckt.
Erſt wenn wir zu entbehren es erproben,
Entdecken wir, wie gut das Hausbrot ſchmeckt.

## April als Gratulant auf einem Polterabend.

**„April“** — du biſt's? Was willſt du hier?
Du böſer Geſelle, hinaus mit dir!“ —
Ach ja, ich weiß, ſo heißt es gleich,
Wenn ich mich nur von Weitem zeig,
Doch heute blick' ich freundlich drein,
Bring' Blumen mit und Sonnenſchein,
Und hört ihr mir ein Weilchen zu,
Erzähl' ich euch in aller Ruh',
Weshalb ich heut' vor euch erſchein',
Nachdem das Reich nun endlich mein. —
Wir ſpielten fröhlich alle drei,
(Ich meine mich, den März und Mai,)
In unſ'res Frühlings lichtem Reich
Und machten da manch luſt'gen Streich.
Der März, der prägt' den Veilchen ein,
Sie ſollten ja beſcheiden ſein
Und ſtecken aus dem Blätterhaus
Die Köpfchen nicht zu früh heraus;
Der Mai, der pfiff dem Vögel-Chor
Die ſchönſten Melodien vor,
Die Nachtigall, mit hellem Schlag,
Sang alle gleich aufs ſchönſte nach.
Und ich, ich neckte beide ſie,
Und war ſo luſtig, wie noch nie!
„Kommt Veilchen, kommt zu mir doch her,
Beim März da friert ihr gar zu ſehr!“
Und manches hübſche Veilchenkind,
Das ſprang auf meinen Schooß geſchwind.
„Ihr Vöglein all' mit ſüßem Ton,
Geht doch mit mir zur Erde ſchon,
Denn mit dem guten Monat Mai,
Iſt Frühlingsherrſchaft bald vorbei!“
Und ſiehe, manches Vöglein kam,
Und Platz auf meiner Schulter nahm.
Doch ich, eh' eins es ſich verſah,
War mit der Regenbrauſe da,
Hei, wurden ſie da alle naß!
Hei, das war mir ein rechter Spaß!
Da plötzlich rief's mit heller Stimm:
„April, April, was biſt du ſchlimm!“
„O lieber Lenz, verzeihe mir,
Nur etwas Kurzweil trieb ich hier,
Doch ſchilt mich nicht, ich bitt' dich ſehr,
Ich thu's auch ganz gewiß nicht mehr!“
„Du Schalk! Nun komm' und laß' dich ſehn,
Sollſt flugs für mich zur Erde gehn,
Und einem lieben jungen Paar
Heut bringen meinen Glückwunſch dar.“ —
„Ich? Warum ſchickſt du nicht den Mai?
Der iſt bei allem gern dabei,
Und teilt des Glückes Roſenſtrauß
Ja faſt auf jeder Hochzeit aus.“
„Nein, nein, du gehſt zum Paar hinein,
Bald Regen und bald Sonnenſchein,
Biſt du, wohin ich immer ſeh'
Das Sinnbild einer jeden Eh'.
D'rum mach' dich fertig und geſchwind,
Doch mach's hübſch brav, du Sauſewind!“ —
So ſprach der holde Lenz zu mir,
Und ich gehorcht' und bin nun hier. —
Dir Bräutchen (eine Sonne aus Goldpapier überreichend) bring ich Sonnenſchein,
Du ſollſt des Hauſes Sonne ſein,
Die an dem trauten eignen Herd
Das kleinſte Fleckchen ſelbſt verklärt! —
Und dir, dem jungen Ehemann,
Reich' ich das Regenſchirmchen dann,
Macht's deine Frau mal gar zu ſchlimm,
Dann bitt' ich dich, es eilig nimm,
Laß ihrem Zorn nur freien Lauf,
Und ſpann' es dir zum Schutze auf,
Und gießt's mit Kannen ſelbſt herab,
Vom Zauberſchirm prallt alles ab!
Und nun lebt wohl, ihr lieben Zwei,
Sobald es geht, eil' ich herbei,
Und bringe euch im nächſten Jahr,
Im eig'nen Heim die Grüße dar. **A.**

## Zum drittenmal das Spinnrad.

Vor einiger Zeit wurde an dieſer Stelle dem Spinnrade ein anregender Artikel gewidmet, dem ich einige praktiſche Ergänzungen beifügen möchte. Als alter „Praktikus“ — denn ich betreibe das Spinnen ſeit meiner früheſten Jugend und verſtand es ſchon als Kind — kann ich verſichern, daß dieſe Beſchäftigung eine ſehr angenehme iſt, die man nicht nur deswegen wieder aufnehmen ſollte, weil ſie als paſſend zu den altdeutſchen Zimmereinrichtungen hie und da in die Mode gekommen iſt, wobei das Spinnrad öfter nur als nutzloſe Staffage fungiert, ſondern weil ſie dem Haushalt zu großem Nutzen zu werden vermag. Sehr zu empfehlen iſt das Spinnen ſolchen Damen, die tagesüber lediglich mit dem Kopf zu arbeiten pflegen und die Augen durch anhaltendes Schreiben und Leſen — wozu auch das Notenleſen gehört — anſtrengen müſſen. Zum Netzen des Fadens bedient man ſich am beſten des ſog. Netzbleches, das wohl jeder Spengler zu machen verſteht, wenigſtens wenn er ein Muſter geſehen. Dasſelbe iſt ſo eingerichtet, um mit dem Rocken an das Spinnrad befeſtigt werden zu können. Dies iſt weit bequemer als das Netzen aus einem, wenn auch noch ſo nahe ſtehenden Gefäße und befördert weſentlich die Schnelligkeit der Arbeit. Ein wichtiger Punkt, der Erwähnung verdient, iſt das Haſpeln des geſponnenen Garnes. Der empfehlenswerteſte Apparat hierzu iſt der ſog. Zahlenhaſpel. An demſelben befindet ſich nämlich eine Vorrichtung, durch welche die Fäden des gehaſpelten Garnes abgezählt werden, ſo daß man die Quantität der einzelnen Stränge ganz gleichmäßig zu geſtalten vermag, was wiederum auch dem Weber den Überblick über den Inhalt der zum Weben empfangenen Stränge erleichtert. Dieſe Vorrichtung beſteht in einem kleinen gezackten Holzrädchen, das an dem Stocke des Haſpels angebracht iſt, während des von der Haſplerin beſorgten Drehens des Hauptrades ſich von ſelbſt in entgegengeſetzter Richtung des letzteren ſehr langſam dreht. Iſt es einmal um ſich ſelbſt herumgekommen, ſo knackt es vernehmlich, und man weiß dann, daß ſechzig Fäden auf dem Haſpel ſind. Gewöhnlich läßt man zweimal knacken, ehe man unterbindet; ein Unterbund enthält ſomit 120 Fäden. Zehn Unterbünde bilden einen vollſtändigen großen Strang, den man vorſichtig vom Haſpel abnimmt, kräftig reckt und ineinander ſchlingt, damit er ſich nicht verwirrt. Die Spule hält man beim Haſpeln mit der Linken auf dem ſog. Spuleneiſen, das mit einem hölzernen Stiel verſehen iſt und nach beendigter Arbeit an dem Haſpel bis zum Wiedergebrauch aufgehängt wird. Nicht in allen Häuſern, vornehmlich in großen Städten, dürften ſich noch Spinnräder fleißiger Großmütter oder Mütter, die ſtets als Familienreliquien betrachtet werden ſollten, vorfinden. Doch gibt es in verſchiedenen Gegenden Drechslermeiſter, die Spinnräder und jedenfalls den dabei unentbehrlichen Haſpel ſachgemäß anzufertigen verſtehen. Gute Webermeiſter findet man noch in Heſſen, in der Pfalz, wohl auch in Weſtfalen und manchen Gegenden Süddeutſchlands, wo die weibliche Landbevölkerung noch fleißig zu ſpinnen pflegt. Dieſe Weber übernehmen auch meiſtens das Bleichen der Leinewand, wie Alberti in Grünfeld. Aus ſelbſtgeſponnenem Garn laſſen ſich ſehr hübſche Kaffedecken durch Zuſchlag von farbigem Baumwollen- oder Leinengarn herſtellen. Dieſes Gewebe bedarf natürlich nicht der Bleiche, denn gerade die graue Farbe des Fadens ſieht gut dabei aus. Für einen kleineren Tiſch iſt nur eine geringe Quantität Garnes erforderlich. **Emilie Proeſcher.**

## Naſſe Schuhe.

Kleine Urſachen, große Wirkungen! Wie viele Unannehmlichkeiten haben uns die böſen, naſſen Schuhe und Stiefel ſchon bereitet! Ungezählte Schnupfen, Halsentzündungen, Huſten, Schmerzen im Leib und Magen, Zahnweh und Ohrenſtechen können alle ihren Urſprung in den naßgewordenen Hüllen unſerer Füße haben. So früh wie möglich müſſen wir unſere Kinder daran gewöhnen, ihr Schuhwerk gleich nach der Heimkehr aus der Schule zu wechſeln und ihre Strümpfe gleichfalls, wenn es not thut. Auch wenn die Stiefel nicht merklich naß ſind, wird dieſer Wechſel für die Reinlichkeit der Kleider, der Teppiche und Parketts immer wohlthätig ſein. Was aber machen wir mit den naſſen Schuhen, die oft am nächſten Morgen wieder angezogen werden ſollen? Stellen wir ſie an den Ofen, auf den Herd? Ein Verſuch wird meiſt zeigen, daß das Leder ganz hart wird, zuſammenſchrumpft und dann ſehr drückt. Selbſt der beſte Menſch aber kann auf die Dauer nicht liebenswürdig bleiben, wenn ihn der Schuh drückt. — Wir füllen unſere naſſen Stiefel und Schuhe gleich nach dem Ausziehen mit ungeſchältem Hafer voll und ſchmieren ſie mit irgend einem guten Fett, Ricinusöl, Leberthran, Vaſelin oder dgl. ein. Der Hafer zieht alle Feuchtigkeit an, das Fett hält das Leder geſchmeidig. Die Stiefel ſtehen nachts in einem geheizten Zimmer oder in der warmen Küche und werden am nächſten Morgen trocken und weich wieder angezogen. Der Hafer wird auf dem Herd getrocknet, in ein Säckchen gefüllt und abends wieder verwendet. Man kann auch Weizenſchalen nehmen oder, in Ermangelung alles deſſen, die Schuhe mit zuſammengedrücktem weichem Papier feſt ausſtopfen. Die Arbeit iſt gering und der Erfolg ſicher.

**Sophie v. S.**

## Große Servietten.

### Noch ein Vorſchlag.

Aus dem Nachlaſſe meiner 82jährigen Großmutter kam eine große Damaſtſerviette an mich, die, wie das Zeichen bekundete, noch aus dem Brautſchatz der Urgroßmutter ſtammte. Dieſe einzelne Serviette irgendwo einzureihen, ging nicht an; ſie zu zerſchneiden, wäre uns aber ſündhaft erſchienen. So ward beſchloſſen, das noch tadelloſe Stück in eine „Kaffedecke der Erinnerung“ umzuwandeln. Das etwas abgewaſchene Zeichen ward herausgetrennt, aber in veränderter, verſchönter Geſtalt erneut. In die eine Ecke kamen nun die Initiale der Urgroßmutter — H P —, in die nächſte, die der Großmutter — S S —, in die dritte, die meiner Mutter — M M — und in die vierte Ecke, die meinen: M K. Die Buchſtaben wurden ſehr groß gewählt; mit rotem Garn über Canevasauflage gearbeitet. Die Zwirnerei Göggingen bei Augsburg hat hin und wieder ſehr hübſche Vorlagen verſandt; eine Reklame, die man ſich ganz gern gefallen läßt. Bei dieſen Stick- und Häkelmuſtern waren auch unſere Buchſtaben; in Kreuzſtich und Linienſtich — ſogenannte Holbeintechnik — auszuführen und dekorativ wirkſam. Den Abſchluß der Decke bildet eine breite Zwirnſpitze, entweder ſelbſt geklöppelt, oder in einem Klöppelſpitze imitierenden Muſter gehäkelt.

**M. K. in Poſen.**

## Eleganter Lampenſchirm.

Man legt 10 Bogen hellroſa Seidenpapier aufeinander und ſchneidet nach einem weißen Papiermuſter zu einer gewöhnlichen Tiſchlampe mit weißem, runden Schirm etwa neun Teile, während zu einer Geſellſchaftslampe mit ovaler Glocke nur 6 nötig ſind. Die Teile ſind länglich, oval; unten 9 cm breit; oben 7 cm breit; in der Mitte 16 cm breit; die Länge derſelben richtet ſich nach dem Schirme der Lampe, ſie müſſen unten 6 cm über denſelben wegreichen. Nun näht man jedes dieſer zehnfachen Blätter mit Roſaſeide oder Garn in der Mitte, der Länge nach mit großen Stichen durch; darauf wird das Papier auf beiden langen Querſeiten, in ganz feine Streifchen geſchnitten, vom Außenrande nach der Mitte zu, in der Mitte ſelbſt bleibt auf jeder Seite $^1/_2$ cm breit ſtehen, darauf nimmt man ein kleines, aber ja nicht ſcharfes Meſſer, und kräuſelt jedes feine Streifchen, die Teile erſcheinen nachdem ſie gekräuſelt ſind, kaum halb ſo breit und ſehen wie roſa Federchen aus. Iſt die etwas mühevolle Arbeit, die jedoch außerordentlich lohnend iſt, beendet, ſo näht man auf ein Atlasband, das die obere Weite des Schirmes hat, einen Teil neben den andern auf und läßt dieſe loſe herunterhängen, Haken und Öſe werden zum Schluß an das Band genäht. Verziert wird der ſehr niedliche Lampenſchirm noch durch einen roſa Roſenzweig, der von oben fallend, auf einen Streifen genäht wird.

**Fr. Paſtor F. in A.**

## Handarbeit.

Journalmappe. Im Grunde iſt es doch immer die Ordnung, die unſer Glück mit ausmacht, Ordnung nach außen in unſerem häuslichen Leben und unſerem Handeln und Ordnung nach innen in unſerem Denken und Fühlen; ſie iſt es, welche die Hausfrau vor allem mit Takt und Sicherheit üben muß, um ſo gewiß, nicht zum mindeſten für ſich und die Ihren, den ſchönen Göthe'ſchen Ausſpruch: „Der iſt der Glücklichſte, er ſei König oder ein Geringer, dem im eignen Hauſe Wohl bereitet“ — wahr zu machen. Nachfolgend beſchriebener Gegenſtand, den man ſich ſelbſt mit Leichtigkeit herſtellen kann, gehört auch zu denjenigen, welche die Ordnung im Hauſe unterſtützen. Es werden eine, wohl auch mehrere Zeitungen und Zeitſchriften gehalten, aber ſie liegen zerſtreut, werden zerriſſen, gerade wenn man etwas wichtiges ſucht und braucht; das iſt fatal; lägen ſie doch geſammelt an einem Ort! Eine

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Journalmappe nun hilft dieſem Übel ab, und es ſind deren auch ſchon verſchiedentliche Arten bekannt, die hier beſchriebene aber hat den großen Vorzug, daß ſie, wie ſchon erwähnt, mit Leichtigkeit ſelbſt herzuſtellen und nebenbei ſehr hübſch, billig und praktiſch iſt.

Man nimmt ein Stück ziemlich ſtarke Pappe, 82 cm hoch, 35 cm breit, und überzieht dasſelbe auf der äußeren Seite mit dunklem Wollplüſch und auf der inneren mit einem zu dieſem in der Farbe paſſenden Stück leichten wollenen Stoffs, näht ringsherum eine mittelſtarke wollene Schnur an, auf den beiden Schmalſeiten aber folgendermaßen: immer 2 cm dazwiſchen, auch ſtraff angezogen, aber nicht angenäht. Durch dieſe ſo entſtandenen Öſen ſchnürt man, indem man die ganze Pappe biegt, aber, was ja zu beachten iſt, nicht quer durchbricht, ſtraff einen polierten oder gebeizten dunklen Stab mit Kugeln oder Eicheln an beiden Seiten, an welche man nach oben eine Schnur zum Aufhängen, nach unten ein paar Schlingen und Enden mit Wollpompons zur Verzierung anbringt. Auf die Vorderſeite der Mappe kommt entweder eine Plattſtichſtickerei oder ein Monogramm.

Dieſe Journalmappe kann man natürlich auch ſehr elegant ausführen, je nach dem Material, das man dazu verwendet. **P. W.**

Der Stopfapparat. Im Frauendaheim iſt ſchon einige Male die Frage nach der Zweckmäßigkeit des neuen amerikaniſchen „Darning Weaver“ aufgeworfen, ohne daß ſich bis jetzt eine Antwort darauf gefunden hätte. In der That erleichtert der Stopfapparat das Stopfen inſofern, als ſeine Handhabung einfach und leicht zu erlernen iſt und bei einiger Übung die Arbeit raſcher von ſtatten geht, als bei der herkömmlichen Handſtopferei. Damit iſt aber auch alles zu ſeinem Lobe geſagt, und ich muß bekennen, daß ich mit einer gewiſſen Befriedigung zu meiner alten Methode zurückgekehrt bin. Der Apparat verlangt nämlich ein formgerecht zugeſchnittenes Loch, wenn er ordnungsmäßig arbeiten ſoll — er mag deshalb in Schulen, wo nach der jetzigen Lehrweiſe auch die zu ſtopfenden Löcher in den Stoff geſchnitten werden, am Platze ſein. — Das Loch wird dadurch entweder ſehr groß, wenn die dünne und ſchadhafte Umgebung mit ausgeſchnitten werden ſoll, oder aber dieſelbe muß wie früher mit der Hand nachgebeſſert und durchzogen werden, um die nötige Dauerhaftigkeit zu gewähren. Sodann läßt der Apparat oben und unten, wo er befeſtigt wird, einen aufliegenden Rand entſtehen, der mit der Hand befeſtigt werden muß und der Arbeit ein unſchönes Anſehen gibt. Zu alledem läßt ſich mit ihm nur einfacher kreuzweiſer Stopfſtich, nicht aber ein Maſchenſtich herſtellen. Zur Leinenſtopferei müßte er viel feiner arbeiten. Ich überlaſſe meinen Apparat für den halben oder Viertelpreis jeder Dame, die einen Verſuch mit ihm machen will.

**Frau Amtsgerichtsrat S. in Sch.**

Tintenwiſcher. „Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen“ — die ſtrahlende Sonnenroſe, die ich nachſtehend beſchreiben will, ſoll ſogar eigens dazu angefertigt werden, um ihre ſchönen, weichen, gelben Lederblätter mit dem ſchwärzeſten des Schwarzen in Berührung bringen zu laſſen, nämlich als Tintenwiſcher mit der Tinte. Weiches, gelbes Waſchleder iſt anerkannt das beſte Material zu dieſem Zwecke, da beim Auswiſchen der Feder, niemals kleine Fäſerchen daran hängen bleiben, dieſelben im Gegenteil damit äußerſt ſauber entfernt werden. Beſagte Sonnenroſe iſt ausſchließlich aus ſolchem Leder gefertigt, ſelbſt die Blättchen, die nicht zur Benutzung und nur zur Zierde dienen. Man ſchneide ſich vier gleich runde Scheibchen aus gelbem Leder 11½ cm im Durchmeſſer und dann 18 kleine Blättchen 4½ cm lange und 2 cm breite ovale Blumenblättchen. Erſtere wie letztere werden mit citronengelber Seide weitläufig languettiert. Zuerſt näht man neun Blättchen im Kreis herum auf eins der Lederſcheibchen und dann die weiteren neun in die Zwiſchenräume darüber. Die dunkeln Samenkörner der Sonnenroſe im Mittelpunkt imitiert man, indem man auf ein kleines rundes Stückchen Leder von 4 cm im Durchmeſſer, ſogenannte franzöſiſche Knötchen, mit ſtärkſter, dunkelbrauner, cordinierter Seide, eins dicht neben das andere macht. Dieſe Knötchen werden in der Weiſe gearbeitet, daß man mit der eingefädelten Nadel heraufkommend, den Faden einmal um die Nadel ſchlingt und wieder in demſelben Loch zurückführt. Es ſieht dies den Samenkörnern der Sonnenroſe täuſchend ähnlich. Dieſes Centrum näht man nun über die Blättchen, zugleich die drei andern Scheibchen unten in der Mitte mit befeſtigend. Unter die Blättchen näht man noch eine nicht zu ſchwache ſeidene Schnur, um ſie ein wenig zu heben, da das weiche Leder ſonſt zu flach und grade als Blumenblätter zu wenig plaſtiſch fällt. **P. W.**

## Für den kleinen Albert

### zur Silberhochzeit der Eltern, mit einem Hausſegen.

(Frage 75.)

Ihr, die ihr des Hauſes Segen
War't ſeit fünfundzwanzig Jahren:
Wie viel Lieb' auf allen Wegen
Hab' auch ich von euch erfahren!
Eifrig war euch dran gelegen,
Daß ihr frühe mich gelehrt,
Wie doch nur mit Gottes Segen
Alles hat Beſtand und Wert.

Und ſo bring' ich als ein Grüßen
Und ein Pfand von Gottes Gnade
Euch den frommen Spruch, der freundlich
Leuchte euch auf eurem Pfade.
Bitten werd' ich, daß da immer
Gottes Gnade, Gottes Wort,
Unſres Hauſes Segen bleibe
Für uns alle fort und fort. **P. K.**

## Wäſchekorb.

Ohne beſondere Mühe und mit nicht zu großen Koſten laſſen ſich hübſche Wäſchekörbe für Kinder- und Schlafzimmer herſtellen. Das Hauptmaterial bilden die biegſamen Fußmatten aus bunten Binſen, welche uns China und Japan in reicher Auswahl überſenden, die aber auch in manchen Gegenden von Deutſchland angefertigt werden. Die zu verwendende Matte muß zu ihrer Breite eine ziemlich bedeutende Länge haben, da erſtere die Höhe, letztere die Weite des Korbes ergiebt. Zunächſt hat man die Querränder mit farbigem Leinengarn oder Wolle von der rechten Seite aus überwendlich zuſammen zu nähen und hierauf den unteren Rand des ſo erhaltenen Cylinders einem runden, genau paſſenden Holzboden mittelſt hübſcher Ziernägel anzufügen. Der Boden muß recht ſtark ſein, um dem Korbe Halt zu verleihen. Dem oberen Rande wird nun glatt ein Beuteltheil aus farbigem Kaſchmir gegengeſetzt, welcher faſt die Höhe des Korbes haben darf und zum Schließen mit Gegenzug einzurichten iſt. Eine volle Rüſche aus einem ausgezackten Stoffſtreifen deckt den Anſatz. Praktiſch iſt es, am oberen Rand des Korbes innen einen feinen Holzreifen anzubringen, welchen man zugleich mit der Rüſche wieder durch Ziernägel befeſtigt. Größeren Körben verleiht man aber noch beſſeren Halt durch flache Holzſtäbe, welche dieſen Holzreifen mit dem Boden verbinden und welche ein eingeſetztes Futter unſichtbar macht.

## Praktiſches fürs Haus.

Die häßlichen weißen Flecke, welche beſonders auf Fenſterlacken oder anderen mit Ölfarbe oder Lack geſtrichenen Gegenſtänden entſtehen, wenn Waſſertropfen auf denſelben eintrocknen, kann man leicht entfernen, wenn man ein wollenes Stück Zeug mit einigen Tropfen Maſchinenöl und Spiritus befeuchtet und die Flecken damit abreibt. Friſche Flecken verſchwinden ſofort, bei älteren muß das Verfahren wiederholt werden. Auch erhalten lackierte Tabletts auf dieſe Weiſe abgerieben wieder neuen Glanz.

Frage 63. Ein ſicheres Mittel, Pelzſachen vor Motten zu ſchützen, ohne öfteres Ausklopfen, iſt, die Kleider mit ſtarkriechenden Sachen zuſammen in einen Schrank zu hängen und dieſen feſt zu verſchließen. Es iſt durchaus nicht nötig, Kampher, Naphtalin, Inſektenpulver, ſpaniſchen Pfeffer zu nehmen, alle dieſe Gerüche verlieren ſich beim Tragen ſchwer und ſind unangenehm. Ich pflücke mir Körbe voll Waldmeiſter, laſſe ihn zwei bis drei Tage trocknen unter einigem Umdrehen, und packe dieſes Waldmeiſterheu zwiſchen Kleider, Pelze u. ſ. w. in den Schrank, in die Taſchen, in die Ärmel, in die Falten der Kleider, und ſchließe dann den Schrank zu. Noch nie iſt ein ſo aufbewahrtes Stück von den Motten heimgeſucht worden; wenn ich die Sachen tragen will, ſchüttle ich ſie aus, und niemand iſt durch den Geruch inkommodiert.

Dem Artikel im Daheim Nr. 19 über Verwendung der Küchenabfälle füge ich für ſparſame Hausfrauen, insbeſondere im Stadthaushalt, eine erprobte und als bewährt befundene Verwertung der rohen Kartoffelſchalen hinzu. Dieſelben im warmen Ofenrohr oder auf der Platte getrocknet, geben beſtes Material zum Feueranzünden. Das Feuer brennt ſchnell an, und es wird dadurch Kien und Kleinholz erſpart, über deren Verbrauch viele Hausfrauen oft zu ſchelten haben.

**Aline von Dewitz.**

## Für die Küche.

Mancher der Leſerinnen dürfte es eine Freude ſein, zur Überraſchung von Groß und Klein, einmal Oſtereier auf den Tiſch zu bringen, die nicht wie die üblichen aus Zucker oder Marzipan beſtehn. Diesmal iſt es ein Flammerie, in Geſtalt von Oſtereiern, den ich ihnen empfehlen möchte. Man ſammelt dazu Eierſchalen von den in den Tagen vorher verbrauchten Eiern, d. h. man ſchlage die Eier nicht auf, ſondern mache an der unteren Seite behutſam ein Loch von der Größe eines 10 Pfennigſtückes, und ſchüttele das Ei aus der Schale heraus, ſo, daß dieſe erhalten bleibt, ſpüle die Schale mit Waſſer gut aus und hebe ſie an einem trockenen Ort auf, bis ſie gebraucht werden ſollen. Dann koche man eine Portion weißen und eine Portion roten Flammerie, (mit Obſtſaft), nehme nun die Eierſchalen, waſche ſie noch einmal aus — ſie müſſen immer ganz naß ſein — und fülle mit einem Löffel den noch flüſſigen Flammerie hinein, ſtelle die Eierſchalen auf eine Schüſſel mit Salz, um ſie vor dem Umfallen zu ſchützen, und entferne die Schale, wenn ſie erkaltet, wie von einem gekochten Ei. Auf eine Schüſſel gelegt, geben ſie nicht nur, mit einer Vanilleſauce dazu, ein wohlſchmeckendes, ſondern auch hübſch ausſehendes Gericht. Man kann auch, um noch braune Eier zu haben, Chokoladen-Flammerie dazu nehmen. Der Flammerie muß aber etwas feſt eingekocht werden, da die Eier ſonſt nicht ihre Form behalten.

Feine Butterbretzeln. Dieſe Bretzeln, die nicht teuer zu ſtehen kommen und ſehr leicht geraten, ſind vorzüglich als Deſſert und zum Wein. ½ Pfund Butter, 4 Eier, ¾ Pfund Zucker, 1 Pfund Weizenmehl, ½ Pfund Kartoffelmehl, ¼—½ Stange Vanille und etwas Hirſchhornſalz. Die Butter wird zu Sahne gerührt, abwechſelnd Zucker und die 4 Eigelb zugefügt, ſowie das zu Schaum geſchlagene Weiße der Eier. Sodann rührt man die feingeſtoßene Vanille und das Treibſalz dazu und mengt das Mehl durch. Von dieſer Maſſe werden Bretzeln geformt. Auch kann man den Teig ausrollen und mit Blechformen Figuren ausſtechen. Dieſe wie auch die Bretzeln werden mit etwas Eigelb und Zucker beſtrichen (was auch unterlaſſen werden kann) und bei guter Mittelhitze ſtark gelb, aber ja nicht braun gebacken. **Frau J. S. in Zürich.**

## Bitte.

Die Leſerinnen des Frauen-Daheim haben unſere Filetguipure-Induſtrie in ſo gütiger Weiſe mit Aufträgen verſorgt, daß ſich ein ſchönes Geſchäft aus ihr entwickelt hat, das in unſerer Gemeinde als große Wohlthat empfunden und gedankt wird. Nun iſt aber auch noch die Aufgabe erwachſen, das hieſige ſtattliche Kloſtergebäude und markgräfliche Schloß aus ſeinen verfallenen Zuſtande in eine Anſtalt der chriſtlichen Barmherzigkeit für Blöde und Gemütskranke umzuwandeln. Möchten nun nicht die Leſer und Leſerinnen des Daheim zur Ausführung jenes, in zweifacher Hinſicht ſo notwendigen Unternehmens durch unverzinsliche Darlehen und Geſchenke freundliche Beihilfe leiſten? Bereits ſind ca. 35000 M. gegeben worden, aber ebenſoviel iſt noch erforderlich. Im Mai ſoll die Reſtauration des Kloſters und Schloſſes beginnen. Um gütige Handreichung bittet

**Pfarrer Langheinrich, Himmelkron**
in Oberfranken.

## Fragen.

86) Kann mir jemand raten, wie ich am beſten Schmutzflecke aus der Schleppe eines weißen Kaſchmir-Kleides entfernen kann? Sehr dankbar wäre **Eine Abonnentin.**

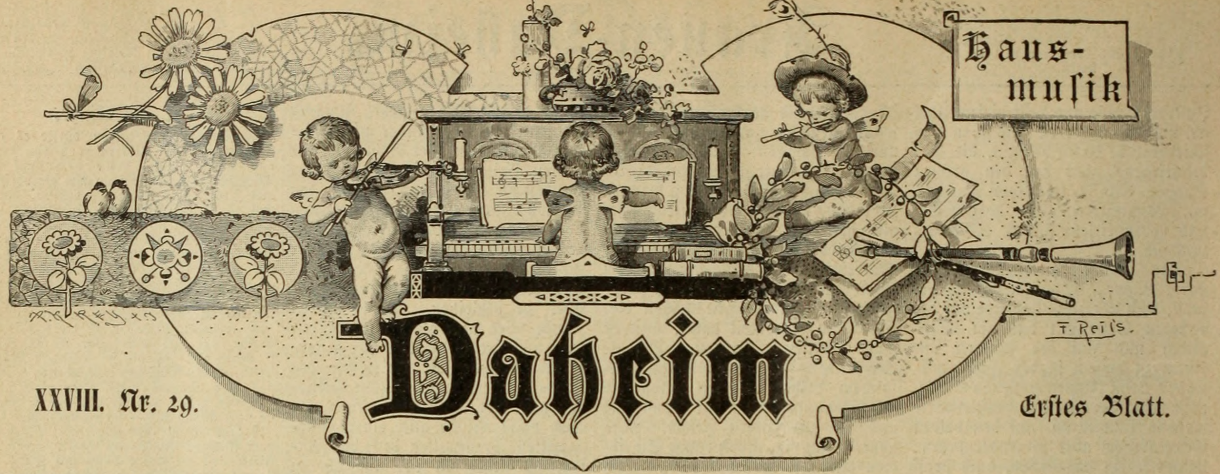
87) Könnte eine freundliche Leſerin des Frauen-Daheim mir wohl ein Mittel ſagen, wie man Schlafſtuben, die nach Süden liegen, im Sommer vor der Hitze ſchützt und darin eine erfriſchende Temperatur erzeugt? (Markiſen ſind nicht anzubringen.) Im voraus beſten Dank! **Gertrud.**

## Auskunft.

Nochmals Frage 38. Die Ernſt-Moritz-Arndt-Stiftung, Eckerberg bei Stettin, Vorſteherin Schw. Fried. Töllner, hat noch Raum für alleinſtehende Damen, nimmt auch betreff des Preiſes auf die Verhältniſſe der einzelnen Rückſicht. Das neue Johannes-Stift in Crakau bei Magdeburg und das neue, ſchöne Siechenhaus in Barby, beide von Halleſchen Schweſtern geleitet, bieten gleichfalls noch Raum. **M. F.**

Frage 73. Wie dankbar würde ein alter Spinnrad-Verferliger ſein, wenn er eins oder mehrere ſeiner Erzeugniſſe verkaufen könnte! In dieſer Gegend, wo früher ſein Geſchäft blühte, hat jetzt das Spinnen auch auf dem Lande faſt ganz aufgehört, ſomit iſt ſein Abſatz jetzt ſehr gering. Er iſt 80 Jahr, ſchon recht ſchwach und mit mancherlei Leiden behaftet. Zu näherer Auskunft iſt gern bereit **Frau M. K., Brandenburg a/H.,** Jakobſtraße 10, 1. Treppe.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

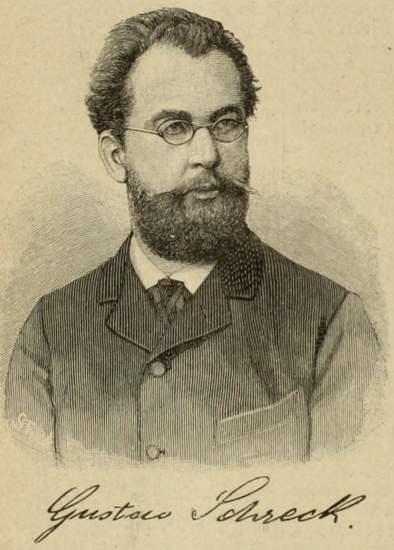


## Haus-muſik

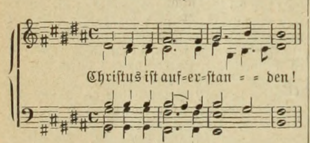
XXVIII. Nr. 29.

Daheim

Erſtes Blatt.


Guſtav Schreck.

### Guſtav Schreck.



Vor kurzem öffnete ſich das klaſſiſche Konzertinſtitut Deutſchlands, das berühmte Leipziger Gewandhaus, einem Komponiſten, von deſſen künſtleriſchen Thaten die Welt bisher noch wenig Notiz genommen. Das aufgeführte Werk war ein Oratorium großen Stils; unter dem Titel: „Chriſtus der Auferſtandene“ behandelt es die bibliſchen Vorgänge zwiſchen der Auferſtehung und der Himmelfahrt des Herrn. Es muß jedem, der die materialiſtiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit auf künſtleriſchem Gebiete in ihrer ganzen Häßlichkeit empfindet, wohlthun, einem Werke zu begegnen, das unverkennbar eine Folge idealer Anſchauung iſt. Schon deswegen werden alle, welche der wahren Kunſt mit Herz und Hand ergeben ſind, dem Oratorium Schrecks freundliche Teilnahme entgegenbringen. Das ernſte, breit angelegte, an lyriſch-feinen Zügen reiche Werk wurde mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Die Kritik, die bekanntlich vom Wenn und vom Aber lebt, erkannte trotz einzelner Einwände die Vorzüge des Werkes gerne und freudig an: muſterhafte Behandlung des Chors, ſchöne und reiche Polyphonie, wirkſamer Aufbau und poetiſche Intentionen ſind die Lichtſeiten der Kompoſitionen. Daß die Erfindung Schrecks auf neuen Bahnen nicht wandelt, ſondern ſich vielmehr begnügt, mit Geiſt und Geſchmack im Stile unſerer romantiſchen Tonmeiſter zu reproduzieren, kann in einer Zeit kaum als ein Vorwurf gelten, die ſo wie die unſere, in muſikaliſchen Dingen von der Vergangenheit lebt. Seit dem Tode Schuberts iſt ein epochemachendes melodiſches Genie noch nicht erſchienen. Und wenn der Welt ein Schubert nur einmal in jedem Jahrhundert beſchert wird, ſo hat ſie ſicherlich alle Urſache, zufrieden zu ſein. Guſtav Schreck entſtammt dem ſang- und ſagenreichen Thüringen. Ob ſeine Vorfahren dem Sängerkriege auf der Wartburg als Zeugen beigewohnt und dem geheimnisvollen Ofterdingen oder gar dem berühmten Tannhäuſer als Kunſtgenoſſen verbündet waren, iſt gleichgültig. Jedenfalls hatte die Muſik ſeit alten Zeiten im Hauſe ſeines Vaters eine freundliche Pflegeſtätte gefunden. Schreck wurde am 7. September 1849 in Zeulenroda geboren. Nachdem er die Bürgerſchule ſeiner Vaterſtadt beſucht, trat er in das Landesſeminar in Greiz ein, wo er ſich zum tüchtigen Muſiker und Pädagogen ausbildete. Nachdem er einige Zeit als „Schulmeiſter“ — man verachte das ſchöne deutſche Wort nicht! — thätig geweſen, überſiedelte er, von dem Drange überwältigt, ganz und gar der Muſik ſich hinzugeben und dieſer holden Kunſt ſein Leben zu weihen, nach Leipzig, wo er an der Hand und unter den Augen muſikaliſch hochgebildeter Männer mit wahrem Feuereifer ſeine theoretiſch-muſikaliſche Ausbildung zum Abſchluß brachte. Im Jahre 1870 wurde Schreck als Muſiklehrer an ein Gymnaſium in Wiborg (Finnland) berufen, wo er inmitten eines großen Schülerkreiſes eine ausgezeichnete, fruchtbringende Thätigkeit als Lehrer, Muſiker und Komponiſt entfaltete. Aus allen Teilen des ruſſiſchen Reiches ſtrömten die jungen Leute hier zuſammen. Drei Jahre wirkte Schreck in dieſer Stadt, von allen hochgeachtet ſeiner trefflichen muſikaliſchen Fähigkeiten wegen, ſeines beſcheidenen, einfachen und ſchlichten Weſens wegen allgemein beliebt. 1873 führte die Sehnſucht nach den intenſiven künſtleriſchen Anregungen der Großſtadt Schreck wieder nach Leipzig zurück; 1886 wurde er als Lehrer der Kompoſition am Kgl. Konſervatorium der Muſik angeſtellt, ein Amt, in welchem er bis zum heutigen Tage mit größter Hingabe an die Sache und außerordentlicher Gewiſſenhaftigkeit thätig iſt. Leipzig iſt die zweite Heimat des Künſtlers geworden, und auf dem muſikaliſchen Boden der berühmten Pleißeſtadt ſproßten auch in ſchüchternem Grün die erſten Kompoſitionen, deren innerer Gehalt ihre Veröffentlichung rechtfertigte. Schreck publizierte Lieder für eine, zwei und drei Stimmen mit Klavierbegleitung, Klavierſtücke, „Muſikaliſches Skizzenbuch,“ Männerchöre, zum Teil in den ſchwierigſten kontrapunktiſchen Formen (als Doppelkanon u. ſ. w.). Das Hauptgewicht ſeiner ſchöpferiſchen Tonkünſtlerſchaft liegt jedoch auf dem Gebiete der Chorkompoſition großen Stils. Auf dieſem Gebiete iſt ihm mancher glückliche Wurf gelungen. Die Chorwerke: „Im Walde“ (nach einer Heyſeſchen Dichtung), „König Fjalar“ für Männerchor, Soloſtimmen und großes Orcheſter (Text von ſeiner poetiſch begabten Gattin), „Die Begrüßung des Meeres“ (Dichtung von Anaſtaſius Grün), eine Motette „Der Herr iſt mein getreuer Hirte,“ letztere mit Orgelbegleitung, bezeichnen die Etappen ſeiner künſtleriſchen Entwickelung, die ſich mit dem Oratorium „Chriſtus der Auferſtandene“ zu achtunggebietender Höhe emporgeſchwungen. Schrecks Kompoſitionen ſind ausgezeichnet durch lebendige Gliederung, geſchmackvolles Empfinden, edle, allem Banalen ſorgſam aus dem Wege gehende Melodik und hervorragende Schönheit des Satzes. Sein Oratorium „Chriſtus der Auferſtandene“ iſt im Verlage von Breitkopf & Härtel erſchienen und darf der freundlichen Beachtung unſerer Leſer warm empfohlen werden.

## Alte Paſſionsſpiele.

Die Paſſionen J. S. Bachs, als hiſtoriſche Kunſtwerke betrachtet, verdanken ihr Daſein nicht bloß der Energie eines einzigen ſelbſtſchöpferiſchen Willens, der die in der Phantaſie des Dichters und Muſikers regellos durcheinanderſchwirrenden Gedankenkeime mit einem machtvollen „Werde“ zu einer neuen Welt zuſammenballte; ſie ſind nicht, wie Pallas Athene aus dem Kopfe des Zeus, in voller Rüſtung in das Daſein geſprungen, als ein unerhörtes, ungekanntes und ungeahntes Neue. Die Paſſionen haben im Gegenteil einen durch Jahrhunderte ſich erſtreckenden Werdeprozeß durchlaufen müſſen, ehe ſie durch die Meiſterhand Bachs den Stempel der letzten, unvergleichlichen Vollendung aufgedrückt erhielten. Aus dem tiefen Dunkel des fernen hiſtoriſchen Hintergrundes der Paſſionen hebt ſich deutlich die Thatſache einer feierlichen Kultusübung hervor. Sie beſtand in der Hauptſache darin, daß an den Tagen der ſogenannten ſtillen Woche die Leidensgeſchichte des Heilands, wie ſie die vier Evangeliſten erzählen, in der Kirche mit verteilten Rollen zur Aufführung gebracht wurde. Dieſer einfachen leichtverſtändlichen Form der dramatiſchen Darſtellung hat ſich zeitig das Volk bemächtigt und Paſſionsſpiele veranſtaltet, die über ganz Deutſchland verbreitet und allgemein beliebt waren. Namentlich in den öſterreichiſchen Alpenländern haben ſich dieſe geiſtlichen Komödien, trotz wiederholter Verſuche, ſie aufzuheben — auch Kaiſer Joſeph II. hatte ein Verbot gegen ſie erlaſſen — bis tief in die neueſte Zeit herein erhalten. Dieſe Paſſionsſpiele wurden gewöhnlich zur Sommerzeit und zwar im Freien geſpielt. Auf einem geräumigen Platz wurde, aus Brettern zuſammengenagelt, eine Bühne aufgeſchlagen, die meiſt gen Mittag gerichtet war, ſo daß die Darſteller, vom vollen Sonnenſchein getroffen, mit blinzelnden Augen ſpielen mußten. Man begann mit der Aufführung nachmittags um 2 Uhr; erſt gegen Abend hörte man auf. In den zur Darſtellung gelangenden Stücken traten nur wenige Hauptperſonen auf. Die Zahl der Nebenperſonen war dafür eine um ſo größere, ſie belief ſich oft auf mehrere Hundert Mitwirkender. Die Darſteller ſelbſt pflegten ſich ihre Aufgabe recht bequem zu machen.

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Hausmuſik.

Sobald irgend einer der wackeren Apoſtel — ſeines Zeichens Bauer oder Knecht — auf der Bühne ſich für entbehrlich hielt, begab er ſich in den Zuſchauerraum. Dort ging es luſtig her. Nach Belieben durfte man hier Beten oder Beifall klatſchen, man lachte und pfiff, ohne daran zu denken, damit die Andacht der Andern oder den Fortgang des heiligen Spieles zu ſtören; mit Biertrinken und mit Wurfgeſchoſſen aus Rettigen, Wurſtſchalen u. ſ. w. vertrieb man ſich die Zeit. In dieſe Geſellſchaft miſchte ſich nun der Apoſtel, ſteckte gemütlich ſeine Tabakspfeife in Brand und betrachtete, an eine Couliſſe gelehnt, mit der Ruhe des Philoſophen die Heilige Komödie. Denn mit einer ſolchen haben wir es offenbar zu thun. Aber man glaube nicht, daß ſie eine Profanation jener altehrwürdigen Vorgänge enthalten habe, wie ſie ſich auf dem Boden Paläſtinas abgeſpielt. Von dem Gedanken einer Entwürdigung der heiligen Handlung ſind Darſteller und Zuſchauer gleich weit entfernt. Das Volk ſpielt für das Volk. Sollen die Bauern Tirols in Schillerſchen Jamben deklamieren? Die Darſteller, kräftige reckenhafte Geſtalten mit zwar plumpen, aber doch nicht aller Poeſie und Plaſtik entbehrenden Bewegungen und Poſen, mit denen ſie namentlich in den Schlacht- und Prügelſcenen ſtark realiſtiſcher Wahrheit der Darſtellung zuſtreben, die Komik des Bauern, der aus ſeinem verquetſchten Hochdeutſch immer wieder in den ihm geläufigen Dialekt zurückfällt: alles das mochte ein Bild gegeben haben, das für einen modernen Zuſchauer gewiß von ſtark komiſchem Reiz geweſen ſein mag; aber eine Karikatur ins Gemeine iſt es darum noch nicht. Die Leute meinen es ehrlich; nur ihre Bauernworte ſind derb und grotesk. Nicht minder intereſſant ſind die Charfreitagsſpiele, wie ſie im Innern Kärnthens gewöhnlich von Bauern und Handwerkern, des Schulmeiſters nicht zu vergeſſen, der ſich an dem Spiele mit beteiligte, vor einer ungeheuren Volksmenge aufgeführt wurden. Um ſich von der charakteriſtiſchen Weſenheit eines ſolchen Stückes eine Vorſtellung zu bilden, ſei eine kleine Probe gegeben: Der „Tod," in der Perſon eines wohlbeleibten Bauern eröffnet das Stück mit dem Spruche „Hodie mihi, cras tibi" und mit der Schilderung ſeiner Macht über alles Sterbliche. Darauf erſcheint die bekehrte Magdalena mit zwei Teufeln und der widerſprechenden „Welt." Gaſtmahl im Hauſe Simons, hoher Rat der Juden: Annas und Kaiphas mit acht anderen Räten. Feder und Tinte ſteht vor ihnen auf dem Tiſche. Judas meldet ſich als Verräter. Chriſtus ſelbſt befindet ſich im Ölgarten, wo ihm zwei als Engel verkleidete kernige Bauernburſchen zur Seite ſtehen. Die ſchläfrigen Jünger haben ſich um ihn gelagert und ſchnarchen ſo laut, daß es alle Zuſchauer wohl hören können. Nun folgt die Gefangennahme des Herrn. Malchus klagt über ſein abgehauenes Ohr mit beweglichen Worten:

Au weh! Mein Ohr iſt abgehaut!
Das Blut fängt an zu rinnen,
Der Krautſchopf da zu Tod mich haut,
Helft, ſonſt möcht' er uns entrinnen!

Nach einem Monolog des Todes wird ein Schäferlied aus dem hohen Liede abgetrillert, und nach dem Verhör des Gottesſohnes vor Kaiphas folgt wieder ein Monolog des Todes. Judas verzweifelt und hängt ſich unter dem Jubel der Teufel an einem Baume auf. Für alle dieſe Paſſionsſpiele war zweierlei charakteriſtiſch: einmal die Naivetät, mit der die bibliſchen Vorgänge von den Spielern angeſchaut und wiedergegeben wurden und dann das ſtarke Hervortreten des moraliſchen Zuges. Um dieſer moraliſierenden Tendenz leichter genügen zu können, griff man zu dem ſehr beliebten Mittel, Perſonifikationen von Moralbegriffen auf die Bühne zu bringen. Die göttliche Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, die „Tochter Zions" die Zeit, die Welt, das menſchliche Leben treten in Perſon auf; die vier grauen Weiber in Goethes Fauſt muten uns wie eine Reminiscenz an jene alten Zeiten an. Die Vorliebe zum Moraliſieren ließ die dichteriſchen Bearbeiter auch zu Parabeln greifen. So hat z. B. J. Creginger (1555) die Parabel vom reichen Mann als religiöſes Bühnenſpiel bearbeitet. In dieſem Drama traten u. a. auf: Deus, Abraham, Nabal, der reiche Mann, ſein Weib, ein halbes Dutzend ſcheußlicher Teufel, zwei Arten von Tod, der zeitliche und der ewige; ferner die „Seelperſon des verdammten reichen Mannes," ein Knabe, der unter den Augen, an Händen und Füßen kohlſchwarz iſt, in ſchwarzem Kittel u. ſ. w. Die Religionsdramen wurden allmählich von den Schulkomödien in den Hintergrund gedrängt. Sahen doch die evangeliſchen wie die jeſuitiſchen Schulkomödiendichter in dieſer Kunſtform ein ausgezeichnet wirkſames Mittel, um für ihre ſpezifiſch dogmatiſchen Lehren Propaganda zu machen. Als der Jeſuitenorden (1773) aufgehoben wurde, ging auch die Schulkömidie ein, nachdem ihre ſymboliſchen Geſtalten längſt jedes tieferen geiſtigen Gehaltes verluſtig gegangen waren. Anders mit den Myſterien und Paſſionsſpielen, die ſich bis auf die neueſte Zeit zum Teil noch in ihrer alten, oben geſchilderten Urſprünglichkeit erhalten haben. Ja, mit den Oberammergauer Paſſionsſpielen treten ſie aus der Heimlichkeit ihrer Weltverlorenheit ſelbſt mit dem Glanze eines künſtleriſchen Ereigniſſes vor die erſtaunte Welt.

## Bücherſchau.

Unter dem Titel „Klaſſiſches und Romantiſches aus der Tonwelt" veröffentlicht La Mara im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig eine Anzahl Skizzen und muſikaliſcher Studien, die als Fortſetzung und Ergänzung des in vielen Auflagen verbreiteten Werkes „Muſikaliſche Studienköpfe" angeſehen ſein wollen. La Mara iſt eine ausgezeichnete Schriftſtellerin: umfaſſendes Wiſſen, Schärfe des Urteils, kritiſcher Blick und eine anmutige, durch ſtiliſtiſche Friſche ungemein wohlthuende Darſtellung ſichern den Schriften La Maras eine Bedeutung, die ſie hoch emporhebt über die durch die Eingriffe Unberufener ſo troſtlos gewordene muſikaliſche Schriftſtellerei. Der vorliegende Band zeichnet ſich durch den Reichtum ſeines Inhalts aus. Er bringt unter der Überſchrift „Beethoveniana" Abhandlungen über Beethoven und die Frauen, über Stielers Beethoven-Bildnis, ſchildert Beethovenſche Pfade in und um Baden. Am Schluß überraſcht uns La Mara mit einer Anzahl bisher noch nicht gedruckter Briefe Beethovens. Darunter ein ſehr intereſſantes Schriftſtück mit folgendem Wortlaut: „Ich danke Ihnen herzlichſt meiner lieber Z (meskall), für Ihre uns gegebnen Erörterungen, was die Feſtungen (Beethoven verſteht unter dieſem Worte wohl Herzenseroberungen) anbelangt, ſo dachte ich, daß Sie von mir die Meinung hätten, mich nicht in Sumpfigten Gegenden aufhalten zu wollen, übrigens iſt es bey mir ſchwerer als irgendwo eine Haußhaltung einzurichten, denn ich verſtehe davon garnichts, Fehltritten werde ich wohl immer ausgeſetzt ſeyn — nun was ihren erſten Brief anbelangt, was ſoll ich darauf ſagen, ſchon von Kindheit an habe ich mich alles guten andrer Menſchen gerne erinnert und es immer im Sinn behalten, darauf kam auch die Zeit, wo beſonders in einem verweichlichten Jahrhundert dem Jüngling auch ſelbſt etwas untolerant zu ſeyn zu verzeihen war, nun aber ſtehen wir als Nazion wieder kraftvoll da, und wie auch ohne dieß ich mir ſpäter eigen zu [machen geſucht] habe, nicht den ganzen Menſchen wegen einzelner Schwächen zu verdammen: ſondern gerecht zu ſeyn, das gute vom Menſchen im Sinne zu behalten und hat ſich dieſes nun ſogar in geäußerten Wandlungen gegen mich bezogen, ſo habe ich mich nicht allein als Freund des ganzen Menſchengeſchlechtes, ſondern noch auch beſonders einzelne darunter immer als meine Freunde angeſehen und auch genannt; So in dieſem Sinne nenne ich Sie denn auch meinen Freund, wenn auch in manchen Dingen wir beide verſchieden handeln und denken, ſo ſind wir doch auch in manchen übereingekommen; — So — nun zähle ich nicht weiter mehr, möchten Sie nur recht oft meine freundſchaftliche Anhänglichkeit auf die Probe ſtellen." Welch hohe ſittliche Lebensauffaſſung ſpricht aus dieſem Briefe! Den weiteren Inhalt des feſſelnden und leſenswerten Buches bilden die vieles Neue enthaltenden Aufſätze „Schubertiana," „Liſztiana" (außerordentlich intereſſant!) Die „Gräber unſerer großen Muſiker in Wien," „Aus Spohrs Leben," „Späte Liebe" (Briefe Marſchners an Thereſe Janda), „Zur Erinnerung an Adolf Henſelt," „Muſiker und Dichter." (Mit Briefen R. Volkmanns an L. Fogler.) Leider mangelt uns der Raum, auf den Inhalt des Bandes näher einzugehen. Wir behalten uns vor, bei ſpäteren Gelegenheiten auf La Maras Buch zurückzukommen. Der Preis des Werkes beträgt 4,50 M.

## Violinſtücke.

Ungariſches Ständchen nennt H. Schulz-Beuthen ein reizvolles, im ungariſchen Stile geſchriebenes Duett für Pianoforte und Violine (Pr. 1,50, Verlag von J. Rieter-Biedermann, Leipzig und Winterthur). Es iſt ein einfaches und dabei dankbares Vortragsſtück, weder für den Klavierſpieler noch für den Violiniſten irgendwelche Schwierigkeiten bietend. Die oft angebrachten Pizzikato-Effekte werden jedenfalls von guter Wirkung ſein. Das Stücklein darf unſeren Violinſpielern beſtens empfohlen ſein. — Im Verlag von A. Rathke in Magdeburg hat Fr. Seitz mehrere Stücke für Violine mit Begleitung des Pianoforte herausgegeben. Von ihnen verdienen freundliche Beachtung ein hübſches, melodiöſes Wiegenlied (auch für Flöte, Pr. 1 M.), leicht, gefällig und dankbar geſchrieben, ein Capriccio (Pr. 1,80 M.), das leichte Bogenführung vorausſetzt. Es iſt nicht allzutief, dürfte jedoch infolge ſeines etudenhaften Charakters mit Nutzen als ein angenehmes und zweckmäßiges Erholungsſtück Verwendung finden. Freunde des Salonſtils werden dieſem Capriccio ſicherlich Geſchmack abgewinnen. Gemüt und Herzenswärme erwarte man von dem Stücke nicht. Einige Stellen ſetzten eine gewiſſe Sicherheit und Fertigkeit im Akkordſpiel voraus. Allgemeinere Beachtung verdient desſelben Komponiſten „Schülerkonzert" für Violine, mit Begleitung des Pianoforte (Pr. 3,50 M.), das über die dritte Lage nicht hinausgeht. Dieſes Schülerkonzert beſteht aus mehreren, einheitlich zuſammengefaßten Sätzen und dürfte namentlich Vorſtehern von muſikaliſchen Inſtituten willkommen ſein, die ja öfters Gelegenheit haben, auf Kompoſitionen dieſer Art zurückzugreifen. In ſeinem gedanklichen Material paßt es ſich dem Faſſungsvermögen eines mittelbegabten Schülers gut an. Die Klavierbegleitung iſt leicht, der muſialiſche Satz nicht ganz einwandfrei. Es finden ſich Harmonieverbindungen, die entſchieden einer Verbeſſerung bedürftig ſind.

## Aus dem Tonleben.

Zu Beethovens früheſten Bekanntſchaften in Wien gehörte der Abbé Joſef Gelinek, einer der erſten unter den Klaviervirtuoſen des damaligen Wiens, als erſtaunlich fruchtbarer und populärer Variationenkomponiſt berühmt. Auf ihn ſchrieb C. M. von Weber das beißende Epigramm:

Kein Thema auf der Welt verſchonte Dein Genie,
Das ſimpelſte allein — Dich ſelbſt — variiertſt Du nie!

In Gelineks Behauſung hörte Schenk, der Komponiſt des Dorfbarbier, Beethoven zum erſtenmal phantaſieren. Er ſchilderte das als einen Hochgenuß außerordentlicher Art, als ein Phänomen, das lebhaft an das unvergleichliche Vermögen Mozarts erinnerte. In jener Zeit genoß Beethoven kontrapunktiſchen Unterricht bei Joſef Haydn; Beethoven war jedoch mit ſeinem Lehrer nicht ſehr zufrieden, da ihm Haydn zu wenig ſorgfältig bei der Korrektur der vorgelegten Arbeiten zu Werke ging. Gelinek ſcheint nun derjenige geweſen zu ſein, auf deſſen Betreiben Beethoven den Unterricht bei Haydn quittierte und dafür jenen von Schenk erſtrebte. Schenk erteilte thatſächlich dem jungen Beethoven Unterricht unter zwei Bedingungen: unter dem Siegel unverbrüchlicher Verſchwiegenheit und ohne jede Vergütung. Schindler, der Vertraute Beethovens, fügt dieſer Erzählung Seyfrieds noch weitere Mitteilungen in bezug auf dieſes Verhältnis zwiſchen Beethoven und Haydn hinzu. Schenk blätterte einſt in den Aufgabenheften Beethovens und fand, trotzdem Altmeiſter Haydn ſie ſchon geprüft hatte, eine Anzahl von Satzfehlern und Unrichtigkeiten vor. Er teilte ſie Beethoven mit, und dieſer glaubte nun, daß es Haydn mit ihm nicht ehrlich meine; er wollte ſofort den Unterricht bei Haydn abbrechen. Das Verhältnis zwiſchen Lehrer und Schüler, das für letzteren wenig Erquickliches hatte, wurde jedoch erſt in ſchicklicher Weiſe gelöſt, als Haydn ſeine zweite Reiſe nach England (1794) unternahm. Schenk war, von der Stunde angefangen, wo er jene Satzfehler entdeckt hatte, der eigentliche Lehrer Beethovens. Haydn wußte freilich nichts davon, und Beethoven beſaß ſo viel Selbſtüberwindung, dem ehrwürdigen Meiſter noch immer ſeine Aufgabenhefte vorzulegen. Es ſpricht ebenſoſehr für die außerordentliche Charakterfeſtigkeit und den edlen Charakter Schenks, daß er niemals aus der Schülerſchaft Beethovens Gewinn zu ziehen ſuchte, wie es auch von ſeltner Nobleſſe der Denkart zeugt, dem Altmeiſter Haydn gegenüber ſtets die aufrichtigſte Loyalität des Empfindens bewahrt zu haben.

## Vermiſchtes.

Der alternde Roſſini unterhielt ſich einſt an einem prachtvollen Sommerabend mit einem deutſchen Gaſt, dem Sohne C. Maria von Webers, im Garten ſeiner Villa zu Paſſy über deutſche Muſik. Als der gellende Pfiff einer Lokomotive, der von der nahen Eiſenbahnſtation herübertönte, zu wiederholten Malen das Geſpräch unterbrach, meinte Herr von Weber: „Wie entſetzlich muß dieſer Mißton Ihrem muſikaliſchen Ohre klingen!" Doch der Meiſter ſchüttelte leicht lächelnd den Kopf. „Glauben Sie das nicht," ſagte er, „das Pfeifen erinnert mich an meine glücklichſte Jugendzeit. Mein Gott, wie oft habe ich in meinen erſten Opern pfeifen hören!"

## Redaktionspoſt.

**J. G. Danzig.** Ihr Vorſchlag wird in Erwägung gezogen werden.

**Mehreren Einſendern.** Die Einrichtung unſerer Hausmuſik erlaubt es nicht, daß wir mehr als höchſtens 2 Spalten einem Artikel zugeſtehen. Wir bitten daher unſere geehrten Mitarbeiter dringend, ſich möglichſter Kürze befleißigen zu wollen!

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Freunde, — über verdrießliche Sachen,
Fanget euch nie zu ärgern an,
Eh' ihr verſucht habt, darüber zu lachen!
Meiſt iſt's auch damit abgethan!

## Lückenbüßer.

Wer je in der Lage geweſen iſt, einen Garten neu anzulegen, hat es gewiß ärgerlich empfunden, daß derſelbe in den erſten Jahren, bis die Baum- und Strauchgruppen etwas herangewachſen ſind, ſo überaus kahl ausſieht. Um dieſem Übelſtand möglichſt abzuhelfen, verfällt man meiſt in den Fehler, zu dicht zu pflanzen, wodurch einesteils mehr Material verbraucht wird, als nötig iſt, anderenteils, wenn alles im Wachstum iſt, die ſchwachwüchſigeren Sorten, die meiſt die teuerſten und feinſten ſind, von den ſtark wachſenden erſtickt werden. Man pflanze deshalb ſo weitläuftig, daß jedes einzelne auch ſpäter genügend Raum hat, ſich zu entwickeln und auszubreiten, und fülle die erſten Jahre die Lücken durch einjährige Gewächſe aus. Beſonders geeignet dazu ſind der gewöhnliche Pferdezahn, Mais, Rieſenhanf und Sonnenblumen, deren Samen im April und Anfang Mai einfach in die Erde geſteckt werden und die bald zu anſehnlicher Größe heranwachſen. Für den Vordergrund wählt man kleineren, weißbunten, japaniſchen Mais, auch Georginen und Malven und hohe Staudengewächſe, wie Phlox, Herbſtaſtern ꝛc. Ein auf dieſe Art bepflanzter Garten ſieht durchaus nicht kahl aus, ſondern macht den Eindruck tropiſcher Fülle und Üppigkeit. Dieſe Zwiſchenpflanzung ſchadet den Bäumen und Sträuchern nicht, befördert ſogar, beſonders bei Koniferen, durch leichte Beſchattung das Anwachſen. Um die dem Boden entzogenen Nahrungsſtoffe zu erſetzen, wird das Erdreich im Herbſt, wenn alles abgeräumt iſt, mit kurzem, gut verrottetem Dünger bedeckt und derſelbe im Frühling untergehackt, nicht gegraben, um die Wurzeln nicht zu verletzen. — Bei dieſer Gelegenheit ſei der dekorative Wert des Mais und der Sonnenblumen auch für den Gemüſegarten, beſonders um den Anſchluß desſelben an den Blumengarten zu vermitteln, erwähnt. Auch einzelne Gemüſefelder, mit Mais umgrenzt, machen einen ſehr freundlichen Eindruck. Ich hatte im vergangenen Jahr den Hauptgang in unſerem Gemüſegarten von jeder Seite mit drei Reihen Pferdezahn-Mais eingefaßt, der zu 10—12 Fuß Höhe herangewachſen, eine dichte grüne Wand bildend, einen wahrhaft impoſanten Anblick und dazu einen geſchützten Weg zum Spazierengehen gewährte. Vor Thoresſchluß, d. h. vor Eintritt des Froſtes, ward er abgehauen und zur Viehfütterung verwendet. Die großen Blütenähren geben ein ſchätzbares Material zu Winterſträußen und die unreifen, kleinen Kolben ein gleiches zu Mixed-Pickles. — Auch Sonnenblumen ſehen ſehr hübſch und ſtattlich aus, ihre Körner ſollen ein gutes Hühnerfutter geben. **P. K.**

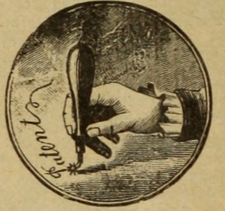
## Oſtergeſchenk.

Ein ſehr hübſches, kleines Oſter- oder Frühlingsgeſchenk iſt folgender Federwiſcher als Veilchenſträußchen, das einen reizenden Schmuck für einen Damenſchreibtiſch bildet. Man ſchneidet von veilchenblauem Tuch ein kreisrundes Stückchen, im Durchmeſſer 12 cm, und zackt dasſelbe mit der Schere ganz fein am Rande aus. Nun legt man eine kleine Scheibe dicker Pappe, $3\frac{1}{2}$ cm im Durchmeſſer, in die Mitte, ſchüttet ein Löffelchen Veilchenpulver — ein Flöckchen ſtark parfümierter Watte verrichtet denſelben Zweck — darauf und zieht nun das Tuch ſtraff, unmittelbar über der Pappe, wie ein Beutelchen zuſammen; dies iſt der eigentliche Federwiſcher, um welchen man oben ringsherum ein Kränzchen Papierveilchen annäht. Ungefähr ein bis einundeinhalb Dutzend Veilchen ſind dazu erforderlich — eine Ausgabe von 10—15 Pfennigen. **P. W.**

## Handarbeit.

An der Schwierigkeit des Aufzeichnens oder der Übertragung der Zeichnung auf den Arbeitsſtoff ſcheitert häufig der beſte Vorſatz, eine Arbeit ſchnell und hübſch zu ſtande zu bringen. Haſt du dich, liebe Leſerin, auch ſchon einmal abgemüht, den widerſpenſtigen Fries oder Sammet dem Pinſel oder der Feder gefügig zu machen?

Ein kleines Inſtrument, von Wilhelm Heidenhain, Berlin SW., Alexandrinenſtr. 24, erfunden, bringt dir die möglichſte Erleichterung. Es iſt dieſes ein nach allen Richtungen hin bewegliches Rädchen, das der kleinſten Wendung wie ein Bleiſtift folgt, wenn man es ſenkrecht über die Zeichnung führt; obenſtehendes Bild veranſchaulicht genau die Handhaltung. Pauſepapier wird über die Vorlage gelegt, die durchſcheinenden Linien mit dem Rädchen nachgezogen; es entſteht eine feine Löcherreihe, die das Muſter in vollſter Klarheit zeigt; nun wird die linke Seite des durchlöcherten Papiers über den Stoff gebreitet, mit einer Puderfarbe, die derſelbe Fabrikant in weiß, blau und ſchwarz macht, ſtark durchſtäubt, die Pauſe abgehoben, und die Zeichnung liegt auf dem Stoff; um ſie haftbar zu machen, plättet man, nachdem man ein dünnes Papier übergelegt hat, mit einem nicht zu heißen Eiſen über. Nach dieſen ſelbſt für große Muſter wenig Zeit beanſpruchenden Vorbereitungen kannſt du ſogleich mit der Stickerei beginnen. — Für den Fall, daß die Vorlage deiner Muſterzeitung deinem Zwecke nicht entſpricht, vielleicht zu klein, rund ſtatt viereckig iſt, eine Borte ſtatt eines abgeſchloſſenen Muſters zeigt, iſt Herr Heidenhain bereit, dir zu helfen; nach jeder Angabe wird die Zeichnung für nicht zu hohen Preis geändert und, falls die Anſchaffung eines Rädchens nicht in deiner Abſicht liegt, auch gleich durchlocht, ſo daß du ſie nur zu übertragen haſt. Auch Zeichnungen zu Kleidern, die man jetzt ja ſo gern ſtickt, magſt du verlangen. Dieſe Fabrik iſt eine Hilfe in der Not für manche Dame, die nur mit Mühe einen Zeichner erlangt. — Die Rädchen gibt es in zwei Stärken: Nr. 3 eignet ſich für größere Zeichnungen, Nr. 4 für kleine, etwa Monogramme u. dergl.; ſie werden auch im Karton mit Farben und den nötigen Utenſilien geliefert. — Bei Keltz & Meiners, Berlin, Leipzigerſtraße 10, ſind die Rädchen ebenfalls zu haben.



## Inſchriften für Decken, Speiſezimmer.

Sich ſorgen macht nicht ſatt!
Man hat eben, was man hat!

Helle Augen, frohe Geſichter,
Sind die hellſten Tafellichter.

## Für die Küche.

Fiſch-Pudding für 8 Perſonen. 2 Pfd. Hecht, die man von den Gräten befreit hat, werden recht fein gehackt. 150 gr Butter werden zu Sahne gerührt, 4 ganze Eier und 1 Eidotter, 60 gr fein in Würfel geſchnittenes Rindermark, etwas geriebene Zwiebel, Salz und etwas geſtoßener, weißer Pfeffer, 1 Milchbrod und ein weicher Zwieback in $1\frac{1}{4}$ Liter Milch eingeweicht und ausgedrückt, hinzugethan, zuletzt der rohe Fiſch. Dieſe Maſſe wird $\frac{1}{2}$ Stunde gerührt, dann in eine mit Butter ausgeſtrichene und mit Zwieback beſtreute Dampfpudding-Form gethan und 2 Stunden gekocht.

Sauce zum Fiſchpudding. 120 gr Butter werden mit einem Löffel Mehl auf dem Feuer gerührt, dann gießt man $1\frac{1}{2}$—2 Saucieren voll Fiſchwaſſer dazu, thut Capern und Champignons daran und läßt es kochen. Kurz vor dem Anrichten gießt man ein Glas Weißwein zu der Sauce, ſchlägt 5 Eidotter mit ein wenig Waſſer recht ſchäumig und gießt es unter beſtändigem Rühren dazu.

## Fragen.

88) Gibt es eine durchaus unſchädliche Flüſſigkeit, wodurch man altertümlichen Silberzierrat (ein wertvolles Andenken für mich), der als Zimmerſchmuck der Luft, folglich dem Schwarzwerden ſehr ausgeſetzt iſt, vor demſelben bewahren könnte? **Erika.**

89) Kann mir einer der verehrten Mitleſer des Daheim in Berlin eine Krankenkaſſe nachweiſen, aus welcher weibliche Mitglieder gegen geringen Monatsbeitrag in etwaigen Krankheitsfällen unterſtützt werden? Im voraus beſten Dank. **Treue Abonnentin des Daheim.**

90) In einem alten Kaſten fand ich mehrere Kupfermünzen in der Größe eines Einmarkſtückes, mit der Umſchrift: Kön. v. Westph. F. R. F. R. 1809, in der Mitte ſtand 2 Cent. Darunter links ein ganz kleiner Adlerkopf, rechts ein C. Hierunter ganz klein: Tiolier. Auf der Rückſeite iſt ein Kranz und in demſelben HN. Wer kann mir dieſen Namen, ſowie die anderen Zeichen deuten? Im voraus beſten Dank. **Eine Wißbegierige und alte Abonnentin.**

91) Wer ſagt mir einen hübſchen, altdeutſchen, kurzen dreireihigen Spruch für einen Geſchirr- und Glasſchrank? **nn.**

92) Kann mir eine verehrte Leſerin des Daheim wohl ein Buch nennen, welches über Weißſtickerei, beſonders Plattſtich- und Monogramm-Arbeit genaue Anleitung gibt? Im voraus herzlichſten Dank. **Frau Ida.**

93) In welchem Geſchäft in Berlin erhält man das im Vogtlande und an der Böhmiſchen Grenze gefertigte, ſehr feine, innen und außen rot oder blau gebrannte Porzellan-Geſchirr? **Abonnentin.**

94) Kann mir vielleicht eine der geehrten Leſerinnen einen hübſchen, billigen Sommer-Aufenthaltsort im Rheinland oder Weſtfalen nennen? **Eine alte Daheimleſerin.**

95) Könnte mir vielleicht eine der lieben Leſerinnen den Komponiſten des Liedes nennen: „Die Haide iſt braun, einſt blühte ſie rot?" Im voraus herzlichen Dank. **Eine Abonnentin.**

## Auskunft.

Fr. 66. Frau Math. Schienert geb. Tſchirne in Ortrand, Prov. Sachſen, bildet Vorſteherinnen für Haushaltungsſchulen, ſowie Induſtrie- und Handarbeitslehrerinnen aus. Penſion im Hauſe, mäßige Preiſe. **X.**

Fr. 70. Ein reizendes Stück zum Aufführen iſt: „Ein Bild aus großer Zeit" von O. Stein. Ort der Handlung: Zimmer im Gaſthof zum Adler, Breslau, März 1813. Näheres ſchriftlich. **J. W. 1000** poſtlagernd Geldern, Rheinland. **Johanna.**

Fr. 71. Ich empfehle folgenden Hausſpruch:
Wer guter Meinung kommt herein,
Soll lieb hier und willkommen ſein! **N. N.**

Fr. 73. Wir haben guten, preiswürdigen Flachs, das Pfund zu 50 Pfennig, in großer Menge abzugeben.
Pfarrer **Rittelmeyer und Frau, Immeldorf,** Poſt Lichtenau, Mittelfranken, Bayern.

Fr. 73. **Junge Pfarrfrau in P.** Auf Ihre Anfrage teile ich Ihnen mit, daß Sie ein ſchönes, braun poliertes, neues Spinnrad mit weißer Beinverzierung, nebſt einer gleichpolierten Haſpel für 18 Mark erhalten bei Fräulein **M. Kilian** in Kitzingen a/M. **Eine Daheimleſerin.**

Fr. 73. Gute, preiswerte Spinnräder liefert: **Bernh. Rentzel,** Drechslermeiſter in **Teterow** in Mecklenburg, Pferdemarkt-Str. **P. C.**

Fr. 80. **An langjährige Abonnentin.**

I.

Das iſt nur dein beſtes Teil,
Was der Tod dir nicht entreißt —
Gottes Huld und Chriſti Heil,
Fried und Freud im heil'gen Geiſt.
Irdiſch Gut zerfällt und bricht,
Himmliſch Gut verſchwindet nicht.

II.

Was Größeres ich nirgend ſah
Als Bethlehem und Golgotha.
**Eliſabeth.**

Auf die in Nr. 24 aufgeworfene Frage: „Wie erlangt man Kenntnis über den Wert älterer Münzen ꝛc." diene folgendes als Antwort: Kenntnis über den Wert älterer Münzen erlangt man aus den, von Münzenhändlern von Zeit zu Zeit herausgegebenen gedruckten Preisverzeichniſſen. Im vorliegenden Fall müßte man in erſter Linie wiſſen, worum es ſich handelt, ob bloß der Wert einer beſtehenden Sammlung an ſich beſtimmt werden oder ob der Wert einer zum Verkauf vorgeſehenen Sammlung abgeſchätzt werden ſoll. Im letzteren Falle können die Preiſe der Kataloge bloß dann erzielt werden, wenn man Gelegenheit findet, die Münzen an Privatſammler abzugeben, da dieſe natürlich mehr bezahlen, als der Händler, der auf entſprechenden Gewinn angewieſen iſt. — Weſentlich in Betracht kommt auch der Erhaltungsgrad. Eine gut erhaltene Münze iſt oft um mehrere Mark teurer, als eine ſolche von geringerer Beſchaffenheit. Zum Bezug von Katalogen führe ich an: Münzenhandlung von Hahlo in Berlin, Unter den Linden, von Zſchieſche & Köder in Leipzig, Königsſtraße, Gebrüder Egger in Wien, Opernring 7. Ich wäre ev. zu weiterer Vermittlnng bereit. **E. Roth, Ulm,** Syrlinſtraße 6.

Nochmals Fr. 65. Um zur Hebung der wirtſchaftlichen Lage ſchleſiſcher Handweber beizutragen, hat die Breslauer Firma Benno Schenk zwanzig Handweber in Wüſtewaltersdorf mit der Anfertigung von Halbleinen und Reinleinen beauftragt. Die Ware wird ohne Gewinn ſeitens der Firma zum Verkauf angeboten. Jedem Stücke liegt die Quittung des betreffenden Webers über den für die Ware erhaltenen Lohn bei.

## Redaktionspoſt.

**Kornblume.** Die betreffende Verlags-Buchhandlung beſteht noch.

**Frau Paſtor L.** Natürlich zahlen wir klingenden Lohn! Freundlichen Gruß!

**Irene B.** Wir empfehlen Ihnen: „Anleitung zur Majolika-Malerei" von Julius Dubowsky. A. Hartlebens Verlag. Wien, Leipzig.

**Junge Mama.** Ihren Wünſchen dürfte entſprechen: „Lebenslauf unſres Kindes" zunächſt für die Eltern beſtimmt, die das Tagebuch des Kleinchens führen ſollen, bis dies ſie einſt ablöſt. In reicher Ausſtattung 3 Mark. Verlag von L. Wolf, Lindenſtr. 88, I, Berlin SW.

**Frau Dr. L.** Die Reparatur von Gummikiſſen, Gummimänteln uſw. beſorgt Herr L. Greiner, Bernburg i. A.

**Paula R.** Ja!

Daheim

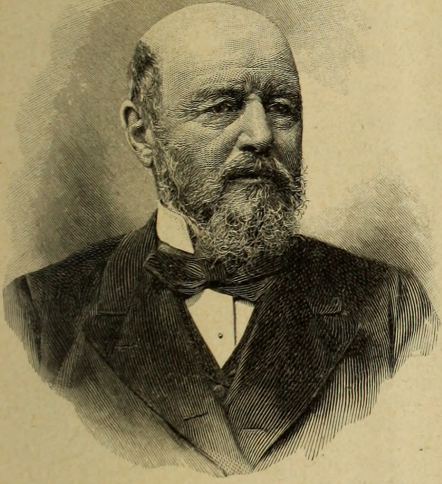
XXVIII. Nr. 30. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

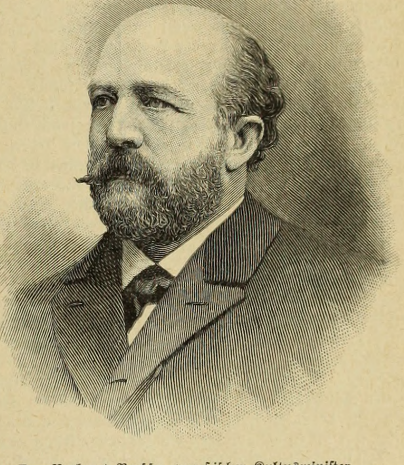
23. April 1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Der Wechſel im preußiſchen Miniſterium.



Botho Graf zu Eulenburg, preuß. Miniſterpräſident.
Nach einer Photographie von Eugen Kegel in Kaſſel.



Dr. Robert Boſſe, preußiſcher Kultusminiſter.
Nach einer photogr. Aufnahme von L. Haaſe & Co., Berlin.

Die Zurückziehung der Volksſchulgeſetzvorlage hat einen doppelten Miniſterwechſel in Preußen zur Folge gehabt, — Reichskanzler Graf von Caprivi hat das Amt des preußiſchen Miniſterpräſidenten niedergelegt und Graf Zedlitz-Trützſchler iſt von ſeiner Stellung als Kultusminiſter zurückgetreten. Botho Graf zu Eulenburg, der das Präſidium des preußiſchen Miniſteriums übernommen hat, war zuletzt Oberpräſident der Provinz Heſſen-Naſſau, Dr. Robert Boſſe, der neue Kultusminiſter, Staatsſekretär des Reichsjuſtizamts. Der erſtere hat ſchon einmal drei Jahre hindurch das Portefeuille des Miniſteriums des Innern verwaltet. Graf Botho zu Eulenburg iſt am 31. Juli 1831 als Sohn des Kammerherrn und Landhofmeiſters Grafen zu Eulenburg auf Wicken in Oſtpreußen geboren. Von 1849—1852 ſtudierte er in Königsberg und Bonn Jura, übernahm 1857 als Gerichtsaſſeſſor die Verwaltung des Landratamts zu Marienwerder und wurde 1859 als Landrat nach Deutſchkrone berufen. Fünf Jahre ſpäter trat Graf zu Eulenburg als Hilfsarbeiter in das Miniſterium des Innern, 1867 wurde er zum vortragenden Rat darin ernannt. Die weiteren Stationen ſeiner ungewöhnlich ſchnellen Laufbahn führten ihn 1869 als Regierungspräſident nach Wiesbaden, 1872 als Bezirkspräſident nach Metz und 1873 als Oberpräſident nach Hannover, wo er durch ſeine vermittelnde Stellungnahme viel dazu beigetragen hat, den welfiſchen Beſtrebungen den Boden zu entziehen. Am 31. März 1878 wurde Graf Eulenburg als Nachfolger ſeines Vetters, des Grafen Friedrich, zum Miniſter des Innern ernannt und dazu berufen, das von dieſem begonnene Werk der Verwaltungsreorganiſation im Sinne der weiteren Entwickelung der Selbſtverwaltung fortzuführen. Meinungsverſchiedenheiten mit Fürſt Bismarck bewogen Graf Eulenburg ſeine Entlaſſung zu nehmen, die ihm am 27. Februar 1881 gewährt wurde. Während ſeines Miniſteriums war Graf Eulenburg gleichzeitig preußiſcher Bevollmächtigter im Bundesrat, in welcher Eigenſchaft er eine energiſche Thätigkeit für das Zuſtandekommen des Geſetzes gegen die gemeingefährlichen Beſtrebungen der Sozialdemokratie entwickelte. Wenige Monate nach ſeinem Rücktritt als Miniſter, am 12. Auguſt 1881, wurde Graf Botho zu Eulenburg zum Oberpräſidenten der Provinz Heſſen-Naſſau ernannt. Ein jüngerer Bruder des jetzigen preußiſchen Miniſterpräſidenten, der am 5. Dezember 1875 verſtorbene Graf Wend zu Eulenburg, war der Verlobte der einzigen Tochter des Fürſten Bismarck, Gräfin Marie, jetzigen Gräfin Rantzau.

Der neue Kultusminiſter Dr. Robert Boſſe iſt am 12. Juli 1832 in Quedlinburg geboren. Nach beendetem Studium der Rechts- und Staatswiſſenſchaften war er von 1858—59 bei der Ordnung des Archivs der preußiſchen Geſandtſchaft in Stockholm thätig. 1861 ſchied er aus dem Staatsdienſt, um Kammerdirektor des Grafen Stolberg-Roßla zu werden, wurde 1868 wieder in den Staatsdienſt übernommen, verwaltete bis 1870 das Amt Achte in der Provinz Hannover und wurde 1872 zum Regierungs- und Oberpräſidialrat und Mitglied des Provinzial-Schulkollegiums in Hannover ernannt. 1876 wurde er vortragender Rat im Kultusminiſterium, 1879 vortragender Rat im Staatsminiſterium und bald darauf Geheimer Oberregierungsrat. Im Mai 1881 wurde Dr. Robert Boſſe zum Direktor im Reichsamt des Innern, ſpäter zum Unterſtaatsſekretär und 1890 zum Staatsſekretär des Reichsjuſtizamtes ernannt. Der neue Kultusminiſter hat ſich vielfach litterariſch bethätigt und redigierte längere Zeit die „Monatsſchrift für deutſche Beamte,“ welche er in Gemeinſchaft mit dem Miniſter von Boetticher 1875 begründet hat.

**Henry Drummond:**

**Das Beſte in der Welt.** Von **Henry Drummond.** 26. Auflage. 96.—100. Tauſend Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Pax Vobiscum.** Von **Henry Drummond.** 10. Auflage. 46.—50. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Das Schönſte im Leben.** Von **Henry Drummond.** 1.—6. Auflage 1.—30. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Das Programm des Chriſtentums.** Von **Henry Drummond.** 1.—5. Aufl. 1.—25. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Für ſinnige Gemüter wird kaum eine anregendere, feſſelndere und innerlich befriedigendere Lektüre gefunden werden, als dieſe tauſendfach verbreiteten Drummondbücher. Das einfache und doch feine Äußere derſelben macht ſie zu anſpruchloſen und dankbar empfangenen Geſchenken ganz beſonders geeignet.

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Man kann ſein Weſen nicht ändern,
Statt zu gehen, kann man nicht hüpfen,
Man kann nicht aus kurzen Bändern
Langflatternde Schleifen knüpfen.

## Alte Bräuche.

Viele liebe alte Feſtbräuche, die ſich dem Wechſeltanz des Jahres ſinnig einfügten und deren ſich jetzt nur noch einzelne bejahrte Leute entſinnen mögen, ſind, vom raſchfließenden Zeitſtrom hinweggeſpült, der Vergeſſenheit anheimgefallen. In ihrer volkstümlichen Schlichtheit verurſachten ſie wenig Koſtenaufwand und waren trotzdem von einem gewiſſen geheimnisvoll trauten Reiz umkleidet, der unſeren jetzigen Feſten fehlt. Die Kinder waren gewöhnlich die Hauptperſonen dabei, aber es waren auch noch wirkliche Kinder. Nur vereinzelt und faſt ſchüchtern klopft der Knecht Ruprecht oder Niklas jetzt noch an die Kinderſtubenthüren, weiß er doch, daß die klugen Aeuglein ſich nicht täuſchen laſſen, und daß auch das Kleinſte recht gut das bekannte Geſicht unter der Pelzperücke und dem Flachsbart erkennt. Vom Oſterhäschen, das ſonſt durch alle Gärten ſprang und ſeine bunten Eier in die knoſpenden Hecken und Sträucher legte, die von der jauchzenden Kinderſchar dann gefunden wurden, wollen ſie auch nichts mehr wiſſen.

Einzelner unſerer Hauptkirchenfeſte hat ſich der moderne Zeitgeſchmack bemächtigt und ſie mit ſeinem verſchwenderiſchen Luxus derart aufgeputzt, daß ſich die urſprüngliche einfach naive Geſtalt kaum mehr darunter erkennen läßt. Das heilige Chriſtfeſt war einſt das ausſchließliche Kinderfeſt. Man weiß, was es heute für den Hausvater und deſſen Geldbeutel zu bedeuten hat; die Sorge breitet gar oft ihre ſchwarzen Flügel über den mit koſtbaren Leckereien und Schmuck überladenen Chriſtbaum aus.

Und was iſt aus dem Kinderfeſt der bunten Oſtereier geworden! Wie hat ſich die erfinderiſche Induſtrie und das Kunſtgewerbe dieſes uralte, ſinnige Symbol zu nutze zu machen verſtanden! An den Schaufenſtern unſerer eleganten Großſtadtläden ſieht man um die Oſterzeit die Eiform in allen Dimenſionen, oft rieſig bis zur Geſchmackloſigkeit; man ſieht ſie aus allen Stoffen, aus Blumen, Zucker, Sammet, Seide, Karton, Seife, allen Zwecken dienend. Es gehört viel Geld dazu, mit dieſen modernen Oſtereiern ſeine Kinder, Freunde und Bekannten zu beſchenken.

Freilich fließt das Geld des Käufers der Induſtrie und dem Handel wieder zu, welche jetzt auf einer ganz anderen Höhe ſtehen, als in früherer Zeit, und des reichlichen Abſatzes bedürfen, um zu beſtehen. Aber es ließe ſich doch auch hier wie in allen Dingen ein Mittelweg finden, wobei keiner zu Schaden käme.

Auch der gemütliche Brauch der Neujahrsglückwünſche hat einen bedeutenden Induſtriezweig, dem Stift und Pinſel in oft künſtleriſcher Weiſe dient, ins Leben gerufen. Die armen Gratulanten, die ehemals an unſere Thüre klopften, ſingende Kinder, wandernde Muſikanten, Handwerksburſchen, denen man gern ein Scherflein gab, hält uns jetzt die Polizei fern, aber der Verſand moderner Neujahrskarten verurſacht demjenigen, der einen zahlreichen Freundeskreis beſitzt, einen derartigen Koſtenaufwand, daß ſogar die Wohlthätigkeit ſich veranlaßt geſehen hat, dieſer Verſchwendung mit warnender Stimme Einhalt zu gebieten, die Bitte hinzufügend, das ſo erſparte Geld lieber den Armen zukommen zu laſſen. Und mancher hat, teilweiſe wohl auch aus Bequemlichkeit, dieſem Rufe Folge geleiſtet, hat ſeine Freunde ohne Neujahrsgruß gelaſſen, und ſeinen Namen in die öffentlich kundgegebene Liſte jener Wohlthäter eintragen laſſen.

Wer, der noch Sinn für alte, liebe, überlieferte Bräuche hat, könnte ſich mit dieſem Ausweg einverſtanden erklären? So auch hat die gewiß ſchöne und pietätvolle Sitte, einem lieben Toten als letzte Gabe auf ſeinem letzten Wege Blumen zu ſpenden, die moderne, kunſtreiche Blumenbinderei zum teil zu Uebertreibungen geführt, wie unförmige Rieſenkränze, übermannshohe Fächerpalmenwedel und ähnliches, die ebenſo enorm koſtſpielig wie unſchön ſind. Auch hier ſollte man die geſchmackvolle Einfachheit vorziehen; denn ſchon beginnt die Wohlthätigkeit ihr Veto auch gegen dieſe Verſchwendung einzulegen und bittet, ſtatt der Toten lieber die Lebenden zu beſchenken. So geſchah es, daß, als während des vergangenen Sommers in einem größeren Badeort ein geachteter Einwohner ſtarb, ſich ſeine Freunde dahin einigten, die Summen, welche ſie in Blumenſchmuck für den Toten angelegt hätten, der Armenbehörde zu überweiſen. Der Verſtorbene wurde ohne Blumen beerdigt und das Lokalblatt brachte den Dank des Armenamtes nebſt dem Verzeichnis der Geber und der Geldſumme, die jeder einzelne dem guten Zweck geopfert. Der Himmel verhüte, daß ſolches Nachahmung finde und ſo allmählich auch dieſer fromme alte Brauch verſchwinde. Schmücken wir das letzte Bett der Toten, wenn auch mit einfach ſinnigen Blumengewinden! Auch den Brauch, unſern Freunden am Neujahrsmorgen einen Glückwunſch zuzurufen, laſſen wir uns nicht rauben; er braucht ja nur an unſere nächſten und liebſten gerichtet zu ſein; es muß ja nicht in verſchwenderiſcher Weiſe mit den teuerſten Karten geſchehen.

Es iſt wohl Pflicht eines jeden Gebildeten, das, was uns von althergebrachten, ehrwürdigen, lieben Feſtbräuchen geblieben, zu pflegen und zu bewahren, es möglichſt zu hüten vor dem allzu üppigen Überwuchertwerden von den Ausſchreitungen des modernen Luxus.

Beſcheidet man ſich in dieſer Hinſicht, ſo vermögen wir auch den Bedürftigen hilfreich beizuſtehen. Die öffentliche Mildthätigkeit käme nicht in die Lage, wennſchon einem gewiß edlen und menſchenfreundlichen Zwecke dienend, dem allmählichen Verſchwinden überlieferter, mit dem Volksleben innig verwachſener Sitten und Bräuche die Wege anzubahnen.

P.

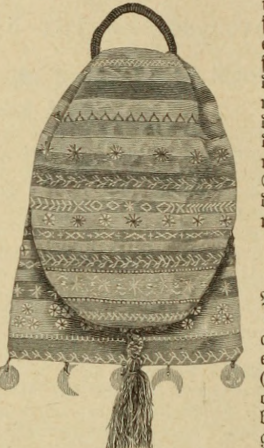


Abb. 1.

## Handarbeit.

Pompadour aus Cigarrenbändchen in Form einer Geldbörſe (Abb. 1). Ein neuer origineller Arbeitsbehälter, der zugleich Verwendung für Cigarrenbändchen bietet, iſt ein Pompadour in Börſenform. Derſelbe iſt eine leichte, amüſante Arbeit, die der Phantaſie, dem perſönlichen Geſchmack und Geſchick gleich großen Spielraum läßt. Es ſind 66 Cigarrenbändchen für den Beutel nötig; 22 rote, 12 blaue (welche auch durch entſprechend breites Taffetband erſetzt werden können) und 32 gelbe unbedruckte Bändchen. Aus creme Satin ſchneidet man ſich die zwei Teile für die Grundform, beide 44 cm lang und 18 cm breit; das eine Ende jedes Teiles wird abgerundet. Dieſe Teile werden jeder für ſich gearbeitet, zeigen aber die gleiche Farbenſtellung der Bändchen. Letztere werden gerade quer auf die Grundform geheftet, etwas einander deckend, und dann mit feiner gelber Seide feſtgenäht — dies muß möglichſt unſichtbar geſchehen. Bei der Anordnung der Bändchen kann man dem perſönlichen Geſchmack Rechnung tragen. Jeder der beiden Teile wird am geraden wie am abgerundeten Ende mit derſelben Farbenanordnung verſehen. Eine ſehr hübſche Farbenſtellung iſt folgende, vom Rande aus gearbeitet: rot, gelb, blau, gelb, rot, gelb, rot, gelb, blau, rot, gelb, rot, gelb, blau, 2 gelb, rot (dies rot iſt die Mitte) und kommen nun die angegebenen Farben in der umgekehrten Reihenfolge bis zum anderen Ende gearbeitet. Sind beide Teile mit den Bändchen beſetzt, ſo werden letztere verziert. Dies geſchieht durch angewendete ſeidene Zierſtiche der verſchiedenſten Art auf den einzelnen Bändern, ſowie durch aufgeſetzte Gold- und Silberflitter in verſchiedenen Größen, welche ſowohl einzeln als in Kleeblattform verwendet werden. Beide Grundteile ſind natürlich auch mit denſelben Zierſtichen zu verſehen und erhalten durch dieſe einen ganz eigenartigen, orientaliſchen Ausdruck. Die Grundform wird mit einem leichten Seiden- oder Satinfutter in abſtechender Farbe verſehen; dann werden beide Teile zuſammengefügt, in der Mitte der einen Seite bleibt ein 12 cm langer Schlitz offen. Die abgerundete Seite erhält eine Quaſte aus bunten Seidenfäden, die gerade Seite aber Münzenſchmuck, beſtehend aus durchlochten Spielmünzen und Halbmonden, ebenfalls aus Spielmünzen ausgeſchlagen. Der Ring, welcher über den Beutel gezogen wird und denſelben ſchließt, beſteht aus ſtarkem Bindfaden mit roter Seide überhäkelt und hat 22 cm Umfang. Die fertige Börſe iſt ſehr geräumig und ſo effektvoll, daß ſie in jedem Damenkaffee großes Aufſehen erregen wird, weshalb ich allen Leſerinnen des Frauen-Daheim rate, ſich einen ſolchen Beutel anzufertigen oder ſchenken zu laſſen.

E. Grete.

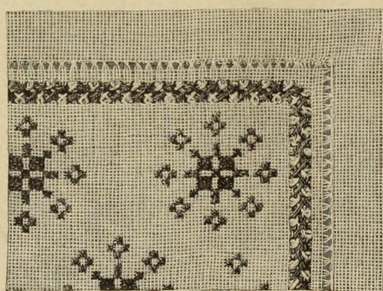


Abb. 2.

Abb. 2. Deckchen, auf Kongreßcanevas geſtickt. Das in oliv und fahlroſa Seide geſtickte Sternmuſterchen, beliebig vervielfältigt, kann als Pleinfigur der kleinſten wie der größten Decke dienen.

## Noch einmal: Die Motten.

Die Veilchen blühen, die Schwalben ſind da. Einzelne Schmetterlinge haben ihre dunklen Hüllen ſchon abgeſtreift, und auch wir ſind froh, die ſchweren Pelze, die dicken Wintermäntel und Paletots, die Muffe und Pelzmützen zu Hauſe laſſen zu können. Je wärmer aber die Sonne ſcheint, je notwendiger wird es, die Winterkleider in ſicheres Gewahrſam vor den Motten zu bringen. Die Hausfrauen leſen die neuen Ankündigungen von Mottenſchutz und Mottenpulver und erwägen, ob ſie das abſcheuliche Naphtalin, den ſtark riechenden Kampfer dies Jahr anwenden ſollen oder nicht. Vielleicht iſt es für manche von Intereſſe zu hören, daß nichts nötig iſt von alledem, auch nicht ein öfteres Klopfen der Winterſachen während des Sommers, wenn man im Frühling auf folgende einfache Art verfährt. An einem kühlen Morgen werden die Kleider auf eine Leine in den Garten gehängt und gründlich geklopft, dann auf einen Tiſch gelegt und ſorgfältig ausgebürſtet. Es iſt unnötig zu ſagen, daß vorher die Taſchen umgekehrt und gereinigt wurden. Im Zimmer ſortiert man alt und neu und legt die gleichen Sorten möglichſt glatt und gut auf ein friſches, ſtarkes Betttuch, das über einen ſtarken Tiſch gebreitet wurde. Das Betttuch ſchlägt man

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

feſt um die Kleider, ſteckt es mit Nadeln gut zu und heftet einen Zettel darauf, der ſeinen Inhalt ausweiſt. In den meiſten Haushaltungen ſind einige große Schränke vorhanden. Sie eignen ſich am beſten zur Aufbewahrung der Kleiderpackete. Selbſtredend müſſen ſie vorher ganz rein und ſtaubfrei gemacht werden. Haben die Schränke Fächer, ſo findet ſich alles von ſelbſt, wenn nicht, ſo legt man Packet I mit den Herrenpelzen zu unterſt, dann II die älteren Paletots der Herren und Knaben, III die Schlittſchuhjacken und Jagdanzüge, IV die guten Paletots, V die älteren, VI die neueren Kleider. Die Damenpelze und Koſtüme müſſen ein Gefach für ſich haben und können durch Unterlegen der Ärmel und Garnituren mit Seidenpapier nur gewinnen. Die Muffe, Pelzmützen, dicken Handſchuhe und Boa's werden rein in ihre Kartons geſteckt, nachdem man ſie in Leinen gewickelt und auch in den Schrank geſtellt hatte. Die warmen Unterkleider und Strümpfe von Groß und Klein bindet man, friſch gewaſchen, zuſammen und bewahrt ſie, in guten Kiſſenbezügen, in dem Wäſcheſchrank. Nur nichts heraußen liegen laſſen. Man braucht im Sommer garnicht nachzuſehen und wird ſeine Kleider friſch und unbeſchädigt wiederfinden, wenn man ſie im Spätherbſt auspackt. **Sophie v. S.**

## Zum Frauenerwerb.

Ein Mahnwort an die Eltern, deren Töchter ſich der kaufmänniſchen Laufbahn widmen wollen, iſt jetzt nach Schluß des Winterſemeſters unſerer Schulen am Platz. In vielen Fällen läßt man die Mädchen, welche Kontoriſtinnen, Buchhalterinnen u. ſ. w. werden wollen, als Vorbildung hierfür allein einfache oder gar ſofort doppelte Buchführung erlernen. Da die Mädchen meiſt noch gar keine kaufmänniſche Vorbildung, keine Kenntnis vom Geſchäftsleben haben, fehlt ihnen jedes Verſtändnis für die Buchführung; die äußerlichen Formen werden in wenigen Wochen mechaniſch erlernt, vielfach in die Feder diktiert und ebenſo ſchnell wieder vergeſſen. Die Mädchen glauben nun Buchhalterinnenſtellen bekleiden zu können. Die Enttäuſchungen ſind dann groß! Wer ſeiner Tochter eine wirklich geeignete theoretiſche Vorbildung geben will, ſollte ſie in eine Handelsſchule ſchicken, wo zunächſt durch einen Kurſus in der Geſchäftskunde, dem kaufmänniſchen Rechnen und in den Anfängen der Korreſpondenz eine Grundlage zu ſchaffen wäre, auf welcher ſich dann der Unterricht in der einfachen Buchführung und die Weiterbildung in den genannten Fächern mit Erfolg aufbauen ließe. Die doppelte Buchführung ſollte erſt begonnen werden, nachdem alle dieſe Fächer erlernt und namentlich das kaufmänniſche Rechnen gründlich angeeignet iſt. Es mangelt gegenwärtig auch für die minder Bemittelten nicht an Gelegenheit zu einer derartigen Vorbildung. Wir verweiſen auf die ſtädtiſchen Fortbildungsſchulen in Berlin, ſowie auf die kaufmänniſche Fortbildungsſchule für Mädchen, Berlin, Georgenſtraße 30/31, bei welcher der Beſuch aller Lehrgegenſtände zuſammen nur 9 Mark vierteljährlich koſtet. Beim Abſchluß eines Lehrkontraktes ſollten die Eltern vor allen Dingen danach fragen, in welcher Weiſe ihre Töchter während der Lehrzeit beſchäftigt werden. Vielfach iſt die Abmachung einer den Lehrlingen ſofort oder nach kurzer Zeit zu gewährenden monatlichen Vergütigung Urſache, daß ihre Arbeitskraft übermäßig ausgenützt, die Ausbildung vernachläſſigt und eine für das jugendliche Alter viel zu lange Arbeitszeit feſtgeſetzt wird. Man ſollte ſtets fragen, in welchem Verhältnis die Zahl der Lehrmädchen zu der der Gehilfinnen ſteht und ſich davon überzeugen, ob die Geſchäftsräume nicht geſundheitswidrig ſind. Es iſt noch nicht genügend bekannt, daß für weibliche Angeſtellte in Berlin, Roßſtraße 28, eine Centralſtelle beſteht, welche weibliche Perſonen unentgeltlich bei der Berufswahl und allem, was damit zuſammenhängt, mit Rat unterſtützt. **B. R.**

Unſeren fleißigen Leſerinnen wird es intereſſant ſein, daß die Induſtrieausſtellung, welche im Laufe dieſes Jahr in Schweidnitz ſtattfinden ſoll, eine beſondere Abteilung für weibliche Handarbeiten, Malereien und Kunſtgegenſtände eröffnet. Jeder Dame ſteht es dann frei, die Früchte ihres Fleißes hier zur Schau und zum Verkauf auszuſtellen. Als Bedingung für die Zulaſſung wird ein gewiſſer künſtleriſcher Wert der Arbeit gefordert; einem Damenkomitee liegt die Prüfung und Entſcheidung ob. Für die beſten Arbeiten ſollen Prämien erteilt werden. Näheres enthalten die Proſpekte, welche die erſte Vorſitzende des Komitees, Frau Oberbürgermeiſter Thiele in Schweidnitz, verſendet.

## Für den Garten.

Nicht kletternder Epheu. Gleich den in der Neuzeit bei uns in ſo große Aufnahme gekommenen Nadelhölzern, welche, vereint mit dem helleren Grün der Laubhölzer, in unſeren Gärten angepflanzt, einen ſo herrlichen Anblick gewähren, ſind auch die nicht kletternden Epheuarten, wenigſtens in den milderen Weingegenden Deutſchlands, geeignet, eine Abwechſelung in der Färbung herbeizuführen. Dieſe nicht kletternden Epheuarten bilden dichte, kugelförmige Büſche, können daher mit Vorteil als Sträucher im Garten Verwendung finden und ſind als ſolche ſehr wirkungsvoll. Ebenſo bieten ſie auch, gleich unſeren gewöhnlichen Waldepheuarten, dem großblätterigen ſchottiſchen Epheu und dem baumartigen Buchsbaum einen vortrefflichen Pflanzenſtoff unter ſehr ſchattigen Bäumen, unter welchen andere Pflanzen nur ſpärlich oder gar nicht gedeihen wollen. Ferner darf nicht unerwähnt bleiben, daß ſie, im Herbſt aus der Erde genommen und in Töpfe gedrückt, zur Zierde ungeheizter Zimmer, zur Ausſchmückung von Treppenaufgängen, der Korridore u. ſ. w. verwendet, den ganzen Winter hindurch eine herrliche Augenweide gewähren. Von denen, welche durch prachtvolle Blattfärbung beſonders hervorragen, verdienen genannt zu werden: 1. Hedera algeriensis fol. variegatis, mit ſilberweißen, graugrünen, bisweilen aber auch faſt weißen Blättern und von ſehr gedrungenem Wuchs, 2. H. tricolor, mit rot- und weißbunten Blättern, 3. H. chrisocarpa, mit gelblichweißen Blättern, 4. H. lutea, mit faſt goldgelben Blättern, 5. H. fol. marg., mit dunkelgrünen, weiß oder goldgelb gerandeten Blättern. Sämtliche Epheuarten ſind gegen ſtrengen, beſonders ſchneeloſen Froſt etwas empfindlich; ſie werden daher im Winter beſſer mit einigen Tannenreiſern umkleidet oder auch eingetopft und im Kalthaus oder kühlen Zimmer aufgeſtellt, um dann im Frühjahre als Rundpflanzung der Gehölzgruppen, Einfaſſung von Raſenflächen, unter ſchattigen Bäumen und anderen Orten verwendet zu werden. Als Erde genügt jede nahrhafte Gartenerde, welche nicht zu ſchwer, noch viel weniger aber von zu leichter Beſchaffenheit ſein darf. Obwohl ſie, wie ſchon erwähnt, im Schatten ſehr gut gedeihen, ſo iſt doch die Färbung der Blätter weit lebhafter, wenn der Standort mehr ſonnig gewählt wird. **K. L.**

## Kinderkleidung.

Zu nachſtehend beſchriebenem, ſehr hübſchen Kleidchen nimmt man die ganze Länge, vom Halſe bis unten gemeſſen, gibt den breiten und die zur Verzierung dienenden und zum Verlängern ſehr praktiſchen Säume zu. Die Weite des Röckchens beträgt dreimal die Taillenweite. Nachdem die Nähte, die die einzelnen Rockbahnen verbinden — die hintere wird nur bis in die halbe Höhe genäht — gemacht ſind, werden der breite Umſchlagſaum, der etwa 5 cm betragen ſoll, und die zur Garnitur dienenden ſchmalen Säumchen gefertigt. Nun zieht man (von oben an gemeſſen) in der Taillenlänge ringsum einen Heftfaden, der das pünktliche Arbeiten erleichtern ſoll. Der obere Teil des Röckchens, der nun die Taille bilden ſoll, wird durch regelmäßig gelegte Tollfalten bis auf die nötige Taillenweite eingeſchränkt. Dieſe Falten werden bei Wollſtoffen unſichtbar auf dem Futter befeſtigt, bei Waſchſtoffen bis zur Taillenlänge feſtgeſteppt. Eine gerade oder beſſer noch nach unten ſchneppenförmig geſchnittene Paſſe faßt die Falten vorn feſt zuſammen. Die hintere Paſſe wird ebenſo geſchnitten wie die vordere, aber nur auf der rechten Taillenhälfte feſtgenäht, um dann über das nur eingefaßte linke Faltenteil übergehakt zu werden. Der hintere Rückenſchluß ſoll unſichtbar unter der mittelſten Falte angebracht ſein. Vordere und hintere Taillenhälfte werden durch gerade Achſelſtreifen verbunden, die Falten unterm Arm etwas ausgeſchnitten, und in das ſo gewonnene Armloch ein zierliches kurzes Ärmchen geſetzt. 4 cm breiter Gürtel. **Frau J. S. in Zürich.**

## Kindermund.

Der kleine Rudi will gern wie die Großen mit Meſſer und Gabel ſpeiſen, und als die Mutter ihn auf ſpäter, wenn er größer geworden, vertröſtet, erwidert er ſehr wichtig: „Wenn ich groß bin, habe ich keine Zeit, da bin ich Kutſcher." **Backfiſch aus Heſſen.**

## Praktiſches fürs Haus.

Um den Zinkeinſatz eines Waſchtiſches ſchön zu putzen, muß man ihn zunächſt recht klar mit grüner Seife und Sand ſäubern, alsdann mit etwas Vitriol mit Waſſer verdünnt nachſcheuern, und, gut ausgetrocknet, mit Schlemmkreide putzen. **Anna K., Magdeburg.**

Um Roſtflecke mit Erfolg aus weißer Wäſche zu entfernen, tränkt man die befleckte Stelle gründlich in Citronenſaft und hält ſie alsdann einige Zeit an eine ſehr heiße kupfernen Kaſſerolle; man wiederhole dieſe Manipulation, bis die Flecken gänzlich verſchwinden. **Eine Abonnentin in St-Petersburg.**

Haarbürſten reinigen ſich am beſten in einer Miſchung von Waſſer und Salmiak, beim Trocknen lege man ſie auf ein Stück Papier, die Borſten nach unten. Auf dieſe Weiſe wöchentlich einmal gereinigte Bürſten befördern den Haarwachs. **E. in L.**

Ein gutes Waſchmittel für Glaceehandſchuhe iſt folgendes: Benzin 100 g, Äther 20 g, Salmiakgeiſt 20 g, reinen Spiritus 60 g.

## Dienſtbotenhumor.

„Dört, ein Glas Waſſer!" ſagt die Hausfrau zu dem neuen Stubenmädchen.

Dört bringt das Verlangte in der Hand.

„Das nächſte Mal mußt du es mit einem Teller bringen!"

„Ja, Fru Paſturn, ik nehm mir allens an!"

Als wieder ein Glas Waſſer gefordert wird, bringt die gelehrige Dört das Glas in der rechten Hand, den Teller unter dem linken Arm.

## Für die Küche.

Natron-Topfkuchen. $^1/_4$ Pfd. Butter rührt man zu Sahne, gibt alsdann nach und nach $^1/_2$ Pfd. gemahlenen Zucker, 4 Eidotter, einige geriebene Mandeln, etwas geſtoßenen Kardamom, die abgeriebene Schale und den Saft einer Citrone dazu; wenn die Maſſe recht aufgerührt iſt, fügt man 1 Pfd. feines Weizenmehl, welches man mit 20 gr Cremortartari und 15 gr Natron vermiſcht hat, hinzu, endlich das zu Schnee geſchlagene Weiße der Eier; dann gibt man dies in eine, vorher mit zerlaſſener Butter ausgeſtrichene Form und läßt ſie in mäßig heißem Ofen $^3/_4$ Stunden backen.

Rahmzucker. (Gegen Huſten und Heiſerkeit.) 1 Pfd. geſtoßener Zucker wird mit 1 Schoppen ($^1/_2$ Liter) ſüßem Rahm ſo lange auf ſchwachem Feuer geröſtet, bis die Maſſe hellbraun aber noch flüſſig iſt, dann gießt man ſie ſo ſchnell als möglich in eine flache, mit Mandelöl beſtrichene Form, taucht ein Meſſer in friſche Butter und ſchneidet die Maſſe in kleine Quadrate. Nach dem Erkalten bricht man die Würfel durch und wickelt ſie einzeln in Pergamentpapier ein oder bewahrt ſie in Blechbüchſen auf. — Wer es liebt, kann zum Kochen etwas feine Schokolade nehmen. **F. R.**

## Fragen.

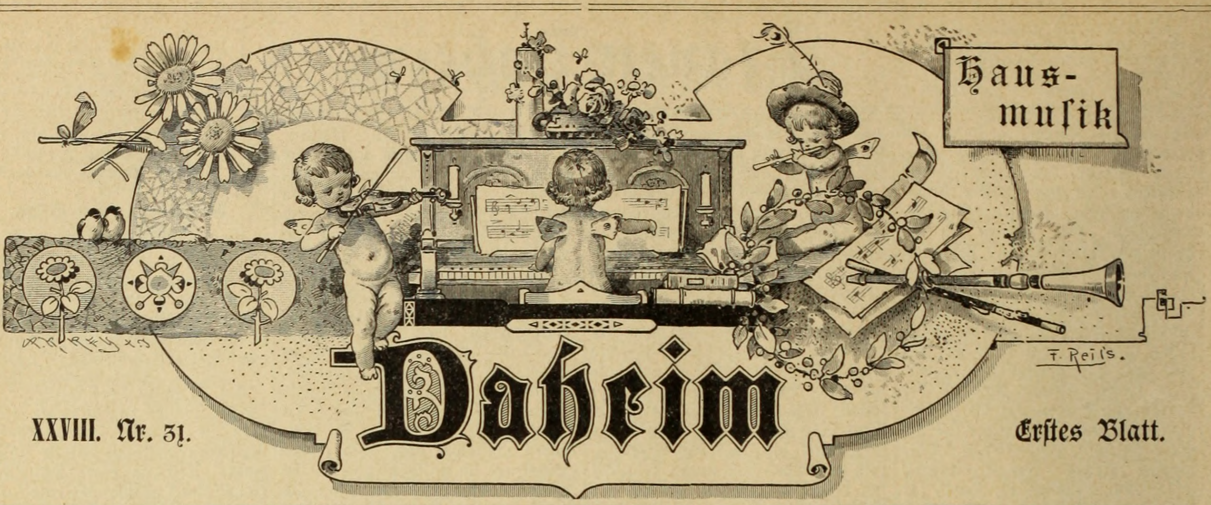
96) Wo kann man Seide von Seidenraupen gut verkaufen? **Alte Daheimleſerin.**

97) Wie kann man gelbgewordene Hornlöffel, als Eierlöffel benutzt, wieder ſauber machen? **Abonnentin am Oderſtrand.**

98) Welche unter den geehrten Leſerinnen iſt ſo freundlich, mir eine Widmung anzugeben für einen Stricknadelbehälter, den ich einer lieben Freundin ſchenken will? Gemeinte Dame iſt eine ſehr fleißige Schweſter ihrer die ſchweſterlichen Stricknadeln tüchtig in Bewegung ſetzenden Brüder. Im voraus herzlichſt dankt **Aliſon.**

99) In welcher Weiſe laſſen ſich Silber- und Goldkranz, von der ſilbernen und goldenen Hochzeit herrührend, hübſch und geſchmackvoll aufheben? **Eine Leſerin des Daheim, von Beginn des Erſcheinen der Zeitſchrift an.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v



Daheim

XXVIII. Nr. 31.

Erſtes Blatt.

## Graf Hochberg.

Es war im Jahre 1886, als der hochſelige Kaiſer Wilhelm I., treuſorgend für das Aufblühen und Gedeihen der Königlichen Hofbühne als des erſten Kunſtinſtituts der Reichshauptſtadt, als einer bevorzugten Pflegeſtätte der deutſchen Kunſt überhaupt, an die Stelle des zu früh der Kunſt entriſſenen Intendanten Botho von Hülſen einen Mann berief, der ausgerüſtet mit eminenten künſtleriſchen Fähigkeiten und über einen Schatz reicher Erfahrung gebietend, wie kein Zweiter die Anſprüche ſeines hohen Amtes in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen auserwählt ſchien. Der neue Intendant war Graf Bolko von Hochberg. Der Name hatte ſchon vorher in der muſikaliſchen Welt einen guten Klang. Sein Träger galt als ein ebenſo hochbegabter Tonkünſtler, wie als feuriger Muſikenthuſiaſt. Graf Hochberg iſt am 23. Januar 1843 auf dem Schloſſe Fürſtenſtein geboren, einem durch ſeine wunderbare Lage und ſeinen romantiſchen Duft entzückenden Punkte Schleſiens. Auf dem Gymnaſium zu Breslau legte Hochberg den Grund zu einer umfaſſenden Bildung, die er auf den Univerſitäten zu Bonn und Berlin mit dem Spezialſtudium der Rechte und Staatswiſſenſchaften zum Abſchluß brachte. Auf Grund ſeiner Studien und ſeiner hohen Geburt widmete ſich Graf Hochberg nun der diplomatiſchen Laufbahn (1867—69), dann verließ er den Staatsdienſt, um ſich, eine kürzere, durch ſeine Thätigkeit als Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes herbeigeführte Unterbrechung ausgenommen, ausſchließlich der Muſik zu widmen. Graf Hochberg erwarb ſich durch eifrige und ernſthafte Studien nicht nur die vollſte Herrſchaft über das rein Techniſch-Theoretiſche der muſikaliſchen Kunſt (Kontrapunkt, Inſtrumentation u. ſ. w.), ſondern er trat auch als ausübender Künſtler u. zwar durch ſeinen feinſinnigen Geſang in lebendige Beziehung zur muſikaliſchen Reproduktion, wodurch er ſeinen Blick für die Forderungen der muſikaliſchen Praxis in hohem Maße ſchärfte. Schon 1876 trat Graf Hochberg unter dem Namen Franz mit muſikaliſchen Kompoſitionen vor die Öffentlichkeit, nicht etwa mit zaghaft gebotenen, inhaltsarmen und unbedeutenden Kleinigkeiten, ſondern gleich mit einem dem vornehmſten Genre der Tonkunſt angehörigen Werke, einer Oper „Der Wärwolf," welche in Hannover zur beifälligen Aufführung gelangte. Der Schaffensfreude des Komponiſten war bereits im Jahre 1864 mit der kleinen Oper „Claudine von Villa Bella" ein vielverſprechender Wurf gelungen. Weiter floſſen aus ſeiner Feder ein Streichquartett in Es, eine Symphonie in C und eine ſtattliche Anzahl fein empfundener und in bemerkenswertem Maße geſangvoller Lieder. Seine ſchöne Begeiſterung für kammermuſikaliſche Werke, dieſe Symbole der innerlichſten, konzentrierteſten Muſik, ermöglichte (in Dresden) die Exiſtenz einer Streichquartettkorporation; dieſem, dem ſogenannten „Hochbergſchen Streichquartett" verdankte die mit guter Konzertmuſik nicht gerade überreichlich geſegnete Reſidenz an der Elbe eine Anzahl auserleſener Kunſtgenüſſe. Eine noch bedeutſamere künſtleriſche That vollbrachte indeſſen Graf Hochberg, als er 1876 die ſchleſiſchen Muſikfeſte ins Leben rief, die für den muſikaliſchen Aufſchwung ſeines engeren Vaterlandes von höchſter Bedeutung wurden und ſchon nach den glorreichen Tagen von Hirſchberg (1876) einen in nichts den niederrheiniſchen Muſikfeſten nachſtehenden Ruhm errangen. Zum Dirigenten dieſer Feſte, die ſich der Mitwirkung ausgezeichneter Künſtler und lebhafteſter Anteilnahme aus den Kreiſen der Muſikfreunde erfreuen, hatte Graf Hochberg Ludwig Deppe berufen, einen edlen, idealen Künſtler, der die bedeutungsvollen Feſte bis zu ſeinem Tode ganz im Sinne ihres Schöpfers zu leiten verſtand. Mit der Geſchichte der ſchleſiſchen Muſikfeſte iſt der Name Hochberg für immer untrennbar verbunden. Die eigene erfolggekrönte künſtleriſche Thätigkeit und die Verdienſte um die Hebung der vaterländiſchen Tonkunſt ebneten dem Künſtler den Pfad nach Berlin, zur Intendantur der Königl. Hoftheater, ein Amt, für welches Graf Hochberg die idealiſtiſche Anſchauung und die praktiſche Erfahrung mitbrachte. Graf Hochberg iſt in des Wortes beſter Bedeutung Fachmann. Seinem umfaſſenden Wiſſen und Können, ſeiner lebhaften Initiative in Sachen der Kunſt, ſeinem an den vornehmſten Muſtern gebildeten künſtleriſchen Geſchmacke verdanken die Königl. Hoftheater einen neuen glänzenden Aufſchwung. Graf Hochberg iſt das Enſemble nach allen Seiten hin zu ergänzen unabläſſig bemüht; vorzügliche Künſtler den Hofbühnen zu gewinnen und vollendete Aufführungen zu bieten, iſt ſein ernſtes Streben. In Felix Weingartner hat Graf Hochberg einen Dirigenten gefunden, der zu den beſten der Gegenwart zählt. Zu den glanzvollſten Leiſtungen unter ſeiner Aera gehören der in der Pariſer Bearbeitung gegebene „Tannhäuſer," Webers „Oberon," Mascagnis „Freund Fritz" u. ſ. w. Bei der großen internationalen, in Wien geplanten Ausſtellung für Theater und Muſik wird Graf Hochberg als Ehrenpräſident der deutſchen Abteilung vorſtehen, ein Amt, mit deſſen Uebertragung auf den Berliner Generalintendanten die deutſche Kunſt ſich ſelbſt geehrt hat.

Graf Hochberg.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

## Unterrichtswerke.

Eine große, in drei ſtattlichen Bänden vorliegende Klavierſchule hat Emil Breslaur im Verlag von C. Grüninger in Stuttgart herausgegeben. Das Werk beginnt mit den allererſten Anfangsgründen des Klavierſpiels und ſchreitet in ſyſtematiſch geſteigerten Anſprüchen an die Leiſtungsfähigkeit des Schülers und in organiſcher Entwickelung des Unterrichtsmaterials von den einfachſten bis zu den komplizierteren Gebilden der Kunſtmuſik fort. Der Verfaſſer, der den Ruf eines vortrefflichen Pädagogen genießt, ließ ſich bei der Ausarbeitung des Werkes von dem ſehr richtigen Grundſatze leiten, beim Muſikunterricht nicht nur die Aneignung mechaniſcher Fertigkeiten zu erſtreben, ſondern zugleich den Muſikſinn zu wecken, den Grund zu wahrem Kunſtverſtändnis zu legen und allgemein erziehlich zu wirken: eine ſchöne und edle Abſicht, die der Verfaſſer dadurch zu erreichen beſtrebt iſt, daß ſeiner Entwickelung, Darſtellung und Anordnung des ungeheuren Stoffes dem Mechaniſchen das geiſtige Element beigeſellt erſcheint. Gar nicht genug zu loben iſt es, daß der Verfaſſer dem Schüler gewiſſe harmoniſch-theoretiſche Begriffe beibringt, die dieſen in das Weſen der Sache einführen, ohne den Schüler durch abſtrakte Vorſtellungen abzuſchrecken und zu verwirren. Spielend lernt auf dieſe Art der Schüler die Bedeutung und die Phyſiognomie des Dreiklangs und ſeiner Umkehrungen, des Sextakkords und Quartſextakkords kennen und erkennen und gewinnt damit eine Vertrautheit mit dieſen Dingen, die ihm für ſpätere theoretiſche Studien nur zuſtatten kommen wird. Die Schule Breslaurs hat einen eminenten pädagogiſchen Wert: ſie erzieht Finger- und Handgelenk zur vollen Freiheit und bereitet in trefflichſter Art auf das polyphone Spiel vor. Das Werk ſei der Berückſichtigung aller muſikaliſchen Erzieher beſtens empfohlen. Der erſte Band iſt bereits in fünfter Auflage erſchienen. Das ganze Werk koſtet 12 Mark.

In neuer Ausgabe erſchien im Verlage von P. J. Tonger in Köln das altbewährte Werk „Praktiſche Violinſchule von H. Hofmann", neu bearbeitet von E. Heim. (Preis 3 Mk.) Als preiſenswerte Neuerung ſtellen ſich die in den Notentext gedruckten Erläuterungen dar, die ebenſo wie die im Vorwort gegebenen praktiſchen Winke über die Behandlung und Güte einer Geige, einem wirklichen Bedürfnis entſprechen. Die Schule wird ſich auch in ihrer neuen Geſtalt viele Freunde erwerben.

## Die Saitenorgel.

Ein muſikaliſches Inſtrument von ganz beſonderer Eigenart herzuſtellen iſt deutſchem Scharfſinn und deutſchem Fleiße gelungen. Schon ſeit langem bemühen ſich

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Hausmuſik.

unſere Inſtrumentenmacher, Klavierinſtrumente zu bauen, die es geſtatten, neben dem natürlichen Decrescendo, das beim Klavierton ſofort nach ſeiner Erzeugung eintritt, ein künſtleriſch wirkſames, künſtliches Crescendo und Decrescendo nach Belieben zur Anwendung bringen zu können. Dieſes Problem, beim Harmonium ſeit langem gelöſt, ſchien unlösbar beim Pianoforte. Nun kam ein ingeniöſer Kopf, dieſer ſetzte ſich mit ingeniöſen Klavierbauern in Verbindung, und das Problem iſt gelöſt und zwar ſo vortrefflich, wie man es nur wünſchen kann. Einem neuen Inſtrument, der ſogenannten Saitenorgel, hat die Löſung des Problems das Daſein gegeben. Die Saitenorgel unterſcheidet ſich äußerlich nur dadurch von einem gewöhnlichen Salonpianino, daß zwiſchen den Pedalen zwei Trittbretter angebracht ſind nach Art jener, wie wir ſie von Harmoniuminſtrumenten her kennen. In allen anderen Stücken ſieht das Inſtrument genau wie ein Pianino aus. Wir verſuchen, es zu ſpielen. Gewiß, das iſt der alte Klavierton, wie er leibt und lebt, nichts erinnert uns dabei an eine neue Erfindung, nichts gemahnt uns daran, daß wir einer genialen Neukonſtruktion uns gegenüber befinden. Aber halt! An der linken Seite des Inſtrumentes iſt ein Knopf. Wir verſchieben ihn und ſetzen durch ſanftes Treten die Fußbretter zwiſchen den Pedalen in Bewegung. Es entſteht nun ein ganz merkwürdiger Ton, ſanft und weich, aber weittragend und von erſtaunlicher Fülle. Er iſt gänzlich verſchieden vom Harmoniumton; ſein Timbre erinnert vielmehr an jenen eines Streichorcheſters, das con sordini ſpielt. Es klingt wunderbar romantiſch, voll und rund, als ob diskrete Hörner ertönten. Den Charakter dieſes Klanges hat man nie zuvor gehört. Es iſt etwas völlig Neues, Eigenartiges. Indem wir ferner zwei Knieſchweller benützen, bekommen wir ein Crescendo und Decrescendo von faſt orcheſtraler Vollkommenheit zu hören; zumal das Decrescendo iſt bezaubernd, ein dynamiſcher Effekt von idealer Schönheit. Durch einen Druck auf einen Hebelknopf vermögen wir nun den Klang dieſer Saitenorgel mit dem Klavierton zu kombinieren. Und das Prinzip, auf welches dieſes Inſtrument ſich ſtützt, der leitende Gedanke ſeiner Konſtruktion? Man denke ſich eine Saite, z. B. jene, welche den Ton $\overline{a}$ erzeugt, ſobald ſie in Schwingungen gerät. Wie bekannt, ſchlägt bei unſeren Klavieren der Hammer direkt an die Saite; ein Anſchlag erzeugt einen Ton. Nun kommt der Erfinder der Saitenorgel, Herr Gümbel, und verwirklicht den genialen Gedanken, einen Hammer, welcher ſelbſt Schwingungen macht und dadurch tonerzeugend wirkt, anzuwenden. Und zwar in verblüffender Einfachheit. Unter der Saite $\overline{a}$ befindet ſich nämlich eine Metallzunge, auf deren freiſchwingendem Ende ein kleines Lederpolſterchen aufgeklebt iſt. Dieſe Zunge macht (theoretiſch) genau ſo viel Schwingungen wie die über ihr liegende Saite, alſo in unſerem Fall 870 in der Sekunde. Ich drücke auf die Taſte $\overline{a}$, ein Luftſtrom (erzeugt durch ein Gebläſe) ſetzt die Zunge $\overline{a}$ in Schwingungen, welche wiederum die Saite $\overline{a}$ treffen. 870 Mal in der Sekunde klopft, trommelt oder wirbelt die Zunge an dieſe Saite, es entſteht ein langgezogener, getragener Ton, welcher bei Vergrößerung oder Verkleinerung der Schwingungsamplituden ſtärker od. ſchwächer wird, je nachdem man den Luftſtrom ſtärker oder ſchwächer auf die Zunge einwirken läßt. Beide Möglichkeiten ſind in die Hand des Spielers gelegt. Ein Inſtrument dieſer Art herzuſtellen, war nach mühevollen, langwierigen Verſuchen, welche der ſehr ſchwierigen techniſchen Geſtaltung des Problems galten, der durch ihre vorzüglichen Pianinos bekannten Leipziger Firma Feurich beſchieden, welche mit ihrer trefflichen Konſtruktion der Saitenorgel bahnbrechend für dieſes Inſtrument eingetreten iſt. Bei der Schönheit und Eigenart des Tones und der Thatſache, daß in der Saitenorgel zwei Inſtrumente in eines verſchmolzen ſind, ohne jedoch von ihrer Individualität auch nur das Geringſte eingebüßt zu haben, iſt der Saitenorgel entſchieden Zukunft und Lebensfähigkeit vorauszuſagen.

## Geſang und Tonbildung.

### IV. **Der Anſatz** (Folge).

Unſere bisherigen Anſatzſtudien hatten den Zweck, ſowohl die erwähnten Silben ausſprechen, wie auch die Kopfconſonanzen entwickeln zu lernen. Der erſte Teil dieſes doppelten Zweckes wird ganz beſonders durch die folgenden Uebungen gefördert.

1) Ein mit **m** verwandter Konſonant iſt **n**. Der Übergang von dem einen zum andern ergibt ſich durch eine Verkleinerung der Reſonnanzböden, indem die Zunge bis zur Oberzahnwurzel ſich erhebt und der Mund ſich leicht öffnet. Man ſoll verſuchen, in dieſer neuen Stellung die Klangfarbe des **m** womöglich beizubehalten; dies geſchieht am einfachſten, wenn man oftmals, erſt im Pianiſſimo, dann allmählich ſtärker die Silbe **mno** anſetzt. Nach fleißiger Uebung kann das **m** weggelaſſen, ſpäter das **n** nur leicht ausgeſprochen werden, der ſchöne Klang des hellen **o** wird dann von ſelbſt entſtehen. Nach 1—2 Monaten kann man den Ton vergrößern, indem man die erwähnte Gähnbewegung ausführt; dabei empfindet man das Gefühl des Schluckens. Der Gebrauch der Luftmaſſe wird nach dieſen Uebungen auf ein Minimum reduziert, die Stimme wird außerordentlich weich und klangvoll, der Ton iſt ſozuſagen im Munde komprimiert und hält das Gleichgewicht gegen den Druck unter den Stimmlippen.

2) Eine etwas kräftigere Uebung beſteht darin, daß man die Silben **hmo** und **hno** mezzo-forte (immer in der Mittellage) ſingt. Wenn man mit der Hand kontrolliert, ſo merkt man, daß die Mitte der Stirn in ſtarke Schwingungen gerät, die ſich allmählich bis zum Scheitel fortpflanzen. Verbunden mit der Gähnbewegung, die das „Einwärtsſingen“ erzeugt, führt dieſes „Hochziehen“ der Stimme zu einem vollen, weichen, runden und etwas dunklen Klang, der, einmal feſtgeſetzt, die Grundlage der ganzen Stimmbildung darſtellt. Jeder Ton darf fortan auf dieſe Weiſe, d. h. komprimiert und im Kopfe gehalten, bis zum mezzo forte vergrößert werden.

3) Das Prinzip des ganzen Studiums iſt: „Der Vokal behält die Klangfarbe des vorhergehenden Konſonanten.“ Eine weitere Anwendung desſelben ſoll den Ton nach vorne führen; es genügt zu dieſem Behufe Konſonanten zu wählen, die vorne, d. h. mit den Lippen und der Zungenſpitze, ausgeſprochen werden. Dieſe ſind: **d, t; l, r; s, ss, th** (engliſch **the**), **z; w b, p.** — **ch** iſt kein Anſatzkonſonant, da er nur am Ende der Silbe vorkommt (**ich**, Verwandtes in **ig, lich** u. ſ. w. u. ſ. w.)

a) **d** und **t** werden am beſten in den Komplexen monoton, monodoto, modonoto und ähnlichen geübt. Auch können einzeln **do** und **to** vorgenommen werden. Man vermeidet es bei ihnen, in der Kehle einen Druck auszuüben, darum werden dieſe Konſonanten erſt nur weich und mit wenig Ton ausgeſprochen.

b) **l** wird wie **d, t** geübt. **r** bietet oft eine ganz beſondere Schwierigkeit, da das Zungen-r allein für den Geſang taugt. Am leichteſten lernt man dieſen Konſonanten durch Nachahmung der Silbe **tro** an einer des Zungen-r mächtigen Perſon ausſprechen; man läßt das **r** erſt ungewöhnlich lange klingen, bis es ganz leicht geworden iſt. **bro** ergibt ein klangvolles **o**; daher übe man **brotro.**

c) Eine zweite l-übung ſoll uns zu anderen Vokalen hinüberführen. Nach **bl** entſteht naturgemäß der Klang **ü**, wenn die Zunge langſam nach den Zähnen hin gezogen wird. Nach **gl** hört man im Gegenteil **u. blü** und **glu** werden alſo mit beſonderer Aufmerkſamkeit geübt, ſowie ſpäter **nü, brü, brübro, brüblü.** Bei **ü** ſoll kein Druck in der Kehle geſpürt werden; man ſinge daher ſehr Pianiſſimo!

d) Die letzte dieſer Uebungen ſoll uns wieder zu der erſten führen: nämlich zum Lippenanſatz durch den Zungenlippenanſatz. **S** wird in ſeiner Verbindung mit **ww—u—o** geübt, z. B. in der Silbe **swwūo.** Hier fühlt man deutlich den Ton zwiſchen der Zungenſpitze, dem Gaumenſegel, den Oberzähnen und den Lippen entſtehen. Um ihn ganz vorn zu faſſen, kann man **wwuo** mehrmals nacheinander wiederholen.

Letztere Bemerkung iſt überhaupt ganz allgemein. Wenn der Sinn für Klangfarben geweckt iſt, muß auch das Klangfarbengedächtnis, d. h. das Vermögen, ſich eines Tons und ſeines Timbres zu erinnern, gepflegt werden. Die beſte Weiſe, dies zu thun, beſteht darin, den eben erzeugten Ton abzuſetzen, und denſelben Ton, aber ohne daß man etwas in der Mundſtellung ändert, diesmal jedoch ohne Hilfe des Konſonanten, von neuem zu wiederholen. Man bewirkt es durch einen leichten h-Anſatz, der kaum wie ein Hauch klingen darf. — Oder, indem man das geſungene **o** aushält, verengt man die Lippen bis **ww** und öffnet ſie dann wieder. — Es kann auch Beides zuſammengeübt werden; z. B. in der Verbindung:

$$\overbrace{\textbf{hmno}}^{\text{Anſatz}}\ \textbf{-}\ \overbrace{\textbf{uwo}}^{\substack{\text{Verengung}\\ \text{der Lippen}}}\ \textbf{-}\ \overbrace{\textbf{ho}}^{\text{Hauch}}\textbf{-wwo-ho}\ \ldots\ .$$

Die Wiederholung der Silbe **ho** im crescendo und decrescendo erlaubt den Verſuch eines Schwelltones.

**Dr. P. P.**

## Bücherſchau.

**Johannes Brahms in ſeinen Werken.** Eine Studie von E. Krauſe. Mit Verzeichniſſen ſämtlicher Inſtrumental- und Vokalkompoſitionen des Meiſters. Hamburg, L. Gräfe und Sillem. Die zahlreichen Verehrer des einen von den beiden originellen Meiſtern der Gegenwart — der andre war Richard Wagner — werden das Schriftchen (108 Seiten) mit Dankbarkeit entgegen nehmen. Iſt es doch der guten Abſicht entſprungen, den größten aller jetzt lebenden Komponiſten dem Verſtändniſſe der weiten muſikliebenden Kreiſe näher zu führen. Der Verfaſſer gibt, um dieſen Zweck zu erreichen, nach einer kurzen biographiſchen Einleitung eine Überſicht über das Schaffen des Meiſters: er zieht die A-capella-Werke, die Vokal-Orcheſter- und Konzertkompoſitionen, Klavier- und Kammermuſik in den Kreis ſeiner Darſtellung. Daß dieſe eine knappe, beinahe zu knappe iſt, muß man bedauern; auch das Fehlen von Notenbeiſpielen vermißt man ſchmerzlich. Wie will man eine Brahmsſche Symphonie beſprechen und ihren Organismus dem Leſer verſtändlich machen, wenn man der Anſchauung die Themen und ihre Beziehungen zu einander vorenthält! Wer einen Begriff davon nicht hat, welche Summe von geiſtiger Arbeit im Finale der Emoll- oder der Emollſymphonie aufgeſpeichert iſt, der wird ihn auch nicht erhalten, wenn man ihm ſagt: das Finale der Emollſymphonie beginnt mit einem Thema von wenigen Takten, das „variationenartig und zwar in einer der ernſten Stilweiſe entſprechenden Form durchgeführt wird.“ Hier hilft nur die lebendige Anſchauung, und dieſe läßt ſich wecken und anregen durch Notenbeiſpiele, welche den einzelnen Phaſen der muſikaliſchen Entwickelung eines Satzes entnommen ſind. Krauſes Schrift lieſt ſich im übrigen gut; ſie zeugt von hohem Verſtändnis und warmer Verehrung für die Eigenart des Meiſters und darf bei der Kargheit der Litteratur über Brahms gewiß als ein wertvoller Beitrag zur Brahmslitteratur aufgefaßt werden. Es macht ſich jedoch weniger gut, wenn der Autor von Brahms als Dr. Johannes Brahms ſpricht und wenn er von ihm ſagt, daß Brahms nur dann der Öffentlichkeit näher träte, „um am Dirigentenpulte die Aufführung eines neuen Kindes ſeiner Muſe perſönlich zu leiten.“ Das iſt ſtiliſtiſch trivial und ſprachlich unrichtig: die Aufführung eines Kindes kann man nicht leiten. Und der Dr. iſt überflüſſig: denn wenn man von der künſtleriſchen Bedeutung eines Mannes ſpricht, iſt es unſtatthaft, dieſe in einen Zuſammenhang mit bloßen Titeln zu bringen. Liſzt war auch Dr. und Abbé: es wird aber Niemandem einfallen zu ſagen: „Zweite Ungariſche Rhapſodie“ von Abbé Dr. Franz Liſzt.

## Lyrik.

Zu dem fabelhaft billigen Preiſe von 1 Mk. iſt im Verlage von C. A. Klemm in Leipzig ein Schumann-Album erſchienen und zwar in je einer Ausgabe für Sopran und Alt, mit deutſchem und engliſchem Text. Das Album enthält 32 der ſchönſten Lieder; der Druck iſt klar und ſcharf. Das Album wird ſich zweifelsohne die Zuneigung aller ſangesfrohen Muſikfreunde erobern.

## Vermiſchtes.

Ein Brief König Ludwigs II. von Bayern an Richard Wagner, welcher als bemerkenswerter Beitrag zur Geſchichte der Regierung jenes unglücklichen Königs zu bezeichnen iſt, wurde neuerdings veröffentlicht. Die Hauptſtellen lauten folgendermaßen: „Dem Wort-Tondichter Richard Wagner, München. Erhabener, göttlicher Freund! Kaum kann ich den morgenden Abend erwarten, ſo ſehne ich mich nach der 2. Vorſtellung ſchon jetzt. Sie ſchrieben an Pfiſtermeiſter, Sie hofften, daß meine Liebe zu Ihrem Werke durch die in der That etwas mangelhafte Auffaſſung der Rolle des Kurwenal nicht nachlaſſen möge! Geliebter: Wie konnten Sie nur dieſen Gedanken ſich aufkommen laſſen? Ich bin begeiſtert, ergriffen. Entbrenne in Sehnſucht nach wiederholter Aufführung! Dies wunderhehre Werk, das uns Dein Geiſt erſchuf! Wer dürft' es ſehen, wer erkennen, ohne ſelig zu preiſen? Das ſo herrlich, hold, erhaben mir die Seele mußte laben! Heil ſeinem Schöpfer, Anbetung ihm! — Mein Freund, wollen Sie die Güte haben, dem trefflichen Künſtlerpaar zu ſagen, daß deren Leiſtung mich entzückt und begeiſtert hat; Meinen herzlichen Dank, werden Sie ihn den Beiden künden? Ich bitte Sie, erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe! Nicht wahr, mein theurer Freund, der Muth zu neuem Schaffen wird Sie nicht verlaſſen; im Namen jener bitte ich Sie nicht zu verzagen, Jener, die Sie mit Wonne erfüllen, die ſonſt nur Gott verleiht.“

## Redaktionspoſt.

**L. S.** Verſuchen Sie es einmal mit den „ſymphoniſchen Variationen“ — einem großartigen Werk! — von R. Schumann, und wenn Ihnen dieſes zu ſchwer ſein ſollte, mit dem Impromptus op. 142 und den „Moments musicals“ op. 94 von Schubert. In den beiden letztgenannten Werken finden Sie Stücke von wunderbarer Schönheit. (Edition Peters.) Sehr ſchön und poetiſch ſind auch die „Waldſzenen“ von Schumann, wundervoll H. Hubers „Nachtgeſänge“ op. 22. Vierhändige Stücke von ſtrengem Kunſtcharakter finden Sie in F. Draeſekes „Canons zu ſechs, ſieben und acht Stimmen“ (Leipzig, Kiſtner) op. 37. Ganz leicht ſind dieſe Stücke freilich nicht.

**Geſang- und Tonbildung, Leipzig.** Der Erfüllung Ihres Wunſches, den Verfaſſer jener Artikel kennen zu lernen, ſteht nichts im Wege. Wir bitten um genaue Angabe Ihrer Adreſſe.

**Frau Oe—e, Berlin.** Beſten Dank für Ihren Artikel, der gelegentlich zum Abdruck gelangen wird.

**Willi Eiſelen.** Frdl. Dank für Ihr hübſches Lied „Die ſtille Waſſerroſe“ (E. Geibel), das ſich recht ſangbar und wohllautend gibt und unſeren Leſern beſtens empfohlen ſei. Es iſt in Heinrichhofen's Verlag in Magdeburg — zum Preiſe von 80 Pf. — erſchienen.

**A. F. in T—en.** Die „Cavalleria rusticana“ findet natürlich auch Beurteiler, welche ihr in ihren Schwächen — und ſolche ſind gewiß vorhanden — heftig zu Leibe gehen. Der Sprecher dieſer Kritiker iſt Dr. F. V. Dwelſhauvers-Dery, welcher in ſeiner ſoeben erſchienenen Schrift „Die Cavalleria rusticana und ihre Bedeutung für Deutſchland“ (5. Auflage, Conſt. Wild's Verlag, Leipzig und Baden-Baden, Pr. 50 Pfg.) einen Feldzug gegen Mascagni eröffnet. Die Beweisführung des Verfaſſers iſt ſcharf, ſtellenweiſe amüſant.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

In allem peinlich! | In allem reinlich!

Nur niemals kleinlich!

## Aus der guten alten Zeit.

Als ich neulich am Monatsſchluß mein Haushaltungsbuch hervorholte, um die täglich notierten Wirtſchaftsausgaben zuſammen zu ziehen, bemerkte ich, daß das Fazit ein recht ungünſtiges war: „Wieder den Etat überſchritten!“ ſeufzte ich. — Ein Wunder iſt das freilich nicht. Steigt doch die Teuerung von Jahr zu Jahr gerade bei den unentbehrlichſten Lebensmitteln. Da iſt z. B. der Artikel Brot. Ein Vergleich mit meinen älteren Haushaltungsbüchern liefert den Beweis, daß ich für Brot in dieſem Wirtſchaftsjahr — vom Herbſt 1891 an gerechnet — ein Drittteil mehr Geld wöchentlich ausgebe, als in den Vorjahren, ohne daß der Hausſtand ſich vergrößert hätte. — „Ach, du kehrſt nie wieder,“ räſonnierte ich weiter, „du gute alte Zeit, wo das Leben ſo billig, das Wirtſchaften ſo leicht war!“ Man kaufte damals für 4 Pfennige (deren der Groſchen 12 hatte) eine „Zeil' Semmel,“ die aus 4 „Weckchen“ beſtand, jedes einzelne größer als jetzt ein Dreipfennigbrödchen, ein Pfund Rindfleiſch für 2 Groſchen, in kleineren Städten ein Kalbsgeſchlinge für $1\frac{1}{2}$ Groſchen, eine Mandel Eier für 2, ein Pfund Butter für $3\frac{1}{2}$—4 Groſchen — letztere wunderſchön und nie verfälſcht.

Nein, dieſes goldene Zeitalter wird und kann nie wiederkehren. Aber möchten wir denn die Vergangenheit auch wirklich wieder zurückwünſchen mit allen ihren Mängeln und Unvollkommenheiten? Und würde es uns, wenn ein ſolcher Wunſch durch einen Zauber erfüllt würde, nicht ergehen, wie dem Manne in Anderſens „Galoſchen des Glückes“? Es iſt wahr: das Leben erfordert heute einen ernſtlichen Kampf, jeder muß ſeine volle Kraft einſetzen, um die Mittel zur Exiſtenz zu erringen, die unſern Altvordern faſt mühelos in den Schoß fielen.

Die Produkte des heimiſchen Bodens ſind unerhört teuer. Dafür aber ſind alle Erzeugniſſe der Induſtrie, des Kunſtfleißes unendlich wohlfeil geworden, und wir erfreuen uns der Segnungen des aufwärts ſtrebenden Kulturlebens. Erleichterungen, Bequemlichkeiten und geiſtige Genüſſe, von denen ehedem ſelbſt der Reichſte nichts wußte, ſind heute bereits einer großen Mehrzahl der Bevölkerung zugänglich. — Selbſt der ärmſte Mann kann jetzt einen Brief (das Schreiben hat er erlernt) für 10 Pf. durch ganz Deutſchland, für 20—25 faſt über den ganzen Erdkreis ſenden — von Kabeltau und Telephon für die Reicheren ganz abgeſehen — und wer einmal Angehörige in der Ferne beſuchen will, für den iſt das Fahrgeld auf der Bahn auch nicht unerſchwinglich, das Opfer an Zeit nicht allzugroß. Man ſagt, das Reiſen ſei früher romantiſcher geweſen. Das mag ja ſein, dieweil man bei dem Schneckengange der „Schnellpoſtchaiſe“ Muße hatte, jede einzelne Pappel an der Landſtraße genau zu betrachten; aber die Strapazen ſolcher Reiſen dürften jetzt nur wenige ertragen. Es gehörte einſt zu meinen ſchwerſten Pflichterfüllungen, meiner Mutter als „Reiſebegleiterin“ auf ihren Geſchäftsreiſen von unſern Gütern nach der Hauptſtadt zu dienen, beſonders im Spätherbſt, wo wir bei dem durchweichten, lehmigen Wege oft drei Tage brauchten, um die Strecke von — 9 Meilen zurückzulegen.

Die Details ſolcher Reiſen zu ſchildern, muß ich mir wegen Mangel an Raum verſagen. Dagegen möchte ich mir geſtatten, Sie auf ein ſehr intereſſantes Buch aufmerkſam zu machen, in welchem die von mir hier berührten Themata ausführlich und ergötzlich geſchildert ſind, außerdem aber noch viele andere köſtliche, ernſte und traurige, aber auch erhebende und tröſtliche Erinnerungsbilder aus dem ſegensreichen Leben einer alten 82jährigen Dame. Das Buch iſt betitelt: Unter fünf Königen und drei Kaiſern,“ ſeine Verfaſſerin, niemand anders als die unſern Töchtern und Enkeln ſeit beinahe vier Decennien durch ihr vortreffliches „Töchter-Album“ alljährlich ſo viel Freude ſpendende Frau v. Schober (Thekla v. Gumpert). Die Kapitel IV und V in dem intereſſanten Buche behandeln meine obigen Betrachtungen: „Wohlfeile Lebensmittel, Verkehrsweſen ꝛc. in heiterer Weiſe und vervollſtändigen das von mir Angedeutete in eingehender, liebenswürdig naiver Weiſe. Wir finden ferner in dem Buche ſo viele Perſonen von hervorragender Bedeutung redend und handelnd eingeführt, daß es uns ſo erſcheint, als ob wir durch die Aufzeichnungen aus dem langen und reichen Leben Thekla v. Gumperts die perſönliche Bekanntſchaft ſo vieler Berühmtheiten gemacht und uns dadurch der Verfaſſerin zu doppeltem Dank verpflichtet fühlten. Ihre ſchon in frühefter Kindheit angeknüpften Beziehungen zu der fürſtlich Radizwillſchen Familie, welche ſich in ihrem ſpäteren Leben noch feſter, bedeutungsvoller geſtalteten, legen Zeugnis ab für den Wert ſowohl jener Perſonen als derjenigen der Verfaſſerin. Wohlthuend berührt die liebevolle und zarte Schilderung der Prinzeſſin Eliſa Radziwill und ihres Verhältniſſes zu Prinz Wilhelm von Preußen (Kaiſer Wilhelm I.), deſſen Jugendliebe die Prinzeſſin war. Faſt ſämtliche Mitglieder unſers Kaiſerhauſes ſind mit Thekla v. Gumpert nach und nach in mehr oder minder nahe Beziehungen getreten — viele der Edelſten und Beſten aber vor ihr in die Ewigkeit hinübergegangen.

Möchte Frau v. Schober, die in ihren Lebenserinnerungen ſo viel Gutes und Schönes uns bietet, ſich noch lange der Geiſtesfriſche und Kindlichkeit des Gemütes erfreuen, die ſie immer noch, trotz der hohen Zahl ihrer Lebensjahre an den Tag legt!

**B. v. W. in L.**

## Kindermund.

„Ei, Herbertchen, iſt dein Schürzchen aber blank und ſauber!“ redet der Onkel Doktor ſeinen kleinen Neffen an. — „'s wird ſchon noch kommen!“ erwidert der Kleine mit einem vielſagenden Blick auf die Schürze. —

**Onkel Hans.**

## Zimmerſchmuck.

Altdeutſche Laterne. Eine gewöhnliche Laterne für 1 Mark wird durch nachfolgende kleine Aenderungen in eine elegante altdeutſche Laterne verwandelt, der wohl niemand ihren einfachen Urſprung anſieht. Die Scheiben der Laterne dürfen nicht mit Draht überſponnen ſein, wie es vielleicht zum gewöhnlichen Gebrauch praktiſcher ſein mag, um das Zerbrechen der Gläſer zu verhüten. Alle Metallteile der Laterne bis auf bie Außenwände derſelben werden mit Spirituslack ſchwarz lackiert; die Außenwände aber mit Kupferbronze überzogen. Die Scheiben der Laterne werden mit durchſichtigen Ölfarben, denen etwas Trockenöl zugeſetzt wurde, bemalt und zwar mit Wappenfiguren, welche mit altdeutſchen Arabesken abwechſeln können. Das Übertragen der Zeichnung von der Vorlage auf die Scheiben kann man ſich erſparen, da die Gläſer aus dem Geſtell entfernt werden können und man daher die unter das Glas gelegte Vorlage zugleich als Vorzeichnung für die Malerei benutzen kann. Wer einige Koſten nicht ſcheut, läßt die weißen Scheiben durch bunte, z. B. rote oder gelbe erſetzen, die ein ſehr ſchönes Licht geben und welche auf die gleiche Weiſe wie die vorher angegebenen bemalt werden. Die weißen Scheiben können auch durch aufgelegtes farbiges Gelatinepapier in bunte verwandelt werden; wird das Gelatinepapier hinter die Scheiben befeſtigt, ſo löſt es ſich leicht ab bei der durch das Licht hervorgebrachten Wärme. Die fertige Laterne wird an einem vom Klempner gefertigten, ebenfalls lackierten und bronzierten, Drahtarm (der meine koſtete 1,50 M.) an der Wand aufgehängt.

**E. Grethe.**

## Praktiſches fürs Haus.

Um das Zeichnen der Strümpfe und Socken zu erſparen, ſtricke ich in wollene Socken am Anfang ein Reifchen, vielleicht 6 Touren, von farbiger Wolle, in jedes Paar eine andere Farbe. Bei baumwollenen Strümpfen ſtricke ich aber mit roter oder blauer Baumwolle ein Reifchen von nur 3 Touren. In das erſte Paar 1 Reifchen, ins zweite Paar 2 Reifchen ꝛc. Beſonders bei Socken iſt dies ſehr praktiſch, da Herren ſelten die Geduld haben, ſich nach den Nummern derſelben umzuſehen. Außerdem ſieht ein halbes Dutzend ſolcher Strümpfe oder Socken ſehr hübſch aus.

**A. S.**

Schwarz-wollene Stoffe werden von Staub und Flecken auf die einfachſte Weiſe dadurch gereinigt, daß man ſie in ein Gefäß mit Regenwaſſer legt und das Waſſer an drei aufeinanderfolgenden Tagen erneuert, dann wird der Stoff unausgerungen aufgehängt, halbtrocken gemangelt und dann auf der linken Seite gebügelt, worauf er wie neu erſcheint.

**Th. E.**

## Schonung der Tapeten.

Bei dem herrſchenden Geſchmack, die Wände möglichſt originell zu dekorieren, iſt eine öftere Veränderung der Arrangements unerläßlich. Wie ſtörend ſind uns dann die Löcher, welche die ausgezogenen Nägel in der Tapete zurücklaſſen! Folgendes einfache Verfahren beſeitigt das Übel ein- für allemal: Mittels eines recht ſcharfen Meſſers mache man in die für den Nagel bezeichnete Stelle der Tapete einen kleinen Kreuzſchnitt, ungefähr 1 bis $1\frac{1}{2}$ cm lang und biege die entſtandenen vier Ecken nach außen feſt um. Dadurch wird ein Stückchen Mauerwerk bloßgelegt, in welches man getroſt einen noch ſo großen Nagel oder Haken klopfen kann. Hat derſelbe lange genug Dienſte geleiſtet, ſo wird er herausgezogen, die vier Eckchen Tapete werden zurückgebogen und glatt geſtrichen. Das ſchärfſte Auge wird den früheren Platz des Nagels nicht an der Wand entdecken.

**B. S.**

## Fragen.

100) Welches iſt die beſte Weiſe, ſich von Deutſchland aus Stellung als Geſellſchafterin oder Lehrerin in England zu verſchaffen? Welches iſt die für dieſen Zweck zum Annoncieren geignetſte engliſche Zeitung?

**E. F. G., Breslau.**

101) Wie kann man Narben in Geſtalt von kleinen Löchern in der Haut heilen?

**Junge Abonnentin.**

102) Könnte mir eine liebe Leſerin ein hübſches Gedicht angeben, welches ich einer Freundin zu ihrer Hochzeit, bei Überreichung eines Kaffeeſervices, vortragen könnte? Recht dankbar wäre dafür eine 20jähr. **Trude.**

103) Kann mir eine der verehrten Mitleſerinnen mitteilen, in welcher Stadt die Errichtung eines Ateliers für Damenſchneiderei erforderlich iſt? Im voraus ſagt beſten Dank eine **Lehrerin in Cottbus.**

104) Wie behandelt man Azaleen und Alpenveilchen, um ſie wieder zur Blüte zu bringen? ich habe deren ſo viele, doch blühen ſie niemals wieder. Herzlich dankt im voraus eine

**Treue Abonnentin.**

## Auskunft.

Fr. 50. In meiner Knabenzeit habe ich mehrfach Haſenfelle ſelbſt gegerbt. Ziehen Sie das friſche Haſenfell auf ein paſſendes Brett, beſtreuen Sie es mit pulveriſiertem Alaun, laſſen es damit trocknen, darnach reiben Sie das Fell ſo lange, bis es wieder weich iſt. Iſt das Fell ſchon trocken, ſo müſſen Sie es gehörig anfeuchten und dann mit Alaun beſtreuen. **B. Mäock.**

Fr. 58. Vor dem Malen mit Ölfarben iſt es vorteilhaft das Holz mit einer ſtarken Natronlöſung (1 Teil Soda, 5 Teile Waſſer) zu beſtreichen, trocknen zu laſſen, abzuwaſchen und wieder trocknen zu laſſen. Die Ölfarben ſpringen dann nicht mehr ab. **Apoth. R. in W.**

Fr. 63. Von ſicherer Wirkung und angenehmer Anwendung iſt Apotheker Rudecks Mottenautomat. **Apotheker R. in W.**

Fr. 64. Ein vorzügliches Mittel gegen feuchte Hände, die rot und eiskalt werden, iſt tägliches Waſchen reſp. früh einreiben mit folgender Miſchung:

| | |
|---|---|
| Salmiakgeist | 30,0 gram |
| Mandelöl | 20,0 gram |
| Glycerin | 20,0 gram |

Die Hände bekommen einen weichen zarten Teint. Unmittelbar nach dem Einreiben muß man die Hand ungefähr $\frac{1}{2}$ Minute in die Höhe halten. **Apotheker R. in W.**

Fr. 85. Eine ausgezeichnete Bezugsquelle für geklöppelte Einſätze und Spitzen iſt die Kaiſerl. Königl. Spitzen-Arbeitsſchule in Proveis, Südtirol. Billige Preiſe, Schönheit der Muſter, Vorzüglichkeit der Arbeit. Der Zoll beträgt auf das Kilo 8 Mark, was bei dem geringen Gewicht kaum in Betracht kommt. Anfragen ſind zu richten an den Leiter der Schule Herrn Curat F. H. Mitterer in Proveis, der auf das bereitwilligſte Muſter zur Verfügung ſtellt und auf jede Weiſe entgegenkommend iſt; ich erhielt z. B. Einſätze, in verſchiedenen Maßen abgefaßt und geklöppelt, zum Meterpreis ohne Berechnung dieſer Extraarbeit. **C. T. in D.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

# Daheim

XXVIII. Nr. 32. Erſtes Blatt.

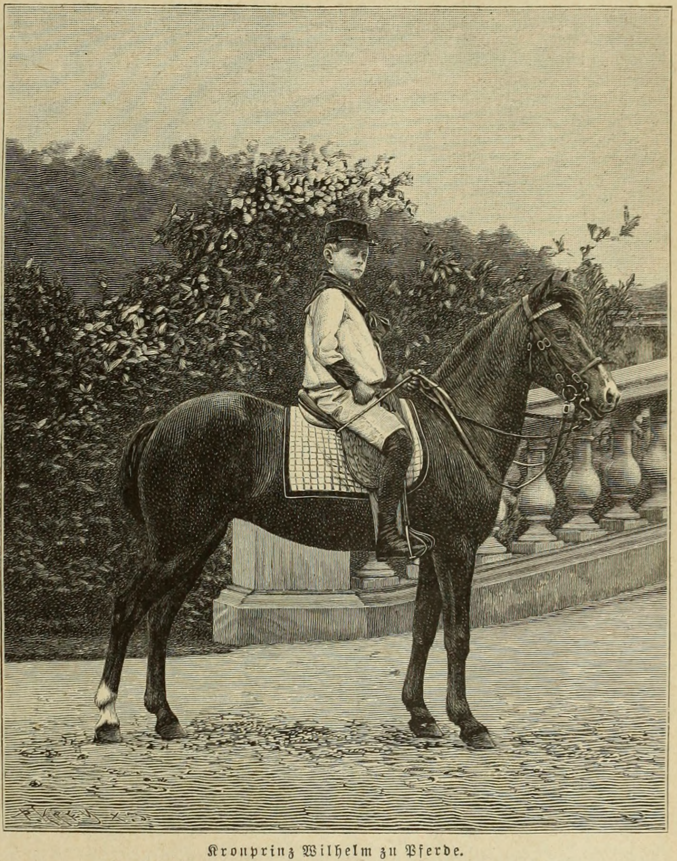
Jahrgang 1892.

7. Mai 1892.

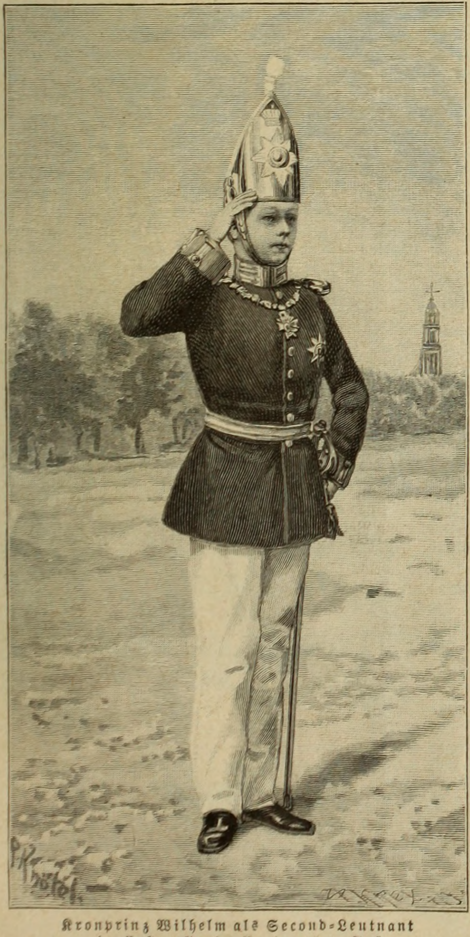
## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Der jüngſte Leutnant.

Am 6. Mai dieſes Jahres vollendet der älteſte Sohn des Kaiſers, Kronprinz **Wilhelm**, ſein zehntes Lebensjahr. Der Tradition des Hohenzollernhauſes gemäß tritt er mit dieſem Tage in die Armee ein und wird in den Armeeliſten als Second-Leutnant im Erſten Garde-Regiment zu Fuß geführt. Es wird noch eine Reihe von Jahren vergehen, bevor der Kronprinz wirklich Dienſt thut. Vorläufig wird ſein einziger praktiſcher Dienſt darin beſtehen, daß er bei den Frühjahrs- und Herbſtparaden des Garde-Korps in die Front tritt und ſich bei dem Parademarſch die möglichſte Mühe gibt, mit den ausgeſucht langen Beinen der Mannſchaften des Erſten Garde-Regiments gleichen Schritt zu halten. Und er wird Schritt halten, wenn er in den erſten Jahren vielleicht auch genötigt ſein ſollte, hin und wieder aus dem Tempo zu fallen und in ein paar Laufſchritten einzuholen, was ihm die längeren Beine vor ihm an Terrain abgewonnen haben. Nicht nur für den jungen Kronprinzen iſt dieſer 6. Mai ein bedeutungsvoller Tag. Es iſt ein Tag, der charakteriſtiſch iſt für die Auffaſſung der Fürſtenpflichten, die im Hohenzollernhauſe traditionell geworden iſt, und die ſo vorbildlich geworden iſt für alle anderen europäiſchen Fürſtenhäuſer, daß die Uniform die eigentliche Tracht der Fürſten wurde. Der junge Kronprinz tritt am 6. Mai eine Erbſchaft an, die der vielverkannte und zuerſt von dem erſten Kaiſer Wilhelm wieder voll gewürdigte Soldatenkönig Friedrich Wilhelm ſeinen Nachkommen und ſeinem Volke hinterlaſſen hat, — eine Erbſchaft, gegen deren Zwang ſich Friedrich der Große in ſeinen Jugendjahren mit allem Trotz einer genialen, nach Freiheit lechzenden Natur aufgebäumt hat und deren Wert er doch an ſich ſelbſt erfahren hat; er würde ſonſt ſeinen Nachfolgern nicht das Mahnwort hinterlaſſen haben: „Der Fürſt iſt der erſte Diener des Staats.“ In dieſem Sinne richtete einſt Kaiſer Wilhelm der Siegreiche, als er ſeinen Sohn dem Offizierkorps des Erſten Garde-Regiments als Kameraden vorſtellte, unter anderem folgende Worte an dasſelbe: „Und ſo übergebe ich Ihnen denn meinen Sohn, daß er gehorchen lerne, um einſt befehlen zu können.“ Und er ſchloß ſeine Rede an ſeinen Sohn gewendet: „So thue deine Schuldigkeit!“ — Es iſt eine Schule der Pflichterfüllung im Kleinen wie im Großen, in welche der junge Kronprinz noch mit den Kinderſchuhen an den Füßen tritt, dieſelbe Schule des wortloſen Gehorſams und zielbewußten Befehlens, durch die ſein Vater und ſeine Vorfahren gegangen ſind, die alte preußiſche Schule, auf der ſich die Größe des einigen Deutſchland aufgebaut hat. Möge ſie auch an dem jüngſten Leutnant der Armee, der ſo ſtattlich auf ſeinem Pferde ſitzt und ſo ſtramm ſalutiert, ihre alte Kraft bewahren.



Kronprinz Wilhelm zu Pferde.
Nach einer Aufnahme von Selle & Kuntze, Hofphotographen in Berlin



Kronprinz Wilhelm als Second-Leutnant im Erſten Garde-Regiment zu Fuß.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Ganz ſtreng gefügt nur trotzt ein Bau
Den Stürmen auf die Dauer.

Mit der Wahrheit nimm's ebenso genau —
Nein, noch ein bischen genauer!

## Einer jungen Mutter mit den erſten Schuhen für ihr Kind.

Ich ſeh dich noch — ein Sauſewind,
Dein Spielzeug in den Händen,
Nun darf ich für dein liebes Kind
Die kleinen Schuh dir ſenden.

Ich wünſch' ihm, daß es warm beſchuht
Des Lebens Straße wandere,
Den rechten Weg mit frohem Mut,
Ein Augentroſt für andere.

Der Himmelsgnade Sonnengold
Sei ihm, wie dir, beſchert!
Gott ſchenk ihm ein Gemüt ſo hold
Wie deins: — der Liebe wert.

**Anna Klie.**

## Neue Handarbeiten.

Schon vor einiger Zeit machten wir unſere Leſerinnen auf die neue reizvolle Häkelarbeit, die mit buntfarbigem Material über Papierringe ausgeführt wird, aufmerkſam. Heute bringen wir, vielfachen Wünſchen folgend, die verkleinerten Abbildungen zweier derartiger Spitzenmuſter, ſowie einiger der erwähnten Pappformen. Beide, zur Ausſchmückung von Körben, Wandbrettern, Paneelſofas geeigneten Spitzen ſind in Nr. 25 Glanzhäckelgarn ausgeführt, Abb. 1 ſieht in oliv und erdbeerrot, mit einer Gitterfüllung aus feinen Goldfäden oder in hellblau und hellroſa, ganz beſonders hübſch aus. Die kleinen Grelots werden über Holzförmchen gehäckelt. Einfacher noch iſt das zweite Muſter, Abb. 2, auszuführen; das Original war hell und dunkelbraun gehalten; innerhalb der Pappförmchen waren Goldfäden geſpannt. Die Firma Kühl u. Röſicke, Berlin, Leipzigerſtr. 57, liefert jetzt ca. 60 verſchiedene Nüancen von Glanzgarnen. Eine ſtärkere Nummer (23) eignet ſich vorzüglich zur Anfertigung wirkungsvoller Abſchlußſpitzen an Fenſtermäntel u. dergl. Das zur Verzierung benutzte Metall iſt unter der Bezeichnung „Waſchgold“ in ſtärkeren Fäden als „Goldkordonet“ zu fordern. Pappformen gibt es in Hunderten von Muſtern, rund, oval, viereckig, herzförmig und in allen möglichen Phantaſieformen (ſiehe die obenſtehenden Muſter).

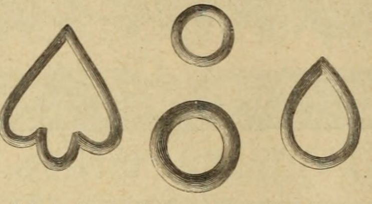


Abb. 3. Zu dem Artikel: „Neue Handarbeiten“

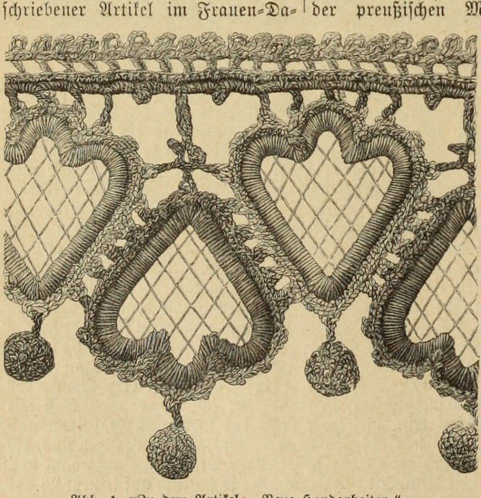


Abb. 1. Zu dem Artikel: „Neue Handarbeiten.“

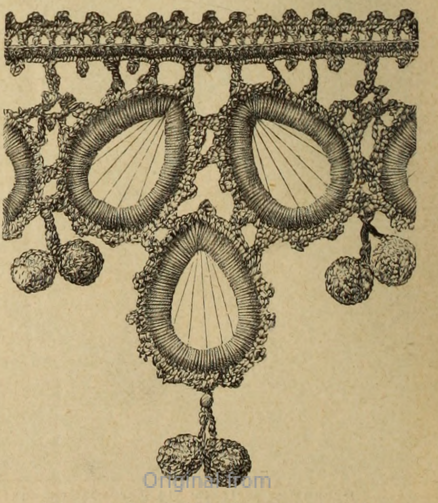


Abb. 2. Zu dem Artikel: „Neue Handarbeiten.“

## Vorſchriftsgemäße Dienſtbotenzeugniſſe.

Ein „Unſere Dienſtboten“ überſchriebener Artikel im Frauen-Daheim (Jahrgang 1891, Nr. 52) und mehr noch die Plauderei unſeres Meergreiſes in Nr. 6 des laufenden Jahrganges „Zwiſchen Küche und Korridor“ haben eine Flut von Zuſchriften liebenswürdiger Abonnentinnen an die Redaktion zur Folge gehabt, denen ich es danken darf, daß der trockene „Rechtsrat,“ der allenfalls hin und wieder „am Familientiſch“ zu Worte kommt, auch einmal ausnahmsweiſe in die ihm ſonſt verſchloſſenen Räume des Frauen-Daheims Einlaß erhält. Der Kernpunkt der freundlichen Zuſchriften iſt im weſentlichen der: F. H. in Nr. 52 und der Meergreis haben gut reden, man ſolle doch den Dienſtboten wahrheitsgetreue Zeugniſſe in ihre Dienſtbücher ſchreiben. Das hört ſich in der Theorie recht gut an, in der Praxis ſtellt ſich die Sache aber anders. Hat man ſolch' einem Hauskreuz von Dienſtmädchen die Wahrheit ins Zeugnis geſchrieben, ſo läuft es zur Polizei und beſchwert ſich; die Folge davon ſind Scherereien, die womöglich noch damit enden, daß die Dienſtherrſchaft wohl oder übel ſich zur Abänderung des Zeugniſſes bequemen muß und das Mädchen ob des Erfolges ſich noch ins Fäuſtchen lacht.

Nun, meine verehrten Damen, das iſt doch wohl ſchwarz in ſchwarz gemalt; gar ſo ſchlimm iſt es in Wirklichkeit nicht, wenngleich auch hier der Pfad der Wahrheit nicht immer dornenfrei ſein mag. Um Sie über die etwaigen Folgen eines wahrheitsgetreuen ſchlechten Dienſtzeugniſſes zu beruhigen, möchte ich Sie bitten, mit mir ſich einmal die einſchlägigen geſetzlichen Beſtimmungen, wie ſie in Alt-Preußen gelten, anzuſehen. Sie finden dieſelben in §§ 171—175 der Geſindeordnung für ſämtliche (damalige) Provinzen der preußiſchen Monarchie vom 8. November 1810 und ziemlich gleichlautend und ganz gleichbedeutend in den §§ 43—46 der Rheiniſchen Geſindeordnung vom 19. Auguſt 1844 und in den §§ 165 bis 170 der Neuvorpommeriſchen Geſindeordnung vom 11. April 1845. Wie es in den 1866 zu Preußen gekommenen Provinzen und in den anderen deutſchen Landen mit dem Geſinde-Zeugnis Rechtens gehalten wird, kann ich Ihnen nicht verraten, weil mir die betreffenden Geſetze nicht zur Hand ſind; aber ich glaube in der zuverſichtlichen Annahme nicht fehl zu gehen, daß auch dort dem Rechte zum Rechte verholfen und die Dienſtherrſchaft dem Geſinde gegenüber nicht ſchlechter geſtellt ſein wird, als dies nach der preußiſchen Geſindeordnung der Fall iſt. Sollte ich mich darin irren, ſo wäre ich für freundliche Mitteilung der einſchlägigen geſetzlichen Beſtimmungen dankbar.

Die preußiſche Geſindeordnung ſchreibt alſo vor, daß die Herrſchaft dem Geſinde ein der Wahrheit gemäßes Zeugnis über ſeine geleiſteten Dienſte zu erteilen ſchuldig iſt (§ 171). Mit dieſer grundlegenden Beſtimmung iſt die Grenze von Rechten und Pflichten für Dienſtboten nnd Herrſchaften klar vorgezeichnet. Einmal auf ſeiten des Dienſtboten: derſelbe hat ein Recht darauf, daß ihm ein wahrheitsgetreues Zeugnis ausgeſtellt werde, er hat — und dies Recht wird ihm jeder zugeſtehen müſſen, der noch ein Herz für den dienenden Stand hat und den Menſchen auch in dem geringſten Knechte achtet, — einen Anſpruch auf Schutz gegen wahrheitswidrige, ihn ſchädigende und kränkende Beſchuldigungen. Dieſem Rechte entſpricht die Pflicht der Herrſchaft dem Dienſtboten gegenüber, bei Ausſtellung des Dienſtzeugniſſes nicht im Tadel zu übertreiben oder gar in unedlem Zorne zu falſchen Beſchuldigungen ſich verleiten zu laſſen. Aber daneben beſteht nicht bloß das Recht der Herrſchaft auf Ausſtellung eines wahrheitsgemäßen Dienſtzeugniſſes, ſondern vielmehr eine ſolche Pflicht allen denen gegenüber, welchen demnächſt dieſes Zeugnis als ein Glauben erheiſchender Ausweis über Verhalten und Leiſtungen des Dienſtboten vorgelegt werden ſoll. Wie ernſt es das Geſetz mit dieſer Pflicht nimmt, erhellt aus den Folgen, welche es an die Vernachläſſigung derſelben knüpft. Hat nämlich die Herrſchaft einem Geſinde, welches ſich grober Laſter und Veruntreuungen ſchuldig gemacht hat, das Gegenteil wider beſſeres Wiſſen bezeugt, ſo muß ſie für allen, einem Dritten daraus entſtehenden Schaden haften und ſoll noch mit einer Geldſtrafe bis zu fünf Thalern zum Beſten der Armenkaſſe des Orts belegt werden (§§174,176). Was die Geſindeordnung aus dem Jahre 1810 in der damaligen derben Ausdrucksweiſe als „grobe Laſter“ bezeichnet, iſt nichts anderes, als was wir jetzt unter den Begriff „grobe Fehler“ zu rechnen gewohnt ſind, alſo neben den beſonders hervorgehobenen Unredlichkeiten (Veruntreuungen) nicht bloß unſittlicher Lebenswandel, ſondern ebenſo freches, unehrerbietiges Betragen, unverbeſſerliche Unſauberkeit und Unordentlichkeit, bösartige Klatſchſucht und ähnliche erhebliche Mängel. Das Verſchweigen ſolcher grober Fehler verpflichtet zum Schadenerſatz gegenüber einer Dienſtherrſchaft, welche den Dienſtboten auf das Zeugnis hin gemietet und durch ſolche verſchwiegene Fehler Nachteile erlitten hat (§ 175).

Daß die Wirkung dieſer Beſtimmung nicht zu unterſchätzen iſt, dafür diene folgendes Beiſpiel: Eine Herrſchaft, welche ihr Dienſtmädchen bei einem Hausdiebſtahl ertappt hat, entläßt das Mädchen wegen dieſer Unredlichkeit, verſchweigt aber in ihrer Gutmütigkeit den wahren Grund der Entlaſſung im Dienſtzeugnis. Das Mädchen kommt darauf zu einem Schlächtermeiſter in den Dienſt, deſſen Ladenkaſſe es wiederholt brandſchatzt; in dem gegen ſie eingeleiteten Strafverfahren geſteht ſie zu, ihren Dienſtherrn um insgeſamt 300 Mark beſtohlen zu haben, und da ſie das Geld durchgebracht und ſelbſt kein Vermögen hat, muß die frühere Herrſchaft den Schaden erſetzen. Oder ein Knecht iſt von ſeiner Gutsherrſchaft entlaſſen worden, weil er trotz wiederholter Vermahnung nicht die gebotene Vorſicht in dem Hantieren mit dem Lichte beobachtet hat; infolge einer gleichen Nachläſſigkeit des Knechtes brennt ein Teil des Dorfes ab, in welchem er ſpäter Dienſt gefunden hat, — wie teuer kann hier der Herrſchaft das Verſchweigen des Entlaſſungsgrundes zu ſtehen kommen! Aber wir brauchen gar nicht ſo weit zu gehen —, ſchon die Verpflichtung zum Erſatz der Koſten für

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiuo.ark:/13960/t7857bc0v

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

die Aufwärterin, welche die ſpätere Herrſchaft bei plötzlicher Entlaſſung des Dienſtmädchens an deſſen Stelle angenommen hat, wird als eine recht fühlbare Strafe für unzuläſſiges Verſchweigen der Wahrheit im Dienſtzeugniſſe angeſehen werden müſſen.

Es leuchtet ein, daß, wenn das Geſetz den Dienſtherrſchaften eine ſo folgenſchwere Verpflichtung zur Ausſtellung wahrheitsgemäßer Zeugniſſe auferlegt, ſie auch in der gewiſſenhaften Erfüllung dieſer Pflicht geſchützt werden müſſen. Anderſeits hat der Dienſtbote, wie oben ausgeführt, Anſpruch auf Schutz gegen wahrheitswidrige Beſchuldigungen im Dienſtzeugniſſe, welche ſein weiteres Fortkommen zu hindern imſtande ſind. Dieſen Schutz gewährt das Geſetz, indem es dem Dienſtboten das Recht gibt, auf polizeiliche Unterſuchung anzutragen (§ 172), und der Polizeibehörde für den Fall, daß die Beſchuldigung unbegründet befunden wird, vorſchreibt, „dem Geſinde den Abſchied auf Koſten der Herrſchaft ausfertigen zu laſſen“ (§ 173), m. a. W. das falſche Dienſtzeugnis richtig zu ſtellen.

Wie aber ſoll feſtgeſtellt werden, ob die Beſchuldigung begründet iſt oder nicht? Hätte der Amtsrichter darüber zu entſcheiden, dann wäre die Sache ziemlich einfach: der klagende Dienſtbote müßte ſeinerſeits den Beweis führen, daß die Beſchuldigung unbegründet ſei, ſonſt würde er mit der Klage auf Abänderung des Dienſtzeugniſſes abgewieſen werden müſſen. Aber das Geſetz hat dieſes Streitverfahren nicht dem Gericht, ſondern ausdrücklich der Polizei zugewieſen, um im Intereſſe des Dienſtboten die Entſcheidung, von der ſein weiteres Fortkommen abhängig ſein kann, zu beſchleunigen. Soll hier nun vor der Polizei die Herrſchaft die Richtigkeit des von ihr ausgeſtellten Zeugniſſes erweiſen oder muß der Dienſtbote darthun, daß die Beſchuldigung unbegründet ſei? Über dieſe Frage iſt in Preußen viel geſtritten und zwiſchen den intereſſierten Behörden mancherlei hin und her geſchrieben worden. Ein zu dem Geſetz ergangenes Monitum beſagt: „Wenn die Unſchuld nicht deutlich dargethan worden, ſo müßte der Herrſchaft gleich einem Zeugen Glauben beigelegt werden. Sonſt werden die Zeugniſſe bloße Formalitäten, indem niemand wahrheitsgemäß das Zeugnis abfaſſen wird, wenn er ſeine Behauptungen wahr machen ſoll.“ Die Regierung zu Magdeburg fragt einmal (1828) bei dem Miniſter des Inneren und der Polizei an, ob die Herrſchaft oder das Geſinde den Beweis zu führen habe, und bemerkt dazu, daß in der Regel die Vermutung für die Herrſchaft ſprechen und der Beſchuldigte den Gegenbeweis führen müſſe; denn die tägliche Erfahrung lehre, daß ein Dienſtbote es ſchon ſehr arg getrieben haben müſſe, wenn die Herrſchaft nachteilige Äußerungen über ihn mache. Strengen Beweis zu fordern würde die Folge haben, daß die Geſindeabſchiede noch unzuverläſſiger würden, als ſie ſchon ſeien, da, was in einem Hausſtande vorgehe, ſelten von einem dritten ganz Unintereſſierten wahrgenommen oder beachtet werde. Nur wenn das Zeugnis nicht von dem Betragen des Dienſtboten im allgemeinen, deſſen Thätigkeit, Ordnungsliebe u. ſ. w. handelt, ſondern ihm beſtimmte ſtrafbare Handlungen z. B. Diebſtahl, Betrug, zur Laſt legt, dann müſſe die Herrſchaft ganz ſtrengen Beweis führen. Der Miniſter überließ in ſeinem Beſcheide der Magdeburger Regierung, „nach ihrem Sentiment zu verfahren, jedoch mit aller Vorſicht, damit die Herrſchaften nicht veranlaßt werden, noch weniger freimütig bei Ausſtellung dieſer Zeugniſſe zu verfahren, als es jetzt ſchon öfters bemerkt werde.“ Und Koch, der bekannte Kommentator des preußiſchen Rechts, verwirft mit Recht jene Unterſcheidung zwiſchen der Bezeugung beſtimmter ſtrafbarer Handlungen und anderen Dienſtzeugniſſen und führt aus, daß jedes Entlaſſungszeugnis, ohne Unterſchied deſſen, was darin ausgeſagt iſt, den Wert eines der Herrſchaft vom Geſetze abgeforderten, außergerichtlichen Zeugniſſes hat, und das dagegen auftretende Geſinde die Widerlegung antreten muß, wobei natürlich dem zuſtändigen Richter, d. i. der Polizeibehörde, eine ganz freie Beurteilung bleibt.

In der Praxis ſtellt ſich das Verfahren im weſentlichen ſo: Sobald ſich ein Dienſtbote über ein Zeugnis bei der Ortspolizeibehörde beſchwert, wird dieſe die Herrſchaft — zu Ihrer Beruhigung, meine Damen, ſei bemerkt, daß vor den Behörden der Ehemann, und nicht die Hausfrau die Herrſchaft repräſentiert, — und den Dienſtboten vorladen und, indem ſie beiden Gelegenheit zur Ausſprache gibt, ſich möglichſte Klarheit über den Sachverhalt zu verſchaffen ſuchen. Mancher Beamte wird verſuchen, auf die Herrſchaft hinzuwirken, daß ſie das ſchlechte Zeugnis mildere, und in einzelnen Fällen wird er damit vielleicht auch nicht gerade das Unrichtige treffen. Iſt aber die Herrſchaft von der Richtigkeit des von ihr ausgeſtellten Zeugniſſes durchdrungen, ſo wird ſie gut thun, ſolchem gut gemeinten Druck berechtigten Widerſtand entgegenzuſetzen. Eine einſichtige Obrigkeit wird dann, nachdem ſie noch etwaige Zeugen gehört, in der Erkenntnis, daß die Herrſchaft in der gewiſſenhaften Erfüllung ihrer Pflicht zur Ausſtellung eines wahrheitsgemäßen Zeugniſſes geſchützt werden müſſe, den Dienſtboten mit ſeinem Antrage auf Abänderung des Zeugniſſes abweiſen, wenn nicht gewichtige Gründe gegen die Wahrheit desſelben ſprechen. Entſcheidet aber die Ortspolizeibehörde zu gunſten des Dienſtboten und trägt ſie demgemäß einen entſprechenden Vermerk in das Dienſtbuch ein oder ſtellt ſie gar dem Dienſtboten ein neues Geſindebuch aus, ſo bleiben der Herrſchaft, wenn ſie die behördliche Entſcheidung nicht billigen kann, zwei Wege offen: entweder geht ſie an die höheren Inſtanzen, den Kreisausſchuß und den Bezirksausſchuß, oder aber ſie beruhigt ſich bei der irrigen Entſcheidung in dem Bewußtſein, ihrerſeits nach beſtem Gewiſſen ihre Pflicht erfüllt zu haben und damit von jeder Verantwortung für die Führung des Dienſtboten ſpäteren Herrſchaften gegenüber befreit zu ſein.

Sie ſehen, meine Damen, gar ſo ſchlimm ſind die Schereereien nicht, welche eine Beſchwerde des Geſindes über das ausgeſtellte Zeugnis zur Folge haben kann. Und nun laſſen Sie ſich weder durch die Scheu vor dieſen etwaigen Weitläufigkeiten, noch durch eine falſch angebrachte Gutmütigkeit beſtimmen, den abziehenden Dienſtboten ein der Wahrheit nicht entſprechendes Zeugnis auszuſtellen. „Ein ſolches Verfahren verdient“ — nach der mir vorliegenden zutreffenden Äußerung eines Polizeihauptmanns a. D. und Amtsvorſtehers — „die ernſteſte Mißbilligung, da es weſentlich dazu beiträgt, das Geſinde zu demoraliſieren.“

**Der „Rechtsrat“ des Daheim.**

## Handarbeit.

Ein ſehr eleganter Arbeitsbeutel, der ſicher viel Beifall finden wird, iſt folgendermaßen leicht herzuſtellen. Man benötigt $2\frac{1}{2}$ m 5 cm breites altgoldenes oder moosgrünes, feinſtes Seidenband und 1 m 65 cm ſchmales, etwa 2 cm breites Seidenripsband. Das Band wird nun ſo geteilt, daß man 3 bunte und 2 ſchwarze Streifen erhält, deren jeder 82 cm lang iſt. Dieſelben werden überwendlich ſo aneinander genäht, daß die 2 ſchwarzen zwiſchen die bunten kommen. Die Nähte dürfen jedoch nur vom 16. bis zum 66 cm reichen. Das ſo entſtandene breite Stück wird ſorgfältig umgebogen und an beiden Seiten 25 cm hoch überwendlich zuſammengenäht. Die oben frei hängenden Bandenden werden, wenn die nun fertige Form des Beutels auf die rechte Seite gekehrt iſt, nach innen umgenäht, daß ſie den inneren Teil des 1 cm breiten Zuges, welcher durch Vorderſtiche abgeſteppt iſt, abgeben, durch welchen man von rechts nach links und wieder von links nach rechts ſchwarzſeidene Schnure zieht. Die oben loſe hängen gebliebenen Schluppen bilden beim Zuſammenziehen des Beutels eine gefällige Roſette. Eines Futters bedarf der Beutel nicht, da das Band ja innen ebenſo ſchön harmoniert, als außen, und die feinen Stiche kaum ſichtbar ſein dürfen. Wünſcht man die Roſette etwas üppiger, ſo bedarf es nur eines Längerſchneidens der Bandenden. Noch möchte ich beifügen, daß man die Mühe des oftmaligen Ausbügelns der Überwendlingsnähte nicht ſcheuen und dabei ja nicht mit dem Bügeleiſen das Band direkt berühren darf, da es dadurch viel von ſeinem neuen Ausſehen verlieren würde. **Erika.**

## Praktiſches fürs Haus.

Die Aufbewahrung von Mettwurſt für den Sommer in kleineren nicht allzu geeigneten Räumen, verurſacht mancher Hausfrau oft Sorgen. Eine bewährte Methode iſt das Einkalken derſelben. Man näht aus alten Kattunreſten oder Shirting Beutel, mit daranhängender Schnur, die die beſtimmte Wurſt loſe umſchließen. Bei heißem Sonnenſchein, ſteckt man die Beutel in dicken Kalkbrei, läßt dieſelben raſch ſteif trocknen, ſteckt dann die Wurſt hinein und zieht die Schnur oben zu. Die Wurſt wird auf dieſe Weiſe vor Schimmel und Wärme aufs beſte geſchützt.

**A. S. H.**

## Zimmerſchmuck.

Fenſterbilder ſind zwar allgemein bekannt, aber nicht gar ſo ſehr verbreitet, nicht weil ſie nicht beliebt wären, ſondern einfach, weil die Einrahmung derſelben in Holz oder Metall dieſen freundlichen Zimmerſchmuck noch ſo ſehr verteuert. Natürlich ſind hier nicht die echten Glasmalereien, ſondern nur die weſentlich billigeren, zwiſchen zwei Glasſcheiben gelegten Diaphanie-Bilder gemeint. Eine geſchmackvolle und dabei wirklich billige Einfaſſung für letztere iſt nun folgende. Man faſſe die Scheibe, oder vielmehr die zwei am Rande miteinander feſt verbundenen Scheiben, an jeder Seite einzeln, einfach mit einem 2 Meter breiten, eleganten Seidenbändchen ſtraff ein, nähe an den beiden oberen Ecken eine mit flotter Schleife verzierte Schlinge zum Aufhängen an und zur weiteren Zierde an alle vier Ecken ebenfalls kleine Schleifchen. In dieſer Weiſe iſt ein kleineres Bild auch als Lampenſchirm angenehm zu verwenden und für ein Geſchenk ſehr geeignet. **B. W.**

## Für die Küche.

Zitronat-Nüſſe. (Theegebäck.) 3 Eier werden mit einem halben Pfund Zucker $\frac{1}{4}$ Stunde gerührt; dazu kommen: $\frac{1}{2}$ Pfund Mehl, 50 Gr. feingehackter Zitronat und ebenſoviel Pomeranzenſchale, zuletzt eine Meſſerſpitze Hirſchhornſalz. Hiervon werden nußgroße Plätzchen auf ein Blech geſetzt und hellbraun gebacken.

## Auskunft.

Fr. 72. Decken von gezupfter Seide webt die Seiden-Weberei von A. Hermann, Augsburg. — Zu einer Sopha-Decke, 2 Meter lang und 1,36 Meter breit, gehören 3 Pfd. gezupfte Seide. Das Weben koſtet pro Meter 9 Mark. **N. N.**

Fr. 90. Die beſchriebene Kupfermünze iſt eine noch heute häufig vorkommende Münze des vormaligen Königreichs Weſtfalen, das von 1807 bis 1813 beſtand. Die Hauptſeite zeigt den Namen des Königs: Hieronymus Napoleon, die Rückſeite den Wert der Münze: 2 Centimes (100 Cent. = 80 Pfg. deutſcher Reichswährung). Darunter befindet ſich der Kopf des Adlers, den Napoleon in das Wappen des erſten Kaiſerreichs aufgenommen hat. Der Buchſtabe C bezeichnet den Ort, an welchem die Münze geprägt iſt: Cassel. Tiolier iſt der Name des franzöſiſchen Stempelſchneiders, der die Münze entworfen hat. Die Umſchrift lautet: König von Westphalen. Französischer Prinz. 1809. (In der Frage iſt irrtümlicher Weiſe an der zweiten Stelle F. R. angegeben, es muß P. R. heißen.)

**R. Bindſeil,** Gymn.-Oberlehr., **Kolberg.**

Frage 94. Billige Sommerfriſchen in der Rheinprovinz: 1) **Gerolſtein,** (Eifel), Rheinprovinz. Luftkurort. Billige Wohnung mit voller Penſion. Näheres bei E. Kreſſer, Gerolſtein. 2) **Bradbach a/Rh.,** nahe Koblenz, bei Frl. Buſſe, Philipsburg. Penſionspreis $2\frac{1}{2}$—3 Mark pro Tag.

**A. G.** in **Berlin.**

3) Ein billiger und freundlicher Sommeraufenthalt findet ſich im Frauenheim zu **Volmarſtein** a/d. Ruhr. Volle Penſion 2,50 pro Tag und 1 Mark Trinkgeld per Woche. Volmarſtein iſt einer der ſchönſt gelegenen Orte Weſtfalens. Meldungen an Frau Paſtorin Johanna Arndt, Volmarſtein.

4) Ein hübſcher, billiger Sommeraufenthalt iſt „Sophienhof“ im Siebengebirge in der Nähe von Königswinter.

**Eine Leſerin aus dem Wupperthal.**

Fr. 95. „Die Haide iſt braun, einſt blühte ſie rot,“ iſt von Robert Franz komponiert. Mit freundlichen Gruß

Frau Paſtor **R.** in **Hamburg.**

## Fragen.

105) Könnte uns eine der verehrten Daheimleſerinnen ein erprobtes Rezept angeben, wie man „Hecht in Gelée“ ſchmackhaft zubereitet? **Ein Schweſterpärchen.**

106) Kann mir eine der verehrten Mitleſerinnen des Daheims angeben, wie man Servietten für eine feſtliche Tafel verſchiedenartig falten kann? Für freundl. Rat wäre ſehr dankbar **Eine junge Abonnentin.**

## Redaktionspoſt.

**C. in B.** Die Tropfen ſind einzunehmen.

ANDREES HANDATLAS

*Soeben erscheint im Verlage von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig*

**Dritte, völlig neubearbeitete, stark vermehrte Auflage von**

*1. Lief.)*
*soeben erschienen.*

Richard Andrees

*(50 Pf.*
*jede Lieferung.*

# Allgemeiner HANDATLAS

in hundertvierzig Kartenseiten nebst alphabetischem Namenverzeichnis.

*Herausgegeben von der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.*

## Erscheint in **48** Lieferungen zu **50** Pf.

**Alle 8—14 Tage eine Lieferung.**

Die vorliegende neue Auflage von Andrees Handatlas enthält 140 Kartenseiten mit leeren Rückseiten nebst einem vollständigen alphabetischen Namenverzeichnis und erscheint

**in 48 Lieferungen zu 50 Pf.,**

komplett also zu 24 M. Alle 8—14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben, so dass der vollständige Atlas bis zum Herbst 1893 in Händen der Abonnenten sein wird.

Mit der letzten Lieferung wird den Abnehmern eine gediegene

**Einbanddecke**

für mässigen Preis zur Verfügung stehen.

---

## Einen grossen Handatlas zu besitzen

ist für jeden, der die Ereignisse des Tages nur halbwegs verfolgt und mit seiner Zeit fortschreiten will, ein unabweisbares Bedürfnis. War früher dieser Besitz wegen der Höhe des Preises ein Privilegium reicher Leute, so wurde er durch das Erscheinen des Andreeschen Handatlas zum Gemeingut der **gebildeten** Stände **und die wohlfeile Lieferungsform der vorliegenden neuen Auflage, die den Abonnenten alle 8—14 Tage nur eine Ausgabe von 50 Pf. verursacht, soll unsern Handatlas zu einem**

**wahrhaft volkstümlichen Unternehmen**

**machen und auch solchen Kreisen die Anschaffung ermöglichen, welche irgendwie fühlbare Opfer für die Befriedigung dieses Bedürfnisses nicht bringen können.**

Nach jahrelangen Vorbereitungen, für welche alle neueren Fortschritte der Kartographie herangezogen wurden, tritt die Verlagshandlung mit dieser neuen Auflage in die Öffentlichkeit, die, wie die Karten der vorliegenden ersten Lieferung erkennen lassen, an Schönheit der Stiche und Reichhaltigkeit des Inhalts die früheren Auflagen bei weitem übertrifft. Auch sind die Karten jetzt nur noch auf einer Seite des Papiers gedruckt, wodurch die Herstellung grosser, herrlicher Doppelblätter ermöglicht wurde. Der Umfang wird **140 bedruckte Kartenseiten** (gegen 96 Seiten der ersten, 120 der zweiten Auflage) betragen und fast **zur Hälfte aus völlig neu gestochenen Doppelblättern** bestehen, die zunächst sämtliche **deutschen Länder und Provinzen** in Maſsstäben bringen, **wie sie gleich gross und ausführlich in keinem andern Handatlas sich finden.** Gerade diese Spezialblätter von Deutschland werden eine Hauptzierde der neuen Auflage sein und den weitestgehenden Anforderungen des praktischen Gebrauchs genügen. Ausserdem haben die **wichtigsten europäischen und aussereuropäischen Länder**, vorzüglich **Österreich-Ungarn, Frankreich, England** und **Italien,** eine besondere Berücksichtigung gefunden, und ebenso sind wir bemüht gewesen, dem Interesse an den **deutschen Kolonien** durch Spezialkarten in umfassender Weise gerecht zu werden. Alle übrigen Karten sind auf den **neuesten Standpunkt der Wissenschaft** gebracht und so bedeutend verbessert, dass auch sie als **neue Karten** gelten können.

Das vollständige

**alphabetische Namenregister,**

welches dem Atlas zum Schlusse beigegeben wird, ermöglicht die sofortige Auffindung jedes Ortes, Berges, Flusses in seinem betreffenden Viereck und verleiht dem Atlas erst seine volle Brauchbarkeit. Wer sich jemals vergeblich abgemüht hat, einen Namen auf der Karte zu finden, wird den Wert dieses Hüfsmittels zu schätzen wissen, das mit Aufwand einer Riesenarbeit hergestellt ist und gegen 160 000 Namen auf etwa 140 Atlasseiten enthalten, also denselben Umfang wie der Atlas selbst einnehmen wird.

Trotz dieser bedeutenden Vergrösserung und Verbesserung

**ist der Preis der neuen Auflage nicht erhöht worden,**

weil wir Wert darauf legen, diesem nationalen Kartenwerke, dessen Bedeutung auch vom Auslande durch Veranstaltung französischer, schwedischer und englischer Ausgaben gewürdigt worden ist, neben seinen übrigen Vorzügen auch den Charakter **unerreichter Wohlfeilheit** und damit die Vorbedingung

**echter Volkstümlichkeit**

zu bewahren.

*VELHAGEN & KLASING*
in Bielefeld und Leipzig.

**Die soeben erschienene erste Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorrätig.**

Daheim

XXVIII. Nr. 33. Erſtes Blatt.

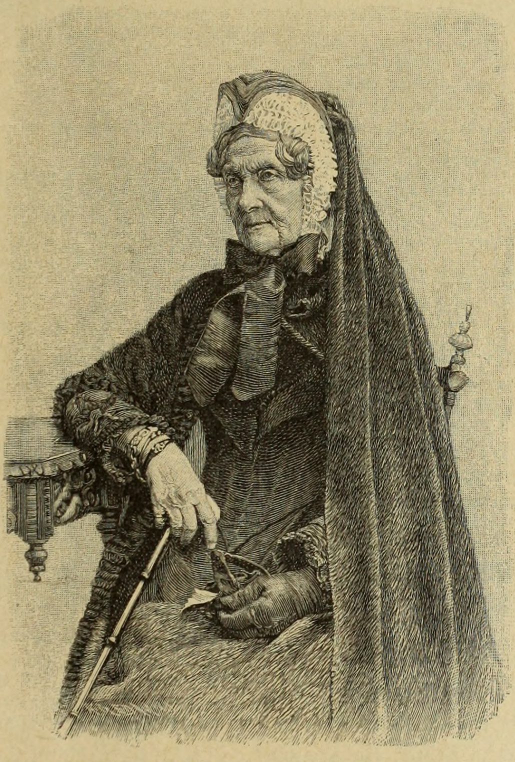
Jahrgang
1892.

14. Mai
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin †.

Selten hat das Hinſcheiden einer Fürſtin ſo allgemeine Teilnahme hervorgerufen, wie das am 21. April an einer Lungen- und Herzlähmung ſchmerzlos erfolgte Ableben der Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin. Seit fünfzig Jahren Witwe, lebte die hohe Frau in ſtillſter Zurückgezogenheit, und doch wurde jede Nachricht, die gelegentlich über ihr Befinden in die Öffentlichkeit drang, in ganz Deutſchland mit Intereſſe aufgenommen. War doch die Großherzogin eine Tochter der unvergeßlichen Königin Luiſe, das fünfte Kind König Friedrich Wilhelms III, und mit ihrem Bruder, Kaiſer Wilhelm dem Siegreichen, in engſter geſchwiſterlicher Liebe verbunden. Wir widmen der hingeſchiedenen Fürſtin, deren außerordentliche Eigenſchaften ſie zu einer Förderin aller Friedensarbeiten, zu einer wahren Landesmutter und einer Quelle des Segens für viele machten, in einer der nächſten Nummern des Daheim einen Artikel aus berufener Feder, und es kann ſich daher heute nur darum handeln, den Lebensgang der Dahingeſchiedenen kurz zu ſkizzieren. Am 23. Februar 1803 in Berlin geboren, vermählte ſich Prinzeſſin Alexandrine am 25. Mai 1822 mit dem damaligen Erbgroßherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin. Im Jahre 1837 gelangte der Erbgroßherzog zur Regierung, und ſeiner Gemahlin war es vergönnt, an ſeiner Seite ſo manchen von ihr gehegten Plan zur Förderung und Wohlfahrt des Landes verwirklicht zu ſehen. Schon am 7. März 1842 wurde der Fürſtin der geliebte Gemahl durch den Tod entriſſen. Auch die drei Kinder, welche ſie ihm geboren hatte, mußte die ſchwergeprüfte Frau ſich im Tode vorangehen ſehen, — am 9. März 1859 ſtarb die einzige Tochter der Großherzogin, die an den Fürſten Hugo von Windiſch-Graetz vermählte Herzogin Luiſe, am 28. Juli 1879 Herzog Wilhelm von Mecklenburg, und am 15. April 1883 der älteſte Sohn, Großherzog Friedrich Franz II von Mecklenburg-Schwerin. Die greiſe Fürſtin hätte ſich als die letzte Überlebende einer vorangegangenen Generation vereinſamt fühlen müſſen, wenn nicht ein großer Kreis von Enkeln und Urenkeln ſie wieder mit dem Leben verknüpft und ihrem Herzen Erſatz für das Verlorene gewährt hätte. Bis in ihre letzten Lebenstage von ungewöhnlicher geiſtiger Friſche und Regſamkeit, nahm die Großherzogin-Mutter an allen Vorgängen der Gegenwart den lebhafteſten Anteil, wie ſie andererſeits als lebendige Chronik der Vergangenheit gelten konnte. Erſt nach dem Tode Kaiſer Wilhelm I machten ſich auch bei ihr die Leiden des Alters bemerkbar, und ſie verließ Mecklenburg, das ihr eine zweite geliebte Heimat geworden war, eigentlich nur noch, um in Kurorten Erholung zu ſuchen, während ſie in früheren Jahren ein häufiger Gaſt des Berliner Hofes geweſen war. In ihrem Schweriner Palais empfing ſie noch vor kurzem den Beſuch ihres Großneffen Kaiſer Wilhelms II, welcher die greiſe Fürſtin hoch verehrte, — er iſt auch unter denen geweſen, die der Dahingeſchiedenen das letzte Geleit gaben.



Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin,
Kaiſer Wilhelms I Schweſter.

Schätzenswerte Ratgeber im Haus- und Familienleben:

Hausapotheke.

Ein Not- und Hilfsbuch

für Familien auf dem Lande und in der Stadt **in dringenden Krankheits- und plötzlichen Unglücksfällen, bei Scheintod und Vergiftungen.** Nebſt Anleitung **zur häuslichen Krankenpflege.**

Von

**Dr. M. Dyrenfurth.**

**Zweite Auflage.**

Gut gebunden 2 Mark.

Das

Buch für junge Frauen

**und Mütter.**

Vorſchriften über Haltung und Pflege der Kinder in den erſten Lebensjahren.

Von

**Dr. med. Carl Piderit,**

weil. Fürſtl. Lippiſcher Geheimer Hofrat ꝛc.

Fünfte Auflage.

Neu bearbeitet von **Dr. med. F. E. Claſen.**

Preis: Elegant gebunden 2 Mark.

Praktiſches Kochbuch

von

**Henriette Davidis**

für die gewöhnliche und feinere Küche. Mit über 1900 zuverläſſigen und ſelbſtgeprüften Rezepten, darunter **260 Rezepte und Anweiſungen zur Bereitung von Kuchen und Backwerk aller Art,** mit beſonderer Berückſichtigung der Anfängerinnen und angehenden Hausfrauen.

**31. Auflage.**

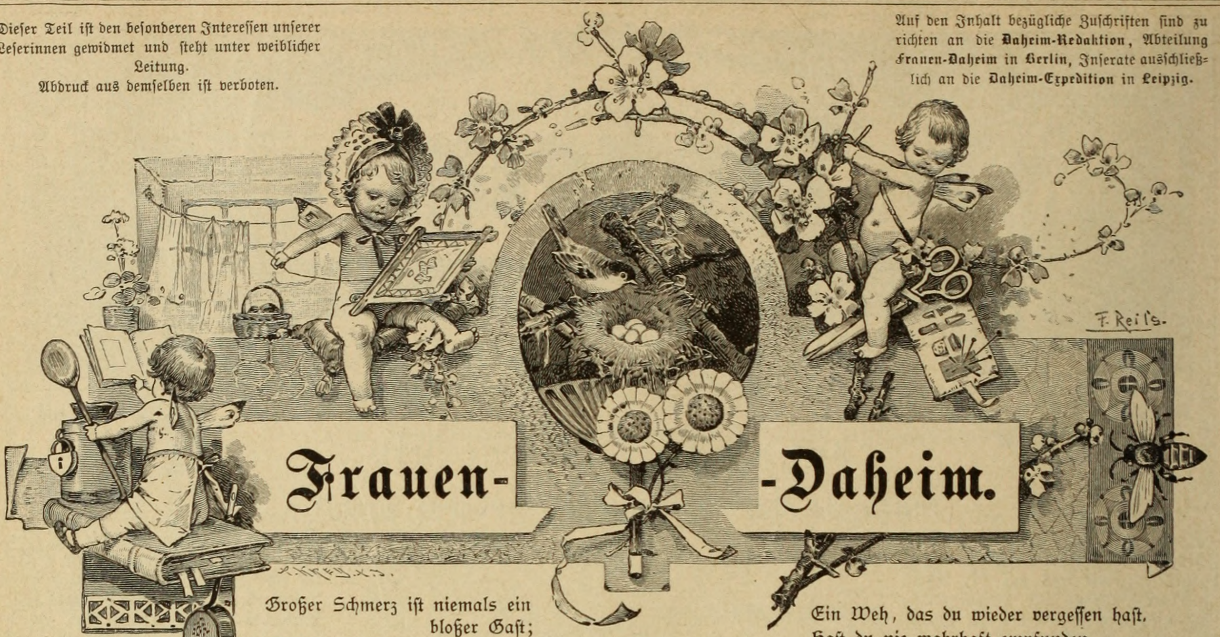
Preis: Broſchiert 3 Mark 50 Pfennig, elegant gebunden 4 Mark 50 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig**.



# Frauen-Daheim.

Großer Schmerz iſt niemals ein bloßer Gaſt;
Mit ihm biſt du ewig verbunden.
Ein Weh, das du wieder vergeſſen haſt,
Haſt du nie wahrhaft empfunden.

## Zu unſerm Artikel über Kneipp-Kathreiners Malzkaffee.

(Vergl. Frauen-Daheim Nr. 24).

Auf unſere Veranlaſſung wurde der Kathreinerſche Malzkaffee nochmals von autoritativer Seite geprüft. Bei der Unterſuchung im Laboratorium ergab ein Aufguß der zerſtoßenen Körner in heißem Waſſer eine ſtarke Reaktion von Maltoſezucker.

Die Angabe der Fabrik iſt alſo beſtätigt: Kathreiners Malzkaffee beſteht aus normalem aber nach einem beſonderen Verfahren geröſteten Gerſtenmalz.

Bezüglich des Preiſes entnehmen wir einer Zuſchrift der Firma Kathreiner folgendes: „Dr. Franz vergleicht in Nr. 24 des Frauen-Daheim die en-gros-Notierung des Rohmaterials mit dem Detailpreis des Malzkaffee. Vor allem koſtet jeder Artikel, im kleinen im Laden gekauft, natürlich mehr als bei Bezügen in großen Poſten. Ein bedeutender Gewichtsverluſt bei der Röſtung und Herſtellung, hohe Fabrikationskoſten, Fracht und Verpackung, das alles iſt einzurechnen, und ein beſcheidener Nutzen muß doch dem Fabrikanten und dem Kaufmann bleiben. Zuckerrüben koſten ca. 1 Mk. der Zentner, Zucker im Laden 30—40 Pfg., das Pfund alſo im Zentner 30—40 Mk. Zuckerrüben ſind noch kein Zucker, und Gerſtenmalz kein Malzkaffee.“

Wir halten mit dieſen Auseinanderſetzungen die Diskuſſion über den Kathreinerſchen Malzkaffee für geſchloſſen.

**Die Redaktion des Frauen-Daheim.**

## Zum Polterabend eines Witwers.

**Poeſie** und **Proſa.**

**Poeſie** in weißem, leichtem Gewande, das mit Silber- und Goldſternen oder Blumenſträußchen geziert iſt. Goldener Gürtel, Sandalen, im Haar goldene Spangen. Gazeflügel. Überreicht am Schluß eine Gedichtſammlung, Spruch- oder Gedenkbuch.

**Proſa** trägt ein Hauskleid, helles Latzſchürzchen, eine zierliche Haube auf dem Kopfe. Bringt ein gedrucktes oder geſchriebenes Wirtſchaftsbuch.

**Proſa** tritt zuerſt ein.

Laßt mich nur ein! Mich täuſchte nicht die Kunde —
Gibt es ein Feſt, gleich dieſem hier am Ort,
Da kommt die Proſa recht zur guten Stunde,
Da red' ich gerne ein verſtändig Wort,
Daß auf des neuen Paares Lebensreiſe
Hübſch alles geht im richtigen Geleiſe.

**Poeſie** (kommt herein, bleibt in der Nähe der Thür ſtehen.)

**Proſa** (ſie gewahrend).

Na, wer erſcheint denn da? Welch lichter Schimmer!
Kein Zweifel mehr — es iſt die Poeſie,
Mit ihrem Tand und all' dem bunten Flimmer!
Nein, ich begreife nicht, — was will nur die?

**Poeſie** (näher tretend).

Wo in den Herzen aufgegangen
Der Stern der Liebe rein und klar,
Wo Roſenketten ſanft umſchlangen
Zu ſeligſtem Verband ein Paar —
Da iſt mein Reich, da öffnet ſich der Himmel,
Da leuchtet hell des Glückes vollſter Strahl …

**Proſa** (die ſchon Zeichen der Ungeduld gegeben hat, hält ſich die Ohren zu und unterbricht ſie):

Ganz ſchwindlig wird mir von dem Wortgebimmel!
Das iſt ja eine grenzenloſe Qual!
Hör' auf! Hör' auf! Ich muß dich ſchönſtens bitten,
Wenn in der Brautzeit du wohl noch gelitten,
Im Eheſtand und in dem neuen Haus,
Glaub' mir, da iſt's mit deiner Herrſchaft aus,
Denn da hinein
Gehöre ich, die Proſa, ganz allein!

**Poeſie.**

So würd' ich wirklich denn von dieſer Schwelle
Hinweggewieſen ſtreng? O, thu' es nicht!
Ich bin ſo reiner, holder Freuden Quelle,
Verbreite ſo viel Leben, Luſt und Licht!

**Proſa.**

Natürlich, ſchöne Redensarten
Sind dir geläufig allſogleich,
Doch wo du herrſcheſt, kann man lange warten,
Obs Eſſen kräftig, ob ein Braten weich!
Es glättet ſich durch dich nicht eine Falte,
Und fertig wird nicht eine Naht genäht,
Die Stube wird durch dich nicht warm, die kalte,
Im Gartenland kein Körnlein Saat geſät,
Und all' der „reine, holde Lichterglanz“ —
Macht nicht ein einz'ges Strümpfchen wieder ganz! —

**Poeſie.**

Wo aber Falten auf der Stirn entſtehen,
Da ſcheuch' ich gerne fort die letzte Spur!
Mit einem Blick lehr' ich die Menſchen ſehen
Die alte, ewig junge, die Natur!
Für Lenzesluſt erwärme ich die Herzen,
Und ſie verſtehn der Lerche Oſterſang!
Des Frühlings Zaubern und des Frühlings Scherzen,
Der Maienglocken leiſen Silberklang,
Den Blütenſchnee auf jungen Kirſchenbäumen,
Der erſten Veilchen duftig, ſüßes Träumen!
Die Anemonen, Himmelsſternen gleich ….

**Proſa** (einfallend)

Kommſt du nun bald zurück aus deinem Reich?
Den allerſchönſten Rheumatismus bringt
Zumeiſt der Lenz, wenn auch die Lerche ſingt, —
Die Kirſchen liebt ein jeder nur als reife,
Und Veilchen? Allenfalls in — Veilchenſeife;
Viel beſſer, wenn ſtatt deiner Anemonen
Man Wirſingkohl gepflanzt und dicke Bohnen!
Daß ſie recht fleißig ſcheuern läßt,
Heißt einer Hausfrau Frühlingsfeſt!

**Poeſie.**

Den grauen Alltag weiß ich zu verklären,
Die Arbeit würze ich mit Spruch und Lied,
Der böſen langen Weile helf' ich wehren,
Und wenn der laute Tag vorüberzieht,
Wenn ſie ſich naht, die traute Dämmerſtunde,
Bann' ich die Kleinen lauſchend in der Runde,
Geheimnisvoll, umweht von Zauberſchein,
Laß ich mein liebſtes Kind: das Märchen ein. —

**Proſa.**

Ja wohl! und über deinen Flunkerein
Von roſ'gen Feen, von Kobold und von Hexe,
Vergeſſen ſie das ganze ABC —
Und rechnen aus, daß dreimal vierzehn: ſechſe! —

**Poeſie** (bittend).

Nicht ſpotten, bitte! Sieh', es thäte weh,
Müßt' ich im Ernſt dir gänzlich weichen!
Nimmt man nicht gern als Gruß und Liebeszeichen
Ein Verslein an, das gute Wünſche ſpricht?
Beim frohen Mahle gar, beim heit'ren Feſte,
Iſt die Begrüßung lieber Gäſte
Mit wohlgeſetztem Wort nicht ſchöner Brauch?

**Proſa.**

In Verſen? Ach, das geht mit mir ja auch!
Kurz ſei die Rede, einfach, kurz und ſchlicht —
Die ſchönſte Dichtung freut doch nur beim Schluß —
Weil dann der nächſte Gang erſcheinen muß!

**Poeſie.**

Dünkſt du entbehrlich mich auch oft den Seelen,
Bei einem Feſte darf ich niemals fehlen,
Denn kehrt die Weihnacht zu der Erde nieder,
Glänzt der Verheißung Stern mit hellem Strahl —
Was wär' die Weihnacht ohne Weihnachtslieder
In niedrer Hütte, wie im Fürſtenſaal?
Wer könnte miſſen je die heil'ge Weiſe,
Dem Kind zur Luſt, zum Segen noch dem Greiſe!
Ich bin's, die aller Herz und Sinn entzückt,
Mit buntem Glanz die ernſte Tanne ſchmückt,
Die mit den Engeln leiſe niederſchwebt,
Ein leuchtend Band von hier nach droben webt! —

**Proſa.**

Mit dir allein wird's keiner wohl verſuchen,
Zum Weihnachtsfeſt gehört vorab der Kuchen!
Wer's recht verſteht, lobt nur den Weihnachtsmann,
Der was Reelles bringt, was man hübſch brauchen kann!

**Poeſie.**

Und iſt des Lebens Sommerzeit geſchieden,
Wenn einſt erblaßt des Mittags heller Schein,
Dann bring' ich in den ſtillen Herbſtesfrieden
Noch Maienduft und Maienlicht herein;
Dann ruf' ich an der Liebe ſel'ge Zeiten,
Tief aus den Seelen die Erinnerung,
Und ob die Jahre leiſe weiter gleiten,
Das Herz, es bleibt in Lieb' und Treue jung —
Bis einſt vollendet iſt der Monde Kreis
Und golden dieſer Myrte grünes Reis!
Drum laß mich bei dem lieben Paare bleiben,
Wenn es vereint — und ſchilt nicht länger mehr …

**Proſa.**

Ich ſehe ſchon, du biſt nicht zu vertreiben,
Nur komm nicht allzu oft mir in die Quer',
Jedweder mag für ſich zum Beſten walten …

**Poeſie.**

Dich laß ich gern in Küch' und Wirtſchaft ſchalten! —

**Proſa.**

Recht ſo! Und nunmehr hoff' ich, daß es geht!
Doch liebe Braut, eh' es anjetzt zu ſpät —
(Spricht ſehr fließend)
Dieſe Blätter weih' ich dir,
Mehr zum Nutzen, als zur Zier;
Wie man backt und braut und brät,
Daß ein jedes Ding gerät —
Wie zerbroch'ne Töpf und Krüge
Künſtlich man zuſammenfüge —
Dielen bohnt und Stuben ſtreicht —
Blendend weiß die Wäſche bleicht —
Aus den Kleidern, Polſtern, Decken
Raſch entfernt etwa'ge Flecken,
Wie man aus der Erde Schoß
Zieht Gemüſe, rieſengroß,
Beſtens dann es aufbewahrt
Und am Wirtſchaftsgelde ſpart —
(Atem ſchöpfend)
In dem Buch ſteht alles drin —
Darum nimm es freundlich hin!
(Gibt der Braut das Geſchenk).

**Poeſie.**

Wenn aber deine Arbeit du geendet,
Wenn alles Schaffen ruht und gut vollendet,
Hält dein Gemüt den ſtillen Feiertag —
Dann ſchlage auch in dieſem Büchlein nach!
Ein frommer Spruch, ein edles Dichterwort
Nähr' Euren Geiſt, ſei Eurer Seelen Hort:
Daß mit des Lebens Mühſal Euch verſöhne
Das ewig Wahre, ewig Schöne! —
(Übergibt das Spruchbuch).

**Proſa** und **Poeſie** zuſammen.

Und bis zu Eures Lebens Abendſchein
Mag Frieden, Glück und Segen mit Euch ſein!

**Alice Kurs.**

## Für die Kinderſtube.

Während unſern Kindern ihr Geburtstag bekannt iſt und ſie mit Freuden demſelben entgegenſehen, iſt ihnen der Tauftag großenteils unbekannt. Und doch iſt derſelbe nicht minder wichtig; Ludwig IX von Frankreich pflegte von der Taufe zu ſagen: „drei Hände voll Waſſer ſind mehr wert als eine Königskrone“ und ſich nach dem Orte Poiſy, in welchem er getauft war, Ludwig von Poiſy zu unterzeichnen. Um die Kinder an den Tauftag zu erinnern, möchte ich auf die in der Schriften-Niederlage der Anſtalt Bethel bei Bielefeld erſchienenen, ſehr ſchön ausgeſtatteten Taufſcheine, à 20 Pfg., hinweiſen, auf denen Geburtstag, Tauftag und Namen der Pathen jedes Kindes von der Mutter leicht eingetragen werden können. In einen einfachen

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Rahmen gefaßt, werden ſie in der Kinderſtube aufgehängt. Den Kindern macht es großes Vergnügen, ihren Namen nebſt Geburtstag, Tauftag und Pathen zu leſen oder den jüngeren Geſchwiſtern vorzuleſen, wann ſie geboren und getauft ſind. Iſt einer unſerer Lieblinge geſtorben, ſo wird der Todestag auf dem Taufſchein eingetragen und ſo das Gedächtnis des Heimgegangenen in den Herzen der Geſchwiſter bewahrt.

W.

### Zimmerſchmuck.

Unſere heutige Geſchmacksrichtung, welche in Bezug auf Ausſchmückung der Wohnräume wieder mit Vorliebe zum Rokokoſtyl ſich zurückwendet, zeitigt auch auf dem Gebiete der dekorativen Wandſchilder eine reizend geſchmackvolle Neuheit, welche ich meinen mit Farben und Pinſel hantierenden Mitſchweſtern gern beſchreiben möchte. Die Schilder beſtehen aus Hartſtuckmaſſe und ſind auf der Rückſeite mit einem kleinen Blechkaſten verſehen, der als Hängevorrichtung dient und auch gleichzeitig zur Aufnahme von Palmenwedeln, Fächern, Pfaufedern und dergl. beſtimmt iſt. Die von den ſchönſten Rokoko-Verzierungen umgebene glatte innere Fläche des Schildes wird durch Einmalen von Rokokobildern, Blumen oder Figuren ſtylgerecht verſchönt; ſtatt mit Malerei kann man die Schildfläche mit eingeſetztem Spiegelglas verſehen, das man event. auch leicht bemalt, und erhält ſo einen höchſt originellen, eleganten Salonſpiegel.

Was nun die dekorative Ausführung der Umrahmung betrifft, ſo kann dieſelbe entweder ganz in Gold, Seegrün- und Kupferbronze geſchehen, oder man färbt und ſchattiert die tiefer liegenden Umrahmungs-Ornamente — dem eigenen Geſchmack oder der Zimmereinrichtung entſprechend — mit crême, roſa, erdbeer oder hellblauer Lackfarbe und gibt darauf den hervortretenden Verzierungen einen paſſenden Bronzeanſtrich. Um bei der poröſen Oberfläche der Hartſtuckſchilder das ſogenannte Einſchlagen der Farben zu verhüten, iſt es nötig, die Vorderſeite vor dem Anſtrich mit einer Schellacklöſung oder mit hellfarbigem Spirituslack zu grundieren.

Die Farben- und Malutenſilien-Handlung von Richard Bauer in Frankfurt a. d. Oder bringt dieſe Hartſtuckſchilder, ſowie das dafür nötige Material zum Vertrieb, auch können dieſelben durch alle größeren Geſchäfte dieſer Branche bezogen werden. Hübſcher kann man eine flotte Malerei gar nicht zur Geltung bringen, als auf ſolchem Rokokoſchild.

### Garten.

*Zwei empfehlenswerte Koniferen.* Aus der Koniferen-Gruppe, an deren Anblick ich mich jeden Winter erfreue, ragen mit ihrem friſchen Grün und ihrer anmutigen Form beſonders zwei hervor, die, obgleich leicht zu kultivieren und vollſtändig winterhart, doch noch nicht ſo bekannt und geſchätzt ſind, wie ſie es verdienen. Deshalb ſeien ſie den Gartenfreundinnen beſonders ans Herz gelegt. Die eine iſt die zierliche Retinoſpora, die, dem gewöhnlichen Lebensbaum ähnlich, ſich doch durch die krauſeren Zweige und vor allem durch ihr ſchönes Grün vor dieſem auszeichnet, da der Lebensbaum über Winter eine bräunliche Färbung hat und deshalb zu Winterſträußen und Kränzen weniger gut zu verwenden iſt. Die andere iſt die Weymuths-Kiefer, die, in Bezug auf den Standort anſpruchslos, wie die gewöhnliche Kiefer, ſich doch von dieſer durch die ſilbergraue, atlasglänzende Rinde unterſcheidet und durch die weichen, feinen Nadeln, welche die ſchlanken Zweige wie ein dunkler, feiner Schleier umhüllen. Dieſe raſchwachſendſte aller Koniferen, eignet ſich beſonders da, wo man gern möglichſt ſchnell eine immergrüne Gruppe bilden will. Auch zu größeren Anpflanzungen in Parks ſollte ſie anſtatt und neben der Tanne mehr verwendet werden. Sie hat nicht das Starre der Tanne, ſondern mehr den Charakter weicher Trauer und milder Wehmut, weshalb ſie auch beſonders zum Schmuck des Friedhofes geeignet iſt. Die biegſamen Zweige ſind beſonders hübſch zu allerlei Gewinden vom zierlichſten Vaſenſtrauß und eleganten Trauerkranz bis zu großen Guirlanden. Ich ſah einmal im Frühling, wo ſonſt wenig Grün zu haben war, eine Dorfkirche ganz mit Gewinden von Weymuthskiefer-Zweigen und Frühlingsblumen geſchmückt, ein eigentümlich ſchöner Anblick! Da die Weymuthskiefer ſehr ſchnell wächſt, verlohnt es ſich, bei größerem Bedarf ſie ſich aus Samen heranzuziehen, auch ſind in den Pflanzgärten der Oberförſtereien oft junge Pflanzen zu ſehr billigem Preiſe zu haben. Bekommt man ſie ohne Wurzelballen, ſo befördert es, wie bei allen Koniferen, das Anwachſen ſehr, wenn man von jeder Pflanze die Wurzeln erſt in ein Gefäß mit Waſſer taucht und dann in trockener Erde wälzt, die man danach etwas ausſchüttelt. Durch die anhaftende Erde werden die feinen Wurzeln beſchwert und gerade gezogen, und das dem Anwachſen ſo ungünſtige Umbiegen der Wurzelſpitzen wird dadurch verhütet. Von vielen auf dieſe Art gepflanzten Koniferen ſind mir nur ſehr wenige ausgegangen.

P. K.

### Mode.

Der hervorragendſte Zug der Mode liegt, — dies wiſſen die Modernen unter meinen Leſerinnen — dieſen Sommer in der „Watteaufalte“. Früher hatten wir ſie nur an eleganten Schlafröcken, heuer aber überall: an Mänteln, Umhängen, Kleidern, Matinees; bald in Stoff, bald in Spitzen, bald in Band, lang und halblang.

Ich muß rechnen und ein biſſel ſparen, modern ſein mag ich aber nebenher auch ganz gern; da hab ich mir klüglich geholfen. Zu einem marineblauen Jacket-Anzug habe ich mir von 10 m marine Band eine „*abnehmbare Watteaugarnitur*“ gemacht, die ich auf der Straße über das Jackett, in Geſellſchaft über der Taille, zu Hauſe gar nicht trage (und dadurch ſchone). Sie beſteht aus der 150 cm langen Rückenſchleife mit halb ſo langen Schlingen, dem Halsband und der mittellangen Vorderſchleife. Dieſe trage ich nicht ohne das Jackett. Die gleiche abnehmbare Watteaugarnitur paßt zu meinem langen marineblauen Mantel. — Von derſelben Idee ausgehend habe ich eine halblange ſchwarze Spitzengarnitur in Watteauform gemacht. Dieſe hat ihren Urſprung auf halber Rückenhöhe, von wo ab zwei Achſelbänder bis zur Bruſt führen, und hier unter Schleife ſchließen. Auch ſie dient mir doppelt, auf dem Umhang von vorigem Jahre, der dadurch moderniſiert iſt, und auf meinem ſchwarzen Seidenkleid. Nebenbei geſagt, verſchneidet man weder Band noch Spitze nennenswert bei ſolchem Arrangement.

### Noch einmal Neſſelkleider.

Bei der jetzt eintretenden Wärme räumt man allmählich die Winterſachen beiſeite und beginnt, an die Sommergarderobe zu denken. Die vorjährigen Kleider werden einer genauen Prüfung unterworfen, und leider findet ſich da manches, „das nicht mehr geht“, das zu verwaſchen und unanſehnlich geworden. Nur das Neſſelſtoffkleid vom vorigen Jahr iſt noch vollkommen gut und tadellos. In der That ſind ſolche Kleider aus gewöhnlichem geblichem Gardinenneſſel, à Meter 25 Pfennige, deren ſchon voriges Jahr an dieſer Stelle Erwähnung gethan, geradezu unverwüſtlich und darum nicht warm genug zu empfehlen. Natürlich muß dieſer einfache Stoff recht hübſch und reichlich durch Stickerei verziert werden. Der Rock erhält ein großes Mittelbukett und von jeder Seite vier kleinere, bis an das Hinterblatt heran, während die ganze Vorderbahn mit Streublümchen geſchmückt iſt. An der Taille erſcheint der Vorderlatz, Kragen und Manſchetten geſtickt. Mein vorjähriges Muſter in Kornblumen, Ähren und Weinranken hat ſo viele und freundliche Nachfrage erfahren, daß ich dasſelbe noch einmal in Erinnerung bringen möchte. Es eignet ſich mit ſeinen ſchlanken Ähren und Kornblumen beſonders gut zu *blauem* Garn mit zwei Schattierungen geſtickt. Ein neues Muſter für diejenigen, die das Kleid lieber in *rot* ausſtatten, beſteht aus Fuchſien mit Epheuranken. Beide Muſter liefert, vollſtändig auf Seidenpapier vorgezeichnet, die Unterzeichnete, à Kleid 1 Mark. Auch wird jedes andere Muſter auf Wunſch angefertigt. — Ein anderes reizendes Kleid erhält man, wenn man den Saum des Rockes mit einem 15 cm breiten Streifen roten oder blauen Stoffes verziert und auf dieſen eine fortlaufende Kante in Stiel- oder Kettenſtich oder hellem Soutache ſtickt. Der Stoff hierzu iſt ebenfalls roter Neſſel (ſog. ſchweizer Kattun oder Zitz) oder hellblaue Leinwand. Entſprechend iſt dann auch die Taille, am netteſten Bluſentaille, mit farbigem Stoff garniert, der ebenfalls Stickerei aufweiſt. Die Stickerei wird in ungebleichter Baumwolle ausgeführt. Als Muſter kann jede dichte Soutacheborte gelten. Die Unterzeichnete liefert eine ſolche, gleichfalls auf Seidenpapier gezeichnet, für 50 Pfennig. Für denſelben Preis iſt auch wieder das Kinderkleidmuſter in Kornblumen und Ähren vorrätig, ich bitte nur anzugeben, ob es hoch, oder ausgeſchnitten und kurzärmelig gewünſcht wird. Dem Betrag ſind 10 Pfennig für Porto beizufügen. Um vielen Anfragen gerecht zu werden, ſei hier gleich noch erwähnt, wie die Kleider in der Wäſche zu behandeln ſind. Sie werden einfach in heißem Waſſer mit Seife, ohne Soda, gewaſchen, hernach geſpült, nicht gebläut, und etwas mit gewöhnlicher Weizenſtärke geſteift. Nach dem Trocknen, am beſten im Freien, wird das Kleid eingeſprengt und rechts, die Stickerei links, geglättet. Es iſt nicht nötig, dasſelbe jedesmal zu „gilben“; jedes vierte- oder fünftemal genügt vollſtändig. Dieſes geſchieht, indem man es nach dem Spülen ſchnell durch ſehr dünnen Kamillenthee zieht.

Frl. **Sofie Schattſchneider,**
Frankfurt a/O., Neuer Markt.

### Für die Küche.

*Grüne Heringe als Anchovis bereitet.* 50 Heringe wäſſert man 2 Stunden, nachdem ſie gut gereinigt ſind. Dann legt man ſie 48 Stunden in ſcharfen Eſſig, läßt ſie auf einem Sieb abtropfen und ſchichtet ſie mit folgenden Sachen in einem Hafen ein: ½ Pfd. Salz, ¼ Pfd. Zucker, 15 grm geſtoßenen Pfeffer, 7 grm engliſch Gewürz, 1 Teller fein gehackter Zwiebel und einige Lorbeerblätter.

*Fleiſchgelée für Kranke.* Dieſes ſowohl erfriſchende wie kräftigende Gericht wird wie folgt bereitet: ¼ Pfd. magerer Schinken wird in ¼ Pfund zuvor ausgeſchmolzenem Rindernierentalg hellbraun gemacht. Dann werden 1½ Pfd. *Beinfleiſch* (ohne Knochen) von Kalb- und 1 Pfd. derbes ſchieres Rindfleiſch in feine Scheiben geſchnitten und damit durchgeſchmoort, etwa ½ Stunde lang. Sodann gießt man 2 Liter kaltes oder warmes Waſſer dazu und läßt es nicht zugedeckt 4—5 Stunden langſam kochen, ſo, daß ¾ Liter Bouillon bleiben. Dann wird dieſe durch ein Sieb in möglichſt kleine Glashäfen gegoſſen, damit ein angebrochener nicht zu lange ſteht. Der Talg zieht ſich als Schutzdecke darüber und erleichtert das Konſervieren an einem trocknen, kühlen Ort. Das Fleiſch gibt noch ſchöne Frikandellen.

M—n.

### Auskunft.

Fr. 79. Odontine Pelletier bereitet man, indem man rotes Zahnpulver mit Gummiarabicum-Schleim und Glycerin zu gleichen Teilen auflöſt, alſo etwa:

1 Pfd. ff. rotes Zahnpulver,
100 Gramm Glycerin,
100 Gramm Gummiarabicum-Schleim.

E. K.

### Fragen.

107) Sehr dankbar wäre ich, wenn mir jemand gütigſt Auskunft geben könnte, ob es Stiftungen mit ganzen oder halben Freiſtellen giebt, um einem mittelloſen Kinde beſſeren Standes einen mehrwöchentlichen Land- oder Seeaufenthalt zu verſchaffen. Das kleine Mädchen iſt vaterloſe Waiſe, 8 Jahre alt, hüftlahm, doch kann ſie laufen. Sie war ſehr krank und iſt ſeit Jahren aus Berlin nicht herausgekommen.

Frau **E. M.**

108) Könnte mir jemand ein Rezept zum Schrotbrot angeben und auch ſagen, wie der Weizen dazu zu behandeln iſt?

**Eine Abonnentin des Daheim.**

109) Könnte eine Daheimleſerin vielleicht ein Stift angeben, in dem gegen geringe Penſion eine ältere Witwe, eventuell mit einem Kinde (10jähriges Mädchen) Aufnahme fände? **H. B.**

110) In welcher wohlthätigen Anſtalt finden Kinder im Alter von 7—10 Jahren koſtenloſes Unterkommen? **H. B.**

111) Wer iſt wohl ſo gütig und nennt mir eine gute, nicht teure „Sommerfriſche“, möglichſt waldreich und bergig gelegen?

**Eine dankbare Daheimleſerin im Vogtlande.**

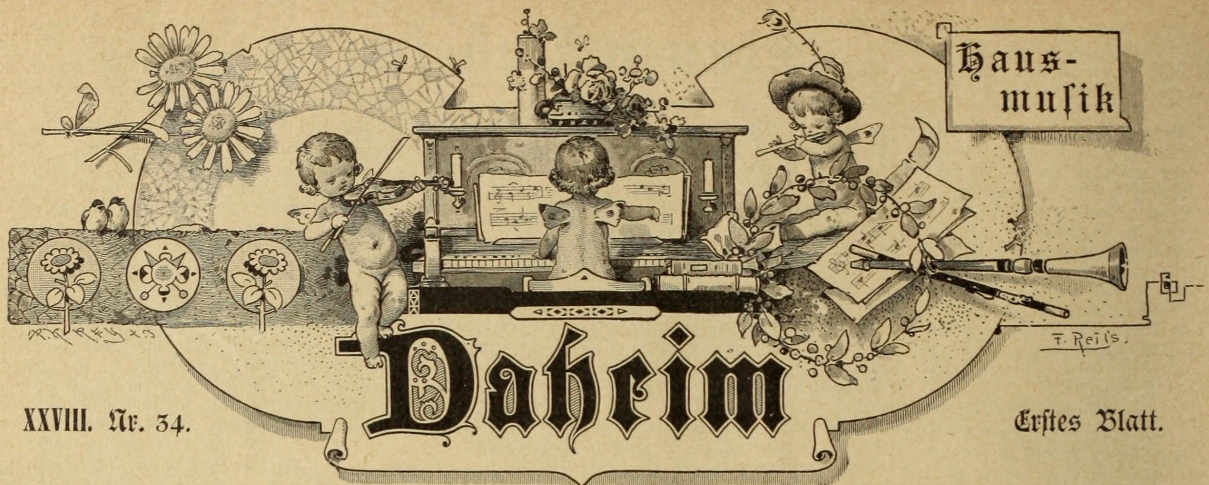
112) Auf welche Art und Weiſe werden Smyrna-Decken am leichteſten gereinigt, mit oder ohne Bürſte? Frau **Dr. D.**

### Redaktionspoſt.

**Herrn W. S.** Sie werden Ihre Anfragen bald in kleinen Artikeln erledigt finden.

**Frau M. K., Leipzig.** Vielen Dank für die Mitteilung der lieblichen Kinderſzene. Zum Abdrucken leider zu lang!

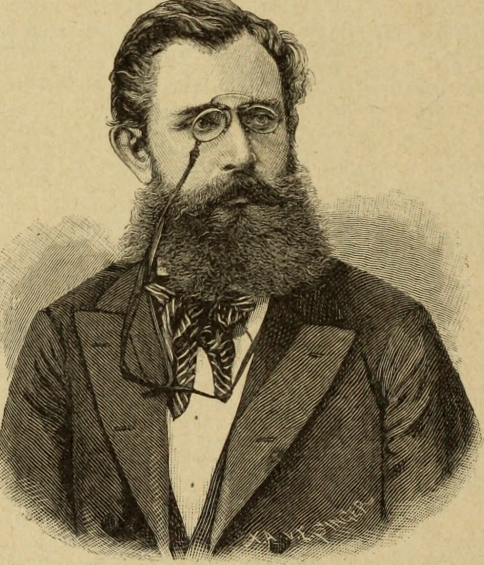
**Frau Auguſte verw. K.** Im Marthahaus in Leipzig, Löhrſtraße.



XXVIII. Nr. 34. Daheim Erſtes Blatt.

## Heinrich Zöllner.

Goethes „Fauſt“ enthält in ſeiner geiſtigen Tiefe, in ſeiner durch Himmel und Hölle ſchreitenden Phantaſie und dem Empfindungs- und Situationsreichtum der Gretchen-Tragödie eine unerſchöpfliche Fülle ſtarkwirkender Anregungen muſikaliſcher Schaffenskraft. In der That haben ſich eine ſtattliche Anzahl von Tonkünſtlern, darunter Komponiſten von hervorragendſter Bedeutung, an dem Fauſt verſucht und werden es in Zukunft thun, ſolange der von Goethe gezeichnete Fauſt, dieſes Urbild des ringenden und nach Erkenntnis lechzenden Geiſtes, dem Geiſtesleben des deutſchen Volkes lieb und vertraut zu ſein nicht aufgehört hat. Beethoven trug ſich in ſeinen letzten Lebensjahren mit dem gigantiſchen Stoffe. Was hätte die Welt erleben können, wenn dem Beethovenſchen Rieſengeiſt in muſikaliſcher Wiedergeburt uns den Goetheſchen Fauſt neu erſtehen zu zu laſſen vergönnt geweſen wäre? Für die deutſchen Komponiſten beſitzt dieſer Stoff eine beinahe magiſche Anziehungskraft. Spohr hat eine jetzt freilich vergeſſene Fauſtoper geſchrieben, R. Wagner eine erſchütternde Fauſtoverture, Liſzt eine gewaltige Symphonie in drei Sätzen; ein Fürſt Radziwill verſuchte ſich an einer Fauſtmuſik, ihm folgten Lindpaintner, Laſſen und der herrliche Schumann; Berlioz behandelte den Stoff in einer Legende „Fauſts Verdammnis,“ der Italiener Arigo Boito folgt im Gegenſatz zu dem das Original verballhorniſierenden Gounodſchen „Fauſt“ mit ſeinem „Mephiſtopheles“ den Spuren Goethes. Und nun kommt wieder einer von den jüngeren deutſchen Komponiſten, Heinrich Zöllner, ſtürzt ſich mit kühnem Wagemut auf die Goetheſche Tragödie und verſucht es, ihren ewigen Inhalt, zum Muſikdrama verkörpert, in eine neue tönende Form zu gießen. In ſeiner überſchwänglichen Fülle läßt ſich der Goetheſche „Fauſt“ in einer muſikaliſchen Form überhaupt nicht feſthalten; weder die epiſche noch die dramatiſche Behandlung vermag uns ein erſchöpfendes Bild der Fauſtidee zu geben, und immer waren es einige mehr oder weniger in einen logiſchen Zuſammenhang gebrachte Einzelſcenen des Goetheſchen Werkes, welche den Inhalt aller muſikaliſchen Fauſtſchöpfungen begrenzten. Und ſo wird es wohl auch in Zukunft bleiben müſſen, denn, was Eigentum des Begriffes, der mit tiefgrabender Gedankenarbeit geſättigten Sprache iſt, das kann nicht Eigentum der Muſik ſein, und die gedankgroße Welt des erſten Fauſtmonologes wird ſelbſt das größte muſikaliſche Genie nie und nimmer in Töne und Accorde aufzulöſen vermögen. Zöllners „Fauſt“ wurde mehrmals aufgeführt (Köln und anderwärts) und zwar mit bedeutendem Eindruck. Der Komponiſt hat mit ſeinem Muſikdrama allerdings mehr den idealen Flug ſeines dem Höchſten zuſtrebenden Talentes bewieſen, als es ihm auf deutſchen Bühnen feſten Fuß zu faſſen vergönnt war. Gounods „Fauſt“ — mag er das Goetheſche Urbild bis zur Unkenntlichkeit entſtellt haben — beherrſcht mit ſeinen ſüßen, graziöſen, von echt franzöſiſchem sentiment erfüllten Melodieen das deutſche Opern-Theater in ſolchem Maße, daß eine ernſthafte deutſche Arbeit, die mehr Sammlung des Geiſtes beanſprucht, als Ergötzung der Sinne und Ohrenſchmauſereien verſpricht, kaum ausreichende Beachtung finden kann. Liſzt hat ſich, als ihm Zöllner ſeine Fauſtmuſik vorſpielte, bewundernd geäußert: „Sie fliegen hoch, bis zur Sonne!“ — Zöllner entſtammt einer berühmten muſikaliſchen Familie. Sein Vater war Karl Zöllner, der berühmte Pfleger und Erneuerer des Männergeſangvereinsweſens, deſſen Namen heute noch verſchiedene große Sängerchöre (z. B. der Zöllnerbund in Leipzig) tragen. Heinrich iſt geboren am 4. Juli 1854 in Leipzig, wo er zum Jüngling heranwachſend, eine vortreffliche Bildung erhielt und nach abſolvierten Gymnaſiallehrjahren die Univerſität bezog, um Jura zu ſtudieren. Aber ſei es, daß der junge Muſenſohn an der Pandektenweisheit keinen rechten Geſchmack finden konnte — manchem andern iſt es vorher und nachher nicht beſſer damit ergangen — oder ſei es, daß das lebhafte muſikaliſche Leben der Pleißeſtadt und die zahlreichen Anregungen des väterlichen Hauſes beſtimmend auf das ſich kräftig äußernde Talent des Studioſus einwirkten, kurz, er entſagte dem ſtolzen Gedanken an glänzende Plaidoyers, er entſagte dem Aufblick zum Reichsgericht und wurde Muſiker. 1875—77 beſuchte Zöllner das Leipziger Konſervatorium, und ſchon im nächſten Jahre ſehen wir den jungen Mann als Univerſitätsmuſikdirektor in Dorpat; 1885 verläßt Zöllner dieſe Stellung, deren Beſchaulichkeit ſeiner Thatkraft nicht recht zuſagte; er ging nach Köln, wo ſich ihm als Dirigenten des berühmten Kölner Männergeſangvereins und als Lehrer am dortigen Konſervatorium ein reicher Wirkungskreis erſchloß. An der Spitze des Kölner Männergeſangverines unternahm Zöllner jene an muſikaliſchen Großthaten reiche Reiſe nach Italien, die das Anſehen des deutſchen Männergeſanges, die Achtung fremder Nationen vor der Macht und dem Geiſte des deutſchen Liedes, die Wertſchätzung unſerer künſtleriſchen Leiſtungsfähigkeit auf das glücklichſte förderte. Seit 1890 wirkt Zöllner als Dirigent eines der größten und bedeutendſten Männergeſangvereine in New-York. H. Zöllner hat eine Reihe ſehr hübſcher Lieder, (op. 2, 7, 8), eine Symphonie, die Opern „Fritjof“ und „Fauſt,“ die bedeutende Kantate „Kolumbus,“ das Chorwerk „Die Hunnenſchlacht,“ das Orcheſterſtück „Sommerfahrt“ und außerdem noch mehrere kleinere Kompoſitionen für Männerchor veröffentlicht. Er iſt ein in des Wortes beſter Bedeutung moderner Komponiſt; durch ſeine Kompoſitionen geht ein friſcher Zug; ſie ſind wirkungsvoll aufgebaut und bewegen ſich in der Region edlen muſikaliſchen Ausdrucks.



Heinrich Zöllner.

## Harmonium-Muſik.

Man weiß es und würdigt es viel zu wenig, welch’ ſchöne Muſik man machen kann, wenn man neben dem Klavier das Harmonium zu Worte kommen läßt. Wie wenige Klavierſpieler und wie wenige Muſiker von Fach wiſſen überhaupt, was das Harmonium iſt und was es leiſtet! Zu ihnen gehörte einſt Abt, der auch ſeine fertige Meinung hatte, bis er einmal gute Duos für Klavier und Harmonium zu hören bekam. Da konnte er freilich gar nicht genug hören und erklärte, er ſei einfach „paff.“ Ich will wahrlich nicht auf das Klavier ſchelten, aber es hat auch in ſeiner Leiſtungsfähigkeit ganz beſtimmte Grenzen, über die es nicht hinaus kann. Manches läßt ſich mit dem Klavier allein überhaupt nicht wiedergeben, und dazu gehört in erſter Linie die Muſik Wagners. Man ſtelle ſich die Einleitung zum Parſifal vor: die langgeſtreckten anſchwellenden und abſchwellenden Klänge, aus denen der erſte Teil dieſer Kompoſition beſteht, ſind mit dem Klavier nicht

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

# Hausmuſik.

wiederzugeben. Wohl aber mit dem Harmonium, während das Klavier den Part der Harfe übernimmt, und ſo ein Enſemble entſteht, das dem Orginale überraſchend nahe kommt.

Wir möchten eine Sammlung von Duos für Harmonium und Klavier über Themata aus Werken von Richard Wagner warm empfehlen. Sie ſind bei B. Schotts Söhnen in Mainz ſoeben erſchienen, von A. Reinhard bearbeitet worden und enthalten aus den Meiſterſingern das Vorſpiel zum erſten Akte, die Einleitung zum dritten Akte und Walthers Preislied, aus der Walküre Siegmunds Liebeslied (Winterſtürme wichen dem Wonnemond), aus der Götterdämmerung den Trauermarſch beim Tode Siegfrieds, aus Parſifal das Vorſpiel und den Charfreitagszauber. Dieſe Stücke ſind anerkannt Perlen Wagner'ſcher Muſik. Das Vorſpiel zu den Meiſterſingern iſt an dieſer Stelle einmal erläutert worden. Dieſe Erläuterung iſt in der Ausgabe abgedruckt worden, was nur zu billigen iſt. Der Charfreitagszauber gehört zum Schönſten, was Wagner überhaupt geſchrieben hat, und könnte auch einen hartnäckigen Gegner entwaffnen und überwinden. Die Arrangements von A. Reinhard dürften jedem bekannt und von jedem geſchätzt ſein, der ſich mit dem Harmonium beſchäftigt. Sie ſind handlich, wirkungsvoll, mit feinem Geſchmack und voller Beherrſchung der muſikaliſchen wie inſtrumentalen Seite der Aufgabe geſchrieben. Das gleiche Lob iſt auch den oben erwähnten Duos zu ſpenden. **M. A.**

## Bücherſchau.

Vom Muſikaliſch-Schönen. Ein Beitrag zur Reviſion der Äſthetik der Tonkunſt von Dr. Eduard Hanslick, Profeſſor an der Wiener Univerſität. Achte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Leipzig, Verlag von J. A. Barth; Preis gebund. 3 ℳ. — Hanslicks Schrift vom Muſikaliſch-Schönen gehört zu jenen äſthetiſchen Abhandlungen, die in den Kreiſen der Gebildeten Aufſehen gemacht und lebhaftes Intereſſe fanden. Iſt dieſer Fall ſchon ſelten genug, ſo iſt der andere, daß nämlich dieſes Intereſſe ein durchaus gerechtfertigtes iſt, doch noch ſeltener. Man ſchlage das Buch Hanslicks auf wo immer man wolle, überall findet man in überaus geiſtreicher und feſſelnder Darſtellung Wiſſenswertes, Überraſchendes, dankeswerte Mitteilungen und lichtvolle Aufklärungen über die ſehr ſchwierigen Fragen der muſikaliſchen Äſthetik. Ganz ſicher wird jeder, der es einmal verſucht hat, über die hier behandelte Materie ſelbſt nachzudenken, ſich genötigt ſehen, die eigene Überzeugung jener des Verfaſſers gegenüberzuſtellen, und ſicherlich werden Punkte, die wie geſchaffen ſind, einem mit ſtarken dialektiſchen Waffen gerüſteten, polemiſch veranlagten Kopfe Veranlaſſung zu fröhlich-geiſtreichem Streite zu geben, beinahe in jedem Artikel ſich aufdrängen. Thatſächlich hat das Buch eine ganze Anzahl mehr oder minder höflicher Entgegnungen zur Folge gehabt und die durch den Kardinalſatz Hanslicks, daß die ſchöne Muſik ein Spiel mit tönend bewegten Formen ſei, in ihren heiligſten Gefühlen verletzten muſikaliſchen Empfindungsäſthetiker haben eine zwar reiche, aber wenig fruchtbare Gegenlitteratur geſchaffen. Nichtsdeſtoweniger, trotz Einwänden und Widerſprüchen, trotz Polemiken und Widerlegungen, das Buch Hanslicks gewährt reiche Anregung, ſeine Lektüre bereitet einen geiſtigen Genuß, wie wenige derſelben Richtung, derſelben Materie gewidmeten Schriften. Es bleibt nur zu bedauern, daß Hanslick dem Wagnerſchen Kunſtwerk ſo wenig Verſtändnis entgegen zu bringen vermag, daß er von der Wagnerſchen unendlichen Melodie ſpricht als der zum Prinzip erhobenen Formloſigkeit, dem geſungenen und gegeigten Opiumrauſch, für deſſen Kultus in Bayreuth ein eigener Tempel eröffnet worden iſt. Warum ſchließt der Verfaſſer die „immer neuen ſymmetriſchen Bildungen, nach denen der muſikaliſche Sinn verlangt," ſo bald ſie von Wagner herrühren, von der Gültigkeit dieſes Satzes aus? Es bedarf gar keiner Widerlegung, daß Wagner die Formloſigkeit zum Prinzip erhoben habe. Man ſehe ſich nur einmal den Formenreichtum des „Parſifal" an! Aber man darf dieſe Form nicht an ſich ohne den ſie füllenden Wagnerſchen Geiſt betrachten, etwa wie leere Champagnerflaſchen. — Die aufmerkſame, kritiſche Lektüre des Buches ſei unſeren Leſern, welche ſich für den Gegenſtand intereſſieren, beſtens empfohlen.

## Geſang und Tonbildung.

### V. Der Anſatz (Folge).

Die langwierigen Übungen des loſen Anſatzes, die bis jetzt ausgeführt worden ſind, haben ihre Früchte gebracht. Der Kehlkopf hat ſich allmählich entwickelt, der erſt ſehr kleine Ton iſt klangvoller und die Rauheit der Stimme iſt beſeitigt worden. Das Inſtrument hat ſich überdies in ſeinen perſönlichen Eigenſchaften entwickelt; der Ton, ſo klein er auch ſei, iſt für die Stimme ganz eigentümlich, die ihn hervorbringt; eine andere Perſon könnte ihn ſchwerlich nachahmen. Endlich beginnt der Ton ſchon die Form eines Schwelltons: <> mehr oder weniger anzunehmen. Der Konſonant zeigt das Beſtreben, wie von ſelbſt mit dem Ton zu verſchmelzen. — Der Stimme fehlen nur noch Kraft und Umfang, Mängel, denen ſich leichter abhelfen läßt, als allen anderen, die zu überwinden bisher unſer Streben war.

Der Umfang einer wohlgeführten Stimme tritt nur langſam in die Erſcheinung, aber dafür mit Sicherheit. Jeder kleine Kopfton kann ſchließlich in Wohllaut verwandelt werden; es genügt dazu, ihn auf die Reſonnanzen der mitſchwingenden Böden zu baſieren. Die wichtigſten dieſer Reſonnanzen ſind ſchon vorgeführt worden; ſie durch Übung zu entwickeln, ſoll man niemals aufhören. Es können jetzt, da das Stimmorgan durch ſeine Bildung ſchon einige Strapazen ohne Schaden auszuhalten vermag, die Übungen in größerem Maße vorgenommen werden.

Es ſind das die Übungen des gefaßten Anſatzes. Sie verleihen dem Ton den Klangcharakter der Bruſtſtimme. Man ſinge erſt mezzo-forte ho mit einem ſtarken h, und laſſe dann den Konſonanten allmählich ſchwächer werden und endlich ganz verſchwinden: man hat alſo < o (o mit creſcendo) hervorgebracht. Bei dieſer Übung ſoll der Anſatz ſehr leicht ſein; er muß ſogar ſo leicht wie der loſe Anſatz werden; auf dieſe Weiſe hat man die beiden Anſätze verbunden und die größte Schwierigkeit des Geſanges, die Verſchmelzung der „Stimmregiſter," bewirkt.

Den kleinen Kopfton haben wir entwickelt, den großen Bruſtton weich und leicht gemacht, bis er die Grenze des erſten traf, nun dürfen wir es auch verſuchen, in der Mittellage den Ton los anzuſetzen und bis zum ff. anſchwellen zu laſſen. Und das ſoll, wenn auch erſt nach langer Übung, in jeder Lage der Stimme vorgenommen werden können.

Die Höhe darf nicht geübt werden, man kann aber einige Töne über der Mittelage in die Übungen hineinbeziehen; ſie entwickeln ſich allmählich von ſelbſt und können, wenn ſie ganz weich geworden ſind, denen der Mittellage beim Üben zugeſellt werden. Immer aber muß der Grundſatz gelten: Üben ſoll nicht ermüden!

Wenn die Verſchmelzung der Stimmregiſter im Gange iſt, kann man ohne Gefahr andere Vokale dazunehmen. Man verſucht, von ww bis zum a überzugehen, indem man folgende Verbindung übt.

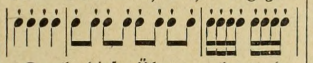
ww—u—o—oo—a—a (hell).

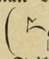
Nochmals, nicht forcieren! — Der Mund wird hier immer nach vorn geſtreckt. — Mit größter Vorſicht kann man endlich auch die hellen Vokale, die ein Sich-in-die-Breite-ziehen des Mundes bedingen, zu üben beginnen, und zwar in der Reihenfolge:

ww—u—ü—i—e—ä

Dieſe Hälfte der Tonbildung geht nur langſam von ſtatten; ſie wächſt aber mit Sicherheit ſchönen Zielen entgegen, wenn Vorſicht, Verſtand und Ausdauer ſich die Hände reichen.

Es giebt endlich noch einen Anſatz, der ſeiner Gefahr wegen erſt jetzt erwähnt werden kann; er heißt der Glottisſchlag und wird erzeugt, indem man das Inſtrument in die o Stellung bringt und plötzlich den Kehlkopf öffnet, der ſchon vorhin den Druck der Luft geſpürt hatte. So entſteht ein helles ó. Man wiederhole dieſe Übung erſt frei, dann im Takte und endlich nach der Figur:



Durch dieſe Übung erlangt der Kehlkopf die zu Koloraturen erforderliche Leichtigkeit. Wenn man vor jedem Ton eine Appogiatur (  ) ausführt, wird dieſe Übung den Triller vorbereiten. Dieſer ſoll ſich, wie alle Eigenſchaften der Stimme, von ſelbſt — durch vorſichtige Übung — entwickeln. Alles Forcierte iſt unſchön und wirkt unſchön. **Dr. P. P.**

## Lyrik.

Die Stimmbegabten und Sangeskundigen unter unſeren Leſern werden jedenfalls mit Freuden die prächtigen Neuausgaben begrüßen, welche in der Collection Litolff den Liedern von Marſchner und Mendelsſohn zu teil wurden. Das „Marſchneralbum" enthält 12 ausgewählte Lieder (Pr. 2 ℳ) darunter einige von ausgezeichneter Wirkſamkeit. Marſchner wird heute weniger geſungen. Sehr mit Unrecht. Seine Lieder ſind ſchön und edel; daß ſie in den Hintergrund getreten ſind vor dem wohlfeilen und billigen Modetand — wohlfeil und billig in geiſtiger und muſikaliſcher Beziehung, iſt wahrhaft zu beklagen. Aber ſo lange ſich die Muſikfreunde blenden laſſen von den bunten und ſchillernden Titeln, mit denen dieſe Erzeugniſſe einer leichtfertigen Begabung zu blenden ſuchen, ſo lange ſie die Erfolge bethören, welche zweifelhafte Modeſänger und Modeſängerinnen mit dieſem Tand ſich erringen, ſolange werden auch die Verhältniſſe nicht beſſer werden. Es iſt ja höchſt erfreulich, daß jede muſikaliſche und gebildete Familie auf die Pflege edler Kunſt das Hauptgewicht legt und daß Schubert, Schumann und Mendelsſohn überall zu Hauſe ſind. Aber es wird kaum irgend eine Familie geben, in die ſich nicht etwas der ſeichten, elenden Fabrikware eingeſchmuggelt hätte, mit der M. Peuſchel, Meyer-Hellmund u. a. den muſikaliſchen Markt überſchwemmen. Das Marſchneralbum empfehlen wir auf das wärmſte. Das iſt geſunde, gute Muſik, die das Herz erfreut und die Seele labt. Das Album iſt in 2 Ausgaben: für hohe und mittlere tiefe Stimme erſchienen, die Lieder von Mendelsſohn in 3 Ausgaben: für hohe, mittlere und tiefe Stimme. Der Band koſtet 2 M. Die Ausſtattung iſt prachtvoll.

## Vermiſchtes.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Über den ſagenhaften Heinrich von Ofterdingen berichtet der alte Wagenſeil in ſeinem Buche „von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt" (Nürnberg, 1697): Heinrich von Effterdingen, ſonſt (aber doch unrecht) von Affterdingen genandt, war in ſeiner Jugend an Herzog Leopolds zu Öſterreich Hof, welcher der VII. dieſes Nahmens, und Leopold der Ehrenhaffte, Honorabilis et gloriosus, genant worden, und richtete alle ſeine Lieder zu Lob und Ruhm deſſelben Fürſten, verglich ihn der Sonnen, und preiſete ihn für allen anderen Fürſten im gantzen Reich. Das verdroß die anderen Sänger und lobeten dargegen ihren Landgraf Hermann, welchen ſie dem Tag verglichen. Darüber kamen ſie in ſolchen Streit, daß ihm die anderen todt feind und ſo gram worden, daß ſie auf allerley Wege dachten, wie ſie ihn in Landgraf Hermanns Ungnade (da er ſich zuletzt aufhielte) und gar von Hofe bringen möchten, lieſſen ſich doch ſolches gegen ihn nicht öffentlich merken, ſungen aber ſtark wider ihn. Und dieſe Lieder hieß man den Krieg von Wartenburg. Einsmahls, als anno 1206, überredeten ſie ihn bei dem Trunck, und brachten ihn mit guten Worten dahin, daß er mit ihnen ſpielen mußte. Da gewonnen ſie ihm erſtlich mit Würffeln all ſein Geld ab, darnach die Meiſterſchaft, drungen ihn darauf weiter, mit ihnen zu ſpielen, alſo wer alsdann verlähre, den ſolt man henken. Als er nun da auch verlohren, und ſie nach ihm grieffen, flohe er zur Landgräfin Frau Sophien in Saal und ward alſo geſchützet, und der Krieg zwiſchen ihnen etlicher maſſen dißmal gerichtet. Doch ſtach hernach immer einer auf den andern, und wollte keiner dem andern gewunnen geben, biß letzlich, mit Bewilligung Landgraff Hermanns, die Sache in Jahresfriſt zu vergleichen, auf Meiſter Klingsohr (welchen man damals für den beſten Meiſterſinger auf der Welt hielte) geſtellet ward, auf welchen ſich auch Heinrich von Effterdingen beruffen hatte. Und er ſelbſten zog mit des Landgraffen Begehren zum Herzog in Öſterreich, welcher ihm eine Vorſchrift gab an Meiſter Klingsohren in Siebenbürgen, denſelben vermochte er, daß er mit ihm in Thüringen zog und allda dieſen Streit zwiſchen den Meiſterſingern richtete, und alſo entſcheidete, daß er Heinrichen wider die anderen Recht gab, aber doch nicht ohne Verdacht, er hätte ſolches Herrn Wolframben (von Eſchenbach) zum Verdruß und aus Haß gethan."

## Gedenktafel.

In Leipzig ſtarb am 2. Mai der hochverdiente Thomaskantor, Prof. Dr. W. Ruſt, deſſen Bild und Biographie wir in unſerer Hausmuſik (1891, Nr. 23) veröffentlichten. Ruſt hat ſich um die künſtleriſche Hebung des Thomanerchores außerordentliche Verdienſte erworben. Seine Lebensaufgabe ſah der Heimgegangene jedoch in der authentiſchen, kritiſch geſichteten Ausgabe der Werke Joh. Seb. Bachs; eine ſtattliche Anzahl der von der Bachgeſellſchaft herausgegebenen Bachbände trägt ſeinen Namen: die von ihm den einzelnen Bänden vorausgeſchickten Vorreden ſind nach Form und Inhalt klaſſiſch. Sie ſind Denkmale umfaſſender Gelehrſamkeit, ungewöhnlichen, kritiſchen Scharfſinns und peinlichſter Gewiſſenhaftigkeit in der Erforſchung der alten von Bach uns überkommenen Handſchriften. Mit der monumentalen Bachausgabe wird der Name Ruſts auch auf die Nachwelt übergehen.

## Redaktionspoſt.

**Unſere Muſikfreunde** möchten wir in ihrem eigenen Intereſſe darauf aufmerkſam machen, daß es ſich empfiehlt, mit einer größeren Muſikalienhandlung in Verbindung zu treten und ſich alle Muſikalien, bevor ſie käuflich erworben werden, erſt zur Anſicht zuſenden zu laſſen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Wer es noch nicht weiß,
Merk's für alle Zeit —:

Freudigkeit bringt Fleiß!
Fleiß bringt Freudigkeit!

## Wie lernen unſre Kleinen auswendig?

„Komm, Jürgen, wir wollen ein Liedchen ſingen."

„Bitte nicht wieder von die „fettige ßuh!""

„Fettige Schuh? Lieber Junge, was fällt dir ein?"

Nach längeren Auseinanderſetzungen wird klar, daß Jürgen das Lied meint: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? Wer deckt ſie mit ſchützenden Fittigen zu?" Da er liſpelt und ſich bei den Worten nichts zu denken vermag, ſo ſind ihm „fettige Schuh" aus den ſchützenden Fittigen geworden.

Dies Beiſpiel ſteht nicht vereinzelt da, man glaubt kaum, wie verſtändnislos oft Kinder Lieder lernen. So ſang ein Kind jahrelang mit ſeiner ſüßen kleinen Stimme: „Goldne Abendſonne wie biſt du ſo ſchön, wie Kanonenwonne iſt dein Glanz zu ſehn" (ſtatt: „nie kann ohne Wonne deinen Glanz ich ſehn"). Dieſe Beiſpiele ließen ſich verhundertfachen. Gewiß iſt es gut, das Gedächtnis frühzeitig, noch vor dem Schulbeſuch, zu üben, aber eine verſtändige Mutter muß es ſich vor allen Dingen angelegen ſein laſſen, für das Verſtändnis der Kinder paſſende Verschen und Lieder zu wählen. Keine Sprache iſt ja ſo reich an ſchönen Kinderliedern ernſten und heitern Inhalts wie gerade unſere deutſche.

Aber ſelbſt in den eigens für Kinder gedichteten Liedern dürfte es hin und wieder nötig ſein, dem kindlichen Verſtändnis durch ein erklärendes Wort zu Hilfe zu kommen. Wir können nicht dringend genug alle Mütter bitten, das nicht zu verſäumen. Die Begriffe werden auf dieſe Weiſe ſpielend bereichert und das Auffaſſungs-Vermögen geſchärft. Die Mutter kann der Schule weſentlich vorarbeiten, auf dieſe Weiſe die Kinder früh gewöhnen, aufzumerken und nach klarem Verſtändnis zu ſtreben, zwei Eigenſchaften, die ſie vorwärts bringen in Schule und Leben.

## Begleitverſe zu Topflappen, wie kleine Schulmädchen ſie häkeln.

Ein Mägdlein ſollte dir der Himmel ſchicken,
Und gab ein Söhnchen dir:
Nicht häkeln lernt der kleine Burſch, noch ſtricken,
Ein Büblein iſt er — nur zur Zier.

Was dachten wir dem Mägdlein doch zu lehren
An Strick- und Häkelkram:
Kein Wunder, daß — der Müh ſich zu erwehren —
Es lieber garnicht kam!

Doch weil dein Sohn mein Liebling ſondergleichen,
Hilft Tante Anna aus,
Und liefert die gewünſchten, roten, weichen
Topfläppchen dir ins Haus,

Daß deine zarten Finger ſanft verſpüren
Des Herdes Brand, —
Dein Knabe lerne Geiſtesflammen ſchüren
Mit freier Hand!

**Anna Klie.**

## Staub.

Unſere Denker und Forſcher im Reiche der Geſundheitspflege haben ſeit Jahren ihr Augenmerk auf die verborgenen Feinde gerichtet, die ſich mit erſtaunlicher Schnelle ſtill im Dunkeln entwickeln. Aus einem unſichtbaren Etwas geboren, greifen ſie weiter und weiter um ſich und haben bald ein Feld für ihre Unthaten gewonnen, ſo groß, ſo weit, daß der ganze Menſch ihnen oft zum unrettbaren Opfer fällt. Iſt es nun nicht auch unſere Pflicht, die Augen offen zu halten und zu fragen: wodurch können wir uns nützlich, der großen Sache dienſtbar machen? Können wir in nichts ſorgen für unſere Lungen? Gewiß. Laſſet uns vor allem reine Luft ſchaffen für ſie, ihren größten Feind, den Staub ihr möglichſt fern halten! Unſere Wohnung ſei nicht, wie das leider jetzt faſt allgemein der Brauch iſt, vollgepfropft mit einer unendlichen Menge von unnützen Dingen, mit ſchweren Vorhängen, Portieren und großen Teppichen, die nicht zu bewegen ſind, alſo auch nicht zu klopfen und von dem Übermaß des Staubes zu befreien, ſie gebe unſern Lungen Raum zu friſchem und tiefem Atmen. Öffnet den beiden Himmelsgaben, Luft und Licht, Thür und Thor und jedes Fenſter! Ohne Licht und Luft iſt kein Gedeihen für alles, was da gut ſein ſoll auf Erden. Ihre bloße Gegenwart iſt ein Feldzug gegen das Trübe, das Graue, das Schattenhafte, was uns Verderben ſchafft. Das Licht bringt es an den Tag, daß morgens, während wir ſchlummern, unſere übervollen Zimmer nur oberflächlich gereinigt wurden. In allen Ecken, auf Borden und Geſimſen, auf Möbeln und Statuen, auf Nipps und Fayencen, auf Bildern, ſelbſt auf Blumen, auf allem, was da ſteht und hängt, ſich wiegt und ſchwebt, liegt Staub! Staub! Staub! Betreten wir vom Freien her die Zimmer, ſo erſchrecken wir ſelbſt. Welch dicke Luft, wie ſchwer! wie ſchlecht! Warum aber öffnen, wenn die Vitragen und Stores, die weißen Gardinen und ſchweren Vorhänge erſt vom Mädchen zurückgeſchoben werden müſſen? Die Madame oder gnädige Frau zankt dann noch, wenn ich ſie nicht wieder ſchön herrichte, denkt Babette. Warum alſo? Ja, warum?! Weil wir Luft haben müſſen, viel Luft, reine und geſunde Luft, wenn wir ſelbſt geſund bleiben ſollen. Laſſet uns kämpfen, gegen den Staub, ihr Hausfrauen, den Staub, wo immer wir ihn finden, wir werden unſer und der Unſern Wohlſein weſentlich fördern.

**Sophie v. S.**

## Bambusmöbel mit Stickerei.

Zierlichkeit und Leichtigkeit haben den Bambusmöbeln raſch zahlreiche Freunde erworben, und vorzugsweiſe beliebt ſind dieſe leicht transportabeln Dinger für Veranda, Gartenzimmer und Balkons. — Das allerliebſte Theetiſchchen, das unſere erſte Abb. vorführt, beſteht aus den beiden Hauptplatten und zwei kleineren mobilen Seitenbrettchen. Alle Teile ſind mit Kappen aus Siamſtoff verſehen, die an den Ecken verſchnürt werden; Stickerei in Doppelkreuznaht ziert die Auflagen. Man kann ſie auch von leichterem Stoff herſtellen, der indes dann des weichen Flaums entbehrt, welcher den Siamſtoff auszeichnet. Der bequeme Seſſel hat gleichfalls, über einem Polſter, eine abnehmbare Kappe, durch Schleifen an den Stuhl befeſtigt. Die Stickerei entſpricht der des Tiſches. — Die Möbel nebſt den dazu gehörigen Stickereiteilen kann man durch den Handarbeiten-Verſand der Firma F. Ebhardt & Co., Berlin W. 62 beziehen, event. auch die Stickereiteile allein, welche ein farbig aufgetragenes Muſter aufweiſen und die man mit Wolle oder auch mit Seide und Japangold ausarbeitet. — So ausgeſtattet nimmt ſich der hübſche Tiſch gar niedlich aus und eignet ſich auch vorzüglich zu einem Geſchenk. Ganz billig ſind die Bambusmöbel ja nie, dennoch kann man die folgenden Preiſe wohl mit Recht verhältnismäßig niedrige nennen. Es ſtellt ſich der Tiſch mit den 4 Decken auf 17 Mk., mit Stickmaterial auf 20 Mk., der Seſſel mit der aufgezeichneten Stickerei (indes ohne Polſter) auf 12 Mk., mit Material 14 Mk.

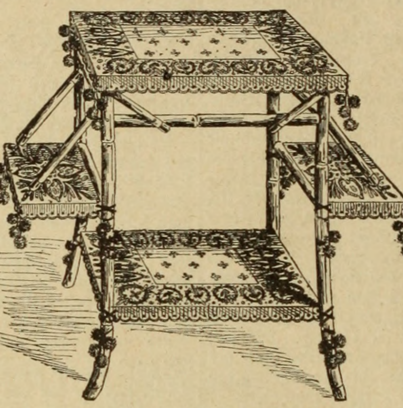


Abb. 1.

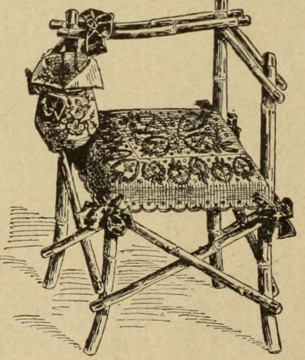


Abb. 2.

## Für die Küche.

Brotpudding. Man ſchlägt 14 Eidotter ½ Stunde mit ½ Pfd. Zucker, bis ſie ſteigen, thut dann ¼ Pfd. geſtoßne Mandeln, 14 Lot geriebenes Brot, etwas gewiegte Citronenſchale, Zimmet, Nelken und zuletzt den Schnee von 14 Eiweiß dazu. Dieſe Maſſe muß eine Stunde gekocht werden, wird warm ſerviert und ſchmeckt ſehr kräftig.

**Erika.**

## Auskunft.

Fr. 103. An Lehrerin in Cottbus. Ein Atelier für Damenſchneiderei, welches wirklich gut und ſolid geleitet wäre, hätte in Göttingen gewiß Ausſicht auf guten Erfolg.

**Frau Profeſſor O., Göttingen.**

Fr. 85. Eine Frau aus dem Erzgebirge, geſchickte Spitzenklöpplerin, ſeit kurzem in Magdeburg wohnhaft, iſt bereit, billige und ſchöne Spitzen und Einſätze zu liefern. Meter von 25 Pf. an bis 1 Mk. Adreſſe: **Meixner,** Magdeburg-Sudenburg, Leipziger Str. 15, III.

Fr. 104. Alpenveilchen muß man nach dem Ausblühen ins Dunkle ſtellen, nicht gießen, erſt Ende Juli nimmt man ſie ans Licht und giebt nur von unten ganz wenig Waſſer.

Fr. 98. Widmung zu einem Stricknadelbehälter.

Gelt, liebe Freundin, uns that man noch lehren
Den Strickſtrumpf als Handarbeit pflegen und ehren;
Wir wollen der Welt nicht den Fortſchritt verwehren,
Doch der Unſern Schritt kann den Strumpf nicht entbehren.
Wie traulich, beim Stricken
Ins Buch zu blicken,
Spazieren zu ſchicken
Beim Spiele der Sticken*)
Gedanken in Höhe und Tiefe und Ferne;
Wie plaudert man ſtrickend ſo fließend, ſo gerne!

So laß mich den ſorgenden Schweſterhänden,
Die fleißig die Stricknadeln drehen und wenden,
Dies Täſchchen als Hülle derſelben heut' ſpenden
Und dazu die herzlichen Wünſche dir ſenden:
Wie in ebenen Ringen
Die Maſchen ſich ſchlingen,
Zu erwünſchtem Gelingen
Dein Liebeswerk bringen,
So vollende nach Wunſch ſich ausnahmelos,
Was du auch beginneſt, ſei's klein oder groß.

---

*) Norddeutſcher Ausdruck für Stricknadeln.

**Anna Ecke.**

## Fragen.

112) Wie entfernt man Flecken aus einem imprägnierten Mantel? Terpentin und guter Spiritus nimmt wohl etwas, aber nicht alles fort. **X.**

114) Iſt jemand unter den gefälligen Leſerinnen ein Mittel gegen vorzeitiges Ergrauen der Haare bekannt? Selbſtverſtändlich müßte es unſchädlich und kein Farbemittel ſein.

**Eine Ratloſe.**

115) Weiß wohl jemand ein Gedicht zur Feier einer ſilbernen Hochzeit, das von einem Mädchen von 14 und einem Knaben von 11 Jahren vorgetragen werden könnte; angenehm wäre es, wenn es in einer Art von Dialog beſtände, in welchem beide abwechſelnd auftreten würden.

**Abonnent in Odeſſa.**

116) Laſſen ſich Meubles aus Ahornholz beizen, ſo daß ſie das Ausſehen ſolcher von Nußbaumholz erhalten.

**Langjährige, treue Daheimleſerin in Erfurt.**

117) Könnte eine der geehrten Leſerinnen mir einige Theaterſtücke für 3—4 junge Mädchen nennen? Im voraus beſten Dank.

**Langjährige Abonnentin.**

118) Ich bitte freundlich um gütige, auf Erfahrung begründete Empfehlung einer guten, unter gewiſſenhafter Leitung eines erfahrenen Arztes ſtehenden orthopädiſchen Heilanſtalt — am liebſten in Rheinland-Weſtfalen oder den angrenzenden Provinzen — in welcher ein 18jähriges Mädchen, welches nicht gut gehen kann, geeignete Behandlung und Aufnahme in einer guten Familie fände? **T. W.**

119) Könnten gütige Daheimleſer mir nicht ein Gedicht mitteilen, welches ſich für eine junge Frau zur ſilbernen Hochzeitsfeier ihrer Eltern eignet? Im voraus beſten Dank.

**Oſtfrieſin.**

120) Weiß keine der Leſerinnen ein Mittel gegen das Schnarchen?

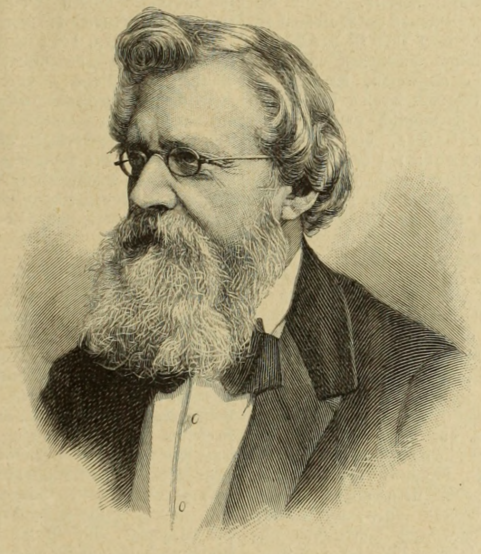
**Eine, die daran leidet.**

Daheim
XXVIII. Nr. 35. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1892.
28. Mai 1892.

# Aus der Zeit — für die Zeit.

## Profeſſor A. W. von Hofmann †.

Mit dem am 6. Mai aus dem Leben geſchiedenen Geheimen Rat Profeſſor Auguſt Wilhelm von Hofmann hat die Berliner Hochſchule einen ihrer hervorragendſten Gelehrten und Forſcher verloren. Ein Lungenſchlag ſetzte dem unermüdlichen Manne ein plötzliches Ziel, der trotz ſeiner vierundſiebenzig Jahre körperlich und geiſtig friſch geblieben war und von den Beſchwerden des Alters ſo wenig gedrückt wurde, daß er noch im vorigen Jahre die unerhörten Strapazen über ſich ergehen laſſen konnte, welche die Huldigungen der geſamten civiliſierten Welt gelegentlich ſeines fünfzigjährigen Doktorjubiläums dem Gefeierten auferlegten. Auch am Todestage ſelbſt noch hatte der Verſtorbene bis nach neun Uhr abends im Senatsſaal der Univerſität an der Prüfung zweier Chemiker teilgenommen, eine halbe Stunde ſpäter verſchied er ſchmerzlos im Kreiſe ſeiner Familie. Profeſſor von Hofmann war am 8. April 1818 in Gießen geboren. Erſt nachdem er mehrere Jahre an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt philologiſchen und juriſtiſchen Studien obgelegen hatte, führte der berühmte Juſtus von Liebig ihn der Chemie zu. Noch während ſeines Univerſitätsſtudiums in Gießen veröffentlichte Hofmann ſeine beiden erſten chemiſch-wiſſenſchaftlichen Arbeiten über die Baſen des Steinkohlenteers und die Metamorphoſen des Indigos. Im Frühjahr 1845 habilitierte ſich Hofmann als Privatdozent an der Univerſität Bonn und ſchon im Herbſt desſelben Jahres wurde er zum außerordentlichen Profeſſor ernannt. Drei Jahre ſpäter folgte er einem Rufe nach London an das neu begründete Royal College of Chemistry, und die hier unter ſeiner Leitung ſtehende chemiſche Schule nahm ſchnell einen ſo ungewöhnlichen Aufſchwung, daß die engliſche Regierung 1853 ſie der Bergakademie einverleibte. Zwei Jahre ſpäter wurde ihm neben ſeiner Profeſſur auch noch das Amt eines Wardeins an der königlichen Münze übertragen. Nach ſechszehnjährigem, an Erfolgen ungewöhnlich reichem Aufenthalt in England gelang es der preußiſchen Regierung, den verdienten Gelehrten dem Vaterlande zurückzuerobern. Sie bot ihm eine Profeſſur in Bonn an, die Hofmann im Jahre 1864 annahm; aber ehe noch das für ihn beſtimmte große neue Laboratorium ganz vollendet war, folgte Hofmann einem weiteren Rufe als Profeſſor der Chemie nach Berlin. Seit dem Frühjahr 1865 hat Profeſſor von Hofmann bis an ſein Lebensende hier den chemiſchen Unterricht geleitet. Von den Forſchungen und Entdeckungen Hofmanns ſind eine große Anzahl der Induſtrie von außerordentlichem Nutzen geweſen, und einzelne, wie ſeine Begründung und Ausbildung der Teerfarbenfabrikation, haben ganz neue Induſtriezweige geſchaffen, die einer großen Anzahl von Arbeitern Beſchäftigung geben und nicht wenig zur Hebung des Nationalwohlſtandes beigetragen haben. Als Lehrer war er einer der beliebteſten an der Berliner Univerſität; er verſtand es, ſeine Vorleſungen intereſſant zu machen, ſie mit manchem hübſchen Scherzwort zu durchſetzen und ihre Anſchaulichkeit durch die überraſchendſten Experimente zu ſteigern. So zogen ſeine Vorleſungen ſtets nicht nur die Fachſtudierenden an, ſondern auch Hörer, die nur Liebhaberintereſſe zu ihm trieb. Auch Kaiſer Wilhelm I. liebte es, ſich von Zeit zu Zeit ein Privatiſſimum durch den berühmten Gelehrten halten zu laſſen. Kaiſer Wilhelm II. hatte Profeſſor Hofmann den Adel verliehen; es war eine der letzten von den vielen Auszeichnungen, die dem Verſtorbenen während ſeines reichen Lebens zu teil wurden.



Profeſſor A. W. von Hofmann.

Zur Unterhaltung: — in der Familie — auf der Reiſe — in Bädern — in Sommerfriſchen:

Daheim-Bibliothek: Wohlfeile, eleg. Sammlung guter Romane für die Familie

I. Band:
Fremdes Blut. Roman von Doris Freiin v. Spaettgen.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

II. Band:
Um jeden Preis. Novelle von Germanis.
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

III. Band:
Der Geiger von Thun. Roman von A. v. Freydorf.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

IV. Band 1. u. 2. Teil:
Gepa. Roman von Carl Bömers. Zwei Teile.
Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 M.

V. Band:
Der Sternburger Kreis. Roman von Germanis.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

VI. Band:
Auf der Dobenau. Roman von E. von Wellnitz.
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

VII. Band:
Pfadfinder. Zwei Erzählungen von Bernhardine Schulze-Smidt.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

VIII. Band:
Er lebt! Eine Erzählung von Bernhardine Schulze-Smidt.
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

IX. Band:
Die zweite Mutter. Von Henry Gréville.
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

X. Band:
Das Fritzche. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M

XI. Band:
Ein tapferes Herz. Roman von Jacques Vincent.
Ein Band elegant gebunden Preis 1 M 50 ₰.

XII. Band:
Onkel Piper von Pipersberg.
Roman von Taſma.
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder die Verlagshandlung: Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Was Achtung anbetrifft und Pflicht, —
Vergiß dich nicht!

Was Edelſinn betrifft indeſſen —
Heil denen, die ſich ſelbſt vergeſſen!

## Der Süßen Süßes.

Begleitverſe zu einem, ſtatt Blumenſtraußes, gewidmeten Konfektkäſtchen.

Gleiches, Liebſte, wird mit Luſt,
In den meiſten Fällen
— Ob bewußt, ob unbewußt —
Gleichem ſich geſellen.

Holder Blumen ſchönſter Platz,
Den ich rings erſchaue,
Sind die weichen Locken, Schatz,
Einer ſchönen Fraue.

Ach, die Blumen welken ſchnell,
Und nach kurzen Stunden
Hin ſind Form und Farben hell
Und der Duft geſchwunden.

Statt des Blumenſtraußes naht
Hier ſich das Reelle,
Daß es treu ſich, früh und ſpat
In den Dienſt dir ſtelle.

Weil's nach der Verwandtſchaft Zug
Süßes zieht zum Süßen,
Legt dies Käſtchen ſich mit Fug,
Süße, dir zu Füßen!

**M. K., Poſen.**

## Maitrank und Erdbeerbowle.

Gegen nichts hege ich ein größeres Mißtrauen — als gegen Bowlen, ausnahmsweiſe ſtimme ich hier mit einem alten Feinſchmecker überein, welcher mir bei jeder Gelegenheit erklärt, daß die wenigſten Menſchen es verſtehen, eine Bowle kunſtverſtändig und richtig zu brauen! Die nachſtehenden Angaben möchte ich auch den Herren der Schöpfung, die gemeiniglich die Bowlen bereiten (zuſammenmanſchen ſagte mein Feinſchmecker verächtlich), zur Beherzigung empfehlen! Vor allen Dingen braucht man zu jeder guten Bowle auch einen guten Wein, nicht etwa einen ſauren Moſel, den die Weinhändler ſo oft als „Bowlenwein“ anpreiſen. Hauptſächlich nehme man einen leichten guten Rheinwein zur Bowle, doch dient es oft zu deren weſentlicher Verbeſſerung, wenn man ihr zuletzt eine Flaſche ſchweren Rheinwein und, wo es der Geldbeutel geſtattet, eine Flaſche deutſchen Schaumwein zuſetzt. (Für eine einfache Familienbowle kann man halb Rhein-, halb guten Apfelwein nehmen, den Schaumwein durch etwas kohlenſaures Waſſer, nicht Selterswaſſer, welches ſeiner Salze wegen überhaupt nicht empfehlenswert iſt, und $^1/_2$ Flaſche Fruchtſchaumwein, bei der Erdbeerbowle ſpeziell durch eine halbe Flaſche Röderſchen Erdbeerſchaumwein erſetzen.) Was den richtigen Zuckerzuſatz anbetrifft, ſo geht über „ſüße“ oder „herbe“ Bowlen der Geſchmack weit auseinander, man wird ſich alſo bei der Bereitung der Bowle lediglich nach der Geſchmacksrichtung ſeiner Gäſte richten. Wohl aber iſt es dringend zu empfehlen, niemals den ſogenannten „Streuzucker“ zum Verſüßen zu benutzen, er verdirbt den beſten Wein; man wähle die beſte Raffinade und ſtelle einen Zuckerſyrup her, indem man 1 k reinen Zucker mit $^1/_2$ l Waſſer zum Kochen bringt, ihn fünf Minuten kocht, ihn durch eine gebrühte Serviette gießt und in kleine Fläſchchen füllt. Wenn dieſe Flaſchen gut verkorkt ſind, kann man den Syrup lange halten und hat ihn ſtets zur Hand. 100 g Zucker ſind gleich 1 Weinglas dieſes Zuckerſirups. Zur Maibowle nehme man nicht ganz friſch gepflückten Waldmeiſter, da dieſes würzige Kraut das meiſte Aroma entwickelt, wenn es ein wenig welk iſt. Man nimmt auch nur die zarteſten Blätter. Das Maikraut darf nur wenige Minuten in die fertige Bowle (am beſten in einem Bowlenſieb) getaucht werden, damit der Maitrank nicht unangenehm ſtark ſchmeckt. Zur Maibowle iſt meinen vielfachen Erprobungen nach auch kein ſchwerer Wein nötig, auch weder der Zuſatz von Rotwein, der oft empfohlen wird, noch von Schaumwein von beſonderem Vorteil. Andere am Rhein und in manchen anderen Gegenden gebrauchte Kräuter, wie Meliſſen-, Pfeffermünz-, ſchwarze Johannisbeerblätter, Apfelblüten und Citronenſcheiben ſind ebenfalls nicht empfehlenswert, da ſie den lieblichen Geſchmack des Waldmeiſters aufheben. Viel eher iſt das Hinzufügen einiger Scheibchen entkerner Apfelſinen anzuraten, da ihr Geſchmack ſich dem Aroma des Waldmeiſters harmoniſch anpaßt. Zur Erdbeerbowle, die mindeſtens vier Stunden vor dem Auftragen angeſetzt werden muß, iſt im Gegenſatz zum Maitrank der Zuſatz zweier Flaſchen feurigen Rheinweins auf acht Flaſchen leichten Wein, ſowie ein Hinzufügen einiger Flaſchen Schaumwein ſehr zu empfehlen. Man darf zu einer wirklich feinen Erdbeerbowle nicht alle Erdbeeren ſogleich anſetzen, ſondern muß ein Drittel der Früchte etwa, nachdem man ſie mit feinſtem Puderzucker langſam ſo lange geſchwenkt, bis ſie wie kriſtalliſiert ausſehen, verdeckt bis kurz vor dem Auftragen der Bowle zur Seite ſtellen. Die übrigen Erdbeeren, die ganz friſch gepflückt und möglichſt ungewaſchen verwendet werden ſollen, werden mit etwas Zuckerſirup angefeuchtet und mit dem leichten Wein langſam übergoſſen (man probiere übrigens jede Flaſche Wein, damit man nicht durch eine nach dem Pfropfen ſchmeckende Flaſche ſeine mit ſolcher Sorgfalt gebraute Bowle verdirbt) und dann zugedeckt drei Stunden kühl geſtellt, die ausgezogenen Erdbeeren dann entfernt, die friſchen Früchte nebſt dem ſchweren Wein ſowie dem Sekt hinzugegeben und die Bowle zuletzt, wenn es nötig erſcheinen ſollte, mit Zuckerſirup nachgeſüßt. Sind beide Bowlen, wie beſchrieben, tadellos geraten, wobei ich zum Schluß nicht verſäumen möchte, meine Leſerinnen mit drei dicken Ausrufungszeichen vor jeglichem Zuſatz von „Arrak, Rum oder Cognac“ zu feinen Bowlen zu warnen, ſo iſt die richtige Temperatur der Bowle noch ein wichtiger Punkt. Man darf die Bowlen im Frühling niemals ſo ſtark kühlen wie im heißen Sommer, denn obwohl eine gute Bowle kalt ſein ſoll, darf ſie doch nicht beim Trinken ein unangenehmes Kältegefühl erregen. Man kann alſo die richtige Temperatur nach Graden nicht ganz genau angeben, doch wird man in der Regel je nach der Wahl ſchwererer oder leichterer Weine ſich nach der Temperatur richten können, die nach „Dr. Wiel“ für dieſe Weine am geeigneteſten iſt, nämlich 10—12° R. für leichte, 8—10° R. für ſchwere Rheinweine. — Zür Kühlung von Bowlen ſind die käuflichen Bowlenkühler, die leicht eingehängt und wieder entfernt werden können und in ihrem Innenraum das mit Hilfe einer Spicknadel möglichſt fein zerkleinerte Eis aufnehmen, am zweckmäßigſten, doch kann man in Ermangelung derſelben auch eine peinlich ſaubere Flaſche mit Eisſtückchen füllen und hineinſtellen. In letzterem Falle muß man jedoch beim Auftragen die Bowle in einen großen Kühler mit Eis ſetzen, um ſie kühl zu halten, was bei dem Bowlenkühler nicht nötig iſt, der ruhig in der Bowle hängen bleibt und nur einmal eventuell mit friſchem Eis gefüllt wird. — Wer aber ſo glücklich iſt, einen ſtolzen Bowlenkühler zu beſitzen, der wird die Bowle auch in ihm auftragen, denn was könnte im Herzen der „bowlenliebenden“ Gäſte (ich ſchließe hierbei unſer weibliches Geſchlecht ausdrücklich ein!) ein angenehmeres Gefühl bevorſtehenden Genuſſes erregen, als ſolche Bowle, welche die Hand des ſchönheitsliebenden Töchterlein des Hauſes mit einem dichten Kranz duftender Frühlingsblüten umwunden hat?

**Luiſe Holle.**

## Die Eismaſchine.

Mit dem Eintritt der warmen Witterung mehrt ſich das Durſtgefühl. Ein kühles Glas Limonade, ein Trunk kalten Bieres wird uns zum Labſal. Am erquickendſten iſt aber das Eis. Seitdem ich im Beſitz einer Eismaſchine, Syſtem Profeſſor Meidinger, bin (Preis 8,40 Mark), Größe 2, habe ich nie mehr Eis beim Konditor beſtellt, habe zu Geſellſchaften wie am Familientiſch mit Stolz ſelbſtfabriziertes Eis vorgeſetzt, und ſo hat ſich die Maſchine bald bezahlt gemacht, da die Koſten bei Selbſtbereitung des Eiſes viel geringere ſind, wie beim Konditor und wie ſich die meiſten meiner Mitleſerinnen wahrſcheinlich denken. — Die Maſchine iſt eine automatiſche; die Bedienung, wenn ſie pünktlich nach Vorſchrift mit kleingeſchlagenem Roheis, Viehſalz und Salzlöſung gefüllt wurde, ſehr mühelos. Die hübſche Ausſtattung der Maſchine erlaubt es uns, ſie im Zimmer zu haben. Hat man die zu gefrierende Maſſe eingefüllt und den Deckel geſchloſſen, ſo beſteht die weitere Handhabung in nichts anderem, als zwei- bis dreimal das Eis zu „ſpachteln“, d. h. mit einem Spachtel aus Holz von der Form ungefähr eines langen Meſſers, die am Rand des Trichters bereits feſtgefrorenen Teilchen abzuſtoßen und das Ganze gut durchzuſtampfen. Je nach Beſchaffenheit der Crême (Crêmes mit vielen Eiern frieren leichter, als ſolche, die nur aus Fruchtſäften beſtehen) kann man bereits nach $^1/_2$—1 Stunde eine zum Stürzen bereite feſte Maſſe in der Maſchine finden. Geſtürzt wird das Eis durch ſekundenlanges Eintauchen des Trichters in heißes Waſſer. Es empfiehlt ſich, eine kleine Serviette oder ein Tortenpapier auf die Schüſſel zu legen, auf welche man das Eis ſtürzt, denn dieſes fällt oft mit ſolcher Wucht, daß Kryſtallteller z. B. das Gewicht nicht aushalten und mir mehrfach geſprungen ſind. Die obenerwähnte Maſchine faßt ein Liter zu gefrierende Flüſſigkeit, eine für 12 Perſonen ausreichende Portion; natürlich kann man auch weniger gefrieren laſſen. An Roheis ſind erforderlich 5 Pfund, bei heißem Wetter 6 Pfund, ferner 3 Pfund Viehſalz, welches jedoch getrocknet und nochmals gebraucht werden kann.

| | | |
|---|---|---|
| 6 Pfund | Roheis | = 30 Pfg. |
| 3 „ | Viehſalz | = 15 „ |
| | | 45 Pfg. |

Die weiteren Ausgaben richten ſich natürlich nach der Qualität der Crême. — Ein wohlſchmeckendes Kaffeeis gibt folgendes Rezept: Eine Taſſe Kaffeeextrakt aus $^1/_4$ Pfund (50 Pfg.) nicht zu dunkel gebranntem Kaffee, $^3/_4$ Liter Milch (15 Pfg.), 6 Eigelb (36 Pfg.), Zucker für 15 Pfg., Geſamtkoſten: 1,16 Pfg. + 45 Pfg. (ſiehe oben) = 1,61 Pfg. — Schokoladeeis: $^1/_4$ Pfund Schokolade Menier 40 Pfg., Milch 15 Pfg., 4 Eier 24 Pfg., Zucker 10 Pfg. = 89 Pfg. — Vanilleeis: $^3/_4$ Liter Milch 15 Pfg., $^1/_2$ Pfund Zucker 19 Pfg., 1 Stange Vanille 40 Pfg., 8 Eier 48 Pfg. = 1,22 Pfg. — — Nimmt man ſüßen Rahm ſtatt Milch, ſo verbeſſert ſich der Wohlgeſchmack bedeutend. — Von Schlagſahne gebraucht man nur $^1/_2$ Liter. Delikate Miſchungen ſind die folgenden: 1. Schlagrahm, Zucker, durch ein Sieb getriebene Erdbeeren. 2. Schlagrahm, Zucker, Maronenpuree. 3. Schlagrahm, Ananas durch ein Sieb getrieben, Zucker. 4. Schlagrahm, geſtoßene Haſelnüſſe, Zucker u. ſ. w. Vorzüglich läßt ſich ferner Eiskaffee, Eislimonade, Ponche romain u. dergl. herſtellen. Ein gutes Champagnereis in Gläſern zu ſervieren beſteht aus: 1 Pfund geläutertem Zucker, 4 geſchlagenen Eiweiß, 1 Taſſe Arrak, $^1/_2$ Flaſche Apfelweinchampagner. — Übung macht auch hierin den Meiſter; man erſinnt neue Zuſammenſtellungen, und ſo gewährt uns die Eismaſchine nicht allein materiellen Nutzen, ſondern auch viel Vergnügen. Auch ſei zum Schluß noch erwähnt, daß ſich dieſelbe in Krankheitsfällen, zum Kaltwerden und Kalterhalten von Medizinen, Fleiſchſaft u. dergl. bewährte.

**N. N. in S.**

## Moderne Jabots.

Die Mode begünſtigt dieſen Sommer Jabots in allen Formen und Farben, welche zu den offenen Jacketts auf der Promenade getragen werden und bei der einfachen Form der Paletots und Kleiderröcke nicht wenig dazu beitragen, dem Anzug einen zierlichen, eleganten Anſtrich zu geben. Am hübſcheſten wird ſtets ein einfarbiger, dunkler Rock zu einem ſchwarzen Jackett ausſehen, deſſen Ausſchnitt mit einem hellen Jabot verſehen iſt. Trägt man dagegen ein buntes oder karriertes, oder großgemuſtertes Kleid zu hellem Jackett, ſo rate ich, ſich möglichſt an die Grundfarbe des Kleiderſtoffes zu halten und danach

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

das Jackett zu wählen, damit der Anzug nicht zu grell wird.

Das Material für unſeren Toilettenartikel iſt Wollmuſſeline oder Batiſt, von dem man 50—100 cm braucht, je nach der mehr oder weniger eleganten Ausführung des Jabots. Am zweckmäßigſten iſt es, beim Zuſchneiden ſich erſt einen 8—10 cm breiten Streifen von der Breite des Stoffes abzutrennen, für die Verzierung des Latzes vorn herunter beſtimmt. Aus dem übrigen Stoff wird der Latz ſelbſt und der Kragen hergeſtellt; erſterer iſt ein viereckiges Stück Zeug, ſo lang, wie der Reſt noch iſt, aber nur ſo breit, daß der Kragen, reſp. ein Reſervekragen — da der Kragen bei hellen Stoffen leicht unſauber wird — aus der Breite des Stoffes abfällt. Der Latz wird an den Längsſeiten geſäumt; am unteren Ende mit einem Zugſaum verſehen, durch den ein Schnürchen geleitet wird, welches um die Taille gebunden wird; am oberen Rande wird der Latz ſpäter etwas ausgeſchweift dem Kragen angeſetzt. Zur Herſtellung desſelben iſt ein gutſitzender Stehkragenſchnitt erforderlich, welcher nicht vorn, ſondern im Rücken geſchloſſen wird. Der Kragen wird am beſten aus zwei Hälften beſtehend gearbeitet, über doppelter Steifgazeeinlage, jeder Teil für ſich, welche, nachdem ſie mit dem Stoff überzogen ſind, vorn unſichtbar zuſammengefügt werden. Der Schluß geſchieht durch kleine Perlmuttknöpfchen und Zwirnöſen, oder Haken und Oeſen. Die Weite des Kragens muß genau über dem Kleiderkragen abgepaßt werden, da ein gutſitzender die Hauptbedingung für ein nettes Jabot iſt. Der Kragen wird mit einem leichten Futter — Mull — auf der Rückſeite verſehen, doch erſt, wenn das Latz an den Kragen gefügt wird. Ehe letzteres aber geſchieht, wird der Latz verziert. Dies kann auf die verſchiedenſten Arten geſchehen. Am einfachſten iſt es, den Streifen an den Längsſeiten in Bogenzäckchen ausſchlagen zu laſſen, den Streifen in der Mitte einzureihen, dem Latz vorn herunter aufzuſetzen und letzteren dem Kragen anzufügen. Etwas mühſamer aber auch eleganter iſt ein languettierter Streifen, entweder nur auf einer Seite oder auch auf beiden Seiten. Am hübſcheſten für die Languetten nehmen ſich die Schablonen aus, bei welchen drei kleine Bögelchen zuſammen einen größeren Bogen bilden. Das Ausbogen geſchieht mit Filoſelleſeide, aber nur mit einfachem Faden, auch werden die Bogen nicht vorgezogen oder unterlegt, weil ſonſt der Streifen zu ſchwerfällig wird. Die languettierten Streifen werden ebenfalls kraus dem Latz aufgeſetzt; iſt der Streifen nur auf einer Seite gebogt, ſo wird eine Leiſte über den Anſatz gelegt und zwar eine tiefe Falte in den Latz geplättet, der Streifen darunter geſchoben und feſtgenäht. Die Leiſte und der Kragen — an den Außenrändern und in der Mitte herunter — können mit Zierſtichen verſehen werden. Sehr gut ſieht auch ein Pliſſeeſtreifchen vorn herunter aus. Noch aparter wirkt ein oben am Kragen angebrachter kurzer Schlips aus Stoff, darunter eine breite Leiſte, mit Schnürlöchern verſehen, durch welche eine farbige, ſeidne Schnur regelrecht geſchnürt wird, dieſelbe wird am unteren Ende unſichtbar befeſtigt. Die Schnürlöcher erbeitet man wie bei Weißſtickerei, nur mit Seide, und zwar ſtehen immer in Zwiſchenräumen 2 Paar Löcher übereinander, ſo daß beim Schnüren ein Kreuz entſteht, dem bis zum nächſten ein Zwiſchenraum folgt. Der Schlips kann auch weggelaſſen werden, und dafür die Leiſte von unten nach oben geſchnürt, die Schnurenden in eine Schleife gebunden, deren Enden mit paſſenden Pompons verziert werden. Den einfachen Stehkragen kann man mit einem darüber fallenden Pliſſee verſehen. Zu dem Schlips paßt beſſer ein Klappkragen mit langen, ſpitzen Ecken. Beim Anlegen des Jabots wird der Latz vorn etwas und die Taille geſchoben, die Schnürchen im Rücken gebunden, der Stoff aber möglichſt nach vorn geſchoben, dann macht das Jabot den Eindruck einer unter dem Jacket getragenen Bluſe. Ein anderer, eleganter Abſchluß des Latzes unten iſt ein Medicisgürtel, der genau nach der Figur gearbeitet und mit Zierſtichen verſehen wird.

Sehr geſchmackvoll fand ich es, wenn Jabot und Hutgarnitur miteinander harmonierten z. B. ſah ich ein crême Jabot mit Vergißmeinnicht bedruckt, mit Pliſſee garniert zu einem Hütchen mit gleichen Blumen; ebenſo ein crême Jabot mit Veilchenmuſter, olive gebogt zu einem Spitzenhut mit Veilchen garniert u. ſ. w. Zu einem weißen Herrenſtrohhut mit ſchwarzem Bande gefiel mir ſehr ein weißes Jabot mit ſchwarzen Pünktchen, ſchwarz languettiert. Zu einem Strandhut mit hochroter Garnitur paßte ebenſo hübſch ein rotes Jabot mit ſchwarzen Streifen, ſchwarz gebogt und geſchnürt, mit Pompons. Sehr zart und äußerſt elegant iſt ein crême Surahjabot, abwechſelnd blau und roſa gebogt, am Kragen einen Schlips mit roſa und blauen Pünktchen, die man ſich aufzeichnet und ſtickt.

**E. Grethe.**

## Handarbeit.

Schwarze Strümpfe werden von der Mode bevorzugt. Um denſelben ein elegantes ſauberes Anſehen zu geben, ſtrickt man Hacken und Spitze derſelben von hellem Garn. Sehr hübſch macht ſich zu ſchwarzer Wolle ein zartes Hellgrau. Zu beachten iſt dabei, daß das erſte Drittel des Hackens ſchwarz geſtrickt werden muß, da ſonſt die helle Farbe aus einem niedrigen Schuh herausſehen würde. Ein anderes Verfahren beſteht darin, die Sohle des Strumpfes ebenfalls von hellem Garn zu ſtricken, was nicht nur hübſch und praktiſch iſt, ſondern auch im Winter den Fuß wärmer hält. Nachdem die Beinlängen wie gewöhnlich kraus und ſchlicht geſtrickt worden ſind, ſtrickt man mit ſchwarzer Wolle noch etwa ein Drittel des Hackens, nimmt die Randmaſchen desſelben auf die vorderen Nadeln und arbeitet nun hin und zurückgehend die vordere Seite des Strumpfes, kraus und ſchlicht ſtrickend zwiſchen den beiden ſeitlichen Abnahmen. Es wird nur rechts abgenommen und zwar nur ſo lange, daß noch zwei der aufgenommenen Randmaſchen ſtehen bleiben. Iſt die Länge bis zur Spitze erreicht, ſetzt man den ſchwarzen Faden ab und legt die graue Wolle am Hacken an. Nachdem derſelbe fertig iſt, auch die Randmaſchen aufgenommen ſind, ſtrickt man glatt weiter bis zum Anſchluß an das Abnehmen des Vorderteils, nimmt noch die nötigen Maſchen ab und arbeitet nun die Sohle ebenſo lang, wie das Vorderteil, worauf man beide Teile zuſammennäht, genau Maſche um Maſche faſſend und der Haltbarkeit wegen zweimal durch eine jede ſtechend; auch kann man dabei die Maſchen doppelt faſſen. Die Spitze wird dann ganz grau geſtrickt. Daß derartiges Stricken der Strümpfe für ein ſpäteres Ausbeſſern ſehr vorteilhaft iſt, leuchtet ſofort ein, man kann Hacken, Sohle und Spitze erſetzen, ohne auch den oberen Teil des Füßlings erneuern zu müſſen, und die geringe Mühe mehr, welche man vorher hatte, macht ſich dann belohnt.

**Frau Paſtor L.**

## Der Schlüſſelkorb.

### Eine häusliche Tragikomödie.

Scene: Mamas Wohnzimmer. Mama iſt mit Briefſchreiben beſchäftigt.

**Kurt** (lebhaft hereinſtürmend): „Mama, Mama, bitte, gieb mir den Schlüſſel zur Gerätkammer, ich will mir Rechen und Schaufel holen!“

**Mama** (ohne ſich umzuwenden): „Reich mir mal meinen Schlüſſelkorb her, er muß da auf der Kommode ſtehen.“

**Lene,** das Hausmädchen: „Frau Major, dürfte ich wohl um friſche Handtücher für Frl. Bertha bitten? . . . .“

**Kurt:** „Mama, der Schlüſſelkorb ſteht nicht da, ich ſehe ihn auch nicht im Zimmer.“

**Hans** (rufend): „Mama, die Waſchfrau will auf den Speicher und der Schlüſſel iſt in deinem Schlüſſelkorb, du haſt ihn geſtern abgezogen!“

**Mama** (noch ruhig): „Ja doch Kinder, ja, ich muß nur erſt meinen Schlüſſelkorb haben. Lene, ſehen ſie mal zu, wo er ſteht.“

Pauſe. Suchen.

**Mama** (aufgeregt werdend): „Hat ihn denn niemand geſehen? Ich hatte ihn doch noch vor einer Stunde, als ich die Winterſachen in die Kommode packte!“

(Allſeitiges Suchen an allen nur möglichen und an den unwahrſcheinlichſten Plätzen).

Unterdeſſen erſcheint:

**Der Hausherr:** „Liebe Frau, willſt du mir wohl mal den Schlüſſel zum Silberkaſten . . . . . . . . (lächelnd, ironiſch) aha, der Schlüſſelkorb ſcheint mir wieder ohne Urlaub abweſend zu ſein! . .“

**Rieke,** die Köchin: „Madame, hier iſt der Poſtbote mit einem Packet mit Nachnahme, Kalbskeule 9 Pfd. ohne Bein macht 5 Mk. 65 Pf.

**Mama** (in großer Aufregung): „Ach gehen ſie nur, Rieke, ich habe eben kein Geld, mein Portemonnaie iſt im Schlüſſelkorb und der iſt nicht zu finden.“

**Rieke** (weinerlich): „Aber, Madame, der Poſtbote wartet, und — ich werde ihm doch die ſchöne Keule nicht wieder mitgeben.“

**Hausherr:** „Siehſt du mein Kind, wenn du dich an ein Schlüſſelſchränkchen gewöhnen wollteſt oder den Schlüſſelbund am Gürtel tragen wie deine Tante Emma, ſo . . . . . . . . . .“

**Kurt:** „Papa, Mama, ich laufe zum Schloſſer.“

Mama iſt ſo geknickt, daß ſie nicht mehr antwortet; plötzlich, wie einer innern Erleuchtung folgend, eilt ſie zur Kommode. Sie zieht das oberſte Schubfach auf und — — neben Muff und Pelzkappe ſteht:

— „Der Schlüſſelkorb.“ —

NB. Wiederholungen des Stückes finden unter Umſtänden täglich ſtatt.

Dem Haustheater als Luſtſpielſtoff empfohlen. — Die Idee, daß die Verwickelungen ſich aus einem verſtellten Schlüſſelkorb ergeben, dürfte noch nicht abgenützt ſein.

**Eine Mitwirkende.**

## Aus der Kinderſtube.

Klein-Käthe ſteht bei der Mutter und hört zu, wie ein fremdes Kind derſelben eine Beſtellung an den Hausvater ausrichtet und dabei den vertrakten Titel „Superintendent“ nicht über die Lippen bringen kann. Erſtaunt wendet ſie ſich da zur Mutter: „Mutter, die kann noch nicht einmal ‚Wuppadent‘ ſagen.“

## Für das „Herbergsbuch“ des Hauſes:

Ein Gaſt war einſt der Herr auf Erden,
Als Gäſte pilgern wir auch hier,
Wollt Gäſte ihr des Himmels werden,
Nehmt auf den Gaſt an eurer Thür.

## Für die Küche.

Schwediſche Kohlſuppe. Ein Weißkohlkopf wird in ganz feine Streifen geſchnitten. In einen großen Suppentopf legt man drei Stiche Butter, bräunt ſie und verrührt ſie mit zwei Eßlöffelchen voll Sirup. Man füllt nun den Topf mit Kohl, bis er zu zwei Dritteilen gefüllt iſt, thut reichlich Pfeffer daran und gießt ſo viel Fleiſchbrühe, die aber nicht ſehr ſtark zu ſein braucht, hinzu, bis der Topf voll iſt. Die Suppe muß drei Stunden kochen; ſollte ſie zu ſehr einkochen, ſetzt man Waſſer und ein wenig Fleiſchextrakt, nach Bedarf auch Salz dazu. Paſſendes Fleiſchgericht dazu iſt geſalzenes Schweinefleiſch.

Moc-Turtle Ragout. Hierzu läßt man ſich einen Kalbskopf beim Schmied abſengen, dann ſchneidet man die Augen heraus, zerteilt den Kopf, löſt die Zunge heraus und ſäubert ihn recht tüchtig, darauf bringt man denſelben mit reichlichen Suppenkräutern und Salz zu Feuer, ebenfalls die Schnauze wie Ohren eines Schweinekopfes, alles recht weich gekocht. Wenn dasſelbe geſchehen und das Fleiſch etwas verkühlt iſt, löſt man es recht vorſichtig von den Knochen ab und ſchneidet von demſelben, wie von der vorher abgezogenen Zunge etwa 3 Centimeter große, recht gleichmäßige, längliche Würfel. Die kleineren dabei abfallenden Stückchen, ebenfalls das von dem Zungenſchlund abgetrennte Fleiſch, zerreibt man ganz fein, ebenſo dieſelbe Quantität mageres Kalbfleiſch, ſtreicht beides durch ein feines Haarſieb und vermiſcht dasſelbe nun mit einigen Eidottern, einem Stückchen Butter, etwas geriebener Zwiebel, Salz, geriebener Muskatnuß und einer Meſſerſpitze voll feingeſtoßenem weißem Pfeffer. Dann formt man von dieſer Farce kleine runde und längliche Klößchen, welche man in der Fleiſchbrühe gar dämpft. Ferner kleine Eierklößchen. Zu denſelben kocht man einige Eier hart, reibt die Dotter durch ein feines Sieb, vermiſcht ſie darauf mit einem oder zwei Eidottern, einem Stückchen Butter, Salz und etwas Mehl und formt davon ganz kleine, längliche Klößchen. Nun ſchwitzt man eine Portion Mehl in Butter gelb, gibt etwas geriebene Zwiebel hinzu und verbindet dasſelbe mit der Brühe, worin man das Fleiſch weich gekocht und ſpäter Farceklößchen gedämpft hat, zu einer recht ebnen Sauce, gibt etwas geriebene Muskatnuß, den Saft von 1 oder 2 Citronen und eine halbe Flaſche feinen Madeira daran. Wenn man dieſelbe nun von Salz abgeſchmeckt hat, gibt man ſämtliche geſchnittene Fleiſchwürfel, wie Farce- und Eierklößchen, ebenſo eine Portion vorher in Fleiſchbrühe abgekochter Morcheln und eingemachte Champignons in die Sauce, rührt das Ganze ſehr vorſichtig durch und läßt dasſelbe noch einmal aufkochen. Die Fleiſchbrühe, worin man die Morcheln, welche man vorher ſehr ſorgfältig von dem ihnen anhaftenden Sand ſäubern muß, gekocht, verwendet man ebenfalls zur Sauce, da dieſelbe durch die Morcheln einen ſehr ſchönen Geſchmack erhält, auch gießt man noch zuletzt ein bis zwei Weingläſer voll Soja daran. — Beim Anrichten des Moc-Turtle garniert man dasſelbe mit kleinen Halbmöndchen aus Butterteig. **E. W.**

## Fragen.

121) Kann mir eine der freundlichen Daheimleſerinnen ein Stück nachweiſen, welches zur ſilbernen Hochzeit eines Muſikers zur Aufführung kommen könnte? Für gütigen Rat wäre ſehr dankbar **Maria aus H.**

122) Wir haben zwei Räume, welche, da ſie nicht unterkellert ſind, ſehr fußkalt ſind. Würde durch Belegen des Fußbodens mit Linoleum dieſem empfindlichen Übelſtande abgeholfen werden können? **Frau v. C.**

123) Wer nennt eine Anſtalt, Inſtitut oder dergleichen für einen 13jährigen Knaben höherer Stände, der durch zarte Geſundheit im Lernen gehemmt wird und keine vollklaſſige Schule beſuchen darf. Provinz Sachſen am erwünſchteſten. Anſtalten für geiſtig Zurückgebliebene ſind nicht gemeint. Vielleicht eine Anſtalt, wo nach 5jährigem Kurſus der „Einjährige“ erreicht wird.

**Sorgenvolle Eltern.**

124) Kann eine der werten Leſerinnen mir ſagen, womit man gehäkelte Theelöffelkörbe, Lampenbrücken u. dergl. ſteif macht? Im voraus dankt **Hannchen W.** in Hamburg.

125) Könnte mir eine freundliche Daheimleſerin angeben, wie man Kiſſen für Gartenſtühle ohne große Koſten ſelbſt anfertigt und welches Material zum Füllen derſelben am zweckmäßigſten iſt?

**Eine Unpraktiſche.**

ANDREES HANDATLAS

*Soeben erscheint im Verlag von Velhagen & Klasing*
*in Bielefeld und Leipzig*

**in dritter, völlig neubearbeiteter, stark vermehrter Auflage**

*Andrees grosser*

# HANDATLAS

in hundertvierzig Kartenseiten

nebst alphabetischem Namenregister.

---

Zu beziehen

**in 48 Lieferungen zu 50 Pf.** oder **12 Abteilungen zu 2 M.**
**durch alle Buchhandlungen.**

(Alle 8—14 Tage eine Lieferung, alle 4—6 Wochen eine Abteilung.)

---

Nach jahrelangen Vorbereitungen tritt die Verlagshandlung mit dieser neuen Auflage an die Öffentlichkeit, die **an Schönheit der Stiche und Reichhaltigkeit des Inhalts die früheren Auflagen noch bei weitem übertrifft.**

Der Umfang wird **140** bedruckte Kartenseiten mit leeren Rückseiten betragen und fast zur Hälfte aus völlig neugestochenen **Doppelblättern** bestehen.

**Einen grossen Handatlas zu besitzen**

ist für jeden Zeitungsleser, der die Ereignisse des Tages nur halbwegs verfolgt und mit seiner Zeit fortschreiten will, ein unabweisbares Bedürfnis; die wohlfeile Lieferungsform der vorliegenden neuen Auflage, die den Abonnenten alle 8—14 Tage nur eine Ausgabe von 50 Pf. oder alle 4—6 Wochen von 2 M. verursacht, soll diesen Handatlas zu einem **wahrhaft volkstümlichen Unternehmen** machen.

**Die erste Lieferung oder erste Abteilung**
**wird von jeder Buchhandlung bereitwilligst**
**zur Ansicht versandt.**

Daheim

XXVIII. Nr. 36. Erſtes Blatt.

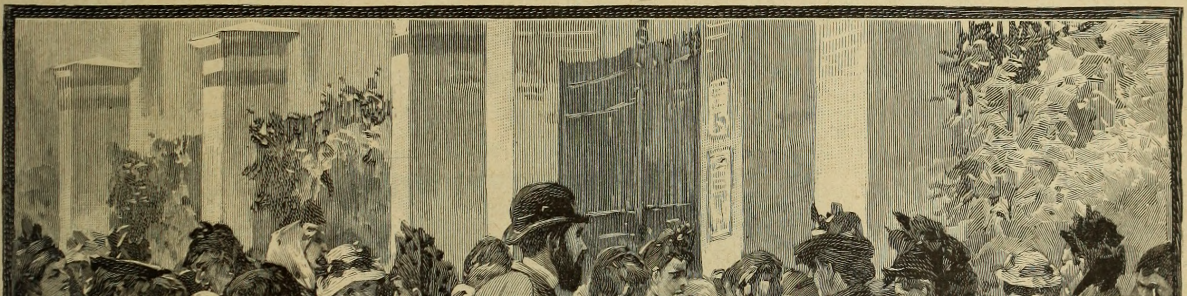
Jahrgang
1892.

4. Juni
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Vor dem Eliſabeth Kinder-Hoſpital in Berlin.

Das Stadtviertel vor dem Halleſchen Thor in Berlin, ein in den letzten zwanzig Jahren emporgewachſenes Häuſermeer, iſt wohl eines der kinderreichſten der Hauptſtadt. Die großen Häuſer enthalten meiſt kleine Wohnungen, und es iſt ja eine bekannte Thatſache, daß der Storch in kleinen Wohnungen am liebſten Einkehr hält. Unter ſolchen Verhältniſſen war die Errichtung eines Kinder-Hoſpitals in jener Gegend lange ein Bedürfnis, dem abzuhelfen unter dem Protektorat der Kaiſerin Auguſte Viktoria, damals noch Prinzeſſin Wilhelm, das Eliſabeth Kinder-Hoſpital in der Haſenhaide errichtet wurde, ein geräumiger, luftiger, mit allen Errungenſchaften der Neuzeit ausgeſtatteter Bau, der nur für die Aufnahme kranker Kinder beſtimmt iſt. Aber nicht nur die aufgenommenen Kranken finden ärztliche Behandlung darin, ſondern ärztlicher Rat wird allen Bedürftigen erteilt. So finden ſich denn vor Beginn der Klinikſtunden täglich beſorgte Eltern mit ihren kranken Lieblingen vor dem Hoſpital ein, — ein ergreifendes Bild aus dem Leben und Treiben der Hauptſtadt, das unſer Künſtler feſtgehalten hat.



Vor dem Eliſabeth Kinder-Hoſpital in Berlin. Nach einer Original-Zeichnung von C. Koch.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Ohne Umſchweif das Wahre ſprechen,
Macht am wenigſten Kopfzerbrechen.

### Mit einem Blumenſtrauß zum Einzug in eine neue Wohnung.

Im neuen Quartier
Ein Strauß zur Zier,
Von Freundeshand
Euch zugeſandt,
Soll gutes deuten:
Geſundheit, Glück,
Kein Schmerzgeſchick,
Nach Gottes Wahl
Gar ſchöne Zahl
Beſcheidener Freuden.
Für Groß und Klein
Ein fröhlich Gedeihn,
Ein geſegnet Heim,
Des wünſcht mein Reim!

**Emilie Proeſcher.**

### Kinder und Tiere.

Jedes Kind liebt naturgemäß die Tiere, und ein Kind, welches zum erſtenmal dem Töten eines Tieres beiwohnt, empfindet ein Grauen, und iſt es ein zartfühlendes Kind, ſo wird es dieſes Grauen lange Zeit nicht verwinden können. Ja, gewiß viele ältere Leute erinnern ſich deutlich dieſes erſten beängſtigenden Eindrucks. Das Gefühl des Grauens und Bedauerns ſtumpft ſich bei manchem Kinde, wenn es oft dem Schlachten von Tieren beiwohnt, ab, doch dieſes Abſtumpfen geſchieht nur auf Koſten des Herzens, des Gemütslebens. Ja, es verwandelt ſich wohl auch mit der Zeit in eine Art von Neugier, von angenehmem Gruſeln, es kann ſich zu einem Hang zur Grauſamkeit und Tierquälerei ausbilden, oder aber, je nach der Natur des Kindes, kann es auch eine übertriebene, krankhafte Senſibilität erzeugen, die gleichfalls für das ſpätere Leben verhängnisvoll werden kann. Wem fällt hierbei nicht das „Feſt" des Schweineſchlachtens ein, bei welchem die Kinder des Hauſes oft Zeugen ſind? Würſte und Wellfleiſch ſpielen ja natürlich hierbei ihre angenehme Rolle, aber der Angſt- und Schmerzensſchrei des Tieres bildet doch den Anfang dieſes häuslichen „Feſtes." In den größeren Städten geſchieht es jetzt nicht häufig, daß Tiere in der Küche geſchlachtet werden; man kauft Geflügel, Fiſche ꝛc. geſchlachtet, und Kinder kommen ſeltener dazu, Tiere töten zu ſehen, als es auf dem Lande und in kleineren Städten der Fall iſt. Aber doch auch werden Tauben, junge Hühner, Fiſche, Krebſe in den Küchen der Großſtädte noch geſchlachtet, oft von ungeſchickten, ungeübten Händen grauſam, qualvoll geſchlachtet, und man hütet die Kinder durchaus nicht vor dieſem häßlichen, traurigen Anblick. Aber man bewahre ſie davor, wie die zarte Blüte vor Sturm und Schnee! Das Kind weiß recht gut, daß das gebratene Huhn, die Taube auf dem Tiſch muntere, hübſche Tiere waren, die es, wenn es auf dem Lande lebt, oft wohl ſelbſt gefüttert hat; es weiß, daß alles Fleiſch, welches es ißt, von Tieren ſtammt, die ihr Leben laſſen mußten, um uns zur Nahrung zu dienen; es weiß, daß dies eine Notwendigkeit iſt. Doch dieſes Wiſſen iſt immerhin milder, iſt etwas Unklares, Formloſes, es greift nicht ſo unmittelbar erſchreckend ins warme Kinderherz, wie der Anblick der blutigen Tötung eines Tieres. Eine gute, ſorgſame Mutter halte ihr Kind auch thunlichſt fern von dem Beobachten gewiſſer, oft nicht ganz zu vermeidender Grauſamkeiten gegen Tiere; wie das Mäſten (Stopfen) von in engen Käfigen eingeſchloſſenen Gänſen, das Rupfen von lebendigen Gänſen, das Anſpießen des Wurmes an den Angelhaken und das Zappeln des daran gefangenen Fiſches. Man zeige dem unſchuldigen Kinderauge nicht die geängſtigte Maus in der Falle, auf welche die Katze oder der Waſſerkübel wartet, wenn ſich das Thürchen zu ihrer Befreiung öffnet. Selbſt ſchädliche Geſchöpfe wie Käfer, Raupen, Schnecken zertrete man nicht im Beiſein von Kindern; ſogar die am Leimſtab oder in der Fliegenflaſche ſich langſam totzappelnde Fliege iſt ein häßliches und ſchädliches Schauſpiel fürs Kinderauge. Wird das Kind nicht zur Tiermarter dadurch angeregt, ſo kann es geſchehen, daß es einen Widerwillen gegen die Perſon faſſen lernt, welche es die Grauſamkeit gegen Tiere ausüben ſieht. S.

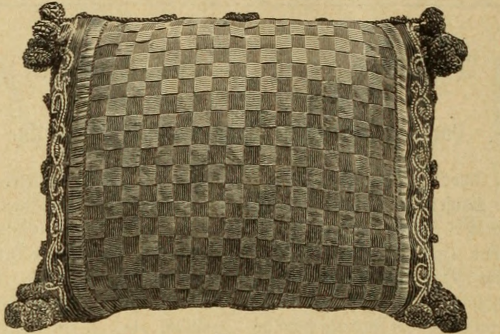


Abb. 1.

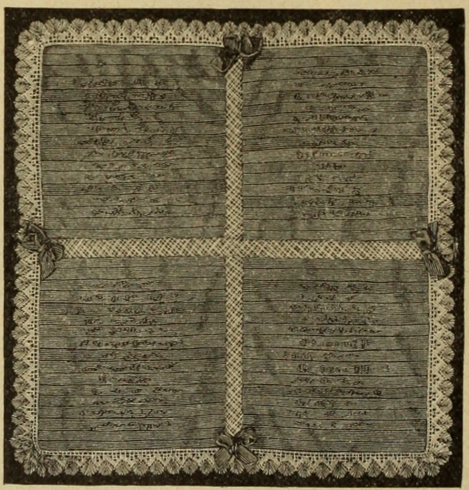


Abb. 2.

### Handarbeit.

Was haben wir Frauen uns ſonſt ereifert über das unmäßige Cigarrenrauchen! Jetzt heißt es: „Sie rauchen, mein Herr?" „Bedaure, meine Gnädigſte!" „O, weh, wie ſchade." Von dem ſind alſo auch keine Bänder zu bekommen, und wie notwendig braucht man die Cigarrenbändchen jetzt! Man überbietet ſich ja in Erfindungen; die kleinen Taſchentücher, Arbeitsbeutel und Nackenkiſſen ſind ſchon längſt veraltete Dinge. Neu und ein reizender Schmuck für ein Herrenzimmer iſt ein Rückenkiſſen, wie es die Abbildung 1 zeigt. Als Vielliebchengeſchenk iſt dies beſonders zu empfehlen.

Man ſucht möglichſt lange bedruckte Bänder aus und legt 20 derſelben, die auch ein und dieſelbe Breite haben, nebeneinander, durchflicht dieſelben, nach Art der Fröbelarbeiten, wiederum mit 20 Bändern und erzielt auf dieſe Weiſe ein Viereck. Dieſes iſt jedoch nicht groß genug zum Kiſſen, und um auch eine längliche Façon herauszubekommen, ſetzt man rechts und links ein Atlasband an in der Farbe der Rückwand (hier iſt es Terrakotta); auf dieſes ſtickt man in grellgelber Filoſeleſeide ein zierliches Bogen- oder Schneckenmuſter in Krätenſtich. Hat man nun dieſe Vorderwand fertig und, da es ſich leicht verzieht, mit Futter verſehen, ſo näht man es an drei Seiten mit dem Plüſchrückteil zuſammen, ſchiebt das Daunenkiſſen hinein und ſchließt die vierte Seite. Ringsherum kommt Schnur, in die man alle 6 Ctm. einen Knoten knüpft. Die Eckverzierungen beſtehen aus je 4 Troddeln, welche folgendermaßen entſtehen: Der Länge nach näht man Cigarrenbänder zuſammen, vielleicht 150, und nun nimmt man ein Papierknäulchen, fängt an mit drei Maſchen aus dem Band ein kleines Rundteil zu häkeln, Stäbchen, legt das Papierbällchen darauf, fängt an, bei der Häckelei wieder abzunehmen, bis endlich das Papier verſchwunden und eine gelbe Troddel fertig iſt; an einer Bandmaſche wird ſie angenäht.

Hübſch iſt auch eine Decke, Abbildung 2, aus vier Quadraten zu je 17 bedruckten Bändern, welche mit Handſchuhnaht aneinander gefügt werden. Jedes Viereck wird mit himmelblauem Atlas abgefüttert. Danach verbindet ein Kreuz von geklöppeltem Goldeinſatz die vier Quadrate, und eine luftige Goldſpitze umgibt die Decke, welche jedem Rauchzimmer zur Zierde gereicht.

**Anna H.**

### Der Hausaltar.

So manche Taufe wird zum Wohle von Mutter und Kind nicht in den kühlen Hallen der Kirche, ſondern im eigenen Hauſe gefeiert, manches Brautpaar ſcheut die neugierigen Augen einer gleichgültigen Menge und läßt ſeinen Bund im Elternhauſe weihen. Da iſt es denn eine ſchöne und dankbare Aufgabe, den häuslichen Altar möglichſt würdig herzuſtellen und weihevoll zu ſchmücken. Am leichteſten erreicht man ſeinen Zweck durch ein länglich viereckiges, nicht über einen Meter breites Tiſchchen, das eigens für dieſen Zweck angefertigt wird, vielleicht für mehrere verwandte Familien zugleich. Aus leichtem weichem Holz hergeſtellt, könnte man ihm nach jedem Gebrauch den Namen des Täuflings oder des Brautpaares, dem er diente, einbrennen, einſchnitzen oder aufmalen. Auch ein ſchönes großes Leinentuch, welches beſtimmt iſt, das Holz bei der Feier gänzlich zu verhüllen, dürfte Anſpruch darauf erheben, von den Frauen der Familie auf das beſte mit der Nadel verziert zu werden, ſei es mit Stielſtich auf Grund einer künſtleriſch entworfenen Zeichnung, welche chriſtliche Symbole mit Pflanzenmotiven umgeben, ſeien es einfach reliefartig aufgeſtickte Bibelworte oder ſorgfältig ausgeführte Durchbrucharbeit. Koſtbarer als Leinen wären weiße oder farbige Seide mit Seidenſtickerei oder Ölmalerei darauf, weißer oder farbiger Sammet mit Goldſtickerei oder Bronzemalerei. Da die obere Platte mit Leuchtern, der Bibel, dem Taufbecken, etwa auch mit Blumen oder einem ſchönen Kreuz aus Marmor oder Elfenbein beſtellt wird, ſo würde die Hauptverzierung des Tuches auf der vorderen Breitſeite zu ſuchen ſein. Werden nun auch die übrigen drei Seiten bedacht, ferner auch Platte, ſowie Saum mit einer ſchönen Borte geſchmückt, ſo ergeben ſich noch verſchiedene Möglichkeiten der reicheren und feineren Ausſchmückung. Zur ſchnellen, ohne lange vorherige Vorbereitung vorkommenden Herrichtung eines Haus-

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

altars verwendet man ein paſſendes, möglichſt ſchweres Tafeltuch, dem man feines Grün und dauerhafte Blumen aufnäht. Man rafft beiſpielsweiſe das Tuch an den vier Ecken und in der Mitte der zwei Breitſeiten am Rande zu kleinen Roſetten auf und leitet über dieſe ſeitwärts fortſtehenden Stoffteile eine feine leichte Myrten- oder Spargelgrünguirlande, welche, in ſanften Bogen herabhängend, durch ebenfalls an den Stoffraffungen angebrachte Roſen oder Aſtern unterbrochen wird. Eine Handbreit vom Boden iſt eine Guirlande von einzeln aufgenähten Blumen befeſtigt und auf der vorderen Breitſeite ein volles Kreuz von Grün und Blumen oder zwei gekreuzte Palmenzweige angebracht. Ein ſchöner Schmuck des Feſtraumes iſt eine bekränzte große Holztafel, auf welcher ſich in bunt ausgemalten Buchſtaben der Tauf- oder Trautext befindet. An die Anweſenden können einzelne Blätter mit Blumeninitialen verteilt werden, auf denen der Geſangvers in Frakturſchrift geſchrieben iſt.

**Pauline Doubberck.**

## Garten.

Unter den neueren Einführungen von Pflanzen, ſpeziell von Schlingpflanzen, nimmt Mina lobata wohl einen der erſten Plätze ein, denn es gibt wohl kaum unter den Schlinggewächſen eines, das derſelben an Schnelligkeit des Wuchſes, Eleganz, Zierlichkeit, Blütenreichtum und Eigenartigkeit der Blüten gleichkommt! Die Behandlung iſt äußerſt einfach; die jungen Pflanzen werden Mitte oder Ende Mai, auch noch im Juni, an den betreffenden Platz geſetzt, wo der Boden durch tiefes Umgraben locker und durch Beimengung von Miſt und Kompoſterde nahrhaft gemacht iſt. Jedoch iſt Mina lobata durchaus nicht anſpruchsvoll und gedeiht in jedem nur einigermaßen nahrhaften und lockeren Boden. Das Wachstum der hübſchen Ranken mit den zierlichen Blättern während der Monate Juni und Juli iſt ſehr groß, und während der Monate Auguſt, September, Oktober überdecken ſich die Pflanzen mit Tauſenden ihrer gelben und orangeroten Blüten und gewähren einen prachtvollen Anblick, ſchön bleibend und immer neue Blüten hervorbringend, bis ſie der Froſt zerſtört. Eine Hauptbedingung zu ihrer vollen Entwickelung iſt in trockenem Sommer reichliche Waſſerzufuhr. Jeder, welcher Schlinggewächſe am Hauſe, an Balkons, Veranden, Mauern ꝛc. anpflanzen kann, möge einen Verſuch machen; wer ſie einmal gehabt hat, wird ſie ſicher wieder anpflanzen. Junge Pflanzen ſind von H. Jungclauſſen in Frankfurt a. Oder zu billigem Preiſe zu beziehen.

## Strümpfe-Stricken.

Das Strümpfe-Stricken iſt heutzutage durch die Maſchinen, wenn auch nicht ganz verdrängt, ſo doch zum mindeſten ſehr zurückgedrängt worden, da man ſich für weniger Geld und, was nicht gering anzuſchlagen iſt, ohne Zeitverluſt, gutſitzende und dauerhafte, fertig gewirkte Strümpfe kaufen kann. Ich ſage „ohne Zeitverluſt“; denn es iſt doch nicht zu leugnen, daß die Zeit, die wir für eine Arbeit verwenden, welche uns weder pekuniären Vorteil bietet, noch unſern Geiſt anregt und unſern Schönheitsſinn bildet, eine verlorene iſt. Jede mechaniſche, monotone Arbeit ſollte man, wenn Mittel und Wege vorhanden und allgemein ſind, vermeiden, und dazu gehört zweifellos das Stricken der Strümpfe; durchaus nicht das Stricken ſelbſt, das an ſich ebenſo berechtigt iſt, wie jede andere weibliche Handarbeit, die ein guter Geſchmack verfeinert. Wie viel Gegenſtände, ſowohl zum Luxus, als zum Nutzen und in wie vielen fein abgetönten Farben kann man ſich nicht vermittelſt Stricknadeln, Wolle, Baumwolle oder Seide herſtellen, und man ſollte daher nicht verſäumen, ſchon das kleine Mädchen das Stricken zu lehren, nur — das „Wie“ iſt das weſentliche! — Einen Strumpf ſich ſelbſt ſtricken zu müſſen, wird einem Kinde, glaube ich, unter allen Umſtänden nicht nur langweilig, ſondern unleidlich ſein; wie kann auch ein Kind, das keine Ahnung vom Leben, von Müh und Sorgen hat, noch haben ſoll, Freude bei der Herſtellung eines an ſich einförmigen Gegenſtandes finden, den es bisher als notwendig und nützlich, kurz ganz ſelbſtverſtändlich von den Eltern erhalten hat. Es nützt nichts, dem Kinde den Ernſt der Arbeit vorzuſtellen, das erſte muß ſein: Luſt zu erwecken; denn in der Freude an der Arbeit liegt ja zugleich der Ernſt. Jedes Kind hat, wie man beobachten kann, Freude an den Farben, wie viel mehr Vergnügen wird es ihm machen, aus Wollfäden, deren Farben es ſelbſt nach eigenem Geſchmacke wählt und zuſammenſtellt — ein nicht zu unterſchätzendes Mittel, den Schönheitsſinn ſchon von früh auf zu leiten, zu bilden und zu pflegen — einen Gegenſtand ſich ſelbſt herzuſtellen. Nehmen wir alſo z. B. als erſten Strickverſuch, an Stelle des Strumpfes oder des gar zu nützlichen Waſchlappens, lieber eine Decke in reichgeſättigten oder zarten Farben für Puppen-Wiege oder -Wagen; ſicher wird das kleine Mädchen die einzelnen bunten kleinen Streifen, die ſpäter das Mütterchen zuſammenfügt und, ringsherum mit einer Spitze verſehen, zur reizenden Decke geſtaltet, mit Eifer ſtricken und dabei beides erreichen: Freude und die Kenntnis einer Technik, welche ſpäter noch oft angenehm und praktiſch verwertet werden kann, vielen aber, eben durch den ſchwerfälligen Anfang, ganz und gar verleidet wird.

**P. W.**

## Dem Gatten mit einer Studierlampe.

Du kamſt zu mir und bateſt mich um Licht,
Die Tiefen deines Werkes zu erhellen,
Und ich verzagte, diesmal konnt' ich nicht
Wie ſonſt genügen meinem Weggeſellen.

Und doch, mein Kamerad, heut fiel mir ein,
Ich kann ein Licht für deine Arbeit bringen!
Sieh, dieſe Lampe ſtell ich dir herein,
Sie ſcheine hell und freundlich zum Gelingen.

**M. A.**

## Toilette.

Schutz und Kleidſamkeit ſind die Vorzüge, welche dem Helgoländer Hut immer wieder ſeinen Platz in der Toilette unſerer Kleinen ſichern. Aber die reizenden Gebilde, welche in den Putzläden zum Ankauf verlocken und die komplizierten Formen, welche geſchickte Hände wohl ſelbſt nach den Mode-Zeitungen anfertigen, ſie alle beſitzen leider den Fehler, nach der Wäſche viel von ihrem Reiz einzubüßen und das Bügeln zu einem kleinen Kunſtwerk zu machen. Nicht jede Mama hat hierzu aber Luſt und Zeit. Deshalb ſei einmal an die ganz einfache urſprüngliche Form erinnert, wie ſie noch in manchen Gegenden Norddeutſchlands von den Landbewohnerinnen getragen wird. Als Grundform oder Schirm des Hütchens dient ein mit Draht umrandeter, nicht zu ſtarker Kartonteil von etwa 21 cm Breite zu 44 cm Länge, welcher mit dünnem Stoff zu beziehen und ſpäter der aus Batiſt, Jaconnet, Zephyr ꝛc. hergeſtellten Bekleidung einzuſchieben iſt. Man rechnet für dieſe einen 70 cm breiten, 132 cm langen Stoffteil, welcher an einem Längsrande in Breiten des Kartonteiles nach der Rückſeite umgelegt und zu einer Taſche zum Einſchieben desſelben abgenäht wird. Feine Vorſtiche, welche vor der Wäſche leicht ausgezogen werden können, halten den eingeſchobenen Schirm feſt und geſtatten ſein bequemes Herausnehmen. Den an drei Seiten des Schirmes niederfallenden Stoffſchleier, welchen ein feines Spitzchen zierlich ſchmückt, faſſen hinten Stoffbänder zuſammen, die zugleich auch dem leicht rund zu biegenden Kartonteil einigen Halt gewähren. Je eines der etwa 4 cm breiten Bänder ſetzt, außen verſtürzt, unmittelbar neben dem hinteren Rande und der Ecke des Kartonteiles an; beide Bänder vereinigen ſich in der hinteren Mitte zur Schleife. Die ebenfalls aus Stoff gewonnenen Bindebänder befeſtigt man innen neben dem Querrande des Schirmes, wie weit nach hinten, beſtimmt am beſten ein Aufprobieren des Hütchens. Schließlich ſei noch erwähnt, daß ein roſa bezogener Schirm zu weißer Batiſtbekleidung ſehr hübſch wirkt.

**St.**

## Für die Küche.

Hecht in Sulz. (Fr. 105). Man ſchneidet den Hecht in Stücke, nachdem er vorgerichtet wurde und wäſcht und ſalzt ihn etwas. Dann kocht man Waſſer mit Eſſig, Suppengrün, Citronenſcheiben, Zwiebeln und Gewürz eine halbe Stunde, legt die Fiſchſtücke hinein und kocht ſie gar. Die Brühe wird dann entfettet und für ein Liter Flüſſigkeit 20 gr weiße Gelatine aufgelöſt. Mit zwei Eiweiß und einer Eierſchale klärt man die Brühe, ſalzt ſie vor dem Klären noch, wenn es nötig iſt und fügt auch noch 5—8 gr Liebig's Fleiſchextrakt an. Von der geklärten Sulz wird dann der Boden der Form, die in Eis eingegraben iſt, fingerdick ausgegoſſen, nach dem Erſtarren von Eier- und Gurkenſcheiben, ſowie Krebsſchwänzen und Trüffelſtückchen eine hübſche Verzierung eingelegt, nochmals einige Löffel Gallert aufgeſchüttet und nach deren Erſtarren lageweiſe Fiſchſtücke und Gallert eingefüllt, wobei jede Schicht erſt erſtarrt ſein muß, ehe die folgende eingelegt wird. Die Oberfläche der Form wird mit Sulz vollgegoſſen, die Gallert ganz erſtarren gelaſſen und beim Gebrauch die Form vorſichtig, nachdem ſie eine Sekunde in heißes Waſſer gehalten, geſtürzt. Man umkränzt die Gallert mit grünen in Mayonnaiſe getauchten Salatblättchen und gibt eine Rémouladenſauce nebenher.

Hecht in Gallert von Überreſten. Man bereitet aus dem Fiſchwaſſer, in dem der Hecht gekocht wurde, oder einfach aus Waſſer, Weineſſig, Weißwein, Gewürz und Fleiſchextrakt, ſowie aufgelöſter Gelatine eine Sulz, zerlegt die Fiſchreſte in zierliche Stückchen, ſchichtet ſie in eine Kryſtallſchüſſel und übergießt ſie mit der flüſſigen, lauwarmen Sulz. Nach dem Erſtarren wird die Oberfläche der Schale mit Kapern, Eivierteln, Gurken- und Cervelatwurſtſcheibchen geſchmackvoll verziert, in die Mitte ein in Mayonnaiſe getauchtes Salathäuptchen gelegt und der Reſt der Mayonnaiſe nebenher gereicht.

**L. Holle.**

## Auskunft.

Fr. 67. Abnehmer für alte Münzen, (die z. B. u. a. den Herren Paſtoren oft als Inhalt der Klingelbeutel überwieſen werden), iſt Stadtſyndikus **Quenſell** in **Goslar**.

Fr. 88. Silberzierat läßt ſich am beſten mit lauwarmem Waſſer, Marſeillanerſeife und etwas Salmiak mittelſt einer Zahnbürſte reinigen. Sollte es etwas auf Tuch oder Seide Geſticktes ſein, ſo würde ich entſchieden raten, den Salmiak wegzulaſſen.

Fr. 100. Hat man Freunde oder Bekannte in England, ſo dürfte es nicht ſchwer fallen, dort eine Stellung als Geſellſchafterin oder Lehrerin von Deutſchland aus zu finden. Mir gelang dies auf folgende Weiſe: Meine Freundin in England annoncierte für mich, indem ſie ihre eigene Adreſſe zur Referenz angab. Sie trat zuerſt in Korreſpondenz, dann auch ich. Meiſtens aber hegt eine engliſche Mutter den vernünftigen Wunſch, die etw. Erzieherin ihrer Kinder ſehen zu wollen, ehe ſie ſie definitiv engagiert, und ſo mußte auch ich mich dazu verſtehen, ohne abſolut ſicher engagiert zu ſein, meine Reiſe nach England anzutreten; eine viertelſtündliche Interview in London aber genügte zur gegenſeitigen Verſtändigung. Die beſten Zeitungen zum Annoncieren ſind, nach meiner Meinung, die Times (Chef Office Advert. depart. Strand. London C.) und der Guardian (letzteres ein auf dem Lande ſehr verbreitetes Blatt), das Office auch London C. — Fehlen einem jedoch Beziehungen mit England, ſo wende man ſich an: Fräulein **Adelmann,** die bekannte und erfolgreiche Vorſteherin des „Heims für deutſche Lehrerinnen in England,“ 16, Wyndham Place, Bryanston Square, London W.

**Lehrerin in England.**

Fr. 120. Jahrgang 1891. Als vorzügliche Penſion, namentlich auch für Damen und Kinder, kann ich empfehlen: Penſion Moritz, Dresden-A., Strehlener Straße 14. —**t.**

Fr. 106. Eine praktiſche Anleitung zum Serviettenfalten für feſtliche Tafeln finden wir in dem Büchlein: „Des Kindes erſtes Beſchäftigungsbuch,“ II. Abſchnitt, Abteilung B. Verfaſſer: **C. Barth & W. Niederley.** Verlag von Velhagen & Klaſing, Leipzig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Eine alte Abonnentin.**

Auf die bezügliche Anfrage im Frauen-Daheim erlaube ich mir hierdurch auf die „Allgemeine deutſche Krankenkaſſe für Lehrerinnen u. Erzieherinnen“ hinzuweiſen, deren Sitz Frankfurt a/M. iſt und welche in verſchiedenen Städten, wie Königsberg, Halle, Stuttgart, Breslau uſw. Ortskaſſen errichtet hat. Aufgenommen wird jede deutſche Lehrerin, Erzieherin, Kindergärtnerin bis zum Eintrittsalter von 45 Jahren. Das Eintrittsgeld beträgt von 2 Mark (19 Jahr) bis 9 Mark (45 Jahr). Für die 1. Klaſſe wird monatlich 1 Mark, für die 2. Klaſſe 50 Pfg. gezahlt. Dafür erhält das Mitglied in Krankheitsfällen wöchentl. 10 Mark, reſp. 5 Mark. Die Erfahrung hat ergeben, daß Mitglieder der 2. Klaſſe nach Krankheitsfällen meiſt in die 1. Klaſſe übergetreten ſind, weil ſie ſich der höchſt ſegensreichen Einrichtung bewußt wurden. Für Kurverfahren wird ebenfalls bis 50 Mark auf einmal gezahlt. Bei langwieriger Krankheit wird 13 Wochen hintereinander Krankengeld gegeben. Anmeldungen nimmt entgegen die Vorſitzende der Ortskaſſe Breslau, Schulvorſteherin Fräul. **Anna Pfeffer,** Ohlauer Straße 58, III.

**M. J.**

Den Freundinnen des Vereins „Jugendſchutz“ iſt durch Einrichtung einer Schneiderſtube im II. Heim, Berlin, Stallſchreiberſtraße 23 a — nahe Spittelmarkt — Gelegenheit gegeben, ihr Intereſſe durch die That zu beweiſen, indem ſie der vorzüglichen Direktrice doch ſobald als möglich Aufträge für gute Damen- und Kinderkleider zuwenden, ſowie Schülerinnen für den Zuſchneide- u. Schneiderkurſus dorthin ſenden. — Gute Bilder zum Schmuck des Heims werden mit Dank angenommen von **Frau Bieber-Böhm, Berlin,** Kaiſer Wilhelm-Str. 39, II.

## Fragen.

126) Iſt vielleicht eine Dame ſo freundl., mir in Weimar eine angenehme, nicht zu teure Familien-Penſion anzugeben? Ich möchte einige Wochen, behufs ſpäteren Umzugs, dort leben und die dortigen Verhältniſſe kennen lernen. Im voraus beſten Dank.

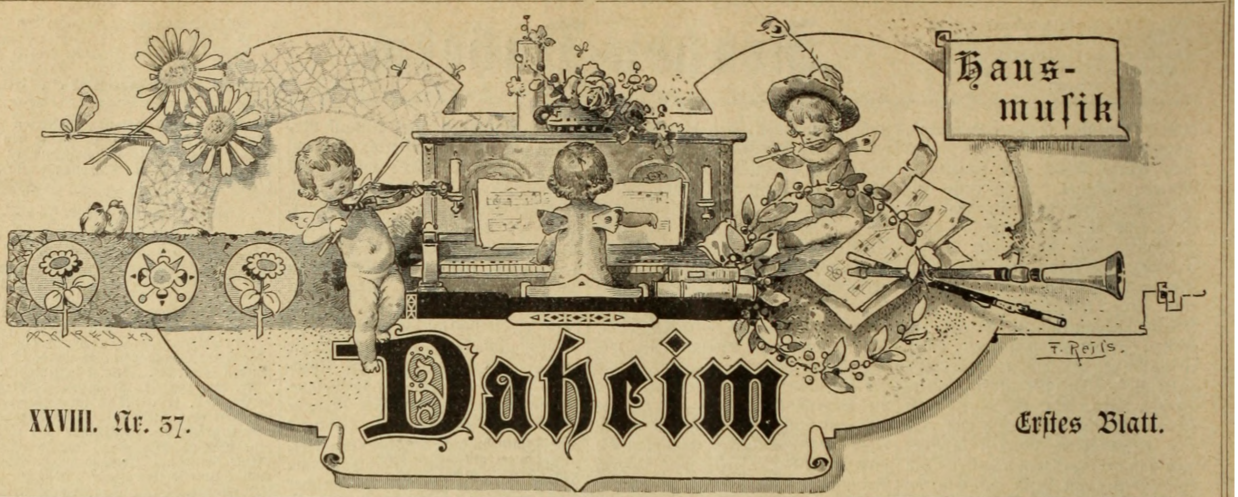
**H. v. G. in H.**

127) Wie wäſcht man am beſten ſchwediſche Handſchuhe?

**C. K.**

## Redaktionspoſt.

**Johanna K. in B.** Die bekannten Aufplättmuſter liefert per Poſt die Verlagsbuchhandlung v. Franz Ebhardt, Berlin W., 62.



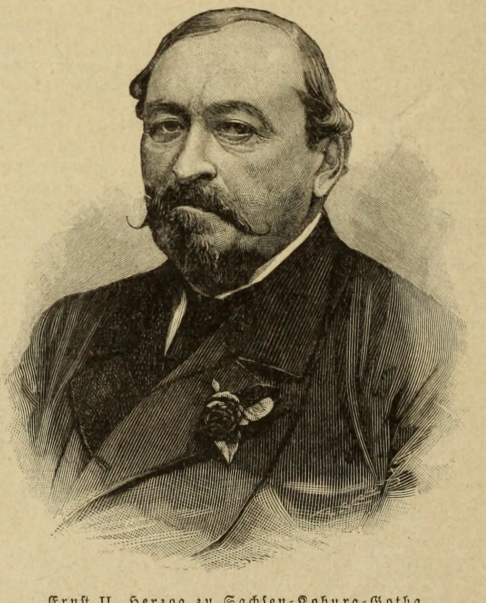
XXVIII. Nr. 37.

Daheim

Erstes Blatt.

## Ernſt II, Herzog zu Sachſen-Koburg-Gotha.

Händels königlicher Beſchützer pflegte eifrig das Violoncelloſpiel. Als ihn dieſer einſt mit der Frage überraſchte, wie er, der berühmte Tonkünſtler, ſein Spiel fände, antwortete Händel ſchlagfertig: „Nun, Sire, Ew. Hoheit ſpielt wie ein Prinz.“ Dieſe Antwort hat ſeitdem eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Sie ſcheint von der Anſchauung eingegeben, daß es jenen Menſchen, die auf der Sonnenhöhe des Lebens und des Schickſals geboren ſind, nicht leicht gegeben ſei, zur Reife eines abgeklärten Künſtlertums zu gelangen. Die tiefinnerliche Sammlung, den heiligen Ernſt und den Aufſchwung genialen Wollens zur künſtleriſchen That, die Inſpiration und die Entdeckungsfahrten des Genius im Reiche der Phantaſie, man pflegt ſie unter der Nachwirkung ſo mancher rührenden Geſchichte mehr mit der Armut als mit der glanzerfüllten Sphäre der oberen Zehntauſend zu verknüpfen. Wie die Griechen ſich den kaſtaliſchen Quell erſt nach dem ſcharfen Schlag eines Pferdehufes aus der Tiefe der Erde hervorſprudelnd dachten, ſo pflegen auch wir die Not, den Schmerz und das an der Pforte pochende Schickſal als jene geheimnisvollen Mächte zu betrachten, unter deren Einwirkung künſtleriſche Thaten aus drangvoller Bruſt ſich loslöſen. Aber in wie großem Umfange auch immer die Geſchichte eines Künſtlers, eines Kunſtwerkes die Wahrheit dieſer Annahme beſtätigen möge, in ihnen die alleinigen Prämiſſen der Künſtlerſchaft zu ſehen, wäre ein Irrtum. Die Kunſt vermag ſich überall dort blühend zu entfalten, wo künſtleriſche Gaben vorhanden ſind, wo das muſikaliſche Talent in freiem Kräfteſpiel ſich ſeiner bewußt wird. Der Genius iſt nicht in die Hütte des Armen gebannt; er ſchreitet in ungehemmter Selbſtherrlichkeit über die Erde dahin; warum ſollte er nicht im Palaſte des Fürſten einkehren? Wäre es notwendig, hier Thatſachen anzuführen, ſo genügte allein ſchon der Hinweis auf Friedrich den Großen, der nicht nur ein wahrhaft geniales Verſtändnis für das muſikaliſche Wunder „Bach,“ ſondern auch ſelbſt ein glänzendes muſikaliſches Talent von bedeutender, friſchquellender Schöpferkraft beſaß und als ausübender, wie als produzierender Tonkünſtler zu den eigenartigſten Erſcheinungen des vorigen Jahrhunderts gehörte. Aber auch unſer Jahrhundert hat ſeinen muſikaliſchen Fürſten. Es iſt Ernſt II, Herzog zu Sachſen-Koburg-Gotha. Dieſer Fürſt hat ſich als hochbegabter Tonkünſtler einen weit über die Grenzen Deutſchlands verbreiteten Ruhm erworben. Der fürſtliche Komponiſt wurde am 21. Juni 1818 in Koburg geboren. Zuſammen mit ſeinem Bruder Albert, dem ſpäteren Gemahl der Königin Viktoria von England, erhielt er eine ungemein ſorgfältige Erziehung, deren alle Gebiete des Wiſſens umfaſſender Plan künſtleriſche, namentlich muſikaliſche Anregungen keineswegs ausſchloß. Nach zahlreichen, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder unternommenen Reiſen an die deutſchen Höfe und einem längeren Aufenthalte am belgiſchen Königshofe ſtudierte der junge Herzog Philoſophie und Rechtswiſſenſchaften auf der Univerſität Bonn. Seine militäriſche Ausbildung genoß er in Dresden, wo er, der Soldat mit Leib und Seele war, dem lateiniſchen Sprüchwort: „inter arma silent Musae,“ durch eifrige muſikaliſche Studien und feurige Begeiſterung für die gemütvollſte aller Künſte, eine friedliche und fruchtbringende Umdeutung gab. In Reiſſiger, dem Kapellmeiſter der Dresdener Hofbühne, einem tüchtigen Opernkomponiſten, fand der Herzog einen vorzüglichen Lehrer, unter deſſen Leitung er ſchnell das „Metiergeheimnis“ ſich zu eigen machte und das theoretiſche Rüſtzeug des Muſikers vollſtändig beherrſchen lernte. Nach ſeiner 1842 erfolgten Vermählung mit der Prinzeſſin Alexandrine von Baden, einer vorzüglichen Pianiſtin und eminent muſikaliſchen Natur, ließ ſich der Herzog in ſeinem engeren Heimatlande nieder. Nun beginnt eine für Koburg-Gotha an muſikaliſchen und künſtleriſchen Ereigniſſen unerhört reichgeſegnete Ära. Ein friſcher Zug ging durch das Land; der Herzog — 1844 hatte er die Zügel der Regierung ergriffen — reorganiſierte von Grund aus das Hoftheater, indem er den veralteten Organismus mit jungen Kräften belebte, Talente feſtzuhalten ſuchte und mit ſeinem künſtleriſch durchgebildeten Geiſt, ſeinem ausgezeichneten Verſtändnis und ſeiner ſchönen und edlen Begeiſterung für die Sache Impulſe von nachhaltiger Wirkung gab. Seinem innigen Vertrautſein mit dem Bühnenapparate und ſeiner genauen Kenntnis aller ſzeniſchen Mittel verdanken wir die Opern „Zaïre,“ „Toni der Wildſchütz“ (1818), „Caſilda“ (1851), „Santa Chiara“ (1853) und „Diana von Solange“ (1858), Opern, die keineswegs an der Scholle kleben geblieben ſind, ſondern über alle großen Bühnen gingen und ſelbſt in fremdſprachigen Ländern, z. B. in Belgien, mit großem Beifall aufgeführt wurden. Neuerdings führte das Leipziger Stadttheater „Caſilda“ wieder auf. Der fürſtliche Komponiſt bewegt ſich in ſeinen Opern auf romantiſchen Pfaden: ſeine Melodik iſt edel, von ſchlichtem, deutſch anmutendem Charakter, ſeine Harmonik iſt ebenſo gewählt wie geiſtreich und von bemerkenswerter Selbſtändigkeit. Meiſterhaft ſind die Enſembleſzenen aufgebaut: hier zeigt der Komponiſt ſeine glänzende Heerſchaft über alle Mittel künſtleriſchen Ausdrucks, hier offenbart er einen wahren Feldherrnblick für Maſſenwirkungen und ein feinſinniges Inſtrumentationstalent. Stücke wie das wonnige Liebeslied aus „Diana“, wie die reizende Tenorarie aus „Caſilda“ (1. Akt, Alfonſo) gehören zu den erquicklichſten, gehaltvollſten und edelſten Schöpfungen der Nach-Meyerbeerſchen Zeit. Die Kantaten „Lenz und Friede“ für gemiſchten Chor, Soli und Orcheſter, der kraftvolle, prächtige Geſang „An die deutſche Trikolore“ und die Hymne „Lobpreiſet laut und rühmt und ehrt“ (Müller von der Werra) haben tauſend Herzen gerührt und begeiſtert. Von allen dieſen würde wohl keines der Worte Händels ſich bedienen: „Sire, Ew. Hoheit komponiert wie ein Herzog.“ Sie würden ſich vielleicht eher des Wortes Schumanns: „Hut ab, ihr Herren!“ erinnern.

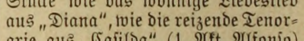


Ernſt II, Herzog zu Sachſen-Koburg-Gotha.

## Die C-dur-Fuge

aus Joh. Seb. Bachs „Wohltemperiertes Klavier.“

Dieſe Fuge — es iſt die erſte des erſten Teiles — beſteht aus 27 Takten und bringt in jedem Takte das Thema oder wenigſtens einen Teil dieſes Themas, ein wahres Muſterbeiſpiel von der organiſchen Entwickelung zu überaus kunſtvollem Kunſtwerk aus einem kleinen, nur aus wenigen Noten beſtehenden Motiv. Das Thema ſetzt im Alt ein und hat folgende Geſtalt:

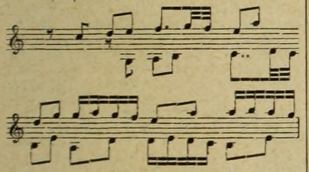


Es wird vom Sopran in regelmäßiger Weiſe auf der Quinte beantwortet, während der Alt einen gemeſſen dahinſchreitenden Kontra-

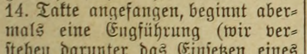
(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

# Hausmuſik.

punkt ausführt. Das Stück moduliert mit der vom Sopran vorgetragenen Antwort auf die Seite der Oberdominante hin (G). Nun ſetzt der Tenor mit der Antwort ein und zwar wieder auf der Oberdominante (G). Das iſt eine Ausnahme von der Regel, da der Tenor in unſerem Falle das Thema eigentlich nur von der Tonika (dem Grundton) bringen müßte. Mit dem Eintritt des Baſſes ſetzt das Thema auf der Tonika ein. Wir haben die erſten ſechs Takte als eine geſchloſſene, fertig geſtaltete Durchführung vor uns. Betrachten wir die Sopranführung, vom vierten Takt angefangen, ſo finden wir, daß ſie den erſten Kontrapunkt des Altes in der Umkehrung gibt. Wie fließend, wie natürlich und ſchön weiß Bach die Stimmen auszubilden: es ſind ſelbſtändige Individualitäten, die ſich, mit warmem Leben angefüllt, vor unſerem Auge entfalten! Im ſiebenten Takte finden wir ein neues kontrapunktiſches Phänomen. Zwiſchen Sopran und Tenor findet eine Engführung in der Geſtalt eines Kanons auf der Quinte ſtatt:



Der Baß wiederholt einen Teil des erſten Kontrapunktes, geſtaltet ſich jedoch bald freier. Im neunten Takte bringt der Alt das Thema, und im zehnten beginnt eine Engführung im umgekehrten Stimmenverhältnis der früheren zwiſchen Baß und Alt, wieder im Kanon der Quinte. Der Modulationsweg führt uns, nachdem der Tenor das Thema gebracht hat, nach A-moll. Vom 14. Takte angefangen, beginnt abermals eine Engführung (wir verſtehen darunter das Einſetzen eines Thema in einer Stimme, noch bevor es in der anderen vollendet iſt), die ſich diesmal auf alle vier Stimmen erſtreckt: der Alt eröffnet, es folgen ſich Tenor und Baß hart auf den Ferſen, ſchließlich ſetzt der Sopran ein, der aber bald abbricht, um ſofort wieder auf einer höheren Tonſtufe es von neuem zu verſuchen. Unaufhörlich wechſeln in den Takten 17 bis 20 die Themaeinſätze. Auf die vierte Engführung ſtoßen wir im 19. Takte, ſie findet zwiſchen Tenor und Alt ſtatt. Im Takt 21 ſetzt wieder der Tenor mit dem Thema ein und zwar im Kanon der Terz zum Sopran:



ein Einſatz, auf den, da er etwas verſteckt iſt und ungeübteren Augen in ſeiner thematiſchen Bedeutung leicht entgehen kann, beſonders hingewieſen ſei. Für den guten Vortrag einer Fuge iſt ja die volle Klarheit der Konſtruktion, die mit Bewußtſein vollzogene plaſtiſche Ausgeſtaltung des thematiſchen Materials unbedingte Vorausſetzung. Takt 23 bildet eine Überleitung zum Orgelpunkt (auf C) und zur letzten Engführung zwiſchen Tenor und Alt. Mit einer kurzen Coda ſchließt die Fuge. Der Bau dieſer Fuge iſt ein außerordentlich gedrungener, präciſer, dabei überaus kunſtvoller. Zwiſchenſpiele zwiſchen den einzelnen Durchführungen hat der Altmeiſter hier ganz vermieden, obwohl er ihnen ſonſt, namentlich dort, wo es wie in den großen Orgelfugen virtuoſem Zweck und brillantem Spiele gilt, durchaus nicht abhold war. Modulationen in entfernte Tonarten vermeidet Bach in unſerer Fuge. Effekthaſchereien, harmoniſche Pikanterie liegen ſeiner erhabenen Größe fern. Der Charakter dieſer C-dur Fuge iſt männliche Kraft mit geſchmeidigem Ausdruck, ohne Ausbrüche heroiſcher Gewalt. Zum Verſtändnis einer Fuge iſt die genaueſte Kenntnis des Aufbaues unbedingte Vorausſetzung. Daher mögen ſich unſere ernſtſtrebenden Muſikfreunde die geringe Mühe nicht verdrießen laſſen, an der Hand dieſer knappen Analyſe die Bachſche C-dur-Fuge zu ſtudieren. Sie werden ſich in dem verzehnfachten Genuß, den ihnen dann Bach bereiten wird, reich belohnt ſehen!

## Bücherſchau.

**Der Opernführer.** Ein Textbuch der Textbücher. Bearbeitet von W. **Lackowitz.** Berlin, Verlagsanſtalt Urania. Pr. 2 Mk. 420 Seiten. Das Buch iſt offenbar einer ganz vorzüglichen Idee entſprungen: es will den Opernbeſucher über die Handlung der zu hörenden Oper orientieren, eine Nachhilfe, die gewiß als dankenswert bezeichnet werden muß, angeſichts der Thatſache, daß man bei dem mehr und mehr um ſich greifenden Gebrauche, die Opernhäuſer während der Aufführung zu verfinſtern, das Textbuch zu benutzen nicht mehr in der Lage iſt. Aber ganz abgeſehen davon, einzelne Opern ſind in ihrer Handlung ſo unklar, daß ſie der nicht eingeweihte Zuhörer unmöglich verſtehen kann. Es ſei hier nur an Marſchners „Templer und Jüdin“ erinnert, eine Oper, zu deren Verſtändnis erſt die Lektüre des Scott’ſchen Romans „Ivanhoe“ notwendig erſcheint. Selbſt der vielgeſpielte „Troubadour“, jene Oper, deren Melodien uns ſo ſehr in Fleiſch und Blut übergegangen ſind, daß beim bloßen Klange des Namens unſere rechte Hand unwillkürlich eine drehorgelnde Bewegung ausführt, ſelbſt dieſer überaus populäre Troubadour enthält einige recht unklare und verzwickte Stellen. Denken wir gar der komplizierten und wunderlich verſchlungenen Handlung der „Nibelungen“, ſo leuchtet der Nutzen eines Buches, das dem Leſer eine genaue Orientierung über die der Oper zu Grunde gelegte Handlung gewährleiſtet, von ſelbſt ein. Unſer Opernführer mit ſeinen 135 Opern wird gewiß den Opernbeſuchern einen wirklichen Dienſt zu erweiſen vermögen und, da auch die neueren auf dem Spielplan der deutſchen Bühnen hie und da auftauchenden Opern Berückſichtigung gefunden haben, kaum einen Wunſch unerfüllt laſſen. So ſehr das Werk nach dieſer Seite hin Anerkennung verdient, ſo wenig vermochte uns die trockene, geſchäftsmäßige, poeſieloſe und ſchablonenartige Aufzählung der einzelnen Momente im Gange der Handlung zu intereſſieren. Man erwartet doch hin und wieder ein kritiſches Wort, eine knappe, dramaturgiſche Reflexion, eine wenn auch im engſten Rahmen gegebene Charakteriſtik. Aber, eine Anmerkung zu Glucks Iphigenie ausgenommen, nichts von alledem! Und das iſt ſchade. In ſeiner jetzigen Geſtalt lieſt ſich das Buch wie ein Kochbuch, in dem ſich Rezept an Rezept reiht.

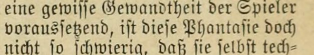
## Aus dem Tonleben.

Der Zufall pflegt mit Perſonen und Dingen oft ein ſeltſames Spiel zu treiben. Wäre Roſſini nicht einer von den Künſtlern geweſen, die mit felſenfeſter Zuverſicht auf das Aufgehen ihres Sternes bauten, er hätte wohl Urſache gehabt, zu verzweifeln, nachdem ſein „Barbier von Sevilla,“ eines der geiſtvollſten und ſprühendſten Werke aus der geſamten komiſchen Opernlitteratur, an einer Summe der widerwärtigſten Zufälle in ſchnödeſter Weiſe Schiffbruch gelitten. Roſſini war 1815 nach Rom gekommen; als er mit der Kompoſition des „Barbier“ betraut worden war, raſierte ſich der Maeſtro nicht mehr, nur um ja keine Zeit zu verlieren; ja, aus demſelben Grunde quartierte er ſich ſogar ſamt ſeinem Textdichter und den Kopiſten bei Zamboni, dem Sänger der Titelrolle, ein. Binnen zwei Wochen war Roſſini mit der Kompoſition fertig, eine Thatſache, die uns einfach märchenhaft und vollends unglaublich erſcheinen muß, wenn wir uns daran erinnern, daß z. B. Goldmark an ſeiner Oper, „Die Königin von Saba“ volle ſieben Jahre gearbeitet hat. Am 15. Februar 1816 war die erſte Aufführung des Werkes; ſie war eine denkwürdige in mehr als einer Beziehung. Die Oper fiel durch, fiel durch mit Pauken und Trompeten. Ein ganzes Gewitter von unglückſeligen Zufällen, ein Platzregen von mißlichen Umſtänden ging über den armen Maeſtro nieder. Roſſini hatte unter den Intriguen Paeſiellos zu leiden, der dasſelbe Sujet wie Roſſini im „Barbier“ bearbeitet und damit eine außerordentliche Anerkennung bei den Römern gefunden hatte. Die Freunde Paeſiellos waren naturgemäß die Feinde Roſſinis. Der böſe Spuk begann in dem Augenblicke, als Roſſini im Orcheſter erſchien. Er hatte einen braunen Frack mit goldenen Knöpfen angezogen und ſah ſeiner Meinung nach hinreißend aus. Er wurde aber vom Publikum mit Pfeifen und Gelächter empfangen. Von der Ouverture konnte man in dem Lärmen nichts hören. Der Sänger des Almaviva, welcher eine ſpaniſche Melodie mit Lautenbegleitung eingelegt hatte und es ſich nicht nehmen ließ, ſich ſelbſt zu begleiten, hatte vergeſſen, die Laute zu ſtimmen. Als er ſie dann auf offener Szene ſtimmte, riß eine Saite entzwei. Während er eine neue aufzog, vertrieb ſich das Publikum die Zeit mit Lachen und Pfeifen. Als Baſilio eintrat, blieb er an einem Nagel hängen und ſtürzte auf den Boden der Länge nach hin. Die Verleumdungsarie ſang er mit blutender Naſe. Im Publikum lachte man unbändig, einige Witzbolde gloſſierten die Handlung mit rückſichtsloſeſter Keckheit. Im Finale des 1. Aktes erſchien ſogar eine Katze auf der Bühne, die durch ihre Verlegenheitsſprünge die Heiterkeit der Zuſchauer auf das höchſte reizte. Der Vorhang fiel. Roſſini wandte ſich zum Publikum, zog leicht die Achſeln in die Höhe und klatſchte ſich Beifall. Die Zuſchauer verſtanden die ihnen mit dieſer Geſte ausgedrückte Verachtung, und während ſie den erſten Akt mit ſtets ſich erneuernden Heiterkeitsausbrüchen und ironiſchem Gelächter begleitet hatten, nahmen ſie den zweiten Akt mit eiſiger Ruhe, tötlichem Schweigen auf. Roſſini zog ſich nach beendeter Aufführung ſofort in ſeine Wohnung zurück. Als ſeine Freunde kamen, um den, wie ſie wähnten, vernichteten Maeſtro in ſeinem Komponiſtenelend zu tröſten, fanden ſie ihn im tiefſten Schlaf. Der zweiten Aufführung hatte Roſſini überhaupt nicht beigewohnt; er ſtellte ſich unwohl und legte ſich ins Bett. Da auf einmal erwacht er in der Nacht; er hört unter ſeinem Fenſter ein furchtbares Geſchrei. Schon glaubt er, abermals ein Opfer ſeiner Feinde geworden zu ſein, ſchon ſieht er ſeine Oper endgültig unterlegen. Doch was iſt das? Evivva Roſſini! Er ſchreitet ans Fenſter und erblickt nun einen ſtrahlenden Fackelzug und eine nach Tauſenden zählende Schar von Enthuſiaſten. Evivva Roſſini! Der Meiſter lächelt zufrieden und eilt wieder in ſein Bett, um des Schlafes des Gerechten zu pflegen. Eine gute Oper iſt ein gutes Ruhekiſſen. In der That, der „Barbier“ hatte bei ſeiner zweiten Aufführung einen beiſpielloſen Triumph gefeiert, und mit dieſer Vorſtellung ging der Stern Roſſinis auf, der bald ganz Europa mit ſeinem flimmernden aber kühlen Lichte blendete.

## Lyrik.

„**Frühling**“ nennt ſich ein mit Pianofortebegleitung im Verlage von H. Öſterwitz (R. Kahle) in Deſſau als op. 55 in brillanter Ausſtattung zu dem Preiſe von M. 1.— erſchienenes Lied von Auguſt **Klughardt.** Klughardt zählt zu den beſten unter den jetzt lebenden Tonkünſtlern, deſſen ſchönem und gereiftem Kompoſitionstalent wir manche wertvolle Spende zu danken haben. Sein neues Lied „Frühling“ iſt für eine hohe Sopran- oder Tenorſtimme geſchrieben, mehrmals wird das hohe g und a verlangt. Die Form iſt dreiteilig. Friſch und fröhlich ſetzt der Anfang in C-dur ein, fanfarenartig ſteigt die Singſtimme empor bis zum Bruſtklang vollen Jubels. Der Mittelſatz (in ausgeſprochenem E-dur) will ſehr zart und bei aller Zurückhaltung ſchwärmeriſch behandelt ſein, in weichen duftigen Klängen wallt die Klavierbegleitung dahin, die zarte Poeſie des Anſchlages verlangt. Wunderſchön ſind die ſchwärmeriſchen Ausrufe „Liebe, o ſüße Liebe“ auf langgehaltenen, in leiſeſtes pianissimo ſich verflüchtigenden Noten. Das Lied enthält im übrigen weder für den Sänger, noch für den Begleiter beſondere Schwierigkeiten. Es iſt ſehr dankbar und dürfte ſich ſowohl im Konzertſaal wie im muſikaliſchen Hauſe viele Freunde erwerben.

## Vierhändige Klaviermuſik.



Ein reizendes Tonbildchen, nicht wahr? Man ſieht ihm auf den erſten Blick den nationalen Typus an. Ein luſtiger Springinsfeld, eine fröhliche Tanzweiſe, wie man ſie bei den Stämmen Norwegens findet. Wer aber glaubt, ein nordiſches Motiv vor ſich zu haben, der irrt. Die Weiſe ſtammt vielmehr aus der Tatra, jenem wilden, großartigen Gebirgsſtock der Karpathen, der durch ſeine Meeraugen eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat. Siegmund **Noskowsky**, ein polniſcher Komponiſt von Bedeutung, hat auf ſeinen Streifzügen durch die Tatra dieſe und andere Melodieen geſammelt und aus ihnen intereſſante, feſſelnde und eigenartige Kompoſitionen geſchaffen. Unſer Motiv bildet das Hauptthema eines für Pianoforte zu vier Händen komponierten Tonbildes „**Eine Gebirgsphantaſie**“ (Leipzig, Verlag von Fr. Kiſtner. Preis 3,50 Mk). Ein friſcher, würziger Tannenduft weht uns aus dieſem Werke entgegen. Es iſt wirkliche Klaviermuſik, kein überladenes, kompliziertes Orcheſterarrangement. Obzwar ſtellenweiſe von konzertierendem, brillantem Charakter und dann eine gewiſſe Gewandtheit der Spieler vorausſetzend, iſt dieſe Phantaſie doch nicht ſo ſchwierig, daß ſie ſelbſt techniſch weniger ausgebildete Spieler nicht zu bewältigen vermöchten. Vor den paar Sechzehnteln gleich auf der erſten Seite darf einem nicht bange werden. Es klingt wie der abgedämpfte Donner ferne niedergehender Lawinen. Das oben zitierte Tanzthema erfährt eine ungemein ſorgfältige, kontrapunktiſch vorzügliche, vielleicht etwas zu lange Durchführung, in der es von geiſtreichen Einfällen funkelt; dann folgt ein melancholiſcher, ſehr intereſſanter Mittelſatz (A-moll), der ſich wieder auf einer ſchönen und ſtimmungsvollen Originalmelodie aufbaut. Ein brillanter, feuriger Abſchluß ſichert dem Werke eine jedenfalls zündende Wirkung.

## Vermiſchtes.

**Beethoven** äußerte ſich in folgender treffender Weiſe über Weber und ſeinen „Freiſchütz“: „Das ſonſt weiche Männel, ich hätt’s ihm nimmer zugetraut. Nun muß der Weber Opern ſchreiben, gerade Opern, eine über die andere, ohne viel daran zu knaupeln… Der Caspar, das Untier! Steht da wie ein Haus. Überall, wo der Teufel die Tatzen reinſtreckt, da fühlt man ſie auch….“ Und von der Wolfsſchluchtſcene meint Beethoven: „Ja, damit iſt’s freilich auch ſo; aber mir gehts dumm damit. Ich ſehe freilich, was Weber will; aber er hat auch verteufeltes Zeug hinein gemacht. Wenn ichs leſe — wie bei der wilden Jagd — ſo muß ich lachen! Und es wird doch das Rechte ſein! So was muß man hören, nur hören!“

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Es gibt uralte Bäume, voll Wunden und Narben,
Über und über mit Blüten beſchneit,
Und Menſchen, denen alle Freuden ſtarben,
Und doch ſind ihre Seelen voll Freudigkeit.

## Mit dem Brautſchleier.

Du wehrteſt herb und ſpröde Dich als Mädchen,
Die Tiefen Deines Herzens preiszugeben.
Du ſpannſt Dich ein in tauſend feine Fädchen
Und lebteſt ſtill für Dich Dein eigen Leben.

Dann bangteſt ſelbſt Du, daß es nicht ſo bliebe,
Als Deines Herzens Sabbat Du gefeiert.
Und als Er Dich gefragt um Deine Liebe,
Da haſt Du Dich erglühend ihm entſchleiert.

Und morgen willſt Du Dich verhüllt ihm zeigen,
Um ſelbſt Dein Recht in ſeine Hand zu geben.
Der Mädchenſeele Schatz, Dir heimlich eigen,
Er iſt nun ſein! Er darf den Schleier heben.

**M. A.**

## Nochmals: Alte Bräuche.

Nr. 30 dieſer Zeitſchrift brachte einen Artikel: „Alte Bräuche,“ der zum Schluß in warmen herzlichen Worten die Sitte der Kranzablöſungen, die durch den zu großen Luxus der Kranzſpenden hervorgerufen worden iſt, beklagt. Dieſem Luxus bei Begräbniſſen entgegenzutreten, ohne die holde Sitte des Kranzſchenkens ganz auszurotten, war ich ſeit Jahren beſtrebt, erſt in meinen Bekanntenkreiſen, dann durch die Preſſe.

Auch hierdurch möchte ich bitten: Laſſet uns zurückgehen von dem übertriebenen Luxus der letzten Spenden, des „Palmwedelarrangements,“ der „Wagenräder von Kränzen“ u. ſ. w. nicht zu gunſten unſers eigenen Geldbeutels, ſondern zu gunſten der Armen.

Meine Vorſchläge ſind folgende:

1. Wo die Kranzſpende nur eine thatſächlich leere Form der Höflichkeit iſt, wird ſtatt derſelben eine Beileidskarte ins Trauerhaus geſchickt und die ſonſt dafür angewendete Summe an einen Wohlthätigkeitsverein oder an beſtimmte Arme, am beſten durch den Geiſtlichen, geſchickt.

2. Steht mir der Verſtorbene näher, ſchicke ich eine kleine Blumenſpende und den Unterſchied des Preiſes an die Armen.

3. Iſt jedoch der Verſtorbene ein lieber Anverwandter, gebe ich als letztes Liebeszeichen ganz nach meinem Ermeſſen die Blumenſpende, ſo wie mein Herz mich dazu treibt, und nichts an die Armen.

Manche Leſerin wird vielleicht mit meinem Vorgehen nicht einverſtanden ſein; in dieſem Fall können ja andere Vorſchläge gemacht werden.

**Frau Jenny M. in Memel.**

## „Der dort!“

Schon der vielgereiſte Hackländer hat in einer Plauderei darauf hingewieſen, daß es auf Reiſen vorteilhaft ſei, ſeine Koffer und Körbe mit einem von ferne leicht erkennbaren Zeichen zu verſehen, damit man derſelben ſelbſt im größten Bahnhofsgetümmel mittelſt eines energiſchen „Der dort“ ſofort habhaft werden könne. Nach dieſem ſeinem Rezepte, welches er aus dem praktiſchen Amerika mitbrachte ſieht man neuerdings auch an den deutſchen Reiſerequiſitenhüllen allerlei rote, weiße oder ſchwarze Kreiſe, Kreuze und Ecken angebracht. Will man nun das Praktiſche mit dem Geſchmackvollen vereinen, ſo kann man ſich auf folgende Weiſe, ganz beſonders bei den ja immer mehr und mehr die Koffer verdrängenden Körben helfen. Man nimmt ein Stück ſtarker Leinwand, 30 cm breit und 25 cm hoch, zeichnet ſich mit Blauſtift entweder ſeine Buchſtaben einzeln oder ſein Monogramm in ſchlanken Linien 22 cm hoch vor und ſtickt dasſelbe mit waſchechter, dunkler Wolle oder Baumwolle in Fiſchgrätenſtich aus, der bei weitem leichter und ſchneller auszuführen iſt, als jeder andere Kunſtſtich und zu dieſem Zwecke auch am ſchönſten ausſieht. Dieſes fertige Stück, mit Leinwand gefüttert, näht man ſich oben auf den Korb. Eine ſolche Stickerei hat den Vorzug, leicht kenntlich zu ſein, nicht zu zerreißen und, da ſie waſchbar iſt, nicht unſcheinbar zu werden.

**B. W.**

## Fiſchſchüſſeln.

Im Bereich meines Porzellanſchrankes war es mehrfach die große Fiſchſchüſſel, die in denkbar „ungünſtigſten Momenten“ harten Anfechtungen erlag. Ein weiß bezogenes ſchmales Brett war zur Aushilfe bald hergeſtellt, aber dieſe Aushilfe mißfiel uns ſo ſehr, daß ich darauf kam, aus Pappelholz Fiſchſchüſſeln verſchiedener Größe, nach der Form der in Porzellan üblichen vom Tiſchler ſchneiden zu laſſen. Dieſer Verſuch bewährte ſich glänzend; die Schüſſeln ſind außer ihrer Unzerbrechlichkeit leicht, weiß und ſehr billig; von 1—2 Mark an, je nach der Größe. Von Tiſchtüchern, die nach der Elle vom Stück zu kaufen ſind, ſchnitt ich für die Holzſchüſſeln Deckchen, die ich nach Art der Theeſervietten ausfranſte und die den inneren Teil der Schüſſel bis an den Rand bedecken und auf welchen der Fiſch ſerviert wird. Der Rand bildet ein äußerſt günſtiges Feld für den Brandſtift, und die mit dem letzteren gebildeten Verzierungen machen die einfache Holzſchüſſel durchaus „ſalonfähig.“ Wer nicht Meißener beſitzt, ſei es echtes oder imitiertes, das ſtets auf Lager iſt, weiß, wie ſchwer von älteren Muſtern Porzellan einzelne Stücke zu haben ſind, meiſt müſſen ſie erſt in der Fabrik nachbeſtellt werden, was mit Zeitverluſt und größeren Koſten verknüpft iſt. Vielleicht füllen dieſe Holzfiſchſchüſſeln in manchem älteren Haushalt eine Lücke aus.

**Theolinde Biebrach.**

## Alte Bande.

### Zur Hochzeit eines Pfarrerpaares vom Lande.

Grüß Gott! In jungen Myrtenzweigen,
Grüß Gott, du ſtattlich bräutlich Paar!
O frommer Gang, die Knie zu beugen,
O ſüßer Gang zum Traualtar!
Dann einmal noch ein Becherklingen
Auf ſchöner Jugend ſel'gen Schluß;
Dann zieht Ihr fort. Nur Boten bringen
Aus ferner Stadt noch lieben Gruß.

Wie ſtand doch Eurer Kindheit Wiege
So grün umrankt an Dorfes Flur!
Wie führten all die Kinderſtiege
Auf froher Schöpfung friſche Spur!
Der Jugend Luſt, der Augen Weide,
War's nicht die keuſche Gotteswelt?
Hat nicht der Duft von unſrer Heide
Euch gern einander zugeſellt?

Noch immer nimmt zu deutſchen Wäldern
Der Wandervogel ſeinen Flug;
Noch immer führt auf eignen Feldern
Ein treu Geſchlecht froh Senſ' und Pflug.
Klar ſpielt der Bach durch das Gelände,
Noch ungetrübt von Menſchenqual;
Wie reicht Dein Nachbar ſeine Hände
So traut Dir über Zaun und Pfahl!

Warum nur bleibt Ihr nicht im Lande?
Was zieht Euch nach der Städte Gleiß?
Oft löſen jung geſchlung'ne Bande
Sich nur um halben Lebens Preis.
Doch geht und prüft! Geweihtem Blicke
Verklärt ſich Stadt und Land und Meer;
Doch, zieht's Euch heim zum Jugendglücke:
Am Dorfplatz ſteht manch Pfarrhaus leer.

**Karl Knackſtedt, Gr.-D.**

## Praktiſches fürs Haus.

Frage 97. Eierlöffel reinigt man, indem man ſie mit einem feuchten, in Sand getauchten Lappen kräftig abreibt.

**E. R. in C.**

## Kindermund.

Die kleine Hanna ſteht im Verdacht, gelogen zu haben. Die Tante nimmt ſie ſich vor und ſagt ſtreng: „Wenn du jetzt nicht gleich die Wahrheit ſagſt, dann gibt es Schläge.“ Die kleine Hanna (weinerlich): „Die Wahrheit.“

Ein kleines Mädchen freute ſich über die ſchöne, lange Bratwurſt beim Mittageſſen und ſagt: „Mama, ehe die Bratwurſt geſchoſſen wurde, war ſie da eine Schlange?“

**E. H. in M.**

## Auskunft.

### Sommerfriſchen.

Fr. 111. 1) Billige und gute Sommerfriſche in Gerolſtein (Eifel) Rheinprovinz, Luftkurort, waldreich und bergig, Garten am Hauſe, Preis 45—60 Mark pro Monat für Wohnung mit voller Penſion. Nähere Auskunft bei **E. Kreſſer in Gerolſtein.** — 2) Ich nenne Eiſenberg in Sachſen-Altenburg, Bahnlinie Croſſen-Eiſenberg. Dieſes hübſche, ca. 1000 Fuß hoch gelegene Bergſtädtchen erfreut ſich einer ſehr geſunden, friſchen Luft, iſt von großen Waldungen, meiſt Tannenwald, umgeben und bietet viele reizende Spaziergänge durch Berg und Thal. Da Eiſenberg noch wenig von Fremden beſucht wird, ſind die Preiſe nicht hoch. Frau Paſtor Grüning, Gartenſtr. 663, iſt gern bereit, eine Familie oder erholungsbedürftige Damen, auch Kinder zur Sommerfriſche mit oder ohne Penſion aufzunehmen. — 3) Sehr zu empfehlen als Sommerfriſche iſt die Beſitzung Reuter in Kothen bei Brückenau (Bad), 1 Stunde entfernt. Sehr billige Preiſe, gute Verpflegung, Wald ganz nahe, große Gärten beim Haus. Kohlenſaure Stahlquelle unweit des Hauſes. Poſtverbindung täglich 2 mal. **Eine langjährige Abonnentin.** — 4) Neckarſteinach bei Heidelberg iſt ein berg- und waldreicher billiger Sommeraufenthalt. Gaſthaus: Harfe, Schwalbenneſt und Diemer nehmen Gäſte auf. **Eine Daheimleſerin.** — 5) In dem, ganz von waldigen Bergen umgebenen, reizend im Werra-Fulda- und Weſerthal gelegenen Städtchen Hannov.-Münden finden Sie bei Pfarrer Hoffmann eine gute und angenehme Sommerfriſche zum Penſionspreeis von 2—2,50 Mark pro Tag. Die Wohnung liegt im Garten, ganz nahe dem Wald. **Eine Daheimleſerin.** — 6) Das Städtchen Kohren, unweit der Leipzig-Chemnitzer Bahn, iſt infolge ſeiner klimatiſchen Verhältniſſe und ſeiner reizenden, waldreichen Umgebung vorzüglich zur Sommerfriſche geeignet. Billige Quartiere daſelbſt werden gern nachgewieſen durch die Apotheke daſelbſt. — 7) Blankenhain i. Thür. bietet das Gewünſchte, da es bergig liegt, im Norden dicht von ausgedehnten Waldungen berührt wird und nicht teuer iſt. Wohnungen von einem Zimmer wöchentl. 5 bis 15 Mark. Mittagstiſch 50 Pfennig bis 1 Mk. 25, einfach, aber kräftig und nahrhaft. **A. L.** — 8) Als vorzüglich iſt die Sommerfriſche der Frau verw. Gubner in Wildenthal b. Eibenſtock, am Fuſſe des Auersberges gelegen, zu empfehlen. Die Lage iſt prachtvoll, die Penſion vorzüglich und nicht teuer. **Ein Abonnent in Heynitz.** — 9) Gandersheim am Harz „Villa Valida.“ Unſer Städtchen liegt ſeitab von der großen Touriſtenſtraße, dürfte aber deshalb viel mehr Ruhe und Stille gewähren, als ein vielbeſuchter Ort. — 10) Willſt du in die Ferne ſchweifen,
Sieh', das Gute liegt ſo nah:
**Ebersdorf** b. Lobenſtein i. Vogtl. **L. Kg.**

Bezugnehmend auf die Anfrage 107 erlaube mir ergebenſt mitzuteilen, daß die Diakoniſſen-Anſtalt Naemi Fricke-Stift in Guben jederzeit, und nun namentlich während des Sommers, kranke und pflegebedürftige Kinder zu ſehr mäßigem Preis, 50—90 Pfg. (je nach Alter und Anſprüchen), aufs beſte verpflegt. Gern wird auf die Verhältniſſe Rückſicht genommen, da wir nur recht vielen Hilfsbedürftigen dienen möchten, ohne Rückſicht auf Gewinn. Nähere Auskunft erteilt die Oberin.

Auf Fr. 107 erlaube mir mitzuteilen, daß ich eventuell geſonnen wäre, die Kleine bei mir aufzunehmen. Näheres brieflich Rittergut Ober-Coſel (1 Stunde von Rietſchen, Berlin, Görlitzer Bahn; Rietſchen ohne Umſteigen vom Schleſiſchen Bahnhof Berlin zu erreichen).

**Toni Kuthe.**

## Für die Küche.

### Suppen von Spargelwaſſer.

Benediktinerſuppe. Man ſchwitzt 60 g Mehl oder feinen Gries in 80 g Butter lichtgelb, erbitzt zuvor 2 l Spargelwaſſer, verkocht die Mehlſchwitze mit dem Waſſer eine halbe Stunde, fügt alsdann eine Priſe Salz, ebenſoviel Zucker, wenig Pfeffer, 5 g Fleiſchextrakt und einen Theelöffel gewiegte Peterſilie an und zieht zuletzt die Suppe mit zwei in Sahne verquirlten Eidottern ab. Man giebt zu dieſer Suppe in Dreiecke geſchnittene, in Butter goldbraun geröſtete Semmelſcheiben. Hat man noch einige übrige Spargel, ſo ſpült man ſie mit heißem Waſſer ab, wiegt ſie entweder fein und reibt ſie durch ein Sieb in die Suppe, oder man ſchneide die Spargel in erbſengroße Stückchen und erhitzt ſie nur in der Suppe, bevor man dieſe mit Eigelb abzieht.

Hildesheimer Spargelſuppe. Mehrere alte Weißbrödchen befreit man von der Rinde, ſchneidet ſie in Scheiben und läßt ſie im Ofen hellgelb und trocken werden. Dann ſetzt man die Brotſcheiben mit 2 l Spargelwaſſer auf, fügt Zucker, wenig Pfeffer und ein Stückchen Muskatblüte an, die beim Vollenden der Suppe entfernt werden muß, und kocht die Suppe, bis ſie ſämig iſt. Man ſtreicht ſie alsdann durch ein Sieb, fügt ¼ l kochende Milch hinzu, rührt die Suppe mit 2 Eigelb ab, ſchlägt ſie mit einer Wallnuß dick Butter, daß ſie glänzend ausſieht und richtet die Suppe über geröſtete, mit geriebenem Parmeſankäſe beſtreute Brotſcheiben an. Dieſe Suppe kann auch mit kleinen Kartoffel- oder Eierklößchen angerichtet werden und wird dann nicht mit Eigelb abgezogen. Fleiſchextraktzuſatz kann hier fehlen. (Fortſ. folgt).

## Fragen.

128) Könnte mir jemand freundlichſt einen Ort im Rieſengebirge nennen, der ſich zum Sommeraufenthalt für eine nervös angegriffene Dame ganz beſonders eignet. Bedingungen: recht harte kühle Luft, möglichſt hohe Lage im oder unmittelbar am Walde.

**T. v. B.**

129) Könnte mir eine Leſerin eine wirklich echte, ſchwarze Farbe nennen, welche man zum Färben weißer Strümpfe benutzen könnte? Und woher kann man dieſe preiswert beziehen?

Frau **Gertrude S.**

130) Würde eine freundliche Leſerin des Daheim Auskunft über das Rotherſtift in Berlin geben und mitteilen, auf welche Weiſe man ſich um eine Stelle in demſelben bewerben muß? Herzlichen Dank im voraus von einer

**Daheimleſerin.**

131) Hat ſich in der Stadt Kaſſel, oder deren Umgegend, ſchon eine weibliche Ärztin niedergelaſſen? Im bejahenden Falle würde durch die nähere Adreſſen-Angabe zu großem Danke verpflichtet

**eine langjährige Abonnentin am Harz.**

132) Wie behandelt man gelbgewordene weiße Marmorfußböden, damit dieſelben wieder ganz weiß werden?

**A. S.**

133) Könnte mir vielleicht eine der geehrten Daheimleſerinnen Anleitung geben zur Herſtellung eines hübſchen geſchmackvollen Ofenſchirmes mit Stickerei im Preis bis zu 10 Mk.? Sehr dankbar wäre

**Ratloſe junge Thüringerin.**

134) Bitte um die Adreſſe einer Häkelgarnfabrik, die an kleinere Konſumenten ihre Waren abgeben würde. Eine kränkelnde Dame möchte ſo gern einen Erwerbszweig in einem kleinen diesbezüglichen Handel finden. Achtungsvoll

**Frau M. B.**

Daheim

XXVIII. Nr. 38. Erſtes Blatt.

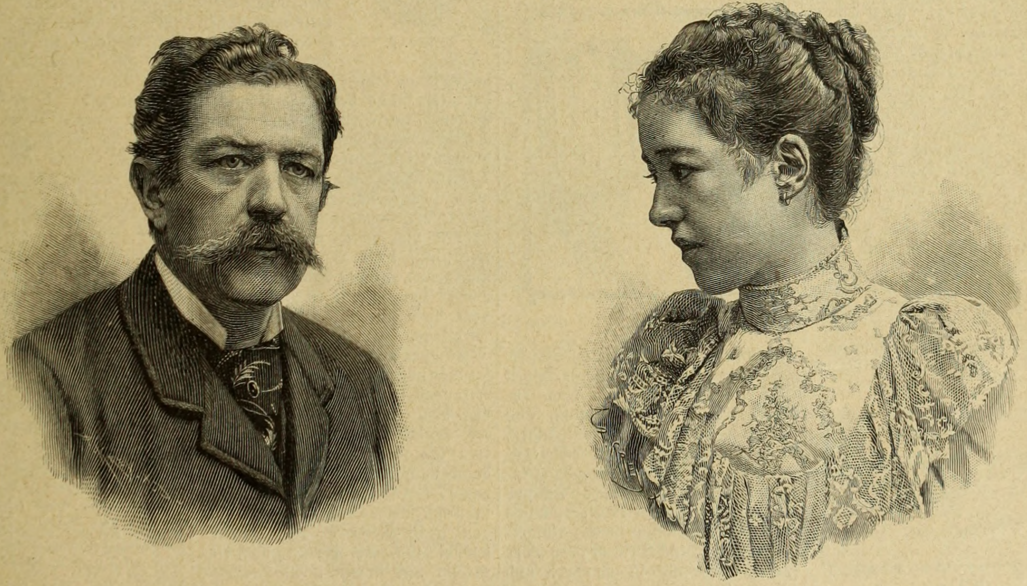
Jahrgang
1892.

18. Juni
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Die Hochzeit des Grafen Herbert Bismarck.

Ein ſeit langer Zeit gehegter Herzenswunſch des Fürſten Bismarck ſoll in den nächſten Tagen in Erfüllung gehen: der älteſte Sohn des Fürſten, Graf Herbert Bismarck, wird ſich vermählen. Der Name der zukünftigen Gemahlin des Grafen iſt ſeit dem Bekanntwerden der Verlobung aller Welt geläufig, — Gräfin Marguerite Malwine Hoyos, die zweite Tochter des Grafen Georg Hoyos, iſt die Auserwählte. Dem Beiſpiele ſeines Vaters folgend, der das Bündnis zwiſchen Deutſchland und Oeſterreich ſchuf, iſt auch des Grafen Herbert Wahl zu einem Bunde für das Leben auf eine Tochter Oeſterreichs gefallen. Einer Einladung des mit ihm befreundeten Geſandten am Darmſtädter Hofe, Freiherr von Pleſſen, folgend, nahm Graf Herbert Bismarck im Februar dieſes Jahres längeren Aufenthalt in Abbazia, dem von der öſterreichiſch-ungariſchen Ariſtokratie vielbeſuchten Seebade am Quarnerobuſen des Adriatiſchen Meeres, in dem ſich während der Wintermonate ein außerordentlich reges geſellſchaftliches Leben entfaltet. Nicht weit von Abbazia, auf dem Wege nach Fiume, liegt die großartige Whiteheadſche Torpedofabrik, deren Begründer Sir Robert Whitehead und deren Mitbeſitzer Graf Georg Hoyos iſt. Der Beſuch des Baron Pleſſen galt in erſter Linie nicht dem Seebade Abbazia, ſondern der Familie des Grafen Hoyos, der er verwandtſchaftlich nahe ſteht, da die älteſte von den fünf Töchtern des Grafen ſich vor einigen Jahren mit ihm vermählte. Es iſt ſelbſtverſtändlich, das Baron Pleſſen nicht verſäumte, ſeinen Freund Graf Bismarck in die Familie des Grafen Hoyos einzuführen, und ebenſo ſelbſtverſtändlich, daß das gaſtfreundliche Haus des Grafen Hoyos ſich dem Freunde eines Schwiegerſohnes des Hauſes gern erſchloß. Der Aufenthalt des Grafen Bismarck in Abbazia währte länger, als der Graf urſprünglich vorausgeſehen hatte, — am 4. Mai erfolgte ſeine Verlobung mit der zweiten Tochter des Grafen Hoyos. Die Braut iſt am 20. September 1871 in Fiume geboren, die zweite Tochter aus der mit ſieben Kindern geſegneten Ehe des Grafen Georg Hoyos und ſeiner Gattin, geborene Whitehead, einer Tochter des Begründers der weltbekannten Fiumaner Torpedofabrik. Die Familie des Grafen Hoyos iſt katholiſch, doch ſind die fünf Töchter in dem evangeliſchen Bekenntnis ihrer Mutter erzogen. Die Vermählung ſoll am 21. Juni in Wien im Palais der gräflichen Familie Palffy vollzogen werden. Auch Fürſt Bismarck wird natürlich der Hochzeit ſeines älteſten Sohnes beiwohnen. Ganz überflüſſigerweiſe haben einige Zeitungen dem Familienereignis, an dem die zahlloſen Freunde des Bismarckſchen Hauſes den herzlichſten Anteil nehmen, auch eine politiſche Tragweite zu geben verſucht, indem ſie aus dem Umſtande, daß der Kaiſer die Anzeige der Verlobung des Grafen Herbert Bismarck mit einem herzlichen Glückwunſch erwiderte, ſchloſſen, daß ein Wiedereintritt des Grafen Herbert in den Staatsdienſt in nächſter Zeit bevorſtehe. Da eine Verſtimmung zwiſchen dem Kaiſer und Graf Herbert Bismarck niemals beſtanden hat, waren die Anzeige der Verlobung und der darauf folgende Glückwunſch etwas Selbſtverſtändliches. Ob aber Graf Herbert Bismarck gerade jetzt Neigung haben dürfte, wieder das Joch des Dienſtes auf ſich zu nehmen, erſcheint ſehr fraglich; wer Flitterwochen vor ſich ſieht und ſie ſorgenlos genießen kann, der drängt ſich nicht dazu, ſich eine Bürde aufzuladen. Viel wahrſcheinlicher erſcheint es uns, daß das junge Paar vorläufig ein ſtilles Glück in Schönhauſen allem Anderen vorziehen wird. Ob in Schönhauſen oder anderswo, möge ein glücklicher Stern über der Ehe des Grafen Bismarck leuchten.



Graf Herbert Bismarck und ſeine Braut, Gräfin Marguerite Malwine Hoyos.
Nach photographiſchen Aufnahmen von Jeluſſich in Abbazia (Verlag von Carlo Spieß & Co. in Fiume).

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Kannſt du einmal gar nicht fort
In dem alten Gleiſe, —
Friſch, probier' an and'rem Ort
Eine neue Weiſe!

## Praktiſches für die Reiſe.

Wieder ſtehen wir mehr oder minder nah vor der großen Reiſezeit, die der ſorgſamen Hausfrau viel zu denken und zu thun giebt. Eine jede weiß wie man durch praktiſchen Sinn das Reiſen erleichtern, durch den Mangel desſelben mitunter aber höchſt unbequem machen kann. Die Art des Packens, des zweckmäßigen Unterbringens unſerer Sachen iſt eine der Hauptbedingungen der Behaglichkeit auf Reiſen. Damit ſind nicht nur die Gegenſtände gemeint, die wir im Koffer verpackt, an unſerm Beſtimmungsort erſt wieder in Empfang nehmen, nein es gibt noch mancherlei Dinge, die wir ſelbſt für kürzere Zeit nicht entbehren können, die uns immer umgeben und die durch unpraktiſches Verpacken auf der Reiſe ſelbſt (unter dem Schreckensnamen „Handgepäck" wohlbekannt) und durch Umherliegen auf Tiſchen, Fenſterbrettern ꝛc. in unſeren gemieteten Zimmern unſer Behagen recht ſtören können. Die zuſammengehörigen, ähnlichen Zwecken dienenden Gegenſtände möglichſt beiſammen unterzubringen, mit anderen Worten, das einheitliche Packen iſt die Hauptſache. Bei einem Handköfferchen iſt dieſelbe nicht allzuſchwer. Aber bei einer 2—3tägigen Tour belaſtet man ſich doch nicht mit einem Handkoffer, wohl aber hat man Plaid, Regenmantel, Nacht- und Toilettenſachen nötig; den Einwand, daß man ja letztere in erſteres einwickeln könne, würde ich als unpraktiſch zurückweiſen, denn erſtens würde bei Regen das Plaid naß, bei Staub ſtaubig, zweitens liegt die Gefahr nahe, daß die Sachen herausfallen können und drittens: hat man das Plaid nötig, wohin dann mit den anderen Sachen? Eine große Annehmlichkeit iſt daher nachfolgend beſchriebener, höchſt einfacher, aber origineller Reiſeſack (Abb. 1), der auf kleinen Touren als Haupt-, auf großen aber als Neben-Gepäck außerordentlich bequem iſt. Man braucht ein Stück ſtarker grauer Leinwand oder Drillich $1\frac{1}{2}$ Meter lang und 65 cm breit. Dieſes ſcheidet man in zwei Teile, den einen 92 cm, den anderen 58 cm lang. Das längere Stück, als Außenſeite, ſchlägt man oben 10 cm zu einem Saum ein, der dem Ganzen mehr Haltbarkeit gibt. Nun näht man mit der Maſchine, 5 cm vom Rande ab, ringsherum eine fingerbreite, bordeauxrote, wollene Borte auf und dann als Zierde in gleicher Entfernung nochmals ringsherum eine ſolche. Das kleinere Stück Leinwand ſchneidet man, genau in der Mitte 50 cm durch und faßt dieſen ſo entſtandenen Schlitz und die Schmalſeiten oben ebenfalls mit Borte ein. Nun werden beide Teile, wie ein Sack feſt mit der Maſchine zuſammengenäht und mit Borte eingefaßt — man braucht im ganzen 10 Meter Borte. An den Sack innen näht man oben und in der Mitte des Schlitzes je einen Knopf und auf die andere Seite eine Schlinge und außen auf den Umſchlag ſtickt man als Verzierung entweder ein Monogramm oder eine Arabeske. Dieſer Sack iſt leicht, ſchützt die Sachen vor Staub und nimmt ganz nach Bedarf viel oder wenig auf und ſieht, zuſammengerollt in Riemen geſchnallt, immer elegant aus. Das Umherliegen unſerer Toilettengegenſtände ꝛc. in unſeren Mietzimmern auf dem Lande, oder in der Kajüte des Dampfers auf größeren Reiſen iſt faſt nie zu vermeiden. Nun gibt es Menſchen mit und ohne Ordnungsliebe, wie es Schnecken mit und ohne Häuſer gibt. Gehört man zu erſteren, ſo wird man dieſen Sinn überall mittragen und ſich in einem Raum, wo peinliches Aufräumen aus Raummangel ſchwer iſt, ſicher auf die Dauer nicht wohl und warm befinden. Nachfolgende Wandtaſche nun, die, ungebraucht zuſammengelegt, ſo gut wie keinen Platz im Koffer oder in oben beſchriebenem Reiſeſack einnimmt, kann man ſich überall leicht aufhängen, ſie wird uns beſonders in der Schiffskajüte gute Dienſte leiſten, da eventuelle Schwankungen des Schiffes die darin aufbewahrten Gegenſtände nicht beeinfluſſen können. Man ſchneidet ſich ein Stück Drillich oder feſter grauer Leinwand 45 cm breit und 55 cm hoch. Dann aus gleichem Stoff zwei Streifen von je 88 cm Länge und dann einen von 24 cm, den anderen von 26 cm Breite. Dieſe Streifen beſetzt man beide an je einer Langſeite mit bunter, fingerbreiter, wollener Borte. Nun bricht man zuerſt den ſchmäleren Streifen, der zu oberſt kommt, in drei gleichmäßig verteilte, große Doppelfalten, die an der unteren Seite auf das Stück Leinwand mit der Maſchine feſt angenäht werden und zwar 30 cm von oben gerechnet, näht zu beiden Seiten den Streifen ebenfalls an die Leinwand feſt und außerdem noch zweimal in gleichen Abſtänden zwiſchen den Falten in der Mitte, wodurch drei große Faltentaſchen entſtehen. Den unteren Streifen bearbeitet man in gleicher Weiſe, aber ſtatt drei, nur für zwei größere Faltentaſchen. Iſt dies alles feſtgenäht, ſo beſetzt man das ganze ringsherum mit Borte und näht an die vier Ecken und oben in die Mitte je einen kleinen Meſſingring zum Aufhängen. Dieſe Wandtaſche iſt, wie jeder zugeben wird, nicht nur praktiſch, ſondern auch ſehr hübſch. Dem meiſt unvermeidlichen freien Umherſtehen der Stiefel und Schuhe in den Ecken, unter Betten, Tiſchen ꝛc. und dem Offenliegen der zu brauchenden oder gebrauchten Wäſche bei längerem Landaufenthalt iſt durch folgenden Schuh- und Wäſchebeutel ebenfalls leicht abgeholfen. Er beſteht aus einem inneren Sack (für die Wäſche) und vier äußeren Taſchen (für die Schuhe). Für den Sack innen ſchneidet man ſich ein Stück grauer Leinwand 60 cm weit und 50 cm hoch und näht dieſes von außen mit der Maſchine zuſammen; ſchlägt ebenfalls nach außen oben einen 5 cm breiten Rand um, damit innen keine Nähte ſichtbar ſind. In dieſen Rand, den man mit bunter, wollener Borte einfaßt, näht man, 2 cm von oben gerechnet, einen 2 cm breiten Zug. Zu den vier äußeren Taſchen gehört ein Streifen Leinwand von 20 cm Länge und 38 cm Breite, der, nachdem er zuſammengenäht in vier gleiche Teile gebrochen wird; auf dieſe Brüche näht man Borte und auf jede Seite von dieſer, wieder 5 cm entfernt, ebenfalls Borte, aber dieſe nur bis zur Hälfte des Streifens. Nun wird dieſes ganze Stück oben mit Borte eingefaßt und die vier noch unbenähten Stellen des Streifens in genauen Abſtänden auf den Sack innen genäht und dann erſt wieder Borte darauf, die bis zum Zug oben laufen muß, welcher dann auch unten mit Borte beſetzt wird. Ebenſolche verwendet man in denſelben — man braucht im ganzen 10 Meter Borte. Taſchen ſowohl als Beutel werden unten eingereiht und in einen runden Leinwandboden genäht, der 20 cm im Durchmeſſer groß iſt. **P. W.**

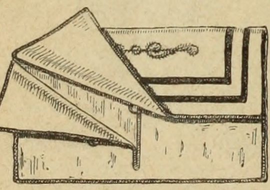


Abb. 1.

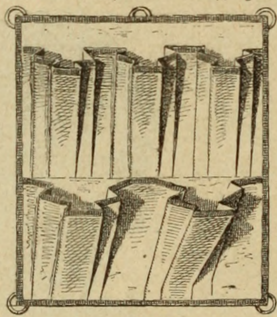


Abb. 2.

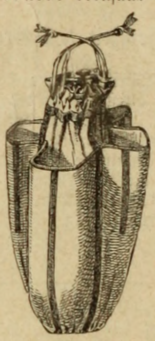
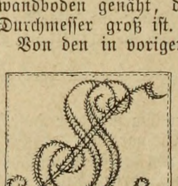


Abb. 3.

Von den in voriger Nummer in dem Artikel „Der dort!" beſchriebenen Koffermarken folgt nachſtehend noch eine Abbildung.



## Zum Frauen-Erwerb.

Kürzlich ſuchte meine Frau durch den „Daheim-Anzeiger" ein junges Mädchen zu ihrer Unterſtützung. Trotzdem ſie Bildung, Erfahrung in häuslichen Arbeiten, angenehmes Aeußere zur Bedingung machte und nur einmal inſerieren ließ, meldeten ſich zahlreiche junge Damen. Ich ſuchte vorigen Sommer eine Wirtſchafterin für landwirtſchaftlichen Haushalt und Molkereiweſen, und erhielt eine einzige Bewerbung. Dieſe beiden Fälle ſind ſo bezeichnend, daß ich glaube, manchen Familien einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ſie zur allgemeinen Kenntnis bringe. Es geht daraus und aus der Thatſache, daß ich, wie auch viele meiner Kollegen, in früheren Fällen ſehr wenig Bewerberinnen um die Stellen zur Führung eines landwirtſchaftlichen Haushaltes hatten, unzweifelhaft hervor, wie die jungen Mädchen das verhältnismäßig müheloſe Daſein einer Hausfrauen-Stütze dem allerdings etwas beſchwerlicheren, aber viel Befriedigung gewährenden Berufe der Wirtſchafterin vorziehen. Daß bei einem ſo großen Angebot von Reflektanten ſehr viele auf Anſtellung als Stütze überhaupt werden verzichten müſſen, iſt wohl anzunehmen. Wenn nun nur diejenigen dieſer großen Zahl, deren Konſtitution es zuläßt und deren Neigung nicht prinzipiell dagegen ſpricht, ſich der Landwirtſchaft zugewendet hätten, ſo würde für ſehr viele Jungfrauen geſorgt und einem ſehr fühlbaren Bedürfnis der Landwirtſchaft abgeholfen ſein. Eine tüchtige Wirtſchafterin iſt auf einem Gute eine ſehr geachtete Perſönlichkeit, deren Wert von der Herrſchaft ſehr geſchätzt wird, denn ihre Leiſtung iſt von großer Bedeutung für die Erträgniſſe des Geſchäftes.

Eltern, welche ihre Töchter auf deren eigenen Erwerb anweiſen müſſen, ſollten deshalb mehr wie bisher die Landwirtſchaft ins Auge faſſen. Jedenfalls aber bietet unter jetzigen Verhältniſſen irgend ein ernſter Beruf ſicherere Ausſicht auf ein Unterkommen, als das Warten auf eine Stelle als Stütze der Hausfrau. **Ein Landwirt.**

## Postillon d'amour.

### Polterabendſcene.

Soloſcherz von **Martha Asmus.**

(An **Emmy O.** in **R.** in **Mecklenburg.**)

(Hinter der Scene wird auf einem Poſthorn geblaſen: „Du haſt Diamanten und Perlen," dem ſich das allbekannte Poſthornſignal anſchließen kann, dann tritt der Postillon d'amour auf, noch mit der Trompete am Munde. Koſtüm: Ausgeſchnittenes, kurzes Bluſenkleidchen, roſa Seidenſtrümpfe, Sandalen mit Flügelchen. Möglichſt kurze Locken. Über der Bruſt eine Schnur mit Briefen.*) Die Hochzeitsgratulationen können mit aufgereiht ſein.)

Ich bin zu Tod gehetzt! Ich kann nicht mehr!
Der Liebesbotendienſt iſt gar zu ſchwer.
Nur ein Momentchen Raſt! Ich bring es ein!
Ich ſchwinge meine Hackenflügelein.
Was muß ſo'n armer Postillon d'amour
Nicht alles ſchleppen auf der Briefpoſtſchnur!
Und ach! Die Botengage iſt nur ſchmal!
Ein ‚Danke ſchön!' ein Patſchchen gibts einmal!
Iſt erſt das Briefchen auf, bin ich vergeſſen,
Es hören wollen, wäre arg vermeſſen!

(Er beſieht die Briefe.)

Was ſteht da? Nein! Solch Volk iſt doch durchtrieben!
Das hat ein rechter Schelm hier aufgeſchrieben:
„Gehſt du mit der Tante in dem Haine,
„Werd ich euch von ungefähr begegnen.
„Du verletzeſt dir den Fuß zum Scheine,
„Stützeſt dich auf mich! Vielleicht wird's regnen!
„Ich vergeſſe meinen Schirm, ich wette!
„Wenn der Himmel doch ein Einſehn hätte!
„Gehn wir unter einem Schirme, Kind,
„Iſt für uns die Tante taub und blind!"

---

*) Übrigens kann man auch das nicht minder reizende, allbekannte Poſtillonskoſtüm wählen, dann müßten im Text freilich einige Stellen geändert werden.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Daheim

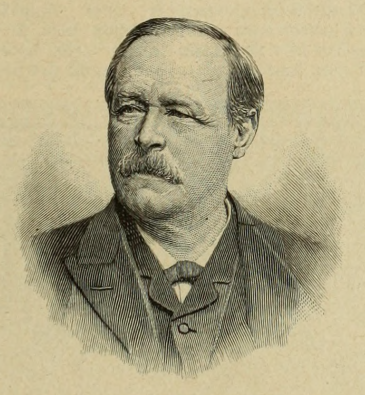
XXVIII. Nr. 39. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892.

25. Juni
1892.

Aus der Zeit — für die Zeit.

## Oberbürgermeiſter Dr. Max von Forckenbeck †.



Max von Forckenbeck †.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Dr. Max von Forckenbeck, der ſeit dem Jahre 1878 als Oberbürgermeiſter an der Spitze des größeſten ſtädtiſchen Gemeinweſens Deutſchlands ſtand, iſt am 26. Mai aus dem Leben geſchieden. Schon ſeit Monaten leidend, hatte Herr von Forckenbeck in Wiesbaden Geneſung geſucht; kaum von dort zurückgekehrt, traf ihn ein Schlagfluß, der ein ſchmerzloſes Ende herbeiführte. Am 21. Oktober 1821 in Münſter in Weſtfalen geboren, einer katholiſchen Familie entſtammend, deren Haupt als Regierungsrat gelegentlich der Übernahme des Hochſtifts Münſter durch Preußen 1803 geadelt wurde, beſuchte Max von Forckenbeck das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſtudierte von 1839—42 die Rechte an der Univerſität Gießen und wurde 1847 als jüngſter Richter bei dem Stadtgericht zu Glogau angeſtellt. Seine Beteiligung an der Bewegung des Jahres 1848 nötigte ihn, die Staatscarriere aufzugeben; er ließ ſich in Mohrungen in Oſtpreußen als Rechtsanwalt und Notar nieder. Der politiſchen Laufbahn Max von Forckenbecks ſei hier nur kurz gedacht; die Wandlungen mitmachend, die zur Bildung der jetzigen deutſchfreiſinnigen Partei geführt haben, vertrat Herr von Forckenbeck ſeit Ende 1858 den Wahlkreis Preußiſch-Holland-Mohrungen, vom Auguſt 1866 bis Juni 1867 Stadt und Kreis Königsberg, von 1867 bis 1870 die Stadt Köln und von 1870 bis 1873 den Wahlkreis Elbing-Marienburg im Abgeordnetenhauſe. Vom Auguſt 1866 bis Mai 1873 fungierte er als erſter Präſident desſelben. Seine Wahl zum Oberbürgermeiſter von Breslau führte ihn in dieſem Jahre in das Herrenhaus, in dem er ſeit 1878, zum Oberbürgermeiſter von Berlin gewählt, die Stadt Berlin vertrat. Im Norddeutſchen Reichstage, im Zollparlament und im deutſchen Reichstage vertrat Herr von Forckenbeck von 1867—84 den Kreis Neuhaldensleben-Wolmirſtadt, ſeitdem den Wahlkreis Sagan. Auch hier ſaß er fünf Jahre hindurch, vom 9. Februar 1874 bis zum 20. Mai 1879, auf dem Präſidentenſtuhl, und ſeine gewandte Geſchäftsführung erwarb ihm den Dank aller Parteien. Im September 1878 trat Herr von Forckenbeck ſein Amt als Oberbürgermeiſter von Berlin an. Dieſe Stellung hat mit dem rapiden Anwachſen der Reichshauptſtadt eine ſolche Bedeutung gewonnen, daß wir des Mannes gedenken zu müſſen glauben, der in der Zeit ſchnellſter Entwickelung an der Spitze dieſes ſtädtiſchen Gemeinweſens ſtand, trotzdem Max von Forckenbeck Zeit ſeines Lebens ein ausgeſprochener Gegner der politiſchen und kirchlichen Anſchauungen war, welche wir vertreten. Die Stadt hatte damals eine Million Einwohner, heute zählt ſie eine Million und achtmalhunderttauſend. Während ſeiner Amtsführung ſind drei ſtädtiſche Unternehmungen, die für die Entwickelung der Stadt von unberechenbarer Tragweite waren, vollendet oder der Vollendung nahe geführt worden, das Rieſenwerk der Kanaliſation, die neue Waſſerverſorgung und der Bau der ſtädtiſchen Markthallen, drei Dinge, die den Geſundheitszuſtand und die Ernährungsverhältniſſe der Hauptſtadt im allergünſtigſten Sinne beeinflußt haben. Eine andere Zukunftsfrage von größeſter Wichtigkeit, die Einverleibung der Vororte Berlins, die eine brennende genannt werden kann, — gibt es doch Straßen, die in ihren verſchiedenen Teilen drei verſchiedenen Gemeinweſen zugehören — iſt unter ihm ihrer endlichen Löſung nahe geführt worden. Sein ſtädtiſches Amt erforderte eine ungeheure Arbeitskraft und der Verſtorbene zeigte ſich dieſen Anforderungen alle Zeit gewachſen. Er mochte es vielleicht als ein Opfer anſehen, daß die Anſprüche, die an ihn gemacht wurden, ihn nötigten, ſich mehr und mehr von der politiſchen Thätigkeit zurückzuziehen. Aber er brachte dieſes Opfer ſeiner Gewiſſenhaftigkeit, und in politiſchen Fragen iſt ſein Name in den letzten Jahren immer ſeltener genannt worden. Trotzdem werden alle Einſichtigen den Wunſch haben, als Nachfolger Forckenbecks auf dem Oberbürgermeiſterpoſten Berlins nicht wieder einen Mann zu ſehen, deſſen Herz zwiſchen politiſchen Fraktions- und ſtädtiſchen Intereſſen geteilt iſt, ein Wunſch, der allerdings wahrſcheinlich wohl ein frommer bleiben dürfte.

*Soeben erscheint im Verlag von* ***Velhagen & Klasing*** *in* ***Bielefeld*** *und* ***Leipzig***

**in dritter, völlig neubearbeiteter, stark vermehrter Auflage**

Richard Andree's HANDATLAS

*Das einzige grosse Kartenwerk, auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft stehend und von vollendeter Ausführung, zu einem auch Minderbemittelten zugänglichen Preise.*

***Zu beziehen in 48 Lieferungen zu 50 Pf. oder 12 Abteilungen zu 2 M. durch alle Buchhandlungen.***

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Für ſo manches Freundesleid
Halte man den Troſt bereit,
Dem die feinſte Heilkraft eigen, —
Nämlich: Schweigen!

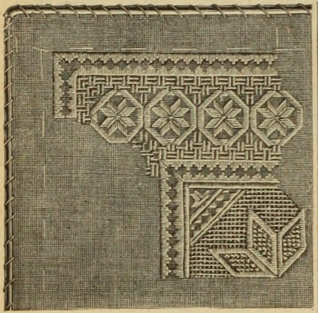


Abb. 1.

## Gedicht für eine junge Frau zur ſilbernen Hochzeit der Eltern.

Frage 119.

Ihr habt den grünen Myrtenſchmuck getragen
In eures Lebens lichten Frühlingstagen,
Als jung und hoffnungsfroh das Herz euch ſchlug:
**Grün** iſt des Lenzes, iſt der Hoffnung Farbe,
Die **grüne** Saat verſpricht die **goldne** Garbe,
Aus Grün wird Gold in raſcher Jahre Flug.

Doch eh' der **goldne** Erntesegen reifet,
Und Gold des Herbſtes Wald und Fluren ſtreifet,
Wogt ſilberglänzend ſtets der Ähren Meer:
Das iſt die Zeit der Sommerſonnenwende,
Wo Frühlings-Pracht und -Blühen zwar zu Ende,
Doch Frucht der Mühen winket ringsumher.

Geliebte Eltern, auf des Lebens Höhen
Sehn wir euch heut, zur Silberhochzeit, ſtehen,
Der grüne Myrtenkranz iſt längſt verdorrt,
Der **Tochter** ſchon ward er aufs Haupt gedrücket,
Der Tochter, die mit Silber euch nun ſchmücket,
Euch weiht ein tiefbewegtes Dankeswort.

Mag manche Dankbarkeit die Zeit vermindern,
Sie **mehret** nur den Herzensdank bei Kindern
Für das geliebte, teure Elternpaar;
Denn was der Eltern Treue uns gegeben,
Lehrt uns erkennen erſt das reife Leben,
Die Augen gehn uns auf von Jahr zu Jahr.

Und heut gehn freudenvoll die Augen **über**,
Daß ſich kein Schatten legt, kein dunkler, trüber
Auf unſres Hauſes, euren Ehrentag.
Der treue Gott, der euch bisher geleitet,
Der uns dies Feſt, all unſer Glück bereitet,
Den goldnen Kranz euch einſt beſcheren mag!

**Anna Ecke.**

## Neue Handarbeiten.

Eine ganz beſonders ſchöne, neue Handarbeitstechnik, die noch lange nicht genug bekannt und verbreitet iſt, iſt die ſogenannte Colbert-Stickerei. Wie die meiſten unſrer modernen Handarbeiten iſt auch ſie eigentlich nur die Auffriſchung einer ſehr alten, vergeſſen geweſenen Frauenkunſt. Die Colbertſtickerei wird auf loſen Geweben, am häufigſten auf ſteifem, ſogenannten Congreß- oder Colbertkanevas, deſſen Fonds unausgefüllt bleibt, mit Seide ausgeführt. Das eigentümliche der Arbeit beſteht in der Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Sticharten, welche die größeren Flächen der aufgezeichneten, mit Stil- oder Flachſtich markierten Ornamente füllen. Dieſe Stiche werden ſo gehalten, daß ſie ſcheinbar durchbrochene, ſpitzenartige Muſter ergeben, wie Abb. 1 und 2 es zeigen. Die ſchöne Lichtbrechung in dieſen kleinen, verſchiedenartig beſtickten Flächen macht die Hauptwirkung der Arbeit aus. Man ſtickt die Colbertarbeiten vorzugsweiſe gern im Rahmen, und zwar ſehen ſie, in einfarbiger, weißer, goldgelber oder ganz zartfarbener Seide auf kremefarbenem Kanevas ausgeführt, am ſchönſten aus. Eine leichtere Abart der Colbertſtickerei zeigen Abb. 3, 4 und 5. Hier ſind leicht ſtyliſierte, vorher aufgezeichnete Blumenmuſter, mit bunter, ſchattierter Seide in Flachſtich geſtickt und zwar ſo, daß der Flachſtich bei größeren Flächen vielfach unterbrochen wird; z. B. ſtickt man, ſtatt über 12 Flächen weg, zweimal über ſechs, darunter über drei, über ſechs und wieder über drei Fäden weg. Die Wirkung dieſer kleinen a-jour-Stollen iſt reizend. Alle dieſe Stickereien, zu Decken, Läufern u. ſ. w. geeignet, ſind vorgezeichnet und angefangen mit Material, event. gleich im Rahmen zu beziehen durch die Firma Kühl & Röſicke, Berlin, Leipzigerſtraße 57.

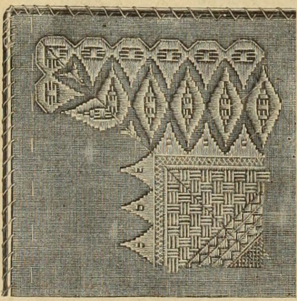


Abb. 2.

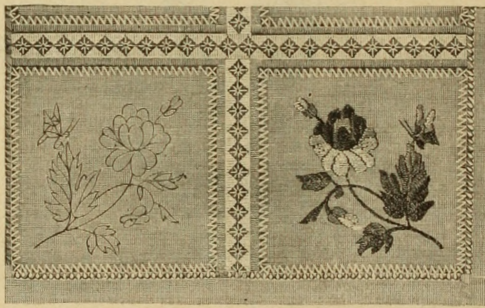


Abb. 5.

## Kiſſen für Gartenbänke und Stühle.

(Frage 125.)

Die warme Jahreszeit lockt alles ins Freie hinaus, und wer nur irgend einen Balkon oder ein Gärtchen ſein eigen nennt, richtet ſich dieſelben ſo behaglich wie möglich ein. Der Unbequemlichkeit der praktiſchen eiſernen Gartenmöbel wird durch einfache Gartenkiſſen leicht abgeholfen. Als Füllung für dieſe Kiſſen erweiſt ſich die Indiafaſer als praktiſch und wohlfeil, ſie iſt in jeder Handlung für Polſterwaren in gedrehten Zöpfen zu haben und muß erſt gezupft werden; dies iſt ſehr leicht, nur muß man wegen des Staubes, der ſich dabei entwickelt, die Arbeit nicht in geſchloſſenen Räumen vornehmen. Unſer Polſtermaterial wird, ſo vorbereitet, in die Kiſſenbezüge gefüllt, ohne z. B. wie Federn, noch eine beſondere Einſchütte zu verlangen. Die Bezüge richte man ganz nach Geſchmack und Geldbeutel her. Hübſch, praktiſch und billig ſind ſolche aus grauer Leinwand, am Rande mit Streifenbeſatz von blauem oder rotem Kattun, dazu harmoniert eine gleiche Tiſchdecke mit Häkelſpitzen verziert. Auch karrierte Staubtücher, deren Vierecke mit einem Spinnenmuſter in rotem oder blauem Garn verſehen ſind, haben eine gefällige Wirkung. Die Rückſeite dieſer Kiſſen beſteht dann aus rotem oder blauem Kattun; die Außenränder können mit Schnur umgeben werden, welche in den Ecken kleine Schlingen bildet. Als Eckverzierung für dieſe Kiſſen ſind Wollpompons ſtets von guter Wirkung. Die Tiſchdecke zu den Staubtuchkiſſen beſteht ebenfalls aus vier, mit Spinnen geſchmückten Staubtüchern, durch Häkeleinſätze verbunden und am Außenrande mit Spitze umgeben. Sehr haltbar ſind Kiſſen aus Cretonne, am luftechteſten in roter Grundfarbe; dieſelben ſchmutzen nicht ſo leicht und verlangen auch keine weitere Ausſtattung, als Pompons. Ein weiteres Material iſt breit geſtreifter Drillich, deſſen graue Streifen mit Kreuzſtichſtickerei — auf untergelegtem Kanevas — geſchmückt werden. Tiſchdecke und event. ein Stuhlſtreifen für den Triumpfſtuhl, werden in gleicher Weiſe ausgeführt. Angenehm ſind für die Rücklehnen kleinere Kiſſen, paſſend zu den Sitzkiſſen. Für die Bänke müſſen dieſelben ſo lang wie die Lehne und ſo breit wie dieſelbe ſein; die Befeſtigung geſchieht durch drei Paar Bänder, um die Lehne gebunden. Die Stühle erhalten größere, viereckige Kiſſen, welche mit zwei Paar Bändern befeſtigt werden. Noch hübſcher ſind zu dieſem Zwecke Doppelkiſſen, die, mit Schleifen verbunden, über die Lehne des Stuhles gehängt werden.

**E. Grethe.**

## Für den Schreibtiſch.

Nicht alles, was als Zierde für einen Damenſchreibtiſch empfohlen und angeprieſen wird, kann wohl den Anſpruch machen, ſchön oder praktiſch zu ſein, ſelten beides zugleich. Die meiſten Schreibtiſch-Nippes ſtehen mit dem Schreiben in keiner hervorragenden Beziehung und ſind denen, welche ihren Schreibtiſch nicht nur als Zimmerzierde benutzen, ſondern wirklich häufig daran beſchäftigt ſind, gewöhnlich im Wege. Nachfolgend beſchriebene Handarbeit, die ſich nebenbei auch als Geſchenk ganz beſonders eignet, iſt nun eine elegante und dabei wirklich praktiſche Zierde für jeden Damenſchreibtiſch. Außer Briefbogen und Kouverts großen Formats braucht wohl jede Dame kleines, elegantes Briefpapier für Einladungen, Antworten, kurz für Mitteilungen geſellſchaftlicher Art. Dieſes möchte man gern in hübſcher Hülle bequem bei der Hand haben.

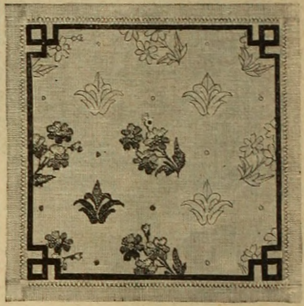


Abb. 3.

Man kaufe ſich ein größeres Stück weichen Waſchleders, ſchneidet daraus ein Stück 52 cm lang und 15 cm breit und zwei kleine Stücke je 15 cm lang und 10 cm breit, und laſſe dieſe beim Handſchuhmacher auf allen Seiten in kleinen Bogen ausſchlagen. Auf die zwei kleinen Teile ſtickt man mit waſchechter Seide entweder eine leichte Roſen-, Vergißmeinnicht- oder Veilchenranke und näht dieſe verzierten Teile auf die zwei Schmalſeiten des langen Stückes mit goldgelbem Zierſtich auf drei Seiten feſt. Sie dienen als Taſchen, in welche auf der einen Seite die roſenroten oder vergißmeinnicht- reſp. veilchenblauen Kouverts, auf der anderen die Bogen hineingeſteckt werden. Genau in der Mitte des ganzen, großen Stückes macht man immer bei 1 cm Zwiſchenraum 18 cm lange Einſchnitte, durch dieſe zieht man in der Mitte ein 3—4 cm breites, in der Farbe den geſtickten Blumen entſprechendes Seidenband ein, knüpft es feſt zuſammen und bindet eine graziöſe Schleife. Dieſe offene Doppelſchreibtaſche, welche ſich gut waſchen und auffriſchen läßt, hängt man nun in der Mitte über eine hintere oder obere Ecke des Schreibtiſches, die beim Gebrauch leicht erreichbar iſt.

**P. W.**

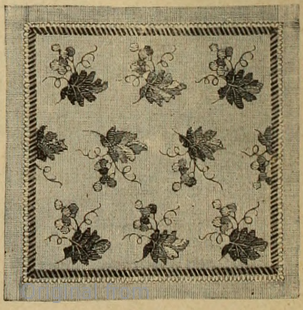


Abb. 4.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

## Zimmergärtnerei.

Arum sanctum, Trauercalla, dürfte wohl das Neueſte und Schönſte auf dem Gebiet der Zimmerpflanzen ſein. Dieſe kompakte und kräftig gedrungen wachſende, prächtige Art ſtammt aus dem heiligen Lande. Die ſehr großen flachen Knollen haben die Form der bekannten tropiſchen Caladien. Aus ihrer Mitte treibt der durch die Blattſcheiden und Stiele gebildete Scheinſtamm. Die ſehr ſchönen und dekorativen Blätter ſind ſaftig grün, licht geadert, wellig und gleichen täuſchend denen der Calla aethiopica, Aronsſtab genannt, nur daß ſie ſich viel ſchöner, nicht ſchlapp und ohne jede Stütze ganz von ſelbſt tragen. In ihrer Mitte erſcheint die einzig ſchöne, ſehr große, wohlriechende, ſchwarzpurpurne Blüte frei über die Blätter hervorragend auf ſchlankem, aber kräftigem, unten braunrotem, oben grünen Stiele ſtehend. Die Kultur von Arum sanctum iſt die der Calla aethiopica, die Pflanze will kühl und im Zimmer nahe dem Lichte ſtehen. Bezugsquelle: C. Deegen, Köſtritz.

## Hutnadel.

Um die Gefährlichkeit der Hutnadelſpitzen zu vermeiden, dürfte ſich eine von Frl. Helene Vierthaler in Köthen erfundene einfache und dabei geſchmackvolle Einrichtung beſtens empfehlen.

Der Knopf der Nadel wird mit einer Häkelei überzogen. Hieran wird eine ſeidene Schnur befeſtigt, an deren Ende gleichfalls eine überhäkelte, durchlochte und mit einer Hülſe verſehene kleine Kugel angebracht iſt. Nach dem Durchſtecken der Hutnadel wird die herabhängende Kugel auf die Nadelſpitze aufgeſteckt, ſo daß dieſe unſchädlich gemacht wird. Während bei früheren ähnlichen Vorrichtungen die aufzuſteckende Verſicherung vielfach verloren ging, iſt bei dieſer praktiſchen Einrichtung ein Verlieren vollſtändig ausgeſchloſſen. — Das Putzwarengeſchäft F. Lüdicke in Köthen (Anhalt) verkauft die Nadeln. K.

## Kindermund.

„Papa, heut hat unſer Herr Lehrer den neuen Hilfslehrer bei uns eingeführt!“ erzählt Hänschen. „So? wie heißt er denn?“ — „Herr Kollege“, ſagt Hänschen ſchnell, und als der Vater lacht, fügt er eifrig hinzu: „Ja, wirklich, der Hauptlehrer hat ihn ſo genannt!“ — Hänschen hat, nachdem er 5 Jahre lang Alleinherrſcher in der Kinderſtube war, Zwillingsbrüderchen bekommen, die ſehr viel ſchreien. Als einmal das Duo ſo betäubend ſchallte, daß ſelbſt der Vater geängſtigt ins Kinderzimmer eilte, wo er ſeine Frau ratlos und in Thränen fand, da zog ihn Hänschen ſanft nach der Thür, und ſagte reſigniert: „Komm heraus Papa, es war viel hübſcher, als wir noch keine Kinder hatten.“

## Toilette.

Frage 36. Glycerin, Roſenwaſſer, Franzbranntwein werden zu gleichen Teilen gemiſcht, aber in der Apotheke; man kann es nicht ſelbſt miſchen, denn es verbindet ſich nicht. Man reibt, um die läſtigen Schuppen zu entfernen, vor dem Schlafengehen alle zwei Tage die Kopfhaut vermittelſt eines kleinen Schwämmchens mit der Miſchung ein, der Erfolg iſt überraſchend und ganz ſicher.

## Praktiſches fürs Haus.

1. Es dürfte allgemein bekannt ſein, wie ſeidene Sachen durch Bürſten mitgenommen und beſchädigt werden. Man bediene ſich deshalb zum Reinigen von Sonnen- und Regenſchirmen, ſeidenen Kleidern, Mänteln eines ſeidenen Tuches — es kann ein abgetrennter Schirmüberzug ſein — reibe damit die ſtaubigen Sachen feſt ab und ſchüttle das Tuch aus. Sollte dieſes Verfahren nicht genügen, ſo ziehe man das Tuch über eine Kleiderbürſte und benutze ſie mit Vorſicht. Perl- und Schmelzbeſatz wird auf letztere Art am ſchnellſten ſtaubfrei, weil die leere Bürſte bei rauher Oberfläche eher von ihrem eigenen Staub abgibt, als den zwiſchen den Perlen ſitzenden fortnimmt. Flecken aus Seide oder Wollſtoff verſchwinden am leichteſten, wenn man einen Lappen von demſelben Stoff nimmt, denſelben in Benzin oder warmes Waſſer taucht und ſie tüchtig abreibt.

2. Sonnenſchirme bewahrt man den Winter über, auf ihren Stock geſtellt, die Spitze nach oben, in einem nicht zu vollen Kleiderſchrank auf, damit die Luft durchziehen kann.

3. Um Ockerfarbe und Saftbraun zum Crèmefärben recht rein zu bekommen, nähe man ſich von feinem Flanell kleine Säckchen zum Zubinden, fülle die Farben ein und übergieße ſie beim Gebrauch mit heißem Waſſer, nachher trocknet man ſie wieder. — Gardinen und dergleichen werden viel gleichmäßiger, wenn man ſie zuerſt durch das gelbgemachte Waſſer zieht und dann erſt durch weiße Stärke. Zu beiden kann man die Windmaſchine benutzen. F. R.

## Für die Sommerfriſche.

Wie oft ſind wir in Verlegenheit um ein kleines Geſchenk für einen Herrn, der, wie man wohl weiß, ſich nichts aus Handarbeiten macht. Vielleicht iſt die Feldflaſche, die ich beſchreiben will, obgleich auch ſie mit Handarbeit in Verbindung ſteht, doch dem oder jenem Herrn, der während der Zeit der Sommerfriſche größere Wanderungen liebt, willkommen. Man beſorge ſich eine gute, flache Feldflaſche, länglich, mit einem ſchmalen Boden verſehen. Beſonders feſt und gut muß der Verſchluß der Flaſche ſein, am praktiſchſten iſt eine Metallkapſel zum Zuſchrauben. Dieſe Flaſche wird mit einem gehäkelten Überzuge verſehen, welcher aus drei Teilen beſteht: dem Boden, dem Mittelteil und dem oberen Teil, welcher den Flaſchenhals umgibt. Jeder Teil wird für ſich allein gearbeitet und ſpäter alles unſichtbar zuſammengenäht. Das Material zu dem Überzuge beſteht aus mittelſtarkem Bindfaden, welcher mit naturfarbenem Garn überhäkelt wird. Den Boden beginnt man von der Mitte aus, in der Runde herumhäkelnd und entſprechend zunehmend, ſich genau nach dem Flaſchenboden richtend. Zum Mittelteile ſchlägt man eine Maſchenreihe an, welche ſo lang als die Seiten der Flaſche hoch iſt, und häkelt dieſen Teil in hin- und zurückgehenden Touren quer, bis die erforderliche Weite erreicht iſt, und ſchließt den Mittelteil zu einer Rundung mit feſten Maſchen. Der Mittelteil wird an beiden Seiten mit je zwei Paar feſten, gehäkelten Öſen verſehen, um ſpäter einen Tragriemen durchleiten zu können. Der Flaſchenhals wird wieder rund herum behäkelt; es werden dazu ſo viel Maſchen aufgeſchlagen, wie die Weite des Mittelteils beträgt, und dann entſprechend der Form der Flaſche abgenommen. Boden und Mittelteil werden mit demſelben Häkelgarn zuſammengenäht, aus welchem der ganze Überzug gearbeitet wurde, dann wird die Flaſche hineingeſteckt und nun erſt der obere Teil am Mittelteil befeſtigt. Sollte die Kapſel der Flaſche mit einer Öſe verſehen ſein, ſo wird dieſelbe durch eine feſte Luftmaſchenreihe ſeitwärts mit dem Überzuge der Flaſche verbunden, damit der Deckel nicht ſo leicht verloren geht. Den Trageriemen, der durch die Seitenriemen geſchoben wird, kann man ebenfalls vorher behäkeln, doch iſt dies nicht unbedingt nötig. Die fertige Flaſche ſieht wie mit Stroh beflochten aus, und ich wette, daß ſie jedem Herrn willkommen iſt, beſonders, wenn ſie, mit einem „guten Tropfen“ gefüllt, überreicht wird.

Serviettenbehälter. Wer ſeinen Aufenthalt in einem Bade, Kurort oder Sommerfriſche längere Zeit nahm, hat ſchon oft den Übelſtand empfunden, daß an der Mittagstafel ſeine Serviette vertauſcht wurde. Zwar erhält jeder Gaſt zu ſeiner Serviette einen Ring mit der betreffenden Zimmernummer, aber wie leicht löſt ſich derſelbe, wenn nach Tiſch die Kellner alle Servietten in einen Korb werfen! Es berührt gerade nicht angenehm, ſich den Mund mit einer fremden Serviette wiſchen zu müſſen, dieſem Übelſtande des Verwechſelns der Mundtücher ſoll unſer Behälter abhelfen, der zugleich ein nettes kleines Geſchenk für den „Reiſeonkel“ in der Familie iſt. Der Behälter beſteht aus einem länglichen Viereck von grauem Aida-Kanevas, 38 cm lang und 24 cm breit, das eine Ende wird etwas abgeſchrägt. Die obere Seite des Behälters wird an den Längsſeiten mit einer ſchmalen Kreuzſtichborte, und das zugeſpitzte Ende mit der Inſchrift: „Meine Serviette“ oder dem Monogramm des Empfängers (quer) geſchmückt. Die Innenſeite erhält an den Längsrändern zwei Leiſten — 26 cm lang, 6 cm breit — aufgeſetzt. Dieſe Leiſten erhalten ebenfalls ein Kreuzſtichbörtchen als Verzierung. Die ſämtlichen Außenränder des Behälters ſowie die Leiſten werden mit bunter wollener Borte eingefaßt. Der Schluß des Behälters geſchieht durch Knopf und Öſe am zugeſpitzten Ende. Die Serviette wird hinter die Leiſten geſchoben und mit dem Behälter zuſammengerollt; ſie iſt durch denſelben ganz geſchützt und geborgen.

E. Grethe.

## Für die Küche.

Spinatpudding. (Sehr gut.) Von ſechs Wecken wird die braune Kruſte am Reibeiſen ſorgfältig abgerieben, die Wecken werden in Waſſer und Milch gelegt, gut ausgedrückt und fein zerpflückt. Zwiebeln, Peterſilie und einige Hände reingewaſchener Spinat werden ſehr fein gewiegt und in 1/4 Pfd. Butter gedämpft, dann gibt man die Wecken dazu, ſchüttet die Maſſe in eine Schüſſel, rührt 8 Eigelb, Salz, Muskatnuß und zuletzt den Schnee von 8 Eiweiß daran. In einer mit Butter beſtrichenen und Muſchelmehl beſtreuten Form oder Serviette wird der Pudding eine Stunde lang gekocht. Dazu gibt man eine mit einem Eigelb abgezogene, dicke Butterſauce und gebratenes Fleiſch oder Schmalzgebackenes. **F. R.**

## Auskunft.

Fr. 123. Den ſorgenvollen Eltern kann ich mit gutem Gewiſſen die hieſige höhere Knabenſchule des Herrn Oberlehrer Hamdorff, welche mit einem guten Penſionate verbunden iſt, empfehlen. Die Schule iſt gut, die Schüler werden ſehr verſtändig unter gewiſſenhafter Berückſichtigung ihrer Geſundheit und körperlichen Entwickelung unterrichtet mit Vermeidung jeder Überanſtrengung. Die Zöglinge des Penſionats werden liebevoll beaufſichtigt, kräftig verpflegt und gewiſſenhaft gefördert.

**Brink, Inſtitutsvorſteher** in **Görlitz.**

Fr. 123. In Erfurt, Thüringen, beſteht ein Inſtitut, welches die Berechtigung hat, Zeugniſſe für den Einjährig-Freiwilligen-Dienſt auszuſtellen. Die Anſtalt hat ſeit 25 Jahren und zwar zuweilen unter den ſchwierigſten Verhältniſſen mit den Zöglingen das Ziel zu erreichen verſtanden; es iſt bisher unter der großen Zahl kein einziger „durchgefallen“. Wenden Sie ſich zunächſt unter Angabe des Bildungsganges Ihres Sohnes an Herrn Dr. phil. B. Weiſe, Erfurt. Weitere Zuſchriften liegen in der Redaktion.

Fr. 122. Linoleumbelag macht den Fußboden von nicht unterkellerten Zimmern entſchieden fußwarm, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Echt engliſches beſtes, auch deutſches Fabrikat preiswert zu beziehen durch Vollweg & Premper, Frankfurt a/O., Regierungsſtr. **v. M.**

Fr. 117. Folgende Theaterſtücke ſind ſpeziell für junge Mädchen geſchrieben:

1) „Überliſtet!“ Schwank von Biller für fünf Perſonen.
2. „Onkel Martin oder die Heimkehr aus der Fremde“ von Bertha Vogel, für fünf Erwachſene und zwei Kinder.
3) „Schwerhörig.“ Schwank von Biſchoff für drei Perſonen.
4. „Fräulein Müller.“ Von Cl. Malbrane. Vier Erwachſene und vier Kinder.
5. „Der reiche Oheim aus Amerika“ von E. Malbrane. Zwei Kinder und zwei Erwachſene.
6. „Der Zauberſpiegel“ von E. Malbrane, für drei Erwachſene und fünf Kinder.
7. „Schwarz auf Weiß“ oder „Viel Lärm um nichts“ von Biſchoff, für vier Erwachſene und vier Kinder.
8. „Enthüllungen der Zukunft“ oder „Die alte Kartenlegerin“, für ſechs Erwachſene.
9. „Die Schlacht bei Sedan“ oder „Konfuſion ohne Ende“ von O. Biſchoff, für vier Erwachſene und drei Kinder.
10. „Der Raubmörder.“ Poſſe in einem Akt von O. Biſchoff für vier Erwachſene.
11. „Ein gutes Herz“. Schauſpiel in einem Akt von Biſchoff für fünf Erwachſene und ein Kind. **Rheinländerin.**

Herrn Paſtor M. Die durch konſequentes Herausziehen von Haaren in der Haut entſtandenen „Löcher“ ſind nicht durch leichte, äußere oder innere Medikamente, die dem Patienten ohne ärztliche Kontrolle überlaſſen werden könnten, zu beſeitigen, ſondern nur nur durch Elektrolyſe oder kauſtiſche Mittel, welche durch Vernarbung die entſtellenden Vertiefungen in der Haut ſchließen.

**Dr. med. M. Ihle, Leipzig-Lindenau.**

## Fragen.

138) Kann mir vielleicht eine der geehrten Leſerinnen einen billigen Sommeraufenthaltsort im Rheinland oder Weſtfalen nennen? Um etwaige genaue Adreſſe bittet

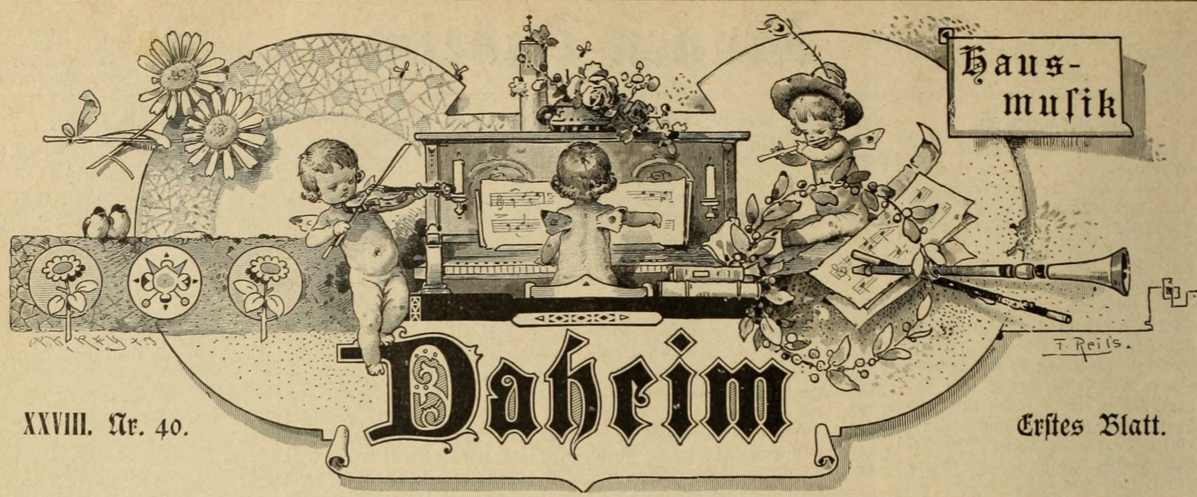
**Eine alte Daheimleſerin.**

139) Kann mir jemand raten, wie ich am beſten Waſſerſpuren von der eleganten Leinwanddecke eines Buches entfernen kann? **Eine hilfloſe Abonnentin.**

140) Welches ſind die Beſtandteile der flüſſigen Glycerinſeife, nach Hebreis Vorſchrift. Wie verfährt man bei der Selbſtbereitung? **Praktiſche Hausfrau.**

141) Wie entfernt man aus weißſeidenem Damaſtkleide durch Milchkaffee oder ſüße Weine entſtandene gelbe Flecke? Benzin, Äther ꝛc. waren erfolglos.

**Junge Hausfrau.**

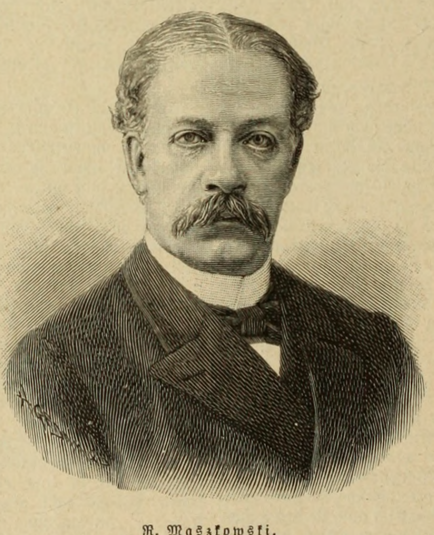


XXVIII. Nr. 40.

Erſtes Blatt.

## Rafael Maszkowski.

Noch vor einigen Jahren war der Name Maszkowski dem deutſchen Publikum ſo gut wie unbekannt; nur die Muſiker wußten, daß irgendwo im deutſchen Vaterlande ein Mann dieſes Namens lebe, und zwar waren es von ihnen nur die älteren; die jüngeren hatten wohl hie und da einmal den Namen geleſen, über den Künſtler aber blieben ſie gänzlich ununterrichtet. Nun trat mit einemmale ein gewaltiger Umſchwung ein. Eine Verſchiebung der muſikaliſchen Verhältniſſe in Breslau, der Hauptſtadt Schleſiens, war ziemlich geräuſchvoll vor ſich gegangen. Breslau war nahe daran, mit ſeinen großen Orcheſterkonzerten Schiffbruch und damit eine ſchwere Einbuße an ſeinem muſikaliſchen und künſtleriſchen Leben zu erleiden. Die letzten Jahre unter dem Regime M. Bruchs waren wenig erfreulich geweſen. Als Bruch ſeinen Dirigentenſtab niederlegte, wurde Rafael Maszkowski als Nachfolger Bruchs in das Amt eines Dirigenten der Breslauer Orcheſtervereinskonzerte berufen. Und nun geſchah das Wunderbare. Dem erſten Konzert, das der neue Dirigent leitete, war trotz des Mißtrauens, das ein homo novus immer zu überwinden hat, ein ſo überaus glänzender Erfolg beſchieden, wie man ihn ſeit Jahren in Breslau nicht erlebt hatte. Es war ein muſikaliſcher Feuergeiſt, der ſich in dieſer großartigen Interpretation der Eroica-Symphonie Beethovens und des Meiſterſingervorſpiels von Wagner enthüllt hatte. Man jubelte dem Künſtler, in dem man einen Berufenen und Auserwählten inſtinktiv erkannt hatte, mit ungekünſtelter, von Herzen kommender Begeiſterung zu und feierte ihn in außergewöhnlicher Weiſe. Erſtaunt legte man ſich die Frage vor, wie es möglich geweſen, daß ein Künſtler von dieſer Bedeutung ſo lange eine allgemeinere Anerkennung ſeines Wertes entbehren und in einem Wirkungskreiſe habe ausharren müſſen, in dem glänzende Fähigkeiten nimmermehr zur vollen Entfaltung gelangen konnten. Maszkowski iſt geboren im Jahre 1838 in Lemberg. Er zeigte ſchon in jungen Jahren eine ausgeſprochene Begabung für Muſik; nichtsdeſtoweniger gehorchte er dem Wunſche ſeiner Eltern, welche ſeiner Erziehung eine durchaus praktiſche Richtung gaben. Techniſche Studien führten den jungen Mann 1854 auf das Polytechnikum nach Wien. Hier aber, in der muſikaliſchen Atmoſphäre der ſang- und klangfreudigen Metropole der Lebensluſt, erwachte der bis dahin unterdrückte muſikaliſche Trieb mit jugendlichem Ungeſtüm.


R. Maszkowski,
Dirigent der Philharmonie zu Berlin.

Maszkowski trat in das Konſervatorium der Muſik ein und pflegte als Schüler Hellmesbergers eifrig das Violinſpiel, das er übrigens ſchon als Knabe zu üben niemals unterlaſſen hatte. Das tiefere Eindringen in den Geiſt der Schumannſchen Muſik brachte ſeinen Entſchluß, ſich ganz der Muſik zu widmen, zur Reiſe. Maszkowsi ging nach Leipzig, wo er bis 1862 den Unterricht des berühmten Geigers David und der nicht minder berühmten Theoretiker Hauptmann und Richter genoß. Schon als Schüler des Konſervatoriums hatte er mit einer prächtigen Aufführung der Schumannſchen C dur-Symphonie die Aufmerkſamkeit auf ſein eminentes Direktionstalent gelenkt. Die nächſten Jahre brachte Maszkowski in Hamburg zu, wo er die Singakademie leitete und gelegentlich als Orcheſterdirigent vor die Öffentlichkeit trat. Nach einer mehrjährigen Thätigkeit als Direktor des Imturneums in Schaffhauſen übernahm er die Muſikſchule in Koblenz. Es iſt ganz erſtaunlich, was Maszkowski hier in Koblenz leiſtete: von allen Seiten umgeben mit ärmlichen Muſikverhältniſſen, vermochte der ebenſo kluge wie aufopferungsvolle Künſtler in raſtloſem Fleiß ſeine erzieheriſche und bildende Wirkſamkeit mit ſolchem glänzenden Erfolge zu entfalten, daß dem erſt unbehilflichen und wenig leiſtungsfähigen, mit Militärmuſikern beſetzten Orcheſter und dem im Zuſtande arger Verwahrloſung befindlichen Chor ſchließlich, allerdings erſt nach heißer Arbeit, die ſchwierigſten und erhabendſten Werke der Tonkunſt zugänglich und erreichbar wurden. Um das Muſikleben Koblenz' hat ſich Maszkowski unvergängliche Verdienſte erworben. Bachs Matthaeus-Paſſion, Händels Meſſias, die neunte Symphonie, führte er regelmäßig auf; er gründete Kammermuſikabende und ſicherte durch die Wahl auserleſener Soliſten ſeinen Konzerten eine ſtarke Anziehungskraft. 1883 veranſtaltete Maszkowski unter der Mitwirkung von Brahms und Joachim ein zweitägiges Muſikfeſt großen Stils, das die Bedeutung des Mannes zum erſtenmale wenigſtens auch der weiteren muſikaliſchen Welt eindringlich zu Bewußtſein brachte. Seit zwei Jahren wirkt nun Maszkowski mit glänzendem Erfolge in Breslau. Berlin wird den ausgezeichneten Künſtler als Dirigenten einiger philharmoniſcher Konzerte im nächſten Winter ſchnell bewundern lernen. In ſeiner Direktionsweiſe erinnert Maszkowski an H. v. Bülow: dieſelbe geiſtige Überlegenheit, dasſelbe feine muſikaliſche Nachempfinden und dieſelbe elektriſierende Lebhaftigkeit der Auffaſſung.

## Die deutſche Hausmuſik in ihren Anfängen.

„Ich komm' oft zu Geſellen gut,
Die haben einen fröhlichen Mut
Mit ſingen, pfeifen und geigen
Und ſonſt ſich fröhlich erzeigen.
Wenn ſie zu Tiſche gan
Odder widder darvon aufſtan,
Sich üben fröhlich im ſingen
Auch auff Inſtrumenten klingen,
Als Lauten, Geigen und Pfeifen
Odder die Harfen angreiffen
Und ander Inſtrumenta —“

Aus dieſen Worten Martin Agricolas erſehen wir, daß auch ſchon vor mehr denn dreihundert Jahren die Pflege der Muſik im häuslichen Kreiſe bekannt und beliebt war. Als einen der erſten Förderer der Hausmuſik müſſen wir Martin Luther betrachten. Unter den Inſtrumenten, welche zu jener Zeit im häuslichen Kreiſe geſpielt wurden, nahm die Laute (Rotte) den erſten Platz ein. Nach Michael Prätorius „Syntagma mus.“ (1615) war ſie das „Fundament und Initium, von dem man hernach auf allen dergl. beſaiteten Inſtrumenten, als Pandoren, Theorben, Mandoren, Zithern, Harfen, auch Geigen und Violen ſchlagen und gar leicht das ſeinige präſtiren kann, wenn man zuvor etwas Rechtſchaffenes darauf gelernt und begriffen hat.“ Die Form dieſer Laute war eine ſchildkrötenähnliche, wie ſie der bekannten mythologiſchen Sage nach vom Gott Merkur erfunden ſein ſoll. Man verfertigte ſie aus einer Reihe dünner Spähne von Ahornholz, welche ſo zuſammengefügt wurden, daß ſie eine Wölbung bildeten, die oben eiförmig zulief. Sie war mit 24 Saiten überſpannt, von denen 10 neben dem Griffbrett einherliefen. Die Tonſtücke wurden nicht mit Noten, ſondern mit Buchſtaben auf einem Syſtem von ſechs Linien ohne Vorzeichnung und Schlüſſel notiert. Lehrbücher für den Unterricht im Lautenſpiel, ſogenannte Lautentabulaturen, wurden um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts herausgegeben, ſo von dem Lautenmacher Hanſen Gerle zu Nürnberg, von

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

# Hausmuſik.

Sebaſtian Ochſenkuhn, Hoflauteniſt in Heidelberg und anderen. Das Spiel der Laute begleitete häufig der Geſang, der ſich damals jedoch nicht in Läufen und Trillern bewegte. Die Verbreitung der Geſangskunſt unter den Frauen war ſchon im Mittelalter eine ſo große, daß ſchon der ſittenpredigende Berthold von Regensburg nicht unterläßt, zu rügen, „wie die Frauen mit dem Singen hoffärthig thäten.“ Luther war ein tüchtiger Lautenſpieler; außer dieſem Inſtrument bevorzugte er die Flöte, auf welcher er zu ſeiner Erholung fleißig blies. Die Videl (Geige) wurde bereits im dreizehnten Jahrhundert nicht nur von den wandernden Spielleuten, ſondern auch von Fürſten und Grafen und den vornehmſten Damen aufs eifrigſte geſpielt, während unter den Taſteninſtrumenten die Orgel auch für den Gebrauch im Hauſe einen erſten Platz einnahm. Schon im fünfzehnten Jahrhundert gab es namhafte Orgelkünſtler, ſo die Familie Koch in Zwickau, von der es in einer alten Chronik heißt: daß die Köche dieſes Geſchlechts eine ſonderliche, natürliche Zuneigung zum Orgelſchlagen gehabt.“ Ein Lehrbuch von dem Leipziger Organiſten Nicolaus, genannt Amerbach (1571) gibt uns intereſſanten Aufſchluß über manche Eigentümlichkeiten der damaligen Taſteninſtrumente und über die merkwürdige, unbequeme Art des Fingerſatzes. So wurde die Cdur-Tonleiter, z. B. in der rechten Hand, aufſteigend mit dem 2. und 3. Finger, abſteigend ebenfalls mit dem 2. und 3. Finger geſpielt, nur daß hier bei der Taſte, wo man umkehrte, einmal der 4. Finger angewandt werden durfte. Das Klavier war bereits im dreizehnten Jahrhundert bekannt. Unter dem Namen Clavicembal ward es bald das Lieblingsinſtrument aller Dilettanten. Der Umfang dieſes Klaviers betrug anfangs nur 22 Töne. Das älteſte dieſer Inſtrumente, das Klavichord, beſtand aus einem an den Winkeln abgeſtumpften, dreieckigen oder länglich viereckigen Kaſten mit einem Reſonanzboden. Der Ton war allerdings ſchwach, da er nur durch eine Saite hervorgerufen wurde, aber ungemein zart. Das Klavichord war das Lieblingsinſtrument Bachs, ſowohl zum Studieren, wie zur muſikaliſchen Privatunterhaltung. Die beliebteſte Form der Klaviermuſik waren bis ins ſiebzehnte Jahrhundert hinein die Suiten, beſtehend aus einer Anzahl kleiner und größerer Tonſtücke, meiſtenteils Tänzen. Eine der erſten deutſchen Sonaten gab Johann Kuhnau 1695 heraus. Sie beſteht aus einem Allegro, Adagio und Allegro. Über den herrſchenden Geſchmack geben uns auch die 1577 von Bernhard Schmidt herausgegebenen Tonſtücke für Orgel oder Klavicembal Aufſchluß. Zuerſt kommen achtzehn Geſänge von Orlando Laſſo, dann achtundzwanzig weltliche Lieder; den Schluß bilden ſiebzehn Tänze, teils deutſchen, teils ausländiſchen Urſprungs wie: Paſſomezzo, Alemande novelle, Saltarello, ein fürſtlicher Hofdantz, ein Hoppeldantz, ein Nachdantz ꝛc. Wie ſehr die Muſik ſchon damals als ein Teil der geſelligen Unterhaltung beliebt war, veranſchaulicht uns ein Bild aus der reichen Sammlung des Germaniſchen Muſeums zu Nürnberg. Wir erblicken dort auf blumigem Rain gelagert eine muſizierende Geſellſchaft, der es nicht an aufmerkenden Hörern fehlt. Eine der Damen ſpielt die Harfe, eine andere die Fiedel; eine dritte ſchlägt mit zwei Hämmern auf die in ihrem Schoße ruhende Laute, während einer der Herren eifrigſt die Flöte bläſt.

**Oe.**

## Vierhändige Klaviermuſik.

Muſikaliſch-erzieheriſchen Zwecken huldigen zwölf vierhändige, von Adolf Ruthardt komponierte unter dem Geſamttitel „Schritt für Schritt“ herausgegebene Klavierſtücke. In zwei Heften (à 2 Mk.) bietet der Komponiſt einen ungemein intereſſanten Verſuch. Die Stücke ſind nämlich für die allererſten Unterrichtsſtunden beſtimmt; jedes von ihnen zerfällt eigentlich in zwei Stücke, eins für den Schüler, eins für den Lehrer. Der Schüler ſpielt z. B. in dem erſten Stück nur ganze und halbe Noten, in den ſpäteren geſellen ſich punktierte Halbe, halbe Pauſen, Viertel u. ſ. w. hinzu: alles im Umfang von fünf Noten in diatoniſchen Intervallen. Der Lehrer ſpielt zu dieſen mit ruhiger Handhaltung und ſtrengſter Bindung auszuführenden Notenwerten geiſtreiche und intereſſante Stücke als Begleitung, die, ganz abgeſehen von ihrem Wert, den rhythmiſchen Sinn des Schülers in hohem Maße günſtig beeinfluſſen müſſen und ſein Taktgefühl kräftigen werden. Die Stücke ſind inſtruktiv, ohne trocken zu ſein, ein Vorzug, deſſen ſich nur wenige mit Rückſicht auf pädagogiſche Ziele verfaßte Kompoſitionen rühmen dürfen. Die Sachen werden auch erwachſenen Spielern Vergnügen bereiten.

Hübſche, liebenswürdige Muſik bietet U. Reinhold in ſeinen ſtimmungsvollen „Abendbildern“ (op. 17, Preis 3 Mk.), fünf Klavierſtücken leichteren Stils, die ebenſo wie desſelben Komponiſten „Walzer“ (op. 46, Preis 2,50 Mk.) der feineren Unterhaltungsmuſik angehören und namentlich für das prima-vista-Spiel Genuß gewähren. Als ein muſikaliſches Kurioſum verdienen hier Erwähnung die „Kanoniſchen Rätſel“ von Felix Dräſeke (op. 42, Preis 2 Mk.). Das ſind ganz merkwürdige Stücke. Beide Spieler leſen dieſelben Noten; nur muß ſich der eine den Violin-, der andere den Baßſchlüſſel vorgezeichnet denken. Die Stücke ſind als Ausfluß kontrapunktiſcher Gelehrſamkeit bemerkenswert, ſonſt aber etwas trocken. Die erwähnten Kompoſitionen ſind ſämtliche im Verlage von Fr. Kiſtner in Leipzig erſchienen.

## Bücherſchau.

Wagner-Encyklopädie nennt ſich ein in zwei ſtarken Bänden vorliegendes, von Fr. Glaſenapp bearbeitetes Werk, das im Verlage von E. W. Fritzſch in Leipzig erſchienen iſt (Pr. 18 M. gebunden). Dieſe Wagner-Encyklopädie iſt ein ganz eigenartiges Werk: in wörtlichen Anführungen aus den Schriften des großen Künſtlers unterrichtet uns der Bearbeiter über Haupterſcheinungen der Kunſt- und Kulturgeſchichte im Lichte der Wagnerſchen Anſchauung. Immer mehr weiß unſere Zeit die epochemachende Bedeutung R. Wagners zu würdigen: man ſieht in ihm nicht nur den genialen Reformator der dramatiſchen Muſik, der, an den deutſchen Weber anknüpfend, das dramatiſch-muſikaliſche Kunſtwerk „Oper“ veredelte und vertiefte, indem er ihm einen deutſchen Inhalt, deutſche Formen gab und dadurch die Invaſion der franzöſiſchen und italieniſchen Oper in Deutſchland endgültig gebrochen, man hat ſich auch daran gewöhnt, in Wagner den ernſten, gedankenreichen Denker zu ſehen, einen Kunſtphiloſophen erſten Ranges, deſſen Theorien und Prinzipien, mögen ſie im einzelnen auch anfechtbar ſein, über ein bloß geiſtreiches Dilettieren in Sachen der Kunſt hoch erhaben ſind, und ernſt, wie ſie gemeint und vorgetragen, ſo auch ernſt in Erwägung gezogen und beurteilt ſein wollen. Sicher iſt es, daß Wagner zu den intereſſanteſten und gewaltigſten künſtleriſchen Erſcheinungen aller Zeiten gehört. Seine Meinungen und Anſichten haben ſchon deswegen — ganz abgeſehen von ihrem eigenartigen Inhalte, ein Recht darauf, reſpektiert zu werden. Aber ſeine geſammelten Schriften (10 Bände) zu ſtudieren, iſt nicht Jedermanns Sache. So plaſtiſch und rein die Sprache Wagners iſt, ſo ſehr ſtrengt ſie das Denkvermögen an. In der Glaſenappſchen Wagner-Encyklopädie wird es dem Wagnerfreunde wirklich leicht gemacht. Das Buch zeigt die Anordnung eines Lexikons; der Kunſtfreund, der genau erfahren möchte, was Wagner über Herakles oder die italieniſche Oper, über Friedrich Barbaroſſa oder über Beethovenvortrag ꝛc. geſchrieben, der ſucht einfach die betreffenden Schlagwörter nach: erſchöpfende und authentiſche Auskunft wird dem Suchenden ſicher zu teil, ein Vorzug, der der Encyklopädie den Wert eines Quellenwerkes verleiht. Die Encyklopädie eignet ſich vorzugsweiſe zu einem vornehmen und wertvollen Geſchenk.

## Volkslieder.

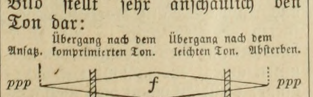
Zu den Komponiſten, welche ſich um die Pflege unſeres deutſchen Volksliedes, der edelſten Blüte des deutſchen Gemütes, des köſtlichen Niederſchlages der deutſchen Volksſeele, hevorragender Verdienſte erworben haben, gehört der alte Friedrich Silcher. Die H. Lauppſche Buchhandlung in Tübingen hat eine Sammlung der von Silcher teils bearbeiteten, teils ſeiner eigenen Feder entſtammenden Volkslieder, von denen manche Gemeingut der ganzen Nation wurden („Morgen muß ich fort von hier,“ „Zu Straßburg auf der Schanz“ u. ſ. w.), in neuer, prächtiger Ausgabe erſcheinen laſſen unter dem Titel: „Volkslieder für eine oder zwei Singſtimmen, mit Begleitung des Pianoforte von Friedrich Silcher.“ (Preis 5 Mk.) Die Sammlung unterſcheidet ſich dadurch von ähnlichen, daß ſie mehrere Kompoſitionen von Liedertexten aus Klaus Groths „Quickborn“ enthält, die in anderen Sammlungen nicht zu finden ſind, daß ſie ferner an Schönheit der künſtleriſchen Ausſtattung ganz einzig daſteht. Ganz abgeſehen davon, daß die geſchmackvollen Ornamente, mit denen der Notendruck umgeben iſt, dem Auge Wohlgefallen bereiten, ſo ſind es vor allem die ſehr feinen in Kupferdruck wiedergegebenen Zeichnungen von Th. Schüz, ein bildneriſcher Schmuck von hohem Kunſtwerte, die die Ausgabe als Geſchenkwerk beſonders geeignet erſcheinen laſſen. Über die Lieder Silchers brauchen wir wohl kein Wort mehr zu ſagen. Sie ſind Volkslieder in des Wortes ſchönſter Bedeutung. An ihrem reinen Empfinden, ihrem tiefen, gemütvollen melodiſchen Inhalte werden ſich noch viele Generationen erlaben. Die Klavierbegleitungen paſſen ſich dem Charakter der Lieder ſehr gut an; auch die ungeübteſte Hand wird ſie auszuführen vermögen.

## Denkmäler deutſcher Tonkunſt,

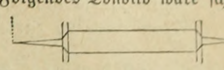
herausgegeben durch eine von der Königlich preußiſchen Regierung berufene Kommiſſion. Ein nationales Unternehmen, das für die Tonkunſt werden könnte, was die Monumenta Germaniae für die vaterländiſche Geſchichte geworden ſind, wird ſoeben von Breitkopf & Härtel in Leipzig angekündigt. Seine Maj. Kaiſer Wilhelm II. hat ſchon vor drei Jahren ausdrücklich das vaterländiſche und künſtleriſche Ziel dieſer Unternehmung gebilligt, die durch Veröffentlichung bezeichnender Hauptwerke die Entwickelung der Tonkunſt in Deuſchland darſtellen und damit nicht nur der Muſikforſchung, ſondern namentlich der öffentlichen Muſikpflege dienen ſoll. Der vom Kultusminiſter Dr. Boſſe berufenen Kommiſſion gehören eine Reihe ausgezeichneter Gelehrter und Künſtler an. Dieſes Unternehmen, deſſen erſter Band ſoeben als eine Ehrengabe für die allgemeine Muſikausſtellung in Wien von der preußiſchen Regierung ausgegeben worden iſt, darf, zumal wenn es ſich zu einer allgemeinen deutſchen auswächſt, — und der Name Johannes Brahms greift ja ſchon über die Reichsgrenze — die öffentliche Förderung in Anſpruch nehmen; denn ſolcher kann ein vaterländiſches Werk von dieſer Bedeutung ebenſowenig entbehren, wie des lebhaften Anteils der nicht eben zahlreichen, ernſten Muſikpfleger.

## Das Tonbild.

Jeder Ton beſteht aus drei Teilen: 1) einem loſen, leichten Anſatz, dem ſofort ein crescendo folgt; 2) der Fortſetzung dieſes crescendo, vom Augenblick an, wo der Ton komprimiert wird bis zum Augenblick, wo er, nach einem forte, dieſe Eigenſchaft verliert; 3) dem Schluſſe des decrescendo bis zum langſamen Abſterben des Lautes. Folgendes Bild ſtellt ſehr anſchaulich den Ton dar:


Anſatz.
Übergang nach dem komprimierten Ton.
Übergang nach dem leichten Ton.
Abſterben.
ppp
f
ppp

Folgendes Tonbild wäre ſchlecht:



Bei der Kompreſſion des Tones fühlt man deutlich, wie er an allen Teilen des Mundes, beſonders aber am Zäpfchen, anliegt. Da er nicht frei aus dem Inſtrument ausſtrömen kann, muß er ſich von allen Wänden, wie das Licht am Spiegel, zurückwerfen laſſen, und dadurch erlangt er erſt ſeine Kraft und Fülle.

**Dr. P. P.**

## Vermiſchtes.

Als Gluck in Wien eine ſeiner Opern vom Flügel aus — wie es damals Sitte war, — dirigierte, geriet am Ende des Ballets eine Couliſſe in Brand, worüber im Theater großer Tumult entſtand. Die Tänzer zogen ſich zurück, die Zuſchauer ſuchten ſich ins Freie zu retten. Das Feuer wurde indeſſen gelöſcht, und man befahl, den zweiten Akt der Oper anzufangen. Gluck widerſetzte ſich jedoch, weil ſich der Lärm noch nicht ganz gelegt hatte und verlangte: das in ſeiner Wirkung beeinträchtigte Ballet ſolle noch einmal gegeben werden. Darüber brach nun ein grimmer Streit los. Die Tänzerinnen zitterten noch vor Schrecken, und die Tänzer hatten ſich bereits ihrer Koſtüme entledigt. Gluck wußte ſich zu helfen. Er ſtieg auf einen Stuhl und rief in Gegenwart des Hofes laut über das Theater hin: „Entweder das Ballet wird noch einmal getanzt, oder die Oper iſt für heute zu Ende.“ Und es ward getanzt. — Einmal kroch Gluck in einer Opernaufführung unter den Pulten hinweg zu einem Kontrabaſſiſten, der falſch geſpielt hatte und auf des Meiſters Ruf und Wink nicht achtete; er kniff ihn ſo derb in die Waden, daß jener hoch aufſchrie und die Rieſengeige unter heftigem Gepolter hinwarf. Ein anderes Mal blieſen ihm die Trompeter bei einem kriegeriſchen Gefechte nicht laut genug. Gluck ſchrie zuletzt aus vollem Halſe: „Mehr Blech! Mehr Blech!“ Gluck haßte die Mittelmäßigkeit über alles, und wenn er jemanden, der eine ſchlechte Kompoſition gemacht hatte, tadeln wollte, ſo ſagte er zu ihm: „Du Leimer!“

## Redaktionspoſt.

**Madeleine H—er.** Laſſen Sie ſich von den Firmen Heckel in Mannheim und Hönes in Trier (beides Muſikalienhandlungen), Verzeichniſſe über Zithermuſik ſenden. Sie werden auch Choralbearbeitungen für dieſes Inſtrument finden.

**Mädchen in der Pfalz.** Selbſtverſtändlich mit Klavierbegleitung. Das Lied „Die Waſſerroſe“ wird Ihnen vielleicht etwas zu hoch liegen.

**O. W. in Nelep.** Eine Ausgabe litauiſcher Volkslieder, wie Sie ſich dieſelbe zu denken ſcheinen, gibt es wohl nicht. Litauiſche Volkslieder ſind jedoch mehrfach bearbeitet worden und zwar von Chopin, Bank, Fiebach und Schöne. Wenden Sie ſich an die nächſte Muſikalienhandlung.

**Carolus L., Bremen.** Sätze aus Mozarts Quartetten finden Sie in der Edition Peters unter Nr. 1305 (Pr. 2 Mk.). Bezüglich des Requiems und des Bachſchen Weihnachtsoratoriums werden Sie wohl zu den Klavierauszügen dieſer Werke (Edition Peters, Requiem 1.50 Mk., Weihnachtsoratorium 3 Mk.) greifen müſſen.

Herrn **Gymnaſiallehrer A—t** in **W.** Daß Ihnen die betreffenden B.ſchen Klavierſtücke nicht behagt haben, bedauern wir recht ſehr. Wir haben ſie auf Ihren Brief hin ſelbſt durchgeſehen, fanden jedoch, daß die Sachen wirklich nicht ſo ſchlecht ſind, wie wir Ihrer Darſtellung nach befürchten zu müſſen glaubten. Der betreffende „Recenſent“ iſt weder mit dem Komponiſten befreundet, noch ein Feind von ihm; die Beſprechung der fraglichen Stücke iſt völlig ſtichhaltig. In der Maſſe des Schlechten, das heute den Markt überſchwemmt, darf B. immerhin zu den erfreulicheren Erſcheinungen gerechnet werden. Schließlich, Sie wiſſen ja „de gustibus etc.“....!

**P. W—l., Straußberg.** Wir ſind leider nicht ermächtigt, den Namen des Verfaſſers zu nennen.

Frau **O. S—e** in **Breslau.** Wir haben uns auf Ihren Wunſch die Lieder von Mascagni, von welchen ſo viel Aufhebens gemacht wird, näher angeſehen, die allerdings ſo troſtlos und muſikaliſch arm ſind, daß kein Menſch an ihnen den Schöpfer der Cavalleria rusticana wieder zu erkennen vermag. Vor dieſem ſeichten, tändelnden, geſuchten und nichtsſagenden Zeug müſſen wir allſeitig warnen. Es ſteckt abſolut nichts dahinter, als eine buchhändleriſche Spekulation.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Zur Pflege von Blumen und zum Gelingen
Von anderen zarten und heiklen Dingen
Gehört, wie man ſagt, eine glückliche Hand,
Mit anderen Worten: Geduld und Verſtand.

## Zu einem Kaffee- oder Thee-Service als Hochzeitsgeſchenk.

(An „20jährige Trude.“)

Auf eures jungen Hauſes Tiſch
Zwar ſtell ich ein zerbrechlich Gut,
Und dennoch redets, blank und friſch,
Von heitrem Mahle, frohem Mut.

Geht auch zu Scherben mit der Zeit
Ein Stückchen hier, ein Eckchen dort,
Mit Lächeln nehmt ſo kleines Leid,
Und ſcheucht des Ärgers Falten fort.

Ob ihr zu zweit die Hand erhebt,
Ob zwiſchen euch ein lieber Gaſt —
Gott ſchenke euch, ſolang ihr lebt,
Nach Schaffens Müh’ zufried’ne Raſt.

**B. S—S.**

## Zum ſechzehnten Geburtstag.

Zum ſechzehnten Geburtstag unſerer Töchter wählen wir gern beſonders ſinnige Geſchenke. Ein ſolches möchte ich hier vorſchlagen. Freilich kommt es nur für Mütter, die auf dem Lande wohnen und für junge Mädchen, deren Geburtstag in die Frühjahrs oder Frühſommerzeit fällt, in Betracht.

Eine gluckende Henne iſt überall auf dem Lande leicht aufzutreiben — falls ſich eine ſolche nicht im eignen Stalle finden ſollte. — Die Mutter ſetzt nun in einer verborgenen Kammer die Henne, genau drei Wochen vor dem zur Überraſchung beſtimmten Feſttage in einem hübſchen, runden Korbe auf Eier. Waren die Eier friſch und ſonſt gut, ſo kriechen die kleinen Küchen pünktlich am beſtimmten Tage aus, und die Freude, die allerliebſten Tierchen unter dem ſchützenden Gefieder der Mutter die Köpfchen herausſtecken zu ſehen, das ganze rührende Schauſpiel des Werdens einer neuen Gotteskreatur und ängſtlich ſorgenden Mutterglückes, auch in dem unvernünftigen Tiere, wird nie verfehlen, auf das Herz eines jungen Mädchens Eindruck zu machen. Wie hübſch, wenn die Mutter dasſelbe früh am Morgen in die Kammer führt mit den Worten: „Dieſe reizenden Tierchen ſind dein Eigentum, mein Kind. Pflege und behüte ſie fortan! Laß die Liebe deine Lehrmeiſterin, das Pflichtgefühl deine Wächterin ſein, ſo wirſt du ſpäter neben dem Vergnügen, welches dir heute dieſer liebliche Vorgang in der Natur gewährt, auch einen praktiſchen Gewinn ziehen.“ Ich hatte einſt meiner Tochter zu ihrem ſechzehnten Geburtstage die hier geſchilderte Überraſchung bereitet. Das Neſt hatte ich noch mit einem Kranz von Feldblumen umgeben und eine weißleinenes Beutelchen mit Grütze für die Küchen gefüllt, auf welches ich mit rotem Garn die Worte geſtickt hatte:

Wer liebend ſich ans Nächſte hält
Und will nur das gewinnen,
Umfaßt darin die ganze Welt
Und Gott iſt mitten drinnen.

Auf dem Geburtstagtiſch lag das noch heute unübertroffene Idyll für junge Mädchen: „Hannchen und die Küchlein,“ von Eberhardt. Nach langen Jahren noch hat meine Tochter oft verſichert, daß keiner ihrer ſpäteren Geburtstage ihr eine ſo innige Freude gebracht hat, als dieſer ſechzehnte! **M. v. W. in L.**

## Nochmals „Die Viſitenkarte.“

In Nr. 21 fand ſich ein Artikel über die Viſitenkarte, zu dem ich mir einige Ergänzungen erlauben möchte. Neuerdings iſt es vielfach, beſonders in kommerziellen Kreiſen, Sitte geworden, daß die Frauenviſitenkarte, engliſchem und franzöſiſchem Beiſpiel folgend, den Vornamen des Mannes vor dem Familiennamen aufweiſt. Die Aufſchrift lautet alſo folgendermaßen: „Frau Franz Meier, geb. Schulz.“ Dieſe Form hat, vor allem an größeren Plätzen, den nicht zu unterſchätzenden Vorteil, daß der Empfänger der Karte ſich leichter über die Perſönlichkeit der Dame orientiert. „Frau Franz Meier“ — — die Firma Franz Meier iſt ſtadtbekannt, man weiß ſofort, zu welcher Familie die Dame gehört, wo man ſie auffinden kann. Hieße die Aufſchrift „Frau Elſe Meier,“ ſo wäre man dagegen im Unklaren. — Manchmal folgt bei häufig vorkommenden Namen dem ausgeſchriebenen Vornamen noch ein abgekürzter z. B. „Frau Franz B. Meier.“ Dieſe Form erſtreckt ſich auch auf die Viſitenkarte der unverheirateten Damen. So liegt eine Karte vor mir: „Ella M. Schulz.“

Weniger gebräuchlich iſt die Form „Frau Franz Meier, geb. Elſe Schulz.“ Das „Elſe“ läßt man heutzutage weg.

Zum Schluß ſei noch einer Viſitenkarte gedacht, welche dieſer Tage mein Staunen erregte, da die Aufſchrift einer förmlichen Lebensbeſchreibung gleichkam. Sie lautete: „Frau Emil Schwarz, geb. Anna Luiſe Ebhardt, verwitwete Juſtizrätin Roth.“ — Von ſolcher Aufſchrift brauche ich wohl keiner meiner Mitleſerinnen abzuraten. **H. B.**

## Zur Hochzeit.

Mit einem ſelbſtgemachten Teppich.

(Antwort an „Muhme Lene.“)

Du gehſt nun ins liebliche Leben ein,
Auf ſonnigen, blumigen Wegen.
Doch ſchreiteſt du auch über Stock und Stein,
Ich kann dir nicht helfen! Dein Gott allein
Kann Pfade dir ebnen und legen.

Du ziehſt nun zum eignen Häuschen ein,
Zum traulichen, heimiſchen Neſte,
Doch ſollte das auch einmal ſteinig ſein —
Ich miſche mich nicht zwiſchen Gatten ein.
Hinaus mit dem Stein! iſt das Beſte.

Doch wandelt dein Fuß durch die Stube dein,
So ſoll er auf Blumen nur ſchreiten,
Denn, Freundin, ich nenne zwei Hände mein,
Die machten den Teppich dir weich und fein
Und wollen ihn dir unterbreiten.

**M. Asmus.**

## Handarbeit.

Nochmals einfache Gartenkiſſen. Man ſchneidet von Fiſcherlein ein Stück, welches 92 cm lang, 46 cm breit iſt, legt es viereckig zuſammen, heftet in gleichmäßigen Zwiſchenräumen von etwa 8 cm ganz ſchräg rote, blaue oder rotbraune wollene Litze, die $1^1/_2$—2 cm breit iſt, auf. Am beſten trifft man die Entfernungen, wenn man ſich aus Pappe — alte Korreſpondenzkarten genügen auch — ein Maß ſchneidet und dies jedesmal oben und unten anlegt, ehe man mit Heften beginnt; vielleicht macht man noch vorher einen Bleiſtiftſtrich zur Sicherheit. Es iſt darauf zu achten, daß man die Litze an beiden Enden ein wenig reichlich abſchneidet, alſo überſtehen läßt, damit ſie gewiß nicht ausdrieſelt, was leicht geſchieht. Gewöhnlich kommen bei meiner Maßangabe 8 Reihen Litzen auf das Kiſſen; ſelbſtverſtändlich kann man nach Belieben auch die Zwiſchenräume kleiner machen, wodurch die Litze enger nebeneinander kommt, was einen reicheren Eindruck hervorbringt. Mit weißem kordonniertem Garn (nicht Glanzgarn, was zu ſchnell ſchmutzt), wird eine Reihe mit Hexenſtichen, die andere mit Stiel- oder Äſtchenſtichen abwechſelnd benäht. Man fertigt nun ein Kiſſen aus altem Möbelkattun, gebrauchtem Schirting oder ſonſtigem billigen Stoff an, das gleichfalls 46 cm im Viereck hat, füllt es ziemlich feſt mit Heu, aber auch nicht zu voll, weil es ſonſt zu hoch wird, man auch weniger gut darauf ſitzt, und nachdem es zuſammengenäht, zieht man den benähten Überzug von Fiſcherlein darüber, an dem die Rückſeite ja ſchon gleich mit abgeſchnitten wurde. Eine hübſche dicht gefaltete Rüſche von gleichfarbigem rheiniſchen Band gibt den nötigen Abſchluß. Dieſe Art von Gartenkiſſen läßt ſich billig und ſchnell herſtellen, ſieht nett aus und kann jederzeit mit Leichtigkeit gewaſchen werden. Die Kiſſen eignen ſich auch gut zu Lotterien und Bazaren, wo ſie gern gekauft werden.

Sehr praktiſch iſt es, auch an die Lehnen der Gartenbänke Kiſſen in dieſer Art zu machen, da erſtens die Lehnen Vielen hart und unbequem ſind, man ſich aber auch leicht die Kleider damit beſchmutzen kann, ſei es auch nur, daß ſich die ſcharfen Kanten auf dem Rücken abzeichnen. Zu ſolchen Lehnenkiſſen nahm ich ein Stück Fiſcherlein 190 cm lang, 42 cm breit. Natürlich richtet ſich aber hierbei das Maß genau nach Länge und Breite der vorhandenen Lehnen. Das Kiſſen wird ebenfalls mit ſchräg aufgenähter verzierter Litze befeſtigt. Statt Rüſche ſetzt man Schnur an alle vier Seiten, näht auf der Rückſeite 2 cm von der Schnur entfernt oben und unten je 5 Bänder von Litze oder Band an, 30 cm lang und unten geſäumt, womit das Kiſſen bei jedesmaligem Gebrauch befeſtigt wird.

**Fannie von Ell.**

## Kirſchenflecke.

Die Zeit der Kirſchenreife naht. Welcher Jubel für unſere Kinder, wenn es ſie anlacht aus gefüllten Körben, glänzend rot, braunrot und ſchwarz und ſie nehmen dürfen und eſſen nach Herzensluſt! Welcher Schmerz aber, wenn ſie im Eifer des Eſſens des herunterquellenden Saftes nicht achten, Kleidchen, Schürzchen und Bluſen befleckt nach Hauſe bringen und nun den bitteren Nachgeſchmack des ſüßen Mahles zu koſten bekommen, Schelte der Mutter, vielleicht Strafe obendrein!

Ich möchte im Intereſſe unſerer Kleinen und ihrer Mütter an das einfachſte Mittel zur Beſeitigung der Kirſchflecke erinnern, an das kochende Waſſer. Kochendes Waſſer entfernt aus jedem Stoff jeden Obſtfleck, wenn man ſich ſeiner, wie folgt, bedient. Man lege den befleckten Stoff möglichſt ſtramm geſpannt über eine Schüſſel und gießt nun aus einer Kanne, am beſten gleich aus dem Waſſerkeſſel das kochende Waſſer ſo lange auf den Fleck, bis er verſchwunden iſt. Friſche Flecke ſind gleich weg, ältere brauchen etwas mehr Waſſer. Kein Waſchen, kein Reiben iſt nötig, nur kochendes heißes Waſſer zum Daraufgießen.

**Sophie v. S.**

## Für die Küche.

Crême. Reſte von eingemachtem Obſt, wie geſchmorte Kirſchen, Johannesbeeren u. ſ. w. laſſen ſich auf folgende Art ſehr nett verwenden: Der Saft, der innen eintrocknet, wird mit ein wenig kaltem Waſſer vermehrt. Man läßt einen halben Liter Milch mit etwas feingeriebener Vanille aufkochen, thut etwas Zucker dazu, in ein wenig Milch wird $^1/_8$ Pfund Stärke oder Kartoffelmehl und drei ganze Eier recht klar gerührt, wenn die Milch kocht, unter fortwährendem Rühren hineingeſchüttet, und noch einige Minuten auf dem Feuer gerührt, bis es dick iſt, dann auf die Früchte, die man in eine Glasſchale gethan, mit dem Löffel gelegt und ſie damit ganz bedeckt. Es iſt eine ſehr billige nette Speiſe.

## Auskunft.

Fr. Nr. 111. Ein hübſcher Sommeraufenthalt iſt Warin in Mecklenburg. Es hat Waſſer, Tannen- und Buchenwald. Dort werden Sie hübſche Wohnung und freundl. Aufnahme finden bei **Ch. Förs.**

Fr. Nr. 117. (Auch an **L. S. in B.**) Ein vorzügliches Kopfwaſchwaſſer bereitet nach ärztlicher Vorſchrift **Guſtav Behr, Noſſen i/S.** Flaſche von ca. 180 Gramm Inhalt, 75 Pf.

Fr. Nr. 118. Aus eigner Erfahrung kann ich das Sanatorium des Herrn Dr. Berliner in Harzburg unter deſſen gewiſſenhafter Leitung und vorzüglicher Behandlung ſehr warm empfehlen. Proſpekte ſind von dort zu beziehen. **N. N.-Schlebuſch.**

Fr. Nr. 118. Orthopädiſche Anſtalt von Herrn Heſſing, Göggingen bei Augsburg, die großartige Erfolge aufweiſt, welche ich durch ſechsmonatlichen Aufenthalt dort beobachtet.
Voigtsdorf bei Langenfelde in Pommern.
**Spalding.**

Fr. 118. Orthopädiſche Heilanſtalt von Katharina Wiegand in Bad Oeynhauſen, Weſtfalen.

**L. S. in W.** Der unter dem Protektorat der Königin von Sachſen ſtehende Albertverein bildet Krankenpflegerinnen aus. Meldungen im Karolahaus, Blaſewitzerſtr.

**Frau Paſtor G. auf Rügen.** Wir empfehlen die „kurze Anleitung zur Bereitung von Obſtwein (auch Obſtkraut) von einer Pfarrfrau.“ Preis 33 Pfg. Buchhandlung von Wollermann, Braunſchweig.

**Frau Lucie F., Lindenhof.** Das Rezept zu „Praterſpaz’n“ können wir Ihnen nicht verſchaffen. Dieſes jetzt ſo beliebte Thee- und Kaffeegebäck ſelbſt herzuſtellen, iſt der Mannigfaltigkeit der Formen und Füllungen wegen gar nicht möglich. Die bunten, zierlichen, äußerſt wohlſchmeckenden Stückchen werden im Großen fabrikmäßig hergeſtellt — daher ihre Feinheit und ihr billiger Preis (4 Mark die große Kiſte, auf lange Zeit reichend). Wir empfehlen Ihnen als direkteſte Bezugsquelle dieſes lange haltbaren Gebäcks die Fabrik für Nähr- und Stärkungsmittel: Wolff & Co., Dresden-A., Grunaerſtraße 7.

Fr. 126. Gute Penſionen in Weimar ſind: Fräulein Schumann, Schwanſeeſtr. 1 und Frau Toepffer, Walzdorfplatz 3.

Fr. 128. Ihrem Zwecke würde die Kolonie Baberhäuſer bei Seidorf, Kr. Hirſchberg, unter den Mittagſteinen, ziemlich 800 m hoch gelegen, dienen. Die Luft iſt in dieſem wunderhübſchen Bergthale köſtlich friſch, Wald rings umher und tiefe Stille, die nur von Waſſerrauſchen und Vogelſang unterbrochen wird. Wagen kommen ſelten ſo hoch, nur wenn ſie von Hirſchberg aus Reiſende bringen, was bei den vereinzelt liegenden Häuſern ſelten iſt. Ich kann Ihnen den dortigen Kretſchem, Beſitzer G. Scholz, ſehr empfehlen. Alles dort iſt ſauber, einfach und freundlich. Auch Privatwohnungen erfahren Sie durch den Wirt.

**Anna Nitſchke,** Ohlau, Schleſien.

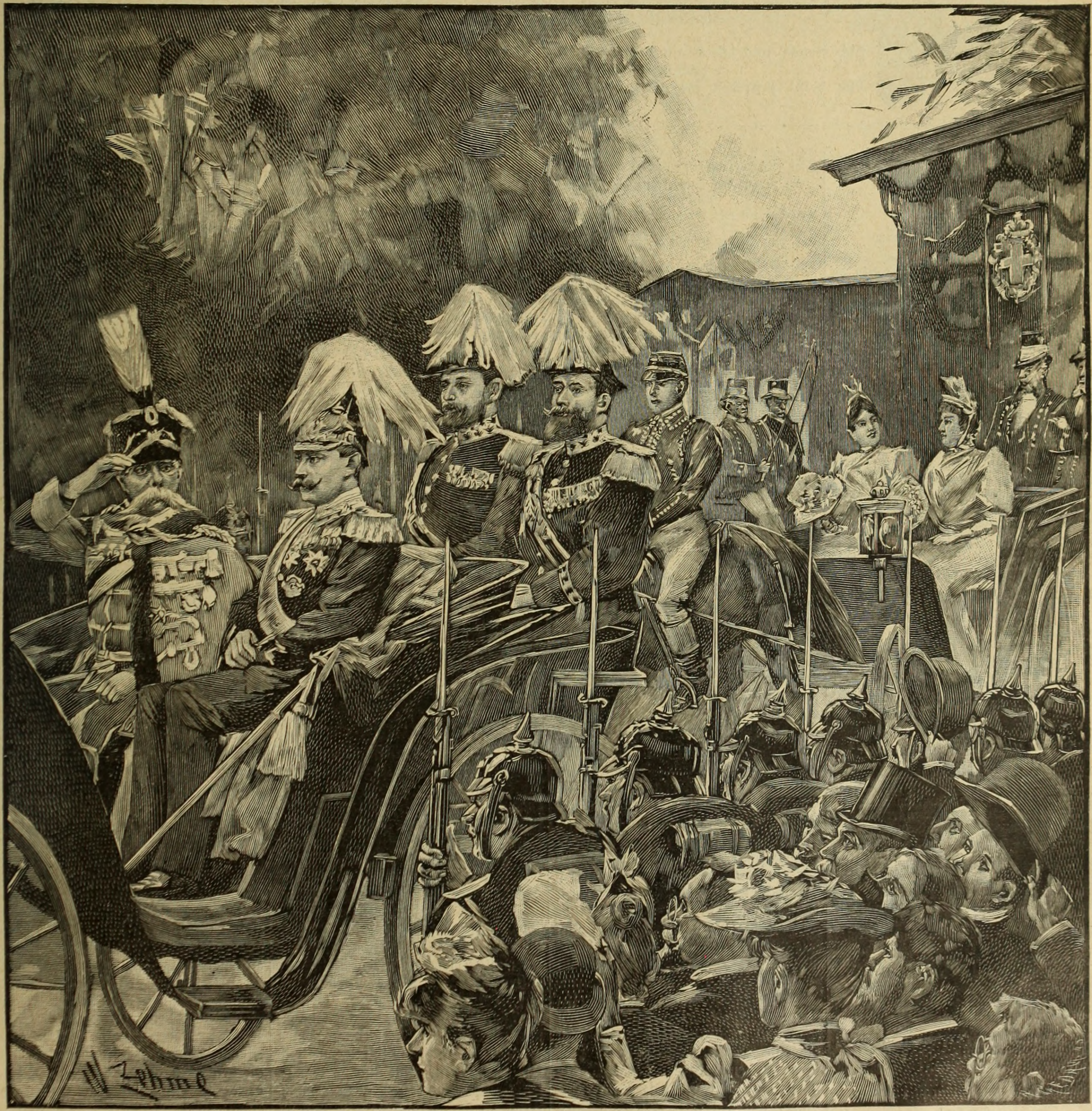
# Daheim

XXVIII. Nr. 41. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892.

9. Juli
1892.

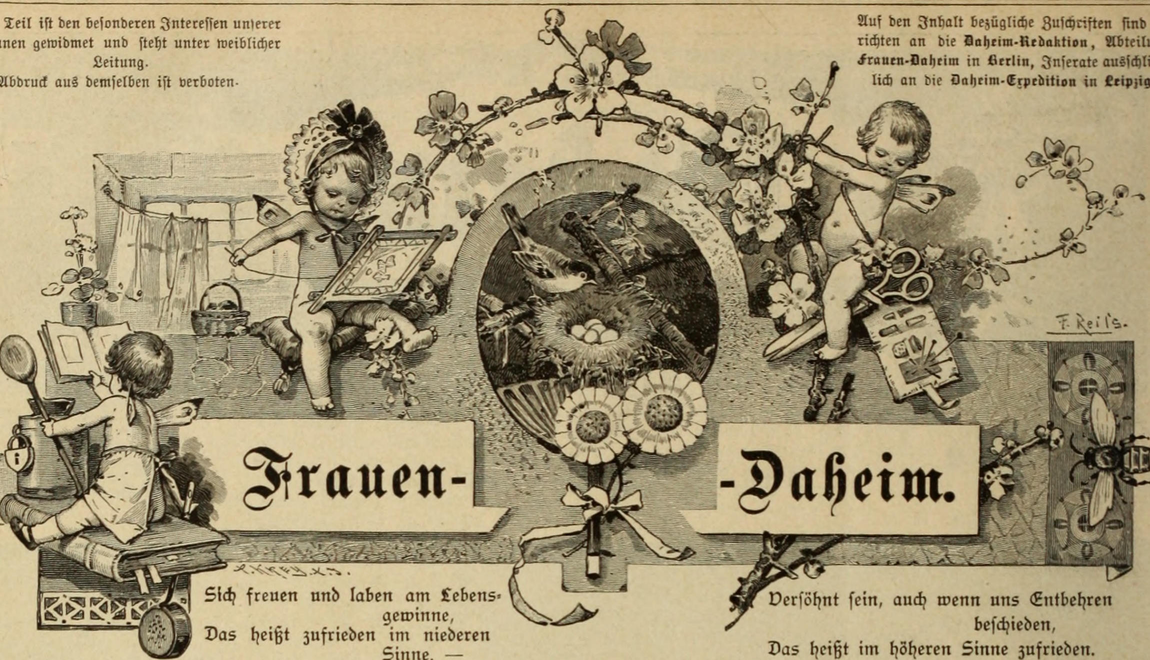
Aus der Zeit — für die Zeit.



Einzug Kaiſer Wilhelms und König Humberts von Italien in Potsdam am 21. Juni.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig**.



# Frauen-Daheim.

Sich freuen und laben am Lebensgewinne,
Das heißt zufrieden im niederen Sinne. —

Verſöhnt ſein, auch wenn uns Entbehren beſchieden,
Das heißt im höheren Sinne zufrieden.

## Myrtenkranz und Silberkrone.

### Polterabendſcene.

(Antwort auf Frage 115.)

Perſonen:
Eine Myrtenelfe. Ein Gnom.

Koſtüme: Myrtenelfe: duftiges, weißes Kleidchen mit Myrten garniert, Myrten im offenen Haar, Flügel, Sandalen. — Gnom: graue Kutte, grauer Bart, Schellenzipfelmützchen, Säckchen auf dem Rücken.

Elfchen kommt hereingeflogen, einen Myrtenkranz in der Hand, Gnom keucht hinterdrein.

Gnom:

Wohin, du Myrtenelfchen? Halt doch, halt!
Ich gucke grade aus dem Bergesſpalt,
Da flatterſt du vorbei! Ich ſtolpre nach!
Ich bin ganz atemlos! Uf! Guten Tag!

Elfe:

Schön Dank, du wunderlieber kleiner Wicht!
Du Klingelkäppchen, drollig Bartgeſicht!

(Sie ſchüttelt ihn dabei am Mützchen und zupft ihn am Bart.)

Nein! Was du doch für böſe Falten machſt!
So! Du gefällſt mir beſſer, wenn du lachſt!

Gnom:

Wo fliegſt du hin? Was ſoll der Firlefanz?

Elfe:

Ach was! Das iſt ein welker Myrtenkranz.
Wohin ich fliege? Ach, vielleicht noch weit!
Ich ſuche Hilfe in Verlegenheit.

Gnom:

Kann ich nicht helfen? Willſt du mir's nicht ſagen?

Elfe:

Du helfen? Nein! Doch laß mein Leid dir klagen!
Dies Kränzchen — heut ſind's fünfundzwanzig Jahr —
Da trug es eine junge Braut im Haar.
Sie tauſcht' es für ein Häubchen fröhlich ein,
Da ſchlüpfte ungeſehen ich hinein.
Ich nahm das Kränzchen, trug's zum Myrtenhain,
Zu mir, ins Elfenreich, und pflegt' es fein.
Und wie die Blüten welkten, huſchten draus
Die Freudengeiſter in das liebe Haus.
Da gab es Glück auf Glück! Das ſtrebt und wirbt,
Herdfeuer flackert und das Heimchen zirpt,
Und Kinderſtimmen miſchen ſich darein,
Und Füßchen trippeln munter aus und ein.
Ich aber ſaß bei meinen Myrtenblüten,
Um ſorglich ſie zu zählen und zu hüten.
Nun ſind ſie ausgegeben, hingeſchwebt!
Wie wirds nun? Hat das Glück ſich ausgelebt?
Sieh in dem Kranz der welken Blüten Schar!
Soviele Freuden ſchon empfing das Paar.
Nun ſuch ich nach der Braut! Wo mag ſie ſein?
Vielleicht ſteckt neue Blüten ſie hinein!

Gnom!

Bleib, Elfchen, bleib! Schau um! Du biſt am Ziel!
Tempi passati! Horch! Der Würfel fiel!
In tiefer Erde Schacht gibts Silberminen,
Sieh her! Ich kann mit anderm Kranze dienen.

(Er nimmt den Silberkranz aus ſeinem Säckchen.)

Den bringen wir der Braut, der welket nimmer,
Und treu und ungetrübt erglänzt ſein Schimmer.

Elfe:

Du kluger Gnom! Das iſt ein ſchöner Schluß!
Zum Lohn dafür bekommſt du einen Kuß.

(Küßt ihn.)

(Sie legen die Hände mit den Kränzen ineinander und treten vor das Silberpaar.)

Elfe:

Auf fünfundzwanzig Jahre ſeht zurück,
Ein treu Erinnern gebt dem Jugendglück!

Gnom:

Und den bewährten Schatz, den ihr gewannt,
Den haltet beide feſt in ſtarker Hand!
Das zarte Laub, das Silber fein und hart,
Sie ſind Vergangenheit und Gegenwart.

Beide:

Von ferne ſehen wir es goldig glänzen —
Auf Wiederſehn, wenn wir euch wieder kränzen!

**Martha Asmus.**

## Nochmals der Taufaltar.

In Nr. 36 des Frauen-Daheim findet ſich ein Abſchnitt „der Hausaltar.“ Ich kenne noch eine dort nicht genannte Ausſchmückung desſelben für die Taufe eines Kindes, die ebenſo eigenartig wie ſchön iſt. Man bedeckt ein rundes, die Form des Taufſteins darſtellendes Tiſchchen mit einem weißen Tuche, das nach allen Seiten bis auf den Boden herabfallen muß, und ordnet über dieſem den Brautſchleier der jungen Mutter in anmutigen Falten, in dem man ihn hier und da in zierlichen, unregelmäßigen Bogen aufnimmt und mit feinen Nadeln befeſtigt, und zwar ſo, daß der Schleier mit dem darunter befindlichen feſten Stoffe unten einen gleichmäßigen Abſchluß findet. Auf den Tiſch ſtellt man eine ſilberne oder eine Kryſtallſchale und umgibt ſie mit einem vollen Kranze zarter Blumen, etwa Roſen, Vergißmeinnicht, Maiglöckchen, Apfelblüten. Von eben denſelben Blumen befeſtigt man einzelne oder mehrere überall verſtreut in dem Schleier. Das Ganze macht einen überaus reizenden, wirkungsvollen Eindruck. Bei den Taufen meiner beiden Kinder, die im Zimmer ſtatt fanden, war der Taufſtein in der angegebenen Weiſe hergerichtet, und ich muß ſagen, daß ich mir für meinen Brautſchleier keine würdigere Verwendung, als die genannte, denken kann. Nebenbei trug ich ſelber jedesmal mein Brautkleid am Tauftage. Von beſonders ſchöner Wirkung war es in unſerem Falle, daß ſich hinter dem Taufſtein eine ſchräge Ecke mit grünen Topfgewächſen befand, dazwiſchen ein weißes Marmorkreuz, darunter eine Palme, die ſich mit ihren ſchlanken Zweigen gerade über den Taufſtein neigte, und etwas höher inmitten der Gewächſe erhob ſich ein ſegnender Chriſtus. Zwiſchen das Grün kann man noch Leuchter ſtellen und eine Bibel legen.

**Maria Tr.**

## In ein Fremdenbuch.

Ein gaſtlich Haus! — Wer kann den Zauber ſagen,
Der jeden traut und heimatlich umfloß,
Der je in unvergeß'nen frohen Tagen
In ſeinem Schutze Glück und Ruh genoß?

Ich kann es nicht, es ſcheint mir auch beim Scheiden
Der beſte Dank, — ich muß es Euch geſtehn,
(Und klingt er auch ein wenig unbeſcheiden!)
„Du gaſtlich Haus! Will's Gott, auf Wiederſehn!“

## Allerlei Geſchenke aus der Sommerfriſche.

Ferien! Sommerfriſche! — Entzückende Begriffe! Wie erfriſchend ſind die erſten Tage der großen langerſehnten Sommerfreiheit für alt und jung! Mit welcher Luſt man ſich dem Nichtsthun hingiebt, wie herrlich iſt es, die ſüße Faulheit nicht nur als Recht, ſondern ſogar als Pflicht betrachten zu dürfen!

Und doch — die freundliche Gewohnheit des Daſeins, die zugleich die des Arbeitens iſt, hat uns von jeher allzu ſehr in ihrem Bann gehalten, als daß wir es vermöchten, uns vollſtändig von ihr frei zu machen. Ein paar Tage unbeſchränkter Faulheit, — und wir ſehnen uns wieder nach Thätigkeit, obgleich kein Menſch ſie von uns verlangt. Allerdings nach keiner allzu ernſten. Jene kleinen Arbeiten, die wir in normalen Zeiten als geſchäftigen Müßiggang bezeichnen, ſind uns jetzt gerade recht, es macht uns helle Freude, aus dem, was wir auf unſern Spaziergängen in Wald und Feld mühelos zuſammengeleſen haben, kleine Sachen zu konſtruiren, die nett ausſehen und auch den Anſchein eines Zweckes haben. Sie beſchäftigen uns, vielleicht auch ſchon die erwachſenen Kinder in einſamen Stunden und bei langen Regentagen, ſie ergeben hübſche kleine Geſchenke, die wir den daheimgebliebenen Lieben mitbringen als Zeichen, daß wir ihrer gedacht haben, und ſie geben beſonders uns ſelbſt die Genugthuung, auch in dieſer Ferienzeit etwas geleiſtet zu haben.

Um das Verſprechen vom letzten Jahre einzulöſen, ſoll hier auf einige kleine Arbeiten hingewieſen werden. Von einer Illuſtration ſehen wir dieſes Mal ab, da es den geſchickten Händen, die im vorigen Jahre die beſchriebenen und abgebildeten, aus Erzeugniſſen der See zuſammengeſtellten Sächelchen nachgebildet haben, ein Leichtes ſein wird, auch dieſe Arbeiten auszuführen.

Da ſind zuerſt die hübſchen Dinge aus „Waldmoſaik,“ der Zuſammenſtellung aus Bucheckern, Haſelnüſſen, Eicheln, Erlen, Tannen und Kiefernzapfen, aus Waldmoos, Flechten, einzelne Tannenzapfenſchuppen u. ſ. w. Das Material iſt ſehr mannigfach und läßt der Phantaſie des Arbeitenden weiten Spielraum. Vor uns liegt ein nettes Uhrgehäuſe in der Form einer kleinen Schwarzwälder Uhr, zum Anhängen an die Wand eingerichtet. Auf die Grundform aus Pappe, die ein hohes Viereck, oben ſpitz abgedacht, zeigt, iſt ein rundes Stück roter Plüſch in reichlicher Größe der darauf zu hängenden Uhr geklebt, über den ein Haken befeſtigt iſt. Der Anſatz des Stoffes um den äußeren Rand der Pappe iſt zuerſt mit einer Reihe Tannenſchuppen bekleidet, die dazwiſchen frei bleibende Fläche mit ſeinem hübſchen Arrangement von all den oben genannten Dingen bedeckt, ſo daß z. B. die Ecken je einen Zweig brauner Erlen zeigen, gegen den graugrüne Waldflechte einen hübſchen Kontraſt bildet. Die Sachen ſind zum größten Teil

(Fortſetzung im Dritten Blatt).

Daheim

XXVIII. Nr. 42. Erſtes Blatt.

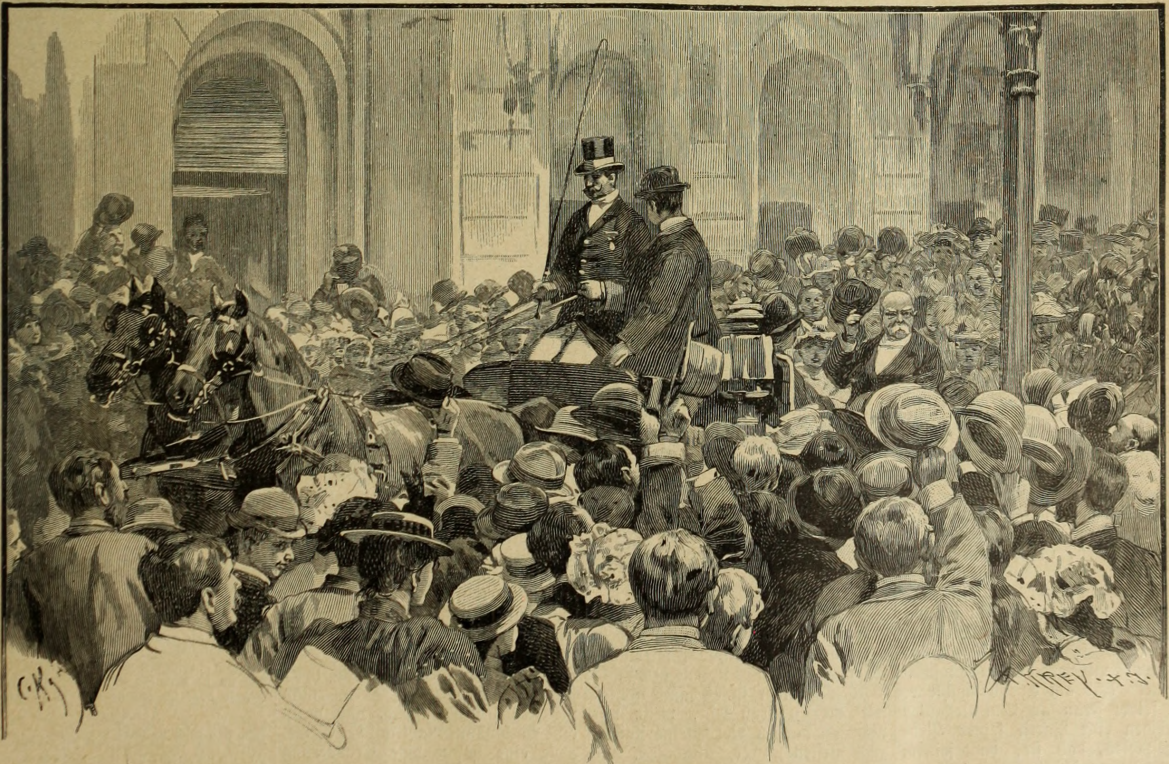
Jahrgang
1892.

16. Juli
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Des Fürſten Bismarck Reiſe nach Kiſſingen.

Zu des Fürſten Bismarck ſommerlicher Badereiſe nach Kiſſingen, für die ſonſt der kürzeſte Weg genommen wurde, mußte in dieſem Jahr ein ſtarker Umweg gewählt werden, weil der Fürſt vor dem Beginne ſeiner Kur der Hochzeit ſeines älteſten Sohnes in Wien beizuwohnen beabſichtigte. So führte die Reiſe über Berlin, Leipzig und Dresden zu mehrtägigem Aufenthalt nach der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt, von dort über München nach Kiſſingen. Auf jedem Bahnhof, auf welchem der Eilzug, den der Fürſt mit ſeiner Gemahlin benutzte, längeren oder kürzeren Aufenthalt hatte, ſind ihm Ovationen dargebracht worden, von deren Herzlichkeit und Aufrichtigkeit ſich nur derjenige einen Begriff machen kann, der innerhalb einer dieſer die Bahnhofſteige belagernden Menſchenmengen nicht nur Zeuge, ſondern mitergriffen wurde von jenen ſpontanen Ausbrüchen der Begeiſterung, in denen ſich das Gefühl der Dankbarkeit für den großen Mann äußerte, der Deutſchland in den Sattel gehoben hat. Den überwältigendſten Ausdruck fanden dieſe verdienten Huldigungen natürlich dort, wo Fürſt Bismarck ſeine Reiſe für eine Nacht unterbrach, in Dresden und in München. Geſchmückte Straßen, Empfang durch die Vertreter der Städte auf den Bahnhöfen, Feſtreden, Fackelzüge, Blumenregen und Geſangsvorträge, — das alles erſchien ſelbſtverſtändlich und gibt doch nur einen matten Begriff von der Stimmung, welche die Volksmengen beſeelte. „Ich werde das bis an das Ende meiner Tage nicht vergeſſen,“ äußerte Fürſt Bismarck in Dresden, nachdem der Zug von dreizehntauſend Fackel- und ſechshundert Lampionträgern, von ununterbrochenen Hochrufen der Kopf an Kopf ſtehenden Menge begleitet, an dem Hotel Bellevue vorübergezogen war und die brauſenden Töne der „Wacht am Rhein“ zum Himmel drangen. Eine Begeiſterung herrſchte, wie bei jenem Jubelausbruch, mit dem die aus Frankreich zurückkehrenden Truppen empfangen wurden, eine Begeiſterung, die alle Parteien in dem Gefühl der Dankbarkeit einte. Dieſelben Szenen wiederholten ſich, als Fürſt Bismarck mit ſeiner Gemahlin am 19. Juni Vormittags durch die geſchmückten und mit Eichenlaub beſtreuten Straßen der Altſtadt fuhr, um vom Böhmiſchen Bahnhof aus ſeine Reiſe nach Wien fortzuſetzen.



Der Empfang des Fürſten Bismarck in Dresden am 18. Juni.
Nach einer Zeichnung von C. Koch.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Das Große planen, — und dann ſtill geſchaltet!
Die Eiche, die jetzt frei im Lichte rauſcht,
Sie war ein Same, der den Keim entfaltet —
Im Dunkeln, unberührt und unbelauſcht!

## Widerſpruch.

Sie waren ein halbes Jahr verheiratet, alle Bedingungen zum Glücke ſchienen gegeben in der Zuſammenſtimmung der Charaktere bei gleicher Bildungsſtufe und behaglicher Häuslichkeit. Aber das Eine, das Beſte, ſo heiß Erſehnte, blieb aus: Fröhliches Zuſammenſtimmen, Freudigkeit und Frieden. Es handelte ſich immer nur um Kleinigkeiten. Die Meinungsverſchiedenheit wäre zu tragen geweſen, wenn ſie wirklich beſtanden und vernünftig begründet worden wäre. Nichts iſt aber ſo drückend und ermüdend als ein Widerſpruch aus Gewohnheit, die einfach verneinende Form jeder Antwort. Der Gatte ſagte z. B.: „Schönes Wetter heute!“ „Schön? Bei dem Winde!“ war die Antwort ſeiner Frau. „Der kleine Hans W. iſt ein hübſches Kind, findeſt du nicht?“ „Na, im Vergleich mit Paul M. iſt er doch faſt häßlich!“ Durch ihre Unluſt zuzuſtimmen, machte die junge Frau aus der unbedeutendſten Bemerkung ihres Mannes ein Kampfobjekt. Er verlor die Unbefangenheit der Äußerung, weil alles, was er ſagte, auf eine Möglichkeit des Angriffs hin geprüft wurde. So kam es, daß er oft die Lippen, auf denen ein harmloſes Wort ſchwebte, wieder ſchloß, weil er nicht aufgelegt zum Verteidigen war. Auf die Reden ſeiner Frau antwortete er nur gezwungen, ſodaß der Austauſch zwiſchen den Gatten ſich immer mehr beſchränkte. Dieſer Wechſel von peinlichem Schweigen und vorſichtigem Reden dauerte ſchon längere Zeit fort, ohne daß ſie ſich über den Grund klar geworden wären. Sie wußte nicht, daß ſie aus Luſt am Widerſpruch eine unerträgliche Geſellſchafterin wurde, und er hielt mit der Harmloſigkeit eines großen Charakters dieſen Widerſpruch für aufrichtige Meinungsäußerung, bis er das Weſen desſelben endlich durchſchaute. Sofort war er dann mit ſeinem Verteidigungsplane fertig. Er wurde wieder geſprächig. Agnes hätte ſich über die Änderung gefreut, wenn ſie nicht durch einen eigentümlich ſarkaſtiſchen Ton in den Worten ihres Mannes befremdet und mehr und mehr verletzt worden wäre. Ihre halb unbewußten Angriffe kreuzte der Gatte nun in bewußtem Vorgehen. Um ſeiner Meinung zuſtimmen zu hören, ſprach er das Gegenteil von dieſer Meinung aus. „Lieber Schatz, ein Schachtiſch wie L.’s ihn haben, iſt doch ein rechter Luxus! wir wollen uns an unſerem Brett genügen laſſen!“ „Das finde ich nicht! Im Gegenteil, ein Schachtiſch hat viele Vorzüge!“ „Wirklich? Na, dann ſollſt du dich keinen Augenblick mit vergeblichen Wünſchen tragen!“ Und am Abend machte er mit ſeiner Frau an dem eleganten Tiſchchen eine Partie ſeines Lieblingsſpieles, das ſie, dank ſeinem abermaligen geſchickten Mannövrieren, ſelbſt vorſchlagen mußte. Aber dies Verhalten gegenüber der geliebten Frau wurde ihm auf die Dauer unerträglich. Er beſchloß, das Gefecht mit einem letzten Hiebe zu enden. Im Schauſpielhauſe wurde eine Premiere gegeben, die er in ihrer anregenden Geſellſchaft ſehn wollte. Denn bei einem recht feſſelnden Gegenſtande fiel ſie meiſtenteils aus ihrer Gewohnheit und ſprach zur Sache. Mit den Billets in der Taſche trat er zu ihr ein. „Na, Agnes, wir bleiben heute hübſch zu Hauſe, nicht wahr?“ „Warum denn? Wir könnten uns doch mal wieder ein Vergnügen machen.“ „Kind, was ſollten wir ſehn? Etwa das neue Stück im Schauſpielhauſe? Unſinn! Wir können ebenſogut den Bericht darüber leſen.“ „Die Premiere hätte ich nun gern geſehn! Es wird zu ſpät ſein. Wenn wir es doch noch verſuchten, Plätze zu bekommen!“ „So, Agnes! Nun habe ich Dich, wo ich wollte! Hier ſind die Billets! Komm!“ Diesmal machte er keine ſpöttiſche Bemerkung. Sie ſah ihn groß an, allmählich verſtand ſie. Im Theater war ſie heute keine ſo intereſſante Genoſſin wie ſonſt, aber er wußte ihr Schweigen zu würdigen. Sie verlor auch ſpäter kein Wort über das, was in ihr vorging. Aber ſein Mittel hat wunderbar geholfen.

M. A.

## Oratio pro Strickſtrumpf.

Jüngſt traf ich ’mal, in dieſen Heften blätternd,
Daraus ich manche Lehre ſchon empfing,
Ein Wort, für mich beſtürzend, niederſchmetternd:
Das Strümpfeſtricken ſei ein thöricht Ding,
Ein leeres Thun, das nicht den Geiſt beſchäftigt,
Dem an gefäll’gem Wechſel es gebricht,
Das unſern Schönheitsſinn nicht bildet, kräftigt, —
Ich bitte, ſchmäht mir meinen Strickſtrumpf nicht!

Lacht ihr der Alten wohl, die, niemals müßig,
Am Strumpf vergeudet ihre letzte Kraft?
Die Gute findet ſich nicht überflüſſig,
So lang ſie ſtetig neue Strümpfe ſchafft.
Die arbeitsfrohen Hände ruhen nimmer,
Verſagt auch nach und nach der Augen Licht,
Zum Stricken reicht der letzte, ſchwache Schimmer.
Ich bitt’ euch, ſchmäht mir meinen Strickſtrumpf nicht.

Auch junge Seelen haben’s ſchon empfunden:
Nach buntem Tagewerk, in Welt und Haus,
Wie ruhet in den ſtillen Abendſtunden
Es ſich ſo wohlig überm Strickſtrumpf aus!
Des unruhevollen Treibens Wellenkreiſe,
Sie glätten ſich gemächlich, weich und ſchlicht.
Man ſitzt und ſtrickt, man ſinnt und träumet leiſe,
Ich bitte, ſchmäht mir meinen Strichſtrumpf nicht.

Die Frauen ſelbſt, von deren Geiſtesthaten
Der ſtolze Ruf in alle Fernen dringt,
Ob ſie des ſchnöden Thuns ſo ganz entraten?
Ob Nadelſchwingen wohl den Geiſt beſchwingt?
Ganz ſicherlich entſtand aus zartem Keime
Beim Stricken manches ſinnige Gedicht,
Zwar wuchſen auch beim Stricken dieſe Reime, —
Und dennoch: ſchmäht mir meinen Strickſtrumpf nicht!

A. Fromme.

## Geklebtes Schuhwerk.

Auf Roſen durchs Leben zu wandeln — wem wäre es nicht in feierlichen Augenblicken ſeines Lebens gewünſcht worden? Leider iſt es damit nichts; wir müſſen froh ſein, wenn wir nicht an gar zu viel Steine ſtoßen, zum Beſten unſrer Stimmung, und — o trockenſte Proſa! — zum Beſten unſres Schuhwerks! Das böſe Schuhwerk! Wie mancher Hausvater betrachtet reſigniert die lange Schuhmacherrechnung, und manches Mütterchen wird mit Betrübnis gewahr, wie ihre vergnügte Kinderſchar die Spitzen der Schuhe durchſtößt, ſie zerplatzt, verwächſt, oder wie andere Zeichen beginnender Altersſchwäche ſich bemerklich machen. Auch wäre es manchmal wünſchenswert, wenn wir die Dauer eines Stiefels verlängern könnten, in welchem ſich unſere Füße ſo recht wohl und behaglich fühlten und dem vielleicht eine ungeſchickte Hand beim Reinigen das Leder zerſchnitt. In allen dieſen Fällen möchte ich helfen, nämlich dazu raten, das Schuhwerk kleben zu laſſen. Man kann dadurch viele Stiefelwunden faſt unſichtbar heilen, zu kurzes Schuhwerk durch Ankleben neuer Spitzen verlängern u. ſ. w. und ſomit ein Paar Stiefel viel länger tragen, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. In andern Ländern, beſonders in Amerika, aber auch am Rhein und in Süddeutſchland iſt dies Verfahren weit mehr in Gebrauch als bei uns. Zur Haltbarkeit gehört in erſter Stelle ein guter Klebeſtoff, hierin gibt es mehrere in- und ausländiſche Fabrikate von ſehr verſchiedener Güte. Ein wirklich guter Kitt wird unter andern von der Firma A. Willnow in Parey a. d. Elbe hergeſtellt (Willnow’s Ledercement). Der Inhaber der Firma lernte bei einem Aufenthalt in Amerika die Herſtellung und Anwendung des Cements kennen, und in die Heimat zurückgekehrt, ſtellte er jahrelange Verſuche an, um den Klebſtoff noch zu verbeſſern, bis es ihm gelang, ein Fabrikat herzuſtellen, welches wohl kaum von einer andern Qualität übertroffen wird. So wandern die Einwohner von Parey und deſſen nächſter Umgebung ſchon längſt zu ihrer größten Zufriedenheit in geklebtem Schuhwerk, welches allen Einflüßen von Schnee und Regen widerſteht. Neben einem guten Klebeſtoff iſt eine ſorgfältige Ausführung der Reparatur durchaus nötig. Dieſe hängt nun von der Intelligenz und dem guten Willen der betreffenden Schuhmacher ab, von denen viele fürchten, ihren Verdienſt zu verſchlechtern, indem ſie durch öfteres Reparieren des getragenen Schuhwerks weit weniger Beſtellungen auf neue Sachen erhalten werden. Da der Bedarf an neuen Waren meiſt durch die Schuhfabriken gedeckt wird, dürfte der Ausfall für den kleinen Schuhmacher nur gering ſein, weil er auch an der Reparatur verdient, und die Auslagen für das Rohmaterial dazu nur gering ſind. Wenn von einem Nachteil überhaupt die Rede ſein kann, ſo trifft dieſer die Schuhfabrikanten und Händler, welche wiederum die Vorteile genießen, die ihnen durch die Anwendung des Klebeſtoffes bei der Herſtellung ihrer Fabrikate erwachſen. Wenn man die Mühe nicht ſcheut, und wenn eine Verbindungsnaht mit der Sohle, oder eine vollſtändige Erneuerung derſelben den Schuhmacher nicht unbedingt nötig machen, ſo kann man die Arbeit ſelbſt verſuchen, welche nach einiger Übung dann ſchnell von ſtatten geht. Hierzu gibt A. Willnow zu ſeinem Ledercement folgende Gebrauchsanweiſung: „Das zu reparierende Schuhwerk muß mit einem paſſenden Leiſten ſo ausgefüllt werden, daß das Leder an allen Seiten feſt aufſitzt (Treibleiſten). Man ſchneide den Rieſter 1 cm im Umkreis größer zu als die ſchadhafte Stelle und ſchärfe die Kante auf einer glatten Unterlage (Glas) haarſcharf ab, denn je feiner die Kante iſt, deſto weniger ſichtbar wird der Rieſter ſein. Dann entferne man von der ſchadhaften Stelle ſo viel, daß ſich die beiden Klebflächen überall 1 cm breit decken. Anhaftende Wichſe, Schmutz, ſowie die Narbe des Leders muß entfernt werden, bis das geſunde Kernleder zum Vorſchein kommt. Dann ſchabe man beide Klebflächen rauh, beſtreiche beide dünn und gleichmäßig mit Cement (mittelſt eines Stäbchens, welches nur zu dieſem Zweck verwandt wird) und laſſe denſelben gut eintrocknen. Dann erwärme man beide Teile über der Lampe bis der Cement wieder dünnflüßig iſt und lege dieſelben ſchnell aufeinander. Nachdem gut angedrückt und angehämmert iſt, glätte man die geklebten Stellen mit erwärmten Abſatzeiſen.“ (Für den Privatbedarf bediene man ſich eines warmen aber nicht ſengend heißen Bügeleiſens.) Wenn alle hier angeführten Regeln bei der Herſtellung genau beachtet werden, muß die Reperatur in jeder Witterung haltbar ſein. Ich beſaß ſchon auf dieſe Weiſe ausgebeſſertes Schuhwerk, an dem die angeklebten Spitzen bereits durch den Gebrauch wieder durchſtoßen waren, aber an der geklebten Naht war noch keine Veränderung wahrzunehmen. Hat ſich der Schuhmacher erſt durch einige Übung die nötige Fertigkeit angeeignet, ſo wird er mit ſeinen Reparaturen viel ſchneller fertig werden, als es ſonſt der Fall war, und außerdem wird die Arbeit zur Freude ſeiner Kunden ein elegantes Anſehen haben, was bei den aufgenähten Rieſtern bisher nicht der Fall war. Jedenfalls ſteht dem geklebten Schuhwerk noch eine weite Verbreitung bevor, wenn erſt alle Vorurteile geſchwunden ſind. Neuerungen wurden ſtets angefeindet und mit Mißtrauen betrachtet, bis ſie ſich ſchließlich doch Bahn gebrochen haben und uns unentbehrlich geworden ſind. Und ſo wünſchen wir auch dem geklebten Schuhwerk eine glückliche Zukunft zum dauernden Vorteil des Publikums.

## Polterabendgedicht.

### Die Laune.

(Koſtüm: Roſa Geſellſchaftskleid, darüber ein großer Mantel aus vier Bahnen, grau grün, weiß und ſchwarz, beſtehend.)

Platz, macht Platz von allen Seiten,
Frei bin ich gewohnt zu ſchreiten,
Der klügſte Mann, — mir weicht er immer,
Ich bin ein kühnes Frauenzimmer.
Die Laune heiß ich, bin allen bekannt,
Bin ſo oder ſo, wie man wendet die Hand.

Zur Braut:

Ach, ſieh mich nicht ſo bedenklich an,
Durch mich regierſt du erſt deinen Mann.
Ohne mich wird’s der lieblichſten Frau nicht gelingen,
Beim Manne je etwas durchzubringen.
Sieh’, als ich deine Sanftmut ſah,
Da gings mir’s in der Seele nah,
Denn ſieh, mein Herzchen, ich geſtehe,
Das gäbe eine ſchöne Ehe.

(Fortſetzung im Dritten Blatt).

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Ja Kind, ich will dich freundlich leiten,
Es hat die Frau ſehr viele Seiten,
Doch wird ſtets die hervorgenommen,
Durch die man hofft zum Recht zu kommen.
Denn recht hat immer doch die Frau,
Das merk vor allem dir genau,
Es zeigt die *weiße* Seite rein
Der erſten Tage Glückſeligſein.
Doch nehmen wir zum Beiſpiel an,
Es kommt und ſagt dein lieber Mann:
Wir wollen heut zu Hauſe bleiben,
Ich liebe nicht ſehr das Rennen und Treiben.
Gefällt der Vorſchlag dir auch nicht,
So machſt du dennoch ein freundlich Geſicht.
Bewahre dich vor böſem Streite,
Und kehr hervor die *grüne* Seite.
Die Hoffnung, Herzchen, laß nicht fallen,
Und ſuche nun zuerſt vor Allem
Der Zunge freien Lauf zu laſſen,
Von allen Seiten ihn zu faſſen.
Zeigt er nun noch nicht guten Willen,
Dir deine Bitte zu erfüllen,
So zeig' als männerkund'ge Frau
Ihm jetzt die dritte Seite: *grau*.
Du biſt verletzt, du darfſt nun grollen,
Und fängſt recht tüchtig an zu ſchmollen.
Da mag er dies und jenes ſagen,
Mag dieſes bald, bald jenes fragen,
Du biſt nun ſtill, ganz mäuschenſtill.
Er mag ſich wundern, wie er will,
Und wenn er nun auch noch beharrt,
Iſt noch ein Mittel aufgeſpart,
Beherrſche deinen Zorn und ſchreite,
Zur *ſchwarzen* dann, zur Thränenſeite.
Laß deine Thränen reichlich fließen,
In ganzen Strömen ſich ergießen,
Wenn die ſein Steinherz nicht erweichen,
So wirſt du nie dein Ziel erreichen.

---

Gefall' ich euch? Ihr ſaget „nein,"
So kehr ich anders bei euch ein;
Ich hab' ja auch nur zeigen wollen,
Wie junge Frau'n *nicht* handeln ſollen.
Jetzt, (läßt den Mantel fallen) werf' ich meine Hülle hin,
Und zeig' euch, wie ich wirklich bin,
Denn ſchrecklich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Klau,
Jedoch das Schrecklichſte der Schrecken,
Das ſind die Launen einer Frau.
Was glücklich macht die Ehe, wißt es,
Die *roſenfarb'ge* Laune iſt es.
Jedoch den Mantel ſchwarz und grau
Mußt du verbannen, kleine Frau,
Und nimmer darf dein Mann dich zwingen,
Nur einen Tag d'rin zuzubringen.
Die Roſenlaune mußt du pflegen,
So wächſt euch Glück auf allen Wegen.
Euch führ ich ſie hier freundlich vor!
Wo ſie ſich ihren Sitz erkor,
Da iſt vom Streite und vom Zanke
Auch nicht der leiſeſte Gedanke;
Denn Mann und Frau ſind eine Seel',
Ein Herz, ein Schlag und ſtets fidel.
So mög' euch denn zu allen Zeiten,
Die roſenfarb'ge Laune leiten. **F. E.**

## Handarbeit.

*Gehäkelte Kravatten.* Welche ſparſame Gattin und Mutter wird mir nicht beiſtimmen, wenn ich aus Erfahrung behaupte: Zu den mancherlei Nöten, die das Leben einer Hausfrau bedrücken, gehört — und nicht einmal in der letzten Reihe — die „Shlipsnot!" Da kommt der Älteſte, ein flotter Student: „Mutter, heute muß ich wieder einen neuen feinen Shlips haben, ich bin zum Profeſſor N. eingeladen" — morgen erſcheint der Herr Primaner, und natürlich! Schüler müſſen doch mindeſtens in allem den Studenten gleichſtehen, — ohne hellen, ſeidenen Shlips am Sonntag oder gar in der Tanzſtunde thut er es nicht. Und wie kurz iſt das Leben eines ſolchen teuren Shlipſes! Nun geht die Not der ſparſamen Mutter aber erſt recht an. Sie nimmt den Shlips, trennt ihn auseinander, reinigt, wendet, oder wäſcht ihn gar, und wenn ſie großes Geſchick hat, bringt ſie ihn auch wieder nach vieler Mühe ſo ziemlich in die alte Façon — im anderen Falle zerbricht ſie ſich den Kopf über den verzwickten Zuſammenhang und Mechanismus eines ſolchen modernen Shlipſes und näht ein Machwerk zuſammen, welches die Herren Söhne mit allen Zeichen der Entrüſtung zurückweiſen.

Da ſah ich kürzlich bei einem Herrn, der aus dem Ausland zurückgekehrt war, eine neue, mir ſehr einleuchtende Art von Shlipſen — gehäkelte. Sie werden in allen Farben aus *waſchechter* Cordonet- oder, noch beſſer und billiger, aus der ſogenannten „Strumpfſeide" gearbeitet und machen einen höchſt feinen, aparten Eindruck. Allerdings müſſen die Herren dann lernen, ſich den Shlips nach Art der „Schifferknoten" ſelbſt zu knüpfen, das begreifen ſie aber ganz ſchnell.

Die Vorlage iſt folgende: Man häkelt mit einem ziemlich feinen Haken ungefähr 30—35 Vorſchlagmaſchen, dann beginnt die erſte Tour. In die 6. Maſche häkelt man 5 dichte Stäbchen, überſpringt dann 2 Maſchen und häkelt in die nächſte Maſche wieder 5 Stäbchen und ſo fort, bis es 9 ſogenannte Muſchen geworden ſind. 2. Tour: Umdrehen, in die 4 oberen Maſchen der letzten Muſche je eine feſte Maſche (das gibt dann den zackigen Rand des Shlipſes) dann in die 5. feſte Maſche erſt eine etwas loſe, einfache Maſche und dann 5 Stäbchen. Hierauf in die *letzte*, 5. Maſche der zweiten Muſche wieder erſt eine lockere, einfache Maſche und dann 5 Stäbchen, dies bis zum Ende der Tour fortgeſetzt — es müſſen dann wieder 9 Muſchen ſein. Bei der 3. Tour häkelt man die 5 Stäbchen immer in die, nun etwas hervortretende loſe Maſche der vorigen Tour, muß aber nicht vergeſſen, bei jeder neuen Muſche auch erſt eine loſe Maſche zu häkeln.

Das wiederholt man nun ſolange, bis es 90—100 Touren ſind. Dann nimmt man in der Mitte ab um eine Muſche, häkelt eine Tour darüber, nimmt wieder ab, ebenfalls eine Tour darüber und ſo weiter, bis auf 3 Muſchen. Dieſe muß man nun ſo lange häkeln, bis ſie die betreffende Halsweite — nach Centimetern knapp gemeſſen — ergeben; dann nimmt man in der Mitte wieder um eine Muſche zu, jedesmal eine Tour darüber, bis zu 7 Muſchen und dieſe häkelt man noch 40 mal, dann iſt der Shlips fertig; den Anfang des breiteſten Teiles verſieht man noch mit einer feſten, zackigen Spitze. Die Shlipſe ſind viel einfacher zu häkeln, als es im Augenblick erſcheint, die Muſchentouren ſind ja ziemlich bekannt.

Für die, welche noch keinen Schifferknoten gemacht haben, folgendes: Man legt den Shlips feſt um den Kragen, die ſchmälere, kürzere Seite nach links und *unter* die breite, ſchlägt dann letztere 2 mal darum. Das 2. Mal ſchiebt man ſie von hinten und unten da vor, wo die beiden um den Hals gelegten Teile zuſammenſtoßen, ſteckt ſie dann von oben durch die, vom erſten Mal Drüberlegen gebildete Schlupfe und zieht zuletzt beide Enden feſt an.

In derſelben Art — nur etwas ſchmäler und kürzer — können auch junge Mädchen ſolche Shlipſe tragen, die ſich auf den modernen, mit Matroſenkragen verſehenen Blouſen allerliebſt machen.

Der größte Vorteil dieſer Shlipſe beſteht nun darin, daß ſie ſich oft und vorzüglich waſchen laſſen, ohne jede Mühe, nur in lauwarmen Waſſer, ſo daß ſie am anderen Morgen gleich wieder benutzt werden können. Das Material dazu in Strumpfſeide koſtet ungefähr 1,80 bis 2 Mk., in Cordonetſeide würde es etwas teuerer ſein. Probatum est!

**Frau Dr. M.**

## Hausgerät.

Ein hübſcher Kaſten, in dem alle Utenſilien, die zum Packen von Paketen nötig ſind, aufbewahrt werden, der aber auch zugleich ein hübſches Anſehen hat, um ihn ins Zimmer ſtellen zu können, iſt gewiß mancher Hausfrau willkommen. Vor einiger Zeit ſah ich auf einem Geburtstagstiſche einen ſolchen in Form eines kleinen Sackes, und da ich denſelben ſehr originell fand, möchte ich verſuchen, ihn zu beſchreiben. Vom Tiſchler läßt man einen Kaſten in beliebiger Größe mit Deckel und innen mit einem Einſatz mit verſchiedenen kleinen Fächern, arbeiten. In den unteren Raum kommen Hammer, Zange u. dgl., während die kleinen Fächer mit mehreren Sorten Nägeln, Bindfaden und Briefmarken gefüllt werden. In den Deckel nagelt man Gummiband und ſteckt Poſtpaketadreſſen und Siegellack hinein. Außen polſtert man nun ſowohl Kaſten wie Deckel, aber beides für ſich, mit Seegras oder Holzfaſern, wie ſie zum Packen benutzt werden; nagelt zuerſt etwas altes Zeug darüber und gibt dem Ganzen eine hübſche Form, dann überzieht man es mit feiner, grauer Packleinwand in der Weiſe, daß der Deckel oben an den vier Ecken kleine Zipfel bekommt, wie man ſie bei einem zugebundenen Sack findet. Nun nagelt man kreuzweiſe, ſowohl über den Deckel wie über den unteren Teil recht feſt Bindfaden, ſo daß es wie geſchnürt ausſieht. Um den Anſatz in der Mitte zu decken, kommt um beide Teile ebenfalls Bindfaden. — Will man den Kaſten als Geſchenk machen, kann man oben unter den Bindfaden noch eine Poſtpaketadreſſe mit Aufſchrift ſchieben, ſo hat es das Anſehen, als käme er direkt von der Poſt.

**Lisbet.**

## Gemalte Blumengläſer.

Während eines Aufenthaltes in Baden-Baden entdeckte ich in einer Glasfabrik eine ganz allerliebſte Sorte von Blumengläſern, deren Form und Farbe ſich zum Bemalen, wie zur Aufnahme einzelner Blumen beſonders gut eignet. — Jeder, der ſie ſieht, iſt entzückt, daher hoffe ich, daß meine malenden Mitſchweſtern die Unbequemlichkeit nicht ſcheuen werden, ſich einige kommen zu laſſen, ſie ſind nur in Baden-Baden zu haben, ich habe ſie wenigſtens ſonſt nirgend entdecken können.

Freilich unter einem Dutzend lohnt es nicht, ſie ſich kommen zu laſſen, da ſonſt die Unkoſten für das kleine Objekt zu groß ſind, aber ſie laſſen ſich auch in vielen Exemplaren gut verwenden, einmal um Lücken auf Wandbrettern oder Kaminen damit auszufüllen und dann zu beſonders feſtlichen Gelegenheiten als Schmuck für die Tafel, indem man vor das Couvert jeder Dame ein ſolches Gläschen mit einzelnen Blumen oder einem gebundenen Sträußchen hinſtellt. Da die Stengel ſo tief ins Waſſer hinein kommen, halten ſich die Blumen lange friſch darin. Die Gläſer haben die Form einer Röhre, 18 cm hoch und oben und unten gleich weit und ſind in blauem und grünlichem Glas zu haben. Mit Porto und Kiſte ſtellen ſie ſich auf 50 Pfg. das Stück. Die Adreſſe lautet: Glasfabrik von Kirner & Co. in Baden-Baden.

Zum Schmuck eignen ſich faſt alle Blumen, z. B. ſehen weiße und gelbe Sternblumen, Mohn, Stiefmütterchen und gelbe Roſen ganz allerliebſt darauf aus. Die Blüten dürfen nicht zu klein ſein. Lange Stengel, kleine Blättchen und ſchlanke Gräſer müſſen dem Arrangement ein graziöſes Ausſehen geben. — In alle Farben muß man weiß, damit es deckt und viel Trockenmittel nehmen. Die Schattentöne ſind ſehr leicht und durchſichtig zu malen, das Licht recht kräftig aufzuſetzen.

**E. v. B.**

## Für die Küche.

*Rumkompott.* Eins der am leichteſten und bequemſten herzuſtellenden, auch bei Herren ſehr beliebten Kompotts iſt das ſogenannte Rumkompott. Man verwendet am beſten ein Glasgefäß mit dicht ſchließendem Glaspfropfen dazu, iſt man nicht im Beſitz eines ſolchen, kann man auch eine weithalſige Flaſche nehmen und dieſelbe mit Blaſe zubinden. In das Gefäß thut man zuerſt die Flüſſigkeit, in der die Früchte eingemacht werden ſollen. Am ſchönſten iſt feiner, alter Rum oder Arrak, doch nimmt man auch Kognak oder Franzbranntwein. Die Quantität richtet ſich nach der Menge der Früchte; nimmt man z. B. $^1/_2$ Liter Rum, ſo gehört von jeder Frucht $^1/_2$ Pfd. dazu und auf je $^1/_2$ Pfd. Frucht $^1/_2$ Pfd. Streuzucker. Mit Erdbeeren macht man den Anfang und zwar großen, ſchönen Gartenerdbeeren; ſie werden ſehr ſauber ausgeleſen und nebſt Zucker in den Rum geſchüttet. Es folgen nun je nach der Reihe die verſchiedenen Früchte: Himbeeren, Glaskirſchen und ſaure Kirſchen (Herzkirſchen verwendet man nicht gern, da das Fleiſch zu hart iſt), Pfirſiche, Aprikoſen, blaue Pflaumen, Reineklauden und Melonen; alle dieſe Früchte werden geſchält und in beliebig große Stücke geſchnitten. Man hat nun nichts weiter zu thun, als das Kompott öfter umzuſchütteln, damit der Zucker ſich auflöſt und die Früchte untereinander gemengt werden. Nimmt man etwas heraus, ſo geſchieht es am beſten mit einem ſilbernen Löffel.

*Grüne Erbſen zu trocknen.* Junge Erbſen werden aus der Schote genommen und mit kochendem Waſſer begoſſen, in dem ſie eine kurze Zeit liegen bleiben. Nachdem man ſie auf einem Sieb hat ablecken laſſen, ſo daß alle Feuchtigkeit daraus entfernt iſt, ſchüttet man ſie auf grobes Sackleinen und trocknet ſie in einem Bratofen, bis ſie ganz hart und feſt ſind. Darauf werden ſie in Flaſchen geſchüttet und feſt zugebunden. Sollen die Erbſen in Gebrauch genommen werden, muß man dieſelben eine Nacht vorher in Waſſer einweichen und mit demſelben am nächſten Tage kochen.

## Auskunft.

**Vorſchrift zu Pelletiers Odontine.**

Fr. 211. Der frageſtellenden Mitſchweſter ſchreibt ein Mitleſer, welcher es allerdings nicht richtig findet, wenn man ſich ſolche Sachen ſelbſt macht.

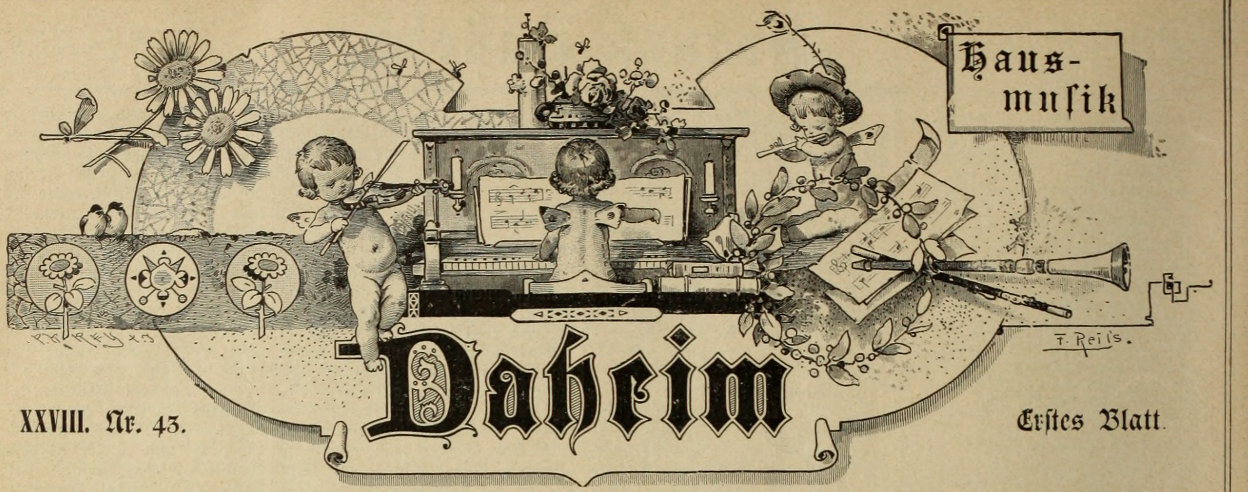
| | |
|---|---|
| Mediziniſches Seifenpulver . . | 300,0 |
| Zuckerpulver . . . . . . . | 200,0 |
| Kohlenſaure Magneſia . . . . | 300,0 |
| ″ Kalk . . . | 900,0 |
| Karmin . . . . . . . . | 1,0 |
| Glycerin . . . . . . . . | 200,0 |
| Pfeffermünz-Öl . . . . . . | 12,0. |

Erſte fünf Sachen werden zu einem Pulver gemiſcht, alsdann Glycerin und Pfeffermünz-Oel zugeſetzt und dies ſo lange bearbeitet, bis es die erwünſchte Paſta ergiebt.

**J. B.** Ein neuer Kurſus im Kochen, Backen und Einlegen von Früchten und Gemüſen beginnt in der ſeit 1878 beſtehenden Kochſchule des Berliner Hausfrauenvereins, Jägerſtr. 22, welche bereits über 1800 Schülerinnen ausgebildet hat.

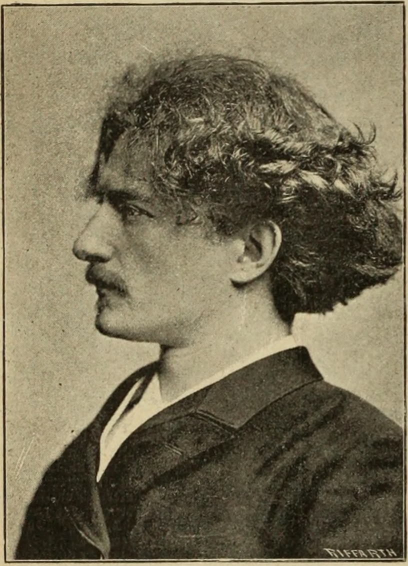
## Frage.

145) Wüßte jemand aus dem verehrten Leſerkreis des Daheim einen Rat zu geben, wie man einem Kanarienvogel das überlaute Schreien abgewöhnen könnte? Der Vogel ſingt ſehr hübſch, verfällt aber immer in lautes Schreien. Vogelzüchter rieten Gimpelbauer und Dunkelheit — dies iſt ein Jahr ohne Erfolg angewendet. Im voraus vielen Dank. **N. N.**



XXVIII. Nr. 43.

Erſtes Blatt.



Ignaz Paderewski.

## Ignaz Paderewski.

Ignaz Jan Paderewski gehört trotz ſeiner Jugend — er iſt am 6. November 1860 in Podolien geboren — zu den gefeiertſten Klaviervirtuoſen der Gegenwart. Ein Teil jener magiſchen Gewalt, die einſt das Klavierſpiel eines Liſzt auf alle empfindenden Seelen ausgeübt, jenes hinreißenden Zaubers, mit dem Rubinſtein alle Herzen umſpinnt, lebt in dem Spiele Paderewskis wieder auf. Die Erfolge, die dieſer Künſtler in Amerika und England errungen, tragen alle äußeren Zeichen eines unbeſchreiblichen Enthuſiasmus, und bei den amerikaniſchen Konzerten Paderewski's trat von neuem jene überſpannte Begeiſterung hervor, — die — mochte ſie nun einen Kampf etwa um das Taſchentuch des Künſtlers entbrennen laſſen, oder machte ſie ſich im Pferdeausſpannen Luft — für die Geſchichte des Virtuoſentums eine in hohem Maße kennzeichnende Erſcheinung bleibt. Paderewski feierte jenſeits des Ozeans Triumphe, wie ſie nur einem Auserwählten beſchieden ſind. Ob der Künſtler glücklicher geweſen im Vollgenuſſe jenes tobenden amerikaniſchen Beifalls mit ſeinem Dollarklang, oder ob er ſich tiefer berührt gefühlt haben mag von den Sympathiebeweiſen, die ihm, der Vornehmheit europäiſcher Kultur entſprechend, mit weniger lärmender Begeiſterung in unſerer alten Welt in vollgerütteltem Maße zugemeſſen wurden? Eine künſtleriſche Natur von ſolcher Vielſeitigkeit, von ſolcher Kraft wie jene Paderewskis wird überall tiefe Spuren ihrer Anweſenheit hinterlaſſen. Aber die Eigenart eines Künſtlers vermag in ihrer feinſten Weſenheit doch nur wiederum ein künſtleriſch empfindender Menſch nachzufühlen und zu begreifen. Wie Europa ſelbſt in ſo ungewöhnlicher Fülle künſtleriſch ſchaffend iſt, daß bisher die amerikaniſche Kunſt lediglich als Nachbildung der europäiſchen erſcheint, ſo darf ſich auch Europa rühmen, ſeinen Völkern eine künſtleriſche Bildung gegeben zu haben, die den Einzelnen wohl befähigt, ein Urteil über künſtleriſche Erſcheinungen abzugeben. Auch Paderewski hat ſich dieſem Urteil unterſtellt. Es lautete glänzend, und damit wäre ſeine Künſtlerſchaft gerechtfertigt, auch wenn die Zeitungen nichts davon zu melden wüßten, daß ſie in den amerikaniſchen Konzertſälen Erfolge erzielt habe. Paderewski iſt in Wind und Wetter zum Künſtler herangereift. Einer polniſchen Familie entſtammend, die auf die Pflege der Muſik kein beſonderes Gewicht zu legen ſchien, wuchs der Knabe in voller perſönlicher Freiheit ohne die Einengungen eines allzufrüh beginnenden Bildungsganges heran. Eine ſtarke Liebe zur Natur füllte ſein ganzes Fühlen und Denken aus, und die Natur war es auch, die mit ihren elementaren Klängen der Tonſeele des Kindes das erſte Echo entlockte. Mit ſechs Jahren begann der Knabe Klavier zu ſpielen. Wenn man bedenkt, daß ſein erſter Klavierlehrer ein alter Mann geweſen, der zwar leidlich geigen, aber ſo gut wie gar nicht Klavier ſpielen konnte, daß der nach einem Jahre neu engagierte Klavierlehrer kaum beſſer als der erſte war und daß ſich der Klavierunterricht monatlich auf eine Stunde beſchränkte, ſo wird man ohne weiteres den Schluß ziehen, daß es auch hier wieder der Genius allein geweſen, der ſich geholfen. Was der Knabe gelernt hat, das dankt er ſicher nicht dieſem Unterricht, ſondern ſich ſelbſt, ſeinem Tonſinn, ſeinem unter den taſtenden Verſuchen allmählich erwachendem und ſich erwärmenden muſikaliſchem Innenleben. Mit zwölf Jahren bezog der kleine Ignaz das Konſervatorium in Warſchau, wo er bei dem alten, 80jähr. Janotha, einem tüchtigen Pädagogen, Klavierunterricht nahm. Nebenbei ſtudierte er fleißig Harmonie und Kontrapunkt. Hin und wieder machte der junge Muſiker, deſſen Fortſchritte eine hervorragende Begabung verrieten, eine Konzertreiſe in die Umgebung und die benachbarten Städte. Der Freundſchaft des in ſeinen menſchlichen und geiſtigen Eigenſchaften bedeutenden und liebenswürdigen Arztes Chalubinski dankte Paderewskis ſchnell faſſender Geiſt die erſte Bekanntſchaft mit den Elementen einer edlen und vornehmen Weltanſchauung. Nachdem Paderewski einige Zeit als Lehrer am Konſervatorium in Warſchau gewirkt, ging er — in ſeinem 20. Lebensjahre war er bereits Witwer geworden — nach Berlin zu dem berühmten Prof. Kiel, bei dem er neue Kompoſitionsſtudien machte. Von 1883 ab wirkte Paderewski einige Zeit in Straßburg, um dann abermals pianiſtiſchen Studien unter der Leitung Leſchetitzkis in Wien ſich hinzugeben. 1887 that Paderewski mit einem Konzerte in Wien die große Frage an das Schickſal: er errang ſich vor dem verwöhnten und im höchſten Grade anſpruchsvollen Publikum einen durchſchlagenden Erfolg. Und dieſer Erfolg iſt ihm ſeitdem treu geblieben. Wo immer Paderewski ſich hören ließ, er entzückte immer und überall die Zuhörer: aus ſeinem Spiele lodert ein Feuergeiſt; alle Nuancen und Farben eines in köſtlicher Tonſchönheit prangenden Anſchlages ſtehen ihm zur Verfügung; ſeine Technik iſt glänzend, funkelnd, brillant. Der Ausdruck ſeines Vortrags iſt belebt von Empfindung und Geiſt und legt die feinſten Nervenfaſern des Tonkörpers bloß. Paderewski iſt eine viel zu ſtark ausgeprägte Individualität, als daß man ihn einer ſogen. akademiſchen, d. h. einer äußerſt korrekten und verſtändigen, aber kühlen Interpretation eines Kunſtwerkes für fähig halten könnte. Daß dieſe ſeine Individualität auch innerhalb gewiſſer Grenzen ſich bewegen muß, liegt auf der Hand: Paderewskis Können umfaßt zwar die geſamte alte, klaſſiſche und moderne Klavierlitteratur, aber in ſeinem ureigenen Elemente bewegt ſich unſer Künſtler erſt, wenn ſeine Seele in den träumeriſchen, tiefſinnigen Tongedichten eines Schumann und Chopin mit ihren wunderbaren, ſchwermütigen Accenten ſich in phantaſtiſchem Fluge erhebt. Auch als Komponiſt hat ſich Paderewski vorteilhaft bekannt gemacht: ſowohl ſeine geiſtvollen und impoſanten Variationen (für Klavier), wie auch ſeine polniſchen Tänze, das allerliebſte, feine Menuett, des D-moll-Klavierkonzertes nicht zu vergeſſen, ſind Tondichtungen eines hochbegabten, alle techniſchen Darſtellungsmittel voll beherrſchenden Tonkünſtlers, der auf den Pfaden vornehmſten Kunſtgeſchmackes wandelt.

## Bücherſchau.

Unter dem Titel „Perlen aus der Inſtrumentenſammlung“ von Paul de Wit in Leipzig iſt ſoeben (im Verlage P. de Wits, des bekannten Sammlers und Schöpfers der Königl. preußiſchen Inſtrumentenſammlung in Berlin) ein hochintereſſantes Prachtwerk erſchienen, das die Aufmerkſamkeit jedes Muſikfreundes in hervorragendem Maße zu feſſeln vermag und ſowohl als Bildungsmittel, wie als wiſſenſchaftliche Publikation einen bedeutenden Wert für ſich in Anſpruch nehmen darf. Das Album verdankt ſeine Entſtehung der Wiener Ausſtellung für Theater und Muſikweſen und bringt auf 16 Tafeln gegen 200 farbige Abbildungen koſtbarer, von dem Herausgeber auf der Wiener Ausſtellung ausgeſtellter Inſtrumente. Die Reproduktionen (Photo-Lithochromie) ſind von ausgezeichneter Schönheit und prangen in reichſtem, friſcheſtem Farbenſchmuck. Sie geben dem Muſikfreund, dem es nicht möglich iſt, Inſtrumentenſammlungen zu beſichtigen und ſich über Ausſehen, Form und Klangcharakter der alten Tonwerkzeuge ein aus der Wirklichkeit geſchöpftes Urteil zu bilden, ein ausgezeichnetes Mittel an die Hand, tote Vorſtellungen zu beleben, Irrtümer zu beſeitigen und ſich ein Bild zu machen von der praktiſchen Muſikübung einer längſt der Vergangenheit angehörenden Epoche menſchlicher Kultur. Steht doch die Entwickelungsgeſchichte der Inſtrumente im engſten Zuſammenhange mit der Muſik ſelbſt, und von der alten Muſik kann man ſich erſt dann einen richtigen Begriff machen, wenn man die Beſchaffenheit und die Natur der Inſtrumente kennt, auf welcher ſie zum Erklingen gebracht wurde. Für die Kenntnis der alten Inſtrumente war bisher maßgebend das berühmte Werk von Praetorius, „Syntagma musicum“, mit ſeinen zahlreichen, aber primitiven Abbildungen. Aber nicht jedermann zugänglich, der ſich für dieſe Seite der Kunſt intereſſiert, iſt dieſes Werk auch nicht für jedermann gleich verſtändlich und anziehend genug. P. de Wits Album bringt in muſtergültiger Wiedergabe die Bilder der Mehrzahl der alten Inſtrumente mit vollkommenſter Treue dem Original gegenüber,

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

# Hausmuſik.

und da den einzelnen Blättern knappe, aber trotzdem hinlänglich orientierende Erläuterungen beigegeben ſind, ſo wird das Studium der einzeln zur Darſtellung gelangenden Inſtrumentalgruppen zu einem jedenfalls ſehr lohnenden ſich geſtalten. Die erſten Blätter behandeln die Geſchichte des Klaviers: wir ſehen da vor uns ein kleines, zierliches Virginal (1631), das zugleich als Nähtiſchchen gedacht iſt und verſchiedene verborgene Schubfächer enthält, um Nadeln, Zwirn u. ſ. w. aufzunehmen. Das Inſtrumentchen iſt 38 cm lang, 20 cm breit. Es folgen mehrere Spinette, dann ein niedliches Klavichord in Form einer Bibel. Größere italieniſche und deutſche Klavichorde vergegenwärtigen uns den weiteren Entwickelungsgang des Inſtrumentes, das in dem Klavichmbal ſchon zur größeren Vollkommenheit gelangt. Ein Klavichmbal mit zwei übereinander liegenden Klaviaturen läßt uns ahnen, welche Tonfülle dieſem Inſtrumente eigentümlich geweſen ſein mag. Die Flügeldecken dieſer Taſteninſtrumente ſind faſt ſämtlich mit Malereien bedeckt, die Gehäuſe kunſtvoll geſchnitzt, vergoldet und mit Farben geziert. Eine kleine und eine große Hausorgel feſſeln weiter unſere Aufmerkſamkeit. Beſonders die große Hausorgel iſt ein prachtvolles Inſtrument in reinſtem Renaiſſanceſtil, 3 m hoch, mit reichem bildneriſchem Schmucke verſehen. Ein Regal (oder Schnarrwerk) aus dem 17. Jahrhundert (mit aufſchlagenden Zungen, die einen ſchnarren-Ton geben) ſtellt ſich uns als der Ahne unſeres Harmoniums dar, deſſen älteſter Konſtruktion wir darauf wirklich begegnen in der Geſtalt eines franzöſiſchen Harmoniums mit drei Oktaven Umfang; es iſt ſo leicht, daß man es unterm Arm tragen kann. Orphica (ein kleines Klavierchen in der Form einer liegenden Harfe), Hammerklaviere in allen Größen, ein aufrechtſtehender Flügel (eine ſogenannte Giraffe) folgen. Einen prächtigen Anblick gewähren weiter die verſchiedenen Harfen, dann folgt das formenreiche Geſchlecht der Lauten, Mandolinen, Theorben, Mandoren, Colachon, Guitarren, der Ciſtern, der Violen (Viola d'amour, pomposa), Gamben, Violoncelli und Geigen. Insbeſondere iſt es das Trumſcheit, das uns in die Augen ſpringt. Das Trumſcheit, die frühere Nonnengeige, wurde auch Marinetrompete genannt, weil das Inſtrument infolge ſeines trompetenähnlichen, ſcharfen Tones vielfach auf Schiffen dazu benutzt wurde, beim Einfahren in den Hafen einen Lootſen herbeizurufen. Das Inſtrument iſt etwa 2 m lang. Eine ungemein reichhaltige Sammlung von Blasinſtrumenten der verſchiedenſten Art vervollſtändigt und beſchließt das hochintereſſante Album, das in zwei Ausgaben erſchienen iſt, einer Volksausgabe (Preis 8 M.) und einer Prachtausgabe (Preis 30 M.).

## Geſang und Tonbildung.

### VII. Das Flüſtern.

Durch die früheren Übungen haben ſich die einzelnen Töne, erſt in Verbindung mit dem Vokale o, dann allmählich zuſammen mit allen anderen Klängen, entwickelt und dadurch, daß der Klang der Vokale ſelbſt mit dem vorhergehenden Konſonanten verſchmolzen wurde, begann ſich Ton und Sprache zu vereinigen. Dieſe Verbindung ſoll jetzt zur Vollendung gebracht werden.

Wer es ſo weit gebracht hat, ſehr deutlich, jedoch ohne verletzende oder übertriebene Schärfe auszuſprechen, dem wird das Flüſtern kaum noch Schwierigkeit zu bereiten vermögen; Geſangsſchüler mit dieſer Fähigkeit gehören jedoch zu den ſeltenen Ausnahmen, die meiſten bedürfen vielmehr folgender Flüſterübungen. Der Lernende nimmt dazu irgend einen Text, etwa ein Gedicht, z. B. Hektors Abſchied, von Schiller. Er lieſt die erſte Zeile vor, aber ohne tönende Stimme, nur mit dem einzigen Bemühen, die Konſonanten recht deutlich auszuſprechen; er flüſtert ſie. Die Lippen, die Zunge, die Kiefer müſſen, mag auch die Ausſprache der Konſonanten eine noch ſo ſcharfe ſein, durchaus auf äußerſt kleine Bewegungen beſchränkt bleiben. Wenn jemand gewöhnt iſt, lebhafte und weite Kieferbewegungen auszuführen, ſo ſoll man den Verſuch machen, mit einem Stück Kork zwiſchen den Zähnen laut zu leſen und dann zu flüſtern. Zu dieſem Verſuche genügt vollkommen die Hälfte eines gewöhnlichen Weinflaſchenpfropfens.

Hektors Abſchied wird alſo klingen:

W'll ſ'ch H'kt'r 'w'g v'n m'r w'nd'n…
(Will ſich Hektor ewig von mir wenden …)

Zwar hört man auch beim Flüſtern ein leichtes a, e, i … aber die Konſonanten klingen gegen die Vokale ſehr ſcharf, ſie übertönen ſie vollſtändig. Es iſt zu raten, jede Zeile, jedes Wort, jede Konſonantenverbindung mehrere Male in verſchiedenen Zeitmaßen auszuſprechen, wobei man ſich fortwährend bemüht, alles nach vorn zu bringen, beſonders aber Lippen und Zungenſpitze gewandt zu bewegen, während alle anderen Teile des Geſichts und des Stimmapparates in vollkommener Ruhe bleiben. Man achte namentlich darauf, auf die Kehle ja keinen Druck auszuüben.

Wer zwei bis drei Monate hindurch jeden Tag etwa eine halbe Stunde dieſen Übungen obliegt, darf verſichert ſein, ſich eine weittragende Vortragsweiſe anzueignen, die ihm ſowohl für die Deklamation, wie für den Geſang zu gute kommen wird. Der Sänger wird aber einzig dadurch in den Stand geſetzt, Ton und Sprache in künſtleriſcher Verbindung gebrauchen zu lernen.

Nach dieſer Übungszeit möge man nun dieſelben Texte, die man ſich ſchon durch Flüſtern angeeignet hat, auf irgend einen bequemen Ton in der Mittellage ſingen. Selbſt bei den verſchiedenſten etwa vorkommenden Koſonantenkomplexen muß die Stimme in Ruhe verharren und immer gleichmäßig an derſelben Stelle anſchlagen. Man wird dieſe Stabilität erringen, indem man langſam ſingt, ohne das Hauptgewicht bloß auf die Deutlichkeit der Ausſprache zu legen, ohne ſich abzumühen, die Vokale durch ſcharfe Unterſcheidungen abzugrenzen.

Endlich werden Sätze aus Liedern, die bequem liegen, in der angegebenen Weiſe geübt: erſt ruhig und langſam, ohne Rhythmus, dann allmählich im Takte, im Rhythmus, mit ſcharfer, nach möglichſter Deutlichkeit ſtrebender Ausſprache.

Auch hier ſoll, wie früher, auf die Entwickelung Zeit und Fleiß verwendet, immer jedoch der eine Kardinalſatz im Auge behalten werden, daß der Gebrauch des Stimmapparats ein ſparſamer und ökonomiſcher ſein muß.

Dr. P. P.

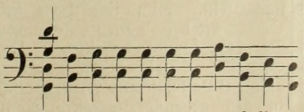
## Aus dem Tonleben.

Wolfram von Eſchenbach, der berühmte Minneſänger, ſtammte nach Wagenſeils Bericht (in dem intereſſanten und leſenswerten Buche „Von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt,“ 1697 Nürnberg), „aus dem Schweitzerlande und war von Jugend auff ein Liebhaber der Singekunſt, deren er auch durch viele Lande nachgezogen … Als Wolfframb vieler Fürſten und großer Herren Höfe in Teutſchland beſuchet und allenthalben ſtattliche Verehrungen ſeiner Meiſterſchaft halber bekommen und von dem hocherleuchteten Landgraffen Hermann zu Thüringen groß Lob an allen Enden hören ſagen, wie derſelbe ſonderliche Luſt zu Meiſterſingern, und deren er auch etliche allbereit an ſeinem Hofe hatte, hat er ſich auch dahin gen Eiſenach auff Wartenburg begeben, dem gedachten Landgrafen zum Dienſte. Als nun anno 1208 Meiſter Klingsohr auf Landgraf Hermanns Begehren aus Siebenbürgen gen Eiſenach kommen und Herr Wolframb ſolches erfahren, iſt er höchlich erſtaunt worden, daß er dieſen ſo weit berühmten Meiſter auch ſollte bekommen zu ſehen, und nachdem er vernommen, daß er allda in einer Badeſtuben geweſen, hat er ſich auch alsbald in dieſelbe zu ihm gefunden und mit einem Verß im Schwartzen Thon (Ton) freundlich empfangen und anfänglich hoch gelobet, und darneben begehret, ihm in ſelben Thon zu antworten und alſo ſeine Kunſt hören zu laſſen. Dieſes hat den Klingsohr ein wenig verſchmähet und derowegen Herrn Wolframb etwas ſchimpflich als einen ungelehrten Layen geantwortet.“ Nun entbrennt zwiſchen beiden Meiſtern ein ſchlimmer Streit; Wolfram wirft dem fremden Meiſter Klingsohr vor, „daß dieſer mit der ſchwartzen Kunſt umbgehe,“ Klingsohr behauptet, daß Wolfram von Meiſter Friedebrandt etliche Bücher geborgt, die er noch nicht zurückgegeben habe. Dann gingen die Beiden in ein „Wein-Hauß“ oder „auf den Raths-Keller, da ſie ſich abermahl gegen einander geübet.“ Als ſich Wolfram im Wortgefechte von Klingsohr nicht beſiegen ließ, droht Klingsohr, „er wolle Hern Wolframb künfftige Nacht ſeinen Boten ſenden, mit dem möchte er verſuchen, was er könnte; Herr Wolframb aber ſagte, was er nicht laſſen könnte, das möchte er thun, er wolle ſehen, wie er vor ſeinem Geiſte mit Gottes Hilfe ſicher ſeyn und ihm begegnen möchte. Dieſer des Herrn Wolframb freudiger Mut verdroß den Klingsohr trefflich übel, nandte ihn einen groben Schweitzer, ungelehrten Bauer und der Schrifft unerfahrenen Layen.“ Klingsohr „dräuete nochmals: er wolle die folgende Nacht den Teuffel Naſian zu ihm ſchicken,“ mit dieſem möge Wolfram ſtudieren. „Als nun die Nacht der Satan kommen mit viel Büchern und hellem Feuersglantz, hat ihn Her Wolframb freudig angeredet … Darauff der Satan viel Geſchreyes vorgegeben von den himmliſchen Sphaeren, und allerley Fragen vorgebracht von den ſieben Planeten; aber Herr Wolfframb hat ihn mit GOttes Wort abgewieſen: dann da der Satan viel vom HErrn Chriſto ſagen wollen, und ihm Wolfram auch in deßſelbigen Namen geboten ſich zu packen, ward er grimmig und böſe und ſprach letzlich: ſchnib, ſchnab, was biſt Du mehr, denn ein grober Lay, darumb gib nur Klingsohren die Meiſterſchaft, ſchrieb auch dieſe Worte an die Mauer der Kammer und fuhr davon. Am folgenden Morgen wollte Klingsohr wiſſen, was Herr Wolframb nun zu dieſer Sache ſagte, Wolfram aber ſprach: „Er gebe nichts überall auff ihn und ſeine Kunſt und auff alle ſeine Geiſter und Teuffel, wiſſe auch gar wohl, daß er mit ſeinen Geiſtern ewig werde müſſen verdambt und verlohren ſeyn, wo er nicht von ſeiner ſchwartzen Kunſt abſtehen würde und mußte alſo Klingsohr mit allen Schanden abziehen.“

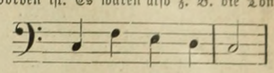
## Vermiſchtes.

Liszt war ſehr ſchlagfertig. Als ihm einſt eine Dame etwas vorgeſpielt hatte und dann um ſein Urteil über ihr Spiel bat, ſagte der Meiſter lächelnd: „Geh in ein Konſervatorium, Ophelia.“ Von einem mittelmäßigen, aber eitlen Pianiſten meinte er ſarkaſtiſch: „Er beſiegt die leichteſten Stellen mit der größten Schwierigkeit“ und von einem ſchlechten Geiger ſagte er etwas hart: „An ſeiner Wiege hätten die Krazien geſtanden.“

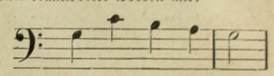
Wie war der früheſte Kirchengeſang beſchaffen? Allgemein hat ſich die Meinung verbreitet, daß unſere Vorfahren in parallelen Quinten geſungen haben. Neuerdings gehen aber die Anſichten über dieſe Art zu ſingen, die, wie man bisher glaubte (verſchiedenen Quellenwerken zufolge), im frühen Mittelalter allgemein üblich geweſen ſei, auseinander. Einige deutſche Forſcher behaupten, und ſie ſtützen ihre Meinung auf das vor kurzem jedoch in ſeiner Echtheit angezweifelte Werk „Musica Enchiriadis“ Hucbalds († 930), daß der Kirchengeſang jener Zeit in der That ein Singen in parallelen Quinten geweſen ſei, derart, daß zu einer Prinzipalſtimme (Alt) eine andere (Sopran) in parallelen Quinten ſich weiterbewegt habe. Dieſe hieß das Organum. Dasſelbe fand zwiſchen Baß als Prinzipalſtimme und Tenor als „Organum“ ſtatt. Die oberſte Stimme wurde ſtets von Knaben geſungen. Nun denke man ſich einen ſolchen Quintengeſang, die beiden Stimmen (Baß und Tenor) eine Oktave höher (Alt und Sopran) verdoppelt:



Dieſer Geſang iſt allerdings ein für moderne Ohren unerträglicher. Eine andere Anſicht über jenes ſogenannte „Organum“ geht nun dahin, — ſie iſt in geiſtvollſter Weiſe durch Oskar Paul geſtützt, — daß dieſes Singen in Quinten als ein Wechſelgeſang zu verſtehen ſei, bei welchem irgend ein geſungenes Thema von einer antwortenden Stimme auf der Quinte wiederholt worden iſt. Es wären alſo z. B. die Töne:



ſeien beantwortet worden mit:



Das klingt gewiß viel beſſer, als wenn man ſich die beiden Tonreihen zu gleicher Zeit geſungen vorſtellt. Ein Urteil über beide Anſichten zu geben, würde hier viel zu weit führen.

## Kinderſymphonie.

Den ſchon vorhandenen berühmten Kinderſymphonien von Haydn, Romberg, E. Fritzſch u. a. ſchließt ſich würdig eine von H. Schulz-Beuthen komponierte „Kinderſymphonie“ an. Sie iſt geſchrieben für Klavier zu vier Händen: Wachtel, Kuckuck, Nachtigall und zwei kleine Trompeten führen das große Wort, Glockenſpiel (abgeſtimmte Gläſer) und Triangel ſpenden dazu glänzende Tontropfen, Knarre, Pfeife, Trommel und Becken beteiligen ſich hie und da an dem originellen Konzerte, und zwei Waldteufel miſchen ſich hinein. Die Kinderſymphonie enthält friſche, humorvolle Muſik. Der lebhafte, in zündenden Rhythmen einherſchreitende 1. Satz mit ſeinem prächtigen marſchartigen Hauptthema, das Tempo moderato des zweiten Satzes — ein Miniaturmarſch von entzückender Feinheit — und das kräftige wieder humoriſtiſch gewürzte Leben des Finale ſichern dem fröhlichen, trotz ſeiner anſpruchsloſen Bezeichnung „Kinderſymphonie“ eines wirklichen Kunſtwertes keinesfalls entbehrendem Werke überall, wo immer Humor und Heiterkeit gern geſehene Gäſte ſind, freundlichſte Aufnahme. Die Ausführung bietet keine Schwierigkeiten. Die Tempi wollen friſch und lebendig genommen ſein, und die Spieler der Kinderinſtrumente müſſen den Beweis liefern, daß ſie weiter als bis 3 zu zählen vermögen. Dann haben ſie gewonnenes Spiel. Das Werk — im Verlag von Rieter-Biedermann in Leipzig erſchienen — koſtet 2,50 Mark für den Klavierauszug und 1,50 Mark für die Inſtrumentalſtimmen. Die zur Aufführung notwendigen Kinderinſtrumente zu beſorgen, erbietet ſich die Verlagshandlung.

## Redaktionspoſt.

**Nochmals Litauiſche Volkslieder.** Mehreren uns aus unſerem Leſerkreiſe zugegangenen Mitteilungen — für die wir verbindlichſt danken — entnehmen wir, daß eine Sammlung von 392 Melodien litauiſcher Volkslieder unter dem Titel „Dainu Balsai“ im Auftrage der litauiſchen litterariſchen Geſellſchaft von Ch. Bartſch in Kommiſſionsverlag von C. Winter in Heidelberg erſchienen und zum Preiſe von 11 Mark zu beziehen iſt (2 Bände).

**Herrn Paſtor P. H-m.** Der Artikel gelangt zum Abdruck. Freundlichen Dank! Das Mozart'ſche Wiegenlied „Schlafe mein Prinzchen“ iſt außerordentlich bekannt. Es iſt ein Repertoirſtück aller Sängerinnen.

**Langjähriger Abonnent.** Die in Scheffels „Trompeter“ enthaltenen Lieder ſind mehrfach komponirt: ſehr ſchön von Hugo Brückler und Hermann Riedel. Laſſen Sie ſich die Sachen von der nächſten Muſikalienhandlung zur Anſicht kommen.

**Gymnaſiallehrer.** Jawohl, es gibt einen vierhändigen Klavierauszug zu Mozarts „Don Juan“. Derſelbe iſt in der Edition Peters erſchienen und koſtet 2.50 M.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W.** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Seele, laß dich nicht zu ſehr erſchrecken,
Wenn dich dunklen Kummers Wolken decken.

Immer noch nach Traurigkeit und Nacht
Kam des jungen Morgens lichte Pracht.

## Antwort auf die Anzeige von der Geburt des erſten Kindes.

Iſt's wahr? Es klingt wie Kinderfabel!
Es ſchreit bei euch! Ihr wiegt und biſcht?
Der Vogel mit dem langen Schnabel
Hat's heute mir ins Ohr geziſcht.

Iſt's wahr? Ihr ſeid nicht mehr ihr beide?
Noch etwas kam? Ihr ſeid nun drei?
Die Äuglein Sternchen, Härchen Seide,
Und Beinchen hat's und mancherlei?

Iſt's wahr? Ihr ſeid nicht fortzubringen
Aus einem lieben neuen Raum
Mit wunderbaren, fremden Dingen,
Steckkißchen, Windeln? Iſt's kein Traum?

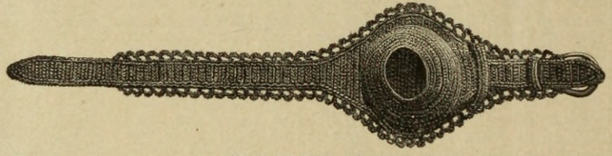
Wie iſt's? Wie ſieht es aus, das Süße?
Wie fühlt ſich's an? Was ſagt's? Was thut's?
Erzählt ihm, daß ich's grüße, grüße!
Sagt ihm von mir: „Sei guten Mut's!“

Und ihr? Gedenkt im neuen Leben,
Daß drin auch alte Freunde ſind!
Vergeßt ihr's noch? So ſei's vergeben!
Ihr denkt an euch und euer Kind! **M. A.**

## Gehäkeltes Uhrarmband.

Auf Reiſen bewähren ſich Uhrarmbänder vortrefflich, namentlich gehäkelte. Ein gehäkeltes Armband ſieht gefälliger aus als eines von Leder und bietet der Verzierung mehr Spielraum, kommt ſehr billig und läßt ſich nach jeder Uhrgröße herſtellen. Material: 2 Strang Strickſeide Nr. 3, eine kleine Schnalle, welche bei jedem Sattler zu haben iſt und ein wenig ſtarker Draht. Das Modell iſt von ſchwarzer Seide. Bei der ganzen Arbeit werden immer nur feſte Maſchen gehäkelt und in die ganze Maſche geſtochen; es muß ſehr feſt gehäkelt werden. Man beginnt mit dem kurzen Schlußteil des eigentlichen Armbandes, wozu 6 Maſchen breit in hin- und hergehenden Reihen, 16 Reihen gehäkelt werden. 17., 19., 21., 23., 25. und 27. Reihe immer am Anfang und Ende je 1 Maſche aufnehmen. Die Zwiſchenreihen ohne aufnehmen. Man hat nun 20 Maſchen in der Breite. 29.—33. Reihe jedesmal Anfang und Ende je 1 Maſche aufnehmen, 35. Reihe nicht aufnehmen, 36. Reihe aufnehmen, 37. Reihe nicht aufnehmen, 38. Reihe aufnehmen. Nun hat man 34 Maſchen, häkelt mit dieſer Zahl 8 Reihen und beginnt dann mit dem Abnehmen, in gleicher Reihenfolge wie aufgenommen wurde, natürlich rückwärts gezählt. Für das Abnehmen läßt man 1 Maſche liegen, alſo die 2. und vorletzte des Reihens (da von den feſt gehäkelten Maſchen ſchwer 2 zuſammenzufaſſen waren). Iſt man wieder bei der 6. Maſche angekommen, ſo macht man zunächſt noch 16 Reihen gleich, dann beginnt man mit dem Löchlein für den Nagel der Schnalle, wozu man die 3. und 4. Maſche übergeht, dafür 2 Luftmaſchen macht, die beim nächſten Reihen mit 2 feſten Maſchen ganz überſtochen werden. So werden 8 Löcher hergeſtellt mit je 5 Reihen Zwiſchenraum. Hierauf häkelt man wieder 16 Reihen gleich; dann immer die vorletzte Maſche liegen laſſen, bis man zum Schluß noch 1 Maſche hat. Nun umhäkelt man den ganzen Außenrand mit einer feſten Maſchen-Reihe. An der Spitze kann man 1 Stückchen ſtarken Filigrandraht mit überhäkeln, damit dieſelbe leichter durch die Schnalle zu ſchieben iſt. Zur Ausſchmückung kann man ein ſchmales Spitzchen um den Rand machen: 1 Stäbchen, 1 Pikot, 4 Luftmaſchen in die erſte zurückgeſtochen, 2 Maſchen übergangen, 1 Stäbchen u.ſ.f. Am ſpitzigen Ende des Riemens müſſen auf jeder Seite 5—6 cm leer bleiben, und auf der geraden Seite des kurzen Schlußteils häkelt man natürlich auch keine Pikots, da ja hier die Schnalle mit ſehr feſten Stichen befeſtigt wird.

Zum Behälter der Uhr fängt man 56 Maſchen an, die zum Ring geſchloſſen werden. 1. Reihe: 56 feſte Maſchen. (Man wendet in jedem Reihen die Arbeit, ſchließt unſichtbar an, damit man die gleichen Rippen wie bisher bekommt). 2. und 3. Reihe: immer je in der 7. Maſche aufnehmen. (Das Aufnehmen muß ſich aber verſetzen). 4. Reihe: glatt. (Iſt die Uhr etwas groß, müſſen hier 1—2 Reihen eingeſchaltet werden). 5. Reihe: nach dem Umwenden 12 feſte Maſchen, 12 Maſchen übergehen, 12 Luftmaſchen, die wieder mit 12 Maſchen überſtochen werden. (Der Schlitz iſt für den Bügel der Uhr). 7. und 8. Reihe: wieder ganz herum ohne Aufnehmen. 9. Reihe: wenden, 36 feſte Maſchen. (Der Schlitz muß in der Mitte der 36 Maſchen ſein). 10. Reihe: wenden, am Ende 7 Maſchen liegen laſſen. 11. Reihe: wenden, am Ende 7 Maſchen liegen laſſen. 12 Reihe: wenden, am Ende 5 Maſchen liegen laſſen. 13. Reihe: wenden, am Ende 5 Maſchen liegen laſſen. 14.—19. Reihe: immer die vorletzte Maſche übergehen; hat man wieder 6 Maſchen in der Breite, ſo häkelt man mit dieſen 24 Reihen. In der nächſten Reihe wird 1 Löchlein gemacht, wie oben angegeben, noch 4 Reihen darüber, dann das ſpitzige Ende wie am langen Schlußteil. Hierauf wird der ganze Rand ebenfalls mit feſten Maſchen umhäkelt, wobei man die Abſätze auszugleichen hat. In die Schlußſpitze ebenfalls ein Stückchen Draht. Man ſetzt die beiden fertigen Teile nun aufeinander, wozu man am beſten ſich die Runde in der Mitte des erſtgehäkelten Teils mit weißem Faden angibt nach einem Papierkreis von 4 cm Durchmeſſer. Der Uhrbehälter muß ſehr ſorgfältig und feſt mit Steppſtichen befeſtigt werden, wobei natürlich die Hälfte mit dem Schlitz offen bleiben muß. Iſt das Zifferblatt ſehr klein, ſo kann man an dem inneren Rande noch 1 Reihe nachhäkeln. Nun ſind noch zum Schluß die beiden Riegel zu machen. Der erſte kommt 6 Reihen vor der Schnalle: 1 feſte Maſche in den Rand, 8 Luftmaſchen, 1 feſte Maſche in den gegenüberliegenden Rand, wenden, 8 feſte Maſchen über die Luftmaſchen, mit 2 feſten Maſchen am Rand anſtechen und wieder 1 Reihe feſte Maſchen bis zur andern Seite. Der 2. Riegel kommt 12 Reihen weiter zurück und iſt etwa 20 Maſchen breit. Die Riegel dürfen nicht zu ſtramm ſein, da ja beide Schlußteile durchmüſſen.



Gehäkeltes Uhrarmband.

## Für die Krankenſtube.

### Wundwaſſer gegen Durchliegen.

Bei einer langwierigen Krankheit bereiten wohl wenige Dinge ſoviel Pein für den Kranken und ſoviel Kopfzerbrechen für die Pfleger, wie das Durchliegen (Aufliegen). In meinem eigenen und in andern Häuſern habe ich von Ärzten und Laien die verſchiedenſten Mittel gegen die durch das Durchliegen entſtehenden Wunden anwenden ſehen, kürzlich noch das neue Mittel Lyſol, auch wurden die umſtändlichſten Verbände angebracht, — alles umſonſt. Da habe ich denn öfter die Freude gehabt zu ſehen, wie mein altes Hausmittel, „Wundwaſſer“ genannt, gute Dienſte that, u. a. heilte es bei einer 75jährigen Dame, die ſich ſeit Wochen jämmerlich quälte, und täglich vom Arzte verbunden werden mußte, innerhalb acht Tagen die große Wunde gänzlich aus. Seit man Karbol und dergleichen hat, habe ich für andere Wunden dies „Wundwaſſer“ weniger gebraucht, aber bei Durchliegen finde ich es nach wie vor unentbehrlich, und die Ärzte haben es immer gebilligt. Ich bereite es ſelbſt wie folgt: 66 Gramm gereinigter, pulveriſierter Alaun wird in 1 Liter kochenden Waſſers aufgelöſt Nachdem dies erkaltet iſt, werden 100 Gramm Arnika-Tinktur hinzugefügt und das Ganze zugedeckt einige Tage ſtehn gelaſſen. Sodann wird es durch Löſchpapier, das in einem Trichter von Glas oder Porzellan liegt, filtriert, es hält ſich jahrelang, wenn es gut verkorkt iſt. Zum Gebrauch in offenen Wunden wird es dann noch zur Hälfte mit Waſſer verdünnt; die Wunden werden damit mittelſt entölter Watte gewaſchen und Kompreſſen von alter Leinwand, die oft mit dem Wundwaſſer durchziehen müſſen, darauf gelegt. Sind es tiefe Wunden, ſo iſt es gut, dieſelben vor Anwendung der Kompreſſen mit dem Wundwaſſer oder mit Karbol mittelſt einer kleinen Wundſpritze auszuſpritzen, denn ſonſt bleibt die Wunde leicht inwendig offen, während ſie obenauf zuheilt, doch muß darüber wohl der Arzt die nähere Anweiſung geben.

## Geſelliges.

Bei Sommerfeſten werden oft kleine Verloſungen arangiert, wobei es hübſch iſt, die Loſe in einer Verkleidung den Gäſten zu bieten. Es iſt z. B. reizend, das Loszettelchen um den Stiel einer friſch erblühten Roſe oder Nelke zu wickeln, indem man das Ende des Zettels ein wenig zuklebt. Auch Knackmandeln kann man benutzen; nachdem der Kern herausgenommen, legt man das Los hinein und ſchließt die Mandel mit etwas Leim wieder zu. Auch kann man in ein Ei ein ganz kleines Loch bohren, den Inhalt herauslaufen laſſen und nun das Zettelchen hineinſtecken. Zuletzt verſilbert oder vergoldet man das Ei.

**A. S.**

## Für den Sommeranfenhalt.

Hübſch, und, wie mich dünkt, praktiſch, verwendete ich im letzten Sommer meinen großen Reiſekorb als Schlafſtelle für das Baby. Der oberſte Einſatz ward herausgenommen, der zweite enthielt die kleine Betteinrichtung. Der Deckel, aufgeklappt und an der Wand befeſtigt, ſodaß er nicht vorfallen konnte, war mit einem Muslinvorhang ausgeſtattet, deſſen Flügel das Kindchen ſchützen konnten und der das Bett ſchmuck ausſehen machte. Einige farbige Schleifen, oft durch ein Wieſenſträußchen verſchönt, erhöhten den Reiz der ganzen Einrichtung, die mir große Freude, Baby entſchiedenes Behagen ſchaffte.

**Eine junge Mutter.**

## Für die Küche.

Erfriſchende Speiſe. Ein Liter abgerahmte ſaure Milch, ein Theelöffel pulveriſierte Citronenſäure, 6 gehäufte Eßlöffel Stampfzucker und ein Likör-Gläschen voll Rum werden mit einem Schneebeſen eine Weile geſchlagen. Während der Zeit läßt man 6 Tafeln rote Gelatine, die mit einer Schere in feine Streifchen geſchnitten wurde, in wenig Waſſer auflöſen und gießt die Flüßigkeit, während man immer noch ſtark ſchlägt, zu der Milch. Wenn alles gut gemiſcht iſt, wird die Maſſe in eine Kriſtallſchale gegoſſen und auf Eis oder kaltes Brunnenwaſſer geſtellt. Nach einer halben Stunde kann die Speiſe ſchon zur Tafel gegeben werden. Sie hat durchaus nicht den eigentümlich trockenen Geſchmack, den alle Gelatine-Speiſen leicht haben, und man kann ſie ſtets ohne Sauce mit Backwerk, kleinen Makronen, Caces oder Eiswaffeln reichen.

**H. Ehrlich.**

## Auskunft.

Auf Fr. 128 erlaubt ſich eine Rieſengebirgsbewohnerin folgende Orte mit harter kühler Luft, hochgelegen und im oder am Walde, vorzuſchlagen: Wang b. Brückenberg, Kreis Hirſchberg, Babenhäuſer bei Giersdorf in Rieſengebirge; Hartenberg bei Petersdorf im Rieſengebirge; Kieſewald bei Petersdorf im Rieſengebirge, beſonders auch Forſtbauden bei Schmiedeberg im Rieſengebirge. Anfragen wegen paſſender Wohnungen, der Preiſe derſelben u. ſ. w. bittet man zu richten an den Vorſtand des Rieſengebirgsvereins Herrn **Zelder** in **Hirſchberg** in Schleſien. —t.

Aus eigener Erfahrung kann ich allen Liebhabern einfacher, billiger Sommerfriſchen beſonders die Penſion Uglei (Inhaber Herr W. Braaſch, Poſtſtation Gremsmühlen in Holſtein) empfehlen. Das neue, freundlich eingerichtete Haus liegt zwiſchen Uglei und Kellerſee. In unmittelbarer Nähe ſind die ſchönſten Spaziergänge; Unternehmungsluſtigere finden Gelegenheit zu Ausflügen zu Fuß, zu Wagen oder Boot durch die herrlichen Wälder und auf den lieblichen oſtholſteiniſchen Seen. Die Preiſe ſind mäßig, die Verpflegung gut, die Bedienung aufmerkſam und freundlich.

**Frau A. Wilhelmſen, Kiel**

## Fragen.

146) Wo kauft man Material zur Yalta-Arbeit und zu welchem Preiſe? **Karla.**

147) Könnte eine der lieben Mitleſerinnen mir einen Rat erteilen, wie ich einen kleinen Tiſchteppich auf einfache Art (Sticken ausgeſchloſſen) herſtellen könnte, vielleicht mit Wappen? Für baldigen Rat ſehr dankbar wäre **Irene.**

Daheim

XXVIII. Nr. 44. Erſtes Blatt.

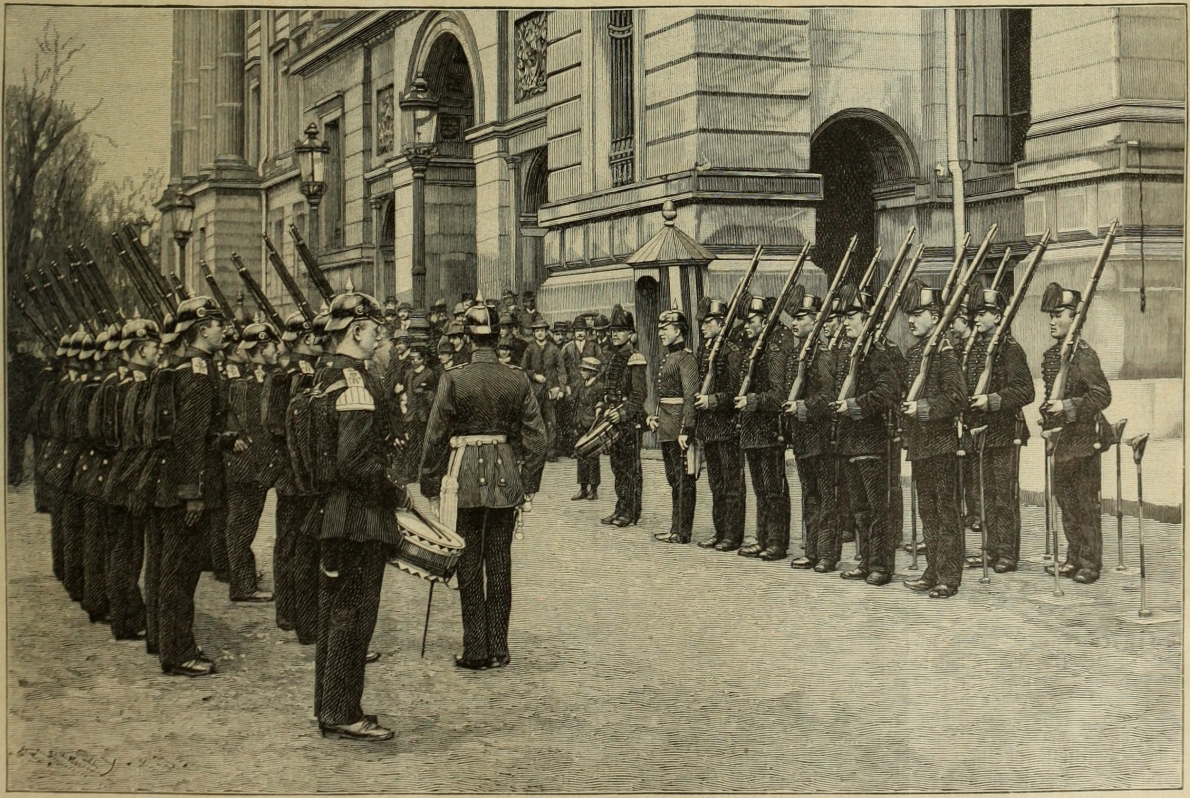
Jahrgang
1892.

30. Juli
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Ablöſung vor!

Das Aufziehen und Ablöſen der Wache gehört zu den Dingen, die, wie jedes militäriſche Schauſpiel, immer eine Zahl neugieriger Zuſchauer anzuziehen pflegen. Es iſt das tägliche Ereignis in kleineren Garniſonen, — aber auch der ſoldatenfreundlichſte Menſch wird ihm eine hiſtoriſche Bedeutung nicht gerade beilegen. Auch die Ablöſung der letzten Wache in ſchwarzer Uniform in Braunſchweig am 2. Mai 1892 iſt kein geſchichtliches Ereignis geweſen, und ſelbſt die nicht zahlreichen Braunſchweiger Partikulariſten werden es nicht dafür angeſehen haben. Der Wechſel in der Uniformierung des Braunſchweigſchen Kontingents war nur eine Frage der Zeit, nachdem der letzte Herzog von Braunſchweig aus dem Welfenhauſe aus dem Leben geſchieden und die Regentſchaft ſeines Landes in die Hände eines preußiſchen Prinzen übergegangen war. Aber trotzdem war dieſer Uniformwechſel nicht nur ein Ereignis von lokalem Intereſſe. Denn die ganz eigenartige ſchwarze Uniform der Braunſchweiger — ein Zwiſchending zwiſchen Bergmannstracht und Huſarenattila — hielt das Andenken wach an einen braunſchweigſchen Fürſten, deſſen glühender Haß gegen den erſten Napoleon viel dazu beigetragen hat, die preußiſche Erhebung zu ſchüren und vorzubereiten, und der dann ſelbſt den Heldentod im Kampf gegen den Korſen ſtarb, als dieſer von Elba zurückgekehrt noch einmal das Glück der Waffen an ſeine Adler zu heften ſuchte. Dieſe ſchwarze Uniform war ein Vermächtnis des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, der 1809 gegen Napoleon in Böhmen ein Freikorps von zweitauſend Mann warb, an deſſen Spitze er den Franzoſen in Sachſen tüchtig zu ſchaffen machte. Als er ſich dann nach dem zwiſchen Öſterreich und Frankreich abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand von Znaim völlig iſoliert ſah, ſchlug er ſich auf jenem kühnen Zuge, der ganz Deutſchland für den Herzog und ſeine ſchwarze Schar begeiſterte, durch rings vom Feinde beſetztes Land bis an die Weſermündung durch, wo er Schiffe requirierte und ſich nach Helgoland einſchiffte. Zum Andenken an dieſen kühnen Zug behielten die Braunſchweigiſchen Truppen jene ſchwarzen Uniformen, welche das, übrigens zum großen Teil aus Nichtbraunſchweigern beſtehende, Freikorps des Herzog Friedrich Wilhelm getragen hatte. Gewiß repräſentierte ſie eine berechtigte Eigentümlichkeit, und auch mancher Nichtbraunſchweiger mag bedauern, daß dieſe ſchwarze Uniform aus praktiſchen Gründen abgelegt werden mußte.



Braunſchweig: Ablöſung der letzten Wache in ſchwarzer Uniform.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von W. Kleinſchmidt in Braunſchweig.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Das ärmſte, dunkelſte Kämmerlein
Verklärt die Liebe mit goldnem Schein!
Es reicht keine Kunſt an das heran,
Was die Liebe thut und die Liebe kann.

## Mit einem Theeſervice.

(Zum Polterabend.)

Für Frau Ida G. (deren 10jährige Tochter ein Theeſervice zur Hochzeit der Couſine bringen ſoll.

(Die kleine Überbringerin iſt als Porzellanfigürchen gekleidet, genau in Farben und Muſter des Services. Das Haar iſt gepudert.)

Da ſind wir Porzellanzeug! Guten Abend!
Hier, die Gefährten, wollten zu euch gehn,
Um dienend euch und euch mit Thee erlabend,
Im eignen Heim auf eurem Tiſch zu ſtehn.

Da hatte ich mit Kännchen, Täßchen, Töpfchen
Zum erſtenmal im Leben großen Strauß:
„Was haſt du, Porzellanfigur, im Köpfchen?“
So hieß es: „Bleibe du nur hübſch zu Haus!

Kann ſein, daß in der jungen Leutchen Mitte
So 'n Menſch aus Porzellan die Glieder bricht!
Sehr unwillkommen iſt da jeder dritte,
Denn ‚gaſtfrei ohne Murren‘ ſind die nicht!“

Ich ſagte: „Still, ihr Täßchen, Töpfchen, Kännchen!
Was ſoll mir euer albernes Geklirr?
Willkommen heißt das Frauchen mich, das Männchen,
Denn ich gehör' einmal zum Theegeſchirr!“

Ja, ſtumm und blind und taub, wie all' die Fäßchen,
So werd' ich ſein, verlaßt euch nur darauf!
Dann nehmt ihr gern mit Kännchen, Töpfchen, Täßchen,
Das Porzellanfigürchen in den Kauf!

**M. A.**

## Für Regentage in der Sommerfriſche

ſind folgende kleine geſellige Scherze und Unterhaltungen vielleicht willkommen:

1) Eine Wette ſicher gewinnen kann man, wenn man von jemandem verlangt, dreißig in einem Kreis liegende Münzen nach und nach umzukehren, indem man ſtets fünfzehn Münzen abzählt und die fünfzehnte umkehrt. Die bereits umgekehrten werden hierbei immer wieder mitgezählt, jede neue Zählung beginnt mit der ſoeben umgekehrten Münze, und es muß jede fünfzehnte Münze, an welche man gelangt, eine noch nicht umgekehrte ſein.

Dieſe Aufgabe wird von einem anderen nie gelöſt werden können, da die Löſung thatſächlich unmöglich iſt. Bedient man ſich jedoch eines Kunſtgriffes oder, richtiger geſagt, einer taſchenſpieleriſchen Täuſchung, ſo kann man die Aufgabe ſcheinbar ausführen. Man beginnt, wie geſagt, jede neue Zählung mit derjenigen Münze, welche man ſoeben umgedreht hatte, mit einziger Ausnahme des einen Males, wenn man an die Münze gelangt, von welcher die Zählung ausging. Nachdem man dieſe umgekehrt, fängt man bei der nächſten Münze an zu zählen, wodurch die Abzählung bis zum Schluß glatt verlaufen wird. Natürlich muß dieſe Täuſchung ſo raſch ausgeführt werden, daß keiner der Anweſenden es bemerkt.

2) Tiſchrücken. Wer von den Leſern dieſer Zeilen einmal mit ſo vielen anderen das Tiſchrücken ohne Erfolg auszuführen verſucht hat, der ſoll im Nachfolgenden eine Anleitung erhalten, dieſes wunderbare Phänomen im antiſpiritiſtiſchen Sinne hervorzurufen. Zwei Perſonen aus der Geſellſchaft müſſen im geheimen Einverſtändnis handeln. Dieſelben nehmen am Tiſch einander gegenüber Platz, worauf die übrigen Perſonen den Kreis um den Tiſch herum ſchließen. Die beiden erſterwähnten Perſonen halten nun, im Unterärmel verſteckt, etwa 40 cm lange Stäbe, z. B. Lineale. Wenn alle Perſonen ihre Hände auf den Tiſch gelegt haben, ſo laſſen die zwei im Einverſtändnis Handelnden die Stäbe durch Schütteln der Ärmel aus dieſen hervortreten, ſodaß die Enden unter die Tiſchkante zu liegen kommen, jedoch durch die darüber gehaltenen Arme vollſtändig verborgen ſind. Indem ſich nun die inwendig befindlichen Stabenden an die Arme anlehnen, iſt es leicht, den Tiſch mit vereinter Kraft in die Höhe zu heben und ihn irgendwohin zu ſchieben, wobei man natürlich die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf das Geheimnisvolle des Vorgangs lenken muß und ſo die natürliche Erklärung desſelben erſchwert. Die größte Heiterkeit erregt es natürlich, wenn man der Geſellſchaft, nachdem eine gewiſſe Befangenheit ſich Aller bemächtigt hat, den natürlichen Hergang der Sache klar macht.

**Dr. H.**

## Der beſte Schwammbeutel.

Koffer, Reiſetaſchen, Plaid und Schirmhüllen ſtehen zum Packen vor uns, wir ſind faſt fertig, da ſehen wir mit Verdruß, daß der Schwammbeutel wieder verdorben iſt. Oft haben wir ihn ſchon durch einen neuen erſetzt und uns über dieſe Ausgabe ſtets geärgert. Ich möchte deshalb die reiſenden Damen, ganz beſonders die Familienmütter, die mit einer Schar von Kindern in die Weite ausziehen, mit einem vorzüglichen Stoff bekannt machen, der von geradezu verblüffender Dauerhaftigkeit iſt, dabei billig, angenehm, leicht, ſo recht zum Reiſebegleiter geſchaffen und ſo treu ſeinem Herrn, daß er ihm auch in Krankheitsfällen unſchätzbare Dienſte leiſtet. Dieſer Stoff iſt das Öltuch. Das Öltuch gleicht in Farbe und Dichte dem gelben Wachstaffet, iſt aber matt, kältet nicht, klebt nicht, zerreißt nie, läßt ſich ſehr gut auf der Maſchine nähen und riecht weniger als alle waſſerdichten Stoffe, die als Bettunterlagen, Windeleinlagen, Schwamm und Seifenbeutel u. ſ. w. u. ſ. w. verwendet werden. Wer ſich mit Kautſchuck herumgequält, über den empfindlichen Gummiſtoff geärgert hat, dem kalten Wachstuch feind iſt, der wird dem Öltuch gewiß nur Gutes nachſagen können. Da es ſich unbeſchadet ganz klein zuſammenfalten läßt, kann man genügend davon mitnehmen, um die Betten kleiner Kinder vor Näſſe zu ſchützen. Sollte unterwegs irgend welches Weh der Kleinen oder Großen einen Prißnitzumſchlag nötig machen, ſo vertritt Öltuch wirkſam die Stelle des teuren Guttaperchas, man kann ſogar bei kleinen Verletzungen mit einer naſſen Bandage ausgehen, wenn Öltuch ſchützend darum gelegt wird. Öltuch iſt ſehr breit und ſo billig, daß Mama recht viele Stücke davon zu Schwammbeuteln abſchneiden kann, um die man die Maſchine einmal herumlaufen läßt. Man giebt ihnen am beſten die Form eines großen Briefkouverts und näht an das überſchlagende Teil ein doppeltes Bändchen. Für Seife, Kämme, Wachspomade, Tintenflaſchen, Salbentöpfchen, Zahnbürſten, Zahnpulverbüchſen, Nagelbürſten und Meſſer macht man es gerade ſo. Einfaſſen iſt nicht nötig, füttern und überziehen auch nicht. Öltuch nimmt keinen Geruch an und kann abgewaſchen werden. Man macht irgend ein Zeichen auf den Beutel, wenn viele reiſen, 1, 2, 3, 4, 5, 6 Kreuze u. ſ. w. und giebt jedem Reiſenden ſeine Nummer. Die ganze Arbeit iſt in einer halben Stunde gethan. Wer aber Luſt und Zeit dazu hat, der kann Öltuch auch verzieren und beſticken, es läßt ſich alles gefallen. Die Schreiberin hat das ihre aus Berlin bezogen.

**Sophie v. H.**

## Zur Verwendung der Eismaſchine.

In Nr. 35 des Daheim vom 28. Mai, II. Beiblatt fand ich einen Artikel über Anwendung der Meidingerſchen Eismaſchine, welche ich ſeit zehn Jahren vielfach in meinem ländlichen Haushalte verwendet habe, da jedermann im Sommer (z. Th. auch im Winter) ſchmackhaftes Eis jedem anderen Deſſert vorzieht. Die Eisſorten aus Milch- oder Rahm-Miſchung erſtarren alle ſehr leicht, dagegen iſt die Herſtellung von Fruchteis etwas ſchwieriger wegen des minder leichten Gefrierens der ſtark mit Zucker verſetzten und darum mit Waſſer zu miſchenden Fruchtſäfte. Früher habe ich die richtige Miſchung ſelbſt ausprobiert und dann mit Zucker ſelbſt eingekochte Säfte von Himbeeren, Erdbeeren, Pfirſichen, Johannisbeeren, Preiſelbeeren, Gelée von unreifen Äpfeln u. dergl. mit beſtem Erfolge zur Herſtellung von Eis verwendet. Nachher lernte ich, an Stelle des zeitraubenden Ausprobierens der richtigen Miſchung aus den ſelten in ihrem Zuckergehalt gleichmäßigen Fruchtſäften, ein einfaches Inſtrument, die Zuckerwage (Aräometer oder Senkwage für Zucker oder Sirup) gebrauchen, mit Hilfe deſſen die Herſtellung der Miſchung leicht und ſicher vor ſich geht. Der Gefrierpunkt einer Zuckerlöſung liegt umſo niedriger, je größer der Zuckergehalt derſelben iſt. Da in Meidingers Eismaſchine eine Temperatur von etwa — 6° C. erzielt wird, ſo können nur Fruchtſäfte, die bei dieſem Kältegrad raſch erſtarren, mit gutem Erfolge verwendet werden. Der Zuckergehalt bez. die Anzeige an der Zuckerwage darf zu dieſem Zwecke 18° nicht überſteigen. Zuckerſäfte von 15—16° gefrieren raſcher infolge des größeren Waſſergehaltes, enthalten aber etwas mehr Eiskryſtalle und haben einen minder vollen Fruchtgeſchmack. Die Fruchtſäfte, wie ſie nach dem meiſt angewendeten Rezept (gleiche Gewichte Saft und Zucker) eingekocht worden ſind, zeigen gewöhnlich 25—28° an der von 0—50° umfaſſenden Skala der Zuckerwage. Ich miſche erſt zur Probe $^1/_4$ Liter Saft mit $^1/_{16}$ Liter Waſſer und hänge dann die Zuckerwage ein; nach deren Angabe iſt der erforderliche Mehr- oder Minderzuſatz leicht zu bemeſſen. Der richtige Zuckergehalt der Miſchung wird vor dem Einfüllen nochmals beſtimmt und geregelt. Der Cylinder der Maſchine Nr. II faßt $1^1/_2$ Liter; 1 Liter reicht für 12 große Portionen; $1^1/_4$ Liter kann man noch einfüllen, braucht dann aber etwas längere Zeit zum Gefrieren. Fruchtſäfte brauchen $1^1/_2$—2 Stunden zum Gefrieren. Bei Herſtellung des Fruchteiſes muß man die Miſchung, der Gleichmäßigkeit halber, öfter mit dem Spatel mengen. Die Zuckerwage findet man bei den Optikern für $1^1/_2$ Mk. vorrätig.

**Ch. R.**

## Schulhumor.

Begriffserläuterungen.

Lehrer: „Was verſteht man unter einem Kirchſpiel?“ — Antwort: „Die Orgel.“

Lehrer: „Zu welcher Klaſſe von Tieren gehört ein Schmetterling?“ — Antwort: „Zu den Rauptieren.“

## Garten.

Stiefmütterchen. Ein Beet mit blühenden Stiefmütterchen bietet bei richtiger Behandlung und Pflege im Sommer einen prächtigen Anblick. Das Beet muß, ſoll das Auge mit Wohlgefallen darauf ruhen, mit ſchönen Exemplaren dicht beſetzt ſein. Dadurch wird es freilich ziemlich teuer, doch können wir uns die Pflanzen leicht aus Samen ziehen. Ich ſäte den Samen im Auguſt in eine flache, hölzerne Kiſte, welche ich mit gut durchgeſiebter Gartenerde angefüllt hatte, bedeckte den Samen, nachdem ich ihn etwas angedrückt, etwa $^1/_2$ cm hoch mit einer dünnen Erdſchicht, befeuchtete ihn täglich etwas und ſuchte ihn vor ſtarkem Regen und heißen Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Als die Pflänzchen das dritte Blatt hatten, pflanzte ich ſie in das freie Land und Ende September an ihren Beſtimmungsort. Im Winter wurden ſie nur bei ſtarkem Froſt leicht bedeckt. Sollen die Stiefmütterchen uns nun während des ganzen Sommers durch ihren Blumenflor erfreuen, bedürfen ſie auch ſorgfältiger Pflege. Ich pflanzte ſie in ein Beet, welches mit Kuhdünger gut verſehen war und begoß ſie bei trockener Witterung täglich. Da die Pflanzen ſich leicht ausbreiten und dann ein unordentliches Anſehen bekommen, häufe ich von Zeit zu Zeit die Erde um die einzelnen Büſche an, wodurch ſich die Pflanzen jedesmal wieder kräftigen, da die ſaftreichen Stengel ſonſt durch die Einwirkung der Sonnenſtrahlen leicht abſterben. Um immer wieder einen kräftigen Nachwuchs zu erzielen, pflücke ich die verblühten, wie auch einen Teil der friſch aufgeblühten Stiefmütterchen fleißig ab. Im Auguſt aber nehme ich alle Stiefmütterchen aus dem Beet und pflanze ſie wieder friſch ein. Bei ſorgſamer Pflege ſind die Stiefmütterchen überaus dankbare Blumen.

**M. B.**

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin** W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

## Waldkinder.

Polterabendvortrag für ein Mädchen und den jüngeren Bruder. Beide tragen Gefäße mit Beeren, das Mädchen einen Waldblumenſtrauß.

**Beide** (die Beeren ausbietend).

Beeren! Beeren! Wer kauft Beeren?
Beeren, eben friſch gepflückt!
Wenn wir unſer Körbchen leeren,
Sind wir froh und hochbeglückt.

**Hans** (nach rechts):

Liter koſtet nur fünf Pfenn'ge,
Eine Handvoll geb' ich zu —

**Gretel** (nach links):

Liter koſtet nur fünf Pfenn'ge,
Eine Handvoll —
Hanſel, du!
Hier ſind zuviel feine Leute,
Komm, wir eilen ſchnell hinaus.

**Hans:**

Schweſterchen, ein Feſt iſt heute,
Beeren braucht man dann im Haus.
Sieh, wie die Frau Oberförſter*)
Heiter iſt und glücklich blickt.

**Gretel:**

Sieh, wie der Herr Oberförſter*)
Still zufrieden lacht und nickt.
Soll ich ihm die Beeren tragen?

**Hans:**

Ach, dem gibt der Wald genug!
Laß uns lieber weiter fragen,
Daß wir leeren unſ'ren Krug.
Beeren! Beeren! Wer kauft Beeren?

**Gretel:**

Hanſel! Schrei' doch nicht ſo laut!

**Hans:**

Gretel, man muß mich doch hören.

**Gretel:**

Dort ſitzt eine ſchöne Braut!
In den Polterabendjubel
Drängten wir uns.

**Hans:**

Das mag ſein,
Doch in dem vergnügten Trubel
Gretel, wird man uns verzeihn.
Beeren! Beeren!

**Gretel:**

Aber Hanſel!

**Hans:**

Wer kauft Beeren?

**Gretel:**

Schweig doch ſtill!

**Hans:**

Friſch gepflückte!

**Gretel:**

Dummer Junge!

**Hans** (halb weinend):

Wenn ich doch verkaufen will!

**Gretel:**

Hör mal, Hans, das iſt das Beſte:
Dort ſitzt froh ein bräutlich Paar,
Und am Polterabendfeſte
Bringt man eine Gabe dar.
Weil wir Beſſeres nicht haben,
Brüderchen, ſo rat' ich dir:
Zu den reichen Hochzeitsgaben
Legen unſ're Beeren wir.

**Hans:**

Will erſt ſelbſt mir ein paar nehmen!
Beeren eß' ich ſelbſt ſo gern.

**Gretel:**

Hans, ich muß mich ſchrecklich ſchämen —
Vor den Damen, vor den Herrn!
Gehe doch!

**Hans:**

Ich will ja gehen!
Zeige mir die junge Braut.

(Näher tretend.)

Gretel! Das iſt Oberförſters
Käthchen — wie ſie glücklich ſchaut!
Briefe las die oft im Walde,
Roſenrote — weißt du noch?
Später oft, auf grüner Halde
Küßte der ſie —

**Gretel:**

Schweige doch!
Gib die Beeren ab und wünſche
Gottes reichſten Segen heut.

**Hans:**

Das ich Käthchen Glück darf wünſchen,
Wie mich das vom Herzen freut!

(Gibt die Beeren)

Nimm ſie gern, ich geb' ſie gerne,
Denn ich weiß, du ſcheideſt bald,
Denke oftmals in der Ferne
An der Heimat ſchönen Wald.

**Gretel:**

Als ich geſtern, ſchon im Düſtern,
Dieſe kleinen Blumen brach,
Hört' ich es im Walde flüſtern,
Wie ein ſchwermutvolles: Ach!
Aus den Mooſen ſtieg es klagend,
Tann' und Fichte ſeufzten tief,
Aus den Eichen klang es fragend,
Zögernder das Bächlein lief, —
Lange hab' ich ſtumm gelauſchet,
Dann verſtand ich dieſes Wehn.
Weißt du, was der Wald gerauſchet?
„Lebewohl! — Auf Wiederſehn!“

(Streut die Blumen)

Nimm des Waldes treue Grüße,
Du, des Waldes liebſtes Kind,
Blumen unter deine Füße,
Blumen, leicht verweht vom Wind —
Doch es weiß der Wald, der alte:
Blüten, die die Liebe reicht,
Welken nicht, ob manche Falte
Dir die Zeit ins Antlitz ſtreicht
Myrtengrün trägt Silberblüte,
Silber wandelt ſich in Gold.
Gottes reichſte Vatergüte
Bleibe deinen Tagen hold.

**Anna Nitſchke.**

---

*) Name der Schwiegereltern.

## Praktiſches fürs Haus.

Fr. 125. Als Füllung für Gartenkiſſen iſt ganz klein geriſſenes Briefpapier, Stückchen von der Größe ungefähr eines Quadratcentimeters praktiſch; die Kinder in den Kinderſchulen ſind glücklich, an Regentagen und im Winter ſich mit dem Zerreißen des Papiers beſchäftigen zu dürfen. **P. H.**

Ein einfaches und vorzügliches Heilmittel gegen Verbrennungen, die aber nicht offene Wunden erzeugt haben dürfen, alſo hauptſächlich gegen Verbrühungen, iſt folgendes: Man halte die verbrannte Stelle, z. B. Hand oder Arm, ſo nahe als man es irgend auszuhalten vermag, in trockene Hitze, etwa in die Ofenröhre oder über die Herdplatte, nur vermeide man den Brodem heißer Töpfe. Das Heilverfahren iſt ſchmerzhaft, aber ſo zuverläſſig wie kein anderes. Brandblaſen entſtehen auf dieſe Weiſe nie. **A. N.**

## Für die Küche.

Himbeerſirup. 1000 Gramm = 1 Kilo Himbeeren werden mit den Händen zerquetſcht. Alle Fruchtſäfte enthalten Schleimſtoffe, welche entfernt werden müſſen, da ſonſt der mit einem ſolchen Safte bereitete Sirup bald ſchimmeln würde. Um dieſe nun zu beſeitigen, unterwirft man den Brei, welchem man ungefähr zwei Gramm Zucker zugefügt hat, einer gelinden Gärung bei Zimmertemperatur während zwei bis drei Tagen und durchrührt die Maſſe einmal des Tages. Das Ende der Gärung erkennt man daran, wenn ſich keine Blaſen von Kohlenſäuregas mehr entwickeln. Auch empfiehlt es ſich, circa einen Theelöffel des filtrierten Saftes mit zwei Theelöffeln ſtärkſtem Spiritus in einem Gläschen zu miſchen; trübt ſich dieſe Miſchung nicht mehr, ſo kann mit dem Auspreſſen begonnen werden. Zu dieſem Zwecke bedient man ſich mit Vorteil der Preßbeutel aus Flachsgarn, welche in einem Stück gewebt ſind und z. B. je nach Größe von 60 Pf. bis 1 Mk. 80 Pf. von Adolf Wahle in Neumünſter (Holſtein) bezogen werden können. Preſſen zur Beerenſaftbereitung liefern alle Magazine für Hausbedarfsartikel. Andernfalls genügt ein ſtarkes Auspreſſen mit den Händen, nur gebraucht man die Vorſicht, kleine Mengen in Arbeit zu nehmen und den Preßſack oberhalb des Breies zu umbinden. Den darauf erhaltenen Saft ſtellt man einige Tage an einen kühlen Ort. Nun gießt man recht vorſichtig von dem entſtandenen feinen Bodenſatz ab und filtriert. Dazu benutzt man einen Glas- oder Porzellantrichter und lockeres Filtrierpapier. Wie ein Filter bereitet wird, zeigt jeder Apotheker. Der Ungeübte dürfte ſich ein Filter am leichteſten herſtellen, wenn er ſich ein kreisrundes Stück Filtrierpapier zuſchneidet, zur Hälfte faltet und dieſe Hälfte wieder aufeinander legt, man bekommt dann eine Art Düte, welche auf den Trichter paſſen wird. Nach einigen Verſuchen mit Zeitungspapier, um die Größe des zu verwendenden Filtrierpapieres für den Trichter zu ermitteln und nicht unnötiges Material zu vergeuden, wird man bald ein brauchbares Filter herſtellen. Bevor die Flüſſigkeit auf das Filter gegoſſen wird, iſt es gut, dasſelbe vorher mit ein wenig Waſſer anzufeuchten, auch iſt es notwendig, ein behutſames Aufgießen des Saftes zu beobachten, um ein Zerreißen des Filtrierpapieres zu vermeiden. Von dieſem ſo bereiteten Stoffe werden fünf Teile mit neun Teilen beſtem Zucker zu Sirup gemacht. Um ein zu langes Auflöſen des Zuckers beim Kochen und dadurch einen Verluſt an Aroma zu vermeiden, thut man gut, zuerſt den Zucker mit ein wenig Saft anzufeuchten, er zerfällt ſo ſchneller; darauf fügt man den Reſt des Saftes zu, rührt um und kocht auf. Es empfiehlt ſich, den heißen Sirup durch einen Flanelllappen zu ſeihen. Zinnerne und eiſerne Geräte vermeide man bei der Bereitung, da ſonſt die ſchöne Farbe leiden würde. Um eine lange Haltbarkeit zu erzielen, iſt es von Vorteil, den noch warmen, vor Staub u. ſ. w. geſchützten Sirup in warme, trockene Flaſchen voll zu füllen und ſofort mit neuen Korken zu verſchließen und zu verlacken.

Der Johannisbeer- und Kirſchſirup werden auf dieſelbe Weiſe hergeſtellt. Bei dem letzteren iſt jedoch zu bemerken, daß die ſauren Kirſchen ſamt den Kernen zerquetſcht werden. Da dieſes jedoch wegen des Spritzens keine gerade angenehme Arbeit iſt, ſo thut man beſſer, die Kirſchen durch einen porzellanenen Durchſchlag zu reiben und die Kerne für ſich zu zerquetſchen, welches in einem kupfernen oder meſſingenen, blankgeſcheuerten Mörſer geſchieht. **C. Dur.**

Kirſchen einzumachen. Die Kirſchen werden ausgeſteint und mit Weineſſig begoſſen, in dem ſie 4 Stunden ſtehen müſſen. Dann wird der Eſſig abgegoſſen und die Kirſchen ſchichtweiſe mit Zucker in einen Hafen gelegt, bis derſelbe gefüllt iſt. Nun wird der Hafen mit Blaſe zugebunden und ungekocht aufbewahrt. — Der abgegoſſene Eſſig kann zu Suppen oder Saucen verbraucht werden.

Bohnen in Zucker eingekocht. Am beſten eignen ſich kleine Stangenbohnen dazu. ⅜ Liter Eſſig werden mit ¾ Pfd. Zucker, einigen Nelken und etwas Zimmt aufgekocht und kochend über 1 Pfd. Bohnen gegoſſen. Bis zum nächſten Tage bleiben ſie ſtehen, dann thut man alles in einen kupfernen Keſſel und läßt es einmal aufkochen, nimmt dann die Bohnen mit einem Schaumlöffel heraus, legt ſie in Gläſer, kocht den Eſſig noch ein wenig und gießt ihn abgekühlt auf die Bohnen.

Erdbeerſaft mit Weinſtein. 40 gr Weinſteinſäure werden in 1½ Liter Waſſer aufgelöſt und über 3 Pfd. Erdbeeren gegoſſen. Nachdem ſie 24 Stunden damit geſtanden haben, gießt man das Ganze auf ein feines Sieb oder leinenes Tuch, drückt ein wenig nach und verrührt den ſich ergebenden Saft mit 4½ Pfd. Zucker. Man rührt ſo lange, bis das Ganze ſich gelöſt hat, was wohl 2 Stunden währt und der Saft wieder klar iſt, gießt ihn in Flaſchen und korkt dieſe, nachdem man Salycillöſung daraufgethan hat, zu und ſtellt ſie in den Keller. Zeigt ſich beim Einfüllen in die Flaſchen etwas Schaum, läßt man ſie offen im Keller ſtehen, bis alles nach oben gezogen iſt, nimmt den Schaum dann ab, thut Salycil darauf und korkt leicht.

## Auskunft.

Fr. 136. An junges Pfälzermädchen. Preſſen Sie die Pflanzen nicht in grobem Fließpapier, ſondern in ungeleimter Makulatur (alter Bücher), ſorgen Sie dafür, daß keine Blätter- oder Blütenteile direkt aufeinanderzuliegen kommen, reißen Sie lieber bei zu dichter Belaubung ꝛc. überflüſſige Teile ab. Preſſen Sie anfangs mit ganz gelindem, dann aber mit ſich immer ſteigerndem Druck, und legen Sie täglich dreimal die Pflanzen vorſichtig in trockenes Papier um. Fleiſchige oder ſaftreiche Pflanzen tauchen Sie vor dem Einlegen eine Sekunde in kochendes Waſſer. Wenn Sie alle dieſe Vorſichtsmaßregeln befolgen, behalten ſelbſt die fetteſten Orchideen ihre natürliche Farbe faſt gänzlich bei. Sollten aber trotzdem ſich ſtellenweiſe Blütenteile, welche urſprünglich blau oder gelb waren, weiß oder grün verfärben, ſo helfen Sie einfach nach dem vollſtändigen Trocknen mit etwas Aquarellfarbe nach. Den beſten Erfolg wünſchend **C. B. Z.**

Trotz der vorgerückten Sommerzeit iſt manche wanderluſtige Seele über das Wo? und Wohin? ihrer Sommerreiſe noch unſchlüſſig. Solchen möchte ich einen freundlichen Wink erteilen. Die „Holſteiniſche Schweiz,“ dieſer reizende Erdenfleck ſei ſein Reiſeziel. Bequem mit dem Zuge von Kiel aus erreichbar (ſelbſt Bahnſtation), bietet dieſes waldumgebene Hotel mit Dependence „Schweizerhof“ (enthaltend 106 Zimmer) alles, was von einem in jeder Weiſe zu empfehlenden Kurorte verlangt wird. — Die Quellen der Holſteiniſchen Schweiz ſind eiſenhaltig, und die Lage auf bergigem Ufer am waldumkränzten Kellerſee iſt ſo unvergleichlich ſchön, daß dieſelbe, wenn vielleicht nicht ſo großartig als der Alpen Pracht, doch an wunderbaren, idylliſchen Reizen ihresgleichen ſucht! Die Holſteiniſche Schweiz iſt der Mittelpunkt Oſt-Holſteins, alles hier Sehenswerte, auch der bekannte Ugleiſee, iſt von hier bequem zu erreichen. **D. Wald.**

Auf Frage 138 empfehle ich den kleinen Ort Rüngsdorf am Rhein, Station Godesberg, vis-à-vis das Siebengebirge mit Königswinter. Nachenſtation am Ort. — Dampfſchiffſtation in nächſter Nähe. Hotel und Penſion Dreeſen gewährt ſehr angenehmen Aufenthalt und mäßige Preiſe.

Fr. 120. Ein Mittel gegen das Schnarchen? Sehr einfach! Bekanntlich iſt das Schnarchen nur bei geöffnetem Munde möglich. Nachdem aber das Schließen — oder beſſer geſagt — das Geſchloſſenhalten des Mundes während des Schlafes nicht infolge einer Selbſtthätigkeit der betreffenden Muskeln erfolgt, ſo handelt es ſich darum, ein mechaniſches Mittel zu finden, welches den Mund geſchloſſen hält. Und dies beſteht einfach darin, daß man ein leichtes Tuch oder ein breites Band feſt um das Kinn herum legt und am Scheitel zubindet.

## Fragen.

148) Möchte nicht eine erfahrene Hausfrau einem noch ungeſchickten Hausmütterchen guten Rat geben über Konſervieren junger Gemüſe, beſonders Erbſen, Peterſilie? Mit Salz eingemacht in Flaſchen, waren meine vorjährigen nicht zu genießen, und den Luxus teurer Blechbüchſen kann ich mir nicht geſtatten. Tauſend Dank zuvor von

**einer Sorgenden.**

149) Welche Wohlthätigkeits-Anſtalt hat um abgetragene weiße Strümpfe gebeten, zur Anfertigung kleiner Kinderjäckchen? Da ich großen Vorrat habe, möchte ich aushelfen. **Alte Abonnentin.**

150) Gibt es in unſerem engeren Vaterlande (Sachſen-Weimar) oder in den Thüringer Staaten ein Aſyl für ältere, nicht genügend bemittelte Damen, in welchem ſie gegen etwas Vergütung und Hinterlaſſung ihres Vermögens ihren Lebensabend beſchließen können?

**Eine ſorgenvolle Erzieherin.**

151) Sehr dankbar wäre ich, wenn mir eine Daheimleſerin oder ein Daheimleſer ein durch Erfahrung als wirkſam erprobtes Mittel zur Bekämpfung der Blutlaus, welche mir den ſchönſten Apfelbaum in meinem kleinen Garten zu zerſtören droht, angeben würde.

**Eine Daheimleſerin in Leipzig.**

152) Kann mir eine der geehrten Daheimleſerinnen mitteilen, ob es wahr iſt, daß Schwalben, die am Hauſe niſten, zum Abſchied Wanzen zurücklaſſen? In dieſem Falle müßte ich das Neſt zerſtören. Man ſagte mir dies von verſchiedenen Seiten als Warnung. Hat jemand dies ſchon beſtätigt gefunden? **Alte treue Abonnentin.**

153) Würde eine liebenswürdige Leſerin des Daheim einer ins Heſſenland verſchlagenen Oſtpreußin aus großer Verlegenheit helfen und ihr einen guten Butterlieferanten aus der Tilſiter Niederung angeben, der mäßige Preiſe hat?

Im voraus herzlichſten Dank. **B.**

154) Könnte nicht eine der lieben Leſerinnen eine tüchtige, fertige Schneiderin nach unſerm Städtchen Kirchhain in d. Niederlauſitz weiſen? Es würde hier einem großen Mangel abgeholfen werden und der Betreffenden ein lohnender Erwerb ſicher ſein.

**Frau O. Z.**

155) Ein Lehrer in einer armen Gebirgsgegend wäre ſehr dankbar, wenn durch Angabe eines Adreſſaten, der Arzneikräuter wie Baldrian ꝛc. aufkauft, ſeinen Schülern die Möglichkeit geboten würde, ſich durch Sammeln und Verkauf ſolcher Pflanzen, reſp. Wurzeln Schulbücher anzuſchaffen. Eine kurze Angabe und Anleitung zum Sammeln von geſuchten Arzneipflanzen wäre erwünſcht.

**A. Förſter, Eiterbach,**
Poſt Heiligenkreuzſteinach, Baden.

## Berichtigung.

In dem Gedicht „Postillon d'amour“ von M. Asmus, muß der Inhalt des fünften Briefes, der aus Verſehen gekürzt gedruckt worden iſt, ſo lauten:

„Geſtern, ſpät, in unſerm Zimmer,
„An dem Tiſch, beim Lampenſchimmer,
„War es, Liebſter, gar zu traulich!
„Niemand wußt' im kleinen Kreiſe,
„Was ſich unſre Herzen leiſe,
„Was ſich unſre Augen ſagten.
„Niemand, daß ich dir mit Beben
„Unterm Tiſch die Hand gegeben,
„Daß du ſie nicht losgelaſſen. u. ſ. w.

ANDREES HANDATLAS

*Soeben erscheint im Verlag von Velhagen & Klasing*
*in Bielefeld und Leipzig*

**in dritter, völlig neubearbeiteter, stark vermehrter Auflage**

*Andrees grosser*

# HANDATLAS

in hundertvierzig Kartenseiten

nebst alphabetischem Namenregister.

Zu beziehen

**in 48 Lieferungen zu 50 Pf.** oder **12 Abteilungen zu 2 M.**
**durch alle Buchhandlungen.**

(Alle 8—14 Tage eine Lieferung, alle 4—6 Wochen eine Abteilung.)

Nach jahrelangen Vorbereitungen tritt die Verlagshandlung mit dieser neuen Auflage an die Öffentlichkeit, die **an Schönheit der Stiche und Reichhaltigkeit des Inhalts die früheren Auflagen noch bei weitem übertrifft.**

Der Umfang wird **140** bedruckte Kartenseiten mit leeren Rückseiten betragen und fast zur Hälfte aus völlig neugestochenen **Doppelblättern** bestehen.

**Einen grossen Handatlas zu besitzen**

ist für jeden Zeitungsleser, der die Ereignisse des Tages nur halbwegs verfolgt und mit seiner Zeit fortschreiten will, ein unabweisbares Bedürfnis; die wohlfeile Lieferungsform der vorliegenden neuen Auflage, die den Abonnenten alle 8—14 Tage nur eine Ausgabe von 50 Pf. oder alle 4—6 Wochen von 2 M. verursacht, soll diesen Handatlas zu einem **wahrhaft volkstümlichen Unternehmen** machen.

**Die erste Lieferung oder erste Abteilung**
**wird von jeder Buchhandlung bereitwilligst**
**zur Ansicht versandt.**

# Daheim

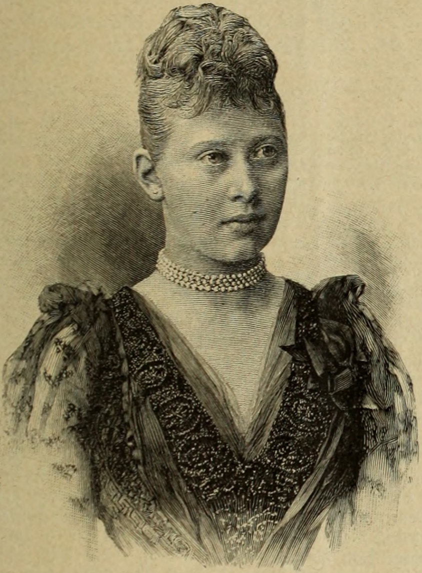
XXVIII. Nr. 45. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

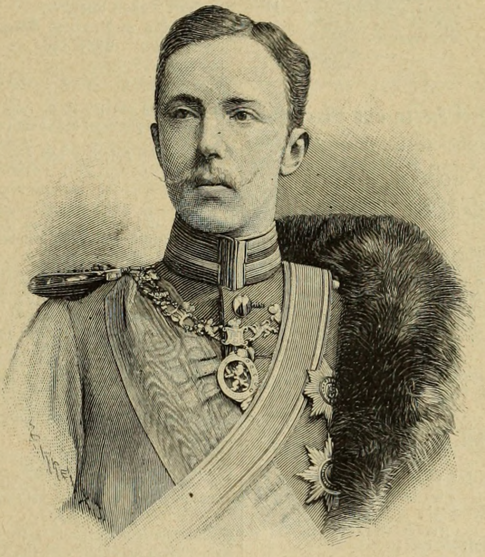
6. Auguſt 1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Die Verlobung der Prinzeſſin Margarethe von Preußen.



Prinzeſſin Margarethe von Preußen.

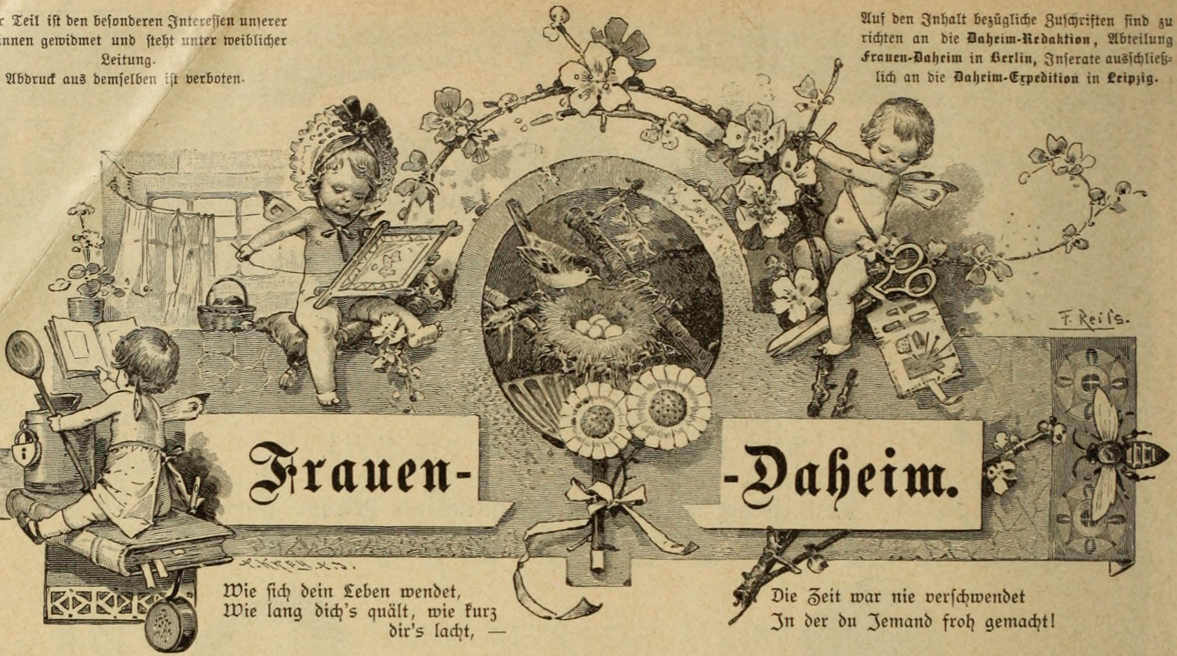


Prinz Friedrich Karl von Heſſen.

In Anweſenheit des italieniſchen Königspaares verkündigte Kaiſer Wilhelm während des Feſtdiners in Potsdam am 20. Juni die Verlobung ſeiner jüngſten Schweſter, der Prinzeſſin Margarethe von Preußen, mit dem Prinzen Friedrich Karl von Heſſen. Prinzeſſin Margarethe, das jüngſte Kind Kaiſer Friedrichs, geboren am 22. April 1872, trägt ihren im Hohenzollernhauſe ungewöhnlichen Namen von der Königin von Italien, welche ſie vor 19 Jahren ſelbſt aus der Taufe gehoben hat und die nun, durch ein zufälliges Zuſammentreffen, auch Zeuge der Veröffentlichung der Verlobung ihres Patenkindes wurde. Prinzeſſin Margarethe hat es über ſich ergehen laſſen müſſen, von Zeitungskorreſpondenten verſchiedentlich verlobt geſagt zu werden; zuletzt noch wurde die Reiſe des italieniſchen Königspaares an den befreundeten Berliner Hof zum Anlaß genommen, um eine Verbindung der Prinzeſſin mit dem Kronprinzen von Italien als in Frage ſtehend zu bezeichnen. Die Thatſache, daß die Veröffentlichung ihrer Verlobung mit dem Prinzen Friedrich Karl von Heſſen gerade in Gegenwart des italieniſchen Königspaares erfolgte, beweiſt am beſten, daß ein ſolcher Plan niemals beſtanden hat, und mit wie großer Vorſicht Zeitungsgerüchte über bevorſtehende fürſtliche Verlobungen im allgemeinen aufzufaſſen ſind. Die junge Braut iſt in dem glücklichſten Familienkreiſe aufgewachſen, aber auch das ſchwerſte Leid hat ſie bereits in jungen Jahren erfahren, — den zärtlichſten Vater, den Helden von Wörth, ſah ſie dahinſcheiden und unter unerhörten, mit faſt übermenſchlicher Kraft getragenen Leiden ſterben. Seit der Vermählung ihrer beiden Schweſtern, der Prinzeſſin Sophie mit dem Kronprinzen von Griechenland, und der Prinzeſſin Viktoria mit dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe, war Prinzeſſin Margarethe das einzige Kind im Hauſe ihrer Mutter, und ſie begleitete die Kaiſerin Friedrich ſtändig auf ihren Reiſen, während des Winteraufenthalts im Berliner Palais Unter den Linden und während des Sommeraufenthalts im Homburger Schloſſe, lebhaften Anteil nehmend an dem warmen Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft, das die Kaiſerin Friedrich beſeelt, und an den gemeinnützigen und wohlthätigen Beſtrebungen ihrer Mutter. Mit der Politik hat die Verlobung der Prinzeſſin Margarethe nichts zu ſchaffen. Prinz Friedrich Karl von Heſſen wird kaum jemals berufen ſein, irgend eine politiſche Rolle zu ſpielen, wenn er auch vorausſichtlich einmal an der Spitze eines der älteſten Fürſtenhäuſer Deutſchlands ſtehen wird, — des Prinzen älteſter Bruder, Friedrich Wilhelm, Landgraf von Heſſen, verunglückte am 14. Oktober 1888 während einer Reiſe auf dem indiſchen Ozean, der zweite Bruder, der jetzige Landgraf Alexander Friedrich, hat das Unglück, blind geboren zu ſein und dürfte vorausſichtlich unvermählt bleiben. Eine Schweſter des Prinzen, Prinzeſſin Eliſabeth, iſt die frühverwitwete Erbprinzeſſin Leopold von Anhalt, eine zweite Schweſter, Prinzeſſin Sibylla, lebt noch unvermählt im Hauſe ihrer Mutter, der Landgräfin-Witwe Anna von Heſſen, einer Tochter des Prinzen Karl von Preußen und Schweſter des Prinzen Friedrich Karl. Nach dem letzteren führt auch Prinz Friedrich Karl von Heſſen den Namen. Der fürſtliche Bräutigam iſt am 1. Mai 1868 auf Schloß Panker in Holſtein geboren, wo die landgräfliche Familie den Sommer zuzubringen pflegt. Seit der Überſiedelung ſeines Vaters, des Landgrafen Friedrich, nach Schloß Philippsruhe bei Hanau im Jahre 1881 beſuchte der Prinz das dortige Gymnaſium, das er mit dem Frankfurter vertauſchte, als ſeine im Jahre 1884 verwitwete Mutter ihren Wohnſitz nach Frankfurt a. M. verlegte. Später hat der Prinz die Univerſität Freiburg im Breisgau beſucht und bei dem 1. Garde-Dragoner-Regiment in Berlin, bei dem er noch à la ſuite ſteht, als Sekondleutnant Dienſt gethan. Wie verlautet, wird das prinzliche Paar nach ſeiner Vermählung ſeinen Wohnſitz auf dem Schloß zu Fulda nehmen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig**.



# Frauen-Daheim.

Wie ſich dein Leben wendet,
Wie lang dich's quält, wie kurz dir's lacht, —
Die Zeit war nie verſchwendet
In der du Jemand froh gemacht!

## Die drei Hexen aus Macbeth.

### Polterabendſcene von Martha Asmus.

(Antwort auf die Frage im Frauen-Daheim von Eliſabeth Zeitſchel.)

(Die Hexen tanzen um einen Keſſel, der auf einem Dreifuß über einer Flamme ſteht.)

**Alle drei:**
„Die Schickſalsſchweſtern, Hand in Hand,
Schwärmen über See und Land,
Drehen ſo im Kreiſe ſich,
Dreimal für dich
Und dreimal für mich,
Noch dreimal, daß es neune macht,
Halt! Der Zauber iſt vollbracht!“

**Erſte Hexe:**
So kommen wir drei uns wieder entgegen!
Vorbei iſt hier der Thränenregen!

**Zweite Hexe:**
Aller Kampf und Hader ſchweigt,
Da die Schlacht den Sieger zeigt!

**Dritte Hexe:**
Heute, da der Tag ſich neigt!

**Erſte Hexe:**
Hier iſt der Ort!

**Zweite Hexe:**
Das Brautpaar dort!

**Dritte Hexe:**
Sie können's vollbringen, ſie können es laſſen,
Doch ſie ſind glücklich, wir müſſen ſie haſſen!

**Alle drei:**
Wer ſein Herz nicht kann bewahren,
Mag der Hexen Macht erfahren!

(Sie treten vor das Brautpaar, erſte Hexe in die Mitte, zweite vor den Bräutigam, dritte vor die Braut.)

**Erſte Hexe:**
Welch' tollkühn' Wagnis, auf den Gang durchs Leben
Euch fürder in Geſellſchaft zu begeben!

**Zweite Hexe:**
Man geht doch viel bequemer ganz allein,
Als ſo gedrängt, behindert, ſtets zu zwein!

**Dritte Hexe:**
Die Freuden hat man ungeteilt! Vom Schmerz
Des andern bleibt verſchont das leichte Herz.

**Erſte Hexe:**
Und habt ihr den Genoſſen recht erkannt,
Mit dem ihr künftig wandelt Hand in Hand?

**Die beiden andern:**
Glaub' mir, ich kenne $\left\{\begin{matrix}\text{ihn}\\\text{ſie}\end{matrix}\right\}$ doch viel genauer,
Denn Hexen ſind bekanntlich neunmal ſchlauer!

**Erſte Hexe:**
Höret, aber redet nicht!
Schweigend merket, was man ſpricht!

**Zweite Hexe:**
Von allem Schlimmen, was ich ſagen kann,
Genügt ſchon wenig heut', du armer Mann!

**Dritte Hexe:**
Ach, ach und ich! was hab' ich nicht erſchaut!
Du ſollſt nicht alles wiſſen, blinde Braut!

**Erſte zur zweiten:**
Schweſter, was haſt du geſehn? Laß hören!

**Zweite Hexe:**
O, du! Wie ließeſt du dich bethören!
Sie iſt nicht ſo, wie heute ſie erſcheint.
Die Reue kommt dir, ſeid ihr erſt vereint.
Du denkſt, du biſt ihr einzig Ideal!
O, nein! Sie ſchwärmt heut nicht zum erſtenmal!
Schau her, ich hole aus dem Hexentiegel
Dir den bewährten, alten Zauberſpiegel.

(Sie nimmt ihn ſcheinbar heraus.)

**Erſte Hexe:**
Erſcheint! Und macht ſein Herz nicht froh.
Wie Schatten kommt und ſchwindet ſo!

**Zweite Hexe:**
Ich ſehe eine große Schar Verehrer!
Für den *ſie* ſchwärmte, war ihr Klaſſenlehrer!
Ein zweiter kommt, o weh! Der Hexen Qual!
Ihr Konfirmator war ihr Ideal!
Hier aber naht der Rechte, dem ihr Herz
Ganz ungeteilt gehört in Freud und Schmerz!
Du dauerſt mich, du eiferſücht'ger Mann,
Ich ſeh' nicht näher zu! Sieh' du ihn an!
Wie? Was? Du lächelſt recht von Herzen froh?
Du ſiehſt doch, was ich ſagte? Iſt's nicht ſo?

**Erſte Hexe:**
Alles iſt ſo! Doch warum
Sitzt er ſo vor Freude ſtumm?
Nun, wir wollen ihn nicht ſtören!
Schweſter, laß *dein* Sprüchlein hören!

**Dritte Hexe:**
Du armes Bräutchen! Wiſſe! Jener Mann,
Dem morgen du gehörſt, iſt ein Tyrann!
Du wirſt es bald erfahren, arglos Kind,
Wie feindlich er im Grunde dir geſinnt.
Auf deine Ruhe hat er's abgeſehn,
Um deine Träumerei'n iſt's nun geſchehn.
Iſt er im Haus, kann er dich nicht entbehren,
Du magſt mit Müh' und Liſt dich ſträuben, wehren!
Du ſitzeſt abends bei der Lampe Schein,
Bei deiner Arbeit ſinnend und allein.
Da — horch! ein Schritt! Er iſt's! Er kommt herein,
Die Einſamkeit iſt aus! — Ihr ſeid zu zwei'n!
Ein andermal haſt du ein ſchönes Buch,
Du biſt geſpannt — o, jetzt nur kein Beſuch!
Du blätterſt Seit' auf Seite, da — o weh!
Da iſt er! „Schatz, wo bleibt heut' unſer Thee?“
Du zerrſt an deinen Feſſeln, doch vergebens!
Du biſt an ihn gebunden Zeit des Lebens!
Er hat — o, glaub's! Ich kenne deinen Lieben,
Im Herzen tauſend Wünſche aufgeſchrieben,
Die du erfüllen ſollſt, du arme Seele!
Denn ſeine Wünſche ſind ja ſtets Befehle.
Die haben unſ're Geiſter ausgefunden,
Die frevelhaften in ein Buch gebunden.

(Sie nimmt es ſcheinbar aus dem Keſſel.)

**Erſte Hexe:**
Juckend ſagt mein Daumen mir,
Etwas Böſes naht ſich hier.
Nur herein!
Was mag es ſein?

**Dritte Hexe:**
„Kochbuch von Henriette Davidis,“
Du armes Bräutchen, nimm es hin und lies!
Beizeiten ſieh' nur ſelbſt, was deiner harrt,
Er iſt ein Mann! Und Art läßt nicht von Art!

**Erſte Hexe:**
Was iſt das? Deutet mir der Menſchen Sinn!
Auch ſie iſt ſtill und lächelt vor ſich hin.
Es ſchlägt uns, ſcheint mir, heute alles fehl,
Wir ſind beſiegt, ich mache mir kein Hehl.
Seht hin, wie feine Schleier hüllt das Glück
Die beiden ein, wir weichen ſcheu zurück!
Und eine Welt von Lieb' und Frieden zieht
Den engen Kreis, daraus das Unheil flieht.
Die Flamme ſelbſt, in unſres Bannes Hut,
Sie flackert freundlich wie des Herdes Glut.
So kommt! Wir haben hier nichts mehr zu thun.
Laßt vor der Liebe unſ're Waffen ruhn!

**Alle drei:**
(Tanzen um den Keſſel.)
Padock ruft! Wir kommen, wir kommen!
Regen wechsle mit Sonnenſchein!
Häßlich ſoll ſchön, ſchön häßlich ſein!
Auf! Durch die Luft den Weg genommen!

## Billig und ſchlecht.

„Billig und ſchlecht“ iſt eins unſerer modernen Schlagwörter. Wir alle kennen es, haben es an uns und anderen erfahren und ſind dagegen gewarnt worden. Aber wie kommt es, daß wir nicht endlich klug werden, daß, nach tauſendfachen ſchlimmen Erfahrungen der Käufer, dieſe Magazine, welche billige und ſchlechte Waren führen, nicht eingehen, ſondern ſich vergrößern, vermehren, daß ihre Inhaber proſperieren, reiche Leute, Millionäre werden? Man ſagt oft genug: Vom Beſten iſt der beſte Kauf! kauft teuer und gut! das Teuere iſt das Wohlfeilere, weil es dauerhaft, unverwüſtlich iſt. Man hört die Botſchaft wohl, es fehlt auch nicht der Glaube, aber ein anderes, äußerſt dringendes Erfordernis, dieſer Botſchaft Folge leiſten zu können, fehlt in vielen Fällen. Jene glückliche Minderzahl, welche in der Lage iſt, ihre Bedürfniſſe ſtets teuer und gut kaufen zu können, breche ja nicht den Stab vorſchnell über die große Zahl derer, welche das Gleiche beim beſten Willen nicht imſtande ſind. Es ſind durchaus nicht nur die Dummen, die blindlings auf die marktſchreieriſchen Reklamen und Anpreiſungen hineinfallen und, unter dem gefälligen Äußeren dieſer Schleuderware deren Unwert nicht erkennend, jene Lagerbeſitzer ꝛc. bereichern; gar mancher betritt ſehenden Auges dieſe Geſchäfte, um ſeinen Bedarf zu kaufen, und zwar mancher nicht nur aus den unteren, ſondern auch aus den mittleren und beſſeren Ständen. Die Lebensmittelpreiſe haben jetzt eine Höhe erreicht, daß auch in ſparſam geführten, wohlgeordneten Hausſtänden ſehr wenig mehr für übrige Ausgaben bleibt. Und es muß doch gar ſo manches noch beſchafft werden, was nicht lediglich für des Leibes Nahrung und Notdurft dient. Man urteile nicht allzu hart über das, was man den Schein nennt; auch der Schein hat in vielen Lebensverhältniſſen bis zu einem gewiſſen Grade ſeine Berechtigung, wenn man nicht iſoliert ſtehen und ganz mit den geſellſchaftlichen Beziehungen brechen will. Es müſſen unbedingt verſchiedene Gegenſtände angeſchafft werden, es wird berechnet und gezählt, erwogen und bedacht: Wenn es nun eine Gelegenheit gibt, wo man dieſe nötigen Dinge für die Hälfte, ja für den dritten Teil des Preiſes kaufen kann, den man dafür in einem ſoliden Geſchäft zahlt, kann man es dann ſchließlich der bedrängten Hausfrau verdenken, wenn ſie dahin geht, um zu kaufen, was ſie braucht? Sie weiß es ganz genau, daß die gekauften Gegenſtände für den gezahlten, immer noch zu hohen Preis nicht von Dauer ſein können; ſie weiß, daß ſie in nicht langer Zeit abgenutzt ſein und durch neue erſetzt werden müſſen. Aber die Lücke iſt doch vorläufig ausgefüllt und ſie berechnet, daß ſie wohl eher imſtande ſein wird, zu öfteren Malen die kleinere Ausgabe, als, ohne Schulden zu machen, auf einmal den großen Poſten zu erſchwingen. Dies ſoll nicht eine Entſchuldigung für das häufige Kaufen ſchlechter und billiger Waren ſein, ſondern nur eine Erklärung. Man thue nur tiefere Blicke in zahlreiche, mit mäßigen Einkünften bedachte Familien, und man wird ſie beſtätigt finden. Die Warenlager, welche das Motto „billig und ſchlecht“ führen, kommen den Zeitverhältniſſen entgegen und füllen daher die Taſchen ihrer pfiffigen Unternehmer. Sollte eine Zeit kommen, wo die Verſchiebung, welche jetzt in gewiſſen Geſellſchaftskreiſen zwiſchen Einnahme und Ausgabe ſtattfindet, ſich wieder ausgleicht, durch Sinken der Lebensmittel- und Wohnungspreiſe ꝛc. oder durch erhöhte Einkünfte, ſo würde gewiß jeder Einſichtsvolle gern teuer und gut kaufen, es würden dann vielleicht auch jene Stapelplätze aufgehäufter Schundware zu Schleuder-

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

preiſen, welche wie Schwämme das Geld der Unbemittelten aufſaugen, auf den Ausſterbeetat geſetzt werden. **S.**

## Handarbeit.

Es dürfte vielen vielleicht ein zugleich elegantes und praktiſches Stecknadeltäſchchen erwünſcht und die Beſchreibung desſelben daher willkommen ſein. Nadelbücher gibt es ja, was die Ausführung anbetrifft, in den verſchiedenſten Arten, deren Gebrauchsprincip iſt aber immer dasſelbe, d. h. die Nadeln müſſen erſt in die weißen Flanell-Lagen einzeln hineingeſteckt werden, und zwar, ſoll es einigermaßen hübſch und ordentlich ausſehen, mit beſonderer Sorgfalt. Bei Nähnadeln nun iſt dies ja auch ſicher angebracht, während man für Stecknadeln, die man öfter und mehr oder weniger verſchwenderiſch gebraucht, weniger Geduld hat; dieſelben aber auch wohlgeordnet und in einer hübſchen Hülle bei der Hand zu haben, iſt z. B. auf Reiſen eher Bedürfnis als überflüſſiger Luxus zu nennen. Man kaufe ſich 3—4 verſchiedene, ſogenannte Stecknadel-„Briefe,“ falte dieſelben ſo, daß die Köpfe der Nadeln alle nach einer, der oberen Seite frei zum Herausziehen zu liegen kommen. Nun ſchneide man ſich ein Stück Plüſch beliebiger Farbe ſo breit, wie die zuſammengefalteten „Briefe“ lang ſind und dreifach ſo breit, wie die Schmalſeite der Nadelbriefe ausmacht. Dieſes Stück Plüſch füttert man nun, vorher die eine Querſeite als Umſchlag etwas abrundend, mit gleichfarbigem Atlas, dazwiſchen iſt eine Lage Futtergaze nicht zu vergeſſen. Die am unteren Ende zweimal durchlöcherten „Briefe“ legt man nun in die Mitte und bindet dieſelben mit den nach innen an beiden Schmalſeiten des Täſchchens angenähten Bändchen feſt, indem man letztere durch die beiden Löcher zieht und zu einem Schleifchen in der Mitte bindet. Geſchloſſen wird das ausgefüllte Täſchchen oben in der Mitte des Umſchlags entweder mit Bändern oder einfach mit Knopf oder Heftel. **B. W.**

## Strickenlehren.

Die Nummer 36 des Frauendaheims brachte einen Artikel über das Strickenlehren. Ich möchte demſelben einige kleine erprobte Winke hinzufügen. Bekanntlich geht ja „Probieren über Studieren.“ Nach der Lehrmethode, die in der Provinz Brandenburg eingeführt iſt, hält man es für richtiger, wenn die kleinen Mädchen ihre erſten Verſuche nicht an dem Seifläppchen oder an einem Streifen beginnen, ſondern gleich im Rund ſtricken lernen. Das „Strickbeutelchen,“ der erſte Lehrgegenſtand, ſchließt drei Vorzüge in ſich. Das Umwenden nach jeder abgeſtrickten Nadel und das Abheben der erſten Maſche der neuen Tour, das den Kindern immer Schwierigkeiten verurſacht, wird vermieden; es werden gleich Rechts- und Linksmaſchen gelernt und mit dem Beutelchen ein hübſcher, kleiner Gebrauchsgegenſtand hergeſtellt, deſſen Anfertigung den Kindern Freude macht und den ſie, ihre erſte Arbeit, gleich als Geſchenk verwerten können. — Man legt mit Baumwolle Nr. 4 — ſelbſtverſtändlich kann man auch farbiges Material nehmen — auf 3 Nadeln je 24 Maſchen auf und ſchließt ſie zu einem Rund. Dadurch, daß nicht 4 Nadeln verwendet werden, wird das leichte Herausfallen derſelben verhindert. Dann werden 24 Touren rechts, 24 Touren links und 24 Touren 2 Maſchen rechts, 2 Maſchen links geſtrickt. Das Beutelchen wird mit rotem Garn von ſchon des Häkelns kundigen Händen mit einer Tour feſter Maſchen am unteren Rand geſchloſſen, der ſich noch eine zweite Tour, 2 Luftmaſchen, 1 Stäbchenmaſche anſchließt. Am oberen Rand wird es ebenfalls mit einer Tour, 1 Stäbchen-, 2 Luftmaſchen, durch die eine gehäkelte Schnur als Zug geleitet wird, und einer Bogentour: 4 Luftmaſchen, 1 feſte Maſche in jedes Loch, verſehen. Für das Schnürchen arbeitet man mit doppeltem Garn Luftmaſchen, in die man in das auf der Rückſeite befindliche Maſchenglied noch eine Tour Kettenmaſchen häkelt. Je zwei rote Quaſten ſchmücken die Enden der Schnur und die Ecken des unteren Randes. Das Anlegen eines neuen Arbeitsfadens geſchieht am beſten ſo, daß die beiden zuſammen zu ſtrickenden Fadenenden zur Hälfte geſpalten werden. Die Stelle markiert ſich dadurch weniger. Wer je ungeſchickten kleinen Händen ſtricken lehrte, kennt die Qual und den Schrecken der heruntergefallenen Maſchen. Ich empfehle dafür den hilfsreichen Häkelhaken, der auch Flüchtlinge, die bereits in die tiefſten Tiefen des Strickzeuges geſunken ſind, ſchnell und leicht wieder ans Tageslicht befördert. **M. W.**

## Kleeblatt als Photographieſtänder.

Das vierblättrige Kleeblatt, das in ſeiner glückbringenden Bedeutung ſo gern als Geſchenk verwendet wird, gibt in vergrößertem Maßſtabe auch für einen Photographieſtänder ein paſſendes Modell. Wer des Zeichnens unkundig iſt, läßt ſich vom Buchbinder aus ſtarker Pappe ein Kleeblatt, das 32 cm im Durchmeſſer mißt, ſchneiden. Man überzieht zuerſt die Seite, die nachher als die vordere gelten ſoll, recht ſtraff mit Sammt oder Plüſch, den man leicht mit Watte unterlegt. Dann bringt man, gerade in der Mitte des Kleeblattes, ein 9 cm großes, auch mit Plüſch bezogenes Quadrat von Pappe an, das, zwar ſehr feſt mit ſtarkem Zwirn, aber nur in der Mitte angenäht werden muß, weil die Photographien in dasſelbe geſteckt werden ſollen. Iſt die Pappe ſtark genug, ſo kann man dies Quadrat mit Ziernägeln ſchmücken. Das in Gold geſtickte Monogramm des Empfängers wäre zwar mühſamer, würde aber dem Geſchenk noch größeren Wert verleihen. Dann erſt bezieht man die Rückſeite und deckt ſo die Stiche, mit denen das Mittelſtück angenäht iſt. Schließlich befeſtigt man als Stütze ein 19 cm langes, 6 cm breites überzogenes Stück Pappe, dem ein innen angenähtes Band den nötigen Halt gibt. Gefälliger und graziöſer ſieht das Ganze aus, wenn dem Kleeblatt ein Stiel angeſchnitten iſt, den man am beſten apart für ſich mit Plüſch überzieht. Eine volle Bandſchleife muß dann den Anſatz decken.

Ich habe eines dieſer Kleeblätter einer Großmama mit den Bildern ihrer Enkelkinder geſchenkt. Ein zweites, mit ſilbergeſticktem Monogramm diente als Unterlage für einen Strauß friſcher Blumen, den ich mir vom Gärtner darauf hatte arrangieren laſſen. Mit einigen begleitenden Verſen verſehen, machte es als Geſchenk zur ſilbernen Hochzeit viel Freude.

## Kindermund.

„Bald iſt nun dein Geburtstag, Hänschen, ſag einmal, was du dir dazu wünſchſt?“ — fragt die Mutter ihren kleinen bald fünfjährigen Buben. — „Du ſollſt es raten, Mama.“ — „Das kann ich nicht raten, mein Junge.“ — „Doch du kannſt es, Mama, ich will dir ſagen womit es anfängt“ — „Nun?“ — — „Es fängt mit einem N (er lautiert das N) an.“ — Da es die Mutter noch immer nicht raten kann, lautiert er erſt noch ein paar Mal „N,“ vergebens hoffend, der Mutter ſo auf die Sprünge zu helfen, und ſagt dann ſchließlich mit triumphierendem Geſichtchen: „Ne Apfelſine!“

## Praktiſches fürs Haus.

Kefyr. Wie man den heilkräftigen Kefyr, unter Anwendung der ſogenannten Kefyrkörner, ſelbſt herſtellt, iſt hier ſchon mehrfach behandelt worden. Jedoch hat derſelbe bei aller ſonſtigen guten Wirkung, wenigſtens für viele, die Schattenſeite, daß er ziemlich teuer iſt, die Flaſche ſtellt ſich immer auf ca. 25 Pf. Ich kann daher vielleicht mit folgendem, mir ärztlicherſeits angegebenen Rezept, wonach man ſich dasſelbe Getränk auf einfache und billige Weiſe ſelbſt herſtellen kann, mancher Leſerin einen Dienſt erweiſen: In 1 Liter gekochter und völlig erkalteter Milch quirlt man 2 Eßlöffel friſche Buttermilch und 1 Theelöffel Zucker und gießt es in 2 recht gut verſchließbare Flaſchen, am beſten Patentflaſchen. Dieſelben legt man in einen Raum von mindeſtens 12° Wärme und ſchüttelt ſie etwa alle 2 Stunden tüchtig um. Nach 24 Stunden iſt das Getränk fertig und wird je nach Bedürfnis in kleineren oder größeren Portionen an einem Tage genoſſen. Durch den Zuſatz von Buttermilch und Zucker gerät die Milch in Gärung und entwickeln ſich dieſelben Beſtandteile wie bei dem echten Kefyr; auch an Geſchmack und Wirkung ſteht dieſes Getränk dem echten Kefyr in keiner Weiſe nach. **Praktiſche Hausfrau.**

## Verſchiedene Begleitverſe für Photographieen.

1.

Es iſt das Herz ein Buch mit ſieben Siegeln
Der bunten Menge, die uns fremd und kalt;
Nur Freundes Hand vermag es zu entriegeln,
Allmächtig iſt der Sympathie Gewalt,
Und nur die Liebe ſieht es treu ſich ſpiegeln
In jeder Miene, jeden Zugs Geſtalt.

2.

Daß ich im Herzen dein hätt' einen Platz,
Haſt du mir oft wohl geſagt, mein Schatz,
Aber wie willſt du's beweiſen?
Merk' ich, ob ſich mein Plätzchen verengt,
Ob ſich darein ein Anderer drängt,
Um es mir ganz zu entreißen?

3.

Haſt du mich treu und herzlich lieb,
Mir ein ſicheres Plätzchen gieb,
Sichtbar, in deiner Nähe!
Wirklich kann ich nicht bei dir ſein,
Bildlich ſtell' ich mich bei dir ein,
Daß ich dich immer ſehe. **A. E.**

## Für die Küche.

Pfitzauf. ½ Liter Mehl, 1 Eßlöffel Zucker, 1 Priſe Salz, 6 Eier werden mit ſtark ½ Liter Milch zu einem glatten Teig gerührt. Dann werden 12—15 kleine irdene Mödel reichlich mit Butter beſtrichen, mit der Maſſe halbvoll gefüllt und in guter Hitze gebacken.

Heidelbeeren dazu. Reingeleſene und gewaſchene Heidelbeeren werden mit wenig Waſſer, einem großen Stück Zucker und einem Stück Zitronen- oder Orangenſchale weich gekocht. Dann verrührt man in einem halben Glas Wein 2 Eßlöffel voll Arrowrootmehl, gießt es an die Beeren und läßt ſie noch einige Male aufkochen. **F. R.**

Erdbeerauflauf. 300 gr Zucker werden mit 15 Eigelb und der feingewiegten Schale einer Zitrone zu einer ſchönen Maſſe gerührt. 1 Liter reine Erdbeeren werden zerdrückt, 2 Eßlöffel voll Mehl und der Schnee von 15 Eiweiß mit obiger Maſſe vermengt, in eine mit Butter beſtrichene Form gefüllt und gebacken. **F. R.**

Eine praktiſche und mehrfach erprobte Verwertung des grünen Salates möchte ich den lieben Mitleſerinnen mitteilen. Dazu eignet ſich der Schnitt- ſowohl als auch der Kopfſalat und zwar, wenn er zu treiben anfängt und als grüner Salat ſomit nicht mehr zu eſſen iſt. Ich laſſe den Salat von den Strünken befreien, recht oft in viel und klarem Waſſer waſchen, koche ihn in leichten Salzwaſſer ab und blanchiere ihn wie den Spinat. Sodann wird er recht gut ausgedrückt und fein gehackt. Durch etwas beigefügten Sauerampfer gewinnt dies Gemüſe einen noch pikanteren, kräftigeren Geſchmack. Ein wenig Mehl wird nun in Butter geſchwitzt, mit etwas Waſſer oder Bouillon aufgefüllt, ein wenig Pfeffer und das noch fehlende Salz hinzugethan, hiernach kocht man den gehackten Salat und alles ordentlich durch. Vor dem Anrichten ziehe ich das Ganze mit Eigelb ab. Spiegeleier, Würſtchen oder gebratenes Fleiſch ſchmecken ſehr gut dazu. Da alles grüne Gemüſe geſundheitlich ſo ſehr empfohlen wird, hoffe ich, daß manch ſparſame Hausfrau das Gericht probieren möge. **M. H.**

Gefüllte Kohlrabi. Ein ganz ausgezeichnetes und feines Gericht als hors d'oeuvre ſind die gefüllten Kohlrabis. — Schöne zarte Köpfe werden geſchält, mit einem Löffel ausgehöhlt und in Salzwaſſer nur ganz kurze Zeit abgekocht. In der Zeit macht man eine gute Fleiſchfarce zurecht, füllt ſie in die Köpfe, ſchließt ſie mit dem vorher abgeſchnittenen Deckel und bringt ſie mit reichlich Butter und gut zugedeckt in einem irdenen Kaſſerol auf das Feuer. Nach und nach gießt man ein wenig Bouillon hinzu und fügt der Sauce einige Champignons bei und etwas gehackte Peterſilie.

## Auskunft.

Auf die Frage 138 kann ich der geehrten Daheimleſerin zwei Sommerfriſchen empfehlen. Im Rheinland Marienheide, Regierungsbezirk Köln, Kreis Gummersbach. In Weſtfalen Oberkirchen, am Fuße des Aſtenberges im Lennethal. Beide Orte reizend gelegen, die Penſion nicht zu teuer. Außerdem giebt das Buch „Bäder und Sommerfriſchen Weſtfalens“ von Dr. Kneebuſch in Dormund umfaſſende Auskunft.

**Eine Naturfreundin.**

## Fragen.

156) Bildet der Johanniterorden oder ein anderer Verein Kranken-Pflegerinnen in ſechsmonatlichen Kurſen aus? Wo könnte ich Näheres hierüber erfahren? Leider kommt es mir ſehr darauf an, einen nicht zu langen und womöglich koſtenfreien Unterricht zu wählen. Ich bitte recht herzlich, mir einige Ratſchläge zu erteilen? **M. W.**

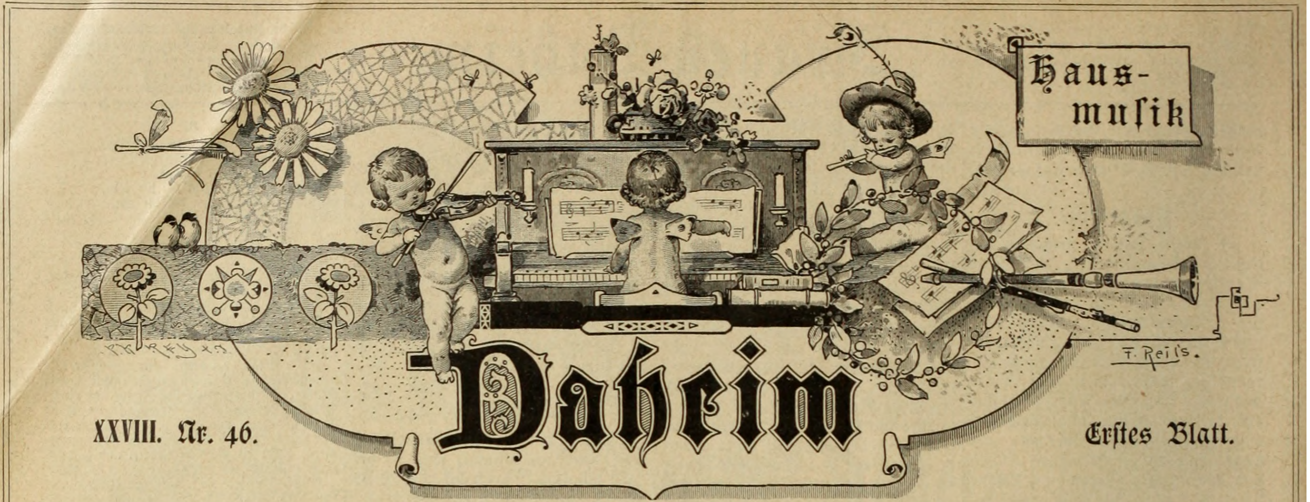
157) Weiß eine freundliche Leſerin des Daheim ein Rezept eines guten, ſchnelltrocknenden Fußbodenlacks, zum Selbſtherſtellen und Selbſtanſtreichen der Fußböden. Für Auskunft wäre dankbar

**Süddeutſche Hausfrau.**

158) Wo kauft man die Stempel (Inſtrumente) zum Herſtellen der Blätter bei der Papierblumenarbeit? Und wie ſtellt ſich der Preis eines einzelnen, z. B. für Edelweiß oder Nelken? Für gütige, baldige Auskunft beſtens dankend **Alte Abonnentin.**

## Redaktionspoſt.

**L. M. in D.** Wir empfehlen Ihnen das Buch: „Pflege und Erziehung der Kinder in den erſten Lebensjahren.“ Von Sanitätsrat Dr. Hoeber. Homburg v. d. Höhe, Fritz Schick's Buchhandlung.



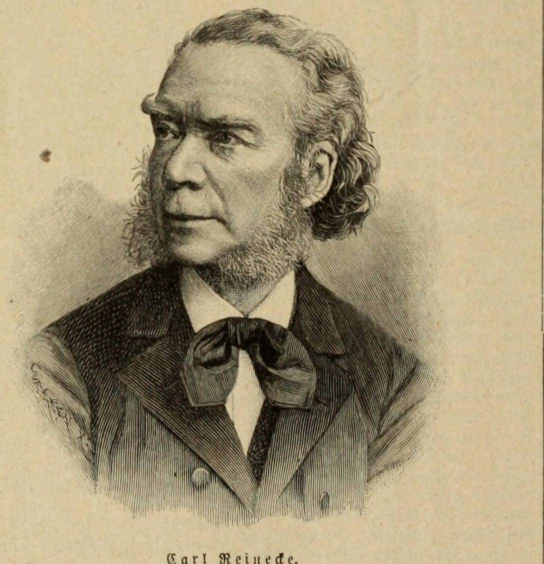
Daheim

XXVIII. Nr. 46.

Erſtes Blatt.

## Carl Reinecke.

Seit den Zeiten Mendelsſohns und Schumanns hat wohl kein neuerer Komponiſt in ſo reicher Fülle die Schätze des muſikaliſchen Hauſes vermehrt, wie Carl Reinecke. Seine Sonatinen, ſeine ungemein graziöſen, feinſinnigen Kinderſtücke ſind Perlen ihrer Art. Es ſind Miniaturen von entzückender Feinheit, von glänzendem Schliff, wie ſie nur die Hand eines Meiſters zu geſtalten vermochte. Carl Reinecke — der vollſtändige Name lautet Carl Heinrich Carſten, hinter den letzten beiden Namen pflegt ſich Reinecke zu verbergen, wenn er als Dichter auftritt, wie er das in einzelnen ſeiner großen Chorwerke gethan — Carl Reinecke wurde geboren am 23. Juni 1824 zu Altona. Sein Vater, ein ausgezeichneter Klavierpädagoge und ein Mann von vielen Graden, nahm die muſikaliſche Erziehung des Kleinen ſelbſt in die Hand und zwar mit ſolchem Erfolge, daß dieſer ſchon 1843 die jugendlichen Schwingen zum erſtenmale ausbreiten und auf einer Konzertreiſe nach Dänemark und Schweden ſich die erſten pianiſtiſchen Lorbeeren verdienen konnte. In den nächſten Jahren finden wir Carl Reinecke, nach einem kurzen Aufenthalte in Leipzig, in verſchiedenen Städten Norddeutſchlands, dann als Hofpianiſten am Hofe des Königs Chriſtian VIII. von Dänemark, ſpäter in Paris und endlich in Köln, wo der gefeierte Klavierſpieler 1851 am Konſervatorium eine Lehrerſtelle angenommen und damit dem an Aufregungen und Triumphen reichen Wanderleben des nomadiſierenden Virtuoſen endgültig entſagt hatte. Dieſe Lehrerſtelle vertauſchte Reinecke bald darauf mit der einflußreichen eines ſtädtiſchen Muſikdirektors in Barmen (1854). Aber auch hier war ſeines Bleibens nicht allzulange, denn 1859 ſehen wir Reinecke in Breslau als akademiſchen Muſikdirektor, und ſchon im nächſten Jahre taucht er in Leipzig als Lehrer an dem aufblühenden Konſervatorium der Muſik und dann als Kapellmeiſter der berühmten Gewandhauskonzerte auf. Leipzig iſt die letzte Station des Künſtlers; der muſikaliſchen Metropole Deutſchlands blieb Reinecke treu bis auf den heutigen Tag, in einer höchſt einflußreichen Stellung im Muſikleben dieſer Stadt, eine vielſeitig fruchtbringende Thätigkeit als Lehrer, Komponiſt, Pianiſt und Dirigent entfaltend und mit äußeren Ehrungen — er iſt Ehrendoktor der Univerſität, wurde zum Profeſſor ernannt und beſitzt eine Reihe Orden — überſchüttet. Reinecke hat eine außerordentlich große Anzahl Kompoſitionen der verſchiedenſten Art veröffentlicht; darunter die ſchöne und wertvolle große Oper „König Manfred,“ deren zartempfundene Zwiſchenaktsmuſik ungewöhnliche Volkstümlichkeit erlangte; ihr folgten die komiſchen Opern: „Der vierjährige Poſten,“ — „Auf hohen Befehl“ (1886) und 1892 „Der Gouverneur von Tours.“ Ein Oratorium „Belſazar,“ mehrere Symphonien, die prächtige, an dramatiſchem Leben und glänzenden Tonmalereien reiche Cantate „Hacon Jarl,“ dann die glänzenden Konzertarien: „Mirjams Siegesgeſang“ (Sopran), „Das Hindumädchen“ (Alt), und „Almanſor“ (Baryton), ſowie die Chorwerke „Die Flucht nach Ägypten“ und die feinabgetönten „Sommerbilder,“ dann endlich die überaus poetiſchen und zartgeſtalteten Märchendichtungen: „Schneewittchen“ — „Aſchenbrödel“ — „Dornröschen“ und „Die wilden Schwäne“ bezeichnen die Höhenpunkte ſeines Schaffens. Namentlich in den letztgenannten Märchendichtungen offenbart ſich die Eigenart des Künſtlers, ſeine feine poetiſche Auffaſſung, die faſt weibliche Grazie ſeines duftigen Talentes in entzückender Unmittelbarkeit. Was Reinecke in dieſem Genre geleiſtet, ſtellt ſich den beſten Arbeiten ſeiner Vorgänger auf dieſem Gebiete, Mendelsſohnſcher Elfenromantik und Schumannſcher Schwärmerei, völlig ebenbürtig an die Seite. Auch auf die meiſterhaften Canons für drei Frauenſtimmen (op. 100 und op. 156) wäre hier hinzuweiſen. Von ſeinen Konzertouverturen hat die „Friedensfeier-Ouverture,“ dank ihrer bedeutenden Melodik und ihres kühnen polyphonen Aufbaus, einen feſten Platz in den Konzertſälen ſich errungen. Die Konzertlitteratur bereicherte Reinecke mit mehreren Klavierkonzerten — unter ihnen das gehaltvolle Cdur- und das oft geſpielte dankbare Fismoll-Konzert — ferner mit Konzerten für Violine, Violoncello und Harfe. Zahlreiche Werke für Kammermuſik und eine große Anzahl Klavierkompoſitionen verdanken wir dem ſelten elaſtiſchen und müheloſen Schaffen des berühmten Mannes, der ſich in allen dieſen Werken als eine ungemein muſikaliſche und zartbeſaitete, die Technik völlig beherrſchende Künſtlernatur offenbart; Reinecke lebt und webt in der weichen und linden Atmoſphäre Schumanns und Mendelsſohns, Männer, mit denen er ja auch in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand und lebhafteſten Gedankenaustauſch pflegte. Als Pianiſt iſt Reinecke ein ſcharf umriſſener Charakterkopf. Als Mozartſpieler und Begleiter ſteht er ohne jeden Rivalen da. Die Eigenart ſeines Klavierſpiels iſt kriſtallene Klarheit, höchſte Reinheit im Paſſagenſpiel und ein wunderbarer, blühender und lebenswarmer Anſchlag. Als Begleiter genießt Reinecke den Ruhm unübertroffener Künſtlerſchaft: aus jedem Akkorde quillt unter ſeinen Fingern Poeſie und Schönheit hervor, und es bleibt ein Genuß, ſelbſt einen mittelmäßigen Sänger zu hören, wenn er nur von Reinecke begleitet wird. Als Dirigent zeichnet der Meiſter ſich durch ruhige Beherrſchung des Stoffes und durch Feinfühligkeit aus, namentlich dort, wo durch die aufzuführenden Werke ſein eigenes Innenleben ſympathiſch berührt wird.


Carl Reinecke.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Georg Brokeſch in Leipzig.

## Etwas von Mozart.

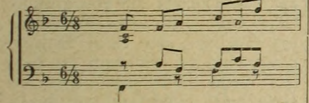
Ein Geſetz, das uns übrigens ganz ſelbſtverſtändlich erſcheint, beſagt, daß, wenn Bewegung dargeſtellt werden ſoll, dies durch eine lebhafte Bewegung der Töne geſchieht. So gibt z. B. Mendelsſohn in der 1. Gegenſtrophe des 3. Chors in „Ödipus in Kolonos“ der Begleitung eine eigentümliche Bewegung, weil auszudrücken iſt: „Nimmer verſiegen hier ſchlummerloſe Gewäſſer, die vom Strome Kephiſſus herirren u. ſ. w.,“ und er braucht die Begleitung der ganzen Gegenſtrophe dazu, um dies genügend und erſchöpfend auszudrücken. Ebenſo in der 1. Gegenſtrophe des 2. Chors in „Antigone,“ wo er zu komponieren hat: „Flüchtiger Vögel leichte Schar und wildſchwärmendes Volk im Wald;“ oder wenn er melodramatiſch die wunderbare Stelle im 4. Chor der Antigone komponiert: „Ich hörte, wie Tantalos Tochter, jene Phrygierin, jammervoll einſt auf Sipylos Höh’n erſtarrt. Gleich des Epheu’s ſchlingendem Grün rankt um ſie der ſproſſende Fels; raſtlos zehrt der Regen an ihr, lautet die Sage“ — wo bei der Stelle „raſtlos zehrt der Regen an ihr“ die Flöten das ſtete Antropfen des Regens wiedergeben, was, weil die $1\frac{1}{2}$ Takte nicht ge-

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

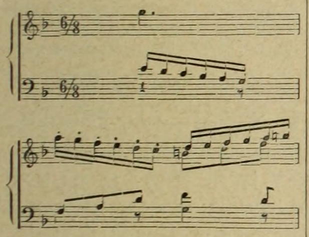
# Hausmuſik.

nügen, um das „ſtete“ darzuſtellen, noch die drei folgenden Takte fortgeſetzt wird.

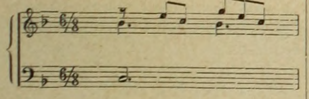
Im Gegenſatz dazu mutet es ganz eigen an, zeigt aber auch die wunderbare, einzige Art des gottbegnadeten Künſtlers, wenn Mozart, um die Ruhe und Stille der Natur, wenn der Abend und die Nacht gekommen iſt, darzuſtellen, Bewegung der Töne verwendet. So in der Arie der Suſanne in Figaros Hochzeit: „O ſäume länger nicht.“ Suſanne hat das Recitativ geſchloſſen mit: „Komm doch, mein Trauter! Stille der Nacht beſchützt uns“ und ſingt in der Arie: „Ruh' und Friede herrſchen auf den Fluren e il mondo tace.“ Dieſe die ſchweigende, ſtille Ruhe der Natur malende Stelle leitet Mozart ein mit Bewegung in der Begleitung:



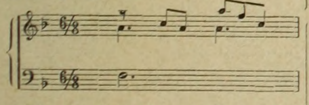
und endet mit Bewegung:



Noch mehr tritt das hervor in dem Wiegenlied: „Schlafe, mein Prinzchen, ſchlaf ein,“ einem entzückenden, ſüßen, echt Mozartſchen Liede. Unbeſchreiblich ſchön malt Mozart hier das Einſchlafen draußen in der Natur mit Bewegung der Töne. „Garten und Wieſe verſtummt“ — hier folgt in der Begleitung:



und „auch nicht ein Bienchen mehr ſummt,“ und hier ſteht in der Begleitung:



Mozart hat die „Stille“ durch „Bewegung“ gemalt und er hat es unnachahmlich ſchön und vollendet fertig gebracht.*) **H. G.**

## Bücherſchau.

**Thematiſcher Leitfaden** durch die Muſik zu Richard Wagners „Parſifal.“ Von **Hans v. Wolzogen**. 9. Auflage, Leipzig, F. Reinboth, Preis 2 Mrk. Bei dem außerordentlichen Intereſſe, das die Gebildeten aller Nationen den Bayreuther Feſtſpielaufführungen entgegenbringen, haben alle jene von den Kunſtpilgern, welche die Notwendigkeit empfanden, ſich über Inhalt, Aufbau und thematiſche Konſtruktion der ſehr ſchwierigen Parſifalmuſik zu belehren, vergeblich aus dem Klavierauszug dieſe Belehrung ſich zu holen verſucht. Wie man aus dem Klavierauszug der 9ten Symphonie dieſe nicht verſtehen lernen kann — und die bloße Anſchauung der toten Buchſtaben vermag nur in den allermuſikaliſcheſten Köpfen das in Hieroglyphen verhüllte Werk zum lebendigen Klingen zu bringen, für die Mehrzahl der Menſchen iſt und bleibt eben die wirkliche Aufführung der einzige Weg, um ein Kunſtwerk in allen ſeinen Höhen und Tiefen zu ergründen — ſo kann man auch aus dem Klavierauszug des Parſifal kaum mehr als eine oberflächliche, an ein paar Motive gebannte Kenntnis dieſes tiefſinnigen und erhabenen Werkes ſchöpfen. Die inneren Beziehungen der Themen zu einander, ihre Bedeutung im Gange des Drama und die reiche Polyphonie des Wagnerſchen Orcheſterſtils laſſen ſich nicht mit einem flüchtigen Blick in den Klavierauszug erkennen. Wer ſich von dem Organismus der Parſifalmuſik ein Bild ſchaffen will, der muß in ernſtem Studium in ihren Inhalt ſich zu verſenken ſuchen. Weſentlich unterſtützt wird dieſes Streben nach Verſtändnis durch den vorliegenden thematiſchen Leitfaden, der nicht nur über alle Themen und Motive und ihre Bedeutung für den Fortgang der Handlung, ſondern auch über die Parſifalſage ſelbſt und ihre Symbolik erſchöpfende Aufſchlüſſe gibt, jedenfalls aber in hohem Maße anregend wirkt. — Als eine weitere bemerkenswerte Erſcheinung der Wagnerlitteratur ſtellt ſich dar: „**Die Bühnenfeſtſpiele in Bayreuth**,“ ein authentiſcher Beitrag zur Geſchichte ihrer Entſtehung und Entwickelung von **Karl Heckel**. (Leipzig, Verlag von E. W. Fritzſch, Preis 1,50 Mark.) Eine intereſſante, friſche und lebendige Darſtellung jenes, in der geſamten Kunſtgeſchichte unerhörten Rieſenunternehmens, das die Thatkraft und der Idealismus eines deutſchen Künſtlers einem glücklichen Ende zuführte. Die Schrift wird allen Wagnerfreunden eine in hohem Maße willkommene Feſtgabe ſein.

## Flötenſtücke.

Mehr und mehr wird die Pflege und Übung der Blasinſtrumente im häuslichen Kreiſe vernachläſſigt. Und das iſt jammerſchade. Zugegeben, daß das Studium dieſer Inſtrumente ein ziemlich langwieriges iſt, (nicht ſo ſehr der techniſchen Behandlung, ſondern der Schwierigkeiten wegen, welche die Erzeugung eines ſchönen, geſangvollen Tones zu überwinden vorausſetzt) und daß ihr Mangel an Harmonie dem Klaviere die unbedingte Alleinherrſchaft ſichert, ſo bereitet doch das Studium eines Blasinſtrumentes, etwa der Flöte, der Oboe, der Klarinette oder des Horns, dem Muſikfreunde eine Fülle eigenartigen und reizvollſten Genuſſes. Eine ganze Anzahl hervorragender Kunſtwerke der kammermuſikaliſchen Litteratur bedingt die Mitwirkung eines oder des andern dieſer farbenreichen, überaus poetiſchen Inſtrumente, und wahrhaft bedauern muß man es, daß die Flöte, die noch im vorigen Jahrhundert ſo vieler eifriger Freunde — unter ihnen der königliche Friedrich der Große — und einer weit ausgebreiteten, in allen Geſellſchaftsklaſſen heimiſchen Pflege ſich erfreute, ganz und gar ins Hintertreffen geraten iſt. Trotzdem friſtet ſie neben dem allmächtigen Klaviere im Schoße der Familie hie und da noch ein allerdings nur beſcheidenes Daſein. Eine Sammlung ſchöner und gehaltvoller, nicht allzuſchwieriger Flötenſtücke hat der ausgezeichnete Flötenvirtuos W. **Barge** im Verlage von R. Forberg in Leipzig herausgegeben, darunter wahre Perlen der muſikaliſchen Litteratur. Die Bearbeitungen ſind ſehr geſchmackvoll, vermeiden die höchſten und die tiefſten, ſchwierig zu intonierende Töne und verzichten auf virtuoſe Effekte ganz und gar. Das wundervolle Andante von Buononcini, die friſche Gigue von Händel (beide Stücke koſten 1 Mk.), eine Arietta von Paradies und ein ſehr ſchönes Andantino von Pergoleſe (beides zuſammen 1 Mk.) werden jedes fühlende Herz entzücken. Die Stücke ſind mit leichter Klavierbegleitung erſchienen und — was im Intereſſe ihrer Verbreitung bemerkt zu werden verdient — ſie laſſen ſich auch ohne weiteres auf der **Violine** ausführen. Ihren eigentlichen Klangzauber werden ſie freilich nur entfalten, wenn die Flöte als melodieführendes Inſtrument auftritt.

## Aus dem Tonleben.

Als **Gluck** einſt mit ſeiner Familie und einigen Freunden — unter ihnen der Maler von Mannlich, dem wir dankenswerte Aufzeichnungen über den berühmten Komponiſten verdanken — einen Ausflug in den Park von St. Cloud machte, erzählte er der Geſellſchaft, die ſich, unter einen Baum gelagert, dem Genuſſe edlen Rheinweins hingab, von den vierzehn glücklichen Tagen ſeines Lebens, in denen es ihm vergönnt war, ein einfaches, unabhängiges und ungebundenes Leben zu führen. Mein Vater — ſo erzählte Gluck — war Fiſch- und Forſtmeiſter in einem Dorfe in Böhmen. In dieſem Lande iſt jedermann muſikaliſch; man lehrt Muſik in der Schule, und in den kleinſten Dörfern verſtehen die Bauern zu ſingen und ſpielen verſchiedene Inſtrumente während des Hochamts in den Kirchen. Für dieſe Kunſt begeiſtert, wie ich war, machte ich raſche Fortſchritte. Ich lernte mehrere Inſtrumente ſpielen, und der Schullehrer, der mich vor den anderen Schülern auszeichnete, gab mir in den Mußeſtunden Unterricht. Ich dachte und träumte von nichts als von Muſik. Der Forſt wurde ganz vernachläſſigt. Das war aber nicht nach dem Sinne meines Vaters. Er verdoppelte meine Arbeit und forderte pünktliche Verrichtung. Da ich unter Tags nicht mehr üben konnte, wollte ich die Nächte dazu verwenden. Dadurch wurde aber der Schlaf des Vaters und der Hausgenoſſen geſtört, und meine Inſtrumente wurden deshalb eingeſperrt. Ich konnte jedoch meine Neigung für Muſik nicht unterdrücken, nahm deshalb meine Zuflucht zur **Maultrommel** und gewann bald große Fertigkeit auf dieſem Inſtrumente. Endlich überwältigte mich das Verlangen, mich ganz meiner Neigung hinzugeben, und ich beſchwor meinen Vater, er möge mich nach Wien ſchicken und dort Muſik ſtudieren laſſen. Er blieb aber unbeugſam und brachte mich förmlich zur Verzweiflung. Eines Tages verließ ich das väterliche Haus; nur blutwenig Geld klimperte in meiner Taſche. Weil ich das wenige Geld, das ich bei mir hatte, ſchonen wollte, ſo näherte ich mich, als ich Hunger bekam, einem Bauernhofe, wo die Familie gerade bei Tiſche ſaß, zog meine Maultrommel aus dem Sack und ſpielte ein paar Weiſen auf. Da ſie ſahen, daß ich ordentlich gekleidet war, ließen ſie mich eintreten und wieſen mir einen Platz am Tiſche an. Bei Anbruch der Nacht kam ich in ein anderes Dorf. Hier verſchaffte mir meine Maultrommel Eier, Brot und Käſe; man reichte mir alles durch die Fenſter der Häuſer, vor denen ich mich hören ließ. Bei dem letzten Häuschen bat ich um Aufnahme, und man gewährte ſie mir gern. Es gab ein gutes Abendeſſen, wozu ich meine Eier, Brot und Käſe gab, und meine Wirtin behandelte mich wie ein Kind des Hauſes, ſo ſehr hatten mich meine Maultrommel und meine Lieder in ihrer Gunſt befeſtigt. So kam ich Dank meines leicht tragbaren Inſtrumentes und meiner Stimme, überall wohin ich mich wandte einer freundlichen Aufnahme ſicher, heiter und ſorglos bis zur Hauptſtadt. An Sonn- und Feiertagen ſpielte ich in den Dorfkirchen bald dieſes, bald jenes Inſtrument. Ich galt für einen Virtuoſen, und die Pfarrer nahmen mich auf, gewährten mir gaſtliches Obdach und behielten mich öfter mehrere Tage in ihren Häuſern. Den ganzen Tag muſizierend, gut behandelt, frei und unabhängig, war ich der glücklichſte Knabe. Als ich vor Wien ankam, gab mir der letzte Dorfpfarrer, dem ich mich halb und halb anvertraut hatte, einen Brief an einen Freund in der Hauptſtadt mit. In Wien ſtellte ich mich dieſem Manne vertrauensvoll vor; er intereſſierte ſich für mich und ſchrieb an meinen Vater. Endlich gab dieſer ſeine Einwilligung und unterſtützte mich fortan. Wenn ich nun einerſeits zwar der Unabhängigkeit und der Freuden eines ſorgloſen Vagabundentums verluſtig ging, ſo konnte ich andererſeits Muſik treiben und komponieren von früh bis ſpät. So wurde ich, was ich heute bin, aber allezeit wünſchte ich mir die vierzehn Tage zurück, die ich frei und ungebunden, nur in Begleitung meiner hilfreichen Maultrommel verlebte.

**Die Trillerfuge.** Der Komponiſt dieſer Fuge, **Porpora**, lebte in Wien am Hofe Karls VI. Der Kaiſer liebte ſeine Kompoſitionen ſehr; nur die vielen Arabesken, Triller, Mordente und Koloraturen, mit denen Porpora ſeine Muſik verſchnörkelte und garnierte, wollten dem Kaiſer nicht behagen. Als Porpora dieſe Abneigung des Kaiſers merkte, beſchloß er in luſtiger Selbſtverſpottung, ſich und ſeiner Stilmanier die Gunſt des Monarchen zurückzugewinnen. Porpora erhielt den Auftrag, ein Oratorium zu komponieren. Als der Kaiſer der Generalprobe beiwohnte, war er nicht wenig erſtaunt, von den abſcheulichen Trillern, Mordenten und Schnörkeln auch nicht eine Spur zu finden. Da kam die Schlußfuge. Und nun zügelte Porpora ſeinen Humor nicht länger: nicht weniger als vier getrillerte Noten bildeten das Thema. Man denke ſich nun eine Fuge, in der es in allen Stimmen trillert, oben in den Mittelſtimmen, unten im Baſſe; die ganze Fuge war nur ein einziger fürchterlicher Triller. Der Kaiſer ſoll ein homeriſches Gelächter angeſtimmt haben.

## Zur Sedan-Feier.

Das Bedürfnis, die in allen Gauen Deutſchlands feſtlich begangene Erinnerung an den großen Tag von Sedan in patriotiſchen Geſängen zu feiern, hat eine eigenartige Litteratur hervorgebracht, deren einzelne Erſcheinungen allerdings einen mehr ephemeren Charakter an ſich tragen. Nur zu häufig ſieht man ſich dieſer Produktion gegenüber gezwungen, den guten Willen für die gute That ſelbſt zu nehmen. Weit emporragend über den bloß guten Willen zur guten That ſtellt ſich Guſtav **Schapers** patriotiſcher Geſang „Der Kaiſeraar“ dar. Das ſchwungvolle Lied, für gemiſchten Chor mit Begleitung des Pianoforte oder für dreiſtimmigen Schulchor komponiert und im Verlage von Heinrichshofen in Magdeburg erſchienen, greift, ohne die Natürlichkeit und Gradheit des Ausdrucks einzubüßen, in der kunſtvolleren Führung der Stimmen in das Gebiet des Kunſtgeſanges hinüber. Als Volkslied können wir die Kompoſition nicht gelten laſſen. Aber von einem einigermaßen geſchulten und ſtarckbeſetztem Chore vorgetragen, wird ſie gewiß von bedeutender Wirkung ſein. Zumal die Schlußtakte mit der aufſteigenden melodiſchen Linie ſind ein ſehr glücklicher Griff. Unſere Schulleiter ſeien auf das Lied beſonders aufmerkſam gemacht. (Preis: Partitur 80 Pf., jede Stimme 15 Pf.)

## Vermiſchtes.

Über die Entſtehung der allbekannten Oper „Martha“ berichtet die Witwe **Flotows** in der von ihr herausgegebenen Biographie des Komponiſten: „Flotow komponierte 1843 für die Pariſer große Oper den erſten Akt eines dreiaktigen Ballets: „Lady Harriette ou la servante de Greenwich.“ Das Ballet war außer Flotow noch zwei anderen Komponiſten übergeben worden: Robert Burgmüller und Eduard Deldevez waren die Komponiſten der anderen beiden Akte. Es mußte ſehr raſch fertig werden, weil die Sache drängte und die mehr ehrgeizige und eitle als begabte Tänzerin Adele Dumilâtre, die Trägerin der Hauptpartie, reich genug war, die 100,000 Franks, welche die Ausſtattung des Werkes koſtete, dem Theaterdirektor erſetzen zu laſſen. Nachhaltigen Erfolg hatte die choreographiſche Flickarbeit nicht gehabt; Flotow aber faßte lebhaftes Intereſſe für den Stoff, der einem Vaudeville „La Comtesse d'Egmont“ entnommen war, ließ ihn durch W. Friedrich zu einem Opernbuch umarbeiten, und am 25. November 1847 erfolgte im Hofoperntheater zu Wien unter großem Beifall die erſte Aufführung der „Martha.“ Es iſt bekannt, daß ſeitdem die Oper zu ganz außerordentlicher Volkstümlichkeit gelangt iſt und ſich, dank ihrer Friſche und ihrem Melodienreichtum, dauernd auf dem Spielplan des modernen Operntheaters erhalten hat.

---

*) Wir hoffen, auf das intereſſante Thema in anderem Zuſammenhange noch einmal zurückzukommen. Unſere Leſer bitten wir, das vorſtehend Geſagte mit dem Inhalt der erſten „Muſikäſthetiſchen Plauderei“ (Hausmuſik Nr. 14) in Beziehung ſetzen zu wollen. D. Red.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wir müſſen wandern, wandern, —
Doch tröſtlich winkt die Raſt;

Sanft nimmt ein Tag dem andern
Aus ſeiner Hand die Laſt.

## Anmutlos.

Die Anmut des Geiſtes iſt, wie die des Körpers, eine Gabe, die dem Beſitzer in die Wiege gelegt wird. Aber wie die Anmut des Körpers zurückgehalten wird durch verkümmernde Einflüſſe von Umgebung und Beſchäftigung und erſt in angemeſſener, freier Bewegung zu voller Entwickelung gelangt, ſo bedarf auch die Anmut des Geiſtes ihrer eigenen Atmoſphäre zum Gedeihen. Manchmal ſchläft ſie in Dornen und wartet nur auf das erweckende Wort, das ihr das feindliche Geſtrüpp in Roſen verwandelt.

Die Anmut iſt ſchwer zu beſchreiben, viele Worte verſcheuchen ſie. Sie iſt fühlbar und ſichtbar, doch nicht greifbar. Ihr Gegenteil hält uns länger Stand, darüber läßt ſich leichter reden.

Frau M. iſt in einer Geſellſchaft. Die Gaſtgeber haben ihren Gäſten alle Annehmlichkeiten geboten, die der gute Geſchmack und entſprechende Mittel ihnen zur Verfügung ſtellen. Sie ſind unter dem angenehmen Eindruck, daß alle Anweſenden die wohlige Behaglichkeit teilen, die ſie ſelbſt empfinden. Da kommt Frau M. durch den Saal auf die Hausfrau zu. „Meine gnädige Frau," ſagt ſie mit erhobener Stimme, „warum haben Sie aber ſo viele Umſtände gemacht?"

Die Hausfrau ſuchte durch einige Redensarten die Aufmerkſamkeit von der ungeſchickten Anmaßung ihres Gaſtes abzuziehen, aber ſie ſelbſt war in ihrer ſchönen Stimmung geſtört. —

Eine ältere Dame erwiderte die Begrüßung einer jüngeren, die zu ihr eintrat. Freundlich erhob ſie ſich und bot ihr die Hand. Da wurde ſie unangenehm überraſcht durch die Worte der jungen Dame: „Bitte, behalten Sie doch Platz!" „Mit Ihrer Erlaubnis!" kam es etwas ironiſch von den feinen Lippen der Älteren. —

Fr. B. war aus kleinbürgerlichen Verhältniſſen in die Geſellſchaft gekommen und ſuchte ſich ſchnell in die ungewohnten Gebräuche zu finden. Es gelang ihr bei ihren natürlich guten Anlagen ohne Schwierigkeiten.

Man erinnerte ſich kaum noch, daß die liebenswürdige Geſellſchafterin ſich je in anderen Kreiſen bewegt hatte. Nur zweierlei Gewohnheiten gab es, für deren Ungehörigkeit ſich ihr Verſtändnis hartnäckig zu verſchließen ſchien.

Die erſte war, daß ſie ſich beim Eintritt in eine Geſellſchaft mit einer Förmlichkeit verneigte, die außerhalb von Hofkreiſen etwas lächerlich Übertriebenes hatte und zu der ſonſtigen Einfachheit und Natürlichkeit der Dame in wunderlichem Gegenſatze ſtand. Zweitens ließ ſie niemand in ihrer Nähe ein Nieſen ungerügt hingehen. Ein „Zur Geſundheit!" war ihm ſicher und zwar eins, das in aufrichtiger Herzlichkeit weithin hörbar ausgeſprochen wurde.

In einem vergnüglichen Beiſammenſein, bei dem Frau B. fehlte, wurden zwei Damen durch das Los erwählt, die Abweſende von den beiden geſellſchaftlichen Fehlern zu heilen.

Die Retterin von dem Komplimentsvergehn, Frau F., kam zuerſt zu Frau B. Nachdem ſie lange im Geſpräche ihre Aufgabe umgangen hatte, wie die Katze den heißen Brei, und Frau B., bereits in der Ahnung, daß etwas für ſie braute, in nervöſer Spannung neben ihr ſaß, begann ſie mit der Verſicherung, daß ſie eine von denen ſei, die Frau B. am innigſten verſtänden und den Vorteil ihrer Bekanntſchaft am meiſten zu ſchätzen wüßten. Ach, und den beſten Freundinnen fiel denn ja auch leider immer die ſchwerſte Aufgabe zu, die Aufgabe die Wahrheit zu ſagen! Aber ſie müßte ihr feſt verſprechen, es nicht übel zu nehmen, ſonſt ſagte ſie es auf keinen Fall. Wie? ſie wäre auf alles gefaßt nach dieſer Vorrede? Nein, nein — erſt verſprechen! Sie hätte zwar Frau B. viel zu lieb, als daß ſie das noch länger mit anſehn könnte! Aber wenn ſie irgend denken müßte, daß Frau B. ihr böſe ſein würde —! Und Frau F. könnte doch nichts dafür! Alſo: ſollte ſie ſprechen oder ſchweigen?

Natürlich ſprechen! Frau B. bat ängſtlich darum.

Da kam es endlich heraus, und die Angeklagte ſaß ſtumm da, von brennender Schamröte übergoſſen. Das konnte ſie nicht ſo ſchnell überwinden! Wenn ſie an den Augenblick dieſes Freundſchaftsbeweiſes der Frau F. dachte, fühlte ſie es immer von neuem heiß in die Wangen ſteigen.

Einige Tage darauf kam die andere Dame, die das Los beſtimmt hatte. Frau R. trat munter in das Zimmer und ſetzte ſich, heiter plaudernd, neben Frau B. Mitten in ihrer lebhaften Erzählung ſtockte ſie plötzlich und nieſte herzhaft.

„Zur Geſundheit!" rief es gewiſſenhaft neben ihr.

„Nein, wie reizend!" lachte Frau R., „und wie ſchade, daß man das nicht mehr ſagt, das hübſche, altmodiſche ‚Zur Geſundheit!' Sagen Sie es doch noch einmal, gerade ſo mit Ihrem lieben Ton! ‚Zur Geſundheit!' Ich kann es nicht ſo! Bitte, bitte!"

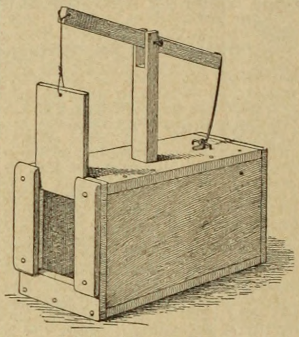
Das war eine Belehrung, und Frau B. merkte nur die Liebkoſung.

Was war das?

Das flüchtige Etwas, um das herum die Dornen ſich in Roſen verwandeln, die mit ihrer Schönheit das Herz erfreuen. **M. A.**

## Vogelſchutz.

Gar mancher Vogelfreund wird in dieſen ſchönen Sommermonaten mit Freude dem muntern Treiben ſeiner Lieblinge zugeſchaut haben. Beſonders intereſſant iſt es, die jungen Tiere im Neſte zu beobachten. Da gibt es nun keinen größeren Schmerz, als wenn man mit einemmale die Neſter zerſtört findet, und zwar von — unſern lieben Hauskatzen. Ich habe in früheren Jahren vergeblich mit Dornen und ſpitzen Nägeln gegen die Zerſtörer des Vogelglücks gearbeitet, bis ich mir eine Katzenfalle baute, deren Beſchreibung folgt. Man nagle ſich von $1\frac{1}{2}$—2 cm dickem Holze eine Kiſte zuſammen, 64 cm lang, 32 cm breit und 30 cm hoch. Die eine der beiden Schmalſeiten (30 : 32) verwandle man in eine Fallthür, die an beiden Seiten in Falzen läuft. Letztere ſtellt man leicht her, indem man innen und außen an dem Thürausſchnitt Bretter aufnagelt, die über den Rand hinausragen. Nun ſetzt man genau in die Mitte des oberen Brettes eine 44 cm hohe Latte, deren Durchmeſſer ca. 5 cm beträgt. Das obere Ende derſelben verſehe man mit einem $2\frac{1}{2}$ cm breiten und 8 cm tiefen Einſchnitte. Man befeſtige nun mittels einer Achſe (Nagel) einen Wagebalken in dieſem Einſchnitte, der nach der Thür zu 37 cm, nach hinten 33 cm lang iſt. Dann durchbohre man zwiſchen der Stütze und dem hinteren Ende der Falle 6 cm vom Rande entfernt das Brett, ſtecke durch die Öffnung einen 5 mm dicken Draht, der nach oben 35 cm, nach unten (in der Falle) 25 cm mißt. Biegt man nun das obere Ende des Drahtes 1 cm zum rechten Winkel um und läßt dieſen Haken das eine Ende des Wagebalkens faſſen, ſo braucht man nur die aufgezogene Fallthür mit dem andern nach oben gerichteten Ende des Wagebalkens durch Bindfaden zu verbinden, und man hat die beſte und einfachſte Katzenfalle. Als Köder befeſtigt man am untern Ende des Drahtes ein Säckchen mit Baldrian, ein Kraut, das die Katzen bekanntlich ſehr lieben. — Mit dieſer Falle habe ich in drei Jahren 100 Stück Katzen gefangen und beſeitigt, ſo daß ich jetzt nie mehr über vernichtete Neſter zu klagen habe. **N. A. Hile-Hohlis.**



## Handarbeit.

Arbeitsbeutel. Ein beſonders hübſcher und dabei außerordentlich praktiſcher Arbeitsbeutel iſt folgender: hübſch, inſofern man das Material dazu an Qualität und Farben elegant wählt, und praktiſch, weil er auch im Freien, Garten oder Balkon uns ſehr bequem zur Hand, d. h. am Arme hängend, alles zur Arbeit Nötige, zum Gebrauche leicht erreichbar, in ſich aufnimmt. Man ſchneidet ſich aus gemuſtertem Stoff zwei gleiche Teile 54 cm lang, an dem oberen, ſpäter als Schlinge zu benutzenden Teile 6 cm breit und erſt allmählich, dann in immer größerem Sprunge breiter verlaufend, unten im Durchmeſſer des abzurundenden Beutels 20 cm breit, füttert dieſe beiden Teile mit altgoldfarbigem Futterſtoff, näht ſie unten 20 cm hoch auf beiden Seiten ſauber zuſammen, ſo daß die Schlinge, welche nicht zuſammengenäht, ſondern mit Knopf und Knopfloch geſchloſſen wird, 34 cm lang iſt. Die Ausſchmückung dieſes Beutels bildet ein Bördchen kleiner, bunter, ſeidener Quäſtchen oder Pompons, welche man von einer Seite der Schlinge bis zur andern am Rande umſetzt, und eine graziöſe, volle Bandſchleife oben rechts an der Schlinge und eine ebenſolche unten links am Einſchnitt des Beutels, beide miteinander durch ein gewundenes Stück Band verbunden. Dieſe Art Arbeitsbeutel iſt bei den ſo praktiſchen und dabei doch dem guten Geſchmacke huldigenden Amerikanerinnen ſehr beliebt. **Dresdener Kind.**

## Toaſt beim Tauffeſte.

Ein Glas auf unſre kleine Hauptperſon,
Dem Jüngſten in des muntern Kreiſes Runde!
Schon ſtimmte jauchzend ſeines Kehlchens Ton
In die Geſpräche dieſer frohen Stunde.

Noch kam kein Wörtchen aus dem kleinen Mund,
Er ſchweigt, er hat uns heut noch nichts zu ſagen.
Erſt thut die Welt ſich ſeinen Äuglein kund,
Die ſchaun umher mit unbewußten Fragen.

Zu ihm ſpricht alles, alles drängt ihm zu!
Das iſt ein Saugen, Wiegen, Plantſchen, Schreien!
Bald Licht, bald Dunkelheit, — bald Lärm, bald Ruh,
Die kleine Seele kann ſich kaum befreien.

Nur Mut, mein Kind! Du findeſt ſchon heraus!
Wir helfen nach mit Kiſſen und mit Lätzchen!
Du zappelſt, ſtreckſt die kleinen Glieder aus,
Bald ſtehſt du feſt auf deinem Erdenplätzchen.

Und weiter dann mit Gott, mein Kind! Getroſt!
Wir haben dich in unſren Bund genommen!
Hurra! Wir trinken ſeinen erſten Toaſt!
Die Gläſer aus! Es ſoll ihm wohlbekommen!

## Für die Küche.

Transatlantiſche Speiſe. (Für die Salatzeit zu empfehlen.) Sechs Pfund Kartoffeln werden geſchält und in Salzwaſſer weich gekocht. Das Waſſer hebt man auf und die Kartoffeln drückt man durch eine Purree-Preſſe. So lange, wie die Kartoffeln kochen, läßt man eine gehäufte Untertaſſe voll feingeſchnittener Zwiebeln in einer Obertaſſe voll Fett ($\frac{1}{3}$ Schmalz, $\frac{1}{3}$ Rinderfett, $\frac{1}{3}$ Butter) langſam ganz gar ſchmoren, ſie dürfen aber nicht braun werden. Dann wird ein Pfund Corned-Beef ganz fein gewiegt und mit den gequetſchten Kartoffeln und Zwiebeln gemiſcht. Man gießt von dem Kartoffelwaſſer noch ſo viel zu, daß es ſich bequem rühren läßt. Das Ganze muß ein feiner, roſafarbiger Brei ſein und hat einen äußerſt angenehmen Geſchmack. Mit Salat und Eiern gegeben iſt es ein angenehmes Abendbrod in der Familie, welches ſelbſt alte Leute und Kinder gut vertragen. Bei großer Tafel iſt es ein paſſendes Zwiſchengericht. **H. Ehrlich.**

## Fragen.

159) Wie arbeite ich meinem halbjährig. Söhnchen eine Kopfbedeckung, paſſend zu dem in Nr. 24 des Frauen-Daheim beſchriebenen weißen Flanellkleidchen. Für gütigen Rat wäre ſehr dankbar

**Eine fleißige Daheimleſerin.**

160) Könnte mir eine der verehrten Daheimleſerinnen ein kleines Gedicht ſagen, paſſend bei Überſendung eines Küchenüberhandtuchs als Hochzeitsgeſchenk?

**Eine junge Abonnentin.**

161) Wer fabriziert hölzerne Fruchtpreſſen für den Familiengebrauch?

**Eine langjährige Abonnentin.**

# Daheim

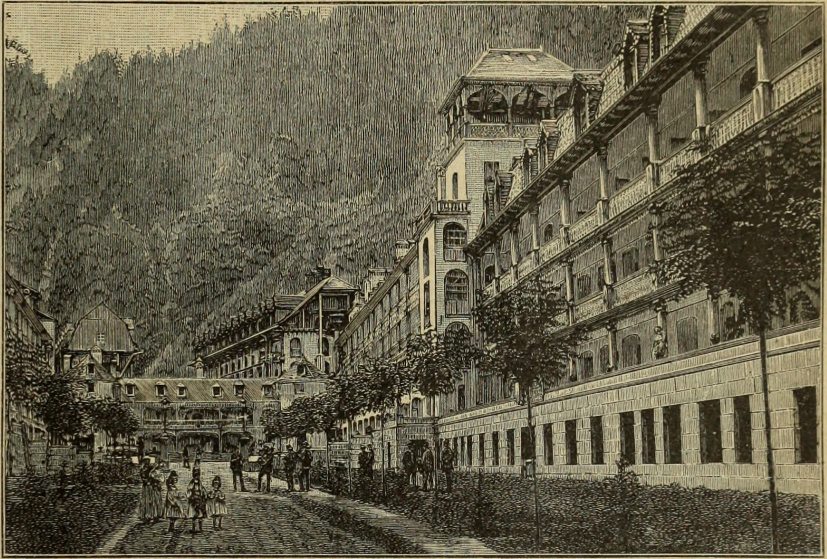
XXVIII. Nr. 47. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

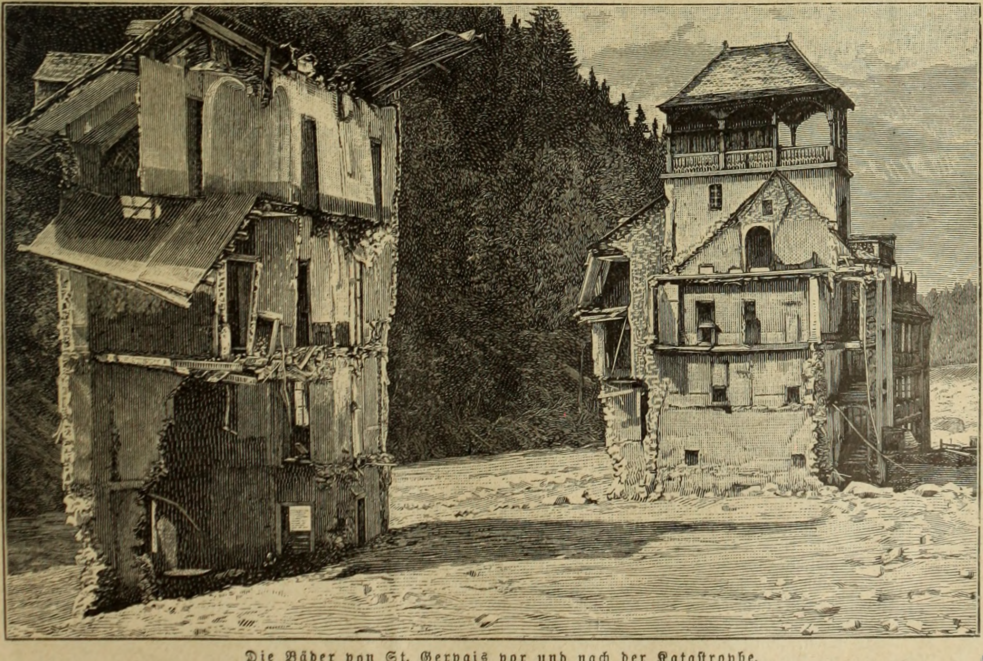
20. Auguſt 1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Die Kataſtrophe von St. Gervais.



Die Schweiz iſt im Laufe des Sommers der Schauplatz zweier Unglücksfälle geweſen, wie ſie in ſolcher Ausdehnung und mit ſo großem Verluſt an Menſchenleben auf europäiſchem Boden ſelten erlebt werden. Bei dem erſten, der Keſſelexploſion des Dampfers „Montblanc“ im Hafen zu Ouchy, fanden ſechsundzwanzig Perſonen einen ſchrecklichen Tod. Die Zahl der Opfer, welche die plötzliche Überſchwemmung des Montjoie-Thales am 11. Juli gefordert hat, wird ſich niemals genau feſtſtellen laſſen, man rechnet indeſſen mit Sicherheit, daß mehr als zweihundert Menſchen in dieſer Schreckensnacht umgekommen ſind. Der Schauplatz der Kataſtrophe liegt auf der franzöſiſchen Seite des Genfer Sees. In einer Höhe von 3800 Metern durchbrach ein Gletſcherſee die ihn umſchließenden Eiswände und ſtürzte ſich, mit ungeheurer Gewalt fortreißend, was ihm auf ſeinem Wege als Hindernis entgegentritt, über den Gletſcher von Bionnaſſay in das Thal von Montjoie. Die Eisblöcke, Felstrümmer und Schlamm mit ſich führende Rieſenwelle trifft zuerſt auf das Dörfchen Bionnay, dann auf die Bäder von St. Gervais, ſchließlich auf das Dorf le Fayet, ungerechnet die Mühlen und Sennhütten, die hier und dort in dem tiefeingeſchnittenen und von ſteilen Felswänden eingeengten Thal liegen. Wo eben noch Häuſer und die palaſtartigen Bauten der Bäder von St. Gervais ſich erhoben, rauſcht plötzlich ein Schlammſtrom, der ſtellenweiſe die Höhe von 100 Metern erreicht hat, und als die Flut ſich verlaufen, bedeckt eine Schlammablagerung von zwei Metern Tiefe, untermiſcht mit Eis- und Felsblöcken von Häuſergröße, mit Trümmern von Gebäuden, mit gräßlich verſtümmelten Leichnamen und Tierkadavern das Thal. Unſere beiden Abbildungen zeigen die Bäder von St. Gervais vor und nach der Kataſtrophe. An der gemeinſchaftlichen Abendtafel vor der Unglücksnacht ſollen ungefähr hundertundzwanzig Gäſte teilgenommen haben, von denen noch nicht fünfzig die Kataſtrophe überlebten. Von den aus vierundfünfzig Perſonen beſtehenden Angeſtellten des Bades wurden nur acht von dem Unglück verſchont, — in wenigen Minuten war das Werk der Zerſtörung beendigt. Ein Naturereignis, ſo plötzlich und mit ſo ungeheurer Gewalt hereinbrechend, daß Menſchenkraft und Menſchenwitz ihm vollkommen ohnmächtig gegenüberſtanden, und das Trümmerfeld, das es zurückließ, eine Mahnung daran, daß unſer Leben einzig in Gottes Hand ſteht.



Die Bäder von St. Gervais vor und nach der Kataſtrophe.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Denk, eh' du einſchläfſt abends ſpät,
Noch einmal dran, was tags geſchehn.

Das Korn, das wir einmal geſät,
Das kann nicht mehr im Wind verwehn.

## Zum Polterabend.

### Goldſchmieds Töchterlein.

(Im bekannten Koſtüm.)

Überreicht werden zwei ſilberne Serviettenringe, eine mit Gold geſtickte Decke, ein kleiner ſilberner Pantoffel.

(Zur Braut:)
Wohledles Bräutchen! Mit Vergunſt!
Mich ſenden Meiſterſchaft und Kunſt;
Denn ihnen dient — ſie ſind es wert! —
Mein Vater, der dich liebt und ehrt.

Gar hochgeſchätzt iſt ſeine Hand,
Die fleißige, in Stadt und Land;
Verdankt ihr doch manch' feine Maid
Das zartgefügte Brautgeſchmeid.

Er iſt ein Goldſchmied, klug und gut;
Darum gerät, was er auch thut;
Ja, eine wunderbare Kraft
Verleiht er allem, was er ſchafft!

(Einen Serviettenring zeigend:)
Sieh, liebe Braut! Von ihm empfing
Ich eben dieſen Zauberring.
Seltſam genug iſt:
(Den zweiten zeigend:) er erſcheint
Gleich einem ähnlichen vereint.

Wo einer, iſt der andre auch,
Und einer übt des andern Brauch;
Doch ruht der eine feiernd ſtill,
Schnell thut der andre, wie er will.

Den erſten Zauberring vertraut
Mein Vater dir, geliebte Braut!
(Ihn überreichend:)
Wie traurig, wenn er — karg beglückt —
Dir einſam deine Tafel ſchmückt!

Damit dies nimmer möglich ſei,
Schickt Vater hier der Ringe zwei.
Doch wo iſt der erwählte Mann?
(Auf den Bräutigam weiſend:)
Iſt er's? Du blickſt ihn freundlich an.

So wage ich's!
(Zum Bräutigam, ihn begrüßend:)
Auch dir entbeut
Mein Vater Gruß und Glückwunſch heut'.
(Ihm den Ring gebend:)
Laß dir die Gabe im Verein
Mit ſeiner erſten dienſtbar ſein!

(Zu beiden:)
Wie ihr den goldnen Reif bewahrt,
Der euch verbindet feſt, doch zart,
Sei euch dies Werk von treuer Hand
Im Tageslauf ein Liebesband! — —

(Zur Braut:)
Ich ſelber forſchte hin und her;
Denn mich verlangte gleichfalls ſehr,
Etwas zu finden, damit heut',
Geliebte Braut, du ſeiſt erfreut'.

Da ſchaute ich mit frohem Sinn
Auf meine Linnenſchätze hin;
Sie leuchteten — das war ein Staat! —
Von Silberglanz und Goldbrokat!

Mein Vater, teures Bräutchen hold,
Durchwebte gern mit lauterm Gold,
Was mir am liebſten war — für dich;
Ich förderte d'ran Stich um Stich.

Und dachte deinem Glücke nach,
Und rief der Zukunft Bilder wach,
Und ſchmückte ſchon in ſtillem Traum
Der jungen Heimat trauten Raum.

Viel Wünſche treu, dir zum Gewinn,
Bewegten dabei meinen Sinn;
Erfüllten ſie ſich einſt — ſieh, dann
War meine Arbeit recht gethan! — —
(Pauſe.)

(Zum Bräutigam:)
Noch einmal tret' ich vor dich hin:
Die Mutter, die Frau Meiſterin,
Sie blieb nur ungern heut' zurück,
Zu fördern, meinte ſie, dein Glück!

Es iſt 'ne vielerfahr'ne Frau,
Sie kennt des Lebens Not genau,
Weiß, wie man klug die Ehe führt,
Und wem das erſte Wort gebührt.

Mit großem Stolze ſie bekennt,
Sie führte nie das Regiment;
Verhülfe drum zum Rechte gern
Am Hochzeitsfeſt dem jungen Herrn.

(Leiſer:)
Doch ſolle heimlich es geſchehn,
Das Bräutchen dürfe es nicht ſehn!
(Den Pantoffel verſtohlen zeigend:)
Nimm dieſen ſichern Talisman!
Sie bietet dir ihn freundlich an.
Am beſten wirkt er aufgeſtellt,
Wo er dir ſtets ins Auge fällt.
Umſchmeichelt dich dein Weibchen auch
Mit ſüßem Wort, wie es ſo Brauch:

Dann ſchau auf ihn! Er warnt beredt,
Erzählt, wie es dem Schwachen geht,
Der nicht gewahrt zur rechten Zeit
Die freie Manneshherrlichkeit! —

(Für ſich:)
Nun hab' ich alles wohl bedacht:
(An den Fingern abzählend)
Was ich euch ſelber mitgebracht,
Des Vaters Gruß — und Mutters drauf —
(Sich verneigend)
So lebt denn alle wohl!
(abgehend) Glückauf!

**Eliſabeth Kolbe.**

## Frauengeſpräche.

Es iſt leider eine unleugbare Thatſache, daß das Vorurteil der Männer, wir Frauen ſprächen oft mehr als nötig, nicht auszurotten iſt. Dieſes Urteil leitet ſich meiſt nicht von der geſelligen Unterhaltungsgabe und Heiterkeit her, ſondern von der unnützen Wiederholung und Vertiefung von Kleinigkeiten! Da iſt der geſellige Verkehr mit ſeinen kleinen Reibereien und Spitzfindigkeiten. Alle dieſe ſo unbedeutenden und doch heiklen Dinge übergehe man mit Stillſchweigen; Erſt die Ausſprache beſchwört oft eine ernſtliche Meinungsverſchiedenheit herauf. In ganz ſeltenen Fällen, bei erprobten Freunden, iſt ein Austauſch der Meinungen zu raten. Wahre Teilnahme thut dem Herzen wohl und iſt nie zu entbehren, aber über nicht angenehme Erlebniſſe in der Geſelligkeit oder im eigenem Haus in breiter Weiſe zu ſprechen, das öffnet „Frau Fama“ Thür und Thor, und oft, wenn die Beteiligten ſelbſt längſt die Fatalität vergeſſen, beſchäftigt dieſe noch manches Zünglein, und: „die Zunge iſt ein kleines Beil, ſchlägt oft den Menſchen den Rücken entzwei.“

Es liegt eine tiefe Wahrheit der Erfahrung zu Grunde, daß man unangenehme Erlebniſſe durch Schweigen im täglichen Leben ſehr abkürzen kann. Iſt z. B. eine Verlobung gelöſt worden, und die Eltern ſagen einfach und kurz, ſie hätten für notwendig gefunden, das Bündnis zu löſen, und kein tadelndes Wort trifft den Bräutigam oder die Braut, ſo wird das Intereſſe an der Entlobung in kurzer Zeit erlöſchen. Schweigen in peinlichen und ſchmerzlichen Fällen, die unſern Ehrgeiz und unſere Hoffnung enttäuſchen, beweiſt Charakter und Kraft und Mut des Herzens. Nur ſchwache, nicht in ſich gefeſtete Naturen hoffen durch Ausſprache Troſt zu finden. Und wie ſelten iſt dies der Fall! Mancher vielleicht, der dieſe Zeilen lieſt, trägt ein ſchweres Los ſein Leben lang, ohne es der Welt in jeder Stunde zu enthüllen, er weiß wohl, daß, wenn das Herz blutet, wir der Wunde Zeit laſſen müſſen, zu heilen und nicht daran rühren dürfen. Die alles beſchwichtigende Zeit und der Balſam Schweigen ſind meiſt die einzigen, wenn auch nicht immer Heil-, doch Linderungs-Mittel.

Nicht allein ſichtliche Mißerfolge ſind am klügſten und zarteſten mit Schweigen zu übergehen, nein, auch manche Wünſche des eignen Herzens, deren Realiſirung unmöglich iſt, ſollten erſt nicht an die Oberfläche unſers Lebens dringen, ſondern an der Hand von Großmutter Vernunft in unſerem Innern „tot geſchwiegen“ werden.

Der Leiſtungsfähigkeit der Frau wird ein immer größer werdendes Feld eingeräumt; aber nicht nur unſer Wiſſen, auch unſere Leiſtungen ſollen ſich Achtung erringen. Wir wollen vor allem dafür ſorgen, daß es in Zukunft nicht bloß heißt: „ein Mann, ein Wort.“

**Theolinde Biebrach.**

## Stenographiſches.

Nachdem ich vor drei Jahren die Erlernung der Stenographie in Verbindung mit dem Maſchinenſchreiben allen Damen ans Herz gelegt habe, welche genötigt ſind, einen Beruf zu ergreifen, iſt dies Thema hier ſchon ſo häufig wieder erörtert, daß es faſt zwecklos erſcheinen könnte, auf dieſen Gegenſtand nochmals zurückzukommen. Dennoch halte ich dies für geboten im Intereſſe derjenigen, die Zeit und Geld dahin gegeben, die Stenographie zu bemeiſtern, und doch vergeblich verſucht haben, ſich mit Hilfe der Kurzſchrift eine Stellung zu verſchaffen und dadurch einen Lebensberuf zu gründen. — Es waren ihrer nicht wenige, die, durch die Anregungen in den verſchiedenen Blättern ermuntert, mit den freudigſten Hoffnungen erfüllt, an das Studium der Kurzſchrift herangingen. Aber ſo viele ſich auch bemühten, ihrer Herr zu werden, ſo wenige ſind dahin gelangt, ſie mit wirklichem Nutzen zu verwerten. Worin liegt die Urſache? — Haben es etwa die Lehrer an der nötigen Mühe fehlen laſſen, oder leiſtet etwa die Stenographie überhaupt nicht das, was ihre Anhänger ihr nachrühmen? Nichts von alledem! Die Schuld, daß die Stenographie nur verhältnismäßig wenigen den erhofften Nutzen bringt, liegt allein in der mangelnden Ausdauer der Schülerinnen oder in ihrer Unkenntnis von der zweckmäßigen Art der Weiterbildung. Die Schülerinnen, auch die fleißigen und ſtrebſamen, denken meiſtens, wenn ſie einen Kurſus durchgemacht, die Uebungen ſauber ausgeführt und ſchließlich auch gelernt haben, einige Zeilen ohne Stocken zu leſen, nun ſeien ſie fertige Stenographinnen und könnten das knapp theoretiſch Erlernte bereits praktiſch mit Nutzen für ſich und ihre künftigen Chefs verwerten. Sie vergeſſen hierbei, daß hier wie überall die Götter vor das Gelingen den Schweiß geſetzt, daß es alſo zunächſt gilt, den Schatz des Wiſſens, den man nach 12 oder 15 Lehrſtunden ſein eigen nennt, zu erweitern und die techniſche Fertigkeit, ſoweit von einer ſolchen überhaupt ſchon die Rede ſein kann, durch unausgeſetzte Übung zu vergrößern, um ſo die Sicherheit im Schreiben und vor allem im Wiederleſen zu gewinnen, welche die unerläßliche Grundlage einer praktiſchen Verwertung der Kurzſchrift bildet! Eine Dame, welche die Stenographie erlernt und ſich nicht, friſch vom Kurſus kommend, ſofort täglich während mehrerer Stunden im Schreiben und Leſen übt, wird ebenſowenig eine tüchtige Stenographin werden, wie eine angehende Klaviervirtuoſin, die verabſäumt, täglich mindeſtens zwei Stunden Tonleitern zu ſpielen! Eine Hauptbedingung für die Handhabung der Kurzſchrift iſt die größte Genauigkeit in der Darſtellung der Schriftzüge. Nur wer ſich von Anbeginn bemüht, vollkommen richtig zu ſchreiben, und nicht die Schnelligkeit auf Koſten der Deutlichkeit erzwingen will, wird es zu brauchbaren Leiſtungen bringen und dann zweifelsohne eine gut belohnte Beſchäftigung finden. Auf eins möchte ich noch aufmerkſam machen: mit der Stenographie allein iſt es nicht gethan, auch auf Stil und Rechtſchreibung muß die größte Sorgfalt verwandt werden. Wenn Damen aus den gebildeten Ständen Übertragungen liefern, in denen man Schreibungen findet, wie: „Hühne,“ „Revange,“ „zuförderſt“, „reitzen,“ „aus geſprochendſten“ und ähnliches, ſo iſt das einfach unverzeihlich! — Fleiß, Achtſamkeit und Zuverläſſigkeit ſind drei Dinge, deren ſich vor allem eine Stenographin, die auf eine gutbezahlte Stellung Anſpruch macht, befleißigen muß! — Mögen meine gutgemeinten Worte nicht ungehört verhallen!

**H. Oehmke.**

## Die Schularbeiten im Sommer.

Die ſchöne Sommerferienzeit geht zu Ende. Die Schule fängt wieder an. Ach, leider auch die Schularbeitenplage, ſeufzt manche Mutter. Wenn unſere Kinder im Sommer nach den ſechs bis ſieben Schulſtunden frei wären und keine Aufgaben mehr bekämen, es wäre ein herrliches Leben. Aber wir können uns der Einſicht leider nicht verſchließen, daß dies unmöglich iſt. Man lernt ja ſo recht nur durch eigene Anſtrengung, eigene Geiſtesthätigkeit, und deshalb wird keine Schulreform der Welt je die Schulaufgaben abſchaffen können, bei denen unſere Kinder das verarbeiten und verwerten, was ſie durch Hören und Erklären erfahren haben, und ſich das aneignen, was durch Zuhören allein und üben mit dem Lehrer ſich ihrem Gedächtnis nicht feſt und genau genug einprägt.

Ein guter Lehrer wird weit kommen, auch mit wenig Anforderungen, die er an häusliche Thätigkeit ſeiner Schüler ſtellt, und ein guter Schüler wird meiſt ſchon ſo viel aus der Schule mitbringen, daß er die Aufgaben verhältnismäßig leicht und ſchnell zu machen im ſtande iſt. Da wir aber ſtets mit dem Mittelmäßigen zu rechnen haben, weit mehr als mit dem Guten oder Schlimmen, ſo müſſen wir unſere Einrichtungen dem Mittelmäßigen anpaſſen.

Der Papa iſt durch Stellung, Beruf und eigene Arbeit meiſt ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ihm wenig Zeit bleibt, ſich um die

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

kleineren Details des Schullebens zu kümmern. Wenn die Mama ſeufzt über viele Aufgaben, wird er ihr mit Horaz antworten: „Multa tulit fecitque puer, sudavit et alcit,“ im übrigen ſich gute Noten bei den Extemporalien und Exercitien ſeiner Söhne ausbitten und gute Zeugniſſe von ihnen fordern.

Die Mutter lebt alles mit. Sie kennt den Stundenplan und die Aufgaben, ſie hört das mündliche Penſum den Jüngeren ab, ſie folgt im Geiſte ihren Kindern in die Schule in den bedeutſamen Stunden der Extemporalien, der Schulexercitien und Diktate, ſie freut ſich mit ihnen über ein hübſches Aufſatzthema und iſt meiſt nur dem ſchönen Griechiſch ſo recht ſpinnefeind, weil ihr ſelbſt das Erlernen der Buchſtaben ſchon Mühe machte und ſie eben gar nichts davon verſteht.

Die Mutter weiß aber auch, daß ihre Gymnaſiaſten, die vor ſechs ſchon auf ſein müſſen, deren Schule um ſieben beginnt, oft ſehr abgeſpannt und müde ſind und dringend wenigſtens der freien Abendſtunden bedürfen, um am nächſten Morgen mit Friſche ihr Tagewerk zu beginnen. Es iſt deshalb durchaus unrichtig, die Schulaufgaben im Sommer auf die Abendſtunden zu verſchieben. Während der Winterabend dem Lernen günſtig iſt, wie kaum eine andere Zeit, und die Ruhe ringsum beim frühen Lampenſchimmer der Geiſtesarbeit förderlich, verlangt der Sommerabend ſein Recht zum Spazierengehn, Tummeln im Freien und zum erfriſchenden Bade, nach des Tages Müh und Hitze.

Wer um $^1/_2$ 12 Uhr heimgekehrt, ſich fleißig an die Arbeit ſetzt, wird um 1 Uhr, wo er zu Mittag ißt, meiſt fertig ſein, beſonders, wenn er am Sonntag (?), Mittwoch und Samstag Nachmittag größere Arbeiten erledigt. Er iſt glücklich, dann von $^1/_2$ 5 ab frei zu ſein, wie der Vogel in der Luft, und kann Auge und Herz erquicken an dem friſchen Grün und den ſommerlichen Freuden der Natur. **Sophie.**

## Hufeiſen als Halter für Reitpeitſchen und Stöcke.

Jedes Herrenzimmer wird einen ebenſo hübſchen wie praktiſchen Schmuck erhalten durch ein Hufeiſen, auf welchem die Stöcke und Peitſchen ihr Ruheplätzchen finden. Unſer Hufeiſen iſt vom Tiſchler aus rohem Holz gefertigt; die Höhe beträgt etwa 35—40 cm bei entſprechender Breite. Es empfiehlt ſich, dem Handwerker eine Zeichnung zu entwerfen, damit die Form gefällig ausfällt. Das Hufeiſen wird im übrigen einem richtigen Hufeiſen genau nachgebildet, erhält ebenfalls eine Rinne in der Mitte der Seitenrundung und erhöhte Hufeiſenenden, ſowie ein ſchmales erhabenes Mittelſtück am oberen Außenrande. Dieſe Erhöhungen beſtehen aus aufgeſetzten Holzklötzchen, welche an allen Seiten zierlich abgerundet werden. In die Rinne werden nun auf jeder Seite in regelmäßigen Zwiſchenräumen, ſich genau gegenüberliegend, 4 Hufnägel eingeſchlagen. Das Hufeiſen — ausgenommen die Nägel und die Erhöhungen — wird mit Silberbronze überzogen, auch auf der linken Seite, damit möglichſt der Eindruck eines Metallhufeiſens hervorgerufen wird. Es iſt nötig, mehrere Male zu bronzieren und dazwiſchen trocknen zu laſſen, da ſonſt das Holz zum Vorſchein kommen würde. Die Nägel und die Erhöhungen werden mit Gold bronziert. Zum Aufhängen erhält das Hufeiſen eine ſtarke Meſſingöſe, die oben in der Mitte der Rückſeite mit Schrauben befeſtigt wird. Die Stöcke oder Peitſchen werden wagerecht auf die Nägel gelegt. — Im verkleinerten Maßſtabe kann das Hufeiſen als Schlüſſelhalter — mit einer Stehvorrichtung verſehen — für Federhalter, Bleiſtifte u. ſ. w. benützt werden. **E. Grethe.**

## Kindermund.

„Höre doch, Hans, wie Mama mit dem kleinen Brüderchen redet. Ob das ſchon verſteht, was ſie ſagt?“

„Gewiß,“ antwortet der kluge, neunjährige Hans, „Mutterſprache verſteht jeder.“ — —

Eine kleine, neuvorpommerſche Clara ſteht eines Tages vor der Hausthür mit einem Butterbrote in der Hand, als ein nachbarlicher, ihr ſehr befreundeter Hund heran kommt und es ihr ganz ſachte fortnimmt; ſie läßt es ruhig geſchehen, bei ſeiner Entfernung jedoch ruft ſie ihm in ängſtlichem Tone nach: „Bald werre bringen.“

## Kleine Ampel.

Man laſſe ſich vom Glaſer 8 Platten aus einfachem Fenſterglas von 8 cm Länge und 6 cm Breite und 2 Platten 6 cm lang und 6 cm breit ſchneiden (3 Platten koſten 10 Pf.). Darauf lege man zwiſchen je 2 gleich große Platten leichte rote Seide oder Marcellin (à Meter 1 M., ein halbes Viertel genügt) und faſſe ſie mit roten Bändchen ein ($1^3/_4$ Meter Band). Dann nähe man ſie aneinander, die Quadratplatten als Boden benutzend, auf deſſen Mitte man ein Lichtchen anbringt. Von den oberen vier Ecken der Ampel gehen 15 cm lange Kettchen von Meſſing aus (Meter 20 Pf.), die ſich dann zu einer längeren Kette vereinen, welche mittels eines Armes an der Wand befeſtigt wird. An den unteren vier Ecken befeſtigt man Kettchen von 5 cm Länge, dieſe faſſe man mit einigen kleinen roten Seidenpompons zuſammen (1 Meter Kettchen genügt für die Ampel). Man kann dieſe Ampel beliebig groß machen.

## Handarbeit.

Die bekannte Pompadourfaçon für einen Arbeitsbeutel erfreut ſich nicht allgemeiner Beliebtheit. Meine naſeweiſen Nichten erklären die Dinger für „altjüngferlich“ und waren entſetzt bei dem Gedanken, daß ich ihnen einen ähnlichen ſchenken könnte. Sie haben aber doch einen Pompadour von mir bekommen, der Gnade vor ihren Augen fand und der ihnen einen „jugendlichen“ Eindruck machte. Die Form weicht allerdings von der herkömmlichen etwas ab. Ich nahm ein Stück roſa Atlas, 50 cm lang, 18 cm breit, fütterte es mit crêmefarbenem Surah und ſetzte an beiden Querſeiten je eine 18 cm breite, 20 cm hohe mit gleichem Futter verſehene Taſche auf, an deren oberen Rand ein eingezogenes Gummiband den beſſeren Anſchluß vermittelte. Dann zog ich das Ganze durch einen vernickelten Ring, wie man ihn an ledernen Täſchchen hat und den man bei jedem Sattler bekommt. Ich ſchob den Ring bis gerade in die Mitte der 10 cm, die zwiſchen den beiden aufgeſetzten Taſchen frei geblieben waren, und nähte ihn hier mit einigen Stichen feſt. So entſtand ein doppelter Beutel, der einer Geldbörſe glich. Zur Ausſchmückung hatte ich auf die eine äußere Hälfte (die Taſchen fallen natürlich nach innen) einen Roſenzweig geſtickt. Roſa Pompons an allen vier Ecken und dem Ring machten den Beutel noch eleganter.

Origineller Tintenwiſcher in Geſtalt einer Schlange (etwa als Geſchenk einer Braut für ihren Bräutigam). Alle Briefmarken der Briefe, die ſich zwei Leutchen jemals gegenſeitig geſchrieben haben, werden herausgeſchnitten und, auf einen ſtarken Faden gereiht, ganz feſt zuſammen geſchoben. Als Schwanz befeſtigt man ein ungefähr fingerlanges Ende ſchwarzer geflochtener Wolle, auch werden die Briefmarken dort etwas verkleinert und erſt allmählich größer. Der Kopf beſteht aus einigen ſchwarzen und roten Tuchſtücken in Form eines Schlangenkopfes, den ein paar große Perlen als Augen zieren. **Lisbet.**

## Wäſche mit Pottaſche zu kochen.

Die ſchmutzige Wäſche wird ein wenig vorgewaſchen, wie man es gewöhnlich bei der Wäſche thut, wenn ſie eingeweicht wird, dann werden die ſchmutzigen Stellen mit Stauchſeife eingerieben. Nun ſetzt man ſechs Eimer mit weichem Waſſer aufs Feuer, löſt $^1/_2$ Pfund ungereinigte Pottaſche in einem Topf mit heißem Waſſer auf und klärt ſie vorſichtig in dem Keſſel. Wenn das Ganze kocht, ſteckt man die eingeſeifte Wäſche hinein und läßt ſie vom Wiederbeginn des Kochens $^1/_2$ Stunde kochen, dann wird die Wäſche herausgezogen und neue hineingelegt. Reicht die Lauge nicht, ſo ſetzt man $^1/_2$ Portion zur Zeit hinzu. **L. H.**

## Toilette.

Haarſpiritus gegen das Ausfallen der Haare. $^1/_4$ Pfd. ganz fein geſchabtes rohes Rindfleiſch thut man in eine Flaſche, gießt $^1/_4$ Liter vom beſten Spiritus darauf und ſtellt die Flaſche feſt verkorkt 8—14 Tage in die Sonne oder in einen entſprechend warmen Raum. Nach dieſer Zeit füllt man die Flüſſigkeit durch ein Sieb in eine andere Flaſche, gibt nach Belieben etwas peruvianiſchen Balſam hinzu und reibt alle Tage mittels eines wollenen Läppchens die Kopfhaut kräftig damit ein.

Mundwaſſer. $^1/_4$ Liter deſtilliertes Waſſer, $^1/_4$ Liter vom beſten Spiritus und einige Tropfen Pfeffermünzöl werden zuſammen in ein Fläſchchen gethan und beim Gebrauch ungefähr 1 Theelöffel voll in 1 Glas Waſſer gegeben.

## Praktiſches fürs Haus.

In der jetzigen Obſtzeit hat ſich gewiß manche Hausfrau bereits einen ſogenannten Rumtopf angelegt. Sollte nun die eine oder andere Hausfrau dieſelbe unliebſame Entdeckung machen, die ich eines Tages im vorigen Jahre machte, daß das Kompott plötzlich in Gärung gerät, ſo kann man ſich auf folgende Weiſe ſchnell helfen: Man gießt das Kompott in ein anderes Geſchirr, gibt noch eine gute Quantität friſchen Rum hinzu, und bald wird die Gärung wieder verſchwinden.

## Für die Küche.

Farcierte Tauben mit Krebsſauce. Junge Tauben werden, nachdem ſie gerupft, geſäubert und ausgenommen, die Hälſe und äußeren Flügel abgeſchnitten, in Bouillon weich gekocht. Inzwiſchen nimmt man auf 4 Tauben circa 1 Pfd. Kalbfleiſch, befreiet dasſelbe von Haut und Sehnen, ferner die Magen, Herzen und Lebern der Tauben, wiegt alles ganz fein oder treibt dasſelbe durch die Maſchine und gibt es in eine Schüſſel. Nun wiegt man eine kleine Zwiebel ganz fein, gibt ſie auf das Fleiſch, ferner etwas Salz, eine Meſſerſpitze voll feingeſtoßenem weißem Pfeffer, ein wenig geriebene Muskatnuß, 2 Eidotter, ein Stück friſche Butter, von der Größe einer grünen Wallnuß und eine altbackene, geſchälte, in Milch aufgeweicht und wieder feſt ausgepreßte Semmel, das Ganze recht tüchtig miteinander vermengend. Wenn die weich gekochten Tauben wieder verkühlt ſind, ſchneidet man ſie der Länge nach durch und ſtreicht in jede Hälfte von dieſer Farce hinein, dieſelbe hübſch hoch wölbend und mit einem Meſſer platt ſtreichend. Dann legt man dieſe farcierten Tauben in eine flache Pfanne und zwar ſo, daß die Farce nach oben iſt, gießt etwas Bouillon darunter, deckt die Pfanne feſt zu und ſchiebt ſie etwa 10 Minuten in einen nicht zu heißen Ofen zum Garmachen der Farce. Nun bricht man von $^1/_4$ Schock Krebſen, nachdem dieſelben abgekocht, die Schwänze und Scheeren aus, zerſtampft die Schalen ganz fein und kocht ſie mit einem Stück Butter und etwas von dem Krebswaſſer tüchtig durch, wonach man dasſelbe etwas zurückſtellt, damit die Butter ſich auf der Oberfläche ſammeln kann. Wenn man dann dieſelbe abgenommen, preßt man die übrige Flüſſigkeit von den Schalen feſt ab. Dann macht man eine Mehlſchwitze, gießt von der Bouillon, in welcher man die Tauben, wie Flügel und Hälſe derſelben gekocht, daran, ferner die aus den Schalen erhaltene Krebsbrühe, gibt ein wenig geriebene Muskatnuß und einen Eßlöffel voll Soja hinzu, verbindet dieſelbe mit drei, mit Rheinwein glatt gequirlten Eidottern, gibt zuletzt die Krebsbutter daran und füllt dieſe fertige Sauce über die farcierten Tauben, welche man vorher auf einer runden Schüſſel im Kranz angerichtet und mit den Krebsſchwänzen und Scheren beſtreut hat. Der Rand der Schüſſel wird mit kleinen Halbmöndchen aus Blätterteig garniert.

Grüne Pflaumen einzumachen. — Man nimmt grüne ausgewaſchene Pflaumen, ſchneidet die Stiele ab und reibt ſie mit einem Tuche rein ab, ſticht jede Pflaume einmal mit der Gabel und legt ſie in kaltes Waſſer. Nach 12 Stunden nimmt man die Pflaumen heraus, ſetzt ſie mit klarem Waſſer und einigen Meſſerſpitzen voll Salz aufs Feuer, läßt ſie ziehen, aber nicht kochen. Auf 1 Pfund Pflaumen rechnet man 1 Pfd. Zucker, läßt letzteren mit ein wenig Waſſer durchkochen und gießt ihn, wenn er kalt iſt, auf die vorher durch ein Sieb ſauber abgegoſſenen Pflaumen, welche man 24 Stunden damit ſtehen läßt. Das zweite Mal verfährt man in derſelben Weiſe. Beim dritten Mal läßt man den Zucker zu Suppen kochen und gießt ihn kochend auf die Pflaumen. Will man Liqueur dazu thun, ſo gießt man denſelben vor dem Zucker auf die Pflaumen.

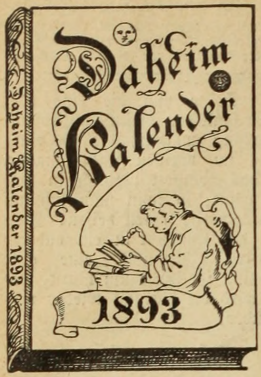
## Fragen.

162) Könnte ich erfahren, wo echte, zerriſſene Brüſſeler Spitzen recht ſchön auf friſchen echten Tüll appliziert werden? **Abonnentin.**

163) Bitte eine der freundlichen Leſerinnen mir eine Spinnerei zu nennen, wo Charpie aus Wollen- und Baumwollen-Stoffen (durcheinander) geſponnen wird, um nachher Stoffe für Arme daraus zu weben. Die Charpie wird aus Stoffabfällen in einer Kinderſchule gezupft. **Hausfrau.**

164) Könnte mir einer der geehrten Mitleſer des Daheim ſagen, wo ein Malkurſus (Porträt und Landſchaft) erwünſcht wäre? **Eine getreue Abonnentin.**

165) Könnten mir vielleicht verehrliche Leſerinnen des Daheim angeben, an welchen Städten Deutſchlands ſchon weibliche Ärzte praktizieren? **M. v. S.**



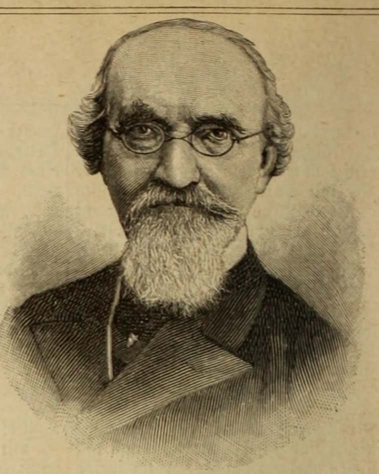
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Preis 1½ Mark.**

**Elegant und dauerhaft**

**in rote Leinwand eingebunden.**

⁂


Aus der „Totenſchau“: Friedrich von Bodenſtedt.

Seine alten Freunde zu begrüßen und neue zu gewinnen, wünſcht der

# Daheim-Kalender

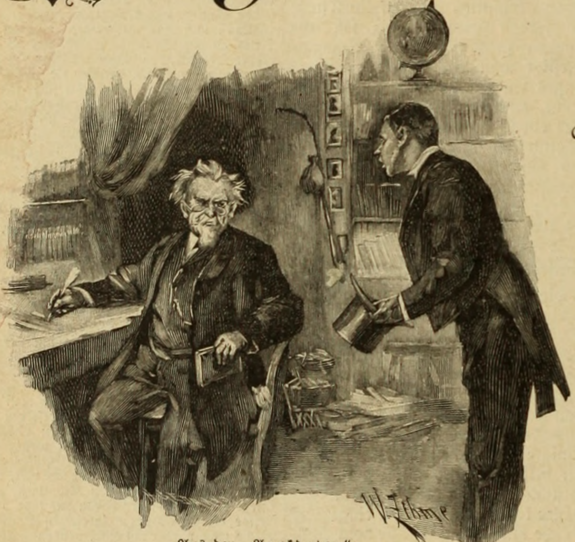
## für das Deutſche Reich

auf das

Gemeinjahr **1893**

Herausgegeben

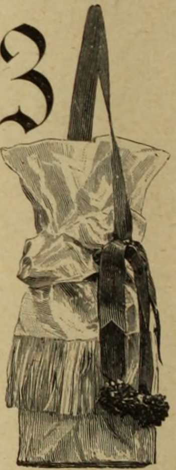
**von der Redaktion des Daheim.**


Aus den „Anekdoten“:

**Unbedacht.**

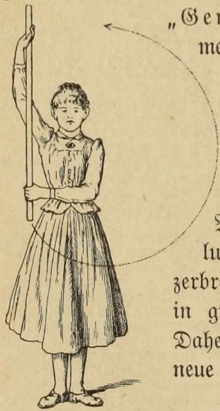
Profeſſor zum Kandidaten, der ſeine Aufwartung macht: „Wie können Sie mich zu einer ſo unpaſſenden Zeit ſtören!?“ — Kandidat (verlegen): „Entſchuldigen Sie, Herr Profeſſor . . . . . ich glaubte . . . . . Sie wären jetzt nicht zu Hauſe!“

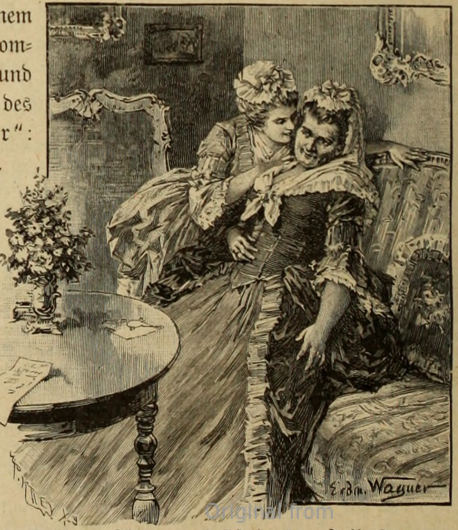
Über 300 Druckſeiten mit vielen vortrefflichen Holzſchnitten, einem **farbigen Kunſtblatt** als Titelbild: „Eine neue Landsmännin aus Helgoland“, Paſtellgemälde von Rob. Völcker, und **6 Einſchalt-Vollbildern** namhafter Künſtler.


Aus dem „Frauenkalender“:
Pompadour.
(Die Kunſt zu ſchenken.)

⁂

Der Daheim-Kalender iſt ein **echtes und rechtes Hausbuch** ſeit lange her: unterhaltend und praktiſch zugleich. Er bringt gute, gehaltvolle Novellen, ſinnige Erzählungen und Gedichte mit anmutigen Bildern, ſowie zeitgeſchichtliche Rückblicke mit trefflichen Porträts; daneben in ſeinem „Gemeinnützigen“ praktiſche Antworten auf täglich vorkommende Fragen (über Maße und Gewichte, Geld-, Poſt- und Telegraphenweſen ꝛc.). Den Frauen und Mädchen des Hauſes widmet er einen beſonderen „Frauenkalender“: Handarbeiten (Durchbrucharbeit, Die Kunſt zu ſchenken), Praktiſches für den Haushalt (Welches ſind die beſten Gemüſearten, Zeitgemäße Kochrezepte), Hauspoeſie, Mädchenturnen im Hauſe ꝛc. Dazwiſchen finden ſich luſtige Anekdoten und allerlei Rätſel zum Kopfzerbrechen: — alles aber auf ſorgfältigſte redigiert und in guter, feiner Ausſtattung. — So wird abermals der Daheim-Kalender ſeine alten Freunde überraſchen und neue gewinnen.


Aus dem „Frauenkalender“: Mädchenturnen im Hauſe.


Aus der Erzählung „Zöllner und Sünder“ von Jaſſy Torrund.

⁂

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**

Daheim

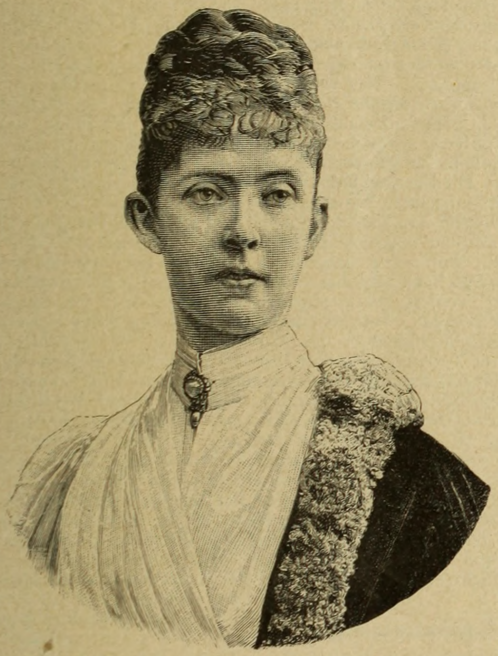
XXVIII. Nr. 48. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

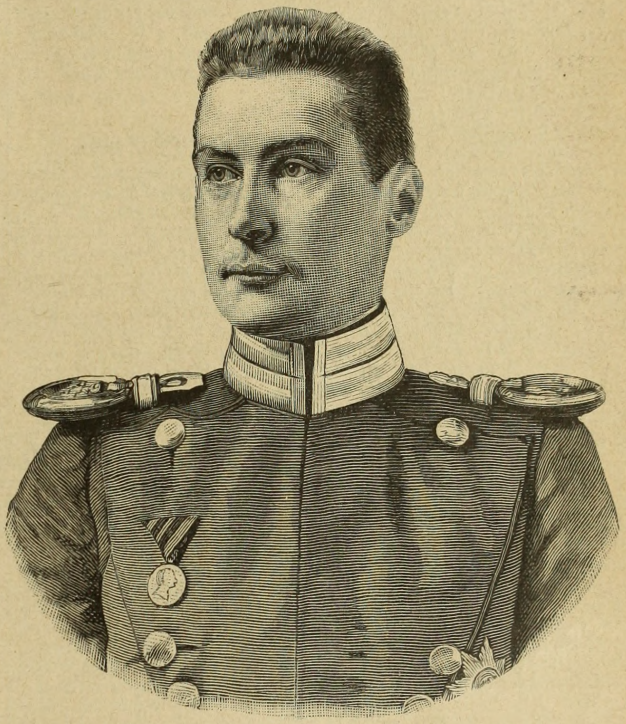
27. Auguſt 1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Die Verlobung des Herzogs Albrecht von Württemberg.



Erzherzogin Margaretha Sophia von Öſterreich.



Herzog Albrecht von Württemberg.

Das lebhafte Intereſſe, mit dem die Nachricht von der am 13. Juli veröffentlichten Verlobung des Herzogs Albrecht von Württemberg mit der Erzherzogin Margaretha Sophia von Öſterreich in allen Kreiſen aufgenommen wurde, erklärt ſich zur Genüge aus dem Umſtande, daß Herzog Albrecht als der präſumtive Erbe des württembergiſchen Thrones gilt. Da der Herzog zudem der katholiſchen Linie des Hauſes Württemberg angehört, iſt es begreiflich, daß die Eventualität eines Thronwechſels ſchon heute, trotzdem König Wilhelm in den beſten Mannesjahren ſteht, Proteſtanten und Katholiken Württembergs gleich beſchäftigt. Nichtwürttembergern und denen, welchen der augenblickliche Familienſtand des württembergiſchen Königshauſes nicht vollkommen gegenwärtig iſt, mag es von Intereſſe ſein, etwas Näheres über die Erbfolgefrage zu hören. König Wilhelm, jetzt im vierundvierzigſten Lebensjahre ſtehend, iſt zum zweitenmal verheiratet. Aus der erſten, durch den Tod getrennten Ehe mit der Prinzeſſin Marie von Waldeck und Pyrmont ſtammt nur eine Tochter, die vierzehnjährige Prinzeſſin Eliſabeth; des Königs zweite, mit der Prinzeſſin Charlotte zu Schaumburg-Lippe im Jahre 1886 geſchloſſene Ehe iſt bisher kinderlos geblieben. Die proteſtantiſche herzogliche zur Erbfolge berechtigte Linie des Hauſes Württemberg weiſt nur noch vier männliche Augen auf, — den unvermählten Herzog Wilhelm von Württemberg, im Jahre 1828 geboren, und den im Jahre 1833 geborenen, in kinderloſer Ehe lebenden Herzog Nikolaus. Die Herzöge von Urach, gleichfalls dem Hauſe Württemberg entſtammend und im Jahre 1862 zur katholiſchen Kirche übergetreten, ſind zur Thronfolge nicht berechtigt. Chef der 4. Linie des Geſamthauſes iſt Herzog Philipp von Württemberg, deſſen Vater, veranlaßt durch ſeine Heirat mit der Prinzeſſin Marie von Orleans-Bourbon, im erſten Drittel des Jahrhunderts zum Katholizismus übertrat. Herzog Philipp, mit einer Tochter des Erzherzogs Albrecht von Öſterreich vermählt, lebt dauernd in Wien, und auch die vier Kinder des herzoglichen Paares, drei Söhne und eine Tochter, ſind in Öſterreich erzogen. Herzog Philipp iſt 1838 geboren, alſo bedeutend älter als König Wilhelm von Württemberg, und nach menſchlichem Ermeſſen iſt es ihm wie den beiden noch lebenden proteſtantiſchen Herzogen nicht beſchieden, den König zu überleben. Sein älteſter Sohn, Herzog Albrecht, geboren am 23. Dezember 1865, darf alſo mit Recht ſchon jetzt als präſumtiver Thronerbe gelten; dieſen Umſtänden wurde auch Rechnung getragen, indem der junge Herzog ſchon vor Jahren in die württembergiſche Armee eintrat, der er jetzt als Rittmeiſter angehört, und dauernd ſeinen Aufenthalt in Stuttgart nahm, um Fühlung mit dem Lande zu gewinnen, das er vorausſichtlich einſt regieren wird. Er war es auch, der den Regierungsantritt König Wilhelms in Berlin offiziell anzeigte. Seine Braut, Erzherzogin Margaretha Sophia, geb. am 13. Mai 1870, iſt eine Nichte des Kaiſers Franz Joſeph von Öſterreich, die älteſte Tochter des Erzherzogs Carl Ludwig aus ſeiner zweiten Ehe. Die Erzherzogin hat ihre Mutter früh verloren, und ihr Vater iſt dann zu einer dritten Ehe mit der Prinzeſſin Maria Thereſia von Braganza geſchritten. Bis zu ihrer Verlobung war Erzherzogin Margaretha Sophia Äbtiſſin des adligen Damenſtifts auf dem Hradſchin zu Prag, eine Stellung, die von den böhmiſchen Ständen mit einem jährlichen Einkommen von 20000 Gulden dotirt iſt. Herzog Albrecht hat ſich in Stuttgart durch die natürliche Liebenswürdigkeit ſeines offenen und geraden Charakters ſchnell Freunde gemacht, auch in den Kreiſen, die nicht ohne Beſorgnis dem Übergang der Krone an die katholiſche Linie entgegenſehen, und Erzherzogin Margaretha Sophia wird als eine fürſtliche Dame von hervorragenden Eigenſchaften in Wien viel gerühmt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Ob's lohnt, ob nicht, — geh weiter deinen Weg
Und thue deine Pflicht!

Der Bergmann ſagt: Ich ſchlage meine Schläg,
Mag's bohren oder nicht!

## Das Menu.

Der richtige Deutſche ſagt jetzt „Speiſenfolge“ oder „Speiſezettel“ und erſetzt nach Möglichkeit die bislang gebräuchlichen franzöſiſchen Benennungen der Gerichte durch deutſche Ausdrücke. Ob nun „Menu“ oder „Speiſenfolge,“ — die Zuſammenſetzung erfordert Sorgfalt, die Redaktion Kenntnis der herrſchenden Sitte auf dieſem Gebiet. Möchten folgende Winke der Hausfrau eine Hilfe ſein.

Vorausſchicken will ich, daß im Privathauſe das „Menu“ nur bei feierlichen Diners (ſelten bei Soupers) aufgelegt wird, entweder an verſchiedenen bevorzugten Plätzen der Tafel, oder auf jedes einzelne Couvert. In letzterem Fall empfiehlt ſich die Doppelkarte, deren Vorderſeite Raum für Namen, Datum und eventuell für künſtleriſche Ausſchmückung bietet, deren Innenſeiten die Speiſenfolge aufweiſen und welche auf ihrer vierten Seite noch Platz für ein Muſikprogramm hat.

Die von der heutigen Mode ſanktionierte Reihenfolge der Speiſen iſt die folgende: 1. Die ſog. Hors d'oeuvres, Kleinigkeiten wie Kaviarſchnitten, Auſtern, Sardinen und dergl., welche vor der Suppe gereicht werden. 2. Die Suppe. (Sind deren zwei, ſo werden ſie untereinander aufgeführt.) 3. Der warme Fiſch. 4. Der garnierte Braten. 5. Paſtete oder Mayonaiſen — reſp. Geléeſchüſſel. 6. Der Hauptbraten, Salate und Kompots. 7. Gemüſe ohne Beilage (Gemüſe mit Beilage wird an Stelle von Nr. 5 oder zwiſchen Nr. 5 und 6 gereicht.) 8. Butter und Käſe. 9. Eis reſp. ſüße Speiſe. 10. Obſt und Deſſert. Nr. 3 und 4 können getauſcht werden. Beſteht ein Gang aus 2 Gerichten, gibt es z. B. Erbſen mit Lachs und Kaſtanien mit Hammelcotelettes, ſo werden dieſelben untereinander ſtehend aufgeführt.

Die Speiſen werden auf dem „Menu“ linker Hand verzeichnet, rechts in gleicher Höhe vermerkt man die Weine, welche zu dem Gang angeboten werden. Man pflegt hierbei im allgemeinen folgende Regeln einzuhalten. Zu Nr. 1 wird deutſcher Sect ſerviert, zu Nr. 2 Sherry oder Madeira, zu Nr. 3 Weißwein, zu Nr. 4 Bordeaux, zu 6 Rheinwein, zu 7 Champagner, zu 8 und folg. Burgunder oder Deſſertweine wie Xeres, Portwein und dergl. Bei Weiß- und Rotweinen pflegt man, wenigſtens bei beſſeren Sorten, die Jahreszahl und nähere Bezeichnung, wie ſie ſich auf der Etiquette befindet, anzugeben. Bei Weinen iſt es umgekehrt wie bei Damen; es gereicht ihnen die genaue Angabe ihres Alters nur zur Empfehlung. So ſchreibt man alſo: „1884 Rüdesheimer Hinterhaus“ oder „1868 Château Larose“, „1872 Geiſenheimer Kapellgarten“, „1886 Forſter Kirchenſtück“ u. ſ. w. u. ſ. w. Stammt der Wein aus Königl. Domänialkeller, ſo heißt der Zuſatz: „Königl. Domäne.“ Bietet man Kennern ganz beſonders gute Weine, ſo folgt oft auch ein Zuſatz: „aus dem .....'ſchen Weingut,“ vorausgeſetzt, daß dieſes einen Ruf hat. — Bei Moſelweinen wird bei beſſeren Sorten gleichfalls die Jahreszahl hinzugeſetzt, z. B. „1872 Berncaſtler Doctor“; bei gewöhnlicheren Sorten heißt es nur z. B.: „Graacher.“ Wird deutſcher und franzöſiſcher Sekt von gewöhnlicheren Marken gereicht, ſo ſchreibt man einfach „Deutſcher Schaumwein,“ reſp. „Champagner.“ Beſſere Marken werden mit dem Namen der Firma aufgeführt, z. B. „Kupferberg Gold,“ „Veuve Cliquot Poſardin“ u. ſ. w. Bei mittleren Sorten führt man wohl auch nur die Bezeichnung, unter der der betreff. Sekt bekannt iſt, auf, z. B. „Germaniaſekt.“ — Portwein erhält den Zuſatz „alter,“ Xeres den „alter heller“ oder dergl.

**L. v. K. in M.**

## Altes und Neues.

Wohl den meiſten unſerer Leſerinnen wird das Erhalten, Umgeſtalten und Verwenden von gebrauchten, oft mit einer angenehmen Erinnerung verknüpften alten Gegenſtänden unter Umſtänden mehr Vergnügen bereiten, als mit neugekauftem Material eine Arbeit herzuſtellen. Hier folgt ein kleiner Wink, wie eine geſchickte weibliche Hand „alte Schirmgriffe,“ welche oft noch in Großmütterchens Handkorb ganz beſonders gediegen und originell gearbeitet zu finden ſind, verjüngen und in neuer Geſtalt wieder lebensfähig machen kann. Nachfolgend zwei Beiſpiele. Erſtens kann ein Schirmgriff in Form eines Tierkopfes, Knopfes, oder dem ähnlichen, aus Holz, Metall oder Stein als Federwiſcher dienen. Ich entdeckte kürzlich unter den ganz ad acta gelegten Gegenſtänden auf dem Boden, an einem für unſern heutigen Geſchmack nicht weniger als eleganten Sonnenſchirme einen wirklich reizenden, in Ebenholz geſchnitzten kleinen Hundekopf mit ſilbernem Halsband; dieſen habe ich mir nun als Federwiſcher folgendermaßen dienſtbar gemacht. Ich ſägte den aus einem Stück gearbeiteten Stock 3 cm unterhalb des Kopfes reſp. Halsbandes ab; ließ mir beim Handſchuhmacher je ein rotes und ein hellgraues 40 cm langes, erſteres 7 cm, letzteres 8 cm breites Stückchen Tuch und drei, je 40 cm lange, 9 cm breite Streifchen ſchwarzen Tuches, in kleinen Bogen ausſchlagen. Nun umhüllte ich zuerſt den abgeſägten Griff mit ſchwarzem Tuch, wie durch ein Beutelchen, reihte dann einzeln die ſchwarzen Tuchſtreifen mit ſtarker Nähſeide dicht zuſammen, darüber den grauen und zuoberſt den roten Streifen, wie eine dicke Rüſche unterhalb des ſilbernen Halsbändchens, den roten Streifen noch mit Goldflitterchen, Goldperlen und gelber Seide verzierend. An den Ring des Halsbändchens hinten befeſtigte ich von rotem Seidenbändchen ein flottes Schleifchen und an eine Öſe auf der Seite eine kleine ſilberne Erinnerungsmünze (von den ja nun auch überwundenen Bettelarmbändern) als Steuermarke. Dies iſt nun ein praktiſcher, wirklich hübſcher Gegenſtand geworden, der durch ſeine im Nebel verſunkene Vergangenheit nur an Reiz gewonnen hat. Zweitens dient ein Schirmgriff unter Umſtänden ſehr nett als Staubwiſcher. Es iſt bekannt, daß ein Federbeſen den Staub mehr aufwirbelt, als entfernt, ein weiches Staubtuch iſt alſo immer vorzuziehen; aber zu manchen Stellen der Möbel, wie bei hohen Vertikos, Spiegeln, Wandbrettchen, an der Wand ſtehenden Salonflügeln u.ſ.w. kann man oft kaum mit dieſen gelangen und will man beſonders gründlich ſein, ſie nur mit Mühe vermittelſt Staubtuches abwiſchen. Da iſt nun folgender Staubwiſcher eine wirkliche und dabei ſehr einfache Abhilfe. Ein abgelegter Sonnen- oder Regenſchirm iſt ſicher vorhanden; deſſen Griff wird 50 cm lang abgeſägt, um das Ende ein aus weicher Leinwand geformtes, doppelt fauſtgroßes Knäulchen gewickelt und dann unten feſtgenagelt. Nun zieht man über dieſes einem weichen Balle nicht unähnliche Büſchelchen ein abgelegtes, weiches, ſeidenes Hals- oder Taſchentuch direkt in der Mitte und bindet es unten mit einem ſchmalen Bändchen ſtraff zuſammen. Die vier Zipfel läßt man nach oben fallen und ſchnürt ſie unten ebenfalls mit ſchmalem Bändchen ab. Mit dieſem langſtieligen Staubwiſcher kann man nun bequem zu ſonſt ſchwierig zu erreichenden Stellen gelangen, dort thatſächlich den Staub abwiſchend; er hat aber vor dem Federbeſen, außer der zweifellos größeren, zweckentſprechenden Nutzbarkeit, noch den Vorzug, daß er nicht, wie dieſer, mit der Zeit durch das nur zu ſchnelle Ausfallen der Federn unbrauchbar wird, ſondern daß er im Gegenteil zu erneuern reſp. zu reinigen iſt, indem man einfach das obere Tuch abnimmt und wäſcht; dabei iſt er leicht und billig von jedem ſtaubfeindlichen, weiblichen Weſen ſelbſt herzuſtellen.

**P. W.**

## Polterabendgedicht.

Bei Überreichung einer Brottrommel.

Ick keem juſt hier an't Hus vörbi
Un ſach dat veele Licht hier baben;
Dun dacht ick: „Ne, nu ſüh mal, ſüh!
Dor is gewiß hüt Polteraben!
Ja, ganz gewiß! Dor möſt du hen,
Un ook en beeten tau mal kieken;
Doch gah man nich mit leere Hän'n,
Möſt woll'ne lüttje Gawe rieken!“
Un wiel denn nu dat däglich Brot
In Füll to hewwen, hier up Erden
Dat Beſte is in alle Not,
Möt dien Geſchenk mit Brot wat werden.
Am beſten ſmeckt et, wenn et friſch
Un ſaftig is, nich drög, tom Eten,
Drum, dat dat Brot för Ehren Diſch
Nich hart ward, nehmt de Büchs en beeten.
Gew Gott, dat's nie nich leer mügt werden,
Dat Ji geſund ſtets gaht dorbi,
Un Ji recht glücklich weſt up Erden,
Un Not un Sorg Jug drücket nie.

**Anna.**

## Handarbeit.

Hübſche und leicht auszuführende Handarbeiten ſind ſolche von überhäkelten Meſſingringen; aus ſolchen formt man z. B. kleine Deckchen für Tiſche, Sophas und Fauteuils. Man nimmt dazu ein 7—8 cm breites und 65 cm langes ſchönes ſeidenes, womöglich gemuſtertes Band, etwa in chamois, altgold, blaßroſa ꝛc., ſchneidet es in zwei gleiche Teile, die man kreuzweiſe übereinander legt (die vier Enden der Bänder werden ſo zuſammengenäht, daß jedes Bandende in einer Spitze ausläuft), die auf dieſe Weiſe entſtehende Kreuzform wird durch 4 Carreaus von je 16 überhäkelten Ringen zu einem Viereck geformt. Die Meſſingringe, welche nicht ganz Fingerringweite haben dürfen, werden mit Cordonnetſeide in der Farbe des Bandes mit 50 feſten Maſchen überhäkelt, jedoch ſo, daß alle 16 Ringe gleich aneinander gehängt werden, um das läſtige Zuſammennähen der einzelnen Ringe zu vermeiden. Man häkelt 25 feſte Maſchen in einen Ring, nimmt den nächſten Ring und füllt ihn wieder mit 25 Maſchen und ſo fort, bis man vier Ringe in der Höhe hat, dann füllt man mit 25 Maſchen die leere Hälfte der vier Ringe, den letzten Ring jedoch nicht ganz, damit man nach 12 Maſchen, die in dieſen Ring gemacht werden, einen anderen Ring anſchließen kann, dem abermals nach 12 Maſchen ein Ring angehängt wird, 12 Maſchen gehäkelt und an den überhäkelten zweiten Ring der erſten Reihe eingehängt, 12 Maſchen, ein weiterer Ring u. ſ. f. Die Häkelei kommt linksſeitig zur Verwendung. Es ergibt ſich dieſes Häkelverfahren beim Arbeiten ganz von ſelbſt. Das alſo überhäkelte Ringviereck wird nun mit Spitzenſtichen von derſelben Seide ausgenäht, in jeden Ring vier geſpannte Fäden, die in der Mitte gefaßt werden. Zuletzt werden die Vierecke an die Bänder angenäht. An die Bandenden macht man je drei Quäſtchen, etwa 3 cm lang. Die Cordonnetſeide wird dazu in Meter lange Faden geſchnitten, wovon jeder Faden geſpalten werden kann und zwar in drei Teile, da die Cordonnetſeide dreifach iſt. Man nimmt nun acht ſolcher Teile, legt ſie ſo lange immer wieder zuſammen, bis man die Quäſtchenlänge hat, umwickelt dann das Quäſtchen mit ſolch einem geteilten Faden und befeſtigt die zwölf gekräuſelt ausſehenden Quäſtchen an den vier Bandecken, eins an der Spitze und zwei zu beiden Seiten. — Dieſe Deckchen laſſen ſich mit einem etwas ſchmäleren Band 5—6 cm breit, und einem Ringviereck von 9 Ringen auch kleiner herſtellen. Sie ſehen ſehr apart und elegant aus und ſchmücken den ſchönſten Salon.

**A. K.**

Sehr praktiſch und beſonders im Sommer höchſt angenehm ſind waſchbare Bezüge für Schlummerrollen. Man wählt dazu am beſten ein kräftiges, leicht getöntes Leinen, z. B. ſogenanntes „ruſſiſches“ oder einen der leinenen Canevas-Stoffe, welche gleich den bequemſten Grund für die verzierende Stickerei bilden. Für dieſe empfiehlt ſich beſonders Kreuz- oder Flachſtich, mit dem durchaus waſchechten buntfarbigen Leinengarn oder mit roter und blauer Baumwolle auszuführen. Eine Schlummerrolle von 46 cm Länge zu 62 cm Umfang verlangt zum Bezug einen 80 cm langen, 63 cm breiten Leinenteil, der durch Naht ſeiner Länge nach zur Rundung geſchloſſen wird. In 16 cm von den mit Hohlſaum verſehenen Enden

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

entfernt iſt ein Leinenband unterzuſteppen zur Aufnahme der den Anſchluß an die Rolle vermittelnden Bänder, welche jedoch nicht nach außen treten dürfen; den mittleren Teil des Bezuges verziert man mit einer breiten Borte, während nur ein ſchmales Börtchen innen die abſchließenden Säume begleitet. Beliebig ſind auch die überſtehenden Teile farbig, z. B. mit Schweizer Kattun abzufüttern, oder man ſetzt ſtatt ihrer dem Hauptteil außerhalb der Zugſäume breite geklöppelte Spitze an, was ſehr elegant wirkt. Farbige Wollſchnur mit Pompons an den Enden wird oberhalb der Zugſäume zur Schleife gebunden und hier leicht angeheftet.

## Zimmerſchmuck.

Aus Cigarrenkiſten machen anſchlägige Leute mit geſchickten Händen allerlei nützliche und nette Sachen: Konſolen, Nähkäſten, Behälter zu Bildern, Puppenſtubenmöbel und viele andere brauchbare und überflüſſige Dinge. Aus Cigarrenkiſten ſind auch die beiden Gegenſtände entſtanden, über die nachſtehend berichtet werden ſoll; ein Zimmerbriefkaſten nämlich und ein Staubtuchbehälter.

Der Zimmerbriefkaſten iſt von außen mit Javacanevas bekleidet, innen mit Baumwollenatlas gefüttert. An der einen Schmalwand iſt ſeitlich ein Spalt, durch den die zur Beantwortung beſtimmten Briefe ins Innere befördert werden. Vom unteren Rande hängt — etwa 0,5 Meter lang — ein filiertes Netz aus feinem Bindfaden herab, das unten mit einigen Pompons zuſammengefaßt iſt. Den Anſatz an den Canevas deckt eine Rüſche. Die Seiten und der Deckel ſind beſtickt; an der vorderen Schmalwand ſteht das Wort „Briefe.“ Im Boden des — möglichſt würfeligen — Käſtchens iſt ebenfalls ein Spalt, durch den die beantworteten Briefe in das Netz geworfen werden. Der Deckel iſt beweglich und wird durch ein Klappſchloß — ein Cigarrenkiſtenſchloß — geſchloſſen. An der Rückwand ſind zwei behäkelte Ringe befeſtigt, um das Käſtchen aufzuhängen. Zur Aufbewahrung der Briefe iſt das Ding praktiſch. Dieſem Briefkaſten ähnlich iſt mein Staubtuchbehälter. Auch er iſt von außen mit beſticktem Canevasſtoff bekleidet, innen gefüttert. Der Boden fehlt; die Staubtücher liegen in dem Beutel. Der Spalt an der Seite iſt natürlich überflüſſig, ebenſo das Schloß. Den Verſchluß bildet ein behäkelter Ring, der vom Deckel in einen Knopf unten greift. **M. K. in Poſen.**

Angeregt durch die gemalten Tonteller, die einen ſo effektvollen Zimmerſchmuck geben, immerhin aber recht koſtſpielig ſind, kam ich auf den Gedanken, daß man ſich ebenſo ſchön wirkende Dekorationsgegenſtände viel billiger ſelbſt herſtellen könne. Ich ließ mir vom Tiſchler für etwa 80 Pf. aus Ahorn oder Lindenholz viereckige Bretter in den verſchiedenſten Größen anfertigen. Die Bretter müſſen auf der Rückſeite mit zwei ſchmalen Querleiſtchen verſehen ſein, damit ſie ſich nicht werfen, außerdem kommt eine Öſe zum Aufhängen an eine Ecke des Vierecks. Nun beginnt die eigene Arbeit. Man zeichnet auf das auf der Spitze ſtehende Quadrat ein zweites auf der Baſis ruhendes durch Verbindung der vier Mittelpunkte der Seiten. Auf das innere Viereck zeichnete ich nach japaniſchen Muſtern im Waſſer ſtehende Kraniche und Schilf; brannte die Umriſſe recht tief ein und malte nun mit Emaillefarben das Bild aus, den Himmel hellblau, das Waſſer etwas dunkler, die Kraniche und das Schilf in den natürlichen Farben. Die vier leeren Ecken füllte ich mit hineinpaſſenden Arabesken, brannte auch von dieſen die Umriſſe, malte ſie ganz im Geſchmack der Tonteller mit verſchiedenen bunten Farben und überzog den noch weißen Grund mit Goldbronze. Jeder, der in mein Zimmer kommt, erfreut ſich an dieſem hübſchen Wandſchmuck, und ich rate allen, die etwas geübt im Zeichnen und Brennen ſind, dieſe anregende Arbeit einmal zu verſuchen; ſie ließe ſich auch ſehr gut für kleine Tiſchplatten, Wappendeckel und dergleichen verwenden. **Dresdnerin.**

Rokokorahmen für Spiegel, Bilder und dergl. Man laſſe ſich vom Tiſchler einen Holzrahmen verfertigen, deſſen Zeichnung man in Rokokoform entwirft, beſonders muß der Ausſchnitt des Rahmes die charakteriſtiſche, geſchweifte Form des Rokoko zeigen. Dieſer Holzrahmen wird mit Gold ſtark bronziert und darauf mit Auflagen verziert. Dieſelben beſtehen aus Roſengewinden und flatternden Schleifen und Bändern, welche das Rokoko beſonders bevorzugt. Die Blumenranken, aus Gummiknetmaſſe beſtehend, werden ſpäter ebenfalls bronziert und zwar die Roſen in rötlichen und die Blätter in grünen Tönen. Durch die Gewinde ziehen ſich flatternde Bänder und Schleifen, aus feſtem, nicht zu breitem Bande. Bei dem Arrangieren der Schleifen halte man ſich möglichſt an eine Rokokozeichnung, all die kleinen Fältchen heftend, das Band umlegend, genau, wie es das Vorbild zeigt. Die Schleifen befeſtigt man gefällig auf kleine Stückchen Pappe, welche auf den Rahmen geklebt werden. Das Band wird erſt mit Spirituslack überzogen, um es zu ſteifen und dann mit Gold bronziert. Ein ſolcher Rahmen iſt hochmodern und ſieht reizend, graziös und eigenartig aus. **E. Grethe.**

## Gemeinnütziges.

Es ſcheint immer noch nicht allgemein bekannt zu ſein, daß Petroleumfeuer durch Milch mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit gelöſcht wird. Wir haben es ſchon mehrmals erlebt, daß ſich, durch Zugluft veranlaßt, das Petroleum im unteren Behälter einer Hängelampe entzündete, ſo daß von allen Seiten die Flammen herausſchlugen. Nach Übergießen von wenig Milch, waren ſie in wenig Sekunden gelöſcht.

Ein dem echten Kölniſchen Waſſer an Feinheit und Ausdauer des Geruchs völlig gleichwertiges Parfum kann man ſich auf folgende Weiſe ſelbſt billig herſtellen. Man laſſe ſich direkt aus einer chemiſchen Fabrik oder aus einem Groſſo-Droguengeſchäft die folgenden Subſtanzen kommen:

| | | |
|---|---|---|
| 4 | Liter | reinen Weinſpiritus, |
| 5 | Gramm | Néroli pétale |
| 5 | „ | Néroli bigarade |
| 10 | „ | Rosmarinöl |
| 10 | „ | Bergamottöl |
| 25 | „ | Orangenſchalenöl |
| 25 | „ | Citronenöl. |

Alles dies miſche man in einer 5 Liter faſſenden Flaſche zuſammen, wodurch man über 4 Liter beſter Eau de Cologne erhält. Der Selbſtkoſtenpreis derſelben wird etwa den vierten Teil des echten Kölniſchen Waſſers betragen. **Dr. S.**

Eine praktiſche neue Erfindung für den Haushalt iſt die von einer Dame erdachte, patentierte Nähmaſchinenlampe, die von der Firma Herz & Efreiß in Breslau zu beziehen iſt. Die Konſtruktion derſelben ſchließt die Gefahr des Umſtürzens völlig aus. **J. R.**

## Geſelliges.

Den Geburtstag einer Perſon zu erraten. Man läßt diejenige Zahl, welche angibt, am wievielten eines Monats die betreffende Perſon geboren iſt, mit 3 multiplizieren und zum Produkt 5 addieren. Das Ganze läßt man mit 4 multiplizieren und hierzu die Summe aus Datum- und Monatszahl addieren. Nun läßt man vom Reſultat 20 abziehen und ſich angeben, wieviel übrig bleibt. Dieſe Zahl dividiert man heimlich durch 13. Der Quotient gibt dann die Datumzahl an, der Reſt die Monatszahl.

Beiſpiel. Es ſei jemand geboren am 17. November.

Datumzahl 17, Monatszahl 11.
Datumzahl × 3 = 51
+ 5 = 56
× 4 = 224
+ 28 = 252
— 20 = 232
dividiert durch 13 = 17, Reſt 11.

## Das Häkeln.

Ein Buch, das wirklich zur rechten Zeit kommt, mitten in eine Allgemeinmode hinein, iſt „Das Häkeln“ von Brigitta Hochfelder, ein Handbuch der geſamten Häkelkunſt. (Verlag von Franz Ebhardt & Co.) Dieſes in klarſter Weiſe abgefaßte, praktiſche Buch bringt mit ſeinen nahezu 1000 Abbildungen alle nur denkbaren, durch die Häkelei auszuführenden Gegenſtände, alle Sticharten der verſchiedenen Häkelmaſchen und die genaueſten Erklärungen dazu. Für jede Häkelart, ſei es die feinſte Guipure, ſeien es kräftige Garn- oder weiche Wollarbeiten, findet man in dieſem Werk Vorlagen und Anleitung. Es ſollte in keinem Hauſe, wo Töchter ſind, fehlen, denn die Häkelei iſt eine Technik, welche warme Empfehlung verdient: ſie ſtrengt weder die Augen, noch den Rücken an, bedarf keinerlei Vorbereitungen und begnügt ſich mit dem einfachſten Material, dem Faden. Und welch' reizende Gegenſtände erzielt man damit!

Ein Blick in das Buch „das Häkeln“ zeigt dies. Wir empfehlen es daher gern, ſowohl als Geſchenk, als auch für Lehrerinnen und Penſionate. Es iſt broſchiert zu 5 Mark, gebunden zu 6 Mark in jeder Buchhandlung zu erhalten; keine andere Sprache hat ein auch nur annähernd ſo ausführliches Werk über die Häkelkunſt aufzuweiſen.

## Widmung.

(Mit einem Briefkaſten.)

Viele, viele liebe Briefe
Berge dieſes Kaſtens Tiefe!
Biſt zwar ſelbſt der Feder Meiſter —
Doch die Freundſchafts-, Liebesgeiſter
Die, entfeſſelt einſt beim Schreiben,
Jetzt darin ihr Weſen treiben,
Haben Wundermacht und Leben:
Mögen ſie dich warm umſchweben!

**Emilie Droeſcher.**

## Für die Küche.

Blaue Pflaumen einzumachen. — Zuthaten: 6 Pfund ſchöne, große Pflaumen, 1/2 Liter Rotwein, 1/2 Liter Eſſig, 1 1/2 Pfd. Zucker, 7 gr Nelken, 7 gr Zimmt. Man reibt die Pflaumen mit einem Tuche ſauber ab, läßt aber die Stiele daran. Nun kocht man den Eſſig mit dem Zucker und Gewürz auf, legt die Pflaumen hinein und kocht ſie einige Minuten, bis die Haut platzt, dann nimmt man ſie heraus, packt ſie in Töpfe oder Gläſer, kocht den Eſſig noch ein wenig und gießt ihn abgekühlt darauf. Iſt alles erkaltet, bindet man die Gefäße feſt zu.

Pflaumen in Wein. 3 Pfd. Pflaumen ſchichtet man mit engliſchem Gewürz, Zimt und Nelken in ein Gefäß, kocht 1 1/4 Liter Rot- und 1/4 Liter Weißwein mit 1 1/2 Pfd. Zucker auf und gießt es heiß darüber. Hiermit muß es 24 Stunden feſt zugedeckt ſtehn. Am zweiten Tage wiederholt man dies Verfahren, am dritten Tage werden jedoch die Pflaumen einmal mit aufgekocht. Legt man ſie dann in Häfen, ſo werden Kirſch- und Weinblätter darauf gethan. **Lisbeth.**

Reſte von Rinds- oder Kalbsbraten u.ſ.w. werden ganz fein gewiegt und mit Eſſig, Moſtrich, Pfeffer, ein wenig Salz, ganz fein gewiegter Zwiebel und dito Sardellen gut vermengt. Dann thut man dieſe pikant ſchmeckende Maſſe in eine Schüſſel, garniert ſie nach Belieben mit Eiern und Sardellen — wenn ich nicht Gäſte zu Tiſch habe, laſſe ich die Garnierung auch fort — und gibt ſie an Stelle von Aufſchnitt kalt zum Brot. **K. M.**

Makronentorte. 1 Pfd. ſüße und 60 gr bittere Mandeln werden abgebrüht, mit Roſenwaſſer abgewaſchen und fein gerieben oder durch eine Mandelmühle gedreht, dann mit etwas Roſenwaſſer beſprengt. 6 Eiweiß werden zu Schaum geſchlagen, 1 1/4 Pfd. Zucker fein geſiebt und der Saft einer kleinen Citrone daran gethan. Dieſe Maſſe wird tüchtig gerührt, dann die Mandeln löffelweiſe dazu, bis ſie völlig mit dem Schaum vermiſcht ſind. Als Unterlage nimmt man mürben Teig. Derſelbe beſteht aus 360 gr feinem Mehl, 240 gr ausgewaſchener Butter, 120 gr Zucker, 1 Ei und etwas abgeriebener Citronenſchale. Dieſer Teig genügt zu zwei Tortenböden, wie auch der Mandelbrei zu 2 Torten ausreicht. Der Teig wird nun ſo dünn wie möglich auf ein mit Papier belegtes Blech gelegt, der Mandelteig wird wie ein Meſſerrücken dick darauf geſtrichen und das Übrige der Maſſe in kleine Häufchen darauf verteilt und dann bei mäßiger Hitze ſchnell von oben und unten gelbbraun gebacken.

Vorzügliches Rezept zum Einmachen von Birnen. Drei Pfund unreife, feine Birnen werden geſchält und unzerſchnitten mit ein Pfd. Zucker, einer Portionstaſſe Eſſig und ebenſoviel Waſſer, eventuell mit etwas Zimmt, tüchtig gekocht, je nach Härte der Frucht 1—3 Stunden. Sehr ſchön und haltbar. **Junge Pfarrfrau.**

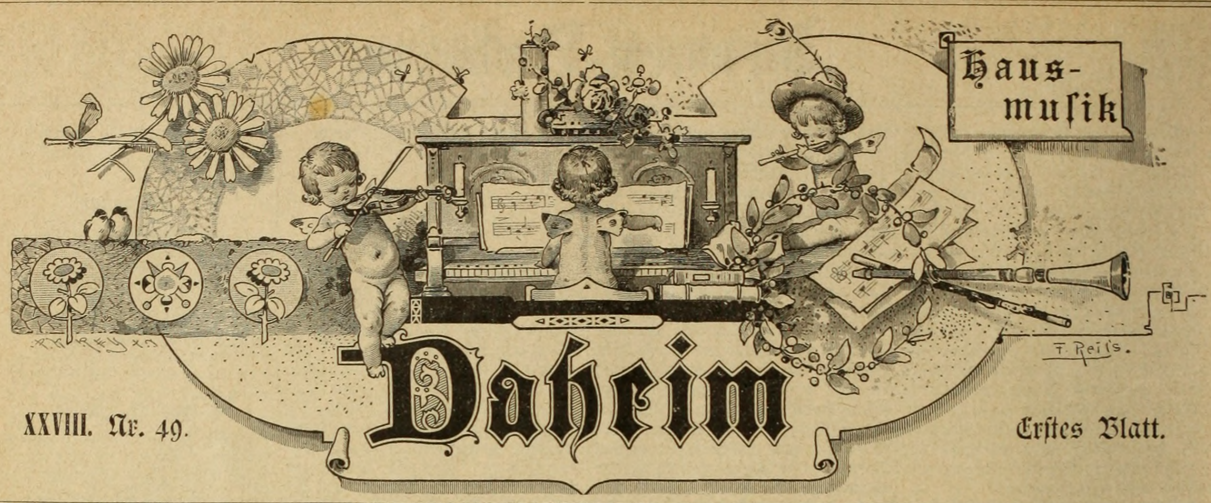
## Fragen.

166) Bitte herzlich, mir einen Wohnort vorzuſchlagen, ungefähr ſo groß und nicht teurer als Görlitz, wenn möglich etwas billiger in Bezug auf Lebensbedürfniſſe, Wohnung und geiſtige Genüſſe. Vielleicht einen Badeort in der Nähe der See, der auch im Winter nicht ganz einſam iſt. **A. J.**

167) Könnte mir vielleicht jemand ein erfolgreiches Mittel gegen ſogenannte Roſtflecke auf Fächerpalmen und anderen hartblättrigen Pflanzen nennen? Im voraus beſten Dank. **O. F.**

## Auskunft.

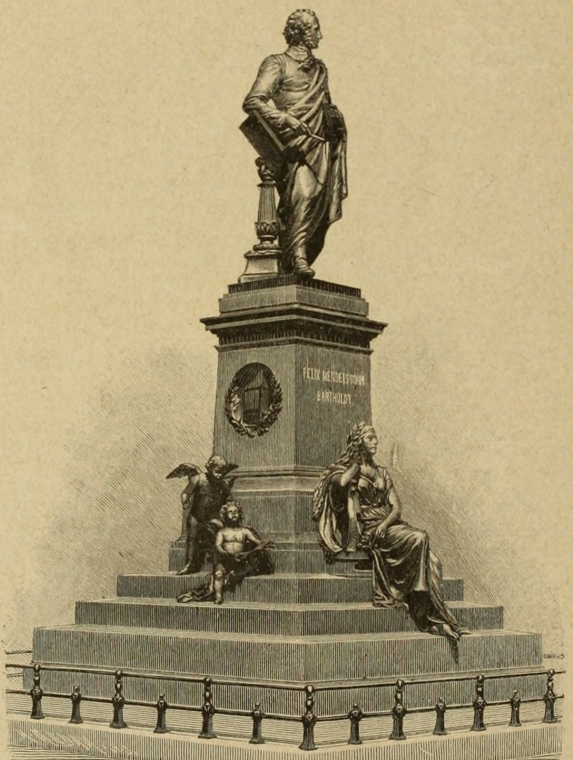
Auf mehrfache Anfragen im Daheim erlaube ich mir Ihnen als gute Penſion für alleinreiſende Damen (auch mit Kindern) in Breslau das „Damen-Heim für gebildete Stände“, Bahnhofſtraße Nr. 22, I. Etage, für Ihre Abonnenten zu empfehlen. Alleinſtehende, ältere und jüngere Damen finden dort gleichfalls angenehmes, freundliches Heim und gute Verpflegung, event. auf Lebenszeit. **Eine Daheimleſerin.**



Daheim
XXVIII. Nr. 49.
Erſtes Blatt.

## Das Mendelsſohndenkmal zu Leipzig.

Im Jahre 1868 hatte ſich in Leipzig auf Anregung eines ausgezeichneten Gelehrten, des Univerſitätsprofeſſors Oskar Paul, ein Verein gebildet, deſſen Ziel es war, einem Meiſter der Tonkunſt, Felix Mendelsſohn-Bartholdy, ein würdiges Denkmal zu errichten. Wie kein anderer ihrer Tonmeiſter hat gerade Mendelsſohn die Stadt Leipzig zu feurigſtem Dank ſich verpflichtet: Mendelsſohn war es, welcher die berühmten Gewandhauskonzerte auf jene Stufe glänzender Künſtlerſchaft emporhob, die lange, lange Zeit hindurch von keinem anderen Muſikinſtitute Deutſchlands erreicht wurde; Mendelsſohn war es, welcher durch ſein künſtleriſches Schaffen dem ſchöpferiſchen Muſikleben Leipzigs den äußeren Glanz verlieh, er war es endlich, der durch den Gedanken der Gründung eines Konſervatoriums und durch die glückliche Verwirklichung dieſes Gedankens Leipzig zum Mittelpunkt der muſikaliſchen Pädagogik nicht nur Deutſchlands, ſondern der ganzen gebildeten Welt machte. Aus allen Zonen, aus allen, ſelbſt den entfernteſten Ländern, ſtrömten Schüler und junge Muſiker nach Leipzig, um hier auf dem ſchnell zu außerordentlicher Berühmtheit erblühten Konſervatorium eine tüchtige und gründliche muſikaliſche Bildung zu erlangen. Dieſe Thatſachen genügten allein, um die Gefühle der lebhaften Dankbarkeit in einem äußeren Zeichen feſtzuhalten. Sechsundzwanzig Jahre wirkte und ſammelte in aller Stille jener Verein. Endlich war es ihm vor Kurzem vergönnt, vor die Muſikfreunde Leipzigs hinzutreten und ſie zu froher Feier zu entbieten. Am 26. Mai wurde das Mendelsſohn-Denkmal feierlich enthüllt. Unter den Denkmälern, die Leipzig ſeinen großen Männern bisher geſetzt hat, nimmt es einen hervorragenden Platz ein. Es iſt als Ganzes wie auch in allen ſeinen Teilen außerordentlich gut gelungen und macht einen künſtleriſch-befriedigenden, wohlthuend-harmoniſchen Eindruck. Von dem Leipziger Bildhauer Werner Stein entworfen und modelliert, von H. Howald in Braunſchweig in rotleuchtendem Bronzeguß ausgeführt, zeigt es Mendelsſohn auf einem hohen Sockel ſtehend, in ſinnender Haltung, die rechte Hand leicht auf ein reichverziertes Notenpult geſtützt; um die linke Schulter fällt nach rechts herunter in maleriſchem Faltenwurf ein Mantel; die Vorderſeite des Sockels trägt den Namen, die Rückſeite die Worte: „Edles nur künde die Sprache der Töne.“ Rechts und links ſitzen muſizierende Engel, vorn die Muſe der Tonkunſt. Das prächtige Denkmal hat ſeinen Platz vor dem Hauptportale des Neuen Gewandhauſes gefunden, in der nächſten Nachbarſchaft des Konſervatoriums, jener Stätte, mit welcher der Name Mendelsſohn auf alle Zeiten hinaus auf das Engſte verknüpft bleibt.



Standbild Felix Mendelsſohn-Bartholdys vor dem Neuen Konzerthauſe in Leipzig. Von Werner Stein.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Herm. Vogel in Leipzig.

## Ch. Gounod und Mozarts „Don Juan“.

Das Wort Schumanns „Daß nur der Genius den Genius ganz verſtehe,“ enthält eigentlich eine bittere Wahrheit für alle jene, welche keine Genies ſind; der größeren Hälfte der Menſchheit iſt damit ein Armutszeugnis ausgeſtellt — ſo ſcheint es. Aber man darf es ruhig ausſprechen, daß man das Genie ſehr wohl ganz verſtehen kann, ohne ſelbſt ein Genie zu ſein, weil jeder Menſch in irgend einer Beziehung etwas vom Genius an ſich hat; nur eben jeder in ſeiner beſonderen Art. Aber wie beim Ertönen von Saiten nur die gleichgeſtimmten mitklingen, ſo ſchaut und erkennt auch der Genius des einen Menſchen nur einen verwandten Genius. Und ſo wird wohl auch Schumann ſeinen Ausſpruch gemeint haben, denn Genie und Genius ſind nicht immer ſiameſiſche Zwillinge. „Und hier zeige ich euch nochmals den herrlichen Muſiker, in welchem die Muſik ganz das war, was ſie im Menſchen zu ſein vermag, wenn ſie eben ganz nach der Fülle ihrer Weſenheit Muſik und nichts anderes als Muſik iſt. Blickt auf Mozart! Seht ſeinen Don Juan! Wo hat je die Muſik ſo unendlich reiche Individualität gewonnen, ſo ſicher und beſtimmt in reichſter, überſchwenglichſter Fülle zu charakteriſieren vermocht?“ So rief Richard Wagner, der Genie und Genius zugleich iſt; und nun kommt Charles Gounod, ein Genius, und zeigt und zerlegt uns die reichſte, überſchwenglichſte Fülle der im Don Juan enthaltenen Charakteriſtik in ihre Elemente, in ihre feinſten Einzelheiten! Sein Buch „Mozarts Don Juan“*) gehört zu den leſenswerteſten Analyſen unſers dramatiſchen Meiſterwerkes. Und Gounod iſt gewiß ein Berufener, unter den modernen Tonkünſtlern nimmt er einen der erſten Plätze ein; ſein „Fauſt“ hat ihm eine Popularität in Deutſchland erworben, wie ſie nur ſehr wenigen fremden Komponiſten beſchieden war. Auf den Ton dieſer ſchönen Volkstümlichkeit iſt auch ſeine Don Juan-Schrift abgeſtimmt, welche, die rechte Mitte innehaltend zwiſchen formaler Anſchauung und Gefühlsäſthetik, den Inhalt des Kunſtwerkes zum Gegenſtand einer feinſinnigen und intereſſanten Betrachtung erhebt. Einzelne Ausſprüche Gounods über Mozart — obwohl ihrem gedanklichen Inhalte nach nicht ganz neu — charakteriſieren in glücklicher Form das Weſen des klaſſiſchen Meiſters.

---

*) Charles Gounod „Mozarts Don Juan.“ Autoriſierte Überſetzung von Adolf Klages; Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

# Hausmuſik.

So leſen wir auf Seite 19: „Was man nicht genug hervorheben und nicht genug verſuchen kann, näher darzulegen, da es Mozart zu einem abſolut einzig daſtehenden Genie ſtempelt, iſt die ſtändige, unzertrennliche Verbindung der Schönheit der Form mit der Wahrheit des Ausdrucks. In der Wahrheit iſt er menſchlich, in der Schönheit iſt er göttlich. Durch die Wahrheit rührt, bewegt er uns, wir erkennen uns alleſamt in ihm wieder und müſſen geſtehen, daß er nicht nur die menſchliche Natur in ihren verſchiedenartigen Leidenſchaften ausgezeichnet kennt, ſondern auch ſehr wohl weiß, wie mannigfaltig ſich die letzteren zu äußern pflegen. Durch die Schönheit erklärt er die nackte Wirklichkeit, jedoch ſo, daß ſie als ſolche erkenntlich bleibt. Er erhebt und rückt ſie nur durch den Zauber einer erhabenen Tonſprache in jene lichtvoll heitere Ferne, welche die Kunſt bedeutet und in der die Intelligenz mit der Ruhe der Viſion wieder zum Ausdruck bringt, was das Herz im Sturm der Leidenſchaft empfunden hat. Es bleibt dabei: das Wahre im Schönen, darin beſteht die Kunſt.“ Und weiter leſen wir: „Wunderbar leicht weiß Mozart jedem Worte ſeinen beſonderen Anteil am muſikaliſchen Ausdruck einzuräumen, ohne irgendwie dadurch dem Tonbild das Einheitliche oder Charakteriſtiſche zu nehmen. Alles ſtrömt ungeſucht frei vom Herzen weg, jeder Anteil entſpricht ſtrengſtens der Forderung, die man an Gedankentiefe und Gedankeninhalt ſtellen kann. Das wahre Genie thront auf der höchſten Stufe der Einſicht, es genießt das alleinige Vorrecht, ſein Ziel geraden Weges zu erreichen.“

S. 22 heißt es ferner: „Mozart zeichnet muſikaliſch ſeine Perſonen mit einer ſo frappanten Genauigkeit, daß es unmöglich iſt, die Eigenſchaft irgend einer derſelben falſch aufzufaſſen. Er gibt ihnen feſte Konturen, er malt ſie und macht ſie greifbar. Mag es ſich handeln um Standesherren wie Don Juan, Edelleute wie Don Oktavio, Donna Anna und Elvira, Dorfbewohner wie Zerline und Maſetto, Würdenträger wie den Komtur, Diener wie Leporello — immer iſt die muſikaliſche Form das getreue, klare und ergreifende Spiegelbild der Perſon. Charakter, Redeweiſe, Stand, edles oder gewöhnliches Benehmen, finden darin ihren Ausdruck; das iſt nicht jenes bequeme oder banale Verfahren einer erkünſtelten Einheitlichkeit, die darin beſteht, einer Perſon eine ein für allemal feſtgelegte Formel wie eine Etikette aufzukleben und ſie mit dieſer hartnäckig und beharrlich immer wieder vorzuführen. Bei Mozart gründet ſich die Einheitlichkeit auf die Identität, nicht auf die Monotonie; jene iſt das Sichgleichbleiben des Individuums trotz des mannigfachen Wechſels ſeiner Zuſtände. Es verhält ſich damit ungefähr wie mit dem Charakter einer Handſchrift, der bei aller Verſchiedenheit der einzelnen Buchſtaben ſich doch nicht ändert.“

Dies iſt die einzige Stelle des Buches, welche einen polemiſchen Beigeſchmack hat; die Wendung, „einer Perſon eine ein für allemal feſtgelegte Formel wie eine Etikette anzukleben und ſie mit dieſer hartnäckig und beharrlich immer wieder vorzuführen,“ enthält einen direkt gegen R. Wagner gerichteten Vorwurf; Wagner hat bekanntlich in ſeinen ſpäteren dramatiſchen Werken, am ausgiebigſten in den „Nibelungen,“ ſogenannte „Leitmotive“ eingeführt, mit denen er ſeine Helden charakteriſiert, Motive, welche indeſſen eine durchaus ſymphoniſche Behandlung erfahren und jedesmal ſo umgeſtaltet werden, wie es die Situation und der dramatiſche Zuſammenhang zwiſchen Perſon und Orcheſter, dem Sprachrohre der Empfindung, erheiſchen. Auch bei Wagner gründet ſich die Einheitlichkeit auf die Identität — genau wie bei Mozart; ſie wird nur mit anderen Kunſtmitteln erreicht.

Vortrefflich iſt das, was Gounod über die Bedeutung und Weſenheit des Mozartſchen Orcheſters ſagt. „Man muß ſich Rechenſchaft von der wunderbaren Einſicht Mozarts abgelegt haben, wenn man verſtehen will, wie er mit einer ſo unglaublichen Sparſamkeit in der Verwendung der Inſtrumente ſolchen Reichtum des Kolorits erzeugen und gleichzeitig zu einer ſolchen Macht des Ausdrucks gelangen konnte. Man bleibt erſtaunt, daß bei ſo einfachen Mitteln und mit ſo wenig Noten ſeine Inſtrumentation dennoch immer voll und wohlklingend iſt. Das kommt — es muß ſtets aufs neue hervorgehoben werden — von der hohen, untrüglichen Gabe des richtigen Unterſcheidens, die davor bewahrt, das Notwendige zu überſchreiten. Jedes Zuviel erdrückt und macht ſtumpf, anſtatt das Gegenteil zu bewirken.“ Wenn Gounod (S. 99) Mozart einem Cimaroſa oder Roſſini in bezug auf den glänzenden Schwung und die Durchſichtigkeit ſeiner Muſik gleichſtellt und behauptet, daß Mozart „durch die Lage ſeiner Vaterſtadt Salzburg mehr Italiener als Deutſcher geweſen ſei und durch ſeine frühzeitigen Reiſen in Italien ſich das ſüdländiſche Temperament angeeignet habe,“ ſo iſt das mit einiger Vorſicht aufzufaſſen. Salzburg iſt eine kerndeutſche Stadt; durch die Lage ſeiner Vaterſtadt war Mozart ausſchließlich Deutſcher; ob man ſich ſelbſt durch frühzeitiges Reiſen das Temperament einer fremden Nation aneignen kann, ſcheint ſehr zweifelhaft. Und warum ſollte man auch annehmen wollen, daß erſt fremde Einflüſſe Mozart zu dem gemacht, was er uns iſt, wo die Natur und der Himmel mit verſchwenderiſcher Fülle jenen Meiſter ausgeſtattet, deſſen angeboren lebhaftes Temperament als hervorſtechende Eigentümlichkeit des nationalen Lebens im öſterreichiſchen Volke ſeit jeher gilt? Gounods Buch lieſt ſich, wie unſere Leſer aus den mitgeteilten Proben werden erſehen haben, ſehr gut; Szene für Szene folgt der Autor der Mozartſchen Partitur, mit größter Liebe und feinſter Sachkenntnis ſchildert er ihre Schönheiten, und wenn er begeiſtert ausruft: „O, Mozart, göttlicher Mozart! Nur wer dich nicht verſteht, unterläßt es, dich zu vergöttern! Dich, in deiner ſteten Wahrheit und vollendeten Schöne! Dich, in deiner unerſchöpflichen Anmut, in deiner Erhabenheit und Klarheit! Dich, in deiner Darſtellung des rein Menſchlichen und deiner kindlichen Einfalt!“ . . . wer würde in dieſe Begeiſterung nicht aus voller Bruſt mit einſtimmen, ſelbſt unter dem Einwande, daß man ein Werk eines Meiſters in ſeiner ſpezifiſchen Eigentümlichkeit nur im Zuſammenhange mit ſeinem geſamten Schaffen erfaſſen kann! Und dieſe Perſpektive auf die anderen dramatiſchen Meiſterwerke Mozarts fehlt leider dem Gounodſchen Buche!

## Bücherſchau.

Wegweiſer durch die Klavierlitteratur. Zur Erleichterung für Lehrende und Lernende zuſammengeſtellt von J. C. Eſchmann; dritte gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage von O. Ruthardt. Leipzig, Verlag von Gebrüder Hug. Das Klavier iſt das Inſtrument der Gegenwart; es beherrſcht ebenſo die Komponiſten wie die Künſtler und Dilettanten. Die Produktion für dieſes viel und oft mit Unrecht geſchmähte Inſtrument iſt zu grenzenloſer Ausdehnung gelangt, und noch gibt es kein Zeichen dafür, daß die Wogen der Klavierkompoſition je wieder in die Ufer der vom äſthetiſchen Bedürfnis geregelten Normalproduktion zurückſinken werden! Iſt es ſchon für den Fachmann eine keineswegs leichte Aufgabe, aus der Maſſenproduktion das Gute auszuſcheiden und in der den Muſikalienmarkt überſchwemmenden ſandigen Plattheit die Goldkörner herauszuleſen, um wie viel ſchwieriger geſtaltet ſich da erſt die Lage des Dilettanten, des Muſikliebhabers, eine Auswahl zu treffen! Für beide, für den Fachmann wie für den Muſikfreund, der in ſeinem idealiſtiſchen Streben, dem Neuen und Guten neben dem Alten gerecht zu werden, keine erquicklichen Reſultate zu gewinnen vermag, bietet unſer „Wegweiſer durch die Klavierlitteratur“ unſchätzbare Vorteile. Iſt es doch das Ergebnis langjähriger Erfahrung, unausgeſetzt erprobter Praxis und gründlicher theoretiſcher wie hiſtoriſcher Forſchungen auf dem weiten Felde der Klavierkompoſition, das faſt alle Meiſter eifrig bebaut haben; ſeinen Zweck, Lehrenden und Lernenden einen Überblick über alle jene Werke der Klavierlitteratur zu geben, die einen inſtruktiven oder muſikaliſchen Wert beſitzen, erreicht das 200 Seiten ſtarke Buch in ausgezeichnetem Maße. Ruthardt hat die treffliche Arbeit Eſchmanns im Prinzip und in der Grundanlage beibehalten, den Ausbau aber in weiter Ausgeſtaltung zu Ende geführt. Die ganze Litteratur der Vergangenheit in den Bereich ſeiner Darſtellung ziehend, gewährt der hochgeſchätzte Bearbeiter zugleich der Gegenwart und ihrer neueſten Richtung den ihrer Bedeutung und ihrer Wichtigkeit zukommenden Raum. Der Bearbeiter ſah ſich oft in die Lage verſetzt, dem ſtellenweiſe einſeitigen Eſchmann gegenüber den modernen Standpunkt zu vertreten; es geſchieht dies jedoch ohne jede gewaltthätige Maßregelung: ein Zug von geiſtiger Freiheit und feinſtem Geſchmack kennzeichnet die zahlreichen, ſchönen und warm empfundenen Erläuterungen Ruthardts. Aus dem Studium des kleinen Werkes werden die Muſikfreunde neben zuverläſſiger Auskunft über pädagogiſche Fragen des Klavierſpiels reiche Anregung ſchöpfen, und das ſind bekanntlich die beſten Bücher, die nicht nur ſelbſt gute Gedanken enthalten, ſondern auch zu guten Gedanken anregen.

## Muſikſtücke für Violoncello.

Mit der Kompoſition für Streichinſtrumente iſt es eine eigene Sache: die ſchaffenden Tonkünſtler laſſen ſich bei Ausarbeitung ihrer Kompoſitionen nur dort, wo es ſich um ganz beſtimmte (pädagogiſche) Zwecke handelt, von Rückſichten auf Einzelheiten leiten. Gewöhnlich fragen ſie nicht viel nach dem Grade der Schwierigkeit, weil ſie von Haus aus die Ausführung mit dem künſtleriſch gründlich durchgebildeten Berufsmuſiker, ſagen wir lieber, dem „Virtuoſen,“ vorherbeſtimmt haben. Und gerade in der Fülle ihrer techniſchen Schwierigkeiten liegt der Grund, warum eine ganze Anzahl hervorragender Werke für den Muſikfreund und für die Aufführung im häuslichen Kreiſe unerreichbar ſind. Umſomehr muß man ſich freuen, wenn man einmal einem künſtleriſch gehaltvollem Werke begegnet, das ſich in der Region mittlerer Schwierigkeiten bewegt und als eine Bereicherung der Hausmuſik angeſehen werden darf. Als ein Werk dieſer Art begrüßen wir die Gavotte für Violoncello mit Begleitung des Pianoforte, komponiert von Auguſt Werner, op. 42, Preis 2 Mk. Dieſe Gavotte zählt nicht zu den Werken, die ein Gemüt zu enthuſiasmieren die Kraft beſitzen; aber ſie iſt ſehr geſchmackvoll, klar und überſichtlich im Periodenbau und zeichnet ſich, im Gegenſatz zu der Weichlichkeit und Süßlichkeit der meiſten modernen Gavotten, durch einen Ton kraftvoller Männlichkeit aus, ein Vorzug, der uns ſehr ſympathiſch berührte. Die hohe Lage des Inſtrumentes iſt nur vorſichtig benutzt, techniſche Bravoureffekte ſind ganz und gar vermieden

## Klaviermuſik.

Vier Albumblätter. Für Pianoforte komponiert von Andreas Hallén op. 40, Pr. 3 Mk. Leipzig, Verlag von R. Dietrich. — Andreas Hallén bekennt mit dem Stil und der harmoniſchen Eigenart dieſer Kompoſitionen ſeine Zugehörigkeit zur nordiſchen Komponiſtenſchule, als deren Haupt Edvard Grieg zu betrachten iſt. Die Albumblätter Halléns tragen die Überſchriften „Kinderſpiele“ — „In der Abenddämmerung“ — „Polka“ und „Romanze.“ Sie ſtellen ſich als feine, geſchmackvolle Klaviermuſik dar, der das ſtellenweiſe mit ſeinem Nordlichtglanz aufblitzende nordiſche Element ein eigenartiges, feſſelndes Colorit verleiht. An die Kompoſitionsmanier Griegs erinnert namentlich das erſte ſehr reizende Allegretto, das auf einem luſtig hüpfenden Motiv aufgebaut iſt. Seite 5, letztes Syſtem, fehlt im 1. Takte der Baß-, im 3. der Violinſchlüſſel. Das folgende Andante („In der Abenddämmerung“) bewegt ſich ausſchließlich in den Rhythmen der Norwegiſchen Volksmuſik: die Harmonik dieſes ſchwermütigen und elegiſchen Stückes iſt eine außerordentlich reiche, faſt zu reiche, ſo daß es dem Feingefühl des Spielers überlaſſen bleibt, durch äußerſte Zartheit der Tongebung dem Stücke den Charakter der Ruhe zu wahren, welche in der Überſchrift mit enthalten iſt. Die „Polka,“ mit originellen Quintenſprüngen, die das Stimmen der Geigen verſinnbildlichen, beginnend, ſchlägt den Ton ausgelaſſener, aber harmloſer Freude an. Eine ſtimmungsvolle und klangſchöne Romanze, die in der Originalität der Erfindung hinter den vorhergehenden Stücken allerdings zurückſteht, ſchließt den Cyklus ab. Die Albumblätter enthalten das techniſche Rüſtzeug der Mittelſtufe; nennenswerten Schwierigkeiten gehen ſie aus dem Wege. — Freunde einer pikanten, prickelnden und feurig-melodiöſen Salonmuſik werden an den neuen Stücken von Ch. Godard (Leipzig, R. Forberg) Gefallen finden: ſowohl das reizende „Moment de Valse“ und der aufſchwellend-geſangvolle Walzer „Roses d'Avril,“ wie auch das anmutige „Ballet des Papillons“ ſind duftige Blüten der eleganten Salonmuſik: dankbare und brillante Vortragsſtücke, mit denen ein fertiger und gewandter Klavierſpieler Effekt machen wird. Es ſind Stücke, wie man ſie gerne hört, nachdem man in heiterer Geſellſchaft ein Glas Champagner genoſſen hat.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Zank und Gehäſſigkeit vernichtet;
Doch ernſter Streit iſt keine Schmach,
Denn er nur zieht, wenn er geſchlichtet,
Den reinen Klang, den Frieden, nach.

## Zur Geſundheitspflege in kritiſcher Zeit.

Der Reichsanzeiger hat die Verhaltungs-Maßregeln veröffentlicht, die bei Choleragefahr zu befolgen ſind, Vorſchriften über das gegeben, was man thun, was man unterlaſſen ſoll, was ganz zu vermeiden iſt. Jeder Hausvater beſtellt ſein Haus, jede Hausfrau wird ſich bewußt ſein, daß es nötig iſt, noch mehr als ſonſt auf Reinlichkeit zu halten in allen Räumen ihres Reiches. Es kommt gar nicht darauf an, ob man Furcht hat vor der Cholera oder nicht, man hat einfach die Pflicht, ſich und die Seinen in ſo gutem Geſundheitszuſtand zu erhalten, als dies uns ſchwachen Menſchen überhaupt möglich iſt, damit die Cholera, wenn ſie kommt, einen ihr ungünſtigen Boden findet und naturgemäß uns dann weniger zu ſchaden imſtande iſt. Wenn jeder ſein Beſtes thut, werden auch alle davon Nutzen ziehen; die Nachläſſigkeit eines Einzelnen gefährdet viele. Eine feine Naſe iſt für ihren Beſitzer öfter die Quelle unangenehmer Empfindung als wohlthuender. Der guten Gerüche gibt es ungleich weniger als der ſchlechten. Eine feine Naſe iſt aber eine mächtige Förderin der Geſundheit und deshalb unſchätzbar. Wer gleich riecht, daß etwas Verdorbenes, Unreines in ſeiner Nähe iſt, wird ſelten zu forſchen unterlaſſen, wo es ſich befindet und mit allen Kräften auf ſeine Beſeitigung hinwirken. Ich möchte die deutſchen Hausfrauen bitten, mir zu folgen an ihre Waſſer- und Putzeimer und auch die im Haushalt gebrauchten Schwämme und Aufziehtücher einer genauen Prüfung zu unterziehen. Oft kommt die ſchlechte Luft in den Zimmern allein von den fauligen Putzlumpen her, die zum Aufwaſchen der Teppiche und Fußböden verwendet werden und, ſtatt reiner Friſche, Miasmen in die Zimmer bringen. Nur zu gern laſſen die Mägde das notdürftig ausgerungene Tuch in dem feuchten Eimer liegen, ſtatt alles gehörig zu trocknen. Wer keinen Platz dafür im Freien zur Verfügung hat, der ſorge wenigſtens für Trocknen im Hauſe! Es wird gewiß keine Verſchwendung ſein, wenn im Schlafzimmer jetzt nicht mit friſchem Waſſer geſpart wird, wenn auf dem Herd in unſerer Küche ſtets unſer größter Topf ſteht, mit Waſſer gefüllt, das, kochend auf die Spülſteine geſchüttet, alles Schmierige, Verdorbene davon entfernt. Selbſt in reinen Küchen iſt oft in unmittelbarer Nähe der Speiſen, die wir genießen, eine Brutſtätte von Bakterien, nämlich im Kohlenkaſten. Nicht allen wird es bekannt ſein, wie ſchädlich es iſt, kleine Küchenabfälle in den Kohlenkaſten zu werfen. Unbrauchbare Reſte aus den Töpfen, Wurſt, Zwiebeln und Eierſchalen, verdorbene Milch, ſchlechtes Fett, ſauer gewordene Brühe, ja ſelbſt häßliche Abfälle von rohem Fleiſch und Fiſch finden oft im Kohlenkaſten ihr Grab. Sie gären ſchnell, es entwickeln ſich ſchlechte Gaſe, die bald die ganze Luft der Küche erfüllen, über unſeren Speiſen lagern und die beſonders bei ſommerlicher Hitze ſehr geſundheitsſchädlich und ekelerregend ſind. Warum nicht alles Schlechte gleich dem heiligen Feuer zum Opfer bringen, das es raſch verzehrt? Weil die Mägde die Mühe ſcheuen, die Herdthüre zu öffnen. Viele von ihnen legen die Befehle der Hausfrauen, die Reinlichkeit betreffend, als übertriebene Eigenheiten aus und gehorchen ihnen nicht, wenn ſie ſich unbeobachtet wiſſen. Es wird klug ſein von den Hausfrauen, in ſo ernſter Zeit die Mädchen oft zu erinnern, daß ſie ſelbſt wohl die erſten Opfer ſolch ſträflicher Nachläſſigkeit werden können. **Sophie v. S.**

## Ein Hochzeitsgeſchenk

kann oft großes Kopfzerbrechen und noch größere Koſten verurſachen. Da nicht jeder, der gern Geber ſein möchte, auch das nötige Geld dazu hat, ſo muß er etwas erſinnen, was durch innere Bedeutung und als Beweis wahrer, herzlicher Empfindung den äußeren Wert übertrumpft. Ich erhielt zu meiner Hochzeit von einer lieben Freundin ein reizendes, in Leder gebundenes, mit Goldſchnitt und blanken Schlößchen verziertes Buch. Ich ſchlug es auf und ſah zuerſt das gemalte Titelblatt, auf dem eine Gruppe muſizierender Amoretten aufs anmutigſte dargeſtellt war. In zierlichen Buchſtaben ſchlang ſich der Titel hindurch: „Buch der Freude.“ Als Motto ſtand unten in der Ecke:

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium.

Das nächſte Blatt trug die Widmung, ein ſchwungvolles Sonett, deſſen Anfangsbuchſtabe ſehr gefällig ausgemalt war. Das Sonett lautete:

Auf Erden tönt ein unaufhörlich Klagen,
Von Armut, Sorge, Not und ſtillem Neid,
Von Krankheit, Sterben und von ſchlechter Zeit,
Von Scheiden, Dulden, Hoffen und Entſagen.

Doch will man nach des Lebens Freuden fragen,
Dann klingt die Antwort ſpärlich weit und breit.
Der tiefe Born der wahren Freudigkeit
Wird meiſt im Herzen unbewußt getragen.

Dir mög' er ſprudeln immer hell und rein,
Und deiner Seele Spiegel mög' er ſein,
Die ſich des Lebens freut mit offnen Blicken;

Und jede Freude, ſei ſie noch ſo klein,
In dieſe Blätter zeichne ſie hinein,
Denn ſpäter wird die Menge dich entzücken!

Die nachfolgenden, leeren Blätter meines Buches ſind nicht leer geblieben. Viele kleine, viele große Freuden ſtehen ſchon darin verzeichnet, und wenn einmal nicht alles nach Wunſch geht, dann nehme ich mein Buch zur Hand und muß jedesmal ſtaunend ſagen: Es iſt kaum zu glauben, daß man ſich ſo oft im Leben freuen kann! **F. Branitz.**

## Mit Salz und Brot

beim Einzug des jungen Paares
(oder beim Umzug).

Nun tretet ein ins Heim! Gott walt's!
Empfangt und koſtet: Brot und Salz!

Fern ſei dem Hauſe Hungersnot!
Und niemals fehle Salz und Brot!

Das Mahl bereite! Kräftig halt's!
Vergiß nicht, Hausfrau, Brot und Salz!

Habt immer Mut, die Wangen rot,
Ein gut Gewiſſen, Salz und Brot!

**M. A.**

## Kleiner Koffer für Landpartieen.

Dieſes Kofferchen iſt in erſter Linie zum Mitnehmen von Lebensmitteln auf Landpartieen beſtimmt, wird aber auch auf weiteren Reiſen gute Dienſte thun. Es hat drei vortreffliche Eigenſchaften: es iſt einfach und billig herzuſtellen, ſehr leicht und erhält das Brot friſch und ſchmackhaft. Zweierlei braucht man zur Herſtellung des Koffers: ein Blechkäſtchen und einen Überzug, der in einem Beutel endigt. Das Blechkäſtchen erhält man für einen ganz geringen Preis (30—50 Pf.) in jeder Delikateſſen-Handlung, indem man ein leeres „Pfund-Cakes-Käſtchen“ verlangt. Es iſt aus leichtem Blech, 25 cm lang, 10 cm hoch, ſehr handlich und doch ziemlich geräumig und wird gern von den Kaufleuten abgegeben, da ſie keine Verwendung dafür haben. Der Überzug wird aus grauer Leinwand gemacht. Der Größe des Bodens und der Seitenwände des Kaſtens entſprechend, ſchneidet man die Teile des Überzuges zurecht, gibt aber auf die Nähte 1 cm zu. Der Deckel des Kaſtens bleibt zunächſt frei. Die Teile für den Boden und die Seitenwände werden zuſammengenäht und mit rotem Wollenbande eingefaßt. Man ſchneidet nun einen 20 cm breiten und 78 cm langen Streifen und ſetzt ihn auf den oberen Rand des Überzuges glatt auf. Dieſer Streifen ragt alſo 20 cm über den Deckel des Kaſtens hervor. Die Naht wird wieder mit roter Borte eingefaßt, ebenſo der obere Rand des aufgeſetzten Streifens. Ein Zug, durch den eine rote Schnur geht, vervollſtändigt das Ganze und bietet zugleich den Griff zum Tragen. Auf dieſe Weiſe bildet der Überzug über dem Deckel einen Raum, in dem man noch Meſſer, Gabel und, wie es Schreiberin dieſer Zeilen oft gethan hat, kleine Pappteller mitnehmen kann.

## Handarbeit.

Die früher ſo ſehr beliebten Frivolitäten ſcheinen jetzt wieder in Aufnahme zu kommen. Die ſchmalen Spitzchen, nur aus Picots und Occis beſtehend, ſind ſehr zu Hemdenſpitzen zu empfehlen; außerordentlich dauerhaft, laſſen ſie ſich ſo leicht arbeiten; man nimmt am beſten Hanfzwirn Nr. 60 dazu. Auch zu Kleidergarnituren laſſen ſich die Frivolitäten recht hübſch verwerten. In farbiger Seide oder farbigem Garn gearbeitet, auf ſchwarzen Untergrund genäht, ſehen dieſe, beſonders in Sternen, die aneinander geſetzt werden, reizend aus; man gebraucht ſie an Stelle der jetzt ſo modernen, ſehr teuren Poſamenten und kann ſich auf dieſe Art einen ſehr billigen, eleganten Kleiderbeſatz arbeiten. **Fr. Paſtor F. in A.**

## Dienſtbotenhumor.

Nach einer kleinen Geſellſchaft ſoll mein Mädchen die dazu benutzten Gegenſtände wieder ſäubern. Als ich ſie nach einiger Zeit frage, wie weit ſie mit den Sachen iſt, antwortet ſie mir: „Es iſt alles ſo weit fertig, bis auf die Raſirmeſſer. (Statt Deſſertmeſſer.) **M. M.**

## Für die Küche.

Kleine Goldingiſche Kringel. Man bringt in eine Schüſſel: 1 Taſſe geſchmolzene Butter, 1 Taſſe gute ſaure Sahne, 1 Taſſe Zucker, die abgeriebene Schale einer Citrone oder 4 Körner Kardamon und ſo viel Mehl, daß man den Teig ausrollen kann. Nun formt man kleine Kringel, die man auf ein mit Butter beſtrichenes Blech legt und bei mäßiger Hitze ſchön hellbraun bäckt.

Salzſtangen. 18 Lot Mehl, ¼ Pfd. Butter und ¼ Maß Waſſer, 3 Eidotter, 2 Löffel Hefen werden raſch durchgerührt, mit feinem Salz eingerollt, mit Ei beſtrichen, mit Kümmel beſtreut und in einem heißen Ofen gebacken.

Kuriſche Theekringel. ½ Liter ſüße Sahne, ½ Liter Milch werden warm gemacht, mit 2 Löffeln Hefen und Mehl zu einem gewöhnlichen Teig gemacht, ſtark geklopft, dann kommt hinzu: ¾ Pfd. Butter, zu Schaum gerieben, 1 Taſſe Zucker und Citronenſchale. Der Teig wird darauf auf dem Brett ſo ſtark geknetet, bis er glänzend iſt und ſich ziehen läßt. Darauf werden kleine Kringel geformt, mit Ei beſtrichen und in einem mäßig heißen Ofen gebacken.

Kleine Kuchen. 3 Eier, 2 Taſſen gute ſaure Sahne, etwas Salz, ½ Taſſe Zucker und ſo viel Mehl, daß der Teig ſich ausrollen läßt; daraus formt man kleine glatte Kuchen, die mit Ei beſtrichen, mit Kümmel beſtreut und in einem recht heißen Ofen gebacken werden.

Eine feine, kalte Wildpaſtete. Ein Haſe wird geſpickt, reichlich mit Butter und Bouillon ſo lange geſchmort, bis das Fleiſch von den Knochen fällt, eine Kalbsleber von 1—1½ Pfd. wird roh auf einer Reibe gerieben und mit dem gehackten Haſen durch ein Baſtſieb getrieben. Zwei von der äußeren Rinde befreite Milchbrödchen werden in dicker, ſüßer Sahne aufgeweicht. Dazu kommen ½ Taſſe geſchmolzene Butter, ½ Pfd. zerlaſſene Schweinspflaumen, ½ Pfd. zerriebener Käſe, 12 fein gehackte Sardellen, 1 zerriebene Zwiebel, 1 großes Glas roter Portwein, 5—6 ganze Eier, Salz, Pfeffer und engliſches Gewürz nach Geſchmack. Alles wird mit der Leber gut zuſammen gerührt und in einem nicht zu heißen Ofen, bei gleichmäßiger Hitze 1½ Stunden, gebacken. Die Form wird am Boden und an den Seiten mit Speck bedeckt, auf dem weißes Papier, mit Butter ausgeſchmiert, gelegt iſt. Oben auf die Form kommt, nachdem die Maſſe hineingelegt iſt, ein Deckel, nach der Größe der Form von weißem Papier, mit Butter beſtrichen. Die Paſtete kann erſt, nachdem ſie 24 Stunden geſtanden hat, ausgeſchlagen werden, wozu man ſie einige Minuten in den Ofen ſtellt, um ſie zu erwärmen. **Livländerin.**

## Auskunft.

An **„Eine ſorgenvolle Erzieherin“** im Frauen-Daheim. Bitte um Ihre Adreſſe unter **L. L. 12.** Wenn ich ein paſſendes Haus finde, eröffne ich ſchon vielleicht im Frühjahr ein ſolches Heim, wie ſie es brauchen, in kleinerem Maßſtabe. **Eine Kollegin.**

Frage 156. Der Johanniter-Orden bildet Krankenpflegerinnen zu dienenden Schweſtern des Ordens in 6monatl. Kurſus nur in den mit dem Orden verbundenen Diakoniſſenhäuſern aus und trägt die Koſten. Die Betreffenden dürfen das Erlernte aber nicht als Broterwerb verwenden. Näheres und Ausführliches iſt am beſten zu erfahren durch das Büreau des Ordens, Berlin W., Potsdamerſtraße. **Eine Wiſſende.**

Fr. 153. Seit einiger Zeit beziehen wir unſere Butter von Herrn Schneppert in Dombrowken, Bezirk Gumbinnen, das Pfd. zu ℳ 1.10; die Butter iſt ſehr gut. **B. J.**

Fr. 153. Nach mehrjähriger Erfahrung empfehle ich Butter aus der Molkerei des Herrn Schubert, Carmitten bei Königsberg i/P. Dieſe vorzügliche, haltbare Butter wird in Poſtkiſtchen von 8 einzeln verpackten Pfundſtückchen verſchickt, zum Preiſe von ℳ 1.20, mit Ausnahme einiger Wintermonate. Dann koſtet ſie ℳ 1.30. Die Butter wird per Poſtvorſchuß entnommen, bei geregelter Abnahme durch Rechnung. **K. S.**

## Frage.

168) Ich habe auf meinem kleinen Landſitze einen Stall, in welchem die Kuh alljährlich im Sommer durch Fliegen ſehr geplagt wird. Könnte mir vielleicht eine der geehrten Leſerinnen angeben, wodurch die Fliegen von dem Stall oder der Kuh abgehalten und dem armen Tiere die Plage des fortwährenden Stampfens und Abwehrens erſpart würde? **Abonnentin in Prag.**

# Daheim

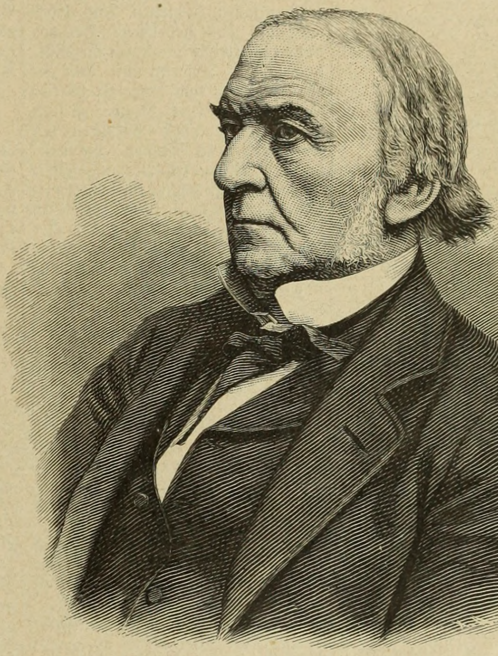
XXVIII. Nr. 50. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892.

10. September
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

Der „große alte Mann“ iſt alſo wirklich wieder an das Ruder des engliſchen Weltreiches gekommen. Nachdem die letzten Wahlen der Geſamtheit aller Liberalen eine ſchwache Mehrheit geſchaffen, hat die Königin nicht gezögert, getreu dem parlamentariſchen Schema, Gladſtone zum leitenden Miniſter zu wählen, und die große Umſattelung aller oberen Behörden vom Rücken des Toryroſſes auf den des Wighgauls war die natürliche Folge. — William Edward Gladſtone, geboren am 29. Dezember 1809 zu Liverpool, hat bereits die verſchiedenſten Wandelungen der Volksgunſt, wenn man dieſe nach dem Ausfall der Wahlen bemeſſen kann und will, erfahren. Im Jahre 1834 toryſtiſches Parlamentsmitglied und Unterſtaatsſekretär für die Kolonien, war er 1859—66 Schatzkanzler im liberalen Miniſterium und bereits 1868—74, dann 1880—85 Premierminiſter. In der äußeren Politik faſt ſtets unglücklich, hat er neuerdings hauptſächlich durch ſeine beſtimmten Verſprechungen bezüglich der inneren Verhältniſſe, namentlich der Ordnung der leidigen iriſchen Angelegenheiten und der Arbeiterfrage, wieder feſten Boden in den Wählerkreiſen gefunden. Es ſcheint aber bereits, als ob die auch in England nimmerſatten Arbeitervertreter im Parlament kein volles Vertrauen zu dem old man haben; leicht kann die Unterſtützung der Iren mehr eine Feſſel, denn eine Hilfe für ſeine Politik werden, und ſpöttiſch nennen ſeine Gegner das Miniſterium Gladſtone ſchon das „Sterbeminiſterium der abgelebten liberalen Partei.“ Der greiſe Staatsmann hat niemals für einen Freund Deutſchlands gegolten. Da das auswärtige Amt aber dem ſelbſtändigen Lord Roſeberry unterſtellt wurde, der ſtets an den guten Beziehungen Großbritanniens zum Dreibund feſthielt, ſo können wir wohl ohne Beunruhigung der weiteren Politik des Inſelreichs entgegenſehen und überzeugt ſein, daß auch der ſtarrnackige Zweiundachtzigjährige die Freundſchaft zwiſchen den beiden durch Stammesverwandtſchaft und gemeinſame Intereſſen ſo eng verbundenen Völkern nicht zu ſtören imſtande ſein wird.



William Edward Gladſtone.

*Soeben erscheint im Verlag von* **Velhagen & Klasing** *in* **Bielefeld** *und* **Leipzig**

**in dritter, völlig neubearbeiteter, stark vermehrter Auflage**

Richard Andree's HANDATLAS

*Das einzige grosse Kartenwerk, auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft stehend und von vollendeter Ausführung, zu einem auch Minderbemittelten zugänglichen Preise.*

***Zu beziehen in 48 Lieferungen zu 50 Pf. oder 12 Abteilungen zu 2 M. durch alle Buchhandlungen.***

Henry Drummond:

**Das Beſte in der Welt.** Von **Henry Drummond.** 27. Auflage. 101.—103. Tauſend Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Pax Vobiscum.** Von **Henry Drummond.** 10. Auflage. 46.—50. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Das Schönſte im Leben.** Von **Henry Drummond.** 6. Auflage 25.—30. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Das Programm des Chriſtentums.** Von **Henry Drummond.** 5. Aufl. 20.—25. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Wer mit Ernſt und Treue ſein Glück erzwang,
Der ſteht hoch oben im Ehrenrang,

Und der ihm zur Seite, der ſtolz beherzt
Ein liebes verlorenes Glück verſchmerzt.

## Bei Überreichung des Schleiers.

(Auf einem mit Roſen und Lilien geſtickten Kiſſen.)

Ward zum Schmuck des Ehrenkleides
Dir die Myrte ſchon vertraut,
Nimm von mir des Feſtgeſchmeides
Zweites Kleinod, teure Braut.

Denke, was zu dieſer Feier
Ich an Wünſchen bringe dir,
Sei verwebt in meinen Schleier —
Eine duftgefügte Zier!

Einmal nur wird ſie umkrönen
Bräutlich dich in keuſchem Sinn, —
Gleich dem Lichtgewand der ſchönen,
Jungen Blumenkönigin.

Farbenreich in Sommerlüften
Prangen Blumen aller Art;
Doch in zauberiſchen Düften
Steht die Lilie, weiß und zart.

Trägt die Roſe alle Fülle
Ihrer Schönheit offenbar,
Birgt der Lilie ſchlanke Hülle
Glanz und Reinheit tief und klar.

Welch ein Sinnbild edler Frauen!
Ihnen ſtill im Herzen ruht
Demut, Liebe und Vertrauen —
Ein verborg'nes, keuſches Gut.

Aber wie dem Blütenkelche
Wonniglich der Duft entquillt,
Iſt's des Weibes Tugend, welche
Wunderſam beglückt und ſtillt.

(Den Schleier etwas emporhebend.)

Alſo lüfte nur die Hülle:
Es erblüht auf Roſengrund
Dir der Freude reiche Fülle —
Auch im neuen Ehebund!

Denn nicht Ernſt nur, Glück erlauſchen
Soll ja deines Herzens Drang,
Wird der Schleier dich umrauſchen
Wie mit lindem Feierklang.

Rein und hold, der Liebe gleichend,
Jenem gottgeweihten Band,
Das euch lange, nie verbleichend,
Feſt und wandellos umwand;

Bis euch ſchuf der Eltern Segen,
Ew'ger Güte Gnadenblick —
Auf vereinten Lebenswegen
Nun ein glückliches Geſchick.

(Den Schleier überreichend.)

Darum mit dem Wunſch geleite
Ich die Gabe, teures Paar:
Daß die Liebe euch bereite
Heil und Freude immerdar!

**Eliſabeth Kolbe.**

## Glückwunſch für einen Mediziner.

| | |
|---|---|
| Fortuna perpetua . . . . | 25% |
| Laetitia immutabilis . . . | 35% |
| Valetudo firma . . . . | 40% |

Unausgeſetzt täglich einzunehmen.

Für Herrn Dr. ..............................

**Dr. X.**

## Gartenbau.

Die Fuchſie. Wohl iſt das Andenken manches Menſchen auf glanzvolle Weiſe geehrt worden, durch Statuen, Ehrenſäulen und Rieſenbauten, welche dem zerſtörenden Einfluß der Jahrhunderte Trotz boten, doch keinem Sterblichen iſt ein lieblicherer, ſtets prachtvoll blühender Kranz zum Dank auf die Gruft gelegt worden, als dem verdienſtvollen Botaniker Leonhard Fuchs, welchem zu Ehren die 1788 in Europa eingeführte rote Glockenblume „Fuchſia“ genannt wird. Der brave deutſche Mann hatte freilich keine Ahnung davon, daß auf ſeinem Namen einſt der einer ſo holden Blume wurzeln ſolle; denn L. Fuchs, einer der „Väter der Botanik,“ ſtarb ſchon im Jahre 1665, alſo länger als ein Jahrhundert früher, ehe Amerika uns die Blume ſandte, welche jetzt zu den verbreitetſten und beliebteſten gehört. Sicher gibt es wenig Gärten, in denen die Fuchſie jetzt noch fehlt, kein Gewächshaus, kein mit Blumen geziertes Zimmerfenſter, wo dieſe dankbarſte und graziöſeſte Pflanze nicht ihren Platz hätte. Sie iſt der gemeinſame Liebling aller derer, welche ein Herz haben für die holden, ſtummen Kinder der Natur, für die Blumen. — Nicht jedes Gewächs, aus wärmeren Zonen übergeſiedelt, fügt ſich ſo leicht den Forderungen eines rauheren Klimas, wie die dem Anſchein nach ſo zarte Fuchſie, deren zierlich geſchweifte Glöckchen eigens geformt ſcheinen, den Juwelieren als Modell reizender Schmuckſachen zu dienen. Anſpruchsloſer als das geprieſene Veilchen nimmt die kleine rotmützige Republikanerin aus Amerika mit dem geringſten Maß von Sorgfalt vorlieb und ſchmückt ihre langen grünen Blätterzweige ohne Aufhören mit jenen reizenden Blumen, die beim leiſeſten Windhauch wie angekettete Schmetterlinge ſich im luftigen Tanze ſchwingen. Nächſt ihrer Schönheit hat die Fuchſie dieſer großen Anſpruchloſigkeit ihre raſche Verbreitung zu danken, denn die Vermehrung und Fortpflanzung der Blume iſt ſehr leicht, am leichteſten durch Stecklinge. Man nimmt zu dieſen junge Zweige ohne Blütenknoſpen, ſteckt ſie genügend tief in Töpfe mit leichter guter Erde, hält ſie feucht und geſchützt vor Sonnenſtrahlen. Die jungen Stecklinge anfangs mit einer Glasglocke zu bedecken, iſt nur bei rauher Witterung nötig, ſie bewurzeln auch ohne dieſe Vorſicht ſehr raſch, faſt ohne Rückſicht auf die Jahreszeit, daher man nicht nur Frühling und Sommer hindurch, ſondern ſogar bis in den Herbſt hinein Stecklinge ſetzen kann. Am raſcheſten treiben die Stecklinge Wurzeln in feuchtem Sande, namentlich wenn die Töpfe etwas warm gehalten werden; dennoch iſt dies Verfahren nicht zu empfehlen, weil die im Sande gezogenen Stecklinge ſehr ſchwer im freien Lande fortkommen und mit größter Behutſamkeit zuvor an Erde und Luft gewöhnt werden müſſen. Sind die Pflänzchen zum Verſetzen ſtark genug, ſo pflanzt man ſie vorerſt in kleine Töpfe. Das Umſetzen in größere Töpfe wird nötig, wenn die Wurzeln die Töpfe gänzlich füllen. Eine Miſchung von guter Kompoſterde oder Lehm mit Sand iſt für die Fuchſie der geeignetſte Boden. Zur Erlangung hochſtämmiger Fuchſien ſind die unteren Seitentriebe ſo lange zu entfernen, bis das Bäumchen die gewünſchte und mögliche Höhe erreicht (bis 1,50 m). Im Treibhauſe geſchieht dies raſcher als im Freien, auch oftmaliges Verſetzen in neue kräftige Erde beſchleunigt das Wachstum. Die Fuchſie an Spalieren zu ziehen, iſt gegen den guten Geſchmack, weil ihr größter, ſchönſter Reiz, der graziöſe Fall der Zweige, durch den Zwang verloren geht. Die Zahl der uns jetzt bekannten Fuchſien beläuft ſich auf ungefähr 200, von denen wir nur einige Arten als beſonders ſchön und lohnend bezeichnen wollen: 1) Fuchsia fulgens (leuchtende Fuchſie), Vaterland: Mexiko, Blumen ſehr groß, zweifarbig rot. 2) F. gracilis (ſchlanke F.), Vaterland: Peru, Blumen ſcharlach und violett, zu Hochſtämmen geeignet. 3) F. globosa (kugelförm. F.), die rot und violetten Blüten faſt rund; wird höchſtens 40 cm hoch. 4) F. macrantha (großblumige F.), Vaterland: Kolumbien, hellrote Blüten von 10 cm Länge. 5) F. corymbiflora (doldentraubige F.), Vaterland: Mexiko, wächſt hoch, hat große prachtvolle flaumhaarige Blüten; gedeiht beſſer im Lande als in Töpfen. 6) F. excorticata (rindenloſe F.), Vaterland: Neuſeeland; Kelchblätter der Blumen anfangs grün, ſpäter rot, oben blau; die Blätter der Krone dunkelviolett; wächſt am beſten in Töpfen.

—x.

## Ein neuer Fruchtſaft.

Ein noch wenig bekannter Strauch, deſſen Beeren einen ausgezeichneten Saft liefern, iſt Amelanchia vulgaris. Wenige Gartenbeſitzer dürften von ihm gehört haben. Amelanchia vulgaris (Felſen- oder Traubenbirne) iſt ein ziemlich anſpruchsloſer Strauch, der auch mit rauhen und freien Lagen fürlieb nimmt und ſich durch reichen Fruchtanſatz auszeichnet. Die kleinen weichfleiſchigen Früchte liefern einen Saft, der vom beſten Kirſchſaft kaum zu unterſcheiden iſt. Da die Herſtellung des Saftes eine verhältnismäßig billige iſt (die Frucht beſitzt großen Zuckergehalt und gibt eine ziemliche Menge Saft her), ſo dürfte der Strauch namentlich für Gegenden, wo es wenig Kirſchen gibt, eine Zukunft haben. Jedenfalls verdient derſelbe beſondere Beachtung, und es wäre wünſchenswert, daß noch weitere Verſuche bezüglich der Verwertung der Früchte gemacht werden. Beim Einkochen zu Saft iſt nach unſeren Erfahrungen ein Quetſchen der Beeren vor dem Kochen nicht angebracht, man kocht vielmehr die ganzen Beeren bald nach dem Pflücken mit etwas Zucker 2c. ¼ Stunde ab. Dann preßt man den Saft heraus und läßt denſelben nun nochmals allein aufkochen. Nähere Auskunft erteilen die Baumſchulenbeſitzer Rödel & Klitzing in Tondern (Schleswig). Proben von Amelanchia-Saft ſtehen, wenn das Porto vergütet wird, jederzeit zur Verfügung.

## Lederarbeiten.

Wer der Brandmalerei kundig iſt, kann ſich kleine, reizende und praktiſche Geſchenke ſehr billig herſtellen. Man kauft vom Lederhändler ein Stück weiches Schafleder. Das ganze Fell koſtet 2,50—4 Mk., der vierte Teil genügt ſchon zur Herſtellung mehrerer hübſcher Gegenſtände, wie Nadelbücher. Man findet das Leder in weiß und bräunlich, gröber und feiner; Geſchmack und die Art der Verwendung müſſen bei der Wahl den Ausſchlag geben. Aus ſolchem Leder fertigte ich z. B. Nadelbücher in allerverſchiedenſter Form: Blätter und Blüten, Tier- und Vogelköpfe, kleine Häuschen 2c. Man ſtellt ſich erſt eine Profilform in dünner Pappe her und ſchneidet ſie dann in Leder nach, immer zwei gleiche Exemplare, die die beiden Deckel des Nadelbuches bilden. Mit einem Bleiſtift zeichnet man dann die Adern, reſp. Blumenblätter und Geſichtsteile ein und zieht die Striche mit dem Brennſtift nach. Irgend eine kleine Vorlage, nach der man ſchattieren kann, findet ſich überall. Sollen die Sächelchen ausgemalt werden, ſo ſind nur wenige Schattenſtriche nötig. Für dieſes helle Leder eignet ſich Waſſerfarbe am beſten, man muß ſie aber einige Mal auftragen. Das Innere einer Blume, Staubfäden 2c. ſetzt man mit Goldbronze auf. Sind die Deckel nun fertig, beſtreicht man ſie mit Leim und klebt ſie auf weißen, dünnen Flanell, legt einige der Form nachgeſchnittene Läppchen hinein und zieht mit einer Schnürnadel durch den Rücken des Büchelchens ein ſchmales Band, das zu einer Schleife zuſammen gebunden wird. Epheublätter, Maßliebchen, Stiefmütterchen geben reizende Motive. Bei erſterem trägt der obere Deckel das gelbe Innere der Blume, hier mit Bronce gemalt, die ſpitzen Blätter ſind nach dem Innern zu mattgrün getönt. Der untere Deckel hat in der Mitte den grünen Kelch mit Stengelanſatz und ebenfalls einigen Blumenblättern. Etwas komplizierter herzuſtellen iſt ein Viſitenkartentäſchchen. Man verwendet dazu etwas ſtärkeres Leder, ſchneidet ſich nach einem Modell die äußere Decke und die beiden inneren Taſchen, legt ſie aufeinander, füttert innen den Zwiſchenraum der beiden Taſchen mit farbigem Atlas ab und ſteppt es ringsum mit der Maſchine durch. Ein ſeidenes Bändchen in der Farbe des Leders dient als Einfaſſung, doch thut man gut, es ſich vom Buchbinder umkleben zu laſſen. Sehr niedlich ſehen wilde Roſen darauf aus. Auch ein Kiſſen ſah ich in dieſer Weiſe hergeſtellt. Das Leder war ſehr weich, die Nähte waren nach innen genommen. Es hatte eine länglich viereckige Form, auf einer Seite offen, an welcher das Leder umgeſäumt war und mit Schnürlöchern verſehen, durch die ſich ein gelbledener Schnürſenkel zog. Es war mit Amoretten und Blumengewinden verziert, gebrannt und gemalt. — Weniger geübte Zeichnerinnen werden ein Blumen-Arrangement vorziehen.

**E. v. B.**

## Kindermund.

Es klingelt. Die Mama iſt mit einer eiligen Arbeit beſchäftigt und ſpricht zu ihrem Vierjährigen: „Walterchen, ſieh nach, wer da iſt!“ Der kleine Bote kommt nach einer Weile höchſt nachdenklich zurück und berichtet: „Mama, da iſt ein alter Mann, der bittet um eine kleine Gabel. Wir können ihm aber keine geben, uns reichen ſie ja nur gerade. Und was will er auch mit einer kleinen Gabel? Er iſt doch ſchon groß!“

## Zimmerſchmuck.

Nippbörtchen. Man nehme ein gerades Brett, ca. ½ m lang, ¼ m breit; überzieht dasſelbe ſtramm mit farbigem Stoff (ich wählte olive

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

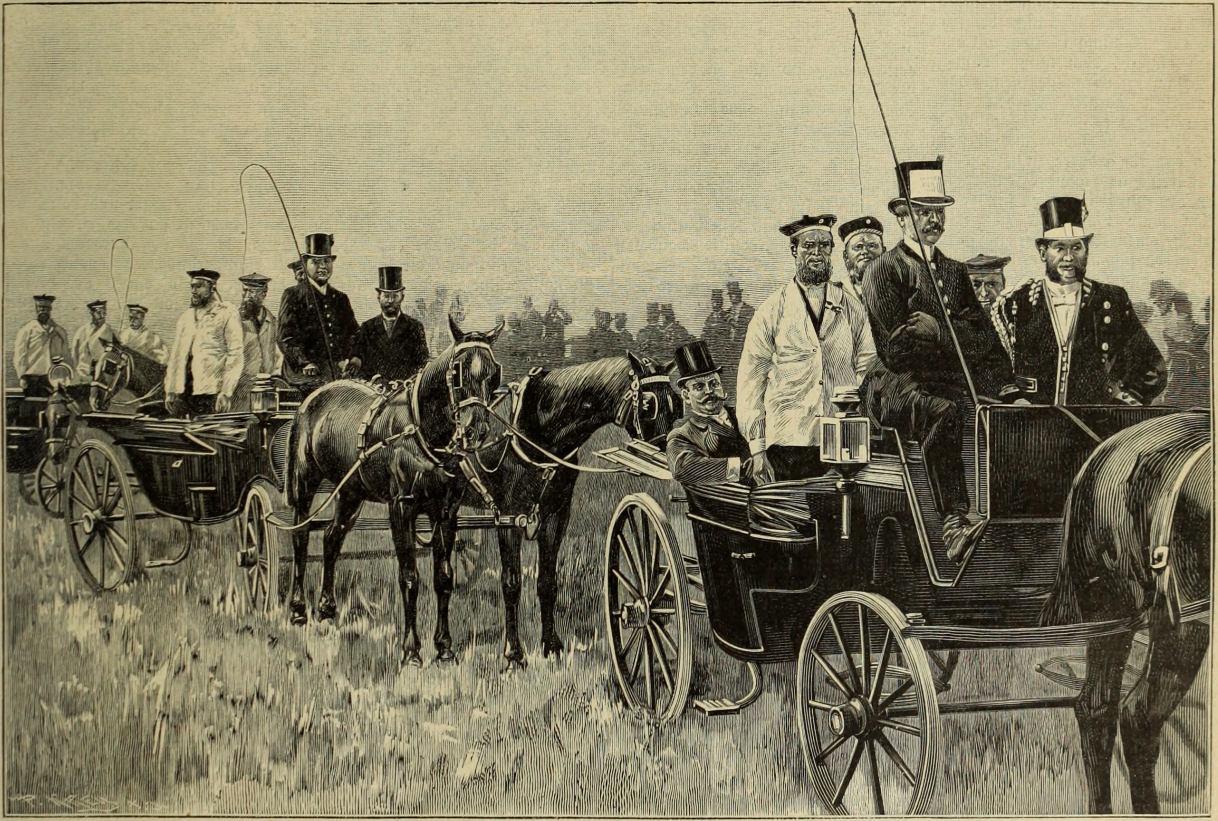
# Daheim

XXVIII. Nr. 51. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892

17. September
1892.

## Aus der Zeit — für die Zeit.



Die Helgoländer bei der Herbſtparade auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin.
Nach einer Momentaufnahme von M. Ziesler in Berlin.

Der Auguſt ſah zum erſtenmale in der Reichshauptſtadt eine feierliche Deputation von Bürgern Helgolands, welche von den Berlinern herzlich willkommen geheißen wurden. Es waren feſte, wettergebräunte Geſtalten, denen der Kampf mit Sturm und Wogen auf den ſtarkknochigen biederen Geſichtern geſchrieben ſtand, dieſe unſere neueſten Landsleute vom kleinen Felſeneiland. Was werden ſie nicht daheim zu erzählen haben von den Wundern Berlins und Potsdams? Als Gäſte des Kaiſers waren die Inſulaner in einem der erſten Hotels der Stadt einquartiert; im Marmorpalais wurden ſie von den Allerhöchſten Herrſchaften empfangen, und ein beſonderer Befehl des Kaiſers machte ihnen alle Sehenswürdigkeiten Berlins zugänglich. Der großen diesjährigen Herbſtparade der Berliner und Potsdamer Garniſon wohnten ſie bei und ſchauten mit verwunderten Augen auf die langen glänzenden Linien der Garderegimenter und auf das ſchimmernde Gefolge des kaiſerlichen Kriegsherrn — wie lange noch, und auch Helgolands Söhne werden im deutſchen Heere oder in unſerer Marine ihrer Dienſtpflicht genügen.

Ganz beſonders ſchien es den Helgoländern aber im Zoologiſchen Garten zu gefallen — nicht nur der ſehenswerten Zwei- und Dreifüßler halber, die es dort zu ſehen gibt, ſondern weil ſie an jenem Abend, an dem ſie den trotz der Hundstagshitze in friſcheſtem Grün prangenden Garten beſuchten, zum Mittelpunkt des allgemeinen Intereſſes wurden. Ich war zufällig Augenzeuge der hübſchen Szenen, die ſich dort abſpielten. In der Nähe der Hauptpromenade, der ſogenannten „Läſterallee" — ein Name, der ja wohl übrigens von Helgoland hierher übertragen iſt — hatten ſie Platz genommen, ließen es ſich bei einem Seidel Löwenbräu wohl ſein und ſich auch in aller Beſcheidenheit anſcheinend nicht ungern ein wenig von der auf- und abflutenden Menge bewundern. Dabei blieb es aber nicht. Bald fand ſich unter den Stammgäſten des Zoologiſchen Gartens, zu denen ja ganz Berlin W. gehört, ein ſtändiger Sommergaſt Helgolands, und es erfolgte zwiſchen den Inſulanern und ihm à conto der alten Bekanntſchaft ein allgemeines Händeſchütteln. Und nachdem der Bann erſt gebrochen, ſchälten ſich aus den Tauſenden ſchnell auch weitere Bekannte heraus, ſo daß ſchließlich ein kleines allgemeines, fröhliches Verbrüderungsfeſt zu ſtande kam. Hoffentlich bewähren die Helgoländer ſich in demſelben Maße als gute Deutſche, in dem man ihnen von allen Seiten den Anſchluß an unſer gemeinſames Vaterland angenehm zu machen ſucht. Aber es rollt ja deutſches Blut in ihren Adern — wie könnte es da wohl anders ſein!

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Wie ſieht ein Kind die Welt urſprünglich an
Mit ſeinen Augen, ſeinen unſchuldsvollen!
Drum: wer von einem Kind nichts lernen kann,
Der ſoll auch Kinder nicht belehren wollen!

## Wie heilen wir kleine Wunden?

Mama hilf, es thut ſo weh! Heute iſt es ein tüchtiger Schnitt mit dem neuen Taſchenmeſſer, morgen eine kleine Brandwunde, die unſern Kleinen dieſen Schmerzensruf entlockt, ein andermal eine leichte Entzündung am Nagel von abgeriſſener Haut, ein nicht beſeitigter Splitter, eine Hautabſchürfung, ein zerſchundenes Knie oder Wängelchen u. dgl. m. Mit den Löchern im Kopf und den Verletzungen ernſterer Art an Arm und Bein, die uns unſere Gymnaſiaſten beſonders in den Ferien nach Hauſe bringen, wollen wir uns hier nicht befaſſen. Ihre Behandlung iſt zwar oft auch ganz einfach, doch muß ihr meiſt das Zunähen voran gehen und dazu der Arzt gerufen werden. Uns Frauen liegt es ja hauptſächlich ob, die kleinen Schäden auszubeſſern und dadurch größere zu verhindern. Das trifft auch ganz beſonders bei den Verletzungen unſerer Kinder zu. Man ſollte nichts für zu gering halten, einen kleinen Verband anzulegen, da ſich nur unter demſelben, alſo bei vollſtändigem Abſchluß von allem Schädlichen, eine ſchnelle Heilung vollzieht. Sauberes Waſchen jeder Wunde mit einem Watteballen iſt unerläßlich. Bei den kleinen Verletzungen, von denen wir ſprechen, wird eine Miſchung des Waſſers mit Sublimat oder Karbollöſung nicht nötig ſein. Um das aus einem friſchen Schnitt ſtark hervorquellende Blut ſchnell zu ſtillen, drücke man feſt mit dem Finger — nicht mit einem Tuch — auf den Schnitt. Dann ſtreue man etwas Dermatol darauf, das in keiner Hausapotheke fehlen ſoll, und klebt entweder Heftpflaſter als Halt darüber oder bindet Guttaperchapapier, einen Leinenſtreifen, Verbandwatte, was man eben hat, darauf. Jeden verletzten Finger ſchützt man praktiſch mit einem ſolchen aus Gummi oder Leder. Das Dermatol kann mehrere Tage liegen bleiben und dann nach einem Bad oder Waſchen der verletzten Stelle durch neues erſetzt werden, wenn der Schnitt noch nicht verheilt iſt. Auch bei allen andern offenen Wunden iſt es gut zu verwenden, bei Verbrennungen nicht ausgenommen. Es wirkt antiſeptiſch wie Jodoform und hat vor dieſem den großen Vorzug der Giftfreiheit und der Geruchloſigkeit. Sehr wohlthuend bei kleinen Entzündungen wirkt ſtets auch Bor. Borſalbe, Borvaſeline und Boroglycerin von dem Geh. Sanitätsrat Graff in Berlin gehört unbedingt auf Mamas Toilettentiſch. Es kommt in niedlichen Tuben in den Handel und iſt dadurch um ſo angenehmer zu verwenden. Borſalbe iſt beſonders für Kinder zu empfehlen. Sie heilt, kühlt und beruhigt, ohne die empfindlichen Kleinen zu brennen, wie Boroglycerin und Vaſelin im erſten Augenblick es thun. Engliſches Pflaſter und alle Pflaſter ſind nur auf reine kleine Wunden zum Schutz zu legen. Sie ſind kein Heilmittel. Wer gleich hilft, hilft doppelt! Ein ordentlicher Verband iſt oft gleichbedeutend mit Heilung der kleinen Leiden. Wohl uns, wenn unſere geringe Bemühung ſtets von ſo gutem Erfolg begleitet iſt.

**Sophie v. S.**

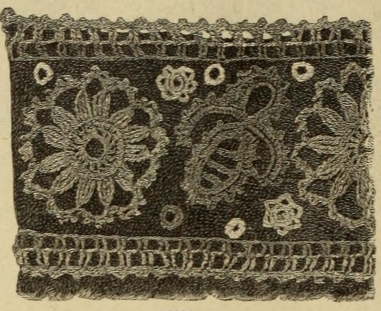


Abb. 1.

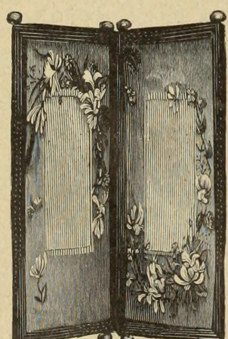


Abb. 3.

## Handarbeit.

Für das Trittfenſter mit dem Nähtiſch und dem großen Arbeitsſtuhl, wo man ſie alſo nicht, wie im Salon, in ihrer ganzen Länge, ſondern nur am oberen Rand ſieht, iſt die Decke (Abb. 1) beſtimmt, Daher zeigt dieſe auch die Verzierung. Die Decke ſelbſt beſteht aus dunkelolivfarbenem Fries in entſprechender Größe und zeigt eine 22 cm breite Bordüre. So ſchnell und einfach dieſe herzuſtellen iſt, ſo wirkungsvoll und prächtig ſieht ſie aus. Aus rot- und oliv- golddurchwirktem Häkelgarn gearbeitete Sterne und Blätter (erſtere rot, letztere oliv) werden auf den Fries aufgenäht; zwiſchendurch erſcheinen noch fahlblaue, kleinere Sternchen und goldgelbe (Geſpinſt) und olivfarbene, ganz kleine Ringe. Oben und unten wird die Borte mit einer zweifachen Stäbchentour, innen oliv, außen rot, mit Picots, begrenzt. Die einzelnen Figuren des Muſters kann man auch noch mit farbigem Atlas unterlegen, was die Wirkung noch erhöht. Als Vorlage dienen die bekannten Sterne und Figuren, wie man ſie jetzt aus ganz feinem Garn zur Häkelguipure verwendet. Bei unſerem Modell hat jeder Stern einen Durchmeſſer von 10 cm. 3 Öſen zum Anhängen häkelt man an beiden Enden und an der Mitte ebenfalls aus dem olivfarbenem Garn. **G. v. Sydow.**

Ein niedliches Etui für Strick oder Häkelnadel, um dieſelben vor dem Herausfallen aus der Arbeit zu ſchützen, kann man aus folgendem Material ſehr leicht und billig herſtellen (Abb.2): zwei große Lambertnüſſe, rote Knopfloch oder Cordonetſeide, etwas Gummiſchnur und grünen Gummiſchlauch, wie man ihn zu künſtlichen Blumen gebraucht, zwei Kirſchblätter aus gutem Stoff. Man macht zuerſt am breiten Ende der Nüſſe eine Öffnung, groß genug für Strick oder Häckelnadel, nimmt den Kern heraus und bohrt in die Spitze ein kleines Loch zum Durchziehen der Gummiſchnur, die man vorher durch den Schlauch geſteckt hat. Um das Zurückziehen zu verhindern, ſchlägt man an jedes Ende einen Knoten, die Länge des ganzen richtet ſich nach der Länge der Nadeln. Nun überhäkelt man die Nüſſe, indem man einige Maſchen aufſchlägt und zunimmt, bis die Größe der Nüſſe erreicht iſt, ſtreift das Säckchen dann über und nimmt nun nach der Form ab, bis die Nuß behäckelt iſt. Man nehme den Gummiſchlauch ſo lang, daß man in der Mitte eine Schlinge bilden kann, die man mit bräunlicher Seide dicht umwickelt, wobei man zugleich die Blätter befeſtigt.

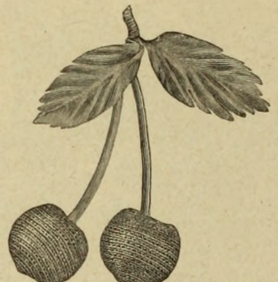


Abb. 2.

**Bilderrahmen.** Abb. 3 iſt zu Viſitenformat eingerichtet, obgleich die eigentlichen Gläſer die Größe von Kabinettbildern haben. Unter den Glasſcheiben befindet ſich bräunliches Kartonpapier mit dem nötigen Ausſchnitt, der mit einem Goldrand in Aquarellfarbe umgrenzt iſt. Statt Papier unterzulegen, kann man den Grund mit bräunlicher Ölfarbe untermalen. Das Ständerchen iſt für die Bilder von Brautleuten beſtimmt; es zeigt Jelängerjelieber-Ranken mit blühenden Linden unterſtreut und dunkelrote Sammeteinfaſſung. Die Gläſer werden ähnlich wie die bekannten Glaskaſten eingefaßt und mit einigen überwendlichen Stichen zuſammengefügt. Als Füßchen dienen eingeſteckte vergoldete Tuchnadeln à Stück 1 Pfennig. Natürlich wählt man die Malerei immer möglichſt beziehungsweiſe. Um die Bilder zu befeſtigen, ſind auf der linken Seite 2 Bänder, ein der Länge nach gebrochenes, zum Einſtecken, ein zweites, höheres, zum Halten des Bildes, angebracht. Beliebig können dieſe Ständer oben mit Schleifen oder ebenfalls mit vergoldeten Nadeln ausgeſtattet werden. — Abb. 4 zeigt vier Gläſer zu Kabinettbildern mit verſchiedenem Blumenarrangement in einem dunkelroten Sammetrahmen. Das Ganze iſt mit geringen Koſten herzuſtellen und bildet ein zierliches, gewiß gern als Geſchenk zu verwendendes Schmuckſtück für jedes Zimmer. Bei Nr. 3 ſind 2 Bänder recht ſtramm links querüber genäht, die das Bild halten.

**G. v. Sydow.**

## Kunſt im Hauſe.

Aus einem hellbraunen Pappkarton — wie man dieſelben oft durch Sendungen von der Schneiderin oder vom Kaufmann erhält — läßt ſich mit wenig Mühe mittels eines Brennſtiftes eine elegante **Mappe** fertigen, die zur Aufbewahrung von Photographieen, Anſichten, Malvorlagen u. ſ. w. dienen kann. — Man ſchneidet zwei gleich große, rechteckige Pappſtücke, das eine aus dem Deckel, das andere aus dem Boden des Kartons. Mit Bleiſtift wird das zu brennende Muſter aufgezeichnet und dann mit dem Brennſtift ausgeführt. Auf der Seite, welche den vorderen Deckel der Mappe bilden ſoll, wird rings um den Rand ein 3 cm breiter Streifen, und an den 4 Ecken eine Arabeske mit dunklem Holzbrand dicht ausgefüllt. In die Mitte der Vorderſeite zeichnet man ein Schild, auf dem ſich ein Monogramm anbringen läßt. Die Fläche des Schildes wird auch ganz mit dunklem Holzbrand ausgefüllt, während das Monogramm hell bleibt. Sodann zeichnet man auf den noch freien Raum eine große, leicht hingeworfene Ranke, von ſtiliſierten Blumen, Aſtern, Diſteln, Sonnenblumen. Die Umriſſe derſelben, ſowie eine leichte, mit wenigen Strichen ausgeführte Schattierung zieht der Brennſtift, worauf dann die Blumen- und Blätterformen mit Waſſerfarben leicht getönt werden. Um die Farben haltbarer zu machen, beſtreicht man dieſelben nach dem Malen mit franzöſiſchem Firnis oder hellem Kopallack. Die Rückſeite der Mappe wird nur rings herum mit einem dunklen Rand verziert. Dieſe beiden Deckel werden an ihrer einen Langſeite durch einen Band- oder Stoffſtreifen von hellbrauner Farbe — 6 cm breit — mit einander verbunden. Er wird auf der Innenſeite der Mappe durch Fiſchleim mit ſeinen Rändern je an einen der Deckel angeklebt, ſodaß dieſe 1 cm weit von

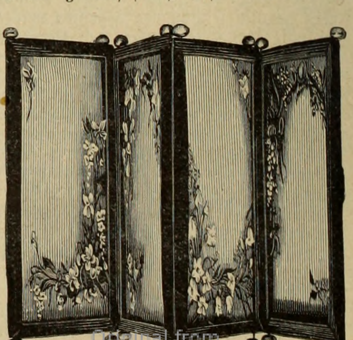


Abb. 4.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

einander entfernt ſtehen. Die anderen drei Seiten der Mappe werden durch hellbraune Seidenbänder zuſammengebunden. Um dieſe anzubringen, macht man dicht am Rande, mit dieſem parallel, einen Schnitt, durch den das Bändchen nach der Innenſeite der Mappe gezogen wird, wo man es feſt klebt. Das an der Mitte des Randes ſo befeſtigte Band wird mit dem des anderen Deckels zu einer Schleife zuſammen gebunden. Iſt die Mappe ganz fertig gemacht, ſo wird die Innenſeite mit dunklem Papier ausgeklebt. Man kann in derſelben Weiſe auch eine Löſchmappe für den Schreibtiſch herſtellen; die Deckel derſelben brauchen nur 23×30 cm groß zu ſein. Die verbindenden Bandſchleifen bleiben fort, und man heftet mehrere Bogen Löſchpapier hinein. Die aus hellbrauner Pappe gefertigten Mappen, die in der Farbe hellem Leder gleichen, ſind für jeden Salon- und Schreibtiſch ein eleganter, apart ausſehender Schmuck. **A. Moeller.**

## Tiſchkartenverſe.

**„Der Menſch lebt nicht vom Brot allein“** —
Nicht von der Erde Gaben,
Ihm mundet nicht Champagnerwein,
Soll er allein ſich laben.

Erſt, wenn von Lipp’ zu Lippe hold beſeelte Worte fliegen,
Deucht uns, wir ſähn der Ähren Gold im Sommerwind ſich wiegen.

Der Tage Früh- und Abendrot, der Nächte heimlich Sprießen,
Das alles mögen wir im Brot ſymboliſch mit genießen.

**„Nach einem hohen Ziele ſtreben wir“**
In Glanz und Duft —
Doch auf der Erde einmal leben wir
Nicht von der Luft.

Darum ſo eſſen und ſo trinken wir
Wie Gott gebeut!
Uns mit dem Glas, den Augen winken wir:
„Was dich erfreut!“

**„Mit großen Herrn iſt nicht gut Kirſchen eſſen.“**
Drum laſſen wir die großen Herrn!
So brauchen wir kein Dienervolk in Treſſen,
Und bücken uns vor keinem Stern.

Doch eine Herrin thront in unſerm Kreiſe,
Ihr huldigen wir gern:
Die Freude hoch! Ihr trinken wir zum Preiſe,
Und neigen uns beglückt vor ihrem Stern.

**„Trink’ was klar iſt, red’ was wahr iſt“,**
Aber trink’ und red’ nicht, was
Mahnet an des Brunnens Naß!
Laß den lieben Gottestierchen
Unterm Himmel ihr Pläſierchen,
Der du beſſ’re Quellen weißt,
Trinke Geiſt und rede Geiſt!

**„Hunger iſt der beſte Koch.“**
Aber Beſſ’res weiß ich noch:
Gibt das Glück dir zum Gewinn
Eine liebe Nachbarin,
Geiſt und Güte im Geſichte,
Dann im einfachſten Gerichte
Du genießeſt — wie’s geſchah? —
Nektar und Ambroſia.

**Julie Ludwig.**

## Rauchzimmer.

Cigarrenkaſten. Man läßt ſich aus Milchglas Scheiben zu einem länglichen Glaskaſten ſchneiden, und faßt dieſe mit möglichſt ſchön bedruckten Cigarrenbändern ein, welche man der Haltbarkeit wegen doppelt nimmt. Der Deckel wird bemalt, und zwar dient als Vorlage ein recht originelles buntes Bild, wie ſie in Cigarrenkiſten zu finden ſind; ich habe ein Stückchen Anſicht von Havanna als Hintergrund benutzt, den Vordergrund bilden Tabakfäſſer und Kollis, auf denen rauchende Neger ſitzen. **Anna Hoppe.**

## Praktiſches fürs Haus.

Konſervierungs-Eſſenz für eingemachte Früchte, Marmeladen, Muſe. Zehn Gramm Salicylſäure löſt man in neunzig Gramm Rum und filtriert. Auf 1 Kilo von dem fertig Eingemachten fügt man einen Eßlöffel von dieſer Eſſenz hinzu. Auch läßt ſie ſich verwenden für den Fall, daß eingemachte Früchte u. ſ. w. ſchon Schimmel auf der Oberfläche zeigen, derſelbe wird abgenommen und etwas von obiger Eſſenz aufgegoſſen. Denſelben Zweck erreicht man mit einem Konſervierungspulver (nach Eug. Dietrich), hergeſtellt aus fünf Gramm Salicylſäure und fünfundneunzig Gramm feinſtem Puderzucker. Man ſtreut davon auf das in Büchſen gefüllte Eingemachte, auf ein Kilo zehn bis fünfzehn Gramm Pulver. Man hat durchaus nicht zu befürchten, daß der Geſchmack der eingemachten Früchte oder deren Aroma irgendwie beeinträchtigt wird, oder daß der Genuß von ſolch geringen Mengen Salicylſäure der Geſundheit nachteilig ſein könnte.

Kommodenpulver. Veilchenwurzelpulver, Talcumpulver je hundert Gramm, Moſchus ein Decigramm, Ambra, Kamphorpulver je ein Gramm; Zimmetöl, Meliſſenöl, Zitronenöl je fünf Tropfen, Roſenöl, Pomeranzenblütenöl je drei Tropfen, Nelkenöl zehn Tropfen. Dies alles läßt man ſich vom Drogiſten gut miſchen und füllt es in Säckchen. **D. Dur.**

## Garten.

Hernie oder der Kropf des Kohls. In dieſem Jahre tritt in den Kohlpflanzungen (Kopfkohl, Wirſing, Kohlrabi und Roſenkohl) in recht bedeutender Weiſe die ſogenannte Hernie oder der Kropf, veranlaßt durch einen Schleimpilz, Plasmodiophora brassicae, auf, und zwar beſonders in ſehr humusreichem kalkarmem Boden. Um dieſe Krankheit, welche dem Auge des Landwirts, des Gärtners und des Gartenfreundes als eine anormale Knollenbildung innerhalb des Wurzelſyſtems erſcheint und die Pflanze im beſten Wachstume zum Welkwerden und allmählichen Abſterben bringt, auf ein möglichſt geringes Maß zurückzuführen und allmählich ganz auszurotten, empfiehlt es ſich zunächſt, derartig abgeſtorbene Kohlpflanzen nicht dem Kompoſt- oder Düngerhaufen einzuverleiben, ſondern zu verbrennen, ferner allmählich mit dem Nährboden zu wechſeln, die Pflanzung für ſpäte Sorten erſt im Mai vorzunehmen und als Dünger nur friſchen Stallmiſt mit Beigabe von Kalk oder eines aufgeſchloſſenen Phosphats zu verwenden, der Dung aus den Miſtbeeten darf niemals auf die Kraut- reſp. Kohlfelder gelangen. **Bruno Strauwald,**
Kreisobergärtner in Gnadenfeld.

## Neuer Qualmfänger.

Seit einem Jahre haben wir einen Patent-Zimmerdeckenſchützer bei unſerer Hängelampe im Gebrauch, und dieſer bewährt ſich ſo vorzüglich, daß ich alle Leſerinnen darauf aufmerkſam machen möchte. Im vorigen Jahre bedurfte unſer großer Hausflur eines neuen Anſtrichs, weil über der Flurlampe eine ſchwarze Stelle war, die ſich nicht beſeitigen ließ. Aber wir waren durch Schaden klug geworden und ließen, als alles wieder in Ordnung war, über der Lampe dieſen neuen Zimmerdeckenſchützer anbringen, welcher ſich im Gebrauch ſo gut bewährt. Die Decke hat unverändert ihre Weiße behalten, trotzdem die Lampe verſchiedene Male unvorſichtig angezündet war und daher qualmte. Dieſer Qualmfänger unterſcheidet ſich von den bisher bekannten auf folgende Weiſe: Zwei Glocken von Porzellan oder Metall, der Größe des Brenners entſprechend, hängen ineinander und ſind an einer gebogenen Stange über der Lampe befeſtigt. Die innere Glocke hat in der Mitte ein Loch, durch welches der aufſteigende Qualm entweicht, indem er gleich abwärts durch die Zwiſchenräume der Glocken zieht, und ſich beim Austritt aus denſelben ſo plötzlich abkühlt, daß er vollſtändig unſchädlich im Raum verſchwindet. Selbſtverſtändlich läßt ſich dieſer praktiſche Zimmerdeckenſchützer bei jeder Lampe anbringen. **M. B.**

## Geſelliges.

Ein Geldſtück durch den Tiſch hindurch zu einem anderen zu werfen. Dieſes ſehr hübſche Kunſtſtück gehört zu denen, die, wenn ſie einmal ausgeführt werden, ihre Wirkung nie verfehlen, während dieſelbe bedeutend abgeſchwächt wird, wenn man die Produktion mehrere Male nach einander wiederholen will, da in dieſem Fall die Täuſchung nur zu leicht erraten wird. Man laſſe ſich von der Geſellſchaft zwei gleichgroße Geldſtücke z. B. Zweimarkſtücke geben und lege dieſelben in einer Entfernung von etwa ein viertel Meter vor ſich auf den Tiſch, etwa einen Zoll vom Rande entfernt. Am beſten geſtaltet ſich die Vorführung, wenn die ganze Geſellſchaft am Tiſch Platz genommen hat, iſt dies aber nicht der Fall, ſo ſetze man ſich ſelbſt auf einen Stuhl vor die daliegenden beiden Münzen und führe das Kunſtſtück recht raſch aus. Man lege nämlich die rechte und linke Hand auf je eine Münze, als ob man dieſelben, indem man ſie an die Tiſchkante heranzieht, mit den Händen ergreifen bezw. in dieſelben hineinlegen wolle, wobei beſtändig der Handrücken nach oben gekehrt ſein muß. Die rechte Münze lege man auch thatſächlich in die rechte Hand, dagegen laſſe man die linke Münze, ſobald man ſie an den Tiſchrand herangeſchoben, raſch in den Schoß fallen, ſchließe aber die linke Hand, genau wie man es mit der rechten gethan hat, um den Anſchein zu erwecken, daß in beiden Händen je eine Münze enthalten ſei. Die in der rechten Hand befindliche Münze zeige man dann noch einmal flüchtig vor, bringe dann dieſe Hand unter den Tiſch und ergreife mit den Fingerſpitzen derſelben raſch die im Schoß befindliche andere Münze. Die linke Hand dagegen lege man auf den Tiſch, zähle: eins, zwei, drei! worauf man die linke Hand öffnet und als leer vorzeigt, während man gleichzeitig die mit den Fingerſpitzen der rechten Hand feſtgehaltene Münze ins Innere zu der anderen Münze fallen läßt. Die Zuſchauer hören den Klang der fallenden Münze, während ſie ſich doch vorher davon überzeugt hatten, daß nur eine Münze in der rechten Hand war und indem man beide Münzen nunmehr als in dieſer befindlich vorzeigt, wird die Täuſchung, als ob die Münze durch den Tiſch gewandelt ſei, vollkommen. Auf keinen Fall laſſe man ſich dazu herbei, dieſes Kunſtſtück ſofort zu wiederholen; einmal raſch ausgeführt iſt es von großer Wirkung.

## Für die Küche.

Vorzügliches Schweineſchmalz. — Wenn ich einen Schweinebraten auf dem Herd habe, verſäume ich nie die Gelegenheit, ſchönes Schweineſchmalz zu bereiten und zwar, wie folgt: Der Braten wird mit Waſſer und Salz aufs Feuer geſetzt. Wenn er zu braten anfängt, lege ich kleine Würfel geſchnittenes Schweinefett hinzu und laſſe es tüchtig braun braten. Dann gieße ich das Schmalz ab und zwar mit den Grieben, welche dann mit im Schmalz bleiben. Dieſes Schmalz ſchmeckt viel ſchöner als das mit Äpfeln ausgebratene. **L. B. in B.**

Apfelmarmelade mit Quitten. — 3 Teile Äpfel und 1 Teil Quitten werden geſchält und geſchnitzt, in eine Schlüſſel mit Waſſer gelegt, worein etwas Citronenſaft kommt, damit die Schnitzel ſchön weiß bleiben. Die Schalen und Kernhäuſer der Äpfel und Quitten werden abgekocht, dieſe Brühe wird geſiebt, nebſt reichlich Zucker mit den Schnitzeln weichgekocht und durch ein grobes Sieb getrieben. Man kann etwas Salicylſäure beifügen. **F. R.**

Apfelgelee mit Arak. Ungeſchälte, noch etwas unreife Äpfel ſchneidet man in Stücke — das Wurmige wird ſorgfältig entfernt—, übergießt ſie mit Waſſer und läßt ſie weich kochen, aber nicht zu Mus. Über Nacht läßt man ſie ruhig ſtehen. Dann bindet man eine Serviette an die Füße eines umgekehrt auf den Tiſch geſtellten Seſſels, gießt den Saft durch, ohne zu preſſen. Zu ½ l Apfelſaft nimmt man 1 Pfund Zucker und kocht denſelben unter fleißigem Abſchäumen, bis er hell iſt und Tropfen davon auf einem Teller bald geſtehen; bei gelindem Feuer muß Gelee mindeſtens zwei Stunden kochen. Zuletzt gießt man einige Eßlöffel feinen Arak hinein und füllt die Maſſe noch warm in die dazu beſtimmten kleinen Geleegläſer.
**F. R.**

## Fragen.

174) Ich bitte die geehrten Leſerinnen des Frauen-Daheim um gütigen Rat, wie ich aus einer mir ſehr wertvollen Kabinett-Photographie einer Verſtorbenen einen Fettfleck zu entfernen vermag, der die linke obere Ecke ganz durchzogen hat. **A. St.**

175) Könnte mir vielleicht jemand einen Rat geben, wie ich leere Garnrollen am beſten verwenden kann? Gern hätte ich dieſelben für mein Wäſchegeſchäft nützlich gemacht, vielleicht zum Gebrauch und Schmuck im Schaufenſter oder im Laden. Um eine beſonders hübſche Verwendung, die noch nicht allgemein bekannt iſt, bittet
**Alte Daheimleſerin in Lippe.**

176) Wo kann man Material für Stoffblumen erhalten?
**Eine junge Abonnentin.**

177) Könnte mir vielleicht jemand die Bezugsquelle von der „Peruana Seife“ aufgeben? Mit großem Dank nimmt dieſelbe entgegen **Rudolf Bennewitz,**
Fabrikbeſitzer, **Neuſtadt i/Sa.**

178) Würde mir eine Daheim-Leſerin oder Leſer einen guten Rat geben können, wie ich „Ameiſen“ von meinen Pfirſich- und Aprikoſen-Spalieren fern halten kann? Nun ſchon im zweiten Jahr verderben mir dieſe Tierchen die Freude an meinen ſchönen Spalieren, indem ſie ſich bis auf den Kern in die Früchte durcharbeiten. Herzlichen Dank im voraus. **Frau W. H.**

## Auskunft.

Fr. 162. Spitzen werden in der Frauen-induſtrie-Schule zu Potsdam, Wilhelmsplatz 16/17 ſehr gut appliziert. **H. v. B.**

**A. H.** Der Hausfrauen-Verein zu Magdeburg hat neben einer 1891, Schwertfegerſtr. Nr. 22, gegründeten Heimſtätte, verbunden mit Haushaltungsſchule, in welcher erſteren beſonders in Geſchäften thätige junge Mädchen ein ſchützendes Heim und volle Penſion zu billigen Preiſen finden, am 1. Mai 1892, Breite Weg Nr. 82, ein Lehrerinnen- und Damenheim eröffnet, wo auch durchreiſende Damen freundliche Aufnahme, Logis und Verpflegung finden. Im Intereſſe aller, die dieſe ſegensreiche Einrichtung benutzen wollen, fügen wir noch hinzu, daß Logis und Verpflegung pro Tag 2,50 ℳ koſtet, nur Logis und Morgenkaffee 1 ℳ 25 ₰.

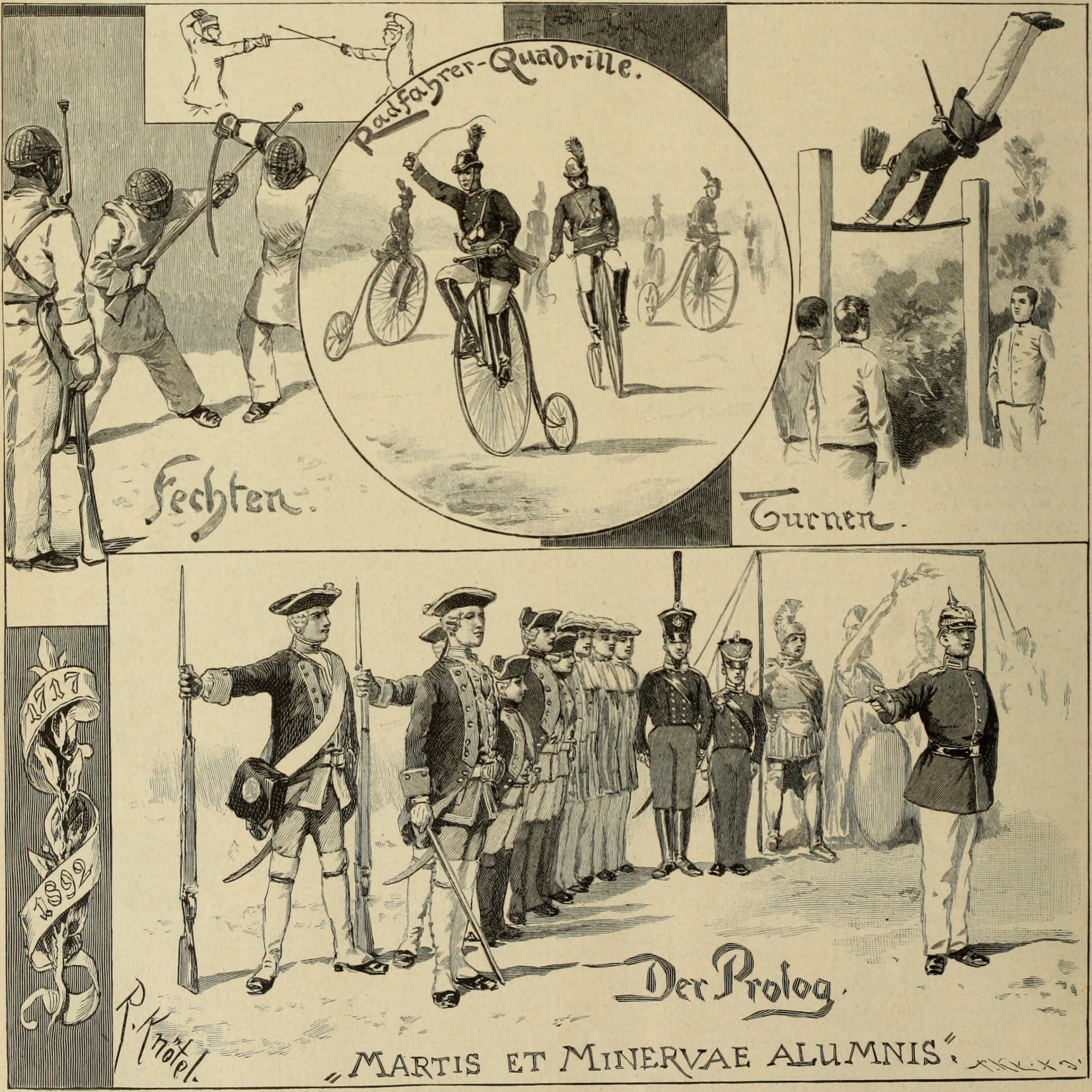
# Daheim

XXVIII. Nr. 52. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892.

24. September
1892.

Aus der Zeit — für die Zeit.


Radfahrer-Quadrille.
Fechten.
Turnen.
1717
1892
Der Prolog.
„Martis et Minervae alumnis".
R. Knötel.

Zur Feier des 175jährigen Beſtehens des preußiſchen Kadettenkorps: Das Feſt in der Hauptkadetten-Anſtalt zu Groß-Lichterfelde.

Daheim 1892. Nr. 52. Zweites Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

## An die Stadt Hamburg.

September 1892.

Dumpfe Glocken klingen, müd' und ſchwer.
An die Thüren klopfen Trauerboten.
Ach, die Stadt, die arme Stadt am Meer,
Die Gebeugte, ſchluchzt um ihre Toten.

Wenn aus edler, frommer Frauen Kreis
Eine was ſie liebt zu Grab getragen,
Nah'n die Andren, liebevoll und leis
Mit der armen Trauernden zu klagen.

Holde Tröſtung bietet Jede dar,
Jede leidet mit dem fremden Leide. — —
So umſchließt der deutſchen Städte Schar
Jetzt die müde Stadt im Trauerkleide.

In den Tagen hehrer Traurigkeit
Faſſen ſich die treuen Hände feſter.
Blick empor! Wir alle ſind bereit
Dich zu tröſten, arme ſchöne Schweſter!

Wiſſe, daß die Liebe zu dir ſteht,
Blüten ſtreuend in des Todes Schauer.
Sieh, der Treue blaues Wimpel weht
Tröſtend überm Wimpelmeer der Trauer!

Über Gräber lächeln wir dir zu:
Sorge, Schweſter, ſoll dich nicht umkreiſen!
Was wir haben, Liebe, haſt auch du!
Siehe! Hier iſt Brot für deine Waiſen!

Ja, in Fülle — Geld und Wein und Brot!
Sieh', von deiner Söhne Schmerzensbette
Jagen wir den Fiebertraum — die Not!
Wir ſind alle da, wir deutſchen Städte! — — —

Dumpfe Glocken klingen, müd' und ſchwer.
An die Thore klopfen Trauerboten.
Ach, die Stadt, die arme Stadt am Meer,
Die Gebeugte, ſchluchzt um ihre Toten!

**Frida Schanz.**

### Neue Vorlagenwerke.

In Bezug auf Muſter und Vorlagen für neue ſchöne Kunſtarbeiten, ſeien es nun Künſte der Nadel oder des Stiftes und Pinſels, gab es wohl niemals einen ſolchen Reichtum wie heutzutage. Wir machen unſere Leſerinnen gern auf das Beſte, was uns in dieſer Beziehung vorliegt, aufmerkſam. Da iſt zunächſt ein prächtiges Werk, „Große Stickmuſterſammlung," Verlag von Peter Hobbing in Leipzig, zu empfehlen. Die Sammlung bietet in hübſcher Mappe nicht weniger als 240 Muſter für Weiß- und Buntſtickerei in allen gangbaren Styl- und Sticharten zu Kiſſen und Decken, Servietten und Läufern, Mappen und Taſchen, Schürzen und Kragen, kurz zu allen Dingen, die man etwa beſticken möchte. Die Zeichnungen ſind durchweg ſchön in der Form und ganz modern. Preis der Mappe 6 Mark. — Ein Unternehmen, das gleichfalls Beachtung verdient, iſt die nene Zeitſchrift für häusliche Kunſt, „Liebhaber-Künſte." (Verlag von R. Oldenburg. München und Leipzig. Monatlich 2 Nummern. Preis: vierteljährlich 5 Mark.) In den bis jetzt erſchienenen 9 Heften wird eine Fülle hübſcher und flotter Vorlagen für alle Zweige des Kunſtgewerbes geboten. Die Unterweiſungen, in angenehmem Plauderton, friſch und belebt gehalten, geben dem Werk einen beſonderen Reiz. Die Tendenz des ganzen iſt: den oft läppiſchen Dilettantenarbeiten einen höheren Aufſchwung zu geben, wirkliches Verſtändnis des Schönen zu verbreiten.

Ein kleines, ſehr inſtruktives Werk, voller Anregungen für denkende Kunſtliebhaber ſind die „Beiträge zu einer Volkskunſt," von denen der erſte Jahrgang vollendet vorliegt. (Hamburg. Verlag von Carl Grieſe.) — Damit genug des Schönen; das Praktiſche zum Schluß. Unſeren nähluſtigen Hausfrauen ſei die dritte Lieferung des Schnittmuſterwerkes „Für fleißige Hände" von J. Etlinger u. J. Lutz, Verlag von Robert Lutz in Stuttgart, empfohlen. Es bringt Schnitte zu Kleidern u. Wäſche für Kinder von 6—12 Jahren.

### Poſtquittungsbuch.

Ein nettes Geſchenk für eine Hausfrau bildet ein Poſtquittungsbuch, welches auf zweierlei Weiſe hergeſtellt werden kann. Entweder dient es zur Aufbewahrung der Poſtquittungen, dann beſteht es aus einem doppelten Buchdeckel aus Holz, welcher geſchmackvoll gebrannt iſt und vom Buchbinder in Buchform zuſammengefügt wird. Eine ſtarke Gummiſtrippe zwiſchen beiden Deckeln hält die Quittungen feſt. Oder aber man verſchafft ſich auf der Poſt ein Buch, welches 50 bis 100 gedruckte Quittungen enthält, welche allmählich bei der Einzahlung der einzelnen Beträge ausgefüllt werden. Bei dieſem letzteren wird der Einband des Quittungsbuches mit einem Überzug aus grauer Leinwand oder Aidaſtoff verſehen, welcher mit leichter Stickerei geſchmückt und mit bunter Wollborte in ſeinen einzelnen Teilen zuſammengefügt wird. **E. Grethe.**

### Hausmittel.

Nr. 45 des Frauen-Daheim bringt ein Mittel gegen Verbrennungen, das allerdings hilft, aber ungemein ſchmerzhaft iſt. Ich möchte nun auf ein anderes vorzügliches Mittel gegen Brandwunden hinweiſen: $^1/_4$ Pfd. gereinigtes Wachs, $^1/_4$ Pfd. ungeſalzene Butter werden geſchmolzen und mit $^1/_4$ Pfd. gereinigtem Leinöl gemiſcht. Dieſe Miſchung gießt man, wenn alles gut aufgelöſt iſt, in einen Napf und rührt ſie tüchtig durcheinander. Dieſe Maſſe, wenn erkaltet, auf Leinen geſtrichen und als Pflaſter auf die Wunden gelegt, iſt ein vorzügliches Heilmittel. Es lindert augenblicklich den Schmerz und heilt die ſchlimmſten Brandwunden von Grund aus. Man ſtreiche ſie aber etwas dick auf Leinwand und erneuere den Verband mehrere Mal täglich. Ich habe ſelbſt bei einer häßlichen Verbrennung die Heilkraft der Salbe erprobt und würde mich freuen, wenn mein Mittel bei Vielen Beifall fände. Bei leichten Verbrennungen, die keine Blaſen hinterlaſſen, iſt ein gutes und ſchmerzſtillendes Mittel Salicyl-Vaſeline. Es iſt in der Apotheke von R. H. Paulcke-Leipzig zu haben, à Büchſe 60 Pfg., und heilt außerdem vorzüglich ſpröde Haut. **K. S. H.**

### Nochmals die Desinfektion im Hauſe.

Die Lehre von den „Bacillen," hat der denkenden, um das Wohl ihrer Hausgenoſſen beſorgten Hausfrau ganz neue Wege gewieſen, nach denen ſie das „Reinmachen" künftig anzuordnen hat. Wir wiſſen jetzt, daß Waſſer allein nicht hinreicht, um bei dem Huſten der Kinder den Fußboden von Krankheitskeimen frei zu machen; wir müſſen gleichzeitig desinfizierend, keimzerſtörend, durch einen Zuſatz zum Waſſer wirken. In wie weit die Hausfrau in ihrem Bereich ſtets, nicht bloß kurze Zeit, auf ärztlichen Rat während drohender Gefahr, desinfizieren kann, ſollen nachſtehende Zeilen angeben. In ihrer gewiſſenhaften Befolgung liegt gleichzeitig die ſicherſte Abwehr gegen anſteckende Krankheiten. Seit drei Jahren benutze ich täglich Creolin als Zuſatz zu dem Waſſer, in welchem meine Dienſtboten Waſchgeſchirr, Toiletteneimer u. dergl. ſpülen. Creolin kommt in das Waſſer, mit welchem ſie die Fußböden aufwaſchen, in einer Creolinlöſung wird der Feul oder Lumpen ausgewaſchen, Creolin kommt in die Brühe, in der Küchen- und Dienſtbotenwäſche gewaſchen werden. Ich laſſe es in verdünnter Löſung auf den Goſſenſtein gießen, kurz, ich verwende es überall, wo Unreinlichkeit vermutet werden kann. Außerdem bereite ich mir eine Seifenlöſung von 1 Pfund grüner Seife, welcher desinfizierende Kraft innewohnt, auf einen Eimer Waſſer. Mit dieſer Brühe werden Böden und Holzteile abgeſeift. Von einer Bauſtelle verſchaffe ich mir um wenige Pfennige gelöſchten Kalk. Einen gehörigen Klumpen löſe ich durch Umrühren in einem Eimer Waſſer u. gieße von dieſer Löſung öfters, im Sommer täglich, da alle Küchenabfälle bei der Hitze leicht in Fäulnis übergehen, 2 Liter in den Goſſenſtein, die Siele u. ſ. w. Dieſe Löſung, ſogen. Kalkmilch, hält ſich in einer Kanne und iſt daher bei verdächtigen Erkrankungen gleich zur Hand, um die Ausſcheidungen der Kranken zu desinfizieren. Sorge ich mit Überlegung auf dieſe Weiſe für die

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

peinliche Sauberkeit meines Hauſes, ſo kann ich mit ruhigem Gewiſſen aller Gefahr entgegen ſehen, weiß ich doch, daß nach menſchlichem Ermeſſen mein Haus allen ſchädlichen Keimen keinen Herd bietet. Dieſe Sorge für Haushygiene wird leider in ſonſt gebildeten Familien manchmal recht leicht genommen, kenne ich doch z. B. eine Familie, in welcher die Hausfrau emſiglich jedes Stäubchen aus ihrem Salon vertreibt, dagegen Siele u. dergl. ſelten einer gründlichen Inſpektion unterzieht. „Das verdirbt mir den Appetit,“ pflegt ſie mir zu antworten, wenn ich ihr Vorſtellungen mache, „das überlaſſe ich den Dienſtboten.“ Es iſt gewiß ſehr ſchön, daß man dieſen das Vertrauen ſchenkt, daß ſie die Stellen, welche erfahrungsgemäß die meiſten Krankheitserreger beherbergen u. begünſtigen, recht rein halten, aber wann erſetzte gemietete Gewiſſenhaftigkeit die unſrige? Sie wird es ebenſo wenig je thun wie fremde Augen unſere eigenen erſetzen werden. Darum ſorget, ehe es zu ſpät iſt, ihr Mitſchweſtern!

**v. B. in A.**

## Für den Garten.

Unſere Obſtfeinde: Der Apfelwickler. Beim Genuß von Äpfeln und Birnen ſtoßen wir vielfach auf ſogenannte wurmſtichige Früchte, die innerlich von Gängen durchfurcht ſind, äußerlich aber meiſt ein ſchwarzumrandetes Loch zeigen. Dies alles iſt das Werk der allbekannten „Obſtmade“ oder richtiger des Räupchens vom Apfelwickler (Carpocapa pamonella). Freilich iſt die Bezeichnung Obſtmade eine unrichtige, da man ja mit Made eine beinloſe Larve bezeichnet, unſere Raupe aber nicht weniger als 16 Füße beſitzt. Wie aber iſt das Tier in die Kernfrucht gekommen, da in vielen Fällen gar keine äußere Verletzung derſelben zu bemerken iſt? Der aufmerkſame Beobachter kann ſich dieſe Frage ſelbſt beantworten. Jede „wurmſtichige“ Frucht zeigt wenigſtens einen ſchwarzen Punkt, und das iſt die vollſtändig verwachſene Eingangsſtelle, denn dem vom Wickler ſeinerzeit an der unreifen Frucht abgeſetzten gelbrötlichen kleinen Ei entſchlüpfte ein niedliches Räupchen, das an eben jener Stelle ſich in der Frucht Eingang verſchaffte, aber die Länge der Zeit ließ auch die letzte Spur davon faſt verwiſchen. Das Räupchen iſt von fleiſchrötlicher oder gelblichrötlicher Färbung, hat auf grauen Wärzchen ziemlich lange Härchen ſtehen und braunen Kopf und braunen Nackenſchild. Mit etwa $1\frac{1}{2}$ cm Körperlänge dürfte es das Ende ſeines Wachstums erreicht haben. In den Monaten Auguſt und September nährt die Raupe ſich der Hauptſache nach von den Kernen; dem Obſtfleiſche aber kann ſie nur im Notfalle Geſchmack abgewinnen. Früchte mit geräumigem und zugleich vielſamigem Kernhauſe gewähren dem Eindringling Nahrung in genügender Menge und auch Platz genug für die Exkremente. Kernfrüchte kleinerer Art zeigen jedoch vielfach jene obengenannte ſchwarzgerandete Öffnung, durch welche der krümelige Kot hinausgeſchafft wird. Vielleicht auch hat dieſes Loch dem Räupchen als Ausgang aus der erſten Frucht, die ihm nicht genügend Nahrung bot, oder als Eingang in eine zweite Frucht gedient. Die wurmſtichigen Kernfrüchte gelangen meiſt zur Frühreife und fallen dann ſamt ihrem Einmieter zu Boden. Es iſt deshalb empfehlenswert, das am Boden liegende Obſt ſorgfältig zu ſammeln und — wenigſtens in ſeinen Frühſorten — zu verwenden oder zu vernichten. Die im Frühobſt wohnenden Raupen kommen ſelten an ihr diesjähriges Ziel, d. h. zur Überwinterung. Diejenigen Tiere, welche nicht ſchon im Fallobſt ſich vollſtändig entwickelt und von da aus durch das ſchwarzrandige Loch ſich herausgearbeitet haben, gelangen mit dem geernteten Obſt in unſere Kammern und Keller. Was nun nicht bei Benützung des Obſtes in ſeiner Entwicklung geſtört und vernichtet wurde, bohrt ſich aus ſeiner Behauſung und hält in einem Verſtecke in einem ſeidenweichen Geſpinnſte Winterruhe. In unſeren Wohnungen geſchieht das zwiſchen den Dielen oder in Balkenritzen. Die im Freien überwinternden Raupen ſuchen zum Zwecke des Einſpinnens am Stamme ein ſchützendes Verſteck, wenn ihnen nicht der ſorgſame und vorſichtige Obſtzüchter durch Reinhaltung der Stämme von Rindenſchuppen und Flechten dies erſchwert oder unmöglich gemacht hat. Sehr gern ſpinnen ſich die Räupchen unter ſogenannten Schutzgürteln ein. Man legt nämlich einen Papierſtreifen ſo um den Baum, daß er ſich oben feſt dem Stamme anſchmiegt, unten aber abſteht. Die ſich hier zahlreich ſammelnden Tiere ſind leicht abzunehmen und zu vernichten. Die eingeſponnenen Raupen liegen als Ausnahme von der Regel und aus noch unaufgeklärter Urſache den ganzen Winter hindurch unverwandelt in ihren Geſpinſten. Sie verwandeln ſich erſt im Mai, ohne aber wieder Futter angerührt zu haben, in eine gelbbraune Puppe, die am Hinterende mit einigen Hakenborſten verſehen iſt. Der fertige Schmetterling ſchlüpft im Juni oder Juli aus. Trotz der großen Zahl der Raupen begegnen wir ihm im Freien ſelten, weil er ſich durch ſeine rindenartige Färbung ſchwer von den ihm als Ruheplatz dienenden Stämmen unterſcheidet. Überdies fliegt er während des Tages freiwillig ſo gut wie gar nicht. Erſt die einbrechende Dämmerung bringt Leben in den träumeriſchen Geſellen. Öfters als im Freien begegnet uns der kleine Wickler in der Nähe von Obſtkammern an Fenſtern oder Wänden. Er iſt nur 10 mm lang; die Vorderflügel ſind in ihrer Grundfärbung grau, aber von vielen feinen dunkelbraunen Wellenlinien quer durchzogen. Die Hinterflügel ſind einfarbig und glänzend braungrau. Der Apfelwickler iſt ein Allerweltsfreund. Er iſt nicht nur in Deutſchland überall daheim, ſondern kommt im Weſten bis nach Frankreich und England und dringt nach Norden bis Schweden vor, ſogar in Nord- und Südamerika iſt er nicht unbekannt.

**K. L.**

## Handarbeit.

In Nr. 49 des Frauen-Daheim iſt ein kleiner Koffer zum Mitnehmen von Lebensmitteln auf Landpartieen beſchrieben, der ſich auf folgende Art noch leichter herſtellen und beſonders angenehmer tragen läßt. Auf allen Reiſen und Ausflügen iſt mir meine „Plaidbüchſe“ unentbehrlich geworden, da ſie die Eßvorräte und ſelbſt eine Flaſche Wein, einfach und ſauber aufnimmt. Zur Herſtellung genügt jede Blechbüchſe mit übergreifendem Deckel, wie man ſie in den Kolonialgeſchäften leicht haben kann. Jede leere Bonbon-, Thee-, Stärke- oder ſelbſt Cacaobüchſe eignet ſich dazu. Man ſchneidet nun von grauer Leinwand ein Stück, welches genau um die Büchſe paßt, doch oben und unten etwas länger iſt, daß man eine Zugvorrichtung machen kann. Zur Verzierung kann man oben und unten quer, etwa zwei Finger breit vom Rande der Büchſe ein Kreuzſtichmuſter auf die Leinwand ſticken oder ein Band aufſteppen, von beiden Seiten von Hexenſtichen begrenzt. Darauf wird die Langſeite zugenäht, bis auf einen kleinen Schlitz am oberen Ende, da man da die Leinwand zurückſtreifen muß, wenn der Deckel geöffnet wird. Oben und unten werden Säume mit Band zum Zuſammenziehen verſehen, der Überzug recht ſtramm über die Büchſe gezogen, und die Arbeit iſt fertig. Schließlich wird ein Plaidriemen herumgeſchnallt, — am hübſcheſten ſehen die mit Nickelgriffen aus — oder man imitiert den Riemen in Band oder Leinwand. So ſieht das Ganze wie eine zierliche Plaidrolle aus und läßt ſich ſehr bequem tragen. Kein Menſch vermutet dahinter den Fouragebeutel. Kleinere Büchſen, ſo überzogen, ſind allerliebſt als Handarbeitsbehälter, mittelgroße verwendete ich für ältere Damen, zum Mitnehmen des Strickſtrumpfes, hier genieren die Stricknadeln nicht, wie bei jeder andern Handarbeitstaſche.

**Fr. Dr. S.**

Holzmalerei. Die allereinfachſte und wirkungsvollſte Art der Holzmalereien iſt die ſogenannte ausgeſparte Arbeit. Sie kann auch von Damen, die wenig Talent zum Malen und Zeichnen beſitzen, ausgeführt werden. Und wie mannigfach läßt ſie ſich anwenden! Thüren, Schränke, Albums, Mappen, Humpen und Bücherbretter, Truhen u. a. m. können reizend damit verziert werden. Ein vollſtändiges Zimmer aus rohem Holze mit ausgeſparter Holzmalerei in übereinſtimmenden wirkſamem Muſter verziert, iſt das Hübſcheſte, was man ſich denken kann. Die Ausführung, zu der man weder beſondere Werkzeuge, noch beſondere Vorrichtungen braucht, iſt ſo einfach, wie möglich. Als Muſter wählt man einfache, klare Flächenornamente, die man aus freier Hand oder auch mit dem Blaubogen auf das Holz überträgt und dann mit Bleiſtift nachzieht. Dann nimmt man einen feinen Haarpinſel und füllt die Zwiſchenräume mit Nußbaumbeize aus. Man muß die zu bemalende Fläche ganz horizontal legen, weil ſonſt die Beize bei manchen Holzarten läuft. Wenn die Malerei gut trocknen iſt, wird ſie mit farbloſem franzöſiſchen Firnis überſtrichen und iſt nun fertig. Wer den betreffenden Gegenſtand glänzend wünſcht, kann ihn auch noch lackieren. Auch kann man die Ornamente mit Ölbronze ausmalen. Geeignete Vorlagen finden ſich in jeder Handarbeitszeitung. Ich rate allen Damen, einen Verſuch zu machen, und ich bin feſt überzeugt, daß ſich dieſe ſo dankbare und angenehme Arbeit bald recht viele Freunde erwerben wird.

**H. N.**

### Begleitgedicht zu einem Strauß roter Roſen

als Begrüßungsgabe für eine nach jahrelangem Leiden Geneſende.

Nur rote Roſen laß mich heut dir bringen,
Als freundlich Zeichen nimm ſie freundlich hin,
Voll Freuden pflückt ich ſie, indes der Sinn
Zu dir geeilet auf Gedankenſchwingen.

Voll Zuverſicht fühlt ichs ins Herz mir dringen:
Es liegt ein glückverheißend Omen drin;
Erlaub, daß ich der Roſen Dolmetſch bin,
Ich hört' aus ihrem Kelch ein leiſes Klingen:

„Wir Roſen der Geſundheit kehren wieder,
Auf ihren Wangen wollen wir erſtehn,
Die bleiche Krankheitsfarbe kämpfen nieder.

Wir Freudenroſen wollen neu ſie kränzen,
Nach langem Leid erblühen reich und ſchön,
Ob heute auch noch thränenfeucht wir glänzen!“

**Anna Ecke.**

## Für die Küche.

Preißelbeeren ſind im September reif und gut; eine einfache, in den bekannten Kochbüchern ſelten empfohlene Art, ſie einzukochen, iſt folgende: Man thue die gut ausgeleſenen und gewaſchenen Früchte zum Abtropfen auf ein Sieb, ſchüttele ſie in den klar gekochten Zucker (1 Pfd. Zucker zu 1 Pfd. Preißelbeeren) und läßt ſie nur 15 Minuten mit demſelben kochen; doch muß durch wiederholtes Umſchütteln dafür geſorgt werden, daß ſich dieſelben, ehe ſie zu kochen anfangen, nicht auf den Boden des Topfes anſetzen. Nach gutem Abſchäumen gieße man die ſo gekochten Beeren in eine bereit gehaltene Schüſſel und rühre ſie ſo lange, bis ſie erkaltet ſind, nicht unausgeſetzt, ſondern in Zwiſchenräumen, wie es Luſt und Zeit erlaubt. Während des Erkaltens iſt zu bemerken, wie der wäſſerige Preißelbeerſaft ſich in Gelee verwandelt. Am folgenden Tage fülle man die Früchte in ausgeſchwefelte Gläſer und binde ſie mit Pergamentpapier zu, nachdem man vorher in Rum getränktes Löſchpapier darauf gelegt hat. Ein zweimaliges Kochen iſt unnötig, die Früchte halten ſich auf dieſe Weiſe vorzüglich. **M. S.**

Hecht mit Maccaroni. ½ Pfd. Maccaroni wird in geſalzenem Waſſer 5—10 Minuten gekocht und auf ein Sieb zum Abtropfen gelegt. 4 Pfd. Hecht werden mit Salz und Zwiebeln abgekocht, von Haut und Gräten befreit und in zolllange Stücke geſchnitten. Nun ſchwitzt man 50 gr Butter mit einem Löffel Mehl und ein wenig Zwiebel, thut ½ Liter ſüße Sahne (auch etwas ſaure) und ½ Liter Fiſchbrühe dazu, kocht es auf und legt den Hecht und die Maccaroni abwechſelnd in eine Speiſeform, beſtreut die Maſſe ſchichtweiſe mit Parmeſankäſe, wozu ungefähr ¼ Pfd. gehört, gießt die Sauce darüber und ſtreut oben darauf noch einmal Käſe, darauf läßt man das Ganze 1 Stunde backen, daß es nicht zu braun iſt. — Gibt man dies Gericht zur Tafel, ſo wird es nicht herausgeſchüttet, ſondern mit der Form, um die man eine weiße Serviette ſteckt oder einen geſtickten Rand herumlegt, ſerviert.

**Lisbet.**

## Fragen.

179) Kann mir eine der verehrten Leſerinnen Auskunft über Dr. Thompſons Seifenpulver geben? Kann es in kleiner Quantität dem Waſſer zugeſetzt, der Wäſche ſchaden? **Eine Thüring. Pfarrfrau.**

180) Können gütige Mitleſerinnen mir nicht ein Stück nachweiſen, welches zwei junge Mädchen zur ſilbernen Hochzeit ihrer Eltern aufführen könnten? Im voraus beſten Dank! **Eine treue Abonnentin.**

181) Auf welche Weiſe kann eine geprüfte Lehrerin am beſten eine Stelle als Erzieherin in Italien (wenn möglich Toscana) erhalten? Für freundliche Auskunft im voraus beſten Dank! **H. in N.**

182) Kann mir eine gütige Mitleſerin wohl ſagen, ob das Leben in Osnabrück bezüglich Lebensmittel, Wohnung 2c. teuer iſt? Im voraus beſten Dank! **Eine alte Abonnentin.**

183) Kann mir eine der geehrten Leſerinnen ein Stift oder Frauenheim im öſtlichen oder mittleren Deutſchland nennen, wo ältere alleinſtehende Damen beſſerer Stände gegen mäßige Penſion oder Einkauf Aufnahme finden. **G. v. J.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 108243780